THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
GEG
v.41-42

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

SEP 2 4 1981
DEC 1 3 1983

L161—O-1096

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

JAN 29 1981

L161—O-1096

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Einundvierzigster Band.
(Nr. 1—26.)

Berlin 1892.
Verlag der Gegenwart.

Register.

Einundvierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Der politische Horizont. Von Eduard von Hartmann	1
Die Frage eines deutsch-französischen Handelsvertrages. Von Karl Walcker	4
Die Nothlage in Rußland, ihre Ursachen und Folgen. Von Wilhelm Henckel	17
Zur Reform der Unfallversicherung. Von B. Hilse	33
Der neue Militär-Etat. Von E. v. K.	49
Vom österreichischen Kaleidoskop. Von G. J. Guttmann	65
Ein Nothruf für die deutsche Bildung. Von Philosophus Teutonicus	81
Zum Trunksuchtsgesetz. Von Prof. Reinhard Frank-Gießen	97
Das Volksschulgesetz und seine Folgen. Von Baculatus	113
Ein Nachwort zum Nothruf für die deutsche Bildung. Von Philosophus Teutonicus	129
Die Nothlage der Bauhandwerker. Von W. Weidner	145
Straßenkrawalle	161
Jetzt oder nie! Ein polit. Mahnruf. Von Georg Winter-Marburg	178
Die Wahrheit über Elsaß-Lothringen	193
Das Reichsstrafgesetzbuch und die unteren Stände. Von F. H.	195
Die neueste Schulreform. Von Eduard von Hartmann	209
Der Ruin des Mittelstandes	211
Anarchistische Verbrechen. Von Ludwig Fuld-Mainz	225
Großpreußen oder Deutschland? Von R. Funk	241
Zur kommenden Militärvorlage. Von v. K.	257
Die allgemeine Rechtswissenschaft. Von Adolf Fleischmann	290
Serbien unter der zweiten Regentschaft	305
Die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes	337
Neues von der Kaiserl.-Sozialistischen Partei. Von Martin Wendt	339
Reichsministerien oder Reichsämter?	353
Die Steuerreform. Von Justizrath Adolf Fleischmann	369
Der Zonentarif-Minister. Von G. J. Guttmann	372
Zur Börsenenquete. Von O. Faust	385
Die Auslieferung von Verbrechern. Von Ludwig Fuld-Mainz	388
Die erneute Lotteriefrage. Von Reichsgerichtsrath O. Bähr	401

2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

	Seite
Neues über das Tuberkulin. Von Dr. med. Hugo Bernheim	19. 33
Psychologie der Suggestion. Von Carl du Prel	24
Die Aufgaben der geographischen Forschung in der Antarktis. Von Wilhelm Stoß	67
Die Influenzaepidemie. Von Dr. med. Julius Levin	133
Acclimatisation und Hygiene der Tropen. Von Dr. med. Albert Albu	177
Neue Hypothese über das Wesen der Elektricität	245
Der Spiritismus der Naturvölker. Von Otto Gaupp	274
Redivivus. Von Julius Duboc	322
Ein neuer Gegner des Darwinismus. Von Arthur Drews	373

3. Vermischte Aufsätze.

	Seite
Für und wider die Sozialdemokratie. Von A. v. H.	39
Fluthsagen. Von Hans Passarge	51
Der Streit um die Culturgeschichte. Von Georg Steinhausen	53
Ein genossenschaftlicher Eisenbahnbau und -Betrieb. Von Franz Paetow	100
Idolatrie. Von Julius Duboc	102
Der Untergang des Heidenthums. Von Bruno Gebhardt	103
Soldatenmißhandlungen. Von einem Civilisten	114
Eine Verlagsordnung der deutschen Buchhändler. Von Jul. Lubszynski	130
Moral und Religion. Von Otto Gaupp	146
Zum Spionagegesetz. Von v. K.	148
Der Massen-Streik in Rußland. Von H. von Samson-Himmelstjerna (Victor Frank)	162
Die Geldrevolution in Oesterreich. Von Ernst Kirchberg	197
Unser Gesindewesen. Von J. Sabin	226
Die Poesie der Sprache. Von Ernst Wasserzieher	227
Ein neuer Prophet des Weltuntergangs. Von Leopold Katscher	229
Festlegung des Oster- und Pfingstfestes. Von A. Buchau	244
Familienleben und Sittlichkeit. Von Albert Bandtke	259
Die Methode der Zukunft im neusprachlichen Unterricht. Von Karl Roeth	263
Der russische Wechselkurs. Von N. Syrkin	273
Ein Kämpfer wider Sprachverrohung und Deutschthümelei. Von Max Schneidewin	276
Die Schloßlotterie. Von Cornelius Gurlitt	278
Eine Weltausstellung in Berlin? Von Cornelius Gurlitt	301
Eisenbahntarifreform in Frankreich. Von -T-	307
Die Verlegung des Bußtages	321
Unterrichtsfreiheit. Von Georg Stoeckert	328
Die militärischen Wachtposten und ihr Waffengebrauch. Von Miles	355
Hertzka's individualistischer Sozialismus. Von A. v. H.	389
Die Frauenwelt und die Ausstellung von Chicago. Von Leopold Katscher	404
Eine Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems. Von Hans Passarge	406

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

	Seite
Bleib' jung, o deutsches Herze!	5
Dreizehn bei Tische. Humoreske von Albert Roderich	9
Winter. Von Georges de Peyrebrune	26
Civilisation in Afrika	42
Mein Freund Minko. Von H. Wernicke	57
Was man durch ein Fernrohr sieht. Von Pedro Antonio de Alarcon	73
Der Herr Bankdirector. Von Karl von Thaler	88
Ein Abend im Lesezimmer. Von F. Horn	105
Giulia la bella. Von Sigurd-Jönköping	125
Die Mitarbeiter. Von Jules Claretie	138
Ein Vortrag aus dem Verein zur Beleuchtung vergangener Narrheiten. Von Carl Schultes dem Jüngsten	155
Die Beichte. Von F. de Roberto	170
Gen Morgen! Von Ernst Scherenberg	182
Kollege Paulus. Von Manuel Schnitzer	184
Auch ein Jubiläum. Von Adolf Marquardt	203
Durch die Wand. Humoreske von Emil Roland	217. 234
Eine Schulrevision	250
Zur Comenius-Feier. Preisgekröntes Festgedicht von Karl Mämpel	262
Die Verstorbene. Von F. de Roberto	268
Das Herz der Schwester. Von Manuel Schnitzer	280
Eine Studie. Von Adalbert Meinhardt	295
Der Tod. Von Börge Janßen	314
Der Hof. Von Johannes Schlaf	329
Drei Sterbende. Erzählung von Graf Leo Tolstoi	345. 362
Aschenbrödel	379
Gerettet! Von F. de Roberto	393
Im Blüthenkranz deutscher Dichter. Von Ludwig Stave	411
Aus der Hauptstadt: Lessing's Doublette. 12. Paranoia simplex 43. Pragers 75. Der Fall Apostata 90. Die romantische Schule	

278088

107. Eine neue Wissenschaft 141. Menuet 156. Sse-Ma-Thsian 171. M. d. R. 186. Der Kadett als Erzieher 204. Seeck contra Langbehn 219. Eroica 237. Der Schnupfenbacillus 269. Der ewige Barabbas 251. Sem 281. Dynamystik 297. Der $2^1/_2$-Bund 315. Prügeljungen 331. Constitutionelle Beschwerden 348. Die Weltausstellung auf Pump 363. Die Usance 381. „Made in Germany" 396. 15 Procent unter Pari 413.

5. Literarische Aufsätze.

Seite

a. Essays.

Aus Frauenbriefen über Goethe und seinen Freundeskreis. Von Karl Theodor Gaedertz 5
Martin Greif und das vaterländische Schauspiel. Von Arnold Fokke 22
Ein neuer schwedischer Dichter. Von Robert Waldmüller . . 38
Ein Erkenntnißtheoretiker. Von C. Schaarschmidt 65
Edouard Rod. Von Hermann Bahr 72
Moltke in seinen Briefen und Aufsätzen. Von Immanuel Rosenstein 83
Zum gefälschten Idealismus. Von Hieronymus Lorm . . . 116
Die Willensphilosophie und der Sprachgeist. Von Karl Schulz 118
Gustav Kastropp. Von Adolf Wilhelm Ernst 121
Buloz und Richet. Von Sacher-Masoch 149
Neues von Otto Ludwig. Von Robert Waldmüller . . . 151
Die Pathen von Reuter's „Stromtid". Von Karl Theodor Gaedertz 165
Carl von Perfall und seine Romane. Von Heinrich Vollrat Schumacher 167
Russische Heldensagen. Von M. Carriere 182
Neue Dichtergaben. Von Adolf Wilhelm Ernst. 200
Alphonse Daudet's letzter Roman. Von Paul Remer 232
Marion Crawford. Von August Weiß 233
Moltke's militärische Correspondenz. Von Immanuel Rosenstein 247
Steuern wir einer Epoche der Mystik zu? Von Curt Grottewitz 248
Neue Novellen. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst . . . 265
Die Vollendung der Vernunftkritik. Von Wilh. Bolin . . . 292
Die erste englische Realistin. Von Alexander Lauenstein . . 294
Drei Ehedramen von August Strindberg. Besvr. von Erich Holm 309
Ein philosophischer Dichter (Jost Winteler) . Von Jakob Mähly 313
Die moderne Weltanschauung und die Tragödie. Von Ernst Bernheim 324
Vom jüngsten Frankreich. Von Paul Raché 326
J. J. David. Von Moritz Necker. 341
Neue Darstellungen der deutschen Geschichte. Von Richard Bethge 343
Nathan der Weise mit Ballet. Von Paul Seliger 361
Friedrich Stoltze. Von Leopold von Sacher-Masoch. 376
Ein neuer russischer Dichter (Anton Tschechow). Von Carl Busse 392
Moltke's Trostgedanken. Von Immanuel Rosenstein . . . 408
Ein neuer Heilsroman (Mackay's „Anarchisten"). Von Arno Holz 410

b. Bühne und Bühnenkritik.

Soziale Dramen. Von M. H. 77
Die deutschen Stadttheater und ihre Reform. Von Robert Misch 213
Ein Theatersommer. Von Friedrich M. Fels. 356
Dramatische Aufführungen. Von M. H.: Der Hungerthurm (Kadelburg) 14. Noch einmal Eugène Scribe 14. Das neue Programm (Kempner-Schumann) 15. Kollege Crampton (Hauptmann) 60. Helga (Hopfen) 61. Ein treuer Diener seines Herrn (Grillparzer) 92. Musotte (Maupassant-Normand) 93. Lumpengesindel (Wolzogen) 109. Der Unerbittliche (Echegarey) 110. Fräulein Frau (Moser-Misch) 110. Schlimme Saat (Vischer) 127. Eisgang (Halbe) 127. Das heilige Lachen (Wildenbruch) 128. 141. Die Tragödie des Menschen (Madach) 142. Heute und Gestern (Blumenthal) 143. Glück (Jänicke) 143. Riquette (Meilhac) 158. Gyges und sein Ring (Hebbel) 188. Die Königsbrüder (Hanstein) 189. Ein Vorurtheil (Alberti) 189. Wahrheit (Heyse) 238. Der kleine Schwerenöther (Gandillac) 239. Cromwell (Tempeltey) 239. Fräulein Julie (Strindberg) 239. 253. Das Recht der Frau (Fulda) 253. Faust im Schauspielhause 283. Unter Palmen (Blumenreich) 283. Agrippina (Lorenz) 284. Clavigo (Goethe) 299. Morphium (Stempel) 300. Herr v. Sonnenthal a. G. 317.

6. Bildende Künste.

Seite

Berliner Architektur. Von Cornelius Gurlitt 30
Karl Stauffer-Bern. Von C. G. 45
Neide's „Vitriol." Von C. G. 62
Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes. Von W. Koopmann 69. 85
Moderne italienische Malerei. Von Cornelius Gurlitt . . . 110
Zum gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst. Von Gustav Luedecke 123
Absichtliche Fehler in den bildenden Künsten. Von E. V. Zenker 153
Berliner Ausstellungen. Von C. G. 173
Die Spangenberg-Ausstellung. Von C. G. 190
Thoma und die Kunst im Parlament. Von Cornelius Gurlitt 206
Aus Arnold Böcklin's Atelier. Von Jacob Mähly 216
Freier und gebundener Zopf. Von Cornelius Gurlitt . . . 221
Die Ausstellung der „XI". Von Cornelius Gurlitt. . . . 254
Zur Kunstgeschichte Berlins. Von Cornelius Gurlitt . . . 333
Ueber Kunstkritik. Von W. Koopmann 358
Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. 365. 398

7. Musik.

Vom Klavier. Von Johannes Vollert. 7
Nachklang vom Mozart-Cyclus. Von Heinrich Roeckner . . 27
Zum hundertsten Geburtstag Rossini's. Von Heinrich Roeckner 135
Anton Rubinstein als Aesthetiker. Von S. Bagge 198
Opern und Concerte: Das Sonntagskind (Millöcker) 78. Königin Bertha (Kurth) 79. Freund Fritz (Mascagni) 205. Die Puppenfee (Haßreiter-Gaul) 206. „Boabdil, der letzte Maurenkönig" (Moszkowski-Wittkowski) 285.

8. Notizen.

Literarische Neuigkeiten von: Adelmann 335. Amore 175. Arndt 287. Bächtold 271. Balazs 175. Bessels 46. Beust 239. Blum 351. Bopp 95. Brandenburg 63. Braun 223. Brenning 303. Brockhaus 415. Bubics 335. Bunse 63. Büttner 174. Chiavacci 31. Coppée 174. Demmin 287. Dewall 308. Dietze 159. Domino 174. Ebers 31. Eckstein 223. Ehrlich 46. Entsch 94. Eschen 63. Eschstruth 95. Fäle 63. Faulwasser 335. Freising 222. Fritz 63. Galland 46. Ganghofer 31. Gerlach 159. Glossy 287. Gregorovius 174. Greif 174. Grillparzer 47. Grunow 143. Gsell-Fels 94. Haenel 175. 271. Hampke 174. Harden 94. Hausrath 174. Heinemann 335. Henckel 191. Hildeck 303. Hillebrandt 174. Holz 174. Hopp 174. Huber 239. Hülsmann 95. Jaensch 399. Janitschek 63. Jerusalem 191. Kate 95. Kautzsch 222. Kirchhoff 367. Klinckowström 111. Kohut 191. Körner 383. Krummacher 111. Kürschner 111. 174. Löwner 31. Lübker 95. Lubbock 159. Madách 47. Mara 15. Mercator 222. Meyer 175. 351. 415. Munker 62. Nabert 175. Oesterwitz 111. Oldenbourg 287. Ompteda 415. Ost 223. Osten 95. Petersen 222. Persall 335. Phelps-Ward 175. Quidde 63. Reuther 175. Risch 46. Rüegg 174. Schabelitz 302. Schäfer 303. Schiller 335. Schlaf 63. Schmidt 287. Schmidt-Warneck 95. Schneideck 335. Schneidewin 31. Schön 351. Scholz 95. Schullerus 159. Schultes 46. Schulz 63. Seifert 239. Siberstein 335. Stern 223. Stork 271. Telmann 47. Thaden 351. Tolstoi 335. Werner 351. Wigger 95. Worishöffer 191. Wurm 303. Wyzewa 223. Zenker 46. Zimmerli 191.

9. Offene Briefe und Antworten.

Carnot und Theodor Körner. 30. Nochmals die Bekämpfung der Sozialdemokratie 79. Nochmals die Mozart'sche Coloraturarie 94. 267 Mark für Franz Perrot 191. Curiosum aus der guten alten Zeit 207. Ein neuer Prophet des Weltuntergangs 255. Der Bismarck-Fackelzug 271. Berichtigung 287. 319. 367. Großpreußen oder Deutschland? 334. Zur Comeniusfeier 350. Zum letzten Mal: Großpreußen oder Deutschland? 383. Zur Verlegung des Bußtags 399.

№ 1. Berlin, den 2. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der politische Horizont. Von Eduard von Hartmann. — Die Frage eines deutsch-französischen Handelsvertrages. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Bleib' jung, o deutsches Herze. — Aus Frauenbriefen über Goethe und seinen Freundeskreis. Von Karl Theodor Gaedertz. — Vom Klavier. Von Johannes Vollert. — **Feuilleton:** Dreizehn bei Tische. Humoreske von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Lessing's Doublette. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Der politische Horizont.

Von Eduard von Hartmann.

Schon über zwanzig Friedensjahre! Wer hätte das nach dem Frankfurter Frieden geglaubt! Wird aber der Friede trotz seiner Bedrohung durch französische und russische Volksstimmungen noch länger anhalten? Ist der Krieg überhaupt vermeidlich, oder handelt es sich nur um Aufschub? Ist ein Aufschub für uns günstig oder kommt er nur unsern Gegnern zu Gute, so daß wir je eher je lieber wünschen müßten, den furchtbarsten der Kriege losbrechen zu sehen? Werden die finanziellen und persönlichen Militärlasten in's Unbestimmte weiter wachsen, oder ist ein gangbarer Weg zu ihrer allmählichen Verringerung abzusehen? Diese Fragen sind es, die bei der Jahreswende mehr als manche andere die Gemüther der Deutschen beunruhigen und bedrücken.

Die Wucht der Niederlagen des letzten Krieges war für Frankreich so unerwartet groß, daß ein heilsamer Schreck vor einem neuen Zweikampf mit Deutschland für längere Zeit zurückgeblieben war. Aber im Frühjahr 1890 war Frankreich mit seinen Rüstungen so weit gediehen, daß es Deutschland in der Zahl der Streiter gewachsen, in der Einführung des kleinkalibrigen Gewehrs mit rauchschwachem Pulver zuvorgekommen und in manchen Punkten der Organisation überlegen war. Damals oder nie war für Frankreich der Zeitpunkt gekommen, um den nothgedrungen angenommenen Waffenstillstand zu kündigen und das im Jahre 1871 unterbrochene Duell fortzusetzen. Es wäre damals ein Duell gewesen, auch wenn Italien als Deutschlands Bundesgenosse gegen Frankreich mitgefochten und Rußland Gewehr bei Fuß dem Kampf zugeschaut hätte; denn Deutschland hätte trotzdem mehr Truppen an der Ostgrenze stehen lassen müssen, als Frankreich brauchte, um eine italienische Offensive abzuwehren, so daß der Entscheidungskampf zwischen ziemlich gleich großen Quoten der französischen und deutschen Armee ausgefochten worden wäre.

Frankreich hat diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, und damit so gut wie für immer auf die Revanche aus eigner Kraft verzichtet. Bismarck's Drohung mit dem saigner à blanc hatte ihre Wirkung gethan; man hatte diesem Mann zugetraut, daß er seine Drohung wahr machen könnte; man hatte das Fürchten gelernt soweit, daß die Politik besonnenen Abwartens die Oberhand behielt. Damit ist für die europäische Politik eine neue Lage geschaffen.

Zwanzig Jahre lang drohte die Kriegsgefahr von Westen, war es Frankreich, von dem die Initiative zum großen Völkermorden befürchtet wurde, während Rußland erst in zweiter Reihe in Betracht kam. Zwanzig Jahre lang hat Europa seine Blicke auf die racheglühende Gallia gerichtet, jeden Augenblick gewärtig, daß sie die Brandfackel in das Haus des verhaßten Nachbarn schleudern werde. Diese Sorge ist nun vorbei. Vor Frankreich können wir ruhig schlafen, so lange es dort noch eine Regierung gibt, die den gesunden Menschenverstand der gallischen Rasse darstellt, so lange nicht die sinnlose Leidenschaft zum Herrn der Staatsgewalt wird. Frankreich hat von der Tradition seiner ruhmreichen Vergangenheit abgedankt; es hat aufgehört sich als eine Großmacht zu fühlen, welche auf ihr eigenes Schwert gestützt Eroberungskriege zu unternehmen und das deutsche Nachbarreich mit kaltem Blute anzugreifen wagt. Es ist zufrieden, wenn es ihm gelungen ist, sich so stark zu machen, daß es auf die Erfolglosigkeit eines etwaigen Angriffskrieges Deutschlands hoffen darf; aber es hütet sich die Probe der Rechnung anzustellen.

Frankreich ist als kriegerische Offensivmacht in das Hintertreffen gerückt und hat sich zum Vasallen Rußlands erniedrigt, dem es willig den Vortritt läßt. Es verzichtet darauf, den Zeitpunkt des gemeinsamen Angriffskrieges von sich aus zu bestimmen und legt die Entscheidung vertrauensvoll in die Hand des Czaren. Es weiß, daß auf ein verfrühtes Losbrechen die Strafe gesetzt ist, den Kampf allein durchfechten zu müssen. Es brennt darauf, dem Selbstherrscher aller Reußen Heeresfolge zu leisten, sobald es diesem beliebt, den Kampf zu beginnen; aber es darf ihn nicht drängen zum Losschlagen, es muß sich in Demuth und Geduld dem Willen seines Verbündeten fügen, wenn es nicht der Früchte des Bündnisses verlustig gehen will. Es ist ein Verhältniß etwa wie zwischen einem reisenden russischen Fürsten und seinem Leibkosaken: wenn der Kosak Prügelei anfängt, so sieht der Fürst mit unterschlagenen Armen zu; wenn aber der Fürst sich in Händel verwickelt, muß der Kosak ihm sofort beispringen.

Wenn also vorher die Kriegsgefahr auf Seiten Frankreichs zu suchen war, so liegt sie seit einem Jahre auf Seiten Rußlands; ohne seinen Willen gibt es voraussichtlich keinen Krieg, da Frankreich nicht anfangen *darf*, und keine andere Macht einen Krieg *will*. Daß Rußland nicht bloß mit allen Kräften, sondern sogar weit über seine Kräfte zum Kriege rüstet, ist ebenso bekannt, als daß es von Niemand bedroht wird und nicht nöthig hat, zu Vertheidigungszwecken zu rüsten. Seine Rüstungen können also nur einem Angriffskrieg gelten aber auch nicht einem solchen gegen die Türkei, da schon im letzten Kriege Rußland nur etwa die Hälfte seiner damals noch viel schwächeren Heeresmacht verwenden konnte, und jetzt sogar in offenkundiger Weise um die Bundesgenossenschaft der Türkei

für den Krieg wirbt. Der Angriffskrieg, für den Rußland mit fieberhaften und krampfhaften Anstrengungen rüstet, kann also nur den ihm benachbarten verbündeten Großmächten gelten.

Möglich ist es immerhin, daß der friedliebende Czar nur mit dem Gedanken eines solchen Krieges spielt, daß es wirklich seine Absicht ist, den von ihm vorbereiteten Angriffskrieg zu verhindern, und daß sein Ehrgeiz nur dahin geht, Rußland militärisch so stark zu machen, daß es unter einem künftigen kriegerischeren Fürsten den Aufgaben eines Eroberungskrieges gewachsen ist. Jedenfalls beschwört er das Gewitter herauf, das sich, sei es nun unter seinem Nachfolger, sei es noch unter seiner Regierung, entladen kann und zur Entladung drängt; jedenfalls unterbindet er die Volkskraft nach allen anderen Richtungen und läßt ihr nur das einzige Sicherheitsventil des Rassen- und Religionshasses, der Eroberungssucht und der Weltherrschaftsgier. Es fragt sich nur, ob er für seine Lebensdauer stark genug bleiben wird, die Consequenzen seines gesammten Thuns noch weiter in's Unbestimmte zu vertagen, oder ob er den Augenblick erleben wird, wo die gerufenen Geister ihm über den Kopf wachsen und mit ihm davon tanzen.

Schon im Frühjahr 1887 war ein solcher Augenblick nahe gerückt; aber Rußland fühlte sich damals noch zu weit zurück in seinen Neuformationen und Umbildungen, und Frankreich hatte ebenfalls noch viel zu thun, um fertig zu sein. Hätte damals Boulanger die Macht behauptet, so wäre der Krieg von Frankreich begonnen und von Rußland mit aufgenommen worden; der Ausfall der deutschen Wahlen hat uns damals vor dem Weltbrande gerettet, indem er Boulanger's Macht lähmte. Aber um selbst den Krieg zu beginnen, dazu fühlte sich Rußland damals doch noch nicht stark genug. Jetzt hingegen sind Rußlands und Frankreichs Rüstungen in *organisatorischer* Hinsicht so weit vollendet, daß Rußland *ihretwegen* den Krieg nicht mehr zu verschieben braucht. Wenn also jetzt wieder eine ähnliche Verschärfung des Verhältnisses wie damals einträte, so wäre das Ende des Friedens trotz aller friedlichen Dispositionen des Czaren zu gewärtigen, wenn nicht andere Hindernisse dazwischen treten. Dieses Gefühl liegt wie ein Alp auf Europa und beklemmt alle Gemüther. Die Situation ist erst seit Bismarck's Rücktritt allmählich zur Klarheit im Völkerbewußtsein gelangt, und es ist daher kein Wunder, wenn die Täuschung entsteht, als ob Bismarck oder irgend sonst ein Mensch an dieser folgerichtigen Entwickelung der Dinge irgend etwas hätte ändern können.

Gleichwohl versichern uns die leitenden Staatsmänner aller Großstaaten, daß der Friede niemals so gesichert gewesen sei wie jetzt. Ist das nicht ein Widerspruch? Durchaus nicht! Das organisatorisch fertige Rußland ist nämlich technisch noch nicht fertig. Es bewaffnet sein Herr mit kleinkalibrigen Gewehren und kann mit diesen nicht vor Frühjahr 1894 in's Feld rücken. Jeder Staatsmann weiß, daß Rußland zur Zeit der einzige Staat ist, von dem ein Friedensbruch ausgehen kann, und Rußland kann erst 1894 losschlagen, wenn es nicht ganz thöricht und übereilt aus Leidenschaft handeln will. Folglich ist der Friede für 1892 und 93 so gesichert, wie er nach menschlicher Voraussicht nur sein kann. Aber 1894 wird Rußland auch technisch fertig sein und in dieser Hinsicht keinen Grund mehr zum Warten haben, ebenso wie Frankreich es 1890 war. 1894 schien also zu dem zweiten kritischen Jahr für den europäischen Frieden prädestinirt; dann, so schien es, muß es sich zeigen, ob die Friedensliebe des Czaren bloß eine vorläufige oder eine endgültige ist, und ob seine Macht ausreicht oder nicht, um der Logik der von ihm geschaffenen Thatsachen zu widerstehen. Daß der Friede ihnen für 1894 so gefährdet erschien wie er nach menschlicher Voraussicht nur scheinen konnte, das unterließen die Staatsmänner natürlich ihren Beschwichtigungsreden hinzufügen, und sie thaten wohl daran; denn $2^1/_4$ Jahr sind ein langer Zeitraum, in dem manches Unvorhergesehene dazwischen kommen kann. Als sie ihre Beruhigungsreden hielten, war dieses Unvorhergesehene bereits eingetreten, aber noch nicht in seiner ganzen Tragweite bekannt und darum auch noch nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt.

Dieses Unvorhergesehene war die russische Mißernte. Der Kriegsschatz von 350 Millionen Rubel, den die russische Finanzkunst für den nächsten Krieg aufgehäuft hatte, wird durch die Wirkungen der Mißernte schon in diesem Winter aufgezehrt sein; die russische Anleihe in Paris, die diesen Kriegsschatz um fast 100 Millionen Rubel verstärken sollte, ist in Folge der Mißernte zur Hälfte mißglückt, und die mit dieser Anleihe gemachten Erfahrungen werden die Franzosen gegen neu aufzulegende russische Anleihen mindestens vorsichtiger machen. Deutschland würde in der gegenwärtigen Lage selbstmörderisch handeln, wenn es sein Geld in irgend welcher Form und unter gleichviel welchem Vorwand an Rußland anshändigte, und die Einsicht in diese Schlage scheint in letzterer Zeit bei uns in erfreulichen Maaße gewachsen zu sein. Ein Viertheil Rußlands wird im Frühjahre eine verarmte, durch Hunger, Krankheiten und niedergeschlagene Aufstände decimirte Bevölkerung und vernichteten Viehstand zeigen; nur wenig von diesem Viertheil des Bodens wird bestellt werden können, um eine neue Ernte zu tragen. Die Anstrengungen zur Linderung des Nothstandes werden in Folge mangelhafter Organisation und unausrottbarer Korruption nur zum kleinsten Teil ihren Zweck einreichen. Die Indolenz des leichtsinnigen und stumpfsinnigen Volkes verhindert ein energisches Aufraffen und zähen Widerstand gegen das traurige Geschick, so daß die geschlagenen Wunden nur sehr langsam verharschen und vernarben können. Die Steuerkraft, die Einfuhrfähigkeit und in Folge dessen auch die Zolleinnahmen müssen für Jahre vermindert werden. Die Bodenerschöpfung Rußland durch langjährige immer steigende Getreideausfuhr macht ohnehin bedenkliche Fortschritte, und es bedarf nur einer zweiten schlechten Ernte in den bisher nicht vom Nothstande betroffenen Teilen des Reichs um das Unglück auf einen bedenklichen Grad zu steigern.

Rußland wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen *nach* gefaßtem Entschluß zum Kriege selbst in Frankreich schwerlich die Summen aufbringen können, die es zu einem Offensivkriege braucht; diese Summen sind allzugroß für die kolossalen Heere der Gegenwart. Es wird ihm also nichts übrig bleiben, als von Neuen durch eine Reihe von Friedensjahren Anleihen zu angeblich produktiven Zwecken aufzunehmen, und von diesen soviel zurückzulegen, daß sich mit der Zeit ein neuer Kriegsschatz anhäuft. Es fragt sich nur, ob Frankreichs Geduld, Revanchesehnsucht und Liebedienerei so lange vorhalten wird als nöthig ist, um diese Ueberschüsse über den reellen Anleihebedarf Rußlands zu decken, oder ob sich in Deutschland so verblendete Kreise finden werden, um den feindlichen Kriegsschatz mit dem Gelde füllen zu helfen, das wir selber beim Kriegsausbruch so bitter nöthig haben werden. Immerhin darf man annehmen, daß es Rußland bis 1894 nicht gelingen wird, den durch die Mißernte eingebüßten Kriegsschatz von Neuem zu sammeln, und daß, wenn die deutschen Kapitalisten ihr eignes Interesse verstehen, auch nach diesem Zeitpunkt mehrere Jahre verstreichen werden, ehe aus französischen Kassen der Verlust ersetzt ist. Für diese Frist kann dann der europäische Friede als gesichert gelten, — *länger nicht*. Die Erholung kann ein paar Jahr früher oder später eintreten; aber kommen wird sie sicher, und dann müssen wir jeden Augenblick des Angriffs gewärtig sein, wenn nicht abermals unvorhergesehene Zwischenfälle uns einen Aufschub gewähren.

Es ist ja sehr traurig, daß wir in der Lage sind, uns über den schweren Nothstand eines Nachbarvolkes freuen zu müssen als über den einzigen Grund, der uns zu der Hoffnung auf eine Fortdauer des Friedens über das Jahr 94 hinaus berechtigt. Aber nicht wir sind es, die diese Lage herbeigeführt haben, sondern das vom Nothstand betroffene Nachbarvolk, das einzige in Europa, von dem noch ein Friedensbuch zu befürchten ist. Wir können das Elend von Millionen auf's Tiefste beklagen, und müssen doch froh sein, daß dieses auf einem Theil Rußlands zusammengedrängte Elend ein zehnfach größeres über ganz Europa vertheiltes Elend verhütet, wie der russische Krieg es heraufbeschwören würde. Wir können es als ein Uebel bedauern, müssen es aber als das kleinere von zwei Uebeln willkommen heißen.

Es fragt sich nun weiter, ob wir nicht besser thun, den

für später anscheinend doch unvermeidlichen Krieg für das nächste Frühjahr zu provociren, um die Unfertigkeit und vorübergehende Schwäche des uns bedrohenden Gegners zur Erleichterung und Verschärfung seiner Niederlage auszubeuten; den Schein des Angriffs von uns ab und auf den Gegner hinzulenken, wäre dabei Sache der diplomatischen Geschicklichkeit. Es bliebe uns damit der moralische Vortheil der Vertheidigung auch vor den Augen der Bundesgenossen und Neutralen gewahrt, der vor dem eigenen Gewissen auch der offensiven Nothwehr, d. h. der dem Angriff zuvorkommenden Vertheidigung stets zur Seite steht. Indessen stehen einem solchen Entschlusse die gewichtigsten Vernunftgründe entgegen.

Erstens wirkt ein solcher Angriffskrieg doch niemals vernichtend, sondern höchstens schwächend auf den Gegner, verlängert also höchstens die Frist bis zum nächstfolgenden Revanche-Kriege; es ist aber zweifelhaft, ob der Gewinn dieser Fristverlängerung die Leiden und Gefahren des ersten selbst heraufbeschworenen Krieges aufwiegt. Zweitens wirkt eine solche dem Angriff zuvorkommende Vertheidigung auf den Gegner erbitternd, bestätigt scheinbar seiner falschen Verdacht und sein unbegründetes Mißtrauen, und macht den Ausbruch eines späteren Revanchekrieges nach der Erholung um so wahrscheinlicher. Drittens ist dabei zu wenig auf die Möglichkeit geachtet, daß der scheinbar gewisse Friedensbruch des Gegners durch unvorhergesehene Umstände, Regierungswechsel, soziale Umwälzungen, politische Revolutionen, Bürgerkriege, schwere Epidemien, Mißernten, ja selbst durch einen scheinbar unmotivirten Stimmungswechsel der öffentlichen Meinung auf unbestimmte Zeit vertagt und sehr unwahrscheinlich gemacht werden kann. Viertens rechnen diejenigen, welche die Vertheidigung durch zuvorkommenden Angriff empfehlen, allzu einseitig und allzusicher mit entscheidenden Niederlagen des Gegners, durch die er unverhältnißmäßig mehr geschwächt wird, aber nicht mit der Möglichkeit, daß die eigene Schwächung der des Gegners gleich wird oder gar sie übertrifft. Fünftens paßt eine derartige Empfehlung doch höchstens für solche Verhältnisse, wo auch ein willkommener und erwünschter Siegespreis vorhanden ist, nicht aber für solche, wo die Erweiterung des Gebietes dem Volke weder erwünscht noch vortheilhaft wäre, sondern höchstens widerwillig zur Schwächung des Gegners als eine unbequeme Last übernommen werden würde. Sechstens endlich fragt es sich, ob denn die Voraussetzung richtig sei, daß eine Verlängerung des Friedens der Kräftigung des Gegners in höherem Maaße als der eigenen zu Gute kommen müsse; denn wenn das Gegentheil der Fall wäre, so wäre die verfrühte Provocation des Krieges geradezu eine Schädigung des eigenen Vortheils, und wenn beide Theile gleiche Aussichten zum Kräftezuwachs hätten, so fiele wenigstens jedes Motiv zur Beschleunigung des Kriegsausbruches hinweg.

Die Kräfte des Dreibundes sind gegenwärtig ohne Zweifel ausreichend, um einen vereinigten Angriff Rußlands und Frankreichs zu einem voraussichtlich erfolglosen zu machen; aber sie sind schon jetzt wahrscheinlich nicht ausreichend, um den Gegnern so entscheidende Niederlagen beizubringen, daß ihre Schwächung sehr viel schwerer wird als die eigene. Es ist im Großen und Ganzen nicht anzunehmen, daß bei einem baldigen europäischen Kriege viel mehr herauskommen würde als ein furchtbares Gemetzel und allseitige Kapitalvergeudung in einem bisher unerhörten Maaßstabe. Unsere Aufgabe in solchem Kriege wird gelöst sein, wenn wir dem verbündeten Frankreich und Rußland beweisen, daß ihre vereinigte Macht nicht ausreicht, um ihre Eroberungsabsichten zu verwirklichen. Wenn mehr dabei für uns erreicht werden sollte, so hätten wir von besonderem Glück zu sagen.

Dabei hat Deutschland weit weniger Grund, als eine der anderen Dreibundesmächte, den Krieg zu provociren; denn Oesterreich und Italien werden nur mit dem kleineren Theile der Heeresmacht je eines Gegners zu thun haben, Deutschland aber mit den größeren Theilen der Kriegsmacht beider Gegner. Es ist nämlich ein alter strategischer Grundsatz, daß man sich mit aller Kraft auf den stärkeren Gegner stürzen, dem schwächeren aber nur minderwerthige Theile der eigenen Macht entgegenstellen soll, da er nach Niederwerfung des stärkeren Gegners doch ohnehin eine leichte und sichere Beute des Siegers wird. Deshalb müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß Rußland und Frankreich, die in Deutschland sehr wohl den stärkeren Gegner erkennen, gegen Oesterreich und Italien nur schwache Heere stehen lassen und etwaigen Niederlagen der letzteren nicht achten, um zunächst mit Aufbietung aller Kräfte vereint den gefährlichsten Gegner zu überwältigen, und alsdann die schwächeren zum Nachtisch zu verspeisen. Wir dürfen mit berechtigtem Stolz annehmen, daß Deutschland sich der schweren Aufgabe des Widerstandes gegen die überwiegenden Theile der russischen und französischen Kriegsmacht gegenwärtig — allerdings nur unter äußerster Anspannung seiner Kräfte — gewachsen zeigen würde; aber wir sollen uns auch vor dem schwersten Fehler, vor einer Unterschätzung der Gegner, hüten, und uns nicht einbilden, mit unserer halben Armee zum zweiten Mal in Paris oder gar in Petersburg einziehen zu können.

Eine andere Frage ist es, ob wir auch in fünf oder sechs Jahren noch einer solchen Aufgabe gewachsen sein werden, wenn die russischen und französischen Heere mit der alsdann gegen jetzt sehr verstärkten Reservistenzahl über uns hereinbrechen. Diese Frage glaube ich allerdings mit Nein beantworten zu müssen, wenn wir bei der bisherigen Art der Ausbildung stehen bleiben.

Unter dieser Bedingung würde also in der That die Verlängerung der Vorbereitungsfrist den Gegnern in höherem Maaße zu Gute kommen, als uns. Es wäre unter so bewandten Umständen unverantwortlich, die Hände in den Schoß zu legen und darauf zu hoffen, daß die Vorsehung uns die Prüfung der Selbsterhaltungsfähigkeit ersparen werde; es wäre aber ebenso unverantwortlich, die Entscheidung über Sein und Nichtsein vorwitzig schon jetzt heraufzubeschwören, anstatt dasjenige zu thun, was uns freisteht und obliegt, nämlich unsere Kräfte in gleichem Schritte mit denen der Gegner zu verstärken.

Frankreich ist durch seine Präsenzziffer von $1^1/_3\,\%$ in Verbindung mit dem Herabgehen auf eine durchschnittlich $2^1/_2$-jährige Dienstzeit dahin gelangt, seine ganze waffenfähige Mannschaft auszubilden, während bei uns trotz viel strengerer Aussmusterung dieses Ziel noch lange nicht erreicht ist. Rußland ist uns bei nahezu gleicher durchschnittlicher Dienstzeit durch die absolute Friedensstärke seines Heeres numerisch so überlegen, daß wir nur durch große anderweitige Vorzüge den Unterschied auszugleichen vermögen. Die Qualität unserer Truppen ist derjenigen der Gegner zweifellos überlegen, aber wir muthen der qualitativen Ueberlegenheit zu viel und Unbilliges zu, wenn wir verlangen, daß sie gegen die Uebermacht, wie sie uns in fünf Jahren gegenüberstehen wird, immer und überall siegen solle. Außerdem gilt diese qualitative Ueberlegenheit auch jetzt nur für die im stehenden Heere Ausgebildeten, aber keineswegs für die Ersatzreservisten. Wohl aber gilt sie für diejenigen ohne wesentlichen Unterschied, die nach zweijähriger und die nach dreijähriger Dienstzeit aus dem stehenden Heere entlassen sind.

Es handelt sich also darum, die qualitative Ueberlegenheit des deutschen Heeres erstens festzuhalten soweit sie besteht, und zweitens gleichmäßig auf alle, auch die jetzigen Ersatzreservisten auszudehnen, daneben aber drittens die Zahl so zu erhöhen, daß wir auch in fünf Jahren und später noch den Gegnern in demselben Maaße gewachsen bleiben, wie wir es jetzt sind. Diese Aufgabe ohne Erhöhung des Präsenzstandes zu lösen, ist allerdings für uns eine Lebensfrage; mit ihrer Lösung entschwindet aber auch jedes Motiv zur Beschleunigung des Kriegsausbruches und treten die Gegenmotive gegen eine solche in uneingeschränkte Kraft. Diese Aufgabe ist aber einzig und allein zu lösen durch eine Herabsetzung der Dauer der durchschnittlichen Dienstzeit erheblich unter diejenige unserer Gegner, also etwa auf zwei Jahr. Die militärtechnischen Bedenken gegen die zweijährige Dienstzeit habe ich bereits früher widerlegt.*) Es ist daher freudig zu begrüßen, daß die Heeresleitung sich zu Versuchen nach dieser Richtung entschlossen hat, und es ist

*) Die „Gegenwart" 1890, Nr. 24.

nur zu wünschen, daß das Stadium des Versuchs möglichst abgekürzt und daß möglichst rasch zur allgemeinen Einführung geschritten werde, weil jedes Jahr der Verzögerung einen unwiederbringlichen Verlust bedeutet.

Mit der zweijährigen Dienstzeit ausgerüstet können wir jeden Aufschub des Krieges nur willkommen heißen, so lange unsere Bevölkerungszahl und unser Volkswohlstand wie bisher weiter wächst, und unsere Gegner keine weitere Herabsetzung ihrer Dienstzeit vornehmen. Sollten allerdings Rußland und Frankreich nach unserem Vorbilde zur zweijährigen Dienstzeit übergehen, dann freilich würde uns die eiserne Nothwendigkeit zwingen, uns mit anderthalbjähriger zu begnügen; denn unsere Selbstbehauptung zwischen einem an Reichthum und einem an Volkszahl überlegenen Gegner ist nur so lange gesichert, als wir durch kürzere Dienstzeit gleich gute, oder wo möglich bessere Soldaten auszubilden vermögen. Alle Analogien der Geschichte weisen darauf hin, daß der Wettbewerb um die militärische Leistungsfähigseit in der bisherigen Richtung weitergehen und daß bei allen Großmächten das Streben nach Ueberbietung der Konkurrenten zur fortschreitenden Herabsetzung der Dienstzeit führen wird, so lange bis alle irgendwie diensttauglichen Leute der vollen militärischen Schulung und Ausbildung theilhaftig geworden sind, und nicht bloß wie jetzt die am meisten tauglichen und den strengsten Ansprüchen Genügenden.

Diese Perspektive entspricht freilich nicht den Wünschen derer, die auf Abrüstung drängen; dagegen stellt sie eine immer allgemeinere militärische Schulung des Volkes und eine immer weitere Verbreitung der durch diese Schule anerzogenen Tugenden in Aussicht. In zweiter Reihe eröffnet sich aber ein noch weiterer Horizont auf Ersparnisse am Militärbudget. Wenn nämlich alle Großmächte dahin gelangt sein werden, dem ganzen waffenfähigen Volke eine gleichmäßige militärische Ausbildung angedeihen zu lassen, und damit die Möglichkeit aufhört, die Zahl des Gegners durch Abkürzung der Dienstzeit zu überbieten, dann beginnt der Wettstreit um die Billigkeit dieser Maximalrüstung. Derjenige Staat wird dann am meisten Friedenserspariisse für den Kriegsfall machen können, der seiner gesammten waffenfähigeu Mannschaft eine gleich gute militärische Ausbildung in der kürzesten Dienstzeit zu verschaffen versteht. Auch auf diesem Wege wird derjenige Staat voranschreiten können, der sich durch Generationen lange Arbeit das beste militärische Lehrpersonal verschafft hat und über das gelehrigste Menschenmaterial verfügt.

Die Phase der Abrüstung kann also erst dann in Europa beginnen, wenn die beiden aggressiven Militärmächte dazu gelangt sind, ihr gesammtes Menschenmaterial militärisch auszubilden; auch dann wird es sich aber nicht um eine Abrüstung in Bezug auf die Quantität, sondern nur um eine solche betreffs der Qualität der Soldaten handeln, welche mit Erleichterung der finanziellen und persönlichen Militärlasten verbunden ist.

Quantität der Soldaten ist etwas Absolutes, Qualität nur etwas Relatives; eine Alternative zwischen Quantität und Qualität so ganz im Allgemeinen hat deshalb keinen Sinn, sondern man kann nur von einer graduellen Steigerung oder Verminderung der militärischen Qualität eines Heeres im Verhältniß zu derjenigen der Nachbarstaaten reden. Was die Russen in zweijähriger Dienstzeit erzielen würden, das könnten wir in überlegener Qualität in anderthalbjähriger erreichen; was die Russen in anderthalbjähriger, das wir in einjähriger. Es gibt keinen absoluten Grad militärischer Tüchtigkeit, die der Soldat schlechthin besitzen müßte, denn eine absolut vollkommene Truppe ist ein unerreichbares Ideal; vielmehr kommt alles darauf an, mit was für Gegnern man zu kämpfen hat, und welchen Grad der Qualität man übertreffen soll. Die Grenze ist bei unsern Ersatzreservisten thatsächlich schon so niedrig gezogen, wie es alte preußische Soldaten innerhalb der preußischen Armee früher für unmöglich gehalten hätten. Aber wenn die Russen nur dreivierteljährige Dienstzeit hätten, so würden wir sie gleichwohl mit einer Armee von zwanzigwöchigen Ersatzreservisten schlagen können. Indessen wird man soweit schwerlich jemals heruntergehen, schon darum nicht, weil eine Dienstzeit unter einem Jahre für die moralische Erziehung des Volkes nicht die rechten Früchte tragen kann.

Nach alledem haben wir keinen Grund, ängstlich in die Zukunft zu blicken. Wir dürfen sicher sein, mit Hülfe einer baldigen Einführung der zweijährigen Dienstzeit unseren Gegnern auch ferner auf absehbare Zeit gewachsen zu bleiben, und dürfen die Hoffnung festhalten, daß alsdann eine fernere, vorläufig allerdings noch nicht absehbare Zukunft uns finanzielle und persönliche Erleichterungen der Militärlasten bringen wird, ohne den Werth der militärischen Schulung für unser Volk wesentlich zu verringern.

Die Frage eines deutsch-französischen Handelsvertrages.

Von Karl Walcker.

Schon in den 1860er Jahren gab es in Europa eine ähnliche Handelsvertrags-Bewegung wie heute; aber die politischen Verhältnisse haben sich seitdem verändert, die überseeische und die osteuropäische landwirthschaftliche Concurrenz spielte in den 1860er Jahren noch keine große Rolle; der Zollverein und Oesterreich-Ungarn verhandelten einzeln, nicht, wie heute, gemeinsam mit anderen Staaten. Diese Gemeinsamkeit erweist sich mehr und mehr als ein fruchtbarer, echt staatsmännischer Gedanke, als eine Wohlthat für Europa, ja, für die ganze gebildete Welt.

Die mächtige Zeitströmung für Handelsverträge ergreift sogar Frankreich, welches sich in seiner handelspolitischen Isolirung unbehaglich zu fühlen beginnt, während der 1862 abgeschlossene, 1865 in Kraft getretene, erst durch den Krieg von 1870/71 zerrissene deutsch-französische Handelsvertrag beiden Theilen große Vortheile brachte. Der im Gegensatze zu allen eigentlichen Handelsverträgen unkündbare §. 11 des Frankfurter Friedensvertrages vom 10. Mai 1871 setzte die gegenseitige Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation fest. Er bezieht sich indes nur auf solche Begünstigungen, welche der eine oder der andere der vertragschließenden Theile an England, Belgien, die Niederlande, die Schweiz, Oesterreich-Ungarn oder Rußland bewilligt hat, oder künftig noch bewilligen sollte. Die Ausfuhrinteressen dieser Staaten, selbst Belgiens und der Schweiz, sind von den französischen Ausfuhrinteressen wesentlich verschieden; die Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedens nützt daher den Franzosen nicht viel, ihre Ausfuhrindustrien haben ein dringendes Interesse daran, daß Handelsverträge mit dem deutschen Reiche und mit anderen Ländern zu Stande kommen. Abgesehen von etwas Gerste führt Deutschland gar kein Getreide nach Frankreich aus, aber die Ausfuhr von Hammeln und anderem Schlachtvieh könnte durch Zollermäßigungen Frankreichs steigen; und dem deutsch-französischen Handelsvertrage würden Handelsverträge Frankreichs mit europäischen und amerikanischen Getreideausfuhrländern folgen, die drückenden französischen Getreidezölle würden im Interesse der Industrie, überhaupt der Volksmassen, ermäßigt werden. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung würden sowohl der Senat wie die Abgeordnetenkammer Handelsverträge mit dem deutschen Reiche und anderen Staaten annehmen müssen. Schon die Ausfuhrindustrien und die Arbeitermassen von Paris sind Mächte, mit denen selbst die extremsten Schutzzöllner rechnen müssen.

Trotzdem bleibt es aus nahe liegenden Gründen fraglich, ob es für die französische Regierung, für das heutige Ministerium, oder für irgend ein künftiges möglich sein wird, die Initiative zu Handelsvertrags-Verhandlungen mit dem deutschen Reiche zu ergreifen. Diese Etikettenfrage wird höchst wahrscheinlich dadurch gelöst werden, daß die deutsche Reichsregierung die Initiative ergreift. Frankreich würde ebensowenig Nein sagen, wie es 1890 die deutsche Einladung zur internationalen Arbeiterschutzconferenz abgelehnt hat; besonders wenn die deutsche wie die französische Presse, einschließlich der wissenschaftlichen Fachorgane, vorher für die große arbeiterfreundliche Reform Stimmung machen. Die französischen nationalökonomischen Zei-

schriften, das Journal des Economistes, der Economiste français, die Revue d'économie politique (welche namhafte deutsche und österreichische Mitarbeiter besitzt), streiten, ähnlich wie die Fachorgane anderer Länder, über das laissez faire, den sogenannten Staatssozialismus ꝛc., aber sie würden sämmtlich für einen deutsch-französischen Handelsvertrag eintreten. Dasselbe ist von den größten und einflußreichsten Zeitungen des ganzen Landes zu erwarten, besonders von den Blättern in Paris, Lyon und den Seestädten. Im deutschen Reichstage würde ein deutsch-französischer Handelsvertrag, zum Theil auch aus politischen Gründen, im Interesse eines möchlichst guten Verhältnisses zu Frankreich, mit großer Mehrheit angenommen werden. Sogar die Agrarier dürften im Interesse ihrer Viehausfuhr für den Vertrag stimmen, für den auch Eisen- und Textilindustrielle und andere Vertreter der zahlreichen, einflußreichen Exportindustrien eintreten würden; ähnlich wie sie in den Jahren 1862 bis 1864 die Opposition eines Theiles der Mittel- und Kleinstaaten wie der Industriellen überwinden halfen. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Productionszweige, Ein- und Ausfuhrartikel Deutschlands und Frankreichs würde hier zu weit führen, wäre auch in gewissem Sinne verfrüht, erst zur Zeit bezüglicher Reichstagsverhandlungen der Zukunft zeitgemäß.

Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß ein deutsch-französischer Handelsvertrag das Zustandekommen eines französisch-russischen, deutsch-russischen und deutsch-amerikanischen Handelsvertrages begünstigen würde. Ungefähr bis zum Sommer 1891 war ein russisch-französischer Angriffskrieg gegen das deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und Italien gegen den Dreibund oder Friedensbund nicht mathematisch sicher, aber doch höchst wahrscheinlich, so zu sagen eine bloße Frage der Zeit. Ein solcher Friedensbruch bleibt auch in Zukunft möglich, es können jedoch allerlei unerwartete Ereignisse eintreten. Die russische Hungersnoth kann z. B. zu einem constitutionellen, reform- und friedensfreundlichen Umschwunge in Rußland führen und Frankreich allein wird schwerlich einen Friedensbruch wagen. Jedenfalls wäre die Möglichkeit eines dereinstigen russischen Friedensbruches kein triftiger Grund gegen einen deutsch-russischen Handelsvertrag. Das deutsche Reich muß mit Rußland, den Vereinigten Staaten ꝛc. Handelsverträge schließen, weil die dem österreichisch-ungarischen Staate gemachten Zugeständnisse in Bezug auf landwirthschaftliche Zölle sonst wie Differentialzölle wirken, diejenigen deutschen Kaufleute, Rheder, Eisenbahnen schädigen würden, welche landwirthschaftliche Erzeugnisse Rußlands, der Vereinigten Staaten ꝛc. einführen; und für die dereinstige, aus volkswirthschaftlichen, finanziellen, nationalen, culturpolitischen und militärischen Gründen sehr wünschenswerthe und wahrscheinliche Zolleinigung des deutschen Reiches mit Oesterreich-Ungarn wären Differenzialzölle, ein Anachronismus aus der Zeit des ancien régime und des Merkantilsystems, nicht nothwendig, nicht einmal wünschenswerth. Unsere Zeit drängt zu einer gewissen Gleichberechtigung aller Staatsbürger und Staaten, zur Freiheit des Weltverkehrs.

Die viel gelesene „liberale" Petersburger „Nowosti" („Neuigkeiten" oder „Neueste Nachrichten", nicht zu verwechseln mit der „Nowoje Wremä", der „Neuen Zeit") brachte am 21. December einen für die handelspolitische Lage Europas charakteristischen Artikel. Die „Nowosti" empfahlen den Anschluß Rußlands, Frankreichs und der skandinavischen Länder an die Zollliga, an das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn, Italien, die Schweiz ꝛc., damit ein europäischer Zollbund gegen Amerika zu Stande komme. Die besonderen Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland müßten, wie die „Nowosti" wünschen, dadurch unberührt bleiben; doch könnte ein solcher Zollbund auch in politischer Beziehung fruchtbar wirken, da die Schutzzölle die hauptsächlichste Ursache der Spannung zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland seien. Die auch in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Frankreich nicht selten vertretene Idee eines großen europäischen, antiamerikanischen Zollbundes, eines Seitenstückes zur napoleonischen Kontinentalsperre, hat keine Zukunft; und es ist eine Uebertreibung, die Spannung zwischen Rußland und dem Deutschen Reiche hauptsächlich auf Rechnung der beiderseitigen Schutzzölle zu setzen. Trotz dem vielleicht recht platonisch gemeinten Plaidoyer für die russisch-französische Quasiallianz ist und bleibt der Artikel der „Nowosti" ein erfreuliches Zeichen der Zeit.

Literatur und Kunst.

Bleib' jung, o deutsches Herze!

Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und selbst in Noth und Schmerze
Noch froh und hoffnungsgrün!
Laß nicht den eignen Glauben,
Nicht die Begeist'rung rauben,
Für Freiheit dein Erglühn.
Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und du bist stark und kühn!

Bleib' jung, o deutsches Herze!
Rings drohn des Feindes Erze,
Daß deine Macht zerschellt.
Drum setze dich zur Wehre
Und kämpf' für deine Ehre,
Ein Rächer und ein Held.
Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und dir gehört die Welt.

Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und nicht dein Heil verscherze,
Ein höher Ziel ist dein!
Du bringst vom Himmel nieder
Den Völkerfrühling wieder
Und wirst die Welt befrein.
Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und du wirst ewig sein!

Aus Frauenbriefen über Goethe und seinen Freundeskreis.

Mitgetheilt von Karl Theodor Gaedertz.

Johanna Frommann, Gattin des Jenenser Verlagsbuchhändlers Fritz Frommann, in deren Hause Goethe oft und gern verkehrte und den psychologisch interessanten, literaturgeschichtlich bedeutsamen Liebesroman mit der reizenden Adoptivtochter Minchen Herzlieb erlebte, hatte die Freude, daß im Jahre 1806 ihre Schwestern Sophie, Wittwe des Lübecker Buchhändlers Johann Friedrich Bohn, und die ledige Betty Wesselhöft zu ihr zogen. Ausgezeichnete Geistes- und Herzensbildung, sowie eine rege Theilnahme für alles Bemerkenswerthe auf dem Gebiete des Schönen brachte diese Damen bald in den Mittelpunkt der gelehrten und genialen Gesellschaft zu Jena und Weimar. Nicht nur Goethe, auch Wieland, Knebel, Gries, Riemer, die Schopenhauer, Luise Seidler, Minchen Herzlieb und andere namhafte Zeitgenossen traten ihnen nahe.

Ihre an den Sohn resp. Neffen Fritz Bohn in Stuttgart gerichteten Briefe aus den Jahren 1810—1814 enthalten allerlei neue Einzelheiten von charakteristischer Bedeutung über den klassischen Kreis. Ich wähle in chronologischer Reihenfolge die wichtigsten Notizen, welche keines Commentars weiter bedürfen.

Karlsbad 28. Juni 1810: Goethe kommt oft des Morgens auf ein halbes Stündchen zu uns, ich finde ihn aber lange nicht so heiter als in Jena. Der Brunnen scheint ihn anzugreifen. Da wir fast nie Abends zu Hause sind und Riemer des Morgens selten ausgeht, sehen wir ihn nicht so oft, als ich es möchte. Goethe hat Sophien (Hanbury) Zeichnungen gegeben, wobei sie recht fleißig arbeitet, und sieht immer nach, was sie gemacht hat.

Jena 11. Juli 1811: Sonntag kam Mad. Schopenhauer an, welche ihren Brand-Fuchs hier besuchen wollte. Sie brachte noch ein paar Gespielinnen von Adele mit, eine logierte bei uns, sie aber und die andere bei Frommanns, welches uns sehr lieb war, da sie diesmal 5 Tage bleiben wollte. Auf den Dienstag fiel der Dame Schopenhauer Geburtstag, und Du weißt wohl, die müssen gefeiert sein. Mutter und ich hatten zu diesem Endzwecke eine stattliche Gesellschaft auf den Abend zusammen gebeten, mehr als wir in unserem Palais lassen konnten, denn Goethe und Riemer kamen auch noch dazu. Nun entschlossen wir uns schnell, alles zum Theetrinken nach Roßtimpels großem Saal hinzuschaffen, der jetzt ganz stattlich möblirt ist, sogar mit einem Kronleuchter. Es ist doch eine herrliche Sache, wenn man so die schönen Geister, Genies und Künstler um sich versammeln kann. Unter andern war auch der hoffnungsvolle Studios C. v. Knebel da, der sich sehr artig nach Dir erkundigte. Sein Vater fragte sehr freundlich nach Dir. Wärst Du noch hier gewesen, hättest Du die honneurs machen müssen und Frau v. Knebel zu Tisch führen. Ich behielt mir weislich (den Landschaftsmaler) Friedrich (aus Dresden) und Prof. Köthe, welche mir die liebsten waren.

13. Juli 1811: Die Schopenhauer ist beinahe 8 Tage hier gewesen. Dienstag war der Schopenhauer Geburtstag, den wir Abends feierten. Goethe, Riemer, Knebels, Köthens, Wesselhösts, Frommanns und Friedrich waren hier — eine Gesellschaft von 21 Personen.

15. September 1811: Morgen Abend bei Knebel ist eine Vorlesung, wozu wir alle gebeten sind. Der Alte lieset uns seinen Saul vor, eine Uebersetzung aus dem Spanischen.

15. October 1811: Frommann ist nun auf der Messe. Die armen Buchhändler haben jetzt entsetzliche Sorge; in allen neu eingenommenen französischen Landen, Hamburg ꝛc. darf kein Buch verkauft werden, bis die Titel nach Paris gesandt sind, und nach diesem entweder begnadigt oder verworfen. Goethe's Biographie 1. Theil ist jetzt heraus — wir haben sie schon gelesen; wie lange müssen nun die Niedersachsen warten, bis es ihnen vergönnt ist! Fasse einmal ein Herz und bitte Cotta hierum — es würde Dich so sehr interessiren — es ist bei ihm verlegt.

11. November 1811: Luise Seidler ist nun auch wieder hier und hat sich sehr vervollkommt in ihrer Kunst — eine Menge ihrer hübschen Werke mitgebracht. Auch mehreres von Kügelgen, welches sehr schön ist.

9. Februar 1812: Goethe hatte zu der Herzogin Geburtstage Romeo und Julie von Shakespeare anders fürs Theater bearbeitet. Viel hatte man vorher davon gesprochen, viel gesagt, wie wunderschön es gegeben werden würde — da kannst Du Dir denken, wie sehr die Lust in mir erwachte hinüber zu kommen. Es war gerade an einem Sonnabend, d. 1. Febr. Frommanns waren schon früher hinübergefahren. Mit einem Wagen wollte niemand fahren, weil der Schnee so hoch lag. Da entschloß ich mich also mit Seidlers in einem Schlitten zu fahren. Ich aß den Mittag mit den Bekannten von hier bei der Schopenhauer. Im Theater war es herrlich. Goethe hatte von dem wunderschönen Stück zwar vieles weglassen müssen, andere Scenen hatte er wieder ganz selbst hineingearbeitet. Man mußte nicht vergleichen, sondern eben den Genuß nehmen, wie er war. Wolff spielte den Romeo, die Wolff die Julie, ganz außerordentlich schön. Unbeschreiblich griff die ganze Vorstellung an. —

Daß Dir der Wilhelm Meister so viele Freude macht, freut mich sehr. Ich sage Dir nichts weiter darüber. So etwas muß im eigenen Kopfe klar werden. Wenn Du ihn nach Jahren einmal wieder liest, wirst Du manches schon besser verstehen. Mir geht es jedes Mal so, daß ich ihn wiederlese. Welch ein unendliches Vergnügen macht er uns jetzt wieder im Lesekränzchen — und ich lese ihn gewiß jetzt zum achten Mal. Das sind aber auch so die rechten Bücher, die man immer mit neuer Freude, mit erhöhtem Genuß wiederlesen kann.

6. Juli 1812: Ich habe jetzt eine Lectüre, die mich erstaunend fesselt: Es sind die Briefe des Geschichtschreibers Müller, des Schweizers, der als Staatsrath in Cassel starb. Auch seine ganze Jugendgeschichte ist dabei vom Bruder erzählt — seine herrlichen Briefe an die Seinen von der Universität und später bei Trennungen von ihnen. Dies Buch ist herausgekommen bei Cotta. Ueberhaupt wenn Du dort von Johannes von Müller's Schweizergeschichte ꝛc. bekommen kannst, versäume nicht sie zu lesen — er ist doch unser bester Geschichtschreiber.

12. September 1812: Gries ist immer der Alte, hat aber seit einiger Zeit manchmal so witzige Einfälle, daß wir oft über ihn lachen müssen, und es ist recht gut, wenn der Artikel nicht ausgeht. Am vorigen Sonnabend ward ein großes Fest in Jena gefeiert, des alten Wieland's achtzigjähriger Geburtstag. Er hatte schon seit 6 Wochen auf dem Garten der Griesbach gelebt. Nun war von allen seinen Verehrern ein Mittagsfest auf der Rose an diesem Tage veranstaltet. Die Frommann, die Hofräthin Stark und wir hatten Tags zuvor den Rosen-Saal mit den schönsten Blumen geschmückt, so daß er recht stattlich aussah. Die Gesellschaft war über 60 Personen stark. Es war recht hübsch, so den alten Mann noch so munter unter Kindern und Kindeskindern zu sehen. Beim Nachtisch, als der Champagner kam, setzte die Knebel ihm einen Lorbeerkranz auf, und Tante Frommann und sie sangen ein Gedicht von Knebel, wo immer die beiden letzten Strophen vom Chor nachgesungen wurden.

13. September 1812: Daß der 80 jährige heitere Greis so geehrt worden ist, hat mir innige Freude gemacht. Neulich habe ich ihn bei Frommanns zu Tisch geführt und recht viel mit ihm gesprochen. Er ist recht sehr gemüthlich und war so galant, daß er mir eine Artigkeit über die andere sagte. Solch ein Alter ist ein herrlicher Anblick!

20. October 1812: Adele Wesselhöfft schickt Dir den 2. Theil von Goethe. Im 2. Buch dieses Theils von Goethe ist eine Stelle über Religion, welche Dich wundern wird. Goethe, der Dichter, macht diese Schilderung, die als rein poetisch betrachtet werden muß, über die katholische Religion, und stellt, um den poetischen Werth seiner Ansicht derselben zu heben, die protestantische noch stärker in Schatten. — Sein Gemüth fühlt weder für die Eine, noch für die Andere. Er ist leider ein vollkommener Heide!

Frommanns haben eine große Freude. Minchen Herzlieb*) kommt in diesen Tagen und bleibt hier wenigstens bis Weihnacht. Sie ist Braut mit einem Professor Pfund in Berlin, und wahrscheinlich wird hier die Hochzeit.

26. October 1812: Vorgestern ist nun auch Minchen Herzlieb bei Frommanns angekommen und wird den Winter bleiben. Gestern Abend waren sie hier. Es ist ein hübsches angenehmes Mädchen, dies Minchen. Allwine thut nichts als sie küssen und herzen.

Gestern waren wir den ganzen Tag bei Frommanns. Es war ungemein schönes Wetter, und Minchen Herzlieb, Koethe und ich machten noch nach Tische einen sehr hübschen Spatziergang über die Kemberge. Sie freute sich recht, die alten Gegenden wieder zu sehen. Sie ist mit einem Professor in Berlin versprochen, den sie Ostern wahrscheinlich heirathen wird.

Du bittest mich, Dir einige Sachen von Wieland zum Lesen vorzuschlagen. Eigentlich kann ich dies nicht. Der alte Wieland hat wohl sehr vieles geschrieben, aber es ist fast in jedem Liebeleien, bei denen die Phantasie durchaus nicht rein bleibt. Manches würde Dich durchaus nicht interessiren. Den Oberon kennst Du. Der 2. Theil von Goethe's Leben wird Dir wieder sehr viel Vergnügen machen.

6. December 1812: Diesen Abend Gesellschaft bei uns. Tante Frommann, Minchen Herzlieb, Prof. v. Münchow, ein sehr interessanter Gesellschafter, der einen guten Baß singt, werden hier die Ohren ergötzen. — Luise Seidler ist auch wieder von Dresden zurückgekommen. Sie hat viele Köpfe in Oel gemalt mitgebracht.

28. December 1812: Der Weihnachtsabend ward diesmal bei uns celebrirt. Münchow war sehr lustig. Gries kam nicht, weil wir keine Spielparthie hatten, Frommanns nicht, weil Minchen Herzlieb's Bräutigam, ein Professor aus Berlin, erst den Morgen angekommen war.

1. Januar 1813: Nun sind alle Jungen wieder fort, auch der Bräutigam von Minchen, der mir ziemlich gut gefallen hat. Im August kommt er wieder, und dann haben wir Hochzeit.

30. Januar 1813: Ich weiß nicht, ob es Dir schon zu Ohren gekommen ist, daß der alte Wieland gestorben ist. Der Geburtstag, den wir hier so feierlich begingen, war also sein letzter. Lange gekränkelt hat er nicht. Von den großen Männern Deutschlands, die sich so in Weimar concentrirten, ist nun also keiner mehr übrig als Goethe. Schiller, Herder, Wieland, alles ist vorangegangen. Goethe kränkelt jetzt auch viel und kommt wenig aus seinem Hause.

7. Juli 1813: Mit Minchen Herzlieb's Heirath wird's wohl nichts diesen Sommer — ihr Bräutigam ist unter dem Landsturm. Da behalten wir sie diesen Winter hier, welches uns allen recht erfreulich ist.

28. December 1813: Minchen Herzlieb ist ganz mit ihrem Bräutigam zerfallen. Sie liebte ihn nie, hat aber geglaubt, daß Achtung ausreichen würde. Nach langem Quälen hat sie dann endlich erklärt, daß sie ihn nicht heirathen möge, daß sie etwas angefangen habe, was sie nicht durchsetzen könne. Dies war für Frommanns ein Donnerschlag — indessen konnten sie nichts dazu thun, als die Sache enden, welches ihnen hart fiel, da sie Herrn Pfund gewaltig verehrten. Mich hat er nicht so angesprochen. Die Verstimmung ist noch immer groß — es wird sich aber wohl wieder geben. Ein eigentliches Unglück ist es ja doch nicht. —

Sollte der Zauberring und Undine von Fouquet zu haben sein dort, würden beide Bücher Dir viel Freude machen. Fouquet ist ein sehr genialer Mensch; jetzt macht er Kriegslieder und ficht für's Vaterland unter den Preußen. Neulich war er in Weimar und hat dort sehr gefallen.

15. Februar 1814: Seit Sonnabend waren Kügelgens aus Dresden schon hier und logiren bei Seidlers. Sonntag Abend waren sie bei uns gewesen, und nun kamen sie Montags schon vor 9 mit Luise und Minchen, um mir einen frohen Morgen zu machen. Silvie (v. Ziegesar), die auch hier ist, Knebel, Koethe, Wesselhösts, Alle frühstückten bei uns und blieben bis gegen 1 Uhr. Abends waren wir Alle bei Frommanns, wo Koethe eine Uhr zum Besten der Weimarischen Freiwilligen verspielen ließ. Herr v. Münchow, der ein überaus lustiger Gesellschafter ist und recht hübsch singt, machte das Ganze noch froher. Heute Abend giebt's gewiß etwas wieder mit Kügelgens — Morgen reisen sie — bleiben aber einige Monate in Hummelshain bei Ziegesars und werden öfterer zur Stadt kommen. Er hat vortreffliche Gemälde bei sich, woran wir uns Sonntag recht gelabt haben, da wir Mittags bei Seidlers aßen.

24. März 1814: Kügelgens waren, während Dresden belagert wurde, am Harze. — — Alwine Frommann wird ein recht nettes Mädchen, ich habe sie gern — gefällig und aufmerksam — vielleicht ein Bischen zu weich — auch möcht ich ihr wohl mehr Leben und Frohsinn wünschen, welche der Jugend so ganz angehören. Sie ist etwas über ihre Jahre hinaus — hübsch wird sie nicht, aber doch interessant.

27. Mai 1814: Am vorigen Sonntage hatten wir ein recht hübsches Fest. Es war der Geburtstag von Minchen Herzlieb. Wir gingen und fuhren den Nachmittag auf die Kunitz und waren sämmtlich sehr vergnügt.

26. Juni 1814: Uns steht wieder eine neue Freude durch Goethe bevor. Er hat von Berlin aus den Auftrag bekommen, ein Stück zur Feier der Ankunft des Königs zu verfertigen. Das Manuscript ist im[mer theil]weise durch couriere überbracht . . . kein Mensch bekommt . . . (das Papier hier beschädigt).

---

*) Ueber dieselbe vergl. meine Monographie „Goethe's Minchen" (2. Aufl., Bremen 1898).

5. September 1814: Ein gesticktes Tragband erhältst Du sehr bald. Minchen Herzlieb und Alwine Frommann wollten sich's nicht nehmen lassen, diese Arbeit für Dich zu machen. Minchen Herzlieb ist mein Herzblatt, ein gar liebes, freundliches, anmuthiges Geschöpf. Noch nie sah ich eine Laune an ihr — ein sich immer so gleiches weibliches Wesen kommt einem nicht oft vor. Alwine wird auch recht gut — so jung wie sie noch ist; kann sie auch das nicht sein, was die andere ist, und nie so hübsch werden. Ich wollte nur, man könnte sie hier nach Wunsch verheirathen!

9. October 1814: Die Schopenhauer hatte immer so freundlich eingeladen, sie doch einmal zu besuchen, wir waren in länger als 2 Jahren nicht drüben gewesen. Den Sonnabend Abend ging ich ins Theater, eine rechte Freude, da ich in 2½ Jahren keins gesehen hatte. Es ward die Braut von Messina gegeben. Mutter blieb mit Madame Schopenhauer zu Hause, weil ihr das Stück nicht recht anstand, ich habe mich aber recht divertirt. Die Wolff spielte die Rolle der Mutter vortrefflich, und die Chöre wurden auch meistens gut gesprochen. Das andere war nicht sonderlich — aber hätten sie auch ein Kotzebuesches Stück gespielt, ich hätte es mir nicht nehmen lassen. Den Sonntag aßen wir schon um 12 Uhr und fuhren im schönsten Wetter gleich nach Tisch nach Belvedere. Wir gingen dort viel im Park, der allerliebst ist, und den der Erbprinz auf seine Kosten sehr verschönern läßt, da der Herzog es ihm geschenkt hat. So wohl er als die Großfürstin waren schon nach Wien — aber die kleinen Prinzeßchen, allerliebste Dingerchen, spazierten mit ihrer Hofmeisterin herum. Die anderen fuhren gegen Abend wieder zur Stadt, ich ging aus Wahl zu Fuß hinein, mit einem Regierungs-Rath Müller, einem Freund der Schopenhauer, der auch bei ihr im Hause wohnt. Wir machten noch einen Umweg und gingen durch den ganzen Weimarschen Park zuletzt im schönsten Mondenschein, so daß wir wohl eine Stunde später ankamen. Da ward Thee getrunken, und Müller las uns noch einige von seinen Gedichten vor. Dieser Müller hat kürzlich bei Cotta „Caledonische Erzählungen" herausgegeben. Der Stoff zu einigen ist schön, obgleich sie alle sehr schwermüthig sind und auch nicht immer eine klare Darstellung darin zu finden ist. Den Montag ging ich mit der Schopenhauer auf die Bibliothek. Den Abend war einige Gesellschaft bei der Schopenhauer, unter andern auch Riemer, der jetzt nicht allein Professor am Gymnasium, sondern auch zweiter Bibliothekar ist, doch von beiden Stellen, seiner Meinung nach, nicht so viel hat, daß er eine Frau ernähren könnte. Er war ziemlich heiter, ist aber doch recht alt geworden. Den Dienstag Nachmittag fuhren wir mit der Schopenhauer wieder nach Jena herüber. Sie wollte 8 Tage bei Frommanns sein.

6. November 1814: In diesen Tagen hält Riemer Hochzeit mit Mamselle Ulrich, die bei Goethens im Hause lebte, und welche er lange zärtlich liebte. Er hat 600 Thlr. jährlich und verdient noch nebenher beim Lexikon, so geht's wohl mit Einschränkung. Sie hat kein Vermögen, ist aber hübsch — doch misfällt sie mir, und ich fürchte, der gute Riemer bindet sich eine Ruthe.

22. November 1814: Gries ist mir von neuem ein Beispiel, was man in Erlernung einer Sprache selbst und ohne Unterricht leisten kann. Nie hatte er eine Idee von der spanischen Sprache gehabt. Er fühlte sich so sehr angezogen von den Schönheiten der Calderonschen Stücke, welche Schlegel übersetzt hat, daß er den Entschluß faßte, sich Spanisch zu lehren. Dies ist ihm in so hohem Grade gelungen, daß er schon einige Stücke dieses Verfassers übersetzt hat und zwar in den schönsten Stanzen. Sie werden bis Ostern gedruckt; uns hat er sie im Manuscript vorgelesen. Daß wir unendliche Freude beim Zuhören hatten, ist natürlich; aber beurtheilen kann sie nur der, der sie in der Ursprache versteht, und eben diese behaupten, die Stücke seien meisterhaft wiedergegeben. Dies nenne ich Talent und Fleiß! Freilich aber gehört zu solchem Studium auch die Muße, welche Gries hat.

25. December 1814: Gestern war es recht hübsch. Im Saale hatten Onkel und Tante Frommann und wir für Minchen Herzlieb, Alwine ꝛc. bescheert. Goethe war kürzlich über 14 Tage hier und besuchte uns auch. Er war sehr wohl und ungemein heiter. Er kam in der Mittagsstunde und bat uns, mit ihm in den Garten zu gehen, wo wirklich noch allerlei liebliche Blumen blühten, als Primeln, Aurikeln, Veilchen und andere. Den Tag vor seiner Abreise schickte ich Louis mit einem schönen Strauß zu ihm. Der alte Herr ward darüber so erfreut, daß er den Jungen in seine Stube nahm und ihn mit einem Kästchen allerliebster Versteinerungen und merkwürdiger Steine beschenkte. Louis ist ganz stolz darüber. Der Bergrath Voght hat ihm alle Namen sagen müssen, und die sind auf Papirchen darauf geschrieben.

Vom Clavier.

Von Johannes Vollert.

Als kürzlich Professor Billroth in einer Abendgesellschaft jemand (ich glaube, es war seine Tochter) ein Lied auf dem Klavier begleitete, da scholl ihm sein Lob aus jeglichem Munde, ein Freund aber sagte: der Herr Professor sei zu bewundern, denn er wisse jedes Marterinstrument zu handhaben. Da haben wir nun sofort das Urtheil über das Klavier, welches in gewissen Kreisen der gebildeten Welt, zumal in den größeren Städten, als das einzig richtige gilt. Tag für Tag hört und liest man Klagen über den Mißbrauch, der mit ihm getrieben wird, und schier sollte man glauben, daß es bald als abgenutztes und überlebtes Möbel, gleich so vielen anderen gewesenen musikalischen Instrumenten, in die antiquarische Rumpelkammer wandern werde. Und allerdings: es gehört zu den größten Qualen, welche der arme Mensch zur Strafe seiner Sünden zu leiden hat, wenn er Wand an Wand wohnt mit einem eifrigen Conservatoristen, angehendem „Blüthner", oder (schlimmer!) Bechstein-Virtuosen; und noch trauriger (Dante hat das nicht gekannt, sonst hätte er es sicherlich als eine Hauptpein im Inferno aufgeführt), wenn eine fröhliche Kinderschaar von „Mutter und Tanten", nicht aber von Talentswegen zum Schlagen des Clavicymbels gezwungen wird und in rührender Gleichförmigkeit Tag aus Tag ein 2—17 Stunden lang Daum, Breslaur, Hennes oder wie die Heiligen des angehenden Spielers heißen, verunstaltet; *κακῶν δὲ πάντων χείριστον* — der Uebel größtes aber, wenn zu gleicher Zeit von unten und oben, von draußen und drinnen der Töne Fluth (natürlich immer in verschiedener Tonart) sich über den Unglücklichen ergießt. Dann ade häuslicher Friede, ade du stille Sammlung, die der geplagte Zeitgenosse heut so nöthig hat! So heißt es, sich mit Geduld wappnen (NB. qui habet) und etwa alte Erinnerungen aus der Gymnasialzeit auffrischen, z. B. wie Odysseus sich gegenüber dem lockenden Gesang der damaligen Loreleyen verhielt, oder mit Virgil resigniren: dabit deus his quoque finem, oder, und das ist das Beste, sich um das Wachsen einer dickeren Epidermis die nöthige Mühe geben.

Es ist hierbei noch nichts gesagt von der gar schlimmen Wirkung, welche heranwachsende Mädchen und Jungen, Conservatoristen, alte Jungfern, Professoren u. s. w. verspüren von dem übermäßigen Gebrauch des Klaviers. Uebermäßig sage ich, denn bei den heutigen Anforderungen muß jeder, der etwas gelten will in dem Reich der Klavierkünstler, fraglos seine Nerven ruiniren, wenn ihm nicht ein gütiges Geschick einen eisernen Körper bescheert hat. „Wer musikalisch begabt ist und von seinem sechsten Jahre an bis zum vollendeten fünfzehnten jeden Tag sieben Stunden übt, der ist mit seinem sechzehnten fertig zum öffentlichen Auftreten", sagte mir ein Virtuos; ich meinte, wahrscheinlich sei der Unglückliche dann überhaupt ganz fertig! Derselbe erzählte mir (er ist ein Schüler von Liszt und heut wohl der bedeutendste Techniker von allen), daß, obwohl ihn „der Meister" für „fertig" erklärt, er trotzdem jetzt jeden Tag sieben Stunden Terzen spiele, um in dieser „Spezialität" unerreicht dazustehen und daß er die große Terzenetüde Chopins um zwei Metronome schneller zu spielen vermöge als der Componist selber! Er hat es nun auch dahin gebracht, daß er jeden Lauf, den man in beliebiger Tonart und Schnelligkeit vorspielt, ebenso schnell und schneller, dabei tadellos sauber nachspielt. Er hat das ausgehalten, Andere gehen dabei einfach zu Grunde.

Sogar an das gewöhnliche Dilettantenthum in Haus und Familie werden jetzt solche Ansprüche gestellt, daß nur tüchtiges Talent oder stählerner Fleiß sich noch hören lassen kann.

Sehen wir aber auch davon ab: das Clavier an sich gilt (und besonders in solchen Kreisen, die von Musikästhetik etwas wissen wollen) als verächtliches Instrument wegen der Schwächen, die nothwendig in seinem Wesen begründet liegen. Da spricht man: Es verdirbt das musikalische Gehör, macht das Ohr faul durch seine temperirte Stimmung, weil es keine Vierteltöne kennt, weil fis und ges, gis und as, ais und b, welche doch unter sich verschieden sind, durch dieselbe Taste bezeichnet werden; es kennt kein crescendo und diminuendo des einzelnen Tones, kein Herausziehen und Tragen desselben, sondern eben nur ein Anschlagen, darum ist es zu einem gewissen Grade seelenlos und ermüdet leicht den Hörer — und dergl. mehr.

Nun sagst du, verehrter Leser: „Wieder eine von den langweiligen Beschwerdeschriften über das Klavier?" und überschlägst mißgestimmt das Wenige, was ich vorzubringen gedachte. Aber ich bitte um einen Augenblick Geduld: es ist ja gerade meine Absicht, für das vielgescholtene Instrument eine Lanze zu brechen und auch einmal das hervorzukehren, was als selbstverständlich bei seiner Beurtheilung meist übergangen wird. Und darum will ich ohne weitere Umschweife meine Verthei-

digung beginnen, und zwar mit dem kühn scheinenden Satze: Das Klavier ist der Prüfstein für alle Musik, und was an ihm als werthlos erscheint, das ist in der Wirklichkeit werthlos. Warum? Weil es das objectivste Instrument ist, das verhältnißmäßig den Ton am reinsten, ohne Näseln, ohne Kratzen, ohne Winseln u. s. w. darbietet. Natürlich soll damit nicht etwa gesagt sein, daß nicht der Ton, den ein guter Violinspieler seinem Instument entlockt, den des Klaviers an Fülle übertreffe — oder gar die menschliche Stimme! Aber ehe der Spieler so weit kommt, welch ein langer Weg! Und auch dann kratzt er hier und da immer noch. Das Herausholen des Tones ist eben das schwere, und dabei, überhaupt bei der verwickelten Arbeit des Streichens oder Blasens, hängt sich allemal das häßliche Nebengeräusch an den Ton. (Etliche Instrumente, wie Cello, Fagott, Oboe, Klarinette sind zudem so gebaut, daß sie stets näseln, auch in der Hand des besten Künstlers.) Daher sind nirgendwo mittelmäßige Leistungen schwerer zu tragen, als auf Streich- und Blasinstrumenten. Bei dem Klavier liegt der Ton gewissermaßen schon da; es bedarf nur des leisen Fingertippens auf die Taste. Dabei ist so gut wie nichts zu verderben oder schlecht zu machen: der Ton klingt nicht, wie ihn der Klavierspieler herausbringt, sondern wie ihn der Klavierbauer hineingelegt hat. Es ist selbstverständlich, daß der Eine einen harten, trockenen, der Andere einen singenden, weichen Anschlag hat u. s. w., aber dieser Unterschied ist verschwindend gering gegen die Unterschiede, welche Streich- und Blasinstrumente in der Behandlung bieten.

Nun gibt es eine ganze Menge von Musikstücken, welche nur dadurch wirken, daß sie den Eigenthümlichkeiten mancher Instrumente besonders Rechnung tragen. Werden sie für andere Instrumente umgeschrieben oder für das Klavier, so ergibt sich sofort die armselige Erfindung und klägliche Arbeit. Diese Jämmerlichkeiten aber waren verdeckt durch den spezifischen Klang der Instrumente, welche also eine täuschende Rolle hierbei spielten: sie gaben die äußere Politur für ein innerlich werthloses Stück, und so gefiel es natürlich dem sogenannten „Volk". Noch deutlicher tritt das hervor an Liedern, zumal einstimmigen. Wie sehr verschwindet da die eigentliche Musik vor dem Klang der menschlichen Stimme! Das erbärmlichste Lied kann wirkungsvoll werden, wenn eine ordentliche Sängerin es vorträgt: das sehen wir alle Tage.*) Aber da beklatscht das liebe Volk eben auch nicht die thörichte Composition, sondern die Schönheit der Stimme; denn eine schöne Stimme klingt immer schön, auch wenn sie musikalisch Schlechtes vorträgt. Hat sich aber das Ohr auf diese Weise etwa durch den äußern Wohlklang bethören lassen und ist das Urtheil des Geistes eingeschläfert, so hilft das Klavier sofort zurecht. Da ist keine Beeinflussung möglich, hier richtet der ästhetische Sinn frei, und sehr oft wird er zum wirklichen Rhadamanthys, zum Totenrichter, d. h. er legt vieles als nicht lebensfähig bei Seite. Was aber auf dem Klavier, diesem unbestechlichen Instrument besteht, das hat Anspruch, etwas zu sein. Es ist somit dem Kritiker ebenso unentbehrlich, wie dem schaffenden Künstler, wenigstens demjenigen, der an seinen eigenen Werken Kritik zu üben versteht.

Aus demselben Grund, weil die Töne verhältnißmäßig rein zu Tage treten, also wegen der Objectivität des Klaviers, klingen alle Uebertragungen auf ihm relativ am besten, wenngleich sie nie den ursprünglichen Klangreiz an sich haben. Wo bliebe die intimere Bekanntschaft mit den größten Werken der absoluten Musik — etwa den Symphonieen Beethovens — bei der Mehrzahl unserer musikalischen Deutschen ohne das Klavier? Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Heroen der Tonkunst sämmtlich ihren Ruhm ihm, dem geschmähten, verdanken. Was das Orchester im Zusammenklang seiner Instrumente ausgesprochen hat, das kann unmöglich irgendwo vollkommener wiedergegeben werden, als auf dem Klavier, ja man darf soweit gehen, zu sagen, daß manche Stellen, die im Orchester der einzelnen Instrumente Charakter zu schroff hervortreten lassen, auf dem Klavier gemäßigter und besser klingen. Mit einigem Recht kann man, wie mir dünkt, die Behauptung wagen, daß im Schlußsatz der siebenten (a dur) Symphonie von Beethoven gegen das Ende hin das viele Takte lange Hin- und Herschweben der Contrabässe vom e zum dis besser auf dem Klavier klingt als im Orchester. Und wenn sich hunderte und tausende unserer Landsleute wöchentlich und täglich im zwei-, und besser noch im vierhändigen Spiel an den großen Werken der nicht für Klavier geschriebenen objectiven Musik ergötzen, wenn sammt den Symphonieen von Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann — Brunnen von unerschöpflicher Tiefe — die Ouverturen, die Kammermusiken derselben und anderer großer Componisten mit wahrer Liebe und Begeisterung durchstudirt werden, wenn sogar Oratorium und Oper bis zu einem gewissen Grad dem musikalischen Dilettanten vertraut wird, so sollte man sich doch hüten, dieser Hausmusik den Boden zu entziehen, indem man wider das Klavier Krieg führt. Kein Conzert, auch nicht das vollkommenste, vermag die Andacht zu erwecken, welche zwei gleichgestimmte Seelen empfinden, wenn sie im traulichen Zimmer sich zusammen versenken in die unvergänglichen Schönheiten unserer klassischen Musik. Die wirkliche Weihe, welche zum wahrhaften Genießen, zu dem ungestörten, stillen, heiligen, wenn ich so sagen darf gehört, ist immer die „Weihe des Hauses", nicht die des Conzertsaals. Ich weiß, daß ich große Zustimmung finde, wenn ich sage: es ist ein unvergleichlich höherer Genuß, im engen Stübchen am Pianino von dem Schönen, dem Großen, dem Zarten, welches ja Alles in Fülle in den Werken unserer Meister niedergelegt ist, sich durchdringen zu lassen, — mag auch das Klavier bei weitem nicht im Stande sein, die imposante Klangwirkung des Orchesters wiederzugeben — als im großen Conzertsaal neben so und soviel gleichgiltigen Menschen, deren Antlitz man schon das Gelangtweiltsein ansieht, sitzen, häufig sich stören lassen oder gar über schlechte Akustik oder auch schlechtes Spiel des Orchesters sich beklagen zu müssen. Wie viele Feinheiten gehen dort verloren, die im Haus andächtig gewürdigt werden! Wie viele Orchester — bei Weitem die meisten, sei es, wo es sei, denn intra muros peccatur et extra — verfallen in den Fehler, daß an den Forte-Stellen, wo die Bläser mit Kraft einsetzen müssen, von den Streichern nichts mehr zu hören ist, obwohl gerade sie vielleicht die Melodie weiter führen! Von solcher Barbarei kann am Klavier gar keine Rede sein; da sagen wir Klavierfreunde von uns mit Recht: „Wir Wilde sind doch bessre Menschen." Wer uns das Klavier nähme, der nähme uns unsere Hausmusik, das mache man sich klar. Wer uns aber die Hausmusik nähme, der nähme uns den musikalischen Vorrang vor allen Nationen. Gott sei Dank sind wir jetzt so weit, das wir Deutsche von allen anderen Völkern, ja was noch mehr sagen will, von uns selbst, die wir doch an uns für gewöhnlich kein gutes Haar zu lassen pflegen, als das musikalische Volk κατ' ἐξοχήν anerkannt sind. Sicherlich sind wir es zu allen Zeiten gewesen — denn dergleichen sind tief im Volkscharakter wurzelnde Naturanlagen, welche nicht künstlich eingeimpft werden können; unsere unmäßige Bescheidenheit hat uns nur verhindert, das zu erkennen —, und darum sind bei uns solange italienisches Getändel und französische Gehaltlosigkeit als das Höchste gepriesen worden. Daß wir uns aber darauf besonnen haben, daran ist nicht etwa der „urdeutsche" Wagner schuld, dessen Oper (in der Musik) vielmehr einen durchaus undeutschen Stil trägt — denn das sind südländische, orientalische ꝛc. Klänge weit eher, als deutsche —, sondern nur das allmähliche Hineinsickern unserer Klassiker, vor allen Beethovens und neuerdings auch Bachs in das Volk. Und wer wiederum war das Medium, welches uns den Beethoven und Bach vertraut gemacht hat? Das Klavier, das angegriffene, arme und doch so verdienstvolle. Die Hausmusik ist es, welche den allgemeinen Stand der musikalischen Bildung bestimmt und gewissermaßen den Boden bereitet für die öffentlichen Musikaufführungen. Je mehr im Haus musiziert wird, desto größer wird im gesammten Volk

*) Leider haben ja unsere Sängerinnen und Sänger immer noch solche Programme, welche neben dem Schönsten den größten Schund aufweisen — etwa neben „Fremd bin ich eingezogen" von Schubert, das greulich triviale (dazu den Neßler'schen „Das ist im Leben häßlich eingerichtet" nachgebildete) „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden" von Lassen.

das Verständniß und die Freude an der Musik. Das Vertrautwerden mit der Kunst verhilft dem Volk allmählich zum wahren Genuß, hebt die Urtheilskraft und lehrt die wahre Erkenntniß von Gutem und Schlechtem. Nur das häufige Anschauen von Werken der Malerei, der Plastik, der Baukunst, nur das häufige Hören und Lesen von Schöpfungen der Poesie bringt erst Interesse, dann Verständniß hervor. Gerade so verhält es sich bei der Musik. Man klagt fortwährend über den Kunstunverstand unseres Publikums, und mit etlichem Recht, wie ich meine. Für die bildenden Künste, die Kunst des Auges, ist unser Volk offenbar weniger begabt, als die romanischen Nationen, aber für die Kunst des Ohres, die Poesie und Musik, sind wir die von der Natur Prädestinirten, und keine Frage: Poesie und Musik sind bei weitem die höchsten, arbeiten sie doch auch mit dem geistigsten Material! Warum will man nun unserem Volk das Musikverständniß kürzen durch Beseitigung des Klaviers, welches doch sicherlich der Hauptvermittler ist zwischen Musik und Volk? Es mögen in Athen wohl auch manchem übersättigten und blasirten Herrn die Ohren geklungen und die Nerven weh gethan haben, wenn er auf Schritt und Tritt aus jedem Haus „den Klimperkasten", die Kithar, herausklingen hörte: denn das Kitharspielen gehörte dort unerläßlich zur guten Erziehung, wie denn der für gänzlich ungebildet galt, von dem es hieß *οὔτε νεῖν οὔτε κιθαρίζειν ἐπίσταται*: „er kann nicht schwimmen und nicht Kithar (d. i. Klavier cum grano salis) spielen." Es ist aber nicht überliefert, daß etwa die Bürger jener Tage Einwendungen gegen das Kitharspiel gemacht haben, im Gegenteil, sie wußten den Wert einer allgemeinen musikalischen Bildung weit höher zu schätzen, als es in unsern Tagen geschieht; sie sahen in der Musik die Kunst, welche den Menschen zum *εὔρυθμος* macht, d. i. tactvoll, und zum *ἁρμόνιος*, d. i. in sich wohlgefügt, harmonisch, zu dem Ideal, welches Goethe, der doch wenig musikalische Goethe, so bezeichnet: „Nach dem Maße reget und nach dem Tact beweget sich alles an mir fort".*)

Und weiter! Alle Einzelinstrumente, abgesehen von den, dem Klavier nahe verwandten, wie Harmonium und Orgel, sind allein so gut wie nicht zu verwenden in künstlerischer Beziehung. Wohl gibt es etliche Werke, z. B. für Violine solo (ohne Begleitung), aber jeder fühlt, daß derlei mehr Kunststücke als Kunstwerke sind und eigentlich nur dem reinen Virtuosenthum dienen. Unser Klavier aber ist etwas, und zwar gar viel, ohne die Unterstützung jedes andern Instrumentes. Warum? Weil es neben der Melodie immer zugleich die Harmonie bietet, die Harmonie, welche uns Neueren ebenso unentbehrlich ist neben der Melodie, wie dem Maler neben der Linie, der Zeichnung die Farbe. Und noch mehr! Am Klavier befindet sich der Schaffende in der allerunmittelbarsten Nähe zur Musik, wenn ich so sagen darf: die leiseste Regung seiner Seele, das zarteste Gefühl, welches sein Herz bewegt, setzt sich hier sofort in Musik um: die Fingerspitzen, diese mit den feinsten Gefühlsnerven ausgerüsteten Vermittler zwischen Empfindung und Ausdruck, sind die elektrischen Leiter der Seelenstimmung und reagieren auf den kleinsten Befehl von innen. An dem Klang aber, den sie hervorbringen, entzündet sich in der Rückwirkung die Seele, lernt erst ihre eigene Tiefe, ihre Schaffenskraft kennen und quellt weiter und weiter Neues hervor. Welch ein anmuthiges Hin und Her zwischen Körperlichem und Körperlosem, zwischen Gedachtem und Gehörtem! So kommt es denn, daß so viele ganz erstaunlich feine, die allerzartesten Nuancen der Seele widerspiegelnde Stücke gerade für Klavier geschrieben sind. Bachs wohltemperirtes Klavier wird von manchen als sein größtes Werk überhaupt bezeichnet, und fast scheint es mir, als ob dies Urtheil berechtigt wäre. Beethovens Klaviersonaten aber, trotz dem orchestralen Charakter, den einige von ihnen tragen, stehen unbestritten neben den edelsten Kleinoden aller Musik. Wer wollte sagen, daß sie je übertroffen sind oder übertroffen werden könnten? Nirgend wieder hat Beethoven eine so schöne Sprache gesprochen voll Leidenschaft, voll Reinheit, ganz getaucht in Wohlklang und Klage, darum auch den Hörer überfluthend mit ungekannter Stärke und ihn werfend in nie geahnte Stimmungen, wie in der Cismoll-Sonate, welche der Gräfin Julie Guicciardi gewidmet ist (sie ist sein „Werthers Leiden" — auch Goethe hat nie wieder gleich schön und gleich leidenschaftlich zu reden vermocht, wie in diesem Jugendwerk; merkwürdig, daß Cismoll-Sonate und Werther Beide dem stärksten Gefühl, unglücklicher Liebe, entquollen) — und diese Sonate heißt quasi una phantasia, ist also doch wohl bei dem freien Phantasiren am Klavier entstanden. Gerade sie ist der deutlichste Beweis für die ganz intimen, allervertraulichsten Aussprachen des Componisten; Gleiches und Aehnliches wäre auf keinem Instrument, auch im Orchester nicht, möglich gewesen. Wir wissen außerdem aus den Berichten der Zeitgenossen Beethovens, daß er nie größer war, nie zarter, nie bezaubender, nie dämonischer als in den freien Phantasien am Klavier: hier verstummte auch der Neid, und das Gottesgeschenk des Genius strahlte am hellsten. Von Händel erzählt ein gleichzeitiger Musikus: „So herrlich auch die Aufführungen seiner Oratorien waren, noch viel erhabener, ja unvergleichlich waren die Orgelphantasien, mit denen er die Pausen zwischen den einzelnen Acten auszufüllen pflegte." Die unmittelbare Nähe, das unbedingte Gehorchen des Instruments ist es eben, was derlei ermöglicht. So sind denn auch Mendelssohn und Schumann, Chopin und Brahms, alle Nachfolger Beethovens, gar fruchtbare Klaviercomponisten geworden (man muß bedenken, daß erst seit Beethovens Zeit das Klavier anfing, einen volleren Ton und größeren Umfang zu gewinnen); auch sie brauchen das Klavier in derselben Weise wie ihre großen Vorgänger als ihren Vertrauten, für das „Reden mit der Seele", wie es im Psalm heißt; auch das Sinnen, das Grübeln, das Spintisiren kommt bei ihnen, wie schon in Beethovens letzten Werken, zum Ausdruck.

Unsere musikalische Entwickelung ist nun in demselben Sinn weiter gegangen: niemand wird das Klavier aus seiner großen Stellung vertreiben. Wir können ohne die Harmonie nicht mehr leben, seitdem die Polyphonie zu Grabe getragen ist. Unsere Choräle, selbst unsere Kommerslieder können der Orgel- oder Klavierbegleitung kaum mehr entbehren. Wegen dieser Tathsachen empfehlen wir allen denen, die als Rufer im Streit, das Feldgeschrei „fort mit dem Klavier!" erheben, etwas Besinnung, etwas von der *σωφροσύνη*, welche die Griechen durch die musische Erziehung bei der Jugend erzielen wollten. Und so mögen die blutigen Angriffe auf dies spezifisch deutsche Instrument und die Elegieen über seine musikalische Herrschaft einer gerechteren Beurtheilung seines Werthes weichen.

*) Vorschläge zu einer musikalischen Erziehung der Kinder haben neuerdings gemacht v. Hausegger und Spiro, letzterer allerdings mit Ideen, die uns abenteuerlich und, mit Fischart zu reden, naupengeheuerlich vorkommen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Dreizehn bei Tische.

Humoreske von Albert Roderich.

Das schöne Fräulein Lucie Grosser saß über ihre Stickarbeit gebeugt, ihrem Gesichtsausdruck nach in nicht angenehme Gedanken versunken, als ihre Mutter in's Zimmer trat, einen geöffneten Brief in der Hand haltend. „Lucie, denke Dir — Da sagt eben der alte Herr Haller ab. Er hat die Influenza. Wie fatal!" — „Fatal — wieso?" „Aber wir sind ohne ihn dreizehn bei Tische." „Allerdings, das ist fürchterlich fatal!"

„Lucie Du weißt, ich bin nicht so abergläubisch, — wir alle nicht — aber ungemüthlich wird sich doch Jeder fühlen, — die Menschen sind nun einmal so. Ach, und Tante Betti bleibt ganz gewiß nicht bei Tische mit dreizehn Personen. Es wird sehr langweilig werden!"

„Hm, wohl nicht viel langweiliger als sonst."

„Lucie, Du hast heute wieder Deine Weltverachtung. Sag' mir lieber Jemand, den wir noch einladen können."

„Es wird sich schon Jemand finden, — man speist ja sehr gut bei uns."

In diesem Augenblicke trat aus dem Nebenzimmer der Gymnasiallehrer Doctor Wallow zu den Damen. Er gab dem Sohne des Hauses

Privatunterricht, und hatte eben seine Stunde beendigt. Er durchschritt mit einem höflichen Gruße das Zimmer als Frau Grosser ihn zurückhielt.

„Nun, Herr Doctor, wie geht's mit unserm Jungen?"

„Ich bin zufrieden mit ihm. Er kann lernen, wenn er will, und ich denke, ich bringe ihm das Wollen bei."

„Und Sie glauben er wird sein Examen machen?"

„Ja, ich glaube es bestimmt."

„Das freut mich sehr! — Herr Doctor, — wollen Sie uns das Vergnügen machen, heute bei uns zu Mittag zu essen?"

Doctor Wallow stockte einen Augenblick und sah wie unwillkürlich auf das Fräulein. Fräulein Lucie war mit recht mürrischem Gesichtsausdruck theilnahmslos auf ihre Stickerei gebeugt.

„Gnädige Frau," — sagte nun etwas verlegen Doctor Wallow, — es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen —"

„Sehr schön. Wenn ich bitten darf, — um sechs Uhr. Und noch eine Bitte, lieber Herr Doctor, — im Frack, — ja?"

„Wie sie befehlen, gnädige Frau."

„Siehst Du Lucie," sagte Frau Grosser, als der Doctor das Zimmer verlassen hatte, „jetzt sind wir nicht mehr zu dreizehn. Der Doctor kann Tante Betti zu Tische führen."

Herr Balduin Grosser, in Firma B. Grosser & Co., war ein sehr wohlhabender Kaufman der großen Handelsstadt, und seine Familie und seine Gäste waren wohl geborgen. Die zu heute geladenen Gäste waren präcise sechs Uhr versammelt, und wenige Minuten später setzte man sich an den reich und geschmackvoll gedeckten Tisch. Doctor Wallow führte Tante Betti. Als die Frau des Hauses ihn der alten Dame vorstellte, hatte diese sich noch einmal sehr laut nach seinem Namen erkundigt und ihn forschend angestarrt. Tante Betti nämlich hörte und sah etwas schwer. Man hatte jetzt Platz genommen. Doctor Wallow hatte also zu seiner Rechten Tante Betti, und an seiner Linken saß Fräulein Lucie, die Tochter des Hauses. — Frau Grosser hatte ihren Platz noch nicht eingenommen. Sie wollte sich erst überzeugen, ob alle ihre Gäste gut versorgt waren und näherte sich dem Stuhle Tante Bettis. Die alte Dame ließ eben ihre schwächlichen Augen angestrengt über die einzelnen Personen gleiten. „Wir sind dreizehn!" rief sie jetzt erschrocken.

„Vierzehn sind wir!" sagte Frau Grosser ihr laut in's Ohr, und stieß sie mit einem Seitenblicke auf Doctor Wallow an.

Tante Betti warf nun auch einen Seitenblick auf Doctor Wallow und sagte: „Ach so, ja — vierzehn — aber setze Dich doch, Agathe."

Doctor Wallow hatte die Seitenblicke aber wohl bemerkt. Von dem Momente an, da Frau Agathe Grosser ihn eingeladen hatte, bis zu diesem Augenblicke hatte er sich vergeblich über die mögliche Veranlassung dieser Einladung den Kopf zerbrochen. Jetzt war's ihm klar. Man hatte ihn eingeladen, um eine Person mehr zu haben als dreizehn! In Doctor Wallow's männlich hübsches, aber etwas blasses Gesicht stieg eine dunkle Röthe. Es war bald eine Unterhaltung im Gange. Der Tischherr der schönen Lucie hatte zunächst seiner Dame einige Complimente gesagt, und war jetzt mit seinem Gegenüber, einem Architekten, in ein sehr complicirtes Gespräch über das neue Patentgesetz verwickelt. In Folge dessen saß die schöne Lucie eine Weile stumm und ebenso Doctor Wallow, dem es sich schnell als unmöglich erwiesen hatte, sich regelrecht mit seiner schwerhörigen Tischdame zu unterhalten.

„Herr Doctor," begann endlich in einem etwas moquanten Tone Fräulein Lucie, „ich werde sogleich die Unterhaltung anfangen; ich überlege nur noch eben, ob ich mit dem Wetter beginnen soll oder mit der Unsterblichkeit der Seele."

„Halten Sie den Unterschied für so sehr groß, gnädiges Fräulein?"

„Sie etwa nicht, Herr Doctor?"

„Ich denke, bei beiden ist die Prognose gleich unzuverlässig.

„Aber Sie glauben wohl eher an's Wetter als an die Unsterblichkeit der Seele? — Sie sind ja Doctor der Philosophie —"

„Hm, das läßt sich nun wohl nicht so zwischen Suppe und Braten abthun. Uebrigens, eben weil ich Doctor der Philosophie bin, denke ich nicht allzu hoch von ihr. Die Philosophie leuchtet in der dunkeln Kammer der räthselhaften Dinge mit schnell verlöschenden Streichhölzern umher. Es wird mal hier und da eine Ecke hell, — im Ganzen bleibt aber doch alles dunkel."

„Demnach ist die Philosophie die Lehre von der Erkenntniß, — daß der Mensch nichts erkennen kann?"

„Ja. — Wenn aber der Philosoph zugleich ein großer Dichter ist, dann wirft sein Genie von Zeit zu Zeit einen Blitzstrahl in jene dunkle Kammer der räthselhaften Dinge, und das Licht des Blitzes gibt uns wenigstens eine Ahnung von der Beschaffenheit der räthselhaften Dinge."

„Ah! — Und was Ihnen der Blitzstrahl der großen Dichterphilosophen gezeigt hat, — hat es Sie befriedigt? Sind Sie glücklich?"

„Oh es ist ja so leicht, glücklich zu sein. Man braucht nur zu glauben, daß man es ist. Freilich Ihre Frage: sind Sie glücklich? kann ich so nicht beantworten. Aber eines weiß ich sicher: ich habe Glück! Ich habe immer Glück, — heute zum Beispiel habe ich das wieder so recht einsehen lernen."

„Wieso das?" „Als ich hier heute zu Tische eingeladen ward, war ich in der größten Verlegenheit. In der freudigen Ueberaschung hatte ich Ihre Einladung angenommen, ohne zu bedenken, daß ich schon anderswo zugesagt hatte. Ich habe nämlich einen reichen alten Onkel, der leidenschaftlich Whist spielt. Er spielt aber nur zu vieren, und ich sollte der vierte sein. Die Sache schien mir sehr fatal, denn der alte Herr ist nicht nur mein reicher Onkel, sondern auch noch mein lieber, väterlicher Freund. Nun denken Sie mein Glück: ehe ich noch das erste Wort meiner lahmen Entschuldigung vorbringen konnte, rief schon mein Onkel mit entgegen: „Oscar thut mir leid, Du bist überflüssig; eben hat sich mein Freund Tischer melden lassen. Wenn Du was Besseres vorhast, — zu fünf können wir ja doch nicht spielen. — Denken Sie, dies Glück — muß ich gerade der fünfte sein." Lucie lachte laut auf.

„Ha, ha, — welch' ein Glück, müssen Sie gerade der fünfte sein!"

„Aber was ist dabei so zu lachen, gnädiges Fräulein?"

„Ha, ha, zu komisch! Gerade der fünfte! Ich lache, — nun ja, ich lache, — weil Sie sagen, daß Sie gerade der fünfte waren — fünf ist doch ungerade!"

„Ach so, darum lachen Sie, — ja das ist auch sehr komisch!"

Und nun fing Doctor Wallow auch an zu lachen, und Fräulein Lucie lachte noch mehr, weil Doctor Wallow auch lachte.

Frau Grosser sah überrascht zu ihrer Tochter hinüber, so fröhlich hatte sie Lucie nicht lachen gehört, seitdem, — ach, sie wußte selber nicht mehr seit wann. Plötzlich ward das schöne Mädchen wieder ernst.

„Oh, man wird schon aufmerksam," sagte sie leise vor sich hin, wir stören die Unterhaltungen über Patentgesetze, Schiffstrachten und Theaterklasch." — „Ist man bei Ihnen nicht fröhlich?" fragte Doctor Wallow.

„Oh ja, gewiß, — Sie sehen es ja. Man ist so fröhlich, wie man's nur irgend sein kann. Man lacht ja da drüben auch. Der alte Herr mit der blauen Brille hat ohne Zweifel einen seiner Witze erzählt. Wahrscheinlich von Friedrich den Großen. Er hausirt mit historischen Anecdoten." — „Und die jungen Herren?"

„Die jungen Herren?! Oh, da ist mir der alte Herr noch lieber. Der kann sich doch wenigstens noch einmal rechtschaffen freuen, wenn's auch nur über einen alten Witz ist." Do tor Waow sann einen Augenblick nach.

„Mein liebes Fräulein, — Sie fühlen sich so unbehaglich, weil Sie kein Interesse haben für die Interessen Ihrer Umgebung."

„Ja, das ist es! Und dann, — ich habe nichts zu thun!"

„Ich weiß es. Ihr Bruder hat es mir erzählt." — „Mein Bruder?!"

„Ja, — in den Stunden, die ich ihm gebe. Ich habe ihn ausgefragt darnach."

„Mein Bruder hat mir auch von Ihnen erzählt. Er schwärmt für Sie. Ich weiß auch von ihm, daß Sie ein Buch schreiben." — „Ja, ja."

„Was ist das für ein Buch?"

„Es soll ein humoristischer Roman sein. Ob's andere auch dafür halten werden, weiß ich nicht. Es handelt vom Glücklichmachen. Er wendet sich gegen die Leute, die so viele zugleich glücklich machen wollen. Wenn Jeder nur Einen glücklich macht, dann sind alle glücklich. Das ist die Tendenz meines Romans."

„Wollen Sie mir nicht mehr davon erzählen?" — „Gern, mein liebes Fräulein!"

Und Doctor Wallow erzählte. Sein Scherz ergötzte sie, sein Ernst ergriff sie und seine Begeisterung begeisterte sie. Ihre glänzenden Augen sahen unverwandt in die seinen.

Von Zeit zu Zeit nur hielt Doctor Wallow inne, um Tante Betti mit Speise und Trank zu versehen, und Fräulein Lucie mußte dann und wann eine Phrase ihres Tischherren zur linken beantworten.

„Und wann wird Ihr Buch fertig werden?" fragte endlich Fräulein Lucie. — „Ich fürchte, viel später als ich dachte. Ich werde wohl für's erste nicht weiter arbeiten können, — mir ist die Stimmung verdorben."

„Ah, wie das?" — „Ich bin verliebt! Nein — ich liebe!"

„Und, und — deshalb ist Ihnen die Stimmung verdorben?"

„Ja, die Geliebte meines Herzens hat mich gekränkt, beleidigt."

„Werden Sie denn nicht wieder geliebt?

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mir im Hause meiner Liebsten eine schwere Kränkung wiederfahren ist. Vor allen anderen Dingen will ich Genugthuung für diese Kränkung. Ich werde das Mädchen zum Zweikampf fordern!"

„Ach Herr Doctor, — sie haben schon besser gescherzt!"

„Es ist kein Scherz mein Fräulein. Ich werde das Mädchen zum Zweikampf fordern, und der Kampf soll nicht eher beendigt sein, bis sie oder ich todt vom Platze getragen wird. Jawohl, es ist kein Scherz: — ich werde dem Mädchen einen Heirathsantrag machen!"

„So meinen Sie das. Wenn aber das Mädchen die Herausforderung nicht annimmt?"

„Dann werde ich ihr in's Gesicht sagen: Du bist feige!"

„Ist das Mädchen schön?" — „Ich halte das Mädchen für schön."

„Ist sie gut?"

„Ich glaube es, trotzdem sie mich so schwer beleidigt hat. Möchten Sie sie kennen lernen?" — „Ja — gewiß — allerdings, — ich —

„Sie sollen Sie kennen lernen, vielleicht schon sehr bald."

In diesem Augenblick erhob sich der Hausherr, und die Gäste folgten seinem Beispiel. Die Tafel war zu Ende. Man reichte einander die Hände und wünschte gesegnete Mahlzeit.

„Die Herren, die rauchen wollen, bitte ich mir zu folgen," sagte der Hausherr. Die Damen begaben sich in den kleineren Salon, wo der Kaffee servirt ward. Fräulein Lucie war einen Augenblick im Speisesaal zurückgeblieben und befestigte vor dem Spiegel eine Blume in ihrem Haar, die sich gelöst hatte. Schnell trat Doctor Wallow zu ihr. „Mein gnädiges Fräulein, Sie sollen gleich jetzt das Mädchen kennen lernen, das ich liebe und das mich schwer gekränkt hat, — da ist es!"

Er zeigte auf Lucie's Bild im Spiegel. Eine dunkle Röthe schoß in das schöne Antlitz des Mädchens. „Um Gotteswillen, — Herr Doctor!"

„Sie haben mich hier in Ihr Haus geladen — weil Sie ohne mich dreizehn gewesen wären. Das ist würdelos. Ich schäme mich vor mir selber. Ich fordere Sie zum Zweikampf, Lucie!"

„Aber ich kann nicht, — ich kann nicht!"

„Dann sind Sie feige! Sie vergehen vor Sehnsucht nach Glück, und ich weiß es, Ihr Glück ist bei mir. Ich weiß auch, daß Sie das wissen — Jawohl, Lucie, ich weiß es, — aber Sie haben nicht den Muth zu einem anderen Leben, weil es dürftiger scheinen würde, als — —"

„Oh, nein, nein, das ist es nicht! Aber meine Eltern!"

„Lucie, würden Sie mein Weib werden, wenn die Eltern ihre Einwilligung geben?" — „Ja!"

„Lucie! süßes, geliebtes — oh, ein niederträchtiger Schuft will ich sein, wenn Du je dies Wort bereust. Ach, und Du liebst mich! — Lucie, einen einzigen Kuß!"

„Um Gotteswillen, — man sieht uns! Wenn Sie mich lieb haben, — jetzt nichts mehr!"

„Gut, gut, — aber helfen mußt Du mir bei Deinen Eltern. Wie mache ich's. Wie fasse ich sie? Einen Himmel für einen Höllenplan! Deinen Vater kenne ich, aber wie ist Deine Mutter?"

„Sie ist gut, von Herzen gut."

„Gut, sehr gut, daß sie gut ist! Lucie laß mich wenigstens ein einziges mal Deine Hand küssen." — „Still, man kommt!"

Frau Grosser trat durch die Portiere, welche den Speisesaal von dem kleinen Salon trennte. „Lucie, wo bleibst Du? Ah — Herr Doctor."

Der Herr Doctor hatte sich beim Eintritt der Hausfrau gravitätisch vor Lucie hingestellt und sagte jetzt mit tiefernster Miene:

„Mein Fräulein, wenn Sie mir trotz der Erklärung, die Sie mir soeben abgegeben haben, mein gutes Recht verweigern, so werde ich mich zunächst an Ihre Frau Mutter wenden. Gnädige Frau, ich bitte um eine Minute Gehör!" Lucie verließ gesenkten Hauptes den Saal.

„Meine Tochter hat Ihnen eine Erklärung abgegeben," begann voll Erstaunen Frau Grosser.

„Ja, gnädige Frau. Ihr Fräulein Tochter hat mir die Erklärung abgegeben, daß ich nur deshalb von Ihnen eingeladen worden bin, weil Sie sonst dreizehn bei Tische gewesen wären."

Frau Grosser gerieth in große Verlegenheit und blickte rathlos auf ihre wie unwillkürlich erhobene Hand. Frau Grosser hatte eine sehr hübsche kleine Hand. Sie war sehr eitel auf diese hübsche kleine Hand und blickte recht oft wie unwillkürlich darauf. Das hatte Doctor Wallow schon mehrere Male bemerkt.

„Gnädige Frau," fuhr der Doctor fort, „wenn Sie mir jetzt auf Ehrenwort versichern, daß Sie mich eingeladen haben, ohne auch nur im Entferntesten daran zu denken, daß diese Einladung etwas Kränkendes und Beleidigendes für mich in sich trage, — wenn Sie mir das auf Ehrenwort versichern, dann soll die Sache zwischen uns Beiden erledigt sein." — „Ja, ganz gewiß, Herr Doctor, das kann ich Ihnen auf heiliges Ehrenwort versichern."

„Geben Sie mir darauf Ihre Hand, — Ihre entzückend kleine Hand."

Frau Grosser gab ihm freundlich die entzückende kleine Hand und Doctor Wallow küßte sie und hielt sie dann einige Augenblicke in der seinigen fest. „Zwischen uns Beiden ist also alles in Ordnung," begann wieder der Doctor, „leider aber nicht zwischen mir und zwei anderen Herren Ihrer Gesellschaft. Es scheint mir ganz sicher, daß das Motiv meiner Anwesenheit hier weiter bekannt geworden ist. Die Dame, welche Sie mit dem ehrenvollen Namen Tante Betti nennen, ist wahrscheinlich die Ursache. Genug, zwei Herren haben vorhin von mir und auch gewissermaßen direct zu mir in einer Weise gesprochen, die meine Ehre verletzen mußte. Ich bin Reserveoffizier und Mitglied einer Vereinigung, der auch diese beiden Herren angehören. Wenn also diese beiden Herren nicht heute Abend noch ihr Benehmen gegen mich redressiren und wieder gutmachen, so bin ich gezwungen, Genugthuung von ihnen zu fordern mit der Waffe in der Hand." Frau Grosser erschrak heftig. — „Aber, um Gottes Himmels willen, was geht die Leute das an, daß Sie — —"

„Aus Noth eingeladen sind, wollen Sie sagen gnädige Frau. Das geht die Leute sehr viel an, wenn die Leute wissen, daß ich selbst es weiß und doch noch hier bin. Die Leute haben ganz Recht. Wenigstens so lange, bis ich ihnen mit der Pistole das Gegentheil bewiesen habe."

„Aber ich werde den Leuten sagen, daß Sie ein braver — liebenswürdiger Mensch sind, — daß Sie uns ein lieber, lieber Gast sind, daß" —

„Verehrte Frau, — jemehr *Sie* sagen, jemehr werden die Leute auch sagen, denn sie werden die Absicht errathen."

„Gut, dann werde ich es ihnen *zeigen*! Liebster, bester Herr Doctor, Sie werden nicht ein solches Unheil über uns bringen, — Sie werden die beiden Herren fordern —"

„Das wird von den beiden Herren abhängen."

„Oh, die sollten schon sehen, wie sie sich getäuscht haben. Ach, wie konnte ich an so etwas denken! Aber, bitte, kommen Sie, lieber Herr Doctor, ich werde den Leuten beweisen, daß Sie nicht aus Noth bei uns sind!"

Sie reichte dem jungen Manne die kleine Hand und er führte sie wieder in sichtlicher Bewunderung an seine Lippen. Dann zog ihn die Dame mit sich in den kleinen Salon.

„Meine Damen," sagte Frau Grosser, ihren Schützling immer an der Hand haltend, „Herr Doctor Wallow will die Cigarre uns opfern und den Kaffee hier nehmen. Liebe Lucie, willst Du so gut sein, dem Doctor eine Tasse Kaffee zu reichen? Du weißt ja noch von neulich, als er bei uns war, — der Doctor nimmt nur sehr wenig Milch zum Kaffee. Bitte, lieber Herr Doctor, wollen Sie sich nicht dort in den Lehnstuhl setzen?" Die Damen sahen einander an, und Tante Betti schrie ihrer Nachbarin leise in's Ohr: „Was hat sie gesagt?" — Doctor Wallow aber war an den Tisch getreten, auf dem die silberne Kaffeemaschine stand, und an welchem Fräulein Lucie saß. Das schöne Mädchen reichte ihm eine Tasse Kaffee und fragte: „Nehmen Sie Zucker?"

„Ein wenig, wenn ich bitten darf," entgegnete laut Doctor Wallow, und dann sagte er leise zu Lucie, so daß nur sie es verstehen konnte: „Jetzt sagst Du zu mir, daß ich es ordentlich hören kann: Oskar, ich liebe Dich! Sonst küsse ich Dich hier vor der versammelten Kaffeegesellschaft!" Lucie ward dunkelroth und sagte leise: „Ich *bitte* Sie!"

„Du willst nicht? Jetzt sagst Du sofort: Mein süßer Oskar, ich liebe Dich! Oder — mein heiliges Ehrenwort, ich küsse Dich!"

„Um Himmels! — mein — mein süßer Oscar, o, Sie abscheulicher Mensch! — ich — ich — liebe Dich!"

„Danke Ihnen, — das ist genügend Zucker für mich," sagte nun wieder recht laut Doctor Wallow.

Die Damen der Kaffeegesellschaft aber hatten diese vertrauliche Unterhaltung, wenn auch nicht verstanden, so doch gesehen, und blickten einander wieder an. Tante Betti stand auf, näherte sich Frau Grosser und schrie ihr wieder leise in's Ohr:

„Wenn die Sache so ist, was brauchst Du mir zu sagen, es wär' wegen dreizehn Personen?! Wie? Gehör' ich nicht mit dazu? Was? Brauchst die alte Tante zu foppen? Wie?"

Frau Grosser blickte tödtlich erschrocken um sich und sah die Augen sämmtlicher Kaffeedamen scharf fragend auf sich gerichtet.

Fräulein Lucie hatte das Zimmer verlassen; Frau Grosser folgte ihr. Als Frau Grosser in das Zimmer ihrer Tochter trat, warf diese sich weinend an die Brust der Mutter und sagte ihr Alles.

Währenddessen hatte sich Doctor Wallow in's Rauchzimmer begeben. Er sah Herrn Balduin Grosser auf einem der Seitendivans sitzen und behaglich seine Cigarre rauchen. Er setzte sich zu ihm, und der Hausherr fragte freundlich: „Rauchen Sie nicht, lieber Doctor? Ja? Also bitte, bedienen Sie sich, — Book oder Henry Clay? Hier ist Feuer!"

Herr Balduin Grosser war wie immer nach einem sehr guten Diner vortrefflich gelaunt. Er lobte den Doctor wegen der Fortschritte, die sein Sohn gemacht, seitdem Doctor Wallow ihn unterrichtete.

„Sehen Sie, lieber Doctor," sagte er, „ich weiß was ich will, und Sie scheinen auch zu wissen, was ich will. Gelehrsamkeit, Wissenschaft, — à la bonne heure! — muß auch sein, — aber sehen Sie, — Intelligenz, das ist das wahre, das ist die Hauptsache. Intelligent soll er werden, mein Junge! Sehn Sie mal, wie ich so'n Junge war, na ja, da hab' ich gehungert. Ja wohl, gehungert und vier Treppen hoch unterm Dach haben wir gewohnt. Na, lieber Doctor, haben wir heute Mittag gehungert? Sieht es hier bei mir aus wie vier Treppen hoch unterm Dach? Nein, sagen Sie mal! Und wodurch hab' ich's dazu gebracht? Durch Intelligenz, und mein Junge soll was Ordentliches lernen, aber intelligent soll er auch werden, jawohl!"

Doctor Wallow versicherte, daß der junge Herr Grosser auf dem allerbesten Wege sei, hervorragend intelligent zu werden. Dann sagte er plötzlich: „Herr Grosser, ich möchte Sie wohl ein paar Minuten unter vier Augen sprechen." „O weh, — ist es was Unangenehmes?"

„Nein, — und anpumpen will ich Sie auch nicht, Herr Grosser."

Herr Grosser lachte und führte den Doctor in's Zimmer nebenan. Es war das Wohnzimmer der Familie. Nachdem der Hausherr sich behaglich in's Sopha gesetzt und auch seinen Gast zum Sitzen eingeladen, begann er; „Nun also los, — was gibt's?"

„Verehrter Herr Grosser," begann Doctor Wallow, „ich bin im Begriffe, Ihnen eine ungeheure Lächerlichkeit vorzutragen. Ich habe aber einmal mein Wort gegeben, es zu thun, und mein Wort halte ich. Also ein Freund von mir hat sich in Ihre Tochter verliebt, aus der Ferne verliebt, und wagt nicht, es Ihnen zu sagen. Als er hörte, daß ich heute die Ehre haben würde, bei Ihnen zu sein, habe ich ihm versprechen müssen, mit Ihnen zu reden. Ich habe mich vergeblich gesträubt. Sie wissen ja, Verliebte erhoffen das Unmögliche." — „Kenne ich denn den Mann?" „Wohl nur oberflächlich." — „Was ist er denn?" — „Wie ich — Lehrer."

Herr Grosser lachte hell und fröhlich auf. Er kannte jetzt den Mann.

„Liebster Freund, vor drei Monaten hat meine Tochter einem Husarenoffizier einen Korb gegeben. Ein Lehrer! Das ist zu komisch! Wie viel Einkommen hat denn der Lehrer?"

„Mit den Zinsen seines kleinen Vermögens jährlich 7000 Mark."

„Donnerwetter! Jährlich siebentausend Mark! Voriges Jahr hat ein Kaufmann um meine Tochter angehalten, der hatte *monatlich* 7000 Mark! Sie hat ihn aber doch nicht wollen."

„Und dann hätte mein Freund noch eine Bedingung."

„Hätte noch eine Bedingung! Ganz ausgezeichnet!"

„Er würde darauf bestehen, daß Sie, Herr Grosser, Ihrer Tochter kein Vermögen mitgeben, sondern daß Ihr Fräulein Tochter sich bereit erklärt, nach den jetzigen Verhältnissen meines Freundes mit ihm zu leben." Herr Grosser ward immer heiterer. „Das ist nobel, sehr nobel, — aber wissen Sie, intelligent ist Ihr Freund nicht."

„Hm, er gilt doch bei seinen Bekannten für einigermaßen intelligent. Es scheint indessen, daß Sie mit seiner Werbung nicht einverstanden sind. Es wäre nur, um meine Pflicht gethan zu haben. Darf ich Ihrem Fräulein Tochter meinen Antrag bringen?" — „Gewiß, sie wird sich prächtig amüsiren!"

„Und wenn Ihr Fräulein Tochter ihre Einwilligung gibt?"

Herr Grosser lachte laut auf. „Ha, haho, — wenn meine Tochter ihre Einwilligung gibt, dann gebe ich meine auch!" — „Auf Ehrenwort?" Herr Grosser lachte noch lauter. „Ja, auf Ehrenwort! Es ist zu amüsant!" In diesem Augenblick traten Frau Grosser und Fräulein Lucie ein.

„Nun, was gibt's?" fragte Herr Grosser.

„Die Herren im Rauchzimmer haben mir gesagt, daß Du hier bist mit — mit — dem Herrn Doctor," — sagte Frau Grosser.

Doctor Wallow war schnell an die Seite Lucie's getreten und begann:

„Das macht sich ja herrlich. Mein Fräulein, mit Einwilligung Ihres Herrn Vaters richte ich die feierliche Frage an Sie: wollen Sie mein liebes Weib werden?"

Lucie reichte ihm gesenkten Hauptes die Hand, und Frau Grosser umschlang wie Gnade erflehend ihren Gatten, der wie vollständig erstarrt

dastand. „Verehrter Herr Doctor," sagte Wallow, „Sie sind ein glücklicher Vater, — jetzt haben Sie zwei intelligente Söhne!"

Um zehn Uhr Abends saß die Gesellschaft im Grosser'schen Hause wieder um den großen Tisch im Speisesaal.

„Wir wollen noch ein Glas Sect trinken, hatte der Herr des Hauses mit verheißungsvollem Augenblinzeln gesagt.

„Wir sind dreizehn Personen!" rief plötzlich Tante Betti.

„Nein, liebe Tante Betty," sagte laut Doctor Wallow und umschlang die neben ihm sitzende Lucie, „wir Beide gelten jetzt nur noch für eine Person!" Da trat Herr Grosser in's Zimmer und proclamirte die Verlobung.

Und als die Gläser zusammen klangen, da ergriff der alte Herr mit der blauen Brille das Wort zu einer schönen Gratulationsrede. Die fing so an: „Meine Damen und Herren! Als ich heute Mittag unsern lieben neuen jungen Freund, den glücklichen Bräutigam, hier zum ersten Male in diesem Hause sah, da wußte ich sofort: das hat was zu bedeuten, das hat was ganz Besonderes zu bedeuten, das können alle Damen und Herren hier mir bezeugen, ich habe gleich gesagt: da steckt was dahinter! Ich sagte mir einfach: mein Freund Grosser, unser lieber Wirth, das ist ein so kluger und intelligenter Mann, — wenn er diesen vortrefflichen jungen Herrn plötzlich in den Kreis seiner intimsten Freunde zieht, — das muß was zu bedeuten haben! Habe ich Recht gehabt oder nicht?" Und als am Ende der etwas langen Rede, die mit einem Hoch auf das junge Brautpaar und ihre Liebe schloß, die Gläser klingend zusammenfuhren, da schmetterte Herr Balduin Grosser sein Glas besonders kräftig gegen das seines neuen Sohnes und rief:

„Ja, Junge, hoch hoch die Liebe, — aber die Intelligenz, die soll auch leben!"

Aus der Hauptstadt.

Lessing's Doublette.

Heute gibt es lustige Arbeit: von einem Presseprozeß ist und von den taktischen Kniffen fraktioneller Biedermänner zu berichten. Keine angenehmere Aufgabe konnte mir begegnen und mit dem armen Schelm, den man am ersten Januar zum Richtklotz schleppte, bin ich ganz einverstanden: das Jahr fängt gut an. Neugierig bin ich nur, ob ich beim Bleigießen in der Sylvesternacht meine wackeren Lieblinge erblicken werde: den Partei-Kaspar und den Tinten-Kuli.

Im wunderschönen Monat Mai hatte ein Tinten-Kuli in unerhört respektloser Weise wider den Stachel gelöckt. Das war nun nicht ganz so wunderbar, wie es aussieht, denn der Kuli war ein Jude und hatte deshalb die aus der Apostelgeschichte bekannte Stimme nicht vernommen, die dem Saul zurief: „Es wird Dir schwer sein, wider den Stachel zu löcken." Unser Saul aber war ein Paul und mit Vatersnamen hießen sie ihn Marx. In der „Vossischen Zeitung" hatte er drei Jahre und länger, mit der Scheere mehr, wie es scheint, als mit der Feder, gedient und vor den Augen des Chefredacteurs, des Herrn Friedrich Stephany, so hohe Gnade gefunden, daß seine Jugend für die Stellvertretung dieses illustren Kulitreibers ausersehen ward. Im Frohgefühle dieser bevorstehenden Auszeichnung ging Herr Marx in die Sommerferien; gleich nach seiner Wiederkehr aber sagte ihm Herr Stephany, mit der Stellvertretung sei es nichts, denn eine Intrigue habe Marx als Juden entlarvt und ein Jude könne die Vossische Zeitung nicht verantwortlich zeichnen. Bald darauf ging Herr Marx die Kündigung zu, die ihn um so mehr überraschte, als er selbst nicht lange vorher die Absicht einer Kündigung ausgesprochen hatte und nur durch das schmeichelhafte Zureden des Herrn Stephany davon zurückgehalten worden war. Um es kurz zu machen und weil die Einzelheiten ja doch durch die Prozeßberichte aller Welt bekannt sind: Herr Marx schied aus seiner Stellung und in öffentlichen Erklärungen behauptete er: seiner Zugehörigkeit zum alten Bunde wegen entlassen worden zu sein.

Das war nun eine böse Geschichte. Denn die Vossische Zeitung ist ein Organ der freisinnigen Partei, die jede antisemitische Regung verpönt. Das humane Banner der Toleranz in der rechten Hand, in der Linken den weisen Nathan desselben Lessing, dessen Nachfahre jetzt Besitzer der Vossischen Zeitung ist. Und diese Zeitung wieder ernährt sich zum Theil von guten jüdischen Abonnenten und Inserentengut im Sinne Shylocks: „Wenn ich sage, er ist ein guter Mann, so meine ich damit, versteht mich, daß er vermögend ist." Diesen guten Männern wurde denn auch in nicht zu weit bemessenen Zwischenräumen von Lessing's Erben durch sehr volltönendes Geschimpfe auf deutsche und namentlich russische Judenverfolger eine hübsche Gratisfreude bereitet, die sich weniger kostspielig herstellen ließ als etwa ein illustrirter Neujahrkalender oder dergleichen. Die Beurtheilung der russischen Politik wird ja überhaupt in einem großen Theile der angeblich liberalen Presse nur von der Empörung über die Judenvertreibungen dictirt und jede englische Correspondentenlüge, die von neuen antisemitischen Regungen an der Newa zu melden weiß, findet da sofort freundliche Unterstatt, während dem berechtigten Zorn über wirkliche Barbareien der nicht minder berechtigte Zorn über das schamlose Treiben jüdischer Kornwucherer, Deserteure und sonstiger Schwindler, die den hülflosen, ungebildeten und leicht zu übertölpelnden Muschik bis auf's Blut aussaugen, leider niemals zur Seite tritt. Das nur nebenbei. Kurz: der Fall Marx brachte die freisinnige Partei und die Vossische Zeitung gleichermaßen in arge Verlegenheit und man durfte begierig sein, wie sich Beide herauswickeln würden.

Herr Eugen Richter, der im freisinnigen Lager die rücksichtlose Thatkraft vertritt, rührte sich zuerst. Er stand, wie ein glaubwürdiger Zeuge mir berichtet, schon vorher mit dem Besitzer der Vossischen Zeitung, dem Geheimen Justizrath Lessing, in Verbindung, dem er wiederholt und angelegentlich den berühmten Parlamentbericht seiner nicht minder berühmten Freisinnigen Zeitung anstatt des objectiven, allen Parteien gerechten Berichtes von Oldenberg empfohlen haben soll. Die Bekanntschaft war also geschlossen und Herr Richter fragte bei Herrn Lessing in Sachen Marx an. Die Antwort lautete, Marx sei wegen Unfähigkeit entlassen worden, und Herr Richter verfehlte nicht, diese bündige Auskunft zur Beschwichtigung der erregten Gemüther eilends bekannt zu machen. Da aber Marx seine journalistische Existenz nicht stillschweigend vernichten lassen wollte und da er in dem diesmal bemerkenswerth anständigen Berliner Tageblatte „das leichtfertige Spiel mit der Wahrheit und einem Menschenschicksal" sehr energisch abwehren durfte, so mußte Herr Lessing endlich mit einer Erklärung hervortreten, in der er sagt: „Erst nachdem die Kündigung an Herrn Marx erfolgt war, habe ich von letzterer und davon, daß Herr Marx Jude sei, Kenntniß erlangt. In Betreff der Gründe zur Kündigung kann ich mich nur an die mir angegebenen halten." Im Interesse der deutschen Sprache würde Herr Wustmann, im Interesse der Wahrheit mußte der Vertheidiger des Herrn Marx diese stilistische Leistung bemängeln. Denn vor Gericht wurde festgestellt, daß der Herr Geheime Justizrath sich in seiner Erklärung schlimm geirrt hatte: nicht *nach*, sondern *vor* „letzterer" — nämlich der Kündigung — hatte er davon Kenntniß erhalten, „daß Herr Marx Jude sei"; und „in Betreff der Gründe zur Kündigung" brauchte er sich nicht „nur an die ihm angegebenen zu halten", denn er selbst — ich citire die Vossische — hatte ja schon früher, wie es nun heißt, „wiederholt verlangt, daß Marx entfernt werden solle, weil seine Leistungen nicht genügten." Diese justizräthlichen Irrungen und Wirrungen brachte erst der Prozeß an's Licht, den anzustrengen Marx durch die fürsorglichen Rathschläge anderer freisinnigen Männer veranlaßt wurde.

Diesmal traten die Gemäßigten in Action, die auf glatterer Bahn als Herr Richter das antisemitische Aergerniß aus der freisinnigen Welt schaffen wollten. Die Wahrheit und das Menschenschicksal interessiren diese humanen Männer natürlich nicht, wohl aber stand ein Parteiinteresse auf dem Spiele, und das mußte, selbst über Leichen hinweg, gerettet werden. Es wurde deshalb Herrn Marx nahe gelegt, er müsse, „im Interesse der inneren Gesundheit des Freisinns" seine Auseinandersetzung mit der Vossischen Zeitung „bis zu jenem Punkte fortführen, wo die Wahrheit oder die Unwahrheit der aufgestellten Behauptungen nicht mehr eine Sache von Treu und Glauben oder der Sympathie und Antipathie, sondern des objectiven Beweises ist." Aus der diplomatischen Verquollenheit in's Gemeinverständliche übersetzt, hieß das klipp und klar, Marx müsse prozessiren. Das war ein unendlich schlauer Zauber; denn der „objective Beweis" mußte unter allen Umständen gegen Marx entscheiden. Jeder Zeitungbesitzer hat das unbestreitbare Recht, jeden Redacteur unter Einhaltung der contraktlichen Kündigungfrist zu entlassen, und zwar ohne Angabe von Gründen. Herr Lessing, der durch ein Bekenntniß antisemitischer Neigungen seinen Namen und sein einträgliches Blatt compromittirt hätte, brauchte also nur seine bestimmte Erklärung zu wiederholen, nach der die Entlassung mit der Judenfrage nichts zu thun

hatte, und Marx konnte dann sehen, wo er mit seinem „objectiven Beweis" blieb. Für jeden Unbefangenen war es von vornherein sonnenklar, daß die Angelegenheit nur mit publizistischen, nicht aber mit juristischen Mitteln zu betreiben war, daß nur durch veröffentlichte Indizien ein moralischer Eindruck nach der einen oder anderen Seite erzielt werden konnte. An einem Gerichtverfahren konnte einzig und allein die freisinnige Partei ein Interesse haben, denn vor den Schranken mußte sich's erweisen, daß in freisinnigen Blättern von antisemitischer Bösartigkeit überhaupt nicht die leiseste Spur zu entdecken ist. Die schlauen Zauberer haben's denn auch frisch gewagt, aber — nur halb gewonnen und deshalb an die Stelle des zu erwartenden humanen Triumphgeblökes das mit Recht so geschätzte System des Todtschweigens treten lassen.' Wenn Herr Marx sich einige freundliche Naivität bewahrt haben sollte, wird er über das plötzliche Verstummen seiner zuerst so beflissenen Helfer einigermaßen sich gewundert haben; wer große und kleine Parteibonzen nebst ihren journalistischen Chorknaben in der Nähe sah, dem erscheint der Verlauf der Sache nur selbstverständlich.

Ebenso selbstverständlich, daß Herr Marx seinen Prozeß verloren hat. Mir ist die Frage, ob die Vossische Zeitung anti- oder philosemitisch ist, recht gleichgiltig und es wird zahlreiche verständige Leute geben, denen es eben so ergeht und die am Ende gar noch finden möchten, daß man für die Freigebung der journalistischen Laufbahn für jüdische Mitmenschen heute nicht gerade eine Lanze einzulegen braucht. Schon deshalb will ich in die Einzelheiten des Prozesses hier mich nicht vertiefen, in dem zwei gut freisinnige Dichter, ein einactiger Dramatiker und ein mehrbändiger Lyriker, als Rechtsbeistände fungirten. Daß bei der Tante Voß, die übrigens meinem beschränkten Abonnentenverstande als ein verhältnißmäßig geschickt, verständig und ohne allzu aufdringliches Reklamegebimmel geleitetes Bürgerweibchen erscheint, jüdische Redacteure nicht beliebt sind, das hatte man in orthodox freisinnigen Kreisen selbst immer geglaubt und frühere Mitarbeiter des Familienblattes für Kasernirung der Prostitution berichten über diesen heikeln Punkt wunderbare Geschichten. Aber Herr Lessing, der nationalliberale Besitzer des freisinnigen Blattes, versichert, ihm seien „Türken oder Heiden oder Juden", wenn sie nur brauchbar und tüchtig seien, in der Redaction gleichermaßen willkommen, und ob dieser unter dem Zeugeneide abgegebenen Erklärung hätte die freisinnige Humanität unweigerlich gejubelt, — wenn nicht das dicke Ende nachgekommen wäre.

Das dicke Ende trug die freundlichen Züge des Herrn „Stephany", der als Chefredacteur die gute Tante vor Fremdwörtern besser als vor dem unerbittlichen Briefkasten des „Kladderadatsch" und dessen Stilblütensammlung zu schätzen weiß. Nun ist zwar in Mehring's vortrefflicher Schrift „Kapital und Presse" unter dem nicht mißzuverstehenden Titel „Ein falscher Eid" die Gedächtnißschwäche des klassischen Zeugen Stephany ausführlich und erschöpfend dargestellt worden, diesmal aber hat der frühere Protector Lasalle's und jetzige Portégé Lessing's doch zu interessante Dinge ausgeplaudert, als daß seine Zeugenschaft der Vergessenheit anheimfallen dürfte. Ich citire im Folgenden immer die Vossische. Also Herr Lessing behält sich zwar das Recht vor, „allein zu beurtheilen, ob ein Mitglied des Instituts brauchbar sei oder nicht", aber Herr Stephany ist doch in der angenehmen Lage, dem „wiederholten Verlangen" seines Brotherrn nach der Entfernung des Marx erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen und den „unfähigen" Marx sogar für die Stellvertretung in Aussicht zu nehmen. Und noch einmal trennen sich die Wege der beiden Herren und wieder siegt der Chefredacteur über den Besitzer: Herr Lessing vertheilt sein Familienerbstück, die drei Ringe, an Türken, Heiden, Juden und er scheint geneigt, die Redacteure Nathan und Saladin einzustellen; Herr Stephany dagegen meint, es sei „undenkbar", daß ein Katholik oder ein Jude die auf dem Boden des Protestantenvereins stehende Vossische Zeitung verantwortlich zeichne. Mit Vergunst, Herr Stephany: ungefähr sagt das Herr Stoecker auch nur mit ein Bischen andern Worten. Darf ein Jude nicht ein christliches Blatt zeichnen, dann darf er auch nicht christlicher Knaben wehren, christliche Mädchen lehren, christlichen Rekruten Instructionsstunde ertheilen, im Namen des christlichen Königs Recht sprechen und am wenigsten als von christlichen Bürgern erwählter Abgeordneter an der christlichen Gesetzgebung Theil nehmen oder gar über kirchliche Gesetze mit abstimmen. Dann bitte ich ergebenst um confessionelle Schulen, Gerichte, Parlamente und um Vernichtung sämmtlicher von Protestanten oder Juden stammender Reden aus der Culturkampfzeit. Daß des seligen Windthorst schlaue Trivialität das nicht mehr erlebt hat, ist wirklich zu bedauern; der hätte das freisinnige Todtschweigen nicht mitgemacht und sein ceterum censeo wäre gewesen: Her mit dem katholischen Cultusminister, im Namen des heiligen Stephany!

Auf dem Wege des freisinnigen Parteiinteresses aber lag diesmal solche Logik nicht und deshalb wurde der Jude Marx verbrannt. Er soll unfähig gewesen sein und diese Unfähigkeit eines angeblich nur mit der Scheere und dem Gummipinsel beschäftigten Redacteurs soll sich, merkwürdig genug, erst nach drei Jahren in ihrem unerhörten Umfange herausgestellt haben. Er soll auch ein „ungeregeltes" und „übernächtiges" Leben geführt haben und darüber wurde leider der unter Herrn Stephany's Oberaufsicht den so zu sagen feuilletonistischen Theil der Tante bearbeitende Herr nicht befragt, dessen Zeugenaussage mitleidige Nächstenliebe für einen im Joche Stöhnenden bedecken mag; sonst hätten die erschreckten Philister erfahren, daß der gestrenge Herr Stephany, der früher selbst ein toller Christ gewesen sein soll, es ein ungeregeltes und übernächtiges Leben nennt, wenn zwei junge Studenten a. D. das harmlose akademische Schoppenstechen beim Sedlmayr oder im Pschorrbräu biersidel fortsetzen. Dagegen wurde für die Unfähigkeit allerdings ein zwingender Beweis vorgebracht. Marx hat nämlich, man denke! in der Zerstreuung des ersten Tages nach den Ferien eine Notiz zweimal in die Oberredaction gegeben. Und das nennt man bei den deutschen Zeitungschreibern eine Doublette, und nach „dem Vorkommniß mit der Doublette" ist Herr Stephany „sehr böse gewesen" und er hat „die Hoffnung aufgegeben, daß die Stellung des Herrn Marx haltbar sei." Ist das nun ein Beweis oder nicht? Zwar ist der Chefredacteur, wenn er schon nicht deutsch schreiben kann und ein schlechtes Zeugengedächtniß hat, doch recht eigentlich dazu da, um Doubletten zu vermeiden. Wäre aber die Steuernotiz wirklich zweimal in die Vossische gelangt, dann war das sicherlich viel, viel unheilvoller, als etwa die ostafrikanischen Wippchenberichte oder die Gehörirrthümer des Musikkritikers, über die Tantchen unverzagt die schützenden Fittige breitete. Der Leiter der Vossischen bringt „nur Artikel, die gewissermaßen aus seiner innersten Ueberzeugung herausgeschrieben" sind. Aus der innersten Ueberzeugung des Herrn Stephany aber wohl die naturalistischen Kunstberichte des conservativen Meisters Theodor Fontane (monatliches Gehalt: 200 Mark!) und die spießbürgerlichen Wohlanständigkeiten seines Nachfolgers herausgeschrieben; auch die Handelsberichte des von Otto Glagau und Mehring ohne Retouche photographirten Herrn Julius Schweitzer konnte die über den Wassern schwebende Verantwortlichkeit noch decken und es ruhig hinnehmen, wenn Herr Engel, der einst gegen Bayreuth wetternde Musikpapst, mit seinem Lobe Sänger bedachte, die gar nicht gesungen, aber inzwischen Gesangstunden genommen hatten. Alle diese Männer sind tüchtig und brauchbar; untüchtig und unbrauchbar ist allein Herr Marx, der Doubletten-Sünder, und er allein ist verdammt.

Mir aber, ich kann nicht dafür, erscheint diese ganze Gesellschaft, wie eine einzige große Doublette: Diese Partei, die frei und sinnig genug ist, wider besseres Wissen allerhand schmutzige Geschichten todtzuschweigen und ihren kleinlichen Fraktionskniffen Menschenschicksale zu opfern; dieser Erbe Lessing's, der im entscheidenden Punkte seiner zur Beruhigung jüdischer Abonnenten und Inserenten erlassenen Erklärung sich irrt und in der Hast dann alle drei Ringe auf einmal an die Männer bringen will; dieser Chefredacteur, der es für undenkbar erklärt, daß ein nicht auf dem Boden des Protestantenvereins Stehender verantwortlich zeichne, und der es doch miterlebt hat, wie der verstorbene Redacteur Dumas, ein Atheist von reinstem Wasser, den keine Macht der Erde zur Ablegung des christlichen Eides bewegen konnte und der sich deshalb sogar dem Geschworenendienst entzog, zu wiederholten Malen und Wochen lang in Vertretung des auch damals Stephany heißenden Chefredacteurs, die Vossische zeichnete — Probenummern stehen zur Verfügung —; nochmals dieser Chefredacteur, der vor Unfähigkeit radotirt, während er selbst nicht im Stande ist, auch nur einen druckfähigen Artikel zu schreiben —: lauter Doubletten, lauter Geschichten, die ich schon einmal gelesen haben muß; ich weiß nur nicht,

ob es in Hackländer's europäischem Sclavenleben, in den Pickwickiern von Dickens oder in Bismarck's Reden war.

Der Geheime Justizrath Lessing ist ein Großneffe von Gotthold Ephraim, dem ersten deutschen Publizisten, und in ähnlichem Verwandtschaftverhältniß steht Herr Marx zu dem Theoretiker des Sozialismus, zu Karl Marx, dem Ankläger des Kapitals. Wenn die beiden Männer im Journalistenhimmel, wo man ein äußerst ungeregeltes und übernächtiges Leben führen soll, die Berichte über diesen denkwürdigen Prozeß gelesen haben, in der Vossischen der Eine, im Vorwärts der Andere: ich fürchte sehr, daß es dann mit dem vom Professor Erich Schmidt so beredt gepriesenen preußischen Liberalismus Lessing's ein rasches Ende nehmen und daß der göttlich grobe Kritiker einen Anti-Stephany und Genossen schreiben wird, — aber nicht für den Verlag der Vossischen Erben und der Lessing'schen Doubletten. Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Der Hungerthurm." Schauspiel in drei Aufzügen. Nach dem Englischen des Henry Arthur Jones von Gustav Kadelburg. (Deutsches Theater.) — Noch einmal Eugène Scribe. — „Das neue Programm." Volksstück in drei Akten von Kempner-Hochstätt und William Schumann. (Wallner Theater.)

Die Pariser Theaterwoche, die mit den Montagkritiken über Ibsens Hedda Gabler begann, wird mit Festartikeln zu Ehren Eugène Scribes ihren Abschluß finden. Denn unmittelbar fast, nachdem die perverse Generaltochter an der Hand des fein und klug ihre Sehenswürdigkeiten erläuternden Jules Lemaitre die Bühne des — Vaudeville beschritten hatte, hieß es zum hundertjährigen Geburtstag des würdigen Scribe rüsten. Das ist von ungefähr gelungen und ich möchte gleich wetten, daß Papa Sarcey im „Temps" vom nächsten Montag den lebendigen Ibsen vor dem Altar des todten Scribe, unter erhebenden Verwünschungen gewiß und mit der geziemlichen Feierlichkeit, verbrennen wird. Und weil auch bei uns man den szenischen Tausendkünstler nur noch aus der Ibsen-Perspektive zu betrachten gewöhnt ist, deshalb dürfen auch wir des witzigen Zufalles uns freuen, der in der geistigen Heimath des Scribe ihm gerade jetzt den Ibsen zur Seite gestellt hat, dem Theaterbeherrscher von vorgestern den Pionier der Dramatik von übermorgen.

Wenn Francisque Sarcey der typische Vertreter und der repräsentative Mann des gallischen Geistes, des esprit de clarté et de netteté, wäre, dann brauchten wir, für Frankreich wenigstens, um eine vergleichende Abschätzung der beiden Persönlichkeiten nicht erst lange uns zu bemühen. Denn für Sarcey gibt es nichts Höheres als: Le verre d'eau, La camaraderie, Une chaîne, Bataille des Dames, Bertrand et Raton, und die übrigen Kunststücke des fruchtbaren und fixen Eugène. Kaum eine Woche vergeht, ohne daß im Temps Scribe als Erzieher empfohlen würde, und in seiner ungewöhnlich thörichten Besprechung der Hedda Gabler, in einer Besprechung, die in Berlin gedruckt sein dürfte, sagte Sarcey es gerade heraus, nun möchte man ihn und die ville-lumière doch gefälligst mit allen diesen fremdbürtigen Wunderthieren verschonen, mit Shakespeare und Goethe, mit Ibsen und Maeterlinck, und im Hintergrunde dieser fidelen Entrüstung stieg leuchtend wieder einmal das Bild des seligen Scribe auf: Ah! mes enfants, il n'y a que lui, et le jour viendra où . . und so weiter. Wirklich: ich übertreibe nicht, Sarcey feiert Scribe auf Kosten Shakespeares und er ist damit nur consequenter und weniger autoritätgläubig als unser jetzt leider verärgerter Herr Frenzel, der von jeder ernsthaften und nicht ganz wasserklaren Bühnenarbeit nach den Freuden der Theaterepoche Puttlitz-Lindau-Lubliner sich zurücksehnt, ohne doch gütigst zu bedenken, daß auch der Hamlet ein Stück „verzwickter" Psychologie ist, dessen Held „nach Dalldorf" gehört, und daß ein nur etwas radicalerer und weniger pietätvoller Frenzel den Macbeth recht wohl als eine „dramatisirte Criminalnovelle" bei Seite stoßen dürfte. Aber Sarcey, der als ein ausgezeichneter Theaterpraktiker ja von Rechts wegen für Scribe schwärmen muß, ist in seinem Kunstempfinden für Paris nicht viel mehr typisch als etwa Frau Buchholzen für Berlin: trotz seinen blitztrivialen Einwendungen ist Shakespeares Widerspänstige — vom Uebersetzer Paul Delair mit dem guten Titel der mégère apprivoisée versehen — im Hause Molières ein Zugstück geworden, die Ibsen-Conferenz Lemaitres hat nicht Enthusiasmus nur, sondern auch Verständniß gefunden und Scribe ist ein todter Mann, den die ernste literarische Kritik, den selbst Ferdinand Brunetière in der Revue des deux mondes nur halb mit Erbarmen noch lobt. Die Theaterzustände sind ungefähr gleich, an der Seine wie an der Spree: die alte Form zeigt Sprünge und Risse an allen Ecken, und da die neue nicht fertig werden will, geht man den großen Hammerschwinger aus Skien in Norwegen um Rath und Hilfe an. Ibsen und kein Ende, rufen die Alten und verweisen auf klassische Muster, worauf von den Jungen ihnen mit Molière erwidert wird: Les anciens sont les anciens et nous sommes les gens d'aujourd'hui. Nur haben, mit patriotischem Schmerz muß es bekannt sein, die Leute von heute in Paris mehr Talent als in Berlin.

Mir ist da neulich ein Buch in die Hände gefallen: Lectures choisies de Jean-Jacques Rousseau*), und von dem möchte ich gern hier ausgehen. Da stehen nämlich auch die Aussprüche Rousseaus über das Theater verzeichnet und die haben mich veranlaßt, die betreffenden Stellen in der Nouvelle Héloïse und die Lettre sur les spectacles nachzulesen. Daß Rousseau, der die Weltdinge ungefähr mit den Augen des durch Voltaire berühmten Huronen ansah, die theatralischen Kunstspielereien mit der gleichen Verachtung bedachte, wie heute es der vom Wagner geheilte Nietzsche thut, das ist eigentlich selbstverständlich und bedarf keines Commentars. Interessant aber war für mich die Wahrnehmung, daß die bretterne Welt zur Rousseauzeit fast genau so aussah wie hundert Jahre später — vor Ibsen. Setzen wir für Corneille, Racine und Voltaire die schillernden Säulendichter und den Wildenbruch der Karolinger, und der Chevalier de Saint-Preux könnte 1880 gesagt haben: Communément tout se passe en beaux dialogues bien agencés, bien ronflants, où l'on voit d'abord que le premier soin de chaque interlocuteur est toujours celui de briller. Presque tout s'énonce en maximes générales: quelque agités qu'ils puissent être, ils songent toujours plus au public qu'à eux-mêmes; une sentence leur coûte moins qu'un sentiment. Setzen wir für Regnard, Marivaux, Gresset, Piron unsere Lustigmacher Puttlitz, Lindau, Lubliner und den Lieutenantschwank Mosers, der Begabtesten in Reih' und Glied, und abermals könnte unser Chevalier von Rousseaus Gnaden zwischen 1870 und 80 gesagt haben: Maintenant on copie au théâtre la conversation d'une centaine de maisons de Paris. Hors de cela, on n'y apprend rien des moeurs des Français: Il y a dans cette grande ville cinq ou six cent mille âmes dont il n'est jamais question sur la scène . . . . . C'est ainsi que la sphère du monde et des auteurs se rétrécit; c'est ainsi que la scène moderne ne quitte plus son ennuyeuse dignité; on n'y sait plus montrer les hommes qu'en habit doré. In diesem ungünstigen Urtheil begegnete der Sozialkritiker Rousseau dem literarischen Kritiker Diderot, und hätten 1880, als das Adligen-Lustspiel umging, Lessing und Tolstoi einen Rundmarsch durch unsere Theater angetreten, sie würden zu keinem anderen Resultat gekommen sein: würdige Langeweile und blutarme Frivolität ringsum; nur in Oesterreich regte sich Anzengruber und in Berliner Possenreißereien suchte L'Arronge wieder eine volksthümlich derbe Moral zu verpacken.

1789 kam die Revolution, 1889 ging es glimpflicher ab, denn es kam nur die freie Bühne und das soziale Drama mit Tendenzen à la Rousseau und Tolstoi. Aber auch 1784 war das soziale Drama gekommen, allerdings in dem heute verpönten Gewande des Geistreichthums: der Figaro von Beaumarchais. Und wer weiß, ob nicht die Nachkommenschaft des Grafen Almaviva den Männern und Frauen von Sodom W. merkwürdig ähnlich gesehen hätte, wäre nicht erstens der Robespierre zu Fuß, zweitens der Robespierre zu Pferde, genannt Napoleon, drittens die Restauration und viertens die Romantik hereingebrochen, die den Heroencultus wenigstens in berauschter und berauschender Lyrik fortpflegte. In dieser harten und obligatorischen Volksschule aber hatte die einst so kampflustige Bourgeoisie mit bedächtiger Schnelle die guten schlechten Manieren der von Tocqueville gestriemten Chevallerie angenommen, sie wollte was Gut's in Ruhe schmausen und, auch darin faustisch, sie commandirte den Poeten: Nur daß die Kunst gefällig sei! Wie die Thräne auf den herben Zwiebel mußte auf die romantische Trunksucht eine Periode den wohlanständigen Temperenzlerei folgen, auf Wüstheit Klarheit, auf Ueberschwang sittige Mäßigung, auf Victor Hugo: Ponsard, auf Musset: Feuillet, auf George Sand: Eugène Scribe. Sie alle gewannen überreichlichen Beifall; Scribe allein gewann obendrein noch ein stolzes Herrenschloß, von dessen nahe bei Paris ragender Façade den Wanderer die Inschrift grüßte:

Le théâtre a payé cet asile champêtre;
Vous qui passez, merci! Je vous le dois peut-être!

Wie dieser Gelderfolg zu Stande kam? Zwei Seelen wohnten auch in Scribes Brust, doch beide hielten in derber Liebeslust sich an die Welt, mit klammernden Organen. Während der großen Revolution, in dem durch Goethes Weimarer Directionbeginn schon bedeutenden Theaterjahre 1791, war er geboren, am stillen Weihnachtheiligabend, als wollte der liebe Herrgott sagen: Heute braucht nicht gespielt zu werden; paßt auf, Ihr Theaterleute, heute wird Euch der Heiland geboren. Und der kleine Messias wuchs auf und ward groß und erlebte die Julirevolution und den Sieg der Romantik: Seele Nummer eins regte sich klug, sagte dreizehn, wo Victor Hugo selbst nur zwölf gesagt hatte, und schuf für Auber und den Altersgenossen Meyerbeer jene berühmten Textbücher, die der klassischen Oper eine Bartholomäusnacht und eine Dragonade zugleich beibrachten und die grand opéra mit Ballet und Sensationen zum geräuschvollen Leben entbanden. Von diesem Theil der Scribekunst ist bei der Meyerbeer-Feier hier gesprochen worden. Als aber bald darauf es stiller wurde in der Welt, als die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums anbrach und Louis-Philippe seinen Regenschirm spazieren führte, da entdeckte auch Meister Eugène sein gut bürgerliches Herz, da regte sich Seele Nummer zwei und der Schöpfer der großen Oper schuf nun auch die große Intriguenkomödie mit doppeltem Boden: Adrienne Lecouvreur, die Märchen der Königin von Navarra, Feenhände, Minister und Seidenhändler, und wie die unterhaltenden Nippes sonst noch heißen mögen, die so reichlich und flink aus der leistungsfähigen Fabrik von E. Scribe & Co. hervorgingen. Mit diesen beiden Eisen im Feuer: dem rothglühend und zischend romantischen für die Oper, dem sänftiglich abgekühlten fürs Schauspiel, hat Scribe der constitutionellen Delila die Locken gebrannt und über diese Coiffeurthätigkeit ist er zum reichen Manne und Schloßherrn geworden.

Daß er ein großer Erfinder war, einer der Größten, die die Theatergeschichte aller Zeiten kennt, das ist von Verständigen nirgend bestritten. Auch das leugnet beinahe nur noch Sarcey, daß er ein großer Verderber war, weil er die Intrigue verwickelte, Leidenschaft und Charak-

*) Mit Noten von M. Rocheblave, Verlag von Armand Collin, Paris 1891.

teristik als entbehrlichen Ballast über Bord warf und auf leichtem Kahn das amusirende, durch gedrängte Ereignisse und complicirte Abenteuerlichkeiten erregende Theaterstück einschmuggelte. Aber hatten nicht schon Regnard und Marivaux, Beaumarchais selbst mit umständlichen Intriguen kokettirt? Scribe verstand diese szenische Kunst besser als irgend ein Anderer und Brunetière sagt deshalb treffend von ihm: On aime à faire ce que l'on fait bien; et, quand on sait »faire« une pièce, on se donne volontiers le plaisir de la »faire«, seulement pour la »faire.« Tout art a ses virtuoses, dont il faut savoir reconnaître et louer le mérite. Es fällt mir auch gar nicht ein, dieses Verdienst Scribes zu verkleinern; ich glaube vielmehr, der amusante Erfinder, der alte Dumas der Komödie, wird bei uns längst nicht nach Gebühr anerkannt: wir könnten herzlich froh sein und unsere Thespiskärrner dürften Hosianna singen, wenn ein neuer Scribe morgen, oder heute lieber noch, aufstände und den Tropfen Gift im Glas Wasser ertränkte. Nur als großes Muster soll man ihn nicht uns und als leuchtendes Vorbild aufstellen, nur nicht den Jungen alltäglich vorwimmern: Das allein ist Theater, so war es und so wird es immer sein. Denn es war nicht immer so und wird nicht immer so sein; Shakespeare und Molière haben gelebt und Ibsen steht noch auf festen Beinen. Auf dem Theater herrscht die große Kunst, die den Menschen anschaut und in bewegter Handlung, in der Entfaltung seines vom Fatum, von sozialen oder persönlichen Verhältnissen, von erblicher Belastung oder vom vielberufenen Milieu beschränkten Willens die charakteristische Besonderheit seines Wesens erkennen läßt, ohne der Hilfsmittel zufälliger Geschehnisse und weitschichtiger Intriguen zu bedürfen. Im Theater sucht aber gleichzeitig eine bunte, müde und in geschäftigem Einerlei abgeplagte Menge Zerstreuung, und für die muß es auch solche Scribes geben, die gefällig zu unterhalten und ohne allzustarke Opiate zu betäuben wissen. Unsere sehr modern sich dünkelnde Kritik vergißt, daß es doch auch modern ist, mit Lachgas beim Zähneausziehen zu operiren.

Scribe, das ist wahr, gab in seinem eleganten Coiffeursalon nur selten sich mit Zähneausziehen ab. Mitunter aber that ers doch und dann behandelte das behende Männchen seine snobistischen Kunden nicht so glimpflich, wie man gern glauben möchte, weil immer man die Legende der Wirklichkeit vorzieht. Ein gewerbmäßiger Schönfärber war der Mann nicht, der in der camaraderie Streberthum und Cliquenwesen, in den Feenhänden den müßig bummelnden Adelstolz, im Damenkrieg die Polizeiweisheit, im Glas Wasser gar das gekrönte Gänschen und, ach wie oft, die Pfiffe und Kniffe der Diplomatie verspottet hat. Radikal freilich war er durchaus nicht, er plombirte lieber und ließ sogar kranke Wurzeln stehen, weil er, weniger optimistisch als der Operateur mit der idealen Forderung, nicht leicht daran glauben mochte, daß der recht alten Gesellschaft nun noch neue Weisheitzähne wachsen sollten. Ueber die Gesellschaft seiner Zeit, deren bourgeoise Wünsche und Vorurtheile er sorglich schonte, sah er nicht hinaus, er war kein trouveur de sources, sondern ein amuseur, und während aus den neuen Schichten das erste unzufriedene Murren und Grollen heraufklang, während der Zusammenbruch der monarchischen Staatform unterirdisch sich vorbereitete, that er wie Wotan, als schon die Riesen gegen Walhall rüsteten, mit Mime that, dem Zwergen: er saß mit seinem amusirt und betäubt sein wollenden Publikum am behaglichen Feuer und vergnügte sich und die Hörer durch Räthselspiele, ganz verschmitzte, durch schlaue Intriguen und Taschenspielertrucs, die dann fix und elegant, ohne Balancirstange, nur durch Fingersertigkeit, gelöst wurden und erklärt, daß die Betrachter Mund und Nase noch zu den Ohren aufsperrten über solche nie erschaute Geschicklichkeit. Er war ein ausbündiger Rechenmeister und Niemand, selbst sein Sohn und Rechtsnachfolger Sardou nicht, konnte wie er die Volte schlagen. Er war der erste Tantièmedichter, in dessen Fabrikbetriebe unzählige Kleinmeister beschäftigt wurden, der vollkommenste Ausdruck der französischen Bourgeoisie aus der Zeit vor dem zweiten Kaiserreiche; und der Baron Haußmann, der dann Paris mit neuen Prachtquartieren und Straßenzügen schmückte, der war der eigentliche Erbe der Erfindungkunst des Komöden und Vaudevillisten: Beide verstanden es meisterhaft, aus oft brüchigem und unsicherem Material äußerlich glänzende Wunderbauten aufzurichten. Heute schon aber lagert auf der Scribe-Welt dicker Staub, der Schwamm sitzt im Gebälk, und wenn man die spekulativen Miethkasernen den befremdlichen Nordlandhütten Ibsens vergleicht, dann fühlt man sich versucht, Goethes Wort über Voltaire und Rousseau zu modernisiren: Mit Scribe endet, mit Ibsen beginnt eine Weltepoche. Dort eine müde, mechanische Beweglichkeit und ein oft greisenhafter Witz; hier eine Dämmerstimmung, ein Sehnen nach zögernden Sonnen, die fröstelnde Unsicherheit des Morgengrauens.

Daß wir deshalb noch längst keine Berechtigung haben, hochmüthig auf die Glanzzeit der Scribe-Kunst hinabzublicken, dafür zeugt unsere heutige Theaternoth. Fünfmal an drei Feiertagen ist auf den Anschlagzetteln unserer ersten Bühnen der Name des Herrn Kadelburg als eines Stückeschreibers erschienen. Nun ist Herr Kadelburg sicherlich ein kluger und geschickter Theaterkenner, seine literarischen Fähigkeiten aber und seine Gaben als Finder und Erfinder konnten doch nur in den Tagen eines schlimmen Nothstandes so reichliche Anerkennung finden. Das Niveau unserer Theater senkt sich eben immer mehr, und so durfte Herr L'Arronge es denn wagen, über einer militärischen Polterabendposse und einer englischen Vorstadtkomödie uns den Weihnachtbaum anzuzünden.

Für die recht unterhaltsame Posse „In Civil" ist Herr Kadelburg allein verantwortlich, das wundersame Schauspiel vom „Hungerthurm" hat er nach dem englischen Drama „Judah" des Henry Arthur Jones bearbeitet. Herr Jones ist jener frühere Stadtreisende und jetzige Dramatiker, dessen vom Londoner Shaftesbury-Theater berühmtem Volkstücke „The Midleman" es in Berlin, wo man es „Arbeit" betitelte, so schlecht erging. Das Rezept ist in beiden Stücken genau das gleiche: mit allen Mitteln, auch den übelsten, wird in der Haupthandlung auf brutale Spannung hingearbeitet, während für die Erheiterung eines verehrlichen Publikums ein nebenher laufendes Clownpaar zu sorgen hat. Und war im „Middleman" die soziale Frage und die Schädlichkeit des Zwischenhandels als Stuckausputz verwendet worden, so spuken um den „Hungerthurm" alle Klopf- und Wurfgeister des Spiritismus herum. Im Grunde handelt es hier wie dort sich um eine bejahrte Liebesgeschichte im Stil der tugendhaft aufregenden Gouvernantenromane.

Ein steinreicher Lord hat eine schwindsüchtige Tochter, die von allen ärztlichen Autoritäten aufgegeben ist. Als er von den Wunderkuren einer herumziehenden Hungerkünstlerin vernimmt, entschließt der geängstete Vater sich zu einem letzten Versuche. Und richtig: drei Monate nach der ersten Bekanntschaft mit dem Wundermädchen Mary Dethie ist die kleine Eve geheilt und kreuzfidel. Wie kommt das? Ich weiß es nicht, Mister Jones weiß es auch nicht und Herr Kadelburg erst recht nicht. Aber der große Mediziner, der durch das Stück raisonnirt, der meint, solche zufällige Heilungen kämen mitunter vor. Er muß es wissen und ich muß ihm glauben. Nicht ihm aber und nicht der englisch-deutschen Firma muß ich glauben, daß die Tochter eines mit allen Wassern gewaschenen Jahrmarktkünstlers und Schaubudenschwindlers der leibhaftige Weihnachtengel sein kann, in dessen holder Gestalt Mary Dethie sich uns einzuschmeicheln versucht. Das süße Kind nämlich, das Jahre lang ohne Nöthigung den einträglichen Wunderschwindel des biederen Papas mitgemacht hat, ist nach der Aussage der Entlastungzeugen Jones und Kadelburg rein und engelhaft geblieben. Viele Zuschauer fanden das rührend; noch rührender, daß Mary mehrere Tage nichts zu essen bekam; und am allerrührendsten, daß ein schöner anglikanischer Pfarrer das geistliche Gewand abthat, um mit der entlarvten, aber auch schönen Schwindlerin einen auf Wahrheit begründeten Bund zu schließen, nachdem er das Bräutchen vorher durch fromme Lügen wacker unterstützt hatte. Ich habe den Verdacht, der entgeistlichte Herr möchte bald unter veränderter Firma mit seiner Mary Vaters Wunderkram fortsetzen, — denn schließlich kann man von der Liebe allein doch nicht leben und weit eher schon durch Hungerkünste fett werden. Und ich habe den andern Verdacht, die dreiaktige That von Jones-Kadelburg könnte alle Verehrer von Geheimmitteln und Sympathiekuren in ihrem gläubigen Vertrauen bestärken, — denn „etwas muß doch wohl daran sein, da die kleine Lady ihre rothen Backen wieder hat."

Das grobe Vorstadtstück, das zwischen verstiegener Pathetik und derbster Burleske stillos einherschwankt, wurde von dem Regisseur des „Deutschen Theaters" mit liebevollerer Zärtlichkeit behandelt als der cyclische Goethe und die neuen Dramen weniger befreundeter Autoren. Aus der glatten und wohlanständigen Aufführung ragte die geniale Karikatur hervor, die Herr Engels als Papa Dethie auf eigene Kosten lestritt. Dem Stücke wurde eine nicht unfreundliche Aufnahme zu Theil, erstens weil es „mal was Anders" brachte, und zweitens, weil es durch keine Pause zerrissen war. Auf die Bedeutung der Pausen für den Verlauf der ersten Vorstellungen habe ich schon neulich hier hingewiesen und Herr L'Arronge hat nun die Probe auf das Exempel gemacht. Erst nach dem Abschiede vom Hungerthurm konnten die guten Leute in den Wandelgängen von Wissenden vernehmen, daß sie über ein Stück sich amusirt hatten, das vor etlichen Wochen in Frankfurt mit Pauken und Trompeten abgefallen war. Das gab denn eine böse Weihnachtüberraschung für die auf ihren kritischen Spürsinn gar so stolzen Berliner. Ist es aber auch, das frage ich dreist, erlaubt, daß am Main man einen reiferen Kunstgeschmack zeigt als am grünen Strand der Spree? — Durch die Zeitungen ging neulich die Nachricht. Herr von Wildenbruch würde die „Sozialistischen Zukunftsbilder" des Herrn Eugen Richter dramatisiren. Die Nachricht war natürlich falsch; die Dramatisirung aber ist nun erfolgt und im Wallner-Theater haben wir sie, unter dem lockenden Titel „Das neue Programm", kennen gelernt. Ein sicherer Blick für Theaterwirkungen und gelungene Wortwitze lassen der Posse sich nachrühmen, für die Herr Guthery seine robuste Komik einsetzte; die aufdringliche Absicht aber, die proletarischen Bestrebungen auch mit den verwerflichsten Färberkünsten zu verhöhnen, verdarb hier wie in der Richteriade geschmackvolleren Zuschauern den Spaß. Daß ein begeisterter Sozialdemokrat durch eine Erbschaft zum neuen Programm des „rücksichtlosen Ausbeuters" bekehrt werden kann ist möglich; daß diese Wandlung sich im Handumdrehen vollzieht, ist unwahrscheinlich; daß aber gar der Arbeiter mit der Maschine, an der er doch grau und mürbe geworden ist, nicht so gut umzugehen versteht, wie der leichtlebige Fabrikant, das ist keine satirische, sondern eine läppische Voraussetzung. Gerade die ehrlichen Gegner des Sozialismus sollten dergleichen gefährliche Täuschungen nicht unterstützen und die Possendichter ersuchen, weniger Richter und mehr Paul Goehre zu lesen. M. H.

Notizen.

Classisches und Romantisches aus der Tonwelt. Von La Mara. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Erinnerungen an und ungedruckte Briefe von Beethoven, die Musikergräber in Wien, Ungedrucktes von Spohr, Marschner, Liszt, Volkmann (lustige Briefe an seinen unglücklichen Librettisten Foglar), Neues zu Schubert's Biographie und zur Erinnerung an Ad. Henselt — ein reiches Füllhorn bietet die Verfasserin allen Musikfreunden dar. Alles ist interessant, geistvoll dargestellt und unterhaltend gestaltet. Selbst ein ganz musikfeindlicher Leser würde seine Freude daran haben.

Inserate.

Eine im **Uebersetzungsfache bewanderte Dame** übernimmt Uebersetzungen a. d. Engl. u. Franz. u. and. lit. Arb. Meld. sub **R. 3538** beförd. Haasenstein & Vogler A.-G., Königsberg i. Pr.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Anthropogenie

oder

Entwickelungsgeschichte des Menschen.

Keimes- und Stammesgeschichte

von

Ernst Haeckel,

Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Professor an der Univ. Jena.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 20 Tafeln, 440 Holzschnitten und 52 genetischen Tabellen.

2 Bände. gr. 8. geh. ℳ 16.—; geb. ℳ 19.—.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Felix Dahn,

Erinnerungen.

2. Buch. Die Universitätszeit.

1—3. Aufl. 628 S. 8°. geh. 10 ℳ, geb. 11 ℳ.

Dieser Band bringt die Darstellung der vier Jahre des Studiums an den Hochschulen München und Berlin 1850—1854, aber auch gar manches Bild aus dem Geistes-Leben in jenen Städten auf dem Gebiete der Philosophie, der Rechtswissenschaft, der Bühnen und der Dichtung. Auch seine Fahrten in den heimathlichen Bergen von 1848 bis 1862 hat der Verfasser hier zusammengestellt. Endlich hat er sich recht deutlich über Mißstände an den deutschen Hochschulen, zumal über den Betrieb des Rechtsstudiums in Preußen, ausgesprochen.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Am halben Ladenpreis!

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 50.—.

Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Neu! ℳ 40.—.

Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. 6 Bände in Futteral. Neu! ℳ 100.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an C. Rudloff in Berlin W., Culmstraße 8.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.**

Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre 64 (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich Klavierstücke u. Lieder, sowie als Extrabeilage: Dr. Svobodas illustr. Geschichte d. Musik. Preis ¼jährl. (6 Nr.) nur **Mk. 1.**— Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. Probe-Nummern gratis u. franko durch den Verleger **Carl Grüninger, Stuttgart.**

Neue Musik-Zeitung.

Soeben erschien als **37. Band** der **Grote'schen Sammlung:**

Die Gedichte

des

Großfürsten Constantin.

In freier Nachbildung

von

Julius Grosse.

Preis cart. 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

In den Gedichten des Großfürsten Constantin spricht sich ein ganz ungewöhnliches Talent aus, das unzweifelhaft auch bei uns unbefangene Anerkennung finden wird.

Berlin S.W., Bernburgerstr. 35. **G. Grote'scher Verlag.**

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Angela Borgia

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer

Verlag von H. Haessel in Leipzig

Preis: Geheftet M. 4.—, Leinwdbd. M. 5.—, Halbfrzbd. M. 7.—

ist wohl das interessanteste Buch der Jetztzeit, das jeder Freund der Literatur wird kennen lernen wollen.

Hierzu eine Beilage: Einladung zum Abonnement auf „Die christliche Welt" und „Chronik der christlichen Welt" aus dem Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

№ 2. Berlin, den 9. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Nothlage in Rußland, ihre Ursachen und Folgen. Von Wilhelm Henckel. — Neues über das Tuberkulin. Von Dr. med. Hugo Bernheim (Würzburg). — **Literatur und Kunst:** Martin Greif und das vaterländische Schauspiel. Von Arnold Fokke. — Psychologie der Suggestion. Von Carl du Prel. — **Feuilleton:** Winter. Von Georges de Peyrebrune. — Aus der Hauptstadt: Nachklang vom Mozart-Cyclus. Von Heinrich Roeckner. — Berliner Architektur. Von Cornelius Gurlitt. — Offene Briefe und Antworten: Carnot und Theodor Körner. Von Friedrich Latendorf. — Notizen. — Inserate.

Die Nothlage in Rußland, ihre Ursachen und Folgen.

Von Wilhelm Henckel.

Die gegenwärtig in Rußland herrschende Noth hat einen sehr hohen Grad erreicht und droht noch weit größere Dimensionen anzunehmen, es kann daher eine so außergewöhnliche Erscheinung nicht durch eine einfache Mißernte erklärt werden. Wir wollen nun den Versuch machen, den Ursprung dieser Katastrophe zu ergründen und die Wurzeln derselben bloßzulegen; vielleicht gelingt es uns dann auch die Folgen zu ermessen, welche daraus sowohl für Rußland, wie auch für uns entstehen können.

Man hört häufig die Behauptung, Rußland habe so große Flächen fruchtbaren Bodens, daß es nöthigenfalls ganz Europa mit Brot versehen könne, und die Getreidemassen, welche in den letzten Jahren ausgeführt wurden, schienen diese Meinung auch zu bestätigen. Wären nun diese fruchtbaren Ebenen stets den Anforderungen einer rationellen Landwirthschaft gemäß bearbeitet worden, so hätten sie allerdings noch viele Jahre hindurch nicht nur das eigene Land, sondern auch einen großen Theil der minderbegünstigten Nachbarländer mit den nothwendigsten Nahrungsstoffen versorgen können; da aber die russische Landwirthschaft leider nicht auf einer so hohen Stufe der Vollkommenheit steht, da ihr die meisten Eigenschaften mangeln, die zu einer gedeihlichen Entwickelung nothwendig sind, und da es ihr auch an Schutz und Pflege durch die dazu berufenen und verpflichteten Regierungsorgane gebricht, so ist sie thatsächlich nicht im Stande eine so hohe Aufgabe zu erfüllen. Es fehlt den russischen Landwirthen vor allen Dingen an Intelligenz und Kenntnissen; sie wirthschaften in der Regel jahrein, jahraus nach alter Schablone, saugen den Boden aus und scheinen gar nicht zu ahnen, daß eine so primitive Wirthschaftsmethode allenfalls dort geduldet werden kann, wo reichliches Neuland vorhanden ist, nicht aber da, wo dem Boden seit unvordenklichen Zeiten seine ursprüngliche Nährkraft entzogen wurde. Aber es sind nicht nur die russischen Landwirthe, welche den Ruin der Landwirthschaft verschuldet haben, sondern auch die Regierung ist daran schuld, weil sie sich für diesen wichtigsten Zweig der nationalen Oekonomie, auf dem doch das ganze Gedeihen, das Ansehen und die Macht des Reiches beruht, so wenig gekümmert hat. Dem Handel und der Industrie, die in Rußland eine weit geringere Bedeutung haben, widmete die Regierung ein viel größeres Wohlwollen, man kann sogar behaupten, sie habe durch Zollschutz, Subventionen und Aufmerksamkeiten aller Art des Guten schier zu viel gethan, während sie die Landwirthschaft nicht nur als Aschenbrödel behandelte, sondern sogar direct schädigte, indem sie ihr z. B. die nothwendigsten Geräthe und Maschinen, an denen in Rußland Mangel ist, durch hohe Zölle vertheuerte und dadurch deren Gebrauch beschränkte. Für den Unterricht in der Agrieultur geschah fast gar nichts und die wenigen, auf landwirthschaftlichen Schulen gebildeten Oeconomen fanden bisher nur selten eine ihren Kenntnissen angemessene Stellung und Besoldung, so daß sie häufig gezwungen waren ihren undankbaren Beruf aufzugeben, um sich anderen, besser lohnenden Beschäftigungen zu widmen. Auch die landwirthschaftliche Technologie liegt in Rußland noch sehr im Argen, nur die Spiritusfabrikation und Branntweinbrennerei prosperiren, aber selbst die Butterbereitung und Käsefabrikation, diese primitiven landwirthschaftlichen Gewerbe, sind nur kümmerlich entwickelt.

Weit mehr noch als diese Ursachen des Verfalls der Landwirthschaft sind an der zunehmenden Unfruchtbarkeit des russischen Bodens die klimatischen Verhältnisse schuld. Es ist eine außerhalb Rußlands nur wenig bekannte und im Lande selbst leider viel zu wenig beachtete Thatsache, daß sich das Klima daselbst von Jahr zu Jahr verschlechtert. Die Kontraste zwischen Sommerhitze und Winterkälte werden größer, die Rückschläge in der Temperatur schroffer, nach den heftigsten Frösten treten plötzliche, unvermittelte Thauperioden und nach den heißesten Sommertagen kalte Nächte ein. Die Schneedecke schützt das Land nicht mehr in genügendem Maße und die fruchtbaren Sommerregen werden seltener, dagegen heftiger und verheerender. Warme Frühlingstage treten später, große Hitze dagegen tritt früher ein als in vergangener Zeit; der Schnee schmilzt rascher, der Boden saugt daher weniger Feuchtigkeit ein und die Trockenheit nimmt in gefahrdrohender Weise zu. Scharfe Ostwinde zerstören die keimenden Saaten, Wolkenbrüche und Platzregen entblößen das Land von seiner fruchtbaren Humusdecke, die zur Cultur geeigneten Flächen werden kleiner und der Flugsand, welcher sich in Folge des Mangels an regelmäßigen Niederschlägen bildet, bedeckt ungeheuere Strecken Landes. Diese Erscheinungen sind es hauptsächlich, in denen die geminderte Ergiebigkeit des russischen Bodens wurzelt, abgesehen von vielen anderen mehr oder minder bedeutenden Ursachen, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Nur zwei derselben möchten wir noch etwas ausführlicher besprechen, da sie schon jetzt zu einer Kalamität ersten Ranges geworden sind und künftig noch größere Dimensionen anzunehmen drohen. Es ist erstens der seit einer langen Reihe von Jahren in ungeahntem Maße eingetretene Wassermangel. Die Flußgebiete der Wolga, Kama, Oka und Düna,

des Dnjepr, Don und sogar der sibirischen Ströme Obj und Jenißej, von anderen minder bedeutenden Wasserläufen abgesehen, leiden an einer in rapider Weise fortschreitenden unaufhaltsamen Versеichtung. Es ist dies eine Erscheinung, deren Folgen für das ganze Land geradezu unberechenbar sind. Am augenfälligsten ist schon jetzt die Störung und stellenweise gänzliche Stockung der Schifffahrt, welche in einem Reiche von so ungeheurer Ausdehnung und mit so schwach entwickelten Communikationsmitteln von eminenter Bedeutung ist. Mit der Versеichtung der Flüsse hängt unmittelbar der Mangel an Bewässerung jener ausgebreiteten, an den Thalufern liegenden Wiesenflächen zusammen, welche für die Ernährung des Viehes von so großer Bedeutung sind und die jetzt schon ein durchaus ungenügendes Quantum an Viehfutter liefern. In Rußlands südlichen Gouvernements, die in früheren Zeiten so reich an Wasseradern waren, herrscht gegenwärtig eine schreckliche Wassernoth, so daß sogar Trinkwasser häufig nur schwer zu erlangen ist. Damit hängt aber nicht nur die enorme Abnahme des Fischreichthums zusammen, welcher einen wesentlichen Beitrag zur Volksnahrung liefert, sondern auch die Zunahme von Ungeziefer aller Art und schädlicher Nagethiere, namentlich der Heuschrecken und Zieselmäuse, die furchtbare Verheerungen anrichten und zu schrecklichen Landplagen geworden sind.

Das Seichtwerden der Flüsse ist jedoch nur eines von den Symptomen jener fürchterlichen Krankheit, welche den ganzen Organismus des russischen Landes ergriffen hat; die Krankheit selbst ist — die Auszehrung. Das ganze russische Territorium leidet an einer abnormen Abnahme der Feuchtigkeit des Bodens und in Folge dessen an Entkräftung und Erschöpfung. Die unterirdischen Wasserläufe verschwinden in der Tiefe, das Klima wird kontinentaler und eine der unheilvollsten Wirkungen dieser Erscheinungen ist die Entstehung von Flugsand, welcher unabsehbare Flächen von Culturland bedeckt. Süd- und Ostrußland, namentlich aber die mittelasiatischen Besitzungen des Reiches leiden furchtbar unter dieser Kalamität. Es werden nicht nur viele Aecker, Felder und Wiesen, nicht nur Dorfschaften und Städte, sondern ganze Bezirke vom Triebsand verschüttet. In der inneren Kirgisenhorde ist z. B. ein Flächenraum von einer Million Deßjätinen (etwa 200 deutsche Quadratmeilen) vom Sande bedeckt und die Zunahme dieser Versandung ist daran zu erkennen, daß vor 40 Jahren fast die Hälfte dieser großen Fläche noch Weide- und Ackerland war. An manchen Stellen verdrängte der Triebsand die ganze Bevölkerung; große Salzseen sind total versandet, so daß ihre Ausbeutung eingestellt werden mußte; die zwischen Jenotajewsk und Astrachan entstandenen Sandhügel haben eine solche Ausdehnung erreicht, daß man gegen früher einen Umweg von mehreren Dutzend Werst machen muß. Das Eis der Wolgamündung wird jährlich mit einer dicken Sandschicht bedeckt und bildet dann Sandbänke, welche der Schifffahrt fast unüberwindliche Schranken entgegensetzen. Auch im Gebiet der Donischen Kosaken, an den Ufern der Medwediza, hat der Sand große Verheerungen angerichtet, die Staniza Ostrowskaja mußte verlassen werden, weil sie vom Triebsand verschüttet wurde. Im Gouvernement Stawropol verwandelte sich sogar die Schwarzerde in Flugsand, der ganze Dörfer und die benachbarten Stanizen des kubanischen Gebietes bedeckte; im Jahre 1885 mußten Truppen herbeigerufen werden, um die menschlichen Wohnungen auszugraben. Im Gouvernement Taurien flößt die Ausbreitung der Sandflächen von Aleschki die ernstesten Besorgnisse ein; diese Sandwüsten erreichen bereits eine Ausdehnung von über 150000 Dessjätinen und breiten sich immer weiter aus. Auch in den nördlicheren Gegenden begegnen wir den zerstörenden Wirkungen des Sandes; in den Gouvernements Ssamara, Woronesch und Tschernigow sind mächtige Sandflächen und Sandhügel entstanden und Dörfer verschüttet worden. Welchen Schaden der Triebsand dem Lande zufügt, beweisen aber vorzugsweise die asiatischen Besitzungen Rußlands, Persien und Afghanistan. Hier waren vor Zeiten blühende Reiche, Städte mit hunderttausenden von Einwohnern und eine reiche Cultur; Länder, welche den Anblick unabsehbarer Gärten darboten, deren Flüsse und Seen sich durch große Wasserfülle und Reichthum an Fischen auszeichneten, deren Klima herrlich und gesund war. Jetzt sind dort glühende Sandwüsten mit vereinzelten kleinen Oasen; die Flüsse sind versiegt, der Wassermangel ein Fluch des Landes, die Hitze unerträglich und zahlreiche Ruinen deuten auf die ehemalige Herrlichkeit und den Reichthum des Landes. Die Bevölkerung ist auf ein Minimum herabgesunken und fast gänzlich verwildert.

Zu den Ursachen, welche derartige Zustände herbeiführten, gehört in erster Linie die destruktive Thätigkeit der Menschen, und zwar die culturfeindliche Waldverwüstung und die Auflockerung des Bodens ohne gleichzeitige Bewässernng desselben; die Flüsse werden durch Massen von Unrath und Schutt verunreinigt, ihre Ufer vom Pflanzenwuchs entblößt und die dadurch verursachten Abrutschungen, welche hunderttausende von Kubikmetern Sand, Erde, Steine, Bäume und Sträucher in's Flußbett hinabsenden, entstehen seichte Stellen, Sandbänke und Alluvionen, welche den Lauf der Flüsse verengen und die Schifffahrt hindern. In den mittelasiatischen Besitzungen Rußlands gedeihen auf den sterilen Dünen gewisse Pflanzen, welche als Bindemittel der lockeren Sandschicht unentbehrlich sind; diese Pflanzen, namentlich die Saxaúla, wurden theils ausgerottet, theils abgeweidet. Die ehemaligen Bewohner dieser Gegenden hatten ein großartiges System von Berieselungskanälen angelegt und dadurch fruchtbares Land geschaffen; eine Reihe von politischen Wirren, beständige Kriegs- und Raubzüge vernichteten diese segenspendenden Anlagen und es entstanden die in fortschreitender Bewegung befindlichen Sandwüsten, welche zahlreiche bevölkerte Ortschaften, u. a. die bucharischen Städte Kelif, Tschardshui, Karakul und die russische Stadt Petro-Alexandrowsk zerstörten. In neuester Zeit sind es namentlich die Eisenbahnbauten, welche das Entstehen von Triebsand mächtig befördern: an der Baskuntschakbahn, wo er vor 8 bis 9 Jahren noch gar nicht bekannt war, ist man jetzt kaum im Stande die Schienen vom Sande zu befreien.

Eine weitere Ursache des wirthschaftlichen Niederganges dieses großen Reiches ist der schon erwähnte Raubbau, welcher dem Ackerboden seine Nährkraft entzieht, ohne sie ihm wiederzugeben. Im größten Theile Rußlands herrscht der dörfliche Gemeindebesitz; die nutzbaren Ländereien werden unter die Gemeindeglieder vertheilt und diese Vertheilung periodisch erneuert. Der Bauer ist daher nicht davor geschützt, daß ihm die Landparzellen, welche er bewirthschaftet, erhalten bleiben. Daraus folgt, daß ihm an der Bewahrung der Nährkraft des Bodens nur wenig gelegen ist und daß er denselben nur ausnahmsweise düngt. Eine Bodenfläche, welche dem deutschen Bauer zur Erhaltung seiner Familie vollständig genügt, reicht für den Russen nicht hin, um sich und die Seinen zu ernähren und die auf ihm lastenden Abgaben zu entrichten; das kommt aber daher, weil der russische Bauer von einer intensiven Bewirthschaftung keinen Begriff hat und nur selten an die Zukunft denkt.

Die angeführten und noch eine ganze Reihe anderer Ursachen, welche wir hier nicht berühren können, haben nun allmählich die grauenhafte Lage herbeigeführt, unter der das Land gegenwärtig so furchtbar leidet. Kälte und Mangel an Heizmaterial verschlimmern noch die Noth und die unmittelbaren Folgen davon sind Hungertyphus, Diebstähle, Raubanfälle und Feuersbrünste, die angelegt werden, um das Stehlen zu erleichtern. Die Furcht vor Strafe übt keinen Einfluß mehr aus, denn das Gefängniß, in dem man nicht zu hungern und zu frieren braucht, wird als eine Wohlthat betrachtet. Der Futtermangel hat in manchen Gegenden den Viehstand fast bis zur Hälfte reducirt; hieraus und weil zu wenig Saatgetreide vorhanden ist, entsteht die weitere Kalamität, daß viele Felder nicht bestellt werden können und daß folglich auch im nächsten Jahre ein großer Mangel an Lebensmitteln eintreten muß. Der Bauer ist nicht nur gänzlich verarmt, sondern auch tief verschuldet und die Abhängigkeit vom Dorfwucherer lastet schwerer auf ihm, als die frühere Leibeigenschaft. Daß unter solchen Verhältnissen von einer regen Industrie und

Handelsthätigkeit keine Rede sein kann, ist selbstverständlich; ein Beweis dafür sind die zahlreichen Bankerotte und Geschäftsliquidationen; viele Tausende von beschäftigungslosen Fabrikarbeitern und Tagelöhnern verstärken die Massen der umherziehenden Bettler und Vagabunden aus dem Bauernstande und es wird wohl nicht mehr lange währen, bis die Menge der Unterstützungsbedürftigen die Zahl derjenigen übersteigt, welche sich durch eigene Kraft erhalten können.

Die russischen Finanzen, welche ohnehin schon traurig genug beschaffen sind, werden durch den herrschenden Nothstand in noch weit höherem Grade belastet, denn die Unmöglichkeit aus den zahlreichen Hungerdistrikten Steuern einzutreiben, ist augenscheinlich. Unter der Depression des Handels und dem Ausfuhrverbot der wichtigsten Exportartikel müssen auch die Zölle einen Ausfall von vielen Millionen erleiden und die Branntweinaccise, eine Haupteinnahmequelle des russischen Fiscus, wird weit geringere Erträgnisse liefern, als in früheren Zeiten. Die Nothwendigkeit von Anleihen ist daher unabweislich; da aber die jüngsten Mißerfolge des Herrn Wyschnegradsky noch in aller Gedächtniß sind, so wird es ihm kaum gelingen im Auslande Geld aufzutreiben; Anleihen im Inlande stoßen gleichfalls auf unüberwindliche Hindernisse, weil die Kapitalkraft der Bevölkerung fast gänzlich gebrochen ist. Man wird daher die Banknotenpresse in Thätigkeit setzen müssen und die Folge davon wird ein weiteres Sinken des Papierrubels sein, der jetzt schon über ein Drittheil seines Werthes eingebüßt hat. Daß diese Umstände den russischen Staat schließlich zu einer Einstellung seiner Zahlungen zwingen werden, möchten wir nicht behaupten; man wird alles aufbieten um wenigstens die fälligen Zinsen zu decken und damit werden sich die Staatsgläubiger vorläufig begnügen müssen. Was unter solchen Verhältnissen die Bank- und Eisenbahnactien und Obligationen werth sind, mögen Diejenigen selbst ausrechnen, welche solche Papiere besitzen. Der Grundbesitz ist schon jetzt mit Schulden überlastet und die Agrarbanken sind genöthigt die fälligen Zinsen zu prolongiren; trotzdem kommen viele Hunderte von Gütern zur Subhastation, bleiben aber, weil keine Käufer vorhanden sind, im Besitze der Hypothekengläubiger und ruiniren dieselben, da solche abgewirthschaftete Güter nur ausnahmsweise Erträgnisse liefern.

Stellt man nun die Frage: auf welche Weise könnte sich Rußland wohl aus der Schlinge befreien, in der es gegenwärtig steckt? so ist die Antwort eine höchst schwierige und wir bezweifeln, daß dieses Problem überhaupt befriedigend gelöst werden kann. An eine ausgiebige Verringerung des stehenden Heeres denkt man vorläufig in Rußland noch nicht, obwohl dies die gediegenste und wirksamste Maßregel wäre, um große Mittel zur Ernährung des Volkes flüssig zu machen. Man spricht, Rußland wird vielleicht einen auswärtigen Conflict provociren, um sich durch einen Krieg aus seiner schwierigen Lage zu befreien. Diese Eventualität halten wir für absolut ausgeschlossen; Rußland kann weder jetzt, noch in nächster Zukunft an's Kriegführen denken, es würde durch einen so wahnsinnigen Entschluß — an den in Rußland selbst auch niemand denkt — alles, Existenz und Dynastie in Frage stellen. Bisher zog Rußland aus allen seinen schweren Unglücksfällen heilsame Lehren; es folgten darauf, wie nach dem Krimkriege, durchgreifende Reformen und das Reich machte materielle und geistige Fortschritte. Hoffen wir daher, daß auch diesmal, wenn die Noth am größten ist, Männer gefunden werden, welche muthig und entschlossen die Zügel ergreifen, um den Staat in andere Bahnen zu lenken, Männer, die dem Volke eine hellere, glücklichere Zukunft zu bieten gewillt sind und auch die Befähigung dazu haben. Rußlands Siechthum ist schwer, aber es ist nicht unheilbar, und die Mittel, welche eine Genesung herbeiführen können, sind keine Geheimmittel; es bedarf nur einer gründlichen Operation, um den schädlichen Säften, welche den russischen Organismus vergiften, Abzug zu verschaffen; dann wird auch das noch vorhandene gesunde Blut die nothwendige Energie entwickeln und den siechen Körper allmählich zur Kräftigung und Gesundung führen.

Neues über das Tuberkulin.

Von Dr. med. Hugo Bernheim (Würzburg).

In der Nr. 43 der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" vom 22. October 1891 veröffentlichte R. Koch, der Großmeister der Bakteriologie, seine dritte Mittheilung über sein Tuberkulin.

Mit Recht nannte Professor Nothnagel, Vorstand der inneren Klinik in Wien, auf einer allgemeinen Sitzung gelegentlich der 64. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Halle a. S. (in Gegenwart des Verfassers), wo derselbe einen Vortrag hielt, betitelt: „Die Grenzen der Heilkunst" unter Denen, welche jene erweitert hätten, neben Jenner, dem Entdecker der Schutzpockenimpfung, auch „unseren großen Forscher und Entdecker Robert Koch".

Jenner machte seine Entdeckung mehr durch Zufall; er beobachtete, daß beim Melken pockenkranker Kühe, welche die Pocken auch am Euter haben können, mit Kuhpocken inficirte Melkerinnen nur an einer ganz leichten Form der Pocken erkrankten, welche die Aerzte zum Unterschied von der schweren Form, genannt „Variola", nur „Varioloïs" nennen (letzteres heißt „nur Pocken ähnlich"). Jenner fand nun, daß derartige an der leichten Form Erkrankte immun wurden, d. h. bei einer folgenden Menschenpockenepidemie nicht angesteckt wurden und kam auf den Gedanken, den oben genannten abgeschwächten Giftstoff der Kuhpocken Menschen einzuimpfen und sie damit immun zu machen, schon ehe sie noch mit Pockenkranken in Berührung gekommen und angesteckt worden sind. Bisher hatte zur Erreichung des genannten Zweckes die sogen. „Variolation" gedient, ein Verfahren, welches darin besteht, daß die bisher Gesunden mit von pockenkranken Menschen hergenommenen Pockenpusteln geimpft, in welchen die Infectionserreger (Ansteckungserreger) enthalten sind. Um es gleich vorweg zu sagen, so sind die Infectionserreger keineswegs Bakterien, welche Pilze („Spaltpilze" genannt) sind, sondern es sind Protozoen, einzellige Thierchen aus der untersten Klasse der Thierwelt, wie Pfeiffer in Wiesbaden, Vorstand eines animalischen Lymphgewinnungsinstitutes, neuerdings entdeckt hat. Da aber durch die oben erwähnte Variolation zahlreiche Ansteckungsfälle mit der echten Variola vorkamen, so war es die höchste Zeit, da sogar viele tödtliche Fälle beobachtet werden mußten, daß ein anderes Verfahren, welches auf Anwendung eines abgeschwächten Krankheitsgiftes beruht, entdeckt wurde. Und dieses Verdienst errang sich Jenner.

Genau dasselbe that Koch.

Das Verfahren, welches er eingeführt hat, um den Würgengel der Menschheit zu vertreiben, ist auch in seinem technischen Verfahren dem Jenner'schen so ähnlich, wie es nur sein kann. Ob man die Infectionerreger durch Schnittchen in die Arme in den menschlichen Organismus einführt, wie beim Impfen, oder durch subcutane Injection (Einspritzung unter die Haut) mit einer sterilisirbaren Pravaz'schen Spritze, bleibt sich völlig gleich; Koch erkannte klar, warum er dieses gethan habe, nämlich den Feind mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, obgleich er nur den Glycerin-Extract der Reinculturen der Tuberkelbacillen einspritzte; dagegen blieb Jenner das Wesentliche seines Verfahrens völlig im Dunkel. — Gehen wir jetzt zu den Details der Koch'schen Mittheilung über.

Nach dem Bekanntwerden des Tuberkulins, dessen Darstellung und Wirkung zu publiziren ihm geradezu befohlen wurde, von hohen und höchsten Personen, hat Koch mehrfach Versuche gemacht, das in denselben wirksame Prinzip zu isoliren, um es frei von anderen Stoffen anwenden zu können, denen man störende Nebenwirkungen zuschreiben zu müssen glaubte, darunter sogar einige Todesfälle. Er selbst habe sich auch mit solchen Versuchen, wie oben gesagt, seit längerer Zeit beschäftigt und will jetzt über die gewonnenen Resultate berichten. —

Einige Versuche hatten ihn erkennen lassen, daß die wirksame Substanz des Tuberkulins nicht zu den Alkaloiden oder den Ptomaïnen (giftige Stoffe, welche dem Stoffwechsel der Bakterien entstammen) gehört, sondern ein den Eiweißkörpern nahestehender Stoff ist, von dem es fraglich sein müßte, ob

er die gewöhnlichen Manipulationen vertragen würde, ohne in seiner Zusammensetzung verändert zu werden. Er ist deswegen in der Weise vorgegangen, daß er nach jedem chemischen Eingriff die dadurch erhaltenen Producte auf ihre Wirkungsweise am Thierkörper prüfte, um sich davon zu überzeugen, ob der wirksame Stoff überhaupt noch vorhanden und wenn dies der Fall war, ob eine vollständige oder nur theilweise Trennung erzielt war.

Ohne solche Schritt für Schritt der Untersuchung folgende Controle verlöre man sehr bald den Faden und geriethe man auf Irrwege.

Da in diesem Falle auf den Thierversuch und die richtige Beurtheilung desselben fast Alles ankommt, so wird es nothwendig sein, auf denselben etwas näher einzugehen.

Gesunden Meerschweinchen kann, wie Koch früher bereits auseinandergesetzt hat, das Tuberkulin in ganz bedeutenden Mengen beigebracht und incorporirt werden, ohne daß eine merkliche Wirkung eintritt. Diese sind als Reagenz für den wirksamen Stoff des Tuberkulins also nicht zu gebrauchen. Tuberkulöse Meerschweinchen reagiren dagegen auf verhältnißmäßig kleinen Dosen des Tuberkulins in einer ganz charakteristischen Weise. Allerdings genügt es für den vorliegenden Zweck nicht, dem Thiere nur so viel Tuberkulin zu injiciren, daß es in ähnlicher Weise reagirt, wie man es beim tuberkulösen Menschen zu sehen gewöhnt ist; denn die Temperatursteigerung und auch die örtlichen Symptome sind beim Meerschweinchen nicht ausgesprochen genug, um ein solches Urtheil über die Wirkung einer einmaligen Tuberkulininjection zuzulassen.

Es bleibt nichts übrig, als dem Thiere eine so große Dosis beizubringen, daß es dadurch getödtet wird. Bei Meerschweinchen, welche schon hochgradig tuberkulös sind, also 8—10 Wochen nach der Impfung, genügt hierzu oft schon 0,01 Gr. Tuberkulin. Für Thiere mit weniger vorgeschrittener Tuberkulose, 4—5 Wochen nach der Impfung, ist in der Regel 0,2—0,3 Gr. erforderlich. Einer Dosis von 0,5 Gr. erliegen aber auch diese ausnahmslos. Nimmt man also Thiere, welche vor mindestens vier Wochen geimpft sind und injicirt ihnen 0,5 Gr. Tuberkulin oder eine dieser Dosis entsprechende Menge des aus dem Tuberkulin gewonnenen und auf seine Wirksamkeit zu prüfenden Stoffes, dann kann man, je nachdem das Thier stirbt oder am Leben bleibt, daraus auf das Vorhandensein oder Fehlen des wirksamen Stoffes schließen. Man verfügt damit über ein durchaus zuverlässiges Reagenz, welches Koch bis jetzt in mehreren hundert von Versuchen nicht ein einziges Mal im Stich gelassen hat.

Es sind nun ferner die Erscheinungen, unter welchen das tuberkulöse Thier durch das Tuberkulin getödtet wird, so charakteristisch, daß eine Verwechselung mit einer zufällig eingetretenen anderweitigen Todesart nicht zu befürchten ist. Das Thier stirbt je nach dem Grade der bei ihm vorhandenen Tuberkulose in 6—30 Stunden. Tritt der Tod früher oder später ein, dann kann es nicht mehr mit Sicherheit auf die Wirkung des Tuberkulins bezogen werden; bei Koch's Versuchen ließ sich in allen Fällen eine andere Todesart, wie Pneumonie (Lungenentzündung), malignes Oedem oder andere Infectionskrankheiten nachweisen. Koch's erste Versuche zur Isolirung des wirksamen Stoffes aus dem Tuberkulin wurden mit Alkohol angestellt.

Mischt man das Tuberkulin mit dem fünffachen Volumen absoluten Alkohols, dann scheidet sich eine braune, harzartige Masse aus, welche dem Boden des Gefäßes fest anhaftet. Sowohl die abgeschiedene braune Masse, als die darüber stehende Flüssigkeit, welche sich klar abgießen läßt, zeigen bei der Prüfung in nahezu gleicher Stärke die Tuberkulinwirkung. Eine Trennung läßt sich also auf diese Weise nicht erreichen.

Wenn aber Alkohol in immer größerem Ueberschuß angewendet wird, dann bekommt man schließlich statt der harzartigen Masse einen feinkörnigen Niederschlag, der wiederholt mit absoluten (100 Prozent) Alkohol gewaschen, auf einem gehärteten Filter unter Absaugen gesammelt und im Vacuum (luftleerer Raum) über Schwefelsäure getrocknet*), ein fast weißes Pulver gibt. Um diesen Niederschlag zu erhalten, verfährt man am zweckmäßigsten in der Weise, daß man das Tuberkulin langsam in die 20—25fache Menge von absolutem Alkohol unter fortwährendem Umrühren eintröpfeln läßt, nach dem Absetzen des Niederschlages den Alkohol abgießt, von neuem absoluten Alkohol in gleicher Menge hinzufügt, wie oben gesagt, dies einige Mal wiederholt und schließlich den Niederschlag in der oben angegebenen Weise trocknet.

Wenn man es versucht, den alkoholfeuchten Niederschlag durch Erwärmen auf dem Marienbad (Wasserbad) zu trocknen, dann sintert er zusammen und wird bräunlich; im Vacuumexsiccator (Trockenapparat im luftleeren Raum) dagegen trocknet er zu einer weißen, schwammigen Masse, die leicht zu Pulver zerdrückt werden kann. Das Tuberkulin gibt bei der Behandlung mit Alkohol etwa 10 Procent trockenes Pulver. Letzteres ist aber keineswegs die wirksame Substanz in reiner Beschaffenheit; denn es enthält neben dieser noch eine Menge in Alkohol unlöslicher Extractivstoffe. Auch gelingt es nicht, durch absoluten Alkohol den wirksamen Stoff vollständig aus dem Tuberkulin niederzuschlagen. Denn, wenn der abfiltrirte Alkohol verdunstet wird, dann bleibt eine klare, gelbliche Flüssigkeit zurück, welche aus dem Glycerin und den im letzteren gelösten Substanzen besteht. Von dieser Flüssigkeit genügen, 0,5 Kubikcentimeter nicht mehr, um ein Thier zu tödten. Aber in einem Versuche erfolgte der Tod nach Injection von 1 Kubikcentimeter in einem anderen von 1,5 Kubikcentimeter.

Wenn nun auch durch Ausfällen mit Alkohol nicht die Gesammtmenge des wirksamen Stoffes aus dem Tuberkulin gewonnen werden kann, so läßt sich doch auf diese Weise ein großer Theil von unwirksamen Substanzen entfernen und darunter vor Allem das Glycerin (bekanntlich ist das Koch'sche Tuberkulin ein Glycerin-Extract [Auszug] aus den Reinculturen von Tuberkelbacillen), welcher auf die Lösungsverhältnisse der im Tuberkulin enthaltenen Stoffe von wesentlichem Einfluß ist.

Es kam nun weiter darauf an, Trennungen des im Alkoholniederschlag vorhandenen Gemisches von Körpern zu bewirken.

Zu diesem Zwecke wurden unter Mitwirkung von Proskauer und Professor Brieger (zwei Chemikern am kaiserl. Reichsgesundheitsamt) so ziemlich alle hierfür in Frage kommenden Methoden versucht, von denen Koch nur speciell erwähnen will: Behandlung mit Ammoniumsulfat, Magnesiumsulfat (schwefelsaure Bittererde), Kaliumcarbonat (kohlensaures Kali, vulgo „Pottasche" genannt), Baryt (Schwerspath), Phosphormolybdänsäure, Phosphorwolframsäure, Eisenacetat (essigsaures Eisen), Bleiacetat (essigsaures Blei, das den giftigen Grünspan gleich dem essigsauren Kupfer erzeugt), Tannin (Gerbsäure), Thierkohle.

Aber keine von diesen Methoden hat zum Ziele geführt, entweder wurde der wirksame Stoff, wie beim Ammoniumsulfat, noch zu sehr durch andere Stoffe verunreinigt abgeschieden, oder er verlor seine Wirksamkeit von vornherein, oder er ließ sich nicht in wirksamer Form von dem Füllungsmittel trennen. So konnte z. B. mit Tannin alles Wirksame aus dem Tuberkulin gefüllt (niedergeschlagen) werden, und der Niederschlag hatte, durch Zusatz einer Lösung von Natroncarbonat (kohlensaures Natron) flüssig gemacht, noch seine volle Wirksamkeit, aber es ist den oben genannten Chemikern nicht gelungen, die wirksame Substanz nun wieder vom Tannin abzuscheiden.

Vielleicht hätten diese Versuche bei weiterer Fortsetzung doch noch Erfolg gehabt, wenn es nicht inzwischen auf einem anderen Wege gelungen wäre, dem Ziele näher zu kommen, wodurch jene Methoden vorläufig in den Hintergrund gedrängt wurden.

Es war Professor Koch nämlich aufgefallen, daß wenn der Alkohol mit dem Tuberkulin in einem sehr viel niedrigeren Verhältniß, wie in den früheren Versuchen und zwar im Verhältniß von 2 : 3 gemischt wird, es nicht zur Ausscheidung

*) Schwefelsäure reißt das Wasser an sich.

der braunen, harzartigen Masse kommt, sondern ein weißer, flockiger Niederschlag sich bildet, der sich gut absetzt und durch Spülen mit Alkohol von gleicher Concentration leicht vereinigen läßt.

Es wird bei diesem Versuche ein Theil Tuberkulin (z. B. 10 Kub.-Cent.) in ein Becherglas gethan, unter Umrühren anderthalb Volumtheile (in diesem Falle 15 Kub.-Cent.) absoluter Alkohol hinzugefügt, das Glas verdeckt und 24 Stunden stehen gelassen. Es hat sich dann in der dunkelbraunen Flüssigkeit ein flockiger Bodensatz gebildet. Die obere Flüssigkeit wird vorsichtig abgegossen, 60 Procent Alkohol in gleicher Menge zugegossen, umgerührt und wieder zum Absetzen hingestellt. Dies wird so oft, 3—4 Mal wiederholt, bis der über dem Niederschlag stehende Alkohol fast ungefärbt ist, dann wird einigemale mit absolutem (100 procentigem) Alkohol in gleicher Weise gespült (in der Regel genügt dreimalige Spülung), der Niederschlag auf das Filter gebracht, abgesogen und im Vacuumexsiccator getrocknet.

Er gibt dann eine schneeweiße Masse, welche nach dem Trocknen bei 100° C., wobei sie 7—9 Procent Wasser verliert, in gepulverten Zustande leicht grau gefärbt erscheint. Kleinere Mengen kann man auch auf dem Marienbade vom Alkohol befreien, ohne daß sein Aussehen dadurch geschädigt wird, wie es bei dem mit 100 procentigem Alkohol erhaltenen unreinen Niederschlage der Fall war.

Dieser durch Ausfüllen mit 60procentigem Alkohol erhaltene Niederschlag übertrifft alle auf andere Weise aus dem Tuberkulin hergestellten Stoffe so sehr an Wirksamkeit und verhält sich bei allen bisher mit demselben angestellten Reactionen (Prüfungen) so constant, daß man ihn als nahezu rein ansehen kann; „vielleicht bildet er", sagt Koch, „schon in Wirklichkeit das vollkommen isolirte wirksame Princip des Tuberkulins."

Während von dem 100procentigen Alkoholniederschlag mindestens 50 Milligramm erforderlich sind, um dieselbe Wirkung wie mit 0,5 Gramm Tuberkulin, genügen von dem 60procentigen Alkoholniederschlag 10 Milligramm; in unseren Versuchen starben die Thiere schon auf 5 Milligramm, in einem Falle sogar auf 2 Milligramm an ausgesprochener Tuberkulinwirkung.

Die Ausbeute von dem oben genannten Niederschlag beträgt etwa 1 Procent des Tuberkulins. Dieselbe läßt sich leicht steigern, wenn man mehr Alkohol, z. B. 65—70 Procent dem Tuberkulin zusetzt. Dann werden aber nicht allein größere Mengen des wirksamen Stoffes, sondern auch andere Stoffe mitgefällt und man erhält kein reines Präparat.

Der 60procentige Alkoholniederschlag, welchen man vorläufig als gereinigtes Tuberkulin bezeichnen könnte, hat folgende Eigenschaften:

Er löst sich im Wasser ziemlich leicht, am schnellsten, wenn er in einer Reibeschale mit dem Wasser verrieben wird. Eine derartige Lösung behält indessen nicht mehr lange Zeit volle Wirksamkeit, denn es wurde wiederholt beobachtet, daß sie schon nach 1—2 Wochen erheblich an Stärke der Wirksamkeit abgenommen hatte. Besonders empfindlich scheint die wässerige Lösung gegen das Eindampfen zu sein, sie leidet dabei, aber weniger, so lange noch genügend Flüssigkeit vorhanden ist, als gegen Ende des Eindampfens, wenn die Lösung sehr concentrirt wird. Es scheiden sich dann gerinnselartige Flocken aus, welche auf Wasserzusatz sich nicht wieder lösen.

Eine Probe des Niederschlages, welche auf dem Marienbade wiederholt zur Trockne eingedampft und gelöst wurde, hatte schließlich ihre Wirkung vollkommen verloren. Auch durch längeres Stehen und durch schärferes Trocknen bei höherer Temperatur wird das gereinigte Tuberkulin theilweise unlöslich. Anfangs nahm Koch an, daß die unlöslichen Bestandtheile dem Tuberkulin beigemengte fremde Substanzen seien, welche man durch vorsichtiges trockenes Erhitzen, durch Behandeln mit heißem Wasserdampf u. s. w. ausscheiden könne. Auch dann noch, als sich herausstellte, daß die unlöslich gewordenen Stoffe (wenn sie nicht durch wiederholtes Erhitzen verändert waren), dieselbe Wirkung, wie das Tuberkulin selbst hatten, ließ sich immer noch annehmen, daß es sich um coagulirte (fest gewordene) Eiweißkörper handelt, welche den wirksamen Stoff mit niedergerissen haben konnten. Da es aber weder gelang durch andere Eiweißstoffe, welche der wässerigen Tuberkulinlösung zugesetzt und zur Coagulation gebracht wurden (durch Erhitzen, gleich dem Eiereiweiß der Hühnereier, das auch beim Kochen aus der bisher flüssigen Form in hartes, festes Eiweiß verwandelt wird), noch durch andere zu diesem Zweck in der Lösung bewerkstelligte Niederschläge das wirksame Prinzip auszufällen, so mußte diese Auffassung wieder aufgegeben werden und Koch möchte vorläufig die fragliche Substanz, da sie die gleiche Wirkung wie das Tuberkulin hat, als eine in Wasser unlösliche Modification des Tuberkulins ansehen.

Wenn das gereinigte Tuberkulin nicht sehr sorgfältig hergestellt und aufbewahrt wird, enthält es immer eine geringe Menge dieser unlöslichen Substanz und man erhält keine ganz klare Flüssigkeit beim Auflösen. Der Zusatz einer geringen Quantität von Natriumcarbonat bis zur alkalischen Reaction genügt dann aber in der Regel, um alles in Lösung zu bringen.

Lösungen des reinen Tuberkulins im Glycerin, 50 Procent sind dagegen sehr haltbar. Eine von Koch seit vier Monaten aufbewahrte Lösung hat sich bis jetzt unverändert wirksam gehalten.

Wenn die Lösungen einen Glyceringehalt von einigen Procent haben, kann man sie auch wiederholt eindampfen und wieder lösen, ohne daß sie dadurch geschädigt werden. Selbst sehr hohe Temperaturen verträgt das Tuberkulin, wenn die Lösung desselben stark glycerinhaltig ist. So wurden mehrere Proben im Autoklaven stundenlang auf 130° C., selbst bis zu 160° C. erhitzt, ohne daß ihre Wirkungsfähigkeit merklich dadurch herab gesetzt wurde. Das Glycerin spielt somit für das Tuberkulin eine sehr wichtige Rolle als conservirendes Mittel.

Zur Belehrung derjenigen, welche die Namen chemischer Geräthschaften nicht kennen, gibt der Verfasser an, was „Autoklav" bedeutet.

Unter Autoklav versteht man ein luft- und dampfdichtes, starkwandiges Gefäß, welches dazu bestimmt ist, Substanzen einer höheren Temperatur und stärkerem Dampfdruck, als dem normalen Siedeproduct, der gleichzeitig anwesenden Flüssigkeit entspricht, auszusetzen. Ein Autoklav einfachster Form ist eine nach dem Füllen beiderseitig zugeschmolzene starkwandige Glasröhre, in welcher man, behufs Einleitung chemischer Reactionen (Prüfungen) Flüssigkeiten auf sehr hohe Temperaturen erhitzt.

Dieser Apparat muß natürlich ein Nothventil haben, denn der gespannte Dampf im Innern desselben könnte zu sehr gefährlichen Explosionen Veranlassung geben.

In einem solchen Autoklaven untersuchte Professor Pfuhl, Assistent Koch's in dem neuen „Institut für Infectionskrankheiten" (aus bacillärer Wirkung entstehenden Krankheiten) folgende Proben:

1) von Rohtuberkulin,
2) von wässeriger Lösung und
3) von 50% glycerinhaltiger Lösung des gereinigten Tuberkulins,

welche 2 Stunden lang im Autoklaven einer Temperatur von 160° C. ausgesetzt waren, und injicirte dann entsprechende Mengen davon tuberkulösen Thieren. Nur das Thier, welches die wässrige (Ziff. 2) Lösung erhalten hatte, blieb am Leben; die beiden mit Rohtuberkulin (Ziff. 1) und glycerinhaltiger Lösung des gereinigten Tuberkulins (Ziff. 3) injicirten starben und zeigten ausgesprochene Tuberkulinwirkung.

Fertigt man eine concentrirte Lösung des möglichst sorgfältig gereinigten Tuberkulins an und gießt davon einige Kubikcentimeter in absoluten Alkohol, dann entsteht, nicht wie man erwarten sollte, sofort ein Niederschlag, sondern nur eine ganz schwache Opalescenz. Der Alkohol kann dann wochenlang stehen, ohne daß sich dieses Aussehen ändert und ein Niederschlag sich absetzt. Das gereinigte Tuberkulin ist also im Alkohol nicht vollständig unlöslich. 80procentiger Alkohol kann schon ziemlich viel davon aufnehmen, 60 procentiger Alkohol beträchtliche

Mengen. Wie kommt es nun aber, daß das Tuberkulin aus der ungereinigten Flüssigkeit durch Alkohol gefällt werden kann? Dieses Räthsel ließ sich leicht dadurch lösen, daß dem tuberkulinhaltigen Alkohol der Reihe nach die Bestandtheile der ungereinigten Flüssigkeit zugesetzt wurden. Der Glycerinzusatz ließ keinen Niederschlag entstehen. Die Extractivstoffe (Auszugsstoffe) bildeten an und für sich einen Niederschlag; aber nachdem dieser sich abgesetzt hatte, blieb dem Alkohol noch sein opalescirendes (in zwei Farben schillerndes) Aussehen. Erst wenn die Salze hinzugefügt werden (Salze bedeutet die Verbindung einer Säure mit einer Base), ballte sich das Tuberkulin zu Flocken und wurde vollständig als Niederschlag abgeschieden. Von den Salzen erwies sich vorzugsweise das Natriumchlorid als ein geeignetes Fällungsmittel für Tuberkulin in Alkohol. Schon ein Tropfen einer concentrirten (gesättigten) Natriumchlorid-Lösung genügt, um in mehreren Hunderten von Kubikcentimetern Alkohol das Tuberkulin zum Ausfallen zu bringen. Dieses Verhalten des Tuberkulins gegen verdünnten Alkohol ist bei der Reindarstellung wohl zu berücksichtigen. Sobald nämlich durch mehrmaliges Spülen mit 60 procentigem Alkohol diejenigen Mineralsalze, welche die Fällung des Tuberkulins begünstigen, entfernt sind, fängt bei weiterem Spülen mit verdünntem Alkohol letzterer an zu opalesciren (s. oben), d. h. er beginnt das Tuberkulin zu lösen und man kann auf solche Weise bedeutende Mengen Niederschläge verlieren. Tritt diese Erscheinung ein, dann muß der Alkohol durch Zusatz von Natriumchlorid geklärt und zur weiteren Spülung absoluter (100 procentiger) Alkohol verwendet werden.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Martin Greif und das vaterländische Schauspiel.

Von Arnold Fokke.

Martin Greif als Dramatiker hat schon mehrfach die Kritik eingehend beschäftigt, von du Prel, Bayersdorffer bis hinab zu Otto Lyon. Er hat in Wahrheit so ehrliche und tüchtige Arbeit geliefert, daß ihm damit nicht gedient sein kann, wenn man über sein Schaffen nur ganz oberflächlich hinwegfährt und mit unbewiesenen Behauptungen daran herumlobhudelt, wie es der zuletzt genannte Kritiker gethan hat. Eine unerwiesene Behauptung ist es, daß Greif in der Behandlung vaterländischer Stoffe gerade durch eine eminente dramatische Kraft sich vor seinen Zeitgenossen auszeichne. Solide, anerkennenswerthe Leistung kann auch den Tadel aushalten, der Tadel ist hier, daß er in dem starken Erfassen des historischen Gedankens und in seiner Bewältigung durch den tief einschlagenden Meißel dramatischer Gestaltung keineswegs dasjenige leistet, was eine allerdings hochgestellte Forderung beanspruchen muß. In der Geschichte Heinrichs des Löwen bot sich ihm die beste Gelegenheit. Es steht historisch fest, wenigstens neigen bedeutende Historiker der Ansicht zu, daß in der Absage vor der Schlacht bei Legnano eine tiefere Bedeutung zu suchen sei, als der Ingrimm des stolzen, über den Handel mit den Mathilde'schen Gütern empörten Vasallen sonst an die Hand gibt. Der mächtige Welfe war für seine Zeit ein großer Staatsmann. Gewiß ist, daß ihm die weitausgreifende Politik der Hohenstaufen, eine Erbschaft der früheren Kaisergeschlechter, nicht bloß deshalb nicht paßte, weil ihm die Lehnspflichten dadurch unbequemer wurden, sondern weil sie seinem inneren Wesen nicht entsprach. Sein nüchterner, praktischer Blick war auf das Nächste und Erreichbare gerichtet. War es dies, gab ihm die häufige Abwesenheit des Kaisers den Gedanken ein, oder kam beides und noch Anderes zusammen, jedenfalls war sein Streben dahin gerichtet, im Norden Deutschlands sich ein mächtiges, wenn es sein mußte, vom Kaiser unabhängiges Reich zu schaffen. Was weiter im Hintergrunde lag, ob nach der Niederlage des Kaisers in Italien und mit der glücklichen Erreichung seiner ersten Ziele der Welfe nicht auch die alten Ansprüche seines Hauses auf die Beherrschung Deutschlands wieder erhoben haben würde, das kann man dahingestellt sein lassen, aber nichts ist wahrscheinlicher als dieses. Mit einem Worte, es ist eine Thatsache, daß in Kopf und Herz dieses Fürsten Dinge vorgingen, deren Verwirklichung unsere Zeit erst erlebt hat. Mochte die Idee in ihm noch nach einer Form suchen, aber es war seine Absicht, den Schwerpunkt deutschen Lebens nach dem Norden zu legen, auch ihm erschien es verkehrt und verderblich, die Knochen seiner niedersächsischen Bauern an das Phantom einer jenseits der Alpen liegenden Herrschaft zu setzen.

Das Allerthörichtste würde nun das an einen dramatischen Dichter zu stellende Ansinnen sein, die historischen Vorgänge einer späteren Zeit unvermittelt in den Rahmen einer früheren übertragen zu sollen. Es hat überall etwas Verfängliches und Gefährliches, die eine jeweilige Gegenwart beherrschenden Gedanken in demselben Umfang, derselben Form und der gleichen Intensität auch in der Vergangenheit zu suchen. Aber geleugnet werden kann nicht, daß wie der Einzelne so auch jedes Volk eine Intelligibilität des Charakters besitzt, welche vom Beginn seines Daseins bis zu seinem Ende dieselbe bleibt, und von dem Dichter des geschichtlichen Schauspiels darf man verlangen, daß er diese Wesenheit je nach der zeitlichen Stufe ihrer Entfaltung erfasse und zur Darstellung bringe. Wenn Martin Greif hiernach den Zwiespalt der deutsch-nationalen Kräfte, wie sie in Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen auseinander treten, auffaßte, so schuf er ein Drama, das wie der Götz und Wallenstein niemals aufhörte, bei einem deutschen Publikum Interesse zu finden. Nun hat er es nicht gethan und so hat er ein Schauspiel geschrieben, das immerhin seine großen Vorzüge hat, aber doch auch den höchsten Anforderungen nicht entspricht. Der „Heinrich der Löwe" ist, was er nach Lyon's Auseinandersetzungen nicht sein soll, eine geschickte dramatische Paraphrase jener historischen Vorgänge, die mit der Unterwerfung und Verbannung des Welfen ihren Abschluß fanden, es ist die immerhin sehr geschickte Dramatisirung jener landläufigen geschichtlichen Auffassung, welche in dem Abfall des Welfenherzogs nichts anderes sieht, als in jeder anderen Empörung irgend eines widerwilligen Vasallen. Deshalb treten auch die beiden Hauptcharaktere, die Träger der sich bekämpfenden Ideen nicht genugsam auseinander, hier sind bloß der Gehorsam heischende Kaiser und der denselben weigernde Fürst. Es fehlt die Individualisirung. Die zornigen Worte, welche Herzog Heinrich seinen eigenen widerspenstigen Vasallen gegenüber gebraucht, könnte der Dichter auch dem Kaiser Friedrich gegen den Löwen in den Mund legen.

Im Uebrigen ist an dem Stücke wenig Erhebliches zu tadeln. Daß es eine vortreffliche dramatische Perspektive und eben solche äußere Technik besitzt, haben die Aufführungen an mehreren süddeutschen Bühnen bewiesen. Die Sprache ist die eines wahren Dichters, der sich der Gewalt über die Gemüther bewußt ist. Sie hält sich eben so fern von dem sich überschreienden widerwärtigen Pathos, welches Wildenbruch eigen ist, wie vor jener im Staube wühlenden Realistik, in welcher sich die modernste Kunstrichtung gefällt. Martin Greif will Wirkungen, aber keine anderen, als welche in der dramatischen Voraussetzung und der natürlich und logisch aus ihr sich ergebenden Folge liegen. Hierzu bedarf er keiner anderen Unterstützung als einer einfachen, die Bilder nicht suchenden, aber in hohem Grade prägnanten Sprache, die sich als den natürlichen Ausdruck der jedesmaligen Situation gibt. Trotz dieser einfachen Mittel oder vielmehr wegen derselben ist häufig der Effect ein ganz außerordentlicher. Ganz besonders ist dies dort der Fall, wo er nicht bloß an die starken, sondern auch die sanften Regungen des Herzens appellirt. Man pflegt gewöhnlich von Martin Greif zu sagen, daß er vorzugsweise Lyriker sei und es wäre besser für ihn, wenn er sich nur auf diesem Gebiete hielte. Diese Meinung scheint von einer dunkeln Vorstellung auszugehen, daß Lyrik und Drama nichts mit einander zu thun haben. In der Tragödie und nicht minder in der Ko-

mödie der Alten behauptete das lyrische Element einen hervorragenden Platz. Die Stimmung, welcher die Griechen in den Chorliedern Ausdruck gaben, müssen wir entweder neben der Handlung selbst austönen lassen, oder wir haben, wenn unsere Dramatik wie in Schiller's Braut von Messina nicht eine bloße Nachahmung der griechischen sein soll, einen anderen Ausweg zu suchen. Bis aber dies geschehen ist, müssen Stimmung und Handlung mit einander ihren Weg machen, und es kommt nur darauf an, daß jene nicht Herr über diese wird. Dies ist an keiner Stelle, weder in Heinrich dem Löwen, noch in irgend einem anderen der Greif'schen Schauspiele der Fall.

Wesentlich ist diesem Dichter der Idealismus. Nicht zwar in der Weise, daß die Gestalten seiner Phantasie wolkenwandlerisch den Grund unter den Füßen verlören, aber die Schritte, mit denen sie die Erde messen, sind doch auch nicht stark genug der Impetuosität gegenüber, mit welcher sich die Idee in ihren Köpfen geltend macht. Mit anderen Worten, der Dichter läßt seine Figuren zuerst vom Gedanken bewegt werden, um erst in zweiter Linie das Natürliche, von der Begier Getriebene zu finden. Auf einem gegebenen compacten Untergrunde des Idealen zeichnet er die realen Züge ein, während er unzweifelhaft größeren Erfolg haben würde, wenn er uns zeigen wollte, wie in der realen Welt die Macht der Idee sich Geltung verschafft. Der Glaube an Gott war gewiß eine Idee, die in den Gemüthern der Menschen des Mittelalters große Gewalt ausübte, aber ebensowenig zweifelhaft ist es, daß seine Regungen oder nennen wir sie die Bethätigungen des religiösen Gefühls unendlich mehr Unfreies und Mechanisches an sich trugen, als dies in unserer Gegenwart der Fall ist. Die fromme Sinnesart eines Gläubigen im Mittelalter äußerte sich anders, als sie es augenblicklich thut, auch ist es fraglich, ob große Unternehmungen, wichtige Handlungen unter der inbrünstigen Berufung auf Gott geschahen, unter welcher sie häufig in der Gegenwart zur Ausführung gelangen. Martin Greif macht keinen Unterschied unter den Zeiten: die Gottesidee äußert sich in seinen Menschen mittelalterlicher Zeit eben so, wie sie es unter Umständen jetzt thun würde. Daß er damit der Lebhaftigkeit der Handlung in seinen Dramen an und für sich keinen Eintrag thut, ist ohne Frage, aber ob er auch damit hinter den berechtigten Forderungen eines vernünftigen Realismus zurückbleibt, das steht auf einem anderen Blatte und mag uns ein anderes Mal beschäftigen. Zunächst deshalb noch ein kurzer Blick auf die anderen Schauspiele des Dichters.

„Die Pfalz im Rhein" ist das an „Heinrich den Löwen" sich anschließende Drama. Die Gegensätze sind dieselben: auf der einen Seite Kaiser Heinrich VI. und sein Oheim, Pfalzgraf Konrad, auf der anderen der aus der zweiten Verbannung heimgekehrte Löwe und sein Sohn Heinrich, im Hintergrunde Richard Löwenherz. Eben diese Verbindung der welfischen mit der Politik der englischen Könige, die seit dem Siege bei Hastings die der straffsten Reichseinheit war, ohne daß sie den Blick weiter hoben, als die Erbschaftsansprüche oder die Rechte der englischen Krone in Frankreich gestatteten, legte dem Dichter die Veranlassung nahe, den dramatischen Conflict und seine Lösung lieber nur in der historischen Idee zu suchen, als in irgend einer anderen. Der historische Hintergrund um das Ende des dritten Kreuzzuges ist geradezu ein großartiger. Auf der einen Seite die ewigen Conflicte des Kaisers mit dem Papste und die Annäherung des ersteren an Frankreich, auf der anderen Seite der Streit des englischen Königs mit Philipp August und sein ganz natürlicher Wunsch, in einem starken welfischen Hause, das wenn irgend möglich sich die Kaiserkrone erwirbt, einen mächtigen Rückhalt zu haben, das sind Dinge, aus denen ein ganz gewaltiges Drama erwachsen könnte. Greif hat auch die meisten von diesen Momenten verwandt, aber er hat weder die Schürzung des dramatischen Knotens, noch seine Lösung in ihnen finden können. Den Kern des Drama's bildet die Liebe des jungen Welfenfürsten zur Tochter des Pfalzgrafen, den Ausgang die Versöhnung der beiden feindlichen Häuser. Diese wird dadurch herbeigeführt, daß der seinen Schwiegersohn in blindem Hasse verfolgende Pfalzgraf von diesem selbst aus schwerer Todesnoth errettet wird. So zieht die romantische Liebesgeschichte das Interesse von dem Allgemeinen ab, und das auf der breitesten Grundlage angelegte Schauspiel endet in einen engen Ausblick auf das Entstehen des Pfalz-Wittelsbach'schen Hauses. Nichtsdestoweniger sollte das Drama beim Publikum Interesse finden, weil die privaten oder particularen Angelegenheiten immer in glücklichster Verbindung mit den allgemeinen und großen historischen Begebenheiten bleiben.

Das dritte Stück ist der „Conradin". Welches empfindsame Gemüth ist nicht von jeher vom Geschicke des letzten Staufensprossen angezogen worden? Aber wenn schon in den einfachen, zum Tode dieses Fürsten führenden Hergängen eine so tiefe Tragik liegt, daß die Umsetzung ins Dramatische sich so zu sagen von selber zu machen scheint, so ist doch dies scheinbare Entgegenkommen des Stoffes keineswegs eine Erleichterung für den Dichter. Denn wie zu diesem, so verhält er sich auch zu uns. Alle kennen wir ihn, und stehen gleicher Weise unter dem Eindrucke seines erschütternden Inhaltes: gern möchten wir uns mit der epischen Form, wie sie die Geschichte überliefert, begnügen. Unter solchen Umständen hat es der Dichter mit einem schwierigen Stück Arbeit zu thun. Welche neue Seite kann er der Sache abgewinnen? Welche Gedanken, welche zwingenden Regungen findet er auf dem untersten Seelengrunde Conradin's, die ihn unwiderstehlich in sein Geschick hineinreißen? Es müssen Gedanken sein, die auch den Hörer bezwingen, ihm unabweisbar darthun, daß der Lauf der Dinge gar nicht anders hat sein können. Wenn es dem Dichter gelingt, in dem Schicksale des Einen dasjenige der Menschheit wiederzuspiegeln, die von dämonischen Drange gejagt dahin gelangt, wohin sie nach ihrer ursprünglichen Willensanlage treiben muß, dann hat er uns zugleich überzeugt und versöhnt, dann hat er die Katharse gefunden, in der das Welt- und Menschenräthsel seine Lösung hat.

Hans Herrig hat in seinem gleichnamigen Drama als Motiv das jugendliche Hoffen hingestellt, jene Fata Morgana, die aus dem eigenen Fühlen heraus dem Menschen Bilder vorgaukelt, denen er nachjagen muß, mag er wollen oder nicht, um am Ende zu finden, daß sie aus Luft oder aus nichts bestanden. Tiefer, sollte man glauben, konnte das Wesen Conradin's nicht erfaßt werden. Dennoch hat Martin Greif einen anderen Weg eingeschlagen. Bei ihm wird der Hohenstaufe von der Ehre vorwärts getrieben, die ihn zwingt, das den italienischen Ghibellinen gegebene Wort einzulösen. Schon hat er, von den Bitten und Thränen der Mutter bewogen, seinen Kriegsplan aufgegeben, da erschallen nächtlicher Weile unter seinen Fenstern auf den Wellen des See's die Spottlieder der Italiener, die seine Muthlosigkeit mit dem Heldenmuth seiner Vorfahren vergleichen. In der That ist dies eine Motivirung, die ebenso wirkungsvoll wie nachhaltig ist. Denn nicht allein ist der Effect der Scenen, in denen diese Dinge vorgehen, für den Augenblick ein überwältigender, sondern die Wirkung hält auch bis zum Ende vor. Man kann gute Gründe für die Herrig'sche Auffassung anführen, aber den Stachel des Ehrgeizes in die jugendliche, in den Thaten der Väter schwelgende, von eigenem Ruhme träumende Seele gesenkt, das ist ein Motiv von so zwingender dramatischer Kraft, daß man darüber hinaus keinen Wunsch haben kann.

Noch ist von dem letzten der Greif'schen Dramen, dem „Ludwig der Bayer"*) einiges zu sagen. Vielleicht ist dieses von allen nicht bloß das anmuthendste, sondern auch das beste. Jedenfalls ist hier die schärfste Individualisirung. Im ganzen ist freilich die historische Scenerie dieselbe, die deutsche Geschichte geht ihren Gang unter denselben Gegensätzen weiter fort, nur daß die Namen andere sind und daß, was früher Hohenstaufen und Welfen hieß, jetzt sich in Bayern und Habsburg scheidet. Das ist im Drama so ermüdend wie in der Geschichte. Indessen hat der Dichter vorzubeugen gewußt, nicht bloß durch eine sehr geschickte Inscenirung und Gruppirung der handelnden Personen, sondern auch durch eine

*) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Fülle von scharf gezeichneten Charakteren, wie sie die anderen Dramen nicht aufweisen. Da sind zunächst die Hauptpersonen, Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich. Der Anspruch auf Herrschaft ist zwar derselbe, aber er wird durch ganz markante Züge klar aus einander gehalten. Die Figuren, welche diesen Fürsten in nächster Nähe flankiren, sind auf der einen Seite die Kaiserin Margaretha und Heinrich von Niederbayern, auf der anderen Friedrich's Gemahlin und sein Bruder Leopold. Auch diese tragen das specifische Gepräge, welches die erste Vorbedingung für das wahrhafte Leben dramatischer Personen ist. Weiter gruppiren sich um die Hauptpersonen hier der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, Seyfried Schweppermann, der bayrische Adel, die Bürgerschaft von München, dort Friedrich von Pillichsdorf, der Prior Gottfried, weiter die Vertreter der österreichischen Ritterschaft und zwischen beiden die fahrige Gestalt Johanns von Böhmen, der später sein Hin- und Herjagen in der Politik bei Crecy büßen mußte. Von allen diesen kann man mit vollem Rechte sagen, daß sie überall in einer feinen Charakterisirung gehalten sind. Sie greifen ihrer ursprünglichen Veranlagung gemäß mit kräftiger Willensbethätigung in die Handlung ein und gestalten sie so zu einem bewegten, in jedem ihrer Abschnitte mächtig vorwärts drängenden Drama.

So die Schauspiele Martin Greif's im Einzelnen; im Allgemeinen ist noch Folgendes zu sagen. Zu dem Lob, welches neben dem Tadel zur Aeußerung gekommen ist, muß vor Allem dies noch hinzugefügt werden, daß durch alle der warme Hauch vaterländischer Gesinnung weht, welcher die Herzen belebt und erwärmt, aber nicht erhitzt. Der Patriotismus Greif's ist fern ab von jener chauvinistischen, fanfarenblasenden Art und Weise, welche die Völker gegeneinander hetzt. Nicht „Hurrahschreier" wie Paul de Lagarde sagt, sollen durch seine Dramen großgezogen werden, sondern Männer, die das Vaterland lieben trotz seiner Fehler und in Noth und Gefahr für dasselbe eintreten, ohne den Befehl dazu abzuwarten, selbständige Männer, die ihre Freiheit wahren, sowohl nach der rechten wie nach der linken Seite. Greif ist mit dem tiefsten Ernste bemüht, das Wesen seines Volkes in der Geschichte zu ergründen und es in lebenden dramatischen Bildern als Spiegel für die Menschen seiner Zeit hinzustellen. Diese Bilder sollen der Weck- und Mahnruf sein, in der Geschichte der Vorfahren den Weg in das Dunkel der eigenen Zukunft zu finden. Zu ihrer Aufstellung aber gebraucht er die einfachsten Mittel: sein künstlerisches Verfahren ist ohne alle die Complication und die Spitzfindigkeit, in welchen das moderne Kunstdrama sich abquält, Gefallen beim Publikum zu finden. Der Dramatiker Greif ist durchaus national, auch darin, daß er mit der Antike völlig gebrochen hat; außer dem Versmaß haben seine Schauspiele vom Alterthum so wenig an sich, wie Hermann der Cherusker auf dem Teutberge vom Herkules auf der Wilhelmshöhe.

Greif ist nicht bloß national, sondern auch modern, und man kann es nur bedauern, ihn nicht auch darin in der Abkehr von der Vergangenheit zu sehen, daß er sich mit seinen vaterländischen Dramen an das Volk, statt an die Gesellschaft gewandt hat. Es mag im Süden Deutschlands noch immerhin etwas anderes sein, als in den Großstädten des Nordens, aber im Allgemeinen darf man sagen, daß das große Publikum, welches alle Abende die großen Theater frequentirt, keinen Sinn für die Kunst hat. Für alles andere mehr, als gerade hierfür. Mag auch das klassische und bessere Schauspiel noch immer cultivirt werden, so ist das doch nur eine nothgedrungene Rücksichtnahme auf die gesunderen und besseren Bestandtheile in den höheren Schichten der Nation, die doch auch ab und zu in Rechnung zu ziehen sind. Aber abgesehen davon sind die Theatervorstellungen unserer großen Städte von keiner anderen Bedeutung, als die Spiele der verschiedensten Art zur Kaiserzeit im alten Rom auch waren. Unterhaltung und Belustigung für hohen und niederen Pöbel!

Und doch leben wir in einer anderen Zeit, als die des Niederganges unter den römischen Kaisern war. Panem et Circenses rief das Proletariat in Rom, und die Reichen lösten die soziale Frage, indem sie beide Forderungen bewilligten. Es ist gut, daß dieselbe Frage bei uns nicht einmal in hervorragendem Maße den materiellen Charakter trägt. Man hat mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit bewiesen, daß in den von unseren Sozialdemokraten aufgestellten Forderungen ein sittliches Problem seiner Lösung entgegengehe. Es ist nicht bloß dies der Fall, sondern die Welt schickt sich an, dem Christenthum eine weitere, größere Stätte zu bereiten. Der Vorhang des Tempels wird bis auf den Boden hin zerrissen, und die Massen stürmen ins Allerheiligste, nicht nun zu zerstören, sondern an seinen reichen Gaben theilzunehmen. Die Sozialdemokratie hat nur etwas Schreckhaftes für den Philister und den Genußmenschen. Die sind allerdings die bei weitem größeste Mehrzahl, aber nicht ihnen muß man die Ordnung der Welt überlassen. Ihr glaubt die Armen und den Arbeiter bloß mit Geld abthun zu können? Die menschenwürdige Stellung, die so lange versprochene, ist es, die sie verlangen.

Der Staat hat mit seinen großen sozialpolitischen Gesetzen angefangen, dem arbeitenden Volke im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit eine Stätte auf Erden zu bereiten, naturgemäß zwingt der erste Schritt, auf dem betretenen Wege ruhig vorwärts zu schreiten. Aber er kann es nicht allein machen, alles was sonst im Leben Geltung und Kraft hat, sollte sich ihm anschließen, besonders die Kunst. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob unter der Führung Luthers deutsch-volksthümliches Wesen den Sieg über das Fremde gewinnen würde. Aber es kam anders, und die Antike behauptete den Platz. Sie, wie die ihr nachfolgende romantische Schule haben das Volk in den Vorhöfen des Tempels gelassen. Jetzt beginnt es überall zu rumoren, und mächtig klopft es an den Pforten um Einlaß. Das Oberammergauer Passionsspiel*), die regelmäßigen Aufführungen in den Tiroler Dörfern, die Spiele, welche katholische und protestantische Geistliche mit ihren Gemeindemitgliedern an den hohen Festtagen aufführen, sind mächtige Zeichen der Zeit und nicht minder Forderungen sozialdemokratischer Natur, als die Beschlüsse auf dem Erfurter Parteitage. Das Gute, was sich in diesen zum Theil noch rohen und unbeholfenen dramatischen Produetionen äußert, sollten sich die deutschen Dichter zu eigen machen. Besonders ein Mann wie Martin Greif sollte sich dahin stellen, wohin der Ruf des Volkes ihn lockt. Er hat das Zeug dazu, etwas Tüchtiges zu leisten, besonders den warmen vaterländischen Ton, der die Herzen gewinnt.

Psychologie der Suggestion.

Von Carl du Prel.

Die berühmtesten Forscher auf dem Gebiete des Hypnotismus haben es längst ausgesprochen, daß die Lehre von der Suggestion für die Psychologie geradezu eine Revolution bedeutet; aber die Psychologen selbst haben der neuen Lehre zunächst doch ihr Beharrungsvermögen entgegengestellt. Man konnte die Thatsachen nicht leugnen, konnte den unbequemen Gesellen nicht geradezu abweisen, versuchte aber eine friedliche Auseinandersetzung mit ihm; man wollte ihm zwar einen Platz im System zusprechen, aber nicht erlauben, das System zu sprengen.

Unter dem Einflusse des Materialismus ist nämlich die Psychologie zu einem bloßen Theile der Physiologie herabgesunken, wurde den Händen der Philosophen allmählich entwunden und ist fast nur mehr von Aerzten und Physiologen

*) Wir erhalten eben die Nachricht, daß Greif's „Ludwig der Bayer" im kommenden Frühsommer in Kreiburg am Inn, das in unmittelbarer Nähe des Ampfing-Mühldorfer Schlachtfeldes als uralter Marktflecken gelegen ist, auf eigens erbauter Bühne und in möglichst historischer Treue aufgeführt werden wird.

gepflegt worden, die nun bemüht sind, auch die Suggestion in ihr System hineinzuzwängen.

Wer nun der Ansicht ist, daß die physiologische Psychologie auf einer großartigen Verwechselung von Ursache und Wirkung beruht, und daß eine Psychologie ohne Psyche ein Unding ist, konnte sich längst sagen, daß eine so tief aus dem Seelenleben quellende Thatsache, wie die Suggestion, dem physiologischen Verflachungsprozesse der Psychologie ein Ende bereiten, und daß nachgerade wieder die Philosophie berufen werden würde, die Seelenlehre auszubauen.

Insoferne erscheint die „Psychologie der Suggestion" von Dr. Schmidkunz*) gerade zur rechten Zeit, und zwar nicht als ein bloßer Fühler in der angegebenen Richtung, sondern, wie es schon der Umfang des Buches zeigt, mit dem ausführlich begründeten Anspruche, die Psychologie wieder für die Philosophie zu reklamiren. In der That ist darin die Bedeutung und umwälzende Tragweite der Suggestion mit aller, heute erreichbaren Vollständigkeit abgehandelt; aber der Verfasser hat einem vorauszusehenden, wiewohl unberechtigten Bedenken insofern Rechnung getragen, als er einen in Sachen des Hypnotismus wohl bewanderten ärztlichen Praktiker, Dr. Gerster, reichlich zu Wort kommen läßt, wobei denn ausnahmsweise einmal die ärztlichen Erfahrungen bis zu jener Tiefe hinabreichen, wo sich der Einklang mit der Philosophie ergibt.

Die beiden ersten Theile des Buches enthalten eine Phänomenologie der Suggestion, d. h. sie sind der Beschreibung der vorliegenden Thatsachen gewidmet; die beiden anderen liefern die Erklärung der Phänomene und den Nachweis, daß die Entdeckung der Suggestion nicht bloß zu einer neuen, nämlich monistischen Seelenlehre drängt, sondern auch in verschiedene andere Wissenszweige übergreift, die davon mehr oder weniger umgestaltet werden: die Heilkunde, Rechtspflege, Erziehungslehre, Culturgeschichte, Kunst und Religion. Wie bei einem Erdbeben die peripherische Ausdehnung des Erschütterungsgebietes um so größer ist, je centraler der Entstehungsherd liegt, so sind auch geistige Entdeckungen, wenn aus großer Tiefe gehoben, nicht auf das Specialgebiet beschränkt, in dem sie gemacht wurden. Das ist nun bei der Suggestion der Fall, und Schmidkunz verwendet besondere Mühe darauf, zu zeigen, daß die hypnotische Suggestion nur ein Specialfall einer größeren Kategorie von Erscheinungen ist. Aber erst nach Entdeckung dieses Specialfalles konnte die Einsicht erworben werden, daß unser ganzes Seelenleben von Suggestionen und Autosuggestionen durchsetzt ist.

Wer das Gebiet des Hypnotismus zum ersten Male betritt und selber experimentirt, fühlt sich wie in einer Zauberwelt. Die Phänomene sind von größter Mannigfaltigkeit und vom höchsten Interesse; ja in manchen Fällen fühlt man sich von der erstaunlichen Macht der Suggestion geradezu unheimlich berührt. Die Sache ist indes nicht so gefährlich: Was den Hypnotiseur betrifft, so ist das Suggeriren kein mechanisches Handwerk, das Jeder erlernen könnte, sondern es erfordert individuelle Behandlung, also einen geschickten, ja feinfühligen Psychologen. Was dagegen den Hypnotisirten betrifft, so ist sein Gehirn keine leere Tafel, auf die man Beliebiges schreiben könnte, und die eingepflanzte Idee wird nur dann verwirklicht, setzt sich erst dann in organische Prozesse oder Handlungen um, wenn sie vom Hypnotisirten acceptirt wird. Diese Bedingung ist unerläßlich. Mit anderen Worten: die Fremdsuggestion wird nur dadurch wirksam, daß sie zur Autosuggestion wird. Damit ist aber dem Prozeß der Suggestion auch das Befremdliche genommen; denn die hypnotische Autosuggestion ist nur ein Specialfall der Macht der Seele über den Körper, also eines alltäglichen Vorganges, der im hypnotischen Schlafe nur gesteigert auftritt.

Bei diesem Punkte müssen wir verweilen; das gibt uns Gelegenheit, den bestehenden Streit zwischen Magnetiseuren und Hypnotiseuren zu erledigen. Die letzteren behaupten nämlich, es gebe überhaupt keinen animalischen Magnetismus, und was man dafür halte, sei nur verkannter Hypnotismus, nämlich Suggestion. Es ist aber leicht zu zeigen, daß beide zu Recht bestehen. Wenn nämlich der Hypnotiseur mein vegetatives Leben beherrscht — richtiger gesprochen: wenn ich durch Acceptirung der Fremdsuggestion, d. h. durch Autosuggestion, also durch eine Gehirnvorstellung mein vegetatives Leben beherrsche — so genügt die Gehirnvorstellung nicht zur Realisirung der Suggestion. Die bloße Vorstellung, daß etwa eine Entzündung meiner großen Zehe aufhören soll, bliebe ganz unwirksam, wenn nicht vom Gehirn zur Zehe eine Kraft geleitet würde. Wenn jede Vorstellung schon als solche sich realisiren müßte, so wäre schließlich kein Unterschied mehr zwischen Traum und Wirklichkeit, und das wird Niemand behaupten wollen. Also müssen wir noch eine Kraft einschieben, vermöge welcher die Suggestion das organische Leben meines Leibes beherrschen kann. Diese Kraft ist nun aber eben die, von welcher die Magnetiseure sprechen. Das Räthsel der medicinischen Suggestion löst sich also im Sinne einer Versöhnung zwischen Mesmer und Braid: die Fremdsuggestion kann nur wirken, indem sie Autosuggestion wird; die Autosuggestion wirkt aber nicht schon als solche, sondern erst durch Auslösung organischer Kräfte — vis medicatrix naturae — und diese sind identisch mit jenen, die beim animalischen Magnetismus auf einen fremden Organismus übertragen werden.

In diesem Punkte hätte sich Schmidkunz, der diese Streitfrage streift, füglich bestimmter ausdrücken dürfen. Im Uebrigen freut sich der Leser durch das ganze Buch hindurch, daß Schmidkunz von irgend welchen Vorurtheilen sich durchaus frei zeigt. Er weiß es recht gut, daß die Vorurtheile die für die Entwickelung der Wissenschaft allergefährlichsten Autosuggestionen sind, die bis zum chronischen Irrthum führen können. Darum eben hat der Hypnotismus selbst heute noch hartgesottene Gegner, wie z. B. jenen Professor, dessen Worte Schmidtkunz anführt: „Ich glaube an die hypnotische Suggestion nicht eher, als bis ich einen Fall davon gesehen habe, und ich werde niemals einen solchen Fall zu Gesicht bekommen, weil ich mir dergleichen Experimente grundsätzlich nicht ansehe." Skeptiker von dieser Sorte, die nicht verstehen, weil sie nicht verstehen wollen, sind aber logischer Weise gezwungen, ihre Zweifelsucht weit über die von ihnen selbst gewollten Grenzen auszudehnen. Das könnten sie eben bei Schmidkunz lernen; denn wenn, wie er zeigt, das ganze Seelenleben von Suggestionen durchsetzt ist, so kann man den hypnotischen Specialfall nicht isolirt leugnen, sondern versteht eben dann sein ganzes Seelenleben nicht mehr.

Aber eine Lehre, die auf Thatsachen ruht, muß früher oder später jeden Widerstand besiegen. Das zeigt sich heute in einem Punkte, der kürzlich noch ganz allgemein verworfen wurde, nämlich in Bezug auf die telepathische Suggestion, die psychische Fernwirkung. Als ich selbst jene Experimente anstellte, von welchen im zweiten Bande meiner „Studien" berichtet ist, leistete die Kritik der Aufgeklärten geradezu Haarsträubendes; heute aber befinde ich mich bereits in der besten Gesellschaft, und Liébault, Beaunis, Gurney, Richet, Lombroso treten für die unmittelbare Gedankenübertragung ein. Diesen hat sich, wie ich bei Schmidkunz (S. 35) sehe, nunmehr auch Professor Wetterstrand angeschlossen. Vielleicht wird es mir in Bezug auf einen noch viel bedenklicheren Punkt ebenso ergehen, den ich hier nicht erwähnen würde, wenn nicht eine von Schmidkunz aufgeworfene Frage mich dazu fast auffordern würde. Er betont nämlich die Steigerung der Individualität in hypnotischen Zuständen und fragt dann: „Die Hypnose entwickelt ungeahnte Grade menschlicher Fähigkeiten; sollten sie nicht auch der günstige Boden für ungeahnte Arten von Fähigkeiten sein? (S. 148.) Die Gründe, warum ich diese Frage bejahe, habe ich anderwärts angeführt, aber freilich erst zwei Experimente zur Bestätigung angeführt (Studien II. c. 3 und 4). In dem einen ließ ich durch den Hypnotiseur einen Traum mit räumlichem Fernsehen erwecken, im anderen einen Heilmitteltraum nach Art des griechischen Tempelschlafes. Es

*) Psychologie der Suggestion. Von Dr. phil. Hans Schmidkunz, Privatdocent an der Universität München. Mit ärztlich psychologischen Ergänzungen von Dr. med. et phil. Karl Gerster, prakt. Arzt. 425 Seiten. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1892.

wäre mir werthvoll gewesen, die Ansicht unseres Autors darüber zu vernehmen.

Wohlthuend ist es, zu sehen, daß Schmidkunz den früheren Magnetiseuren gerecht wird, die theilweise viel mehr wußten als heute die Hypnotiseure. So führt Schmidkunz an, daß das Experiment, durch Suggestion bei bloßer Auflegung gewöhnlichen Papieres eine Hautblase zu erzeugen, sowie die Gegenprobe, den Erfolg eines wirklichen Blasenpflasters durch Suggestion zu verhindern, schon 1840 angestellt wurde. Manche „neueste Entdeckung" hat mich schon aus alten Schweinsledereinbänden angelächelt, und eben weil Schmidkunz Gerechtigkeit üben will, möchte ich ihn auf ein paar Dinge aufmerksam machen, die ich bei ihm vermißt habe. Ueber die suggestive Blasenbildung wird nämlich schon 1819 berichtet (Bibliothéque du magnétisme animal. VIII. p. 111). Der posthypnotische Befehl ist schon 1787 von einem Schüler Mesmer's und Anderen beobachtet worden (Exposée des cures de Strasbourg. III. p. 70—72). Ferner möchte ich als einen Vorläufer Braid's auch den Pater Gaßner erwähnt wissen, der schon vor 100 Jahren ganz eigentlicher Hypnotiseur war, indem er durch Suggestion Krankheitssymptome erweckte und wieder verschwinden ließ, ja dabei auch noch Gedankenübertragung insofern ausübte, als er seine Suggestionen in lateinischer Sprache gab, was ihn auf die Vermuthung brachte, daß seine Patienten fremde Sprachen verstehen, demnach nach kirchlicher Lehre besessen seien. Endlich hätte auch die moderne mind-cure eine Erwähnung verdient; denn sie liegt in der Verlängerungslinie der Autosuggestion, und wer diese zugibt, kann, prinzipiell wenigstens, auch gegen jene nichts einwenden.

Für denkende Leser ist der interessanteste Theil des Buches wohl der, worin Schmidkunz die gegebenen Thatsachen verwerthet, um sie für die Lösung philosophischer Probleme nutzbar zu machen, solche der Logik, Aesthetik und Ethik. Von der größten Bedeutung ist die Suggestionslehre natürlich für die Seelenfrage. Darin wird jede Anschauung, wenn sie der Suggestion nicht die größte Rechnung trägt, sich gefallen lassen müssen, als veraltet bezeichnet zu werden. Und daß die Suggestion zu einer monistischen Seelenlehre drängt, darüber läßt uns Schmidkunz nicht im Zweifel. „Körperliche und geistige Functionen — beide scheinen nur einem einzigen Functionirenden anzugehören. . . Eine und dieselbe Seele ist es, welche eine Brandblase sich vorstellt und welche dieselbe (als suggestives Stigma) effectuirt; eine und dieselbe Seele ist es, welche eine Heilung hofft und durchführt."

Dem reichen Inhalt des Buches gerecht zu werden, ist hier nicht möglich. Die Suggestionslehre greift in zahlreiche Wissenszweige über; daß aber der Arzt, der Jurist, Culturhistoriker, Theologe, Biologe, Psychologe und Philosoph interessirt sind, sich in dieser Frage zu orientiren, kann ich hier nicht für jeden Einzelnen ausführen, sondern es muß beim Autor selbst nachgelesen werden. Eben weil er sich an alle Facultäten und Disciplinen wendet, sind ihm zahlreiche Leser vorweg gewiß.

Feuilleton.

Winter.

Von Georges de Peyrebrune.
Autorisirte Uebersetzung.

Entsetzlich froren sie in ihrer Bodenkammer im sechsten Stocke, die so nahe dem Dache war, daß der auf den Schiefern liegende Schnee ihnen auf den Schultern zu lasten schien. Der Mann sagte: „Wie wär's, wenn wir hinuntergingen?"

Die Frau, die das Alter und die Kälte träge gemacht, entgegnete: „Wozu? Uns wird auf der Straße nicht wohler."

Allein der Alte, der noch ziemlich lebhaft war, fuhr fort: „Man könnte doch in den Bahnhof gehen, um sich zu wärmen, und vielleicht auch vor den Thüren der Restaurants von wohlthätigen Leuten einige Sous erhalten. Vorwärts, versuchen wir es!"

„Ich bin müde und hungrig, lasse mich. Ach könnte ich doch heute Nacht sterben!"

„Deine Wünsche sind sehr bescheiden. Die gebratenen Tauben fliegen einem auch beim Sterben nicht in's Maul: man muß etwas dazu thun. Es wäre zwar das Gescheiteste, aber dazu braucht man einen Ofen und vier Sous Kohlen, und die fehlen uns gerade."

„Du thust Unrecht, Alter, für Dich an den Tod zu denken. Du bist noch frisch. Zwar nicht mehr wie früher, als Du im Steinbruche gearbeitet hast, aber wenn Thauwetter eintritt, braucht man Straßenkehrer, und mit ein wenig Glück kannst Du Arbeit finden. Du bist noch kräftig genug, um den Besen zu führen."

„Mich friert," murrte der Mann, „ich bin ja fast nackt. Da schau, man sieht fast meine Haut. Es ist doch niederträchtig, daß man mit zweiundsiebzig Jahren, nachdem man sich sein ganzes Leben lang gerackert hat, nicht ruhig in einem Winkel auf seinem Stroh verenden kann wie ein Hund . . . Also nochmals, komm hinunter, man gibt uns da vielleicht ein Almosen, wenn wir den Leuten unser Elend zeigen, während wir hier ohne Hülfe crepiren. Donnerwetter, willst Du endlich aufstehen und kommen?"

„Ich komme schon, Alter," entgegnete sie weinend, „aber das sage ich Dir, herauf komme ich nicht wieder."

Es schneit. Glatteis bedeckt die Fußsteige; die Gasflammen brennen bleich hinter den Schaufenstern der Verkaufsläden. Die Luft peitscht die Haut wie mit Dornen. Die wenigen Passanten eilen vorbei, bis an die Augen vermummt. Auf den herrschaftlichen Wagen treiben in dichte Pelze gehüllte Kutscher die Pferde an und die Lebemänner eilen vorbei, um sich vor dem eisigen Winde zu schützen, so daß die beiden Armen nicht einmal Zeit finden, das Wort „Ein Almosen" auszusprechen.

Nachdem sie eine Zeit lang fruchtlos gewartet, zieht die alte Frau den Mann fort. Ein schriller Husten zerreißt ihr die Brust, aber sie hält nicht inne und zieht ihn nach einem wohlbekannten Ziele und bald taucht aus dem dichten Nebel die schwarze Fluth der Seine auf, wie ein riesiger Katafalk von hohen Laternen mit goldenem Licht eingefaßt.

Der Mann hat begriffen; er weicht zurück, wie ein Pferd sich am Rande eines Abgrundes bäumt und röchelt: „Nein, nein!"

„Warum nicht?" fragt sie, ihn mit ihren Armen umschlingend, „es wäre so schnell vorbei. Wie gut würden wir diese Nacht schlafen, Alter."

„Mir ist kalt," sagt er, indem er ihr Widerstand leistet, während seine Zähne aneinander schlagen. Und er wiederholt mechanisch, mit starrem Auge, einen Gedanken, der plötzlich in seiner geistigen Nacht aufzuleuchten scheint: „Nein, nein, so nicht!" ruft er mit einem heiseren Lachen, das hohl aus seinem Innern klingt. „Wir wollen heute lachen, meine gute Alte! Wir werden ein lustiges Leichenbegängniß haben."

— — Es friert so stark, daß man die Bauarbeiten einstellen muß, und das ist auch in Passy der Fall, wo der Bahnhof auf einer Seite von Villen begrenzt ist. Durch diese Arbeiten in ihrer Ruhe gestört, haben die Bewohner ihre Villen auf einige Zeit verlassen. Sie sind wohl verschlossen, aber durch die Gärten leicht zugänglich.

Kurz vor Mitternacht strichen zwei Schatten um eines dieser verlassenen Gebäude. Sie gingen so langsam, so erschöpft vor Hunger und Kälte, die beiden Alten, daß sie sich kaum fortzubewegen schienen. Jetzt knarrte eine Thür, die, ohne Zweifel morsch, einem leichten Drucke nachgegeben hatte, und tiefe Stille lag wieder über dem dichten Schneeteppich.

Die Unglücklichen befanden sich in einem Garten, und der Mann, der den Weg kannte, ging auf das Gebäude zu, gefolgt von seiner Frau, die vor Husten zu ersticken drohte. Jetzt erklang das Geräusch eines zerbrochenen Fensters, das war Alles.

Der Mann, der durch das Fenster eingestiegen war, erschien wieder auf der Schwelle einer Thüre, wo ihn die Frau erwartete. Beide traten ein und verrammelten den Eingang. Sie tasteten sich bis zur Küche, zündeten eine Lampe an und hielten Umschau. Sie suchten weder die Speisekammer, noch den Keller, wohl aber den Raum für das Holz. In

ihrem durchlöcherten Rocke raffte die Frau Kohlen zusammen, der Mann belud sich mit Holz, und bis zum Rande füllten sie den Ofen im Speisesaale damit. Endlich würden sie sich wärmen können!

O, die köstliche Wärme, die sich da allmählich verbreitete! Sie weinte darüber vor Freude, und er lachte. Vor den Ofen hingekauert, dessen Wände sie mit ihren Händen berührte, murmelte die Alte: „Wie schön warm das ist!"

Er aber entgegnete: „Schade, daß man nichts zum Kauen hat, sonst könnten wir ein schönes Gelage halten." Sie seufzte. „Bah," fuhr er scherzend fort, „wer schläft, hat gegessen. Setze Dich zu mir, meine gute Alte!"

Er zog einen Lehnstuhl in die Nähe des Feuers, half ihr, es sich darin bequem machen, und küßte sie bewegt auf die Stirne.

Sie lächelte, bereits halb eingeschlafen, und murmelte: „Mein Gott, wie mollig das ist!"

„Nicht wahr?" sagte er. „Wir befinden uns da wie Millionäre. Aber ich werde mir auch einen Stuhl neben Deinen stellen. Du erlaubst es doch, Alte?"

Sie murmelte halb im Schlafe: „Ja, neben mir, ganz dichte 'ran, wie . . ."

„Wie einst, als wir noch jung waren, als man noch arbeiten konnte und jeden Tag aß. Wie liebten wir uns da!"

Sie stammelte: „Jetzt aber sind wir alt. Wie schnell ging die gute Zeit vorüber! . . . Mich hungert so sehr!" fügte sie leise hinzu.

„So schlafe!" entgegnete er ihr.

Sie aber fuhr fort: „Ist denn gar nichts zum Essen oder zum Trinken da?"

„Aber Alte, wir sind ja doch keine Diebe! . . . Wecke keine schlechten Gedanken in mir. Auch ich habe Hunger . . . mein Gott, Du weißt es, wie hungrig ich bin!" Und er neigte sich offenen Mundes zum Ofen, als wollte er die entströmende Wärme trinken. Dann bebte sein ganzer Körper, die Frau aber war sanft eingeschlafen.

„Endlich!" sagte er. Und nun erhob er sich langsam und ging mit leisen Schritten durch das Zimmer. Es war gut geschlossen, und schwere Vorhänge fielen an der Thür und den Fenstern herab. Dann ging er zum Ofen zurück und hob die Decke ab, ein dichter, scharfer Rauch erhob sich, füllte das Gemach und verbreitete sich langsam. Und der Unglückliche setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl zurück und breitete seine Lumpen auf dem mit goldenen Arabesken gemusterten rothen Sammt aus, und bog sich ganz nahe zu seinem schlafenden Weibe, das er mit einem starren, harten Blicke betrachtete. Aber er dachte nicht an das Leben zurück, das er verlassen wollte. Er stellte sich im Geiste vor, welches Gesicht die Besitzer der Villa machen, wenn sie eines schönen Tages nach Hause kommen und da die beiden starren, häßlichen Leichen finden werden. Das würde sie sicher ärgern und ihnen das Essen in diesem koketten Saale verderben, wo hinter den Spiegelscheiben des Buffets das silberne Tafelgeschirr glänzte und er dachte daran, wie er sich bei ihnen entschuldigen und, seine Mütze ziehend, ihnen sagen würde: „Verzeihen Sie, meine guten Herrschaften, aber wenn man sterben will und das, was dazu gehört, nicht zu Hause hat, so muß man es doch entlehnen, nicht wahr? Wir sind bei Ihnen eingebrochen, es ist wahr, aber es geschah in der guten Absicht, die Gesellschaft, die sich nicht um uns kümmerte, von zwei unnützen Wesen zu befreien, deren bloßer Anblick schon in einer so schönen und reichen Stadt unangenehm ist, wo alle Welt tanzt, spielt, lacht und sich unterhält. Warum gibt es keinen Abgrund, in den sich alle Leute, die kein Brot haben, hinabstürzen können? Das ist ein Fehler einer guten Regierung. Man würde ihnen eine letzte Suppe geben, und dann . . . krach! Das wäre der letzte Ausweg . . . Schlaf' wohl, meine Alte, meine einstige Liebe! Das ist unsere letzte Nacht! . . . Wie schön warst Du mit zwanzig Jahren! — Denkst Du noch daran? . . . Es war im Frühling, zur Kirschenzeit . . . die Felder . . . der grüne Rasen . . . Ach, ich ersticke! Du, guter Gott, wenn du irgendwo bist . . . und auf uns herabsiehst! . . ."

Der scharfe Rauch stieg und stieg immer fort. Er umhüllte die beiden Alten, die ein wenig röchelten, dann aber schwiegen. So schliefen sie Hand in Hand mit halb offenem Munde, als wollten sie den Engeln zulächeln.

Aus der Hauptstadt.

Nachklang vom Mozart-Cyclus.

So sehr sich auch seit dem Tode Mozart's die künstlerischen und speciell die musikalischen Anschauungen geändert haben, und obgleich die allgemeine Richtung des musikalischen Geschmackes heute so ganz anders ist als am Ende des vorigen Jahrhunderts, so zählt doch Mozart's Musik auch heute noch zu den werthvollsten Tonschöpfungen, die wir überhaupt besitzen. Dabei erfordert diese Musik von dem Hörer, der sie genießen, sich an ihr erbauen will, keine anstrengende Aufmerksamkeit, kein mühevolles Entgegenkommen, wie es so viele der berühmten Compositionen unserer älteren und mancher neueren Meister verlangen. Mozart's Tonbilder sind so durchsichtig klar, bei allem formalen Reichthum so leicht faßlich, wie es Kunstmusik überhaupt nur sein kann. Während die älteren Meister des vorigen Jahrhunderts unserem Geschmack an manchen Stellen ihrer Compositionen durch einen gewissen formalistischen Zug, der denselben anhaftet, ferner liegen, ist Mozart's Musik, speciell seine Opernmusik in ihrer sprudelnden Frische und Lebendigkeit gewissermaßen modern zu nennen. Aus diesen herrlichen, ebenso süßen, melodischen wie eminent charakteristischen Tonbildern spricht eine jugendliche Kraft, die nicht entfernt das Alter dieser Melodien ahnen läßt. In einem Punkt aber berührt uns die Opernmusik dieses genialen Meisters noch heute fremdartig, wie eine veraltete Mode. Dem Zeitalter des Wagner'schen Musikdramas ist der überreiche Coloraturschmuck der meisten Mozart'schen Opernarien etwas so Fremdes, Widerstrebendes, daß es hier eines Entgegenkommens von Seiten des Hörers bedarf, um sich an diesen Zierrath zu gewöhnen, der nach modernen Begriffen völlig undramatisch ist. Der Gedenktag des großen Meisters und der Berliner Mozart-Cyclus scheint nicht ungeeignet, einmal zu untersuchen, ob und wieweit der Coloraturgesang in dem Musikdrama, in der Oper berechtigt ist.

Auf den ersten Blick scheint diese Frage sehr einfach zu beantworten zu sein. Wenn man Coloraturen, das heißt schnelle, kunstvolle Läufe und Passagen, welche die Melodie verbrämen, überhaupt als dramatischen Stimmungsausdruck betrachten wollte, könnte man sie immer nur als Ausdruck der Heiterkeit und des fröhlichen Jubels ansehen. Sie würden dann das Spiegelbild einer ungebundenen, übermüthigen Spielseligkeit sein. Der Darstellung einer ernsten, ja auch nur einer schärfer individualisirten Stimmung entsprechen sie nicht. Denn das sprühende Feuerwerk oder das anmuthige Dahinrollen solcher Reihen von kurzen Tönen stellen ja die eigentliche Melodie, welche die musikalische Zeichnung der betreffenden Gemüthsstimmungen sein soll, völlig in den Hintergrund. Nimmt man noch hinzu, daß gerade bei Mozart nicht etwa die ausgesprochen heitren, sondern mehr noch die ernsten Arien es sind, welche den reichsten Coloraturschmuck tragen, so wird man es ruhig zugeben müssen, daß der Coloraturgesang eine Form ist, die mit dem dramatischen Inhalt der Opern nichts zu thun hat.

Mit Nothwendigkeit mußten daher die Männer, welche das Ideal eines musikalischen Dramas darin sahen, daß in diesem die Musik nur Ausdrucksmittel des dramatischen Inhalts ist, die Coloratur vollständig verwerfen. Gluck und Richard Wagner haben das denn auch in der Theorie wie in der Praxis gethan. In denjenigen ihrer Werke, welche ihre Reformideen am schärfsten zum Ausdruck bringen, ist auch nicht die leiseste Spur einer Gesangsverzierung vorhanden; in das Ideal des Musikdramas, wie es Gluck und Wagner vorgeschwebt hat, paßt eben der Coloraturgesang nicht hinein. Aber wo haben wir solche idealen Musikdramen, in welchen die Musik — wie Gluck es verlangt — nur „Unterstützung der Poesie" — oder wie Wagner es nennt — nur „Kunst des Ausdrucks" ist? Nicht einmal die Werke jener Männer selbst entsprechen in der Beziehung überall den strengsten Anforderungen ihrer Schöpfer, auch sie enthalten Stellen, in welchen die selbständige musikalische Form auf Kosten des rein Dramatischen in den Vordergrund tritt. Auch in Gluck und Wagner war das rein musikalische Element viel zu stark, um sich immer zum willenlosen Sklaven des Textes machen zu lassen. Wie viel mehr also bei der Majorität der übrigen Operncomponisten, die von den strengen Prinzipien jener Männer nichts wissen wollen, denselben zum Theil sogar offen und bewußt entgegenwirken! Mozart, so wenig er zu Reflexionen über seine Kunst geneigt und wohl auch beanlagt war, hat der Anschauung Gluck's (die Musik sei in der Oper Dienerin der Sprache) durch seine Werke widersprochen. Seine durch und durch musikalische Natur mußte sich instinktiv gegen eine derartige Unterjochung der musikalischen Freiheit auflehnen. Ein völlig naiv schaffender Künstler hat Mozart sich über ästhetische Gesetze der Oper nicht viel den Kopf zerbrochen; er traf fast unbewußt den richtigen charakteristischen Ausdruck für die verschiedenen Situationen und Figuren seiner Opern. Hin und wieder hat er freilich auch bewußt musikalisch gemalt, das beweisen zum Beispiel seine brieflichen Auseinandersetzungen über die „Entführung aus dem Serail". Aber man würde Mozart's Wesen arg verkennen, wenn man ihn sich als einen reflectirenden Componisten nach Art eines Berlioz oder Richard Wagner vorstellte. Daß er das durchaus nicht ge-

wesen ist, verrathen am deutlichsten die vielen Coloraturen seiner Opernarien.

Wenn Mozart auch nach unseren Begriffen keine allgemeine Bildung besaß, so war er doch ein viel zu intelligenter Künstler, als daß er das Undramatische des Coloraturgesanges hätte übersehen können. Mozart hat aber nicht einmal theoretisch, geschweige denn praktisch auf dem Standpunkt des consequenten dramatischen Musikers, wie Gluck oder Wagner gestanden. Die kürzlich erfolgte hundertste Wiederkehr seines Todestages veranlaßt uns, das um so schärfer hervorzuheben, weil vor wenigen Jahren ein Werk erschienen ist, in welchem der Componist des „Don Juan" als eine Art Vorläufer des Wagner'schen Musikdramas behandelt wird. Der geachtete Dichter und Kunstschriftsteller Heinrich Bulthaupt hat im Jahre 1887 eine „Dramaturgie der Oper"*) herausgegeben, welcher das Prinzip zu Grunde liegt, einen ununterbrochenen Entwickelungsgang von Gluck über Mozart, Beethoven, Weber bis Wagner nachzuweisen. Welche ästhetischen Merkwürdigkeiten, ja Ungeheuerlichkeiten der Verfasser bei dem Bestreben, dieses Prinzip durchzuführen, zu Tage fördert, dafür hier einige Beispiele. Bulthaupt spricht von den Opernouvertüren Mozart's. Daß dieselben mit den betreffenden Opern in einem sehr losen Zusammenhange stehen, ist dem Verfasser der „Dramaturgie" natürlich nicht verborgen geblieben. Anstatt nun aus dieser Thatsache, wie aus mancher anderen den einfachen Schluß zu ziehen, daß Mozart nicht entfernt auf dem dramatischen Standpunkt eines Weber oder gar Wagner gestanden hat, sucht Bulthaupt vielmehr auch hier die dramatische Tendenz Mozart's nachzuweisen. Und wie das? Nachdem Bulthaupt resignirt zugegeben hat, daß die anderen Mozart'schen Opernouverturen von einer programmartigen Zusammenfassung des darauf folgenden dramatischen Inhalts wenig zeigen, findet er in der Ouverture zum „Don Juan" schon „die klarere Tendenz, in dem gewaltigen Andante die siegreiche Schicksalsmacht einzuführen, mit der das lebenstrotzende Motiv des Allegro den vergeblichen Kampf führt." Wie kann man einem Componisten ernsthaft zutrauen, daß derselbe, wenn er schon mit einem Instrumentalwerk geistige Dinge schildern will, einen gewaltigen „Sieg der Schicksalsmacht" voranstellt, und ihm den „vergeblichen Kampf dagegen" nachlaufen läßt! Musik bewegt sich stets vorwärts, die nachfolgenden Tonbilder verdrängen mit absoluter Nothwendigkeit die früheren aus unserer Erinnerung. Will der Componist schon einen gewaltigen Sieg musikalisch illustriren, so kann er es nur, indem er den heiteren, lebenstrotzenden Klängen die ernsten, gewaltigen Tonbilder folgen läßt, nicht aber in umgekehrter Reihenfolge. Bulthaupt muthet hier, um den fortlaufenden Entwickelungsgang von Mozart bis Wagner zu beweisen, dem ersteren einen vollkommenen musikalischen und logischen Unsinn zu. Nur nebenher sei hier noch erwähnt, welche seltsamen Behauptungen in dem genannten Buch über den genialen Meister aufgestellt werden; bald sind dieselben das Gefühl des Mozart-Verehrers verletzend, bald wirken sie unfreiwillig komisch. Zu der ersteren Kategorie gehört folgendes Beispiel: „Wird Mozart nicht, wenn er, ganz auf sich gestellt, nur sich zu äußern hat — in der Symphonie, der Sonate — trotz aller Kunst zu Zeiten des Inhalts baar, taub und leer?" Jedermann hat das Recht schön zu finden, was er will; also wollen wir auch Herrn Bulthaupt durchaus nicht die Berechtigung absprechen, für seine Person Mozart's Instrumentalmusik „des Inhalts baar, taub und leer" zu finden. Nur verwahren wir uns dagegen, daß eine derartige Behauptung ohne jede Spur von Begründung in einem musikalischen Fachwerk abgedruckt wird. Nicht weil Herr Bulthaupt Laie in der Musik ist, verübeln wir ihm dergleichen vage Behauptungen, sondern weil seine „Dramaturgie der Oper" den Anspruch erhebt als fachmäßiges Werk angesehen werden, müssen wir verlangen, daß die in ihr ausgesprochenen Behauptungen auch mit Gründen belegt werden, wenn anders sie als Urtheile eines Fachmanns und Kenners gelten wollen. Zu der zweiten Kategorie von wunderbaren Urtheilen, die in diesem Buch über Mozart's Musik gefällt werden, zu den unfreiwillig komischen gehört folgendes Prachtexemplar: Herr Bulthaupt sucht überall bei Mozart's Opernmusik nachzuweisen, daß sie ungefähr in dem Sinne des Wagner'schen Musikdramas, nach sprechendster Bestimmtheit in der Wiedergabe des textlichen Inhalts ringt. Da hört der Verfasser der „Dramaturgie" denn in dem Duett zwischen dem Grafen Almaviva und Susanne („So lang' hab' ich geschmachtet") in dem chromatischen Auf und Ab der zuerst auftretenden Worte „So kommst Du" die lüsterne Neigung des Grafen zu Susanne „fast unanständig" beredt werden. Die köstliche Entdeckung einer „fast unanständigen" chromatischen Musik wirkt hier so überaus belustigend, daß man darüber den zuerst unwillkürlich aufsteigenden Aerger über eine solche Auslegung der reinen Tonsprache des Meisters vergißt. Wir haben uns hier mit den Beispielen aus Bulthaupt's „Dramaturgie der Oper" so lange aufgehalten, weil die merkwürdige Betrachtungsart Mozart'scher Musik, wie sie in diesem Werk beliebt wird, mehr und mehr in literarischen Kreisen überhand nimmt, dann aber auch, weil derartige Anschauungen auf die Praxis hinsichtlich der Aufführung Mozart'scher Werke verderblich wirken können. Auf diesen letzteren Punkt kommen wir später noch einmal zurück. Der Grund all der citirten wunderlichen Urtheile liegt darin, daß — wie schon erwähnt — der Verfasser der gedachten Schrift Mozart als dramatischen Componisten im Sinne Gluck's oder Wagner's ansieht. Diese durchaus irrthümliche Annahme führt nun Bulthaupt — und so manchen Kunstschriftsteller mit ihm — dahin, dem Componisten des „Don Juan" einen Vorwurf daraus zu machen, daß er seine Opernarien hinsichtlich des dramatischen Ausdrucks durch die in ihnen enthaltenen Coloraturen geschädigt hat. Ob und wie weit dies wirklich der Fall ist, werden wir gleich sehen. Zunächst müssen wir aber dagegen Verwahrung einlegen, daß man Mozart die reiche Verwendung des Coloraturgesanges zum Vorwurf mache. Ein solcher träfe den Componisten nur dann, wenn er von der Möglichkeit einer durch und durch dramatischen Musik so überzeugt gewesen wäre wie etwa Richard Wagner. Und das ist Mozart unzweifelhaft nicht gewesen.

Mozart hat Theatermusik im Sinn und Geist seiner Zeitgenossen componirt. Daß dieselbe allerdings unendlich besser ausgefallen ist als alle übrigen gleichzeitigen Leistungen auf diesem Gebiet, das dankt er seiner ungemein glänzenden Veranlagung, sowohl in rein musikalischer, als auch in speciell musikalisch-dramatischer Hinsicht. Aber daran ist nun einmal festzuhalten, will man Mozart gerecht beurtheilen: Ein kühner, zielbewußter Reformator war er nicht. Wo er reformatorisch gewirkt hat in unserer Opernmusik, ist es rein naiv und unbewußt geschehen. Nur so ist es zu erklären, daß unser größtes Operngenie (das wird Mozart wohl für alle Zeiten bleiben) ganz ungenirt den Coloraturgesang in der Oper beibehalten hat.

Wir fragen nun aber weiter: Wenn der Coloraturgesang absolut nicht in das musikalische Drama nach Gluck's und Wagner's Prinzipien paßt, folgt daraus, daß er in der Oper unbedingt zu verwerfen ist? Die Beantwortung dieser Frage wird von der anderen bedingt und beeinflußt, ob man die theoretischen Anschauungen der beiden genannten großen Opernreformatoren für unzweifelhaft richtige hält oder nicht.

Uns erscheint nun aber — unbeschadet unserer großen Achtung vor den idealen Anschauungen eines Gluck und Wagner — der Versuch, ein ideales Musikdrama zu schaffen, in dem Musik und Dichtung völlig in einander aufgehen, als ein unausführbarer, im besten Falle als ein schöner Traum. Denn einmal sind die Ausdrucksmittel der Musik dem Wechsel unterworfen, dann aber enthält jeder Operntext — auch der Wagner'sche — eine Menge von Stoff, der sich überhaupt in Musik nicht übertragen läßt.

Eine für alle Zeit auch nur annähernd zutreffende musikalische Zeichnung der Charaktere, Stimmungen, Situationen des Dramas gibt es gar nicht. Musikalische Formen, die vor hundert oder mehr Jahren dem Publikum als die sprechendste Darstellung des Grausigen, Leidenschaftlichen, Sinnlichen, Dämonischen u. s. w. galten, erscheinen heute dem betreffenden Texte gegenüber vollständig unangemessen, und ebenso wird wohl nach abermals hundert Jahren dasjenige, was heute in der Beziehung für mustergiltig gehalten wird, einem späteren Geschlecht genau so undramatisch vorkommen, wie uns fast alle Opern des vorigen Jahrhunderts. Modulationen, Harmonien, melodische Wendungen, welche vor 50 Jahren unerhört neu und kühn waren und dementsprechend naturgemäß als der treffendste musikalische Ausdruck scharfer gewaltiger Contraste oder Leidenschaften angesehen werden konnten, erscheinen 50 Jahre später so harmlos, einfach, wenn nicht gar abgenutzt, daß von einer zwingenden dramatischen Wirkung nicht mehr die Rede sein kann. Aber sehen wir einmal hiervon völlig ab. Selbst wenn die Musik der neuesten Zeit in Bezug auf dramatische Richtigkeit ihre Geltung und Wirksamkeit behalten würde, so bleibt in jedem Musikdrama, in jeder Oper eine große Anzahl von Textstellen, für deren richtige musikalische Illustration die Zukunft überhaupt keine geeigneten Weisen besitzt. Wollten wir auch zugeben, daß die Musik für jede Stimmung, für jedes Gefühl, für jede Leidenschaft einen ganz bestimmten adäquaten Ausdruck finden kann, es bleiben auch in dem allereinfachsten dramatischen Text noch eine große Menge von Sätzen nothwendiger Weise übrig, die — zum dramatischen Verständniß schlechterdings unentbehrlich — auch beim besten Willen nicht in Musik so zu sagen aufgehen. Dahin gehören alle rein sachlichen Vorgänge der Handlung, alle rein geistigen Betrachtungen und Aehnliches mehr, dessen auch das allerlyrischte Drama nicht gänzlich entbehren kann. Da muß die Musik völlig in den Hintergrund treten, sie darf sich nicht frei entfalten, um dem hier wichtigen einzelnen Wort nicht seine Verständlichkeit zu rauben oder zu erschweren. Und da muß der Componist wohl oder übel seiner musikalischen Natur Schranken auferlegen. Er muß eine Musik schaffen, die eigentlich gar keine Musik mehr ist — das Recitativ der älteren Oper — oder aber er muß, wie es Wagner an solchen Stellen gethan hat, zu einer Form greifen, in der die Musik sich in einen völlig reizlosen Sprechgesang der handelnden Personen und in ein wogendes Tönen des begleitenden Orchesters trennt. So grundverschieden diese beiden Formen der Recitation auch sind, in einer Beziehung stimmen sie völlig überein. Sie geben dem Sänger Tonreihen, in welchen von einem musikalisch melodischen Fluß nicht die Rede ist, sondern bei denen ein strenger Anschluß der musikalischen Intervalle an die Accente der Sprache gesucht wird. Genau soweit als sich in diesen Stellen — sie nehmen, wie gesagt, in jedem musikalischen Drama naturgemäß einen breiten Platz ein — die Musik der gesprochenen Rede nähert, genau so weit entfernt sie sich hier von den Gesetzen ihrer eigenthümlichen Schönheit. Damit ist der Beweis erbracht, daß von einem völligen Aufgehen des Textes in Musik keine Rede sein kann. Denn sonst müßten sich auch diese Stellen in eine musikalische Form kleiden lassen, die abgesehen von der richtigen dramatischen Betonung, überhaupt losgelöst vom Text ästhetisch schön wirken kann. Wer will es nun dem Componisten verargen, wenn er so denkt: Wenn die Musik sich so oft in der Oper so zu sagen auf's Trockene gesetzt sieht dem Text zu Liebe, warum nicht auch von Zeit zu Zeit umgekehrt, oder: Muß der Sänger so oft sein herrliches Instrument nur als Ausdrucksmittel von Begriffen verwenden, warum soll ihm nicht auch einmal Gelegenheit gegeben werden, auf Kosten des textlichen Fortganges den ganzen Reichthum seines Organes wie auch dessen künstlerische Ausbildung glänzen zu lassen? Dem Einwand, daß die dramatische Idee dadurch schwer geschädigt wird, ist leicht mit der Bemerkung zu begegnen, daß das Ideal des Dramas überhaupt schon durch die Vereinigung von Musik und Poesie verletzt wird. Das beste Musikdrama kann eben nun und

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

nimmer die abgeschlossene Wirkung erreichen, die ein gesprochenes Drama hat, wenn das erstere auch in einzelnen, ja in vielen Momenten eine größere Wirkung erreicht. Die Oper oder auch das ausgesprochenste Musikdrama, wie etwa Wagner's „Ring des Nibelungen" wird immer ein Compromiß zwischen Tonkunst und Dichtung bleiben. Wird das erst einmal zugegeben, so ist es schwer, eine Grenze zu ziehen, bis zu welcher sich jede der beiden Künste ausbreiten, über welche sie aber nicht hinausgehen darf.

Doch nun zurück zu dem Coloraturgesang! Ist derselbe aus musikalischen Gründen zu rechtfertigen, so darf er zweifelsohne auch in der Oper angewandt werden. Welchen ästhetischen Werth und welchen Nutzen hat nun die virtuose Verzierung des Gesanges? Musikalische Wirkungen werden durch contrastirende Tonbilder, durch Wechsel von melodischen, harmonischen, rhythmischen Tonfiguren erzeugt. Ein wesentlicher Factor der melodischen Veränderung ist in allen Compositionen von Bach bis auf die Neuzeit hin die musikalische Ornamentik, die Verzierung gewesen. Selbst die Werke strengster Form (z. B. die kunstvollen polyphonen Stücke von Bach) zeigen eine reiche Auslese von Verzierungen, welche vom einfachsten Doppelschlag bis zur rapidesten Tonscala wohl geeignet sind, den Reiz des gesammten Tonstückes zu erhöhen. An sich wird man deshalb wohl den Verzierungen, Verbrämungen der Musik ästhetische Berechtigung nicht absprechen können. Man hat aber oft behauptet, daß es die ästhetische Empfindung verletze, einen Menschen längere Tonreihen ohne Text (das sind naturgemäß alle Coloraturen) singen zu hören. Von einem Menschen wolle man Töne nur in Verbindung mit Worten hören. Das ist unzweifelhaft richtig. Es macht einen beunruhigenden, verwirrenden Eindruck, einen Menschen sich längere Zeit in Lauten ohne Hilfe der Sprache äußern zu hören. Aber doch nur in dem Fall, wo die Sprache ganz oder so gut wie ganz in Fortfall kommt, nicht aber bei einzelnen anmuthigen Verzierungen, die ein oder ein paar Textworte betreffen. Da behalten wir bei der gesungenen Coloraturarie immer noch den allgemeinen Eindruck der gesungenen Sprache, die nur für kurze Zeit aussetzt, um der Melodie zu ermöglichen, sich in leicht bewegliche Tongruppen aufzulösen, denen ähnlich, deren sich die gesammte Instrumentalmusik bedient. So unnatürlich ein Gesangsstück wirkt, bei dem der Text nur als Gerüst für allerhand virtuose Künste der Singstimme benutzt wird, so wenig ist vom ästhetischen Standtpunkte gegen eine Arie einzuwenden, welche an einzelnen Stellen die sonst mit Berücksichtigung des textlichen Inhalts ausgeführte Melodie durch schnell folgende Notengruppen unterbricht, die allerdings ein Aussprechen von Text verbieten. Wir finden also, daß eine Coloratur, sofern sie nur nicht der einzige Zweck des betreffenden Gesangsstückes ist, ästhetisch wohl zu rechtfertigen ist. Dazu kommt nun aber noch der gewaltige Nutzen, welchen der Coloraturgesang für die Gesangskunst im Allgemeinen hat.

Will ein Instrumentalist sein Instrument ordentlich beherrschen lernen, so ist eines der wichtigsten pädagogischen Mittel zu diesem Zweck das andauernde Ueben von Scalen aller Art, das heißt von bestimmten Reihen schnell auf einander folgender kurzer Töne. Schnelles, gleichmäßiges Tonleiterspiel ist die Grundlage jeder Art von Instrumentalvirtuosität. Ebenso ist es aber auch die Grundbedingung einer vollständigen Beherrschung der menschlichen Stimme. Nur durch das unermüdliche Ueben von solchen leicht dahinperlenden Scalen erreicht der Sänger jene völlige Beherrschung seines Organs, die es ihm ermöglicht, dasselbe mit Sicherheit wie ein mechanisches Instrument zu behandeln, so daß die Stimme zum gehorsamen Werkzeug jeglicher Intention des Sängers wird. Man könnte vielleicht glauben, daß eine derartige Virtuosität im Gesange nicht nothwendig wäre, wenn der Coloraturgesang nicht existirte, wenn die einzelnen Arien und Gesangstücke keine schwierigen Passagen enthielten. Aber wer etwa so denkt, befindet sich in einem großen Irrthum. Nicht etwa um die Brovourarien in den Opern eines Mozart, Rossini, Donizetti u. s. w. erfolgreich vortragen zu können, braucht man diese souveräne Beherrschung der Stimme; man braucht sie genau in demselben Grade auch zum künstlerischen Vortrag aller übrigen Opernpartien des älteren Reportoirs. Der Leser denke nur an eine allbekannte Nummer aus Mozart's „Don Juan", an die sogenannte Champagnerarie! Trotzdem dieselbe von Verzierungen nur zwei kleine Triller enthält, ist ihr angemessener Vortrag nur den vollkommensten Gesangsvirtuosen möglich, da man eine klangvolle, schöne Behandlung der Töne in dem raschen Tempo dieses Musikstückes ohne gesangliche Virtuosität schlechterdings nicht zu Stande bringen kann. Dasselbe oder Aehnliches gilt von der Mehrzahl der Solonummern aller anderen Opern. Bald wird leichter Uebergang der Register, bald werden schnelle Sprünge in der Tonhöhe, großes Anwachsen oder Abnehmen in der Tonstärke oder irgend welche anderen Schwierigkeiten vorhanden sein, deren vollkommene und künstlerische Ueberwindung immer nur dem Gesangsvirtuosen gelingt. Selbst das, was beim Anhören so einfach klingt und mit das Schwerste in der Gesangskunst ist, die einfache Kantilene, der schöne getragene Gesang, der heute leider so arg vernachlässigte bel canto, selbst der ist nur erreichbar nach andauerndem Studium von Scalen und Passagen. Das geben wohl auch die entschiedensten Gegner des Coloraturgesanges zu. Sie meinen aber: „Möge doch der Sänger, ehe er auf die Bühne geht, alle die nöthigen Vorstudien machen; in die Opern selbst gehören diese undramatischen Tonspielereien nicht hinein." Sehr schön! Aber wer zwingt den Sänger dazu diese Studien zu machen? Hat er nur eine hinreichend schöne und starke Stimme, so plagt er sich nicht viel mit mühevollen trockenen Studien, sondern er singt frisch drauf los, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Eine hinreichend schöne und starke Stimme, die für die Bühne ausreicht, ist ein verhältnißmäßig so seltener Artikel, daß er sofort begehrt wird, sollten sich auch in dem Können des Betreffenden arge Lücken vorfinden. So kommen heutigen Tages 90 Procent aller Bühnensänger zum Theater, wenn sie kaum über die Elemente der Gesangskunst hinaus sind. Die elementare Wirkung einer gesunden, schönen Menschenstimme ist ja auch groß genug, um das Publikum über die vielen Mängel des einzelnen Sängers hinwegzutäuschen. Der Schaden, den eine ungenügende gesangliche Ausbildung im Gefolge hat, ist aber ein doppelter: erstens wird den Hörern keine künstlerisch abgerundete Leistung geboten, und zweitens rächt sich bei dem Sänger die mangelhafte Vorbildung dadurch, daß sein Organ nicht lange Stand hält. All diesen Uebelständen kann durch die Pflege des Coloraturgesanges in der Oper abgeholfen werden. Denn das Vorkommen von schwierigen Passagen in anerkannt gediegenen Werken des Repertoirs zwingt die Sänger gründliche Studien zu machen, wenn sie sich nicht einem argen Mißerfolg aussetzen wollen, da eine schlecht oder ungeschickt ausgeführte Coloratur immer lächerlich klingt. Allerdings müßten die geehrten Herren Kritiker sich auch entschließen, den Coloraturgesang mit mehr Respect zu behandeln, ihn nicht kurzweg als nichtigen Tand brandmarken, wie es heute sehr häufig beliebt wird. Denn jede wegwerfende Beurtheilung des Bravourgesanges bestärkt die Sänger natürlich in ihrer Vernachlässigung ernsthafter Studien. Ein weiterer Vortheil würde der sein, daß die jetzt übliche Trennung in Opern- und Kunstsänger aufhörte. Die Gesangskunst der Opernsänger ist augenblicklich auf ein so tiefes Niveau herabgedrückt, daß diejenigen als Ausnahmen zu betrachten sind, die auch als Concertsänger (im Oratorien- und Liedergesang) mit Erfolg sich hören lassen können. Die Besitzer der schönsten, werthvollsten Stimmen schlagen aber ausnahmslos die Bühnencarrière ein, weil hier das Material am besten bezahlt wird. Wären die Opernsänger, wie sie es von Rechtswegen sein sollten, Virtuosen auf ihrem Instrument, dann könnten sie unserem reichen Schatz an herrlichen Liedern, den ungemein schwierigen Oratorienpartieen unserer älteren klassischen Componisten zu angemessener Wiedergabe verhelfen; dann würden dem Concertgesang, welcher ja gerade das auserlesenste Material deutscher Vocalmusik umfaßt, ein größerer Fond von hervorragenden Stimmen dienstbar gemacht werden, während derselbe heute aus den angeführten Gründen durchschnittlich mit Stimmen zweiten Ranges zufrieden sein muß. Eines der überzeugendsten Beispiele für die voranstehenden Ausführungen liefert der neueste Gesangsstern, der Portugiese d'Andrade. Auch auf dem Gebiete der Kunst wird heutzutage so viel von dem echt Nationalen, echt Deutschen geredet. Ist es nicht beschämend, daß unter all' unseren gepriesenen deutschen Gesangsgrößen sich nicht eine einzige findet, die es dahin gebracht hat, die Hauptpartie in Mozart's Meisterwerk ganz im Mozart'schen Geiste durchführen zu können. Unsere berühmtesten Baritonisten (Betz, Reichmann, Bulß u. a.) zählen den Don Juan keineswegs zu ihren Glanzpartien, während d'Andrade mit dieser Rolle überall fabelhaften Erfolg erzielt hat. Nun verfügt der romanische Künstler über eine virtuose, Gesangstechnik, welche an die besten Zeiten des italienischen Kunstgesanges gemahnt, und zeigt uns zugleich, daß sich der bel canto mit tief durchdachtem und, wo es nöthig ist, intensiv leidenschaftlichem Vortrag vollkommen verbinden läßt. Er hat außerdem auch in Concerten bewiesen, daß er mit seiner souveränen Gesangstechnik im Stande ist, ein seinem südlichen Temperament so fernes Gebiet wie das deutsche Lied durchaus stilvoll zu behandeln. Daraus muß der vorurtheilsfreie Kunstfreund zweifellos die Ueberzeugung gewinnen, daß die virtuose Gesangstechnik das einzig sichere Mittel ist, das ganze Gebiet der Vocalmusik zu beherrschen.

Kann man es da, fragen wir, dem Sänger so sehr verübeln, daß er den Wunsch hat, gelegentlich die ganze souveräne Beherrschung seines Instrumentes, die zwar überall erforderlich ist, doch meistens im Verborgenen bleibt, auch einmal recht für alle Hörer erkennbar in's Treffen zu führen?

Wenn wir vorhin zugegeben haben, daß Coloraturen an sich durchaus undramatisch sind, da sie sich höchstens als Ausdruck übermüthiger Spielseligkeit auffassen lassen, so müssen wir in Bezug auf die Reproduction diese Bemerkung erheblich einschränken. Dem vollendeten Gesangsvirtuosen ist es wohl möglich, einen Lauf, eine längere Passage in dem Ton und Charakter der Stimmung zu singen, in welcher die betreffende, mit jener Gesangsverzierung geschmückte Arie gehalten ist. Zu Mozart's Zeiten stand die Gesangskunst auf bedeutender Höhe. Deshalb ist es durchaus natürlich, daß die genialen Opern dieses Meisters durchweg mit reicher Verwerthung von Coloraturgesang geschaffen sind. Ist es nicht einfach Pflicht der Pietät, unserem großen Mozart gegenüber dafür zu sorgen, daß seine Werke — wie sie nun einmal sind — künstlerisch abgerundet zur Aufführung gelangen? Dazu gehört aber vor Allem, daß in allen Kreisen, beim Publikum, sowohl als auch bei denen, welche auf dasselbe einwirken, den Künstlern und Kunstschriftstellern, eine richtige Schätzung Mozart's und seiner Werke Platz greife. Wir meinen nicht ein Mehr von lobender Anerkennung; darum ist es uns viel weniger zu thun. Wohl aber lerne man Mozart wieder nach sich und nach der Zeit, in der er gewirkt hat, beurtheilen und betrachte ihn nicht etwa vom Standpunkte Richard Wagner's aus, wie es unter so vielen anderen Bulthaupt in seiner vorerwähnten Schrift gethan hat. Dann wird man auch an den oft gerügten Coloraturen der Opernarien Mozart's keinen so großen Anstoß mehr nehmen; sie würden, wenn wir einmal wieder in der Mehrzahl auf der Bühne, statt Gesangsvirtuosen wirkliche Kunstsänger hören könnten, gar nicht so veraltet klingen. Dann dürfte dem einsichtsvollen Kunstfreunde wieder so recht deutlich werden, daß Mozart's Opernmusik bei all ihrer dramatischen Charakteristik in erster Reihe als schöne, formal abgerundete Musik genossen sein will. Geht man mit solchen Erwartungen an sie heran, dann werden auch die reichen Gesangsverzierungen als das erscheinen, was sie sein sollen: Ein anmuthiger musikalischer Schmuck der ebenso edeln, wie formschönen Musik Mozart's.

Heinrich Roeckner.

Berliner Architektur.

Onkel Bräsig ist dafür, daß man aus Gesundheitsrücksichten von Zeit zu Zeit seinen kleinen Aerger haben müsse — Hofjungen-Aerger nennt er jene Art, die ihm, dem Gutsinspector, am Besten bekomme. Dieser weisen Lebensregel folgend kaufe ich mir von Zeit zu Zeit ein Blatt der kleinen Berliner Presse. Selbst durch die Unterstützung mit 5 Pfennigen, welche ich ihr hiermit zuwende, und die daraus entstehende Versündigung gegen mein besseres Ich, glaube ich mir mein Behagen nicht zu theuer erkauft zu haben.

So erwarb ich mir denn am 17. December das „Kleine Journal" und fand darin einen sehr lesenswerthen Aufsatz über „Nürnberger Spielzeug an der Berliner Friedrichstraße", der mich in jenen Hofjungen-Aerger versetzte. Das „Kleine Journal", heißt es dort, „darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, mehrfach, wenn es sich um öffentliche Kunst- und Baudenkmäler in der Reichshauptstadt handelte, dem gedankenlosen Lobe der Majorität mit einem deutlich ausgesprochenen Tadel entgegengetreten zu sein, dadurch das schlummernde Urtheil zahlreicher Anderen geweckt und nicht selten fruchtbare Anregungen gegeben zu haben. Darauf losloben ist leicht, tadeln ist schwerer, denn das abfällige Urtheil muß begründet werden."

Die Selbstkritik, welche das Blatt über sein Lob ausspricht, mögen sich alle seine Schützlinge hinter die Ohren schreiben, sein Tadel aber soll uns heute beschäftigen. Es ist die Rede vom „Nürnberger Hof", dem großen Neubau an der Ecke der Friedrich- und Taubenstraße, welchen der Nürnberger Architekt Walther für die Tucher'sche Bierbrauerei errichtete. „Wenn es der Zweck des Baues ist", sagt mein College vom „Kleinen Journal", „daß die Passanten verblüfft vor dem Hause Halt machen, so ist derselbe allerdings erreicht worden, wenn es sich nur darum handelte, um jeden Preis die Aufmerksamkeit auf dieses Haus zu lenken, so hat der Architekt seine Aufgabe vortrefflich gelöst, wenn es sich nur um einen Reklamebau handelte, so ist hier ein Meisterstück entstanden."

Im Gegensatz zu diesem höhnenden, wird den Architekten der Nachbarbauten das sehr ernst gemeinte Lob ausgestellt, jeder ihrer Paläste sei als eine Bereicherung und Verschönerung des Straßenbildes zu begrüßen. Denn trotz der vielfachen Abwechselung in Fassadengliederung und -Verzierung „hätten sie doch immer den guten Geschmack, an dieser Stelle den »Renaissancecharakter«, der sich gebietend zur Geltung bringt, nicht zu verleugnen." Aber „ihre künstlerischen Intentionen" seien „nun auf einmal durch den plumpen Eingriff Eines, der keine Schranken achtete, zerstört worden durch ein kastenartiges Gebäude, das in die Umgebung wie die Faust auf's Auge passe."

Dieser Tadel, der dem „Kleinen Journal" so schwer gar nicht geworden zu sein scheint, wie es uns glauben machen will, ist nicht so ganz ohne Witz, daß es nicht der Mühe lohne, ihn sich näher anzusehen.

Es entstehen an einer Straße verschiedene Neubauten: da ist zum Beispiel einer im Barockstil. Man wird mir, als dem Geschichtschreiber dieses Stiles, wohl Voreingenommenheit gegen ihn nicht zutrauen. Aber da sehe ich alle Motive, welche das Berliner Schloß, das Schloß zu Würzburg und noch einige andere Prunkbauten gliedern, auf einen Punkt gehäuft: Pilaster und Säulen, Ornament und Kartuschen, Vollfiguren und Reliefs, eine Zusammentragung aller der hoch gesteigerten Formen, welche ein wegen seines „Fortissimo" lange verhöhntes Jahrhundert hier und dort ersand. Und daneben sehe ich den Walther'schen Eckbau in ganz schlichter Architektur, mit glattverputzten Wandflächen, statt der Radau-Erker eine kleine Figur an der Ecke, statt des Säulengedränges um die Fenster bloß eine gemalte Umrahmung, statt des Stiles der „Schrankenlosigkeit", wie man den Barock so lange Zeit nannte, eine etwas spießbürgerliche, aber behäbige Architektur, statt der Zeit um 1700, die noch vor 10 Jahren alle Welt für „Verfall" erklärte, die ächteste Blüthezeit Nürnberger Kunst aus den Tagen Albrecht Dürer's, so echt, wie sie in ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit vielleicht noch nie nachgemacht worden ist. Genau so große, vielstöckige, nur durch die Vertheilung der Fenster auf die Wandfläche gegliederte, mit gleichem schlichten Giebel verzierte Häuser gibt es in Nürnberg viele Dutzende, ja sie sind der eigentliche Typus der alten berühmten Handelsstadt. Auch sie waren mit Fresken geschmückt, wenngleich wohl mit etwas weniger naturalistischen als jene von Prof. Hammer. Man kann ja darüber streiten, ob die mit so außerordentlicher Liebe und Sorgfalt erstrebte stilistische Aechtheit in der Architektur an sich die Aufgabe moderner Kunst sei, man darf Walther aber nicht wohl die Anerkennung versagen, daß er der ihm gestellten Aufgabe, ein Stück Altnürnberg als Sehenswürdigkeit nach Berlin zu verpflanzen, mit voller, vielleicht sogar mit zu weit gehender Streuge und mit entschiedenem Geschick nachgekommen ist.

Und dieses schlichte, altväterische Werk aus der Schlußzeit des Mittelalters erscheint dem Berliner als Meisterstück der Reklame. Es ist dies eine kostbare Kritik unseres Bauwesens. Nachdem wir Marmor und Granit, Barock und Rococo, Gold und Glasmosaik, riesige Schmiedewerke und gewaltige Glasscheiben an unseren Fassaden erschöpft haben, nachdem die Lust, sich zu den unerhörtesten Formen im Wettbewerb um die öffentliche Aufmerksamkeit zu steigern, die Berliner Architektur zur üppigsten, ja wildesten in der Welt gemacht hat, ist die Mißbildung des Geschmackes so weit gekommen, daß man das Einfachste für das Werk eines, der „keine Schranken kennt", als ein auf „Verblüffung" berechnetes Erzeugniß eines satanischen Reklame-Baumeisters erklärt. Ich werde an jenes schöne Mädchen erinnert, das im einfachsten weißen Gewande auf dem Balle erschien und dem die diamantenüberladenen Concurrentinnen deshalb die maßloseste Koketterie vorwarfen.

Was das „Kleine Journal" in seinem kostbaren Unverstande aussprach, hat aber seine sehr ernsten Seiten. Es zeigt, daß wir im Bauwesen einem Wendepunkt nahe sind, es lehrt, wie weit es mit der Verbildung des Berliner Geschmackes durch das tolle Ueberbieten in den Bauformen gekommen ist. So stark ist die Geschmacksverwirrung in den Köpfen der Durchschnittsmenschen nach dem Schlage des „Kleinen Journals", daß dieses von den Barockbauten ausdrücklich sagt, sie „zeigen die Meister in der Beschränkung." Also wer den höchsten architektonischen Luxus entfaltet, erscheint ihnen als bescheiden, wer der Einfachheit wieder zustrebt, als ein künstlerisch wüster Geselle.

Die deutsche Renaissance, deren Schaffensgesetz es war, einzelne Theile mit höchstem Reichthum, die Flächen aber zumeist schmucklos zu behandeln, hat man in wenig Jahren dadurch zu Tode gehetzt, daß man alle ihre liebenswürdigen Schnörkel in's großstädtisch Sperrige übersetzte, daß man all' ihre auf kleine Verhältnisse und bescheidene Anwendung berechnete Schmuckformen massenhaft auf Riesenbauten übertrug, daß man sie, ihre herrliche Sorglosigkeit, die Zufälligkeit ihrer Decorationsart verleugnend, nach antikem Gesetz oder nach der Masseneomposition der Italiener systematisch umbildete, scheinbar als wolle man ihre Schwäche, große Motive eben nicht zu besitzen, jedem seiner organisirten Auge boshaft verrücken. Das Barock erleidet schon längst die gleiche Vergewaltigung, indem man seine vornehmsten Formen an Zinshäuser verkuppelt und seine große Compositionsweise an Dutzendwaare verzettelt. Und doch ist nicht aller Tage Abend. Noch sind diese Stile nicht etwa „erschöpft", noch weiß der feinere Architekt ihnen reizvolle neue Wirkungen abzulocken, wenn er esnur über sich gewinnt, sie eben nicht zu Reklamezwecken zu benutzen. Was z. B. der Architekt Grisebach an Werken im Geiste der deutschen Renaissance in neuester Zeit hervorbrachte, beweist, daß dieser Geist unsere besten Künstler erst in der Tiefe anzuregen beginnt, nachdem die Blasen, die sein Erscheinen an der Oberfläche der Kunstwelt hervorrief, sich verflüchtigt haben.

In diesen Tagen erschien ein Band „Architektonische Skizzen" von Otto Rieth*), einem Künstler aus der Schule des Reichstagsbaumeister Wallot, ein sehr beachtenswerthes Werk, dessen Blätter zeigen, daß nicht alle deutsche Architekten im Schnörkel- und Muschelwerk, in der Motivehäufung das Wesen des Barockstiles sehen. Da spricht sich eine andere größere Auffassung der Sache aus: Die Formen der antiken Welt erhalten neues, bedeutungsvolles Leben, sie werden biegsame, bildsame Mittel zum Ausdruck neuer Gedanken; in der Hand eines Meisters der Perspektive erhält die Architektur malerische Lebendigkeit. Würden aber Rieth's Formen in die Wirklichkeit übertragen, so müßten sie der Welt lehren, daß auch im Barockstil und der Renaissance die Größe in der Einfachheit liege und daß es höchste Zeit ist, vom Geschmacke des „Kleinen Journals" und seiner Abonnenten zu dem überzugehen, was wirklich Geschmack ist.

Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Carnot und Theodor Körner.

Geehrter Herr!

Von Lazare Hippolyte Carnot, dem Vater des jetzigen Präsidenten der französischen Republik, ist es bekannt, daß er in seiner Jugend während seines Aufenthaltes in Magdeburg mit Eifer dem Studium der deutschen Literatur obgelegen hat; unbekannt hingegen ist es, daß er noch im Mannesalter demselben Studium treu blieb, daß er insbesondere Körner'sche Lieder in's Französische übersetzt hat. Die erste öffentliche Kunde davon verdanken wir einem Briefe der Mutter Theodor Körners an Antonie Adamberger vom 16. Mai 1838, den Ritter Alfred von Arneth aus dem Nachlaß seiner Mutter copirt und Rudolf Brockhaus zur Veröffentlichung für seine Körner-Festschrift überlassen hat. Ich bin nun in der glücklichen Lage, eine noch eingehende Mittheilung von derselben Hand, die zwei Jahre später erfolgt ist, anschließen zu können. Sie findet sich in einem Briefe Marie Körners an den treuen Freund ihres Hauses, den Gerichtsverwalter Ludwig Wichelt in Ludwigslust. Der Besitzer des Schriftstücks, der Sohn des ehemaligen Empfängers, Herr Gutsbesitzer J. Wichelt-Wendischhoff, hat mir eine vollständige Abschrift zu nehmen gestattet. Der Brief von Körners Mutter lautet:

Berlin, d. 26. October 40.

Wie überschwänglich gütig Sie seyn! mein werther Freund, mir Entschuldigungen zu machen, da doch alles, was Sie thun, das Werk Ihrer Güte und Ihres schönen Gemüthes ist. Die opffer, die Sie mir dadurch darbringen, ist Ihre Zeit, wo Sie Sich von den Mühseeligkeiten des Lebens, Ihre Gesuudheit stärcken, und sich erheitern sollen. Ich erkenne die Größe Ihres Wohlwollens für mich. Und ich bin gewiß, das der Engel des Lebens, der Ihren Namen in das Buch des Lebens einträgt eine Freudenthräne darauf fallen läßt.

Meine Gesundheit wird immer schwächer und viel schmerzhafte Tage sind mein Loos, doch suche ich geduldig auszuharren bis ans Ende. Mein Leben ist einsam, manche angenehme Beschäfftigung raubt mir meine schwächer gewordenen Augen — ich will ja nicht klagen! bleiben mir doch meine Erinnerungen — und die sind mein Eigen, sind Mein, in allen

*) Berlin, Georg Siemens, 1891.

Wechsel der Zeit, sie geben mir schöne Momente. Da sieht mein geistiges Auge Sie Edlen, wie Sie wohlthätig für mich wirken, und seegne Sie. Wie freue ich mich, daß alles bey Ihnen wohl ist! daß die theure Julie Ihnen keine Sorge mehr giebt. Wir haben hier schöne Feste erlebt, das Geräusch davon, war mir nahe. Unser herrlicher König, ist mit der Gabe, der höchsten Beredsamkeit geseegnet, wo hat jemahls ein König so gesprochen? und aller Herzen an sich gezogen? Es ist eine allgemeine Begeisterung für ihn unter seinen Völkern! Gott erhalte ihm!!!

Ich weiß nicht ob ich Ihnen geschrieben habe, daß ein Franzose dem Theodor übersetzt. Es ist der Sohn des Ex Ministers von Carnot von Napoleon, er war vor kurzem hier. Der Vater Carnot zog sich mit seinem Sohne unter dem Schuz des Königs von Preußen nach Napoleon's Fall zurück, und lebte in Magdeburg. Jezt ist nach des Vaters Tod der Sohn nach Frankreich zurück, hat eine Cousine von sich geheirathet und ist Deputirter in der Kammer, er spricht Deutsch sehr gut und gewählt. — Nun wollen wir sehen wie es ihm gelungen ist.

Der Schulze in Wöbelin sah gar nicht aus, wie, das er sich eine Schuld dieser Art sich zu Schulden kommen würde laßen. Sie mein theurer Freund wißen das am besten zu beurtheilen! — wie mans mit ihm machen soll, mein Wille ist der Ihrige.

Leben Sie beglückt und wohl in dem Creis Ihrer Lieben. Nehmen Sie noch meinen innigsten Danck für alles Gute, das Sie für mich schaffen, so wie der neue Pacht der Wiese — Ihre Hand ist geseegnet für mich. Der theuern Julie, und Ihnen sagt mein danckbares Herz ein inniges Lebewohl. Gedenken Sie meiner, wie ich Ihrer Gedenke.

Die Ihre Maria Körner.

Bemerkenswerth ist es vielleicht, daß Carnot Dichtungen Körners zu derselben Zeit übersetzt hat, oder noch damit beschäftigt war, als Nikolaus Beckers Rheinlied die Gemüther hüben wie drüben bewegte. Es wäre erwünscht, noch von anderer Seite Näheres zu erfahren. In Wurzbach's Biographischem Lexikon Oesterreichs Theil 12 (Wien 1864) ist unter den Uebersetzern von Körners Dichtungen Carnot nicht genannt. Der Schluß des Briefes ist noch von besonderem Werthe für die Wöbbeliner Grabstätte; in der umgestalteten, erweiterten und verbesserten neuen Ausgabe meiner ursprünglichen Schulschrift „Theodor Körner in Mecklenburg" soll er mit drei anderen unbekannten Briefen den Beweiß liefern, daß die Gartenlaube 1863, Nr. 27 von einem unzuverläßigen und unkritischen Berichterstatter übel berathen war, als sie für die vernachläßigten Grabmäler zu Wöbbelin das öffentliche Mitleid aufrief. Auch zwei spätere Artikel desselben Jahres leiden an einer ähnlichen Unkritik, während bei der heurigen Säkularfeier die zuverläßige, umsichtige Forschung und Darstellung Emil Peschels sich ihr zu Gebote stellt.

Hochachtungsvoll Friedrich Latendorf.

Notizen.

Merk- und Spruchbuch für alle Tage des Jahres von Heinrich Löwner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Eine ebenso reiche als sinnige Auswahl von Sprüchen der Weisheit, des Trostes und der Stärkung aus den besten heimischen und fremden Schriftstellern, mit Geschmack und Verständniß gesammelt. Auch Raum zu Notizen ist gelassen.

Per aspera. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Der neue Ebers hat gewiß auch in den letzten Festtagen manches jungfräuliche Gemüth erhoben und gespannt, denn alle guten Eigenschaften des beliebten Märchenerzählers finden wir hier in bekannter Manier vereinigt. Eine liebenswürdige, poetische Gestalt ist die Bildhauerstochter Melissa, und ihre allmähliche Bekehrung zum Christenthum wird mit seinen psychologischen Zügen dargestellt. Noch besser ist ihre Liebe — Mitleid ist die Mutter der Liebe — zu dem wahnsinnigen Kaiser Caracalla, der prächtig gezeichnet ist. Auch an großartigen Tableaux in historischem Freskenstil fehlt es nicht, wie Caracalla's Einzug in Alexandrien und der Gladiatorenkampf. Gewiß werden solche Bilder auch der im Allgemeinen gegen Ebers eingenommenen Kritik imponiren und nicht nur seine jugendlichen Verehrer entzücken. Uebrigens hat der archäologische Roman, wie jeder Beobachter weiß, seinen Höhepunkt in der Gunst des großen Publikums längst hinter sich. Welche Mode wird jetzt an die Reihe kommen?

Erlösungen. Von Richard Demel. (Stuttgart, Göschen.) Der Dichter ist jedenfalls noch sehr jung, denn über solche Ueberschwänglichkeiten in Titel, Widmungsrebus („Der Seele Paula's") und Schlußversen („Dein Phönix") lehrt uns das Leben bald lächeln. Auch Demel glaubt an die Neuheit seines Liedes, weil er einige realistische Modernitäten („Vierter Klasse" z. B.) anbringt und soziales Elend schildert. Nur selten („Mondnacht") gelingt ihm ein reines Lied, fast immer bietet er Rhetorik statt Poesie. Typisch ist das Gedicht „Die Magd", das an Schiller's Gedichte der Sturmperiode anknüpft. Er vergleiche einmal, wie ein verhaßter Idealist wie Mörike oder Greif dasselbe Thema von der Verlassenen behandelt, und er wird Schlichtheit, elementarste Wahrheit finden, wo er selbst es nicht über Schwulst und Phrase hinausgebracht hat.

Johann Nestroy's gesammelte Werke. Herausgegeben von Chiavacci und L. Ganghofer. (Stuttgart, Bonz und Comp.) Mit der 48. Lieferung liegt dies lustige Sammelwerk nunmehr vollständig da. Es enthält alle Hauptstücke, die seiner Zeit die Runde über die deutschen Bühnen machten, wie Lumpaci Vagabundus, Zu ebener Erde und im ersten Stock ꝛc., aber auch viel Ungedrucktes, das den Soufflenrbüchern des Karltheaters entnommen wurde. Ist Manches mit seiner Zeit so eng verwachsen, daß es mit ihr vorüberging und jetzt veraltet scheint, so hat doch der außerordentliche Erfolg des Nestroy-Cyclus 1881 bewiesen, daß dieser wienerisch urwüchsige und oft aristophanische Humor noch immer lebendig und wirksam ist. Einen schönen Abschluß hat das Werk in Moriz Necker's Biographie Nestroy's gefunden, die liebevoll, aber doch nicht blind für seine z. Th. bedenklichen Schwächen ist und viel Unbekanntes zu erzählen weiß. Er war in seiner Art ein großer Humorist, und Hebbel's sowie Vischer's Urtheil scheint uns jetzt viel zu hart und ungerecht.

Das zeitgeschichtliche Ereigniß von Trier als ein Markstein zur Umschau über unseren religiösen Horizont. Von Max Schneidewin. (Berlin, F. Stahn.) — Ueber die zukünftige nationale Erziehung. Ehrliche Glossen von Max Schneidewin. (Hameln, Th. Fündling.) Aus diesen beiden zeitgeschichtlichen Broschüren spricht der unbestechliche Wahrheitssinn eines selbständigen Denkers, der nicht nur den Muth besitzt, eine Meinung zu haben, sondern auch den, sie gerade herauszusagen. Gleichwohl haftet diesen Schriften keinerlei agitatorische oder gar revolutionäre Tendenz an; im Gegentheil, es ist eine feinfühlige, zart abgestimmte, durchaus versöhnliche Natur von überwiegend conservativen Neigungen, die hier zu Worte kommt. Es ist der wehmüthige Rückblick auf dahinschwindende Ideale der unwiederbringlich verlorenen Jugend, die beiden Kundgebungen ihren Stempel aufdrückt. Ein doppelter Muth gehört dazu, sich in diesem Sinne als conservativ von Neigung und Gemüthsart zu bekennen und trotzdem die Unhaltbarkeit des Ueberkommenen vor dem kritischen Verstande einzugestehen; denn ein solcher wird es weder den Vorwärtsdrängenden recht machen, noch auch bei den am Alten hängenden Gnade finden. Aber gerade solche Kundgebungen sind mehr als irgend etwas anderes geeignet, einerseits auf die voran stürmende Jugend mäßigend zu wirken und ihre spöttische oder gar entrüstete Geringschätzung des von ihnen Bekämpften zu achtungsvoller Anerkennung umzustimmen, und andererseits die hartnäckige Verblendung der Vertreter des Alten zu erschüttern. Die erste Schrift knüpft an die Verspottung der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier und der zu ihm Wallfahrenden an, um den Spöttern zu bedeuten, daß sie weit mehr Grund hätten, die Kraft eines kindlichen Glaubens zu bewundern und zu beneiden, der uns in dieser Gestalt praktisch längst abhanden gekommen ist, ohne daß wir doch mit den dogmatischen Voraussetzungen ausdrücklich gebrochen hätten, aus denen dieser Glaube erwachsen ist. Diese Betrachtung bietet jedoch nur die Anknüpfung für eine auf S. 26 beginnende Ueberschau über die verschiedenen Gruppen der Vertreter des modernen Bewußtseins im Verhältniß zur christlichen Religion. Diese Gruppirung ist mit soviel psychologischer Feinheit und culturgeschichtlichem Scharfblick durchgeführt, daß man fast bedauern möchte, sie an ein vorübergehendes zeitgeschichtliches Ereigniß angeknüpft zu sehen. Vielleicht sind elf coordinirte Gruppen etwas viel, und wenigstens die Uebersichtlichkeit hätte gewonnen, wenn mehrere Untergruppen zu je einer Hauptgruppe zusammengefaßt worden wären. Auf Seite 45 beginnt dann eine allgemeine Erörterung über den überlegenen inhaltlichen Werth, den die christliche Religiosität im Vergleich zu der „modernen Weltanschauung" besitzt, während sie an realistischer Wahrheit von ihr übertroffen wird, und über die Unzulänglichkeit eines Ersatzes durch Hummanitätscollegien, Kultus der Kunst und Wissenschaft, Spiritismus oder importirten Buddhismus. Seine Zukunftshoffnungen gründet der Verfasser auf die Philosophie, d. h. auf eine solche, die es mit der Metrophysik ernst meint, nicht aber sie gleich dem Neukantianismus für eine Dichtung der Phantasie erklärt. Welcher Art diese Philosophie im Besonderen sein müsse, darauf einzugehen liegt nicht in der Absicht dieser Gelegenheitsschrift. Volkelt hingegen führt in seiner jüngsten Schrift drei Hauptmerkmale an, welchen die Religion der Zukunft werde Rechnung tragen müssen: erstens die pantheistische Innocenz, zweitens den tragischen Charakter des Weltlaufes, und drittens das gesteigerte Selbstgefühl der modernen Kampfesenergie im Gegensatz zu der duldenden christlichen Demuth. — Die zweite Schrift Schneidewin's zeigt einen ähnlichen Conflict zwischen der kosmopolischen Humanität, Friedensliebe und Cultursreudigkeit unserer klassischen Literaturepoche mit dem kriegsgerüsteten Nationalgefühl und der Machtliebe der Gegenwart, zwischen dem individualistischen und partikularistischen Sondergeist des Germanenthums und der centralisirenden Zusammenfassung aller Kräfte durch das Preußenthum. Auch hier scheint der Verfasser mit seinem Herzen mehr der ersteren Seite des Gegensatzes zuzuneigen, während der Kopf ihm die Nothwendigkeit auch der zweiten Seite zeigt. Aber hier ist die Vereinigung des Gegensatzes nicht gerade schwierig, nachdem die Geschichte sie in der deutschen Reichsverfassnng und in den Individualitäten der Herrscher mehr oder weniger vorgebildet hat. Was der Verfasser betonen will, das ist, daß das heutige Leben schon mit hinreichend mächtigen Faktoren dahin wirkt, das neue reichsdeutsche Nationalgefühl zu kräftigen, und daß der deutsche Unterricht es deshalb nicht versäumen darf, in der Pflege der Culturideale unserer Klassiker ein Gegengewicht zu bieten, damit unser nationales Leben nicht allzu einseitig werde. Daß auch die Schule berufen sei, den reichsdeutschen Geist zu pflegen, z. B. in der Feier patriotischer Feste, wird dabei nicht bestritten, und nur für den deutschen Unterricht die Hervorkehrung auch der anderen Seite der deutschen Ideale gewünscht. Die maßvolle und allseitig versöhnende Gesinnung des Verfassers bekundet sich auch in der Behandlung dieser Frage in der alle berechtigten Ansprüche gebührende Berücksichtigung finden. e. v. h.

Inserate.

R. Reuther's Verlagsbuchhandlung,
(H. Reuther & O. Reichard.)
Berlin S.W. 12. Soeben erschien:

Unsere nationale Erziehung.

Mit Bezugnahme auf die Forderungen
Paul de Lagarde's und des Verfassers von
„Rembrandt als Erzieher"
von einem
Oberdeutschen.
VIII, 167 Seiten. gr. 8°.
Erste bis dritte Auflage. Preis M. 1.—.

Hammer und Pflug.
Eine österreichische Dorfgeschichte
von **B. Milär-Gersdorff.**
Eleg. geb. 4 Mark, ungebunden 3 Mark.

Das „Hamburger Fremdenblatt" Nr. 253 schreibt wie folgt über den Roman:
— — Dieser neue Dorfroman, der voll und frisch aus dem österreich. Bauernleben geschöpft ist, wird die Zahl der Freunde und Verehrer des Autors noch vermehren. Es gewährt in der That einen großen Genuß, die interessant erfundene Fabel der Erzählung zu verfolgen und sich an der scharf gezeichneten Charakteristik der einzelnen Figuren zu erfreuen. — Wir können die Erzählung allen unsern Lesern aufs Wärmste zur Lecture empfehlen. — Siehe auch Recension in dieser Nr. der Gegenwart Seite 365.

Danzig. **Carl Hinstorff's Verlag**
Georg Ehrke.

Greiner & Comp.
Literarisches Institut.
Berlin, Unter den Linden 40.

Die Feuilleton-Zeitung (für Redactionen als Manuscript gedruckt) erscheint wöchentlich 800 bis 1000 Zeilen stark. Ueber 200 der namhaftesten Autoren zählen wir zu den ständigen Mitarbeitern unseres Organs, das sich bei den vornehmsten deutschen Zeitungs-Redaktionen der größten Beliebtheit erfreut. Beiträge werden unmittelbar nach Annahme honorirt.

Feuilleton-Romane. Das Institut steht mit den vornehmsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Rußland und Amerika im regsten Geschäftsverkehr, **übernimmt aber nichts in Commission,** sondern erwirbt hervorragende belletristische Arbeiten, deren Zahlung unmittelbar nach Annahme in baar erfolgt. Zum gemeinschaftlichen Abdruck verwendet das Institut u. a. folgende Romane:

Friedrich Spielhagen, Noblesse oblige. Adolf Wilbrandt, Adams Söhne. Wilhelm Raabe, Das Odfeld. Alex. Baron von Roberts, Revanche; Preisgekrönt. Rudolf von Gottschall, Die Tochter Rübezahls; Verkümmerte Existenzen. Hans Hopfen, Der Genius und sein Erbe. Wilhelm Jensen, Die Kinder von Oedacker. Adolf Glaser, Ein Seelenfreund. Fritz Mauthner, Der letzte Deutsche von Blatna. Balduin Möllhausen, Der alte Corpsbursche. Ernst von Wolzogen, Die Kinder der Exzellenz. Theophil Zolling, Coulissengeister.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern nnd enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel,** Verlag.

Soeben ist erschienen:
Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in Stuttgart.
Soeben erschien:
Cotta'scher Musen-Almanach
für das Jahr 1892.
Herausgegeben von **Otto Braun.**
Mit sechs Kunstbeilagen.
12°. 320 Seiten. In elegantestem Einband Preis ℳ 6.—.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.**
Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre **64** (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich **Klavierstücke** u. **Lieder,** sowie als Extrabeilage: Dr. **Svobodas illustr. Geschichte d. Musik.** Preis ¼jährl. (6 Nr.) nur **Mk. 1.**— Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. **Probe-Nummern gratis** u. **franko** durch den Verleger **Carl Grüninger, Stuttgart.**
Neue Musik-Zeitung.

Neuigkeiten im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.

Rudolf Baumbach.
Thüringer Lieder.
M. 2.50 brosch.

Gedichte von Hans von Vintler.
M. 3.— brosch.

Chiemgauer Volk.
Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmanns
von **Hartwig Peetz.**
M. 1.60 brosch.

Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten
aus den Alpenlanden.
Gesammelt und herausgegeben von **Ludw. v. Hörmann.**
Kl. Elzev.-Ausgabe in Pergament geb. M. 1.50.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

№ 3. Berlin, den 16. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Reform der Unfallversicherung. Von R.-G.-Rath B. Hilse. — Neues über das Tuberkulin. Von Dr. med. Hugo Bernheim (Würzburg). (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein neuer schwedischer Dichter. Von Robert Waldmüller. — Für und wider die Sozialdemokratie. Von A. v. H. — **Feuilleton:** Civilisation in Afrika. — **Aus der Hauptstadt:** Paranoia simplex. Von Apostata. — Karl Stauffer-Bern. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Zur Reform der Unfallversicherung.

Von R.-G.-Rath B. Hilse.

In der Reichstagssitzung vom 11. Juni 1890 wurde gelegentlich der zur Berathung gestellten Anträge Auer und Genossen auf Abänderung einzelner Bestimmungen der Unfall-Versicherungsgesetze seitens des Staatssecretärs des Innern, Staatsminister v. Bötticher, die Erklärung abgegeben, daß bei der praktischen Durchführung desselben allerdings sich einzelne Mängel gezeigt hätten, und zur Abstellung dieser, sowie zur Befriedigung sämmtlicher Betheiligten eine dieselben berücksichtigende Gesetzesvorlage in Aussicht gestellt. Es wäre verfehlt, daraus schließen zu wollen, daß der Grundgedanke, welcher die öffentlichrechtliche Unfallversicherung beherrscht, ein unrichtiger, sowie, daß in den leitenden Grundsätzen fehlgegriffen sei, nach welchen die Feststellung des Schadensfalles und die Bestimmung des Entschädigungsbetrages erfolgt. Diese haben vielmehr die allgemeine Zustimmung gefunden und sind auch im Wesentlichen von den maßgebenden Personen derjenigen Nachbarstaaten als zutreffend anerkannt, welche die gleichen gemeinnützigen Einrichtungen für ihr Vaterland vorzubereiten hatten. Dies beweisen das österreichische Unfallversicherungsgesetz vom 28. December 1887 und der französische Entwurf vom 28. Juni 1890 unverkennbar. Nur auf mehr nebensächliche Bestimmungen werden deshalb die Abänderungsvorschläge sich zu beschränken haben, zumal der Zeitpunkt noch nicht gekommen zu sein scheint, um ein klares Urtheil darüber zu gewinnen, welcher von den zur Zeit als Träger der Versicherung für die verschiedenen Versicherungsarten in Deutschland zugelassenen Körperschaften der Vorzug vor den übrigen zuzuerkennen ist.

Was den Zweck der Unfallversicherung anlangt, so wird weder dessen Berechtigung, noch sein Erreichen von Jemandem angezweifelt werden können, welcher unbefangen, vorurtheilsfrei und gerecht darüber urtheilt. Denn die Absicht des Gesetzgebers, dem wirthschaftlich schwächeren Theil der Bevölkerung, also den werkthätigen Arbeitern, denjenigen vermögensrechtlichen Schaden auszugleichen, welchen sie durch eine auf einen Betriebsunfall zurückzuführende Störung ihrer körperlichen oder geistigen Unversehrtheit in Verwerthung ihrer Arbeitskraft erlitten haben, dieselben also davor zu bewahren, die öffentliche Armenpflege in Anspruch nehmen zu müssen, wird selbst seitens der weniger regierungsfreundlichen Parteien gebilligt. Auch die wohlthätigen Wirkungen für die wirthschaftliche Lage der Arbeiter an sich bleiben unangezweifelt, wenngleich die Höhe der Entschädigung nicht für genügend von mancher Seite erachtet und deshalb hierin eine Aufbesserung angestrebt wird, wie dies die von dem Reichstagsabgeordneten Auer aufgenommenen Anträge seines Parteigenossen Singer im Auge haben. Denn daß im Prinzip die öffentlichrechtliche Versicherung als eine dem Arbeiterstande nützliche und segensreiche Einrichtung gelten kann, dafür spricht deutlich, daß das, auf dem am 14. October d. J. beginnenden sozialdemokratischen Parteitag zu Erfurt, festzusetzende Parteiprogramm „die Uebernahme der gesammten Arbeiterversicherung durch das Reich, mit maßgebender Mitwirkung der Arbeiter an der Verwaltung" fordert, was sicher unterblieben wäre, wenn deren Wirkungen thatsächlich als so ungenügende und zweckwidrige seitens der Parteiführer gehalten würden, als bisweilen in den Parteiversammlungen nachzuweisen versucht wurde. Und in der That beweisen die in den, dem Reichstag vorgelegten, Rechnungsergebnissen der Berufsgenossenschaften niedergelegten, auf amtlichen Feststellungen beruhenden Ziffern den günstigen Erfolg für die davon betroffenen Kreise. Danach wurden nämlich seit Inkrafttreten derselben am 1. October 1885 bis Ausgang 1889, mit welchem Zeitpunkt sie abschließen, in den 64 industriellen Berufsgenossenschaften 16,358,612 Arbeiter beschäftigt und insgesammt von 66,807 Betriebsunfällen betroffen. Von letzteren hatten 11,681 den Tod, 8590 eine völlige, 34,958 eine theilweise, dauernde Erwerbsunfähigkeit, die übrigen 11,578 eine bloß vorübergehende Erwerbseinbuße zur Folge. Unter Berücksichtigung der Thatsache, daß alle diese jetzt mehr oder minder hoch, ja bis zu dem Betrage von $66^2/_3$ Proc. ihres Durchschnittsarbeitsverdienstes abgefundenen Personen bisher nur dann einen Entschädigungsanspruch hatten, wenn ihrem Arbeitgeber oder einem Dritten als schuldhaften Urheber des schädigenden Ereignisses ein vertretbares Verschulden nachgewiesen werden konnte, aber auch selbst in diesem Falle dessen Geltendmachen von der mehr oder minder günstigen Vermögenslage und der mehr oder minder guten Zahlungswilligkeit desselben beeinflußt war, während sie sonst entweder auf sich selbst oder auf die öffentliche Armenpflege mit ihren beschämenden Folgen angewiesen blieben, läßt sich der wohlthätige Einfluß nicht verkennen. Unbekümmert darum, ob sie hilfsbedürftig im Sinne des Unterstützungswohnsitzgesetzes vom 7. Juni 1870 sind oder nicht, erhalten die Wittwe und die unerzogenen Kinder, ja selbst die auf dessen Unterstützung angewiesenen sonstigen Familienglieder der 11,681 Betriebsgetödteten 60 Proc. des Arbeitsverdienstes ihres Ernährers, während auf die weit geringere Armenunterstützung sie bloß im Falle der Hülfsbedürftigkeit Anspruch hätten. Auch die 8590 völlig Erwerbsunfähigen würden nur in den seltensten

Fällen und noch dazu in erheblich niedrigerem Betrage auf eine Fürsorge seitens der Armenverbände, die theilweise und vorübergehend Erwerbsgeminderten wohl aber niemals auf solche haben rechnen können, sofern nicht etwa ein zahlungsvermögender und zugleich zahlungswilliger Beschädiger für sie eintrat. Wird angesichts dieser Thatsachen noch dem Umstande gebührende Rechnung getragen, daß ohne Beiträge der Arbeiter nur die Unternehmer der solche beschäftigenden Betriebe die für deren Entschädigung erforderlich gewordenen 28,026,136.76 Mk. aufgebracht haben, diesen außerdem noch die Verwaltungskosten, sowie die Rücklagen zum Reservefonds zufallen, so erscheint der Beweis für die Zweckmäßigkeit und Gemeinnützigkeit der Unfallversicherung voll erbracht.

Die starke Belastung, welche die Unternehmer industrieller Betriebe durch die Unfallversicherungspflicht auferlegt erhalten haben, läßt die Frage aufwerfen, ob ohne Gefährdung der Industrie eine Steigerung dieser und Erweiterung des Umfanges der Entschädigung rathsam sei, oder nicht vielmehr auf eine Entlastung Bedacht genommen werden solle, so weit solche ohne Schädigung der wohlbegründeten Rechte der Arbeiter ausführbar wird. Während die erstere zu verneinen ist, weil leicht die Herstellungskosten der industriellen Erzeugnisse sich derart erhöhen, daß die Concurrenzfähigkeit, also das Erreichen von Absatzgebieten dafür auf dem Weltmarkt aufhört, was zum Einstellen einzelner Betriebsarten, folgeweise zum Ruhen der Arbeit und zur Arbeitslosigkeit zahlreicher Personen führen kann, ist allerdings eine Ersparniß, mithin eine Entlastung, denkbar, ohne den Zweck der Unfallversicherung aufzuheben oder doch nur zu mindern. Aufgabe derselben ist nämlich nur der Ausgleich zwischen einer voll verwerthbaren und einer theilweise erwerbsgeminderten Arbeitskraft. Insoweit Jemand durch Störung der körperlichen oder geistigen Unversehrtheit auf dem Arbeitsmarkte eine Einbuße erleidet, soll er schadlos gehalten werden, sobald die Ursache dessen auf einen Betriebsunfall zurückzuführen ist. Deshalb bildet wesentliche Voraussetzung des Eintrittes einer Entschädigungspflicht, daß der Inhaber der Arbeitskraft die Absicht und die Möglichkeit hat, solche für sich nutzbar zu machen, also zu verwerthen. Wo dieser Vorbedingung nicht genügt wurde, fällt der Grund zur Schadloshaltung fort, weil es eben an dem Merkmal einer Erwerbseinbuße fehlt. Deshalb hält auch das Reichsgericht in den Urtheilen vom 23. December 1879 und vom 9. October 1890 das Ruhen eines Haftpflichtanspruches für die Zeitdauer einer zu verbüßenden Freiheitsstrafe für geboten und ordnet das Invaliditätsversicherungsgesetz vom 22. Juni 1889 im § 34 das Ruhen einer Invalidenrente für die Dauer der einen Monat übersteigenden Freiheitsstrafe an, während das Reichsversicherungsamt in der Recursentscheidung Nr. 582 vom 30. April 1888 diesen Umstand auf das Bezugsrecht einer Unfallrente einflußlos erkennt. Welche eigenthümlichen Folgen hieraus aber entstehen können, beweist ein in der „Baugewerks-Zeitung" Jahrgang XXIII, Nr. 51 berichteter Vorfall, wonach für einen seine Strafe verbüßenden Unfallrentenempfänger während einer kürzeren Strafhaft 225 Mk., während einer längeren Zuchthaushaft 1310 Mk. angesammelt wurden. Daß hierin eine von dem Gesetzgeber nicht gewollte, sowohl dem Strafzweck als auch der Unfallentschädigung gleichmäßig widerstreitende Wirkung, aber auch eine zweckwidrige Belastung der Industrie zu finden sei, wird füglich Niemand bestreiten. Denn Zweck der Strafe ist entweder die Besserung oder die Abschreckung des Verbrechers vor dem Rückfall durch das zuerkannte Strafübel. Niemals soll aber ein Vortheil, d. h. ein Gewinn, dem Strafverurtheilten verschafft werden. Dies wäre jedoch der Fall, wenn die Strafhaft ein zweckdienliches Mittel zur Ansammlung von Kapitalien abgeben könnte. Daraus folgt das Unzulässige einer Kapitalansammlung. In Wirklichkeit steht aber solcher die durch St.P.O. § 497 mit G.K.G. § 79 angeordnete Pflicht zur Erstattung der Haftkosten und die aus Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 § 8 mit § 68 sich ergebende Verwendung der Unfallsrente zum Bestreiten des Unterhalts der, auf die Fürsorge des Rentenberechtigten angewiesenen, Familienangehörigen durch deren Ueberweisung an den eingetreten Armenverband entgegen. Dadurch wird zwar die Möglichkeit eines Strafgewinnes für den Rentenempfänger beseitigt, aber immerhin der wirthschaftliche Fehler begangen, die in der Berufsgenossenschaft vereinigten Gewerbetreibenden durch die Umlagebeiträge für Zwecke zu belasten, welche der Unfallversicherung fern stehen, d. h. dieselben zu Beiträgen heranzuziehen, welche für Haftkosten und für den Unterhalt der Familienangehörigen Verwendung finden sollen. Da der verletzte Arbeiter sich durch die Strafhandlung, bezw. die auf diese Gesetzesstraffolge der Möglichkeit beraubte, seine Arbeitskraft zum Erwerb seines und seiner Familienangehörigen Lebensunterhaltes zu verwerthen, so fällt damit der Entschädigungsgrund, mithin die Rentenzahlungspflicht fort, welche erst wieder entstehen, wenn das Hinderniß zur Arbeitsverwerthung aufhört, also die Strafhaft endet. Dies gesetzlich zum Ausdrucke zu bringen, ist um so dringender geboten, als sonst eine Besserstellung des Betriebsverletzten zu dem Unversehrten sich herausstellt, wenn Strafverbüßung beider eintritt.

Gleich ungerecht und unbillig, also im Wege der Gesetzgebung abstellbar, ist die durch das Reichsversicherungsamt in dem Beschluß Nr. 132 vom 27. Februar 1886 mit der Recursentscheidung Nr. 526 vom 12. März 1888 und den Beschlüssen Nr. 310 vom 18. Februar 1887 und Nr. 537 vom 3. Juni 1888 vertretene Auffassung, wonach Strafgefangene jeder Art, ferner Corrigenden, endlich Insassen eines Armen- und Siechenhauses von der Unfallversicherung befreit, deshalb von den Wohlthaten derselben ausgeschlossen sein sollen. Hierin liegt eine unzulässige Strafschärfung. Eine willkürliche Veränderung des zuerkannten Strafübels und eine über die zuerkannte Strafdauer hinaus sich äußernde Straffolge ist nach der unbestrittenen Ansicht der Strafrechtswissenschaft, z. B. von Meves in Holtzendorff's Handbuch des Deutschen Strafprozeßrechtes Band II. S. 469 ff., Wahlberg in Holtzendorff's Handbuch des Deutschen Strafrechtes Band II. S. 431 ff., Hilse im Archiv für Deutsches Strafrecht Band XXXVI. S. 275 ff. als rechtswidrig nachgewiesen worden. Nun beschränkt sich aber nicht die nachtheilige Folge eines Betriebsunfalles immer nothwendiger Weise auf die Dauer der Strafzeit, während welcher ja allerdings die Gefangenenanstalt für den Strafgefangenen sorgt. Im Gegentheile werden bei einer Tödtung dessen Familienglieder, bei einer dauernd völligen oder theilweisen Störung seiner Unversehrtheit er selbst nach Ablauf der Strafzeit insofern geschädigt, als ihnen die Unfallrente vorenthalten wird, welche einem durch den gleichen Betriebsunfall betroffenen freien Arbeiter zusteht. Dies zeigte sich z. B. bei einem Unfalle, welcher eine Arbeitercolonne der Rummelsburger Strafanstalt traf, indem mit einem Hausabriß beschäftigt, ein Strafgefangener getödtet, ein anderer infolge Verkrüppelung völlig erwerbsunfähig, der Gefangenenaufseher gleichfalls dienstunfähig wurde. Während letzterer, nach dem Beamtenunfallgesetze vom 18. Juni 1887 entschädigt ist, blieben die Wittwe und Kinder des Getödteten, sowie der Verkrüppelte unentschädigt, auf die öffentliche Armenpflege angewiesen, obschon ihre Beschäftigung mit einer, wegen der erhöhten Unfallgefahr, versicherungspflichtigen Arbeit, und noch dazu gegen ihren Willen erfolgte. Dafür fehlt jeder gesetzliche Anhaltspunkt. Dagegen spricht auch die Billigkeit, weil der die Arbeitskraft dingende Unternehmer um die Ersparung der Versicherungsbeiträge bereichert, mithin gegen seine Fachgenossen ungebührlich begünstigt wird. Deshalb ist es eine Pflicht der Gerechtigkeit und Billigkeit, entweder die Unfallversicherung der Strafgefangenen für Rechnung der deren Arbeitskraft verwerthenden Unternehmer anzuerkennen, oder deren Beschäftigung mit an sich versicherungspflichtigen Arbeiten zum Nutzen der Industrie zu untersagen.

Wohl auf keinem Gebiete werden in weiterem Umfange die Erwerbsfähigkeit beeinträchtigende Krankheitserscheinungen erheuchelt, als dies seitens der Unfallverletzten geschieht. Bis zu einem gewissen Grade finden sie hierbei einen Anhalt an der Rechtsauffassung des Reichsversicherungsamtes in den Recursentscheidungen vom 14. Mai 1888 und vom 11. Juni 1888, welches, in diametralem Widerspruche mit dem Reichs-

gerichte in den Urtheilen vom 22. December 1890 und vom 30. Januar 1891, einen Betriebsverletzten nach Beendigung des Heilverfahrens nicht mehr für verpflichtet erachtet, sich auf's Neue einem Heilverfahren, insonderheit einer Operation zum Zwecke des Beseitigens der die Erwerbsfähigkeit hindernden Störung der Unversehrtheit zu unterwerfen, obschon nach ärztlichem Gutachten der Erfolg höchst wahrscheinlich, auch eine Lebensgefahr ausgeschlossen erscheint. Denn daraufhin lehnen sie die Vornahme jeder Operation, selbst ihr Unterbringen in eine Heilanstalt zum Zwecke des Beobachtens des Gebrauchens ihrer Gliedmaßen einfach ab, was sie kaum thun würden, wenn ihre Weigerung das Ruhen des Rentenbezugsrechtes bedingt, wie das Reichsgericht folgert. In zahlreichen Fällen wäre die volle Erwerbsfähigkeit leicht herstellbar, weil erfahrungsgemäß ein verkrüppeltes Glied meist die Arbeit mehr hindert, als ein fehlendes, aber auch für den Inhaber desselben der Besitz oft schmerzhafter, als dessen Verlust ist. Noch häufiger würde der Grad der Erwerbsminderung sich abschwächen lassen. Wenngleich nun in Folge der, durch die dem Reichstage zur Beschlußfassung vorliegende Krankenkassennovelle §§ 76a—c vorgesehenen Befugniß der Genossenschaftsvorstände, schon während der krankenkaßlichen Fürsorge innerhalb der ersten 13 Wochen das Heilverfahren zu übernehmen, wesentlich durch eine schnell eintretende, sachgemäße, ärztliche Behandlung auf Abnahme der Unfallsfolgen hingewirkt werden kann, dürfte doch auch hier eine gesetzliche Regelung der Pflicht zur Duldung operativer Eingriffe am Platze sein.

Sowohl in Gewerbeordnung §§ 120a—120h nach Gesetz vom 1. Juni 1891, werden Schutzvorrichtungen, als auch nach Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 § 78 Unfallverhütungsvorschriften vorgesehen, deren Zweck doch kein anderer sein kann, als den Eintritt einer Unfallsgefahr möglichst abzuwenden. Die Arbeitskraft soll voll erhalten bleiben und jeder diese voraussichtlich beeinträchtigende, also ihr schädliche Einfluß von vorn herein abgeschnitten werden. Dies geschieht zu dem doppelten Zwecke, einmal, um den mit der Beschäftigung verbundenen nachtheiligen Folgen von dem Arbeiter selbst, als auch dem daraus entspringenden Verluste einer Arbeitskraft für das Nationalvermögen vorzubeugen, andererseits, um die in der Berufsgenossenschaft vereinigten Betriebsunternehmer in ihren Zahlungsverpflichtungen für Unfallzwecke gebührend zu entlasten. Daß letzteres im Interesse der Industrie anstrebenswerth, ergibt die Thatsache, daß in dem voraufgeführten vierjährigen Beobachtungszeitraume diese für Unfallentschädigungsbeträge 28,026,136.76 Mark, an Einrichtungs- und Verwaltungskosten 12,077,802.52 Mark, an Rücklagen zum Reservefonds 41,885,866.37 Mark, also rund 82 Millionen Mark aufzubringen hatte. Schon gegenwärtig betragen die Umlagen zwischen 1,40 bis 1,95 Proc. des anrechnungsfähigen Arbeitslohnes. Weil noch fortgesetzt die Entschädigungsbeträge so lange steigen müssen, bis nach den Sterblichkeitstabellen ein Stillstand zu erwarten ist, muß darauf Bedacht genommen werden, sowohl dem Eintritte eines Unfalls vorzubeugen, als auch dessen Folgen abzuschwächen, um die Leistungsfähigkeit der Betriebsunternehmer nicht so hoch anzuspannen, daß dadurch Industriezweige aufhören müssen zu arbeiten und deren Arbeiter erwerbslos werden. Was das Verhältniß sowohl des Eintrittes der Unfallgefahr in den einzelnen Berufszweigen, als auch deren schädlichen Ausgang anlangt, so ist derselbe nicht gleich. Denn in sämmtlichen 64 industriellen Berufsgenossenschaften wurden insgesammt 16,358,612 Arbeiter von 66,807 Unfällen betroffen, in den 12 Hochbauberufsgenossenschaften aber 2,966,352 Arbeiter von 12,557 Unfällen, so daß die Unfallsziffer dort 0,40 Proc., hier 0,43 Proc. erreicht. Von sämmtlichen Unfällen verliefen aber 11,681 = 17,49 Proc. tödtlich, 8590 = 12,85 Proc. völlig, 34,958 = 52,33 Proc. theilweise dauernd erwerbsmindernd, während in den Baubetrieben das Verhältniß sich auf 2475 = 19,66 Proc., 2265 = 17,98 Proc., 5039 = 41,58 Proc., also im schweren Ausgange ungünstiger herausstellt. In den einzelnen Jahren betrug die Zahl der tödtlichen Ausgänge 2400 = 24,74 Proc.; 2956 = 18,48 Proc.; 2943 = 15,66 Proc.; 3382 = 15,17 Proc.; der völlig erwerbsmindernden 1546 = 15,94 Proc.; 2827 = 17,67 Proc.; 1886 = 10,03 Proc.; 2331 = 10,45 Proc., aller auf 9688, 15,970, 18,809, 22,340 gesteigerten Unfälle, in den Baubetrieben dagegen 545 = 30,28 Proc.; 649 = 20,28 Proc.; 584 = 17,38 Proc.; 697 = 16,67 Proc. bezw. 434 = 24,11 Proc.; 860 = 26,88 Proc.; 410 = 12,20 Proc.; 561 = 13,42 Proc., der hier 1828, 3194, 3356, 4179 erreichenden, so daß sich hierin ein Einfluß der Unfallverhütungsvorschriften nicht verkennen läßt. Allein dieser wird zweifellos noch zunehmen und eine mehr günstige Wirkung auf Erhalten bezw. Wiederherstellen der Arbeitskraft sich äußern, wenn als Straffolge des vorsätzlichen und bewußten Zuwiderhandelns gegen die Schutzvorrichtungen und Unfallverhütungsvorschriften die Rechtsvermuthung des selbstverschuldeten Herbeiführens des Unfalles geknüpft wird, welche nach Analogie des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 § 5 Absatz 7 den Entschädigungsanspruch verwirkt. Dies zu beschließen, erscheint deshalb nicht ungerecht, weil nach allgemein anerkannten Rechtsregeln Niemand mit dem Schaden eines Anderen sich bereichern soll, woraus folgt, daß Jeder die Pflicht hat, sein Möglichstes aufzubieten, um von dem Anderen einen Nachtheil abzuwenden. Diese Pflicht begründet für den Arbeiter die Verbindlichkeit, aller zu seiner Sicherheit und zu seinem Schutze dienenden Vorsichtsmaßregeln gewissenhaft sich zu bedienen. Ein Verabsäumen dieser Pflicht schließt einen an Vorsatz grenzenden Grad von grobem Versehen in sich, so daß das Verwirken der Entschädigung als eine gerechte Straffolge sich herausstellt.

Vielfach wird die Ansicht vertreten, es werde das Ermittelungsverfahren, die Schadensfeststellung, die Erfüllung der Beitragspflicht sich wesentlich vereinfachen lassen, wenn statt der Berufsgenossenschaften eine Reichsversicherungsanstalt als Trägerin der Versicherung eingeführt werde. Die Richtigkeit dieser Thatsache ist kaum anzuzweifeln. Denn der Umstand, daß erst nach Ablauf eines Rechnungsjahres und Abschluß der in diesem aufgewendeten Beträge die als Versicherungsprämie geltenden Beiträge auf die Genossenschaftsmitglieder umzulegen und Jedem dieser durch einen mittelst eingeschriebenen Briefes zuzustellenden Auszug aus der Heberolle bekannt zu geben sind, erfordert einen solchen Aufwand an Arbeitskraft, Schreibmaterial, Portoauslagen, daß die Ersparniß solcher bereits schwer in das Gewicht fällt. Ausgang 1889 waren an rund 392,000 Genossenschaftsmitglieder je eine Aufforderung zum Einreichen der Lohnnachweisung, und je ein Auszug aus der Heberolle zuzustellen, wofür je 40 Pfg., also 313,200 Mark Porto erforderlich wurden. Werden dieser die Aufwendungen für rund 800 Doppelries Papier, Kosten des Vordruckes, Besoldung der Schreibkraft zugerechnet, so sind die Kosten des Umlageverfahrens mit 500,000 Mark nicht zu hoch veranschlagt. Werden die Prämien des Bauunfallversicherungsgesetzes vom 11. Juli 1887 § 24 oder die Beitragsmarken des Invaliditätsversicherungsgesetzes vom 22. Juni 1889 § 99 statt der Umlage des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 § 72 eingeführt, so kommen solche ganz oder doch zum überwiegend größten Theil in Fortfall. Ist dagegen nur eine einzige Empfangsberechtigte für die Beiträge und Zahlungsverpflichtete für die Entschädigung vorhanden, so erübrigt sich das kostspielige Rechnungsbureau (§ 89) zur Umrechnung der Antheile an den Renten, woran die Invaliditäts- und Altersversicherung kränkelt. Gleichzeitig ist die Aufbewahrung der Quittungskarten durch Vortrag des bereits Aufgewendeten aus der zurückgereichten auf die laufende vermeidbar. Die jetzt erforderlichen umfangreichen Räume und zahlreichen Bureaubeamten der Genossenschafts- und Sectionsvorstände lassen sich auf höchstens den dritten Theil herabmindern, womit gleichzeitig die Miethzinse und Gehälter entsprechend sich verringern. Allerdings ist damit das Reichsversicherungsamt in seiner heutigen Organisation nicht vereinbar. Dasselbe müßte in die Reichsversicherungsanstalt aufgehen, aber seine rechtsprechende Thätigkeit auf ein von dieser getrenntes Reichsamt übertragen werden, wofern es nicht zweckdienlicher erscheint, diese mit dem Bundesamte für das Heimathwesen zu vereinen. Das letztere würde den unverkennbaren Vortheil bieten, daß eine Uebereinstimmung

der maßgebenden Rechtsgrundsätze über die Unterstützung Hülfsbedürftiger und die Versorgung Versicherungspflichtiger allmählich sich ausbildet, während gegenwärtig widersprechende Grundsätze von jedem dieser beiden Reichsämter festgehalten werden. Als Schwerpunkt dürfte für die Vereinigung sämmtlicher Versicherungsarten in nur eine Versicherungsanstalt jedoch der Umstand sprechen, daß es gegenwärtig dem Arbeiter möglich wird, in Folge Wechsel der Beschäftigung und des Beschäftigungsortes aus mehreren Berufsgenossenschaften gleichzeitig eine Unfallrente zu beziehen, deren Gesammtbetrag einen Durchschnittsarbeitsverdienst übersteigt, was dann unmöglich wäre. Umgekehrt würde aber der jetzt nicht seltene Conflict vermieden, daß von mehreren sachlich zuständigen Berufsgenossenschaften jede die Uebernahme des Unfalles ablehnt, woraus für den Betriebsverletzten der Nachtheil entsteht, trotz seines unbestreitbaren Anspruches auf eine Unfallrente solche so lange entbehren zu müssen, bis der Streitfall entschieden ist, was z. B. zutrifft, wenn beim Sprengen von Steinen auf dem Felde in Frage kommt, ob die landwirthschaftliche oder die Tiefbauberufsgenossenschaft oder die Versicherungsanstalt der letzteren entschädigungsverpflichtet sei. Daß dieser Fall sich nicht selten ereignet, vielmehr recht häufig das Reichsversicherungsamt beschäftigt, beweist das Rundschreiben desselben an die Vorstände der ihm ausschließlich unterstellten Berufsgenossenschaften vom 20. Juni 1891 — I, 13,413 —, welches Vorschläge zur Abhülfe macht, ohne jedoch deren Befolgen erzwingen zu können, und folgt aus den zahlreichen, zum Theil sich selbst widersprechenden Recursentscheidungen desselben hinsichtlich der zur Uebernahme des Schadensfalles verpflichteten Berufsgenossenschaft. Die Zwitterstellung, wonach das höchste Aufsichts- mit dem höchsten Entscheidungsrechte in denselben Händen ruht, für die öffentlichrechtliche Versicherung aufzugeben, ist mehr als ein Gewinn, wie als ein Verlust zu erachten, weshalb gerade hierauf der Schwerpunkt in dem Beitrage in Conrad's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik Bd. 57 S. 417 gelegt wird, welcher die Frage erörtert, ob eine Reichs-Versicherungsanstalt den Berufsgenossenschaften als Träger der Unfall-Versicherung vorzuziehen sei.

Neues über das Tuberkulin.

Von Dr. med. Hugo Bernheim (Würzburg).

(Schluß.)

Von den chemischen Reactionen, welche zur Charakterisirung des gereinigten Tuberkulins dienen können, seien folgende erwähnt:

Zunächst gibt es alle Eiweißreactionen; so die Biuretreaction (Biuret enthält zweimal das Radical des Harnstoffes), die Adamkiewicz'sche Reaction (Eisessig, Acidum aceticum glaciale und concentrirte Schwefelsäure) — Adamkiewicz ist der Entdecker des Krebserregers, hält seine Methode der Darstellung einstweilen noch geheim —; mit dem Millon'schen Reagenz entsteht ein weißer Niederschlag, der beim Erwärmen röthlich wird u. s. w., Phosphorwolframsäure, Eisenacetat, Ammoniumsulfat, Gerbsäure (Tannin) fällen das Tuberkulin aus seiner Lösung vollständig aus.

Auch die Essigsäure ruft in der wässerigen Lösung des gereinigten Tuberkulins anfangs starke Trübung und selbst geringen Niederschlag hervor, welcher aber auf weiteren Zusatz wieder verschwindet. Die durch Essigsäure abgeschiedene Substanz zeigte bei der Prüfung weder eine geringere noch eine höhere Wirksamkeit wie das reine Tuberkulin und es scheint der im Wasser unlöslichen Modifikation ähnlich, vielleicht damit identisch zu sein. Wässerige Pikrinsäurelösung bewirkt einen flockigen Niederschlag, der sich beim Erwärmen auflöst und beim Erkalten der Flüssigkeit wieder erscheint.

Verdünnte Salzsäure und Schwefelsäure lassen keinen Niederschlag entstehen. Ebenso verhält sich diese Säure in stärkerer Concentration.

Salpetersäure bewirkt dagegen einen Niederschlag, der beim Stehen zunimmt, beim Kochen eine gelbe Lösung gibt und auf Zusatz von Natronlauge braunroth wird (Xanthoproteïnsäure-Reaction, auch eine Prüfung der Eiweißkörper.)

Bleiacetat bewirkt eine starke Trübung, aber keine vollständige Fällung. Zieht man alle bisher beschriebenen Eigenschaften des gereinigten Tuberkulins in Betracht, dann muß man zu der Annahme gelangen, daß dasselbe zur Gruppe der Eiweißkörper gehört.

Der hohe Aschengehalt, den Proskauer und Brieger (siehe oben) bestimmt hatten, und der ungleichmäßige Verlauf einiger Reactionen (Bleiacetat, Essigsäure) lassen indeß vermuthen, daß die wirksame Substanz noch nicht in vollkommen reiner Darstellung vorliegt, daß aber etwaige Beimengungen doch nur in sehr geringer Menge vorhanden sein können und vielleicht in Spuren von dem Tuberkulin ähnlichen Eiweißkörpern und in Mineralstoffen bestehen, welche für die therapeutische Verwerthung des Präparats wohl keine Bedeutung haben.

Obwohl das Tuberkulin den Albumosen (eine Art der Eiweißkörper) am nächsten zu stehen erscheint, so unterscheidet es sich doch von diesen und insbesondere von der sog. „Toxalbuminen" (giftige Eiweißkörper, die sich durch den Stoffwechsel der Bakterien bilden; s. oben „Ptomaïne") sehr wesentlich durch seine Beständigkeit gegenüber hohen Temperaturen. Auch von den Peptonen weicht er in mehrfacher Beziehung, namentlich durch die Fällbarkeit durch Eisenacetat ab.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man bei weiterem Suchen unter den Producten der pathogenen (Infectionskrankheiten erzeugenden) Bakterien noch anderen ähnlichen Körpern begegnen wird, die sich als eine besondere Gruppe der Eiweißkörper werden abgrenzen lassen.

Bei der chemischen Untersuchung des Tuberkulins hatte sich die Prüfung der gereinigten Substanz auf ihre physiologische Wirkung auf den Versuch an tuberkulösen Meerschweinchen beschränkt. Nachdem es nun aber gelungen war, den wirksamen Stoff in möglichst isolirter Form herzustellen, war es natürlich von größtem Interesse, zu erfahren, wie derselbe auf die Menschen wirkt, namentlich ob die von Koch erwünschten therapeutischen Effecte des Rohtuberkulins bei dem reinen Tuberkulin ohne alle störenden Nebenwirkungen eintreten.

Zu diesem Zwecke hat Koch vorerst einige Versuche an Gesunden angestellt, wozu sich „in dankenswerther Weise", wie Koch schreibt, vier Aerzte bereit erklärt hatten. — Die Temperatursteigerung entspricht genau der zur Anwendung gekommenen Dosis:

2	Milligramm	T.	ergeben	38,2°	C. Maximaltemperatur,
3	"	"	"	38,7°	" "
4	"	"	"	39,0°	" "
5	"	"	"	39,2°	" "

Mit entsprechend niedrigen Dosen und in vorsichtigster Weise sind dann im Weiteren auch möglichst ausgedehnte Versuche mit dem gereinigten Tuberkulin an Tuberkulösen angestellt, und zwar geschah dies an einer größeren Zahl von Kranken im Krankenhaus zu Moabit (einer Vorstadt von Berlin; das Krankenhaus ist im Barackenstyl erbaut), welche einige Monate lang theils ausschließlich mit dem reinen, theils in Abwechselung mit dem Rohtuberkulin behandelt wurden. Ueber diese Versuche kann Koch sich kurz fassen, da sie ebenfalls zu dem Ergebniß geführt haben, daß das reine Tuberkulin von dem Rohtuberkulin sich in seiner Wirkung nicht merklich unterscheidet. Ersteres hat diagnostisch und therapeutisch denselben Effect wie das letztere, wenn es in einer solchen Dosis angewendet wird, daß die Reactionserscheinungen, namentlich die Temperatur, welche den sichersten Maßstab abgibt, die gleiche Höhe erreichen. Es hat sich aber dabei herausgestellt, daß das gereinigte Tuberkulin, welches für Meerschweinchen etwa 50 Mal so stark als das Rohtuberkulin gefunden war, für den Menschen bei der Berechnung der Dosis höchstens 40 Mal so stark anzunehmen ist.

Auch in Bezug auf die Dosirung bietet das gereinigte Tuberkulin keinen Vortheil. Denn die Wirkungsfähigkeit des-

selben, sagt Koch, läßt sich doch nur, ebenso wie bei Rohtuberkulin, nicht auf Grund von chemischen Reactionen, sondern durch die Prüfung am Thierkörper feststellen und am Krankenbett ist in jedem einzelnen Falle bei beiden Mitteln die Dosis den Verhältnissen entsprechend zu bemessen, was sich auch dann nicht ändern würde, wenn die Wirkung des gereinigten Tuberkulins eine absolut gleichmäßige sein würde. Ob das reine Tuberkulin dem Rohtuberkulin etwa an Haltbarkeit überlegen sei, können erst weitere Erfahrungen lehren. Bis jetzt hat sich das Rohtuberkulin als eine an Glycerin sehr reiche Tuberkulinlösung recht haltbar erwiesen. Wenigstens hat Koch an den ältesten ihm zur Verfügung stehenden Proben des Tuberkulins noch keine Abnahme in der Wirkung wahrnehmen können.

So interessant und wichtig die Versuche zur Reindarstellung des wirksamen Prinzips in theoretischer Hinsicht auch sind, so haben sie doch für die Praxis bis jetzt noch keinen wesentlichen Fortschritt gebracht, was Koch aber nicht abhalten wird, wie er sagt, diese Frage noch weiter zu verfolgen.

In Koch's letzten, der zweiten Veröffentlichung über das Tuberkulin hatte er nach seiner Meinung über die Herkunft desselben und seine Bereitungsweise so viel angegeben, wie es für den Sachverständigen ausreichen mußte, um den von ihm angegebenen Weg verfolgen zu können. Die Angaben, daß das Tuberkulin in den Tuberkelbacillenculturen enthalten ist und daß man sich von dem Vorhandensein desselben jederzeit durch den Versuch an tuberkulösen Meerschweinchen überzeugen und bei Versuchen zur Gewinnung des wirksamen Stoffes aus den Culturen die Reaction am Thiere stets als eine zuverlässige Controle benutzen kann, hätte genügen müssen, um einen geschickten Bakteriologen zur Herstellung des Tuberkulins oder eines gleichwerthigen Präparates zu befähigen. Wenn trotzdem nur ganz vereinzelte Bakteriologen sich an diese Aufgabe herangewagt und, soweit Koch die weitschichtige Literatur zu übersehen vermag, dieselbe auch nur theilweise gelöst haben, so hat das eigentlich etwas Beschämendes für die heutigen Bakteriologen, welche, anstatt selbständig experimentell vorzugehen, in ungestümer Weise nach einem Rezept zur Herstellung des Tuberkulins verlangen. Es ist Koch überhaupt fraglich, ob die Art und Weise der Herstellung, wie er sie befolge, schon die beste ist. Koch sagt dann weiter, daß er im Laufe der Zeit fortwährend daran verbessert hat und hält sie auch noch weiter verbesserungsfähig, hofft auch, daß sich noch ganz andere geeigneter Methoden werden auffinden lassen. Wenn er daher jetzt, wo die Beurtheilung der Tuberkulinfrage eine ruhigere und mehr objective geworden ist, den richtigen Zeitpunkt für gekommen erachtet, um seine Erfahrungen über die Herstellungsweise des Präparats zu veröffentlichen, so würde er es sehr bedauern, wenn man sich sklavisch an seine Angaben halten und nicht versuchen würde, etwas Besseres zu schaffen!

Wir sehen übrigens aus dieser Stelle der „Mittheilung" ꝛc., daß Koch es auch versteht, seinen Kollegen von der Bakteriologie tüchtig „den Text zu lesen", wie man sagt. —

Vorweg hat er aber noch folgendes zu bemerken. Bei der Tuberkulingewinnung liegt der Schwerpunkt darin, daß man es versteht, die Tuberkelbacillen in Massen zu cultiviren. Ohne solche Massenculturen ist an die Herstellung des Tuberkulins in nennenswerthen Mengen überhaupt nicht zu denken. Tuberkelbacillen in Massen zu cultiviren, ist aber nur einem geübten Bakteriologen möglich, der ungeübte wird wohl auch Massenculturen zu Stande bringen, aber keine Reinculturen; mit den unreinen Culturen wird er nichts als Unheil anrichten und er sollte deswegen seine Hände lieber davon lassen.

Ursprünglich hat Koch die Tuberkelbacillen auf Glycerinpeptonagar, (Agar heißt eigentlich Agar-Agar, ein japanisches Wort für eine Flechte, deren Extract eine Art von Gelatine bildet, welche höhere Temperaturen zur Züchtung der Bakterien erlaubt, ohne zu schmelzen, wie die gewöhnliche Gelatine), in Reagenzgläsern gezüchtet, die Culturen, wenn sie den Höhepunkt der Entwickelung erreicht hatten, abgespült, auf einem feinen Drahtnetz gesammelt, mit einer 4procentigen Glycerinlösung übergossen, mit dieser Lösung auf den zehnten Theil eingedampft, abfiltrirt und das Filtrat verwendet. Die Züchtung auf Agar in Reagenzgläsern ist aber sehr mühsam und gibt verhältnißmäßig wenig Ausbeute. Als es darauf ankam, größere Mengen zu schaffen, mußte daher versucht werden, größere Gefäße für die Culturen zu benutzen; dabei ergaben sich aber Schwierigkeiten in der Verwendung des Nähragars, und Koch griff auf frühere Versuche zurück, die er über die Züchtung der Tuberkelbacillen in flüssigen Nährmedien angestellt hatte.

Anfangs fielen damals die Culturen wenig befriedigend aus; sie wuchsen in der Flüssigkeit sehr langsam und kümmerlich. Zufällig machte Koch dann aber die Beobachtung, daß einzelne platte Stückchen der Bacillencultur, welche an der oberen Fläche trocken waren und unbenetzt blieben, auf der Oberfläche der Flüssigkeit sich schwimmend erhielten und daß diese Stückchen sich in üppigster Weise entwickelten. Sie bildeten im Laufe von einigen Wochen an der Oberfläche eine dieselbe vollkommen bedeckende, ziemlich dicke, oberwärts trockene und oft faltige Haut von weißlicher Farbe. Nach 6—8 Wochen ist das Wachsthum beendet; die Haut fängt dann an, von der Flüssigkeit benetzt zu werden, und sinkt schließlich, in lappenförmigen Stücken zerfallend, unter. Der Ertrag einer solchen Cultur ist erheblich größer als der auf festem Nährboden erzielte.

Als Culturflüssigkeit kann man ein Infus von Kalbfleisch benutzen, das in der gewöhnlichen Weise hergestellt wird (auf 1 Pfund gehacktes, reines, fettfreies Kalbfleisch werden 1000 Gramm Wasser gegossen, über Nacht stehen gelassen, im Sommer im Eisschrank; dieser Aufguß wird dann abgegossen, das ausgelaugte Fleisch etwa an Hunde ꝛc. verfüttert; das Infus wird dann im Sterilisationsapparat sterilisirt —, d. h. von allen Bakterien durch starkes Erhitzen befreit; geheizt wird mit gespanntem Wasserdampf von 110° C.)

Dasselbe muß schwach alkalisch sein und ein Zusatz von 1 Prozent Pepton (durch den Magensaft verdaut und löslich gemachtes Eiweiß; der Magensaft besteht aus Pepsin und Salzsäure, die man zu Eiweiß auch künstlich zusetzt; Salzsäure bezieht man aus chemischen Fabriken, Pepsin kann aus Kälbermagen gewonnen werden. Alkalisch sind gewisse Salze, z. B. doppelt kohlensaures Natron) und 4—5 Procent Glyzerin. An Stelle des Kalbfleischinfuses kann auch eine 1 procentige Lösung von Liebig's Fleischextract verwendet werden.

Die Culturgefäße, am besten Kölbchen mit flachem Boden, werden nur zur Hälfte und zwar mit 30—50 Kubikcentimeter Flüssigkeit gefüllt, gut sterilisirt und dann so geimpft, daß ein nicht zu kleines Stück der Aussaatcultur auf der Oberfläche der Flüssigkeit schwimmt. Die Culturen werden im Brutschrank, am besten bei 38° C. gehalten.

In Bezug auf die Herkunft der zur Cultur benutzten Tuberkelbacillen hat Koch keinen Unterschied gefunden. Für die Wirksamkeit des Tuberkulins ist es ganz gleichgültig, ob dasselbe mit frisch gezüchteten Culturen oder mit mehrere Jahre alten hergestellt wird, ebenso ob die Culturen direct von tuberkulösen Menschen gewonnen, oder ob sie wiederholt durch den Thierkörper gegangen sind.

Bei dieser Art und Weise der Züchtung, sagt Koch, geht ein Theil des wirklichen Stoffes in die Culturflüssigkeit über, wovon man sich durch Probeinjektion an tuberkulösen Meerschweinchen leicht überzeugen kann. Er hat deswegen, nachdem er dies bemerkt hatte, die Culturen nicht mehr mit wässeriger Glycerinlösung, sondern gleich mit der Culturflüssigkeit extrahirt, um so auch den in dieser enthaltenen Stoff zu verwerthen. Daß auf diese Weise die Culturen genügend extrahirt werden, geht daraus hervor, daß sie nach der Extraction nur noch eine geringe Wirkung auf tuberkulöse Meerschweinchen auszuüben vermögen, und daß die Culturflüssigkeit, wenn sie ohne die Culturen eingedampft wird, ein erheblich schwächeres Tuberkulin liefert.

Die zur Extraction verwendeten Culturen müssen, sagt Koch, vollkommen reif, also 6—8 Wochen sein. Sie müssen

selbstverständlich absolut rein sein, wovon man sich durch die mikroskopische Untersuchung jedes einzelnen Gefäßes überzeugen muß. Erst nach langer Uebung, meint Koch, wird man im Stande sein, auch ohne mikroskopische Untersuchung die Abwesenheit von Verunreinigungen durch fremde Mikroorganismen zu constatiren, welche letzteren bekanntlich in flüssigen Nährmedien weit schwieriger als auf festen zu erkennen sind.

Die vollkommen rein befundenen Culturen werden in einem Gefäß auf dem Marien- (Wasser-) Bade auf den zehnten Theil ihres ursprünglichen Volumens eingedampft. Da sie hierbei stundenlang einer Temperatur von nahezu 100° C. ausgesetzt bleiben, so kann man mit voller Sicherheit darauf rechnen, daß in der eingedickten Flüssigkeit die Tuberkelbacillen ausnahmslos abgetödtet sind. Um die letzteren aber möglichst daraus zu entfernen, wird die Flüssigkeit durch ein Thon- oder Kieselgurfilter (Pasteur-Chamberland'scher Filter) filtrirt.

Das sogewonnene Tuberkulin enthält etwa 40—50 Procent Glycerin und ist dadurch gegen Zersetzung durch Bakterien geschützt. Man hat nur darauf zu achten, warnt Koch, daß sich nicht Schimmelpilze darauf ansiedeln! So verwahrt, hält es sich allem Anscheine nach sehr lange, vielleicht Jahre lang in wirksamem Zustande.

Bevor es angewendet wird, muß es selbstverständlich noch auf seine Stärke geprüft werden, was in der Weise geschieht, daß eine größere Reihe von tuberkulösen Meerschweinchen abgestufte Dosen injicirt erhalten. Wenn man für jede Dosis mindestens zwei Thiere nimmt und die Dosen genügend abstuft, dann, erklärt Koch, läßt sich die Stärke des Tuberkulins mit hinreichender Genauigkeit ermitteln. Bei der Auswahl der Thiere für diesen Versuch ist jedoch wohl darauf zu achten, schließt Koch seine „Mittheilung", daß die Tuberkulose sich bei ihnen möglichst in demselben Stadium der Entwickelung befindet. —

So sehen wir unseren großen Meister in seiner Werkstatt schalten und walten und wie ein anderer Meister, Hans Sachs, sein Bestes in seiner Werkstatt ersann, wird auch Meister Koch in seiner Werkstatt hoffentlich das Schönste und Edelste ersinnen, was es geben kann: Die Vernichtung der Tuberkulose.

Literatur und Kunst.

Ein neuer schwedischer Dichter.

Von Robert Waldmüller.

Während norwegische Bühnendichter und Erzähler in neuerer Zeit sich diesseits der Ostsee und bis hinab zur Adria einer ungewöhnlichen Beachtung erfreuen, ist aus Schweden nur wenig zu uns herübergeklungen. Und doch hat Schweden früher unter den nordischen Ländern nur selten im Hintertreffen des poetischen Wettbewerbs gestanden. Man erinnere sich nur der Zeit, in die uns Tegnérs lyrische Gedichte versetzen*), darunter namentlich seine Begrüßungen Agardh's, Atterbom's, Grafström's bei deren Einführung in die „schwedische Akademie der Achtzehn." Auch seine Festgedichte von 1836 zum fünfzigjährigen Stiftungstage dieser Akademie und zum ehrenden Gedächtniß der bereits durch den Tod abgerufenen unter ihren Mitgliedern ist von einem Geiste durchweht, der beredtes Zeugniß ablegt für den poetischen Feinsinn und für die Schaffensfreudigkeit jener nun freilich schon weitere fünfzig Jahre hinter uns liegenden Zeit. „Die Ihr geführt", so lautet die letzte Strophe dieses Nachrufs,

Die Ihr geführt des schwed'schen Sanges Reigen,
Auf Eure Gräber leg' ich jetzt den Kranz!
Wir werden Einer nach dem Andern steigen
Empor zum Pindus Eures bessern Lands.

Da woll'n wir frohen Blick's herunterschauen,
Was es im Norden Neugeschaff'nes giebt;
Und unsre Strophen woll'n wir wechselnd bauen
Im Lobgesang zum Preis der Heimath-Auen,
Wo unser man vergaß — doch die wir stets geliebt.

„Was es im Norden Neugeschaffnes gibt" — danach vom Pindus jenes bessern Landes herunterzuschauen, hoffte also der Sänger der Frithiofssage. Ging seine Hoffnung in Erfüllung, so wird ihn seit geraumer Zeit in Sonderheit das poetische Schaffen eines seiner Landsleute beschäftigt haben, denn, wie man wissen will, hat unter allen lebenden Dichtern Schwedens der hier in Rede stehende die größte Anhängerschaft gefunden.

Sein Name klingt nicht schwedisch, ist auch überhaupt kein germanischer. In den soeben in Adolf Stern's Uebersetzung erschienenen ausgewählten Gedichten des Grafen Carl Snoilsky*) gibt uns ein auf der Reise von Triest nach Wien entstandenes Gedicht über die Heimath der Vorfahren des nordischen Sängers nähere Auskunft.

Laibach.

Vertraut an meine Schulter
Der Liebsten Haupt gelehnt,
Auf meinen Knieen das Knäblein,
Das süß im Schlummer sich dehnt.
So saß ich seit dem Morgen,
Im Eisenbahnverschlag,
Seit wir Triest verlassen,
Da kaum noch graute der Tag.
Ich sah, ob blauer Meerbucht
Schloß Miramare im Flug, —
Durch Dolomitenklippen
Braust jetzt der eilende Zug.
Verhallt sind Welschlands Laute
Beim letzten Haltpunkt schon,
Und jetzt — in Krain — umklingt uns
Der slavischen Zunge Ton.
Anmuthig stellt im Thale
Ein Städtlein sich zur Schau,
Und fern ein schneeiger Gipfel
Ob Bergen nebelblau.
Slavonischer schöner Mädchen
Ein sonnengebräunter Schwarm,
Mit dunkelrothem Stirntuch,
Das Hemd gestreift vom Arm.
Sie rechen auf den Wiesen
Das dust'ge Heu, voll Fleiß, —
Das Thal glüht südlich-farbig,
Am Horizont glänzt Eis.
Wer bist du Stadt, wo Süden
So nahe an Norden grenzt —
Bädeker möge aufthun
Die Lippe, die hochroth glänzt.
Ganz recht — die Stadt heißt Laibach,
Terglou das Schneehaupt dort,
Dank Dir, gelehrt' Orakel,
Mir hülfreich fort und fort.
Ha Laibach — mich bedünkt es,
Ich weiß von Dir etwas —
Der Schmach Deines Congresses,
Gedenk' ich — doch ist's nicht das.
Ein eigenstes Erinnern
Ergreift mich hier mit Recht,
Von Laibach sind ausgegangen
Mein Name und mein Geschlecht.
Aus Knechtschaft der Papisten,
Aus hartem Druck entrann,
Im Sold der blaugelben Fahne,
Glücklich ein flüchtger Mann.
Er sog des Südens Sonne
Als Wegkost in den Sinn,
Der Terglou wies den Pfad ihm
Zum Schnee des Nordens hin.
Nun lächelnd schönes Laibach
Liegst Du bereit zum Fang,
Als forderteſt Du mich wieder
Bei meines Namens Klang.
Vielleicht spür' ich Dein Erbtheil
In meines Blutes Brand,
Doch glaub mir: nichts entreißt mich
Je meinem schwedischen Land!
Dort hab ich meine Wurzel,
Wenn weit getrennt auch jetzt,

*) Herausgegeben zum 100jährigen Geburtstag des Dichters und übersetzt von Gottfried von Leinburg. Zwei Bände. Leipzig, Oscar Leiner.

*) Stockholm, Hugo Geber's Verlag. Dresden, v. Zahn & Jaensch.

Bin mehr da heimisch als Mancher,
Der seinen Fuß dort setzt.
Ihr Land nennt das die Lerche,
Wo man sie hört zur Frist, —
Ob auch am Boden Andre
Um Mein und Dein in Zwist.
Ob Mancher auf der Scholle
Sich spreizt, die Glück beschied —
Von oben klingt nach unten
Trotz aller Zäune das Lied.
Mein Denken wie mein Dichten
Hat schwedische Melodei,
An Schweden bin ich gebunden
Und wie die Lerche frei.
Du wirst verstehen, Laibach,
Nicht werde Dein ich je —
Mit Deinen grünen Läden
Und weißen Häusern — Ade!
Doch wie ich in der Ecke
Beim Fenster träume frei,
Da schlagen ihre Augen
Auf die geliebten Zwei.
Von meines Jungen Lippen,
Frisch wie der Morgen, springt
Meine Sprache — meine eigne Sprache,
Die siegeshell erklingt!

Dies zur Einführung. Der Inhalt des uns vorliegenden Bandes Gedichte enthält in fünf Abtheilungen schwedische Balladen, Romanzen und lyrische Erzählungen, Bilder aus dem Süden, Sonette und Vermischte Gedichte. Von warmem Nationalgefühl erfüllt sind die schwedischen Balladen König Gustav der Alte und König Erich, letztere mit der immer wiederkehrenden Endzeile: König Erich spielt die Laute. Auch die Ballade Stenbocks Courier muß in Schweden von hinreißend patriotischer Wirkung gewesen sein. Sie hält sich vollkommen auf der Höhe des berühmten gleichartigen Gedichtes Paul Revere's Ritt von Longfellow und das will viel sagen; denn von der raschen Ankunft von Stenbocks Courier, obschon er ein Pferd nach dem andern todt reitet, hängt, bei Licht besehen, keine wichtige Entscheidung ab: die Schlacht gegen die Dänen ist gewonnen und ob die Freudenkunde etwas später oder etwas früher in Stockholm anlangt, das ist von untergeordneter Bedeutung, der Krieg ist so wie so zu Ende; hingegen kommt bei dem Ritt Paul Revere's Alles darauf an, daß keine Minute verloren geht: die Engländer haben im Schutze der Nacht zu landen begonnen und die Unabhängigkeit Amerikas steht auf dem Spiel.

Aus der zweiten Abtheilung sind besonders die Gedichte „Die Wanderung der Poesie" und „Das neue Aschenbrödel" hervorzuheben.

Ein Wonnesitz, ein Festsaal, glanzumflossen;
Auf freien Höhen prangte sonnenklar;
Im Zauberkreis, unnahbar, festgeschlossen,
Beim Gastmahl schwelgte der Beglückten Schaar.
Zum Brunnen des Genusses hingeladen
Behielt den Sitz für immer jeder Gast,
Und fand bei jenen schimmernden Kaskaden
Die Schale, seinem Durste angepaßt.
Und heut wie gestern sorgenlos Gewimmel
Berauscht an Schönheit sich und heitrem Prunk —
Ein dunkler Fleck nur blieb am blauen Himmel,
Ein Wermuthstropfen in dem Nektartrunk.
Sie wußten, daß in Höhlen, tief im Schooße
Des Bergs, ein Erdgeschlecht den Nacken bog,
Daß ihres Glückes lichtgeborne Rose
Sich Glanz und Duft aus dunklen Wurzeln sog.

So beginnt das erstere Gedicht. Endlich sinkt „Mohnduft auf die Häupter der Uebersatten" nieder, und die „Maid der Poesie", nachdenklich geworden, schürzt sich zu einem Abstieg in die tiefen Regionen.

Sie kam! sie sah! Da rauscht es aus dem Schweigen,
Ein Röcheln, wie verschlammter Strom ringsum,
Vor den Gesichtern aus des Hungers Reichen
Mit ihren welken Rosen stand sie stumm.
Dem Korb entgegen magrer Hände Strecken —
Auf Blumen fiel der Schein des Fackellichts,
Ein Hohngelächter klang der Maid zum Schrecken:
„Sie bringt uns Blumen! Blumen uns! Sonst nichts!"

Entsetzt kehrt sie zurück. Aber

Die Freude klang auf einmal kalt, gezwungen,
Der Nektartrank ward bitter auf dem Grund,
Die Harmonie war rettungslos zersprungen,
Seitdem verstummte ihr erbleichter Mund.
Vergebens läßt man Tugendnamen gleißen
In goldner Schrift, von Marmorwänden frei,
Ein banger Zweifel ist nicht abzuweisen,
Trotz kühnem Ruf, daß Alles glücklich sei.
Wer traumlos lauscht in mitternächt'ger Stunde,
Hört einen Laut und deutet ihn sich bang:
Ein Grabscheit klingt, es nagt die Zeit am Grunde
Der alten Welt, verlassen vom Gesang!

Das Gedicht hat namentlich in seiner ersten Hälfte hohe Berechtigung. Gegen den Schluß „verlassen vom Gesang" — wird wohl der Einwand nicht abzuweisen sein, daß das Gedicht selbst ihn widerlegt.

Mit vielem Geschick wird in dem anderen Gedicht Aschenbrödel als Symbol gegen den gleichfalls symbolischen König Rococo verwerthet. So hebt es an:

Es gab in alten Tagen, wohl hundert Jahr' mags sein —
Ein Reich, gesunken für immer ist seiner Sonne Schein,
Umgeben von hohen Mauern, mit Thürmen und Zinnen versehn,
Wer's Einlaßwort nicht wußte, der mußte draußen stehn.

Wir hören dann, wie es drinnen aussah: Ueberall Schnörkel und Schnecken, Rosa und Azur, Fasanen, Flaschen und Phyllis, rothe Hacken und Wolken von Puder, Reifröcke und Schönpflästerchen.

Verbannt war alles Grobe aus Fürst Rococos Reich,
Selbst Marmor und Alabaster nicht fein genug und weich,
Doch glückte der Zeit Rococos ihr Hauptwerk: Porzellan,
Mit mattem Glanz und röthlich hob es zu schimmern an.

Dieses irdische Eden bringt plötzlich „eine neidische Fee" in Verwirrung. Denn

Eines Morgens fand man auf thaubeperlter Flur
Den reizendsten Pantoffel, so zierlich — wie sag' ich nur? —
Als ob er einer Sylphe den kleinen Fuß umschloß,
Die, tanzend, aus ihrer Rose keinen Tropfen Thau's vergoß.

Nun geht wie im Aschenbrödel-Märchen Alles auf die Suche nach der Besitzerin des zierlichen Füßchens. Bei einem Köhler wird sie gefunden. Man bringt sie unter tausend Huldigungen in's Schloß, ein dichtender Abbé tauft sie in einer Epistel la liberté. Sie flieht auf die Zinne des Schlosses, wird dort Allen ansichtig und nun strömt das Volk unter dem Rufe liberté in hellen Haufen herbei, in ihrer Mitte der Köhler. Unter dem Donner seiner groben Axt stürzt das porzellanerne Schloß zusammen.

In einen Trümmerregen verschwanden alsogleich
Die tausend Herrlichkeiten, Rococo und sein Reich,
Kaum retteten Sammelwürmer manch Stück und manchen Brauch:
Bemalte Vasen und Dosen, Perücken und Phrasen auch.
Und wie nun Alles zerschlagen — mit frischem Athemzug,
Riefen sie nach der Schönen, in deren Namen man schlug.
Doch ach — sie war verschwunden, indeß der Kampf getost,
Ihr Name nur geblieben, ihr Name selbst ein Trost.
Wo weilt sie, deren Name die Herzen schon uns weiht?
Ach, nicht in Königschlössern und nicht im wüsten Streit —
Wo birgt der Wald, der dichte, ein holdes träumendes Kind,
Dem Sang der Vögel lauschend und lauschend dem spielenden Wind?

Der dieser Besprechung zugemessene Raum verbietet ein weiteres Eingehen auf die Eigenart dieses wohlbegabten Dichters. Es war ein anerkennenswerthes Verdienst des sprachkundigen Uebersetzers, uns mit ihm bekannt gemacht zu haben.

Für und wider die Sozialdemokratie.

Die sozialistische Wellenbewegung zieht immer weitere Kreise, und das öffentliche Leben ist in einer Weise mit sozialistischen Gedankenelementen versetzt — diesen Begriff im weitesten Sinne genommen — daß jeder gebildete Mensch sich gewissermaßen in der Zwangslage befindet, zu den Problemen des Tages in

irgend einer Weise Stellung zu nehmen. So hat auch einer unserer hervorragendsten Rechtsphilosophen, der Professor Adolf Lasson, in einem in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag, der jetzt im Druck vorliegt, sich gedrungen gefühlt, anknüpfend an das Thema vom „Unendlich Kleinen im wirthschaftlichen Leben" (Verlag von L. Simon, Berlin) ein paar Schlaglichter auf jene sozialistischen Bemühungen des Staates fallen zu lassen, die man jetzt so oft als die höchsten Errungenschaften der Volksbeglückung feiert, während das Volk selbst sich jeder Pflicht der Dankbarkeit für entbunden erachtet.

Lasson ist prinzipieller Freihändler und volkswirthschaftlicher Individualist, dabei als Hegelianer durchdrungen von der immanenten Vernünftigkeit alles Bestehenden und daher außer Stande, den so diametral entgegengesetzten Anschauungen der Sozialdemokratie gerecht zu werden. Gegenüber den umstürzlerischen Tendenzen der Letzteren, behauptet er die Macht des unendlich Kleinen in dem allmächtigen Fortschreiten der Menschheit und schilt die Ungeduld verwerflich, „die den langsamen, geschichtlichen Prozeß überholen möchte, und noch verwerflicher den Eigensinn, der da vorgibt zu organisiren, wo er vielmehr das Organische tödtet und seine künstlich ausgeheckten Mechanismen an die Stelle des frei sprießenden Lebens setzt, eine Coulissenwelt von Pappe und Kleister." Die Schutzzölle sind ihm ein vielleicht vorübergehend nöthiges, jedenfalls aber sehr rohes und täppisches Mittel, dessen die heutige Staatswirthschaft besser entrathen sollte. Das Kapital bildet für ihn den fruchtbringenden Boden, auf dem allein alle Culturfortschritte sich vollziehen können, und seine geistreichen Ausführungen über diesen Punkt sollten von allen Gegnern gelesen werden.

Als echter Hegelianer betont Lasson immer wieder die Logik der Thatsachen, die innere Nothwendigkeit der Entwickelung; als eingefleischter Optimist entwirft er ein Bild der gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände, das an Lichtheit des Tons sattsam mit den düsteren Schilderungen der sozialdemokratischen Schriftsteller contrastirt. Aber es ist nicht richtig, wenn er sagt, daß wirthschaftliche Freiheit die Ausgleichung begünstige, die übergroßen Vermögen am ersten in Ländern mit protectionistischen Tendenzen zu Stande kommen, und daß das Einkommen der Mittelklassen in größerem Maße als das der meist Begüterten wachse. Man muß ja zugeben, daß der Kapitalzins in Friedenszeiten in stetigem Sinken begriffen ist, und daß das Einkommen des unqualificirten Arbeiters sich immer mehr dem des qualificirten Arbeiters, wenigstens in einigen Berufsarten, nähert, ebenso wie die Gehälter der kleinen Beamten nicht in demselbem Maße steigen, wie die Einkünfte der Handwerker; aber die Uebermacht des Kapitals in einzelnen Familien ist damit noch lange nicht beseitigt. Es muß im Gegentheil darauf hingewiesen werden, daß das Kapital in sich selbst die Tendenz zur Vermehrung hat, und Lasson weist sogar im Widerspruch mit dem Vorhergehenden darauf als auf eine segensreiche Eigenschaft desselben hin, wenn er sagt: „Kapital zeugt Kapital in unabsehbarer Folge. Vorhandenes Kapital schafft die erhöhte Möglichkeit, neues Kapital zu erzeugen; die zeugende Kraft des Kapitals wächst mit seiner Zunahme, und sie wächst in viel höherem Maße, als seine Menge zunimmt."

Ganz im liberalen Fahrwasser finden wir ihn aber, wenn er behauptet, daß die wirthschaftliche Freiheit jeder vorhandenen Kraft und Begabung Raum zur Bethätigung verschafft, wodurch die Ungleichheit auf ihr naturnothwendiges Maß zurückgeführt würde. Bekanntlich ist es gerade eins der Hauptargumente der Sozialdemokraten, die sie gegen die Vortrefflichkeit der bestehenden gesellschaftlichen Zustände in's Feld führen, daß sie behaupten, den Mitgliedern des vierten Standes sei es heutzutage, mit seltenen Ausnahmen, fast unmöglich gemacht, ihre Talente fruchtbringend auszubilden und zu verwerthen. Es kommt immer nur darauf an, welches das naturnothwendige Maß von Ungleichheit sein soll. Wer die abstracte Gleichheit Aller betont, das Recht auf Arbeit wie das Recht auf Genuß für jeden Menschen, wie die Sozialdemokraten dies thun, der will von einem „naturnothwendigen Maß der Ungleichheit" nichts wissen. Wer die Gleichheit konkreter faßt und von einer Einordnung der Menschen in ein gesellschaftliches System spricht je nach der Leistungsfähigkeit und Beanlagung der Einzelnen, dabei aber die annähernde wirthschaftliche Gleichheit as Grundlage vorausgesetzt wissen will, den verstehen die Sozialdemokraten schon nicht mehr, es sei denn, es bildete sich mit der Zeit, wie es jetzt ja fast den Anschein hat, eine Partei mit gemäßigterem Programm, die sich von den radicaleren Tendenzen abwendete. Jedenfalls aber würden sie Alle jenes „naturnothwendige Maß von Ungleichheit" perhorresciren, welches Lasson versäumt hat, näher als eine Folge des Bevölkerungsgesetzes zu präcisiren, wodurch allein die immanente Nothwendigkeit auch der wirthschaftlichen Ungleichheit erklärt und gerechtfertigt wird. Allerdings spricht er davon, daß in jedem Culturvolk ein Theil der Bevölkerung unter Bedingungen lebt, die gerade noch die Fristung der Existenz gestatten, kaum mehr, und weiß, daß diese Erscheinung nicht zu ändern ist, aber wenn man nur die nothwendigsten Lebensmittel nicht durch Zölle künstlich vertheuert, so wird das Niveau dieser Bevölkerungsschicht keinem Menschenfreunde weiteres Kopfzerbrechen verursachen, da sein stetiges Steigen bewiesen und in dem wirthschaftlichen Gedeihen der Gesammtheit mit eingeschlossen ist.

Es ist nicht möglich, diese wirthschaftliche Ungleichheit zu vertuschen, oder ihre Härten zu leugnen, aber es ist auch nicht möglich, sie der Glückseligkeit zu Liebe aus der Welt schaffen zu wollen. So lange die physiologische Seite der Menschennatur keine gründliche Umwandlung erfährt, wird es kein wirthschaftliches System geben, welches die materielle Ungleichheit von Grund aus und auf Nimmerwiederkehr beseitigt, ebenso wenig wie die intellectuelle oder ethische Ungleichheit. Dies ist schon fast eine triviale Wahrheit geworden, aber den Zusammenhang dieser Wahrheit mit dem Bevölkerungsgesetz aufzuzeigen, versäumen die meisten Volswirthe, wenn sie nicht gar in der zunehmenden Bevölkerung eine Zunahme des Wohlstandes erblicken nach dem Grundsatz, daß jeder Mensch durch seine Arbeitskraft eine neue Quelle des Wohlstandes erschließe. Lassalle ist unter den Sozialdemokraten fast der Einzige gewesen — in jüngster Zeit noch Karl Kautsky, der deswegen aber von seinen Gesinnungsgenossen scharf zur Rede gestellt worden ist — der es gewagt hat, die furchtbare Wahrheit schonungslos zu enthüllen. Schon vor ihm hat es Malthus, der auch noch nicht der Erste war, klar und deutlich ausgesprochen, daß alle Fortschritte des materiellen Niveaus scheitern müssen an der dem Menschengeschlecht innewohnenden Vermehrungstendenz. Lassalle hat dann allerdings zu Gunsten seiner agitatorischen Wirksamkeit die Ursachen der Armuth auf anderem Gebiet gesucht, und die Nachfolger in der Führung der Partei haben sich wohl gehütet, die pessimistische Entdeckung ihres großen Vorgängers zu fructificiren; für die vorurtheilsfreie Betrachtung des wirthschaftlichen Lebens liegt aber in dem von Malthus zuerst formulirten Bevölkerungsgesetz die einzige Möglichkeit, sich mit den Härten des Daseins abzufinden. Alle philanthropischen Bemühungen ändern nichts Wesentliches an dem Stand der Dinge, so lange es kein anderes Mittel gibt, der menschlichen Vermehrungsfähigkeit Einhalt zu thun, als das Zurückstoßen einer gewissen Menschheitsschicht an die Hungergrenze. In dem sozialdemokratischen Staat würde die an der Hungergrenze herrschende Dürftigkeit sich allgemach über die Gesammtheit verbreiten; das wäre der einzige Unterschied, den das Bevölkerungsgesetz zwischen Jetzt und Dereinst zulassen würde.

Lasson mag Recht haben, wenn er behauptet, daß die Bevölkerung in größerem Maßstab wächst als in früheren Zeiten, die Masse des Elends dabei aber fortwährend abnimmt, es fragt sich nur, welchen Maßstab für das nicht mehr abstellbare Elend man heutzutage anlegt, und wie groß die Massen sind, die an dieser Grenze wohnen. Der Verfasser einer neuerdings anonym erschienenen Broschüre „Die Sünden der Armen. Von Einem auch Armen" (Berlin, Verlag von Otto Janke) ist der Ansicht, daß schon viel zu viel geschehen sei, dem vierten Stand aufzuhelfen, daß man vielmehr an den

guten Willen und die Energie des angeblich Kranken apelliren müsse, anstatt ihm ein heilendes Tränklein nach dem anderen einzuflößen. Mit Energie wird in diesem kleinen, aber für alle Menschenfreunde sehr lesenswerthen Schriftchen die Forderung betont, daß den Rechten, welche den Armen eingeräumt werden, auch Pflichten gegenübergestellt werden möchten, ethische Pflichten und Pflichten der gesitteten äußeren Lebensführung. So lange die Brutalität nicht aus dem vierten Stand ausgemerzt sei, könne man von den oberen Klassen nicht erwarten, daß sie ihm brüderlich die Hand reichten. Dies ist eine Forderung, deren Absurdität gewissen Kreisen so wenig auf der Hand zu liegen scheint, daß eine große freisinnige Zeitung bei Gelegenheit des Heinze-Processes, wo das sittliche Elend und die moralische Verkommenheit einiger Volksschichten an das grelle Tageslicht gezerrt wurden, die Ansicht aussprechen konnte, man müsse daraus die Consequenz ziehen, mit der barmherzigen Nächstenliebe in ganz anderem Maße als bisher geschehen, Ernst machen, damit diesem Elend gesteuert werde.

Da hat unser Anonymus doch eher Recht, wenn er sagt: „Sich aus bloßer »Humanität« Ungleichen gleichstellen, das wäre keine Gleichberechtigung, sondern ekle Knechtschaft. Die sogenannte Gleichberechtigung, die weder rechts noch links blickt, ist überhaupt keine Gleichberechtigung, sondern die größte Ungerechtigkeit, denn wenn rohen und feinen Elementen gleiche Chancen gegeben werden, so haben bald die Rohen das Uebergewicht.“ So lange von Seiten des vierten Standes selbst gar nichts geschieht, die Kluft der sittlichen Entfremdung durch eigene Anstrengungen auszufüllen, darf man das Amt des strengen Erziehers nicht gar zu früh mit der Stellung des nachsichtigen Freundes vertauschen. Es ist ja begreiflich, daß der vierte Stand in Folge der Vererbungstendenz gröbere sittliche Gebrechen aufzuweisen hat, als die gebildeten Klassen, denen von der frühesten Jugend an, schon aus egoistischer Klugheitsmoral, die Selbstbeherrschung als ein Vehikel des Fortschrittes, nicht nur als eine Forderung des sittlichen Bewußtseins gepredigt worden ist; man kann deshalb die Fehler der Armen mit milderen Augen ansehen, als die Fehler der Bessergestellten, denen eben die Vortheile der materiell besseren Lage eine höhere Sittlichkeit zur Pflicht machen. Wenn man aber in seinem Erziehungswerk nicht bloß der Dummheit, sondern auch der verstockten Böswilligkeit begegnet, dem Laster, das sich in seinem eigenen Schmutze wohl fühlt, dann ist nur noch Reserve und vornehmes sich Abwenden am Platze.

Es ist dem Verfasser übrigens noch zu bemerken, daß die Sozialdemokraten ihre Agitation nicht nur auf die Arbeiter beschränken, sondern je länger je mehr auch die kleinen Beamten, die Elementarlehrer u. s. w. in ihren Kreis zu ziehen bemüht sind. Sie richten sich dabei nach den Einnahmen dieser Berufsklassen, und ihre Propaganda ist nicht ohne Erfolg geblieben. Auch zieht der Verfasser das wirklich vorhandene Elend der Bergwerks- und Weberdistricte zu wenig in Erwägung, wenn er die Dürftigkeit des vierten Standes bestreitet, sie entweder als eine nicht thatsächlich vorhandene dahinstellt, oder sie doch aus eigenem Verschulden mangelnder Wirthschaftlichkeit, Leichtsinn, Genußsucht entspringen läßt. Die Zustände der Großstadt sind, wenn auch schwer in's Gewicht fallend, doch nicht maßgebend für das ganze Reich. Dem höheren Lohn der Großstadt entspricht die höhere Wohnungsmiethe. Für 2—300 Mark zwei Zimmer und Küche zu bekommen, dürfte nur an der Peripherie möglich sein, wo das Fahrgeld als nothwendiger Miethszuschlag dann nicht zu umgehen ist.

Daß eine schwächliche Philantropie vielfach die sozialen Uebel überschätzt und im Volksbeglückungswahn unerreichbaren Zielen nachjagt, können wir dem Verfasser gern zugeben, und gegenüber diesen Ausschreitungen der Humanität ist das Büchlein ganz am Platz; aber die Klagen über Rohheit, Undankbarkeit, Genußsucht, Dreistigkeit der Armen sind nicht neu, und alle jene Zeichen einer niederen Gesinnungsweise dürfen dennoch nicht dazu führen, den pädagogischen Eifer erlahmen zu lassen. Allerdings sind bei einer richtigen Pädagogik nicht nur Belohnungen am Platz, sondern auch Strafen; vor allen Dingen aber handelt es sich darum, den niederen Klassen eine bessere Einsicht von dem nichtigen Werth gerade jener Genußgüter, nach deren Erlangung sie sich in neidischer Qual verzehren, beizubringen, also dem empirischen Pessimismus mehr als dies bisher geschehen ist, theoretisch und praktisch zu Worte kommen zu lassen: theoretisch, indem man in Wort und Schrift den Nebel der Illusionen soweit zerreißt, daß die rohen glückshungrigen Instinkte der großen Massen auf andere Bahnen gewiesen werden, praktisch, indem die besitzenden Klassen jenen Instinkten nicht allzuviel Nahrung verschaffen durch übertriebenes Schaugepränge eines auf rein materielle Güter gerichteten Luxus. Während durch weise Sparsamkeit neues, wertherzeugendes Kapital geschaffen wird, ist es das Bestreben des Luxus, Werthe im übermäßigen Consum zu vernichten. Um die feineren intellectuellen Genüsse in Kunst und Wissenschaft, die die höchste Cultur befördern, also nach Kräften zu unterstützen sind, beneidet uns kein Proletarier.

Am bemerkenswerthesten ist uns eine Schrift des Dr. Ludwig Hoffmann erschienen, die unter dem Titel: „Ist Religion Privatsache? Eine Erörterung des Verhältnisses der Sozialdemokratie zum Christenthum“ der Ansicht Raum zu schaffen sucht, daß es auch für die Sozialdemokratie Zeit sei, sich mit religiösen Problemen zu beschäftigen. Hauptsächlich deshalb ist diese Meinungsäußerung von Interesse, weil sie den thatsächlichen Bankerott des Prinzips des Allgemeinwohls, wenn auch nicht mit dürren Worten, so doch für jeden Leser zwischen den Zeilen lesbar, zugibt und sich nach einem Rettungsanker umsieht für die entwickelungsbedürftige Menschheit. Allein wegen dieses Eingeständnisses ist die Hoffmann'sche Schrift von Bedeutung; deren mystisch unklare Deductionen den „Genossen“ wohl ebenso unverständlich sein dürften wie den meisten anderen mit Schelling's Offenbarungsphilosophie unbekannten Lesern. Dr. Hoffmann spricht es klar aus, daß eine irdische Glückseligkeit ohne dasjenige, was allein im Stande sei, ihr den wahren Inhalt zu geben, gleichgültig sei. Der wahre Inhalt aber sei die Religion, in ihrer Allgemeinheit, nach Hegel gefaßt, als die Beziehung des Menschen zu Gott, in ihrer Wahrheit gefaßt als die Beziehung des Menschen auf den dreieinigen persönlichen Gott, offenbart in Christo, welche in der Unsterblichkeit dem Menschen noch eine Entwicklung verheißt, selbst wenn hier auf Erden die Vollkommenheit aller Zustände keine Steigerung mehr zuläßt. Derselbe Wunsch nach persönlicher Fortdauer ist es auch, der die neuerdings aufgetauchten Bestrebungen jener Denker leitet, die sich mit indischer Philosophie und Theosophie beschäftigen und eine Verpflanzung dieser Ansichten auf deutschem Boden herbeiführen helfen wollen. In diesem Punkte berühren sich also zwei Richtungen, die in allen anderen Forderungen und Ansichten weit auseinandergehen.

Dr. Hoffmann gibt sich der Zuversicht hin, daß mit dem Unsterblichkeitsglauben jener melancholische Zug verschwinden wird, der auf dem Antlitz des sozialdemokratischen Staates lagert, jene Wolke der Schwermuth, die hervorgerufen wird durch das Grauen vor dem Tode, dem letzten, niemals zu entrinnenden Feinde, der es in der Macht hat, jeden Genuß zu vergällen, wenn nicht der Glaube an persönliche Fortdauer, an ein erhöhtes und verklärtes Menschenthum jenseits des Grabes dem Tod sein Schreckniß raubt. Man sieht, der Verfasser glaubt nicht recht an die optimistischen Verheißungen seiner Genossen, oder vielmehr nicht an die Möglichkeit, daß die äußerliche Willensbefriedigung, obgleich er sie, dem Parteiprogramm gemäß, für nahe bevorstehend hält, die vollkommene Glückseligkeit im Gefolge haben wird. Dem Wesen der Dinge tiefer auf den Grund gehend, verlangt er auch von seinen Gesinnungsgenossen Religion und sieht die innere Berechtigung der Sozialdemokratie, welche ihr den Muth des Duldens und die Kraft der Ueberzeugung gibt, allein in der ihr zu Grunde liegenden religiösen Wahrheit, die ihr freilich noch nicht zum Bewußtsein gekommen sei. Jedenfalls spricht sich hierin eine Auffassung der Dinge aus, die, weil aus den Reihen der Sozialdemokratie hervorgehend, sehr eigenthümlich berührt und wohl geeignet ist, den ernsthaften Beobachter der Gegenwart stutzig zu machen. Wenn die Sozialdemokratie anfängt, den religiösen Glauben auf ihr Banner zu schreiben, ist ihr jeden-

falls eine ganz andere Gefolgschaft sicher, als wenn sie sich allein an die im Irdischen wurzelnden Triebe wendet; nur muß die Begründung ihrer neuen Forderung: „Die Religion ist keine Privatsache mehr" eine zulänglichere sein, als Dr. Hoffmann sie zu bieten vermag, und das Eingehen auf die Philosophie wird doch wohl nicht zu umgehen sein, um die höchsten Errungenschaften auf dem Gebiete des Geistes dem Materialismus gegenüber besser zu vertheidigen als dies hier geschehen ist.

Auch Hoffmann versteht nicht zu unterscheiden zwischen den objectiven und den subjectiven Zwecken in der Welt, er erniedrigt den religiösen Glauben zu einer Forderung des Eudämonismus, dem das höchste Maß irdischen Wohlbehagens nur die Staffel abgibt, um zu den ewigen Freuden des Jenseits zu gelangen; trotzdem aber ist es als der Anfang einer besseren Erkenntniß anzusehen, wenn in den Reihen der Sozialdemokraten sich die Einsicht Bahn bricht, daß selbst das größtmögliche Maß irdischen Genusses den Menschen nicht zur Ruhe kommen läßt, sondern der Wille sich in's Jenseits procicirt, um seinem unersättlichen Durst auch dort noch Befriedigung zu verschaffen. Die Wurzel dieser Religion ist eudämonistischer Egoismus und deshalb wohl geeignet, dem eudämonistischen Sozialismus sich zu verbinden. Daß diese Religion, wie Dr. Hoffmann meint, die höchste Stufe der zu erreichenden Religionen bildet, ist eben wegen dieses egoistischen Ursprungs nicht zuzugeben, wohl aber mag sie ein zu überwindendes Moment in der Entwickelung des Sozialismus darstellen, ein Moment, das bestimmt ist, den Blick vom Irdischen auf das Jenseits hinzulenken, bis dann das Auge gelernt hat, einen anderen als den subjectiven Maßstab an das Göttliche anzulegen und nun die Resultate dieser Anschauung der Menschheit vermittelt, um sie dadurch auf eine höhere Stufe hinaufzuleiten.

Zum Schluß sei noch einer ganz kleinen Flugschrift Erwähnung gethan von Carl Friedrich. „Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel" (Hamburg, Moltmann's Verlag), worin sich der Verfasser die Aufgabe gestellt hat, die Beamtenversorgung des Staates wenn möglich auszurotten. Er sagt, die Sozialdemokratie wolle weiter nichts als die allgemeine Versorgung des Staates für jeden Einzelnen, und der Staat habe sich in der Alters- und Invalidenversicherung bereits von ihr auf diese schiefe Bahn hinabziehen lassen. In der That sei aber eine allgemeine Staatsversorgung nicht durchzuführen; es handle sich also darum, die Bevorzugung einzelner Klassen durch den Staat abzuschaffen, und die Beamten, ähnlich wie in Amerika und der Schweiz und in vielen Communalverwaltungen gewählt und nur auf bestimmte Zeit angestellt werden zu lassen. Um den Beamten die Versorgung des Alters, der Wittwen und Waisen zu ermöglichen, soll das Gehalt dementsprechend erhöht werden. Der Verfasser ist von dem Gedanken begeistert, durch die in dem Schriftchen gebotene Anregung und Erörterung ein Wesentliches zur Ausrottung der Sozialdemokratie beizutragen. Nicht die Ausdehnung der von der Regierung angestrebten Verstaatlichung schwebt ihm als Ziel vor, sondern im Gegentheil das Zurückweisen auf republikanische Gesellschaftsformen, merkwürdiger Weise aber auf monarchischer Grundlage. Es sind auch nur die Beamtengehälter und Pensionen, die ihm Kummer bereiten; einer genossenschaftlichen Regelung der Arbeit, die doch immer mehr oder weniger auf sozialistischer Basis betrieben werden muß, ist er nicht abgeneigt, stellt sich aber auch dadurch in Gegensatz zur Sozialdemokratie, daß er behauptet, grade auf dieses Genossenschaftswesen komme es derselben gar nicht an, sondern einzig und allein auf Staatsversorgung und erst in zweiter Linie auf den Kampf gegen das Großkapital. Was nun die Wählbarkeit der Beamten betrifft, so sollte ein Blick auf die nichts weniger als rosigen Zustände in der Schweiz, wo der Bundesrath sogar einen Antrag zur Beamtenpensionirung gestellt hat, der vorläufig allerdings abgelehnt worden ist, und Amerika auch den feurigsten Lobredner zum Verstummen bringen; jedenfalls ist die Furcht vor einer sozialen Revolution, die der Verfasser annimmt, in weiteren Kreisen noch nicht eingewurzelt genug, um eine so radicale Aenderung der Verfassung und Gesetzgebung von heute auf morgen zu rechtfertigen. Das Streben nach der Nothwendigkeit einer Consolidirung des Beamtenthums durch feste Anstellung, Pensionsberechtigung und demgemäß zu verlangende bessere Vorbildung ist auch in den gebildeten Kreisen der genannten Republiken im langsamen, aber unaufhaltsamen Fortschritt begriffen. Wenn das Schweizerische Beamtenpensionsgesetz vorläufig noch von den demokratischen Massen abgelehnt ist, so wird es wiederkehren. Unsere Gemeindeverwaltungen werden sicherlich die Pensionsberechtigung für ihre wählbaren Beamten nicht aufgeben und denken nicht daran, die zwölfjährige Amtsdauer zu vermindern. Die Vorgänge bei den Wahlen sind namentlich in kleineren Orten so unerquicklicher Art, daß selbst der Werth des kirchlichen Gemeindewahlrechtes dadurch in Frage gestellt wird. Wir haben keinen Grund, die oft recht unsauberen Machenschaften solcher Vorgänge zu verallgemeinern. Längere Wahlperioden mit Pensionsberechtigung dagegen liefern ein Ergebniß, das sich von lebenslänglicher Anstellung praktisch kaum unterscheidet. Die ganze Tüchtigkeit unseres Beamtenstandes im Gegensatz zu der Corruption anderer Staaten beruht auf dem Ausschluß fluctuirender Elemente und auf der erblichen Stetigkeit, die aus der Lebenslänglichkeit entspringt.

So schwirren die verschiedensten Meinungen durcheinander. Gelehrte, Mystiker, nüchterne Praktiker, wohlwollende Menschenfreunde, beredte Agitatoren, alle wollen mitarbeiten an dem großen Werk der Volksbeglückung. Was dabei an Glück für den Einzelnen wie für die Gesammtheit abfällt, ist nur die Blüthe am Baum der Menschheit, dessen herbe Frucht der Erkenntniß den Dünger für eine ganz andersartige Zukunft bringt, als die Philantropen sich träumen lassen. Alle Entwickelung vollzieht sich aber nach immanenten logischen Gesetzen, von denen den tieferen Beobachtern jetzt schon eins, die Förderung der Cultur um jeden Preis, auch um den des Glückes, klar zu werden beginnt. Daß es letzten Endes gleichgültig ist, wie groß die Summe des Glückes im Einzelleben, wie im Dasein der Menschheit überhaupt ist, begreift sich nur von einem Standpunkt aus, dem ein höheres Moralprinzip als das des Gemeinwohls vorschwebt, aber alle Anzeichen weisen darauf hin, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo das Prinzip der Entwickelung das Prinzip der Glückseligkeit verdrängt haben wird.

A. v. H.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Civilisation in Afrika.

Aus dem Reisetagebuche eines Colonialschwärmers.

Von der süd-nord-west-afrikanischen Gesellschaft beauftragt, die Fortschritte der europäischen Civilisation in Afrika und speciell im Königreich Uramba-Wabuju zu erforschen, begab ich mich an den Hof eines der aufgeklärtesten Fürsten des schwarzen Erdtheils, des Königs Briumi-Kuhumi, Excellenz.

Am frühen Morgen schon wurde ich in den Palast, welcher kunstvoll aus ganz gemeinem Lehm hergestellt ist, geleitet. Ein Prachtbillard, über und über mit Elfenbein eingelegt, dient dem Herrscher als Lager. Es war mir vergönnt, beim Lever zugegen zu sein.

Nachdem der König sein Haupt mit Butter gesalbt und eine frisch gestärkte Kattunschürze umgegürtet hatte, durften die Höflinge sich ihm nähern. In ihrer Gegenwart und mit einem Lächeln des Triumphes ohne Gleichen legte er je ein paar weiße, reine Manschetten um die Oberarme und um die Waden. In diesem Augenblick löste der wachhabende Offizier vor der Pforte der königlichen Behausung sämmtliche sechs Schüsse des neuesten Patentrevolvers, wobei ein Knabe leicht und zwei Frauen schwer verletzt wurden. Den Preiscourant der Colonialwaarenfirma Schnock & Meier, auf welchem sich eine Göttin des Ueberflusses befindet, die ihre Gaben aus einem Füllhorn ausschüttet, band der König an einem

blauseidenen Bande um den Hals. Er hatte eine ganze Sammlung solcher bunt bedruckten Preiscourante, der er an jedem Morgen ein frisches entnahm. Also geschmückt gab er seiner Umgebung ein Zeichen, daß sie sich auf einen Augenblick wegwenden solle. Nachdem er sich genau überzeugt, daß dies allerseits geschehen, holte er unter seinem Kopfkissen eine halbgeleerte herrliche Flasche hervor, auf welcher in kunstvoll erhabener Schrift die Worte standen: Ick hab' es aber immer jesagt, — es muß fortjesoffen werden! Diese leerte er auf einen Zug, indem er sich vor Vergnügen dabei auf den Bauch klopfte. Sodann warf er mit tadelloser Geschicklichkeit die Flasche demjenigen an den Kopf, welchen er besonders zu ehren und seines königlichen Vertrauens für würdig zu bezeichnen gedachte. Es kümmerte ihn dabei nicht, wenn die Flasche in Splitter ging, der Import solcher Flaschen und des nöthigen Inhalts ist bereits so vorzüglich organisirt, daß ein Ersatz zu jeder Zeit möglich ist. Nachdem dieser Act beendet war, vernahm man aus dem Nebenraum die anmuthigen Töne einer Drehorgel, welche den neuesten europäischen Walzer spielte. Ein leidenschaftliches Feuer glühte auf in den Augen des Fürsten, und sofort begann er sich graziös im Takt zu drehen. Nach heftigem Klatschen seiner Umgebung gab er geschmeichelt noch einen Galopp zu. Plötzlich blieb er vor mir stehen.

„Wie gefällt Ihnen mein Tanz?" fragte er, mich mit seinem Blicke durchbohrend und an den Griff seines neben ihm liegenden Schwertes fassend. Ich dachte an meine vier Kinder daheim und erwiederte, mich tief verbeugen: „Excellenz, ich habe nie etwas so Schönes gesehen." Bei diesen Worten wuchs die Figur des Königs gewissermaßen über sich selbst hinaus. „Ich ernenne Sie zum Hofceremonienmeister!" sagte er gnädig.

Nunmehr aber ward es Zeit, dem ungeduldig harrenden Volke nicht länger den Anblick des Königs zu entziehen. Man begab sich zunächst nach der Spiegelgalerie, in welcher drei Spiegelglaskugeln verschiedener Größe zur Selbstbespiegelung des Hofes aufgestellt waren; die größte gebührte dem Könige, die zweitgrößte der königlichen Familie, die dritte dem Hofpersonal und den Gästen.

Auch ich sah in eine der Kugeln, natürlich in die, welche meinem Range zukam, und fand mein Gesicht, wenn auch weniger schön, so doch weit größer und breiter, als ich geglaubt hatte. Als der Hof vorüber war, wurden die Kugeln sofort mit rosa Tüllschleiern verhangen. Es war streng verboten, in Abwesenheit des Königs in eine derselben zu blicken und eine der größesten Regierungssorgen des Königs war die, es möchten sich diese Kugeln vor der Zeit abnutzen.

In der Halle vor dem Palast waren Briumi-Kuhumi's 300 Frauen (mehr besaß er prinzipiell aus Gründen der Sittlichkeit nicht) versammelt. Die Frauen hatten Hof-Galatracht angelegt. Das Eigentümliche dieser Tracht besteht darin, daß nur die linke Seite des Körpers bekleidet ist, während die rechte Hälfte entblößt bleibt. Ein ungeheurer Lärm begann jetzt. Die Frauen, welche jede zuerst zu Worte kommen wollte, drängten sich an ihren hohen Gemahl heran und riefen durcheinander, das Volk sang und klapperte mit den Schwertern, während drei Musikcorps in drei verschiedenen Tonarten durch einander spielten.

Der König Briumi-Kuhumi bewahrte bei alledem seine Würde. „Geben Sie mir das Buch —" sagte er zu einem seiner Begleiter. Auf dem Buche stand „Diätetik der Seele."

„Ein sehr nützliches Werk!" sprach der König zu mir gewandt. Darauf riß er aus dem bereits stark decimirten Buche mehrere Seiten heraus und wickelte verschiedene Dinge in dieselben ein, welche er unter das Volk warf. Nur wenige Tage und er mußte das Buch zu Ende gelesen haben; wie ich vernahm, sollte dann ein neues: „Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit" an die Reihe kommen.

Das, was der König dem Publikum zuwarf, war zweierlei: Münzen oder einen Strick. Man nennt dies in Uramba-Wabuju „Lotteriespiel." Wer eine Münze auffängt, darf sie behalten, wer einen Strick erhält, muß sich aufhängen.

Nachdem auch dies abwechselungsreiche und lehrreiche Spiel vorüber war, machte der Augenblick, wo der König diejenigen Personen bezeichnete, welche er mit zum Frühschoppen zu nehmen gedachte. Einer seiner Unterthanen, welcher dieser Ehre noch nicht theilhaftig geworden, aber sehr danach lechzte, überreichte seinem Herrscher ein Paar wunderbar gearbeitete graue sogenannte Filzpariser mit rothem Futter. Eine ungeheure Bewegung ging durch die Menge. Der König legte die Schuhe unter großem Beifall des Volkes sofort an und ernannte den Geber zum königlichen Viceadmiral. Dieses erregte die Eifersucht eines anderen Unterthanen, welcher dem König eine alte Selterwasserflasche mit Patentverschluß zu überreichen gedachte. Es entspann sich ein Streit zwischen Beiden, welcher nur durch die Waffen beigelegt werden konnte. Das Duell wurde unter dem üblichen Comment sofort auf Säbel ausgefochten. Der königliche Viceadmiral fiel und sein überlebender Gegner wurde auf Festung geschickt. Alsdann wurde die Leiche des Gefallenen mit zum Frühschoppen genommen, um dort verspeist zu werden. Der König trank nur aus der Selterwasserflasche.

Bei Tisch würdigte Seine Excellenz mich einer längeren Unterhaltung.

„Finden Sie mein Reich groß?" fragte er.

„Unglaublich groß!" erwiderte ich.

„Bin ich mächtig?"

„Mächtiger als alle Anderen."

„Kann ich gut Klavier spielen?"

„Ich glaube, daß Sie Bülow nichts nachgeben."

„Sie sind ein unterrichteter Mensch."

„Ich bestrebe mich, meine Pflicht zu thun."

„Sonst würde ich Sie auch in's Gefängniß schicken."

„Die Gnade Eurer Excellenz ist fruchtbringender als die Sonne."

In dieser anregenden Weise plauderten wir noch eine halbe Stunde lang, und ich muß sagen, daß der König mir den Eindruck eines hochbedeutenden, genialen Mannes machte, welcher seine Zeit wie kein Anderer versteht. Er verlieh mir huldreichst einen seiner kleineren Preiscourante Nr. 8.

So dringt auch in den finsteren Erdtheil mit Macht die europäische Civilisation und übt ihren erhebenden Einfluß aus. Wenn die Bewohner von Uramba-Wabuja auch ihre früheren Untugenden noch nicht abgelegt haben, so haben sie doch zahlreiche europäische dafür angenommen. Diese verstehen sie allerdings noch nicht in richtiger Weise zu verwenden, aber auch das wird anders werden und dann werden sich die Wilden aller Segnungen erfreuen, die wir besitzen.

Aus der Hauptstadt.

Paranoia simplex.

In der Nervenheilanstalt des Doctor Blanche in Passy ist der unglückliche Guy de Maupassant untergebracht worden und die Vielzuvielen haben über die furchtbare Ueberraschung sich schnell getröstet: Erblichkeit, Ausschweifung, Mißbrauch von Opiaten, — die alte Geschichte! Von der ersten Strafkammer des Landgerichtes I. zu Berlin ist der Schriftsteller Dr. jur. Christoph Morris de Jonge für zeitweilig geistesgestört erklärt worden und im Namen der Vielzuvielen sprach Herr Professor Mendel die großen Worte gelassen aus: „Der ganze Fall sei ein ganz klarer, einfacher und zweifelloser vom psychiatrischen Standpunkte. Die Form der Geisteskrankheit, an welcher der Angeklagte litt, sei die sehr häufig vorkommende und wohlbekannte Paranoia simplex, chronica, welche gerade geistig sehr beschlagene Menschen zu befallen pflege." Auf dieses „wohlbegründete" Gutachten gestützt, hat der Gerichtshof sein Urtheil gefällt, und auf daß diesmal auch die Gegenzeichnung nicht fehle, hat der edle Eugen Richter in seinem Reklameblättchen Herrn de Jonge für „thatsächlich verrückt" erklärt.

Der Fall Maupassant ist äußerlich ein ganz klarer und einfacher. Der seine Dichter, den man bei uns leider noch immer höchst thöricht für einen begabten Pornographen, für einen literarischen Paul de Kock halten möchte, während in ihm doch des gallischen Geistes reifste Entwickelung sich darstellt, dieser echteste und scheinbar kerngesunde Franzose ist heute

ein körperlich zerrütteter Mensch, er hat wiederholte Selbstmordversuche gemacht und seine Ueberführung in eine Heilanstalt war nothwendig geworden.

Ganz anders aber sieht der Fall Morris de Jonge aus und beinahe möchte ich den Professor Mendel, der in Berlin und Umgegend ja wohl für eine Autorität ersten Ranges gilt, um sein unerschütterliches Selbstvertrauen beneiden. Der Gerichtshof hat Herrn Mendel und seinen auf psychiatrischem Gebiete in den weitesten Kreisen unbekannten Genossen Glauben geschenkt. Der Gerichtshof konnte nicht gut anders entscheiden. Mit aller Hochachtung vor seinem Spruch wird es aber gestattet sein, das Gutachten des Herrn Professor Mendel für durchaus mangelhaft und anfechtbar zu halten. Um diese Ansicht zu rechtfertigen, wird es nöthig sein, die Geschichte des Herrn de Jonge hier kurz zu wiederholen; es ist nicht die Schuld des Erzählers, wenn sie wie ein schauerlicher Colportageroman klingt.

Der jetzt achtundzwanzigjährige Morris de Jonge ist der Sohn eines jüdischen Millionärs, der sein Vermögen in Bankgeschäften erworben hat und der es vermuthlich am liebsten gesehen hätte, wenn auch Morris, wie seine älteren Brüder, ein Börsenmann geworden wäre. Davon aber wollte der Sohn nichts wissen, und da er auch als Jurist nicht die einträgliche Anwaltschaft, sondern die akademische Laufbahn erstrebte, so waren Zerwürfnisse an der Tagesordnung und das Verhältniß wurde völlig unhaltbar, als Morris de Jonge heftige Angriffe gegen das Judenthum und die Börsen-Plutokratie richtete und obendrein noch die Absicht aussprach, zum Christenthum überzutreten. Maßlose Schmähbriefe wurden gewechselt, motivirte Flüche waren wohlfeil wie Brombeeren und eines schönen Tages verfiel die Familie de Jonge auf den Gedanken, ihr abtrünniger Sprosse müsse entschieden geisteskrank sein. Ein älterer Bruder machte sich auf, um die Polizei und die Psychiatrie in Bewegung zu setzen. Die Psychiatrie verkörperte sich in den Herren Professor Mendel und Bezirksphysicus Dr. Abraham Baer, die Beide Morris de Jonge für einen gemeingefährlichen Geisteskranken erklärten und seine Ueberführung in eine Irrenanstalt veranlaßten. Dort ist er acht Monate fest gehalten worden, und zwar hauptsächlich auf Grund der Atteste zweier Aerzte, von denen Einer ihn niemals, der Andere etwa eine halbe Stunde gesehen hatte. Nach seiner Freilassung hat Herr de Jonge dann bei dem tapferen Freiherrn von Hammerstein Schutz gesucht und gefunden und die „Kreuzzeitung" hat, wenn ich ihre Artikel recht verstanden habe, angedeutet, es habe im Falle de Jonge sich um ein großartiges jüdisches Complot gehandelt.

Es trifft sich nun wirklich merkwürdig, daß sämmtliche von der jüdischen Familie de Jonge angerufenen Aerzte Juden sind: der Hausarzt Dr. Auerbach, der Geheime Sanitätsrath Dr. Baer und der Professor Dr. Mendel. Und da in der Wolle gefärbte Antisemiten nicht die Verpflichtung haben, klüger und vorsichtiger zu sein als der viel gerühmte Psychiater Mendel, so ist auch für sie der Fall „ein ganz klarer, einfacher und zweifelloser": Die bösen Juden haben den armen Morris de Jonge in's Irrenhaus gesperrt, weil er „die internationalen Fäden des Judenthums und Börsenthums aufdecken und vom alten Jehovah zum neueren Nazarener übergehen wollte." Auch diese Annahme scheint mir einer Colportage-Phantasie zu entspringen; mir flößt die Familie de Jonge nicht die bescheidenste Sympathie ein, aber ich nehme bestimmt an, daß sie von der Geisteskrankheit des Apostaten ehrlich überzeugt war. Um keinen Preis möchte ich auch die Aerzte des ungeheueren Frevels beschuldigen, sie hätten wider besseres Wissen einen völlig Gesunden in's Irrenhaus gesperrt. Man unterschätzt die Klugheit der Juden — soweit von einem Kollektivbegriff „die Juden" in der heutigen Diaspora überhaupt gesprochen werden kann — recht erheblich, wenn man ihnen so plumpe Manöver zutraut. Die Dinge scheinen mir viel einfacher zu liegen; freilich längst nicht so einfach, klar und zweifellos, wie Herr Mendel „vom psychiatrischen Standpunkte" anzunehmen Miene macht.

Der ungewöhnlich geschickte Vertheidiger des Herrn de Jonge hat mit Recht der Psychiatrie den Anspruch einer dogmatischen Unfehlbarkeit bestritten. In der That tastet diese Wissenschaft noch so im Dunkeln, ihre berufensten Vertreter weichen in ihren Hypothesen so außerordentlich von einander ab, daß man das Gottähnlichkeitbewußtsein des Herrn Mendel aufrichtig bewundern muß. Es laufen in der Welt sicher etliche Tausende von Menschen umher, die Griesinger vielleicht für verrückt und die Lombroso vielleicht für genial erklären würde, — und Griesinger und Lombroso sind doch am Ende noch höhere Autoritäten als die Herren Mendel und Baer. Diese Herren sehen einige excentrische Briefe mit meinetwegen falschen Thatsachen und gräßlichen Flüchen, die für den krankhaften lyrischen Ueberschwang der semitischen Orientalen durchaus keine welterschütternde Bedeutung haben, sie hören von Drohungen, die Morris de Jonge gegen seine Verwandten ausgestoßen haben soll, und sie sind sofort bereit, ihn als einen gemeingefährlichen Geisteskranken hinter Schloß und Riegel zu bringen. Das mag „lege artis" gehandelt sein; von dieser Kunst und ihren Gesetzen kann ich aber wahrhaftig keinen sonderlich hohen Begriff hegen und ich behaupte dreist: mit demselben Rechte wie Morris de Jonge könnte die gute und sogar die bessere Hälfte aller geistig Arbeitenden eingesperrt werden.

Da ist ein ideal veranlagter und offenbar begabter junger Mensch, der aus anscheinend sehr widerwärtigen Familienverhältnissen hinausstrebt, weil der geistlose Materialismus seiner Angehörigen ihn abstößt. Er verfolgt allerlei philantropische Bestrebungen, religiöse Schwärmerei tritt hinzu, mit einundzwanzig Jahren sieht er seine Arbeiten in großen Blättern gedruckt, und da er bei dem herrischen Vater auf Schritt und Tritt zähen Widerstand findet, steigert sich seine eingeborene Nervosität zu krankhaften Vorstellungen und zugleich mit seinem Selbstbewußtsein wächst sein Haß gegen die Verwandtschaft. Er ist das typische Degenerationsproduct einer durch Inzucht, durch grausame Verfolgungen und die daraus sich ergebende Nervosität, endlich noch durch veränderte klimatische Bedingungen zur Genialität und zum Wahnsinn besonders veranlagten Rasse. (Nach den Tabellen von Jacobs*] beträgt die Zahl der Irren unter den englischen Juden 3900 auf eine Million Einwohner, gegen 3050 auf eine Million Engländer; geniale Menschen hat Jacobs gezählt: 24 für die Engländer, 27 für die Juden, auf je eine Million.)

Aber Morris de Jonge ist außerdem, und deshalb interessirt mich sein Fall hauptsächlich, auch noch der typische Vertreter einer Krankheitsform, von der Herr Mendel noch nicht Notiz genommen zu haben scheint, obwohl sie nicht erst am vorigen Dienstag entdeckt worden ist. Dem Herrn Professor ist ohne Zweifel Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung" bekannt, wo — im §. 36 des ersten und im Kapitel 32. des zweiten Bandes — vom Wahnsinn die Rede ist; auch kennt er sicherlich das mittheilsame Werk „Die Grenzen des Irreseins" vom Dr. Cullerre und den „Genialen Menschen"**) von Lombroso. Wahrscheinlich aber erkennt er „lege artis" und „vom psychiatrischen Standpunkte" diese Werke nicht als wissenschaftlich beweiskräftig; sonst würde der Fall de Jonge ihm doch wohl nicht so ganz einfach, klar und zweifellos erschienen sein. Auch die Aussagen der verstorbenen Herren Plato, Aristoteles, Cicero, Shakespeare, Pope, Rousseau, Goethe und Genossen haben „vom psychiatrischen Standpunkte" gewiß keinen Werth, denn diese unwissenschaftlichen Leute meinten sämmtlich, ohne eine krankhafte Hyperästhesie lasse ein hervorragend entwickelter Geist sich nicht denken, oder, um mit Pope zu sprechen:

„Dem Wahnsinn ist der große Geist verwandt,
Und Beide trennt nur eine dünne Wand."

Die uralte Auffassung, im Wahnsinn eine geniale Erscheinung zu erblicken, hat bei uncultivirten Völkern zur Verehrung der Irren geführt; die neueste Psychiatrie sucht im Gegentheil das Genie aus einem morbiden Gehirnboden zu erklären; und wenn Herr Professor Mendel auf der einen Seite jeden ungewöhnlich nervösen und erregbaren Menschen für geisteskrank, auf der anderen Seite jeden Geisteskranken „für mehr oder minder gemeingefährlich" hält, so gehört ja auch er gewissermaßen zur modernsten Psychiatrie. Nur sollte er sich nicht darüber täuschen, daß er in seiner maison de santé schleunigst für Sokrates, Christus, Luther, Rousseau, Hegel, Napoleon, Giordano Bruno, Heine, Flaubert und alle die Andern Platz schaffen muß und daß Michelangelo, Leonardo da Vinci, Tasso, Voltaire viel zu lange in Freiheit herumgelaufen sind, — von Buddha und Mohamet ganz zu schweigen. Denn alle diese bisher der

*] Compared Distribution of the Ability of the Hebrews.
**) Hamburg, Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.

Zwangsjacke entgangenen Berühmtheiten litten ohne Zweifel an der „häufig vorkommenden und wohlbekannten Paranoia simplex chronica, welche gerade geistig sehr beschlagene Menschen zu befallen pflegt."

Da ist dieser Jesus von Nazareth. Er behandelt seine Mutter pietätlos; er nennt sich einen Sohn Davids, obwohl die Familie Davids längst erloschen ist; später behauptet er gar, Gottes Sohn zu sein, dem alle Macht gegeben ist, dem die Natur gehorchen muß, der Sünden vergeben kann; einmal entschlüpft ihm — ich citire Renan — das Wort: „Diesen von Menschenhand gebauten Tempel könnte ich, wenn ich wollte, zerstören und in drei Tagen einen anderen Tempel errichten, der nicht von Menschenhand erbaut ist." Da ist der Apostel Paulus, der aus einem fanatischen Christenverfolger ein fanatischer Christ wird, der Visionen und epileptische Anfälle hat und dessen Briefe zwischen großartigstem Gedankenfluge und ermüdender Kleinlichkeit unvermittelt einhertaumeln. Da ist Luther, der den Teufel hört und sieht; Giordano Bruno, der sich für einen von Gott Gesandten ausgibt;¡ Hegel, der eine Vorlesung mit den Worten beginnt: „Ich kann mit Christus sagen, ich lehre nicht bloß die Wahrheit, sondern ich bin selbst die Wahrheit"; Schopenhauer, der spricht: „Im Angesicht des Todes bekenne ich, daß ich die deutsche Nation um ihrer unsäglichen Bestialität Willen verachte und daß ich mich schäme, ihr anzugehören", der seine Mutter schmäht, der die Tetragamie, trotz den vier Schwiegermüttern, preist und mit seiner eigenen Photographie einen Heiligen-Kultus treibt. Wären diese Männer — und ihres Gleichen könnte ich noch Dutzende aufzählen — vor die erste Strafkammer des Landgerichtes I. zu Berlin geführt worden, dann hätte der Geheime Sanitätsrath und Bezirksphysicus Dr. Abraham Baer gesagt, sie müßten „entweder von einer unglaublichen Pietätlosigkeit oder von einer Geisteskrankheit befallen sein"; und der Professor Dr. Mendel hätte blitzschnell sein Sprüchlein von der häufig vorkommenden und wohlbekannten Paranoia simplex chronica heruntergerasselt; und schließlich hätte der hohe Gerichtshof festgestellt, daß die Angeklagten nicht „im Besitze ihrer freien Willensbethätigung" waren. Schopenhauers Gesicht möchte ich bei dieser Urtheilverkündigung wohl gesehen haben. Freie Willensbethätigung —! Das geht ja noch über die „Windbeutelei" von Fichte und Schelling!

Nein, meine Herren Aerzte! Wo ein Klystier zu geben, ein Bein zu amputiren, allenfalls noch ein Zahn zu ziehen ist, da mag Ihre Unfehlbarkeit sich gottähnlich spreizen. Aber schon vor einer Krebsdiagnose haben Sie sich unsterblich blamirt; und wenn Sie nun gar alle etwas abnormen Menschen einiger aufgeregter Briefe und überreizter Aeußerungen wegen schlankweg in's Narrenhaus sperren wollen, dann gestatten Sie uns gefälligst, auch noch ein Wörtchen mitzureden. Wir überlassen Ihnen den armen Maupassant, weil er körperlich krank ist; in Ihrem Sinne aber, Herr Professor Mendel, war er schon für die Douche reif, als er sein geheimnißvollstes Buch „Sur l'eau"*) schrieb, ein Buch, das Sie wirklich bei Gelegenheit anblättern sollten, um zu erfahren, daß es eine Künstlerkrankheit gibt, eine literarische Hyperästhesie, die le vent de l'imbécillité, von dem Baudelaire spricht, uns in's Hirn weht und von der man nicht in Schöneberg, in der Gummizelle, geheilt wird. Darin nämlich, Herr Professor Mendel, beruht der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen irrenärztlichen Handwerker und einem ungewöhnlichen Dichter, daß der Erste die Menschen spornstreichs einsperrt, ohne sie nur zu kennen, ohne um ihre verwickelte, complicirte Psychologie viel sich zu bekümmern, während der Zweite sie lange betrachtet, ihnen in die verborgensten Gedankengänge nachkriecht und mit sanftem, leisem Finger ihnen das Nebelgewölk vom Haupt zu scheuchen versucht. Und darum nämlich, Herr Professor Mendel, weil die zuerst geschilderte Klystierspritzen-Psychiatrie vielleicht die Handgelenke, nicht aber die Hirnrinde reizt, bleiben die Irrenärzte gemeiniglich robust und fidel, während die Dichter mitunter „thatsächlich verrückt" werden. Dagegen aber soll es vorkommen, daß die Patienten erst in den Irrenhäusern so recht ordentlich toll werden, und wenn Herr de Jonge ein wirklich genialer Mensch, und nicht, wie es fast scheint, ein mattoider Schöngeist wäre, wer weiß, ob er nach seiner achtmonatlichen Zwanghaft heute dann so vernünftig dreinblickte, wie er, sehr zum Aerger der selbstbewußten Wissenschaft, es thut.

* Marpon et Flammarion. Paris.

Vor einem Jahre etwa wurde auf der freien Bühne ein Drama aufgeführt, „Der Vater" von August Strindberg; da läßt eine Frau ihren Mann in die Zwangsjacke stecken, weil er seinen Dienst als Offizier vernachlässigt, Unsummen für wissenschaftliche Bücher verschwendet, mit Meteorsteinen experimentirt, mit Petroleumlampen geworfen und sein Kind für einen Bastard erklärt hatte. Damals fand alle Welt, diese Frau sei ein im Leben unmöglicher Superlativ der Bestialität. Die Irrenärzte aber, die auf das Andrängen einer für ihren Mammon zitternden Familie, nach rascher Durchsicht von Briefen, einen geistig hochbegabten Menschen in's Tollhaus bringen, die sind — berühmte Mediziner, heißen Sanitätsräthe und Professoren gar.

Ich will mich nicht erhitzen und ich habe gute Gründe zu weiser Vorsicht. Denn, ich muß es schon gestehen, auch von mir ließe sich wohl, obgleich ich leider kein genialer Mensch bin, ein rundes Dutzend wuthschnaubender Briefe, und mehr vielleicht noch, da oder dort ausstöbern. Ich halte es mit dem neidenswerth kühlblütigen Jules Lemaitre, der dennoch gesagt hat: De cette démence je ne m'exempte pas, ein Bißchen verrückt sind wir Alle, die mit den Affensprüngen unseres Geistes das liebe Publikum zu ergötzen bemüht sind. Und wenn ich hier nun nicht, sehr zum Nachtheil meines Artikels, immerfort mein Temperament gebremst hätte, dann käme am Ende, die gesammelten Zornbriefe in der Rechten, in der Linken die zerknitterte „Gegenwart", Herr Professor Mendel und erklärte, der Fall sei ein ganz einfacher, klarer und zweifelloser vom psychiatrischen Standpunkt: Paranoia simplex chronica hat der unreuig unheilbare Apostata

Karl Stauffer-Bern.

„Schöne stille Leute auf blumigen Wiesen" wollte Karl Stauffer-Bern malen, wenn er nur das zu machen brauche, wozu ihn der Geist triebe. So sagt er in einem seiner Briefe, welche eine Berliner Zeitschrift veröffentlichte; und zwar damals, als es ihn in Berlin zu „frösteln" begann, in der Stadt, „wo es die schlechtesten Maler und die besten Soldaten gibt." Er ist nicht dazu gekommen, seine Absicht auszuführen. Er blieb noch lange in Berlin und malte „Juda und Israel" weiter mit der „fatalen Gewißheit, daß sein Bild dem Besteller nicht gefalle, der starke Charakteristik nicht dulde." Die „schönen stillen Leute" zu malen, fand er nicht Zeit und Stimmung.

Aber sie würden der Welt auch nicht sehr schön erschienen sein, so wenig wie seine Bildnisse. Es ist in ihm zu viel bäuerliche, unverbildete Eigennatur gewesen, als daß er für den Mann der „Jetztzeit" bequem genießbar hätte sein können. Seiner ganzen Lebensauffassung nach gehört er unter die Maler des „Sturm und Drang", die sich jetzt bemühen, dem deutschen Wesen neue, tiefere Form zu geben, d. h. eine tiefe Form, die neu und deutsch ist, weil sie unmittelbar aus einem starken, lebendigen Deutschen hervorgeht.

Nun sind seine Bildnisse in stattlicher Anzahl in der Nationalgalerie ausgestellt, welche ihm die Ehre einer Sonderausstellung anthat. Man kann sie dort gemächlich prüfen, und wir finden, sie seien nicht „angenehm", im Tone hart, in ihrer Wahrhaftigkeit poesielos, in ihrer Charakteristik unerbittlich, theilweise wie mit einem inneren Grimme gemalt, in ihrer Technik schwankend. Es überkommt einen keine reine Freude vor ihnen, namentlich vor ihrer vielen neben einander. Man spürt den Schweiß, den sie kosteten, das Ringen nach innerer Klarheit. Das Große an ihnen ist die tiefe Achtung vor der Natur. Sie sind gemalt mit heißem Bemühen, wahr zu sein, die Technik zu überwinden, die Dinge der Natur zum Besitzstande des Künstlers zu machen. Er sagt es sehr oft in seinen Briefen, daß seine Bilder eigentlich nur Studien sind, Arbeiten, die nur für ihn selbst geschaffen wurden, um sich über das eigene Können klar zu werden. Er glaubt dem fertigen Werke gegenüber immer wieder deutlich zu fühlen, was ihm fehlt: Jahre des nachbildenden Fleißes, der genauen, emsigen Beobachtung, der rechten, echten Schülerarbeit. Andere freuen sich der erlangten Routine, der Annäherung an berühmte Vorbilder, der Fortbildung in der als gut erkannten Manier. Ihnen wird das Schaffen zur Freude, zu einem reinen leicht errungenen Genuß, trotz der Jedem gesteckten, aber nicht Jedem erkennbaren Grenze zur vollsten Befriedigung. Ihm war es stets eine harte Prüfung, hinter ihm stand treibend und anspornend die Furcht, sein Ziel von Anderen früher erreicht zu sehen, vor ihm eine starke Selbstkritik und die Erkenntniß des Abstandes von höchster Meisterschaft, ein „friedloses Rennen" nach unsicherem Gut. Und diese Meisterschaft sieht er wahrlich nicht in der Technik allein, im bloßen Können. Mit Ingrimm fällt er über die Specialisten her, z. B. über Mesdag, Achenbach, welche „Seifenschaum, Mehlsuppe und Pinselgymnastik" für das Meer ausgeben. Er will das Können haben, um es zu verachten, er will die Technik besitzen, damit man die Technik nicht bemerke, er will die vollendete Schärfe des Auges sich anerziehen, damit er ein echtes Kind der Natur werde.

Als ihn ein Freund auf den Stich hinlenkte, nahm er diesen mit

Eifer auf. Hier konnte er das Gesehene geistig frischer, müheloser erfassen in einer Technik, die er schneller überwand als das Malen. Er sah ja in den Dingen vor Allem die Form. Seine Bilder sind im Ton kalt, weil die Beobachtung der Modellirung schärfer war als die der Färbung. Sie haben etwas von lasirten Tuschzeichnungen, sie erwecken den in ihrer Darstellungsart keineswegs begründeten, sondern nur in der Schauensweise Stauffer's liegenden Eindruck, als seien sie erst modellirt und dann gefärbt. In den Radirungen, in welchen die Farbe fehlt, tritt die Kraft des Künstlers daher reiner hervor. Diese sind gerade in hohem Grade farbig, sind nicht bloß zeichnerisch-plastisch, sondern stark malerisch empfunden. So weit reichte eben der farbige Accord, den die Natur in Stauffer wach rief, nicht aber zum eigentlichen Bild. Sein Freund Klinger hat in einem eigenen Büchlein, von dem hier noch die Rede sein soll, das selbständige Recht der Zeichenkunst mit ästhetisch scharfem Denken erwiesen. Stauffer ist ein Beweis für seine Ansicht, daß der Griffel seine besondere Weltanschauung forderte. Er gibt nicht Copien seiner Bilder, seine Griffelwerke sind nicht Nachahmungen von Gemälden — im Gegentheil: der sinnende Beobachter dürfte die Bilder eher für Copien der Stiche halten. Denn diese haben die unendlich viel stärkere Kraft der Realität und haben — was das merkwürdige ist — eine kräftigere, reichere Farbe. Man vergleiche die Studien eines nackten Mannes in Radirung mit dem „Gekreuzigten." Dieser ist bunter, jene sind farbiger. Ich möchte dies Beispiel verschiedenartiger Wirkung verschiedener Künste allen Jenen als eines der schlagendsten empfehlen, die ihren Blick zu üben wünschen.

Wunderbar wirkte auf Stauffer die römische Luft. Es ist nicht die Antike, nicht die Renaissance, welche ihn dort erfaßte, sondern jene Zukunftsschule deutscher Kunst, die sich für die tiefer Blickenden immer deutlicher offenbart, die Schule des Hans von Marée.

Stauffer kam gut vorbereitet ihr entgegen, besser als der Gründer der Schule selbst. Er besaß eine tiefe Kenntniß der Welt der Erscheinungen. Aber er lernte dort, daß der Realismus, wie er ihn geübt hatte, nur die Vorstufe, und wenn auch eine nothwendige Vorstufe, so doch nicht das Endziel der Kunst sei; daß der landläufige Idealismus aber um deswillen ein so klägliches Ding vorstelle, weil er greisenhaft mit dem Ende beginnt. Der Bildhauer Hildebrandt hat Stauffer der Plastik nahe gebracht. „Wer zu einer Stimmung, die er ausdrücken will, Farben nothwendig hat, ist Maler; wem die Form Ausdrucksmittel ist, der muß Bildhauer werden!" so sagte Stauffer zu sich selbst. Und darum begann er zu modelliren, begann er die Antike auf sich wirken zu lassen, wie sie auf alle Künstler jener Schule in ihrer Weise wirkte. Denn sie ist der reinste Ausdruck der Form und der vollendeten Beherrschung der Natur. Und so schuf denn auch Stauffer das plastische Bild eines Weibes, welches ganz modern empfunden ist, die nichts bedeutet und nichts thut, die sich nur in Stille bewegt, in Ruhe lebt. Das starke Naturstudium gab ihm endlich die Kraft, ideal zu sein, d. h. die Fülle der eigenen Kunsterfahrung in ein Werk zusammenzufassen, in dem sich seine Begriffe von Schönheit deutlich und reiner aussprechen als es im Bildniß möglich war. Das ist der Idealismus wie er sein soll, da ist ein Blick frei in eine große Zukunft für die deutsche Kunst. Aus heißem Kampfesdunst enthüllt sich der Siegespreis, das Ziel erscheint für Augenblicke frei!

Ob es Stauffer erreicht hätte, dieses hohe Ziel: einen auf Realismus, auf eigenste Beobachtung aufgebauten Idealismus zu erlangen — wer weiß es! Die unfertige, unscheinbare Skizze einer Frauenstatue läßt es hoffen, daß Ruhe über ihn gekommen wäre, jene kostbare Ruhe, die nach Maßstab ihrer Begabung Böcklin und Thoma erlangten, so daß sie nun frei aus sich zu schaffen vermögen: sorglos und sorgenbrechend. Künstler sein heißt die Welt sinnlich verstehen. Also soll man sich nicht wundern, wenn starke Künstler starke Sinne haben. Sie bedürfen der Ausgleichung der in ihnen wirkenden Seelenkräfte mehr als andere Menschen, sie erreichen jene Ruhe schwerer, die allein schöpferisch wirken kann. Den körperlich kräftigen, in seiner Naturwüchsigkeit wenig, durch Selbstzucht und durch die fürsorgliche Einschnürung der sogenannten „besseren Gesellschaft" gar nicht eingeschränkten Stauffer haben innere Stürme stark herum geworfen, bis zur Selbstvernichtung die Brust zerrissen: Klarheit konnte er in der Kunst nicht finden, so lange sie seinem Leben fehlte. Aber er hat einen Blick in die Gefilde der Seligen gethan, wie sie Böcklin uns gemalt hat: Jenseits des schwarzen Stromes auf einem wunderbar sonnig-grünen Plane Menschen in schönen bunten Kleidern: „Schöne stille Leute auf blumigen Wiesen!" — Der Traum seines Künstlerthums, den er nicht erreichte.

C. G.

Notizen.

Musikstudium und Clavierspiel. Von Heinrich Ehrlich. (Berlin. M. Bahn.) Mit dieser Broschüre bietet der geistvolle Schriftsteller und vorzügliche musikalische Pädagog seinem weiten Leserkreise eine Gabe, welche sicherlich allzeitig als hochwillkommen bezeichnet werden wird. Hatte Ehrlich in seiner vor etlichen Jahren erschienenen Schrift: „Wie übt man am Clavier?" in anregender Weise die Grundsätze dargelegt, wonach die pianistische Ausbildung in Hinsicht auf die Mechanik und Technik des Studiums erfolgen muß, so erörtert die jüngst erschienene Parallelschrift eingehend und gründlich das so überaus schwierige Capitel vom sinngemäßen, ausdrucksvollen Vortrage. Auf jeder Seite gibt der Verfasser, gestützt auf ein ausgebreitetes Wissen wie auf die Erfahrung langer Jahre, die werthvollsten Winke und Rathschläge; Lernenden wie Lehrenden wird reichlicher Stoff zum Nachdenken und zu sorgsamer innerlicher Verarbeitung mitgetheilt. Hervorzuheben sind die Darlegungen, wie nur durch genauestes Erfassen des rhythmischen Elementes der Weg zum schönen Spiel gefunden werden kann; der Studirende wird wohl daran thun, an der Hand der aus den Werken der Classiker wie der Romantiker, besonders aus denen Beethoven's und Bach's in Fülle beigebrachten Nachweise das einschlägige Notenmaterial mit aller Aufmerksamkeit durchzugehen. Die Broschüre ist, wie sich dies bei Ehrlich von selbst versteht, in frischem, gewinnendem Ton gehalten und durch pikante Mittheilungen aus den Erlebnissen des Verfassers gewürzt. Möchten die vielen Pianisten und Dilettanten, welche sich in Ermangelung wahrer Empfindung bis zum abstoßend Widrigen in den Künsteleien eines gesuchten „rubato" gefallen, die gegebenen Warnungen und Anweisungen nach ihrem vollen Werthe beherzigen! Ehrlich hat seine Abhandlung dem ihm seit geraumer Zeit freundschaftlich zugethanen Meister Hans von Bülow zugeeignet; der vornehmste Vertreter der Interpretationskunst dürfte an der dargebotenen Gabe zweifellos seine volle Freude gehabt haben.

Moltke's Kriegsabenteuer in Kurdistan. Von Paul Risch. (Berlin, Breitkreuz.) Eine novellistische Ausmalung der bekannten Bücher des großen Strategen, dem „Russisch-türkischen Feldzug" (1835) und der „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei 1835—1839", volksthümlich und leicht verständlich und nicht ohne glückliche Phantasie. Die Ausstattung mit Bildern ist künstlerisch und geschmackvoll.

Geschichte der holländischen Baukunst und Bildnerei im Zeitalter der Renaissance, der nationalen Blüthe und des Klassicismus. Von Georg Galland. (Franfurt a. M., Heinrich Keller.) Das Galland'sche Buch, dessen streng sachwissenschaftlicher Charakter vielseitige und rühmende Anerkennung fand, entzieht sich gerade durch diesen der Besprechung in diesen Blättern. Aber es soll doch auf die Forschungen in einem bisher sehr vernachlässigten Kunstgebiete hingewiesen werden, die ein sehr wichtiges Gegenstück zu einer der glänzendsten Offenbarungen neuerer Kunst, zur niederländischen Malerei bieten. Galland hat seine Darstellung auf eine emsige Durchforschung des Landes aufgebaut und den Holländern eine Art Inventarisation ihrer Kunstschätze geboten oder doch umfassende Vorarbeiten einer solchen. Wer die Schwierigkeiten solcher Entdeckungsreisen in unbekannte und mißverstandene Kunstgebiete kennt, wird den Umfang redlich geleisteter Arbeit zu schätzen wissen. C. G.

Aniligka. Eine poetische Erzählung aus dem hohen Norden. Von Emil Bessels. (Stuttgart, Bonz & Comp.) Einen Nordpolfahrer als Maler haben wir in Payer, einen anderen als Dichter in Bessels. Und wie jener sich des Pinsels bediente, um uns die arktische Welt zu schildern, so Bessels der epischen Kunst in diesem vielfach interessanten Gedicht. Ein neuer Himmel, neue Menschen und doch das alte Lied von Haß und Liebe. Wir sind also im Lande der Itaner, und der dahin verschlagene Fremdling — auch Bessels erlitt 1872 Schiffbruch und lebte, ein neuer Robinson, neun Monate bei diesen Eskimos — gewinnt als Jäger und braver Mensch das Vertrauen der mißtrauischen Grönländer und der schönen Aniglika. Dieses Minnewerben und die Kämpfe gegen einen Nebenbuhler bis zu seinem zufälligen Verunglücken vor der Hochzeit bildet die nicht außergewöhnliche Handlung. Um so fesselnder sind die ebenso treuen als lebendigen Bilder aus dem hochnordischen Leben und die eingeflochtenen Sagen und Märchen, wie die sinnige Geschichte von Sonne und Mond. Hier erweist sich Bessels als echter Dichter, der zu malen und gestalten versteht, und Otto Baisch, dem bekannten Redacteur von „Ueber Land und Meer", gebührt ein Dank für die Herausgabe dieses eigenartigen Gedichts, die er im Auftrage der Familie und auf Wunsch des verstorbenen Freundes übernahm.

Vor uns liegen die ersten Lieferungen des „Familien-Bücherschatzes", unter welchem Sammeltitel bekanntlich die Veröffentlichungen des Weimarer „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" zu erscheinen pflegen. Die Heftchen erwecken schon dadurch das lebhafteste Interesse jedes wahren Literatur- und Volksfreundes, daß in ihnen die von genanntem Verein im vorigen Sommer mit dem Preise gekrönte Erzählung unseres Mitarbeiters Carl Schultes: „Der Puppenspieler" zuerst zum Abdruck gelangt. Aber auch der die ganze Serie als Titelwerk beherrschende Hauptroman von Ludwig Rellstab „1812", dem im Sinne der Vereinsbestrebungen noch der Untertitel „oder die Häscher des Kaisers" beigegeben worden ist, scheint uns ein glücklicher und zeitgemäßer Griff. Die Redaction des volksfreundlichen Unternehmens hat die wenigen im Text vorhandenen halbwegs anstößigen Stellen des Romans getilgt, so daß das Buch von Eltern wie Lehrern auch der reiferen Jugend ohne Bedenken in die Hand gegeben werden kann. Die Illustrationen haben Oscar Herrfurth, Woldemar Friedrich, Oscar Schulz geliefert. Man darf dem segenreichen Unternehmen alles Gute wünschen und muß es nur beklagen, daß ihm neuerdings durch die Gründung eines ähnlichen Vereins durch einige Berliner Schriftsteller, die gern von sich reden machen, auf seinem glücklich betretenen Gebiete Concurrenz erwachsen soll. Noch rechtzeitig zu Weihnachten ist die genannte Preisnovelle: Der Puppenspieler in einer gefälligen Einzelausgabe mit Illustrationen erschienen. Es ist eine oberbayrische Dorfgeschichte, anmuthig erzählt, hübsch in der Charakterzeichnung, unterhaltend, voll Humor und gesund moralisch, ohne zu moralisiren. Der greise Dichter hat die Auszeichnung mit Fug und Recht verdient und wird weder Neider noch Nörgler finden.

Geschichte der Wiener Journalistik. Von F. V. Zenker. (Wien, Braumüller.) Die Erfindung des Buchdrucks und das fast gleichzeitige Aufkommen des Postwesens leiteten das Zeitalter des schranken-

losen Wechselverkehrs der ganzen Welt ein und das Kreuzungsproduct beider ist die Zeitung. So beginnt der Verfasser seine Geschichte des Wiener Zeitungswesens, und es ist eine ernstliche, gute Quellenschrift trotz der stark feuilletonistisch angehauchten Capitelüberschriften. Er weist auch nach, daß in Wien die überhaupt erste Zeitung gedruckt wurde (1488), wozu wir ein bescheidenes Fragezeichen machen, denn die süddeutschen „Relationen" und fliegenden Blätter scheinen uns älter. Die Entwickelung des Journals von der Reformation bis 1848 wird im Weiteren mit zahlreichen neuen Einzelheiten geschildert und hoffentlich demnächst einmal bis in die Gegenwart fortgesetzt. Von besonderem Werth ist die genaue Bibliographie am Schlusse, doch fehlt leider überall eine Angabe der Erscheinungsdauer der einzelnen Blätter.

Quer durch's Leben. Bilder und Geschichten von Konrad Telmann. 2 Theile. (Leipzig, Reißner.) — Statt eines mehrbändigen Romans bietet uns der unermüdliche Erzähler dieses Mal eine Reihe von Bildern und Geschichten, von denen manche bereits in Zeitschriften, wozu auch diese gehört, erschienen sind. Die Vorzüge und Lichtseiten, welche die Kritik an Telmann's Muse geübt hat, verleugnen auch die beiden vorliegenden Bände nicht: ihre Vielseitigkeit der Stoffwelt, ihren gesunden Lebenssinn, ihre einerseits von aller Prüderie und Heuchelei, andererseits von aller derben Farbengebung unserer naturalistischen Heißsporne gleich weit entfernten Sittenstrenge. Der zweite Band von „Quer durch's Leben" ist nach unserem Urtheil der gehaltvollere. „Wie es kam" ist ein erschütterndes Seelengemälde aus dem Leben und Treiben der haute volée und ist auch den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. „Gräfin Vittoria" läßt uns einen Tiefblick in zwei liebedurchglühte Frauenherzen thun und zeigt uns den Kampf zwischen Mutter und Tochter um den Besitz desselben Geliebten, einen Kampf von hochtragischem Conflict, von edler Selbstverleugnung der Menschennatur und von wehmüthigem Ausgang. „Spätfrühling" und „Unter'm alten Baum" sind Poesien von eigenartig fesselndem Reiz, über denen ein herzergreifender Stimmungszauber ausgegossen ruht. — Im zweiten Band haben uns besonders wohlthuend angemuthet: „Hermione", „Nie gesehen", und „Weltfremd." „Hermione" ist — wenn wir auf richtiger Fährte sind — ein Stück von Telmann's eigenstem Leben und zeigt eine entzückende Stimmungsfülle, während sich in „Nie gesehen" zu diesen Vorzügen noch der der überraschenden Eigenartigkeit des Stoffes gesellt. Fürwahr, man möchte versucht sein anzunehmen, die Geschichte sei der bloßen Phantasie Telmann's entsprungen, wenn der Verfasser im Eingang der Erzählung nicht ausdrücklich versichert, daß sie buchstäblich wahr, so wahr sei, wie nur die allertrivialste und alltäglichste Verlobung es sein kann. „Weltfremd" ist ein Stück Poesie. Neben diesen aus der Welt des Herzens herausgegriffenen Stoffen enthalten die beiden Bücher mehrere Skizzen über italische Gegenden und Sitten, wozu Telmann ja durch seinen langjährigen Aufenthalt im südlichen Europa berufen ist. Besonders erwähnt seien: „Taormina" und „Erdbebentage an der Riviera". a. w.

„Mit tausend Masten" und „Auf gerettetem Kahn". Von Karl Baron Torresani. (Dresden, Pierson.) — Der Verfasser ist dem österreichischen Lesepublikum durch seine Soldatengeschichten lieb geworden. Sein Roman erinnert ein wenig an Ossip Schubin, auch stofflich. Die Edelfrau, die ihrem unwürdigen Verlobten und Gatten fast bis zuletzt treu bleibt und sich erst nach langen Jahren „trösten" läßt, ist mit Verve erzählt, die Gestalten sind scharf umrissen, besonders der arme Don Nicolo, der Landgeistliche, ist eine Kernsigur. Trotzdem geben wir dem Verfasser den Rath, bei seinen kleinen Geschichten zu bleiben und nicht in's Weite zu schweifen.

Deutschland in 100 Jahren oder die Galoschen des Glücks. Ein soziales Märchen von Michael Flürscheim. (Dresden, E. Pierson.) — Der bekannte Verfasser, ein badischer Fabrikbesitzer, gehört, ähnlich wie der Amerikaner H. George, zu den eifrigsten Vorkämpfern der Verstaatlichung des städtischen und ländlichen Grundeigenthums. 1886 gründete diese Partei eine „Deutsche Landliga" und 1888, nach der Auflösung derselben, den „Deutschen Bund für Bodenbesitzreform". An den Sieg der Partei ist natürlich nicht zu denken, obgleich sie neuerdings unter Demokraten und der äußersten Linken der Deutschfreisinnigen etwas Terrain gewonnen hat. Das „Märchen" wird eben stets ein Märchen bleiben. Dieser agrarische Halbsozialismus kann bei Manchen, besonders bei Handarbeitern, ein Durchgangsstadium zum reinen Sozialismus bilden. Trotzdem können die Agrarsozialisten durch Hinweise auf die großstädtische Wohnungsnoth, Latifundien und geldoligarchische Schäden dem Gemeinwohl und ganz anderen Leuten, freihändlerischen und gemäßigt schutzzöllnerischen Reformfreunden, nützen. Das preußisch-deutsche Reich besitzt eine so zähe, gesunde Natur, daß ihm der Bacillus des Agrarsozialismus nicht viel schaden kann. Wer sich über Flürscheim's Theorie genauer orientiren will, sei auf dessen gleichzeitig im nämlichen Verlag erschienenes umfangreiches Werk: „Der einzige Rettungsweg" verwiesen, das Henry George gewidmet ist und mit ehrlicher Begeisterung und tiefer Sachkenntniß die anfechtbare Wahrheit vorträgt. w.

Ariosto als Satiriker und italienische Porträts. Von Siegfried Samosch. (Minden, Bruns.) — Samosch, der bekannte Redacteur der Nationalzeitung, ist neben Gaspari, dem Verfasser der großen italienischen Literaturgeschichte, die gegenwärtig bei Oppenheim in Berlin erscheint, und dem Danteforscher Scartazzini einer unserer besten Kenner italischer Literatur. Wie sehr er im älteren Schriftthum bewandert ist, zeigt wieder sein feinsinniger Essay über Ariost, aber auch in der modernen Literatur weiß er Bescheid. Seine Aufsätze über Farina, die Serao und Fogazzaro sind nicht allein durch ihre kritische Schärfe und stilistische Feinheit bestechend, sie enthalten auch viel Neues, besonders über die Persönlichkeiten dieser drei ausgezeichneten Novellisten. Da er seit Jahrzehnten freundschaftliche Beziehungen zu den meisten literarischen Größen von jenseit der Alpen unterhält, so weiß er auch aus dem Munde der klugen Redactrice Mathilde Serao manches autobiographisch Neue wiederzuerzählen. Interessant ist die für ihn niedergeschriebene Lebensskizze des prächtigen Humoristen Farina, dessen herrliches Buch Mio Figlio auch in Gebr. Paetel's deutscher Ausgabe mit Recht lebhaften Anklang gefunden hat.

Die Tragödie des Menschen. Von Emerich Madách. Aus dem Ungarischen übersetzt von Ludwig Dóczi (Stuttgart, Cotta). Gleichzeitige zweite Uebersetzung von Andor von Sponer (Leipzig, Wigand). Das Interesse für die Literatur und Kunst Ungarns ist in Deutschland im Steigen begriffen. Auf der internationalen Kunstausstellung wußte die ungarische Malerei durch ihre Vielseitigkeit und Bedeutsamkeit auch die weiteren Kreise des gebildeten Publikums zu interessiren. Auch die Literatur Ungarns gewinnt mehr und mehr Freunde, seitdem eine Zahl begabter Autoren, die das Deutsche und Magyarische gleich gut beherrschen, uns die großen Dichter des Landes durch gute Uebertragungen erschlossen haben. Der Ruhm Johann Arany's ist weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen, Alexander Petösi hat sich durch seine originale Lyrik einen Ehrenplatz in der Weltliteratur gesichert. Unter den Romanschriftstellern ist Maurus Jokai in seiner reichen Productivität in Deutschland fast so bekannt geworden wie in seiner Heimath. Als Dramatiker hat sich L. Dóczi auch bei uns Geltung zu verschaffen gewußt, neuere Bühnendichter, die in Ungarn gefeiert werden, sind außerhalb ihres Vaterlandes höchstens dem Namen nach bekannt. Nur ein dramatischer Dichter, und nur eins seiner Werke hat durch unvergleichliche Originalität, Großartigkeit der Conception und Gedankenfülle die Aufmerksamkeit aller Freunde echter Poesie auf sich gelenkt, Madách's Tragödie des Menschen. Der Held des Stückes ist Adam, der erste Mensch, dem Lucifer auf sein Begehren im Traume die Geschichte seines Geschlechtes von Anbeginn bis zum Schluß vorführt. Adam erblickt sich in den Traumgeschichten als Pharao, als Miltiades; er sieht sich versetzt in die römische Kaiserzeit und erkennt sich in der Gestalt des Wüstlings Sergiolus wieder, dann viele Jahrhunderte später als Tankred, Kepler, endlich als Danton. Er findet sich als modernes Menschenkind in London wieder, sieht sich in den sozialen Zukunftsstaat versetzt, wo allein das Nützlichkeitsprinzip waltet und der Mensch nur als ein Glied in einem großen Mechanismus erscheint, und endlich als letzten Menschen, als Eskimo auf der vereisten Erde. So erfährt Adam, der Repräsentant der Menschheit, daß die Bestrebungen und Ideale aller Zeiten und Völker eitel und nichtig sind, daß in der Geschichte seines Geschlechtes den Illusionen beständig bittere Enttäuschung auf dem Fuße folgt, daß die Welt, um mit Schopenhauer zu reden, ein Geschäft ist, bei dem die Kosten nicht herauskommen. Wir huldigen diesem düsteren Pessimismus nicht, aber um der Einheit des Kunstwerkes willen wünschten wir, Madách hätte die Consequenz aus der Weltanschauung gezogen, die in dem Drama zum Ausdrucke gelangt. Diese Consequenz zu ziehen, hat Madách nicht gewagt, und daher fällt auch der Schluß des Ganzen aus dem Rahmen des genial angelegten Werkes. Adam, an dem eben das finstere Schicksal der Menschheit im Traume vorübergezogen ist, beschließt, sich und sein Geschlecht vor diesem Schicksal durch den Tod zu bewahren:

„Ha! Ein Gedanke blitzt mir durch's Gehirn —
Ich trotze Allem, biete Gott die Stirn.
Ich lache des Geschicks, das zu mir spricht:
„Bis hierher lebe!" Will ich's, leb ich nicht.
Bin ich's allein nicht, der noch Leben stifte?
Dort beugt zum Abgrund sich der Fels hinaus . .
Zum Schluß des Acts ein Sprung nur durch die Lüfte.
Dann heißt es: Die Komödie ist aus. (Dóczi.)

Da tritt sein Weib zu ihm und weint ihm in's Ohr, daß sie sich Mutter fühle. Adam, plötzlich bekehrt, sinkt auf die Kniee und wendet sich zu Gott:

O Herr! besiegt lieg' ich im Staub vor dir.
Umsonst ist's ohne dich und wider dich
Zu streiten. Hebe mich empor, zerschmettre
Mich, — wie du willst, entblößt ist meine Brust!
(A. von Sponer.)

Vergeblich sucht Lucifer ihn zurückgewinnen, der Herr verscheucht ihn und fordert Adam auf „zu kämpfen und zu vertrauen". Wir haben von den beiden Uebersetzungen, die uns vorliegen, je eine Probe gegeben. Dóczi's Verdeutschung ist als ein Kunstwerk der Nachdichtung zu bezeichnen, Andor von Sponer's weniger glatte Uebertragung hat vor ihr den Vorzug, sich im Versmaß genau dem Original anzuschließen.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Erster Jahrgang. (Wien, Konegen). — Daß gleich Goethe, Lessing und — Richard Wagner nun auch der größte Nachklassiker unserer Literatur sein literarisches Archiv haben soll, ist mit Freuden zu begrüßen, wenn aber die Wiener Gesellschaft schon in ihrem 1. Bande so freigebig mit den Briefschätzen umgeht, so wird, fürchten wir, für die übrigen Jahrgänge nicht mehr viel übrig bleiben, denn der Dichter war ein recht lässiger Briefschreiber. Den stattlichen Band füllen fast ganz die Briefe von und an Grillparzer aus seinem Archiv und aus Weilen's Nachlaß, und wenn auch manches Gleichgültige mit unterläuft, das die Druckerschwärze nicht werth ist, wie z. B. die Briefe des jungen Grafen Seilern, dessen Hofmeister Grillparzer war, so findet sich doch auch viel Schönes, Interessantes, Wichtiges. Besonders in den Reisebriefen an die Schwestern Fröhlich, worin der Ewig-Schamhafte oft zögernd sein Herz enthüllt und in dem bescheidenen Bericht über den Besuch bei Goethe, der den Ebenbürtigen erkannte und mit ungewohnter Wärme aufnahm.

Inserate.

Wilh. Werthers Verlag in Rostock.

Vorträge
über
Plastik, Mimik und Drama.
Von **W. Henke,**
Professor der Anatomie in Tübingen.
Mit 40 Bildern. 1891.
VIII u. 248 S. 8°. 5,60 ℳ brosch., 7 ℳ geb.

Verlag von **Wilh. Braumüller** in **Wien.**
Soeben erschien:
Geschichte
der
Wiener Journalistik
von den Anfängen bis zum Jahre 1848.
Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte
von
E. W. Zenker.
Mit einem bibliographischen Anhang.
gr. 8°. XII u. 160 S. 1892. Pr. fl. 2.40 = 4 ℳ.

Eine fleissige, mühevolle und hochinteressante Arbeit eines talentvollen Wiener Schriftstellers. Von grossem Werth für Bibliotheken, Literaturhistoriker, Politiker, Kulturhistoriker, Schriftsteller und überhaupt jeden Gebildeten.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, in **Wien** durch **W. Braumüller & Sohn,** I Graben 21.

Bei **C. Latendorf** in **Poesneck** ist erschienen und durch jede Buchhandlung, auch durch Posteinzahlung direkt zu beziehen:
Friedrich Förster's
Urkunden-Fälschungen
zur Geschichte des Jahres 1813
mit besonderer Rücksicht auf
Theodor Körners Leben und Dichten
von
Friedrich Latendorf.
40 S. 8°. Preis 60 Pf.
Der außer Körner auf Goethe, Schiller Blücher, Schleiermacher u. a. sich erstreckenden Beweisführung hat Zolling's Gegenwart Nr. 38 und 39 unbedingt, Geiger in der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 322 in einem Hauptpunkte beigestimmt.

Um halben Ladenpreis!
Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 50.—.
Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Neu! ℳ 40.—.
Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. 6 Bände in Juchten. Neu! ℳ 100.—.
Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.,** Culmstraße 8.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich,** K. R. Hofbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Das Christentum Christi
und
Die Religion der Liebe.
Ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion
Von Th. Schultze,
Oberpräsidialrat a. D.
8°. 5 Bogen. Preis brosch. Mark 1,50.

Dieses Werk bildet einen Merkstein des weiteren bedeutenden Fortschreitens der durch Egidys „Ernste Gedanken" in lebhaften Fluß geratenen kritischen Bewegung auf religiösem Gebiet. Während Egidy dem heutigen Kirchentum das Urchristentum als Muster gegenüberstellt und Rückkehr zum Christentum Christi als der reinen Religion der Liebe fordert, geht der geistreiche Verfasser dieses Werkes viel weiter und sieht in dem völligen Aufgeben des Christentums die notwendige Vorbedingung für eine Erneuerung des religiösen Lebens. Er weist in ernster, gedankentiefer Darstellung nach, daß der religiöse Standpunkt Jesu durchaus nicht dem idealen Bilde entsprochen hat, das sich viele von demselben machen, und daß die Liebe nicht geeignet ist, zum religiösen Prinzip erhoben zu werden. Aus den Blättern der Geschichte beweist er, daß das Christentum keineswegs den sittlichen Einfluß gehabt hat, der ihm von den meisten Menschen zugeschrieben wird, und daß es gar nicht den Anspruch erheben darf, die Grundlage der heutigen europäischen Kultur zu bilden. Mit der Verneinung jeden Offenbarungsglaubens erklärt er Beobachtung und Nachdenken als die einzigen Quellen der menschlichen Erkenntnis und ist daher überzeugt, daß die Religion in der Gestalt überlieferter dogmatischer Systeme gewisser vom Staate mit Zwangs- und Bannrechten auf den Jugendunterricht ausgestatteten Korporationen ihrem Absterben mit schnellen Schritten entgegengeht, indem er zugleich beweist, daß deshalb die Fundamente für den Bestand der europäischen Zivilisation nicht aus den Fugen gehen werden, denn diese Zivilisation beruht eben gar nicht auf kirchlicher Grundlage.

Im Verlage von **Max Spohr** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Welt und Menschheit vom Standpunkte des Materialismus
von
Wilhelm Strecker.
Mit einer Einleitung von Prof. Dr. **L. Büchner.**
243 S. brosch. Preis Mk. 3.—, elegant gebunden M. 4.50.

Das Buch bietet eine zusammenhängende und erschöpfende Darlegung der **materialistischen Weltanschauung.** Klarheit der Ausführung, sachliche Tiefe und Wärme des Vortrages haben dem Buche rasch die Geneigtheit freisinniger Leser und eine achtungsvolle Beurtheilung durch die Presse verschafft.

Neuer Roman von Theophil Zolling.
Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:
Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent 2c.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.
Leipzig. **H. Haessel,** Verlag.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XL. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

№ 4. Berlin, den 23. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der neue Militär-Etat. Von E. v. K. — Fluthsagen. Von Hans Passarge. — **Literatur und Kunst:** Der Streit um die Culturgeschichte. Von Georg Steinhausen. — Ein Erkenntnißtheoretiker. Von E. Schaarschmidt. — **Feuilleton:** Mein Freund Minko. Von H. Wernicke. — **Aus der Hauptstadt:** Dramaturgische Vorstellungen. Von M. H. — Neide's „Vitriol." Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Der neue Militär-Etat.

In einem Zeitpunkte, in welchem Italien in Rücksicht auf seine Finanzlage relativ sehr beträchtliche Ersparnisse an seinem Kriegsbudget und zwar besonders demjenigen seiner Landarmee in dem Gesammtbetrage von 12,700,000 Lire, von welchen 8 Millionen dauernde sein werden, durchgeführt hat, und in welchem es der Regierung Oesterreich-Ungarns bei einem Heeres- und Marinebudget von 143 Millionen Gulden und einer Staatseinnahme von ca. 520 Millionen Gulden gegenüber dem deutschen Militärbudget von 579½ Millionen Mark bei einer Reichseinnahme von 1107 Millionen Mark mit Mühe gelungen ist, eine dauernde Erhöhung ihres Kriegsbudgets um nur 5 Millionen Gulden, sowie eine einmalige von circa 3 Millionen Gulden durchzusetzen, und wo dieselbe sich genöthigt sah, auf thatsächlich sehr nothwendige Ergänzungen ihres Heerwesens, wie z. B. die genügende Erhöhung des Friedens-Etats der Infanterie-Compagnien, die Verstärkung der Cavallerie, die Beseitigung des Mangels an Berufsoffizieren und Unteroffizieren, die bessere Ausbildung der Reserveoffiziere, der Ersatzreserven und Landwehren, sowie, last but not least, eine stärkere Friedensbespannung der Feld-Artillerie ꝛc., aus Rücksicht auf das Gleichgewicht des österreichisch-ungarischen Staatshaushalts, zu verzichten, sehen wir die Reichsregierung in dem neuen Militäretat für das Finanzjahr 1892/93 mit großen Mehrforderungen hervortreten. Im Vergleich zu dem Etat des laufenden Rechnungsjahres für das Landheer beziffern sie sich auf ein Plus von 79 Millionen Mark, von denen 12½ Millionen dauernde, 66½ Millionen einmalige Ausgaben sein sollen, für die Marine an fortdauernden Ausgaben auf 46,078,902 Mark, ein Plus von 3,248,282 Mark gegen das Vorjahr, an einmaligen Ausgaben auf 17,425,000 Mark, ein Minus von 1,026,150 Mark gegen das Vorjahr und sie enthalten überdies einen Nachtrags-Etat von 11½ Millionen Mark für die Befestigung Helgolands.

Noch vor wenigen Wochen deutete der Reichskanzler General v. Caprivi in seiner Rede vom 27. November an, daß die politische Gesammtlage eine friedliche sei, und daß keine Gründe zur Beunruhigung vorhanden seien. Die Kronstädter Entrevue, bemerkte derselbe, habe den Krieg um keinen Zoll näher gerückt. Er sei felsenfest davon überzeugt, daß die persönlichen Intentionen des Kaisers von Rußland die friedlichsten von der Welt seien. Keine Macht habe jetzt ein so pronoucirtes Uebergewicht, daß sie mit leichtem Herzen den Krieg beginnen könne. Das gesteigerte Selbstgefühl Frankreichs brauche uns nicht zu beunruhigen, mit einem Wort, es seien keine Gründe zur Beunruhigung vorhanden, eine Versicherung, mit welcher allerdings die in derselben Rede vorsorglich folgende Bemerkung, damit sei nicht gesagt, daß unsere Armeeverwaltung nicht das Aeußerste einsetzen müsse, er wolle nicht verkleinern, daß wenn es hart auf hart käme, wir großen Gefahren ausgesetzt seien, sowie der heute vorliegende gesteigerte Militär-Etat, der mit seinen wesentlichsten Forderungen auf die äußerste Kriegsbereitschaft hinzielt, stark contrastire.

Das militärisch weit schwächere und vermöge seiner langgestreckten Küsten weit exponirtere Italien hat jedoch in Anbetracht der politischen Gesammtlage, welche als wesentlicher Faktor bei der Abwägung der Berechnung der für die Wehrkraft eines Landes erforderlichen Mittel gelten muß, das Eintreten der verhältnißmäßig sehr beträchtlichen Ersparnisse in seinem Heeresbudget für zulässig gehalten, eine Thatsache, welche nicht geeignet ist, die Gefahren, denen Deutschland und der Dreibund ausgesetzt ist, als sehr drohend erscheinen zu lassen. Oesterreich-Ungarn hat sich, wie erwähnt, mit einem Mehrbetrag von 8 Mill. Gulden, davon 5 in Ordinarien für die Verstärkung seiner Heeresmacht begnügt, und es entsteht somit die Frage, ob eine derartige seitens der Reichsregierung gestellte neue Mehrforderung, wie die mit dem neuen Militär-Etat zur Zeit vorliegende, absolut nothwendig ist oder nicht, und ob es für Deutschland zur Zeit unbedingt geboten ist, in unverhältnißmäßiger Ausdehnung im Vergleich zu den übrigen Dreibundmächten und in fortgesetzt gesteigerter Zunahme der Rüstung des Dreibundes vorzugsweise zu tragen? —

Bei der Beantwortung dieser Frage aber kommt nicht nur die vom Reichskanzler skizzirte friedliche Situation in Betracht, welcher überdies, wenn auch vielleicht nicht gleichwerthige friedliche Kundgebungen Rußlands und Frankreichs in jüngster Zeit zur Seite traten, sondern auch der eben vollzogene Abschluß der Handelsverträge, welcher bekanntlich Oesterreich-Ungarn und Italien ganz erhebliche materielle Vortheile zuzuwenden verspricht. Allein man könnte im Hinblick auf die beiden letzten Momente entgegnen, daß einerseits die materiellen Ergebnisse der Handelsverträge erst im Laufe der Jahre nennenswerthe Früchte ergeben können, und daß andererseits der Grundcharakter der allgemeinen politischen Lage trotz des derzeitigen Mangels an Gründen zur Beunruhigung kein derartig friedlicher sei, daß die Vormacht des Dreibundes, Deutschland, nicht Alles daran setzen müsse, im Hinblick auf die nicht völlig abgeschlossene Entwickelung der Heeresmacht Oesterreich-Ungarns und Italiens für alle Eventualitäten wenigstens ihrerseits völlig gerüstet zu sein, und daß deshalb be-

deutende Mehrforderungen für den Ausbau ihrer Wehrmacht auch im neuen Finanzjahre unerläßlich erscheinen.

Gegenüber der Thatsache jedoch, daß der Reichskanzler der vorhandenen Beunruhigung in ausführlicher und überzeugender Weise entgegentrat und dieselbe als unbegründet und derart die Gesammtlage als eine im Wesentlichen friedliche bezeichnete, sowie in Anbetracht des gesicherten Fortbestehens des Dreibundes dürften sich die neuerhobenen Mehrforderungen nur im Hinblick auf unbestimmte, nicht näher bezeichnete oder nur angedeutete „große Gefahren", welche sich derart als undefinirtes neues Beunruhigungsferment darstellen, in einfacher Beziehung, wie wir darzulegen versuchen werden, nicht als unabweisbar erforderlich erkennen lassen.

Daß vom Standpunkt eines idealen vollkommenen Ausbaues des Heerwesens aus die gestellten Forderungen ihre Berechtigung haben mögen, ist vielleicht nicht in Zweifel zu ziehen, allein dieser ideale Anspruch muß mit den realen Verhältnissen und den Anforderungen auf anderen Gebieten des Staatslebens, besonders denjenigen der Verminderung der durch die stetig wachsende Zunahme der Militärforderungen bedingten Belastung der gewerblichen und sonstigen Existenz der Bevölkerung rechnen, und nur diejenigen Forderungen des neuen Militär-Etats dürften einen begründeten Anspruch auf Bewilligung besitzen, welche bezwecken, daß Deutschlands Wehrmacht nicht hinter anderen in Betracht kommenden Staaten zurückbleibt; an allen übrigen Positionen jedoch, und zwar nicht nur des Marine-Etats, sondern auch des Etats für das Landheer, wie beispielsweise den zahlreichen und bedeutenden Forderungen für Casernen und sonstige militärischen Bauten, erscheinen dagegen Abstriche begründet.

Man ziehe beispielsweise in der letzterwähnten Hinsicht einen Vergleich mit der Unterbringung der seit Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden russischen Truppenmassen in Russisch-Polen, deren Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit Niemand bestreitet, und man wird damit ein Moment für die Beurtheilung der Grade der Nothwendigkeit der geforderten umfassenden Militärbauten gewinnen.

Was die Forderungen des neuen Etats für die Naturalverpflegung der Truppen in Folge der gestiegenen Lebensmittel und Futterpreise betrifft, so liegt es auf der Hand, daß dieselben nicht abzuweisen sind; das Gleiche dürfte für die Erwerbung und den Neuankauf von Exercierübungs- und Schießplätzen gelten, da die heutige Technik und Bewaffnung erhöhte Anforderungen an die räumliche Ausdehnung derselben stellt wie die frühere. Die heutigen Infanterie- und Artilleriegeschosse besitzen, besonders die ersteren, eine gegen früher derartig erhöhte Tragweite, daß die zur Zeit vorhandenen Schießstände fast nirgends mehr ausreichen. Die Frage, ob es billiger, dienstlich zweckmäßiger und überhaupt zulässig ist, durch Ankauf größerer Schießstandflächen bei den Garnisonen den Bedürfnissen der heutigen Schießausbildung und Waffenmechanik Rechnung zu tragen, oder dieselben auf einer dem Bedarf entsprechenden Anzahl von größeren Schießplätzen in den verschiedenen Provinzen ihre größeren Schießübungen, wie das bisher meistentheils geschieht, abhalten zu lassen, bedarf einer eingehenden Studie. Wenn jedoch auch ferner, wie das bis jetzt der Fall war, der letztere Modus zur überwiegenden Anwendung gelangt, so erscheint es unerläßlich, mit dem durch ihn bedingten Faktor der namhaften Transportkosten zu rechnen und eine Herabsetzung des Militärtarifs bei der Staatseisenbahnverwaltung in Erwägung zu ziehen.

Die Bewilligung der Position für die Ausrüstung der gesammten Armee mit Zelten, für deren Beschaffung 5,4 Millionen angesetzt sind, halten wir, da die im Osten dislocirten Armeecorps, wie berichtet wurde, dieselben bereits besitzen, zwar für wünschenswerth, jedoch zur Zeit für die im Westen voraussichtlich bestimmten Armeecorps nicht für absolut geboten; da sich die Zelte zwar im deutsch-französischen Kriege als eine für das Bivouak sehr willkommene Zugabe, jedoch als ein Schutz gegen Wind und Wetter für im Freien liegende Truppen sich nur bei Belagerungen und Cernirungen für die Vorposten mit dem Eintritt schlechterer Jahreszeit als dringend geboten herausstellten. In den letzteren stabileren Lagen aber dürfte mit Eintritt der Mobilmachung contractlich herzustellende und zu liefernde Zelte aus dem Inlande genügend rasch für die jeweiligen mit einer Belagerung beauftragten Truppen der Feldarmee zu beschaffen sein.

Was die Hauptposition des neuen Etats, die Forderung von 44 Millionen für Artilleriemunition als erste Rate einer Gesammtforderung von 116 Millionen betrifft, so muß das mit dieser Forderung in erster Linie zu beschaffende Einheitgeschoß der Feldartillerie als eine in der That sehr in's Gewicht fallende Verbesserung des deutschen Feldartilleriematerials bezeichnet werden. Zwar besitzen die Heere der übrigen Mächte dieses Geschoß noch nicht, und ist die deutsche Feldartillerie auch zur Zeit sämmtlichen übrigen Feldartillerien mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen, allein die deutsche Feldartillerie würde mit der Einführung dieses Geschosses in Bezug auf Schußbereitschaft, Einfachheit der Munitionsausrüstung und Schußwirkung ein ausgesprochenes Uebergewicht über die Feldartillerien der anderen Mächte gewinnen.

Hinsichtlich der ausgedehnten Uebungen des Beurlaubtenstandes, welche das neue Militärbudget für dieses Jahr vorsieht, kann nicht verkannt werden, daß die im vorigen Jahre stattgefundene Formation und die Uebungen der régiments mixtes des französischen Heeres, von welchem 78 Regimenter in einer Gesammtstärke von 110,000 Mann einen vierzehntägigen Uebungscursus durchmachten, während in demselben Jahre Uebungen der französischen Reserve in gleicher numerischer Stärke und Ausdehnung stattfanden, die deutsche Heeresverwaltung wohl auch im Verein mit der hinsichtlich der Uebung der IV. Reservedivision gemachten Erfahrungen nicht mit Unrecht veranlassen, die Mannschaften der Reserve und der Landwehr ersten Aufgebotes zu der Zahl der übenden Leute noch umfassendere Uebungen wie bisher, heranzuziehen.

Bezüglich einiger Positionen von geringem Belange, wie diejenige für die Umgestaltung der Feldartillerie-Schießschule, sowie für taktische Uebungsreisen von Generälen und Stabsoffizieren der Cavallerie und reitenden Artillerie, für Reisekosten und Tagegelder, Vorspann- und Transportkosten, sowie für die Förderung des Studiums für neuere Sprachen bei den Offizieren, für die Remontedepots ꝛc. dürften sich kaum erhebliche Abstriche begründen lassen, so daß sich in dem neuen Heeres-Etat, wenn man nicht den größeren Theil der Positionen für Militärbauten, den Betrag für die Zeltausrüstung und den mit 13,380,000 Mark als erste Rate bezifferten Betrag für Handwaffen (wohl Revolver) und Handwaffenmunition, für welche in Summa fast 21,000,000 bezw. 2,570,600 Mark angesetzt sind, ausnimmt oder etwa hinsichtlich desjenigen für das neue Feldartilleriematerial darauf hinweist, daß die deutsche Feldartillerie in ihrer jetzigen Beschaffenheit denen der übrigen Heere gleichwerthig sei, im Uebrigen kaum sehr erhebliche Herabsetzungen begründen lassen dürften.

Ein Gleiches gilt jedoch nicht für den neuen Marine-Etat.

Wenn die Reichsregierung in erster Linie bei der Normirung ihrer Forderungen für die Wehrmacht des Landes die gesammte Situation des Reiches, gegenüber den Mächten des Auslandes und gleichzeitig die rationelle Weise zur Herbeiführung des Reichsschutzes von der Bevölkerung aufzubringenden Mittel in's Auge zu fassen hat, wie, wenn man zugeben will, daß in Anbetracht der sowohl absolut wie relativ geringeren Leistungen Italiens und Oesterreichs, Deutschland als Vormacht des Dreibundes, wie die Dinge einmal liegen, unverhältnißmäßig mehr wie jene für seine Wehrmacht thun müsse, so kann sich unseres Erachtens dieses Zugeständniß doch nur auf die Landstreitkräfte, bei denen die Entscheidung in einem mitteleuropäischen Kriege ganz allein liegt, erstrecken, während der Flotte, welche zu dieser Entscheidung kein in's Gewicht fallendes Wort mit zu sprechen vermag, die Entwickelung zu einer Marine hervorragenden Ranges, so erwünscht dieselbe auch wäre, da sie nicht kategorisch geboten ist, zur Zeit noch versagt bleiben muß.

Man verstehe uns richtig. Wir wünschten, wie jeder patriotisch gesinnte Deutsche den idealen Ausbau der deutschen

Flotte ganz ebenso wie denjenigen des Landheeres aus voller Ueberzeugung. Allein der Abstand der einzigen wirklichen Marine ersten Ranges, derjenigen Englands und Frankreichs, sowie der Kostenentwickelung und Anzahl der Seefahrt treibenden Bevölkerung dieser beiden Seegroßmächte ist ein so beträchtlicher von den betreffenden deutscherseits in Betracht kommenden Verhältnissen, daß die maritime Entwickelung Deutschlands sich ein weiterstrebendes Ziel, die eine starke Seemacht zweiten Ranges mit vorwiegend defensivem Charakter und zugleich stark genug, den eigenen Handel in fernen Meeren zu schützen, zu werden bezw. zu bleiben, vor der Hand nicht zu stecken vermag. In ähnlichem Sinne hat überdies der Reichskanzler seinerseits die Aufgabe der Marine in seiner Stellung als Marineminister gekennzeichnet. Dieses Ziel kann jedoch unserer Auffassung nach ohne Ueberlassung des Landes nur auf dem Wege angestrebt werden, daß mit dem Ausbau der Marine, wenn gleichzeitig starke Neuforderungen für das Landheer vorliegen, Maß gehalten wird. Eine starke Schlachtflotte aber ist — der Ausdruck sei gestattet — für Deutschland zur Zeit, so wünschenswerth dieselbe auch erscheint, noch ein Luxusartikel, dessen Beschaffung besser dazu günstigeren Zeiten vorbehalten bleibt.

Möge man an dem Ziele der Schaffung einer tüchtigen Schlachtflotte zweiten Ranges unentwegt festhalten, allein bei der Höhe der für dieselben zu bewilligenden jährlichen Raten die Finanzlage des Reiches und vor Allem die gleichzeitigen starken Mehrforderungen für das Landheer gebührend berücksichtigen. Möge ferner der Alp eines unverhältnißmäßig gesteigerten Marine-Etats das berechtigte Interesse an eingehender Beschäftigung mit dem neuen Budget nicht beeinträchtigen.

Wenn wir nach diesen einleitenden Bemerkungen auf die einzelnen Positionen des neuen Marine-Etats eingehen, so betragen die fortdauernden Ausgaben desselben 46,078,902 Mark oder 3,248,282 Mark mehr wie im Vorjahre. Gegen die Schaffung von vier neuen Decernaten im Reichsmarine-Amt, sowie derjenigen Stelle eines vortragenden Rathes dürfte sich, wenn dieselben mit geringen Unkosten verknüpft sind, nicht viel einwenden lassen. Die Position für die Vermessung der im Ganzen noch nicht befahrenen Küste der Reichsschutzgebiete dürfte sich dagegen herabmindern lassen. Die Creirung einer Signalstation auf Helgoland, sowie einer Semaphorstation in Bremerhaven ist wünschenswerth, wenn auch nicht dringend erforderlich. Die Forderung der Hauptposition für die Vermehrung des Militärpersonals der Marine, welche auf die Bereithaltung einer möglichst großen Schlachtflotte hinzielt, erscheint jedoch, so wünschenswerth dieselbe an und für sich ist, im Hinblick auf die eben entwickelte Gesammtbedeutung der Marine für die Wehrkraft des Reiches und dessen Finanzlage zur Zeit als noch verfrüht. Möge die Motivirung dieser Forderung in der bezüglichen Denkschrift auch, rein fachmännisch betrachtet, noch so triftig und einleuchtend sein, mögen noch einige andere Nationen eine derartige Vermehrung ihres Personals haben eintreten lassen, so vermag dies Alles die Thatsache nicht zu erschüttern, daß die Marine in Deutschland in zweiter Linie stehe und mit ihren Forderungen zurücktreten muß, wenn gleichzeitig beträchtliche Forderungen für das wichtigere Landheer gestellt werden.

Was die in der diese Position erläuternden Denkschrift gemachte Bemerkung betrifft: man müsse in der Lage sein, zum Schutze bedrohter deutscher Interessen über den Rahmen der regelmäßigen Indiensthaltungen hinaus wenigstens ein klares Schiff jederzeit in's Ausland schicken zu können, so erscheint die Forderung mit den Ansprüchen an die regelmäßige Indiensthaltung der Schiffe verquickt, und es stellen sich jene Ansprüche mit der betreffenden Mehrforderung von 1,542,500 M. als übermäßig gesteigert dar. Weshalb die Schiffe heute länger wie früher (nämlich bis je sechs Jahre) auf den auswärtigen Stationen verbleiben müssen, und daher dort umfangreicherer Reparaturen bedürftig werden wie sonst, weshalb ferner ein rascheres Auftreten der Schiffe an entfernteren Punkten als bisher dauernd und unbedingt nothwendig ist, da diese Anforderung an das Kriegsgeschwader während des Etatsjahres von 1891/92 hervortrat, dafür muß erst der überzeugende Beweis erbracht werden. Weit eher läßt sich der Grund hören, daß die Ausbildung der Schiffsbesatzung durch das Hinzutreten neuer Dienstzweige erweitert und dadurch auch der Materialienverbrauch vergrößert worden ist.

Die einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats belaufen sich auf 17,425,000 Mark, d. h. 1,026,150 Mark weniger wie im Vorjahre; allein die Forderung von $11^1/_2$ Millionen im Nachtrags-Etat für Helgoland gleicht dieses Minus in erdrückender Weise aus. Unter diesen einmaligen Ausgaben finden wir als pièce de résistance die Raten für den Ausbau der Panzerschiffe, Panzerfahrzeuge, Kreuzerkorvetten und Kreuzer, welche im Flottenbauplan von 1889/90 vorgesehen wurden.

An diesen Positionen dürfte als an den für die Durchführungen der heutigen Aufgaben der deutschen Marine weniger in Betracht kommenden, im Hinblick auf den starken Mehrbedarf des Landheeres ganz erhebliche Abstriche zu machen sein. Dasselbe gilt ferner hinsichtlich der Einrichtung von Kasernenschiffen, welche angesichts der bevorstehenden Vermehrung der Mannschaftsstärke erforderlich werden.

Auch die Bewilligung der beanspruchten $11^1/_2$ Millionen des Nachtrags-Etats für die Befestigung Helgolands dürfte besser einer späteren, finanziell weniger in Anspruch genommenen Periode und in kleineren Raten vorbehalten bleiben, da das steilküstige Felseneiland eine hohe natürliche Festigkeit gegen den gewaltsamen Angriff und einen feindlichen Handstreich besitzt. Selbst wenn es einer feindlichen Flotte gelingen sollte, sich Helgolands derart zu bemächtigen, so würde es gegenüber den durch ihre natürliche Beschaffenheit und die Landarmee gegen Landungsunternehmungen gut geschützten deutschen Nordseeküsten keinen nachhaltigen Operationen größeren Stils als wesentlich in Betracht kommender Stützpunkt dienen, Operationen, welche überhaupt an den Nordseeküsten in Anbetracht der dortigen, einer Landung sehr ungünstigen Verhältnisse und der Schlagfertigkeit der deutschen Küstenschutztruppen als ausgeschlossen gelten müssen.

Wir beabsichtigen mit den vorstehenden Erörterungen denjenigen Positionen des neuen Militär-Etats, welche sich als unabweisbar geboten darstellen, ihre Existenzberechtigung nicht zu verkümmern, andererseits aber darauf hinzuweisen, daß ein beträchtlicher Theil besonders der Marineforderungen in Anbetracht der politischen Gesammtlage und der erhöhten Neuforderungen für das Landheer, nicht einmal als dringend bezeichnet werden können, und daher Abstriche bedingen. Treten jedoch Ersparnisse auf diesem Gebiete ein, so kommen dieselben ihrerseits der Verstärkung eines wichtigen Faktors, der Wehrkraft des Landes, seinen Finanzen zu Gute, der nicht nur im Frieden, sondern bekanntlich vor Allem für den Krieg eine nicht zu unterschätzende Bedeutung besitzt. E. v. K.

Fluthsagen.

Von Hans Passarge.

Die vergleichende Mythologie hat für viele Sagen die ihnen ursprünglich gemeinsame Grundform nachgewiesen, sie hat den Kern gesondert von secundären Elementen, von Beiwerk und Zuthaten, welche oft bestimmt wurden durch den Geschmack und die allgemeine Geistesrichtung eines Zeitalters oder durch die Laune eines Dichters. Was diesen letzten Punkt anlangt, so ist es namentlich leicht, viele Mythen auf etymologische Namensdeutung zurückzuführen und z. B. den ganzen Sagenkranz um Herakles als einen Versuch zu erkennen, den Namen Ἡρακλῆς etymologisch als den „durch Heere Berühmten" zu deuten. So fallen vor dem Mikroskop der vergleichenden Mythologie alle jene Flitter von dem Schlangenwürger, Löwentödter, Hydrabezwinger.

Man geht noch weiter. Man nimmt an, daß gewisse, bei den verschiedenen arischen Völkern landläufige mythologische Figuren nur durch eigenartig nationales Gepräge zu dem ge-

worden sind, als was sie in den Sagen des betreffenden Volkes auftreten, daß also etwa der Ormugd der Perser, der Brama der Inder, der Herakles, Perseus, Apollo der Griechen, der Baldur und Siegfried der Germanen, ja, daß der Osiris und der Messias der Aegypter und der Juden im Grunde genommen ein und dieselbe Gestalt sind, daß sie alle Personifikationen des im Frühling siegenden Sonnenlichtes (des guten Prinzips) sind, das im Winter der Finsterniß, dem Vergehen, dem Sterben (dem bösen Prinzip) unterliegen muß.

Nicht dem Wesen nach also ist Baldur und Siegfried verschieden von Ormugd und Apollo, vielmehr sind diese vier mythologischen Figuren Repräsentanten desselben Begriffes, der nur von den arischen Völkern *nach* ihrer durch die große indogermanische Völkerwanderung herbeigeführten Trennung verschiedenartig umgeformt und dem Nationalcharakter angepaßt wurde. Ja sogar innerhalb einer und derselben größeren Völkergemeinschaft hat derselbe mythologische Grundbegriff verschiedene Wandlungen durchgemacht. So ist der Apollo der ionischen Griechen dasselbe was der Herakles der Dorier, der Baldur der Nordgermanen dasselbe was der Siegfried der Südgermanen.

Dieses Verfahren der Sagendeutung ist wohl a priori richtig, und es bedarf kaum des ungeheueren Aufwandes von Einzelheiten, die man von überallher zusammengetragen hat, um den Beweis zu führen; in den Schlußfolgerungen aber aus der ursprünglichen Identität gewisser Mythen ist man etwas zu weit gegangen, namentlich wenn man diese Identität als einen Beweis ursprünglich gemeinsamer Wohnsitze angezogen hat. Daß für gewisse Völkergruppen eine prähistorische Gemeinsamkeit der Wohnsitze angenommen werden muß, hat die vergleichende Sprachforschung zuverlässiger erwiesen als die vergleichende Mythologie; zum Mindesten ist ihr dieser Beweis für die arische Völkerfamilie gelungen und dürfte ihr ebenso gut für die semitische und andere gelingen. Abgeschlossene Flußthäler oder durch Gebirge geschützte Ebenen mit den denkbar günstigsten Ernährungsbedingungen mögen es gewesen sein, wo sich vor Jahrtausenden aus einer gewissen bevorzugten Affenart eine besonders begünstigte Gruppe loslöste, die es im Laufe unberechenbarer Zeiten vom Quadrumanen zum Bipeden und zum homo sapiens L. brachten. — Das aber cum grano salis!

Auf solche geographisch bevorzugte Centren, wie etwa die Ebene von Pamir, mag also die Wurzelgemeinschaft gewisser Worte der indogermanischen *Sprachen* hinweisen; ob man aber auch aus der ursprünglichen Identität gewisser indogermanischer *Mythen* die gleichen Schlüsse auf „die Wiege der arischen Völker" ziehen darf, möchte zweifelhaft erscheinen, sobald es gelingen sollte, die Unhaltbarkeit dieser Hypothese für einen Mythus nachzuweisen, von dem man bisher angenommen hat, daß ein ihm zu Grunde liegendes geschichtliches Ereigniß den Anstoß zu der großen indogermanischen Völkerwanderung gegeben habe. Wir meinen die Fluthsage.

Zunächst sei festgestellt, daß die Fluthsage nicht bloß ein indogermanischer Mythus ist, daß sie vielmehr bei allen Völkern der Erde, soweit die Ethnologie lehrt, sich in irgend einer Form ausgebildet hat.*) Hier soll uns indeß in erster Linie der indogermanische Mythus beschäftigen. Der Kern desselben nach Abstreifung aller nationaler Zuthaten ist mit wenigen Worten: Eine gewaltige, über die ganze Erde hereinbrechende Wasserfluth vernichtete alles Leben; nur ein Menschenpaar rettete sich, die Stammeltern eines neuen Geschlechtes. Die vergleichende Sagenforschung behauptet nun, wie oben schon angedeutet: diesem Mythus liegt ein wirkliches prähistorisches Ereigniß zu Grunde (vielleicht eine ungeheuere Ueberschwemmung), welches die Arier, bis dahin ein einheitliches Volk, zwang, ihre Wohnsitze zu verlassen und sich namentlich nach Westen, nach Europa und den Ländern des Mittelmeers hin auszubreiten. Von diesem Ereigniß her datirt die Trennung der arischen Völker in die bekannten Stämme der Gräko-Italer, der Kelten u. s. w., die sich seither getrennt nach Nationalität und Sprache den geographischen Bedingungen ihrer neuen Heimath gemäß zu dem entwickelten, als was sie in das Licht der Geschichte treten: als Griechen, Römer, Gallier, Germanen, Sermaten, Littauer.

Zunächst sei hier erinnert, daß dieser Deutungsversuch den zweiten Theil des Mythus unberücksichtigt läßt, der besagt, daß nur *ein* Menschen*paar* dem allgemeinen Verderben entging. Doch davon später. Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß man als Anstoß zur großen indogermanischen Völkerwanderung mit größerer Wahrscheinlichkeit andere prähistorische Ereignisse hingestellt hat: Einbruch feindlicher Stämme in die Wohnsitze der Arier*) oder Uebervölkerung.

Doch zurück zur Fluthsage. Selbst wenn die vergleichende Mythenforschung jene allgemeine Deutung der Fluthsage aufgibt und das angebliche prähistorische Ereigniß in spätere Zeiten verlegt, wo die Arier schon ausgebreitetere Wohnsitze inne hatten, wenn sie statt des *einen* mehrere Parallelereignisse annimmt, so bleiben immer noch Momente zurück, die eine andere Deutung wahrscheinlicher machen. Diese andere Deutung ist, kurz gesagt, eine metaphysische, philosophische.

Die Fluthsage ist der erste Versuch der Metaphysik, die erste Antwort auf die immer schon seit Alters her, zuletzt von den sog. ionischen Physikern aufgeworfenen Frage nach der *ἀρχή*, nach dem Ursprung aller Dinge.

Noch Thales, der älteste der ionischen Physiker, der älteste bekannte Systemphilosoph überhaupt, stellt das Wasser, oder besser die Idee des Wassers, das *ὑγρόν*, „das Feuchte" als den Urstoff aller Dinge hin. Da ist nun ein scheinbarer Widerspruch: nach der Sage vernichtet das Wasser alles Lebende auf Erden, nach Thales ist aus ihm alles entstanden. Aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar. Versetzen wir uns in Gedanken in eine Jahrtausende vor den Beginn der Geschichte zurückliegende Zeit zurück und nehmen wir einen Menschen an, in welchem sich der erste Funke philosophischer Betrachtung regte. Dieser erste Funke wird nach einem bekannten Philosophen entzündet durch das Sichwundern. Der erste Mensch, der es nicht für selbstverständlich hinnahm, daß die Sonne morgen wieder da aufgehe, wo sie heute aufging, daß auf den Blitz ein Donner, auf eine Jahreszeit der Hitze eine kühlere Regenzeit folge, der erste Mensch, der sich die Frage vorlegte: warum ist das so? war der erste Philosoph. Ein unbeholfener Philosoph noch, denn er wird sich selbst die verkehrteste Antwort gegeben haben, aber er hatte mit jener Frage einen bedeutenden Schritt gethan, es hatte sich zum ersten Mal das in seinem Kopfe geregt, was den Menschen vom Thiere scheidet: das *Kausalitätsbedürfniß*, das Bedürfniß, gewisse zeitlich und räumlich von einander geschiedene Erscheinungen mit einander durch das Band von Ursache und Wirkung zu verketten, oder, um im Sinne Kant's zu sprechen, „den rohen Stoff der sinnlichen Empfindungen zu Vorstellungen zu verarbeiten." Gewiß haben viele, viele Menschenalter dazu gehört, bis dies anfangs sich nur dumpf und unklar regende Kausalitätsbedürfniß bei einer bevorzugten Generation lebendiger wurde und endlich bei einem begnadeten Individuum zur lichten Klarheit durchbrach. Dies war der erste Mensch; der erste Mensch war auch der erste Philosoph, denn er fing an sich zu wundern, er fing an sich zu fragen: warum ist die Nacht kälter als der Tag? warum wächst diese Frucht gerade nur an dieser Stelle? warum schwimmt das Stück Holz, das ich in's Wasser werfe und sinkt der Stein unter? Dann faßte er sein Erstaunen weiter; als er sah, daß die Kette der Kausalität eine unendliche war, suchte er mit seinem nur das Endliche fassenden Vorstellungsvermögen nach einem Ausgangspunkt, nach einem Ende der Kette und fand, daß schließlich die Frage nach dem Ursprung aller Dinge hinauslief auf die Frage nach dem Ursprung der Erde, die ihn nährte und trug. Er sah das Meer. So weit das Auge reichte Wasser, etwas Unendliches zwar, aber doch mit den Sinnen wahrzunehmen. Das Wasser

*) *Andrée*, Die Fluthsagen. Braunschweig, 1891.

*) Diese Annahme würde durch das historische Analogon vom Einfall der Hunnen in Europa gestützt werden.

erschien ihm als der schärfste Gegensatz zu seiner Ernährerin, der Erde, als etwas Feindseliges, es brachte keine Halme hervor *), es trug ihn nicht wie die feste Erde, worauf sein Fuß sicher wandeln konnte. Das Wasser erschien als der Erde mächtigster Feind, noch immer sah er beide Elemente in beständigem Kampf, wenn die Brandung so mächtig gegen die Küste tobte, daß die Erde zu beben schien.

Mit solchen Blicken schaute jener Mensch der Urzeit vielleicht auf das Kaspische Meer hinab, als sich zum ersten Male in ihm die Frage geregt hatte: Woher ist die Erde entstanden und Alles was sie trägt, woher kommt das Leben auf ihr, welches ist der Urstoff, aus dem Alles gemacht ist? Das Wasser, wie es mit der Erde kämpfte, schien ihm eine Antwort geben zu wollen; er sah die eigene Unvollkommenheit, dachte an Krankheit und Tod und eine Ahnung überkam ihn, daß es einst besser gewesen sei auf Erden, daß es eine Zeit gegeben habe, wo es nicht Krankheit, nicht Alter, nicht Sterben gab, wo die wilden Thiere nicht in seine Hürden brachen, feindliche Schaaren ihm nicht Weib und Kind in die Sklaverei schleppten, wo das goldene Zeitalter, das Paradies, auf der Erde war. Jene glückliche Erde habe das Element zerstört, das ihr und ihren Bewohnern noch immer feindlich ist: das Meer, das Wasser, die große Fluth, die alles verschlang, aus der aber dann die Erde wieder verjüngt emporstieg, um von dem einen geretteten Menschenpaar neu bevölkert zu werden.**) So beantwortete sich der Mensch die Frage nach dem Ursprung der Erde, so leitete ihn eine sinnliche Wahrnehmung, nämlich die der aus dem Wasser gleichsam emporgetauchten festen Erde dazu hin, jenes sagenhafte goldene Zeitalter zu erdichten, dem erst durch das Wasser ein Ende gemacht wurde.

Die Sage knüpft an die große Fluth zugleich die Erfindung der Schifffahrt und drückte damit symbolisch den endlosen Sieg des Menschen, des Sohnes der Erde über der Erde größten Feind, das Wasser, aus; denn seit der Erfindung der Schifffahrt hörte der Mensch allmählich auf, das Meer als etwas ihm Feindseliges zu betrachten und zu fürchten.

So wäre also die große Fluth nur ein Phantasiegebilde, die Sage von ihr kein Sediment eines prähistorischen oder geologischen Vorganges, sondern lediglich ein speculativer, kindlicher Versuch, die Frage nach dem Ursprung aller Dinge, die von selbst zu einer Frage nach dem Ursprung der Erde wird, zu beantworten. Wissenschaftliche Gestalt hat dieser philosophische Versuch dann bei dem ersten der ionischen Physiker, bei Thales, angenommen, der „im Feuchten" den Ursprung aller Dinge findet.

Die biblische Sage von der Sintfluth (woraus die Ueberlieferung leicht erklärlich Sündfluth gemacht hat), läßt Noah's Arche auf dem Ararat landen, was darauf hindeutet, daß die semitische Sage von den Ariern entlehnt ist, denn Ararat (richtiger Acrarat) bedeutet „Ebene der Arier."

Läßt man nun diese Deutung der Fluthsagen gelten, gibt man zu, daß das Auge des ersten Naturphilosophen nach einem Element ausspähte, welches die einstmals vollkommene Welt vernichtete und dem goldenen Zeitalter ein Ende machte, so könnte man mit einigem Anschein von Recht behaupten, daß das Feuer diese Arbeit weit gründlicher besorgen könne und somit mehr Anspruch darauf habe, als das weltenläuternde Element angesehen zu werden. Dagegen ist einzuwenden, daß die läuternde Kraft des Feuers allerdings dem Volksglauben mehr entspreche als die des Wassers, dem Volksglauben, dem die katholische Kirche die Lehre vom Fegefeuer angepaßt hat und dem auch die zeitweise übliche Feuerbestattung zu entsprechen scheint, daß diese läuternde Kraft aber nie anders als symbolisch aufgefaßt wurde, daß sie also da, wo es sich um Erklärung der real vorhandenen Welt handelte, schwer in Rechnung gestellt werden konnte, denn das Feuer zerstört nur, es kann also nicht zum Ausgangspunkt neuen Lebens genommen werden.

Wie sich zu dieser Theorie die Sage vom Weltenbrand (Maspilli in der germanischen Mythologie) verhält, mag einer späteren Abhandlung vorbehalten bleiben.

*) Daß diese Vorstellung einstmals wirklich lebendig gewesen ist, beweist das homerische Beiwort des Meeres ἀτρύγετος (unfruchtbar), welches sich aus der prähistorischen Zeit in die homerische hinüber gerettet hatte wie Treibholz, welches von einer fernen Küste her angeschwemmt wurde.

**) Ein ähnlicher Gedankengang mochte es gewesen sein, der den Mythus von der dem Meere entstiegenen Göttin Venus-Astarte, der Göttin des fruchttragenden Lebens schuf.

Literatur und Kunst.

Der Streit um die Culturgeschichte.

Von Georg Steinhausen.

Vor Kurzem habe ich in der „Gegenwart" in einem Artikel, „Die Culturgeschichte und die deutschen Universitäten" überschrieben, die Forderung zu begründen versucht, es möge an den Universitäten die Culturgeschichte eine größere Berücksichtigung finden, als bisher. Ich ging dabei von der Voraussetzung aus, daß über die Berechtigung der Culturgeschichte als Wissenschaft ein ernstlicher Streit kaum noch bestehen könne. Ich erwähnte zwar damals schon, daß es immer noch Leute gäbe, die von „sogenannter" Culturgeschichte sprächen und daß Schriften, wie Eberhard Gothein's „Aufgaben der Culturgeschichte" (Leipzig, Duncker & Humblot) keineswegs überflüssig wären. Ich hielt aber doch den Streit in der Hauptsache für abgethan. Das ist nun nicht der Fall. Gothein's Schrift war gegen eine Broschüre des Tübinger Geschichtsprofessors Dietrich Schäfer: „Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte" (Jena, Gustav Fischer) gerichtet. Jetzt ist Schäfer wieder gegen Gothein aufgetreten in einer Erwiderung: „Geschichte und Culturgeschichte." Der neu entbrannte, übrigens auf beiden Seiten durchaus sachlich geführte Kampf wird in wissenschaftlichen Kreisen eifrig beobachtet. Ich halte es daher für angezeigt, meine damalige Voraussetzung näher zu prüfen und in Anknüpfung an den Schäfer-Gothein'schen Streit meine Ansicht über die Frage darzulegen. Ich bemerke dabei, daß ich zwar durchaus zur Partei der Culturgeschichte stehe, aber doch nicht alle Ansichten Gothein's vertreten mag.

Der Umstand, welcher die ganze Polemik hervorgerufen hat, ist im Wesentlichen der in der Schäfer'schen Antrittsrede verfochtene Satz, „daß das vornehmste, das ausschlaggebende Ziel historischer Arbeit das Verständnis staatlicher Entwickelung, die Erforschung und Darlegung des Werdens und der Bedingungen staatlichen Lebens sei." „Daß der Culturgeschichte gleichsam der Boden entzogen, die Berechtigung abgesprochen wurde," mußte, wie Schäfer in der zweiten Schrift selbst sagt, „der überwiegende Eindruck" sein. Gothein unternahm es, die Rechte der Culturgeschichte zu vertheidigen. Er leugnete, daß der Staat das erste Object historischer Betrachtung sei. Er meinte im Gegentheil, daß die Geschichte, wenn sie im gegenwärtigen Entwickelungsstadium des menschlichen Geistes den richtigen Platz einnehmen wolle, dann nur Culturgeschichte sein könne. „Politische Geschichte bleibt in ihrer Notwendigkeit und ihrem Werth bestehen; aber die allgemeine, die Culturgeschichte verlangt von ihr, daß sie sich ihr ein- und unterordne."

Ein Grund, durch den Schäfer seine Ansicht zu stützen sucht, ist zunächst der Nachweis, daß „durch Jahrtausende der Staat, die politische Gemeinschaft, der vornehmste, der beherrschende Gegenstand geschichtlichen Forschens und Denkens gewesen sei," also die Berufung auf die Vergangenheit. Weil das früher so gewesen ist, muß das „auch fernerhin" so bleiben. Diesen Grund zu entkräften, gibt sich Gothein recht unnöthige Mühe.

Er gibt zu, daß „der Anspruch, den Schäfer erhebt, daß jede neue Richtung ihre Berechtigung nachweisen muß aus der Art, wie sie aus früheren entstanden, unzweifelhaft richtig" ist, sucht aber mit einiger Anstrengung der Historiographie der Vergangenheit einen culturhistorischen Anstrich zu verleihen.

In Wirklichkeit ist aber der Schäfer'sche Anspruch unzweifelhaft unrichtig, und dieses sein „hauptsächliches Argument" ist überhaupt kein Argument. Man erinnere sich beispielsweise des Standpunktes, den die Naturwissenschaften, die Medizin in der Vergangenheit einnahmen. Ist nicht die hohe Entwickelung, deren sich heute diese Wissenschaften rühmen dürfen, nur dadurch möglich geworden, daß sich die Auffassung von den Aufgaben der Wissenschaft von Grund aus veränderte. Und soll sich nicht in demselben Maße und in demselben Gegensatze zu früheren Zeiten auch Auffassung und Behandlung der Geschichtswissenschaft ändern können? Muß das nicht vielmehr eintreten, wenn die Geschichte überhaupt noch auf den Namen einer Wissenschaft Anspruch machen will? Ranke, sagt man, und seine Schule haben die Geschichtswissenschaft neu begründet und das ist richtig, ohne Frage! Aber der wesentliche Fortschritt, den sie gemacht haben, die Ausbildung einer kritischen Methode, ist einzig und allein der politischen Geschichte zu Gute gekommen. Gerade sie haben eine veränderte Auffassung von den Aufgaben der Geschichtswissenschaft am nachdrücklichsten bekämpft. Und so darf weder die außerordentliche historische Begabung Ranke's, noch dürfen seine trefflichen Werke uns verleiten, auf seiner historischen Grundauffassung zu beharren. Denn aus dieser Auffassung ist auch jene Schäfer'sche Behauptung, die wir bekämpfen, hervorgegangen.

Diese Behauptung nun ist nach dem Gesagten, soweit sie sich auf die Autorität der Vergangenheit stützt, ungerechtfertigt. Denn die Culturgeschichte ist erst ein Product des neueren Zeitgeistes, sie ist nach Riehl erst die Wissenschaft der Zukunft, also nicht in der Vergangenheit zu suchen. Aber wie verhält es sich mit der inneren Wahrheit jener Behauptung? Ist wirklich die Erforschung und das Verständniß staatlichen Lebens der Vergangenheit die Hauptaufgabe wahrer Geschichtswissenschaft? Ist solche Erkenntniß der Hauptgewinn, den man aus der Erforschung geschichtlichen Lebens ziehen kann? Und läßt sich von diesem Gesichtspunkte „eine einheitliche Gesammtauffassung" gewinnen?

Gothein verneint diese Fragen zunächst durch Anführung historisch wichtiger Zeiträume, in denen die politische Geschichte unzweifelhaft sehr zurücksteht und die Culturgeschichte den Vorrang hat. Als solche Epochen bezeichnet er das sinkende Alterthum, das Zeitalter der Kreuzzüge und der vollen Ausbildung der päpstlichen Gewalt, die Epoche der Renaissance und der Reformation u. s. w. Schäfer wieder sucht diesen Epochen ein anderes Gesicht in ausführlicher Widerlegung abzugewinnen und will auch in ihnen die entscheidenden Vorgänge nur in der Gestaltung der staatlichen Dinge erblicken. Ich finde, dieser ganze Streit hat keinen rechten Zweck. Denn ich muß Schäfer beistimmen, wenn er bei dieser Auswahl Consequenz vermißt und zum Beispiel nicht begreift, warum Gothein nicht das ganze Mittelalter für seine Auffassung in's Gefecht führte. Das begreife ich auch nicht. Die Gründe, mit denen Gothein für seine Meinung und Schäfer für die seinige die genannten Epochen in Anspruch nimmt, sind größtentheils Haarspaltereien. Meines Erachtens kann die Geschichte aller Zeiträume nur von einem Gesichtspunkte und zwar von dem culturhistorischen aus geschrieben werden.

Zuzugeben ist Schäfer nur, „daß die Entfaltung staatlicher Macht die Grundbedingung jeder höheren Cultur ist", auch daß die Gestaltung der staatlichen Dinge häufig (das erlaube ich mir hinzuzusetzen) die menschliche Cultur bestimmt. Aber wer die Bedingungen einer Sache und Geschehnisse, von denen sie abhängt, allein schildern und darüber die Schilderung und die Erforschung der Sache selbst, ihres Wesens und ihrer Formen vergessen wollte, den würde man nicht mit Unrecht sonderbar nennen dürfen. Und derart ist doch das Beginnen Schäfer's und seiner Gesinnungsgenossen. Er sieht sein Ziel in der minutiösen Erforschung und Darstellung staatlichen Lebens und wie gering ist doch der Gewinn! Den wahren Inhalt der vergangenen Entwickelung hat er kaum gestreift! Er irrt auch, wenn er den historischen Werth von Ideen und Ereignissen nur nach dem Eindrucke abschätzt, den sie im Staate hinterlassen. Eine solche Auffassung ist man versucht subaltern zu nennen.

Und nun der einheitliche Gesichtspunkt! Nach Schäfer kann ihn nur der Staat verleihen! Wenn Schäfer hier das sagte, was er eigentlich meint, so würde ich ihm mit Freuden beistimmen können. Schäfer meint nämlich — das hat schon Rethwisch in einer kurzen Besprechung der Schäfer'schen Broschüre*) hervorgehoben — oder meint hoffentlich nicht „Staat", sondern „Nation", „Volksthum". Denn, bemerkt Rethwisch mit Recht, wäre Geschichte der Nation Geschichte des Staates, dann ließe sich deutsche Geschichte überhaupt nicht schreiben. Nicht der staatliche, sondern der nationale Gesichtspunkt, der Begriff des Volksthumes ermöglicht es uns, die Dinge einheitlich zu erfassen. Und von diesem Standpunkt aus ist eine deutsche Geschichte z. B. noch immer nicht geschrieben. Es ist möglich, daß uns Karl Lamprecht jetzt eine solche geben wird, aber nach dem erschienenen ersten Bande zu urtheilen, nicht sicher. Auf eine tüchtige Geschichte des deutschen Volkes werden wir noch lange warten können, trotzdem schon der treffliche Wachsmuth und vor allem Gustav Freytag den Weg dazu gewiesen haben.

Aber ich kehre zu der Schäfer'schen Forderung zurück. Man darf dem Tübinger Gelehrten nicht Unrecht thun. Zwar lautet seine Forderung recht schroff, aber sie ist nicht so schroff gemeint. So wenig wir von unserem Standpunkte aus die politische Geschichte mißachten, vielmehr sie nur in ihren Ansprüchen beschränken möchten, so wenig will Schäfer die Culturgeschichte — NB! was er darunter versteht — ganz zurückdrängen. „In der Hauptsache sind wir einverstanden", sagt Schäfer, „historische Forschung kann umfassendere wissenschaftliche Resultate nicht erzielen, wenn sie den innigen Zusammenhang der verschiedenen Seiten menschlicher Cultur übersieht, wenn sie vergißt, daß alle diese historischen diseiplinen Zweige der allgemeinen, Gothein sagt: Culturgeschichte, ich: Geschichte sind." Und schon in seiner ersten Schrift hatte gesagt: „Es scheint mir keinem Zweifel unterworfen, daß ein Gegensatz, wie man ihn zwischen Geschichte und Culturgeschichte zu finden versucht, in Wirklichkeit nicht besteht." Es ist auch richtig, wenn ihm „eine dauernde Trennung der Staatengeschichte auf der einen, alles Nichtpolitischen auf der anderen Seite als ein Hohn auf jeden Versuch, die Entwickelung menschlicher Cultur geschichtlich zu verstehen, erscheint. Schäfer meint ferner, daß alles was Gothein über den Zusammenhang der Literatur-, Kunst-, Sprachgeschichte u. s. w. vorträgt, kein zurechnungsfähiger Historiker leugnen wird. So wäre denn eigentlich alles in schönster Ordnung! Nicht allein Schäfer, sondern auch die meisten übrigen „politischen Historiker", einige obstinate Herren, wie Prof. Schirren, vielleicht ausgenommen, verkünden den Zusammenhang von politischer und Culturgeschichte**) und versprechen huldvollst eine Berücksichtigung der letzteren. Abgesehen von der Kirche, die von jeher in der Geschichtsschreibung neben dem Staat die erste Rolle gespielt hat, einmal weil die Geschichtsschreibung ursprünglich in geistlichen Händen war, sodann weil die Beziehungen zwischen Kirche und Staat zu Zeiten den Kern der politischen Geschichte überhaupt bildeten und das Steckenpferd vieler Historiker geworden sind — abgesehen also von der Kirche haben auch Recht, Kunst und Literatur in der That die verdiente Berücksichtigung gefunden. Es ist ferner neuerdings Mode geworden, der „Wirthschaftsgeschichte", die ja auch eine offizielle Lehrdiseiplin an einzelnen Universitäten geworden ist, einige Gunst zu bezeigen und ihre Resultate in sonstigen historischen Darstellungen zu verwerthen. Also was will man eigentlich?

Mit Verlaub, noch recht viel! In praxi ist erstens die

*) Mittheilungen aus der historischen Literatur. XIX, 3. Heft.

**) So könnte ich mich in dem Artikel über „die Culturgeschichte und die deutschen Universitäten" insofern geirrt haben, als ich diejenigen Vorlesungen, die unter der Firma „Geschichte" angekündigt sind, einfach zu den politisch-historischen rechnete. Ich ergreife die Gelegenheit, den in diesem Artikel angeführten Fall, wonach einem jungen Gelehrten, der sich für Culturgeschichte habilitieren wollte, Schwierigkeiten bereitet wären, als ein Mißverständniß zu bezeichnen.

Berücksichtigung jener Culturfactoren eine recht geringe. Zweitens ist mit einer bloßen gelegentlichen Berücksichtigung oder anhangsweisen Behandlung auch nicht das wenigste gethan. Und endlich würde selbst eine ausführliche Behandlung der genannten Factoren noch lange nicht das ausmachen, was man richtig Culturgeschichte nennt. Auch Gothein begeht, obwohl er selbst gegen Ende seiner Schrift ausführt, daß die Culturgeschichte noch etwas anderes ist als die Gesammtsumme aller wirthschaftlichen Leistungen, Rechtsbildungen, religiösen Meinungen, wissenschaftlichen Entdeckungen und künstlerischen Gestaltungen, des Oefteren den Fehler, Recht, Wirthschaft, Staat, Kunst, Literatur, Religion als die Factoren hinzustellen, aus denen die Culturgeschichte besteht. Oder es sieht wenigstens so aus, als ob er mit diesen Gebieten, die doch alle schon eine specielle wissenschaftliche historische Behandlung erfahren haben oder erfahren, die Sache abgethan glaube. Erst später erfährt man, daß er es nicht so meint.

Ja, was ist denn sonst Culturgeschichte? fragt man. Ich will mir erlauben, ein Beispiel anzuführen, das mir am nächsten liegt. In meiner „Geschichte des deutschen Briefes" habe ich versucht, den Brief als Zeugniß des jeweiligen Geistes- und Gemüthslebens des deutschen Volkes, als Spiegel seines Charakters, seiner Gefühlsbildung, seiner Neigungen und Interessen, überhaupt seines Lebens zu benutzen. Natürlich kann aus dem Brief allein nur eine theilweise Erkenntniß dieser Gebiete gewonnen werden. Aber wenn daraus beispielsweise erkannt wird, wie sich das Familienleben, das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern im deutschen Volke gestaltete, welche Züge im Volkscharakter in den verschiedenen Zeiten, einmal Frömmigkeit, Natürlichkeit, Derbheit, Humor, später wieder Unnatur, Servilität u. s. w. hervortreten, wenn man Einblicke in den freundschaftlichen und geselligen Verkehr, in die Interessen und Neigungen, die zu besonderen Zeiten überwiegen, gewinnt, wenn man die Gefühlsentwickelung, z. B. im Verkehr zwischen Liebenden, verfolgen kann und so fort, so gehört das Alles weder zur Kunst-, noch zur Rechts-, noch zur Literaturgeschichte, sondern recht eigentlich zur Culturgeschichte oder wie ich lieber sagen möchte, zur Geschichte. Denn das Object ist hier der Gegenstand, um den sich für uns nun doch einmal alles dreht, der Mensch, die Menschen. Und im Grunde wird auch Gothein einer ähnlichen Ansicht sein. Denn er führt als Muster culturhistorischer Behandlung Jakob Burckhardt's „Cultur der Renaissance" an, in dem auch nichts weiter zu erkennen gesucht wird, als eben „der Mensch", meines Erachtens freilich allzusehr nur mit Hilfe der doch als Quellen recht zweifelhaften Erzeugnisse von Kunst und Literatur.

So kommen wir denn dem Begriffe, den wir von der Geschichte haben, näher. „Die Zeit rückt immer näher heran," sagte schon Carlyle, „wo die Geschichte sich nicht damit begnügen wird, eine Antwort auf die Frage zu geben: wie die Menschen damals besteuert und ruhig erhalten wurden: sondern wo sie diese andere unendlich weitere und höhere Frage zu beantworten suchen wird: wie und was waren die Menschen damals? Nicht unsere Regierung bloß, oder das Haus, in welchem unser Leben geführt ward, sondern das Leben selbst, welches wir darin führten, wird erforscht werden." Es handelt sich, wie Schäfer richtig meint, nicht darum, die Culturgeschichte der politischen Geschichte gegenüberzustellen, es handelt sich nicht um einen Kampf zwischen beiden: sondern es handelt sich überhaupt um die Frage: was ist Geschichte? Wenn die Geschichte ihre wahren Aufgaben erfüllt, wird der Begriff „Culturgeschichte" von selbst verschwinden. Dieser Begriff ist — das sei allen Gegnern zugegeben, — ein recht vager. Und Gothein hat sehr Recht von dem „Leiden" zu sprechen, „daß allerhand Unberufene für ihren Trödel durch das gute Wort Culturgeschichte ein günstiges Vorurtheil erwecken wollen." Aber um den Namen ist es uns gewiß nicht zu thun. Wer in unserem Sinne von Culturgeschichte spricht, meint damit richtig aufgefaßte Geschichte. Und in diesem principiellen Sinn darf Gothein unzweifelhaft die Forderung aufstellen: „Politische Geschichte bleibt in ihrer Nothwendigkeit und ihrem Werth bestehen; aber die allgemeine, die Culturgeschichte verlangt von ihr, daß sie sich ihr ein- und unterordne."

Also um die richtige Auffassung der Geschichte handelt es sich. Und diese scheinen mir die eben angeführten Worte Thomas Carlyle's annähernd umschrieben zu haben. Von dieser scheint mir sogar Schäfer, so paradox das klingt, garnicht so weit entfernt zu sein, wie es nach dem ganzen Streit den Anschein haben könnte. Denn nur von solcher Auffassung aus kann er von „dem wahrhaft gottbegnadeten Historiker Gustav Freytag" sprechen. Und wenn er gar meint, daß fortschreitende historische Detailforschung auch solche Aufgaben, wie z. B. die Geschichte des italienischen Volkscharakters, in Angriff nehmen werden, so ist mir das völlig aus der Seele gesprochen. Derartig werden die Arbeiten zukünftiger Geschichtschreibung allerdings sein müssen.

Die allgemeinste und letzte Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist eine Menschheitgeschichte „im einheitlichen Zusammenhang der Entwickelung". Aber diese Menschheitsgeschichte ist erst möglich, nachdem die Geschichte der einzelnen Völker durchforscht und erkannt ist. Volksgeschichte ist also das nächste Ziel. Nicht allein die staatlichen Geschicke einer Nation, sondern die Entwickelung des Volksthums als eines Ganzen, — ein wesentlicher Factor dabei ist die Berührung mit andern Völkern und die Einflüsse derselben — dies ist unsere historische Aufgabe. Der geschichtlichen Betrachtung wird der Mensch immer als ein soziales Wesen erscheinen, der Einzelne wird sich nur aus der Gesammtheit heraus verstehen und wenn er über Anderen hervorragt, erst so richtig würdigen lassen. Die Lebensgeschichte der Gesammtheit ist also das Object unserer Forschung.

Dieses Ziel bedingt naturgemäß neue Wege, es zu erreichen. Es wird darauf ankommen, in der Menge der Einzelheiten, die bei solcher Betrachtungsweise auf uns eindringen, das Typische, das Gemeinsame zu erkennen. Auch Gothein hebt dieses Arbeiten mit Massenerscheinungen richtig hervor und hält eine experimentelle Methode, eine Untersuchung der Typen für gegeben. Wenn Schäfer meint, den Versuch, diese Forderung am Mittelalter durchzuführen, könne nur jemand machen, derdem Verständniß dieser Zeit noch recht fern steht, so hat er sich die Forderung offenbar nicht ganz klar gemacht. Gerade im Mittelalter würde sie sich am leichtesten verwirklichen lassen. Der Einzelne erscheint uns also immer zunächst als Angehöriger der Gesammtheit seines Volkes. Er erscheint damit aber immer auch als ein Kind seiner Zeit. So kommt es für Denjenigen, der den Einzelnen beurtheilen, oder vielmehr nicht beurtheilen, sondern verstehen will, erst auf das Verständniß der ganzen Zeit, der großen Strömungen und Richtungen, der Ideen, welche sie beherrschen, an, ein Verständniß, das er andererseits wieder nur aus Beobachtung vieles Einzelnen gewinnen kann. Gerade hierin haben die politischen Historiker fabelhaft gesündigt. Der Eine hält bei diesem für eine hervorragende Eigenschaft, der Andere bei jenem für ein Laster, was im Grunde nur eine Eigenthümlichkeit aller Menschen jener Zeit ist. Das kommt daher, daß sich diese Spezialhistoriker selten um die ganze Zeit kümmern, keine Ahnung davon haben, wie die Menschen damals dachten, fühlten und handelten, was sich freilich nicht aus diplomatischen Urkunden und aus Chroniken allein erlernen läßt. Beispielsweise ist Wallenstein trotz Ranke und den vielen übrigen Biographen, Klägern und Vertheidigern noch immer nicht richtig dargestellt worden. Er würde dabei meines Erachtens im Vergleich zu seinen Zeitgenossen nur gewinnen. Von dem Historiker hat Droysen einmal gesagt: „Seine Gerechtigkeit ist, daß er zu verstehen sucht." Das wird er erst können, wenn er erforscht hat, wie der Einzelne in seinen Anschauungen, in seiner ganzen Art sich doch immer als ein Kind der Gesammtheit darstelle. Man glaube nicht, daß dadurch der Werth der Individualitäten, der großen Männer laufgehoben werde, im Gegentheil werden sie erst so recht gewürdigt werden können. Und die Gesammtheit wieder, eine Generation, eine Epoche, ein ganzes Volk wird der Historiker nur verstehen können, wenn er sie im Zusammenhang des großen Ganzen betrachtet. Aus dem großen modernwissenschaftlichen Prinzip der Entwicke-

lung, das vor allem auch der Geschichtswissenschaft ganz neue Bühnen eröffnet hat, aus eben dieser Anschauung, daß alles ein Gewordenes ist, geht diese Folgerung ohne weiteres hervor. Wer aber Zeit und Menschen verstanden hat, der wird nicht übermüthig absprechen, nicht kritiklos bewundern, der wird vielmehr die wahre Objectivität, die von dem Historiker verlangt wird, inne haben.

Noch eins möchte ich bemerken: Wer die Geschichte als Menschheitgeschichte in strengster Form auffaßt, wird, namentlich wenn er auf die Urzeiten und die Anfangsstufen der Entwickelung zurückgeht, der Anthropologie, der Ethnologie, späterhin der Sprachgeschichte nicht entbehren können. Schäfer meint zwar, der Versuch, also vergangene Entwickelung zu erkunden, sei niemals geschichtliche Arbeit. Aber wer gibt ihm das Recht dazu? Er spricht da nur von seinem „staatlichen" Standpunkt. Die Entwickelung ist eine einheitliche und continuirliche und die Anfangszeiten der Cultur werden auch ein großes historisches Interesse haben. Indessen will ich zugestehen, daß der Nachdruck historischer Arbeit in der Geschichte höherer Cultur liege. Zweifellos ist aber, daß die Geschichte das Verhältniß von Natur und Mensch nicht übersehen darf. Ein nicht gering zu schätzender Zug der menschlichen Entwickelung liegt eben in dem immer fortschreitenden Freiwerden von den Mächten der Natur.

Nach alledem scheint mir Waitz in seiner Anthropologie nicht so Unrecht zu haben, wenn er vier Hauptfactoren bei der Culturentwickelung zusammen wirken läßt, die physische Organisation des Menschen, die einem jedem Volke eigene Form seines geistigen Lebens, welche wieder an allen ihm zugehörigen Individuen zu einer eigenthümlichen und vielfach beweglichen Welt der Ansichten, Interessen und Gefühle ausgestattet erscheint; die Naturumgebung des Volkes; endlich die ganze Summe der sozialen Verhältnisse und Berührungen der Einzelnen untereinander, der kleineren und größeren Gesellschaftskreise unter sich und nach außen.

Diese Ursachen wirken zusammen, eine historische Entwickelung zu erzeugen. Diese Entwickelung zunächst bei einem Volke zu verfolgen, sie darzustellen und ihre Resultate zu erkennen, das ist Aufgabe der Geschichte. Die geistigen Richtungen und Strömungen werden das Wesentlichste dabei sein, und so ist Gothein's Satz: Culturgeschichte, oder wie ich besser sagen möchte, Geschichte in ihrer reinsten Form ist Ideengeschichte, wohl zu verstehen.

Nach alledem ist Schäfer's Meinung, daß man unter der Parole Culturgeschichte neue Forderungen an die Geschichte nicht mehr stellen könne, daß der Ruf nach Culturgeschichte auf ihn den Eindruck mache, als wolle man noch heutigen Tages unter der Losung Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit politische Ansprüche verfechten, durchaus verfehlt. Von dem, was wir verlangen, hat die heutige Geschichtschreibung fast nichts erfüllt.

Ein Erkenntnißtheoretiker.

Von E. Schaarschmidt.

Vor nunmehr fünf Jahren ist ein Buch erschienen unter dem Titel: „Sein und Erkennen.*) Von Paul Widemann", welches in der gelehrten Welt nicht diejenige Beachtung gefunden hat, welche ihm seiner wissenschaftlichen Bedeutung nach zukommt. Der Verfasser erhebt in der Vorrede den Anspruch, den 300jährigen Streit, ob die Welt, in der wir leben, Wirklichkeit oder Schein sei, endgültig entschieden zu haben. Und wer das Buch liest, wird so viel zugestehen müssen, daß das Problem auf eine neue und selbständige Art in Angriff genommen ist.

Wenn ein Denker im Allgemeinen sich mit einem Manne vergleichen läßt, der die Wage nimmt und mit aller Genauigkeit wägt, so ist der Erkenntnißtheoretiker jener Uebergewissenhafte, der vorher noch die Wage untersucht, ob sie auch richtig gehe. Ist unser Erkenntnißorgan, welches aus den fünf Sinnen und dem Verstande besteht, überhaupt fähig, die Welt, wie sie ist, zu erkennen und uns darzustellen? Das ist die große Frage. Wenn z. B. alle Menschen außer ihrer jetzigen Beschaffenheit noch mit einer blauen Brille zur Welt kämen, so würden uns nothwendig alle Dinge blau erscheinen, wir würden aber niemals entscheiden können, ob die blaue Farbe den Dingen an sich eigen oder nur eine Zuthat unseres Auges sei. Ist es nun nicht vielleicht schon so? Die Dinge sind gar nicht so, wie wir sie sehen, sondern unser Auge ist eine Art von Zauberlaterne? Cartesius, der zuerst diese Frage aufwarf, beantwortete sie dahin, daß der Zweifel an der Wirklichkeit der Dinge unbegründet sei. Aber die folgenden Denker, welche an das Räthsel herantraten, Locke, Hume und Berkeley, näherten sich stufenweise der entgegengesetzten Meinung, bis endlich Kant, in seiner Kritik der reinen Vernunft, so gewichtige und scheinbare Gründe dafür vorbrachte, daß man eine Zeit lang von einem Siege derselben reden konnte.

Nach Kant sind Raum, Zeit und der Zusammenhang von Ursache und Wirkung Erkenntnisse a priori, d. h. nicht erst wie die große Masse unserer Kenntnisse erlernt, sondern angeborene Formen unseres Verstandes. Den Beweis dafür findet Kant vornehmlich in der unumstößlichen Gewißheit, welche diese Erkenntnisse auszeichnet vor den bloßen Erfahrungskenntnissen (a posteriori). Wir entscheiden in der Mathematik durch Vorausberechnung über räumliche und zeitliche Verhältnisse mit völliger Gewißheit, daß es sich dann in der Wirklichkeit so finden muß; und wir wissen genau, daß Alles, was geschieht, eine Ursache haben muß, auch dann, wenn wir diese Ursache nicht auszufinden vermögen.

Daraus folgert nun Kant, daß Raum, Zeit und ursächlicher Zusammenhang, die wir in der Welt wahrnehmen, bloße Zuthaten unseres Verstandes sind, der Alles nur in den Formen erkennen kann, die ihm eigen sind. Darum kann die uns umgebende Welt, unseren eigenen Leib nicht ausgenommen, nicht wirklich sein, sondern bloße Erscheinung, in der als Kern von Wirklichkeit nichts übrig bleibt, als ein raumloses, zeitloses, unerkennbares Ding an sich.

Dieser Lehre, bei welcher noch Niemandem wohl geworden ist, tritt das Widemann'sche Werk auf das Entschiedenste entgegen. Der Verfasser verfährt dabei durchaus analytisch. Er betrachtet und beschreibt alle erkennenden Functionen des Menschen mit größter Sorgfalt und Treue, wie ein Botaniker die Pflanzen und ein Zoologe die Thiere. Dabei wird als Mittelpunkt, gleichsam als Rumpf des menschlichen Erkenntnißorgans, hingestellt das Gedächtniß; alle anderen Functionen, der sinnlichen Wahrnehmung sowohl, als des abstracten Denkens, sind nur Glieder, die in das Gedächtniß Stoff einliefern oder daraus entnehmen.

Nachdem so der erkenntnißtheoretisch mögliche Inhalt des menschlichen Bewußtseins festgestellt ist, untersucht der Verfasser denselben auf seine Wirklichkeit oder Unwirklichkeit. Hierbei läßt er zwar gelten die Apriorietät von Raum, Zeit und Ursache, ihrer Gewißheit und Allgemeingültigkeit wegen. Ganz unberechtigt sei aber die Kant'sche Folgerung, daß darum diese drei etwas bloß Gedachtes seien, das in Wirklichkeit den Dingen nicht zukomme. Gründe existiren unabhängig von dem durch sie Bedingten. Alles Erkennen hat zur Voraussetzung ein erkennendes Subject. Dieses letztere scharf betrachtet, ergeben sich Raum und Zeit als demselben wesentlich und wirklich eigen. Sie können also nicht das Erzeugniß des Denkens sein, gehen vielmehr demselben voraus. Auf diese hier nur anzudeutende Weise wird der Begriff der transcendentalen Realität gewonnen, also einer Wirklichkeit, die zugleich gegeben ist als Wissen, wenigstens der Möglichkeit nach, wie überhaupt der Verfasser sein System im Gegensatz zum Kant'schen Idealismus bezeichnet als transcendentalen Realismus.

Von der so bewiesenen Wirklichkeit des menschlichen Bewußtseinsinhaltes wird sodann der Schluß auf die Wirklichkeit

*) Karlsruhe, H. Reuther.

der äußeren Dinge unternommen, indem gezeigt wird, daß aus subjectiver Quelle sich die Anschauung äußerer Gegenstände nicht erklären lasse, daß vielmehr die passive Sinnesempfindung nicht denkbar sei ohne ein wirkliches erregendes Object — nicht bloß ein mystisches Kant'sches Ding an sich — und deshalb, nach dem Ausdruck des Verfassers, gar nichts übrig bleibt, als der empirischen Erfahrung zuzustimmen. Als beherrschendes Prinzip und zugleich als Schranke der objectiven Erkenntniß wird dabei ein neues Gesetz von der Correspondenz der gleichen Eigenschaften aufgestellt, wonach wir die Dinge erkennen vermöge der entsprechenden Eigenschaften, die wir selbst haben, z. B. die räumlichen Dinge vermöge unserer eigenen Räumlichkeit, und sicher Vieles von den Dingen uns entgeht, wozu wir die gleichen Eigenschaften nicht oder nicht mehr oder noch nicht besitzen.

Beim Durchlesen des Buches kann man sich des Epigrammes erinnern, welches Schiller vor beinahe einem Jahrhundert den Naturforschern und Transcendentalphilosophen zugerufen hat:

„Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe.
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt."

Mit der Kant'schen Lehre haben die Naturwissenschaften niemals sich zu stellen gewußt. Wenn ein Naturforscher seine klaren und bestimmten Ermittelungen über die Natur der Dinge, statt sie, wie gewohnt, als etwas Wirkliches zu geben, in's Kant'sche hätte übersetzen sollen, als bloß von der Erscheinungswelt geredet und sie zeigen als ein bloßes Erzeugniß des Menschenkopfes, wie schwer, ja unmöglich wäre ihm dies geworden. Mit der Widemann'schen Erkenntnißtheorie wäre wohl eher das von Schiller gewünschte Bündniß möglich. Der Verfasser zeigt allenthalben Hinneigung zu den exacten Wissenschaften. Ein besonders deutliches Beispiel dafür, abgesehen von der häufigen Polemik gegen Metaphysik und Spiritismus, ist die von ihm hergestellte Vereinigung des erkenntnißtheoretischen Causalgesetzes mit dem physikalischen Gesetze von der Erhaltung der Kraft, welches letztere als der eigentliche Inhalt des ersteren hingestellt wird. Eine Schwierigkeit bereitet indessen Widemann's Auffassung des Raumes als einer bloßen Form und Eigenschaft der Materie, nämlich ihres Nebeneinanders, so daß, wenn alle Materie wegfiele auch nicht ein leerer Raum übrig bleiben würde. Dies widerspricht einem Fundament der heutigen Naturerklärung, der Atomlehre, welche leere Zwischenräume zwischen den Atomen zur Voraussetzung hat. Denn wenn Raum und Materie sich decken, so müssen alle Theile der letzteren mosaikartig an einander gesetzt sein, wenn sie überhaupt noch von einander getrennt sind. So lange nicht gezeigt wird, wie diese Vorstellung zu vereinigen sei mit der Beweglichkeit und Veränderlichkeit der Materie, ist dieselbe zu beanstanden.

Vermag man nicht dem Verfasser bis an die Grenze seiner Ueberzeugungen zu folgen, so ist doch das Buch mit seiner neuen Behandlung und sicherlich richtigen Inangriffnahme eines Problems, das seit nahezu 300 Jahren die denkenden Köpfe beschäftigt hat, ohne Zweifel eine eigenartige Erscheinung. Wer nicht zurückschreckt vor dem schwierigen Gebiete der Erkenntnißtheorie, welches am nächsten der Mathematik verwandt ist und deren strenge Reize theilt, den erwartet keine leichte Lektüre, doch die Bekanntschaft mit einer Anatomie des menschlichen Erkenntnißorgans, welche weiter getrieben ist, als irgend bisher.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Mein Freund Minko.

Von H. Wernicke.

Ich sah ihn eines schönen Tages aus dem Kellerfenster steigen. Bei allem, was bejammernswerth ist, wie sah das Geschöpf aus! Die Rippen stachen förmlich durch sein schäbiges graues Röckchen. Auf zehn Schritte Entfernung konnte man jeden Knochen an seinem Skelett zählen. Das blendend weiße, frisch gebügelte Vorhemd, das er, einem Rest von Selbstachtung folgend, vorgethan hatte, trug nur dazu bei, seinen übrigen Anzug noch mißfarbiger und abgetragener erscheinen zu lassen. Er hatte ein blasses durchgeistigtes Gesicht von komisch-kläglichem Ausdruck, und die großen runden Augen blickten halb resignirt, halb verzweiflungsvoll in die Welt.

Er sah scheu und vorsichtig erst nach rechts, dann nach links, dann geradeaus und erblickte mich.

Ich saß nicht wie einst Friedrich der Große auf einem Brunnenrohr, sondern auf einem Baumstumpf und sann mißmuthig vor mich hin. Es war schlechte Zeit bei mir. Die Liebe hatte gelogen, die Freundschaft hatte gelogen, und ich war allein. Wißt ihr, was es heißt, sich nach den Wonnen der Liebe, nach dem reinen Glück der Freundschaft allein und verlassen zu sehen, bei Seite geschoben wie ein verbrauchtes Möbel, oder wie ein zum Ueberdruß gelesenes Buch, vernachlässigt und vergessen um neuer Freunde, neuer Bekanntschaften willen?

Wenn der Freund, die Geliebte uns verräth, uns plötzlich zurückstößt, so werden wir rasend vor Schmerz, wir toben, wir vergießen Ströme von Thränen, wir scheinen den Verstand zu verlieren und sinken endlich gebrochen zu Boden, doch, nachdem wir einige Zeit geruht haben, erheben wir uns wieder, wischen die letzten Thränen von unserer Wange und wagen uns von neuem in's Leben, zwar noch etwas matt, aber schon wieder mit neuen Liebeskeimen im Herzen, schon wieder nach neuen Freunden ausschauend.

Doch es gibt eine zweite Art uns los zu werden.

Unsere Freunde, an deren Beständigkeit wir felsenfest glaubten, fangen an, befremdend liebenswürdig zu werden, sie versichern uns ohne jede Veranlassung ihrer unwandelbaren Treue, (wißt, wenn der oder die Geliebte anfangen, ohne jedwede Veranlassung uns ihrer Treue zu versichern, so hat die Untreue bereits begonnen), sie drücken uns häufig und energisch die Hand, sie deuten beständig an, daß sie nach wie vor die größte Hochachtung vor uns empfänden, und während wir uns staunend fragen, wozu das Alles nöthig sei, entfernen sie sich allmählich vor unseren Augen, immer nach rückwärts blickend, immer noch freundlich winkend und grüßend, aber die Grüße werden seltener, das Lächeln flüchtiger und kälter. Dann sehen wir die, welche einst Alles darum gegeben hätten, uns nahe sein zu können, nur noch in der Ferne als nebelhafte Umrisse bis sie endlich ganz verschwinden, und wir uns allein finden in dem drückenden Schweigen unfreiwilliger Einsamkeit. Jetzt rasen wir nicht, wir toben nicht und verlieren nicht den Verstand, wir weinen vielleicht nicht einmal, möglich sogar, daß wir gähnen, denn die vielen Complimente haben uns ermüdet, aber die Langeweile, der Lebensüberdruß legen sich lähmend auf uns. Es ist wie eine chronische Krankheit, welche Jahre braucht um zu heilen. Wir gehen umher wie andere Leute, thun und sprechen wie sie. Aber wir fehlen nicht wie sie. Unser Gemüthsleben leidet an einer chronischen Verstimmung, und wir denken ernsthaft darüber nach, ob es nicht wohlgethan wäre, sich der düsteren Schaar der Menschenfeinde anzureihen.

So und nicht anders war es um mich beschaffen, als jenes dürre Gespenst langsam dem Dunkel des Kellers entstieg und — wie schon bemerkt — mich erblickte. Im ersten Augenblick erschrak der Kellerentstiegene bei meinem Anblick; er wollte sich wieder zurückziehen, doch entweder war er dazu schon zu schwach, oder es befiel ihn der Muth, welcher die Verzweiflung zu begleiten pflegt, er setzte den schon erhobenen Fuß wieder nieder und begnügte sich damit, mich mit erwartungsvoller Aufmerksamkeit anzusehen.

Meiner soeben geschilderten Gemüthsverfassung gemäß war mein erster Gedanke, mich durch einen Steinwurf von seiner störenden Nähe zu befreien. Aber wer hätte es über sich vermocht, auf ein so erbärmliches Geschöpf noch Steine zu werfen! Alles an ihm schrie: Hunger! Hunger! Hunger! und ich beschloß nach weiterer Ueberlegung, ihm statt Steine lieber Brot zu bieten. Ich holte aus der Küche eine wohlgefüllte Schüssel, welche der verwöhnte Mops verschmäht hatte, und setzte sie dem

armen Burschen dicht vor das runde Näschen. Er reckte dem Hals lang aus und schaute ungläubig auf die Schüssel, als hielt er Alles für einen Trug der Hölle; dann fuhr er mit heftigem Schnappen darauf los.

Er fraß, und ich staunte. Nie hatte ich einen ähnlichen Appetit beobachtet! Ich glaubte er würde niemals aufhören zu fressen. Seine kleine verschrumpfte Gestalt dehnte und blähte sich. Er wuchs förmlich vor meinen Augen, und je kleiner der Vorrath in der Schüssel wurde, desto größer wurde er. Ich staunte, und er fraß. Endlich war er satt. Er zog sich etwas von der Schüssel zurück und sah mich dankbar an. Habt ihr je den Dankesblick eines Thieres empfunden? Ah, da haben wir's! Ich wollte es gleich im Anfang sagen, aber immer kam etwas Anderes dazwischen: meine neueste Bekanntschaft gehört dem Thierreich an.

„Schadet nicht!" sagt hier vielleicht ein gutmüthiger Leser, und ein anderer, der gleich mir von Seinesgleichen getäuscht oder verlassen ist, lächelt ingrimmig und stößt durch die Zähne: „Mir gerade recht! Mit den Menschen bin ich nun fertig, versuchen wir es einmal mit den Thieren!" Er, der letztgedachte Leser, welcher ein gefühlvoller Mensch ist — denn nur gefühlvolle Menschen nehmen sich einen Treubruch zu Herzen — glaubt natürlich, daß er nie wieder einem Menschen sein Herz zu eigen geben wird. Lassen wir ihm diesen Glauben, der ihn tröstet und kehren wir zu dem jetzt nicht mehr ganz so mageren Gegenstand unserer Betrachtung zurück.

Derselbe schien freundliche Beziehungen zwischen sich und mir anknüpfen zu wollen, denn er erhob sich, krümmte den Rücken zu einer zierlichen Verbeugung und machte schließlich Miene, sich mir zu nähern. Aber ich habe Katzen nie leiden können. —

„Haha, von einer Katze also ist die Rede!" unterbricht der menschenfeindlich gesinnte Leser mit einem fürchterlichen Lachen; „von einer Katze also: diesem Symbol der Falschheit! Aber mir gerade recht, nur zu!"

Also ich habe Katzen nie leiden können, und deshalb that ich jetzt, was ich vorhin schon thun wollte, ich griff nach einem Stein. Diese Bewegung, die das Thier an frühere Erfahrungen erinnern mochte, verscheuchte es sofort. Es verschwand mit einem Satz im Keller, aus dem es gekommen war.

Aber es blieb von nun an im Hause, obgleich es weder dahin gehörte, noch zum Bleiben eingeladen wurde. Ich erkundigte mich bei meinem Hausgenossen, bei meiner Nachbarschaft nach der Herkunft des Thieres. Niemand wußte etwas von ihm oder hatte es je zuvor gesehen. Seine Vergangenheit war so dunkel und sein Auftauchen in meinem Hause so plötzlich, wie das eben nur bei einer Katze vorkommen kann.

Zuweilen verließ es den Keller und wagte sich in einer Anwandlung von Familiarität in's Haus. Dann wurde sofort von irgend einer Seite her ein handfester Gegenstand nach ihm geschleudert, oder die Köchin stürzte mit einem Besen aus der Küche, und ich sah, wenn ich in solchen Momenten zufällig auf den Flur trat, ein langes, graues Etwas mit der Geschwindigkeit des Blitzes aus der Hausthür schießen und verschwinden.

Nachdem man den Fremdling einigemale so lieblos behandelt hatte, verschwand er endlich ganz. Man sah ihn nicht mehr und glaubte, daß er ausgewandert oder irgendwo umgekommen sei. Uebrigens fühlte sich Niemand seinetwegen beunruhigt und nur die Köchin heftete noch zuweilen ihre Blicke mißtrauisch spähend auf die dunklen Winkel des Hausflurs und rief gebieterisch ihr: „Katz' raus!" ein Verlangen, dem die Gerufene nun darum nicht nachkam, weil sie nicht darin steckte.

Eines Abends kramte ich in der Bodenkammer zwischen alten Gerümpel. Da fiel mir ein Brief in die Hände. Er war an mich gerichtet, geschrieben vor Zeiten von einer einst so geliebten Hand. Der Himmel kann wissen, wie so etwas sich verkriecht, verschleppt wird, und dann irgendwie ganz unvermuthet wieder zum Vorschein kommt. Warum können wir uns nicht entschließen, solche Briefe sogleich zu verbrennen! Ich wollte ihn nicht lesen, aber ich las die Anrede, diese zärtliche, kindische, beglückende Anrede. Nachdem ich dieselbe gelesen hatte, konnte ich meine Blicke von dem Papier nicht mehr losreißen, und ich las weiter bis zum Schluß. O Gott! Versicherungen der Treue! einer unvergänglichen Treue, die auch mit dem Tode nicht enden, die Erde und Himmel überdauern sollte! Was würde die, welche den Brief geschrieben, sagen, was würde sie thun, wenn ich jetzt zu ihr eilte um ihr den Brief vor die Augen zu halten? O, sehr einfach! Sie würde freundlich und beruhigend lächeln, sie würde höfliche Worte sprechen, sie würde mir entschuldigend die Hand drücken und würde mich in aller Sanftmuth von der Ungerechtigkeit und meiner Thorheit Vorwürfe überzeugen. — Ach Menschen, Menschen! Was sind ihre Worte, und was sind ihre Betheuerungen!

Ich bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte, da war es mir, als wäre ich nicht mehr allein, etwas war bei mir. Ich sah auf und schrak unwillkürlich zusammen. Dicht neben mir stand die graue Katze. Sie bewegte leise den Schweif und sah mich an.

„Also hier," sagte ich, „hier hast du dich in Sicherheit gebracht, armes verfolgtes Thier!" Da ich selbst litt, so hatte ich Mitleid mit der leidenden Creatur.

Sie bewegte den Schwanz lebhafter und krümmte den Rücken. Der Umstand, daß ich nicht sofort den nächsten Gegenstand nach ihr schleuderte, beglückte sie augenscheinlich. Ich streichelte sie und sie gerieth in einen Taumel des Entzückens. Sie schnurrte so laut, daß es rasselte, schlug den Schwanz heftig hin und her, trat mit den Vorderpfoten auf und nieder, krümmte den Rücken und drängte sich an meine Füße, als wäre ich ein Magnet und sie das angezogene Eisenspänchen.

Hatte sie nicht auch ein liebebedürftiges Herz, dem die Zuneigung versagt wurde? War sie nicht auch zur Einsamkeit und Verlassenheit verurtheilt? „Gut", sagte ich laut, „die Menschen sind meiner überdrüssig geworden, so wollen wir beide jetzt Freundschaft schließen!" Ich ergriff ihre Pfote und schüttelte sie, um auf menschliche Art den Pakt zu besiegeln, aber das Thier hatte von menschlicher Höflichkeit bisher zu wenig kennen gelernt, um den Sinn dieser Ceremonie sofort zu verstehen. Es vermuthete eine neue Grausamkeit. Hastig riß es die Pfote an sich, und sausend verschwand es hinter einer großen Kiste. Aus dem dunklen Spalt zwischen Wand und Kiste sah es mich mit großen, grünen, angstvollen Augen an. Ich griff in das Dunkel und holte sie heraus. Sie ließ sich ruhig anfassen und leckte sich nur furchtsam die Lippen.

„Du hast Recht, dich' zu fürchten," sagte ich, „wir Menschen sind fürchterlich genug, aber fortan soll dir Niemand zu nahe treten." Sie schnurrte erfreut, und ihre Sammetfüßchen stemmten sich vertrauensvoll in meine Hand. Ich bemerkte jetzt zum ersten Male, daß eins ihrer Ohren nur halb vorhanden, und daß ihr Schwanz mehrfach gebrochen und schief und knorpelig wieder zusammengeheilt war. Was mochte das Thier nicht Alles erfahren haben, ehe es den Weg in dies Haus fand! Von wie viel Gassenjungen mochte es mit Steinen beworfen, von wie viel Hunden verfolgt worden sein! Das gehetzte Thier und ich, wir paßten gut zusammen.

Ich nahm es vom Boden herunter und stellte es den Anderen als meinen Freund vor. Im Grunde hatte Niemand etwas dagegen einzuwenden, nur der Mops ließ aus seiner versetteten Brust ein verdrießliches Grollen hervorquellen, und die Köchin sah sich gewohnheitsmäßig nach ihrem Besen um. Ich dachte daran, der Katze einen Namen zu geben. Ihrem Geschlecht nach hätte sie einen weiblichen Namen beanspruchen dürfen, aber ich wollte mit den Weibern nichts mehr zu thun haben, ich wollte nicht einmal an sie erinnert werden, und so sollte es ein männlicher Name sein. Nicht, daß ich die Männer besser und treuer befunden hätte, aber sie hatten mich nicht so tief verwundet, weil ich sie nicht so sehr geliebt hatte. „Du bist also ein Mann, und ich werde dich Minko nennen," sagte ich. Das kluge Thier bewegte zustimmend den Schwanz. Einem Philosophen wie ihm mußte es gleichgültig sein, welches Geschlecht und welcher Name ihm zu Theil wurde. Ich sagte also stets, wenn ich von ihr sprach, „der Kater" und „er", die ganze Nachbarschaft sagte „der Kater" und „er", und mein alter Nachbar zur Linken, wenn er sich in der Dämmerstunde mit den Armen auf den Gartenzaun legte, um mit mir zu plaudern, begann seine Unterhaltung jetzt häufig mit den Worten: „Wissen Sie, ich hatte auch einmal einen Kater —". Da es sich um meinen Nachbar zur Linken handelt (nicht um den zur Rechten), um den anständigen alten Andreas, so kann von einer bildlichen Auslegung des Wortes hier natürlich nicht die Rede sein. So ging Minko als Kater durch's Leben, und während der drei Jahre, wo ich ihn besaß, strafte kein Natureigniß meine Worte Lügen.

In jedem Verhältniß der Zuneigung findet Folgendes statt: der

Eine gibt sein ganzes Herz, der Andere nur einen Theil desselben. Das scheint die Natur so eingerichtet zu haben, damit zwei Wesen nicht völlig in einander auf und so der Ganzheit verloren gehen. In unserem Fall war es Minko, der sein ganzes Herz gab. Nie hat ein Hund, nie selbst ein Sklave seinem Herrn treuer angehangen. Er begleitete mich auf Schritt und Tritt, und ich brauchte mich seiner Begleitung nicht zu schämen, denn sein Aeußeres war jetzt keineswegs mehr schäbig zu nennen. Die Farbe seines Rockes blieb zwar immer etwas unscheinbar, aber da derselbe stets glatt und sauber gebürstet war, so machte er trotzdem einen recht anständigen Eindruck. Es war eher ein praktischer Haus- oder Straßenrock als ein Salonanzug, und das war es gerade, was er in meinem Dienst brauchen konnte, denn ich hielt mich sehr viel und in jedem Wetter draußen auf.

Promenirte ich stundenlang auf dem langen Mittelwege in meinem Garten auf und nieder, so ging mein kleiner Freund gemessenen Schrittes, ohne Ungeduld oder Ermüdung zu zeigen, währenddem vor mir her, sich manchmal verstohlen umsehend, ob ich auch noch dicht hinter ihm sei. Von Zeit zu Zeit blieb ich vor den Rosenstöcken oder vor den Stachelbeerbüschen stehen, um sie mit der Sachkenntniß eines Gärtners zu untersuchen, dann stand er neben mir, unbeweglich wie ein Steinbild und graziös wie ein Tanzmeister.

Saß ich traurig auf der Bank unter dem Fliederstrauch, grübelnd über die Vergänglichkeit des Glückes, so raste er an einem Baumstamm empor, blieb in halber Höhe desselben hängen und sah sich schwanzwedelnd nach mir um, als wollte er sagen: „Sieh doch meine Kunststückchen und werde wieder heiter."

Zuweilen neckte er mich auch. Wenn ich ihn rief, huschte er in den dichten Spierstrauch, und ich sah nur seine spitzen Ohren und seine runden Augen herausgucken; wenn ich mich ihm näherte, verschwand er ganz in dem Buschwerk, und wenn ich mich wieder abwandte, stand er plötzlich dicht neben mir und rieb seinen schlanken Leib an meinen Füßen.

Nur unter einer Bedingung trennte sich Minko von mir, das war, wenn ich mein kleines Landhaus verließ, um mich zur Stadt zu begeben. Nichts in der Welt hätte ihn vermocht; mir dorthin zu folgen. Ich schloß daraus, daß er die Stadt zu gut kennen gelernt hatte, um sich noch zu ihr hingezogen zu fühlen, daß seine traurigsten Erlebnisse sich dort abgespielt hatten, und daß er ein Gelübde gethan, nie wieder die Grenzen jenes Schreckensortes zu überschreiten. Er begleitete mich bis zu dem Punkt, wo das frische Grün der Gärten aufhörte und die staubige Straße begann, dann verschwand er ohne zeitraubende Abschiedsceremonien durch die Stackete eines Gartenzauns, und ich hörte das Glöckchen seines Halsbandes noch eine Weile klingen. Kehrte ich zurück, so sah ich von fern ein schlankes, mit einem anständigen grauen Pantalon bekleidetes Bein sich durch den Gartenzaun schieben. Das Bein verharrte unbeweglich, bis ich ganz nahe gekommen, darauf folgte dem genannten Gliede der übrige Körper meines Freundes Minko, der sich in seiner ganzen Länge um meine Füße schlängelte, eine Art der Begrüßung, die mich mehr ansprach, als das halb mürrische, halb herablassende Grunzen des verwöhnten Mopses. Kurz, ich war zufrieden mit Minko, und Minko war zufrieden mit mir. Aber gibt es ein lebendes Wesen, das nicht seine Schwachheiten, seine Fehler hätte!

Ein Freund von mir (einer von Jenen, ihr wißt ja!) sagte einst: „Wenn ich einen Menschen erblicke, so gut, so edel, so tugendhaft, so ohne Fehl und Makel, so von Allen bewundert und geehrt, treibt es mich, den dunklen Punkt an seinem Charakter zu erspähen, denn ein dunkler Punkt ist da, das weiß ich, und ich ruhe nicht eher und schenke nicht eher mein Vertrauen, als bis ich den dunklen Punkt gefunden habe."

Minko war kein Mensch und doch war der dunkle Punkt vorhanden; eines Tages entdeckte ich ihn.

Ich saß mit meinem Freunde auf der Gartenbank. Der Flieder duftete über mir, der Kuckuck rief aus dem nahen Walde, und die Nachtigall, welche die ganze Nacht gesungen, hob von Zeit zu Zeit die Stimme zu einem kurzen schläfrigen Triller. Eine Sperlingsmutter hüpfte mit ihrem Jungen über den breiten Weg, auf welchem Licht und Schatten mit einander spielten. Das Junge schlug unaufhörlich mit den Flügeln und öffnete ebenso unaufhörlich den Schnabel. Die geplagte Sperlingsmutter steckte in diesen Schnabel Alles hinein, was sie fand und genirte sich nicht, von meinen jungen Erbsentrieben die zarten Spitzen abzureißen, um den Magen ihres unersättlichen Sprößlings damit zu füllen. Minko beobachtete dies Treiben mit mir; plötzlich machte er einen Satz, seine Klingel tönte und die gewarnte Sperlingsmutter war im Nu mit ihrem fetten Jungen verschwunden. Minko sah ihnen verblüfft nach. Ich war entrüstet, empört und schämte mich für ihn. Minko kam zu mir geschlichen. Er sah mich unbefangen an und schmiegte sich um meine Füße. Ich griff in sein Fell und zog ihn in die Höhe.

„Räuber!" rief ich, „elender Räuber! Wolltest du die Mutter dem Kinde, oder das Kind der Mutter entreißen!"

Minko machte ein tragi-komisches Gesicht.

„Ja, nur besehen!" sagte ein kleines Mädchen meiner Bekanntschaft, als man sie ertappte, wie sie mit ihrem Zünglein in verdächtiger Nähe über einer leckeren Torte hing, die für ein Festmahl bestimmt war. „Ja, nur besehen!" Und „ja nur besehen!" sagte Minko's ganzes Behaben. Doch ich kannte kein Erbarmen. Ich schlug ihn, bis ich nicht mehr konnte und schleuderte ihn mit aller Kraft in die Büsche. Eine harte Strafe! Mich befiel die Reue. Warum hatte ich das Thier, das sich nicht wehrte, obgleich es sich hätte wehren können, so mißhandelt! Wer war denn mehr Thier, wer war grausamer gewesen, er oder ich?

Ich lockte ihn. Im Augenblick war er neben mir. Er schmiegte sich nicht an mich, er wedelte nicht mit dem Schwanz und sah mich auch nicht an, er schien zu sagen: „Du hast nicht als Freund an mir gehandelt, aber dennoch komme ich wieder zu Dir."

Nie wieder sah ich ihn Vögel belauern oder nach ihnen jagen, und er war nach wie vor mein Freund, und nach wie vor ging ich den Menschen aus dem Wege. Aber in dieser Einsamkeit, ohne daß ich es wußte, genas ich. Ich dachte nicht mehr so oft an vergangene Stunden, ich fing an, den Augenblick zu genießen, und als ich den Mann, welcher immer auf der Suche war nach dem dunklen Punkt, in einer Gesellschaft begegnete, drückte ich ihm lächelnd die Hand und erkundigte mich theilnehmend nach seinem Ergehen und nach seiner Gesundheit. Ich brachte es sogar über mich, gewisse Briefe, eine blaue Schleife und eine vertrocknete Rose zu verbrennen. Minko saß daneben, und sein Gesicht drückte Billigung aus. Diese Gegenstände hatten längst seine Eifersucht erregt, denn wie Alle, welche wirklich lieben, war Minko eifersüchtig. (Als das bereits erwähnte kleine Mädchen meiner Bekanntschaft sich einst vertraulich auf mich lehnen wollte, sprang er zwischen uns und suchte es von mir fortzudrängen.)

Ich begann die herrliche Natur um mich zu genießen; die Erde war mir nicht länger ein Jammerthal, die Menschen fingen an, wieder meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ein wundervoller Frühling zog in's Land und schien Alles aufzubieten, mich der Freude wiederzugeben. Wie das duftete, glühte und sang! Aber wie, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, und damit die Menschheit nicht zu übermüthig würde, änderte sich das Wetter und unaufhörliche schwere Regengüsse rauschten herab, Tag und Nacht goß es von oben mit solcher Macht, daß die Blumen zu Boden geschlagen und manche schöne Hoffnung auf ein Gartenconcert, eine Landparthie oder eine Gebirgsreise schonungslos vernichtet wurde.

Wenn das Wetter einen lichten Moment hatte, ging ich nach meiner Gewohnheit im Garten auf und nieder. In dem Spierstrauch saß ein brütendes Vöglein, und nach jedem schweren Guß sah ich nach, ob der Regen es nicht vom Nest geschlagen oder die Kälte es vertrieben hätte, ob es nicht einen geschützteren Zufluchtsort aufgesucht habe wie andere Vögel, aber immer noch sah ich das zierliche Köpfchen und die ausgebreiteten Flügel. Geduldig, heldenmüthig harrte es aus. Leonidas und seine Schaar können nicht tapferer, nicht unerschütterlicher gewesen sein. Ganz vorsichtig nur und von fern beobachtete ich es, um es nicht zu erschrecken. „Wer immer dich beunruhigen würde, du treueste unter den Müttern, er sollte es büßen," gelobte ich mir.

Nach ein paar schweren Wochen sah man vier Köpfchen unter den Flügeln hervorgucken. Endlich, endlich also wurde es für alle Qualen belohnt! —

Eines Abends war ich in der Stadt gewesen, in der lärmenden,

dumpfen, geschäftigen Stadt und eilte heim, um in der erquickenden Luft meines Gartens die Lunge wieder rein zu waschen. Mein erster Gang war zum Nest — es war leer und zerquetscht, ein paar zarte Federn hingen in den Zweigen. Wer! wer hatte das gethan!

„Das ist der Kater gewesen," sagte mein alter Nachbar, welcher jenseits des Zaunes entlang ging, um nach seinen Bienen zu sehen.

„Nein!" rief ich.

„Doch, doch, Herr —" er konnte meinen Namen nie behalten — „ich hab's von meinem Fenster aus gesehen. Meine alten Augen sind noch gut genug."

Minko stand neben mir. Er sah erst mich an, dann das zerstörte Nest, dann wieder mich. In seinen Augen spielte ein seltsames Licht; die Pupillen öffneten und schlossen sich. Er bewegte kaum merklich den Schwanz. Ich ging in das Haus um meine Büchse zu holen. Dieselbe in der Hand begab ich mich wieder in den Garten. Minko begleitete mich nach seiner Gewohnheit überall hin. Ich empfand nichts als Zorn und Empörung und das Verlangen, den gemordeten Vogel zu rächen.

Ich richtete den Lauf der Büchse auf Minko. Er wandte seine Blicke vertrauensvoll und neugierig auf das Mordinstrument und machte Miene, sein Näschen daran zu reiben.

Ich ließ die Waffe sinken. Was wollte ich thun? Hatte jemals ein lebendes Wesen mir so viel Liebe entgegengebracht, so viel Anhänglichkeit gewidmet! Schuldete ich ihm nicht Dank dafür, daß er bei mir blieb, als alle Anderen mich allein ließen! Sollte ich meinen Freund tödten, weil ich den dunklen Punkt an ihm entdeckt hatte!

Minko schnurrte und schmiegte sich an meine Füße. Ich bückte mich, um ihn zu streicheln. Da fiel eine zierliche Feder aus dem Strauch auf meine Hand. Meine Blicke wandten sich dem Nest zu. Armes standhaftes Vögelchen! Ich hob die Büchse und schoß! Ade, Freund Minko!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Kollege Crampton." Komödie in fünf Aufzügen von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater.) — „Helga." Schauspiel in fünf Acten von Hans Hopfen. (Lessing-Theater.)

Ein kahl und dürftig ausgestattetes Wartezimmer, ein Studio von persönlichstem Reiz und wundervoll subjectivem Duft, eine gute Stube mit billigem Bazargeräth und gleichgiltigen Kupferstichen, ein Ausgang mit Doppelthüren wie in schlechten Schwänken: das ist so etwa die Wohnung, in der Herr Gerhart Hauptmann nun sich eingerichtet hat, als Komödiendichter. Nur ein Gelaß ist bei dieser Aufzählung vergessen worden, von allen Räumen der köstlichste: eine enge, schmale Kammer, drin an der Wand ein echter Frans Hals hängt: ein verlumpter, verkneipter Künstler, der bei kümmerlich flackerndem Talglichte zur Laute eine italisch lüsterne Serenade girrt. Vor diesem prachtvollen Kerl, dem nicht die strotzende Genialität der Faune von Rubens, wohl aber die joviale Räkellaune des Lautenspielers von Hals aus hektischen Backen sprüht, da vergißt man schnell die Dürftigkeit des Wartezimmers, die Banalität der guten Stube und nur die abgetretene Strohmatte am Ausgange befremdet den Blick. Wo ein Kunstwerk zu sehen war, da klettert nicht gern man die Gesindetreppe hinab.

Allzu lange brauchen wir in der Wohnung uns nicht aufzuhalten, und so merkt denn nur das geschärfte Auge, wie eilig die Möbel zusammengestellt sind. Auch das verschlägt nicht viel, daß um einen Menschen nur Leute sich gruppiren und nichts als Leute. Denn zum guten Glück ist der eine Mensch gerade der Hausherr und erst, wenn der den Rücken kehrt, wird die Gemeinschaft der Ueberflüssigen unbequem. Der Hausherr ist der Kollege Crampton, den wir bei besserer Muße betrachten wollen, nachdem wir seine Erlebnisse kennen gelernt haben werden.

An der Kunstakademie ist er Professor, in Breslau, wie es scheint, denn sein Factotum, der Sancho dieses Don Quixote, jammert in schlesischer Lautfärbung über des Professors übernächtiges Bummelleben und erzählt uns von Schulden, Miseren, Gerichtsvollzieher. Crampton ist freundlich genug, diese Charakteristik eigenmündig zu ergänzen: statt jeder anderen Morgentoilette nimmt er ab und an einen Cognac, bestellt Bier und 'nen Harung im Salze und schimpft, einen wegen Bummelns relegirten Kunstschüler zu trösten, über die akademische Drillanstalt und ihre Anti-Kunst sich weidlich aus und über die Kollegen, diese Anstreicher und Zuckerbäcker. Dazwischen zeigt er uns einen Karton, dessen Konturen der große Genelli gerühmt hat, und pinselt an einem Bildchen der Schülerszene herum. Es erscheint seine jüngste Tochter und vertraut, angeblich dem relegirten Jüngling, eigentlich aber dem Publikum, ihre schwere Sorge um den Vater. Der aber hat an seinen chronischen Kater schon sich gewöhnt und ist heute noch besonders bierfidel, denn morgen soll der Herzog kommen, sein Herzog, der sein Talent erkannt und seine Bilder gekauft hat. Darauf wird dann rasch noch ein Extraseidel geleert, und das ist der erste Act.

Der Herzog soll kommen. Zunächst aber kommt ein Kneipwirth, dem um schnöden Sold der bedrängte Professor ein gambrinisches Reklamebild versprochen hat. Der Budiker mäkelt, der Künstler wirft ihn zur Thür hinaus. Denn der Herzog soll ja kommen. Ehe es aber so weit ist, schleppt erst der Relegirte noch seinen Bruder und Vormund herbei, der von des Mündels Aussichten etwas erschnappen möchte. Da kommt er aber an den Rechten; Crampton ist nervös, obenauf, angezecht auch und zum Prophezeien spürt er nicht die geringste Lust. „Bin ich 'ne Pythia? Sitze ich hier auf 'nem Dreifuß? Ob der Junge Talent hat? Weiß ich denn, ob ich selber Talent habe?" Und er wettert recht nach der Kunst, daß Herr Mendel gewiß zum Attestpapier greifen möchte und Menschen von weniger begrenztem Intellect an Schopenhauer sich erinnern, der in Frankfurt ja mal den Galeriediener fragte, ob er ihm denn nicht sagen könnte, wer er sei. Aber nun müßte, da die Kunstschüler in Reih und Glied schon geordnet sind, der Herzog doch kommen. Er kommt auch, aber nicht zum Professor Crampton, sondern zum Professor Kircheisen; dem Kollegen Crampton geht er vorüber, denn der ist, ein Amtschreiben verkündet's, wegen liederlichen und kompromittirlichen Lebens von der Professur enthoben. Und nun erfährt er auch, daß seine Frau, der hochtrabende Engel, ihn spornstreichs verlassen hat, mitsammt den Kindern, und daß nur das Jüngste ihm bleibt, seine Gertrud. Die übergibt er, weil doch Alles versiegelt werden soll, der Obhut des Relegirten, und mit dem getreuen Dienstmann zieht aus dem heimlichen Studio er hinaus, das letzte Quartier zu suchen. Ist ihm nichts, ist ihm gar nichts geblieben, kaum die Ehr', nur das alternde Haupt. Und das ist der zweite Act.

Beim Fabrikanten Strähler, dem reichen Bruder des Relegirten, ist Gertrud untergebracht. Der Bruder ist gut, die Schwester ist gut und am besten ist Mäxchen, das neunzehnjährige Nesthäkchen, dem der Teufel glauben mag, daß er wegen Pedellprügelns von der Akademie gejagt worden ist. Gertrud ist ein Bischen bekümmert um den verschollenen Papa, an's liebe Mäxchen aber denkt sie sich wieder froh. Es wird viel „gedalbert", nach Fontanes paßlichem Wort, und am Ende bringt das Factotum Kunde vom vermißten Professor. Dem ist nämlich, wer's glaubt, wird selig, weder die Tochter noch deren Liebster nachgeschlichen. Eine Anmeldepolizei scheint's in Breslau auch nicht zu geben. Jedenfalls aber ist das der dritte Act.

Das Wartezimmer, das Studio, die gute Stube haben wir hinter uns und kommen nun zum Frans Hals. In einem Kämmerchen, hinter dem Zapfapparat einer Bierspelunke, sitzt Kollege Crampton und klopft mit zwei platten Burschen Scat. Um den Gläubiger sicher an der Leine zu haben, gab der Wirth Kost und Logis, Beleuchtung auch, 'nen Talgstumpf, und für süssigen Stoff sorgt Selma, die nette und honnette Kellnerin. So haust, noch immer nicht pythisch zwar, doch in qualmigem Nicotindunst, der mit Genelli einst um den Preis der Konturenführung ringen durfte. Aber immer fidel, so lange noch Bier da ist und Cigarren nicht fehlen. Aus der säuerlichen Kneipenluft schwingt das zarte Seelchen sich, Phantasie, auf: Dulcinea ist die schönste unter den Frauen, zur Mandoline erklingt eine heiße Canzonette, Bohemia, das Kunst-Zigeunerland, wird lebendig und dem geleckten Banausenthum öder Jugend liest der Kollege Crampton den Text. „Lesen! Ihr lest ja nichts. Kennt Ihr Boccacio? Zu gemein ist der Euch? Ja wohl, zu graziös, denn Euer Magen ist an Erbsen und Sauerkraut gewöhnt. Kennt Ihr Swift, Thakeray, Dickens? Was? Ja, nichts kennt Ihr, seid blöde und leer wie frisirte Puppenköpfe. Macht, daß Ihr fortkommt! Aber um acht erwarte ich Euch bestimmt zum Scat. Na, macht's gut!" Man hört den Dichter reden, zu seinen Stiefelputzern. Nebenan tafelt die Stubenmalerzunft und bittet um die Ehre, den berühmten Kollegen von der Kunst bewirthen zu dürfen. Warum nicht? Wenn das Bier nur gut ist. Auch ein Geschäft wird dem Umgetriebenen vorgeschlagen: in Görlitz soll er einen Concertsaal bemalen. Macht er auch, hat in der schmierigen Misere schon eine prachtvolle Vision. „Am Plasond ein Rundbild: der Naturlaut. Das Meer, das aufgewühlte, heulende Meer. In der Mitte ein Felsblock, den mit mächtigen Fäusten Giganten auseinanderreißen. Ein gewaltiger Feuerstrahl zischt hervor . . ." Wie die ehrsamen Tüncher darüber denken, erfahren wir nicht, denn schon ist Max da, der Retter, der mit umständlich bemühter Beredsamkeit den Meister zum Bruder schwatzt und zur Schwester, die er für sechshundert baare Thaler porträtiren soll. Großer Wuthausbruch gegen die Kleckser und den Kneipenwirth, theatralischer Abmarsch aus der Spelunke. Und das ist der vierte Act.

Meister und Schüler gingen gemeinsam fort, Kollege Crampton muß aber wohl unterwegs ein alkoholisches Bedürfniß gespürt haben, denn das Mäxchen findet noch Zeit, nach kurzem Gedalber sich Gertrud zu verloben und von Bruder und Schwester sein neunzehnjähriges Glück segnen zu lassen, ehe der Professor verblüfft sich in seiner alten Atelliereinrichtung zurechtguckt, die das Mäxchen, reich wie es ist, erstanden hat. Allgemeines Vergnügtsein, ein Viertelduzend Wortwitze, endlich, als mot de la fin, ein Gelöbniß: „Mit der Bummelei ist's nun aus, Junge, jetzt wollen wir arbeiten, wie die Kulis." —

„Allons travailler!" Das ist auch das Schlußwort von Zola's „L'Œuvre"; dort sagt es, als der arme Sonnenaufgangsucher Claude Lantier eingeschirrt ist, der erdwüchsige Literaturarbeiter Pierre Sandoz zum Professor Bongrand, dem Akademiker, der in Paris etwa die Stellung des Breslauer Kollegen Crampton einnimmt, der auf die Drillanstalt

schimpft, auf die Jury und nur zwischen den Jungen sich wohl fühlt. Denen glaube ich, die werden an die Arbeit gehen; aber Crampton, der alte Süffel, an dem das Delirium schon leckt, der schon Pferde-Igel und Frösche tanzen sieht? Möglich wär's immerhin, daß in gemächlicheren Verhältnissen, ohne das englische Gerümpfe der klagenden Frau, er doch am Ende noch an Ordnung sich gewöhnt und an Ruhe. Möglich, aber nicht wahrscheinlich und von einem Charakterbruch, in usum serenissimi publici, ließe mit einigem Recht immerhin sich sprechen. Indessen —: wer bürgt uns denn dafür, daß Orgon nicht morgen einem neuen Tartufe in die öligen Schlingen geht, daß Argan nicht gleich wieder, in eingebildeter Krankheit, mit der Klystierspritze das Haus tyrannisirt? Eine harte Lehre hat auch der Kollege Crampton empfangen und über die lächelnde Gläubigkeit seines Dichters könnte ich noch hinweg, wenn die abgetretene Strohmatte nur und die blanke Treppe nicht wäre. Dieser letzte Act nämlich fügt sich in jede Kindergeschichte ein, in jedes conte bleu, wo durch die Märchenprinzen aller Noth ein Ende gemacht wird. Der Märchenprinz ist hier der reiche Jüngling mit dem guten Brüderlein und dem sanften Schwesterlein, dem seine angenehmen Finanzen gestatten, eins, zwei, drei, Alles in Ordnung zu bringen. Ich aber gestatte mir die Frage: Was wäre aus dem Kollegen Crampton geworden, wenn er den Reiter nicht getroffen hätte? Und man trifft ihn doch nicht an jeder Straßenecke. Die Charakterkomödie fordert unerbittliche Konsequenz; darüber sollten die Herrchen lieber nachdenken, die mit dem Hausirbündel immer hinter Herrn Hauptmann einherhasten, anstatt blitzdumm und unverschämt eins gegen Scribe zu faseln, der so geprudelte Arbeit nie abgeliefert hat, wie die schlechteren zwei Drittel des Kollegen Crampton sind.

Der große Name des Molière wurde ausgesprochen, nicht ohne bestimmte Absicht. Erst aber will ich ihm feierlich Abbitte leisten, denn der Vergleich hinkt auf beiden Füßen: Orgon und Argan sind zwei arme Narren und werden durch Gewaltkuren geheilt, durch die drohende Verführung und durch die enthüllte Erbschleicherei der Frau; Crampton aber ist ein Kranker, nicht in der Einbildung nur, nein, ein physisch schwer Belasteter, den man durch einen Gobelin-Rückkauf nicht noch durch eine Moralpauke kurirt. Der moralisch befriedigende Schluß des Herrn Hauptmann ist künstlerisch unbefriedigend; anstatt es zu krönen, köpft er das Werk. Von Molière aber ist der Herr Hauptmann ausgegangen und ihm werden den jungen Schlesier seine Chorknäbchen sicherlich vergleichen. Ein Glück nur, daß der sympathische Dichter unendlich viel klüger und bescheidener ist als seine larmende Herde, vor deren Geblöke er sich bis in's Riesengebirge gerettet hat.

Zwei Jahre war der kleine Jean Poquelin jung, da schrieb, 1624, ein anderer Schlesier in sein Buch von der deutschen Poetery: „Die Komödie besteht in schlechtem Wesen und Personen: redet von Hochzeiten, Gastgebotten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, ruhmrathigen Landesknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplerey und solchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten verlaufen. Haben derowegen die, welche heutiges Tages Komödien geschrieben, weit geirret, die Kayser und Potentaten eingeführet; weil solches den Regeln der Komödien schnurstracks zuwider leuft." Man braucht nicht für Martin Opitzen aus Bunzlau zu schwärmen, um in seiner lehrsamen Aesthetik das Recept des Molière wieder zu finden. Solche Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten verlaufen, hat auch er seinen Komödien zu Grunde gelegt und auf diesem Wege mußte er Typen eher als verwickelten Individuen begegnen; „vor Kayfern und Potentaten" hat er sich weislich gehütet, obgleich — oder weil — er sie in der Nähe sah. Er griff häufig in ein Wespennest, doch, wenn er griff, dann griff er fest und räumte ordentlich auf mit dem Gekröch. Darum steht neben Tartufe Herr Loyal, neben dem Geizigen der Wucherer und die Kupplerin, neben dem Doctor Purgon der Apotheker Fleurant und Diafoirus Vater und Sohn. Keine Persönlichkeit ist vernachläßigt, auch die auf deutschen Bühnen nur verhunzten Liebespaare nicht, und jeder Charakter, mit alleiniger Ausnahme der zur resoluten Hausdienerin umgewandelten Colombine, steht im Lichtkreise des thema probandum.

Neben dem Professor Crampton gähnt eine Wüste. Das Factotum, Leporello halb und halb Sancho Pansa, könnte auch bei der nächstbesten Couleur als Wichsier einspringen oder dem unseligen Kean Souffleurdienste thun; von subalterner Verbummelung keine Spur. Und die Tochter —, ja, wie kommt dieser Vater und diese mit seiner Absicht nur aus der Entfernung gezeigte Mutter zu solchem Kinde? Höchst spitzig würden's die vereideten Realisten den armen Franz Schönthan fragen, der aus erstaunten Augen nun auf die Nachsicht blickte, die den Kollegen Hauptmann empfing. Aber von Realismus darf man, im Unsinne der Allerneuesten wenigstens, bei dieser Komödie überhaupt ja nicht reden, die mit alten Possenfiguren, mit Märchenprinzen und ebenso guten wie physiognomielosen Leuten leichthin wirthschaftet. Unsäglicher Verachtung voll, hätte Herr Hauptmann „vor Sonnenaufgang" solche Schönfärberei und Convention erschaut: einen Alkoholiker ohne kouträre Sexualempfindung und der auch nicht ein Bischen rülpst; einen Jüngling, der, mir nichts, dir nichts, als gäbe es keine Vererbung, die Alkoholistentochter heimführt; eine trällernde Kellnerin ohne Kasernenzukunft und sozialen Jammer; Künstler und Tüncher, die kreuzvergnügt malen und malen lassen, ohne den kollegialen Klüngel, von dem doch ein garstig satirisch Lied sich singen ließe, anders als mit witzigen Pointen zu streifen! Nein —: wenn ich schon einmal mich der Hauptmanngarde eingegliedert hätte, dann würde ich auch diese Komödie als eine Verirrung tadeln, nach Herzenslust. Aber der Kollege Rosendorff von den „Neuesten Nachrichten" hat schon Recht: an einer Heilandkrippe fehlt ein Laugohr nie; und immer, wohin auch der messianische Lauf sich wende, schallt ihm billigend, glückselig es nach: I-A!

Wer in unbefangener Sympathie bisher dem Reiferwerden des Herrn Hauptmann gefolgt ist, der muß den Eindruck gewinnen, daß dieses feinste und ernsthafteste unter den deutschen Talenten beim Kollegen Crampton sich ausruhen wollte. In strotzendem Bühnenleben war Molière ihm entgegengetreten; an dem lustspielerischen Jammer, der durch Witzhascherei den Humor und den komischen Charakter durch komische Requisiten zu ersetzen sucht, mochte er genippt haben und in bestimmter Neigung und Abneigung warf er flüchtige Bilder auf's Papier, ohne mit der sonst geübten Spinnentechnik lange erst sich zu quälen. Die delikaten Reize der „einsamen Menschen" sucht so man vergebens, aber die Kunst Hauptmann's die sonst wohl schwitzte, hat einen leichteren Tanzschritt erlernt und freier regt sich und froher der Humor. Freilich: die Erfindung blieb ärmlich und Crampton, der in einer Novelle als ein stattlicher Nachfahre von Swift's und Dickens' kräftiger aufgeschossenen Gestalten fortleben könnte, wird auf der Bühne leider wohl nicht heimisch werden, weil Hauptmann nun einmal kein Coulissenmaler, sondern ein Miniaturist sein muß, weil er selbst hier, wo er dem Bühnenanspruch jegliche Concession machen möchte, in der Wirkung weit hinter dem heißen Athem und der packenden Kraft eines weniger geistvollen Theatertalentes wie etwa Wildenbruch zurückbleibt. Und auch der Beobachtung scheinen, der Anschauung, enge Grenzen gesetzt; über gebrochene Existenzen, über rückgratschwache Genies und die Poesie der Verkommenheit hat uns der Dichter noch nicht hinaus geführt und mitsammt seinem Dienstmann sieht der Kollege Crampton dem Vater und dem Hausknecht des „Friedensfestes" beinahe beängstigend ähnlich. Dort ist er tragisch, hier tragikomisch angeschaut; an und für sich ist eben nichts weder tragisch noch komisch, — das Denken, die Betrachtung macht es erst dazu.

Mit ihren Mängeln und Leichtfertigkeiten erhebt die Tragikomödie doch himmelweit sich über die Eintagsfabrikation unserer Bühnenhandwerker. Die kann man nicht gering genug schätzen, nicht entschieden genug aus der Kunst wegscheuchen und der Literatur, mit denen sie nichts als die äußerlichsten Aeußerlichkeiten gemein haben. Weil ein Termingeschäft zufällig nicht in Kaffee, sondern in Schwänken abgeschlossen wird, scheint es mir nicht beträchtlicher. Wenn aber die Kritik überhaupt einen Zweck hat, — manchmal zweifle ich daran —, dann kann es nur der sein, Grenzen festzustellen und auf den Geschmack zu wirken. Man soll Herrn Hauptmann von der Blumenthalgruppe sondern, die — nach ihres Häuptlings höchsteigenem Worte — die Hofnarren Sr. Majestät des Publikums abgibt; aber man soll auch beileibe ihn nicht zu Molière stellen, der jetzt bald dreihundert Jahre lebt und in diesem Winter von Ganzberlin, welche Ehre, entdeckt wird.

Von den rasch bemalten Komödienblättern des Herrn Hauptmann ist eines nur kostbar, das den Kopf des Kollegen Crampton trägt. Die Gestalt ist nicht neu, gewiß nicht; das Genie von vorgestern, das mit anderen auch das Vorrecht alkoholischer Benebelung anspricht, ist nicht ganz selten abgezeichnet worden, in der Bohêmezeit schon, von Murger und dem alten Dumas, früher von Jean Paul und Gogol, später von Daudet und Ibsen. Crampton gibt auch keineswegs den concentrirten Typus eines ganzen Standes, wie Kean den alten und Delobelle den neueren Komödianten gibt; mit Ibsens unsterblichem Hjalmar verglichen, von dessen allzumenschlichem Photographentemperament jeder nicht ganz brutale Zweifüßler mindestens ein Gran in sich trägt, würde er dünn erscheinen und unmodern. Aber unmodern soll er auch sein, der Freund Genelli's, der auf seinen Mänaden-Karton so stolz ist und dessen Mephistobildchen fast wie ein zierlicher Ehrentraut aussieht. Und er ist so hinreißend individuell, er sieht, in manchem Moment, einem echten Genie so ähnlich, daß dieses Werk wirklich seinen Meister lobt. Wer den Kollegen Crampton in seiner Kneipenbude gemalt hat, der ist Einer und bei dem können die Willy Janikow mit ihrer albernen Geniepose das Schämen lernen.

Daß in unserem Lustspiele endlich wieder eine nicht nur platt komische Figur, sondern eine Schöpfung echten Humors erschien, der — nach Jean Paul's Definition — als „das umgekehrt Erhabene das Endliche durch den Contrast mit der Idee vernichtet, gewiß, das ist ein Ereigniß; aber eines, das mehr unsere Macherbühne schänden als Herrn Hauptmann ehren kann. Wo blieb denn die starre Verzückung, als es Fontanes Mutter Dörr und Pauline Pittelkow zu bewundern galt, die mit gleicher plastischer Kraft, doch mit bescheideneren Mitteln gewiß nicht weniger lebendig gemacht sind. Es ist heute unendlich leicht, auf dem Theater zu singen; gleich heißt der ein weltenbewegendes Genie, wem einmal ein intimes Bildchen gelang. Die Weltenbeweger aber sind nicht gar so dicht gesät und man soll ihren Namen nicht unnützlich führen.

Als ich Rossi den Kean, Coquelin den Don Cesar von Bazan spielen sah, da wehte aus diesen verstaubten Schmökern beinahe auch geniale Luft mich an. Ob Georg Engels erst in den Karton des Dichters die kräftige Farbe brachte? Dieser Meister der Karikatur hat mit einem Sprunge die Führung moderner Menschendarstellung genommen. Außer Reicher's „Vater" und Johannes Vockerath wüßte ich diesem Kollegen Crampton nichts an die Seite zu stellen, nichts, auf allen deutschen Bühnen.

Herr Hopfen war nicht so vom Glück begünstigt: was an seiner „Helga" noch zu verderben war, viel war's freilich nicht, das verdarb Fräulein Reisenhofer redlich. Wie kann man dieser Dame, auf deren Schönheit das abscheuliche Wort „pikant" einmal paßt, eine naive Unschuld aufbürden, die ein müßiger Bummler in Handumdrehen knickt? So erfahrene Augen schrecken wohl auch den Frechsten. — Ueber Herrn Hans Hopfen möchte ich nicht gern schlecht sprechen. Er ist einer unserer angenehmsten Erzähler, er ist immer temperamentvoll, fast immer naiv und oft graziös. Im ersten Theil des Romans „Robert Leichtfuß" hat er mit glücklichster Laune und flotter Phantasie einen Bummelkollegen des famosen Crampton geschildert und dieser Leichtfuß könnte sich sehen lassen, wenn er nicht in das Berliner Thiergartenviertel verschlagen worden wäre, zur getrüffelten Meyerei. Auch Hans Hopfen scheint beinahe

ein Bischen „verdorben zu Berlin", sonst hätte er nicht die widerwärtige Hintertreppengeschichte von dieser Helga —

Aber das technisch und sittlich empörende Schauspiel wird ja verschwunden sein, bevor diese Warnung gedruckt ist. Deshalb will ich auf einen Punkt nur rasch noch aufmerksam machen. Abermals, wie schon so oft, wird uns der Jammer eines widerwillig verführten Mädchens gezeigt und feierlichst werden wir zum Mitjammern eingeladen. Das wird nachgerade langweilig und es scheint mir nöthig, endlich einmal zu sagen Das gibt's nicht, meine Herren Hopsen und Genossen! Das schwache Geschlecht kann recht stark sein, wenn es will; aber — es will nicht immer. Ich lese jetzt gerade ein sehr merkwürdiges Buch, das im fünfzehnten Jahrhundert von dem gelehrten Spanier Loys Vivès geschrieben und im sechszehnten Jahrhundert von Pierre de Changy aus dem Spätlateinischen in's Altfranzösische übertragen worden ist. In diesem unglaublich interessanten „Livre de l'institution de la femme chrestienne" habe ich einen Satz gefunden, der denen vom Stamme der Helga in's Poesiealbum gehört: „L'amour ne se peult extorquer, n'avoir que par pur et voluntaire consentement; pour ce fault remémorer que l'on n'a exeuse sur le dyable, sur les poursuites, dons, présens, prouesses ou menaces. Car le mal ne peult venir que de ta propre volupté, par laquelle tu as accepté et receu les occasions, quoy que tu te retire de l'opération."

Der alte Spanier kannte die jungen Weibsen. M. H.

Neide's: „Vitriol."

In der Stadtbahn saß mir ein Bekannter gegenüber, der ununterbrochen den Kopf schüttelte und finster vor sich hin sprach. Mir kam das bedenklich vor. Denn sonst hatte ich den Mann stets in heiterster Gemüthsverfassung getroffen.

Endlich schien es mir doch angezeigt, den scheinbar schwer Betrübten zu fragen, was ihm fehle.

Er sah mich lange Zeit prüfend an. Dann schüttelte er wieder den Kopf: „Nein, ich kann's nicht sagen!"

„Ich will meinen Trost Ihnen nicht aufdrängen, aber wenn freundlicher Zuspruch Ihnen dienlich sein kann . . ."

„Mein Gott, ich habe mich zu fürchterlich blamirt!"

„Womit?"

„Ich habe mich immer für einen von denen gehalten, die alle werden — das heißt, ich hielt mich nicht für einen von denen, die nicht alle werden — Sie sehen, ich bin noch ganz verwirrt!"

„So so, also Actionär des Kaiser-Bazars?"

Ich setzte meine mitleidvollste Miene auf.

„Wenn's nur so 'was wäre! Daß ein Geschäftsmann einmal Geld verliert — darüber muß er sich hinwegsetzen. Das wirft mich nicht um. Nein, mir ist's viel schlimmer ergangen. Ich habe die größte Dummheit meines Lebens hinter mir. Denken Sie: Ich habe fünfzig Pfennige, runde, volle fünfzig Pfennige für die Besichtigung des Bildes »Vitriol« von Emil Neide gezahlt! . . ."

Er stierte vor sich hin und schüttelte den Kopf weiter.

Ich fand keinen Trost für ihn.

„Hat Sie denn Jemand in das Ausstellungslocal hinein- oder herausgehen sehen?"

„Genau weiß ich es nicht. Hinein ging ich ganz offen, in meinem Unverstande. Ich habe mich gar nicht umgesehen. Heraus bin ich gestürzt, wieder ohne mich umzusehen. Sie können sich nicht vorstellen, wie mir zu Muthe war . . . Sehen Sie mein graues Haar . . Ich habe mein ganzes Leben danach gestrebt, für einen kunstverständigen Menschen zu gelten . . . Und mir muß so 'was passiren: fünfzig Pfennige für »Vitriol«!"

„Aber erzählen Sie doch, was Sie sahen!"

„Sie können sich keine rechte Vorstellung von der Sache machen, wenn Sie es nicht selbst gesehen haben. Es ist geradezu ergreifend. Zwischen dem Café National und einem Laden, welcher nach dem großen Plakat am Schaufenster der Firma „Konkurs" gehört, findet sich das Ausstellungslocal. Von Außen sieht es ganz so aus, wie jede andere Trödelbude. Ein paar mittelmäßige Bilder, darunter in der Mitte eine Venus aus dem Café nebenan, ein paar Vorhänge und dergleichen mehr. Im Laden selbst steht eine Kasse, an welcher ein junger Mann das Eintrittgeld abnimmt. Er ist das Opfer des Vitriolattentates. Er trägt den Arm in der Binde, eine große Wattebausche auf der Stirn, er sieht elend und verzweifelt aus. Wahrhaftig, der Realismus geht weit in unseren Tagen. Es ist nicht etwa ein sichtbar hervorragendes Beispiel einer Menschenart, dieser von seiner Verlassenen gekennzeichnete junge Mann, im Gegentheil, er macht den Eindruck betriebsamer Mittelmäßigkeit, eines weder in Tugend noch in satanischen Künsten, weder in Weisheit noch Leichtfertigkeit ausgezeichneten Erscheinung. Er nimmt das Geld gleichgültig, mit der Miene eines Commis von Rudolf Herzog oder Cordes an. Man merkt ihm von der Seelenerregung, welche ihn durchzucken muß, nichts an. Er ist auch gar nicht gemalt, wie die Reklamen verkünden, er ist ein ganz leibhaftiger Mensch, vielleicht aus Königsberg, wie Herr Neide selbst!

Nachdem ich mir ihn eine Weile stumm angesehen hatte, frug er mich, ob ich das Bild nicht sehen wolle? Ich fagte erstaunt, ob man für die fünfzig Pfennige noch mehr Kunst genießen könne, wie sein traurig entstelltes Gesicht. Da lächelte er bedeutungsvoll, hob einen Vorhang in die Höhe und schob mich in einen dunklen Raum, eine schwarz ausgeschlagene Todtenkammer. Nur nach zwei sich gegenüberstehenden Seiten öffnete sich der Blick in's Helle, und nach beiden Seiten sah man dasselbe: Einen Park, Treppen, die vom fernen Schloß herab führen, einen Kürassirlieutenant, der eine junge, elegante Dame im Arm hält und ihr lebhaft zuredet, vorne eine zweite Dame im Reisekleid, die hinter einem Baum stehend, Versteck spielt. Ich errieth nicht gleich, warum sie ein so böses Gesicht mache; ich hatte dazu auch keine Zeit, denn zwischen den beiden gleichen Bildern stehend, den von vorn und hinten auf mich zuschreitenden ganz gleichen Paaren den Weg vertretend, wollte ich etwas Platz machen und stolperte dabei höchst unglücklich in der Dunkelheit rings um mich über ein paar Stühle weg.

Da — ich werde den Schreck nie vergessen — ertönt aus der schaurigen Nacht der Todtenkammer eine Stimme an mein Ohr: »Wollen Sie vielleicht ein Opernglas?« Erst langsam fand ich auch den Athem dies abzulehnen. »Sehen Sie, wie kunstvoll dieses Bild gemalt ist: Auf dem Küraß des Lieutenants spiegelt sich der Kopf der blonden jungen Dame!« Wirklich — er that es. »Und sehen Sie hier« — und sie drehte mich mit sanftem Drucke um — »hier, das ist man bloß ein Spiegel. Aber da können Sie das ganze kunstvolle Gemälde noch einmal sehen: Auf dem Küraß des Lieutenants spiegelt sich der Kopf der blonden jungen Dame! So haben Sie den Kopf vier Mal!«

Vier Mal für fünf Groschen! Ich hatte genug. Der Vorhang hob sich, ein anderes Opfer trat in die Todtenkammer. Ich benutzte die Gelegenheit zu flüchten. Der junge Mann mit dem verbundenen Kopf, der gar nicht der Kürassirlieutenant in Civil war, wie ich mir eingebildet hatte, der also wohl auch mit der ganzen Vitriol-Affaire keinen anderen als einen geschäftlichen Zusammenhang hat, sah mich mit einem Blick an, dem ich die Verachtung anzumerken schien. Ich aber stolperte zur Thüre hinaus, ohne Rücksicht auf meine Reputation als Kunstkenner, schreckensbleich, zitternd — mir schlottern jetzt noch die Glieder . . . . . Diese Königsberger Kunst ist fürchterlich . . ."

„Station Zoologischer Garten! rief ich aus. Ich muß aussteigen — bedaure ungemein . . ."

„Schon Zoologischer Garten . . . Ich wollte ja Bellevue aussteigen. Aber was hilft's — ich muß noch eine Weile sitzen. Es ist dies ja der Nordring-Zug. Bis ich wieder in Bellevue ankomme, wird sich das Zittern in den Beinen gelegt haben . . ."

Ich hatte die Thüre zugeschlagen. Er öffnete aber noch das Fenster und rief mir nach:

„Herr Doctor — um Gottes willen — nennen Sie Niemand meinen Namen, wenn Sie von meinem Abenteuer erzählen . . . Ich bin gestraft genug!" C. G.

Notizen.

Richard Wagner, eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Von Franz Muncker. (Bamberg, Buchner.) Die rührige Verlagshandlung handelt sehr einsichtig, als sie den verdienten Münchener Litterarhistoriker mit der Abfassung des vorliegenden Buches betraute. Franz Muncker's früher veröffentlichte Arbeiten auf verwandtem Gebiete, wie auch seine gesammte bisherige in wissenschaftlichen Kreisen nach Gebühr gewürdigte Fachthätigkeit boten von vornherein die Gewähr dafür, daß — was man auf dem Gebiet der Wagner-Litteratur so selten erlebt — nicht der überschwängliche, kritiklose Enthusiasmus, sondern die ruhige, fachliche Darlegung zu Worte kommen würde. Muncker hat gezeigt, daß sich ein in den Bahnen der historischen, streng das Zufällige vom Wesentlichen scheidenden Methode bewegender Vortrag ganz wohl mit dem Ausdruck warmer Begeisterung für den zu behandelnden Gegenstand verträgt. Der überreiche Stoff ist bei strasser Zusammenfassung klar disponirt, den Beziehungen zur allgemeinen Zeitgeschichte vollauf Rechnung getragen und vor Allem das Verhältniß der Werke Wagner's zu den vielfach verzweigten litterarischen Quellen mit liebevollem Verständniß erörtert. Die Analyse der einzelnen Schöpfungen ist, besonders nach der dramatischen Seite hin, mit Gewissenhaftigkeit und freier Einsicht in das Wesen des Gesammtkunstwerkes durchgeführt; das Verhältniß des Meisters zu bedeutenden und fesselnden Persönlichkeiten der Mitwelt, wie zu König Ludwig II., Franz Liszt und zu jüngeren Freunden mit umsichtiger Verwerthung des vorliegenden Materiales an Briefen mit biographischen Studien beleuchtet. Besonderen Dank verdient der Freimuth, mit welchem Muncker sich über die der Ausbreitung des ächten Wagnerischen Kunstgeistes so hinderlichen, in der Pflege eines einseitig-engumgrenzten Cliquengeschmacks verzopften „Bayreuther Blätter" ausspricht. Ebenso zeugt es von einem gesunden Unabhängigkeitsgefühl, wenn der Autor bei Gelegenheit des offenen Briefes „Ueber Franz Liszt's symphonische Dichtungen" sagt, daß Wagner in demselben auf die Fragen nach dem musikalischen Gehalt, nach der Stärke der thematischen Erfindung, der harmonischen Ausführung nicht genauer eingegangen sei. Dem Urtheile, welches Muncker über den Fortgang der Bayreuther Bühnenfestspiele seit Richard Wagner's Tode fällt, kann sich Schreiber dieser Zeilen nicht anschließen. Der aufrichtige, unabhängige Musiker wird willig anerkennen, daß sich die Leitung der Spiele mit Hingebung der gestellten Aufgabe widme, aber anderseits nach Pflicht und Gewissen darlegen müssen, daß gegenwärtig die vom Dichtercomponisten aufgestellten idealen Forderungen nur in sehr eingeschränktem Maaße erfüllt werden. Hoffentlich wird Muncker, wenn er, wie es lebhaft zu wünschen ist, seine Skizze zu einem noch auf breiterer Grundlage unternommenen Werke erweitert, auch den letzterwähnten Punkt mit derjenigen Objektivität

behandeln, welche im Uebrigen das vorliegende Buch so vortheilhaft von den Erzeugnissen der voreingenommenen Tendenzschreiber unterscheidet. Der Stil ist flüssig und gewandt. Die vielfachen, sauber ausgeführten illustrativen Beigaben, die unter Anderem verschiedene Wagnerportraits und eine Anzahl Decorationsskizzen zum „Ring des Nibelungen" und zum „Parsifal" bringen, empfehlen das Buch, bei billigem Anschaffungspreis, noch besonders als Weihnachtsspende. Das beigebundene Probebild aus Casati's „Aequatoria" möchte für weitere Auflagen entbehrlich sein; Richard Wagner, welcher in seinen letzten Lebensjahren eine gewisse theoretische Vorliebe für den Vegetarismus bekundete, würde über die sich augenscheinlich zur Verspeisung eines Menschenfilets (sauce Périgord) anschickenden Kannibalen nicht gerade erbaut gewesen sein. — p.

Catalogue méthodique des Revues et Journaux parus à Paris jusqu'à fin 1891, suivi d'une table alphabétique, publié par Albert Schulz. (Paris, Schulz.) Dieser Catalog gibt zum ersten Male in methodischer Ordnung eine klare Uebersicht aller in Paris erscheinenden Journale und Zeitschriften, ca. 150 Nummern. Er enthält den genauen Titel eines jeden Journals, das Gründungsjahr, die Erscheinungsweise, die Adresse des Verlegers oder der Administration und den Abonnementspreis für Paris, die Provinz und den Weltpostverein. Die Stadt der Welt, wo die Presse am meisten dem Wechsel unterliegt, ist zweifelsohne Paris. Eine geringe Summe ist erforderlich, um allmonatlich oder auch noch häufiger eine Zeitschrift auf gutem Papier und in gefälligem Umschlag herauszugeben. Es ist also erklärlich, daß täglich eine oder mehrere neue Zeitschriften entstehen. In erster Linie zählen wohl die literarischen Blätter, welche oft bereits nach 4—5 Nummern wieder eingehen. Einige Liebhaber sammeln sorgfältig diese Blätter, die zuweilen die ersten schriftstellerischen Versuche eines später berühmten Namens enthalten. Neben diesen Blättern erstehen noch eine Menge anderer, zumeist commerziellen oder finanziellen Zwecken gewidmet. Auch diese, die Reclame-Organe der betreffenden Bank- oder Geschäftshäuser haben ein mehr oder minder langes Dasein. So registrirt das Annuaire de la Presse française in seinem letzten Bande 671 neue Journale, von denen 317 im gleichen Jahre aufgehört haben zu erscheinen. Es ist daher nicht möglich, ein durchaus vollständiges Verzeichniß der Pariser Zeitschriften zu geben. Es kommt noch hinzu, daß manche Blätter unter verschiedenen Titeln erscheinen, wie z. B. einige Bibliographien. Ein Lederfabikant hat — nach dem Annuaire — im vorigen Jahre eine Zeitschrift herausgegeben unter nicht weniger als 58 verschiedenen Titeln, die somit sein ausschließliches Eigenthum geworden sind.

In Dingsda. Von Johannes Schlaf. (Berlin, S. Fischer.) Seit dem Mißerfolge der „Familie Selicke" ist der Verfasser sehr zahm geworden, und in seinem neuen Buch hat eigentlich bloß der geschmacklose Umschlag, den ihm der Verleger angethan hat, noch den Muth der naturalistischen Meinung. Es sind Stimmungsbilder ohne Zusammenhang und Handlung, so etwas wie Turgenjew's Gedichte in Prosa, worin Schlaf ein ungemein scharfes Beobachtungs- und Schilderungsvermögen beweist. Wären nicht einzelne Schnoddrigkeiten stehen gelassen oder wohl eher nachträglich hineingeklext worden, um die etwas fade Sauce pikant zu machen, man könnte an des herrlichen Adalbert Stifter Naturbilder erinnert werden, die ja auch Selbstzweck waren. Also nichts Neues, gar nichts Neues. Wir hatten Gelegenheit, die erste und beste dieser Skizzen vom Verfasser selbst vorgelesen zu hören, konnten aber nur feststellen, daß die große Zuhörerschaft dabei fast in Schlaf verfiel. Hoffentlich geht es dem Buche beim Lesepublikum besser.

Thoren und Thörinnen. Kleine Geschichten von S. Fritz. (Leipzig, Reißner.) — Satiren auf menschliche Schwächen, aber liebenswürdig, ohne giftigen Stachel und die Keule des Sittenrichters. Der Verfasser hat einen scharfen Blick für die Lächerlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, zeichnet prägnante Augenblicksbilder, hat mehr Ironie als Komik, aber viel Menschen- und Weltkenntniß.

Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäle. (Freiburg, Herder.) Die bisher erschienenen fünf Lieferungen in Lexikonformat, 356 Seiten mit fast 200 zum Theil sehr guten Abbildungen nach bisher weniger bekannten Objecten zeigen eine treffliche Ausstattung. Ein abschließendes Urtheil über das Werk, dessen charakteristische Eigenart seine streng katholische Auffassung ist, wird erst beim Schluß des Buches zu geben sein. Der Inhalt lehnt sich zum Theil an F. Clément's „Histoire abrégée des beaux arts" an, berücksichtigt aber, wie aus dem Beginn der Darstellung der romanischen Kunst ersichtlich, die deutschen Lesern zunächststehenden Kunstschöpfungen unserer Nation in eingehenderer Weise, C. G.

Aus der Schmiede des Lebens. Erzählungen von Maria Janitschek. (Berlin, Ad. Zoberbier.) Ein seltsames Buch; und das will immerhin schon etwas heißen in einer Zeit, in der man weder die conventionellen Familienblattromane, noch die Unfläthigkeiten der sogenannten Naturalisten mehr seltsam findet. Das Werk einer denkenden Frau und für denkende Leser bestimmt. Die Dichtungen der Verfasserin sind wiederholt in diesen Blättern besprochen, die Lesewelt ist auf dies neue, eigenartige Talent aufmerksam gemacht worden. Als Prosaschriftstellerin tritt sie hier zum ersten Male vor uns hin. Die sechs Geschichten des Bandes sind sehr ungleich, ungleich in ihrem Inhalt, ungleich in ihrem Werth. Die ersten beiden sind keine Novellen, sondern phantastische, oder sagen wir lieber: philosophische Dichtungen, ganz im Sinn und Stil der meisten früheren Dichtungen der Verfasserin in gebundener Rede; nur breiter ausgeführt und behaglicher fortgesponnen. Als Erzählungen schweben sie in der Luft, der reale Boden fehlt ihnen, die Bedingungen des wirklichen Lebens sind nicht respectirt oder doch über dem philosophischen Grundgedanken vernachlässigt, so daß sie weder glaubwürdig erscheinen, noch als solche zu fesseln vermögen; es sind eigentlich Parabeln. So betrachtet, interessiren sie durch Eigenart und durch das beherzte Anfassen des Themas ohne jede Scheu oder Rücksicht — bei einer Frau und zwar einer Frau, die nur das Edelste und Höchste will, doppelt merkwürdig und fesselnd. Ueberzeugend ist für uns die Lösung freilich in den beiden Dichtungen nicht, aber sie regen zum selbständigen Denken an und sind als Erzeugnisse eines forschenden Geistes interessant. Auch die letzte Geschichte ist mit diesen beiden ersten verwandt; sie ist ebenfalls mehr Dichtung, als ein Stück Leben, dazu mehr ein skizzenhaft hingeworfener Gedanke, als ein ausgeführtes Gemälde. Dagegen sind die übrigen drei Erzählungen des Buches wirklich solche im vollen Sinne des Worts und hier erweist sich Maria Janitschek als eine Novellistin von schöner Begabung. Sie greift ungewöhnliche Probleme auf, beobachtet scharf und eigenartig und geht mit Entschlossenheit auf ihr Ziel los; ihre Charaktere sind ungewöhnlich, fesselnd und ihre Sprache ist voller Kraft, von individuellem Leben durchpulst. „Larms & Co." ist gut gedacht, wenn auch noch etwas unbehilflich ausgeführt; „Dem Dunkel verfallen" in aller Schlichtheit ergreifend und „Mauritzia" voll packender Originalität. Lernt die Verfasserin noch das reale Leben respectvoller behandeln und die Ausführung ihrer Gedanken nicht hinter diesen selbst zurücktreten zu lassen, wird sie noch klarer, ruhiger und wir möchten sagen: greifbarer, wozu eine gewisse Abtönung und richtigere Vertheilung des Stoffes gehört, so darf man von ihr Gutes in der Novellistik erwarten. T—n.

Zur Fürsorge für die Schwachsinnigen. Von Dr. Brandenburg. (Bielefeld, Helmich.) — Der Verfasser, Stadtschulinspector in Köln, gibt uns zunächst einen historischen Ueberblick über die bisherigen Anstalten für die Schwachsinnigen und zeigt, in welcher Weise gegenwärtig für diese Unglücklichen gesorgt wird. Dieselben werden, wie z. B. in der Anstalt Hephata zu M.-Gladbach, die seit 1859 besteht, in biblischer Geschichte, Lesen und Schreiben, Zählen, Formenlehre, Zeichnen, Anschauungsunterricht, Gesang, Turnen und weiblichen Handarbeiten unterrichtet; daneben wird auch Unterricht im Korb- und Stuhlflechten, Schreinerei, Schlosserei, Anstreicherei, Buchbinderei, in Teppich-, Schuh- und Mattenflechten, ebenso in Feld- und Gartenarbeiten ertheilt, wie überhaupt bei der Ausbildung der Schwachsinnigen auf ihre eventuelle Verwerthung im praktischen Leben viel Werth gelegt wird, Bestrebungen, die durchaus zu billigen sind. j.

Die deutsche Bürgerschule, die Schule des Mittelstandes, von Christian Bunse. (Minden i./W., Bruns.) — Der Verfasser bespricht erst die verschiedenen Arten der Volksschule, die zum Theil bestehen, zum Theil bestanden haben, und zwar: 1. die Bürgerschule, 2. die gehobene Volksschule, 3. die Secundar-, 4. die Rectorats-, 5. die Hofmann'sche Mittel- und 6. die Falk'sche Mittelschule, um dann für die Kinder des mittleren Bürgerstandes eine Bürgerschule zu befürworten, welche eine den Anforderungen der Jetztzeit und dem praktischen Leben zu Gute kommende abgerundete Volksschulbildung gewährt und eine fremde Sprache, Französisch, treibt. Diese Schule, im Unterschied von der höheren Bürgerschule mit Englisch und Französisch, die der Verfasser für noch nicht volksmäßig genug hält, soll sich auf der öffentlichen Volksschule aufbauen und entweder als reine Bürgerschule neben der Volksschule in größeren Orten bestehen oder in kleinen in dem Unterbau mit der Volksschule vereinigt und erst nach vier Schuljahren abgezweigt werden, und zwar in beiden Fällen als Knaben- und Mädchenbürgerschule. Der Unterschied zwischen Bürgerschule und höherer Bürgerschule im Sinne des Verfassers scheint uns indessen nicht so groß, als daß ihre Ziele zu weit auseinander liegen sollten. j.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde. (Freiburg, J. C. B. Mohr.) — Diese Zeitschrift hat sich ein umfassendes Programm gestellt und bis jetzt sorgfältig durchgeführt. Aus dem vorliegenden Heft werden einige Aufsätze auch ein nicht fachmännisches Publikum interessiren; so Forster's Arthur Schopenhauer und die Geschichtswissenschaft und Alfred Stern's Konrad Engelbert Oelsner's Briefe und Tagebücher. Den kleinen Mittheilungen folgen wie gewöhnlich die übersichtlichen und werthvollen Besprechungen, diesmal der französischen Literatur von Molinier und Farges und der englischen von Liebermann und Brosch. Eine große Fülle von Nachrichten und Notizen über wissenschaftliche Gesellschaften und Unternehmungen und die unentehrliche Bibliographie zur deutschen Geschichte von O. Maßlow machen den Schluß. b. g.

Im Kampf. Roman aus der Gegenwart von M. von Eschen. (Berlin, Otto Janke.) — Der Kampf entspinnt sich zwischen dem ruinirten Oberstlieutenant Freiherrn von Sonnenfels und der heraufgekommenen Familie des Bankiers Braun. So unüberbrückbar die Standesvorurtheile zwischen den beiden Familien zu sein scheinen, so überwindet der Freiherr dieselben nicht nur, sondern heirathet sogar, wegen der großen Mitgift natürlich, die älteste Tochter Braun's in zweiter Ehe. Dieselbe löst er aber wegen Untreue seiner Frau ebenso schnell und geräth nunmehr in die ärgsten Schwierigkeiten. Als Philipp, der Sohn Braun's, im Begriff ist, die Schlinge, die er dem Freiherrn gelegt, zusammen zu ziehen, opfert sich seine Tochter Doraline für den Vater, indem sie jenen heirathet. Braun junior, ein Typus gefühlloser Rohheit, kommt jedoch einen Tag nach der Hochzeit um's Leben, und Doraline heirathet nach fünf Jahren einen von ihr seit langer Zeit verehrten und geliebten Arzt. Der Roman leidet an einer großen Weitschweifigkeit in der Anlage und der Ausdehnung überflüssiger oder unwichtiger Scenen; auch die Darstellungsform läßt an vielen Stellen zu wünschen übrig. Dagegen pulsirt besonders im dritten Band frischeres Leben; hier finden sich einige Scenen von entschieden psychologischer Feinheit. j.

Inserate.

Auf den Dreibund ist eine **Denkmünze** geprägt worden. Dieselbe trägt im Avers die Bildnisse der drei Herrseher mit den Namens-Umschriften. Im Revers sieht man in schöner Anordnung als Symbol der vereinigten Kraft, welche den Frieden schützt, die von Eichenzweigen umschlungenen Wappen der drei Staaten. Als Inschrift steht: „Einigkeit macht stark", sowie die Jahreszahl 1892. Diese Alliance-Münze ist in Silber à 7,50 Mk. und in Bronce à 3 Mk. in der Berliner Medaillen-Münze **Otto Oertel,** Gollnowstrasse 11a hergestellt worden.

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

A. Hausrath,
Arnold von Brescia.
8. geh. 3 ℳ.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild, das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeinbesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.
Von **John Brinckman.**
Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung **Nachfolger** in Stuttgart.
Soeben erschien:

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund.
Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege
von
Friedrich Meinecke.
Oktav. 79 Seiten. Preis geheftet ℳ 2.—.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlg.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius,** Berlin, Mohrenstraße 52.

Um halben Ladenpreis!

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 50.—.

Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Neu! ℳ 40.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. **H. Haessel,** Verlag.

HÄUSLICHE KUNSTARBEITEN.

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Liebhaberkünste,
ein Handbuch für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben, von *Franz Sales Meyer.* 2. verb. u. verm. Auflage. Mit 260 Illustrationen. gr. 8°. Br. 7 M., geb. M. 8.25.

Lederschnitt und Lederplastik,
40 Vorlagen auf 32 Tafeln in Farbendruck mit Pausebogen (natürl. Grösse) nebst **Anleitung zur Lederplastik** nach neuerem vereinfachten Verfahren von *G. Büttner.* In Mappe M. 10.50.

Neue Kerbschnittmuster,
40 Tafeln qu. Folio mit ca. 200 Gegenständen, von *Clara Roth,* nebst **Anleitung zur Kerbschnitzerei.** In Mappe 11 M.

Soeben ist erschienen:

ALBRECHT DÜRER
VON
ANTON SPRINGER.

Mit vielen Tafeln und Illustrationen im Text.
gr. 8. Preis Mk. 10, in Halbfr. geb. Mk. 12.50.

Seit Jahrzehnten mit diesem Stoffe beschäftigt, ist der berühmte Kunstgelehrte erst am Abend seines Lebens zur Ausarbeitung und Niederschrift des Werkes gekommen. Schon der Umfang deutet an, dass es nicht in Konkurrenz treten will mit den grossen speciell für den Fachgelehrten bestimmten Monographieen, vielmehr das Facit der jetzigen Forschung ziehen und der Allgemeinheit, also dem grossen gebildeten Publikum, zugänglich machen will.

Aus meinem Leben.
Von **Anton Springer.**
Mit Beiträgen von **Gustav Freytag** u. **Hubert Janitschek** und mit zwei Bildnissen.
387 Seiten. Preis cart. 6 Mark, eleg. gebunden 7 Mark.

Die Lebenserinnerungen Anton Springers sind nicht nur von hohem kunstgeschichtlichen Interesse, sondern sie bieten auch ein gut Stück Zeitgeschichte und fesseln durch die Schilderung des an Wandlungen und verschlungenen Schicksalswendungen so reichen Lebens des Verfassers.

Berlin SW. 46, Bernburgerstraße 35. **G. Grote'scher Verlag.**

Nataly von Eschstruth's
neuester Roman
In Ungnade
2 Bde. 10 M. brosch., 12 M. gebd.
ist soeben erschienen.
Berlin S.W. 46. **J. H. Schorer,** Verlagsbuchhandlung.

Mit einer Beilage: Goethes Mutter aus dem Verlage von Artur Seemann in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 30. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Vom österreichischen Kaleidoskop. Von G. J. Guttmann. — Die Aufgaben der geographischen Forschung in der Antarktis. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst:** Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes. Von W. Koopmann. — Edouard Rod. Von Hermann Bahr. — **Feuilleton:** Was man durch ein Fernrohr sieht. Von Pedro Antonio de Alarcon. — **Aus der Hauptstadt:** Pragers. Von Apostata. — Soziale Dramen. Von M. H. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Bekämpfung der Sozialdemokratie. Von Karl Friedrich. — Inserate.

Vom österreichischen Kaleidoskop.

Von G. J. Guttmann.

Als der Wiener Universitätsprofessor Wenzel Luftkandl das berühmt gewordene „geflügelte Wort" vom „Reich der Unwahrscheinlichkeiten" erfand, dem die Ehre zu Theil geworden, in aller Leute Mund zu sein und einen Platz im Büchmann zu finden, muß er das Ministerium Taaffe, das „Cabinet über den Parteien" vorausgeahnt haben. Denn ganz und gar ist Oesterreich erst das Reich der Unwahrscheinlichkeiten geworden, seit Graf Taaffe an der Spitze der Geschäfte steht und in einer schier endlosen Reihe von Incarnationen die jeweiligen Ideen seiner opportunistischen Politik, in bunter, immer wechselnder Reihe mit einer selbst von den politischen Moment-Photographen kaum zu bewältigenden Geschwindigkeit dem staunenden Publikum vorführt. Mit seiner unvergleichlichen Gewandtheit erinnert der Herr Minister-Präsident an jene Circusreiter, die, auf dem in den gewaltigsten Sprüngen dahinstürmenden Rosse aufrecht stehend, jeden Augenblick das Kostüm wechseln. Der Jockey von jetzt ist im nächsten Moment ein italienischer Brigant, dann ein Gensdarm, dann eine Ballerine, dann wieder ein Jockey und so weiter — wer zählt die Kostüme? wer nennt die Namen? Aber Staunen und tosender Beifall des Publikums begleitet die verblüffende Leistung und auch der nüchterne Beurtheiler muß sagen: — der Mann kann reiten.

Graf Taaffe trat 1879 in's Amt als Nachfolger des Ministeriums Auersperg. Nach dem kurzen Interregnum unter Herrn v. Stremayr nahm er die Versöhnungspolitik ernsthaft und — wie wir ohne Weiteres zugestehen wollen — optima fide in die Hand. Er hatte kein Glück damit, die Deutschen gingen in die Opposition. Da suchte und fand er eine Stütze auf der Rechten. In dem Krakauer Professor der Staatswissenschaften Julian von Dunajewski fand er den Mann, den er brauchte, den Mann mit dem eisernen Charakter, mit der oratorischen Begabung, der allgemeinen Bildung. Mehr als zehn Jahre lang war das Ministerium, das mit Stremayr, Korb, Kremer als Ministerium des linken Centrums angefangen hatte, mit Dunajewski ein Ministerium der reinen Rechten. Und keine Parteivoreingenommenheit kann die Thatsache aus der Welt schaffen, daß es während dieser Zeit bei allen Fehlern, die es beging, dem österreichischen Staat große Dienste geleistet hat. Es hat an Stelle des Rumpf-Parlaments ein Voll-Parlament gesetzt, es hat die Slaven vom Boden der Fronde weg auf den der praktischen Politik übergeführt, es hat den unter den Ministerien der Linken fast unumschränkt vorwaltenden Einfluß der haute finance und gewisser „Interessengruppen" wenn auch nicht beseitigt, so doch eingeschränkt, sozialreformatorische Anläufe sind gemacht worden und Herr v. Dunajewski, der das Budget mit einem Deficit von mehr als vierzig Millionen vorfand, hat seinem Nachfolger überfließende Kassen und einen Budgetüberschuß von mehr als zwanzig Millionen hinterlassen. An derlei herum zu mäkeln bleibe Anderen überlassen, wir registriren die Thatsachen.

Bis 1885 Ministerium fast der reinen Rechten, näherte sich das Cabinet Taaffe im Herbst dieses Jahres und 1886 wieder, wenn auch nicht gerade der Linken als Partei, so doch den centralistischen Prinzipien, indem es zwei deutsche Bureaukraten, die ebenso gut in ein Ministerium der Linken gepaßt hätten, an die Spitze des Unterrichts- und Handelsressorts stellte. Ein Conflict mit den Alt-Czechen, den Baron Gautsch provocirte, wurde zwar beigelegt, aber die Schwäche und Unentschlossenheit, welche die parlamentarischen Vertreter der böhmischen Slaven bei dieser Gelegenheit zeigten, sollten der erste Nagel zu ihrem Sarge werden. Im Herbst 1888 wurde anläßlich der Berufung des Grafen Schönborn wieder die Nothwendigkeit, conservativen Prinzipien im Staatsleben Geltung zu verschaffen, betont, — während der Zeit geschah aber Alles, um die conservative ebenso wohl wie früher die liberale Partei zu zersetzen. Die altczechische Partei, ein Gemisch von Bourgeois- und Agrariceelementen mit sanft klerikaler Färbung, hatte unterdessen immer mehr und mehr den Boden im böhmischen Volke verloren; der Schlußstein der reichsräthlichen Majorität war bröcklig geworden. Aber auch die Linke, die es eine Weile mit der „schärferen Tonart" versucht hatte, hatte das Irrthümliche ihrer Taktik erkannt; sie begann der Logik der Thatsachen Rechnung zu tragen. Höheren Wünschen folgend wurde — gegen die warnende Stimme des alten Dunajewski — der deutsch-czechische Ausgleich in Scene gesetzt, eine gute, eine ausgezeichnete Idee, die nur an dem einen Fehler litt, entweder um zehn Jahre zu spät oder um ebenso viele Jahre zu früh zu kommen. Ein Aufflackern des jungczechischen Radicalismus zerstörte die schönsten Hoffnungen des Minister-Präsidenten. Sein Ausgleich war halb todt, seine treuesten Anhänger, die Alt-Czechen waren ganz todt. Graf Taaffe trennte sich von Herrn Dunajewski, der durch mehr als ein Jahrzehnt sein rechter Arm gewesen war, er berief den ausgesprochensten Sozialisten in Oesterreich, den Sectionschef Steinbach aus dem Justizministerium an die Spitze des Finanzressorts und löste den Reichsrath mit einem Appell an die gemäßigten Parteien auf. Das Resultat der Neuwahlen war die Vernichtung der gemäßigten Alt-Czechen, die Schwächung

der gemäßigten Deutsch-Liberalen in Wien und das siegreiche Vordringen jungczechischer und antisemitischer Elemente.

Auf Grund dieser Niederlage war das Ministerium Taaffe sofort wesentlich — gestärkt. Das klingt paradox, ist aber vollkommen wahr. Was der Minister-Präsident durch mehr als ein Jahrzehnt vergeblich versucht hatte, der Compromiß mit der deutschen Linken, vollzog sich nunmehr fast von selbst. Nach Rechts war er nicht mehr gebunden, denn die alte Rechte, der sogenannte „eiserne Ring", existirte ja nicht mehr. Auf die Linke aber wirkten die Erfolge des Antisemitismus wie die in die Flanken gedrückten Sporen des Reiters auf das Roß, es muß vorwärts. Die Antisemiten erwiesen sich als die unbewußten Zutreiber des Minister-Präsidenten, sie jagten ihm die Linke in das Garn. Der Compromiß war fertig im Handumdrehen. Graf Taaffe versprach durch Aufnahme des deutsch-liberalen Elementes in das Cabinet ihm äußerlich die Weihe zu geben. Er versprach das im März, sich bloß den Zeitpunkt vorbehaltend, das Versprechen zu realisiren. Im December honorirte er sein Accept.

Er honorirte es freilich in einer eigenartigen Valuta! In der Logik der Situation war es gelegen, der Linken, die zwar weder Majorität ist, noch selbst mit den Polen zusammen eine solche wäre, eine Vertretung im Cabinet zu geben. Wer könnte berufener erscheinen, sie darin zu vertreten, als einer ihrer beiden Führer, als Dr. v. Plener oder Baron Chlumecky? Der erstere hatte sie durch Talent und Geschick aus einer in den Winkel gedrängten „factiösen Opposition" allmählich wieder zur mächtigsten Partei im Parlamente gemacht, Baron Chlumecky, der zwei wichtige Ministerportefeuilles in Händen gehabt hatte, war nicht minder wohlverdient um Partei und Staat. Graf Taaffe aber stellte die Doctrin auf, daß die beiden Genannten zu bedeutend seien, um unter ihm Minister werden zu können. Im Kampf um's politische Dasein sollten, gegen das Darwin'sche Prinzip die besten Elemente nicht erfolgreich sein dürfen! Eine interessante Lehre und nicht ohne pikanten Beigeschmack! Graf Kuenburg wurde in's Ministerium berufen, ein guter Jurist, politisch aber bisher wenig hervorragend. Rühmend muß von ihm gesagt werden, daß er in der Sprachenfrage, dieser „crux" der inneren Politik Oesterreichs, sich niemals einseitig engagirt hat und daß er den Charakter und den Muth hatte, in einem gegebenen Falle der eigenen Partei die Pflichten der Mäßigung und des Respectes vor einem Richterspruche vorzuhalten. Man hätte meinen sollen, daß die neue Cabinetsänderung auch eine entsprechende Gestaltung der Parteiverhältnisse im Parlamente bewirken würde. Das wäre logisch gewesen; es erwies sich aber als unmöglich. Die Linke wollte sich dauernd bloß mit den Polen und dem liberalen Centrum alliiren, Graf Taaffe bestand darauf, in eine feste Cartellmajorität auch den conservativen Hohenwart-Club einzuführen. Da man sich darüber nicht einigen konnte, blieb Alles beim Alten, blieb man bei der „Majorität von Fall zu Fall".

Mit dem Eintritt des Grafen Kuenburg, der auch als Minister Mitglied des deutsch-liberalen Parteiclubs bleibt, schien die Situation indessen trotzdem relativ geklärt. Das Ministerium schien wieder ungefähr dort zu halten, von wo es ausgegangen war. Es hatte den Anschein, als ob es wieder linkes Centrum werden sollte. Die Deutschen ihrerseits hatten die prinzipielle Opposition aufgegeben und ohne Regierungspartei geworden zu sein, hatten sie sich dem Ministerium thatsächlich so genähert, daß fast nur noch Nuancen und — Vorurtheile sie von ihm trennten. In dem Augenblick, in dem dies Alles so gut wie gesichert schien, erfährt man, daß die Leitung der österreichischen Staatsbahnen einem der hervorragendsten und bedeutendsten unter den Parlamentariern der Rechten übertragen worden sei, einem eminenten Fachmann, der aber ein ebenso eminenter Parteimann gewesen ist und daß die Rechte weitere „Garantien" verlangt und erhalten habe. Hat der deutsch-liberale Club „seinen" Minister, sollen die Clubs der Rechten auch den ihrigen haben. Ackerbau-Minister Graf Falkenhayn tritt in den Club der Conservativen, Baron Prazak vielleicht später in den der mährischen Czechen. Das Ministerium schwebt nicht mehr über den Parteien, es steht mitten in allen darinnen.

Es ist schwer, dem Nicht-Oesterreicher begreiflich zu machen, was denn eigentlich geschehen ist. Wenn Fürst Bismarck nach den Reichstagswahlen vom Februar 1890 Herrn Rickert zum Minister gemacht und gleichzeitig Herr v. Goßler Hospitant des Centrums und sagen wir Herr v. Böttcher oder Herrn v. Berlepsch Hospitant der Sozialdemokraten geworden wäre, so würde das ungefähr den Vorgängen in Wien entsprechen. Es sind die allerunwahrscheinlichsten und allerunglaublichsten Combinationen, die man durchführt, wahre „cosas de Austria". Aber offen gestanden, wir finden nicht den Muth, sie zu verurtheilen. Ein parlamentarisches Parteiministerium der Linken ist bei uns unmöglich. Wohin es führt, wenn man, wie es zwischen 1871 und 1878 geschah, eine Minorität im Lande künstlich zur Majorität im Parlamente macht, haben wir gesehen, Niemand sehnt sich nach der Wiederholung des unglückseligen Experiments; die Deutschen selbst wollen davon nichts wissen. Die Hohenwart-Partei in die Opposition treiben, wäre nicht unbedenklich. Gewichtige Gründe der Staatsraison widersetzen sich dem. Eine sechzig- oder siebenzigköpfige Opposition, die dann theils panslavistisch, theils antisemitisch, theils sozialistisch werden müßte und die hinwiederum durch ihre klerikalen und hocharistokratischen Elemente bis in die höchsten Sphären hinaufreichen würde, eine solche Opposition könnte kein Ministerium lange vertragen und sie könnte eine directe Gefahr für den österreichischen Staat werden. Unser delicater Organismus verlangt eine eigenartige Behandlung. Heroische Curen, extreme Lösungen sind ausgeschlossen. Das was Louis Philippe das „systeme de bascule" nannte, ein gewisses Schaukelsystem, ist eine Nothwendigkeit. Graf Taaffe ist ein wenig in der Lage „Nathan des Weisen":

„So ganz
Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht —
Und ganz und gar nicht Jude geht noch minder."

Ganz links sein zu wollen, geht nicht, ganz rechts ebenso wenig. So bleibt doch nichts Anderes übrig, als den Compromiß, das Schaukelsystem und dessen praktischer Ausdruck die „dreibeinige Majorität" von Fall zu Fall. Etwas theoretisch Besseres zu ersinnen wäre kinderleicht, etwas praktisch Haltbareres zu finden ist leider bis jetzt nicht gelungen.

Die Deutschen in Oesterreich haben von der neugewordenen Situation nichts zu fürchten. Ihre Parteileitung mag viel von ihren Prinzipien geopfert haben, die Deutschen als solche haben sich in dem dreizehnjährigen Krieg als so zäh erwiesen, daß kein Ministerium sie wieder in die Opposition treiben wird. Ihr nationaler Besitzstand ist nach allem menschlichen Ermessen auf lange hinaus vor jeder Anfechtung gesichert. Sie können sich um so ruhiger den allgemeinen staatlichen Aufgaben widmen. Aber um solche im großen Stil anfassen und bewältigen zu können, muß auch bei uns jene Palingenesis, jene Wiedergeburt und Neugestaltung der Parteien eintreten, von der man in der ganzen Welt spricht. Auch bei uns sind alle Parteien „alter Trödel" geworden, schwingen sie Fahnen, die die Bedeutung verloren haben, sprechen sie in Schlagworten, die gleich der Sprache des Humboldt'schen Aturen-Papagei's niemand von den Heutigen mehr versteht. Neugestaltungen müssen sich bilden, „wenn die Glock' soll aufersteh'n, muß die Form in Stücke geh'n!" Wir sind jetzt mitten in dem Zersetzungsprozeß. Ob Graf Taaffe, der das Unwahrscheinlichste plausibel gemacht und das Widerspruchsvollste vereint hat, auch diesen Zersetzungsprozeß, den er verursachte und einleitete, zu gedeihlichem Ende zu führen wissen wird, kann nur die Zukunft entscheiden. Vorläufig dürften am politischen Totalisator die Wetten stark zu seinen Gunsten stehn.

Die Aufgaben der geographischen Forschung in der Antarktis.

Von Wilhelm Stoß.

Seit dem Jahre 1842, seit der zweiten Polarreise von James Clarke Roß, ist keine einzige wissenschaftliche Errungenschaft innerhalb des Südpolarkreises zu verzeichnen. Kein nach Süden vordringender Seefahrer oder Walfischfänger hat seit einem halben Jahrhundert daselbst Land erblickt. Obschon es nicht an Aufmunterungen gefehlt hat, das Dunkel, welches die größte Terra incognita unseres Erdballes einhüllt, zu lichten, kam eine Expedition nach diesem Gebiete, dessen Erforschung weder Gold noch Handelsvortheile in Aussicht stellte, nicht zu Stande. Erst jetzt, nachdem sich mehr und mehr die Ueberzeugung von dem hohen wissenschaftlichen Werthe der Südpolarforschung Bahn gebrochen, hat sich Nordenskjöld, der erfahrene Nordpolreisende, entschlossen, in das Antipodenland seines bisherigen Forschungsgebietes einzudringen. Die Aufgaben, die daselbst ihrer Lösung harren, sind zum Theil allgemein geographische, zum Theil geophysikalische.

Aufgabe der geographischen Forschung im engeren Sinne ist es, Klarheit über die Configuration des antarktischen Gebietes zu verschaffen, besonders die Frage zu beantworten, ob die Antarktis ein Continent oder nur ein Archipel ist. Ueber die Existenz eines antarktischen Continents ist von der Zeit des Hipparch bis zur unserigen discutirt worden. Die Ansicht des Hipparch, daß um den Südpol herum ein unbekannter Continent liege, wird heute noch aufrecht erhalten, wenn auch die Grenzen des vermutheten Riesencontinents mehr und mehr nach dem Südpole zurückgedrängt worden sind. Unsere Kenntniß von der Ausdehnung dieses Gebietes beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen auf das, was wir den Südpolar-Expeditionen von Cook (1772—1775), Bellingshausen (1819—1821), Wilkes (1839—1840) und J. C. Roß (1840—1843) verdanken. Danach befinden sich innerhalb einer vom Südpolarkreise bis zum 70. Breitenkreise reichenden Zone an mehreren Punkten, besonders längs des Südpolarkreises zwischen dem 100. und 160. Grad östl. L. kleinere und größere Landmassen. In ihrer Nähe wird das Meer, das jenseits des Polarkreises eine durchschnittliche Tiefe von zwei Meilen hat, allmählich seichter. Vom 63. Breitengrade an übersteigt die Temperatur des Wassers wie auch der Luft selten den Gefrierpunkt, so daß hier das Meer das ganze Jahr hindurch mit Eis bedeckt ist. Als durchschnittliche Grenze des Treibeises kann man den Breitengrad vom Cap Horn annehmen. Die eigentlichen antarktischen Regionen sind in dem Raume, der von dem 60. Breitengrade begrenzt wird, eingeschlossen. Das Eindringen in das vom Eis umlagerte Gebiet wird durch eine senkrechte, nahezu 200 Fuß über den Meeresspiegel aufragende Eiswand verhindert. Das Land erreicht, wo man es über den Eiswall hinweg sehen kann, eine Höhe von 2000—3000 Fuß. Nur das von Roß (1840) entdeckte und zwei Jahre später bis über den 78° hinaus verfolgte Viktoria-Land, das südlichste bekannte Land der Erde, hat eine durchschnittliche Höhe von 8000—10,000 Fuß. Sein höchster Gipfel, der Mt. Erebus, ragt sogar mehr als 12,000 Fuß über den Meeresspiegel empor. Von Viktoria-Land zieht sich westlich längs des Polarkreises die von Balleny, Dumat d'Urville und Wilkes entdeckte und nach dem letzteren „Wilkesland" benannte Küste von mehr als 350 deutsche Meilen Länge. Im Süden von Cap Horn erhebt sich zwischen dem 55. und 75. Grade westl. L. das bereits von Dirk-Gerritz (1599) gesehene Grahamland und südwestlich davon das von Bellingshausen (1821) entdeckte Alexanderland. Auf der ganzen dem afrikanischen Continente zugewandten Seite sind bisher nur zwei größere, der Terra incognita vorgelagerte Inseln entdeckt worden, die Enderby-Insel von Biscoë (1831) und die Kemp-Insel von Kemp (1834).

Ueber die Frage, ob die entdeckten Landmassen, soweit ihre Inselnatur noch nicht nachgewiesen ist, ebenfalls nur Grenzen kleinerer Inseln oder Küsten eines zusammenhängenden Festlandes darstellen, ist in neuerer Zeit viel gestritten worden. Gegen die Annahme eines Continents haben sich von namhaften Geographen besonders A. Petermann und Peschel ausgesprochen. In dem erklärenden Texte zu seiner „neuen Karte der Südpolarregionen" (1863) sagte Petermann, daß unsere gegenwärtige Kenntniß darauf hindeute, daß das noch ganz unerforschte antarktische Centralgebiet vorwiegend aus Wasser und nicht aus Land bestehe und daß die bis jetzt nachgewiesenen antarktischen Landmassen nicht im Entferntesten auf die Benennung Continent Anspruch machen könnten." In gleichem Sinne äußerte sich Peschel in seiner „Geschichte der Erdkunde". Daß man trotz dieser gewichtigen Stimmen in neuester Zeit wieder der Annahme eines antarktischen Continentes zuneigt, ist die Folge eines Abstechers des „Challenger" während seiner rühmlichst bekannten Expedition zur Erforschung der Tiefsee im Jahre 1874 nach der Südpolarregion, indem er unter dem 78° östl. L. den südlichen Polarkreis durchkreuzte und daselbst Lothungen vornahm. Außer dem Nachweis eines allmählichen Seichterwerden des Meeresbodens gegen den Pol hin ergab sich, daß die Tiefsee-Ablagerungen, welche außerhalb des Polarkreises überwiegend aus reinem Diatomeen-, Radiolarien- und Foraminiferen-Schlamm bestehen, sich innerhalb desselben mit Sedimenten zu vermischen anfangen, die einem Continente zu entstammen pflegen. Der blaue Schlamm besteht zum größten Theil aus Sedimenten und Felsstücken, die sonst nur in der Nähe von Land gefunden werden, wie Granit, Diorit, Hornblendeschiefer, Glimmerschiefer, Quarzit und Thonschiefer, Stoffe, welche fast niemals Bestandtheile oceanischer Inseln bilden. Je näher der Eiswand die Lothungen vorgenommen wurden, um so reichhaltiger waren diese Bestandtheile vertreten. Schon Roß hatte aus Tiefen von 207 und 360 Faden Grundproben heraufgeholt und gefunden, daß sie aus einem grünlichen Schlamme zusammengesetzt waren, wie er häufig den Meeresboden in der Nähe festländischer Küsten bedeckt. Daß diese Stoffe Gesteinstrümmern angehören, welche durch Gletscher von einem Festlande abgerissen und durch die als Eisberge nach Norden treibenden abgebrochenen Gletscherenden in das Meer hinausgetragen worden sind, ist um so wahrscheinlicher, da der „Challenger" nahe vor der Eiswand Blöcke mit deutlichen Gletscherspuren vom Meeresboden gehoben hat. Unter Hinweis auf die gewaltigen Gletscher Grönlands und Spitzbergens gilt die Erkenntniß der Gletschernatur des Südpolareises als Hauptargument für die Existenz eines größeren Festlandes, welches ihm als Unterlage dienen muß. Schon Cook hatte die zu einer unüberwindlichen Barriere vereinigten Eismassen für Erzeugnisse von Niederschlägen auf festem Lande erklärt, die an einer großen Festlandsmasse ihre Stütze haben müßten. In gleicher Weise hat sich 60 Jahre später Wilkes geäußert. Von den Neueren, welche gleicher Ansicht sind, sei nur Boguslawski genannt, welcher die Eiswand, längs welcher Roß mehrere hundert Meilen weit hinfuhr, ohne ihr Ende zu erreichen, als Bruchfläche eines gewaltigen Gletschers betrachtet. Hält man an dieser Ansicht fest, so muß man unzweifelhaft bei der Ausdehnung und Mächtigkeit der Gletschermassen auch ihr Einzugsgebiet als eine große, ausgedehnte Ländermasse voraussetzen. Indessen hat es nicht an gewichtigen Vertretern der gegentheiligen Ansicht gefehlt, wie Petermann, Wywille Thomson, der wissenschaftliche Leiter der „Challenger-Expedition" und A. Heim, welcher letztere meint, „die Eisberge des Südpolarmeeres seien wahrscheinlich nichts anderes, als schweres Feldeis." Angesichts dieser widersprechenden Meinungen hat es Herr Dr. Reiter in seiner Habilitationsschrift der Universität Freiburg (1888) unternommen, im Anschluß an Sueß' grundlegendes Werk „Das Antlitz der Erde" von tektonisch-stratologischem Gesichtspunkte aus den Beweis für die Existenz eines antarktischen Continentes zu liefern. Nach ihm bildet ganz Australien mit dem ostwärts sich hinziehenden Inselkranze ein großes Ganzes, das als solches nicht nur eine fünfte Einheit repräsentirt, sondern geradezu als das symmetrische Gegenstück von dem unter denselben Breiten gelegenen Südamerika erscheint. Wie dieses besteht auch Australien aus einer weit ausgedehnten

alten Masse und einem um dieselbe in Form zweier konvex gegen den pacifischen Ocean vordringenden Bogen geschwungenen Kettensystem. Indem Reiter eine gleiche tektonisch-stratologische Interpretation auf die Inseln und Küsten der antarktischen Region anwendet, kommt er nach Allem, was wir über Lage und Umriß, verticale Gliederung und vulkanische Beschaffenheit jener Länder wissen, zu dem Schluß, daß dieselben zwei mit Vulkanreihen ausgestattete, gegen den pacifischen Ocean vordringende Gebirgsketten darstellen, welche zusammengenommen ein großes System, das antarktische Kettensystem, bilden. Wie beschaffen das zwischen diesen Ketten gelegene unbekannte Gebiet ist, vermögen wir heute noch nicht zu bestimmen. Vielleicht schaltet sich zwischen dem Alexanderland und den Vulkankegeln des Erebus und Terror ein dritter Bogen ein, vielleicht aber setzt sich das hohe Land von Alexanderland bis zu jenen Vulkanen fort. Wilkesland und die Enderby- und Kemp-Insel hält Reiter für Küsten, welche nach ihrer Lage und Entfernung von dem Kettengebirge ein Rückland repräsentiren, wie es vom australischen Festland und von der brasilianischen Gebirgsmasse dargestellt wird. Danach glaubt er, die antarktischen Inseln und Küstenländer zu dem Range einer sechsten großen Einheit, zu dem Range eines Continentes erheben zu dürfen. Mögen auch noch so ausgedehnte Partieen des unbekannten Centralgebietes früher oder später zur Tiefe gegangen sein, mag deren Verschwinden den hydrographischen Umriß und mit demselben das Klima auch noch so beeinflußt haben, der Grundzug in der Gestaltung dieses Erdenraumes blieb unverändert fortbestehen. — So interessant dieser theoretische Beweis vom Standpunkte der Morphologie der Erdoberfläche auch sein mag, so zeigt er doch eben nur, wie nothwendig eine directe Feststellung der thatsächlichen Raumverhältnisse in der antarktischen Region ist. Denn als eine endgültige Beantwortung der Frage, ob die Antarktis ein Continent ist, oder nicht, kann dieser theoretische Beweis nicht angesehen werden. Nicht um den Nachweis von der Einheit einer antarktischen Inselwelt, falls eine solche existirt, ist es der Forschung zunächst zu thun, sondern um den Nachweis, ob eine zusammenhängende Festlandsmasse existirt oder nicht. Ist es einer künftigen Expedition nicht möglich, denselben durch Vordringen bis zum Pol zu liefern, so sind wir vorläufig darauf angewiesen, nach möglichst viel Anzeichen zu suchen, welche die Frage in diesem oder jenem Sinne entscheiden. Hierher gehören in erster Linie der Verlauf und die Beschaffenheit der entdeckten Küsten, ferner die Beobachtung der Farbe des Meerwassers auf Grund der Erfahrung, daß die blaue Farbe des offenen Oceans in der Nähe von Festland in eine grünliche übergeht. Inwieweit die Beschaffenheit des Grundes herangezogen werden kann, ist bereits dargelegt worden. Auch die Beobachtung der Temperatur- und Luftdruckverhältnisse jener Oertlichkeiten können zur Beantwortung der Frage mit beitragen.

Die ungeheuren Eismassen der Südpolarregion bieten auch an sich dem Geophysiker ein weites Forschungsgebiet. Nirgends auf der Erde, auch nicht in den Nordpolarländern, gibt es ein so ausgedehntes Gebiet von Schnee- und Eiswirkungen als hier. Nach den wenigen Temperaturbeobachtungen, die wir Roß verdanken, sind die Eisverhältnisse von denen der Nordpolarländer durchaus verschieden. Die Sommertemperaturen sind so niedrig, daß das Tauen, der Hauptfaktor bei der Bildung des alpinen und arktischen Gletschereises, hier nicht in Betracht kommen kann. Wie entstehen danach die antarktischen Gletschermassen? Wird der Schnee durch den Druck der überlagernden Schichten in Eis verwandelt? Wie sind die Firn- und Eismassen in der Antarktis beschaffen? Wo geht der Firn in Eis über? Auf welche Weise und mit welcher Schnelligkeit bewegen sich die Gletscher fort? Das sind Fragen, die erst dann beantwortet werden können, wenn das antarktische Inlandeis, das bisher noch keines Menschen Fuß betreten, näher untersucht und mit dem der arktischen Länder verglichen werden kann. Alle theoretischen Streitigkeiten der modernen Gletscherforscher über die Natur des antarktischen Eises, ob Eisberg oder Packeis, ob mit Moräneschutt oder mit vulkanischen Eruptivmassen bedeckt, schweben so lange in der Luft, bis erst einmal die Eisverhältnisse in der Antarktis selbst untersucht worden sind.

Für den Geophysiker wird es ferner von großer Wichtigkeit sein, das Spiel der Meeresströmungen in dem nach allen Seiten offenen südlichen Eismeer kennen zu lernen. Welches ist der Ursprungsort der kalten Strömungen, die sich bis zum Aequator erstrecken und auf das Klima der Westküsten von Südamerika und Südafrika bestimmend einwirken? Gibt es unter der Oberfläche warme Strömungen, welche vielleicht das Schmelzen des Eises, dessen die Luft nicht fähig ist, übernehmen? Findet hier die Fresnel-Zöppritz'sche Theorie der Meeresströmungen ihre Bestätigung, nach welcher dem vorwiegend westlichen Winden westliche Driften entsprechen müßten? Beeinflussen solche etwa die Bewegung der Eismassen, welche bisher nur als eine vom Pol radiär nach dem Aequator zu ausstrahlende erkannt worden ist? Diese und manche anderen Fragen nach klimatischen Verhältnissen im antarktischen Gebiete, welche zugleich unerläßlich sind zur Zusammenfassung und Beurtheilung der klimatischen Verhältnisse der ganzen Erde, erwarten ihre Beantwortung von einer Expedition, welche das erforderliche meteorologische Material, das zur Zeit noch gänzlich fehlt, zu sammeln hat.

Ein Wissensgebiet, welches ohne Forschung in den antarktischen Regionen ebenfalls immer ein lückenhaftes bleiben wird, ist das des Erdmagnetismus. Namentlich lassen die wenigen Beobachtungen über die Natur der Erdströme und die magnetischen Störungen auf der südlichen Hemisphäre werthvolle Aufklärungen erwarten. Nach den spärlichen Aufzeichnungen über Polarlicht-Erscheinungen läßt sich, wie auf der nördlichen Halbkugel, auch auf der südlichen eine Linie größter Häufigkeit und Sichtbarkeit der Polarlichter vermuthen. Zur Erklärung der ersteren und zugleich zur Erklärung der verschiedenen Formen, unter denen das Polarlicht in höheren und niedrigeren Breiten erscheint, hat Nordenskjöld einen unseren Globus umgebenden Lichtring angenommen, welcher sein Gegenstück in einem südpolaren Lichtringe haben dürfte. Die theoretische Erklärung, welche Edlund für den ersteren gegeben hat, setzt auch den letzteren a priori voraus. Indessen weisen Beobachtung und Theorie noch viele Lücken auf, die auszufüllen nur eine erfolgreiche Südpolar-Expedition erhoffen läßt.

Auch dem Geologen dürften die an Vulkanen reichen Südpolar-Regionen, denen auf der ganzen Erde nur noch der den Großen Ocean umgebende Vulkankranz zur Seite zu stellen ist, einer Durchforschung werth sein. Die gesammte Ostküste von Viktoria-Land wird von Roß als ein Gebiet von ausgezeichnet vulkanischer Natur geschildert. Von den beiden im äußersten Süden gelegenen Vulkanen Erebus und Terror berichtet Roß, daß der erstere, ein in Schnee und Eis gehüllter Pick von imposanter Gestalt, ungewöhnlich viel Rauch und Feuer spie, während der letztere einen bereits erloschenen Feuerberg darstellte, der von Schnee und Eis viel freier war und auf seiner Ostseite viele kleine kegelförmige Nebenkrater trug, die jedenfalls alle zu ihrer Zeit thätige Vulkane waren. Von hier aus bis zur Nordspitze, bis zu den hohen schwarzen Klippen des Cap Adare, bildet die Küste von Viktoria-Land eine vulkanische Gebirgsmasse mit einzelnen besonders hervorragenden Vulkanen, wie der Mt. Melbourne, der in seiner Form dem Aetna so ähnlich war, daß er bei den Offizieren der Roß'schen Expedition mehrere Tage lang diesen Namen führte. Auch die längs der Küste sich hinziehenden Inseln sind Eruptivgebilde, wie die Franklin-Insel, die ganz aus vulkanischem Felsen besteht, und die unterm 72° gelegenen Possession-Inseln, die von M'Cornick, dem Geologen der Roß'schen Expedition, als Felsen, bestehend aus vulkanischen Konglomeraten, blasigen Laven und Basalt, beschrieben werden, welche Stoffe er auch neben Grünstein, Porphyr, Granit, Quarz und Bimstein in den Kröpfen verschiedener kieselverschluckender Wasservögel der Südpolar-Region nachwies. Niemals aber hat er eine Spur sedimentären Gesteins gefunden. Auch der vulkanische Charakter von Wilkesland ist an dem

Rauch, der von mehreren Inseln aufsteigend gesehen wurde, und an den schlackigen Laven und Basalt, welche daselbst gesammelt worden sind, erkannt worden. Ruhende und thätige Vulkane auf einem Raume von mehr als 1,200,000 Quadratmeilen ausgebreitet, harren der geologischen Durchforschung.

Was die Lebewelt der Südpolarländer anlangt, so lassen sich in Folge der ungünstigen physikalischen Bedingungen daselbst keine Vertreter der höheren Pflanzenwelt erwarten. Die gegenwärtige Flora dürfte sich auf Diatomeen und andere mikroskopisch kleine Pflanzen beschränken. Die Vertreter der gegenwärtigen Fauna sind ausschließlich Seethiere. Außer der ungeheuren Menge niederer Thiere, welche den Ocean bevölkern, sind Seehunde, Seelöwen, Seeelephanten, Walfische und Wasservögel die einzigen Repräsentanten der höheren Thierwelt. Aber die Südpolarforschung ist nicht nur für die Untersuchung der gegenwärtigen Lebewelt und für die Erkenntniß der gegenwärtigen physikalischen Beschaffenheit der Erde nothwendig, sondern sie hat auch eine hervorragend erdgeschichtliche Bedeutung. In der antarktischen Gletscherwelt haben wir ein getreues Bild der vordiluvialen Eiszeit, wie sie in der gemäßigten Zone geherrscht hat. Die fossilen Pflanzenreste, welche Nordenskjöld auf Spitzbergen und Grönland gefunden hat, machen es zur Gewißheit, daß daselbst in der Vorzeit ein dem jetzigen unserigen Klima ähnliches geherrscht hat. Solche Fossilfunde auch in den antarktischen Regionen würden für die Klimalehre von großer Tragweite sein. Sie würden zur Durchführung des erst kürzlich versuchten Nachweises, daß die vordiluviale Eiszeit nur eine Phase einer die Erde in bestimmten Zwischenräumen heimsuchenden Klimaschwankung sei, erheblich beitragen. Auch für pflanzen- und thiergeographische Untersuchungen würden solche Fossilfunde von unschätzbarem Werthe sein. Nordenskjöld's Funde in der Nordplarregion haben die Erklärung der bis dahin räthselhaften Verbreitung der Pflanzen und Thiere in früherer und jetziger Zeit ungemein erleichtert. Danach bildet der Nordpol das Entwickelungscentrum der Floren und Faunen, die von hier aus über die dreigespaltene Landmasse nach Süden ausstrahlten. Die Verwandtschaft der Flora Ostasiens, Nordamerikas und Europas zur Tertiärzeit, welche sich bisher nur durch willkürliche Construction von ehemaligen Landbrücken, wie die Atlantis, erklären ließ, findet durch die von Nordenskjöld aufgefundenen fossilen Reste eine ungezwungene Erklärung. Sie offenbaren, daß in der Tertiärperiode die Circumpolarländer mit Pflanzen bewachsen waren, welche später in der Schweiz und noch jetzt in Nordamerika vorkommen, wie die nordamerikanische Sumpfcypresse. Diese hat einstmals weit über den nördlichen Polarkreis hinaus im Verein mit Pappel, Erle, Buche, Ulme, Kastanie, Nußbaum, ja mit der Weinrebe und Palme, ganze Wälder gebildet. Nach den paläontologischen Studien der neueren Zeit ist es wahrscheinlich, daß Floren sowohl wie Faunen in der Tertiärperiode, wo die Polarländer noch nicht in Eis und Schnee begraben waren, von ihnen aus nach der dreigespaltenen Festlandsmasse auswanderten und sich bei ihrer Wanderung unter stetem Kampfe um's Dasein den jeweiligen Klimaten und Oertlichkeiten der erreichten Gebiete anpaßten. Und da es nahe liegt, daß die Abweichung von einem gleichmäßigen Klima der Erde sich zuerst an den Polen eingestellt hat, daß von ihnen aus die verschiedenen Klimate ihren Anfang genommen haben, dürften sie zugleich als Entwickelungscentren immer neuer Floren und Faunen angesehen werden. So sicher dies für die Pflanzenwelt nachgewiesen erscheint, fehlt bisher noch jeder thatsächliche Anhalt für die höhere Thierwelt. Es ist bis jetzt noch kein einziger Rest eines höheren Thieres in der Polarregion aufgefunden worden. Hier ist der Polarforschung, sowohl im Norden wie im Süden, eine weite Perspective eröffnet. Wenn auch die vom Südpol ausgegangene Entwickelung eine viel begrenztere sein muß, als auf der entgegengesetzten Hemisphäre, so bietet sie doch als muthmaßliches Entwickelungscentrum ein vielversprechendes Forschungsgebiet. Die klimatische Gleichwerthigkeit beider Pole stellt einen Erfolg in sichere Aussicht.

In gleichem Maße, wie die antarktische Forschung für die Entwickelungsgeschichte der ganzen Erde von Bedeutung ist, ist sie es auch für eine genaue Bestimmung der gesammten Oberflächengestalt unseres Planeten. Seit der ersten im Jahre 1680 von Kassini und La Hire unternommenen Gradmessung durch Frankreich sind die Bestrebungen, die Figur der Erde durch Messung zu bestimmen, ununterbrochen fortgesetzt worden, bis sie im Jahre 1864 zu dem großartigsten wissenschaftlichen Unternehmen der Neuzeit, zur Gründung der „mitteleuropäischen" Gradmessung, welche im Jahre 1867 zur „europäischen" und 1886 zur „internationalen" Gradmessung erweitert wurde, geführt haben. Diese hat in Europa bis jetzt ein Dreiecksnetz festgelegt, dessen nördlichster Punkt in der Gegend von Hammerfest, dessen südlichster Punkt unter dem 34° n. B. etwas südlich von Constantine liegt, dessen westlichster Punkt in Valentia in Irland und dessen östlichster Punkt in Orsk an der Grenze des europäischen und asiatischen Rußland ist. Das Ziel, welches sich die internationale Gradmessung gesteckt hat, ist, die Gradmessung durch Amerika, Afrika, Asien und Australien weiter zu führen und somit die wahre Gestalt der Erde, das „Geoid", an möglichst vielen Punkten der Erde festzulegen. Zur vollständigen Ausführung dieses Unternehmens sind zahlreichere Messungen auch in den antarktischen Regionen nothwendig. Mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche sich hier einer directen Triangulation entgegenstellen, wird die Bestimmung der Oberflächengestalt durch Pendelbeobachtungen erreicht werden müssen. Solche sind bisher auf der südlichen Hemisphäre nur an 22 Stationen gegen 104 Stationen auf der nördlichen angestellt worden, so daß unsere Kenntniß über die Gestalt der südlichen Halbkugel zur Zeit eine sehr beschränkte ist. Die werthvollsten Beobachtungen werden solche zwischen dem 60° und 70° s. B. sein. Ein unveränderliches Pendel, welches am Aequator in einer Secunde mittlerer Zeit eine Schwingung, somit in 24 Stunden 86,400 Schwingungen macht, vollführt unter dem 70. Breitengrade 86,600, d. h. 200 Schwingungen am Tage mehr. Jenseits des 60° s. B. besitzen wir erst eine einzige Pendelbeobachtung. Da sich die bisher entdeckten Festlandsmassen der Südpolarregion gerade in der Nähe des 70° s. B. befinden, so würden die von einer Expedition daselbst ausgeführten Pendelbeobachtungen für die Geodäsie von größter Bedeutung sein.

Der unerforschte Raum zwischen dem Polarkreis und dem Südpol repräsentirt nicht nur eine Lücke in der Erkenntniß der Erde, sondern auch in der Sicherheit aller Theorien, welche sich auf die gesammte Erde beziehen. Diese Theorien können erst dann als fest begründet angesehen werden, wenn durch Beobachtungen in dem noch unerforschten Gebiete Alles das, was bisher auf Grund von Analogien mit der nördlichen Hemisphäre angenommen worden ist, thatsächlich erkannt ist. Die Südpolarforschung gewinnt dadurch nicht nur eine locale, sondern zugleich eine universale Bedeutung.

Literatur und Kunst.

Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes.

Von W. Koopmann.

Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte einer fortschreitenden Ausbildung unserer Geisteskräfte. Aus dunklen Anfängen heraus strebt der Mensch seit Jahrtausenden einem unbekannten Ziele geistiger Vervollkommnung entgegen, das zu erreichen die begabtesten Völker in einer bestimmten Reihenfolge die ganze Kraft ihrer Eigenart eingesetzt haben.

Die Geschichte jedes Volkes, das führend in den Entwickelungsgang der Menschheit eingegriffen hat, zerfällt in drei Abschnitte, welche ihrer Zeitdauer nach verschieden sind, welche sich aber immer darin gleichen, daß eine allmähliche Entwickelung aus bescheidenen Anfängen zu größerem staatlichen Ansehen stattfindet; daß dies Ansehen eine Zeit lang erhalten

bleibt; daß dann, langsam oder schnell, ein Verfall an Leistungsfähigkeit, Macht und Wohlstand eintritt.

Mit der Entwickelung einer geschichtlichen Selbständigkeit sind von den ältesten Zeiten an bei allen Völkern Culturformen entstanden, welche als Künste und Wissenschaften der geistigen Veranlagung des Menschen nach der Gemüths- und der Verstandesseite hin entsprechen. Die Verstandesrichtung steht mit den künstlerischen Bestrebungen in einem gewissen Widerstreit, der leicht fühlbar wird, wenn die Religion sich künstlerischer Mittel bedient, um dem Volk verständlich und vertraut zu werden, aber gleichzeitig ergänzen sich beide und stehen in fortwährenden Wechselbeziehungen.

Auch diese Culturformen, und, was hier zunächst in Betracht kommt, alle Kunstformen entwickeln sich aus rohen und unbedeutenden Anfängen zu einer gewissen Höhe, welche von dem einzelnen Volk nicht überschritten wird. Mit dem sinkenden Wohlstande und der abnehmenden Leistungsfähigkeit können diese Formen dann wieder verrohen, aber, während die staatliche Bedeutung des Volkes aufhört, geht seine Culturblüthe für die Gesammtentwickelung der Menschheit nicht verloren, sondern dieselbe kann von einem anderen Volke, daß sich befähigt zeigt, eine Rolle als Culturträger zu spielen, übernommen, verarbeitet und weiter entwickelt werden. Wandernde Völker, Handelsverbindungen, Kriegszüge übernehmen die Vermittelung.

Volksstämme, welche seit Jahrtausenden ihre geschichtliche Bedeutung verloren haben, leben in einzelnen ihrer Culturformen noch heute fort. Die Säule z. B. als vornehmstes Constructionsmittel einer edlen Bauart ist ursprünglich gewiß nur der formlose Träger gewesen, wie er in den indischen Grottenbauten zu finden ist, der mit unendlicher Geduld aus dem Felsen herausgearbeitet wurde, in welchem Culträume hergestellt werden sollten. Bei den Aegyptern und Assyrern ist die Säule schon, ihrer architektonischen Aufgabe entsprechend, mehrfach gegliedert, um durch hellenische Kunst auf das Sinnreichste durchgebildet, um durch die Gothik in eigenartigen Verbindungen weiter verwendet zu werden. Erst in der Gegenwart ist sie als Beweis einer kunstarmen Zeit zum leeren Prunkstück herabgesunken, aber von den ältesten Zeiten an ist sie als Wahrzeichen des wechselnden Kunstvermögens von einem Volke unmittelbar auf das andere übergegangen. Als merkwürdiges Beispiel einer mittelbaren Uebertragung alter Kunstformen in die Neuzeit kann man das Fabelthier der Vision Ezechiels bezeichnen, gemalt während der italienischen Hochrenaissance. Die Einzelheiten desselben muß der Prophet von assyrischen Götterbildern her gekannt haben, dem Maler war ihre künstlerische Abstammung fremd, er mußte sie deshalb nach seiner eigenen Phantasie bilden. Ruinen, oft unscheinbare Bruchstücke erhaltener Culturformen von untergegangenen Völkern bieten die wichtigsten Anhaltspunkte zu einer geschichtlichen Würdigung derselben.

Selbst Völker, welche sich von ihren Nachbarn abzuschließen wissen, welche, nach Rasse, Sprache, Lebensgewohnheiten eigenartig, sich auf's Strengste fremden Einflüssen zu entziehen suchen, wie die Chinesen, können nicht ganz dem Reiz und dem Einfluß fremder Culturformen widerstehen. Der Mäander und mancherlei andere Ziermotive griechischer Vasen finden sich auf chinesischen Bronze- und Thongefäßen, welche zu einer Zeit entstanden sind, als an regelmäßige Handelsbeziehungen zwischen Europa und dem fernen Osten nicht zu denken war.

Weniger begabte Volksstämme, welche keine Geschichte haben, Wilde, bringen selbst auf der niedrigsten Entwickelungsstufe Formen hervor, welche charakteristisch für ihre geistigen Anlagen sind, welche für den Culturzustand jedes einzelnen Volkes einen sicheren Maßstab abgeben.

Diese reiche Formenwelt in ihren unendlich vielfachen Abstufungen vom rohen Versuch bis zur höchsten bisher erreichten Vollendung in Worten und Tönen, in Bauten und in der bildlichen Darstellung des Menschen entspringt einer uns angeborenen schöpferischen Gestaltungskraft, welche sich mit dem einmal Erreichten nie genügen läßt, sondern unermüdlich einem unbekannten höchsten Ziele entgegenstrebt. Mit unwiderstehlicher Gewalt macht sie sich geltend, zunächst um dem Menschen Wohnung, Kleidung, Nahrung, die Grundbedingungen seines Bestehens und Gedeihens herzustellen. Als Ausdruck seines Wohlbehagens, seiner Freude am selbsterworbenen Besitz, um sich und Andere auszuzeichnen, um die Wichtigkeit eines Gebrauchsgegenstandes zu betonen sucht er sodann Wohnung und Kleidung, sowie das Hausgeräth dadurch zu vervollkommnen, daß er je nach Mitteln und Fähigkeiten Aenderungen vornimmt, welche z. B. diejenigen Theile eines Gebrauchsgegenstandes, auf denen seine Verwendbarkeit beruht, durch Form und Farbe hervorheben, Aenderungen, welche mit dem Nutzen der Dinge nicht zusammenhängen, sondern welche nur dem Wunsch nach einer wohlgefälligeren Herstellung entsprechen. Diese schmückenden Zuthaten erfüllen ihn mit um so größerer Befriedigung, je mehr eine fortschreitende Vervollkommnung derselben erkennbar ist, sie gewähren ihm auch in den einfachsten Verhältnissen einen geistigen Genuß, der durch nichts Anderes ersetzt werden kann, was das Leben sonst bietet. Bei steigender Cultur steigern sich die Ansprüche, aber auch die Wirkung der höchsten Kunstform bleibt dieselbe geistige Befriedigung. Alles, was uns den Genuß einer solchen geistigen Befriedigung durch sinnlich wahrnehmbare Formen verschafft, welche unserer schöpferischen Gestaltungskraft ihre Entstehung verdanken, sind wir gewohnt: „schön" zu nennen.

Wenn diese schöpferische Thätigkeit aus den geheimsten Regungen seiner natürlichen Anlagen heraus etwas Selbstverständliches bei jedem Menschen ist, wird man erwarten können, daß dieselbe in den Leistungen eines ganzen Volkes in vielfach verstärktem Maße zur Geltung kommt, wie das thatsächlich bei allen Völkern nachweisbar ist. In den Anfängen aller Cultur überwiegt immer die Rücksicht auf das Nothwendige, auf die Brauchbarkeit der Gegenstände. Bei wachsendem Wohlstande und vermehrter Geschicklichkeit wächst das Bedürfniß für reichere Formen; so lange ein Volk erfinderisch bleibt, so lange bleibt es auch widerstandsfähig gegen äußere Gefahren, welche jeder Zeit von anders begabten und ehrgeizigen Nachbarn drohen. Die Widerstandsfähigkeit erlischt, ein Volk sinkt von seiner herrschenden Stellung herab, wenn es als Beweis seiner Erschöpftheit über der Freude am Lebensgenuß die Sicherung seiner Lebensbedingungen vernachlässigt, wenn es verweichlicht, weil es über dem Schmuck das Nothwendige vergißt.

Dieser Trieb nach einer Bethätigung unserer schöpferischen Veranlagung findet immer neuen Reiz und Nahrung durch eine unbestimmte Vorstellung von einer höchsten Vollkommenheit aller Dinge und des Menschen selber, welche auf unser Denken und Handeln von der frühesten Jugend an einwirkt und mit zwingender Gewalt in das Leben der Einzelnen wie der Völker eingreift. Für das Kind liegt das Vollkommene in der scheinbaren Freiheit der Erwachsenen, in seinen Spielen versetzt es sich mit Vorliebe in die Zeit, wenn es groß sein wird. Erst wenn es groß geworden ist, lernt es einsehen, daß es sich getäuscht hat, daß der Ernst des Lebens erst beginnt, wenn die Kinderzeit dahin ist. Die Wahl des Berufs erfüllt den Jüngling mit neuen Vorstellungen des Vollkommenen, die ihm als Mann neue Enttäuschungen bereiten. Der Greis ist froh, wenn er einen kleinen Theil von dem verwirklicht sieht, was ihm in der Jugend erreichbar schien. Alle machen die Erfahrung, daß das Vollkommene dem Menschen nie zu Theil wird.

Das Verlangen nach dem Vollkommenen nimmt je nach der geistigen Begabung der Menschen einen sehr wechselnden Ausdruck an. Das Streben nach Ruhm, nach Reichthum, jeder Versuch zum Versemachen, die Launen der Mode, Hausmusik und Hausmalerei und vieles Andere, namentlich auch Sagen und Märchen sind mehr oder weniger berechtigte Ausdrucksmittel dieser Vorstellungen, welche durch mangelndes Maßhalten in eine fehlerhafte Richtung gedrängt werden, welche durch einseitige Uebertreibung krankhaft entartete. Der höchste Ausdruck unseres Verlangens nach dem Vollkommenen ist das Kunstwerk.

Der Zwiespalt zwischen diesem Verlangen und der Unmöglichkeit, es je ganz befriedigen zu können, ist das Loos

jedes Menschen, das um so tiefer als Mangel empfunden wird, je weiter Vorstellung und Wirklichkeit von einander entfernt bleiben. Die sich stets wiederholenden Enttäuschungen müßten dem Menschen alle Lebensluft nehmen, Verzweiflung würde sein unvermeidliches Schicksal sein, wenn nicht die aus seinem innersten Wesen stammende Idee des Vollkommenen ein kräftiges Gegengewicht durch eine andere Idee des Vollkommenen erhielte, welche nicht im Menschen selber begründet liegt, sondern welche durch die Einwirkung der ihn umgebenden Natur in ihn hineingetragen wird.

Wenn nämlich das Entstehen und das Vergehen in der Natur, Geburt und Tod, nach unerklärlichen und unverständlichen Gesetzen mit Freude und Leid in sein Leben eingreifen; wenn er den Wechsel der Jahreszeiten in strenger Regelmäßigkeit, aber in stetem Kampf zwischen hervorbringenden und zerstörenden Kräften an sich vorüber ziehen sieht; wenn er zum gestirnten Himmel aufblickt unterliegt der Mensch einer geheimnißvollen Bewunderung der Natur, welche umso mehr den Eindruck des Uebernatürlichen auf ihn macht, je weniger er Ursache und Wirkung zu erklären weiß, je niedriger die Stufe seiner geistigen Entwickelung ist.

Die verwunderungsvolle Betrachtung der Natur läßt sofort den Wunsch entstehen, die letzte Ursache aller Lebenserscheinungen verstandesmäßig ergründen zu wollen. Aber auch der schärfste Verstand, die vorgeschrittenste Untersuchungsart muß bekennen, daß es eine Grenze der Forschung gibt. Da es aber unerträglich ist, den wichtigsten Fragen, welche die Natur uns aufdrängt, mit Nichtwissen gegenüber zu stehen, führt alle Naturbetrachtung immer zu einem und demselben Ergebniß, das sie von alters her bei allen Völkern gehabt hat, sie führt zu einer göttlichen Verehrung der Naturkräfte, welche bei einigen Völkern die Vorstellung eines Inbegriffs und Urquells aller Vollkommenheit angenommen hat, der als Schöpfer aller Dinge voll unbegrenzter Machtvollkommenheit und Weisheit ist. Der Mensch gewinnt die Ueberzeugung vom Dasein Gottes und wird dadurch in der Annahme einer möglichen Vollkommenheit der Dinge und des Menschen selber bestärkt. Er fühlt sich berechtigt, als nothwendige Ergänzung eines Lebens voller Unvollkommenheiten auf ein Leben nach dem Tode schließen zu dürfen, durch welches ihm jede Vollkommenheit zu Theil werden wird.

Unterstützt wird diese Anschauungsweise durch den täglichen Kampf zwischen Gut und Böse, dessen unbefriedigende Ergebnisse auf einem anderen Wege zu demselben Schlusse führen.

Einen Beweis für das Dasein Gottes, für die Unsterblichkeit der Seele hat noch Niemand zu erbringen vermocht; vor dem grübelnden Verstande kann diese Ueberzeugung nicht bestehen, der vielmehr den natürlichen Zusammenhang der leitenden Gesetze für die keimende Zelle und den Lauf der Gestirne ergründen möchte, Gesetze, durch welche Alles in der Natur lebt und einen wunderbaren Kreislauf der Erscheinungsformen durchmacht.

Aus diesem Gegensatz zwischen Verstand und Gemüth entspringt der Zweifel an der Richtigkeit einer vorausgesetzten göttlichen Vollkommenheit. Im Lauf der Zeiten überwiegt bald die Herrschaft des Gemüths, bald die des Verstandes; wenn die Lösung wissenschaftlicher Fragen die gemüthlichen Anlagen eines Volkes brach legt und die führenden Geister so ausschließlich beschäftigt, daß sie auf den Ausdruck für eine gedachte Vollkommenheit verzichten, wird eine pessimistische Weltanschauung als natürliche Folge dieses Verzichtes angesehen werden müssen. Daß es aber ein Irrthum ist, auf Grund dieser Anschauungsweise künstlerisch thätig sein zu wollen, beweist die erdrückende Zahl von Mißerfolgen in Malerei und Dichtung, für die gerade jetzt eine Unsumme an Intelligenz, Zeit und Geld ohne andere als negative Ergebnisse verschwendet wird.

Das Verlangen nach dem Vollkommenen ist aber unaustilgbar und tritt immer wieder in seine Rechte, so daß der Mensch, niedergedrückt durch unzählige Enttäuschungen, in der verzweifeltsten Stimmung, selbst unter den elendesten äußeren Verhältnissen doch von der Erwartung aufrecht erhalten wird, ihm werde noch einmal das Vollkommene zu Theil werden. Dante's Paradies und die ewigen Jagdgründe der Rothhäute sind aus derselben Grundanschauung hervorgegangen; „on attend toujours quelque chose" soll Alfred de Musset gesagt haben.

Die Ueberzeugung vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele, welche den einzelnen Menschen erfüllt, geht durch alle Völker hindurch, die untergegangenen und die lebenden, die gebildeten und die wilden, ihre universale Bedeutung ist dadurch bewiesen, daß sie der Ursprung aller Religionsformen geworden ist, deren praktischer Werth doch nur darin liegt, daß sie den Menschen auf einen Zustand höchster Vollkommenheit vorbereiten sollen. Deshalb beruht es auf einer inneren Nothwendigkeit, daß unter dem Einfluß der Religion die vorzüglichsten Formen entstanden sind, welche der Vorstellung vom Vollkommenen einen sinnlich wahrnehmbaren, möglichst erschöpfenden Ausdruck geben sollen.

Alle diese Formen also, welche aus der unbestimmten Vorstellung, aus der Idee einer höchsten Vollkommenheit entstanden sind, umfassen das Gebiet der Kunst. Seine Sprache, musikalische Laute, die todte Masse des Steins, des Holzes, des Thons bieten dem Menschen die Mittel, nach Ueberwindung mannigfacher Hindernisse, welche sich zum Theil schon aus dem Widerstand des Materials ergeben, seine künstlerische Schöpfungskraft bethätigen zu können. Je mehr die Kunstform der Vorstellung des Vollkommenen nahe kommt, je mehr die geistige Veranlagung des Künstlers den Durchschnitt überragt, je mehr begeisterte Hingabe für das Werk ein fortschreitendes Können früheren Leistungen gegenüber sichtbar werden läßt, um so mehr wirkt auch das Kunstwerk wie etwas Uebernatürliches; höchste künstlerische Begabung wird nicht dem Menschen schlechthin, sondern dem höchst bevorzugten Menschen, dem Genius zugesprochen.

Es ergibt sich hieraus, daß die Entstehung des Kunstwerkes ebenso nothwendig, ebenso selbstverständlich für den Menschen ist, wie sein Selbsterhaltungstrieb oder irgend eine andere elementare Bethätigung seines Daseins.

Die ersten Kunstanfänge der alten Culturvölker sind untergegangen, weil sie in einem leicht vergänglichen Material hergestellt wurden, das dem Einfluß der Zeit und anderer Schädlichkeiten erlegen ist. Waren etwa die Stammväter eines Volkes Jäger oder Hirten, dann mußte der Jäger sich Bogen und Speer selber herrichten und in Stand halten. Sobald ihn Noth und Liebe zum Waidwerk gelehrt hatten, Waffen anzufertigen, auf die er sich verlassen konnte, die ihm Erfolg und Anerkennung verschafften, gab er den Werkzeugen zur Erhaltung seiner Existenz einen persönlichen Zug durch selbsterfundene Zierrathen. Bei stärkerer künstlerischer Veranlagung wird er Schaft und Spitze seines Speers, Bogen und Befestigungsstelle der Sehne durch Linienführung und Farbe unterschieden haben; bei geringerer Veranlagung schnitzte er mit roher Hand und schwerfälligen Hülfsmitteln Zeichen in willkürlicher Anordnung, unterbrochen durch grelle Farbentöne.

Der Hirte, welcher gelernt hatte, aus der Wolle seiner Schafe warme Kleiderstoffe herzustellen, fand im Wald und auf der Flur Färbemittel. Die bunte Wolle wird er erst eintönig, dann in mannigfacher Abwechselung der Farben gestrickt und gewebt haben; ein Schritt weiter führte zum Mustern des Stoffes und zur Verwendung pflanzlicher und anderer der Natur entnommener Motive. Mit dem Nutzen der Gewebe hat das Alles gar nichts zu thun, sondern es entspringt nur dem Wunsch nach einer vollkommeneren Herstellung. Die aufgewendete Mühe findet reichlichen Lohn selbst im bescheidenen Erfolg.

(Schluß folgt.)

Edouard Rod.

Von Hermann Bahr.

Edouard Rod war unter den Ersten, welche die ausgetretene Straße des Zolaismus verließen, angewidert von dem ewigen Einerlei der gemeinen Wahrheit und durch eine große Sehnsucht nach unbekannten Idealen hin getrieben. Um seinen Namen wurde bald viel Fehde und Zwist: man wußte nicht recht, wohin er registrirt werden sollte, und wenn man ihn einmal in einer Schule glücklich untergebracht glaubte, dann wurde es sicherlich sogleich von seinem nächsten Buche widerlegt. Er ist eine Zeit unter die Decadents gezählt worden, aber einen seiner Romane hat die Akademie gekrönt. Er schien eine Weile, in der Wollust der sensationellen Künste, wie ein Nebenbuhler des Maurice Barrès', bloß auf die Bereicherung des Ich mit seltenen Gefühlen unermüdlich bedacht, aber neuestens mag er eher für einen Bußprediger der reinen Sitte gelten, der zur Einfachheit und Demuth ruft, und, nach dem Beispiel der Russen, für einen Priester der religion de la souffrance humaine. Die Einen schelten ihn einen gebleichten und verdünnten Bourget, der schal, fade und ohne Geschmack sei; aber Vielen ist er eine tröstliche Hoffnung, der sie vertrauen.

Das auffälligste Merkmal seiner Werke ist eine unsägliche Empfindsamkeit gerade für die unendlich kleinsten, feinsten und leisesten Nuancen. Man muß gleich an die Goncourts denken: es ist der nämliche tact sensitif de l'impressionabilité, die nämliche sensibilité de névropathes, die nämliche Feinhörigkeit auf die stillsten Regungen in und zwischen den Gefühlen. Er ist hellsichtig in den Schatten der Empfindungen wie ein Nachtwandler, aber der zugleich sein eigener Arzt und Wärter wäre — immer mit ruhig beobachtendem und verzeichnendem Verstande neben sich her, der in einer nüchternen und gelassenen Sprache, wie um einen wissenschaftlichen Befund abzugeben, deutlich berichtet. Dieser Verein von hysterischer Empfindlichkeit und der kalten Strenge des unbekümmerten Forschers ist ganz seltsam: was sonst höchstens die Lyrik in schwülen und gleich wieder verdampfenden Gleichnissen eilig streift, das bringt er umständlich in kritische Noten. Darin mahnt er an Baudelaire, der auch die wirrsten Krankheiten des Geistes mit einer unheimlichen Gesundheit der Form erklärte; aber es fehlt ihm seine ansteckende und mittheilsame Kraft. Er bringt seine Sensationen nur an den Verstand; Mitgefühl vermag er nicht zu erzwingen. Er verrichtet alle Vorarbeit: die Beobachtung der Nuancen, ihre Aufnahme und Analyse; aber ihre Fleischwerdung in uns, den eigentlichen Prozeß der Kunst müssen wir aus eigenem dazu geben. Er hat keine angreifende, unterjochende und fortreißende Kraft — vielleicht daß sie unter seinem Trop de reflexion verkümmert und erlahmt ist; darum schmachten seine Helden auch immer in Qualen nach Leidenschaft.

Seine Romane lesen sich wie Kritiken seiner Romane, welche nur den Inhalt angeben wollen. Es wird Alles immer nur vor den Verstand, niemals in das Gefühl geführt. Er erzählt von seinen Vorwürfen, aber er kann sie nicht mittheilen. Er hat schöne Mittel und die vornehme Würde seines Stiles verdient Ruhm, welche jede Taschenspielerei verschmäht und lieber etwas verschweigt, als daß sie plump und breitschweifig würde, mit einem deutlichen Ehrgeiz nach der hellen und rapiden Sprache des 18. Jahrhunderts. Aber er vermag mit aller Kunst den eigentlichen Beruf des Künstlers nicht: er drückt sich aus, aber er drückt es nicht in uns ein — wir müssen nicht mit, wenn wir nicht wollen.

Es ist von Vielen gesagt worden, er sei kein Künstler. Aber gerade darum, weil er nicht in das Gefühl dringt, sondern bloß an den Verstand, aber doch im Grunde eine künstlerische Natur ist, gerade darum ist er im Kritischen vortrefflich. Er hat ein großes Talent, sich durchaus mit fremden Nerven zu bekleiden, durch fremde Sinne zu erleben und sein Denken in die Methode Anderer zu verwandeln — aber immer dabei sein gelassener Zuschauer zu bleiben, der neugierig beobachtet und emsig den ganzen Verlauf notirt. Es ist, als wäre sein Gehirn ein mit einem Schauspieler doublirter Professor, der den Vorzug hat, alle Experimente an seinem lebendigen Selbst zu verrichten. Gleich seine erste Sammlung*) bewies diese kritische Bedeutung: es sind einzelne Stücke darunter, wie über Leopardi, über die englischen Präraphaeliten, über die italienischen Veristen, deren sich Bourget nicht zu schämen brauchte.

Damals suchte er gern die zerrissenen und verzweifelten Seelen auf, mit der trotzigen Verachtung der irdischen Gemeinheit und mit der schmerzlichen Sehnsucht nach den reinen Träumen. Er kam damals gerade aus dem Naturalismus her und hatte den großen Drang aller Ueberwinder des Zolaismus, den Drang nach der im Menschen verschwiegenen Schönheit. Mit Haß und Ekel verschmähte er die äußere Welt; in der inneren wollte er sie vergessen. Er ergab sich der Fülle der ganz einfachen Gefühle, wie reich und wundersam ihre Einfalt ist: die leise Angst des jungen Gatten um den Verlust der Freiheit und vor dem Ungewissen, die trüben Räthsel der Schwangerschaft, die irren und verlegenen Widersprüche der väterlichen Empfindung, das langsame und stumme Keimen der Neigungen zum Kinde und alle die tausendfach verschlungenen Geheimnisse unter dem Bewußtsein, welche wie ein schauriger Chor die scheue Rede der Vernunft immer unverständlich begleiten.**) Dahin wendete er sich lauschend, ob es ihn nicht von den Enttäuschungen des Lebens heilen könnte. Aber es wurde ihm auch hier keine Rast, kein Friede, keine Erlösung. Er brachte ein tiefes Leid nicht los, eine unerklärliche und grundlose Trauer, die nimmermehr weichen wollte. Sie wuchs nur immer, je mehr er durch sich forschte, und trieb ihn unstet und wurde eine schlimme Furcht vor der Zukunft, vor dem neuen Geschlechte, wie dem das heutige sich dann wohl verantworten könnte, daß es solche Erbschaft hinterlassen. Und er dürstete nach einer Antwort auf die vielen Fragen, nach einer verläßlichen Gewißheit, nach einem festen Glauben, an den man sich wie an einen rettenden Balken klammern könnte dans l'Océan d'incertitudes où nous flottons.

Diese Stimmung ist keine neue: Bourget hat aus ihr die unvergängliche Vorrede seines „Disciple" geschrieben und aus ihr wurden die Erfolge der russischen Romane, aber erst Rod hat muthig die Fülle ihrer Triebe entfaltet und alle Forderungen, welche sie bringen, auf sich genommen, aus dem Künstler und Kritiker durch sie zum Moralisten verwandelt.

Spuren des Moralisten waren an ihm lange vernehmlich; er hatte immer neben der Delicatesse der Nerven ein feines, empfindliches, um das Gute und Böse zärtlich bekümmertes Gewissen; nur mußte es oft vor den heftigen Begierden des Künstlers, welche um jeden Preis schöne und seltene Reize forderten, mit Geduld verstummen. Aber jetzt ist es mächtig geworden und verdrängt jede andere Neigung und Rücksicht. So geschieht das Wunderliche, daß er auf einmal in den schärfsten Widerspruch zu seinen Anfängen gesetzt und die Linie seiner Entwickelung plötzlich nach der anderen Seite umgebrochen wird, welche seiner Herkunft und seiner Geschichte gerade entgegen ist.

Er kam von den einsamen und stillen Meistern des Nervösen. Moral, Vaterland und Menschheit — das waren ihnen leere Worte ohne Sinn; sie fühlten sich nur als Künstler und fühlten nur für die Kunst. Das tadellose und vollkommene Werk, durchaus nach der Absicht gerathen und eine vollendete Schöpfung, war der einzige Zweck, die einzige Norm ihres Lebens. Andere als ästhetische Wirkungen kannten sie nicht; sie suchten nur die Anmuth und Kraft der Ideen, die Schönheit der Fassung, den üppigen Klang und die laute Blüthe des Wortes. Ob eine Kunst der Jugend gefährlich wurde und das Gemüth vergiften mochte, danach fragten sie nicht. Sie dachten nicht an die Menschen; sie hatten mit ihnen keine Gemeinschaft; sie hatten keine Heimath als die Kunst. Ihr Ehrgeiz war,

*) „Études sur le XIX. siècle." Paris, Perrin & Cie.

**) „Le sens de la vie." Vgl. auch „Les trois coeurs," Paris, Perrin & Cie.

was Goncourt la pure litterature nennt, le livre qu'un artiste fait pour se satisfaire; ihr Ehrgeiz war le culte de l'art pour l'art.

In dieser Ansicht aller Romantiker, des Parnaß und der Anfänge der Decadence, welche ihre deutlichsten Documente in den Briefen von Flaubert und den Tagebüchern der Goncourts hat, ist Rod aufgewachsen, wie das ganze junge Geschlecht; jede andere galt am Künstler für unwürdig und verächtlich und erniedrigte ihn zum „Bourgeois." Aber sie konnte vor den Forderungen des Moralisten nicht bestehen. Der Moralist darf das Schöne nicht dulden, wenn es die Tugend schändet, die Liebe zum Guten zerstört und die Gesundheit des Geistes verkümmert: er ordnet das Schöne unter die Wohlfahrt des Staates, des Volkes, der Menschheit. Die Kraft und Reinheit am Leibe und an der Seele gilt ihm mehr als die Leidenschaft des neuen Reimes, des seltenen Beiworts und der schimmernden Sätze. Er will, daß der Dichter ein conducteur de peuples sei. Er folgt der Meinung von Dumas: Toute littérature qui n'a pas en vue la perfectibilité, la moralisation, l'ideal, l'utile en un mot, est une littérature rachitique et malsaine, née morte. Er kann die Werke der Künstler nicht, wie die alte Kritik, an strengen und unerbittlichen Begriffen der Schönheit messen; und es kann ihm nicht genügen, sie, wie die neue, nach ihren Ursachen und Absichten zu fragen: er richtet sie von der Höhe des Staates und des Volkes; er prüft ihre Folgen und Wirkungen; er entscheidet über sie als Mittel der sittlichen Entwickelung, als Bestimmungen des öffentlichen Geistes, als facteurs de la société contemporaine.

Darum verdient das neue Buch*) von Rod nachdenkliche Achtung, weil es das Aesthetische unter das moralische Urtheil ordnet. Dieses Verfahren ist durchaus unfranzösisch: aus diesem rein künstlerischen Volke, welches nur dem Geschmacke und seinem heftigen Drange zur Schönheit folgt, konnte es niemals entstehen. Es ist deutscher Import, wie die modische Schopenhauerei und die Wagner'sche Musik; unter den Deutschen lange in Kraft, von Gentz und Adam Müller her über Rodbertus bis auf Treitschke und Schmoller herab, und selbst den Künstlern, denen es doch durchaus gegen den Beruf und die eigentliche Natur ist, vertraut, ja beinahe selbstverständlich. Ein seltsames Bild, wie die letzte französische Decadence überall die erste deutsche Romantik aufnimmt: Barrès den individualistischen Terrorismus von Fichte, Rod die staatssozialistischen Ideen der nationalen Reactionäre. Man mag einwenden, daß Rod Schweizer ist, wie jene andere romanische Natur mit dem germanischen Geiste, wie Amiel Professor an der Genfer Universität; aber er könnte nicht wirken und Anhänger versammeln, wenn nicht schon eine allgemeine Disposition des Geistes bereit wäre, welche auch durch die Pariser Erfolge von Ibsen bezeugt wird.

Das neue Buch ist durchaus Kritik des Moralisten. Es fragt nicht nach der Künstlerschaft der Werke; ihr Werth an Schönheit und Kraft ist ihm gleich. Es fragt immer bloß nach ihrer moralischen Verfassung und welche sittliche Ideen sie enthalten. Es hat gewiß auch im Einzelnen manchen Reiz: wie es die verwickelte Psychologie von Renan entfaltet und erst den zuversichtlichen Gläubigen, dann den wehmüthig Entsagenden und den Gläubigen wieder als den positiven Fanatiker der Kirche und den negativen Fanatiker der Freigeisterei und zuletzt die Wiedergeburt des Muthes zum Glücke in dem Entsagenden zeigt, der sich aus den Zweifeln wieder aufrafft und am Ende im idealen Culte seiner selbst beruhigt; dann die lustige Geschichte von den beiden Schopenhauern, dem echten, ernsthaften und tiefen seines Systemes, den aber Niemand liest und kennt, und dem falschen, entstellten und denaturirten seiner Boutaden, dont on faisait un oracle ou un éponvantail ... parce que c'est en lui que c'est incarné tout un courant d'idées; wie es die Philosophie des Pessimismus auf einen excès de sensibilité et de la vie interieure reducirt, mit dem glücklichen Worte, daß sie mehr ein état psychologique als eine Doctrin sei, und mit der einfachen Formel der Schopenhauer'schen Popularität in den breiten Massen des Volkes, daß er transformait leurs désillusions en lois métaphisiques; wie es den platten, bornirten und so beneidenswerth selbstgefälligen Positivismus der vierziger Jahre und aus ihm die flache Halbwissenschaftlichkeit Zola's mit dem kindischen Aberglauben an die gelehrte Unfehlbarkeit und der certitude naïve et sereine qu'il promenait sur toutes choses entwickelt; das analytische Raffinement in der Vielfältigkeit von Bourget und in den Metamorphosen von Lemaître; die gerade, kräftige Zuversicht in der Zeichnung des Vicomte de Vogué, des ersten, der wieder zur Pflicht, zur Tugend, zur Gesundheit gerufen — und vieles andere ist an dem seltsamen Buche fein, tief und mittheilsam für Gemüth und Geist; aber seine eigentliche Bedeutung bleibt in der heftigen Sehnsucht nach dem unbekannten Heile, das aus den Lastern erlösen, die Zweifel verscheuchen und reinen Frieden bringen möchte. Die Zeit wird entscheiden, ob diese Wünsche Verirrungen abseits von der Entwickelung oder die formules attendues einer allgemeinen, nur bisher rathlosen Stimmung sind.

*) „Les idées morales du temps présent." Paris Perrin, & Cie.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Was man durch ein Fernrohr sieht.

Von Pedro Antonio de Alarcon. *)
Autorisirte Uebersetzung von S. Gräfenberg.

Gegen die Mitte des Monats, als ich auf dem Kastell von Gibralfaro zurückgezogen lebte, geschah es, daß ich eines Morgens, nachdem ich in aller Ruhe gehörig gefrühstückt hatte, ein prächtiges Fernrohr, welches mir der Gouverneur der Festung zur Verfügung gestellt hatte, vornahm und von meinem Zelte aus auf die Batterie „Osten" zuging, — ein mit Zinnen versehenes Thürmchen, das Malaga mehr als irgend ein anderes auf dem Kastell beherrscht. Und welche Rundsicht hat man von diesem Thurm aus! Dort habe ich, auf einem Geschütze sitzend, das Fernrohr in der einen und ein Horn in der anderen Hand, die ruhigsten, gleichförmigsten und glücklichsten Tage meines kurzen, aber schon mühevollen Lebens verbracht. Was ich täglich zu thun hatte, war Folgendes:

Das blaue Mittelländische Meer zu betrachten, welches sich zu meiner Linken bis dorthin ausdehnte, wo eine Linie von dunklerem Blau als der Himmel und das Mittelländische Meer an hellen Tagen die Küste Afrika's bezeichnete; zu meinen Füßen das anmuthige, enge, neue und blühende Malaga zu sehen; in Verzückung zu gerathen, wenn ich die fruchtbaren Ebenen ansah, welche sich zu meiner Rechten ausbreiteten und sogar den Fuß der Berge umkränzten; mit einem einzigen Blicke das Meer, die Stadt und das Land zu umfassen, ohne etwas Anderes als den unendlich ausgedehnten Himmel über mir zu haben; die Sonne auf- und untergehen zu sehen; nachts den Mond zu erwarten, wie Jemand seine Braut erwartet; ihm Lebewohl zu sagen, wenn er bei Tagesanbruch hinter den Bergen im Westen unterging; aus allen Ländern Schiffe in den Hafen einlaufen zu sehen oder ihnen das Geleite zu geben, wenn sie nach der Meerenge von Gibraltar, nach Amerika zu verschwanden; nachts die Drehung des Leuchtfeuers und seinen Wiederschein im Wasser zu verfolgen; den Gesang der Matrosen und der Fischer zu hören; die erleuchtete Stadt zu sehen, die sich inmitten der Finsterniß wie ein großes Grabmal in einem düsteren Dome ausnahm; dem Brüllen oder dem Klagen der Wogen zuzuhören, dem Getriebe der wachenden und dem ruhigen Athmen der schlafenden Stadt, dem Alarmschlagen der Schildwachen, dem Gesange der Vögel, dem Freudengeläute der Glocken oder ihren Trauerklängen ... und schließlich zu sehen, wie die Menschen unaufhörlich, wie Ameisen, von Malaga nach jenem anderen kleinen Orte

*) Eine der letzten Arbeiten des vor einem halben Jahre gestorbenen spanischen Romandichters.

aus Marmor wanderten, der hinter der Stadt liegt — dem Kirchhofe — und zu denken, daß mein Gedankenkreis weiter sei als jener Horizont und jenes bewegte Leben in der Stadt, noch weiter als Zeit und Raum; so unermeßlich wie der Himmel, welcher uns Alle, mich und die Erde, in seinen unendlichen blauen Mantel einhüllt. . .

Ich befand mich also an jenem Morgen auf der genannten Batterie, blickte mit dem Fernglas nach den niedlichen Mädchen in Malaga, die sich auf ihren Zimmern, Höfen oder Balkons ganz allein und unbeobachtet wähnten, und begrüßte meine Freunde mit diesem oder jenem Hornsignal, als ich, einen Augenblick ausruhend, mit bloßem Auge dort am Ufer des Guadalmedina neben einem ungeheuren alleinstehenden Thurm eine zahlreiche Menschenmenge bemerkte, in deren Mitte Waffen glänzten. Ich richtete mein Fernrohr dorthin und sah ein großes Viereck von Soldaten, um das herum sich viele Menschen bewegten. Was war das?

An die Manöver in den Ebenen von Armilla bei Granada und im Campo de Guardias bei Madrid gewöhnt, glaubte ich, daß ich einem Scheingefechte beiwohnen würde . . . und freute mich! Aber ach! diesmal handelte es sich nicht um ein Manöver. Ich muß bemerken, daß ich, Dank dem Fernrohr, sogar die Gesichter in jener Menschenmenge unterschied, als ob ich sie auf zwei Schritt Entfernung sähe. Ich war also mitten unter den Leuten . . . berührte sie mit der Hand . . . Plötzlich sah ich eine Reihe von „Knaben der Vorsehung", wie man hier sagt, aus der Stadt herauskommen und jenem Orte zugehen. Sie schritten in ihren schwarzen Kitteln einher; ihr Aussehen war traurig wie ihr Stand. Sie drangen in das Viereck ein, wo sie, die Hände über der Brust gekreuzt, unbeweglich stehen blieben.

Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, der mein Herz zu zerreißen drohte . . . Gebet und Waffen gehen nur vor oder nach dem Tode zusammen! Es wurde dunkel vor meinen Augen.

Kurz darauf trat ein Mann in das Soldatenviereck mit einem Geräthe, das er zur Erde gleiten ließ. Da er mit seinem Körper davor stand, konnte ich es nicht erkennen; dafür bemerkte ich aber, daß er in den Erdboden hineinschlug. Gleich nachher ging der Mann zur Seite, und nun begriff ich Alles. Es war ein aschgrauer Stuhl, der nur ein Bein und statt der Rückenlehne einen Pfahl aufwies. Man wollte also Jemanden erschießen.

Das war ein neues Schauspiel für mich, der ich bis jetzt nur mit der Würgschraube hatte hinrichten sehen. Vor vier Jahren machte ich eine Reise, eigens um einer Hinrichtung beizuwohnen. Was wollt Ihr! Ich habe meine Freude daran. Es macht mir Vergnügen zu sehen, wie die ganze Gesellschaft, vertreten durch Geistlichkeit, Beamtenthum, Heer und Volksmenge mit vereinten Kräften statt es zu verhindern, zugibt und nicht Einspruch dagegen erhebt, daß ein Mensch, allein, unbewaffnet, gebunden, krank und um Gnade bittend, getödtet wird . . . Es macht mir besonderes Vergnügen, verschiedenerlei dabei zu betrachten. Und wenn der Held stirbt und der Vorhang fällt, höre ich gern diesen Schrei, welcher aus dem Munde aller jener Tausende von Henkern hervorkommt (wenigstens scheint es mir, daß sie ihn ausstoßen, und ich glaube ihn zu hören): Hallelujah! Die Gesellschaft ist gerettet! . . . Während jedes Herz dumpf murmelt: Was haben wir da gethan? Worauf das Gewissen antwortet: Gott weiß es! Und die Natur erwidert: Etwas ganz Schreckliches!

Einige Minuten später kam der erwartete Trauerzug aus der Stadt und bewegte sich, wieder von einer großen Menschenmenge begleitet, auf das Viereck zu. Er bestand aus einem Manne, der eine maulbeerfarbene Fahne trug, zehn oder zwölf Gensdarmen, etwa zwanzig Personen im Frack (ohne Zweifel Gerichtsbeamte), vier Geistlichen und einem gemeinen Soldaten. Ja, es war ein Soldat (ich sah ihn jetzt von hinten) von mittlerer Statur, magerer Gestalt, mit schmalem und hohem Hinterkopf (was ein Zeichen von Beschränktheit ist), mit glattem, schwarzem und glänzendem Haar, kleinen ganz rothen Ohren, dünnem, braunem, aufgerichtetem Halse, der vom Fieber schwarzblau geworden war. Er trug den groben Infanteristenrock, aber lose, ohne Gürtel, und eine Feldmütze bedeckte seinen Kopf. Dieses erniedrigende Negligée war entsetzlich. Man hatte ihm die Hände auf den Rücken gebunden. Ein Carabinier faßte das Ende des Strickes. Und ein Carabinier mußte auch der Delinquent sein, denn bei der ganzen Ceremonie waren die kastanienbraunen Uniformen zu sehen. Jener Infanteristenrock war eine Art langen Militärrocks. Hinter dem Verurtheilten standen zwei Männer. Der Mann rechts trug einen großen Korb mit Lebensmitteln, falls etwa das Opfer vor dem Tode noch essen wollte. O, beispiellose Menschenliebe! Galle und Essig zusammen! . . . Der zur Linken trug einen Sarg auf der Schulter. Das war schon tröstlicher: in jenem Sarge durfte der arme Missethäter ausruhen. Es waren noch andere erwähnenswerthe Leute da; zum Beispiel: einer der Kuchen, Torten und Backwerk verkaufte und sich die Hinrichtung und den dadurch hervorgerufenen Menschenzulauf zunutze machte, um viel Geld zu verdienen, mehrere Zuschauer, die sich die Zeit damit vertrieben, daß sie mit beiden Backen aßen und der Leichenzug, der am Flusse darauf wartete, daß ein Leichnam beerdigt würde.

Ich zog das Fernrohr zornig zurück. Das Schauspiel verschwand wie ein Traum, und ich war allein. Dort unten bemerkte ich einen schwarzen Fleck auf dem Felde. Er sah aus wie der Schatten einer kleinen Wolke, in Wirklichkeit war es aber eine Menschenmenge, die sich wie ein Ameisenhaufen bewegte. Das war alles. Wie winzig nehmen wir Menschen uns aus, wenn man uns von einer hundert Fuß hohen Erhebung herab oder aus einer Entfernung von tausend Schritt betrachtet! Wie komisch ist dann unser feierliches Wesen, wie unsicher und lächerlich unsere Gerechtigkeit und unsere Ungerechtigkeit! Mein Unwille legte sich bald. Die Schändlichkeit, die begangen werden sollte, kam mir aus so weiter Ferne wie ein Kinderspiel vor, wie ein Tanz von Puppen, die durch Federn bewegt werden, wie ein Kampf von Insecten auf der Oberfläche eines Seees. Ja, wie erbärmlich, wie unbedeutend war alles, was ich schon gesehen hatte und noch sehen sollte, im Vergleich zu der Sonne, dem Meere, dem Himmel, jenen drei großen Schöpfungen Gottes, welche meine Seele entzückten!

Da rief ich aus, als ob mich die ferne Menge hören könnte: Elende! Was thut Ihr da? Was versteht Ihr von Gewalt, Gerechtigkeit und Gesetzen? Wenn ein Stück von diesem Berge herabrollte, so würde es Euch alle, Richter, Soldaten, Verbrecher und Henker, zermalmen! Wenn die Wogen dieses Meeres ein wenig vorrückten, so würden sie Euch wie Sandkörnchen verschlingen! Stellet Euch doch nur einmal vor, Gott entfesselte irgend einen Vollstrecker seines Zornes, den Sturm, die Pest, das Erdbeben . . . Glaubt Ihr, er würde nur diesen sogenannten Missethäter tödten? Ihr, die Ihr Euch unschuldig nennt, würdet ebenso gut sterben wie der Schuldige. Dieser Tod, dieses Tödten, welches Ihr so hoch haltet, weil Ihr nichts Anderes zu thun wißt, erinnert es Euch Dummköpfe nicht daran, daß Ihr alle zum Tode verurtheilt seid, und daß Ihr, wenn Ihr athmet, wenn Ihr lebt, wenn Ihr ein Recht habt unseren Bruder zu tödten, dies der Gnade eines Insects verdankt, das Euer Blut nicht vergiftet, oder dem Mitleid eines Windstoßes, der Euch nicht von der Oberfläche der Erde fortweht? . . .

Ich ergriff das Fernrohr von Neuem und befand mich einen Augenblick später wieder auf dem Schauplatze der Hinrichtung. Der Verurtheilte, welcher schon den Priestern übergeben war, schritt niedergeschlagen durch die Mitte des Vierecks. Von Zeit zu Zeit erhob er den Kopf und sah das Licht an, den Tag, die Sonne, den Himmel . . . Und was er so mechanisch that, bedeutete Durst nach Freiheit. Jetzt blieb er stehen und sah um sich . . . Ich bin überzeugt, daß er tausend Millionen Menschen und Bajonette sah! . . . Da reichten ihm die Geistlichen ein Crucifix. Der Verurtheilte ging weiter. Begreiflicherweise war das Streben der Diener Christi darauf gerichtet, in dem Sterbenden jenen Wunsch nach Freiheit (die letzte thörichte und höchste Hoffnung der Verzweiflung) zu unterdrücken und in seinen Augen das Martyrium begehrenswerth, jene Bank annehmbar, jenen Tod ruhmvoll erscheinen zu lassen.

Ich hörte nichts und konnte auch nichts hören . . . Aber ich sah die energischen und beredten Handbewegungen eines der Priester; sah seine begeisterten und frommen Geberden, die edle Flamme, welche aus seinen Augen hervorleuchtete, die zärtlichen Liebkosungen, welche er dem besinnungslosen Delinquenten zu Theil werden ließ . . . Ich sah dies und sah auch das Opfer mit festem und entschlossenem Schritte gehen . . . Er sehnte sich danach, in jenes andere Leben zu kommen, das sie ihm darboten, ein Leben, wo er nicht mehr das Spielzeug so vieler blutdürstiger

Wölfe sein würde, ein Leben, wo es weder Hauptleute, noch Soldaten, noch Flinten, noch irgend etwas von dem geben würde, was wie ein Berg von Blei auf ihn gefallen war. Ach, wer außer der Religion vermöchte diesen Menschen zu überzeugen, daß der Tod die Glückseligkeit ist? Wer außer ihr würde es erreichen, daß er den Becher mit ruhiger Hand ergriffe und sanft an die Lippen führte? Wer, wenn nicht du, göttliche Religion der Christen, könnte diesem eigenmächtigen, unvermeidlichen Tode, der weder von Gott beschlossen, noch mit den Gesetzen der Natur im Einklang steht; seine Schmach, seinen Schrecken und seine Grausamkeit nehmen? Wer außer dir vermöchte den Trieb des Fleisches, des Blutes und der Nerven ersticken, der ihn von jenem Platze fortzieht und ihn Widerstand leisten, kämpfen, wüthen, beißen, mit den Füßen stampfen und endlich sagen läßt, daß er nicht sterben will, daß er nicht will, nicht kann, nicht muß? Das ist der größte Triumph des Geistes über die Materie, der Seele über den Körper . . .

Der Priester setzte sich auf das Armensünderstühlchen, und die Richtstätte war nicht mehr ehrlos. Der Diener Gottes hatte sicher nicht vergessen, jenem zahmen Lamm zu sagen, daß Jesus Christus dieselbe Schmach erlitten hat! Der Delinquent fiel zu den Füßen des Priesters nieder und begann zu beichten . . . Delinquent! Bekenne, daß Du ein Mensch bist und unter Menschen lebst! — Nun setzte sich der Verurtheilte auf die Bank. Nicht eine einzige widerwillige Bewegung! Ich sah ihn jetzt von Angesicht. Er war jung; seine Züge zeigten eine gewisse Regelmäßigkeit; der Bart war ihm schon etwas gewachsen, seine Augen waren unstät, seine Gesichtsfarbe bleigrau und glänzend. Man band ihn fest, und er widerstand nicht. Er zitterte nicht einmal. Ohne Zweifel war er schon nicht mehr ganz bei Besinnung. Man verband ihm die Augen. Ach, er hatte nur noch wenige Minuten zu leben, und er wußte es und sprang nicht auf und gab keinen Schrei des Entsetzens von sich, und rief nicht aus (es hätte ihn doch dazu treiben können): „Mein Leben, mein Leben!" Er war ein ungebildeter Mensch, ohne Ueberlegung, ohne Ideen, der des Heroismus nicht fähig war und die Vorbedingungen zum Märtyrer nicht besaß! O, Religion, wie unerschöpflich ist dein Trost! Wie viel des Guten schüttest du noch über die Erde aus!

Vier Kameraden jenes gefesselten, unbeweglichen Mannes, der voll Leben, Kraft und Gesundheit, mit verbundenen Augen in den Tod ging; vier Carabiniere, vielleicht vier Freunde von ihm, kamen aus einer Reihe heraus, marschirten mit eiligen, meuchelmörderischen, verruchten Schritten nach der Mitte und machten dem Verurtheilten gegenüber Halt. Dieser mußte das Fertigmachen der Gewehre hören, er mußte daß Commando hören . . . Die vier Soldaten legten an . . . In diesem Augenblick aber wurden die Gläser meines Fernrohrs trübe, und ich sah nichts mehr. Vielleicht waren auch nur meine Augen trübe geworden! Ich erhob mich von Zorn beseelt, schlug mich mit den Händen vor die Stirn und sah nach dem verhängnißvollen Platze . . . Dort war nur der Haufe von Menschen. Ueber ihm schwebte ein wenig Rauch . . . Das war das einzige, was man mit bloßem Auge sehen konnte.

Die Natur fuhr unterdessen fort, unter den Liebkosungen der Sonne zu glänzen, sie lächelte und bewegte sich wie eine verliebte Frau. Das Meer, das Land, die Atmosphäre, Alles war gleichgültig geblieben gegenüber dem lächerlichen Stolze des Menschen.

Später erfuhr ich, daß jener Unglückliche, welcher kriegsrechtlich erschossen wurde, Juan Perez Fernandez hieß, ledig, Carabinier und 31 Jahre alt war und aus Asturien stammte. Sein Verbrechen bestand darin, daß er seinem Sergeanten, der ihn in einer Liebesangelegenheit beleidigte, einen leichten Schlag versetzt hatte!

In der Civilgesetzgebung wird ein ähnliches Vergehen mit fünf Tagen Haft gebüßt. Vom Militärgesetz wird ein so großes Verbrechen mit der höchsten Strafe belegt. In der Gesetzgebung Gottes . . . Gott wird selbst richten!

Aus der Hauptstadt.

Pragers.

Aus innerster Ueberzeugung beantragte der Staatsanwalt die Verurtheilung, aus innerster Ueberzeugung plaidirten die Vertheidiger für die Freisprechung der Frau Prager und ihres Bruders, und schließlich forderte der Vorsitzende die Geschworenen auf, nur von ihrer innersten Ueberzeugung sich leiten zu lassen. Das ist ein Bischen viel. Wo es sich um das Schicksal zweier Menschen handelt, da sollte die innerste Ueberzeugung eigentlich sich von selbst verstehen. Der Herr Landgerichtdirector Brausewetter wollte auch gewiß nicht die Ueberzeugung der Vertheidiger in Zweifel ziehen, als er seiner Rechtsbelehrung den merkwürdigen Prolog voranschickte; er war, im sicheren Bewußtsein juristischer Unfehlbarkeit, während der langen Verhandlung eben etwas nervös geworden. Das ist sicher begreiflich und entschuldbar. Ich bewundere unsere Juristen nicht oft, den geduldigen Langmuth des Vorsitzenden im Strafprozeß aber mußte ich doch mitunter bewundern. Erst neulich wieder, als der Vertheidiger der Mörderin Machus bat, man möchte der Angeklagten doch nicht die äußerste Scheusäligkeit zutrauen, da die Machus pünktlich doch immer in die Kirche gegangen sei. Wer dabei die Ruhe bewahrt, der kann im preußischen Cultusministerium die Nachfolge des Grafen Zedlitz antreten.

Aber ich will dem übeln Beispiel unserer Presse nicht folgen, die bei der formalen Seite des Prozesses Prager-Schweitzer sich aufhält, gegen Herrn Brausewetter etliche Witze schleudert und über die Staatsangehörigkeit eines Geschworenen in höchst scharfsinnigen Deduetionen sich ergeht. Diese Dinge werden die Juristen am besten prüfen können. Die psychologische und die soziale Seite des Prozesses aber, der ein erheblich höheres Interesse ansprechen darf als die Skandalfälle Graef und Heinze, die scheint mir doch durchaus noch nicht aufgeklärt. Von dem ganz und gar nicht lückenlosen Indicienbeweis fühlt sich eigentlich kein Mensch recht befriedigt, und wenn man auch der Frau Prager die sechs Jahre Zuchthaus gönnt, so ahnt doch, auf legitimer Ehewacht selbst, die empörte Sittlichkeit in dieser Todtschlaggeschichte allerlei Untiefen und dunkle Stellen, über die unser nur mit der Aufhellung des Thatbestandes beschäftigtes Gerichtverfahren mit neidenswerther Schnelle hinweggeeilt ist. Darum wird über den Fall Prager so unendlich viel geredet und so unendlich wenig gesagt.

Als ich hier die Legende vom heiligen O'Shea erzählte, da erlaubte ich mir auch die Frage, ob denn Herr Dr. Prager von dem galanten Lebenswandel seiner Gattin nichts gewußt hätte. Soweit es öffentlich geführt wurde, hat das Strafverfahren darauf keine Antwort gegeben. Herr Dr. Prager spielte die dankbarste Rolle: er beschwor die Redacteure, nichts über die Sache zu bringen; er machte alle Anstrengungen, die Frau nicht zu belasten; er soll sogar beim Justizminister um Milde gefleht haben und nach der Verurtheilung trat er tröstend der Frau, die sein Leben bedroht haben soll, zur Seite. Durch so englische Güte hat er denn auch alle Sympathien gewonnen, vom Vorsitzenden bis herab zum letzten Reporter, und nur die Gattin rief dem milden Tröster in schluchzendem Schrecken entgegen: „Ist das der Dank dafür, daß ich Dir elf Jahre gedient habe?" Das gibt zu denken; und wenn im Strafprozeß ein Indicienbeweis gestattet ist, weshalb sollte der Versuch verboten sein, von gesellschaftlichen und psychologischen Voraussetzungen aus eine Wahrscheinlichkeitrechnung anzustellen und nicht von Herrn Prager und von Frau Prager wie von getrennten Factoren zu sprechen, sondern von der Summe: Pragers.

Fräulein Eugenie Schweitzer gehörte zur weitverbreiteten Gattung der armen, aber anspruchsvollen Mädchen. Der Vater starb früh, der Mutter mochte die heranwachsende Tochter allmählich wohl zur Last werden, und da unsere Mädchenerziehung zum wesentlichsten Theile in der Abrichtung auf den Männerfang besteht, so ist anzunehmen, daß auch Eugenie frühzeitig in solchen Künsten einige Uebung erlangte. Was sollte sie auch anfangen, wenn sie eine alte Jungfer blieb? Stunden geben, Gouvernante, Buchhalterin oder Stütze der Hausfrau werden, bei kärglichem Gehalt, als ein Wesen zweiter Klasse, dahinkümmern? Und

gelernt hatte sie auch nichts, und, wie ihr Bruder, mochte auch sie „etwas Anderes in sich fühlen". Also einen Mann, einen Versorger um jeden Preis. Da aber schon 1885 im Deutschen Reiche die weibliche Bevölkerung einen Mehrbetrag von 983,064 Köpfen aufwies, da fernerhin namentlich in den sogenannten höheren Ständen nur noch etwa 30 bis 40 Procent der Männer den Kosten, Ansprüchen und Fährnissen einer Eheschließung Trotz bieten, wird die Gattenjagd selbst für hübsche, aber mitgiftlose Mädchen ein immer schwierigeres und mühevolleres Gewerbe und eine richtige Mutter muß schon manchen Winter an den Ballsaalwänden und bei Fleischausstellungen zu wohlthätigem Zweck durchschlummern, ehe sie an der Schwelle des Standesamtes ihre Verantwortung, nebst der sauber gestickten Leib- und Bettwäsche, an den legitimen Rechtsnachfolger prompt und pünktlich abliefern darf. Die bürgerliche Sprache nennt das die Aussteuer, vermuthlich, weil das an Bord gebracht sein muß, bevor man auf den Versorgefischzug aussteuert.

Die hübsche Eugenie wurde denn auch richtig zwanzig Jahre alt, bis in ihren Netzen sich Einer fing. Kein Goldfisch leider, aber ein gut genährter Hecht doch in auskömmlichen Verhältnissen: Der Dr. juris Georg Prager. Ob er gleich anbiß, ob er sich nöthigen ließ, — nur die Eingeweihten können das wissen; vermuthen aber darf man, daß die Dinge sich leicht arrangirten, denn nach meiner Diagnose, die sich namentlich auf die sehr merkwürdigen Beziehungen vom Bruder zur Schwester stützt, gehört Eugenie zu den kalten Weibchen von starkem sinnlichem Reiz: sie empfindet nichts, aber sie suggerirt heftiges Begehren und weiß die Männchen an ihre Spur zu fesseln, nicht durch geistige Vorzüge, denn wir werden gleich sehen, wie unklug und albern sie ist, wohl aber durch den Eindruck weiblicher Hilflosigkeit und durch animalischen Reiz. Hat doch der Sachverständige Ludwig Pietsch sogar der züchtigen Tante Voß von dem „Chic" und der „Grazie" der schönen Eugenie Einiges in die erstaunten Ohren geraunt . . . . .

Der Mann war gekapert, die erste Etappe erreicht. Ueber die Vermögensverhältnisse des Herrn Prager ist vor Gericht nur flüchtig geredet worden, wie es scheint. Festgestellt wurde nur, daß seine Haupteinnahmen aus Repetitoriengeldern flossen und daß er nebenbei an der Börse speculirte. Nun pflegen mit der Vorbereitung zum Referendarexamen, einer gewiß sehr ehrenwerthen, aber nicht allzu angenehmen Thätigkeit, gewöhnlich nicht die reichen Leute sich abzugeben. Trotzdem machten Pragers, wie man in Berlin sagt, ein Haus: sie zahlten 3000 Mark Miethe, hielten drei Dienstboten, machten Bälle und Gesellschaften mit, Madame fuhr im unnumerierten Wagen, besuchte die theuersten Modebäder, trieb geschmackvollen Luxus und war außerdem noch in der Lage ihrem Bruder von Zeit zu Zeit einen Tausendmarkschein zuzustecken. Nach ihrer Angabe war das „erspart"; sie erhielt nämlich monatlich 100 Mark Wirthschaftsgeld von ihrem Manne, und davon kann eine sparsame Frau, wenn sie für einen Haushalt von sieben Personen zu sorgen hat, sicherlich hübsche Summen zurücklegen. Und der Klatsch, der Frau Prager seit Jahren zu den zahlreichen armen Löwinnen von Berlin rechnete, der ist eben — Klatsch.

Zu den zahlreichen armen Löwinnen, die aus der Börse gefälliger und zahlungsfähiger Hausfreunde mehr oder minder hohe Beiträge zum Wirthschaftbudget zu ziehen verstehen. Die Spezies ist in der guten Gesellschaft von Berlin sehr verbreitet und unsere Sexualschlachtenbummler schätzen und lieben sie, natürlich —: ein häuslicher Heerd ohne Pflichten, eine für etwa eintretende Zwischenfälle gefahrvolle Liaison, keine allzu große Kosten, einen guten Freund, eine bessere Freundin und Discretion, o, garantirt ohne Grenzen. Und die Frauen? Ja, — den Männerfang haben sie auf der mütterlichen Hochschule studirt, nun wenden sie das Recept eben auf illegitimen Pfaden an; sie sehen, daß in der bürgerlichen Gesellschaft mehr gilt, wer mehr hat; sie sind nicht erzogen, sondern dressirt worden; im Manne hat man sie zunächst nur den Geldgeber erkennen gelehrt; gefestete Grundsätze haben sie nicht, höchstens kleine Vorurtheile, zu überwinden. Und nachdem sie zwei Jahre Frau Meyer von vis-â-vis um ihre schönen Toiletten und modischen Hüte beneidet haben, nachdem ein drittes Jahr im Aerger darüber verstrichen ist, daß Frau Meyer überall eingeladen wird, obgleich Niemand weiß, wer ihre Toiletten und Hüte bezahlt, — wird endlich im vierten Jahre der Ehewinkel zu einem niedlichen Dreieck geschlossen. Auch Quadrate sollen schon vorgekommen sein und selbst der Actiengesellschaftgeist, der alle Welt beleckt, hat auf die Ehen schon hier und da sich erstreckt. In gewissen Kreisen ist man von der freien Liebe gar nicht so weit mehr entfernt, wie die Sozialisten sich träumen. Aber frei ist hier nicht etwa gleichbedeutend mit gratis. Im Gegentheil.

Bei Pragers sah man einen Haushalt, der unter 15—20,000 Mark im Jahr auch bei äußerster Sparsamkeit und feinster Finanzkunst nicht zu bestreiten war. Der Mann half zurückgebliebenen Rechtsstudenten durch klippige Prüfungen und galt daher nicht für reich; die hübsche Frau aber unterhielt stadtbekannte Beziehungen und durfte mit einer Freiheit sich bewegen, die zu boshaften Glossen geradezu herausforderte. Ist es ein Wunder, wenn man einen Vers darauf machte, wenn man ganz allgemein sagte: Die schöne Frau will ihr Leben genießen, will mehr sein als eine armselige Repetitorengattin, und der Mann drückt ein Auge zu, auf Verlangen wohl auch zwei? „Man" hatte gewiß Unrecht; aber man dachte und schwatzte allüberall so, wo die restlichen Kapitalien an Geld und Ehre eingeschätzt wurden. Und während man dachte und schwatzte, blieben Pragers doch gesellschaftsfähig. „Man" verkehrte mit ihnen, lud sie ein und bei Wohlthätigkeitbazaren erhielt Frau Eugenie einen Ehrenplatz. Die Sittlichkeit unserer Gesellschaft hat eben ihren eigenen Katechismus; willkommen ist ihr ein Jeder und eine Jede, wenn er oder sie einen guten Rock anhat, Geld im Beutel führt und — namentlich — keinen Skandal macht.

Um gefährliche Mißverständnisse zu vermeiden: nicht ich rede hier, sondern das große „Man" hat das Wort. Man sah im Falle Prager das berlinische Seitenstück zum Falle Praga. Der italienische Sensationsdramatiker Praga nämlich hat, mit reichlicher, aber ungeschickter Benützung der sehr feinen und sehr tiefen „Parisienne" des Henry Becque, ein Schauspiel geschrieben, indem als „die ideale Frau" ironisch eine Dame bezeichnet ist, die dem Gatten die sorgliche Pflicht, dem Liebhaber das überflüssige Temperament zutheilt. Davon, das wußte man ganz genau, konnte bei der realen Frau Prager nicht die Rede sein, die mit heißen Leidenschaften und ähnlichen Kleinigkeiten niemals sich abgegeben hat. In ihr sah man die aus der Armuth durch eine sogenannte Vernunftheirath Emporgekommene, die nun, um auch weiter vernünftig zu sein, besonders gern bei älteren und verheiratheten Herren Rath und Hilfe in discreten Angelegenheiten suchte. Aus innerster Ueberzeugung, wie es in diesem Prozeß nun einmal die Sitte heischt, kann ich versichern: so etwas gibt es in dem äußerlich glänzenden Hause unserer guten Gesellschaft. Warum auch nicht? Wer mehr hat, gilt mehr; und in dem vorehelichen Kursus vorsichtiger Prostitution wird ja ohn' Ermatten gelehrt: Ein Mann, homo insipiens, ist dazu da, seiner Frau schöne Toiletten zu kaufen und sie zum allein lebensfähigen Typus „Dame" herauszuputzen. Von dieser Regel ist es dann nicht mehr weit bis zum Nachtrag: Thut's mein Mann nicht, thuen's doch andere, und wie gern! — Madame Bovary ist heute sehr kühl geworden und sehr praktisch.

Deshalb wird es mir auch so schwer, an Mord und Todtschlag zu glauben; kühlere Bestien pflegen doch stillere Mittel zu wählen und weniger gewaltsame und man sollte auch meinen, sie würden nicht einen hysterischen Ladenschwengel im Finstern drauflosknallen lassen, um einen Mann, dem sie so viel bequemer beikommen könnten, aus dem Wege zu räumen. Was konnte der Frau denn der Tod des Mannes recht eigentlich nützen? Wenn der Mörder auch wirklich entwischte, war, da eine Waffe nicht neben der Leiche zu finden gewesen wäre, der Verdacht eines Selbstmordes doch von vornherein ausgeschlossen. Und der Vermögensantheil, der nach dem günstigen Ausfall des Scheidungsprozesses zu erhoffen war, der allein sollte die praktische Jüdin bis zu Mordversuchen getrieben haben? Als ob eine geschiedene Frau, wenn sie hübsch, bekannt und vorurtheilslos ist, nicht ganz behaglich von discreten Renten leben könnte. Nein —: Da ist mancherlei dunkel, für den Kriminalisten vielleicht nicht, wohl aber für den Psychologen; und nur, wenn der glaubt, was das große „Mann" vorher sagte, dann ist die verzwickte Geschichte auf einmal ihm ganz kindereinfach.

Wie sie dann aussieht? So ungefähr!

Frau Prager wollte sich scheiden lassen, weil ihr Mann sie in Ostende

öffentlich kompromittirt hatte. Erst, als sie diese Absicht aussprach, rückte auch Herr Prager mit Scheidungplänen an; er wußte sich gravirende Briefe, die den Ehebruch der Frau feststellten, leicht zu verschaffen, denn Frau Eugenie war sorglos oder ihres Mannes sicher genug, diese Briefe in ihrem bequem zugänglichen Schreibtische zu bewahren. Durch diese Briefe wollte nun Herr Prager nicht etwa eine Anklage auf Ehebruch erhärten, sondern, wie aus der Aussage seines Rechtsvertreters bündig hervorgeht, die Frau vor einem Skandal abhalten. Er muß also den Skandal wohl gefürchtet haben; auch ließ er, nach den Verhandlungen über die Scheidung und im Besitz des Ehebruchbeweises, die Frau noch einen langen Monat in seiner Wohnung verweilen, in nächstem Verkehr mit den kleinen Töchtern, und in einem Zimmer, zu dem, wie der Prozeß angab, ohne weitere Umstände auch bei nachtschlafender Zeit Einlaß zu finden war. Man kann unmöglich nachsichtiger sein.

Nun begann der Kampf um die Briefe, die der Mann festhielt, um vor Skandal sicher zu sein, nach denen die Frau strebte, um nicht in der Gewalt des Mannes zu bleiben, vielleicht auch, um im Scheidungproceß nicht als schuldiger Theil des Vermögensanspruches verlustig erklärt zu werden. Aber, — sollte ein Mann von der unerschöpflichen Milde des Herrn Prager wirklich daran gedacht haben, die Mutter seiner Kinder vor die Wahl zwischen Hunger und Prostitution zu stellen? Wahrscheinlicher ist, daß der Erwerb der Briefe der Frau nur uneingeschränkte Freiheit sichern und nebenbei auch den verheiratheten Freund vor möglichen Indiscretionen schützen sollte. Der Freund könnte ja gesagt haben: Schaffst Du mir mit den Briefen nicht meine Ruhe wieder, dann gebe ich Dich auf, damit Dein Mann nicht durch die Fortdauer unseres Verhältnisses zum begreiflichsten Vertrauensbruche gereizt wird. Aber kurz und gut: Frau Prager plapperte alles Mögliche und Unmögliche vor den Kindern und Dienstboten aus und benahm in der Vorbereitung dieses Planes überhaupt sich so unklug, wie das große „Man" sie auch früher immer schon gekannt hatte.

Den Plan sollte der Bruder ausführen, ein verdorbener, hysterischer und offenbar genußgieriger Commis. Der sollte, während Herr Prager schlief, die verfänglichen Briefe aus der Rocktasche nehmen und dann rasch und leise das Weite suchen; beim Erwachen aber, das doch mit in Rechnung zu ziehen war, sollte er mit dem Revolver den Mann einschüchtern. Damit er auf keinen Fall in den Verdacht der Thäterschaft gelangen könnte, war er vorher offiziell nach Hamburg geschickt worden, wo für solche Jüngelchen allerhand Amusement zu erkaufen ist. Als er Herrn Prager nun fest schlafend glaubt, tastet er nach den Briefen; Prager fährt auf, zündet ein Streichholz an, Schweitzer gibt, seinen Rückzug zu sichern, einen Schuß ab und macht sich schnell aus dem Staube. Unterdessen liegt Frau Prager, vom Morphium betäubt, und läßt auch durch den Knall und den Alarm des Hauses sich nicht zum Aufstehen bewegen, weil sie annimmt, ihr Bruder sei von ihrem Manne gepackt und mißhandelt worden und nun werde sie an die Reihe kommen. Die Frau wird in's Gefängniß, der verwundete Mann in eine Klinik gebracht, Schweitzer sucht in einem Briefe an die Staatsanwaltschaft seine Schwester zu entlasten. Demselben Bemühen gilt nach seiner Herstellung der erste und letzte Gang des Herrn Prager, der die Frau schonen will und den Skandal vermeiden. Welchen Skandal, nachdem der nächtliche Anfall doch einmal an die große Glocke gehängt war? Ich weiß es nicht; aber Frau Prager sagt: „Ist das der Dank dafür, daß ich Dir elf Jahre gedient habe?" . . .

Aus innerster Ueberzeugung glaube ich, daß die Dinge so, wie sie hier nach der Aussage der Angeklagten geschildert wurden, verlaufen sein können. Bitte, wohl zu merken: können, keineswegs aber müssen, Gott bewahre, sie können auch ganz anders verlaufen sein. Das aber ist ja doch das Resultat eines jeden Indizienbeweises: es kann so, es kann aber auch ganz anders gewesen sein.

Sechs Sachverständige konnten sich über die Frage, aus welcher Entfernung der Schuß auf Herrn Prager abgefeuert worden sei, nicht schlüssig einigen. Nun ist ein Revolver gewiß ein komplizirter Mechanismus, aber ein Menschengehirn ist auch nicht immer ganz einfach organisirt und es ist daher nicht so verwunderlich, daß vier Juristen über die andere, wichtigere Frage sich nicht einigen konnten: Mordversuch oder Diebstahl und fahrlässige Körperverletzung?

Das Gericht entschied sich für Anstiftung zum Todtschlag, schickte Frau Prager auf sechs Jahre in's Zuchthaus und wollte von mildernden Umständen nichts wissen! An unverantwortlicher Stelle darf ich, bei ausgesprochener Antipathie gegen die berechnende Männerjägerin, als psychologisch mildernden Umstand doch vielleicht die liebe Gesellschaft anführen, die aus innerster Ueberzeugung die immer gleichmäßig abscheuliche Frau Prager dann erst ausstieß, als sie Skandal gemacht hatte, die liebe Gesellschaft, die Jahre lang über Herrn Prager gelächelt hat und die heute mit ihm weint, nachdem seine engelhafte Güte in einen Skandal hineingezogen worden ist, den die liebe Gesellschaft aus innerster Ueberzeugung und aus guten Gründen leidenschaftlich verabscheut. Das geht den Gerichtshof nichts an, denn der machte nur mit Frau Prager und ihrem Bruder sich zu thun, während uns hier die lehrreiche, die untheilbare Summe interessiren sollte: Pragers.

Apostata.

Soziale Dramen.

Der Verein „Freie Volksbühne" ist unter Polizeiaufsicht gestellt worden, weil er, nach dem Urtheile des Polizei-Präsidenten und des Ober-Verwaltungsgerichtes, „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckt". Diese Absicht soll zunächst aus der „tendenziösen Auswahl der vorgeführten Dramen", dann aber auch aus den „in den Vereinsversammlungen vorgetragenen Erläuterungen" hervorgehen. Also zu lesen im „Reichsanzeiger" vom 12. Januar 1892. Als Beispiel der „tendenziösen Auswahl" sind angeführt: Ibsen's „Stützen der Gesellschaft" — Repertoirestück der Hoftheater in Kopenhagen, München, Dresden u. s. w. —, Sudermann's „Ehre" — Lieblingstück jeder behaglichen Bourgeoisie —, Pisemsky's „Leibeigener" — Repertoirestück der russischen Hoftheater —, Hauptmann's, „Vor Sonnenaufgang" — worin ein sozialdemokratischer Agitator eine lächerliche und verächtliche Rolle spielt —, endlich „Kabale und Liebe" vom Hofrath Schiller. Was denn beweist, daß man im „neuen Kurs" recht leicht unter Polizeiaufsicht gelangen kann.

Mit Kleinigkeiten brauchen wir uns hier nicht abzugeben. Wenn ein vacirender Schillerbiograph, wie es in den Motiven heißt, in einem Vortrage über „Kabale und Liebe" „dem Proletariat Hoffnung auf Verwirklichung des sozialistischen Staates gegeben" hat, so ist das natürlich nur spaßhaft zu nehmen; dergleichen Herrchen können auf Wunsch auch durchaus nationalliberal oder freisinnig reden und schreiben, je nachdem das Geschäft es gerade verlangt, und ihr revolutionäres Bramarbasiren erregt den verständigen Arbeitern höchstens ein heiteres Schmunzeln. Auch bekümmert es uns an dieser Stelle nicht weiter, daß heute noch, in gänzlich veränderter Zeit, nach einem Vereinsgesetze aus dem Jahre 1850 Recht gesprochen wird. Wichtig und interessant aber erscheint mir die Thatsache, daß Polizeiaufsicht für nöthig erklärt wird, wo die dramatische Kunst dazu dient, „auf Aenderung der bestehenden Gesellschaftsordnung hinzuwirken". Das ist der erste Schritt zu einem Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdramatik, deren Zweck immer nur war, ist und sein kann, „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten" zu üben.

Diese Sozialdramatik steht vor der Thür und übermorgen wird sie im ängstlich verwahrten Zimmer sein. Es mußte so kommen. Der General-Reichskanzler meint zwar, unsere politischen Parteien beschränkten sich zu sehr auf die Vertretung wirthschaftlicher Interessen, er wird es aber nicht übel nehmen, wenn weniger hochgestellte Leute im Gegentheil der Ansicht sind, daß die formale Politik mehr und mehr an Bedeutung verliert und daß heute schon für die gesammte Weltanschauung beinahe nur noch die Auffassung der wirthschaftlichen Verhältnisse maßgebend ist. Selbstverständlich meine ich damit nicht nur die Schutzzölle, bei denen, in verrauntem Doctrinarismus, die Mehrzahl der Liberalen noch immer sich aufhält, sondern die ökonomische Gesammtlage, zu der ein Jeder jetzt, mag er nun Abgeordneter, Pelzhändler oder Kunstkritiker sein, Stellung nehmen muß. In der Literatur läßt sich dieses Ueberwiegen sozialer Momente leicht beweisen: ein gläubiger Anhänger des frommen Absolutismus, Dostojewsky meinetwegen, steht dem modernen Empfinden ungleich näher als etwa der nationalliberale Wildenbruch der Karolinger. Die Zeit ist eben vorbei, wo man für rein politische Ideale sich begeisterte; ein Schulgesetz, ein Censurstückchen facht wohl mitunter noch ein Flackerfeuer an, das aber bald dann wieder verglimmt. Die entscheidenden Schlachten werden längst schon auf wirthschaftlichem Gebiete geschlagen, seit die Unterjochung des Menschen durch den Menschen nicht mehr durch Eisen und Blei bewirkt wird, sondern durch Silber und Gold. Im Sinne der angeblich liberalen Weltanschauung bedeutet dieser Uebergang vom unedeln zum edeln Metall auch eine Veredelung der Sittlichkeit.

Der Stimmungwechsel mußte auch in der Kunst endlich zum Ausdruck kommen. Das junge Deutschland hatte dem liberalen Bürgerthum revolutionäre Kampflieder gesungen; dem jüngstem Deutschland konnte, wenn es durch eine neue Note sein Lebensrecht erweisen wollte, die gleiche Pflicht gegen das Proletariat nicht erspart bleiben, das heute um seine Emancipation ringt. Der flüchtigste Blick auf unsere Parlamente und

in unsere Publizistik beweist, daß für den sogenannten entschiedenen Liberalismus ein Nachwuchs gar nicht oder nur in ganz spärlichen und deshalb eifrig aufgelobten Exemplaren vorhanden ist. Das junge Geschlecht will von dem „freien Spiel der Kräfte", und wie die andern manchesterlichen Redensarten heißen mögen, nichts wissen und steht zaudernd höchstens noch zwischen dem regierungfähigen Katheder-Sozialismus und der Sozialdemokratie, zwischen Lujo Brentano und Bebel. Die jungen Dichter aber, die zuerst bei den Deklassirten, den Kellnerinnen und Dirnen, sich's wohl sein ließen, die basteln und bohren heute an der sozialen Frage herum, daß es nur so eine Unlust ist, dem schwitzenden Unverstand zuzusehen. Da bringt Einer einen hübsch aufgeputzten Strike nebst einem halben Dutzend humaner Phrasen; dort macht ein Zweiter bei der Ehefrage ein Löchelchen und führt, ein allzu weiblicher Mann, in Freiheit dressirte Sklavinnen vor, während ein Dritter wieder über die verschiedenen Ehrbegriffe in Vorder- und Hinterhäusern höchst schmeichelhaft dozirt. Ein Neues aber, ein modernes Ideal, will noch immer nicht werden, und wenn uns auch hoffentlich die Revolution erspart bleibt, so scheint doch unsere Literatur ihr 1784 erreicht zu haben: auf Beaumarchais, den öffentlichen Ankläger der Aristokratie, ist Ibsen gefolgt, der Ankläger bourgeoiser Verrottung, auf den bei allem Ingrimm lachlustigen Kavalier der finstere Individualist, der selten nur, mit gekniffener Lippe, lächelt. Mit frecher Grazie, fidel und elegant, ging die alte Aristokratie dem Untergange entgegen; die Corruption zwar, aber nicht die guten Manieren können die Protzen von heute ihr nachmachen. Ist es da ein Wunder, wenn auch die Dichter beider Jahrhundertwenden so grundverschiedene Züge zeigen?

Noch einen gewaltigen Vorzug hatten die Leute des ancien régime: sie waren duldsam, während der richtige Liberale unduldsam bis zum Fanatismus ist. Jeder anders Denkende ist für ihn entweder ein beschränkter Zelot oder ein kriechender Heuchler, ein abhängiger Beamter oder ein gewinnsüchtiger Agrarier, im günstigsten Falle aber ein unreifer Schwärmer. Wer's nicht glaubt, mag täglich den Moniteur des Herrn Richter oder auch die beschämenden Nachrufe lesen, mit denen von liberalen Blättern Paul de Lagarde bedacht wurde: fünf Zeilen, von oben herab, aber drei Spalten mindestens für Albert Träger, den Lyriker, und für Herrn von Forckenbeck, den Allverwalter, den Allerhalter von Berlin. Wo solche Gesinnung herrscht, da würden die neuen Edeldamen nicht die Susanne oder die Gräfin Almaviva spielen, da würde, wer wirklich mit festem Griff an die Schäden der Zeit rühren möchte, bald ein mundtodter Mann sein, nicht von Polizei wegen, sondern von Publikums wegen, das in unseren Theatern wie in unserer Presse die Gesetze macht. Und schon Lassalle hat es gesagt: „O, unsere Polizei ist, man sage was man will, noch immer ein viel liberaleres Institut, als unsere Presse."

Vor mir liegen da zwei neue Dramen: „Die Weber"*) von Gerhart Hauptmann und „Der freie Wille"**) von Hermann Faber. Beide sind ungewöhnlich charakteristisch für die Stimmung der jungen Generation; Beide sind, bewußt oder unbewußt, aus sozialistischen Anschauungen geboren. Die Weber haben höchstens die Polizei zu fürchten, die aber hoffentlich sich erinnern wird, daß preußische Könige selbst schon den schlesischen Webern im Kampfe mit gewissenlosen Ausbeutern beigestanden sind; dem freien Willen scheinen auch in der Bretterwelt mündliche Hindernisse sich entgegen zu stellen. Das Schauspiel hat auf zwei großen Bühnen Beifall gefunden, in Berlin scheint ihm aber, trotz der Theaternoth, eine Unterstatt nicht vergönnt zu sein. —

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt —
Wir weben, wir weben!"

So ließ 1847, aus der politischen Empörung heraus, Heine die schlesischen Weber sprechen, falsch, aber packend. Herr Hauptmann greift den dankbaren und bequem sich gliedernden Stoff als ein moderner Sozialist und stellt die Ausgebeuteten den Ausbeutern gegenüber, hier tiefster Schatten, dort hellstes Licht. Alle politischen Momente läßt er aus dem Spiel. Georg Brandes erzählt in seinem Buche über „das junge Deutschland" vom Jahre 1848: „In Preußen hatte gerade die bureaukratische Mißregierung in einer einzelnen Provinz schreckliche Folgen gehabt. Monate hindurch hatte der Hungertyphus in der erbärmlich gestellten Arbeiterbevölkerung Schlesiens gewüthet, ohne daß man von oben herab helfend eingeschritten war. Den Landstraßen entlang lagen Todte und Sterbende zu Hunderten und verwesten. In den Hütten lagen in der Januarkälte verlassene Menschen, den Hungertod sterbend, und nackte Kinder, die über den Leichen der Eltern langsam verschmachteten; denn wurde jemand von der Krankheit ergriffen, so war an Hilfe nicht zu denken, weil es von den völlig unwissenden Kommunalvorständen verboten war, in ein von der Ansteckung befallenes Haus einzutreten, damit sich die Ansteckung nicht verbreite. Inzwischen ließen sich die Beamten nur sehen, um mit Härte die Abgaben einzufordern, und als der Oberpräsident daraufhin angegriffen wurde, daß von August 1847 bis Ende Januar 1848 nichts, um die Noth zu lindern, geschehen sei, gab er zur Antwort, daß Niemand formell um Hilfe nachgesucht habe. Unter solchen Verhältnissen wurde es den politischen Führern des Bürgerstandes leicht, ihre Standesgenossen mit sich fortzureißen, und in der Hoffnung auf bessere Zustände und im Haß gegen die herrschende Polizeiwillkür traten die Arbeiter überall in die Spuren des Bürgerstandes."

Aus dieser vormärzlichen Stimmung weht in des Herrn Hauptmann historische Bilderreihe kein Hauch hinein. Das leicht aufführbare und theatralisch wirksame Stück, ein in's Proletarische übersetzter „Neuer Herr", wird später auf seinen Kunstwerth zu prüfen sein. Hier und heute ist mir nur die soziale Seite interessant. In tausend kleinen und kleinsten Zügen, die oft sehr glücklich, mitunter fein, häufig aber auch ermüdend wirken, zieht die Webernoth dem vertrauten Blick vorüber und das ganz modern und sozialkritisch angeschaute Protzenthum der Fabrikanten. Ein in die Heimath rückkehrender Reservist weckt und schürt die Empörung, der Aufstand bricht los, die Fabriken werden gestürmt, und während die Revoltirenden mit Steinwürfen die Soldaten aus dem Dorfe jagen, bleibt nur ein uralter und frommer Weber an seinem Stuhl: „Hier hat mich mein himmlischer Vater hergesetzt, hier bleiben wir sitzen und thun, was wir schuldig sind, und wenn der ganze Schnee verbrennt." Da trifft den Arbeitenden die tödtliche Kugel. Ob damit die antirevolutionäre Gesinnung der wahrhaft Frommen zum Ueberfluß anerkannt, ob den Motiven zum Volksschulgesetz des Grafen Zedlitz durch dieses Musterbeispiel konfessioneller Erziehung eine zeitgemäße Verstärkung gegeben werden soll, das wage ich nicht zu entscheiden.

Sicher aber scheint mir, daß der achtundvierziger Geist nicht getreulich wiedergegeben ist. So „klassenbewußt", so der proletarischen Selbsthilfe vertrauend waren die Arbeiter gewiß nicht, zwanzig Jahre fast vor dem Auftreten Lassalles, so heuchlerisch „human" nicht die Arbeitgeber, so großstadtlustig und zeitunggebildet nicht die Reisenden in Parchend und Leinen. Man merkt, daß Herr Hauptmann die Studien zu seinen nicht tiefgründigen, aber beinahe überraschend effektvollen Theaterbildern im Jahre 1890 gemacht hat, als wieder der Weberjammer gräßlich durch das Eulengebirge heulte. Wir haben so oft bisher Arbeiterstücke gesehen, in denen die Proletarier pathetisch, wie die Universitätsrevolutionäre von achtundvierzig, einherstolzirten; hier ist zum ersten Male ein dramatischer Versuch, der aus proletarischem Empfinden herausgewachsen scheint, und der gerade muß uns in die vierziger Jahre zurückführen. Wird bei Wildenbruch die Schlacht von Sedan und das Arbeiterschutzgesetz prophezeit, so haben bei Hauptmann namentlich die jungen Weber und Weberinnen bereits fleißig Marx und Engels gelesen.

Trotzdem beunruhigt mich die Aufnahme der Weber beim Publikum unserer Geldtheater nicht. Geldborger und Goldberger werden begeistert klatschen, denn den Parchendfabrikanten sehen sie ja gar nicht ähnlich und die Webernoth muß doch am Ende selbst einen Stein erbarmen. Alle sechs Monate einen gebratenen Hund, sonst, wenn's Glück gut ist, Kartoffelschalen —: empörend! Wenn am Premièreabend gesammelt würde, eine hübsche Summe käme sicher zusammen; denn das sind so Dinge, die den Wohlthätigkeitsinn anregen und wohlthätig sind sie Alle, auch die noch nicht in Moabit das Winterquartier bezogen haben. Und „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten" bezweckt doch Herr Hauptmann nicht; was er vorführt, ist ja doch schließlich „historisch".

Schlimmer dürfte es Herrn Faber ergehen, der ein dichterisch dünnes, aber ehrlich gearbeitetes und bühnengerechtes Drama geschrieben hat. Er zeigt, wie ein Journalist von dem Besitzer eines demokratischen Blattes gezwungen wird, für eine faule Gründung Reclame zu machen oder mindestens machen zu lassen. Der Journalist hat Frau und Kind, und das ist bekanntlich „auch ein Programm", aber er schüttelt nach dieser ersten Unehrlichkeit seines Lebens den Beruf ab, der ihn zu geistiger Prostitution zwingt, während seine niedliche und weniger skrupulöse Schwägerin durch das Schlafzimmer eines Speculantensöhnchens munter auf die Opernbühne hüpft. In seiner anspruchlosen Schlichtheit ist dieser „Freie Wille" vielleicht das sozial bedeutsamste Drama, das bisher dem neuen Geschlechte gelungen ist: es deutet, ohne aufdringliche Tendenz, auf die verknoteten Wurzeln der nächtigen Beziehungen zwischen Kapital auf der einen, Kunst und Presse auf der anderen Seite. Und in der Theaterhauptstadt, im stolzen Berlin, scheint kein Bühnenleiter sich an dieses einfache Stück, das doch die Probe schon glücklich bestanden hat, heranzuwagen.

Die Herren Kunstpächter haben eben eine sehr feine Witterung dafür, wo mit sozialen Fragen geliebäugelt und wo „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckt" wird. Mit diesem im steten Verkehr mit der Presse geübten Geruchsinn kann kein Polizei-Präsidium und kein Ober-Verwaltungsgericht konkurriren. Und deshalb erobern nur soziale Spielereien sich die Bühne und die Polizei dürfte getrost das Censorenamt den Theaterleitern und den „entschieden liberalen" Journalisten überlassen, die so trefflich und mit nahezu unfehlbarer Sicherheit ihr Sonderinteresse wahrzunehmen verstehen. Das freilich glaube ich nicht, daß diese geistige Knechtung durch die Coupons schneidenden Klassen der Erhaltung unserer Gesellschaftsordnung günstig und nützlich ist. Heute ist Herr Faber vielleicht noch liberal; über's Jahr wird er Sozialist sein, wenn er gesehen hat, wie unsere Börsenpresse mit bestem Erfolg zu verhindern weiß, daß man sie auf die Bühne bringt. M. H.

*) S. Fischer, Berlin.
**) Mahlau und Waldschmidt, Frankfurt a. M.

Opern und Concerte.

Das Sonntagskind. Operette in drei Acten von Carl Millöcker. Text von H. Wittmann und J. Bauer. — Königin Bertha. Romantische Oper in drei Acten von Otto Kurth. Text von A. v. R. Enberg. Concerte.

Als Johann Strauß fühlte, daß seine Erfindung nicht mehr so reichlich quoll, ging er von der Tanzmusik zur Operette über, und als ihm auch da nichts Melodisches mehr einfiel, versuchte er es mit der Oper, wie sein in diesen Tagen in Wien halb abgelehnter „Ritter Pazman" beweist. Aehnlich Millöcker. Sein Bestes ist gewiß nicht der berühmte Bettelstudent und noch weniger Gasparone — seine zwei einzigen wirk-

lichen Erfolge —, sondern die Lieder und Tänze, die er vorher componirte, wie z. B. die Einlagen zu „Drei Paar Schuh'." Nun aber, nach dem „Sonntagskind", darf es ausgesprochen werden, daß er ohne Zweifel zum Uebergang in's Opernfach reif ist. Es fällt ihm nämlich nicht das Mindeste mehr ein. Freilich kann er dafür seine Textlieferanten mit verantwortlich machen, denn sie haben sehr wenig gethan, um ihn zu schönen Dingen anzuregen, zu inspiriren. Wie immer bei dem geistreichen Wiener Feuilletonisten Hugo Wittmann ist die Grundidee allerliebst: der Held ist ein Amateur- oder Berufsphotograph (man wird nicht recht klug daraus, ob die Firma im Handelsregister steht) und so etwas wie ein Shakespeare'scher Narr des Glückes oder eine männliche Mascotte, Audran'schen Andenkens, also ein Mensch, dem Alles zum Glück ausschlägt oder wie er im Volkarhythmus sich ausdrückt:

„Fürwahr, ich bin ein Sonntagskind
Und muß mich dran gewöhnen!"

Er hatte zwar das Unglück, eine schöne schottische Gräfin zu beleidigen, indem er sie in einer verfänglichen Situation („Miß Helyett") traf, aber sie rächt sich für sein Spottgedicht, indem sie ihn — heirathet. Er jubelt über diese Strafe, doch nur gemach! Nach schottischem Operettengesetz muß der Gatte für die Schulden seiner Frau haften und brummen, und so kommt es denn, daß das unglückliche Sonntagskind gleich nach der Trauung in's Gefängniß wandern muß („Angot"). Oder er müßte es doch, wenn nicht ein arg excentrischer Millionenlord, der die Gräfin selbst heirathen will und einstweilen ihre fälligen Wechsel auskauft und sie pfänden läßt, gleichfalls aus Rache das Schuldbuch vernichtete, denn nun kann ja der verhaßte Photograph auf seinem Ehrrechte bestehen. Daß er statt dessen dennoch in den Schuldthurm wandert, ist ein höchst unlogischer und undramatischer Zufall, der bloß dem Wunsche der Librettisten entspringt, im letzten Act ein fideles Schuldgefängniß frei nach Hogarth und Dickens zu schildern. Dort treffen nun alle Personen des Stückes mehr oder minder unvermittelt zusammen und freuen sich der Lösung: das Sonntagskind hat sich unter seinem Pseudonym trauen lassen und folglich ist die Ehe ungültig, wie uns schon aus unzähligen Pariser Possen bekannt ist. Der Photograph heirathet die weniger grausame und längst geliebte Schwester der Gräfin, und diese reicht ihrerseits ihrem Verehrer die Hand, nicht etwa dem Millionär, dem „Alles ein Geschäft" ist, sondern einem sentimentalen Dragonerofsizier.

Wie man sieht, ist der Stoff nicht neu, aber auch nicht schlechter als hundert andere Operettenhandlungen. Nur schade, daß er so ganz und gar nicht in dramatischer Folgerichtigkeit und Steigerung sich entwickelt und überall von hemmenden Episoden überwuchert ist. Der halbe erste Act könnte füglich gestrichen werden, und eigentlich nur am Ende des zweiten Aufzuges zeigt sich eine Spur von theatralischem Geschick. Und doch enthalten auch die überflüssigsten Episoden manches Ansprechende. Wie reizend ist der Titelheld gezeichnet mit seiner naturburschikosen Unverfrorenheit und seinem unbekümmerten Frohsinn! Die Anderen freilich sind alle Theaterpuppen leblosester Art, und Julius Bauer, der witzige Redacteur des Wiener Extrablatts, hat ihnen zur Auffrischung viele neue oder noch mehr abgestandene Witze in den Mund gelegt. So ist Florestan's Abgang-Witz: „ich hänge mich — an eine Andere" nachweisbar wohlgezählte 107 Jahre alt, denn er findet sich schon in Blumauer's Aeneide, Cantus IV:

„Und seit dem jämmerlichen Brauch,
Aus Liebe sich zu morden,
Ist unter unsern Damen auch
Das Hängen Mode worden:
Sie hegen gleichen Appetit
Und hängen sich, wenn einer flieht,
Sogleich — an einen Andern."

Ohne Zweifel hatten die Verfasser, der Halbfranzose Wittmann und der Halbasiate Bauer, auf die Wirkung eines lustigen Echoliedes im letzten Acte gerechnet, aber da gibt das Wallner-Theater seit vierzehn Tagen die Posse von einem König Lear in Berlin, genannt „König Krause", und zu ihren gelungensten Couplet-Nummern gehört ein Echolied, das mindestens ebenso witzig ist, als sein Zwillingsbruder vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Um den Reiz der Neuheit ist es also geschehen. Ja, wenn sogar ein Sonntagskind Pech haben soll! . . .

Die Partitur Millöcker's haben wir bereits oben charakterisirt. Nach gutem alten Wiener Operettenbrauch ist es Tanzmusik mit unterlegten Worten. Die beifällig aufgenommenen Nummern sind jene, wo die Füße der Zuschauer unter den Sperrsitzen leise mittanzen. Und wenn die Melodie einmal stockt, was ziemlich oft geschieht, so singen die Herrschaften à la Fatinitza „Piff Paff Puff, Hieb, Stoß, drauf los" oder Pferdegetrappel wird nachgeahmt oder ähnliche musikalische Allotria werden getrieben, und der Beifall ist wieder da. Was freilich zwischen diesen rattenfängerischen Polka- und Walzer-Themen, den offenen und versteckten Tanzmelodien liegt, ist oft die reine Wüste, sogar auch dort, wo die Handlung dramatischen Rhythmus und packende Tonsprache verlangt. Nicht einmal der Walzer ist dramatisch behandelt, und doch ist dies sehr gut möglich, wie das zweite Finale der „Angot" gelehrt hat, von berühmteren Mustern, wie dem zweiten Finale aus Gounod's „Faust" und dem ersten aus Marschner's „Hans Heiling" zu schweigen.

Die Aufführung war vortrefflich, die Ausstattung prunkvoll, die Sänger bei Stimme, die Aufnahme freundlich. Gleichwohl hat Herr Director Fritzsche das ersehnte Kassenstück auch im „Sonntagskind" schwerlich gefunden, und die Sänger, die mit Ausnahme des schnellphotographirenden Herrn Klein fast lauter undankbare Rollen haben, werden ihm keine Thräne nachweinen. Besonders der tenorino Herr Steiner — Specialität Liebeslieder — wird seinen englischen Rothrock gern wieder ausziehen.

Während zwei Freie Bühnen in Berlin kläglich eingeschlafen sind und die dritte soeben vom Polizeipräsidium einen tödtlichen Streich empfangen hat, steht die ähnliche Ziele verfolgende Gesellschaft der Opernfreunde in erfreulicher Blüthe. Um ein Drama zu schreiben, muß man ein Halbgott sein, sagt der Spanier, um es auf die Bühne zu bringen, ein Lakai. Was muß aber erst der junge Operncomponist für Dinge sich gefallen lassen, um seine Werke auf dem Theater zu sehen! Wollen schon die Schauspieldirectoren nicht gern an ein noch unerprobtes Stück herantreten, um wie viel weniger die Opernleiter, deren Inscenirungen einen viel größeren Aufwand an Zeit, Mühe und Geld erfordern. Der Zweck des Berliner Vereins, unbekannten Componisten Probeaufführungen ihrer Werke scenisch oder concertmäßig zu ermöglichen, verdient daher die Unterstützung von Presse und Publikum, und zwar auch in Fällen, wie dem vorliegenden, wo das Werk bloß bescheidenen Anforderungen genügt und nur als ein Bürge für bessere Leistungen der Zukunft auftritt. „Königin Bertha" ist in der That ein ziemlich schwaches Singspiel; doch fällt auch hier die größere Schuld auf den Dichter des Textes. Die Dresdener Lyrikerin Frau Anna von Gottberg (sie verbirgt sich hinter dem Pseudonym Enberg) hat zwar hier weit hübschere Verse geschrieben, als wir sie sonst in Operntexten zu finden gewohnt sind, aber die Führung der einfachen Handlung ist von so dilettantischer Unbeholfenheit, daß das Interesse des Zuschauers selten festgehalten wird. Es ist der Romanzen- und Balladenstoff von der Braut des Frankenkönigs Pipin, die auf ihrer Hochzeitsreise umgebracht und betrügerischer Weise durch eine Andere ersetzt wird, die der getäuschte König richtig heirathet. Aber dank jener Gutmüthigkeit, womit die Mordbuben auch im deutschen Märchen vor der That zurückzuschrecken pflegen, ist Bertha nicht ermordet, sondern nur bei einem Müller versteckt worden, und als der König auf der Jagd in die Gegend verschlagen wird, da sieht er die herrliche Maid und erfährt die Wahrheit. Die untergeschobene Königin erstickt sich, und Bertha endet glücklich den grausam gestörten Brautlauf:

„Gesegnet sei mir dieses Dach,
Wo ich mein Glück gefunden,
Die Mühle wird zum Brautgemach,
Das Leid ist überwunden.

Der Componist erweist sich als wohlgebildeter Musiker von der guten alten Schule, dem zuweilen eine hübsche Melodie gelingt, und der auch gut für das Orchester schreiben kann. Seine Chöre namentlich sind klangvoll, doch muß er sich im scenischen Interesse vor zu langen Ausspinnen seiner Motive hüten. Die beste Nummer war ohne Zweifel das Nacht- und Morgen-Intermezzo des Orchesters im zweiten Act. Die meist von Dilettanten getragene Aufführung war zum Theil recht gelungen und fand überreichlichen Beifall.

Aus den Concertsälen ist nicht viel Neues oder doch Gutes zu melden. Neben Sarasate, Joachim, Rosenthal möge besonders Eugen d'Albert hier genannt werden, dessen gediegene Meistertechnik wieder wahre Triumphe feierte. Die von ihm selbstübertragene D-dur-Orgelfuge von J. S. Bach, Beethoven's Sonate op. 53, Chopin's H-dur-Nocturne und Liszt'sche Virtuosenstückchen, — das war Alles so vollendet nachgefühlt und vorgetragen, wie man es nur noch von diesem größten deutschen Pianisten der Gegenwart hören kann.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Hochgeehrter Herr!

Ihrem Mitarbeiter A. v. H. ist in seinem Artikel „Für und wider die Sozialdemokratie" bei der Besprechung meines Schriftchens „Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel" eine thatsächliche Unrichtigkeit untergelaufen, die ihm dann die ganze Schrift als einen „merkwürdigen" Widerspruch erscheinen ließ. Herr A. v. H. hat nämlich aus dem Umstand, daß ich für das Institut von auf Zeit angestellten Beamten auf gewisse Communalbeamte exemplificirte, geschlossen, daß ich einer Beamtenwahl durch das Volk direct oder indirect das Wort reden wolle, und vermag damit den monarchischen Standpunkt des Uebrigen nicht in Einklang zu bringen. Nun steht aber S. 13 ausdrücklich: „Verliert denn aber die Beamtenschaft nicht alle Ordnung und innere Ruhe bei solcher Gestaltung auf Zeit? Durchaus nicht, falls nur der Staat, wie wir Deutschen, das Glück hat, im Monarchismus einen rocher de bronze zu besitzen, der das nöthige stabile Element des Staatsgebäudes vollauf zu bilden vermag. Von dieser bleibenden Stelle gehen die Ernennungen bezw. die Normen für dieselben aus. Wie könnten Unordnung und Unsicherheit einreißen?" Herr A. v. H. wird unter dem hier aufgestellten Gesichtspunkt den von mir (allerdings aus sozialpolitischen Gründen) gemachten Vorschlag, die Versorgungsthätigkeit des Staates strengstens auf die Grenzen seines eigenen Dienstempfangbedürfnisses zurückzuschrauben, nicht mehr für so schweizerisch oder gar amerikanisch und damit schon durch bisherige Erfahrungen widerlegt erklären wollen. Ein Beamtenthum auf Zeit mit kursgemäßen, d. h. durch das Angebot regulirten Gehältern in einem monarchischen Staat dürfte erst seine Feuerprobe zu bestehen haben. Da Herr A. v. H. mich im Grundgedanken mißverstanden hat, werden Ihre Leser, die etwa meinem Gedankengange nach diesen Zeilen ihre Aufmerksamkeit noch zuwenden wollen, sich nicht bei seiner Beleuchtung desselben beruhigen dürfen.

Mit ergebenem Dank im voraus
Hochachtend
Karl Friedrich.

Inserate.

Moltmanns Verlag, Hamburg-Hohenfelde.

Karl Friedrich, Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel.
Franko und direkt gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.

Soeben erschien:

Apostata.

Von

Maximilian Harden.

Inhalt: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Genosse Schmalfeld. Franko-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenü. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

8°. 14 Bogen eleg. brochirt Mark 2.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Kommissionsverlag

belletristischer und wissenschaftlicher Werke

wird von einer **großen Verlagshandlung** übernommen. Günstige Bedingungen, energischer Vertrieb. Rat und Auskunft bereitwilligst.

Anerbieten unter **F. 377** an **Rudolf Mosse, Leipzig**, erbeten.

Soeben erschien:

Gedichte

von

Friedrich Spielhagen.

Brosch. ℳ 3.75, eleg. geb. m. Goldsch. ℳ 5.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Am halben Ladenpreis!

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 60.—.

Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Orig.-Bd. ℳ 40.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen und zu **Festgeschenken** empfohlen:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In 2 Büchern. II. Buch: **Die akademische Zeit 1789—1796** von **Kuno Fischer,** Wirkl. Geh. Rat u. Professor der Philosophie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 3 M. 50 Pf. Beide Bücher eleg. in Lwd. geb. 7 M. 50 Pf. Bildet zugleich:

Schiller-Schriften. Zweite Reihe (Schiller als Philosoph 1. u. 2. Buch.) 8°. Eleg. brosch. 6 M., eleg. Halbleder 8 M.

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Von **Viktor Meyer,** Geh. Rat u. Prof. d. Chemie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 4 M., in Lwd. geb. 5 M.

Inhalt: Die Jungfrau. — Der blaue Strahl. — Substanz und Seele. — Ernährung und Arbeit. — Zum Gedächtnisse eines früh Geschiedenen. — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. — Die Umwälzung in der Atomlehre. — Chemische Probleme der Gegenwart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Christentum Christi

und

Die Religion der Liebe.

Ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion

Von Th. Schultze,

Oberpräsidialrat a. D.

8°. 5 Bogen. Preis brosch. Mark 1,50.

Dieses Werk bildet einen Merkstein des weiteren bedeutenden Fortschreitens der durch Egidys „Ernste Gedanken" in lebhaften Fluß geratenen kritischen Bewegung auf religiösem Gebiet. Während Egidy dem heutigen Kirchentum das Urchristentum als Muster gegenüberstellt und Rückkehr zum Christentum Christi als der reinen Religion der Liebe fordert, geht der geistreiche Verfasser dieses Werkes viel weiter und sieht in dem völligen Aufgeben des Christentums die notwendige Vorbedingung für eine Erneuerung des religiösen Lebens. Er weist in ernster, gedankentiefer Darstellung nach, daß der religiöse Standpunkt Jesu durchaus nicht dem idealen Bilde entsprochen hat, das sich viele von denselben machen, und daß die Liebe nicht geeignet ist, zum religiösen Prinzip erhoben zu werden. Aus den Blättern der Geschichte beweist er, daß das Christentum keineswegs den sittlichen Einfluß gehabt hat, der ihm von den meisten Menschen zugeschrieben wird, und daß es gar nicht den Anspruch erheben darf, die Grundlage der heutigen europäischen Kultur zu bilden. Mit der Verneinung jeden Offenbarungsglaubens erklärt er Beobachtung und Nachdenken als die einzigen Quellen der menschlichen Erkenntnis und ist daher überzeugt, daß die Religion in der Gestalt überlieferter dogmatischer Systeme gewisser vom Staate mit Zwangs- und Bannrechten auf den Jugendunterricht ausgestatteten Korporationen ihrem Absterben mit schnellen Schritten entgegengeht, indem er zugleich beweist, daß deshalb die Fundamente für den Bestand der europäischen Zivilisation nicht aus den Fugen gehen werden, denn diese Zivilisation beruht eben gar nicht auf kirchlicher Grundlage.

Mit einer Beilage: Soziale Briefe aus dem Verlage von Friedrich Pfeilstücker in Berlin W.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 6. Februar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Nothruf für die deutsche Bildung. Von Philosophus Teutonicus. — **Literatur und Kunst:** Moltke in seinen Briefen und Aufsätzen. Von Immanuel Rosenstein. — Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes. Von W. Koopmann. (Schluß.) — **Feuilleton:** Der Herr Bankdirector. Von Karl von Thaler. — **Aus der Hauptstadt:** Der Fall Apostata. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Ein Nothruf für die deutsche Bildung.

Als Preußen noch absolut regiert wurde, waren seine Universitäten, Gymnasien, Volksschulen vortrefflich geleitet, und vielfach ein Vorbild für die kleineren constitutionellen Staaten. War doch die Universität Berlin gegründet, um vom Geiste, von der freien Wissenschaft und der Erhebung des Volks, die Erneuerung des Vaterlandes vorzubereiten und zu begleiten; ward doch die rheinische Universität nicht in das „alte heilige Köln", sondern in das jugendliche Bonn gepflanzt, dem Denker und Forscher der Neuzeit eine Stätte zu bereiten und das Volk nach längerer Fremdherrschaft dem vaterländischen Sinn dauernd zu gewinnen. Und so wurden auf Schulen und Universitäten die Beamten für „den Staat der Intelligenz" gebildet, so konnte Preußen seinen deutschen Beruf erfüllen, und haben wir heute das Reich mit dem aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenen Reichstag. Warum nun auf einmal ein Ansturm gegen die Gymnasien, wo die geistige Gymnastik geübt ward, im späteren Leben auch schwierige Aufgaben zu lösen, nicht schablonenhaft, sondern selbständig, großgezogen im Verkehr mit den besten Geistern Griechenlands und Roms zum Muthe des eigenen Denkens, zur Freude an klarer Schönheit! Das selbständige Gewissen war das schwer errungene Gut des Protestantismus, wissenschaftlich in Kant's kategorischem Imperativ mächtig: aber wo war es bei den Ultramontanen, die sich unter das Joch der Unfehlbarkeit eines italienischen Greises beugen ließen, während deutsche Schwerter das Recht der Selbstbestimmung unserer Nation dem französischen Uebermuth abkämpften, conservative Feldherren und Staatsmänner die Ideen des bürgerlichen Liberalismus im Aufbau des Vaterlandes verwirklichten? Nun ultramontanen Gelüsten leihen heute die Regierungen ein willfähriges Ohr, ultramontane Deputirte sitzen zu Gericht über Aussprüche der Geschichte, der Philosophie, die sie nicht widerlegen, sondern nur verketzern, und um eines faulen Friedens willen bleiben die als freisinnig bekannten Volksvertreter nur nicht ganz stumm! Wir sind auf gefährlicher, abschüssiger Bahn, Berlin und München lassen befürchten, daß heute von einer freieren, schöneren Gegenwart uns die Zukunft ebenso geschädigt und herabgebracht werde, wie früher unter gedrückteren Verhältnissen ein reicheres, höheres Leben vorbereitet ward.

Ein Mann, der sich als Bergsteiger einen Namen gemacht, gibt öffentlich seine Ansichten über Erziehung kund. Warum nicht? Aber warum geräth unser höheres Unterrichtswesen in Schwanken, wenn es heißt, daß jene Ansichten an höchster Stelle Beachtung finden? Wohin ist der Männerstolz vor Königsthronen gekommen? Wohin der Muth eigener Ueberzeugung? Allerdings, Mißbräuche, Mißstände gab es ja auch in den Gymnasien; aber wie mag man der Verflachung das Feld lassen, wenn nun die grammatischen Feinheiten in den oberen Classen beim Lesen eines Platon oder Tacitus, Sophokles, Demosthenes oder Horaz nicht zur Sprache kommen sollen? „Ueberbürdet ist die Jugend!" Das ist ein Ruf, welcher der Trägheit gar wohl lautet. Der eigentliche Grund liegt darin, daß die Schulen überfüllt sind, wodurch auf das Abhören, die Durchsicht der Aufgaben jene kostbare Zeit verwandt wird, die dem eigentlichen Unterricht gewidmet sein soll. Wird in der Schule ordentlich unterrichtet, so mindert sich die häusliche Arbeit von selbst, und bleibt dem Schüler Zeit für freigewählte Thätigkeit; aber die Lösung sprachlicher, mathematischer Aufgaben, die Abfassung eigener Aufsätze bildet ja in der Hausarbeit die selbständige Kraft, und die Pünktlichkeit in der Fortgestaltung übt das Pflichtgefühl für das spätere Leben. Und daß von Zeit zu Zeit einmal auch die jugendliche Seele scharf angestrengt, auch einmal über die gewohnte Stunde hinaus ihre Thätigkeit der Knaben und Jünglinge verlangt wird, — ist denn das ein Uebel? Ist das nicht auch eine Vorbereitung für die Forderungen des Lebens? Man bietet und verlangt in der Schule zu vielerlei, während sie den Zweck hat, durch geistige Gymnastik die Jugend zu befähigen, an das gründlich Gelernte Anderes selbst anzufügen, nach Lust und Neigung auch solches Erfreuliche und Nützliche sich anzueignen, das in der Schule nicht gelehrt wird.

Die Ueberfüllung der Gymnasien hängt damit zusammen, daß mit dem Besuch einer mittleren Classe die Befugniß zum Dienste des einjährig Freiwilligen verbunden ist. Daher der Andrang und die Menge von jungen Leuten, die eine classische Bildung gar nicht anstreben, mit der griechischen Formenlehre geplagt werden, ohne zum Genuß homerischer Gesänge im Original zu kommen, mit lateinischer Syntax geplagt werden, ohne an Livius oder Vergil eine Freude zu bekommen, — d. h. ohne in die Oberclasse aufzusteigen. Wie kann man sich wundern, daß sie mit Unlust arbeiten, die Lehrer ermüden, den Fortgang der Anderen erschweren? Statt dieser zweck- und sinnlosen Halbbildung sollte man vielmehr verlangen, daß das Gymnasium ganz durchgemacht werde, daß, wer es früher verlasse, vor der Militärbehörde eine Prüfung zu bestehen habe; und jede höhere Bürger- oder Realschule sollte das Recht haben, den von der obersten Klasse abgehenden Schülern die Befugniß zum einjährig Freiwilligen zu gewähren. Eine ganze Bildung anderer Art als die der humanistischen Gymnasien hat ihren vollen Werth, und das ist der Sinn des

Gesetzes, welches der Bildung ein Vorrecht verleiht. Aber statt dessen legt Preußen ein Examen an den Schluß der Untersecunda, das Alle machen sollen, damit also die Lust am freien Studium durch Examennoth und Drill allgemein verkümmert werde! Und das Examen, das die Austretenden zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst berechtigt, soll gar ein entschieden „technisch-grammatisches" sein! Vernünftige Menschen fragen dagegen: Wozu ein allgemeines Examen nach dem Besuch der Prima? Das ganze Jahr gibt doch den Lehrern Gelegenheit, die Schüler kennen zu lernen, den Tüchtigen das Zeugniß der Reife zu ertheilen. Wo sie zweifeln, wo sie es versagen, da sei es dem Schüler gestattet, seine Tüchtigkeit durch eine Prüfung zu erweisen.

Pflege des vaterländischen Sinnes ist eine schöne Sache, aber wie wunderlich, daß man sie jetzt ausdrücklich verlangt! Gymnasien und Universitäten waren die Träger des deutschen Gedankens zu einer Zeit, wo solcher beargwöhnt, wo Deutschland wohl für einen „geographischen Begriff", nicht aber für das gemeinsame Vaterland angesehen ward, dem endlich auch eine bundesstaatliche Gestalt zu geben die Sehnsucht der Edelsten und Besten war. Fürchtet man, daß das neue Reich so wenig Großes und Erhebendes biete, um der Jugend noch Liebe für dasselbe anzuzüchten? Da müßte der Geist der Freiheit, der Ehre, der Pflichttreue doch gar so sehr in einem materialistischen Streberthum, in einem schwächlichen Byzantinismus verkümmert sein trotz des Kaisers, des Reichstages, der Waffentüchtigkeit, wenn solche besondere Anstalten zur Pflege des Deutschthums nöthig wären! Sorge man, daß in den großen, reichen Formen des nationalen Lebens dieser Geist der Freiheit, der Ehre, der Pflichttreue seine volle Bethätigung und Anerkennung finde, und die Jünglinge werden mit Stolz und Freude sich deutsch nennen, wie die heutigen Greise es mit Sehnsucht und hoffendem Muthe gethan! Ueberhaupt: es wird zu viel reglementirt, schablonisirt am Schulwesen. Wie viel besser ist es, wenn Directoren und gute Lehrer freieren Spielraum zur Bethätigung haben, und dadurch verschiedene Anstalten ein verschiedenes Gepräge gewinnen. „Männer, nicht Maßregeln, dies alte Wort gilt auch hier. Zwei oder drei tüchtige Lehrer geben einer Bildungsanstalt ihr Gepräge und ihren Halt, und so hoffe ich, daß solche tüchtige Männer auch trotz verkehrter Einrichtungen auch innerhalb der gezogenen Schranken das Rechte thun, das Gute leisten.

Gerade für gute Lehrer wollte der Minister Lutz in Bayern sorgen. Man hat öfters bemerkt, daß König Max durch Berufung von Dichtern und Männern der Wissenschaft in seine Nähe seinem Volke einen vortrefflichen Dienst geleistet, daß die Universitäten, zu schöner Blüthe gelangt, daß der edelsinnige, liebenswürdige Fürst aber zu wenig von unten aufgebaut, der Schule zu wenig gedacht habe. Was man auch sonst über Lutz als Cultusminister, als Politiker sagen mochte, in Einem stimmten bayrische Männer doch überein: der Reform der Gymnasien hat er sich mit Eifer und Erfolg angenommen. Er berief hervorragende Universitätsprofessoren und Gymnasialdirectoren zu einem obersten Schulrathe, berieth mit ihnen die Verordnungen, welche Gewicht auf das Unterrichten in der Schule, auf selbständige Thätigkeit, auf Lectüre der alten und neuen Classiker, neben der Grammatik legten; und für tüchtige Lehrer sollte dadurch gesorgt werden, daß wer das philologische Examen mit 1. oder 2. Note bestanden, nach einigen Jahren durch eine eigene wissenschaftliche Arbeit von der Stärke etwa eines Druckbogens sich zu einer zweiten Prüfung meldete, welche an diese Arbeit anknüpfend, vornehmlich auch die griechische Philosophie und Kunst (Archäologie) heranzog. Die hier Wohlbestandenen erhielten den Anspruch auf die Lehrerstellen in den oberen Classen und auf das Directoriat. Das hat sich bewährt, hervorragende junge Kräfte konnten auf diese Weise vorankommen, aber freilich den Schwächeren war dies ein Dorn im Auge — und so soll, wie öffentliche Blätter melden, es beseitigt werden, und der Haupturheber, Professor Christ, soll deshalb seinen Austritt aus dem obersten Schulrath erbeten und sofort erhalten haben. Wie man aus München schreibt soll das die versöhnliche Stimmung des Centrums in der Kammer mitbewirkt haben. Unglaublich, aber wahr; der Professor Christ hatte als Rector der Universität in seiner Antrittsrede gesagt: „Trotz mancher alterthümlichen Formen sind wir die eigentlichen Träger des wissenschaftlichen Fortschritts: wir sind aus Institutionen des Mittelalters hervorgegangen und tragen in Kleidung und Barett die Insignien des geistlichen Standes; aber innerlich sind wir Kinder unseres Jahrhunderts und in Gesamtheit längst nicht mehr an die Schranken eines bestimmten kirchlichen Bekenntnisses gebunden." Und diesen Satz bezeichnet die geschichtliche Thatsache, daß im Lehrkörper der Universität längst neben Katholiken auch Protestanten und Juden eine Stelle gefunden haben. Aber über solches Wort erheben die ultramontanen Blätter ein entsetzliches Geschrei: Da seien die Dogmen von Jesus dem Sohne Gottes, vom ewigen Leben, von der Erlösung nicht mehr für die Professoren vorhanden! Und in den Debatten des Finanzausschusses wie der Kammer hallte dies nach!

Herangezogen wurden die Vorträge, welche der Würzburger Professor Volkelt „zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart" jüngst im freien deutschen Hochstift zu Frankfurt am Main abgefaßt. Sie sind in idealistischem, vermittelndem Sinne gehalten, geben den großen und kühnen Systemen Schelling's und Hegels ebenso ihre Ehre, wie den mehr nüchternen, kritischen Detailforschungen und den psychologischen, erkenntnißtheoretischen Untersuchungen der neueren Richtungen, ja, sie sprechen etwas zu viel über die Probleme, als daß sie durch eigenthümliche Entwickelung eines derselben wirklich in die Philosophie einführen. Sehr schön bespricht Volkelt das Verhältniß der Philosophie zum Leben. Der heiße ein Philosoph, wer seine Weltansicht auch in seiner Gesinnung und Lebensführung bethätige, da empfange das hypothetische Verhalten in theoretischen Fragen seinen Halt in der Charaktertüchtigkeit, in dem sittlichen Willen. In der fünften Vorlesung bespricht Volkelt das Verhältniß der Philosophie zur Religion. Die Religion ist ihm Gemüthsbedürfniß, Erlösungsbedürfniß aus dem Druck des gegenwärtigen Lebens, Erhebung aus dem Zeitlichen in's Ewige. Er sieht in der Religion eine wesentliche Seite des Innenlebens, das ohne sie nicht zur Vollendung komme. Er sieht in Gott den geistigen Grund alles Seins. Aber da der Mensch auch denkt, so fordert er, daß die Vorstellungen von Gott der Vernunft gemäß seien; er erkennt Gottes Walten in der Gestaltung und Erfüllung der Naturgesetze, nicht in deren mirakulösen Ueberschreitungen, Durchlöcherungen, und indem ihm der Fetischismus ein Abfall aus dem Geistigen in's Sinnliche ist, nennt er mancherlei Mißbildungen des Christenthums auch Fetischismus, was man angesichts der Trierer Rockfahrt doch wohl auch in Berlin wird drucken lassen dürfen, nachdem jüngst ein freisprechendes Urtheil erfolgt ist. Aber diese Anklage in Berlin und die Anklagen, welche eben in der bayerischen Kammer gegen Volkelt erhoben wurden, stehen auf derselben Linie des Ketzergerichtes, das eine Kritik über Mißbräuche, welche das Christenthum von solchen reinigen möchte, für Angriffe auf Gott und Christus ansieht. Und wie schwächlich war die Vertheidigung Volkelt's und Christ's von Seiten der Liberalen! Wie wenn ein kräftiges Wort für Abwehr, ein Bekenntniß der Geistesfreiheit das Cultusbudget gefährden könnte! Doch hat endlich Stauffenberg stark und wahr geredet. Das Vertrauenerweckendste war noch ein Wort des Cultusministers Müller, der von Maßregeln, von Absetzungen der Philosophen, die sich nicht gerade zum Atheismus bekennen, nichts wissen will und offen erklärte, „daß unsere Hochschulen auch Stätten freier Forschung sind, und daß es ungehörig sei, einen Mißbrauch der Freiheit durch Aufhebung ihres Gebrauches heilen zu wollen."

Wohin die Bestrebungen der Ultramontanen zielen, das ist ja klar aus ihren Büchern gegen Goethe, Schiller, Lessing, wie sie da alle kleinen Schwächen und Fehler unter das Vergrößerungsglas nehmen, am Großen und Edlen vorübergehen, jeden miserablen Klatsch für wahr nehmen und Zerrbilder entwerfen, welche dem deutschen katholischen Volke die gemeinsamen Geisteshelden verleiden sollen. Ja ein so gut katho-

lischer Schriftsteller, wie der Italiener Cantu, wird von den Jesuiten getadelt, weil er, um die Kirche zu entlasten, die spanische Inquisition für ein weltliches Institut erklärt; der Kirche soll die „Ehre der Urheberschaft nicht entzogen werden! Und in den Historisch-politischen Blättern gilt Ranke's Weltgeschichte für „unchristlich, unkirchlich"!

So arbeitet man an einer Zerklüftung unserer gemeinsamen Volksbildung, unseres Nationalbewußtseins, und dem kommt ein preußisches Volksschulgesetz zu Hülfe, das der Schule den confessionellen Charakter in aller Form zuspricht. Ja, wenn wir einen selbständigen deutschen Katholicismus hätten; aber wohin kam das selbständige Gewissen bei dem „sacrificio dell' intelletto" bei der Annahme päpstlicher Unfehlbarkeit, die dem ultramontanen Einflusse, dem Jesuitismus die maßgebenden Worte überläßt? Einer Geistlichkeit, die ihre Feindschaft gegen den deutschen Geist freien Denkens und Glaubens offen bekennt, in ihren Wortführern bekennt, will man die Aufsicht über die Schule anvertrauen, und vom Urtheil der Geistlichkeit soll es abhängig sein, ob das Examen des Lehrers in der Religion geeignet sei, ihm dem Religionsunterricht zu übertragen. In confessionellen Schulen ein Volkslehrer ohne Religionsunterricht ist aber an die Luft gesetzt, ganz gewiß: die Volksschule soll zur Religiosität erziehen, die Kinder dahin führen, daß sie Gott vor Augen und im Herzen haben, und die eigene Lehre Jesu ist so einfach, so sittlich klar und herzgewinnend, daß das kindliche Gemüth sich ihr freudig öffnet. Aber all die Menschensatzungen, all die Compromißversuche früherer Jahrhunderte, die religiöse Wahrheit dogmatisch zu formuliren, die heute für die große Mehrzahl der Gebildeten nicht mehr bindend sind, die vielmehr die Sozialdemokratie dem Christenthum so ganz entfremdet haben, die sollen im Jugendunterricht wieder maßgebend gemacht werden! Wer sie nicht glaubt, der wird sie heucheln und im Examen bekennen müssen, wenn er Lehrer werden will.

Die „Gegenwart" hat von Anfang an die Secession des linken Flügels der großen liberalen Partei bekämpft und deren Wiederaufrichtung befürwortet; da ist es uns ein Lichtstrahl in der trüben, schwülen Atmosphäre, wenn Bennigsen und Richter einander die Hand bieten zum Kulturkampf im rechten Sinne des Worts gegen das Bestreben, den deutschen Geist, die protestantische Bildung gesetzlich zu vergewaltigen und die Zerklüftung des Vaterlandes in confessionelle Lager zu fördern. Nach der Einigung des Vaterlandes soll Preußen sich den kirchlichen Unfrieden, die Verkümmerung der Volksbildung gesetzlich selber aufladen? Wie von der Vorsehung so geordnet, treffen die Bestrebungen in Bayern, in Preußen am Beginn unseres Jahres zusammen; im Norden platzen die Geister kräftiger aufeinander, als im Süden, wenigstens in den Parlamenten. Gelingt es nicht, dem drohenden Unheil zu wehren, nun so stehen wir alle, die ein freies Deutschthum, einen Geist persönlicher Selbständigkeit, eine vernunftgemäße Religiosität wollen, zu neuem Kampf bereit. Denn der Sieg der schwarzen Internationale würde der rothen bald den Kampfpreis überlassen. Unsere Fahne weht zwischen der Sozialdemokratie und dem Ultramontanismus, und wir werden nicht ablassen, gegen beide zu fechten, so lang wir das Schwert halten können, oder bis sie Frieden geben. Philosophus Teutonicus.

Literatur und Kunst.

Moltke in seinen Briefen und Aufsätzen.*)

Von Immanuel Rosenstein.

Hellmuth von Moltke stand in seinem 66. Lebensjahre, in einem Alter, da die meisten Menschen ihr Tagewerk als in der Hauptsache gethan ansehen, als das deutsche Volk in seiner unermeßlichen Mehrheit den Namen seines großen Helden zum ersten Male vernommen hat. Seitdem ist dieser Name untrennbar mit der Erinnerung an alle die Großthaten verbunden geblieben, welche das Vaterland zur Einheit und Größe geführt haben. Inmitten der begeisterten Theilnahme, mit der man den sich drängenden gewaltigen Ereignissen folgte, ist die Frage nach dem Vorleben des großen Mannes kaum mit derjenigen Eindringlichkeit gestellt worden, die sie verdiente. Man war stolz und glücklich, diesen Mann zu besitzen, wie er war. Erst seitdem dieses unvergleichliche Leben abgeschlossen vor uns liegt, hat sich mehr und mehr der Wunsch aufgedrängt, den einzigen Mann im Zusammenhange seines Werdeganges, seiner Entwickelung kennen zu lernen und zu begreifen. Dazu gewähren uns die seit Kurzem erschienenen Briefe an die Mutter und die beiden Brüder ein ebenso reichliches wie willkommenes Material. Sie umfassen die Zeit von 1823 bis 1888, im Wesentlichen die Zeit, da Moltke der preußischen Armee angehörte. Wir wollen hier nicht auf die reiche Fülle herzerquickender Züge eingehen, in welchen uns Moltke als liebevoller Bruder, als zärtlicher Sohn einer Mutter erscheint, der er es mit dankbar überströmendem Herzen nachrühmte, daß Gottes Segen auf ihr ruhen müsse, da sie acht Kinder zu redlichen Menschen herangezogen. Diese Züge, die uns den Helden mit dem warmen Herzen menschlich so nahe bringen, sind seit dem Bekanntwerden der Briefe durch die Tagespresse weithin verbreitet. Auch davon ist viel berichtet, wie Moltke durch eine harte Lebensschule gegangen, wie er unter Entbehrungen und schwerer Arbeit als junger Offizier sich durchschlagen mußte, und wie es nur seinem unverdrossenen, eisernem Fleiß und seiner rührenden Anspruchslosigkeit zuzuschreiben war, daß er guten Muthes blieb und den Kopf oben behielt. Von dem bescheidenen Lebenszuschnitt der Jugend hat er sich nie ganz losmachen können. Noch als Achtzigjähriger (12. April 1882) schrieb er dem Bruder Ludwig: „Man hat sich die verwünschte Sparsamkeit so angewöhnt, daß nur schwer davon loszukommen ist." Das hat ihn freilich nicht gehindert, wenn es sich um Unterstützung und Versorgung der Angehörigen handelte, sehr großmüthig zu spenden; dem Bruder Ludwig schenkte er, nur um ihm ein behaglicheres Leben zu ermöglichen, ein Kapital von 21,000 Thalern. — Er war eine jener fest in sich ruhenden Naturen, die nichts aus dem Gleichgewicht bringen konnte, bei der jedes Hinderniß und jede Schwierigkeit nur ein Ansporn zu erhöhter Tüchtigkeit war. Er hat ehrlich und unverdrossen an sich gearbeitet und war auf das Gewissenhafteste bemüht gewesen, sich ohne jede Illusion klar zu werden über das, was er konnte und sollte. Er ist unbarmherzig mit sich in's Gericht gegangen, und es scheint, als ob ihm die hellenische Lehre von der Nothwendigkeit der Selbsterkenntniß ganz besonders eindringlich vorgeschwebt habe. Was er als junger Mann von 28 Jahren über Erziehung und Charakter sagt, gehört zu dem Beachtenswerthesten der ganzen Briefsammlung. Anfang März 1829 schreibt er dem Bruder Ludwig: „Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten, so habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können. Das fühle ich oft schmerzlich. Dieser Mangel an Halt in sich selbst, das beständige Rücksichtnehmen auf die Meinung Anderer, selbst die Präponderanz der Vernunft über Neigung verursachen mir oft einen moralischen Katzenjammer, der bei Anderen gerade aus dem Gegentheile einzutreten pflegt. — Man hat sich ja beeilt, jeden hervorstechenden Charakterzug zu verwischen, jede Eigenthümlichkeit wie die Schößlinge einer Taxuswand fein bei Zeiten abzuklappen — so entstand die unglücklichste Eigenschaft des Charakters, die Charakterschwäche. Und doch wurde ihr ein inneres Prinzip beigesellt, so empfindlich, so alles Unedle verschmähend, ja so stolz, daß er das gebrechliche Fahrzeug schon oft hinaus auf die stürmischen Fluthen trieb, wo es dann mehr dem Eigensinn der Wogen als seinem Compaß folgte . . . Wie beneide ich fast alle anderen Menschen um ihre Fehler manchmal, um ihre Derbheit, Unbekümmertheit und Gradheit." — Und aus diesem unausgesetzt nach Klarheit über sich ringenden und reflectirenden 28jährigen Lieutenant, der

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Bd. 4 u. 2. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

sich mit starken Beängstigungen über seine „Charakterschwäche" trägt, ist durch rastlose Selbstarbeit einer der lautersten und kraftvollsten Charaktere aller Zeiten geworden. Bei dem den ganzen Mann ausfüllenden Pflichtgefühl, das sich selbst nie genug that, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir in der ganzen Briefsammlung keine Regung von dem finden, was man Ehrgeiz in dem Sinne wie bei den anderen großen Feldherren nennen könnte. Er spricht mit einer geradezu verblüffenden Bescheidenheit von seinen glorreichsten Leistungen, wenn er überhaupt davon spricht, was äußerst selten der Fall ist. Derselbe Mann, der, wie alle Welt zugab, den hervorragendsten Antheil an der blutigen Arbeit von 1866 und 1870 und deren Erfolgen hatte, schreibt im October 1876 seinem Bruder Ludwig: „Wie mancher, der unter dem grünen Rasen Frankreichs schlummert, hat mehr gethan, wie wir Lebenden." In der Vollkraft der Jahre, als Mann von 47 Jahren, sieht er es als höchstes Ziel an, einmal Chef des Generalstabs eines Armeecorps zu werden und dann den Abschied zu nehmen. Sein „größtes Glück" war seine „kleine Frau", er empfand es schwer, daß ihm das Glück fehlte, Kinder zu haben, „ein großer Segen, wie sehr er auch oft mit Sorge verknüpft" ist. (Brief vom 30. October 1847 an den Bruder Adolf.) „Mein Lieblingsgedanke ist noch immer," so schreibt er dem Bruder am 9. Juli 1848, „daß wir uns nach und nach auf irgend einem Grundbesitz sammeln, wo Jeder von Kapital und Arbeitskräften mitbrächte, was er besitzt. Am liebsten wünsche ich das Besitzthum auf dem lieben deutschen Boden. Gestalten sich aber die Verhältnisse in der Heimath immer schlechter, so habe ich nichts gegen eine andere Hemisphäre, was meine Person betrifft." Es schwebte ihm eine Auswanderung nach Adelaide in Australien vor. Und als er unmittelbar nach 1866 im ersten Glanze unvergleichlichen Kriegsruhmes dastand und die Nation bewundernd zu ihm aufsah, da meinte er in einem Briefe vom 14. April 1867 an den Bruder Ludwig: „Es wäre hübsch, wenn wir uns endlich alle aus dem Dienste zurückziehen und dort (auf einem Gute in der Lausitz) zusammen wohnen könnten." Durch Ruhm und Ehren war dieser Mann nicht zu berauschen, das Verlangen darnach lag ihm so fern wie möglich. Er hatte auch nichts von jenem staatsmännischen Zuge an sich, wie er vielfach die großen Feldherren der alten und neuen Zeit auszeichnete. Das hindert natürlich nicht, daß er als warmherziger Patriot, als Mann von unbestechlich verständigem Urtheil den großen Weltbegebenheiten folgte und sie im Zusammenhang der Gesammtentwickelung zu verstehen sich bemühte. Er hat sich mit historischen Studien sehr eingehend beschäftigt; weniger wollte er von der Nationalökonomie wissen, wenigstens gesteht er zu, daß er über dem Studium dieser Wissenschaft, das er nach Tische betrieb, öfter eingeschlafen sei. (Brief an die Mutter, 28. Februar 1833.) In der Beurtheilung der Ereignisse von 1848—1850, so scharf antipathisch er allen demokratischen Bestrebungen gegenüberstand, bekundete er doch einen weiteren Blick als die meisten seiner damaligen Berufsgenossen. Während diese in der Verfassung wohl kaum mehr als einen vorübergehenden Nothbehelf sahen, um die sich der König und alle, die zu ihm hielten, nicht sonderlich zu kümmern brauchte, bezeichnete er es als im höchsten Grade wichtig, „daß durch die endliche Feststellung der Verfassung unleugbar eine größere Festigkeit im Inneren unseres eigenen Landes gewonnen ist, dies um so mehr, als von Erfurt her wohl kaum große Resultate zu erwarten sein möchten." Trotz dieser wenig hoffnungsreichen Ansicht schien ihm doch der Drang nach deutscher Einheit unter Preußens Führung — Preußen und Deutschland gehörten nach seiner Anschauung untrennbar zusammen — das einzig Wahre in den Bestrebungen der letzten Jahre, aber dieser Drang findet keine Worte gegen den Particularismus auf der einen, die Negation jeder gesellschaftlichen Ordnung auf der anderen Seite." Mißglückten Preußens Bestrebungen zur Herstellung des deutschen Einheitswerkes, — nun, so mußte es sich darauf beschränken, Preußen zu sein, um schließlich, wenn es am Leben bliebe, der Erbe der mediatisirten Kleinstaaten zu werden. Er war fest davon überzeugt, daß Preußen dereinst an die Spitze Deutschlands treten würde. Freilich stiegen ihm unter dem Eindruck der Ereignisse von 1850, angesichts der „unwürdigen Rolle, die man uns spielen läßt", zuweilen die schmerzlichsten Zweifel auf. „Die Mißstimmung ist furchtbar und allgemein. Wenn der Sieg über die Demokraten solche Früchte trägt, so möchte man sie fast wieder heraufbeschwören." (Briefe an den Bruder Adolf aus dem Jahre 1850 und 1851.) Es war ihm unbegreiflich, daß man angesichts einer solchen Streitmacht, wie sie Preußen im Herbst 1850 aufgebracht hatte, einen schimpflichen Frieden schließen konnte. Wir wissen freilich heute, daß der damalige Kriegsminister von Stockhausen erklärt hatte, Preußen sei dem Kampfe gegen seine zahlreichen Gegner nicht gewachsen gewesen. Moltke hatte klar und scharf erkannt, daß es vor Allem der unausgetragene Gegensatz zu Oesterreich sei, durch den die elenden Verhältnisse in Deutschland veranlaßt wurden. Im Juli 1859 (Brief an den Bruder Adolf S. 164), nachdem der italienische Krieg beendigt war und Preußen wieder einmal umsonst mobil gemacht hatte, ruft er erbittert aus: „Deutschland, das unglückliche Deutschland hat der Welt das jammervolle Schauspiel gezeigt, daß die Sonderinteressen selbst das kräftig erwachte Nationalgefühl überwiegen. An wem liegt die Schuld? Hätte Oesterreich uns als Bundesgenosse haben wollen, es hätte uns längst gehabt. Es wollte uns als Vasallen, ohne Bedingung, ohne Gegenleistung, ohne Sicherheit, daß es nicht an dem Tage Frieden schloß, an dem wir den Krieg erklärten." Trotzdem hat Moltke den Gedanken an eine Verständigung und Aussöhnung mit Oesterreich noch lange Zeit gehegt. Dann aber, es war im Mai 1866, acceptirte er den Krieg mit ruhiger Zuversicht. „Möge Gott uns den Sieg verleihen, denn mit Preußen fällt Deutschland." Wir haben auf Moltke's politisches Wirken hier nicht näher einzugehen; die gelegentlichen politischen Aeußerungen in seinen Briefen können nicht in Betracht kommen gegenüber den Reden und Erklärungen im deutschen Reichstage, dem er 24 Jahre ununterbrochen angehört hat.

Dagegen ist auf seine literarische Thätigkeit noch mit einigen Worten zurückzukommen, nachdem uns der soeben erschienene Band „Vermischte Schriften" (in den „gesammelten Schriften" als der zweite Band bezeichnet) einen Einblick in die frühesten Arbeiten Moltke's thun läßt. Sie entstammen sämmtlich den Jahren 1831—1844 und lehnen sich an große Ereignisse und Fragen der Zeit an: Die revolutionären Bewegungen in Belgien und Polen, die Rheingelüste Thiers, die orientalischen Angelegenheiten, das eben entstehende Eisenbahnwesen. Moltke hat in seinen Briefen oft von seiner literarischen Thätigkeit gesprochen, die er gelegentlich in Zusammenhang mit seinen ökonomischen Verhältnissen bringt. Als er in den Generalstab versetzt ist, machen ihm die drei Pferde, die er haben muß, viel Sorgen, denn er hat erst ein halbes „zusammengeschrieben"; er bezeichnet seine kleinen Aufsätze als „Kinder seiner Geldnoth". Dennoch würde es gänzlich verkehrt sein, den finanziellen Nothstand als den alleinigen Ausgangspunkt der literarischen Thätigkeit anzusehen. Dergleichen Rücksichten mochten in Betracht kommen, als er die Uebersetzung der zwölf Bände Gibbon übernahm, aus der er 500 Thaler zu lösen hoffte, aber zufrieden sein mußte, als er nach der Uebersetzung von zehn Bänden, an denen er sich zu „Schanden gearbeitet" hatte, 166 Thaler baar erhielt, wenig mehr als nöthig war, um die Hälfte seines Schimmels zu bezahlen. Kein Zweifel, daß er nur für literarische Production, namentlich auf dem historischen Gebiete einer sehr begabte Natur war. Zu einer musterhaft klaren und geschmackvollen Darstellung, die in den vorliegenden Aufsätzen ganz besonders hervortritt, gesellte sich eine überaus verständige, stets auf gründlichen Studien beruhende Auffassung und Beurtheilung. Es ist in der Einleitung des Bandes mit Recht hervorgehoben worden, daß Moltke es liebte, sich über Gedanken dadurch in's Klare zu setzen, daß er sie niederschrieb und dann so lange an dem Ausdruck arbeitete, bis sie die kürzeste und vollendetste Gestalt gewonnen hatten. Was die jetzt veröffentlichten Arbeiten angeht, so sind sie, abgesehen von dem geradezu meisterhaften Stil, werthvoll und charakteristisch als Zeugnisse für die Be-

urtheilung großer Tagesereignisse in der Zeit, wo sie sich vollzogen. In dieser Hinsicht sind die beiden Arbeiten über die Beziehungen von Holland und Belgien vor ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I., sowie der Aufsatz über die westliche Grenzfrage jedenfalls bedeutsamer als der Aufsatz über die Zustände Polens, der vorwiegend auf Excerpirung besserer Werke beruhte und von Moltke selbst späterhin nichts weniger als günstig beurtheilt worden ist. Mit großem Vergnügen wird man dagegen die anderen beiden Aufsätze lesen, sie sind geistreich und auch heute noch belehrend und von Interesse. In dem erstgenannten, der vor Allem auf die inneren Gründe hinweist, aus denen sich der Gegensatz zwischen Belgien und Holland entwickelt hat, findet sich eine Stelle, die zu charakteristisch für Moltke's politische Anschauungen ist, um nicht hierher gesetzt zu werden. Es heißt da S. 46: „Wenn das Fortschreiten nothwendige Bedingniß für die Menschheit ist, damit sie nicht zurückschreite, so dürfen die Institutionen, die für die Gegenwart bestehen, nicht für die Ewigkeit geschaffen sein. Wie die Natur sich aus sich selbst verjüngt, müssen sie sich mit den Geschlechtern erneuern, aber diese Regeneration muß von oben ausgehen, nicht von unten. Die Regierung muß es sein, welche die Revolution auf einem gesetzmäßigen Wege durchführt, nicht die Menge, dieser Spielball der Parteien, das blinde, aber schneidende Werkzeug in der Hand der Leidenschaft. Eine Regierung, welche das Bedürfniß ihrer Völker erkannt und ihm zuvorkommt, würde, welche Form sie auch sonst haben möge, immer die liberalste unter allen Regierungen sein und steht heutzutage an der Spitze der unermeßlichen Partei aller Vernünftigen in allen Ländern." Auf die Frage, in welcher Weise sich die Regierung über die Bedürfnisse ihrer Völker authentisch unterrichte, ist der junge preußische Offizier im Jahre 1831 nicht weiter eingegangen, er dachte vielleicht gar nicht daran, ihm genügte es, die Idee von der Nothwendigkeit des Fortschrittes in Einklang mit den Forderungen unbedingter Königstreue gesetzt zu haben. Der Aufsatz über die westliche Grenzfrage, der in seinen historischen Ausführungen mehrfach durch die spätere Forschung berichtigt ist — wir verweisen namentlich auf die Frage des Baseler Friedens, wegen dessen Moltke Preußen schwere Vorwürfe macht — erscheint als ein redendes Zeugniß der Stimmung, welche zu Anfang der vierziger Jahre sich auch der gebildetsten Kreise in Deutschland gegenüber den Rheingelüsten der Franzosen bemächtigt hatte. Es ist von besonderem Interesse darauf hinzuweisen, wie Moltke schon damals den sich vorbereitenden Bund zwischen Romanen und Slaven in Rechnung stellt und die unverbesserliche Stimmung der Franzosen Deutschland gegenüber scharf hervortreten läßt. — Der Aufsatz über die Richtung von Eisenbahnen erscheint uns als der weitaus bedeutendste der ganzen Sammlung. Er legt vollwichtiges Zeugniß ab für den Scharfblick, mit welchem Moltke zu einer Zeit, wo man vielfach zweifelnd und widerwillig an das Eisenbahnwesen herantrat, die hohe Bedeutung dieses neuen Transportfaktors und dessen unermeßliche Zukunft klar anerkannte. Bekanntlich bemaß man damals die Rentabilität der Eisenbahnen vielfach nach der Personenfrequenz der bisherigen Posten und kam zu den absprechendsten Schlüssen. Moltke ist einer der ersten gewesen, der die Bedeutung der Eisenbahnen weniger im Personen- als im Gütertransport erblickte. Sein Aufsatz wird stets einen Ehrenplatz in der einschlägigen Literatur beanspruchen dürfen. — Während von den genannten vier Arbeiten die ersten beiden als eigene Broschüren, die letzten beiden in der „Deutschen Vierteljahrschrift" erschienen waren, gehören die fünf kürzeren auf die orientalische Frage bezüglichen Aufsätze: Deutschland und Palästina — Land und Volk der Kurden — Militärisch-politische Lage des osmanischen Reiches — Rascheid, Izzet und die Pforte — Die Donaumündung — der Tagesliteratur an, sie sind in den Beilagen der Augsburger (jetzt Münchener) „Allgemeinen Zeitung" in den Jahren 1841—1844 erschienen und haben als die Arbeiten eines so berufenen Kenners des Orient, wie Moltke es durch seinen vierjährigen Aufenthalt in der Türkei war, allen Anspruch auf Beachtung. Auch für die Gegenwart ist die Prognose, die Moltke für die Zukunft der Türkei stellt, noch in vieler Hinsicht zutreffend, denn die Erfahrung des letzten halben Jahrhunderts hat sie bestätigt. Freilich an die Herstellung eines Staates Palästina unter einem unumschränkten Fürsten deutscher Nation denkt man heute nicht mehr, und wir wissen nicht, ob die Sache damals eine weitere Anregung gefunden hat. Jedenfalls aber waren Stimmen laut geworden, welche dazu riethen, einzelne Stücke des türkischen Gebietes der europäischen Civilisation zu überantworten, wie das zu jener Zeit mit Hellas geschehen und heutzutage in Bezug auf Rumänien, Serbien und zum größten Theile auch mit Bulgarien der Fall ist. Eine Regeneration des türkischen Reiches hielt Moltke, wenn überhaupt möglich, nur denkbar, wenn sie von einer erst zu erziehenden Generation und aus muselmännischer Wurzel hervorginge; er war der Meinung, daß alle Bekehrungs- und Europäisirungsversuche, alle feindlichen Angriffe so gut wie freundschaftliche Dazwischenkünfte nur zum völligen Zerfall führen. Die Erfahrung hat ihm darin Recht gegeben, und auch sein Voraussagen, daß Oesterreichs Schwert es sein wird, welches einst in die Wage der Entscheidung geworfen werden dürfte, hat alle Aussicht sich zu bestätigen. Ihm schwebt eine Colonisation der überreichen Donaulandschaften durch deutsche Ansiedler vor; freilich fallen bei ihm in jener Zeit die Begriffe deutsch und österreichisch zusammen. Für ihn besteht die einzige Lösung der orientalischen Frage in der Schöpfung eines christlich-byzantinischen Reiches zu Constantinopel, dessen Wiederherstellung in Hellas durch den Willen Europas schon begonnen wird. Er konnte damals noch nicht des tiefen Gegensatzes gedenken, der sich zwischen den griechischen und slavischen Völkern der Balkanhalbinsel herausbilden würde und die Erbschaft des Osmanenreiches verschonen mußte. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die vor fünf und sechs Jahrzehnten geschriebenen Aufsätze an actueller Bedeutung einigermaßen zurücktreten, aber auch heute noch lohnt es im hohen Maße sie zu lesen und sich dabei ihrer klassischen Form, ihrer geistvollen Gedanken und der reichen Anregung zu freuen, die sie gewähren.

Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes.

Von W. Koopmann.

(Schluß.)

Diese Freude am Gelingen, des echten Künstlers höchster Lohn, ist auf andere Menschen übertragbar, denen die Fähigkeit fehlt, das darstellen zu können, was sie dargestellt sehen möchten, namentlich wenn Kunstformen höherer Art entstehen, zu deren Herstellung strenge Schulung, reiche Erfahrung und hervorragende Begabung gehören. Das Wohlgefallen an der gelungenen Kunstform wird schon durch verständnißvolle Betrachtung derselben geweckt und erfüllt schon dadurch mit jener inneren Befriedigung, welche über die Enttäuschungen des Lebens hinweg hilft, wodurch die vornehmste Aufgabe des Kunstwerkes erfüllt wird. Die versöhnliche Stimmung, welche dadurch im Menschen hervorgerufen wird, übt eine erzieherische Wirkung aus, welche in den persönlichen Beziehungen der Menschen unter einander zur Geltung kommt; rauhe Sitten, welche der rücksichtslos geführte Kampf um's Dasein bedingt, werden durch die Künste gemildert.

Die Befriedigung, welche das künstlerische Genießen gewährt, steht in einem bestimmten Gegensatz zu jedem sinnlichen Genießen. Anregung der Sinnlichkeit mit den Mitteln der Kunst schließt immer eine gewisse Herabwürdigung derselben in sich. Allerdings ist der Bereich der Kunst ein sehr umfassender, die schwersten Conflicte des Lebens, sowie Alles, was des Menschen Herz mit Leid und Lust erfüllt, kann durch sie dargestellt werden; Shakespeare, Mozart, Goethe, Schubert haben der Liebe Kunstformen von unvergänglichem Werth verliehen; die erhabenste Darstellung hat sie in Beethovens „Fi-

delio" gefunden. Aber durch nichts kann die Wirkung der künstlerischen Form stärker in Widerspruch mit sich selber kommen, als durch die lüsterne Schilderung des unerlaubten Lebensgenusses, welche die moderne Literatur beherrscht. Dadurch wird die erzieherische Wirkung des Kunstwerkes in ihr Gegentheil verkehrt und die Kunst sieht sich zu ihrem großen Nachtheil da ausgeschlossen, wo sie wurzeln muß, wenn sie gedeihen soll, aus der Familie.

Viele in Dunkel getauchte Jahrtausende mag menschliche Cultur auf der niedrigsten Stufe mit kleinsten Fortschritten stehen geblieben sein, bis man lernte Metalle zu gewinnen und zu verarbeiten, um Waffen zum Schutz und Angriff tauglicher zu machen. Als sich dann die Menschen in Gruppen zusammenthaten und feste Ansiedlungen gebaut wurden, trat beim Zusammenleben Vieler bald eine Theilung der Arbeit ein. Man machte bei der Herstellung von Wohnungen, Waffen und sonstigem Geräth die Beobachtung, daß der Eine geschickter sei in der Behandlung des Holzes, daß der Andere sich in Thon oder Metall auszeichnete, wieder ein Anderer in Geweben. Jeder suchte in seinem Fache um des Ruhmes, dann auch um des Verdienstes willen das Vorzüglichste zu leisten, die Entwickelung des Handwerkes machte schnelle Fortschritte. Vom Kunsthandwerk haben alle höheren Kunstformen ihren Ausgang genommen, die frühesten Götterbilder sind rohe Handwerksarbeit.

Eine lange Zeit ohne geschichtliche Ueberlieferung trennt die Anfänge aller künstlerischen Bemühungen von den ältesten uns erhaltenen Culturformen, welche in Aegypten vor sechstausend Jahren schon eine lange Vorgeschichte gehabt haben müssen. Großartige Tempelanlagen, die erste künstlerische Gestaltung des Menschen in Reliefs und kolossalen, aus dem Felsen gehauenen Einzelfiguren, die Erbauung der Pyramiden war nur möglich, wenn reiche Erfahrung mit berechneter Gesetzmäßigkeit jeden Hammerschlag leitete. Diese Leistungen stellen an Gestaltungskraft und technische Hülfsmittel so bedeutende Anforderungen, daß sie der modernen Technik in vieler Beziehung schwer verständlich sind. Sie bilden den Ausdruck für ein durchgebildetes Religionssystem, dessen Geheimnisse die Priesterkaste bewahrte. Mystische Naturanschauung, deren Dunkelheit Götterbilder als Menschenkörper mit Thierköpfen bezeugt, war mit wissenschaftlichen Forschungen verbunden, die Priester beherrschten das unwissende Volk wie den König durch astronomische und mathematische Kenntnisse. Trotz mancher vorzüglichen Einzelleistung in der bildlichen Gestaltung des Menschen behält aber die Skulptur und namentlich auch die Malerei in Aegypten einen handwerksmäßigen Charakter, der durch das Zurücktreten der künstlerischen Individualität begünstigt wird. Alles Subjective, Persönliche des Kunstwerkes ging unter im streng durchgeführten Kastengeist, die Religion hatte sich die Kunst dienstbar gemacht und hatte sie gebunden.

Ueber eine allerdings hochentwickelte Handwerksmäßigkeit sind die bildenden Künste auch unter assyrischer Herrschaft nicht hinaus gekommen. Götterbilder als Thierkörper mit Menschenköpfen erlauben ein merkwürdiges Nebeneinander von übermäßig stilisirten — wenn man so sagen darf — und naturalistischen Formen.

Erst als das kleine Griechenland das Culturträgeramt der Menschheit übernommen hatte, entwickelten sich Architektur, Bildhauerei und Dichtkunst zu einer eigenartig freien Größe, welche in vieler Beziehung nicht wieder erreicht ist. Der griechische Künstler lernte in zunftmäßiger Einschränkung, welche die vom Vater auf den Sohn vererbten Gesetze der Werkstatt als Geheimniß behandelte; eingeschränkt war der Künstler ferner durch die Gesetze des Cultus, der bestimmte Forderungen an die Götterbilder und Weihgeschenke machte, aber dem Künstler blieb so viel Freiheit, daß man die fortschreitende Entwickelung der einzelnen Götterbilder verfolgen und mit den Namen besonders ausgezeichneter Künstler in Zusammenhang bringen kann, welche den Ruhm ihres Landes ausmachten.

Seinen größten Triumph feierte Griechenland in der plastischen Durchbildung des nackten Menschen, für welche nationale Körperschönheit und planmäßige Ausbildung von Kraft und Gewandtheit die natürliche Grundlage darbot. In der künstlerischen Gestaltung eines Bildes göttlicher Vollkommenheit war die höchste Einzelleistung griechischer Kunst das Zeusbild des Phidias, welches der versöhnenden, befreienden, über die Enttäuschungen des Lebens hinwegführenden Aufgabe des Kunstwerkes am vollsten gerecht wurde, insofern die Alten von dieser Statue sagten, daß Niemand mehr ganz unglücklich werden könne, der sie einmal gesehen habe.

Jede Form, welche die bildende Kunst schafft, hat ihr Vorbild in der Natur, es gibt kein anderes Mittel für sie, geistige Vorstellungen sinnlich wahrnehmbar zu machen. Das Verhältniß vom bildenden Künstler und der Natur zum Kunstwerk ist ähnlich dem Verhältniß der Eltern zu ihrem Kinde. Das Kind hat Eigenschaften vom Vater wie von der Mutter, es ist aber weder Vater noch Mutter, sondern ein Drittes, ein Neues, das den Anspruch erhebt, nach seiner besonderen Art beurtheilt werden zu wollen.

Anderthalb Jahrtausend lang hat die Kunst der Griechen einen langsamen Absterbeprozeß durchgemacht, bis in der scheinbaren Ruhe ein Volk wieder Kraft gesammelt hatte und äußere Verhältnisse es ermöglichten, mit neuen Ausdrucksmitteln dem Verlangen nach dem Vollkommenen neue künstlerische Formen zu geben. Unter dem Einfluß christlicher Religionsanschauungen entstand eine neue Kunst, welche aus altrömischen Culturformen hervorging und aus der altchristlichen Basilica erst den romanischen, dann den gothischen Baustil schuf. Alle drei Baustile sind nicht streng geschieden, sondern im Verlauf weniger Jahrhunderte ein Beweis für das unaufhaltsame Fortschreiten aller Kunstformen bis zu einer gewissen Höhe, welche am dorischen und jonischen Baustil Griechenlands, an den griechischen Tragödiendichtern, an der Kunst der Renaissance, an den deutschen Komponisten der Neuzeit bis Beethoven und den Dichtern bis Goethe sich weiter nachweisen ließe. Die korinthische Säule beweist, wie hoher Werth auch der abnehmenden Kunst noch innewohnen kann.

Mit dem Verfall der Gothik erwachten die bildenden Künste in Italien fast gleichzeitig an mehreren Punkten zu neuem Leben und entwickelten sich aus bescheidenen Anfängen schnell zu eigenartiger Selbständigkeit und hoher Vollendung im Dienst der christlichen Religion und auf Grund einer persönlichen Freiheit der Schaffenskraft, wie sie bis dahin nicht so ungebunden zur Geltung gekommen war. Eine große Zahl hervorragender Maler und Bildhauer bereiteten die Thätigkeit der drei Großmeister der italienischen Hochrenaissance vor, deren Werke bis in die Gegenwart gekannt und gewürdigt sind. Michelangelo's Größe gegenüber der Antike liegt in der Schöpfung gewaltiger Formen des nackten Menschen, welche eine Welt für sich zu bilden scheinen durch die wunderbare Gestaltungskraft eines Meisters, der doch ein weniger gutes Modell weniger genau kannte, als der Grieche.

Mit der letzten Blüthezeit der bildenden Kunst im Dienst und zur Verherrlichung katholischer Kirchenlehre fiel eine Zeit des Aufschwunges auf allen Gebieten des Wissens zusammen. Namentlich durch das Studium der klassischen Literatur wurde eine Bewegung der Geister wach gerufen, welche den Gang der menschlichen Cultur in neue Bahnen lenkte und welche noch nicht zum Abschluß gelangt ist. Die katholische Kirche, bis dahin Trägerin der Cultur und hochverdient durch Aufrechterhaltung des Zusammenhanges zwischen alter und neuer Kunst und Wissenschaft hatte vergessen, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sei. Sie sah sich deshalb bald genöthigt, in Gegensatz zu den Anschauungen des Volkes und namentlich der Gebildeten zu treten, welche ihre naive Gläubigkeit an die Kirchenlehre verloren hatten und welche sich der gewaltthätigen Beeinflussung alles Thuns und Denkens seitens der Kirche nicht länger unterwerfen wollten. Zur Aufrechterhaltung ihrer weltlichen Macht mußte die Kirche alle Kräfte zusammenfassen und verlor ihre Bedeutung für kirchliche Kunst, welche seitdem von der Erinnerung an bessere Tage lebt. Aeußerlich blieb der Katholizismus in Italien allerdings Sieger und wußte die in Italien ebenso lebhaft wie in Deutschland vorbereitete Refor-

mation zu unterdrücken. Aber seit den barbarischen Ketzergerichten hat die katholische Religion aufgehört Culturträgerin zu sein.

Seitdem ist sogar ein Conflict zwischen Religion und Kunst ausgebrochen. Murillo's ekstatische Madonnen sind als letztes Zeichen einer im Schutz der Kirche thätigen Malerei entstanden. Rubens' Kirchengemälden fehlt jede naive Gläubigkeit, seine Madonnen und namentlich seine Heiligen, welche die Madonna bewundernd anschauen, sind verweltlicht. Die ganze holländische Kunst des siebzehnten Jahrhunderts steht trotz mancher biblischer Darstellung außerhalb des Cultus.

In Deutschland ist die Reformation Siegerin geblieben, aber das Band zwischen Religion und Kunst ist nicht wieder hergestellt, obwohl Luther's Kirchenlieder und Choräle das ganze Volk, selbst die Aermsten, mit einfachen aber edlen Kunstformen vertraut machte und die Mitwirkung des Volkes beim Gottesdienst unter Begleitung mächtiger Orgelklänge wohl geeignet gewesen wäre, den Zusammenhang zwischen Religion und Kunst wieder anzubahnen. Förderung für die bildende Kunst war von der protestantischen Kirche nicht zu erwarten, denn Deutschland fing schon zu Dürer's Zeit an zu verarmen, der Geist, welcher die Bilderstürmer zu leidenschaftlicher Zerstörungswuth entflammt hatte, war nicht sofort wieder zu bannen, die Religionskriege vernichteten den Wohlstand in den Städten vollends und zerstreuten den Rest herrlicher Kunstwerke, welche zu neuem Schaffen hätten anregen können.

Statt dessen verweltlichten Dichtkunst und Musik, selbst Bach's gewaltige Choräle, Händel's Chöre, welche Gläubige und Ungläubige packen, haben die stetig wachsende Entfremdung zwischen Religion und Kunst nicht aufhalten können, weil der feindliche Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus, sowie die Auflösung des letzteren in rivalisirende Bekenntnisse der Religion die Kraft eines einheitlichen Volkswillens raubte. Deutschland arbeitete aber trotz Armuth und Zerrissenheit emsig und ununterbrochen an seiner wissenschaftlichen Ausbildung und durch letztere wurde eine allgemeine Befreiung des menschlichen Geistes von kirchlichen und staatlichen Fesseln vorbereitet und erreicht, deren Bedeutung und Folgen für das Volk nicht zu übersehen sind, da politischer Ehrgeiz dem Volke immer wieder glauben machen will, daß Freiheit und Gesetzlosigkeit gleichbedeutend sind.

Das Verlangen nach dem Vollkommenen ist aber noch nicht gestillt, die Ueberzeugung vom Dasein Gottes und von einem Leben nach dem Tode wird durch keine wissenschaftliche Entdeckung beseitigt, sondern hat durch unsere Dichter und Musiker von der Religion losgelöste Kunstformen angenommen, in welchen der Künstler nur sich selber verantwortlich ist und keine anderen Gesetze anerkennt, außer denen, welche sich aus der von ihm vertretenen Kunstform geschichtlich entwickelt haben. So wirkte Schiller für seine Ideale; menschliches Ringen trotz menschlicher Schwachheit und der Macht des Bösen, endlicher Sieg über beide ist der Inhalt von Goethe's Faust; die schönsten Symphonien Beethoven's schildern den gewaltigen Kampf des Menschen gegen ein hartes Geschick und arbeiten sich hindurch zu einem Siegesgefühl über allen Druck, welches in begeisterten Jubeltönen ausklingt.

Wenn der Dichter und der Musiker mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln der künstlerischen Form durch ihre geistige Begabung und freie, durch strenge Schulung erreichte Herrschaft über die Gesetze ihrer Kunst eine hohe Vollendung geben konnten, so beweisen alle Anläufe zur Hervorbringung neuer künstlerischer Formen im Bereich der bildenden Künste, beweist die charakterlose Nachahmung alles Ausländischen, beweist die monumentale Baukunst unserer Zeit, daß persönliche Begabung für Architektur, Bildhauerei und Malerei nicht ausreicht, um im Sinne einer vom Bewußtsein des Volkes getragenen, nationalen Kunst schöpferisch thätig sein zu können. Manche gute und selbst vorzügliche Einzelleistung ist dadurch nicht ausgeschlossen. Die bildenden Künste haben für bedeutende und umfangreiche Werke kostbares Material und eine oft jahrelange, mühevolle Thätigkeit des Künstlers zur Voraussetzung, sie verlangen reiche Mittel, nicht nur, um den Künstler zu entschädigen, sondern um ihn dauernd von den entmuthigenden Sorgen um das Leben zu befreien, damit er frisch und leistungsfähig für sein Werk bleibt. Solche Mittel kann selbst der Staat nur ausnahmsweise bewilligen, wenn das Volk nicht Urtheilskraft genug hat, um den Werth des berufenen Künstlers erkennen zu können und bereit ist, Opfer für sein Werk zu bringen. Das größte Hinderniß für die bildenden Künste liegt aber gerade in der mangelnden Urtheilsfähigkeit und der daraus sich ergebenden Gleichgültigkeit des Volkes, das Gut und Schlecht nicht unterscheiden kann. Seit vierhundert Jahren ist es der schönen Form entfremdet, einst wußten selbst die Bauern auf den Dörfern ihre Wohnung mit Schnitzereien auf das Kunstvollste auszuschmücken.

Die Entfremdung von der schönen Form schädigt vor Allem auch den Künstler selber empfindlich, wenn er seine mangelnde Kenntniß der künstlerischen Gesetze durch Willkür ersetzen zu können glaubt, wenn er die Mißachtung vor seinen künstlerischen Vorfahren offen zur Schau trägt.

Mit Dürer ist eine stufenweis fortschreitende deutsche Kunst unterbrochen, mit Dürer muß die moderne Kunst wieder Fühlung bekommen, um zu lernen, wie deutsche Kunst aus allen früheren Kunstrichtungen herausgewachsen und wie sie doch nur in Deutschland möglich ist. Dürer's unerschöpfliche Phantasie und sein gewissenhaftes Studium der Natur, seine tiefe Empfindung, seine sichere Hand, seine große Auffassungsweise, die auch auf der kleinsten Fläche noch einen monumentalen Charakter behält, macht ihn zum deutschen Meister im vollsten Sinne des Wortes. Das wußte keiner besser als Cornelius, der größte deutsche Künstler aus neuester Zeit, trotzdem ihm die Herrschaft über die Farbe versagt war. Bis zu den Anfängen zurück muß deutsche Kunst im deutschen Volke wieder lebendig werden, zurück bis zu den alten Kölner Meistern, deren großes Dombild, halb vergessen, immer wieder daran erinnert, wie lange die bildenden Künste in Deutschland schon des günstigen Augenblicks harren. Dies Werk steht im feierlichen, vornehmen Ernst, in der Pracht der Gewänder keinem der gleichzeitigen Italiener nach, ist ihnen in natürlicher Ungezwungenheit der Bewegungen überlegen. Goethe besaß einen kleinen, bescheidenen Stich nach diesem Gemälde, den er sich aber in einen Stehrahmen hatte fassen lassen, um sich desselben bequem erfreuen zu können.

Das Verständniß für solche Kunst wieder zu erwecken wäre die dankbare Aufgabe einer wissenschaftlichen Behandlung des Kunstwerkes, der „neueren Kunstgeschichte", welche leider soeben ihre Zahlungen eingestellt hat. Denn etwas Anderes ist es doch nicht, wenn die „neuere Kunstgeschichte" für das Universitätsstudium nur noch als historisches Nebenfach gelten darf. Ebenso überflüssig ist Kunstgeschichte, wenn der Katheder von dem Grundsatz ausgeht, daß weder die Kunst für Alle sei, noch daß Alle für die Kunst seien; eine Wissenschaft, welche nicht im Bedürfniß des Volkes ihren letzten Grund hat, ist nicht berechtigt, einen Lehrstuhl an der Universität einzunehmen. Ebenso überflüssig ist Kunstgeschichte, wenn sie die zahllosen Fragen über echt und unecht zur Nebensache im Nebenfache macht, anstatt in der Lösung derselben ihre Hauptaufgabe zu erkennen.

Es ist vielleicht etwas viel verlangt, aber man stelle sich einmal vor, daß ein Professor der Literaturgeschichte ein Bündel Gedichte in Goethe's Handschrift fände, die aber gefälscht wäre; der Professor hielte die Gedichte aber doch für echt und ließe sie drucken. Oder ein gelehrter Musiker fände die Partitur einer Oper, auf deren Blättern irgendwo die Buchstaben L. v. B. zu finden wären und er ließe sich verleiten, deshalb das Werk unter Beethoven's Namen zur Aufführung zu bringen. Was würde die Folge sein? Ein Hohngeschrei würde sich in ganz Deutschland erheben und jeder gelehrte Vertreter von Literatur und Musik würde nicht ruhen, noch rasten, bis dem Unfug bis zur letzten Note der Partitur und bis zum letzten Buchstaben der Gedichte ein Ende gemacht wäre; die unglücklichen Finder wären unmöglich geworden, nachdem alle Zeitschriften und Tagesblätter erbarmungslos das Schicksal des Marsyas über sie verhängt hätten. In der „neueren Kunstgeschichte"

kommt dergleichen aber alle Tage vor. Der Name jedes Künstlers ersten Ranges ist ein Topf, in den der Eine diese, der Andere jene Stücke unterbringt, aber keiner ist in der Lage das Werk der berühmtesten Meister auch nur annähernd mit Sicherheit und Vollständigkeit anzugeben, und wer diesen Zustand unhaltbar findet, wird ausgelacht.

Es fehlt der „neueren Kunstgeschichte" an einer umfassenden und gründlichen Kenntniß der Kunstdenkmäler, eine Lösung ihrer Aufgabe „im höchsten Sinne" ist Illusion, so lange die einfachsten Vorbedingungen für eine geschichtliche Entwickelung des Kunstwerkes nicht gegeben sind, so lange der Kunstgeschichte der feste Boden unter den Füßen fehlt, den sie sich erst selber schaffen soll. Wüßte die „neuere Kunstgeschichte" im eigenen Hause Bescheid, würde es ganz unmöglich sein, daß ihr Juristen, Architekten und Mediciner gar in Fachfragen dazwischen reden könnten, die doch schließlich nur die Kastanien aus dem Feuer holen, an denen sich die gelehrten Herren die Finger nicht verbrennen wollen. Todtschweigen ist ein ebenso einfaches wie beliebtes Mittel, um den Glanz des Katheders wieder herzustellen, wenn einer dieser unbequemen Eindringlinge einen guten Gedanken gehabt haben sollte.

Erst wenn „die neuere Kunstgeschichte" das vergessene, verdorbene, gefälschte Kunstwerk wieder zu Ehren gebracht hat, wird sie eine nahrhafte historische Kost bieten können, welche nicht nur ausreicht, einige Schüler zu lehren, sondern welche im ganzen Volk Verständniß für alte Kunst wie für die nationalen Aufgaben der Gegenwart rege macht. Erst durch eine umfassende und genaue Kenntniß der Kunstdenkmäler wird man verstehen lernen, daß es einen Unterschied gibt zwischen Geschichte und geschichtlicher Behandlung der Kunst, daß Adam und Eva im Paradiese für den Historiker keinen Werth haben, daß aber Adam und Eva in der Brancacci-Kapelle einen Wendepunkt in der italienischen Kunstgeschichte bedeuten.

Von der Religion ist keine Hülfe in Aussicht, der Katholizismus ist noch eine Macht, aber nach Moltke's Ansicht nur durch seine Herrschaft über die Frauen und die Trägheit der geistig Schwachen. Auch in katholischen Ländern wird das Volk eines Tages Lesen und Schreiben können und dann wird eine zweite Reformation den stolzen Bau der Kirche bis in den Grund erschüttern. Der Protestantismus löst sich immer mehr in kleine Gruppen auf und seine wissenschaftlichen Vertreter leugnen die Voraussetzungen des Christenthums, ohne den Muth zu haben, einzugestehen, daß sie dann aufhören Christen zu sein. Unter solchen Umständen ist ein Zusammenwirken von Religion und Kunst ausgeschlossen und wird nicht eher möglich sein, bis der Kampf um die Auferstehung Christi ausgefochten ist, bis über Sein und Nichtsein der christlichen Religion entschieden sein wird.

Jetzt aber gerade ist Deutschland in staatlichem Aufblühen! Jetzt gerade sind die äußeren Bedingungen für eine blühende Kunst gegeben! Solche Zeit sollte vorübergehen, ohne zu Gunsten der bildenden Künste ausgenutzt zu werden? Es fehlt doch nicht an würdigen Motiven im neu geeinten Reich, um aus der Empfindung des Volkes heraus zu Ehren seiner Helden neue Formen zu suchen, um auch in kunstarmer Zeit auf eine deutsche Kunst der Zukunft vorzubereiten, welche, getragen von der Religion, dem Verlangen der Menschen nach sinnlich wahrnehmbaren Formen einer gedachten (geahnten, gewünschten, ideellen) Vollkommenheit gerecht wird, und zwar in höherem Maße, als das je vorher geschehen ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Herr Bankdirector.

Von Karl von Thaler.

Herr Eugen Ritter von Schwarzsee, Director der Differentialbank und Verwaltungsrath dreier anderer Aktiengesellschaften, saß in seinem Schreibzimmer und rauchte eine seinem Einkommen entsprechende Havanahcigarre. Sie schmeckte ihm nicht besonders, denn sie war ihm zu stark, aber ein Mann von seiner sozialen Stellung konnte unmöglich ein billiges Kraut verdampfen. Er machte nur kleine Züge und schnupperte den fliehenden Wölkchen nach, die seinem Munde entquollen, als wollte er sich überzeugen, ob der Duft auch fein genug für den Preis sei.

Es war eine sehr kostbare Cigarre, welche der Herr Director rauchte. Er hatte sie aus einem prächtig geschnitzten Schranke genommen, dessen Thüren offenstanden und eine reiche Auswahl Cedernholzkästchen mit den verschiedensten Aufschriften sehen ließen. Dem Cigarrenschrank entsprach die ganze übrige Ausstattung des Gemachs. Die Möbel schwer und prunkvoll, die Vorhänge von dunkelrothem Damast, ein zolldicker, in Smyrna eigens nach Maß bestellter Teppich auf dem Fußboden. Alles stilvoll — den Besitzer ausgenommen.

Der Herr Director paßte in der That nicht zu seiner Einrichtung. Ein ebenso genialer als derber Maler, bei dem er sein Bildniß bestellte, hatte ihn vor nicht langer Zeit mit den Worten abgefertigt: „Was, Sie wollen sich von mir malen lassen? Mit dem Gesicht?" Vom künstlerischen Standpunkt betrachtet mochte der Ritter von Schwarzsee allerdings eine fatale Physiognomie haben; er selbst hatte sich stets für einen hübschen Mann gehalten, und sah sich auch jetzt noch, obwohl er das fünfzigste Jahr überschritten, sehr gern im Spiegel. Mehreren kleinen Schauspielerinnen, deren Ausbildung er edelmüthig aus seiner Tasche bestritten, gefiel er sogar außerordentlich. Man konnte ihn auch wirklich nicht häßlich nennen. Er war von stattlichem Wuchs, hatte ein volles, geröthetes Dutzendgesicht, einen wohlgepflegten Schnur- und Backenbart, dessen tief schwarze Farbe jede Woche erneuert ward. Nur der Ausdruck seiner Züge war nicht besonders anmuthend; er sah trotz seiner eleganten Kleidung, trotz der Brillanten an den Fingern und der Cravatte oder vielleicht wegen derselben immer bedenklich ordinär aus. Nein, er war nicht stilvoll, der edle Ritter, und wenn er sich auch mit den feinsten Wohlgerüchen parfumirte, — er roch doch immer bloß nach Geld. Freilich ist das ein Geruch, den nur seine Nasen unangenehm empfinden.

Der Herr Director hatte heute nichts zu thun. Es war Sonntag und er brauchte sich nicht in sein Bureau zu bemühen. Er würde aber wahrscheinlich überhaupt nicht hingegangen sein, denn er fühlte sich äußerst unbehaglich . . aus einem Grunde, den er selbst nicht begriff. Ihn beunruhigte keine geschäftliche Sorge, auch keine Angst vor dem Staatsanwalt. Erst gestern hatte er den fetten Gewinn einer kühnen Speculation eingeheimst. Um eine Handlung zu begehen, welche ihn mit den Gerichten in Berührung bringen konnte, dazu war er stets zu schlau und zu vorsichtig gewesen. Im Verlauf seiner vielseitigen, von allen Mitbürgern anerkannten, durch mehrere Orden belohnten Thätigkeit mochten ihm wohl mitunter kleine Verstöße begegnet sein, die ein grober Moralist als Lumpereien bezeichnet. Aber das sollte ihm Einer in's Gesicht sagen! Den würde er sofort auf Ehrenbeleidigung klagen und einsperren lassen! Er hielt sich in vollem Ernst für einen Ehrenmann, nannte sich so bei jeder Gelegenheit mit Pathos, und hatte nie den geringsten Selbstvorwurf gekannt. Sein Gewissen glich seiner Tasche. Beide waren unendlich weit. In vertrautem Kreise pflegte er zu sagen: „Wir Verwaltungsräthe und Directoren sind die Hirten, die Actionäre die uns anvertraute Herde. Es ist doch natürlich, daß wir sie scheeren müssen."

Trotz dieser vorurtheilslosen, echt praktischen Lebensanschauung empfand heute der Ritter von Schwarzsee Etwas wie einen nagenden Wurm in seinem Innern. Er grollte deshalb; er schämte sich dieser Schwäche, welcher er längst, seit seinen Jünglingsjahren entwachsen zu sein glaubte; aber es war über ihn gekommen, als er in dem Morgenblatte, das vor ihm auf dem Tische lag, die kurze Notiz gelesen: Gestern ist hier im allgemeinen Krankenhause nach langem Leiden ein Fräulein Julie Bargoni gestorben, welche in ihrer Jugend in glänzenden Verhältnissen lebte und zu den gefeierten Schönheiten der Residenz zählte. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in Noth und Elend.

Die verwünschte Zeitung! Sie hatte dem Herrn Director die gute Laune verdorben, deren er sich sonst erfreute, und ohne Appetit sah er dem Gabelfrühstück entgegen, das in einer Stunde aufgetragen werden sollte. Was brauchten die Journale auch einen Todesfall zu melden, der

Niemand das Geringste anging? Außer Einem — und dieser Eine war er selbst. Ihn freilich berührte die Nachricht, die sonst aller Welt gleichgültig sein konnte; ihm weckte sie Erinnerungen, denen er gerne auswich. Und nun widerfuhr ihm, was er als kindisch und lächerlich an Anderen verspottete: Seine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit; statt zu rechnen begann er zu träumen.

Vor fünfunddreißig Jahren war er aus der Provinz in die Hauptstadt gekommen, um hier sein Glück zu versuchen. Damals hieß er noch nicht von Schwarzsee, sondern Schwarz kurzweg. Auf seinem struppigen Kopf saß eine schmutzige Mütze und aus seinen abgetretenen Stiefeln guckten die Zehen. Gelernt hatte er nichts, Geld besaß er nicht, wohl aber die Findigkeit, überall seinen Vortheil wahrzunehmen. In der kleinen Landkrämerei seines Vaters war sein Geschäftsgeist zeitig ausgebildet worden; er fühlte sich zu Höherem berufen als die Kunden bei Zucker und Kaffee im Gewicht zu verkürzen. Diese Kleinbürger und Bauern wußten sein Talent nicht zu schätzen; sie wurden grob, wenn er beim Abwägen irgend eine feine List anwendete; ja einmal nahm eine stämmige Schustersfrau, der er ein Viertelpfund Oel zu wenig gegeben, ihn rücksichtslos bei den Ohren. Diese traurige Erfahrung bewog ihn, der Heimath den Rücken zu kehren, und in der Hoffnung, daß er dort ein geeignetes Feld für seine Begabung finden werde, nach der Residenz zu wandern.

Hier fand er überraschend schnell Aufnahme als Lehrling bei einem Colonialwaarenhändler, ward auch bald zum Commis befördert. Zwar warf ihn sein Prinzipal, als er in der Verrechnung des Jünglings mehrfache Irrthümer zu seinem Schaden entdeckte, nicht nur moralisch, sondern auch buchstäblich hinaus, aber ein Concurrent, dem es um die Kenntniß gewisser Geschäftsgeheimnisse des Nebenbuhlers zu thun war, stellte ihn sofort an. Seine Gewandtheit als Verkäufer, sein einschmeichelndes, unterwürfiges Wesen gewannen ihm die Gunst des neuen Herrn. Da er begriff, daß Ehrlichkeit zuweilen sehr nützlich sei, gewöhnte sich der junge Schwarz jede Unregelmäßigkeit ab, welche entdeckt werden konnte. Er hatte sie auch bald nicht mehr nöthig, denn seine kräftige Gestalt erregte das Wohlgefallen der Gattin des Kaufmanns, bei dem er bedienstet war. Die Dame zählte doppelt so viel Jahre als der junge Commis und sie richtete ihr Verhältniß zu ihm nach dem Grundsatze ein: Kleine Geschenke erhalten die Liebe. Die zarten Bande erwiesen sich sehr einträglich für den strebsamen jungen Mann; sie begründeten auch sein späteres Glück.

Die liebevolle und freigebige Freundin war zu der Zeit, da ihr Schützling noch in den Kinderschuhen ging, eine begehrenswerthe Frau gewesen und sie hatte damals einen jungen Banquier gefesselt, der seitdem ein einflußreiches Mitglied der Finanzwelt geworden war. An süße Erinnerungen anknüpfend empfahl die gealterte Schöne dem einstigen Liebhaber den gegenwärtigen, und Schwarz sah sich plötzlich in ein großes Bankhaus versetzt. Er bezog ein Gehalt, von dem er bisher nur geträumt, und begann zu den Stutzern der Residenz zu zählen. Der Frau, deren Vermittelung er seine neue Stellung verdankte, dankte er in seiner Weise: Um ihr jeden Gewissensbiß zu ersparen, wich er ihr fortan sorgfältig aus. Er wollte nicht an schwache Stunden gemahnt sein und begann voll Selbstvertrauen nach einer guten Partie Umschau zu halten.

Unter allen Mädchen, die er kannte, däuchte ihm die Tochter seines Chefs das einzige seinen Wünschen vollkommen entsprechende. Julie Bargoni war achtzehn Jahre alt, und in ihrer südlichen Schönheit lag die italienische Abstammung der Familie noch mehr ausgeprägt als in ihrem Namen. Ihr Reiz nahm die Sinne des jungen Schwarz gefangen, ihr Reichthum seinen Verstand. Was das Herz betrifft, so erlaubte er diesem nicht mitzusprechen. Romantik — dummes Zeug, sagte er schon mit fünfundzwanzig Jahren. Aber eine schöne Frau mit großer Mitgift, die einzige Tochter eines reichen Mannes zu heirathen, schien ihm sehr vernünftig. Der Abstand zwischen ihr und ihm war allerdings groß, aber er verzagte nicht. Mit eisernem Fleiß arbeitete er im Geschäfte, so daß Herr Bargoni ihn nach einiger Zeit allen übrigen Comptoiristen vorzog und seines besonderen Vertrauens würdigte. Für Julie hatte er nur ehrfurchtsvolle Huldigungen, die seine kühnen Pläne nicht errathen ließen. Sie konnte nur vermuthen, daß er sie im Stillen anbete, und sie schenkte ihm dafür bei jeder Begegnung ein gnädiges Lächeln; — jenes Almosen, das schöne, verwöhnte Mädchen dem hoffnungslosen Opfer ihres Zaubers hinwerfen.

Da kam die Zeit der Gründungen. Wie Pilze nach einem starken Regen schossen die Actiengesellschaften aus dem Boden, und kaum entstanden, erzeugten sie schon wieder neue; ein wirthschaftlicher Hexensabbath brach herein; an der Börse feierte man alle Tage Walpurgisnacht und betete zu dem Spielteufel auf dem Throne der Hausse. Man konnte kaum genug Beamte für die zahllosen Banken und Unternehmungen finden, deren Papiere so lustig in die Höhe stiegen. War es zu wundern, daß ein so gewandter Mensch wie Schwarz an die Oberfläche emportauchte und sein Pult bei Herrn Bargoni verließ, um die finanzielle Leitung der „Gesellschaft zur Herstellung künstlicher Steine" zu übernehmen? Nun hieß er Herr Director, hielt sich einen Secretär — und konnte es wagen, um Juliens Hand anzuhalten. Ueber den Korb, den er bekam, tröstete er sich leicht; denn seine Ersparnisse wuchsen merkwürdig an. Zwischen der Kasse der Gesellschaft und seiner eigenen bestand ein eigenthümliches Wechselverhältniß; in der ersteren herrschte immer Ebbe, in der anderen ebenso beständig Fluth. Als nach zwei Jahren die Krise eintrat und die ganze Herrlichkeit zusammenstürzte, wurden die Actionäre mit zehn Procent ihres eingezahlten Kapitals abgefunden; Schwarz aber rettete nicht nur ein hübsches Vermögen, sondern auch den Ruf eines äußerst geschickten und erfahrenen Finanzmannes aus dem Schiffbruch.

Während er mit der Liquidation der „Gesellschaft zur Herstellung künstlicher Steine" beschäftigt war, erschien eines Tages, bleich und verstört, Herr Bargoni in seinem Bureau. Er empfing ihn mit jener Kühle, die er den Umständen für angemessen hielt, denn er wußte, daß Bargoni in Folge der Krise seine Zahlungen eingestellt habe. „Was wünschen Sie?" fragte er seinen einstigen Chef, ohne sich vom Stuhle zu rühren. „Retten Sie mich," bat dieser, „ich weiß, daß Sie jetzt wohlhabend sind; borgen Sie mir wenigstens so viel, daß ich die ungestümsten Gläubiger befriedigen kann. Ich bin vollständig ruinirt, mir droht gerichtliche Verfolgung!" — „Bedaure von Herzen," war die Antwort, „aber Jeder ist sich selbst der Nächste." Vergebens flehte Bargoni, umsonst erinnerte er Schwarz an die Förderung, welche er von ihm erfahren, an die Neigung zu Julien; nutzlos blieb seine Erklärung, er werde sich, wenn ihm keine Hülfe komme, das Leben nehmen. Schwarz ließ ihn gehen; — zwei Tage später hatte sich der Bankier, der seinen Sturz nicht überleben wollte, auf dem Kirchhof eines nahen Dorfes erschossen.

Schwarz nahm die Nachricht mit der Seelenruhe eines klugen Mannes auf. „Er hat es nicht verstanden, rechtzeitig Etwas auf die Seite zu bringen." Das war die Grabrede, die er dem Todten hielt. Dann aber blitzte ihm der Gedanke durch den Kopf, daß Julie nun eine arme Waise sei. Ein sentimentaler Mensch wäre vielleicht zu dem Schlusse gekommen: Jetzt wird sie dich nicht mehr ausschlagen, heirathe sie! Aber Schwarz verachtete sentimentale Regungen. Eine arme Frau war nicht nach seinem Geschmack. Er konnte jedoch eine schöne Geliebte bezahlen. Warum sollte Julie nicht einschlagen, es zu werden? Für Geld kann man Alles haben; — dieser Satz galt ihm als Ausdruck der höchsten Lebensweisheit. Hundertfach hatte er ihn bestätigt gefunden; er dachte, es würde auch diesmal der Fall sein. Nach langen Nachforschungen brachte er in Erfahrung, daß Julie, der von dem Vermögen ihres Vaters nur ein karger Rest geblieben, weit draußen in der Vorstadt in einem bescheidenen Zimmer wohne. Selbstgefällig lächelnd trat er bei ihr ein und sein lüsterner Blick weidete sich an ihrer Schönheit, die der Schmerz verklärt hatte. Sie empfing ihn freundlich, — sie sah augenblicklich in ihm nur den früheren Freund ihres Vaters, auch den abgewiesenen Freier. Es erleichterte ihr das Herz, mit ihm von der Vergangenheit sprechen zu können. Sie litt es, daß er ihre Hand ergriff und drückte, sie verstand ihn falsch, als er seinen Wunsch andeutete. Schon überlegte sie, ob sie in ihrer bedrängten Lage nicht einen heroischen Entschluß fassen, ihre Abneigung besiegen sollte. Sie glaubte, Schwarz beabsichtige mit seinen Anspielungen einen zweiten Heirathsantrag; sie schwankte. Ihr Zögern machte den sinnlichen Mann ungeduldig; er faßte sie um den Leib und erklärte ihr deutlich und roh den Zweck seines Besuches. „Sie sollen es gut haben," sagte er und griff nach der Brieftasche. Da war sie aufgesprungen, am ganzen Körper zitternd vor Zorn, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen. „Elender,

niederträchtiger Schuft," hatte sie ihm zugerufen und ihn dann in's Gesicht geschlagen mit einer Behendigkeit und Kraft, daß er zurücktaumelte, als hätte ihn die Faust eines Mannes getroffen.

Daran mußte der Herr Director nun denken, nachdem er die Todesanzeige im Morgenblatte gelesen. „Im Elend gestorben!" murmelte er vor sich hin. Dann versank er wieder in seine Erinnerungen. Er sah sich zum zweiten Mal die Leiter emporklimmen, von welcher ihn der Dämon Krach herabgeschleudert. Allerdings auf das weiche Lager seiner Ersparnisse. Sie erlaubten ihm, in jener Gesellschaft weiterzuleben, in welcher man jeden Mangel verzeiht, nur nicht den an Geld. Er schwamm in ihr, nachdem er die Täuschung über Juliens Sprödigkeit überwunden, lustig weiter, spielte mit wechselndem Glück an der Börse und wartete seine Zeit ab. Eines Tages überraschte ihn ein Großactionär der Differentialbank, dessen Stimme entscheidend war, mit der Frage, ob er nicht die Directorstelle haben wolle. „Sehen Sie," sagte der Mächtige zu ihm, „das ist ein Wirkungskreis für Sie. Der bisherige Director ist alt und kleinlich geworden; ihm fehlt der weite Blick für große Operationen." Schwarz bemühte sich sein Entzücken zu verbergen und heuchelte bescheidenen Zweifel, ob er auch den Anforderungen entsprechen werde. „Davon bin ich überzeugt," entgegnete der millionenschwere Financier; „die Sache wäre also so gut wie abgemacht, denn die kleine Bedingung, die ich setze, werden sie ohne Zweifel gern eingehen. Sie werden Director und heirathen meine Schwester."

Das war die Kehrseite der Medaille! Schwarz kannte diese Schwester, — eine kleine, dicke Person mit unschönen Zügen, aus denen weder Geist noch Gemüth sprach. Sie schaute seit fünfzehn Jahren vergeblich nach Freiern aus und stand nun in einem Alter, das ein Mädchen um keinen Preis bekennt. Es hielt schwer, sich zur Ehe mit ihr zu entschließen, aber als Schwarz überlegte, schlug das inhaltreiche Wort an sein Ohr: „Eine Viertelmillion Mitgift!" Da lächelten zwei Biedermänner einander verständnißvoll an und der Handel war geschlossen. In einem Vierteljahr heirathete Schwarz, wieder drei Monate später trat er als Director an die Spitze der Differentialbank. Als diese ein Anlehen für einen neugebackenen Staat vermittelte, fiel der erste Orden auf die Brust des Directors. Dem exotischen Ehrenzeichen folgte bald ein heimisches und mit ihm die Verleihung des Adels; die Regierungen pflegen zwar nicht immer wahre Verdienste zu belohnen, oft aber Diejenigen, welche viel zu verdienen wissen. So ward aus dem Herrn Schwarz der Ritter von Schwarzsee; der große Mann war fertig.

Alle Welt pries ihn glücklich und beneidete ihn. Dies Bewußtsein beruhigte ihn auch jetzt, obwohl er verdrießlich auffuhr, als sich die Thüre öffnete, eine unförmlich fette Frau den Kopf hereinsteckte und mit ärgerlichem Tone rief: „Eugen, was treibst Du denn? das Gabelfrühstück wartet schon lange." Der Herr Director blickte seiner verschwindenden holden Gattin mit einem leisen Seufzer nach; dann erhob er sich und pfiff einen modischen Gassenhauer. Er war wieder ganz er selbst, der praktischen Wirklichkeit zurückgegeben. Ehe er das Schreibzimmer verließ, klingelte er seinem Bedienten und ertheilte ihm einen Auftrag.

Welcher Art derselbe gewesen, erfuhr die Residenz nach ein paar Tagen aus den Zeitungen. Da hieß es: „Der Herr Director Ritter von Schwarzsee, der schon wiederholt Beweise seines guten Herzens gegeben, hat ihnen einen neuen angefügt. Er hat die in Armuth verschiedene Tochter des einstigen Bankiers Bargoni, in dessen Geschäft er seine glänzende Laufbahn begonnen, in dankbarem Andenken an diesen Umstand auf seine Kosten beerdigen lassen und einen Grabstein für sie bestellt. Es freut uns, einen so edlen Zug mittheilen zu können."

Aus der Hauptstadt.

Der Fall Apostata.

Equipagenkutscher, Sozialdemokraten oder Vertheidiger: das waren die Ideale, denen ich als Junge nachträumte. Die Equipagenkutscher hatten es durch ihre stolzen Pelzkragen mir angethan, in den Sozialdemokraten und in den Vertheidigern bewunderte ich die Schützer der Tugend, die Wortführer der Armen und Elenden. Ich bin nicht Equipagenkutscher geworden; eines Tages nämlich sah ich einen meiner Helden in der gestreiften Stalljacke, den Pferdestriegel in der Hand, und ich begriff, daß der stattliche Pelz nur die Dienstlivrée ist, der Hörigkeit wärmendes Symbol. Auch die Sozialdemokraten wollen nicht viel von mir wissen; sie finden, ich sei weder Marxist noch Lassalleaner und ich diene der Gesellschaftkritik auf zu besondere Weise. Und Vertheidiger? Ja, das hatte mich noch lange gereizt. Aber dann las ich in Zanardelli's „Avvocatura" Sätze wie den: „Gewohnt, das Wahre und das Falsche mit gleicher Geschicklichkeit zu vertheidigen, kommen die Advokaten schließlich dahin, daß sie selbst das Eine vom Andern nicht mehr genau unterscheiden." Dann las ich Lombrosos Buch vom politischen Verbrecher, dann wurde ich ein Student der Criminalpsychologie und dann — ja, dann wurde ich zu „dreihundert Mark Geldbuße, im Unvermögensfalle dreißig Tagen Haft" verurtheilt, von Rechts wegen, im Namen des Königs, vorläufig allerdings nur in erster Instanz. Und nun weiß ich wirklich nicht mehr: soll ich mich freuen, oder soll ich mich ärgern, daß ich nicht Vertheidiger geworden bin?

Es war am 28. Januar, Vormittags nach elf Uhr. Sieben Herren, die gemeinsam den verflossenen Vorstand des Vereins „Berliner Presse" bildeten, hatten mich vor den Richter geladen, weil ich — wie es in der Klage heißt — „in Bezug auf dieselben nicht erweislich wahre Thatsachen behauptet und verbreitet haben" sollte, „welche geeignet sind, die Privatkläger in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen." Von den Sieben gegen Apostata war nur Einer erschienen, zufällig der Einzige, der mir persönlich bekannt ist: Herr Julius Stettenheim, den ich besonders schätze, weil er in seinem Wippchen den prachtvollen Typus des verlumpten Journalisten und pumpsüchtigen Spezialcorrespondenten geschaffen hat. Die Uebrigen wurden durch den berühmten Rechtsanwalt Fritz Friedmann vertreten und ich war äußerst gespannt darauf, wie dieser höchst gepriesene Anwalt des Rechtes den Nachweis führen würde, daß die von mir behaupteten Thatsachen der Wahrheit nicht entsprächen. Denn der Vertheidiger soll doch, schon vor dem Kaisererlaß über den Prozeß Heinze war das bekannt, zu seinem Theil auch an der Ermittelung der Wahrheit mitwirken.

In unserem Falle war das verhältnißmäßig leicht zu erreichen. Es brauchte nur der Beweis dafür erbracht zu werden, daß 1. der Verein „Berliner Presse" *nicht* von Theaterdirectoren und gastirenden Schauspielern Geldgeschenke erbeten und unter überschwänglichen Danksagungen angenommen hat; daß 2. das sogenannte Ehrengericht in den Fällen Lindau und Klausner nach bestem Wissen und Gewissen das gesammte belastende und entlastende Material geprüft und nach Recht und Pflicht seinen Freispruch gefällt hat; daß 3. das abermals sogenannte Ehrengericht als „große chemische Waschanstalt für fleckig gewordene Jouralisten-Reputationen eine heitere Berühmtheit" *nicht* erworben hat; daß 4. der Senior im Ehrengericht, Herr Julius Schweitzer, zur Zeit der Gründerperiode *nicht* „bedenkliche Börsenmanöver" gemacht hat. Gelang in diesen vier Punkten der Beweis, dann war die Ehre des Vereins „Berliner Presse" gerettet und ich stand, ein Abscheu allen Guten und Frommen, als Verläumder vor den empörten Anwälten des Rechtes.

Auf diesen Versuch war ich bereitet, und nicht ich allein. Auch der Herr Assessor, der mit vornehmster Objectivität die Verhandlung leitete, wollte am ersten Tage nur bis zur Beschlußfassung über die Beweisaufnahme vorschreiten. Herr Fritz Friedmann hat es anders gewollt. Er erklärte die von meinem Anwalt gestellten Beweisanträge für „nicht nothwendig", er ließ den Vorwurf, ich hätte „nicht erweislich wahre Thatsachen" behauptet, in die Versenkung gleiten und begnügte sich bei der Erhebung einer Klage wegen formaler Beleidigung. Daraufhin mußte denn auch der Gerichtshof die gestellten Beweisanträge ablehnen, weil von den Klägern auf die Ermittelung der Wahrheit kein Werth gelegt wurde.

Dieser Scenenwechsel war so verblüffend, daß ihn sogar mein Anwalt nicht bemerkte und, während der Gerichtshof über das Urtheil berieth, noch immer glaubte, es würde über Zeugenvernehmung und Beweisaufnahme beschlossen. In Folge dieses Irrthums fiel das Plaidoyer

völlig fort und der Name meines Mitangeklagten, des verantwortlichen Verlegers, der an meinem Artikel so unschuldig ist wie ich, an dem Dissidenten-Erlaß des Grafen Zedlitz, wurde überhaupt nicht genannt. Auch von meinen Aeußerungen zum Fall Klausner wurden nur ganz kleine Bruchstücke verlesen und der Hülfsrichter nebst den beiden Schöffen mußten sich über meine Schuld oder Unschuld schlüssig werden, ohne die Vorgeschichte des Conflictes auch nur in den weitesten Umrissen zu kennen, ohne den Zweck und die Berechtigung meiner Angriffe auf Grund einer Beweisaufnahme geprüft zu haben. Aber Zweck und Berechtigung standen ja gar nicht mehr in Frage; nicht der Verbreitung unwahrer Thatsachen wurde ich bezichtigt, sondern: durch die Erzählung unbequemer Thatsachen die sieben Kläger öffentlich gekränkt und lächerlich gemacht zu haben.

Der Verein „Berliner Presse", der in zwanzig großen Tagesblättern ausführlich beweisen könnte, daß er fälschlich beschuldigt worden ist, zieht es also vor, gegen publizistische Leistungen den Beleidigungparagraphen anzurufen. Kein Parlament, keine sich selbst achtende Corporation, keine anständige Zeitung würde jemals eine formale Preß-Beleidigung gerichtlich „sühnen." Sollte aber wieder einmal ein Entrüstungssturm lostoben, weil ein Minister oder ein Theaterdirector einen Journalisten vor die Schöffen stellt, sollten die Redacteure wieder einmal erhabene Mienen annehmen, weil die Börsenältesten einem Reporter, der durch falsche Nachrichten den Credit einer Firma erschüttert hat, die Eintrittkarte zu entziehen drohen —: Dann werde ich nicht verfehlen, auf das gute Beispiel des Vereins „Berliner Presse" gebührend hinzuweisen. Die gekränkte Ehre der Vorstandmitglieder ist befriedigt und wieder hergestellt, wenn ein schreibender Proletarier dreihundert Mark bezahlen muß, zur Strafe dafür, daß er in angeblich zu scharfen Worten Uebelstände gegeißelt hat, deren Bestehen gar nicht geleugnet wird. Der Boycott und die Beleidigungklage: Das sind die Waffen, mit denen diese Herren ihre Angreifer bekämpfen. Aber ein Sieg mit solchen Waffen, selbst ein definitiver Sieg, von dem vorläufig noch nicht die Rede sein kann, der beweist gar nichts; denn nicht darauf kommt es an, ob Einer durch sein Temperament zu scharfen Worten sich hinreißen läßt, sondern darauf allein, ob die Sache gerecht ist, für die er kämpft. Als Christus den Wechslern und Krämern im Tempel von Jerusalem vorwarf, sie hätten aus einem Bethaus eine Mördergrube gemacht, da sogar war dem Nazarener leicht eine Geldbuße oder im Unvermögensfalle eine Haftstrafe anzuhängen, den einer formalen Beleidigung hatte er sicher doch, und öffentlich noch dazu, sich schuldig gemacht. Und Luther und Hutten, Lessing und Beaumarchais, ja Eugen Richter selbst, der große Triviale, sie mögen froh sein, daß ihre Gegner nicht im Vorstande des Vereins „Berliner Presse" saßen und sitzen, sonst wären sie immerfort zu Geldstrafen gezogen worden, wegen formaler Beleidigung durch die Verbreitung von Schriften.

Was mich betrifft, — ich warte geruhig die folgenden Instanzen ab. Muß ich zahlen, so werde ich mich damit trösten, daß der Verein „Berliner Presse" diese dreihundert Mark wenigstens nicht an den Theaterpforten, zur Beschämung aller selbstbewußten Journalisten, zu erhaschen braucht. Ich werde auf meine Erholungsreise verzichten, werde Paris einstweilen nicht sehen, sondern im Lande bleiben und redlich kämpfen, gegen alles publizistische Ungeziefer. Und am Ende sind die Erfahrungen doch auch nicht ganz zu verachten, die ich in Alt-Moabit gemacht habe am 28. Januar 1892, Vormittags nach elf Uhr. Denn — wenn ich mir's so recht überlege — Vertheidiger möchte ich seitdem nicht mehr werden; auch mit diesem Jugendideal ist es mir nun ergangen wie damals, als ich den Equipagenkutscher in der Stalljacke sah, ohne den früher bewunderten Pelzkragen.

Es ist in neuester Zeit viel, von Berufenen und mehr noch von Unberufenen, über unsere Rechtspflege geredet und geschrieben worden. Ich stand zum ersten Male vor Gericht und ich muß sagen: erhebende Eindrücke habe ich nicht mitgenommen. Ist es schon schwer, wenn nicht unmöglich, in zwei Stunden ein Urtheil darüber zu gewinnen, ob ein Angriff auf Mißbräuche, die sich durch Jahre erstrecken, berechtigt oder unberechtigt und im Ton angemessen war, so muß die Schwierigkeit noch erheblich wachsen, wenn ein Anwalt des Rechtes nicht nur seine Beihülfe zur Ermittelung der Wahrheit versagt, sondern auch, um von dem Kern der Sache abzukommen, allerlei Klatschgeschichten behaglich, wie sie ihm zugetragen sind, zu Markte bringt. Besteht das Wesen der Vertheidigung in solchen Kniffen und Pfiffen, dann möchte ich lieber noch den Pelzkragen des Equipagenkutschers tragen als die Robe des Anwaltes, dann aber haben die Herren Vertheidiger auch nicht das Recht, über geringschätzige Behandlung von Seiten der Richter zu klagen.

Herr Fritz Friedmann hat neulich eine Schrift veröffentlicht, „Die wahren Lehren des Heinze'schen Prozesses für Sitten- und Rechtspflege". Ich notire zunächst die Sprachdummheit im Titel; gutes Deutsch ist das sicher nicht, und doch hatte ich mir das Heft zur Verbesserung meines von Herrn Friedmann getadelten Stils gekauft. Ich blätterte es an und sah zunächst, daß es Herrn General-Consul Eugen Landau „in Dankbarkeit" ich weiß nicht wofür, gewidmet ist. Die erste Seite schließt mit dem folgenden Satze: „Ich finde die andere Seite meiner Activ-Legitimation für ein derartiges öffentliches Hervortreten darin, daß die Vertheidigung in abstracto, ihr Palladium, ihre für das Wohl und Wehe Tausender nothwendige Position gefährdet ist, und ich diesem Berufe seit zwölf Jahren angehörend, die jetzt für das öffentliche Bewußtsein hervorgetretenen traurigen Erscheinungen in diesem längeren Zeitabschnitte studirt habe." Und weiter: „Das alles kann aber das Recht, ja unter Umständen die Pflicht derartiger Aeußerungen nicht tangiren, die wohlgemerkt der Kaiser nicht in dieser seiner besonderen Würde, sondern als König von Preußen ennunciirt hat, der, soweit Reichsgesetze nicht binden, innerhalb Preußens auch als gesetzgeberischer Faktor zur Initiative besonders berufen ist." „Daß bei der freigewählten Letzteren das Entgelt ein höheres und nach der Tüchtigkeit des Darleistenden sich richtendes zu sein pflegt, ist in der Sache begründet, und entbehrt die Hervorhebung dieses Umstandes für weitere Kreise jedes Interesses." Als ich diese entzückenden Blüthen bei flüchtiger Durchsicht gepflückt hatte, schien es mir doch nicht mehr angemessen, den Kollegen Friedmann als Erzieher zu tugendlicher Reine im Stil zu empfehlen. Uebrigens tritt die Schrift in ihrem fürchterlichen Gemisch von Juristenlatein und Zeitungsdeutsch für die Kasernirung der Prostitution, für den Schutz der armen liebebedürftigen Männer und für das Ansehen des Anwaltstandes ein.

Ueber Sittlichkeitanschauungen soll man nicht streiten, wo eine Einigung unerreichbar ist. Herrn Friedmann mißfällt mein Stil, mir mißfällt seine Moralauffassung und ich finde, er schreibt wie ein Winkelconsulent. Trösten wir uns also Beide und sprechen wir lieber vom Ansehen des Anwaltstandes.

Herr Friedmann sieht einen Schriftsteller, der seine Verbindungen mit sozusagen führenden Blättern löst und, frei und jeder Rücksicht ledig, nur seine anspruchlos subjective Meinung sagt, auch wohl Mächtige, wenn sie die Macht mißbrauchen, offen und derb angreift. Auf solche „verdrehten Einfälle", die Einem noch dazu „die Carrière verderben", kann man nur durch persönliche Feindschaft kommen. So folgert Herr Friedmann und erzählt vor Gericht, nicht am Biertisch, ich sei der Todfeind des Herrn Paul Lindau und ich habe es mir zum Lebensziel gesetzt, diesen „guten Kerl" zu vernichten. Beweis: „etwa fünfzig Postkarten mit unglaublichem Inhalt", die ich an Herrn Lindau gerichtet haben soll. Ich kannte diese Postkartengeschichte bereits; es überraschte mich auch nicht, als Herr Friedmann Herrn Lindau vor Gericht, nicht am Biertisch, wiederholt seinen „guten Freund" nannte. Herr Lindau hatte mir selbst schon von dieser Freundschaft berichtet, die er freilich als ein „Pump-Verhältniß" bezeichnete; wer pumpte, wer das Verhältniß bot, darüber mögen die Herren sich unterhalten. Ob aber meine Strafe nicht höher normirt worden ist, weil ich in den Verdacht gerathen war, ich sei dumm und vermögend genug, um zwei Mark und fünfzig Pfennige für überflüssig Postkarten ausgeben zu können?

Sollte das Postkartenmärchen noch weiter gesponnen werden, dann könnte das zu einem öffentlichen Austausch von Documenten führen, bei deren Anblick Herrn Lindau und seinen nächsten Freunden die Augen übergehen möchten. Einstweilen hat mein angeblicher Todfeind, seit er für immer ganz unschädlich gemacht worden ist, für mich nicht einmal so viel Bedeutung mehr wie der annoch lebendige Klausner. Die beiden Gereinigten des Pressevereins galten mir immer nur als Typen; hätte der Eine nicht in seiner Eigenschaft als Kritiker und Dramaturg versucht, die Existenz einer Schauspielerin zu untergraben, hätte der Andere nicht im Freibilletbettel

und im Ehrenwortgeben eine besondere Virtuosität gezeigt, dann brauchte ich mich um sie überhaupt nicht zu bekümmern und — ich habe wirklich Besseres zu thun. Wenn es aber sein muß, dann nehme ich den Besen wieder zur Hand und dann sollen die Federbanditen mich hören, stärker beschwören.

Herr Friedmann vertheidigt Herrn Lindau, wie er Herrn Anton Wolff und Frau Prager vertheidigt. Dabei geschah ihm denn nun das Mißgeschick, daß der Gerichtshof den berühmten Bannbrief „meines guten Freundes Lindau" für „nicht gerade ehrenhaft" erklärte, obwohl nur die Bedrohung, nicht aber die Wirkung und die verschärfenden Nebenumstände seinem Urtheil unterbreitet worden waren. Der Vertheidiger aber verlor deshalb den Humor nicht; während die Richter beriethen, kramte er die Akten des Prozesses Prager aus, suchte, unter ebenso lauten wie witzigen Begleitreden, nach stichhaltigen Revisionsgründen und rief, als ihm von einem Boten gemeldet wurde, einer seiner Klienten sei eben zu acht Jahren Gefängniß verurtheilt worden, kreuzvergnügt aus: „Hab' ich dem Kerl doch zwei Jahre abgeknöpft!" Am Abend desselben Tages entrüstete der Anwaltverein sich gegen Herrn Braufewetter und eine zündende Rede zur Wahrung der Ehre des Anwaltstandes wurde gehalten, von Herrn Fritz Friedmann. Mich aber kam die Lust an, mit meinem witzigen Widersacher in Wettbewerb zu treten und eine Broschüre zu schreiben: „Die wahren Lehren des Apostata-Prozesses für Sitten- und Rechtspflege".

Denn mir scheint: das Alles gehört durchaus zur Charakteristik unserer Gesellschaft. Eine Vertretung der hauptstädtischen Presse, die beim Reichskanzler antichambrirt, nachdem er eben erst seiner Verachtung aller Zeitungschreiber kräftigsten Ausdruck gegeben hat; die eine formale Beleidigung gerichtlich verfolgt, ohne die Anständigkeit ihres Verfahrens öffentlich darzulegen; die in ihrer Mitte jeden duldet, der nicht in seinem Beruf durch ehrlose Handlungen ein öffentliches Aergerniß gegeben hat, und die den Begriff der Ehrlosigkeit weitherzig genug definirt. Ein Vertheidiger, der ideale Absichten beim Gegner für völlig ausgeschlossen hält und lieber einen Kolportageroman von Todfeindschaft und dergleichen gläubig hinnimmt, der in sicheren Schutze seiner privilegirten Stellung den Angeklagten, aber noch nicht einmal schuldig Gesprochenen und andere ehrenhafte Personen mit Schmähungen überhäuft, Beweisanträge für überflüssig hält, aber vor versammelten Kriegsvolke über Fälle, bei denen es sich um langjährige Zuchthaus- und Gefängnißstrafen handelt witzig sein sollende Glossen macht und daneben in Wort und Schrift für das Ansehen des Anwaltstandes feierlichst eintritt. Und im Hintergrunde, als nothwendiger Prospect, eine sogenannte öffentliche Meinung, die Druckerschwärze und Holzpapier redlich benützt, um alle Decadence-Merkmale todtzuschweigen und für die Freiheit der Presse, für die Unabhängigkeit des Anwaltstandes billige Glocken zu läuten. Diese Freiheit aber und diese Unabhängigkeit halten es mit dem indischen Gesetzbuche des Manu, das jeden Sudra mit dem Tode in kochendem Oel bedroht, der sich vermaß, die Haltung eines Brauminen nicht blind zu billigen oder ihm gar Rathschläge zu ertheilen, und sie verehren auch das Tabu, den von den Priestern Oceaniens dem Volke übermittelten angeblichen Willen der Götter. Manu und Tabu sind alte, sind längst verklungene Worte und von einer Priesterherrschaft will unsere höchst aufgeklärte Zeit nichts hören. Aber auch von den heutigen Machthabern noch gilt, was der Advokat Laschi von den oceanischen Priestern gesagt hat: „Sie verstehen, einen Verstoß gegen das Tabu mit merkwürdiger Schlauheit herauszubekommen, und bestrafen den Verbrecher, fast immer im Geheimen, durch Strang, durch Gift, durch Stürzen in Abgründe, auch wenn er aus Unkenntniß gefehlt hat, auch wenn er nur verdächtig ist."

Daß ich dem Tabu mich nicht beugen will, das können die neuen Pfaffen mir nicht verzeihen und dafür haben sie um schwer erarbeitete dreihundert Silberlinge mich jetzt gepönt, weil doch der Tod durch kochendes Oel oder Stürzen in Abgründe nicht mehr in der Mode ist. Aber —: petit bonhomme vit encore, und ehe ich ein Tabu-Anbeter werde, kehre noch lieber ich zu meinen Knabenidealen zurück, werde Equipagenkutscher, Sozialdemokrat oder Vertheidiger.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Ein treuer Diener seines Herrn." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. (Königliches Schauspielhaus.) — „Musotte." Schauspiel in drei Acten von Guy de Maupassant und Jacques Normand. Deutsch von E. v. Bucovics. (Residenz-Theater.)

Höfische Verpflichtung gab den äußeren Anstoß zu dem Gedicht vom treuen Diener seines Herrn und höfische Verpflichtung hat es aus vierundsechszigjährigem Schlummer nun erlöst: für eine Festlichkeit im Hause Habsburg ward es 1828 erdacht, ein Festtag im Hause Hohenzollern führte es 1892 auf die preußische Hofbühne. Das zufällige Schicksal eines Kunstwerkes kann der beschränkte Unterthanenverstand von Ceremonienmeistern und Generalintendanten bestimmen, der Dichter aber läßt nicht von Schranzen sich und Goldfrackträgern kommandiren, der Dichter folgt dem Wollen, das zugleich ein Müssen ist. Mögen drum immer gute Menschen und schlechte Musikanten die aus der unverschämten Armuth einsichtloser Literaturgeschichten stammende Weisheit von der „Tragödie des Servilismus" wiederkäuen —: Franz Grillparzer hat nie zu blinder Verherrlichung dynastischer Allmacht sich erniedert; er war ein treuer Diener seines Herrn, der eine Krone nicht, der eine Leyer trug; und nicht eine geburtstägige Haupt- und Staatsaction hat er geschaffen, sondern einen menschensittlichen Conflict gestaltet, als ein freier Künstler.

Grillparzer steht an der Wende einer Zeit, an einer politischen und poetischen Wende, die den Heroencultus langsam dahinsinken sah und die Monumentalkunst, die Brutalitätbewunderung und das wüste Geniethum. Die klassische Kunst hatte den Menschen auf des Lebens Höhen gesehen, einen Monarchen, der selbstherrlich sein Wollen lenkte und an der Schranke rauher Wirklichkeit endlich zerschellen mußte. Das hieß das Loos des Schönen auf der Erde. Und immer entsprach dieses Helden Handlung den giltigen religiösen, politischen, sozialen und moralischen Anschauungen einer ganzen Gruppe, als deren typischer Vertreter er vor uns stand und fiel. Daher die einfache, auf einen Ton gestimmte Färbung, die bequeme Scheidung von Schwarz und Weiß, von Gut und Böse, daher die Historiendichtung, die trefflichen pragmatischen Maximen.

Von Goethe ging die Umkehr aus. Werther und Egmont, Tasso und Faust gar waren nicht mehr altstilige Helden, nicht sympathisch schlechtweg oder antipathisch, sondern reinmenschlich und deshalb complicirt, nicht Typen, sondern ganz bestimmte Individualitäten. Die Menschen zu bessern und zu bekehren, hatte Faust sich vergebens bemüht; er gab das anmaßliche Vorhaben auf, daß er erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält, schau' alle Wirkenskraft und Samen und thu' nicht mehr in Worten kramen. Und Faustens Sprosse auch, Byrons Manfred, beschied sich resignirt: das Kalon fand er nicht, doch fühlte er, daß Philosophie die eitelste von allen Künsten ist, das hohlste Wort im Wunderbuch des Lebens. Dem philosophischen folgte das naturwissenschaftliche Jahrhundert, auf Kant Darwin, und den Menschen zu erkennen, nicht mehr, ihn in die Apotheose hineinzuläutern, wurde die Loosung. So verstehe ich das viel mißbrauchte Wort: modern.

Grillparzers Gedankenkreis war begrenzt, war weit entfernt von Goethes Universalität, und daß er es fühlte, daß er sich klein vorkam im Schatten des Größten, das mochte dem Oesterreicher die Thränen in die Augen treiben, da er, 1826, in Weimar die Hand des Einzigen fassen durfte. Aber modern im goethischen Sinne war auch er und der sichere Aufblick zu dem leuchtend reinen Muster hat vor der romantischen Kinderkrankheit ihn bewahrt. Während Victor Hugo die Glocken von Notre-Dame läutete und in fegenden Rhythmen rauschend instrumentirte, doch verklungene Weisen ertönen ließ, während George Sand in bewußter Tendenz das Recht der Leidenschaft verkündete, war Grillparzer bedachtsam und betrachtsam daheim geblieben, bei moralkritischer Arbeit. Nicht als ein unerbittlich Radicaler, etwa wie Ibsen, sondern als ein zaghafter, leise pedantischer Bureaukrat der alten Schule ging er an die Frage: Ist es wirklich groß, das Große? Ist es immer sittlich, was die Sitte heischt? Die vereidigten Politiker, denen er nicht liberal genug ist, mögen ihn immerhin schmähen und als Reactionär in Bausch und Bogen verdammen: an der modernen Befreiungarbeit hat auch er seinen Theil redlich vollbracht. Und längst nicht so schädlich wie die Reaction, mag sie nun auf die Namen Metternich oder Zedlitz getauft sein, ist die widerliche Halbheit und Heuchelei, die entrüstet Pfui! ruft, wenn ihr von einem biedern und frommen General der fürchterliche Vorwurf des Atheismus entgegengeschleudert wird. Solchen angeblichen Liberalismus freilich hätte Grillparzer nicht mitgemacht und deshalb auch wollen wir ihn preisen.

Ob es wirklich groß, das Große, ob es stets auch sittlich, was die Sitte heischt —: mit diesen Fragen hat Grillparzer immer wieder sich beschäftigt. Das napoleonische Beispiel mag ihn zum „König Ottokar" geleitet haben, in dem er den großen Gewaltthäter den stilleren Tugenden eines moderneren Herrschers erliegen ließ. Die Vernunft siegt, indessen in tollen Wirbel die Leidenschaft verflattert. Mit dieser Lösung aber, die ein beschränktes Hirn schnurstracks verallgemeinert hätte, gab unser Dichter sich nicht zufrieden. Im Schicksal von Hero und Leander deutete er die Kehrseite der Medaille: die Vernunft erliegt, vom natürlichen Sinnentrieb überwunden, und der kluge Greis muß vom einfältigen Mädchen es vernehmen, nachdem seiner Weisheit zwei blühende Leben gefallen sind: „Vorsicht'ger Thor, sieh deiner Klugheit Werke!" So war Goethes Braut von Corinth früh verwelkt

„Durch der guten Mutter krauken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan!"

Zwischen „König Ottokars Glück und Ende“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen“ wurde „Ein treuer Diener seines Herrn“ empfangen und geboren. (Wie ein Dichter so ungeheuerlich geschmacklose Titel wählen konnte, bleibt ein Räthsel.) Der Anstoß kam von außen; doch so mächtig war poetisches Müssen, daß auch hier wieder Grillparzer zu dem gleichen sittlichen Conflict geführt wurde, zum Kampfe von blinder Leidenschaft und kühler Bedächtigkeit. Wunderbar genug: kein Kritiker hat meines Wissens noch den Zusammenhang bemerkt, die „Continuität der Idee“ in den drei Dramen, die zwischen 1825 und 1831 entstanden sind.

Ein vorsicht'ger Thor, wie der starre Oheim der Hero, wie der milde Bischof in „Weh' dem, der lügt!“ ist auch der treue Diener Bancbanus und seiner Klugheit Werke sind der Bewunderung gewiß nicht werth: sein Weib sieht er und seine Königin zu Grunde gehen und, ein durch eigenen Spruch gerichteter Verbrecher, irrt seines Königs Schwager durch die Lande. Mit persönlichem Glück zahlt Bancban persönliche Schuld, seine Schwäche rächt sich und sein überspanntes Vertrauen. Allein er leidet nicht vergebens, er erkämpft mit persönlichen Opfern den Sieg seiner Sache; des Gatten Schmerz wird durch den Triumph des Staatsmannes gesänftigt. Und wenn nun einmal jedes Gedicht eine rechtschaffene Moral in Kalenderspruchform haben soll, so mag sie hier lauten: bei einem subalternen Pflichtmenschen selbst ist eines Volkes Schicksal besser aufgehoben als in den Händen eines hochstrebenden Gewaltthäters, der nach Laune und Willkür das Steuer lenkt, gen Süden jetzt und wieder jetzt gen Norden.

Der Gegensatz träte kräftiger hervor und straffer dehnte dann sich der dramatische Nerv, wenn König und Vasall sich gegenüber stünden, der Vertreter des Gottesgnadenthums dem Manne schlichter Pflichterfüllung. Das hat Grillparzer nicht gewagt, der festliche Anlaß mochte es auch verbieten. So verkörpert die wild begehrende Willkür sich im Prinzen Otto, der ein Mann ohne Macht ist, und eine schwerbegreifliche Ueberzärtlichkeit der königlichen Schwester muß, mit abenteuerlichen Zufällen, der Entwickelung aufhelfen. Darüber erlahmt das Interesse und Bancbanus, der einem fremden Prinzen selbst ungeheuern Frevel verzeiht, weil dieser Prinz dem Hause seines Herrn nahe steht, Bancbanus verliert von unserer Theilnahme. Es war nicht nur die Schuld des Herrn Matkowsky, daß der Prinz im Mittelpunkte der Betrachtung stand, aber freilich hat dieser glänzend begabte Künstler ein eben so geniales wie unähnliches Bild vom Herzog Otto uns gegeben: anstatt eines kränklich brutalen und rücksichtlos genußsüchtigen Weichlings den kraftvollen Sprossen eines Renaissance-Tyrannen. Dadurch, und weil Herr Grube für die einfältige Größe Bancbans nicht einen Zug und nicht einen Ton hat, wurde der Prinz fast zum Helden und gern hätten ihm die lieben Gaffer den treuen Diener geopfert. Die Königin, deren Dasein eigentlich nur den Zweck hat, dem Prinzen einen Schein wenigstens von Macht zu sichern, bietet der Schauspielkunst kaum die Möglichkeit eigenen Lebens. Sophie Schroeder selbst ist an der spröden Aufgabe erlahmt und Rosa Poppe traf auch nur die Grimasse dieses körperlosen Weibes, das nicht Gattin ist noch Mutter, dem der verderbte Bruder einzig wärmeres Empfinden einflößt. —

Ist es immer sittlich, was die Sitte heischt? Die Frage, die den Dichter der Braut von Corinth und den Schöpfer der holden Hero umtrieb, sie hat auch den unglücklichen Guy de Maupassant beschäftigt, von seinem ersten bis zu seinem, fast fürcht' ich wohl für immer letzten Werk, von Boule-de-Suif bis zu Musotte. Grillparzer that, um freier ausschreiten zu können, ein Maskenkleid an, ließ Geharnischte aufmarschiren und geheime Gänge plötzlich sich aufthun; die Tragik findet sich leicht, wo die Hand schnell am Schwertgriff ruht. Den auch im Kleid Modernen aber soll man preisen, dem das hohe Wagen gelang, in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge uns Poesie zu entdecken und zugleich auch enge Sitte zu läutern, durch den Anhauch freier Sittlichkeit. Guy de Maupassant ist es gelungen, und wenn er jetzt von Pharisäern und Zionswächtern den Vorwurf der Unsittlichkeit hinnehmen muß, so mag er mit dem guten Worte sich getrösten, das Grillparzer von der vielgeschmähten Mandragola des Machiavelli sprach: „Unmoralisch? Je nun ja! Man war denn damals noch nicht so exemplarisch fromm, als wir es heutzutage sind.“

Grillparzer hatte sich gefragt: Wie kann Vasallentreue zu stärkstem, ergreifendstem Ausdruck gelangen? Und die Antwort war: Wenn der Vasall als Gatte getroffen wird und doch die Treue hält. Maupassant suchte nach der schwersten Prüfung fraulicher Güte und dem jungen Weibe gab er den Preis, das in die eben erst geknüpfte Ehe das Kind einer Anderen mitnimmt, ob auch die Andere im Sinne der Gesellschaft eine Verlorene ist. So nämlich, durch Finden und Erfinden des stärksten Ausdruckes für den Conflict, entstehen Dramen und den Narren, die jetzt durch die Gassen tuten: Seht Ihr's, — auch bei Maupassant giebt's, wie bei Hauptmann, keine Handlung, denen wird vergeben werden, denn sie wissen nicht, was sie thun. Wie sollten sie auch über Maupassant mitreden, da sie bei jedem selbstgefällig citirten französischen Brocken doch grammatische Sextanerfehler machen? Nie sah Characterlosigkeit man mit rührenderer Unbildung gepaart.

Es ist denn auch unbemerkt geblieben, daß der Zettel des Residenz-Theaters den Namen des Herrn Jacques Normand verschwieg, der auf der Buchausgabe der Musotte*) neben dem Maupassants steht. Und doch ist das Schauspiel von Herrn Normand gebaut, der aus Maupassant's wundervoller Skizze „L'enfant“ **) die drei Acte geschickt und sicher gestaltet hat. „Er brachte mir das fertige Stück, das ich dann von vorn bis hinten noch einmal geschrieben habe,“ antwortete Maupassant im März 1891 auf die Anfrage des „Figaro“. Der Geist, der Stil des Werkes gehört durchaus dem normannischen Troubadour; von der theatralischen Unbehilflichkeit mag man ihn entlasten, die mitunter die Wirkung hemmt und lähmt. Von einer belanglosen Plauderei abgesehen, hatte Maupassant nie etwas für die Bühne geschaffen und deshalb wußte er nicht, daß eine Geistesrichtung nicht durch zu viele Repräsentanten vertreten sein darf und daß ein dramatischer Conflict nicht feste Wurzel fassen kann, wo nur gütige Menschen in Eintracht hausen. Für die Handlung — sie ist da, meine Herren, sperren Sie nur gefälligst die bierfeuchten Augen auf! — für die Handlung sind nur drei Menschen erforderlich: Jean Martinel und die beiden Frauen, zwischen denen sein Leben schwankt. Die Uebrigen sind Zuschauer, die mit guter Rede das Werk begleiten; Zuschauer, nicht Raisonneurs, ob auch das Drama dem Alexandre Dumas „in hoher Bewunderung und herzlicher Ergebenheit“ zugeeignet ist. Der Eine selbst, der so aussieht, als wollte er Thesen aufstellen und verfechten, der selbst ist nicht ein Raisonneur, sondern ein guter Junge.

Der gute Junge ist ein Advokat. Der Schwester hat er den Gatten gefreit, einen Maler, und einen berühmten obendrein. Die Familie, steifer Beamtenadel, fügt sich nur widerwillig und gleich könnte, da die künstlerische Bohême in die wohlanständige Respektablität hineintollt, da auch ein biederer Provinzonkel aus Havre breitspurig in den correcten Kreis tritt, ein dramatisches Knötchen sich schlingen. Aber die Menschen sind sämmtlich gut geartet und nach harmloser Stachelrede vertragen sie sich allzu bald. Ein leises Mißtrauen nur bleibt gegen den Maler, der, so etwas vergißt man nicht, lange Zeit ein Verhältniß gehabt hat. Die Tante sagt gesittet Pfui, der Vater zuckt die Achseln, nur die junge Frau läßt in ihrer reinen Zärtlichkeit sich nicht beirren: das ist nun einmal so; man ist niemals die Erste. Und weil wir auf den ersten Blick schon diesen Sinn erkennen, deshalb schreckt auch der guten Tante Unkenruf uns nicht. Gilberte wird, dessen sind wir gewiß, auch dem Ungemach nicht wanken und nicht weichen. Und daß wir das wissen, daß wir um das Geschick des jungen Paares nicht eine Minute zittern, das ist für die „Spannung,“ aller schlechten Dramatiker höchstes Ziel, nicht günstig.

Das Ungemach naht. Unmittelbar nach der Trauung wird Jean Martinel an das Sterbebette der kleinen Freundin gerufen. Soll er gehen, soll er bleiben? Wiederum keine Spannung, denn wir kennen ihn: er wird gehen. Er geht. Die Sterbende vertraut ihm sein Kind, dessen Leben sie mit dem Tode büßt, und beschwört ihn, dem kleinen Jean das Herz und die Pflege der jungen Gattin zu gewinnen. Abermals keine Spannung, denn wir kennen Gilberte: sie wird dem Findling die Arme öffnen. Hier aber, in letzter Stunde setzt doch ein zarter und feiner Conflict noch ein. Nicht die Thatsache ängstet Gilberte, nur den Schatten der Todten fürchtet sie, neben dem ihre minder naturwüchsige Wohlerzogenheit am Ende blaß und kühl erscheinen möchte. Ein Plaidoyer beruhigt die Familie, ein Gespräch die junge Frau und die Neuvermählten eilen, in mitleidigem Verständniß, an die Wiege des mutterlosen Knaben: „Allons chercher l'enfant!“

Unverstand hat gemeint, hier würde die Frage abgehandelt, ob eine anständige Frau das uneheliche Kind des Gatten aufnehmen soll. Ach nein, Dumas hat Euch ganz verdorben; hier klingt die Frage bescheidener: kann diese Frau diesem Manne das höchste Opfer bringen und das Pfand seiner Liebe zu einer Anderen in Zärtlichkeit hegen? Nicht um eine These handelt es sich, sondern um ein Menschenschicksal, das von Menschen, von zunächst betheiligten, in warmer Rede erörtert wird.

Im zweiten Act hörte ich hinter mir den Ausruf: „Aber das ist ja wie in der Kameliendame!“ Die Ruferin mag entschuldigt sein. In einem luxuriös ausgestatteten Zimmer that ein blutjunger Mensch einer schwindsüchtig hustenden Dame schön, die auf üppigem Lager, unter Spitzen und Fellen, letzte Ruhe hielt. Fräulein Bertens schwärmte und starb virtuos; die arme Musotte aber kennt sie so wenig wie der Regisseur des Residenztheaters. Eine ganz einfache Stube —: Ameublement coquet, mais sans luxe, schreibt der Dichter vor —, und kein hüstelndes Schwindsuchtsterben à la Marguerite und Frou-Frou, sondern der stille Tod einer Wöchnerin, die ihr Leben dahinfließen sieht.

Man hat sehr eifrig, zum Schutz guter Sitte, betont, daß Musotte ja doch unschuldig war, als sie ihren Jean fand. Wieder muß ich sagen: Ach nein, die Uebersetzung erst hat dem armen Ding eine Unschuld angefälscht; Maupassant hat sich darum nicht gekümmert. Er nahm als selbstverständlich an, daß Musotte ihre Unschuld längst nicht mehr verschenken konnte —: ein Modell, und Ihr zweifelt? Jean hat sie gemalt, als Bettlerin, als Veilchenverkäuferin, als Gefallene; dann nahm er, nach einem lustigen Frühstück am jour du vernissage, die Kleine mit heim, und da sie bei den kalten Skelettpuppen das Frösteln ankam, theilte er Zimmer und Lager mit ihr. Sie gab, was sie geben konnte: uneigennützige Liebe, selbstlose Anhänglichkeit, frohe Treue. Sie waren sehr glücklich, drei lange, kurze Jahre. Dann die Trennung, weil eine neue Liebe den Mann auf die Pfade legitimeren Glückes lockte, und die Entdeckung: Musotte sollte Mutter sein! Wie komisch, wie traurig. Aber nur ja des Geliebten Frieden nicht stören, nur ja ihm die unbequeme Verpflichtung verschweigen. Und nun muß sie doch, an seinem Hochzeitabend, ihm Alles enthüllen, um ihrem Kind eine Heimath zu sichern...

Wie hier ein ganzes Leben in zwanglosen, ernsten und heitern, Bildern unserm Blick vorüberzieht, wie wir Musotte erkennen lernen und ihren Jean, wie um das Sterbelager pariſische Tändelei und bäuerliche Ländlichsittlichkeit auf leisen Sohlen und auf derben Schuhen herumhandtirt —: nicht die Bewunderung, nur die Liebe kann es künden. Die ästhetisch Empfindsamen mochten die Krankenstubenluft nicht riechen, und weil Kastans historische Zange doch nun nicht mehr von Nöthen war, entrüsteten sie zum Trost an einer niedlichen Morphiumspritze sich. Jede Zote und jedes Zötchen aber hatten sie prompt und pünktlich belacht, bei Maupassants Hebamme und Tänzerin a. D. und in des Herrn Benno

*) Paul Ollendorff. Paris 1891.

**) In dem Novellenbande „Clair de lune,“ Ollendorff, 1888.

Jacobson geschickt nachgeahmter Pariserei „Modebazar Violet.“ Selten nur haben diese Leute einen Poeten verstanden, seltner noch verstand er sie; wo sie immer sich verstanden — das mag man bei Heine nachlesen.

Musotte ist nicht die lustige Musette aus Murgers „vie de Bohême“; eher gleicht sie, die nach ihrem süßen Frätzchen (museau) genannt wird, der Mimi Pinson, die Musset himmlisch leben und Murger lieblich sterben ließ. Mit den großen Courtisanen der französischen Dichtung hat sie, mit Hugos Marion Delorme, mit Mussets Marco, Augiers Olympe und Zolas kernrobuster Nana, nicht einen Zug gemein. Von der Manon Lescaut des Abbé Prévost stammt sie ab, doch ist sie feiner, weicher, zärtlicher und — ohne Eigennutz, keine geschäftige Cocotte, sondern die letzte Grisette, die jeder Fremde in Paris vergebens sucht, die Guy de Maupassant, der einst so glückliche trouvère aus der Normandie, gefunden hat. Ein strenger Staatsanwalt hat neulich mich bedroht, weil ich Musotte lobte; doch hoffe ich, er wird nicht zürnen, wenn die Moral des feinen Seelendramas ich nochmals hier zu Ehren bringe. „An leichter Hand, ohne gegen konventionelle Lügen je zu toben, führt der Dichter gute Menschen vom Wege pharisäischer Vorurtheile ab zu höherer Moralauffassung. Sie hatten sich gewöhnt, nur als Zuschauer eine gute Handlung zu bewundern, soweit sie in ihren Folgen sie nicht selbst betraf; sie lernen durch rein menschliches Mitempfinden dieser Doppelmoral entsagen, die im Theater entzückt, was sie in der Wirklichkeit mit philistrischem Schaudern erfüllt.“

Auch im Theater hat unser Publikum von Musottes gar nicht sentimentalem Sterben sich, höchst peinlich berührt, abgekehrt. Unser Publikum will eben lachen. „Gegen was sie sich in Deutschland am meisten verwahren, sind Gemüthswirkungen.“ Das ist ein Wort von Grillparzer, und der hätte, als ein vorurtheilloser Dichter, dem holden Wildling in Todeswehen die mitleidige Thräne nicht geweigert. M. H.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Mozart'sche Coloratur-Arie.

Geehrter Herr!

Der Artikel in Nr. 2 der „Gegenwart“ von Heinrich Roeckner: „Nachklang vom Mozart-Cyclus“, hat gewiß in musikalischen Kreisen lebhaftes Interesse erweckt, und ist besonders deshalb dankenswerth, weil darin endlich einmal die große Kluft dargelegt ist, welche die Mozart'sche Oper vom Musikdrama Richard Wagner's scheidet. Er enthält überdies im Einzelnen so viele goldene Wahrheiten, daß er die größte Verbreitung verdient und daß man ihm eine tüchtige Wirkung wünschen muß. Man könnte ein Buch darüber schreiben, um verschiedene wichtige Materien noch einleuchtender darzustellen. Es enthält aber einige Punkte, wo der Verfasser sich entweder in einem verzeihlichen Irrthume befindet, oder wo er nicht den ganz richtigen Ausdruck gebraucht hat, so daß eine Verständigung darüber Noth thut. Erstens: „Der überreiche Coloraturschmuck der meisten Mozart'schen Opernarien berührt fremdartig wie eine veraltete Mode.“ Hier muß man doch eine Einwendung machen. Unter den 37 Arien, welche in den drei Hauptopern Mozart's enthalten sind, befinden sich nur sieben, in welchen förmliche Coloraturen im veralteten Sinne vorkommen (im „Figaro“ unter 15 Arien zwei, im „Don Juan“ unter 14 drei, in der „Zauberflöte“ unter acht zwei). Oder versteht Roeckner unter „Coloratur“ Alles was nicht syllabisch ist, d. h. wo nicht auf jede Silbe ganz streng nur ein Ton kommt? Dann wäre eben jeder Gesang veraltet, der nicht wie eine Psalmodie sich bewegt, und speziell wären dann auch Schubert's Lieder veraltet, denn zwei bis drei Töne auf eine Silbe sind bei ihm fast in jedem Liede zu finden. Ich glaube, daß, wenn bei Mozart von Coloratur-Arien gesprochen wird, es nur jene „sieben“ sind, die in Frage stehen, und daß die Wirkung des „Veralteten“ nur hier sich einstellt. Und fast durchweg sind es Arien der weiblichen Stimmen, wo sie vorkommen. Es ist ja bekannt, daß Mozart nur aus Galanterie oder in Berücksichtigung der besonderen Qualität der Sängerinnen, für die er zu schreiben oder zu „sorgen“ hatte, hier und da der „geläufigen Gurgel“ der oder jener „Mademoiselle“ ein Opfer gebracht hat, ein Opfer, dessen er sich selbst innerlich schämte, ohne aber die Energie zu besitzen, solches beharrlich zu verweigern. Und ich bin keck der Meinung, daß man in jenen sieben Arien die vorkommenden wirklichen Coloraturen, wo sich die Verlängerung eines Vokals mit Unterbrechung des textlichen Zusammenhanges über mehr als einen oder zwei Tacte erstreckt, beseitigen ließen, wofür Mozart selbst, nach hundert Jahren, dankbar sein würde, weil diese Coloraturen seinen eigenen Prinzipien nicht entsprechen, und weil sie der einzige Punkt sind, wo man die Dramatik seiner Opern anfechten kann. Es ist aber auch hier ein Unterschied zu machen: Einige jener Coloraturen sind charakteristisch und können deshalb nicht beseitigt, sondern höchstens vereinfacht oder erleichtert werden. Dahin rechne ich die Coloraturen der „sternflammenden“ Königin in der Zauberflöte. Sind diese gackernden Staccato-Töne nicht sehr charakteristisch für das Gekeife eines bösen, haßerfüllten Weibes? Nur brauchte das nicht gerade bis zum dreigestrichenen f zu gehen, welches nun einmal nicht in jeder sonst „geläufigen Gurgel“ vorhanden ist! Dagegen sind anderwärts Coloraturen in Arien und für Personen angebracht, wo sie keinen charakteristischen Sinn haben, sondern bloß „Gurgel-Opfer sind. So bei Don Ottavio (Nr. 22), Elvira“ (Nr. 23), Donna Anna (Nr. 25), im „Don Juan“, dann bei Marcelline (Nr. 25) und Gräfin (Nr. 30 nachcomponirt) im „Figaro“. Den Don Ottavio machen sie noch weichlicher als er ohnehin schon ist; bei Donna Anna entstellen sie den ernsten, keuschen Charakter; die Marcelline bauschen sie zu einer Wichtigkeit auf, die sie in der Oper sonst nicht hat u. s. w. Und da sage ich einfach: fort mit (oder vielmehr ohne) Schaden! Mag man im Concert diese Arien mit den Coloraturen singen — in der Oper sind sie übel, um so übler, wenn die Sänger nichts gelernt haben und also Coloraturen nicht singen können! Man kann demnach nicht wohl allgemein behaupten, Mozart habe „ganz ungenirt den Coloraturgesang in der Oper beibehalten“, sondern man kann nur sagen: er hat ihn leider in einigen wenigen Partien tolerirt.

Zweitens: „Es bleiben auch in dem allereinfachsten dramatischen Text noch eine große Menge von Sätzen übrig, die auch beim besten Willen nicht in Musik aufgehen.“ Mit Verlaub! Mozart hat gerade bewiesen, daß ein erfindungsreiches Genie solche Sätze aufgehen machen kann! Beweis: Don Juan und Figaro! Wer, der nicht ein Genie ist wie Mozart, würde wohl aus Texten wie „Ihr geht auf jene Seite hin“, oder „Dort vergiß leises Fleh'n“ u. a. Arien zu schaffen vermocht haben, Arien von solchem Reiz, solcher dramatischen Charakteristik, solcher Natürlichkeit des Ausdrucks? — Und was das Recitativ betrifft, so ist dieses zwar in rhythmischer Beziehung nicht eigentlich „musikalisch“, aber doch in Hinsicht der metodischen und harmonischen Tonfolge — und es ist allemal besser bei Musik zu bleiben, wenn auch bei in einer Beziehung unvollkommenen, als plötzlich zur Sprache zu greifen und damit den Boden zu verlassen, der der Oper nun einmal gegeben ist.

Und drittens: „Modulationen, Harmonien, melodische Wendungen, welche vor 50 Jahren unerhört neu und kühn waren, . . . erscheinen 50 Jahre später so harmlos . . ., daß von einer zwingenden dramatischen Wirkung nicht mehr die Rede sein kann.“ Nun ich gestehe, daß der Gesang des Comthurs, die Akkorde, die ihn einführen, mir nach dem, was vorhergeht, immer noch den grausigsten Eindruck machen, den ich in der Musik kenne; daß die Leidenschaftlichkeit eines Monostatos mir in ihrer fieberhaften Unruhe und Sinnlichkeit noch immer als die treffendste (und dabei wie es sein soll zugleich komischste) Malerei vorkommt, die es in der Musik gibt; daß das Dämonische in der Prosa des „Don Juan“ mir trotz Einfachheit der Musik doch wirksamer bleibt, als das gleiche Element bei viel gesuchteren Mitteln, durch welche die neuen Operncomponisten von Marschner bis Wagner es zum Ausdruck bringen.

Hochachtungsvoll

S. Bagge.

Basel, Allg. Musikschule.

Notizen.

Die neue fünfte Auflage von Gsell Fels: Oberitalien, tritt uns völlig umgearbeitet gegenüber. Der Umfang des Buches ist trotz reicher Vermehrung des Inhalts, durch eine große Knappheit im Ausdruck handlicher geworden. Die gründliche Behandlung alles dessen, was Kunst heißt, ist bei einem Autor, wie Gsell Fels, selbstverständlich, und ebenso sind alle übrigen Gebiete des Reiselebens gewissenhaft und zuverlässig in der neuen Auflage bearbeitet. Man schlage nur ein Kapitel wie Venedig nach und man wird sich gerne davon überzeugen, wie aufmerksam der Verfasser alle in die Erscheinung tretenden Dinge behandelt, sodaß keine Frage unbeantwortet bleibt. Neu ist in der vortiegenden Auflage die eingehendere Berücksichtigung der Naturschönheiten. Die Ausflüge in die Umgebung der oberitalienischen Seen, sowie in die Brianza und das Varesotto, in die südlichen Monterosathäler und in die Bergamasker Alpen mit dem lieblichen Iseosee sind besonders ausführlich behandelt, ingleichen die Touren in die Venezianischen und Cadorischen Alpen von Friaul. Ergänzt ist auch die Darstellung der Riviera von Genua, einerseits über San Remo, Mentone, Nizza bis Cannes, anderseits über Nervi bis Spezia. Erläutert werden die Beschreibungen durch neue Spezialkarten vom Comer-See, Lago Maggiore, Luganer-See, Garda-See und von der Riviera; die Zahl der Stadtpläne ist abermals wesentlich vermehrt. Im Ganzen sind beigegeben 12 Karten, 34 Pläne und Grundrisse und 47 Ansichten. Die letzteren, zum Theil veraltet, sind überflüssig, doch vielleicht Manchem zur Erinnerung und als Ersatz für die Photographien eine angenehme Beigabe. Unter den Haupteintrittsrouten sollte die interessante Linie Pest — Fiume, Triest nicht fehlen, die in Folge des ungarischen Zonentarifs immer häufiger von Norddeutschland, besonders von Berlin aus, gewählt wird. Fiume und Abbazia, die „österreichische Riviera“, fehlen hier leider ganz. Bekanntlich hat Gsell Fels die im Bädeker schon zum Mißbrauch gewordenen Hotel-Sterne abgeschafft und durch wohlwollende Kritik ersetzt, doch müßte er im Aufstecken von Warnsignalen freigebiger sein, um seine Reisenden vor Prellereien zu schützen, sowie dies auch in Meyer's mustergültigem Schweizer-Führer geübt wird.

Es dürfte unsere Leser interessiren, daß eine Auswahl der „Apostata“ gezeichneten Plaudereien aus unserer hauptstädtischen Rubrik soeben in Buchform (bei Georg Stilke in Berlin) erschienen ist. Wir zweifeln nicht daran, daß der kühne Sprung aus der Zeitung ins Buch unserm beliebten Mitarbeiter wohl bekommen werde, denn seine rücksichtlosen und

geistreichen Glossen zur Zeitgeschichte, die in unserem Blatte so viel Aufsehen erregten, bleiben auch in diesem Gewande, sub specie aeterni so zu sagen, über das Tagesinteresse hinaus fesselnd, wirksam und verdienstvoll.

Soeben ist der 56. Jahrgang von Theodor Entsch's Deutschem Bühnenalmanach (Berlin, A. Entsch) herausgekommen. Wir haben zum Lobe des berühmten alten Herrn, der immer behäbiger (857 Seiten!) wird, nichts Neues mehr zu sagen; er empfiehlt sich von selbst durch seine erschöpfenden und zuverlässigen Angaben zur Statistik und über die Personalien des deutschen Theaters, seine getreue Bühnenchronik für 1891 und tausend andere interessante Mittheilungen. Er ist in jeder Beziehung dem Concurrenzalmanach der Deutschen Bühnengenossenschaft vorzuziehen.

Was fordert die Menschennatur vom Staat? Von Professor Schmidt-Warneck. (Braunschweig, Grüneberg [Wollermann & Neumayer].) — Der viel zu allgemein gehaltene Titel dieser Schrift nimmt sich im Jahrhundert der historischen Schule des Rechtes und der Nationalökonomie eigenthümlich aus. In Wirklichkeit enthält die Broschüre ziemlich aphoristisch gehaltene Bemerkungen eines Theologen über Fragen der Staatswissenschaften und der deutschen Tagespolitik. Einige Ansichten und Uebertreibungen des geistreichen, allzu temperamentvollen Verfassers tragen eine stark subjective Färbung. Trotzdem ist seine Schrift überaus lesenswerth. Sie zeigt, neben verschiedenen Arbeiten anderer Autoren, welche mehr oder minder verbreitete volkswirthschaftliche und politische Ideen bei einem großen Theile der protestantischen Conservativen, Orthodoxen und Schutzzöllnern gähren. Diese Ideen verdienen schon deshalb eine kritische Beachtung, weil sie theilweise mit den Ideen hervorragender, aufgeklärter, liberaler Freihändler übereinstimmen.

Eine heikle Geschichte. Von Fedor Dostojewski. Deutsch von August Scholz. (Berlin, Eckstein Nachfolger.) — Die Sehnsucht nach Popularität veranlaßt den wirklichen Staatsrath Iwan Iljitsch Pralinski, sich bei der Hochzeit eines ganz gewöhnlichen Sterblichen einzufinden. Dieser war ein armseliger Tschinownik mit einem Monatsgehalt von zehn Rubeln. Und so weiter! Zur kritischen Beurtheilung dieser „heiklen Geschichte" thut es sehr wenig zur Sache, wie sich Väterchen Excellenz bei dem Hochzeitsmahl des untergebensten seiner Untergebenen benahm; die Empfindung, welche den Leser beschleicht, daß Iwan Iljitsch sich gar nicht anders betragen, daß der unüberlegte Besuch nicht ehrenvoller verlaufen konnte, ist das Wichtigste. Die kleine Erzählung ist ein fein ausgedachtes, moderne Bestrebungen mancher Großen geißelndes Studienbild, auf dem alle Linien, alle Farbennuancen der Wahrheit zu entsprechen scheinen. Wir sagen scheinen, weil nur der genaueste Kenner russischer Sitten und Charakteranlagen entscheiden kann, ob in der bewußten Zeichnung nach der Natur nicht doch ein Fehler untergelaufen ist. Wir glauben aber, daß es schwer halten dürfte, einen solchen zu entdecken. Die Charakteristik der einzelnen Gestalten, seien es nun typische Figuren oder Sonderlinge, ist, wie bei Dostojewski nicht anders zu erwarten, meisterhaft. o. v.

Bei F. G. Fricke in Berlin ist unter dem Titel „Die Monarchen kommen" von H. Wigger eine Sammlung von Novellen oder vielmehr Lebensbildern erschienen, die uns mit einem neuen Erzählertalent bekannt macht. Der Verfasser oder wohl eher die Verfasserin hat eine eigenthümliche packende Manier, eine Situation, eine Person mit wenigen kräftigen Strichen zu zeichnen. Freilich wird er im Streben nach Kürze hier und da dunkel, besonders da er die Sprache noch nicht vollständig beherrscht und sich manchmal bei der Wahl der Wörter vergreift. Alle sieben Erzählungen schildern die Nachtseite des Lebens, und darin liegt der Hauptfehler des Büchleins. Jede einzelne der erzählten Begebenheiten kann sich so zugetragen haben wie sie hier erzählt wird, und insofern ist die Darstellung im guten Sinne naturalistisch. Aber sieben solche Jammerbilder und sonst nichts in einem Bande darzubieten, das ist jener falsche Naturalismus, der einer kranken Phantasie entspringt und unerfahrene Leser krank macht. Der Verfasser, der noch jung zu sein scheint, trotzdem er schon viel vom Leben gesehen hat und scharf zu beobachten versteht, mag bei Dickens lernen, wie man beide Seiten des Lebens zugleich aufzufassen und seine Jämmerlichkeiten durch den Glauben an die unverwüstliche Güte der Menschennatur zu überwinden vermag. Es wäre schade um das schöne Talent, wenn es im Pessimismus befangen bliebe.

Fallende Blätter. Gedichte von F. Bopp. (Zürich, Verlags-Magazin.) Zweifelsohne haben wir hier die Gabe eines bedeutenden Talents vor uns. Ein Mann, dem nicht einmal die gewöhnlichste Schulbildung, geschweige denn eine höhere Bildung zu Gute gekommen ist, wie uns das Vorwort sagt, singt in ergreifenden Accorden von Allem, was des Menschen Herz beseelt. Ein dichterisches Gemüth ist sein eigen, verbunden mit scharfem Witz; seine Empfindungen vermag er in Worte zu kleiden, und die Formen, welche er wählt, sind stets den Gefühlen angepaßt. Ein Beispiel:

Sanft und ruhsam ging der Tag
Schlafen in der Wolken Frieden,
Nur des Herzens bangem Schlag
Ward noch keine Rast beschieden —

beginnt ein stimmungsvolles Gedicht an den Abend. Ein scharfer Blick für moderne Verkehrtheiten zeigt sich in dem Gedichtchen: „Moderner Anstand." o. v.

Beiträge zur christlichen Erkenntniß. Von J. Hülsmann. (Braunschweig, Schwetschke.) — Das Buch ist denkenden und suchenden Christen an Stelle eines jeden geistvollen Andachtsbuches zu empfehlen. In erster Linie solchen aber, die einen ehrlichen, persönlich angeeigneten Glauben höher anschlagen, als den schablonenhaften Bekenntnißglauben der orthodoxen Kirche. Solchen vorzugsweise, denen es um die Uebereinstimmung unserer Religion mit unserer Zeitbildung Ernst ist; die selbst endlich mitarbeiten wollen an dem großen Werk unserer Zeit: der Versöhnung von Religion und Wissenschaft. Hülsmann nimmt nichts an, was nicht auch innere Ueberzeugung zu werden vermag, und geht dabei so tiefromm und aufbauend zu Werke, daß es auch dem Anhänger des Althergebrachten nicht verletzend sein kann. Zudem drängt er sich mit seiner „Erkenntniß" Niemandem auf und weist in allen christlichen Fragen auf die äußerste Gewissenhaftigkeit hin als auf das Grundprinzip alles gedeihlichen Glaubenslebens. Die Wahrheit über Alles! das ist der Grundton dieser Aufzeichnungen. Die Sprache des Buches ist die der unmittelbaren persönlichen Mittheilung; man glaubt sich von Person zu Person in den Grundzügen des Christenthums unterwiesen zu sehen. b.

Die Schöpfung. Ein Gedicht von J. J. L. Ten Kate. Aus dem Holländischen in's Deutsche übertragen von V. Zimmermann. (Hamburg, J. Richter.) — Hat das moderne Holland wenig Poeten aufzuweisen, die sich mit den Kollegen anderer Länder messen können, so gehört doch die vorliegende Dichtung wegen ihres geistig bedeutsamen Inhalts zu den Werken, deren Uebersetzung man mit Freuden begrüßen kann. In sieben „Bildern", voll großartiger Schilderungen oft, mit Zugrundelegung der modernen naturwissenschaftlichen Ergebnisse, läßt Ten Kate seinen Moses in der Wüste das geheimnißvolle Entstehen der Erde aus dem Nichts „schauen". Mag der Dichter im Einzelnen von manchem modernen naturwissenschaftlichen „Theorem" abweichen, so wird auch der verständige Leser mit ihm sich nicht zu dem allerneuesten Dilemma hinreißen lassen, „Moses oder Darwin", sondern getrost bekennen, daß beide Namen nebeneinander, mit dem, was sie vorstellen sollen, noch eine geraume Zeit lang auf die geistige Geschichte der Menschheit von Wirkung sein werden. Die Uebersetzung von Zimmermann ist eine fleißige, lobenswerthe Arbeit; einige Härten lassen sich bei einem Neudruck leicht beseitigen. O. L.

Im Schellenhemd. Roman von Nataly v. Eschstruth. 2 Bände. (Jena, Costenoble.) — Ueber der Geburt dieses Romanes hat noch das Auge Scheffel's gewacht, dem er daher von der Verfasserin in dankbarer Erinnerung gewidmet worden ist. Diese Auspicien haben aus dem Werke nichts Besseres gemacht, als es seiner inneren Natur nach darstellt. Die begabte, aber noch nicht zur Erkenntniß ihres Könnens gelangte Dichterin, deren Fähigkeit auf die Darstellung buntbewegten, modernen Lebens hinweist, glaubt ohne Zweifel sich hier in gelungener Nachahmung Scheffel's zu bewegen. Sehr irrig; von all' dem, was an dem Meister wirklich liebenswürdig und anziehend ist, sucht man die Spur in diesem Buche vergebens, seine Schwächen aber in Wahl des Stoffes und Ausdrucksweise — Bearbeitung des nur halbgekannten deutschen Alterthums und Vergewaltigung der deutschen Sprache durch unverdaute, altdeutsche Brocken — und vor Allem die thränenselige Trompetersentimentalität erscheinen hier in so grotesker Gestalt, wie sie sonst innerhalb der Grenzen des gesunden Menschenverstandes nicht anzutreffen sind. Besonders die Sprache, eine auf gröbster Unkenntniß beruhende Nachahmung der Ausdrucksweise des ausgehenden Mittelalters, fordert oft, besonders an den zahllosen pathetischen Stellen, geradezu das Gelächter heraus. Die Dichterin scheint irgend eine altmodische Uebersetzung des Ossian mit Wonne gelesen zu haben — so etwas bleibt nicht ungestraft! Mit diesem abfälligen Urtheil soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß der stofflich spannende Roman — verfallendes Ritterthum, übermüthiges Bürgerthum, abenteuernde Zigeuner, verrückt gewordene Humanisten — gewiß auch sein Publikum findet, das sich an ihm erbaut; jungen Damen kann er anstandslos empfohlen werden.

Reallexikon des classischen Alterthums für Gymnasien. Von Friedrich Lübker. 7. verbesserte Auflage. (Leipzig, Teubner.) Auch hier möchte ich auf das Buch hinweisen, das nicht nur in Gymnasien, sondern bei einem großen Kreise von Gebildeten als praktisches Nachschlagebuch sich bewährt hat. Es gibt über griechisches und römisches Leben, über Staatswesen, Literatur und Kunst klare, wohl abgewogene Urtheile und eine Belehrung, welche weitaus den Meisten mehr als genügend ist. Die zahlreichen Abbildungen stehen zwar in technischer Beziehung nicht mehr ganz auf der Höhe unserer Ansprüche, sind aber zahlreich und mit Vorsicht gewählt, so daß sie zur Erklärung der Artikel hinreichen; bei einigen Stichproben konnte ich mich überzeugen, daß die jüngsten Forschungsresultate Berücksichtigung fanden, daß also seitens der Bearbeiter wacker dafür gesorgt wurde, daß das seit 1854 wohl eingebürgerte Buch nicht veralte. C. G.

Im Regiment. Roman von H. von Osten. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der gewandt geschriebene Roman schildert das Thun und Treiben im Offiziercorps eines Ulanenregiments, das „aus höheren strategischen Rücksichten", wie es bei ihm selbst heißt, wie die Welt dagegen sagt: „um das pekuniär und dienstlich heillos verbummelte Offiziercorps etwas zu arrangiren", aus der westlichen Großstadt in ein kleines Provinzialstädtchen versetzt worden ist, dessen bescheidene ländliche Freuden den zum Theil sehr lockeren Herren wenig verführerisch erscheinen. Wie das leichten Herzens eingefädelte oberflächliche Getändel mehr und mehr zum tieftragischen Verhängniß hindrängt, vor dem es schließlich kein Entrinnen mehr gibt, das wird hier zum ergreifenden Ausdruck gebracht. Ein unterhaltendes Buch ohne literarische Ansprüche.

Inserate.

Neue belletristische Erscheinungen
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der Zeuge.
Roman von
Marie Bernhard.
2 Bände.
Preis geheftet *M* 6.—; fein gebunden *M* 7.—

Stiller Grenzkrieg.
Roman von
Max Lay.
2 Bände.
Preis geheftet *M* 5.—; fein gebunden *M* 6.—

Dorfmusik.
Heitere Geschichten von
August Silberstein.
Preis geheftet *M* 4.—; fein gebunden *M* 5.—

Ferner ist soeben erschienen:
Merk- und Spruchbuch
für alle Tage des Jahres.
Von
Heinrich Löwner.
Preis eleg. geh. *M* 1.75; hochfein geb. *M* 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Mr. Isaacs.
Eine Erzählung aus dem heutigen Indien
von
F. Marion Crawford.
Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen
von
Therese Höpfner.
M 1.60, geb. *M* 2.20.

Bei **C. Latendorf** in **Poesneck** ist erschienen und durch jede Buchhandlung, auch durch Posteinzahlung direkt zu beziehen:

Friedrich Förster's
Urkunden-Fälschungen
zur Geschichte des Jahres 1813
mit besonderer Rücksicht auf
Theodor Körners Leben und Dichten
von
Friedrich Latendorf.
40 S. 8°. Preis 60 Pf.

Der außer Körner auf Goethe, Schiller Blücher, Schleiermacher u. a. sich erstreckenden Beweisführung hat Zolling's Gegenwart Nr. 38 und 39 unbedingt, Geiger in der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 322 in einem Hauptpunkte beigestimmt.

Wilh. Werthers Verlag in **Rostock.**

Vorträge
über
Plastik, Mimik und Drama.
Von **W. Henke,**
Professor der Anatomie in Tübingen.
Mit 40 Bildern. 1891.
VIII u. 248 S. 8°. 5,60 *M* brosch., 7 *M* geb.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern nnd enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der bildliche Ausdruck
in den Reden des Fürsten Bismarck.
Von
Hugo Blümner,
Professor der klass. Philologie an der Universität Zürich.
8. Preis geheftet: M. 2.80.

Moltmanns Verlag, Hamburg-Hohenfelde.

Karl Friedrich, Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel.
Franko und direkt gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in Stuttgart.
Soeben erschien:

Margarete.
Eine Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.
Oktav. 110 Seiten.
Preis geh. *M* 2. In geschmackvollem Einb. *M* 3.

Novellen aus der Heimath.
Von
Adolf Wilbrandt.
Zweite Auflage. Oktav. 310 Seiten.
Preis geh. *M* 3.50. In geschmackv. Einb. *M* 4.50.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien vollständig:

Carl von Hase's Leben.
Herausgegeben von **K. A. v. Hase.**
1. **Ideale und Irrthümer.** 1800—1830.
2. **Erinnerungen an Italien** in Briefen an die künftige Geliebte. 1829/30.
3. **Annalen meines Lebens.** 1830—1890.
Bd. I/II zu je *M* 4, Bd. III *M* 6.
Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 7. Berlin, den 13. Februar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zum Trunksuchtsgesetz. Von Professor Reinhard Frank-Gießen. — Ein genossenschaftlicher Eisenbahnbau und -Betrieb. Von Franz Paetow. — **Literatur und Kunst:** Idolatrie. Von Julius Duboc. — Der Untergang des Heidenthums. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Ein Abend im Lesezimmer. Von F. Horn. — **Aus der Hauptstadt:** Die romantische Schule. Von Apostata. — Dramaturgische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Zum Trunksuchtsgesetz.

Von Professor Reinhard Frank-Gießen.

Wohl selten hat eine Vereinigung von Fachgenossen so mannigfache und lebhafte Angriffe erfahren, wie sie der deutsche Juristentag seit etwa einem Vierteljahr über sich ergehen lassen muß. Der Ruhm dieser Versammlung, die einst als Trägerin des deutschen Einheitsgedankens hoch gefeiert war, scheint erblassen zu wollen, seitdem sie sich bei ihrer letzten Tagung in Köln mit starker Majorität gegen die strafrechtliche Verfolgung der Trunkenheit ausgesprochen hat. Aerzte, Geistliche, Verwaltungsbeamte der verschiedensten Kategorien sehen besorgten Auges das Laster der Trunksucht um sich greifen, Anlaß zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen liegt allenthalben vor, die Irrenhäuser füllen sich mit Individuen, deren Krankheit auf übermäßigen Alkoholgenuß zurückzuführen ist, dem Familienleben droht das gleiche Laster mit Zerrüttung, die in trunkenem Muthe begangenen Rohheitsdelicte gehören zur Tageskost des Strafrichters: und doch hat eine ernste Versammlung die Stirn, das gebotene Heilmittel zurückzuweisen. Heißt das nicht mit tauben Ohren durch die Straßen gehen, wo an allen Ecken die Wahrheit gepredigt wird, heißt das nicht blind sein gegen Gefahren, die jedem Erwachsenen und leider auch manchem Kinde bekannt sind?

So ungefähr lauten die Vorwürfe, und je häufiger sie werden, je mehr sie als Ausdruck der öffentlichen Meinung erscheinen, um so mehr ist der Zweifel berechtigt, ob die Herren Kritiker wirklich wissen, welche Frage dem Juristentag vorgelegen und in welchem Sinne er sie erledigt hat.

Die Frage aber lautete: Soll die Trunksucht als solche **strafrechtlich** verfolgt werden? — und die Antwort: Die **strafrechtliche** Verfolgung der Trunkenheit empfiehlt sich nicht. Hieraus folgt nach den Regeln der Logik nicht mehr und nicht weniger, als daß der Juristentag die Strafe nicht als das geeignete Mittel ansieht, um der Trunkenheit entgegen zu treten. Ganz unberührt bleiben mithin die Fragen, ob die Trunkfälligkeit überhaupt eine besorgnißerregenden Umfang angenommen hat und ob eventuell nicht andere Gegenmittel zu empfehlen sind.

Gegenüber diesem einfachen und klaren Thatbestande wäre die Entrüstung über die Kölner Beschlüsse kaum begreiflich, wenn man nicht einerseits die Sachkunde vieler Kritiker bezweifeln müßte, und wenn nicht andererseits zwei Gesichtspunkte mitsprächen, die einer näheren Würdigung bedürfen. Zunächst nämlich hat man bei Prüfung der erwähnten Vorwürfe die Entstehungsgeschichte des Beschlusses, insbesondere die auf dem Juristentag gehaltenen Reden im Auge, zu behalten und sodann stets mit der weit verbreiteten Meinung zu rechnen, daß die Strafe das einzige Mittel zur Heilung sozialer Schäden sei, soweit diese auf ein Verschulden einzelner zurückführbar sind.

Was den ersten Punkt betrifft, so soll durchaus nicht geleugnet werden, daß das feucht fröhliche Thema manche Redner zu einer feucht fröhlichen Behandlung verlockt hat, die seiner Bedeutung nicht angemessen war. Durch nichts aber würde es gerechtfertigt sein, wollte man der großen Mehrzahl derer, die auf Seite der Majorität standen, eine ernsthafte Würdigung der Sache bestreiten. Zu einer solchen Unterstellung darf auch das Präliminarvotum der zunächst mit der Frage befaßten dritten Abtheilung nicht verleiten. Allerdings schoß man hier über das Ziel hinaus, indem man die von einem Redner vorgeschlagene Fassung „kein Trunksuchtsgesetz" annahm. Daß aber diese Wendung im Sinne des Antragstellers und der Votirenden nicht mehr besagen sollte als die zum Beschlusse erhobene Fassung erhellt aus einer ohne Widerspruch abgegebenen Erklärung des Ersteren in der Plenarsitzung. Auch darf nicht ungesagt bleiben, daß das anfangs sehr siegesbewußte Auftreten der entschiedenen Temperenzler und der kurz vor dem Zusammentritt veröffentlichte Regierungsentwurf, dessen Mängel und Härten man inzwischen ziemlich allgemein anerkannt hat, zu einem vielleicht allzu kampfesfreudig gewordenen Widerspruch herausforderten.

Von mehr prinzipieller Bedeutung ist die Auffassung von Wesen und Zweck der Strafe. In dieser Hinsicht vollzieht sich unter unseren Augen eine bedeutungsvolle Wandlung, die sich in einer Rückkehr der criminalistischen Grundanschauungen des neunzehnten Jahrhunderts zu denen des achtzehnten bekundet. Dem Jahrhundert der Aufklärung galt es als ein selbstverständlicher Satz, daß die Strafe sozialen Zwecken dienen solle, daß sie da sei, um auf dem Wege der Abschreckung oder der Besserung das Verbrechen zu verhüten und so ein Zusammenleben von Menschen, eine Erfüllung sozialer Aufgaben möglich zu machen. Das Strafrecht sollte — nach Ansicht der Theoretiker wenigstens — von Zweckmäßigkeitsgedanken beherrscht werden. Mit der Vertiefung der Philosophie, wie sie durch Kant angebahnt wurde, ging die des Strafrechts Hand in Hand. Die Strafe erschien nunmehr als eine durch die Gerechtigkeit geforderte Reaction, sie sollte verhängt werden, um die Idee der Gerechtigkeit auf Erden zu verwirklichen. Hinter diesem Gedanken trat der der Zweckmäßigkeit zurück, die Idee des Absoluten in der Strafe verdrängte die des Relativen in ihr. Aber die Undurchführbarkeit der absoluten Theorien mußte sich in doppelter Richtung enthüllen.

In philosophischer Beziehung zunächst erkannte man, daß der Mensch das Product der ihn umgebenden Verhältnisse ist, daß die Bestimmung einer gerechten Strafe über das Maß menschlichen Erkenntnißvermögens hinausgeht und dem göttlichen Gericht überlassen bleiben muß. In praktischer Beziehung wies man auf die trotz aller vermeintlich gerechten Strafen im Zunehmen begriffene Verbrechensziffer hin, und so hielt der Zweckgedanke — wenn auch in erneuter und geklärter Form — wieder seinen Einzug in die Strafrechtswissenschaft.

So sehr dieser Gedanke geeignet ist, Strafe und Strafvollzug allmählich zu einer weisen, sozial-wohlthätigen Institution umzuformen, so verderblich ist die durch ihn nahe gelegte Gefahr einer Ueberschätzung der Strafe. Wenn der Staat nicht mehr als Vollstrecker himmlischer Gerechtigkeit auf Erden auftritt, wenn er in der Strafe nur ein Schutzmittel für menschliche Interessen sieht und ihr Anwendungsgebiet nicht mehr auf unmoralische Handlungen beschränkt, so erscheint sie geeignet, alle anderen Schutzmittel zu ersetzen. Vor ihrer Schärfe und Schneidigkeit erblaßt die civile Rechtsprechung, erblaßt nicht minder das wichtige Correctiv der öffentlichen Meinung.

In der Strafgewalt verkörpert sich die Machtfülle des Staates, und je mehr der moderne Staat das Gebiet seiner Thätigkeit ausdehnt, private Interessen in den Bereich seiner Aufsicht und seines Schutzes stellt, um so häufiger wird die Strafe. Man braucht nur die Particulargesetze, insbesondere die zahllosen Polizeiverordnungen, anzusehen, um zu erkennen, wie unendlich weit der Kreis der strafbaren Handlungen gegenwärtig gezogen ist. Wo das Reichsstrafgesetzbuch irgend eine Lücke aufweist, springen hilfsbereit die Landesgesetze herbei, und wer ein recht erbauliches Beispiel davon haben will, in welchem Maße die Particulargesetzgebung der des Reichs die Sohlen flickt, sehe sich das preußische Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880 an. Da heißt es: Strafe, wohin wir blicken, Strafe um jeden Preis! Zwar sagt das Einführungsgesetz zum Reichsstrafgesetzbuche, daß die Landesgesetzgebung ihre Finger von den „Materien" lassen solle, welche Gegenstand des Letzteren sind, aber der Begriff der „Materie" ist für die Jurisprudenz noch viel nebelhafter als für die Philosophie, und der thatsächliche Zustand ist der, daß die Landesgesetzgebung in der höchsten wie in allen delegirten Instanzen da mit Strafandrohungen einschreitet, wo ihr die Reichsgesetzgebung nicht zu genügen scheint.

Angesichts solcher Verhältnisse ist es wahrlich nicht ungerechtfertigt, wenn die angesehensten Criminalisten dem modernen Staate eine „Strafwuth" oder Aehnliches vorwerfen, und mit nicht geringerem Rechte könnte man sagen, daß, wenn es auf dem beschrittenen Wege weiter geht, es bald leichter sein wird, die straflosen als die strafbaren Handlungen zu bezeichnen.

Der Einwand, daß ein wohlgeordnetes Staatswesen den Schutz zahlloser Interessen fordere, liegt nahe. Aber muß denn das Schutzmittel gerade die Strafe sein? Ist denn das Repertoire staatlicher Machtmittel so klein, daß immer nur das eine Lied gesungen werden muß? — Wie gefährlich die Bahnen sind, auf denen der moderne Staat wandelt, erkennt man, sobald man sich die Dinge in's Praktische übersetzt. Von der greulichen Plackerei, die eine schematisch erlassene polizeiliche Strafverfügung im Gefolge hat, von dem großgezogenen Denunciantenwesen, von der Erlahmung der Privatinitiative auf dem Gebiete des Rechtsschutzes will ich ganz schweigen und mich auf die rein criminalistische Seite beschränken.

Man wird sagen, daß es „polizeiliche" Strafen zu allen Zeiten gegeben habe und geben müsse, daß also das Gebiet der Strafen nicht auf unmoralische Handlungen eingeschränkt werden könne. Dieser Einwand ist an sich richtig, aber es wird dabei übersehen, daß gegenwärtig ein principieller Gegensatz zwischen polizeilicher und crimineller Strafe nicht besteht, und das Verderbliche liegt gerade darin, daß beide Strafarten sowohl in ihrer Verhängung wie in ihrem Vollzuge in einander fließen.

Criminelle und polizeiliche Strafen werden processualisch in denselben Formen verhängt. Allerdings gibt es eine Reihe sogenannter Polizeistrafen, bei welchen zunächst der Amtsrichter oder die Polizeibehörde einen Strafbefehl oder eine Strafverfügung erlassen kann. Einerseits aber findet der amtsrichterliche Strafbefehl auch auf Fälle Anwendung, die man nicht geneigt sein wird, als polizeiliche aufzufassen (z. B. auf den, daß jemand nachgemachtes oder verfälschtes Geld als echt empfängt und nach erkannter Unrichtigkeit als echtes in Verkehr bringt), andererseits geht überall das Verfahren in das ordentliche über, sobald gegen den Strafbefehl Einspruch erhoben oder gegen die Strafverfügung auf richterliche Entscheidung angetragen wird.

Criminelle und polizeiliche Strafen sind inhaltlich gleich. Todes-, Zuchthaus- und Festungsstrafe sind allerdings wirklichen Verbrechen und Vergehen vorbehalten, und vielleicht findet auch die Gefängnißstrafe auf „polizeiliche" Uebertretungen keine Anwendung, aber das weite Gebiet der Geldstrafe und der Haft ist gemeinsam. Nun ist es ein öffentliches Geheimniß, daß in dem Strafvollzuge Zuchthaus, Gefängniß und Haft in einander übergehen, und ebenso steht fest, daß eine große Anzahl Geldstrafen wegen „Uneinbringlichkeit" in Freiheitsstrafen umgewandelt werden muß. Es bleibt mithin das traurige Ergebniß, daß moralisch durchaus gleichgültige Handlungen vielfach die gleiche Strafe nach sich ziehen wie beispielsweise Diebstahl oder Unterschlagung.

Mit vollem Recht sagt Krohne, der bekannte Director der Strafanstalt zu Moabit, in seinem Lehrbuche der Gefängnißkunde (S. 232) folgendes: „Das Schwert, das zum Holzhacken gebraucht wird, versagt seinen Dienst am Tage der Schlacht. Zugleich ist in der Volksanschauung dadurch eine gefährliche Verwirrung der sittlichen Begriffe über die Auflehnung gegen die Rechtsordnung des Staates eingetreten. Das Volk mißt die Schwere des Verbrechens an der Strafe; wenn es nun den gemeinsten Diebstahl, den abgefeimtesten Betrug, Kuppelei, Sittlichkeitsverbrechen an Kindern mit derselben Strafe belegt sieht wie eine gewöhnliche Rauferei junger Leute auf dem Tanzboden oder Uebertretung der Jagdpolizei; wenn es die Dirne und den Vagabunden mit dem Dienstmädchen, das die Gesindeordnung übertreten oder dem Kutscher, der zu schnell gefahren, oder dem Bäuerlein, der das Raupen unterlassen, in demselben Gefängniß, ja in demselben Raume eingesperrt sieht, so wird es unwillkürlich verleitet, alle diese Verbrechen und Personen auf gleiche Stufe zu stellen. Und zwar wird es zwischen beiden Auffassungen schwanken, die Kuppelei so harmlos anzusehen, wie die Rauferei oder den Kutscher, weil er gesessen hat, so gering achten wie den Vagabunden, dessen Haftgenosse er gewesen" — zwei Möglichkeiten, könnte man hinzufügen, von denen die Eine ebenso bedauerlich ist wie die Andere."

Hiermit ist der wesentlichste Mangel des herrschenden Systems bezeichnet, ein Mangel freilich, der sich zunächst nur aus der Beschränktheit unserer Strafmittel ergibt. Solange aber jedenfalls, als man sich zur Einführung neuer nicht entschlossen hat, solange man über die Zweckmäßigkeit der bedingten Verurtheilung, der Friedensbürgschaft und anderer Vorschläge nicht in's Reine gekommen ist, muß an den Staat die Forderung gestellt werden, mit der Androhung von Strafen Maß zu halten. Unbedingt aber verbietet sich die Pönalisirung einer Handlung dann, wenn die Strafe nicht geeignet erscheint, dem zu bekämpfenden Uebel wirksam entgegen zu treten, oder wenn zu befürchten ist, daß ihre Verhängung und Vollstreckung Uebel im Gefolge hat, die an Bedeutung dem Bekämpften gleich kommen.

Von diesem Standpunkte aus soll im Folgenden der Frage nach der Bestrafung der Trunkenheit näher getreten werden.

Paragraph 18 des Entwurfs, um den es sich hier handelt, lautet:

„Mit Geldstrafe bis zu hundert Mark oder mit Haft bis zu vier Wochen wird bestraft, wer in einem selbstverschuldeten Zustande Aergerniß erregender Trunkenheit an einem öffentlichen Orte betroffen wird."

Ganz ähnlich waren die auf dem Juristentage gemachten Vorschläge, und über eine Stunde lang drehte sich die Verhand-

lung nur um die untergeordnete Frage, ob das Moment der Aergernißerregung so oder anders zu fassen oder überhaupt ganz wegzulassen sei. Von größerer Wichtigkeit ist es zu betonen, daß nicht jede Trunkenheit, auch nicht jede selbstverschuldete, sondern nur diejenige unter Strafe gestellt werden soll, die sich öffentlich kund gibt. Zur Rechtfertigung des Standpunktes, daß das Laster gerade an dieser Stelle zu treffen sei, berufen sich die Motive auf den Vorgang anderer Staaten und heben gleichzeitig in Uebereinstimmung mit der Begründung des älteren Entwurfs vom Jahre 1881 hervor, daß sich die strafrechtliche Verfolgung des Haustrunks deshalb verbiete, weil sie das Familienleben gefährden könne. Auf dem Juristentage begründete man die Bestrafung der öffentlichen Trunkenheit und nur dieser durch den Hinweis darauf, daß nach allgemein anerkannten Grundsätzen das Strafrecht nur da eingreifen solle, wo eine Rechtsverletzung vorliegt. Das sei aber nur bei der öffentlichen Trunkenheit wegen der Verletzung des Rechts oder Interesses des öffentlichen Anstands- und Sittlichkeitsgefühls der Fall.

Sicher ist also so viel, daß nur ein geringer Theil der Trunkenheitsfälle vor den Strafrichter gebracht werden soll, und für diese Fälle läßt sich die Frage nicht umgehen, ob gerade sie als die gefährlichen, verderblichen erscheinen, ob man das Uebel an der Wurzel faßt, indem man hier und nur hier mit den Mitteln des Strafrechts vorgeht.

Diese Frage aber muß mit Entschiedenheit verneint werden. Denn nicht der Trinker ist der gefährliche, nicht der ist der eigentlich verderbliche, der gelegentlich im berauschten Zustande auf der Straße umhertaumelt, sondern der ist es, der im Geheimen dem Laster fröhnt, zu Hause Hab und Gut verpraßt, Weib und Kind mißhandelt und dem physischen und moralischen Untergang preisgibt. Gewiß liegen die Verhältnisse nicht überall gleich, aber für viele Gegenden Deutschlands muß behauptet werden, daß die Wirthshäuser wohl Anlaß zu augenblicklichen Excessen bieten, daß aber der schlimme Trinker die Oeffentlichkeit meidet und sich den Rausch in den vier Wänden seines Hauses holt. Mag sein, daß man gelegentlich einen Gewohnheitstrinker aufgreift, aber ebenso viele Wahrscheinlichkeiten sprechen dafür, daß der Aufgegriffene ein im Allgemeinen nüchterner und fleißiger Mensch ist.

Immerhin aber, wendet man ein, hat er sich betrunken, immerhin hat er etwas Unmoralisches gethan und ihm selbst wird der größte Dienst erwiesen, wenn man ihm das Unmoralische seines Thuns zum Bewußtsein bringt und ihn so von der abschüssigen Bahn des Lasters rettet. — Ob das Trunkensein immer den Schluß auf eine Unmoralität zuläßt, mag dahin gestellt bleiben, sicher aber ist der Schluß auf Besserungsbedürftigkeit in dieser Allgemeinheit ungerechtfertigt. Sollte er auch im Einzelfalle zutreffen, so frage ich: was helfen ein paar Tage Haft oder ein paar Mark Geldstrafe? Bei den besten Verhältnissen wenig und bei unserem heutigen Strafvollzug nichts. Auch das Beschämende der Bestrafung kann nicht mehr nützen als die Blamage der öffentlichen Trunkenheit und der Spott der lieben Straßenjugend. — Ist aber der Schluß auf Besserungsbedürftigkeit nicht gerechtfertigt, so liegt in der Strafe eine ganz zwecklose moralische Depression, die, eben weil sie den Bestraften bei seiner Ehre und seinem Ansehen faßt, auf sein Ehrgefühl schädigend einwirken kann.

Aber schreckt die Strafe nicht wenigstens? In vielen Fällen gewiß, aber sie wird weniger vom Trunke abschrecken als von seiner Oeffentlichkeit, sie wird vielleicht das Anstößige von der Straße entfernen, aber das Laster in das Haus zurückdrängen, sie wird es zu einem geheimen und darum doppelt gefährlichen machen, sie wird Anlaß dazu geben, daß man Mittel und Wege sucht, um der Strafjustiz ein Schnippchen zu schlagen. Nicht mit Unrecht hat man darauf hingewiesen, daß der Reiche sich eine Droschke miethen könne, der Arme aber zu Fuß nach Hause gehen müsse. Dieses Argument schwächt man dadurch nicht ab, daß man ihm einen agitatorischen Charakter beimißt, wichtiger aber ist die Einsicht, daß die Strafe in der großen Mehrzahl der Fälle ein Schuß in's Blaue sein würde. Das öffentliche Trunkensein ist offenbar — und dieser Einsicht sollte man sich nicht geflissentlich verschließen — lediglich eine Sache des Zufalls. Man löscht das Feuer nicht, wenn man in den Rauch spritzt, und man bekämpft ein Laster nicht, wenn man sich gegen ganz secundäre äußere Symptome wendet.

Aber auch Würde und Ansehen der Strafjustiz haben von der vorgeschlagenen Behandlung der Sache schwere Schädigung zu erwarten. Denn es ist ein schier unbegreiflicher Optimismus, wenn man glaubt, daß ein derartiges Gesetz sich ohne Ansehen der Person und Gelegenheit werde durchführen lassen. Es ist gar nicht nöthig, auf die sozialen Unterschiede hinzuweisen und den berühmten Geheimrath heranzuziehen, der auf Kaisers Geburtstag vom geraden Wege der Tugend und der Gangart abweicht: auch der dem Polizeibeamten bekannte ehrsame Handwerker oder Arbeiter wird in vielen Fällen frei ausgehen. Vielleicht könnte man es begrüßen, wenn es so käme, und doch geht es nicht an, die Disposition über die Strafjustiz in die Hände der Polizeiorgane zu legen.

Wie aber sind solche Zustände denkbar? Sind nicht Alle vor dem Gesetz gleich? Muß das Gesetz nicht unbedingt und ohne alle persönlichen Rücksichten durchgeführt werden? — In der Idee gewiß, aber in der Praxis wird es niemals durchaus geschehen. Denn alle Gesetze werden von Menschen angewandt, und alle Schwächen des Menschengeschlechts, alle seine Neigungen und Wünsche spiegeln sich in der Ausführung der Gesetze wider.

Ein Blick in die Praxis genügt, um das Gesagte zu bestätigen. Zwei Gesetze sind es, auf die ich als Beispiel dafür hinweisen möchte, daß es papierne Gesetze gibt, die gerade durch ihre papierne Existenz geeignet sind, das Rechtsbewußtsein zu untergraben. Ich meine die Strafbestimmungen gegen Kuppelei und Duell. Auf den ersteren Punkt einzugehen, muß ich aus naheliegenden Gründen ablehnen. Aber jedem Einsichtigen ist es bekannt, daß die Bestrafung wegen Kuppelei bis jetzt wenigstens Zufallssache ist, und daß die Zahl der wirklich zur Verantwortung Gezogenen hinter der der Schuldigen weit zurückbleibt. Auch die Frage, ob das studentische Duell strafbar sein sollte, lasse ich ganz unberührt, sicher aber ist es — nach der doch auch sonst für die Praxis maßgebenden Ansicht des Reichsgerichts — vom Standpunkte des geltenden Rechts aus strafbar. Und gleichwohl bestraft man es nicht. Doch halt, man bestraft es: man faßt in angenehmen Erholungspausen und nach einem mehr oder weniger feststehenden Turnus in dem einen Semester den DC, in dem zweiten den LC, im dritten den SC ab — nicht etwa der Sache wegen, sondern weil man es für erforderlich hält, gelegentlich ein Opfer auf dem Altar der Gerechtigkeit zu bringen. Glaubt man wirklich, der zur Strafe gezogene Student werde dadurch deprimirt? Nicht im Mindesten (d. h. sofern nicht die Depression auf eine Ebbe im Geldbeutel zurückführbar ist), aber was sein Herz empfindet, und mit Fug und Recht empfindet, ist das Gefühl des Zorns, daß man gerade ihn faßt und hundert Andere, die das Gleiche thun, laufen läßt.

Schon wiederholt hat man in letzterer Zeit über das sinkende Ansehen der Justiz geklagt. Nichts aber schadet diesem Ansehen mehr, als wenn sich der Gedanke einnistet, daß die Gesetzesanwendung eine Sache des Zufalls sei. Zugegeben für einen Augenblick, daß durch die Bestrafung öffentlich trunkener Personen sich die Ziffer der Trunkfälligen herunterbringen ließe: was hilft der Vortheil, den der Staat mit der einen Hand gewährt, wenn er mit der anderen das Rechtsgefühl untergräbt? —

Beweisen diese Erörterungen irgend etwas, so beweisen sie doch recht wenig: nämlich daß eine Bestrafung der öffentlichen Trunkenheit und nur ihrer sich nicht empfiehlt. Sie beweisen also nicht einmal die Richtigkeit des vom Juristentage aufgestellten Satzes: die Bestrafung der Trunkenheit — schlechthin — empfiehlt sich nicht, denn immerhin wäre es noch möglich, daß die Strafe an ein tieferes, wesentlicheres Moment anknüpfen könnte. Gerade diese Erwägung war es, die den

Schreiber dieser Zeilen veranlaßte, auf dem Juristentage gegen den Beschluß der Mehrheit zu stimmen. Und doch schien es ihm angezeigt, die Majorität gegen die Angriffe zu vertheidigen, die sie über sich hat ergehen lassen müssen; denn ungerechtfertigt ist und bleibt die Auffassung, daß der Juristentag sich überhaupt gegen ein Gesetz zur Bekämpfung der Trunkenheit ausgesprochen hätte.

Die vom Entwurf außer der Bestrafung der öffentlichen Trunkenheit vorgeschlagenen Kampfmittel erscheinen der ernstesten Beachtung würdig, wenn auch zahlreiche Härten der Abschleifung bedürfen. Es wäre aber weiter zu erwägen, ob man nicht die starken moralischen Kräfte des Volkslebens bei dieser Gelegenheit nutzbarer ausbeuten sollte, als es bisher geschehen ist. In erster Linie würde eine Anknüpfung an die kirchlichen Institutionen in's Auge zu fassen und zu prüfen sein, ob die Geistlichkeit nicht mit Recht und Pflicht zu einem ermahnenden Eingreifen zu betrauen, ob ihr im Fall einer Anklage wegen Beleidigung nicht der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuchs im weitesten Sinne zur Seite zu stellen wäre. Oder man schaffe das durch freie Wahl zu besetzende Amt eines Sittenrichters, eines Censors nach römischem Vorbild — aber man hüte sich davor, die Kraft der Strafe und ihrer moralischen Wirkungen zu überschätzen.

Ein genossenschaftlicher Eisenbahnbau und -Betrieb.

Von Franz Paetow.

Es wird heutzutage viel über die Ausführbarkeit oder Nichtausführbarkeit jener sozialistischen Ideen gestritten, welche durch Bellamy's „looking backward" besonders stark angeregt, schlechthin als bellamystische bezeichnet werden. Vielfach findet man sich mit ihnen einfach damit ab, daß man sie sammt und sonders als Utopien, als Hirngespinnste hinstellt, denen weiter keine ernste Beachtung zu schenken sei. Freilich vergißt man dabei, daß unsere heutige sozial-politische Gesetzgebung in vielen Beziehungen sich mit den Zielen deckt, welche zu jenen „Utopien" gezählt werden, und daß sie insbesondere den Kern dieser Utopien: „die Beseitigung »der Furcht und Sorge vor dem Mangel«" in den Bereich ihrer Thätigkeit bereits gezogen hat, und zwar durch das Altersversorgungs- und Invalidengesetz. Und wenn man vollends die wirthschaftlichen Ziele betrachtet, die Bellamy jetzt in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „The new nation" mit großem Eifer verfolgt, wie z. B. die Verstaatlichung der Eisenbahnen, der Telegraphen, des Transportwesens, der Kohlenbergwerke, ferner den städtischen Betrieb von Beleuchtungs- und Wasseranlagen, der Straßeneisenbahnen, den freien Volksschulunterricht, so stellen sich manche seiner Utopien als solche heraus, deren wir uns durch Verwirklichung derselben schon längst schuldig gemacht haben und fortdauernd schuldig machen.

Beiläufig sei hier des wohl wenig bekannten Umstandes gedacht, daß eine Anzahl von Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft in Boston die „nationalistische Bewegung" in den Vereinigten Staaten anfachten, indem sie sich die enthusiastische Aufregung zu Nutze machten, welche drüben durch die Veröffentlichung des Bellamy'schen „looking backward" hervorgerufen war. An der Spitze des ersten Nationalistenclubs in Boston standen Theosophisten. Und es dürfte ferner wenig bekannt sein, daß jenem Bellamy'schen Buche Laurence Gronlund mit seinem „the co-operative commonwealth" voranging, das zu einem nicht geringen Theile gleichsam als das wissenschaftliche Fundament anzusehen ist, auf welchem Bellamy seinen utopistischen Staat aufbaut. Zwischen Gronlund, welcher sich als ein Anhänger der deutschen sozialistischen Schule bekennt, und der insbesondere sich einfach an Marx anlehnt, und Edward Bellamy finden sich allerdings einige Meinungsverschiedenheiten, die indessen nur theilweise principiell sind.

In den Vereinigten-Staaten bestehen schon seit einigen Jahren kleinere bellamystische Gemeinwesen, von denen einige sich trotz aller ihnen entgegengestellten Schwierigkeiten erfolgreich entwickeln. Die „co-operative Colony of Kaweah" im Tulare-District in Californien hat die sozialistischen Ideen, wie sie namentlich Gronlund zusammengefaßt hat, wohl am strengsten durchgeführt; diese Genossenschaft leistete in der That Großartiges und sieht sich, dieser von ihr entwickelten Thatkraft wegen, augenblicklich sehr befehdet. Ihre Gegner bezwecken nichts Geringeres, als sie zu unterdrücken, haben aber bei der festen Geschlossenheit, mit welcher die Genossen zu einander halten, nur Mißerfolge zu verzeichnen. Der Genossenschaft ist von nah und fern thatkräftige Unterstützung zu Theil geworden.

Während die Kaweah-Colonie sich lediglich auf die eigene Kraft ihrer Genossen und Freunde stützte, benutzte die Colonie: „the Credit foncier" in Sinaloa an der Westküste von Mexico zur Förderung ihrer Zwecke die finanzielle Mitwirkung von Außenstehenden und verschmähte es nicht, sich, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, in gewissem Sinne finanziren zu lassen. Diese finanzielle Hülfe bietet ihr die Kansas-Sinaloa Investment Company in Enterprise, Kansas, welche daraus einen Gewinn erzielt.

Die Sinaloa-Genossenschaft wurde im Jahre 1887 an der Westküste von Mexiko an der Topolobampo-Bai begründet, von wo aus die landeinwärts am Fuerte-Flusse belegenen Ländereien der Cultivirung unterzogen werden sollten. Der Eintritt in die Genossenschaft steht Jedem frei, der mindestens einen Geschäftsantheil von 10 Dollar erwirbt und sich deren Statuten zu unterwerfen verpflichtet. Das gesammte Besitzthum der Genossenschaft ist ein collectivistisches; die Verwaltung beruht auf breitester genossenschaftlicher Grundlage. Jahresüberschüsse gelangen an die activen Colonisten zur Vertheilung. Alle Lebensbedürfnisse werden zum reinen Kostenpreise gegen die Arbeitcheques gegeben, welche von der Genossenschaft für wirklich geleistete Arbeit ausgestellt werden. Jedes Mitglied der Genossenschaft hat Anspruch auf die Ueberlassung eines Grundstückes von 2—50 Acres zur eigenen Bebauung und Bewirthschaftung. Schankstätten, Spielhäuser und andere dem Laster oder der Unzucht dienende Häuser werden in den Colonien nicht geduldet; sogar das Wettlegen bei Pferderennen, welche die Genossenschaften unter sich veranstalten, ist auf das Allerstrengste verboten.

Die Genossenschaft erfreut sich des besonderen Entgegenkommens der mexikanischen Regierung, welche ihr nicht nur umfangreiche Ländereien zu einem sehr billigen Preise zur Verfügung stellt, sondern ihr auch in Betreff der Benutzung der Topolobampo-Bai die weitgehendsten Zugeständnisse machte. Einen starken Rückhalt findet die Genossenschaft an der Kansas Sinaloa Investment Company in Kansas, welche große Ländereien zu dem Zwecke erwirbt, um sie der Genossenschaft wieder zu verkaufen, sobald diese davon Gebrauch machen kann. Durch diese Mitwirkung der Kansas-Compagnie ist es der Genossenschaft nach Ueberwindung mancher Fährlichkeiten gelungen, die Colonie so zu consolidiren, daß sie an die Ausführung großartiger Arbeiten sich heranwagen konnte. Zunächst ging sie an den Bau eines mehrere Meilen langen Canals zur Bewässerung ihrer Ländereien, der nun so weit gediehen ist, daß dessen Benutzung in kurzer Zeit bevorsteht. Es sind Obstanlagen und Feldwirthschaften angelegt; Schulen wurden errichtet, eine Druckerei sorgt für die Herstellung des Organs der Genossenschaft: „the Credit foncier of Sinaloa." Eine Art von Centralstelle für die Anwerbung und die Beförderung von Genossenschaftern befindet sich in Enterprise, Kansas. Die Gesammtzahl der Genossen wird auf ungefähr 6000 angegeben, wovon indessen bis jetzt nur ein Bruchtheil, etwa $^1/_6$, in den Colonien ansässig sind, weil die Verhältnisse es noch nicht gestatteten, eine größere Anzahl hier unterzubringen.

Nun aber fordert die Verwaltung alle Genossen auf, sich nach der Colonie zu begeben, um an dem Bau einer 1000 englische Meilen langen Eisenbahn nicht nur mitzuwirken, sondern dieselbe auch in genossenschaftlichen Betrieb zu nehmen. Denen, die den Bau wirklich ausgeführt haben, soll nach den Grundsätzen der Genossenschaft auch der volle daraus zu erzielende

Nutzen vorbehalten sein. Und es ist in der That ein kühnes Unternehmen, das hier geplant wird, und es soll hier ein so eigenartiges Project der Verwirklichung entgegengeführt werden, daß es sich wohl verlohnt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf hinzulenken. Nach Allem, was über diese Angelegenheit bekannt geworden, erscheint der Plan sehr reiflich erwogen und sorgfältig für die Ausführung vorbereitet. Daß dabei eine gewisse „Finanzirung" mitwirkt, das kann nicht überraschen, da ohne das Eingreifen der Capitalkräfte die Sache unter den heute bestehenden Verhältnissen überhaupt nicht durchzuführen sein würde. Aber die Arbeit geht hier mit dem Capital derart Hand in Hand, daß jene sich dieser Kraft nur im allereigensten Interesse bedient, und daß, sobald sie das geplante Werk vollendet hat, sich von demselben loslösen und allen Nutzen für sich selbst behalten wird.

„Schaut auf diese Locomotive, besichtigt jenes Dampfschiff, prüft diese Taschenuhr. Fertigte der Capitalist sie an? Nein, aber er gab dazu den Anlaß. Er fand die Mittel dazu. Sein Geld war die schaffende Kraft. Nun, dem mag so sein, dann wird die Arbeit sich ihr eigenes Geld machen, und der Capitalist wird nicht länger nöthig sein." In diesem Satze liegt die Grundidee für die Unternehmung, an deren Spitze der Begründer und Leiter der Credit foncier-Genossenschaft, A. K. Owen, und der Leiter der Kansas-Sinaloa-Compagnie, C. B. Hoffmann, stehen.

Die zu erbauende Eisenbahn soll die Westküste Mexiko's mit dem Eisenbahnnetze in Texas verbinden, und somit eine wichtige Ueberlandroute bilden. Ursprünglich war es die Absicht, dafür die Linie Mazatlan-Camargo am Rio Grande del Norte zu wählen, es entschloß sich jedoch die mexikanische Regierung, nachdem der erste Concessionär seine Rechte an A. K. Owen übertragen hatte, ihre Einwilligung zu geben, daß an Stelle jener Linie, die von Topolobampo-Bai nach Presidio de Rio Grande am Rio Bravo del Norte, eventuell auch nach einem anderen geeigneten Punkte, genommen werden. Die mexikanische Regierung gewährt eine Beihülfe von 8000 Dollars pro Kilometer, wogegen nach 99 Jahren die Eisenbahn in den Besitz des Staates übergeht, jedoch soll das rollende Material der Gesellschaft dann aus den Erträgnissen der Bahn nach einer aufzunehmenden Taxe bezahlt werden.

Der Commissionär A. K. Owen hat nun alle seine Rechte aus der Concession an die zu dem Zwecke von ihm begründete „Mexican Western Railroad Company" übertragen unter der Bedingung, „daß ihm der Bau der Bahn überlassen werde, daß die Ausführung durch Genossen des Credit foncier zu geschehen habe, und ferner, daß diesem die Eisenbahn in Pacht zu geben sei, und zwar je nach Fertigstellung der einzelnen fünfzehn Meilen Bauabschnitte." Als Hauptbedingung dem Credit foncier gegenüber stellt Owen, daß die Bauausführung ausschließlich von Genossen geschehe, daß diese sich längs der Eisenbahnlinie ansiedeln müssen, und daß zum Gesammtbetrieb nur Genossen herangezogen werden. Der Eisenbahnbetrieb soll also mit einem Worte ein integrirender Theil der Genossenschaftsthätigkeit sein; der sich aus dem Betriebe ergebende Nutzen soll insbesondere denen zufallen, welche sich an dem Bau durch Arbeitsleistung betheiligt haben.

Der Finanzplan Owen's stützt sich auf die in der genossenschaftlichen Arbeit wurzelnde Kraft, wie sie sich bereits beim Bau des Bewässerungscanals bewährt hat. Den dortigen Verhältnissen entsprechend rechnet Owen, daß von den gesammten Baukosten drei Fünftel auf die reine Arbeitsleistung zur Herstellung des Bahnkörpers, der Gebäude, der Brücken, der Telegraphen u. s. w. entfallen. Für diese Kosten sollen einestheils die Gelder mit verwendet werden, welche von den Genossen an die Genossenschaft auf Geschäftsantheile einzuzahlen sind, zum anderen Theil sollen sie durch die Verwendung resp. Uebernahme derjenigen Sicherheiten — income bonds — ihre Deckung finden, welche die Mexican Western Railroad Company für die Bezahlung jener Arbeitsleistungen zur Verfügung zu stellen hat. Für die Beschaffung des Eisenbahnmaterials ist der Erlös einer von der Gesellschaft aufzunehmenden ersten Amortisationshypothek im Betrage von 10,000,000 Dollars, rückzahlbar in 30 Jahren und verzinslich mit 5 Procent, bestimmt.

Die Genossen erhalten von der Genossenschaft für geleistete Arbeit Zeitcheques in Höhe von 3 Dollar für acht Stunden Arbeit; diese Zeitcheques können gegen income bonds zum Preise von 1 Dollar in Cheques gegen 3 Dollars in bonds umgewechselt werden; 100 Dollar in bonds werden zum Preise von 25 Dollar verkauft. Actien der Kansas Sinaloa Investment Company werden al pari, wie amerikanisches Geld beim Kaufe von income bonds angenommen und die von dieser Gesellschaft im Interesse des Credit foncier ausgegebenen „improvement fund und Mochicahui Land-Scrips" werden zum gleichen Preise wie die Zeitcheques gegen income bonds angenommen.

Zur Deckung der Ablösung von Gerechtsamen wird die Eisenbahngesellschaft Stamm- und Vorzugsactien ausgeben in Höhe von 10,000 Dollars für die englische Meile.

Der Credit foncier als Pächter der Bahn hat an die Eisenbahngesellschaft nur zu zahlen die 5 Proeent Zinsen auf die Amortisationshypothek, also 500 Dollar für die Meile, und an Dividende bis zu 5 Procent, gleich 500 Dollar für die Meile; die Genossenschaft ist demnach nur mit einer festen Ausgabe für Zinsen belastet, ohne daß sie für das Capital haftet oder als Schuldnerin der ausgegebenen Actien in Anspruch genommen werden kann. Die Eisenbahngesellschaft ist den Hypothekengläubigern gegenüber die Garantin, und ihre Actionäre müssen hinsichtlich des Betriebsergebnisses mit dem zufrieden sein, was die Pächterin herauswirthschaftete, können aber davon immer nur bis 5 Procent des Actiencapitals als Dividende beanspruchen. Was über diese 5 Procent hinaus erübrigt wird, fällt den income bonds zu, die zum allergrößten Theil im Besitze der Genossenschaft und ihrer Mitglieder bleiben werden.

Es ist schon vorhin erwähnt worden, daß alle an dem Bau der Eisenbahn Mitwirkenden sich der Genossenschaft einreihen müssen. Da nun bereits an 6000 Personen mit über 18,000 Geschäftsantheilen der Genossenschaft beigetreten sind, wovon bisher nur ein kleiner Theil Wohnsitz in der Colonie genommen hat, so dürfte es an Arbeitern am Bahnbau nicht fehlen. Ueberdies sind schon jetzt dort Industrielle aller Art ansässig.

Das in der That eigenartige Project und die Aussichten, welche die Entwickelung der Genossenschaft durch dasselbe geboten werden, haben bereits die Aufmerksamkeit in anderen Kreisen auf sich gelenkt. Zu Utah nämlich wurde ein Credit foncier-Club gegründet zur Bildung einer Utah-Sinaloa Building Company mit einem Actiencapitale von 100,000 Dollar, welche dem Credit foncier nicht nur Mitglieder zuführen, sondern ihr auch beim Bau der Eisenbahn durch Uebernahme der Ausführung von Gebäuden und Anfertigung von Geräthschaften behülflich sein will. Die Utah-Gesellschaft wird dem Credit foncier die Arbeiten zum Kostenpreise liefern, während sie an Außenstehende nur mit Aufschlag verkaufen wird; sie will ihre Selbständigkeit aufgeben und sich mit dem Credit foncier verschmelzen, sobald derselbe die von ihr betriebenen Geschäfte selbst übernehmen will. Es müssen deshalb die Actionäre der Gesellschaft auch gleichzeitig dem Credit foncier als Mitglieder angehören, und es werden auch nur solche von der Gesellschaft beschäftigt werden. Ob und in wie weit die Utah-Gesellschaft mit dem Mormonenstaate in Verbindung steht, das entzieht sich noch der Beurtheilung. Der Credit foncier of Sinaloa frägt nicht nach dem Glauben oder der Confession seiner Mitglieder; „wir sind entschlossen, die besten Formen gebildeter Menschen aufrecht zu erhalten und auszuüben; wir sind Eklektiker nicht nur in Betreff der Religion, sondern in allen Dingen; wir wollen das Gute, das Schöne und das Wahre wählen, wo immer wir es finden."

Literatur und Kunst.

Idolatrie.

Von Julius Duboc.

Im Jahre 1789 — nach der Befreiung aus seiner vieljährigen Gefangenschaft — richtete der Dichter Schubart u. A. folgende Zeilen an seinen Sohn: „Heil mir, daß ich die Zeit erlebte, wo man das schändliche Bücken, Beugen und Krümmen vor den Erdengöttern, die so gut wie unser Eins auf den . . . müssen, für Idolatrie hält." In diesem drastischen Ausspruch liegt etwas, was in den mancherlei Commentaren, welche die Wiederkehr von Schubart's hundertjährigem Todestag — 10. October 1791 — neuerdings in der Presse hervorgerufen hat, bei Weitem nicht genügend berücksichtigt worden ist. In diesen Commentaren wird fast immer nur der Herzog Carl als Tyrann, als Quälgeist und Peiniger, als Kerkermeister eines Dichters, als Herodes, wie ihn Strauß bezeichnet, dem von ihm gefangen gehaltenen Mann gegenüber gestellt, der seinerseits, wenn auch leichtsinnig und in vieler Beziehung nicht fleckenlos, doch als Verfasser der „Fürstengruft", als Herausgeber der „Deutschen Chronik" von dem Glorienschein der Freiheit, für die er gelitten, übergoldet erscheint. Der Eine ganz mit den Ketten klirrender Despot, der Andere ganz das geknebelte Opfer dieses Despotismus. Diese Auffassung und Gegenüberstellung ist mindestens nicht geschichtlich. Sie vergißt die Idolatrie in Betracht zu ziehen, welche für den Herzog wie für Schubart das gemeinsame, in der Zeit liegende Element, den geschichtlichen Boden bildet, auf welchem Beide sich gestellt finden. Zur Idolatrie gehören aber Götzen und Götzendiener und nicht der Erste, der Götze, sondern die Götzendiener sind dabei die Hauptsache. Dem Götzen wird schließlich allemal die Gestalt und das Gebahren eigenthümlich zufallen, welche sich für ihn aus der Art der Anbetung ergibt, die ihm die Götzendiener widmen.

Gottesdienst und Götzendienst haben Ein Gemeinsames: die im Bewußtsein liegende Annahme und Auffassung eines Abstandes (von unbestimmtem Umfang) zwischen dem Dienenden und Ehrenden und dem Gebietenden und Geehrten. Zwischen lauter auf gleicher Stufe stehenden oder sich als gleichberechtigt und gleichwerthig ansehenden Wesen ist weder das Eine noch das Andere möglich. So lange der Abstand, wie er in der Auffassung der Zeit jeweilig vorhanden ist, keinem Zweifel unterliegt, so lange er unangefochtene Geltung besitzt, besteht in dem Verhältniß des Dienenden und Ehrenden zum Gebietenden und Geehrten ein Herrendienst von unangetasteter Majestät, eine Annäherung des Gottesdienstes (so weit dieser Ausdruck zulässig, wo eine endliche und eine unendliche Größe einander anzunähern sind) an irdische Beziehungen und Größenverhältnisse. In dem Augenblick aber, wo der Abstand als falsch erkannt wird, also seine Gültigkeit verloren hat, ist der Götzendienst fertig. Deshalb war die Idolatrie in den Augen Schubart's von dem Augenblick an fertig und vorhanden, wo er den bisher gesetzten Abstand zwischen den „Erdengöttern" und denen, die bisher (wie er selbst auch) ihr „Bücken, Beugen und Krümmen" ohne Anstand und Bedenken vollzogen hatten, für falsch erkannte und deshalb ist dieser Ausspruch so bedeutungsvoll für ihn und für die Zeit, deren dämmerndes Bewußtwerden er mit diesen Worten aussprach.

Der bis dahin gesetzte Abstand war ein unermeßlicher, ein geradezu ungeheurer und ungeheuerlicher gewesen. In keinem Vorgang tritt dies schärfer zu Tage als in der von einer Anzahl geldlüsterner deutscher Potentaten — Braunschweig, Cassel, Hanau, Waldeck, Anspach, Zerbst u. A. — unter ihnen auch von dem Herzog Carl geübten Verschacherung ihrer Unterthanen an England zum Zweck der Unterwerfung der amerikanischen Colonien. Aber auch bei diesem schmachvollen Handel, der ohne Gleichen in der neueren Geschichte dasteht und seine Parallele höchstens bei wilden Völkerschaften findet, ist der frappanteste Zug nicht sowohl das Verhalten der Fürsten — weshalb sollten sie sich ihrer Souverainitätsrechte nicht voll bedienen, die sie als von Gottes- und Rechtswegen sich zukommend ansahen? — als das Verhalten der gebildeten Schichten, des Mittelstandes der Bevölkerung. Schillers feuersprühendes Wehe! über den Soldatenhandel in „Kabale und Liebe" war ein geradezu revolutionairer Ausbruch. Er entsprach dem aufwallenden Gefühl der Jugend, aber keineswegs der durchschnittlichen, ruhigen Auffassung der zu Recht anerkannten Intelligenz. Kein hervorragender Zeitgenosse (mit einziger Ausnahme Kant's) kümmerte sich groß um diese Fragen. Von den deutschen Soldaten, sagt Kapp in seiner Geschichte des Soldatenhandels, nahmen dieselben kaum Notiz. „Die tonangebenden Klassen in Deutschland betrachteten diesen Soldatenhandel eben einfach als ein fürstliches Hoheitsrecht und fanden es nicht einmal der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren. Das Volk selbst aber war so gedrückt, arm, unwissend und an blinden Gehorsam gewöhnt, daß es die Willkür seiner Herrscher als eine Fügung des Schicksals geduldig hinnahm."

Wie konnte nun diesen höchstgestellten Personen, die in solcher anerkannten fürstlichen Machtvollkommenheit dahin lebten, für deren Wille gar keine Einschränkung denkbar war, denn der Wille des Herrschers war sacrosanct, war in seiner allerpersönlichsten Form und Wesenheit oberstes Gesetz — wie konnte Personen von solcher nicht bloß eingebildeten, sondern allseitig anerkannten Unvergleichlichkeit der Stellung, von solch' unermeßlichem Abstand von den gewöhnlichen Menschenkindern nun wohl zugemuthet werden, mit irgend einem „Raisonneur", der nicht pariren wollte, viel Federlesens zu machen? Warum sollten sie ihrem Verfügungsrecht, das sie über ihre Unterthanen als fürstliches Hoheitrecht unumschränkt ausübten, irgend welchen Zwang und Einschränkung auferlegen, warum gerade einem unbequemen und unfügsamen Crawaller gegenüber sich eine gêne auferlegen? Da war der patriarchalische Despotismus, der, ohne sich um Rechtsformen und rechtliche Erwägungen formeller Art zu bekümmern, zugreift, den Schuldigen einfach packt und ihn züchtigt, bis er sich gebessert zeigt, noch die gelindeste Form der Ahndung.

Das war Schubart's Fall und des Herzogs Stellung ihm gegenüber. Er war Landesvater und übte, nach seinem Ermessen, an einem mauvais sujet sein ihm zustehendes väterliches Züchtigungsrecht. Ich gehe auf Schubart's hinlänglich bekannte Schicksale hier nicht im Einzelnen ein.

Wie ganz aber die an allerhöchster Stelle bestehende Auffassung seines unzweifelhaften Rechtes sich mit der Auffassung deckte, welche die davon Betroffenen ihrerseits sich gebildet hatten und an der sie demüthiglich gebeugt als an einer Richtschnur ihres Verhaltens festhielten, geht u. A. aus der höchst charakteristischen Eingabe hervor, in der die Mutter des Dichters sich nach zweijähriger Angst und Sorge um den ohne Gehör und Urtheil Eingekerkerten an den Herzog wandte. In dieser Eingabe lesen wir zum Eingang: „Duchlauchtigster ꝛc. Es ist nun bald zwei Jahre, daß es Euer Herzogl. Durchlaucht gnädigst gefällig gewesen ist, meinen ältesten Sohn aus höchst weisen und gnädigen Absichten auf den Asperg setzen zu lassen. Die preiswürdige und erhabene Gesinnung, welche Höchstdieselbe allein zu meines Sohnes Besten hierunter geführt, hat sich in dieser ganzen Zeit durch das ganze Verhalten gegen den Arrestanten dermaßen auf's Vollkommenste bewähret und an den Tag geleget, daß mein Sohn nebst mir und den Meinigen die dringendste Ursache haben, Euer Herzogl. Durchlaucht für die hierunter getragene höchste Vorsorge lebenslänglich den unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen ꝛc." Dabei muß man bedenken, wie die von dem gefolterten Mutterherzen hier gepriesene und bedankte „preiswürdige und erhabene Gesinnung" sich an dem „Arrestanten" bethätigt hatte, der länger als ein volles Jahr in der Zelle eines alten Thurmes in absoluter Einsamkeit eingesperrt gehalten worden war, in einer Luft, die so dumpf war, daß ihm der Schlafrock am Leibe verfaulte, Nachts auf Stroh gebettet, kärglich genährt, sodaß der Gefangene trotz seiner eisernen Constitution nach Ablauf dieser Zeit kaum noch zu gehen im Stande war. Wenn

nun auch die eben erwähnte Eingabe von Schubart's Mutter, um den allmächtigen Herzog möglichst günstig zu stimmen, vielleicht etwas de- und wehmüthiger gehalten ist als sie innerlich empfand, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß keiner der Betheiligten in dem patriarchalischen Despotismus an und für sich eine persönlich erlittene Kränkung schwerster Art, etwas unter allen Umständen Zurückzuweisendes erblickte. Weil dem so war, konnte Schubart es über sich gewinnen und mit seiner Manneswürde verträglich finden, unmittelbar nach Beendigung seines zehnjährigen Kerker- und Martyriums demselben Manne als wohlbestallter „Hofdichter" zu dienen, der ihm Unsägliches angethan, u. A. ihm trotz flehentlicher Bitten neun Jahre lang in gänzlicher Absperrung von seiner Frau und seinen Kindern erhalten hatte, er konnte nach dem ersten „gnädigen" Wort, das der Herzog nach endlich erfolgter Freilassung (die er nicht etwa dem Herzog selbst, sondern preußischem Einfluß verdankte) an ihn richtete, mit voller Wahrheit versichern, „daß aller Groll bei ihm weggeblasen sei."

Auf der Culturstufe des patriarchalischen Despotismus ist der Abstand zwischen der Herrschergewalt und den dieser Gewalt Untergebenen prinzipiell ja eigentlich kein anderer als der zwischen Vater und Kind, zwischen dem Erwachsenen und denen, die als solche nicht gerechnet werden. Der patriarchalische Despotismus kann gutmüthig und wohlmeinend, ja selbst gütig, er kann aber auch das gerade Gegentheil davon, roh und ungezügelt sein. Es hat ja von jeher pflichtmäßig besorgte Väter gegeben, die ihr Kind züchtigen, weil sie es lieb haben und dabei Maß und Ziel zu halten wissen und andere, die zu barbarischen Prozeduren greifen, weil sie selbst barbarisch roher Sinnesweise sind. Dann legt sich in gesitteten Gemeinschaften — allerdings meistens sehr spät! — die staatliche Autorität in's Mittel, sie ahndet den Mißbrauch des väterlichen Züchtigungsrechts. Und das ist nun wieder der frappante und das äußerste Maß erfüllende Zug in dem vorliegenden Fall, daß diese Correctur hier gänzlich fehlt. Obgleich der patriarchalische Despot Herzog Carl sein Züchtigungsrecht barbarisch mißbraucht, obgleich er sich noch dazu an einem Mann vergriffen hat, der seinem Unterthanenverband gar nicht angehört, so daß er ihn erst mit List auf sein Gebiet hinüberlocken muß, gibt es keine Instanz, die sich der ganzen Sache annimmt. Die oberste Reichsgewalt läßt von selbst nichts von sich hören und Niemand macht einen ernsthaften Versuch ihre Hülfe anzurufen. Es ist unter den Angehörigen des Dichters wohl einmal die Rede davon, sich an Kaiser Josef II. zu wenden, den Reichsschutz in Anspruch zu nehmen, aber es geschieht nicht. Den Herzog verklagen — nein, es geht doch nicht.

Wenn der patriarchalische Despotismus sich immer gutartig erwiesen hätte, so möchte er noch lange sein Dasein gefristet haben, besonders in Deutschland, wo für denselben in dem Gemüthsleben der Nation ein starker Ankergrund gelegen war. Wir hätten aber dann keinen modernen Staat, ja überhaupt keinen Staat zu entwickeln vermocht. Denn wie das Verhältniß vom Vater zum Kinde, von dem großen zu dem kleinen, ihm unterstellten Menschen im Wesentlichen ein Stück Leibeigenschaft ist, so ist dies auch das Grundwesen in dem patriarchalischen Despotismus, in dem sich das Kindesverhältniß auf größerer Unterlage wiederholt. Das nun ist die Bedeutung von dem Schubart'schen Fall im geschichtlichen Sinn, daß sich in ihm der patriarchalische Despotismus in so unerhörter Weise ausschweifend benahm, daß er eben dadurch die Grundlage erschütterte, auf der er bis dahin unangefochten geruht hatte: die im Volksbewußtsein festgehaltene Annahme eines ganz spezifischen äußersten Abstandes zwischen dem bevorrechteten Souveränitätsträger und den „Unterthanen". In der „Fürstengruft" hat sich diese Wandlung noch nicht vollzogen. Das feuersprühende Gedicht greift nur die Fürsten an, die nicht *gütig* sind. Die guten anerkennt es als eine Art Halbgötter. Ganz anders in der citirten Aeußerung. Hier bricht, in etwas massiver Weise, plötzlich das Gefühl durch, daß der geträumte Abstand gar nicht in der Natur der Dinge vorhanden ist. Das Kindsein hat aufgehört. Das Bücken und Bengen wird „schändlich" genannt. Warum? Das Kind wird dem Erwachsenen gegenüber nicht so empfinden. Im Gegentheil, ihm wird das nur ganz natürlich bedünken. Eine solche Zumuthung enthält nur, was selbstverständlich ist. Verletzend wird sie erst für den *Erwachsenen*, der sie deshalb als entehrend bezeichnet. In Deutschland hat man damals die Kinderschuhe ausgetreten. „Deutschland, die fromme Kinderstube", die Heine noch in den vierziger Jahren verspottete, ist im Wesentlichen doch schon um 1789 unmöglich geworden. Sowohl dem gemüthlichen wie dem ungemüthlichen Despotismus ist damals der Weg verlegt worden. Und weil sich an Stelle des naiven kindlichen Leibeigenschafts-Staates der Staat als *Lebensgemeinschaft von Erwachsenen* gesetzt hat, deshalb ist jeder Rückfall in den patriarchalischen Despotismus gleichzeitig ein Rückfall zur Idolatrie. Denn das Bewußtsein jenes Abstandes ist ja nun nicht mehr vorhanden, von dessen Bestehen es einzig und allein abhing, wenn dasselbe Verhältniß, welches später als Idolatrie gerechnet wurde, einen legitimen Cultus der Verehrung und des Gehorsams darstellte. Für Alle aber, die nun in einem gewissen Sinn gleichartig geworden sind, da sie sich als Erwachsene gegenüber stehen, gilt als Arbeiter am gemeinsamen Werk dasselbe oberste Gesetz, für das der männliche Römer längst die eherne Formel geschmiedet hat: salus publica suprema lex esto.

Der Untergang des Heidenthums.

Von Bruno Gebhardt.

Für eine gewisse Art Geschichtsbetrachtung sind die Zeiten, in denen die großen Wandlungen in den Geschicken der Völker vor sich gehen, die lehrreichsten und interessantesten. Ihre Betrachtung, Erforschung und Darstellung ist allerdings meist überaus schwierig, weil in engster Verknüpfung politische und soziale, kirchliche und literarische Verhältnisse Berücksichtigung fordern. Denn die großen Wandlungen vollziehen sich nie auf einem Gebiete, ohne auf andere hinüber zu greifen und hinüber zu wirken; und epochemachend wird der Umschwung eben dadurch, daß alle Lebensrichtungen der Menschheit in neue Bahnen einlenken. Es sind besonders zwei Perioden der allgemeinen Geschichte, aus deren Betrachtung sich diese Vordersätze ergeben: die ersten christlichen Jahrhunderte und die Jahrhunderte, denen Renaissance und Humanismus das Siegel aufgeprägt haben. Es war dem eigenartigen Genie Jakob Burkhardt's vorbehalten, in seinen beiden trefflichen Werken „Konstantin der Große" und „Cultur der Renaissance" die Epochen der allgemeinen Kenntniß näher zu bringen. Allerdings ist gerade das Buch über Konstantin durch die zeitliche Beschränkung nur ein Bruchstück aus der großen Entwicklung, welche den Untergang des Heidenthums und die Ausbreitung des Christenthums umfaßt. Denn wenn auch durch Konstantin der entscheidende Schritt nach beiden Seiten hin gemacht worden ist, fehlt doch noch viel bis zur endgültigen Lösung. Die Einzelforschung hat es an sich nicht fehlen lassen, und zahlreiche Monographien, die meistentheils an einzelne Kaiser und in dem kirchlichen Leben hervortretende Persönlichkeiten anknüpfen, haben unsere Kenntniß der Zeit erweitert. Auch zusammenfassende Werke, wie die von Beugnot über den Untergang des Heidenthums im Westen, von Chastel das gleiche im Osten, oder die Arbeiten von Lasaulx oder Lübker haben sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, ganz abgesehen von den politischen Historikern der Zeit, die ja auch die einschneidende kirchliche Entwickelung berücksichtigen mußten. Allerdings ist der Forschung nicht am wenigsten durch die Inschriftensammlungen viel neues Material zugefügt worden, und so unternahm es denn der Greifswalder Professor Victor Schulze, eine neue Darstellung dieser interessanten Zeit zu liefern. „Geschichte des Unterganges des griechisch-römischen Heidenthums I. Staat und Kirche im Kampfe mit dem Heiden-

thum II. Die Ausgänge*) nennt sich das Werk, das um seines Gegenstandes willen auch in Kreisen von Nichtfachgelehrten Theilnahme finden dürfte. Es beruht auf durchaus selbständiger wissenschaftlicher Forschung, geht überall auf die Quellen zurück, vielleicht den Kirchenschriftstellern gegenüber mit etwas zu geringer Kritik, und erschöpft sich nicht gerade zum Vortheil in zahlreichen Einzelheiten, aus denen sich der Leser das Bild der großen Entwickelung in eigener geistiger Thätigkeit construiren muß.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts setzt die Darstellung ein und schildert den Bestand des Christenthums zu dieser Zeit. Nach den Berechnungen des Autors lebten damals im Umkreis des römischen Reiches etwa 10,000,000 Christen, der zehnte Theil der gesammten Bevölkerung. Nach seiner Schätzung sind das die Minimalzahlen. Die eigentliche Darstellung beginnt natürlich mit Konstantin dem Großen, in dessen Auffassung Schulze in fast schroffem Gegensatz zu Burckhardt steht. Es ist nahezu ein kirchlicher Panegyrikus, den er liefert. Konstantin erscheint hier durchaus als überzeugter Christ. „In welchem Maße", sagte er, „neben den religiösen Motiven politische Erwägungen das Verhalten des Kaisers im Einzelnen bestimmt haben, ist unbekannt und zu wissen von geringem [?] Werthe; denn es ist selbstverständlich, daß eine Religionspolitik, mag sie auch in ihrem letzten Grunde vom Religiösen ihren Ausgang nehmen, eben Politik ist; das größere oder geringere Maß aber des Politischen bestimmt sich nach den thatsächlichen Verhältnissen, mit denen der Religionspolitiker zu rechnen hat."

Schon diese Worte zeugen auf's deutlichste, von welchem Standpunkt aus Schultze urtheilt; es ist hier nicht der Ort zu ausführlicher Kritik und Wiederlegung, obwohl wir nicht verhehlen wollen, daß wir diesen Standpunkt nicht theilen. Wie dem auch sei, empfing das Christenthum durch Konstantin die für seine Entwickelung entscheidende Förderung, und die Söhne des Imperators suchten das Heidenthum durch Gewalt zu unterdrücken, darin bis zur Maßlosigkeit von einzelnen Geistlichen angestachelt. „So wenig diese (letztere) Thatsache an sich befremden kann, gewährt es doch ein seltsames Schauspiel, daß dieselbe Religionsgemeinschaft, die mehr als zwei Jahrhunderte hindurch in der Zunge des Orients und des Occidents gegen die auf sie gerichteten Gewaltmaßregeln des heidnischen Staates zu protestiren nicht müde geworden war und in leidenschaftlichen Bittschriften Freiheit des Glaubens für sich begehrt hatte, kein Wort des Einspruches oder des Tadels fand, als sich vor ihren Augen dieselben Ereignisse nur in umgekehrter Rollenvertheilung wiederholten. Das rasche Anwachsen des Christenthums muß das Gefühl der Verachtung, und der Greuel der letzten Verfolgungen, die Erbitterung gegen das Heidenthum zu einer Höhe getrieben haben, daß die Erinnerung an die eigene schmerzliche Erfahrung darin unterging, oder wo sie noch fortlebte, zu erfolgreicher Gegenwirkung sich nicht mehr stark genug erwies."

Ein Rückschlag gegen die heftige Verfolgung trat bald ein. Allerdings ist das Verfahren Julians Apostata nur eine Episode ohne dauernde Folge, aber sie hat von jeher die Aufmerksamkeit in lebhafter Weise auf sich gezogen. Er bewies überall seine persönliche Religiosität und schritt in der Rückführung des Hellenismus schrittweise vorwärts. Auf literarischem Gebiete, in Gesetzgebung und Rechtspflege, in Heer und Beamtenschaft und nicht am wenigsten auf dem Gebiete des Schulwesens suchte er seine Tendenz durchzusetzen. Er ging schließlich soweit, dem Klerus Rechte und Staatszuschüsse zu entziehen und die Kirchengüter einzuziehen. Daneben führte er dem absterbenden Heidenthum aus dem wachsenden Christenthum neue triebkräftige Keime zu: Er suchte das Priesterthum sittlich zu heben, legte unter neuplatonischem Gesichtspunkt auf die Predigt neben dem Opfer Gewicht und hob nach dem christlichen Vorbilde die Liebesthätigkeit. Man weiß wie ein früher Tod ihn dieser umgestaltenden Thätigkeit entriß. Daß mit diesen „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" eine ungemein interessante Persönlichkeit dahin sank, wird auch unser Autor nicht leugnen, so wenig günstig er auch ihn und seine Thätigkeit beurtheilt.

Es kann uns nicht obliegen, die Kirchenpolitik der rasch aufeinander folgenden Kaiser im Einzelnen darzulegen. Es gilt von ihnen allen, „daß sie dem Christenthum und der Kirche ihren früheren Besitz ohne irgend welchen Abzug zurückgaben, das Heidenthum andererseits aus seiner bevorzugten Stellung verdrängten, ohne ihm die staatliche Duldung zu entziehen." Erst Theodosius der Große schritt energischer vor, stempelte den Uebertritt zum Heidenthum zu einem Verbrechen, ließ die Zerstörung der Tempel nicht allein zu, sondern befahl diejenige des Serapeions, was zu heftigen Kämpfen in Alexandria führte. So darf von ihm gesagt werden: „die Kirche schuldet ihm die endgültige Ueberwindung des Arianismus und anderer Sekten, also die Herstellung der dogmatischen Einheit; andererseits gab er ihr durch Niederwerfung des Heidenthums einen freien Spielraum und mehrte ihre Machtsphäre und die Zahl ihrer Glieder." Unter seinen Nachfolgern schritt die Propaganda immer weiter. Mönche mit kaiserlichen Vollmachten reisten in den Provinzen umher und unterdrückten das Heidenthum, die Verbrennung gegen das Christenthum polemischer Schriften wurde befohlen und selbst vor Gewaltthaten scheute die herrschende Kirche nicht zurück, wie das Beispiel der im modernen Roman wieder auferstandenen Hypatia zeigt. Der Hellenismus war zur Bauernreligion, zum Paganismus geworden und als Justinian die Gelehrtenschule zu Athen aufhob, war auch sein letzter Halt geschwunden.

Der zweite Band des vorliegenden Werkes enthält im Grunde viel mehr Neues, als es naturgemäß der erste bieten konnte. Die ersten Kapitel bringen den gelungenen Nachweis, wie das Christenthum mehr und mehr in das römisch-griechische Recht eindrang und es vielfach umwandelte, und wie diese allmähliche Thätigkeit ihren endgültigen Sonderausdruck im kanonischen Recht fand. Auch die Kunst konnte sich dem mächtigen Eindruck der neuen Weltanschauung nicht entziehen. „Der mächtige Aufschwung der christlichen Kunst nach Konstantin dem Großen wurde hervorgerufen und gehalten von einer Kirche, welche das Bewußtsein beherrschte, die Gegenwart und Zukunft zu besitzen. Die antike Kunst verschwand nicht, aber sie stellte ihren Betrieb ein oder überließ ihn den Künstlern der neuen Zeit. Man kann noch weiter gehen und sagen: „die christliche Kunst dieser Jahrhunderte verdankt ihr bestes der Anschauung und dem Studium der zwar antiquierten, aber noch sichtbaren klassischen Kunst. Sie hat allerdings dieses Fremde in dem Grade sich assimilirt, daß es als ihr inneres Wesen erscheint, aber ihre besten Erzeugnisse sind nur aus diesen Zusammenhängen zu verstehen."

Auch in verschiedenen literarischen Gattungen macht sich der Einfluß des Christenthums geltend: die Rhetorik wandte sich mit Eifer dem Preis der neuen Lehre zu, die vielgelesenen Romane der spät griechischen Zeit suchte man durch eine reich entwickelte Legendenliteratur zu verdrängen, die Epik wurde christlich und in der Lyrik nahmen die Hymnen jetzt einen breiten Raum ein. Recht interessant ist auch die Darlegung, wie allmählich der heidnische Kalender mit seinen Götterfesten durch den christlichen mit seinen Heiligentagen verdrängt wurde. Gerade die letztere Einrichtung, das Entstehen und Ausbreiten des heiligen Cultus, gehört mit zu den Ausgleichungspunkten zwischen der absterbenden und werdenden Religion. „Eine seltsame Entwickelung. Jahrhunderte hindurch verwertheten die christlichen Apologeten und Polemiker in der Bestreitung des Götterglaubens gern die Entdeckung, daß die Götter nichts als vergöttlichte Menschen seien; jetzt übte das religiöse Gemeinwesen, für welches sie eintraten, mit Eifer auch seinerseits den Cult vergöttlichter Menschen. Zu den Berührungspunkten gehören ferner der Geniencultus, der in dem Engelcultus wiederkehrt. Heidnische und christliche Ascese ähneln sich bis in's Einzelne: die Tonsur der Mönche entspricht dem Haaropfer der antiken Zeit. Zwischen den Gelübden der Vestalinnen, ihrer Einkleidung, ihrer Lebensweise und ihrem Ruf der Heiligkeit und den gleichen Einrichtungen der Frauenklöster und des

*) Jena, Hermann Costenoble 1887. 1892.

Nonnenwesens sind die treffendsten Analogien vorhanden. Auch die Prozessionen und Wallfahrten, die bis auf den heutigen Tag im katholischen Gottesdienst einen so breiten Raum einnehmen, finden ihre gleichgearteten Vorgänger im Hellenismus. Selbst die nahe an Aberglauben streifenden Versuche die Zukunft zu erforschen, wie sie dort in zahlreichen Methoden vorhanden waren, werden auch hier mannigfach unternommen, indem die Ausdeutung zufällig aufgeschlagener Bibelsprüche diesem Zwecke dienstbar gemacht wird. Auch Amulette kennt die alte und neue Zeit und vielleicht die bequemste Möglichkeit des Ueberganges bot der Unsterblichkeitsglaube für die Kreise der alten und neuen Bekenner. So war denn die Fähigkeit des Ueberganges mannigfach vorhanden und gewiß überaus wirksam. „Die religiösen Ausgleichungen," sagt unser Autor, „zwischen dem alten und dem neuen Glauben, die feste und kluge Organisation der Kirche, die Weise ihrer Liebesthätigkeit, die Mitwirkung des Staates sind wohl erfolgreiche Hülfsmittel gewesen, welche die Entwickelung beschleunigten, aber die Centralgewalt, welche das Heidenthum überwand, stellten sie nicht dar. Sie leisteten nur Dienste. Vielmehr dieselbe religiöse Kraft, welche schon in vorkonstantinischer Zeit ihre Superiorität über die Culte des Heidenthums durch ihr siegreiches Vordringen erwies und in der letzten und größten Verfolgung die Ohnmacht auch des antiken Staates an's Licht stellte, hat im vierten Jahrhundert unter überaus günstigen Umständen vollendet, was sie vorher in schwieriger Lage glücklich eingeleitet hatte. Es mag sein, daß die christliche Religion in nachkonstantinischer Zeit das religiöse Ideal des Christenthums nicht mehr im ganzen Umfange und in voller Reinheit besaß; immerhin lagen die Culte des Heidenthums tief unter ihr, ja sie stand ihnen trotz der vorhandenen Berührungen als etwas durchaus Neues entgegen. Eine religiös gerichtete Menschheit konnte sich dem Eindrucke und der Erkenntniß in ihr etwas Höheres, ja das Höchste zu haben, auf die Dauer nicht entziehen. Der Sieg des Christenthums mußte ein vollendeter werden, sobald die mittleren Gesellschaftsklassen, in denen die antike Frömmigkeit als innerlicher Besitz hauptsächlich ruhte, gewonnen waren. Die urtheilslosen Massen, denen die Religion mechanische Gewohnheit war, folgten von selbst nach." Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Verfasser auch noch den Niederschlag der Mythologie in der christlichen Dämonologie verfolgt hätte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Abend im Lesezimmer.

Von F. Horn.

Der Winter hält seinen Einzug mit Pauken und Trompeten. Der Influenzanebel und die dunstig-feuchte Witterung hat dem frischen, fröhlichen Frost Platz gemacht. Die kurzen Tage haben sich eingestellt. Die Sonne geht früh, aber langsam zu Rüste. Das Tageslicht zieht sich widerstrebend, aber stetig vor der einbrechenden Dämmerung zurück, deren kurzes Dasein der andringenden Finsternis erliegt. Auch das Lesezimmer beginnt sich in Dunkel zu hüllen. Der große, eichene, starkgebaute, runde Tisch in der Mitte des Zimmers unter einer stattlichen, blankgeputzten Hängelampe ist mit einzelnen Zeitungsblättern belegt. Um ihn stehen Stühle und harren der Gäste. Auf anderen Tischen an den Wänden liegen die in Halter eingefügten Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren und einzelne Bücher. Am Fenster sitzt der einzige anwesende Herr, der sich vergebens bemüht, die hochgehaltene Zeitung zu entziffern. „'s wird schon dunkel," brummt er in den Bart. „Schlechte Wirthschaft hier! Wollen wohl das elende Petroleum sparen! Schellen nützt nicht. Die Klingel ist schon lange ein bloßer Name. Jedenfalls will ich mir meine Augen nicht verderben." Sprach's, legte die Zeitung auf den Tisch, zog seinen Ueberrock an, nahm Hut und Stock und entfernte sich.

Im Zimmer herrschte Grabesstille, nur unterbrochen durch das eintönige Ticken der Pendeluhr, das Knistern und Prasseln des Feuers im Ofen, zuweilen auch durch das dumpfe Rollen eines entfernten Wagens oder das kläffende Bellen eines ausgesperrten Köters. Allmählich erklingen auch andere Töne, aber nur einem haarscharfen Ohr vernehmbar. Ein leises Knistern und Knastern schwebt durch die Luft wie von umgeschlagenen Zeitungsblättern, das sich in wachsendem Grade zu einem leisen Wispern und gedämpftem Flüstern verdichtet. Aber nur ein in die Mysterien eingeweihtes Ohr ist im Stande, die Sprache der Zeitungen und Journale zu verstehen. Die Dämmerstunde nämlich, die einzige Zeit den Tag über, wo sie ungestört sind, dient ihnen als gemüthliches Plauderstündchen.

Das Mittagsblatt des Hamburgischen Correspondenten beklagt sich über schlechte Behandlung: „Während die anderen Zeitungen gleich nach ihrer Ankunft zu ihren Geschwistern geführt und dem Zeitungshalter eingefügt werden, muß ich jeden Nachmittag einsam und verlassen hier auf dem großen Tische liegen, ohne mit meinem Bruder, dem Morgenblatt, zusammen zu kommen, da wir doch so manches zu besprechen haben." „Freue dich," bemerkte das Berliner Tageblatt, „daß du doch wenigstens äußerlich so lange die Freiheit genießen kannst, ohne in den Rahmen eingezwängt zu sein. Mir wenigstens ist, auch schon meiner ganzen Neigung nach, nichts widerwärtiger, als durch äußere Fesseln in der freien Bewegung gehemmt zu werden." — „Die Berliner Zeitung ist doch immer bei der Hand," sagte die Kreuzzeitung mit krähender Stimme. „Du sagst das natürlich wieder nur, um nach deiner Gewohnheit, die dir fast zur zweiten Natur geworden ist, zu opponiren. Denn im Grunde freust du dich doch und weißt es eben so sehr zu schätzen, wie ich und die anderen Collegen, hier in traulicher Gesellschaft zu liegen, locker, als dort einsam und verlassen auf dem großen Tisch zu hausen und den eigenen Gedanken nachzuhängen." — „Das magst du wohl sagen," stimmte ihr die Allgemeine Zeitung bei, „aber Alles kann übertrieben werden. So möchte ich doch gern meine Thätigkeit etwas mehr ausdehnen, als hier immer müßig auf dem Nebentisch zu liegen. Ich warte und warte, ob nicht jemand käm' und mich mitnähm', aber nur selten finde ich Erbarmen. In früheren Jahren war ich viel begehrter." — „Das ist auch kein Wunder," belehrte sie die Kieler Zeitung in hohem Tonfall mit schnellem Wortfluß. „Du paßt nicht für die moderne Zeit. Du bist nicht fin de siècle, sondern nimmst Alles zu ernst und gründlich. Deine oft rein wissenschaftlichen Aufsätze, die du in deinen Beilagen lieferst, wer liest die noch? Man muß mit der Zeit fortschreiten und mit den Wölfen heulen. Ich erscheine drei Mal täglich und werde viel gelesen. Das kommt daher, weil ich es den Leuten mundgerecht zu machen weiß. Tiefe Gedanken passen nicht für die Gegenwart. Man liest zur Erholung, wenn man von Geschäften ermüdet ist, ohne viel nachzudenken, oft mit halbem Auge. So ist nun einmal die Welt, und in ihr muß man leben." — „Renommirt die sich wieder ein Stück ab," unterbrach sie eine hohe Fistelstimme mit hartem Organ in abgerissenen Sätzen. „Erschein' ich doch nur ein Mal die Woche," sprach der Kladderadatsch, „dafür aber auch gründlich. Sobald ich da bin, greift Alles nach mir. Sehe immer lachende Gesichter." „Da bist du nicht der einzige, mein lieber collega in partibus", hielten ihm die Fliegenden Blätter in vollem Brustton des Behagens vor, „denn auch ich mache in dem Fach. Möchte aber doch nicht mit dir tauschen. Denn wer reizt wohl mehr zum Lachen als ich? Du ärgerst auch Manchen; Vielen läuft die Galle über, wenn sie dich lesen, während ich häufig ihr Zwerchfell so erschüttere, daß sie zuweilen vor Lachen bersten möchten; und das soll sehr gesund sein." — „Aber ich nehme kein Blatt vor den Mund," entgegnete der Kladderadatsch. „Meine satirischen Anspielungen haben immer einen tiefen Sinn und eine ernste Tendenz, während deine Witze nicht selten oberflächlich sind, ja zuweilen an das Gebiet der Kalauer streifen." — „Dafür mußt du auch zuweilen brummen," neckten schadenfroh die Fliegenden Blätter. „Hört 'mal, laßt das Streiten sein," warnte die Nationalzeitung, indem sie einen hochweisen Schulmeisterton anschlug. „Jeder fege vor seiner Thür! Jeder singe nach seiner Weise! Was würde wohl daraus werden, wenn wir alle dieselbe Tonart spielten? Dann brauchte man nur eine Zeitung, und die anderen würden bald das Zeitliche segnen. Aber Eins möchte ich hier doch 'mal zur Sprache bringen.

Ich liege hier immer bei der Germania und dem Hannover'schen Courier. Was für eine Taetlosigkeit von dem Custos, uns stets zusammenzulegen! Er kann sich doch wohl denken, daß wir zusammenpassen, wie Katze und Hund." — „Wenn Sie der Hund sein wollen," fiel ihm die Germania mit näselndem Ton in's Wort (sie siezte nämlich grundsätzlich die anderen Zeitungen), „so übernehme ich gern die Rolle der Katze. »Leise flehen meine Lieder!« Ein Hund, der bellt, beißt nicht. Die Katze kratzt, ohne viel Lärm zu machen." — „Warten Sie nur!" fuhr sie der Hannover'sche Courier mit polternder Stimme an, „das sollen Sie büßen! Nicht wahr, Nationalzeitung? Wir haben die Germania zwischen uns. Die wollen wir gehörig kneifen, wenn sie hier mucken oder gar sich aufspielen will." „Nur keinen Streit!" suchten die Hamburger Nachrichten zu beschwichtigen, „sonst werden wir euch mit unserem großen Format 'mal gehörig zudecken, daß euch Hören und Sehen vergeht." Dabei lachte sie in sich hinein, als wenn es nicht so bös gemeint wäre. „Nicht wahr, Kölnische, dazu haben wir das Zeug?" — „Wozu du das Zeug hast, weißt du selbst am besten," erwiderte die Kölnische Zeitung mit etwas verschleierter Stimme, der man die unterdrückte Aufregung anmerkte. „Ich halte es gerade nicht für opportun, mit dir durch Dick und Dünn zu gehen, bin überhaupt nicht für so drastische Mittel. Nimm dazu den Figaro! Der liegt freilich auf dem anderen Tisch . . ." „Um Gotteswillen!" schnitten ihr die Hamburger Nachrichten das Wort ab. „Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, nur nicht vom Figaro. Laß den doch ruhig auf seinem Platz liegen bleiben. Die Franzosen lieben freilich das Drastische, aber mit dem will ich lieber keine Gemeinschaft haben." „Da hast du Recht," stimmte die Illustrirte Zeitung ihnen bei. „Der Figaro schimpft auf die Deutschen, und dabei druckt er mich und andere deutsche Bilderzeitungen ab. Das stimmt doch nicht." — „Mais, messieurs, que voulez vous? Ne me troublez pas, s'il vous plaît! J'appartiens à la grande nation, je n'ai point affaire à vous," rief der Figaro erschrocken und pikirt dazwischen; aber Niemand nahm Notiz von ihm. „Laßt ihr mich auch einmal hören?" huben die Itzehoer Nachrichten an. „Ihr liegt da doch sonst so ruhig, als wenn ihr schon begraben wäret. Was wollt ihr auch viel mitsprechen, denn meistens befieht man nur eure Bilder, ohne euren Text zu lesen." „Meinst du denn," parirte Ueber Land und Meer, „daß die Leute dich wegen deiner geistreichen politischen Leitartikel lesen? Du magst für die Provinz ein sehr nützliches Blatt sein, da du überallher, auch aus den kleinsten Ortschaften, Neuigkeiten bringst, und dein »Buntes aus der Zeit und dem Leben« schon fast ein Jahrhundert lang die Spalten deines Blattes ziert. Aber zu der hohen Politik hast du dich doch nie verstiegen." — „Als ob darin überhaupt die wahre Bildung bestände, jeden Tag gelesen zu werden," suchten die Preußischen Jahrbücher, die mit den illustrirten Zeitungen auf demselben Tisch lagen, zu berichtigen, indem sie jedes einzelne Wort mit einer gewissen Schärfe betonten. Was man bei euch liest, hat man den folgenden Tag schon wieder vergessen. Uns dagegen liest man mit einer gewissen Andacht, mit regem Interesse. Ja, uns blättert man nicht, sondern studirt eifrig Seite für Seite." — „Dafür könnt ihr denn auch lange warten, bis ihr überhaupt dran kommt," warf die Rostocker Zeitung mit ihrem breiten mecklenburgischen Dialekt ein. „Alle Monat, höchstens alle Woche erscheint ihr. Dann greift man nach euch, und nachher kümmert sich selten Einer um euch." — „Bitte sehr!" unterbrachen sie die Leipziger Grenzboten, die ihren sächsischen Dialekt nicht verleugnen konnten. „Dafür werden wir auch später aufbewahrt und eingebunden, und nicht, wie ihr, als Makulatur und Käsepapier oder gar zum Einstampfen verkauft. Dann kommen wir in das Heiligthum der Wissenschaft, um dort in Reih' und Glied neben alten, berühmten Autoren zu stehen, die nach Jahrzehnten zählen. Du sollst dich überhaupt nicht so bemerkbar machen, denn deiner Sprache hört man sofort an, daß du aus dem gesegneten Lande Mecklenburg, dem Staate im Staate, stammst."

Plötzlich hört man laute Schritte im Vorzimmer. Die Thür wird aufgerissen. Ein Kellner erscheint. Er schaut sich stumm ringsum, eilt an den Tisch, ergreift die Zündhölzer, zündet die Lampe an und verschwindet wieder. Das Flüstern ist verstummt; nur das Ticken der Uhr und das Prasseln des Feuers unterbricht die feierliche Stille des jetzt erhellten Zimmers. Ein schleppender Schritt schlürft durch das Vorzimmer. Langsam öffnet sich die Thür. Ein alter Herr erscheint auf der Bildfläche. Die Jahre haben ihn gebeugt. Weiße Haare umgeben ein stark gerötheles Antlitz. Langsam nähert er sich dem Tisch, rückt einen Stuhl heran und setzt sich, nachdem er das Morgenblatt des Hamburgischen Correspondenten vom anderen Tisch genommen und das noch lose Mittagsblatt darunter gelegt hat, damit es kein Anderer in Beschlag nehme, bevor er es gelesen hat. Dann langt er die Cigarrentasche heraus, entnimmt ihr nach längerer, bedächtiger Prüfung ein Exemplar, das seinen Beifall gefunden hat, schneidet die Spitze sorgfältig mit einer besonderen Vorrichtung ab, so daß sie in eine damit verbundene Dose fällt, für den Cigarrenspitzensammelverein. Dann reibt er ein Streichholz an. Das erste bricht ab; das zweite zündet nicht. Unmuthiges Knurren. Das dritte fängt Feuer. Die Cigarre brennt. Feines, kräftiges Aroma erfüllt den Raum und die Geruchnerven des Hamburgischen Correspondenten mit wonnigem Behagen. Der Herr trinkt gewiß ein gut Glas Rothwein. Sollte das etwa ein Weinhändler sein, der sein Schäfchen in's Trockne gebracht hat? Er klappt eine Lorgnette auf und liest eifrig, aber mit Bedacht. Festina lente. Jetzt ertönt ein langsamer Schritt von draußen. Ein großer, hagerer Herr mit eisgrauem Haar und Schnurrbart und gelblich-blassem, schmalem Gesicht betritt das Zimmer. Er reibt sich die Hände, nachdem er seinen Paletot abgelegt hat. „Kalt, kalt! Nicht ordentlich eingeheizt," stößt er kurz hervor. „Wollen wohl Feurung sparen," meint der Alte grimmig. „Sind nur dreizehn Grad, das genügt doch nicht!" Jener nimmt die Nationalzeitung vom Nebentisch, setzt sich an den Tisch mit dem Rücken nach der Lampe, so daß das Licht auf die Zeitung fällt und vertieft sich in die Lectüre mit wachsendem Interesse, das sich an der mehr oder minder raschen Bewegung zeigt, mit der er mit einer nervösen Beharrlichkeit seine Stirnlocke dreht. Und wieder öffnet sich die Thür, und leisen Schrittes tritt ein Herr auf Gummischuhen herein. Wenn es friert, trägt er sie zum Schutz gegen die Kälte, wenn es thaut, wegen der Nässe und des Schmutzes. Seinen Ueberzieher hängt er nicht an den Kleiderhaken, sondern faltet ihn sorgfältig zusammen und legt ihn auf einen Stuhl; darüber Handschuhe und Hut; den Schirm — er geht nie ohne solchen aus; er meint beobachtet zu haben, daß es jedesmal regnet, wenn er keinen Schirm hat — lehnt er gegen den Stuhl. Ein kleiner, schmächtiger Herr mit kahlem Schädel und kräftig vorspringender Nase begrüßt die Anwesenden. Er wirft einen schmerzlich verlangenden Blick nach dem Leser der Nationalzeitung. Resignirt greift er nach einer anderen, die ihm zunächst liegt. Von Neuem erschallt ein rascher, harter Schritt im Vorzimmer. Die Thür wird mit einer gewissen Vehemenz aufgerissen und so heftig zugeschlagen, daß die Scheiben klirren. Mit Windeseile legt ein großer, breiter, wohlgenährter Herr in den besten Jahren mit dunkelblondem Vollbart und vom Zahn der Zeit schon etwas gelichtetem Vorderhaupt seinen Ueberrock ab, packt drei Zeitungen mit einem Griff, wirft sich auf einen Stuhl, daß die Fugen krachen, knallt den Zeitunghalter gegen die Tischplatte, daß die anderen Herren erschrocken auffahren. Bei jedem Umblättern entsteht ein lautes Geräusch und jedes Mal schlägt der Halter klappend nieder.

Auch hier im Zimmer zeigt der Winter die Wirkung seines Regiments. Der alte Herr leidet an einem röchelnden Husten, der da knarrt wie eine alte Kaffeemühle. Noch ein Herr betritt das Zimmer. Um nicht zu stören, geht er auf den Zehen; scheint also ein sehr rücksichtvoller Herr zu sein. Er liest die Allgemeine Zeitung; wenigstens zuerst; nachher auch andere; schließlich alle. Zuletzt greift er zu den Bilderzeitungen, während der zuerst gekommene alte Herr noch immer an dem Correspondenten studirt. Er ist allmählich zum Mittagblatt vorgedrungen und so von der Angst befreit. Das steigende und sinkende Interesse des zuletzt erschienenen eifrigen Lesers läßt sich mit fast mathematischer Genauigkeit abmessen an der stärkeren oder geringeren Heftigkeit, mit der er seinen kurzen, halb ergrauten Schnurrbart zupft — nein, „zupft" kann man nicht sagen, denn dazu ist er zu kurz — ja, wie soll man diese Thätigkeit bezeichnen? — etwa mit den Fingern darauf trommelt oder Klavier spielt!? — Alle Anwesenden scheinen mehr oder weniger an Katarrh zu leiden. Der eine hustet röchelnd, der andere schnaubt sich mit unendlicher Anstrengung aus, ein dritter räuspert sich in tiefstem Baß mit regelmäßigen Intervallen, ein vierter stößt einen kurzen trockenen Husten aus, ein

fünfter bemüht sich vergeblich, eine Bazillencolonie, die sich an dem sehr empfindlichen Ort zwischen Schlund und Nasenwurzel niedergelassen hat, zur Auswanderung zu veranlassen.

Jetzt erscheint der Custos mit den neuen Zeitungen. Allgemeine Bewegung. Aber er weiß den Aufruhr im Keime zu ersticken. Er kennt seine Pappenheimer. Jeder erhält die Zeitung, die er zu lesen pflegt.

Doch die Zeit des Abendessens naht. Einer nach dem Anderen entfernt sich, um zu Muttern zu gehen. Zuletzt erscheint der Custos wieder, um aufzuräumen und die Ordnung herzustellen. Nach seiner Entfernung lautlose Stille! Nur die Uhr läßt ihr monotones Ticktack stark hören. Das Feuer im Ofen ist abgebrannt; es hat seine Schuldigkeit gethan. — Leise öffnet sich die Thür. Ein Herr auf Gummischuhen tritt lautlos ein. Scheu blickt er sich um, und als er das Zimmer leer sieht, ergreift er schleunigst die „Gegenwart" und steckt sie, nachdem er sie zusammengefaltet hat, in die Brusttasche, um sich dann ebenso rasch und geräuschlos wieder zu entfernen, wie er gekommen ist. „Schon wieder derselbe Herr," flüstert die „Gegenwart" bei sich. „Ich kenne ihn ganz genau wieder nach der Beschreibung, die mir meine Geschwister von ihm gemacht haben. Mich wundert, daß er nicht einmal dabei abgefaßt wird, denn es ist doch verboten, Zeitschriften aus dem Lesezimmer zu entfernen. Na! das schadet ja Niemandem, denn morgen bringt er mich zur rechten Zeit wieder, und inzwischen entbehrt mich Keiner. Nun, mir kann es gleich sein; oder vielmehr, mir ist es sogar sehr angenehm, denn ich bin in seinem Hause lieber, als hier im kalten Lesezimmer. Er pflegt mich nämlich seiner Frau vorzulesen. Jedenfalls fühle ich mich dort immer sehr behaglich in dem warmen Stübchen bei einem Glase heißen Grog und einer guten Cigarre. So entgehe ich wenigstens für eine Nacht dem Geschwätz der anderen Zeitungen — denn die können nicht schweigen — und schlafe den Schlaf des Gerechten."

Aus der Hauptstadt.

Die romantische Schule.

Entsetzt Euch nicht, o meine Freunde! Denn nicht von alter Literatur will ich, sondern von neuester Politik zu Euch sprechen; nicht von Clemens Brentano, von Novalis und Tieck längst Bekanntes vortragen, sondern die wundersame Legende von den zween Grafen verkünden, von Zedlitz und Caprivi. Des Knaben Wunderhorn ist lange verklungen, doch eben setzen die praeceptores Germaniae die neue Wunderflöte an, Knaben und Mägdelein wieder eins aufzuspielen. In den alten Berg will Graf Zedlitz, der wohlbeleibte Rattenfänger von Posen, frische Jugend locken und jammernd steht und die Hände ringend die Schaar der furchtbar Verständigen bei Seite und sucht, durch laute Reden und pathetische Geberden, dem weitberühmten Sänger die rothbackige Beute abspänstig zu machen. Allerlei Geister werden beschworen: vom alten Fritzen wird die immer noch blanke Toleranz, vom jungen Lassalle das durch Herrn Virchow aufgefrischte Wort vom Culturkampf entlehnt und gräßlich tobt, das Hohenzollern-Hauskreuz auf dem Professorenfrack, der Felix Dahn jetzt um die Mauern, als gälte es, den seligen König Roderich unter die Haube und den unseligen Kampf um Rom zum Austrag zu bringen. Auch andere todte Männer thun wieder einmal höchst lebendig, und, wie ein prächtiger Paradegaul in der Arena schüttelt, des Disciplinargesetzes nicht achtend und nicht der Entsetzung von Limburg-Stirum, Herr von Bennigsen die Mähne, und wenn Herr von Forckenbeck nicht durch seine siebenzig Jahre und durch die Errichtung von Wärmehallen in der Musterwirthschaft der loyalen Residenzstadt zurückgehalten wäre, er würde gewiß auch wieder auf die Schanzen rufen, im zoologischen Garten, an einem billigen Sonntag. Doch es ersetzt „voll und ganz" ihn Herr Eugen Richter, den nach zweistündiger Rede eine Halsentzündung befiel, dessen goldene Worte aber für fünfzig Pfennige („Partien von zehn Exemplaren à 25 Pf.") käuflich sind und dessen Moniteur jetzt am Kopfe die unbezahlbaren Sätze trägt: „Für Schule und Elternrecht im Kampfe gegen geistliche Herrschaft allzeit voran steht die Freisinnige Zeitung . . . Alle einschlagenden Fragen werden in der Freisinnigen Zeitung auf das eingehendste und sachlichste erörtert . . . Man abonnirt bei allen Postanstalten u. s. w. u. s. w." Entsetzet Euch nicht, o meine Freunde, sondern folget des Herrn Professors Friedberg weisem Rath: Wachet und betet, denn, wahrlich, schwer ist diese Zeit.

Der Umschwung ist selbst für unsere an Ueberraschungen allmählich gewöhnten Nerven etwas rasch gekommen. Vor vier Wochen noch war's ja wohl eine Lust zu leben, mit dem neuen Kurs den sonnigen Gestaden der Freiheit entgegen zu steuern, und Herrn Rickert wandelte fast eine Ohnmacht an, als er las, der gute Kanzler sei schon des Amtes müde. Wer etwa mehrere Wochen an der Influenza gelegen hat, der wird nicht ganz leicht sich jetzt wieder in die Zeit schicken lernen, denn nun sitzt das Staatsschiff in dichtem Nebel, die Dampfpfeife gellt durch die bangen Lüfte und in Schlafrock und Pantoffeln stürzen alle die guten Revolutionäre an Bord, die Seegespenster zu betrachten: Die Dunkelmänner, den Gewissenszwang, die rabenschwarze Reaction. Und Graf Caprivi, der im Januar noch so hell blickende, humane Mann mit den freundlichen Sitten, sieht auf der neuesten politischen Momentphotographie dem General Volland von der Hahnenfeder aus den Rittern vom Geiste so ähnlich wie ein frommer Kriegsmann dem andern.

Kurzsichtigkeit oder Selbsttäuschung? Wollte man es nicht früher bemerken oder hat man es wirklich erst jetzt bemerkt, daß auf der Kommandobrücke des Panzerschiffes Deutschland der nach allen Regeln modernster Technik hergestellte Compaß schon längst die Richtung weist: Politische Romantik? Trotz den alten Fanfaren, den Escarpins und Schnallenschuhen, den hohen Liedern von goldener Mittelalterlichkeit und Kirchenbauten sollten die Parteihäuptlinge sich in der Richtung getäuscht haben? Dann muß die von Berufes wegen geübte Politik die Augen weit mehr noch als den Charakter verderben.

Alle Romantik entspringt dem metaphysischen Bedürfniß des Menschen, den Schopenhauer deshalb animal metaphysicum genannt hat. Daß die Massen nicht philosophisch denken können, erkannte schon Plato; daß sie mit platten Rationalismus nie sich bescheiden werden, erkannte erst Goethe und spottete drum über Nicolai und den Doctor Bahrdt. Aber er spottete auch über die Kirchendogmatik, über den Lämmleinecultus und die empfindsame Herrenhuterei, für die einst das Fräulein von Klettenberg ihn einzusaugen bemüht war; und doch mußte er mit eigenen Augen noch die Wiederherstellung des Jesuitenordens sehen, das Wirken Schleiermacher's und Hamann's und die Regung der Orthodoxie unter der Führung des preußischen Cultusministers Nicolovius, dem ein ironischer Zufall die Nichte des großen Weltkindes von Weimar zur Gattin gegeben hatte. Der klassische trat vor dem romantischen Geiste zurück, der Universalismus vor dem Nationalismus, nicht in die griechische, sondern in die altdeutsche Vorzeit richtete nun sich der Blick und die Welt wurde, nach dem napoleonischen Schrecken, zur Abwechselung wieder einmal fromm. Damals sprach Goethe das Wort vom Romantiker-Verhängniß, von der dräuenden Gefahr, „am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten zu ersticken".

Durch Philosophie und durch Religion läßt das metaphysische Bedürfniß des Menschen sich stillen, den Wunsch, als ein übersinnlicher Freier zu erhaschen, was dem Werben der Sinne sich nicht neigen will. Die Philosophie wendet sich an die Ueberzeugung, die Religion an den Glauben und sie besitzt — nach Schopenhauer — das „unschätzbare Vorrecht, den Kindern beigebracht zu werden, als wodurch ihre Dogmen zu einer Art von zweitem angeborenem Intellekt einwachsen, gleich dem Zweige auf dem gepfropften Baum; während hingegen die Systeme der ersten Art sich immer nur an Erwachsene wenden, bei diesen aber allemal schon ein System der zweiten Art im Besitz der Ueberzeugung vorfinden." Der Gegensatz scheint mir ganz klar und ich wünschte nur, daß heute, da die Religion wieder in den Vollbesitz ihres unschätzbaren Vorrechtes zu gelangen strebt, auch der Thatbestand nicht verdunkelt würde. Nicht um einen Kampf zwischen Christenthum und Atheismus, wie es in der beschämend dürftigen Rede des Reichskanzlers hieß, handelt es sich in Sachen Richter contra Zedlitz, sondern um die Wahl zwischen der rationalistischen

und der romantischen Schule. Nicht Spinoza steht gegen Christus, nur Nicolai eifert wüthend gegen Hamann los. Und diesen Conflikt kann ich, bei allem Lärmen, den er erregt, bei aller symptomischen Bedeutung, die er sicher besitzt, doch nicht gar so hoch tragisch auffassen.

Denn das war eigentlich recht lange schon zu bemerken, daß der neue Kurs ins alte romantische Land wies. Der heilige Clovis, der Frankenkönig, und seine mitunter auch beinahe heiligen Nachfahren pflegten am Tage nach der Weihnacht Siechе und Brefthafte und solche, die an Kröpfen und Skroseln litten, sich vorführen zu lassen, mit der Fingerspitze sie zu berühren und dann zu sprechen: Le roi te touche, dieu te guérisse. Die also allergnädigst Ausgezeichneten glaubten an Wunder und schritten selig fürpaß. Bei uns ist jetzt alle Tage Weihnachten und die ganze Schlacht tost nur um die Frage, ob es möglich ist, die alt und skeptisch gewordene Menschheit wieder so gläubig zu machen, daß sie aus sozialen Gefahren, aus Mordepidemien und vom Anblick barbarischer Soldatenschinderei mit der Hoffnung scheidet: Le roi te touche, dieu te guérisse. Die große Apotheke der Romantik, die nach der Episode Napoleon auch in Deutschland wieder eine Filiale errichtet hatte, bietet jetzt nach der Episode Bismarck die restirenden Tränklein und Salben feil, die um die Zeit Volland's von der Hahnenfeder von wegen der geistigen Erkrankung des früheren Prinzipals nicht mehr losgeschlagen werden konnten.

Das Volksschulgesetz ist mit seinen 194 Paragraphen nur ein Symptom. Von der horazischen Weisheit ausgehend, daß ein neues Gefäß den einmal angenommenen Geruch lange bewahrt, will man den Kindergemüthern frühzeitig positive Religionen eintrichtern, um so sie vor Anfechtung zu bewahren und vor dem übeln Geruche der Gottlosigkeit. Und zwar sollen auch die Kinder nicht kirchengläubiger Eltern des Heiles theilhaftig werden und die Freunde und die Feinde dieser heiß umstrittenen Dissidenten-Maßregel merken gar nicht, daß es dabei sich um eine sozialistische Auffassung handelt, die Gesellschaftrechte der freien Bestimmung der Persönlichkeit vorangehen läßt. So blind macht Kampfesmuth und Erregung. Da ist es denn auch nicht gar so wunderbar, wenn die Stürmenden am Ende das Ziel ihrer Mühen in ungeheuerlicher Vergrößerung sehen und ganze Horden von Heuschrecken zu erblicken wähnen, wo in Wirklichkeit nur flügelmüde Motten aufgeflattert sind. Professoren und Politiker blasen die „Volksseele" zu wilder Empörung auf, weil die Simultanschule bedroht ist, und sie vergessen darüber, daß unser Jahrhundert nicht scheiden wird, ohne die wichtigere Frage zur Lösung gebracht zu haben: Gehört die Religion überhaupt in die Schule oder gehört sie in's Haus.

Jetzt liegen die Dinge so: In einer Klasse sitzen sie friedlich zusammen, Protestanten, Katholiken, Juden und Dissidenten; zeigt aber der Stundenplan auf Religion, dann trollt, mit gepackter Mappe, ein Häuflein ab und auf dem Hofe heißt es und in den Gängen: „Au! Guck' mal, — die Juden gehen schon!" „Du Rindvieh, mein Vater is Katholike!" schallt es dann manchmal zurück. Aber die Jungen wissen ganz genau, daß sie nicht zu einander gehören, daß sie das alte Testament selbst, dessen gefährliche Sittenlehre ich gern, wenn der Staatsanwalt gerade einmal schläft kritisiren möchte, nicht gemeinsam lesen dürfen. Ein idealer Zustand ist das gewiß auch nicht und das Mißtrauen weckende Gefühl confessioneller Geschiedenheit kann nach der Beseitigung der Simultanschule, die nichts Ganzes, sondern ein schwächlich liberales Compromiß nur darstellt, viel empfindlicher auch nicht sich geltend machen.

Ueber Erziehung, das merke ich nicht zum ersten Male, läßt ohne den Muth der Phrase eigentlich nichts mehr sich sagen. Was für die Stärkung im Glauben, was gegen fromme Dressur sich vorbringen ließ, das hat Fénélon Telemach und Rousseau im Emile erschöpft und nebenher ist vom reichen Tische Pestalozzi's, Basedow's und Lagarde's mancher feine Gedanke, manches verständige Wort gefallen. Am klügsten aber, so scheint mir, waren auch hier die Alten: Anthisthenes, der nur vom Schlechten die Jugend entwöhnen wollte, und ganz besonders Epikur, der höchst resignirt scherzte: *παιδείαν πᾶσαν φεῦγε* — Laß ab von unnützlichem Erziehen! Der epikuräischen Weltanschauung ist die Stunde gewiß nicht günstig, das skeptische Unterrichtprogramm aber sollte man so ohne Weiteres doch nicht verachten, denn die Väter wissen heute ja gar nicht einmal genau, für welche Zeiten sie die Söhne erziehen sollen. Die beiden Grafen sogar, die jetzt im Landtag die 194 Paragraphen vertreten, selbst die führen allerlei mystische Reden von Dingen, die da kommen könnten, möchten und dürften.

Solche Epochen der Unsicherheit bieten der Romantik ergiebigen Boden. Die vom Heraufkommen des dritten Standes erschreckten Erbeingesessenen pflückten blaue Blumen, in mondbeglänzter Zaubernacht, derberes Geräusch aus neuen Heimstätten scheucht heute die im Besitz früh Ermüdeten zum heiligen Gral, zu Parsifals christlich-buddhistischem Symbolismus. Der gesteigerte Intellekt, der nicht mit dem sich begnügt, was er sehen, schmecken und riechen kann, heischt für sein metaphysisches Bedürfniß Befriedigung und furchtlos dürfte man eine fromme Jahrhundertwende prophezeien, wenn zwischen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Zweiten nicht eine neue Religion von unerhört — seit dem Feldzuge des Paulus unerhört — propagandistischer Kraft erfunden worden wäre, im Sozialismus. Der Reichskanzler hat wohl das Läuten gehört, aber er weiß nicht recht, wo die Glocken hängen; er führt die sozialistische Gefahr gern im Munde und ahnt doch nicht, daß er seine Kräfte als guter Mensch und — weniger guter Musikant der Einstudirung des „alten Entsagungsliedes" weiht, nur um die neuere Weise zu übertönen: „Es wächst hienieden Brot genug für alle Menschenkinder!" Der erste und der zweite Culturkampf, der Streit um die Maigesetze und die missio canonica der Schule sind nur Vorspiele zu dem viel größeren Kampfe zwischen dem tief pessimistischen Christenthum, das vom elenden Diesseits auf ein besseres Jenseits vertröstet, und dem Sozialismus, der hier auf Erden schon das Himmelreich errichten will. Zweimal schon, gegen das römische Heidenthum und gegen das echt orientalisch schwelgende Judenthum, hat die mitleidig pessimistische Lehre des Bergpredigers gesiegt und noch immer hat sie, wer weiß, die Mehrheit, die Frauen und anderen Schwachen, für sich. Nicht so leichthin möchte ich deshalb Herrn Eugen Richter glauben, daß Katechismus, Bibel und Gesangbuch im Kampf mit dem Sozialismus nur einem hölzernen Säbel gleichen.

Einstweilen steht das Gefecht noch still und die klugen Führer der Sozialdemokratie spotten des grimmen Streitmuthes der Culturkämpfer und halten ihre Schaaren vorsichtig im Schach. Die Mittelparteien, ich meine die Nationalisten, werden vielleicht das Schicksal der Girondisten theilen und dann erst, wenn die Bewegung über sie hinweggegangen und die Fehde zu den Radicalen gelangt sein wird, den Triariern, dann erst wird nach dem romantischen Intermezzo wieder eine entscheidende Weltwende aufdämmern. Wie sie aussehen wird? Wer noch lebt, wird's erleben.

Allzu lange braucht es gar nicht mehr zu dauern. Denn —: Bismarck ging und Keiner kam, der wie dieser Deichhauptmann, auch die Blödesten sehen's nun zu spät, dem drohenden Dammbruche vorzubeugen vermöchte. Daß die romantische Schule bald abzuwirthschaften pflegt, lehrt jede Erfahrung und der Helm wird die Congestionen nach dem Kopfe jetzt wohl nur beschleunigen.

Das Volksschulgesetz ist nur ein Symptom, das Erste nicht und erst recht nicht das Letzte, der romantischen Krankheit. Und weil man im Patientenzimmer nicht gern grobe Wahrheit sagt, blieben selbst die verhärtesten Culturkämpfer stumm, als ein biederer General meinte, er beurtheile jeden Menschen ausschließlich nach seinem Verhältniß zu Gott. Träumt man denn „an maßgebender Stelle" wirklich nichts von der Enthanasie des Christenthums, von seinem an den Namen Luthers schon anknüpfenden mählichen Hinüberschlummern in einen sanften Moralismus, den die Furcht vor etwas nach dem Tode nicht mehr schreckt, seit die Wissenschaft den epikuräischen Satz vom endgiltigen Sterben bestätigt hat? Unter den Zöglingen der romantischen Schule werden nur wenig hierarchisch geputzte Kirchenlichte glänzen, fruchtbar aber sein und reichlich sich mehren wird die unheilige Nachfolge des

Apostata.

Dramaturgische Aufführungen.

„Lumpengesindel." Komödie in vier Acten von Ernst von Wolzogen. (Wallner-Theater.) — „Der Unerbittliche." Lustspiel in drei Acten von José Echegary. — „Fräulein Frau." Schwank in drei Acten von Gustav von Moser und R. Misch. (Lessing-Theater.)

Musotte hatte in Todeswehen mich neulich an das süße Sterben der kleinen Mimi Pinson erinnert und ich griff, weil dem Gedächtniß die Controle dienlich ist, nach dem alten Heft der vie de Bohême. Die romantische Mode mag Henry Murger und Theodor Barrière veranlaßt haben, ihr Stück als „drame" zu bezeichnen, während es mit seinen Couplets, mit seinen locker gereihten Bildern und melancholischen Späßen eher die ungewöhnliche Benennung eines tragischen Vaudeville verdiente. Anstatt einer aufwärts geführten, einheitlichen Handlung bringt das berühmte Werk ein ganzes Bouquet kleiner Handlungen; so echt aber sind die Zeitschilderungen, so haltbar in der Farbe, daß heute noch das 1849 zum ersten Male aufgeführte Stück frisch erscheint und lebendig. Es ergeht Einem mit solchem Werk wie mit einem von Meisterhand entworfenen Portrait: ohne das Original zu kennen, ist der Betrachter der Aehnlichkeit gewiß. Und wenn wir selbst nicht wüßten, daß Musette, Mimi und Phémie nach einem halben Jahrhundert noch die Typen des Grisettenthums geblieben sind, dann auch würden wir die Echtheit empfinden: so sah, und nicht anders, das spätromantische Zigeunervolk der vierziger Jahre aus, so schlug, in Lust und Leid, mit den banalen Sorgen der Alltäglichkeit es sich herum, so rückte die erste, harmlose Form bourgeoiser Gesellschaftordnung ihm auf den Leib.

Die Harmlosigkeit hat unsere Gesellschaft längst sich abgewöhnt; von dem Künstler, dem — entsetzliches, aber unersetzliches Wort! — Schriftsteller heischt unsere großkapitalistische und großindustrielle Oberschicht blinde Dienstbarkeit, unterwürfigere, als jemals höfische oder feudale Herrschaft sie verlangt hat. Die Mäcenaten des ancien régime, Ludwig der Vierzehnte selbst und Väterchen Nicolaus, ließen lachend sich mitunter doch die Wahrheit sagen. Die Despoten von heute, Geldborger und Goldberger, dulden dergleichen nie, um keinen Preis; sie wollen vortheilhaft aussehen, im Bilde und auf der Bühne, und commandiren den Poeten: Nur, daß die Kunst gefällig sei! Wehe dem, der sich nicht fügt, der nicht zum schmeichlerischen Hofnarren dieser tyrannischen Machthaber sich hergibt: ohne mit der Wimper zu zucken, läßt die Gesellschaft ihre Schlagbäume vor ihm nieder; draußen mag er, wo die letzten Häuser stehen, an philosophischen Betrachtungen über das Recht des Stärkeren sich ergötzen, bei schmaler Kost, in vertrautem Umgang mit dem Gerichtsvollzieher. Und kein Millionenonkel, wie bei Murger, streckt, wenn die Noth am größten, dem Sünder die rettende Hand entgegen; eher schon thut sich rebellischer Jugend ein Irrenhaus auf, an dessen Pforte zärtliche Verwandte dann ein Thränlein trocknen um den verlorenen Sohn, der also sein Heil verscherzte, weil er an Jupiter Mammon nicht mehr brünstig glauben mochte. . .

Eine neue Bohême ist so allmählich entstanden, die nicht mehr kost und tändelt und flirtirt, die oft genug die Fäuste ballt und hart die Zähne knirschen läßt, die nicht mehr romantisch schwärmt, sondern naturalistisch grollt, die nicht für politische Freiheit, sondern für die Sozialisirung der Gesellschaft auf die Schanzen ruft. Eine mürrische, höchstens noch galgenhumoristische Bohême, ein Proletariat von Künstlern und Literaten, das mißgünstig und scheel dem üppigen Treiben protziger Großmannssucht zusieht und für die Besitzlosen nur noch Mitleiden fühlt und für die Ausgestoßenen, für die große Schaar der „Verkommenen", nach dem guten Wort des Herrn Kretzer. Was man heute nun einmal Naturalismus nennt, das ist durchaus ein Product wirthschaftlicher Zustände; mit wonnigem Behagen, als gälte es, Rache zu nehmen für alte Schmach und verjährtes Unrecht, zeigt unsere Kunst den Schwelgenden Schreckbilder und nur die weit verbreitete ökonomische Kurzsichtigkeit kann diese Bewegung leichthin nehmen. Ceci a créé cela: Weil unsere künstlerisch und literarisch interessirte Jugend, wenn sie nicht seufzend oder bereitwillig das Joch der eintäglichen Liebedienerei auf sich genommen hat, von sozialer Unzufriedenheit erfüllt ist, kann sie zu heiterer Lebensauffassung sich auch nicht stacheln und traurig wie das Leben ward die Kunst. Das sollten die ältlichen Doctrinäre und die liberalen Villenbesitzer bedenken, ehe so feierlich sie immer wieder decretiren: die Kunst soll verschönern, erfreuen, erheitern. Die Kunst soll überhaupt nicht, sie muß, sie kann nicht anders, die Stimmung wiederspiegeln, die in heraufkommenden, nicht die in niedergehenden Gesellschaftschichten lebt und wirkt.

Diese Stimmung hat Georg Brandes in seinem Essay über Max Klinger schon vor zehn Jahren getreulich geschildert: „Es waren lauter eifrige Nihilisten, Sozialisten, Atheisten, Naturalisten, Materialisten und Egoisten. Sie docirten einstimmig Ansichten, die für die Gesellschaftordnung und den Frieden des Nächsten höchst gefährlich waren. Sie huldigten der Politik der Pariser Commune. . . Sie hatten das Leben durchschaut. Sie ließen Alles gehen, wie es wollte. Es gab nichts zu wirken und nichts zu hoffen. Es galt, so schmerzlos wie möglich die Zeit todtzuschlagen; sie waren zu alt, um Leidenschaften zu hegen — darüber waren sie hinaus —, zu blasirt, um Illusionen nachzujagen, zu kunstverständig, um sich selbst Genie zuzutrauen, zu stolz, um sich um Lob oder Ruhm zu kümmern; es galt, den einen Tag hinzubringen wie den andern: ein wenig zu malen, eine Partie Tarok zu spielen, recht lange zu schlafen . . . Und sie waren so eifrig, das Evangelium des Egoismus zu predigen, daß sie in vollständigem Communismus lebten, einander halfen, für einander hungerten und einander liebten." Das ist die neue Bohême, das ist die Stimmung im Proletariat des Geistes und der Phantasie. Und wer etwa glauben möchte, hier sei eine vereinzelte Abnormität gezeigt, der lese Zola's L'Œuvre, Dostojewsky's Raskolnikow, Garschin's Novellen und Garborg's Männer, in Deutschland, in Frankreich, in Rußland und Skandinavien: überall derselbe Geist, in national verschiedenen Gewanden.

Ein deutscher Dichter hatte dieser Gesellschaftschicht bisher gefehlt, und als ich von Murger hier sprach, da ahnte ich nicht, daß die neudeutsche vie de Bohême so bald ihren Poeten finden würde. Sie hat ihn gefunden: Ernst von Wolzogen hat in seinem „Lumpengesindel" dem französischen Zeitbilde von anno 48 ein in der getreuen Wiedergabe der Stimmung mindestens ebenbürtiges, in der Charakteristik aber beträchtlich überlegenes Seitenstück geschaffen. Die von der Eintagskritik halb mit Erbarmen gelobte Komödie ist für unsere humoristische Bühnenkunst ein Ereigniß, ein mehr bedeutendes als der erschrecklich aufgelobte „Kollege Crampton", der in Wien eben, ohne Engels, ein böses Geschick erfahren hat. Denn Herr Hauptmann zeichnete auf einen sonst leeren Carton das altstilige Charakterbild des Genies von vorgestern, während Herr von Wolzogen in etwas verworrene Vorgänge der neuesten Herren eignen Geist hineinpinselte, in dem die Zeiten sich gespiegelt haben. Die pariſischen Jüngsten aus der Epoche des Louis Philippe, des Guizot und Thiers sind von Murger nicht sicherer gepackt worden als hier die Jüngstdeutschen aus den Tagen nach dem Ablauf des Sozialistengesetzes. Und sollte vorhin ein gewiß freundlicher Leser den Kopf geschüttelt haben, weil ich der harmlosen die harmvolle Gesellschaft von heute verglich, dann bitte ich ihn gehorsamst, er möge recht aufmerksam zwei nahe verwandte Lustspiele prüfen: „Die Journalisten" und „Lumpengesindel", die beste politische und die beste soziale Komödie der modernen deutschen Bühne. Auf die Gefahr, daß meine sich gegenseitig schätzenden Kollegen die Lippe rümpfen, wage ich nämlich die Behauptung: Wolzogen ist der erste Bühnenhumorist, den man wieder in einem Athem mit dem Dichter der „Journalisten" nennen darf.

Auch Gustav Freytag gab wohl ein glänzendes Zeitbild, nicht aber ein geschlossenes Drama. Die besten Gestalten: Bolz, Schmock, Piepenbrinck und Adelheid dürfte man einfach wegstreichen, ohne daß deshalb das dramatische Gerüst zusammenbrechen müßte. Ein hartknochiger Soldat tritt in den politischen Wahlkampf ein und sein Gegner ist der Bräutigam seiner Tochter: das ist das Thema; und dann erst, als es erweitert wird zur Contrastirung zweier innerlich fremder Gesellschaftschichten, dann erst drängen auch die typischen Vertreter beider Welten mit Nothwendigkeit sich auf, die Cavaliere, die Journalisten und die Kleinbürger. Der ruhigen Kraft Freytags ist es gelungen, die Fäden so fest zu verknoten, daß man den Mangel der Einheit kaum bemerkt; und so plastisch treten, in Fülle gemüthlicher Gesundheit, die der Handlung eigentlich Ueberflüssigen hervor, daß die Hauptsache jetzt fast wie unwesentliches Beiwerk erscheint und der Professor mit seiner Ida beinahe wie das berüchtigte „zweite Liebespaar" der Schönthaniden wirkt.

Ganz ähnlich ist es Wolzogen ergangen. Er scheint zuerst uns für eine geheimräthliche Familiengeschichte interessiren zu wollen, für den höchst correcten Papa, der den schneidigen Assessorsohn mit den Mensurnarben und dem Couleurzipfel ins Herze geschlossen und den jüngeren Gottfried, weil der nicht Ordre pariren, sondern ein Künstler werden mochte, aus dem Hause gestoßen hat. Aber das scheint nur so. Denn gleich darauf tritt das Lumpengesindel, die neue Bohême, auf den Plan und weicht und wankt nicht mehr vom Platze. Da liegt der schwere dramatische Fehler der Komödie: die contrastirten Welten prallen nicht auf einander, sie ziehen neben einander unserem frohen Blick nur vorüber. Eine muthig und vorsichtig doch unternommene Operation könnte dieses Gebresten wohl heilen; es wäre ein Jammer, wenn an einem verhältnißmäßig so geringfügigen Unthätchen solches Werk zu Grunde gehen sollte.

Gottfried schafft, der Bildhauer, die Verbindung zwischen den beiden Gruppen, aber Gottfried, obwohl er mitunter der Ideenträger des Dichters scheint, flößt doch nur bescheidene Theilnahme uns ein und seine schwäbische Wittwe vollends, die eine Million ihrer sozialdemokratischen Koketterie opfern will, sieht einer Caricatur von Bolzens kerngesunder Adelheid doch gar zu ähnlich um unser Interesse fesseln zu können. Ganz warm und wohlig wird uns erst draußen zu Sinn, bei den Gebrüdern Kern, den literarischen Zwillingen, die so gottlos radical reden und so himmlisch harmlos durch's Leben bummeln. Es war ein ganz und gar genialer Einfall, diesen schlimmen Brüdern, die auf Bebel und Nietzsche zugleich schwören, zum Schwiegervater einen wohlbestallten Polizeiwachtmeister zu geben, eine urfidele Haut, einen Kerl, der leben und lieben läßt und, wenn nur die Meldepapiere in Ordnung sind, um das Glaubensbekenntniß seiner Kumpane sich des Teufels scheert. Kunibert Dippel sogar, den „Nationalökonomen", vom Lumpengesindel den Lumpigsten, läßt er neben sich am Tische sitzen, bei Kaiserpunsch und Bückling, bei Spickaal und Käse, und dem simpeln Mahle warten alle guten Geister des deutschen Humors auf, in fröhlichster Tafellaune.

An Ewig-Weiblichem, das bei Murgers Zigeunermahlzeit so reichlich und adrett vertreten ist, fehlt es hier, obgleich Kern's verheirathet sind, ganz richtig sogar, mit Standesamt und unbezahltem Souper bei Huster. Das heißt: eigentlich ist nur Friedrich Kern verheirathet, aber Bruder Wilhelm wohnt bei ihm und zwischen den bösen Buben vergrämt sich des armen Elschens Sorge. Schließlich muß sie gar noch vom Lager weichen, einem schmierigen Pumpgenie Platz zu machen, und weil sie der „Ehe zu Dreien" längst überdrüssig ist, nimmt sie das Mäntelchen um und geht hinaus in die Nacht, wieder heim zum Papa Wachtmeister. So zart und fein ist dieser Eheconflikt geknüpft und gelöst, so rund treten und in so schlichter Anspruchlosigkeit die Charaktere hervor, daß ich alle Schwächen und Mängel des dramatischen Gliederbaues darüber gern vergesse und nicht müde werden kann, dieses prachtvolle Lumpengesindel zu rühmen.

Die gescheitelten und geleckten Knaben von Berlin W. haben verkündet, so, wie die Gebrüder Kern, können „bedeutende Schriftsteller" nicht

leben. Nämlich, weil man bei Kern's vom Papier ißt, weil der Staub auf den Stühlen lastet und irgend eine Pfändung immer in der stickigen Luft liegt. Die gescheitelten Knaben dünken in ihrer Nachäffung übler Bankiersitten sich eben sehr groß, denn mit schwerer Mühe haben sie sich emporgedienert und meinen nun, nur in den Moderestaurants und im full dress-jacket können „bedeutende Schriftsteller" noch sich sehen lassen. Auch das gehört zum Ganzen und gibt dem Bilde des Lumpengesindels erst das rechte Relief.

Ernst von Wolzogen wird hoffentlich um das Bellen dieser literarischen Apportirhündchen sich nicht bekümmern. Der banale Schwank „Die Kinder der Excellenz" hat ihm einen breiten Theatererfolg beschert, das prachtvolle „Lumpengesindel" ist nach wenigen Abenden verschwunden. Nicht für immer. Ich sah die dritte Vorstellung und fand ein naives Publikum in heller Freude an dem gesunden Humor der Komödie, die von den unverständigen Pächtern unserer „ersten" Spekulationtheater zurückgewiesen worden sein soll. Wenn Herr von Wolzogen ein Erfolghascher ist, wird er nun sein Leben lang, da es einmal gewünscht wird, Excellenzkinder und andere dumme Geschichten machen. Ein Dichter aber, dem die Mittelacte des Lumpengesindels gelangen, hat Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen und darf nicht mit dem großen Strom der Mode schwimmen. Ein Humorist darf gewiß nicht ein Zärtling sein und zu Herrn von Wolzogen habe ich nach seiner muthigen und ehrlichen Dichtung das Vertrauen, daß kein geschäftliches Ungemach und keine kritische Unbill ihn aus einmal gefundener Bahn schlendern wird, auch solche tendenziöse Verblendung nicht, die den Dichter für das adelige Vorurtheil seines Helden, höchst leichtfertig und unklug, verantwortlich macht.

Den Kritikern, die es gewißlich verdienen, hat der schreiblustige Spanier Echégaray in seinem nicht übeln Lustspiele „Der Unerbittliche" einige Witzchen zugeschnellt. Aber Berlin ist nicht Madrid, die Sache stimmt nicht und für unsere „führenden" Kritiker ist die Narrenpritsche eine viel zu sanfte Geißel. So verschwand das romanische Scherzspiel rasch wieder aus dem Hause des einst unerbittlichen Herrn Blumenthal, der jetzt ein Gelübde gethan zu haben scheint, literarisch werthvolle Stücke um keinen Preis der Welt mehr zu geben.

Herr Blumenthal kennt seine Leute und weiß, daß in diesem Winter ihres Depot-Mißvergnügens das Dümmste eben dumm genug ist, um für flüchtige Stunden die bekümmerten Falten von der sorgenschweren Stirn arbeitsamer Jobber hinwegzubaden. Beweis: die Großstadtluft, deren rüder Ulk noch immer zieht. Und weil eine Steigerung doch sein muß, kam nun ein klappernd magerer Schwank „Fräulein Frau" von Herrn von Moser, dem der jüngere Herr Misch hilfreich zur Seite gestanden hatte. Herr von Moser war ein starkes komisches Theatertalent, das leider ans kavalierem Dilettantismus niemals vollständig herausgewachsen ist. Herr Misch scheint, nach den Leistungen, die ich von ihm kenne, ein fleißiger Schwankstudent ohne Individualität, ohne den bescheidensten Sinn für die Vorbedingungen literarischen Schaffens. Eine so lüderliche Sprache, ein so müdes Haschen nach alten Späßen sollte auf einer ernsthaften Bühne nicht geduldet werden. Da ich aber Herrn von Moser nicht als ein Unerbittlicher kränken will und da derartige mühsälige Handwerkerei mir immer mitleidige Regungen weckt, bin ich sehr froh, daß ich den Inhalt der aufgewärmten Schwankschüssel nebst dem nachfolgenden Polterabendscherz vergessen habe. Eins nur weiß ich noch und will es warnend melden: die guten Schauspieler des Lessingtheaters haben sich einen Stil angewöhnt, der bedenklich nach den heiligen Hallen des Herrn Adolf Ernst schmeckt. Man wandelt eben nicht ungestraft an die hundert Abende durch die Großstadtluft.

M. H.

Moderne italienische Malerei.

Die Bilder moderner italienischer Künstler, welche jetzt in Gurlitt's Kunstsalon ausgestellt sind, ergänzen in sehr wünschenswerther Weise das zwar glänzende, doch nicht eben vollständige Bild dessen, was wir im vorigen Jahre im Landesausstellungshause von der Kunst unserer südlichen Bundesgenossen kennen lernten. Es sind vielleicht einige Worte über den neueren Entwickelungsgang der Kunst im Lande des Raphael nicht unerwünscht.

In Venedig lebt eine internationale Künstlercolonie, welche ihre besonderen Schaffensgesetze zu haben scheint. Ihre Geschichte ist noch ungeschrieben, aber es wäre der Mühe werth, ihr einmal nachzugehen. Italienisch ist der moderne venetianische Stil seinem Ursprunge nach wohl kaum, obgleich er in coloristischer Beziehung sich anlehnt an die Endpunkte der Barockmalerei der Lagunenstadt, und Tiepolo und Canaletto. Wenn ich recht zu unterscheiden vermag, waren die Gründer der Schule Oesterreicher, nämlich Ceeil van Haanen, Ludw. Passini und vielleicht noch Eugen Blaas und Ruben. Der erstere ist der Sohn des seinerzeit in der ganzen Welt bekannten Malers Remy van Haanen. Dieser, ein Holländer von Geburt, lebte zumeist in Wien; seine meist kleinen Stimmungsbildchen, die er in späteren Jahren etwas nach dem Dutzend machte, sind mir noch aus den fünfziger Jahren in vollem Gedächtniß, als ich als junger Bursche theils die Meisterschaft des Freundes meines Vaters, theils die „Feschheit" seines mir an Jahren überlegenen Sohnes bewundern durfte. Ich muß gestehen: ich war ihm böse, diesem Sohne, weil er mir zu sehr in der Kunst Handschuhe zu tragen und mit dem Spazierstocke nach der neuesten Mode umzugehen überlegen war. Vielleicht that ich ihm unrecht: denn meine eigene Anlage zum „Elegant" war zu gering um einen gerechten Maßstab für andere abzugeben. Aber ich muß gestehen, daß es mir einen kleinen Stich versetzte, als ich die ersten Bilder von Haanen sah. Ich war ja wohl nur das Echo des Kreises in dem meine Eltern lebten: Friedrich Hebbel, Ernst Brücke, der Physiolog Ludwig, Kürnberger, v. Littrow und wie sie sonst hießen, sahen die größte Gefahr für einen jungen Mann in Wien darin, daß er „verwienere." Und Cecil schien mir verwienert. Da konnte nicht viel Gutes herauskommen! Und nun standen die Bilder vor mir, mein System hatte ein Loch bekommen. Trotz des wenigstens nach Maßgabe meiner damaligen Urtheilskraft untadelhaften Schnittes der Haanen'schen Röcke und Hosen war ein ganzer Kerl aus diesem modischen Gewande herausgewachsen. Schon in der Mitte der siebziger Jahre kamen von ihm Bilder zum Vorschein, in welchen sich die Intimität der Seelenbeobachtung, welche die deutsche Genremalerei auszeichnet, mit einer Intimität des silbernen Tones mischte, die — wenn ich recht sehe, etwas von der holländischen Heimath seines Vaters zeigt. Es klingt ein Ton von Artz und Israels nach, nur daß aus der trüben, ernsten Nordseestimmung, die des lachenden Venedig geworden ist: Blaue Sonnennebel um lustige frei sich bewegende, schwungvolle Menschen — das ungefähr ist das Programm.

Ludwig Passini hat es in Berlin lange Zeit allein vertreten. Er wies auf die Aquarellkunst, denn der Silberton ist so recht eigentlich aquarellmäßig. Aquarellisten haben ihn dann auch in Venedig fortgeführt, italienische Maler wie der in Deutschland sehr bekannte Zezzos, der wieder bei Gurlitt durch einige anmuthige Arbeiten vertreten ist; oder Mainella, dessen Aquarelle zumeist aus einem feinen Ton für die Luft, einem verwandten, kräftigeren für die See, und als Grenze zwischen beiden einen lebhaft gefärbten, aber schmalen Strich — Häuser, einer Lagune, das seine Venedig oder dergleichen bestehen. — Der Ton dieser Bilder spielt auch bei den Meistern der Oeltechnik wieder. Ettore Tito, dessen „Wäscherinnen" vor ein paar Jahren den Münchnern den Kopf verdrehten, oder Guglielmo Cirardi der ein erneuter Canaletto voller Kraft und Leben ist. Als ein neuer Künstler der Richtung erscheint bei Gurlitt der farbenkräftige Brugnoli. Das Volk der Aquarellisten hat sich mit Vorliebe ihr angeschlossen. Engländer wie Henry Woods, Luke Fieldes, Logsdail gehören eng in die Colonie. Der Russe Wollkoff nicht minder. Die Deutschen Dill, Herrmann, um nur zwei der hervorragendsten zu nennen, sind von Venedig mächtig beeinflußt. Es ahmt nicht einer den anderen nach, sondern die Lagunenstadt macht sie unter sich gleich. Das Oertliche tritt in ihnen so stark hervor, daß die Nationalität geradezu verschwindet. Angehörige aller Völker malen Venedig — sie malen es alle venetianisch. Die alten Herrenrechte der Königin des Adriatischen Meeres sind wieder in ihr Recht getreten. Sie zwingt die Nationen. Der Zug von Internationalität, den noch im vorigen Jahrhundert dies Ausfallthor gegen den Orient hatte, zeigt sich wenigstens in seiner Kunst wieder.

Italienische Malerei ist diese moderne venetianische Kunst also nicht. Sie ist in ihrem Grundwesen holländisch. Ein alter Zug malerischer Verknüpfung hat die Völker der Nordsee immer wieder nach den Lagunen geführt. Venedig spielt in der Kunst des Nordens, namentlich auch Englands eine große Rolle. Dafür hat es sich auch der Fremde erschlossen. Venedig ist die Steigerung von Amsterdam, Amsterdam unter südlicher Sonne, feinen Düften, feuchtem Himmel unter starkem Licht: dort lösen sich leichter die koloristischen Räthsel, welche die Nordsee tiefer und ernster stellt.

Die venetianische Malerei ist dafür auch die im Norden am leichtesten verständliche. Sie war lange Zeit die allein bekannte. Wenigstens in Berlin. Sonst wäre die Ueberraschung schwerlich verständlich, welche die moderne römische und neapolitanische Kunst auf der Internationalen Ausstellung hervorrief.

Bei Gurlitt ist jetzt eine große Anzahl von Werken der Meister dieser Schulen ausgestellt. Ich bin weit entfernt mich für einen Kenner moderner italienischer Kunst zu halten. Aber vielleicht ist es mir doch möglich, solchen, denen sie noch ferner steht, etwas Neues über ihren Entwickelungsgang zu sagen.

In Deutschland fast unbekannt, in England und Frankreich aber hoch geschätzt lebt in Neapel als Führer des modernen Kunstschaffens: Dominico Morelli, umgeben von begeisterten Verehrern und einer Fülle von Nachahmern. Morelli, der jetzt nahe an den Siebzigern sein dürfte, ist ein Kind des Volkes. Er besuchte zwar seiner Zeit, unter den Bourbonen, die Akademie, fand dort aber nichts zu lernen. Mit seinem Freunde und Kunstgenossen Pasquale Villari mußte er selbst nach der Kunst suchen, da er niemand traf, der ihm die Wege hätte weisen können. Er wurde ein Realist, und zwar zunächst an der Hand der englischen Dichter Browning und Byron. Dann kam er in Rom unter Overbecks Einfluß, in dessen Atelier er über ein Jahr arbeitete. Noch heute wirkt in seinen Madonnen die Innigkeit des deutschen Meisters nach. Aber nach einer Richtung folgte Morelli seinem Lehrer nicht: ihm waren die alten Italiener nicht die rechten Erklärer der Kunst, der Natur, des Lebens um ihn, sondern er hielt sich an die lebendigen. Er bleibt ganz und gar ein moderner Neapolitaner: Bei ihm ist jede Bewegung von hastigem Schwung, jede Gemüthsstimmung leidenschaftlich, jede Form von unüberlegter Anmuth, der Grundzug eine weltliche Frische, eine herzliche Ursprünglichkeit. Der Orient zieht ihn mächtig an: er beginnt früher als die Franzosen, oder doch gleichzeitig mit ihnen, sicher aber entschiedener als sie die heilige Geschichte im Gewand des heutigen Palästina darzustellen. Und zwar zeigt er sich hierbei ganz frei von allen akademischen Posen und Kompositionsgesetzen. Seine Gestalten stehen wie zufällig im dargestellten Raume. Der Schwerpunkt aber ist auf die malerische Verfeinerung gelegt. In dieser ähnelt er dem Franzosen Gérôme, ohne daß er wie dieser akademischer Schönheit verfällt. Er weiß seinem Raume nicht nur eine perspektivische Weite zu geben, er vermag die Tonwerthe fein genug abzustimmen, daß die zeichnerische Perspektive auch malerisch zum Bewußtsein kommt. Durch sein und seiner Genossen Schaffen wurde der Grund für die heutige Kunst von Neapel gelegt.

In die Kunstweise des Morelli gehört auch jene des Michetti. Auch dieser ist nicht an der Chiaja geboren, sondern irgendwo in einem italienischen Neste, ein Mann aus dem Volke, der sich mit der unglaublichen Aufnahmefähigkeit der Neapolitaner plötzlich das Malen angewöhnte und es in diesem bald zu unvergleichlicher Feinheit brachte. Sein Verdienst ist dabei, daß es ihn auch nicht hinunter an die vornehmen Straßen Neapels zog, die sich am Meere hinziehen, sondern daß er in seiner urthümlichen Welt blieb, daß er sich dem Volke nicht entfremdete, wie wir Deutsche es thun, wenn uns der Zopf „Bildung" angehängt worden ist. In Morellis Kunst ist der Ernst, die Gluth, das übertriebene Pathos, die Leidenschaftlichkeit der Neapolitaner ausgesprochen; aus Michetti tönt das Lachen hervor, das schon Manchem dort unten am blauen Golfe das Herz gefangen nahm, jenes fröhliche, saugreiche Lachen reiner Lust am Leben, ohne viel Ursache, ohne daß man Witze zu schneiden braucht, das nur der Ausdruck eines unendlichen Behagens ist. Wer je Neapolitaner etwas Gutes essen sah, der kennt die Grundstimmung seiner Bilder: die Augen leuchten, der ganze Oberkörper ist nur ein Trichter zur mühelosen Aufnahme der Gottesgabe und der Mund schmatzt mit rücksichtsloser Zufriedenheit. Das ist die Kunst, wie sie z. B. auch der erst dreißigjährige, in Neapel geborene Brancaccio vertritt: Der Golf und ein paar bunte Häuser daran im Sonnenschein, der Berg mit einem weißen Wölkchen, der sich in der blanken See spiegelt, ein Garten voller Orangen und hinten eine neu geweißte Wand — Alles dies schlicht und doch verschmitzt dargestellt und von einem Glanz, als sei die ganze Welt mit Speck eingerieben. Wäre ich ein reicher Mann, ich würde mir einen Brancaccio dorthin hängen, wo ich in ärgerlicher Stimmung zu sehen habe, in's Bureau oder — wenn ich Berliner Theaterkritiker wäre — vor die Bühne. Man kann nicht gelbsüchtig werden, so ein Bild im Auge!

Aber sie sind Esser, diese Neapolitaner, keine Vielesser. Sie wissen was gut ist und haben ein feines Organ für Geschmack. Solche Bilder, wie sie zum Beispiel Forti uns vorführt, sind wohl mühelos entstanden, aber die Frucht langer emsiger Arbeit. Die Italiener, die die Begabung haben, sauler auf dem Rücken im Sonnenscheine liegen zu können als irgend ein Nordländer, sind sehr fleißige Leute. Sie machen nicht viel Wesens von der Arbeit, aber sie greifen zu. In ihnen ist eine glückliche Beobachtungsgabe und, da sie den ganzen Tag im Freien sind, ein intimes Verhältniß zur Natur. Der „Verismo" steckt ihnen im Blute. Man merkt nicht den Kampf nach Wahrheit wie bei den Deutschen, sie ringen sich nicht durch alte Gesetze und noch ältere Ueberlieferungen abstrakter Schönheit hindurch, sondern verlassen sich auf sich selbst. Es gibt kaum eine Schule, die unbeeinflußter von den „Alten" ist, als diese neapolitanische. Man sehe z. B. Saporetti's reizvolle Arbeiten. Wer sich kunsthistorischer Kenntnisse rühmen will, mag die manchmal etwas todten braunen Schatten in seinen Aquarellen mit Ribera vergleichen. Der Maler selbst denkt sicher nicht an diesen alten Herren und scheint eifrig bestrebt, die Verwandtschaft abzustreifen. Er sieht die Welt nach seiner Weise: Und man folgt ihm gern. Simonetti ist Morelli in seinem Zuge nach dem Orient gefolgt. Er malt uns ein Café in Jerusalem und eine „Siesta", die so köstlich frech ist, daß sie von van Beers fein könnte. Greine, wer Lust hat, über den Strich weißen Fleisches über dem grauseidenen Strumpf der horizontalen Dame: In Neapel ist die Prüderie nicht erfunden worden. Es steckt aber ein gutes Stück Pariserthum in diesem Bildchen. Fortuny und seine Feinmalerei: Das ist der Vorwurf, den ich ihm machen möchte! Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Deutsche National-Literatur. Herausgegeben von Joseph Kürschner. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) Wir haben schon wiederholt auf dieses hochbedeutsame Unternehmen hingewiesen, das an Großartigkeit und Gediegenheit nicht nur in unserer heutigen Buchindustrie, sondern auch im Schriftthum der übrigen Culturnationen seines Gleichen nicht hat. Es ist das bleibende Verdienst Kürschner's, mit tiefer Sachkenntniß den Plan bis in's Einzelne hinein entworfen und ihn durch die überaus glückliche Wahl seiner Mitarbeiter vortrefflich zur Ausführung gebracht zu haben. Fachgelehrte von Ansehen schaarten sich auf seinen Ruf um ihn und bildeten nicht nur auf dem Titelblatt einen imponirenden Generalstab, sondern waren neben dieser wirksamen Repräsentation auch zur thatkräftigen Mitwirkung bereit. Creizenach, Geiger, Liliencron, Milckfack, Minor, Sauer u. v. A. haben zum schönen Gelingen mitgeholfen, und manche frische Kräfte traten in den letzten Jahren noch hinzu. Auch die Ersatzmänner, die der gewandte Herausgeber an die Stelle der Hingeschiedenen (Bartsch, Boxberger, Birlinger ꝛc.) erwähnte, arbeiten im alten Geiste rüstig weiter, so daß die Verlagsbuchhandlung den Abschluß des Unternehmens in Aussicht stellen kann. An die 200 Bände liegen nunmehr vollständig vor uns, die im Einzelnen die hohen Erwartungen, die unsere Gebildeten an Kürschner's „National-Literatur" stellten, vollauf befriedigen, wenn nicht übertreffen. Unter den neuerschienenen Bänden heben wir Professor Piper's vorzügliche Ausgabe des Nibelungenlieds hervor und die schöne Auswahl aus der lehrhaften Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts von Prof. Ferdinand Vetter in Bern, dem Herausgeber der Schweizerischen Rundschau; auch der Wolfram von Eschenbach von Paul Piper verspricht nach seiner Vollendung eine Muster- und Meisterleistung zu werden. Dabei bemerken wir ausdrücklich, daß diese älteren Denkmäler im Originaltexte wiedergegeben sind aber ihr Verständniß wird dem nicht germanisch geschulten Leser durch erläuternde sprachliche Fußnoten und knappe Wörterbücher im Anhange wesentlich erleichtert. Vielleicht hätte sich diese Auswahl nur auf die wichtigsten Denkmäler beschränken können, z. B. bei Eschenbach auf den Parcival, aber in solchen Dingen ist es schwer, jeden Geschmack zu treffen. Im Allgemeinen, dies kann constatirt werden, haben „Kürschner und seine Leute" den richtigen Mittelweg getroffen, was umso verdienstvoller ist, als die Fachgelehrten oft ihre Lieblingsautoren überschätzen. Da gilt es eben für einen Herausgeber, fest zu bleiben und den Blick auf's Ganze gerichtet zu lassen. Wie sehr Kürschner diese Redactionsarbeit verstanden hat, zeigt sich auch in den Bänden, die den kirchlichen Kämpfen in der weltlichen Reformationsliteratur gewidmet sind. Brant's Narrenschiff von Bobertag, Murner und Hutten von Balke — und dazu die schönen und zahlreichen Nachbildungen alter Holzschnitte, die den satirischen und polemischen Schriften beigegeben sind, so daß die ganze Epoche sich nicht nur literarisch, sondern auch sittengeschichtlich abspiegelt. Mit Recht sind die öden Werke des 17. Jahrhunderts nur in Kürze schon früher erledigt worden, umso voller gelangt jedoch das 18. zum künstlerischen Ausdruck. Heinrich Pröhle, der schon so manchen gediegenen Beitrag zur klassischen Literaturperiode geliefert, bringt Wieland's beste Poesie- und Prosawerke, Richard Hamel, einer der wenigen Deutschen von heute, die sich rühmen können, die Messiade gelesen (und auch fleißig durchstudirt) zu haben, bietet einen vierbändigen Klopstock, Merrlich eine Auswahl von Jean Paul, Schiller (von Boxberger u. A.) ist ganz, Lessing (von Blümmer u. A.) nahezu vollständig geworden und übertreffen alle bisherigen Ausgaben. Lombel in Prag hat Herder's Schriften in Auswahl herausgegeben, während der (fast zu vollständige) Goethe in Düntzer und Schröer bewährte Herausgeber gefunden hat. Die dreibändigen naturwissenschaftlichen Schriften sind von Rudolf Steiner mit sachkundigen Erläuterungen und vortrefflichen Einleitungen versehen worden. Das 19. Jahrhundert hat neuerdings sehr rüstige Förderung erfahren. Die Romantiker hat Prof. Max Koch in einer ziemlich ausführlichen Immermann-Ausgabe in vier Bänden und in Sammelbänden, die Arnim, Ernst Schulze, Brentano, Callot-Hoffmann u. A betreffen, mit Geschick behandelt, der fleißige Bobertag, dem wir eine Geschichte des Romans verdanken, hat sich Hauff's, Grabbe's Beer's angenommen, Hebel hat Behaghel edirt, Koch bringt einen Lenau in zwei Bänden, und A. Stern bietet unsere weitaus beste Körner-Ausgabe (drei Bände), wozu Director Peschel vom Körner-Museum zahlreiches ungedrucktes Material zur Verfügung gestellt hat. Der Raum zwingt uns, von den übrigen nicht minder vollendeten neueren Leistungen in Kürschner's „National-Literatur" leider zu schweigen. Jeder Band, geschmackvoll ausgestattet und einzeln zu beziehen, ist ein beredtes Zeugniß für die wohldurchdachte Leitung im Ganzen und den populärwissenschaftlicher Geist im Einzelnen — ein wahrer Schatz für jeden Freund unseres Schriftthums.

Was sind die Freimaurer und was wollen sie? (Dessau, Hermann Oesterwitz.) Die bereits im Jahre 1888 in etwas anderer Form erschienene Schrift liegt hier in 5. Auflage uns vor. Allenthalben merkt man dem Verfasser an, daß es ihm mit der Freimauerei heiliger Ernst ist, und stets wirkt der warme Brustton überzeugend. Das Leitmotiv ist Lessing's Wort: „Die Freimauerei ist nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist." Das gutgeschriebene Büchlein kommt gerade im gegenwärtigen Augenblicke zu paß, wo aus der Thatsache, daß Kaiser Wilhelm II. nicht Freimaurer ist, Kapital gegen die Maurerei geschlagen wird.

Seinem ausgezeichneten deutsch-französischen Wörterbuche der Umgangssprache läßt Emil Goldschmidt in Berlin jetzt ein ganz nach denselben Grundsätzen ausgeführtes Wörterbuch der deutsch-englischen Umgangssprache folgen. Der Verfasser, Martin Krummacher, hat hier eine musterhafte lexikographische Arbeit geliefert, und nicht minder gut als das Dictionaire ist die Beigabe, welche ein Gesprächbuch für den Reiseverkehr (auch einzeln zu haben) enthält. Ueberall ist die Aussprache und Schreibung genau angegeben, das Nothwendigste aus der Grammatik, technische Ausdrücke und sogar das Slang berücksichtigt. Für Hunderttausende, die nur das Gebräuchliche für den Umgang wissen wollen, ist das Buch ein wahrer Schatz in lexikographischer Hinsicht so überraschend praktisch und einfach, wie das Ei des Columbus.

Florus Brüggemann's Nachlaß. Roman von A. von Klinckowström. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein unterhaltender Roman. Sowohl der alte Testator als diejenigen, die sich in seine Verlassenschaft zu theilen haben, sind scharf gezeichnete Charaktere, in denen jedoch die verschiedenartigsten Schattirungen vertreten sind. Mit künstlerischer Kraft sind aus den Gegensätzen dieser Charaktere die interessanten Situationen entwickelt, die sich zu einer spannenden Handlung gruppiren. Noch besser gefiel uns: Stasi. Eine Geschichte aus dem bayerischen Walde erzählt von Otto v. Schaching. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) Die Geschichte der schönen Stasi von Baderhof, der vielumworbenen jungen Witwe, und ihrer Freier, um die sich die außerordentlich charakteristischen Gestalten des alten Lumpensammlers Martin, des brutalen Oberknechts Veit, der alten „Burglhex" und andere dem Leben abgelauschte Erscheinungen gruppiren, wird nicht nur die zahlreichen Kenner und Freunde altbayrischen Wesens fesseln, sondern alle, die für die elementaren Aeußerungen unverfälschten Menschenthums ein offenes Auge und offene Sinne haben.

Inserate.

Im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.

Posse in 4 Akten
von
Karl Bilk.

Preis eleg. brosch. 2 ℳ.

Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Karl von Hase,

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

5. Aufl. XXXVI, 728 S. gr. 8°.

geh. 12 ℳ, geb. (Halbfranz) 13 ℳ 50 Pf.

Die berühmte Schrift Karl v. Hase's, welche längere Zeit gefehlt hat, erscheint jetzt in fünfter, durchgesehener Auflage. Sie ist unter den heutigen Zeitverhältnissen besonders werthvoll und für jeden Gebildeten verständlich.

Otto Meissners Verlag in Hamburg.

Beiträge zur Physischen Geographie der Ostsee.

Von **Dr. Carl Ackermann.**

Mit einer Tiefenkarte u. 5 lithograph. Tafeln. Zweite Ausgabe. gr. 8. 25¾ Bogen 4 ℳ.

Eine vortreffliche Monographie, welche Alles zusammenfasst, was in den letzten Decennien in der Kunde dieses Meeres geleistet worden. Die Grenzen, Zugänge und Tiefenverhältnisse, die aufbauenden und zerstörenden Wirkungen der Wellen, die Strömungs- und Windverhältnisse, die Temperatur-Schwankungen, die Ostsee-Flora und Fauna erfahren in dem reichen Werke eingehendste Behandlung. Der Geograph sowohl wie der praktische Seemann werden diese „Beiträge" sehr gut verwerthen können.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent 2c.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen und zu **Festgeschenken** empfohlen:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In 2 Büchern. II. Buch: **Die akademische Zeit 1789—1796** von **Kuno Fischer,** Wirkl. Geh. Rat u. Professor der Philosophie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 3 M. 50 Pf. Beide Bücher eleg. in Lwd. geb. 7 M. 50 Pf. Bildet zugleich:

Schiller-Schriften. Zweite Reihe (Schiller als Philosoph 1. u. 2. Buch.) 8°. Eleg. brosch. 6 M., eleg. Halbleder 8 M.

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Von **Viktor Meyer,** Geh. Rat u. Prof. d. Chemie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 4 M., in Lwd. geb. 5 M.

Inhalt: Die Jungfrau. — Der blaue Strahl. — Substanz und Seele. — Ernährung und Arbeit. — Zum Gedächtnisse eines früh Geschiedenen. — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. — Die Umwälzung in der Atomlehre. — Chemische Probleme der Gegenwart.

Verlag von **Georg Weiss** in **Heidelberg.**

Die
Positive Philosophie
von
August Comte.

Im Auszuge von **Jul. Rig,**
übersetzt von **J. H. v. Kirchmann.**
2 Bände. 17 ℳ.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu
Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen
von
H. Steinthal, Dr.
Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.
4 ℳ 80 Pf.

Moltmanns Verlag, Hamburg-Hohenfelde.

Karl Friedrich, Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel.
Franko und direkt gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Ludwig Feuerbach.

Sein Wirken und seine Zeitgenossen
mit Benutzung ungedruckten Materials
dargestellt von
Wilhelm Bolin.

Oktav. 366 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrsbände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 20. Februar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Volksschulgesetz und seine Folgen. Von Baculatus. — Soldatenmißhandlungen. Von einem Civilisten. — **Literatur und Kunst:** Zum gefälschten Idealismus. Von Hieronymus Lorm. — Die Willensphilosophie und der Sprachgeist. Von Karl Schulz. — Gustav Kastropp. Von Wilhelm Ernst. — Zum gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst. Von Gustav Luedecke. — **Feuilleton:** Giulia la bella. Von Sigurd-Jönköping. — Dramaturgische Aufführungen. Von M. H. — Inserate.

Das Volksschulgesetz und seine Folgen.

Die erste Berathung des Volksschulgesetzes im Abgeordnetenhause hat unzweifelhaft gezeigt, daß alle Parteien ohne Ausnahme von der Bedeutung und Wichtigkeit der Volksschule für das Culturleben und die Entwickelung des Staates überzeugt sind. Fast macht es den Eindruck, als ob jede Partei des festen Glaubens lebe: wer die Schule habe, der habe auch die Zukunft. Die Richtigkeit dieses Satzes möge dahingestellt sein. Jedenfalls aber ist es Thatsache, daß die Volksschule nicht vorhanden ist ohne die Volksschullehrer, daß die preußische Volksschule nicht gedacht werden kann ohne die 70,000 an preußischen Volksschulen angestellten Lehrer und folglich, daß die preußische Volksschule nur der hat, welcher auch die große Masse der preußischen Volksschullehrer für sich hat oder für sich zu gewinnen weiß. Die Debatten im Abgeordnetenhause haben das Gesetz bereits von den verschiedensten Seiten beleuchtet; der Gedanke scheint indessen noch keinem Redner — und am wenigsten dem Herrn Cultusminister und seinen Beamten gekommen zu sein, daß die Wirkung des Gesetzes ganz wesentlich bedingt wird durch die Stellung, welche der Stand der preußischen Volksschullehrer demselben gegenüber einnimmt.

Alle diejenigen, welche in einem Volksschulgesetz nach dem Herzen der Porsch und Stöcker das Palladium gegen die sozialdemokratischen Umsturzideen erblicken, vor Allem aber der Herr Cultusminister und seine Beamten, kommen mir vor wie der Alpenjäger:

> Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
> Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr! —

Was dort unten in der Volksseele und vor Allem, was in der Seele des Schulmeisters vorgeht, das liegt so bergetief unter dem Gesichtsfelde jener Herren, daß sie nichts davon gewahr werden. Wie wäre sonst wohl jener schreiende Widerspruch überhaupt nur denkbar, in welchem sich die Urheber wie die Lobredner des Entwurfes befinden! Die Volksschule soll die Gesellschaft, den Staat, die Zukunft retten; die Volksschullehrer aber werden gerade durch dieses Gesetz mit einer beleidigenden Rücksichtslosigkeit behandelt. Keine ihrer berechtigten Forderungen wird erfüllt. Der Entwurf stellt ihnen weder ein auskömmliches Brot, noch eine ehrenvolle Wirksamkeit in Aussicht. An Händen und Füßen gefesselt wird der Volksschullehrer dem Klerus überliefert, der über seine Anstellung, seine Arbeit, sein Fortkommen, der über sein Wohl und Wehe endgültig entscheidet. Das alles ist freilich in der ersten Berathung des Entwurfs von freisinniger, nationalliberaler und selbst von freiconservativer Seite mit genügender Schärfe und wuchtigem Nachdruck gesagt worden. Aber ein Anderes ist nicht gesagt oder doch höchstens nur flüchtig und leise gestreift worden: wie nämlich sich der Volksschullehrerstand verhalten wird, wenn der Entwurf wirklich zum Gesetz erhoben würde. Es sind doch schließlich die Volksschullehrer, welche Religion und Vaterlandsliebe in die Herzen der Jugend pflanzen sollen. Von ihrer Hingabe und Treue, von ihrem Eifer und ihrer Begeisterung hängt es doch schließlich ab, ob die erhofften Wirkungen des Gesetzes in dem heranwachsenden Geschlecht zu Tage treten. Hier gerade ist der Punkt, über den die hochmögenden Herren sich gründlich zu täuschen scheinen. Wenn sie nur ein wenig in der Volksseele zu lesen verstünden, es müßte ihnen sofort klar werden, daß von den erträumten Wirkungen des Gesetzes so ziemlich das gerade Gegentheil eintreten wird. Dieser Gedanke scheint den Herren, welche das rothe Gespenst mit einem vom Geiste Windthorst-Stöcker'scher Orthodoxie durchdränkten Jugendunterricht bannen wollen, gar nicht gekommen zu sein. Welche Vorstellung machen sich jene Herren von dem preußischen Volksschullehrer eigentlich? Glauben sie wirklich, daß er auch heute noch wie vor hundert Jahren bereit ist, den Geistlichen in allen Fragen des Unterrichts als seine natürliche Autorität anzusehen, daß er auch heute noch bereitwilligst auf eine eigene Meinung in Betreff des Religionsunterrichtes Verzicht leistet, wenn nur der Herr Pfarrer oder der Herr Caplan seinen Mund aufthut? Wenn man das glaubt, so täuscht man sich gewaltig. Die preußischen Volksschullehrer sind keine Gliederpuppen, deren geistige Bewegung man am Schnürchen hat. Ein Stand, wie der der preußische Volksschullehrer, welcher sich unter heißem Mühen und harten Kämpfen von geistlicher Bevormundung in pädagogischen Dingen innerlich befreit hat und dessen Glieder von einem lebendig ausgeprägten Standesbewußtsein erfüllt sind, kann nicht durch einen gesetzgeberischen Act so ohne Weiteres in seiner Entwickelung um 50 Jahre zurückgedreht werden. Die bestimmt ausgeprägte Entwickelung, welche der deutsche Lehrerstand in der Gegenwart erreicht hat, ist eine geschichtliche Thatsache, welche der Zedlitz'sche Schulgesetzentwurf einfach ignorirt. Damit wird diese Thatsache indessen nicht aus der Welt geschafft. Die Urheber des Gesetzes haben es nicht für der Mühe werth gehalten, diese Thatsache als Faktor mit in ihre Rechnung zu stellen, und darum wird auch das Resultat ein falsches werden. Mit anderen Worten: man rechne nur nicht allzuviel auf die bereitwillige Mitwirkung der Volksschullehrer, wenn der neue Kurs eingeschlagen wird. Was sollte wohl den preußischen Volksschullehrer veranlassen, sich mit hingebender Begeisterung in den Dienst eines Schulgesetzes zu stellen,

welches ihm persönlich nur Enttäuschung und Demüthigung bringt? Ein Gesetz, das außerdem die freie Entwickelung der Schule auf viele Jahre hinaus hemmt, und das nicht einen einzigen frischen, belebenden, schöpferischen Gedanken zur Welt bringt: ein solches Gesetz muß in allen Gliedern des preußischen Lehrerstandes — soweit dieselben sich ihrer idealen Aufgabe bewußt sind — die entschiedensten und unversöhnlichsten Gegner finden. Was dabei herauskommt, wenn der Entwurf zum Gesetz erhoben wird ist ganz klar: das Gesetz wird, zwar seine Wirkung haben, aber gerade die erwartete Wirkung wird ausbleiben.

Es wird seine Wirkungen haben! Man braucht kein Prophet zu sein, um zu sagen, daß es zunächst die Quelle unendlicher Zwistigkeiten zwischen dem Stand der Geistlichen und dem der Lehrer sein wird. Das Verhältniß zwischen diesen beiden Ständen ist so wie so schon kein gutes, und zwar liegt der Grund des Uebels lediglich in dem Umstand, daß der Lehrer den Geistlichen als seinen natürlichen Vorgesetzten ansehen soll. Das ist ein Verhältniß, welches sich überlebt hat, das aber zum Schaden der Kirche wie der Schule fortbesteht. Das neue Schulgesetz conservirt dieses Verhältniß nicht allein, sondern es sucht dasselbe zu Gunsten der Kirche noch weiter auszubauen. Thatsächlich wird indessen die Kirche dadurch schwer geschädigt werden. Gerade diejenigen Lehrer, welche sich eine feste religiöse Ueberzeugung erworben haben — und das sind die Besten ihres Standes — werden am allerwenigsten geneigt sein, ihren Religionsunterricht nach den Forderungen einer engherzigen Orthodoxie einzurichten. Die Freiheit, welche sie thatsächlich haben und welche man ihnen gar nicht nehmen kann, wenn man nicht neben jeden Lehrer zu jeder Stunde einen Geistlichen als Aufpasser bestellt, werden sie künftig, wo man weder ihren guten Willen, noch ihre Einsicht zur Ertheilung eines streng confessionellen Religionsunterrichtes voraussetzt, viel rücksichtloser gebrauchen, als sie es früher je gethan haben. Die Herren Geistlichen mögen nur aufpassen!

Freilich werden's nicht alle so machen. Eine große Zahl wird die Sache viel weniger ernst nehmen. Dies sind die Lohndiener, die Lakaienseelen, die in ihrem Amt allein die milchende Kuh sehen. Sie können ohne innere Beklemmung zweien Herren dienen; sie können ohne zu erröthen einen Religionsunterricht nach streng orthodoxer Vorschrift ertheilen, auch wenn sie nichts, kein Titelchen, von dem glauben, was sie lehren, wenn ihr Herz auch nicht den geringsten Antheil an dem hat, was ihr Mund spricht. Der Weizen dieser Sorte wird blühen. Man muß leider zu der betrübenden Ansicht kommen, daß die Freunde des neuen Schulgesetzes nur mit den Elementen des Lehrerstandes rechnen, die stets bereit sind, ein Wiesel für ein Kameel zu erklären. Heute bilden sie zum Glück noch die Minderzahl des Standes. Das Unheil aber, welches ein von solchen Lehrern ertheilter Religionsunterricht in den Kinderseelen anrichtet, ist gar nicht in Worte zu fassen. Man sollte doch wissen, daß Leben nur am Leben erzeugt werden kann, daß nur der Lehrer ein lebendiges religiöses Empfinden in der Seele des Kindes wecken und pflegen kann, der selber die Religion als ein Lebendiges in seinem Herzen trägt. Wo diese Grundbedingung auf Seiten des Lehrers fehlt, da wird in der Religionsstunde weniger als nichts geleistet, ja, es wird der religiöse Sinn der Kindesnatur langsam, aber sicher ertödtet, und so wird das Volk an seinen idealen Gütern auf's Schwerste geschädigt werden.

Das Gesetz wird aber nicht bloß die überzeugungstreuen Lehrer zur Opposition gegen die Kirche reizen, es wird nicht bloß einen günstigen Boden bereiten für die unheilvolle Saat der Miethlinge — es wird noch eine dritte nicht minder bösartige Wirkung zeitigen.

Mir sagte kürzlich ein Lehrer: „Bisher habe ich mich bemüht, bei passenden Gelegenheiten den Schülern den Unsinn der sozialdemokratischen Bestrebungen zu zeigen. Von jetzt an fühle ich diese Verpflichtung nicht mehr." Wie er spricht, denken Viele. Jenes Wort kennzeichnet die Stimmung vieler, namentlich jüngerer Lehrer. Wie lange wird es dauern, so setzen sie ihre Hoffnung auf die Sozialdemokratie! Und erklärlich ist dies wenigstens. Wie ist es doch in dem clericalen Belgien? Dort feiern die Volksschullehrer bereits Verbrüderungsfeste mit den Sozialdemokraten. Wenn der Staat sich gar nicht seiner Verpflichtungen gegen die Lehrer entledigen will, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, wenn ein großer Theil der Lehrer sich auch dem Staat gegenüber nicht verpflichtet fühlt. Doch brechen wir diesen unerfreulichen Gedanken ab; Thatsache ist es jedenfalls, daß die Sozialdemokraten ihre Befriedigung über den Zuwachs, den ihnen das Schulgesetz in Aussicht stellt, bereits öffentlich bekundet haben. Man wird in den maßgebenden Kreisen freilich sagen: „Mit der jetzigen Generation der Volksschullehrer rechnen wir gar nicht; wir erziehen uns ein Geschlecht, das seine Aufgabe in unserem Sinne auffaßt und löst." — Darüber würden freilich 30 Jahre in's Land gehen. Und wenn wir wirklich hoffen, daß bis dahin das sozialdemokratische Tohuwabohu noch nicht über uns hereingebrochen ist, — wie weit sollte man dann wohl mit der Purification des Lehrerstandes im Sinne der Stöckern nd Windthorste gekommen sein? Was haben denn die berüchtigten Regulative von 1854 in dieser Beziehung geleistet? Sind die in ihrem Geist unterrichteten Zöglinge kirchlicher und religiöser als ihre Kollegen, die ein freieres Geisteswehen gefühlt haben? Das Gegentheil trifft in der Regel zu. Wer sich in Lehrerkreisen bewegt hat, hat genugsam erfahren müssen, daß die Religionsverächter unter den Lehrern ihre Ausbildung fast immer auf Anstalten empfangen haben, auf denen die Religion im Uebermaß tractirt wurde. Ebensowenig wie es den Regulativen gelungen ist, einen preußischen Lehrerstand nach dem Sinne der Herren v. Stiehl und v. Mühler zu erziehen, ebensowenig wird es den Steuerleuten des neuen Kurses gelingen, die Mehrzahl der preußischen Lehrer zu gefügigen Werkzeugen einer klerikalen Partei zu machen. Baculatus.

Soldatenmißhandlungen.

Von einem Civilisten.

Nicht zum ersten Male gehen Klagen über Soldatenmißhandlungen durch die Presse. Einzelne Zeitungen haben es sich zu einer Art Aufgabe gemacht, alle derartigen Fälle, die bekannt werden, festzunageln, leider mehr zu agitatorischen Zwecken als um das Uebel aus der Welt zu schaffen. Aus dem Grunde haben die Blätter wenig Erfolg gehabt, Tendenzschriften mißt man nicht überall vielen Glauben bei. Andererseits haben auch Localblätter manches gethan, um einzelne Fälle an die Oeffentlichkeit zu bringen. Aber sie konnten nur in kleineren Kreisen ein Licht anzünden.

Ein gut Theil anders verhält es sich mit dem Erlaß des Prinzen Georg von Sachsen vom 4. Juni v. J. Als Kommandeur des 12. Armeecorps, als Bruder des regierenden Königs von Sachsen und muthmaßlicher Thronerbe hat sein Wort denn doch einigermaßen Gewicht. Freilich scheint der Erlaß ursprünglich auch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen zu sein, aber der von dem leitenden Blatte der Sozialdemokratie gebrachte Wortlaut ist echt. Prinz Georg hält mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge, sondern spricht mit einer Offenheit, die einem künftigen Könige alle Ehre macht, über die Verkommnisse. Er redet von raffinirter Quälerei als Ausfluß einer Rohheit und Verwilderung, wie man sie bei Unteroffizieren und Instruktoren kaum für möglich halten sollte. Liest man die einzelnen Beispiele, die nicht nur der Vorwärts und Blätter, die ihm nachstehen, sondern Blätter aller Parteigruppen bis zu den hochconservativen hinauf anzuführen wissen, so muß man dem Prinzen völlig recht geben und es ihm danken, daß er einen offenen Schaden schonungslos aufdeckt.

Wir Civilisten wissen längst, daß es beim Militär nicht so zu geht, wie es nach dem Willen des allerhöchsten Kriegsherren zugehen sollte. Wir wissen, daß es eine Reihe von

Unteroffizieren gibt, die mehr darnach streben, ihren Untergebenen den so wie so nicht leichten Dienst durch allerlei quälende Maßregeln unleidlich zu machen. Woher kommt es denn, daß noch immer manche Wehrpflichtige sich dem Eintritt in das stehende Heer durch unerlaubte Auswanderung entziehen? Einige der jungen Leute haben thatsächlich keine Ahnung davon, daß sie mit der Auswanderung eine Strafthat begehen. Viele aber wissen das wohl und wenden ihrem Vaterlande, das ihnen fortab auf ewig verschlossen bleibt, mit schwerem Herzen den Rücken, nur um sich während ihrer Dienstzeit nicht wie Hunde behandeln zu lassen. Es werden nun freilich nicht alle so behandelt, es gibt mehr gute als schlechte Unteroffiziere, aber man will sich nicht der Möglichkeit aussetzen, einem schlechten in die Hände zu fallen. Man hat schon von der Unlust gesprochen, von der Unlust der jungen Leute, dienen zu müssen. Diese Unlust mag in einzelnen Fällen vorhanden sein, aber sie ist nirgends Regel, immer nur Ausnahme. Mit frohem Muthe, gewöhnlich freilich auch ein wenig bedaduselt kommen die jungen Burschen in der Heimath des Schreibers dieser Zeilen von der Musterung zurück, wenn sie „gezogen" worden sind. Sie fühlen sich doch, wer weiß wie sehr? erhaben über die dauernd Untauglichen und die auf ein Jahr Zurückgestellten. Aber wenn sie nur erst einige Zeit gedient haben, wird ihr Muth kleiner und die Klagen gewinnen die Oberhand, wenn sie einem schlechten Vorgesetzten in die Hände gefallen sind.

In erster Linie betrifft das Klagen freilich zumeist jenes ehrenrührige Schimpfen, in dem leider viele und, wenigstens so viel uns bekannt geworden ist, die meisten Unteroffiziere das Menschenmöglichste zu leisten suchen, nicht mit Unrecht bringen unsere meisten Witzblätter als eine ständige Figur den schimpfenden Unteroffizier. Und die Schimpfreden, die sie bringen, sind noch sehr gelinde, denen gegenüber, die wir — und leider nur zu oft — auf dem Exerzierplatze gehört haben. Ein halbwegs anständiger Bettler würde sich dergleichen überhaupt nicht gefallen lassen und würde vor Gericht sein Recht erhalten, wenn er einen Menschen verklagte, der ihm dergleichen Ehrentitel an den Hals wirft. Muß es denn nicht einen Menschen erbittern, wenn er seinen ehrlichen Namen und sein Gewerbe, seine Nationalität und seine Eltern mit Ausdrücken nennen hört, die zu gemein sind, um an dieser Stelle auch nur aussprechen zu dürfen? Wir haben in unserem Pult eine ganze Blüthenlese von Ausdrücken liegen, die wir, und nicht immer von Unteroffizieren, gehört haben. Unser regierender Kaiser will dergleichen nicht angewendet wissen. Aber! „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit! heißt es manchmal auch beim deutschen Militär" sagt Philipp Lenz in seinen „Militärischen Humoresken", die übrigens manches Schlaglicht auf die Verhältnisse werfen, und recht hat er!

Es mag uns erlaubt sein, an dieser Stelle noch auf einen anderen Krebsschaden unseres Unteroffizierstandes aufmerksam zu machen, der zwar nicht so weit verbreitet ist, wie bei anderen Nationen und wie man unter den Civilisten gewöhnlich annimmt. Es ist die Bestechlichkeit der Unteroffiziere. Söhne wohlhabender Eltern werden von ihren unteren Vorgesetzten nicht eben direkt aufgefordert, ihnen mit Geld und Viktualien unter die Arme zu greifen, aber es wird ihnen das indirekt manchmal nahe genug gelegt. Das Gehalt der Herren Unteroffiziere ist ja auch so niedrig bemessen, daß sie für derartige Liebesgaben nicht unempfindlich bleiben können. Nach unserer Meinung hätte man statt der ziemlich wirkungslosen Dienstprämien lieber eine Gehaltserhöhung eintreten lassen sollen. Es ist doch schlimm genug und schadet den Gemeinsinn, der doch unter den Soldaten recht bedeutend entwickelt sein muß, weil, wenn nicht Tüchtigkeit, sondern die Fähigkeit, schmieren zu können, die Gunst der Vorgesetzten beeinflußt.

Was nun endlich die körperlichen Mißhandlungen selber betrifft, so sind sie mitunter so haarsträubender Natur, daß ein Vater, der dergleichen verübte, in Strafe genommen werden müßte. Und es handelt sich hier doch nicht um Schulbuben, sondern um erwachsene Leute, denen gegenüber körperliche Züchtigung nicht mehr zulässig ist. Man möchte den manchmal vorkommenden systematischen Quälereien gegenüber ja wünschen, daß es den Unteroffizieren erlaubt wäre, eine gute Tracht Prügel verabfolgen zu dürfen. Es ist ja leider vorgekommen, daß derartige Quälereien Soldaten zum Desertiren, ja zum Selbstmorde getrieben haben. Und was bei dem allen das Aergste ist, die Gequälten sind in der Regel nicht die Nachlässigen und Bummler, sondern sehr häufig ganz gute und treue Soldaten, die in Folge mangelnder körperlicher oder geistiger Fähigkeiten das eine oder das andere nicht begreifen können. Ja manchmal will es scheinen, als wenn eine gewisse diabolische Lust am Chikaniren alleinige Ursache der Mißhandlungen wäre.

Leider haben auch die Oberoffiziere nicht minder Lust an dergleichen, als ihre Unteroffiziere. Sie geben dadurch natürlich das denkbar schlechteste Beispiel, indem sie ihre Untergebenen, die es ihnen natürlich sehr gerne nachthun wollen, geradezu zu Mißhandlungen und Schimpfereien anreizen. Namentlich in Bezug auf die Letzteren sollte man in den Oberoffizieren manchmal nicht Leute aus besonderen Ständen vermuthen. Bei diesen Herren sollte man anfangen zu bessern, wenn es wirklich besser werden soll, sonst fallen alle Besserungsversuche in's Wasser. Jeder Offizier mag er nun bekleiden, welchen Posten er will, hat sich's vor allen Dingen selber vorzuhalten, daß er nicht Leute kommandirt, um sie ein Bischen im militärischen Drill zu üben, sondern um sie zu Vaterlandsvertheidigern, zu Leuten heranzubilden, die mit Leib und Seele Soldat sind. Oder meint man, das auch durch Schimpfereien und Mißhandlungen erreichen zu können? Wir zweifeln: der Soldat muß mit Lust und Liebe an seine Dienstjahre zurückdenken, nicht mit Furcht und Grauen und dem geheimen Dankgefühl, daß sie nun überstanden sind.

Nun steht ja allerdings dem Soldaten das Beschwerderecht zu, aber dieses Recht steht thatsächlich nur auf dem Papiere. Der gemeine Soldat fürchtet sich eben vor dem Beschweren. Häufig genug hört man von Soldaten, daß ihre Vorgesetzten nach den Beschwerden nichts fragen. Das Urtheil ist in dieser Allgemeinheit vielleicht zu stark, aber es bekundet doch den Glauben der Gemeinen und daß man den Beschwerden nicht das erwünschte väterliche Ohr so leiht, wie sie es erwarten. Der Respect vor dem Vorgesetzten ist eben beim Militär groß und wer nun gar als Beschwerdeführer zu seinen Oberen kommt, bedarf um so mehr des liebreichen Entgegenkommens. Ferner hält der Umstand manche von der Beschwerde ab, daß der sich mit Unrecht Beschwerende bestraft wird. Diese Bestimmung ist rein überflüssig, ja schädlich. So gut, wie ein Civilist mit Unrecht klagen kann, er wird in dem Falle eben abgewiesen, so gut muß es auch ein Soldat können. Die Strafandrohung bewirkt lediglich, daß der Soldat vor dem Beschweren Angst bekommt und nur dann von seinem Rechte Gebrauch macht, wenn der Fall sich nicht drehen und deuteln läßt und wenn Zeugen bereit sind, Zeugniß abzulegen. Denn hier treffen wir auch einen sehr wunden Punkt: Niemand will in solchen Fällen gern zeugen, weil man's ihn entgelten läßt. Häufig genug nämlich sympathisiren die übrigen Unteroffiziere nicht mit dem mißhandelten Soldaten, sondern mit dem angeklagten Kameraden und lassen den Gemeinen deutlich genug merken, was die Folge sein wird, wenn sie sich beschweren oder wenn sie zeugen. So klagen denn auch Einzelne, die von ihrem Beschwerderecht Gebrauch gemacht haben, daß sie von der Zeit an keine ruhige Stunde mehr gehabt haben.

Daß die Mißhandlungen auf alle Fälle verschwinden müssen, räumt jeder ein. Der Geist des Heeres wird ein wesentlich anderer, wenn die Behandlung der Soldaten eine andere wird. Lehrjahre werden nun freilich niemals Herrenjahre und ein gemächliches Leben kann und wird der gemeine Soldat nicht verlangen, wohl aber eine menschenwürdige Behandlung und die mit Recht. Wir müssen heute damit rechnen, daß von sozialistischem Gifte angesteckte Elemente in's Heer eintreten. Wie nun der Eingetretene behandelt wird, so entwickelt er sich weiter. Bei guter Behandlung wird der Geist der Insubordination, der den Sozialisten kennzeichnet, ertödtet und die erziehlichen Resultate der Dienstzeit sind nicht gering anzuschlagen. Bei schlechter Behandlung wird eben der Geist

der Unzufriedenheit, ja der berechtigten Unzufriedenheit rege, und es entwickelt sich erst recht der Klassengeist. Was will man davon sagen: wenn über das Wort Vaterland, Kaiser und Reich und ähnliche bitter gelacht und gespottet wird, wenn die Vaterlandsvertheidiger wie Hunde behandelt werden, wenn die, die in des obersten Kriegsherren, des Kaisers Namen den Soldaten ausbilden, sich alle erdenklichen Rohheiten gestatten? Das ist sicher: Ein schlechter und seine Untergebenen mißhandelnder Offizier, sei es ein Ober- oder ein Unteroffizier schadet einer Compagnie mehr als zehn eingefleischte Sozialdemokraten.

Soll das Uebel von Grund aus geheilt werden, so muß, wie angedeutet, das Beschwerderecht umgestaltet werden. Es muß die Strafe für unberechtigte Beschwerde wegfallen und Jeder, der in die Lage kommt, eine Beschwerde entgegennehmen zu müssen, muß in natürlicher Weise mit dem Beschwerenden umgehen. Es muß dem Gemeinen das Gefühl aufkommen, daß er mit einer berechtigten Beschwerde seinem Vorgesetzten niemals ungelegen kommt. Es muß aber vor allen Dingen von den Oberoffizieren ein wachsames Auge auf die gehalten werden, die von ihrem Beschwerderecht Gebrauch machen. Es dürfen ihnen daraus keine Nachtheile erwachsen, wenn sie ihr Recht suchen.

Sodann aber ist die Oeffentlichkeit des Verfahrens bei Verhandlungen gegen solche, die sich vergangen haben, unbedingt einzuführen. Mag man heute auch zehn Mal betonen, daß ein der Mißhandlung Ueberführter seiner Strafe nicht entgeht, man findet keinen Glauben. Das Volk glaubt in diesem Punkte eben, was es sieht und nicht mehr. Kann es sich selber davon überzeugen, daß es auch beim Militär nach Gerechtigkeit und nicht etwa nach Gunst geht, so ist viel gewonnen. Aber auch die Uebelthäter selber stehen ganz anders da, wenn sie vor der ganzen Nation wegen ihres schändlichen Thuns und Treibens bloßgestellt werden, als wenn nur einige Wenige von ihrer Bestrafung etwas erfahren. Die Scheu, öffentlich als Uebelthäter bekannt zu werden, hält von manchem Verbrechen ab.

Endlich aber müssen die Strafen dem Vergehen gemäß bemessen werden und nicht zu gelinde ausfallen. Wer den guten Geist in der Armee muthwillig verdirbt, hat auf schonende Behandlung keinen Anspruch. Man wende nicht ein, daß gegen früher Manches besser geworden sei. Man weiß auch weit besser wie früher, daß eine derartige Behandlung nicht in der Ordnung ist und es gibt Elemente in und außer der Armee, die auf Grund derartiger Erfahrungen ihr Unkraut in den Herzen der Soldaten auszusäen suchen, und der böse Same wächst und trägt Früchte. Ein Oberoffizier, der sich zu thätlichen Mißhandlungen seiner Untergebenen hinreißen läßt, taugt nicht für seinen Posten. Falls ihm nicht erhebliche mildernde Umstände zugebilligt werden, muß auf Entlassung ohne Pension beantragt werden. Wegen ehrenrühriger Schimpfereien kann eine Verwarnung zunächst am Platze sein, dann treten steigende Disciplinarstrafen, zuletzt aber auch Entlassungen ein. Aehnlich bei den Unteroffizieren, denen bei Mißhandlungen die Capitulation zu kündigen, der Capitulationsvertrag nicht zu erneuern oder der Civilversorgungsschein nicht auszustellen ist. Bei Schimpfereien tritt die Strafe der Oberoffiziere ein, auch Bestechungen sind zu ahnden wie die Schimpfereien. Im Uebrigen muß es den Oberoffizieren zur Pflicht gemacht werden, bei den ihnen Unterstellten unverhofft zu revidiren und alle Ungehörigkeiten unnachsichtlich zu melden oder zur Bestrafung zu ziehen.

Wir sind es uns bewußt, hier nicht viel Neues gefordert zu haben. Das Eine und das Andere ist hier und da längst verlangt worden, aber der Erfolg ist ausgeblieben, weil man sich von der Nothwendigkeit nicht überzeugen konnte. Nun ist eine mächtige Bewegung in Gang gekommen; sie darf nicht im Sande verlaufen, wenn nicht die Recht behalten sollen, die vom Mangel am guten Willen reden. Daß Allerhöchst- und Höchstcommandirende den Uebelstand anerkannt haben, gewährleistet einen Erfolg, aber es darf nicht bei einem halben stehen bleiben, wenn das in seinen breitesten Schichten aufgeregte Volk zur Ruhe kommen soll. Und zum Schlusse noch eins. Gegen die mächtig anstürmende soziale Revolution in Europa gibt es, das ist längst anerkannt, nur ein festes Bollwerk: ein starkes deutsches Heer. Den guten Geist in demselben ertödten heißt also nichts Anderes, als der Revolution Thür und Thor öffnen.

Literatur und Kunst.

Zum gefälschten Idealismus.

Von Hieronymus Lorm.

Wieder ist es einem guten Manne eingefallen, gegen die Strömungen der neuen Zeit ein altes Buch zu verfassen. Es führt den Titel: „Ein Katechismus der Moral und Politik.“*) — Zwei Freunde wanderten während eines regnerischen Sommers in das Gebirge. Sie mußten wegen des schlechten Wetters in einer Sennhütte Schutz suchen. — „Es regnet beständig,“ rief der Eine verzweifelnd, „was sollen wir anfangen?“ — Gelassen erwiderte der Andere, ein Büchermacher: „Ich werde dagegen schreiben.“

Der Ausgangspunkt des vorliegenden Buches ist im Sinne jedes denkenden Menschen als richtig festgestellt. Denn ein solcher ist zu allen Zeiten der Gegner seiner Zeit gewesen, weil man unter „Zeit“ immer nur die lärmenden und blendenden Bethätigungen, die lauten Töne und die schreienden Farben versteht, mit welchen die Allgemeinheit an den Tag legt, daß sie in den Vordergrund gelangte, daß sie in Gebrauch gekommene Gedanken und Ideen nicht verstanden, sondern sich nur in ganz äußerlichen Formen, in Phrasen und Redensarten angeeignet hat. In Wahrheit verändert sich ein Volk niemals, und was nur zufällig in Gestalt geistiger und künstlerischer Leistungen oder auch nur als Zeitungspresse die öffentliche Aufmerksamkeit beherrscht, ist noch immer nicht das Volk in seiner Wesenheit. Will man sich numerisch davon überzeugen, so wird man immer finden, daß viele Millionen mitten im Wechsel der sogenannten Zeitströmungen, welchen Tausende folgen — eine verschwindende Minorität — ihrem alten Glauben und Aberglauben, ihrem angewöhnten Idealismus felsenfest treu bleiben. Der gewöhnliche Irrthum derjenigen, die ihre Bücher, ihre Proteste gegen Zeitströmungen, dem „Volke“ widmen, wie hier z. B. dem deutschen Volke, besteht darin, daß sie jene schreiende und fackelnde Minorität, eben nur, weil sie in die Ohren schallt und in die Augen springt, mit den dunkeln und schweigenden Millionen verwechseln, die ungestört ihre altgewohnten Bahnen dahinschreiten. Sie bleiben und die Strömungen fließen nicht nur, sondern verfließen auch. Nach ewigen Naturgesetzen wie das Wetter, Gesetzen, die allerdings so wenig wie die Meteorologie eine sichere Erkenntniß oder ein menschliches Eingreifen oder gar eine Vorhersagung zulassen, vollzieht sich die Geschichte. Für denjenigen, der über dem Erdboden wohnen könnte, über den Wolken, wäre das Wetter ungeachtet und wegen seines beständigen Wechsels von Regen und Sonnenschein, Kälte und Wärme, immer das Nämliche, während derjenige, der mitten darin leben muß, sehr empfindlich gegen die so verschiedenen Gestaltungen des Wetters ist. Für denjenigen, der als ein höherer Geist seinen Standpunkt über der Geschichte seiner Zeit nehmen könnte, wären ihre Erscheinungen immer die nämlichen, wie sie seit Anfang der Menschengeschichte sich gleich geblieben sind, während der mitten in der Zeit Lebende ihre zufälligen Gestaltungen allerdings als ein ganz neues Leid, als ein ganz neues Elend empfindet und dagegen anzukämpfen sucht.

Der Ausgangspunkt ist demnach insofern der richtige als man geneigt ist, über die Verwechslung der Einzelnen, die

*) Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1891.

Lärm machen, mit dem schweigenden Volke hinweg zu sehen. Freilich ist keine Berechtigung vorhanden, mit dem anonymen Verfasser zu sagen, daß Unglaube, Skepticismus, Indifferenz, Materialismus und Selbstsucht „heute alle Gebiete des menschlichen Daseins beherrschen". — Wer hat alle Familien, alle Gemeinden, alle Landstriche besucht und durchforscht, kurz das eigentliche Volk geprüft, um dies mit Wahrheit sagen zu können! — Allein was eben, wie gesagt, in die Ohren schallt und in die Augen springt, hat ganz den von dem Verfasser bezeichneten Charakter. Es ist das herrschende Wetter und gute Menschen nehmen sich vor, dagegen zu schreiben.

Aller Idealismus — und die Tendenz der ganzen Schrift will der Kampf desselben gegen den Realismus sein — aller Idealismus beruht auf der Erkenntniß, daß die sinnlich gegebene und vom Verstande begriffene Welt nicht den wahren und gewissen Inhalt des Lebens bildet, sondern eine undefinirbare Macht im menschlichen Gemüthe wohnt, welche unsere ganze Erscheinungswelt, weil nicht fähig, diese Macht zu befriedigen, in ein sinn- und werthloses Nichts zerschlägt. Diese undefinirbare Macht allein ist der Idealismus — und der Wahn und die Anmaßung, sie definiren zu können, ist der falsche Idealismus.

Dem letzteren verfällt der Verfasser schon in dem Satze: „Unser Gefühl sagt uns mit aller Entschiedenheit, daß außerhalb unserer Erfahrung und Einsicht noch etwas vorhanden sein muß: eine höhere Macht, welche den Dingen ihren Ursprung und ihre Bestimmung gegeben hat, deren Dasein wir beständig empfinden." In Wahrheit kündigt unser Gefühl eine höhere Macht an, die aber einzig und allein darin besteht, als Gefühl der Unendlichkeit die gegebene Außenwelt zur Endlichkeit herabzusetzen, so daß die letztere bloß Erscheinung, die innere Macht selbst aber die eigentliche Wahrheit ist. Das Unendliche verträgt keine weitere Definition und aus ihm stammen Ethik und Aesthetik, weil sie selbst wieder ihrem innersten Wesen nach undefinirbar sind. Die Zuthat jedoch, daß jene Macht der Ursprung der Dinge sei oder gar, daß, wie der Verfasser sagt, Gott und Unsterblichkeit zwei nothwendige Bedingungen für unser Gefühl seien, ist die willkürliche Fälschung des Idealismus, deren sich so viele Moralisten von jeher schuldig machten. Die Zuthat ist die Einschmuggelung positiver Glaubensartikel in die bloß negativen Bestimmungen des schon im Ausdruck bloß negativen „Unendlichen". Der Verfasser selbst sagt, daß jeder Versuch, das Unendliche logisch erklären, mit dem Verstande begreifen zu wollen, widersinnig sei, bedenkt aber nicht, welchen Widerspruch er auf sich ladet, indem er die Kategorie der Causalität, die einzig und allein dem Verstande angehört, auf das Unendliche angewendet, dasselbe zu einem Ursprung, zu einem Urheber, zu einem Verwalter irdischer Angelegenheiten herabsetzt.

In Einem Athem sagt der Verfasser: „Der Glaube an Gott, die Verehrung einer höheren Macht, die die Weltordnung gegründet hat und erhält, die Ehrfurcht vor dem Unendlichen" — in dieser Zusammenstellung bleibt ganz unverständlich, wie aus dem negativen Unendlichen, dem Einzigen, was dem Gefühle gegeben ist, sich alle die positiven Bestimmungen ableiten ließen, die als Erklärung vorhergehen und mit dem Unendlichen identificirt werden. Für Gründung und Erhaltung einer Weltordnung, für Thatsachen überhaupt, ist im Gefühl kein Datum vorhanden. Ebensowenig gerechtfertigt ist der Satz: „Es gibt einen Grad von Selbstlosigkeit, der ohne festen Glauben an Höheres und Zukünftiges nicht möglich ist." Man brauchte bloß die Geschichte der Wohlthätigkeitsinstitute, ihrer Gründer und Beförderer genau zu kennen, um den Verfasser zu widerlegen, ja noch einfacher wäre es, ihm die Theorie des Mitleids in der indischen Moral, wie sie Deussen entwickelt hat, entgegen zu setzen: „Das Mitleid, aus dem alle echte Tugend quillt, kann einen Grad erreichen, wo die Wiedererkennung des eigenen Ich in den Anderen alles Lebende umfaßt." Was haben unwissende und glaubenslose Negersklaven, die sich, wie man Beispiele hat, für einen geliebten Herrn freiwillig hinschlachten ließen, von dem obigen Satz des Verfassers gewußt?

Der Mangel an rein philosophischer Auffassung des Gegenstandes zieht sich durch den ganzen die Moral behandelnden Theil des „Katechismus" und enthebt der Aufgabe, das Buch wissenschaftlich zu besprechen, wie derselbe Mangel den Verfasser der Nöthigung hätte entheben sollen, das Buch zu schreiben. Sobald Glaubensartikel in eine ethische Deduction eingemischt werden, ist nicht einzusehen, weshalb das Gebetbuch nicht bessere Dienste thun soll als das Moralbuch und wie der Schreibtisch es wagen mag, eindringlicher sprechen zu wollen als die Kanzel.

Das Verkennen der tiefen und deshalb nicht Jedem einleuchtenden Wahrheit, daß das Unendliche bereits aufgehoben ist, sobald ihm aus der Endlichkeit persönliche Eigenschaften, Thätigkeiten, ja selbst nur Begriffe und Namen beigemessen werden, mag ein unfreiwilliges sein; absichtlich aber ist die Fälschung, der metaphysischen Potenz im Gemüthe weltlichen Willen, weltliche Zwecke, Leitung des Schicksals ꝛc., vor Allem aber persönliches Eingreifen in die irdischen Angelegenheiten unterzuschieben, oder, noch deutlicher gesprochen, das wort- und namenlose Gefühl aussagen zu lassen, was nur die Kirchenväter aussagen. Die unerkennbare metaphysische Potenz ist für uns nur Negation und erkennbar ist daher von ihr auch nur die Verneinung der Erscheinungswelt, des Seins überhaupt.

Der zweite Theil des „Katechismus", die „Politik" brauchte sich nun allerdings als eine bloß weltliche Angelegenheit, während die Moral eine metaphysische ist, nicht auf solcher Höhe zu etabliren; allein Berechtigung, eine allgemeine und nicht für eine besondere Gelegenheit bestimmte Betrachtung über Politik anzustellen, gibt eben auch nur ein philosophischer Standpunkt. Der Verfasser geht von einem Ausspruch Friedrichs des Großen aus: „S'il y a à gagner à être honnêtes, nous le serons; et s'il faut duper, soyons fourbes." Zur Erläuterung dieses weltklugen Wortes gibt der „Katechismus" nicht undeutlich zu verstehen, daß zum Wohl des Allgemeinen, des Ganzen, Mitleid, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und überhaupt alle persönlichen Tugenden hintangesetzt werden müssen. Wenn ein praktischer Mann, dem thatsächlich das Wohl eines Reiches anvertraut ist, im Bestreben, zum Besten desselben Alles zu opfern, von solcher Gesinnung ausgeht, so wird ihn niemand tadeln. Der Philosoph jedoch sollte sich einigermaßen besinnen, von welchem Werthe im höchsten Sinne menschlicher Erkenntniß eine Allgemeinheit, ein Ganzes sein müßte, welches nur durch die dem Göttlichen im Menschen widersprechenden Mittel gefördert und aufrecht erhalten werden könnte.

Mit sonderbarer Schwärmerei beurtheilt der Verfasser die sozialdemokratische Frage. Da schießt der falsche Idealismus üppig in die Halme. Nicht der Hunger nach Brot, sondern „der Hunger nach idealer Befriedigung, der dunkle Drang eine Leere auszufüllen, welche sie fühlen, während sie sich über die Natur dessen, was ihnen fehlt, täuschen, führt die Massen auf die Abwege communistischer und sozialistischer Irrlehren oder macht sie vielmehr für solche empfänglich, weil sie in denselben ein ihnen ideal scheinendes Ziel finden, dem sie nachstreben und für welches sie Opfer bringen können. Demnach hat der Sozialismus für die große Menge in der That die Bedeutung eines auf Irrwege gerathenen Idealismus".

Hat schon in der oben erwähnten Betrachtung der Politik im Allgemeinen der Zweck die Mittel geheiligt, so geht hier in der Richtung derselben berühmten Maxime der „Katechismus" noch schlauer zu Werke. Er schmeichelt der sozialdemokratischen Masse, indem er ihren Idealismus preist, der nur auf Irrwege gerathen wäre. Welches ist nun der richtige Weg, den der Idealismus einzuschlagen hätte? Die Auslieferung der Schule, die Ueberantwortung der Erziehung des Volkes an die christliche Kirche — das wäre der richtige Fortschritt. Da man aber auch nach rückwärts fortschreiten kann, so stünden wir bald in der Geschichte Roms im Mittelalter, wie sie Gregorovius der schaudernden Welt erzählt hat, anderer Consequenzen gar nicht zu gedenken.

Es wäre Naivetät, wenn man glaubte, durch kleinliche symptomatische Mittel und materielle Zugeständnisse eine derartige Bewegung bewältigen zu können. Durch eine politische,

also utilitarische Staatshülfe wäre das nach Theilnahme, Liebe und Brüderlichkeit verlangende Gemüth des auf harte Arbeit und Entbehrung angewiesenen Volkes nicht zu sättigen. Nur wenn man den Kräften, die nach Befriedigung und nach Erlösung aus den Banden der Selbstsucht ringen und in ihrem dunklen unbewußten Drange auf Abwege gerathen sind, das rechte Feld anweise, um sich zu bethätigen, wenn man das öde Dasein der Menschen wieder anfülle, indem man in ihnen das Gefühl der Verpflichtung zu selbstloser Thätigkeit für das Wohl des Nächsten, das sittliche Pflichtgefühl erwecke, ihnen die Möglichkeit gewähre dasselbe zu üben, und dadurch dem Dasein einen Inhalt gebe, der die Menschen über sich selbst und die kleinliche Sorge für sich selbst erhebt, nur dann werde diese Bewegung verschwinden. Der Staat müsse der Kirche ihre Rechte und Pflichten zurückgeben, also auch die Erziehung des Volkes.

Man sieht, der falsche Idealismus stellt sich völlig blind gegenüber der Wahrheit der Geschichte. Jahrtausende lang hatte die katholische, Jahrhunderte hatte die protestantische Kirche uneingeschränkt ihre Rechte und Pflichten. Hätte sie den pflichtgemäßen Gebrauch von ihren Rechten gemacht, so wäre die sozialdemokratische Bewegung in Gestalt ihrer gegenwärtigen Irrthümer und Irrlehren gar nicht aufgekommen.

Der „Judenfrage" widmet der Verfasser einen eigenen Abschnitt und enthüllt sich dabei — wir können ihm den Schmerz nicht ersparen, dies trotz seiner Maske des Antisemiten errathen zu haben — als ein begeisterter Freund der semitischen Rasse. Denn er schreibt ihr Tugenden zu, die jeder Nation zur Ehre gereichen müßten: physische Ausdauer, Bedürfnißlosigkeit, geistige Anlagen, die sie im Kampf ums Dasein begünstigen, brüderliche Nächstenliebe und innigstes Familiengefühl. Nur um bei den Antisemiten nicht unbeliebt zu werden, heuchelt der judenfreundliche Verfasser, allerdings sehr künstlich und sehr unbeholfen, einige Argumente, die zur Abneigung gegen diese Rasse herausfordern sollen. Sie haßte alle Nichtjuden; ein alter verschollener Rabbiner hätte geschrieben: „Das Gut der Nichtjuden ist herrenlos." Man muß dabei an den Vorwurf denken, daß es unter den Juden auch Gauner und Betrüger gebe, worauf ein Jude erwiderte: „Habt Ihr allein ein Privilegium auf Spitzbuben?" — Lichtenberg bemerkt in seinen Aphorismen: „Wenn man weiß, daß Einer blind ist, so glaubt man, es ihm von hinten ansehen zu können". Auf die Juden angewendet: wenn man weiß, daß Einer ein Jude ist, so kann man ihm, ohne ihm erst ins Gesicht zu blicken, alle Gebrechen und Untugenden anzusehen glauben. Es giebt fast keine Nation, der man nicht gewisse Manieren und Fehler, üble Gewohnheiten, die oft aus historischen und sogar klimatischen Verhältnissen entspringen, kurz, unangenehme Seiten zum Vorwurf machte. Die Italiener gelten für schmutzig und geizig, die Franzosen für frivol und leichtfertig, die Engländer für plump und rücksichtslos, die Germanen für schwerfällig und trunksüchtig u. s. w. Welchem Menschen würde es einfallen, wenn er mit einem Gebildeten einer dieser Nationen umgeht, ihm die Vorurtheile gegen die ungebildete Masse seiner Nation als Schuld anzurechnen? Der Jude aber, mag er noch so gebildet sein, erfreut sich namentlich bei den Deutschen einer solchen Ausnahmsstellung, während Lord Salisbury beim Empfang des jüdischen Lordmajors von London in der Pairskammer sich glücklich schätzte, einer Nation anzugehören, welche der schnöden und blöden Judenverfolgung völlig fremd geblieben ist.

Zu viel Ernst bei so erbärmlicher Gelegenheit! Was wir aus der „Politik" des „Katechismus" anführten, ist der beste Richter über das ganze Buch. Hinsichtlich der „Moral" sei noch besonders erwähnt, daß, wenn man schon schwer begreift, weshalb ein Buch geschrieben ist, das ganz und gar nur die Umschreibung von tausendmal vorgetragenen Dogmen und Vorschriften ist, die Form des Werkes völlig unerklärlich bleibt. Denn sie ist so trocken, salbungsvoll und pastoral, daß weder der im Voraus mit der Tendenz Einverstandene eine solche Bestätigung seiner Ansichten lange aushält, noch der zum Widerstand gereizte moderne Leser Vergnügen daran finden kann, der Lust des Widerspruchs gegen diesen falschen Idealismus lange sich hinzugeben.

Die Willensphilosophie und der Sprachgeist.

Von Karl Schulz.

Es gibt einen Sprachgeist. Er ist der dunkle innere Drang, aus dem heraus die menschliche Sprache geschaffen worden ist. Geist ist das Schöpferische im Menschen. Aus ihm heraus werden die Kunstschöpfungen gestaltet. Auch die Sprache ist eine Kunstschöpfung. Jedes Volk hat an seiner Sprache sein frühestes Kunstwerk. In den verschiedenen Sprachen waltet ein sehr verschiedener Geist. Aber gemeinsam ist ihnen Allen doch der Sprachgeist. Sie Alle sind aus der dunklen Gestaltungskraft hervorgegangen, durch welche das Denken sprachlich geformt und dadurch sich selbst gegenständlich und verständlich gemacht wurde.

Insofern die sprachliche Formung des Denkens bei den verschiedenen Völkern verschieden ausgefallen ist, hat jedes einen eigengearteten Sprachgeist, und sie verstehen darum einander nicht. Sofern aber doch in jeder Sprache ein Sprachgeist waltet, versteht ein Volk seine eigene Sprache nur so weit wahrhaft, als es mit seinem Sprachgeist Fühlung behält. Das thut es, indem es sich den ursprünglichen Sinn gegenwärtig erhält, den die sprachlichen Gebilde von Anfang an gehabt haben. Geschieht dies, so ist eine lebendige Fortentwickelung möglich. Geht die Fühlung mit dem ursprünglichen Sinn verloren, der in der Sprache zum Ausdruck gelangt ist, so kann die Entwickelung der Sprache keine stetige und mit ihren Anfängen lebendig zusammenhängende sein.

Was nun das menschliche Seelenleben betrifft, so ist das in den Sprachen, die wir ihres hohen Werthes wegen besonders schätzen, durch den Sprachgeist dahin aufgefaßt worden, daß das Wesen der Seele das Wollen sei. Das kommt in diesen Sprachen zum Ausdruck.

Wenn die Gelehrten, und dazu gehören auch die Vertreter der Philosophie seit Cartesius, mit dem Sprachgeist besser Fühlung behalten hätten, als es leider geschehen ist, so würden sie jedenfalls so viel Achtung vor seiner Auffassung gehabt haben, daß sie sie nicht ungeprüft gelassen hätten. Vielleicht hätten sie sie dann auch für ganz richtig befunden und wären vor der Aufstellung von Lehren bewahrt geblieben, auf die Denker leicht verfallen, weil sie über den großen Zielen, die sie im Denken erstreben, doch leicht übersehen, daß sie sie eben erstreben. Es sind das Lehren, in denen die Vorstellung auf Kosten des Wollens überschätzt wird.

Zu diesen Lehren ist nun Wilhelm Wundt in seinem „System der Philosophie"*) in einen entschiedenen Gegensatz getreten. Er vertritt eine Willensphilosophie und steht darin im Einklang mit der Auffassung des Sprachgeistes.

Er bekämpft die Auffassung, wonach in der Seele etwas wie ein „ruhendes Sein" gedacht werden könne. Er weist nach, daß die Seele ganz und gar Thätigkeit, inneres Geschehen, ist. Das besagen ja auch die Ausdrücke anima, animus, d. i. *ἄνεμος*, Hauch, Wind (vgl. skr. animi ich hauche, athme); ferner *ψυχή* (vgl. *ψύχω* ich hauche, kühle); ferner hebr. naephesch, was ebenfalls Hauch, Athem bedeutet. Dasselbe bedeuten, nur in stärkerem Sinne, die Ausdrücke spiritus (vgl. spirare), *πνεῦμα* (vgl. *πνεῖν*), hebr. rûach, was wir deutsch durch „Geist" ausdrücken, was auch eine heftige Bewegung bezeichnet, ebenso wie „Seele", was eine bewegte See (ahd. sêula, sêla von sêu, sêo, sê See, goth. saivala) bedeutet.

Ganz besonders tritt als das Grundwesen der Seele das Wollen, Streben und Thätigsein in dem Worte „Muth" zu Tage. Was es auch für einen Ursprung haben mag (Weigand

*) Leipzig, Wilhelm Engelmann.

sagt, es sei „dunkles Ursprunges"), sei es, daß es mit „mühen" zusammenhängt, sei es, daß es mit dem altsächsischen Wort muot, d. i. Zusammenstoß zum Zweikampf, ein und dasselbe Wort ist, so kann doch kein Zweifel sein, daß ahd. muotôn und muoten, mhd. muoten die Bedeutungen hat: begehren, etwas haben wollen, verlangen. Verstärkt tritt diese Bedeutung auf in den Ausdrücken muotgelust und muotlust. Denn goth. lustus, ahd. lust, das man jetzt zu einem „Lustgefühl" gestempelt hat, bedeutete ursprünglich: das Begehren, Verlangen, wie ἐπιθυμία, wie ahd. lustôn, mhd. lusten: begehren, Sehnsucht haben bedeutete, woraus sich allerdings auch die Bedeutung entwickelte: Freude haben an etwas, was aber doch auch im Sinne einer Thätigkeit gemeint war.

So gibt Oscar Schade als die erste Bedeutung von muot an: Kraft des Denkens, Empfindens und Wollens. Hierbei ist „Kraft" die Hauptsache. Das ganze Innere wird damit als Thätigkeit bezeichnet, mag man diese nun ein Wollen oder ein Empfinden oder ein Vorstellen nennen. In diesem Sinne kann es auch bedeuten, was wir Stimmung, Gesinnung nennen, was Schade als weitere Bedeutungen von muot angibt. Zu ihnen fügt er auch noch folgende hinzu: Zorn, Begehren, Lust, Entschluß, Absicht, Erwartung. Und in diesem Sinne ist auch das Wort zu nehmen, wenn es den Muth bezeichnet, wie man ihn nach dem jetzigen Sprachgebrauch kennt.

Auch das die Einheit aller inneren Thätigkeiten noch mehr zum Ausdruck bringende Wort ahd. gimuati, mhd. gemüete bedeutet: Verlangen, Lust, Begehren, Gesuch. Und das darf getrost als die Grundbedeutung angesehen werden, zumal wenn es, wie wohl nicht zweifelhaft ist, mit den Worten ahd. ginuoan, gemuohen, mhd. gemüejen, gemüen zusammenhängt, die wie ahd. muojan, môjan, mûhen, mhd. müejen, müewen, müen die Bedeutung haben: beschweren, quälen, beunruhigen, bekümmern, ärgern, verdrießen, also eine mit Aufwand von Kraft verrichtete Thätigkeit bezeichnen. Wenn gimuati als Adjectivum bedeutet: den Sinn ansprechend, wohlgefallend, und das Adverbium gimuato: auf eine den Sinn ansprechende, wohlgefallende, liebe Weise, so hängt das offenbar damit zusammen, daß wiederum eine starke Wirkung bezeichnet werden soll, die im Innern vollzogen wird, die ja natürlich auch eine angenehme sein kann.

So bezeichnet denn auch das Substantivum, wenn es die Gesammtheit des inneren Geschehens bezeichnet, wo Schade es durch die Wörter: Gesammtheit der Gedanken und Empfindungen, Sinn, Inneres, Herz, Gemüthszustand, Stimmung zu verdeutlichen sucht, dies immer so, daß ein kräftiges Thun dabei vorausgesetzt wird, nicht als ob in abgeblaßtem Sinne etwas bloß Zuständliches dadurch ausgedrückt werden sollte.

Diese lebendige Auffassung von dem kräftigen Thun, in dem sich alles Seelenleben vollzieht, ist von dem schaffenden Sprachgeist in der Sprache klar und deutlich zum Ausdruck gebracht worden. Und so lange man noch eine lebendige Fühlung mit der lebensvollen sprachlichen Auffassung hatte, blieb sie auch unmittelbar gegenwärtig und in Geltung.

Bemerkenswerth ist die in Luther's Bibelübersetzung mehrfach vorkommende Wendung „seinen Muth kühlen". Da bedeutet „Muth" doch ein brennendes Verlangen, dem Genugthuung zu Theil wird, indem man ihm gemäß kräftig handelt. In ähnlichem Sinne wird gesagt: „Muth nehmen", ihn „fassen", ihn „machen". Auch ist von „stolzem" und „hohem Muth" die Rede. Vielsagend ist es denn auch, wenn gesagt wird, daß Jemand der „Muth entfällt".

Wie Luther in der Bibelübersetzung „Gemüth" braucht, ist es die Uebersetzung von griechischen und hebräischen Wörtern, die: Seele, Geist, Vernunft, Denken, Geneigtheit bedeuten. Es bezeichnet aber immer ein entschiedenes Thätigsein, wie durch die Wendung „geneigtes Gemüth", die mehrfach vorkommt, noch besonders angedeutet wird. Es kommt auch „schnelles Gemüth", „zornig Gemüth" vor, daneben auch „zerschlagenes Gemüth", was nicht ohne ein Thun des Menschen als zu Stande gekommen gedacht wird, wenn es Psalm 34, 19 heißt: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenes Herzens sind, und hilft denen, die zerschlagenes Gemüth haben." Sie haben es nämlich sich selber zerbrochen und zerschlagen.

Sehr lehrreich ist die Stelle, wo davon die Rede ist, wie man Gott lieben soll. Das soll geschehen „von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth". Ein einziger Ausdruck würde an sich schon genügen, ist aber nicht für genügend erachtet worden, um auszudrücken, daß der ganze Mensch Gott lieben soll. Es sind Ausdrücke gewählt, von denen jeder besagt, daß das ganze Innere die Thätigkeit des Gottliebens vollziehen soll. In ihrer Zusammenstellung drücken sie das mit dem allergrößten Nachdruck aus. An einer anderen Stelle, wo von eben dieser Liebe die Rede ist, heißt es im Griechischen statt διανοία, was Luther Matth. 22, 37 durch „Gemüth" übersetzt hat, ἐξ ὅλης τῆς ἰσχύος σου, d. i. aus allem deinen Vermögen oder aus aller deiner Kraft. Das zeigt, wie die Häufung von Ausdrücken darauf berechnet ist, eine hochgesteigerte Thätigkeit oder Kraftentwickelung zu bezeichnen.

Von den Ausdrücken und Redeweisen, die das menschliche Seelenleben auf Grund lebendigen Sprachgefühls bezeichnen, unterscheidet sich sehr zu seinem Nachtheil ein auf das Seelenleben bezügliches Wort, das so recht ein Gelehrtenwort ist: Dies ist das von Christian Wolff aufgebrachte Wort „Bewußtsein". Das hat viel Unheil und Verwirrung angerichtet, und als ein außerordentlicher Vorzug Wundt's muß es angesehen werden, daß er sich durch dieses Wort den Blick nicht hat trüben lassen, sondern seine volle Unbefangenheit bewahrt und Alles aufgeboten hat, um klar zu stellen, in welchem Sinne dies nun einmal eingebürgerte Wort ohne Schaden verwendet werden kann.

Vor Christian Wolff gab es als Ableitungen von „wissen" nur die Wörter „bewußt" und „unbewußt". Das erstere ist älter, doch kommt der Ausdruck „nicht unbewußt" einige Mal schon in Luther's Bibelübersetzung vor. Daß man noch „bewust", nicht „bewußt" schrieb, verräth, daß man sich noch über den Zusammenhang mit „Wissen" klar war. Um substantivisch auszudrücken, daß man etwas mit Wissen und Willen thue, bediente man sich des Ausdrucks „mit Bewust".

Wolff schuf nun ein zunächst infinitivisch gedachtes Wort „Bewust-Sein", aus dem später das substantivisch gedachte „Bewußtsein" geworden ist.

Es mag hier unerörtert bleiben, welche philosophischen Ansichten Christian Wolff in dieser Wortschöpfung gleichsam verdichtet hat. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß mit der Einführung des Wortes „Bewußtsein" in die Seelenlehre leicht die Ansicht eingebürgert werden konnte, daß im Seelenleben ein ruhendes Sein von den wechselnden Vorgängen zu unterscheiden sei.

Von diesem vorausgesetzten ruhenden Sein, das man „Bewußtsein" nannte, pflegte man nun in einer Weise bildlich zu reden, die Wundt schon in seinem Essay über „Die Entwickelung des Willens" (Gesammelte Essays S. 286—307) folgendermaßen schildert:

„So nützlich und zuweilen unentbehrlich bildliche Redeweisen auch sein mögen, so führen sie doch die Gefahr herbei, daß man das Bild für die Sache nimmt. Die Vergleichung des Bewußtseins mit einem Schauplatz, auf dem sich unser inneres Leben abspielt, war nahe gelegt, weil man, um die Reproduction der Vorstellungen begreiflich zu finden, die Voraussetzung eines Verharrens derselben in unbewußtem Zustande bedurfte. Indem man nun demgemäß den Vorstellungen an sich eine Art unsterblicher Fortexistenz zuschrieb und ihre Veränderungen bloß darauf bezog, daß sie zwischen jener unbekannten Vorrathskammer der unbewußten Seele und dem Bewußtsein hin- und hergingen, mußten sich von selbst die Vorstellungen in Objecte und Wesen verwandeln, eine Metamorphose, an welcher denn auch die übrigen Vorgänge mehr oder weniger Theil nahmen. Der ursprüngliche Fehler, der alle anderen nach sich gezogen hat, liegt hier in der Fiction eines von seinem Inhalt unabhängigen Bewußtseins. Ein derartiges Bewußtsein, welches sich zu unseren inneren Erlebnissen ähnlich verhielt wie die Bühne zu den Schauspielern, gibt es aber nicht. Vielmehr ist das Bewußtsein in jedem Augenblick mit jenen inneren Erlebnissen identisch, und nur das Bedürfniß, die Gesammtheit der letzteren in einen Begriff zusammen zu fassen, rechtfertigt es, daß wir dem Bewußtsein irgend einen einzelnen Vorgang als in ihm enthalten gegenüber stellen. Dieser Ausdruck will aber lediglich bedeuten, daß der betreffende Vorgang einer der vielen Vorgänge sei, aus denen das Bewußtsein in dem gegebenen Moment gerade besteht."

„Das Bewußtsein ist also kein unveränderlich bleibender Schauplatz, auf welchem die seelischen Vorgänge kommen und gehen, sondern es ist selbst dieses Kommen und Gehen, es ist selbst nichts Anderes als fortwährendes, immer wechselndes inneres Erlebniß. Gleich dem Bewußtsein, in welchem wir nur die Totalität unserer inneren Erfahrungen zusammenfassen, ist aber jede einzelne unter den letzteren, jedes Vorstellen, jedes Fühlen, nicht ein Object, welches auftaucht und wieder unter die Schwelle des Bewußtseins herabsinkt, sondern ein Geschehen, ein Ereigniß, welches entsteht und verschwindet, und von dessen Fortdauer wir, nachdem es abgelaufen ist, ebenso wenig zu reden berechtigt sind, wie von der Fortdauer der Fortbewegung, nachdem der Stein gefallen ist."

Daß man die Vorstellungen in „Objecte und Wesen" verwandelt hat, das hat natürlich auch noch andere Gründe gehabt, als den, daß man das Bewußtsein sich bildlich als einen hellen Raum dachte. Professor Dr. Steinthal z. B. erklärt in seinem „Abriß der Sprachwissenschaft" das Bewußtsein für eine „Energie der Seele", aber weil er die Vorstellungen thatsächlich für „Objecte und Wesen" hält, ohne gerade diesen Ausdruck zu brauchen, so ist er der Meinung, es bedürfe erst einer besonderen „Energie der Seele", um sie bewußt zu machen, und bei dieser Auffassung fühlt er das Bedürfniß, sich das Bild von einem „durch das Bewußtsein erhellten leeren Raum" gefallen zu lassen, obwohl er nicht verhehlt, daß man dabei die Bildlichkeit sich immer gegenwärtig halten müsse. Weil er die Vorstellungen für „Objecte und Wesen" hält, ist er sogar geneigt, sich dahin auszusprechen, daß es unmöglich sein dürfte, von den Erscheinungen des Seelenlebens zu reden, ohne dabei Gleichnisse „aus dem Reich der materiellen Erscheinungen" anzuwenden. Er versteigt sich dabei zu der Behauptung, „daß unsere Sprache bloß Ausdrücke für sinnliche Bewegungen und Verhältnisse bietet". Diese Behauptung wird entschieden widerlegt durch oben behandelte sprachliche Ausdrücke, die das Seelenleben kennzeichnen. In den Wörtern, die „Seele" und „Geist" bedeuten, ist der Gesichtspunkt des Hauchens, indem er vom bloßen körperlichen Athmen auf das Seelische *übertragen* wird, schon ein nicht mehr sinnlicher Gedanke und die betreffenden Wörter sind durchaus nicht „bloß Ausdrücke für sinnliche Bewegungen". Und es ist durchaus unrichtig, wenn Steinthal sagt: „Auch unser Geist überhaupt kann sich das seelische Leben nicht anders als in mehr oder weniger unpassenden Bildern denken." Wenn sich die Deutschen die Seele als einen brandenden, oft stürmisch bewegten See gedacht haben, so war nur der lautliche Ausdruck ein Bild, insofern er aber auf das innere Leben *angewendet* wurde, fand ein nicht sinnliches *Denken* statt, durch welches die innerlich *erlebten* Gemüthsbewegungen gedacht wurden.

Freilich ist man sehr geneigt gewesen, gerade von *Vorstellungen* im Bilde zu reden, und das hat zur Folge gehabt, daß man auch vom „Bewußtsein" viel unter dem Bilde eines Raumes gesprochen hat.

Und so ist es ganz berechtigt, wenn Steinthal folgende Bemerkung macht:

„So ist schon der Ausdruck »im Bewußtsein haben«, »in das Bewußtsein kommen« ein Gleichniß. Wenn wir von Verbindung, Trennung, Beziehung der Vorstellungen reden, so sind wir geneigt, die Vorstellungen, und wären sie noch so abstract, als Punkte in den Raum zu verlegen und sie in räumliche Bewegung zu versetzen. Das kann Alles ohne Schaden geschehen, wenn wir nur nicht vergessen, daß wir dabei in Bildern reden und denken, und wenn wir nur nicht Verhältnisse, die bloß dem Bilde gehören, mit der Sache verwirren. So könnten wir denn auch das übliche Bild gelten lassen, wonach sich unser Schatz von Vorstellungen, wenn dieselben nicht bewußt sind, gewissermaßen in einem unteren, dunklen Raum befindet, aus welchem immer eine nach der anderen in den engen, von dem Bewußtsein erhellten Raum hinauf gelangt Wir hätten demnach die Bedingungen anzugeben, unter denen eine Vorstellung in das Bewußtsein steigt. Warum sollten wir nicht gelegentlich uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen? Metaphysisch richtig ist freilich dieser Ausdruck nicht. Wir haben schon erklärt, daß nach unserer Ansicht das Bewußtsein eine Energie der Seele ist, welche sich an ihren Erzeugnissen geltend macht."

Es ist aber auch nicht richtig, wenn man von Vorstellungen als von Wesen spricht, die erst einer besonderen „Energie der Seele" bedürfen, um „bewußt" zu werden, die aber trotzdem fortleben können, freilich als „unbewußte", sofern sie nicht durch jene „Energie der Seele" ausdrücklich „bewußt" gemacht werden.

Daß diese Auffassung der Vorstellungen auf einer unrichtigen Denkweise beruht, geht aus Wundt's Ausführungen über das „Bewußtsein" und über das „Unbewußte" in einer über allen Zweifel erhabenen Weise klar hervor.

Wundt schließt seine Erörterung der „Hauptpunkte der Naturphilosophie" (S. 445—550) mit dem Abschnitt „Selbstregulirung im entwickelten Organismus. Mechanisirung der Lebensvorgänge" und führt darin aus, daß „jede Uebung in der Mechanisirung ursprünglich mit Bewußtsein geübter Willenshandlungen" besteht. „Jeder Vorgang, der ursprüngliche Willenshandlungen in automatische Bewegungen überführt, entzieht nun aber im selben Maße, in welchem er den physiologischen Mechanismus bereichert, anscheinend dem psychischen Leben bestimmte, ihm ursprünglich angehörende Bestandtheile. Indem er psychophysische Vorgänge in physische umwandelt, entlastet er zwar das Bewußtsein von der Lenkung einer Menge untergeordneter Lebensverrichtungen, aber er entzieht doch zugleich, sobald die Mechanisirung vollständig geworden ist, dem Willen die unmittelbare Herrschaft über die ihm dereinst unterworfenen Organe." „Wie ist ein solches Aufgehen psychischer Bedingungen in ihren physischen Wirkungen überhaupt möglich?"

Mit dieser Frage bereitet Wundt den Uebergang zu seinen „Grundzügen der Philosophie des Geistes" vor. Das psychische Geschehen „ist nicht eine bloße Eigenschaft materieller Substanzelemente". Das hat die Erkenntnißlehre dargethan, die es als das „ursprüngliche Reale" erwiesen hat. Daher kann ein „Uebergang von der geistigen auf die physische Seite immer nur für die äußere Erscheinungsform der Dinge gelten", die um so weniger als eine „definitive metaphysische Voraussetzung" festgehalten werden kann, „als an jede derartige Mechanisirung von Willenshandlungen zugleich eine Entwickelung des Willens selbst zu höheren Formen der Leistung gebunden ist". Von hier aus gelangt Wundt zu der Frage, „in welchem Verhältniß diejenigen psychischen Vorgänge, welche den Inhalt des Einzelbewußtseins ausmachen, zu der physischen Organisation des lebenden Körpers stehen, jenes Körpers, der ebensowohl das Substrat aller seelischen Thätigkeiten, wie auch das durch die letzteren zu ihren Zwecken geschaffene Werkzeug ist. Damit leitet er zu dem Abschnitt „Grundzüge der Philosophie des Geistes" über, worin er zuerst den „allgemeinen Begriff des Bewußtseins" dahin bestimmt, daß darunter „kein von dem geistigen Geschehen und seinem durch unsere Abstraction getrennten Inhaltsmomenten des Wollens, Fühlens, und Vorstellens verschiedenes geistiges Sein, sondern immer nur die Thatsächlichkeit des letzteren selber verstanden werden" kann. „Alles geistige Geschehen ist daher *bewußte geistige Wirksamkeit*." Ein „unbewußter Geist" gilt ihm als „ein in sich widersprechender Begriff".

Daß man so viel von „unbewußt gewordenen" Vorstellungen gesprochen hat, klärt er auf folgende Weise treffend auf. „Von einer Willenshandlung werden wir nicht leicht sagen, wenn sie vorüber ist, sie sei aus dem Bewußtsein verschwunden, oder, wenn sich der nämliche Willensact wiederholt, derselbe kehre in das Bewußtsein zurück. Jedes einzelne Wollen bildet eine Handlung für sich. Wenn es wiederkehrt, so muß es neu entstehen; keineswegs aber nehmen wir an, es habe in der Zwischenzeit als unbewußtes Wollen fortbestanden." Daß man diese Auffassung bei den Vorstellungen nicht festgehalten hat, das schreibt er der „Neigung zur psychologischen Objectivirung" derselben zu. „Weil die Vorstellungen auf Objecte bezogen werden, so sollen sie selber Objecte sein, welche gehen und kommen, aber niemals aufhören zu existiren." Die Vergleichung des Bewußtseins mit einer Schaubühne wird hier nicht bloß wie ein Bild behandelt, sondern der Wirklichkeit selbst untergeschoben.

Wundt unterscheidet dann noch „Grade des Bewußtseins" und einen „relativen und absoluten Begriff des Bewußtseins", damit hängt die Anerkennung einer „relativen Unbewußtheit" von Seelenvorgängen zusammen. Eine „absolute Unbewußtheit" erkennt er selbst für die Materie nicht an, sobald er sich von der psychologischen Betrachtung der metaphysischen zuwendet. Denn durch diese gelangt er zu dem Ergebniß, „daß *der Geist aus der Natur sich entwickelt*" (S. 561).

Wenn Herr von Pettenkofer in seiner am 15. November

1890 in der Akademie der Wissenschaften zu München gehaltenen Rede gesagt hat, daß einer der jetzt bedeutendsten Philosophen als Physiologe seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen habe, so hat er damit ohne Zweifel Wilhelm Wundt gemeint. Wenigstens ist dieser von der Physiologie ausgegangen, und er ist jetzt einer der bedeutendsten Philosophen. Seine Größe liegt darin, daß er die Auffassung des Sprachgeistes vom Willen philosophisch zur Geltung gebracht hat und dem verhängnißvollen Ueberschätzen der „Vorstellungen" auf Kosten des Wollens nachdrücklich und hoffentlich erfolgreich entgegen getreten ist.

Gustav Kastropp.

Von Adolf Wilhelm Ernst.

„Erklingt, ihr Harfentöne!
Ihr sollt aus fernen Tagen
Auf euren silbernen Schwingen
Ein Lied herübertragen,
Ein Lied voll Weh und Wonne,
Von starker Helden Streiten,
Von Kampf um Tod und Liebe,
Weit öffnet sich das Thor der alten Zeiten."

Mit diesen kräftigen Accorden leitet Gustav Kastropp seine neueste Schöpfung „Gunhild"*) ein. Der Poet hat sich durch seine früher erschienenen Werke, zu denen unter anderen „König Elfs Lieder" (3. Auflage 1888), „Kain", „Heinrich von Ofterdingen" zu zählen sind, einen Namen von bedeutenderem Klange erworben. Ob jedoch das neueste Werk Kastropp's, das Heldengedicht „Gunhild", zu dem eisernen Bestande unserer Literatur gehören wird — diese Frage wird der Kenner des Kastropp'schen Epos verneinen müssen.

Die vorliegende Dichtung führt uns in einer Reihe sorgfältig abgetönter Gemälde die Zeit unserer Altvordern vor das geistige Auge, indem sie — ähnlich dem „Gudrunliede" — ihren Vorwurf der deutschen Heldensage, im besonderen dem Sagenkreise der Nordsee entlehnt. Der Inhalt ist im Hauptumriß folgender:

Das Königskind Gunhild, die Tochter der Ortrun und Irolt's, wächst auf der väterlichen Burg auf. Ihr Oheim Wate (eine aus dem „Gudrunliede" bekannte Gestalt, wie auch Frute und Horant, die in der „Gunhild" auftreten) unterrichtet den „jungen Königsadler" in den ritterlichen Uebungen und wirkt zugleich befruchtend auf die Entwickelung von Gunhild's Geistesleben ein, indem er sie in den Zaubergarten der Märchenpoesie einführt. Er plaudert mit ihr von verwegenen Wikingfahrten, er erzählt ihr von der Werbung Hetel's, des Königs von Hegelingen (Friesland), um des wilden Hagen Tochter, die jenem durch Horant, den König von Dänemark, gewonnen wird. Ortrun lehrt ihre Tochter Harfenspiel und Gesang. Unter der Obhut dieser Verwandten reift Gunhild zur Jungfrau heran. Einst wird sie durch ein sonderbares Traumbild geängstigt, das ihr die Mutter deutet: Gunhild wird ihre Eltern bald beweinen und durch einen König zu dessen Weib gezwungen werden. Gunhild muß Ortrun das Versprechen geben, nur denjenigen zum Gemahl zu erklären, der „voller Kraft und Hoheit" drei schwere Proben besteht. Kurz nach diesem Traum brechen die Feinde in Irolt's Land und — Gunhild verliert ihre Eltern. Wate wird ihr zweiter Vater. Die Waise krönt sich selbst zur Königin und weist die Werbung des Königs Morung von Fünen, der sie in ihrer Trauer fast beleidigt, energisch zurück. Herrschbegierde und Thatenlust haben sie entflammt und sie zum Mannweibe gemacht. Bald nahen sich neue Werber: König Hetel und der Däne Frute heischen Gunhild für ihren Freund Horant zum Weibe. Abermals schlägt sie das Anerbieten aus. Dadurch entbrennt ein verderblicher Krieg, der für Horant — welcher obendrein die Kriegskunde erst spät erhält — unglücklich endigt. Horant und Gunhild gerathen, unbemerkt vom Heere, in einen erbitterten Zweikampf. Schon ist die Königin fast besiegt, als ihr Vasall, der Vogt von Bredstedt, herbeieilt und Horant zu Boden schlägt. Bei einbrechender Dunkelheit reitet Gunhild, in deren Brust weiche Gefühle aufkeimen, zu Horant, der, verlassen und vergessen, den Wölfen zum Fraße, auf der Wahlstatt liegt, verbindet ihm die Wunden und schenkt ihm außerdem ihr Streitroß. Nach der Todtenfeier ziehen die Heere heimwärts. So vergeht der Sommer und der Herbst. Da hält Morung abermals um der Königin Hand an. Gunhild jedoch, eingedenk ihres der Mutter geleisteten Gelübdes, fordert die drei Proben. Besteht Morung dieselben nicht, so soll er enthauptet werden. Das erste Wagniß, Wettreiten, gelingt ihm, im zweiten, im Wettschwimmen, findet er seinen Untergang. Als Gunhild sich dann in ihre Burg begibt, trifft sie auf dem Wege dorthin einen vermummten Spielmann. Seine Stimme trifft sie wie ein Wetterschlag: sie hat Horant erkannt, der gekommen ist, sie zu freien. Unruhig wälzt sie sich des Nachts auf ihrem Lager hin und her, der ersehnte Schlaf flieht ihre Lider, schwere Seufzer entringen sich ihrer gepreßten Brust: sie fühlt, sie liebt Horant und bangt um sein Leben. Der folgende Tag aber zeigt ihr Horant's Riesenkräfte: im Wettkampf mit Schwertern, im Wettringen und — da Gunhild sich noch immer nicht bescheiden will — auch im Wettsingen bleibt er Sieger und gewinnt den Preis der Minne. In jubelhellen, versöhnenden Molltönen klingt die Dichtung aus.

Das sind die Grundzüge der neuesten Schöpfung Kastropp's. Betrachten wir zunächst die stoffliche Seite des Epos, so muß man gestehen, daß die Dichtung an einem Grundübel krankt, das sich nimmer heilen läßt: wir meinen den akademischen Inhalt. Bei aller Ehrfurcht und bei allem Interesse, das wir Deutsche den vaterländischen alten Heldensagen entgegenbringen, können uns diese doch niemals für die Ansprüche entschädigen, die unsere Zeit an das Schriftthum, an die moderne Poesie zu stellen berechtigt ist. Unsere aufregungsvolle, neugestaltende Zeit ist doch wahrlich ein großes Geschichtsfeld. Wenn für irgend einen Zeitraum, so gilt für unsere Tage das Wort des Ephesiners Heraklit: „Alles fließt" (*πάντα ῥεῖ*). Und die vielen neuzeitlichen poetischen und prosaischen Schöpfungen zeigen jedem mit der Literatur nur einigermaßen Vertrauten, daß das Schriftthum den Ansprüchen seiner Zeit gerecht zu werden sich bestrebt. Die Lectüre der „Gunhild" verlangt aber das akademische Nachempfinden einer längst verrauschten Ideen- und Gefühlswelt — eine Aufgabe, die einen echten Genuß, wie wir ihn von der Dichtung verlangen, nicht aufkommen lassen kann, was daher kommt, daß die geistigen Fühlfäden unseres Zeitbewußtseins nicht bis in jene verschollenen Zeiten, in der die „Gunhild" spielt, reichen. Denn sowohl die Periode der altdeutschen Heldensage, wie auch die mittelalterliche Epoche sind für uns keine Geschichtsfelder in dem eben angedeuteten Sinne. Was sind uns, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts Lebenden, Gestalten, wie Gunhild, Wate, Horant, Morung ꝛc. ꝛc.? Welches Interesse können sie bei uns erwarten und empfangen, als höchstens ein oberflächliches und darum leicht vergängliches? Das ist kein nachhaltiges, absolut zwingendes, Herz und Geist umklammerndes, unmittelbares Interesse, weil die Dichtung nicht aus der brodelnden Tiefe unserer Zeit herausgeboren, sondern aus den Trümmern und Ueberresten einer Jahrhunderte entlegenen Periode ausgegraben worden ist. Und weil sie nicht aus der Zeit heraus geschaffen ist, ist sie auch nicht für die Zeit, geschweige denn für die Ewigkeit geschaffen. Hinsichtlich des archäistischen Inhaltes gleicht sie der bekannten Jordan'schen „Nibelungen"-Epopöe, die ebenfalls eine Frucht archivarischer und archäologischer Studien ist, die nicht den Pulsschlag unserer Zeit hat und deshalb — so sehr sie auch zu den Modeliebhabereien der oberen Zehntausend gehörte, wozu die rhapsodische Thätigkeit ihres Verfassers nicht wenig beigetragen hat — früher oder später der Vergessenheit anheimfallen wird. Von diesem Standpunkte aus müssen wir die Dichtung „Gunhild" einen Fehlgriff nennen, was um so mehr zu bedauern ist, als Kastropp ein Dichter von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, wie

*) Dresden-Striesen, Paul Heinze.

es auch aus dem in Betracht kommenden Epos hervorgeht. Dazu kommt als ein ferner belastendes Moment die Behandlung, die ebenfalls akademisch ist und ein vielfach archäistisches Gepräge aufweist. Wendungen, wie beispielsweise „die viel Frechen", „der vielkühne Däne", „der viel gute Wein", „die viel Hehre" — Beispiele, die sich mit Leichtigkeit beträchtlich vermehren lassen und die unser neuzeitliches Sprachgefühl empfindlich verletzen — ferner Prosaismen und platte, banale Ausdrücke, wie: „Das ist schwer zu glauben — Wie so mancherhand Dinge — Den Frauen wichtig scheinen — Kleinodien und Ringe" ꝛc. „Bevor du redest — Erhole dich um ein Kleines" — „Er zwinkerte mit den Augen — Und trank in kleinen Zügen — Das wildfremde Getränk — Nur selten ward ihm größeres Vergnügen", — „Doch sollt ihr das nicht glauben — Daß sie ihn (den Bärenbraten) verzehrten — Ohne daß sie oftmals — Die Becher und Trinkhörner leerten". „Es ging nun an ein Grüßen — Und Hinundwiderfragen". „Er küßte den rothen Mund — Der andern mancher thäte das mit Lust" ꝛc. ꝛc. — Wendungen, die sich ebenfalls nicht allzu selten einschleichen, tragen wahrlich nicht gerade zur Erhöhung des Interesses bei. Wenn wir auch weit entfernt von jeglicher Silbenstecherei und Fäschenklauberei sind, und wenn wir auch die letzthin genannten kritischen Einwände nicht zu stark betonen wollen, obschon solche Mängel einem Dichter, wie Gustav Kastropp, nicht anhaften sollen, so bleibt unser Haupteinwurf, der akademische Stoffinhalt, in seiner ganzen Schärfe bestehen.

Sehen wir von der rein stofflichen Seite des Epos ab und messen die Dichtung mit dem bloß ästhetischen Maßstabe, dann allerdings können wir nicht umhin, das Heldengedicht, „Gunhild" als eine immerhin zu beachtende Erscheinung auf unserem deutschen Büchermarkte zu bezeichnen. Die schöne Linie der Composition wird durch nichts störend unterbrochen; der Gang der Handlung ist von Anfang an schlicht, klar und übersichtlich, die Handlung selbst aber gewinnt an Lebhaftigkeit vom Eingang des zweiten Buches an. (Das Epos zerfällt in zwei Bücher bezw. vierundzwanzig Abentener). Von diesem Punkte an schreitet die Handlung energisch auf ihr Ziel los. Der zweite Theil enthält auch — was die Schilderungen anbetrifft — die Glanzpartien der ganzen Dichtung. Dazu rechnen wir in erster Linie die Abentener, welche die Wettkämpfe mit König Morung und Horant schildern. Vorzüglich ist dem Dichter die Scene gelungen, in welcher Gunhild und Horant in der Sangeskunst mit einander wetteifern. Des Raumes halber müssen wir uns wörtliche Anführungen an dieser Stelle versagen. Jeder Poesieempfängliche wird sich beim Lesen der fraglichen Strophen dem Zauber der seelenvollen, einschmeichelnden Töne, die der Sänger der „Gunhild" seiner Lyra entlockt, nicht entziehen können; er wird unserem Urtheil über das Schilderungstalent des Dichters bereitwillig beistimmen und die Schönheit der Sprache, die Zartheit der Empfindung und den Duft der Stimmung bewundern, den diese Stellen aufweisen.

Zu diesen stellenweisen Vorzügen der „Gunhild" gesellt sich ferner die wohlgelungene Charakteristik der auftretenden Personen, vor allem die der Königstochter Gunhild. Mit psychologischem Scharfblick, mit sicheren, kräftigen Pinselstrichen hat der Dichter diese Heldengestalt und die Veränderung in dem Seelenleben der Königin von der schwertgewaltigen, schreckenverbreitenden Amazone zur liebedurchglühten, liebespendenden, hingebenden Jungfrau motivirt und gezeichnet. Auch hat es der Dichter mit großem Geschicke verstanden, die Heldin immer und überall in den Hauptstrom der Ereignisse zu stellen und so die Einheit der Handlung zu wahren. Ebenfalls rühmend muß erwähnt werden, daß die festgefügte Handlung frei von rein lyrischen Liederstrophen ist; das Gegentheil würde den streng epischen Charakter des altdeutschen Stoffes zerstört haben. Es ist dies immerhin eine für den vom modernen Zeitgeist erfüllten Dichter nicht leichte Aufgabe, seine Empfindungswelt in strenge Zucht zu nehmen und keinen Anachronismus des Gefühls zu begehen.

Obgleich uns ein Vergleich der „Gunhild" mit dem „Nibelungen"- und „Gudrunliede" — mit diesen monumentalen Schöpfungen der stahlharten germanischen Volksepik — völlig fern liegt, so wird der Leser des Kastropp'schen Heldengedichtes doch unwillkürlich an unsere nationalen Volksepen erinnert, namentlich an das „Gudrunlied". Sehen wir von den mehr äußerlichen Berührungspunkten auch ab — von denselben in beiden Dichtungen auftretenden Personen ꝛc. — so berührt sich das „Gunhild"-Gedicht mit dem „Nibelungen"- und „Gudrunliede" namentlich hinsichtlich seines inneren Gehaltes, seiner Grundideen nach verschiedenen Seiten hin. Das herbe, derbe Reckenthum einerseits, die heldenmüthige, aufopfernde Tapferkeit und die schöne, weltverklärende Gemüthstiefe des altdeutschen Volkscharakters andererseits finden auch in unserem neuzeitlichen Dichter einen begeisterten Verehrer.

In ein ganz anderes Gebiet der Poesie verweist uns Kastropp's neuestes Werk „Phantasien und Märchen".*) Das Märchen, der reinste Ausdruck der erzählenden Dichtkunst, hat in unserem nüchternen Zeitalter der kritischen Analyse, des Dampfes und der Elektricität, wo die bekannte praktische Lebensweisheit „Time is money" dem weitaus größten Theil der Menschen die Richtschnur ihres Sinnens und Trachtens ist, nur wenige Repräsentanten gefunden, die mit Glück und Geschick dieses Feld angebaut haben. Wenn wir Männer wie die Brüder Grimm — um zeitlich etwas weiter zurück zu greifen —, L. Bechstein, Andersen, Hauff, Musäus und nöthigenfalls noch Zingerle, Volkmann (Leander) und Pröhle genannt haben, so ist die Liste der echten Märchendichter und -erzähler schon fast erschöpft. Die Märchendichtung in gebundener Form, die beispielsweise in den letzten Jahrzehnten in Adolf Böttger's liebreizendem Frühlingsgesange „Hyacinth und Liliade" (1849) und in der durch die glänzende Diction fesselnden „Pilgerfahrt der Blumengeister" dieses Achtundvierzigersängers, sowie in dem — allerdings schon häufig behandelten — sinnigen, altklassischen Märchen „Amor und Psyche" des schönheittrunkenen Robert Hamerling duftige Blüthen zeitigte, lassen wir hier jedoch aus dem Spiele.

Im Märchen ergießt sich der Strom der Phantasie frei und ungehemmt, die Einbildungskraft ist hier weder an die Schranken der Zeit, noch des Raumes, noch des inneren Kausalnexus gebunden, wie es beispielsweise die epischen Gattungen des Romans und der Novelle, sowie die dramatische Poesie mit eherner Consequenz verlangen. Die Welt des Märchens ist die Phantasie und daher ist es — um einen treffenden Ausdruck unserer hervorragendsten deutschen Märchenerzähler, der Brüder Grimm, zu gebrauchen — auch „überall zu Hause". Einerseits liebt es das Wunderbare, Ueberraschende, die Metamorphose, die hyperbolische Wirklichkeit, andererseits sind jedoch alle spitzfindigen Verwickelungen und sensationellen Enthüllungen, zu denen unsere sattsam bekannten Romanfabrikanten und stoffhungerigen Novellenjäger mit Vorliebe ihre Zuflucht nehmen, unerbittlich aus dem Reich des Märchens verbannt. Aber auch alles Doctrinär-Lehrhafte, jedwedes trockene moralisirende Anhängsel, das in der Fabel ja häufig mit stereotyper Strenge auftritt (man erinnere sich nur aus seiner Schulzeit der bekannten Schlußformel in der römischen Fabel „Haec fabula docet" etc.), ist dem Charakter des Märchens, sowohl des Kunst-, wie des Volksmärchens zuwider. Es begnügt sich damit, höchstens stellenweise einen Sinn, eine Lebensweisheit ahnungsvoll hindurchzittern, hindurchklingen zu lassen, ohne die letztere zu präcisiren oder mit behaglicher Breite und Genauigkeit zu formuliren. Soll das Märchen aber zu Herzen gehen, so muß es auch von Herzen kommen. Es muß vor allen Dingen den richtigen Erzählungston zu treffen wissen, diesen kindlich-naiven, anmuthenden Ton, der aus kindlich-naivem Herzen quillt und der — trotz seiner Einfachheit und Schlichtheit — dennoch eine Welt von Musik tönt. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Märchendichter immer und ewig schlicht und einfach zu erzählen habe! Man denke nur an die farbensatten orientalischen Märchen — in welchem Farbenglanz und in welcher Bilderfülle schwelgen diese auf das Menschengemüth mächtig wirkenden Phantasiegebilde! Die ganze

*) Hannover, Hans Wasserkampf & Co., Commanditgesellschaft.

Stufenleiter der Tonwelt von der schmelzendsten Wehmuth bis zu der schauervollsten Raserei, von dem süßen, traumseligen Stammeln aufknospender Liebe bis zum sinnlosen, markerschütternden Toben blindwüthigen Hasses ist in diesen Dichtungen angeschlagen. Allerdings die Grimm'schen „Kinder- und Hausmärchen" sind wegen ihrer treuherzig-innigen Schlichtheit und Einfachheit, die sie durchweht, das eigentliche Grundbuch der deutschen volksthümlichen Märchenwelt und werden es wahrscheinlich auch noch lange bleiben, weil sie aus der deutschen Volksseele für das Volk — im edelsten Sinne des Wortes — geboren sind. Dieses Streben nach dem zielkräftigsten, sich in das Gemüth einschmeichelnden Ausdruck hat manche Märchendichter zu Koketterie und Spielerei geführt, zu nichtssagenden Wortspielen, zu einer süßlichen, kindischen — anstatt kindlichen — Sprache. An dieser Klippe ist unter Anderen auch der Däne Hans Christian Andersen, dessen „Märchen" sich ja auch in Deutschland eingebürgert haben, stellenweise gescheitert.

Eine neue Erscheinung dieses Genre auf dem literarischen Markt muß, wenn es nicht in der Hochfluth der alljährlich erscheinenden Goldschnitt- und Geschenkliteratur spurlos untergehen soll, mit den oben angedeuteten Vorzügen auch noch den der originellen Stoffwahl vereinen. Wie häufig wird aber in dieser Hinsicht von den Herausgebern von Märchensammlungen mit geradezu anarchistischem Dilettantismus gesündigt! Die Scheere und der Kleistertopf müssen das ihnen mangelnde ästhetische Gefühl, den ihnen abgehenden Sinn für Poesie und literarische Bildung und ihre armselige Belesenheit ersetzen; aus einer Reihe ihnen bekannter — und gar häufig noch bedeutungsloser — Märchensammlungen werden einzelne Erzählungen herausgeschnitten, zusammen gekleistert und im Handumdrehen ist ihr elendes Machwerk fertig, das nun mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln der Reklame als eine „Perlensammlung der schönsten Märchen" gepriesen und ausposaunt wird. Daher stammt die traurige Erscheinung, daß uns und unseren Kindern immer und immer wieder die alten, tausend Mal durchgekauten Stoffe aufgetischt werden. (Von den echten Märchen, wie z. B. der Brüder Grimm ꝛc., ist hier selbstverständlich nicht die Rede. Jeder mit diesem Zweig der Poesie Vertraute weiß aber auch, daß die bekannten Märchenfirmen ihre geisttödtenden, plumpen Producte nicht allzu selten aus rohem Material zusammendrechseln und zusammenschweißen!) Um so wohlthuender muß uns deshalb eine durch und durch originelle Märchensammlung anmuthen, wie sie Gustav Kastropp in seinem oben erwähnten Buch dem literaturempfänglichen Publikum darbietet. Der Dichter ist auf diesem Gebiet kein Neuling mehr, wie seine früher publicirten „Gnomenmärchen" bezeugen. Seine „Phantasien und Märchen" sind Erzeugnisse einer echten Dichternatur; sie sind herausgeboren aus der Tiefe eines reich bewegten, fein empfindenden Innenlebens und versetzen uns in die verschiedensten Erdgegenden, in die Gegenwart und in längst verrauschte Zeitepochen. Bald steigt vor unseren Blicken wie eine greifbare, leuchtende Fata morgana die feenhafte, bunt bewegte Welt Persiens und Indiens auf, bald lauschen wir dem flüsternden Geplauder der lieblichen Elfen, die sich auf den vom Sternenschimmer übergossenen Lotoskelchen im Nil wiegen, bald lustwandeln wir in den paradiesischen hängenden Gärten der schönen Königin Semiramis, bald sind wir im Lande der „schattigen Kastanien", bald durchwandern wir die heimathlichen Fluren. Der „Stein des Weisen" führt uns in das Laboratorium eines Alchimisten, „Wie sich die Sonne rückwärts bewegte" in die Zeit, da der siebenjährige Krieg Deutschland zerfleischte, „Der Thränenbaum" in Karl's des Großen bedeutsame Epoche, „Ein Schiedsspruch" in die Residenz des Königs Rehabeam und die „Delphischen Sprüche" zeigen uns die dehnbaren und vieldeutigen Scheinweisheiten, welche die schlauen delphischen Priester gegen klingende Münze und reiche Opfergaben der glaubensfrohen Laien austauschten. Im Großen und Ganzen betrachtet ist der Charakter des Märchens in diesen Phantasiegebilden rein gewahrt. „Achmed's Wette", „Indra", das humordurchwehte „Lustige und traurige Stück", das äußerst originelle „Lebende Bild", die stimmungsduftige „Elfe" ꝛc. sind wahrlich keine matten Ammenmärchen, sondern Märchen von exotischem Aroma und farbenschillerndem Colorit und würdige Seitenstücke zu den beliebten Grimm'schen Erzählungen oder zu den Märchen aus „Tausend und eine Nacht". Hier spielen keine satirischen Streif- und Schlaglichter à la Wieland hinein, keine vorlauten Reflexionen stören den zarten Farbenschmelz der Stimmung — Alles ist volle, weiche Phantasie, während „Der Fisch" z. B. — das überhaupt zu den schwächsten Stücken der Sammlung gehört — durch seine unsagbar triviale Schlußweisheit den letzten Rest von Stimmung raubt. Der kindlich-treuherzige, zu Herzen sprechende Erzählungston ist durchgehends getroffen, die Sprache ist von akustischer Bewegung und zartem Schmelz, wenngleich nicht verschwiegen werden kann, daß sie stellenweise manirirt und geschraubt, anstatt natürlich ist. Und auch Ausdrücke wie „Noch am Abend dieses Tages streckte er sich aus" (d. h. er starb) — ein Ausdruck, den man wohl von einem Hunde gebrauchen kann — ferner das von der Gasse aufgelesene, in zwei Märchen (und dazu noch in inconsequenter Orthographie) auftretende Wort „gröhlen", Fremdwörter wie „Nachtmaren" ꝛc. sind Mißgriffe, die man bei einem so feinsinnigen Märchendichter, als welcher Kastropp sich doch offenbart, kaum begreift. Es wäre jedoch zu bedauern, wollte man sich durch diese kritischen Einwürfe von untergeordneterer Bedeutung behindern lassen, das Werk als Ganzes zu beurtheilen. Kastropp gebührt das unzweifelhafte Verdienst, unseren Märchenschatz um ein Juwel bereichert zu haben. Seine „Phantasien und Märchen" können das leicht erregbare Kinderherz, wie nicht minder das ernste Mannesgemüth fesseln und erheben. Sie halten sich gleich fern von jeglicher schwärmenden, süßlichen Gefühlsduselei, von jeglichem pietistischem Augenaufschlag, wie von allem Wirren und Tendenziösen, sie offenbaren vielmehr einen anmuthenden Lebenssinn und eine schöne Lebensfrische. Was man von den Hauff'schen Märchen behauptet hat, das trifft voll und ganz die Kastropp'schen „Phantasien und Märchen": sie haben nicht den geheimnißvollen Zauber, welcher wie ein Nebelschleier die Geschichten von Schneewittchen, von Dornröschen, von den sieben Raben, von Brüderlein und Schwesterlein umzieht. Sie haben nicht den Silberton der nordischen Mythenwelt, sondern liegen — wenn auch nicht alle — im funkelnden Goldglanze des Tages da. Manche sind zarte Bilder des warmpulsirenden Lebens. Der Charakter mancher ist mehr phantastisch als märchenhaft in dem engern Sinne, den wir diesem Worte seit dem Erscheinen der Grimm'schen Märchen beizulegen gewohnt sind. Nicht ohne Absicht wohl hat der Verfasser deshalb das Wort „Phantasien" in dem Titel vorangestellt. In einzelnen — wie z. B.: in der sprachlich vollendeten „Rose", wie in dem „Schäferidyll", „Stille Liebe" und „Sein Lied" — zeigt sich mehr der naturbelebende Dichter und seelenvolle Sänger des Herzens als der Märchenplauderer, was jedoch dem Werthe der Sammlung keinen Abbruch thut.

Zum gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst.

Von Gustav Luedecke.

Wie in der Literatur stehen wir auch auf dem Gebiete der Kunst gegenwärtig in einer Periode, wo das Alte mit dem Neuen ringt. Auf beiden Gebieten wird der Kampf wesentlich von jüngeren Kräften geführt, die unzufrieden mit dem Vorhandenen, nach künstlerischer Bethätigung neuer Anschauungen drängen. Hier haben wir uns nur mit der bildenden Kunst zu befassen und zwar hauptsächlich mit der Münchener Kunst, von der seit dem ersten Auftreten des Realismus unter Piloty alle wesentlich neuen Anschauungen ausgingen, und welche im Allgemeinen von jeher das vorwärts drängende Element in der deutschen Kunst war.

So warf seiner Zeit Piloty mit seinen Schülern die schattenhaften Gestalten des Kaulbach, der Nazarener und Romantiker mit seinem gesunden Realismus über den Haufen

und ließ auf den Trümmern der Romantik eine ganz neue Kunst entstehen, deren Grundzug er in dem Worte auszusprechen pflegte: „Kunst kommt von Können.“ Indessen dies Wort charakterisirt bloß das äußere Handwerk, die technische Fauſtfertigkeit der Schule, der innere Werth derselben lag in dem breiten nationalen Zug, der durch sie ging, und der für alle die Unzahl glänzender Talente, die aus ihr hervorgingen, der gemeinsame Berührungspunkt war, mochten sie die Historie, das Genre oder das Portrait cultiviren.

Dies wird uns heute, wo wir bereits von einem gewissen historischen Standpunkte aus auf die verflossene Epoche zurückblicken können, erst recht sichtbar, namentlich wenn wir die modernen Bestrebungen der „Jüngsten“ in ihrer vollkommenen internationalen Zerfahrenheit dagegen halten.

Neben Makart, der in seinen Arbeiten jene Periode des Luxus wiederspiegelt in jener Zeit zu Anfang der siebziger Jahre, wo die Millionen über Nacht aus der Erde zu wachsen schienen, und Lenbach in seinen Portraits die nationalen Helden, die uns jene Zeit gebracht, verewigte, waren es namentlich die Genremaler der Schule, die in ihrem innersten Wesen diesen nationalen, volksthümlichen Zug entfalteten. Vor Allen Defregger, der in seinen Bildern alle specifischen Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters entfaltet: Jene harmlose, herzliche Gemüthlichkeit, verbunden mit lustigem, ansteckend wirkendem Humor. Und zwar athmen die Bilder dieses Meisters um so mehr nationale Luft, als er in ihnen gerade das unverdorbene Volk rein und unverfälscht darstellt, das noch gar nichts hat von dem durch allerlei Genüsse überreiztem Großstädter, der in seinem Wesen vielfach ausländische Alluren angenommen hat und von fremdländischen Anschauungen durchdrungen ist. Dann aber auch die anderen Genremaler der Schule: Grützner, Raupp, Matth. Schmid, Eberle, Wopfner und wie sie Alle heißen. Sie Alle entfalten jene einfache Innigkeit und Herzlichkeit des Ausdrucks in ihren Bildern, in denen sie sich die Schilderung des deutschen Volkslebens zum Vorbild nehmen. Deshalb sind diese Bilder in Tausenden von Reproductionen in Photographie, Stich und Holzschnitt in's Volk gedrungen, weil dasselbe sich darin wieder erkannte mit seinen Sitten und Gebräuchen, seinen Freuden und Leiden und all' seinen charakteristischen, liebenswürdigen Eigenschaften. Die überaus große Verbreitung dieser Bilder ist wohl der beste Beweis, wie richtig diese Maler das deutsche Volk in seinem innersten Wesen zu erfassen wußten, ebenso wie es für einen Dichter der beste Beleg ist, daß er das Herz des Volkes zu treffen wußte, wenn sein Lied populär — zum Volkslied wird. Und Alles das, was das populäre Volkslied seelisch charakterisirt, finden wir auch in den Bildern dieser Maler, zu denen noch eine Reihe Meister anderer Schulen, namentlich der Düsseldorfer mit Vautier an der Spitze, kommen.

Auch die rein technische Durchführung ihrer Arbeiten hat etwas dem Deutschthum Eigenthümliches: Jenen soliden Fleiß, den wir schon bei den alten deutschen Meistern finden, der nichts vernachlässigt, der jeden Knopf und jedes Grashälmchen durchstudirt, der gar nichts hat von der breiten Pinselführung und Naturanschauung der alten Italiener oder Spanier.

Wie sich diese Genremaler der Pilotyschule an das deutsche Leben der Gegenwart halten, erschloß uns die Diezschule die Vergangenheit, und namentlich zwar die Zeit des 30jährigen Krieges. Voran der Meister selber mit seinen Raubrittern und Schnapphähnen und all' dem übermüthigen Söldnergesindel aus aller Herren Ländern, das Deutschland zum Tummelplatz seiner Raub- und Mordgier machte. Jedem, der eines dieser Bilder sieht, drängt sich der Gedanke auf, daß wir mit Leib und Seele dafür eintreten müssen, daß derartige Zustände in unserem Lande niemals wieder eintreten können. Es ist das ein nationales Moment, das wir noch in einer Reihe größerer Bilder von Piloty, Lindenschmit, Lessing u. A. wiederfinden.

Ganz andere Seiten indessen begann der Schüler des Meisters, L. Löfftz, anzuschlagen. Er legte hauptsächlichen Werth auf das intime Studium der Natur im Sinne der alten nationalen Schule der Dürer, Holbein, Burgmair, Matth. Grünwald u. A. und erhob die Ehrlichkeit und den Respect vor der Natur zu seiner Devise. Er verstand es noch in höherem Grade als Piloty, diesen soliden deutschen Fleiß in der Durchführung seiner Bilder zur Geltung zu bringen, wie denn sein Hauptwerk, die Pietà in der Pinakothek, ein Werk ist, wie es an intimen Naturstudium kaum eine andere Nation aufzuweisen haben dürfte. Neben ihm wäre dann als Hauptvertreter ähnlicher Anschauungen Ed. v. Gebhardt in Düsseldorf zu nennen, der sich jedoch wohl etwas zu sehr archaisirend in die Zeit des deutschen und niederdeutschen Künstler des 14. und 15. Jahrhunderts zurückzog.

Noch mehr als Gebhardt, der mit seinen archaistischen Kunststil eigentlich mehr nur für kunstgeschichtliche Gebildete verständlich wurde, als daß er recht in's Volk gedrungen wäre, verstand es Fritz v. Uhde, die biblische Geschichte zu germanisiren, indem er die heiligen Figuren, damit auf Rembrandt, dem urwüchsigsten Vertreter des Germanenthums unter den Alten, zurückgehend, aus dem Leben der Gegenwart entnahm, und sie mit dem intimen Seelenleben des einfach und natürlich empfindenden schlichten Mannes ausstattete, so recht im Gegensatz zu den Figuren der Nazarener, die niemals über nichtssagende Phrasenheilige und internationale Schablonenmenschen hinauskamen.

Mit dieser geistigen und nationalen Vertiefung führte indessen Uhde zu gleicher Zeit in seiner Technik ein Stück Franzosenthum in die deutsche Kunst ein, die Pleinairmalerei, deren Wogen in der Folgezeit so hoch schlugen, daß sie das deutsche Element unter den Jungen wenigstens eine Zeit lang zu überfluthen drohten. Nichtsdestoweniger müssen wir das Freilicht für eine bedeutende Errungenschaft der Kunst der Gegenwart halten, denn die alten Meister mit dem Helldunkel ihrer Atelierbeleuchtung kannten es nicht, wenigstens nicht in dieser Form und in diesem Maße. Sie malten niemals ihre Figuren in vollem Tageslicht und im Freien. So griffen denn eine Reihe unserer jüngeren Künstler die neue Kunstanschauung mächtig auf, und wer jemals am Chiemsee oder am Ammersee, in Klausen oder Bozen oder sonst im Gebirge seine Sommerferien verbrachte, stieß wohl Schritt auf Schritt auf derartige Pleinairisten, die mit aufgespanntem Malschirm vor der Staffelei saßen und die Landschaft abconterfeiten, oder nach dem lebenden Modell im Freien malten zum Schrecken manches älteren Collegen.

Trotzdem dies nun bereits die erste Abschwenkung von der nationalen Kunst war, hätte damit doch eine neue Epoche derselben begründet werden können, wenn man diese französische Errungenschaft in deutschem Geiste verarbeitet hätte, wie Piloty ja auch die belgischen Bestrebungen der Gallait, Wappers, De Biefe in sich aufnahm und auf seine Weise reproducirte, oder wie Rubens durch Vermählung mit der italienischen Kunst die flämische zu neuem Leben erweckte und so die Kunst des Van Eyck und Metsys in vollkommen neue Bahnen leitete.

Indessen, statt die Natur mit offenem klaren Auge zu studiren, schielte man immer nach Paris hinüber, und statt die volle Farbensaftigkeit der Natur zu bringen, wie es Lenbach schon vor zwanzig Jahren mit seinem berühmten Hirtenknaben der Schackothek gethan, schlug man, um die volle Helligkeit der Natur zu erreichen, jene mehligen und staubigen Töne an, wie sie eben in Paris gerade Mode waren. Aber wie schnell wir Menschen des fin du siècle leben! Noch ehe die neue Kunstanschauung sich hätte vollständig ausleben können und zu vollständiger Entwickelung hätte gelangen können, war in Paris schon wieder etwas Anderes aufgekommen, etwas, das eigentlich der volle Gegensatz der bisherigen auf's Extrem getriebenen naturalistischen Traditionen war: die sogenannte Farbensymphonie. Besnard nannte sich ihr Begründer.

Wer die großen Kunstanschauungen der Bouguereau, Lefevre, Bonnat oder unter den Jüngeren Roll, Courtois, Dagnan-Bouveret mit ihrer großartigen Zeichnung und ihrer gediegenen Farbe kennt, vermag nicht zu begreifen, wie jemals ein Maler aufkommen und Epoche machen konnte, der alle dem, was bisher von allen künstlerisch Gebildeten Europas bewundert wurde, geradezu Hohn spricht, der in roher und plumper Zeichnung Unglaubliches leistet, der in der Farbe die tollsten

Unmöglichkeiten entwickelt, so daß man beinahe versucht ist anzunehmen, ein farbenblinder Maler habe diese Arbeiten gemacht. Denn es wird Niemand behaupten, daß ein gesundes Auge die Natur so sehen könne.

Nachdem also die Fluthen des Pleinair in Deutschland sich ziemlich gelegt hatten, hatte ein Theil unserer jüngeren Künstler, welche diese Arbeiten in Paris und den Jahresausstellungen in München gesehen hatte, nichts Eiligeres zu thun, als wie vorher das Pariser Freilicht, so jetzt die „Farbensymphonie" für sich auszubeuten und damit die ganzen bisherigen gediegenen deutschen Kunstanschauungen über Bord zu werfen und in Acht und Bann zu thun, so daß im letzten Sommer diese Nachahmer französischer Pfuscherei die Ausstellung des Glaspalastes beherrschten und daß Alles, was nicht roh gezeichnet und mit unmöglichen Farben angestrichen ist, keine Gnade vor den Augen dieser Künstler findet, weshalb denn die eigentlichen Meister der Münchener Kunst, die Löfftz, Diez, G. Max, Claus Meyer, A. Seitz, Hugo Kaufmann u. A. lieber mit ihren Bildern zu Hause blieben.

So wurde also die gediegene nationale Kunst hinausgedrängt und der pfuscherhaften Nachahmung der schlechten Franzosen, der skizzenhaften Belgier und Holländer, ja sogar der spleenigen Schotten mit ihren kindischen Landschaftsbildern die Pforten geöffnet, so daß eben jetzt die vollste Charakterlosigkeit, die wüste Anarchie und vollständigste Zerfahrenheit die Hauptanzeichen dieser neuen Kunst bilden, welche glaubt, Allem, was bisher für gut und schön galt, den Garaus gemacht zu haben. Mit krankem Rückgrat taumelt diese Kunst dahin, haltlos wackelt ihr Kopf nach hinten und vorn und ihre Extremitäten schlenkern hektisch nach allen Seiten. Wie viel Talent richtet dieses kranke Jammerbild der Muse zu Grunde, denn wen sie einmal erfaßt, dem nimmt sie den Verstand und schlägt sie mit Blindheit. Und das genügt, wenn es einen Maler trifft. So sind denn auch ihre Werke: Inhalt haben sie nicht mehr und Form haben sie auch nicht, was soll da weiter übrig bleiben als die tabula rasa?

Nun wäre es freilich schlimm um die deutsche Kunst bestellt, wenn dies ihr einziges Charakterbild wäre. Die älteren Meister und der größere Theil der verständigen Jüngeren sieht diesem so absurd sich Gebahrenden ruhig zu; sie wissen recht gut, daß jene von allein abwirthschaften werden. Noch steht die alte Garde in geschlossenen Reihen, die Menzel, Knaus, Lenbach, Leibl, Werner, Böcklin, Gebhard und wie sie Alle heißen, die dafür sorgen, daß die deutsche Kunst nie vollständig in den Sumpf gerathen kann, wenn uns auch mit noch so viel Aplomb die fragwürdigen Producte der ausländernden Pfuscherei als Meisterwerke angepriesen werden und gar wie in München mit goldenen Medaillen prämiirt werden. Wir glauben nicht an diese neuen Offenbarungen, denn wir wissen, daß von jeher Harmonie von Inhalt und Form der Maßstab für ein echtes Kunstwerk gewesen sind. Inhalt haben aber diese allerneuesten Producte des internationalen Hexenkessels überhaupt gar nicht mit ihren spinatgrünen Wiesen und ihren nichtssagenden Figuren und in der Form gibt es bei ihnen weder Zeichnung noch Farbe. Was bleibt da schließlich übrig? Sie richten sich selber.

Wir sind nicht im Geringsten für einen Stillstand, weder im Leben noch in der Kunst. Aber wenn einmal etwas Neues geboren werden soll, dann kann es nur aus einem möglichst naiven und möglichst gediegenem Studium der Natur hervorgehen! Das haben alle ernst Strebenden längst eingesehen und ohne rechts und links zu sehen arbeiten sie weiter, denn sie wissen, daß diese Episode der Ausländerei in der deutschen Kunst sich ihr klägliches Ende selbst bereitet. Dann wird aber der Stern der echten deutschen Kunst wieder um so glänzender strahlen als vorher.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Giulia la bella.

Von Sigurd-Jönköping.
Autorisirte Uebersetzung von M. Fiesel.

Mit den Schwalben waren sie gekommen, weit, weit von hier, der schwarzäugige Scheerenschleifer und seine Frau, welche die Geige spielte und sang. Es half nichts, daß sie einander „Jakob" und „Anna" nannten, man sah doch, was für Art Leute sie waren. Der Pfarrherr von Ysaby sagte freilich, es sei gar nicht so gewiß, daß sie Zigeuner wären dazu sähen sie nicht schmutzig genug aus, auch wüßte er nicht, ob eine Zigeunerin jemals so gut lernen könnte, ein solch feines Instrument zu spielen. Vielleicht kämen sie nur von Italien. Sie brauchten sich aber nur nicht einzubilden, daß man sie nicht trotzdem für eine Art von Tataren hielt, obgleich sie gewöhnliche Namen trugen, und so nannte man den Scheerenschleifer „Zigeuner-Jakob." Was kümmerte es sie, daß sie ohne Schutz waren, wie der Vogel unter blauem Himmel! Was machten sie sich daraus, wenn die Bauerfrauen sich sorgfältig die Hand an der Schürze abrieben, wenn Jakob ihnen die Hand zum Dank für die Mahlzeit gereicht! Wenn sie wieder vor das Dorf hinaus kamen auf den Hügel in den Schatten der Birken und Linden, rückten sie näher zusammen im Grase wie zwei scheue Vögelchen, vergaßen die Verachtung der Menschen, die ihnen folgte, und den Winter, der vor ihnen lag, träumten eins in des andern Armen von den Gefilden des Arno, wo sie mit einander gespielt hatten, als sie ganz klein waren, so klein, daß sie sich kaum noch der Sprache Italiens erinnerten. Aber dann kam Juliens Zeit. Sie waren zu zweien, als sie sich an einem Juliabend müden Schrittes in einen Hain in Möckeln in Värend schleppten. Dann drang ein leises Stöhnen durch die Sommernacht, ein kleiner Schrei weckte die Staare, die oben in der Trauerbirke schliefen, und als sie dann wieder hinaus auf die Landstraße wanderten, geschah es zu dreien. Dann kamen andere Nächte, wo der Zigeunerjakob auf einem Stein am Wege saß und weinte, weinte um sein schwarzäugiges Weib, welches man an die Kirchhofsmauer gebettet, als die Wange bleich geworden und der kleine Fuß nicht mehr an seiner Seite zu trippeln vermochte, die lange, staubige Straße entlang. Und die Geige war still, und die kleine Julia schlief auf Zigeunerjakobs Jacke, wenn der Thau auf Kronsbeerengrün und Haidekraut fiel. Wenn sie erwachte, nahm er sie auf und wiegte sie auf seinen Knien. Schwarze Augen und schwarzes Haar! Ja, das war die Geliebte, die in diesem kleinen, verlassenen Wesen auf's Neue erstand, wie das Gras aus den Gräbern empor wächst mit jedem neugeborenen Lenze.

Und dennoch verkaufte er sie für fünfzig Reichsthaler!

Was sollte er thun? Die kleinen Finger wurden dünn wie Fäden, die kleinen Wangen gelb, und sie gab solch' wunderbaren, klagenden Laut von sich im Schlafe. Sie würde sterben, wenn er sie noch weiter durch's Land trug und einen Trunk Milch für sie erbettelte hier und dort in den Bauernhäusern am Wege.

Und der Verwalter auf dem Gute, welcher sie „kaufte", hatte keine eigenen Kinder. Er und seine Frau waren so entzückt von der kleinen Julia, und sie hatten immer frischgemolkene Milch, welche die kleinen Wangen roth und die Aermchen rund machen würde. Aber der Zigeunerjakob sollte niemals, niemals den allergeringsten Versuch machen dürfen, sie zu sehen, sonst . . . Man hatte ja Gesetze für Vagabunden, und das Amtsgericht war nur eine halbe Meile Weges entfernt. Kleine Julia sollte niemals erfahren, daß sie nicht das rechte Kind ihrer Pflegeeltern war. Und Jakob versprach hoch und theuer, und fuhr noch einmal mit bebender Hand über den kleinen schwarzen Kopf, und bekam eine gute Mahlzeit und fünfzig Reichsthaler und ging.

Den „Zigeunerjakob" bekam man an diesem Orte auch nie wieder zu sehen. Aber im nächsten Jahre kam ein rothbärtiger Orgelspieler und ließ vor der kleinen Julia einen Affen in rothem Frack auf dem Deckel seines Instrumentes tanzen. Und sie klopfte in die kleinen runden Hände und wäre fast vor Lachen erstickt, und rief „Kitze, Kitze", und der Ver-

walter und seine Frau sahen ihr mit leuchtenden Augen zu. Die kleine Julia war ihnen schon an's Herz gewachsen.

„Hast Du das kalte Fieber, Rothbart?" sagte der Verwalter.

„Nein, nein, ja . . . ich befinde mich nicht ganz gut . . ."

„Du frierst, armer Bursche; Du zitterst ja wie Espenlaub. Gieb ihm einen Schluck, Emilie!"

Und er bekam einen Schluck, nahm die Orgel auf den Rücken und ging. Aber als er so weit gekommen, daß Hügel und Wald das weiße Haus verdeckten, wo die kleine Julie ein Heim gefunden, da setzte er die Orgel auf ihren Dreifuß, warf sich in's Haidekraut und schluchzte, als ob ihm das Herz brechen wollte. Und die kleine Julia weinte auch und wollte sich nicht trösten lassen; aber nur nach „Kitze" in dem rothen Frack.

So kam er wieder und wieder, oft nach zwei, manchmal aber auch nach drei oder vier Jahren. Und sein Gesicht wurde faltig und sein Haar weiß, so daß er weder Perücke noch Gewerbe zu vertauschen brauchte, damit der Verwalter den Zigeunerjakob nicht wieder erkennen möchte. Dann nahm er wieder seinen Schleifstein, nachdem „Kitze" gestorben war. Er schliff Küchenmesser und Federmesser und Alles, worum man ihn bat, und so kam er wieder zu dem weißen Hause am Flußufer, wo der Eisenhammer pochte, und schliff Fräulein Julia's Stickscheere.

„Schnurre, schnurre, Rädchen, — Fräulein Julia versteht nicht, was du singst. Surr, surr, — kleines Rothbäckchen, Deine schwarzäugige Mutter schlummert sanft an der Kirchhofmauer. Du hast ihre schlanke Gestalt und schwarzes Haar; — o, könntest Du im Herzen des alten Scheerenschleifers lesen, wie lieb er Dich hat; was würde er wohl darum geben, Deine kleinen weißen Finger küssen zu dürfen! Surr, surr surr" . . .

Du schleifst gewiß länger als nöthig ist, Alter. Kommt es daher, daß zwei schwarze, glänzende Augen dem Stein und Schwungrad folgen, oder davon, daß Deine eigenen Augen feucht geworden sind? —

Surr surr — „Fertig, Excellenza!"

Oft mußte der alte Zigeunerjakob hungrig zu Bette gehen, aber niemals trennte er sich von einem kleinen blanken Zehnörestück, das er in den tiefsten Taschen seiner zerrissenen Weste verbarg. Oft, wenn er allein war, holte er die kleine Münze hervor, küßte sie und weinte. Es war ja das Geld, welches Julia ihm mit einem freundlichen Dank gereicht, als er ihre kleine Scheere geschliffen hatte.

Manch' müder Schritt, manch' lange Meile, manche Wunde an hinkendem Fuß in zerrissenem Schuh . . . und dann stand er wieder an einem warmen Augustabend auf der Brücke, die vom Gute nach dem weißen Hause unter Epheuranken und wildem Wein führte.

Aber was soll das bedeuten? Farbige Lampen und Lakaien überall! Festlich gekleidete Menschen im Garten und auf der Veranda. Gesang, Musik und frohes Lachen! Dort hinter der Syringenhecke stehen die Leute vom Gute, eine dichte, schwarze Schaar, und sehen nach den Fenstern hinauf. Und dann tönt es hundertstimmig: „Das Brautpaar, das Brautpaar!"

Die Dunkelheit ist hereingebrochen. Emsige Brautführer mit Kranz und Band auf schwarzem Frack erscheinen mit Armleuchtern in den Händen. Brautjungfern in Blau, Weiß und Rosa bilden Reihen am Balkonfenster. Und dann kommt ein junger, blonder, freudestrahlender Mann, und an der Hand führt er die kleine Julia!

„Seid Ihr denn blind, Ihr blondhaarigen Mädchen! Seht ihr nicht, daß sie keine der Euren ist? Ihre braunen Wangen brennen, ihre schwarzen Augen funkeln, ihre Flechten sind so dunkel, daß sie fast im bläulichen Glanze schimmern. Ah, sie haben sie die ihre genannt; sie haben ihr den Tochternamen gegeben, sie haben sie für fünfzig Reichsthaler gekauft! Und doch ist sie mein; jeder Zoll an ihr meine eigene kleine Excellenza!"

Der Zigeunerjakob steht unbeweglich und umklammert das Brückengeländer mit mageren, braunen Händen. Drinnen steht seine Julia, lächelnd, vergöttert, geliebt, zärtlich beschützt vor Allem, was ihr im Leben Sorge bereiten könnte.

Er denkt an ein anderes dunkles Augenpaar, oft gefeuchtet von Thränen, wie sie Leiden und Müdigkeit auspressen. Er denkt an eine Andere mit schwarzen Locken und der Gestalt einer Excellenza, die sich tief verneigte für ein Stückchen Brot und vor Kälte zitterte im zerrissenen Rock, wenn der Nordwind klagend durch den Föhrenwald strich. Und die Augen waren eben so schön, und die Gestalt eben so schlank und fein.

Noch einmal tritt sie heraus, noch einmal verzehren sie dort draußen in der Nacht zwei dunkle Augen, welche sie nicht sieht. Und dann kommt sie nicht wieder. Die Leute vom Gute rufen vergebens, die Balkonthür wird geschlossen und das Stimmengewirr drinnen im Hause verstummt allmählich.

Langsam löst der Alte seine umklammernde Hand vom Geländer und geht langsamen, traumverlorenen Schrittes den kleinen Fußsteig am Flusse entlang. Die Sommernacht ist warm. Ja, warum nicht! Warum sollte er nicht, wie schon so oft, draußen campiren, draußen im thauseuchten Gras, unter Ahorn und Linde!

„Schlafe süß, kleine Julia! In Deiner Brautnacht hält Dein Vater Ritterwacht unter dem Fenster Deines Schlafgemaches!"

Später um die Nachtzeit jagt Fieberbrand durch des Alten Pulse. Er phantasirt und träumt sich zurück in die Tage seines kurzen Liebesfrühlings. Die schmalen Lippen flüstern von dem was todt ist und begraben: „Sieh, hier ist meine Jacke; Du sollst nicht frieren — wickle das Kind mit hinein — schläft sie? — Ach, gewiß erfriert sie uns! — Schmiegt Euch fester an, Du und das Kind — ich bin so warm — mein Herz brennt — nein, nimm, nimm; ich bin satt, ganz satt. — Wie niedlich sie ist — cara mia — bella Giulia, bella . . ."

— — — Die Morgensonne lachte. Der Thau glitzerte von Blättern und Zweigen. Es war wie im Frühsommer.

So erschien es auch ihm, dem jungen, starken Mann, der jetzt die Thür öffnete und auf den Balkon heraustrat. Es war Sommer in seiner Brust, Frühling im Blick seines Auges. Er fühlte sich siegesstolz, wie nur der sich fühlt, der auf der Sonnenhöhe des Lebens zum ersten Mal ohne Zeugen, stürmend, jubelnd diejenige umarmen durfte, die er mehr als Alles liebte in der Welt, nach der er sich so lange gesehnt und die ihm lieber ist als das eigene Leben.

Eine Zeit verging. Dann huschten ein Paar schwandaunenverbrämte Pantöffelchen, klein wie die Aschenbrödels, hinter ihm; ein helles Morgenkleid schmiegte sich an seine graue Joppe, ein Paar runde Arme, von welchen reiche, weiße Spitzen gefällig weit zurückfielen, streckten sich zu ihm auf, umschlangen seinen Hals und ein Paar schwarze Augen suchten in die seinigen zu blicken. Aber das ging nicht so leicht. Nicht heute . . . Erröthend barg sie ihr schwarzes Köpfchen an seiner breiten, starken Brust.

„Guten Morgen!"

„Guten Morgen, mein Lieb!"

„Und heute reisen wir?"

„Heute, meine Julia."

„Und Du versprichst, daß ich Neapel sehen soll?"

„Ja gewiß, mein süßer Liebling."

„Und Venedig, und die Alpen, und den Arno?"

„Alles, alles, Julia, obgleich es besser wäre, die Reise nach Weihnachten zu machen, und dem Eis und Schnee entfliehend dort unten dem keimenden Frühling zu begegnen."

„Du darfst nicht glauben, daß Deine kleine Frau unverständig ist, aber ich habe ein solch brennendes Verlangen nach dort, dem Süden, der glühenden Sonne, den schwindelnden Alpen. Ich kann nicht dafür, Geliebter?"

— — — Nein, bella Giulia, Du kannst nicht dafür! Er trägt die Schuld, der alte Landstreicher, der todt dort unten am Flußufer liegt, beschattet von Ahorn und Linde. Später, gegen Mittag, werden ihn die Schnitter finden, und er wird sie alle erschrecken, wenn sie in Reihe und Glied zum Kornacker ziehen, die Sense auf der Achsel. Aber Niemand, Niemand wird erfahren, daß es der Zigeunerjakob ist, der hier unten die Hochzeit seiner schönen Tochter feierte. Niemand, Niemand wird daran denken, daß der Vagabund Ritterwacht gehalten unter dem Schlafgemach der schönen Braut!

Oh, Excellenza, wenn Du wüßtest . . .!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Schlimme Saat." Schauspiel in vier Acten von Otto Vischer. (Berliner Theater.) — „Eisgang." Modernes Schauspiel in vier Acten von Max Halbe. (Freie Volksbühne.) — „Das heilige Lachen." Märchen-Schwank in sechs Bildern von Ernst von Wildenbruch. (Königliches Schauspielhaus.)

„Wer is denn dodt?"

Jule rief es, die so schön wie eine Nymphe und ein Schneidermädchen doch. Aber Jule brauchte gar nicht einmal ihre Nymphenschöne, um mit ihrer bangen Frage in meinem weichen Herzen ein sympathisches Echo zu wecken. Drei Acte der Gewaltthätigkeit waren vergangen und im vierten hatte es geknallt. Irgend eine „scheene Leiche" mußte also die Zeche bezahlt haben. Und da Jule gerade hinter der Szene, ich weiß nicht, womit, beschäftigt war, konnte sie wirklich auch nicht wissen, wer da mit dem Schießgewehr gespielt hatte, und deshalb mußte sie fragen: „Wer ist denn dodt?"

Ganz ähnliche Zweifel quälten schon vorher das liebe Publikum. Dem war da ein Zettel in die Hand gesteckt worden, auf dem, zwischen der Anpreisung seiner Fleischwaaren, griechischer Weine, herrschaftlicher Pferdestall-Einrichtungen und frischer Austern, zu lesen war: „Schlimme Saat. Schauspiel in vier Acten." Weiter nichts. Und das liebe Publikum zerbrach sich nun die kunstverständigen Köpfe, um dem verborgenen Dichter auf die Sprünge zu kommen. Die entlegensten Namen wurden genannt, aber die schlauesten Indizienbeweise selbst führten zu keinem unanfechtbaren Spruch. Und als am Schluß die geschmackvolleren Leute zischten und Herr Director Barnay in geschickter Rede für den ihm selbst angeblich unbekannten Verfasser den „großen Erfolg" quittirte, da noch wollte die Neugier nicht zur Ruhe kommen und im Treppenflur, auf der Straße und gewiß auch im Kaiserhof ging Jule's besorgte Frage von Mund zu Munde schnell: „Wer is denn dodt?"

Mir fehlt jede Sportneigung und ich stehe deshalb auch diesem Rathespiel ohne Interesse gegenüber; ehe denn der Hahn noch allzu häufig gekräht haben wird, wird der geheimnißvolle Dichter die Maske ablegen. Daß er maskirt erschien, finde ich sehr begreiflich; nur ein Unbekannter hat noch einige Aussicht, von unserem Publikum und von unserer Kritik unbefangen beurtheilt zu werden; jeder bekannte Name hat eine Claque für, eine Clique gegen sich. Und wenn nicht ganz persönliche Rücksichten den anonymen Herrn in die Verborgenheit trieben, dann kann diese Zurückhaltung ihn nur ehren und der Bruch mit der widerwärtigen und in anderen Ländern unbekannten Sitte des Autoren-Hervorrufes, die bei uns bereits zu combinirten Rundreisen in Begleitung journalistischer Flügel-Adjutanten geführt hat.

Wäre der anonyme Herr eine kraftvoll ausgeprägte Individualität, dann hätten die vereinigten Auguren ihn sicher entdeckt. Daß sie beim Rathesport von Kretzer bis zu Lubliner und Philippi, von Friedrich Dernburg bis zu Otto Vischer irrlichtelirten, beweist nur, wie wenig individuelle Züge das Schauspiel zeigt. In der That ist es eine Olla potrida aller Stilarten, ein schlau zusammengerührtes und geschickt angerichtetes Ragout aus Andrer Schmaus. Der Koch ist, die Wette halte ich, ein schlauer Routinier, der dem Theaterbetriebe nicht allzu fern stehen kann. Ein Anfänger könnte er deshalb doch sein, denn — die Fälle Sudermann und Hartleben beweisen es — mitunter fallen auch fertige Theaterköche vom Himmel — oder vom Schnürboden.

Seit Ludwig Anzengruber im „vierten Gebot" das große Thema vom Verschulden der Eltern mit derbem Meistergriff gepackt hat, will es nicht mehr zur Ruhe kommen. Herr Sudermann war der erste und glücklichste Nachempfinder: er that einen Löffel Dumas und eine Prise Blumenthal hinzu und er hatte die „Ehre" und den breitesten Erfolg seit Kotzebue's Tagen. Der fremde Mann der schlimmen Saat nun sah beide Stücke an und fand, daß sie gut seien und werth, noch einmal geschrieben zu werden. Und da er auch den „Hüttenbesitzer", „Die große Glocke", die „Familie Selicke", Bossens „Schuldig" und Wilbrandt's „Tochter des Herrn Fabricius" kannte, als eifriger Theaterbesucher, — warum sollte er nicht mit den beinahe noch neuen Möbeln sein eigenes vieractiges Hinterhaus sich einrichten, verzeih' mir's der Gurlitt, im berlinischen Barockstil? Wenn Alma Heinecke brav war wie Fräulein Selicke, wenn die schlimme Auguste Heinecke in einen schlimmeren Bruder Wolfgang verwandelt und Vater Heinecke noch vor Beginn des Stückes umgebracht wurde, gab es dann etwa nicht ein neues Stück?

Vor zweihundert Jahren, es ist sogar schon etwas länger her, stritten zwei Dichter über den Begriff der Handlung im Drama. Racine hatte sich geärgert, weil Corneille in „La mort de Pompée" den großen Caesar als einen girrenden Seladon vorgeführt hatte, und in der Vorrede zum „Britannicus" schrieb er, man brauche, um des Erfolges sicher zu sein, die Menschen auf der Bühne nur immer so sprechen und handeln zu lassen, wie sie im Leben unter keinen Umständen sprechen und handeln würden. Den Britannicus spielt man uns leider nicht mehr, das Recept aber des Racine ist unvergessen und pünktlicher hat es von Allen bisher noch Keiner befolgt als der fremde Mann der schlimmen Saat.

„Du sollst es auf der Welt besser haben als wie wir, dafür sollen eben die Eltern sorgen, daß es den Kindern immer um a Stückl besser geht, als es ihnen selber ergangen ist." Mit dieser schlecht verstandenen Weisheit brüstet sich, im „vierten Gebot", der lockere Herr Hutterer, als er die Tochter an einen wienerischen Sommerfeld verschachert. Und dieselbe schlimme Saat streut, in unserem anonymen Schauspiel, Mutter Hartwig aus, die „möblirte Zimmervermietherin", die mit Sohn und Pflegetochter in der Küche haust. Die Tochter schneidert und hält zwei leichtfertige Mädchen, die früher in Gesellschaft der Tochter des Herrn Fabricius ihre Zungen wetzten, aber ein Kapitälchen scheint diese Hausindustrielle sich doch nicht, trotz dem guten Beispiel der holden Agnes des Herrn Eugen Richter, erspart zu haben. Es sieht sehr schlimm aus um die Finanzen im Hause Hartwig und für Theaterbillets ist sicherlich kein Geld übrig. Eben darum geht Mutter Hartwig mit der Pflegetochter in's Theater, zu Maria Stuart, und zwar auf den feinsten Platz, wo man mit alten, steinreichen Herren zusammentrifft.

Er ist auch gleich da, der alte, steinreiche Herr, und er bietet für Martha's junge Reize goldene Berge. Ich möchte die kleinen Mädchen auf der Galerie des Berliner Theaters recht dringend bitten, von dieser Vorspiegelung falscher Thatsachen sich nicht blenden zu lassen. Der Pauperismus hat so gewaltige Fortschritte gemacht, daß für ein Bischen hübschen Menschenfleisches längst schon nicht mehr so märchenhafte Preise bezahlt werden. Aber unser Säemann wäre ja seinem Programm untreu geworden, wenn er mit dem Möglichen oder auch nur mit dem Wahrscheinlichen gerechnet hätte. Der steinreiche, alte Herr bietet also goldene Berge und Mutter möchte schon zugreifen, wenn nur Martha nicht so gräßlich tugendhaft wäre. Es wird also fortgeschneidert.

Neben dem Pflegekind nun laufen noch zwei rechte Sproffen vom Stamme der Hartwig umher, die Brüder Wolfgang und Bruno. An Beiden hat die Mutter schwer gesündigt: Wolfgang verleitete sie zu umfassenden Geschäftserweiterungen, der Musterzeichner, Bruno sollte ein Künstler werden. Der Aeltere hat — schrecklich! — seine ehelichen Rechte vorweg genommen und deshalb gilt, nach einer wundervollen Moral, seine Frau als eine Gefallene. Der Jüngere wird erst im letzten Act merken, daß er seine Stiefschwester liebt. Einstweilen ist er Idealist, schlechtweg, und sagt Alles noch einmal, was vor ihm schon Robert Heinecke recht ausführlich gesagt hatte. Anstatt aber, wie sein geschätzter Vorredner, Kaffee zu pflanzen, malt er „in Oel" und der steinreiche alte Herr würde ihn ausbilden lassen, wenn — na, Sie wissen ja schon — wenn eben Martha die rechte Tochter ihrer Mutter wäre. Weil's aber nicht kann sein, ist's auch mit der Malerei nichts und Bruno muß — Siehe übrigens den Bildhauer in der „großen Glocke" — reuig zum Kunsthandwerk zurückkehren. Unterdessen hat sein Bruder gespielt, Bankerott gemacht, gestohlen und mit der Pistole geknallt. Und da war's, wo Jule die erlösende Frage that: „Wer is denn dodt?"

Jule hat ganz Recht. Wenn Wolfgang nicht knallen wollte, dann konnte, da der Abend doch einmal „gefüllet" war, auch irgend ein anderes Mitglied der Familie Hartwig sterben. Für die Moral von der Geschichte war das ganz gleichgiltig. Diese Moral aber lautet, wenn ich sie nicht falsch verstanden habe: Du sollst kleinen Kindern keine Windbeutel kaufen und keine Zuckerdüten, sondern den Spartrieb pflegen, frei nach Eugen Richter, denn mit Windbeuteln und Zuckerdüten aufgehätschelte Kinder werden später Diebe und Selbstmörder und fluchen ihren Müttern, wenn denen ohnehin schon sämmtliche möblirte Zimmer leer stehen.

Vielleicht aber habe ich mich auch in der Moralauffassung getäuscht. Ganz leicht ist es nämlich nicht, dieses bunte Wirrsal von zufälligen und unmöglichen Ereignissen zu entknäueln, und, offen gestanden, ich habe es auch nur versucht, um mir selbst zu beweisen, wie schlecht dieses nach der neuesten Schablone gemachte Hintertreppenstück ist. Schlecht, aber theatralisch wirksam; woraus denn wieder einmal hervorgeht, wie niedrig die Kunst auf dem Theater — Aber das habe ich doch wohl schon oft genug gesagt.

Bis hierher war mein Bericht gediehen, als der Name des schlimmen Säemannes bekannt wurde. Er heißt wirklich Otto Vischer und war früher ein verwendbarer Schauspieler am Lessingtheater. Als der Zufall das schwächliche Lustspiel „Gaudeamus" von Vischer zugleich mit der „Ehre" das Licht der Bretterwelt erblicken ließ, da rieth ich hier Herrn Vischer, er möchte das talentvolle Werk des Collegen Sudermann recht genau sich betrachten. Herr Vischer hat diese Aufforderung etwas gar zu wörtlich genommen und nun fühle ich mich nicht ganz schuldlos an der „schlimmen Saat".

Realistisch, so las man, soll dieses nur im Dialect allenfalls wirklichkeitgetreue Theaterstück sein und als höchst realistisch wurde mir auch das Schauspiel „Eisgang" von Herrn Max Halbe gerühmt, eine langweilige und aufdringlich tendenziöse Dilettanterei, zu der die sonst künstlerisch besser berathene freie Volksbühne diesmal sich erniedert hat. Wenn das so fortgeht, wird die Definition bald lauten: Ein realistisches Drama nennt man seit 1890, was 1870 noch eine Vorstadtkomödie hieß. Mir hat dieser Eisgang, der natürlich symbolisch, metaphorisch und was weiß ich, wie sonst noch, gemeint ist, nur abermals bewiesen, daß der vorzeitige Genuß von Ibsen, Tolstoi und Hauptmann dramatischen Säuglingen noch übler bekommt als kleinen Hosenmätzen das harmlosere Naschen von Windbeuteln und Zuckerwerk.

Von den Gefahren der Näscherei erzählt auch Ernst von Wildenbruch in seinem Märchen-Schwank „Das heilige Lachen"*), über den in der nächsten Woche hier ausführlicher gesprochen werden soll. Herr von Wildenbruch hatte noch in einem Nachwort zur Haubenlerche von der modernen Kunst „Unerbittlichkeit" verlangt; jetzt findet er, die zweizinkigen Gabelthiere, Menschen genannt, lachten zu wenig, und in den Spuren des Grafen Platen versucht er, durch eine aristophanisch gedachte Komödie, dem Pessimismus und dem Naturalismus schleunigst den Garaus zu machen. Leider nur sind die liebenswürdigsten Eigenschaften des Grafen

*) Berlin 1892. Verlag von Freund und Jeckel. (Carl Freund.)

Platen: Grazie und Witz, dem ungestümen Temperament des Borussendichters ziemlich fremd geblieben und so kam, außer etlichen hübschen Einfällen und Ausstattungeffecten, nicht viel mehr heraus als frostige Allegorie und platter Spaß. Der Ekel an überreichlicher Süßigkeit hat die Menschen zu einem Bitterniß- und Häßlichkeitscultus getrieben, an dem gräulichen Trank des Provisors Pessimus haben sie sich berauscht, beten die Lüge als Wahrheit an und als Echtheit die Häßlichkeit, und erst der muntere Lachegott beweist ihnen, daß nur ein Gemisch von Zuckerwerk und Rhabarber dem Menschenmagen frommt. Die literarische Satire, deren Spitze sich natürlich gegen Ibsen, Zola und Tolstoi richtet, ist ziemlich dürftig ausgefallen und darf den Vergleich mit der verhängnißvollen Gabel und dem romantischen Oedipus nicht wagen. Der Frau Wilhelmine Buchholz ertheilt Herr von Wildenbruch das Wort; aber die Ansichten dieser würdigen Dame über Pessimismus und Naturalismus hatten uns bereits die Dioskuren Lubliner und Lindau enthüllt. Den wildenbrüchigen Optimismus hätte Schopenhauer ruchlos genannt; wir sahen den Menoniten, Harold, den jungen Quitzow und alle die anderen Väter und Söhne das Loos des Schönen auf der Erde erleiden und nehmen deshalb die plötzlich erwachte Lachlust des Herrn von Wildenbruch nicht allzu ernst. Warte nur, balde watet auch er wieder bis an die Knöchel im Blut.

Die modernen Dichter stellt der für die reifere Jugend berechnete Märchenschwank als vergiftete und vergiftende Tröpfe dar und die Kritiker, die Herrn von Wildenbruch nicht immer genügend lobten, als gelbe Neidhammel. „Einen Rezensenten kannt' ich; leider ist er nun todt, am Gallenfieber ist er gestorben. Er war ein Gemüthsmensch; seine Feder, mit der er Jeden beschmutzte, der das konnte, was er gern gekonnt hätte, hab' ich aus seinem Nachlaß bewahrt." Herr von Wildenbruch wird mir gewiß den Schutz des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) zubilligen und die Bemerkung gestatten, daß ich seine starke und kerngesunde Begabung zwar freudig anerkenne, daß ich seinen Märchenschwank aber wirklich nicht „gern gekonnt hätte". Die Begründung dieses Urtheiles spare ich mir auf.

Ein Freund des Dichters hat neulich der Welt verkündet: „Auch in dieser Dichtung erscheint er als ein Verkünder der Ideale, die unser Volk groß und stark gemacht haben." Ob unser Volk wirklich durch satte Selbstzufriedenheit und banausisches Behagen groß und stark geworden ist, darüber werden die Ansichten wohl auseinander gehen. Mir fiel, als ich diese Lobpreisung des nationalen Erziehers Wildenbruch las, eine Stelle aus dem romantischen Oedipus ein, wo der Verstand zum Dichter Nimmermann spricht:

Wie ist der Staat zu beneiden, dem du dergestalt
Von allen Seiten dienst!
Nimmermann.
Es ist der preußische.
Verstand.
Glückseliges Oestreich! M. H.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der „Gegenwart" in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.

Posse in 4 Akten

von

Karl Bilk.

Preis eleg. brosch. 2 *M*.

Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

Verlag von Georg Weiss in Heidelberg.

Die

Positive Philosophie

von

August Comte.

Im Auszuge von **Jul. Rig,**
übersetzt von **J. H. v. Kirchmann.**
2 Bände. 17 *M*.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Anthropogenie

oder

Entwickelungsgeschichte des Menschen.

Keimes- und Stammesgeschichte

von

Ernst Haeckel,

Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Professor an der Univ. Jena.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 20 Tafeln, 440 Holzschnitten und 52 genetischen Tabellen.

2 Bände. gr. 8. geh. *M* 16.—; geb. *M* 19.—.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet *M* 6.—. In geschmackvollem Einband *M* 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

Neu bearbeitete Volksausgabe
der „Eisenbahnreform".

Von

Eduard Engel.

Der Zolltarif.

„Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs."

Kaiser Wilhelm II.
am 7. Januar 1891.

Preis 1 Mark.

Die Gegenwart 1881–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XL. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 9. Berlin, den 27. Februar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Nachwort zum Nothruf für die deutsche Bildung. Von Philosophus Teutonicus. — Eine Verlagsordnung der deutschen Buchhändler. Von Jul. Lubszynski. — Die Influenzaepidemie. Von Dr. med. Julius Levin. — **Literatur und Kunst:** Zum hundertsten Geburtstag Rossini's. Von Heinrich Roeckner. — **Feuilleton:** Die Mitarbeiter. Von Jules Claretie. — **Aus der Hauptstadt:** Eine neue Wissenschaft. Von Georg Steinhausen. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Ein Nachwort zum Nothruf für die deutsche Bildung.

Seiner Excellenz dem königlichen Staatsminister Freiherrn von Zedlitz hat Kant 1781 die Kritik der reinen Vernunft gewidmet. Der Minister hatte sich lange vorher schon gute Nachschriften Kant'scher Vorlesungen besorgen lassen, hatte Kant nach Halle, an die größere Universität, „in's Centrum vom gelehrten Deutschland" verpflanzen wollen, und als der Philosoph seiner Vaterstadt treu blieb, die Behörde in Königsberg aufmerksam gemacht, welch' großen Schatz sie in Kant's Lehrwirksamkeit für sich besäßen. Die Widmung lautet: „Den Wachsthum der Wissenschaften an seinem Theile befördern heißt an Eurer Excellenz eigenem Interesse arbeiten; denn dieses ist mit jener nicht blos durch die Posten eines Beschützers, sondern durch das viel vertrautere eines Liebhabers und erleuchteten Kenners innigst verbunden. Deswegen bediene ich mich auch des einzigen Mittels, das gewissermaßen in meinem Vermögen ist, meine Dankbarkeit für das gnädige Zutrauen zu bezeigen, womit Eure Excellenz mich beehren, als könne ich zu dieser Absicht etwas beitragen. Wen das spekulative Leben vergnügt, dem ist unter mäßigen Wünschen der Beifall eines aufgeklärten gültigen Richters eine kräftige Aufmunterung zu Bemühungen, deren Nutzen groß, obzwar entfernt ist, und daher vom gemeinen Auge gänzlich verkannt wird."

Der Nutzen erwies sich bald bei der Erhebung des Volkes in Preußen; der kategorische Imperativ der Pflicht, die Freiheit des denkenden, wollenden Geistes, wie sie Kant gepflegt, gelehrt, halfen das Vaterland erretten, ihm eine edlere Gestalt geben. Aber Kant hatte vorher einige Jahre der Zurücksetzung zu erleben. Wöllner war 1788 der Nachfolger von Zedlitz geworden, und dieser befahl, daß jeder fortan nach dem festgestellten Kirchenglauben lehren solle, und die Prediger Hermes und Woltersdorf erhielten die Prüfung aller Kirchen- und Schulangelegenheiten; von ihnen sollte jeder neu anzustellende Lehrer und Geistliche in seiner Gesinnung und Lehre begutachtet werden; sie sollten über die Rechtgläubigkeit der Angestellten Buch führen und Woltersdorf beantragt sofort beim Könige: dem kritischen Philosophen Kant das Schreiben zu untersagen. Die Schrecken der französischen Revolution kamen hinzu, um in den deutschen „Aufklärern" Feinde des Thrones und Altars, Jakobiner zu vermuthen und 1794 wurden die Lehrer der höheren und niederen Schulen bei der Anstellung auf die symbolischen Bücher des Kirchenthums verpflichtet. Kant hatte 1792 seiner Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" ein ernstes, strenges, die sittliche Hoheit des Christenthums verherrlichendes Buch, pflichtmäßig dem Decan der theologischen Facultät zur Censur vorgelegt und dieser hatte mit Zustimmung der ganzen Facultät den Druck gestattet. Aber Wöllner erwirkte eine Cabinetsordre, welche dem Philosophen befahl: „dergleichen Schriften und Lehren nicht mehr von sich ausgehen zu lassen". Kant schrieb auf einen Zettel in seinem Pult: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Fall wie der gegenwärtige ist Unterthanenpflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht alle Wahrheit öffentlich zu sagen." Indeß es dauerte nicht lange. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. wurden 1797 die Censurbedrückungen aufgehoben, und Kant machte seinem Herzen Luft in dem jugendfrisch geschriebenen „Streit der Facultäten", da heißt es: daß auf Wahrheit alles ankommt, und sie ist Sache der philosophischen Facultät. „Man kann der theologischen Facultät allenfalls den stolzen Anspruch, daß die philosophische ihre Magd sei, einräumen (wobei doch noch immer die Frage bleibt: ob diese ihrer gnädigen Frau die Fackel vorträgt oder die Schleppe nachträgt); wenn man sie nur nicht verjagt, oder ihr den Mund zubindet; denn eben diese Anspruchlosigkeit blos frei zu sein, aber auch frei zu lassen, blos die Wahrheit zum Vortheil jeder Wissenschaft auszumitteln, und sie zum beliebigen Gebrauch der oberen Facultäten hinzustellen, muß sie der Regierung selbst als unverdächtig, ja als unentbehrlich empfehlen."

Mögen diese Bilder aus der Zeit vor hundert Jahren der Gegenwart ein Spiegel und eine Mahnung sein!

Gewiß, der heutige Cultusminister Graf Zedlitz in Preußen will so wenig wie der Cultusminister Müller in Bayern, der es ja offen erklärt hat, die Freiheit der Forschung einschränken, die Professoren auf das athanasianische Glaubensbekenntniß verpflichten; aber neben ihnen, hinter ihnen erheben sich die Häupter derer, die es in den Zeitungen bereits fordern, und der Reichskanzler muß bereits einem Reichsboten entgegentreten, welcher durch confessionell katholische Unteroffizierschulen die Soldatenmißhandlungen aus der Welt schaffen will. In der Armee soll Kameradschaft herrschen! Doch wohl auch in der Schuljugend! Warum denn die schon scheiden?

Caprivi will den Frieden der Confessionen in Deutschland fördern, er gedenkt der Schrecken des dreißigjährigen Krieges; warum aber wird der Erisapfel des Schulgesetzentwurfs mitten in die Parteien hineingeworfen? Die confessionelle Schule wird als solche die Unterschiede sofort betonen, verschärfen, statt

das allgemein Christliche zur Grundlage zu machen, in biblischer Geschichte, durch Erzählung und Lesung im alten und neuen Testament, und deren ethischer Erläuterung; der Confirmandenunterricht der Geistlichen kann ja das Katholische oder Protestantische darlegen. Die gemeinsame Grundlage des Christenthums, des Deutschthums pflege die Schule!

Die Berliner Universität in der großen Mehrzahl ihrer Lehrer will die Befugniß des Staats und der Gemeinde in der Leitung des Schulwesens nicht beschränkt, den Einfluß außerstaatlicher Mächte nicht verstärkt, die Zahl der Unzufriedenen nicht vermehrt wissen, — und schon ruft die „Kreuzzeitung" laut aus: „Die Universität kämpfe an Seite mit den Häuptern des rothen Umsturzes gegen diejenigen Mächte, welche Preußen und Deutschland ihre Erhebung verdanken." Männer wie Helmholtz, W. A. Hofmann, Harnack, Pfleiderer, ja Treitschke an der Seite des rothen Umsturzes! Was Deutschland erhoben hat, das war der Sinn für Gewissensfreiheit in dem großen Churfürsten wie in dem großen Könige, der evangelische Sinn Friedrich Wilhelm III., der die Protestanten einigte, die man heute auch wieder auseinander treiben will; das war der Geist Stein's, Kant's, Fichte's, der Geist Lessings, Goethe's, Schiller's. Zu ihm stehen wir und erinnern daran: es ist ein Unterschied zwischen Religion und Dogmatik, zwischen Christenthum und Kirchensatzung. Religion ist Sache des Herzens, der Gesinnung, der Religiöse ist der Gottergebene, der den Willen Gottes thut; die Dogmatik formulirt eine Lehre über Gott und Welt, mit menschlichem Verstand, nach Maßgabe der jeweiligen wissenschaftlichen Bildung der Zeit. Die Kirchenväter formulirten die christliche Lehre mit Hülfe der griechischen Philosophie; von den Concilienbeschlüssen wiesen Luther und Zwingli auf die heilige Schrift, auf die hellen Gründe der Vernunft, Lessing, Semler, Herder, Schleiermacher auf die eigenen Worte Jesu, die wir ebenso gut mit den Natur- und Geschichtsanschauungen der Gegenwart verbinden können wie das Alterthum, das Mittelalter mit den Ansichten ihrer Zeit gethan. Nicht Religion und Wissenschaft, sondern Wissenschaft und Dogmatik gerathen in Kampf, wenn die Dogmatik daran fest hält, daß die Welt in sechs Tagen geschaffen sei, daß die Sonne sich um die Erde bewege u. s. w. Die Wissenschaft hat die Unzulänglichkeit des Materialismus dargethan, aber der Widerspruch der Kirchenlehren gegen die Naturgesetze hat ihn bei der Menge, bei der Halbbildung ausgebreitet. Ungenügende, unverständliche Satzungen über das Wesen und Walten Gottes sind es, die zum Widerspruch reizen, die Halbbildung zum Atheismus führen. Das religiöse Gemüth fühlt die Liebe Gottes, fühlt die Beseligung des Glaubens an Gott als die weltordnende Vernunft, als den Willen der Liebe; es erkennt ihn mit Christus als den Vater, sich als das Kind, es spricht mit Paulus: In ihm leben, weben und sind wir. Möge das der Kirche genügen, möge sie die weiteren Vorstellungen über Gott und Welt jedem Einzelnen, der fortschreitenden Geistesentwickelung ohne Verketzerung überlassen. Mögen darin auch Zedlitz und Caprivi Christenthum finden!

Zum Schluß noch ein paar Aussprüche der historisch politischen Blätter: „Mag der protestantische Geistliche immerhin den Regierungspräsidenten als den Herrn seiner Schule betrachten, der katholische Priester wird in ihm nichts mehr sehen als den Pförtner, der ihm die Schulthüre öffnet. Die Jesuiten wären längst da, wenn sie auf anderem als dem parlamentarischen Weg zurückgerufen werden könnten." Mögen das die conservativen Protestanten beherzigen. Dem Beobachter der Zeit, dem Freunde der Geistesfreiheit ist es ein Gewinn, daß nach den Verhandlungen über die materiellen Interessen auch ein Kampf um ideale Güter sich erhoben hat, daß die Universitäten als die Pfleger der Wissenschaft, daß die nationalgesinnten Politiker, daß das deutsche Bürgerthum sich offen und fest zusammenstellen; so werden sie siegen am Ende wie am Anfang des Jahrhunderts. Philosophus Teutonicus.

Eine Verlagsordnung der deutschen Buchhändler.

Von Jul. Lubszynski.

Die Frage einer reichsrechtlichen Neugestaltung des deutschen Verlagsrechts ist keine neue; sie beschäftigt seit Jahren in hohem Maße buchhändlerische, schriftstellerische und juristische Kreise. Man wünscht eine einheitliche Regelung des Verlagsrechts für die gesammte Nation. Man ist weiterhin zu der, durchaus richtigen, Erkenntniß gelangt, daß die Partikulargesetze wie das gemeine Recht Deutschlands in keiner Weise den Forderungen entsprechen, welche man an eine so wichtige Gesetzesmaterie heute zu stellen berechtigt ist. Man schätze die Bedeutung eines Verlagsgesetzes nicht zu gering. Die Kraft und Lebendigkeit geistigen Schaffens ist nicht zum kleinsten Theil abhängig von einer befriedigenden Lösung derjenigen äußerlichen Verhältnisse, welche der Verwerthung der geistigen Arbeit und ihrer Verbreitung zu dienen bestimmt sind. Eine auf der Höhe der Zeit stehende Ausgestaltung der Rechtsverhältnisse zwischen Verfasser und Verleger wirkt auf das ganze schriftstellerische Schaffen der Nation läuternd und fördernd. Es muß auf der anderen Seite einen lähmenden Einfluß haben, sollen unsere geistigen Arbeiter heute veralteten Rechtsnormen unterworfen sein, wie sie z. B. das preußische Landrecht zum großen Theil noch statuirt. — Und Deutschland hat gute Vorbilder. Länder, in denen das geistige Leben des Volkes nicht so entwickelt ist wie bei uns, so die Schweiz und Ungarn, haben bereits vor Jahrzehnten den veränderten Gewohnheiten des Buchhandels, der veränderten sozialen Stellung der Schriftsteller Rechnung getragen und ihr Verlagsrecht in die den Anschauungen unserer Zeit entsprechenden gesetzlichen Form umgegossen. —

Der gegen die Nothwendigkeit eines Verlagsgesetzes von mancher Seite gemachte Einwand, daß es ja stets dem Belieben der Contrahenten anheim gestellt sei, sich, ohne Rücksicht auf die gesetzlichen Vorschriften, kraft Vertrags diejenigen Rechte zu sichern und Pflichten aufzuerlegen, welche sie für angemessen hielten, zeugt von wenig fachgemäßem Verständniß. Denn es ist klar, daß derjenige Theil sich im Nachtheil befindet, der gezwungen ist, Abänderungen von den gesetzlichen Bestimmungen zu fordern, und derjenige Theil im Uebergewicht, dessen Rechte schon das Gesetz wahrnimmt, der daher den Vortheil hat, wenn eine vertragsmäßige Einigung nicht zu erzielen ist.

Die Parteien, welche sich bei einem Verlagsvertrage mit beiderseitigen Rechten und Pflichten, mithin als beiderseitige „Gläubiger" und „Schuldner" gegenüberstehen, sind Verleger und Autor. Soll nun von dieser nächststehenden Seite ein Vorschlag zu einer Verlagsordnung gemacht, der Entwurf eines Verlagsgesetzes vorbereitet werden, so ist natürlicherweise nur dann eine für ein definitives Gesetz grundlegende Vorarbeit zu erhoffen, wenn beide Parteien, Buchhändler und Schriftsteller zusammengehen um Hand in Hand in redlichem Zusammenwirken, in weiser Abwägung der gegenseitigen Interessen die einzelnen Fragen durchzuarbeiten und daraufhin ihre gesetzgeberischen Vorschläge zu machen. Dem Juristen liegt es alsdann ob, die feilende Hand an das rohe Gebäude zu legen. Als daher der „Börsenverein deutscher Buchhändler" in jüngster Zeit mit dem Entwurf einer von ihm nach langen Mühen ausgearbeiteten „Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel" an die Oeffentlichkeit trat, so mußte der erste Blick der Interessirten und Sachverständigen sich auf seine Entstehungsgeschichte lenken, um aus ihr zu ersehen, ob die grundlegende Forderung, das Zusammengehen von Verfasser und Verleger, hier erfüllt sei. Leider ist die entgegengesetzte Thatsache zu verzeichnen. Aus an dieser Stelle nicht näher zu untersuchenden Gründen ist die vom Börsenverein ursprünglich angestrebte Verständigung mit schriftstellerischen Sachverständigen späterhin unterblieben. Der Börsenverein hat aus seiner Mitte einen Ausschuß erwählt, dieser Ausschuß ohne Hinzuziehung der Gegenpartei die Verlagsordnung vorbereitet und den beregten Entwurf als Grundlage des bei dem Reichsjustizamte augenblicklich in Vorbereitung befindlichen Verlagsgesetzes aus-

gearbeitet. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß aus einem großen Theile der Verlagsordnung und gerade aus seinen Kardinalgrundsätzen eine einseitige Hervorhebung buchhändlerischer Interessen herausschaut, welche dem unbefangen urtheilenden Kenner sofort auffallen muß. Es ist kein Zweifel, daß der Ausschuß nach bestem Wissen und Gewissen gearbeitet, daß er sich redlich bemüht hat, strenge Gerechtigkeit walten zu lassen und genau zu erwägen, nicht nur, was dem Verleger recht, sondern auch, was dem Verfasser billig sei. Aber es hieße zu große Anforderungen an den gewöhnlichen Staubgeborenen stellen, wollte man von ihm einen so unparteiischen und ungetrübten Blick verlangen, daß er sich mit dem richtigen Maße messen, ja vielleicht seine eigene Hand gegen sich erheben sollte. Der Verlegerstand hat von sich, seiner Bedeutung, seiner Stellung zu dem Autor natürlicherweise eine andere Meinung als jeder Dritte. Wer wollte es ihm verargen, daß er die hieraus entspringenden, nach seiner Meinung berechtigten Forderungen in einer von ihm selbst verfaßten Gesetzesvorlage freien Ausdruck giebt? Ist es aber dem Verleger wirklich ernst um eine neutrale Ordnung der gegenseitigen Verhältnisse zu thun, so wird er es gewiß dankend entgegennehmen, wenn man ihn auf diejenigen Punkte hinweist, die besonders die Neutralität gefährden und verletzen. Und deren sind, wie erwähnt, nicht wenige. —

Bedenken muß zunächst, der, auf den ersten Anschein unbedeutende, § 10 der Verlagsordnung erregen, in welchem dem Verfasser sämmtliche durch Abänderung des ursprünglichen Wortlautes verursachten Correcturkosten auferlegt werden. Es wird kaum ein Buch geben, in welchem nicht hie und da nach der ersten Drucklegung eine kleine Verbesserung durchaus nothwendig, ein Satz abzufeilen, ein Wort zu streichen oder durch ein anderes zu ersetzen ist. Ein Manuscript ist bekanntlich weit weniger übersichtlich als ein Druckbogen, erst hier werden kleinere grammatische Verstöße, Trivialitäten im Ausdruck u. s. w. größtentheils offensichtlich. Es ist unbillig und entspricht nicht einem durchgebildeten Rechtsgefühl, will man die Kosten für all' diese unbedeutenden Correcturen dem Autor zur Last legen und ihn so zwingen, wenn er ein „und" in ein „aber" umwandeln will, erst ängstliche Erwägungen anzustellen, ob hierdurch nicht sein Geldbeutel zu empfindlich leiden würde. Am gefährlichsten gestaltet sich diese Verpflichtung indessen für wissenschaftliche Arbeiten. Die Wissenschaft schreitet stetig vorwärts, und von der Uebergabe des Manuscripts bis zur Herstellung des Werkes können so bedeutende Wandlungen in der behandelten Materie eingetreten sein, daß ohne Veränderungen und Verbesserungen der Werth des Buches auf ein Nichts herabsinken würde. Soll sich der Verfasser nun vor die Alternative gestellt sehen, für die Schrift, die er vielleicht sogar ohne Honorar in Verlag gegeben hatte, entweder noch bedeutende Kosten aus eigener Tasche aufzuwenden oder das Werk in der Hand eines verständnißlosen und weitere Kosten scheuenden Verlegers verkümmert, seinen wissenschaftlichen Ruf dadurch herabgedrückt zu sehen? — Wenn auch die „Begründung" zu § 10 darin recht haben mag, daß die Verleger in diesem Punkte meist eine weitgehende Nachsicht üben, so bleibt doch eine durch das Gesetz garantirte Abhängigkeit des Verfassers vom Verleger bestehen. Der ehrenhafte Schriftsteller wird es unter seiner Würde halten darum zu bitten, was er gesetzlich zu fordern berechtigt sein sollte. Gerade darin besteht eine der vornehmsten Aufgaben des Rechts, das, was sich im Verkehr kraft innerer Vernunft als ständige Gewohnheit ausgebildet hat, mit dem schützenden Mantel des Gesetzes zu umgeben.

Es wird sich empfehlen, den § 10 der V.-O. nach § 379 des Schweizerischen Obligationenrechts dahin zu verbessern, daß die dem Verleger durch Berichtigungen und Verbesserungen verursachten „unvorhergesehenen" Kosten vom Verfasser zu tragen sind. Hierdurch würden einmal unbedeutende Correcturen von der Ersatzpflicht ausgeschlossen, andererseits aber wissenschaftliche und politische Arbeiten gegen ungerechtfertigte Ersatzforderungen geschützt sein; denn bei derartigen Arbeiten dürfen Verbesserungen, welche auf späteren wichtigen Forschungen oder später eingetretenen Veränderungen der thatsächlichen Verhältnisse beruhen, nie als „unvorhergesehen" gelten. —

Entgegenzutreten ist ferner der Bestimmung des § 16 der V.-O., daß da, wo nicht ausdrücklich ein Honorar vereinbart ist, der Verfasser ein solches nicht zu beanspruchen hat. Durch welchen Rechtstitel soll diese Vorschrift legitimirt, woraus seine innere Berechtigung hergeleitet werden? Eine derartige Vermuthung der Unentgeltlichkeit entspricht weder vom juristischem Standpunkte aus den allgemeinen Grundsätzen der „Verträge über Handlungen", des „Kaufs", der „Miethe" — oder wie man sonst den Verlag aufgefaßt hat — noch vom thatsächlichen den Verkehrsgewohnheiten und Geschäftsgebräuchen zwischen Verfasser und Verleger. Der Satz mag von einer gekünstelten juristischen Lehrmeinung zum Theil auch unterstützt werden, in einer gesunden Praxis darf er nicht Fuß fassen. Die Verfasser des Entwurfs haben wohl auch selbst die ungerechtfertigte Härte dieser Vorschrift eingesehen und dies in der „Begründung" zu § 16 durch einen, dem § 383 des Schweizerischen Obligationenrechtes nachgebildeten Satz zu mildern versucht; sie sagen, daß es einer Vereinbarung gleich zu erachten sei, wenn aus den Umständen angenommen werden muß, daß der Verfasser nicht ohne Honorar sein Werk dem Verleger geben wollte. Allein dieser, eine Vermittelung anstrebende Gedanke der Begründung hat in dem § 16 des Gesetzes selbst nicht den geringsten Ausdruck gefunden, würde also gegebenen Falls vom Richter dessen klarem Wortlaute gegenüber nicht zu beachten sein.

Der im Juni 1891 vom „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbande" ausgearbeitete, die gleiche Rechtsmaterie behandelnde Entwurf, besagt in § 11, daß das Verlagshonorar, wenn es im Vertrage nicht bestimmt sei, durch den zuständigen Richter auf Grund eines Gutachtens des literarischen Sachverständigenvereins festzustellen sei. Dieser Vormeinung dürfte beizustimmen sein. Das Interesse beider Parteien wird durch dieselbe gewahrt. Sollte ein Honorar bei einer Schrift nicht angebracht, die Veröffentlichung und Verbreitung, wie dies bei manchen wissenschaftlichen Gelegenheitsschriften in der That der Fall ist, als ausreichendes Aequivalent anzusehen sein, so haben im Streitfall der literarische Sachverständigenverein und der an dessen Gutachten nicht gebundene Richter, also zwei unparteiische Organe, Gelegenheit bei Anrufung ihres sachverständigen Ermessens, dies auszusprechen. Ist ferner dem Schriftsteller selbst an einem Honorar nichts gelegen, so wird auch der Verleger keine Schwierigkeiten haben, die Nichthonorirung in den Verlagsvertrag aufzunehmen. Hier gilt es nur, aus dem Gesetze das Prinzip zu entfernen, daß die geistige Arbeit im Zweifel eine unentgeltliche ist. Die Vermuthung ist zu vag. —

Uebergehen wir kurz, daß es nicht den Brauche entspricht, wenn durch § 27 der V.-O. bei Unterlassung einer besonderen Verabredung die Höhe einer Auflage auf 2000 Exemplare festgesetzt wird, daß vielmehr 1000 die allgemeine übliche Zahl ist. Uebergehen wir weiter, daß es eine allzu umfassende Willkür bedeutet, wenn dem Verleger nach § 15 der der V.-O. die alleinige einseitige Festsetzung, Abänderung und Aufhebung des Ladenpreises zustehen soll, daß so durch den Unverstand, Eigensinn oder gar mala fides des Verlegers der Absatz eines Buches erschwert oder vollkommen inhibirt werden kann, daß daher hier eine Erweiterung des Gesetzes durch die in der Mehrzahl der neuen Gesetze wie auch im Entwurfe des Schriftstellerverbandes sich findende Klausel „doch darf der Verleger nicht durch übermäßige Preisforderung den Absatz hindern" wohl am Platze wäre.

Ein Punkt verdient wohl, in eine hellere Beleuchtung gerückt zu werden. Er betrifft die seit Jahren heißumstrittene Frage: Ist der Verleger berechtigt, das ihm übertragene Verlagsrecht ohne Einwilligung des Verfassers weiterzuveräußern? Man hatte ursprünglich gehofft, daß durch die Verlagsordnung des Börsenvereins die alte Streitaxt begraben werden, daß auf ihrem Boden ein Ausgleich in dieser vielleicht wichtigsten Frage des ganzen Verlagsrechtes zu Stande kommen werde. Die Hoffnung schwand, als in den mit der Bearbeitung betrauten Ausschuß ein Verleger gewählt wurde,

welcher in einem von ihm selbst herausgegebenen Leitfaden des Verlagsrechts es als eine Ehrenpflicht jedes Buchhändlers hingestellt hatte, die freie Veräußerlichkeit seines Verlagsrechts im Vertrage vorzubehalten. So hat denn der § 39 den folgenschweren Satz aufgenommen: „Der Verleger ist in Ermangelung gegentheiliger Vereinbarung zur Weiterveräußerung des Verlagsrechts befugt." Der Entwurf des deutschen Schriftstellerverbandes hat natürlich die entgegengesetzte Vorschrift aufgestellt. Der § 4 desselben besagt: „Dasselbe (das Verlagsrecht) gilt als der Person oder der Geschäftsfirma des Verlegers übertragen und kann zwar vererbt und mit der Firma veräußert, für sich selbst aber nur mit Einwilligung des Urhebers oder seines Rechtsnachfolgers an einen Dritten übertragen werden."

Um zu einer Entscheidung in dieser Streitfrage zu gelangen, ist zunächst der juristische Charakter des Verlagsrechts einer Untersuchung daraufhin zu unterziehen, ob wir es hier mit einem der sog. höchstpersönlichen Rechte (jura personalissima) zu thun haben. Höchstpersönlich nennt man solche Rechte, bei denen nicht die Leistung, sondern die Person des Gegencontrahenten das essentielle Moment des zu Grunde liegenden Rechtsgeschäfts bildet. Bestelle ich mir bei einem Maler ein Bild, so darf derselbe den Auftrag nicht weitergeben; die Lieferung des Bildes gerade durch ihn ist die Hauptsache an dem Auftrage. Betraut ein Verleger einen Schriftsteller mit der Ausarbeitung einer Schrift, so ist es selbstredend, daß Letzterer ohne Zustimmung des Verlegers nicht einen Substituten für sich stellen kann.

Nun kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch für den Schriftsteller Person und Name seines Verlegers von entscheidender Bedeutung sind. Gerade im Verlegerstande finden sich mehr denn in anderen Kaufmannständen vollkommen von einander abgesonderte Klassen, deren strenge Scheidung nicht nur durch die Spezialgebiete, denen sie ihre Thätigkeit gewidmet haben, sondern hauptsächlich durch das höhere oder geringere Maß von Ruf und Ansehen veranlaßt wird. Es wird daher der Schriftsteller, welcher nicht zu einem gewerbsmäßigen Allerweltschreiber herabgesunken ist, der vielmehr mit meist heiligem Ernst seiner hohen Aufgabe nachgeht und dem es nicht nur um das Honorar zu thun ist, — und dazu gehören neben vielen hervorragenden schöngeistigen vor allen die wissenschaftlichen Schriftsteller — mit äußerster Vorsicht und Gewissenhaftigkeit an die Auswahl des Verlegers, dem er das Kind seines Geistes anvertrauen will, herangehen müssen. Eine geringe Unvorsichtigkeit kann ihn um seinen literarischen Ruf, um sein wissenschaftliches Ansehen bringen. Er wird daher namentlich darauf bedacht sein, sich nach einem für sein Werk passenden, besonders vertrauenswürdigen, in dieser Spezialität nahmhaften Verleger umzusehen. „Oft ist gerade dieser Verleger", wie Wichert mit Recht in seinem Gutachten (Deutsche Presse 1888) bemerkt, „der einzige oder einer von Wenigen, mit dem er zu thun haben will. Er sieht oft von einem höheren Honorar und sonstigen materiellen Vortheilen ab, um sich den nach seiner Meinung günstigsten Vertrieb des Werkes zu sichern. Mit Rücksicht auf die Person des Verlegers überläßt er es ihm für mehrere oder für alle Auflagen, gibt sich also ganz in seine Hand. Er sieht sich offenbar geschädigt, wenn der Verlag des Werkes ohne seine Genehmigung auf jeden beliebigen Dritten übertragen werden darf. Gerade ein Autor dieser Art pflegt geschäftsunkundig zu sein und sich bei seinen Vertragsabschlüssen weniger vorzusehen." — Die Requisite eines höchstpersönlichen Rechts sind somit in dem Verlagsrecht vollkommen erfüllt, dasselbe ist vom juristischen Standpunkte aus als unübertragbar anzusehen.

Zu welchen Folgen würde auch die entgegengesetzte Auffassung in der Praxis führen! Der Verleger, der ein ihm unliebsames Concurrenzwerk bei Seite schaffen will, würde zu dem bequemen Mittel greifen, das Werk dem Erstverleger abzukaufen und dann allmählich todtzuschweigen und aus dem Verkehr zu ziehen. Der Verleger, der nach Abschluß eines Verlagsvertrages ein aussichtsvolleres Angebot erhält, wird, um Zeit und Geld für letzteres zu bewahren, sich des ersten Werkes auf bequeme Weise zu entledigen suchen, indem er es ohne weitere Auswahl dem weitergibt, der ihm die günstigsten lucrativen Bedingungen zugesteht.

Der im zweiten Abschnitt des § 16 ausgedrückte Trost, daß der Erwerber des Verlagsrechts in alle Verbindlichkeiten des Verlegers gegen den Verfasser eintritt, daß der Autor gegen den Erwerber mithin alle die Ansprüche geltend machen könne, die ihm gegen seinen Verleger zustanden, ist nur ein sehr schwacher. „Der Verlagsvertrag hat," wie Wichert auch nach dieser Richtung hin treffend ausführt, „eben das Eigene, daß der Verleger ausdrücklich und stillschweigend Verpflichtungen übernimmt, deren Erfüllung größtentheils im Prozeßwege nicht erzwungen werden kann, da es sich um Bemühungen handelt, die sich nicht spezificiren lassen, oder, wenn spezificirt, doch nur bei richtiger Beurtheilung der Sachlage wirksam sein können. So mag z. B. der Verleger verpflichtet sein, das Werk anzuzeigen. Was nutzt es dem Autor, wenn er ihn dazu verurtheilen läßt. Es kommt darauf an, in welchen Blättern, zu welcher Zeit, wie oft, in welcher Form angezeigt wird, wer anzeigt. Ein gewisser Geldaufwand allein thuts nicht. Und wie will denn der Autor nachweisen, daß sein Contrahent sorgsamer nnd klüger verfahren wäre als der Dritte. Er steht hier ganz hülflos da. Das Verlagsrecht darf daher nicht übertragen werden."

Die juristische Lehrmeinung, so Wächter, Gerber, Bluntschli, Klostermann, steht ganz überwiegend auf Seiten der hier vertretenen Unübertragbarkeit. Beseler (Privatrecht S. 964) und Stobbe (Privatrecht S. 288) halten eine Uebertragbarkeit selbst dann für ausgeschlossen, wenn eine Gesammtveräußerung des Verlages stattgefunden hat. Dies geht zu weit. Wie bei dem Erbgang auf den Erben, so muß auch bei Veräußerung des Geschäfts sammt der Firma das Verlagsrecht auf den Geschäftserwerber übergehen. Das steht mit dem hier verfochtenen Prinzip nicht in Widerspruch. Denn, mag auch die Person des Inhabers wechseln, das Geschäft bleibt das alte, mit seinem alten Namen, seinem alten Ruf und Geschäftsbetrieb.

Die juristische Praxis schwankt in der Behandlung unserer Frage. Das frühere Reichs-Ober-Handelsgericht hat sich der Auffassung von der Unübertragbarkeit angeschlossen. Daß das Reichsgericht in seinem Urtheil vom 6. April 1888 (Entsch. in Strafsachen Bd. 17, S. 268) sich nicht zu einer hohen Beurtheilung des geistigen Eigenthums emporschwingen konnte, ist tief bedauerlich. Die diesem Urtheil beigegebenen Gründe bezeugen zur Genüge, in welcher Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse das Reichsgericht sich befunden hat. Das einschneidende Moment bei dem Verlagsvertrage ist nicht wie unser oberster Gerichtshof annimmt, die Verpflichtung des Verlegers zu gebührender Ausstattung des Schriftwerkes in Papier, Satz und Druck, zur Ankündigung und zur Versendung desselben, das Hauptmoment ist, wie schon oben hervorhoben, ein weit idealeres: es ist Name und Firma des Verlegers, sein Ruf und sein Ansehen. Hoffentlich haben die vereinigten Strafsenate oder das Plenum der gesammten Senate bald Gelegenheit, eine Entscheidung zu beseitigen, welche s. Z. große Erregung verursacht und in betheiligten Kreisen nicht wenig dazu beigetragen hat, das Ansehen unseres höchsten Gerichts zu untergraben.

Der § 39 der V.-O. begnügt sich aber nicht damit, die freie Uebertragbarkeit des Verlagsrechts festzustellen, er überhebt sich sogar so weit über die allgemeinen Sätze von der einseitigen Schuldcession d. h. der Uebertragung von Verpflichtungen ohne Einwilligung des Gläubigers, daß er die Erstschaftung des Erstschuldners ausschließt und den Autor zwingt, prinzipaliter gegen den ihm aufgedrungenen zweiten Verleger seine Gläubigerrechte geltend zu machen, und erst nach fruchtloser Exequirung dieses sich in zweiter Linie an seinen eigenen Contrahenten zu halten. Das würde Verleugnung der Grundprinzipien unseres Obligationsrechtes bedeuten, die sich hier durch nichts rechtfertigen ließe.

Was die Auflösung des Verlagsvertrags anbelangt, so tritt der § 43 der V.-O. mit einer Neuerung hervor, von der

die „Begründung" selbst zugibt, daß bisher kein Gesetz sich veranlaßt gefühlt hat, dieselbe bei sich aufzunehmen, daß auch das gemeine Recht ihr entgegensteht. Es wird dem Verleger das Recht des freien Rücktritts vom Verlagsvertrage zuerkannt. Auch wenn kein gesetzlicher Grund vorliegt, soll es dem Verleger freistehen, in jedem Stadium den geschlossenen Verlagsvertrag aufzulösen, er soll dafür nur dem Verfasser das für die Auflage vereinbarte Honorar zu zahlen haben. Die Aufnahme dieser Vorschrift sollte wohl nur ein Probepfeil sein. Es ist nicht anzunehmen, daß der Ausschuß im Ernst daran gedacht hat, eine so unhaltbare und willkürliche Bestimmung im definitiven Gesetze durchzubringen. Wenn auch das Gesetz dem Verfasser, wie dies in der Verlagsordnung und den meisten neuen Gesetzen geschieht, das freie Rücktrittsrecht zugesteht, so hat dies eine ganz andere Bewandtniß. Der Verleger, welcher einen Vertrag abschließt, thut dies, weil er daraus einen Vermögensvortheil für sich erhofft; er ist Kaufmann, und der Verlagsvertrag ist für ihn nichts mehr und nichts weniger als wie für jeden anderen Kaufmann ein Handelsgeschäft. Tritt der Verfasser nun zurück, so sieht sich der Verleger um weiter nichts geschädigt als um das bereits gezahlte Honorar, den Aufwand für die bereits getroffenen Veranstaltungen, vielleicht auch den nachweislich bei Nichtrücktritt erzielten Gewinn. Die Entschädigungspflicht des Verfassers für alles dies bei grundlosem Rücktritt stellt den Verleger ebenso, als wenn der Vertrag zur Ausführung gekommen wäre; der Verleger erleidet durch den Rücktritt weiter keinen Schaden. Daß der Verlagsvertrag für den nicht gewerbsmäßig fabrizirenden Schriftsteller eine ganz andere Bedeutung hat als die eines Vermögensvortheils, daß die freie Auflösung desselben einer Verletzung seiner höchsten Interessen gleichkommen muß, die nicht einfach durch Zahlung des Honorars wieder gut gemacht werden kann, das haben wir oben genügend beleuchtet, es bedarf keiner Wiederholung.

Befremdend wirkt — das soll noch zum Schluß hervorgehoben werden — der Mangel jeglicher Vorschrift in der V.-O. über die Verlagsgabe von Beiträgen an Zeitschriften. Hier können, namentlich über die Dauer des alleinigen Verwerthungsrechts, über den Zeitpunkt der Rückgewinnung des Eigenthumsrechts, nicht die allgemeinen Grundsätze des Verlagsrechtes Platz greifen. Das Ungarische Gesetz geht über die Grenzen der Nothwendigkeit hinaus, wenn es in § 517 bestimmt, daß kleinere Arbeiten, welche an Zeitschriften oder periodische Publikationen überlassen werden, sofort nach dem Erscheinen wieder zur freien Verfügung des Autors stehen. Dies dürfte sich nur für Zeitungsartikel und ihrem Werth nach unbedeutende Beiträge an Zeitschriften empfehlen. Für literarisch bedeutende, wenn auch nicht umfangreiche Aufsätze indeß dürfte die, vom Entwurf des Schriftstellerverbandes und vom Schweizer Gesetz für räumlich „größere" Beiträge statuirte Frist von drei Monaten von der Veröffentlichung an, während welcher der Verfasser sich einer weiteren Verfügung über den Aufsatz zu enthalten hat, angemessen sein. Für Zeitschriften, die gebunden werden und in Bibliotheken Aufnahme finden, also nicht sobald veralten, ist eine längere Frist zu empfehlen.

Es ist hier nicht der Ort, uns des Längeren über die sich noch weiter findenden einzelnen Mängel der Verlags-Ordnung zu verbreiten, so z. B. über das, aus der Mehrzahl der neuen Gesetze bereits entfernte, Verbot der Aufnahme eines bereits erschienenen Einzelwerkes in eine Gesammtausgabe der Werke desselben Verfassers, selbst nach Ablauf einer bestimmten Zeit. Wir müssen uns damit begnügen, die am dringendsten einer Abänderung bedürftigen Punkte hervorgehoben zu haben. Möge sich der Ausschuß vor der zweiten Durchberathung des Entwurfs bewußt werden, daß es ohne Hinzuziehung des Gegenparts, der Schriftsteller, kaum jemals zu einer befriedigenden Gestaltung des Verlagsrechts, welche grundlegend sein könnte für ein definitives Gesetz, kommen wird. Die Verständigung muß durchgesetzt werden, mögen auch nicht zu verkennende Schwierigkeiten dem im Wege stehen.

Die Influenzaepidemie.

Von Dr. med. Julius Levin.

Zwei Jahre sind es her, daß Europa von einem Schrecken heimgesucht worden ist, wie er allgemeiner kaum gedacht werden kann. Eine Seuche brach herein, die an Verbreitung alle bisher erlebten weit hinter sich ließ, und, wenn auch nicht in Bezug auf den Ausgang, doch in Bezug auf die Heftigkeit wohl mit dem schwarzen Tode verglichen werden kann. Wenn man Berliner Verhältnisse zu Grunde legt, so kann man ohne Weiteres behaupten, daß kein Haus von ihr verschont geblieben ist, ja daß ein sehr großer Bruchtheil aller Häuser zu einer gewissen Zeit unter zehn Insassen acht Influenzakranke beherbergte. Die Pandemie verschonte, wenn man die ersten Lebensjahre ausnimmt, kein Alter und, zu Anfang in ihrer Bedeutung für weitere Gesundheit und Leben unterschätzt, entwickelte sie sehr bald Seiten, die man als durchaus unangenehm bezeichnen muß. Abgesehen von einer ganzen Anzahl von Nachkrankheiten leichterer Art zeigte sie schon in der Epidemie von 1889/90 Complicationen, die zu den schwersten gerechnet werden müssen, und gab Anlaß zu einer Reihe späterer Infectionen, welche die Befallenen geradezu dem Verderben weihten. Wenn auch nicht allzu häufig, so traten doch schon 1889/90 in einer Reihe von Fällen Lungenkrankheiten auf, die durchaus als der Influenza allein zugehörig angesehen werden mußten. Unter diesen spielten eine bestimmte, häufig genug zum Tode führende Lungenentzündung eine sehr bedeutende Rolle, außerdem aber eine plötzlich an die Influenza sich anschließende Lungenschwindsucht, welche sowohl bei Individuen auftrat, die nach irgend einer Richtung hin, etwa durch Erblichkeit, zur Phthise disponirt waren, als auch bei solchen, welche niemals irgend welche Wahrscheinlichkeit hatten, tuberkulös zu werden. Auf diesen Thatsachen insbesondere beruht für uns die Bedeutung der Epidemie von 1889/90, nicht auf jenen vorübergehenden, wenn auch für den Moment sehr schwer empfundenen Störungen, unter denen sowohl die Individuen wie die Gesammtheit zu leiden hatte.

Der Jahrgang 1889/90 war im Ganzen frei von Erkrankungen. Freilich kann man sagen, daß die Seuche niemals erloschen war. Wenn auch, als von interessanten Raritäten, so wurde doch immer wieder in den Berliner gelehrten Gesellschaften von Influenzaerkrankungen berichtet. Die besprochenen Fälle trafen zusammen mit solchen, die von fast allen Orten gemeldet wurden, in denen 1889/90 die Pandemie geherrscht hatte. Und übereinstimmend war man der Meinung, daß die neuen Infectionen auf Keime zurückzuführen seien, die von der großen Pandemie zurückgeblieben waren. Sie sollten sich an ihnen günstigen Orten angesiedelt haben, ohne indes zu größerer allgemeiner Bedeutung zu kommen, da athmosphärische Ereignisse ihrer weiteren Verbreitung ungünstig wären. Diese Annahme ist sehr plausibel und paßt gut zu der Erfahrung, daß durch Auftreten gewisser Luftverhältnisse oder Veränderung des Grundwasserstandes Infectionskrankheiten in Bezug auf die Häufigkeit großen Schwankungen unterworfen sind.

Anders gestaltete sich mit einem Male das Bild für den Jahrgang 1891/92. Es trat eine neue Epidemie auf, die deutlich als von Osten nach Westen über die Erde gehend sich auswies. Fast genau vier Wochen vor der ersten Beobachtung des epidemischen Auftretens der Influenza in Berlin wurde von der Westküste Australiens der Ausbruch einer entsprechenden Massenerkrankung gemeldet; und etappenweise konnte das Vorrücken der Seuche verfolgt werden. Dieses Spiel pathologischer Kräfte hat eine große Aehnlichkeit mit demjenigen, welches sich in einer Seuche des vorigen Jahrhunderts zeigte. Unter den Influenzaepidemien, von denen Deutschland zu leiden hatte, ragt diejenige hervor, welche 1729/30 auftrat. Sie war eine der stärksten des achtzehnten Jahrhunderts und zeigt mit der von uns 1889/90 erlebten die Aehnlichkeit, daß sie in einer Reihe von wenigen Jahren von einer neuen fast ebenso starken gefolgt war. Im Jahre 1732/33 herrschte gleichfalls die Influenza außerordentlich stark in Deutschland, und wir können, auch ohne daß es bestimmt berichtet ist, für

sicher annehmen, daß zwischen den bewegten großen Epidemien von 1729/30 und 1732/33 sich ebenso sporadische Fälle gezeigt haben, wie bei uns zwischen 1889/90 und 1891/92. Uns fehlen über das Verhältniß jener Epidemien von 1729/30 und 1732/33 zu einander leider alle wissenschaftlichen Aufzeichnungen. Es wäre sehr interessant gewesen, zu erfahren, ob man in Hinsicht auf das Auftreten der Krankheit in den verschiedenen Jahren Beobachtungen gemacht hat, die einige gewisse charakteristische Unterschiede hätten erkennen lassen. In den uns hier zunächst angehenden Epidemien von 1889/90 und 1891/92 sind diese Unterschiede sehr deutlich erkennbar hervorgetreten und stellen sich kurz ungefähr folgendermaßen dar. Die Epidemie von 1889/90 war eine viel verbreitetere als die von 1891/92, man kann ruhig sagen, daß die Erkrankungszahlen der letzteren etwa ein Drittel bis die Hälfte der ersten betragen, selbst wenn man bedenkt, daß in diesem Jahre eine ganze Reihe von Fällen gar nicht zur Kenntniß der Aerzte gelangt ist, da die betroffenen Personen sich ihr Antipyrin oder Salipyrin selbst besorgten, wenn sie sich nicht in ganz besonders auffälliger Weise angegriffen fühlten. Wenn aber die Epidemie von 1891/92 der von 1889/90 an Massenverbreitung nachsteht und sich von ihr also in einem wesentlichen Punkte vortheilhaft unterscheidet, so ist sie von einem anderen Gesichtspunkte betrachtet dennoch die schwerere von beiden gewesen in Folge der bedeutenden Complicationen und Nachkrankheiten, in Folge der verhältnißmäßig viel höheren Anzahl der Todesfälle.

Schon sofort nach dem Auftreten der letzten Epidemie war es den Beobachtern auffallend, wie schwer die sogenannten nervösen Symptome, die Niedergeschlagenheit, die Ermattung, die Gliederschmerzen auftraten. Wenn nun auch diese Krankheitsäußerungen zu den gewöhnlichen der Influenza gehören, so ist doch das Maß ihrer Stärke in diesem Jahre gegen das von 1889/90 unbedingt überstiegen. Hierzu kommt, daß Anhäufungen des Influenzagiftes an bestimmten Stellen, im Verlaufe einzelner Nervenstämme sich viel häufiger durch Neuralgien kundgaben, als in der jüngstvorhergegangenen Epidemie. So quälend nun derartige Zufälle sind, so könnten sie sich doch an Bedeutung nicht messen mit jenen schweren Erkrankungen der Lunge und des Herzens, welchen die bei Weitem meisten Todesfälle der letzten Epidemie zur Last zu legen sind. Die Lunge wurde nach zweierlei Richtungen der Sitz schwerer Complicationen. Sie, die schon bei der gewöhnlichen Influenza von starken Bronchokatarrhen zu leiden hatte, wurde von Entzündungen heimgesucht, die nach verschiedenen Richtungen hin interessant sind. Abgesehen davon, daß die Influenza das Auftreten der auch unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht eben seltenen Pneumonie begünstigt, so daß also Influenza und Lungenentzündung zwar als auf einander bezügliche, aber in ihrer infectiösen Natur vollkommen von einander getrennte Krankheiten nebenherlaufen, hat die Seuche, von der wir sprechen, die Eigenschaft, eine ihr eigenthümliche Form der Lungenentzündung zu bewirken, welche man deshalb kurzweg auch nur Influenzapneumonie genannt hat. Das Auftreten dieser durch bestimmte anatomische Eigenschaften ausgezeichneten Erkrankung ist nun in der eben abgelaufenen Epidemie auffällig oft beobachtet worden.

Das verhältnißmäßig häufige Eintreten eines unglücklichen Ausgangs in Folge von Befallenwerden des Herzens ist nur zum allerkleinsten Theile dem durch die Influenza hervorgerufenen Fieber an sich zuzuschreiben. Jede Temperaturerhöhung schwächt die Energie des Herzens, auch wenn jene nicht durch Infection hervorgerufen wird. Ist nun der Klappenapparat der Blutpumpe an irgend einer Stelle in Folge irgend einer vorherigen Erkrankung defect, wodurch das Herz schon an und für sich gezwungen wird, eine erhöhte Arbeit zu leisten, so ist es wohl denkbar, daß eine längere abnorme Erhöhung der Körpertemperatur überhaupt zur Lähmung eines solchen erkrankten Organs führen kann. Wenn also eine Anzahl Patienten unter solchen Umständen erlegen sind, so hätte die Thatsache an sich nichts Auffallendes. Die Epidemie von 1891/92 ist aber gerade ausgezeichnet durch eine Anzahl Todesfälle von Personen, an deren Herzen vorher nicht das mindeste Krankhafte nachzuweisen war, und die in Folge dessen alle Chancen hatten, die durch das Fieber als Temperaturerhöhung geschaffenen ungünstigen Bedingungen zu überwinden. Diese der Anzahl nach an sich nicht unerheblichen, im Verhältnisse zur Zahl der Erkrankungen, besonders bei entsprechender Berücksichtigung der Epidemie von 1889/90 außerordentlich häufigen Todesfälle kennzeichnen die eben dem Erlöschen sich zuneigende als eine sehr bösartige und stellen es unzweifelhaft hin, daß sich das Krankheitsgift, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, geradezu auf das Herz geworfen, das heißt eine spezielle Infection des Organs bewirkt hat. Diese charakterisirt sich als eine Entzündung des den Herzbeutel und seine Klappen innen bedeckenden Ueberzuges, des sogenannten Endokardes, oder auch in einer solchen des den Herzmuskel bildenden Fleisches, des sogenannten Myokardes, als Endokarditis oder Myokarditis. Andere Infectionskrankheiten, zum Beispiel der Gelenkrheumatismus haben die Eigenschaften, Herzklappenfehler hervorzurufen, in hervorragender Weise; daß die Influenza sich auch nach dieser Richtung hin in so sehr unvortheilhafter Weise auszeichnen kann, hat mit Deutlichkeit die letzte Epidemie gelehrt. Auf welchen letzten Gründen es beruht, daß die Influenza diese schwere Form so hervorstechend häufig annehmen kann, das ist freilich auch nicht einmal vermuthungsweise zu sagen. So viel steht wenigstens fest, daß die Anschauung, die Influenza sei eine nicht bedeutende Erkrankung, durchaus aufzugeben ist. Schon während der Epidemie von 1889/90 modificirte man sie sehr erheblich; die Erfahrungen von 1891/92 haben ihre ganze Haltlosigkeit mit Deutlichkeit erwiesen.

Für die wissenschaftliche Klärung einer sehr wichtigen Frage lagen die Verhältnisse während der letzten Massenerkrankung ganz besonders günstig, nämlich für diejenige, wie die Influenza sich verbreitet. Die Meinungen sind insofern einander widerstreitend gewesen, als von einer Seite die Krankheit als eine rein miasmatische, von der anderen als eine miasmatisch-contagiöse angesehen wurde. Während man hier der Meinung war, daß nur die Verbreitung des Krankheitsstoffes durch die Luft den Anlaß zur Infection gäbe, und eine Uebertragung von Mensch zu Mensch auszuschließen wäre, glaubte man an anderer Stelle die directe Ansteckung gleichfalls verantwortlich machen zu können. Dieser Kampf der Ansichten, dessen Sieg während der Epidemie von 1889/90 sich mehr den Anhängern der Miasmatheorie zuzuneigen schien, ist durch die Beobachtungen von 1891/92 endgültig zu Gunsten der Theorie der miasmatisch-kontagiösen Verbreitung der Influenza entschieden worden.

Je massenhafter die Anzahl der Erkrankungen ist, desto ungünstiger liegen die Verhältnisse für die Beobachtung des einzelnen Falles, ganz besonders in Rücksicht auf die Feststellung, woher die Krankheit kommt. Bei der ungeheueren Verpestung der Luft mit Keimen, welche im Jahre 1889/90 statthatte, bei der gleichmäßigen Vertheilung derselben über alle Theile eines Gemeinwesens war es selbstverständlich, daß reine Beobachtungen kaum zu ermöglichen waren, weil die Erkrankten sowohl der Infection durch die Luft ausgesetzt gewesen, als auch mit bereits Inficirten in Berührung gekommen sein konnten. Anders lagen die Verhältnisse bei der letzten Epidemie. Die Infection durch die Luft unterlag sehr großen Schwankungen, die Anzahl der Erkrankungen, die 1889/90 rapider anstieg, wuchs 1891/92 langsam, die Patienten beobachteten sich selbst besser und konnten in Folge dessen über ihr Zusammenkommen mit bereits Erkrankten in sehr vielen Fällen ausreichende Auskunft geben. Auf diese Weise konnte denn mit ziemlicher Genauigkeit festgestellt werden, daß eine Ansteckung von Mensch zu Mensch bei der Verbreitung der Krankheit eine hervorragende Rolle spielen kann. So verfügt ein mir näher bekannter Arzt über folgende höchst lehrreiche Beobachtung. Er ist in zwei Familien Hausarzt, welche die zweite und die dritte Etage ein und desselben Hauses bewohnen, so daß also die hygienischen Bedingungen sich für Beide so ziemlich gleichstellen. Während nun in der Familie der zweiten Etage auch nicht ein einziger Krankheits-

fall vorkam, blieb in der dritten Etage auch nicht ein einziges Mitglied verschont. Es ist mit ausreichender Genauigkeit festgestellt, daß die Influenza in die dritte Etage verschleppt worden ist. Es ist selbstverständlich nicht nothwendig, daß die verschleppende Person selbst erkrankt, ja, es ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß die Ansteckung in manchen Fällen durch den Arzt bewirkt wird. Allerdings ist diese Eventualität nicht zu verhüten, und es ist auch selbstverständlich, daß ihr Eintreffen in den allerseltensten Fällen ganz direct nachzuweisen sein wird. Denn fast niemals kommen Kranke nur mit ihrem Arzte zusammen, sondern auch mit anderen Personen, Wärtern u. s. w., von denen sie die Ansteckung ebenfalls überkommen haben können. Ein Fall allerdings liegt vor, in dem die Ansteckung als vom Arzte selbst verbreitet angesehen werden kann, selbstverständlich ohne jede Schuld desselben. Es handelt sich um eine Wöchnerin, deren Niederkunft vierzehn Tage vor dem ersten Massenauftreten der Influenza stattgehabt hatte, die mit Niemandem, als mit einer ihr verwandten Person, die auch ihrerseits die Wohnung nicht verließ, zusammenkam und dennoch auf der Höhe der Epidemie erkrankte. Allerdings könnte auch hier noch, wenn auch in anfechtbarer Weise, behauptet werden, die betreffende Wöchnerin habe die Ansteckung sich schon vor ihrer Niederkunft zugezogen, da nach vielen Beobachtungen das Incubationsstadium der Influenza, d. h. die Zeit zwischen der Infection selbst und dem Auftreten der ersten Symptome außerordentlich schwankt. Manche Forscher behaupten, daß sich dieses, bei allen Infectionskrankheiten eine große Rolle spielende Stadium über zwei Stunden und über sechzehn Tage erstrecken kann, so weit es für die Influenza in Betracht kommt.

Interessant ist das Verhältniß der Grippe zu anderen Infectionskrankheiten, nämlich die Thatsache, daß neben ihr noch eine andere bestehen kann. Insofern die gewöhnliche Pneumonie von Influenza hervorgerufen oder mindestens in ihrem Auftreten begünstigt wird, ist schon ersichtlich, daß noch eine andere Infection neben der Influenza möglich ist. Aber auch noch weitere Beobachtungen liegen vor. So ist gesehen worden, daß ein Kind, welches soeben in die Reconvalescenz nach Influenza gekommen war, an Masern erkrankte. Das Incubationsstadium für die letztgenannte Infectionskrankheit beträgt durchschnittlich acht bis zehn Tage. Wenn wir auch bei diesem Kinde in Anbetracht seiner durch die erste Erkrankung etwas geschwächten körperlichen Verhältnisse, die Frist für die Masern auf etwa fünf Tage annehmen, so ist doch klar erwiesen, daß die Keime der Influenza und der Masern zu gleicher Zeit in dem betreffenden Organismus gehaust haben müssen. —

Das wesentlichste wissenschaftliche Ereigniß der Beobachtungen und Forschungen während der letzten Epidemie ist die Entdeckung des Influenzabacillus durch die Doctoren Pfeiffer und Canon. Ein eingehendes Studium der Lebens- und Entwickelungsverhältnisse des Parasiten wird noch eine größere Reihe von Maßnahmen lehren, die gegen seine Weiterverbreitung ergriffen werden können, und, wenn auch die praktische Medizin in den seltensten Fällen seine Existenz als Stütze von Diagnosen heranzuziehen genöthigt sein wird, so ist doch, abgesehen von dem intellectuellen Werthe, die Entdeckung des Influenzabacillus ein hygienisches Ereigniß von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Mögen seine Consequenzen geeignet sein, uns vor der Beobachtung einer dritten Epidemie zu bewahren!

Literatur und Kunst.

Zum hundertsten Geburtstag Rossini's.

Von Heinrich Roeckner.

Hundert Jahre sind am 29. Februar verflossen, seitdem Giacomo Rossini geboren ist. Ein wunderbar glückliches Leben war dem Knaben beschieden, der am 29. Februar 1792 in Pesaro, einem Städtchen in der Romagna, das Licht der Welt erblickte. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend — sein Vater war Hornist, seine Mutter Sängerin bei einer wandernden Theatertruppe — gelang es ihm schon im Jünglingsalter, zu Ruhm und Ansehen zu kommen, obgleich er bei seiner glänzenden musikalischen Anlage sich erst im späteren Knabenalter halb widerwillig zu ernstem Studium dieser Kunst entschloß. Er erhielt Unterricht in Klavierspiel und Gesang und machte sich auch mit der Technik einzelner Orchesterinstrumente vertraut; dann genoß er während eines dreijährigen Aufenthaltes am Lyceum für Musik zu Bologna regelrechte Unterweisung in der Composition. Besonders eifrig ist Rossini dabei wohl nicht gewesen. Fleiß und ausdauernde Energie waren niemals die starke Seite dieses genialen Künstlers, der es vorzog, lieber das reiche Gold seiner unerschöpflichen Tonphantasie sorglos zu verschwenden, als sein Talent durch rastlose Arbeit den höchsten Ideen der Tonkunst dienstbar zu machen. Er componirte frisch darauf los, ohne sich viel an die Regeln seines Lehrers Mattei (ein Schüler des berühmten Padre Martini, demgemäß ein Vertreter der strengen, contrapunktischen Richtung), zu kehren. So entstand neben anderen Jugendwerken in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Rossini's erster Opernversuch. Der günstige Erfolg desselben trieb ihn zu weiterem Schaffen an, und so brachte er, nachdem er in kurzem Zeitraum ein halbes Dutzend anderer Opern geschaffen hatte, im Jahre 1812 seine Oper Tancred in Venedig zur Aufführung. Da war der 21jährige Componist mit einem Schlage der gefeiertste maestro ganz Italiens, der Liebling seiner Nation. Einen wahren Triumphzug machte „Tancred" mit seinem goldenen Melodienregen erst durch Italien, dann durch ganz Europa. Mühelos war der geniale Jüngling ein berühmter Mann geworden, mühelos erhielt und vermehrte er seinen Ruhm. In kurzen Zeiträumen folgten neue Opern, bald erfolgreiche Schöpfungen, bald totale Mißerfolge, bald komische, bald ernste Opern, alle mit derselben genialen Sorglosigkeit in kürzester Frist hingeworfen. Die meisten Werke Rossini's sind im Zeitraum eines Monats geschaffen. Das kommt ihrem hinreißenden Fluß zu Statten, ist aber auch andererseits als der Grund ihrer schnellen Vergänglichkeit anzusehen. 39 Opern hat Rossini componirt, von denen ungefähr ein Dutzend auch außerhalb Italiens aufgeführt worden sind. Für das Musikleben der Gegenwart kommen heute nur noch zwei seiner Werke in Frage: der „Barbier von Sevilla" und „Tell." Der „Barbier", 1816 componirt, ist bis jetzt eines der beliebtesten Repertoirestücke aller Opernbühnen der Welt. Gerade dieses Werk, an dem bis auf den heutigen Tag noch keine Note veraltet oder verblaßt erscheint, das noch immer seine unmittelbare Wirkung als unübertroffenes Muster ausgelassen lustiger und dabei stets graziöser Musik bewährt, hatte bei seiner ersten Aufführung das Schicksal, glänzend durchzufallen. War dies auch nur die Folge einer prineipiellen Opposition, welche dem Componisten Paisiello zu Liebe in Scene gesetzt wurde, der dasselbe Sujet früher componirt hatte, so kann man daraus ersehen, wie unsicher es ist, nach dem ersten Erfolg eines Werkes zu urtheilen.

„Tell", 1829 in Paris componirt, ist zweifellos die reifste und gediegenste Schöpfung Rossini's. Welche Stellung dieses Werk in der Geschichte der Oper einnimmt („Tell" hat bekanntlich zugleich mit Auber's „Stummen von Portici" und Meyerbeer's „Robert der Teufel" die Epoche der sogenannten „großen Oper" in Frankreich begründet), wie Rossini in dieser Oper und auch schon in den für Paris vorher geschriebenen Musikdramen sich durch den Einfluß französischer Opernmusik zu ernsthafterem Streben nach wirklich dramatischer Musik angetrieben fühlt — diese Fragen sind durch die Musikgeschichte längst aufgeklärt. Der Leser findet namentlich in Hanslick's „Moderner Oper" (Theil I) eine meisterhafte Darstellung von Rossini's künstlerischem Entwickelungsgang. Hier sei nur noch erwähnt, daß Rossini mit diesem Werk im Alter von 37 Jahren seine Thätigkeit als Operncomponist für immer beschloß. Diese Thatsache ist um so merkwürdiger, weil die wenigen Compo-

sitionen, die in den 40 Jahren, welche dem Meister noch beschieden waren, in die Oeffentlichkeit drangen, nichts weniger als ein Erlahmen der musikalischen Phantasie verrathen.

Reich an Ruhm und Gold genoß Rossini noch fast vierzig Jahre in behaglicher Ruhe, fern von allen Aufregungen, so recht systematisch die süße Gewohnheit des Daseins. Die Musik, die er nach wie vor als Klavierspieler und Componist eifrig pflegte, war ihm nun nicht mehr Lebensberuf oder gar Erwerb, sondern er genoß sie selbst, wie sie sonst nur der Dilettant genießen kann, ohne Anstrengung und Kampf, ohne Ehrgeiz, ohne die Aufregung von Erfolg und Mißerfolg. Als den 76jährigen Greis in seiner Villa in Paris 1868 der Tod ereilte, durfte man von ihm sagen: ihm ward ein beneidenswert glückliches Loos beschieden.

Als Mensch hat Rossini erreicht, was nur ein Mensch sich wünschen kann. Als Künstler auch?, so fragen wir heute. Nein! müssen wir antworten, denn einen der ersten Plätze unter seinen Kunstgenossen wies die erstaunliche Anlage diesem Manne zu, der heute nur in einem und zwar verhältnißmäßig untergeordneten Gebiet, dem der ausgelassen komischen Oper, der opera buffa Italiens, in der ersten Reihe steht. Sein enormes Erfindungstalent, sein angeborener Sinn für formale Harmonie und Schönheit der Musik, in Verbindung mit seinem, lebhaftem Temperament hätten ihn wohl berechtigt, unter den größten Meistern der Kunst einen Platz zu finden. An ursprünglicher Beanlagung, an Reichthum an musikalischen Ideen muß man ihn mit Schubert oder Mozart vergleichen. An Letzteren erinnert er auch durch sein Formtalent, durch seine Vorliebe für Wohllaut und Anmuth der musikalischen Gebilde. Der Grund davon, daß Rossini nicht ganz das erreicht hat, was seiner Beanlagung angemessen war, liegt in dem Charakter dieses Mannes. Ihm fehlte jene rastlose Energie, jene hingebende Begeisterung für seine Kunst, ohne die nun einmal selbst bei der glänzendsten Begabung das Höchste nicht zu erreichen ist. Diese mangelnde Energie, welche durch die ungünstigen Verhältnisse seiner Jugendzeit leicht zu erklären ist, verrieth sich in seinem Schaffen darin, daß er bei der Mehrzahl seiner Werke ohne vieles Nachdenken sich ganz seinem musikalischen Instinkt überließ. So sind zwar diejenigen Opern, deren Charakter seinem Naturell am nächsten lag, die übermüthig heiteren Werke, mehr oder minder vorzüglich gelungen, hingegen die ernsten, tragischen Werke mehr oder minder verfehlt. Die Zeitgenossen, und namentlich die Landsleute des genialen Italieners, ließen sich durch den reichen Blüthenschmuck seiner schmelzenden Melodik und durch manche Aenderungen, die Rossini's Musik der älteren opera seria gegenüber brachte, täuschen und nahmen Werke wie „Tancred" oder „Othello" für richtig tragische Opern hin, während uns diese Werke als Ausdruck tragischer Musik geradezu unmöglich erscheinen. Einen großen Theil der Schuld tragen allerdings schon die wahrhaft erbärmlichen Texte seiner Opern (ein Umstand, der auch einigen seiner besten komischen Opern ein frühes Ende bereitet hat), die an sich völlig undramatisch sind. Rossini hat nun die stereotypen Figuren seiner Tragödien mit einer wunderbar reichen, süß melodischen Musik ausgestattet, der es nur an einem fehlt, was Drama wie Musik gleich nöthig braucht: scharfe Gegensätze. Dadurch wird die Musik, auch abgesehen von ihrer nicht dem Text entsprechenden Zeichnung, also abgesehen von ihrer undramatischen Fassung, monoton und ermüdend. Der überreiche Passagenschmuck trägt noch dazu bei, die Gleichförmigkeit dieser Tonbilder zu verstärken. Einzelne Stücke (der größte Theil des letzten Actes aus Othello unter Anderem) zeigen denn aber, daß Rossini auf seiner Palette auch dunklere und kräftigere Farben besaß, daß es nicht an mangelndem Talent lag, wenn bei seinen Werken alles in gleichmäßiges, sonniges Blau getaucht ist, sondern, daß dies seinen Grund darin hat, daß der lebensfrohe, heitere Künstler auch bei den ernsten Stoffen seinem Naturell zu unbedingt die Zügel schießen ließ. Als Rossini nach Paris ging und hier für die französische Oper zu schreiben begann (1825), sah er sich gleichsam gezwungen, die dramatische Seite der Musik mehr in's Auge zu fassen als früher, da man in Frankreich seit dem Bestehen der Oper einen ungleich größeren Nachdruck auf eine, der dramatischen Dichtung nachgehende Musik legte. Da zwang sich denn der bis dahin so spielend componirende Meister zu etwas ernsterer Arbeit. Die Frucht dieses ernsteren Strebens ist, abgesehen von einigen heute längst verschollenen Werken, Rossini's oben erwähntes Meisterwerk „Tell". Die schönsten Partien dieses Werkes (der größte Theil der beiden ersten Acte und Einiges aus dem letzten Act) liefern den klaren Beweis, daß ihr Schöpfer zu etwas weit Höherem berufen war, als er es in der Gesammtheit seiner Werke erreicht hat. Denn in dieser Musik strahlen nicht nur die auch sonst Rossini eigenthümlichen Vorzüge (erstaunlicher Erfindungsreichthum, süß schwellende Melodik und hinreißender Wohllaut) im hellsten Licht, sondern wir finden außer einer schärferen Betonung des Dramatischen einen pathetischen Schwung in den Melodien, wie ihn der Meister früher kaum gebracht hat. Man hat oft behauptet, daß Rossini deshalb keine Oper nach dem „Tell" mehr geschrieben und mit ihm seine öffentliche Thätigkeit als Componist überhaupt beschlossen habe, weil er überzeugt gewesen sei, dieses Meisterwerk nicht wieder erreichen zu können, jedoch das einzige größere Werk, welches Rossini nach dem „Tell" geschaffen hat, das viel verrufene Stabat mater, zeigt neben einer vollständig unverminderten, jugendfrischen Erfindungskraft den gleichen Schwung der Leidenschaft, wie die packendsten Stellen des „Tell".

Rossini's Stellung in der Musikgeschichte steht schon seit Langem fest. Wir erblicken in ihm den unübertroffenen Meister in dem Gebiet der opera buffa, dem auch gelegentlich ein tragischer Wurf über Erwarten gut gelungen ist, der außerdem als hervorragendster Vertreter des bel canto in der modernen Oper dasteht. Die letztgenannte Eigenschaft Rossini's, seine eminent gesangsmäßige Melodik, ist ein Punkt, welcher unseres Erachtens nach nicht die rechte Beachtung gefunden hat. Daß der italienische Componist in der Stimmbehandlung Meister war, und daß ihm das zu seinen großen Erfolgen mit verholfen hat, wird allgemein anerkannt. Aber der Werth der echt sangbaren Melodie wird gemeinhin als etwas rein Aeußerliches, als eine Art von Schmuck betrachtet, der, wo er vorhanden, recht angenehm, wo er fehlt aber leicht entbehrlich ist, wenn nur die Musik — wie etwa in Beethoven's Fidelio — an sich hinreichend edel und bedeutend ist. Das ist nach unserer Meinung ein schwerer Irrthum, in dem bis auf den heutigen Tag die überwiegende Mehrzahl unserer deutschen Musiker befangen ist. Es ist durchaus von verschiedener Bedeutung, ob eine Composition für Klavier, Geige, Cello, kurz eine Instrumentalcomposition dankbar ist — das heißt der Spielart des betreffenden Instrumentes angemessen —, oder ob ein Gesangsstück wirklich gesangsmäßig geschrieben ist. Im ersten Fall — bei der Instrumentalcomposition — ist die angemessene Behandlung der Technik des einzelnen Instrumentes für den Erfolg wesentlich, aber nicht unbedingt nothwendig. Eine dankbare Schreibart, wie wir es nennen wollen, erhöht für den Instrumentalisten die Wirkung des Vortrags, abgesehen davon, daß sie ihm die Reproduction erleichtert. Aber den inneren Kern berührt hier die angemessene Behandlung des Instrumentes nicht. Es ist damit nicht gesagt, daß es völlig gleichgültig sei, ob eine Melodie von der Geige oder Flöte vorgetragen wird, ob ein Stück für Orchester oder Klavier componirt ist u. s. w. Jedesmal wird die Composition in ihrer Originalgestalt allein die volle Wirkung ausüben, deren sie fähig ist. Aber die Uebertragung für andere Instrumente wird immer den eigentlich musikalischen Gehalt nicht verändern können. Wir ersehen das auch daraus, daß wir eine gewaltige Literatur von Arrangements besitzen. Auf dem Klavier läßt sich alle andere Musik — Instrumental- wie Vokalmusik — reproduciren. Dann besitzen wir zahlreiche Arrangements von Soloklavierstücken, Liedern, Opernarien für Geige, Cello, früher auch für Flöte oder Horn mit Begleitung des Pianoforte. Gibt es nun aber auch umgekehrt Uebertragungen von Instrumentalcompositionen für Gesang? Nein; die wenigen Versuche, die hier gemacht sind —

Schumann's so gesangvolles Abendlied und das Adagio aus Beethoven's cis moll Sonate — können nur als Ausnahmen, welche die unantastbare Regel beweisen, betrachtet werden. Für den Gesang eignet sich nun einmal nur eine Tonfolge, die schon für Gesang erdacht ist. Die menschliche Stimme ist an Klangschönheit und Ausdrucksfähigkeit zwar das herrlichste Instrument, dafür aber in vielen anderen Beziehungen, an Umfang, Kraft, Ausdauer und Geläufigkeit den mechanischen Instrumenten weit nachstehend. Daher muß sie mit ganz besonderer Rücksicht behandelt werden. Ferner hat die Menschenstimme das Eigenthümliche, daß sie sich anderen Instrumenten im Ensemble nicht unterordnen kann. Sie ergreift sofort die Führung und drängt sich unwiderstehlich in den Vordergrund. Der Componist kann die Stimme durch zu starkes Accompagnement todtmachen, er kann sie aber nie in zweite Stelle bringen. Was er ihr zu singen gibt in einem Stück mit Instrumentalbegleitung — in Liedern, Opern, Oratorien — erklingt immer als die Hauptsache, sei es musikalisch auch noch so untergeordnet. Ein Ensemble, wie es im Trio, Quartett, Quintett, in der Symphonie die Instrumente ausführen, in dem bald das eine, bald das andere hervortritt, während dann die übrigen begleiten, ein solches Ensemble für Gesang und Instrumentalbegleitung kann es nicht geben. Es ist eine durchaus berechtigte ästhetische Forderung: wo die Menschenstimme zu Kunstzwecken ertönt, haben sich ihr die mechanischen Instrumente unterzuordnen; sie siegt über dieselben mit dem Recht des Lebendigen dem Todten gegenüber. Daraus folgt, daß eine richtige Gesangsmelodie vollständig anders beschaffen sein muß, als eine Instrumentalmelodie, nicht nur an sich, sondern auch in ihren harmonischen Beziehungen zu der Begleitung, in ihrem Zusammenhang mit dem gesammten Musikstück. Wir nennen eine Composition melodiös, wenn sich eine Stimme aus dem harmonischen Gewebe desselben scharf und plastisch heraushebt, wenn eine Stimme als herrschende erklingt, der gegenüber die anderen nur eine begleitende, dienende Rolle spielen. Ein richtiges Gesangsstück verlangt nun mit gebieterischer Nothwendigkeit eine derartig melodische Musik. Es genügt nicht, daß das, was der Sänger zu singen hat, dem Leistungsvermögen der menschlichen Stimme angemessen sei: die Tonreihen, die von einem Solisten vorgetragen werden sollen, müssen in dem harmonischen Aufbau des Stückes selbständig dastehen. Die letztere Forderung ist nicht nur im Interesse des Sängers, sondern in eben so hohem Grade im Interesse der betreffenden Composition. Denn, ist die Tonreihe, welche dem Sänger gegeben ist, nicht eine melodische Hauptstimme, so wird durch den Vortrag die Composition erheblich geschädigt, die vielleicht, durchweg instrumental ausgeführt, sehr wirksam sein könnte. Es wird dann durch den Gesang die Hauptaufmerksamkeit des Hörers nur auf etwas gelenkt, was nicht Hauptsache ist, und von Anderem, Wichtigerem abgelenkt. Am ungünstigsten macht sich die fehlerhafte Behandlung der Menschenstimme in der Oper geltend, weil hier das Augenmerk auf den Singenden, der zugleich Darsteller ist, doppelt gerichtet wird. Aber auch in der übrigen Vokalmusik hat es seine großen Bedenken, wenn der Componist nicht eine wirkliche Melodie für den Singenden schafft, sondern ihn statt über, neben die Instrumentalbegleitung stellt. Man könnte uns vielleicht als Gegenbeweis den lange dauernden Erfolg der großen Chorwerke eines Bach oder Händel anführen. Jedoch trifft das unsere Frage nicht. Der Erfolg dieser Schöpfungen beruht auf den kunstvollen, gewaltigen Chören, nicht auf den Sologesängen.

Bei Chorgesang trifft der eine Theil unserer obigen Ausführungen nicht mehr zu. Sobald sich eine Anzahl von Sängern zum gemeinsamen Singen vereinigt, kann ganz ohne Weiteres eine Stimme hinter der anderen zurückstehen. Dann haben wir ein Ensemble (gleich dem Trio oder Quartett), in welchem die einzelnen Stimmen sich in die Herrschaft theilen können, da die Faktoren gleichmäßig sind. Hier kann der Componist die tiefsten und schwierigsten Kunstgebilde durch Menschenstimmen ausführen lassen. Wir wollen nur nebenher erwähnen, daß es im Interesse der Kunst ist, wenn der Componist auch in Chorwerken die Menschenstimmen mit Rücksicht und Kenntniß ihres Wesens behandelt. Herrliche Meisterschöpfungen, wie Bach's H moll Messe oder Beethoven's Missa solemnis, sind doch hauptsächlich deshalb so wenig bekannt, deshalb im Verhältniß zu ihrem Werth so selten aufgeführt worden, weil ihre Ausführung außerordentliche, mittleren und kleinen Städten unüberwindliche, Schwierigkeiten mit sich bringt. Immerhin werden diese Werke, ist ihre Ausführung in vollendeter Form einmal möglich, einen großen, tiefen Eindruck auf das Publikum nicht verfehlen. Anders aber liegt, wie gesagt, die Sache bei Sologesangsstücken (Lieder oder Arien). Gelingt es dem Componisten hier nicht, für seine Arie oder sein Lied eine Tonfolge zu erfinden, die sich selbständig aus dem Organismus des Tonstückes heraushebt, die als Herrscherin über einer dienenden Begleitung steht, so erreicht die betreffende Composition niemals die Wirkung, die der Componist eigentlich beabsichtigte, wenn sie nicht gar ganz wirkungslos bleibt. Ganze Bände von Liedern deutscher Componisten (Schumann, Franz, Brahms; von unbedeutenderen nicht zu reden), sind in weiteren Kreisen unbekannt geblieben, weil ihnen trotz aller musikalischen Feinheit und poetischen Charakteristik die selbständige Melodik fehlt. Daß man ein feiner Musiker deutscher Richtung sein kann, der es doch nicht verschmäht, richtige Lieder mit wirklichen Gesangsmelodien zu erfinden, hat Keiner glänzender bewiesen als Franz Schubert, der bei allem musikalischen Reichthum seiner Begleitung nie vergessen hat, daß die singende Menschenstimme vor der Instrumentalbegleitung den Vorrang hat. Wie viel wichtiger wird die Behandlung des Gesanges nun aber noch in der Oper! Bei Liedern kann man vielleicht sagen, sie seien für die Hausmusik bestimmt, nicht für das Concert. Eine Oper wird aber nur einmal durch die Aufführung lebendig. Versagt diese dauernd ihre Wirkung, so kann weder den Autor noch die Gesammtheit des Publikums der Gedanke trösten, daß in dem Werk die schönsten musikalischen Ideen stecken. Dasselbe ist unrettbar dem Untergang verfallen, und mit ihm zugleich neben vieler mühevoller Arbeit vielleicht so manches Juwel musikalischer Erfindung.

An Beispielen dafür ist unsere deutsche Bühnenliteratur nicht arm. Weber's Euryanthe, Marschner's Vampyr und Templer und Jüdin wären trotz der ungünstigen Texte, welche diesen Opern zu Grunde liegen, durch ihren Reichthum an Erfindung länger lebendig geblieben, wenn die Componisten ihren Gesangspartien eine eindringlichere Melodik mit auf den Weg gegeben hätten. Es handelt sich hier nicht um ein Mehr oder Weniger von Melodie, sondern um die Art derselben. Weber, der zu den erfindungsreichsten Operncomponisten gehört, hat schon in seinem Freischütz manche Stellen gesetzt, die einen unleugbar instrumentalen Charakter tragen, die nicht für die menschliche Stimmen erdacht sind. In der Euryanthe sind gerade die größeren Arien zu sehr harmonische, kunstreiche Musik; die Gesangsstimme ist nicht selbständig genug.

Auf langem Umwege kommen wir nun zu Rossini zurück. Rossini ist, wie allgemein zugegeben wird, der unübertroffene Meister des bel canto, das heißt der eminent sangbaren, stimmgemäßen Melodik. Was können wir daher von ihm lernen? Sänger singen zu lassen, das herrlichste Instrument, welches es gibt, die menschliche Stimme zu achten und zu respectiren. Die deutschen Musiker mögen endlich einmal einsehen lernen, daß Gesangsmusik und Opern nicht vom Standpunkt des doppelten Contrapunktes zu beurtheilen sind. Anstatt darüber zu jammern, daß trotz Bach, Beethoven, Schumann, Wagner und Brahms das leichtfertige Publikum noch immer in französische und italienische Opern läuft, einmal zu untersuchen, ob es nicht einen Punkt gibt — und keinen unwesentlichen —, in dem sogar Verdi's Troubadour Beethoven's unsterblichen Fidelio übertrifft. Das ist: die echte Sangbarkeit. Dabei ist Verdi im Vergleich zu Rossini noch ein Dilettant in der wahren Behandlung der Menschenstimme. Wir haben diese Ausführungen zur Säcularfeier Rossini's gegeben, weil er der beste Lehrmeister der gesangsmäßigen Melodie ist. So wenig wir uns heute verhehlen können, daß die Gesammtheit seiner Compositionen abgelebt ist, daß er nur mit dem „Barbier"

und „Tell“ noch für die Gegenwart als Componist wirkt, so wenig wollen wir verkennen, daß die gewaltige Wirkung, die dieser Mann selbst in dem Lande eines Beethoven und Mozart auch mit seinen schwächeren Werken (Tancred, Othello) erzielt hat, einen berechtigten, ästhetischen Grund hat. Rossini hat keine gedankenreiche, tiefe Musik gesetzt, er hat mitunter sogar recht unbedeutende, alltägliche Tonreihen auf's Papier geworfen, aber er hat wohl nie einen Takt geschrieben, der nicht wahrhaft sangbar ist. Das kann die Nachwelt von ihm lernen. Daher sind auch seine schwächsten Partituren, die längst von der Bühne verschwunden sind, noch werthvoll als Muster des wahren Gesangsstyls. Seit Mozart's allzufrühem Tode hat kein Componist es so wie Rossini verstanden, den schönen Gesang auf der Bühne erklingen zu lassen. Heute an dem Geburtstage des Meisters wollen wir es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er nicht ganz und gar der Erbe seines großen, von ihm so rührend verehrten Vorbildes geworden ist, wozu die reiche Anlage ihn wohl mehr als einen Anderen befähigt hatte. Wir wollen ihm danken, daß er mit seinem gesammten Schaffen einen beredten Protest gegen das falsche Prinzip hinterlassen hat, es genüge, ein großer Musiker zu sein, um Opern und Lieder zu schaffen, wenn man auch von dem Wirken und Wesen der menschlichen Stimme keine Ahnung habe. So lange die sprudelnde Lustigkeit des „Barbier“ oder die schmelzenden Cantilenen des „Tell“ auf der Bühne erklingen — das dürfte noch lange Zeit währen —, so lange wird im Theater noch den Freunden der Gesangskunst der Genuß zu Theil werden, sich an dem wunderbaren Zauber und Reichthum schöner Menschenstimmen zu ergötzen.

Rossini, der echte Genußmensch, der geborene Lebenskünstler, der bei seiner reichen Beanlagung so früh verstummte, um eine Art von musikalischem Rentier 40 Jahre lang von den Zinsen seines Ruhmes zu zehren, war gewiß kein Fanatiker für seine Ueberzeugung. Sein joviales Gemüth liebte nichts weniger als Streit und Kampf. Ruhig sah er an sich die gewaltigsten Wandlungen in Bezug auf musikalischen Geschmack vorüberziehen. Aber in seinem innersten Herzen mag sich doch wohl ein Fünkchen wehmüthiger Empfindung geregt haben, als er die Musik in ihrer Entwickelung sich immer weiter von seinem vergötterten Mozart entfernen sah. In seinem Testament stiftete er einen „prix Rossini“ für Franzosen, der alljährlich an den Dichter und den Componisten einer Cantate fallen sollte — an jeden 3000 Francs — wonach bei der Preisvertheilung für die Composition hauptsächlich „die heute zu Tage so vernachlässigte Melodie“ berücksichtigt werden sollte.

Leider hat diese Stiftung noch keine erheblichen Früchte getragen, denn um Melodien zu erfinden, reichen 3000 Francs nicht aus, nicht einmal die allertiefste Kenntniß des doppelten Contrapunktes. Dazu braucht man ursprüngliche musikalische Erfindungskraft. Die hat die Natur aber nur ihren bevorzugten Lieblingen geschenkt, und zu denen gehört — wahrlich nicht in letzter Reihe — Rossini, der Schwan von Pesaro.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Mitarbeiter.

Von Jules Claretie. *)

Autorisirte Uebersetzung von P. Pfeffer.

Leon Dornoy hatte alle Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen. Rosen füllten die schöne Galla-Vase, auf deren regenbogenfarbigem Glase Nixen im bläulichen Brustharnisch sich haschten; ein Imbiß mit Muskateller und Capriwein stand auf dem Tische und reicher Blumenflor schmückte das ganze Zimmer. Er hatte Freude daran, die Geliebte seines Herzens auch in einem anmuthigen Raume zu begrüßen. Und warum sollte er sich diese Freude nicht machen? War er doch empfänglich für die Genüsse des Lebens, jung, gefeiert, berühmt, beim Publikum beliebt und, wenngleich sonst nicht eingebildet, so doch in diesem Falle wirklich von der theuren, blonden Johanna angebetet, die in zweiter Ehe mit Pierre Mauduit verheirathet war, dessen Name zusammen mit dem seinen, Leon Dornoy, auf den Theaterzetteln stand.

Ironie des Schicksals! Vor noch nicht vierzehn Tagen waren von einem Schauspieler nach beendigter Vorstellung die wenigen Worte gesagt: „Geehrtes Publikum, das Stück, welches wir soeben die Ehre gehabt haben vor Ihnen aufzuführen, ist von den Herren Pierre Mauduit und Leon Dornoy verfaßt“ und diese übliche Redensart, deren erste Worte das Herz des hinter den Coulissen lauschenden Verfassers pochen machen, war von Beifallklatschen begleitet worden, und Leon Dornoy — erwartete in seinem kleinen Hause in der Avenue Frochot die Frau dieses Mauduit, mit dem er zusammen genannt war, die treue Jeanne, ohne Gewissensbisse, ohne Unruhe mit Ungeduld.

Obwohl ihm die Situation selbst sonderbar erschien, so versuchte er doch nicht, sich dieselbe klar zu machen, sondern fand sie ganz einfach eigenthümlich. Uebrigens war Mauduit fünfzehn Jahre älter als er und zwanzig älter als sie und hatte sicher die Fünfziger überschritten. Zwar erfreute er sich noch einer kräftigen Gesundheit, trat elegant auf und hatte Abends noch eine bemerkenswerthe Figur, doch war er fast ganz kahl und machte schon ein wenig den Eindruck eines Müden, während sein grau melirter Bart darauf hindeutete, daß er die Freuden des Lebens schon mit ernsteren Blicken betrachtete. Er, Dornoy, dagegen war fünfunddreißig Jahre alt, blond, lebhaften Auges, hatte noch frische Lippen und schöne Zähne unter dem blonden Schnurrbart, besaß Schwung und Lebenslust — und Talent! Ja, gern hätte er hinzugefügt „Talent“, als er seine Figur im Spiegel musterte.

Er that das gerade so wie vor einem Duell, als plötzlich die Hausglocke ertönte. Sie war es! Er hatte, wie gewöhnlich, seinen Diener zu seiner Großtante in Passy geschickt, wenn er Frau Mauduit erwartete. Daher eilte er selbst an die Thüre mit einem leichten Lächeln auf dem Gesichte: Theure Jeanne!

Die theure Jeanne jedoch war es nicht, sondern ein Dienstmann, ein dicker, stämmiger, plumper Auvergnate mit rothem Gesicht, der einen Brief abgab. Leon erkannte sofort die Handschrift der Frau Mauduit, die klugerweise auf zwei verschiedene Arten ihre Correspondenz besorgte.

„Sie kommt nicht!“

Irgend ein Hinderniß, ein Verdruß, vielleicht der Besuch eines Verwandten aus der Provinz, oder gar nur ein eitler Vorwand hielten sie fern. Oh! nicht zum ersten Male schrieb sie so. Dieses Mal jedoch war die Enttäuschung zu groß.

Er ahnte zwar, daß sie nicht kommen würde, aber er ahnte nicht im entferntesten den Grund. Ein finsterer Zorn überkam ihn, nachdem er den Brief gelesen. „Unmöglich heute, unmöglich“, schrieb Jeanne. „Er kommt zu Dir, er muß Dich sprechen. Durch keine Mittel konnte ich ihn davon abbringen. Ich werde Dir alles erklären. Auf Wiedersehen, theueres Herz!“ Dieser unvorhergesehene Zwischenfall machte Dornoy plötzlich sehr nervös. Den Mann sollte er anstatt der Frau im Augenblicke bei sich empfangen! Mauduit statt Jeanne! Den Mitarbeiter, anstatt der Mitarbeiterin! „Er kommt zu Dir! Er muß Dich sprechen. Er will Dich sprechen!“ Und warum wollte Mauduit ihn sprechen? Sie hatten eine Zusammenkunft bei Mauduit selbst für einen Tag der nächsten Woche ausgemacht. Montag, jawohl, für nächsten Montag. Bis dahin sollte Jeder von ihnen die Einzelheiten eines sehr heiteren Lustspiels erdacht haben, dessen Plan sie gemeinschaftlich gemacht hatten. Dornoy sollte für die Witze sorgen und Mauduit hatte ihm wiederholt gesagt: Ich stelle die einzelnen Situationen zusammen, sorgen Sie für die Verbindung.

Wollte Pierre Mauduit etwa von diesen Verbindungen heute noch mit Leon sprechen? Zum Teufel damit! Aergerlich entfernte er die Theerosen, deren Duft für sie war, die sie mit ihren Lippen berührt hätte, aus der Galla-Vase und nahm den Imbiß vom Tische, den sie mit ihren niedlichen Zähnen dort in dem niedrigen von ihr bevorzugten Sessel verzehrt hätte. Diesen Tag, den sie ihm seit so langer Zeit verheißen hatte,

*) Eine der letzten Novellen des bekannten Directors des Théâtre français und beinahe selbst ein kleines Bühnenstück.

wollte er vergessen! den Brief, den jener Tölpel von Dienstmann ihm soeben gebracht hatte, warf er in's Feuer, ging an seinen Arbeitstisch, räumte ihn mechanisch auf und brachte Ordnung unter die zerstreuten Blätter, die Papiermesser, den kleinen stählernen, mit Gold damascirten Dolch von Zuloaga, die Bronzefiguren von Barye, die Briefmarkenkästchen. Sein Geist war weit, weit weg von der Avenue Frochot; er und sein Herz weilten bei Jeanne, bei der blonden Geliebten, die nicht kommen, die er nicht sehen sollte...

Plötzlich ertönte die Thürglocke. Sicher war er es, da sie soeben geschrieben hatte, er würde kommen. Dornoy war einen Augenblick in Versuchung nicht zu öffnen, ihn wieder weggehen zu lassen, ihn ebenso wenig zu sehen, wie er sie sehen würde. Aber dann ergriff ihn eine unwillkürliche Neugierde, was wohl Mauduit ihm so mitzutheilen hätte. Sollte er von dem heiteren Stücke mit ihm sprechen wollen? Was lag Dornoy in diesem Augenblicke an dem lustigen Stücke!

Die Glocke ertönte auf's neue. Als Leon öffnete, sah er in dem Rahmen der Thüre die hohe Gestalt Mauduit's, der in kurzem, rauhem Tone seinem Mitarbeiter guten Tag wünschte. Darauf trat Mauduit rasch hinein, durchschritt mit dem Hute auf dem Kopfe das Vorzimmer und gerade auf das Arbeitszimmer Leon's zu. Sonst waren Mauduit's Stimme weder so unfreundlich, noch seine Bewegungen so hastig. Ei, Ei, dachte Dornoy, sicher will er nicht von dem lustigen Stücke mit mir sprechen! Er fand seinen Mitarbeiter, dem er gefolgt war, mit dem Rücken gegen das Kamin, in dessen Asche noch die verbrannten Ueberreste von Jeanne's Brief wie leichte, schwarze Schmetterlinge umherflatterten... Mauduit, der noch immer den Hut auf dem Kopfe hatte und seinen Schnurrbart kaute, betrachtete Leon mit einem Blicke, welchen dieser sonderbar fand. Mit seinem spitzen Bart und seiner gerunzelten Stirn sah ihm der Ehemann wie ein Verschworener aus, der über eine Sanct Bartholomäus-Nacht grübelte. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte der junge Mann.

„Nein," antwortete Mauduit, „ich habe Fieber, ich kann nicht auf einer Stelle bleiben!" Seine Stimme klang noch immer heiser und war von dumpfem Grollen durchzittert, wie es dem Gewitter vorauszugehen pflegt. Was ist ihm? dachte Dornoy bei sich, dem es unbehaglich wurde.

Ernstes konnte es unmöglich sein, da ja Jeanne sonst sicher geschrieben hätte, wenn irgend eine Gefahr drohte. Also schlimmes war nicht zu befürchten, aber offenbar war irgend ein ganz unerwarteter Entschluß über ihn gekommen. Pierre Mauduit galt zwar für einen bösen Charakter, war früher ein händelsüchtiger Raufbold und gleich mit dem Degen bei der Hand gewesen, hatte im Uebrigen aber ein vortreffliches Herz. „Nun gut! mein lieber Mauduit, da Sie nicht sitzen können, wollen wir im Stehen plaudern!"

Dornoy, der diese Aufforderung in aller Herzlichkeit ausgesprochen hatte, glaubte oder bildete sich wenigstens ein zu bemerken, wie der Gemahl bei diesen ganz einfachen, fast einschmeichelnden Worten: „Mein lieber Mauduit" eine leichte, nervöse Bewegung gemacht hatte... Es wurde ihm immer unbehaglicher zu Muthe.

„Kommen Sie", fragte er, „um mit mir von dem heiteren Stücke zu sprechen? Dem Seitenstück zum High life? ... Dieses hat beiläufig gestern sechs tausend Francs eingebracht. Nun wohl! Ich hab's, ich glaube..." Aber Mauduit unterbrach ihn barsch: „Bah! Es handelt sich gerade um das heitere Stück! Ich habe ein anderes ausgedacht! Aber kein heiteres, ein dramatisches, damit man mir nicht immer vorwerfe, ich stoppele aus Marivaux zusammen. Ein sehr dramatisches Stück und darüber will ich mit Ihnen sprechen."

„Und welches ist der Gegenstand?" sagte Dornoy lächelnd. Er fühlte sich erleichtert, von einer unbestimmten Unruhe befreit.

„Mein Lieber," sagte Pierre Mauduit, mit einem festen, aber eigenthümlichen Blick auf Dornoy, „was mir am wichtigsten ist, das ist der Ausgang. Hat man einen passenden, klaren Ausgang im Auge, so arbeitet man schneller und besser. Als Dumas' Vater einmal sein: „Elle me résistait, je l'ai assassinée!" hatte, so hatte er auch seinen ganzen „Antony" gefunden. Das fragliche Drama also habe ich schon ganz im Kopfe, nur der Ausgang oder vielmehr die Form des Ausganges fehlt mir, und gerade darüber möchte ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen." — „Ich stehe zu Ihren Diensten," erwiderte Dornoy. „Sie hören aufmerksam zu?" — „Sehr aufmerksam."

„O! dieses Mal ist es ernst! Urtheilen Sie selbst: den Verlauf des Dramas erlasse ich Ihnen. Wenn Sie es wünschen, so erzähle ich Ihnen den Stoff desselben mit allen Einzelheiten, indessen lasse ich das jetzt bei Seite. Worauf ich hinauskommen will, ist immer der Ehebruch, von ihm handelt mein Drama! Alltäglich, wie das Leben selbst, ist es das ewige Trio von der Frau, dem Ehemann und dem Liebhaber! Bald verzeiht der Ehemann, dann ist er ein Sganarelle, der Apostel wird; bald tödtet er, dann ist er Sganarelle mit der Eifersucht eines Othello. Nach meinem Plane tödtet der Ehemann mit fester Hand. Ein sehr braver Mann wird eines Tages gewahr, daß sein intimster Freund ihn verrathen hat. Er könnte zwar Gnade vor Recht ergehen lassen, aber er macht kurzen Prozeß mit dem Elenden, gerade weil er ein Freund, und deshalb doppelt nichtswürdig ist. Die Frau, die mein Ehemann liebt und die er behalten will, tödtet er nicht; so dumm ist er nicht, nein, aber den Liebhaber und zwar — hierin gerade liegt die Schwierigkeit — auf eine Weise, daß weder die Welt, noch selbst die Frau den leisesten Verdacht schöpft, er sei aus Rache oder Eifersucht getödtet. Verstehen Sie?"

Während Mauduit sprach, ließ Dornoy kein Auge von diesem bleichen Antlitz mit dem grauen, langen Barte und fand, was er vorher nicht bemerkt hatte, daß sein Mitarbeiter das fest entschlossene Aussehen der rächenden Ehemänner aus den Stücken des Ambigu-Theaters hatte. Die Unbehaglichkeit, die er soeben noch empfunden hatte, machte jetzt der Unruhe Platz. Er ahnte irgend eine Ironie, eine Gefahr, eine Drohung hinter der Unempfindlichkeit dieser kalten Maske. Trotzdem versuchte er zu lächeln, blieb ruhig an seinem Tische, der ihn von Maudit vor dem Kamin trennte und stammelte einige allgemeine Bemerkungen:

„Ah! Sie wollen also ...? Das ist die Idee Ihres neuen Stückes? ... Eine Rache?" — „Eine unerbittliche!" — „Also ein richtiges Drama?"

„Blutig! ... Ein Melodrama selbst, wenn Sie wollen."

„Und", fragte Dornoy schüchtern, „glauben Sie nicht, ein heiterer Ausgang würde mehr Anklang finden?"

„Ein heiterer Ausgang? Wie ist ein solcher denkbar, da ich, wie ich Ihnen schon bemerkte, einen furchtbaren, einen tragischen brauche. Wir müssen ihn finden, da Sie," sagte Maudit in einem Tone zu Leon, den dieser mehr als seltsam fand, „daran ebenso viel Interesse haben als ich selbst." — „Sie bestehen also auf dem Drama?"

„Ja. Verfolgen Sie übrigens, der sie noch so jung sind, denn gar nicht die Richtung unserer Zeit? Sehen Sie denn nicht, daß die Heiterkeit abgethan ist, und daß der Verfasser eines heiteren Stückes auf falschem Wege wandelt? Unser Stück: High Life verdankt nur dem Zufall seinen Erfolg und wird als zu pariſisch nicht lange ziehen. Außerhalb der Mauern besteht kein Verständniß dafür. Wir müssen den ganzen Pessimismus des modernen Lebens auf die Bühne bringen, wir müssen Neues, Erschütterndes schaffen!" Und mit einer gebieterischen Bewegung wiederholte Pierre Mauduit heftig: „Erschütterndes müssen wir schaffen."

„Gut," sagte Leon mit gesenktem Haupte, „schaffen wir Erschütterndes." — „Der Ehemann also," begann Maudit auf's Neue, „ist ein ehrenhafter Mensch, der in seinen Freund ein zu großes Vertrauen gesetzt hat." — „Wie alt ist der Ehemann?" fragte Dornoy. „Ungefähr so alt wie ich." — „Und ... der Freund?" — „Sehr viel jünger."

Dornoy glaubte, der Blick des Ehemanns enthielte die Frage nach seinem Geburtsscheine. Indessen Mauduit zuckte mit den Schultern und sagte: „Die Jugend ist durchaus keine Entschuldigung. Im Gegentheil, wenn man jung ist, soll man das Glück der Alten achten. Das Wesentliche meines, nein, unseres Stückes besteht darin: ein Freund, der den Freund betrügt, ist ein Schurke, und der Betrogene hat ihm gegenüber dasselbe Recht wie gegen einen Einbrecher!"

Obgleich der arme Dornoy zu errathen suchte, was die Worte des Ehemanns Persönliches oder Literarisches enthalten konnten, gelang es ihm doch nicht recht, die wahren Absichten seines Mitarbeiters zu erkennen. Schob Maudit dieses angebliche Drama nur vor, um ihn einen Schurken zu nennen und ihm seine infame Handlungsweise vorzuwerfen? Steckte in dem Ausgang, der gefunden werden sollte, ein unheilbringender Scherz? Hatte er es mit dem beleidigten Gatten, der Alles wußte, oder mit einem

überreizten Literaten zu thun, der um jeden Preis nach einem Schlusse für den fünften Act suchte? Die Unruhe Dornoy's wuchs immer mehr; ihm war zu Muthe wie Jemand, der in ein Moor geräth und nun nicht mehr weiß, wo er hintreten soll. War es ein Scherz, so fand er ihn unheilvoll; war es ein Zufall, so konnte es keinen ironischeren geben.

„Vielleicht hat Ihr Liebhaber," sagte er leise, . . . „ich meine den Liebhaber, den Sie umbringen wollen . . ."

„Oh! Auf eine ganz ungewöhnliche Weise umbringen!"

„Jawohl, selbstverständlich . . . vielleicht aber hat er eine Entschuldigung gehabt, die einen solchen ungewöhnlichen Tod nicht rechtfertigen würde." — „Wer?" —„Der . . . Liebhaber?" — „Und welche Entschuldigung?" — „Das weiß ich nicht . . . Leidenschaft . . ." — „Die bezähmt man!" — „Gefallsucht der Frau . . ."

„Dann mußte er der Gefallsüchtigen den Kopf zurecht setzen. Im Uebrigen ist die betreffende Frau nicht gefallsüchtig gewesen nach meinem Entwurf" (er schien diese Worte: nach meinem Entwurf ganz seltsam zu betonen), „sondern eine sehr ehrbare Frau, die gerungen, gefleht, gelitten hat." — „Wirklich?" sagte Dornoy naiv.

„Nach meinem Entwurfe," wiederholte der Ehemann. „Mit einem Worte, ich suche nach der Art und Weise, wie der Ehemann seine Rache ausführen soll. Er könnte vielleicht den treulosen Freund in seinem Zimmer einmauern lassen . . ."

„Wie bei Balzac. Doch ist das Mittel schon zu häufig angewendet und erinnert an die Romantik!"

„Nun," sagte Mauduit lebhaft, indem er seinen grauen Verschwörerkopf aufrichtete, „ich bin ein alter Romantiker und bin stolz darauf. Finden Sie denn den Revolver naturalistischer?"

„Er entspricht mehr dem modernen Zeitgeist," antwortete Leon versöhnlich. — „Gut! Nehmen wir den Revolver. Haben Sie einen hier?"

„Ich? . . . Nein . . . Und wozu einen Revolver?" stammelte Dornoy ganz bleich.

„Ganz, einfach, um die Handlung darzustellen. Ich thue das sehr häufig mit meinen Stücken, bevor ich sie niederschreibe . . . Kein Revolver, das ist schade!" Er blickte suchend nach einem tragischen Hülfsmittel umher, als plötzlich ein Freudenblitz in seinen Augen aufleuchtete. „Ah! Da ist ja eins! Vortrefflich!" Und seine Hand griff nach dem Dolche, der auf Dornoy's Tisch unter Papieren und Bronzen lag. Jetzt zweifelte Leon nicht länger, als er diese feine, mit Gold und Silber ausgelegte Waffe in den knochigen Fingern des Ehemanns sah, der dieselbe neugierig wie ein Kleinod betrachtete.

Maudruit hatte die kurze, spitze Klinge aus der stählernen Scheide gezogen. „Halt, sagte er, eine Inschrift . . . ein Wahlspruch . . . Hasta la muerte . . ." „Das ist spanisch," seufzte Dornoy resignirt, „das heißt: Bis zum Tode."

„Ein vortrefflicher Titel für unser Stück . . . Ja, ja, ich will ein Drama nach Calderon, nach Lope de Vega, einen »Arzt seiner Ehre«, aber ein ganz modernes."

„Einen Homöopathen als Arzt seiner Ehre," bemerkte Dornoy, um nur irgend etwas zu sagen. Mauduit lachte; aber dieses Lachen schien dem jungen Manne schneidend und gezwungen, und der Ehemann betrachtete unabläßig den kleinen Dolch von Zuloaga mit einer furchtbaren Aufmerksamkeit. Dornoy machte noch eine Anstrengung. „Sind Sie denn wirklich entschlossen," sagte er, „einen traurigen Ausgang zu finden? Ich will ja keine Verzeihung von Seiten des Ehemanns . . . durchaus nicht . . . aber könnte er nicht in Unkenntniß bleiben . . . das Stück heiter endigen?" — „Was Sie immer mit Ihrer Heiterkeit wollen? So kann es nicht enden! Der Ehemann kann nicht in Unkenntniß bleiben, da er Alles weiß. Ich betone noch einmal, er will Rache nehmen und zwar eine furchtbare, à la Shakespeare!"

„Ach!" seufzte Dornoy. „Molière machte das besser! . . . Und erst Labiche! . . . Sie vergessen ihn gänzlich!"

„Ich vergesse nichts," meinte der Ehemann; „aber ich bestehe auf einem Ausgang, der schrecklich ist und ganz Paris auf die Beine bringt!" — „Paris auf die Beine bringt? Wohin? . . ." Und Dornoy las schon in einer Art von hypnotischer Voraussicht ganz deutlich in einer der zerknitterten Zeitungen auf seinem Tische die beunruhigenden, tragischen Worte: Das Verbrechen in der Avenue Frochot. — Die Rache eines Ehemanns! Welch' ein wirkliches Drama!

„Ich denke mir," fuhr Mauduit kühl fort, „man findet den Liebhaber eines schönen Morgens in seinem Zimmer mit solch' einem Dolche wie dieser hier in seinem Herzen . . ." — „Wie zur Zeit der Vehmrichter?"

„Genau so. Der Liebhaber hatte im dritten Act zu der Frau gesagt: „Bis zum Tode . . ." Im fünften antwortet ihm der Ehemann: „Hasta la . . . hasta . . ." nun mit der spanischen Inschrift. Was sagen Sie dazu?" — „Das ist hübsch," erwiderte Dornoy, der die Waffe in der Hand des Ehemanns wie eine schwarze Viper funkeln sah. „Das ist sehr hübsch, wenn allerdings auch nicht zum Lachen."

„Nun," schloß Mauduit plötzlich, „wofür entscheiden Sie sich?"

„Ich?" — „Ja, welchen Ausgang ziehen Sie vor?"

„Das muß ich erst überlegen," sagte Leon etwas außer Fassung gebracht. „Wenn ich offen sein soll, so finde ich in dem Ganzen nichts, was verlockend oder gar besonders anziehend wäre."

„Aber," fragte Mauduit mit einem Schritt gegen ihn, „was ist Ihnen denn?" (Immer hielt er die Waffe in der Hand).

„Mir ist nichts, lieber Freund, was soll mir denn sein?"

„Sie sind todtenbleich." — „Ich, bleich?" — „Sehen Sie in den Spiegel."

„Ich habe letzte Nacht schlecht geschlafen . . . Die Schlaflosigkeit . . . meine Nerven . . ."

„Hatten Sie denn kein Chloral! Ich will Ihnen davon schicken."

„Nein, erwiderte Dornoy lebhaft, „schicken Sie mir nichts! . . . Ich würde nichts einnehmen!" Er wußte im Voraus, was dieses Chloral mit dem Beisatz von Blausäure sein würde, das ihm der Othello schicken könnte! Ein Ausgang, von dem Pierre Mauduit bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. „Nehmen Sie inzwischen," sagte der Ehemann, „irgend eine Herzstärkung! Ihnen ist sicherlich nicht wohl. Haben Sie Malaga im Hause?"

„Ich? . . . Nein. Aber Xeres"; sagte Dornoy, „dort im Buffet."

Mauduit hatte es schon geöffnet. „Ah!" sagte er, „Xeres, Muskateller, Biscuit, eingemachte Früchte! . . . Jetzt kann ich mir Ihre Blässe erklären! . . . Sie sind nicht in Arbeitsstimmung! . . . Pardon, ich sollte sagen . . ." Doch tactvoll schwieg er und betrachtete Dornoy heiteren Blickes. Aus dem Verschwörer wurde plötzlich ein Schelm.

„Gut, mein lieber Freund, ich komme ein andermal wieder! Ich lasse Sie allein . . . Nein, nein, Sie sind nicht in der richtigen Stimmung . . . Ich werde den Ausgang schon allein herausbringen . . . es ist zwar schwer und das, was ich bis jetzt erdacht habe, ziemlich abgedroschen, aber ich werde schon fertig werden."

„Erfinnen Sie nichts Anderes," unterbrach ihn Dornoy schnell, „suchen Sie nicht länger, ich bitte Sie!"

Pierre Mauduit reichte ihm die Hand: „Auf Wiedersehen, Leon!"

Dornoy zögerte einzuschlagen. Doch gab er seine Hand, und Mauduit behielt sie einen Augenblick in der seinen, betrachtete den jungen Mann mit einem festen Blick und sagte im Tone weichen Mitgefühls zu ihm: „Sie haben sicherlich Fieber, Leon, arbeiten Sie nicht so viel für die Mitarbeiterschaft!" Lachend wandte er sich zum Weggehen, kehrte jedoch wieder um und warf den kleinen Dolch von Zuloaga auf den Tisch. „Beinahe hätte ich das mitgenommen! . . . Hasta la muerte! Wirklich, Sie haben vielleicht recht! Das ist zu romantisch. Calderon ist verbraucht, ich muß in der Neuzeit suchen."

Damit ging er und ließ Dornoy fast verstört und wie abwesend zurück. Seine ganze, unterdrückte Aufregung machte sich Luft und sprang wie ein zu straff gespannter Ballon in einem Ach! der Erleichterung. „Er weiß nichts! . . . Er weiß nichts! . . . Aber die Unterredung!" Und der junge Mann goß sich langsam ein Glas Xeres ein und trank ebenso langsam nach Verordnung des Ehemanns diesen Xeres aus, der für die süßen Lippen der Frau bestimmt war. — — —

An demselben Tage noch wurden aus der Avenue Frochot zwei verschiedene Briefe abgeschickt, der eine an den Mitarbeiter und der andere an die Mitarbeiterin:

„Zählen Sie nicht mehr auf mich," schrieb Dornoy an den Ehemann. „Ich will Ihnen meinen Entschluß erklären. Nachdem ich unsere

Pläne wieder und wieder überdacht habe, gebe ich das Drama auf und will mich auf den Roman werfen!" Und an die Frau:

„Später werde ich Ihnen Alles erzählen, jetzt reise ich nach Italien, um dort Quellenstudien zu treiben. Ich gebe den Roman auf, um mich der Geschichte in die Arme zu werfen!" — —

„Weißt Du," sagte Frau Mauduit, die sofort einen so plötzlichen Entschluß verstand, zu Pierre Mauduit, der ihn sich gar nicht erklären konnte, „ich wette, Dornoy will sich verheirathen." — „Der Dummkopf!"

Frau Mauduit sah ihn an: „Du bist sehr höflich."

„Verzeihe mir," sagte Mauduit, „aber ich liebe diesen Dornoy, und die Ehe, siehst Du, Jeanne, ist schon sehr häufig eine Lotterie genannt worden. Nicht Jeder gewinnt darin das große Loos in Diamanten und ein Perlenhalsband wie ich." Und er küßte sie auf die Stirn.

Aus der Hauptstadt.

Eine neue Wissenschaft.

In Berlin hat sich ein Ereigniß von überraschender Bedeutung und weithin reichender Tragweite vollzogen. Wesentlich den Bemühungen des Herrn Fr. Warnecke, des Verfassers eines geschätzten Werkes „Die deutschen Bücherzeichen", ist es zu danken, daß in der Hauptstadt des deutschen Reiches ein Verein gegründet worden ist, der längst diese Centralstätte der Wissenschaft und der Kunst hätte zieren müssen, der „Ex-libris-Verein". Dieser Verein, der einem in Wahrheit längst gefühlten Bedürfniß abhilft, stellt sich die Aufgabe, „die Bücherzeichenkunde und die angrenzenden Gebiete der Bibliothekenkunde und Gelehrtengeschichte zu pflegen, sowie den Gebrauch der Bücherzeichen in Deutschland zu beleben und die künstlerische Ausführung derselben zu fördern". Das Bücherzeichen hat den Zweck, den jeweiligen Besitzer des Buches zu kennzeichnen. Ueber seine Bedeutung wird man in der eben erschienenen Zeitschrift: „Ex-libris. Organ des Ex-libris-Vereins zu Berlin" (Commissionsverlag von C. A. Starke, Görlitz) also belehrt: „Der Gebrauch des Bücherzeichens berührt die Sittengeschichte und die Rechtswissenschaft; das Bücherzeichen ist eine Quelle geschichtlicher Thatsachen: es bezeugt das Vorhandensein von Bibliotheken und Personen (!), es gewährt vortreffliche Hülfsmittel zur Biographie der Gelehrten, deren Eigenart durch die gewählten Sinnsprüche und Sinnbilder beleuchtet wird. Es ist eine reiche Quelle für Wappenkunde. Das Bücherzeichen ist weiter ein Erzeugniß der Kunst u. s. w. Kurz, an der eminenten Wichtigkeit der „Bücherzeichenkunde" kann kein wissenschaftlich denkender Mensch zweifeln. Wie trefflich charakterisirt z. B. das Bücherzeichen Goethe's den ganzen Mann: Von einfachem schwarzen Rande umgeben, zeigt der längliche Zettel die einfachen Worte:

Aus der Bibliothek
Joh. Wolfgang v. Goethe's.

Es ist allzu große Bescheidenheit, wenn die Herausgeber der erwähnten Zeitschrift sagen: Wir erheben nicht den Anspruch, daß die Bücherzeichenkunde jetzt schon als besonderer Zweig der Wissenschaft anerkannt werde." Im Gegentheil, sie ist durchaus selbständige Wissenschaft, Wissenschaft im besten Sinne, eine Wissenschaft die das zukünftige Geistesleben der Nation in neue Bahnen lenken wird. Dadurch wird auch die Existenz einer eigenen Zeitschrift überall in ihrer vollen Berechtigung anerkannt werden; ihre Begründung wird von zukünftigen Geschlechtern als eine rettende That bezeichnet werden müssen.

Aber der Mann der Wissenschaft darf nicht rasten und ruhen. Eine wissenschaftliche Leistung ruft sogleich die andere hervor. Und immer neue Ziele winken dem muthig Strebenden. Auch darin zeigt die Bücherzeichenkunde ihre hohe Bedeutung. Sie eröffnet neue, ungekannte, ungeahnte Bahnen. Sie gibt vor allem auch wichtige Anregungen.

So wird man jetzt endlich einmal mit einer Lesezeichenkunde Ernst machen müssen. Leider steht dieser neuen Wissenschaft der Umstand im Wege, daß die Lesezeichen leicht abgenutzt und noch leichter verloren werden. Ein umfassendes wissenschaftliches Material, das etwa zur Abfassung eines großen Sammelwerkes dienen könnte, wird sich daher nur mit Mühe zusammenbringen lassen.

Weit aussichtsvoller aber steht es um eine Bücherfleckenkunde. Die Bücherflecken erhalten sich, solange die Bücher sich erhalten. Es wäre in der That endlich an der Zeit, daß sämmtliche Bibliotheken zum Zweck einer Bücherfleckenkunde durchforscht würden. Von denen durch äußere Umstände, Feuchtigkeit u. s. w. entstandenen Flecken müßte man natürlich, als durch die Besitzer und Benützer der Bücher nicht hervorgerufen, absehen. Welche Perspective auf die Sittengeschichte eröffnet sich aber beispielsweise durch die systematische Behandlung von Tintenflecken, Fettflecken, Petroleumflecken. In einem von Napoleon I. viel gelesenen Buch fand man neulich Blutflecken. Der bedeutsame Schluß ergiebt sich von selber.

Weitaus am wichtigsten aber und dringend zu erwünschen ist eine Eselsohrenkunde. Die Eselsohren darf man mit Recht als Wegweiser in der Erforschung des Geisteslebens und der Arbeitsweise unserer Geistesheroen bezeichnen. Wenn z. B. Lessing's Exemplare der Richardson'schen Pamela oder Clarissa auf die Eselsohren hin untersucht werden würde, so würde man dadurch die Stellen entdecken, welche Lessing am bedeutsamsten erschienen; man würde dadurch die Beziehungen der „Miß Sara Sampson" zu den Richardson'schen Romanen in ein ganz neues Licht stellen kennen. — Eselsohren dienen auch als Zeichen dafür, wie weit man in der Lektüre eines Buches gekommen ist. Wenn man daraufhin die Bücher Goethe's sich ansehen oder vielmehr wissenschaftlich durchgehen wollte, würde man dadurch wichtige Beiträge zu seiner Biographie gewinnen. Man könnte feststellen, wie lange er hintereinander lesen konnte, wie weit also seine geistige Spannkraft reichte. Man könnte vielleicht sogar erforschen, bei welcher Lektüre er durch ein Billet der Frau von Stein unterbrochen wurde. Den Goethephilologen würde damit neuer reicher Stoff zu vielseitiger Thätigkeit gegeben und wir möchten nicht verfehlen, ihre Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet zu lenken. Besondere Beachtung verdienten auch die verschiedenen Formen der Eselsohren. Beiträge zur Begründung einer Kunstsprache und eines Systems müßte die gesammte wissenschaftliche Welt dankbar entgegennehmen.

So stehen wir denn ohne Zweifel durch die Begründung des „Ex-libris-Vereins" am Anfang einer neuen wissenschaftlichen Epoche. Schon regt es sich auf allen Gebieten. Der Staat unterstützt überall auf das Opferwilligste die höchsten und hehrsten Aufgaben der Wissenschaft. Mit freudigem Stolz liest man, daß im Reichshaushalt-Etat für 1892/93 zur Erforschung und Aufdeckung des römischen Grenzwalles (Limes) als erste Rate 40,000 Mark ausgeworfen sind. Zwar gibt es über diese Frage schon eine immense Literatur, aber nur um so dringender erscheint die endliche Lösung. — Wohin wir blicken, überall große Ideen und emsige Thätigkeit. Man möchte mit Ulrich Hutten rufen: „O Jahrhundert! Die Studien blühen, die Geister erwachen: es ist eine Lust zu leben!"

Georg Steinhausen.

Dramatische Aufführungen.

„Das heilige Lachen." Märchenschwank in sechs Bildern von E. v. Wildenbruch, Musik von F. Hummel. (Königliches Schauspielhaus.) „Die Tragödie des Menschen." Dramatisches Gedicht in vierzehn Bildern von Emerich Madách, übersetzt von Ludwig Dóczi. (Hamburger Stadttheater.) — „Heute und Gestern." Schauspiel in vier Akten von Oscar Blumenthal. (Lessing-Theater.) — „Glück." Lustspiel in drei Akten von Karl Jänicke. (Deutsches Theater.)

Gedoppelte Freude hat mir, im Laufe einer Woche, das Berliner Publikum bereitet, dem sonst nicht häufig, leider, Gutes nachzusagen ist: mit dem gebotenen Nachdruck hat es das „heilige Lachen" des Herrn von Wildenbruch ausgezischt und unter lautem Hohngelächter begrub es ein Schauer- und Trauerspiel des Herrn Blumenthal. Wer ein Jahr, das außer der Verhaftung geschätzter Depotdiebe, außer dem Selbstmord eines mit unserer braven Presse unsauber versippten Banditenpaares und dem Concurs des Kaiserbazars obendrein auch diese künstlerisch hocherfreuliche Erscheinung gebracht hat, noch einmal ein verlorenes nennt, der hat es mit mir zu thun.

Der Naturgeschichte des Publikums gehört längst schon der weitaus größte Theil meines Interesses; denn, was man so an angeblich litera-

rischen Erzeugnissen im jetzigen Deutschland unter die Finger bekommt, das lohnt nur in ganz seltenen Fällen die Mühen einer Zergliederung. Wenn ich heute zum Beispiel die Liste meiner berlinischen Wocheneindrücke durchsehe, dann muß ich sagen: Die Beschäftigung mit diesen drei geistlosen Selbstgefälligkeiten in dreizehn Akten ist für einen leidlich verständigen und künstlerisch empfindenden Menschen ein schwer erträglicher Zwang. Dauert diese Herrschaft des aufgeblasen Läppischen noch länger, dann thue ich nicht mehr mit beim ermüdenden Bütteldienst; einstweilen aber freue ich mich, schon der Seltenheit wegen, auch einmal mit dem lieben Publikum einer Meinung sein zu dürfen.

Da hasten diese in Druckerschwärze und Coulissenleinwand spekulirenden Männer und Männchen einher, möchten gern jedes Jahr ein Theaterstück im Schaufenster haben, möchten gern recht viel Geld verdienen, und weil sie nicht wissen daß sie nichts können, ist das ein ewiges Geschimpfe und Getobe gegen die starken Dichter und die für Einladungen und Händedrücke nicht käuflichen Rezensenten, denen Balletmeister, Decorateure und halbnackte Mädchen nicht hilfreich zur Seite stehen und auf Denen deshalb die verdammte Pflicht und Schuldigkeit lastet, in literarischen Formen über die unorthographischen Künste der gierigen Geschäftsleute verständige Dinge zu sagen. Und der Humor davon ist, daß solche Novitätenkrämer, die uns heute patriotisch, morgen französisch und immer banausisch kommen, auch noch allerlei Hochachtung verlangen und sich höchlich „produktiv" dünkeln und hochnäsig eins über die „nur negirende Kritik" einherschwatzen. Vor jedem Dichter mag man und vor jedem Denker tief und ehrerbietig den Hut ziehen; der Kaufmann aber, der für mein gutes Geld mir schlechte Waare liefert, dem sage ich derb, ob er mit alten Kleidern oder mit neuen Stücken handelt, meine Meinung, halten zu Gnaden. Und weil die Vielzuvielen unter den Kollegen nicht aus der ergebensten Stilgewöhnung zu luftreinigender Rücksichtlosigkeit sich herauswagen, nur darum sind so verhängnißvolle Irrthümer möglich, wie der heitere Trauerfall Wildenbruch einer ist. Wird denn im Auswärtigen Amt jetzt schon einmal so streng nach dem Disziplinargesetz verfahren, dann sollte der empfindliche Herr von Marschall-Bieberstein seine Fürsorge auch allen von ihm ressortirenden Arbeiter gleichmäßig zuwenden. Ganz erheblich beschämender nämlich und kompromittirlicher als der ruhige und sachliche Artikel des Grafen Limburg-Stirum ist die verärgerte und gehässige Leistung des Legationsrathes von Wildenbruch, der so lange mit einer zu seinen Verdiensten unverhältnißmäßigen Hochachtung behandelt worden ist, bis er glaubte, er dürfe keck neben große Dichter sich stellen und spottbillige Witze reißen über ernste Denker. Aber freilich —: die sechs oder acht legationsräthlichen Bilder sind eine Verherrlichung des neuen Kurses und der neuen Herren, und wo die Gesinnung so tadellos ist, da hat selbst der Disziplinarhof sein Recht verloren.

Herr von Wildenbruch ist ein glänzend begabter Theatraliker und einmal in dem berlinisch frechen Schwager der Haubenlerche, ist ihm sogar eine runde, lebendige Gestalt gelungen, während sonst der Parademantel seiner prosaischen Versprache über morsche Skelette herabschlottert. Der gefällige Zweifler mag die Probe machen: wenn er nicht unter den Prachtgewanden eines jeden Wildenbruchstückes eine Banalität oder eine gestelzte Unmöglichkeit findet, will ich die Reden des Grafen Caprivi auswendig lernen oder das heilige Lachen noch einmal erdulden. Aber ich habe keine Furcht und halte die Wette: jedesmal wird die gedrängte Inhaltsangabe den bündigen Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung erbringen. Unser Theater braucht einen Wildenbruch, — daß es Einen braucht, das ist es nicht, warum ich es beneide —, aber dieser aufgelobte Preußenfänger hat doch wahrhaftig nicht die allerbescheidenste Berechtigung, an Dichtern seinen Ulk zu üben, die er vermuthlich nur aus den Zeitungen kennt und deren ernste Gedanken er durch einen lachegöttlichen Büthenzweigträger zu verscheuchen sich vermißt, mit der ganz unbezahlbaren Buchholzerei:

„Fenster auf! Thüren auf!
Hier kommt Ozon!
Draußen ist Frühlingsduft,
Hier ist ja Modergruft,
Das ist auf Himmelsluft
Spott ja und Hohn!"

Wer den Wagemuth besitzt, einen Märchengenius, reim' dich, oder ich freß' dich, vor Ozon reden zu lassen und in der so zu sagen poetischen Scheideszene des Harold den Börsenkalauer „Ade-Adele!" anzubringen, dem freilich kann auch auf dieser schönen Erde so kannibalisch wohl sein als den platten Burschen in Auerbach's Keller. Aber ich werde mich hüten, mit Siebel, dem rülpsenden Zecher, eine Unterhaltung über Pessimismus anzuspinnen. Welch' schöner Brunnen, der ihm fließt, ihm und Herrn Eugen Richter und Herrn Lubliner und allen den andern ozondurstigen Idealisten, die so wacker das Vaterland vertheidigen, das theure, gegen Fremdländerei und Nachdenklichkeit, mit den guten Waffen bierseliger Fidelität.

In einem der vielen Bücher, die Herr von Wildenbruch nicht gelesen hat, steht die Weisheit: „Es giebt zwei sehr unterschiedene Arten von Heiterkeit. Der wahre Denker erheitert und erquickt immer, ob er nun seinen Ernst oder Scherz, seine menschliche Einsicht oder seine göttliche Nachsicht ausdrückt; ohne griesgrämige Gebärden, zitternde Hände, schwimmende Augen, sondern sicher und einfach, mit Muth und Stärke, vielleicht etwas ritterlich und hart, aber jedenfalls ein Siegender: und das gerade ist es, was am tiefsten und am innigsten erheitert, den siegenden Gott neben allen den Ungethümen, die er bekämpft hat, zu sehen. Die Heiterkeit dagegen, welche man bei mittelmäßigen Schriftstellern und kurzangebundenen Denkern mitunter antrifft, macht unsereinen beim Lesen, elend. Man schämt sich ordentlich, solche heitere Zeitgenossen zu haben, weil sie die Zeit und uns Menschen in ihr bei der Nachwelt bloßstellen. Solche Heiterlinge sehen die Leiden und die Ungethüme gar nicht, die sie als Denker zu sehen und zu bekämpfen vorgeben; und deshalb erregt ihre Heiterkeit Verdruß, weil sie täuscht: denn sie will zu dem Glauben verführen, hier sei ein Sieg erkämpft worden. Im Grunde nämlich gibt es nur Heiterkeit, wo es Sieg gibt; und dies gilt von den Werken wahrer Denker ebensowohl als von jedem Kunstwerk." Der so erschöpfend die täuschenden Heiterlingkünste des Herrn von Wildenbruch charakterisirt, ist ein heiterer Sieger von der ersten Art, ist der auf schwindelnden Gletscherpfaden des Intellektes noch lyrisch jauchzende Friedrich Nietzsche; und seine stahlblanken und wehrhaften Sätze stehen in einer Schrift zu Ehren Schopenhauer's, den die Dummen im Lande ja wohl für den bösen Ahnherrn des Pessimismus halten.

Herr von Wildenbruch ist ganz gewiß kirchenfrömmer als ich, wenn er auch häufig mit Kulturkämpferei und ähnlichen Flausen sich abgegeben hat. Davon aber würde eine religiöse Scheu mich abhalten, den lieben Herrgott als einen vergnügten Apothekergreis auf die Bühne zu bringen und einen dümmliche Pillendreher in der Maske und den Gewanden des Weltenerlösers auftreten zu lassen. Vor dem Gerichtstuhl der Kunst, die immer, wo sie nur ernsthaft und andächtig betrieben wird, sittlich und religiös, kann solche Gotteslästerlichkeit schwerster Ahndung nimmer entgehen, mag sie vor irdischen Staatsanwälten auch durch Gunst und Gnade bewahrt bleiben. Die großsprecherische Puppenkomödie des Herrn von Wildenbruch ist irreligiös, denn im tiefsten Kern ist sie unehrlich; sie ist unchristlich, denn den schmerzlich transcendentalen Pessimismus der Lehre von Nazareth sucht sie mit schalen Späßen und frivolen Kunststückchen lächerlich zu machen; sie ist unkünstlerisch und der äußersten Geringschätzung werth, denn mit schiefen Allegorien, mit den täuschenden Ballettsprüngen einer geflickten und falsch gestempelten Moral sucht sie, hipp, hipp, hurrah, über jede ernste Lebensauffassung munter hinwegzusetzen, mit dem Schlagwort der Haubenlerche: „Aber verjniecht, Herr Nujust!" Und deshalb sagte ich neulich schon, ich möchte für dieses heilige Lachen, für diese läppische Karikatur vor Shakespeares wunderherrlichem „Sturm", die Verantwortlichkeit nicht tragen, um keine Tantième der Welt.

Dem Erfinner dieser Pfefferkuchenpoesie ward die quälende, doch nicht unnützliche Gabe der Selbstkritik nicht in die Wiege gelegt und so kann es geschehen sein, daß er der Gemeingefährlichkeit seines Beginnens sich nicht bewußt wurde. Er mag vielleicht noch immer glauben, was er seit den Quitzow's treibt, habe mit der Kunst irgend welche Zusammenhänge, während in Wirklichkeit es ausschließlich einem begrenzten und verdummenden Absolutismus dient. Ich bin sogar überzeugt, daß Herr von Wildenbruch ohne Bewußtsein sittlich und künstlerisch sündigt; er stopft sich schreckhafte Hampelmänner aus und dünkt sich, wenn er die niedergesäbelt hat, ein siegender, lachender Held; er glaubt, Zola und Ibsen eins zu versetzen, wenn er über die Erblichkeit schwadronirt, die bekanntlich einige Jahre vor der Rougon-Macquart schon in der Bibel stand; er glaubt auch da Ibsen zu treffen, wo er den Satz des Volksfeindes von der Wahrheit, die im Laufe der Zeiten zur Lüge wird, verhöhnt, einen Satz, den jeder des Lesens sich befleißende Quartaner schon bei Goethe finden kann. Und dieser Mann, von dessen Existenz eine nicht allzu ferne, glücklichere Zeit nicht einmal eine Erinnerung mehr bewahren wird, dieser kurzsichtige und begrenzte Theatraliker wähnt sich berufen, der leidenden Menschheit ein Führer zu werden, die „drunten, am Grunde beschränkter Gedanken," in Nöthen und Wehen sich krümmt. Er wird jetzt hoffentlich erkannt haben, daß der Unterthanenverstand noch nicht beschränkt genug ist, um es geduldig hinzunehmen, wenn mit dem ganzen widrigen Brimborium der ausgezogenen Balletkünste die Rettung des echten, des wahren, des allein teutschen Idealismus versucht wird. Der Leitung des zu diesem groben Unfug herabgewürdigten Hoftheaters wäre ein scharfer Vorwurf zu machen, wenn ein Hoftheater eben nicht unbedingt im Dienste höfischer Interessen und Einflüsse stünde. Die schroffe Ablehnung des unsinnigen Ausstattungsstückes hat den künstlerischen Vorständen des Hauses gewiß eine Herzensfreude bereitet, die auch der Verlust der in Zeitungnotizen märchenhaft überschätzten Kosten für bemalte Leinwand und bunte Lappen wohl nicht erheblich trüben konnte. Maler, Beleuchter, Schneider und Maschinisten haben ihre Arbeit prompt und fleißig gethan und es war nur gerecht, daß dem ungerufen erscheinenden Erdichter von hundert Stimmen der Name des Bühneninspectors Brandt entgegengeschrien wurde. Weniger gerecht schon war es, daß an der Hand des mit dem Schillerpreis geehrten Poeten auch der phantasielose und nüchterne Balletmeister erscheinen durfte; weit eher hätte der Regisseur Grube, schon weil er seine Rolle mit gebührender Verachtung behandelte, einen Hervorruf verdient. Was zu alledem wohl der feine und geistvolle Aesthetiker Karl Werder gesagt haben mag, der von der Intendantenloge dem Vierzeitungulk zusah, das hätte ich gern erfahren; vielleicht gedachte er seiner Jugendzeit, da, lange vor den Meiningern und Meister Brandt, schon Platen von Berlin sagt:

„Dort hält man viel auf alles Augenfällige,
Mit Recht. So mußte neulich aus Berlin sogar
Bis Aranjuez ein Maler sich mit Extrapost
Begeben, bloß um nachzusehn im Garten dort,
Wo die von Schillers buhlerischer Eboli
Gepflückte Hyacinthe steht."

Ueppigen Ausstattungprunk fand ich, nach unverlierbaren Stunden im Sachsenwalde, auch im Hamburger Stadttheater, wo die Tragödie des Menschen von dem ungarischen Dichter Emerich Madách ihre erste deutsche Aufführung erlebte. Das ermüdende didaktische Gedicht schwankt zwischen der Naivetät des Mysterienstils und einem aufgeblähten Gedankenpathos,

hinter dessen hochtrabenden Worten nicht viel zu entdecken ist. Was der edle Ungar mit seinem gar nicht gedrängten Rück- und Vorblick auf die Geschicke der Menschheit bezweckt, darüber bin ich nicht zu völliger Klarheit gekommen. Zwei Herren und eine Dame verkleideten sich etwa fünfzehn Male und behaupteten dann, Adam, Eva und Lucifer oder auch Tankred, Isaura und ein Schildträger oder wiederum Herr und Frau Keppler nebst Famulus zu sein. Der Historie erging es dabei bös und eine dramatische Wirkung kam nicht heraus, weil nur Schatten die Bühne bevölkerten, und erst, als die bald nun hundertjährige Marseillaise erklang, stellte sich einige Begeisterung ein. Mancher geistreiche Einfall aber und die bunte Seltsamkeit der Vorgänge entschädigten für die Anstrengung langen Lauschens und besonders interessirte mich die Wahrnehmung, daß schon vor zweiunddreißig Jahren ein magyarischer Soziologe all das oberflächliche Zeug gesammelt hatte, mit dem heute angeblich freisinnige Kämpen die Kosten ihrer sozialdemokratischen Zukunftsbilder decken. Sollte die Tragödie des Menschen auch in Berlin aufgeführt werden, dann würde ich meinem tapferen Genossen Schönhoff rathen, das kritische Schwert seinem Richter abzutreten, ich meine den Eugen, der erröthend sicher und entzückt eignen Geistes Spur entdecken würde, im Phalansterium, wo, ganz im Gegensatze zur freisinnigen Partei, es keine Individualitäten mehr gibt und, noch schlimmer beinahe, auch kein Kapital. Die Hamburger Aufführung war übrigens sorgfältig vorbereitet und die Verkleidungsrollen wurden von Fräulein Barsescu (eine zur Mutterschaft und zur Koketterie tüchtige Eva) und von den Herren Mylius (Lucifer, der nur weniger deelamiren dürfte) und Otto (Adam, ein geistig behenderer Pittschau) temperamentvoll und klug dargestellt.

Nachdem bei Wildenbruch und beim unvergleichlich höherstehenden Madách Gottvater in Person erschienen war, hatte ich bei Blumenthal mich profan zu ergötzen gehofft; aber schon im zweiten oder dritten Act, Fräulein Reisenhofer trug gerade die dritte Pariser Toilette, wurde auch hier, an unheiligem Ort, der „Allgütige" bemüht. Mit so frommem Augenaufschlag war uns der witzige Stilkünsteler noch nicht erschienen; auch sonst klingt in dem Schauspiel „Heute und gestern" eine neue, eine mühsam herabgestimmte Note an, die zu allerlei Betrachtungen veranlassen könnte, wenn das traurige Spiel nicht ausgelacht worden wäre. Allerdings wurde auch geklatscht und der Autor konnte an die Rampe treten. „Was doch Menschen-Hände alles fertig bringen," schrieb einst Oscar Blumenthal und fügte hinzu: „Bei so manchen Theaternovitäten ist der Applaus besser vorbereitet als die Darstellung." Damals freilich war er noch nicht Theaterdirector und deshalb schrieb er auch sonst noch kluge Sätze, von denen ich zwei hier gleich vor der Vergessenheit bewahren will. I.: „Könnte ein Kritiker Arsenik schreiben oder Digitalin drucken lassen, — er müßte es manchmal zum Schutz seiner theaterbesuchenden Mitbürger thun." II.: „Kritisirt, so mild und schonend ihr wollt, — Eins ist gewiß: Sehr selten verzeiht ein Autor die Fehler, die er begangen hat, — dem Kritiker, der sie nachweist." Ein Daniel, sage ich, ein wahrer Daniel; Dank, Oscar, daß Du mich das Wort gelehrt!

Arsenik und Digitalin sind diesmal nicht nöthig; mild und schonend will ich nur Herrn Blumenthal daran mahnen, daß sein Schauspiel auf einer Unmöglichkeit beruht und in einer sittlichen Farbenblindheit gipfelt. Daß eine bürgerlich erzogene Frau in den ersten Monaten ihrer glücklichen Ehe aus Laune und, weil der Mann gerade nicht bei der Hand ist, im ehelichen Gemach sich einem Salonbummler hingibt, das glaube ich einfach nicht und ich könnte meine Ungläubigkeit mit guten physiologischen Gründen belegen. Ward das Unglaubliche aber Ereigniß, dann muß ich den „Dichter" verlachen oder verachten, der solche nichtsnutzige Männerfängerin mir für eine büßende und keusche Magdalena aufschwindeln will. Die moralischen Begriffe eines Schriftstellers, der die Marguerite der „falschen Heiligen" pharisäischem Zorn und die Marianne aus „Heute und gestern" sympathischer Bewunderung empfiehlt, können nur Heiterkeit wecken oder Entrüstung. Das sittlich vorurtheillose Publikum des Lessingtheaters entschied sich für Heiterkeit.

Wenn der Geist über Herrn Blumenthal kommt und ihn gebieterisch dichten heißt, dann erscheinen nicht Menschen dem trunkenen Blick, sondern Schauspieler. Diesmal sollte Fräulein Reisenhofer eine dicke Rolle haben und in schönem Wahnsinn rollte des Dichters Auge von Maupassant's „Bel-Ami" bis zu Feuillet's „Divorce de Juliette" und der Kreutzersonate. Musik ist die Kupplerin, im Hause Hübner wie im Hause Posdnyschew und der Liebhaber der Mutter freit die Tochter, bei Blumenthal wie bei Maupassant; die parfumirte Sentimentalität stammt von Feuillet. Eigenthümlich aber gehört Herrn Blumenthal die patagonische Wunderblume an, die nur alle sieben Jahre, dann aber ordentlich, blüht, und der naturwissenschaftlich radotirende Herr, der im vorigen Winter auf den langen und dürren Leib des Herrn Klein geschrieben worden wäre, dessen Räsonnirrock jetzt aber der kurze und dicke Herr Hoecker anthun mußte. Und weil Herr Hoecker nicht sarkastisch sein kann, wurde der überflüssige Professor Benedikt jetzt gemüthvoll; weil aber Herr Blumenthal doch einmal die Witze nicht halten kann, muß ich auch daran noch ihn erinnern, daß er früher von den Schwätzern, „die uns durch Geistreicheleien langweilen," zu sagen pflegte: „Sie reden gebrochen witzig."

Wo unsere Neuen und Neuesten die Frauen eigentlich gesehen haben, die immer, gleich brünstigen Kätzchen, an allem Männlichen sich reiben möchten, die heißen Thierchen mit den dunkeln Punkten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, — das möchte ich endlich nun gern einmal erfahren. Vielleicht in der Puderluft des Theaters, wo die Hetäre herrscht, die das Doppelte ihres Gehaltes für ihre Atelier-einrichtung, für Toiletten und Brillanten ausgibt. Aber diese verfaulte Minorität zählt doch nicht mit und die bürgerliche Gesellschaft, deren Mängeln ich gewiß nicht blind bin, wäre schon längst zum Teufel gegangen, wenn das Ewig-Weibliche in ihr gar so sehr vom Kitzel geplagt würde.

Seit geraumer Zeit schon ärgern verständige und gar nicht prüde Frauen sich an dieser Verfälschung femininer Triebe und ich wünschte sehr, daß endlich, auf der Bühne oder im Roman, ein mit schluchzenden Vorwürfen zur Rede gestellter Verführer seinem Opfer die sackgrobe Antwort gäbe: „Madame, ich glaubte Ihnen diese Gefälligkeit nicht abschlagen zu dürfen!" Bis dieses erlösende Wort aber gesprochen wird, wollen wir den Prahlhänsen vom Stamme des Biterolf recht derb auf die Finger klopfen, so oft sie ihren langweiligen Kram durch geheimnißvoll-pikante Anspielungen auf das durch verderbliche Schleier verhüllte Mysterium der Geschlechterneigung anziehender zu machen bemüht sind. Nicht zur Hälfte hätte man das einlullende Geplapper von „Heute und gestern" angehört, wenn nicht immer wieder die „spannende" Frage aufgetaucht wäre: Was wird der engelreine Backfisch sagen, wenn er hört, daß Mamachen die Thür verriegelt hat, weil auf Papachens Platze ein Anderer saß? Und, siehe da, der engelreine Backfisch verstand beim ersten Kniefall die ganze Geschichte, die doch immerhin ungewöhnlich ist. Der Kunstpächter Bordenave mag wissen, wo solche Pensionärinnen kasernirt sind.

Neben so süßen Schemalen wirkt selbst das alte, naiv quarrende Gurlithum nicht ganz unangenehm, das Herr Karl Jänicke aus Breslau in seinem Lustspiele „Glück" verherrlicht hat. Persönliche Beziehungen mögen dem harmlos dilettantischen Stückchen den Weg zum Herzen des allem Neuen sonst streng verschlossenen Herrn L'Arronge gebahnt haben. Erträgliche Hausmannskost, die noch schmackhafter wäre, wenn nicht zwischen Suppe und Rindfleisch allerhand Weisheitssprüche am Tische des Breslauer Stadtrathes herumgereicht würden. Ungefähr sagt, was Herr Jänicke vom Glück und von menschlicher Sehnsucht wohl sagen wollte, der ältere Goethe ja auch nur mit ein Bischen andern Worten, die ich — es mag Geschmacksache sein — auch jetzt doch noch vorziehe: „Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Ziele vermag er einzusehen und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind; sobald er aber in's Weite kommt, weiß er weder, was er will, noch, was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäßige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann."

Hätten sie diese Weisheit beherzigt, die Schriftgelehrten, die ich heute vorladen mußte, dann wäre Herr von Wildenbruch bei Kurfürsten und Raubrittern, Herr Blumenthal bei witzelnden Börsenleuten, Herr Jänicke beim Geheimniß der alten Mamsell und bei Nataly von Eschstruth geblieben und auch Emerich Madách brauchte dann nicht Miltiades, Petrus und Danton zu bemühen, um die Tragödie des Menschen zu schreiben, dessen Leben ein ewiges frohes Kämpfen ist und ein ewiges schmerzliches Verzichten.

M. H.

Notizen.

Geistliche Lieder. Eine Sammlung der schönsten Hymnen und Choräle. (Leipzig, F. W. Grunow.) Eine Novität von Grunow bildet die Freude jedes Bücherfreundes, denn diese reich, geschmackvoll und eigenartig ausgestatteten und inhaltlich stets bedeutsamen Werke haben auf dem deutschen literarischen Markte kaum ihresgleichen. Auch der vorliegende Band ist einem vortrefflichen Gedanken entsprungen und befriedigt äußerlich den ästhetischen Sinn, wie er jedes fromme und beschauliche Gemüth erheben wird. Die im Gebiete der Hymnologie rühmlichst bekannten Herausgeber haben die älteren Gesang- und Choralbücher mit Verständniß benutzt, und es ist nur zu hoffen, daß diese schlichten, innigen, oft ergreifenden Weisen wieder aufleben mögen. Die besten Tonmeister unseres protestantischen Kirchenliedes wie Händel, Bach, Schütz, Ekkard, Riedel, sind hier im Notendruck vertreten. Verdienstlich ist auch die sorgsame Recension der Texte, wobei nach den Grundsätzen der Grunow'schen Liederbücher stets auf die Quellen zurückgegangen wurde und zwar auch in Fällen, wo der ursprüngliche pietistisch überspannte Text in neueren Gesangbüchern gemildert worden ist. Und so finden wir sie alle beisammen, die streitbaren Lutherlieder, den herrlichen Paul Gerhard, Gellert, Riß, Flemming, Spitta, den innigen Claudius und auch Neuere wie Meister Uhland (Wenn im letzten Abendstrahl), Arndt, Luise Hensel (Müde bin ich, geh' zur Ruh). Es ist das denkbar schönste Confirmationsgeschenk.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Vom Verfasser des **„Rembrandt als Erzieher“** erschien:

40 Lieder

von

einem Deutschen.

Direkte Zusendung erfolgt, nach Einsendung von 2 Reichsmark in beliebigen gültigen Briefmarken, durch die Buchhandlung von **E. L. Thaarup, Kopenhagen.**

× Es will uns bedünken, als ob einzelne dieser Gedichte noch höher stehen, als manche gleiche Gegenstände behandelnde Gedichte Goethe's.

Leipziger Zeitung.

Otto Meissners Verlag in Hamburg.

Beiträge zur Physischen Geographie der Ostsee.

Von **Dr. Carl Ackermann.**

Mit einer Tiefenkarte u. 5 lithograph. Tafeln. Zweite Ausgabe. gr. 8. 25¾ Bogen 4 ℳ.

Eine vortreffliche Monographie, welche Alles zusammenfasst, was in den letzten Decennien in der Kunde dieses Meeres geleistet worden. Die Grenzen, Zugänge und Tiefenverhältnisse, die aufbauenden und zerstörenden Wirkungen der Wellen, die Strömungs- und Windverhältnisse, die Temperatur-Schwankungen, die Ostsee-Flora und Fauna erfahren in dem reichen Werke eingehendste Behandlung. Der Geograph sowohl wie der praktische Seemann werden diese „Beiträge“ sehr gut verwerthen können.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bei **C. Latendorf in Poesneck** ist erschienen und durch jede Buchhandlung, auch durch Posteinzahlung direkt zu beziehen:

Friedrich Förster's

Urkunden-Fälschungen

zur Geschichte des Jahres 1813

mit besonderer Rücksicht auf

Theodor Körners Leben und Dichten

von

Friedrich Latendorf.

40 S. 8°. Preis 60 Pf.

Der außer Körner auf Goethe, Schiller, Blücher, Schleiermacher u. a. sich erstreckenden Beweisführung hat Zolling's Gegenwart Nr. 38 und 39 unbedingt, Geiger in der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 322 in einem Hauptpunkte beigestimmt.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen und zu **Festgeschenken** empfohlen:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In 2 Büchern. II. Buch: **Die akademische Zeit 1789—1796** von **Kuno Fischer,** Wirkl. Geh. Rat u. Professor der Philosophie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 3 M. 50 Pf. Beide Bücher eleg. in Lwd. geb. 7 M. 50 Pf. Bildet zugleich:

Schiller-Schriften. Zweite Reihe (Schiller als Philosoph 1. u. 2. Buch.) 8°. Eleg. brosch. 6 M., eleg. Halbleder 8 M.

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Von **Viktor Meyer,** Geh. Rat u. Prof. d. Chemie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 4 M., in Lwd. geb. 5 M.

Inhalt: Die Jungfrau. — Der blaue Strahl. — Substanz und Seele. — Ernährung und Arbeit. — Zum Gedächtnisse eines früh Geschiedenen. — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. — Die Umwälzung in der Atomlehre. — Chemische Probleme der Gegenwart.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XL. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 5. März 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Nothlage der Bauhandwerker. Von W. Weidner. — Moral und Religion. Von Otto Gaupp. — Zum Spionagegesetz. Von v. K. — **Literatur und Kunst:** Buloz und Richet. Von Sacher-Masoch. — Neues von Otto Ludwig. Von Robert Waldmüller. — Absichtliche Fehler in den bildenden Künsten. Von E. V. Zenker. — **Feuilleton:** Ein Vortrag aus dem Verein zur Beleuchtung vergangener Narrheiten. Von Carl Schultes dem Jüngsten. — **Aus der Hauptstadt:** Menuet. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen: Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Die Nothlage der Bauhandwerker.

Von W. Weidner.

Die Frage, mit der wir es hier zu thun haben, wird von Jahr zu Jahr dringender. Sie ist praktisch sehr traurig, volkswirthschaftlich äußerst lehrreich. Die jüngsten Krawalle in Berlin, Wien u. s. w. scheinen von Bauhandwerkern ausgegangen zu sein.

Da der Zinsfuß der Staatspapiere immer tiefer sinkt, ist es kein Wunder, daß das Kapital auf Mittel sinnt, sich schneller zu verdoppeln. Was die Sparkasse in 20 bis 30 Jahren leistet, das vermag ein geschickter, findiger Kapitalist in der heutigen Großstadt binnen weniger Monate. Er kauft Baustellen und behält nur die nothwendigsten Baugelder zurück. Dann verkauft er sofort weiter an einen guten Freund, den er zu seinem Strohmann ernennt, und der nichts zu haben braucht als die nützliche Eigenschaft, jederzeit den Offenbarungseid leisten zu können. Als erste Hypothek wird ein Kaufpreis eingetragen, der etwa dem Werthe der Baustelle plus dem eines Hauses dazu entspricht. Nunmehr beginnt der Strohmann zu bauen. Er scheut keine Kosten, um einen ganz modernen Prachtbau fertig zu bringen, die theuersten Firmen werden mit Aufträgen beehrt, die nobelsten Preise werden ohne Abhandeln bewilligt. Natürlich tritt der Herr Strohmann auch höchst feudal auf, und niemand fällt es ein, auf Barzahlung zu dringen. Wer solche Preise zahlen kann, der kann sich auch aus den Konkurrenten nach Belieben aussuchen. Außerdem hat man ja auch die „Sicherheit" am Hause. Kaum ist der Bau fix und fertig, da kündigt der Freund dem Strohmann, das Haus kommt unter den Hammer und der Freund hat es ganz in seiner Hand, ob ihm das Gebot hoch genug erscheint oder nicht. Im ungünstigsten Falle hält er den Platz noch fest und hat ein schönes, solides Haus ganz umsonst! Die einzige Sicherheit des Bauhandwerkers bleibt — der Strohmann. Der tritt zwar immer noch fein auf, trotz seines „Unglücks", denn sein Freund ist nobel, muß er ihm doch noch weitere Dienste leisten. Aber er hat trotzdem nichts, jedes Möbel ist wohlversiegelt durch den Gerichtsvollzieher des — Freundes. Kann man's bequemer haben?

Dieser Sache hat sich der „Deutsche Bund für Bodenbesitzreform" mit Wärme und Eifer angenommen. Er will, daß in Zukunft die Forderungen der Bauhandwerker das Vorrecht noch vor der ersten Hypothek haben sollen. Die Absicht, dadurch der Arbeit ihren Lohn zu sichern, liegt auf der Hand, und verdient gewiß die höchste Anerkennung. Eine andere Frage aber ist, ob es auf diesem Wege gelingen wird, das Ziel zu erreichen.

Professor Büsing bestreitet letzteres, indem er bezweifelt, ob denn überhaupt noch Geld für Bauzwecke zu haben sein werde. Er warnt sogar ausdrücklich, die Handwerker sollten nicht „die Henne schlachten, die ihnen die schönen Eier legt."

Darauf erwidern die Bodenbesitzreformer mit bitterer Ironie, daß die bisher gelegten Eier, die das Kapital dem Handwerk zum Genuß geliefert habe, „nicht sonderlich wohlschmeckend und verdaulich" gewesen sind. Im letzten Jahre seien 60 Prozent faule Eier darunter gewesen (d. h. 60% von den Neubauten subhastirt!!), und das Handwerk habe 43 Millionen Mark (!) dabei verloren. „Wenn diese Eier nicht gelegt wären, es wäre besser für das Handwerk gewesen. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Hört die Bauthätigkeit nur deshalb auf, weil wir nicht mehr unser Hab und Gut opfern wollen, so möge sie aufhören. Ist die Nichtbefriedigung der Handwerker die Voraussetzung der Bauthätigkeit?"

Es liegt sehr nahe, die Wahrheit hier in der Mitte zu suchen. Das ist freilich sehr bequem, aber kann darum doch richtig sein, wenn man im übrigen gute Gründe anführen kann. Die Bodenreformer versprechen sich von dem Vorrecht des Handwerks vor der ersten Hypothek großen Segen. Prof. Büsing dagegen fürchtet geradezu, daß von der Maßregel das Handwerk selbst am härtesten betroffen würde. Wir bekennen, daß wir weder die Hoffnungen noch die Befürchtungen theilen können. Eine wesentliche Besserung wird schwerlich eintreten, eine Verschlimmerung aber auch nicht, — in letzter Beziehung hat man beinahe den Trost, das es schlimmer nicht werden kann, worauf die Bodenreformer mit vielem Erfolg hinweisen.

Aehnliches gilt übrigens von der ganzen Idee der Bodenreform. Die Uebel von heute werden nur in anderer Form auftreten, aber nicht weniger drückend sein. Doch würde uns die weitere Verfolgung dieser verwickelten Frage hier viel zu weit führen.

Man könnte fragen, warum denn nicht heute schon ein Bauhandwerker jede größere Forderung vor der ersten Hypothek eintragen läßt. Niemand verwehrt ihm das. Er kann diese Bedingung stellen, und er hat daran sogar ein sehr schönes Erkennungsmittel, ob sein Kunde „faul" ist und ihm faule Eier legen will. Ist nämlich alles in guter Ordnung, so wird der Hypothekengläubiger nichts dagegen einzuwenden haben. Wird doch seine Hypothek durch einen soliden Hausbau trotz jenes Vorrechtes immer noch eher sicherer als unsicherer! Wollen aber die Herrschaften nicht, so — haben sie sich selbst

ihr Urtheil deutlicher gesprochen als es der schneidigste Staatsanwalt beantragen könnte. Sie sind eben „faule Kunden".

Jeder Bauhandwerker wird über diese Darstellung lachen, und ganz mit Recht. Denn das war nur so eine schöne Theorie nach den Gesetzen der Vernunft, in der Praxis aber regiert weniger die Vernunft als die Konkurrenz, und jeder Handwerksmeister hat daher bei jedem Auftrag nichts weiter zu thun, als sich geehrt zu fühlen, ihn schleunigst auszuführen und zu warten, ob man ihn bezahlt, sonst —

Es handelt sich also weniger um ein neues Recht, als um eine neue Regelung dessen, was heute im freien Belieben steht. Man fordert auch ausdrücklich, daß es in Zukunft keinem Handwerker freistehen solle, auf die Rechtswohlthat des Vorrechtes zu verzichten! Denn man weiß wohl, daß sonst eben nur noch Kontrakte abgeschlossen werden würden unter feierlicher Verzichtleistung auf das gesetzliche Vorrecht. Trotz aller dieser scheinbar so vorsichtigen Formulirungen hat man doch nichts weiter als — eine schöne Theorie, die nicht schöner ist als die oben von mir hingestellte, die ich selbst als völlig haltlos bezeichnet habe. Denn hier wie dort ist vergessen, die Konkurrenz in die Rechnung zu ziehen. Es ist nämlich kinderleicht, allen solchen Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen und sie kunstgerecht zu „umgehen". Z. B. kann der Handwerker (durch die Konkurrenz gezwungen) dem Strohmann eine Quittung ausstellen mit der feierlichen Versicherung, alles bezahlt erhalten zu haben. Dafür empfängt der Handwerker irgend eine andere Art von Schuldschein. Es wäre eine müssige Spielerei, solchen „Schiebungen" weiter nachzusinnen, die sich in der Praxis dutzendweise einzustellen pflegen.

Des Pudels Kern ist und bleibt immer derselbe, mag man auch das Ding drehen und wenden, wie man will. Das Handwerk ist in einer schlimmen, traurigen Lage (wie mancher andere Stand auch!). Man versteht die Frage erst dann gründlich, wenn man sie als ein Symptom des Uebels erkennt, woran das große Ganze krankt. Der Mittelstand wird aufgerieben, da er wirthschaftlich nicht widerstandsfähig ist gegen das Großkapital. Dieses ist in der Lage, die Bedingungen vorzuschreiben, und im Kampf ums Dasein den Frieden zu diktiren. Der Proletarier hat es eigentlich noch besser wie der Mittelstand, da er nichts mehr zu verlieren hat, folglich für niemand mehr „auf Pump" arbeiten kann. So lebt er von der Hand in den Mund. Das Kleinkapital wird gezwungen, vom Sparkassenbuch auf eine siebente Hypothek überzuspringen, und hier ist seine letzte Station, bevor es nach Nirwana pilgert. So „arrondirt" sich der Großgrundbesitz, und so rundet sich das Großkapital immer mehr nach oben hin ab, wir leben in einer großartigen Zeit. Es ist nicht ganz undenkbar, daß das Großkapital, wenn das Vorrecht des Handwerks Gesetz wird und der Staatsanwalt zu streng und „findig" vorgeht, streikt und sich grollend zurückzieht, alle weiteren Neubauten einstellt. Das Großkapital hat ja Zeit und kann warten, bis Staatsanwalt und Gesetzgeber mürbe und zahm geworden sind. Die alten Preußenkönige sind nicht mehr, die da kurz sagten: Kerl hat Geld, er muß bauen! So kann die Drohung wahr werden: „wenn ihr keine faulen Eier essen wollt, so lege ich (Kapital) euch gar keine Eier mehr" (um im obigen appetitlichen Bilde zu bleiben).

Wenn man die bodenreformerischen Pläne entschieden für werthlos erklärt, so ist man dadurch noch nicht ohne Weiteres verpflichtet, bessere zu wissen. Hart wäre es freilich, wenn man für die Handwerker nichts anderes übrig hätte als den freundlichen Rath, zu Grunde zu gehen oder auszusterben. Am besten wäre es natürlich, wenn die Handwerker sich selbst helfen würden. Dies könnte geschehen durch feste Vereinigungen, die sich gegenseitig Schutz gewähren gegen Verluste durch unbezahlte Lieferungen. Auch könnten sich solche weit besser gegen Geschäftsverbindungen mit faulen Kunden wehren, als dies ein alleinstehender Handwerker vermag. Im Nothfall müßte die Waffe des Streiks gegen die „Bauherren" gebraucht werden. Eine sichere Gewähr des Erfolges liegt aber in allen diesen Schutzmitteln noch nicht. Die Vereinigungen der Arbeiter und ihre gemeinsamen Schritte haben ein Beispiel geliefert, das nicht besonders zur Nachahmung ermuntern kann.

So bleibt denn noch die Staatshilfe. Die Auskunft über die Grundbücher kann möglichst erleichtert werden. Bei Baustellen, die offenbar schon überlastet sind mit Hypotheken, kann in eindringlichster Weise gewarnt werden, aber rechtzeitig, nicht erst, wenn es zu spät ist. Was haben die Leute davon, wenn einer wegen betrügerischen Bankerotts auf einige Jahre ins Gefängniß muß? Es wäre ihnen viel lieber, wenn sie rechtzeitig vor dem Betrüger gewarnt wären! Und auch für diesen sind die 100,000 Mark, die ihm entgangen sind durch eine rechtzeitige Warnung, eine viel schlimmere Strafe als die paar Jahre Gefängniß.

Die weiteren Hilfsmittel würden über den Rahmen dieser Untersuchung hinausgehen. Das wahnsinnige Konkurrenzrennen des Mittelstandes um die Gunst des Großkapitals muß gemildert werden, indem man die schlimmste Sorge des Familienvaters, daß er völlig arbeitlos und brodlos wird, beseitigt, und indem man andererseits den großkapitalistischen Uebermuth durch Kapitalsteuern (nicht Kapitalrentensteuern) dämpft. Denn ein Millionär ist eben auch so zu sagen ein Mensch. Hat er seine Million, so will er auch etwas davon haben. Er will sie nicht in die Sparkasse tragen, das kann ja jeder Lump mit seinem Hundertmarkschein auch. Es muß etwas besonderes sein, und was es ist, das sieht man heute überall, eine kleine Probe davon ist der Bauschwindel.

Moral und Religion.

Von Otto Gaupp.

Der Herr Reichskanzler Graf Caprivi hat am 29. Januar im preußischen Abgeordnetenhause behauptet, im letzten Grunde handle es sich bei dem Kampf um die Schule um den Gegensatz von Atheismus und Christenthum. Er hat mit dieser Aeußerung großen Unwillen erregt, und ich gebe zu, die Ausdrücke sind schlecht gewählt; richtig aber ist der Kern seiner Behauptung, daß der Kampf ein Kampf zweier feindlicher, unversöhnlicher Weltanschauungen ist, die wir nur lieber statt christlich und atheistisch präciser als die theologische und die wissenschaftliche bezeichnen. Die moderne Wissenschaft ist keineswegs atheistisch; denn Atheismus bezeichnet bereits eine Theorie in einer Frage, deren Lösung uns absolut versagt ist; eher könnten wir sie agnostisch oder positivistisch nennen. Die Analyse unseres Erkenntnißvermögens und eine kritische Geschichte der Philosophie haben die moderne Wissenschaft ein für allemal darüber belehrt, daß die einzige Quelle der Erkenntniß die Erfahrung ist, und daß, wo die Beobachtung von Thatsachen nicht länger möglich ist, auch wirkliches Wissen aufhört. Damit sind alle Untersuchungen über Anfangs- und Endursachen, alle Fragen nach dem Wesen der Dinge, nach dem absoluten Kern des Seins als unlösbar erkannt, wir sind beschränkt auf die Welt der Erscheinungen. Diese sehen wir unveränderlichen Gesetzen des Zusammenseins und der Aufeinanderfolge unterworfen; diese zu bestimmen und auf möglichst wenige zurückzuführen und damit die Grundlage zur Beherrschung der Natur zu gewinnen, das ist alles, was die Wissenschaft kann und will. Die praktische Folge dieser theoretischen Einsicht ist ein Verzichten auf eitle Träumereien, ein sich Bescheiden des Geistes auf das, was wirklich in seinen Kräften liegt. Wir lassen das „Unerforschliche", das „Unerkennbare", das „Ding an sich" oder wie man es sonst nennen mag, zufrieden, und widmen unser ganzes Interesse und unsere ganze Liebe der Erde, auf der wir wandeln, und den Menschen, die mit uns auf ihr kämpfen, leiden und siegen. Das Wesentliche an jedem Menschen ist hinfort sein Verhältniß zur Menschheit, und nicht länger das zu jenem großen X, das dem Spiel der Erscheinungen zu Grunde liegen mag.

Anders der theologische Geist; er kennt diese Resignation nicht; für ihn gibt es kein Unerkennbares, für ihn keine un-

barmherzigen, unwandelbaren Naturgesetze. Seine Philosophie macht nicht der Kopf, sondern das egoistische Herz, das es nicht fassen will, daß auch der Mensch ein Stück Natur ist, daß auch sein Werden, Sein und Vergehen natürlichen Gesetzen unterliegt, die zugleich nur allzu oft unerbittliche Schranken seiner Wünsche sind. Nein, tausend Mal nein, schreit dieses Herz, der Mensch ist nicht bloß das erste der Thiere, das sich diesen Platz nach langem Kampf errungen hat, er ist nicht ein bloßer Theil der Natur, sondern er ist Zweck, Sinn und Mittelpunkt der Welt; um ihn dreht sich Alles und um ihn hat sich Alles zu drehen. Auch die Naturgesetze sind gegen ihn machtlos; denn über ihnen steht der, der sie gegeben, der Schöpfer und immerwährende Leiter der Welt. Er ist aber zugleich der Vater der Menschen, ja er ist um ihretwegen da, ihr Wohl und Wehe ist seine Hauptsorge. Mit seiner Hülfe, die durch Gebet und frommen Dienst gewonnen wird, triumphirt das menschliche Herz über alle Schranken der Natur. — An diese Anschauung vom Ursprung und Wesen der Welt knüpft die theologische Weltanschauung nun auch die Moral an. Dem obersten Wesen, das derselben Empfindungen fähig ist, wie der Mensch, das liebt und haßt, das sich freut und zürnt, hat es gefallen, gewisse Gebote zu erlassen, die der Mensch zu befolgen hat. Das Handeln ist gut, wenn es ihnen entspricht, böse, wenn es ihnen zuwider läuft. Und der Mensch nehme sich wohl in acht, daß er sich keines Verstoßes gegen sie zu Schulden kommen lasse; denn Gott ist ein eifriger Gott, er ist allwissend und allmächtig, kein Sünder kann seinem Zorne entgehen. —

Ohne Zweifel bilden solche Anschauungen für einen Menschen, der nicht nur zu glauben glaubt, sondern dem sie in Fleisch und Blut übergegangen sind, eine mächtige Anregung zum Guten, einen starken Schutz gegen alle böse Versuchungen. Wobei aber nicht zu vergessen ist, daß ein solcher Mensch, der aus Furcht vor Strafe und aus Hoffnung auf Belohnung recht handelt, von einem höheren Standpunkte aus betrachtet moralisch recht tief stehen kann. Insbesondere in dieser ihrer Eigenschaft als Stimulans zu einem Leben nach dem Gesetz war die theologische Weltanschauung den Mächtigen auf Erden immer lieb und werth. Sie galt von jeher als ein fester Zügel für die misera plebs, die ohne ihn nicht zu bändigen ist, als ein tonisches Mittel ersten Ranges gegenüber der wilden Begehrlichkeit der Masse, gegenüber ihren unsinnigen Einfällen, am reichen Mahl des Lebens mittafeln zu wollen. Dieses Motiv hörte man im Abgeordnetenhaus wiederholt anklingen. Aber schade! man darf nicht vergessen, daß die Grundvoraussetzung für diese moralstärkende Wirkung der Religion wahrer, lebendiger Glaube ist. Dieser aber läßt sich nicht erzwingen, und ebensowenig läßt sich die Wissenschaft und das freie Denken, das mit den uralten Mythen aufräumt, aufhalten oder zur Umkehr zwingen. In diesen Dingen gibt es nur ein Vorwärts, kein Zurück! Ein Conservativer meinte, es ist doch nicht Jeder, der positiv gläubig ist, ein Dummkopf. Nichts läge mir ferner, als diese Behauptung; wohl aber kann man getrost sagen, wenn ein solcher Mann nicht ans Politik und aus einer Politik, deren Motive die besten sein können, sich zu strenger Kirchlichkeit bekennt, wenn er wirklich orthodox gläubig ist, so ist er eben ein wissenschaftlich ungebildeter Mann, der sich nicht besser unterrichten konnte oder wollte. Hat er aber die Möglichkeit gehabt zu hören, was die Wissenschaft zu sagen hat, und bleibt doch auf seinem alten Standpunkte, so wird man ihn zum Mindesten nicht gerade für einen hervorragend feinen Kopf halten, ja man wird ihn von einer gewissen geistigen Schwäche nicht ganz freisprechen können. Nichts Anderes ist möglich bei dem erdrückenden Beweismaterial, das gegen die alte Weltanschauung auf der einen Seite von den Naturwissenschaften, auf der anderen von der vergleichenden Religions- und der Geschichtswissenschaft vorgebracht wird.

Aber, wird uns immer, und so auch in der neuesten Schuldebatte entgegengehalten, eure Weltanschauung ist nicht im Stande, die Grundlage für eine Moral abzugeben. Fällt die Religion, so reißt sie in ihrem Sturze die Moral mit. Gut und Schlecht hat seinen Ursprung in dem Willen eines unverantwortlichen Wesens. Ist die Religion, die dieses Wesen zu verehren lehrt, eine Täuschung, so ist auch jedes „Du sollst" und „Du sollst nicht" ferner ohne Sinn und ohne Bedeutung.

Ich wunderte mich, daß diese Behauptung eigentlich unwidersprochen durchging. Und doch hat ein Philosoph, ein Denker nach dem anderen mit immer neuen und immer schlagenderen Gründen nachgewiesen, daß die Moral von der Religion unabhängig ist, daß die Gesetze für ein gutes und werthvolles Leben ihre Begründung unendlich tiefer als in dem Willen irgend eines Wesens, in der innersten Natur des Menschen selbst haben. Wenn schon die Erfahrung des Alltagslebens uns lehren kann, daß dies so ist, so kann uns die Wissenschaft zeigen, warum dies so ist. Sie kann den Beweis für die Autonomie der Moral indirect führen, indem sie zeigt, wie gewisse moralische Grundsätze vor aller Religion bestanden und befolgt wurden, und wie die religiöse Sanction erst allmählich hinzukam, sie kann zeigen, wie Perioden höchster Gläubigkeit durchaus nicht mit denen höchster moralischer Entwickelung zusammenfallen, und was dieser indirecten Beweise mehr sind. Sie kann den Beweis aber auch direct führen, vermittelst einer Analyse der menschlichen Natur und einer Betrachtung und Zergliederung der Bedingungen für die Möglichkeit gesellschaftlichen und sozialen Lebens. Die einzige Grundvoraussetzung, die sie dabei macht, ist die, daß das Gesetz der Causalität auch für die Welt menschlichen Handelns und Fühlens gilt. Dies zugestanden kann die Wissenschaft zeigen, daß gewisse Handlungen gut oder schlecht sind, durchaus nicht deshalb, weil sie dem Willen einer höheren Autorität entsprechen oder widerstreiten, sondern weil sie die innere Tendenz haben, das Glück und Wohlbefinden des Handelnden selbst und seiner Mitmenschen zu fördern oder zu schädigen. Dieser Standpunkt erlaubt auch zu erklären, warum wir gewisse Gebote und Verbote zu allen Zeiten und bei allen Völkern finden — sie sind solche, deren Aufrechterhaltung eine Grundbedingung für jedes menschliche Zusammenleben überhaupt bildet, — und warum wieder andere nur von relativer und vergänglicher Bedeutung sind, — es sind solche, welche nur für bestimmte Formen des Zusammenlebens nothwendig sind. Ich könnte zu Gunsten dieser natürlichen Moral unzählige Namen von gutem Klang citiren. Ich beschränke mich darauf zu zeigen, wie das Problem sich dem ersten lebenden Philosophen, Herbert Spencer, darstellt. Für ihn lag der erste Antrieb, sein umfassendes philosophisches Werk, das in einer evolutionistischen Ethik gipfelt, zu unternehmen, gerade in dem Bestreben, für die Moral eine solide wissenschaftliche Grundlage zu finden. Er skizzirt sie in einem Brief an John Stuart Mill wie folgt: Die Ethik — die Wissenschaft vom rechten Handeln — findet ihre Aufgabe darin, zu bestimmen, wie und warum gewisse Weisen des Handelns verderblich und gewisse andere wohlthätig sind. Diese guten und schlechten Resultate können nicht zufällige sein, sondern sie müssen nothwendig aus der Constitution der Dinge selbst folgen und ich sehe die Aufgabe der Moralwissenschaft darin, aus den Gesetzen des Lebens und den Bedingungen der Existenz zu deduciren, welche Arten des Handelns nothwendigerweise die Tendenz haben, Glück hervorzubringen, und welche Unglück. Hat sie dies gethan, so sind ihre Deductionen als Gesetze des Handelns anzuerkennen, und es ist ihnen Folge zu leisten, ohne Rücksicht auf die directe Abschätzung von Glück und Elend." Aber wir brauchen nicht nach England zu gehen, um eine Ethik zu finden, die unabhängig von jeder theologischen Begründung aus der Betrachtung des Menschen, seiner Natur und seiner Geschichte herausgewachsen ist. Ich habe hier ein Buch vor mir, das die Frage, ob eine Moral unabhängig von Religion möglich ist, durch die That löst, und zwar in schönstem und klarstem Deutsch, mit überzeugendsten und schärfsten Gründen und in einem Ton, der aus dem Herzen kommend zum Herzen spricht. Ich meine Prof. Paulsen's System der Ethik. Sein Grundgedanke ist der, daß Moralgesetze Naturgesetze sind, und erkannt werden wie Naturgesetze. Er sagt von den Moralgesetzen: „wir haben es hier nicht mit grundlosen Imperativen einer praktischen Vernunft, noch mit willkürlichen Geboten eines irdischen oder über-

irdischen Gesetzgebers, sondern mit Naturgesetzen des menschlichen Wesens zu thun, in denen das normale, d. h. das die gesunde Lebensentfaltung bedingende Verhalten zu den verschiedenen Lebensaufgaben, sofern dasselbe vom Willen abhängig ist, ausgedrückt wird."

Und trotz alledem wird uns erzählt, eine natürliche Moral ist unmöglich. Punctum! Man muß eben eine solche Behauptung der notorischen Unwissenheit der Politiker in diesen Dingen zu Gute halten. — Doch wie? Der Politiker könnte uns zugeben, allerdings ist eine solche Moral theoretisch möglich, aber für praktische Zwecke, insbesondere zum Zwecke der Erziehung, ist sie völlig unbrauchbar. Für die Schule gilt jedenfalls die vollständige Abhängigkeit der Moral von der Religion, Nur wenn wir der Jugend hinter jedem Gebot und Verbot das Gespenst eines Wesens, das straft und belohnt, zeigen können, dürfen wir uns einen dauernden Eindruck auf sie versprechen. Abgesehen davon, daß diese Ansicht eine sehr pessimistische Auffassung von der menschlichen Natur verräth, ist sie auch falsch. Sie vergißt, daß, auch wie die Dinge heute liegen, die göttliche Sanction der Moral nur eine Sanction neben anderen ist. Auch wenn sie wegfiele, spräche für die moralischen Gebote eine Stimme im Innern, die den eigentlichen Grundwillen des Menschen gegenüber den flüchtigen Begierden des Augenblicks darstellt, auch dann bliebe doch die Sanction des Staates und der Gesellschaft bestehen. Nach wie vor hörte die heranwachsende Jugend unaufhörlich mit bestimmten Handlungen bestimmte Werturtheile verbunden; und es bildeten sich so in ihr mächtige, unzerstörbare Ideenassociationen. Dazu käme dann als reicher Ersatz für das theologische Element ein auf wissenschaftlicher Grundlage gegebener Moralunterricht, welcher der Jugend das Warum dieser Werthurtheile, ihren tieferen Sinn und ihre innere Berechtigung erläuterte, ein Moralunterricht, der, mit Paulsen zu reden, zeigte, „wie gewisse Verhaltungsweisen, welche längst instinktiv geübt werden, der Natur und den Lebensbedingungen des Menschen angemessen, und darum wohlthätig und förderlich sind." Sollte es z. B. unmöglich sein, dem Kinde einen heilsamen Abscheu gegen das Lügen beizubringen dadurch, daß man ihm zeigt, „wie das Lügen für den, der lügt, und für den, der belogen wird, ja darüber hinaus für die ganze Gemeinschaft, die durch Rede verbunden ist, seiner Natur nach verderblich wirkt, indem es das Vertrauen zerfrißt und damit die Grundlage der Lebensgemeinschaft untergräbt, ohne welche doch menschliches Leben im vollen Sinne nicht möglich ist?"

Ich will zum Schlusse nur noch eines andeuten. Grundvoraussetzung der theologischen Moral ist, wie wir sahen, lebendiger Glaube. Dieser Glaube aber kann verloren gehen, und er geht nothwendig immer mehr verloren, je mehr die Ergebnisse naturwissenschaftlichen und historisch anthropologischen Forschens zu weiteren Kreisen durchsickern. Ist es also pädagogisch richtig, die sittlichen Gebote an ein so unsicheres Element festzubinden und damit die Gefahr heraufzubeschwören, daß mit dem Abwerfen des alten Glaubens auch die Gebote der Moral für Vorurtheile angesehen werden, deren man sich möglichst schnell zu entledigen hat? Diese Gefahr kann nur beseitigt werden dadurch, daß man die Einsicht in den selbständigen Werth der ethischen Vorschriften möglichst stärkt und verbreitet. Was noth thut, ist nicht ein Zurückschrauben des Volks auf den alten Kinderstandpunkt, sondern eine mit den Prinzipien der Wissenschaft in Uebereinstimmung stehende Belehrung desselben. Ein französischer Denker sagte einmal: „Unterrichtet Euch selbst und unterrichtet Andere — In diesem Satze liegt die ganze Moral." Hat der Mann unrecht?

Zum Spionagegesetz.

Gegenüber der in fast allen großen Militärstaaten eingetretenen Verschärfung der Gesetzgebung gegen das Spionagewesen, konnte auch das deutsche Reich von einer ähnlichen Verschärfung, wie dieselbe das eingebrachte Gesetz enthält, um so weniger Abstand nehmen, als gerade Deutschland als die erste Militärmacht Europas, sowie der bestehende Antagonismus Frankreichs und Rußlands zu derselben, besondere Veranlassung zur Ausführung und Aneignung seiner militärischen Geheimnisse für das Ausland boten.

Ganz besonders aber durfte ein derartiges Vorgehen in Anbetracht des Umstandes geboten erscheinen, daß Deutschland in der neuerworbenen Provinz Elsaß-Lothringen eine Bevölkerung mit Elementen besitzt, welche ihrer immer noch vorhandenen Hinneigung zu Frankreich halber für die Mittheilung militärisch wichtiger Gegenstände an französische Agenten disponirt, und deren Machinationen bis heute zugänglich gewesen sind, wie mannichfache in den Reichslanden vorgekommene Vorgänge bewiesen. Die Thatsache, daß fast alle großen Militärstaaten eine immer umfassendere, mehr oder weniger amtliche Spionage für das Gebiet der sie interessirenden fremden Länder organisirt haben, mußte in ihrer logischen Consequenz zur Ergreifung ausreichender Maßregeln zum Schutze gegen die Spionage führen. Im Prinzip ist daher die Verschärfung der vorhandenen gesetzlichen Vorschriften gegen die Spionage nur zu billigen; allein es erscheint angezeigt, gegen zu weit gehende einzelne Bestimmungen derselben, in so fern dieselben in über das Ziel weit hinaustreffender Weise die Angehörigen des eigenen Staates wegen an und für sich, wie auch in ihrer Tragweite, harmloser Handlungen, mit der Berührung mit dem Gefängniß bedrohen, Protest zu erheben.

Besonders gilt das von der Bestimmung hinsichtlich der nicht vorsätzlichen Verbreitung von Nachrichten, welche militärische Geheimnisse enthalten, d. h. von solchen, von denen der Mittheilende nicht weiß, daß dieselben den Charakter des militärischen Geheimnisses besitzen.

Wenn die Begründung des Gesetzentwurfes schwere Bestrafung auf die Verbreitung jeder Art militärischer Geheimnisse ausgedehnt wissen will, und ausdrücklich jede rechtswidrige Mittheilung derartiger Gegenstände an einen Anderen unter „Verrath" rubricirt, so befinden sich in Folge dieser drakonischen Bestimmung die Mittheiler oder Veröffentlicher von militärischen Nachrichten, deren Gegenstand manchmal bereits offen vor aller Augen liegt, auch wenn die Sekretirung derselben für die Sicherheit des deutschen Reiches nicht erforderlich ist, mit schwerer Freiheits- und Geldstrafe bedroht; ein derartiges Vorgehen involvirt jedoch die Etablirung eines Rechtszustandes und eines Strafverfahrens, welche mit dem alten Rechtsgrundsatz, daß die Strafe zu der Größe des Vergehens im Verhältniß stehen soll, im schärfsten Widerspruch steht.

Mit vollem Recht bemerkt daher die „Nationalzeitung," daß nach dem vorgeschlagenen Gesetz der Verbreiter jeder geringfügigen militärischen Nachricht, wie beispielsweise von der Einführung einer neuen Feldflasche von Aluminium oder eines neuen Lampenmodells, bevor dieselbe amtlich publizirt ist, für dieses geringfügige, die Sicherheit des deutschen Reiches in keiner Weise beeinträchtigende Vergehen, schwerer Haft oder Geldstrafe unterliegen würde und daß ein derartiges hartes Strafsystem sehr der Prüfung bedürfe. So sehr der Staat einerseits bestrebt sein muß, sich durch die Androhung von Zuchthausstrafe möglichste Sicherheit gegen die Preisgebung in der That wichtiger sekreter Mittheilungen und Schriftstücke, wie Mobilmachungsvorschriften, Festungspläne 2c. zu schaffen, so erscheint es jedoch andererseits im Interesse seiner Angehörigen dringend geboten, daß nicht jede unbedeutende, wenn auch rechtswidrige Mittheilung militärischer Art, als „Verrath" ausgelegt und ihre Verbreiter mit Gefängniß- oder hohen Geldstrafen bedroht werden. Bekanntlich sind gerade besonders drakonische gesetzliche Vorschriften in der Regel nicht von dem gewünschten Erfolg begleitet, und liegt es nicht in den Verhältnissen, Wünschen und Anschauungen unserer Zeit, welche die Kinderschuhe ausgetreten hat, den Staat immer mehr zum Polizeistaat sich entwickeln zu sehen.

Wenn bei dem Auftreten in dieses Gebiet fallender Strafprozesse sich das Reichsgericht in Leipzig bisher damit half,

daß es zur Beurtheilung des Charakters der betreffenden Vergehen, und speziell ob dieselben in den Bereich der die Sicherheit des Reiches gefährdenden Handlungen fielen, einen allerdings vereideten militärischen Sachverständigen hinzuzog, so heißt dies in einem gewissen Sinne, eine mit dem Kläger, der Militärbehörde, solidarisch verbundene Persönlichkeit, d. h. fast soviel, wie den Kläger selbst zum Richter machen. Es sollte in diesen Fällen unbedingt auch ein qualifizirter bürgerlicher Beirath unseres Erachtens nach gehört werden. Sobald, meinen wir ferner, Jemand in der Lage ist, nachzuweisen, daß eine von ihm verbreitete oder mitgetheilte sekrete Nachricht, ihm ihrer Eigenschaft als geheime nach, nicht bekannt war, muß er hinsichtlich derselben auch straffrei bleiben, da sonst Niemand bis auf den geringsten Zeitungsreporter und Correspondenten herab, der — ein unentbehrliches Organ der Tagespresse —, mit dem mühsam erworbenen „penny a linner" sein Dasein fristet, zu deutsch gesagt, seines Lebens mehr sicher ist, und die Preßprozesse, wie in den Zeiten bürgerlicher Unruhen, wie Pilze aus der Erde schießen würden.

Der Kappzaum, welchen mit dem Theil der in dieser Hinsicht vorgeschlagenen gesetzlichen Bestimmungen der Reichskanzler den Correspondenten der Tagespresse anzulegen zu beabsichtigen scheint, hat jedoch, ganz abgesehen von der unmotivirten Beeinträchtigung des Rechtes der Einzelnen, noch den Nachtheil, daß der einheimischen Industrie, welche an der freien Mitwirkung an militärischen Ereignissen für den Staat rechtzeitig Theil zu nehmen in der Lage sein muß, damit das beste Orientirungsmittel über die gerade vorliegenden Bedürfnisse des Staates verloren geht. Es bedarf in dieser Hinsicht keiner besonderen Beweisführung, daß das, was die Militärbehörden und militärischen Etablissements produziren, nicht unter allen Umständen das einzig Richtige und technisch zweckmäßigste ist. Beweist doch die Thatsache, daß neuerdings für den Entwurf von Schiffsconstruktionen nicht nur die Dezernate im Marineministerium, sondern auch die Privatindustriellen in Anspruch genommen werden sollen, daß man sich dem Appell an die Gesammtintelligenz und Arbeitskraft des Landes auf diesem Gebiete ferner nicht zu verschließen gewillt ist. Erfährt jedoch die Privatindustrie nicht rechtzeitig, daß der Staat dieses oder jenes Modell eines neuen Heeresgeräthes, Ausrüstungsstückes oder selbst einer Waffe (wir erinnern an die ausgedehnte Privat-Waffen- und Pulverfabrikation Deutschlands) herzustellen beabsichtigt, so vermag sie sich auch nicht rechtzeitig mit der Herstellung eines derartigen, vielleicht in seiner Gesammtheit oder doch einzelnen Theilen praktischeren und billigeren Gegenstandes, wie derjenige, welchen die Militärverwaltung produzirt (wir verweisen auf Mauser, Dreyse und Krupp) zu beschäftigen, und es gehen dem Staate derart sehr in Betracht kommende Vortheile verloren.

Die Geheimnißkrämerei auf militärischem Gebiete erscheint heute überhaupt, sobald es sich nicht um Mobilmachungs-Operationspläne, den strategischen Aufmarsch, Eisenbahnfahrtdispositionen, Festungs- und Schiffsbaupläne, und derartiges in der That wichtiges Material handelt, um so weniger angebracht, als sie bei so vielen Mitwissern kleiner, unbedeutender sekreter Vorgänge wie dieselbe durch die Herstellung der Bedürfnisse eines Friedensheeres von gegen 500,000 Mann und eines Kriegsheeres von mehreren Millionen bedingt sind, für die Einzelheiten mehr oder weniger illusorisch ist. Man unterbinde daher nicht widerrechtlich und nachtheilig in dieser Richtung das auch in der Tagespresse repräsentirte, pulsirende, militärische und industrielle Leben der Nation und erinnere sich, wenn, wie es allen Anschein hat, die betreffenden die Verbreitung geringfügiger militärischen Nachrichten hemmenden Bestimmungen gegen die Mittheilungen der Tagespresse gerichtet sind, daß unser Moltke, wie er selbst in seinen Memoiren angibt, seiner Zeit für die Zeitungen geschrieben hat, also ein „Zeitungsschreiber" gewesen ist.

Allem Ermessen nach würden der Reichskanzler und die Militärverwaltung im Gegentheil zum Beispiel bei der beabsichtigten Einführung neuer Heeresausrüstungs- und Heergeräthgegenstände und Waffen in vielen Fällen besser thun, vorher an die Discussion der Sachverständigen in der Tagespresse zu appelliren, und dort, wenn auch nicht immer normale Vorschläge, so doch zahlreiche gute Ideen zu Tage fördern, welche der Staat alsdann zu verwerthen vermöchte. In dieser Richtung aber wollen wir im Geiste Stein's auf die Inanspruchnahme der Gesammtkräfte und Intelligenz des Landes, im Gegensatz zu den Anschauungen starrer militärbureaukratischer Methodik hinweisen und hervorheben, daß man beispielsweise zu Zeiten einer bis auf wenige erlassenen Bestimmungen gegen Landes- und Hochverrath ꝛc. freien Presse, der in derselben gegebenen Anregung eines Ploennies und Schumann, welchen die Nachrichten und Mittheilungen über die intimsten Details deutscher Waffen- und Befestigungsconstruetionen nicht fehlte, die Annahme des heute bei allen Militärmächten zur Einführung gelangten kleinkalibrigen Gewehres und der Panzerthurmconstruetionen verdankte. Zum Schluß aber erinnern wir in dieser Hinsicht an das vor einem Jahrhundert ausgesprochene friederieianische Wort: „Man soll Gazetten nicht gêniren." v. K.

Literatur und Kunst.

Buloz und Richet.

Nach persönlichen Eindrücken von Sacher-Masoch.

In den letzten Tagen sind die Namen des Herausgebers der „Revue des deux mondes" und seines Schwiegervaters, des berühmten Arztes, viel in der Tagespresse genannt worden, so daß es vielleicht nicht uninteressant sein wird, wenn ich einige persönliche Erinnerungen der Oeffentlichkeit übergebe, welche sich auf diese Beiden beziehen.

Ich kam zuerst in Berührung mit der Revue, als im October 1871 mein „Don Juan von Kolomea" in derselben erschien. Es war für mich, den jungen Schriftsteller, welcher kaum in Deutschland etwas bekannt geworden war, eine angenehme Ueberraschung und eine seltene Ehre. Die nächste Folge war ein Briefwechsel, welcher zu einer ständigen Mitarbeiterschaft führte. In dieser Zeit rein brieflichen und literarischen Verkehrs war mir vor Allem merkwürdig, daß die Herausgeber eines so bedeutenden Organs, eines Weltblattes im vollsten Sinne des Wortes, Zeit fanden, mit ihren Mitarbeitern persönlich zu correspondiren und alle auftauchenden Fragen zu erledigen. Wie aufmerksam Buloz' Vater und Sohn sich gegen die Autoren zeigten, welche an diesem schönen Unternehmen betheiligt waren, mag unter Anderen beweisen, daß Buloz' Vater es für nothwendig fand, die Briefe selbst nicht bloß zu unterfertigen, sondern mit seiner Hand zu schreiben. Und da seine Handschrift in der letzten Zeit ziemlich schwer leserlich war, fügte Buloz' Sohn, der heutige Herausgeber der Revue eine von ihm selbst geschriebene Copie dieses Briefes hinzu, um mir das Verständniß zu erleichtern. So stellten sich die beiden Buloz schon aus der Ferne als sehr liebenswürdige Verleger und Redakteure dar, und ihre Briefe strömten eine Wärme echt literarischen Interesses aus, welche den Autor und Mitarbeiter mehr und mehr gefangen nahm, und nicht nur seine Fähigkeiten, sondern auch sein Herz für die Revue und ihre Bestrebungen gewann.

Erst im Jahre 1887 trat ich zuerst in persönliche Beziehungen zu der „Revue des deux mondes" und ihrem Herausgeber. Es war jetzt Charles Buloz' Sohn, denn der Vater war bereits seit einiger Zeit todt. Ich war wieder vor Allem darüber erstaunt, wie leicht man in dem Palais der „Revue des deux mondes" Zutritt erhält, wie wenig Umstände in jeder Beziehung gemacht werden. Ich kam ohne jede Anmeldung zu Radau, dem Sekretär der „Revue des deux mondes", welcher als Naturforscher vorzüglich deutsch versteht, sowie russisch und die meisterhafte Uebersetzung meiner ersten Novellen geliefert hatte. Dann

wurde ich sofort Herrn Charles Buloz gemeldet und gleich empfangen.

Charles Buloz ist ein Mann von mittlerer Größe, schlank, nervig, mit einem feinen, zugleich klugen und energischen Gesicht, blondem Haar und hellen Augen. Wie er vor seinem Schreibtisch da saß, die kleine Thonpfeife im Munde, das eine Bein heraufgezogen, war er der vollkommene Typus eines intelligenten ritterlichen Offiziers, und er sprach auch mit Vorliebe und lebhaft von seinen militärischen Erfahrungen während der Belagerung von Paris und dem Communen-Aufstand. Mit besonderer Genugthuung erzählte mir Charles Buloz unter Anderem, wie es ihm gelungen war, schon während die Revolution im vollen Zuge war, einige tausend von deutscher Seite entlassene Soldaten glücklich aus Paris mitten durch die von Bewaffneten erfüllten Straßen nach Versailles zu führen und so für die Sache der Ordnung zu retten. Und dann, wie er unter dem heftigen Feuer der Communards vom anderen Ufer der Seine aus mit Pompiers- und National-Garden den brennenden Rechnungshof vergeblich zu retten versuchte.

Das Gespräch hatte sofort einen vertraulichen Charakter angenommen, und mir war dabei so gemüthlich zu Muthe, wie vordem in irgend einer kleinen Garnison mit vertrauten Kameraden. Allerdings war die Umgebung hier eine andere und ließ an solider Pracht und schöner Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Mitten in der Unterredung fragte Buloz, ob ich nicht mit ihm und seiner Frau das Dejeuner nehmen wolle. Ich entschuldigte mich, daß meine Toilette nicht darnach sei, um seiner Gemahlin meine Aufwartung zu machen, aber diese Entschuldigung wurde nicht angenommen.

Wir kamen dann auf Zola's neuen Roman: „La terre", von dem damals bereits Bruchstücke im „Figaro" und anderen Journalen erschienen waren, und auf den Naturalismus überhaupt zu sprechen. Ich constatirte, daß die Akademie und die Revue zwei feste Burgen seien mitten in dem literarischen Aufruhr, den die neue Schule hervorgerufen habe, erlaubte mir jedoch die Bemerkung, daß die Revue, welche jede Strömung nicht nur Frankreichs, sondern der ganzen civilisirten Welt im Laufe der Jahrzehnte vorgeführt habe, sich doch nicht immer gegen diese neue Richtung werde verschließen können. Wenn nicht Zola, sagte ich, so wird doch gewiß eines Tages Maupassant in die Revue kommen, denn in ihm steckt doch unleugbar ein großer Poet.

„Maupassant", erwiderte Buloz langsam, gleichsam nachsinnend, „ja — das glaube ich selbst. Aber niemals wird die Revue dem Naturalismus ihre Thore öffnen. Die Revue war niemals prüde, sie hat sogar jederzeit eine gewisse Kühnheit in literarischen Dingen bewiesen. In der Revue kann man jedes Problem behandeln, wenn es mit Ernst und künstlerischem Gewissen zur Darstellung gebracht wird, aber die Revue schließt Alles aus, was nicht mehr rein literarisch ist, wo eine Nebenabsicht hervortritt, durch Reizmittel anderer Art die Neugierde des Publikums zu erregen. Die literarische Tartufferie ist uns fremd, aber niemals soll in der Revue das Schamgefühl, der Anstand verletzt werden, und wenn dies von Seiten von Autoren geschieht, welche Talent oder gar Genie haben, dann ist dies ein Grund mehr, sich gegen dieselben zu verschließen, denn sie machen die Sache durch ihre Begabung nicht besser, sondern nur schlimmer. Ich glaube übrigens nicht, daß das große gesunde Publikum an dieser neuen Richtung wirklich Geschmack findet. Beweis der Riesenerfolg des „Petit journal", welches auf dem Standpunkt verharrt, nichts aufzunehmen, was nicht vollständig keusch wäre, Beweis der Erfolg des „Abbé Constantin" und endlich auch der Erfolg von „Ohnet".

„Was sagen Sie dazu," warf ich ein, „daß Lemaître Ohnet das Talent abspricht?"

„Ohnet ist das, was sie in Deutschland einen Philister nennen," erwiderte Buloz, „aber deshalb thut ihm Lemaître, thun ihm die Naturalisten doch Unrecht. Es ist ein Genre, wie »Soll und Haben« Ihres Gustav Freytag. Was Ohnet so glücklich getroffen hat, das ist die Poesie des Bürgerthums. Dieser fehlt allerdings ebenso gut die deutsche als die naturalistische Romantik — denn in der grellen Malerei aller möglichen Niedrigkeiten liegt auch ein Stück Romantik — aber auf dem Bürgerthum ruht die Kraft und der Reichthum des Volkes und in seiner stillen, ruhmlosen Arbeit liegt auch etwas Großes und Schönes."

Beim Dejeuner lernte ich Madame Buloz kennen, eine große, stattliche Brünette, eminent klug, fein und unterrichtet, Alles in Allem eine sehr interessante Frau und eine große Dame, vornehm und einfach zugleich.

In den nächsten Tagen besuchte ich Cherbuliez, den früheren Minister Rothan und andere Mitarbeiter der Revue. Im Gespräche mit ihnen trat mir aus ihrem langjährigen Verkehr mit dem Hause Buloz und der Revue das Bild der Verhältnisse immer lebendiger hervor.

Buloz Vater war zuerst einfach ein Freund der Literatur. Als er sein Organ gründete, befand sich die Redaction in einem kleinen Locale der „Rue saint Benoit". Anfangs war die Revue eine Art englischen Magazins, sie enthielt nur literarische und Reiseberichte, aber sie wuchs von Jahr zu Jahr, bis sie endlich das vornehmste literarische Organ Europas geworden ist. Zu den ersten Mitarbeitern gehörten George Sand, de Vigny, Alfred de Musset, Prosper Merimée, Emil Girardin, Forcade. Buloz Vater war ein Genie als Redacteur, ein literarischer Feinschmecker ersten Ranges und eine enorme Arbeitskraft. Er las Alles selbst. Man erzählt von Plaunchut, einem der älteren Mitarbeiter der Revue, daß er eines Tages einen Artikel brachte, in welchem ein Passus Herrn Buloz nicht gefiel. Er bat Plaunchut, diese Stelle zu ändern. Plaunchut corrigirte seinen Artikel, ließ aber die bezeichnete Stelle unverändert. Als das betreffende Heft erschien, sagte ihm Buloz: „Aber lieber Freund, Sie haben ja die Stelle, um deren Aenderung ich Sie ersuchte, dennoch stehen lassen?"

Plaunchut war wie vom Donner gerührt. — „Aber, mein theurer Director," rief er, „wie? Sie lesen die Revue noch einmal, wenn sie bereits gedruckt ist?" — „Ich erfülle damit nur meine Pflicht," erwiderte Buloz. — Ja, der Director der „Revue des deux mondes" las jeden Beitrag, der in seinem Journal erschien, dreimal, einmal als Manuscript, einmal in der Correctur und ein drittes Mal, wenn das Blatt erschien.

Selbstverständlich hat die Revue jederzeit Feinde gehabt, denn alle jene, die bei ihr keinen Einlaß fanden, und darunter befanden sich ganz bedeutende Autoren, waren gegen sie. So sagte der geniale Barbey d'Aurevilly eines Tages zu einem Freunde: „Dieser Buloz ist einfach der Simson der Literatur."

„Meinen Sie den biblischen?" fragte der Freund.

„Nein," entgegnete Barbey wild, „Simson den Scharfrichter meine ich."

Aber deshalb war die „Revue des deux mondes" doch immer der treueste Spiegel der literarischen Bewegung unseres Jahrhunderts. Fast alle Größen Frankreichs, ja Europa s zogen durch ihre Spalten. Wir erwähnen hier nur außer den bereits genannten, den Grafen von Paris, den Herzog von Aumale, Leon Say, Mazade, Ernst Renan, Cherbuliez, Maxime du Camp, Admiral Jurien de la Gravière, Melchior de Vogüé, Haussonville, Mezières, Herzog von Broglie, Brunetière, Rothan, Delpit. Von den Ausländern, welche die „Revue des deux mondes" vorgeführt hat, spielten insbesondere Heinrich Heine, Ivan Turgenjew und Tolstoi eine größere Rolle in diesem Organ.

Es ist schwer, Mitarbeiter der Revue zu werden, wenn man es aber einmal ist, dann bleibt man es auch immer und auch die Mitarbeiter bleiben der Revue treu, denn das Verhältniß ist das angenehmste, die Mitarbeiter sind die Freunde des Hauses, sowie Freunde unter einander, so daß man die „Revue des deux mondes" eigentlich eine große literarische Familie nennen könnte.

Auch Charles Buloz Sohn liest Alles selbst wie sein Vater. Er liest auch jene Manuscripte, die mit einem unbekannten Namen unterzeichnet sind und hat auf diese Weise schon manche glückliche Entdeckung gemacht. Jede Einsendung, jeder Brief wird bei der Revue beantwortet. Allerdings werden die alten Mitarbeiter bevorzugt, wie mir Herr Charles Buloz

sagte, wäre das nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit, sondern auch ein Vortheil für jedes Journal. Das Publikum, fügte er hinzu, liest am liebsten jene Autoren, an die es einmal gewöhnt ist, es sieht sie nicht altern, ebenso wie uns eine geliebte Frau, wenn wir immerfort mit ihr verkehren, auch dann noch schön erscheint, wenn die Zeit ihr Haar bereits gebleicht hat.

Charles Buloz und seine Frau führen das glücklichste Familienleben. Entgegen der französischen Gewohnheit haben sie aber trotzdem eine Reihe großer Reisen gemacht und sind sehr gastlich. Den Sommer bringen sie in Epinay zu, dem Lieblingsaufenthalt der Frau Buloz. Hier werden Sonntags die Freunde der Familie empfangen, in der Woche die Mitarbeiter der Revue — jederzeit. Heute hat die „Revue des deux mondes“ auch äußerlich eine Umwandlung vollzogen. Sie residirt rue de l'université, in einem prachtvollen Hotel, das einst der Familie Beauharnais gehörte. Hier in den herrlichsten, im besten Stil des Empire eingerichteten Räumen empfängt Madame Buloz ihre Gäste im Winter. Jeden Dienstag findet ein Diner von zwanzig Personen statt und dann Empfang, wo es bis in die frühen Morgenstunden ein immerwährendes Kommen und Gehen gibt und jedes Mal fünf- bis sechshundert Personen die Salons passiren. Man findet hier Alles, was in Paris eine Rolle spielt.

Bei dem Diner, an dem ich theilzunehmen die Ehre hatte, waren unter Anderen Ernst Renan mit seiner gelehrten Frau, welche zugleich seine Mitarbeiterin ist, General Gallifet und Dr. Richet, der Vater der Madame Buloz.

An diesem Abend in großer Toilette erschien mir Madame Buloz geradezu schön. Sie ist unstreitig ein Charakter und ein starker Geist, und ganz und gar die Tochter ihres Vaters. Auch Richet war eine große, männlich schöne, vornehme Erscheinung, ganz das Bild eines großen englischen Lords. Als wir nach dem Diner im Rauchzimmer saßen, nahm er an dem Gespräch theil, er sprach wenig, aber Alles was er sagte, war bedeutend und wurde in der echten, schlichten und klaren Art eines Weisen vorgetragen. Und als er vor Kurzem starb, endete er gleichfalls als Weiser. Er selbst gab den Aerzten, die ihn umgaben, die Symptome seiner steigenden Krankheit an, und als er ihnen sagte, „jetzt ist es so weit, in diesem Stadium gibt es keine Hoffnung mehr, es heißt nur noch sterben,“ da war es entschieden und er starb, wie er gelebt hatte, edel und voll Würde.

Fast zu gleicher Zeit mit der Trauer zog aber auch die Freude in das Hotel der „Revue des deux mondes“. Charles Buloz wurde zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Es ist dies eine große Ehre, aber der Mann, dem sie zu Theil wurde, hat sie vollauf verdient. Die beiden Buloz haben ein Organ geschaffen, für das ihnen nicht nur Frankreich, sondern die ganze gebildete Welt dankbar sein kann. Heute hat die Revue 30,000 Abonnenten, davon die Hälfte im Auslande.

In Frankreich ist die „Revue des deux mondes“ eine Art Legitimation höherer Bildung geworden für den Spießbürger, ja sogar für den Bauer ist sie ein Barometer für den Werth seines Arztes, seines Notars oder Rechtsanwalts. Derjenige, in dessen Wartezimmer er das dunkelgelbe Heft nicht aufliegen sieht, sinkt in seiner Achtung.

Es gibt nur zwei Dinge in Paris, in Frankreich, die jede Thüre öffnen — das rothe Bändchen der Ehrenlegion und die Mitarbeiterschaft der „Revue des deux mondes“.

Neues von Otto Ludwig.

Von Robert Waldmüller.

Wenn die Dichtungen eines Verstorbenen lange nach seinem Heimgange zu einer Gesamutausgabe vereinigt werden, so will die neue Generation, an welche sie sich wendet, vor Allem zu seinem nun übersichtlich gewordenen Lebenslauf in ein persönliches Verhältniß gebracht werden. Erst durch klare Einblicke in seinen Entwickelungsgang, erst durch Einweihung in seine Freuden und Leiden, erst durch die Möglichkeit, mit seinem eigensten Wesen den Charakter seiner dichterischen Schöpfungen zu vergleichen, gewinnen die nachgeborenen Leserkreise jenes lebendige Interesse, das sie sonst nur den Erscheinungen der unmittelbaren Gegenwart entgegen zu bringen pflegen.

Mit Recht ist daher die von Adolf Stern und Erich Schmidt veranstaltete neue und umfangreiche Ausgabe der Werke Otto Ludwigs*) durch ein Lebensbild des Verewigten eröffnet worden. Es ist eine ebenso liebevolle wie erschöpfende Arbeit, und Adolf Stern, ihr Verfasser, hat damit etwas auf dem biographischen Gebiet geradezu Mustergiltiges geschaffen. Glücklicherweise war solchem Unternehmen von mehr als einer Seite bei Zeiten vorgearbeitet worden, vor Allem durch Moritz Heydrich bei Herausgabe der „Nachlaßschriften“, durch Gustav Freytag, durch H. v. Treitschke; mannigfache Quellen briefflicher Art waren aber noch zu erschließen, die zahlreichen Studien und Planhefte des Dichters, seine Tagebücher, seine notizenreichen Hauskalender mußten herangezogen werden, — welche Ueberfülle an Aufzeichnungen dieser und anderer Art es zu sichten und zu prüfen galt, wissen diejenigen, denen, wie dem Schreiber dieser Zeilen, bald nach Ludwig's Tode die Aufgabe zugefallen war, nach Möglichkeit das Belangreiche von dem Nichtbelangreichen zu sondern.

Ueber sein Leben hier nur einiges Wenige. Ludwig's Wiege stand in dem thüringischen Städtchen Eisfeld. 1813 war sein Geburtsjahr. Sein Vater bekleidete das Amt eines Stadtsyndicus, seine Mutter stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie des Städtchens. Neun Jahre war der Knabe alt, als ein großer Theil Eisfeld's durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt wurde, darunter das Rathhaus und die Wohnung des Stadtsyndicus. Seit Langem hatte man seine Verwaltung angefeindet, wie sich nachträglich herausgestellt hat: aus Mangel an Verständniß und aus Mißgunst. Jetzt war der Wohlstand des Ludwig'schen Hauses erschüttert, zugleich begannen die Folgen der langjährigen Kränkungen des Stadtsyndicus sich fühlbar zu machen. Drei Jahre nach jener Feuersbrunst, im 47. Lebensjahre, ward er den Seinen entrissen. Zwei Jahre darauf starb sein jüngerer Sohn Reinhold. Die Wittwe blieb mit dem vierzehnjährigen Otto allein. „Frühreife, zum großen Nachtheil meiner ohnehin zu zarten Gesundheit,“ so urtheilt Ludwig selbst, war die Mitgift, die er aus seiner Kindheit in die kommenden Tage herübernahm. Aber das Herz der Mutter hing wenigstens nicht an irdischen Gütern, und auch was sonst an schwereren Verlusten über sie verhängt worden war, ertrug sie mit festem Muthe und Gottvertrauen. Ihr Sohn nennt sie „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute, die mit strahlenden Augen und gerötheten Wangen mir von Sokrates, Leonidas u. s. w. erzählte, wie auch vom Dr. Luther.“ Vor Allem war Shakespeare ihr Lieblingsdichter, und die schon früh von der Mutter geförderten theatralischen Aufführungen von Märchen und Aehnlichem hatten für die Lectüre der Werke des großen Britten in dem Gemüth des Sohnes bei Zeiten den Boden bereitet. Daneben begünstigte sie seine Neigung für alles Musikalische, er genoß den Unterricht eines tüchtigen Cantors, machte gute Fortschritte so im Geigen- wie im Klavierspiel, und als mit der Zeit der Confirmation die Frage nach der Wahl eines Berufes sich aufdrängte, wäre er am liebsten Musiker geworden, während der unverheirathete Bruder seiner Mutter, als Besitzer eines einträglichen Kramladens, den Neffen gern in sein Geschäft aufgenommen hätte. Die Mutter glaubte aber im Sinne ihres verstorbenen Gatten für eine gelehrte Schulung den Ausschlag geben zu sollen, und so bezog der fünfzehnjährige Knabe das Gymnasium zu Hildburghausen.

Es sollte damit nicht lange dauern. Die Mutter, in steter Sorge um seine Gesundheit, litt unter seinem Fernsein.

---

*) Otto Ludwig's gesammelte Schriften. Sechs Bände. Leipzig, Fr. Wm. Grunow.

Der Oheim mochte nicht aus seinen Mitteln die Studien unterstützen. Ludwig selbst litt ohne Zweifel an Heimweh. Genug, nach einem Jahre ward er Lehrling im Kramladen des Oheims. Dieser war ein gutmüthiger und nicht allzu anspruchsvoller Prinzipal, sein Lehrling fand also reichliche Muße, vor Allem für's Musiciren.

Aber schon im November des folgenden Jahres änderte der Tod der Mutter Alles. Sie hatte ihrem Bruder die Wirthschaft geführt. Jetzt nahm er eine Haushälterin an und gerieth in den folgenden Jahren in solchem Grade unter ihr Regiment, daß der Lehrling es daheim nicht aushalten zu können glaubte. In seinem zwanzigsten Jahre bezog er von Neuem ein Gymnasium, diesmal das Lyceum zu Saalfeld. Daß auch dieser Versuch ergebnißlos werden sollte, war vorauszusehen. Mit Recht sagt sein Biograph: er war geistig zu sehr gereift, als daß er sich in die Pfade einer zumeist doch formalen Bildung hätte zurückfinden können.

Von nun an gehörte er ganz den Musen — die von seinem Oheim hin und wieder beanspruchten geschäftlichen Leistungen waren unerheblich — und es begann jenes „Gartenhausleben" in Eisfeld, das er selbst als die glücklichste Zeit seiner Jugend gepriesen hat. Nach der in der Biographie von diesem ländlichen Aufenthalt gegebenen Schilderung war der Garten und das Sommerhäuschen darin ein kleines Paradies; so nannten es auch seine jungen Freunde. Dazu kam, daß es eine Schöpfung seines Vaters und zwar aus der frühen Kindheit Ludwig's war, daß bis zum Tode seiner Eltern alle lieben Erinnerungen mit diesem schönen Stück Natur zusammen hingen, daß er überdies dort als einziger Ueberlebender auf eigenem Boden stand — erst wenige Jahre vor seinem Tode, als die Hoffnung, es wiederzusehen, längst aufgegeben worden war, hat er sich davon zu trennen vermocht.

Bis zum Herbst 1839, also bis zu seinem 26. Jahre, hat er theils hier, theils im Hause seines Oheims Opern, Requiems, Lieder und sonstige Musikstücke componirt, der Mittelpunkt eines Kreises von dankbaren jungen Dilettanten, deren Leistungen die Eisfelder auf einem Liebhabertheater bewunderten.

Endlich verschaffte ihm die Empfehlung des Hofkapellmeisters Grund von dem kunstsinnigen Herzog von Meiningen ein Stipendium für Leipzig, damit er dort unter Mendelssohn's Leitung „seine musikalischen Studien vollende". Es ist nichts daraus geworden. Mendelssohn rieth ihm, das Componiren fürerst ganz ruhen zu lassen und sich von dem Reichthum der schon verhandenen Musikschätze, einschließlich der neueren Schöpfungen, erst einen deutlicheren Begriff zu verschaffen. Aber offenbar waren der Meister und der Schüler zu verschieden, um einander große Sympathie entgegen bringen zu können; dazu kam eine schwere Erkrankung Ludwig's, und als die Zugvögel sich auf die Wanderschaft machten, trieb auch ihn das Heimweh nach Eisfeld zurück.

Er hatte von Leipzig nur die Schattenseiten kennen gelernt. Nachträglich wollte ihm das Heimathstädtchen doch noch weniger gefallen. Für seine geistigen Bedürfnisse bot die Pleißestadt, das fühlte er, unvergleichlich reichere Fülle. So war es ihm denn hoch willkommen, daß der Herzog das Leipziger Stipendium bis Ostern 1843 verlängerte und zwar auf Grund einer von Bechstein günstig beurtheilten Erzählung „das Hausgesinde". Im Sommer 1842 war Ludwig wieder in Leipzig.

Welche literarische Kreise sich ihm dort öffneten, was er dort schrieb und wie viele vergebene Wege er machte, um für die Kinder seiner Phantasie Verleger zu finden, wird hier übergangen werden können; diese Leidenswege, die ihm wohl das ergötzliche Märchen von den drei Wünschen eingaben, erinnern an Rückert's ähnliches Mißgeschick und dessen trübseligen Trost, daß ja auch Jean Paul dieselbe Marterstraße gegangen sei:

Wie sich Richter mußte drücken,
Eh' er ward gedruckt . . .

Von Leipzig siedelte Ludwig nach Dresden über und im Sommer 1844 nach dem Dörfchen Garsebach bei Meißen. Hatten ihn die Kunstsammlungen, das Theater, die Umgegend der schönen Elbresidenz in ungeahnter Weise entzückt, so fand er in dem malerischen Triebischthal mehr als alles das, er fand dort seine Lebensgefährtin. Wie gut es das Schicksal mit ihm gemeint hatte, darüber hat er sich oft in warmen Worten geäußert, zuletzt noch, aus der schweren Zeit seines qualvollen Siechthums, in einem Briefe an seinen Jugendfreund Schaller:

„Tausend Grüße von meiner Frau, die in Gesundheit unverändert, an Seelengüte und allen häuslichen Tugenden fortwährend wächst und mir trotz Sorge und körperlichen Schmerzen, die nicht klein, das Wort ermöglicht, daß ich nicht glaube, es könne Jemand glücklicher sein als ich."

Solche Aeußerungen entsprangen nicht vorübergehenden Stimmungen, sie waren der eigentliche Grundton seiner Natur. Bei Erwähnung der Gedichte Betty Paoli's sprach er sich gegen Lewinsky bedauernd über die aus der Saat Lenau's aufgegangene Fülle modernen „Weltschmerzes" aus und fügte hinzu: „ich für meinen Theil begreife nicht, wie man die Welt nicht wunderschön finden kann. Wenn meine Leiden nur ein Stündchen nachlassen, bin ich immer ergriffen und im Innersten beglückt über diese herrliche Gotteswelt." Freilich im Innersten beglückt, weil ihn dann das dichterische Schaffen über alle Sorgen und fehlgeschlagenen Pläne hinaushob, weil seine materiellen Bedürfnisse aber auch die denkbar bescheidensten waren. „Das Ziel meiner Wünsche wird immer mehr ein Winkelchen Erde, wo ich unbeachtet und unbekannt mich zu Tode dichten könnte."

Von der Eigenart seiner durch langjährige Körperschmerzen gesteigerten Sensibilität hier ein Beispiel, das er einst gegen mich erwähnte: im tiefsten Schlafe spürte er Nachts, wenn es draußen zu schneien begann, er wachte davon auf.

Auf die Einzelheiten einzugehen, welche der Bedeutung Ludwig's als dramatischer Dichter und als Erzähler nach und nach zu verdienter Anerkennung verhalfen, fehlt hier der Raum. Dagegen sei mit dem Danke nicht zurückgehalten, der den Herausgebern für die Aufnahme einer großen Anzahl lyrischer Gedichte, dramatischer Fragmente und anderer noch ungedruckt gewesener Arbeiten Ludwig's gebührt. Oft und gern hat die Aesthetik sich mit dem Wesen dieses eigenthümlichen Pfadsuchers beschäftigt, aber erst jetzt beginnen die Unklarheiten über die eigentlichen Grenzen seines Talents zu schwinden, und namentlich er selbst übernimmt dabei immer mehr die Rolle des kritischen Führers. Bei Goethe im hohen Alter heißt es einmal:

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu sagen,
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen.

Dieses „mit der Feder Denken" hat sich bei Ludwig allmählich zu einer erstaunlichen Höhe entwickelt. Alles, was ihm während der Arbeit über die etwaigen Mängel derselben durch den Kopf ging, mußte zu Papier. „Wir gerathen schon wieder in's Mikroskopische." „Es scheint, ich bin wieder mit vollen Segeln auf meinem alten Irrwege." „Nur kein Verästeln in's Unendliche!" Aber auch von Anläufen zu besserem Gelingen mußte schriftlich Act genommen werden: „Nur nicht den Muth verloren!" „Wenn nur alles nöthige Detail erst beisammen ist, die Form wird sich dann schon finden" u. s. w. u. s. w. Es hat wohl nie einen Schriftsteller gegeben, der so viele papierne Selbstgespräche hinterließ. Für die Beurtheilung seiner Aussprüche über Schiller ist das insofern erfreulich, als die Verehrer Schillers — und ihre Zahl wird hoffentlich immer groß bleiben — sich durch manchen dieser, gedruckt mit dem Schein des Apodiktischen sich gebenden Aussprüche in ihrem Interesse für Ludwig haben erkalten lassen. Nun äußerte er zwar im Gespräch mit Lewinsky über Wilhelm Tell, „wie Tell im großen Monolog die That zergliedert und mit Ruhe von allen Seiten besieht, während er im Begriff ist, sich selbst, Weib und Kind auf's Spiel zu setzen, das kann nur ein abgefeimter Mörder, dem derlei Thaten Handwerk sind." Und ebenso spricht er in seinen Studien kurzweg von Max's und Thekla's Selbst-

mord: „so führen Max und Thekla den Selbstmord aus wie eine verdienstliche Handlung, wie etwas Großes und Edles", während in Wirklichkeit Max zugleich mit seinem Regiment den Tod findet, indem es den von den Pappenheimern angebotenen Pardon zurückweist; und Thekla zieht ja mit gebrochenem Herzen dahin „wo er bestattet liegt, zu seinem Sarge!" „zur tiefen Ruh, wie er sie auch gefunden!" Aber über all' diese Studien äußerte Ludwig gegen Lewinsky, „ich habe das ja gar nicht mit dem Gedanken an die Oeffentlichkeit zusammen getragen, sondern für mich allein . . . es würde sich schwerlich in dem Material, wie es jetzt vorliegt, Jemand zurecht finden, denn ich habe das Ding von den verschiedensten Standpunkten angesehen" u. s. w., ein avis au lecteur, der bei etwa nöthigen neuen Auflagen füglich als Motto an die Spitze der Studien gestellt werden möchte.

Absichtliche Fehler in den bildenden Künsten.

Von E. V. Zenker.

Was die Wahrheit ist, das ist bekanntlich die Frage, an deren Beantwortung alle Weisen von Thales bis herauf zum Philosophen des Unbewußten herumgegrübelt haben, ohne weiter gekommen zu sein, als Syssiphus mit seinem störrigen Felsblock. Aber neben dieser „hohen" Wahrheit, gibt es noch eine andere, sozusagen eine ganz hausbackene Wahrheit des uns umgebenden Lebens und ihr Spiegelbild in der Kunst, und anzugeben, was in diesem Sinne wahr ist, wird sich gewiß jeder halbwegs Gebildete in der angenehmen Lage fühlen. Nun denn! Wenn man freilich den Streit der Meinungen verfolgt, der seit Jahren zwischen der „alten" und „jungen" Zunft der Musenpriester entbrannt ist, kommt einem unwillkürlich ein überlegenes Lächeln auf die Lippe. Was streiten sich die Leut' herum? Daß jedes Kunstwerk, ehe es etwas anderes sein kann, vor allem wahr sein, Illusion erzeugen müsse, dürfte kaum jemand bestreiten; aber auch darüber kann niemand im unklaren sein, was diese Wahrheit eigentlich zu bedeuten habe. Offenbar die vollständige Congruenz des künstlichen Bildes mit unseren aus Natur und Erfahrung geschöpften Vorstellungen und Erinnerungsbildern und mit unserer, diese letzteren „gesetzmäßig" verarbeitenden Phantasie! Besonders in den bildenden Künsten, die so unmittelbar an unsere Sinne appelliren, kann gar kein Streit darüber entstehen, was wahr ist und ob die realistische Absicht eine Grenze hat. So etwa möchte ein Philosoph oder Aesthetiker am grünen Tische argumentiren, und akademisch genommen, mag er Recht haben, aber auch nur akademisch.

Selbst bei der rigorosesten Auffassung der Phantasie als eines nur nach den Gesetzen der organischen Natur thätigen Vermögens, kann es bei einem Kunstwerke höchstens darauf ankommen, ob wir den künstlerischen Schein für morphologisch und anatomisch möglich halten können. Ein Kunstwerk kann also Illusion erzeugen, ohne daß ihm ein Reales entspricht und auch das Ideal hat Anspruch auf das Prädicat „wahr", insolange es blos eine Weiterbildung des Begriffes nach den Gesetzen der organischen Entwicklung, ein Übernatürliches, wenn nur kein Unnatürliches ist. Aber selbst diese weiten Grenzen des Begriffes „wahr" im Kunstsinne lassen noch eine Erweiterung zu in das Gebiet des morphologisch und organisch Unmöglichen, wenn dieses auf die Verallgemeinerung gewisser pathologischer Erscheinungen oder physikalischer Phänomene zurückzuführen ist.

Noch mehr und auffallender wird diese Thatsache und damit die Unbestimmtheit des viel mißbrauchten Begriffes wahr, durch gewisse anatomische Fehler klar, die von dem Künstler nicht etwa aus Unkenntniß oder Unachtsamkeit, sondern mit Absicht und aus gutem Grunde begangen werden. Ich will nur gleich eine Reihe von Beispielen der berühmtesten Bildwerke anführen, deren Fehler sozusagen sprichwörtlich geworden sind, ohne daß sie jemals den Eindruck der Wahrheit, den diese Kunstwerke machen, vermindert hätten. Das bekannteste Beispiel ist wohl der vaticanische Apollo mit seinen zu langen Beinen; außerdem ist, genauen Messungen zufolge, auch die Partie von der Spaltung der Hüfte bis zum Nabel, und die weitere von da bis zum Brustbein um je ein Verhältnißtheil länger, als dies in der Natur gewöhnlich der Fall ist, von dem Mißverhältniß des Unterschenkels zum Oberschenkel des linken Fußes (die Bildsäule von rückwärts betrachtet) gar nicht zu sprechen. Auch die Mediceer-Venus hat einen auffälligen anatomischen Fehler, in Folge dessen sie in Wirklichkeit hinken müßte, weil der eine Fuß um eine Partie und drei Minuten länger ist als der andere. Bei dem Laokoon beträgt der Längenunterschied der beiden Füße vier Minuten und bei seinem älteren Sohne ganze neun Minuten. Bei der Pallas in der Villa Albani stehen Nase, Mund und Kinn nicht in einer Geraden, während sich die beiden Augen und die beiden Seiten des Mundes ungleich öffnen. Aehnliche grobe Fehler finden sich an einer ganzen Reihe antiker Bildwerke, die zu den berühmtesten gehören, so an der Minerva des Phidias, an dem Kopfe der Niobe zu Florenz, an dem schönen Kopfe der Lenkothea auf dem Campidoglio, und selbst an der ludovisischen Hera. Das eclatanteste Beispiel liefert aber der hochberühmte Zeuskopf von Otricoli, dessen anatomische Unmöglichkeit man schon auf alle Art und Weise zu erklären und zu entschuldigen gesucht hat. Man könnte diese merkwürdige Blumenlese noch lange, auch auf dem Felde der modernen Kunst fortsetzen, wo besonders Michel Angelo, dieser gründliche Kenner der menschlichen Anatomie, reiche Ausbeute gewähren würde; wir wollen uns jedoch mit der näheren Betrachtung blos zweier Beispiele begnügen, die wohl am lebhaftesten in der Vorstellung des Lesers sind und gewöhnlich als das Vollkommenste gelten, was jemals eines Meisters Kunst geschaffen: der Apollo vom Belvedere und der Zeus von Otricoli.

Vor allem ist in beiden Fällen die Annahme ganz ausgeschlossen, daß die Künstler unbewußt, aus Unkenntniß der menschlichen Formen sich jener Fehler schuldig gemacht haben könnten. Wenn es aber mit Absicht geschah, was konnte sie dazu bewogen haben? Was den Apollo von Belvedere betrifft, so hat bereits der Maler Hogarth (Zergliederung der Schönheit S. 47) darauf die sehr richtige Antwort gegeben: „Dieser Apollo und der Antinous sind beide in eben demselben Pallaste zu Rom zu sehen. Wenn aber Antinous den Beschauer mit Bewunderung erfüllt, so setzt ihn der Apollo in Erstaunen u. z. durch einen Anblick, welcher etwas mehr als Menschliches zeigt. Und diese Wirkung ist um desto bewunderungswürdiger, da, wenn man es untersucht, das Unproportionierliche daran auch einem gemeinen Auge klar ist. Ob wir gleich an sehr großen Werken oft sehen, daß ein geringerer Theil außer Acht gelassen worden, so kann dieses doch hier der Fall nicht sein, denn an einer schönen Bildsäule ist ein richtiges Verhältniß eine von ihren wesentlichsten Schönheiten. Daher ist zu schließen, daß diese Glieder mit Fleiß müssen verlängert worden sein, sonst würde es leicht haben vermieden werden können. Wenn wir also die Schönheiten dieser Figur durch und durch untersuchen, so werden wir mit Grund urtheilen, daß das, was man bisher für unbeschreiblich vortrefflich an ihrem allgemeinen Anblick gehalten, von dem hergerührt hat, was ein Fehler in einem Theile derselben zu sein scheint." Leuchs, Heinse, A. Feuerbach und Lessing haben sich dieser Ansicht Hogarths vollkommen angeschlossen und letzterer hat dazu noch eine Erläuterung durch eine Stelle des Homer gegeben, wo dieser die Gestalt des Menelaus und des Odysseus vergleicht: *Στάντων μὲν Μενέλαος ὑπείροχεν εὐρέας ὤμους, ἆμφω δ' ἑζομένω γεραρώτερος ἦεν Ὀδυσσεύς.* „Da Ulysses also das Ansehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, so ist das Verhältniß leicht zu bestimmen, welches beider Oberleib zu den Schenkeln gehabt. Ulysses hatte einen Zusatz von Größe in den Proportionen des ersteren, Menelaus in den Proportionen des letzteren." Durch diesen feinsinnigen Hinweis hat Lessing gezeigt, daß es nicht blos eine Fiction war, welcher zuliebe der Meister des Apollo gegen die anatomische Wahrheit verstieß, sondern eine weitverbreitete Vorstellung von Würde und Hoheit, der er entgegenkommen zu

müssen glaubte. Nichts desto weniger wird niemand dem vaticanischen Apollo als Gesammtbild die höchste Wahrheit absprechen können.

Ganz ähnlich diesem ist der Fall des Zeuskopfes von Otrikoli, dieses herrlichsten Standard work, der Antike. Ein Kopf wie dieser konnte nicht nur nicht in aller Erfahrung aufgefunden werden, auch die genaueste embryologische Untersuchung mußte die Möglichkeit eines solchen bestreiten und die traurige Thatsache konstatiren: der Zeuskopf ist eine anatomische Fiction, welche die Lebensfähigkeit ausschlösse (Stricker, die Götterstimme). „Die Locken, der Bart, die Stellung der Lippen, der sanfte Zug des Antlitzes, das alles ist natürlich, die Stirn aber weicht von der natürlichen Form ab; die Stirne ist es, welches der ganzen Gestalt das göttliche Gepräge gibt." Denn „wenn der Künstler im Stande war, dem Zeus ebenso durch eine übernatürliche Stirnbildung den Ausdruck eines übernatürlichen Intellects zu verleihen, muß dieses geeignet sein, in uns eine solche Vorstellung zu wecken". Hier hat also der Künstler seinen Zweck, den Gott der Götter sinnlich darzustellen, gar nicht anders, als durch einen Verstoß gegen die Naturwahrheit erreichen können, und andere Meister, wie Praxiteles (?) mit dem 1877 ausgegrabenen Hermes sind ihm auf diesem Wege nachgefolgt. Hier könnte man noch die Nacht des Michel Angelo u. v. a. Meisterwerke der bildenden Kunst nennen, wo die Künstler gegen die Wahrheit fehlten, nicht nur um schön, nein, — so paradox dies klingen mag, — um wahr zu sein. Denn es ist doch einleuchtend, daß Apollo und Zeus ohne die erwähnten Fehler immer noch schön, aber nicht wahr wären, d. h. daß sie nicht Apollo und nicht Zeus wären, wie sie in der Vorstellung der Beschauer leben.

Eine andere Gruppe bilden die Sculpturen, deren Fehler hauptsächlich in den ungleichen Proportionen paarweise oder symmetrisch auftretender Körpertheile besteht, wie bei der Minerva des Phidias, bei den ungleichen Beinen des Laokoon, seines älteren Sohnes, der mediceischen Venus u. a. Auch hier geht es nicht an, einen wirklichen unbeabsichtigten Fehler von Seite eines Meisters vorauszusetzen, der die schwierigsten Probleme mit Leichtigkeit löste. Der Grund ist hier vorwiegend ein physikalischer, in den meisten Fällen Rücksicht auf die perspectivische Wirkung, unter welcher die Gliedmaßen correct erscheinen, was bei wirklich correcter Behandlung nicht der Fall wäre. Die beste Erläuterung, gewissermaßen die geometrische Formel hierfür bildet die wohlbekannte Technik bei Wand- und Deckengemälden, wo der Längenunterschied der beiden zu dem nächsten und entferntesten Punkte des Bildes gehenden Sehstrahlen bedeutend genug ist, um bereits eine perspectivische Wirkung zu erzeugen. In diesem Falle muß der Maler Linien, welche parallel erscheinen sollen (z. B. aufrechtstehende Säulen) in der Richtung des entfernteren Endes divergiren lassen, widrigenfalls sie gegen alle Gesetze räumlicher Anschauung convergent erscheinen würden, und das heißt mit anderen Worten doch wieder nichts anderes, als der Künstler muß unwahr sein, um wahr zu scheinen.

Wir könnten noch zahlreiche ähnliche Erscheinungen, wie sie die künstlerische Praxis auf allen Gebieten kennt, anführen, vor allem die Technik der Landschaftsmalerei, die stylisirte Figur u. dgl., allein es wird auch dieses Wenige hinreichen, um zu zeigen, daß der Begriff „Wahr" in der Kunst durchaus nicht faßlicher und weniger mysteriös ist, als in der Philosophie. Was ist denn in ersterem Sinne nicht alles wahr? Das bloß Mögliche, das bloß Denkbare, wenn es selbst eine natürliche Unmöglichkeit involvirt, und zuletzt selbst das pure Gegentheil von dem, was wir alltäglich als wahr anerkennen, kann uns in die höchste Illusion versetzen, worauf es in der Kunst doch vor Allem ankommt. Es gibt eben in der Kunst wie in der Natur Erscheinungen und Fragen, die weder durch speculative Grundsätze noch durch ästhetische Prinzipienreiterei ausgemacht werden können. Der Meister des vaticanischen Apoll wußte nichts von den Einen und der Anderen, sein einziger Rathgeber war eine gründliche Kenntniß jener Sinnes- und Seelenvorgänge, die bei der Betrachtung eines Kunstwerkes mitspielen, und auf diese Kenntniß sollte man auch heute noch hinarbeiten, statt Zeit und Geist mit müßigem Prinzipienstreit nutzlos zu vergeuden. Wie sagt doch rasch unser Altmeister, der für Alles ein richtiges Wort fand? „Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gäbe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vortheil uns diese Stimme gebracht, möge Jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig sei, wenn die Kunst überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Vortrag aus dem Verein zur Beleuchtung vergangener Narrheiten.

Gehalten am Rosenmontag 2001.

Stenogramm von Carl Schultes dem Jüngsten.

In welch' glückseliger Zeit wir leben, habe ich bei Schilderung der tausendfältigen Narrheiten bewiesen, deren sich unsere Vorfahren im Anfange des vergangenen Jahrhunderts schuldig machten, als Europa noch nicht der einheitliche Bundesstaat mit ewigem Frieden war, wie heutzutage. — Ich komme nun zu der größten Narrheit damaliger Zeiten, zu dem sogenannten Geheimkriege zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1919, welcher allerdings die Grundlage der neuen, schönen Zeiten war. Zwei Thatsachen, welche diesem „Duell" vorangingen, sind Jedermann bekannt, doch will ich dieselben hier kurz anführen.

ad 1. Die letzte französische Republik wurde nach 37jährigem Bestehen durch den Großvater des jetzigen Herzogs von Gallien, den General Sansnom I. aus Carcassonne, im Handumdrehen in eine Militär-Dictatur umgewandelt.

ad 2. Die erste politische Großthat des schneidigen Sansnom I. war, daß er nach dem alten Volksspruche „Hannemann, geh' Du voran, Du hast die größten Stiefel an!" heimlich das heilige Rußland zum Losschlagen gegen Deutschland, das ganz ohne Verbündete dastand, zu bewegen wußte. — Wie nun Rußland so recht im Fette seiner Riesenarmee erstickte, die es nicht zu ernähren vermochte, weiß jedes Kind. Der Koloß brach 1918 zusammen, und aus ihm entwickelten sich die noch bestehenden zwölf Bauern-Republiken.

Nur Polen machte unter Mithülfe Deutschlands eine Ausnahme und bildete sich zu einem großen Königreiche um, das mit seinem Helfer einen ewigen Frieden schloß.

Daß ein solches fait accompli den schneidigen Sansnom I. ärgerte, läßt sich denken, und von diesem Augenblicke an wartete er nur auf eine günstige Zeit, um Deutschland zu einem letzten Duelle herauszufordern; denn auch er war isolirt wie Deutschland und hatte keinerlei Bundesgenossen. Im Besitze des von dem Amerikaner Boxmann erfundenen $3^3/_4$ = Millimeter = Elektrischen Lustgewehrs und seiner 20 Glycerin = Luftballon = Regimenter à 200 Stück hielt Sansnom I. sich so „archiprêt", wie es noch kein Herrscher vor ihm in Gallien war.

Freilich wußte er nicht, daß derselbe Boxmann schon vier Jahre vorher an Deutschland ein 3-Millimeter-Gewehr, die sogenannte „Stricknadelbüchse" verkauft hatte.

Den Namen hatte das Gewehr, welches als einfacher Spazierstock aus oxidirtem Aluminium sich präsentirte, von seinen Projektilen, die 16 Centimeter lang waren, und von denen 160 in der Minute durch Fleisch und Knochen so leicht durchfuhren, wie Stricknadeln durch die Maschen des Strumpfes. Wenn nun auch Deutschland damals durch die vollständige Neugestaltung seiner Armeen mit einjähriger Dienstzeit und durch die gewissenhafte Selbstbesteuerung ein sehr armes Land geworden

war, konnte es sich doch den Luxus eines kurzen Krieges gestatten. Wir in der glücklichen Jetztzeit Lebenden, die wir den langen, allgemeinen Völkerfrieden genießen, können uns von solchen Heeren und ihrem Vernichtungskampfe gegen einander gar keinen Begriff mehr machen. Deutsche wie französische Soldaten waren vom Kopf bis zum Fuß in ein mittleres Grau gekleidet, keiner derselben hatte auch nur das geringste Blinkende an sich, und ihre Gewehre glichen einfachen Stöcken, welche leichter waren als die obere Häfte eines Billardqueues. Mit unbewaffnetem Auge konnte man auf 1000 Meter nicht mehr unterscheiden, ob man Menschen oder alte Weiden sich gegenüberstehen hatte. — Der Feind wäre jedoch selbst nicht mit den trefflichsten Sehwerkzeugen zu erkunden gewesen, denn die Aufmärsche der Armeen geschahen in der Nacht, und bei Tagesanbruch war keine Nasenspitze mehr zu sehen, weil sich Alles nach dem damaligen Kriegssysteme tief in Erde eingebuddelt hatte. —

Nur die hoch in den Lüften schwebenden Ballons, die aber ihrer Gefährlichkeit wegen und um nicht zu Verräthern der Stellung zu werden, niemals oberhalb ihrer Armeen standen, zeigten an, daß rechts oder links davon unten auf der Erde etwas im Werke war.

Bei der Furchtbarkeit der Waffen, deren Geschosse in ihrer Unzahl die Luft fast verfinsterten, war der persönliche Muth fast bis auf den Gefrierpunkt herabgesunken, und nur noch bei den Luftschiffern zu treffen, die in ihren Riesenkörben ein ganzes Arsenal der entsetzlichsten Sprengbomben und Feuerdrachen führten, und jeden Augenblick dem sicheren Tode in den Rachen schauen mußten, sobald die kleinste Stricknadel durch die Maschen des Netzes in den Ballon fuhr.

Reiterei sah man überhaupt nicht mehr, da jeder Aufklärungsdienst unmöglich geworden war, indem jede Schwadron, ja jeder einzelne Reiter, die auf freiem Felde erschienen, im nächsten Augenblicke wie durchlöcherte Siebe ausgesehen hätten.

Eine Truppe von 30 Mann Fußvolk mit dem neuen Gewehr ausgerüstet konnte 1000 Pferde — man rechnete damals nicht nach Menschen — in einer Minute vom Erdboden wegblasen, denn 400 Stricknadeln konnte in dieser Spanne Zeit jeder einzelne Mann abgeben.

Also die Reiterei schonte man, weil die Pferde mehr Geld kosteten als die Menschen, und erst wenn von dem Marschalls-Ballon das Signal gegeben wurde: „Feind zusammengeblasen", dann mußten die armen Thiere daran glauben und wurden in die Gegend dirigirt, woher der meiste Geschoßhagel gekommen war. Fielen nur wenige Pferde, dann durfte man annehmen, daß man die Schlacht endgültig gewonnen habe. Die Soldaten stiegen aus ihren Erdlöchern, die gepanzerten, drehbarem elektrischen Compagnie-Kanonen spien noch einmal einen Hagel von Geschossen vor sich aus, und so gelangte man im Sturmlaufe an den Ort, wo vorher der Feind geathmet hatte und schrie: Victoria! — Ich denke, ich habe mich nun genugsam expectorirt und kann nun zu der eigentlichen Historie übergehen.

General Sansnom, der sich mittlerweile unter dem Namen „Sansnom I." zum Herzoge von Gallien hatte ausrufen lassen, war ein schlauer Fuchs, der ohne Aufsehen die Festungen und Sperrforts an der deutschen Grenze auf das Reichlichste verproviantirte und bei Nacht und Nebel fast anderthalb Millionen Soldaten hineinschaffte.

In den gegenseitigen Herrscher-Höflichkeitsbesuchen war man so weit gekommen, daß Sansnom I. — auf den die Franzosen mit wahrem Gottvertrauen blickten, weil er nur kein Kaiser und König war — am Hofe in Berlin erscheinen konnte und mit allen Ehren empfangen und gefeiert wurde.

Nur der alte 60jährige Kaiser Wilhelm II., einer der Wenigen, welche noch die alten Kanonen donnern hörten, die den Siegesjubel über Frankreich 1871 in Berlin verkündeten, traute dem Landfrieden nicht und war dem liebenswürdigen Schwerenöther Sansnom I. gegenüber von einer fast klassischen Ruhe.

Das glänzendste Schauspiel, das er dem neuen Souverän zeigte, bestand darin, daß er ihm seine Garde in der alten Ausrüstung von anno Tobak vorführte, die zwar außerordentlich glänzend, aber total schwerfällig und kriegsuntauglich war. Auf Wilhelms II. Befehl geschah es auch, daß überall auf der ganzen Reise, wo Sansnom I. militärische Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, die Truppen in der Ausrüstung des vorherigen Jahrhunderts ihm die Honneurs machten.

Das Bild, welches Sansnom I. von der deutschen Armee mit sich auf die Rückreise nahm, erfüllte sein Herz mit unendlichem Jubel. Auf dieser selben Heimreise passirte nun der berühmte Zwischenfall, der den Krieg im Handumdrehen herbeiführte.

Sansnom I., der nach der letzten militärischen Begrüßung in Köln sich in Civil geworfen hatte, promenirte in der Bahnhalle zu Aachen, allwo er auf seinen Separatzug warten mußte, unwillig hin und her und rauchte eine Cigarette nach der anderen. Seine Offiziere standen in Gruppen umher, ihren Herzog seinen Gedanken überlassen. Ob nun absichtlich oder nicht — es ist niemals aufgeklärt worden — trat der Herr Herzog einem Schaffner, der eben in seiner Schreibtafel etwas notirte, auf einen Leichdorn, den derselbe an der kleinen Zeh' des linken Fußes hatte, und brüllend vor Schmerz holte dieser, der gar nicht sah, wenn er vor sich hatte, weit aus und versetzte dem Herzog eine solche Ohrfeige, daß dieser glauben mußte, Ostern und Pfingsten fiele auf einen Tag.

„Merk's!" sagte der Schaffner davonhumpelnd, „Dat is Eine von 'nem richtigen köl'schen Jong!" — Damit war er verschwunden. — Die Offiziere stürzten zu ihrem Herzoge, der furchtbar aus der Nase blutete, sich jedoch losmachte, und in seinen Salonwagen sprang, der eben angelangt war.

Drei Tage später war die Herausforderung zu einem Duell auf Tod und Leben von Paris aus nach Berlin gelangt! Kleine Ursachen — große Wirkungen!

Wie ein Heuschreckenschwarm überflutheten die auf der Lauer liegenden Heerschaaren Sansnom's I. gleichzeitig die deutschen Grenzen, ohne auf nennenswerthen Widerstand zu stoßen. Wenn sie aber dachten, die Elsaß-Lothringer würden sie mit offenen Armen empfangen, so täuschten sie sich gewaltig, denn in den zwischenliegenden fünfzig Jahren, waren diese gute Deutsche geworden, die ihren Gott dankten, daß sie von den Militär-Massakers, die bei dem Sturze der Republik erfolgten, nichts wußten. Als die Franzosen das merkten, hausten sie doppelt wie in Feindesland.

Es schien wirklich, als ob der Gott des Sieges dieses Mal mit den Galliern verbündet gewesen wäre. Gegen Metz waren auf einmal 160 Ballons losgelassen worden, und wenn auch nur sechs davon ihr Ziel erreichten, und ihre fürchterliche Ladung über die Festung und die arme Stadt ausschütten konnten, so war doch kein Stein auf dem anderen geblieben, und wer nicht rechtzeitig floh, war verloren! In zwei großen Schlachten, von denen man jedoch nichts sah und hörte, waren die überrumpelten Deutschen geschlagen worden, und eben sollte Straßburg das Schicksal von Metz theilen, als zwei merkwürdige Umstände eintrafen. Eben als sich die Ballons in einem Halbkreise um die Festung erhoben bildeten sich über Straßburg schwarze Wolken, die alles ringsher fast verfinsterten, und ein Hagelschauer rauschte hernieder, dem die Luftkriegsmaschinen nicht gewachsen waren, und die niederstürzend unter der cernirenden Armee Sansnom's eine furchtbar zerstörende Wirkung ausübten. Der deutsche Generalstab hatte dieses Mal den Sieg errungen, und zwar mit Hülfe der patentirten Regen- und Gewitter-Fabrik von Schlemihl und Sohn in Mannheim.

Aber noch durch ein anderes Vorkommniß wurde Straßburg gerettet, und zwar durch das Erscheinen eines schwäbischen Ueberläufers bei Sansnom, der erst neue 300,000 Mann erwartete, die von Belfort herkamen, ehe er zu neuen Operationen schritt. Dieser Ueberläufer, Röhrle von Stuttgart, mit Namen, verrieth dem Gallier-Herzoge, daß die große deutsche Heeresmacht, bei der sich der alte Kaiser Wilhelm II. befand, auf den gegenüberliegenden Höhen des Schwarzwaldes sich eingegraben hatte und da auf den Gegner lauere. Wenn man nun die ganze französische Armee in einer Nacht über den Rhein setzen ließe und dieselbe über der mit dem Strome fast paralell laufenden Eisenbahn in einer Länge von 100 Kilometern, von Rastatt bis Freiburg aufstelle, dann sei es ein Leichtes mittelst Elektricität den ganzen Schwarzwald in Brand zu stecken, so daß keine Maus entkommen könne!

Röhrle erhielt auf der Stelle für seinen Verrath das Großkreuz der Ehrenlegion, das er mit dem vergnügtesten Grinsen in seine Tasche schob.

Er gab dann genau auf der Karte die Stellungen an, welche die bald wieder „eine Million Streiter der Franzosen" auf diese lange Ausdehnung einzunehmen hatte. Und am 30. Juli 1919, genau drei Wochen nach dem eröffneten Kriege, standen die Franzosen so vertheilt über dem Rheine, wie es Röhrle angegeben hatte.

Es war ein wundervoller Morgen, als sich in gerader Linie zweitausend Ballons, dieses Mal ohne Scheu, über dem französischen Heere in die reinen Lüfte erhoben. Sie warteten nur auf den Befehl aus dem Marschalls-Ballon, der bei Offenburg aufstieg. Kaum hatte er jedoch eine Höhe von 600 Metern erreicht, so klappte er wie ein Taschenmesser zusammen, und wurde wieder zur Erde zurückgezogen. Man mußte dort Furchtbares gesehen haben, und sämmtliche Ballons gingen aus ihrer geringen Höhe wie mit einem Ruck nieder. Aber es war zu spät! Mit einem Schlage öffnete sich vor und hinter der ganzen französischen Macht, die auf der 100 Kilometer langen Linie nur in Bataillons-Colonnen standen, der Erdboden wie auf einen Zauberschlag und graue Wolken stiegen aus den explodirenden Minengängen.

„Sapristi! quelle mauvaise odeur allemande!" das waren die letzten Worte des Herzogs Sansnom I., dann sank er todt vom Pferde. Der ganzen französischen Armee ging wie ihrem Führer der Athem aus, und die Tapferen fielen, wie sie standen in Reih' und Glied. Nur wenige Ballons, die nicht von den deutschen elektrischen Wurfbatterien erreicht wurden, und welche reineren Lüften zusteuerten, entkamen nach Frankreich, um die Trauermähr dort zu verbreiten.

Das Alles war jedoch wieder der feine Plan des deutschen Generalstabes, der mit Hülfe der berühmten Athementziehung-Kriegs-Stinkzeug-Fabrik von Adam Röhrle und Genossen in Stuttgart in Scene setzte, und bei welcher Gelegenheit der muthige Director Adam Röhrle sein Leben als Spion in die Schanze schlug!

Er hatte sich aber an dem herrlichen Morgen des 30. Juli 1919 von Sansnom entfernt, unter dem Vorgeben ein nöthiges Geschäft zu haben, und war nach Oppenau entkommen, wo er mit der Zahnradbahn auf den Kniebis hinauf fuhr, allwo der alte Kaiser Wilhelm II. seinen Orientirungs-Platz aufgeschlagen hatte. — Als Röhrle vor dem Monarchen in seiner Herzensfreude niedersinken wollte, duldete derselbe das nicht, sondern klopfte Röhrle vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Röhrle, Sie sind ein Himmelsappermenter, es hat Alles geklappt. Orden können Sie nicht belohnen, lieber Röhrle, aber hier auf diesem Flecke wo ich stehe, soll sich Ihr Monument erheben, und darauf soll nichts stehen als:

Adam Röhrle — Sein Deutschland!"

Drei Wochen später war der ewige Friede mit dem Herzogthum Frankreich unterzeichnet; denn ein zweites Mal wollten sich die Herren Franzosen dem „odeur allemande" nicht mehr aussetzen, und Ballons, elektrische Kanonen, $3^3/_4$ und 3 Milimeter Stricknadel-Gewehre wanderten für immer in die Zeughäuser, wo sie uns der friedlichen Nachwelt künden, daß es einst eine solche Narrheit wie diesen Krieg gegeben hat.

Das in der berühmten Eßlinger Fabrik hergestellte, 40 Meter hohe Standbild Adam Röhrle's aus blinkendem Aluminium blitzt lächelnd in das deutsche Land hernieder!

Adam Röhrle VI.,
Urenkel des berühmten Spions und Odeur-Fabrik-Besitzer Adam Röhrle I.

Aus der Hauptstadt.

Menuet.

Am 17. Februar veröffentlichte Ernest Renan ein Buch, in dem der skeptische Theosoph sein Bedauern darüber ausspricht, daß er von dieser schönen Welt scheiden müsse, ohne die Lösung der von allen Seiten jetzt uns umdrängenden Räthsel noch zu erleben, insbesondere aber, ohne eine bündige Antwort auf die ihn lebhaft interessirende Frage zu erhalten: „Quel sera le développement du germe intérieur de l'empereur Guillaume II.?" *)

Am 18. Februar suchte eine Deputation arbeitloser Bauhandwerker den Oberbürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Berlin auf; da der ruhebedürftige Herr, der die Siebenzig überschritten hat und sich deshalb von seinen erschreckten Parteigenossen auf weitere zwölf Jahre zum Stadtvertreter wählen ließ, erst nach zwölf Uhr auf dem Rathhause zu erscheinen pflegt und da ferner durch eine in der Privatwohnung des Kummunalherrschers zu gewährende Audienz der erhabene Gedanke der Selbstverwaltung Schaden nehmen könnte, so mußten die Arbeitslosen sich mit dem zweiten Bürgermeister begnügen, einem nicht minder feinsinnigen Manne, der bei seinem Amtantritt durch einen tapferen Ausfall gegen den gefesselten Prometheus von Friedrichsruh sich höchstem Wohlwollen empfahl.

Am 24. Februar, Mittags um ein Uhr, zu einer Zeit also, wo Herr von Forckenbeck hoffentlich bereits seiner parlamentarischen Parteipflicht waltete, gedachte der Präsident des deutschen Reichstages, Excellenz von Levetzow, der Männer, die mit der viertelhundertjährigen Geschichte des Einheitparlamentes in ununterbrochener Verbindung geblieben waren, und dabei begegnete es ihm, daß eine begreifliche Gedächtnißschwäche ihn nicht auf den verschollenen Namen des Abgeordneten Fürsten Bismarck kommen ließ.

Am 24. Februar, Nachmittags gegen sechs Uhr, hielt der Kaiser beim Festmahle des brandenburgischen Provinziallandtages eine Rede, die alle Nörgler und mißvergnüglichen Mäkler zur Auswanderung aufforderte und in den Worten gipfelte: „Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert."

Am 25. Februar, Morgens, erschien in den Schaufenstern der Buchhändler eine Schrift des mit dem Hausorden der Hohenzollern geschmückten Professors Felix Dahn, aus der einige Stellen hier mitgetheilt werden sollen: „Die angeführten Gründe der Mißstimmung können leicht sehr stark vermehrt werden: ach, gar viele Thaten und Reden sind gethan und geredet, welche besser ungethan und ungeredet geblieben wären. Es ist dem gegenüber doch gar zu einfach, wenn uns .... gesagt wird, »es besteht gar kein Grund zur Beunruhigung«! Das ist, wie wenn der Arzt dem über Zahnschmerzen Klagenden erwidert: »mein Lieber, Sie haben ja gar keinen Grund, Zahnschmerzen zu haben.« Die letzten Gründe unserer Beunruhigung entziehen sich nur eben oft der Aussprache .... Das bange Gefühl der Unberechenbarkeit der Leitung ist weit verbreitet im deutschen Volke: gerade bei Männern, welche die eifrigsten Anhänger des Reiches, Preußens, der Hohenzollern, gewesen und geblieben sind: ist es »patriotisch«, sich darüber hinwegzutäuschen und Andere? .... Ist es denn gleichgiltig, ob in dem Volk, in den Treuesten des Reichs das frühere begeisterte Vertrauen banger, ja bestürzter Sorge gewichen ist? Ist es »schwächlicher Pessimismus«, das zu sehen und es zu sagen? .... Es sieht düster aus im deutschen Reich. So sage nicht blos ich, ein vereinzelter Nach-Schwärmer von Sedan, so sagen und denken viele Hunderttausende, die es so gut meinen mit Kaiser und Reich, daß sie ohne einen Augenblick des Besinnens sterben würden »für Kaiser und Reich.« Wäre es nun besser, »patriotischer«, solch' bange Sorge zu verschweigen? Oder ist es männlicher — gerade nicht »schwächlich« — nach oben hin, laut vernehmlich, zu warnen?" **)

Am 25. Februar, Mittags, durchzog eine nach Tausenden zählende Bande die Hauptstraßen der Stadt Berlin und zum rothen Stadthause, zum grauen Schloß gellten und johlten heisere Stimmen empor: „Brot!" „Arbeit!" Vorher hatte ein unkluger sozialistischer Agitator gesagt, die Sozialdemokratie dächte nicht an Auswandern, das würde sie anderen Leuten überlassen, wenn einst der Tag gekommen sei.

Am 25. Februar, Abends, fand im Kaiserschlosse ein Hofball statt, bei dem für Civilpersonen das Erscheinen in Escarpins und Schnallenschuhen gewünscht wurde. Auf demselben Hofball wurde zum ersten Male wieder das von der pensionirten Königlichen Solotänzerin Frau Marie

---

*) Feuilles détachées. Par E. Renan. Calmann Lévy. Editeur, Paris 1892.

**) Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen von Felix Dahn. Breslau, S. Schottländer, 1892.

Koebisch-Wolden in Gegenwart beider Majestäten einstudirte Menuet à la reine getanzt.

Am 26. Februar wiederholten sich die Berliner Straßentumulte in noch wüsteren Formen und zugleich schrieb der Pariser „Temps", der greise Ernest Renan brauche nun auf die Beantwortung seiner wißbegierigen Frage nicht länger mehr zu warten: „Quel sera le développement du germe intérieur de l'empereur Guillaume II.?"

* * *

Soweit reichen meine Wochennotizen und für diesmal hätte ich also die Auswahl. Auch mit Sir Francis Drake könnte ich mich beschäftigen, dem zu Unrecht berühmten Admiral, der weder die Kartoffeln noch den stillen Ozean entdeckt hat; oder mit dem zu Unrecht unberühmten Balboa, der nach seiner wasserfüchtigen Bergpartie bald den Kopf verlor und dann zum Ueberfluß auch noch geköpft wurde; oder mit dem Alliirten von Roßbach und Dennewitz, dem einzigen Großen dieser Welt, den man, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, immer citiren kann. Alle diese Stoffe aber sind mir zu brenzlich, und nachdem die Zeitungen fast sämmtlicher Parteien an der Rede des Kaisers rückhaltlose Kritik geübt haben, scheint es mir nicht mehr nöthig, bei dieser Privatäußerung noch länger zu verweilen. Ein durch den Zufall der Geburt auf den Thron gelangter Monarch ist ein sterblicher Mensch und also nicht allwissend; ihn über Thatsachen und Stimmungen aufzuklären, ist die Sache seiner Berather und die allein trifft die Verantwortung, wenn diese Aufklärung mangelhaft oder gar nicht besorgt wird. Nur der unersättliche, der eingefleischte Bismarck-Haß, der auch den Widerstand gegen den Gipsverherrlicher von Boetticher im Keim schon erstickte, konnte die angeblich liberale Presse abhalten, auf die Rede an die brandenburgische Mannschaft mit dem Rufe zu antworten: Fort mit Caprivi! Denn an des Kaisers persönlicher guter Absicht ist doch nicht zu zweifeln, und daß er in allerhöchster Zurückgezogenheit die Wünsche und Stimmungen des Volkes nicht errathen kann, ist selbstverständlich. Die unzufriedene Erregtheit, die täglich ängstlicher eine verhängnißvolle Wendung der deutschen Geschichte befürchtet, knüpft nur an die Thatsache sich, daß ein General zur Führung von Geschäften sich abcommandiren ließ, denen weder sein Intellect noch der Umfang seines mit löblichem Eifer vervollständigten Wissens gewachsen ist, und daß dieser ehrliche, aber begrenzte Mann die Stelle des ersten Berathers der Krone einnimmt. Wäre die Zahl der unabhängigen Politiker in unseren Parlamenten nicht so erschrecklich gering, dann hätte der Vertreter der höchsten Reichsgewalt die Stimmen der Unzufriedenheit längst schon gehört und ihm und uns wäre dann die Enttäuschung erspart geblieben. Die Rickert aber und die Rickertgenossen, die vor wonnigem Entzücken über den neuen Kurs und die Einladungen zu Ministerdiners und Kanzlerschoppen bis zum Morgengrauen des Volksschulgesetzes mit den allergetreuesten Oppositionbeinen strampelten, die vor zwei Monaten noch den Einsamen im Sachsenwalde als den einzig Unzufriedenen, soweit die deutsche Zunge nur klingt, zu bezeichnen pflegten, die haben wahrhaftig nicht die geringste Berechtigung, jetzt eiligst wieder ihren längst eingekampherten Mannesmuth vor Königsthronen auszukramen, nachdem der Kaiser, in erfreulichster Offenherzigkeit, ihnen den Rücken gekehrt und der höchst freisinnige Fuchs die fatale Säure der Trauben erkannt hat. Vor vierzehn Tagen noch hörte ich aus dem Munde des Fürsten Bismarck das lächelnde Wort: „Jede Partei hofft, den Kaiser doch noch einmal als Hospitanten in ihren Reihen zu sehen." Heute ist diese Hoffnung räumlich wohl etwas eingeschränkt; und das ist eine nicht hoch genug zu schätzende Folge der Rede an die märkische Mannschaft. Denn die Hoffnung, für vorsichtig verborgene atheistische, für laut bekannte manchesterliche Bestrebungen und im Kampfe um das parlamentarische Regime, nach englischem Muster, bei einem ungewöhnlich machtbewußten Hohenzollernkaiser Unterstützung zu finden: diese Hoffnung war doch ein Bischen zu — „entschieden liberal".

* * *

Aschermittwoch steht, da ich schreibe, vor der Thür, die Welt sieht grau aus und nebenan, leider riecht man's, werden Pfannkuchen gebacken, brr! in Schweineschmalz. Hinten rumort mein Hausmädchen, das als Spanierin, gelbe Seide mit Schwarz, auf den Maskenball will, drüben probirt ein Referendar einen Wallensteinerhut, auf der Straße rasseln die Wagen und poltern die Droschken, denn jeder will heute zum Tanze, bei Hofe, in der Philharmonie, oder wenigstens im Wintergarten. Und ich soll hier sitzen und abstrakte Politik schwatzen, während doch das vergnüglichste und „aktuellste" Wochenthema mit anmuthigster Gravität mir winkt: das Menuet?

Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach rechts. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach links. Tiefe Verbeugung. Schwenkung vorwärts. Tiefe Verbeugung. Schwenkung rückwärts. Tiefe Verbeugung. Inzwischen sind der Beredsamkeit keine Schranken gesetzt.

Muß man nicht froh es begrüßen, daß er zu neuem Leben erweckt worden ist, dieser graziöse, dieser hochpolitische Tanz, der in nuce ein ganzes, uraltes Regierungsprogramm enthält? Der „Berliner Local-Anzeiger", den ein irrendes Gerücht jüngstens als das kommende Regierungsorgan bezeichnete, hat seine gouvernementale Einsicht jedenfalls dadurch erhärtet, daß er dem wiedererstandenen Menuet vierzig loyale Zeilen widmete.

Ich bitte, nicht etwa gleich an den Don Juan zu denken; da macht eines unglaublich tactlosen Bauernmädchens schriller Hilferuf ja der Menuetlust ein frühes Ende. Unter Ludwig dem Vierzehnten aber, der mit der Allongeperrücke und in Schuhen mit rothen Absätzen öffentlich als mufengöttlicher Apollon aufzutreten liebte, der zum Symbol die Sonne und zur Devise den frechen Spruch „Nec pluribus impar" erkor, damals, in der Glanzzeit der Menuetpolitik, durfte die gesammte Bauernschaft des allerchristlichsten Königreiches gegen galante Herrenrechte um Hülfe kreischen, ohne daß deshalb auch nur eine Hofdame für eine Sekunde aus dem Tact kam. Vor dem Gassenlärm schützten Fenster und Vorhänge —: en avant, messieurs et mes dames!

Die Geschichteschreiber sterben aus und man müßte an der Belehrung kommender Geschlechter verzweifeln, wenn nicht für Deutschland wenigstens zwei wackere Kadettenlehrer die süße Pflicht historischer Märchenerzählung auf sich genommen hätten; sie schreiten dabei rückwärts, von Sedan nach Mantinea, und ich möchte ihr amusantes Buch dem Krebsmenuet vergleichen, das ich in einem alten Tanzbüchlein entdeckt und Frau Koebisch-Wolden hiermit angelegentlichst empfohlen habe. So gut aber, das befürchte ich, werden unsere Kadettenlehrer die Kunst doch nicht verstehen, in usum serenissimi delphini Geschichte zu machen, wie mein alter Freund Bossuet, der Bischof von Meaux, der mit beinahe religiöser Bewunderung von dem Sonnenkönig spricht, „le Monarque le plus absolu qu'il y ait jamais eu sur le thrône," und mit geringschätzender Lauheit von Ludwig dem Dreizehnten, der nur den Ruhm davontrug, „d'avoir laissé tout faire, plus heureux d'avoir eu un Grand Ministre que glorieux d'avoir mérité les louanges par lui-même." Was ließe, gerade nach dieser Richtung, aus der jungen deutschen Geschichte sich noch Alles machen!

Uebrigens hat Ludwig der Vierzehnte ganz geduldig den Tod seines allmächtigen Ministers Mazarin abgewartet, dem er bis dahin gehorsamst, sogar bei der Trennung von Maria Mancini, gefolgt war. Allerdings zählte der vielversprechende Jüngling damals erst dreiundzwanzig Jahre und später entschlüpfte ihm das allerliebste Wort: „Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre!" Der kluge Kardinal aber war auch klug genug, rechtzeitig zu sterben und nun hinderte den jungen Monarchen nichts mehr, sein eigener Minister zu sein und nur für die Finanzen eine selbständige Kraft, Mazarin's Schüler Colbert, zu bestellen. Ein lustiges Luxusleben begann, Molière mußte seine bitteren Menschheitsatiren durch öde Balletallegorien im schmeichlerischen Optimusstil schmackhafter machen, auf daß des gottbegnadeten Monarchen zärtlicher Makronenmagen sie verdauen konnte, und während in den protzig prunkenden Schlössern, unter den vorgeschriebenen tiefen Verbeugungen Menuet getanzt wurde, drang, für byzantinische Harthörigkeit noch nicht vernehmlich, schon das ferne Grollen der heraufziehenden Revolution aus der düster drohenden Chorstrophe empor, mit der Hofdichter Racine den zweiten Act seiner Athalia schloß:

„De tous ces vains plaisirs, où leur âme se plonge,
Que restera-t-il? Ce qui reste d'un songe
Dont on a reconnu l'erreur.
À leur reveil-ô reveil plein d'horreur! —
Pendant que le pauvre à ta table

Goûtera de ta paix la douceur ineffable,
Ils boiront dans la coupe affreuse, inépuisable,
Que tu présenteras au jour de ta fureur
À toute la race coupable!“

Es war dieselbe Tragödie von Athalia, die hundertundfünfzig Jahre später, am 4. Januar 1841, in Berlin ausgepfiffen wurde, weil sie dem Publikum pfäffisch erschien und weil Friedrich Wilhelm IV., der Paranoiker auf dem Thron, an die Stelle des Hegelianers Altenstein den neuen, mit dem „christlichen Staat“ liebäugelnden und die Wissenschaft confessionell knutenden Cultusminister Eichhorn gesetzt hatte. David Friedrich Strauß wurde damals verpönt, Stahl beschwor die Wissenschaft, umzukehren, und während Johann Jacobi — es ist genau einundfünfzig Jahre her — seine vier ernsten Fragen an den zur Zeit für Humboldt noch „amüsablen“ König richtete, höhnte der arge Heine den neuen Alexander:

„Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding, das weder Fleisch noch Fisch ist,
Das von den Extremen unserer Zeit ein närrisches Gemisch ist.
Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut, nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging, so geh ich rückwärts heute.“

Damit war die Menuetpolitik in's Herz getroffen und mählich wuchs die Empörung gegen den selbstbewußten, redelustigen und mystisch schwärmenden König, dessen literarische Talente noch kurz zuvor einen Triumph gefeiert hatten, als er in strömendem Regen vom Balkon des Berliner Schlosses dem unterthänigst begeisterten Volke zugerufen hatte: „Ich will meine Gelübde halten, so Gott mir hilft. Zum Zeugniß heb' ich meine Rechte zum Himmel empor! — Vollenden Sie nun die hohe Feier und der befruchtende Regen Gottes ruhe auf dieser Stunde!“....

In Frankreich hatte schon früher die Menuetherrlichkeit ein Ende gefunden. Ludwig XV., der geistreiche Wollüstling, hatte sein lachend verzweifeltes Wort „Après moi, le déluge!“ gerufen und langsam stieg nun, ob auch der glänzende Dunkelmann Joseph de Maistre ihr wehren wollte, ganz wie Eichhorn, durch fromme Sprüche und Kirchenlieder, die Sündfluth empor. Diderot, fast etwas wie ein disciplinarbarer Professor, schrieb der Maitressen- und Pfaffenwirthschaft den entsetzlichen Refrain: „Et des boyaux du dernier prêtre serrez le cou du dernier roi!“ Voltaires jauchzender Hohn schlug aus der Ode an den Gerichtshof, aus den Episteln an Uranie, gleich sengender Lohe hervor und verschwälte mit dem dogmatischen Christenthum auch den lüderlichen Absolutismus. Das blitzblanke Gewassen nahm Beaumarchais auf, der geniale Pamphletist, der aus des sechzehnten Ludwigs Diensten skrupellos in die des Wohlfahrtausschusses übertrat.

Bei Hofe ahnte man nichts vom nahenden Verhängniß. Marie-Antoinette spielte Komödie und tanzte Menuet, Ludwig XVI. schoß Rehböcke und war höchlich verblüfft, als auf die vor dem Toben einer hungernden Menge gestellte Frage, ob es denn wieder einen Straßentumult gäbe, ein verängsteter Höfling mit der Antwort herausplatzte: „Sire — ich fürchte, diesmal ist es die Revolution!“

Sie kam. Und ihr erstes Opfer war das Menuet. Von ihrer Flucht wurde Madame Veto auf einem Karren zurückgebracht und die graziöseste Menuettänzerin ihrer Zeit mußte unterwegs die plebejischen Zuckungen der Carmagnole von den Damen der Halle sich vortanzen lassen, die der verspäteten Absolutistin die wilde Weise in die verwöhnten Ohren krächzten:

„Dansons la carmagnole!
Vive le son du canon!“

Die Carmagnole hat das Menuet besiegt und vernichtet. Auch der napoleonische Glanz hat es nicht wieder erweckt; welche Figur hätte der brutale Korse inmitten der zopfigen Niedlichkeit gespielt! Dame Eugenie freilich versuchte, auch im gravitätischen Hoftanz ihrer Vorgängerin Marie-Antoinette ähnlich zu werden, deren schwerster Stunde eine milde Laune des Schicksals sie gnädig entzog. Eugenien's Bewunderer, Ludwig von Bayern, hätte, in seiner kindischen Schwärmerei für den Sonnenkönig, vielleicht auch das Menuet noch einmal galvanisirt, wenn er des Anblickes holder Frauen nicht frühzeitig überdrüssig geworden wäre ...

Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach rechts. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach links. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte vorwärts. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte rückwärts. Tiefe Verbeugung. Und der ganze anmuthig feierliche Zauber in Escarpins und Schnallenschuhen!

Wie vermoderter Rococoplunder aus der Maskengarderobe einer ausgeklungenen Zeit wittert es uns an und keck hätte ich und zuversichtlich behauptet, daß mit diesem Tanzrégime nichts mehr anzufangen ist, — wenn nicht zu rechter Zeit eben noch mein Hausmädchen vom Maskenball heimgekommen wäre, gelbe Seide mit Schwarz, die Haare etwas zerzaust, wohl vom Winde, und, hochroth von dem funkelnagelneuen Tanz, in Entzückung, berichtet hätte: „Wissen Sie — tiefe Verbeugung — drei Schritte nach rechts — — — Das ist jetzt die feinste Mode und wird überall getanzt.“

* * *

Am Ende hätte ich doch besser gethan, der Frage des weisen Renan nachzudenken. Aber es schlägt eins, Aschermittwoch ist da —: carne vale, gute Nacht, Menuet! Gegen geringe Leihgebühr nimmt die Maskengarderobe die ganze gepumpte Rococoherrlichkeit zurück, die im Kerzenschimmer nur und im qualmenden Weihrauchgewölk einen matten Schein lebendiger Wirklichkeit zu erheucheln vermag, vor dem ersten Frührothleuchten aber, in verschlissener Armseligkeit, müde dahinsinken muß.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Riquette.“

(Ma cousine.)

Lustspiel in drei Acten von Henri Meilhac. Deutsch von E. Neumann. (Residenz-Theater.)

Die ganz Klugen hatten im ersten Zwischenact das Gerücht verbreitet, der geistreiche Akademiker Henri Meilhac habe für das Lustspiel „Ma cousine“ nur seinen berühmten Namen hergeliehen. Ueber diese Dummheit wollte ich mich beinahe ärgern; rechtzeitig fiel mir aber noch ein, daß die ganz Klugen ja doch keine Ahnung davon haben, wer Henri Meilhac ist. Solche Unkenntniß ist gewiß verzeihlich; man kann ein vortrefflicher Mensch, ein zufriedener und deshalb guter Bürger, sogar ein braver germanistischer Philologe sein und braucht doch den Namen Meilhac nie gehört zu haben. Nur, meine ich, sollte vortrefflichen Menschen, guten Bürgern und Germanisten nicht gerade die Aufgabe anvertraut werden, über französische Theaterstücke ein für Tausende maßgebend sein sollendes Urtheil zu fällen; das hieß früher: den Bock zum Gärtner machen; jetzt nennt man's: den General zum Reichskanzler berufen. Daß dabei viel Gutes kaum herauskommen kann, versteht sich eigentlich von selbst und deshalb dürfte man über die schlechte Information der in Politik und Kunst entscheidenden Stellen nicht in erstaunte Zuckungen gerathen. Ich war denn auch nicht weiter verwundert, als ich in der confessionell redigirten „Vossischen Zeitung“ las, „Ma cousine“ sei ein „erfindungsarmes Intriguenspiel.“ Warum sollte auch ein deutscher Kritiker, zumal Einer, der den Abgeordneten Alexander Meyer bewundert, gutes Deutsch schreiben oder gar wissen, daß Meilhac's größtes und bleibendes Verdienst eben in der Ueberwindung des Intriguenstückes besteht? Du weißt noch immer nicht, lieber Leser, mit wie geringer Weisheit die sogenannte öffentliche Meinung gelenkt wird.

Es lohnt sicher nicht die Mühe, jedem thörichten Schnitzer nachzujagen; prinzipiell wichtig aber ist immerhin die Enthüllung der völlig rathlosen Unkenntniß moderner Literaturbestrebungen, die den größten Theil unserer Kritik traurig auszeichnet. Nicht in der Kunstkritik allein sieht es so aus, die allmählich jeden bestimmenden Einfluß eingebüßt hat, sondern in jeder öffentlichen Kritik, mag sie nun mit Handelsverträgen, Panzerschiffen oder Schulgesetzen sich befassen. Durch die phrasenhafte Unwissenheit, die gerade auf den am meisten umlagerten Kanzeln zum Ausdruck kommt, wird die grundverkehrte Ansicht genährt, daß es bei aller Kritik sich um Nörgeln und Mäkeln nur handelt. Geschäftpolitiker, die nie eine Volksschule betraten, schwatzen über den Ruin der Kindererziehung, jeder Parteiklüngel bläst Alarm zum Schutze der Selbstverwaltung und die lärmenden Vorfechter des Modernismus schießen einen Bock über den andern. Dadurch wird natürlich denen das Handwerk erschwert, die sich bemühen, nur über ihrem Verständniß zugängliche Dinge in Wort und Schrift sich zu äußern. Graf Zedlitz hat leider Recht, wenn er über „insipides Phrasengeklingel“ klagt, das durch die tägliche Wiederholung nicht werthvoller wird. Und es war ein erlösendes Wort, das der Freiherr von Stumm neulich im Reichstag sprach: „Ich habe es mir zum Prinzip gemacht, auf Einzelheiten nicht einzugehen, die ich doch nicht verstehe.“ Wird dieses Prinzip erst wieder einmal zu Ehren gebracht, dann werden die albernen Programmreden aus der großen Apotheke für Gehirnerweichung und allgemeine Vertrottelung auch nicht den winzigsten Schein mehr irgend einer Berechtigung haben.

In der Hoffnung, daß er es weiter sage, erlaube ich mir also, dem kunstconsessionellen Berather der Tante Voß in die geschätzten Ohren zu raunen, daß Meilhac an „Erfindung“ immer arm war und daß er Intriguenspiele nie geschrieben hat. Beide Thatsachen sollten ihn den Modernen empfehlen, wenn die eben wüßten, was sie eigentlich wollen. Da sie aber pünktlich stets wieder vergessen, was sie vorgestern sahen, so wird es ihnen auch leichter als uns Andern, vor jedem Kollegen Crampton

Mund und Nase aufzusperren. Ein merkwürdiges Milieu nämlich und einen wunderlichen Charakter haben schon vor Herrn Hauptmann wirklich einige andere Leute durchaus studirt und insbesondere hat Meilhac — in Gemeinschaft mit dem höllisch witzigen Ludovic Halévy, der beim Abbé Constantin erst himmlisch langweilig wurde — die Hetzjagd nach dem Milieu mit erfolgreichstem Eifer betrieben. Von Marivaux und Régnard, von Gresset und Picard bis auf Scribe und Labiche galt als Hauptsache die fein oder derb geschürzte Intrigue, die auch heute noch bei Valabrègue und Biffon in mathematischen Formen fortjubilirt. Meilhac und Halévy aber, die deshalb von Zola gepriesen und von Lemaitre geliebt werden, haben die Intrigue stets nur als unentbehrlichen Vorwand benützt für die theatralische Gestaltung ihrer Absicht, die ausnahmelos fast auf die ironische Contrastirung zweier Welten ausging. In ihren gelungensten Schwänken — „Le prince", „La cigale", „La boule" —: immer und überall eine dünne, „erfindungsarme" Intrigue, immer und überall aber auch eine mitreißende Verve, eine entzückend boshafte Schilderung verschiedener und in der Berührung sich treffender Gesellschaftschichten. Die althellenische Komödie hatte zum Gegenstande den Staat gehabt, die altrömische und altgallische meist ein bestimmtes Thema, dessen verschiedene Seiten an gegensätzlichen Typen erläutert wurden; die neufranzösische Komödie erst, wie sie von Meilhac und Halévy am feinsten und schärfsten ausgebildet worden ist, gab der fortschreitenden Sozialisirung der Gesellschaft den entsprechenden Ausdruck; nicht mehr nationale oder parteipolitische Gegensätze, auch nicht individuelle Eigenschaften allein malte der Komöde, — der Humor der Standesunterschiede und Klassenabstufungen wurde sein Ziel. Ein Uebergang, ähnlich dem vom Aristophanes zum Terenz, von den Ekklesiazusen zu den Brüdern.

Genau dieselbe Methode hat das Lustspiel „Ma cousine" geschaffen, das von dem unfähigen Uebersetzer, ich weiß nicht, warum, „Riquette" genannt worden ist. Auch hier ist die Intrigue — ein Ehemann wird einer Zweiten durch eine Dritte abspänstig gemacht und der Ersten, der Frau, wiedergegeben — uninteressante Nebensache; auch hier liegt der ganze Nachdruck auf dem satirischen Contrast zweier Schichten: des Theaters und der vornehmen Gesellschaft. Und weil in der ganz schlechten Aufführung des Residenztheaters dieser Contrast hinfällig wurde und die blasse Intrigue die Kosten der Unterhaltung bestreiten sollte, deshalb ermüdete und langweilte hier das in Paris bejubelte Stück, das allerechtester Meilhac ist, — freilich Meilhac ohne Halévy.

Ich liebe die gallischen Schwänke schon wegen ihrer Offenherzigkeit. Anstatt, wie die Söhne unserer Blumenthalia wohl thun, eine verfaulte Gesellschaft zu verherrlichen, geben sie rückhaltlos sie schallendem Gelächter preis und halten den Canaanfitten einen Spiegel vor, darin sie sich erkennen mögen. Die sozialkritische Weisheit der Meilhac und Halévy ist ganz unendlich reifer und feiner als die Ballonmützen-Empörung manches jüngstdeutschen Ellenbogendramatikers. Und ich wage die Behauptung, daß die drei Männer, die um Riquette's Reize herumschnuppern, besser die Ganzpariserei charakterisiren und satirisiren, als es für die Ganzberlinerei in sämmtlichen Vorderhäufern sämmtlicher sozialer Dramen bisher bei uns erreicht worden ist. Spott ist wirksamer als Fastenpredigerentrüstung, und sicherer trifft die Peitsche ihr Ziel, wenn Narrengtöckchen dran hängen, weil — ja, weil auch nach dreiundeinhalbhundert Jahren Rabelais immer noch Recht behält:

„Mieulx est de ris que de larmes escrire,
Pour ce que rire est le propre de l'homme."

Weil dieses bei aller Frechheit wahrhaft heilige Lachen mit seinem befreienden Jauchzen in Frankreich niemals verhallt ist, darum ist dieses glückliche Land auch aus allem Ungemach siegreich und lustig hervorgegangen und nicht durch unglückliche Kriege, nicht durch unfähige und größentolle Monarchen, am wenigsten aber durch Ministerkrisen und durch Stürme in der parlamentarischen Spielschachtel ist es ernstlich gefährdet worden.

Doch mir fällt noch rechtzeitig ein, daß ich nicht mit der Hexe Politik jetzt, sondern mit der nicht minder umworbenen Schauspielerin Riquette zu schaffen habe, deren drei Freier ich vorstellen wollte.

Nummer eins: Champcourtier, bürgerlich, sehr reich, Parvenu, Dilettant, hat sich eine schöne Frau gekauft, die ihn betrügt, und die Mitgliedschaft eines fashionablen Clubs, in dem er sich lächerlich macht; besonderes Kennzeichen: schreibt Stücke, die er zum Schreien komisch findet. (Bourgeois-gentilhomme von 1890.) Nummer zwei: Der Baron von Arnay-La-Hutte, altadlig, schöner Mann, reich, angebetet von allen Frauen, sogar von der eigenen, dumm, eitel, respectabel; besondere Kennzeichen: ein Papa, dessen Nachkommenschaft nicht weit hinter der Augusts des Starken zurückbleiben dürfte, und das Mißgeschick, bei galanten Abenteuern stets auf „natürliche" Schwestern zu stoßen. Nummer drei: Gaston, ernsthafter Besitzer — michet sérieux — Riquette's, jung, nett, adrett, reich, artig, elegant; besondere Kennzeichen: keine. Es ist ein hübscher Zettelwitz, daß dieser Durchschnittbummler nur einen Vornamen trägt; er könnte auch Guy oder Gontran heißen.

So sieht die vornehme Gesellschaft aus und es ist ein allerliebster ironischer Zug, daß die vorurtheillose Schauspielerin Riquette die Moral zu Ehren und den Baron von Arnay-La-Hutte aus dem zarten Verhältniß zu Madame Champcourtier an den häuslichen Herd zurückbringt, — dieselbe Schauspielerin, die in derselben Gesellschaft nur geduldet wird, wenn sie Grille-d'-égout und die anderen Berühmtheiten des Chahut zu copiren bereit ist. Das müßige Luxusleben der Schauspielerin, die aus der Liebe, wie aus der Waffenübung der Fechtmeister, nur ein Geschäft und eine Theaterprobe macht, ist mit feinster Bosheit geschildert, und wenn eine große Künstlerin wie die Chaumont oder die Réjane — für die sie geschrieben ist — die Riquette spielt, muß das sehr sauber pointirte Luftspiel zwei flüchtige Stunden ganz reizend vertreiben.

Der Dame, die im Residenztheater diese Paraderolle spielen durfte, vermuthlich, weil sie drei kostbare Toiletten mitbrachte und ein unnennbares Gehalt bezieht, möchte ich nicht wehe thun. Sie mag sich geirrt und geglaubt haben, weil sie im zweiten Act den Chahut zu tanzen hat, Riquette sei Vortänzerin auf öffentlichen Bällen. Allgemach aber entsteht doch die Frage, ob der Director Lautenburg, dessen Geschicklichkeit ich stets anerkannt habe, mit der jetzt um ihm geschaarten Weiblichkeit uns noch weiter zu erfreuen gedenkt. Sollte es wirklich gar keine Schauspielerinnen mehr geben, die außer Brillanten und echten Spitzen noch etwas Talent zu verfenden haben? Aus der unerträglichen Talmi-Natürlichkeit dieser in verbindlichem Lächeln und charmantem Gethue eingefrorenen Aufführung trat angenehm nur der junge Herr Reusch hervor, der Einzige, der noch daran erinnerte, daß auf der Bühne des Residenztheaters früher Herr Reicher stand, bis ihn sein übel berathener Director mit Reugeld gehen und gastiren ließ.

Von Yvette, auch einer Schauspielerin, die im Wallnertheater jetzt ihr kindisches Wesen treibt, wollte ich eigentlich noch erzählen. In dem Pferdebahnwagen aber, der nach dem verlorenen Abend mich aufnahm, saßen zwei kleine Mädchen, Ladenmamsells nennt man's in Berlin, die ihrem Bruder von Yvette's Reizen vorschwärmten, ganz begeistert, mit brennenden Bäckchen und lachenden Augen. Der Wagen mußte halten, denn eben war wieder die Polizei mit dem brüllenden Lumpenproletariat handgemein geworden und schrill umheulte uns das Gesindel. Da sagte ich zu mir selbst: Wer in solcher Zeit auch nur einem kleinen Mädchen unschädliche Freuden vergällt, der sollte wirklich lieber den Staub von seinen Pantoffeln schütteln.

M. H.

Notizen.

Goethe als Sozialpolitiker. Von Prof. Gerlach (Dessau, Oesterwitz). Dieser Beitrag zur Beurtheilung der sozialen Frage weist mit großem Verdienst auf die sozialpolitischen Gedanken des genialen Staatsministers hin, die zumal im zweiten Theil des Wilhelm Meister, den im Ganzen recht ledernen Wanderjahren, niedergelegt sind. Dort finden sich die tiefsinnigsten und doch zugleich praktischen Ideen zur Erziehungslehre, über Regierung, Justiz, stehendes Heer ꝛc., ein Zukunftsbild, dem weder die Phantasien von Bellamy noch von Richter gleichkommen und die auch noch für unsere heutigen Verhältnisse hohen Werth haben. Den Glauben der Sozialdemokratie an ihre Heilung unserer kranken Zeit, schließt Gerlach, zerstört man nicht durch wohlfeile Satire und durch Anpreisung der freien Concurrenz, die dem Schwindel Thür und Thor geöffnet hat, sondern allein dadurch, daß der Moral wieder der gebührende Einfluß verschafft wird auf das gesammte Volksleben. Dies ist der leitende Gedanke, der Goethe's Zukunftsplänen zu Grunde liegt. Ueber manche Einzelheiten wird sich streiten lassen; die Grundidee ist unanfechtbar.

Das Bibliographische Institut in Leipzig läßt soeben erscheinen: „Eichendorffs Werke", mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Rich. Dietze, 2 Bände und „Gellerts Dichtungen", mit Gellerts Leben, mit Einleitungen und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. A. Schullerus. Obwohl der moderne Geschmack der Literatur in andere Bahnen eingelenkt ist, weiß doch ein großer Kreis von Freunden unserer älteren Literatur die vorzüglichen Leistungen der romantischen Schule und zumal den volksliederfrohen Eichendorff hochzuschätzen. Seinen Werken voran geht eine fesselnde Schilderung seiner Lebensschicksale, an die sich eine feinsinnige Beurtheilung seiner Werke anschließt. In Schullerus' Bearbeitung von Gellerts Dichtungen werden uns zunächst die poetischen Werke des beliebten Volksdichters geboten, danach folgt eine geschickte Auswahl der „Moralischen Gedichte" und der „Geistliche Oden und Lieder"; den Beschluß machen einige Briefe Gellerts.

Von Sir John Lubbock's „Freuden des Lebens" ist soeben (im Verlag von Friedrich Pfeilstücker, Berlin) die 3. Auflage der deutschen Ausgabe in hübscher Ausstattung herausgekommen. Schon aus den Kapitel-Ueberschriften (Die Pflicht glücklich zu sein, Glück der Pflicht, die Wahl der Bücher, der Segen der Freundschaft, der Werth der Zeit, Reisefreuden, die Freuden des Heims, Wissenschaft, Erziehung ꝛc.) ist ersichtlich, daß das Buch ein Lebensführer, eine Anleitung zum Glücklichsein, ein moralphilosophischer Rathgeber ist. In England hat es eine große Verbreitung gefunden, denn es sollen weit über 100,000 Exemplare davon verkauft worden sein. Ihm scheint auch in Deutschland eine große Anzahl Käufer beschieden zu sein: irgend einen Nutzen für sein Leben wird ein jeder Leser davon haben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Vom Verfasser des **„Rembrandt als Erzieher“** erschien:

40 Lieder

von

einem Deutschen.

Direkte Zusendung erfolgt, nach Einsendung von 2 Reichsmark in beliebigen gültigen Briefmarken, durch die Buchhandlung von **E. L. Thaarup, Kopenhagen.**

× Es will uns bedünken, als ob einzelne dieser Gedichte noch höher stehen, als manche gleiche Gegenstände behandelnde Gedichte Goethe's.

Leipziger Zeitung.

Seit einigen Jahren bin ich bemüht das Andenken **Max Stirner's** (mit seinem bürgerlichen Namen Dr. Caspar Schmidt, 1806—1856). des Verfassers von **„Der Einzige und sein Eigenthum“** (1845), der Vergessenheit zu entreissen und der Zukunft das spärliche biographische Material über sein Leben und Wirken zu sichern. Es ist mir gelungen, Max Stirner's Grab, wie auch das Haus, in welchem er seine letzten Tage verlebte, aufzufinden und es soll nun, damit nicht auch diese äusseren Spuren seines grossen Lebens von der Zeit gänzlich verwischt werden, das erstere mit einem Grabstein, das letztere mit einer Gedenktafel bezeichnet werden. Wer gewillt ist, diesen Gedanken verwirklichen zu helfen, ist gebeten sich an den Unterzeichneten zu wenden. Ueber alle eingelaufenen Beiträge, sowie über deren Verwendung wird im Inseratentheil der „Vossischen Zeitung“ vom 1. April d. J. Bericht erstattet werden.

John Henry Mackay,
Berlin N., Kalkscheunenstr. 2 III.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

Göthe als Socialpolitiker

Ein Beitrag zur
Beurtheilung der socialen Frage.
Von
Professor Dr. Gerlach.

Preis: 50 Pfge.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Karl von Hase,

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

5. Aufl. XXXVI, 728 S. gr. 8°.
geh. 12 ℳ, geb. (Halbfranz) 13 ℳ 50 ₰.

Die berühmte Schrift Karl v. Hase's, welche längere Zeit gefehlt hat, erscheint jetzt in fünfter, durchgesehener Auflage. Sie ist unter den heutigen Zeitverhältnissen besonders werthvoll und für jeden Gebildeten verständlich.

Für grössere lexikographische Arbeiten wird ein Redacteur und Bearbeiter des geographischen statistischen Teils gesucht.

Die Expedition der „Gegenwart“: Berlin W., Culmstr. 7, wird die Güte haben, betr. Zuschriften unter „Redacteur-Gesuch“ weiter zu befördern.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

Neu bearbeitete Volksausgabe
der „Eisenbahnreform“.

Von

Eduard Engel.

Der Zonentarif.

„Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs.“
Kaiser Wilhelm II.
am 7. Januar 1891.

Preis 1 Mark.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XL. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage von Hermann Hurwitz & Co. in Berlin C.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 12. März 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Straßenkrawalle. — Der Massen-Streik in Rußland. Von H. von Samson-Himmelstjerna (Victor Frank.) — **Literatur und Kunst:** Die Pathen von Reuter's „Stromtid". Von Karl Theodor Gaedertz. — Carl von Perfall und seine Romane. Von Heinrich Vollrat Schumacher. — **Feuilleton:** Die Beichte. Von F. de Roberto. — **Aus der Hauptstadt:** Sse-Ma-Thsian. Von Apostata. — Berliner Ausstellungen. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Straßenkrawalle.

Absolutismus, gemildert durch Meuchelmord, — so nannte man einmal die russische Regierungsform. Manchesterthum, gemildert durch Straßenkrawall — könnte man entsprechend ein modernes Großstadtthum nennen, in dem eine kleine Minorität herrscht durch ein höchst ungerechtes Censuswahlsystem, und Schaaren hungernder Bettelfamilien kein Brot und nicht einmal Arbeit haben.

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß die letzten Berliner Februarkrawalle unter Führung arbeitloser Arbeiter stattgefunden hätten. Vielmehr wies alles darauf hin, daß die eigentlichen Leiter des Unternehmens nicht Arbeiter, sondern arbeitscheue Faulenzer der niedrigsten Sorte waren, die sich nur den Anschein von Arbeitern zu geben suchten, um das zu verhüllen, was sie waren — Tagediebe. Das war auch für Berlin und für Deutschland ein Glück. Denn wenn die Arbeiter einen Aufruhr gemacht hätten statt der Handvoll Faulenzer, so hätten die Repetirgewehre eine traurige Arbeit verrichten müssen, und ein Meer von Blut und Thränen wäre die Folge gewesen. Gibt es doch in Berlin eine Bevölkerung von 8—900,000 Köpfen, die sich selbst zu dem „Proletariat" zählt. Denn Berlin hat jetzt 1,600,000 Einwohner, und die Majorität wählt sozialdemokratisch.

Die Zeiten haben sich sehr geändert. Unsere heutigen Proletarier sind doch eigentlich recht zahm gegen jene „alten 48er", die der Pariser Februarrevolution die Wien-Berliner Märzrevolution folgen ließen. Das ist um so auffälliger, weil man gerade so oft behaupten hört, daß der Zug der Zeit immer mehr nach der extremen revolutionären Linken strebe. Wie wild und übermüthig war die Sprache jener freiheitdürstenden Blätter vor 44 Jahren, wie toll war die Tonart der freiheittrunkenen Volksredner von damals! Und heute? Der „Vorwärts" erläßt Aufrufe an sein Volk, wie sie ernüchternder und abkühlender das reactionärste Ministerium nicht erlassen könnte. Dagegen erklärt die „Kreuzzeitung", daß man bei aller Strenge der Verurtheilung doch anerkennen müsse, daß aufrührerische Gesinnung noch am ehesten verzeihlich sei bei einem verzweifelten Familienvater, der Frau und Kinder hungern sehen muß. Daraus muß man doch die tröstliche Beruhigung schöpfen, daß die Uneinigkeit der kämpfenden Parteien in Deutschland eine gewisse Grenze innehält, besonders wenn man an die wüsten Auftritte in der französischen Kammer denkt und an die noch gefährlicheren anarchistischen Aufruhrversuche im französischen Militär.

Es ist freilich wahr, daß unseren sozialdemokratischen Zukunftsträumern die Trauben noch zu sauer sind, aber dürfen wir nicht gerade für diese Selbsterkenntniß unserer inneren Gegner Gott danken? Eine Revolutionspartei, die ihrer Uebermacht gewiß und selbstbewußt ist, wird eben stets und sofort zur That übergehen, so lange es eine Weltgeschichte gibt. Denn jede irdische Frage ist im Grunde eine Machtfrage. Auch nach der alten juristischen Formel „cui bono?" würde man auf die Sozialdemokraten als Hintermänner unserer Straßenkrawalle zuletzt rathen müssen. Denn sie könnten sich in der That keinen größeren Schaden zufügen, als durch solche Thorheiten. Bezeichnend in dieser Hinsicht war die kleine Scene, als ein Krakehler, der soeben gebrüllt hatte „es lebe die Sozialdemokratie", von derben sozialdemokratischen Fäusten gepackt und durchgeprügelt wurde. Es ist gut, daß die Frage „cui bono?" nicht immer ausschlaggebend ist, sonst könnte man die Beschwörer des rothen Gespenstes nirgend anders suchen als — in den heiligen Hallen der Börse. Aber gespannt darf man darauf sein, was nun die anarchistischen Maulhelden in Berlin thun oder — sagen werden. Das ist ja eine Sache nach ihrem Geschmack, eine Propaganda der That! Worauf warten sie denn noch? Sie erklären ja, daß man nicht warten solle und dürfe, sollte bei ihnen auch schon die „Versumpfung" eingerissen sein?

Lehrreich war auch eine Gerichtsverhandlung, die sich in den letzten Tagen in Berlin abspielte, und deren innere Verwandtschaft mit den Straßenkrawallen unseres Wissens von keinem Blatte hervorgehoben wurde. Ein Einbrecher erzählt dem Gerichtshofe, daß ein Gespräch mit einem anderen „wohlsituirten" Einbrecher ihn auf den Grundsatz gebracht habe, „wer heute noch arbeitet, ist dumm, — ich stehle." Eine Philosophie von furchtbarer Einfachheit!

Kein Geringerer als Eduard v. Hartmann hat mit Nachdruck auf die Erscheinung hingewiesen, daß namentlich in der kalten Jahreszeit viele Leute Thätlichkeiten begehen, besonders Sachbeschädigungen, in der ausdrücklichen Absicht, um in der warmen Gefängnißzelle gefüttert zu werden! Es kann auch nichts mehr auf der Hand liegen, als daß ein weiser Volkswirth und Gesetzgeber jeden unehrlichen Erwerb möglichst erschweren und zugleich jeden ehrlichen Erwerb möglichst erleichtern muß. Oder mit anderen Worten: der Abstand zwischen dem Dasein des Diebes und dem Dasein des redlichen Arbeiters muß so weit gemacht werden wie nur irgend möglich. Statt dessen gewährt man heute in übel angewendeter Humanität dem Verbrecher allerlei Erleichterungen, sogar der Zuchthäusler kann noch „Ersparnisse" machen im Zuchthause. Andererseits behauptet man mit um so merkwürdigerer Hartherzigkeit,

es sei nicht Sache der Staatsgemeinschaft, dafür zu sorgen, daß die Bürger lohnenden und ehrlichen Erwerb finden. Sieht das nicht beinahe so aus, als wollten die betreffenden humanharther zigen Theoretiker allmählich alles Handwerk überführen in Gefängnißarbeit?

Man kann allerdings nicht nach Art des Drakon auf jeden kleinsten Felddiebstahl die Todesstrafe setzen. Man kann nicht einmal schwerere Einbrecher lebenslänglich einsperren. Aber daß man es nicht kann, ist traurig. Denn man könnte es, wenn jeder fleißige Bürger auch Arbeit und Brot fände unter allen Umständen! Ein Dieb, der aus anderem Grunde stiehlt als aus bitterer Noth, zeigt eine so schmutzige Habsucht, daß das Staatsinteresse ein Unschädlichmachen für immer rechtfertigt.

Könnte man in Beziehung auf Nothlage und unverschuldete Armuth ein ganz reines Gewissen haben, so könnte man auch ruhigen Herzens jeden Landfriedensbrecher niederschießen lassen. Damit soll aber nicht etwa Milde oder auch nur Langmuth gegenüber irgendwelchen Aufrührern empfohlen werden. Denn die Macht müssen die Machthaber unter allen Umständen in der Hand behalten und um jeden Preis. Mit der Macht verliert man zugleich die Möglichkeit der Besserung. Es wäre ein entsetzlicher Gedanke, daß ein Stadttheil auch nur für eine halbe Stunde lang in die Gewalt des Straßengesindels fallen sollte. Milde und Versöhnlichkeit gegen alle Gegner, die mit Worten verhandeln wollen und in ordnungsmäßiger Weise Beschlüsse fassen. Aber wo man uns auf die Probe stellen will mit Straßendemonstrationen und gar mit Steinwürfen, da antworte die „ultima ratio“ möglichst schnell und möglichst scharf.

Zwei Gründe sind es, die am häufigsten gegen die Beschwerden der Arbeiter angeführt werden. Der eine beruft sich auf die mangelhafte Sparsamkeit in der warmen Jahreszeit, wo der Arbeiter natürlich viel besseren Verdienst hat als im Winter, der außerdem viel höhere Kosten für Heizung, wärmere Kleidung u. s. w. verursacht. Dieser Vorwurf, so berechtigt er an sich ist, vergißt doch, daß wir mit den Menschen rechnen müssen, wie sie sind, und daß in der Praxis die praktischen Rücksichten den Vorzug haben vor den theoretischen. Die rechte Sparsamkeit fehlt in den unteren Ständen ebenso wie in den oberen, und auch in manchen Kreisen, die außerhalb dieser Standeseintheilung stehen. Wir erinnern z. B. an den oft getadelten Mangel an Sparsamkeitssinn bei Künstlern und Gelehrten. Außerdem kann sich jener Vorwurf nur richten an die verhältnißmäßig kleine Minderzahl der besser bezahlten Arbeiter. Die Mehrzahl ist aber so schlecht gestellt, daß zur Sparsamkeit schon eine ziemlich große Willenskraft und Zähigkeit gehört, um nicht zu sagen ein besonderes Talent. Vielfach dürfte sich auch in der sommerlichen Leichtlebigkeit gerade ein gewisser Rückschlag der eben überstandenen Wintersnoth äußern. Wer das mühsam Ersparte schon in den nächsten Monaten wieder verzehren muß, verliert dadurch auch die Lust am Sparen.

Ein zweiter Vorwurf richtet sich gegen die Freizügigkeit. Wenn es einmal sein muß, wollen wir auf die Freizügigkeit verzichten, obgleich fehlende Freizügigkeit gleichbedeutend ist mit halber Sklaverei. Aber wir glauben, daß dieser Einwurf noch viel haltloser ist als der erste. Freilich muß sich eine Herrschaft, die das Landleben nur kennt aus der Sommerfrische, gar sehr wundern, warum denn dieser eigensinnige Proletarier diese schöne, gesunde Landluft zu fliehen scheint. Aehnliche ländliche Mißverständnisse des feinen Städtebewohners liefern einen unerschöpflichen Quell für die Witzblätter. Die Verwunderung muß auf den Gipfel steigen, wenn derselbe Städter dann die Pestlöcher und finsteren Kellergewölbe erblickt, die der Proletarier seine Wohnung nennt, und wenn er diese „Wohnung“ vergleicht mit — seinem lieblichen Sommerheim.

Offenbar muß man, um möglichst viele Leute aus der Großstadt wieder zu vertreiben und zur Rückkehr auf das Land zu bewegen, entweder den Aufenthalt in der Stadt erschweren, oder ihnen den Aufenthalt auf dem Lande erleichtern. Wie man das Dasein des Proletariers in der Stadt noch erschweren will, ist uns allerdings völlig räthselhaft. Denn Wohnungen, die noch menschenunwürdiger wären als die, die heute thatsächlich „Miether“ finden, übersteigen unser Begriffsvermögen. Danach bleibt nur noch die Möglichkeit, das Loos des Landarbeiters zu verbessern. Da liegt der Haken eben! Die Löhne auf dem Lande sind zu niedrig, um als eine kräftige Lockung auf den Großstädter wirken zu können. Der kleine Landbesitzer kann keine höheren Löhne zahlen, weil er tief verschuldet ist, und der große Grundbesitzer will keine höheren Löhne zahlen, weil er — in Berlin herrlich und in Freuden leben muß, und weil seine Herren Söhne — nun, man weiß ja, „Pferde, Weiber, Hunde, alles famos!“

Dazu kommt, daß es nicht die Magenfrage allein ist, die das Land veröden läßt. Ein viel schlimmerer „Drache, der das Land verödet“, ist der politische Druck, den leider so viele große Herren, die sich conservativ nennen, auf die von ihnen abhängigen kleinen Leute ausüben. Denn ein bischen Hunger verträgt des Deutschen ehrliche Haut noch eher als die gehässige Unterdrückungs- und Verfolgungssucht. Hier könnte die Regierung ein Werk der Gerechtigkeit und Klugheit zugleich thun, indem sie den Bedrückern das Handwerk einmal gründlich legt. Ein wahrer Segen ist da noch das geheime Wahlrecht zum Reichstage, weil es thatsächlich das einzige Recht ist, was dem mundtodt Gemachten noch übrig bleibt. Es ist schade, daß man den Kampf für das Wahlgeheimniß dem Freisinn allein überlassen zu wollen scheint. Man sollte es kaum für möglich halten, daß erst neuerdings wieder Stimmen laut wurden, die „öffentliche“ Wahl verlangten, unter Berufung auf die alten fadenscheinigen Redensarten wie „Muth der Ueberzeugung“. Nein, nicht öffentliche Wahl, sondern möglichster Schutz des Wahlgeheimnisses. Der Zusammenhang ist nicht schwer zu begreifen: öffentliche Wahlen auf dem Lande — in der Großstadt Straßenkrawalle.

Der Massen-Streik in Rußland.

Von H. von Samson-Himmelstjerna (Victor Frank).

Unter den Erscheinungen, welche auf die Natur des über Rußland hereingebrochenen schweren Leidens zurückzuschließen gestatten, ist die epidemisch gewordene „Arbeitsscheu“, nicht nur der Nothleidenden, eine der wichtigsten. In der deutschen Presse ist diese Erscheinung bereits wiederholt als sonderbare „Arbeitsscheu“ signalisirt worden. Ihre nähere Betrachtung wird indessen ergeben, daß sie zutreffender mit dem Ausdrucke unserer Ueberschrift bezeichnet wird, als Massen-Streik. Zu ihrer Charakterisirung wollen wir zunächst nur dasjenige heranziehen, was die russische Presse darüber bringt, sodann aber die zum Theil vielleicht unfreiwillig einseitigen Kundgebungen dieser letzteren, zu ergänzen suchen. Wenn wir dabei vornehmlich den (vormals Katkow'schen) „Moskauer Nachrichten“ folgen, so entgehen wir der Gefahr regierungsfeindlich-tendenziöser Darstellung.

Denn wie sehr dieses Organ bestrebt ist, als Sprachrohr des gegenwärtig herrschenden Regimes zu gelten, geht auf das Klarste aus seinem, ausschließlich Nothstands-Betrachtungen gewidmeten Neujahrs-Leitartikel hervor. Gleichsam hohe Schule reitend, in litterarischem Paradeschritte, wird hier ausgeführt, daß das Unheil, von welchem Rußland heimgesucht wird, offenbar und ersichtlich eine Strafe Gottes dafür sei, daß seit den sechziger Jahren die Regierung westlich-liberalen Doctrinen Zutritt gestattet habe — ein Fehler, für welchen die Regierung nun selbst büßen müsse; nun sei sie in Verlegenheiten gebracht und in die Nothwendigkeit versetzt worden, Millionen und aber Millionen zur Volksverpflegung herzugeben und es zu dulden, daß diese Millionen vor ihren Augen hierhin und dorthin verzettelt werden, und daß noch dazu, seitens der liberalen Befreier der Landschaftversammlungen ihr, der Regierung,

alle Schuld aufgebürdet werde; diese örtlichen quasi-Parlamente seien als Vorschulen zu einem künftigen Reichsparlamente errichtet worden, hätten aber nichts anderes bewirkt, als die vorsorgliche Vormundschaft des „Nicolaitischen Systemes", zugleich die Vorrathsmagazine desselben, zu zerstören und allgemeinen Bankerott herbeizuführen; die vielgerühmte Landschaftsstatistik erweise sich nun als gänzlich werthlos, denn sie vermöge über die thatsächliche Ausdehnung des Nothstandes nichts auszusagen. Nun gehe die Regierung daran, diese Lücke auszufüllen und jeder urtheilsfähige Mensch sehe es ein, daß eine Rettung Rußlands — falls es Gottes Weisheit gefalle, Rußland noch weitere Prüfungen zu senden — nur von der autokratischen Regierung seines Zaren zu erhoffen sei.

Diese Kundgebung dürfte genügen, um die regierungsfreundliche Gesinnungstüchtigkeit der „Moskauer Nachrichten" zu kennzeichen und um Nothstands- und Arbeitsscheu-Zeugnisse, welche das Blatt an anderen Stellen zu bringen nicht umhin kann, als unverdächtig und unübertrieben erscheinen zu lassen. Dennoch können wir uns nicht versagen, noch des Näheren zu zeigen, bis zu welcher Ungerechtigkeit die Regierungsfreundlichkeit des Blattes sich versteigt. Es ist ja doch nicht unbekannt, daß auch bei allem vormaligen Liberalisiren die russische Regierung ihrer autokratischen Tendenzen und Instinete sich niemals entkleidet hat, auch nicht in der famosen Reform-Aera; daß die autokratische Büreaukratie es immer sehr eilig damit gehabt hat, die kaum in die Welt gesetzten neuen Institutionen, gleichsam vor ihren eigenen Geschöpfen sich fürchtend, zu fesseln und zu knebeln, alle Fähigkeit zum Gutes Wirken ihnen nehmend, und nur die Befähigung zum Schädigen ihnen lassend. Die Nichtsnutzigkeit der Landschaftsämter und Landschaftsversammlungen ist ohne Zweifel zum großen Theile durch die autokratische Büreaukraite selbst verschuldet worden. Denn als, gleich zu Beginn ihrer Thätigkeit, diese Institutionen nach dem Vorbilde der mustergiltigen Leistungen der St. Petersburger Landschaft sich zu entwickeln begannen, wurde diese, als ein ärgerliches Beispiel von Selbständigkeit, aufgelöst; die verdienstlichsten Glieder des Landamtes wurden in die Verbannung geschickt und die ganze landschaftliche Wirksamkeit im Reiche wurde lahm gelegt. Die Landschaft wurde zum Tummelplatze der Streber und Gauner und zum Werkzeug der örtlichen Satrapen herabgedrückt. Und nun schmähen die autokratischen Organe das von der Autokratie Zertretene und Entwürdigte! Vollends ungerecht ist die Schmähung der landschaftlichen Statistik. Von dem besten Kenner der russischen Statistik, von Dr. Alfons Thun, ist anerkannt worden, daß statistisch Zuverlässiges und Brauchbares einzig und allein von den Landschaften geliefert worden, während die staatlichen statistischen Arbeiten jeden Werthes entbehren. Warum nichtsdestoweniger die landschaftliche Ernte-Statistik im Stiche läßt, dafür geben die „Moskauer Nachrichten" selbst, an einer anderen Stelle, in der Nr. vom 7./19. Jan. eine genügende Erklärung, welche jedoch nicht geeignet ist, das Vertrauen in die büreaukratische Autokratie zu stärken. Es wird hier nämlich aufmerksam gemacht auf einen Vortrag des Hrn. A. A. Blau über die nothwendige „Organisation der Erntestatistik" worin gezeigt worden, daß, abgesehen von Unzuverlässigkeiten der Erhebung, die staatliche Erntestatistik namentlich dadurch Beeinträchtigung erleide, daß sie gleichzeitig und unabhängig von einander durch neun, sage neun, verschiedene Ministerien und besondere Regierungsinstitutionen betrieben werde, wobei die Gesammtkosten colossalgroße, die Erfolge aber gleich Null seien, weil erstens die damit betrauten zahlreichen Personen meist gar kein Verständniß für die Landwirthschaft besitzen; weil zweitens durch ihre Zersplitterung die Geldmittel ganz ungenügend sind und meist keine Publikation gestatten und weil drittens der Landwirth durch die neunfachen statistischen Anfragen unwillig und zum Berichten unaufgelegt gemacht werde. Da sollte dann die Landschaft, als zehnter Frager, Brauchbares beschaffen!! Und wenn jetzt, in zwölfter Stunde, da zur Verstimmung noch der Eigennutz hinzukommt, welcher Kornvorräthe bis zu noch höherer Preissteigerung möglichst verbergen möchte — wenn jetzt die autokratische Büreaukratie sich aufmacht, zuverlässige Erntestatistik nachträglich herzustellen — welchen Erfolg muß ihr ein urtheilsfähiger Mensch voraussagen?!

Wir kommen nun zu den offenbar unverdächtigen Zeugnissen der „Moskauer Nachrichten" über die epidemische „Arbeitsscheu." Unterm 7./19. Januar bringt sie in der stehenden Rubrik „Briefe über die Hungersnoth", im 67. Briefe, Mittheilungen des Herrn Th. A. Nedokhódowsky, aus dem Kalúga'schen Gouvernement, welchem wir Folgendes entnehmen. Schon im Augustmonate habe er, zufolge einer Veröffentlichung aus dem Rjäsanj'schen Gouvernement, über die dortige, mit Mangel an Arbeitsgelegenheit verbundene Nothlage dem bezüglichen Landamte Nachricht gegeben, daß in seiner Kalúga'schen Nachbarschaft mindestens 500 Mann guten Verdienst finden könnten, da alle landwirthschaftlichen Arbeiten wie gewöhnlich stockten, weil die örtlichen Bewohner zur Fabrikarbeit nach Moskau abzuziehen pflegten. Darauf seien auch im October Leute aus dem Rjäsanj'schen gekommen, aber nicht aus Nothstand-Bezirken, sondern aus solchen Districten jenes Gouvernements, welche gute Ernte gehabt. Diese ganz behäbigen Leute hätten, trotz des bei der Theuerung der Nahrungsmittel ansehnlichen Lohnangebotes von 3 bis $3^1/_2$ Rubel monatlich bei freier Kost und Wohnung, nicht angenommen, sondern seien weiter gezogen. Die Erklärung dafür wird dem Herrn Nedokhódowsky durch einen seiner Arbeiter: Die Leute hätten noch Geldmittel gehabt; so lange diese noch vorhielten, werde kein Lohn für genügend gehalten, und werde weiter gezogen; wenn die letzte Kopeke verzehrt worden, dann sei man mit dem geringsten Lohn zufrieden; er selbst habe es auch so gemacht, bei den herabgesetzten Eisenbahnfahrpreisen habe er für ein Spottgeld weit und breit, im Süden und Norden Rußlands, sich umhertreiben können. — Hier haben wir gleichsam die Genesis dessen vor Augen, was wir unlängst (Beil. zu Nr. 344 der „Allg. Ztg.") das „Zerfließen" der Bevölkerung Rußlands genannt haben. Ohnehin ist, wie Tschaadájew es constatirt hat, die russische Bevölkerung noch nicht eigentlich seßhaft geworden. Dem Triebe zum Umhervagiren ist durch die wohlgemeinte Herabsetzung der Fahrpreise hochbedenklich Vorschub geleistet worden.

Soeben sahen wir, daß aus dem Rjäsanj'schen nicht die nothleidenden Districte sich ausleerten, sondern gerade die vermögenden. Die schwer Betroffenen rühren sich nicht; darin stimmen alle Zeugnisse überein, sowohl diejenigen der „Moskauer Nachrichten", als auch der zweite, vom Grafen Lew Tolstoi in der „Nedelja" ausgestoßene Nothschrei (vgl. „Berl. Tagebl" vom 28. Jan., Abendbl). Jede moralische Energie, alle Fähigkeit zur Selbsthilfe erscheint erstorben. In nächster Nähe angebotene Gelegenheit zum Erwerbe, zum Sichselbstnähren, bleibt unbenutzt. Und zwar nicht nur unter den wirklich Nothleidenden macht sich die „Arbeitsscheu" geltend; ansteckend wirkt sie weiter auch auf Kreise, die sich keineswegs in Bedrängniß befinden. Hören wir, wie die Correspondenten der „Moskauer Nachrichten" sich diese, sie äußerst beunruhigende, ja ihnen entsetzlich gefährlich erscheinende Thatsache zu erklären versuchen. Den Schuldigen haben sie, nicht ganz mit Unrecht, gefunden: es ist die planlose Privatwohlthätigkeit — also muß diese unterdrückt werden.

In ihrem Leitartikel vom 29. Dec. 1891—10. Jan. 1892, setzten die „Moskauer Nachrichten" die ihnen zugegangenen Nothstandsberichte also zusammen: Die verderbliche Wirkung der Gratis-Spenden an die Nothleidenden sei sofort bemerklich geworden, sobald die Nothwendigkeit sich gezeigt habe, mit Beihilfe sich zu beeilen. Die Regierung sei bestrebt gewesen, die Arbeitsthätigkeit der Nothleidenden nicht zu paralysiren. Solcher Absicht aber sei man sich in der „Gesellschaft" viel weniger bewußt gewesen, und dadurch sei es zu erklären, daß unter den bäuerlichen Kreisen eine verderbliche Vorstellung so rasch entstanden und so außerordentlich weit sich verbreitet habe, die Vorstellung nämlich, daß die Bauern heuer als Gratispensionäre und Kostgänger der Regierung dastehen, welche ihnen alles Erforderliche umsonst zu liefern habe. Gegenwärtig, da die Regierung einen breiten Plan öffentlicher Arbeiten aufgestellt und der Privatwohlthätigkeit die lang ent-

behrte Einheitlichkeit verliehen habe — z. B. durch Errichtung des „Besonderen Nothstandscomités" — gegenwärtig sei es dringend gefordert, gegen jene Vorstellung des Volkes energisch in's Feld zu rücken; denn sie zerrütte und verderbe das Volk und vereitele die besten Pläne der Obrigkeit.

Die öffentliche Meinung — heißt es weiter — die öffentliche Meinung — (die man geknebelt und erstickt hat!) — solle sich beeilen, der Regierung zu Hilfe zu kommen. Die Leute, welche dem Volke helfen wollen, sollten es einsehen, daß ihre verhältnißmäßig geringfügige Beihilfe den Bauern positiv verderblich werde, wenn sie eine Veränderung der bäuerlichen Fürsorge für die eigene Wirthschaft zur Folge habe. In ihrer Nummer vom 7./19. Januar erklärt die Redaction des Blattes, sie werden fortan keinen privaten Aufruf zu Sammlungen u. s. w. abdrucken, wenn ihm nicht ein Verläßlichkeits-Attest seitens des „Besonderen Nothstandscomités" beigefügt sei. Nun stelle man sich vor, wie viel Zeit und Mühe, bei den großen Entfernungen und bei der Hurtigkeit der Behörden, und wieviel vorläufiger Geldausgaben aller Art, bei der überall herrschenden Willkür, es bedarf, um sich ein solches Zuverlässigkeits-Attest seitens des Petersburger Centralcomités zu verschaffen, welches doch erst Anfragen an die Localautoritäten erlassen muß über die Qualification des Aufruf-Unterzeichners. Das Alles ist gleichbedeutend mit völliger Lahmlegung der Privatwohlthätigkeit, es sei denn, daß die Menschenfreunde durch Bestechung der Localbeamten sich zum Wohlthun die Ellbogen frei machen.

Unmotivirt freilich kann man dieses Reglementiren der Privatwohlthätigkeit nicht nennen, wenigstens theoretisch nicht. Denn erstens: Ohne solche Vorsicht würden sicherlich in 99 Fällen von 100 die Erträge der Sammlungen in die Privattaschen der Sammler fließen.*) Andererseits freilich zweifelt im heiligen Rußland wohl niemand daran, daß es in praxi ziemlich auf dasselbe herauskomme: durch Concentration der Privatwohlthätigkeit im „Besonderen" Centralcomité werde die Füllung der Taschen der hier Wirkenden befördert. Zweitens aber kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Privatwohlthätigkeit wirklich so schädlich gewirkt habe, wie es die Correspondenten der „Moskauer Nachrichten" darstellen, und daß daher die Einschränkung und Regelung der Privatwohlthätigkeit angezeigt erschien.

In dem angezogenen Leitartikel heißt es weiter: Keine Mißernte, kein Wucherer vermöge es, den Bauer so gründlich zu ruiniren, als die unüberlegte Wohlthätigkeit es thut, indem sie seine selbständigen Anstrengungen zur Erlangung von Wohlstand unterminirt ...., und den Bauern die Vorstellung einflößt, als sei diese Wohlthätigkeit das Resultat irgend einer obrigkeitlichen Idee. Da sehe man, daß fast ein ganzer Kreis sich mit Gratistischen bedeckt, an denen jeder erscheinen mag, dem es einfällt, ohne die geringste Nachfrage nach seiner Bedürftigkeit. Die Gratisspeisung geschehe oft in einer, für bäuerliche Auffassung, luxuriös erscheinenden Weise. Ja, den Kindern werde dabei Naschwerk verabfolgt, werden Bilderfibeln vertheilt. Sei es dann wunderbar, wenn am andern Ende des Kreises die Leute sich weigern, Arbeit zu leisten, ohne welche man ihnen nichts verabfolgen will, und wenn sie ob der Zumuthung unwillig werden? wenn ihnen dieselbe als ein „Mißbrauch", als eine Unterschlagung erscheint? „Man hat ja", sagt da der gemeine Mann, „Geld für uns angewiesen" („abgelassen.") Durch die Gratistische mit dem Confect und den Büchelchen sei den Bauern die Sache klar gemacht worden: Die Gastereien kämen ja aus öffentlichen Mitteln ... der Bauer hat ein Recht auf dieselben ... werden sie ihm vorenthalten, so sei ein „Mißbrauch" im Spiel. Ja, mehreren Correspondenten der „Moskauer Nachrichten" ist es von Bauern, welche man zum Arbeitserwerbe bereden wollte, mit dürren Worten gesagt worden: das von der Regierung für sie „abgelassene" Geld sei in den Händen der „Herren" kleben geblieben.

Noch weiter hat sich die Erhitzung der bäuerlichen Phantasie gesteigert: nicht nur Brotkorn sei man verpflichtet, ihnen gratis zu liefern, im Frühjahr werde ihnen auch Zug- und Nutzvieh aus öffentlichen Mitteln ertheilt werden müssen; und darauf hin wird selbst von solchen Wirthen, welche noch Futtervorräthe besitzen, das Rindvieh und werden die Pferde geschlachtet. Im 68. der „Briefe über die Hungersnoth" verlangt ein Herr Malinowski, man solle den Bauern alle Pferde nehmen und sie „im Großen" durch den Winter füttern, um sie im Frühjahr den Leuten zurückzugeben — andernfalls werde im Frühjahre bei den Bauern kein einziges Pferd mehr vorhanden sein.

Ein weiterer, von einem Correspondenten der „Moskauer Nachrichten" constatirter, Umstand ist noch erstaunlicher und läßt noch tiefer blicken. Die „Arbeitsscheu" beschränkte sich nicht auf die nothleidenden Bezirke; auch in solchen Gegenden, wo von Nothstand nicht entfernt die Rede sein konnte, machte sie sich geltend. Leute, die hinreichende Kornvorräthe besaßen, zogen es, statt von ihnen zu leben, vor, Stammgäste der Gratistische zu sein. Ja, von dem eigentlichen Ackerbau hatte sich die „Arbeitsscheu" auch auf die kleinen Gewerker übertragen: — die Löhne seien zu gering geworden, es verlohne sich nicht mehr zu arbeiten —; auch sie verlangten, aus öffentlichen Mitteln ernährt zu werden.

Das ist der übereinstimmende Inhalt aller der mit Namen unterzeichneten Correspondenzen; alle die Herren Scharkhötin, Nedokhódowsky, F. J–w aus dem Tschern'schen Kreise des Tula'schen Gouvernement, Malinowsky u. s. w. — mit geringen Varianten entrollen ihre Briefe, ihre mit „Gefahr!" überschriebenen Artikel, mit großer Uebereinstimmung dasselbe Bild. Und allen diesen Correspondenten ist es anzumerken, wie sich ihnen beim Abfassen ihrer Berichte, im Angesichte der nahen Zukunft, die Haare sträuben; alle schließen mit Ausrufungen der Angst: „Diese Zuchtlosigkeit könne nicht ohne die fürchterlichsten Folgen bleiben!" ... „womit müsse das enden?!" ... „Die gefährlichsten Folgen seien zu befürchten für die Ordnung und Struetur (sic: Stroi) sowohl der Gesellschaft als auch des Staates!"

Wir können dieses gedrängte Referat nicht schließen, ohne zu bemerken, daß alle diese beunruhigenden Beobachtungen ausschließlich in den großrussischen Districten gemacht worden sind. Von der epidemischen „Arbeitsscheu" wird nur berichtet aus den großrussischen Bezirken, der klassischen Heimat der „Orthodoxie" und des Agrarcommunismus, aus dem tiefen Dunkel desjenigen Gebietes, welches noch nie — auch nicht so viel wie die ehemals polnischen Provinzen — Berührungen mit dem „verderbten Westen" erfahren hat, in welches noch nie ein Schimmer gefallen ist von der Phosphoreseenz der „Fäulniß" der Culturländer.

Nun wirft sich die wichtige Frage auf: Sind die von den „Moskauer Nachrichten" für das Entstehen der hochgefährlichen „Arbeitsscheu"-Epidemie vorgeführten Gründe zutreffend? und dürfen sie als zureichende Gründe gelten? welche andere Momente kommen da noch in Betracht?

Zutreffend ist es ohne Zweifel, wenn eine Hauptschuld dem leichtsinnigen und kopflosen Liberalismus der sechziger Jahre beigemessen wird, welcher die noch gänzlich rohe und wilde russische Nation plötzlich „in die Civilisation hinein entgleisen" gemacht und sie in Verhältnisse versetzt hat, die in keiner Weise vertragen werden konnten, für welche alle und jede Vorbedingungen fehlten. Aber ebenso zutreffend sind auch die von dem Blatte zurückgewiesenen Anklagen, welche die „Gesellschaft", die zur Selbstverwaltung berufene, an der Ausübung ihres Berufes aber gehinderte, Landschaft gegen die Regierung erhebt: dieselbe habe die erreichbaren und möglichen guten Folgen der liberalen Reformen paralysirt und der Befähigung zum Schädigen freien Lauf gelassen. Nicht minder zutreffend sind die gemeinsam von der Regierung und von der mehr oder weniger gebildeten „Gesellschaft" gegen das niedere Volk über Zuchtlosig-

*) In seiner, „Gefahr!" überschriebenen Einsendung referirt Herr Schachótin vom Besuche einer Gouvernements-Landschafts-Versammlung unter Anderem: „Man mußte hier staunen über die Confusion der Vorstellungen von irgend welchen Versorgungs-Kapitalien und über die unersättliche Gier einiger von den Deputirten, irgend welche solcher Kapitalien zu ihrer Verfügung zu erhalten. Das war ein niederdrückender Eindruck des örtlichen parlement pour rire."

keit, „Losgelassenheit," Sittenverderbniß, Indolenz, Faulheit u. s. w. erhobenen Klagen — wie berechtigt aber sind diese letzteren Klagen? Sind nicht vielmehr diejenigen verantwortlich zu machen, welchen die Erziehung des Volkes oblag und welche während eines Jahrtausends sie nicht nur ganz und gar vernachlässigt haben, welche vielmehr beflissen gewesen sind, alles fern zu halten, was zur Volkserziehung hätte dienen können? Sind nicht „Gesellschaft", Staat und Kirche solidarisch verantwortlich für die Gefahren der Gegenwart? Würden sie nicht eine vielhundertjährige Erbschuld büßen, wenn die epidemische „Arbeitsscheu" zu einer Bewegung heranwüchse, welche „Structur"-Aenderung in Gesellschaft, Staat und Kirche bewirkte? Die gegenseitigen Anklagen sind alle begründet, am meisten wohl diejenige, welche von keiner Seite offen verlauten darf: die Klage gegen die privilegirte Staatskirche, welche von jeher bis heute das ganze großrussische Wesen vergiftet hat.

Alle diese Momente sind aber nicht genügend zur vollen Erklärung der eigentlichen Natur der epidemischen „Arbeitsscheu," namentlich ungenügend zur Erklärung der, von den „Moskauer Nachrichten" betonten, Plötzlichkeit ihres Auftretens und der verblüffenden Raschheit ihrer Verbreitung. Es genügt dazu auch nicht die Erwägung, daß das Landvolk schon seit Jahrzehnten daran gewöhnt worden war, fast alljährlich aus öffentlichen Mitteln, resp. mit Hilfe der Notenpresse, Kornspenden zu erhalten, welche insofern als unentgeltlich erschienen, als an Schuldentilgung nirgends ernstlich gedacht werden konnte, solange überall die Steuerrückstände lawinenartig anwuchsen. Ebenso wenig genügt zur Erklärung, was die „Moskauer Nachrichten" im erwähnten Neujahrs-Artikel betonen: Daß nämlich im Grunde schon seit langem Rußland von allgemeiner Hungersnoth bedroht worden, und daß dieser Gefahr im Grunde jeder sich bewußt gewesen sei; daß aber mit russischem Leichtsinn man auf ihr Herannahen nicht geachtet habe und sich nun erst beim Rollen des Donners bekreuzige. Endlich befriedigt uns auch Folgendes nicht, was allenfalls zur Erklärung herangezogen werden könnte. Dem Hungertode gehen bekanntlich Fiebererscheinungen, Delirien, Tobsucht und Krämpfe voraus. Das Eintreten ähnlicher Erscheinungen wird von den erwähnten Angstrufen der „Moskauer Nachrichten" befürchtet. Diese Erklärung könnte man für die eigentlichen Nothstand-Bezirke gelten lassen. — Wenn aber die bedrohliche „Arbeitsscheu"-Epidemie auch in den von der Mißernte nicht betroffenen Districten Platz greift, hat man da nicht an „Ansteckung" zu denken, hat man nicht nach einem Träger der Ansteckung zu fragen, nach einem Bacillus?

An dem Vorhandensein und an der Wirksamkeit eines solchen Bacillus kann, in unseren Augen, gar nicht gezweifelt werden; darum auch will uns die „Arbeitsscheu"-Erscheinung bei der Plötzlichkeit ihres Auftretens und der Rapidität ihrer Verbreitung, nicht als ein sozusagen spontan auftretendes, gleichsam durch Wind und Wetter bedingtes Leiden erscheinen, sondern vielmehr als eine nicht ungeschickt absichtlich inscenirte und geleitete Massen-Streik-Bewegung.

Wem sollte diese Annahme nicht zur Gewißheit werden, wenn er folgende leicht controlirbare Thatsache beachtet? Bis zum vorigen Herbste war die Schweiz dicht angefüllt von staatsfeindlichen Russen; seit dem Herbste aber sind sie Mann für Mann von dort verschwunden, ohne daß man sie ausgewiesen hätte. Wohin anders sind sie gegangen als heimwärts, „in's Volk," — wie der technische Ausdruck lautet — an die Arbeit, das heißt, um in Rußland an Gesellschaft, Kirche und Staat eine Structur-Veränderung zu bewirken.

Literatur und Kunst.

Die Pathen von Reuter's „Stromtid".

Mit ungedruckten Briefen Reuter's.

Von Karl Theodor Gaedertz.

Des großen plattdeutschen Dichters vorzüglichste und volksthümlichste Schöpfung, der Roman „Ut mine Stromtid", umfaßt drei Bände, die seinem Lehrer Gesellius sowie dem bekannten Generalschuldirector Kohlrausch und Universitätsprofessor Wachsmuth gewidmet sind. Die Veranlassung zu der Gevatterschaft des Conrectors Gesellius in Parchim bei dem 1862 erschienenen ersten Theile hat Latendorf in seinem Büchlein „Karl Horn und Heinrich Gesellius, die Lieblingslehrer Reuter's" erzählt. Von allgemeinerem Interesse ist es, zu erfahren, wie Kohlrausch und Wachsmuth dazu kamen, Pathenstelle beim zweiten und dritten Bande dieses Hauptwerkes zu vertreten.*)

Der Erstgenannte von Beiden, der um das Schulwesen in Westfalen und Hannover hochverdiente Heinrich Friedrich Theodor Kohlrausch, hatte mit lebhaft gesteigerter Theilnahme die Veröffentlichungen Reuter's gelesen, in welchem er nicht nur einen begnadeten Volksschriftsteller erkannte, sondern auch einen echten Patrioten schätzen und bewundern lernte. Ganz besonders fesselte und ergriff ihn die Schilderung der „Festungstid". Kohlrausch konnte die Gefühle des ehemaligen Burschenschafters recht mit- und nachempfinden; war er doch selbst vor Jahrzehnten als Demagoge verdächtigt worden wegen einiger das auf der Wartburg 1818 von Studenten abgehaltene Burschenfest bedeutungsvoll charakterisirenden Zeilen, welche die Inquisitore des Geheimraths von Kamptz in dem berühmten Buche „Deutsche Geschichte" als staatsgefährlich erklären zu müssen glaubten. Endlich, 1862, nach der ihn auf das höchste entzückenden Lectüre des ersten Bandes „Ut mine Stromtid" trieb es den hervorragenden Scholarchen, brieflich sein Wohlgefallen auszudrücken, das er an den durch Humor und Gemüth gleich sehr ausgezeichneten Reuter'schen Werken hatte, sowie die Hoffnung daran zu knüpfen, es möchte ihm, dem schon im 83. Lebensjahre Stehenden (geb. 15. November 1780), noch vergönnt sein, die Fortsetzung und den Schluß des unvergleichlichen Romans zu genießen.

Keine der vielen Zuschriften, welche Reuter von dankbaren Lesern aus nah und fern empfing, erfreute ihn in höherem Maße als gerade diese; denn schon auf der Schule hatte er den Namen Kohlrausch voller Verehrung nennen hören und dessen geschichtliche Lehrbücher eifrig studirt, mit Begeisterung zumal die Darstellung der zur Abschüttelung vom Fremdjoche so glorreich geführten Freiheitskriege, jene schwere und hehre Epoche der Erhebung unseres deutschen Vaterlandes, die auch er seinerseits später in „Ut de Franzosentid" schilderte.

Der Dichter zögerte trotzdem eine geraume Weile mit der Antwort, nicht etwa aus Trägheit, noch weniger aus Gleichgültigkeit, im Gegentheil nur, um dem wackeren Greise eine Ueberraschung zu bereiten. Daß jedoch bei Ueberraschungen in der Regel nichts Ordentliches herauskommt, hatte er selbst öfter unangenehm gespürt und in einer heiteren Historiette seines „Schurr-Murr" behandelt; er entschloß sich daher am 7. Juli 1863 zuvor seine Absicht also kund zu thun:

„Mein hochverehrtester Herr,

Sie haben mir mit Ihrer Zuschrift und dem darin ausgesprochenen Wunsche eine wahre Herzensfreude gemacht, und wenn ich bisher, scheinbar unhöflicher Weise, die einen Beigeschmack von Undankbarkeit hat, nicht geantwortet habe, so lag die Schuld an einem kecken Vorhaben, welches mir nun bei näherer Betrachtung etwas überdreist vorkommt.

Ich nahm mir bei dem Empfang Ihres theuren Schreibens sogleich vor, Ihnen meinen Dank auf die ausdrücklichste Weise, die einem Schriftsteller gestattet ist, zu erweisen: durch die Dedication des von Ihnen erwarteten zweiten Theils „Ut mine Stromtid"; ich wollte Sie damit überraschen. Nun habe ich, Unglücksvogel, aber schon früher eine kleine Geschichte erzählt „wat bi 'ne Aewerraschung rut kamen kann"**) und habe

*) Den Stoff zu vorliegender Skizze verdanke ich einerseits der Tochter des Generalschuldirectors Kohlrausch, Frau Dr. Goldmann in Hannover, andererseits dem als Leiter der Allgemeinen Deutschen Kredit-Anstalt und Handelskammer in Leipzig verdienten Sohne des Prof. Wachsmuth, Herrn Generalconsul Dr. Wachsmuth. Kurz vor seinem plötzlichen Tode im Juli 1890 sandte mir der einst zum sächsischen Finanzminister ausersehene Mann die Briefe Reuter's mit eigenhändigen Erklärungen, von Rigi-First.

**) Ein Jahr später schrieb Reuter an die Schwiegertochter des Amtshauptmanns Weber: „Ich habe einmal eine kleine Geschichte geschrieben ‚Wat bi 'ne Aewerraschung rute kamen kann'; ich habe mich darin ernstlich

darin nachgewiesen, daß alle Ueberraschungen eine gewisse Enttäuschung als Bodensatz mit sich führen, und je näher ich meinem dreisten Vorhaben kam, desto schwankender wurde mein Entschluß, desto mehr fühlte ich den Abstand, der zwischen einem fröhlichen Schriftsteller und einem langjährigen, würdevollen Lehrer ernster Geschichte liegt; ich verzagte daran, mich auf einen so vertraulichen Fuß mit dem geliebten Lehrer meiner Jugendjahre setzen zu dürfen, und wage jetzt die herzliche Bitte, mir zu erlauben, Ihnen dies mit aufrichtiger Liebe geschriebene Buch widmen zu dürfen. Aber zu Ende sind die „ollen Kamellen" damit nicht, und Sie müssen sich schon noch auf eine lange Reihe von Lebensjahren gefaßt machen, denn ich habe noch viele Kamellen am Wocken, die ich abspinnen muß.

Das Buch ist unter der Presse, und so bitte ich denn noch einmal, mir die Gelegenheit zu geben, ein so hochverdientes Alter zu ehren und den Dank in meiner Weise aussprechen zu dürfen, und wünsche, daß Ihnen dieser Theil nicht minder gefallen möge, als der erste." —

Umgehend, am 11. Juli, erwiderte Kohlrausch, er sei gerührt durch die ihm zugedachte Ehre, ja stolz darauf; hinzufügte er die damals eben publicirten „Erinnerungen aus meinem Leben" (mit dem Bildnisse des Verfassers. Hannover 1863) mit der Bitte um Annahme dieses literarischen Denkmales seiner persönlichen Schicksale und amtlichen Erfahrungen im Laufe eines Menschenalters.

Als zur Herbstmesse 1863 der zweite Band „Stromtid" herauskam, ging das erste Exemplar an Kohlrausch mit folgenden Zeilen vom 13. November ab:

„Mein hochverehrter Herr,

Meinen herzlichsten Dank muß ich Ihnen für die Zusendung Ihrer Lebensbeschreibung aussprechen. Sie haben mir damit eine große Freude gemacht, denn abgesehen davon, daß es fördernd und bildend ist, ein reifes Leben kennen zu lernen, hat es für mich speciell noch den hohen Werth, den Mann, den ich von Jugend auf so hoch achtete, im Bilde, in seinen Worten und in seinem Schaffen schauen zu können.

Nehmen Sie als schwache Entgegnung den jetzt endlich erschienenen Theil, der mit Ihrer gütigen Erlaubniß Ihren werthen Namen als Widmung trägt, mit Nachsicht auf, und verzeihen Sie, daß ich ein kleines Versehen dieser Zueignung hinzugefügt habe. In baldigster Zeit werde ich Ihnen ein gebundenes Exemplar nachsenden. Dies bitte ich als den vorläufigen Ausdruck meines Wunsches anzusehen, Sie in dem ersten Besitz meiner Schriftstellerei zu sehen."

Die Dedication lautet:

Dem würdigen, hochverdienten Herrn Generaldirector,
Professor Dr. Kohlrausch
in innigster Verehrung gewidmet von Fritz Reuter.

Ick will Di vertellen
Von olle Kamellen,
Von olle Geschichten
Will ick Di berichten;
Möst äwerst ok lang', ok lang' noch lewen!
Ick möt Di noch Männig's tau'm Besten gewen.

Welchen gewaltigen Eindruck dieser zweite Band „Ut mine Stromtid" auf Kohlrausch machte, wissen die Leser meiner „Fritz Reuter-Reliquien" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung), woselbst Seite 62—65 die von einem plattdeutschen Gedicht begleitete hübsche Adresse abgedruckt ist, welche auf Anregung des Herrn Generalschuldirectors ein Kreis angesehener Hannoveraner und Hannoveranerinnen dem Dichter schickte. Der von letzterem in dem ersten Briefe und „Rimel" geäußerte Wunsch sollte sich freilich nur theilweise erfüllen; zwar war es seinem Gönner noch beschieden, den Schluß des Romans mit ungemindertem Interesse zur Hand zu nehmen, wenn er dieses auch nicht mehr durch einen Brief bethätigte, desgleichen 1865 „Dörchläuchting", aber beim Erscheinen der „Reis' nah Konstantinopel" im Spätherbst 1868 deckte ihn bereits der kühle Rasen.

gegen jede Ueberraschung ausgesprochen. Heute nehme ich mein Wort zurück, wenigstens muß ich eingestehn, daß es in dieser Welt Ueberraschungen giebt, die das Herz freudvoll bewegen, und die man nicht entbehren könnte, ohne ein gut Theil seiner Liebe zu vernichten, die, in der Erinnerung wurzelnd, plötzlich wie der Baum Mahomets in einer Nacht aufschießt und in demselben Augenblicke schon den Wanderer mit reifen Früchten erquickt."

Mit innigstem Antheil hatte Fritz Reuter den Heimgang des Greises am 30. Januar 1867 durch dessen hartgeprüfte Tochter Minna, verwittwete Doctor Goldmann, erfahren und derselben im März nachstehendes gemüthvolle Condolenzschreiben zugesandt:

„Hochverehrte Frau,

Ja wohl glaube ich Ihnen, daß Sie eine Lücke und eine Leere empfinden bei dem Scheiden eines Vaters, der für Sie in Ihrem Leid ein stets wirksames Trostmittel war, eines solchen Vaters, der nicht blos für seine nächsten Angehörigen, nein, für alle Welt eine Freude und ein Wohlgefallen war.

Ich habe nicht das Glück gehabt, den Verewigten von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; aber sein Bild, vor Allem seine Lebensgeschichte, die ich durch seine Güte empfing, verkörpern mir ihn als einen ganzen Mann, und Ihre gütigen Mittheilungen über seine letzten Lebenstage zeigen, daß er, wenn auch keinen willkommenen, doch einen vollkommenen Abschluß für sein reiches Leben gefunden hat. — Wer hätte wohl nicht für ihn ein längeres Leben gewünscht! aber einen schöneren Tod kann man ihm nicht wünschen. Von dem Posten, auf den ihn Gott gestellt hat, der von ihm ein langes Leben durch mit hingebendster Treue bewacht ist, ist er abberufen worden, als er, wie die Frucht am Baum, herangereift war, eine Aussaat für die Ewigkeit.

Wenn ich Ihrem tiefen und gerechten Schmerze gegenüber von meinen eigenen Empfindungen reden darf, so beklage ich in dem Laufe eines Jahres in diesem Todesfall schon den zweiten eines gleichsam väterlichen Freundes: der erste, welcher mir geschieden ist, war der Professor Wachsmuth in Leipzig, ein Jugendfreund Ihres Vaters, wie ich aus seinem Munde erfahren habe; auch er hat mir nahe gestanden und ist in voller geistiger Kraft dahingegangen. Wenn ich nun so diese ältere Generation herrlicher Menschen von der Erde schwinden sehe, so drängen sich beim herannahenden Alter auch mir ernste Gedanken auf, und der Wunsch wird in mir lebendig, — wenn auch unverdient — ihr Loos, im höheren Alter in ungeschwächter Geisteskraft einst zu scheiden, mit ihnen theilen zu dürfen. Doch das steht in höherer Hand.*)

Nehmen Sie mein und meiner Frau herzlichstes Beileid und unsern aufrichtigsten Dank für Ihre gütige, erhebende Mittheilung in Empfang und vergessen Sie nicht, daß wir auch den Angehörigen des Seligen ein treues Andenken bewahren.

Gott möge Sie in Ihrem Leid trösten und Ihren Schmerz in jene sanften Bahnen leiten, die schon von dieser Erde zur endlichen Wiedervereinigung dort oben führen!" — — —

Der hier erwähnte Professor Wachsmuth ist derselbe, welchem der dritte Band von „Ut mine Stromtid" mit folgender Zueignung und gereimten Ansprache geweiht wurde:

Seinem hochverehrten, würdigen Freunde,
dem Herrn Professor Dr. Wachsmuth
in Liebe und Verehrung gewidmet vom Verfasser.

Ne, wat denn? Herr Perfesser, wat denn?
Sei heww'n mi dat doch mal verspraken
Un deden't fründlich mi verlöwen,
Ick dürwt dit Bauk Sei mal eins äwergewen;
Nu ward'n Sei mi doch kein Sperenzen maken?
Ne, wat denn? Herr Perfesser, wat denn?

Ernst Wilhelm Gottlieb Wachsmuth, geb. 28. December 1784, der gelehrte Historiker, dessen „Europäische Sittengeschichte", „Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter", „Allgemeine Culturgeschichte", und „Geschichte deutscher Nationalität" achtunggebietende Leistungen sind, hatte ebenfalls zuerst an Fritz Reuter einen Brief gerichtet, worin er, der alle bedeutenden Erscheinungen der Literatur mit jugendlicher Empfänglichkeit begrüßte, seinen freudigen Dank gegen den vortrefflichen Schriftsteller aussprach. Sein Verkehr mit Julian Schmidt, der ja das große Verdienst hat, das deutsche Volk auf Reuter's hohen Werth hingewiesen zu haben**), mag darauf nicht ohne

*) Aehnlich die Betrachtung im Februar 1873: „Die alten Freunde werden mir schon knapp. Fast alle Woche kommt mir jetzt so ein schwarzberändert r Brief in die Hand und mahnt mich jetzt an meine eigene Abreise; — indessen, wie Gott will!"

**) Vergl. die von mir herausgegebenen „Reuter-Reliquien" und „Reuter-Studien" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung).

Einfluß gewesen sein. Der Beginn ihrer Verbindung fällt in den August 1861, als Reuter aus Neubrandenburg seinen Kritiker „Doctor Julian" in Leipzig besuchte und bei demselben den „alten Wachsmuth" persönlich kennen lernte. Letzterer stattete im Sommer 1863 dem inzwischen nach Eisenach übergesiedelten Dichter eine Gegenvisite ab. Die von „Luising" damals geführte Fremdenliste meldet: „Professor Wachsmuth nebst zwei Nichten aus Leipzig, der alte prächtige Geschichtschreiber, dessen Bekanntschaft wir schon in Leipzig vor zwei Jahren gemacht".

Natürlich kam auch die Unterhaltung auf die von der ganzen gebildeten Welt mit ungeheurer Spannung erwartete Fortsetzung der „Stromtid". Der Autor plauderte von der geplanten Widmung an Kohlrausch und bat im Voraus um die Zusage, den Schlußband seinem verehrten Gaste dediciren zu dürfen. Daran erinnerte er noch in den Geleitzeilen bei Uebermittelung des zweiten Theiles am 13. November 1863:

„Mein theurer, würdiger Freund,

Was lange währt, wird gut, mag ein schönes Sprichwort sein; ich kann mich aber einer inneren Furcht nicht erwehren, daß es nicht immer richtig sein mag. Wenn ich aber bedenke, daß ich das beifolgende Buch mit wirklicher Liebe geschrieben habe, und daß es in die treuen Hände eines so nachsichtigen Freundes kommen soll wie die Ihrigen, wächst mir das Vertrauen, und dies läßt mich hoffen, daß Sie die Erlaubniß, Ihnen den nächsten Theil widmen zu dürfen, nicht zurückziehen werden. Derselbe wird schneller folgen, ich bin fleißig dabei.

Meine Frau grüßt herzlich, und ich füge ihren Grüßen die meinigen an mein kleines Tantchen und an Adelheid*) bei."

In der That ließ der Schluß des epochemachenden Romans nur $^3/_4$ Jahr auf sich warten. Das erste, für Wachsmuth bestimmte Exemplar traf schon Ende August 1864 mit dieser Zuschrift in Leipzig ein:

„Mein hochverehrter, väterlicher Freund,

Ihr freundliches Versprechen, eine Widmung des letzten Theils meines endlich beendigten Buches mit Nachsicht aufnehmen zu wollen, ist mir während des Schreibens stets vor Augen gewesen, und nun habe ich die innige Herzensfreude, Ihnen das Buch überreichen zu können. Wenn's nur mit der Liebe gethan wäre, mit welcher ich an Sie dabei gedacht und mit welcher ich daran gearbeitet habe! Aber die Frucht stimmt oftmals schlecht zu der Blüthe, und der Erfolg hinkt kläglich hinter dem Wunsche her, darum lassen Sie Ihr freundliches Wohlwollen für mich walten, wenn Sie finden, daß der Schluß des Buches nicht das hält, was etwa der Anfang versprochen haben sollte. Es ist aber nun in dieser Weise fertig geworden, und ein alter plattdeutscher Spruch lautet: „Hundsvott giwwt't beter, as hei kann" **), und der mag denn nun meine Entschuldigung übernehmen.

Uns geht es hier fortdauernd sehr wohl, und immer zweifelhafter wird es, daß wir jemals wieder nach dem Norden zurücksiedeln.***)

Für Sie wird es vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, daß dieser Ihnen gewidmete Theil schon in einer 7700 Exemplare starken Auflage gedruckt worden ist, was zu unserem äußeren Glücke auch das Seinige beiträgt.

Meinen und meiner Frauen herzlichsten Gruß an Sie und die beiden freundlichen Nichten!"

Nicht ohne Absicht beginnt und schließt die kurze poetische Widmung mit dem stereotypen Ausruf des Amtshauptmanns Weber: „Ne, wat denn?" Dieser Held in „Ut de Franzosentid" war nämlich Wachsmuth's Lieblingsgestalt, und das besondere Gefallen, das er an dieser Prachtfigur fand, hatte er wiederholt ausgesprochen. Als einen Monat später der Professor von der Königlich Sächsischen Regierung zum Geheimrath ernannt wurde, fehlte der Dichter nicht unter den Gratulanten; doch erschien er nicht allein mit einer kleinen Epistel am 22. October 1864, ihr lag auch das Bildniß des Amtshauptmanns bei, ein wohlgelungener Schattenriß, welchen er sich von der Schwiegertochter Frau Weber in Rostock verschafft hatte:

„Mein sehr liebenswürdiger und würdiger Freund,

Unseren herzlichsten Glückwunsch zu der Ihnen gewordenen Rangerhöhung; mögen Sie noch lange verdiente Ehren genießen!

Selbst der alte Amtshauptmann Weber redivivus kann es sich nicht versagen, Ihnen bei dieser Gelegenheit seine Aufwartung zu machen.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus!"

Damit ist die Korrespondenz erschöpft; sie erweist sich geringfügiger, als man bei dem intimen Umgang, der allerdings nicht lange währte, annehmen sollte. Mehrmals kam Reuter von Eisenach nach Leipzig und besuchte dann stets den alten Professor. Letzterer wurde aber schon im Jahre 1864 von einem Schlaganfall betroffen, der ihn zwar nicht gehindert hat, bis zu seinem Tode — am 23. Januar 1866 — sich geistig zu beschäftigen, jedoch den schriftlichen und persönlichen Verkehr mit seinen Freunden auf das äußerste Maß einschränkte. So erklärt sich die kurze Dauer des Briefwechsels auch mit Reuter. Als derselbe die Nachricht vom Ableben Wachsmuth's erhielt, befand er sich auf einer Reise durch Mecklenburg und Pommern, die in Folge Erkrankung seiner Frau getrübt wurde; zur Kräftigung begaben sich Beide an den Rhein und kehrten erst im Juni 1866 nach Eisenach zurück, gerade beim Ausbruch des Bruderkampfes zwischen Preußen und Oesterreich. Daß er unter solchen Umständen ein Beileidsschreiben vergaß, ist menschlich.

In seinem Herzen haben die zwei verehrten Männer bis zu seinem letzten Athemzuge ihren Platz behauptet. Noch gibt es Viele, denen Kohlrausch und Wachsmuth werthe Persönlichkeiten waren, sehr Viele, denen ihre Geschichtbücher eine Quelle der Anregung und Belehrung bieten. Wenn aber im Laufe der Zeit das Wirken und die Werke Beider mehr in den Hintergrund getreten und nur Wenigen noch bekannt sein werden, dann bleiben doch ihre Namen den unzähligen Lesern der schönsten Schöpfung unseres volksthümlichsten plattdeutschen Dichters lieb und vertraut; ihr Theil dazu beitragen wird vielleicht auch diese kleine Studie über Fritz Reuter's Beziehungen zu den Pathen seiner „Stromtid".

*) Von Reuter scherzhaft auch die Nichten oder kleinen legitimirten Cousinen genannt, zwei entfernt verwandte junge Mädchen des Professors Wachsmuth, Namens Claeius.

**) In der „Stromtid" (Theil 2, Kap. 14) heißt es: „Hundsvott giebt mehr, als er hat, fäd Bräsig".

***) Reuter hatte bei seinem Fortzuge aus Neubrandenburg verheißen, er werde nicht immer in Thüringen bleiben, sondern nach einigen Jahren sich wieder in Mecklenburg niederlassen. Vergl. des Näheren seinen mit den Gebrüdern Boll geführten inhaltreichen Briefwechsel, der in meinen „Reuter-Studien" gedruckt ist.

Carl von Perfall und seine Romane.

Von Heinrich Vollrat Schumacher.

Eine Zeit, die durch ihre Fülle ungeahnter Entdeckungen auf allen Zweigen menschlichen Wissens heute als falsch verwirft, was gestern wahr erschien, und so die Menge aus ihrem stumpfen Autoritätenglauben aufrüttelt zu selbständigerem Denken; eine Zeit, die allem Entgegenstemmen zum Trotz durch ihre Idee von der reinen Menschlichkeit die künstlichen Schranken des Nationalitäts- und Rassen-Prinzips zu durchbrechen beginnt, eine Zeit, die durch die Popularisirung der Naturwissenschaften und Königskrönung des Sozialismus einen entschieden revolutionären Charakter trägt: eine solche Zeit konnte dem Orkan ihrer Neuerungen unmöglich Halt zurufen an der Grenze eines Gebietes, dessen Bewohner ureigentlich zu dem priesterlichen Amte berufen sind, durch die Fixirung der allgemeinen Moral und des Tugendbegriffes ihrer Zeit den Spiegel der Selbsterkenntniß vorzuhalten. Ueberall auf den geistigen Höhen der gebildeten Welt flammten gleichzeitige Kriegsfeuer auf und der Kampf der Stimmungen entbrannte um so heftiger, je mehr sich die Luft auf jenem Gebiete dichterischer Weltanschauung verdichtet hatte, je unsicherer und trüber der Strahl der Erkenntniß sich brach, und je stärker die Mauern waren, mit welchen jene Priester sich vor dem Eindringen des Pöbels in das Aller-

heiligste ihrer Kunst eingeschlossen hatten. Die Phantasie, berufen, Führerin zu den Geheimnissen der Natur zu sein, hatte sich an ihren eigenen Erzeugnissen berauscht und einen Götzen geschaffen, der weder Menschliches noch Göttliches hatte; seine schwulstigen Lippen redeten eine Sprache, die Niemand verstand, und sein Hirn brütete Gedanken aus, die Niemand nachzudenken vermochte. Was Wunder, wenn die vor den Thoren des Tempels harrende Menge sich von den Offenbarungen der Priester abwandte, — Offenbarungen, die nicht an sie, die an ein gedachtes, künstlich zusammen construirtes Volk von Marionetten ergingen, und wenn derselbe Raum öde und leer wurde, wo ein Homer mit seinen Helden Hand in Hand unter der Menge gesessen, und wo ein Shakespeare mit Falstaff getrunken, mit Romeo geliebt, mit Hamlet philosophirt, mit Shylok gefeilscht und mit der Lady Macbeth gemordet hatte.

Und so sahen wir denn auf diesem Gebiete dichterischer Menschengestaltung eine Revolution ausbrechen, die um so größere Ausdehnung annahm und um so verheerender wüthete, je diametraler sich die Anschauungen vom Wesen der Kunst gegenüberstanden. Daher auch die extreme Stellung der jüngeren Schule. Je höher man früher in die Regionen des Aethers, wo die menschliche Lunge nicht mehr zu athmen vermochte, hinaufgestiegen war, desto tiefer suchte man sich jetzt in die Erde einzugraben. Daß dadurch allerlei Schmutz und Unrath aufgewühlt wurde, war es nicht natürlich, selbstverständlich?

Und das Gewirr der Streitenden, das Gebrüll des Kampfrufes, das Klirren der gegen einander prallenden Waffen — es entzog den Blicken, der halb voll brennenden Interesses zuschauenden, halb von der scheinbaren Verrohung der Kunstbegriffe angewidert sich abwendenden großen Menge jene abseits des Schlachtfeldes auf selbstgewählten Pfaden langsam und stetig zu einer gesunden, nicht ätherischen und dunstigen Höhe Emporsteigenden. In dem Augenblicke, da ringsumher alles durcheinander wogte, um die verloren gegangene goldene Mitte zurückzugewinnen, hatten diese Wenigen dieselbe bereits ohne Aufsehen erreicht, die goldene Mitte des realen Idealismus, des idealen Realismus.

Zu ihnen zählt Carl von Perfall in hervorragender Weise, und daß er den eben angedeuteten Entwickelungsgang geschritten war, zeigt schon ein flüchtiger Blick über die Arbeiten, mit denen er hervor getreten ist.*) Von den „Vornehmen Geistern“ an, die, obwohl in Charakteristik und Problem schon das Streben nach freierem Flügelschlag erkennen lassend, sich im Wesentlichen doch noch in den ausgetretenen Geleisen conventioneller Anschauungen bewegen, bis zu der „Natürlichen Liebe“ führt jedes neue Werk auf eine höhere Stufe, dringt jedes Problem tiefer in das Wesen der Dinge ein. Und daß er schließlich in seinen letzten drei Romanen zur Verfechtung des erotischen Prinzips gelangt, daß er das alte französische criminalistische „Où est la femme?“ zur leitenden Triebfeder der meisten psychologischen Wandlungen und der daraus resultirenden Handlungen des Menschen erhebt, dieses où est la femme? in seiner weitest ausgedehnten Bedeutung des erotischen Naturtriebes überhaupt, beweist, daß das Leben ihm eines seiner am tiefsten verschleierten Geheimnisse enthüllt hat. Ein altes Prinzig scheinbar; denn wo hätte einem Moderoman je eine andere Geschichte zu Grunde gelegen, als eine Liebesgeschichte! Aber wie anders behandelt Perfall dieses Problem! Ihm ist die „zur Verlobung und Hochzeit führende Mädchenliebe wohl eine nicht unwichtige Abstufung, der jedoch durch die althergebrachte dichterische Behandlungsweise ihr eigentlicher Charakter als Uebergangskrisis des Lebens, als Einleitung in die eigentlichen Verwickelungen des Daseins ganz genommen wird.“ Die Ehe ist keine Versorgungsanstalt, mit ihr fängt die Sorge erst an. Das Geschlechtsverhältniß bildet, nach seinen Worten, den Mittelpunkt, den Kräfteaccumulator aller Bewegungen und Strömungen des menschlichen Treibens.

Diese Wahrheit gelangt in seinen letzten drei Werken zum siegenden, alles Uebrige beherrschenden Ausdruck. Für Pensionärinnen ist das allerdings keine Lectüre, auch nicht für asketische Jünglingsvereine, die alle Lebensfreudigkeit und jeden Genuß als unsittlich verdammen möchten, wohl aber für denkende Männer und Frauen.

In den „Vornehme Geistern“ liegt das Talent des Autors gewissermaßen noch in den Windeln, aber der kleine Weltbürger strampelt schon kräftig gegen das hemmende Leinen. Ein Bild der modernen Gesellschaft wird hier gegeben voll Satyre und beißender Ironie. Die Menschen, die uns vorgeführt werden, tragen sämmtlich Masken, die Masken einer äußeren, phrasenhaften Bildung, die nichts mit dem Gemüthe, nichts mit dem allgemeinen Menschen zu thun hat. Es sind die Protzen der sogenannten Geistesaristokratie, die sich an ihren eigenen schalen Witzen berauschen und in jesuitischen Kunstgriffen in sich selbst dem dummen, staunenden Pöbel neue Götzen geben. Und hinter dem Aushängeschild geistiger Vornehmheit nichts als widerlichstes, rohestes Streberthum, feile Charakterlosigkeit und kriechende Erfolganbeterei. Perfall reißt diesen Aftergenies, diesen Schmarotzern der Bildung die lächelnde, glänzende Maske von den Gesichtern, indem er einen wirklich kenntnißreichen, aber weltfremden Menschen in den Trubel des Kalbtanzes hineinbringt, den er anfänglich geblendet mitmacht, um dann plötzlich das wahre Gesicht dieser Welt zu erblicken und angeekelt zu der Stille seines Studirzimmers und der genussesreinen Einfachheit der wahren Bildung zurückzukehren. Und daß Perfall den Roman nicht zu dem wohlfeilen Zwecke geschrieben, sensationell zu wirken und durch seine Angriffe Aufsehen zu erregen, beweist er dadurch, wie er seine Schilderung ausklingen läßt. Rückkehr zur Natur ist es, die er predigt; er reißt den Splitter aus dem Auge des Nächsten, um einen Maßstab für den Balken im eigenen zu gewinnen. — Uebrigens schon hier dieselbe Idee von Hinterhaus und Vorderhaus, wie in Sudermann's „Ehre“ — der Roman ist 1883 erschienen! Nie exceptionelle, immer typische Figuren. Die Anfängerschaft zeigt sich allein in der Schürzung der Intrigue. Hier wechselt Feines mit Grobem. Besonders die Ueberredungsscene Margarethens mit Staff erscheint geschraubt und läßt die sonst als bedeutend geschilderte Intelligenz der Sängerin vermissen. Die Intrigue wird dadurch zu durchsichtig, fast naiv. Auch dürfte die Peripethie in Hertinger's Geschick zu schroff und zu äußerlich gefügt sein; allmähliche psychologische Motivirung wäre wirkungsvoller gewesen.

„Die Langsteiner.“ Eine Arbeit, die erst nach den beiden folgenden erschienen ist, aber nach ihrer Behandlungsart und der inneren Entwickelungsstufe bereits hierher gehören dürfte. Der Schauplatz erweitert sich, aus dem Salon des vorigen tritt dieser Roman in das große Leben. Die Instinkte vergröbern sich, die Leidenschaften werden stärker. Und überall sorgsam ausgedachte Gegensätze. Charakterfestigkeit und unklares Schwanken, Edelsinn und Schwindel, Naivetät und Raffinement — Alles wogt durch einander zu einem Bilde, wie es ähnlich uns Thakeray in seinem „Jahrmarkt des Lebens“ geschildert. Mit einer behaglich kleinstädtischen Beschränktheit beginnt es, um zur Riesensymphonie des großen Lebens anzuschwellen. Und auch hier der Tanz um das Kalb, aber nicht, wie in „Vornehme Geister“ um dasjenige äußerer geistiger Bedeutung, der Tanz um das goldene Kalb des Mammons. Realistische Detailmalerei wechselt mit in großen Zügen angelegten Schilderungen verheerender Leidenschaften, um durch letztere hindurch wiederum wie in „Vornehme Geister“ den Helden zur allein seligmachenden Natur zurückzuführen. Das Tempo vielleicht zu wechselnd; einzelne mehr episodische Scenen zu breit gegenüber anderen actuelleren. — Im Uebrigen berührt hier Perfall zum ersten Male das erotische Prinzip, allerdings ist es nur wie der matte Schein der noch hinter dem Horizont verborgenen Morgensonne.

„Die Heirath des Herrn von Radenau.“ Sie bringt keinen neuen Stoff, diese Novelle. Das Anfangsmotiv, der Triumph der Liebe über die Verstandeskälte, tritt zurück vor der Charakterschilderung der Heldin. Diese Figur mit ihrer unbewußten, natürlich frischen Poesie erschien dem Verfasser so interessant, daß er ihr seine ganze liebevolle Sorgfalt zuwandte

*) Sämmtlich bei Felix Bagel, Düsseldorf.

und den eigentlichen Helden darüber vernachlässigte. Und trotzdem die Einheit darunter ein wenig leidet, folgte er hier doch einem berechtigten künstlerischen Drange. Dann auch der zweite Stoff, der Kampf der Poesie gegen den Realismus des Lebens, herbeigeführt durch eine auf ungleicher Grundlage geschlossene Ehe, würde als ein bereits oft gebrauchter, dem Lesenden kein besonderes Interesse haben abgewinnen können, wenn er dem Seelenmaler nicht Gelegenheit geboten hätte, seine ganze und hohe Kunst in psychologischer Charakterschilderung, fein realistischer Detaillirung und scharfer Beobachtung an den Tag zu legen. So wird es eine überall fesselnde Studie. Das erotische Prinzip nimmt hier bereits einen breiteren Raum ein, es führt gewissermaßen die Ehe herbei und bildet nachher wiederum auch den Schwerpunkt des Conflietes.

„Vicomte Boffu." Eine Studie, wie die vorige, aber eigenartiger, exceptioneller, ich möchte sagen: excentrischer. Eine Ehe zwischen einem körperlich von der Natur vernachlässigten, ja gemißhandelten Manne und einem ideal schönen Weibe. Ein Drama der Eifersucht, aber keines mit gewaltsamen Ausbrüchen, groben Conflieten und wüsten Seenen, das Drama einer unter der Gabenfülle des Glückes erstickenden Seele. Der Conflict ist von Anfang schon da, Sache des Novelliften war es allein zu detailliren. Und wie thut dies Perfall? Er verlegt den Schauplatz nach Paris, gleichsam die französischen Meister des Realismus zum Wettkampf herausfordernd. Ein edler Humor zieht sich durch das Ganze, der echte Humor, von dem Ljungren sagt, daß er nicht nur ein Lachen gemischt mit Wehmuth sei, sondern auch eine Wehmuth gedämpft durch Lächeln. — Weniger gefällt mir bei aller poetischen Ausstattung die Frauenfigur Hortense, obgleich sie mit ihrem milden Ernste vielleicht einen passenden Gegensatz zu der sinnlichen Reizbarkeit des Vicomtes bildet. Sie ist mir zu schattenlos edel, hat zu wenig Fleisch und Blut und durch diese Charakterisirung hat der Novellist, däucht mir, eine Verschärfung des Conflietes versäumt, die von großem Interesse gewesen wäre. Hortense wird als ein Weib eingeführt, das den Vicomte bereits seelisch liebt. Würde es nicht ergreifender und zündender sein, wenn der Dichter auch in ihre Seele einen Funken des Kampfes geworfen hätte, des Kampfes, den ihr „körperliches" Schönheitsgefühl durchzumachen hätte, ehe es vor der geistigen Ueberlegenheit des Vicomte die Waffe streckend in dem „seelischen" sich auflöste? —

„Ein Verhältniß." Ein deutscher Zola könnte Perfall da erscheinen. Mit Unrecht. Da ist nichts die Sinne Kitzelndes, trotz aller Sinnenfreudigkeit, denn das erotische Prinzip bricht hier mit elementarer Gewalt durch. Aber es trägt eine ästhetische Parole: Rückkehr zur Natur, doch zur menschlichen Natur, nicht zur thierischen; zu der Natur, welche sich unter die Sittlichkeitsforderung beugt. Die drei Frauenfiguren repräsentiren die drei Verhältnißstufen der Frau in der Gesellschaft: die Gefallene, die Courtisane, ihr entgegen die Frau, die auf ebener Bahn zu höchsten Würde, der Ehe, gelangt ist, in Folge dessen aber dem Leben mit seinen Ecken und Abgründen verständnißvoll gegenüber steht, scheinbar die Tugend selbst und doch keine wahre Tugend, eine unversuchte Heilige! Und zwischen diesen beiden Extremen bewegt sich durch das Gewühl, den Schmutz und das Geschrei der großen Heerstraße die Heldin. Sie unterliegt dem berechtigten Naturtriebe genießender Liebe, wie ihm die Courtisane erlegen war. Und der Fluch der illegalen Hingabe trifft sie, wie jene. Aber sie unterwirft sich nicht widerstandslos, sie nimmt den Kampf auf und je heftiger er wüthet, desto mehr erstarkt in ihr das Sittlichkeitsgefühl und hebt sie schließlich hoch über die Courtisane empor, hoch auch über die unversuchte Tugend.

„Die fromme Wittwe" zeigt uns den Kampf der starren Religiosität gegen den berechtigten Naturgenuß. Ein um so schwierigeres Problem, als Perfall vorzugsweise für katholische Kreise schreibt. Die Kirche mit ihren Anforderungen, der Gottesfanatismus der Asketen mußte berührt werden, im Gegensatz dazu aber auch, falls der Dichter Realist bleiben wollte, der Druck der reinen Menschlichkeit, die aus den Fesseln anerzogener Anschauungen herausstrebt. Es schildert die drei Strömungen der Kirche: Zelotismus, Heuchelei und Atheismus und mitten hinein construirt er ein Mittelding, die wohlwollende neutrale Majorität, die vergebende Kirche im Mantel der Nächstenliebe. Ist der Katholicismus in seiner Gesammterscheinung so, wie ihn der Dichter hier documentirt, so ist jeder Culturkampf ein Schlag in das Wasser, eine unnöthige Aufregung über ein Häuflein von Chauvinisten. Schon darum ist das Buch allen Denkenden als lesenswerth dringend zu empfehlen; wie es in der Zeit des Culturkampfes ein Ereigniß gewesen wäre, so ist es gerade heute dem Volksschulgesetz gegenüber im höchsten Grade actuell. Denn Perfall ist so kühn, dem rabulistischen Eifer der ecclesia militans beiden Confessionen in der protestantischen Frau aus dem Volke mit ihrer einfachen und doch so erhabenen Naturlehre den Todesstreich zu versetzen. Wodurch unterscheidet sich denn ihr Protestantismus von jener idealen Majorität des Katholicismus? — Durch nichts!

Dieses Wenige genügt, um den Verfasser auf der Höhe gereifter Lebensanschauung zu erblicken, der Lebensanschauung, welcher die Zukunft gehört. Rückkehr zur Natur predigt er auch hier und mit vollem Rechte; denn der Natur ist aller Parteihader verhaßt, sie ist die alleinseligmachende, der „große Hirte" der christlichen Weltprophezeiung. Oder liegt ein anderer Sinn in den Schlußworten des Romans, die er durch den „Atheisten" sprechen läßt: „S'ist was Neues über mich gekommen, was nicht in den Büchern steht, nicht in den Collegien gelehrt wird. Was aber zerbrechen wir uns den Kopf, woher es kommen mag, von den Sternen oder, wie ein silberner Quellstrom aus geheimnißvollen Tiefen? Genug damit, daß es uns lehrt, nicht im Verstande liege die Kraft, sondern nur dann stünden wir auf des Lebens Höhe, wenn es da drinnen im Herzen sich wohlig dehnt und schwillt. Es ist gut, es ist erhaben, es macht uns demüthig, indem es uns erhebt. Nenne es Gottesahnung wenn Du willst, nenne es Gemüth, ein Kleinod der Menschheit ist es auf jeden Fall."

„Natürliche Liebe." Wer Carl von Perfall nicht kennt, wird das Buch vielleicht mit der Erwartung in die Hand nehmen, etwas besonders Pikantes, Lüsternes zu finden. Und wirklich scheint es anfänglich auch so. Ennerenz, die Heldin, fliegt aus einem Arme in den Anderen; nur dem Triebe ihres Temperamentes folgend küßt sie und läßt sich küssen, umfängt sie und läßt sich umfangen, so lange es ihr Spaß macht. Ist es damit vorbei, so wirft sie das Spielzeug in den Winkel. Und doch ist sie kein Geschöpf von grober Sinnlichkeit, wie der alte Graf, der Philosoph des Romans, sie definirt. Das tolle Ding ist ein Problem für den Moralisten; übrigens keine außerordentliche Seltenheit, kein Räthsel. Unbewußt lebt sie in dem Sinne der sich sehr weise dünkenden Theoretiker der freien Liebe und macht praktisch jenen großen Fehler, den diese mit viel Gelehrsamkeit als hohe Weisheit Demonstriren. Sie glaubt einem Naturgesetz zu folgen und verkennt die Natur ganz gründlich; nicht grobe Instinkte leiten sie, sondern sie ist, ohne es zu wissen, während sie sich selbst als ein naives Naturkind fühlt, eine raffinirte Künstlerin der Liebe. Erst durch den Lebensgang, den sie durchschreiten muß, kommt sie zu der Erkenntniß, daß der Schatz der Weiblichkeit an Werth verliert, je leichter er zu gewinnen ist, lernt sie die Größe jenes Liebeszaubers schätzen, in welchem sich das reine Weib dem Manne hingibt. Und da sie nun schließlich den findet, der nicht auf ihr loses Spiel eingeht, da sie sich durch die sittliche Kraft des gesellschaftlich unter ihr Stehenden gebändigt fühlt, da geht ihr das Verständniß für die wahre sittliche Liebe auf, die Liebe, welche die Thiere bewegt, sich zu paaren, die Liebe, deren Beruf es ist, dem einzigen Manne eheliche, unbefleckte Kinder zu schenken. Also dieselbe Idee, wie in „Ein Verhältniß", nur weiter ausgedehnt, von tieferem Standpunkte beginnend und daher naturgemäß auch auf höherer Stufe endigend.

Nach all' dem Vorhergegangenen scheint es überflüssig, das große Talent Carl von Perfall's noch einmal besonders hervorzuheben. Von dem in der Blüthe seiner Schaffenskraft Stehenden ist ohne Zweifel noch Bedeutendes zu erwarten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Beichte.

Von F. de Roberto.
Autorisirte Uebersetzung von M. v. K.

Die Messe war beendet. Nachdem die letzten Worte des Priesters verklungen waren, hörte man in der kleinen Kirche nur noch die verhallenden Schritte der davon gehenden Menge. Pater Ladislaus, der bereits die Sacristei betreten hatte, war im Begriff, sich seiner amtlichen Gewänder zu entledigen. Plötzlich trat der junge Seminarist, der den Pater bei der Ausübung des heiligen Amtes bedient hatte, hinein, das bleiche, schöne Antlitz mit den klugen, dunklen Augen war leicht erregt.

„Vater Ladislaus," sagte er, auf die große, eichene Thür weisend, „eine Dame ist dort in der Kirche . . . sie fragt nach Euch . . . sie will beichten . . ."

„Nun, und was weiter?"

„Was soll ich ihr antworten?"

„Daß ich sogleich kommen werde."

Der Seminarist kehrte in die Kirche zurück, während Pater Ladislaus sich von Neuem das Gewand anlegte, allerdings weniger eilig, als es seine Antwort erwarten ließ. Er fühlte sich an diesem Morgen eigentlich nicht aufgelegt, eine Beichte entgegen zu nehmen; sein sonst so klarer Verstand schien von einem Nebel umflort. Dennoch betrat er, nachdem er sein Ornat geordnet, die Kirche. Er hatte erst wenige Schritte gemacht, als sein Blick auf eine schwarz gekleidete Gestalt fiel, die neben einer der Säulen kniete. Zitternd erhob er seinen Arm, als wollte er eine Stütze suchen, während sein Antlitz sich entfärbte. Die Dame hatte sich bei seinem Eintritt erhoben, näherte sich ihm, und seine Hand erfassend, führte sie dieselbe an ihre Lippen, noch ehe er den Gedanken fassen konnte, sich dagegen zu wehren.

„Mein Vater, wenn ich nicht störe . . ."

Ja, sie war es wirklich — es war ihre Figur, ihre Stimme! . . . Der lang entschwundene Traum seiner Jugend trat vor seine Seele und wurde bei der Berührung jener Lippen, welche auf seiner Hand brannten, zur lebendigen Wirklichkeit. Wie war es nur möglich, daß die Versuchung von Neuem an ihn herantreten konnte, nachdem er gehofft, ihr für immer entronnen zu sein? Und was konnte *sie* von *ihm* wollen, von ihm, der die Kraft gefunden hatte, das Geheimniß in der Tiefe seines Herzens zu bewahren? Und *ihm* wollte sie ihre Sünden bekennen!

Es erschien ihm beinahe unmöglich, ihre Beichte zu hören! Keines Menschen Beichte mochte er hören, am allerwenigsten die ihre! Auch er war ja nur ein Mensch, schwach, blind, verwirrt und unbeständig wie alle Anderen, und gerade jetzt, in diesem Augenblick heftigster Erregung! Warum sollte er sich der Versuchung aussetzen? Welch' eine ungeheuerliche Entheiligung sollte sich in jenem Beichtstuhle, in dem Hause des Herrn, vollführen!

Das Weib konnte seine Gefühle nicht errathen. Auf dem Betschemmel vor dem eng vergitterten Fenster kniend, begann sie mit zitternder Stimme zu sprechen; nur langsam und mit häufigen Unterbrechungen fand sie die Worte. Sie sprach von Gefahren, von dem Abgrunde der Schuld, der sich vor ihren Sinnen aufthat und der sie hinab zu ziehen drohte . . . Gegen ihren Willen war sie einem Manne angetraut worden, den sie nicht liebte, sie besaß nicht die Kraft, die Stimme des Herzens zu ersticken . . . dann aber war sie zu der Erkenntniß gelangt, daß sie gerade dem Manne, dessen Namen sie trug, dem Vater ihrer Tochter, Dankbarkeit schuldete. Dankbarkeit! ja wohl, mehr als einfache Pflicht! . . . Sie fühlte ihr Herz dem Zerspringen nahe, ihr Friede war dahin, und jetzt flehte sie um das Wort, welches sie aufrichten und ihr Kraft geben sollte in diesem beständigen Kampfe, der um so fürchterlicher war, als er im Geheimen in ihr wühlte!

„Ach, mein Vater! Alle verehren Euch wie einen Heiligen — von göttlicher Kraft getragen schreitet Ihr durch dieses Leben! Verlaßt mich nicht! . . . Einsam und verloren stehe ich hier; meine Mutter ruht in der kalten Erde und meine Tochter lebt in einem fernen Kloster . . . Sagt mir, Vater, wie kann ich in dem Kampfe siegen? . . ."

Durch das dünne hölzerne Gitter drang die ernste und dumpfe Stimme des Beichtvaters: „Der Beistand, den ein Anderer gewähren kann, ist niemals so wirksam wie der, den das eigene Gewissen verleiht. Das Gewissen ist es, an welches wir uns wenden müssen; so lange dieses in uns lebt, versagt es uns seine Hülfe nicht. Daß es in Dir noch lebendig ist, meine Tochter, bezeugt dieses Bekenntniß, diese Reue, die der Schuld folgt . . ."

Leise kam es von ihren Lippen: „Oh! es ist schrecklich . . ."

Die Stimme des Vaters verstummte für einen kurzen Augenblick und fuhr dann fort: „So lange die Schuld einen solchen Abscheu einflößt, darf man nicht verzweifeln. Alles ist bestimmten Gesetzen unterworfen: Die materielle Welt sowohl wie die geistige, das Universum, wie das einzelne Leben. Alles, was sich dem Gesetze widersetzt, muß untergehen; die Schuld trägt die unfehlbare Strafe in sich selbst."

„Ach, mein Vater, genügt es denn, sich von der Sünde fern zu halten, aus Furcht vor der Strafe?"

„Es ist auch nöthig, den Blick nach oben zu richten; aber nicht Alle sind dessen fähig."

Eine fast unmerkliche Härte lag in der Stimme, die diese Worte gesprochen hatte und dann wieder verstummte. Ein Seufzer entstieg dem gepreßten Herzen des Weibes. Abermals näherte sie sich dem Gitter, und ihr Antlitz mit den Händen verbergend, flehte sie:

„. . . Erbarmen . . . Erbarmen! . . . Vergebung, o Herr! . . . Gnade für mich Arme!"

Ein kurzes Schweigen folgte diesen Worten, und nur der innere Seelenkampf der Reumüthigen entrang sich ihrer Brust in ängstlichem Stöhnen. Auch in dem Beichtstuhle blieb es still — dann drang eine Stimme hindurch, noch tiefer, noch dumpfer, als zuvor.

„Niemand bittet vergebens um Gnade. Niemand wendet sich vergebens an das göttliche Erbarmen. Reue ist Entsagung aller Irrthümer. Die Rückkehr der Seele, die dem Untergange verfallen schien, wird von den Auserwählten noch weit höher gefeiert!"

Die Stimme wurde schwächer und schwächer; sie hörte auf, sie erlosch.

Erregt führte sie ihre Hand zur Stirne und strich die Locken ihres braunen Haares zurück.

„Ja," sprach sie ängstlich, „ich bin schuldig, mehr noch, als ich sagte . . . Ich habe nicht Alles bekannt, und das ist eine neue Schuld . . . Die Schwere meines Geheimnisses erdrückt mich, sie nimmt mir den Athem . . . Zweien Männern gelobte ich Treue . . . dem Einen vor den göttlichen und menschlichen Gesetzen . . . dem Anderen in meiner eigenen Seele . . . Ich darf den Einen nicht täuschen, und — Gott helfe mir! — ich kann den Anderen nicht aus meinem Herzen reißen! . . . Wie oft habe ich versucht, zu widerstehen, wie oft habe ich den Allmächtigen gebeten, mir die Kraft zu verleihen, welche mir dazu fehlte; wie oft habe ich die Großmuth jenes Mannes angerufen . . ."

Und aus dem Beichtstuhl erklang das ernste Wort: „Niemals soll man auf die Großmuth der Menschen bauen!"

„Ach, und das war auch wohl mein Wahn, und deshalb näherte ich mich blindlings immer mehr dem Rande der Schuld — ich streifte ihn — und gab mich fast verloren. Ach, welch' ein Schmerz und welch' eine Schande, gegenüber der Verleumdung! Denn es ist nicht wahr, mein Vater! Wenn ich auch in Gedanken gesündigt habe, so habe ich doch darum noch nicht in Werken gesündigt! . . . Aber wer glaubt es mir? . . . Und Niemand steht mir zur Seite, Niemand, an dessen Herz ich die Thränen meiner Unschuld und meiner Reue weinen kann . . . Dagegen muß ich für den Mann, den ich getäuscht, die Maske der Heiterkeit tragen! . . . Und fern von meiner Tochter! . . . vor ihren Augen würde ich weinen können, ohne erröthen zu müssen . . . das schwöre ich bei Gott dem Allmächtigen! . . . bei meiner Seligkeit! . . . Vater, Vater, hört Ihr auch meine Worte?! . . ."

Die Stimme antwortete milde und klar: „Ich höre Dich, meine Tochter, so wie Dich Deine Mutter im Himmel hört."

Ein sanfter Thränenstrom erleichterte bei diesen Worten ihr leiden-

des Herz und befreite ihre geängstete Seele von dem Schmerze, der sie bedrängt hatte.

„O, meine Mutter, meine Mutter! Welch' köstliches Wort! . . . Wie wohl thut es mir, weinen zu können! . . . O, werde ich die Gnade der Vergebung erlangen? . . ."

„Immer, so lange Du sie erhoffst."

„Gott segne Euch dies Wort, mein Vater! Jetzt fühle ich mich stärker, ich fühle die Kraft in mir, siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen! Dank für die Wohlthat, die Ihr mir erwiesen!"

„Aber vor dem Uebermaß von Vertrauen zu uns selbst müssen wir uns ebenso hüten, wie vor dem Uebermaß von Schmerz! . . . Nimm Deine Tochter zu Dir zurück, sie wird Dir eine Stütze sein . . . Der Platz einer Tochter ist an der Seite der Mutter! Bedenke, daß auch sie einst Deiner gedenken wird, so wie Du heute der Verstorbenen gedacht hast. Bedenke, daß wenn Jugend, Lust und Leid, und alle mächtigen Leidenschaften verrauscht sind, eins uns bleiben muß: das Bewußtsein der treu erfüllten Pflicht!"

„Dank, Vater, für diese Mahnung, diesen Zuspruch. Und darf ich auch ferner Hülfe bei Euch suchen?"

„So oft Du meiner bedarfst . . ."

Sie verblieb noch eine kurze Zeit im Gebet versunken, dann erhob sie sich, durchschritt die Kirche, benetzte ihre Finger mit dem geweihten Wasser, verneigte sich nochmals zu dem Altar gewandt und trat hinaus.

Bleich und ernst kehrte Vater Ladislaus, nachdem er an den Stufen des Altars lange und inbrünstig gebetet hatte, in die Sacristei zurück.

Dem jungen Seminaristen fiel das schweigsame Wesen des Paters auf, und er fragte ihn theilnehmend: „Mein Vater, Ihr scheint ermüdet von der Beichte."

„O nein," erwiderte er abwehrend.

„Und werden wir heute wieder unsere Gesangsprobe halten?"

„Morgen, Luigi; sage ihnen nur, sie sollen morgen kommen, denn heute bin ich beschäftigt."

Nachdem er seinem jungen Schützling noch einige Anordnungen hinterlassen, verließ Vater Ladislaus die Kirche und schlug die Straße, die von der oberen Stadt nach der Campagna führte, ein. Sein Schritt war eilig, das Haupt zu Boden gesenkt. Bei den letzten Häusern der Stadt bog er in einen Seitenweg ein, der, am Meere entlang führend, sich den Bergen näherte. Aber sein Auge blickte nicht auf die schöne Landschaft, die sich vor ihm aufthat, nicht auf das blaue, ruhige Meer, das zu seinen Füßen sich ausdehnte, in gleichmäßigem Schritt verfolgte er seinen Weg. So gelangte er zuletzt an den Fuß eines Hügels, wo eine kleine verrostete Gitterthür zwischen zwei schon halb verfallenen Säulen den Weg versperrte. Doch für ihn bildete sie kein Hinderniß; er öffnete sie und betrat einen freundlichen Garten, dessen schattige Weingänge zu der Terrasse eines Häuschens führten. Unter dem Dache, geschützt gegen die Strahlen der brennenden Sonne, saß auf einem ledernen Sessel ein hoch bejahrter Priester, mit seinen welken und zitternden Fingern das Brevier haltend. Als er die nahenden Schritte hörte, wendete er sein Haupt. Sein Gebetbuch vor sich niederlegend, streckte er seine Arme dem Kommenden entgegen, und ihn mit freudigem Blicke begrüßend rief er aus:

„Ladislaus, mein geliebter Sohn!"

Der Priester ergriff die dargereichte Hand und führte sie an seine Lippen. Dann beugte er sich, beinahe knieend, nieder, und mit gesenktem Haupte sagte er demüthig:

„Mein Vater, ich bin gekommen, um zu beichten."

Aus der Hauptstadt.

Sse-Ma-Thsian.

Einem französischen Reisenden sagte der Prior im Kloster von Ceylon: „Ich kenne Ihre Literatur, ich beobachte Ihre Entwickelung und ich bin überzeugt, daß Sie eines Tages zu uns zurückkehren werden." Ein Rückmarsch der Menschheit nach Indien wäre im Zeitalter der Tolstoi-Krankheit, nachdem der Kreislauf wieder einmal durchmessen und der sehnende Hang zum Pessimismus und zu geistigem Nihilismus wieder eingezogen ist in die müden Seelen, gewiß nicht undenkbar, denn mächtig zehrt das Bewußtsein der Eitelkeit aller irdischen Dinge an der zum entschlossenen Widerstande untüchtigen Skepsis der Modernen und schon Goethe, der doch ein Starker war und ein Dichter, sprach es aus: „Wir alle leiden am Leben." Der Mann im Kloster von Ceylon mag also zu seiner siegessicheren Erwartung wohl berechtigt sein und wir wollen nur hoffen und streben, daß uns die Wegrichtung nicht in die Irre leitet und daß wir am Ende nicht nach Indien gelangen, sondern nach — China.

Das Reich der Mitte ist die uralte Wiege der Nützlichkeitanbetung, des Philisterthums und der Polizeibevormundung; ein Land ohne Heldensage, die Heimath eines schulmeisterlichen Pedantismus. Der tapfere Johannes Scherr, der für solche Dinge stets eine feine Witterung hatte, meinte deshalb: „China's Helden sind Polizeicommissäre, seine Heroologie ist eine Sammlung von Verwaltungsedikten." Und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in diesem Lande zuerst eine Strafe erfunden wurde, die alle stolze Männlichkeit zu vertilgen bestimmt war. Zwanzig Jahrhunderte sind darüber vergangen, das Reich der Mitte beherrschte der Kaiser Wen-Ti, da wurde der Schriftsteller Sse-Ma-Thsian wegen eines politischen Verbrechens zum Tode verurtheilt und dann begnadigt, — zur Entmannung. Was er geschrieben, was er begangen hatte, davon fehlt mir die Kunde, das Eine aber lehren neue und neueste Ereignisse, daß auch in unserem öffentlichen Leben heute noch Kräfte thätig sind, die mit ganz ähnlichen Mitteln jede freie Regung, jedes offene Wort niederzuhalten bemüht scheinen. Dabei denke ich nicht an das erbärmliche Gesindel der Denuncianten, die jede Gesinnung verdächtigen, jeden gesprochenen oder geschriebenen Satz drehen und deuten möchten, um dem wirklichen oder vermeintlichen Gegner eine Schlinge zu knüpfen; dieses dunkle, verächtliche Treiben ist nur ein Symptom einer tiefer wurzelnden Krankheit, denn da nur kann der Denunciant gedeihen und für seine eklen Triebe eine Bethätigung finden, wo die Gesundheit des öffentlichen Lebens bereits erschüttert ist. Und fast sieht es so aus, als sollten wir jetzt darauf eine Probe machen.

Ob es nun Macchiavelli war oder Talleyrand oder ein anderer kluger Mann — ich kann im Augenblick den Ursprung des Satzes nicht controlliren —, aber Recht hatte er, wie er auch heißen mag, der einst gesagt hat, aus zwei Zeilen wolle er gegen jeden beliebigen Schreiber die zu einer Anklage nöthigen Verdachtmomente schöpfen. Vansen, auch ein Schreiber, hat das Recept bündig angegeben: „Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbesonnen, auch wohl trotzig." Und hat man, wie ich es in diesen Tagen that, den kleinen Olshausen — Strafgesetzbuch für das deutsche Reich — erst einmal gründlich durchgelesen, vom ersten bis zum dreihundertundsiebenzigsten Paragraphen nebst Anhängen, dann erst ahnt man, wie viele Fußangeln und Fallstricke auf den arglos Daherschreibenden lauern. Ein soziales Problem soll erörtert werden, das gerade die Oeffentlichkeit in Athem hält —: flugs meldet sich ein angeblich Beleidigter und § 186 tritt in seine Rechte; mit der unerläßlichen Objectivität soll die leichtfertige oder gar cynische Lebensauffassung eines Dichters geschildert werden: sofort ist § 184 bei der Hand und spürt nach den Kriterien einer unzüchtigen Schrift; oder der verwegene Zeitungschreiber rückt der Historie hier, der Legende dort nahe auf den Leib —: augenblicklich wittern eifrige Wächter der Ordnung alle möglichen und unmöglichen Parallelen und dräuend taucht im Hintergrunde § 95 auf. Irgend eine geheime, unsaubere Absicht muß der Schreiber ja doch wohl haben und kein Teufel glaubt ihm, daß er etwa nach bestem Gewissen nur der Wahrheit dienen will. Nicht immer, das ist wahr, führt dieses Verfahren auch zu einer Verurtheilung, immer aber und ausnahmelos führt es zur Entmannung und als der Schrecken schrecklichster erscheint mir das Schicksal des Kollegen Sse-Ma-Thsian.

* * *

In seinem geistreichen Essay über den Parlamentarismus sagt Lothar Bucher: „Ein Volk ist frei, wenn seine Gesetze seinen Bedürfnissen adäquat

sind. Das kann der Fall sein bei Zuständen, die an den Robespierre'schen Menschenrechten gemessen sich sonderbar genug ausnehmen. Völker können auf sehr niedrigen Culturstufen frei und bei sehr hoher Entwickelung unfrei sein." Die den wechselnden und wachsenden Bedürfnissen entsprechende Umgestaltung der Gesetze aber, die allein die Freiheit verbürgt, wird in ihrem Vorschreiten immer wieder durch die Neigung aufgehalten, am Alten festzukleben und am Ueberkommenen, durch den Hang, für den moderne Sozialogen die Bezeichnung „Misoneismus" gefunden haben. Der Haß des Neuen, die Furcht vor dem Neuen sind die harten Pfeiler, an denen jede kräftige Vorwärtsbewegung zu zerschellen droht. Edmond de Goncourt hat in sein Tagebuch einmal die witzige Bemerkung eingezeichnet, die Revue des deux mondes würde mindestens zweitausend Abonnenten verlieren, wenn sie die Farbe ihres Umschlages ändern wollte. Das mag — wer weiß auch? — satirische Uebertreibung sein; sicher ist jedenfalls, daß derartige Abonnentengefühle der Mehrheit niemals ganz fremd sind. Und dadurch, durch diese der Menschheit eingeborene Conservative oder misoneistische Beanlagung ist, auch bei den besten Absichten der Regierenden, jedes Volk in jedem Augenblick der Gefahr nahe gebracht, unfrei zu werden, weil seine Gesetze seinen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen.

Die leitenden Männer im neuen deutschen Reich haben durch übertriebene Zähigkeit im Festhalten am Herkömmlichen bisher sich nicht bemerkbar gemacht. Sie mußten im Gegentheil schon den Ruf des Warners vernehmen: Quieta non movere! Ungern möchte ich deshalb glauben, daß es ihre Absicht sein sollte, unter gänzlich veränderten Umständen auf veraltete Bräuche zurückzugreifen und ein Ketzergericht, allen Wortfrommen zur Wonne, über die noch nicht Entmannten abzuhalten.

Durch die Blätter läuft ein geängstetes Murmeln von Verfolgungen und Anklagen. Da oder dort soll der Kaiser beleidigt worden sein und die Gesinnungriecherei denuncirt täglich fast neue Verbrecher. Und weil leider, wo es sich um ein crimen laesae maiestatis handelt, noch immer ohne die Ermächtigung des angeblich Beleidigten die Klage erhoben wird, scheinen wir einer Zeit der politischen Prozesse entgegenzugehen, die zur Festigung unseres Ansehens sicher nicht beitragen kann und in der Vortheile eigentlich nur für den Denuncianten zu erhoffen sind. Denn der mehr oder minder begabte Publizist, dessen Leistung mit dem schwindenden Tage sonst vergessen wäre, wird sofort zum Märtyrer, wenn seine Schrift ein Verbot, wenn ihn selbst eine Strafe trifft. Und Märtyrer sind für das herrschende System immer gefährlich, weil sie, mit Recht oder mit Unrecht, das Gefühl wecken und nähren, es sei die Zeit des Leidens für den Gerechten wiedergekehrt. So lange aber nur, das hat schon Benjamin Constant erkannt, bieten die politischen Verhältnisse eines Landes die Gewähr der Dauerbarkeit, als die öffentlichen Einrichtungen dem Niveau der Anschauungen des Volkes entsprechen; individuelle Reibungen, vorübergehende Friedensstörungen mögen auch dann nicht ausbleiben, revolutionäre Gelüste aber finden dann erst ein geeignetes Erdreich, wenn die Harmonie zwischen den Einrichtungen und den Anschauungen durchbrochen ist.

* * *

In den alten Zeiten absolutistischer Willkür ließ die Vortrefflichkeit, die Schwäche oder der Verfall einer Regierung ziemlich sicher aus der geringeren oder größeren Anzahl der politischen Prozesse sich beurtheilen. Schon einmal habe ich hier an das Wort des Tacitus über die lex maiestatis erinnert, die anfänglich nur Thaten, nicht aber verhallende Worte mit Strafen bedrohten. Aus den Tagen des Titus, des Marc Aurel und Hadrian wird von Majestätbeleidigungen nichts gemeldet, doch schon Domitian strafte die Verächter seiner Gladiatoren, Nero verbot den Gebrauch von Purpurfarben und Tiberius erklärte es für ein Verbrechen, mit einer die Züge des Kaisers zeigenden Münze einen zweideutigen Ort zu betreten. Wie schlimm es gar Caracalla trieb, das mag man bei Spartian nachlesen; ich scheue die Schilderung, von wegen des § 184.

Andere Zeiten sind heraufgekommen. Die Träger der Krone haben einem Theil ihrer Rechte entsagt, sie haben die Pflicht auf sich genommen, die Verfassung, die Selbstbestimmung der Völker, zu wahren, und dafür tauschten sie das stillschweigend oder ausdrücklich ihnen zugestandene neue Recht ein, von der Verantwortlichkeit für die Maßregeln ihrer Berather entbunden zu bleiben. Wo ein besonders starkes Temperament einen Fürsten aus dieser weislich umhegten Stellung heraustreibt, wo er als Mensch zu Menschen sprechen will, da erscheint es beinahe vermessen, plötzlich auf einen alten Brauch zurückzugreifen, von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung, und jede freimüthige oder auch nur unvorsichtige Aeußerung dadurch erst, daß man sie für unerlaubt erklärt und für gefährlich, mit dem Nimbus einer Bedeutung zu umkleiden, die sie in den meisten Fällen niemals besaß. Soll es dem Herrscher etwa, dessen Ohr die scharfe Rede fast ausnahmelos nicht erreicht hat, eine Befriedigung gewähren, daß in einer engen Zelle irgend ein Mann entmannt wird? Oder sollen die hinter getünchten Mauern angestellten Betrachtungen über die Herrlichkeiten des staatsbürgerlichen Lebens am Ende zur Kräftigung des monarchischen Gefühles beitragen?

Deutschland sah im Jahre 1846 nur 76, in den Jahren 1848 und 1849 aber 242 und 362 Anklagen wegen Majestätbeleidigung und unmittelbar nach dem Kriege gegen Frankreich und nach der Begründung des deutschen Reiches stieg die bis dahin gesunkene Zahl wieder auf 375. Diese Ziffern beweisen, daß zwischen der persönlichen Beliebtheit des Herrschers und der Menge der Majestätprozesse ein intimer Zusammenhang nicht besteht; zugleich aber beweisen sie auch, daß jede Zeit unruhigen Ueberganges, die zwischen den Anschauungen des Volkes und den Einrichtungen des Staates eine bange Kluft aufreißt, dem Anwachsen politischer und dynastischer Prozesse günstig ist. Neue Religionen und entscheidende Weltwenden künden durch solche Erscheinungen sich an und den Kern der Sache schienen mir deshalb auch diese Sätze zu treffen, die ich in einem Werke über den politischen Verbrecher fand: „Beleidigungen des Staatsoberhauptes und des Parlamentes durch die Presse bilden oft ein Sicherheitventil und ein Symptom der öffentlichen Meinung; sie gehen entweder von Halbverrückten aus und lassen die Dinge, wie sie sind, oder von begabten, gesinnungtüchtigen Männern und fördern dann das öffentliche Leben, indem sie Lücken und Gebrechen enthüllen, die bei der die Mehrheit beherrschenden Furchtsamkeit verhüllt und unbestraft geblieben wären . . . Wie man heute eine Bestrafung des Fluchens für lächerlich halten würde, müßte auch die Beleidigung des Regenten oder des Parlamentes dafür gelten." Der deutsche Reichstag hat wohl noch immer die Ermächtigung zu Strafanträgen gegen Beleidiger versagt; noch immer aber auch finden sich eifrige Anwälte, die ganz genau wissen, wodurch der deutsche Kaiser sich beleidigt fühlt.

* * *

In China repräsentirt der Herrscher den Himmel, das Volk die Erde und eine lange Stufenleiter führt von unten nach oben: das Mandarinenthum. Und dennoch baut man auch in diesem ummauerten Lande schon Eisenbahnen und Revolutionen sind an der Tagesordnung. Ein auf der Höhe historischer Auffassung angelangter Staatsrechtlehrer könnte diese Decadence vielleicht von der Thatsache herschreiben, daß ein Erlaß des Kaisers Ho-Ti gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts die Strafe der Entmannung abgeschafft hat. Kein chinesischer Unterthan darf mehr zum Eunuchen gemacht werden. Das Schicksal des Kollegen Sse-Ma-Thsian aber hat von seinem Schrecken noch nichts verloren.

Apostata.

Berliner Ausstellungen.

Dr. Lichtwark, der Director der Hamburger Kunsthalle,*) legte eine höchst lehrreiche Sammlung von Aquarellen an, durch welche er, wenn ich seine Absicht recht verstehe, den Hamburger Kunstsinn kräftiger zu erleuchten hofft. Er scheint nämlich der überaus verständigen Meinung zu sein, daß die meisten Menschen Bilder nicht schön und auch nicht wahr finden, weil sie sich von der Natur nicht Rechenschaft ablegen, wie die Schönheit oder die Wahrheit eigentlich aussehe. Viele Maler haben es schon erlebt: Je mehr sie sich plagen, die Natur darzustellen, und zwar schöne Natur in einem schönen Augenblicke möglichst getreu darzustellen, desto sicherer sagt das liebe Publikum: „Das Bild taugt nichts; denn

*) Den Lesern der „Gegenwart" als ihr jahrelanger Berliner Kunstreferent bekannt.

erstens ist es nicht schön und zweitens ist es nicht wahr!" Die Natur ist zum Vergleich nicht zur Stelle, um dem Publikum Beweise für die Richtigkeit der Künstleransicht zu liefern und mit Worten ist die Frage nicht auszufechten. Und selbst wenn die Natur zum Vergleich da wäre, sind doch die Meisten zu formen- und farbenblind, um beim Vergleiche den Absichten des Malers folgen zu können. Da — an die Wurzel alles Kunstunverstandes wollte Lichtwark die Hand legen. Deshalb wohl berief er eine Anzahl Maler nach Hamburg, und zwar gerade recht moderne, und ließ sie Hamburg malen, Hamburg am Morgen und bei Abend, den Jungfernstieg und den alten Wandrahm, Straßen und Fleete, Hamburg, wie es ist. Und nun scheint Lichtwark zu hoffen, seine Landsleute würden mit der Zeit einsehen, daß jene Maler so unrecht nicht haben, welche er berief, und daß die Natur wirklich so aussehe, wie sie sie malen, wenn ihre Bilder auch anders aussehen als die, welche früher gemalt wurden.

Mir fiel Lichtwark's Bemühen, die Hamburger sehend zu machen, vor der Ausstellung von Reiseskizzen ein, die Professor Eugen Bracht jetzt in Schulte's Salon veranstaltet hat. Bracht ist weit gereist, er kommt aus Syrien, aus Baalbeck, vom Todten Meer und von anderen Orten her, die selbst der gebildete Mensch nicht dem Namen nach zu kennen braucht. Die Arbeiten sind sehr sehenswerth, gemalt mit frischer Hand und frischem Sinn, die Beleuchtungen höchst merkwürdig; die rothen Bergreihungen am silbergrauen Meere, das blendend weiße Licht, das tiefe Blau des Himmels, all' jene wunderbaren Wirkungen der Beleuchtung und des Schattens, die Tiefe des Blauschwarz an einem hinter den Ruinen von Baalbeck aufsteigenden Gewitter, die dämmernde Gluth in engen Felsthälern, all' das und vieles Andere mehr läßt uns bewundern, wie Bracht mit offenen Augen durch den Orient zog, daß jeder Wechsel des Tones und der Landschaft in ihm eine zum Mitklingen bereite Saite antraf, daß er die volle Freiheit des Sehens über das Meer mit nahm, nicht berühmte Stimmungen suchte, die vor ihm Andere gemalt hatten, sondern sich als weißes Blatt fühlte, auf das das Land und die Sonne und die Menschen ihre Einzeichnungen machen sollten.

Als ich dann an ein paar so nebenbei mit ausgestellte Skizzen herantrat, die aus der Mark stammen, einen Regenschauer bei Belzig oder die Stadtsee bei Lychen, die also weniger „interessante" Gegenden darstellen, oder als ich die Darstellungen aus dem Schwarzwald, aus den Alpen, von der Riviera durchsah, so kam mir langsam ein gutes Wort des Rembrandtdeutschen in den Sinn, daß nämlich der Häring viel farbenprächtiger, viel reicher im Ton, also viel schöner sei als der Papagei. Ganz leise dämmert in mir der Gedanke auf: Warum zog denn Bracht nach dem Orient? Wegen der geographischen Ferne, wegen der starken Effecte, wegen der Fremdartigkeit des Gegenstandes?

Gut, ihn mag das Altes sehr anziehen und begeistern. Ich aber, der ich zu meiner Schande gestehen muß, über Pompeji hinaus nicht nach Süden vorgedrungen zu sein, ich empfinde nur wenig vor diesen Skizzen. Staunen ist doch wohl nicht die rechte Form des geistigen Aufnehmens von Bildern. Wenn ich in ihnen die Natur wieder finde, wie ich sie kenne, wenn sie auf das Innigste mir das wiedergeben, was ich draußen dereinst selbst sah, wenn sie mein inneres Auge auf Feinheiten der Stimmung hinweisen, die ich, der Unkünstlerischere, nicht bemerkte, wenn sie so die Feinheit meines Natursinnes stärken — dann gefallen mir Bilder. Ich bin ganz Lichtwark's Ansicht, daß ein rechtes Kunstverständniß nur auf rechtem Naturverständniß sich aufbauen könne. Darum verstehe ich aber gerade Bracht's Orientdarstellungen nicht. Da sind jene, die in der Gluth der Sonne ein kaltes Weiß zeigen. So muß der heiße Tag im Orient wohl aussehen, alle Orientmaler, der Franzose Fromentin und der Engländer Lewis, der Amerikaner Weekes und der Russe Wereschtschagin, sowie die Deutschen Gentz, Behringer, Meckel oder Körner und wer sonst „da unten" war — Alle haben ihn so gemalt. Wenn sie aber eine kleine Verschwörung veranstaltet hätten, uns Nordländern etwas weiß zu machen, dann würden wir es ihnen auch glauben müssen. Mir wird nicht warm in der weißen Hitze, ich spüre den Brand der Sonne nicht. Da sieht man auf einem Bilde einen Zug von Reitern und Thieren über einer Ebene: Graugrünes dürres Gras, weißer Sand, eine graubraune Staubwolke, die der Wind vor sich her führt. Von Weitem dachte ich: Aha, Bracht war auch dem Nordcap nahe, dies wird wohl ein „eisiger Sturm in Lappland" sein, bis ich erkannte, daß die Thiere Kameele und die Reiter Beduinen, das Ganze einen glühend heißen Sturm der Wüste darstellte. Der Stimmungswerth, der gewiß außerordentlich sein ist, dafür sind mir die Bilder aus bekannten Gegenden Bürge, existirte für mich, den Barbaren, in Hinblick auf den Orient, eben nicht!

Nun kann ja Bracht mit sehr viel Recht sagen: „Ich male, was mir gefällt, und scheere mich wenig um die, welche mich nicht verstehen! Ich sah den Orient, und habe gelernt seine Schönheit zu würdigen. Ist der Beschauer zu blöde, um sie in meinen Bildern zu erkennen — so ist es seine Schuld. Ich habe gethan, was zu thun war!"

Sehr richtig, Herr Professor, ich will ihnen auch keinerlei Vorwurf machen. Ich will nur feststellen, daß ich unfähig bin, diese Skizzen ihrem vollen künstlerischen Werthe nach zu genießen und daß es wohl noch mehr Menschen gibt, die auf meiner Stufe der Unbildung stehen. Ich bin eben der Meinung, daß schließlich ein Kunstwerk, um uns in der Tiefe zu ergreifen, eine Grundlage von Selbsterschautem in uns vorfinden muß, und daß das Wissenschaftliche, Geographische oder Ethnographische sehr leicht dem rein Künstlerischen ein Schnippchen schlägt, wenn wir in zu fremde Länder geführt werden.

Meine Ansicht ist eben: „Bleibe im Lande und male die Natur redlich!" Mir thut es leid, daß so seine Kunst nur der Aristokratie der Orientreisenden, nicht uns gemeinen Sterblichen zu Gute kommt. Es ist ja vielleicht eine Heringsnatur, die der Mark oder Deutschlands, die ich dem Orient vorziehe, aber sie hat eine größere Zahl von Tönen, sie schillert meinem Empfinden reicher als die Papageiennatur des Südens. Der Apfel ist malerischer als die Citrone und Bracht's Skizze vom Lychensee in der Uckermark ziehe ich dem Bild vom Todten Meer vor.

Solches Urtheil hat keineswegs die Eitelkeit für alle Leute gesprochen sein zu wollen; es ist nur das meinige, ich will es Niemand aufdringen. Namentlich jenen nicht, die den Orient in seinen Farbenspielen mit sinnendem Auge betrachteten. Sollte mich das Schicksal morgen nach Baalbeck führen, so werde ich vielleicht anderer Meinung werden. Denn ich denke es soll mit meiner Aufnahmefähigkeit für neue Eindrücke und daher mit dem Wandel meines Geschmackes noch nicht am Ende sein. Auch ist ja Bracht kein Schulmeister der Nation, hatte seine Reise nicht kunsterzieherische Absichten wie Lichtwark's Sammlung. Ich fürchte nur eine störende Wirkung von den Orientbildern, die uns einen unverstandenen, unvorgebildeten Idealismus zu zeitigen drohen. Ehe wir nicht eine ganz moderne, ganz auf unser eigenes Empfinden begründete Kunst haben, flüchte ich mich vor den fremden Zeiten und fremden Ländern. Die Engländer und Franzosen, sowie die Italiener malen fast ausschließlich ihre Heimath — wenigstens überall jene Künstler, welche zu Führern ihrer Nation wurden. Wäre es nicht vielleicht für unsere Maler ganz gut, sie nähmen Lichtwark's Bemühungen ihrerseits auf und hülfen dahin wirken, daß die Deutschen intim zu sehen lernen.

Das thun in sehr erfreulicher Weise die Maler der „Vereinigung deutscher Aquarellisten", welche in dem schönen neuen Local von Amsler und Ruthardt ihre Werke ausstellten. Diese Vereinigung besteht aus nur fünf Malern. Es scheint hier die Absicht vorzuliegen, eine Malergruppe zu bilden, wie sie in Paris bestehen, deren Aufgabe es ist, von Zeit zu Zeit kleine Ausstellungen zu veranstalten, sich somit von der Nothwendigkeit zu befreien, auf die Trödelmärkte der großen Ausstellungen mit herumziehen zu müssen. Jene fünf Maler sind Männer von anerkannter Tüchtigkeit. Was ich ihnen wünschen möchte, ist, daß ihre Vereinigung eine kleine bleibe. Sie mögen sich die Satzungen der englischen Aquarellistengesellschaften zum Muster nehmen, die eine beschränkte Zahl von Mitgliedern haben und nur durch Wahl neue aufnehmen, wenn der Tod oder der Rücktritt eine Lücke schuf. Dadurch wird die Mitgliedschaft zu einem Titel, zu einer Ehre, die nicht, wie leider nur zu viel bei uns von Oben, vom Staate, sondern von den Künstlern selbst verliehen wird; diese finden in sich einen Rückhalt, sie finden im Publikum Anerkennung und Freunde, ihre Ausstellungen werden bekannt und beliebt.

Die alten Formen unseres Ausstellungswesens sind völlig abgenutzt, die Kunstvereine der mittleren und kleinen Städte zumeist die kümmerlichsten Förderer der Mittelmäßigkeit, die großen Ausstellungen, in die das ganze und allzusehr in die Breite gehende Schaffen zusammenströmt, unwürdige Massenanhäufungen geworden, die nicht belehren, nicht erheben, sondern nur verwirren. Ich habe an sogenannten „Kunstsinnigen", die die Berliner Ausstellung besuchten, oft eine Probe gemacht, welche Eindrücke jene Speicher von 3—4000 Kunstwerken hinterließen; indem ich sie bat mir zu erzählen, was ihnen aufgefallen sei: An mehr wie an zwanzig Bilder erinnerten sich Wenige, und von diesen waren ihnen fünfzehn im Gedächtniß, blos weil sie sie „scheußlich" fanden: bleiben fünf anregende Eindrücke. Und dazu plagt man die holden Musen?!

Die „Vereinigung deutscher Aquarellisten" führt sich ganz vortrefflich ein. Sie steht zwar mit der einzigen Ausnahme von Max Fritz völlig unter dem Einfluß der modernen Niederländer und Franzosen. Aber aus diesem heraus entwickelt sich in Skarbina immer reicher und vornehmer eine selbständige Weltanschauung. Es ist sehr bezeichnend, daß er nun auch wieder den wärmeren Tönen der alten Schule nachgeht und die grundsätzliche Abneigung gegen die braunen Schatten, welche der Kampfzeit anklebten, zu überwinden strebt. Sein „Posthof in Karlsbad" und namentlich seine „Nachmittagstunde" lehrt dies. An Reichthum des Tones steht ihm nahe Hans Herrmann, der vom echten Schulbild der Hellmaler zu der weicheren Zwielichtsstimmung hinüberstrebt, die Israels so meisterhaft beherrscht und schließlich in einer Seestudie, einer Bucht am Meer mit großer Wolkenbildung darüber, bei einfachsten Mitteln eine wahrhaft große Wirkung erzielt. Aehnlich Hans von Bartels, bei dem sich namentlich die Technik immer reicher entfaltet, der mehr und mehr das Gouache benutzt, um dem Bilde Körper, die Honigfarben, um ihm Glanz zu geben. Man sehe sich darauf das sehr lehrreiche Bildchen „Martje im Garten" an. Arthur Kampf gibt seinem Namen noch die Ehre. Er setzt uns Dinge vor, die zwar zweifellos in einem Kunstwerke darstellbar sind und die nur eine unmännliche Kunst wiederzugeben sich scheuen wird, die aber darum auch nicht nothwendig die einzig darstellenswerthen sind. Ich stehe eben nicht an, kecklich zu behaupten, daß eine hübsche Mutter, die ihr hübsches Kind auf dem Knie „Hoppe, hoppe Reiterlein!" machen läßt, auch von einem modernen Maler gemalt werden darf, ohne daß er unverzüglich in die Klasse der „Süßlichen" gestoßen zu werden braucht. Nur daß uns immer diese süße Kost und dann noch nicht mit redlichem Zucker, sondern mit geilem Sacharin angemacht gereicht wurde, das hat in allen ernst Denkenden den Ekel vor den „liebenswürdigen" Künstlern hervorgerufen. Tausende im Volke läppern nach dem Zuckerwerk, hunderte haben es gründlich überdrüssig, einigen wenigen und zwar wohl nur jenen Unglücklichen, welche wie ich, im Jahr etwa 10—15,000 Kunstwerke zu sehen haben, beginnt der fade Geschmack aus dem Munde zu verschwinden. Sie hoffen schon auf kampffreie Tage, in welchen das ganze Gebiet der Erscheinungen gemalt werden kann, selbst das, welches man früher für das allein berechtigte, allein schöne hielt, und zu dem die Idealisten jedem tiefer Schauenden so gründlich die Lust verdorben hatten.

C. G.

Notizen.

Kürschner's Deutscher Literatur-Kalender für 1892 (Stuttgart, Jos. Kürschner's Selbstverlag) kommt infolge des Setzerstreiks diesmal etwas spät angefahren, aber dafür gleich zweispännig, nämlich in Begleitung eines allerliebsten kleinen Taschenbuches, das — ein wahrer Schatz an praktischer Nützlichkeit — neben Kalendarium, Erinnerungstagen, Mitarbeiterregeln, Verkehrsbestimmungen, Münztabellen ein Lexikon der wichtigsten Urheberrecht- und Preßbestimmungen enthält. Wenn wir in unseren alljährlichen Anzeigen stets das Verschwinden der Städteschau mit ihrem Schriftstellerverzeichniß beklagten, so hilft das Taschenbuch diesem Mangel nun gründlich ab und wird so zu sagen ein literarischer Reisebegleiter, schon um seines Westentaschenformats willen. Vielleicht ließe sich auch der Kalender selbst, der immer stattlicher wird, auf sein handlicheres Format von Anno 88 zurückführen, wäre es auch nur möglich durch kleinere Typen, dreispaltigen Satz und Streichung aller Collegen, die keine Buchausgabe auf dem Gewissen haben und keine „officielle" Stellung (Redacteur, Professor ꝛc.) bekleiden. Endlich hat Kürschner durch sein Verlegerverzeichniß einem mehrfach hier geäußerten Wunsch entsprochen und verdient schon darum den Dank und die Unterstützung aller „Federsoldaten."

Der Befähigungsnachweis im Handwerk. Von Thilo Hampke. (Jena, Gustav Fischer.) Gerade im rechten Moment erscheint diese Schrift, die sich die Aufgabe stellt, die gegenwärtige Lage des Handwerkerstandes objectiv darzustellen und auszuführen, wie und warum sie sich in solcher Weise entwickelt hat. Außerdem führt sie in eingehender Weise die Forderungen vor, welche seit den vierziger Jahren wieder und wieder mit entsprechenden Modificationen auf Handwerkertagen, in Petitionen an die Volksvertretung und die Reichsregierung bis in die neueste Zeit hin in Deutschland zu Tage getreten sind. Trotz der ausgedehnten Literatur über den Gegenstand fehlte es bis jetzt an einer derartigen Darstellung dessen, was in diesen verschiedenen Perioden der Handwerker für Klagen vorgebracht und was er zu ihrer Abhülfe verlangt hat, und gerade diese historische Darstellung ist in hohem Maße lehrreich. Der Hauptwerth der Schrift liegt aber in der dritten Abtheilung, welche sich kritisch mit dem Befähigungsnachweise beschäftigt und auf Grund eines reichen Materials aus den deutschen praktischen Verhältnissen; dann aber besonders auf Grund der Erfahrungen in Oesterreich, wo man seit 1889 den Befähigungsnachweis theilweise wenigstens wieder eingeführt hat, die Befähigungsnachweisfrage untersucht. Von beiden sich gegenüber stehenden Parteien hat man sich stets in den letzten Jahren auf Oesterreich berufen, aber Niemand vermochte seinen Behauptungen Beweiskraft zu geben, weil es an dem nöthigen Materiale dazu fehlte. Es ist deshalb dankbar aufzunehmen, daß der Verfasser nicht nur aus der österreichischen allgemeinen Literatur, sondern besonders eingehend aus den „Entscheidungen der Behörden und gutachtlichen Aeußerungen über den Umfang von Gewerberechten. Wien 1890" ausführliche Belege in großer Zahl für die außerordentliche Schwierigkeit geboten hat, welche die Durchführung des Gesetzes in Oesterreich gemacht hat und wie wenig man damit zu erreichen vermochte. Der Verfasser kommt in der Hauptsache zu dem Ergebniß, daß die Einführung des Befähigungsnachweises für unsere gegenwärtigen Verhältnisse unthunlich ist, weil damit nicht erreicht werden kann, was der Handwerker davon erwartet, nämlich Schutz gegen die Concurrenz der Großindustrie und des kleinen Pfuschers, daß derselbe dagegen in der Entwickelung seiner Thätigkeit nach den verschiedensten Richtungen hin gehemmt werden würde, und daß besonders das Publikum keinen Nutzen davon hätte, weil heutzutage zum Handwerkbetrieb gerade die technische Fertigkeit, die der Befähigungsnachweis allein zu garantiren vermag, in keiner Weise ausreicht; vielmehr die sonstige Tüchtigkeit, kaufmännische Bildung ꝛc. von mindestens ebenso großer Bedeutung sind. Die Schrift wird wesentlich zur Klärung der Anschauungen beitragen, besonders weil sie in rein objectiver Weise vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die ganze Frage behandelt.

Juristischer Humor. Gesammelt und herausgegeben von E. O. Hopp. (Berlin, Fr. Pfeilstücker). Dieser 5. Band von Pfeilstückers Bibliothek des Humors enthält ein unterhaltendes Anekdotensammelsurium aus dem Leben und Treiben unserer Rechtsvertreter und — Rechtsverdreher. Referendare und Assessoren, Vertheidiger, Richter, Zeugen, Geschworene, Schöffen und Angeklagte, Gerichtsvollzieher, Verbrecher und Polizei — sie alle ziehen in komischen und witzigen Abbildern an uns vorüber. Es ist aber keine geistlose Scherenarbeit, sondern sinnvolle Zusammenstellung durchgängig neuer Stoffe. Die „Sentimentale Jurisprudenz" des jüngst verstorbenen L. Eichrodt müßte eine 2. Auflage nothwendig nachholen.

Die Wirkungen der Sanct-Gotthardbahn. Von Heinrich Rüegg. (Leipzig, Duncker und Humblot.) Eine hochinteressante Studie aus Schmollers Jahrbuch, reich an neuen und überraschenden Ausblicken. Frappant ist namentlich der Nachweis, daß so ziemlich die meisten von Italien auf diese Weltbahn gesetzten Erwartungen getäuscht worden sind. Der Hafen von Genua tritt nach wie vor hinter Marseille zurück, Mont-Cenis und Brennerbahn sind nicht zurückgegangen, die Arlbergbahn nimmt Oberitalien den Verkehr weg, und nur die Schweiz, Westdeutschland und zumal Belgien haben große Vortheile von dieser internationalen Bahnverbindung.

Francesca da Rimini. Tragödie in fünf Acten von Martin Greif. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Unter den berühmten Liebespaaren gibt es wenige, die von einem solchen Zauber der Anmuth und Poesie umflossen sind wie Francesca da Rimini und ihr Geliebter Paolo. Unzählige Lyriker haben sie besungen, Dante widmete ihnen in der „Göttlichen Komödie" seine schönsten Verse, und Paul Heyse und Silvio Pellico machten sie zu Helden eines Dramas. Jetzt ist auch Martin Greif an ihre Seite getreten und ringt mit ihnen um die Siegespalme. Sein neuestes Werk „Francesca da Rimini" soll auf der Bühne seine dramatische Kraft freilich noch erst bewähren, als Dichtung gehört es aber zu den hervorragendsten und erfreulichsten Erscheinungen der neuesten Zeit. Es ist ein Werk der alten Schule und nimmt in unserer realistischen Zeit mit ihrem Pessimismus, ihrer Vorliebe für das Grelle und ihrer auf das Soziale gerichteten Tendenz etwas fremdartig sich aus. Wer aber Empfänglichkeit hat für Schönheit und Wärme der Sprache, Reinheit und Tiefe der Empfindung, seine edle Charakteristik, wird die Tragödie mit Genusse lesen.

Arnold von Brescia. Von Adolf Hausrath. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Der nicht ganz einschlagende Erfolg seiner historischen Romane hat den trefflichen Heidelberger Professor veranlaßt, sich wieder auf sein eigenstes Gebiet des kirchengeschichtlichen Essays zurückzuziehen, und wir wissen ihm mehr Dank dafür, als für seine Bissulas, Antinousse und märchenhaften Seelenbilder. Wir stehen auch nicht an, die vorliegende Monographie für ein Meisterwerk zu erklären, das neben Freytag's „Luther" und Gregorovius' „Lucrezia Borgia" einen ebenbürtigen Platz verdient. So wenig Verbürgtes wir auch von Arnold's äußeren Lebensschicksalen wissen, so versteht es Hausrath doch vortrefflich, die dürftigen Ueberlieferungen zu nützen und durch sinnvolle Interpretationen und Parallelen in blühendes Leben zu verwandeln, ohne sich auf das gefährliche Feld der Hypothesen zu begeben.

Der Himmel auf Erden von Emil Gregorovius. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.) Ein Seitenstück zu Eugen Richter's Zukunftsbildern, aber unvergleichlich besser geschrieben. Der Verfasser zeigt wohin es käme, wenn der von der Verblendung der Sozialdemokraten angestrebte Zukunftsstaat zur Wahrheit würde. Der vermeintliche „Himmel auf Erden" und die Forderungen der allgemeinen Gleichheit, die Abschaffung des persönlichen Eigenthums, das Recht auf Arbeit, die freie Liebe, der Staat ohne Religion würden zu Zügellosigkeit und schließlich zum Untergange der Menschheit selbst führen. Es ist eine tief ernste, zum Theil ergreifende Lectüre.

Flüchtige Erzählungen von François Coppée. (Dresden, Pierson.) Der den Lesern unseres Feuilletons wohlbekannte französische Akademiker ist nicht nur einer der ersten Lyriker Frankreichs, sondern auch ein anmuthiger poesievoller Erzähler, der in der Idylle Klassisches leistet und oft an Daudet hinan reicht. Die vorliegenden Skizzen und Novelletten spiegeln seine Eigenart reizend wieder und sind in Ernst und Scherz vorzüglich gelungen. Die Uebersetzung Burgers ist gut, doch möchten wir von der alle Illusion aufhebenden Wiedergabe des Pariser Argot durch breites Berlinisch dringend abrathen. In der Einleitung gefällt er sich sehr in der Rolle eines kundigen Modellkenners. Für ihn ist der verbummelte Satiriker und Dramatiker Maugé kein anderer als Augier(!) und der Kaffeehausredner Polanceau: Clemenceau, während der erstere höchstens eine Combination von Dumas, Barrière und Becque und der letztere ein Gemisch von Zügen ist, die auf Gambetta und Vallès deuten. Derlei „Schlüssel" haben immer etwas Bedenkliches.

Wandernde Künstler von Signor Domino. (Berlin, S. Fischer.) Interessante Bilder aus dem Cirkusleben alter und neuer Zeit, von einem Kundigen verfaßt. Künstlernamen und Künstlergenealogien, Dressurgeheimnisse, der Athlet Rappo (v. Rapp aus Innsbruck), die Coulissen des Affentheaters — überall weiß uns der Verfasser von den Artisten und ihrer Kunst Neues zu melden. Literarisch fesselnd sind die Kapitel über den bekannten Novellisten E. M. Vacano und seine Cirkuswanderjahre als — Miß Ella und über die Artistenliteratur im Allgemeinen und im Besonderen Otto-Ottoni und sein Düsseldorfer Weltblatt: „Der Artist".

Zeiten, Völker und Menschen. Von Karl Hillebrand. (Straßburg, Trübner). Die gesammelten Schriften unseres ersten Essayisten sind aus dem Oppenheim'schen Verlag in den der bekannten Straßburger Firma übergegangen, die sich mit der Rückgewinnung des Manessischen Liederbuches einen guten Namen gemacht hat. Band III: Aus und über England und Band II: Wälsches und Deutsches sind erschienen. Manches Neue aus dem Nachlaß ist eingeschaltet, auch die letzte Arbeit Hillebrands: „Ein Schopenhauerdenkmal", welche die „Gegenwart" veröffentlichte. Die mannhafte Polemik des Essayisten wider Gelehrtenzöpfe, Selbstbewunderung Büchermacherei, Kastengeist und andere deutsche Tugenden ist noch heute — und mehr als je — am Platz, und seine Studien über Petrarca, Manzoni, Michelet, Gervinus, Varnhagen und den englischen Roman werden immer ihren hohen Werth bewahren.

Der geschundene Pegasus. Eine Mirlitoniade von Arno Holz. Mit Bildern von Johannes Schlaf. (Berlin, Fontane.) Als wir neulich Schlaf's Skizzenbuch „In Dingsda" besprachen, thaten wir mit unserem Tadel des Umschlagbildes dem Verleger schweres Unrecht, denn wie wir nun aus diesem Caricaturenbuch sehen, war der Verfasser selbst der Urheber jener zwei Bassermann'schen Gestalten, die so gar nicht zu dem zart poetischen Inhalt paßten. In der That entpuppt sich hier der eine der naturalistischen Dioskuren als gewandter Caricaturenzeichner, der weniger mit dem gemüthlich komischen Busch als mit seinem phantastischen Vorgänger, dem Genfer Novellisten Töpffer, Verwandtschaft zeigt. Alles ist flott gezeichnet, mit Humor erfaßt und voll grotesker Komik. Viel schwächer sind die begleitenden Knittelverse von Holz, denen es an wahrem Witz und Humor durchaus fehlt. Sie schildern einen „Bummel" des Dichterpaares durch die Reichshauptstadt, durch Nachtkaffeehäuser u. s. w.

bis zur Katastrophe mit der Polizei. Es sind in Text und Bild Atelierwitze, die nur der Kollege würdigt und versteht und die das große Publikum kalt lassen. Gleichzeitig erschien im nämlichen Verlag eine neue Ausgabe von Holz' Gedichten: „Buch der Zeit." Manches Bedeutende und Schöne, aber doch mehr Spreu als Weizen. Diese 500 Seiten enthalten zur Hälfte so viel Geschmackloses und Blödes, das von der vollständigen Kritiklosigkeit des Autors zeugt. Was sollen Verse wie diese „Chanson"?

Drum Vive la Republique, blique, blique,
Das Herz schlägt uns im Bauch,
Das Knutenthum haben wir dick, dick, dick,
Und Kartoffeln und Häring auch.

Derlei gehört nicht in ein ernsthaftes, talentvolles Poesiebuch und ist nicht die Druckerschwärze werth.

In Hermann Oesterwitz' Verlag zu Dessau erscheint „Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler. Mit Illustrationen in Lichtdruck, Phototypieen und Zinkographieen. Herausgegeben von Dr. Büttner Pfänner zu Thal." An geschichtlichen Denkmalen von Bauten und Kunstwerken verschiedenster Art ist Anhalt reicher als manches weit größere Staatsgebiet. In der vorliegenden Lieferung beschauen wir Aeußeres und Inneres der Stiftskirche von Gernrode mit dem heiligen Grabmal des Markgrafen Gero, das Schloß zu Ballenstedt, die vom Waldesgrün überwucherten Reste der Stammburg Anhalt, die in edelm romanischen Stil und alterthümlichen Sculpturen hohen Kunstwerthes dem Gernröder Kirchenkleinod verschwisterte alte Klosterkirche von Frose, dazu manch interessantes bürgerliches Bauwerk, wie die alten Rathhäuser von Ballenstedt und Harzgerode, ein merkwürdiges, mit Laubaltan vor der Hausthür, zu dem eine Freitreppe führt, vorzeitlich anmuthendes Wohnhaus von Güntersberge, ferner Kunstwerke der Sculptur, wie den prächtigen Altar in Kleinalsleben, Reliefs von Glocken und Taufsteinen und dergleichen. Der Text ist knapp aber verläßlich und belehrt über das Geschichtliche und mit Hülfe eingedruckter Grundrisse über das Bauliche. Die technische Ausstattung des stattlichen Quartheftes ist der Gediegenheit des Inhaltes ebenbürtig.

Von jenseit unserer Landesgrenzen gehen uns zwei bedeutsame musikalisch-ästhetische Bücher zu, eine Bellini-Biographie und die gesammelten Opern- und Concertkritiken eines Pariser Journalisten. Vincenzo Bellini, Studi e Ricerche per Antonio Amore (Catania, N. Giannotta) ist nicht nur das Werk localpatriotischer Begeisterung, sondern eine ganz vortreffliche Monographie voll neuer Documente und feinsinniger Urtheile. Und wenn auch der Verfasser schon als Kind von Catania seinem berühmten Mitbürger für den deutschen Geschmack und in Anbetracht der unumstößlichen Thatsache, daß vielleicht mit Ausnahme der einzigen „Norma" alle Opern des Sizilianers wenigstens für die außeritalische Bühne veraltet und todt sind, etwas allzu blind bewundert, so zeigt doch das Schlußkapitel, wo er sich mit der gesammten Kritik auseinandersetzt, deutlich, daß man einen ernst zu nehmenden Aesthetiker und Kunstphilosophen vor sich hat, der sich sehr gut gegen il Ehrlich, il Hanslick und lo Schuré zu vertheidigen weiß. Ihm ist nicht Rossini, sondern Bellini der eigentliche Vertreter der reinen Melodie des bel canto, und wenn er auch Wagner zu würdigen weiß, so setzt er doch höchst geschickt die Ebenbürtigkeit seines Lieblings in's Licht. Das Buch ist schön ausgestattet und mit einer Miniatüre des Componisten geziert, die von niemand geringerem herrührt, als der großen Sängerin Malibran. Noch näher als der uns halb schon entfremdete Bellini geht uns der Inhalt des französischen Buches: Musiciens d'aujourd'hui (Paris, Libraire de l'art) das einen der besten Musikkritiker Adolphe Jullien, den Biographen von Wagner und Berlioz, zum Verfasser hat. Jullien ist in der angenehmsten Lage eines Recensenten, dessen Urtheile von den Zeitgenossen verlacht wurden, aber dem eine spätere Zeit vollständig Recht gegeben hat. Er hat Gounod einen Plagiar an Schumann, Wagner ꝛc. genannt, als dies noch für ein nationales Verbrechen an dem gefeierten Faust-Componisten galt, hat den verlästerten Berlioz erhoben und hat für Schumann, Wagner und Brahms gekämpft, als diese in Frankreich noch so gut wie unbekannt waren. Sein Urtheil ist immer unabhängig, scharf und sein Stil niemals langweilig. Für uns sind besonders interessant die hier abgedruckten Essays über Manfred, Faust und das Paradies und die Peri von Schumann, über die Walküre in Brüssel und Paris und den Siegfried in Brüssel, dann über Verdi's Aida, über Brahms' Symphonien und das deutsche Requiem, Bizet's Carmen (die er entschieden unterschätzt) und die eingehenden Studien über die Opern der jüngern französischen Componistenschule Saint-Saëns, Massenet, Lalo, Reyer. Das schöne Buch ist mit Porträts und Autographen geschmückt und sollte neben Hanslick's Moderner Oper in keiner Bücherei eines deutschen Musikfreundes fehlen.

Heitere Lebensbilder. Humoresken von Alexander Baláz's. Aus dem Magyarischen von Adolph Kohut. (Leipzig, Reclam.) Unter den wenigen Humoristen der Magyaren nimmt Alexander Baláz's einen der ersten Plätze ein. Sein urwüchsiger Humor, seine scharfe Beobachtungsgabe, seine launigen Bemerkungen, seine heitere Erzählungskunst, seine reiche Erfindungsgabe und die reizenden, dem Leben und der Natur abgelauschten Genrebilder, welche er uns bietet, haben ihn zum Liebling des magyarischen Lesepublikums gemacht. Von diesem Humoristen war bisher fast nichts in's Deutsche übersetzt; Kohut hat sich deshalb ein entschiedenes Verdienst erworben, daß er die besten amüsanten Geschichten in's Deutsche übersetzt und frei bearbeitet hat. Alle die Historien, welche wir hier zu lesen bekommen, sind wahre Cabinetsstücke des feinen Humors.

Prof. Naberts „Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa" (Glogau, Carl Flemming.) liegt jetzt vollendet vor. Was der Fleiß eines vollen Menschenlebens an wissenschaftlichen Schätzen zusammengetragen, springt hier mit der ganzen Unmittelbarkeit eines farbenreichen, übersichtlichen Bildes fesselnd in die Augen. Wir sehen hier, wie unser Volksthum mit wechselndem Erfolge seine Grenzen gegen Slaven und Romanen vertheidigte und in zahlreichen größeren und kleineren Pflanzstätten bis über die fernsten Grenzen unseres Continents hinaus brandete. Von den beiden letzten Blättern der Karte umfaßt das eine die weiten Gebiete zwischen Weichsel und Dnjepr und auf einer Nebenkarte die seit 1763 auf Anregung Katharinas II. gegründeten deutschen Siedlungen in der Wolgasteppe; das andere bringt das eigenartige Nationalitätengemisch der vormaligen deutschen Ordensländer in den russischen Ostseeprovinzen in sprechender Klarheit zum Ausdruck und verzeichnet nebenbei die entdeutschten neun Camberger Dörfer bei Posen und die im Jahre 1765 gegründete Herrnhuter Brüdergemeinde Sarepta in Rußland. Die Deutschthumkarte als Ganzes gibt in angenehmster Form eine solche Fülle von Belehrung, daß wir jedem, der sich für unser Volksthum interessirt, die Anschaffung derselben empfehlen können.

Unsere nationale Erziehung von einem Oberdeutschen. (Berlin, B. Reuther). Diese geistvolle Schrift bezieht sich auf die bekannten Forderungen des jüngst verstorbenen Prof. de Lagarde, sowie auf den vielberufenen Rembrandt-Deutschen, nimmt aber einen vermittelnden Standpunkt ein, indem sie die Härten des einen und die Paradoxa des anderen klug und geschmackvoll vermeidet. Als das tief durchdachte Werk eines praktisch erfahrenen und besonnenen Fachmannes und patriotischen, aber nicht einseitigen Denkers können wir die Schrift bestens empfehlen. Sie wird hoffentlich gerade in unsern gegenwärtigen Wirren klärend, versöhnend und bahnbrechend wirken.

„Lazare, komm heraus!" Eine Erzählung aus Christi Tagen von El. St. Phelps und H. Ward. Frei übertragen von M. v. K. (Leipzig, Peter Hobbing.) Die beiden bekannten englischen Romandichter versuchen sich hier in einer Umdichtung und Ausspinnung der biblischen Auferstehungslegende. Die einfache Erzählung ist im Stil des neuen Testamentes, aber ohne archaistische Künstelei, innig und ohne Frömmelei, von wahrer Religiosität beseelt, die noch nichts von Dogmenschablone weiß. Die Uebertragung liest sich wie ein Original, also des höchsten Lobes werth.

Deutsches Staatsrecht. Von Albert Haenel (Leipzig, Duncker u. Humblot). Von dem längst erwarteten Hauptwerke des Kieler Staatsrechtslehrers ist soeben der erste Theil erschienen, der die Competenz des Reiches oder die Reichsgewalt abhandelt. Die meisterhafte Beherrschung des Stoffes, der staatsmännische Geist, der klare, vornehme Stil stellen das Werk dem bekannten von Laband ebenbürtig an die Seite. Ueberall fühlt man, daß kein trockener Professor das Wort führt, sondern ein erfahrener Politiker und tiefer wissenschaftlicher Denker. Interessant ist vor Allem der gelungene Nachweis, daß Seydel's bekannte Auffassung, das Reich sei ein Staatenbund, kein Bundesstaat endgiltig von Albert Haenel überwunden und beseitigt wird. Das Reich steht da als ein Einheitstaat, mit voller Souverenetät und mit der Fülle aller Befugnisse, welche erforderlich sind, um die Aufgaben für die Kulturentwickelung des Volkes mit Sicherheit, Stetigkeit und Nachdruck zu erfüllen. Diesen Grundgedanken führt Haenel auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, in der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Rechtspflege durch. Er urtheilt über die Organisations-, Finanz-, Straf-, Zwangs-, Militär- und auswärtige Gewalt immer unter dem gleichen Gesichtspunkt und mit einer Gründlichkeit und Vollständigkeit, wie sie bisher noch von Niemand erreicht worden ist. Der zweite Hauptabschnitt soll die Verfassung bringen, also die rechtlichen Bestimmungen über die Organisation der Staatsgewalt, über die Mitgliedschaft, über das Gebiet in ihrer zweigliedrigen Gestaltung des Reiches und der Einzelstaaten. Der dritte Abschnitt wird der „Regierung," d. h. der Gesetzgebung und Vollziehung, der vierte der Verwaltung gewidmet sein. Für diese ungewöhnliche Eintheilung kann sich Haenel auf die Reichsverfassung und die Unionsverfassung von 1849 und auf die heute geltende Verfassung berufen. Hoffentlich ist es ihm vergönnt, die noch ausstehenden Theile in nicht allzu langer Zeit nachfolgen zu lassen.

Von Meyer's Kleinem Conversations-Lexikon, dem in Hunderttausenden verbreiteten vortrefflichen Nachschlagebuch, beginnt eine umgearbeitete und erweiterte Auflage zu erscheinen. Sie bringt eine Vermehrung um 7—8000 Artikel, eine reiche künstlerische Ausstattung und größere, deutliche Schrift. Auch eine Vermehrung der Illustrationen ist in Aussicht genommen, denn neben einer schönen Karte von Süddeutschland überrascht uns in der ersten Lieferung eine prachtvolle neue Chromotafel: Edelsteine. Daß der Text ebenfalls verbessert und bis in die neueste Zeit ergänzt ist, versteht sich von selbst. Es ist das Ideal eines Handlexikons des allgemeinen Wissens.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Verlag von **Otto Wigand in Leipzig.**

Die

Tragödie des Menschen.

Dramatisches Gedicht

von

Emmerich von Madách.

Aus dem Ungarischen übersetzt

von

Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Bei **C. Latendorf** in **Posneck** ist erschienen und durch jede Buchhandlung, auch durch Posteinzahlung direkt zu beziehen:

Friedrich Förster's

Urkunden-Fälschungen

zur Geschichte des Jahres 1813

mit besonderer Rücksicht auf

Theodor Körners Leben und Dichten

von

Friedrich Latendorf.

40 S. 8°. Preis 60 Pf.

Der außer Körner auf Goethe, Schiller, Blücher, Schleiermacher u. a. sich erstreckenden Beweisführung hat Zolling's Gegenwart Nr. 38 und 39 unbedingt, Geiger in der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 322 in einem Hauptpunkte beigestimmt.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

Göthe als Socialpolitiker

Ein Beitrag zur

Beurtheilung der socialen Frage.

Von

Professor Dr. Gerlach.

Preis: 50 Pfge.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Karl von Hase,

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

5 Aufl. XXXVI, 728 S. gr. 8°.

geh. 12 ℳ, geb. (Halbfranz) 13 ℳ 50 ₰.

Die berühmte Schrift Karl v. Hase's, welche längere Zeit gefehlt hat, erscheint jetzt in fünfter, durchgesehener Auflage. Sie ist unter den heutigen Zeitverhältnissen besonders werthvoll und für jeden Gebildeten verständlich.

Für grössere lexikographische Arbeiten wird ein Redacteur und Bearbeiter des geographischen statistischen Teils gesucht.

Die Expedition der „Gegenwart": Berlin W., Culmstr. 7, wird die Güte haben, betr. Zuschriften unter „Redacteur-Gesuch" weiter zu befördern.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ermüdung.

Von

A. Mosso,

Professor der Physiologie an der Universität Turin.

Aus dem Italienischen übersetzt von J. Glinzer.

Deutsche Original-Ausgabe.

Mit 30 Holzschnitten.

8. Preis: ℳ 6.—.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen und zu **Festgeschenken** empfohlen:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In 2 Büchern. II. Buch: **Die akademische Zeit 1789—1796** von **Kuno Fischer,** Wirkl. Geh. Rat u. Professor der Philosophie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 3 M. 50 Pf. Beide Bücher eleg. in Lwd. geb. 7 M. 50 Pf. Bildet zugleich:

Schiller-Schriften. Zweite Reihe (Schiller als Philosoph 1. u. 2. Buch.) 8°. Eleg. brosch. 6 M., eleg. Halbleder 8 M.

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Von **Viktor Meyer,** Geh. Rat u. Prof. d. Chemie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 4 M., in Lwd. geb. 5 M.

Inhalt: Die Jungfrau. — Der blaue Strahl. — Substanz und Seele. — Ernährung und Arbeit. — Zum Gedächtnisse eines früh Geschiedenen. — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. — Die Umwälzung in der Atomlehre. — Chemische Probleme der Gegenwart.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 19. März 1892. Band XLI

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Jetzt oder nie! Von Archivar Georg Winter-Marburg. — Acclimatisation und Hygiene der Tropen. Von Dr. med. Albert Albu. — **Literatur und Kunst:** Gen Morgen! Von Ernst Scherenberg. — Russische Heldensagen. Von M. Carriere. — **Feuilleton:** Kollege Paulus. Von Manuel Schnitzer. — **Aus der Hauptstadt:** M. d. R. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Die Spangenberg-Ausstellung. Von C. G. — Offene Briefe und Antworten: 267 Mark für Franz Perrot. — Notizen. — Inserate.

Jetzt oder nie!

Ein politischer Mahnruf.

Von Archivar Georg Winter-Marburg.

In mehr als einer Beziehung müßte dem gegenwärtigen Cultusminister für die Einbringung des Volksschulgesetzes gerade von dessen Gegnern eine Dankadresse votirt werden; denn er hat dadurch zu Wege gebracht, was alle Mahnrufe nationaler und liberaler Patrioten vergeblich herbeizuführen strebten: eine endgültige Klärung unserer seit langer Zeit auf's äußerste verworrenen Parteiverhältnisse, eine Scheidung der Geister nach den beiden großen sie beherrschenden Weltanschauungen, deren Gegensatz unter dem Druck harter wirthschaftlicher Interessenkämpfe wohl zeitweilig in den Hintergrund gedrängt, aber nimmermehr verwischt oder gar aufgehoben werden konnte. Dieser Gegensatz ist in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit vom Regierungstische aus als der zwischen Religiosität und Atheismus bezeichnet worden. Nein, nicht um den Gegensatz zwischen Religiosität und Atheismus handelt es sich — es wäre traurig, wenn dem so wäre —, sondern um den Gegensatz zwischen Gewissenszwang und Gewissensfreiheit, um jene große Frage, die dereinst Martin Luther zu Gunsten der letzteren entschieden hat. Hie römischer Zwang, möge er nun von katholischen oder protestantischen Römlingen geübt werden, hie Freiheit des Denkens und Forschens, das sind die Schlachtrufe, die auf's Neue zu Sammelrufen der Anhänger zweier verschiedener Weltanschauungen geworden sind. An Stelle des Marktens und Feilschens um die materiellen Interessen, das Jahre hindurch unsere politische Arena beherrscht hat, ist wieder einmal eine große ideale Frage getreten, die die Geister scheidet, aber auch zu höchster Kraftäußerung entzündet. Das eben ist das Tröstliche an dem an sich so traurigen Schulgesetzentwurf.

Und da die Geister sich zu scheiden begannen, da trat alsbald mit sieghafter Klarheit zu Tage, was einsichtige Politiker seit langer Zeit deutlich gewußt hatten, was aber im Widerstreit der materiellen Interessen nur allzusehr vergessen worden war, daß die scharfe Grenzlinie nicht da liegt, wo die Namen conservativ und liberal sich berühren, d. h. zwischen Freiconservativen und Nationalliberalen, sondern da, wo die prinzipiellen Grundlagen der gesammten Welt- und Lebensanschauung einander schroff gegenüberstehen, zwischen Freiconservativen und Hochconservativen, das Centrum in diesem Falle zu den letzteren gerechnet; mit einem Worte, daß die Freiconservativen, wo es sich um die höchsten und tiefsten Grundprinzipien der politischen Auffassung handelt, nicht zu den Conservativen, sondern zu den Anhängern einer liberalen Weltanschauung gehören, daß sie ihren Nachbarn zur Linken ganz unvergleichlich näher stehen als denen zur Rechten, daß, wenn jetzt der uralte, in jeder politischen Entwickelung an den entscheidenden Wendepunkten zu Tage tretende Gegensatz zwischen Liberalismus und Conservatismus bezw. politischer Reaction wieder in voller Schärfe und Klarheit zu Tage tritt, die freiconservative Partei nicht dem letzteren, sondern dem ersteren zuzuzählen ist. Diese Thatsache, daß in dem jetzt entbrannten Kampfe der Geister die freiconservative Partei mit derselben Festigkeit und Energie auf der Seite der Freiheit gegenüber pfäffischem Zwange gestanden hat und steht wie alle Liberalen, ist in den bisherigen Erörterungen über die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses in dieser Frage von grundlegender Bedeutung viel zu wenig gewürdigt worden; wohl aber ist sie schon früher und auch in letzter Zeit nicht bloß gegenüber dem Schulgesetz, sondern auch bei anderen Gelegenheiten von Einzelnen klar erkannt worden. Diese Thatsache war es, die Herrn von Eynern vor Jahren schon den Gedanken eingegeben hat, daß es gegenüber den Gefahren der Reaction und sozialen Revolution für das Vaterland nur eine Rettung gebe: einen festen Zusammenschluß aller wahrhaft liberalen und nationalen Elemente unseres Volkslebens von dem rechten Flügel der Freiconservativen bis zu den gemäßigten Freisinnigen hin. Dieser selbe Gedanke war es, der den wiederholt und schon vor Jahren von dem Schreiber dieser Zeilen hier gemachten Vorschlage der Begründung einer großen nationalen Verfassungspartei zur Grundlage gedient hat. Dieser, zuerst in den Tagen trüber Sorge während der Regierung Kaiser Friedrichs vorgetragene Vorschlag, der dann mit erhöhtem Nachdruck zur Zeit des Rücktritts des Fürsten Bismarck wiederholt wurde, hat damals neben vereinzelter freudiger Zustimmung nur Ablehnung oder verlegenes Schweigen zur Folge gehabt. Die gewichtigste politische Autorität des Jahchunderts, die in dieser Frage sich geltend machen konnte, der Fürst Bismarck, dem ich nach seinem Rücktritte die betreffenden Artikel der „Gegenwart"*) zusandte, brachte dem Vorschlage in seinem ausführlichen Antwortschreiben an mich warme Sympathie entgegen —, war er selbst doch immer und immer wieder auf seinen Lieblingswunsch einer Stärkung und Vereinigung der beiden Mittelparteien zurückgekommen; praktisch aber hielt auch er den Vorschlag bei der vorwaltenden Zersplitterung der Parteien für aussichtslos und erklärte resignirt, er habe nach seinen Erfahrungen ein für alle

*) Namentlich Nr. 12 und 13 des Jahrgangs 1890.

mal auf das Zustandekommen einer homogenen Parlamentsmehrheit verzichtet und sei schon zufrieden gewesen, daß es ihm wenigstens gelungen sei, die Einheit der Dynastieen zu erhalten.

Aber man blieb bei der einfachen, stillschweigenden oder ausdrücklichen Ablehnung des Vorschlags, der allein das Zustandekommen einer aus gleichartigen Elementen zusammengesetzten Parlamentsmehrheit ermöglichen konnte, nicht stehen; man handelte demselben direct entgegen. Die beiden in ihren Grundanschauungen liberalen Mittelparteien suchten nicht bei ihrer Schwesterpartei nach links, sondern bei den Hochconservativen Anlehnung: das ursprünglich zu einem ganz bestimmten Zweck begründete und hierfür wohl auch berechtigte Kartell, das Gegensätze einschloß, die einander gegenseitig ausschließen, wurde zu einer dauernden Institution gemacht und damit dem Liberalismus insgesammt und speziell der nationalliberalen Partei der schwerste Schaden, eine Wunde zugefügt, an der sie noch heut zu leiden hat. Der Rückgang der nationalliberalen Partei ist in erster Linie dieser widersinnigen Vereinigung mit der Partei der offenen oder versteckten Reaction zu danken. Liberale Männer waren es, die Schulter an Schulter mit Kleist-Retzow und Stöcker der freisinnigen Partei den Krieg auf's Messer erklärten und diese dadurch zu den ebenso unsinnigen und widernatürlichen Wahlbündnissen mit dem Centrum zwangen. Nur diesem erbitterten Kampfe zwischen den verschiedenen Richtungen des Liberalismus ist das von uns damals schon voraus verkündigte Ergebniß zu danken, daß die bestimmende Macht unseres Verfassungslebens eine conservativ-klerikale Mehrheit geworden ist. Ein großer Theil der Hochconservativen und selbst Herr Stöcker, die jetzt Hand in Hand mit dem Centrum mit erfolgreicher Bemühung an der Knebelung unserer Volksschule in die Fesseln der Kirche arbeiten, sind mit Hülfe der Nationalliberalen in das Parlament hineingekommen. Wer Wind säet, muß Sturm ernten! Hätten damals vor 4 Jahren die maßgebenden Elemente unserer politischen Parteien auf die Warnungen des Predigers in der Wüste gehört, dann wäre eine conservativ-klerikale Mehrheit ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Aber man verschloß sich muthwillig die Augen, man wollte an die Möglichkeit nicht glauben, daß eine conservativ-klerikale Mehrheit naturgemäß ihren Vortheil benutzen und offen reactionäre Politik treiben werde. Jetzt erst, da es fast zu spät ist, erkennt man, daß man damals einen verhängnißvollen Fehler begangen hat. Erst jetzt ist einem so einsichtigen und in den meisten Fragen sonst den Nagel auf den Kopf treffenden Politiker wie Hans Delbrück die damals weit abgewiesene Erkenntniß aufgegangen, daß eine gedeihliche, dem Geiste preußischer und Bismarck'scher Tradition entsprechende Gestaltung unserer Politik nur gewährleistet werden könne, wenn die engverbundenen Mittelparteien ihre Anlehnung nicht bei den reactionären Hochconservativen, die in unbegreiflicher Verblendung mit dem alten Erbfeinde des deutschnationalen Staates, mit Rom, Hand in Hand gehen, sondern bei den gemäßigten Freisinnigen suchen. Wahrlich, es hat viele und schwere Opfer gekostet, ehe man sich trotz alles Trennenden im Einzelnen der gemeinsamen Grundlage der Weltanschauung wieder bewußt geworden ist. Es bedurfte des Volksschulgesetzes und verschiedener anderer Anzeichen, die auf die Nothwendigkeit eines entscheidenden Geisteskampfes mit einer immer deutlicher hervortretenden reactionären, zum Theil geradezu in die Bahnen vergangener Jahrhunderte überleitenden Strömung hindeuteten, um dieses Ergebniß zu zeitigen und endlich wieder einmal zu zeigen, um welche idealen Gegensätze sich der Kampf der Meinungen im letzten Grunde drehe. Jetzt endlich hat man eingesehen, daß man sehr wohl über Korn- und Industriezölle verschiedener Meinung sein und doch in den entscheidenden Grundfragen des politischen Denkens und Fühlens einig sein kann. Es war die höchste Zeit, daß diese Klärung, die noch durch andere Anzeichen, wie z. B. durch das offene Abschwenken der Kreuzzeitungspartei in das antisemitische Lager, verstärkt wird, eintrat; denn die Geschichte unserer nationalen Einheit und nicht in letzter Linie die Geschichte des preußischen Staates lehrt mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit, daß die Zeiten, in denen pfäffisch-frömmelnde und unklar romantische Bestrebungen in unserem Staatsleben die Oberhand gewannen, stets von einem mehr oder minder rapiden Niedergange der Macht und des Ansehens des Staates gefolgt waren. So war es, als nach den Tagen des großen Philosophen von Sanssoucis die Wöllner'sche Epoche über Preußen hereinbrach, so war es, als nach dem herrlichen nationalen Aufschwunge der Freiheitskriege die Epoche der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenverfolgungen eintrat, so war es wieder in den trübsten Tagen der Regierung Friedrich Wilhelms IV., und so wird es wieder werden, wenn nicht den Versuchen politischer und kirchlicher Reaction ein klares und deutliches Halt geboten wird.

Dieses Halt würde für den Augenblick schon jetzt geboten werden können, wenn wir vor parlamentarischen Neuwahlen ständen. Niemand, der den scharfen Zug der Erregung, der durch unser Volk geht, beobachtet hat, wird zweifeln, daß in einer Neuwahl die hochconservative Partei einen Zusammenbruch erleiden würde, mit dem verglichen selbst der der freisinnigen Partei im Jahre 1887 als eine bedeutungslose Schlappe erscheinen würde. Eine Ahnung davon scheint doch auch die Staatsregierung und die conservative Partei zu erfüllen, so sehr Beide die im Volke herrschende Erregung als eine künstlich hervorgerufene zu bezeichnen sich bemühen. Wenn die Regierung das wirklich glaubt, warum ergreift sie nicht das ihr für solche Fälle zu Gebote stehende Mittel der Auflösung des Parlaments, um sich über die wahre Stimmung des Volks in Bezug auf die schwebende Frage von weittragender Bedeutung zu unterrichten, um sich zu überzeugen, ob die Bahnen, welche sie nunmehr zu beschreiten begonnen hat, der Richtung des Volkswillens entsprechen oder nicht? Etwas irgend wie Auffallendes oder gar Antimonarchisches, an das Prinzip der Volkssouveränität Erinnerndes würde doch darin wahrhaftig nicht liegen. Ist nicht dieses Mittel sehr häufig bei einer ähnlichen Lage der Dinge angewendet worden? Ja, im vorliegenden Falle sollte man sogar meinen, es wäre Pflicht der Regierung, wenn sie den Entwurf aufrecht erhalten will, zu ihrer eigenen Beruhigung bei einem Schritte von solcher Tragweite sich wieder zu vergewissern, ob jene „angebliche" Erregung der Volksmeinung eine wirkliche oder künstlich gemachte ist. Wie ist denn die Lage der Dinge? Die Regierung ist, daran zweifelt kein Mensch, im Stande, mit der gegenwärtigen, nur wenige Stimmen betragenden Mehrheit den Gesetzentwurf, den sie vorgelegt hat, ohne irgend erhebliche Aenderungen durchzudrücken und die augenblicklich in der Minderheit befindliche Opposition zu majorisiren. Aber die Opposition besteht nicht aus buntzusammengewürfelten Elementen, nicht aus Männern, denen man den Vorwurf der Reichs- und Staatsfeindlichkeit auch nur mit einem Schimmer von Berechtigung machen könnte, sondern es gehören ihr vollkommen geschlossen Parteien an, die bisher zu den festesten und aufopferndsten Stützen der Regierungspolitik gehört haben. Die Mehrheit aber ist unter völlig anderen Verhältnissen zu einer Zeit gewählt worden, da Niemand ahnen konnte, daß ideale Fragen von einer für das ganze Volksleben entscheidenden Bedeutung von dem zu wählenden Parlamente gelöst werden sollten. Da wäre es doch nicht mehr als natürlich, daß die Regierung sich vergewisserte, ob denn das Volk dieselbe Mehrheit gewählt haben bezw. wählen würde, wenn die jetzt obschwebende Frage als Wahlparole ausgegeben würde. Daß sie dies nicht thut, wird wohl aus dem dunklen Gefühl, das sie selbst beherrscht, hervorgehen, daß mit der Wahlparole: für oder wider das Volksschulgesetz sich vollziehende Wahlen die conservativ-klerikale Mehrheit wie Spreu vor dem Winde verwehen würden. Wenn das aber richtig ist, so sollte man meinen, daß eine über den Erfolg des Augenblicks hinweg auf die dauernde Wohlfahrt des Staates schauende Regierung nicht trotzdem, sondern gerade deshalb die Probe der Neuwahlen vornehmen müßte. Denn einer solchen umsichtigen Regierung kann doch unmöglich daran liegen, ein Gesetz von tiefgreifendster Bedeutung mit einer ganz schwachen Mehrheit durchzubringen, die, unter ganz anderen Zeitverhältnissen gewählt, in diesem Falle eine ganz zufällige wäre und recht

wohl im Widerspruche mit der Mehrheit des Volkes stehen könnte. Was kann denn der Regierung daran liegen, das Gesetz jetzt mit vieler Mühe durchzudrücken, wenn möglicher- ja wahrscheinlicher Weise die entgegengesetzte Mehrheit des nächsten Parlaments alle Kräfte aufbieten würde, um das jetzt Geschaffene wieder rückgängig zu machen? Dann würde man die gegenwärtige Blüthe des städtischen Schulwesens, die durch diesen Gesetzentwurf, wenn er Gesetz wird, geknickt werden würde, mühsam wieder aufrichten müssen.

Doch genug; denn es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, einen der Regierung unterbreiteten Vorschlag noch genauer zu begründen, von dem man doch von vornherein weiß, daß sie ihn nicht befolgen wird. Eher scheint, und das würde für den vorliegenden Fall dasselbe besagen, die Staatsregierung geneigt zu sein, den Gesetzentwurf, nachdem er in der Commission durchberathen worden ist, zurückzuziehen. Wenigstens ist diese Möglichkeit nach einer der jüngsten Aeußerungen der „Norddeutschen allgemeinen Zeitung" nicht ausgeschlossen. Damit würde die eine dringende Gefahr beseitigt sein, aber dauernd wäre damit wenig gewonnen. Ja, selbst durch eine Auflösung des Parlaments und eine daraus sich ergebende Aenderung der parlamentarischen Mehrheit würde, wenn nichts weiter geschieht, ein dauernder Erfolg nicht erzielt werden. Augenblicklich würde viel, sehr viel dadurch erreicht werden: nämlich die zweifellose Ablehnung des Gesetzentwurfs; aber wenn die ihn bekämpfenden Parteien alsbald, nachdem sie denselben zu Falle gebracht, wieder getrennte Wege gehen oder gar wieder gegen einander marschiren würden, so wären dadurch Garantien für eine stetige Fortentwickelung unseres staatlichen Lebens in einer zugleich echt nationalen und echt freiheitlichen Richtung nicht gegeben. Nach Ueberwindung der einen Gefahr würden dann alsbald wieder neue auftauchen können, welche unser geistiges und politisches Leben schließlich doch um Jahrzehnte zurückwerfen würden. Man verkenne die Gefahr nicht. Auf der einen Seite gilt es, der sozialen Revolution entgegen zu arbeiten bezw. vorzubeugen, zu deren Bekämpfung der von der gegenwärtig herrschenden Mehrheit beschrittene Weg sicher nicht der richtige ist, auf der anderen Seite treten immer deutlichere Anzeichen dafür zu Tage, daß man in blinder Angst eben vor der sozialen Gefahr das Schwergewicht rückwärts neigen, daß man nach Möglichkeit aus den Bahnen des freiheitlichen, auf der zielbewußten Mitarbeit des gesammten Volkes beruhenden constitutionellen Rechtsstaates das Staatsschiff wieder in die Wege der patriarchalischen Monarchie zurückleiten möchte, noch dazu unter mehr oder weniger offener Preisgabe des protestantischen Charakters des neuen Deutschen Reiches. Es wäre schwer zu sagen, welche dieser beiden Gefahren die größere ist und sicher ist, daß beiden dauernd mit Erfolg nur begegnet werden kann, wenn alle diejenigen Elemente, welche die gegenwärtige Richtung des „neuen Kurses" für eine verderbliche halten, welche überzeugt sind, daß der köstliche Besitz unseres mächtigen und einigen nationalen Staates auf der alten Höhe nur erhalten werden kann, wenn er den Traditionen treu bleibt, die bei seiner Begründung die herrschenden waren, sich nicht nur zu einem bestimmten einzelnen Zwecke, sondern dauernd fest zusammenschlössen, um allen Versuchen, an jenen Traditionen zu rütteln, in der geschlossenen Form einer großen und ausschlaggebenden nationalen Partei entgegenzuwirken. Dieser Gesichtspunkt war es, der einen so besonnenen und in einer hohen staatlichen Stellung stehenden Mann wie Bennigsen, dessen ganze politische Vergangenheit auf das engste mit den großen Traditionen der Begründung des neuen Reiches verknüpft ist, zu jener „Rütliscene" im Reichstage veranlaßte, die mit Recht bei Freund und Feind so großes Aufsehen gemacht hat. Wohl mögen der Streitpunkte und Meinungsunterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen, zu deren Vereinigung wir mit Herrn von Bennigsen auf's Neue, von glühender Liebe zum Vaterlande angetrieben, aufrufen, noch genug vorhanden sein, aber was wollen sie besagen gegenüber dem einen großen Grundgedanken, der uns eint! Sollen wir uns nach wie vor über Schutzzoll und Freihandel herumstreiten und unterdessen die nach unserer Ansicht größten nationalen Güter in Gefahr gerathen lassen? Das wäre ein Beginnen, so thöricht wie das des Reichstags verflossener Jahrhunderte, der sich Monate lang um Sessionsfragen, um die wichtige Frage, welche Farbe die Stühle der kurfürstlichen, welche die der fürstlichen Gesandten haben sollten, herumstritt und inzwischen den Feind Deutschlands Gaue verwüsten ließ. Nein, laßt uns den gewichtigen Mahnruf Rudolph von Bennigsen's beherzigen und dahin erweitern, daß alle diejenigen, welche in dem großen Kampfe der Geister, der um das Schulgesetz entbrannt ist, sich der Gemeinsamkeit ihrer geistig-sittlichen Weltanschauung bewußt geworden sind, fest zusammenschließen, um den Staat nicht bloß in dem einzelnen vorliegenden Falle, sondern allen gegenwärtigen und künftigen Gefahren gegenüber in den Bahnen zu erhalten, die ihn zu seiner Begründung und Größe geführt haben. Erbringen wir endlich den Beweis, daß wir, nachdem uns der größte Lehrmeister des Jahrhunderts in den Sattel gehoben hat, auch selbständig weiter in den Bahnen reiten können, die zu Ruhm und Größe des Vaterlandes geführt haben! Von dem Augenblicke an, wo die bisher nur zu oft feindlichen Brüder einig sein werden, werden wir unüberwindlich sein. Ziehen wir doch endlich die Nutzanwendung aus jener alten Parabel von den Stäben, die einzeln ohne Mühe zerbrochen wurden, während sie vereinigt selbst der größten Kraftanstrengung Widerstand leisteten! Eine einheitliche, aus den jetzt in der Opposition stehenden Elementen zusammengesetzte Partei würde eine politische Machtgröße werden, mit der jede Regierung rechnen müßte, zu der sich keine Regierung in starren Widerstand setzen könnte. Sie allein wäre im Stande, dem Staatsschiffe gegenüber den Schwankungen von Wind und Wetter jene Stetigkeit zu geben, die wir seit dem Rücktritt des genialen Steuermannes, den auch der Gegner bewundern mußte, nur zu oft schmerzlich vermißt haben. Manche persönliche Antipathie, manche unangenehme Reminiscenz an vergangene erbitterte Kämpfe müßte dabei überwunden werden. Allein es gilt die höchsten nationalen Güter, der hohe Kampfpreis ist auch eines Opfers werth. Versuchen wir es nur einmal! Auch in anderen Staaten gibt es große Parteien, die in ihrem Schooße der Gegensätze im Einzelnen viele bergen und die doch, in den Grundzügen übereinstimmend, dem Staatsleben den Stempel ihres Charakters aufprägen. Auch bei uns braucht ja die große geistige Gemeinschaft nicht zu einer Verwischung der Unterschiede im Einzelnen zu führen. Unversöhnbare Gegensätze, wie sie in dem alten Kartell vereinigt waren, würden in der neuen Vereinigung nicht vorhanden sein. Das hat sich bei den letzten Verhandlungen mit voller Deutlichkeit offenbart, in denen der gemäßigtste Freiconservative doch jedem Freisinnigen unendlich näher stand als seinem Nachbar zur Rechten! Versuchen wir es nur einmal mit einem neuen, auf gleichartigeren Grundlagen beruhenden Kartell, zu dem zunächst in einem dauernden Zusammenschluß der Mittelparteien eine gesunde Grundlage gegeben sein würde. Haben diese erst den Anfang gemacht, dann würde der Beitritt, wenn nicht der ganzen freisinnigen Partei, so doch aller gemäßigten Elemente derselben zu dieser großen nationalen Partei nur eine Frage der Zeit sein. Männer, wie Forckenbeck, Stauffenberg, Rickert und auch die gemäßigten Mitglieder der alten Fortschrittspartei, wie Hänel u. s. w. würden der gewaltigen Anziehungskraft einer solchen großen nationalen und in den entscheidenden Grundfragen liberalen Partei auf die Dauer gewiß nicht widerstehen können. Hat doch der größere Theil von ihnen dereinst in den größten Tagen der nationalliberalen Partei dieser angehört und ist mit ihr in heiligem Feuer für die Schöpfung eines mächtigen und einigen Vaterlandes eingetreten. Wenn es gilt, die Traditionen, die damals mächtig gewesen sind und deren Idealität das Volk über alle Unterschiede im Einzelnen und über den harten Kampf der materiellen Interessen hinweg zu dem thatenfrohen Drange nach der Einheit geführt hat, neu zu beleben und für alle Zeit zu den herrschenden zu machen, dann wird sich dieser großen Aufgabe für die Dauer kein wirklich national gesinnter liberaler Politiker entziehen, und wir werden endlich erreichen, was wir seit der Begründung des Reiches vergeblich erstreben: jene große Nationalpartei der Zukunft, die der Einheit und Frei-

heit des nationalen Staates einen unvergleichlichen Stützpunkt gewähren würde. Wahrlich, es würde zum Heil und Segen des Vaterlandes gereichen!

Acclimatisation und Hygiene der Tropen.

Von Dr. med. Albert Albu.

Man hat nicht ganz ohne Berechtigung das Eintreten Deutschlands in die Reihe der Colonialmächte mit dem Erscheinen des Dichters bei Zeus' Theilung der Erde verglichen. Zweifellos haben uns Engländer, Holländer, Portugiesen, Franzosen u. A. das beste Land der Tropen vorweggenommen. Was uns übrig geblieben, erschien und erscheint ja auch noch heute vielen als unbebaubares Land. Es ist nun gewiß eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, daß diese Auffassung immer mehr an Halt verliert, oder richtiger gesagt, es bereitet sich eine weit günstigere Beurtheilung der klimatologischen Verhältnisse unserer tropischen Besitzungen vor. Die Ursache dieser bedeutsamen Meinungsänderung liegt in der wichtigen Erkenntniß, daß die tropischen Regionen nicht unter unabänderlichen klimatischen Faktoren stehen, vielmehr in diesen wie allerwärts auch hygienische Bestrebungen Grund und Boden fassen können, die das Leben in den Tropen weit gefahrloser und sicherer machen. Selbst zugegeben, daß unsere tropischen Ländereien unwirthschaftliche Gegenden seien, so erscheint es doch zweifellos, daß ein Theil derselben mehr oder minder verbesserungsfähig ist, so daß das Land nicht nur für Pflug und Harke zugänglich wird, sondern auch dem eingewanderten Europäer die Möglichkeit einer dauernden Niederlassung gewährt. Sicherlich können die Schäden des tropischen Klimas vermieden werden, einmal durch Anpassung des Menschen an die neuen Verhältnisse, die weit wichtiger ist als die Meisten glauben, welche in die Tropen gehen. Der Unterschied der ganzen Verhältnisse des Klimas und aller dadurch bedingten Faktoren des Aufenthaltes ist allerdings ein bedeutender, und es ist ein verhängnißvoller Irrthum, wenn sich jemand aus Unkenntniß oder Leichtsinn darüber hinwegsetzt. Der Auswanderer muß lernen, die gewohnte Lebensweise und vieles, was damit in Zusammenhang steht, aufzugeben und an dessen Stelle mehr oder minder modificirte Formen anzunehmen. Alsdann aber können auch Grund und Boden der Tropen, wenn unsere allgemein gültigen und auch bei uns ja allenthalben durchgeführten hygienischen Maßnahmen auf sie Anwendung finden, zu einer tauglichen Pflanzstätte für fremdländische Gewächse gemacht werden, im Speziellen auch für den europäischen Einwanderer ein Heimathsort werden. Noch vor gar nicht langer Zeit hat man die Frage der Acclimatisation einzig und allein von dem Zustand des betreffenden Landes abhängig gemacht und sie deshalb für einen feststehenden, fast in Zahlen ausdrückbaren Faktor betrachtet. Diese Anschauung ist allgemein nicht mehr zulässig. Vielmehr müssen wir heute die Ansicht vertreten, daß die Acclimatisation ein schwankender Begriff ist. Die Acclimatisation ist vielfach nur eine Frage der Hygiene. Lernen wir die feindlichen Mächte des Klimas erfolgreich zu bekämpfen oder sie außer Wirkung zu setzen, dann ist auch die ganze Schwierigkeit der Acclimatisation gehoben, und Länder, die zuvor öde, unfruchtbar und unbewohnbar schienen, werden der Cultur erschlossen. Wir wollen gleich vorweg davor warnen, die Hoffnungen etwa zu übertreiben. Gewisse weite Regionen der Tropen werden wahrscheinlich niemals in einen besseren hygienischen Zustand gebracht werden können, weil die natürlichen Verhältnisse es ausgeschlossen erscheinen lassen, den Hebel der hygienischen Bestrebungen überhaupt anzusetzen; wo dies aber auch als möglich erscheinen wird — das zu ermitteln, wird gerade eine der schwierigsten Arbeiten sein und vielfach auch nicht mehr als ein Versuch gelten. Da wird sicherlich geraume Zeit verstreichen, ehe die Früchte der Arbeit zu sehen sein werden. Naturgemäß wird die Arbeit an der einen Stelle mehr lohnen als an der anderen, und der Erfolg wird auch ein sehr verschiedener sein. Aber jede Meile Land, die bisher als untauglich für Colonisation erscheint und durch die Hygiene für dieselbe erschlossen werden kann, ist doch ein nicht zu unterschätzender Gewinn.

Es fehlt nicht an Beispielen, daß verpestete Gegenden nach der Durchführung hygienischer Maßregeln gesunde Stätten geworden. Die Engländer und Holländer vornehmlich, aber auch die übrigen Colonialstaaten haben hier und da durch die hygienische Verbesserung von Grund und Boden, Abfuhr- und Trinkwasserverhältnissen u. dgl. m. ein nie geahntes Aufblühen ihrer Colonien erlebt. Nur ein Beispiel sei genannt. Calcutta war früher ein Choleranest sondergleichen; seitdem die Engländer dort die Canalisation und das unterirdische Schwemmsystem zur Beseitigung der Abfallstoffe durchgeführt haben, ist Calcutta so gut wie frei von Cholera geblieben. Ein recht charakteristisches Analogon hat ja dieses Beispiel selbst in Deutschland. München war bis vor wenigen Jahrzehnten als Typhusstadt in der ganzen Welt verrufen, jetzt ist der Typhus dort eine große Seltenheit, nachdem für eine Unschädlichmachung der Fäcalien gesorgt ist. In den Tropen wird die Arbeit naturgemäß viel schwerer, weil doch gleichzeitig meist mehrere schädliche Faktoren zu bekämpfen sind. Hier kommt es darauf an, wo und wie man sich anbauen soll, welches Terrain man meiden und welches man vorziehen soll, wie man den gegebenen Boden verbessern, z. B. austrocknen oder undurchlässig machen kann, wie man sich gegen Wind, Wetter, Sonne und Hitze schützt, wie man lebt, wie man sich kleidet und ißt u. dgl. m. Alles dies ist in den Tropen anders zu machen als bei uns, und das muß man eben lernen, wenn man diese kostbaren Striche der Erde erringen will. *Τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν* hat schon der alte Hesiod gesungen, und die Entwickelung der Culturgeschichte hat es uns zu ungezählten Malen gezeigt, daß der Mensch die Natur zu meistern versteht.

Wo man reformiren will, muß man erst einmal die Mißstände erkennen, und wo man die Hygiene zur Geltung bringen will, muß man zunächst wissen, wo und in welcher Hinsicht sie nöthig ist. Für die Tropen ist diese Voraussetzung leider weit entfernt von der Erfüllung. Es sind zwar schon eine stattliche Anzahl von Reisenden in die Tropen gegangen und haben dann nach ihrer Heimkehr ihre Erfahrungen zum Besten gegeben, aber die wenigsten Mittheilungen derselben haben einen Werth. Widersprechen sich doch sogar manche diametral! Andere sind so unbestimmt, daß sie eben nicht als Richtschnur gelten können. Der blinde Empirismus hat in der Erkenntniß der tropischen Verhältnisse bisher sehr wenig Klärung gebracht. Unter den Europäern, die in den Tropen leben, herrschen fast durchgängig nur unsichere und unklare Vorstellungen über Klima u. dgl. m., und demgemäß ist auch ihre Lebensweise gar keine bestimmte Grundlage. Das ist der Krebsschaden, an dem alle bisherigen Colonisationsversuche leiden, und an dem sie scheitern werden, wenn ihm nicht abgeholfen wird. Wir müssen uns in ein exaktes Studium der Klimatologie der Tropen vertiefen, um daraus die Directive für das Wohnen und Leben in den Tropen zu erhalten. In Deutschland ist man nun glücklicher Weise seit einigen Jahren bereits auf dem Wege zur Besserung, der hoffentlich auch an's Ziel führen wird, nachdem ein gut Stück des Weges schon mit Erfolg zurückgelegt worden ist. Die Anregung zur Beschreitung dieses Weges wurde auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Heidelberg (1889) in deren 25. Section für medicinische Geographie, Klimatologie und Hygiene der Tropen gegeben. Dort wurde der Beschluß gefaßt, eine Klarlegung der tropen-hygienischen Verhältnisse zu versuchen durch Versendung von Fragebogen an alle Aerzte, die in den Tropen ansässig sind. Die deutsche Colonialgesellschaft ist dem an sie gerichteten Ansinnen ihrer Mithülfe mit Freuden nachgekommen, sie hat ein unter der fördernden Mitwirkung Virchow's und anderer Fachmänner abgefaßtes Fragenbogenschema in vielen Hunderten von Exemplaren nach den verschiedenen Gegenden des Tropengürtels entsendet und die einlaufenden Arbeiten

sammeln und sichten lassen. Der letzteren schwierigen und mühsamen Arbeit hat sich Dr. O. Schellong (Königsberg), der früher selbst eine Zeit lang in den Tropen gelebt, mit vielem Geschick unterzogen. Es sei indessen auch noch des Dr. Below (Cönnern) rühmend gedacht, der sich ein namhaftes Verdienst um das Zustandekommen und das Gelingen des Unternehmens erworben hat. Leider hat der Versuch noch nicht den Erfolg in dem gewünschten Umfang gehabt, indem nur 34 von den versandten Fragebogen beantwortet zurückgekommen sind. Allgemeine Schlußfolgerungen lassen sich zwar schon wegen dieser geringen Zahl daraus nicht ziehen, dann aber läßt sich auch eine allgemeingültige Norm für die Tropenverhältnisse aus ihnen deswegen nicht entnehmen, weil sie die Berichte aus geographisch und geologisch sehr verschieden gelegenen Gegenden sind. Indessen bilden diese Antworten sehr werthvolle Anhaltspunkte zur Beurtheilung der tropischen Verhältnisse nicht nur der Gegenden, aus denen sie stammen, sondern auch überhaupt im Allgemeinen, indem sie wenigstens die wichtigsten Gesichtspunkte klarlegen, welche allenthalben in Betracht kommen. Der Werth dieses Fragebogenmaterials steigt natürlich mit dem Anwachsen desselben, und wenn es sich vermehrt, wozu berechtigte Aussicht und Hoffnung besteht, so werden wir auf diese Weise vielleicht doch so viel lernen, daß wir denen, welche in die Tropen ausziehen, ganz bestimmte Winke für ihr Verhalten mit auf den Weg geben können.

In der erwähnten Zusammenstellung des Fragebogenmaterials hat Dr. Schellong bereits ein solches praktisches Resumé gegeben, welches der erste Grundstein zu einem „Führer" durch die Tropen bilden kann. Die eingegangenen Berichte stammen aus den verschiedensten Gegenden der Tropen und auch der subtropischen Zone. Die ostafrikanische Küste ist vertreten durch Sansibar, Bagamoyo, die Insel Mauritius, mehrere Städte Natals u. a. m., Westafrika durch Kamerun, Klein-Popo, Leopoldville, die Goldküste, der ostindische Archipel durch Shanghai, Bangkok und einige Städte von Sumatra, Borneo und Java, auch Australien, die Südsee, Mittel- und Südamerika und schließlich West-Indien durch Cuba und Haiti. Mit mehr oder weniger Ausführlichkeit geben die Berichte über alle das Klima bedingende Faktoren Auskunft: über die geographische Lage, die Bodenverhältnisse, die metereologischen Verhältnisse, wozu die Regenzeit, die Lufttemperatur, die Sonnenwärme, die Windrichtung- und Stärke u. dgl. m. gehört, ferner auch über die physiologischen und pathologischen Wirkungen des Klimas. Alle diese Faktoren sind an den einzelnen Orten verschieden, aber doch läßt sich für gewisse Punkte eine gemeinsame Grundlage ableiten. So unterliegt es nach der Uebereinstimmung aller Berichte keinem Zweifel, daß das Tropenklima auf den gesunden menschlichen Organismus eine erschlaffende Wirkung ausübt. Sie kommt zum Ausdruck durch die Herabdrückung fast aller funktioneller Leistungen des Organismus. So sinkt die Körpertemperatur trotz der abnormhohen Wärme der Atmosphäre um $1-1^1/_2{}^0$, ebenso vermindert sich die Zahl der Herzschläge und der Athemzüge. Die Schweißabsonderung steigt in Folge der brennenden Sonnenhitze um ein Beträchtliches und dementsprechend wird die des Harns bedeutend geringer, der gleichzeitig ein hohes spezifisches Gewicht annimmt. Die Zahl der rothen Blutkörperchen im Blute ist vermindert und auch ihre Größe nimmt ab. Aus den letzteren Veränderungen resultirt wahrscheinlich die sog. Tropenanämie, die Blutarmuth, die in den Tropen ungemein verbreitet ist, selbst die Vollblütigsten heimsucht und besonders Frauen und Kinder stark angreift. All die genannten Faktoren sind Zeichen einer geringen Lebensbethätigung des Organismus, nicht aber, wie Dr. Below will, einer Selbstregulirung, gleichsam einer Anpassung des Organismus an das Klima der Tropen. Die Anämie ist eine bedrohliche Krankheitserscheinung, aber kein Ausgleichungsbestreben der Natur. Letztere Annahme würde ja auch jedes prophylaktische Eingreifen als überflüssig erscheinen lassen, während wir gerade das Eintreten der Anämie, welche dem Körper seine normale Schaffenskraft raubt, zu verhüten suchen. Das kann nur dadurch geschehen, indem man nicht die Krankheitserscheinung selber, sondern ihre Ursachen auszugleichen, ihnen das Gegengewicht zu halten, sie unschädlich zu machen sucht.

Während die Blutverarmung des Organismus, das allgemeine Sinken seiner Functionen die Erschlaffung desselben im Großen und Ganzen bedingen, bedrohen nun spezielle Krankheiten den Menschen in den Tropen viel häufiger als bei uns. Der ärgste Feind des Europäers in den Tropen ist die Malaria in ihrem proteusartigen Gewande. Die ist das Alpha und Omega der Tropenhygiene, kein Ort der Tropen bleibt von ihr verschont, fast immer tritt sie endemisch auf und sie rafft weitaus die meisten Opfer der Tropen hin. Als die Ursache dieses scheußlichen Fiebers hat man ja gerade erst in der jüngsten Zeit die sog. Malariaplasmodien entdeckt, protozoenartige Gebilde, die innerhalb der rothen Blutkörperchen hausen. Wie diese kleinsten Thierchen — es sind wirklich Thiere im Gegensatz zu den pflanzlichen Bakterien — in den Organismus gelangen, das ist noch eine offene Frage, von deren Beantwortung die Verhütung der Malaria, ja man kann fast sagen die Hygiene der Tropen abhängt. Viel Anerkennung hat bislang die Theorie gefunden, daß das Malariagift mit der Trockenluft dem Boden entströme und ihn in seiner Wohnung heimsuche. Wenn erst die moderne bakteriologische Forschung an den Seuchenherden der Malaria ihre Stätte aufgeschlagen haben wird, wird auch diese Frage hoffentlich geklärt werden.

Nächst der Malaria bedroht den Europäer in den Tropen die Dysenterie (Ruhr) am heftigsten, dazu kommen die Beri-Beri (auch Kakka genannt), die Lepra (Aussatz), die in Europa gänzlich unbekannte Hautkrankheit Jaus, die parasitären Erkrankungen durch die Filaria sanguinis, Distomum haematobium u. v. a. Auch die bei uns verbreiteten Infektionskrankheiten wie Typhus, Masern, Scharlach, Syphilis, Pocken, Gelenkrheumatismus u. dgl. kommen in den Tropen allenthalben vor, Gelbfieber und Cholera dagegen nur in einzelnen bestimmten Gegenden.

Der Schutz gegen die Malaria bedeutet zugleich fast den Schutz gegen die Unbilden der Tropen überhaupt. In erster Reihe ist derselbe abhängig von dem Besitz eines guten Wohnhauses. Man wird sich den möglichst besten Untergrund suchen, und ihn trocken und undurchlässig machen, wo es eben angeht. Vielfach üblich ist die Cementirung des Fußbodens. Kühle Räume erzielt man durch Steinbau, wofür meist Korallenkalk verwendet wird, und man wird sie so geräumig und luftig als möglich gestalten. In der Mitte des Hauses befinde sich der offene Hofraum, welcher wesentlich zur Ventilation des inneren Hauses, die sehr nothwendig ist, beiträgt. Auch die Dächer der Häuser sind besonders undurchgängig für die Sonnengluth zu machen, und die Fenster sind geschlossen und mit dichten Jalousien bedeckt zu halten. Für die Erlangung eines guten Trinkwassers ist natürlich Wasserleitung das Beste; sie wird freilich nur an den wenigsten Stellen einzuführen sein, und häufig wird man das Regenwasser direct auffangen müssen oder das Flußwasser benutzen. Brunnenwasser ist nur zulässig, wenn die Brunnen vom Boden zuverlässig abgeschlossen sind. Von großer Wichtigkeit ist die Beseitigung des Unraths und der Abfallstoffe. Das Ideal ist hier wieder die Canalisation. Wo Ebbe und Fluth zur Verfügung stehen, kann man dem Meere den Unrath ohne Sorgen anvertrauen, und das ist zweifellos auch der sicherste Weg zur Unschädlichkeitsmachung aller krankhaften Keime, wenn sie durch die Wogen fortgespült werden. Abtrittgruben sollten zum Mindesten immer cementirte Wände haben, damit nichts in den Boden durchsickert. Die Filtration durch die Erdschichten ist doch keine sichere.

Zu diesen Schutzmaßregeln für das gesunde Wohnen gehört die richtige Lebensweise nothwendig hinzu. Die Kost braucht sich nicht wesentlich von der europäischen zu unterscheiden. Vegetarische Ernährung wäre übel angebracht, da sie die Erhaltung der Kräfte zum Mindesten nicht fördert, vielleicht sogar hemmt. Die Kost soll gemischt und an Abwechselung möglichst reich sein. Prophylaktisch gegen die Malaria ist vielfach empfohlen, Chinin wöchentlich ein bis zwei Gramm zu nehmen. Die Kleidung soll einfach und leicht sein, für die

Oberkleider empfehlen sich Leinen und Drillichstoffe, Hemden aus gestärkten Leinen oder Shirting sind durchaus zu verwerfen, Ob Wolle oder Baumwolle für die Unterkleidung vorzuziehen sind, ist noch nicht ausgemacht. Jedenfalls hat das Jäger'sche System in den Tropen nicht viel Aussicht. Die ganze Lebensweise der Europäer soll sich von jeder Extravaganz freihalten, die sich hier schwerer bestraft als irgendwo anders. Vor allem ist die größte Mäßigkeit im Alkoholgenuß geboten, die völlige Enthaltsamkeit ist hier fast noch vorzuziehen. Hier rächt sich der sündhafte Alkoholismus, die schrecklichste Ausgeburt der modernen Cultur, am furchtbarsten. Wer mit auf diese Weise geschwächter Widerstandskraft in die Tropen kommt, hat keine große Lebenserwartung. Es kann überhaupt nicht energisch genug betont werden, daß nicht jeder, der Auswanderungslust verspürt oder auf Abenteuer ausgeht, ihnen ungestraft nachgehen kann. Unter den nach den Tropen Uebersiedelnden muß die strengste Auswahl stattfinden. Fettleibigen und auch schon sog. Korpulenten dürfte der Aufenthalt in den Tropen sehr schlecht bekommen. Im Allgemeinen wären solchen, die in die Tropen wollen, vorbereitende Kuren anzurathen, so könnte auch z. B. eine Drainirungskur noch manchen geeignet machen. Schwächliche, schlecht genährte oder an irgend welchen chronischen Uebeln leidenden Individuen halte man um jeden Preis fern.

Wir haben hier nur einige wenige Schutzmaßregeln angeführt, denen sich noch manch andere, sowohl allgemein für bestimmte Gegenden gültige anreihen ließen. Es sei jedoch noch ausdrücklich gesagt, daß die genannten Mittel an vielen Orten eine mehr oder minder umfassenden Modification je nach den obwaltenden Verhältnissen werden erfahren müssen, aber sie werden sich wohl immer auf den dargelegten Prinzipen aufbauen.

Literatur und Kunst.

Gen Morgen!

Versunken Deutschlands großer Tag —
Und seine Helden steigen
Aus keinem Kaisersarkophag
Und keinem Winterschweigen.
Wild rang die Klage sich empor
Um die verlornen Theuern;
Nacht breitete den dunkeln Flor —
Wohin nun gilt's zu steuern?

„Gen Abend segle, stolzes Schiff!"
Viel wirre Stimmen riefen —
Sie locken tückisch dich auf's Riff,
In Strudel jäh und Tiefen.
Es täuscht der Geist der Finsterniß,
Folg' nicht den falschen Feuern!
Sonst fehlst den Hafen du gewiß
Und wirst in Brandung steuern!

Gott Dank! Es weicht das Nebelgrau
Im scharfen Hauch des Märzen!
Klar wird's — es weitet sich die Schau,
Es stählt Gefahr die Herzen.
Nun wissen wir, wohin die Fahrt —
Glaub uns, es sind die Treuer'n,
Die warnend sich um dich geschaart:
Gen Morgen mußt du steuern!

Dort winkt der freie Ocean — —
Schütz' deutsches Sein und Wissen
Und scheuch' der dunkeln Mächte Wahn,
Die unser Volk zerrissen!

Dann wirst Du Deutschlands großen Tag
In geist'gem Sieg erneuern! —
Dahin mit heißem Herzensschlag,
O Kaiser, laß uns steuern!

Elberfeld, im März 1892.

Ernst Scherenberg.

Russische Heldensagen.

Von M. Carriere.

Die neuesten Dichtungen der Russen, die Schriften Turjenew's, Dostojewski's, Tolstoi's, sind bei uns nicht bloß bekannt geworden, sondern haben Einfluß auf unsere eigene Literatur gewonnen; in der Beschäftigung mit der alten Volkspoesie, vornehmlich der Heldensage und in deren Uebertragung sind uns Engländer und Franzosen vorangegangen, sodaß ich mich an diese halten mußte, als ich vor bald dreißig Jahren in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung darüber zu berichten hatte. Nun hat ein Livländer, Bernhard Stern, unter dem Titel: „Fürst Wladimirs Tafelrunde"*) eine Reihe der alten Lieder in deutscher Uebersetzung herausgegeben, die wie Prosa gedruckt den vorwaltend trochäischen Tonfall des Originals durchblicken läßt, so daß nun auch in unserer Muttersprache der Freund des alterthümlichen Volksgesanges auf leichte Weise von ihm Kunde gewinnen kann.

In allen Heldensagen finden wir einen Niederschlag ursprünglicher Naturmythen auf menschliche Persönlichkeiten; geschichtliche Helden, die an die alten Götter und die Naturbilder erinnerten, in denen die Phantasie dem religiösen Gefühl einen Ausdruck gegeben, sind an die Stelle der alten Götter getreten, als in diesen das Ethische über das Physische siegte, wie wenn der Sonnengott Apollon zum geistigen Erleuchter und Versöhner, zum Musenführer sich entwickelte, oder wenn ein neuer Glaube, wie das Christenthum, angenommen ward. Das Volk wollte die liebgewordenen Bilder nicht missen, und aus dem Sonnengott, welcher der schlafenden Erde den Eispanzer mit seinen Strahlen spaltet und sie wachküßt, ward der Held Siegfried und die schlummernde Walküre in der Heldensage, ward der Prinz und das Dornröslein im Märchen. So ist auch der lichte Himmels- und Sonnengott der Slawen, der die anderen göttlichen Mächte um sich versammelte, zu Wladimir geworden, der um das Jahr 1000 zu Kiew waltete und sein Volk zum Christenthum bekehrte, wie Karl der Große bei uns, oder wie Arthus bei den Kelten; und wie bei diesen versammeln sich Helden mancher Art um seine Tafelrunde, um auf Abenteuer auszuziehen und ihre Thaten zu melden. Geschichtliches und Mythologisches wird da verschmolzen, und die Lieder sind nach dem Einbruch der Mongolen aus der südlichen Heimath mit auswandernden Männern nordwärts gewandert und haben sich dort erhalten, wie so manche Kunde deutscher Lieder aus der Heldenzeit uns wieder von Skandinavien, ja von Island her geworden ist. Dort im Norden bis nach Sibirien hin sind sie in unserem Jahrhundert aus dem Volsmund aufgezeichnet worden. Die Ueberlieferung hat mannigfache Formen angenommen, indische Märchen, die durch die buddhistischen Mongolen verbreitet wurden, sind hier und da eingedrungen, aber der ursprüngliche Ton ist bewahrt, während bei uns die Sitte und Anschauungsweise des mittelalterlichen Ritterthums umbildend eingewirkt hat. Aber während bei den Indern und Persern, bei den Griechen und Germanen organisirende Dichter in einzelnen Thaten oder Helden einen Mittelpunkt fanden, von dem aus sie eine Fülle von Liedern zu einem Epos umdichtend gestalten, hat den Russen wie den Serben ein solcher Genius gefehlt, wenn auch die Sänger im

*) Altrussische Heldensagen. Mit Einleitung und Bibliographie. Berlin, Siegfried Cronbach, 1892.

Besitz vieler Lieder die Helden auf einander bezogen. So sagt die amazonenhafte Anastasia zu ihrem Gemahl Dunay:

„Wohl Niemand übertrifft den Wladimir an Glück, Niemand den Ilja an Riesenkraft, den Alioscha an Tollkühnheit, den Dobrynja an Höflichkeit, den Potyk an Schönheit, den Dunay an Redekunst, den Djuk an Reichthum, den Tschurilo an Zierlichkeit; geht er durch die Straßen, so laufen ihm die Frauen und Jungfrauen nach; aber Niemand schießt so gut wie ich. Halte, o mein Gemahl, einen Ring auf Deinem Haupte, in diesen Ring will ich dreimal treffen ohne ein Haar zu berühren, ohne daß der Ring herabfällt."

So geschieht es. Das reizt den Gatten es ihr nachzuthun. Umsonst mahnt sie bittend, davon abzustehn. Er legt ihr den Ring auf das Haupt, trifft sie in das Herz und stürzt gramvoll sich in sein Schwert. Dort wo das Blut aus ihren Herzen strömte, sind zwei Flüsse entquollen.

Und bis auf die Gegenwart sind bei Turjenew die Skizzen des Jägers, sind in Tolstoi's Krieg und Frieden die einzelnen ergreifenden Scenen weit vorzüglicher als die Composition einer längeren Erzählung, eines Romans.

Der Ton der Erzählung ist einfach und schlicht. Stehende Beiwörter wie in aller epischen Poesie veranschaulichen die Burg Kiew als die weißsteinerne, die Sonne als die helle rothe, den Himmel als den blauen, das Morgenroth als das freundlich lichte, das Schwert als das stahlblinkende, blutige, und im Nachklang an die Göttermythe heißt der menschenfreundliche Fürst Wladimir die helle Sonne von Kiew. Gleichnisse sind häufig, aber wie im Volkslied das Gemüth mit der Naturanschauung beginnt, durch die es seiner selbst inne wird, indem es sie zum Symbol seiner Empfindung nimmt, so steht auch hier das äußere Object zwar voran, ja es wird verneint, um zum Menschen hinzuführen.

Es tobt nicht auf das blaue Meer,
Es lodert nicht auf der kühle Wald,
Es zürnt Iwan der furchtbare Zar.

Hervor aus den Bergen, hervor aus den hohen,
Hervor aus den Wäldern, hervor aus dem dunkeln
Trat nicht das lichte Morgenroth,
Stieg nicht auf die goldne Sonne,
Ein guter Held ritt da hervor.

Wladimir tritt handelnd wenig hervor, er bildet den ruhenden Mittelpunkt der sich um ihn bewegenden Helden; in deren Genossenschaft kann jeder durch Tüchtigkeit Eingang erwerben — so erscheint sie wie der auf die Erde versetzte Verein ursprünglicher Götter, zu welchen der Mensch durch Thaten und Leiden geläutert emporsteigt. Und diesem Lichtreich steht das Reich der Finsterniß nun gegenüber in den feindseligen Gewalten wilder Riesen und böser Zauberer, vor Allem im mißgestalteten Koschtschei, der die Jungfrauen den Helden raubt, sie müssen dann aus seiner Gewalt wieder befreit werden.

Die Hauptgestalt und der am individuellsten und reichsten entwickelte Charakter ist Ilja von Murom, der Bauernsohn unter den ritterlichen Genossen, der Vertreter des Slawenthums, nach seinen guten Seiten wie nach der geschichtlichen Eigenthümlichkeit, daß es durch äußere Anregung erst zum Bewußtsein und Gebrauche seiner Kraft erweckt wird. Er hockte von Kindesbeinen an hinter dem Ofen; da kommen Pilger und begehren zu trinken; er glaubt nicht, daß er aufstehen könne, um ihnen eine Schale mit Wasser zu füllen, aber als er es auf ihr Geheiß doch fertig bringt und selber getrunken hat, da fühlt er sich so stark, daß er sagt: „Wäre eine Säule von der Erde bis zum Himmel und ein Ring an der Säule, ich griffe in den Ring und drehte die Säule um." So gleicht er selber der Erde, die durch das Wasser des Himmels zum sprossenden Leben erregt wird; — und wie Ilja am Ende seiner Laufbahn zum Felsen wird, so kann man das wieder als das Erstarren der Erde im Winter deuten. Wie er nun auswandert nach Kiew, da sagt der Vater: zu guten Thaten, nicht zu bösen geb' ich Dir meinen Segen. Er entsetzt eine von Tataren belagerte russische Stadt, und heißt die Feinde abziehen und auswärts verkünden, daß Rußland nicht wehrlos, nicht ohne Helden sei. Unterwegs trifft er auf den Räuber Nachtigall, in welchem sich ein winterlich wüster Sturmgeist offenbart, da er wie ein Vogel pfeift, wie ein Stier brüllt, daß der Wald sich zur Erde beugt. Vor Schreck vor ihm stürzt Ilja's Roß zu Boden, aber er verwundet ihn mit seinem Pfeil, bindet ihn an den Steigbügel und reitet nach Wladimir's Schloß. Wie er zur Tafelrunde tritt und sich rühmt, daß er den Nachtigall bezwungen, heißen sie ihn einen Prahler. Da führt Ilga sie in den Hof und heißt den Nachtigall seine halbe Kraft zu zeigen. Und wie der brüllt und pfeift, da fliegen die Ziegel von den Dächern, wirbelt der Staub von der Erde und das Wasser im Fluß empor, wankt das Schloß und erzittert Wladimir mit seinem Liebchen. Der Räuber hat die ganze Kraft aufgewandt, darum erschlägt ihn Ilja. Der Fürst ist nach den Schätzen des Räubers lüstern, aber Ilga läßt sie dessen Kindern, die sollen nicht betteln gehen; hart genug, daß sie den Vater verloren haben.

Ganz märchenhaft ist ein anderes Abenteuer Ilja's. Er erblickt einen großen Riesen und steigt auf einen Baum, um ihn zu beobachten. Der Riese lagert sich unter der Eiche, nimmt eine krystallne Truhe von der Schulter, öffnet sie mit goldenem Schlüssel und heraus steigt eine wunderschöne Frau, hoch von Wuchs, leicht von Gang, ihre Augen hell wie eines Falken Augen, weiß ihr Leib; sie breitet ein Tuch auf die Erde, setzt Speise und Trank darauf und wie ihr Gemahl, Swjatogor, gegessen und getrunken, da freut er sich der Minne in ihren Armen und schläft ein. Die schöne Frau aber bemerkt den Ilga auf der Eiche und heißt ihn herabkommen, um mit ihr sich zu ergötzen, sonst werde sie dem Swjatogor sagen: der Recke habe ihr Gewalt angethan. Da denkt Ilga: „Ist doch die Liebe dieser holden Frau nicht so schlimm wie die Keule des Swjatogor" — und thut ihren Willen. Dann aber steckt die Frau ihn ihrem Gemahl in die Tasche. Und wie dieser erwacht ist, schließt er das Weib in die Truhe und steigt auf sein Roß. Das aber wankt und schwankt und sagt zum Reiter: Schlage nicht Dein treues Roß; es trug Dich und Dein Weib, aber es strauchelt, wenn es zwei Helden tragen soll. Da zieht der Riese den Ilja aus seiner Tasche, erfährt das Geschehene, tödtet das treulose Weib und schließt mit Ilga Bundesbrüderschaft. Wie sie weiter reiten, kommen sie an ein offenes Grab. Swjatogor legt sich hinein, es paßt ihm, und heißt Ilja auch den gewaltigen Steindeckel einmal auflegen. Aber sie vermögen diesen nicht wieder abzuheben. Ob auch von Swjatogor's Heldenhauch Ilja's Kraft sich verdreifachte, also daß er mit dem Schwert des Riesen auf den Stein schlug, aber wo er hintraf, da bildete sich ein eherner Reif. Ilja bindet das Riesenroß an das Grab und reitet von dannen.

Prächtig ist eine andere Sage vom Kampf des Vaters mit dem Sohn, wohl vom Kampf des Sommers und Winters auf Helden übertragen, denn sie findet sich in unserem Lied von Hildebrand und Hadubrand in der Telegonie vom Kampf des Odysseus mit seinem und der Kirke Sohn Telegonos (wo der Vater erliegt), und am schönsten und reichsten ausgeführt im Persischen von Firdusi, im Gesang von Rustem und Sorab. Sie ist in Rußland mannigfach variirt; einmal ist es sogar eine Tochter Ilja's, die unbekannt mit ihm die Helden zum Zweikampf fordert, und nachdem sie Andere besiegt, vom Vater bezwungen wird. Bernhard Stern gibt die weiter ausgeführte Fassung. Da trifft Ilja mit einem jungen Recken zusammen, der ihm den Namen nicht sagen will, schleudert ihn baumhoch in die Luft, fängt ihn mit den Armen wieder auf und erfährt nun den Namen, erkennt den Sohn und segnet ihn zu weiteren Fahrten. Tragischer, ausgeführter ist eine andere Fassung. Ilja steht auf der Grenzwacht, ein junger fremder Recke weigert es sich zu nennen. Ilja wird von ihm niedergeworfen, schleudert ihn dann zornig in die Luft, und als der Jüngling immer noch nicht reden will, droht er, ihm die Brust aufzuschneiden. Da gedenkt der Jüngling seiner fernen Mutter, und Ilja hebt ihn jubelnd auf. Eine dritte Fassung aber läßt den Jungen erwiedern: Willst Du mich zum Bastard, meine Mutter zum Kebsweib machen? Er schießt einen Pfeil auf

den Vater, der nun wuthentbrand ihn an den Beinen packt, auseinanderreißt und dann in lautem Jammer sein Geschick beweint.

Neben dem Bauernsohn Ilja steht sein Waffenbruder Dobrynja als Edelmann. Wie Siegfried, wie Perseus ist er Drachensieger und befreit eine Jungfrau aus der Gewalt des Ungeheuers — ein Nachklang an den Lichtgott, der im Gewitter dem Wolkendrachen die regenspendende Jungfrau abringt. Seine Gemahlin Nastasia war eine Riesin, eine Kriegerin, die seine Speerstöße nur wie Mückenstiche empfand, aber dem schönen Manne ihr Magd- und Riesenthum hingab. Es ist die häufige Klage, daß die Helden so oft aus der Heimath auf die Grenzwacht gegen Feinde ziehen müssen. Da suchen die Scheidenden dann oft Trost bei den Müttern, denen sie im treuen Familiensinn ihr Herz ausschütten. „Warum hast Du mich nicht in die Wellen geworfen als Du mich geboren? Dort schlief' ich süßen Schlaf in der blauen Tiefe und brauchte mich nicht rastlos herumzuschlagen, Blut vergießend, Wittwen und Waisen verwünscht?" So klagt Dobrynja der Mutter; die Gemahlin aber bittet er: „Wenn Du keine Kunde von mir bekommst, so warte drei Jahre und noch einmal drei Jahre, ehe Du einem anderen Manne die Hand reichest." Sie weist alle Bewerber zurück, zwölf Jahre sind vergangen, da verbreitet Aljoscha die Nachricht vom Tod des Entfernten und Nastasia läßt sich erbitten. Dobrynja aber ist gerade auf der Heimfahrt. Da meldet ihm sein Roß die Hochzeit seiner Gemahlin, trägt ihn mit Zauberschnelligkeit nach Kiew. Ohne Einlaß zu erbitten tritt der Unbekannte in die Wohnungen ein. Die Mutter erkennt ihn an der Narbe, heißt ihn eilen in den Palast, wo seine Gemahlin am Hochzeitmahl sitze. Als Gußlyspielmann tritt er ein, spielt so schön, singt so schön, daß ihm Wladimir den Sitz der Braut gegenüber anweist. Da ließ er seinen Ring in eine Schale gleiten und reichte sie der Gattin, die auf dem Grund der geleerten Schale den Ring erkannte und dem Gemahl zu Füßen sank. Er verzeiht dem treulosen Freunde, denn die Liebe habe den ja verblendet; doch daß er die alte Mutter durch die falsche Todesnachricht gekränkt, das kann er ihm nicht vergeben, das muß ein kräftiger Faustschlag strafen.

Einiger Humor entwickelt sich in den Liedern der Stutzer Djuk und Tschurilo Plankowitsch, die stets auf anderen Rossen, in anderen Prachtgewändern herankommen, um einander zu überbieten und bei den Damen einander den Rang abzulaufen; oder in Geschichten einiger Saufbolde, Zeugnissen, wie gewaltig und wie gern auch schon damals in Rußland getrunken wurde.

Fürst Wladimir hat in seinem Hause mancherlei Familienscenen, in denen das Blutige und Harte seines Charakters neben der stets gepriesenen Leutseligkeit doch auch hervortritt, aber gemildert, indem das Böse zum Guten sich wendet. Seine Gattin Rognida hat er mit dem Söhnlein in falschem Argwohn verstoßen, verbannt. Verirrt kommt er eines Nachts vor eine Hütte im Wald, wird aufgenommen, aber von der Gattin erkannt. Sie will sich rächen, aber es zittert ihre Hand, als sie den Dolch gegen den Schlafenden erhebt. Er erwacht und will sie enthaupten. Aber nun tritt der Knabe zwischen Beide und begehrt zuerst zu sterben. Da versöhnen sich Beide. Ein andermal verlangt Wladimir die holde Swetlena, die Geliebte seines Sohnes Metislaw, für sich. Aber dieser entführt sie. Bald wird er aus dem wonnigen Liebeleben im Walde durch einen wilden Recken aufgeschreckt, der ihn zum Zweikampf fordert. Schild und Harnisch des Jünglings werden gespalten, aber von seinem schweren Schwertstreich wird die Haube vom Haupte des Gegners herabgehauen, und Wladimir's fürstliches Antlitz kommt zum Vorschein. Der Sohn läßt wie gelähmt das Schwert sinken, und der Vater schließt ihn in die Arme: „Du hast mich zwiefach besiegt, im Kampf und in der Liebe. Du mein Stolz und meine Freude, komm mit mir zurück nach Kiew, lebe glücklich mit Swetlena!"

Nicht so edel erwies sich Wladimir ein andermal, als er seine Eheloſigkeit beklagte und ein Höfling ihn auf das edle Weib Danilo's hinwies; er möge diesen auf eine gefährliche Fahrt senden, von der man nicht heimkehrt und dann die Wittwe heimführen. Vergebens warnt Ilja: „Welche böse That willst Du begehen? Den wackeren Falken wirst Du verderben, aber nicht die weiße Schwänin fangen." Der Fürst ließ ihn fesseln und sandte Danilo aus, ihm eine Löwin zu fangen, und wie diesem das gelang, ließ er ihm einen Hinterhalt legen. Da stürzte sich Danilo in seine Lanzenspitze und die treue Gattin starb an seiner Leiche. Nun erkannte Wladimir seine Missethat und wollte sich mit dem eingekerkerten Ilja versöhnen. Aber der wollte ihm nicht fürder dienen und ward verbannt. Und hier können wir ein anderes Lied zur Fortsetzung heranziehen. Die Tataren sind in's Land eingebrochen und Wladimir legt Trauerkleider an und geht in großer Bedrängniß zur Kirche. Ein Bettler fragt ihn: warum er dies thue, und gibt sich als Ilja von Murom zu erkennen. Da beugt der Fürst seine Knie vor ihm und bittet um Hülfe für den Glauben, für die armen Frauen und Kinder. „Und wie lang waren mir die Pfade nach Kiew versagt? Ich meine zwölf Jahre lang", erwidert der Held. „Nicht um meinetwillen, um der Frauen um der Frauen und Kinder willen", fleht der Fürst. Und Ilja rettet das Volk, das des Fürsten Schuld nicht büßen soll. Orestes Miller, dessen Abhandlung über Ilja und das Russische Volksepos in Herrig's Archiv (XXIII, 1), auch Bernhard Stern in der sorgfältigen Bibliographie über diesen Literaturzweig erwähnt, hat bereits darauf hingewiesen: wie hier kein Vasallendienst ist, weder Gott noch der Großfürst als Lehnsherr erscheint, und wie weder Befehl noch verheißener Lohn die Triebfeder des Helden wird, sondern allein die Rettung des Volkes. Dessen erbarmt sich Ilja, während in der Ilias erst Tausende fallen müssen, eher Achilleus sich versöhnt, und in der Fränkischen Sage der vom großen Karl besiegte Ogier nicht eher gegen die Sarazenen fechten will, bis der Sohn des Kaisers seiner Rache preisgegeben worden.

Im indischen Mahabarata, im deutschen Nibelungenlied, im Rolandslied fallen die gewaltigen Helden der Heroenwelt und eine neue Zeit bricht an. Das Ende Ilja's und seiner Genossen mag uns daran erinnern, wie Karl der Große in den Untersberg, Arthur nach Avaton entrückt werden. Die russischen Streiter hatten siegreich die Tataren überwunden, ohne daß ihre Arme oder ihre Rosse müde geworden. Sie rühmten sich ihrer Kraft und ihrer Schwerter, die nicht stumpf geworden, aber kein Gebet, kein Dank gab Gott die Ehre, ja Aljoscha sprach mit lästerndem Munde: Und stiege eine überirdische Macht hernieder, uns hielte sie nicht Stand! Da verfinsterte sich die Sonne, und aus Wetterwolken erschienen zwei Himmelstreiter, liebliche Knaben mit blonden Locken und weißen, sternbesäten Gewändern, und forderten die vermessenen Helden zum Kampf. Und Aljoscha schwang sein Schwert und hieb die Beiden mitten auseinander. Da waren jener vier, und als Dobrynja gegen diese schlug, wurden ihrer acht, und als Ilja einhieb, wurden ihrer sechzehn. Und so verdoppelte sich stets die Zahl der Himmelstreiter, während die Schultern der Helden lahm, die Rosse müde, die Schwerter stumpf wurden. Da erschraken die Russenhelden, liefen nach den Bergen, nach den Höhlen und wurden zu Stein. Seit jener Zeit gibt es keine Helden mehr im heiligen Rußland.

Feuilleton.

Kollege Paulus.

Von Manuel Schnitzer.

Etwa vier Wochen vor seinem achten Geburtstage schwankten seine Neigungen noch zwischen Pferdebahn-Conducteur, Offizier und Leichenwagenkutscher, natürlich erster Klasse; seine Liebe zu diesen drei so weit auseinander liegenden Berufsarten grenzte fast an Schwärmerei, und

mehr als einmal machte er den Versuch, sie zu vereinigen. Er brauchte dazu nichts als seinen Säbel, einen Papierhelm, ein zum Lochen alter Pferdebahnkarten bestimmtes Instrument, das er selbst erfunden hatte, und den bekannten C-moll-Trauermarsch, den er in allen Tonarten executirte.

Eine Woche später entdeckte er in einem alten Zeitungsblatte meinen Namen unter einer Novellette, die ihn sehr nachdenklich stimmte; darauf erklärte er mit einem plötzlichen Entschlusse, Schriftsteller werden zu wollen, setzte sich hin und hatte nach kaum einer halben Stunde sein erstes Werk hinter sich . . . Heute ist er einer der ersten Dichter von Rixdorf sammt Umgebung, ein Mann von acht Jahren, dessen gesammelte Schriften vor mir liegen und der Besprechung harren.

Da ich keine Satire schreibe, sondern eine wahre Geschichte, so muß ich gestehen, daß Kollege Paulus mir seine Werke nicht zu diesem Zwecke anvertraut hat. Er ist vielmehr überzeugt, daß ich die schönsten seiner Geschichten, die er sich „ausgedenkt" hat, drucken lassen will und stürmt jeden Augenblick in mein Zimmer — wir wohnen auf demselben Gange und ich bin sein Onkel — um mich zu fragen, wie viel ich bereits abgeschrieben, und mich aufmerksam zu machen, ich möchte an das Märchen „Prinz Willkomm" ja nicht vergessen. Das wäre doch das Allerschönste und Allerlängste. Und seinen Namen müßte ich ganz deutlich darunter schreiben, wie er es im Lesebuche gesehen hätte und auch bei meinen „Sachen".

Manchmal bleibt er auch eine Weile da, setzt sich mir gegenüber, stützt den Blondkopf auf die Hände und sieht mir schweigend zu. Dabei zittert das kleine Näschen vor Erregung und die großen blauen Augen mit den langen Wimpern leuchten ganz glückselig. Dann fragt er plötzlich, ob er Etwas für seine Geschichten kriegen werde, und erklärt auf meine Antwort, man werde ihm einen ganzen Thaler in lauter funkelnden Pfennigen schicken, ganz ernst, daß er sich für das Geld wieder Papier kaufen und dieses volldichten wolle. Denn so sagt er wirklich: „Dichten" und nicht anders.

Ich muß hinzufügen, daß Kollege Paulus trotz seiner zeitweiligen Verträumtheit einer der besten Schüler der dritten Klasse ist, ausgezeichnet liest, ziemlich fehlerfrei schreibt und auch die Punkte richtig zu setzen versteht. Mit den Beistrichen dagegen nimmt er es weniger genau, vielleicht weil zwischen uns Beiden der stillschweigende Vertrag besteht, daß ich ihm dieselben schon hineinzeichne. Er bringt mir nämlich die Bleistifteoncepte seiner Märchen zur Correctur, ehe er sie in das Reinheft überträgt. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich an der originellen Ausdrucksweise meines Neffen nichts ändere; die wenigen Stücke, bei denen ich es gethan, sind durch meine Verbesserungen ganz nüchtern geworden und um ihren eigenartigen Reiz gekommen. Als ob Paulus dies geahnt hätte, hat er bei diesen Geschichten mich mit dem Worte „Onkelmundi" als Mitverfasser angegeben, gleichsam als wollte er hiermit jede Verantwortlichkeit von sich ablehnen.

Und nun blättere ich in dem nicht mehr ganz sauberen Hefte mit den großen steilen Schriftzügen . . . Was für eine merkwürdige Welt spiegelt sich in ihnen und blickt mir daraus entgegen! Es sind Kinderträume, von einem Kinde erzählt, grausige und blutdürstige, liebliche, heitere und possirliche . . . Es sind die Gedanken eines Engels, ausgedrückt mit den Worten eines sehr menschlichen Wesens . . . Es ist Weisheit und Gläubigkeit einer jungen Seele; es sind Anklänge an Gelesenes, Erfahrenes, Beobachtetes . . . Manchmal scheint es leise hervorzugucken wie Spott, Ironie und neckendes Kichern aus diesen kleinen Sätzen — aber im Grunde ist es doch nur die naive Harmlosigkeit eines Kinderherzens. Läßt es etwa nicht tief in die Seele des blonden Jungen blicken, wenn er seinen „Prinz Willkomm" mit folgenden Worten beginnt? (Ich schreibe wörtlich ab):

„Es war einmal eine sehr alte Frau. Die hatte ein Mädchen so schön wie die Sonne. Das Mädchen hieß Marie, gerade so, wie Herrn Jesus seine Mutter — —"

Ich weiß wahrhaftig in der ganzen deutschen Literatur keine Kindergeschichte zu nennen, die in so schlichter und jedes fromme Herz mehr anheimelnder Weise beginnt, ja, es scheint mir fast lohnend, zu diesem Anfange, dem man bei all seiner Zartheit und dem mystischen Andeuten eines Wunderbaren, eine gewisse Anschaulichkeit kaum wird absprechen können, eine bessere Geschichte zu erfinden, als jene, welche Kollege Paulus geliefert hat und für die Perle seiner Sammlung hält. Er erzählt nämlich weiter, daß Marie spazieren ging und einem Knaben begegnete, der eine Kette um den Hals trug. Welche Bewandtniß es mit dieser Kette hat, sagt Paulus an dieser Stelle noch nicht, ja, es scheint ihm selbst nicht klar zu sein, wie er diese Kette in seiner Erzählung verwerthen werde, denn er arbeitet nicht nach einem Plan, sondern auf Grund momentaner Eingebungen. Ich schließe dies daraus, daß es im Concept weiter heißt: „Marie fragte den Knaben, wie heißest Du? Er antwortete, ich heiße Albert . . ." Dieser ganze letzte Satz ist dann gestrichen, dafür heißt es jetzt bei Weitem spannender: „Der Knabe gab gar keine Antwort." Und jetzt ist Paulus auf der rechten Fährte. Er fährt, ohne noch ein Wort zu streichen fort:

„Da fragte Marie noch einmal und rührte dabei die Kette an. Und wie sie die Kette berührte, sprang die Kette auf und ein schöner Prinz stand vor ihr, sprach: Ah, Du schönes Mädchen, wie heißt Du? Das schöne Mädchen antwortete: Marie. Der Prinz sprach: und ich heiße Prinz Willkomm, und willst Du auch meine Braut werden? Marie sprach Ja. Und so wurde Marie die Prinzessin des Landes."

Ich schreibe hier keine literarische Abhandlung und brauche nicht nachzuweisen, daß vorstehendes Geschichtchen alle Elemente eines guten Kindermärchens enthält, überdies aber den bemerkenswerthen Kunstgriff, nur durch die lebendige Wiederholung des Wortes „Kette" zu verrathen, daß etwas ganz Besonderes an dem Ding sei. Ich sage „Kunstgriff" im Sinne gebildeter Dichter, denn ich kann nicht annehmen, daß Paulus sich eine Regel aus gelesenen Märchen abstrahirt habe — ihm war es durchaus natürlich, daß etwas ungeheuer Ueberraschendes erfolgen müsse, wie überhaupt die Schilderung des Unerwarteten den Kindern am meisten behagt. So hörte ich einmal ein vierjähriges Mädchen ihrer Puppe eines jener albernen, moralischen Kinderstubengeschichten vorplappern, welche sie sich mit Ueberraschungen ganz vollgespickt hatte und das ging dann so: „Und auf einmal stand der König da und auf einmal kam der Scheerenschleifer. Und auf einmal schnitt er dem schlimmen Peter die Zunge ab" u. s. w.

Da Kollege Paulus zu Beginn des „Prinz Willkomm" absolut noch nicht wußte, wie sich die Sache entwickeln werde, so hat er seiner Arbeit den Titel erst nachträglich gegeben, eine Methode, die sich bei ihm so ausgezeichnet bewährt, daß er mir — ich spreche die Wahrheit — wiederholt rieth, es ebenso zu machen. Andererseits aber scheinen ihn die Geschichten, die er zu schönen Titeln schreibt, wenig zu befriedigen, indes will ich eine davon hier mittheilen. Sie ist ihrer merkwürdigen, ich möchte sagen, sarkastischen Lösung halber interessant und ich muß mir immer vor Augen halten, daß sie aus der Feder meines Freundes Paulus, eines achtjährigen, blonden Jungen stammt, wenn ich nicht glauben soll, sie sei eine Satire. Die Geschichte lautet:

„Der Zauberkuchen.

Zu einem Gastwirth kam ein Gast. Der sagte nicht einmal guten Tag. Sondern bestellte sich gleich einen Kuchen. Der Gast schnitt den Kuchen auf. Sogleich sprang ein kleiner Däumling heraus. Der Gast verwunderte sich nicht wenig, sprach, wie kommt denn der Däumling da in den Kuchen hinein? Der Wirth sprach, ich weiß es nicht. Nun standen alle Beide wie die Esel am Berg."

Unwillkürlich denkt man darüber nach, was der Autor dieses lakonischen Märchens andeuten wollte . . . Nun, Kollege Paul wollte auf gar nichts anspielen; die Erklärung des Wunders war ihm ein Bischen zu schwer und so schloß er ohne Gewissensbisse die Geschichte mit einem Scherz, der ihn außerordentlich lachen machte. Vielleicht hatte er auch die Absicht, den groben Gast, der nicht einmal „guten Tag" sagt, für seinen Mangel an guter Lebensart durch Vorenthaltung der interessanten Erzählung zu bestrafen. Auf meine Frage hiernach weiß er keine Antwort; auf meine zweite Frage, warum er auch den armen Wirth wie einen Esel am Berge stehen läßt, meinte er: „Geschieht ihm schon recht!"

Ganz bewußten Humor verräth ein anderes Märchen, das vorläufig noch titelos ist. Es lautet wörtlich:

„Einst lebte ein sehr alter Mann mit 78 Jahren. Dieser hatte einen Sohn mit Namen Albrecht. Aber jetzt fängt die Geschichte erst

an. Es war einmal ein Mann, der hatte einen losen Zahn, jetzt fängt die Geschichte erst an."

Unter diesen offenbar in höchster Eilfertigkeit geschriebenen Zeilen steht: „Von Paulus ist dieser Witz." Als er mir das Blatt übergab, sagte er: „Du wirst sehr lachen!" Und er hat natürlich Recht behalten, mein Kollege Paulus.

Von den übrigen Erzählungen unseres kleinen Dichters triefen die meisten — einige haben moralischen Inhalt und könnten ganz gut in jedem Lesebuche für Volksschulen stehen, eine davon ist höchst artig betitelt „Der Herr Lehrer und der Schüler" (das „Herr" ist, zweifellos in einer braven Minute, hineincorrigirt) und behandelt den „schlimmen Friedrich" (mit „guten" Knaben könne man keine langen Geschichten machen, sagt er) — von Blut, Mord, Todtschlag und dergleichen Behelfen der modernsten Literatur. Hier bohrt ein kühner Soldat einem Wolfe den Säbel mitten in das Herz, da erschlägt ein Einsiedler seinen Hund Lumpus, weil er ihm das Fleisch aufgefressen, dort — in dem Stück „Wie aus dem Mann ein Zwerg geworden ist" — heißt es gar: „Da schlugten sie ihm den Kopf ab und näheten ihm wieder einen anderen an", womit die Sache ein Ende zu haben scheint, da kein Wort den Erfolg der Procedur andeutet.

Vor einigen Tagen hat Kollege Paulus gleich nach seinem Nachtgebete, das er im Bette verrichtet, den räthselhaften Ausspruch gethan: „Vor lauter Dichten bin ich ganz heiser geworden". Nach der Lectüre dieser Schauermärchen, in denen immer „jammerhaft" geweint, gebrüllt und geschrien wird, kann ich mir das ganz gut vorstellen. Der arme Bursche denkt sich so lebhaft in die Situation seiner unglücklichen Geschöpfe hinein, daß er von ihrem Schreien heiser wird oder vielmehr es zu sein glaubt. Für eine gesunde Beschäftigung scheint er also das Dichten keineswegs zu halten.

Am Schlusse der Sammlung finde ich noch eine Idylle, in der erzählt wird, wie Alfred und sein Schwesterchen Barbara auf die Wiese gehen, um Blumen zu pflücken. „Und wie sie so pluckten, da flogen gerade zwei kleine und niedliche Vögel hin. Und eins setzte sich auf Barbara's seinen Rücken, das zweite setzte sich auf Alfred's seinen Rücken und sangen ihnen ein schönes Liedchen vor." Als die Kinder aber nach dem „Rücken" greifen, „flogen die Vögel fort und kamen nie wieder. Die Kinder gingen wieder nach Hause und erzählten Alles, was ihnen solche Freude gemacht hatte. Dann wurde es Nacht und die Kinder mußten schlafen gehen."

Es will mir sehr scheinen, als hätte Kollege Paulus seine eigene Schlaftrunkenheit verewigen wollen, denn, genau genommen, gehört der letzte Satz der Erzählung gar nicht mehr zur Sache. Aber vielleicht erhält die Geschichte gerade dadurch ihren anmuthigen Reiz: als hätte sich Wirkliches mit Märchenhaftem vermischt . . .

* * *

Eben reißt Paulus die Thür auf, um mich zu fragen, wie weit ich sei. Er hat ein Blatt in der Hand und meint freudestrahlend, er hätte einen wunderschönen Titel für ein „frisches" Märchen aufgeschrieben, nämlich: „Der Mann, welcher ein Mühlrad im Bauche hatte", und es soll erst sehr lustig und sehr traurig und dann wieder sehr lustig werden; ein großer Riese käme darin vor, dem man durch die Beine „schliefen" könne, und mehr wisse er nicht. Das Alles wolle er aufschreiben, sobald er sich das neue Papier gekauft habe. Er werde aber nur für fünf Pfennige kaufen, für das übrige Geld einen Farbenkasten. Und ich möge ihm seinen Thaler geben. Er warte schon vier Stunden darauf.

Ah, mir scheint, Kollege Paulus will der Dichtkunst Adieu sagen und zur Malerei desertiren . . . na, immerhin, ein tüchtiger, hübscher Junge bleibt er auf alle Fälle.

Aus der Hauptstadt.

M. d. R.

Neulich bin ich im preußischen Abgeordnetenhause gewesen. Es war gut besetzt und die anwesenden Herren unterhielten sich offenbar ganz vortrefflich, in wechselnden Gruppen, ohne durch den Redner auf der Tribüne sich auch nur im Geringsten stören zu lassen. Mitunter, nicht allzu oft, drang durch das Schwirren und Summen und Kichern und Räuspern ein Ton von der Rede zu mir herauf und von den Gefahren der Freizügigkeit, von Verrohung und Entsittlichung, von goldener Zunftzeit auch, war Einiges zu erlauschen. Dicht unter der Tribüne schrieb ein jüngerer Herr einen Brief, neben ihm las ein älterer andächtig eine Broschüre. Jetzt ein schwaches Bravo, mitten aus der eifrigsten Plaudergruppe, die von der Rede noch weniger als ich gehört hatte, und jetzt kletterte ein neuer Sprecher herauf, ein dicker Herr, und still ward es im Saal und erwartungsvoll drängte alles heran. Der ältere Herr selbst machte in seine Broschüre ein Eselsohr, nur der jüngere schrieb ruhig an seinem Briefe fort. Wie ein beliebter Komiker führte der dicke Herr sich mit einem derben Spaß ein und einen derben sparte er für den Abgang auf; die dazwischen liegende halbe Stunde füllte er mit Witzen, schlechten und auch guten sogar, zu denen ein eben beendeter Handwerkertag ihm den Vorwand bot. Zweitausend Handwerker hatten sich in der preußischen Hauptstadt versammelt, um auf Mittel zu sinnen, wie dem Niedergange des Handwerkes rechtzeitig noch vorzubeugen wäre —: und einem Vertreter des preußischen Volkes war das der willkommene Anlaß, sich Witze abzuquälen, zum Gaudium seiner Hörer, für fünfzehn Mark Diäten pro Tag. Es war ein großer Erfolg. Im Fortgehen sah ich noch, wie der jüngere Herr seinen Brief couvertirte.

Acht Tage später etwa war ich im deutschen Reichstage. Ein spärlich besetztes Haus, aber ein vergnüglicher Lärm, als ob alle 397 Reichsboten beim Frühschoppen säßen. Nicht die bescheidenste Aufmerksamkeit für die Redner, die resignirt ihr Sprüchlein hersagten und für die muthige That unweigerlich dann mit dem fractionellen Beifall belohnt wurden. Diesmal entdeckte ich zwei Briefschreiber, ganz links Einen und den Anderen mitten im Centrum. Vom Taback war die Rede, von einer erhöhten Steuer auf importirtes Rauchkraut, und ein Abgeordneter — ich kannte ihn, ein klarer und kluger Kopf — sprach recht lehrreich und sachverständig über die Unterschiede von havannesischem und pfälzischem Taback. Schon ärgerte es mich, daß man ihm weder Diäten schenkte noch auch nur Gehör, — da entnahm ich aus einem Zwischenrufe, daß der beredte Vorkämpfer der Importeigarren sich selbst als einen „Nichtraucher" bezeichnete. Der kluge Mann, der in seinen vier Wänden gewiß über seinem Verständniß entrückte Dinge nicht einmal ein unverbindliches Urtheil abgeben würde, der sprach nun, ohne es je geschmeckt zu haben, über indisches, pfälzisches und uckermärkisches Kraut, als berufener Sachverständiger, als Vertreter des deutschen Volkes, als M(itglied) d(es) R(eichstages).

Dort Witze, hier Dilettantismus, und an beiden Stellen der Eindruck geschwätziger Zerstreutheit. Für geraume Zeit wiederum hatte ich meine Ansicht über unseren Parlamentarismus pflichtgemäß controlirt, und anstatt wegen der chronischen Beschlußunfähigkeit des Reichstages mir den Kopf zu zerbrechen, blätterte ich meinen Bucher auf — „der Parlamentarismus wie er ist" — und notirte die zornigen Sätze: „Politik ist eine Wissenschaft; regieren ist eine Kunst. Wem der Stiefel gerissen ist, der unterwirft sich der hochverständigen Einsicht des Schusterjungen. Er erkennt ihn, und mit vollem Recht und in dem allein noch zulässigen Sinne des Wortes, als eine Autorität an. Er nimmt sich, und mit demselben Recht, ein Urtheil darüber heraus, ob der Stiefel ihn drückt; aber er blamirt sich nicht durch eine »Meinung« darüber, wie Pfriem und Ahle gehandhabt werden sollen. Ueber die Staatsflickerei besteht jeder eifersüchtig auf dem kostbaren Rechte eine Meinung zu haben und verkanne-gießert eine Zeit, die er nützlich verwenden könnte, sich die Materialien zu einem Urtheil zu verschaffen."

* * *

Wenn ich viel Geld hätte, ich würde einen Preis aussetzen, um endlich einmal ziffernmäßig festgestellt zu sehen, wieviel Zeit und Mittel alljährlich der große Moloch Parlamentarismus verschlingt, in Peerskammern, in frei gewählten Landtagen und in den Körperschaften der Selbstverwaltung. Denn jede Stadtverordnetenversammlung spielt ja heute schon sich auf das Parlament heraus, und ist die neue Landgemeindeordnung erst alt geworden, dann wird in jedem Flecken und Dörfchen bald man

die herrlichen Redefabriken zum Himmel ragen sehen. Ein ungeheurer Aufwand an Zeit, Mühe und Geld wird solchermaßen verthan, Stenographen, Telegraphen, Rotationsmaschinen werden in den Dienst gestellt, und wenn gar erst jeder Dorf-, Stadt- oder Landvertreter, wie es doch sicher nicht ausbleiben kann, seine ansehnlichen Diäten erhält, dann werden wir das Emporkommen einer neuen Kaste erleben, einer Parasiten-Spezies, deren Sprossen nichts anderes mehr erstreben werden als den Titel: M. d. R. Oder auch: M. d. A. oder sonstwie.

Noch später aber, da die Vernunft doch am Ende nicht ewig sich den Mund verbinden läßt, noch später wird eine glücklichere Menschheit vor Lachen fast bersten, so oft ihr das Ammenmärchen gesungen wird, von den Parteien, die nach dem erhabenen Vorbilde von Swift's Liliputanern jahraus, jahrein sich darüber stritten, in wildem Grimm, wo man die aufgeschlagenen Eier denn nun anschneiden müsse, und von den Regierungen, die immer neue Männer an die parlamentarische Scheibe schickten, nach deren Erfahrung und Sachkenntniß die frischweg dilettirenden Herren dann munter zielten, die, wie der selige Cobden, ihr geliebter Patron, „Alles über die Frage gelesen" haben.

Aus England stammt der Parlamentarismus und auf das Beispiel Englands werden seine Freunde mein dem ersten Blick wohl gar reaktionär erscheinendes Lästern verweisen. Wir wollen der Frage ausbiegen, ob die Engländer — und namentlich auch Schotten und Iren — mit den parlamentarischen Erfolgen wirklich so zufrieden sind und ob sie noch heute dem Wort des Junius gläubig vertrauen, das von der Tollheit der Wenigen zum Besten der Vielen spricht. Aber mit dem Hinweis auf England ist wahrhaftig nicht immer doch Alles auch für unsere ganz anderen Verhältnisse bewiesen. Weil die englischen Cavaliere von Karl dem Zweiten einen einträglichen Kornzoll zu erschmeicheln verstanden, quält man uns täglich mit der Räubergeschichte von der durch den Großgrundbesitzer Bismarck organisirten Begehrlichkeit der Agrarier, während Preußen, wie es nun einmal, gut oder schlecht, ist, doch nach dem Osten gravitiren muß und nach der hülfebedürftigen Landwirthschaft, von deren Gnaden wir ungesunden Großstadtgewächse sämmtlich nur leben. Weil England durch Jahrhunderte die Selbstsucht der Besitzenden zum höchsten Gesetz erhoben hat und eine Großhändler-Moral auf den Thron gesetzt, deshalb sollen auch wir nach Manchester pilgern, während wir stolz sein dürften, da bei uns zuerst der große Gedanke sozialen Mitleidens die Gesetzgebung durchdrang. Und genau so übel steht es mit dem Beispiel vom Parlamentarismus. Im englischen Parlament, das auch darin ein getreuer Spiegel der Bevölkerung ist, nehmen Landwirthschaft und Industrie die ersten Stellen ein, dann kommen die liberalen Berufe, dann der Handel und ganz zuletzt die Beamtenschaft. Und — die Hauptsache! —: Das englische Parlament gibt die Gesetze, die Minister haben nur die Executive, die Krone hat nur die Repräsentation. Ich fürchte, zur Ordnung gerufen zu werden, wenn ich einen Vergleich mit unseren Zuständen versuchen wollte. Auch in unseren Landtagen sitzen vortreffliche Männer, höchst gescheite und weise sogar, aber es scheint, daß Montesquieu nicht aufhören will, Recht zu behalten, mit seinem täglich noch bestätigten Satz: „Il semble que là, où il y a plus de sages, il y ait moins de sagesse."

Der Parlamentarismus ist ersunden worden, ehe an eine freie Presse zu denken war. Im März 1771 wagten einige englische Zeitungsverleger zum ersten Male, die Debatten zu veröffentlichen, und diese „unerhörte Frechheit" wollte das Haus der Gemeinen am liebsten sie im Kerker büßen lassen. Auch das hat im währenden Jahrhundert sich gründlich geändert und heute sieht man, nach zweistündiger Lungenleistung, den unermüdlichen Eugen Richter zum Stenographentische wandern, um die Rede, die er eben gehalten, so zu „machen", wie er sie morgen früh — oder in der Nachtausgabe schon — gehalten haben will. Und in unzähligen Leitartikeln, die jetzt ja auch bereits im Fabrikbetriebe für zehn, für zwanzig und noch mehr Blätter zugleich gehandwerkt werden, wird zu unzähligen Malen Alles wiedergekäut, was von der Trübine herab verkündet worden ist oder noch verkündet werden soll. Daraus entsteht dann die „öffentliche Meinung", an die ganz dieselben Leute noch glauben, die in stolzer Aufgeklärtheit längst von den Alchymisten sich abgekehrt haben und von Miß Abbot, dem niedlichen Wundermagneten des Wintergartens.

Daß auch politische und soziale Organismen sich umwandeln, im Wechsel der Zeiten, braucht nach Darwin und Spencer nicht erst bewiesen zu werden. Oder doch: unseren Berufsparlamentariern, denn die sehen nicht oder wollen nicht sehen, daß ihr betriebsames Lärmen um nichts ist und daß sie, mögen sie noch so stolz auch auf die Berichterstatter, die schwitzenden Courierpferde ihres Geistes, blicken, doch im günstigsten Falle nicht mehr und nicht weniger sind als: redende Journalisten, eifrige Alleswisser und Alleskönner, deren volkvertretende Weisheit am anderen Morgen von den minderwerthigen Tagesleistungen verachteter Zeitungsschreiber nicht sonderlich vortheilhaft immer sich abhebt. Die Walze ist ausgeleiert, es muß ein Neues werden.

In seinem Buche über die politique expérimentale — induktive Politik könnte man sie nennen, im Gegensatze zur ewig-gestrig doktrinären — meint der Franzose Donnat, das Vertrauen zum Parlamentarismus sei der schlimmste moderne Aberglaube. Soll ein Franzose anders urtheilen, wenn er sieht, wie sein Vaterland nur durch die festgerammten Stützen der napoleonischen Verwaltung sich gegen die eloquente Hochfluth bewahren kann? Frankreich wäre heute ein glückliches Land, wenn die Deputirtenkammer abgeschafft und die unentbehrliche Controle der öffentlichen Angelegenheiten der freien Presse und der jeweiligen Volksabstimmung überlassen werden könnte. Auch in anderen Ländern hindert die parlamentarische Bureaukratie — so etwas gibt es, Herr Richter! — jede vernünftige Regierung, denn Bureaukraten und Advokaten, die in allen Parlamenten des europäischen Festlandes den Ton angeben, sind die geborenen Vertreter träger Routine und aufgeblasener Scholastik und die geschworenen Feinde alles rüstigen Fortschrittes.

Das vielköpfige Ungeheuer will doch auch sein Futter haben, das Parlament will doch seinem Namen Ehre machen und reden, ohn' Ermatten, und deshalb kommt die Gesetzfabrik nicht zur Ruhe und immer schneller arbeitet die Paragraphenmaschine und immer neue Strafbarkeiten und Heilsamkeiten werden entdeckt, Novellen manchmal und manchmal auch ganze Kriminalromane geschrieben und immer neue Reden gehalten. Schon der sehr todte Tacitus aber hat es gesagt: „lorruptissima res publica, plurimae leges" und D'Argenson übersetzte sich's in sein geliebtes Französisch: „Pour mieux gouverner il faut gouverner moins." Wer weiß, ob wir mit der Zuhälter-, der Trunksucht-, der Schul- und Börsenreform, mit dem Verrath militärischer Geheimnisse, dem Checkgesetz und anderen schönen Dingen uns jetzt herumärgern müßten, wenn das vielköpfige Thier nicht in brüllendem Hunger durch die Lande striche.

* * *

Auf einen Weg, den ich mitunter jetzt wandeln muß, denn er führt gen Moabit, allwo man das Recht spricht, ragt ein mächtiger Bau herab, die kommende Frohnveste der Rednerei. In diesem Reichstagpalast werden die Herren M. d. R. sich wohl fühlen, da werden sie ihre Correspondenz erledigen und ihren Tagesklatsch austauschen, Besuche empfangen und sich bedienen lassen, am Buffet und manchmal gewiß auch im Saal. Gebt ihnen dann noch entsprechend reichliche Diäten und über Beschlußunfähigkeit wird Herr von Levetzow dann nicht mehr zu klagen haben, der Wirkliche Geheime Rath, der zu Häupten der unabhängigen Vertretung des freien Volkes thront. Wer ein Doppelmandat erwischt, kann dann lachen, denn mit dreißig Mark für den Tag lebt sich's herrlich in der Berliner Welt, fern von der drückenden Sorge um Weib und Kind, fern auch von Geschäften, die ja in einer siebenzig Mann starken Fraction doch immer auf ein Halbdutzend führender Geister abgewälzt werden. Die Führer arbeiten, kennen zur Noth doch die Dinge, von denen sie sachkundig reden, wissen, auch wenn sie zufällig Nichtraucher sind, der Blöße ein kleidsames Mäntelchen umzuthun, geben die Richtung, getreu dem Programm, und führen den Haufen beim Hammelsprung. Die Andern haben nur Bravo zu rufen, hört! hört! und sehr richtig! je nach Bedarf, bei der Paroleausgabe für die Partei und bei entscheidenden Abstimmungen nicht zu fehlen, den milden oder auch strengen Tyrannen günstige Zeitungsausschnitte zu apportiren und sich Karten drucken zu lassen mit M. d. R.

Häufig schon sah ich zum ragenden Bau empor und dachte künftiger Zeit. Werden auch in diesem Hause drei, vier Parteiredner die nämlichen Gründe für oder gegen die Kreuzercorvette K. vorbringen und kostbare Vormittage vertrödeln mit nutzlosen Zolldebatten? Wird auch hier

der Witzbold ein großer Mann sein und jeder Sachverständige für einen bestochenen, unmaßgeblichen, nieder zu schreienden Interessenten gelten? Und wird auch der Sport noch fortblühen, dem Gegner umständlich, aus Acten und Protokollen, nachzuweisen, daß er am 24. Februar 1872 anders gedacht hat als am 13. März 1892, daß er demnach nicht ein politischer Charakter ist sondern ein moderner Entwickelung fähiger Mensch?

Noch ernstere Gedanken auch und bangere Fragen stiegen mir auf. Soll es das traurige Vorrecht der Deutschen bleiben, daß ihre Beamten und Repräsentanten in banausischer Abschließung von allen Disziplinen verharren, die auf anderen als politischen und spezialistischen Pfaden dem Culturgange dienen, und darf es im deutschen Reichstag niemals Männer geben, die auch über ein Denkmal, einen Dombau, eine Dichtung, kunstverständig zu reden wissen?

Doch zunächst noch ganz allgemeine Zweifel an der Zukunft des Parlamentarismus, wie er heute ist, in Reichstagen, in Landtagen und Communen. Ich glaube nicht daran, daß sich immer wieder Autoritäten, Minister oder Schusterjungen bereit finden werden, von unverantwortlichen und unverständigen Dilettanten ihre mühsame Arbeit zertrennen und über die kaum dem Nächsten erkennbare Kette von Wirkungen, die an das geringfügigste Gesetz sich hängt, und über den Gebrauch von Pfriem und Ahle in selbstgefälliger Weitschweifigkeit sich belehren zu lassen. Ich glaube es nicht und das beinahe verletzend fröhliche Lachen des Grafen Zedlitz, als man ihn den Vernichter der Selbstverwaltung hieß, nährt meine Zweifel. Es muß der Tag kommen, der an die Stelle der großstädtischen Parlament-Bureaukratie und -Advokatokratie eine gesunde und sachverständige Interessenvertretung führt, die keine Fünfzehnmark-Feuilletons plaudert und nur über solche Cigarren spricht, deren Rauch ihre Zunge beizte. Und bald muß das geschehen, denn für die ungeheuerlichen Vorräthe, die täglich, in Rede und Schrift, aus den Parlamenten auf den Markt geworfen werden, ist kaum noch ein Consument aufzutreiben; dem beschlußunfähigen Reichstag kehrt ein zur Aufnahme unfähiges Publikum gelangweilt und übersättigt den Rücken.

Lord Burleigh hat einst gesagt: „England wird nie fallen, es sei denn durch sein Parlament.“ In Deutschland laufen erst seit einem Vierteljahrhundert die Visitenkarten mit dem schmückenden M. d. R. um. Aber schon ist das nationale Ersatz-Gewissen, wie ich das Parlament gern nennen möchte, so schläferig geworden und so senil, daß für die einzelnen politischen Thiere allgemach die Stunde naht, wo sie nachforschen müssen, ob es nicht doch am Ende besser wäre, das eigene Gewissen zu Rathe zu ziehen als die müde Ersatz-Reserve der M. d. R. Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Gyges und sein Ring.“ Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel. (Deutsches Theater.) — „Die Königsbrüder.“ Schauspiel in fünf Aufzügen von Adalbert von Hanstein. (Berliner Theater.) — „Ein Vorurtheil.“ Schauspiel in vier Acten von Conrad Alberti. (Residenz-Theater.)

In einem Kreise von Künstlern, Genelli erzählte die Anekdote besonders gern, verstieg Schiller einmal sich zu der pathetischen Behauptung, eine äußerst dankbare Aufgabe für die plastische Kunst müsse die Darstellung eines durchsichtigen Genius sein. Die Maler und Meißeler brachen in derbes Gelächter aus und zornig schritt Schiller von dannen. Ob es dem heiligen Manne, wie Hebbel ihn zu nennen liebte, ein Trost gewesen wäre, wenn er seiner Epigonen rastloses Bemühen um die künstliche Schöpfung durchsichtiger Genien noch erlebt hätte? Denn: was die Plastiker so unehrerbietig heiter stimmte, das haben die Dramatiker allen Ernstes als ein den Weg zu neuen Idealen aufhellendes Programmwort begrüßt. Schon Hermann Hettner, dessen kräftiges Kunstsinnen die lärmende Scherer-Schule jetzt überbrüllen möchte, hat es, 1851, in seinen ästhetischen Untersuchungen über das moderne Drama beklagt, daß Schiller's Fehler, seine von gelehrt antikisirenden Kunstansichten verkränkelte idealistische Schwäche, von dem servum imitatorum pecus weit mehr als die hohen Tugenden des Meisters nachgeahmt worden sind. Ein spukhaft unirdisches Wesen kam auf im Gelände deutscher Poesie und auf allen Schaugerüsten begannen durchsichtige Genien, Helden und Heldinnen ohne Geäder, ohne Blut, Knochen und Eingeweide, ein bretternes Schemendasein zu fristen, Gespenster bei flackerndem Rampenschein.

Einer von diesen astralleiblichen Genien ist jetzt aus der frostigen Gruft wieder aufgestiegen und blinzelnd hat er sich und staunend in der geräuschvollen Wirklichkeit zurechtzutasten versucht: Editha, des engelländischen Königs englische Tochter, die in dem Schauspiel „Die Königsbrüder“ von Herrn Adalbert von Hanstein die leichten Knoten schürzt und löst. Gleich dem Mädchen aus der Fremde erschien sie unserm Blick: man wußte, trotz dem Theaterzettel, nicht, woher sie kam, noch, wohin sie ging, und am wenigsten, was sie in dieser Welt des Jammers und Entsagens so eigentlich gewollt. Eine körperlos aus pessimistischer Schwachheit im Homunkelwege gezeugte Gestalt, die echte Muse jambisch schillernder Epigonendichtung. Nicht Blumen dem und Früchte jenem zu bringen, stand die holde Kleine da, mit ihren leeren Händen: etwas „bedeuten“ sollte sie und, wie es von selbst gleich sich versteht, das Loos des Schönen auf der Erde. Um ihre Hand warb ein blonder Jüngling, ein „Feuerknabe“, doch zu spät erst, mit dem Ring am Finger und mit der angeschminkten Todeswunde im Engelsherzchen, erkennt das süße Theaterkind, daß es den heißen Werber, nicht den kühlen Bruder liebt, der, ein gewaltiger Politiker vor dem Herrn, zum Küssen selten nur die Muße findet und zum Kosen nach der Kunst des Romeo. Ein wesenloser Eheconflict, den ein behauptetes Sterben brettern endet. Und das passirt, ganz ungenirt, in Aachen, in Quedlinburg und sonstwo, um das Jahr 960, und der Werber, der Feuerknabe, heißt Heinrich, der nachmals in Bayern Herzog ward, und der politische Gatte heißt Otto der Große, der erste römische Kaiser deutscher Nation. Mit den anspruchloseren Herren Müller und Meyer, mit Fräulein Lehmann hätte die Geschichte am Ende auch gemacht werden können, ohne den Moderprunk altdeutscher Herrlichkeit zu bemühen.

Ich weiß wohl, daß dem liebenswürdigen Herrn von Hanstein zunächst ein politischer Conflict vorschwebte, daß er nicht Schillers historische Liebetragödien nur, sondern auch Ibsens Kronprätendenten gelesen hatte, als er, vor manchem Jahr, in Ephebenbegeisterung das durch eine Direktorenlaune schlimm umgetaufte Schauspiel „Um die Krone“ schuf. Wie ziellos zerfahrener Enthusiasmus vor dem berufenen Verteter des „großen Königsgedankens“ zu Schanden wird, wie der Feuerknabe dem Manne das Knie beugen muß, das sollte gezeigt werden und ein seiner, fast ein origineller Einfall meldete sich: um des härteren Bruders Macht zu festigen, sollte Jungheinrich selbst die ihm sonder Verdienst zugefallene Liebe des Volkes tödten. Bis hierher war Alles schön und gut und die dramatische Feinfühligkeit des bescheidenen Poeten, seine angenehm schwulstlose, einfache Sprache, die nur vor unbedachter Trivialität — „Schweigt still!“ — sich recht ängstlich hüten sollte, verdient frohe Anerkennung. Wie ungründlich aber Herr von Hanstein bei seinen historischen Studien verfuhr, lehrt allsogleich der Zettel: Da ist Heinrich I., der Städtebauer, mit dem Titel eines römischen Kaisers geschmückt, den sein Nachfolger Otto erst, als ihn der Papst zur Hülfe gerufen hatte, in Rom erwarb. Das ist eine Kleinigkeit, aber sie charakterisirt dieses fleißige Werk, in das kein Hauch des zehnten Jahrhunderts hineindrang und das mit seiner leichtfertigen Psychologie, mit seinen durchsichtigen Genien, doch auch nicht modern genannt werden darf. Aus einer Haupt- und Staatsaction mit trefflichen pragmatischen Maximen zur Verherrlichung mystischen Gottesgnadenthums, aus unglücklicher Liebe und unbefriedigter Ehe thürmte unorganisch sich ein zeitloser Theaterbau.

Zwei Sätze möchte ich Herrn von Hanstein in das Stammbuch schreiben. Einen von Hettner: „Das historische Drama muß durch und durch aus dem eigensten Herzblut der eigenen Zeit herausdichten und dabei doch den Localton des geschichtlichen Helden mit Sicherheit treffen: Das ist und bleibt das ewige Gesetz dieser Kunstart.“ Und diesen von Friedrich Hebbel: „Ich weiß ganz genau, welche Eigenheiten die schöne Agnes als Kind hatte, wie der alte Herzog Ernst erzogen worden ist; ich kenne die dummen Streiche des Knaben Gyges und meine Rhodope hat mir viele ihrer Träume erzählt. Das Alles muß aber der dramatische Dichter wissen, weil er sonst gar nichts wüßte.“ Weder den Localton seines geschichtlichen Helden hat Herr von Hanstein für das Erste getroffen, noch hat er seiner Menschen Erlebtes gekannt; wenn er jetzt, wie es heißt, eine soziale Satire uns vorbereitet, dann, hoffe ich, wird er seine Menschen zu ergründen suchen und die Zeit, die sie gebar.

Ein witziger Intendant pflegte die schreckenden Griechendramen Säulenstücke zu nennen. Die Königsbrüder rechne ich zur Gattung der Treppenstücke. Ohne verkleidete Stufen, die zu einem Thronsitz, einem Felsen, einem Altarbau emporführen, geht es da niemals ab und ganz selten nur und wie zufällig berühren die ritterlichen Herrschaften den Boden rauher Wirklichkeit. Der sehr begabte, doch auch der Pflege sehr bedürftige Herr Stockhausen bot als irrlichtelirender Heinz eine Treppenleistung im Stil des Stückes, strohfeurig und bühnentemperamentvoll; ganz und gar meisterlich dagegen und beinahe menschlich, bis auf die immer fürchterlichen Momente gepumpter Ergriffenheit, war der große Otto des Herrn Barnay, der im Statuarischen nicht überrossen wird, den die unverständige Kritik aber immer wieder aus seinem Gebiet der bronzenen Klugheit zu den warmblütigen Leidenschaftmenschen verlockt. Am interessantesten war mir das Publikum in seiner naiven Freude an bunter Tracht und geputzten Vorgängen; es ist der schwarzen Röcke und des modischen Gescheitels gründlich müde und mählich nahet die hier schon häufig geweissagte Zeit, wo auf der Brandstatt nüchternen Alltaggeschwätzes ein neuer Wildenbruch mit neuen Karolingern reichlich ernten wird. Möchte es nur nicht der alte Wildenbruch mit den alten Karolingern sein, sondern der phrasenlos modern empfindende Wiederbringer der historischen Charaktertragödie, die arme Narren so oft schon todt gesagt haben und die doch alle Hinterhäuser überdauern wird.

Wie nach Schiller und den durchsichtigen Genien der Romantiker das junge Deutschland, so kam nach Hanstein's Strohfeuerknaben nun Herr Conrad Alberti des Weges gezogen, mit seinem vieractigen Schauspiel „Ein Vorurtheil“. Auch ein Treppenstück, nur daß die Treppe hier nicht empor führt, sondern hinab, nicht zu Thron und Altar, sondern in Keller

und Kneipe. Beide Herren haben schrecklich viel gelesen, aber während Herr Adalbert freundlich staaterhaltende Märchen spann, conservativ und kathedersozial stisch im Sinne der kaiserlichen Botschaft, die Bismarck in seiner größten Stunde dem milden Herzen seines alten Herrn entrang, fancht der wilde Conrad gar grimmig demokratisch daher, als ein verspäteter Achtundvierziger, der gern nun rasch Geheimer Hofrath heißen möchte. Wofür man nur im Sauserausch der vierziger Jahre schwärmen konnte und wofür man in Nachteafés heute noch schwärmt, dafür erglüht auch Herr Alberti hoch und höchst und auf sein Banner ließ er, mit vielen Ausrufungzeichen, die Inschrift sticken: Krieg der Sitte! Hoch die freie Liebe, hoch die unreine Jungfrau, die von Fall zu Fall gestiegene Kellnerin! Das wäre himmlisch jung, wenn es nicht etliche fünfzig Jahre alt wäre und wenn nicht ein geschäftiges Gebimmel uns immer wieder dran mahnte, wer Alles am billigsten macht und am besten. Herr Alberti ist der bekannte gute Revolutionär, der unter den Wasserstiefeln schon die Escarpins trägt, für alle Fälle — man kann ja nie wissen . . .

Die jungdeutschen Tendenzen, die jungdeutsche Journalistenbegabung, die den schaffenden Dichter spielen möchte, und die jungdeutsche Rückgratschwäche, die den angeblich „knorrigen" Laube als einen der poesiefeindlichsten Streber und Macher mir erscheinen läßt: von alledem finden sich Spuren im unruhig betriebsamen Wesen des Herrn Alberti. Er ist seinem schlesischen Landsmann Laube ähnlicher, als er wohl selbst sich träumt. Vor knapp zwei Jahren wetterte er, an der Spitze eines todtgeborenen Bühnenunternehmens, gegen die „kleinlichen Trivialitäten des Alltagslebens" und gegen „die sklavische Nachahmung ausländischer Sensationshascherei"; die „großen menschlichen Handlungen und Leidenschaften" sollten es damals sein, denn Herr Alberti hatte das altbackene „Brot" aus den Bauernkriegen noch in der Schublade. Und nun, da wieder einmal mit dem Restbestand geräumt werden sollte, zu Schleuderpreisen, nun kam ein Zipfel Sardou hier und eine Elle Ibsen dort zum Vorschein, als Draufgabe noch ein tüchtiger Fetzen Tolstoi, und die kleinlichen Trivialitäten des Alltagslebens füllten einen nebligen Vormittag.

Herr Karl Frenzel, für den unser Sittenbrecher Alberti ja wohl auch einmal schwärmte, hat neulich einen Vortrag über die Frau im modernen Drama nicht zu unterdrücken vermocht. Ich hoffe, diese wohlthätige Leistung wird im Druck erscheinen; als ein dauernd warnendes Beispiel wollen wir sie dann bewahren, das endlich ausgiebig zeigt, wohin einen geistreichen und literarisch hochgebildeten Mann das nicotaitische Aestheticiren in's Blaue hinein verschlagen muß. Herr Frenzel hat nicht die dämmernde Ahnung von den sozialen Zusammenhängen der Dinge, von den ethnischen Voraussetzungen des Dichtens, und er wendet sich, peinlich berührt, von den Modernen ab, weil die bei edlen Frauen nicht mehr, was sich ziemt, erfragen. Daß es in einer Berliner Thiergartenvilla anders als am Hofe von Ferrara aussieht, daß der Unterschied zwischen Egmont's Clärchen und Alma Heinecke zugleich die ungeheuerliche Entwickelung von enger Kleinbürgerlichkeit zum Großkapitalismus mit seinen lumpenproletarischen Gesindelstuben bedeutet, davon ist leider nie die Rede. Herr Frenzel vermeidet, wenn er zierlichen Schrittes von seiner Wohnung in die Redaction wandelt, ängstlich das Geräusch der Leipzigerstraße; leider: sonst würde er Herrn Alberti, der mit harten Ellenbogen sich durch ein fährliches Leben puffen muß, nicht den fürstlich protegirten Torquato Tasso als Erzieher empfehlen.

Die Frau im modern gemeinten Drama des Herrn Alberti würde seinem früheren Pflegevater Frenzel, der den unfrommen Knaben einstens dem Wagner der Kindermörderin verglich, gewiß nicht gefallen. Sie ist auch so Eine, mit einem dunkeln Punkt, verdorben zu Paris, weil der kranken Mama der Hunger nicht gut bekam. Fach II, Formular III: „Veritas", „Ein Besuch", „Der Schatten", „Helga", „Heute und gestern". Wie nun der urputzige Verführer wiederkehrt, wie der Gatte — Fach III, Formular IV: Ibsen'scher Normalmann — stutzt, noch mehr stutzt, sich schießt, grollt, weint, verzeiht und darüber hinweg kann —: das Alles hat Herr Alberti nach der Regel gemacht, etwas weniger taschenspielerig als die Herren Blumenthal und Lindau, etwas weniger geschmacklos als die Herren Hopfen und Philippi. Eduard Brandes bleibt außer Vergleich, denn sein „Besuch" ist in seiner Art ein Meisterwerk — darum gefiel es auch nicht — und des Herrn Alberti „Vorurtheil" ist ein Stück, wie Stücke eben sind. Was mir darin am meisten zusagte, ist, was meine Kollegen am meisten getadelt haben: die rathlose Dummheit der Frau, ihre durch Dick und Dünn gehende Verlogenheit, die lieber verachtet sein will als verstoßen. Viel ist's nicht, nach der abscheulich verfälschten Moral aber, an die uns die von Herrn Frenzel gepriesene bourgeoise Niedergangdichterei gewöhnt hatte, thut es mir wenigstens schon wohl, wenn ein parfumirter Schuft nicht biedermännisch frisirt wird und wenn eine hysterische Pute nicht die angestrahlte Magdalena spielt. Darüber vergesse ich gern eine kindliche Technik, die einen Act vom Abendbrot bis zum Morgenkaffee dehnt, und ein Thesengewitter, das bedenklich nach der Melange im Café Größenwahn schmeckt, — und da ist doch wenigstens mein trefflicher Gönner Max Harmonist mit dem guten Herzen und dem klugen Schachblick zur Stelle, wenn der Most sich gar zu absurd geberdet. . . .

Herr Alberti wird vielleicht ein Erkleckliches schnauben, denn schon schlechtere Stücke haben bessere Erfolge als seines gehabt. Er mag sich beruhigen: er wird durchdringen; wer da zweifelt, der kennt die Kraft dieser spitzigen Ellenbogen nicht und nicht die kompromißgünstige Gelenkigkeit dieses zersaserten Talents. Dieser wilde Mann a. D. wird niummermehr, und mit gutem Bedacht, die Probe auf das Exempel machen, ob der Starke am mächtigsten allein ist. Er bekennt sich gewiß gern zu dem Spruch aus der wahren Weisheit des Petrarca: Si quis, tota die currens, pervenit ad vesperam, satis est.

Es muß schon ein ganz Großer sein, der in Deutschland lange verkannt wird. Denn an Pietätlosigkeit gegen ihre ausgewachsenen Künstler und Sinnirer lassen die Deutschen nun einmal von keinem anderen Volke sich übertreffen. Während jeder Prunkvers Victor Hugo's in Frankreich wie eine Reliquie gehegt wird und Renan in einem ewigen Glanze sich sonnt, mußte Schopenhauer austrocknen, Nietzsche toll werden, Kleist und Hebbel sterben, ehe sie nach Gebühr gewürdigt wurden. Das gehört zur Hygiene der geistigen Volkschulung im Lande der Dichter und Denker.

Friedrich Hebbel hat diese harte Schule durchgemacht. Wenn man heute zurückblickt, fast erscheint es dann unglaublich, daß dieses Genie durch die Laube und Raupach und Halm und den schwachen Dramatiker Geibel verdrängt werden konnte. Und doch ist es geschehen, und doch ist heute noch Hebbel auf deutschen Bühnen ein seltener Gast, und doch hat es vierzig Jahre fast gewährt, bis wir Gyges kennen lernten und seinen Ring. Die Koulissen wechsetten und verblichen; die vulkanische Gletscherwelt Hebbels aber blieb bestehen. Müde Theaterklepper zogen ihre Tantièmedroschken von einer Schaubude zur andern, aber — das ist der Trost —: noch nie ist ein Hochflieger überfahren worden.

Herodot, Plutarch, Plato, Lafontaine, Offenbach und der Ballettmeister Petitpas haben sich mit Gyges beschäftigt und höchst gebildet könnte ich nun hier berichten, wie der Eine als ruhiger Erzähler, der Zweite als wundergläubiger Philosoph, graziös der und jener frivol oder gar blitzballetdumm, sein Thema gestaltet hat. Ich hoffe nach dieser Richtung viel von den neunspaltigen Geschichtenträgern. Mich interessirt nur die Zuthat Hebbels und die will ich herauszuschälen versuchen.

Der König Kandaules von Lydien, ein Herkulessprosse und renommistisch trotz seinem Ahnen, hat ein indisches Gemahl gefreit, die schöne Rhodope, die vor fremden Männerblicken scheu ihren Reiz verbirgt. Der Männer Auge schon, das sie berührt, ist ihr — wie Iphigenien — ein Grauen und Entheiligung. Den eitlen König, wie andre Männer wohl auch, hat das längst schon gewurmt; ein Besitz gilt ihm nichts, mit dem er nicht prahlen kann. So zeigt er denn — ein Erzherzog soll's ihm nachgethan haben — seinem Liebling, dem Griechen Gyges, zur Nachtzeit die entkleidete Frau. Doch die Scham ist hellhörig und wittert den Späher. Rhodope stellt Gyges vor die bange Wahl: er stirbt oder nimmt des getödteten Königs Platz ein, auf dem Lyderthron und an schwülerem Ort. Tausend Jahre vor dem Nazarener zauderte man in solchem Falle nicht lange: der König Kandaules ist todt, es lebe der König Gyges, Rhodopes seliger Gatte. So etwa erzählt Herodot die Geschichte und Plato fügt noch den Wunderring hinzu, der den Späher unsichtbar macht.

„Im Drama ist mir zu Muth, als ob ich mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen ginge; um Gottes Willen nur kein Aufenthalt, was nicht im Fluge mitgeht, gehört nicht zur Sache." Das schrieb Hebbel nach der Vollendung des Gyges an Uechtritz, zu dem ein ähnlich sympathisches Band ihn leitete wie zu dem jetzt greisen Vater unseres verehrten Freundes Gurlitt. Ueber das glühende Eisen ist er hinweggeeilt, ohne sich zu sengen, und fand doch Zeit, der alten Fabel ein ganz neues und eigenes Motiv einzufügen. An einer abstrakten, durchaus ibsenisch idealen Forderung geht seine Rhodope zu Grunde; sie kann die Schmach nicht, die der geliebte Gatte ihr anthat, überleben, ein Grab wird die durch eitlen Männeregoismus Getrennten vereinen und einsam bleibt, der Krönung gewärtig, der schöne Grieche zurück, der Träger neuer Cultur. Weil „das Wunderbare" hinweg ist aus ihrem Leben, gibt Rhodope selbst sich den Tod. „Wie ist das filtrirt!" sagte Grillparzer in hoher Bewunderung, als er das seltsame Tragödienspiel las. Aber wie hätte Herodot über diesen Superlativ der Schamhaftigkeit gelacht! Und gar erst Offenbach und der Ballettmeister Petitpas.

Die Sittlichkeitatmosphäre des Landes, aus dem seine Menschen stammen, hat Hebbel immer am mächtigsten gelockt, nach eignem Geständniß. Und nie vielleicht ist ihm dieser atmosphärische Eindruck besser gelungen als in diesem Werk, das er selbst für sein reinstes Drama hielt. Der eitle und doch edle König, ein barbarischer Heraklide und doch sittigender Cultursehnsucht voll, der helle und schlanke Grieche, keusch und wollüstig doch vor orientalischer Gliederpracht erschauernd, und aus mandelförmigem Auge starrend die verschreckte Scham der indischen Schleierschönheit. Drei fremde Welten, fremde Sittlichkeitbegriffe, anziehend einander und abstoßend, verkörpert durch den genialen Griff des dramatischen Plastikers. Unhörbar fast und schattenhaft, dem geübten Ohr nur erkenntlich, schreitet durch das mythische Spiel das modernste Fatum: die Sitte, die Alles löst und Alles bindet.

Mancherlei noch hätte ich über die fremdartig, gleich der auf friesischer Klippe erblühten Tropenblume uns anmuthende Dichtung auf dem Herzen und bei besserer Muße soll ihrer gedacht sein. Für diesmal nur noch ein Wort über den Dichter.

Friedrich Hebbel wird niemals der Mann der Menge sein. Er ist ein poetischer Sadist — ich bitte, über die Bedeutung des Wortes bei Krafft-Ebing, in der Psychopathia sexualis, sich Raths zu erholen —, er quält, die er liebt, und wenn Frenzel consequent ist, muß er ihn zu den sehr Unerquicklichen werfen. Martern aller Arten, von denen Constanze singt, ersinnt dieser holstische Peiniger, um seine Geschöpfe der endlichen Reine entgegenzuläutern. Mariamne wird vom Herodes und seinen Werkzeugen zerquält; der Agnes Bernauerin Leben bricht unter der harten Hand des staatsmännischen Schwiegers; Meister Anton zermorscht die Kraft seiner Tochter, an der auch des Jammerbuhlen Erbärmlichkeit zehrt; und Judith empfängt höchste Lust erst von dem Manne, den sie zu tödten mit heiligem Eidschwur gelobt hat. Das ist der echte Sadismus, der so an geliebten Frauen wüthet. Und dieser männische Dichter war in die Frauenzimmerepoche gestellt, in der schwachgemuthe Politiker herrschten, mit Metternichtigkeiten, und in der die Günstling- und Zuhälterstücke von Laube nebst der Cocottendramatik, frisch aus Paris, den Preis gewannen. In den Wendekreis der Männlichkeit erst und

aus dem frauenzimperlichen Madonnencult heraus muß die Welt wieder treten, ehe denn Hebbel zu einem weiter gezogenen Kreise sprechen darf.

Und wie fein und zart hat dieser Sadist seine Opfer gemalt; recht wie ein Gourmand. Wenn Rhodope, in schmerzlichem Vergleichen der rohen Wallung des heißen Barbaren mit seiner Griechensitte, zu Gyges die wunden Worte spricht:

„Du hättest mich der Heimath nicht entführt,
Um so an mir zu thun!"

dann klingt noch einmal der müde Seufzer der süß beschränkten Desdemona an unser Ohr: „Der Ludovico ist ein feiner Mann!" M. H.

Die Spangenberg-Ausstellung.

Bei eingehender Beschäftigung mit englischer Kunst und englischem Kunstleben habe ich eine Bemerkung gemacht, die sehr stark für die dortige Anschauung vom Werth des Geschaffenen spricht. Ich habe mich nämlich die Mühe nicht verdrießen lassen, Auctionscataloge mit einander zu vergleichen und den Preis einzelner Kunstwerke aus älterer Zeit zu verfolgen, wenn diese hin und wieder auf den Markt kamen. Da habe ich mit Staunen bemerkt, wie hoch im Preis heute noch Bilder stehen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts gemalt wurden, selbst solche von nicht mehr lebenden Künstlern. Wer deutsche Verhältnisse kennt, weiß, daß heutzutage ein Cornelius, ein Kaulbach, ein Führig, ein Bendemann eigentlich keinen Preis mehr hat. Die Museen haben moderne Aufgaben zu erfüllen, die Privatsammler haben keinen Sinn für die Kunst, welche in unseren Kunsthandbüchern als eine der größten aller Zeiten gepriesen wird.

Wir sind in Deutschland der Meinung, daß wir zu Lebzeiten des Cornelius allein große Maler gehabt hätten, neben welchen die Schüler des David und die ersten Anfänge der französischen Romantik nur eine bescheidene Rolle gespielt hätten, gar nicht zu reden von dem, was Italien, Spanien und England leisteten. Wer kennt z. B. bei uns John William Müller, einen in Bristol von deutschen Eltern 1812 geborenen Landschafter, der schon 1845 starb. Der Mann hatte während seines kurzen Lebens nicht die Zeit zu Ruhm zu kommen, zu jenem Ruhm, der sich jenseits der Nordsee so schnell in Pfunde Sterling umsetzt. Als sein Nachlaß versteigert wurde, erzielten die 453 Kunstwerke etwa 82,000 Mark, eine für England geringe Summe. Kein Bild stieg über 2000 Mark. Als dann 1876 auf einer Auction sechs seiner Bilder erschienen, erzielten sie 138,160 Mark. Der „Schachspieler", der für 1680 Mark aus Müller's Werkstätte herausging, wurde 1874 mit 81,000 Mark bezahlt. Wo ist ein ähnliches Beispiel in Deutschland?

Die Bilder des Thiermalers E. Landseer, welcher 1802 geboren wurde und 1873 starb, steigen ununterbrochen im Preis. Die „Otterjagd", welche auf der ersten Auction 50,000 Mark brachte, stieg 1877 auf 118,400 Mark, „Braemar" vom Jahre 1875, wo es mit 85,000 Mark bezahlt wurde, zum Jahre 1888 auf 104,000 Mark. Auf einer Auction vom Jahre 1890 wurden für 30 Bilder und Skizzen Landseer's an einem Tage 840,000 Mark gezahlt.

Der Landschaftsmaler Turner steht nicht minder hoch im Preise. Er verkaufte seine Bilder zwischen 1803 und 1815 selten höher als 4000 Mark, später erzielte er etwas höhere Preise. Aber beispielsweise die „Dogana von Venedig", welche ihm 1844 mit 4000 Mark bezahlt wurde, erklomm bis 1870 den Preis von 54,000 Mark. An einem Tage brachten 1874 drei Bilder 187,000 Mark, der „Große Kanal" in Venedig, der 1872 mit 80,000 Mark bezahlt wurde, erzielte 1875 — also *nach* dem Krach — allein 147,000 Mark; 1879 wurden 55 Zeichnungen seiner Hand zum Preis von 415,000 Mark abgesetzt; 1890 zwei Bilder aus einer Privatsammlung zusammen für 229,150 Mark. Und dieser Turner, der 1851 starb, leidet, wie das Meyer'sche Conversationslexikon ihn schildert, „an Maßlosigkeit der Phantasie und Uebertreibung im Kolorit, namentlich in den Lichtwirkungen, die zum Theil seiner *Farbenblindheit* Schuld gegeben werden."

Wenn es Narrheit ist, daß die Engländer zwar ihre Rafael's und Rubens' verkaufen, ihre Müller, Turner, Philipp, Collins, Wilkie, Frith und wie sie sonst heißen, mit den höchsten Preisen bezahlen, so ist dies eine meiner Ansicht nach sehr löbliche Narrheit. Zwei Dinge leiten sie dabei: Einestheils die Unbefangenheit des Urtheils, und dann die Hochachtung vor der selbständigen Leistung. Die erstere werden unsere Kunsthistoriker zumeist belächeln. Denn die Meisten von ihnen glauben, der Kunstgenuß wachse aus der Kunstgeschichte hervor und halten den für einen Barbaren, der nicht einen geschichtlich gebildeten Geschmack habe. Ich für meinen Theil halte es mit den Engländern, die einen solchen Geschmack für *verbildet* erklären und sich nur auf sich verlassen und auf ihr eigenes Schönheitsempfinden und den Teufel danach fragen, was die Gelehrten dazu sagen. Ihnen gefällt der „farbenblinde" Turner, trotz des Meyer'schen Conversationslexikons, und darum kaufen sie ihn. Und weil die Production echter Turner abgeschlossen ist, kaufen sie die vorhandenen Bilder zu jedem Preise. Viel hundert Maler standen neben Turner, die nicht für farbenblind galten und malten fast so schön wie Claude Lorrain, nur ein klein wenig schlechter, nach ihrer Ansicht, vielleicht auch ein wenig besser, sicher aber in seinem Sinne: kein Mensch will ihre Werke mehr haben. Nur *die* erhielten sich, die *nicht* dem beliebten Schönheitsideal zustrebten, *nicht* der Schule folgten, sondern in ihren Bildern sich als Persönlichkeiten darstellen — und mag diese noch so wenig den Zeitgenossen behagt haben.

Bei uns gilt leider noch zunächst die Schule. Man kann jetzt schon Makart bei uns ausbieten wie sauer Bier: Niemand will ihn! Wir haben ihn angejubelt und bei Seite geworfen. Er ist überholt. Jetzt ist etwas Anderes das Schöne. Wir malen jetzt hell und darum ist das Farbig-Malen nichts werth. Sieht unsere Kritik in der Ausstellung das schwächere Werk eines älteren Meisters, da erhebt sich auf der ganzen Front ein Freudenschrei: „Hurrah, jetzt ist es 'raus, wir haben ihn überschätzt! An dem ist auch nicht viel! Herunter vom Thron, alter Herr, auf dem du dich und uns nur lächerlich machst!" Nicht der Mann wird bei uns als Ganzes beurtheilt, sondern die augenblickliche Leistung nach dem augenblicklichen Stande des Schulgeschmackes. Drüben schätzt man den, der sich selbst treu bleibt, bei uns den, der mit allen „Neuesten" mitläuft. Ich bin nicht gegen das Neue, behüte! ich bin aber dagegen, daß Andere dem Neuen seine Art alsbald abgucken und nun auch glauben, neu zu sein!

Die Besitzer der noch zu hohem Preis gezahlten Bilder älterer Meister werden ängstlich, der Markt wird kleiner, das Angebot größer und ehe man sich es besieht, sind große Werthe zerstört. Denn in der Kunst und im Kunsthandel gibt es nur „Affectionswerthe." Vor dreißig Jahren wollte kein Mensch einen Franz Hals haben, jetzt ist er schon recht theuer. Andere Meister sinken. Einst werden sie wieder steigen: Ihre Bilder aber bleiben die alten.

Auch in England gibt es Viele, die bei Lebzeiten gute Preise erzielten und die dann vom Markt als werthlos verschwanden. Es halten sich auch dort nur die „originellen" Leute, jene, die im Leben mit dem landläufigen Schönheitsbegriff in Conflict kamen, die von den Allerweltsleuten für farben- oder formenblind gehalten wurden. Ich möchte den jüngeren Malern immer wieder als das Ergebniß meiner Kunststudien vorhalten: „Malt nie etwas, was Ihr von Anderen gelernt habt, sondern malt nur, was aus Euch selbst kommt. Glaubt Ihr, daß etwas in Euch steckt, so flieht so schnell Ihr könnt aus der Akademie. Macht vor Allem die Di ge nicht schöner als Ihr sie empfindet!"

Mir fiel dieser Gedanke in der Sonderausstellung ein, welche die königliche Nationalgalerie von Werken des im vorigen Herbst verstorbenen Berliner Malers Gustav Spangenberg veranstaltete. Da sah ich wundervolle Skizzen, namentlich meisterhafte Bleistiftzeichnungen. Die Landschaftsstudie in Blei aus den fünfziger Jahren, welche die Nummer 225 trägt und andere daneben liegende Blätter konnte nur ein sehr begabter Mensch hervorbringen. Da sammelt sich das zeichnerische Können, welches den Deutschen damals eigen war, zu voller Höhe, da ist das Erschaute klar, eindringlich, liebenswürdig, kraftvoll wieder erkennbar gemacht. Man sehe dann ferner die Studien zu „Luthers Einzug in Worms" vom Jahr 1873: sie sind mit sicherer Hand, klar im Ton, intim im Ausdruck, durchaus erfreulich gemalt. Aber nun suche man das Bild selbst, was aus diesen Studien wurde: Vor lauter Stimmen und Componiren hat die Frische im Ton und in der Bewegung sich verflüchtet, aus Menschen wurden sehr viel „schönere", idealisirte Gestalten, die man aber alle schon auf anderen Bildern gesehen zu haben glaubt, die uns daher wenig Theilnahme ablocken. Man verfolge einmal den Gang, wie ein solches Bild entstand: Spangenberg liest ein Buch und sucht nach einer ihn inspirirenden Stelle. Er hätte besser gethan, in die Natur zu gehen und einen Eindruck zu suchen. Er macht eine Skizze. Dann sucht er die Modelle, welche die in die Skizze eingefügten Menschen darstellen sollen. Ganz so, wie er wünscht, findet er sie nicht. Das gibt das erste Hemmniß, die Skizze der Phantasie gemäß durchzuführen. Hat er einen gefunden, so steckt er ihn in ein Kostüm; das paßt ihm aber weder geistig noch körperlich: zweites Hemmniß! Das Modell ist nicht der darzustellende Held, sondern ein meist schlechter Schauspieler: drittes Hemmniß, durch welches die Unwahrheit in das Bild einzieht! Nun muß die Skizze in das Bild übertragen werden und muß der Kopf „historischen" Charakter bekommen: wieder Grund, an Frische der Arbeit einzubüßen; und wenn dann Alles beisammen ist, dann heißt es jede Einzelheit übermalen, damit sie in die gewählte Beleuchtung passe: fünfte Gelegenheit, die Wahrheit aus dem Bilde hinaus zu complimentiren!

Wenn ich mir Spangenberg's älteste Arbeiten ansehe, der „Hexentanz auf dem Brocken" und die „Wallfahrt" vom Jahre 1857, da spüre ich sehr wohl die große Kraft in dem jungen Künstler, so fern mir seine Kunstweise auch steht. Früh machte er einen meiner Ansicht nach folgereichen Fehler, den ein großer Theil unserer älteren Figurenmaler mit ihm theilt: er ging nach Paris. Seither schwankt er zwischen der feinen Pinselfertigkeit von Couture, der Titianstimmung von Henneberg und dem Sepiaton des Knaus: die „Zigeuner im Walde" könnte man zum Theil für Knaus' Arbeit halten. Er verlor den festen Boden. Seine ganze Kraft sammelte sich auf den Inhalt der Bilder, auf die Gedanken. Mehrfach hat er auch in der Darstellung eine hohe Meisterschaft erreicht. Die Höhe seines Hauptwerkes: „Des Zug des Todes" erreichte er jedoch nur ein Mal. Aber an sehr vielen Stellen sieht man den Ansatz zu eigenartigem Schaffen, ja Versuche, in das Böcklinisch-Dichterische überzugehen, wie in seiner „Nymphe mit dem Reh". Aber die Nymphe mußte leider schön sein, die starken Glieder antiker Weiber erhalten und verlor daher den Duft. Oder er machte einen Lindwurm, vor dem die Hirten fliehen, ganz Böcklinisch in der Idee, doch leider mit dem Nachtheil, daß der Wurm nicht scheußlich ist, daß man vor ihm nicht erschrickt, wie vor den wilden Geschöpfen des großen Schweizer Meisters.

Oder man sehe einmal die vortrefflichen Acte von Frauen und Knaben, die zu betrachten eine wahre Herzensfreude ist. Und dann sehe man, was aus den prächtigen italienischen Buben wurde, als sie in einen Corton übertragen, der „Justitia" als Schildträger zu dienen hatten. Der Spiritus ist verflogen, das Phlegma ist geblieben.

Ich habe aus der Ausstellung den Eindruck mitgenommen, daß hier ein sehr starkes Talent nicht zur Entfaltung kam, weil man dem Deutsch Beanlagten fremde Vorbilder gab, daß man hier recht deutlich erkennen

könne, wie wichtig es für uns ist, aus der Romantik, die romanisch ist, herauszukommen und nur uns selbst und unserer Zeit zu leben, und daß es für unser junges Geschlecht nur ein Ziel geben kann: Fort von der Schönmacherei zur Natur, die die Schönheit in sich trägt!

Hätte Spangenberg mit zwanzig Jahren, als er die Technik des Darstellens sich genügend angeeignet hatte, sich auf eine verlassene Insel gesetzt und hätte er dort nur die Natur studirt, statt in Antwerpen und Paris die Idealisirung der Natur, so hätte er vielleicht das Zeug gehabt zu einem Eckstein in unserer Kunstentwickelung zu werden. Seine Studien lassen es fast vermuthen. Aber er wurde „Idealist" — und damit verschloß sich die in ihm lebende ideale Kraft. Versiegt dann im Laufe der Zeit die ihn bestimmende Richtung des Geschmackes, so bleibt wenig übrig, was die Nachwelt erfreut. Mühsam muß man den Mann aus der Schule heraus suchen. Später entdeckt dann vielleicht Jemand Spangenberg's Skizzen und verkündet der Welt erstaunt, daß sie von echtester Meisterhand stammen. Der Nation aber ist dann der Name entschwunden, vom Markt des Lebens wie dem des Geldes ist er zurückgetreten.

C. G.

Offene Briefe und Antworten.

267 Mark für Franz Perrot!

Geehrter Herr!

Deutschland weiß wirklich seine verdienten Männer zu ehren! Franz Perrot, der deutsche Urheber des Zonentarifs, des zweistufigen Packet-Portos, der Sammel-Ladungen und mancher anderer Dinge, dem ich in Nr. 52 der „Gegenwart" einen Nachruf gewidmet habe, ist ein Beispiel dafür. Man denke, als er verschieden war, sammelte ein Mainzer Blatt für die in bedrängten Verhältnissen lebende Wittwe des im Leben für die Allgemeinheit rastlos thätig Gewesenen; ein in Höchst a/Main lebender Verehrer Perrot's, Wilhelm Stauffer heißt der Wackere, sandte zu diesem Zwecke an 100 Touristen- 2c. Vereine, denen der Verstorbene bekannt gewesen, Aufrufe mit der Bitte um einen Beitrag, Privatpersonen wurden darum angegangen, eine kleine Summe als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit zu spenden, und was lief, nachdem der Klingelbeutel mehrere Monate herumgegangen war, ein? 267 Mark! Armer Perrot, so hoch taxirt man Dein Wirken, von dem einst auch die Conservativen und Schutzzöllner so viel profitirten. Aber diese ließen gar nichts von sich hören, als ich an die Herren von Hammerstein und von Helldorf-Bedra schrieb und sie an ihren einstigen Fractionsgenossen erinnerte. So wenig galt er ihnen, daß nicht einmal der Schein gewahrt wurde; kein Kranz, kein Beileidsschreiben traf bei seinem Tode aus Berlin ein. Warum auch war Perrot zuletzt ein solcher Querkopf gewesen, der Alles besser wissen und andere Wege einschlagen wollte, als die Feudalen des Ostens und Westens! Uebrigens hatte er seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen; die Erinnerung an ihn war nur peinlich. Kurz vor seinem Ende beging er noch eine Unbegreiflichkeit; denn wie hätte er sonst den verehrlichen Bundesrath bitten können, beim Reichstage für ihn mit Rücksicht auf das, was er dem Vaterlande geleistet (s. besonders Packet-Porto) eine Dotation zu erwirken! Mit der Naivetät und dem Selbstbewußtsein des großen Mannes schilderte er in glühenden Worten seine Vergangenheit und gegenwärtige etwas gedrückte Lage. Der Bundesrath berieth über die merkwürdige Eingabe und überwies sie schließlich dem Reichskanzler. Graf von Caprivi mag wohl auch den Kopf geschüttelt haben; aber die Sache erforderte reifliche Ueberlegung, sehr reifliche Ueberlegung; man prüfte und prüfte nochmals und endlich nach Monaten — Perrot hatte es inzwischen vorgezogen, nicht auf Antwort zu warten, sondern dieser schönen Welt für immer Adieu zu sagen — lief bei der mahnenden Wittwe folgendes Schreiben des Reichskanzlers ein:

„Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich auf die an den Bundesrath gerichtete, an mich abgegebene Eingabe vom 26. v. M., ergebenst, daß die am 17. November v. J. hier eingegangene und durch Bundesraths-Beschluß mir überwiesene Eingabe Ihres inzwischen verstorbenen Ehegatten keinen Anlaß gegeben hat, dem darin gestellten Antrage näher zu treten."

Wie mag der „Alte" in Friedrichsruh dazu mit den Augen gezwinkert haben! Der kannte Perrot. Freilich verdrossen hat es den Fürsten auch, als der Verstorbene 1875 einen mit 5000 Mark jährlich dotirten Consularposten in — Tunis ausschlug. Unter den Schwarzen wollte Bismarck den gefährlichen Verfasser der „Aera-Artikel" wissen!

Hochachtungsvoll

Hans R. Fischer-Mainz.

Notizen.

Trutznachtigall. Von Karl Henckel. (Stuttgart, W. Dietz.) Tendenziöse Rhetorik in Versen, die sich für neu und welterlösend hält, vermuthlich weil sie Herwegh's und Freiligrath's verwandte Klänge vergessen möchte. Neben hohlen Phrasen und geschmacklosem Schwulst zeigt sich aber doch wieder Gestaltungskraft, idealer Glaube und künstlerischer Ernst. Da und dort findet sich in der Spreu ein hübsches Naturbild. „Das ist der bleiche Winter, Eiszapfen in der Hand, Am Wolkenwebstuhl spinnt er Elend und Liebestand." Ganz das Nämliche gilt von Wilhelm Arent's „Liebfrauenmilch." (Dresden, Pierson.) Unreif, unausgegoren, gespreizte Phrasen, form- und witzlos, wo er satirisch sein will. Nur vereinzelt ein Goldkorn, z. B. „Sanfte Schatten Sinken und Auf der Matten Bleiches Bild. Dämm'rung weiße Fäden spinnt — Märchen leise Raunt der Wind." Auch in dem schon wieder allerneusten Gedichtband von Arent: Violen der Nacht (Berlin, Conrad) wird das Schöne unter dem Ueberflüssigen erstickt. Das Beste für diesen Dichter wäre eine ganz kleine, strenge Auswahl aus seinen überzähligen lyrischen Bändchen, aber nur nicht er oder seines gleichen dürfte die Auswahl treffen, wenn es nicht wieder ein kritik- und geschmackloses Sammelsurium werden sollte.

Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. Von J. Zimmerli. I. (Basel, H. Georg.) — Seit Socin's trefflichem Werk über die deutsche Schriftsprache in älterer Zeit hat uns kein Schweizer Buch mehr so gut gefallen wie das vorliegende, schon um des Umstandes willen, daß das Zurückweichen der deutschen Sprache in der welschen Schweiz nur sehr bedingt zugegeben wird. Am Westufer des Bielersees ist das Deutsche vorgerückt und ursprünglich französische Gemeinden wie Ligerz sind deutschsprechende geworden. Im Kanton Solothurn, wo die Schulen deutsch sind, wird das Französeln von Staatswegen kräftig bekämpft, leider ist es im Neuenburgischen umgekehrt. Nur im Berner Jura weicht das Deutsche in den Städten (Biel) zurück, doch sind die Einzelhöfe alle deutsch. Jedenfalls hat der Deutsche Schulverein in der Schweiz nichts zu thun, denn die Deutschschweizer fangen selbst an, durch Pflege der Schriftsprache in Schule und Haus der drohenden Romanisirung zu steuern.

Die größten und berühmtesten deutschen Soubretten Von Adolph Kohut. (Düsseldorf, Felix Bagel.) — Es hat uns bisher an einer zusammenfassenden Schilderung der berühmtesten deutschen und österreichischen Soubretten, die in unserem Jahrhundert auf den die Welt bedeutenden Brettern eine mehr oder minder hervorragende Rolle gespielt haben, gefehlt. In glücklichster Weise hat Adolph Kohut durch sein eben so kenntniß- wie inhaltreiches Buch diese Lücke ausgefüllt. Eine Fülle neuer Thatsachen bringt er herbei, so daß auf das deutsche Soubrettenthum — in der Oper, in der Posse und im Schwank — durch diese Darstellung ein ganz neues Schlaglicht fällt. Besonderen Reiz erhält dieses eigenartige Werk durch die ernsten und heiteren Beiträge der Priesterinnen der leichtgeschürzten Muse, die nicht bloß eine fabelhafte Kehl-, sondern — wie man sieht — auch die gleiche Fingerfertigkeit zu besitzen scheinen. Da Kohut über das Wesen der Soubrette, über die erloschenen Sterne und die untergegangene Stars sich auch äußert, wird man seine Schrift als einen bedeutsamen Beitrag zur Theatergeschichte unseres Jahrhunderts willkommen heißen.

Sensitive. Roman von H. Wörishöffer. (Berlin, A. Slotko.) — „Sensitive" wird die Heldin dieses spannend geschriebenen Romans deshalb genannt, weil sie sich scheu vor der Welt zurückzieht, ihre inneren Gefühle und Empfindungen sorgsam verbirgt und dabei gut und lieblich wie eine Lilie ist. Die früh verstorbene Verfasserin ist eine scharfsinnige Beobachterin, eine geschätzte Erzählerin und versteht sich namentlich auf die Schilderung von Frauen-Charakteren. Der Schauplatz der recht verschlungenen Fabel ist eine große Handelsstadt, und das Thun und Treiben, das Denken und Fühlen in der höheren Kaufmannswelt schildert sie mit anheimelndem Verständniß. Hier und da freilich zeigt sich manches schablonenhaft, und die Tiefe in der psychologischen Darstellung läßt manches zu wünschen übrig; aber ein gesunder Realismus verleiht dem Roman einen ganz eigenen Reiz. Ebenso muß der feine Humor und die lustige Satire hervorgehoben werden; und von dem Gerechtigkeitsgefühle der Dame zeugt es, daß sie in dem Antiquitätenhändler Aron Waldhein, dem Vater der Sensitive, den Juden schildert wie er leibt und lebt, ohne ihn zu karikiren und tendentiös zu entstellen. a. k.

Laura Bridgman. Eine psychologische Studie von Wilhelm Jerusalem. (Wien, Pichler.) — Diese Erziehungsgeschichte eines taubstummen und blinden Mädchens, das in der Fingersprache redet, erhabene Lettern liest, Briefe schreibt 2c., liefert den experimentellen Beweis, daß der Tastsinn eine ganze Raumwelt aufzubauen vermag. Der Verfasser ist Philosophieprofessor in Wien, und sein vollständig zusammengetragenes und durchgearbeites Material hat für den Psychologen große Bedeutung, doch auch dem menschenfreundlichen großen Publikum mag das gut geschriebene Buch willkommen sein.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren **an den Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Das junge Deutschland.

Ein Buch deutscher Geistesgeschichte

von

Johannes Proelß.

Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube.

Ein Band von 812 S. in Großoktav.

Preis geheftet ℳ 12.—. In geschmackvollem Halbfranzband ℳ 14.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte, (Gesammtausgabe mit dem Bildnis des Dichters). 2. verm. Auflage, brosch. ℳ 3.45, geb. ℳ 4.50.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln und Sprüche, 4. verm. Auflage. brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

Otto Weddigen, Märchen. 4. Tausend. brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Otto Weddigen, Epische und Dramatische Dichtungen. 2. Aufl. br. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Weddigens „gesammelte Werke" gehören zu den besten in unserer neuesten Litteratur; als vaterländischer Dichter ist er dem deutschen Volke immer werth.

Verlag von Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Die

Tragödie des Menschen.

Dramatisches Gedicht

von

Emmerich von Madách.

Aus dem Ungarischen übersetzt

von

Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.,** Culmstraße 8.

Der Volksschulgesetzentwurf

vom pädagogischen und sozialpolitischen Standpunkt beleuchtet.

Von Hauptlehrer **J. Greßler.**

25 Ex. 11 ℳ, 50 Ex. 20 ℳ, 100 Ex. 35 ℳ, 1 Ex. f. 55 ₰ franco von

A. Helmich, Bielefeld.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Roman

von

Georg Engel.

2 Bände eleg. Format. Broch. 7 Mk., geb. 9 Mk.

Ahnen und Enkel.

„Ahnen und Enkel" ist aus der Feder eines Schriftstellers hervorgegangen, der als ein Erzähler nach dem Herzen des Volkes gelten darf; denn wie **Georg Engel** zu packen und zu erschüttern weiß, so licht und erquickend ist auch sein Humor, der immer und immer wieder siegreich hervorbricht. Dieser innerliche — geradezu an **Fritz Reuter** gemahnende — Humor stempelt Georg Engel zu einem gern gelesenen Autor.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

K. von Perfall, Vornehme Geister. 2. Auflage. Preis 2 Mark.

" Die Heirath des Herrn von Radenau. 2. Auflage. Preis 1.50 Mark.

" Vicomte Bossu. Preis 2 Mark.

" Die Langsteiner. 2. Auflage. Preis 3 Mark.

" Ein Verhältniß. 3. Auflage. Preis broschirt 4.50 Mark, fein gebunden 6 Mark.

" Die fromme Wittwe. 2. Auflage. Preis broschirt 5 Mark, fein gebunden 6.50 Mark.

" Natürliche Liebe. Preis broschirt 4 Mark, fein gebunden 5 Mark.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage von Heichen & Skopnik, Berlin W., Körnerstr. 21.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 26. März 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Wahrheit über Elsaß-Lothringen. — Das Reichsstrafgesetzbuch und die unteren Stände. Von F. H. — Die Geldrevolution in Oesterreich. Von Ernst Kirchberg. — Literatur und Kunst: Anton Rubinstein als Aesthetiker. Von S. Bagge. — Neue Dichtergaben. Von Adolf Wilhelm Ernst. — Feuilleton: Auch ein Jubiläum. Von Adolf Marquardt. — Aus der Hauptstadt: Der Kadett als Erzieher. Von Alpha. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Aus der guten alten Zeit. Von Carl Schultes. — Inserate.

Die Wahrheit über Elsaß-Lothringen.

Straßburg, Mitte März.

In der ersten Lesung des Gesetzentwurfes über den Belagerungszustand in Elsaß-Lothringen vom 3. März ist der Reichstagsabgeordnete für Straßburg Dr. Petri als Anwalt nicht nur seines Landes, sondern auch der Landesregierung aufgetreten — der Reichsregierung gegenüber, ein Vorgang, der nach verschiedenen Seiten hin zu denken gibt. Die maßgebenden Persönlichkeiten in Straßburg, meint Petri, hätten die Sachlage richtig erkannt, in Berlin habe man zwar auch die besten Absichten dem Lande gegenüber, aber — nun kommt die nachgerade trivial gewordene Bacillentheorie — „unzufriedene Beamte und sonstige unzufriedene Persönlichkeiten (Offiziere?) aus dem Elsaß hätten die öffentliche Meinung in Deutschland sehr oft irre geleitet durch chauvinistische, gehässige, falsche Berichte." Die Folge davon sei gewesen, daß die gemeinsamen Bestrebungen der Landesregierung und des Landesausschusses ꝛc., die Verschmelzung der altdeutschen und neudeutschen Elemente herbeizuführen, „nur allzu oft durch Mißgriffe von oben her vereitelt worden seien." Man höre also endlich auf, Gesetze zu geben, die weiter keinen Erfolg haben, als die Bevölkerung unnützer Weise zu erregen. Diese Ausführungen haben, wie immer, im Hause großen Beifall gefunden, der Gesetzentwurf ist einer Commission überwiesen worden und soll dort, wie die Straßburger „Neuesten Nachrichten" triumphirend berichten, bereits sang- und klanglos eingesargt worden sein.

Nun wohl, wenn die Commission der Ansicht gewesen ist, daß unsere bisherige Gesetzgebung ausreiche, bis das in Angriff genommene Reichsgesetz über den Belagerungszustand fertig geworden ist, so mag das manchem verständlich erscheinen. Viele werden aber gleich mir fest überzeugt sein, daß unsere Heeresleitung besser als der Abg. Petri, ja besser als sonst wer zu ermessen vermag, was zur Sicherung unserer Westmark nothwendig ist. Die reichsländischen Bezirkscommandeure und Gendarmerieoffiziere dürften von ihrem Standpunkte aus vielfach anders berichten, als die Kreisdirectoren und Bezirkspräsidenten, und die Versicherung des Abg. Petri, seine Landsleute wünschten nichts sehnlicher als die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens, die große Mehrheit des französischen Volkes desgleichen, möchte schwerlich im Stande sein, die gerichtlich nachgewiesenen Umtriebe des Obersten Vincent, des Chefs des französischen Spionagebureaus, die Bestechung deutscher Unterbeamten, die Verurtheilung des Großindustriellen Blech, den Verrath Straßburger Festungspläne u. a. aus dem Gedächtniß des großen Generalstabes zu tilgen. Wird sich der friedliche und gesetzliche Sinn der Bevölkerung, den Petri immer wieder rühmt, auch dann bewähren, wenn es heißt: die Franzosen kommen! Wie leicht wäre es dann den geschworenen Feinden Deutschlands, die urtheilslose Menge zu Ausschreitungen zu verleiten! Sind nicht zur Zeit des Boulangerfiebers in wenigen Wochen Dutzende von Verurtheilungen erfolgt wegen aufrührischer Rufe, Majestätsbeleidigung und dergleichen? Man frage doch die Oberförster, Steuererheber, Amtsrichter und andere Beamte, die mitten unter welscher oder verwelschter Bevölkerung sitzen, ob sie sich im Falle eines Krieges in ihrem Wohnorte sehr behaglich fühlen würden. Vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathen, und Straßburg ist freilich sicherer als irgend ein einsamer Cantonsort auf der lothringischen Hochebene oder ein Vogesendorf. Das Gesetz über den Belagerungszustand kann nach meiner Ansicht weder die altdeutsche Bevölkerung beunruhigen, noch die Einwohner, die gleich dem Dr. Petri ausgesprochene Anhänger des deutschen Reiches sind. Ob aber die Franzosen, in und außer dem Lande sich darüber aufregen oder nicht, das kann der Reichsregierung ganz gleichgültig sein.

Eine Schrift, die es sich zur Aufgabe macht, die Erfolge unserer bisherigen Verwaltung nicht nach den wandelbaren Gesichtspunkten der augenblicklichen Nützlichkeit, sondern gewissermaßen sub specie aeternitatis zu beurtheilen, feste Normen für die Fortsetzung unserer Germanisationsversuche daraus herzuleiten, eine solche Schrift wäre verdienstvoll. Sie ist erschienen. Die „Briefe aus Elsaß-Lothringen" von Emil Kühn (Leipzig, Georg Lang) fordern allseitige Beachtung. Der Verfasser hat als Amtsrichter in einem ländlichen, fast ganz französischen Bezirke Lothringens reichlich Gelegenheit gehabt, Land und Leute zu studiren. Die Briefe sind dem Anschein nach an einen juristischen Freund in Altdeutschland gerichtet. Die schweren Bedenken gegen die angekündigte neue Kreis- und Gemeindeordnung haben den Verfasser, wie er im Vorwort bemerkt, zur Veröffentlichung getrieben.

Die erste Frage lautet auch für Kühn: wozu haben wir Deutschen Elsaß-Lothringen dem Reiche einverleibt? Er antwortet: nicht zu unserm Vergnügen, zunächst auch nicht zu dem der Elsaß-Lothringer, sondern lediglich deshalb, um Deutschland gegen die Angriffe der Franzosen möglichst zu sichern. Soll aber das Land ein Bollwerk gegen Frankreich bilden, ein Festungsglacis, so kommt alles darauf an, seine Bewohner so schnell wie möglich zu zuverlässigen Unterthanen des Kaisers zu machen, sind doch auch die Schlesier ehedem in ganz kurzer Zeit gute Preußen geworden. Das ist nur dann

möglich, wenn unsere Cultur geistig und vor allem sittlich der französischen überlegen ist und wenn sich die deutsche Verwaltung dieser Ueberlegenheit jederzeit klar bewußt ist und darnach handelt. Selbst brutale Eroberungen werden nachträglich sanctionirt, wenn der Sieger das eroberte Land höherer Gesittung zuführt. Damit wird Wohlthat, was vorher als Zwang empfunden wurde, und es erscheint der Augenblick, wo die Interessen des Besiegten mit denen des Siegers in Eins zusammenlaufen.

Handelt die Regierung, handeln alle ihre Organe jederzeit von diesem Standpunkte aus? Leider nein. Die geistige und sittliche Eroberung des Landes hat in zwanzig Jahren ganz unverhältnißmäßig geringe Fortschritte gemacht. Der Hauptgrund liegt darin, daß der einzelne Deutsche weltbürgerlich angelegt wie er im allgemeinen ist, seine Nationalität hier wie anderwärts dem fremden Volksthum gegenüber gar zu wenig zur Geltung bringt. Der Franzose dagegen glaubt felsenfest an den höheren Werth seiner Rasse und seiner Bildung. Mit naiver Selbstverständlichkeit hält er überall und jederzeit an seinen Sitten und Gebräuchen, vor Allem an seiner Sprache fest, diesem wichtigsten und wirksamsten Mittel der französischen Propaganda. Wie anders die Deutschen! Gefallen sich doch manche Beamte, und gerade höhere, darin, mit den Eingeborenen französisch zu parliren, auch wenn sie genügend deutsch verstehen.

Auch die Volksschule hat bisher für die Ausbreitung der deutschen Sprache nur wenig geleistet, ja u. a. in Gegenden, wo ein anderswo kaum verständliches patois gesprochen wird, das schriftmäßige Französisch gelehrt, das heißt das geistige Band mit Frankreich noch fester geknüpft. Mitunter verstehen alte Leute deutsch, ihre schulpflichtigen Enkelkinder mit nichten. Kein Wunder, man hat bis in neueste Zeit Lehrern, denen es entweder an der Fähigkeit oder an dem guten Willen gebrach, eine ausreichende Kenntniß des Deutschen zu erwerben, die Aufgabe überlassen, die Jugend des Volkes mit deutschem Geiste zu erfüllen, statt diese Herren unter günstigen Bedingungen zu verabschieden oder anderweitig zu verwenden.

Die akademische Jugend sollte angewiesen werden, auf altdeutschen Hochschulen zu studiren, nicht in Straßburg. Hier verkehren nämlich die einheimischen Studenten fast ausschließlich unter einander, und das befördert ihr Deutschthum sicherlich nicht. (Vor einigen Jahren mußte in Straßburg ein Verein eingeborener Studenten, die Sundgovia, glaube ich, angehende Juristen u. s. w., lauter Abiturienten deutscher Aera, von der Behörde aufgelöst werden, weil er es in seinen Conventikeln gar zu partikularistisch getrieben hatte.) Kein Elsaß-Lothringer sollte vorerst im Landesdienste angestellt werden. Altdeutsche Beamte in Elsaß-Lothringen, umgekehrt Elsaß-Lothringer in Altdeutschland. Waren sie nicht früher über ganz Frankreich und seine Colonien zerstreut?

Die vornehmsten Mittel der Germanisirung, der deutsche Heeresdienst und die deutsche Schule, auch die höhere Schule, bleiben ohne nachhaltige Wirkung, weil der Einfluß der französischen Tradition in der Familie nach wie vor übermächtig ist. Die Reservisten verrathen ihre Kenntniß des Deutschen in der welschen Heimath nur ungern, und die Abiturienten höherer Lehranstalten sprechen, selbst wenn sie aus deutschem Sprachgebiet stammen, sofort Französisch, wenn Altdeutsche in die Nähe kommen.

Dafür, daß die französische Sprache und die französische Ueberlieferung insgesammt bei Kräften bleibe, sorgen die guten Freunde und Verwandten „aus'm Welschland", die zu tausenden das Land überschwemmen, Beamte und Offiziere, die hier ihre Vakanz verleben, Grundbesitzer (in Lothringen, dem Lande der Pachthöfe, befinden sich z. B. dreiviertel dieser Höfe in französischen Händen), die nach dem Rechten sehen oder, gewöhnlich mit einem Troß von Freunden, der Jagdlust fröhnen wollen, und andere Leute mehr. Man sollte meinen, schon die Pflicht der Selbsterhaltung müßte der Regierung gebieten, diese unversiegbare Quelle der Beunruhigung, der Bedrohung (man denke an die Landesverrathsprozesse), der Revancheagitation möglichst zu verstopfen. Aber kaum hatte man nach dem verblüffenden Ergebniß der Reichstagswahlen vom Jahre 1887 den Grenzgraben zwischen Deutschland und Frankreich etwas tiefer gezogen, als man sich auch schon beeilte, ihn wieder zuzuschütten. Der Paßzwang wurde aufgehoben, und das Land soll jetzt sogar mit der Selbstverwaltung beglückt werden.

Schlimmer aber sind die Französlinge im eigenen Lande, die „Franctireurs", wie die Altdeutschen sagen, die „Pariser", wie sie einst Fürst Bismarck in einer Reichstagsrede nannte. Diese unzweifelhaften, wenn auch mehr oder weniger versteckten Feinde der deutschen Herrschaft sind nicht in den breiten Schichten des sog. Volkes, am allerwenigsten unter dem Landvolk, sondern vorzugsweise in den gebildeten und besitzenden Klassen zu suchen. Auch die katholische Geistlichkeit kann zu den Freunden des Deutschthums nicht gerechnet werden. Sie demonstrirt nicht gegen uns. Aber ihr ganzes Behaben, ihr Auftreten, ihre bloße Erscheinung ist ein Protest gegen die deutsche Gegenwart, ein Cultus der französischen Vergangenheit. Dieser Theil der französischen Tradition ist völlig intakt geblieben; soweit bei der katholischen Kirche Nationales zur Geltung kommen darf, trägt es in unserem Lande französisches Gewand. Alle solche Adiaphora sind französisch, die Kleidung der Geistlichen, die Uniform der Kirchenschweizer, die Ausschmückung der Kirche. Auch die katholischen Geistlichen brüsten sich in Hörweite von Altdeutschen mit dem Gebrauch der französischen Sprache, obgleich dem elsässischen Bauernsohn der allemannische Dialekt meist viel geläufiger ist. Wenn übrigens Kühn meint, daß „für Predigt und Beichte, Religionsunterricht und dergl. dem Deutschen sein Recht werde", so beweist dies, daß er nicht gewohnt ist, allgemeine Urtheile auf Grund einer einzelnen Erfahrung zu fällen. Oder sollten ihm die Saarburger Verhältnisse in dieser Beziehung ganz unbekannt sein? In Saarburg wird die Predigt im Hochamte nach wie vor in französischer Sprache gehalten, „obwohl wir in einer deutschen Stadt leben, deren Einwohnerschaft mit nur geringen Ausnahmen deutsch versteht und spricht, obwohl die Amtssprache die deutsche ist und obwohl in der protestantischen Kirche, zu der viele Eingeborene zählen, nur deutsch gepredigt wird ꝛc." So schreibt ein altdeutscher Katholik in der „Metzer Zeitung" vom 20. Febr. d. J.

Aber die schlimmsten Feinde der inneren Verschmelzung des Landes mit dem Reiche sind die „Notabeln" im engeren Sinne, alle die Leute, die durch Grundbesitz oder Kapital eine leitende Stellung innerhalb der Gemeinde oder des Bezirkes einnehmen, z. B. die großen — übrigens meist protestantischen — Fabrikanten des Oberelsaß. Die Franzosen sind trotz aller egalité, die sich zumeist in den wohlthuenden Formen des gesellschaftlichen Verkehrs äußert, für reale Machtverhältnisse sehr empfänglich, viel mehr wie der Deutsche. Die Anordnungen der französischen Behörden werden strikte befolgt, und der Präfect oder Unterpräfect kann sich darauf verlassen, daß sein Ansehen respectirt wird. Neben ihm — zuweilen gegen ihn — kommt nur noch der Notable in Betracht, besonders wenn er nebenbei Deputirter ist.

Wenn sich also das Notablenthum seinem Ursprunge, seiner Entwickelung und seinem dauernden Gepräge nach als deutsch- und volksfeindliche Gewalt von niedriger Denkart darstellt, muß es als verhängnißvoller Fehler erscheinen, daß die deutsche Verwaltung ganz nach französischem Vorbild in ihm ihre Stützen gesucht hat und noch immer sucht, statt sich unmittelbar an das Volk zu wenden, es von seinen Vormündern zu befreien und die bisherige knechtische Unterwürfigkeit zu freiem Gehorsam zu veredeln. Weit entfernt davon, hat die deutsche Regierung den Einfluß der herrschenden Klasse durch gänzlich verfrühte Einführung des Parlamentarismus — ein Festungsglacis wird nicht parlamentarisch regiert — sehr wesentlich gestärkt und durch dieses Zerrbild einer autonomen Gesetzgebung weder den Landesbeamten noch der Centralgewalt gedient. Im Landesausschuß führen Leute das große Wort wie der Fabrikant Jaunez, der Notar Ditsch und der Pfarrer Winterer, Herren, die aus ihrer Liebe zu Frankreich kein Hehl machen. Aber Gefühle sind zollfrei, und Liebe läßt sich nicht erzwingen;

nur bleibt es vom nationalen Standpunkte aus unbedingt bedauerlich, daß diesen Franctireurs Gelegenheit geboten wird, in Colmar die Herren zu spielen.

Wenn aber einmal diese oder jene Kundgebung zu Gunsten der bestehenden Staatszugehörigkeit erfolgt, wenn zur Abwechselung einmal drei oder vier regierungsfreundliche Deputirte gewählt werden, dann ist die Begeisterung groß auf beiden Ufern des Rheins. Alle altdeutschen Zeitungen, leider auch die meisten elsaß-lothringischen, constatiren einen großartigen Erfolg, und die Thätigkeit der Straßburger Regierung erscheint im rosigsten Lichte. Auf diese Weise wird die öffentliche Meinung über Elsaß-Lothringen völlig irre geführt, und die Regierung sollte sich wohl hüten, dieser politisch und sittlich gleich sehr bedenklichen Schönfärberei irgendwelchen Vorschub zu leisten. Der Wahrheit muß man in das Gesicht sehen. Vogel Strauß gehört nicht in das Geschlecht der Adler. Das schaut in die Sonne.

Das Land braucht eine zielbewußte Verwaltung à la Vincke, die in erster Reihe das Volk, nicht die Notablen zu gewinnen sucht und es zu Vaterlandsliebe, Staatsgefühl und Gemeinsinn, zu deutschem Pflichtgefühl erzieht, keine bureaukratische Schablone, die hier wie überall die Selbständigkeit des einzelnen Beamten erstickt und sein bestes Können lahmlegt, keine große Politik, keinen parlamentarischen Flitterstaat. Für die Selbstverwaltung ist das Volk noch gar nicht reif, und die neue Kreis- und Gemeindeordnung, die soeben dem Landesausschuß im Entwurf vorgelegt worden ist, erscheint aus diesem Grunde als politischer Fehler. Man möchte sagen, es sei die Manteuffel'sche Politik auf Gesetzesparagraphen gebracht. Denn wer hätte heute den Vortheil von der sog. Selbstverwaltung? Doch nur die so schon übermächtigen Notabeln, nicht das Deutschthum.

Daß sich die Verhältnisse unter der Statthalterschaft des trefflichen Fürsten Hohenlohe, der auch ihm ein „wahrhafter Staatsmann" ist, in mancher Beziehung gebessert haben, erkennt auch Kühn dankbar an. Er ist überhaupt weit entfernt von jener subalternen Auffassung, die so schnell bereit ist, dem politischen Gegner Mangel an Vaterlandsliebe oder an Pflichtgefühl vorzuwerfen. Nein, um die Grundsätze der inneren Politik dreht sich der Streit, und die sind stets diskutirbar. Wie schnell wechseln die Regierungen zuweilen damit! Aber in den altdeutschen Staaten weiß eine unabhängige, intelligente und dazu patriotisch gesinnte Bürgerschaft ihre Anschauungen nach oben hin zur Geltung zu bringen. Die fehlt in Elsaß-Lothringen. Mithin hat die Regierung von Elsaß-Lothringen bis auf Weiteres competente Gehilfen und Rathgeber — zur Competenz gehören Sachkenntniß und nationale Gesinnung — nirgends eher zu suchen als gerade in den Reihen ihrer Beamten. Nur schade, daß Vorgesetzte so wenig geneigt sind, sich von Untergebenen die Wahrheit sagen zu lassen!

Werden also diese Warnungen auf die künftige Verwaltung des Reichslandes einwirken? Heute oder morgen noch nicht, wenn man aus der Rede schließen darf, mit der Unterstaatssecretär von Köller am 16. Febr. d. J. die erste Lesung des Entwurfes einer Kreis- und Gemeindeordnung im Landesausschuß eingeleitet hat. Da heißt es u. a. (ich citire nach Straßburger N. N.) „wenn ich hier mit den Leuten spreche — ich komme hier viel heraus bei Jagden ꝛc. und benutze jede Gelegenheit, die Leute anzureden, mit ihnen zu sprechen — so kann ich nicht anders sagen, als daß der gesammte Stand der Bildung, der Intelligenz in den meisten Schichten der Bevölkerung mir hier weit höher erscheint als bei uns im Norden." Ich weiß nicht, in welcher Gegend von Preußen Herr von Köller früher Landrath gewesen ist, ich weiß nur, daß er seit zwei oder drei Jahren Unterstaatssecretär des Innern in Straßburg ist. Ebenso weiß ich als einer, der viermal so lange im Lande gelebt und alle Tage mit den Leuten verkehrt hat — nebenbei gesagt, ganz auf gleichem Fuße verkehrt hat —, daß das obige Compliment an die Adresse der Elsaß-Lothringer, genauer des Landesausschusses (klingt freilich besser wie tête carrée) in dieser Ausdehnung ganz und gar unverdient ist, man müßte denn die größere Geschmeidigkeit der Umgangsformen, das Savoir vivre, die politesse mit dem „gesammten Stande der Bildung" identificiren.

Zum Schluß fordert Herr von Köller zur Mitarbeit auf „zum Nutzen unseres gemeinschaftlichen herrlichen Landes Elsaß-Lothringen." Ich höre — Herrn von Mantenffel reden. Immer dieses „herrliche Land". Weiß Gott, schön ist es ja, wunderschön, aber wozu das stets wiederholen! Sind denn die Eingeborenen Kinder, die man mit derlei kleinen Süßigkeiten gewinnen kann? Welcher Minister spricht denn von unserem herrlichen Preußen oder unserem prächtigen Baden oder unserem scharmanten Mecklenburg-Strelitz.

Noch Eins. Die Straßburger Neuesten Nachrichten, ein Blatt, das dem herrschenden System völlig ergeben ist und das auch den Paßzwang seiner Zeit eifrig bekämpft hat, warnen unter dem 17. März ihre Leser sehr eindringlich, amtlich möchte ich sagen, im Juni die XVIII. Fête Fédérale de Gymnastique in Nancy mitzufeiern, zu der auch böhmische Turnvereine eingeladen sind. Wozu die Angst?

Das Reichsstrafgesetzbuch und die unteren Stände.

Im vorigen Jahre erschien eine geistvolle Abhandlung des Wiener Rechtslehrers Prof. Dr. Menger über den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich, betrachtet vom Standpunkte der Besitzlosen. Menger weist in dieser Schrift auf den Einfluß hin, den auf zahlreiche Bestimmungen des Entwurfes die Lebensstellung seiner Schöpfer ausgeübt hat; er zeigt, wie die Gesetzgeber unwillkürlich auf die Interessen derjenigen Bevölkerungsschichten Rücksicht nehmen, denen sie selbst angehören, und wie hierunter die besitzlosen Klassen, die im Kreise der Gesetzgeber gar nicht oder unzureichend vertreten sind, zu leiden haben.

Menger ist meines Wissens der erste, der auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht hat; aber der neue Gesetzentwurf ist nicht das erste Gesetz, an dem diese Erscheinung bemerkt werden kann: wir finden vielmehr Aehnliches in den meisten z. Z. geltenden Gesetzen.

Betrachten wir von diesem Standpunkte aus das Strafrecht!

Daß die Besitzlosen als solche durch unser Strafgesetzbuch nicht gerecht behandelt werden, bedarf allerdings heutzutage keiner Erörterung und keines Nachweises mehr; ich erinnere an dieser Stelle nur an das gegenwärtige System der Geldstrafen.

Allein auch ohne Rücksicht auf Besitz und abgesehen von ihrer pecuniären Lage haben die untersten Stände Anlaß, sich über mangelnde Objectivität der Schöpfer des Strafgesetzbuches zu beklagen. Ich will hier nicht im Allgemeinen von der Tendenz des Strafgesetzbuches sprechen, Verbrechen, die „aus einer ehrlosen Gesinnung entsprungen sind", höher zu bestrafen als diejenigen, bei denen eine ehrlose Gesinnung nicht festgestellt wird — denn hier ist das St.-G.-B. nicht unmittelbar ungerecht, sondern es verleitet nur den Richter leicht zu Ungerechtigkeiten —: ich will hier nur einige krasse Beispiele aus dem besonderen Theil des St.-G.-B. beibringen.

Auf dem Gebiete der Eigenthumsvergehen treten vier Delicte besonders hervor: Diebstahl, Unterschlagung, Betrug und Hehlerei: bei Diebstahl und Hehlerei sind mildernde Umstände ausgeschlossen, bei Unterschlagung und Betrug sind sie vorgesehen: die beiden ersten Vergehen müssen stets zum mindesten mit Gefängniß bestraft, die beiden letzteren können mit Geldstrafen gesühnt werden. Für die Unterschlagung gibt es des weiteren keine den §§ 244 und 264 St.-G.-B. analoge Bestimmung, wonach ein wiederholter Rückfall ganz besonders streng geahndet wird.

Vergleicht man nun diese vier Vermögensdelicte mit einander, so zeigt sich bei allen vier Vergehen als der innere Grund ihrer Strafwürdigkeit die gleiche Absicht, sich einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen; bei der Unter-

schlagung kommt aber noch hinzu der Vertrauensbruch demjenigen gegenüber, der die Sache dem Besitz oder der Gewahrsam des Thäters überlassen oder gar anvertraut hat; bei dem Betrug die Hinterlist, mit der der Betrüger sein Opfer täuscht. Des Weiteren geht der Betrüger nach einem vorher ausgesponnenen Plane vor, er muß daher seine Handlungsweise vorher überdacht haben. Der Dieb dagegen läßt sich häufig nur durch die günstige Gelegenheit verführen, eine Sache, die er frei und unbewacht herumliegen sieht, einzustecken.

Ich spreche hier natürlich nur von dem leichten Diebstahl, und ebenso habe ich auch bei meinen Bemerkungen über Hehlerei natürlich nur die leichten Fälle im Auge, die meines Erachtens eben mit einer Geldstrafe gesühnt werden könnten, und die wohl auch der Richter nur mit dieser Strafe ahnden würde, wenn das Gesetz es zuließe. Der gewerbs- und gewohnheitsmäßige Hehler muß allerdings mit den härtesten Strafen gezüchtigt und für möglichst lange Zeit unschädlich gemacht werden. Denn er ist nicht nur, wie das Sprichwort sagt, gleich dem Stehler, sondern er ist erfahrungsgemäß viel verworfener und gefährlicher. Er veranlaßt häufig direct gerade die schwersten Diebstähle, und er ermuthigt und veranlaßt indirect wohl die meisten aller Gewohnheitsdiebe zu ihrem strafbaren Thun, indem er ihnen die Aussicht gewährt, das gestohlene Gut schnell in Sicherheit zu bringen: selbstverständlich heimst er auch beim „Verschärfen" den Löwenantheil ein.

Anders der Unglückliche, der sich verführen läßt, einmal eine Sache zu kaufen, von der er weiß oder „den Umständen nach annehmen muß", daß sie mittelst einer strafbaren Handlung erlangt ist. Er läßt sich durch den billigen Preis verleiten, die Sache zu kaufen, er freut sich der guten Kaufgelegenheit und überlegt gar nicht weiter, daß auf ganz ehrliche Weise der Verkäufer wohl kaum die Sache erworben haben wird, wenn er sie so billig verkaufen will. Er macht aus dem guten Geschäft und seiner Freude über den billigen Preis auch niemand gegenüber einen Hehl: allein die Billigkeit dieses Einkaufes wird sein Verderben; denn gerade der niedrige Preis wird von den Gerichten stets für einen Umstand angesehen, aus dem der Angeklagte hätte folgern müssen, daß die Sache nicht auf ehrliche Weise erlangt ist, und der Käufer muß seine Unüberlegtheit mit Gefängniß büßen.

Am sonderbarsten zeigt sich die Strenge des Gesetzes dem Hehler gegenüber darin, daß der Käufer einer unterschlagenen Sache mit Gefängniß bestraft werden muß, während derjenige, der die Sache selber unterschlagen hat, mit einer Geldstrafe davon kommen kann. Schreiber dieser Zeilen hat selbst folgenden Fall erlebt: ein kleiner Kaufmann hatte sich durch einen Agenten verführen lassen, für seine Frau eine Nähmaschine auf Leihvertrag zu entnehmen. Nach einiger Zeit verkaufte er die Maschine, bevor er den vollen Preis bezahlt hatte für ein paar Mark an eine arme Näherin, ohne der Käuferin etwas von dem Leihverhältniß zu erzählen. Da die Näherin auf diese Weise die Maschine bedeutend unter ihrem Werth erstanden hatte, nahm das Gericht an, die Näherin hätte aus der Niedrigkeit des Preises folgern müssen, daß bei dem Geschäfte etwas nicht in Ordnung sei, und stellte demgemäß thatsächlich fest, daß die Näherin sich einer Hehlerei schuldig gemacht. Der Handelsmann, der ihr die Maschine verkauft hatte, saß neben der Näherin auf der Anklagebank; er wurde wegen Unterschlagung unter Annahme mildernder Umstände zu 30 Mark Geldstrafe verurtheilt, die Näherin mußte dagegen mit einem Tage Gefängniß bestraft werden.

Woher stammt nun aber diese auffällige Ungleichheit in der Behandlung verwandter Vergehen? Den einzigen Grund, den wir finden können, ist der: die Kreise der Gesetzgeber halten den Diebstahl und die Hehlerei für etwas Ehrloseres als Unterschlagung und Betrug, und sie thun dies, weil es leider gar nicht so selten vorkommt, daß ein Angehöriger dieser Kreise kleine Unterschlagungen und Betrügereien begeht, während Diebstähle und Hehlereien zu den Seltenheiten gehören. Wenn ein „feiner" Mann z. B. den Staat, die Eisenbahnen u. s. w. betrügt oder geliehene Bücher unterschlägt kann man ihn doch nicht gleich in's Gefängniß werfen! Ist aber der reiche gebildete Mann, der ein zwölfjähriges Kind auf ein Kinderbillet fahren lassen will und deshalb dem Schaffner vorspiegelt, das Kind sei erst neun Jahre alt, wirklich so viel weniger strafwürdig wie der arme Mann, der ein paar Groschen offen liegen sieht und sie einsteckt?

Beim Betrug ist wiederum eine Species ganz besonders vom Gesetzgeber bevorzugt, die Gebührenüberhebung (§§ 352, 353). Es wird darnach ein Beamter, Advocat, Anwalt, oder sonstiger Rechtsbeistand, welcher Gebühren oder andere Vergütungen für amtliche Verrichtungen zu seinem Vortheil zu erheben hat, nur mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft, wenn er Vergütungen erhebt, von denen er weiß, daß sie der Zahlende überhaupt nicht oder nur in einem geringeren Betrage verschuldet. Es sind in diesem Falle alle Kriterien des Betruges vorhanden und von Beamten und Rechtskundigen müßte man doch vor allen Dingen erwarten und verlangen, daß sie jedwede wie immer geartete Unredlichkeit vermeiden: warum sind also hier so bedeutend geringere Strafen angedroht wie für die anderen Fälle des Betruges?

Nicht nur bei Eigenthumsdelicten, sondern auch bei Körperverletzungen zeigt sich diese auffallende Ungleichheit in der Behandlung der verschiedenen Stände.

Der Student ꝛc. ficht häufig Mensuren in fast unglaublicher Zahl; er wird, wenn er überhaupt bestraft wird, mit Festungshaft bestraft, und wer selbst wegen „Zweikampfs" auf der Festung gesessen hat, weiß, daß für letztere der Ausdruck „fideles Gefängniß" noch viel zu hart ist; die auf der Festung verlebten Monate zählt jeder zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens, und der studentische Comment rechnet ein Festungssemester gleich zwei Studiensemester.

Wie anders ergeht es dem Bauernjungen, dem Knecht! Auch in ihm regt sich, eben so wie im Studenten, das Streben nach Bethätigung seiner Kraft, der Wunsch, vor seinen Standesgenossen dazustehen als furchtlos, stark, unüberwindlich. Er kennt allerdings nicht den „Comment", er schickt nicht vorher erst einen Cartellträger und er ficht auch nicht auf Schläger und Säbel: seine Waffe ist das Stuhlbein, der Knüppel. Aber ist der Schläger nach der Auffassung des Reichsgerichts eine lebensgefährliche Waffe, so ist der Knüppel, das Stuhlbein nach Ansicht der meisten Gerichte und insbesondere der Schöffen, der bürgerlich- wohlgesitteten älteren Herren, sicherlich ein gefährliches Werkzeug. Sofort kommt § 223a St.-G.-B. zur Anwendung, und wenn nicht besondere mildernde Umstände statuirt werden — dazu sind aber die Schöffen gerade in diesen Fällen nicht leicht geneigt: dem Unfug, bei jedem Streit gleich zum Prügel zu greifen, muß ja energisch gesteuert werden! — „so tritt Gefängnißstrafe nicht unter zwei Monaten ein!"

Zwei Studentengesellschaften, die sich zu nahe getreten, fechten mit einander pro patria sechs, zwölf und noch mehr Partieen: das erhöht die Strafbarkeit ihrer Mensuren nicht. Allein gerathen zwei Cliquen Dörfler in Streit und kommt es zur Prügelei, so entstehen, da sie in der Regel in grober Unkenntniß des Comments nicht ein Paar hinter dem anderen, sondern alle Paare zugleich schlagen, sofort gemeinschaftliche Körperletzungen, und es tritt, wenn auch nur mit den Fäuste.. gekämpft worden ist, Gefängnißstrafe nicht unter zwei Monaten ein!

Ich glaube, die Ursachen für die Differenz dieser Strafbestimmungen nicht erst näher erörtern zu brauchen.

Es ließen sich noch mancherlei mehr oder minder schroffe Beispiele aus dem St.-G.-B. beibringen zum Beweise des Satzes, daß auch die Schöpfer des St.-G.-B. unbewußt stets von den Anschauungen ihrer Stände ausgegangen sind. Allein ich will für heute hierauf verzichten und zum Schluß noch aus der Straf-Prozeß-Ordnung einige Bestimmungen herausgreifen, durch welche die besitzlosen Stände schwer benachtheiligt werden. Ich meine die Bestimmungen über die Vertheidigung. (§§ 137—150).

Der Beschuldigte kann sich danach rechtlich in jeder Lage des Verfahrens des Beistandes eines Vertheidigers bedienen

(§ 137): er kann es aber thatsächlich nur dann, wenn er Geld, ja beinahe nur dann, wenn er viel Geld hat. Denn wenn die Gebührensätze für Vertheidigungen auch gesetzlich nur niedrig normirt sind, so steht es doch jedem Anwalt frei, sich durch Vertrag ein jedes beliebige Honorar zusichern zu lassen, und es giebt sicherlich nur sehr wenige Vertheidiger, die — außer in Reclameprozessen — von dieser Befugniß nicht den weitestgehenden Gebrauch machen. Daß aber Derjenige, der sich einen tüchtigen Vertheidiger leisten kann, einen unermeßlichen Vorzug vor dem besitzt, der hierzu nicht in der Lage ist, wird niemand bestreiten, der auch nur ein paar Mal einen Strafprozeß verfolgt oder auch nur ein paar Criminalverhandlungen beigewohnt hat.

Nun gibt es ja allerdings die in § 140 St.-P.-O. normirten Fälle der nothwendigen Vertheidigung: in Schwurgerichtssachen und in Sachen, die vor dem Schwurgericht in erster Instanz zu verhandeln sind, ferner in Strafkammersachen dann, wenn der Angeschuldigte taub oder stumm oder noch nicht sechzehn Jahr alt ist, sowie dann — mit bedenklichen Ausnahmen —, wenn ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet und der Beschuldigte es beantragt. Allein auch in diesen wenigen Fällen der nothwendigen Vertheidigung wird diese in der Regel den armen Angeklagten mehr oder weniger mangelhaft gewährt. Denn bei den meisten Gerichten besteht, in dem an und für sich gewiß löblichen Bestreben, dem Staate Kosten zu sparen, die Praxis, zu Vertheidigern die jungen Referendarien zu bestellen, die der Strafkammer zur Beschäftigung überwiesen sind; daß dieselben in vielen Fällen nicht die nöthige Routine, in vielen anderen Fällen auch nicht die erforderliche Unabhängigkeit besitzen dem Vorsitzenden gegenüber, der ihnen ein Zeugniß über ihre Leistungen auszustellen hat, ist eben so selbstverständlich wie es ein Nachtheil für die ihnen anvertrauten Angeklagten ist.

Eine gewisse Abhülfe böte die Anstellung beamteter, nicht auf die Honorare ihrer Clienten angewiesener Vertheidiger. Allein, bis wir so weit kommen, werden wohl noch viele Arme den Nachtheil mangelnder oder mangelhafter Vertheidigung an ihrem Leibe zu empfinden haben. F. H.

Die Geldrevolution in Oesterreich.

Von Ernst Kirchberg.

Was man unter Währung zu verstehen habe? Unter Währung versteht man einfach diejenige Geldart, für deren vollgültigen Werth der Staat, dem die Prägung derselben obliegt, Gewähr leistet und die demnach das hauptsächlichste Zahlungsmittel im Geschäftsverkehr dieses Staates bildet. Seit 1872 besitzen wir in Deutschland zugleich mit England, Frankreich und den nordischen Reichen die Goldwährung, in Oesterreich, Rußland, Indien, den südamerikanischen Republiken und anderen Ländern hat sich bis auf den heutigen Tag die Silberwährung erhalten.

Doch Gold und Silber sind beide werthvolle Metalle, man kann das eine gegen das andere eintauschen, der Kaufmann verabfolgt uns seine Waaren eben so gern gegen Silber wie gegen Gold. Ist es da nicht gleichgültig, ob ein Land Gold- oder Silberwährung hat? Das ist nicht gleichgültig, diese Thatsache wird uns sofort zu Gemüthe geführt, wenn wir uns im Sommer zur Kur in Karlsbad oder Marienbad befinden. Freilich, bei uns daheim kommt es nicht darauf an, ob wir unsern Anzug in Gold oder Silber bezahlen, aber drüben jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle kaufen wir den österreichischen Silbergulden zum Preise von 1 Mk. 73 Pf. in deutschem Gelde, obwohl dieser Gulden genau die Größe und den Silbergehalt eines Zweimarkstückes besitzt. Der Grund hierfür ist leicht gefunden. Das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber, welches bei der Prägung der Münzen nach älterem Uebereinkommen zwischen den verschiedenen Ländern zur Richtschnur genommen wird, hat sich in den letzten Jahrzehnten geändert, das Silber hat in Folge der fortdauernden Steigerung in der Production bedeutend an Werth gegenüber dem Golde verloren. Bei uns in Deutschland werden im Geschäftsverkehr die Silbermünzen zu ihrem vollen Nennwerthe angenommen, weil der Staat in jedem Augenblicke bereit ist, dieselben durch seine Münzstätten oder Banken gegen Gold eintauschen zu lassen. Oesterreich hingegen hat vorzugsweise Silber in seinem Staatsschatz, sein Vermögen hat durch das Sinken des Silberpreises auf dem Weltmarkt eine bedeutende Einbuße erlitten, sein Kredit ist gesunken und der Kurs seines Geldes gefallen.

Der Umstand, daß sein eigenes Geld in den Goldwährungsländern nicht zu seinem Nennwerthe angenommen wird, ist von großem Einfluß auf das gesammte Wirthschaftsleben unseres Nachbarlandes. Wie bei uns das österreichische Geld billiger ist, hat in Oesterreich das deutsche, englische, französische Geld einen höheren Werth. Muß der Oesterreicher die Waaren, welche er aus den Goldwährungsländern bezieht, theuerer bezahlen, so kann er andererseits seine eigenen Producte auf den Märkten dieser Länder billiger verkaufen, ohne zu Schaden zu kommen. Oesterreich-Ungarn ist trotz seiner in der Entwickelung begriffenen Industrie der Hauptsache nach noch immer Ackerbaustaat, es exportirt Getreide und Vieh und macht vermöge des gesunkenen Guldenkurses namentlich bei uns in Deutschland dem einheimischen Landmann eine empfindliche Concurrenz, hingegen muß es für Colonialwaaren und für viele in der Industrie gebrauchte Rohproducte, welche über England bezogen werden, wieder mehr Geld ausgeben, Zucker, Kaffee, Baumwollenwaaren sind in Wien theuerer als bei uns. Der Umstand, daß die Hauptindustrieländer zugleich die Goldwährung besitzen, daß die Oesterreicher deutsche und französische Fabrikate theuerer bezahlen müssen, ist zugleich das beste Schutzzollsystem für die dortige Industrie. Die letztere hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen solchen Aufschwung genommen, daß sie heutzutage nicht nur den Markt in Oesterreich-Ungarn nahezu allein versorgt, sondern sich auch ein Absatzgebiet für ihre Waaren auf der Balkanhalbinsel zu schaffen begonnen hat.

Indeß die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen. Was uns heute von Vortheil war, darauf können wir unter Verhältnissen, welche nicht mehr die gleichen sind, vielleicht morgen schon ohne Schaden verzichten. So geht es Oesterreich mit der Silberwährung und dem niedrigen Kursstande seines Geldes. Die Bevölkerung bei den Nachbaren im Westen hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zugenommen, immer mehr hat sich auch unser Deutschland zum Industriestaat herausgebildet und die Getreidemenge, welche dasselbe alljährlich zur Deckung seines Bedarfs aus dem Auslande beziehen muß, ist in ständigem Wachsen begriffen. Der Deutsche wird das ungarische Getreide nicht entbehren können, auch wenn beim Einkaufe desselben die deutsche Mark nicht mehr zu 57, sondern nur noch zu 50 Kreuzern berechnet wird. Die österreichische Industrie aber ist flügge und den Schwestern in Westeuropa vollständig ebenbürtig geworden. Die Zeit, in der man staatlicherseits genöthigt war, sie durch allerlei künstliche Mittel groß zu züchten, ist vorüber. Braucht sie einen Theil der Rohproducte nicht mehr in England zu so theueren Preisen zu kaufen, wie heute, so kann sie den Wettkampf mit dem Auslande ruhig aufnehmen, ohne befürchten zu müssen, daß beim Oeffnen der Grenzen ihres Landes dieses von deutschen, französischen und englischen Waaren überschwemmt werde.

Die Volkswirthschaft als Ganzes betrachtet aber würde in Oesterreich gewinnen, wenn die leidige Kursdifferenz zwischen seinen Werthen und denen der Goldwährungsländer beseitigt würde. Ihr Getreide würde sie bei dem wachsenden Bedarf der Nachbarstaaten auch zu den erhöhten Weltmarktpreisen immer noch an den Mann bringen, die Industrie nähme keinen Schaden, hingegen würden einzelne ihrer Erzeugnisse, diejenigen, zu welchen ausländische Rohproducte verwendet werden und sämmtliche Colonialwaaren im Lande billiger werden. Dort also ein Mehr in der Einnahme, hier ein Weniger in der Ausgabe, also ein doppelter Vortheil.

Was aber Oesterreich-Ungarn außerdem noch den Aus-

gleich im Währungsunterschiede bei ihm und den Goldwährungsländern dringend wünschenswerth erscheinen läßt, das ist die an das Börsenspiel erinnernde Unsicherheit, welche auf dem ganzen Geschäftsverkehr zwischen ihm und diesen Ländern lastet. Je größer die Goldvorräthe werden, um welche der österreichische Staatsschatz in den letzten Jahren vermehrt ist, desto höher steigt das österreichische Geld im Kurse. Der Gulden galt im Jahre 1887 noch wenig mehr als 1 Mark 60 Pf. und heute 1 Mark 73 Pf. Aber die Kurssteigerung ist nicht stetig. Der Werth des Silbers ist in der letzten Zeit durch die Unregelmäßigkeit in der Zufuhr desselben nach Europa und aus anderen Ursachen größeren Schwankungen unterworfen gewesen als der des Goldes, und demnach hat auch der Guldenkurs an der Berliner, Pariser und Londoner Börse große Veränderungen zu verzeichnen gehabt. Die Folge davon ist, daß mit jedem Geschäft, welches ein Oesterreicher an einer dieser Börsen abschließt, ein Moment der Ungewißheit, ein Risiko verbunden ist. Der Oesterreicher kann gewinnen, wenn der Gulden vom Tage des Geschäftsabschlusses bis zum Liefertage gefallen ist, er verliert, wenn das Entgegengesetzte eintritt. Wenn aber Jemand ein Geschäft abschließt, will er nicht in jedem Falle mit demselben ein Hazardspiel verknüpfen, und namentlich dann nicht, wenn die Preise, wie heute in der Industrie, so gedrückt sind, daß die Fabrikanten sich mit dem kleinsten Nutzen begnügen müssen. Wenn ich an 1000 Gulden Waare 100 Gulden verdiene, kann es mir schließlich nicht darauf ankommen, im schlimmsten Falle 30 Gulden am Kurse zu verlieren. Bringt mir das Geschäft aber nur 20 Gulden Gewinn, so unterlasse ich dasselbe vielleicht ganz, wenn ich in Folge der möglichen Kursschwankung den ganzen Gewinn und noch mehr wieder zusetzen soll. So kommt es, daß die vorsichtigen unter den Industriellen Oesterreichs sich von dem Geschäft nach den Goldwährungsländern zurückgezogen haben und daß dem gesammten österreichischen Export eine lähmungsartige Schwerfälligkeit innewohnt.

Oesterreich-Ungarn muß also danach streben, mit den Hauptculturländern die gleiche Währung zu besitzen. Kommen die letzteren nicht zu Oesterreich, so wird Oesterreich zu ihnen kommen müssen. Führen wir bei uns, führen Frankreich und England nicht die Silberwährung oder im Verein mit Oesterreich die Doppelwährung ein, wofür eine Stimmung in diesen Ländern nicht vorhanden ist, so wird Oesterreich-Ungarn — vorbereiten thut es sich bereits auf diesen Schritt — über kurz oder lang zur Goldwährung übergehen müssen.

Wenn das geschehen sein wird, dann werden wir Deutsche auf unseren Reisen in Oesterreich nicht mehr den Vortheil des niedrigen Guldenkurses haben, dann wird uns der Aufenthalt bei unseren Nachbaren jenseits der Sudeten immerhin etwas theuerer kommen. Aber damit wäre es nicht abgemacht. Wenn der Währungswechsel nur diese Folgen hätte, daß die Ausländer in den böhmischen Bädern etwas mehr bluten müßten, dann wäre er leicht zu überstehen, dann würden zu seiner Durchführung nicht Jahre der Vorbereitung erforderlich sein.

Aber einmal ist der Uebergang von der Silberwährung zur Goldwährung eine theuere Sache. Es müssen Goldvorräthe angeschafft werden, das überflüssige Silber wird auf den Weltmarkt abgestoßen und hat hier ein ständiges Sinken des Silberpreises zur Folge. Als Deutschland nach Einführung der Goldwährung seine Vorräthe an Silberthalern zu verkaufen begann, war dieses Sinken des Silberpreises schon nach wenigen Jahren so nachhaltig, daß diese Verkäufe im Jahre 1879 eingestellt wurden, nachdem der Verlust bei denselben bis zu diesem Jahre auf 72 Mill. Mark angewachsen war. Aehnliche Opfer wird auch der österreichische Staat zu bringen genöthigt sein.

Eine schwerwiegende Frage wird aber die sein, wie das Werthverhältniß des Geldes vor und nach der Reform bestimmt werden, technisch ausgedrückt, zu welchem Kurse die Valuta-Regulirung vorgenommen werden soll. In dem Maße, in dem der österreichisch-ungarische Staat seine Goldvorräthe vermehrt, steigt auch der Kurs seines Geldes und zu dem Zeitpunkte, an dem genug Gold in den Staatskassen vorhanden ist, um die Goldwährung zur Durchführung zu bringen, würde auch der Silbergulden den Werth von 2 Mark erreicht haben, vorausgesetzt, daß ein Zehnguldenstück den gleichen Goldgehalt besitzen soll, wie bei uns ein Zwanzigmarkstück. Aber das würde eine gewaltige Besitzverschiebung innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie bedeuten, eine Besitzverschiebung, bei welcher Kapitalisten, Rentner und Pensionäre gegenüber den nicht besitzenden Bevölkerungsklassen einen großen Gewinn machten. Denn da dem österreichischen Gulden nun im Auslande eine größere Kaufkraft innewohnen würde, so würde für alle importirten Waaren eine Preisermäßigung erfolgen, und der Gulden würde auch in Oesterreich einen größeren Werth besitzen.

Will man nun nicht Hypotheken, Renten und Pensionen einer Umrechnung unterziehen, so wird man, um der Ungerechtigkeit einer solchen Besitzverschiebung vorzubeugen, den Guldenwerth in seinem Verhältniß zu ausländischen Münzen verkleinern müssen. Man wird dem Goldgulden denjenigen Werth zu geben haben, den der Silbergulden vor dem Währungswechsel gehabt hat, d. h. man wird ihn nicht zum Werthe von 2 Mark, sondern vielleicht zum Werthe von nur 1 Mk. 80 Pf. ausprägen müssen. Aber auch hier wird man nur annähernd das Richtige treffen können, auch hier wird es schwer halten, keines Rechte zu verletzen. Der Goldgulden soll den Werth des Silberguldens vor dem Uebergange haben. Aber der letztere schwankt von einem Tage zum andern, und wenn 100 Goldgulden zum Werthe von 182 Mk. in deutscher Währung anstatt zu 180 Mk. ausgeprägt werden, so würden die besitzenden Klassen immer um einen gewissen Procentsatz ihrer Einkünfte bereichert werden. Diesen Gewinn oder Verlust, den der Währungswechsel Gläubigern oder Schuldnern bringen könnte, darf man auch keineswegs gering anschlagen. Allein für den Hypothekenbesitz würde er bei einer Kursdifferenz von nur ein Zehntel Procent viele Millionen ausmachen.

Die richtige Bestimmung des Valutakurses beim Uebergange bildet das schwierigste Problem bei der Durchführung der Goldwährung, und da Niemand gerne etwas verliert, Jeder hingegen, wo es angeht, etwas gewinnen will, so wird aus diesem Grunde die Valuta-Regulirung, bei der eigentlich Niemand ganz unbetheiligt ist, seiner Zeit eine nicht geringe Erregung der Gemüther in unserem Nachbarlande Oesterreich hervorrufen.

Wird für den Uebergangskurs eine Festsetzung getroffen sein, so wird es sich für die Ausprägung der neuen Silbermünzen noch darum handeln, welchen Werth man dem Silber im Vergleich zum Golde zulegen soll. Da aber in Goldwährungsländern die Silbermünzen gewissermaßen auf die Stufe von Scheidemünzen und Papiernoten herabsinken und da für deren Nennwerth in erster Linie durch die vorhandenen Goldvorräthe des Staates Bürgschaft geleistet wird, so ist dieses eine mehr technische Frage, für welche sich das große Publikum kaum sonderlich interessiren dürfte.

Ob die Goldwährung von heute zu morgen in Oesterreich-Ungarn eingeführt werden wird? Ich glaube es nicht. Aber allzulange werden wir nicht auf dieselbe zu warten haben. Die Goldeinkäufe unseres Nachbarstaates, das Steigen seiner Noten und die demnächst auch bei uns in Deutschland erfolgende Einziehung der österreichischen Vereinsthaler sind untrügliche Anzeichen hierfür.

Literatur und Kunst.

Anton Rubinstein als Aesthetiker.

Von S. Bagge.

Wenn ein Künstler von großer Begabung, Pianist von Weltruf, vielseitiger und gewandter Componist, als Lehrer und Director großer Musikanstalten von reicher Erfahrung, wie A. Rubinstein, sich als Schriftsteller und Kunstkritiker ver-

nehmen läßt,*) so verdient er wohl gelesen zu werden und wird gewiß auch viel gelesen werden, vielleicht in weiteren Kreisen noch mehr als in speziell musikalischen, denn der Autoritätsglaube beherrscht die Menschen am gewissesten, die von der Sache wenig verstehen. Da darf denn gleich Anfangs bemerkt werden, daß eine große Verbreitung des neuen Büchleins von Rubinstein seines im Allgemeinen schönen und nützlichen Inhaltes wegen zu wünschen ist, daß es aber mit kritischen Augen gelesen werden muß, die nicht Alles als wahr und richtig hinnehmen.

Rubinstein fingirt in seinem schriftstellerischen Opus den Besuch einer Dame, die ihn über die großen oder vielgenannten Künstler der Vergangenheit interviewt, Einwürfe macht und ihn nöthigt, seine innersten Gedanken über dieselben zu enthüllen. Daraus entsteht ein förmliches Compendium von 153 Druckseiten über Kunstgeschichte von Palestrina bis zu den himmelstürmenden Giganten. Es geht dabei nicht ohne einige „Paradoxa" ab, die Rubinstein selbst so nennt und die er als seine bloß subjective Meinung hinstellt. Schade, daß er gleich mit einem solchen Paradoxon beginnt, denn er schreckt dadurch unnöthiger Weise manche Leser ab und setzt sich selbst in ungünstige Beleuchtung, da er später doch bedeutend in anderes Fahrwasser einlenkt. Die interviewende Dame wundert sich nämlich mit Recht — und dies bildet die Einleitung zu dem Buche —, daß Rubinstein in seinem Musikzimmer die Büsten von S. Bach, Beethoven, Schubert, Chopin und Glinka aufgestellt hat, daß aber Händel, Haydn, Mozart u. a. fehlen. Besonders die Abwesenheit Mozart's will ihr nicht einleuchten, und daß Rubinstein den russischen Componisten Glinka zu denjenigen zählt, die er in seiner Kunst „am meisten verehre". Rubinstein redet sich zwar heraus, indem er sagt: „Himalaya und Chimborasso sind die höchsten Spitzen der Erde, damit ist nicht gesagt, daß der Montblanc ein kleiner Berg sei." Aber die Dame hätte darauf gleich fragen sollen, ob nach seiner Schätzung Chopin und Glinka höher seien als Mozart-Montblanc. Durch die Unterlassung dieser Frage wird dem Kernpunkte ausgewichen und der Leser muß nun wirklich glauben, Rubinstein schätze Mozart geringer als Chopin und Glinka. Ich sage: das ist schade, denn später wird er Mozart durchaus gerecht.

Zunächst begibt er sich auf das schwierige Gebiet der Oper als Kunstgattung. Für ihn ist „die Oper überhaupt eine untergeordnete Gattung unserer Kunst". Ja er geht noch weiter und sucht zu beweisen, daß die vokale Musik überhaupt nicht die höchste Aeußerung dieser Kunst sei; seine Vorliebe sei „zwar nicht ausschließlich, aber jedenfalls in höherem Maße der Instrumentalmusik zugewendet." Die vier Gründe, die er für die Präponderanz der Instrumentalmusik anführt, dürften schwerlich beweiskräftig genug sein. Denn: 1) die Grenzen, welche die menschliche Stimme der Melodie steckt, sind doch nur äußerlich und nur für das begrenzte Talent vorhanden — das große Talent weiß auch in der Begrenzung ein unendlich Schönes und Ergreifendes zu bilden; 2) die „schönstgedachten Worte", welche nicht im Stande sein sollen das „Ueberfließen der Gefühle auszudrücken", werden ja gerade durch die Musik in diesen Stand gesetzt; 3) weil „ein Mensch" in höchster Freudigkeit oder Traurigkeit wohl Töne vor sich hin summen, denselben aber keine Worte unterlegen wird, so folgt daraus nicht, daß dies in künstlerischer Production auch nicht sein könne oder dürfe; 4) daß „nie in einer Oper eine Tragik erklungen ist und erklingen kann(!) wie in einigen Beethoven'schen Adagios", ist wohl kaum ernst zu nehmen und ruft überdies die Frage hervor, ob denn nur das Tragische dramatisch und überhaupt in der Gesangsmusik einzig wirksam sei, eine Frage, deren Beantwortung ruhig jedem Leser überlassen werden kann.

Bei dem Discurs über Programmmusik kommt Rubinstein auf gewisse Charakterbezeichnungen zu reden und will die Benennungen „pathetisch" in der Beethoven'schen C moll-Sonate, und „heroisch" in desselben dritter Sinfonie, nicht als richtig gelten lassen. Es scheint, daß er hier aus fehlerhaften ästhetischen Prämissen fehlerhafte Schlüsse zieht. „Pathetisch" heißt in der Kunst nicht „das Leiden" allein, sondern der Kampf mit dem Leiden, ja die Ueberwindung desselben. Und so wird wohl Beethoven nicht gegen die Aesthetik gefehlt haben, wenn er sein Werk Sonate pathétique nennt, im ersten Satze das Leiden selbst in seinen verschiedenen Stadien darstellt, im zweiten Satze sich einer religios-philosophischen Idee hingibt, im dritten endlich zur Resignation gelangt, in der Haltung des Satzes aber und in vielen schmerzlichen Accenten noch die ganze Unruhe des Herzens verräth. Rubinstein faßt ferner den Begriff des „heroischen" so auf, als ob damit das Tragische (schon wieder!) verbunden sein müsse. Da nun Beethoven bekanntlich die Sinfonia eroica auf Bonaparte schrieb als dieser noch erster Consul war, so ist nicht einzusehen, woher er das „tragische" Moment hätte nehmen sollen — höchstens aus den großen Opfern an Menschenleben, die seine Feldzüge bereits gekostet — dem aber gibt seine Marcia funebre, der zweite Satz, vollgenügenden Ausdruck. Zu sagen, alle Themen des ersten Satzes seien „antiheroisch", das Scherzo sei ein „lustiges Jagdstück", das Finale sei ebenfalls nicht heroisch, beweist nur, daß Rubinstein den Begriff des Heroischen einseitig auffaßt, und daß er im Besonderen die Umstände nicht berücksichtigt, welche für Beethoven in seinem speziellen Falle maßgebend waren. Anders würde Letzterer geschrieben haben, wenn die Sinfonie zur Zeit Napoleons auf St. Helena entstanden wäre.

Erfreulich und schön ist, was Rubinstein von Bach und Händel sagt: „Kirchenmusik, Orgel, Klaviervirtuosität, Oper(!), sogar Orchestergeist, alles Musikalische der damaligen Zeit, repräsentiren diese zwei Namen in einer Vollkommenheit, die unbegreiflich ist, die an Wunder grenzt." Für diesen Satz möchte ich Rubinstein eine Büste Händel's schenken, unter der Bedingung, daß er sie wirklich aufstellt und seine eigenen Worte darunter schreibt. — Von Bach aber sagt er: „Wenn unglücklicherweise alle Cantaten, Motetten, Messen, ja sogar die Passionsmusiken verloren gingen, das „Wohltemperirte Klavier" aber nicht, so brauchte man nicht zu verzweifeln, die Musik ist nicht untergegangen!" —

Nun kommt Rubinstein auch näher auf Mozart zu sprechen, und macht einigermaßen seine Anfangs etwas abschätzige Bemerkung über diesen Meister wieder gut, in so warmen Worten, daß man nicht begreift, warum er demselben einen Platz unter seinen Büsten verweigert. „Helios der Musik möchte ich ihn nennen! Alle Gattungen der Musik hat er mit seinem Lichte beschienen, und Allem den Stempel des Göttlichen aufgedrückt . . . und gar neben all dem wunderbaren Instrumentalen (!) die wunderbaren Opern!" Mozart habe „noch das Verdienst, die Oper aus dem eisigen Pathos der Mythologie in das wirkliche Leben, in das rein Menschliche übergeführt zu haben" . . . und das merkwürdigste in seinen Opern sei „die Charakteristik, die er jeder Figur gegeben hat, so daß alle Persönlichkeiten darin unsterbliche Typen geworden sind." —

Beethoven ist für Rubinstein der musikalische Wiederklang des großen Weltdramas der französischen Revolution . . . Liberté, Egalité, Fraternité." Gut gesagt, aber doch zu einseitig für die Totalität des Meisters. Beethoven war vor Allem er selber, seine Musik ist der Ausdruck seines individuellen Lebens, seiner Leiden und Freuden, seines im Ganzen traurigen Schicksals, dem er aber mit Manneswürde entgegenstand, und dem er stets auch eine humoristische Seite abzugewinnen wußte. Daß ihn die französische Revolution in ihren Ursachen und Wirkungen vielfach beschäftigt und höchlich interessirt hat, kann man wohl, wenn man will, aus einigen Werken heraushören (F moll-Sonate op. 57 und 9. Symphonie), aber sein Dichten und Trachten ging auf originelles Kunstschaffen und auf Ausdruck seines eigenen Innern, und dieses kann man doch nicht mit der französischen Revolution identificiren. Was Rubinstein über Beethoven's Jugendwerke und weitere Entwickelung, über Fidelio und die Missa solemnis sagt, ist alles sehr bemerkens- und beherzigenswerth; auch Mehreres über die 9. Symphonie wird gerne als geistreich und auf-

*) „Die Musik und ihre Meister", Leipzig, B. Senff.

klärend hingenommen werden; nur in Betreff des Chor-Finale steht er immer noch auf dem Standpunkte, der wissenschaftlich überwunden ist: daß Beethoven „nach dem Unaussprechlichen der ersten drei Sätze etwas Ausgesprochenes haben wollte", während Beethoven notorisch die drei ersten Sätze nur als Vorbereitung und Einleitung zum Gesang „An die Freude" gedacht hat — woraus dann jene seltsame und anfechtbare Mischung von Cantate und Symphonie entstand.

Seine Ansichten über Schubert leitet Rubinstein mit dem hübschen Aperçu ein: „Beethoven hat uns in seinem Fluge zu den Sternen mit hinaufgenommen, von unten aber ertönt ein Gesang: Kommt doch herunter, auf der Erde ist es ja auch so schön!" Er betont dann das Lyrisch-Romantische Schubert's. Als er aber auf seine schwache Seite zu reden kommt, wird er — sehr ungalant gegen das weibliche Geschlecht, indem er das große Wort gelassen ausspricht: „Gott hat das Weib geschaffen, gewiß das Schönste in der Schöpfung, aber voller Fehler — er hat nicht gefeilt an ihr (ihm)." Ich weiß nicht, welche Erfahrungen Rubinstein zu einem so harten und ungerechten Urtheil über das Weib geführt haben; aber man darf wohl entgegnen, daß „der Mann" auch seine Fehler, und zwar viele, mitbekommen hat, Fehler, in Folge welcher das Weib über den Mann oft genug „Herr" wird, welche Herrschaft dann der Mann, obwohl er selber schuld ist, durch einen Bruch abschüttelt!

Nun kommt Weber an die Reihe, dessen ungleiche Verdienste um Oper und Klaviercomposition Rubinstein ganz richtig hervorhebt.

Nach einer längeren Auseinandersetzung über italienische, französische und deutsche Oper widmet er Mendelssohn und Schumann einige warm geschriebene Seiten und gelangt zu Chopin, den er den Klavier-Barden, Klavier-Rhapsoden, den Klavier-Geist, die Klavier-Seele nennt. Ganz mit Recht, denn Chopin's Musik steht und fällt mit dem Klavier. „In seinen Compositionen finden sich Tragik, Romantik, Lyrik, Heroik, Dramatik, Phantastik, Seelisches, Herzliches, Träumerisches, Glänzendes, Großartiges, Einfaches, überhaupt alle möglichen Ausdrücke."

Daß nun Rubinstein endlich den letzten der von ihm „am meisten verehrten" Meister, Glinka, zu preisen unternimmt, ist selbstverständlich. Als Russe mußte er wohl seiner Landsleute wegen, für die das Buch wahrscheinlich auch in russischer oder französischer Sprache erschienen sein wird, den einzigen musikalisch namhaften Russen in seine schützenden Arme nehmen. Er wird dabei wohl schwerlich übersehen haben, daß seine Arbeit für die Bewohner der Culturländer vergebliche Liebesmühe sein möchte. Denn für russisch-Nationales schwärmen wohl im übrigen Europa nur sehr Wenige; Rubinstein mag es mit seiner eigenen V. Symphonie genügend erfahren haben. Ueber Glinka's „musikalisch vollkommenste Meisterschaft und Technik" kann man mit Rubinstein nicht wohl streiten, da er Vieles von ihm kennt, wir in Deutschland u. s. w. nur Weniges. Dieses Wenige hat von den gepriesenen Kunsteigenschaften nicht viel verrathen, dafür aber durch Rohheit in Erfindung und Klangfarbe zu sehr abgeschreckt, als daß Aussicht vorhanden wäre, Glinka als großen Meister eingebürgert zu sehen, ebenso wenig als Aussicht vorhanden ist, daß der Deutsche das Gebet jenes Palermitaner Mädchens, das Rubinstein in der Frage nach dem „Kirchenstil" erwähnt, als menschlich-vernünftig, und die auf solcher Culturstufe beruhende Kirchenmusik als berechtigten „Kirchenstil" betrachten lernen werde.

Ueber die Matadoren der sog. neudeutschen oder Zukunftsmusik nimmt Rubinstein sich kein Blatt vor den Mund — mit sehr anzuerkennendem Muth, da er ja selber beständig der Kritik und somit den Pfeilen der Parteipresse ausgesetzt ist, spricht er aus was eigentlich seit dem Entstehen jener Richtung von allen einsichtsvollen Musikern und Aesthetikern gesagt worden, leider vergeblich, denn dem Publikum imponirt das Neue mehr als die Warnung vor dem kunstschädlichen Gift, das darin zuweilen enthalten ist; auch ist sehr wahr was Rubinstein sagt: „Das Publikum hat so oft gehört und gelesen über seine Unfähigkeit, ein Genie bei Lebzeiten zu erkennen, daß es jetzt bereit ist, Jeden für ein Genie zu erklären aus bloßer Furcht, den Vorwurf des Verkennens auf sich zu laden." Im Einzelnen geht aber Rubinstein sehr mäßig und gerecht vor; so rühmt er bei Berlioz: „blendend colorirt, effectvoll, interessant" sei Alles von ihm, fügt aber der Wahrheit gemäß bei: „aber Alles reflectirt, klügelnd, weder schön noch groß, weder tief noch hoch." Ueber Wagner sagt er am Schlusse einer längeren Abwägung der einzelnen Seiten desselben: „So ist er wohl eine höchst interessante Erscheinung in der Musik, aber im Vergleich mit den dagewesenen Größen specifisch musikalisch doch sehr discutabler Art." Bei Liszt unterscheidet er gar wohl den Klaviervirtuosen und den Componisten: „Unerreicht und unerreichbar im Klavierspiel . . . hat er am Musikhorizont als der glänzendste Stern geleuchtet" . . . Aber: „seine Componistenperiode von 1853 an ist, meiner Meinung nach, trauriger Art." Natürlich bringt Rubinstein für dieses hart scheinende Urtheil nähere Begründung.

In Folge der Offenherzigkeit Rubinstein's, und trotz mancher Paradoxien und Curiosas, ist sein Buch ein recht interessantes. Ich wünsche ihm auf seiner Reise in die musikalische Welt viel aufmerksame und gerechte Leser.

Neue Dichtergaben.

(v. Reder. Spielhagen. Gregorovius.)

Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst.

Der Name Heinrich v. Reder erfreut sich bei dem Volke der „Dichter und Denker" gerade keiner allzu großen Volksthümlichkeit. Aber Jeder, der an seinen bislang erschienenen Schriften und Dichtungen, von denen wir die „Soldatenlieder", die „Gedichte", die oft wunderbar stimmungsvollen „Federzeichnungen" und den „Bayerwald" nennen, Gefallen gefunden hat, wird unseren Poeten um so höher zu schätzen wissen, wenn er erfährt, daß Heinrich v. Reder ein ausgesprochener Feind jedweder Reklame ist. Er ist als Künstler eine viel zu feinfühlige Natur, um die immer weiter um sich greifende Mode mit zu machen und sich in der literarischen Arena der Gegenwart vorzudrängen, sich selbstgefällig zu bewundern oder beweihräuchern zu lassen. Wer ihn persönlich kennt, weiß auch, daß er eine viel zu ehrliche, fast möchte man sagen: knorrige Natur ist. Und wenn in den letzten Jahren von den Jüngeren und Jüngsten unserer literarischen Geistesritter mehrfach der Versuch gemacht worden ist, den Dichter der „Federzeichnungen" für ihre naturalistische Richtung öffentlich mit Beschlag zu belegen, so zeigt Oberst von Reder in seinem unlängst publicirten Epos „Wotan's Heer. Eine Märe aus dem Odenwald*), daß er nichts weniger als geneigt ist, sich in jene Reihe literarischer Kämpen einrangiren zu lassen. Wir meinen, daß dieses Epos jedenfalls die beste Antwort auf die an ihn von naturalistischer Seite gestellte Anfrage ist.

Der Dichter behandelt in seinem neuesten Epos die bekannte, dichterisch oft verwerthete Sage vom wilden Jäger, versetzt uns also in eine Zeitepoche, deren Gedankenwelt und Gefühlsleben mit dem modernen Zeitbewußtsein nicht viele Berührungspunkte aufweist. Das Neue der Dichtung aber dürfte darin liegen, daß der Verfasser in seiner Schöpfung die heidnische, mit Göttern, Helden und Gespenstern verwobene Sage, als deren letzter Ausläufer der Rodensteiner Ritter erscheint, der im Odenwald als „Landgeist" beim Beginne eines Krieges an der Spitze des „wüthenden Heeres" aus dem Schnellerts zum Rodensteiner Schlosse zieht und beim Friedensschlusse zurückkehrt — daß er diese Sage unter dem Einflusse des siegenden Christenthums zeigt, sie dementsprechend künstlerisch gestaltet und durchführt. Immerhin gibt es genug

*) Dresden, E. Pierson.

Literaturfreunde, die sich durch den Titel allein schon veranlaßt fühlen können, das Dichtwerk nicht zu lesen. Sehr zu ihrem Schaden! Denn obgleich wir auch ganz auf dem Standpunkt der modernen Dichtkunst stehen, so wollen wir uns andererseits doch nicht die Gelegenheit und Fähigkeit rauben lassen, rein künstlerisch zu genießen, wo wir auf echte Kunst stoßen. Das ist bei Reder's „Wotan's Heer" der Fall. Die rein ästhetische Seite der Dichtung söhnt uns doppelt und dreifach mit der wenig modernen Stoffwelt aus. Als Naturs änger und Localschilderer leistet Heinrich von Reder in diesem Epos geradezu etwas Imposantes. Namentlich das Localcolorit in „Wotan's Heer" darf als vorzüglich gelungen betrachtet werden. Besonders aber ist es der deutsche Wald, der in Reder einen begeisterten Sänger findet, und wir unterschreiben gern die Behauptung eines Kritikers, der in dieser Hinsicht sagt, daß seit Eichendorff die deutsche Literatur keinen Poeten aufzuweisen hat, der die Romantik des deutschen Waldes so zu schildern vermag wie H. v. Reder. Das ist keine äußerliche, schillernde Decorationsmalerei, das ist naturbeseelende Poesie, und sehr schön weiß der Verfasser die jeweiligen Vorgänge in der Natur mit dem inneren Leben seiner Personen in Zusammenhang zu bringen. Mit einer nie versiegenden Fülle von prägnanten Ausdrücken und hoch poetischen Schönheiten zaubert er uns das tief geheimste Walten der Schöpfung vor das seelische Auge. Stellenweise schwelgt er geradezu in sinnlich schönen, satten Farbentönen. Er verleugnet als Poet durchaus nicht sein Malertalent. Die Sprache der Dichtung ist von künstlerischem Geiste getragen; sie ist weder bombastisch oder mit rhetorischem Pomp überladen, noch saft- und kraftlos. Im Gegentheil! Wir finden neben elegischen Mollklängen kräftige, markige Töne, neben ätherischen Liebesbekenntnissen von heißer Leidenschaft durchglühte Weisen, neben tändelnden und kosenden Schäferidyllen Strophen von ernster Lebensweisheit:

Wir tragen ein Sehnen in drängender Brust,
Ein Sehnen zu dämmernden Fernen,
Als wär' ein ewiges Ziel uns bewußt
Dort über den leuchtenden Sternen.
Wir ahnen es dunkel und glauben es kaum,
Ob dort in der blauenden Klarheit
Vergänglichen Lebens befangener Traum
Sich strahlend verwandle zur Wahrheit.
Wir wandern vielleicht in dem Weltenall
Von Stufe zu Stufe zum Guten,
Bis einst mit dem Licht im Sonnenball
Für ewig zusammen wir fluthen.

Unter die Lyriker ist neuerdings auch der viel gefeierte und des Ruhmes würdige Meister der Romankunst Friedrich Spielhagen gegangen, aber, wie wir gleich hinzufügen wollen, nicht zu seinem Vortheil. Was Spielhagen bewogen haben mag, diese „Gedichte" *) zu veröffentlichen, wird Jedem, der das Buch liest, unbegreiflich erscheinen. Der Schöpfer der „Problematischen Naturen" zeigt mit dieser Sammlung so recht, daß er Alles eher als ein begnadeter Lyriker ist. Als Lyriker — wenn man diesen Ausdruck der Kürze halber einmal auf Spielhagen anwenden will — überwiegt in ihm der Epiker. Das wird jedem Gebildeten einleuchten, der den Aufsatz über „Edgar Poe gegen Henry Longfellow" in Spielhagen's Buch „Aus meiner Studienmappe" gelesen hat. Aus diesem gegen Edgar Allan Poe gerichteten polemischen Artikel erhellt Spielhagen's Ansicht über das Wesen der lyrischen Dichtkunst. Und wie gestaltet sich nun Spielhagen's Theorie über die Lyrik zur Praxis? Uns will dünken, daß gerade Spielhagen's praktische Lyrik den besten Beweis für die Unzulänglichkeit der von ihm herrührenden Theorie über die Lyrik lieferte. Denn wer wollte es leugnen, daß diese Gedichte Producte von Spielhagen's poetischer Phantasie sind? Sind sie aber deshalb lyrisch, sind sie deshalb schön und werthvoll? Weit gefehlt! Der Verfasser sagt ja selbst, der lyrische Dichter möge nur aussprechen, was das Herz bewegt. Das herzbewegende, herzerhebende Moment fehlt aber gerade den Spielhagen'schen Gedichten. Wenn Poe's dichterisches Prinzip: „Ein Gedicht verdient seinen Namen nur so weit, als es durch Erhebung die Seele erregt. Sein Werth steht im Verhältniß mit dieser erhebenden Erregung" — wenn dieses Wort richtig ist, dann sind fast sämmtliche Spielhagen'sche Gedichte werthlos. Matt und ohne vollblütige Leidenschaft sind diese Verse; sie erwärmen nicht unser Gemüth, reißen uns nicht zur Begeisterung hin, sondern wirken vielmehr ernüchternd, erkältend auf unser Herzensleben. Das echt lyrische Element wird in diesen Gedichten erstickt theils durch zu viel Verstand, theils durch nüchterne Klügelei und Ueberlegung. Einzelne Gedichte sind bloße Wortspielereien, z. B. „J'y pense" und „Sie ist zu jung und schön", wo der angestrebte Volkston durchaus nicht getroffen ist, auch wenn „sie" „ihm" inniglich, „er" „ihr" minniglich die Sorgen fortküßt und „ihr schön genung" ist. Wie armselig ist das „Weihnachtslied des Wächters" (S. 46) gerathen:

„Dies ist die heil'ge Weihenacht,
Da halten tausend Englein Wacht,
Daß nirgendwo ein Leid's geschicht,
So braucht ihr heut' den Wächter nicht!
Kein Böses darf sich regen,
Denn Lieb' ist allerwegen."

Ein solch herzergreifendes Thema mit diesem dürren Gedrechsel abthun, ist fast eine Versündigung an der Kunst! — Leidenschaftslosigkeit ist also das erste Moment in dem lyrischen Wesen Spielhagen's, so weit man überhaupt von einer solchen bei dem Autor reden kann. Dazu kommt ferner — und das dürfte bei dem Schöpfer der großen Zeitromane auffallen — daß er hier tief in antiken Vorstellungen steckt und sich so unmodern zeigt, wie nur irgend ein Poet unserer Tage. Daran ändert selbst der Cyklus „Aus der Gegenwart" nichts von Belang. Wenn der Autor die „schönste aller Frauen", ihren „düster in die Ferne starrenden Blick" beschreibt, verrennt er sich in klassische Empfindeleien und sagt: „So sah die Sphinx auf Lagos' Sohn hernieder, als er die Felsenhöhn hinauf sich schwang." Wenn er seiner Geliebten den letzten Kuß, das letzte Liebeszeichen gegeben hat, so redet er von Charon's schwankem Kahn und bleichen Schemen. In dem Gedicht „Als ich Dich sah und liebte" heißt es, nachdem der Liebende die süße Wonne ihres Kusses getrunken hat:

„O, Ueberschwang der reinsten Seligkeit!
Und doch vor Wehmuth will mein Herz zerspringen:
Ich weiß, wie mitleidlos der Götter Neid,
Ich weiß, wie trüglich der Sirenen Singen."

Wie Spielhagen dazu gekommen ist, das innerste Herzensleben, das sich in seiner „Lyrik" doch jedenfalls abspiegeln soll, mit derartigen Anempfindereien zu verquicken, wie er dazu gekommen ist, den modernen Zeitgeist so ganz zu verleugnen, ist unbegreiflich. Denn die Serie „Nach antiken Motiven" mit ihren ziemlich platten Heineriaden, wie auch der Cyklus „Aus der Gegenwart", in dem Spielhagen Anläufe macht, sich an den modernen Zeitgeist zu wenden, sind wahrlich nicht von Bedeutung. Wir wollen nicht Georg Brandes' Worte aus seinem gehaltvollen Ibsen-Aufsatz, wo er von den schlechten Poeten spricht, die in der Vergangenheit wurzeln, auf Friedrich Spielhagen anwenden; aber von einer gewissen philologischen Zopfgelahrtheit, die auch zuweilen aus seinen epischen Schöpfungen hervorlugt, ist er nicht frei zu sprechen. Als „Lyriker" besitzt er überhaupt keine ausgeprägte Individualität. Ist ferner der Mangel an Selbstkritik bei jedem Poeten zu bedauern, so doppelt und dreifach bei einem Spielhagen, dessen redlich verdienter Ruhm doch wahrlich nicht auch noch der lyrischen Drapirung bedarf. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß das Buch, wenn es nicht den Namen Spielhagen auf dem Titelblatt trüge, sondern den eines weniger bekannten und weniger gefeierten Mannes, ohne Sang und Klang dem ewigen Schweigen verfallen würde. Denn Farblosigkeit und Gefühlslauheit ist die Hauptsignatur der Gedichtsammlung. Aber auch die äußere Form ist häufig nichts weniger als schön.

„Will jedes man bedenken,
Was zu bedenken ist,
So bleibt für rasches Handeln
Im Leben wenig Frist.

*) L. Staackmann, Leipzig.

Besonders auf der Reise,
Da geht's in schnellem Schritt,
Und was am Weg sich findet,
Das nimmt man eben mit."

In „Zwielicht" (S. 44) findet sich folgende Sonnen- und Mondpoesie:

„Ich kenn' zwei braune Augen,
Darin die Sonne thront;
Und kenn' zwei blaue Augen,
Aus denen scheint der Mond."

In „Heiligendienst" heißt es à la Wilhelm Busch:

„Und was denn doch zu jeder Frist,
In solchem Fall Bedingung ist:
That ihre Wunder früh und spat
So man nur fleißig gebetet hat."

Jeder Verehrer der Spielhagen'schen Muse wird es nur bedauern, daß der Verfasser sich nicht mit der wohlerworbenen, reichen Ehre seiner Romankunst, die rückhaltlos anzuerkennen wir wahrlich nicht die letzten sind, begnügen konnte. Mit den „Gedichten" hat er seinem Ruhmeskranze kein neues Blatt eingefügt, und sie werden hoffentlich längst vergessen sein, wenn das Menschengemüth sich noch immer wieder an Spielhagen's Romanen und Novellen erquickt und erhebt.

Auch Ferdinand Gregorovius hat in seinen „Gedichten" *), die nach dem Tode des Verfassers von seinem Freunde A. F. Graf von Schack herausgegeben sind, wenig Modernes an sich. Während aber Spielhagen, im innersten Grunde von dem Wunsche beseelt, mit seiner Zeit zu ringen, zwei Empfindungswelten: die Antike und die Moderne, zu einem vielfach chaotischen Durcheinander und sonderbaren Gemengsel verquickt und Geist und Gemüth des Lesers häufig genug in demselben Gedicht bald nach Griechenland oder Rom, bald nach Deutschland, jetzt in die versunkene Epoche aller Klassicität, dann wieder in die gährende, aufgeregte Zeit der Gegenwart zerrt, daß der Leser kein genußfroher Mensch werden kann, so wandelt Gregorovius zwar auch ganz auf dem geheiligten Boden altklassischer Erinnerungen, so haben seine „Gedichte" zwar auch nichts von dem fieberhaft klopfenden Pulsschlag unserer Zeit, aber er ist doch Künstlerpoet genug, zwei Jahrtausend auseinander liegende Vorstellungswelten durch Künsteleien und Gefühlszwang nicht mühsam überbrücken zu wollen; er haftet eben mit allen Fasern seines dichterischen Ich im italischen Boden. Sein künstlerisches Tactgefühl gebietet ihm, diese Welt und nur diese Welt, in der er lebt und dichtet, auf uns wirken zu lassen. Deshalb waltet in seinen „Gedichten" — so kalt uns auch viele in ihrer marmornen Klassicität lassen — Harmonie; sie bieten einen festen Kern dar, um den sich unser Interesse gleichsam krystallisiren kann. Ferner zeigt sich in manchen Gedichten des „Euphorion"-Sängers wirklich lyrischer Duft; Gregorovius ist ein wirklich lyrisches Medium. Man lese z. B. nur das „Lied" (S. 183), das bei aller Einfachheit der Empfindung wirklich lyrische Stimmung besitzt.

In den „Gedichten aus Italien" nimmt unseres Poeten Muse zuweilen einen hohen Flug. Gregorovius ist in dieser Hinsicht kein planetarisches Gemüth. Sein dichterisches Kraftgefühl weiß selbst untergeordneten, dem ersten Anschein nach recht prosaischen Stoffen höhere Gesichtspunkte abzugewinnen (vergl. z. B. „Cholera-Quarantäne zu Orbetello"). Am häufigsten kommt das sub specie aeterni seines Dichtertalentes in „Ninfa" und in dem „Festgedicht" zur Geltung, das bei der Schillerfeier in Rom 1859 vorgetragen wurde. „Ninfa" ist ein schwarzverhängtes Nachtstück aus der Weltgeschichte; aber an diesem düsteren Himmel blitzen hin und wieder der Menschheit ewige Sterne auf und beleuchten phantastisch die in Finsterniß getauchte Vergangenheit. Ninfa, einst eine Stadt voll Duft, Glanz und Licht, ist nun ein öder, verlassener Ort, ist nun ein welker Kranz, den einst das thatenvolle Leben gewunden und den die brausende Zeit dann achtlos in das Meer der Vergessenheit geschleudert hat. Mit majestätischem Wurfe ist diese Stätte geschildert: Die verfallenen Kirchen, die von Epheu überwucherten Heiligen, das Kreuz, auf dessen Leidensthron Christi Bild emporragt, die dem Herrn zu jeder Seite schwebenden Schächergestalten — Alles dies, verwittert und vermorscht, erinnert den Poeten an längst verrauschte Zeiten und weckt eine Fluth von quälenden Fragen und bangen Zweifeln in seiner Brust:

„O, Christenthum, wirst Du vergehn gleich allen
Religionen, die vor Dir gefallen
Und nur im Marmor und im Namen fort
Noch dauern sowie im entseelten Wort,
Gedächtniß nur?"

Tiefsinnend berührt der Poet schwindelerregende Lebens- und Geistesfragen, bis ihm „Epheugeister" antworten, bis ihm „der erste Schächer", dann „der zweite" und zum Schluß eine „Stimme in der Luft" das heiß klopfende, von Zweifeln bestürmte Herz beschwichtigen. Und wenn der erste Schächer dem Poeten das ewig alte und ewig junge Wahrwort entgegen ruft:

„Hat der Mensch auch viel bezwungen,
Schafft ihm dennoch Götzen neu
Priesterlist und Tyrannei" —

so wird ihm zum Schluß der versöhnende Trost zu Theil:

„Was die flücht'ge Stunde schafft,
Lebt vom All und seiner Kraft,
Wird vom Ewigen umschlossen,
Ist sein blühend Bild und Wort.
Und die Gottheit lebt noch fort
Selbst im Tropfen, der zerflossen,
In der Rose, die verdorrt.
Durch des Wissens hohes Thor
Erdengeist, schwing Dich empor
In die schrankenlosen Weiten!
Wenn zertrümmert ist der Lug,
Der verknechtende Betrug,
Tilgst Du in beglückten Zeiten
Auch des Kain Bruderfluch.
Wenn ein Strahlenhimmel scheint
Ueber Völker, die vereint
Sich mit Palmen froh bekränzen;
Dann vom Haß verfinstert nicht
Wird ihr herrlich Angesicht —
Nein! die Erde muß erglänzen
Von der Liebe, die ihr Licht!

Wenig nur sagen uns die „Sicilianischen Volkslieder" (Uebersetzungen) dieser Abtheilung zu; zuweilen findet sich aber auch hier eine Perle. In der „Corsischen Wanderung" — dem zweiten Abschnitt des Buches — finden sich neben einigen romanzenartigen Gedichten die „Corsischen Todtenklagen". Mögen diese Vôceros auch von culturhistorischem Interesse sein, trotz ihrem deutschen Gewande muthen sie uns doch gar zu fremdartig an. In der letzten Abtheilung „Wanderlieder und Anderes" stoßen wir jedoch stellenweise auf echte Poesie. Hier kommt der echte, rechte Lyriker zu Wort, nicht der Uebersetzer, nicht der historische Dichter. Eine kräftige Dichterphysiognomie schaut uns aus diesen Poemen allerdings nicht an; sie hinterlassen deshalb auch keinen nachhaltigen Eindruck. Die Stoffwelt ist eine bescheidene und die Ausführung und Wortgestaltung vielfach matt. Man vermißt ein klar ausgesprochenes dichterisches Credo, den eigenartigen Seelenduft, den ein Poet von „Gottes Gnaden", den ein Meister-Künstler seinen Musenkindern einzuhauchen weiß. Vielfach spricht aus diesen Versen leise Wehmuth, die den nach Ruhe sich sehnenden Rom-Pilger beschleicht. Am hervorragendsten dürfte das „Drama in der Luft" sein, wo der Poet einen Luftschiffer, einen „flügellos Geborenen", der in das mythenlose Gebiet der Luft emporsteigt, mit dem eifersüchtig sein Reich bewachenden Luftgeist einen erbitterten Kampf führen läßt. In diesem theils allegorischen, theils symbolistischen Gedicht findet der Poet im Anschauen einer wahrhaft grandiosen Stoffwelt eigenartige Töne und Gedanken, Töne, die unseres Herzens tiefe Saiten erzittern lassen, Gedanken, die uns in Ehrfurcht erschauern lassen vor der Unermeßlichkeit der Welt und Ewigkeit einerseits, vor dem siegenden Forschungsdrange andererseits, den ein Gott in die Menschenbrust gesenkt, daß wir uns im Aetherglanz und Himmelshauch wiegen können.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auch ein Jubiläum.

Von Adolf Marquardt.

Wäre ich ein Feind der Jubiläen, so würde ich sagen, sie seien eine Gelegenheit, einige wichtige oder unwichtige Dinge ein paar Dutzend Jahre zu vergessen, um sie dann gerührt mit jenem liebenswürdigen Spürsinn aufzuwecken, dessen das menschliche Gedächtniß mit Hülfe der Conversationslexika und der Erinnerungstafeln auf Abreißkalendern fähig ist und den als Pietät anzusehen so allgemein ist, daß ich nicht gerne eine Ausnahme mache. Denn ich habe Ehrfurcht vor dem, was allgemein gilt, vor der Macht des Weibes, vor den Börsenberichten und den Sprichwörtern. Also ich nehme Theil an jener Pietät und liebe die Jubiläen, sonst könnte ich am Ende auch nicht darüber schreiben. „Nämlich", meinte mein Nachbar, der Schneidermeister Mahl, „zu Allem gehört Affection und ein liebreiches Gefühl, und wenn Sie mein Jubiläum beschreiben wollen, so nehmen Sie, bitte, ein wenig mehr davon als gewöhnlich und tauchen Sie Ihre Feder in Ihr Herz!"

Und da ist's heraus, was ich noch lange nicht sagen wollte: der Herr Schneidermeister Mahl feierte auch ein Jubiläum, und weil ich den letzten Anlaß gab, so lud er mich dazu ein unter der Bedingung, in der Zeitung eine Schilderung davon zu bringen. Von dieser Bedingung ging er nicht ab, obgleich ich mir erlaubte, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Zeitungen mit Jubiläen überfüllt und deshalb zur Annahme wohl nicht geneigt seien; auch würden in allernächster Zeit einige Scharfrichter ihre Pensionirung, Größen ihren 70. Geburtstag feiern, und mehrere bejahrte Dichter —

„Gehen Sie mir mit den Dichtern," unterbrach mich der selbstbewußte Meister, „ich kenne Schillern und ich kenne Goethe, sie sind ja zum Kennenlernen öffentlich aufgestellt und in Erz, was etwas Ewiges ist, wie Einer bei der Einweihung sagte, und es kann sie Jeder sich vis-à-vis nehmen und ich habe es als Lehrjunge immer gethan, wenn ich am Sonntag Morgen die fertigen Kleider austrug. Aber ich habe mich geärgert, daß sie so ohne Ganzes waren, wie mein Meister sich ausdrückte, und er meinte damit, daß in Beziehung auf den Rock bei Goethe und den Mantel bei Schillern ein liebliches Verhältniß abwesend sei. Und ich fühlte es auch und es war mir, um mich auszudrücken, das erlösende Wort. Sehen Sie, deshalb bin ich nicht für die Dichter, und nun vollends die bejahrten! Ich bin nicht für das Alte, ich bin für das Neue und lasse mich nicht ein mit dem Repariren von getragenen Kleidern." Gegen eine solche feste Ueberzeugung konnte ich nichts einwenden und ich versprach also noch einmal, das Jubiläum mitzufeiern und zu beschreiben. Aber was für ein Jubiläum denn? Ja, das war eine merkwürdige Sache. —

Ich kam vor einigen Tagen in die Werkstätte des Schneidermeisters Mahl, um mir einen Rock anmessen zu lassen. Er saß vor einem Buch und rechnete; auch als ich eintrat, sah er nur kurz auf, nickte und zählte weiter. „999" — murmelte er endlich, „sage in Worten neunhundert und neunundneunzig". Ich mußte lachen, da ich mir Zahlen nicht gut anders als in Worten gesagt denken kann, dadurch wurde er aus seinen Berechnungen herausgerissen und fragte nach meinem Wunsch. „Ich möchte mir einen Rock anmessen lassen" — kaum war mir dies Wort entfahren, als er ausrief: „Ein Jubiläum, wahrhaftig da haben wir's, ein Jubiläum!"

„Sie irren, Herr Mahl, ich betheilige mich nicht an dem heutigen Festessen zum Andenken an die Erfindung der Pendeluhr vor 250 Jahren, ich gehe auch nicht zum 25jährigen Jubiläum des Schützencorps hier oder zum 75. Jahresfeste der Stadtreiter oder zum 25jährigen Jubiläum des Athleten im Tivoli. Ich brauche einen schwarzen Gehrock für eine Hochzeit, er sollte eine Seitentasche —".

„Doch ein Jubiläum," rief der hartnäckige Schneidermeister, und jetzt kam mir eine Ahnung: er hielt mein jugendliches Alter für ausreichend, um daran die Vermuthung meiner silbernen Hochzeit zu knüpfen. Ich wurde ärgerlich und bedeutete ihm, ich sei nicht aufgelegt, von ihm 25 Jahre in eine Ehe vorausdatirt zu werden, welche ich noch lange nicht einmal anfangen möchte. Da setzte er mir endlich die Sache auseinander. Mein Rock war der tausendste, den er fertigte, und er wollte deshalb ein Jubiläum veranstalten. „Wissen Sie, mit Beinkleidern wäre es schon längst möglich gewesen, die Hosen für Kinder gar nicht gerechnet. Indessen Röcke! Darin liegt etwas, das ist etwas Completes! Und es muß ein Fest her, und Sie, Herr Doctor, müssen es beschreiben." Das war das Jubiläum.

Das Fest kam. Man hatte einen Sonnabend Abend gewählt und sämmtliche Schneidermeister der Stadt, einige sonstige Freunde des Jubilars, seine Gesellen und mich eingeladen. Als ich etwas nach acht Uhr in den Saal trat, in welchem die Feier stattfinden sollte, war schon Alles versammelt und der Anblick wirklich „stupid", wie mir Mahl zuflüsterte, „um sich auszudrücken." In der Mitte einer langen Tafel saß der Held des Abends, rechts von ihm seine Frau und links sein Altgeselle, den eine unglückliche Liebe zur Frau Meisterin noch aus der Zeit ihrer Mädchenjahre an das schneiderliche Haus gefesselt hatte und nicht mehr losließ. Dann folgten zu beiden Seiten, würdig in eine Galerie achtbarer Innungsgenossen eingereiht zu werden, sämmtliche Schneidermeister der Stadt. Entsprechend der Bedeutung des Tages war der Saal mit Kränzen geschmückt, deren größter die künstlerisch ausgeführte Zahl „1000" umrahmte. Und im Hintergrund erhob sich eine Erhöhung, auf Anordnung Mahl's angebracht „wegen besserer Beredtsamkeit." Von dort sollten Reden gehalten werden, und offenbar, damit jeder Redner zur Sache spreche, war als memento mein Rock in naturgetreuer Ausstopfung aufgestellt. Das war nun an sich sehr erfreulich und auch nicht übel anzusehen, weil ich leider einen zurückgebliebenen Wuchs mit ziemlicher Corpulenz vereinige. So stand der Rock oben wie ein Feuerwehreimer mit zwei Schläuchen an der Seite zum Auslaufen. Aber je länger ich die Sache betrachtete, ein desto unangenehmeres Gefühl beschlich mich, denn es kam mir vor, als sei ein Theil meines Ich dort oben kaltgestellt. Jedoch ich hatte nicht Zeit, bei diesem Gefühl zu verweilen, der Altgeselle erhob sich, trat auf das Podium und hielt die Festrede. Leider kann ich sie nicht genau wiederholen, seine Gesichtspunkte waren zu neu. Nur so viel weiß ich noch, daß er ausging von dem Satze: was den Menschen über das Thier stelle, das sei die Vernunft, mit Hülfe welcher er zählen könne. Mit Recht gelte der als dumm, der nicht im Stande sei, bis drei zu zählen. Sein Meister aber könne heute mit Stolz bis 1000 zählen. Hingegen habe dabei auch die Frau Meisterin geholfen, denn sie habe das Betriebskapital in das Geschäft gebracht. Und im Eigentlichen komme das ewig Weibliche, wie ein schöner Dichter sage, zuerst, und so sei die Frau Meisterin so zu sagen die 1 bei der Zahl 1000, und der Herr Meister — doch da fiel ihm ein, daß er diesen nicht gut mit den drei Nullen vergleichen könne, und er schloß diplomatisch: und der Herr Meister komme gleich dahinter. Darum: „Der Herr Meister und die Frau Meisterin, sie leben hoch!" Alles war in Begeisterung, und der Meister, welcher bescheiden den Grund dafür von sich ablehnen wollte, warf mir schmunzelnd über den Tisch herüber die Worte zu: „Ja die Tribüne, das begeistert!" Jetzt kamen die Redner hinter einander wie die vollgeladenen Wagen bei der Ernte. Zunächst bedankte sich der Meister: bei seiner Frau wegen des Betriebskapitals und weil sie immer die Röcke gebügelt habe, bei mir wegen des tausendsten Rockes, bei seinem Altgesellen wegen der Vernunft. Es sei wahr, rief er diesem zu, er halte es mit der Vernunft und noch mehr mit der Intelligenz und er leere sein Glas auf die Jubiläums.

Was weiterhin noch gesprochen wurde, sollte ich nicht berichten, bat mich der Jubilar, „denn es hat Alles seinen Punkt und die Anderen haben von Geschäftsgeheimnissen geredet, was ich nicht einmal bei einem Jubiläum für nolens volens halte." Das war richtig, einer — ein Flickschneider natürlich — hatte bei den 1000 Röcken ausgerechnet, wie viel in die „Hölle" geworfen worden sei, nicht von der Inhaberschaft der Röcke, sondern von dem dazu gelieferten Tuch, behufs eigener Verwendung durch den Herrn Schneidermeister Mahl. Dieser war aber dazwischen gefahren mit dem Ruf: Es sei nicht ehrlich gehandelt, von „Schmu" zu sprechen, und es gehöre nicht in das Jubiläum. Und der Flickschneider hatte ihm entgegengehalten, er sei doch vorhin für das Zählen und für die Vernunft

gewesen. Es hätte Streit gegeben, wenn nicht der Altgeselle aufgestanden wäre. Erheitert durch seinen Erfolg als Redner und das umsonst gereichte Getränk trat er auf das Podium und sagte, nach seiner unmaßgeblichen Ansicht müsse der Rock auch etwas vom Jubiläum haben und damit goß er sein Glas aus — über den Rock. Ich wollte aufspringen und ihn schützen, allein der Schöpfer des Kunstwerks hielt mich zurück. „Sehen Sie die Sache von dem Idealen herunter — Sie bekommen einen neuen, und es ist mir eine Ehre, mit Ihnen das zweite Tausend anzufangen. Aber schreiben Sie, wie es gewesen ist, und mit Affection und einem liebreichen Gefühl." Das war das Letzte, was er an diesem Abend sprach. Das Jubiläum nahm ein Ende, wie mein Bericht.

Warum ich die Sache beschrieben habe? Ich könnte sagen, weil ich es versprochen hatte, allein das wäre nur der Standpunkt kalter Pflicht; Die Neigung, die Stimme des Herzens gebieten mir, zugleich zu gestehen: ich bin ein Freund der Jubiläen und möchte gerne zeigen, wie sie sich vermehren lassen, ich bin ein Freund des Herrn Mahl und wollte ihm zu Gefallen sein, trotzdem der Herr Schneidermeister nicht für die Dichter ist.

Aus der Hauptstadt.

Der Kadett als Erzieher.

Bis zum Jahre des Heils 1543 stand die Erde im Mittelpunkte des Weltalls, und Sonne, Mond und Sterne drehten sich in wunderbaren und doch auf das genaueste berechneten Bahnen um sie herum. Da griff die Riesenfaust des Frauenburger Domherrn Nicolaus Köppernick mitten in das uralte Getriebe und mit mächtigem Rucke, davon freilich die alte Welt in allen ihren Fugen krachte, drehte er die Maschine herum; die alte Sonne wurde „festgenagelt", und die träge Erde in Bewegung gesetzt, wobei sie dann auch ihre Machtstellung im Mittelpunkt des Alls aufgeben mußte. Freilich wollte sich anfänglich der Herr der Schöpfung dies durchaus nicht gefallen lassen. Aber was half es? Er mußte! Und heutzutage lacht Dich jeder Klippschüler aus, wenn Du ihm etwa sagen willst: Siehe, wie schön die Sonne dort untergeht. Nur die Poeten und die kindischen Alten rufen noch zuweilen! Und sie — diesmal nämlich die Sonne — bewegt sich doch! Sonst aber steht die Sonne still, und die Erde bewegt sich. —

Und wiederum bis zum Jahre der Aufklärung 1781 hatte alle Welt bis auf einige sonderbare Alten geglaubt, daß diese Erde mit Allem, was darauf und darinnen ist, mit Allem, was wir sehen, fühlen oder sonst wie mit unseren Sinnen wahrnehmen, wirklich etwas außer uns Seiendes sei, das einen gewissen Raum einnähme und sich mit und in der Zeit allmählich verändere; man hatte sogar hie und da zu beobachten geglaubt, wie irgend eine Ursache eine stets wiederkehrende Wirkung zur Folge habe, d. h. hinterher, später, also durch die Zeit unterschieden, eine Veränderung nach sich ziehe — da aber kam der Königsberger Professor Immanuel Kant und lehrte, Raum, Zeit und Kausalität sind durchaus nichts Wirkliches, durchaus nichts außer uns, es sind eben nur die Formen, in denen sich unser Subject die Dinge vorstellt und allein vorstellen kann. In Wahrheit wissen wir von den Dingen außer uns, den Dingen an sich nichts, auch rein gar nichts. Und alle Welt glaubte dem Königsberger Professor — oder that wenigstens so.

Es sind hiermit wohl die beiden größten Revolutionen bezeichnet, die das menschliche Denken je erfahren hat. Beide Male waren es Niederdeutsche, stiernackige Preußen, die den Kampf mit Allem, was bisher als wirklich und wahr, als göttliche Ordnung gegolten hatte, aufnahmen. Wie bedeutsam klingt das schon in dem harten Anlaut ihrer Namen Köppernick, Kant, Königsberg an! Auch Bismarck hat das K am Anfange, wenn wir nur erst das Wesen der umgekehrten Geschichte „voll und ganz" begriffen haben werden!

Gerade ein volles Jahrhundert später aber, als Kant im Jahre 1790 mit seiner Kritik — wieder das bahnbrechende K am Anfang und am Ende! — der Urtheilskraft die Reihe seiner epochemachenden Werke abgeschlossen hatte, treten drei Lehrer des Königlichen Kadetten-Korps (o, Du dreimal gekräftigtes K!) mit einem Büchlein auf, das zunächst zwar nur für Sextaner bestimmt, doch aber die dritte, abschließende große Geistesrevolution herbeizuführen und damit berufen scheint, den Gefahren einer etwa drohenden sozialen Revolution ein für alle Mal ein Ende zu machen; dann aber hat Preußen, von wo aus überhaupt diese ganze Bewegung ausgegangen ist, seinen Beruf erfüllt und damit natürlich auch die Weltgeschichte den ihrigen.

Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres als um die Weiterbildung, die abschließende Neubildung des Kant'schen Zeitbegriffes. Hier wird mit dem Subjectivismus, dem Idealismus voller Ernst gemacht. Nun erst ist der Mensch, und zwar der jeweilige Augenblicksmensch, das Maß aller Dinge, der von seinem völlig unräumlichen und unzeitlichen Augenblicksstandpunkt aus nicht nur in die Zukunft schauend die nach ihm kommenden Dinge in sein Zeitbewußtsein faßt, sondern auch von sich ausgehend rückwärts blickend die ganze vorausgegangene Entwickelung, als deren Abschluß er sich ebenso sehr wie als den Ausgangspunkt aller künftigen Entwickelung betrachten muß, auferbaut und so dem wahren Verständniß erschließt. Zur Lösung dieser Aufgabe bestimmt ist der neuerfundene Begriff der *umgekehrten Geschichte*. Seine wissenschaftliche Verwirklichung muß zunächst angestrebt werden, eine Aufgabe des Schweißes der Streber werth! Der erste Versuch einer solchen Verwirklichung wird in dem oben erwähnten Büchlein gemacht, dessen Titel schon das Programm enthält: „Lehr- und Lesebuch der Geschichte von der Gegenwart bis auf Kaiser Karl den Großen." Es ist ein überaus feiner Zug, daß diese neue Auffassung der Geschichte sich zunächst an die Sextaner wendet. Denn wenn nun eben einmal nur der Lebende Recht haben, wenn der Standpunkt der Gegenwart der allein maßgebende sein soll, so ist der Sextaner jedenfalls in höherem Grade der gegenwärtige Mensch, als die schon mehr oder weniger verbrauchte ältere Generation. So werden die Jungen und Jüngsten die Erzieher der Alten, was übrigens schon immer der Fall gewesen sein soll. Nicht Rembrandt, der Kadett wird der künftige Erzieher deutschen Volkes sein.

Kopernikus setzte das Weltall in die umgekehrte Bewegung, Kant kehrte das Verhältniß von Subject und Object um, der kommende Kadett kehrt den Zeitbegriff um, macht aus einem Nacheinander ein Voreinander und giebt uns die *umgekehrte Geschichte*. Welche unermeßlichen Perspectiven eröffnen sich damit für Wissenschaft und Leben! Es sei gestattet auf einige der aussichtsreichsten hinzudeuten.

Wer bis jetzt die Geschichte eines Volkes, einer Stadt oder auch der Menschheit zu schreiben versuchte, war beflissen den Punkt zu finden, bis zu welchem zurück sich die Entwickelung verfolgen ließ. Dieser Punkt war dann als Ausgangspunkt anzusehen und anzuwenden. Die Forschung freilich schlug schon immer den umgekehrten Weg ein. Sie ging von dem Gegebenen, der Urkunde, dem Namen, dem Bericht aus. Aber die Geschichtschreiber beobachten diesen Wink nicht. Sie erzählten und entwickelten ab ovo, sie erzählten und entwickelten die Dinge nach einander, nicht vor einander. Die Zukunftshistorie wird den entgegengesetzten Weg einschlagen; nicht am Anfange, sondern am Ende wird ihr Ausgangspunkt liegen. Die wahre, echte Geschichte erzählt in Zukunft nicht mehr, wie „die Dinge denn eigentlich gewesen sind", sondern wie sie sein werden!

Die Kadettenperspective der umgekehrten Geschichte muß natürlich in der Universal- oder Weltmonarchie das Ziel aller vorausgegangenen Entwickelung sehen. Die Aufgabe der Weltmonarchie aber ist keine andere, als die Befriedigung der Massenbedürfnisse durch den Einen einsichtvollsten und besten Willen. Beiläufig ist jedoch auch für den Gegenwartskadetten noch hinreichend gesorgt, indem dieses Ziel natürlich erst durch lange Eroberungskriege erreicht werden kann. Es ist nun aber nichts anderes als der gewaltige Fortschritt der Naturwissenschaften, dem allein die Verwirklichung dieses Ideals zu danken sein wird. Die beiden dazu allein, aber aber auch vollkommen ausreichenden Mittel sind die *Suggestion* und die *Zuchtwahl*. Durch die rationelle Anwendung jener wird es möglich sein, auf den künftigen Weltkaiser nicht nur die höchste Einsicht seines Zeitalters, alle Wissenschaft und alle Kunst, sondern zugleich auch den besten Willen zu übertragen und diese höchste Einsicht in den Dienst der

Menschheit zu stellen. Die Zuchtwahl aber gibt nach dem Gesetze der Vererbung die Möglichkeit, jene durch Suggestion übertragenen geistigen und sittlichen Qualitäten in einer der fortschreitenden Entwickelung der Menschheit harmonisch entsprechenden Weise fortwährend zu steigern. So wird der jeweilige Weltkaiser die Quintessenz aller geistigen und sittlichen Fähigkeiten seines Zeitalters. Er wird wieder zum Halbgott, wie auch das noch keine Kritik verfälschte, durch keinerlei Sachkenntniß getrübte, unmittelbar empfindende Geschichtsbewußtsein sogar schon im Abovitätszeitalter Halbgötter an die Spitze aller Entwickelung setzte. Und so schließt dann im höheren, d. h. umgekehrten Sinne an das fröhliche Ende der fröhliche Anfang sich an. Damit ist aber auch die soziale Frage gelöst. Denn der künftige allmächtige, allweise, allgütige Weltkaiser, dem auch die noch unerschlossenen Kräfte der gesammten Natur zu Gebote stehen, braucht nur auf den entsprechenden, die elektrische Leitung vermittelnden Knopf zu drücken und sofort wird jedem Weltreichsgenossen nicht nur sein Huhn servirt, sondern auch im gewünschten Augenblick die gerade für ihn zur Zuchtwahl am Meisten geeignete Reichsgenossin zugeführt. Wenn aber diese Perspective die soziale Frage nicht zu Jedermanns Zufriedenheit zu lösen vermöchte, so war diese gar nicht werth, überhaupt aufgeworfen zu werden.

Wie nun von diesem, freilich in noch nicht berechenbarer Zukunft liegenden Zeitpunkt der Entwickelung aus die ganze Weltgeschichte durch den jeweiligen Augenblicksstandpunkt hindurch rückwärts zu construiren und zu erzählen sein wird, das zu ergründen ist die neue Geschichtswissenschaft und der Pädagogik gestellte Aufgabe. Der oben erwähnte erste Versuch ist zwar in dieser Beziehung bahnbrechend, aber wie jeder erste Versuch doch noch sehr unvollkommen. Freilich wird die Geschichte der Hohenzollern mit Kaiser Wilhelm II. begonnen und mit dem Burggrafen Friedrich abgeschlossen. Aber die Geschichte der einzelnen Herrscher wird doch noch in der alten, zopfigen, unwissenschaftlichen Weise, d. h. der natürlichen Entwickelung entsprechend von der Jugend zum Greisenalter erzählt. Daß das aber die gewünschte „Umkehr der Wissenschaft", von der sich in dieser Großartigkeit auch der selige Stahl wohl kaum etwas hat träumen lassen, denn auch er steckte noch tief in dem nun überwundenen Abovismus drin, noch durchaus nicht ist, liegt auf der Hand. Nein, die Umschreibung der Geschichte muß mindestens ebenso gründlich und entschlossen angegriffen werden als die neuerdings geforderte Umformung der Werthe. Schon der bekannte „Altmeister" spricht einmal den Gedanken aus, daß die Geschichte immer von Neuem geschrieben werden müsse. Nun, hier liegt eine schöne Aufgabe für die heranwachsende neue historische Schule vor: Zunächst erzähle sie einmal die Geschichte Ranke's von hinten her. Das Weitere wird sich dann finden. Alpha.

Opern und Concerte.

„Freund Fritz." Lyrische Oper in drei Acten von Pietro Mascagni. Text von P. Suardon (nach Erckmann und Chatrian), Deutsch von Max Kalbeck. — „Die Puppenfee." Pantomimisches Ballet-Divertissement von Haßreiter und Gaul. Musik von J. Bayer. (Königliches Opernhaus.)

Appetitlosigkeit: das ist auch in der Kunst das erste Krankheitssymptom. Immer noch, so lange sie jung war, hat jede Kunst den Tafelfreuden tapfer zugesprochen, von Homer bis zu Rabelais. Kaum aber hatte der robust lachende Vater des Vielfraßes Gargantua die Augen geschlossen, da kam auch schon, von Ronsard geführt, die blasse Schaar der Antiken-Nachahmer auf und Boileau konnte später von seinem correcten Liebling Malherbe rühmend sagen: Il réduisit la Muse aux règles du devoir. Die arme Muse, die früher bei Wurst und Braten sich fett gefüttert hatte, mußte sich nun in die schmale Kost verschämter Armuth fügen: auf großem Versfuße sollte sie leben, aber ihr Magen blieb leer. Die Klassiker kamen feierlich geschritten, in schneeiger Tunica, alexandrinisch oft flennend, aber die Tafel blieb unbesetzt und nur Molière, der ewige Jüngling, ließ die hungernde Dame im Faltengewand an leckeren Speisen wenigstens riechen. Bei Werther indessen, bei Goetzen und Egmont, im Gaststübchen der Postmeisterin sogar, wo Fernando nach Stellas Garten sehnende Seufzer schickt, und in Auerbachs Keller ging es hoch her, fast wie zu Shakespeares fideler Zeit, und selbst der blonde Schwabendichter deckte seinen Wallensteinern den Tisch. Dann wurde die Welt bald romantisch, Iphigenie und Isabella hatten längst schon den Appetit verloren, aß nicht und trank nicht und mit einem Gläschen Absynth und einer Cigarette, die Alfred de Musset, schwermüthig tändelnd, ihr bot, mußte Dame Muse vorlieb nehmen. Jahrzehnte hindurch währte das große Hungern, immer papierner und ausgedörrter wurden die Kunstproducte, von süßem Morgenthau und von spitzigem Geistreichthun lebte ein blutarmes Menschleingeschlecht und fabelhaft fast war das Staunen, als endlich wieder echter Bratenduft dem Publico in die geehrte Nase stieg. Wie in Deutschland einst Isflands Hagestolze, so gewann auch der Freund Fritz der elsässischen Zwillinge Erckmann und Chatrian das Spiel, — weil er zum ersten Male wieder den Muth zeigte, Appetit zu haben.

Freund Fritz aß, mit seinen Freunden, dem Steuereinnehmer und dem Feldmesser, als wollte er alle Versäumniß der bretternen Ahnen auf einen Sitz wieder einholen: ein ganzes, ländlich ausführliches Mittagmahl im ersten Act schon, im zweiten frische Eier, frische Butter, Radieschen und Kirschen, und der verdorbene Magen erst kündete den unheilbar Verliebten an. Der dicke Emile Zola gerieth vor Wonne an solchen Gerüchen fast außer sich und der erste Jubel verleitete den sonst so Bedächtigen, im „Voltaire" Erckmann und Chatrian als die den Sommer verheißenden Schwalben des Naturalismus höchlichst zu rühmen und der Comédie Française ein Loblied zu singen, weil sie einen echten Kirschenbaum, einen echten Brunnen mit echtem Wasser, ach, und wie echte Speisen erst, auf die Bühne gebracht hatte. Darüber vergaß er beinahe, als ein leidenschaftlich verrannter Parteimann, die süße Puppenhaftigkeit der deutsch-französischen Iffländerei und das feichte Auerbächlein, in dem der gute Rabbi Sichel nach witzigen Pointen angelte. Es gab einen riesigen Eßerfolg und jeder rechte Pariser wollte den Suppendunst schnüffeln, mit dem der Duft aus dem Veilchenstrauß der Reichemberg gar so lieblich sich mischte.

Von Franzosen, von Holländern und Deutschen sah ich das Stück gespielt und immer wiederholte sich der Eßerfolg, bei dem ganz kostbar vierschrötigen Fritz des Rotterdamers von Zuylen und bei Possarts wundervoll verschmitztem Rabbinen, den dem klugen Döring-Studenten heute nicht leicht Einer nachmachen wird. Das winzige Idyll — wie die kochkünstlerische Magd durch den Magen den Weg zum Herzen ihres angejahrten Feinschmeckers findet — dankt seine breite Wirkung fast ausschließlich dem kulinarischen Spiel mit einer „Lebenswahrheit", die bei der Suppe beginnt und mit der süßen Speise wieder abgetragen wird. Die guten Leute im Parquet lieben den Naturalismus, wenn er auch nicht im Mindesten stinkt, und froh bewegt constatirten sie die rückkehrende Gesundheit einer Kunst, die das Essen wieder gelernt hatte. So manches Jahr schon war sie krank, nun aß sie wieder, Gott sei Dank!

Der Italiener Suardon ist die Wege Erckmanns, dem Chatrian des Dichtens strenge Pflicht gern überließ, getreulich abgeschritten; auf dem Paß über die Alpen aber hat Freund Fritz den Appetit verloren. Er ißt nicht mehr und ist deshalb auch nicht mehr, der er sein sollte. Wohl wird auch ihm die Suppe aufgefüllt und Susel pflückt ihm helle Glaskirschen, aber — wer sah einen Tenoristen auf der Bühne je essen? Der einzige Niemann vielleicht, der mit den Theaterumarmungen und mit den Souffleurkasteneffecten so gründlich aufgeräumt hat, hätte auch dieser Neuerung dreist sich vermessen; der that auch als Florestan einen guten Schluck. Die Anderen aber sind nur an leere Becher gewöhnt und an Geflügel aus Pappe. Und die Textdichter und die Componisten wissen das und deshalb haben sie ihrem Heldentenor auch Butter, Radieschen und Eier und den verdorbenen Magen erspart. Nicht durch ihre Kochkunst mehr gewinnt Susel jetzt ihres Fritzen Herz, sondern auf dem nicht ganz ungewöhnlichen Wege einer Wald- und Wiesen-Liebe, die viele Duette und Arien hat, aber keinen Appetit. Und dieser Verlust wiegt ganz ungleich schwerer noch als die Rabbinerspäßchen, die dem humorlosen Mascagni geopfert werden mußten.

Süße Liebe spricht in Tönen, denn Gedanken sind ihr fern; aber die Töne sollten doch eigentlich, wo in dramatischen Formen gesprochen wird, des eingeborenen Wesens Spuren tragen, der Bauerngutbesitzer Fritz Kobus sollte doch nicht girren und seufzen wie ein romantischer Troubadour. Mußte das hausbackene Idyll schon musikalisch operirt werden, dann war irgend ein Neßler vielleicht der rechte Helfer in Nöthen: mit dem Liedertafelstil konnte am Ende noch man der veilchenduftigen Philisterei am besten beikommen und Susel ließ sich bequem mit drei Pinselstrichen in's Sinnig-Minnige malen, trotz dem verheulten Trompeterliebchen mit der häßlichen Einrichtung.

Aber Mascagni! . . .

Ein schwarzer Kopf mit heißen Augen, eine dunkle Kunst mit heißen Sinnen. Ich gehöre nicht zu den schwärmenden Bewunderern der Cavalleria rusticana und möchte die derbe Santuzza gewiß nicht der himmlisch sensiblen Carmen vergleichen, die in der Limpidezza einer unmäßigen Leidenschaftzone gefährlich kost. Bei der wortkargen Brutalität des Alfio aber, bei Santas kreischendem Weibchenschrei und bei den lockenden Trillern der anschmiegsamen Lola war Mascagni an seinem Platz. Nur selten noch zeigte er ein eigenes Gesicht, aber an berühmten Mustern erstarkte noch jeder Neue, und wenn diesem das Glück gar so metzenhaft hold war, dankt er es nicht seinem verteufelt geschickten Verleger Sonzogno zunächst, wie die Neidlinge wähnen, sondern der guten Stunde, zu der er erschien. Nach allen den aufgepäppelten Gerngroßen, die um Niblheim leitmotivisch sich lagerten, endlich wieder ein keckes Theatertalent aus dem brennenden Süden, einem verwandten Volksdichter glücklich gepaart: jede Gewähr eines breiten Erfolges war dem gegeben, der so vorsichtig in der Wahl seiner Geburtstunde war.

Nicht die Rezensenten aber nur, auch die Götter sind neidisch und von Turiddu trieben sie deshalb den Allzuglücklichen zum Freund Fritz, von sizilianischer Blutrache zu den Verdauungbeschwerden des bäuerlichen Topfguckers. Und als am siebenten Tage die neue Schöpfung fertig war, da stand ein seltsames Ungethüm vor unserem Blick, als hätte Meyerbeer

die Hagestolzen des seligen Iffland componirt oder Victor Hugo am keuschen Schooß der alten Mamsell sich sträflich vergangen.

Sehr schöne Musik, die dem ganz Banalen diesmal ängstlicher ausbiegt und nur in einer neuen Auflage des gräßlich berühmten Intermezzo wieder zu den ganz wohlfeilen Massenmitteln hinabkletert; eine durch einsichtige Selbstkritik gereinigte Kunst, der man das fleißige Suchen nach individuellem Ausdruck anmerkt und die doch keinen mühsamen Schweißtropfen dünstet; ein manchmal beinahe graziöses Geplauder, das in Deutschland, bei den Meistersingern, die Sprache natürlicher Unterhaltung gelernt hat, und ganze Strecken auf zarten Füßen durchhüpft. Ganze Strecken, aber nicht, längst nicht, das ganze Werk, das sehnlich nach gallischem Witz verlangt oder — noch lieber — nach süddeutscher Weinseligkeit. Mascagni läßt das Orchester toben und tosen, als bohrten sich tausend Dolche in seines Helden Herz, und ich weiß doch, daß Fritzens Hauptweh im Magen sitzt.

Verbannet mir, o meine Freunde, verbannet mir jeden Gedanken an eine realistische Oper. Die Musik ist hellsichtig und blickt tief hinein in die Menschenbrust; wo aber die rationalistische Nüchternheit anfängt, da komme ich wenigstens nicht drüber hinweg, daß die Herrschaften auf der Bühne des Singens sich befleißen, anstatt, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, zu sprechen. Ein in seiner Complicirtheit unerhörtes Genie wie Wagner fand für sein realistisches Lustspiel einen schon in der Idee musikalischen Stoff und ohne den conventionellen Operngucker versteht man, daß Meistersinger eben singen müssen. Nur da aber hat die Musik ein geheiligtes Anrecht auf ein Drama, wo sie ihm neue Schätze zuführen, wo sie mehr leisten und tiefer greifen kann als das gesprochene Wort. Dem Freund Fritz nimmt sie den Appetit, seinem rabbinischen Freunde die talmudistischen Schwänke und dafür dehnt und reckt sie eine ungeputzte Dorfgeschichte zur wühlenden Seelenpein. Wenn man im Hause Kobus weder essen noch lachen kann, wahrhaftig, dann weiß ich mir besseren Aufenthalt.

Der junge Pietro Mascagni kann noch Einer werden. Diesmal verbiß er sich in einen spröden Stoff, an dem seine trocken hitzige und schrille Kunst so wenig zu knabbern fand wie ein Tenorist auf dem Bratenteller. Mir erschien Mascagni maskirt, auch wo ihm Reizendes und sogar einfach Schönes gelang: sein Zigeuner hatte eine Cremoneser Geige und das Elsaß, für dessen Deutschthum das französische Lustspiel so unwiderleglich zeugt, schien mir mindestens an der Riviera zu liegen. Die mediterranisirte Musik des Italieners stimmt eben nicht zu der Gegend von Straßburg, der wunderschönen Stadt. Möchte Mascagni ein Gedicht beschert sein, in dem seine heiße Pubertät sich austoben kann, damit diese jüngste und fast auch einzige Hoffnung der Opernbühne uns nicht ein Intermezzo bleibt.

Die Sänger hatten es schwer: sie sollten italienisch singen und doch die Umrisse wenigstens der kerndeutschen Bauerngestalten treffen. Das gelang Herrn Betz, einem liebenswürdig schalkigen Rabbi, und auch der Frau Pierson, die für eine Primadonna überraschend schlicht und untheatralisch sich benahm und eine sehr anmuthige Susel sein würde, wenn sie den Text nicht gar zu diseret für sich behielte. Herr Sylva ist ungefähr der letzte deutsche Tenor, der den Tannhäuser, den Robert und den Huon zu bewältigen vermag; er besitzt eine mächtige Stimme und hat in Paris das Singen gelernt und ihn zu hören, ist immer eine Lust, auch wenn er zum Freund Fritz verdammt ist, der heldische Kraft und Buffomanieren zugleich verlangt. Wie gut die Berliner Oper unter des Hern Felix Weingartner jungmeisterlicher Leitung ist, das habe ich nicht zum ersten Male am Mascagni-Abend erfahren.

Die Oper wurde mit zurückhaltendem Wohlwollen zuerst, dann mit etwas absichtlicher Begeisterung aufgenommen, die indessen während des Ballets von der „Puppensee" fast noch höhere Gipfel erklomm. Ob die Phantasielosigkeit des Balletmeisters größer ist oder die kümmerlich nachempfindsame Armseligkeit der Balletdichter, die immer noch vom Coppelius aus Hoffmann's Erzählungen zehren: darüber wollen wir uns bei nächster Gelegenheit unterhalten. Die langweilige Puppensee gehört in die Kindervorstellung des Circus Renz und einen begabten Tondichter dürfte man durch solche Nachbarschaft nicht beleidigen.

Thoma und die Kunst im Parlament.

Ich besitze eine Handzeichnung von Hans Thoma vom Jahre 1886. Oben ein Chor Engel, unten eine grüne Wiese, in der Mitte Raum für ein paar Verse. Diese schrieb mir der Rembrandt-Deutsche hinein, durch welchen Thoma zur Zeichnung des Blattes veranlaßt wurde. Damals, vor sechs Jahren, gehörten beide noch unter die in ganz Deutschland unbekanntesten Leute. Der Rembrandt-Deutsche hatte kein Recht hierüber zu klagen. Er lebte als Klausner, kein Mensch wußte genau was er trieb, er hatte seine Welt für sich, in die er mich nur halbe Blicke thun ließ, umgab sich mit dem Zaune der Einsamkeit und war ängstlich bemüht, Niemanden hinuber sehen zu lassen. Thoma hatte es damals satt, sich von seinen Landsleuten Grobheiten sagen zu lassen. Seit die kunstsinnigen Leute von Karlsruhe eine Eingabe bei dem Kunstvereins-Vorstande eingereicht hatten, welche forderte, daß Thoma das Ausstellen in den Ruhmeshallen der Mittelmäßigkeit verboten werde, seit die Münchner Kritik seinen „schrankenlosen Realismus" nach allen Tonarten verrissen hatte, seit man in Berlin und Düsseldorf regelmäßig seine Bilder als zur Ausstellung ungeeignet abwies, hatte er sich nach Frankfurt zurückgezogen und dort kaum minder einsam gelebt, als sein Verehrer, der Rembrandt-Deutsche.

Es wirkte auf mich wie ein wahres Wunder, als plötzlich 1890 von München die Kunde kam, der für halb verrückt erklärte Thoma sei als ein großer Künstler entdeckt worden. Man machte ihn zum Mitglied der Akademie und gab ihm auf der Ausstellung 1891 einen eigenen Saal. Thoma ist nun berühmt. Selbst in Berlin wird man hiermit rechnen müssen. Ich weiß zwar ganz genau, daß meine verehrten Kollegen der Mehrzahl nach ihn nur mit Ingrimm loben würden. Man wird der halb mitleidig ausgesprochenen Anerkennung, daß er ein Original sei, eine Aufzählung der augenfälligen „Fehler" in seinen Bildern folgen und ihn dann als „immerhin interessant" des Weges laufen lassen — all' dies, wenn Thoma wirklich sich dazu herbeiläßt, Bilder in Berlin auszustellen. Ich könnte es ihm nur ernstlich abrathen. Wir sind hier zu fortgeschritten und zu ideal, um ihm „goutiren" zu können.

Einstweilen sendet uns Thoma bloß Nachbildungen seiner Werke. Im Verlag von Franz Hanfstängl in München erschien eine Sammlung von achtzehn Photogravüren nach seinen Bildern unter dem Titel: „Hans Thoma." Ich stehe nicht an, seine Photogravüren für Meisterwerke zu halten: sie sind voll im Ton, klar und durchsichtig in den Schatten, genau und doch künstlerisch behandelt. Sie gehören zum Besten, was die Kunstphotographie bisher zu leisten vermochte. An Werth stehen sie einer guten Radirung nicht nach. So weit es an Hanfstängl liegt, ist jedes Blatt zum Wandschmuck in höchstem Grade geeignet.

Nun aber fragt sich, ob auch die Vorbilder diese Eigenschaft haben. Da ist ein Bild, welches heißt: „In einem kühlen Grunde." Vorn liegt auf einer Höhe ein junger Mann, neben ihm sein Hund. Ein Schwarzwaldthal breitet sich zu Füßen aus. Die rundlichen Hügel tragen auf der Höhe schön forstmäßig gerade abgegrenzte Wälder, auf der Lehne Felder in schmalen Streifen, wie sie vor jener Zusammenlegung der Grundstücke aussehen, welche auf Deutsch „Separation" heißt. Ein heller Weg durchzieht schnurgerade die Wiese im Grunde. Wolkenballen ziehen am Himmel hin und werfen ihre Schatten in Streifen über die Flur — das ist so ziemlich Alles. Das Bild ist so einfach wie das Lied, welchem sein Name entlehnt ist. Und es ist darum ein Bild, das man alle Tage vor Augen haben kann, ohne daß es ermüde.

Man sollte meinen, ein Maler, der ein solches Bild zu schaffen vermochte, müßte alsbald verstanden werden können. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dem nicht so ist. Die deutschen Museen haben meines Wissens noch kein einziges Bild Thoma's erworben, das deutsche Volk steht ihm ungläubig und fremd gegenüber. Der Hanfstängl'sche Verlag ist muthig zu nennen, weil er die Sammlung zu veröffentlichen wagte. Und das Bild ist vielleicht das dem allgemeinen Verständniß am nächsten stehende. Die anderen sind zu einfach für unser geistreiches Volk und zu volksthümlich für unsere Gebildeten. Und für die Ungebildeten? Für die gibt es eben keine Kunst.

Mir kam Thoma's herrliche Sammlung in das Gedächtniß, als ich von einer Verhandlung las, die im Abgeordnetenhause sich abspielte: eine jener seltenen Gelegenheiten, in der die Erwählten des Volkes ihre Meinung über die höchsten, die Nation beschäftigenden Fragen abgab.

Dem Abgeordneten Biesenbach gebührt die Ehre, im preußischen Abgeordnetenhaus eine Debatte über das Kapitel „Kunst und Wissenschaft" herbeigeführt zu haben, indem er zum Titel I „Kunstmuseen in Berlin" das Wort nahm. Herr Biesenbach ist seines Zeichens Justizrath, Mitglied der Centrumspartei und Vertreter für Düsseldorf. Seine Verpflichtung, für die Kunst Interesse zu haben, leitet er sichtlich von seiner Eigenschaft als Abgesandter der rheinischen Kunststadt und dem Einfluß der Künstler auf seine Wählerschaft ab. Lediglich als Volksvertreter würde er wohl ebenso wenig über Kunst gesprochen haben, wie die Mehrzahl im Hause es that. Denn abgesehen von Herrn von Meyer-Arnswalde, scheinbar dem einzigen Abgeordneten, der zur Kunst in einem Herzensverhältniß steht, schwiegen alle die sonst so worteifrigen Größen der Parteien. Nur Herr Virchow, des deutschen Reiches Sonntag-Nachmittags-Prediger, ertlärte geistvoll, das Museum für Völkerkunde gehöre nicht eigentlich unter die Kunstmuseen, am schlechten Stand der Kunst sei Bismarck's verfehlte Zollpolitik schuld und es fehle der Nation ein großes deutsches Nationalmuseum. Aber man dürfe an dessen Gründung erst denken, wenn wieder einmal bessere Zeiten gekommen seien.

Was Herr Biesenbach vorbrachte war ein kurzer Ueberblick über alle abgestandenen Schlagworte, welche während des Jahrhunderts über Kunst zu Tage gefördert worden sind. Selbst als er sagte, die Kunst könne nur dann ihre Aufgabe erfüllen und den Sinn des Volkes für das Ideale und Schöne heben, wenn sie vom Staat unterstützt werde — lachte kein Mensch. Seiner Weisheit Schluß war, der Staat müsse mehr Bilder kaufen.

Herr von Meyer trat namentlich für die Kunstschulen ein und stellte den spärlichen Mitteln dieser den Aufwand für Museen und Kunstbeamte entgegen. Herr Meyer-Berlin sagte, die Kunst solle unterstützt werden, aber nicht allein vom Staat, Herr Generaldirector Schöne erklärte, es sei etwas für vorderasiatische Kunst gethan worden. Herr Graf Limburg mahnte zur Sparsamkeit. Darauf wurde der Titel bewilligt — die Kunst war wieder für ein Jahr abgethan.

Der Gedankenaustausch beschränkte sich auf eine Frage: Wer eigentlich der beste Mäcen für die Kunst sei. Der Centrumsmann wollte daß der Staat eingreife, der Conservative von Meyer sagte der Kaiser thue allein etwas, indem er Bilder kaufe und der Nationalgallerie überweise, der Freisinnige Virchow redete zwar, sagte aber nichts, der Freisinnige Meyer wollte, das Volk solle der Mäcen sein.

In der Presse fand die Debatte wenig Anklang. Die „Voss. Ztg." nahm sie in einem kleinen Artikel auf und warnte vor höfischer Kunst, der eine Volkskunst vorzuziehen sei.

Ich frug mich, wer wohl im Streite recht habe. Der Kaiser kauft mit Vorliebe Bilder, deren Inhalt ihm nahe steht: Soldaten, Gegenden, die er

kennt, Werke ihm persönlich nahe stehender Maler. Er scheint zur Kunst eine ähnliche Stellung einzunehmen als Herr von Meyer, dessen treffliche Rede über das Kaiserdenkmal ihm unvergessen bleiben soll. Denn auch er baut löblicher Weise sein Kunstverständniß auf dem Verständniß für die dargestellten Dinge auf. Beide werden, so fürchte ich, für Thoma wenig übrig haben. Wenn ich es also für wünschenswerth halte, daß die eigenartigen Köpfe reichliche Unterstützung finden, so habe ich vom Kaiser und von Herrn von Meyer nicht eben sehr viel zu erhoffen. Denn sie haben entschieden nicht die Absicht, sich ihre Art zu sehen vom Künstler bestimmen zu lassen. Aber immerhin ist noch mehr von ihnen auch nach dieser Richtung zu erwarten, als vom Volk. Ich liebe es, die Gedanken zu Ende zu denken und so stelle ich mir denn die Deutschen als demokratisch regiert vor, als ein Volk, welches nur vom Volke beherrscht wird, entweder durch die von ihm berufenen Abgeordneten oder in unmittelbarer Abstimmung über wichtige Fragen. Wie sich dann die Abgeordneten benehmen würden, ersehen wir wieder einmal aus der neuesten Sitzung. Sie werden sich auch dort nach Jemand umsehen, der ihnen die Verantwortung abnimmt. Denn sie sind der Meinung, daß sie zwar alle etwas von Politik, aber daß sie selbst in ihrer Gesammtheit nichts von Kunst verstehen. Welche Form der Kanonenboote die beste sei — das unterfteht ihrem Urtheil. Die Nation hört ihren Reden gläubig zu, weil sie noch die kindliche Meinung hat, man könne nur über Sachen sprechen und aburtheilen, von welchen man etwas verstehe. Aber was weiß der Abgeordnete für Oelsnitz im Voigtland oder für Tölz in Oberbayern von Kanonenbooten. Aber er stimmt wacker ab. Von Kunst könnte er vielleicht, oder sollte er doch etwas verstehen. Das gerade ist ein Grund für ihn zu erkennen, daß er nicht genug davon versteht, um über Kunstwerke öffentlich zu sprechen oder zu urtheilen. Aus der Sachkenntniß, so gering sie ist, kommt ein gewisses Gefühl der Scham, welches die großen Redekünstler schweigen macht, daher auch die Lust, dem Kaiser, der Regierung die Verantwortung in künstlerischen Fragen zu überlassen.

„Es muß für Kunst etwas geschehen!" Das ist so ein alter Lehrsatz aus der Zeit des Merkantilismus. Selbst die volkswirthschaftliche Schule des Adam Smith und der Physiokraten hat ihn nicht verdrängen können. Freilich muß etwas geschehen, muß anfangen sich klar zu werden, daß das keine Volksvertretung ist, die nur den Bauch der Nation vertritt. Hier, im Parlament hat dies Geschehniß zu beginnen.

Für die Kunst thut man am meisten damit, daß man ihr eine Stellung im öffentlichen Leben gibt. Sie soll gar nicht „unterstützt" werden. Man unterstützt Arme und Bedürftige und man erniedrigt sie damit. Wenn man den Staat mit Kunst erfüllt, wenn die Kunst den Staat unterstützt, wenn nicht die Kunst ihre Ehren von der Regierung erlangt, sondern umgekehrt diese sie vertheilt — dann ist der höchste Standpunkt erreicht. Dazu gehört sorgsame Pflege. Der Prinz-Regent von Bayern verbaut weniger Geld als König Ludwig II., aber er nutzt der Kunst mehr als jener. Denn er lebt für die Kunst, nicht diese für ihn. Hierin liegt der Schwerpunkt. Lorenzo Magnifico war ein vornehmer Mann, aber er wußte, daß die Kunst vornehmer sei als er. Ob ein paar Künstler verhungern, ist gleichgültig, wenn die Kunst nur satt ist. Aber unsere Regierungen und Parlamente glauben, es sei hier etwas mit Geld gethan. Antheil braucht das Schaffen, liebevolles Eingehen. Es kann ganze Völker geben, die das aristokratische Wesen der Kunst verstehen: Die Athener und Florentiner sind Zeuge hiefür. Dort blühte das Schaffen selbst ohne großen staatlichen Aufwand, weil der Boden bereitet war. Bei uns will man Blumen haben, ohne zu säen, Kunstschulen ohne Kunstleben; glaubt man durch Einsperren der Kunst in Museen, sie zu schützen, mit dem Anreitenlassen von Kürassierschwadronen sie zu ehren.

Ich war zugegen als in Berlin der Wettbewerb zum Kaiser Wilhelmdenkmal und als in Paris jener für das Gambettadenkmal eröffnet wurde. In Berlin hatte sich eine Anzahl von betheiligten Künstlern und von Reportern eingefunden. Ein Regierungsbeamter ließ durch die breiten Schultern eines Dieners die Thüre zum Ausstellungssaale absperren und sagte diesem endlich mit gnädigem Gesicht: „Na, nu lassen Sie 'se 'rein!" Da sah man denn Zeichnungen, die in Bogen über Gesimse weggespannt und Modelle die so in eine Ecke gedrängt waren, daß man nur mit Jammer der an sie verwendeten Mühe gedachte. In Paris waren in jedem Saale vier Modelle aufgestellt und den Verfassern die Anordnung überlassen, damit sie ihre Arbeit so günstig wie möglich darstellen. Der Minister der Künste war zugegen und die ganze offizielle Welt: der Minister begrüßte die Künstlerschaft Frankreichs unter lebhaftem Dank für deren aufopfernde Thätigkeit zur Ehre des Landes.

Ob ein großer Unterschied in den ausgeschriebenen Geldpreisen bestand, weiß ich nicht. Aber ich dachte mir mein Theil! Der preußische Regierungsrath war gewiß der ehrlichen Meinung die Kunst „unterstützt" zu haben und der französische Minister sehr stolz, als Beauftragter der Kunst vor der Nation gelten zu dürfen.

In Paris hat man auch Thoma früher verstanden als in Deutschland. Man unterstützt dort eben die anstrebenden Kräfte mit der theuersten Münze: Durch liebevolles Verständniß!

Und unsere Parlamentarier?? Sie sollten bedenken, daß die Kunst ein edles Weib ist, deren Gunst nicht durch Geld zu erwerben, sondern durch Hingabe seiner selbst zu erringen ist! Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Curiosum aus der guten alten Zeit.

Geehrter Herr!

In der seltenen „Sammlung reiser Blüthen und Früchte, München 1824," die selbst in Antiquariaten nicht mehr zu haben ist, macht der Verfasser, der 1829 gestorbene bayersche Oberst Franz Xaver Graf von La Rosée, folgende merkwürdige Angabe: „In einer deutschen Haupt- und Residenzstadt wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der „Gelehrten Gesellschaft" daselbst ein Vice-Präsident gewählt. In seinem Patente kam unter Anderem das Folgende vor, wovon ich einen kurzen Auszug liefere: „Wegen seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, in Physicis und Mechanicis, Botanicis u. s. w., nicht weniger in Prüfung der guten und bösen Geister, in der Cabbala, in Gebrauch und Mißbrauch, deren Nutzen u. s. w. ist er zu dieser Stelle ernannt worden. — In Ansehung des Kalenderwesens soll er alle Behutsamkeit gebrauchen, damit sie dem Publico, und insonderheit den Curiosis, welche seine zukunftige Dinge vorher wissen, zur Freude und zum Nutzen gereichen; damit die Prognostica von der Witterung, Gesundheit, Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, ingleichen die Kriegs- und Friedensläufe akkurat getroffen, bei dem Druck nicht mehr rothe Buchstaben, als vonnöthen, gebraucht, der Sonnenzirkel nicht verkehrt und viereckig, sondern rund gemalet, die güldene Zahl vermehrt, der guten Tage immer so viel als sein können, angesetzt, die verworfenen oder bösen Tage aber vermindert werden mögen. — Dafern auch der Vice-Präsident besondere Veränderungen bemerken sollte, e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen habe, oder daß er mit dem Saturn in Quadrat stände, oder daß ein Wirbel des Himmels dieses und jenes verursache, und daher eine unzählige Anzahl von Cometen zu vermuthen wäre, so hat der Herr Vice-Präsident ohne Zeitverlust mit den übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung solcher Anwendungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denselben auch am besten abzuhelfen, bedacht zu sein. — Ob es nun zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolte, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dem Vice-Präsidenten aus dem Prätorio bekannt, wie es an Nachtwehren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und dergleichen Satansgesellschaft nicht ermangele, sondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seen, Moräften, Haiden, Gruben und Höhlen, auch in heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird der Vice-Präsident nicht ermangeln, sein Aeußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden."

Ob der Herr Vice-Präsident wohl viele Nixen, Drachenkinder, Wehrwölfe und verwünschte Leute à 6 Thaler eingefangen hat?! Ganz entpuppt sich jedoch der Geist (sic) des Decretes, wenn es auf den nervus rerum zu sprechen kommt. Da heißt es: „Alldieweil auch eine beständige Tradizion ist, daß allhier in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Lennin, Lebus und Wilsnaks konsiderable Schätze vergraben sind, zu deren Besichtigung, und um zu wissen, ob sie noch vorhanden, gewisse Leute und Geschmeiße und Ungeziefer kommen, so muß auch der Vice-Präsident diesem Pack fleißig auf den Dienst passen u. s. w., auch keinen Fleiß sparen, daß er selbst vermittelst der Wunschelruthe, durch Segensprechen, Allrunken oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben, ausfindig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauberbücher, so in unserm Archio vorhanden, nebst dem Speculo Salamonis verabfolgt werden." —

So ist es recht! Diese gewissen Leute, dieses Pack und Geschmeiß, das sich erdreistet, gegen alle Regeln der Gelehrsamkeit, ohne Wünschelruthe und den Speculum Salamonis nach Schätzen zu graben, muß ausgerottet werden, damit die fromme Gesellschaft in der ganzen Churmark freies Spiel hat! — Dieses Document ist authentisch, wie Graf La Rosée ernstlich betheuert. Es läßt sich auch so etwas gar nicht erfinden, dem der Stempel des „Urdumm-Naiven" so klar eingebrannt wäre! — Die Gelehrte Gesellschaft der Haupt- und Residenzstadt Berlin stellte ihrem neuerwählten Präsidenten von Stein am 19. Jänner 1732 obiges Decret zu. —

Klingt es aus demselben nicht lockend à la Graf Zedlitz heraus:

„Dahin, dahin,
Sollst Du, geliebtes Volk, nun wieder zieh'n!"

Hochachtungsvoll

Carl Schultes-Hannover.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Das junge Deutschland.

Ein Buch deutscher Geistesgeschichte

von

Johannes Proelß.

Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube.

Ein Band von 812 S. in Großoktav.

Preis geheftet ℳ 12.—. In geschmackvollem Halbfranzband ℳ 14.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von **Georg Lang** in **Leipzig.**

Briefe aus Elsaß-Lothringen.

Von **Emil Kühn.**

156 Seiten gr. 8°. — M. 2.—

Den Altdeutschen in Elsaß-Lothringen, soweit sie noch patriotisch fühlen und die Manteuffel'sche Corruptionsperiode ohne Charakterschädigung überstanden haben, muß das Buch geradezu aus der Seele geschrieben sein. — Leser in Altdeutschland werden Uebertreibung vermuthen, während „Wissende" im Gegentheil dem Verfasser bezeugen müssen, daß er sich, zumal in Verwerthung eklatanter Beispiele, große Reserve auferlegt hat. Den allzulange und allzusehr verhätschelten „wiedergewonnenen Brüdern" oder vielmehr deren unberufenen Wortführern wird ein Spiegel vorgehalten, der ihnen wenig erfreulich sein dürfte. Aber die Wahrheit mußte endlich einmal gesagt werden, und das gethan zu haben, ist das Verdienst des Verfassers.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an

C. Rudloff in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent 2c.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Soeben erschien im Verlage von E. Pierson in Dresden und Leipzig:

Wotan's Heer.

Eine Märe aus dem Odenwald

von

Heinrich von Reder.

Brosch. 5 M., in Prachtband 6 M.

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte

von

Bertha von Suttner.

Vierte Auflage. Zwei Bände.

Brosch. 6 M., eleg. geb. 8 M.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Die

Tragödie des Menschen.

Dramatisches Gedicht

von

Emmerich von Madách.

Aus dem Ungarischen übersetzt

von

Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Rich. Kahle's Verlag in **Dessau.**

Soeben erschien:

Göthe als Socialpolitiker

Ein Beitrag zur

Beurtheilung der socialen Frage.

Von

Professor Dr. **Gerlach.**

Preis: 50 Pfge.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Abonnement

auf das

II. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit der vorliegenden Nummer (13) schliesst das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen** und besorgen auch, sowie unsere Expedition, bei Aufenthaltsveränderung während der Reisemonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Hierzu eine Beilage: v. Schlechtendal-Hallier's Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

№ 14. Berlin, den 2. April 1892. Band XLI

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die neueste Schulreform. Von Eduard von Hartmann. — Der Ruin des Mittelstandes. — Literatur und Kunst: Die deutschen Stadttheater und ihre Reform. Von Robert Misch. — Aus Arnold Böcklin's Atelier. Von Jacob Mähly. — Feuilleton: Durch die Wand. Humoreske von Emil Roland. — Aus der Hauptstadt: Seeck contra Langbehn. Von Succentor. — Freier und gebundener Zopf. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Inserate.

Die neueste Schulreform.

Von Eduard von Hartmann.

Noch keine neun Jahre sind verflossen, seit am 1. April 1883 die Neuordnung der Lehrpläne vom 31. März 1882 in Kraft getreten ist, und schon stehen wir vor einer neuen Umgestaltung unseres höheren Schulwesens, die sich diesmal nicht bloß auf Preußen erstreckt, sondern zugleich zu einer Vereinheitlichung der höheren Schulen in den wichtigsten Bundesstaaten zu führen scheint. Der Zeitraum von neun Jahren ist so kurz, daß man fast diese beiden Reformen als eine einzige betrachten und sich in der Hauptsache auf einen Vergleich der Zustände vor 1883 mit den jetzt eintretenden beschränken könnte, wenn die Zwischenreform sich überall in gleicher Richtung wie der jetzige Abschluß bewegte. Dies ist aber nur beim Gymnasium der Fall, während beim Realgymnasium beide Reformen entgegengesetzte Richtungen eingeschlagen haben, so daß der zweite Schritt die durch den ersten erweckten Hoffnungen zerstört und im Wesentlichen die alten Zustände, wie sie bis zum Jahre 1883 gewesen sind, wieder hergestellt.

Die Reform von 1882 hatte die gegenseitige Annäherung von Gymnasium und Realschule an einander auf ihre Fahne geschrieben, offenbar als Vorbereitungsstufe zu einem künftigen Einheitsgymnasium, das beide in sich aufsaugen sollte. Die jetzige Reform dagegen hat diesen Plan fallen lassen; sie läßt den Unterschied beider Schularten in seiner absoluten Größe bestehen, und erweitert ihn in seiner relativen, indem sie den gymnasialen Charakter, den die Realschule erster Ordnung durch bedeutende Vermehrung des Lateinischen i. J. 1882 empfangen hatte, wieder aufhebt und das Realgymnasium unter Belassung seines bloßen Namens zur Realschule mit etwas Latein zurückschraubt. Im Berechtigungswesen drückt sich diese Rückwärtsrevision dadurch aus, daß die Oberrealschule alle bisher nur dem Realgymnasium zustehenden Berechtigungen mit unwesentlichen Ausnahmen erhält, also beide als Realschulen auf gleiche Stufe gestellt werden, und daß die Hoffnungen des Realgymnasiums auf Erweiterung seiner Berechtigungen gründlich und wohl für immer zerstört werden. Die ganze geräuschvolle Bewegung für erhöhte Berechtigungen der Realgymnasien ist damit zum Schweigen gebracht. Die Realgymnasien müssen sich darein finden, künftig wieder bloße Realschulen zu sein und werden kein Interesse mehr daran haben, den Ballast des lateinischen Unterrichts weiter zu führen, der den Schülern nichts Halbes und nichts Ganzes bietet und die zu erlangenden Berechtigungen im Vergleich zu den lateinlosen Oberrealschulen nicht wesentlich erhöht.

Man kann nicht leugnen, daß die Realschule von einem harten Schicksal verfolgt worden ist. Sie hatte sich aus Privatschulen als lateinlose Bürgerschule entwickelt; ohne Unterstützung des Staates, ohne Berechtigungen war sie aus dem natürlichen Bedürfniß heraus erwachsen, und war so als lateinlose Realschule mit oder ohne Oberklassen genau dasjenige geworden, was man jetzt ersehnt und wieder herstellen möchte. Da griff die Schulbureaukratie in diesen natürlichen Entwickelungsgang ein; vom grünen Tische aus wurde den Realschulen das Lateinische aufgezwungen, das für sie keinen Sinn hatte, und das sie gar nicht haben wollten. Aber sie mußten es annehmen und als Entgelt wurden ihnen gewisse Berechtigungen gewährt und die Aussicht auf deren allmähliche Erweiterung nach erfolgter Bewährung eröffnet. So wurde v. J. 1859 ab die Agitation nach erweiterten Berechtigungen künstlich großgezüchtet und jenes unglückliche Zwitterwesen geschaffen: die Realschule erster Ordnung mit Latein, die so, wie sie war, nicht leben und nicht sterben konnte. Es blieb nur die Wahl, dieses Zwitterwesen allmählich zu einem Einheitsgymnasium hinüberzuführen, oder es wieder zur lateinlosen Realschule zurückzudrängen.

Der erstere Weg erschien humaner; kein Wunder, daß man ihn noch i. J. 1882 zu beschreiten gewillt war. Seitdem hat aber die Erfahrung eine derartige Ueberproduction von Gymnasialabiturienten ergeben, daß wir Gefahr laufen, durch Züchtung eines unversorgbaren Studentenproletariats Zuständen von der Art des russischen Nihilismus entgegen zu steuern, wenn auch nur ein größerer Theil der jetzt vorhandenen Realgymnasien in Gymnasien umgewandelt würde. Diese Erwägung war durchschlagend für die Abschneidung aller Hoffnungen der Realgymnasien auf Erlangung von weiteren Universitätsberechtigungen und für ihre Zurückdrängung auf das Niveau von Realschulen. Mögen die Lehrerkollegien, die Eltern der Realgymnasiasten und die Städte, die nur ein Realgymnasium besitzen, davon noch so schmerzlich betroffen werden, — das Wohl des Ganzen steht höher. Es wäre nur zu erwägen gewesen, ob man nicht einzelnen Realgymnasien in Städten ohne Gymnasium die Erlaubniß zur Umwandlung in Gymnasien hätte ertheilen, und dafür eine Anzahl Gymnasien in zu kleinen Orten auf Progymnasien oder Bürgerschulen hätte zurückführen sollen.

Wenn die Verfechter der Realgymnasien von der neuesten Reform niedergeschmettert sind, so trauern die Vertreter des philologischen Gymnasiums, insbesondere die Latinisten, in Sack und Asche über die Zerstörung der alten Lateinschule in Deutschland. Und sie haben allen Grund dazu; denn das frühere

Gymnasium ist durch die beiden letzten Reformen thatsächlich in ein Realgymnasium umgewandelt worden. Von den 258 Unterrichtstunden (einschließlich Englisch) sind nur noch 98, also 38 Procent, den alten Sprachen gewidmet, und das Lateinische ist seit 1882 von 86 auf 62 Stunden, also um 28 Procent eingeschränkt worden. Das Latein-Sprechen und -Schreiben sind zu den Todten gelegt, die grammatische Schulung und die häuslichen Arbeiten sehr beschränkt; was übrig bleibt, ist zu wenig, um den Nimbus philologisch-gelehrter Bildung aufrecht zu erhalten, und zu viel für den inneren Werth der Klassiker, auf deren Lectüre der Unterricht jetzt in der Hauptsache reducirt ist. Es muß nach kurzer Zeit auch dem blödesten Auge klar werden, daß für die bloße Freude, Cicero und Horaz im Original gelesen zu haben, auch 62 Stunden noch viel zu viel sind. Der Stein ist in's Rollen gekommen und ist nicht mehr aufzuhalten. Die diesmalige Einschränkung des lateinischen Unterrichts ist der Anfang seines Endes und keineswegs die letzte Concession an den vorwärts drängenden Zeitgeist. Das fühlen die Philologen und darum haben sie von ihrem Standpunkte aus recht, zu trauern und zu wehklagen.

Die Vorkämpfer für die allgemeine Einheitsschule haben wohl selber nicht erwartet, daß ihre erst vor wenigen Jahren inscenirte Agitation schon jetzt praktische Früchte tragen würde. Sie dürfen es als einen unerwartet großen Erfolg betrachter, daß ihnen Versuchsanstalten nach ihrem Plane in allen Provinzen gestattet worden sind, so weit ein nachweisbares Bedürfniß vorliegt, und daß an zwei Anstalten dieser Versuch schon jetzt in Kraft tritt. Man wird die Erfahrungen dieser Versuche abzuwarten haben. Es läßt sich voraussehen, daß die Abiturienten dieser Versuchsanstalten günstigen Falles im Lateinischen nicht mehr leisten können als ein Untersecundaner, im Griechischen nicht mehr als ein Obersecundaner der Gymnasien nach dem neuen Lehrplan; sie werden also mit einer unsicheren Halbbildung in zwei alten Sprachen die Universität beziehen, was ich für weit weniger gut halte als gründliche Bildung in einer einzigen. Die Reformen der Zukunft sehe ich deshalb nicht in dieser Richtung, sondern in einem Lehrplan der mit Einer alten Sprache in möglichst frühem Kindesalter beginnt und in ihr eine möglichst gründliche Schulung verschafft, ohne sich in nennenswerther Weise mit einer zweiten alten Sprache zu belasten. Den Vertretern der allgemeinen Einheitsschule bleibt jedenfalls die Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Pläne für die Zukunft offen.

Einen Grund zur vollen Befriedigung schon in der Gegenwart haben eigentlich nur die Anhänger des Einheitsgymnasiums, das in dem neuen Gymnasiallehrplan thatsächlich seine Verwirklichung gefunden hat. Das neue Gymnasium ist eben kein einseitig humanistisches oder gar philologisches Gymnasium mehr, sondern ein Realgymnasium, das allen Zeitbedürfnissen in wohl abgewogenem Maße Rechnung trägt, und für die universitas literarum eine einheitliche und universelle Vorbildung liefert. Ein Ziel, für das ich seit zwei Jahrzehnten in diesen Blättern*) gekämpft habe, ist damit thatsächlich erreicht, und auch der auf abweichendem Standpunkt Stehende wird mir die Genugthuung darüber nicht verdenken. Daß im Einzelnen manches ein wenig anders gekommen ist als ich es gewünscht hatte, kann mich um so weniger stören, als in der Hauptsache, in der Einschränkung des Lateinischen, der jetzige Lehrplan radicaler verfahren ist, als ich es i. J. 1872 zu fordern gewagt hatte.

Nicht nur in der Herstellung des Einheitsgymnasiums für die gelehrten Berufe sind meine Wünsche erfüllt worden, sondern auch in dem zweiten Punkte, in welchem ich für eine Reform gekämpft habe, in der Milderung der Ueberbürdung der Schüler. Die gegenwärtige Reform steht nicht nur unter dem Zeichen einer gleichmäßigen Verschiebung der Lehrpläne nach der realistischen Seite hin, sondern fast noch mehr unter demjenigen der Entlastung. Die Entlastung ist dreifacher Art, erstens eine Verringerung der Schulstunden, zweitens eine Verminderung der häuslichen Arbeiten und drittens eine Veränderung der Prüfungsordnung, durch welche die Vorbereitung zu den Prüfungen sehr erleichtert wird.

Die Verminderung der Schulstunden betrifft eigentlich nur die drei Unterklassen und beträgt in der Sexta drei, in der Quinta fünf, in der Quarta zwei, wogegen dann allerdings eine dritte Turnstunde für sämmtliche Klassen hinzutritt. In den drei Oberklassen kommt die Verminderung um je zwei Stunden nur für diejenigen Anstalten zur Geltung, welche bisher kein facultatives Englisch hatten, da letzteres jetzt überall zur Einführung gelangt. Die Verminderung der häuslichen Arbeiten ist jedenfalls viel wichtiger als die Verringerung der Schulstunden, die eigentlich nur für die Quintaner eine merkliche Erleichterung gewährt. Aber man würde befürchten müssen, daß die bezüglichen Vorschriften wiederum, wie schon öfters, bloß auf dem Papiere stehen blieben, wenn nicht die veränderte Prüfungsordnung den Lehrern ihre Ausführung praktisch ermöglichte. Der Wegfall des lateinischen Aufsatzes und der griechischen und französischen Extemporalien in den Oberklassen, die Zurückverlegung des französischen und griechischen Probeextemporales aus der Obersecunda in die Untersecunda, die damit zusammenhängende Einschränkung des grammatischen Betriebes der Fremdsprachen sind schon große Erleichterungen. Noch mehr fällt die wesentliche Beschränkung des Prüfungsstoffes auf das Klassenpensum des letzten Jahres in's Gewicht. Die entscheidendste Rolle aber wird in der Praxis das Aufhören der mündlichen Prüfungen spielen, denn nur diesen gilt das Einpauken zum Examen. Dem Namen nach bleiben zwar die mündlichen Prüfungen bestehen, aber sie schrumpfen thatsächlich zusammen auf eine Gelegenheit zur Rehabilitirung für Durchgefallene in denjenigen Fächern, in welchen sie durchgefallen sind. Auch die Bedenken gegen die Prüfung der christlichen Schüler in der Religion werden dadurch wesentlich gemildert, daß sie nur noch solche betrifft, deren Leistungen der Klassenlehrer für nicht genügend erklärt, was hoffentlich recht selten vorkommen wird.

Neu ist die Einrichtung, daß der Lehrgang aller neunklassigen Schulen mit Rücksicht auf einen nach dem sechsten Jahre zu machenden Abschnitt gemodelt, und dieser Abschnitt durch eine staatlich überwachte Prüfung besiegelt wird. Die Aenderung des Lehrganges und die staatliche Ueberwachung der Versetzungsprüfung sind bei der Beurtheilung dieser Maßregeln streng zu sondern.

Die erstere entspricht der Billigkeit, sofern die Einjährigfreiwilligenberechtigung an die Reife für Obersecunda geknüpft bleibt, weil doppelt soviel Schüler sich mit dem Einjährigfreiwilligenzeugniß begnügen, als die Abgangsprüfung ablegen. So lange man diese Schüler auf den Gymnasien duldet, wird die Forderung gerechtfertigt bleiben, daß auch ihnen eine möglichst abgeschlossene Bildung in's Leben mitgegeben werde. Daß dadurch die Vertheilung des Lehrstoffes in Geschichte, Mathematik und Physik wunderliche Verschiebungen erleidet und die Untersecunda mit Lehrstoff überlastet wird, sind Unbequemlichkeiten, die um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen getragen werden müssen. Anders stellt sich die Sache wenn man fragt, warum diese 40 Procent Schüler, die eigentlich auf die höhere Bürgerschule gehören, auf dem Gymnasium geduldet werden, warum man sie nicht durch Versagung der Einjährigenberechtigung verscheucht. Wenn nur die Abgangsprüfung der obersten Klasse eine Berechtigung verliehe, und jede sonstige Berechtigung durch eine Prüfung vor unbekannten Examinatoren unter Erlegung einer Prüfungsgebühr erworben werden müßte, dann würden die Gymnasien gar bald von dem Schülerballast befreit werden, der sie jetzt drückt, und diese Schüler würden lieber die Bürgerschulen aufsuchen, wo sie Berechtigungen ersitzen können. Auch der Ueberfüllung der Universitäten würde durch diese Maßregel abgeholfen werden, weil jetzt gar viele die Oberklassen besuchen, bloß weil sie einmal zur Erlangung des Einjährigenzeugnisses die Versetzungsreife für Obersecunda erworben haben und sich dann nachträglich entschließen, auch die drei Jahre noch auszuhalten.

*) Die „Gegenwart" 1872 Nr. 18—23; 1883 Nr. 24; 1884 Nr. 26; 1887 Nr. 39; 1889 Nr. 9.

Noch weniger gerechtfertigt ist der Abschnitt nach dem sechsten Schuljahr, wenn man von den jetzt einmal bestehenden gesetzlichen Bestimmungen absieht. Für die Qualification zum einjährigen Dienst ist die auf dem Gymnasium erworbene Bildung viel zu hoch, für die Qualification zum Reserveoffizier entschieden zu gering. Die zu hohen Ansprüche an die Einjährigfreiwilligen züchten künstlich ein Bildungsproletariat; die zu niedrig bemessenen Anforderungen an die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung der Aspiranten zum Offizierstand der Reserve drücken diesen Stand gegen den des stehenden Heeres ohne Grund herab und nöthigen zu Willkürlichkeiten in der Auswahl der Offizieraspiranten aus den einjährig Freiwilligen. Es wäre durchaus angemessen, vom Offizier der Reserve ebenso wie von dem des stehenden Heeres die Reife für Prima zu fordern, und es würde als eine große Wohlthat von den mittleren Volksschichten empfunden werden, wenn ihnen der einjährige Dienst wieder wie früher durch die Reife für Untersecunda erschlossen würde. Mit diesen Aenderungen fiele aber das Motiv für den Abschnitt des Lehrganges nach Untersecunda hinweg.

Es liegt auf der Hand, daß die Versetzungprüfung nach Obersecunda durch die veränderte Gestaltung des Lehrganges und ganz besonders durch die Zurücklegung des griechischen und französischen Probeextemporalis, von Ober- nach Untersecunda ohnehin schon ein gegen früher erheblich gesteigerte Bedeutung gewinnt. Bedenken gegen die bisherige Form dieser Prüfungen sind nicht laut geworden. Wenn also diese Prüfung nunmehr plötzlich in eine Staatsprüfung umgewandelt werden soll, so kann dafür ausschließlich der ganz verfehlte Gedanke maßgebend gewesen sein, daß durch diese größere Feierlichkeit der äußeren Form die ungeeigneten Elemente von dem Gymnasium abgeschreckt und auf die Bürgerschulen hingewiesen werden sollten. Nun soll aber in der Regel der Gymnasialdirector für diese Prüfung als Staatscommissar bestellt werden und das Urtheil der Lehrer über die Klassenleistungen soll für das Bestehen der Prüfung nach wie vor maßgebend bleiben; ja sogar die mündliche Prüfung soll auch hier nur die Ausnahme zur Rehabilitirung bei ungenügenden Leistungen werden. Der einzige Unterschied bleibt die zwecklose Vermehrung der bureaukratischen Schreiberei für den Director, von welcher die Schüler nichts spüren. Es ist klar, daß diese Aenderung nur Unbequemlichkeiten, aber keinerlei Vortheile mit sich bringt und ihre Zwecke der Abschreckung vom Gymnasium in keiner Weise geeignet ist zu erreichen. Als die erste Nachricht von dem staatlichen Zwischenexamen auftauchte, wurde diese Neuerung so allgemein und so hart als ein grober Mißgriff verurtheilt, daß die Unterrichtsverwaltung sich bewogen fühlte, sie durch die angeführten Abschwächungen erträglicher zu machen. Es wäre jedoch besser gewesen, den Mißgriff ganz zurückzunehmen, als nominell aufrecht zu erhalten, aber in ganz ihr unwirksamer Gestalt. Hoffentlich wird eine verständige Verwaltungspraxis dafür sorgen, daß trotz der scheinbaren Aenderung in dieser Hinsicht thatsächlich alles beim Alten bleibt.

Für die Veränderung der Lehrpläne ist im Einzelnen folgendes zu bemerken. Im Gymnasium gewinnt der deutsche Unterricht, der schon im Jahre 1882 um eine Stunde vermehrt war, drei Stunden, nämlich je eine in Quarta, Unter- und Obersecunda; in Sexta und Quinta ist die Aenderung nur nominell, indem die einstündigen Geschichtserzählungen künftig dem Deutschen angegliedert werden. Das Französische, das im Jahre 1882 um vier Stunden vermehrt war, verliert wieder zwei, so daß es immer noch zwei Stunden mehr behält als es vor 1883 hatte, und zwar jetzt in reiferen Klassen; die Verminderung ist zum Zweck der Entlastung der Quintaner erfolgt. Das Lateinische verliert 15 Stunden, nachdem es im Jahre 1882 schon neun eingebüßt hatte, das Griechische verliert vier, nachdem es im Jahre 1882 schon um zwei vermindert war. In keiner Klasse sind fortan mehr als dreizehn Wochenstunden den alten Sprachen gewidmet. Die Naturbeschreibung, die seit 1882 auf dem Gymnasium entschieden zu reichlich bedacht war, muß die zwei Stunden der Obertertia an Physik und Chemie abgeben, die offenbar viel lehrreicher sind; der Zweck ist, den von Untersecunda abgehenden Schülern eine bessere physikalische Bildung mitzugeben. Im Geschichtsunterricht tritt eine Stoffverschiebung zu Ungunsten der alten und zu Gunsten der neuen Geschichte ein, so daß die bisher bestandenen Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten höherer Schulen aufhören. Das Zeichnen in Sexta fällt in allen Schulen künftig fort.

Im Realgymnasium treten folgende Herabsetzungen ein: Latein elf, Französisch drei, Englisch zwei, Rechnen (in Sexta und Quarta) zwei Stunden; in der Oberrealschule wird außer den beiden Rechenstunden hauptsächlich Französisch und Zeichnen um neun, beziehungsweise acht Stunden, herabgesetzt. Hierdurch wird endlich das Mißverhältniß beseitigt, daß die Schüler der Realgymnasien und Oberrealschulen mit Unterrichtsstunden, und in Folge dessen auch mit häuslichen Arbeiten, stärker belastet waren als die Gymnasiasten. Die Realschule oder höhere Bürgerschule fällt künftig mit den sechs unteren Klassen der Oberrealschule oder der sechsklassigen Oberrealschule zusammen, wobei übrigens geringe Abstriche am Rechnen, zu Gunsten des Deutschen gestattet sind. Es wird damit klargestellt, daß die Oberrealschule in der That nichts weiter ist als eine höhere Bürgerschule mit aufgesetzten Oberklassen (dreijähriger Gewerbe- oder Handels-Schule).

Eine unliebsame Folge des hinter der Untersecunda gemachten Abschnitts mit Staatsprüfung hat die Schulbehörde in der Richtung gezogen, daß alle bisher siebenjährigen Voranstalten zu Gymnasien, Realgymnasien und Oberschulen auf sechsjährige Anstalten zurückgeführt werden, also ihre Obersecunda und die Berechtigung zur Ertheilung eines Zeugnisses der Reife für Prima verlieren. Gewiß sind unter dem Progymnasien und Prorealgymnasien viele, die bisher nur mit Mühe und ohne innere Berechtigung eine Obersecunda geführt haben; aber es sind auch manche in aufblühenden Ortschaften darunter, bei denen das Bedürfniß zum Ansatz der Prima nur noch eine Frage der Zeit, vielleicht weniger Jahre ist. Es ist ohne Zweifel eine ungerechtfertigte Härte, daß ohne Prüfung der Bedürfnißfrage bloß der neu decretirten Schablone zu Liebe allen Anstalten auch der letzteren Art mit einem Federstrich die Obersecunda genommen wird, die sie früher oder später doch wieder ansetzen müssen, um zur Prima zu gelangen.

Wenn ich meiner Genugthuung darüber Ausdruck geben durfte, daß zwei Ziele, für die ich mein Leben lang gekämpft habe, das Einheitsgymnasium von realgymnasialem Charakter und die Entlastung der Schüler, durch die neueste Reform erreicht sind, so wird es mir auch gestattet sein, daran zu erinnern, daß hiermit erst die erste Stufe der von mir verlangten Reformen erreicht ist, und daß nunmehr der Kampf um die zweite zu beginnen hat. Diese zweite Reformstufe charakterisirt sich durch den Rollentausch des Griechischen und Lateinischen im Einheitsgymnasium, der sich ohne Schwierigkeit vollziehen läßt. Als dritte Stufe steht dann im Hintergrunde der zweiten die Zukunftsperspektive einer weiteren Beschränkung des Lateinischen bis auf einen Grad, der eben noch ausreicht, zum Verständniß des Corpus juris oder einer Mönchschronik, oder eines Klassikers mit Hülfe einer deutschen Uebersetzung, zu befähigen.*) Mögen meine Wünsche in dieser Richtung ebenso ihrer Erfüllung entgegengehen, wie diejenigen in Betreff der ersten Reformstufen sich über mein Erwarten schnell verwirklicht haben.

Der Ruin des Mittelstandes.

Ein Kapitel von den sozialen Ungerechtigkeiten.

Unzufrieden zu sein und über Ungerechtigkeit zu klagen, dazu glaubt in unseren Tagen alle Welt berechtigt zu sein. Aber die lautesten Schreier sind nicht immer diejenigen, welche

*) Näheres in meiner Schrift „Zur Reform des höheren Schulwesens“ (Leipzig, bei W. Friedrich). S. 58—68.

am dringendsten der Hülfe bedürfen. Die lautesten Schreier in unserem öffentlichen Leben sind zwei Menschenklassen, die mit einander nur dies gemein haben, daß sie im Augenblicke die maßgebenden Faktoren dieses öffentlichen Lebens sind. Die einen, die Agrarier und Großindustriellen, üben ihren directen Einfluß auf die Regierung; die anderen, die Sozialdemokraten, beherrschen sie gleichsam indirect mittelst des immer mehr sich ausbreitenden Bacillus der Sozialistenfurcht. Denn jedes Gesetz soll ja bei uns darauf angesehen werden, wie es auf die Sozialdemokratie wirke. Also diese beiden feindlichen Brüder, die eine so maßgebende Stellung haben, die schreien am lautesten nach Hülfe, und da sie so ausgezeichnete Kehlen und vor Allem jenen Einfluß haben, so hilft ihnen der Staat, so gut er vermag, das heißt, auf Kosten des Standes, der am allerersten eine Hülfe verdiente, weil auf ihm jeder moderne Staat und vor Allem der preußische Staat beruht, er hilft auf Kosten des Mittelstandes. Ja, das ist heute der gedrückte Stand und nicht jene Junker, die sich den Spruch merken sollten: noblesse oblige, und nicht jene Herren Arbeiter, die den Spruch: l'appetit vient en mangeant illustriren und ihre Ansprüche immer höher steigern.

Unser Mittelstand, vorzugsweise die Beamten und die studirten Klassen, der gebildete Mittelstand, muß schließlich ruinirt werden durch den Druck der Lasten, die auf ihm liegen. Die außerordentliche Gefahr, die in dieser Möglichkeit liegt, sollte die Lenker des Staates doch veranlassen, nach allen Kräften von den Mitteln, die ihnen zur Abwendung derselben zu Gebote stehen, Gebrauch zu machen. Wenigstens kann man der großen Masse der Beamten, die zum gebildeten Mittelstand gehören, helfen. Von diesen soll auch im Folgenden wesentlich die Rede sein.

Es ist viel Elend in der Welt, und trotz aller Hülfe wird auch immer viel Elend in der Welt bleiben. Es ist billig und recht, daß gerade den niederen Klassen zuerst geholfen wird, denn in diesen herrscht unstreitig das meiste Elend. Indessen hat hier doch die Nothwendigkeit der Hülfe eine Grenze. Heutzutage liegt die Sache so, daß der sogenannte vierte Stand, und namentlich die unteren Schichten des sogenannten dritten Standes relativ — dieses „relativ" ist sehr wichtig — besser daran sind als zahlreiche Angehörige der gebildeten Klassen. Ein günstig gestellter Arbeiter oder gar ein Subalternbeamter kann unter Umständen, wenn auch sein Einkommen nicht das gleiche ist, wie das eines studirten Beamten — obgleich nicht selten sie auch darin demselben sehr nahe kommen — ein viel, viel besseres Leben führen, als eben dieser studirte Beamte. Denn an ihn treten nicht die Ansprüche heran, die an diesen gestellt werden.

Das eben ist das Dilemma, in dem sich so viele Unglückliche befinden. Einerseits steigern sich die Ansprüche von Tag zu Tag, andererseits aber vermehren sich die Mittel, sie zu bestreiten, nicht nur nicht, sondern sie vermindern sich durch die immer theurer werdenden Zeiten, während andere Klassen ihre Lage demgemäß verbessern.

Die Ansprüche, die an den gebildeten Beamten und Offizier gestellt werden, sind zunächst in seiner gesellschaftlichen Stellung begründet. Er muß, auch wenn er noch so zurückgezogen lebt, doch in gewisser Hinsicht repäsentiren; er muß anständig wohnen und sich anständig kleiden; er muß seinen Kindern eine Erziehung geben, die seinem Stande angemessen ist, er muß — nun jeder Angehörige dieser Klasse wird die Liste mit schwerem Herzen fortsetzen können. Seine gesellschaftliche Stellung erlaubt ihm ferner nicht, sich durch gewisse Arbeiten oder Beschäftigungen den Nebenverdienst zu schaffen, der anderen Leuten bequeme Subsistenzmittel gibt. Nicht minder wichtig sind ferner die Ansprüche, die an seine Qualification und an seine Vorbildung gemacht werden. In einem Alter, wo Angehörige anderer Klassen längst etwas verdienen, muß er auf Kosten seines Vaters — oft mit Schuldenmachen auf die Zukunft — lange Jahre studiren, dann Examen auf Examen machen, sehr lange Zeit ohne Besoldung dem Staate dienen, ehe ihm das erste Gehalt winkt. Hierzu kommt endlich, daß die größere Bildung, die Herkunft aus guter Familie ebenfalls und berechtigter Weise zu Lebensansprüchen führen, welche den niederen Klassen durchaus fremd sind.

Und wie verhalten sich solchen Ansprüchen gegenüber die Mittel, solchen Aufwendungen gegenüber der Lohn? Während der Staat den veränderten Zeiten gemäß die Gehälter der unteren Beamten, an die nicht diese Ansprüche gestellt werden, vermehrt — man mag im Zweifel sein, ob da nicht die Furcht, daß sonst diese Klassen der so außerordentlich gefürchteten Sozialdemokratie anheimfallen könnten, mitgespielt hat —: geschieht für die gebildeten Beamten — von solchen mit hohem Einkommen ist hier natürlich nicht die Rede — nichts, weniger denn nichts. Die Gehälter stehen meistens auf dem Stande, den sie in den sechziger Jahren hatten. Die Anstellung aber ist gegen frühere Zeiten durch immer strengere Maßregeln, durch neue Examina, neue Wartejahre, höhere Wissensansprüche noch dazu erschwert. Also mehr Lasten und weniger Einkommen.

Wenn hier und da Symptome davon hervortreten, daß ein Theil unserer Beamten schwer verschuldet ist, so ist das wahrhaftig kein Wunder. Daß nicht schlimmere Erscheinungen vorkommen, davor bewahrt uns annoch Gott sei Dank der gesunde Kern, der in unseren höheren Beamten steckt.

Uebrigens sind da noch einzelne Punkte, die das Conto des Staates belasten. Dahin gehört vor allen Dingen das System der Hülfsarbeiter, das in einem ganz unverantwortlichen Maße ausgedehnt ist. Vor einiger Zeit berührte eine öffentliche Besprechung die Verhältnisse beim statistischen Amt; neuerdings heftet sich in Folge der Landtagsdebatten das Interesse an die Zustände in der Justiz, in der eine unverhältnißmäßig hohe Zahl von etatsmäßigen Stellen von diätarisch besoldeten Assessoren verwaltet wird.. Im Ressort des Cultusministeriums ist es nicht anders. Ueber die schlechte Lage der Leute, die das höhere Lehrfach erwählt haben, herrscht allgemeine Klage. Es bedarf nicht nur einer längeren Wartezeit, ehe sie eine Remuneration erhalten, es dauert vielmehr auch die Hülfslehrerzeit über Gebühr lange. Ich kenne einen Hülfslehrer mit einem sehr guten Zeugniß, der über acht Jahre vergeblich auf eine definitive Anstellung wartet. Es ist kein Wunder, daß die Neigung zu diesem Beruf, zu dem man gerade Leute aus guten Familien ziehen sollte, sehr abnimmt. Aus Münster wurde vor einiger Zeit berichtet, daß von den zehn Professoren und Docenten der naturwissenschaftlichen und verwandten Fächer kein einziger auch nur einen Zuhörer hat, und daß unter den Abiturienten des dortigen Gymnasiums in diesem Jahre keiner das höhere Lehrfach erwählt hat. Und dabei hält man es für richtig, die Staatsprüfung zu erschweren und zu dem einen Probejahr noch ein Seminarjahr zu fügen. Sehr schlimm liegen auch die Dinge bei dem ebenfalls vom Cultusministerium ressortirenden Bibliotheksfach. Hier sind die Hülfsarbeiterstellen im Verhältniß zu den etatsmäßigen Stellen viel zu zahlreich und erfordern dringend eine Umwandlung in etatsmäßige. Auch hier ist mir ein Hülfsarbeiter bekannt, der über acht Jahre bis zur definitiven Anstellung warten mußte. Ein anderer, der bereits über vier Jahre Hülfsarbeiter ist, außerdem aber durch ein viel genanntes Buch einen hervorragenden wissenschaftlichen Namen sich erworben hat, ist noch nicht definitiv angestellt und bezieht eine Remuneration von 400 (schreibe vierhundert) Thalern. Interessant ist dabei der Vergleich, daß ein junger Handlungsgehülfe, der also aus verhältnißmäßig niederem Stande ist, und keine besondere Vorbildung, als höchstens das Einjährigen-Zeugniß nöthig hat, in Berlin in der Regel ein Gehalt von 500 Thalern bezieht.

Nun ist richtig, daß die Regierung diese Uebelstände nicht verkennt. Herr Miquel hat im Landtage jüngst die „Vermehrung der Zahl der etatsmäßigen Stellen in verschiedenen Dienstzweigen" als nothwendig bezeichnet. „Das allmählich zu erreichende Ziel ist: für dauernde dienstliche Beschäftigung auch dauernde Lebensstellung dem Beamten zu sichern und daß die Diätarien nach einer gewissen Probezeit auf eine etatsmäßige Anstellung und Wohnungsgeldzuschuß rechnen können. Wenn wir dies System durchführen, so wird viel Unsicherheit, Unruhe und Unzufriedenheit verschwinden." Diesen tref-

fenden Worten des Ministers ist nichts hinzuzufügen, als der Wunsch, daß man endlich einmal „in der Lage" sei, diesem Ziele näher zu rücken.

Im Vergleich zu früheren Zeiten — z. B. um 1870 herum — ist die Klasse der Beamten, die wir im Auge haben, sehr schlecht daran. Die Gehälter sind meist dieselben geblieben. Damals genügten sie; heute nicht. Damals kam man schnell zu einem Amt (ich kenne einen Gymnasialdirector, der mit 31 Jahren zu dieser Stellung kam). Heute müssen auch hervorragende Talente*) warten, und höchstens geschickten Strebern gelingt eine schnellere Beförderung.

Also Erhöhung der Gehälter und Vermehrung der etatsmäßigen Stellen, das sind dringende Forderungen. Denn man muß auch berücksichtigen, daß man das Heirathen unserer jungen gebildeten Leute heute ungemein erschwert und verzögert. Die gewöhnlichen späten Heirathen sind erstens ein Unglück, und zweitens unnatürlich. Gewisse unliebsame Erscheinungen, die man neuerdings scharf bekämpfen will, haben ihre Quelle zum Theil auch in der gezwungenen Ehelosigkeit unserer jungen Männer.

Der Staat kann aber noch mehr thun als das, was eben als dringend wünschenswerth bezeichnet ist. Er kann — und das betrifft nicht nur, wie das bisher Gesagte, die Beamten, sondern auch die übrigen Glieder des Mittelstandes — die mittleren Einkommen bei der Besteuerung u. s. w. besser berücksichtigen oder wenigstens gewissen Verhältnissen mehr Rechnung tragen. Der § 18 des Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891 enthält schon solche Erleichterungen. Er bestimmt: „Für jedes nicht nach § 11 selbständig zu veranlagende Familienglied unter 14 Jahren wird von dem steuerpflichtigen Einkommen des Haushaltungsvorstandes, sofern dasselbe den Betrag von 3000 Mark nicht übersteigt, der Betrag von 50 Mark in Abzug gebracht mit der Maßgabe, daß bei Vorhandensein von drei oder mehr Familiengliedern dieser Art auf jeden Fall eine Ermäßigung um eine Stufe stattfindet." Das genügt nicht. Zunächst müßten in gleicher Weise die Einkommen bis mindestens 6000 Mark berücksichtigt werden. Dem Mittelstande wäre auch gedient gewiesen, wenn die damals von einem Abgeordneten gestellten Anträge, die Abzugssumme mit der Zahl der Kinder progressiv steigen zu lassen und den Steuersatz bei dem Einkommen von mehr als 3000 bis zu 10,500 Mark für je zwei nicht selbständig veranlagte Mitglieder mit Ausnahme der Ehefrau um eine Stufe zu erniedrigen, angenommen worden wären. Es wäre ferner nur gerecht, wenn nicht nur die Kinderzahl, sondern überhaupt die Ehe berücksichtigt und Junggesellen stärker besteuert würden als Verheirathete mit gleichem Einkommen, weitere Wünsche nicht zu erwähnen.

Man glaube nur nicht, sich über alle diese Dinge leichten Herzens hinweg setzen zu können, oder man sehe ja nicht die gedrückte Lage unseres Mittelstandes als eine Uebertreibung an. Ich wiederhole die Eingangs aufgestellte Behauptung, daß ein großer Theil des vierten Standes weniger leidet, als der Mittelstand. Ich habe mich gefreut, neulich in einer Broschüre die Ansicht vertreten gefunden zu haben, daß es mit dem viel beklagten sozialen Elend des vierten Standes doch eine eigene Sache sei. „Die Sünden der Armen von einem auch Armen" (Berlin 1891) ist die Schrift betitelt. Auch in ihr leuchtet der Grundgedanke durch, daß es dem dritten Stande, den „auch Armen", verhältnißmäßig schlechter gehe, als den „armen" Arbeitern. Der Verfasser betont mit Recht, daß das unzweifelhaft vorhandene Elend der niederen Klasse mit Unrecht dem „Ordnungsstaat" zur Last gelegt werde; daß vielmehr dasselbe zum größten Theil durch die Leute selbst verschuldet sei. Der vierte Stand wirthschaftet nicht; er verschwendet. Man braucht nur auf die Genußsucht der niederen Klassen hinzuweisen, auf die Völlerei an Sonntagen, an denen der einzelne Arbeiter oft 20 Mark und mehr ausgibt, auf die Sucht, sich zu „amusiren", auf die Putzsucht der Dienstmädchen, auf die Verwöhntheit vieler kleinen Leute in Bezug auf die Kost u. s. w. Gewiß soll die Genußsucht auch der höheren Klassen nicht beschönigt werden, aber der Mittelstand leidet am wenigsten an diesem Fehler. — In jener Schrift wird auch das verhältnißmäßig hohe Einkommen eines Arbeiters, z. B. eines Maurers, im Vergleiche zu vielen Beamten betont. Und man kann neuerdings auf den Setzerausstand hinweisen, bei dem theilweise unerhörte Ansprüche zu Tage traten. Von weiteren Beispielen will ich nur anführen, daß auf einem großen Eisenwerk ein gewöhnlicher Arbeiter im Jahre 1890/91 1177,09 Mark verdiente (1872/73 nur 621,80 Mark).

Diese Zustände muß man sich, wenn man die Lage des Mittelstandes gerecht beurtheilen will, wohl vergegenwärtigen und dabei immer die Ansprüche, die an ihn gemacht werden, vor Augen haben. In einer Zeit, wo der Kapitalismus alles beherrscht, muß man unserem tüchtigsten Stand auf alle Weise zu Hülfe kommen, damit er nicht ruinirt werde. Mit dem Ruin des Mittelstandes ist auch der Ruin wahrer Tüchtigkeit und wahrer Kraft im Staate besiegelt. Unter den Ursachen, an denen der Römerstaat zu Grunde ging, nennt Friedländer mit Recht die Abnahme des Mittelstandes und die Zunahme des Proletariats. Statt über das heute immer wachsende „gebildete Proletariat" zu spotten, sollte man mit allen Mitteln die Möglichkeit der Entstehung eines solchen verhindern.

*) Mit dem Hervorziehen der Talente ist es überhaupt in dem bureaukratischen Preußen eine eigene Sache. In dieser Beziehung sind wir der unmodernste Staat. Das zeigt sich namentlich in den höheren Stellen, die nun einmal nach unseren Begriffen nur von Juristen besetzt werden können. Nur dem Soldaten gesteht man jüngst auch die Fähigkeit zu, Reichskanzler oder Cultusminister zu werden. Aber ein Fall, wie der im benachbarten Oesterreich, daß man einen ehemaligen Realschullehrer (Czedik) zum Präsidenten der Staatsbahnen macht, wäre bei uns kaum möglich.

Literatur und Kunst.

Die deutschen Stadttheater und ihre Reform.

Von Robert Misch.

Schon seit Lessing's Zeiten, die für uns doch erst den Beginn einer höheren Entwickelung der deutschen Schaubühne bilden, klagt man über den Verfall derselben. Das ist nun allmählich ein Gemeinplatz geworden, der vielleicht noch der unkundigen Menge imponirt, aber nicht mehr denen glaubhaft erscheint, die sich berufsmäßig mit dem Bühnenwesen zu beschäftigen haben. Diese wissen, daß der verklärende Schimmer, der die Vergangenheit mit rosigem Schleier verkleidet, sich besonders gern des „Theaters von ehemals" bemächtigt, weil da eine Gegenüberstellung und Abmessung an der Gegenwart nicht mehr möglich ist. Sie wissen ferner, daß das Theaterwesen im neuen deutschen Reich lustig blüht und grünt, wie kaum je vorher. In Berlin, dem Mittelpunkt der gesammten deutschen Bühnenkunst, sieht fast jedes neue Jahr ein neues Musenhaus emporsteigen, und auch im Reiche selbst werden die alten durch neue, prachtvolle Kunsttempel ersetzt. Halle, Göttingen, Prag, Reichenberg, Eisenach, Worms, Elberfeld, Zürich, Augsburg und viele andere Städte sind hier zu nennen; Tilsit, Plauen, Frankfurt a/M. (neues Schauspielhaus), Wiesbaden, Essen, Salzburg u. A. werden folgen. Auch Wien, das sich gewissermaßen seit Jahren in einer Theaterkrisis befindet und seine führende Stellung im dramatischen Kunstleben an Berlin hat abtreten müssen, Wien erholt sich allmählich. Schon ist das abgebrannte Stadttheater durch das blühende „Deutsche Volkstheater" ersetzt, und ein neues „Raimundtheater" den Manen des großen Volksdichters geweiht, wird eben geplant.

Dennoch steckt in diesen Klagen ein Kern von Wahrheit. Das „Stadttheater", das neben den Hofbühnen das Gros der deutschen Bühnen bildet — die Zahl der Genre- und Vorstadttheater in größeren Städten ist ja nicht sehr erheblich — dies urdeutsche „Stadttheater" ist noch sehr weit entfernt von dem

Idealzustande dessen, was es leisten könnte und sollte. Zwar, vergleichen wir die heimischen Zustände mit den ausländischen, so haben wir alle Ursache zu dem biblischen Ausrufe: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jene. In Italien, in Amerika, in Holland sehen wir größtentheils das „Starsystem" oder das Wanderwesen im Schwange. Das Letztere, aus dem sich ja auch unsere festen Bühnen entwickelt haben, würde sich unter gewissen Umständen auch für uns empfehlen. Ich komme noch darauf zurück. Doch so angewendet, wie es in Italien und Holland, zum Theil auch in Amerika geschieht, verhindert es eine stetige und regelmäßige Entwickelung stabiler und gesunder Verhältnisse.

In diesen Ländern existiren nur sehr wenige „feste" Bühnen. Wandergesellschaften, zum Theil größten und vornehmsten Stils, durchziehen sie, um bald dort, bald da auf kürzere oder länge Zeit ihre Zelte in den oft prächtigen, einen großen Theil des Jahres leerstehenden Theatern aufzuschlagen. Auf den großen italienischen Bühnen wechseln die Opern- und Schauspieltruppen je nach den verschiedenen stagioni mit einander ab. Holland hat feste Bühnen nur in Amsterdam und Rotterdam außer der französischen Hofoper im Haag. Die van Lier'sche Gesellschaft, deren Stammbühne das „Grand Théâtre" in Amsterdam ist, bereist in drei Abtheilungen die Städte des Landes, das übrigens einige prächtige Kunsttempel auch in der Provinz besitzt. Von einer geordneten Kunstpflege, der Bildung eines festen Repertoirs und eines Stammpublikums kann dabei natürlich keine Rede sein. Das Theater ist dort nur ein Geschäft, ein Erwerbszweig wie jeder andere. In Amerika und Italien kommt noch das „Starsystem" hinzu, die Gruppirung des Ensembles und die Auswahl des Repertoirs um und für einen „Stern" der Gesellschaft, sei es eine Primadonna bei der Oper oder ein großer Tragöde im reeitirenden Schauspiel.

Dagegen gehalten sind unsere deutschen Bühnenzustände natürlich vorzuziehen. Wir besitzen in unseren Hofbühnen und größten Stadttheatern (Hamburg, Leipzig, Frankfurt a/M., Prag, Graz) die festen Pole in der Erscheinungen Flucht. Hier gibt es ein ständiges Personal, ein festes Repertoir und Publikum, eine stetige, historische Entwickelung, die sich wie ein rother Faden durch diese Bühnen zieht und sie mit ihren Zuschauern fest verkettet. Auch die Stadttheater zweiten Ranges, wie Cöln, Bremen, Breslau, die 8—9 Monate spielen und ihr Ensemble zum Theil Jahre lang intakt erhalten, sind hier zu nennen. Dann kommen allerdings die Saisonbühnen, die das Gros der deutschen Stadttheater bilden, und die nur sechs Monate lang ihre Pforten öffnen. Diese erneuern ihr Personal in jedem Jahr; höchstens, daß ein besonders beliebtes Mitglied für eine oder mehrere Saisons wieder verpflichtet wird. Um Klarheit über die deutschen Theaterverhältnisse zu erlangen, wollen wir deren Führung und Verwaltung genauer betrachten.

Das Stadttheater in Z. ist zu vergeben. Aus diesem oder jenem Grunde wünscht der hochweise Magistrat oder der betreffende Theater-Actienverein einen neuen Direetor, respective der bisherige Leiter, dessen Vertrag erloschen, tritt selbst zurück. Das Theater wird also „ausgeschrieben", d. h. in den Fachblättern wird eine Annonee erlassen, welche die genaueren Bedingungen mittheilt und zur Bewerbung auffordert. Gewöhnlich erhält der Bewerber das Theater frei, meist muß er aber daneben die Beleuchtung und das Orchester bezahlen; nur wenige Bühnen schwingen sich noch außerdem zu einer baaren Subvention auf, bei einigen hat der Pächter sogar noch eine Miethe zu entrichten. Das müssen allerdings schon Goldgruben sein, wenn der betreffende Bühnenlenker das Institut auf einer gewissen Kunsthöhe erhalten, allen seinen Verpflichtungen prompt nachkommen soll und außerdem, da jeder Mensch den Lohn seiner Arbeit haben möchte, auch noch Geld verdienen will.

Jetzt melden sich nach und nach die Aspiranten: Directoren, die bereits an der Spitze anderer Theater gestanden, oder Neulinge, die bisher nur Regie geführt und gemimt haben, und denen Mittel zu Cautionsstellung und zur Anschaffung eines „Fundus" zur Verfügung stehen. Unter Fundus versteht man hauptsächlich die historische Kostümgarderobe und die Bibliothek, wohl auch Bühnenmöbel und zum Theil Dekorationen, welche letztere aber meist zum Theater gehören. Das Gesetz verlangt außer finanziellen Garantien von einem Theaterdirector noch die nöthigen moralischen und artistischen Qualitäten. Die Behörde, die die Concession zu vergeben hat, ist aber natürlich außer Stande, die künstlerische Qualification beurtheilen zu können, die sie bei einem Schauspieler für selbstverständlich hält. Es kommen jedoch bei kleinen Bühnen oft die unglaublichsten Mißgriffe vor.

Die Bewerber reichen ihre Gesuche und Papiere ein, stellen sich wohl auch persönlich vor, um in der betreffenden Stadt Stimmung für sich zu machen. Endlich senkt sich das Zünglein der Waage für einen Auserwählten, der mit Stimmenmehrheit erkürt wird.

Nun kann der Erkorene daran gehen, seine Vorbereitungen für die nächste Saison, in der er das Seepter aus den Händen seines Vorgängers übernimmt, zu treffen. Zunächst heißt es Mitglieder werben, zu welch' wichtigem Geschäfte sich der Herr Direetor in Deutschland nach Berlin, in Oesterreich nach Wien begiebt, resp. die Sache schriftlich mit den Theateragenten abmacht. Diese schicken ihm die Photographie der Künstler nebst dem Verzeichniß der von dem Darsteller gespielten und studirten Rollen (Repertoir) ein. Hiernach, nach dem Rufe und nach dem Theater, an welchem der Betreffende zuletzt wirkte, und nach den mehr oder minder großen Anpreisungen der Agenten, die ihm zuweilen alle denselben Künstler für ein Fach empfehlen, wählt der Bühnenleiter sein Personal.

In den seltensten Fällen lernt der Direetor den Schauspieler persönlich kennen, noch seltener sieht er ihn auf der Bühne. Nur die großen Theater leisten sich und können sich den Luxus leisten, ihre Fachmänner nach dem Wirkungskreis des Empfohlenen zu senden. Der Provinzdirector kann natürlich nicht überall hinreisen, um sich die in Memel oder Petersburg, in Konstanz oder Laibach engagirten Schauspieler anzuschauen. Er muß sich auf die Agenten verlassen, die in der That jährlich große Inspeetionsreisen unternehmen. Aber diese Herren gehen auch nur an die besseren Bühnen, wo sie je nach Zufall eine Vorstellung oder zwei sehen. Die „Entdeckung" eines begabten Provinzschauspielers für eine große Bühne ist Zufall und Glück. Wer dies hat, oder wer Geld genug besitzt, in jedem Jahr eine Reise nach Berlin zu machen und sich in empfehlende Erinnerung zu bringen, wer zu „klappern", Reklame zu machen und sich vorzudrängen versteht, kann auf Empfehlung rechnen. Wer diese Eigenschaften, Gaben und Güter nicht hat, kann unter ungünstigen Umständen selbst bei großem Talent sehr lange als Veilchen im Verborgenen blühen, wohl auch verblühen. Es ist in der Provinz schon manches starke Talent zu Grunde gegangen, das nicht vom Glück begünstigt wurde. Denn schließlich läßt die Spannkraft mit den Jahren nach, das Talent versandet und verflacht im Schlendrian, es verkommt in Provinzmanieren, es „verschmiert" sich, wie der terminus technicus lautet. Es gehören neben der Begabung auch noch eine große Portion Willenskraft und Ausdauer, eiserner Fleiß und Beharrlichkeit, Entsagungskraft und Lust und Liebe dazu, um als Schauspieler Carrière zu machen, wenn nicht außerordentliches Talent, glänzende Mittel in physischer und finanzieller Beziehung und gute Verbindungen von vornherein eine schnelle Carrière verbürgen. Matkowski, der erste Liebhaber des Berliner Schauspielhauses, wurde von der Theaterschule und der bekannten Uebungsbühne „Urania" in Berlin sofort als erster jugendlicher Held an die Dresdener Hofbühne berufen. Josephine Wessely, die jetzt schon die kühle Erde deckt, nahm der Direetor Förster von der Wiener Theaterakademie gleich mit nach Leipzig für ein erstes Fach. Aber das sind Ausnahmen. Eine Charlotte Wolter hat jahrelang im Chor wirken und kleine Rollen spielen müssen, ehe am Berliner Vietoriatheater ein Zufall ihr großes Talent an's Licht brachte. Und wenn ich auch nicht glaube, daß sich das tragische Genie einer Wolter, eines Dessoir, der auch jahrelang

kämpfte, daß sich komische Genies, wie ein Helmerding, ein Beckmann es waren, auf die Dauer unterdrücken lassen, es gibt dazwischen doch noch Mittelstufen, sehr hervorragende Begabungen, die durch Unglück oder eigene Schuld zu Grunde gehen. Ich selbst habe manchen begabten Schauspieler in der Provinz gesehen, dessen Carrière ich für schneller und bedeutender prognosticirte, als sie sich schließlich gestaltet hat. Bei Damen thut Schönheit sehr viel, bei der manche Directoren über den Grad der Begabung beide Augen zudrücken.

Da der Director also seine Mitglieder nicht kennt, so ist in dem Contrakt, den er mit ihnen abschließt, ein Paragraph enthalten, der ihm das Recht einräumt, den betreffenden Schauspieler während der ersten vier Wochen nach Beginn der Spielzeit zu kündigen, so daß er vierzehn Tage nach erfolgter Kündigung entlassen ist. Der Künstler muß aber zweimal in seinem Fach entsprechenden Rollen aufgetreten sein. Dieser Paragraph hat schon viel Unglück und Thränen verursacht. Man denke: reist so ein armer Komödiant mit dem Aufwand seiner letzten Mittel oder dem Gelde, das ihm der Spediteur auf seine Effecten geliehen hat, vom äußersten Norden nach dem Süden unseres Vaterlandes oder gar in das Ausland, um dann plötzlich mit der Gage für einige Wochen brodlos dazustehen. So lange die Verhältnisse so sind, wie sie sind, bleibt dem Director aber kein anderes Mittel, um sich gegen unfähige, talentlose Darsteller zu schützen, die seine Bühne am Prosperiren verhindern würden. Gewissenlose Leute benutzen diesen Paragraphen zu einem verwerflichen Mißbrauch, der sogenannten „Gagenreduction." Ist ein Mitglied gekündigt, so macht ihm solch ein Director den Vorschlag, gegen eine kleinere Gage einen neuen Vertrag abzuschließen. Der Sperling in der Hand wird der Taube auf dem Dache vorgezogen — ein neues Engagement, wenn es überhaupt erhältlich, verursacht große Uebersiedlungskosten — und der Darsteller, der nur deshalb gekündigt wurde, bleibt für ein bedeutend verkürztes Einkommen. Hat doch kein anderer Stand der Welt so große Unkosten im Verhältniß zu seinem Einkommen wie der Provinzschauspieler.

Endlich sind alle Vorbereitungen getroffen, die Saison beginnt — die Schauspieler treffen am festgesetzten Tage in ihrem neuen Bestimmungsort ein. In Bezug auf die Auswahl der neuen Stücke hat es heutzutage der Provinzdirector leicht. Er erwirbt einfach, was in Berlin einen großen Erfolg hat — Erfolge, die auch von den Provinzblättern ihren Lesern verkündet worden sind. Nun kommen etwa vierzehn Tage Proben, für welche Zeit die Darsteller keine Entschädigung erhalten. Welchem zweiten Stande würde man zwei Wochen Arbeit ohne Lohn zumuthen? Endlich „stehen" einige Stücke — die Eröffnungsvorstellung findet statt. Aber da das Theaterpublikum unserer Mittel- und kleinen Städte wenig zahlreich ist, so tritt ein Stück dem anderen auf die Ferse. Das Personal unserer meisten Saisonbühnen ist in einer Weise überlastet, von der der Laie keine Vorstellung hat. Er hat leicht kritisiren, sich über Gedächtnißfehler, schlechtes Memoriren und überhastete, unvollkommene Aufführungen beklagen. Wie kann ein Stück mit zwei bis drei Proben — und mehr finden an diesen Bühnen kaum statt — gut gehen? Noch dazu, wenn die Inhaber der ersten Fächer wöchentlich zwei, drei und zuweilen noch mehr neue Rollen memoriren und studiren müssen, außerdem täglich probiren und fast jeden Abend eine große Rolle spielen. Es zeugt von sehr großem Fleiß und Pflichteifer, daß die Vorstellungen an den meisten deutschen Stadttheatern noch ein leidlich gutes Gepräge zeigen. Die Künstler anderer Länder bewundern das; aus dem Munde Ernesto Rossi's, des großen italienischen Tragöden, hörte ich ein Lob, das für die deutsche Schauspielkunst höchst erfreulich ist.

Zwei Uebelstände sind es besonders, die unseren Mittelbühnen in Städten wie Halle, Düsseldorf anhaften, oder besser gesagt ein Uebelstand, der sich nach zwei Richtungen hin geltend macht: es ist die Oper.

Ich bin der Meinung, daß Städte unter 100,000 Einwohnern kein Anrecht auf eine ständige Oper für die ganze Saison haben. Sie erfordert einen so kostspieligen Apparat in Bezug auf Decoration, Kostüme, Orchester, Musikalien, sie zahlt so hohe Gagen, daß sie derartige mittelgroße Institute finanziell zu hoch belastet. Das Schauspiel erhält in diesen und noch größeren Städten die Oper mit, d. h. anders ausgedrückt: letztere schädigt das recitirende Drama. Dieses könnte sich viel bedeutender entwickeln, wenn die Mittel, die bei der Oper geopfert werden, für das Schauspiel verwendet würden, das fieberhaft arbeiten muß, um das Defizit der theuren Schwesterkunst zu decken. Mit welchem Rechte kann eine Stadt von 20—100,000 Einwohnern außer der Pflege des Lustspiels, der Posse, des Schauspiels und der Tragödie auch noch eine ständige Operngesellschaft beanspruchen, die sie nicht erhalten kann? Wir haben in Deutschland schon so das buntscheckigste Repertoir der Welt. Wir spielen Shakespeare und unsere Klassiker außer Molière und Calderon; neben unseren einheimischen Modernen geben wir Scribe, Sardou, Augier, aber auch Ibsen, Björnson, den Spanier Echegaray und selbst schlechte englische Sensationsdramen. Für all dies, von „Kyritz-Pyritz" bis zum „König Lear", vom „Glas Wasser" bis zu Ibsen's „Gespenster" soll solch ein armer Provinzdirector die passenden Kräfte haben. Aber damit noch nicht genug: er soll heute die „Weiße Dame" oder „Zar und Zimmermann", morgen „die Hugenotten" oder gar die „Walküre" geben. Außerdem will man doch auch die neusten Operetten von Strauß, Millöcker und Audran sehen.

Ich schlage den Theater-Almanach auf und finde — der Zufall leitet mich dabei — Olmütz mit 21,000 Einwohnern. Die Stadt hat Schauspiel, Oper und Operette. Das Theater erhält jedenfalls eine Subvention, da es sich „Königlich städtisch" nennt. Ich habe es nie gesehen; die Vorstellungen mögen dort sehr gut sein. Aber das Institut würde künstlerisch und finanziell besser gedeihen, wenn man sich nur mit dem Schauspiel begnügte. Deshalb brauchten die Einwohner auf den Genuß einer guten Oper nicht ganz zu verzichten. Ich komme darauf noch zurück.

Noch ein anderer Uebelstand, auf den schon Heinrich Laube warnend hingewiesen, hängt damit zusammen. Mit Rücksicht auf die Oper werden die neuen Bühnenhäuser viel zu groß gebaut. In der Tragödie macht sich das weniger bemerkbar; aber das moderne Schau- und Lustspiel, auf dessen Pflege als ein Bildungsmittel unserer Zeit, dessen Ausdruck es ist, die mittleren und kleinen Bühnen den größten Werth legen sollten, verliert dadurch an Wirkung und Intimität. Ich greife hier als Beispiel das prächtige neue Augsburger Stadttheater heraus, könnte aber noch viele andere nennen. Sobald ein Theater größer ist, als z. B. das Innere des Berliner Schauspielhauses, das wegen seiner guten Akustik berühmt ist, müssen die Darsteller im Lustspiel lauter und schärfer sprechen, als es der Kunststil dieser Gattung verlangt und verträgt.

Der Director muß natürlich schon vor Beginn der Saison seinen monatlichen Etat festgesetzt haben, bei dem er existiren und eventuell auch noch verdienen kann, um danach die Gagen und sonstigen Kosten zu regeln. Und was für Kosten an solch einem complicirten Apparate haften, davon hat das große Publikum wahrlich keine Ahnung! Was außer den Schauspielern noch für technische Hülfskräfte gebraucht werden, weiß natürlich nur der Fachmann. Da gibt es Theater- und Maschinenmeister, die die Coulissenarbeiter unter sich haben, für Aufstellung der Decorationen und das Functioniren der Bühnenmaschinerie, der Versenkungen ꝛc. sorgen müssen. Dann ist ein Beleuchtungsinspector da, der die verschiedenen Lichtgrade regelt, der die Abendröthe, das Zwie- und das Mondlicht dirigirt und mit elektrischen Blitzen dem Hergott in's Handwerk pfuscht. Ein Requisitenr sorgt dafür, daß die kleineren Gegenstände, die der Darsteller im Stück braucht (Weingläser, Pistolen, Börsen, Reitpeitschen, Bouquets und verschiedenes Andere), oder die auf Kaminen und Tischen umherstehen, zur Stelle sind. Sehr wichtig ist der Garderobier, der sich an großen Bühnen in einen Obergarderobier mit vielen Gehilfen verwandelt und natürlich sein weibliches

Gegenstück für die Damen hat. Nur für den männlichen Theil des Personals hat die Direction die historischen Costüme zu liefern; und auch die Herren müssen an den Stadttheatern Schuhwerk, Trikots, Handbekleidung, Federn, Schmuck und dergleichen selber stellen, die Damen dagegen ihre gesammte Kostümgarderobe. Nur die größten Hof- und Stadttheater machen hiervon eine Ausnahme und liefern für alle Mitwirkenden die Kostüme von Kopf bis Fuß. Die moderne Garderobe des Conversationsstückes muß sich natürlich auch an diesen Bühnen Jeder selbst halten. Das ist ein vielerörtertes Thema. Die Ansprüche, die das Publikum an die Toiletten der Damen stellt, sind dermaßen gewachsen, daß an den mittleren Bühnen, erst recht an den großen, wo man natürlich noch anspruchsvoller ist, der größte Theil des Gehaltes für diesen Kleiderluxus aufgeht. Eine Fachschauspielerin unserer Stadttheater, der keine privaten Mittel zur Verfügung stehen, ist überhaupt eines der geplagtesten Wesen, die man sich denken kann. Außer den Proben, dem Rollenstudium, dem Spiel nimmt die Instandhaltung ihrer Kostüme und Toiletten ihre freie Zeit gänzlich in Anspruch. Hier ist wirklich nicht alles Gold, was glänzt — weder der Flittertand an den Kleidern, noch das Loos dieser Künstlerinnen.

Nicht im Verhältniß zu dieser großen Arbeit und dem verlangten Können steht im Allgemeinen die Gage, die an Theatern der Städte von 30 — 60,000 Einwohnern im Durchschnitt 150 bis 200 Mark für ein erstes Fach beträgt; höchstens, daß der erste Liebhaber und die erste Heldin mehr erhalten. Man darf die Beamtengehälter hier nicht etwa in Vergleich stellen; sie werden das ganze Jahr gezahlt und sind mit keinerlei besonderen Berufsausgaben verknüpft. Der Schauspieler braucht von seinem Gehalt einen großen Theil für Reisen und Garderobe, die bei den Damen das ganze Einkommen verschlingt. Vor allem wird er nur sechs Monate besoldet und muß sich dann glücklich preisen, bei einer sehr kleinen Gage an irgend einem Sommertheater auf drei bis vier Monate unterzukommen. Da es deren viel weniger gibt als Winterbühnen, so muß er sich oft auf andere Weise durchschlagen und durchhungern, ist auf jeden Fall ein bis zwei Monate ganz ohne Einkommen. Dies richtig verrechnet, stehen sich die höheren Handwerker und Arbeiter entschieden besser, als unsere meisten Schauspieler, deren soziale Stellung ja auch viel zu wünschen übrig läßt. Bedeutend besser in finanzieller und sozialer Beziehung geht es dem Bühnensänger, der freilich stets vor der Gefahr steht, durch Krankheit, Unvorsichtigkeit oder Ueberanstrengung seine Stimme zu verlieren.

Wie ist diesen Uebelständen abzuhelfen? Wie kann man unsere kleinen und mittleren Stadttheater in künstlerischer und materieller Hinsicht auf eine höhere Stufe heben? Viele Vorschläge sind und werden gemacht. Keinesfalls ist ohne eine absolut gesicherte finanzielle Basis eine wirklich künstlerische Leitung und Entwickelung dieser Institute möglich. An eine Besserung der Verhältnisse ist aber nicht zu denken, so lange der Staat und die Communen das Theater als bloße Vergnügungsstätten und Erwerbsinstitute behandeln, als welche sie auch vor dem Gesetze gelten. Nicht Arm in Arm mit dem Circus und anderen „Sehenswürdigkeiten" sollte das Theater gehen, als eine moralische Anstalt, wie es einst Schiller betrachtet hat, als eine Volksschule der Erwachsenen, eine Stätte idealer Erhebung, als einen Guckkasten des Lebens, „die abgekürzte Chronik und den Spiegel der Zeit" sollte man es ansehen und demgemäß Fürsorge treffen. Bei den Hellenen hat die Schaubühne schon einmal eine solche Stellung eingenommen. Wenn auch diese Zeiten niemals wieder kommen werden, emporheben aus der niederen Sphäre des bloßen Amüsements, der Spezialitäten-, Variété- und Operettentheater, könnte man die wahre Schaubühne doch. Zum Theil ist dies ja bei unseren subventionirten Hofbühnen und den großen Stadttheatern der Fall, die nicht auf den bloßen, nackten Erwerb angewiesen sind.

Durch eine Geldsubvention von Seiten der Städte wäre dies auch für die kleinen Bühnen zu erreichen. Man komme mir nicht damit, daß diese Gemeinwesen zuerst das Nützliche unterstützen müßten. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, und es wird viel Geld für weniger wichtige Dinge ausgegeben. Auch könnten sich diese Mittelstädte den Kostenpunkt wesentlich erleichtern, wenn sich je zwei bis drei Städte zu einem Verbande vereinigten, der eine gemeinsame Bühnengesellschaft unterhielte. Es ist das alte Prinzip der Wandertruppen, die in Deutschland bisher nur die kleinsten Städte beglückten, jedoch veredelt und auf größere Bühnen angewendet. Dies würde dazu führen, daß sich die Ensembles nach sechs Monaten nicht mehr aufzulösen brauchten, wie bisher. Jede dieser Städte beherbergt die Gesellschaft in einem regelmäßigen Jahresturnus einige Monate bei sich. In dieser kürzeren Zeit, bei Vorführung des Neuesten und Besten in vollkommener Art würde sie sicherlich nur volle Häuser haben und dadurch, wie durch ein jahrelang festgefügtes Ensemble und eine finanzielle Beihülfe in jeder Beziehung gedeihen, vor allem aber in Ruhe arbeiten können, statt wie jetzt in fieberhafter Hast. Denn dieselben Vorstellungen würden in den verbündeten Schwesterstädten wiederholt werden, wodurch natürlich die Zeit zu mehr Proben erübrigt wird, als jetzt auf die Einstudirung der Stücke verwendet werden kann. Auch die Garderobe, Decorationen und Bibliothek müßten gemeinsam sein. Für Städte bis zu 60,000 Einwohnern wäre dies System zu empfehlen. Der Director müßte nur der artistische Leiter mit festem Gehalt und einer Gewinntantième sein, damit die Subvention nicht etwa in seine Tasche fließt, sondern den künstlerischen Leistungen der Bühne zu gute kommt. Auch auf die Oper brauchten diese Mittelstädte nicht ganz zu verzichten. Eine besondere Operngesellschaft, zu deren Unterhaltung allerdings schon mehr, etwa acht bis zehn Städte der Provinz gehören müßten, könnte in jeder derselben einige Wochen im Jahre gastiren, je nach der Bedeutung und Größe der Stadt länger oder kürzer. Das müßte und könnte auch für das musikalische Publikum genügen. Das ist nichts Neues; es ist das Prinzip der sogenannten „Monatsoper", die aus z. Zt. engagementslosen Sängern gebildet wird und einige Wochen in einer kleineren, sonst opernlosen Stadt Vorstellungen gibt.

Auch hier, wie beim Schauspiel, das ganz unabhängig von der Oper bleiben müßte, wäre dadurch eine Auflösung des Ensembles nach kurzem Bestehen vermieden, wären sorgfältig vorbereitete, oft wiederholte und daher ausgezeichnete, abgerundete Kunstleistungen möglich. Auch hier würde das Interesse des immerhin kleinen Publikums solcher Städte durch eine zu lange Ausdehnung der „Saison" nicht abgestumpft, und es würden volle Häuser, künstlerisches und materielles Gedeihen der Lohn sein.

Es ist anzunehmen, daß die Logik der Thatsachen und die Nothwendigkeit unsere deutschen Mittelstädte schließlich zu dieser Bühnenreform führen. Erst dann werden unsere Stadttheater wirkliche Kunstinstitute sein.

Aus Arnold Böcklin's Atelier.

Von Jacob Mähly.

Basel, Ende März.

Für einen Künstler, wie Böcklin, dessen gewaltiger Phantasie die gewaltigen, über Menschenmaß hinausgehenden Gebilde am meisten zusagten, mußte die Darstellung einer Medusa einen eigenen Reiz haben, und wir dürfen mit dem festen Glauben, daß er sich gerade hier in seinem Element fühlte, vor das Bild treten. Aber ist es denn ein „Bild"? Ja und nein! Dem Künstler genügte diesmal die Fläche und die Farbe nicht; er wollte, um den Eindruck zu verstärken, seiner Darstellung einen sinnlicheren, plastischeren Charakter geben, er wollte etwas durch wirkliche, nicht bloß scheinbare Körperlichkeit Imponirendes schaffen, und glaubte dies durch Verschmelzung zweier Künste — der Malerei und der Skulptur — zu einem Ganzen

zu erreichen. Auf dunkelschwarzer, runder Fläche hebt sich in starkem Hautrelief — nur der Hinterkopf fehlt zum Vollbild — das Haupt der Entsetzlichen in schaurig gespensterhafter Blässe hervor. Wohl finden sich in diesem fahlen, kalten, von grauenerregender Schönheit durchgeisteten Gesicht einige Farbennuancen — auf den Lippen und ganz besonders in den Augen, deren gläserner Glanz, man fühlt es, den tödtlichen Blitz in das Herz des von ihr ausersehenen Opfers schleudern mußte — aber gerade das Einheitliche dieser dem Leben gleichsam abgestorbenen, dem Grau des „gleichmachenden" Todes entnommenen Farbe — ein Farbenspiel kann man diesen fürchterlichen, das Blut vereisenden Ernst nicht nennen! — wirkt so unwiderstehlich, so vernichtungssicher und grabesschaurig. Das ist die Medusa, welche die Sache sich dachte: jene schöne Jungfrau, deren üppige Lockenfülle Athene zur Strafe für die Entweihung ihres Heiligthums in Schlangen verwandelte, das ist jenes Haupt mit dem schönen Antlitz, mit dem reichen, von Schlangen durchzogenen (oder auch von Schlangen gebildeten) Lockenschmuck, das den Entsetzen erregenden, versteinernden Ausdruck dadurch hervorbrachte, daß der Künstler es von der Erstarrung des Todes, die es um sich verbreitete, selbst ergriffen sein ließ und so darstellte, und diesen Ausdruck zeigt uns die Maske der sogenannten Rondaninischen Medusa in München, der schönsten aller erhaltenen. Aber es fehlt ihr die Farbe, und gerade die Farbe bildet den Hauptreiz an der Böcklin'schen Medusa; es kommt nicht bloß das Gesicht dabei in Betracht, sondern auch das Haar. Man kennt Böcklin's Virtuosität im Colorit, und zwar zeigt der große Farbenkünstler seine Stärke gerade in der Darstellung des Schillernden, jenes bunten Farbenwechsels, den die Lichtreflexe auf dem Wasser, auf dem funkelnden Meeresspiegel und den schuppigen, struppigen Bewohnern und Ungeheuern der Fluth, den Nereiden, Tritonen mit ihren Schlangenleibern und den sonstigen seefarbenen Phantasiewesen des feuchten Elementes erzeugen — man kennt sie und kann zum Voraus ermessen, daß das Schlangengewimmel auf dem Haupte seiner Medusa von derselben Farbengluth durchleuchtet sein werde. Und so ist es auch; auf der tiefschwarzen Folie des Hintergrundes tritt dieses Farbengefunkel um so wirk- und wundersamer hervor.

Ob freilich ein antiker Künstler sich dieses Vorurtheils, der in der Farbengebung liegt, jemals in dieser Weise bedient habe, ist eine andere Frage. Wir glauben es einstweilen nicht, trotz der jetzt herrschenden, man darf getrost sagen, überschwänglichen Vorstellungen von der antiker Polychromie. Daß Tempelfriese und Tempelgiebel bemalt wurden, und zwar nicht bloß der glatte Untergrund sammt Metopen und Triglyphen, sondern auch die Bildwerke auf denselben, ist jetzt sicher, es beruht nicht auf bloßen Schlüssen oder schriftstellerischen Notizen, sondern wird geradezu durch den Anschein bezeugt, und ebenso sicher ist es, daß die Malerei auch an anderen als Tempelfiguren zur Anwendung kam — aber es handelt sich hier um das Wie und Wie viel. Daß der edlere Marmor mit dicker, wenn auch noch so leuchtender Farbe überstrichen und, als Material, unkenntlich gemacht worden wäre, ist unglaublich und auch, so viel mir bekannt, nicht erwiesen; es ist gewiß nur geschehen im Beiwerk, in Einzelheiten des Kostüms; das Nackte der Menschengestalt ist nur fein abgetönt worden, gleichsam mit Farbe überhaucht, so daß der Marmor mit seinem Glanz und seiner Glätte immer noch unter der zarten Hülle hindurch schimmerte, und wenn dies bei dem kräftigeren Ueberzug der Gewandung nicht geschah und nicht geschehen konnte, so war dies keine Versündigung an dem Marmor, weil es eben Nebensächliches betraf, und der Marmor nicht selten war, daß man mit dem Stoff sparen mußte, auch angenommen, daß die Technik die Wahl eines geringeren Stoffes für die Zuthaten zur Menschengestalt möglich gemacht hätte. Darum glauben wir auch, daß eine Medusa in der Art, wie Böcklin sie jetzt mit Farben behandelt hat, als Werk eines antiken Künstlers undenkbar wäre, und darum ist sie auch nicht von Marmor, sondern von Gyps; sie könte aber eben so gut aus Holz geschnitzt sein. Es ist aber auch gar nicht gesagt, daß Böcklin glaubte oder bezweckte, in seiner Medusa eine Nachbildung antiker Art zu liefern, er ist selbständig und selbstherrlich genug, um eigenem Antriebe zu folgen; ein Künstler will auf die Sinne und die Seele des Beschauers (oder des Hörers) wirken — und eine mächtige Wirkung hat Böcklin erreicht.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Durch die Wand.

Humoreske von Emil Roland.

„Küß' die Hand!" sagte der Kellner, machte einen ungelenken Bückling und ließ den seufzenden Fremden allein. Warum seufzte der Fremde? Weil er mit den Hühnern aufgestanden und einer leichtsinnig eingegangenen Wette halber an einem Tag von Hintersee bis Salzburg gelaufen war. Die Wette hatte er nun zwar gewonnen, aber seine Füße trugen die Folgen seiner Thorheit und verdarben ihm den Tirumph. Er streckte sie weit von sich, als er nun im Sessel lag. Trotz der späten Stunde war er nicht im Stande, sich auf das Lager zu werfen; seine Müdigkeit verbot ihm jede weitere Bewegung. Die Füße brannten ihm, als stünden sie auf Kohlen. Der Kellner hatte ihm zwar die Stiefeln ausgezogen, aber das machte den Schmerz vorerst nur schlimmer. Er wäre in diesem Moment zu jedem Heldentod bereit gewesen, hätte sich — ohne sonderliches Interesse daran — pfählen, köpfen, rädern lassen; der Schmerz, den er litt, machte ihn gleichgültig gegen alles andere. Allmählich erst löste sich das tiefe Touristenweh. Es kam eine träumerische Schlaffheit über ihn, und beruhigend zogen die Bilder seiner heutigen Wandertour an ihm vorbei: die schroffgezackten Klippen des Hochkalter, die schöne Wirthin im Gasthof der Ramsau, Berchtesgaden, von Bergen umstarrt, von silbernen Brünnlein durchplätschert — vor der Kirche die fesche Touristin mit der Lorgnette — dann die endlose Fahrstraße mit prachtvollen Landschaften ringsum und einem jodelnden Bauernmädchen darauf — Schloß Anif, weiß und glänzend zwischen seinen Parkbäumen — auf der Allee die junge Reiterin, die sich flüchtig nach ihm umgeschaut, und endlich die Veste Hohensalzburg mit den weißen Dächern an ihrem Fuß und der grünen plätschernden Salzach, ihrem leichtbewegten Spiegel. Ach wie selig er die Postkarte einwarf, die den zweifelnden Onkel am Hintersee des Neffen Schnellfüßigkeit beweisen und ihn um hundert Thaler bringen sollte!

Dann — ja, dann kam der Rückschlag. Er hatte essen wollen, tüchtig, die ganze Karte des Oesterreichischen Hofes herunter mit all ihren Backhühnern, Nockerln, Linzer Torten und so weiter, dazu tief hineinschauen in den billigen unverzollten Ungarwein, der dem ohnehin paradiesischen Erdstück einen weiteren Himmelsglanz verleiht — aber es ging nicht; er war zu erschöpft! Und jetzt — jetzt wollte er schlafen, zu Bette gehen und konnte auch das nicht; er war müde, viel zu müde —

Plötzlich — was war das? Aus dem Nebenzimmer klangen laute Stimmen — eine Thür wurde geschlagen — „Küß' die Hand!" rief der Kellner — ein Gespräch lachender Lippen schreckte ihn plötzlich aus seiner Traumseligkeit.

„Sehen Sie, Fräulein Geiger —" sagte jemand — „das ist doch der reine Unsinn, einen Menschen zu heirathen, für den man gar nichts, nicht die Spur empfindet, höchstens Entsetzen vor seiner biederen Langweiligkeit, seiner himmelschreienden Pedanterie!"

„Aber Lisa!" fiel eine andere Stimme, natürlich die von Fräulein Geiger ein, „alle jungen Mädchen unserer Stadt halten doch Willibald Promgauer für ein großes Loos, für eine Chance!"

„Unsere Stadt! jawohl!" lachte es lustig zu dem unwillig Horchenden hinüber, — „aber was ist unsere Stadt? ein altes, verschimmeltes Nest mit ein paar ramponirten Alterthümern, einem berühmten Dom allerdings, auch von einem der imposantestem Ströme bespült, aber sonst zurückgeblieben, ein braves Nest — natürlich sehr brav, wenn sein großes

Loos Willibald Promgauer heißt; aber die Bravheit, die ist es gerade, die mir so unendlich zuwider ist!"

„Fräulein Lisa! Wenn das Ihre Verwandten hörten!"

„Nun — darum sage ich es denen auch nicht. Sehen Sie, liebes Fräulein Geiger, der Onkel ist zeitlebens gut mit mir gewesen; die Tante hat mich verhätschelt; ohne die beiden säße ich jetzt vielleicht irgendwo als Gouvernante und drillte den Geist von fremder Leute Kindern zurecht — aber wohlgemerkt! sie erzogen mich für ihren Willibald und das ist es, was ich ihnen trotz meiner großen Dankbarkeit nicht vergeben kann."

„Ja — aber was soll denn daraus werden? Er wird doch einmal anhalten mit der Zeit —"

„Das wird er eben nicht!" lachte Lisa. „Ich habe einen Riegel vor das alles geschoben. Voriges Frühjahr — wissen Sie als ich bei meiner Pensionsfreundin in Augsburg war — was hab' ich gemacht? der Freundin einen Bruder angedichtet — und meine Verlobung mit diesem Bruder nach Hause gemeldet! Was half es! als ich zurückkam, waren sie alle ein bischen geknickt, Willibald zumeist — aber selten hat es eine so selige Braut gegeben wie mich!"

Man hörte deutlich, wie Fräulein Geiger ihre Hände zusammenschlug. „Und wie lange denken Sie das durchzuführen?"

„So lange ich will, mein illusorischer Bräutigam ist Marinecoffizier und gondelt auf fremden Meeren — Sansibar und so weiter — und das Datum seiner Rückkehr habe ich Gott sei Dank ganz in der Hand. Ich kann ihn in das Innere Afrikas versenden, so bald es mir beliebt, kann ihn dort mit Massais und andern beliebigen Schwarzhäuten kämpfen lassen, und was das beste ist, kann ihn jederzeit mit Leichtigkeit tödten, ertränken, pfeilhdurchbohrt in den Wüstensand strecken, sobald ich einmal Grund habe, lieber wieder unverlobt zu sein."

„Aha — jetzt verstehe ich — darum halten Sie Ihr Geheimniß auch so ganz en famille?"

„Allein deshalb! Sehen Sie: es könnte doch mal kommen, daß derjenige, welcher — na, Sie wissen schon, Fräulein Geiger, was ich meine und da wäre es ja furchtbar, wenn er mich für verlobt hielte und sich das Gefühl schleunigst aus der Seele zöge!"

„Aber fürchten Sie denn gar nicht, daß irgend ein Zufall sie entlarven könnte?"

Lisa lachte. „Entlarven? Wie das klingt! Wer sollte es auch thun? Mein Bräutigam schreibt mir alle vierzehn Tage — das heißt: meine Augsburger Freundin unterschreibt sich mit einem Männernamen, und es ist ja wegen der neugierigen Postboten so überaus plausibel, daß die Correspondenz discret geht und dann — selbst die Tante, so neugierig sie für gewöhnlich ist, die Unzartheit, in Brautbriefen zu lesen, würde sie doch nie begehen! Rauskommen kann es ja gar nicht!"

„Liebe Lisa!" sagte Fräulein Geiger, „ich habe schon allerhand Dinge werden und geschehen sehen, Eins lernte ich dabei als unumstößlichen Satz: Dinge, die nicht herauskommeu sollen, zerrt irgend ein böser Zufall doch an das Tageslicht! gleichgültige Sachen verschwinden, aber das Schicksal zeigt sich gern raffinirt und hängt sich dann mit Vorliebe an solche Enthüllungen."

„Dann bliebe mir nichts übrig als Willibald Promgauer doch zu nehmen!" sagte Lisa resignirt. „Ach! ich sage es mir ja oft genug, wenn er so seifig und freundlich auf mich zukommt und mich mit seinen kleinen Aeuglein so liebevoll anblinzelt: der da ist deine Zukunft! und dann finde ich es gar nicht einmal so schlimm von mir, wenn ich bei solchen Aussichten der Gegenwart noch ein paar lustige Tage, ein paar hübsche Spritztouren in die Berge — selbstredend ohne Willibald — abgewinne. Willibald! Wie man nur so heißen kann! Als neunjähriges Mädchen war mir das bereits unfaßlich!"

Der erschöpfte Fremde nebenan hätte, um diesen Dialog zu überhören, erstens aufspringen müssen, was von seinem schmerzenden Piedestal doch nicht zu verlangen war, dann auch den Kopf tief in die Kissen vergraben müssen, was man ihm bei der schwülen Sommernacht ebensowenig zumuthen konnte. Erst zürnte er der Störung, ja, er bückte sich schon nach dem Stiefelknecht, um ihn recht energisch gegen die Wand zu schleudern; auch ein echt ländlicher Fluch, einem Tyroler Bergführer abgelauscht, turnte schon auf seinen jungen Lippen. Da schlug die redende Stimme doch seltsam anschmeichelnd an sein Ohr; er dachte sich sofort mit seiner schnellbereiten Literatenphantasie einen sehr hübschen Mund zu dem Redefluß, einen lustigen Mädchenkopf und so weiter. Da war es um seinen Zorn geschehen. Er horchte nicht, aber was er hörte, spannte seine Aufmerksamkeit und zwang ihm ein Lächeln ab. „Donnerwetter!" dachte er. Das war bei ihm jedesmal das Resumé, wenn irgend etwas ihm Achtung abzwang oder ihn amüsirte.

Alterieren mochte er sich natürlich nicht über die erlauschte Beichte — wie sollte er auch? er, der junge Mode-Autor, der in drei Novellenbänden seine Marionetten viel unberechtigtere Dinge hatte thun und sagen lassen — im Gegentheil: er freute sich, daß es noch Mädchen gab die — — hier verlor er den Faden, entweder verstummte das Gespräch nebenan oder die bleischwere Müdigkeit sank erneut über ihn. „So laut in einem Hotel zu sprechen — wie kann man nur?!" flüsterte er noch für sich — dann stieg der Vorsatz in ihm auf, morgen früh im Corridor Posten zu stehen, bis er Fräulein Geiger und Lisa erblickte — schließlich dachte er nichts mehr, und endlich schlief er ein, so unerbittlich fest und lang, daß die Sonne schon hoch über Salzburg stand, als er erwachte. Natürlich fragte er unten sogleich nach den Nachbarinnen. Namen — unleserlich; Wohnort — unbekannt; mit dem Frühzug abgereist — wohin? Der Portier zuckte die Achseln. Das nächtliche Novellenkapitel war also in der Mitte zerrissen. Das Ergebniß blieb einzig, daß es auf der Welt eine Dame gab, von der er nicht einmal das Gesicht, wohl aber ihre allerdiscretesten Geheimnisse kannte.

— — — Im Winter darauf erinnerte sich Tito Casano — dies war sein wohllautendes Pseudonym — in einer Berliner Chambre garni wieder einmal an sein Salzburger Erlebniß. Lange Monate hatte er nicht daran gedacht. Mit dem Onkel, der ihn damals am Hintersee frei hielt, war er über Politik auseinander gekommen. Selbiger schmollte in seiner kleinen Heimathstadt mit dem Neffen und ließ ihn allein schwimmen — wirklich ein Mißgeschick! denn Tito Casano besaß außer seinem kleinen Schriftstellertalent in höchster Vollkommenheit die Gabe, mit Grazie Geld auszugeben. Andererseits gefiel es ihm dann auch wieder sehr, ein paar Wochen lang aus Volksküchen zu speisen und den armen Literaten zu spielen, eine Figur, die gewöhnlich nur in der Idee romantisch ist. Zu lange zwar liebte er diesen Zustand nicht, und dann konnte er, wenn er vierzehn Tage gedarbt hatte, in einem Austernfrühstück genau so viel verschleudern, als er in zwei Wochen verbrauchte.

Kürzlich hatte er einen großen Schlag gemacht. Sein Lustspiel — »Entweder oder« — an einer ziemlich nennenswerthen Bühne aufgeführt — schlug ein — merkwürdigerweise! denn eigentlich war nichts besonderes daran, nur daß die Helden zufällig in kecken, gut gegriffenen Worten aussprachen, was dank einer herrschenden Zeitströmung gerade auf den Lippen Tausender stand.

Seine Tantièmen verhalfen ihm zu einer sehr hübschen möblirten Chambre garnie; dort verbrachte er — meist ging er zwar spazieren — die Zeit mit zweierlei: entweder schrieb er Romane für Zeitschriften; mit einem Mal war er nämlich begehrt von den Redacteuren; oder er schnitt die Kritiken über sein Stück aus, klebte sie sorgsam — der Onkel war äußerst peinlich auf alles Gepappte — mit einem Kreuzband zusammen und schickte sie ohne weitere Notiz an den hartherzigen Verwandten, als Appell an die Großmuth und für spätere Fälle an den Geldbeutel des braven Mannes.

Tito Casano hatte auch einmal studirt, entgleiste jedoch beim Referendar und klammerte sich in Folge dessen an den Pegasus, ein überfülltes Terrain zwar, aber er ritt mit Glück! Beim Fabriciren eines neuen Romanes nun war es, daß ihm die Salzburger Nachbarschaft wieder einfiel. Sie trat ihm mehr visionartig vor die Seele. Die Gestalten hatten etwas Nebelhaftes für ihn bekommen — natürlich! hatte er sie doch auch nie gesehen! Dabei schrieb er immer sehr skrupellos, von dem halbberechtigten Grundsatz ausgehend, daß dem Autor alles gehört, was er sieht, erlebt und vernimmt. So arbeitete er denn ohne Umstände Lisas ganze Erzählung, soweit sie ihm noch in den Gedanken stand, in seinen neuen Roman, bildete sich auf seine übertriebene Rücksicht sogar noch etwas ein, daß er Willibald Promgauer als Bomgauer auftreten ließ — den Namen Willibald konnte er ihm selbstredend nicht ersparen — und leitete zum

Schluß Lisa nach vielen fatalen Conflicten, die das Herauskommen des Chimären-Mariniers beschwor, dennoch reuig in des verzeihenden Willibald biedere Arme. Fräulein Geiger schloß mit einer allgemeinen Lebensbetrachtung die Geschichte ab.

Tito Casano schrieb diesmal für höhere Töchter, sonst hätte er der armen Lisa wohl eine ergötzlichere Zukunft gespendet. Er schrieb auch sehr eilig; er besaß erstens keine Spur von Nachruhmsehrgeiz, und zweitens sollte das Manuscript baldmöglichst in die Redaktion. Der Roman mußte rasch erledigt werden, da er demnächst eine kleine Vortragsreise zu unternehmen dachte, eine einträgliche und zugleich spaßhafte Tournée, wie er sie früher schon zur Tilgung seiner Studentenschulden ausgeführt. Damals las er ein und denselben nicht gerade ganz authentischen Aufsatz über coloniale Dinge in achtzehn kleinen Städtchen ab, und da Niemand ihm Unrichtigkeiten nachweisen konnte, weil Keiner an den Orten gewesen war, die er bereist zu haben vorgab, weil er ferner mit seiner Knopflochrose und dem hübschen, ovalen Schauspielerkopf den größeren weiblichen Hörertheil vom Pult mit dem üblichen verre d'eau herab fascinirte, gelang das Unternehmen vollständig.

Diesmal gedachte er über moderne Literatur zu reden; die Folie des erfolgreichen Autors mußte ausgenutzt werden, so lange sie noch frisch und das übliche Fiasko eines zweiten Versuchs noch nicht von Stapel gelaufen war.

Nein! es war nicht nett von Tito Casano, daß er die unvorsichtige Lisa so ohne Weiteres in Dinte und Papier festlegte und gar nicht an die Folgen dachte, die solch' grausames Verfahren mit sich bringen kann! Und die Folgen blieben nicht aus.

— — — Fräulein Geiger, eine lebenslustige Rentiere, saß in ihrem Ulmer Wohnhaus und blickte in die Donau. Der Strom theilt die Stadt hier in zwei Hälften, eine württembergische und eine bayerische, so daß der Fremde, der noch schnell in Ulm seine letzten bayerischen Postkarten versenden will, erst über die Brücke laufen muß, um sie in den rechten Briefkasten zu stecken. Neben dieser Brücke stand Fräulein Geiger's Haus.

„Oh Lisa!" sagte sie und erhob sich, als ein junges Mädchen hastig von Württemberg herüberkam und mit geängstigten Augen zu dem Hause hinauf spähte. Wenige Minuten und sie stand in dem Zimmer.

„Wer ist Tito Casano?" fragte sie mit hohler Stimme und warf einen Stoß Zeitungen auf den Tisch.

„So viel ich weiß: ein Lustspieldichter, irgend einer von den unzähligen —" erwiderte das zeitungbewanderte Fräulein.

„So! — meine Augsburger Freundin schickt mir da einen Roman, herausgeschnitten aus dem dortigen Tageblatt — es ist, als hätte ich ihn selber geschrieben, so deutlich komme ich darin vor — ich und mein Marinier — auch Sie, Fräulein Geiger, selbst Willibald; nur ein Buchstabe ist an dem Namen geändert. Möglich, daß es gut vorübergeht — wer liest hier Augsburger Blätter? möglich aber auch, daß — — o! Fräulein Geiger!" — sie sank in einen Armstuhl, während sie ihr Taschentuch an die Lippen hielt — „Fräulein Geiger! in dem Roman wird es doch etwas mit Willibald und mir!"

Die alte Dame hatte hastig nach den Zeitungen gegriffen. „Tito Casano —" sagte sie, „solch' ein Mensch ist uns doch nie begegnet! Das ist ja unfaßlich; sollte die Augsburger Freundin —"

Lisa sprang auf. „Das dacht' ich natürlich auch; ich werde selbstredend heut' noch meine Ansicht an sie schreiben, obwohl ich es für unmöglich halte, wenn nicht Jemand sie hypnotisirt hat. Aber das ändert ja Alles nichts. Was mache ich? So lange der Roman nur in der Zeitung steht, thut es ja noch nicht viel, aber Jeder druckt ja heutzutage Alles nachher als Buch. Sie wissen, Willibald ist in allen möglichen Cirkeln; er consumirt ja Romane wie eine Boa Constrictor Kaninchen."

Fräulein Geiger ließ sich die gravirenden Stellen zeigen. „Das ist richtig!" sagte sie, „er muß genau Bescheid wissen, muß Sie kennen. Zermartern Sie sich nur das Gedächtniß! Als Sie im Herbst in Eßlingen tanzten, sollte da nicht vielleicht —"

„Die schrieben alle keine Romane! Himmel, die sahen nicht danach aus!" betheuerte Lisa — „und dann, wenn er mich auch kennt, wie kommt er zu meinen Geheimnissen?"

„So etwas kommt vor," sagte Fräulein Geiger gelassen; „das Beste ist, man schlägt ihn im Literaturkalender nach und setzt sich vielleicht mit der Persönlichkeit in Verbindung — natürlich mit Vorsicht — wer weiß? am Ende spielt uns auch der Zufall irgend eine Anknüpfung in die Hand — der arme Marine-Bräutigam! dafür, daß er gar nicht existirt, bringt er uns wirklich in arge Verlegenheit!"

— — — Einen Monat später hingen blühende Obstbäume von den Donaugärten über den Strom. Der Mai athmete durch die alten Straßen keck und frisch in den mittelalterlichen Hauch hinein, der noch heut' um Giebel und Erker der einstigen Reichsstadt liegt. Die Vögel sangen. Dazwischen aber war es dennoch manchmal, als tönte ein Hufschlag aus versunkener Zeit herauf, als wehte ein blauer Rittermantel um die Ecke oder die Federn vom Barett höfischer Junker, als klänge ein Panzer oder ein Lied des Pfeifers von Hardt — und die alte Lichtensteinherrlichkeit wacht auf, von der Muse Hauff's entzaubert, und wirft einen Schleier von Poesie über das kleine Städtchen, während der schöne Domgigant in seiner gothischen Pracht wie ein steingewordener Glaubenssatz über den Dächern thront. Unten zieht indessen auf schlechtem Pflaster das banale Städteleben seinen Weg. Straßenkinder äugeln in die Ladenscheiben nach dem Ulmer Zuckerbrot, den Donaukieseln und Ulmer Spatzen, den Spezialitäten der Stadt. Die Geschichte verlangt nichts mehr von ihr; längst ist die historische Rolle ausgespielt, und der Ulmer Kuchen gipfelt jetzt in Zuckerwerk und Conditorwaare.

An der Eckfäule sind die neuesten Affichen angeklebt. Ein salopper Gesell mit einem riesigen Kleistertopf heftet gerade die letzte an, und ein junges Mädchen, das unter breitgerändertem Strohhut vorübergeht, bleibt plötzlich aufmerksam stehen. Neben ihr wandelt, lang und dünn, ein Jüngling in strohgelbem Gigerlrock und heftet zwei kleine, farblose Aeuglein entzückt auf die schönen Züge seiner Begleiterin. Es ist Willibald Promgauer, der sich hinterrücks der Cousine angeschlossen hat, als sie geheim durch die Gartenthür zu entwischen hoffte.

„Ein neues Plakat!" bemerkt er jetzt mit ungeschickter Handbewegung — „darf ich vorlesen, liebe Cousine?" und, den Kneifer auswerfend, docirt er: „Donnerstag, den vierten Mai, Vortrag im Verein »Excelsior«: Ueber moderne Literatur. Doctor Tito Casano."

Lisa's Sonnenschirm fällt zu Boden. Er hebt ihn auf. „Ein kleines Mißgeschick!" bemerkt er kichernd. „Nein, ein großes!" sagt sie kurz und starrt verzweifelnd zu der Kreuzblume des Doms empor.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Seeck contra Langbehn.

Hart hat der Rembrandt-Deutsche Julius Langbehn dem Professoren- und Gelehrtenthum zugesetzt. Der Satz, daß die Kunst über der Wissenschaft stehe, den er in den mannigfachsten Variationen und in einer Art zu beweisen sucht, die von der landläufigen Buchmacherei so grundverschieden ist, mußte, so durfte man annehmen, der herrschenden Wissenschaftsrichtung schwer in den Magen und die Gedärme fahren. Wie wird sich die gelehrte Welt einem solchen Angriffe gegenüber verhalten? Wird sie das „Pamphlet" todtschweigen, oder wird aus ihren mit Wissen gerüsteten Reihen ein starker Kämpe den hingeworfenen Handschuh aufnehmen? Auf diese Fragen waren die Entgegnungen, wie „Höllenbreughel als Erzieher" keine Antwort. Eine solche mußte gewissermaßen ex ipsa cathedra von irgend einem Sitze der Gelehrsamkeit selbst erfolgen; auch durfte dieselbe sich nicht auf Nebendinge beziehen, sondern mußte mit dem ganzen Ernste und der Würde, die dem Talare des Professors eignet, den Kern der Sache selbst erfassen und sich dann das Feld der Vertheidigung, vielleicht auch des Angriffs freilegen. Wenn man fragt, ob der Professor Seeck in Greifswald mit seinen „Zeitphrasen", die, eine Antwort auf die Auslassungen des Deutschen, bei Siemenroth & Worms, Berlin, er-

schienen sind, diese Aufgabe erfüllt habe, so muß leider die Antwort verneinend ausfallen.

Zwar die Würde hat der Herr Professor gewahrt, und am nöthigen Ernste fehlt es auch nicht, aber daß er den springenden Punkt der ganzen Angelegenheit auch nur annähernd richtig getroffen habe, kann Niemand behaupten. Zunächst schon muß der erwähnte Titel „Zeitphrasen" stutzig machen. Die Ausführungen Langbehn's, an deren Form man Vieles auszusetzen haben mag, einfach als hohles Wortgeklingel hinzustellen, welches bloß die Mode der Zeit so mit sich bringe, das ist eine Stellungnahme zu der angeregten Frage, die mindestens als eine durchaus unangemessene und schiefe bezeichnet werden muß. Wenn er dann noch als Motto die Scheffel'schen Verse von „der Zeiten Verderbniß" und „der Liasformation" gebraucht, so muß jeder Unbefangene sagen, daß erst mit Umkehrung der Sache der Schuh passend sein möchte. Denn nicht Aerger und persönlicher Verdruß spricht aus dem Buche Langbehn's, sondern ein ernster, sachlicher Unmuth und ein besonnener Hinweis auf die Mittel der Besserung. Wenn irgend Jemand sich ärgert, so ist es der gelehrte Professor, der es, wie die Welt Tag für Tag weiter rollt, höchst vortrefflich findet und nun plötzlich seinen wohlgepflegten Garten den Angriffen eines Unberufenen preisgegeben sieht. Der Gelehrte spricht pro domo, und das ist ihm nicht zu verargen, aber er mußte sich seine Unbefangenheit bewahren, was er nicht gethan hat. Die Objectivität der Betrachtung hätte ihm sagen müssen, daß, wenn sonst Alles in der Welt mit Fehlern behaftet ist, die Angelegenheiten der Wissenschaft und der gelehrten Forschung nicht allein vollkommen sein können. Da nach seiner Meinung an dem Gang, den diese letzteren genommen haben, nichts auszusetzen ist, da, was seine Genossen in allen Richtungen des Wissens thun, mit einem Worte tadelsfrei ist, so übernimmt er ein so weites Gebiet zu vertheidigen, daß die Massenhaftigkeit des Stoffes ihm die Brust einklemmt und den Athem benimmt. Indem er sich mitten in die Dinge hineinstellt, anstatt sich über ihnen zu erheben, da er die krönende Höhe nicht zu finden vermag, verliert er die Freiheit des Blickes und das Urtheil über die Stellung des Gegners.

Soll diese genauer gekennzeichnet werden, so sagt Langbehn an keiner Stelle seines inhaltreichen Buches, daß er die Wissenschaft als solche mißachte. Selbst dem Spezialistenthum, obgleich es schlecht genug bei ihm wegkommt, versagt er doch nicht diejenige Anerkennung und Achtung, welche jede vernünftige menschliche Thätigkeit verdient. Nur sollen beide nicht mehr sein wollen, als sie sind, sie sollen sich nicht überheben und ihren Platz über der Kunst einnehmen wollen. Das geschieht aber je länger je mehr, und insofern hat er recht, wenn er in den Eingangsworten seiner Ausführungen von einem Niedergange des geistigen Lebens in Deutschland spricht. Der Rembrandt-Deutsche verlangt, daß die Wissenschaft sich in den Dienst der Kunst stelle. Er thut dies in zweifacher Art. Wenn entweder die Forschung nur auf das Wissen als solches ausgeht, wenn sie ätiologisch nur an den Dingen entlang gehend endlose Reihen an einander knüpft, wenn sie den Blick nur in horizontaler Richtung aussenden und ihn nicht auch vertical in die Tiefe richten kann, mit anderen Worten, wenn sie in der Idee nicht den Punkt finden kann, zu welchem sie alle ihre Resultate in Beziehung stellt, dann hat sie sich zu bescheiden und mit der dienenden Stellung zu begnügen. Vermag sie es aber, die gestellten Bedingungen zu erfüllen, geht sie von der Voraussetzung aus, daß alles Wissen ohne Bedeutung ist, wenn es sich nicht um ein Allgemeines als seinen Mittelpunkt gruppirt, so erfüllt sie in sich selber die gestellte Forderung, weil sie mit der symmetrischen Unterordnung ihrer Ergebnisse zur Kunst wird. Der „Deutsche" behauptet, daß die deutsche Wissenschaft je länger je mehr den Blick auf das Ganze, das Allgemeine verloren habe, und damit hat er unzweifelhaft recht.

Wenn der Herr Professor Seeck dies hätte einsehen können, so würde er vielleicht geschwiegen, jedenfalls aber seine Vertheidigung anders eingerichtet haben. Er hätte dann allerdings das Meiste preisgeben müssen, aber er würde auch Manches haben retten können, was in der Erziehung nach Rembrandt härter beurtheilt wird, als es verdienen mag. So wie er aber die Wissenschaft in Schutz nimmt, sind seine Ausführungen fast von der ersten Seite bis zur letzten eine ununterbrochene Bestätigung dessen, was der Gegner behauptet. Zunächst setzt er damit ein, seinem Motto entsprechend diesen als Philister zu verspotten, der nur in der Vergangenheit das Gute sieht, die gute alte Zeit immer im Munde führt und zu ihr zurückkehren möchte. Man kann keine verkehrtere Vorstellung von Langbehn erwecken wollen, als diese. Es gibt keinen Schriftsteller, der frischer in der Gegenwart steht und tapferer an die Pforten der Zukunft klopft. Wenn er allerdings neben Rembrandt noch viele andere Vorbilder für seine Zwecke aus der Vergangenheit herausholt, so handelt er wie jeder vernünftige Mensch, der seine Ansicht an dem concreten Falle, und der gehört immer einer gewesenen Zeit an, und nicht an einem Phantasma demonstrirt. Es ist keineswegs seine Absicht, zur Vergangenheit zurückzukehren, denn keiner weiß besser als er, daß weder der Mensch noch ein Volk ihr Leben noch einmal leben können, aber wenn er seiner Nation den Pfad in die dunkle Zukunft zeigen will, so deutet er am sichersten auf die großen Männer der Vergangenheit hin, weil sie die besten Wegweiser durch das Gedränge der Gegenwart in die Ungewißheit einer kommenden Zeit sind. Doch gesetzt den Fall, daß in dem Rembrandtbuche in der Wirklichkeit unverhältnißmäßig viel Licht auf die Vergangenheit falle, während der auf die Gegenwart gebrachte Schatten zu tief sei, so sollten doch die hierdurch geschädigten Männer des Zeitalters sich desto mehr vor dem Scheine hüten, als ob sie von diesem Irrthume tangirt werden könnten. Der Professor Seeck scheint besonders von dem Vorwurf des Epigonenthums getroffen zu sein und bringt in weit ausholender breiter Darstellung den Beweis, daß nicht alle Menschen, die mit der Wissenschaft sich beschäftigen, Bahnbrecher sein könnten. Es läge in der Natur der Sache, daß die allergrößeste Mehrzahl darauf hingewiesen sei, Epigonen oder Nachfolger zu sein, ein Vorwurf könne ihnen unmöglich daraus gemacht werden. Als ob das nicht auch die Meinung seines Gegners wäre! Dieser hat gegen die Epigonen, wenn sie nichts Anderes sein wollen, gar nichts, nehmen sie aber die Meisterschaft für sich in Anspruch, so ist er nicht blöde, ihnen die Wege zu weisen. Es ist unglaublich, freilich wenn man genauer zusieht, auch wieder ganz selbstverständlich, wie wenig der Professor den Deutschen versteht!

Wenn dieser von einem Rückgange des geistigen Lebens spricht, den er ausdrücklich und oft genug als einen augenblicklichen bezeichnet, so imputirt jener ihm die Meinung, daß mit diesem Sinken der Anfang vom Ende unseres ganzen nationalen Daseins gekommen sei. Hat er sich so das Feld zum Kampfe geebnet, so führt er die Darwin'sche Lehre vor, um darzuthun, daß im Kampfe der Menschen um das Dasein das deutsche Volk so stark gerüstet sei, wie nur irgend ein anderes, und daß sein Leben deshalb sich eher auf ansteigender als auf abfallender Linie befinde. Woher anders aber diese freudige Erscheinung, als von der wissenschaftlichen Forschung, die, Resultate auf Resultate häufend, fast Tag um Tag das Leben auf höhere Stufen hebe und es so der Vervollkommnung entgegenführe? Hätten diese Auslassungen vor dem Rembrandtbuche erscheinen können, so dürfte dessen Verfasser, wenn anders er es der Mühe werth erachtete, an ihnen so passend wie an einer Du Bois-Reymond'schen Rede den ganzen Hochmuth der einseitigen Wissenschaft darlegen. Mechanisch vom Wirbel bis zur Sohle! Wenn Andere die Vorbedingung zu blühender nationaler Weiterexistenz vorzugsweise in der Steigerung der sittlichen Potenzen eines Volkes erblicken, so legt der Professor Seeck sie in die rein äußerliche Anhäufung des wissenschaftlichen Stoffes, die doch niemals ein Volk vor dem Untergange bewahrt haben.

Noch augenfälliger als in dem ersten Abschnitte tritt die eigenartige gelehrte Auffassung des Professors in dem Theile seines Buches hervor, wo er die von Langbehn geforderte Individualität und Volksthümlichkeit zur Erörterung bringt. Man sollte meinen, gerade diese Forderung sei ein so unzweifelbares Axiom, daß sie ohne Besinnen von Jedem und Allen als Unterlage der Untersuchung angenommen werde. Nichtsdestoweniger geschieht das Unerhörte, und gerade gegen diesen Satz legt er seine Lanze mit ganz besonderer Kraft ein. Schade nur, daß er auch hier wieder sein Ziel nicht mit der Schärfe in's Auge faßt, die zu seiner Erreichung die Voraussetzung ist. Es muß gleich auffallen, daß Seeck hier unter Individualität etwas ganz Anderes versteht als sein Gegner. Denn jener nimmt den Begriff nur im Gegensatz zu anderen Individuen, während dieser ihn zuerst dem Ganzen gegenüberstellt. Jedem, der die Ausführungen des Rembrandt-Deutschen mit einiger Aufmerksamkeit liest,

muß es klar sein, daß er unter Individualität den Mikrokosmos versteht, der in möglichst scharfer und klarer Parallelstellung zum Makrokosmos vorzugsweise befähigt ist, zuerst das Allgemeine in sich aufzunehmen und es dann in der individuellen Färbung, die ihn von anderen Einzelwesen unterscheidet, weiterzugeben. Hat man ihn aber so verstanden und er will nicht anders verstanden sein, so ist es die reine Unmöglichkeit, ihm zu widersprechen. Denn nun leuchtet es ein, daß er in erster Reihe von der Kunst, in zweiter Reihe aber auch von der Wissenschaft jene Anschauensfähigkeit verlangt, die im Besonderen das Allgemeine erkennt und ihm mit diesem den Glanz verleiht. Weiter wird es dann auch männiglich klar, daß nur die Individualität, der dieser Blick für das Ganze gegeben ist, volksthümlich wirken kann.

Nur dem Professor Seeck und seines Gleichen scheint dieses Verständniß zu fehlen. Man muß hören, zu welchen Unglaublichkeiten sich seine Erörterung versteigert. Auf Seite 29 seiner Schrift heißt es, daß der Satz, die Dichter seien die Lehrer ihrer Nation, gründlich falsch sei. Ist es denn in Wirklichkeit möglich? Haben denn die Griechen niemals zu Füßen ihres Homer gesessen, und sitzen wir nicht noch alle Tage zu seinen Füßen und lernen aus ihm? Seeck will beweisen, daß der Kommentar des Gelehrten den Unterricht übernehme und zu diesem Zwecke hat er selbst ein 424 Seiten langes Buch, „Die Quellen der Odyssee", geschrieben. Nun ist aber die Wahrheit die, daß, je mehr Kommentare und gelehrte Abhandlungen geschrieben worden sind, in um so größerem Umfange der Unterricht und das Interesse an der Ilias und der Odyssee abgenommen hat. Wenn jetzt sogar Gefahr vorhanden ist, den griechischen Unterricht an den Gymnasien ganz in den Hintergrund gedrängt zu sehen, so ist nichts Anderes schuld daran, als die eifrigen Bemühungen der Gelehrten um diese Disciplin. Hätten doch die Herren die Geister des Sophokles und Thukydides, des Platon und Domosthenes mehr selbst zu uns sprechen lassen wollen, anstatt für sie das Wort zu nehmen! Die Sache stände dann nicht so schlimm, das sei Gott geklagt.

Um zu beweisen, daß die Dichter nicht die Erzieher der Nation seien, muß Goethe's Faust herhalten. Erst auf der Universität, so heißt es, beginnt das Verständniß dieser großartigen Dichtung den jugendlichen Geistern aufzudämmern. Gewiß, Herr Professor, und zwar ist dies so unzweifelhaft, daß es gar nicht gesagt zu werden brauchte. Aber steckt denn Goethe nur im Faust? Lebt er nicht auch in der „Glocke", im „Erlkönig", in „Hermann und Dorothea", im „Götz von Berlichingen", in „Iphigenie" und werden nicht diese Dichtungen vorsichtig von Stufe zu Stufe aufsteigend nacheinander der deutschen Jugend verabreicht? Man beginnt in der Volksschule nicht mit den „Klageliedern Jeremiä", nichtsdestoweniger bildet die Luther'sche Bibelübersetzung den Mittelpunkt im deutschen Volksschulunterricht in derselben Weise, wie Homer im Alterthum die Grundlage des Griechischen bildete. Es wäre interessant von dem Gegner des Deutschen den Nachweis zu vernehmen, wie Luther weder ein Dichter noch eine Individualität gewesen sei, und daß er deshalb ebensowenig volksthümlich wie ein Lehrer seiner Nation habe sein können.

Wollte er es thun, so würde man ihn wahrscheinlich die gewaltsamste Scheidung machen sehen. Ein Gelehrter wie O. Seeck tritt nicht vor den Menschen, um aus dessen einheitlichem Charakter alle Einzelerscheinungen seines Lebens zu erklären, sondern vor die verschiedenen Schubfächer seiner Studirstube, um aus jedem einzelnen das Besondere herauszunehmen. Es ist nach den Ausführungen, die er sonst gibt, kaum ein Zweifel, daß er in erster und oberster Linie in Luther den gelehrten Kenner des Hebräischen und Griechischen sehen und daß er ihn von diesem Standpunkte aus in seine Erörterung hineinstellen würde. Freilich ist die Gestalt eines Luther dem Spezialisten Seeck doch wohl zu mächtig. Um von allem Anderen abzusehen, so läßt sich die Bibelübersetzung allein schon nicht als bloß gelehrte Arbeit abthun. Auch ihm würde sie doch als die That eines über Alle erhabenen Künstlers erscheinen müssen, dem die reine Anschauung im Besonderen des Hebräischen das Allgemeine zeigt und den eben dieselbe Anschauung befähigt, dieses Allgemeine in starker individueller Kraft zu erfassen und es damit als ganz neues Kunstwerk an seine Nation weiterzugeben. So geht er zwar um den deutschen Reformator stillschweigend herum, wiewohl Anlaß, Stellung zu ihm zu nehmen, genug vorhanden wäre, aber um so traetabeler für seine Zwecke scheint ihm dafür Shakespeare zu sein. Nachdem zuvor ein Unterschied zwischen typischer und individueller Kunstform gemacht, und Homer, Sophokles, Praxiteles als Träger der typischen hingestellt worden sind, heißt es dann von dem größesten englischen Dichter wörtlich, daß man dasselbe auch von Shakespeare sagen könne, nicht was seine Dichtung, wohl aber was seine Person betreffe. Um den Unterschied zwischen „typisch" und „individuell" vorab noch auf sich beruhen zu lassen, so ist die Trennung in Dichter und Person, weil die Art des Professors kennzeichnend, geradezu frappant. Daß die Ausstrahlungen eines Lebens von einem und demselben Grunde ausgehen und daß sie trotz anders scheinender Kundgebung in ihrem Wesen die gleichen sein müssen, das will der Professor nicht sehen oder er kann es nicht. Ist demnach Shakespeare in der Dichtung individuell, so ist er es auch in den Beschäftigungen seines Lebens, die nicht gerade die poetischen sind. Individuell heißt untheilbar, und nur dem Ganzen und anderen Einzelwesen gegenüber tritt die Unterschiedlichkeit hervor, in sich selber ist es völlig eines. Müssen wir hierüber den Herrn Professor belehren und auch darüber, daß, je schärfer die Kanten und Flächen einer Individualität dem Ganzen und der Unendlichkeit gegenüber geschliffen sind, die Lichter um so klarer einfallen und auch um so deutlicher an andere Individuen weiter vermittelt werden? Nur durch eine starke Individualität hindurch gehend nimmt das Angeschaute die Kunstform an.

Verschiedene Individuen, welche derselben Nation und derselben Zeit angehören, können aus dem Charakter dieser beiden heraus das Typische erhalten. So haben ohne allen Zweifel die Marmorfiguren des Praxiteles und die dramatischen Personen des Sophokles dieselbe Grundform und beide haben auch auf ganz natürliche Weise ihr Gemeinsames mit dem Homer, denn er war, wenn Sie gestatten, Herr Professor, ihr Lehrer, und sie nahmen aus seiner Mythologie ihre Vorwürfe. Aber dasselbe kann man von der ganzen Antike und mit demselben Rechte auch von jeder anderen Nationalität alter und neuer Zeit sagen. Wer den Blick dafür hat, der wird in den Schauspielen des Shakespeare und den Romanen Walter Scott's, in der Geschichtschreibung Macaulay's und Carlyle's trotz der größesten Verschiedenheiten ein stets Wiederkehrendes, Gemeinsames finden, eine gewisse conerete, realistische, dralle Art der Behandlung der Dinge. Sie ist eine national-englische und findet sich nicht bloß bei den genannten Schriftstellern. Das ist das, was ich unter typisch verstehe, ob zwar auch in der Meinung des Professors, das ist eine andere Sache. In der Verwendung der Begriffe herrscht bei ihm keine besondere Klarheit. Der Rembrandt-Deutsche macht den Gelehrten des Spezialismus den Vorwurf, daß es ihnen durch die Bank an philosophischer Durchbildung fehle. Es gibt keinen besseren Beweis für diesen Satz als O. Seeck's „Zeitphrasen".

Succentor.

Freier und gebundener Zopf.

(Zum Kapitel von der reichshauptstädtischen Baukunst.)

Wir haben in Berlin eine freisinnige Stadtverwaltung, das heißt eine solche, deren erster Grundsatz die Pflege einer aufgeklärten Selbstverwaltung ist. „Alle Kräfte, welche im Gemeinwesen vorhanden sind, sollen nach liberalen Grundsätzen zur Entfaltung kommen dem Ganzen zu Nutze." So sprach der Berliner Magistrat und ließ von einem einzigen Stadtbaurath 180 Gemeinde- und höhere Schulen, 20 Markthallen u. s. w. entwerfen und ausführen, ohne auch nur ein einziges Mal die Kräfte eines seiner bauverständigen Mitbürger zu verwenden. Der conservative Staat, selbst der wegen autokratischer Neigungen scharf beobachtete Kaiser, die großen und kleinen Städte des Reiches, die Provinzen und Kirchengemeinschaften, sie schreiben alle Wettbewerbungen aus — Berlin allein steht bei seiner altväterischen vor einem halben Jahrhundert eingerichteten und seitdem sorgfältig vor jeder Neuerung bewahrten Bauverwaltung, überläßt einem oder zwei Männern die künstlerische Ausgestaltung aller der riesigen Aufgaben, welche das Anwachsen der Stadt fordert; der fortschrittliche Magistrat ist weit und breit die einzige große Behörde, die mit Absicht dem künstlerischen Fortschritt, dem freien Spiel der Kräfte sich entgegen stellt in der festen Ueberzeugung, die von der Stadt eingesetzten Räthe wissen besser was schön und gut sei, als die wüste Masse aller jener, die nicht im Rathhaus sitzen.

Das ist die Erkenntniß, die ich aus zwei unlängst veröffentlichten Aetenstücken entnahm. In Berlin hat sich nämlich nach und nach aus dem alten Architektenverein, in welchem dem Baubeamtenthum die leitende

Stelle zufiel, ein neuer Verein herausgeschält, der sich „Vereinigung Berliner Architekten" nennt und die Vertretung baukünstlerischer Interessen zu seiner ersten Aufgabe macht. Diese Vereinigung, zusammengesetzt aus den führenden Männern im Berliner Privatbau und aus dem hoffnungsvollsten Nachwuchs hat in einer sehr gemäßigt gehaltenen Eingabe an den Magistrat unlängst das ausgesprochen, was seit langer Zeit die Spatzen von allen Dächern pfeifen: daß nämlich das städtische Bauwesen in künstlerischer Beziehung tief unter dem stehe, was der Staat, was der Privatbau leiste. „Eine gewisse reizlose Einförmigkeit" hatte er in sehr höflicher Ausdrucksweise das Grundwesen der Gestaltung der städtischen Bauten genannt und gebeten, man solle auch in Berlin, wie anderwärts, von dem Bureaukratismus zur freien Auffassung auch des architektonischen Schaffens übergehen. Traurige Zeugnisse der Verknöcherung treten gerade dort hervor, wo einmal für die Stadt etwas Besonderes geschaffen werden sollte. Das Polizeipräsidium und die Kaiser-Wilhelms-Brücke sind Denksteine der Erkenntniß. So kann es nicht weiter gehen, wollen wir uns nicht als Berliner vor Deutschland, als Deutsche vor der Welt blamiren! Darüber ist man sich überall einig, daß diese Bauten arge Mißgriffe sind, aber nicht solche eines genial in die Weite Schweifenden, sondern eines greisenhaften Klebens am Alten, jenes Conservativismus, der sich gegen Auffrischung sträubt, nicht wie er soll das Veraltete abstößt, sondern gerade im Erhalten des Verlebten sein Leben sucht.

Das Alles ist in der Tagespresse und in der Eingabe der Berliner Architekten frei und klar ausgesprochen worden. Es wäre nicht nöthig, es hier nochmals zusammen zu fassen, wäre nicht ein zweites Aktenstück hinzugekommen, welches zu köstliche Einblicke in den in den Bauateliers der Stadt herrschenden Geist bietet, als daß ich ruhig an ihm vorbei gehen könnte.

Fünfzehn städtische Baubeamte haben sich zusammen gethan, um die Eingabe der „Vereinigung" zu widerlegen. „Künstler sind schlechte Schrifsteller" sagt ein altes Sprüchwort. Nach dem Wortlaut der Eingabe zu urtheilen sind jene Herren vortreffliche Künstler. Wenn sie zum Beispiel sagen, die städtischen Gebäude dienen „der möglichst billigen und gesunden Ernährung der Volksmassen", so weiß ich ganz gut, daß sie von der Beschaffung oder dem Vertriebe billiger Nahrungsmittel dienen den Gebäuden sprechen wollten, nicht von Pfefferkuchenhäusern und Lebzeltenhütten. Auch will ich mit ihnen nicht darüber streiten, ob die städtischen Behörden in Beziehung auf Kosten, Solidität und praktische Verwendbarkeit ihrer Werke Tüchtiges leisten — Niemand hat es meines Wissens geleugnet.

Nur die in künstlerischer Beziehung leitenden Gedanken seien hier heraus gegriffen: Ganz klipp und klar sagen die Herren, die in der städtischen Verwaltung die Baukunst vertreten, daß „bei der größten Mehrzahl der städtischen Bauten . . die mit der Ausführung durch Privatarchitekten zweifellos verbundene Steigerung der Baukosten behufs Verbesserung des ästhetischen Eindruckes durchaus unwirthschaftlich wäre." Es kann gar nicht bezeichnender der Standpunkt der Herren von ihrem ärgsten Gegner dargestellt werden. Sie nehmen es als einen Ruhm in Anspruch, wenn nicht „billig und schlecht", so doch „billig und ästhetisch verbesserungsfähig" zu bauen; sie verwahren sich feierlich gegen den Gedanken, für die Verschönerung der städtischen Bauten, die auch sie vom Eingreifen der Privatarchitekten erwarten, Geld herzugeben; sie haben anscheinend keine Ahnung davon, daß die Reichshauptstadt, zu deren Verschönerung der letzte Bauer in Kassuben oder auf den Vogesen durch seine Steuern mit beitragen muß, gegen das Reich, gegen den Staat, gegen die Provinz ernste ästhetische Verpflichtungen hat; sie scheinen während der letzten zwanzig Jahre zu tief in ihren Ateliers vermauert gesessen zu haben, um den Ruf der Zeit zu hören, daß selbst der niederste Gebrauchsgegenstand in künstlerische Form gebracht werden müsse, daß es Pflicht von Jedermann, namentlich aber einer öffentlichen Behörde sei, gerade den Massen ein Gefühl für künstlerische Schönheit zu geben, die Räume, in welchen das Volk in seiner Menge verkehrt, formvoll zu gestalten. Wäre es eine Versammlung von Schuhmachern oder Reichstagsabgeordneten, welche jenen Satz hervorgebracht hatte, so würde man lächeln, weil man ja weiß, daß diese lieben Leute nicht ganz auf der Höhe der Situation stehen. Aber im Munde der baukünstlerischen Beamten der Reichshauptstadt treibt einem dieser Ausspruch denn doch ein Bischen die Haare zu Berge.

„Nur ausnahmsweise treten an die Stadtgemeinde Berlin", sagen die Herren weiter, „Aufgaben heran, „welche eine öffentliche Concurrenz zur Erlangung neuer Ideen erheischen." Andere Leute glauben, daß jede Aufgabe neue Gedanken fordert. Gerade darin liegt ja der Unterschied in der Auffassung zwischen den städtischen Bauräthen und der übrigen Welt, daß man der Meinung ist, es gebräche dem Berliner Bauwesen an frischen Gedanken und es wäre kein Unglück, wenn ein paar neue in das Rathhaus einzögen. Man sieht, der Vorrath, welcher vorhanden ist, genügt den Herren; sie wollen sich durch Neues in ihrer Behaglichkeit nicht stören lassen. Sie fürchten, daß sie dann „dem schnellen Wechsel des Geschmackes unterworfen" werden könnten, „wie wir ihn in den letzten zwanzig Jahren durch alle Stilrichtungen hindurch, von der strengsten Antike bis zum freiesten Zopf, erlebt haben."

Nun gut, den städtischen Bauten soll der Vorwurf nicht gemacht werden, daß sie sich in der künstlerischen Gestaltung, der fortschreitenden Entwickelung folgend, überhastet hätten. Sie hielten den Stil, welchen die Schüler Schinkel's heraus bildeten, unverwandt fest. Ich wüßte nicht, daß sie ihm ein neues Motiv hinzufügten. Es irrt der Mensch so lang er strebt. Die Herren Unterzeichner der Eingabe sind der Meinung, nicht irren zu dürfen, und daher stehen sie eben still. Das ist der böse Kreislauf, in den ein bureaukratischer Kunstbetrieb immer verfallen wird. Sie stehen still im eigenen Schaffen, wie in der kritischen Auffassung des Fremden. „Zopf" nannte man vor zwanzig Jahren in Berlin alle jene Bauformen, welche vor Schinkel entstanden. Der Name ist längst aus der Sprache der Wissenschaft verschwunden. Man bezeichnete in jener klassicistischen Periode den älteren Klassicismus mit jenem Schimpfnamen, ohne zu merken, wie nahe sich beide Kunstweisen in geistiger Beziehung stehen. Man nannte auch Barock und Rococo Zopf, und gerade die ausgelassenste Kunst mußte es sich gefallen lassen, unter dieser Gesammtbezeichnung mit gepreßt zu werden; damals in gewissem Sinne mit Recht, denn damals war das Tragen des Zopfes eine veraltete Mode und nannte man daher Zopf jede veraltete, angeblich überwundene Kunst. Es gibt aber nichts Komischeres als von „freiestem Zopf" zu sprechen. Denn der Zopf ist immer gebunden. Rococo kann also für uns Moderne, denen Schinkel zu veralten beginnt, nicht Zopf sein, und wenn Knobelsdorff, der Architekt des Rococo, zehn Mal einen Zopf trug. Aber es gibt eine andere Art Zopf. Es hängt jeder Kunstperiode hinten ein Schwänzchen an, welches vom Bande der Schulmeinung und künstlerischen Unselbständigkeit gebunden ist, in der Schleife behäbiger Selbstzufriedenheit endet und keinem Härlein gestattet, aus dem sorgfältig gestriegelten Geflecht eigenwillig hervorzuragen. Dieser keineswegs „freie" Zopf — den braucht man nicht etwa im Alterthums-Museum zu suchen. Nein, er wiegt sich keck auf dem Rücken der Stadt der Intelligenz. Der Bauverwaltung der Stadt Berlin untersteht seiner Pflege — wie es scheint — in ganz hervorragender Weise.

Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Mit mehreren Fachgenossen übersetzt und herausgegeben von Professor Emil Kautzsch (Halle). (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) Der uns vorliegende erste Halbband gibt davon Zeugniß, daß die Herausgeber ihre Aufgabe, den Inhalt des alten Testaments so, wie es mit den Mitteln der heutigen Schriftforschung geschehen kann, in klarem heutigem Deutsch jeder Art von Lesern zu vermitteln und dadurch das Verständniß des Grundtextes zu fördern, in mustergültiger Weise gelöst haben. Wenn die neue Uebersetzung zunächst Allen, die sich berufsmäßig mit dem Grundtexte beschäftigen, Pfarrern, Docenten, Studirenden der Theologie, ebenso Gymnasiallehrern gute Dienste leisten, ja für sie geradezu der kürzeste Commentar zum Alten Testament wird, so wird sie auch über diese Kreise hinaus Freunde finden unter Laien, welche tiefer in das Verständniß der Bibel eindringen und ein genaues Bild des Urtextes gewinnen wollen. Möge sie in der Gemeinde, wie in der Familie Eingang finden!

Vier Novellen von B. Mercator. (Gotha, F. A. Perthes.) Die Verfasserin hat sich der Lesewelt durch zwei im gleichen Verlage erschienene Erzählungen bekannt gemacht. War es damals ein vorwiegend ernster und tiefer Ton, den sie anschlug, so erscheint sie uns diesmal im Gewande des schelmischen und schalkhaften Humors. Aus kleinen alltäglichen Vorkommnissen gestaltet sie harmlose Genrebilder von oft drastischer Wahrheit. Ueberall schimmert es durch, daß Fritz Reuter hier das Vorbild gewesen ist. Wie bei ihm begegnet man scharf zugeschnittenen charakteristischen Persönlichkeiten, wie bei ihm auch dem Walten einer guten und versöhnlichen Tendenz. Die erste Erzählung, in welcher ein allein zu Hause gebliebenes junges Mädchen sich unter sehr heiteren Verwickelungen verlobt, schließt mit dem Zuruf an eine Mutter mit sitzenbleibenden Töchtern: „Sie müssen verreisen, Frau Doctorchen, Sie und Ihr Mann; ist das allereinfachste, sicherste Mittel. Lassen Sie die Mädel nur mal allein zu Hause — sollen sehen, fort sind sie." Auch die anspruchsvollen, aber gutmüthigen englischen Pensionäre der braven Rectorfamilie sind sehr komische Figuren.

Reinhart Rothfuchs. Von Georg Payssen Petersen. (Leipzig, Spamer.) Der Verfasser macht hier den Versuch, die alte deutsche Thiersage neu zu beleben und schlicht und fesselnd nochmals für Alt und Jung zu erzählen. Wenn er auch den volksthümlichen Derbheiten, die dem niederdeutschen Thierepos eigen sind und ihm ein charakteristisches Gepräge geben, allzu ängstlich ausweicht, so ist sein Wagniß doch im Allgemeinen wohl gelungen und verdient Anerkennung.

Leitfaden für den Tanz-Unterricht von A. Freising. (Berlin, Otto Dreyer.) Der Verfasser ist Königl. Universitäts-Tanzlehrer in

Berlin. Der Inhalt gliedert sich in drei Theile, von denen der erste, die ästhetische Gymnastik, sich ausschließlich mit der Stellung und Haltung des Körpers, sowie mit den Bewegungen und Gangarten beschäftigt. Der zweite Theil umfaßt die Kunstschule und der dritte die in den Ballsälen gebräuchlichen Tänze, sowohl die Rundtänze, wie die Figurentänze. Das treffliche Werk, welches zahlreiche Abbildungen erläutern, wird nicht nur den Tanzlehrern einen festen Anhalt bei ihrer Thätigkeit bieten, sondern auch bei allen Uebungen zur Ausbildung des Körpers überhaupt Anleitungen geben.

Die Wiedergefundene. Novelle von Adolf Stern. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein feinsinnig durchgeführtes psychologisches Motiv ist hier behandelt. Ein junges Mädchen, das in frühester Kindheit seinen adeligen Eltern geraubt und in einem Circus zur Kunstreiterin erzogen worden ist, kommt wieder in die Arme der inzwischen gealterten Mutter, einer vornehm gesinnten und strengen alten Dame, der sie auf's Neue bittere Sorgen und Schmerzen bereitet. Erschütterungen schmerzlichster Art müssen über das junge Wesen hereinbrechen, bevor die Wiedergefundene sich selbst wiederfindet. Die ansprechend geschriebene Erzählung wird jeden Leser befriedigen, der auch für fein vermittelte Seelenanalysen Sinn hat.

Hertha. Roman von E. Eckstein. (Berlin, Grote.) — Der Verfasser, der sonst gern seine Stoffe aus dem klassischen Alterthum hervorsucht, hat diesmal einen Griff in's modernste Leben gethan; von dem Pulsschlag der Gegenwart freilich spürt man in dem Buche nichts, nur die Scenerie gehört ihr an: der Inhalt könnte in jedem früheren Jahrhundert ebenso gut spielen wie in unserem, oder vielmehr ebenso wenig; denn er ist durch und durch poetisch unwahr. Diese Hertha, die sich als blutjunges Ding Knall und Fall in einen ehrwürdigen alten Herrn, der ihr Großvater sein könnte, verliebt, dieser alte Herr selbst mit seiner Jugendeselei, diese überirdisch glückliche Ehe der beiden — überirdisch glücklich, bis ein gerade hineinschneiender genialer weiberberückender Künstler das ganze Kartenhaus zum Einsturz bringt — wo haben sie in der Wirklichkeit irgend welches Jahrhunderts ihre Stätte? alle diese interessanten Schaustücke fristen in unseren Romanzeitungen ihr kümmerliches Dasein. Ein Dichter, der solchen Stoff behandelt und ernst genommen werden will, muß seine Personen denn doch mit dem Leben der Zeit verwachsen zeigen und die geheimen Gedankengänge der Seele und die seltsamen Sprünge der Empfindung, die er uns einfach als Thatsachen auftischt, auch einigermaßen zergliedern und verständlich machen. Wir haben selten einen so seelenlosen Roman gelesen wie diesen aus der Feder (leider! nur der Feder!) eines sonst talentvollen Schriftstellers. Er kann höchstens sentimentalen jungen Damen zur Lectüre empfohlen werden, damit sie lernen in der Wahl ihrer Gatten recht vorsichtig zu werden. Noch tiefer steht Eckstein's neueste Leistung: Dombrowsky (Dresden, Universum), ein Roman, der mit einem interessanten psychologischen Problem anhebt und wie eine Marlittiade endet. So wenig versteht Eckstein die Gestaltung seiner Figuren, daß sie uns wie Schemen und Puppen anmuthen. Seine Heldin sollte nach seiner Versicherung ein bedeutendes Geschöpf sein, aber sie ist eine Gans. Dazu die philosophisch sein sollenden Phrasen, die der Autor nicht nur in den Mund seiner Personen legt, sondern auch im eigenen Namen ausspricht, und der charakterlose, schlottrige, altmodische, nur so hingehudelte Stil. Es ist ein Familienblätterroman schlimmster Art, langweilig und unwahr, des ersten besten Blaustrumpfs würdig, aber keines ernsthaften, sich selbst achtenden Schriftstellers, der in seinen ersten Werken auf den Ehrennamen eines Dichters Anspruch erheben konnte. b.

Emil Braun's Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Herausgegeben von R. Ehwald. (Gotha, F. A. Perthes.) — Nicht nur zur Kenntniß eines trefflichen Gelehrten, dessen germanistische Studien nie im Druck erschienen, der aber als treuer Mitarbeiter der Brüder Grimm und des herrlichen alten Laßberg viel Gutes geleistet hat, auch als ein Beitrag zur Geschichte der Philologie ist diese Veröffentlichung dankenswerth. Wir stehen hier an der Wiege der deutschen Germanistik und freuen uns über den stillen Gelehrtenfleiß und das gemüthvolle Wesen ihrer Begründer. Man kann diese Gelehrtenbriefe nicht ohne inneren Antheil lesen.

Othmer's Vademecum des Literaturfreundes. Bearbeitet von Carl Georg und Leopold Ost. (Hannover, L. Ost.) Wir kennen diese Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur seit ihrer ersten Ausgabe im Jahre 1861, und die zwei Bände der 3. und 4. Auflage, die in unserer redaktionellen Handbibliothek stehen, haben uns schon gute bibliographische Dienste geleistet, so daß wir sie aus Erfahrung bestens empfehlen können. Zunächst zum Nachschlagen für die Sortimentsbuchhändler bestimmt, ist das Buch auch für jeden Literaturfreund, jede öffentliche Bibliothek und jede Redaktion ein wahrer Schatz, der viele Lexika und Kataloge überflüssig macht. Es enthält buchhändlerische und literarische Nachweise über Alles, was heute „gangbar", also neue und ältere, deutsche und fremde Autoren in ihren wichtigsten Ausgaben mit Verlag und Preisangabe, was besonders in Fällen willkommen ist, wo ein Buch in einen anderen Verlag übergegangen ist oder eine Preisherabsetzung stattgefunden hat; auch die antiquarischen Preise der Restauflagen sind vermerkt. Sogar von den seltenen Ausgaben unserer Klassiker gibt Othmer zuverlässige Angaben: Goethe mit an 1600, Lessing mit 300, Schiller mit etwa 600 und Shakespeare mit etwa 330 Titeln. Unter den neu aufgenommenen „gangbaren" Belletristen bemerken wir u. A. Amicis, Kraszewski, La Mara, Paul Lang, Miris, Nordau, Oswald, Pantenius, Passarge, Paulus, Perfall, Peschkau, Saar, Schönthan, Schröer, Schubin, Seidel, Spättgen, Steinhausen, Stoltze, Streckfuß, Sturm, Sudermann, Carmen Sylva, Taylor, Tolstoi, Vacano, Vierordt, Waldmüller, Wildenradt, Zolling. Von dem jüngsten Deutschland will Othmer nichts wissen; einzig Karl Bleibtreu hat sich mit seinen überzähligen Romanen, Dramen, Novellen und nicht minder überflüssigen Flug- und Fluchschriften (43 Titel!) unter die „gangbaren" Autoren verirrt. Zu billigen sind die kurzen biographischen Notizen, doch sind aus den früheren Ausgaben noch einige anfechtbare kritische Urtheile, z. B. über F. W. Weber, stehen geblieben. Ueberflüssig sind auch die abgedruckten Verzeichnisse der Collectionen Spemann, Gödecke, Tittmann, Engelhorn; dankenswerth aber das der nicht im Buchhandel vertriebenen Bibliothek des Stuttgarter Literarischen Vereins. Unter den Literaturnachweisen fehlen bei Heinrich von Kleist die größte und vollständigste Gesammtausgabe und die wichtigsten Monographien, und während alle Lindau-Gegenschriften getreulich verzeichnet sind, fehlt just die wichtigste von ihnen, Mehring's bekannte Broschüre.

Die sozialistische Bewegung in Europa, ihre Träger und ihre Ideen. Von T. de Wyzewa. Autorisirte Uebersetzung von Hans Altona. Braunschweig, Otto Salle. — Dieses interessante Buch beschäftigt sich mit dem augenblicklichen Stande der sozialistischen Bewegung in Frankreich, Deutschland, England und Belgien. Wyzewa befaßt sich weniger mit den Theorien des Sozialismus, als vielmehr mit den Arbeiterführern, welche er nach den persönlichen Eindrücken, die er theils in Unterredungen, theils nach deren Vorträgen gewonnen hat, in feuilletonistischer Weise schildert. Für Deutschland gelangen die Gestalten von Bebel, Liebknecht, Vollmar, Wille und Werner zur Darstellung. Manches Urtheil vermögen wir nicht zu unterschreiben, z. B. daß Bebel's führende Rolle stark gefährdet, oder daß Liebknecht ein völlig überwundener und todter Mann sei; auch einige Unrichtigkeiten laufen mit unter, die der Uebersetzer hätte verbessern sollen: Friedenau bei Berlin ist nichts weniger als ein Fabrikdorf und nicht einmal die Rixdorfer Fabrikarbeiter werden sich „Dorfarbeiter" nennen lassen. Der Verfasser glaubt nicht, daß der Sozialismus jemals zu einer praktischen Verwirklichung seiner Theorie gelangen werde, denn die Gesellschaftsordnung scheint ihm gegen jede gewaltsame Umgestaltung gesichert. Die Aufgabe des Sozialismus ist nach ihm, die Gesellschaft zu beunruhigen und in beständiger Aufregung zu erhalten, um sie dadurch vor Versimpelung zu bewahren.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an
C. Rudloff in Berlin W., Culmstraße 8.

Verlag von **Otto Wigand in Leipzig.**

Die
Tragödie des Menschen.
Dramatisches Gedicht
von
Emmerich von Madách.
Aus dem Ungarischen übersetzt
von
Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte, (Gesammtausgabe mit dem Bildnis des Dichters). 2. verm. Auflage, brosch. *M* 3.45, geb. *M* 4.50.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln und Sprüche, 4. verm. Auflage. brosch. *M* 2.—, geb. *M* 2.50.

Otto Weddigen, Märchen. 4. Tausend. brosch. *M* 3.—, geb. *M* 3.50.

Otto Weddigen, Epische und Dramatische Dichtungen. 2. Aufl. br. *M* 3.—, geb. *M* 3.50.

Weddigens „gesammelte Werke" gehören zu den besten in unserer neuesten Litteratur; als vaterländischer Dichter ist er dem deutschen Volke immer werth.

Verlag von Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden.

Der Volksschulgesetzentwurf
vom pädagogischen und sozialpolitischen Standpunkt beleuchtet.
Von Hauptlehrer **J. Greßler.**
25 Ex. 11 *M*, 50 Ex. 20 *M*, 100 Ex. 35 *M*, 1 Ex. f. 55 ₰ franco von
A. Helmich, Bielefeld.

= Soeben beginnen zu erscheinen: =

MEYERS KLEINER HAND-ATLAS

mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Konversations-Lexikon zusammengestellt in
= *100 Kartenblättern und 8 Textbeilagen* =
in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig = 30 Kreuzer ö. W.

MEYERS KLEINES KONVERSATIONS-LEXIKON

Fünfte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.
2400 Lexikon-Seiten mit 77,000 Artikeln und vielen hundert Abbildungen, Karten, Chromotafeln u. a.
in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig = 18 Kreuzer ö. W.
Die ersten Lieferungen zur Ansicht. — Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel,** Verlag.

v. Schlechtendal-Hallier's Flora
von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, siehe Beilage in Nr. 13 dieses Blattes.
Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit der vorliegenden Nummer (14) beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit voriger Nummer abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen** und besorgen auch, sowie unsere Expedition, bei Aufenthaltsveränderung während der Reisemonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 15. Berlin, den 9. April 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Anarchistische Verbrechen. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Unser Gesindewesen. Von J. Sabin. — Die Poesie der Sprache. Von Ernst Wasserzieher. — **Literatur und Kunst:** Ein neuer Prophet des Weltuntergangs. Von Leopold Katscher. — Alphonse Daudet's letzter Roman. Von Paul Remer. — Marion Crawford. Von August Weiß. — **Feuilleton:** Durch die Wand. Von Emil Roland. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Eroica. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Anarchistische Verbrechen.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Während in Oesterreich und Deutschland die anarchistische Bewegung gänzlich in den Hintergrund getreten ist und seit der Bestrafung der Anarchisten Stellmacher, Kammer und Lieske von anarchistischen Verbrechen kaum mehr etwas verlautete, hat sich die Sumpfpflanze des Anarchismus in anderen Staaten, so insbesondere in Spanien und Italien und in nicht geringerem Maße auch in Frankreich eingenistet und die jüngsten Wochen haben den Beweis geliefert, daß die Propaganda der That die Zeit für gekommen erachtet, die Welt durch neue Verbrechen in Schrecken zu versetzen. In Xerez, der weinreichen Stadt Hispaniens, wie auch in anderen Städten des Landes des Weins und der Gesänge sind schwere Verbrechen von den Anarchisten verübt worden, Paris wird durch Dynamitattentate ernstlich beunruhigt und auch in Italien regt sich die Bande jener wahnumnachteten Menschen, welche jeder Ordnung und Cultur den Krieg auf's Messer erklären und mit vandalischer Wuth gegen Besitz und Eigenthum, Leben und Gut wüthen. Aengstliche Menschen können durch dieses Hervortreten des Anarchismus leicht erschreckt werden und sich dazu verleiten lassen, die Gefahr, welche derselbe für den Staat und die Gesellschaft bedeutet, erheblich zu überschätzen. Wir unterschätzen die Zerstörungskraft dieser Feinde der Cultur und Gesittung keineswegs, glauben aber doch, daß man gut daran thun wird, nicht durch eine übertriebene Furcht den Großmachtsdünkel und Größenwahn, von dem die meisten Anhänger dieser sinnlosen Lehre unrettbar befallen sind, noch zu steigern. Es beruht auf besonderen Verhältnissen, wenn in den romanischen Ländern und in Belgien der Anarchismus eine gewisse Ausbreitung unter den Massen gefunden hat; zunächst kommt hierfür die Unwissenheit und Unbildung der Arbeiterbevölkerung dieser Länder in Betracht, der Anarchismus übt seinen Bann nur da aus, wo Unwissenheit und Mangel jeder Bildung die breiten Schichten der Völker beherrscht, den Agitatoren dieser wüsten Lehre wird es leicht, die der Ueberlegung und des Denkens unfähigen Menschen davon zu überzeugen, daß nur in den anarchistischen Lehren das Heil für die Enterbten und Darbenden zu suchen ist, es wird ihnen leicht, die gänzlich ungebildeten Massen an die Möglichkeit der Verwirklichung der Ideale glauben zu machen, wie sie einem Most und Genossen vorschweben. Unwissenheit ist der beste Nährboden für den Anarchismus. Wo eine Volksverdummungspolitik die Massen in grenzenloser Unwissenheit herangezogen hat, wo fromm „erleuchtete" Staatsmänner in dem Wissen den Tod erblicken, da fällt die Lehre von der Propaganda der That auf günstigen Grund und die anarchistischen Führer haben daher allen Grund, jenen Staatsmännern dankbar zu sein, welche es für ihre Pflicht erachten, die Massen in Unwissenheit zu halten. Sodann neigt der Romane und Südländer von jeher sehr zur Geheimbündelei, er hat an dieser mindestens dasselbe Vergnügen wie der Slave; während bei den deutschen Völkern Geheimbünde noch niemals eine wesentliche Rolle gespielt haben und der offene Charakter der Deutschen geheimen Zettelungen und Umtrieben überhaupt widerstrebt, freut sich der Romane, wenn er einer geheimen Verbindung angehören kann. Der im Verborgenen bleibende Anarchismus, welcher ängstlich bemüht ist, seine Existenz vor den Spürangen des Gesetzes und der Polizei zu verbergen, übt deshalb auf die Südländer und Romanen eine ganz andere Anziehungskraft aus, wie auf die Deutschen, und es ist mit diesem Umstande zuzuschreiben, daß Spanien und Italien in der anarchistischen Bewegung eine weit bedenklichere Gefahr erblicken müssen als Deutschland und Oesterreich. Man hat aus Anlaß der jüngsten Anarchistenverbrechen wieder einmal den Abschluß einer internationalen Staatenconvention vorgeschlagen, welche den Zweck haben soll, die Verfolgung und Bestrafung der Anarchisten allenthalben zu ermöglichen. Dieser Vorschlag ist schon wiederholt gemacht und erörtert worden, er ist jedoch heute noch ebenso aussichtslos wie vor einem Jahrzehnt und wir glauben auch nicht, daß der Abschluß einer solchen Convention eine nothwendige Voraussetzung für die unerbittliche Verfolgung des Anarchismus in allen Culturstaaten bildet. Der wichtigste Theil einer solchen Convention wäre zweifellos in den Bestimmungen zu erblicken, wodurch sich die contrahirenden Staaten bei anarchistischen Verbrechen gegenseitig Rechtshülfe zusicherten; solcher Bestimmungen bedarf es aber gar nicht, da nach dem gegenwärtigen Stande des Völkerrechtes anarchistische Verbrecher in keinem Culturstaate eine Zuflucht finden. Weder England noch die Schweiz entziehen sich heute der Auslieferungspflicht gegenüber solchen Personen, welche aus anarchistischem Beweggrunde oder zu einem anarchistischen Zwecke ein gemeines Verbrechen verübt haben und von den übrigen Staten ist bekannt, daß sie schon seit längerer Zeit auf diesem Standpunkte stehen. Eine internationale Anarchisten-Convention würde dann aber weiter dahin wirken, daß die contrahirenden Staaten sich über eine sorgfältige Ueberwachung der in ihren Gebieten wohnenden Anarchisten und gegenseitigen Austausch ihrer Beobachtungen einigten. Im Interesse der Vernichtung jenes mord- und brandlustigen Gesindels wäre dies allerdings sehr wünschenswerth und nützlich,

es läßt sich aber, wie wir meinen, dieser Erfolg erreichen auch ohne Abschluß einer solchen Convention. Nichts hindert die Polizeibehörden der verschiedenen Staaten, sich solche Mittheilungen zukommen zu lassen und thatsächlich geschieht dies jetzt schon, ohne daß eine Convention abgeschlossen wäre. Endlich wäre es der Zweck einer internationalen Vereinigung darauf hinzuwirken, daß anarchistische Verbrechen in allen Staaten mit gebührender Strenge bestraft werden; auch dies ist in den meisten Staaten schon der Fall und, wo die Gesetzgebung, wie z. B. in Frankreich, in Ansehung dieses Punktes ungenügend oder lückenhaft ist, beeilt man sich, sie schleunigst den Bedürfnissen anzupassen. Wir glauben daher, daß auch ohne internationale Convention für die Verfolgung anarchistischer Verbrecher allenthalben das Erforderliche geschehen kann und erblicken die beste Garantie dafür, daß das Nothwendige auch geschieht, in der mehr und mehr zum Durchbruch gekommenen Ueberzeugung, daß aller Differenzen ungeachtet zwischen den civilisirten Staaten eine Interessengemeinschaft besteht, die sie veranlaßt, Verbrechen gegen die Grundlagen jeder Cultur zu verfolgen und zu bestrafen. Der anarchistische Verbrecher ist aber ein Feind jeder Cultur, der Dynamitard ist ein Verbrecher gegen das Völker- und Menschenrecht, es gilt von ihm das, was die römischen Juristen von dem Seeräuber sagen, er ist ein hostis generis humani und er verdient es nicht besser als daß er wie ein solcher verfolgt und behandelt werde. Nur wenn die Staaten sich auf diesen Standpunkt stellen, kann es gelingen, die Hydra des Anarchismus mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Unser Gesindewesen.

Von J. Sabin.

Seit Jahr und Tag vernimmt man auf dem Lande und in der Stadt, von Gutsbesitzern und den in jeder Beziehung außer in Modesachen conservativen Hausfrauen die lebhafte Klage über zunehmende Unsittlichkeit und Luxussucht der Dienstboten, über unziemliches Betragen und unverschämt hohe Anforderungen an Lebenshaltung, Lohn und dergl. Hand in Hand mit diesen Erscheinungen in der Dienstbotenwelt geht die Klage über den Gesindemangel und der bittere Vorwurf, daß die jungen Leutchen in den unteren Ständen in das freie, gewerbliche Leben drängen und die dumpfen, gesundheitswidrigen, zu allerlei unmoralischen Handlungen verführenden Schlafstellen, dem appetitlichen Küchendampf, den hohen, allen Anforderungen der Hygiene entsprechenden Hängeböden vorziehen. Schon in den sechziger Jahren konnte v. d. Goltz in Königsberg darauf hinweisen, daß die gegen die Dienstboten erhobenen Anschuldigungen, z. B. betreffs der Luxussucht, der hohen Ansprüche an die Lebenshaltung, mit demselben guten Grund gegen die „Herrschaften" geltend gemacht werden könnten: Wie der Herr, so der Knecht.

Aber, so hört man wieder von den Kundigsten unter den Kundigen sagen, das Hindrängen zu den Fabrikstätten, in ein Leben voll materieller Unsicherheit ist doch ein Beweis großer Unklugheit der jungen Burschen und Mädchen, die als Dienstboten eine gesicherte, gute Existenz haben. Das Letztere zugegeben, so scheinen doch diese Kundigen einen wichtigen Faktor unseres sozialen Lebens ganz außer Betracht zu lassen: das ideale Moment. Das Gefühl reiner Menschenwürde lebt nicht nur bewußt in dem Herzen derer, die sich Dienstboten halten können, sondern auch instinktiv in dem Herzen derer, die vom Schicksal dazu bestimmt sind, ihren anderen Mitmenschen gegen Geld und gute Worte die Schuhriemen aufzulösen.

Die Gesellschaft hat eine große Unterlassungssünde begangen und wundert sich nun, daß sie diese Sünde büßen muß. Sie hätte es doch aber von ihrem Lieblingsdichter wissen müssen, daß sich alle Schuld schon auf Erden rächt, und sie hätte in ihrer Bibelfestigkeit auch nicht vergessen dürfen, daß für die Schuld der Väter sogar noch das dritte und vierte Glied heimgesucht wird. Den gewerblichen Arbeitern ist, soweit die aus unseren wirthschaftlichen Zuständen sich ergebende Abhängigkeit zuläßt, durch die Einführung der Gewerbeordnung im Jahre 1869 volle persönliche Freiheit verliehen worden. Die Dienstboten sind dabei außer acht gelassen worden. Die sozialpolitische Gesetzgebung hat für den gewerblichen Arbeiter viel gethan, für das Gesinde fast nichts. Und so läßt sich der Rückgang des Gesindeangebots aus zweierlei Gründen erklären, aus rechtlichen und wirthschaftlichen.

Für das Gesinde besteht nicht dasselbe Recht und Gesetz wie für alle anderen gegen Lohn beschäftigten Personen, sondern eine ganz aparte Gesindeordnung ist für dasselbe maßgebend. Aber diese Ordnung — das Wort riecht sehr nach Polizei — stammt etwa nicht aus dem letzten Jahrzehnt, auch nicht aus den letzten zwanzig Jahren, nein, ihre Festsetzung reicht in eine Zeit, die weit, weit hinter uns liegt, also z. B. für den größten Theil Preußens in das Jahr 1810. Das geeinigte Deutschland weist auch nicht bloß eine Gesindeordnung auf, nein, es giebt deren eine, oft sogar mehrere in jedem Staat und Staatchen. Auch die künftige Gesetzgebung wird nichts daran ändern. Die romanistischen Gelehrten des bürgerlichen Gesetzbuches glaubten sich mit derlei kleinlichen Fragen nicht beschäftigen zu dürfen. Wenn wir im Folgenden die preußische Gesindeordnung als Maßstab für unsere Betrachtung anlegen, so geschieht es, weil sie den Typus dieser im Grundcharakter gleichen Gesindeordnungen in ganz Deutschland darstellt. Das hervorstechendste Kennzeichen derselben ist die Statuirung der persönlichen Unfreiheit des Dienstboten. Davon einige Beispiele.

Eine Bestimmung lautet: „Kann der (von dem Dienstboten angerichtete) Schaden weder aus rückständigem Lohn, noch aus anderen Habseligkeiten des Dienstboten ersetzt werden, so muß er denselben durch unentgeltliche Dienstleistung auf eine verhältnißmäßige Zeit vergüten." Von dem Grundsatz, daß der Gläubiger sich nur an das Vermögen, nicht an die Person des Schuldners halten dürfe, weiß also die Gesindeordnung nichts. Und doch ist dieser Grundsatz eine der wichtigsten Errungenschaften auf dem Gebiete des Privatrechtes. Vielfach in die Praxis umgesetzt wird namentlich in der Landwirthschaft die Bestimmung, daß Dienstboten, welche den Dienstantritt verweigern oder ihren Dienst vorzeitig verlassen, von der Polizei durch Zwangsmittel zum Dienstantritt oder zur Rückkehr in den Dienst angehalten werden können. Man mag den Inhalt der beiden angeführten Paragraphen vielleicht als sehr richtig anerkennen, und es gibt ja sogar ganz verständige, humane Leute, die diesen Standpunkt einnehmen. Wenn aber solche Beschränkungen für die gewerblichen Arbeiter nicht bestehen oder fortgeräumt sind, so ist es eine Ungerechtigkeit, daß sie für das Gesinde (und damit für den größten Theil der landwirthschaftlichen Arbeiter) gelten, denn dadurch wird das letztere zu Bürgern zweiter Klasse von Rechts wegen gestempelt. Dieses Gefühl der Ungleichheit muß sich aber auch auf alle Fälle bemerklich machen, wenn das Gesinde von der Dienstherrschaft wegen einer oder mehrerer ihm verabreichter Maulschellen gerichtliche Genugthuung verlangt. Denn diese wird ihm in den seltensten Fällen, da die Herrschaft zu geringen Thätlichkeiten befugt ist, wenn sie durch ungebührliches Betragen der Dienstboten zum Zorn gereizt wird, und eine Entscheidung des Kammergerichts legt dies dahin aus, daß die „Reizung" nicht unmittelbar vorher gegangen zu sein braucht, sondern daß es schon genügt, wenn die Dienstherrschaft durch fortgesetztes ungebührliches Betragen des Gesindes überhaupt vorher gereizt ist. Zwar ist die Geltung dieser Bestimmung von namhaften Gelehrten angezweifelt worden, aber dieser Zweifel hat doch nur theoretische Bedeutung, da Reichs- und Kammergericht sich dafür entschieden haben, daß sie noch in Kraft steht. Aber nicht genug damit, ist es dem Gesinde auch ausdrücklich verboten, sich thätlich zu widersetzen. Welch' ungeheure Kluft wird dadurch zwischen dem Gesinde und jedem anderen Menschen gebildet! Ein Dienstbote, wie alt er auch sein mag, muß sich dieselbe Behandlung gefallen lassen wie der vierzehnjährige Lehrling. Wie dehnbar sind dabei die

Begriffe „ungebührliches Betragen“ und „geringe Thätlichkeit.“ Zurückzuführen ist diese Bestimmung auf die Anschauung, daß das Gesinde unter der „Zucht“ der Herrschaft steht. Zu rechtfertigen wäre diese Anschauung vielleicht, wenn das Gesinde als Familienmitglied betrachtet würde. Das geschieht aber nur in den allerwenigsten Fällen, in städtischen Haushaltungen fast niemals. Der Dienstbote ist heute nicht mehr eine Person, die als Sohn oder Tochter eines Bauern oder kleinen Handwerkers einer wohlhabenden Familie zur Ausbildung übergeben wird, und welche die Familie zu diesem Zwecke übernimmt, der Dienstbote wird vielmehr lediglich als ein Mensch angesehen, der zur Hülfeleistung in einem Haushalte — auf dem Lande gehören dazu auch die Feldarbeiten — gegen einen gewissen Lohn angenommen wird. Die Natur seiner Beschäftigung bedingt die Naturallöhnung als Hauptsache. Aber diese Löhnungsweise bedingt nicht auch eine weitergehendere Disciplin, als sie für gewerbliche Arbeiter zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den Fabriken gefordert wird. Nahm aber einmal die unter primitiveren wirthschaftlichen Verhältnissen erlassene Gesindeordnung zum Ausgangspunkt für ihren Inhalt die Familienzugehörigkeit, so durfte sie keinesfalls den folgenden Paragraphen aufnehmen: „Auch solche Ausdrücke oder Handlungen, die zwischen anderen Personen als Zeichen der Geringschätzung anerkannt sind, begründen gegen die Herrschaft noch nicht die Vermuthung, daß sie die Ehre des Gesindes dadurch habe kränken wollen.“ Das heißt doch thatsächlich nichts anderes als: Es ist Rechtsgrundsatz, daß Dienstboten dieselbe Feinfühligkeit bezüglich ihrer Ehre nicht haben dürfen wie andere Menschen. Und diese Verletzung des Ehrgefühls ist nicht etwa bloß dem Familienoberhaupte gestattet, nein auch den erwachsenen Kindern. Man male sich die Folgen aus, welche eine derartige Bestimmung auf die Verschärfung des Klassengegensatzes nothwendig haben muß.

Streiks sind unzweifelhaft ein Uebel, und derjenige würde sich um die Menschheit hochverdient machen, der ein humanes Mittel zu ihrer radikalen Beseitigung fände. Wenn aber allgemeine Arbeitseinstellungen den gewerblichen Arbeitern gestattet sind, so kann kein Grund vorhanden sein, sie dem Gesinde zu verbieten. Nicht bloß der Streik auf Grund eines Contractbruches wird bestraft, eine jede Verabredung oder Aufforderung zum gemeinsamen Niederlegen der Arbeit seitens des Gesindes wird mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft. Wir wissen alle, daß dieses Verbot auf das landwirthschaftliche Gesinde, also im Interesse der Gutsbesitzer, gemünzt ist. Was aber dem kleinen Fabrikanten recht ist, sollte dem großen Majoratsherrn mindestens billig sein.

Und zu allen diesen Beengungen kommt die Vermittlerrolle, welche die Polizei bei jeder Gesindestreitsache spielt. Beschwerden und Klagen dürfen nicht direkt durch den Richter zum Austrag gebracht werden, sondern als erste Instanz muß die Polizeibehörde angerufen werden. Der Abstand des Gesindes in dieser Hinsicht von den gewerblichen Arbeitern tritt nach Erlaß des Gewerbegerichtsgesetzes nur um so unerquicklicher hervor.

Von geringerem Einfluß auf die Abnahme der Dienstbotenzahl ist die wirthschaftliche Seite der Sache. Aber zwei Bemerkungen möchten wir uns hier gestatten.

Angenommen, die Behauptung von der gesicherteren Existenz und der besseren Lebenshaltung des Gesindes auf dem Lande und in der Stadt wäre wahr, so ist doch dabei in Betracht zu ziehen: erstens der Umstand, daß das Gesinde zu jeder Tages- und Nachtzeit der Herrschaft zur Verfügung stehen muß und zweitens die lange Arbeitszeit an sich. Diesen Leistungen muß doch ein entsprechendes Aequivalent gegenüberstehen, und dieses Aequivalent muß eben in einer besseren Bezahlung bestehen — womit wir nicht gesagt haben wollen, daß die Bezahlung immer eine den Leistungen entsprechende ist.

Der gewerbliche Arbeiter hat seit nunmehr acht Jahren eine Geldentschädigung und freie ärztliche Behandlung für mindestens 13 Wochen im Krankheitsfall gesetzlich zu beanspruchen. Die Dienstboten sind in dieser Beziehung mit Ausnahme von einigen Staaten, in welchen das Krankenversicherungsgesetz auf das land- und forstwirthschaftliche Gesinde ausgedehnt worden ist, weit schlechter daran. In Preußen braucht Kur und Verpflegung auf Kosten der Herrschaft, und dann auch nur bis zum Ablauf der Dienstzeit, nur zu erfolgen, wenn die Krankheit durch den Dienst oder bei Gelegenheit desselben entstanden ist. Der gewerbliche Arbeiter hat auf freie ärztliche Behandlung nur dann keinen Anspruch, wenn er sich die Krankheit vorsätzlich oder durch geschlechtliche Ausschweifungen zugezogen hat. Bei der Revision des Krankenversicherungsgesetzes, die ja noch nicht abgeschlossen ist, wäre es doch angebracht gewesen, hier eine Lücke auszufüllen. Anstatt dessen hat man die jungen Kaufleute, die es nicht nöthig haben, mit den Wohlthaten dieses Gesetzes bedacht, die Dienstboten aber wiederum außer Betracht gelassen — weil zu verschiedenartige Bestimmungen in den verschiedenen Einzelstaaten nach dieser Richtung hin in Geltung sind. Wohlgemerkt aber, in keinem Bundesstaate wird dem Gesinde dasjenige Maß an Verpflegung und ärztlicher Behandlung zugestanden, auf das durch das Gesetz vom 15. Juni 1883 jeder gewerbliche Arbeiter Anspruch hat. Weit eher als in die Invaliditäts- und Altersversicherung, von der ein Dienstbote nur in den seltensten Ausnahmefällen Vortheil haben wird, hätte das Gesinde in die gesetzliche Krankenversicherung einbezogen werden müssen.

Wenn trotz der persönlichen, rechtlichen und wirthschaftlichen Unfreiheit des Gesindes die Verhältnisse sich noch nicht in der Weise zugespitzt haben wie im gewerblichen Leben, so liegt das zunächst in dem nur negativen Widerstande der betheiligten Personen. Diejenigen, welche früher unter das Gesinde gingen, gehen jetzt in die Fabriken, sie entziehen sich also jenen drückenden Verhältnissen. Aber dabei wird es nicht bleiben. Die sozialdemokratischen Führer sind eifrig daran, den positiven Widerstand hervorzurufen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie mit ihren Bemühungen Glück haben werden. Nun vergegenwärtige man sich die schlimmen Folgen, welche das Aufgehen einer neuen Bevölkerungsschicht in die festgefügte sozialdemokratische Organisation haben muß. Indirekt ist damit das platte Land für die Sozialdemokratie gewonnen. Unter diesen Umständen ist es die Pflicht gerade der vaterlandsliebenden Parteien, die im Wege liegenden Steine des Anstoßes fortzuräumen, und das kann nur geschehen durch eine Revision der Gesindeordnung im freiheitlichem Sinne oder aber durch die Unterstellung des Gesindes unter die Bestimmungen der Gewerbeordnung. Damit wäre eine Grund des bestehenden Dienstbotenmangels beseitigt; eine Abnahme des Dienstbotenmangels aber würde auch auf die gewerblichen Verhältnisse, die unter einem Zuviel an Angebot leiden, von heilsamem Einfluß sein.

Die Poesie der Sprache.

Von Ernst Wasserzieher.

In einer Dorfschule der Provinz P., wo sechsjährige pausbackige Flachsköpfe neben hochaufgeschossenen halberwachsenen Lümmeln und angehenden Jungfräuleins den Worten des Lehrers lauschten, erhob dieser einstmals die Frage, was denn Poesie sei? Alles schwieg; denn auf allgemeine ästhetische Definitionen waren unsere Landkinder nicht eingeübt. Verdutzt sahen die Knaben die Mädchen und die Mädchen die Knaben an; über die Poesie des Lebens nachzudenken, hatte noch keins von ihnen das Bedürfniß gefühlt. Endlich meldete sich einer der muthigsten kleinen Studenten und definirte kurz und bündig:

Poesie ist, wenn man sich ausdrückt, wie man sich gewöhnlich nicht ausdrückt.

Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übte in Unschuld ein kindlich Gemüth.

In der That; was man auch aussetzen mag an ihrer Form, so gar übel war die Erklärung nicht; es steckt ein wahrer Kern drin. Wir machen sie uns zu eigen, da uns augenblicklich keine bessere zu Gebote steht.

Wie fängt man es an, sich so auszudrücken, wie man sich gewöhnlich nicht ausdrückt? Was ist gewöhnliche, was ungewöhnliche, d. h. poetische Ausdrucksweise?

Goethe erzählt im X. Buche seiner Lebensbeschreibung, er habe immer die Neigung gehabt, in Bildern, Metaphern zu reden, und das sei ihm als Merkmal dichterischer Begabung ausgelegt worden.

Goethe's en miniature — man verzeihe die ungewöhnliche, wenn auch nicht poetische Ausdrucksweise — sind wir alle; wir Gebildeten und mehr fast noch die Ungebildeten, alle drücken sich in Metaphern und Uebertragungen aus, freilich, meist ohne es zu wissen, ohne daran zu denken. Sind wir doch überhaupt daran gewöhnt, mit den Augen nicht zu sehen, mit den Ohren nicht zu hören; allüberall von Anmuth und Liebe, von Poesie und Schönheit umgeben, achten wir selten darauf im Hasten und Drängen des täglichen Lebens. Auch unsere Sprache steckt voller Poesie, und je genauer wir sie betrachten, um so deutlicher erkennen wir das. Die Dichtersprache ist unser Aller Gemeingut; wir geben sie erst dem Dichter, er schöpft daraus; was die Gesammtheit still geschaffen hat, das gab ihm ein Gott zu sagen. Was man ist, das blieb man Anderen schuldig; in diesem Sinne steht der Dichter auf den Schultern seines Volkes, ist er ein Volksdichter. Seine Augen sind sehend; unsere sind meist blöde und geblendet.

Kürzlich saß ich in einer Tischgesellschaft neben einer jungen Dame. Wir sprachen von Diesem und Jenem; unser Gedankengang mochte ein verschiedener sein; denn als sie mir etwas — ich weiß nicht mehr was — klar zu machen suchte, verstand ich nicht, was sie meinte, so daß sie endlich ungeduldig ausrief: Aber, mein Herr, begreifen Sie mich denn nicht?

Dieser Ausruf brachte mich aus meinen Gedanken plötzlich wieder zu mir. Gnädiges Fräulein, versetzte ich ernsthaft, ich wage nicht, Sie zu begreifen, obgleich Ihre herrliche Gestalt verführerisch genug ist. — Was wollen Sie denn? rief sie verwirrt und unmuthig zugleich, ich begreife Sie nicht. — Und in der That, wir begriffen uns nicht. Denn was im Tanzsaal erlaubt ist, darf man bei Tische doch nicht thun. —

Genug hiervon. Sollte unter den freundlichen Lesern und schönen Leserinnen Jemand sein — was ich indes nicht glaube — der mich noch nicht begriffen hat, so findet er die Erklärung Hesekiel 23, 3; aber — honny soit qui mal y pense. — Solche Ausdrücke übertragen wir fortwährend vom Körperlichen auf's Geistige, vom Concreten auf's Abstracte, ohne es zu ahnen, ohne wenigstens daran zu denken; und dadurch werden wir unbewußt zu Dichtern. Wir nicht, sondern die Sprache; denn sie schafft und bildet, sie denkt und dichtet für uns und macht uns unthätig, wortreich, aber gedankenarm.

Wo ein Fluß in den anderen mündet, findet ein Einfluß statt. So bei Coblenz, und der Name der Stadt verewigt diesen Zusammenfluß (Confluentia, Coblenz) oder Einfluß (Influentia, Influenza). Was hier beim Wasser geschieht, geschieht auch bei Menschen; wir sagen, Goethe hat Einfluß auf Schiller; der Vater hat Einfluß auf den Sohn. Wer denkt aber daran, welch herrliches Bild er da gebraucht, wie poetisch er sich da ausdrückt? Und doch würde wie mit Blitzesschlage der schwankende, papierne Gedanke erhellt, wenn wir nicht „auf", sondern „in" sagten!

Zwischen den grünen Blättern im Walde und den farblosen Blättern in unseren Büchern und Zeitungen liegt ein himmelweiter Unterschied. Als wir jene noch fleißiger betrachteten, da schufen wir die Poesie der Sprache, die wir nun unverstanden auf diesen fortspinnen, die wir — welche Ironie! — nach jenen lebendigen Blättern so poetisch benennen. Das grüne Laubdach des Waldes — graue Actenbündel — beide bestehen aus Blättern; von jenen fällt leider „Blatt um Blatt."

Die Jugend ist unerfahren, das Alter erfahren. Erfahren ist, wer erfahren hat, was man nicht zu erfahren wünscht. — So reden wir und meinen noch wunder wie geistreich das wäre. Aber die Bedeutung, so nahe sie liegt, sie bleibt uns weltenfern. Wir sehen eben den Wald vor Bäumen nicht. Die Ritter und Spielleute des Mittelalters „ervuoren", d. h. durchreisten, erforschten, erkundeten die Welt; „Lande sahen sie viel", wie Walther, der Größte unter ihnen, singt; viel gereist waren sie, oder, was dasselbe ist — erfahren. Wer viele Länder durchfahren oder erfahren hat, der ist — erfahren. Die Vorsilbe er drückt auch sonst das Eindringen, das genaue Kennen aus.

Wenn der Lehrer einen Schüler, der unaufmerksam ist, neben die Bänke sich stellen läßt, so beabsichtigt er damit, ihn besser zu beobachten; er ist von den anderen geschieden, getrennt. So sagen wir: es stellte sich heraus, daß L. ein Betrüger war, oder die Wahrheit stellte sich heraus. Plastischer kann man sich nicht ausdrücken; aber verdienen wir Lob, wenn wir nicht einmal wissen, was wir sprechen? Abstracter und abstracter wird die Sprache, wie auch das einst so volle Menschenleben; von des Gedankens Blässe sind beide angekränkelt; statt Gedanken hieße es richtiger Worte!

Zwei Freunde saßen zusammen bei einem Glase Wein auf dem Sopha. Als der eine erzählte, wie er neulich bei einem Eisenbahnunglück gewesen und dabei die Schreckensscenen schilderte, rief der andere: Ich bin entsetzt! Der Erste, ein Germanist und Spaßvogel zugleich, antwortete, um dem Gespräch wieder eine heitere Wendung zu geben: Das bist du nicht! — Wie so nicht? erwiderte der Andere überrascht. Wie meinst du das? Findest du den Ausdruck zu stark? Dann will ich sagen: Ich erschrecke! — Auch das nicht! versetzte der Germanist; denn du bleibst ja ruhig sitzen. — Ja, was hat das Sitzenbleiben denn mit dem Entsetzen und dem Schrecken zu thun? — Nun, es ist gerade das Gegentheil davon. Wer sich entsetzt, verläßt seinen Sitz, und wer erschrickt, der springt auf. Das bedeuten die beiden Wörter! — Das deutsche Heuschrecke bewahrt noch die eigentliche Bedeutung, während die Niederländer sprinkhaan, die Engländer grasshopper (angelsächsisch gaers-hoppa) sagen. — Haben wir im Laufe der Jahrhunderte viel von unserem poetischen Gefühl eingebüßt, ohne doch die poetische Redeweise aufgegeben zu haben, so hat sich daneben eine andere Art dichterischer Auffassung ausgebildet, die mit jener ursprünglichen oft in Widerspruch steht. Wir haben uns nämlich gewöhnt, gewisse Wörter für poetisch an sich, gewisse Wörter aber für unpoetisch an sich anzusehen. Roß gilt für edler als Pferd, Krieger für edler als Soldat, Jungfrau für edler als Mädchen oder gar Mädel. Jene behält man der gehobenen Diction vor, diese fallen der Umgangssprache zu. Nicht immer läßt sich eine stichhaltige Begründung geben; so viel ist sicher, daß, je edler und poetischer die Ausdrucksweise, um so mehr die echt deutschen Wörter verwendet, Alles aber, was Fremdwort heißt, abgewiesen wird. Nur ein Goethe konnte es wagen, von einem Becher aus purem Golde zu reden; elegant, brillant, Constitution und dergleichen, offenbar lateinische und französische Wörter, wird man vergeblich in Dichtungen suchen. Beispiele dafür, wie sich das Volksbewußtsein täuscht, bieten die Wörter Adler und Aar, Magd und Maid. Niemand wird im gewöhnlichen Leben Aar sagen; und nur in poetischer Redeweise spricht man von einer holden Maid zur Bezeichnung der edelsten Jungfräulichkeit. Nun ist jedoch, lautlich und sprachlich betrachtet, Adler das poetische, Aar das prosaische Wort; Magd und Maid aber sind identisch. Wenn der Dichter von des „Adelers Fittichen" spricht, so zwingt ihn nicht Versnoth, das Wort in drei Silben zu ziehen; ursprünglich lautet es Adel-ar, das ist edler Aar, niederländisch jetzt noch adelaar. Das mittelhochdeutsche maget dagegen hat die Nebenform meit, die sich zu jener verhält wie sagen zu englisch say, Weg zu way, Regen zu rain; das g erscheint erweicht zum Vocal.

Es gibt auch poetische Modewörter, die plötzlich auftauchen, durch eine bedeutende Dichterpersönlichkeit gestützt, später aber ihren Nimbus wieder verlieren. Ich erinnere an Hain und Aether; ersteres, eine Nebenform von Hagen, bedeutet ursprünglich Dornbusch, Verhau, eingezäunter Ort und hat durch Klopstock und seine Jünger poetische Weihe erhalten; letzteres, ein griechisches Lehnwort, verdankt Bodmer seine Aufnahme in die Dichtersprache. Beide kamen bald wieder aus der Mode.

Bisweilen werden einfache Wörter durch Composition poetisch: gedoppelt statt doppelt; bisweilen geschieht das Umgekehrte: Kömmling für Ankömmling (bei Goethe).

Ein ganz wunderbares Stück Poesie steckt in dem Geschlechtswort, dem Artikel. Daß es der Mann, der Hirsch, die Frau, die Henne heißt, erscheint uns natürlich; aber wenn neben das Buch, das Haus, der Ofen, der Wald tritt, so müßte uns das, wenn wir bei unseren Worten auch dächten, billig in Erstaunen setzen. Wem diese Beispiele nicht genügen, der vergleiche Fluß, Quelle, Wasser, die Grimm zusammenstellt, ein Mann, der tiefer in die Geheimnisse der Sprache geschaut hat, als irgend ein anderer. Warum ist der Fluß männlich, die Quelle weiblich? Warum legen wir aber dem Wasser gar kein Geschlecht bei? Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen! könnte man denjenigen zurufen, die bei einem so schlagenden Beispiel noch fragen. Dem richtigen Gefühle scheint in diesem Falle die Wissenschaft zur Seite zu stehen. Der Mensch, besonders der naive, einfache Mensch älterer Culturstufen faßte alles in der Natur anthropomorphisch auf; den Baum, den Bach, den Berg beseelte er. Am glänzendsten und vollständigsten bildete sich diese Personificirung bei den Griechen aus; andere Völker fühlten ähnlich, wenn ihnen auch die hellenische Gestaltungskraft mehr oder weniger abging. Sachen gab es kaum für den Gesichtskreis der Naturmenschen: Alles theilte sich in jene beiden Gruppen, in die die Menschen selber zerfielen: eine männliche und eine weibliche. Der mächtig dahinrauschende majestätische Strom oder Fluß konnte nur einen Mann, einen Gott in sich bergen; in der zarten, rieselnden Quelle verhüllte sich eine Jungfrau, eine Göttin oder Nymphe; das Wasser aber als Element, als Gesammtheit gefaßt, erschien gestaltlos und geschlechtslos. Darum ist es auch widersinnig, von drei Geschlechtern in der Sprache zu reden, einem männlichen, weiblichen und sächlichen; das lateinische Wort Neutrum charakterisirt das sächliche eben als „keins von beiden". Im Laufe der Jahrtausende hat sich die zu Grunde liegende poetische Betrachtungsweise verloren, aber in den meisten Sprachen hat sich die Geschlechtigkeit der geschlechtslosen Gegenstände immer noch erhalten, wenngleich nicht immer in ursprünglicher Reinheit. Praktische Leute wie die Engländer setzten dem vor der Vernunft nicht Stand haltenden Gebrauch bald ein Ende; wird doch sogar die Sonne, die man bis vor Kurzem noch „he", und der Mond, den man „she" titulirte, als Sache behandelt und einfach „it" genannt. Nur den Schiffen läßt man noch ihre Frauen- und Mädchenwürde, selbst wenn sie „Agamemnon" oder „Nelson" heißen. Einfacher und leichter erlernbar wird die englische Sprache dadurch; aber eines wirkungsvollen Mittels der Poesie hat sie sich dadurch begeben.

„Den Stoff sieht Jedermann vor sich", sagt Goethe; „den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß der Meisten." Großen Dichtern gelingt es, aus scheinbar prosaischen Worten eine poetische Sprache herzustellen, und zwar nur durch Anordnung und Gruppirung. Man vergleiche Naturschilderungen des Hamburger Rathsherrn Brockes mit denen Goethe's! Ein Beispiel, wie derselbe Dichter denselben Stoff mit fast denselben Worten einmal prosaisch, einmal dichterisch behandelt hat, liegt in Goethe's Iphigenie vor. „Der Frauen Zustand ist der schlimmste von allen Menschen" heißt es 1781, und 1787 in der Versbearbeitung:

„Der Frauen Zustand ist beklagenswerth!"

„Der hat's am besten, König oder Geringer, dem es zu Hause wohl geht". Poetisch dagegen:

„— Der ist am glücklichsten, er sei
„Ein König oder ein Geringer, dem
„In seinem Hause wohl bereitet ist."

Prosaisch: „Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht. — Du sprichst ein großes Wort." Poetisch:

„Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht.
„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus."

Wir müssen abbrechen, da die weitere Verfolgung dieses Gedankens die Grenzen unseres Themas überschreiten würde. Nicht von der Sprache der Poesie wollten wir handeln, sondern von der Poesie der Sprache.

Literatur und Kunst.

Ein neuer Prophet des Weltuntergangs.

(Pastor Baxter.)

Von Leopold Katscher.

Was darf man drucken und was nicht? Liest man in den Zeitungen, dieses Buch oder jenes Blatt sei wegen dieser oder jener harmlosen Anspielung auf eine fürstliche Persönlichkeit oder wegen „Beleidigung" — d. h. Tadel — eines Staatsmannes oder wegen irgendwelcher radikalen Theorien beschlagnahmt oder angeklagt worden, und hält man dagegen, was die Druckerschwärze ohne Scheu und Strafe sündigen darf, alltäglich sündigt, so möchte man sich an den Kopf greifen, um sich zu vergewissern, ob man nicht träumt, und zwar träumt, im Mittelalter zu leben. Manchmal bekommt man etwas bei helllichtem Tage Gedrucktes und gänzlich unbehindert Verbreitetes in die Hände, das nicht nur schädlich, sondern dabei auch noch von einer so außerordentlichen Blödsinnigkeit ist, daß man, statt sich zu ärgern, wie es Pflicht wäre, amüsirt lachen muß und den Ausdruck der doch nicht ganz zu unterdrückenden Entrüstung auf die unwillkürlich ausgestoßenen Worte beschränkt: „Zu dumm!" oder: „Da hört doch Alles auf!"

Ein solches hirnverbranntes Schriftchen hat uns jüngst ein freundlicher Zufall in die Hände gespielt. Das erstaunliche Meisterwerk umfaßt 32 Seiten, kostet 5 Pfennige (ein verhältnißmäßig hoher Preis!) und führt den Titel:

„**Das Ende unseres Geschlechtes**" am 11. April 1901 und fünfzehn große Ereignisse von 1892 bis 1901. Von Pastor M. Baxter, Herausgeber des „Christlichen Heralds". Das Thier mit 10 Hörnern in Daniel VII. 24, oder der Bund der zehn Königreiche i. J. 1892 und das elfte kleine Horn Napoleon i. J. 1893. Zu beziehen durch ..... in Leipzig, ... in Berlin, ... in Dresden."

Wie schon aus dem Titelblatt hervorgeht, tritt der seltsame Pastor als Prophet auf, aber nicht als Wetter-, sondern als Zukunftsprophet. Nachdem er ein recht merkwürdiges Kalendarium aufgestellt hat, das da beweisen soll, daß alle seine „prophetischen Perioden in der Passahwoche (Nisan) 1901 zusammentreffen" und daß dann „hinfort keine Zeit mehr sein wird", begründet er den Weltuntergang damit, daß am 11. April 1901 „seit Erschaffung des Menschen 6000 Jahre verlaufen sein werden" und entwickelt sodann seine „15 Ereignisse", um später zum „tausendjährigen Reich oder Millennium von April 1901—2901" überzugehen. Daran fügt er eine ausführliche Begründung des erwähnten Kalendariums der „in der Passahwoche 1901 zusammentreffenden sechs prophetischen Zeitbestimmungen" und den Schluß macht ein frommes Gebet um Vergebung der Sünden, das einigermaßen an den Gebetstil der Heilsarmee erinnert; es heißt darin z. B.: „Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde; wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast!"

Die Hauptsache sind aber die „fünfzehn Ereignisse", und den Weissagungen Baxter's fehlt es auch nicht an hoher politischer Bedeutung, denn er kündigt verschiedene große Kriege an, und zwar schon für 1892 und dann für „Januar bis August 1897", für damals sogar einen „allgemeinen Krieg". O Du arme Bertha v. Suttner, wie kurzsichtig bist Du doch mit Deinen Friedenshoffnungen! Es wird Dir gewiß nicht

gelingen, die von unserem frommen Seher unter Aufwand zahlreicher Bibelstellen „erhärteten" Feldzüge zu hintertreiben! Mit den Kriegen von 1892 werden „große Revolutionen" Hand in Hand gehen und das Ergebniß wird sein, daß die bereits genannten zehn Länder sich „in einen Staatenbund von zehn Königreichen umgestalten werden, regiert von 10 Herrschern, wie es sowohl die 10 Hörner des Danielischen Thieres als auch die 10 Zehen des Danielischen Menschenbildes darstellen (Dan. II. 33, VII. 24)." Man höre weiter: „Irland und Indien werden wenigstens ihre eigenen Parlamente haben." (So bald schon! freut Euch, Ihr Homeruler!)..... „Spanien mit Portugal und dem nördlichen Marokko... Griechenland mit Thessalien, Epirus, Mazedonien und Albanien... Die Türkei wird nur aus dem alten Thracien nebst Bithynien bestehen...." Es wird 5 westliche und 5 östliche Königreiche geben, eine Art vereinigter Staaten."

Was Deutschland betrifft, so wird es „seine Unabhängigkeit bewahren und so dem Schicksal entgehen, zu dem Staatenbund der 10 Reiche zu gehören, die „Eine Meinung haben und ihre Kraft und Macht dem Antichrist geben werden" (Offenb. XVII. 13) während der letzten $3^1/_2$ Jahre: von 1897 bis 1901." Wie freundlich von dem Herrn Pastor! Nicht so gut kommt Oesterreich weg, „welches einigen Aenderungen unterworfen sein wird."

In Rußland gibt es Leute, die allen Ernstes Napoleon Bonaparte als Heiland anbeten. Ein Theil der Sekte der „Weißen Tauben" verehrt in dem kaiserlichen Korsen den wiedergekehrten Christus, der das „Reich des Antichrist" — hierunter ist Rußland zu verstehen — unterjochen wird. Man glaubt, er sei von St. Helena entflohen und verberge sich irgendwo am Baikalsee, um im geeigneten Augenblick zu erscheinen, „das Reich des Satans zu vernichten und die Herrschaft des Friedens und der Gerechtigkeit aufzurichten". Die sonderbaren Schwärmer beten zu Abbildungen, in denen Napoleon I. mit seinen Marschällen auf den Wolken schwebend, dargestellt ist.

Der wunderliche Heilige, der uns heute beschäftigt, hat vielleicht von dieser kleinen Schwäche der „Weißen Tauben" vernommen. Wir vermuthen dies, weil auch er die Verehrung eines Napoleon im Auge hat, nur ist es nicht der geniale Abenteurer Bonaparte, sondern Louis, der Sohn des im März 1891 verstorbenen „Prinzen Plon-Plon"; auch soll er nicht den Antichrist bekämpfen, sondern selber mit dieser gefürchteten Persönlichkeit identisch sein. Man lese und staune mächtig:

„Das Kommen eines Napoleon, nicht später als 1893.... als ein elfter kleiner König inmitten der zehn Herrscher — das kleine Horn in Daniel VII. 24 und VIII. 8—25 —, welcher zuerst über etwelches kleines Königreich (wie Mazedonien oder Montenegro) herrschen soll, das abgetrennt werden wird von einem der vier Königreiche der Hörner Alexander's des Großen: von Griechenland, Syrien, Türkei oder Egypten. Es wird sein „ein frecher und tückischer König".... Er wird „die Starken sammt dem heiligen Volk verstören". (Dan. VIII. 23—25.) Zwischen 1893 und 1896 wird dieses kleine Horn 3 von den 10 Königen unterwerfen (wahrscheinlich die von Griechenland und der Türkei und entweder Syrien oder Egypten), wie vorhergesagt ist..." Nun folgen lange Bibelstellen als „Beweise" für die großartigen politischen Vorhersagungen unseres Gewährsmannes, der dann aus anderen Bibelstellen folgert, der Eroberer werde „mit einer Anzahl Juden einen Bund schließen auf sieben jüdische Jahre" (beginnend Samstag den 21. April 1894). Zweck dieses „Bundes" sei, „wahrscheinlich um diesen Juden bürgerliche Rechte zu garantiren und religiöse Freiheit, ihre Opfer in Jerusalem zu erneuern". Aber er wird sie theilweise foppen, denn „gegen die Mitte der sieben Jahre wird er, so ist vorausgesagt (!), den Bund brechen, indem er die täglichen Opfer und Speisopfer aufhören machen wird, die von den Juden in ihrem wiedererbauten Tempel eingerichtet sein werden."

Wie so der köstliche Kassandrus darauf kommt, der Antichrist müsse ein Napoleon sein? Der „Beweis" den er liefert, ist sehr interessant und selbstverständlich sonnenklar, wir lassen denselben wörtlich folgen:

„Der Name des Antichrist muß in griechischer Sprache Apollyon sein und in der Form des griechischen Aorists Apoleon (Offenb. IX. 11); seine Zahl muß 666 sein — in anderen Worten: der Zahlenwerth der Buchstaben seines Namens muß sich auf 666 belaufen. (Offenb. XII. 13.) Nun hat bekanntlich jeder Buchstabe der griechischen Widmungsinschrift des Dativs Napoleonti den folgenden Zahlenwerth im griechischen Alphabet:

N	A	P	O	L	E	O	N	T	I
50	1	80	70	30	5	70	50	300	10 = 666."

Gegenwärtig existiren zwei Napoleons, welche im Stande wären, große militärische Lenker zu werden (!), Prinz Victor .... und Prinz Louis Jérôme, der Oberst eines russischen Regiments im Kaukasus im Norden von Syrien ist und der am 16. Juli 1864 — genau 1260 prophetische Jahre zu 360 Tagen seit dem 16. Juli 622, dem Datum der mohamedanischen Hedschira — geboren wurde. Der Name Louis, im Lateinischen Ludovicus, enthält genau 666, nämlich:

L	U	D	O	V	I	C	U	S	
50	5	500	0	5	1	100	5	0 =	666.

Wie sehr der erleuchtete Geist, dem die Welt diese ebenso wichtigen wie scharfsinnigen Enthüllungen verdankt, der Konjekturalpolitik zugethan sein muß, geht aus Folgendem hervor:

„Der Antichrist wird der Vertreter der Dynastie der Napoleons sein, geheilt von ihrer tödtlichen Wunde, die ihr in den Schlachten von Waterloo und Sedan mit dem Schwerte geschlagen war, so daß der ganze Erdboden sich verwundern wird, angesichts des Reiches der Napoleons, welches gewesen ist und nicht ist, wiewohl es doch ist. (Offenb. XIII. 3—14 u. XVIII. 8.) Er wird die Herrschaft der Napoleoniden über Europa i. J. 1897 erneuern, inzwischen aber König von Syrien sein, und vermuthlich wird er auch der Mahdi der Mohamedaner sein (!!!)"

Hoffentlich bekommt Prinz Louis die Baxter'sche Schrift nicht zu Gesicht; sonst könnte er sich von den energischen Weissagungen vielleicht „prophetisch begeistern" lassen und die ihm zugedachte Anstellung als Antichrist annehmen. Der Posten dürfte nicht uneinträglich werden; freilich ist es dabei betrübend, daß mit demselben eine erkleckliche Portion Grausamkeit verknüpft zu sein scheint. Der Großneffe des ersten Franzosenkaisers wird nämlich über die 10 Könige „1260 Tage lang, vom 14. bis 15. August 1797 bis zum 26. Januar 1901 ... große Trübsal und Verfolgung" verhängen. Auch müssen „Millionen Christen in allen Theilen der Welt enthauptet werden, weil sie sich weigern, ihn oder sein Bildniß zu verehren oder sein Malzeichen (666) auf ihrer Stirn oder rechten Hand zu tragen."

Auch diese Entdeckungen sind sehr freigebig mit Bibelstellen belegt. Noch urkomischer als die biblischen „Beweise" ist die ganzseitige Illustration, die den feschen jungen Napoleoniden mit Säbel und Epauletten auf einem hohen Sockel stehend darstellt, mit verschränkten Armen auf das Heer seiner Anbeter niederblickend, auf deren Stirnen und Händen die unerläßliche Ziffer 666 erscheint. Dieses und die übrigen Bilder, die den Text würdig und ebenbürtig „zieren", sind geeignet, die schönsten Lachkrämpfe hervorzurufen. Da haben wir z. B. „Die neue Karte von Europa i. J. 1893 nach Dan. VII. 24, oder der Zehnkönigsreichs-Staatenbund", ferner die „getreue" Abbildung des „Wiederbeginns der täglichen Opfer im Tempel zu Jerusalem am 8. November 1894" sodann „Das mit der Sonne bekleidete Weib — darstellend die Schaar oder gesammte Körperschaft wahrer Christen — gebärt einen Sohn (die Schaar der 144,000 lebendigen Christen), der am Donnerstag den 5. März 1896 zum Himmel entrückt wird." Ueberaus ergötzlich sind noch die folgenden Illustrationen: „Die Flucht des mit der Sonne bekleideten Weibes*) in die Wüste des Sinai, um während der 1260 Tage verborgen zu sein", „Der Tod auf dem fahlen Pferde und ihm folgend das Grab, die Hölle (vom Januar 1899 bis Mai 1900), mit der Macht, den vierten Theil auf der Erde zu tödten nach Offenb. VI, 6", „Die Plagen der Dämonen, welche Heuschrecken mit Skorpionenschwänzen ähnlich sein werden, sollen während 2 mal 5 Monaten wüthen: vom 11. October 1897 bis zum 17. August

*) Glücklicherweise bildet die Sonne nicht das einzige Kleidungsstück dieser Dame, sie ist vielmehr — trotz der Wärme der Sonne — vom Hals bis zu den Knöcheln in Gewänder gehüllt.

1898, und Pferde mit Löwenköpfen werden während der dreizehn Monate vom 23. December 1898 an den dritten Theil der Menschen tödten", „Das vierte Erdbeben am 11. April 1901" — mit anerkennenswerther Naturwahrheit dargestellt, als ob der Zeichner, dessen Name der Welt leider in übermäßiger Bescheidenheit vorenthalten wird, dabei gewesen wäre —, „Die vier Pferde der vier ersten Siegel. Die Siege des Evangeliums 1896, allgemeiner Krieg 1897, allgemeine Hungersnoth 1898, Pestilenz 1899". Sehr rührend sind zwei andere Holzschnitte: „Ein Kind führt einen Löwen, und der Wolf und das Lamm weiden zusammen, und der Leopard mit der Ziege, und die Kuh und der Bär, während des tausendjährigen Reiches, nach Jesajah XI" und „Himmelfahrt von 144,000 lebenden Christen und von solchen, die in Christo gestorben sind und auferstehen werden: 5. März 1896."

Das letztere Datum bedarf, damit Niemand über etwas im Zweifel sei oder Herrn Baxter sträflicher Ungenauigkeit zeihe, begreiflicherweise einer Vervollständigung; diese finden wir im Texte: „Das Entrücktwerden in den Wolken dem Herrn entgegen in der Luft in der ersten Periode des Kommens als der Bräutigam wird sich ereignen am Donnerstag den 5. März 1896 ungefähr um 3 Uhr, die Zeit des Abendopfers zu Jerusalem, was der Zeit um 1 Uhr 33 Minuten in Berlin gleichkommen wird, und 2,40 in Petersburg, 1,45 in Wien" und so geht es mit merkwürdiger Sorgfalt weiter durch alle Hauptstädte; selbst die Newyorker werden sagen können: „So, jetzt wissen wir genau, wann's losgeht, — der aufmerksame Pastor verdient unsern Dank!" Was geschieht jedoch mit den „Millionenvon wirklichen Christen, die *nicht* an das bevorstehende Kommen Christi geglaubt"? Sehr einfach: „diese Unklugen werden auf der Erde zurückbleiben, ihr Glaube und ihre Frömmigkeit aber werden alsdann erwachen . . . . Von der Zeit an, so ausgeht der Befehl, daß Jerusalem soll wieder gebaut werden (8. November 1894), bis auf Christum den Fürsten (sein Kommen am 5. März 1896) sind 7 Wachen und 62 Wochen." Will der Leser auch wissen, welches Schicksal den „thörichten Jungfrauen" bestimmt ist, die zwar „wahre, aber wenig wachsame Christen sind"? Nun denn, „sie werden in die Wüste flüchten . . . und im April 1901 zum Himmel entrückt werden, *ohne* zu sterben; sollten sie vorher" (also doch?) „sterben, so werden sie ebenfalls selig werden." Das beruhigt uns und wälzt uns einen Stein vom Herzen!

Recht beängstigend ist dagegen *der* Umstand, daß, wie es in Offenb. VIII. 5—12 vorherhergesagt wird (?!), „vom August 1896 bis zum September 1897 staunenerregende Naturerscheinungen in Land, Meer, Flüssen und Gestirnen hereinbrechen werden, wenn die vier ersten Posaunen ertönen". Wir wollen aufrichtig wünschen, daß diese *nicht* ertönen mögen, — dann kann vielleicht noch alles gut werden. Andernfalls müsse es wohl dabei bleiben, daß „im August 1896 außergewöhnliche Donner und Blitze bevorstehen und ein Erdbeben zwischen dem 17. und 30. September. Ein schrecklicher Hagel mit Feuer gemischt, welches „das dritte Theil der Bäume und alles grüne Gras" verbrennt, wird fallen zwischen dem 2. und 20. October. Im Laufe des Februar, März und April 1897 sodann wird ein Drittheil des Meeres sich in Blut wandeln und ein Dritttheil der Schiffe untergehen. Im Laufe des April, Mai, Juni und Juli wird ein Dritttheil des trinkbaren Wassers bitter werden wie Wermuth und den Tod vieler Menschen herbeiführen. Im Laufe des August und September wird ein Dritttheil von Sonne, Mond und Sternen sich verfinstern."

Aber auch vor dem Satan hat Herr Baxter keinen Respect; vielmehr läßt er ihn, den „Fürst, der in der Luft herrscht", unbarmherzig „nebst seinen Engeln am 15. December 1896 aus den atmosphärischen Himmeln, wo er jetzt ist, auf die Erde herabstürzen." Diese grausame Strafe bildet die Folge eines „Krieges im Himmel zwischen Michael und seinen Engeln und Satan mit seinen Engeln"; aber auch die Himmelfahrt jener wohlgezählten „144,000 Christen" trägt zur Verdrängung des Teufels und seiner Schaaren bei, — wieso, wird nicht enthüllt, wahrscheinlich wegen des Raummangels, den der Zuzug so ungeheuer vieler Seelen auf einmal verursachen dürfte. Der Zuzug ist umso größer, als auch die wegen Nichtanbetung Ludwig Napoleons enthaupteten „Millionen Christen aus allen Theilen der Welt", wie wir bereits gesehen haben, „zum Himmel emporsteigen", und zwar werden sie nur „$3^1/_2$ Tage todt bleiben und dann auferstehen", worüber natürlich „die Bewohner der Erde sich freuen" müssen.

Sehr interessant ist auch die Baxter'sche Offenbarung, daß „zwei Zeugen, angethan mit Säcken, vermuthlich Elias und ein anderer Prophet, das Heil durch Jesum verkünden werden. Die Zeugen werden durch das Feuer, welches aus ihrem Munde geht, ihre Widersacher tödten und den Regen aufhalten können während der 1260 Tage der Schreckensherrschaft und Gotteslästerung, und die Erde mit Plagen schlagen . . . Die zweite Periode des Kommens Christi — in seinem Zorn als Rächer und Richter — und sein Hinabsteigen zur Schlacht von Harmageddon, um den Antichrist sammt . . . zu vernichten und das Millennium zu beginnen, wird stattfinden am 11. April 1901. An diesem Tage wird auch ein so starkes Erdbeben sein, wie solches nicht gewesen ist seit der Zeit, da Menschen sind auf Erden. (Offenb. XVI. 18—20.) Aber drei große Erdbeben werden sich vorher ereignen: 1. zwischen 17. und 30. September 1896 (Offenb. VIII. 5), 2. zwischen 20. und 23. Dezember 1900 (Offenb. VI. 12), 3. am 30. Januar 1901 (Offenb. XI. 3) . . . Fast alle Einwohner der Erde werden ausgerottet sein; einige indessen werden überleben, *besonders unter Juden und Heiden*. Diese werden sich dann zu aufrichtigem Glauben an Christus bekehren, der sein Gerechtigkeitsreich aufrichten wird für 1000 Jahre, während deren Satan mit einer großen Kette gebunden und im Abgrund eingeschlossen sein wird."

Doch genug der Blüthenlese. Der gewiß sehr leichtsinnige Leser kennt nun den Abgrund, an dessen Rand er steht und der sich schon in neun Jahren öffnen wird, um ihn zu verschlingen, wenn er nicht rechtzeitig in sich geht. Und unser Pastor ist um einen guten Rath nicht verlegen; vielmehr läßt er nach Beendigung seiner traurig-lustigen Schreckensdrohungen den Pferdefuß durchblicken und empfiehlt in seiner Milde denen, die „selig werden wollen", recht fromm zu sein, zu glauben und „von Herzen zu beten."

Man weiß aber nicht nur, *daß* unser Geschlecht bald untergehen wird, sondern auch, *wann*, und zwar auf das Genaueste: am 11. April 1901. Das Baxter'sche Werkchen weist überhaupt kaum einen erstaunlicheren Zug auf als seine fabelhaft sicheren Datumsbestimmungen. Bei jedem vorhergesagten Ereigniß ist mindestens das Jahr angegeben, fast stets auch der Monat und meist selbst der Tag; nur selten finden wir Schwankungen „zwischen . . . und" à la Falb's „kritische Tage", dafür erfahren wir zuweilen sogar die Stunde, in der etwas geschehen wird. Wir glauben nicht, daß jemals irgend ein anderer Prophet mit einem so ausgeprägten Zahlensinn begabt gewesen ist; ein so pedantisches Zifferngewissen muß als ganz unerhört bezeichnet werden.

Diese erheiternde Genauigkeit im Vorausdatiren könnte den Verdacht erwecken, der Herr Pastor sei ein Spaßvogel, der sich über den Messias- und Teufelsglauben, über die Bibel und das Christenthum, über die Politik und die Religion lustig machen wolle. In Wirklichkeit aber ist es ihm mit allem, was er sagt, zweifellos heiliger Ernst. Erstens nennt er seinen Namen ungescheut, was er nicht thäte, wenn er ein Schwindler wäre. Zweitens lesen wir am Schlusse des Traktätleins: „Jeder hat das Recht, irgendwo und in irgendwelchem Lande diese Broschüre abzudrucken und zu veröffentlichen; das Druckrecht ist frei." Drittens gibt er ja, wie das Titelblatt lehrt, ein eigenes christliches Blatt heraus, das sicherlich in demselben „Geist" geschrieben wird, wie das uns beschäftigende Büchlein. Der Mann ist also ein zelotischer Eiferer, ein übergeschnappter Bibelausleger. Gut, das kann man ihm nicht verwehren; aber *das* dürfen wir verlangen, daß er und Seinesgleichen an der Veröffentlichung solcher Schriften verhindert werden. In Ländern, deren Gesetze die Ministerbeleidigung verpönen, sollten

auch derartige Attentate auf den gesunden Menschenverstand unterdrückt werden. Alles muß seine Grenzen haben, auch die Freiheit — der Verdummungsbestrebungen.

Alphonse Daudet's letzter Roman.

Von Paul Remer.

Im letzten Pariser Salon hatte Carrière ein Portrait Daudet's ausgestellt. Ein eigenartig ergreifendes Bild: von bleichen Lichtreflexen umspielt, lächelte dem Beschauer müde und gezwungen ein aschfahles Antlitz entgegen. Daudet sollte krank sein; man munkelte davon in der Gesellschaft und stellte es als Thatsache hin in der Presse. Er hatte das Leben allzu sehr genossen; der überschäumende Becher sollte leer geworden sein bis auf eine schale Neige. Und in der That, Carrière gab das Bild eines kranken, müden Mannes, der keine andere Genesung mehr erwartet als die des Sterbens.

Daudet war nicht allein auf dem Bilde dargestellt. Ihm im Arme lehnte sein Töchterchen, ein Kind von vielleicht zwölf Jahren. Der Maler hatte diesem das gleiche aschfahle Aussehen gegeben wie dem Vater; das war unnatürlich und störend auf dem Bilde. Gewiß hatte der Künstler so die Einheit der Stimmung wahren wollen; aber er vergaß, daß der Contrast nur den Eindruck verstärkt hätte, daß die Stimmung lebensmüder Blasirtheit greller hervorgetreten wäre, wenn er dem blassen Daudet ein frisches, blühendes Wesen in die Arme gelegt hätte. Ja, bei einer größeren Vertiefung des Widerspruchs hätte der Funke des Humors aufleuchten können aus dem Zusammenprall der Gegensätze.

Daudet's neuer Roman „Rose et Ninette" (Paris, Librairie Flammarion)*) liest sich im Großen und Ganzen wie der erläuternde Text zu diesem Bilde. Doch hat der Dichter den am Maler gerügten Fehler vermieden. Régis de Fagan, der männliche Hauptcharakter des Romans, deckt sich mit dem Daudet auf dem Bilde Carrière's. Er ist körperlich und seelisch krank bis in's Mark. Blasirtheit und Willensschwäche bilden die causa movens für all sein Thun und Lassen, vornehmlich sein Lassen. Seine zwei Töchter dagegen, die Titelträgerinnen Rose und Ninette, sind frisch, gesund, voll Leben und Lebenslust. Und mit der Gegenüberstellung dieser Contraste, des aufknospenden und des absterbenden Lebens, hat der Dichter die schönsten und wirkungsvollsten Scenen seines Romans geschaffen.

Régis de Fagan ist von seiner Frau geschieden, die Töchter leben bei der Mutter, und nur zweimal im Monat besuchen sie ihren Vater. Das Gesetz schreibt es so vor, und Madame Lavaut, wie Frau von Fagan sich nach ihrer Scheidung nennt, hält sich strenge an's Gesetz. Der Roman beginnt mit der Schilderung eines dieser seltenen Besuche. Das Kapitel ist als Exposition geradezu meisterhaft und verräth den Schriftsteller, der mit den Geheimnissen der dramatischen Technik vertraut ist. Schon nach wenigen Seiten stehen wir mitten in der Handlung, mitten im Kampf der Gegensätze, der den Roman füllen wird. Einerseits der arme schiffbrüchige Vater, der in sich nicht mehr den festen Ankergrund für die Hoffnung findet, der sich daher an seine Töchter klammert als an seine letzte Rettung. Andererseits Rose und Ninette selbst, zwei fesche lebenslustige Pariserinnen, die das ernste Wesen ihres Vaters nicht verstehen. Sie haben ihn wohl lieb in ihrer Weise, aber sie fühlen sich doch wohler daheim bei ihrer Mutter, wo es Bälle und Gesellschaften gibt. Und wenn sie zärtlich sind zu ihrem „petit père", so spricht dabei auch die Klugheit mit; sie wollen ihm Geld abschmeicheln für neue Toiletten. Dem Trostverlangen des Alters steht der naive Egoismus jugendlicher Lebensfreude gegenüber.

An der Verschärfung und Zuspitzung dieser natürlichen Gegensätze arbeitet nun Madame Lavaut nach bestem Vermögen und mit Aufbietung all der Bosheit, die der Dichter ihr unvorsichtiger Weise zur Verfügung gestellt. Sie haßt ihren Ex-Gatten, sie kann es ihm nicht verzeihen, daß er in ihr einen Mißgriff gethan, und sie weiß, sie wird ihn nicht tödtlicher treffen, als indem sie ihm die Kinder entfremdet. Mit Ninette hat sie leichtes Spiel; die ist Geist von ihrem Geist. Aber in Rose wurzelt ein tieferes Gefühl für den Vater, und auch er hängt vor allem an ihr. An sie schreibt er anläßlich ihrer Verlobung jenen rührenden Brief, in dem er ihr seine Vereinsamung schildert und sie bittet, ihm ein Heim zu gewähren in ihrem künftigen Heim. Doch Madame Lavaut ist eine vorzügliche Giftmischerin und weiß auch hier den Trank zu brauen, der die Liebe tödtet.

Régis de Fagan hat zur Nachbarin eine Frau Hulin. Sie lebt gleichfalls von ihrem Manne getrennt; zur Ehescheidung ist es nicht gekommen, da ihr frommkatholischer Glaube sich dagegen aufgelehnt hat. Sie ist in Allem das gerade Gegentheil von Madame Lavaut; malt der Dichter sie ganz schwarz in schwarz, so ist bei jener alles Licht und Güte. Haß und Liebe sind gefärbte Gläser, durch die ein Künstler seine Gestalten nicht betrachten darf. Régis verkehrt oft und viel bei seiner Hausgenossin; sie ist neben seinen Töchtern das einzige menschliche Wesen, das ihm Halt und Trost gewährt. Madame Lavaut aber weiß diesen reinen Verkehr zu ihren Zwecken zu benutzen. Sie bringt es ihren Töchtern bei, daß der Vater ein Liebesverhältniß mit der Frau unterhalte; einige Zufälligkeiten kommen ihr zu Hülfe und geben scheinbare Beweise für die Verleumdung. Das Gift wirkt, zumal bei Rose; das Bild des Vaters ist in ihren Augen beschmutzt. Zugleich wird ein aus Eifersucht und Haß gemischter Widerwille in ihr großgezogen gegen eine Frau, die schuldlos ist wie die Unschuld selbst, und für die im Herzen ihres Vaters ein Gefühl zu reifen beginnt, das dem der Liebe nahekommt. Aus diesem Conflict wächst die Schlußkatastrophe heraus.

Régis de Fagan ist krank geworden. Die Aufregung über einen neuen Streich von seiner Frau (sie hat eine Notiz in die Presse geschmuggelt, nach der er wahnsinnig geworden sein sollte!) hat ihn auf das Fieberbett geworfen. Die Töchter weilen mit ihrer Mutter, die sich wieder verheirathet hat und Madame la Poßnolle heißt, in Corsika. Briefe und Depeschen, die die Töchter an das Krankenlager des Vaters rufen, fruchten zu nichts; Rose steckt in Vorbereitungen für ihre Heirath und Ninette begleitet ihren Stiefvater, den Präfekten von Corsica, auf einer Huldigungsreise. Frau Hulin ist die einzige Pflegerin in seiner Krankheit. Erst da die drohenden Schatten des Todes gewichen sind und der Kranke zu genesen beginnt, sind die Töchter nach Paris zurückgekehrt und suchen ihren „petit père" auf. Lächelnd, sorglos, als sei nichts geschehen, als laste keine Schuld ihrem Vater gegenüber auf ihrem Gewissen, betreten sie das Krankenzimmer, und beim Anblick ihrer genußfrohen Jugend ist aller Groll aus dem Herzen Régis' geschwunden. Er richtet sich auf im Bett und streckt die Arme nach ihnen aus. Da erblickt Rose Frau Hulin, die zu Häupten des Bettes sitzt. Sie hemmt ihren Schritt. — „Vater!" ruft sie. „Erst wenn die da fort ist —!" Ein schmerzvoller Aufschrei des Kranken; doch Rose beharrt. Frau Hulin will sich zurückziehen; ein gebieterisches Nein hält sie zurück. Und nun bricht's hervor aus dem gequälten Vaterherzen, all der Schmerz, all die Verzweiflung, und mit dem Fluche ihres „petit père" verlassen Rose und Ninette das Krankenzimmer . . .

Dem Dichter schwebte bei Abfassung dieses Romans offenbar so etwas wie eine sittlich-soziale Idee vor. Er wollte zeigen, daß eine Ehe, in der Kinder vorhanden, eigentlich unlösbar sei. „Ach die Ehescheidung!" ruft Régis am Schlusse des Romans aus. „Diese Lösung des Knotens, in der ich einst die Freiheit begrüßte — aber, wenn man Kinder hat, ist

*) Gleichzeitig ist eine treffliche Uebersetzung in Joseph Kürschner's Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erschienen, einer sehr empfehlenswerthen Zeitschrift, die in wahrhaft modernem und künstlerischem Geiste geleitet wird und weit über den engen Familienblätter-Horizont hinaus reicht. Die Buchausgabe: „Rosa und Ninette" ist gleichfalls soeben von der Deutschen Verlags-Anstalt in geschmackvoller Ausstattung herausgegeben worden.

das nicht die Freiheit!“ Daudet mag Recht haben mit seiner Weisheit; aber er hat nicht vermocht, sie in eine beweiskräftige Handlung zu kleiden. Das geschilderte Unglück entwickelt sich nicht natürlich aus den natürlichen Verhältnissen heraus; die hauptsächliche Quelle allen Uebels ist die Bosheit der Madame Lavaut. An diesem Charakter krankt der Roman; er stellt alles Geschehen auf den unsicheren Boden des Zufalls. Madame Lavaut erinnert bedenklich an die verflossenen Bösewichter der alten Schule.

Weit mehr unsere Beachtung und Würdigung verdient der Charakter Régis de Fagan's. Das ist eine Schöpfung, wie sie Daudet in den guten Tagen sieggewisser Schaffenskraft nicht besser gegeben hat. Er hat hier ein Vorbild gehabt, das sich noch immer in seinem Dichten bewährt hatte: — sich selbst! Gleichwie er einst im „kleinen Dingsda“ den Knaben schilderte, der nach Paris kommt, keinen Sou in der Tasche, aber den Kopf voller Pläne und das Herz voller Ideale, und der in jugendlichem Zukunftglauben wähnt, mit dieser so wenig gangbaren Münze sich ganz Paris kaufen zu können, — so schildert er hier den alternden Mann, der zum größten Theil verwirklicht hat, was der Knabe gehofft und gewollt, der dennoch keine Befriedigung gefunden und sich arm und einsam fühlt trotz all' seines Ruhms. Seligkeit des Wunsches war der Kern vom Glück des kleinen Jacques; Schalheit des Besitzes ist die Erkenntniß, aus der Régis' Unglück entspringt.

„Ich bin fünfundvierzig Jahre alt,“ schreibt Fagan in dem erwähnten Briefe an seine Tochter Rose, „ich habe das Alter erreicht, wo physisch der Mensch beginnt, sein Kapital an Leben und Gesundheit anzugreifen. Die Kräfte werden nicht mehr erneut, jeder Kummer gräbt eine Furche, mit jeder Gemüthsbewegung bröckelt ein Stück ab von der Lebenskraft. Das ist traurig, mein Liebling; aber die bessere Hälfte meines Daseins hab' ich gelebt, und meine schönsten Erfolge liegen in der Vergangenheit. Was jetzt kommt, ist nur noch der langsame Verfall von Körper und Geist, und hinter mir höre ich schon die hastigen Verfolgerschritte der nachdrängenden Jugend. O, wie schnell wird man heutzutage zum alten Eisen geworfen!“

Das ist der Daudet vom Bilde Carrière's, ein wegmüder Lebenswanderer, der zur Nacht die Herberge herbeisehnt. Und er hört recht, die Jugend ist ihm auf den Fersen und eilt, ihn zu überrennen. Denn die Jugend denkt wie Rose und Ninette, sie hat den Egoismus der Kraft und schreitet hinweg über das Alte und Schwache. „Rose et Ninette“ ist Daudet's letzter Roman; wir glauben nicht, daß er nach ihm noch etwas von Bedeutung geben wird. Es gibt eine Höhe im Leben wie in der Kunst, von der aus für den Einzelnen kein Aufstieg mehr möglich ist!

Marion Crawford.

Von August Weiß.

Marion Crawford ist einer jener naiven Erzähler, welche einen unwiderstehlichen Trieb in sich haben, zu schauen, was in der Welt vorgeht, und das Geschaute mit lebhaftem Eifer wieder zu erzählen, ohne die Empfindungen des eigenen Ich viel hinein zu mengen. Unberührt von der gegenwärtig nach Ausdruck ringenden fin-de-siècle Stimmung wäre er von der Krankheit jedes Zeitalters freigeblieben; immer hätte er sich in aller Herren Ländern umgethan und mit gleicher Fruchtbarkeit geschildert, was er dort geschaut. Seiner Natur widerstrebt es offenbar, die Schäden eines mehr oder minder engen Kreises von Menschen und von deren noch engeren Anschauungen mit möglichst vergrößernder Lupe zu durchforschen, sein gesunder Sinn zerfasert nicht die Motive seiner Helden, bis er eine egoistische Triebfeder derselben entdeckt hat, sondern er dringt nicht weiter in ihr Inneres als bis zu jenen Beweggründen, welche für ihre Handlungen wahrhaft entscheidend sind. Daß er da in der Weise des alten Romans manchmal zu wenig zu geben scheint, läßt sich nicht in Abrede stellen und Marion Crawford wird dies gewiß selbst nicht thun wollen, da er in seinen Werken deutlich genug zeigt, worin er die Stärke seiner Begabung sucht und worin sie auch wirklich besteht.

William Sharp sagt in einer Besprechung von Crawford's The Witch of Prague: „Kein lebender englischer Schriftsteller kann sich mit Marion Crawford in Bezug auf Reichthum und Mannigfaltigkeit des Stoffes messen; das ist freilich nicht Alles und vom Standpunkt der Kunst nicht einmal die Hauptsache, allein er erzählt immer in einem höchst anmuthenden Ton, der selten genug ist, um willkommen zu sein und uns einen Genuß zu bereiten.“ Das Lob, das in dieser freudigen Anerkennung liegt, ist keineswegs übertrieben. Der Erstlingsroman Crawford's „Mr. Isaacs“ spielt in Indien, „Dr. Claudius“ in Deutschland, „A Roman Singer“ in Italien, „An American Politician“ in Boston, „Paul Patoff“ in Constantinopel, „Marzio's Crucifix“ und „Sant' Ilario“ in Italien, „Greiffenstein“ in Deutschland, „Khaled“ in Arabien und endlich „The Witch of Prague“ in dem „goldenen Prag“. Das sind Kreuz- und Querzüge, zu welchen nur ein wirklich Auserwählter seine Muse zwingen darf, insbesondere, wenn man bedenkt, in welch' kurzer Zeit sie dieselben mit Crawford zurückgelegt hat. Zwischen dem ersten Roman in unserer Reihe „Mr. Isaacs“ und dem letzten „der Hexe von Prag“ sind kaum neun Jahre verflossen, und dennoch merkt man kaum eine Ermüdung oder Verwirrung in all' dem Wechsel von Scenen und Bildern, die der Dichter vor unser geistiges Auge hinzaubert, und wenn wir uns irgendwo in dieser Hinsicht unbefriedigt fühlen, so finden wir daselbst noch andere, viel ärgere Mißgriffe, die wohl in der Art seines Talentes, nicht aber in einem Versagen desselben ihren Ursprung haben.

Marion Crawford's Leben bietet die einzige und beste Erklärung für seine so eigenartige literarische Thätigkeit. Sein Vater ist ein amerikanischer Bildhauer und als solcher fast gänzlich italianisirt und seine Mutter ist eine Schwester Julia Ward Howes, die man als amerikanische Elisabeth Barrett Browning gefeiert hat. Es rollt also in Crawford's Adern richtiges Künstlerblut. Nach Absolvirung seiner Studien am Trinity College in Cambridge brachte er mehrere Jahre in Karlsruhe, Heidelberg und Rom zu; dann hat er sich längere Zeit in Indien aufgehalten und dort eine Zeitung herausgegeben. Es wird von ihm erzählt, daß er der deutschen, französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig sei, und daß er sich auch in der russischen und türkischen Sprache zu verständigen vermöge, ferner soll er lateinisch, griechisch, Sanskrit, persisch und arabisch lesen können. Diese ungewöhnlich reiche Sprachenkenntniß erscheint selbstverständlich als unerläßliche Vorbedingung für die gute Kenntniß von Land und Leuten, welche sich Crawford allüberall erworben hat. Als er von dem Mysticismus des Orientes erfüllt nach Newyork kam, sagte sein sowohl durch seinen Reichthum an Dollars, als durch einen prächtigen, urwüchsigen Humor dort gar wohlbekannter Onkel Sam Ward zu ihm: „Warum verarbeitest du das nicht zu einem Roman?“ Diese Anregung des Oheims, der klug genug war einzusehen, daß sein Neffe kaum zu etwas Anderem als zum Romanschreiben tauge, verdankt Crawford's Erstlingsroman „Mr. Isaacs“ seine Entstehung, und von dessen Erscheinen im Jahre 1882 an datirt Marion Crawford's Ruhm als Romanschriftsteller.

„Mr. Isaacs. Eine Erzählung aus dem heutigen Indien“ ist vor Kurzem durch eine ansprechende Uebersetzung von Therese Höpfner*) auch einem größeren deutschen Publikum zugänglich geworden. Da mag es denn die Vorzüge und Schwächen von Crawford's dichterischem Schaffen am deutlichsten kennen lernen. Hier tritt uns seine naive Erzählungskunst am ungeschminktesten entgegen, hier offenbart sich uns sein frischer, liebenswürdiger Humor, seine reiche wenngleich nicht allzu tiefe Beobachtungsgabe, sein lebhaftes Schilderungstalent am ungezwungensten. Es kann gewiß kein bloßer Zufall

*) Berlin, Georg Reimer.

sein, daß Mr. Griggs, den Crawford als den Erzähler der Schicksale des Mr. Isaac einführt, ein Zeitungsmann und gleichfalls so vieler Sprachen kundig ist. Wenn sich jemals einem Schriftsteller die an sich unbequeme Ichform der Erzählung aufgedrängt hat, so muß dies hier von Crawford gelten. Er wollte zeigen, daß er die Dinge beim rechten Namen zu nennen vermöge, und daß er Mann genug sei, um die edlen Regungen einer starken Seele, die auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht hatten, in ihrer ganzen herrlichen Fülle zu erfassen, und darum griff er selbst zum Wort, um uns die Erlebnisse eines interessanten Menschen zu schildern, wie er sich ihm selbst offenbarte und wie er ihn erkannt hatte. „Mr. Isaacs" gibt sich uns wie das Probemeisterstück eines Jüngers, der erst Meister werden will, nicht als das Werk eines reifen Künstlers, und es ist denn auch dieser Erstlingsroman nur als eine höchst anmuthende Lectüre zu begrüßen. Ihn als Kunstwerk zu verurtheilen wäre freilich leicht genug. Zwei Handlungen erscheinen mit einander gar lose verbunden und beide zusammen sind nicht so reich, um einen richtigen Romanstoff zu liefern. Der Tod Miß Westonhaugh's, welcher den Schluß des Romans und das Ende der Liebesgeschichte des Mr. Isaacs bildet, mag im wirklichen Leben gewiß unbeschreiblich erschütternd gewirkt haben; in dem Buche kommt er viel zu unerwartet, ja er erscheint geradezu als eine plumpe Lösung. Wir glauben aber doch nicht, daß diese an sich so schweren Mißgriffe irgend einem Leser den Genuß des Romans verleiden werden.

Mit besonderer Vorliebe wählt Crawford Italien, wo er am 2. August 1854 das Licht der Welt erblickt hat, zum Schauplatz seiner Romane. „Saracinesca" und „Sant' Ilario" sollen durch einen dritten Roman zu einer Trilogie ergänzt werden, in welcher uns der Dichter das Leben des römischen Adels, in der Zeit des Falles der weltlichen Macht des Papstes vorführt. In diesen beiden Werken macht sich ein gewisses Absprechen über andere Schilderer italienischen Volkslebens einigermaßen unangenehm bemerkbar. Uebrigens durfte ihm das in einem Roman nicht einmal Hauptsache sein und in „Sant' Ilario" ist es ihm auch wirklich weniger Hauptsache als in „Saracinesca." Dies kommt denn auch dem Roman „Sant' Ilario" sehr zu statten, indem derselbe in Folge dessen besser componirt und auch interessanter ist. Volleres Lob verdient „Marzio's Crucifix," welche Novelle gleichfalls in einer deutschen Uebersetzung von Therese Höpfner*) erschienen ist. Crawford ist es hier gelungen, einen psychologischen Proceß derart in Handlung aufzulösen, daß wir nicht ein lehrhaftes Seelengemälde vor uns haben, sondern Zeugen einer sehr bewegten Handlung werden. Der Inhalt von „Marzio's Crucifix" läßt sich folgendermaßen kurz wiedergeben: Marzio war einer jener Meister in der Kunst Benvenuto Cellini's, welche die Erfindungsgabe des Künstlers mit der ausführenden Geschicklichkeit des Handwerkers verbinden. Dieser Mensch, halb Genie, halb wildes Thier, vermag die geistige Ueberlegenheit seines Bruders Paolo nicht zu ertragen. Paolo ist ihm ein Dorn im Auge, weil er sogar seine eigene Familie, Frau und Tochter beherrscht, er, der Priester, der ihm, dem ausgemachten Freigeist, schon um seines Kleides willen verhaßt ist. Diese feindselige Gesinnung gegen den Bruder artet bis zu den grimmigsten Mordgedanken aus. Die Art, wie nun Marzio von dem Fieberwahne seines Hasses geheilt wird, ist mit bewunderungswürdiger Kühnheit durchgeführt. Die Darstellung ist vom Anfang bis zum Ende von der Gluthhitze des italienischen Temperamentes erfüllt und auch alle Nebenfiguren zeigen wie Marzio selbst echt italienischen Nationalcharakter. Daß dem Dichter hier auch die Localfärbung in besonderem Maße gelungen ist, brauchen wir nicht erst zu sagen.

Hohes Lob ist Crawford's vorletztem Roman: Khaled, a Tale of Arabia nachgesagt worden. Insbesondere wird auch an diesem Werke die ungemein lebhafte Localfarbe gerühmt und ein Kritiker versteigt sich sogar zu dem Ausspruche, daß der Dichter in diesem Werke „die Gelehrsamkeit und Frömmigkeit eines Ulema mit der Anmuth Sheherezadens in sich zu vereinigen" scheine, wie denn dieser Roman in jeder Beziehung Crawford's Erzählungskunst in ihrem glänzenden Lichte zeige. Ein gleiches Lob läßt sich leider von des Dichters letzter Arbeit „Die Hexe von Prag" nicht sagen, welche gleichwie fast alle Vorgänger in Macmillan's trefflicher Zeitschrift: „The English Illustrated Magazine" erschienen ist. Crawford will uns diesmal in die Geheimnisse des Hypnotismus einweihen und in einer Fußnote behauptet er, „daß die wichtigsten Situationen des Romans Fällen entnommen sind, welche in den letzten Jahren von der medizinischen Wissenschaft beobachtet wurden." Das macht sie nicht im mindesten interessanter und den Roman ebensowenig unterhaltender. Ungerecht wäre es, wenn wir Crawford nicht einräumen wollten, daß die „Hexe von Prag" an geistvollen Dialogen und anmuthenden philosophischen Betrachtungen sehr reich ist und daß uns solche Stellen für manches Ungemach, das wir bei der Lectüre des Buches erfahren, zu entschädigen vermögen. Der Hypnotismus ist ihm so sehr Hauptsache, daß er sich auch mit der Localfärbung nicht sonderliche Mühe genommen hat: wir haben keinen Prager Roman vor uns, sondern der Name der Stadt Prag dient nur zum Aushängschild. Denselben Tadel verdient auch „A Cigarrette-Maker's Romance", dessen Handlung in München spielt, allein ebenso gut in Buxtehude oder einem andern viel weniger genannten Orte der Welt vor sich gehen könnte, da es sich hier nicht um die Leiden und Freuden der Isar-Athener handelt, sondern um die Wahnvorstellungen eines verrückten russischen Grafensohnes, dessen trauriges Schicksal in dem Kreise einer kleinen russischen Colonie, die sich um den Cigarettenhändler Fischelowitz geschaart hat, zu günstiger Wandlung gelangt. Die Deutschen haben natürlich in dieser Gesellschaft gar keinen Platz und werden nur durch einige Polizeimänner und eine einen „Wiener Gigerl" darstellende Puppe repräsentirt, von welcher Gestalt der Dichter behauptet, „daß sie so sehr den Stempel der Unverschämtheit und Frechheit trage, daß dem jungen Manne in den meisten westamerikanischen Dörfern, die etwas auf sich halten, die Gefahr drohen würde, einfach über den Haufen geschossen zu werden."

Wir haben diesen Münchener Roman angeführt, um an ihm wie an der „Hexe von Prag" zu zeigen, welche Gefahr einem Talente gleich dem Crawford's droht, und daß er derselben nicht überall entgangen ist. Die Sucht, seinen Lesern immer neue Ueberraschungen zu bereiten, muß ihn auf solche Abwege bringen. Freilich macht sich sein starkes Erzählertalent auch in diesen seinen schwächeren Arbeiten geltend und dieses wird ihn auch immer, wenn er sich noch so weit verirrt hat, auf den richtigen Pfad wieder zurückführen. Immerhin hat dies bereits den Nachtheil, daß seine Leser unter seinen Werken eine Auswahl treffen müssen.

*) Berlin, Georg Reimer.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Durch die Wand.

Humoreske von Emil Roland.

(Schluß.)

Tito Casanos Vortrag über moderne Literatur war ein sehr geschickter Mischmasch, der auf besondere Tiefe zwar keinen Anspruch machen konnte, aber dafür frisch und anmuthig von des Redners Lippen klang. Leicht an der Oberfläche hingaukelnd, bot seine Abhandlung einen Ueberblick der modernen Erscheinungen, hielt sich wie üblich lange bei den scandinavischen Dichtern auf, gab Herrn von Wildenbruch die gebräuchlichen Klapse und erkannte gerechterweise C. F. Meyer die Palme der modernen Dichtung zu. Hier und da flocht er geschickt einen leichten Scherz ein, wobei jedesmal ein gewinnend lustiger Ausdruck über seine

Züge glitt. Sein Auge schweifte bei diesen Gelegenheiten stets von dem Concept über die Menge, suchte sich einen „Knopf" unter den jüngsten Zuhörerinnen und eroberte in aller Schleunigkeit ein Herz, eine Beschäftigung, die ihm im Grunde viel lieber war als Schönrednerei und Gelehrtenschwindel. Im Ganzen dachte er sehr lax über sein jeweiliges Auditorium, vielleicht deshalb, weil es so kritiklos gläubig hinnahm, was er mit arroganter Unfehlbarkeit ihm auftischte, ja, wenn er schloß und lebhafter Beifall seiner Rede oder vielleicht mehr seinem Adoniskopf oder dem Chic seines Fracks gezollt wurde, lachte er in sich hinein und dachte wohl: „So! da hättet Ihr für Eure Mark Humbug genug gehabt!"

An dem Abende als er in Ulm sein diesjähriges Schema zum neunten Mal abarbeitete, hatte er zu diesem stillen Gedanken gar keine Zeit, denn kaum war der letzte Schlußwitz seinen Lippen entflohen, als ein braun und gelb carrirter Gegenstand aus dem Hörerkreis heraus auf ihn zustürzte und ihm mit fast schmerzhafter Energie die Hände schüttelte.

„Dank! tausend Dank!" ächzte dabei ein salbungsvolles Organ — „endlich also ist es mir vergönnt, dem großen Autor von »Entweder oder« in das Auge zu schauen!"

Tito war derartige unzurechnungsfähige Ausfälle gewohnt und fertigte den Enthusiasten mit dem kühlen Lächeln berühmter Männer ab, als ihm plötzlich ein bekannter Name an das Ohr schlug.

Der Ulmer Gigerl stellte sich nämlich vor: „Willibald Promgauer."

Tito durchfuhr eine Erinnerung — nicht etwa an seinen Roman; er hatte dies schnelle Product einiger fleißigen Abende bereits ziemlich vergessen; aber an Salzburg — Oesterreichischer Hof — Nebenzimmer —

„Ah!" rief er und von plötzlicher Lust erfaßt, zu erfahren, ob hier ein Zufall oder die Wirklichkeit ihr Spiel trieb, fragte er schnell: „Sehr verbunden, Herr Promgauer; haben Sie vielleicht eine Cousine, die mit einem Marine-Offizier verlobt ist?"

„Allerdings!" entgegnete mit melancholischem Anflug der Gigerl, „aber woher wissen Sie?"

Die Bejahung der Frage hatte Tito auf einen Holzweg gezerrt, einen Moment besann er sich; dann blieb ihm nicht viel anderes übrig als zu behaupten, daß jener Marinier ein Freund von ihm und er daher über die Promgauer'sche Familie ziemlich orientirt sei.

„Ist Ihre Cousine vielleicht hier?" fragte er, neugierig, der bekannten Unbekannten doch endlich in das gewiß recht ergötzende Gesicht zu sehen.

„Nein, sonst geht sie immer in Vorträge", entschuldigte Willibald, „aber diesmal — sie sagte, für moderne Literatur habe sie nicht das geringste Interesse, und dann, die letzten Nachrichten ihres Verlobten lauteten nicht sehr günstig — er hat am Cap der guten Hoffnung einen füchterlichen Sturm mitgemacht."

Tito lächelte. Wie sonderbar ihm das alles vorkam! Mit einem Mal stand er mitten in lebenden Verhältnissen, die er bisher für eine Art Phantasie gehalten, für die Traumideen eines müden, abgehetzten Alpenwanderers! Das kleine Nest also mit den ramponirten Alterthümern — war Ulm! natürlich! der Dom, der große Strom, von dem sie gesprochen! und der hellbraune Gigerl vor ihm war jener Willibald, den sie für ihre Zukunft hielt, den zu heirathen für sie eine Abmachung ohne jede Pointe war!

„Schade!" sagte er. „Ich hätte Fräulein Lisa sehr gern kennen lernen; mein Freund hat mir natürlich endlos viel von ihr erzählt."

„Das wäre ja aber sehr einfach!" triumphirte Willibald. „Wenn Sie bei uns den Thee trinken wollten — meine Eltern würden glücklich sein."

Tito sagte zu. Von der anderen Seite preßten ihn zwar ein paar Lehrer, Zeitungsredacteure und kneiplustige Junggesellen zu einem Faß Bier im „rothen Ochsen". Tito wehrte höflich ab; zumal den Redacteuren, mit denen er es, seinem Ruf zuliebe, nie gern verdarb, preßte er freundschaftlichst die Hand, verabredete sich mit ihnen für den nächsten Mittag und wanderte dann mit Willibald durch die abendlich todten Straßen dem Promgauer'schen Patrizierhause zu.

Der Weg war kurz, aber doch lang genug, wenn man ihn mit Willibald ging. —

Die alten Promgauers machten gerade ein Spielchen zusammen und Lisa bereitete arglos den Thee. Sie war den ganzen Tag im Haus geblieben aus Angst vor Tito Casano, den sie für einen Gedankenleser, für einen Hypnotiseur hielt, weil sie keine andere Erklärung wußte. Nebenbei grollte sie ihm aus tiefster Seele wegen möglicher Dinge, die da kommen konnten. Plötzlich ging die Thür auf. Sie pflegte sich nie nach Willibald umzuschauen, wenn dieser eintrat, ja, sie vermied oft ganze Abende lang, ihrer tristen Zukunft in das Gesicht zu sehen. Da vernahm sie neben seinem schlürfenden einen leichten, elastischen Schritt auf der geweißten Diele, sah, wie Vater Promgauer emporfuhr, wie die Tante die Brille aufwärts schob, drehte sich erstaunt um — und stand vor einem fremdäugigen Fant, der einen hochpatenten Frack und eine Marschall-Niel im Knopfloch trug.

„Tito Casano!" sagte Willibald und erläuterte als Impresario die Erscheinung des späten Gastes. „Er ist ein guter Freund Deines Bräutigams!" schloß er.

„Allerdings!" wandte sich Tito an Lisa und über sein leichtgebräuntes Gesicht flammte es wie ein großer Uebermuth und eine mühsam in Schranken gehaltene Lachlust.

Frau Promgauer war selig über das Zusammentreffen. Der Hausherr hatte noch nie einen erfolgreichen Lustspieldichter so in der Nähe gesehen, Willibald sonnte sich im Gefühl, ihn herbeigeschafft zu haben und Lisa sah schaudernd, wie der unheimliche Fremde sich als Gast an den Theetisch setzte, ihr verbindlich und galant die Tassen aus der Hand nahm und mit seiner jugendlichen Liebenswürdigkeit ihre drei Anverwandten sämmtlich zu bezaubern anfing.

„Aber wo haben Sie denn Lisa's Bräutigam kennen gelernt?" fragte Frau Promgauer. „Sie sind sehr mit ihm befreundet, nicht wahr?"

„Allerdings! ich war fast meine ganze Kindheit durch unzertrennlicher Papagei mit ihm. Ich stamme aus derselben Stadt wie er, aus" — er stockte absichtlich, lag es doch nicht in seiner Absicht, Lisa vor allen Promgauers zu entlarven.

„Aus Augsburg also" — hauchte diese.

„Moritz und ich"

„Aber er heißt ja Ferdinand!"

„Natürlich — wie ich mich nur so versprechen kann! — also Ferdinand und ich besuchten dieselbe Schule; ach! er war von jeher ein so hübscher, lustiger Junge!"

Willibald seufzte.

„Ich sagte damals schon oft zu ihm: »Paß auf Ferdinand! Du kommst noch einmal zu einem ganz eigenartigen Heirathsroman;« und wirkich! etwas Aparteres als Fräulein Lisa hätte er ja auch in Ulm, um Ulm und um Ulm herum gar nicht finden können!"

Dabei verneigte er sich gegen seine schöne Nachbarin, die ihn aus ihren angstvollen Augen scheu und erschrocken ansah.

„Dann trafen wir uns noch einmal vor seiner Abreise, kurz nach seiner Verlobung. Natürlich war er sehr ungehalten über das weitschweifige Commando, aber hübsch sah er aus mit seinem kecken Schnurrbart!"

„Vollbart!" corrigirte Tante Promgauer.

„Bitte, Schnurrbart! Er hatte ihn sich eben vor seiner Abreise abschneiden lassen. Schrieb er das nicht, Fräulein Lisa?"

„Doch — ich vergaß es nur zu erzählen —"

Tito konnte sein Lachen kaum verbeißen. Es amüsirte ihn so sehr, mit gänzlicher Machtvollkommenheit über die Bartverhältnisse eines nicht vorhandenen Wesens zu gebieten, eines Wesens, das in den Ideen seiner Umgebung als gefestigte Existenz dastand.

„Haben Sie vielleicht ein Bild von ihm?"

„Allerdings!" sagte Willibald, „soll ich es holen?" Er sprang auf, warf dabei, wie fast immer, einen Stuhl hin, trat seiner Mutter einen Volant ab und benahm sich möglichst tapsig.

„Es steht nebenan," bemerkte Lisa.

„Könnten wir es nicht dort besehen?" fragte Tito leise. „Wenn die Präliminarien, es zu holen, bereits so umständlich sind, wäre das ja das einfachste —"

Lisa schritt ihm voran, nahm in dem kleinen Boudoir ein elegantes Cabinetbild vom Schreibtisch und zeigte es ihm resignirt.

„Das ist ja der Ferdinand; wie er leibt und lebt!“ rief Tito — „ah! und da hat er den Vollbart ja noch! Wissen Sie, daß ich ihn beneide, Fräulein Lisa! um alles, nur um eins nicht: der Arme genießt aus tristigen Gründen so wenig von dem Glück, das ihm winkt!“

Lisa verbiß sich die Lippen; sie wußte nicht aus noch ein. „Bitte!“ sagte sie schließlich; „lassen Sie mich doch endlich mit meinem Bräutigam in Frieden!“

„Verzeihung!“ rief er. „Ich war unzart; es muß auch zu schmerzlich für Sie sein, das theure Wesen in steter Gefahr zu wissen, in fremden Stürmen, wie noch vor Kurzem in dem fürchterlichen Orkan am Cap der guten Hoffnung.“

„Woher in aller Welt wissen Sie nur die Geschichte meiner Verlobung?“

Er lachte. „Ja, das ist mein Geheimniß, das ich mir ohne großartige Belohnung jedenfalls nicht entreißen lasse. Was übrigens das Bild da anbetrifft, so sein Sie etwas vorsichtig damit! es könnte leicht jemand eine frappante Aehnlichkeit finden zwischen Ihrem Verlobten und dem Bonvivant des Augsburger Stadttheaters, der doch vermuthlich zu der Type gesessen hat — Herr Meißner in „Er muß auf's Land“; die Augsburger Freundin hat nicht sehr genial ausgesucht. Aber zürnen Sie nicht! von jetzt ab thue ich meinen Busenfreund, Ihren Verlobten, zu den Todten, zu denen er ja ohnehin gehört.“

„Ich wäre Ihnen für das Begräbniß sehr verbunden!“ versetzte Lisa und trat in das Wohnzimmer zurück.

Tito war bei bester Laune. Er liebte jedes Scharmützel, besonders wenn die Gegnerin so exemplarisch hübsch aussah. Dabei war er nicht unempfindlich gegen den Vorzug, als literarischer Stern behandelt zu werden. Er erzählte die Geschichte von „Entweder oder“, die Proben, die kleinen, amüsanten Coulissendetails, das Lampenfieber, die Première — sein gefaßtes Lächeln, mit dem er stoisch zusah, nachdem er seine Lebensgeister vorher unter Sect gesetzt; das furchtbare Schweigen des Publikums am Anfang, sein seliges Zittern nach jedem Gelächter — o! er hätte jedem Lacher einzeln und kniefällig danken, hätte ihnen das Lachen förmlich gewaltsam von den Lippen ziehen mögen! und endlich der Erfolg, der berauschende, selig betäubende, der Director, vortretend an die Rampe, den Namen Tito Casano dem entzückten, neugierigen Publikum verkündend —!

„Ihnen freilich, Fräulein Lisa,“ schloß er, „hätte allerdings mein Stück wohl mißfallen, da sie eine Gegnerin der modernen Literatur sind. Modernität ist nämlich sein einziger Vorzug. Es war für mich eben nur, wie man es bei uns so unschön ausdrückt, ein literarischer Schlump, weiter nichts; aber einen Schlump zu machen, das ist es eben. Wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

„Wenn ich Literat wäre, würde mir mit dem Eintagsruhm schwerlich gedient sein!“ versetzte sie etwas sarkastisch.

Er lachte gutmüthig. „Na ja! wer die Sache aus der Ferne ansieht, macht allemal die Anmerkung. Wir aber, die wir im Metier drinsitzen, haben längst keine Rosinen mehr im Kopf!“

„Sondern fassen die Kunst handwerksmäßig auf!“ ergänzte sie schneidend.

Tito sah sie erstaunt an; er war gewohnt, von Damen verhätschelt zu werden; hier trat ihm plötzlich etwas entgegen wie eine Antipathie. Er wollte ihr gern unheimlich erscheinen, aber nicht antipathisch.

„Ihre Abneigung gegen die Zeitrichtung scheint mir aber reichlich hart.“

„Doch nicht!“ sagte sie. „Sie erstreckt sich im Grunde auch nur auf Feuilletonromane, auf die Dutzendgeschichten unter dem Strich.“

„Wann erscheint denn Ihr nächstes Buch?“ fragte Willibald, der die schlechte Laune seiner Cousine vertuschen wollte.

„Es ist oder kommt demnächst in den Druck“; versetzte Tito. „Er erschien vor kurzer Zeit in der Augsburger —“ plötzlich trat etwas in seine Gedanken, gleichsam die Persönlichkeit seines letzten Romanes, und mit einem Mal fiel ihm ein, wie unverschleiert er sein Salzburger Erlebniß darin verarbeitet, wie gewissenlos er Lisa's Geheimnisse einem unbekannten Publikum preisgegeben hatte.

Lisa sah ihm scharf in das Auge. „Jawohl, in der Augsburger Zeitung — den Roman kenne ich,“ flüsterte sie, „und darum konnte ich heut Abend auch das Interesse für des Autors Vortrag nicht aufbringen.“

Tito schlug sich vor die Stirn.

„Lebt Fräulein Geiger etwa auch hier?“ fragte er.

„Allerdings! und gewisse Dinge sind ihr ebenso räthselhaft wie mir. Sie werden jenen Roman nicht als Buch erscheinen lassen, Herr Doctor!“

„Roman,“ rief Willibald, der bisweilen ein Wort aufschnappte; „wann kann man denn Ihren neuesten Roman lesen?“

„Wenn er gedruckt ist, versetzte er unbewußt schnippisch“; dann, während er des alten Promgauer Theetasse herholte und Lisa gab — der Alte wollte gar nicht mehr trinken, aber das kümmerte ihn nicht — raunte er ihr zu: „Morgen um zehn Uhr mache ich eine Entschuldigungsvisite bei Fräulein Geiger und hoffe, Sie dort zu treffen.“

„Glauben Sie, daß Ihre bisherige Bekanntschaft mir so große Lust nach mehr macht?“

Er lachte wieder, sein gutmüthiges, gewinnendes Lachen — „Oh, Sie werden kommen! sonst erscheint mein Roman binnen einem Monat und ich schicke das erste Exemplar Herrn Willibald Promgauer in sein Haus. Andernfalls lasse ich das Manuscript vielleicht einstampfen.“

Sie warf ihm einen Blick ohnmächtigen Grolles zu.

Er erzählte noch einige seiner kleinen, unbedeutenden Geschichten, die in seinem Munde alle etwas ursprüngliches, graziöses bekamen, und als er sich schließlich empfahl, saß die Familie Promgauer noch ein Stündchen in staunender Bewunderung zusammen, von dem Reflex eines fremden Geistes bestrahlt, der ihnen in seiner momentanen Aureole des Erfolges wie ein sämmtliche Klassiker übertrumpfender Meister erschien.

— — — Als Tito Casano am nächsten Morgen in Fräulein Geiger's Stube trat, stand Lisa am Fenster, das nach der Donau ging, und blickte dem Ankommenden still und gefaßt entgegen.

„Ich hoffe, Sie bringen uns eine Aufklärung!“ begann Fräulein Geiger nach ein paar Einleitungsphrasen. „Sie sehen vermuthlich ein, daß Sie uns solche schuldig sind“ — und sie deutete auf die Exemplare der Augsburger Zeitung, die ihm als unanfechtbares Beweismaterial vom Tisch entgegenstarrten.

Fräulein Geiger war von der Persönlichkeit des Sünders recht erbaut, doppelt, weil Lisa eben vorher alle menschlichen Vorzüge von ihm abgeleugnet hatte.

„Aufklärung? bedingungsweise —“ versetzte er. „Bitte, bringen Sie erst Ihre Beschuldigungen vor!“

„Irgend ein unglücklicher Zufall hat sie zum Mitwisser fremder Geheimnisse gemacht —“

„Ein unglücklicher? das kann ich nicht beipflichten!“ und er strich wohlgefällig über seinen langen, spitzen Schnurrbart. „Ein dankenswerther Zufall im Gegentheil, der mich hier in ein so angenehmes Abenteuer verwickelt hat.“

„Aber, junger Mann! Empfinden Sie denn gar keine Gewissensbisse?“ fragte Fräulein Geiger. „Denken Sie an die Consequenzen Ihres Schrittes für uns!“

„Nein! ich habe noch durchaus keine Bisse verspürt!“

Da rief Lisa vom Fenster entrüstet in das Gespräch: „Wie sollte er auch? Literarische Gewissen sind ja abnorm weit!

„Gnädiges Fräulein!“ sagte Tito — „Sie stehen gegen die Sonne, sodaß ich nichts von Ihnen sehe, Sie nur höre. Könnte das nicht geändert werden? Wenn Sie so spitzige Dinge sagen wollen, würde mir das Sehen entschieden mehr Spaß machen.“

„Herr Doctor!“ rief sie. „Meiner Ansicht nach könnten wir Ihnen mit Erfolg einen Prozeß machen! Uns so unverhüllt zu verwenden! Wenn Sie wenigstens die Namen verändert hätten! aber nein — am Ende kommen Sie sich gar übermenschlich diskret und rücksichtsvoll vor, daß Sie so gnädig waren, bloß Bomgauer zu schreiben!“

„Sie thaten nicht recht, Herr Doctor!“ pflichtete Fräulein Geiger bei.

„Nun gut!“ sagte Tito. „Setzen wir den Fall, Sie verklagten mich. Selbst, wenn Sie gewinnen sollten — was übrigens auch noch nicht sicher ist — was wäre meine Strafe? circa fünfzig Mark — Ehrverlust für keine Minute — fünfzig Mark? Ich brauchte nur in einem beliebigen

kleinen Nest meinen Senf von gestern noch einmal abzulesen und hätte gleich das viersache — sehen Sie! die Strase brauche ich also nicht zu fürchten. Nun aber will ich den Damen sagen, was selbst bei einem Erfolg Ihnen blühen könnte. Das Gericht würde sie vermuthlich mit der Ermahnung entlassen, ein ander Mal, wenn der Weg Sie über Salzburg führt, in den Zimmern des Oesterreichischen Hofs, zweite Etage, Abends, nicht wieder so laut Considenzen auszutauschen, daß der Stubennachbar jede Silbe vernimmt, was zuweilen nämlich auch für den Stubennachbarn nicht sehr angenehm ist, da man doch meist zum Schlafen in das Hotel geht und nicht zum Anhören fremder Dialoge!"

„Gütiger Himmel, jetzt ist mir Alles klar!" rief Fräulein Geiger — „aber wie konnten Sie! warum klopften Sie nicht?"

„Literaten mit dem weiten Gewissen sind nicht unnatürlich diseret!" versetzte er mit einem Seitenblick auf Lisa. „Nebenbei brannten mir die Füße von einer langen Wanderung und dann — ja, dann war es auch wirklich recht amüsant, zuzuhören!"

„Das ist ja fürchterlich!" stöhnte Lisa. „Wie kann man nur so unvorsichtig sein! Und Sie — dachten Sie denn gar nicht, daß ihr Roman uns in die Hände fallen könnte?"

„Bewahre! die Welt ist ja so groß. — An so etwas denkt ja kein Autor beim Schreiben. Die Mitmenschen sind eben zum Studium da. Etwas geistiger Vampyr wird man nun einmal beim Handwerk, um Ihr geistiges Wort zu gebrauchen. Werden Sie mich verklagen, Fräulein Lisa?"

„Ich werde mich hüten!" sagte sie kurz.

„Das wäre also erledigt — nun die zweite Frage: soll ich den bewußten Roman drucken lassen oder nicht?"

„Herr Doctor! besitzen Sie denn gar kein Zartgefühl?" rief Fräulein Geiger.

„Nicht die Spur; ein dickes Fell gehört bei uns auch zum Handwerk."

Jetzt entschloß sich Lisa zu reden. „Thun Sie, was Sie wollen, Herr Doctor; wenn das Buch erscheint, bedeutet es für mich eben nichts als eine Ankündigung des Zeitpunktes, wann ich meinem Vetter den Sachverhalt mitzutheilen habe."

„Dann kommt plötzlich ein großer Orkan," fiel er ein, „treibt Ferdinand's Schiff gegen eine gefällige Klippe, und durch ein Kabeltelegramm, das Sie bekommen, aber zufällig immer verlegt haben, sobald jemand es sehen will, dringt die Kunde seines Todes nach Ulm. Sie sind wieder frei und gerührt schließt Willibald —" hier stockte er — „nein, nein!" rief er dann, „das war für meinen Roman gut, aber nicht für die Wirklichkeit. Sehen Sie, Fräulein Lisa! sehr gescheit wäre es ja nicht, aber etwas gescheiter doch, wenn Sie statt Willibald lieber mich nehmen wollten! Das ist die Bedingung, daß ich die ganze Sache todtschweige! Vor Allem aber, gehen Sie, bitte, von der Sonne weg! Ich kann ja absolut nichts von Ihnen sehen!"

„Herr Doctor!" sagte sie nach einem erstaunten Schweigen; „ich habe vor der Hand wirklich mehr Grund, Sie zu hassen, als zu lieben!"

„Ach was! das thut ja gar nichts zur Sache! Lieben werden Sie mich schon, wenn Sie hören, wie genial ich Sie Ihren Verwandten gegenüber aus dem ganzen Dilemma herausphantasire — Freilich! ein großes Loos ziehen Sie nicht mit mir, und eine etwas wechselnde Versorgung bin ich wohl — zehn Tage Volksküche, einen Tag Austern und Sect — reell ist es nicht, aber macht das Leben lustig, — und wenn Sie mich hassen wollen, so liebe ich Sie eben für zwei!"

Er machte kurzen Prozeß und zog sie aus der Sonne weg einfach in seine Arme.

„Nein! Sie sind viel zu schade für einen Willibald! solche Leute sind da, um das Nachsehen zu haben; mein Genre, das macht den Schlump — und nicht nur auf literarischem Gebiet! Nun sagen Sie aber doch wenigstens ein Wort, und wenn es auch ein Nein ist — ich kann es ja ignoriren!"

„Glauben Sie nur nicht, Herr Doctor, daß ich es aus großer Liebe thue!" entgegnete sie lächelnd; „aber das will ich zugeben: da ich nur die Wahl zwischen Ihnen und Willibald habe, sind Sie wenigstens das bessere Theil!"

Fräulein Geiger hatte sich diseret erhoben und starrte vom Fenster in die Donau. Wie immer hatte sie auch jetzt einen Gemeinplatz bei der Hand und sagte vor sich hin:

„Ja, ja — so geht es!"

Aus der Hauptstadt.

Eroica.

Allegro con brio.

Nach dem Bismarcktage, ganz früh am Morgen, scheuchte mich eine Visitenkarte in die Kleider, auf der ich die Worte las:

Dr. Hans von Bülow
Hofkapellmeister und Hauspianist
Seiner Majestät des deutschen Volkes.

Am Tage vorher hatte er in Hamburg eine Probe und ein großes Beethovenconcert dirigirt, inzwischen in Friedrichsruh seinen Glückwunsch abgestattet, die Nacht im Bahnzuge verbracht, und nun stand er da, frisch und leidenschaftlich und interessirt, jeder Zoll ein Künstler. Hastig sprang das Gespräch umher, im Suchen und Finden gemeinsamer Neigung, doch immer wieder kehrte es zu der Rede zurück und zum Staubabschütteln vom 28. März. Warum denn die biederen Berliner gar so aufgeregt thäten, wollte der verwegene Musikant wissen, und ob man nun an der Spree nicht mehr der Verehrung für den alten Kanzler Ausdruck geben dürfe. Ganz altväterlich weise kam ich mir vor, als ich dem sehnigen Jüngling mit dem sprühenden Blick nun zu erklären versuchte, daß die vereinigte Intelligenz der Reichshauptstadt von seiner lange überdachten Rede auch nicht ein Wörtlein verstanden hatte. Den Militarismus sollte er verherrlicht, das Andenken Beethoven's gekränkt und närrisch gar sich benommen haben. Er wurde himmlisch nervös, fuhr mit pantomimischen Ausrufungzeichen im Zimmer umher und blitzschnell, wie er gekommen, war er verschwunden. Ich aber gedachte der geistreichen und darum eigenwilligen Analyse, die Richard Wagner uns von der heroischen Symphonie des Großmeisters Beethoven gegeben hat: „Der erste Satz umfaßt, wie in einem glühenden Brennpunkte, alle Empfindungen einer reichen menschlichen Natur im rastlosesten, jugendlich thätigsten Affecte."

Ein heiß sprudelndes Temperament, daß auf jeden Eindruck hitzig reagirt, das jäh seinen Stimmungen nachgibt, das sein zuckendes Leben im Kampfe mit der Masse verzehrt, dem gedunsenen Feinde jeder hoch aufgeschossenen Persönlichkeit. Das ist der Stoff, aus dem man die Helden knetet, die Märtyrer und die Narren. Das ist der Stoff, aus dem unser Hans von Bülow de la Mancha gezeugt ist, den in glitzernder Rüstung nun die Berliner Barbiere zu Boden geschlagen haben. Dulcinea, die schönste aller Frauen, pries vor dem tödtlichen Streiche der spanische Ritter; der borussische Musikant schied mit dem grimmig lächelnden Rufe: „Hängen Sie Eugen Richter, dann komme ich wieder!" Nur gerecht ist es daher und billig, daß Herr Richter den wilden Hans dem urkomischen Bendix verglich und daß die sorgfältiger gekämmten freisinnigen Tribunen in feierlicher Erhabenheit verkündeten, man dürfe Bülow nicht ernst nehmen.

Marcia funebre.

Niemals thue ich beim Hochrufen mit und niemals sollte ein starker Mensch die Masse zum Hochrufen reizen. Hans von Bülow nun vollends, der den Schatten des einsamen Max Stirner beschwor, mußte vor banaler Toaststimmung ängstlich sich hüten. Da liegt seine tragische Schuld: den Bismarck, den wir meinen, den ehrt man nicht mit Orchestertusch und Massengeschrei; der ist uns schon entgöttert, wenn er in patriotischer Kirchweihstimmung die feindlichen Völker mit verhallenden Worten in die Pfanne haut. Dürfen wir von Bülow aber, dem im Nachschaffen größten musikalischen Künstler der Zeit, so kritische Regungen fordern? Seine weibliche Anschmiegsamkeit, die bei Beethoven und Brahms und beim heiteren Mozart sich festsaugt, weist ihm den Rang, und an den gewal-

tigen Zauberer im Sachsenwalde sollte sein enthusiastischer Drang sich nicht verlieren? Auf ein wundervoll weibliches Talent, das, dem geliebten Ideal zu dienen, eifrig stets die Hüllen wechselt, ward die Last einer stolzen Herrennatur gelegt: so entstand das Problem Bülow, das den Philistern jetzt so viel zu schaffen macht.

Wie ein Held erliegt, wie eine Kraft, die uns mit entzücktem Grauen erfüllte, zur tragischen Katastrophe geschleift wird: das malt uns Beethoven im zweiten Satze seines heroischen Gedichtes. Dem Consul Bonaparte war es gedacht, dem korsischen Parvenu, doch dem heilig geölten Cäsaren verweigerte der Meister sein Werk, denn sein verstiegener Menschheitglaube begriff nicht, daß im verschnittenen Culturpark der große Brecher alter Tafeln immer zum wüthenden Tyrannen werden muß. Gewalt üben oder Gewalt leiden: vor diese Wahl stellt das Schicksal in jeder Stunde den kräftig entwickelten Menschen; siegt er, dann heißt ihn die Ueberlieferung einen gewaltthätigen Unterdrücker; gibt er der Mehrheit sich gefangen, dann ward er ein Opfer des Rechtes. Denn vor dem Einzigen und seinem Eigenthum, dessen Evangelist der verschollene Stirner war, ist nimmermehr die Rede und Recht ist, was der zufällig herrschenden Klassenmoral das Rechte, das Nützliche, scheint. Darum ist Bonaparte dem liberalen Bürgerthum ein Scheusal und Sokrates, der vor der schweißigen Majestät des Volkes sich beugte und in den Vielzuvielen seine berufenen Richter erkannte, Sokrates gilt als der tugendhafteste Athener. Auf der anderen Seite des moralischen Aequators, wo eine sengende Sonne die blassen Gassenweisheiten von Gut und Böse wetterhart bräunt, wird das Urtheil wohl anders lauten.

An die Oberfläche so steil abfallender Fragen hat Herr von Bülow gerührt, und als er eben an den gefährlichsten Gipfel gerieth und den umdunsteten Begriff des Heroischen fast schon mit kecken Fäusten packen konnte, da machte er verschüchtert Kehrt und bog in die breite Toaststraße ab. Gewiß hatte er Recht und gewiß hatte auch Bismarck Recht, als er die festlich bekneipten Fackelträger mit einer tönenden Phrase entließ. Denn am Schlehenbusch werden noch eher Weintrauben wachsen, als daß in der niedergehenden deutschen Cultur für ernste Gedanken nachdenkliches Verständniß aufsprießen wird.

Nicht mit getragenen Trauerklängen geleitet bei uns man die Helden zu Grabe. Wachtparademusik ertönt von früh bis spät und die gut gesinnten Mannesseelen marschiren in Reih und Glied zur Controlversammlung. Und wenn irgendwo gelacht wird und triumphirt über den Fall eines Einzelnen, dann nur darf man gewiß sein, daß die Barbiere einem Helden die Bahre rüsten. Der revolutionäre Künstler, der nicht Fürstendiener sein kann und doch die Majestät des deutschen Volkes auf seine Karte druckt, er spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Scherzo.

Eugen Richter wollen wir doch lieber nicht aufhängen. Neben den staatsmännischen Gesichterschneidereien seiner Genossen wirkt seine breite demagogische Beredtsamkeit fast jetzt schon wie ein Labsal. Ein beschränkter Fachmensch kann immerhin, wenn die breitspurige Tribunenrolle seinem Ehrgeiz genügt, noch mehr Gutes stiften als die superkluge Geberdenspäherkunst der allergetreuesten Opponenten. Herr von Bülow vergriff sich da im Symbol, denn Richter ist durchaus nicht der Typus der neuen Berlinerei.

Aber ich vergaß ganz, daß Bülow ja nicht ernst zu nehmen ist, daß er als guter Musikant zwar bestehen kann, sonst aber gefälligst den Mund zu halten hat. Das Publikum bezahlt ihn, das Publikum hat ihm sein Benehmen vorzuschreiben, das Publikum zischt ihn aus, wenn er sich erdreistet, außer dem Gelde etwa gar auch noch Achtung zu verlangen. Und weil er immer wieder seinen Zorn über den unmusikalischen Protzenpöbel nicht meistern kann, deshalb möchten die unterthänigsten Diener des Berlinischen Kunstgeschmackes ihn am liebsten gleich steinigen. Krankhaft eitel nennen sie ihn und skandalsüchtig und die schellenlauten Thoren, die in parlamentarischer Schaumschlägerei ihr armseliges Leben verzetteln, rümpfen verächtlich hochpolitische Nasen.

Das Genie eines Menschen aber, ihr lieben Leute von der Kapitalistenmoral, will bezahlt sein, und nicht nur in klingender Münze. Wer euch geniale Politik oder Musik vormacht, der wird zu Zeiten auch wohl etwas ungeberdig, und wenn er ausschlägt, dann ist es zu spät, ihm lammfromme Droschkengaulsitte zu predigen. Ein Graf Caprivi verliert seine gemessene Haltung nie, mit ruhiger Würde trägt er der Zeiten Gunst und Laune; aber unter solchen Dirigenten treibt im Orchester auch jeder was er mag, und anstatt der heroischen Symphonie siedelt man den Gaffern ein billiges Bierconcert vor. Dem genialen Menschen gegenüber muß die Mittelmäßigkeit immer ein Bischen die schweren Pflichten üben, die der tyrannische Carlyle seiner klugen und geistig hochstehenden Frau auf die zarten Schultern zwang; während die Aermste Brot backen und Botendienst thun mußte, schrieb der leidenschaftliche Egoist seine hero-worship.

Finale.

Von weithin sichtbarer Stelle einer anmaßenden Menge bittere Wahrheit zu sagen: Das ist eine Lust, der ein leidenschaftlicher Sinn nur schwer widersteht. Diese Lust, glaube ich, und nicht der Wunsch, mit den politischen Kannegießern die Kräfte zu messen, hat Herrn von Bülow verlockt. Durch das ganze Leben des merkwürdigen Mannes zieht sich das Verlangen, über die künstlerische Wirkung hinaus auch noch einen direkten erzieherischen Einfluß zu üben. Nicht viele Deutsche von feiner Bildung, seinem begeisterten Hang zu universeller Betrachtung leben uns heute noch, nicht viele auch sicherlich, die immer der siegenden Sache den Rücken kehren. Wenn der verwegene Musikant jetzt den Berlinischen Staub von den Schuhen schüttelt und als Tambourmajor in den Zug der Nörgler sich einreiht, dann beweist das nur, daß im stickigen Klima der Großstadtluft die guten Europäer nicht mehr athmen können und daß unsere Geschichte beim letzten Satze der Eroica angelangt ist: Allegro molto!

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Wahrheit?" Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse. (Lessing-Theater.) — „Der kleine Schwerenöther." (Ferdinand le noceur.) Schwank in vier Acten von Léon Gandillot. Deutsch von Max Schönau. (Residenz-Theater.) — „Cromwell." Drama in fünf Aufzügen von Eduard Tempeltey. (Königliches Schauspielhaus.) „Fräulein Julie." Ein naturalistisches Trauerspiel von August Strindberg. (Verein Freie Bühne.)

Tempeltey, Gandillot, Heyse, Strindberg —: der Kammerdiener, der Narr, der liberale Menschenfreund in Lackstiefeln, der unabhängige Sozialist —: wie bringe ich sie nur Alle unter einen Hut? In wüste Fieberträume haben sie mich schon gehetzt, zwei höllenbange Wochen hindurch, und meinen armen Kopf mit tollen Schreckbildern geängstet. Und endlich, als durch viel Geduld und mehr Chinin das Fieber zum Weichen gebracht war, soweit wenigstens, daß anerzogenes Pflichtgefühl wieder den alten Marterweg entlang sich tasten konnte, endlich beschloß ich, auch einmal nach der Schnur zu reden, ohne Zusammenhang, doch mit Gedankenstrichen.

Also: Tempeltey, Eduard Tempeltey. Das ist der Name eines in Koburg zuständigen Mannes. In Koburg wird viel gedichtet: für die Opernbühne bemühen sich Se. Hoheit selbst, das Trauerdrama übernahm Herr Tempeltey, dem deshalb von seinem allergnädigsten Landesherrn sogar ein Charakter verliehen worden ist, der eines Geheimen Kabinetsrathes. Im geheimen Kabinet werden die schwierigsten Entscheidungen getroffen, denn wer ein Koburger Kunstgewächs, Oper oder Trauerdrama, auf eine ausländische Bühne verpflanzt, der wird seinem sächsisch-ernestinischen Orden oder Ehrenzeichen nicht entgehen. Mit den gleichen Auszeichnungen sind Bühnenleiter und sogar Künstler bedroht, die sich honorarlosen Theaterspielens halber in der Nähe des Koburger Hofes aufhalten sollten. So jagt dort ein Regierungsact den Andern und der Geheime Kabinetsrath muß sich die Viertelstunden zu ordentlichem Dichten am Munde absparen.

Eigentlich wollte er uns mit einer mehractigen Welfengeschichte erfreuen und von Heinrich dem Löwen etwas erzählen, aber da machte der Herzog von Cumberland ihm einen Strich durch die Rechnung, schrieb den berühmten Brief an den Kaiser und ließ sich den Welfenhort zurückgeben, an dessen Stelle das sittlich erleichterte deutsche Gemüth eiligst einen neuen Geheimschatz von 500,000 Mark bewilligte. Mit den Welfen war nun vorläufig auf der Hofbühne nichts zu machen, und weil Herr Grube doch auf die große Herzog Ernst-Medaille nicht gern verzichten mochte, ward schleunigst der Cromwell einstudirt. Ich muß mich mit der eidesstattlichen Versicherung begnügen, daß ich ein unbedeutenderes und kläglicheres Stück Historienarbeit niemals gesehen habe. Von Einzelheiten sind mir nur zwei im Gedächtniß geblieben: Karl Stuart war ein guter König und die Anzüge des Fräulein Lindner und des Herrn Purschian sahen nach vier Jahren noch beinahe neu aus. Auch sagte Cromwell einmal: „Gott ist allenthalben." Und dann las ich von der vornehmen poetischen Sprache des Schauspieles.

Der grobe Oliver hat nie zu meinen Lieblingen in der Geschichte

gehört; im Grunde war er doch ein frommer Knote. Den Gothen aber und den Knoten spart die Weltgeschichte oft genug das Weltgericht auf und Knote Oliver war wirklich groß, als er mit derben Brauerfäusten den morschen Königsprossen knickte. Und wenn ich nun so einen poesieverlassenen Tempeltey daherkommen sehe und höchst loyal den Lümmel im Purpur „retten", dann packt mich heilige Wuth und dem brutal beschränkten Cromwell möchte ich geschwind allerlei abbitten. Aber ist denn der schreckhaft geistersichtige Herr da oben wirklich Cromwell, der biedere Papa, der stets, ehe die Entscheidung fällt, mit seinem holden Lieschen erst zu Kabinetsrathe geht? In Koburg mag's so sein. Um den guten Blutruf dieses Kleinstädters Cromwell aber ist es rasch geschehen, wenn er unter europäische Menschen kommt, die hinter der grimmen Maske geschwind Schnock erkennen, den Schreiner, oder Zettel, den Geheimen Kabinetsrath.

Umgekehrt ist das Schicksal des kleinen Schwerenöthers: in Paris ein sanfter Ferdinand, in der Provinz ein unworbener Herzenbrecher, dem die appetitliche Apothekerfrau gleich einer reifen Frucht in den verletzend keuschen Schoß sinkt. Die Geschichte ist vorhanden und in lustigem Französisch von Léon Gandillot geschrieben, einem blutjungen und von Sarcey angepriesenen Possenreißer, der seinem Meister kürzlich den Schmerz bereitet hat, in „Le pardon" sich zu einem Labiche des galligsten Pessimismus auszuwachsen. Ferdinand le noceur — der geschickte und witzige Uebersetzer Max Schönau war nur beim Titel unglücklich — ist noch ziemlich physiognomielos; nur ein dumpfer Groll gegen die bourgeoise Wohlanständigkeit unterscheidet da Gandillot von anderen Vaudevillisten, und wo er in ihren abgegrasten Wegen wandelt, da wird er mitunter etwas langweilig. Warum mußte aber auch die tugendreiche Censur an dem netten Dienstmädchen Anstoß nehmen, das nach Paris kommt, um Cocotte zu studiren, und in den verfänglichsten Prüfungen nun mit Unehren besteht? Uebrigens wird die satirische Hetzjagd von den Herren Pagay, Alexander, Pansa ganz ausgezeichnet gespielt.

Der sanfte Ferdinand kann nicht ein josephinisch Nein sagen, als die Apothekergattin ihn um intimsten Dienst bedrängt. Er wäre deshalb ein Mann nach dem Herzen Paul Heyse's und dessen frommer Großmama, die nur den lieben Gott läßt walten, auf daß in Bankierhäusern nicht gar zu oft die Wahrheit gesprochen wird.

Wenn die beiden Weltkinder in der Tonne noch lebten, denen möchte ich das Schauspiel „Wahrheit?"*) wohl einmal vorlesen; ich glaube, sogar der arme Balder würde sich daran gesund lachen. Aber die Tonne ist gesperrt, Balder ist tot, Edwin, wer weiß, wo, als Ordinarius untergekrochen, und Paul Heyse, dem's einst im Blute lag, der für Natur und Freiheit im hellenischen Gewande, mit Weinlaub im Haar, muthig in den Kampf zog, Paul Heyse ist mit seiner Großmama in's Kloster gegangen und hat die Heiligenfabrik wieder eingerichtet, die Professor Jansen — „im Paradiese" — in zorniger Wallung einst zu Scherben schlug.

Dem ängstlichen, von kleinlichen Rücksichten und Gewohnheiten eingeengten Mittelschlag der Philister stellte Heyse einstmals die „heroischen Seelen" gegenüber, die ein höheres Gewissensrecht haben sollten und einen kühneren Lebensanspruch. Jetzt spottet er mit Großmama über das „sogenannte Recht der Leidenschaft" und predigt der Culturmenschheit das Evangelium der conventionellen Verlogenheit. In einem leidlich lichten Augenblick habe ich unseren verzärtelten Dichter deshalb vorhin einen Liberalen genannt: er war jung mit dem Liberalismus und mit ihm ist er nun alt geworden, fromm und beschaulich, tantenhaft opportunistisch. Der ganz moderne Geist verspann sich in den Roman der Stiftsdame, und wenn nun das Kaminfeuer rauscht, erzählt er Wunderdinge vom Guten, Wahren, Schönen, daß es bald einen Gensichen jammern könnte. Was Großmama wohl zu den moralischen Novellen sagen würde? Der Verwandtschaft würde sie beinahe sich schämen und vor den radicalen Leichen, wie Rickert vor Jacoby, seitab weichen.

Mich schmerzt der Anblick, denn ich habe Heyse sehr geliebt. Er schien mir, gleich dem Helden seiner stärksten Novelle, der letzte Centaur, der mit prachtvollem Sprunge über die Köpfe blöde gaffender Bauern hinwegsetzte, dem Morgenroth entgegen, dem hellen, seinen Dunst phantastischer Freiheit. Und nun steht, der das Land der Griechen mit der Seele suchte, mitten unter den Bauern, zur Rechten ihm Lindau, zur Linken Lubliner, und barmt und keift, da ein Neues werden will. Der Centaur ist ein Philister geworden, das Kind der Welt läßt von Großmutter sich einbeten mit Eiapopeia und himmlischem Trost, und nur die gesättigte Fülle einer schönen, allzu schönen Sprache gemahnt noch an die alte Herrlichkeit. Weil dumme Jungen ihn zu den Alten geworfen haben, fühlt Heyse jetzt wirklich sich als ein Alter und mit furchtbar weiser Miene erzählt er der maulsperrenden Menge, daß Raphael ein talentvoller Maler war und daß Grobheit allein noch nicht selig macht. Aus dem höchst kindischen Spiel, auf das ich nicht gern hier eingehen möchte, gähnt müde ein trauriger Ernst uns an, und wenn Heyse über die selbst gefundene, die reine und große Kunst Fritzens von Uhde spottbillige Witze reißt, dann blicken wir wehmüthig in die vergreiste Weltanschauung des sogenannten entschiedenen Liberalismus hinein, der jedes Verständniß für den Anspruch der Zeit verloren hat und jede Achtung vor der ausgewachsenen Persönlichkeit.

Um die Erbschaft dieses Geschlechtes, dem nimmer ein Nachwuchs erblüht, tobt aller Streit, im Leben wie in der Kunst. Das gibt unserer Zeit die Stimmung, dieses Suchen und Sehnen, dieses Hoffen und Bangen, des Wünschens und Entsagens schmerzliche Lust. Darum entsetzen wir fast schon uns vor den Kerngesunden und lieben die Kranken, — wenn sie nicht gerade ein ganz gemeines Wechselfieber haben, wie ich heute, und auf einen lüderlichen Gedankenstrich gehen.

Zwei Worte nur noch von Fräulein Julie, die in dummer, dumpfer Migraine nicht abgethan werden darf. Das merkwürdige Trauerspiel, in dem zwei Symbole einander begatten, hat auf der Bühne nicht die geringste Wirkung geübt; es hat nicht erschüttert und nicht empört, es hat einfach gelangweilt. Das lag nicht allein an der in den drei Rollen ganz ungenügenden Darstellung, die unverständig nur an der Oberfläche klebte; auch nicht der taktisch schlaue, doch mit arger Salbung in die Irre führende Vortrag des Herrn Paul Schlenther, so schwer er an Strindberg sich auch versündigte, trug den Haupttheil der Schuld. Eine bedeutende, doch unlebendige und mit lastender Doctrin bepackte Dichtung stieß auf eine Anschauung, zu der nicht ein schmalster Brückensieg sie geleitete. Die Begegnenden verstanden einander nicht, und der die Bekanntschaft vermitteln sollte, las aus welk raschelnden Blättern fromme Murmelsprüche ab. Von einer Büßerin erzählte er uns, die wir, im Herzinnersten tief erschüttert, beklagen sollten; und das war genau so grundfalsch wie die Aufforderung des Herrn Tempeltey, um Karl Stuart zu klagen, den Cromwell im Aufstieg zertrat.

M. H.

*) Berlin, Wilhelm Hertz.

Notizen.

Geschichte Oesterreichs. Von Alfons Huber. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) Huber's Geschichte Oesterreichs ist mit dem nunmehr vorliegenden vierten Bande so weit vorgeschritten, daß der nächste Band die Darstellung des Dreißigjährigen Krieges bringen wird. Der gegenwärtige vierte Band behandelt die Kriege mit den Türken und die Vorgänge in Ungarn, bei denen es sich um die Frage handelt, ob Oesterreich im Stande war, Ungarn gegen die Türken zu behaupten und in eine engere Verbindung mit den deutschen und böhmischen Ländern zu bringen; sodann die verhängnißvollen Kämpfe zwischen Katholicismus und Protestantismus. Daß der Verfasser nicht nur eine Staatengeschichte, sondern auch wesentliche Beiträge zur Culturgeschichte liefert, ist von den früheren Bänden her bekannt; ebenso, daß er möglichst nach den Originalquellen arbeitet und in seinen Angaben zuverlässig ist. Seine Darstellungsform ist ganz geeignet, den weiteren Kreis der Gebildeten, die sich für Geschichte interessiren, ebenso wie die gelehrten Fachmänner zu befriedigen.

Die Brot-, Noth- und Zollfrage und die Lage der Landwirthe. Von A. Seifert (Leipzig, Serig'sche Buchhandlung.) — Diese kleine, nur 64 Seiten umfassende, reichhaltige, viel landwirthschaftsstatistisches, überhaupt thatsächliches Material gebende Broschüre verdient die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, ohne Unterschied der volkswirthschaftlichen und politischen Richtung. Der Verfasser zieht in 12 Thesen das Ergebniß seiner Schrift. Die letzte These lautet: „Der Zoll in heutiger Höhe ist für die Landwirthe nicht nöthig, für die Mehrzahl der Brotkäufer aber eine Belastung, welche zu Entbehrungen auf Kosten der Gesundheit zwingt und unvermeidlich Erbitterung hervorruft."

Zeitgenoffen. Eine Erzählung aus unseren Tagen von Karl Freiherrn von Beust. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wir sind keine Freunde dieser modernen Geschichten in Versen und halten sie nur dann für genießbar, wenn sie uns mit Byron's Witz, Heyses Grazie und in Platens spielender Formvollendung geboten werden. Davon hat aber dies Epos nur sehr wenig, so hübsch auch manches ist, wie die Theorie vom jüdischen Adel. Die ungereimten Blankverse machen die Sache gar zu leicht und so verliert sich der Verfasser nur zu oft in Geschwätz und Banalität, die bei strafferer Form unmöglich oder wenigstens künstlerisch geadelt würden.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Soeben erschien:

Othmer's Vademecum des Litteraturfreundes.

Zusammenstellung
der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Litteratur.

Vierte Auflage,
ergänzt bis 1891.

Preis geheftet Mk. 10.50, gebunden Mk. 12.
Verlag von Leopold Ost in Hannover.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. Tadellos. (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an
C. Rudloff in Berlin W., Culmstraße 8.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Robert Schumann.
Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.
4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.
(Erste vollständige Ausgabe.)
Von **F. Gustav Jansen.**
2 Bde. gr. 8° geh. *M* 12.—, fein geb. *M* 15.—.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

Göthe als Socialpolitiker
Ein Beitrag zur
Beurtheilung der socialen Frage.
Von
Professor Dr. **Gerlach.**
Preis: 50 Pfge.

Im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.
Posse in 4 Akten
von
Karl Bilke.
Preis eleg. brosch. 2 *M*.
Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

= Soeben beginnen zu erscheinen: =

MEYERS KLEINER HAND-ATLAS

mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Konversations-Lexikon zusammengestellt in
= *100 Kartenblättern und 8 Textbeilagen* =
in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig = 30 Kreuzer ö. W.

MEYERS KLEINES KONVERSATIONS-LEXIKON

Fünfte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.
2400 Lexikon-Seiten mit 77,000 Artikeln und vielen hundert Abbildungen, Karten, Chromotafeln u. a.
in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig = 18 Kreuzer ö. W.
Die ersten Lieferungen zur Ansicht. — Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Ein
hannoversch-englischer Offizier
vor hundert Jahren.
Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda,
Oberst und Brigadier in der Königlich Deutschen Legion.
26. November 1765 bis 18. Juni 1815.
Von
Ludwig Freiherr von Ompteda.
Mit einem Bildnis in Heliogravure und einer Karte.
Preis geheftet Mark 6.—, in Halbfranz gebunden Mark 8.50.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

---

v. Schlechtendal-Hallier's Flora
von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, siehe Beilage in Nr. 13 dieses Blattes.
Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Hierzu eine Beilage: Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 16. April 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Großpreußen oder Deutschland? Von R. Funk. — Festlegung des Oster- und Pfingstfestes. Von A. Buchau. — Neue Hypothese über das Wesen der Elektricität. — **Literatur und Kunst:** Moltke's militärische Correspondenz. Von Immanuel Rosenstein. — Steuern wir einer Epoche der Mystik zu? Von Curt Grottewitz. — **Feuilleton:** Eine Schulrevision. — **Aus der Hauptstadt:** Der ewige Barabbas. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Die Ausstellung der „XI". Von Cornelius Gurlitt. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Großpreußen oder Deutschland?

Von R. Funk.

Der jüngst verstorbene Lagarde entfernte sich in seinen Schriften zwar manchmal etwas zu sehr vom Boden der gegebenen Thatsachen und Verhältnisse, und er ließ gar zu gern seiner Phantasie die Zügel schießen, aber er äußerte doch auch manchen treffenden, kernigen Gedanken. Zu diesen rechnet die Aeußerung, daß unsere deutschen Könige (Bayern, Sachsen, Württemberg) in ihrem eigenen Interesse und zum Wohle Deutschlands eine Standeserhöhung für sich beantragen müßten, eine Erhebung von der Königswürde zur — Herzogswürde. Er begründet den Vorschlag damit, daß z. B. ein Herzog von Bayern, der als Stellvertreter des Kaisers von Deutschland und im Namen des Kaisers handle, offenbar zehn Mal mehr gelte und auch sei als ein bloßer König. Sobald man sich die Sache wirklich überlegt, erkennt man die Richtigkeit sofort, man denke nur z. B. an den „König" von Serbien, um nicht zu erinnern an King Bell in Afrika oder — Königreich Stumm. Bayern wiegt nur mit als ein Glied des mächtigen deutschen Reiches, für sich allein ist es eine „quantité négligeable" im „europäischen Gleichgewicht." Im Rath der deutschen Stämme zählt Bayerns Stimme, da sie etwa ein Zehntel des Ganzen beträgt. Deutschlands Wort kann nicht ungehört verhallen in Europa, da es ein Sechstel des Ganzen vertritt. So ist Bayern mittelbar eine europäische Großmacht! Selbst ist der Mann, und der Starke ist am mächtigsten allein, doch der Schwache kann nur wirken, wenn er sich mit Mehreren vereint, die ein einig Volk von Brüdern bilden, und in keiner Noth sich trennen und Gefahr.

Das klingt vielleicht wie eine Rede gegen den „Particularismus", und für einen freiwilligen Selbstmord der Kleinstaaten zu Gunsten Preußens. Das liegt aber durchaus nicht in unserer Absicht. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß jedes unerfreuliche Auftauchen particularistischer Bestrebungen (z. B. die hessische „Rechtspartei" in Kassel im vorigen Jahre) nur eine wohl begründete Reaction ist gegen Mißgriffe und Uebergriffe zu Gunsten einer übermäßigen Centralisation. Wir sind ferner der Ansicht, daß Bismarck ganz Recht hatte, als er sagte, daß zwar jeder Particularismus gefährlich sei, daß aber die schlimmste und gefährlichste Sorte von allen der borussische Particularismus sei. Im ganzen nichtpreußischen Deutschland fürchtet man sich, wenn auch zum Theil sehr mit Unrecht, vor dem Gespenst eines Großpreußens. Ja man kann stellenweise sogar beobachten, wie diese Preußenfurcht sich zur Berlinerfurcht verdichtet. Weshalb gerade der preußische Particularist am verderblichsten ist, ist leicht zu errathen. Erstens hat er wirklich die Macht, die anderen zu unterdrücken und zu zwingen, während ein bayerscher Sonderling (= Particularist) im schlimmsten Falle innerhalb der eigenen Grenzpfähle mit seinen Sondergelüsten hausen kann. Zweitens ist der preußische Sondergeist, eben weil er die Macht hat, auch gefürchtet, und kann so tiefgehende Verstimmungen und folgenschwere Erbitterung herbeiführen.

Kein Kenner der Geschichte kann leugnen, daß durch Preußen erst Deutschland groß gemacht ist. Aber Preußen sollte niemals vergessen, daß es heute als Preußen (d. h. ohne das übrige Deutschland) doch herzlich wenig zu sagen haben würde. Man kann es geradezu behaupten, daß ohne die „Kleinstaaten" Preußen selbst fast ein Kleinstaat wäre, oder wenigstens im heutigen europäischen Kanonen-Concert zur Ohnmacht, zum willenlosen Gehorsam gegen Winke von der Newa verurtheilt wäre. Die Rechnung ist nach der letzten Volkszählung ziemlich einfach: Preußen zählt 30 Millionen, die anderen Staaten zusammen 20, das ganze Deutschland also 50. — 20 Millionen an sich mag wenig sein, aber als Differenz sind diese 20 ein großer, ein gewaltiger Unterschied. Mit seinen 30 Millionen erreicht Preußen kaum die Einwohnerzahl Italiens, der letzten, sechsten, volkärmsten Großmacht.

Niemand wird wünschen, daß Deutschland ein bunter Staatenbund von 100 winzigen Kleinstaaten wäre. Es ist vielmehr gut und segensreich, daß ein mächtiger Wille da ist, der in jedem Augenblick das nöthige Schwergewicht besitzt, um das Ganze vor dem Auseinanderfallen kräftig zu bewahren. Es fragt sich aber, ob Preußens Wille so übermächtig ist, um den anderen Staaten muthwillig seine Gesetze aufzwingen zu können. Das ist nicht der Fall! Denn in Preußen selbst ist eine beträchtliche Menge von Particularisten, und zwar antipreußischer Particularisten, namentlich die Polen Posens, die Welfen Hannovers, auch die Rechtshessen u. s. w. Diese würden sicherlich gegen alle großpreußischen Bestrebungen entschieden Front machen. Dadurch aber verlöre Preußen noch 5 Millionen, und die Wagschalen ständen dann völlig gleich, 25 gegen 25 Millionen! Dazu kommt noch, daß eine der stärksten Parteien, das Centrum, eine große Neigung hat, den Particularismus zu beschützen, eher etwas zu viel als etwas zu wenig. Also an ein Großpreußen ist vorläufig wenigstens nicht zu denken. Das einzige Mittel, um für Großpreußen Stimmung zu machen, wäre — eine scheinbare Unterstützung des extremsten, unsinnigsten Particularismus, wie er z. B. vor wenigen Monaten einmal bei einem süddeutschen ultramontanen Blättchen zum allgemeinen Entsetzen ausbrach. In dem Streite

zwischen Centralismus und Decentralisation führt jedes Theoretisiren in das Verderben, man muß Maß halten und die praktischen Bedürfnisse berücksichtigen. Jedes Extrem würde sofort das entgegengesetzte herausfordern.

Nichts ist schwerer, als allgemeine Volksstimmungen aus zufälligen Erlebnissen, seien sie auch noch so zahlreich, abzuleiten. Auch einer, der fortwährend in ganz Deutschland herumreist, könnte niemals einen Vergleich zwischen den politischen Neigungen der Preußen und Nichtpreußen zu ziehen wagen. Da hilft nur die Statistik, und wenn die fehlt, so muß man eben schweigen. Die Wahlstatistik lehrt, daß die Gesinnungen in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes ungeheuer verschieden sind. Jede Partei hat ihre „Hochburgen", z. B. das Centrum in der Rheinprovinz und Bayern, die Nationalliberalen in der Pfalz, der Freisinn in Niederschlesien, die Sozialdemokratie in den Hansestädten ꝛc. Aber ein politischer Gegensatz zwischen Preußen und Deutschland ist nicht vorhanden! D. h. die Landestheile Preußens vereinigen schon in sich alle Schattirungen, und zwar annähernd in demselben Verhältnisse wie es ganz Deutschland zeigt. So besitzen von den nennenswerthen Parteien die Conservativen in Preußen 15, in Deutschland 12 Procent, die Reichspartei in Preußen 8, in Deutschland 8, die Nationalliberalen in Preußen 11, in Deutschland 16, der Freisinn in Preußen 19, in Deutschland 16, das Centrum in Preußen 19, in Deutschland 19, die Sozialdemokratie in Preußen 17, in Deutschland 20 Procent.

Irgendwie erhebliche Abweichungen sind also nicht zu finden, sie bewegen sich innerhalb der Grenzen, die dem sogenannten Zufall eingeräumt werden müssen. Daraus ergibt sich aber, daß Deuschland über alle wichtigeren öffentlichen Lebensfragen genau ebenso denkt wie Preußen. Da müßte doch einer wahrhaftig vom Teufel besessen sein, wenn er auf den Gedanken käme, Zwietracht zu säen, und einen unnatürlichen Gegensatz durch künstliches Hetzen zu erzeugen. Es ist nicht das geringste Verdienst unseres aus allgemeinen Volkswahlen hervorgegangenen Reichstages, daß er uns bewiesen hat, daß Preußen und Deutschland eines Sinnes sind, so lange des Volkes Willen etwas gilt! Möge das immer so bleiben! Schon einige Doppelwahlen können uns lehren, daß kein Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen Groß und Klein ist. So wurde ein Candidat gleichzeitig in Berlin und in Sachsen-Meiningen gewählt, ein zweiter in Berlin und in Oldenburg, ein dritter in Magdeburg und München. Ja einzelne Parteigrößen wurden als „Zählcandidaten" zugleich an hundert verschiedenen Orten an allen Ecken und Enden aufgestellt. Das wäre doch aber unmöglich in einem Volke, dessen Dörfer mit Vorliebe Kirchthurmpolitik treiben. Man darf sich da nicht irre machen lassen durch die großen Reden, die der Philister auf der Bierbank vom Stapel läßt. Da thut manchmal der Dresdner, als möchte er am liebsten ganz Berlin in die Luft springen sehen. Er renommirt gewissermaßen mit seiner Preußenverachtung, aber dieses Pathos ist kaum echter als das eines Schauspielers, der gerade den Othello spielt mit heißem Bemühen.

Gegenwärtig gewinnt die Frage, ob Großpreußen oder Deutschland, ein erhöhtes Interesse durch die so plötzlich erfolgte Trennung der obersten Spitzen von beiden Staatswesen, des Reichskanzleramtes und des Ministerpräsidiums in Preußen. Wir erklären, daß wir diese Trennung mit großer Freude begrüßen. Denn erstens sind üble Folgen davon nur in dem (seltenen) Falle überhaupt denkbar, wo die Interessen Preußens sich nicht mit denen Deutschlands decken. Aber gerade für diesen Fall scheint es uns besonders gut, daß die Interessen zunächst nach dem Grundsatz „schiedlich — friedlich" auseinander gehalten werden. Ein wirklicher Kampf ist ja schon dadurch ausgeschlossen, daß der Träger der Kaiserkrone in Preußen wie in Deutschland höchster Gebieter ist. Den klarsten Vergleich für diese Lage findet man im Rechtsstreit. Jede Partei hat zunächst ihren Anwalt, der mit allen erlaubten Mitteln Meinung und Willen des einen Theiles zu verfechten hat. So ist offenbar Preußens Anwalt der Ministerpräsident, des Reiches Sprecher der Kanzler. Ueber beiden Parteien steht als oberster Schiedsrichter der Kaiser und König. Sind die beiderseitigen Ansprüche wirklich unvereinbar, so hoffen wir als alte, gute Preußen, daß der Kaiser stets zu unseren Ungunsten und zu Deutschlands Gunsten entscheide. Nie hat Preußen sein Gut und Blut geschont, wo es galt, Opfer zu bringen für die heilige deutsche Sache. Mag das anerkannt werden oder nicht, wir werden unserer Geschichte und unserem Berufe treu bleiben — das einzige Gefühl, das einem Preußen gegenüber bellenden Particularisten ziemt, ist das der Großmuth, der opferfreudigen Selbstverleugnung. Am schlagendsten zeigt sich das im Bundesrathe, wo Preußen, trotzdem es allein schon 60 Procent zählen müßte, so tief in der Minorität sitzt, daß Kleinstaaten, die zusammen noch nicht ein Drittel Deutschlands ausmachen, die anderen überstimmen können.

Man redet viel von der „historischen Berechtigung", die jede bestehende Ordnung in sich und für sich habe, heiße sie auch Spielhölle in Monte Carlo, türkisches Räuberwesen, chinesisches Seeräuberwesen u. s. w. Wir geben das alles gern zu, wir erkennen alle möglichen und unmöglichen Räuberbanden als berechtigte Landeseigenthümlichkeiten an, so lange die Eingeborenen zufrieden sind mit ihren Zuständen. Unter Umständen aber wird man doch nicht umhin können, solche Zustände mehr als ein Werk des bloßen Zufalls zu betrachten. Es würde dem geschicktesten Advokaten und Opportunitätsschwätzer nicht gelingen, einen tieferen historischen Grund anzugeben, warum z. B. bei den Annexionen von 1866 einige Landstriche preußisch wurden, andere aber nicht, die es viel nöthiger gehabt hätten, wie z. B. Mecklenburg und die Hansestädte. Ja man kann sogar mit einem Landesfürsten, der kühn das Schwert gegen Preußen zog, noch eher Sympathie haben als mit ständischen Parlamenten, denen vielleicht nichts fehlte, um dasselbe zu thun, als derselbe Muth. Ob aber annectirt oder nicht, ist Nebensache. Hauptsache bleibt, daß man heute vor einem kaiserlich deutschen Lieutenant in ganz Europa mehr Respect hat als ehemals vor einem regierenden Reichsfürsten. Wie sprang denn Napoleon I. um mit unseren deutschen Königen! Und wie mißachtet war denn unser eigener deutscher Kaiser im eigenen Vaterland, wenn nicht eine ansehnliche „Hausmacht" hinter ihm stand!

Preußen wird sich sehr hüten, den mindesten Druck auf die anderen Staaten auszuüben, der den Anschein erwecken könnte, als wolle Preußen für sich einen Vortheil herausschlagen. Glaubt Bayern, von seinen „Reservatrechten" einen Vortheil zu haben, so irrt es sich zwar sehr, aber es mag dann selbst den Schaden des vermeintlichen Vorteiles tragen — denn guter Rath und zum Lohn dafür Mißtrauen, das wäre zu viel verlangt von Preußen. Aber Niemand könnte es Preußen verdenken, wenn es seinen eigenen Provinzen möglichst große Selbständigkeit gibt, so daß sie sich von den „souveränen" Staaten nur unterscheiden durch den Namen der „Souveränetät"! Was Bayern und Württemberg recht ist, das ist Schlesien, Pommern und Westfalen billig. Daher ist es sehr zu tadeln, daß die Oberpräsidentenstellen so sehr wechseln und nach Zufälligkeiten vergeben werden, als eine Art Schmerzensgeld für Leute, die Unglück gehabt haben, und denen man eine Ehre erweisen möchte. Die Zukunft ist zukunftsvoll. Vielleicht ist die stattliche Zahl der hohenzollernschen Prinzen vom Schicksal bestimmt, eine neue, den neuen Verhältnissen angepaßte Art von Stammes-Herzögen für Preußens Provinzen abzugeben. Selbstredend, ganz selbstredend unter festester Oberhoheit des Kaisers, nicht um zu lockern oder gar zu trennen, sondern um die Freude am Reich zu mehren und dadurch alle Theile mit dem festesten Bande zu umschlingen — auf ewig ungetheilt.

Natürlich, der Menschen Wille bleibt immer ihr Himmelreich. Nichts wäre alberner, als künstlich Besonderheiten zu züchten, oder auch nur von oben herab zu begünstigen. Besonderheiten schont man, aber man heuchelt sie nicht! Es mag ja für eine poetisch besaitete Seele ein idyllischer Zustand sein, wo jede Landschaft, jedes Dörfchen seine besondere Tracht, seine besondere Verwaltung, Bauart, Militär u. s. w. hat, glücklich

ist in seinen vier Quadratkilometern und um die Außenwelt sich weder kümmert, noch etwas von ihr erfährt, es sei denn ausnahmsweise, wenn hinten einmal weit in der Türkei u. s. w. Aber diese beschauliche Ruhe ist heute schwer durchführbar, sie kostet zu viel, nämlich den Kopf. Denn ein solches Land der Individualitäten wird die Beute der ländergierigen Nachbarn. Schade! Aber jedes Individuum hat eben nur einen Kopf zu verlieren. Daher müssen wir uns schon, wollend oder nicht, ein wenig in einander fügen, uns uniformiren (einförmig machen), für unsere Eisenbahnen eine gemeinsame Normalspurweite einführen u. s. w.

In vielen, sehr vielen Dingen ist aber die landschaftliche (provinzielle) Selbständigkeit nicht nur unschädlich, sondern geradezu wünschenswerth durch den regen Wetteifer, den sie entwickeln könnte. Man lasse doch hier Simultanschulen, dort confessionelle, hier Gymnasien, dort Realschulen entstehen, man lasse doch die eine Provinz nationalliberal verwalten, eine zweite klerikal, eine dritte conservativ, und eine vierte vielleicht auch von sozialdemokratischen Provinzialbehörden — die Bestätigung von oben kann ja jederzeit versagt werden, und die Erfahrung hat gelehrt, daß Sozialdemokraten durch Mitarbeit in Körperschaften die beste Gelegenheit zur Selbsterziehung finden und sich manche schöne Theorie gründlich abgewöhnen!

Nur gewähre man keiner Landschaft besondere „Reservatrechte“ oder Vorrechte, die den anderen versagt bleiben. Kein Theil Deutschlands kann mehr Rechte für sich beanspruchen als alle anderen.

In vielen Fällen sind die sog. Sonderrechte nur ein schöner Schein, von dem die Mehrzahl der Bewohner des Landes nichts wissen will, der aber trotzdem aufrecht erhalten wird von Landesparlamenten, die nicht vom Volke, sondern von privilegirten Kasten gewählt sind. Schon wiederholt ist von nationalliberaler und freisinniger Seite mit Recht gefordert, daß z. B. Mecklenburg von Reichswegen eine Verfassung erhalten solle. Die Mecklenburger wollen eine Verfassung, wie aus ihren Reichstagswahlen hervorgeht, und Deutschland will dasselbe, nur eine kleine Minorität in Mecklenburg will nicht, und darum sollte man dieser den Willen thun? Ebenso ist es offenbar, daß den „Hanseaten“ an ihrer freien Reichsherrlichkeit sehr wenig gelegen ist. Denn sie wählen nur noch Sozialdemokraten.

Wir halten den Parlamentarismus nur dann für segensreich, wenn eine sehr starke Monarchie ihm das Gegengewicht hält und das traurige Wechselspiel schwankender Majoritäten vereitelt. Aber wenn man einmal Parlamente hat, so ist doch offenbar die Hauptsache, daß man den wirklichen Willen des ganzen Volkes erfährt, nicht den von bevorrechteten Klassen. Sollen die Verfassungen der deutschen Einzelstaaten vom Gesammtreich respectirt werden, so muß man wissen, ob die den Einzelstaat bildenden Menschen ihre eigene Verfassung überhaupt behalten wollen. Sonst ist die beliebte Warnung, „nicht an der alten Verfassung zu rütteln“, nur ein wohlfeiler Vorwand, um alte Privilegien damit zu decken.

In jedem deutschen Staate (auch in Preußen!) sollte ein Plebiscit stattfinden mit allgemeiner, geheimer Abstimmung, ob die alte Verfassung bleiben soll, oder ob für die Landtage das Reichstagswahlrecht eingeführt werden soll. Gegen das Plebiscit als solches darf nur der reden, der dem Absolutismus huldigt, aber niemals ein Anhänger von Parlamenten, da er sonst verrathen würde, daß er nicht für das Volk kämpft, sondern gegen Volk und Fürst und für parlamentarische Oligarchie. Das sehen wir jetzt vortrefflich an Belgien, wo man sich mit allen Mitteln gegen das sog. Königs-Referendum sträubt — man will den König machtlos machen, um selbst das Volk nach Willkür beherrschen zu können!

Die Wahlen zum Reichstag und zu den Landtagen wären dann gesondert vorzunehmen, da derselbe Wähler möglicherweise in Reichsangelegenheiten einen ganz anderen Vertreter wünscht, als in Sachen seiner engeren Heimath. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dann auch die Einsetzung besonderer Reichsministerien allgemeine Zustimmung findet, nicht nur im Reichstage, sondern auch in allen Landtagen. Gerade die Reichsminister sind ja die besten Schützer gegen preußischen Particularismus, wobei wir als selbstredend voraussetzen, daß jene Aemter von den entsprechenden preußischen getrennt werden. Die Trennung mag manche Unbequemlichkeiten mit sich führen, aber das Prinzip ist doch zu viel werth, daß Deutschland nicht nur nach dem Belieben Preußens regiert wird oder zu werden scheint.

Jeder deutsche Soldat muß heute sowohl dem Kaiser als auch seinem besonderen Landesherrn Treue schwören. Offenbar enthält dieser Schwur für alle nichtpreußischen Landeskinder eine reine Unmöglichkeit, die hervortreten müßte, sobald der Landesfürst gegen das Wohl des Reiches handelt. Man kann ja immerhin das beste hoffen, aber erfreulich ist dieser Zustand in keiner Beziehung. Heute sind die deutschen Fürsten streng reichstreu. Sollte der Fall eintreten, daß einer reichsfeindlich handelt, so würde er schwerlich 24 Stunden länger im Lande bleiben, da sein eigenes Volk seinen Thron hinwegfegen würde.

Als vor einigen Jahren der bayersche Raupenhelm verschwinden mußte, da weissagten traurige Propheten viel Unglück. Eingetroffen ist davon bis heute nichts. Auch der württembergische Waffenrock wurde vom Strome der Zeit ergriffen. Dieses Aufgeben unhaltbarer Besonderheiten beruht übrigens völlig auf Gegenseitigkeit, und es wäre sehr zu wünschen, daß diese Gegenseitigkeit durch die That, wo irgend möglich, erwiesen wird, indem umgekehrt auch Preußen einiges Gute von Bayern annimmt. Denn Preußen hat ebenso viel Reservatrecht gegen Bayern als dieses gegen Preußen. Die preußische Pickelhaube war gerade so gut ein „Reservatrecht“ wie der Raupenhelm.

Eine Regel aber sollte nie durchbrochen werden: dem Ausland gegenüber müßten wir stets als eine einzige geschlossene Masse dastehen. Daher nur deutsche Gesandte an fremden Höfen, nicht preußische und bayersche! Daher auch keine bayerschen und württembergischen Briefmarken, sondern eine wirkliche Reichspost für das ganze Reich. Was sollen die Franzosen von uns sagen, wenn sie aus Deutschland Briefe erhalten mit bayerschen Freimarken! Und warum das? Nur um der elenden paar Millionen willen, die Bayern verlieren könnte durch den Anschluß seiner Post! Das ist geradezu schmachvoll — man entschädige doch Bayern reichlich, damit es in die Reichspost hinein kann. In München wird ein Brief mit deutschen Marken, den man dort zur Post trägt, als unfrankirt behandelt! Ist das nicht eine Schande? Wenigstens stelle man doch frei, im ganzen Reichsgebiete alle Markenarten als gleich zu behandeln, so daß man z. B. auch in Berlin bayersche Marken verwenden darf. Ist es denn so sehr gefährlich, wenn lumpige zehn Pfennig in eine andere Kasse fließen, während sie doch in der großen Familie Deutschlands bleiben?

Es wäre sehr traurig, wenn wir auf unseren Lorbeeren von 1870 und 1871 ausruhen wollten, um bei festlichen Gelegenheiten den Mund recht voll zu nehmen, wie wir es doch so herrlich weit gebracht hätten. Wer nicht vorwärts geht, sinkt zurück. Es wäre ebenso traurig, wenn wir erst durch neuen Schaden klug werden wollten. Wir haben schon genug Schaden zu besehen, wenn wir in der Geschichte unserer Vergangenheit blättern. Laßt uns treu zu Kaiser und Reich halten nicht in bloßen Worten, sondern in Thaten, laßt uns erwerben und mehren in Einigkeit, was wir von den Vätern ererbten. Zu allen Thaten aber gehört Geld. Die Reichsschulden sind ein herzlich schlechtes Band für Bürger einer Weltmacht. Nicht Schulden, sondern ein Reichsvermögen, Reichskapital thut uns noth, daß das Reich nicht mehr von der Hand in den Mund zu leben braucht wie ein Tagelöhner. Dazu aber gehört Geld, dazu gehört eine Reichseinkommensteuer. Oder wollen wir nicht einmal Geld und Gut wagen, wo unsere Väter ihr Blut und Leben opferten! Sie bluteten gemeinsam Mann an Mann, Bayer und Preuß', und wir sollten heute Bedenken tragen, gemeinsam zu zahlen in eine deutsche Reichskasse! Selbständigkeit jedes freien deutschen Mannes im Innern, aber gegen das Ausland hin alle für

einen, einer für alle. Wenn Preußen sein eigenes Interesse wohl versteht, so stellt es seine Staatskunst nicht in den Dienst eines Großpreußens, sondern Alldeutschlands.

Festlegung des Oster- und Pfingstfestes.

Von A. Buchau.

„Die Uhr geht wohl nach dem Monde", sagt der Volksmund mit spöttischem Witze, um dadurch auszudrücken, daß man nicht klug aus ihr werden kann, daß eine Schraube darin locker geworden sein muß. Nach dem Monde kann man keine Uhr stellen, weil er täglich fast eine ganze Stunde nachgeht, und weil seine Bewegung zu der (scheinbaren) der Sonne in einem völlig „incommensurabeln" Verhältniß steht. Entweder wir müßten alle Zeitmessungen nach dem Lauf des Mondes einrichten, oder alle nach der Sonne. Beides durch einander geht beim besten Willen nicht, es stimmt nicht, es disharmonirt, es muß eine heillose Confusion geben.

Wie man trotzdem zum ersten Male auf einen so urkomischen Gedanken verfallen ist, hat ein rein historisches Interesse. Wenn ich nicht irre, stützte man sich auf eine Stelle in der Bibel, wo eine Zeitangabe zufällig nach dem Vollmonde angedeutet war. Uns darf das in dieser Weise nicht beeinflussen. Denn man feiert große Feste wohl, aber man richtet doch keine Verwirrung zu Ehren eines Tages an. Oder will man Unordnung stiften zur höheren Ehre des Gottes, der Ordnung und Gesetz will? Besonders da das dritte hohe Fest der Christenheit, das Weihnachtsfest, auf einen bestimmten Jahrestag gelegt ist, so kann auch das frömmste Gemüth ohne Entsetzen an eine Festigung der beiden anderen Feste denken. Beinahe möchte man sagen: was nützt ein Fest, wenn es nicht fest ist? Sicher bringt uns die Schwankung eine große volkswirthschaftliche Schädigung.

Am deutlichsten tritt dies hervor im Schulwesen. Unser Schuljahr beginnt und schließt mit dem Osterfest. Das Osterfest schwankt durch fünf Wochen. Daher kann das Schuljahr, das nach Abrechnung von 11 Wochen Ferien 41 Schulwochen zählt, in einem Falle auf 36 Wochen sinken, wenn nämlich auf ein sehr spätes Osterfest ein sehr frühes folgt. Im umgekehrten Falle erhöht sich die Zahl offenbar auf 46 Schulwochen. Diese Unsicherheit von 10 Wochen bringt natürlich große Benachtheiligungen mit sich, da das Pensum für jede Klasse ein fest bestimmtes ist und sein muß. Besonders ein spät fallendes Osterfest übt einen sehr ungünstigen Einfluß. Das neue Schuljahr beginnt dann Anfang Mai. Nach sechs Wochen fallen die Pfingstferien, und zwei Wochen nach diesen kommen die vierwöchentlichen Sommerferien, wo die Schüler alles neu Gelernte wieder recht gründlich vergessen. Zum Arbeiten sind gerade die Juliferien am allerwenigsten geeignet, so daß auch alle „Ferienarbeiten", bei denen überhaupt nicht viel herauszukommen pflegt, unnütz sein würden. Die Lehrer haben daher das Vergnügen, nach den großen Ferien wieder von vorn anzufangen, wenn sie nicht auf unsicheren Grundlagen weiter bauen wollen.

Für alle abgehenden Schüler erleidet der Antritt ihrer neuen Lebensstellung eine unerfreuliche Verschiebung. Der Beginn aller Berufsthätigkeiten rechnet natürlich nach dem Vierteljahre, also vom 1. April an. Entläßt nun die Anstalt alle diese Schüler schon am 31. März, so ergibt sich daraus wider der schlimme Uebelstand, daß die letzten Schulwochen sich ganz „verkrümeln", weil die Schüler sich allmählich in alle vier Winde zerstreuen. Außerdem findet am 1. April der Hauptwohnungswechsel im ganzen Jahre statt. Eine nicht geringe Zahl verzieht sogar nach anderen Orten. Wer aber die paar Wochen noch aushalten will, muß die Miethe für das ganze Vierteljahr zahlen. Dazu haben aber nur Wenige das Geld übrig.

Als im Jahre 1886 das Osterfest sehr spät lag, hatte man schon in maßgebenden Kreisen beschlossen, die Ferien davon unabhängig zu machen, also nur die Festtage, die mitten in die Schulzeit hineinfielen, frei zu geben. Die Schüler hätten dadurch offenbar einige freie Tage gewonnen, von ihrer Seite war also kein Widerspruch zu fürchten. In letzter Stunde besann man sich anders. Man verschob aber doch an einigen Schulen die Ferien um eine Woche frühzeitiger, so daß das Fest an das Ende der Ferien fiel, während in anderen Städten das Fest in der Mitte derselben liegen blieb. Dadurch bekamen Lehrer und Schüler, die gerade die Anstalt wechselten, zum Theil drei, zum Theil nur eine Woche Ferien.

Würde man den durch das bürgerliche Osterfest verursachten Schaden in Geldeswerth ausdrücken, so käme man sicherlich auf eine stattliche Summe von mehreren Millionen jährlich. Und was haben wir für diese Ausgabe? — Man soll nicht rütteln am Alten, Hergebrachten, Festgewurzelten, gewiß — wenn es nur unnütz und unvernünftig ist, das Alte, so mag es stehen bleiben, es lohnt vielleicht die Mühe des Abbruches gar nicht. Aber wenn es nachweislich schadet und dabei tief eingreift in unser ganzes Leben? Denn an Schulangelegenheiten ist das ganze Volk ebenso betheiligt wie an militärischen. Und wenn es nicht einmal „festgewurzelt" ist! Das Osterfest schwebt ja jetzt in der Luft, es soll eben erst feste Wurzel erhalten.

An Versuchen hat es nicht gefehlt, aber man scheint nicht an die richtige Quelle gegangen zu sein. Der Kaiser als „Summepiscopus" der evangelischen Kirche Deutschlands könnte hier ein entscheidendes Wort sprechen. Noch besser wäre es, wenn er sich zu diesem Zwecke mit dem Papst in Verbindung setzte. Bismarck wandte sich auch ohne Scheu an den Papst, wenn er seines Ansehens bedurfte. Der Papst ist seit einiger Zeit „unfehlbar" geworden. Hier wäre eine Angelegenheit, in der die päpstliche Unfehlbarkeit uns von großem Segen werden könnte. Sein Machtspruch genügt, und wir können die langen Verhandlungen eines Conciles sparen.

Der himmlische (d. i. astronomische) Frühling ist etwas Festes. Der irdische Beginn des Lenzes hängt sehr von den Zufälligkeiten des Wetters ab. Daran können wir nichts ändern, wir müssen das Wehen der ersten Frühlingsstürme hinnehmen, wann sie kommen. Aber offenbar thöricht ist es, wenn wir die schwankenden Elemente noch vermehren und verschärfen.

Mit dem Worte „Weihnachten" können wir eine bestimmte jahreszeitliche Vorstellung verbinden, mit Ostern und Pfingsten aber nicht. Ostern schwankt zwischen winterlicher und frühlingsartiger Witterung, Pfingsten zwischen frühlingsmäßiger und sommerlicher. Wenn Goethe in seinem Reinecke Fuchs das Pfingstfest besingt, so muß er den Standpunkt des Grünenden und Blühenden erst näher andeuten, sonst fehlt uns der Maßstab. Ein spätes Pfingsten kann bei frühem Beginn der warmen Jahreszeit schon mitten in den Sommer zu liegen kommen. Umgekehrt kann ein frühes Osterfest verbunden mit langwährender Winterszeit uns noch mitten in Schnee und Eis überraschen, so daß der Dichter des Faust schwerlich von den Menschen sagen könnte: denn sie sind selber auferstanden.

Wir wollen nicht hoffen, daß sich hier noch länger die Gesetze wie eine ewige Krankheit forterben, nach dem bloßen barbarischen — Gesetz der Trägheit. Wie soll es denn in Zukunft werden? Sehr einfach. Ostern wird der erste Sonntag im April, oder auch der letzte des Märzmonats, darüber soll wahrhaftig kein trennender Streit entbrennen. Das Pfingstfest, welches bekanntlich „am 50. Tage" nach Ostern stattfindet, fällt dann regelmäßig in die Mitte des Mai. Ostern liegt am ersten Beginne des Frühjahres, Pfingsten etwa inmitten desselben. Wenn man einmal beim Aendern ist, so kann auch beim Weihnachtsfest eine kleine Verbesserung eintreten. Weihnachten liegt gar zu fest, da es an ein Datum gebunden ist. Dadurch häufen sich mit den daneben liegenden Sonntagen die Festtage zu sehr. Es sind nämlich von 15 auf einander folgenden Tagen 6—7 Festtage und 8—9 Werktage: drei Sonntage, der Neujahrstag und die beiden Weihnachtsfeiertage, zu denen stellenweise noch der „dritte Weihnachtstag" und gar der Tag des „heiligen Abends", des Vorabends zum Feste, hinzu-

kommt. Da nun Ostern und Pfingsten stets nur an Sonntagen gefeiert werden, so läßt sich beim Weihnachtsfest mit Leichtigkeit dieselbe Bestimmung treffen. Es kann auf den letzten oder vorletzten Sonntag des Kalenderjahres verlegt werden. Dulce est desipere in loco, singt der alte Dichter, aber man soll es nicht zu bunt treiben.

Neue Hypothese über das Wesen der Elektricität.

„Die Mechanik des Unbewußten" kann man mit Recht die moderne Elektricitätslehre nennen; so überraschende Erfindungen und verschiedenartige Anwendungen der Elektricität uns die neueste Zeit auf praktischem Gebiete gebracht hat, immer seltsamere Widersprüche zeigen sich in den Erklärungsversuchen; alle Lobredner des hohen Aufschwunges der Elektrotechnik müssen mit einem Schlußstoßseufzer eingestehen, daß trotzdem das eigentliche Wesen der Elektricität noch in völliges Dunkel gehüllt ist.

Eine uns vorliegende Schrift des Hauptmanns a. D. L. Maun*) versucht Erklärung des Wesens und der Erscheinungen der Elektricität, wobei sämmtliche jetzt supponirte mystischen und unerklärbaren Eigenschaften, Energieformen und Fernewirkungen verbannt sind und keine einzige Kraft angenommen wird, für deren Grund und Träger nicht eine bestimmte Substanz ermittelt wäre, sodaß stets die einzelnen Factoren der Bewegungsgröße — Masse und Geschwindigkeit — in Rechnung zu ziehen sind.

Zunächst will der Verfasser nachweisen, daß der zur Fortpflanzung der Lichtschwingungen dienende Aether je nach seiner Dichte und der Geschwindigkeit seiner Theilchen eine gewisse Spannkraft besitzen und daher auf alle für ihn undurchdringlichen Oberflächen eine permanente Pressung ausüben muß; bei mittlerer Dichte, Geschwindigkeit und Höhe der Aethersäule ergibt sich an der Erdoberfläche ein Aetherdruck von über hunderttausend Atmosphären. Die chemischen, schon vor zwei Decennien begonnenen Untersuchungen des Verfassers über Gestalt, Größe und räumliche Lagerung der dreidimensionalen Körperatome zeigen, daß diese lediglich als Bausteine in allen chemischen Verbindungen und Körpergebilden dienen, daß deren Zusammenhang in den Ecken und Kanten hauptsächlich durch den äußeren Aetherdruck bewirkt wird und daß dann der stabile Atomaufbau die Form der Gefäße bedingt, die von den feineren Substanzen gefüllt und durchströmt werden. Endlich wird aus den verschiedensten Beobachtungsthatsachen, namentlich den später zu erwähnenden Erscheinungen auf das Dasein einer der Dichte nach zwischen Körpermaterie und freiem Aether stehenden Weltsubstanz geschlossen, die unter der enormen, dem atmosphärischen Druck analog wirkenden Aetherpressung zum flüssigen Feuerstoff condensirt, die tieferen Buchten und engeren Hohlräume in den Körpern füllt und als sogenanntes Elektricitätsfluidum die feineren Capillaren durchströmt.

Vergleicht man die starren Elementaratome mit festen Körpern und den freien Aether mit einem Gase, so kann man das Feuerfluidum mit einer Flüssigkeit im sphäroïdalen Zustande in Parallele stellen, nur besitzt dasselbe natürlich eine der Aetherpressung entsprechende bedeutend höhere Spannkraft und muß sich daher bei Nachlaß des äußeren Drucks oder beim Eindringen von Aether weit leichter und heftiger auflösen und als trockener Dunst (secco vapor) verdampfen. Dieser Feuerstoff wird stets sichtbar, sobald er den Aetherdruck überwindet und aus den Körperspalten heraustritt: so als goldgelbe Kuppe auf der Anode im Vacuum, als Feuertropfen im elektrischen Funken, als Feuerstrahl im Bogenlicht, beim Freiwerden in allen Licht- und Feuererscheinungen, sogar in großen Massen als Blitz und Feuerkugel, sowie in unserer Sonne, dem mächtigen, im Aether schwimmenden und durch Aetherbande gehaltenen Feuerball.

Das eigentliche Fundament der neuen Lehre bildet die Annahme verschiedener Aggregatzustände bei den feineren Substanzen und damit erst wird auch das Wesen der Elektricität klar; so unmöglich eine Hydraulik ohne Supposition einer Flüssigkeit und des Luftdrucks erscheint, so undenkbar ist eine Elektricitätslehre ohne Annahme einer flüssigen Feuersubstanz und des permanenten Aetherdrucks. Selbstverständlich ist mit diesen Lehren nur die sogenannte unitarische Hypothese vereinbar, wonach eine Ueberfüllung der Becken und Canäle mit Feuerstoff die positiven und eine Ebbe die negativen elektrischen Erscheinungen erzeugt, bei neutralen Körpern aber ein mittlerer Niveaustand existirt.

Bei unserer Aufgabe, das wirkliche Dasein eines Feuerfluidums zu beweisen, betrachten wir zunächst das Verhalten des elektrischen Stromes, namentlich in einem guten Vacuum, wie es in Geißler'schen Röhren, Radiometern und jetzt vielfach in Beleuchtungsapparaten hergestellt wird. Nach den bisherigen atomistischen Hypothesen mußte es schon Verwunderung erregen, daß im lufterfüllten Raume der elektrische Strom durch Trennung der Pole gleich unterbrochen wird, noch räthselhafter aber erschien den Physikern die Wahrnehmung, daß sogar im Vacuum der Strom bei sehr geringem Elektrodenabstand gehemmt wird und weit leichter den Widerstand in einem langen Leitungsdrahte überwindet. Nach der von Fachmännern gegebenen Erklärung sollte das Vacuum selbst ein Leiter sein, aber eine dielektrische Schicht auf den Elektroden das Ueberströmen hindern; alle Fragen jedoch, woraus diese Schicht bestehe und welche Höhe sie besitze, woher sie bei Trennung der Pole komme und wo sie bei ihrer Verbindung bleibe, vor allen Dingen aber, worauf diese dielektrische Wirkung beruhe, blieben stets unbeantwortet.

Nach obigem Vergleich des Elektricitätsfluidums mit einer Flüssigkeit und der Aetherpressung mit dem Luftdruck liegt die Erklärung dieser Erscheinungen auf der Hand. Wie das Wasser in communicirenden Röhren fließt und stets den bestimmten Niveaustand einnimmt, durch eine eingedrungene Luftblase aber abgesperrt wird, so strömt das Elektricitätsfluidum durch die Molecularcanäle guter metallischer Leiter, wird bei der geringsten Druckänderung als zusammenhängende Masse verschoben, an dem Herausquellen aber nur gehindert durch den umgebenden Aether, welcher wie eine undurchdringliche, doch sehr elastische Hülle wirkt. Auch im durchsichtigen, also äthergefüllten Vacuum lastet der oben angegebene enorme Aetherdruck auf den Elektroden und hindert natürlich das Ueberströmen des Feuerfluidums; nur bei sehr starkem Strom kann dieser Aetherwiderstand überwunden werden, in welchem Falle wir den flüssigen Feuerstoff aus den Anodenporen herausquellen und am Pol als goldgelbe Kuppe haften sehen. Durch Verbindung der Pole wird der Aether verdrängt und damit sofort der Widerstand, das eigentliche Stromwehr, beseitigt. Bei vorsichtigem Entfernen der Kathode kann sogar das Ueberströmen fortdauern, weil die feuerstoffleeren Kathodenkanäle wie Saugheber wirken und die Bildung eines im Bogenlicht wahrzunehmenden Feuerstrahls verursachen, welcher unter dem Aetherdruck einen festen Zusammenhang besitzt, bei Stromnachlaß, entstehenden Oscillationen oder zu großem Polabstand aber auch gesprengt wird.

Da das Feuerfluidum überall vom freien Aether eingedämmt ist, so muß an dessen Oberfläche stets Gleichgewicht zwischen innerer und äußerer Spannkraft herrschen und jede Bewegung in dem einen Medium sich sofort auf das andere übertragen. Genau wie durch den Wind Meereswogen erregt, Niveauschwankungen und Ueberfluthungen herbeigeführt werden, erzeugen Aetherdruckänderungen, Aetherwehen und Aetherwellen im Feuerfluidum Oscillationen, Verschiebungen und bei heftigem Wellenschlag auch das Heraustreten und Verspritzen, wie wir an Potentialänderungen, elektrischen Strömen, Funken und sonstigen Entladungsarten wahrnehmen.

Völlige Bestätigung dieser Erklärung der letzteren Erscheinungen haben erst neuerdings wieder die bekannten Ver-

*) Der Feuerstoff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft und seine Erscheinungen in der unorganischen und organischen Welt. Berlin, bei H. Steinitz.

suche des Professor Hertz über Beziehungen zwischen Licht und Elektricität geliefert. Hier erzeugt das Ausströmen des elektrischen Fluidums aus der Hauptleitung im umgebenden Lichtäther Wellen von bestimmter Größe und Form und an offenen Stellen der Nebenleitung, wo sich eben tiefe Wellenthäler bilden, der Aetherdruck mithin sehr geschwächt wird, quillt das Feuerfluidum leicht heraus; durch die Analogie mit dem Herausdringen des Blutes aus Ohr, Nase und feinen Poren anderer Organe beim Eintritt in luftverdünnte Räume, dem Herausdrücken der Stubenfenster beim Passiren starker Schallwellen und mit zahlreichen ähnlichen Vorgängen ließen sich diese elektrischen Phänomene schön veranschaulichen.

Während nun diese Experimente gerade das Vorkommen verschiedener Aggregatzustände bei den feineren Substanzen deutlich beweisen, verwerthet man sie jetzt zur Stütze der längst durch Rechnung und Erfahrungsthatsachen widerlegten Hypothese von Clerk Maxwell, wonach der Lichtäther selbst zur Elektricitätsleitung dienen soll, ja Prof. Hertz behauptet sogar, daß die Metalle, welche natürlich die Aetherwellen nicht hindurchlassen, Nichtleiter seien und zerstört damit die sichersten Grundlagen der Elektricitätslehre. Unseren Lesern liegt aber die Erklärung der Undurchsichtigkeit der Leiter, der Durchsichtigkeit des Glases und anderer guter Isolatoren, der Proportionalität der Leitungsfähigkeit mit dem Querschnitt der Leitungsdrähte und sonstigen elektrischen Eigenschaften offen vor Augen; bei gut leitenden Metallen besitzen die Molecularcanäle überall gleiche Weite und sind völlig mit dem Elektricitätsfluidum ausgefüllt, die Anzahl der Canäle oder der Querschnitt bedingt dann die Leitungsfähigkeit genau so, wie die Röhrenweite bei Wasserleitungen die Abflußmenge; auch müssen die Leiter undurchsichtig sein, weil ja das Feuerfluidum für den Aether ebenso undurchdringlich ist, wie eine Flüssigkeitsschicht für die Luft. Das Eindringen von freiem Aether in Körperspalten macht, wie wir oben an den Erscheinungen im Vacuum gesehen haben, die Substanzen dielektrisch und je nach Weite der Poren und Regelmäßigkeit des Atomaufbaues auch mehr oder minder durchsichtig. Sind die Feuerstoffcanäle eines Leiters zu eng zur Aufnahme einer größeren zuströmenden Fluidummenge, so gleitet diese, wie wir bei dünnen Quecksilberbelegungen und oft an Blitzableitern beobachten, an deren Oberfläche fort, an die sie vom Aether angepreßt wird, wie ein an der Fensterscheibe herabrieselnder Regentropfen durch den Luftdruck.

Aus der gegenseitigen Uebertragung aller im Aether und im Feuerfluidum stattfindenden Druckänderungen und Bewegungen lassen sich ohne Schwierigkeit alle Erscheinungen der Induction, Influenz, Polarisation, der Stromentstehungen und Schwankungen, auch die Anziehung und Abstoßung und sonstige wahrgenommene ponderomotorische Wirkungen erklären; wegen des Zusammenhanges zwischen den Bewegungen der feineren Substanzen und denen der Körpertheilchen müssen wir jedoch nochmals auf den im Eingang erwähnten Einfluß des Atomaufbaues auf die Erscheinungen zurückkommen und wenigstens das Schlußresultat dieser stereochemischen Untersuchungen mittheilen.

Das ganze Getriebe von Verbindungen, Zersetzungen und Sättigungen, welche man jetzt auf Affinität, Wahlverwandtschaft, elektrochemischen Charakter und ähnliche unerklärbare Kräfte zurückzuführen sucht, besteht nur im Umlagern der starren Elementartheilchen, im Ausfüllen von Lücken, Herausdrängen von Keilen, Austausch von Einsätzen und Füllstücken und im Eingreifen von Atomecken und Vorsprüngen. Jeder dieser Vorgänge kann natürlich die Größe der Molecularhohlräume und damit die Capacität für den Feuerstoff verändern und verursacht dann entweder einen elektrischen Strom oder das Herauspressen und Verdampfen oder das Einsaugen und Condensiren des Feuerstoffes. Wie das Eintauchen eines Fingers in Wasser den Niveaustand in allen durch Röhren verbundenen Behältern verändert, so bewirkt das Einpressen der Sauerstoffmoleküle in das schwammige Blei des Accumulators das Abfließen des darin aufgespeicherten Feuerfluidums im elektrischen Strom; durch Ausscheiden von Einsatzstücken im Extricator dagegen entsteht eine Niveauerniedrigung und so ein Zufluß des Feuerfluidums. Ist das Abströmen der flüssigen Substanz durch freien Aether oder, wie bei der Kathoden-Polarisation, durch eingeklemmte Elementartheilchen gehemmt, so entsteht eine Stauung oder ein hohes Potential, bei Ueberwindung des Aetherwiderstandes aber werden die oben erwähnten optischen, thermischen und mechanischen Wirkungen erzeugt. Gerade die Plötzlichkeit des Ausbruches bei dem Platzen der Aetherhülle, wie bei Explosionen und katalytischen Prozessen, läßt sich nimmermehr aus den bisherigen Anziehungshypothesen, leicht aber aus diesen Annahmen erklären und durch den Vergleich mit der plötzlichen Auflösung einer im sphäroidalen Zustande befindlichen Flüssigkeitsmenge veranschaulichen, die Wirkungsgröße auch aus Masse und Spannkraft des in jedem Feuerwerkskörper angesammelten Feuerfluidums genau berechnen.

Die Analogie der Aggregatzustände der feineren Substanzen mit denen der Körpermaterie führt uns nun zur Erkenntniß noch einer bisher ungeahnten Wirkungsweise des unter dem Aetherdruck stehenden flüssigen Feuerstoffes.

Dieselbe Substanz, welche als Elektricitätsfluidum durch die Leitungen strömt, die Trägerin aller latenten Kräfte bildet und deren Ausbruch die gewaltigsten Umwälzungen erzeugt, dient nämlich auch als Kitt der Körpermaterie, durch den sowohl die chemische Bindung und die moleculare Cohäsion, wie der Zusammenhang in der galvanischen Kette hergestellt wird, weil nach obigen Erläuterungen das die feinsten Poren und Spalten ausfüllende Feuerfluidum das Eindringen des freien Aethers hindert und demnach der äußere Aetherdruck zur überwiegenden Wirkung gelangt. War die Hypothese von geheimen, den Körpertheilchen selbst immanenten Anziehungskräften für Gravitation, chemische Affinität, Cohäsion und Adhäsion schon unbegreiflich, so offenbarte sich deren Hinfälligkeit am klarsten, als man den Zusammenhang in der Volta'schen Säule und galvanischen Kette darauf zurückzuführen versuchte. Nach der neuen Annahme Mann's dagegen preßt hier der äußere Aether die einzelnen Kettenglieder und Schichten fest aneinander, sobald das durchrieselnde Elektricitätsfluidum den Aether aus den Zwischenräumen verdrängt hat; danach beruht auch das Anhaften der galvanoplastisch hergestellten Belegungen auf der Ausfüllung der Poren mit Feuerfluidum; das deutlichste Beispiel aber liefert uns die neuerdings eingeführte Methode des Zusammenschweißens der Metalle mittelst des elektrischen Stromes, wobei das aus der Anode quellende Feuerfluidum ganz eigentlich als Feuerkitt benutzt wird. Nur nebenbei mag auf die Zähigkeit guter, mit dem flüssigen Feuerstoff gefüllter Elektricitätsleiter und die Sprödigkeit der durchsichtigen, in den Poren freien Aether enthaltenden Dielektricas hingewiesen werden. Auch hier tritt die Analogie mit dem Wasser, welches spröde Stoffe weich und biegsam macht, die Adhäsion benetzter Glasplatten und das Dichten der Ränder der Luftpumpenglocke bewirkt, sowie lose Staubtheile zu einer plastischen Masse ballt, deutlich hervor.

Leicht ließen sich noch zahlreiche Beispiele für die analoge Wirkungsweise von Aetherpressung und Feuerfluidum mit der von Luftdruck und Wasser anführen und Endosmose, Capillarität, Porenventilatoren, Saug- und Druckpumpen mit gewissen elektrischen und magnetischen Erscheinungen und Apparaten in Vergleich stellen. In der Praxis ist ja bereits eine dieser Erklärung der Elektricität völlig entsprechende Terminologie eingeführt und sind Aufspeicherung einer bestimmten Elektricitätsmenge im Accumulator, Herstellung genügenden Gefälles oder Zuges, zweckmäßigste Einrichtung des Leitungs- oder Canalisationssystems und Erzielung eines raschen Feuerstromwechsels jetzt die Aufgabe einer rationellen Elektrotechnik.

Nochmals muß hier die aus Mann's Untersuchungen und auch aus den Hertz'schen Experimenten sich ergebende Thatsache hervorgehoben werden, daß das vom Aether eingedämmte Feuerfluidum durch Aetherwellen hervorgelockt und herausgesaugt wird, weil dadurch über alle meterologischen, klimatischen, kosmischen und hygienischen Verhältnisse Licht verbreitet wird. Auch durch die Sonnenbestrahlung muß die permanente Aetherpressung an der Erdoberfläche stark modificirt werden und diese

Wirkung erst macht die Entfesselung der latenten Kräfte, die Niveauverschiebungen und Stromschwankungen in allen Gefäßen und Canälen des Feuerfluidums, sowie die Auflockerung und Zersetzung der durch Feuerkitt zusammengehaltenen Gebilde erklärlich. Als einziges, zugleich das Dasein eines besonderen Feuerelements deutlich beweisendes Beispiel mag zum Schluß die Entstehung der lokalen Gewitter angeführt werden.

Der Erdkörper selbst muß als mächtiger Elektricitäts-Aceumulator betrachtet werden, aus dem ja durch Verbindung der Anode mit leitenden Erdschichten der flüssige Feuerstoff geschöpft werden kann, wie das Wasser aus einem Ziehbrunnen. Wie der Wind die Körper austrocknet, so entzieht anhaltende starke Sonnenbestrahlung der Erde das Feuerfluidum; der Feuerdampf steigt empor, wird durch Luftfeuchtigkeit im Abströmen gehemmt, sammelt sich daher in bestimmter Höhe an, condensirt hier und ballt die Wasserbläschen zur dunklen Gewitterwolke; bei hohem Potential wird dann das Feuerfluidum in Tropfen und Strahlen wieder herausgepreßt. Wir sehen die elektrische Substanz im Blitz niederfahren; wir hören das Passiren der Feuermasse beim Zerreißen der Luftschichten und beim Aufstoßen auf feste Körper; wir können die Bewegungsgröße aus den Wirkungsäußerungen berechnen und den Spuren des Feuerfluidums an den geschmolzenen und zertrümmerten Gegenständen und in der Blitzröhre verfolgen, bis es sich in feuchten, also gut leitenden Erdboden ergossen hat. Noch nie hat ein Chemiker eine Körpersubstanz als Träger dieser Kreislaufbewegung nachweisen können und noch nie ist ein gleichzeitiges Strömen in zwei entgegengesetzten Richtungen derselben Bahn, wie es nach der dualistischen Hypothese stattfinden müßte, beobachtet worden. Auch das Aufgehen der dunklen Wolke und die Entstehung des nachfolgenden Regenschauers findet in dem Verlust des Feuerkittes eine natürliche Erklärung.

Dasselbe Feuerelement aber, welches in Fackeln aus der Sonne bricht, in Hüllen und Schweifen den Kometen entströmt und als Feuerkugel aus der Erde quillt, als trockener Dunst zum Himmel steigt und im Blitz und Feuerregen wieder nieder zur Erde muß, dringt auch in die Erdprodukte, bildet die Triebkraft in der Pflanzenwelt und gelangt mit den Nahrungsstoffen als eigentlicher Lebenssaft in die lebenden Geschöpfe. Sobald man sich nicht länger der Thatsache ververschließt, daß auch in der organischen Materie die starren Elementartheilchen nur als Bausteine dienen, wird man die Wirksamkeit der schon vom alten Heraklit als Urquelle der Bewegung betrachteten Feuersubstanz in allen Lebensprozessen leicht erkennen. Durch die Annahme der Kraft aber, welche das Feuerfluidum an die Körper fesselt, nämlich des permanenten Aetherdrucks, erhalten wir Aufschluß über den Zusammenhang aller Erscheinungen und dann erst werden alle für anziehende und hemmende Wirkungen erfundenen Bezeichnungen ebenso überflüssig, wie nach Erkenntniß des atmosphärischen Drucks der „horror vacui“.

Literatur und Kunst.

Moltke's militärische Correspondenz.

Von Immanuel Rosenstein.

Als mit dem Erscheinen der populären Geschichte des deutsch-französischen Krieges die Herausgabe der gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten Moltke's veröffentlicht wurde, war ausdrücklich darauf hingewiesen, daß jene Ausgabe sich die Aufgabe setzte, das Charakterbild des Feldmarschalls aus den verschiedenartigsten Zeugnissen, aus seinen Schriften, seinen Briefen, seinem Lebensgange den Erinnerungen der Freunde zuverlässig und allseitig zu überliefern, von seiner militärischen Thätigkeit aber ganz absehen werde, die Darstellung und Würdigung derselben sollte vielmehr dem großen Generalstabe überlassen werden. Durch die Herausgabe der militärischen Correspondenz*) ist nun auch die Reihe dieser Schriften eröffnet worden.

Es sind nicht ganz drei Jahrzehnte, daß der deutsch-dänische Krieg, der erste von den drei glorreichen Kriegen, aus denen die Einheit Deutschlands hervorging, geführt wurde, und schon beginnt sich die Erinnerung und Ueberlieferung in weiten Kreisen zu verwischen oder unzutreffend zu färben. Aus dem Buche Sybel's über die Begründung des Deutschen Reichs hatte man gelernt, wie groß die Schwierigkeiten und Gefahren waren, welche die damalige politische Situation darbot, und wie es nur der genialen diplomatischen Action Bismarck's gelungen war, diese zu überwinden. Was die militärische Action anging, so hatte man sich gewöhnt, die Niederwerfung des kleinen Dänemark durch die vereinten Kräfte Preußens und Oesterreichs als ein Kinderspiel zu betrachten. Wir erfahren nun hier im Einzelnen, daß auch diese Seite der Sache ihre sehr ernsten Sorgen bereitete. Es war sehr schwierig, den Krieg einem definitiven Abschluß zuzuführen, da die dänische Hauptstadt und der Sitz der Regierung unerreichbar blieb. Das eigentliche Kriegsobject war unter diesen Umständen das dänische Landheer, mit dem man in kürzester Frist fertig werden mußte, um fremder Einmischung eine vollendete Thatsache entgegen zu stellen. Das war der Kernpunkt des von Moltke aufgestellten Operationsentwurfs, den er schon im December 1862 auf Verlangen des Kriegsministers eingereicht hatte. Wir finden denselben zusammen mit sehr eingehenden Bemerkungen des Prinzen Friedrich Karl in den ersten beiden Nummern unserer Sammlung. Die Grundzüge des Entwurfs kennen wir bereits aus dem Generalstabswerk und dem Buche von Sybel; seinem ganzen Inhalte nach lernen wir ihn hier zum ersten Male kennen. Es ist bekannt, daß der Ministerpräsident von Bismarck bald nach seinem Amtsantritt schon im December 1862 darüber völlig im Klaren war, die ganze dänische Angelegenheit könne nur durch den Krieg in einer für Preußen erwünschten Weise gelöst werden. Von diesem Zeitpunkt an beginnen in Preußen die Vorbereitungen für diesen erst ein Jahr später zu führenden Feldzug, an dessen Führung Moltke's Rath einen sehr hervorragenden, bisher in weiteren Kreisen nicht bekannten Antheil hatte. Das vorliegende Buch enthält im Ganzen 146 Nummern, durchweg Briefe, Telegramme, Berichte und Gutachten Moltke's, zum überwiegenden Theil richten sich dieselben an den König, dann an den Kriegsminister, an den Ministerpräsidenten u. A.; von hervorragendem Interesse sind die bald in amtlichem, bald in vertraulich-persönlichem Ton gehaltenen Briefe an den Obersten Blumenthal, denselben, der 1866 und 1870/1871 als Generalstabschef einer Armee eine so hervorragende Rolle zu spielen berufen war. Von anderen bemerkenswerthen Schriftstücken, die bei diesem Anlaß veröffentlicht werden, ist neben mehreren Schreiben des Prinzen Friedrich Karl ein Brief des Königs Wilhelm an den Prinzen vom 16. März 1864 hervorzuheben, welcher ein Gutachten Moltke's über ein Unternehmen gegen Alsen begleitete. Es ist charakteristisch, wie auch hier der Zug des Königs hervortritt, der verantwortlich selbständigen Bethätigung eines Mannes in leitender Stellung möglichst freie Bahn zu lassen. „Weder ich noch Roon denken daran, Hofkriegsrath spielen zu wollen; wenn wir also Dir auch keine Befehle geben, wie Du operiren sollst, so müssen wir Dir doch unsere Ansichten aussprechen, die Eingang bei Dir finden werden, wenn sie nach den Umständen angängig sind.“ Für die Würdigung und genauere Erkenntniß der damaligen politischen Situation enthalten die Briefe manchen bemerkenswerthen Beitrag; vielfach tritt die Rücksichtnahme auf eine mögliche Einmischung der fremden Mächte, namentlich Englands, als maßgebend für die militärischen Operationen hervor. Ein Zusammenwirken österreichischer und preußischer Kriegsschiffe, um sich der dä-

*) Erster Theil: Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

nischen Inseln zu bemächtigen, stieß in Wien auf Schwierigkeiten, weil man fürchtete, England zu sehr zu reizen. Auch die Verhältnisse in Deutschland selbst bereiteten mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten. Das ganze Elend der Bundestagsverhältnisse, die Unmöglichkeit der Bundes-Kriegsverfassung, die Widerwärtigkeit der absoluten Kleinstaaterei — Alles dies tritt uns nochmals scharf vor Augen, um so eindringlicher, da Moltke nicht kritisirt, sondern einfach die Thatsachen reden läßt. Wir verweisen auf die an den König gerichteten Berichte Moltke's über die Verhandlungen der Militärconferenz in Frankfurt a. M. Es wird durch einen Bericht Moltke's an den König vom 17. Januar 1864 zum ersten Male genauer bekannt, daß man um jene Zeit noch mit der Möglichkeit eines bewaffneten Widerstandes Hannovers gegen den Durchzug preußischer Truppen zu rechnen hatte, den man natürlich ganz einfach niederzuschlagen entschlossen war. Auch die allerdings als kaum glaublich bezeichnete Eventualität, daß die sächsisch-hannöversche Division gemeinsame Sache mit Dänemark machen könnte, wurde in Betracht gezogen. „Dann", so führt Moltke aus, „liegt die Entscheidung auf anderen Kriegstheatern und würde die Mobilmachung der gesammten Armee bedingen." Der von Moltke entworfene Feldzugsplan gelangte nicht zur Ausführung. Nach diesem Plan sollte das Danewerk, das Hauptbollwerk der Dänen, nicht durch unmittelbaren Ansturm in der Front genommen, es sollte, unter Festhaltung der dänischen Hauptmacht durch umsichtige Demonstrationen, in der östlichen Flanke umgangen werden, so daß dem dänischen Heere der Rückzug nach Norden und Osten verlegt wurde und dasselbe gegen Westen gedrängt werden könnte und so der unausbleiblichen Vernichtung anheim fiel. „Es sind", schrieb damals Oberst von Blumenthal an Moltke, „wohl nur wenige Menschen im Stande, einen einfachen Gedanken ebenso einfach auszuführen." Der preußische Obercommandirende, Feldmarschall von Wrangel, gehörte nicht zu diesen Menschen, seine wenig geschickten Dispositionen ermöglichten es den Dänen, zu entkommen, die Preußen kamen mit ihrer Umgehung zwei Tage zu spät und fanden das Danewerk verlassen. Mit Recht hat Sybel (III, S. 238) hervorgehoben, daß mit der reinen Durchführung des Moltke'schen Planes der ganze Krieg höchst wahrscheinlich zu Ende oder die Besetzung Düppels und Alsens, Jütlands und Fünens nur ein militärischer Spaziergang gewesen wäre. Dennoch hatte man die Hoffnung nicht aufgegeben, um den Sturm der Düppeler Schanzen herum zu kommen. Prinz Friedrich Karl brachte den, wie es scheint, von Blumenthal angeregten Plan zur Sprache, die schwierige Belagerung der Düppel-Stellung durch eine Landung auf Alsen zu umgehen. Moltke bezeichnete diesen Gedanken in seinem Bericht an den König vom 15. März 1864 als der reiflichsten Erwägung werth. Neben diesen Plan trat der vom Prinzen-Admiral Adalbert ausgehende Vorschlag, sich der Insel Fünen zu bemächtigen. Hierbei war allerdings die Mithülfe maritimer Streitkräfte erforderlich. Reichten die wenigen preußischen Kriegsschiffe dazu aus? Konnten sie überhaupt angesichts der weit überlegenen dänischen Flotte bis in die Belte gelangen? Man war kühn genug, dies anzunehmen, nur König Wilhelm äußerte lebhafte Zweifel gegen die Betheiligung der Flotte, die ihm zu schwach für ein solches Unternehmen erschien. Moltke hat sich in zahlreichen Schriftstücken über diese Unternehmungen ausgesprochen. Zum Gelingen des Planes gehörte in erster Linie, daß er streng geheim gehalten wurde und die Vorbereitungen unbemerkt blieben, ferner aber bedurfte es, um die preußischen Kanonenboote heran zu bringen, günstigen Wetters. Beide Voraussetzungen trafen nicht zu; am 3. April gab man die Sache endgültig auf. Moltke war auch jetzt noch nicht dafür, von diesen Plänen ein für alle Mal abzustehen. So sprach er sich in zwei Briefen an den Obersten von Blumenthal am 6. April 1864 aus. Er schrieb damals: „Lassen Sie sich durch die augenblickliche Vereitelung Ihres kühnen Planes nicht niederbeugen. Es konnte besser, aber auch schlimmer kommen. Wie Philipp II. seine Armada konnten Sie Ihre Pontons nicht gegen die Elemente, sondern nur gegen den Feind aussenden."

Es würde zu weit führen, auf die zahlreichen Einzelheiten einzugehen, die in unserer Sammlung enthalten sind und ein helles Licht auf die militärisch-politische Situation jener Zeit werfen. Nur auf den Privatbrief v. 3. Juli 1864, der den Uebergang nach Alsen schildert, sei noch hingewiesen. Er ist ein Muster von einfacher und doch hinreißender Erzählung und sollte, wenigstens auszugsweise, in keinem deutschen Schul-Lesebuch fehlen. Es war neulich in den Zeitungen zu lesen, daß dänische Blätter aus diesem Brief, dessen Adressat nicht genannt ist, den Vorwurf entnommen haben, Moltke habe die Besiegten gehöhnt. Das Einzige, was bei sehr weiter Interpretation vielleicht so gedeutet werden kann, ist, daß Moltke den Dänen die damals in den Herzogthümern geläufige Bezeichnung „Hannemann" gibt und die Ueberzeugung der preußischen Soldaten ausspricht, daß die Dänen ihnen nicht mehr Stand halten könnten. Stellen wir daneben ein anderes Zeugniß, das Moltke den Dänen ertheilt. Am 23. April 1864 schrieb er seinem Bruder Ludwig: „Der Enthusiasmus, mit welchem dies kleine Volk für seine Sache kämpfte, die Ausdauer und Hingebung, mit der die Armee sich in der Düppelstellung behauptet hat, findet auch bei ihren Gegnern volle Anerkennung. Die Truppen haben dort unbeschreiblich ausgestanden, weit mehr noch als unsere, welche die Initiative des Angriffs hatten und bei größerer Zahl sich in den schweren Leistungen desselben ablösen konnten. Aber waren die dänischen Machthaber gerechtfertigt, aus ihrer insularen Sicherheit solche Opfer zu fordern? war die Sache selbst, für welche sie gefordert wurde, gerecht?" Konnte man edler, schonender und anerkennender von einem besiegten Feinde reden! — Wir entnehmen der vorliegenden Sammlung die Ueberzeugung, daß der Krieg von 1864 nichts weniger als ein leichtes Stück Arbeit war, und daß die Art und Weise, in welcher Truppen wie Führer sich nach langer Friedenszeit hier bewährten, König Wilhelm wohl bestimmen konnten, wenn auch nicht leichten Herzens, so doch ruhigen Muthes es auf die große Entscheidung, um die es sich zwei Jahre später handelte, ankommen zu lassen.

Steuern wir einer Epoche der Mystik zu?

Von Curt Grottewitz.

Es geht jetzt wieder ein anderer Zug durch die Literaturen der civilisirten Völker. Der Naturalismus war auch gar zu öde und frostig, er konnte ein paar Künstlern gefallen, die, mehr Gelehrte als Dichter, an dem bloßen Aufzählen und Referiren dessen, was sie sahen, sich genügen ließen. Befriedigt hat er wohl Niemanden, aber trotzalledem machten Viele es sich zur Aufgabe, ihn als die einzig mögliche moderne Kunstrichtung hinzustellen.

Freilich, die jetzige Entwickelung der Literatur mag wohl auch die orthodoxesten Naturalisten ein wenig stutzig machen. Was hat das zu bedeuten? Da gründet in Frankreich ein Joseph Péladan einen mystischen Künstlerorden, in dessen Programm die Worte Wahrheit, Natur, Document gar nicht vorkommen. Da schreibt selbst Guy de Maupassant occultistische Geschichten, die den alten Gespenstererzählungen an Unheimlichkeit nichts nachgeben. Und Ola Hansson, der kritische Vertreter des jungen Skandinavien, flieht alle deutliche Natürlichkeit und greifbare Wahrheit der Dinge und forscht nach unbekannten, räthselhaften Momenten der Menschenseele und des Menschenlebens. Ja, in England ist Annie Besant, die Frau, die in Gemeinschaft mit dem jüngst verstorbenen Bradlaugh am eifrigsten für Aufklärung und nüchterne Auffassung der Geschehnisse eingetreten ist, zu den Spiritisten übergegangen. Was hat das zu bedeuten?

Es gibt ängstliche Gemüther, die nun meinen, es werde eine große Periode der Mystik und des Spiritismus kommen, es werde eine große Reaction eintreten gegen alle modernen Bestrebungen, eine gegenwartfeindliche Flucht in das Dunkel des Mittelalters und das räthselhafte Nebelreich der Träume.

Aber ist es denkbar, daß Menschen, die mit einander auf meilenweite Entfernungen durch Telephon sich unterhalten, die jede beliebige Kraft in eine andere umzusetzen verstehen und durch Bogenlicht die Nacht zum Tag zu erhellen wissen, ist es denkbar, daß diese selben Menschen zu dem Aberglauben der Schwarzkunst und Alchymie zurückkehren? Wie ist also die seltsame Thatsache, daß der Mysticismus so große Fortschritte macht, zu erklären?

Man kann sagen, die Mystik ist der directe Gegensatz vom Naturalismus. Daß die Welt sich in Gegensätzen bewege und Extrem auf Extrem folge, ist oft gesagt worden. Der Satz mag oft zutreffen, aber nicht immer. Es gibt auch Entwickelungen, die senkrecht aufsteigen, z. B. Goethe's Leben. Jedoch wird eine schroffe Contrastreaction immer da eintreten, wo eine gar zu einseitige, zu mangelhafte, zu unhaltbare Richtung herrscht.

Und der Naturalismus war eine solche einseitige, unhaltbare Richtung. In drei verschiedenen Beziehungen zeigte sich seine Mangelhaftigkeit, und gerade in diesen drei Punkten scheint die Mystik wirksame Abhülfe schaffen zu können.

Zunächst ging der Naturalismus allein auf die deutliche Außenseite der Dinge, ohne sich um das Wesen derselben im Geringsten zu kümmern. Eine Zeit lang freilich war es ganz nothwendig, sich einen jeden Gegenstand von Neuem anzusehen. Denn durch die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise erschien ein Mensch, eine Landschaft, eine Handlung ganz anders, als sie frühere Dichter, die Alles mit antik, klassisch oder romantisch gewöhnten Augen betrachten mußten, geschildert hatten. Dazu kam, daß gewisse Fehler beim Sehen und weiterhin beim Schildern von Dingen sich gewissermaßen von Dichter auf Dichter vererbt hatten und so conventionell geworden waren. Solche Fehler aber konnten nur dadurch beseitigt werden, daß man von Neuem jeden Gegenstand haarscharf mit allen Details beobachtete und ebenso schilderte. Diese haarscharfe Beobachtung und Detailschilderung wurde zur Hauptsache und zum Kennzeichen des Naturalismus.

Wie nothwendig aber dieses Streben des Naturalismus anfangs sein mochte, so mußte es doch bald als krasse Einseitigkeit und leere Aeußerlichkeit wirken, und gerade hier konnte die Mystik als schärfstes Gegenmittel mit Erfolg eingreifen.

Sodann aber war der Naturalismus im Grunde nichts Anderes als der Zweig einer Wissenschaft. Der ungeheuere Aufschwung aller Disciplinen hatte es vermocht, sogar die Kunst in sein Bereich zu ziehen. Auch die Dichtung war zur Wissenschaft geworden. Puisque la médecine, qui était un art, sagt Zola in seinem „Roman expérimental" (S. 30), devient une science, pourquoi la littérature elle-même ne deviendrait-elle pas une science, grâce à la méthode expérimentale? Die Dichtung wurde eine Art Physiologie. Wir müssen, sagt Zola in dem angeführten Werke (S. 16), mit den Charakteren, mit den Leidenschaften, mit den menschlichen und sozialen Thatsachen operiren, wie der Chemiker und der Physiker operiren mit den anorganischen Körpern, wie der Physiologe operirt mit den organischen Körpern.

Nun ist aber die Kunst ein für allemal von der Wissenschaft streng verschieden, dadurch, daß diese uns belehrt und jene uns in Stimmungen versetzt oder, wissenschaftlicher ausgedrückt, daß diese uns Erkenntnißwerthe gibt, während jene Gefühlswerthe erzeugt.

Aus einem naturalistischen Werke kann man allerlei interessante Dinge lernen, das Innere einer Destillation, die Zustände in einer Fabrik und den Geruch in einem Pferdestalle. Indessen man wird nicht erschüttert und nicht erhoben, nicht erfreut und nicht betrübt, kurzum das Gefühl bleibt indifferent. Man empfindet ein wissenschaftliches Interesse an einem solchen Werke, aber einen künstlerischen Gefühlsgenuß hat man davon nicht. All die lodernde Begeisterung, den vibrirenden Rausch, in den uns unsere früheren Dichter versetzten, den kennen wir jetzt gar nicht mehr. Das kann uns eine Dichtung, die nichts Anderes als Wissenschaft ist, eben nicht geben. Und hier ist der zweite Punkt, wo die Mystik am sichersten Heil zu bringen scheint.

Sodann aber ist der Naturalismus eine negative Kunst. Es ist sein Streben, alte Irrthümer zu zerstören, alte Anschauungen, Gebräuche, Einrichtungen, die er für nicht mehr haltbar ansieht, zu beseitigen. Er will anklagen und kritisiren, reformiren und noch mehr revolutioniren. Aus allen naturalistischen Werken tönt es uns nihilistisch entgegen: es ist Alles faul auf der Welt, Alles werth, daß es zu Grunde geht, aller Glaube lügt, alle Ideale trügen!

Formell aber lehnt sich der Naturalismus speziell gegen das Epigonenthum auf. Aehnlich wie im vorigen Jahrhundert die Stürmer und Dränger gegen das Franzosenthum sich auflehnten, wie sie durch ihre ungeschlachte, regelhassende Sprache und Manier den feierlichen hochtrabenden Pomp und den auf Stelzen laufenden Stil Louis quatorze der Gottschedianer und zugleich die leichte, zierliche Frivolität der Wieland'schen Richtung zu zertrümmern suchten, ähnlich wie später Heine die romantische Ueberschwenglichkeit durch bitteren Spott zu vernichten suchte, in gleicher Weise beabsichtigen die Naturalisten von heutzutage, die marklose Weichlichkeit, die engherzige Zimperlichkeit, die virtuose Kunstspielerei des Epigonenthums zu zerstören.

Das Zerstören aber ist etwas Trostloses, Beängstigendes und Abstoßendes. Die brutale, kalte Zerstörungssucht, die zersetzende Nörgelei vermag keine Kunst zu erzeugen, die jemals allgemein werden könnte. Aber eine solche Kunst kann auch für die Wenigen, die ihr anhangen, keine allzu große Anziehungskraft haben, sie kann auch für jene nicht von allzu langer Dauer sein. Der Mensch kann sich nicht lange an dem Zerstörungswerk erfreuen, er reißt sein Haus ja doch nur zu dem Zwecke nieder, um ein neues aufzubauen. Der Naturalismus aber reißt nur nieder, das Aufbauen ist nicht seine Art und nicht seine Aufgabe. Aber gerade das Aufbauen ist dasjenige, wonach man sich jetzt zu sehnen beginnt. Und man schaut sich um nach einer Macht, die diese Sehnsucht stillen, die diese Aufgabe erfüllen kann, deren Amt es ist, ein großes, schönes Gebäude aufzuführen, hoffnungsvolle Keime aufgehen zu lassen.

Und in dieser Sehnsucht, in diesem glühenden Träumen von neuen schönen Zielen und Werthen stürzt man sich auf die Mystik. Vielleicht ist sie die Retterin aus der Noth?

Und in der That, keine Geistesrichtung ist wohl so geeignet, die gewaltigen Mängel des Naturalismus so radical zu beseitigen wie die Mystik. Indessen ich glaube, sie beseitigt jene Mängel genau so wie die Amputation eines Armes den Rheumatismus beseitigt, an dem jener leidet, genau so wie der Blitz, der einen Baum zerschmettert, denselben von allen den schädlichen Insekten befreit, die seine Rinde zernagen. Das will sagen, die Mystik ist ebenso einseitig wie der Naturalismus, sie ist nur das andere Extrem.

Was zunächst den ersten Mangel des Naturalismus betrifft, seine Aeußerlichkeit und pedantische Deutlichkeit, so bildet die Mystik den directen Gegensatz dazu. Hier ist Alles innerlich, dunkel, geheimnißvoll, hier gibt es keine festen, sicheren Grenzen, an die man sich halten, keine deutlichen Farben, die man sehen kann, hier gibt es kein Wort, das einen klaren Begriff umschließt, hier ist Alles verschwommen, unsichtbar, Ahnung, hier gibt es kein lichtes Wissen, hier herrscht ein dunkles, vages Glauben.

Es ist nicht denkbar, daß eine Herrschaft lichtscheuer Verschwommenheit lange anhalten wird. Die Menschheit ist gerade vermöge immer größerer Ausbildung ihrer Vernunft auf die hohe Entwickelungsstufe gelangt, auf der sie jetzt steht, und es wird ihr niemals einfallen, lange auf die Vortheile klarer, vernunftgemäßer Wissenschaft Verzicht zu leisten. Sie wird zwischen Mystik und Naturalismus einen Ausgleich zu treffen wissen, sie wird sich eine Kunst schaffen, deren Klarheit frei von Aeußerlichkeit und Pedanterie, und deren innere Tiefe frei von verschwommener Geheimnißkrämerei ist.

Wenn ferner der Naturalismus aus der Kunst eine trockene Wissenschaft machte, so wird im Gegensatz dazu ein jeder in den mystischen Werken der Maeterlinck, Huysmans, in den mystischen Gemälden der Puvis de Chavanne, Klinger, Stuck

und so weiter eine intensive Kunst erblicken. Denn während der Naturalismus nur Erkenntniß und Kenntnisse vermittelte, können mystische Kunstrichtungen wie z. B. die romantische der Schicksalstragödien oder die jetzige, sehr stark auf das Gefühl wirken. Trotzdem wird man bald erkennen, daß diese mystische Kunst krank, senil, nervös ist und daß sie in Folge dessen im höchsten Grade schädlich ist. Denn am Ende kommt es nicht darauf an, daß die Kunst Gefühlswerthe gibt, sondern was für Gefühle sie erregt. Und wenn die Gefühle, die eine Kunst anschlägt, krankhafte, schädliche sind, so wird sich die Menschheit bald von einer solchen Kunst abwenden. Wie sehr aber eine Kunst der Mystik entbehren kann, das sehen wir an Shakespeare und den Meisterwerken Goethe's und Schiller's zur Genüge.

Der Naturalismus ist sodann seiner ganzen Tendenz nach negativ, kritisirend und zerstörend. Ganz im Gegensatz dazu liegt in aller Mystik etwas Anerkennendes, Hingebendes, Hoffnungsvolles. Es liegt darin ein froher Glaube, und jeder Gläubige vergißt alle Kritik, alles Nörgeln, jeder Glaube hat an sich etwas Positives und Stabiles, etwas Berauschendes und Hinreißendes. Es ist daher wohl begreiflich, wie die Zeit von dem kalten bilderstürmenden Naturalismus zu dem warmen, gemüthvollen Mystizismus umschlagen kann. Doch wie sollen wir dieses vereinen mit den Fortschritten unserer Wissenschaft? Wir gerathen hier in ein schwieriges Dilemma, bei dem entweder unsere ganze moderne Cultur oder unsere ganze Gefühlswelt zu Grunde gehen muß.

Indessen auch hier ist man von einem Extrem in das andere gefallen. Angewidert von der kalten Zerstörungswuth des Naturalismus, sagte man plötzlich allen Errungenschaften unserer Zeit Lebewohl und klammerte sich blindlings an die verstandesberauschende, herzbethörende Mystik. An einen Mittelweg dachte man auch hier nicht, oder man vermochte ihn nicht zu finden. Der Naturalismus hatte Alles, woran man früher gehangen, in Stücke geschlagen, und etwas Neues hatte er nicht geschaffen. In dem zehrenden Bedürfniß etwas zu haben, wandte man sich an das Urälteste, Unbestimmteste, Unfaßbarste, um Verstand und Sinne im tollsten Gefühlstaumel zu betäuben.

Das aber ist die gefährlichste Seite der Mystik, und hier liegen die Ursachen ihrer unheimlichen Macht für die Gegenwart. Der Mensch will etwas haben, für das er sich begeistern und nach dem er streben kann. Wer bietet ihm aber dieses Neue, wer baut ihm ein neues wohnliches Haus?

So viel aber ist klar, daß alle Herrschaft der Mystik sofort gebrochen ist, wenn es gelingt, aus der Gegenwart heraus, aus den Cultur- und Wissensmomenten unserer Zeit, eine neue positive Geistesrichtung zu erzeugen. Und man kann wohl überzeugt sein, daß diese sich nach und nach bilden wird. Auch wir werden unsere festen Ziele, unsere eigenartigen Kunstschönheiten, unsere Begeisterung und Erhebung haben, wie sie die vorhergehenden Epochen in ihrer Weise gehabt haben. Schon beginnt ein Streben, diese Keime zu suchen, schon müht sich mancher, die Ideale unserer Zeit zu finden. Hier und da leuchtet verheißungsvoll aus manchem neueren Werke ein sonniger Strahl der Hoffnung. Oder ist es verfrüht zu hoffen? Wer weiß, vielleicht täuschen wir uns Alle. Aber ist das nicht seltsam: ringsum liegt die ganze Welt in Trauer über den Verfall ihrer alten Größen, ringsum herrscht Vernichtung und Pessimismus — ist es da nicht gerade ein hoffnunggebendes Zeichen, Hoffnung zu haben?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Schulrevision.

Mein Beruf als Schulinspector führte mich nach Siedlau. Ich hielt es für angemessen, dem Gutsherrn, mit dem ich von früher her etwas bekannt war, meinen Besuch zu machen. Er empfing mich mit größter Liebenswürdigkeit und lud mich sogleich zum Frühstück ein. Sein Rothwein, der Caviar, die Rebhühner-Pastete, alles war vorzüglich. Es stellte sich mir ein behagliches Empfinden ein: so muß es sein, so muß es bleiben! Ich fühlte mich durch und durch conservativ.

Die Unterhaltung lenkte sich natürlich sehr bald auf die Schule.

„Das hiesige Schulgebäude", sagte ich, „scheint, so viel ich im Vorüberfahren sehen konnte, etwas mangelhaft zu sein."

„Ach nein," sagte der Gutsherr zögernd, „es reicht schon aus. Ja freilich," fuhr er nach kurzem Bedenken fort, „es ist eigentlich ein elendes Loch; aber glauben Sie wohl, daß ich die Bauern dazu bringen kann, etwas in der Sache zu thun? Was habe ich um das Gebäude schon für Aerger gehabt!"

„Und das Dominium hat keine Verpflichtung?" fragte ich.

„O, Gott bewahre," fiel mir der Herr eifrig in das Wort. „Die Bauern, ja die Bauern, die berufen sich immerfort auf Gesetze. Aber, wie ihre Kinder untergebracht sind, das ist doch zunächst Sache der Bauern. Und ehe sie das nicht einsehen, gebe ich keinen Pfennig her. Was liegt nicht alles auf mir! Der Gutsherr möchte immer für Alles einstehen. Und was werden jetzt für Neuerungen aufgestellt mit Unterrichtsmitteln und dergleichen. Was soll den Bauerjungen die Naturgeschichte, die Geographie und andere Dinge. Gebt den Kindern Religion. Alles Andere ist überflüssig."

„Nun allerdings," wandte ich ein, „macht die fortgeschrittene Cultur auch an die Schule erhöhte Ansprüche."

„Ach die Cultur!" rief der Herr. „Die Bauernjungen laufen in die Stadt und gehen in die Fabriken und die Landwirthschaft und das Handwerk gehen zu Grunde. Eins thut Noth! Das religiöse Leben muß wieder erweckt werden. Dazu ist die Schule da!"

„Das ist," sagte ich, „gewiß eine weit und tief greifende Aufgabe, an der Schule und Haus, an der Jedermann mitzuarbeiten berufen ist. Ob man indessen dabei die Leistungsfähigkeit der Schule nicht überschätzt" — —

„O," rief der Gutsherr, „die Grundlage macht Alles. Die Cultur macht keine Ansprüche; die von der Cultur beleckten Menschen machen Ansprüche. Sie suchen ihr Glück nicht mehr in der Erhebung zu Gott sondern im Versinken in die Genüsse dieser Welt. Darum haltet die Kunde von der Welt von den Kindern ab und flößt ihnen Religion ein." Ich sah wohl, der Conservatismus hatte hier einen Felsengrund.

Ich ging nun zur Schule. Der Lehrer war ein recht dürrer Mann. Sein Gesicht zeigte eine gewisse Trockenheit und Starrheit. Er erinnerte mich an die Exemplare eines Herbariums. Er richtete an die Schüler festgeformte Fragen, denen man den Anschluß an das Buch deutlich anhörte. Die Kinder gaben eben so fest geformte Antworten und nur selten kam es vor, daß eine Antwort erfolgte, ehe die Frage gestellt war. Bibelsprüche und Liederverse sagten sie her mit der Sicherheit und Kraft eines Ausrufers. Der eigenthümliche Rythmus, in welchem die Kinder sprachen, hatte etwas sanft Bewältigendes... Ich hörte Worte, ich hörte Rythmen, ich blickte träumerisch auf den Lehrer hin... Sein dürftiges Röckchen erschien mir mehr und mehr wie ein Priestergewand.

Da trat ein Mann an ihn heran und fragte: „Was soll ich thun, um das ewige Leben zu gewinnen?"

Mit einem Blicke voll strahlender Hoheit sprach der Priester: „Verkaufe Alles was Du hast und gib es den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben."

Und alsobald entledigte sich der Mann seines Rockes und gab ihn einem der keinen hatte und vertheilte den Inhalt seines Geldbeutels an die herandrängenden Armen. Viele Andere aber folgten seinem Beispiele und umschlangen sich als Brüder und schlossen sich zusammen als eine Gemeinde einer neuen Kirche.

Da umringten aber den Priester andere drohende Priestergestalten und Kriegshauptleute und riefen: „Du verbreitest Irrglauben, du verbreitest Ketzerei. Kehre zurück von deinen Irrwegen, schwöre ab deine Ketzerei oder dein Leben endet auf jenem Scheiterhaufen." Der Priester aber erhob seine Hände; auf seinem Antlitz glänzte ein Licht, vor welchem die Flammen des Scheiterhaufens wie dunkler Qualm erschienen.

„Mein Leben," rief er, „das ist mein Glaube, ihn halte ich fest; meinen Leib aber nehmet hin, daß er das Zeugniß meines Glaubens werde. Ihr aber, meine Getreuen, haltet fest am Glauben ohne Menschenfurcht!"

Und indem die Getreuen voll todesmuthiger Begeisterung ein Gotteslied anstimmten, stürzte sich der Priester in die Flammen, daß die Holzscheite krachend zusammenschlugen. — —

Ein Mädchen aber warf sich vor mir nieder und — überreichte mir ein Gesangbuch, das meiner Hand entfallen war. Ich war eingenickt.

Noch voll der Erregung meines Traumes blickte ich auf die ein Kirchenlied singenden Schulkinder, deren Blicke nach allen Windrichtungen gingen, und auf den dürftigen Lehrer, auf dessen trockenem Antlitz sich ein Zug stiller Befriedigung zeigte. Es war ja Alles so gut gegangen.

Ja, Wiederweckung des Glaubens! sann ich still für mich.

Aus der Hauptstadt.

Der ewige Barabbas.

Zum Feste der ungesäuerten Brote, am sechsten Tage nach dem Sonntag der Palmen, da auf einer Eselin Jesus von Nazareth in die Haupt- und Residenzstadt Sr. Hoheit des Landpflegers Pilatus eingezogen war, brachte die jerusalemitische Presse im Sperrdruck hochgestimmte Leitartikel. Die Osterglocke konnte sie dazumal noch nicht läuten, denn, der übermorgen auferstehen sollte, der mußte doch heute erst gekreuziget werden, und niemals, wenn ihnen ihr Ansehen lieb war, durften die Schwarzkünstler wagen, auch nur um Fußesbreite dem Pöbel voraus zu sein. Wohl aber galt auch schon damals die schöne Sitte, an Sonn- und Feiertagen die Waffen ruhen zu lassen und des Krieges Stürme schweigen, weder den moabitischen Finanzminister anzugreifen noch auch nach Mesopotamien kalte Wasserstrahlen zu spritzen, sondern von innerer Politik, staatsmännisch gelassen, zu sprechen und den sozialen Frieden zu predigen, unentwegt. Solches that denn die jerusalemitische Presse und es freute sich dessen das schon dazumal liberale Bürgerthum in Stadt und Land.

War da nämlich der fromme Brauch, daß zu Ostern stets ein Verbrecher los gegeben wurde, und hatte längst schon man sich darüber bestritten, wen die Krone wohl diesmal begnadigen würde. Zwei Anwärter kamen in Betracht: Jesus, den sie höhnend, in militärischen Antisemitenversammlungen sogar, den König der Juden nannten, und Barabbas, der wegen Landfriedensbruches und Erregung von Aufruhr verhaftet worden war. An die Krone aber hatten sich unverantwortliche Rathgeber gedrängt und Ohrenbläser, die den Platzhalter des Kaisers zu verführen trachteten, auf daß er Jesum frei gäbe, den sie den Gesalbten hießen und Gottes eingeborenen Sohn. Darob entbrannten in Zorn die verantwortlichen Rathgeber, aus dem Staatsrathe die, aus den Synoden und Parlamenten, und was sonst noch durch die Weihen der öffentlichen Wahl gegangen war und deshalb Alles wußte und in Zungen zu reden vermochte, und der Parteiführer Caiphas, Hofprediger zwar und doch liberal wie nur Einer in Stadt und Land, beschloß, seinen ganzen Einfluß und den seiner Presse dazu einzusetzen für Barabbam. Und so kam es, daß irgend ein Höchstgelehrter, Ebers vielleicht oder auch Brugsch Pascha, einen sehr merkwürdigen Papyrus fand, die papierene Mumie eines jerusalemitischen Tageblattes vom Feste der ungesäuerten Brote. Nach den landesüblichen Tropen der Einleitung las man da:

„. . . Auf das ursprünglich so sonnig heitere Fest, das gerade uns mit dem Frühling auch neue Abonnenten in reicher Fülle zu bringen pflegt, fallen diesmal ernste und düstere Schatten. In politisch bewegter Zeit treten wir in das neue Quartal und wie ein lastender Alb liegt es auf dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land. Aengstlich sind die Blicke der breiten Massen des Volkes auf den Träger der Krone gerichtet und zweifelnd fragt sich die aufgeschreckte Volksseele, ob der gesteuerte Kurs auch wirklich der richtige ist. Unsere gesammte Haltung entrückt uns wohl dem Verdacht einer unzufrieden nörgelnden Gesinnung, aber gerade weil wir in unverbrüchlicher Treue zur Krone stehen, müssen wir in bewährter Ehrerbietung doch der Frage Raum geben, ob es nicht schlechterdings gemeingefährlich erscheint, einer Bewegung Concessionen zu machen, die an den wurzelfesten Säulen der Staats- und Gesellschaftsordnung zu rütteln sich vermißt. Wohin gerathen wir, wenn ein Agitator, der gegen die geheiligten Interessen der Bürgerschaft und der wahrhaft königtreuen Klassen die wüsten Schaaren der Besitzlosen aufruft, straflos bleibt, wenn Besitz und Bildung von schamlosen Demagogen mit dem beschimpfenden Namen eines öden und geistlosen Naturalismus gebrandmarkt werden dürfen? Erst gestern konnten wir — vor allen anderen jerusalemitischen Blättern — über die imposante Kundgebung berichten, die im Hause unseres allverehrten Hofpredigers Caiphas stattfand. Die wahrhaft liberale Gesinnung, die hier zum Ausdruck kam, hat in den weitesten Kreisen der Bevölkerung rasch ein gewaltig nachhallendes Echo gefunden und immer dringender schallt der Ruf nach einer unzweideutigen Klärung der Situation zum Träger der Krone empor. Nicht mit der kleinen Münze einer kärglichen Abschlagszahlung kann hier geholfen werden, nicht eine Verkleisterung, vielmehr eine entschiedene Aenderung des Kurses fordert das Volk und selbst wir, die wir das humane Banner stets mit besonderem Stolz unseren zahlreichen Lesern vorangetragen haben, selbst wir müssen uns, da es das Wohl des Gemeinwesens verlangt, in den unserer führenden Stellung entsprechenden vornehmen Formen jenem Schrei anschließen, der heute, den österlichen Frieden durchbrechend, zum Königsschlosse hinauftönt: Kreuzige, kreuzige ihn! Im Kampfe um den Bestand unserer heiligsten Güter muß jede Klinge heraus und die leitenden Männer wären übel berathen, wenn sie versuchen wollten, gegen den starken Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen, als deren berufene Vertreterin eine nach oben und unten gleichmäßig unabhängige Presse in jedem aufrichtig constitutionellen Staate . . ."

Pontius Pilatus war ein streng constitutioneller Monarch, und da er vernahm, wie die Schriftgelehrten und die Wechsler, wie Bildung und Besitz ihre Stimme erhoben, in der Presse, in Petitionen und Resolutionen, that er, wie er immer zu thun pflegte, ehe er eine Unsauberkeit angriff: er wusch die Hände und reichte sie dann dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land. Denn er war ein römischer Aristokrat und scheute den schweißigen Druck der öffentlichen Meinung, deren Ursprung er auch allzu gut kannte, der Besitzer eines auskömmlichen Reptilienfonds. Und mit reinen Händen lieferte er den Nazarener an das Kreuz, den sozialen Reformator, und ließ den politischen Verbrecher Barabbas laufen.

In den Straßen von Jerusalem aber, die nach ungesäuerten Broten rochen und entvölkert waren, weil es die Massen der Römer und Juden zum Spektakel von Golgatha zog, streiften zwei Männer einander und schielten sich in die verstörten Blicke: der bleiche Schuster Ahasverus und der rothe Radicale Barabbas, unsterblich beide und beide ewig, weil der Eine in schwerster Stunde den Gesandten beschimpft hatte, weil der Andere klug genug gewesen war, neben dem Großen ein Kleiner zu sein und neben dem sozialen Erwecker ein gut bürgerlicher Fanatiker.

Das liberale Bürgerthum in Stadt und Land feierte schönsten Sieg und auf den Befehl der culturfreundlichen Verleger kündete die Presse den Triumph der freiheitlichen Idee, denn so hieß die Losung der Hierarchie, der Gedankenherrschaft, die ideologisch alle Dinge zu betrachten vorgab. Als aber die Abendblätter erschienen, mit zweckentsprechenden Leitartikeln, höchst schmeichelhaften natürlich für die kraftvolle Regung der Volksseele, da ward, genau um die sechste Stunde, eine Finsterniß über das ganze Land und die Sonne verlor ihren Schein und der Vorhang des Tempels riß mitten entzwei. Die öffentliche Meinung hatte glänzend gesiegt: Jesus von Nazareth war todt, aber Barabbas war gerettet.

* * *

Der tiefsinnigen Lehre dieses ersten Charfreitages denkt man in keiner Kirche nach, wo buchstäblich nur, was Matthäus und Marcus, was Lucas und Johannes aufgezeichnet haben, und meist auch stumpfsinnig, wiederholt wird, als ob die Apostel zu allen Zeiten nicht in die Irre getappt hätten, so oft sie des Meisters Wort verbreiten wollten und also vergröbern mußten. Der einzige Paulus macht eine Ausnahme, vielleicht, weil seine Hyperästhesie eine im Schmerz ihn heiligende Bekehrung erlebt hatte, wahrscheinlich aber, weil er es nicht mit Barabbas hielt, sondern mit

Christus, nicht mit der politischen Idee, sondern mit der sozialen That, die er aus den engen Banden jüdischer Sektirerei entbinden und allen Völkern gemein machen durfte. Das Gegenstück zu seinem internationalen Christenthum sucht heute, mit ernstem Wollen und taumelndem Blick, Herr von Egidy: ein sozusagen germanisch-monarchisches Christenthum, für das er, in einem unglückseligen Aufruf, auch Juden und „Zugehörige sonstiger Glaubens-Gemeinschaften" zu werben sich redlich bemüht. Liberale Professoren haben den Aufruf unterzeichnet, dessen Charakteristik damit wohl erschöpft ist; denn ein wirklichen Juden, die der rituellen Verstümmelung darum doch entgangen sein können, und wirklichen Liberalen, die nicht weit von den Helldörfern deshalb zu wohnen brauchen, gefälliges Christenthum ist höchstens noch ein mit ideologischen Lappen verbrämtes Gespenst, dem unter den Füßen der Boden entweicht. Der rechte Jude und der rechte Liberale in Stadt und Land muß, wenn er inzwischen des Heuchelns gar nicht so schwere Kunst nicht erlernt hat, auch heute noch für Barabbas votiren und gegen den Galiläer.

Aber da sind zwei Hindernisse: die sogenannte Erfüllung des alten Testaments und die sogenannte Humanität oder auch Philantropie des Liberalismus. Zwei steinalte Sätze, die der klopfende Finger, hat er die eingesogene Ehrfurcht einmal nur erst überwunden, hohl findet, beim Wiederklang. Brüchige Töpferwaare, der ein moosiger Steinfirniß aufgepinselt ist. Kein Steg führt vom alten zum neuen Testament, von der satten zur lechzenden Moral, keiner auch von Golgatha zur freisinnigen Zeitung, und wenn sie noch zehnmal radicaler auch sich geberdete. Es ist wahr, Herr Virchow, neuerdings ja ein ragender Thurm im Kampf um die — ach, du grundgütiger Goßler! — freie Schule, hat vor fünfzehn Jahren schon sich gegen den Verdacht gewehrt, er wolle „die Kirche depossediren", damals, als er durch seine Spiegelsechterei gegen den Darwinismus unsterblich, nicht zum ersten übrigens und gewiß nicht zum letzten Male, bei allem verdienten Ruhm sich blamirte. Aber die Kirche ist nicht das Christenthum und gerade das Beispiel ist gut, weil einen wissenschaftlich nach einer Seite hoch entwickelten Geist es im erstickenden Gestrüpp sozialer Beschränktheit zeigt. Was wissen die guten Bürger vom Christenthum, für die, nach ihres angenehmsten Plauderers mir unvergeßlichem Ausspruch, die Gesellschaft immer Recht hat und die achselzuckend durch das Leben streifen, auf gekräuselter Lippe den skeptischen Trost, daß die Güter nun einmal ungleich vertheilt sind, daß aber — laissez faire, laissez aller — mit Zeit und Weile das freie Spiel der Kräfte allem Uebel schon abhelfen werde, mit einmüthiger Hülfe der Bezirksvereine natürlich? Christen mögen sie sein im Kirchenvatersinne des Sanct Irenäus, der reizend opportunistisch gesagt hat: Omnes ii Christiani fuerunt, qui secundum rectam rationem vixerunt, quamvis Christiani non fuerint; sehr schlecht aber würden sie vor Paulus bestehen, der an die Galater schrieb: „Alle Gesetze werden in einem Worte erfüllet, in dem: liebe Deinen Nächsten als Dich selbst." Ob ihr Rationalismus noch bei dem höchsten Wesen der wilden Männer vom Berge in nüchterner Tugendlichkeit sich aufhält, ob ihr Radicalismus bei dem heiligen Cobden bereits und seiner entgötterten Eisregion angelangt ist: ein Kameel wird eher noch durch ein Nadelöhr gehen, als daß ihrer Einer nur in den Himmel des Zimmermannssohnes kommt. Vor einem Halbjahrhundert schon hat Bruno Bauer, der an der engsten Krümmung des Weges von Hegel zu Marx sozialkritische Wacht hält, das erkannt, da er schrieb: „Jene Bürgerklasse, die für die neuere Geschichte ein so furchtbares Gewicht erhalten sollte, ist keiner aufopfernden Handlung, keiner Begeisterung für eine Idee, keiner Erhebung fähig; sie gibt sich für nichts hin als für das Interesse ihrer Mittelmäßigkeit und siegt endlich nur durch ihre Massenhaftigkeit, mit welcher sie die Anstrengungen der Leidenschaft, der Begeisterung, der Consequenz zu ermüden wußte, durch ihre Oberfläche, in welche sie einen Theil der neuen Ideen einsaugt. Sie hat die revolutionären Ideen, für welche nicht sie, sondern uneigennützige oder leidenschaftliche Männer sich aufopferten, sich allein zu Gute kommen lassen, den Geist in Geld verwandelt. Freilich, nachdem sie jenen Ideen die Spitze, die Consequenz, den zerstörenden und gegen allen Egoismus fanatischen Ernst genommen hatte."

So klug war, nicht umsonst zählte sie noch ausschließlich zu Jacob's talentvollen Söhnen, vor fast zweitausend Jahren schon die Bourgeoisie von Jerusalem. Sie repräsentirte die Bildung und die gute Sitte dazu, denn mit ihr stritten Pharisäer und Schriftgelehrte; sie war liberal, denn sie wollte das „Zeitgemäße", die Ordnung, die — nach Renan — von früheren Räubern und späteren Gensdarmen eingesetzte, sie wollte die Vernunfterkenntniß auf die bestehenden Verhältnisse anwenden; sie war sogar radical, weil das billig ist, und die Befreiung eines politischen Verbrechers wie Barabbas genirte sie gar nicht, denn durch politisches Bumbum und Trara läßt die Menge am bequemesten von verdrießlicheren und kostspieligeren Ansprüchen sich fortscheuchen. Ihre Blindheit aber war eine bewußte; scharf und schlau sah sie über die bestehenden Verhältnisse hinaus und erkannte, recht lange vor der marxistischen Geschichteauffassung, in der scheinbar gänzlich vergeistigten und ideologischen Bewegung von Nazareth frühzeitig den wirthschaftlich revolutionirenden Charakter, die Gefahr für den Besitz und den freche Feste feiernden Egoismus, die gemeinsam, wie sich von selbst versteht, unter die schöner klingende Rubrik: Cultur eingereiht wurden. Die an dieser römisch-jüdischen Cultur kein Interesse hatten: die Schwachen nur, die Unterdrückten und also die Frauen, gingen zum Galiläer über, — unter 430 Märtyrerleichen fand man in den Katakomben die Körper von 232 Frauen, ersten Blutzeuginnen christlicher Leidenschaft. Willig warfen sie im Rausch für das neue Heil ein Leben hin, das nach dem orientalisch eilenden Uebergang vom Kind zur Matrone erbärmlich zu welken bestimmt war und von der gepriesenen Cultur nichts zu hoffen hatte. Doch die im Besitze wohnten und also im Recht, die setzten mit Nägeln und Zähnen sich zur Wehr gegen einen Mann, der seine missionarische Thätigkeit äußerst dreist mit einer Börsenreform im Tempel begann und über Friedländer und Sommerfeld gar wohl Moral predigen wollte. Der echt bourgeoise Haß gegen den Ausgewachsenen brauchte kaum noch hinzuzukommen: die Fraktion Caiphas war nur klug und programmgetreu, da sie für Eugen Barabbas, den rothen Freiheitkämpen, die Amnestie erbat und dem vagabondirenden Feinde der scharrenden und jobbernden Gesellschaft die Dornenkrone auf das Haupt stülpte.

La théologie m'amuse, la folie de l'esprit humain y est dans toute sa plénitude —: heute darf man das Wort des Voltaire zeitgemäß ändern: Die Ideologie zeigt jetzt die menschliche Dummheit in unerschöpflicher Fülle. Wenn Herr Virchow oder, noch viel schlimmer, Herr Rickert gegen die Pfaffen tost und die goldene Zeit friedericianischer Herrlichkeit, loyal säuselnd, zurücksehnt, dann glaubst du, geliebte Mehrheit, noch immer, für Friedrich und Virchow und Rickert handle sich's dabei um eine Idee, eine freiheitliche, oder wie Du sie sonst nennst. Doch aus Gemeinem ist auch der liberale Mensch gemacht und das Interesse nennt er seine Religion. Grabe der pompösesten Idee bis auf den Grund, und über dem Meeresspiegel wirst Du eine wirthschaftliche Interessenschicht finden, der sie entkeimt ist. Wer intelligente Arbeiter braucht, fordert im Staatsladen Bildung, billig seinetwegen und schlecht; wer geduldige Knechte sucht, gibt zu Schleuderpreisen die Bildung für demüthige Hörigkeit dran, und Marquis Posa selbst würde nicht kniefällig um Gedankenfreiheit bitten, wenn er, anstatt auf Malta ein Ordensritter mit festem Gehalt zu sein, in Hinterpommern etwa Wruken züchten müßte.

Deshalb mag ich die rechten Junker, weil die offen meist eingestehen, daß sie für ihre Tasche sinnen und trachten und daß ihnen die beiden Anwärter auf des Pilatus Gnade gleich unsympathisch sind, womit ja dem hübsch staatlich und eigenthumförderlich gezähmten Christglauben keinerlei Abbruch geschieht. Und deshalb mag ich die rechten Liberalen nicht, weil die am liebsten sich stellen, als trüge ihr Lammesrückgrat uneigennützig das Leid einer Welt, und weil sie vor Jesus und Barabbas, ohne Unterschied der Confession, zugleich sich neigen möchten, auf daß nur ja mit dem Gott auch der Lump ihnen seine süße Stimme geben möge, zum Redekampf für wohltemperirte Freiheit und vernünftige Religiosität, die auch Handel und Wandel nicht hindert.

* * *

Als wir gemeinsam hier den heiligen Rock beschauten, da sprach ich schon von der ersten Lotterie. Sie beschloß den ersten Charfreitag und ich möchte fast wetten, daß Barabbas, der ganz gewiß unter den Kriegsknechten nach Rekrutenmißhandlungen forschte, einen Haupttreffer gemacht hat. Die soziale Revolution war an's Kreuz geschlagen, Besitz war wieder Ehre und die wüthige Jagd nach dem Glück begann mit gedoppeltem

Eifer. Drinnen in der Stadt hieß man's sittiglich freie Concurrenz ohne Bevormundung durch den arg listigen Staat und mit möglichster Sicherheit für den einmal erlangten Besitz, den geruchlos vom Vater zum Sohn sich vererbenden. Vor den Thoren draußen rissen, Geldmangel und die fehlende Gelegenheit zu umfassender Speculation trugen die Schuld, auch die letzten Bande frommer Scheu und in schamloser Nacktheit trat das zeitgemäße Prinzip hervor, als Hazardspiel, das die Söldner des constitutionellen Landpflegers mit den reinen Händen den Offiziercasinos vermacht haben und den Bürgerressoureen in Stadt und Land. Es war ein schöner, ein denkwürdig geweihter Abend, den die Förderer der kommenden Schloßlotterie beschaulicher Weltweisheit stets widmen sollten.

Am dritten Tage aber nach dem Fest der ungesäuerten Brote, da die Getreuen das Grabmal des Gekreuzigten leer fanden und von unirdischen Abgeordneten das Wunder der Auferstehung vernahmen, eben da erschien auch in der jerusalemitischen Presse ein Leitartikel, recht nach dem Herzen der festlich erregten Bildungphilister und recht nach dem Bedürfniß ihrer verdorbenen Magen, denn in ethisch hochgestimmter Tonart wurde darin die bewährte öffentliche Meinung auf die Schanzen gerufen, gegen die schranken- und skrupellose Ausbeutung des Spieltriebes, die des Aermsten sauer erworbenen Groschen dem Colleeteur zuführt oder gar dem Staat, anstatt ihn dem ehrlichen Handelsmanne zu gönnen. Eine herrliche Osternummer, hinten der Kurszettel und als Beilage der Bericht über die Prämienziehungen. Verantwortlich zeichnete, in erprobter Gesinnungstüchtigkeit, der Auserwählte des zu freier Selbstbestimmung erweckten Volkes, der ewige Barabbas. Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Fräulein Julie." Naturalistisches Trauerspiel von August Strindberg. (Freie Bühne.) — „Das Recht der Frau." Lustspiel in drei Akten von Ludwig Fulda. (Lessing-Theater.)

Auf dem Goldstickwerk der Tischdecke brüstete sich der sozialdemokratische „Vorwärts" und den weichlichen Luxus des Zimmers, in dem wir saßen — zwei Damen und ihr ergebener Diener — durchschwirrten gesellschaftlästerliche Reden. Ganzberliner Normalstimmung, Radikalismus zwischen strotzenden Prunktapeten. Aber es waren keine Normaldamen, keine Marien Antoinetten aus der Thiergartenstraße, denen ich gegenüber saß; ganz beherzt vielmehr schalt namentlich die ältere über den neuen Brauch, immer die Besitzlosen als die besseren Menschen zu preisen und vor dem proletarischen Thron alltäglich ein kapitalistisches Kalb zu schlachten. Alle Rohheiten, meinte sie damenhaft, geschehen doch im Proletariat und es ist unbillig von den Sozialisten, unsere feinere Sitte so kurzweg abzuleugnen.

Da ein heftiges Bestreiten fraulicher Ansichten ja wohl nicht dem Anspruch des guten Tons genügt, bog ich der verfänglichen Debatte aus und brachte, nicht ohne Bosheit, ich muß es gestehen, das Gespräch auf den Schweden August Strindberg und sein Fräulein Julie. Doch vom Regen war ich da unter die Traufe gerathen: aus tausend Nadelstichen blutend, ein Opfer holder Empörung, sank Julie dahin, und als ich zur Vertheidigung meiner traurigen Heldin aufgerufen ward und offen bekennen sollte, was an ihrem Dichter mir denn so rühmenswerth schiene, da saß ich stumm, mit beklommenem Lächeln den Grund der Theetasse suchend, im Banne höflicher Sitte, rettunglos blamirt, unbehaglich und blöde.

Nicht viel besser ist es mir jetzt zu Muthe, da ich von Fräulein Julie hier erzählen soll, vor Frauen und Männern, vor Damen und Herren. Empfindlichen Ohren wird es nicht lieblich klingen, was zu berichten ist, und entrüstete Damenbriefe darf ich der geduldigen Redaction wohl bestimmt versprechen. Den Damen aber, den durch die scheidende weibische Kunst arg Verzärtelten, wird die nächste Zeit manches bittere Wort noch zu sagen haben; und dann —: dieses hier geschieht in Schweden, nicht weit von Malmö, und nicht von unseren besseren Hälften wird die Fabel erzählt.

Einer Kreuzung des alten Militäradels mit dem aufgeklärt liberalen Bürgerthum dankt Fräulein Julie das arme Leben. Der Vater ist ein Cavalier und Soldat, die Mutter eine Emanzipirte, deren gebrechliches Geistesräderwerk Stuart Mill und Henrik Ibsen verdreht haben. Dem Grafen sitzt der Damenrespekt im Blut, die Gräfin hat den Mann verachten gelernt und den Bändiger. Warum sie ihn nahm? Vielleicht, weil er stattlich war und weil die Natur, der stolzen Lehre zum Trotz, nach Sättigung schrie; vielleicht, weil er eine „gute Partie" war und dem Versorger sich schnell die Pforte aufthat. So verkränkelt aber war doch in der Mutter das natürliche Gefühl, daß in der Tochter sie nur die lebendige Probe auf das Exempel ihrer anmaßenden Theorie aufziehen wollte. An der kleinen Julie sollte sich zeigen, daß die Gleichheit von Mann und Weib nicht ein schöner Wahn nur ist, der mit dem ersten Paar Hosen zerreißt. Wie ein Junge wuchs das Mädchen auf, lernte jagen und reiten, mußte die Pferde striegeln und bei harter Feldarbeit mühsam sich plagen. Lange sah der verliebte Graf dem modischen Unfug zu, endlich aber, als die Weiberherrschaft fast schon sein Anwesen zerrüttet hatte, griff er mit starker Hand nach dem Zügel und bezwang die sich sträubende Frau. Mama Gräfin wurde hysterisch, nahm einen Liebhaber, zündete dem Gatten das Haus über dem Kopfe an und nöthigte ihn in schimpfliche Abhängigkeit von dem Dritten im ehelichen Bunde. Dann vertraute sie ihr complicirtes Geheimniß der Tochter, hieß sie schwören, niemals eines Mannes Sklavin zu werden, segnete das Zeitliche auf ihre besondere Art und ließ den Wittwer in gebrochener Trauer.

Da stand nun Julie, die den Vater nicht fürchten, die Mutter nicht ehren gelernt hatte, ein verkrüppeltes, aus seiner Bahn geworfenes Geschöpf ohne natürliche Regung, ohne eigene Kraft, weichlich und widerstandlos jedem äußeren Eindruck, zwischen dem Vatererbe, dem Cavalierstolz und anempfundenen Ehrbegriff, und der von der Mutter gepredigten Männerverachtung rathlos irrlichtelirend hin und her. Die Letzte ihres Stammes ist sie und das alte Grafengeschlecht stirbt aus, deshalb drängt der Vater zur Vermählung; die Ehe aber, die Mutter ruft es aus der Gruft, ist Sklaverei und Hörigkeit und glücklich allein ist das Weib, das den Mann beherrscht, anstatt ihm zu dienen. Fast scheint es, als sollte dem schönen Fräulein ein Gimpel in das Garn laufen: ein höchst aufgeklärter Beamter, der von der Menschengleichheit schwatzt und eine Ehe in Freiheit verheißt. Die Freiheit aber, die Julie meint, ist Herrschaft über den Mann, und als der Bräutigam nicht mehr über den Stock springen und die Trainirkur geduldig durchmachen mag, läuft er der Zuchtmeisterin im Unterrock spornstreichs davon. Die aufgelöste Verlobung gibt einen gesellschaftlichen Skandal und die ländliche Aristokratie beginnt über die tolle Comtesse schändlich zu munkeln. Das ist der erste große Schmerz in Juliens Leben, denn auf äußerliche Respektabilität hat sie ihre Sache gestellt.

Vierzehn Tage nach dem Verschwinden des Bräutigams lernen wir Julie kennen, sehen wir Julie sterben. In schwüler Johannisnacht, nach heißem Tanz in der Scheune, unter starken geschlechtlichen Eindrücken, die der erste intime Verkehr mit einem Manne, die reibenden und reizenden Erregungen der Brautzeit ihr gemacht haben, berauscht halb und halb von prickelnder Neugier verlockt, wird sie eines Lakaien leichte Beute. Als Herrin und als Weib wollte sie ihre Macht dem Diener Jean beweisen, ihn kitzeln und knuten, dem Knecht und dem gierigen Burschen zugleich ihre Ueberlegenheit zeigen und an den Zuckungen seines Stolzes und seiner Lust sich angenehm weiden. Aber sie kommt an den Mann, wie der Volksmund wohl spricht, und die dem gesellschaftlich Gleichgestellten das Mannesrecht in Ehren und Sitten selbst weigerte, sieht sich nun vom Lakaien entehrt und gedemüthigt. An der Herrentochter hat Jean, in einer schmierigen Bedientenkammer, seine Lust gebüßt, und als die Gnädige mit Thränen und Klagen nun ihm lästig fällt, schickt er sie achselzuckend in den Tod. Fräulein Julie hat gar so gern mit dem Revolver gespielt; nun ist das Rasirmesser des Lakaien ihr letzter Trost, denn ihr Väterliches empört sich vor dem Gedanken, einem Dienersprossen das Leben zu schenken und im letzten Gliede noch das alte Grafengeschlecht zu entehren.

Sollen wir Fräulein Julie unser Mitleid schenken? Herr Paul Schlenther, ein in der Kunst auch zu Compromissen geneigter Geist, sagt laut und vernehmlich: Ja, denn darin eben liegt der moralische Erfolg dieses Werkes, daß es uns einer Sünderin verzeihen lehrt. Aber Herr Schlenther hat mit Sünderinnen Unglück: mit verächtlich gerümpfter Lippe sprach er neulich in Tantchen Vossens confessionell gelüfteter Putzstube von der Kameliendame, die den ragenden Grenzstein doch an der Literaturscheide von Romantik und Realismus bedeutet, und jetzt muß ich gegen Julie und ihren Sanct Paul den Dichter in das Treffen führen, der also sich vernehmen läßt: „Daß die Heldin Mitleid erweckt, beruht nur auf unserer Schwäche, da wir dem Gefühl der Furcht nicht widerstehen können, dasselbe Schicksal möchte auch uns treffen. Ein sehr gefühlvoller Zuschauer indessen wird vielleicht nicht durch dieses Mitleid befriedigt sein und der Zukunftsmensch wird vielleicht einige positive Vorschläge, dem Uebel abzuhelfen, mit anderen Worten eine Art Programm, fordern. Aber erstens gibt es kein absolutes Uebel, denn daß ein Geschlecht untergeht, ist ja etwas Gutes für ein anderes Geschlecht, das dadurch emporkommen kann, und der Wechsel von Steigen und Fallen bildet gerade eine der größten Annehmlichkeiten des Lebens, da das Glück nur im Vergleich liegt. Und dem Programmmenschen, der dem peinlichen Umstande, daß der Raubvogel die Taube frißt und die Laus wieder den Raubvogel, abhelfen möchte, den will ich fragen: Warum soll dem abgeholfen werden? Das Leben ist nicht so mathematisch-idiotisch, daß nur die Großen die Kleinen auffressen, sondern es kommt oft genug vor, daß die Biene den Löwen tödtet oder ihn wenigstens toll macht. Es ist der Fehler der Zuschauer, daß mein Trauerspiel auf sie traurig wirkt. Wenn wir stark werden wie die ersten Revolutionsmänner von 1789, wird es unbedingt einen guten und frohen Eindruck machen, der Ausrottung eines Parkes von morschen, überjährigen Bäumen zuzusehen, die jüngeren Gewächsen von gleich berechtigtem Daseinsanspruch zu lange im Wege standen — einen guten Eindruck, wie wenn man einen unheilbar Kranken sieht, der endlich sterben kann." *)

Daß seine Weisheit von Nietzsche stammt, hat Strindberg hier deutlich verrathen; denn also spricht Zarathustra: „An Unheilbaren soll man nicht Arzt sein wollen — so sollt ihr dahin fahren. Aber es gehört mehr Muth dazu, ein Ende zu machen, als einen neuen Vers: das wissen alle Aerzte und Dichter." Dieser Muth fehlt der Grafentochter, deshalb gibt der Arzt-Dichter sie in die Behandlung seines Kollegen aus der hypnotischen Schule; der soll sie heilen, nicht von Schmerz oder Schuld, nein, vom Leben. Und wenn wir in der Klinik dem Schauspiel zusehen,

*) Vorwort zu „Fräulein Julie." Deutsch von E. Brausewetter. Reelam's Universal-Bibl. Nr. 2666.

dann sollen wir die Patientin nicht entschuldigen und nicht beklagen, sondern sie verdammen und lachend der Gebäruntüchtigen das Rasirmesser überreichen.

Der Irrthum des Herrn Schlenther — ein Irrthum, der sich auf die Darstellung übertrug und das friedliche Ende des Trauerspieles nachdrücklich beförderte — rührt davon her, daß die Pflegeväter der freien Bühne, die ich mit dem alten Moor mein unzärtliches Kind, aber doch mein Kind, nennen muß, den Worten des Fräuleins Julie Glauben schenkten und an den Thaten des aristokratischen Rackers mildherzig vorbeisahen. Nach ihren Thaten aber soll ihr gethan werden, und weil die Comtesse dreien Männern nun: dem Papa, dem Bräutigam und dem Verführer, das Leben verwinselt hat und verstört, deshalb muß sie, es ist die höchste Zeit, an das Rasirmesser.

Fräulein Julie hat einen Vogel. Einen richtigen Vogel, den sie auf ihre Weise liebt, den sie keinem sterblichen Menschen sonst anvertrauen mag und dessen Köpfchen deshalb abgehackt werden muß, ehe Julie auf die große Reise geht. Denn das Fräulein ist eine Sadistin und spürt Wollust nur, wenn sie dem Gegenstand ihrer gefährlichen Neigung Schmerz bereiten kann. Und, ganz wie Krafft-Ebing, nur freilich etwas radicaler noch, kurirt auch der Diener Jean den Sadismus durch die Hypnose. Auch des Fräuleins Hündin soll sterben oder verderben, denn sie hat sich mit einem Hofhund eingelassen und das schickt sich nicht für eine Stubengenossin der Grafentochter. Und als die Comtesse selbst im Gesindegelaß sich vergangen hat, da bleibt ihr keine Wahl: sie hat an ihrem Adel gefrevelt, wie die Hündin Diana, sie muß mit dem Kopf bezahlen, wie Sennchen, der Vogel. Mit hektischer Röthe aber auf brennenden Backenknochen steht der Dichter daneben, klatscht in die Hände, lacht krankhaft und schrill tönt sein Schrei: „Ich sage: was fällt, das soll man auch noch stoßen! Und wen ihr nicht fliegen lehrt, den lehrt mir schneller — fallen!“

Strindberg hat sein Drama ein naturalistisches Trauerspiel genannt; nicht so sehr — wie Herr Schlenther annimmt —, weil „er jenes Naturale meint, das niemals turpe ist,“ sondern aus einer Feindseligkeit gegen den Theismus heraus. Der göttlichen Weltordnung, die für Europa doch heute die christliche ist, stellt er die natürliche oder auch die naturwissenschaftliche Anschauung entgegen, der evangelischen Sanftmuth die Grausamkeit der unerbittlichen Natur, dem Schwächecultus die Brutalität. Er rächt das Verbrechen der Paradiesesscene: wieder lockt Eva, doch so wissend ist Adam nun, daß auf den kitzlichen Unfug jetzt er mit verächtlichem Fußtritt antwortet: tota mulier in utero. Und während die Herren der freien Bühne Julie als Opfer schmücken und mit altruistischen Murmelsprüchen ihren Sarg umschluchzen, hat der Dichter weit dringlichere Geschäfte zu versehen. An der offenen Gruft zerbricht er das Wappen des alten Adelsgeschlechtes, das längst schon, trotz der Auffrischung durch liberales Bürgerblut, abgewirthschaftet hat und nun zum Rasirmesser verurtheilt ward, wie die Aristokratie von 1792 zur Guillotine — le rasoir hieß auch sie damals beim Volk; dann drückte er dem Diener Jean, fast in neidischer Herzlichkeit, die harte Hand, dem muskelstarken Vater einer lebensfähigen Generation.

Der junge und sehr angenehm begabte Herr Rittner, der sich fleißig und in Einzelheiten erfolgreich bemühte, die Lümmelmanieren des Dieners in das Schwerenötherthum des Herrn Kadelburg umzusetzen, würde vor meiner Behauptung erstaunt wohl und vielleicht entrüstet stehen. Ihm war offenbar eingeschärft worden, der Lakai Jean sei „die unsympathische Figur im Stück“, und nun muß er vernehmen, daß derselbe Jean der beneidete Ideenträger des schwedischen Dichters sein soll. Es wäre eben besser gewesen, wenn anstatt des Vortragenden, der noch dazu ein Vorlesender war, der poetische Sonderling selbst das Wort erhalten hätte, um den rathlosen Hörern zu verkünden: „Jean steht über dem Fräulein, weil er ein Steigender und weil er ein Mann ist. Geschlechtlich ist er Aristokrat durch seine männliche Stärke, seine seiner entwickelten Sinne und seine Fähigkeit zur Initiative. Seine Unterlegenheit besteht nur in dem zufälligen sozialen Milieu, in dem er lebt und das er wahrscheinlich mit dem Bedientenrock ablegen kann.“ Jean wird ein Herr sein, sobald er die Stiefel des Grafen nicht mehr vor Augen hat, und mit dem Tressenrock wird er auch den Kirchenglauben wegwerfen, — denn bei Strindberg ist nur das Gesinde noch fromm und allenfalls die Beamtenschaft des lieben Herrgottes.

Die Herren von der freien Bühne, denen ich auch den schweren Vorwurf machen muß, daß sie unseren modernen Meisterspieler Reicher nicht für den famosen Lakaien warben, die haben Fräulein Julie genau so damenhaft betrachtet, wie es meine fragenden Frauen in der Luxusstube gethan hatten. Sie suchten die Comtesse zu entschuldigen und „sympathisch“ zu machen, sie verwarfen Jean um seiner proletarischen Rohheit willen. Die guten Manieren aber und das „feine Benehmen“ sind denn doch recht viel leichter zu erwerben als die strotzende Kraft einer unverbrauchten Natur. Und deshalb bleibt der Lümmel der Sieger, der robuste und rauhbeinige Knote, und die entnervte Aristokratin, das Product verkehrter Erziehung und erblicher Willensschwäche, sinkt nach flüchtiger Sinnenlust unbeklagt und schemenhaft in's frühe Grab.

Friedrich Nietzsche hat einmal behauptet, wir würden nicht eher wieder des Lebens froh werden, als bis wir in der Behandlung der Frauen zu der ungeheueren Vernunft des alten Asiens zurückgekehrt wären. So urtheilt Einer, den die umgebende Allzuweiblichkeit mählich zerrieben hat, und sein sehnender Schrei mußte bei dem Schweden ein Echo wecken, dem ein persönliches Erleben heißen Haß gegen das Weib und grollende Liebe zum Weibe aufgeregt hatte. Für Strindberg war dieser Satz Zarathustras ein glücklichster Fund: geschwind schuf er sich einen Experimentirmenschen, zog ihm die Dienerjacke an und ließ ihn die stolzeste Dame unter die Füße treten. Jean ist der Repräsentant der ungeheuren Vernunft des alten Asiens: er nimmt vom Weibe, was es zu bieten hat, und wenn es ihm winselnd und flennend den Weg versperren will —: bitte, gnädigste Comtesse, das Rasirmesser! Und der Dichter, der seine Schwäche künstlich zur Brutalität erhitzt, beneidet den rüden Gesellen aus dem allerletzten Boot, den dreisten Bengel mit den strassen Muskeln, der mit der Dame so wenig wie mit der Köchin Umstände macht. Nicht fortpflanzen nur will sich dieser Jean, er will sich hinaufpflanzen, und wer ihm eine knappe Nothehe mit Christine, der Köchin, zumuthen kann, der hat ihn eben nur durch die Schlenthérbrille gesehen.

Ein Drama, das die Vernichtung der besitzenden Klassen durch die Leute der nouvelles couches zeigt, das eine brutale Männermoral verherrlicht und dem Weibe die passive Rolle geschlechtlicher Dienstbarkeit zuweist, ein solches Drama muß jedes Publikum der Welt skandaliren und zum Widerspruch, zum heftigsten, aufrütteln. Daß Fräulein Julie auf der freien Bühne in einer gemäßigten Temperatur, ohne Donnerwetter und Sturm, leben und sterben konnte, beweist, daß nicht Strindberg bei dieser Aufführung Gevatter stand, sondern irgend ein Compromißler, der den Pelz waschen wollte, ohne sich naß zu machen, der einen — jetzt kommt ein fürchterliches Wort — aristokratischen Sozialismus predigen und doch die sehr Liberalen im Hause, die vorläufig doch immer noch über den Futtertrog verfügen, nicht vor den humanen Kopf stoßen wollte. Den tolldreisten Superlativ: dem niedrigsten Kraftmanne die Zukunft, der anämischen Adelsdame den Tod: den hat man dem zärtlichen Makronenmagen der „literarischen Gemeinde“ von Ganzberlin allergnädigst erspart.

Fräulein Julie kann, die zürnende Leserin darf sich beruhigen, auf der Bühne nie heimisch werden. Eine schmerzhaft persönliche, eine überreizte und überbeizte Bekenntnißschrift, die ein juckendes Verlangen in dramatische Formen gepreßt hat. Auf einem mühsam zurechtgekünstelten Schauplatze bewegen sich, schnurrend und surrend, seine mechanische Figuren, denen der Verfertiger alle Augenblicke erklärend und commentirend beispringen muß. Nur die Köchin, die sich ein dumpfes Glück in knechtschaffener Beschränktheit erobern will, spricht aus eigener Geistlosigkeit sicherem Besitz; die Comtesse und der Lakai sagen zumeist nur, was der Dichter über sie denkt, was er über ihr Wesen und Trachten ad spectatores gebracht wissen will. Für müde Feinschmecker, die im Frühjahr gern essen, was im Herbst reif sein wird, ein geistreiches Vergnügen; ein gesunder Magen zieht ein Stück Rindfleisches so erkünstelter Speise vor. Hedda Gabler wird übermorgen modern sein und Allen bekannt; ihr Embryo aber, Fräulein Julie, bleibt in alle — absehbare! — Ewigkeit eine Ausnahme und, ihr Herren vermeintlichen Naturalisten, schon Lessing hat es gesagt: „Wer eine Ausnahme schildert, schildert ohnstreitig das minder Natürliche.“

August Strindberg hat schlimme Weiber, vielleicht nur ein schlimmes Weib, kennen gelernt und gleich war seine kränkelnd superlativische Verallgemeinerungsucht bei der Arbeit, nach diesem einen Weibe eine ganze Reihe von Frauengestalten zu bilden und die neue Tafel über uns zu stellen, daß der Mann die Frau knebeln muß, wenn er der Zwangsjacke entgehen will, die dem Simson selbst seine Weibersinger bereiteten. Der Schwede glaubt nicht an das Weib, aber — drum seid ihm milde, ihr Holden! — er liebt es brünstig und mit der Peitsche sogar geht er nur auf die Freiwerbung aus. Und weil „die Frau“ nirgend, als ein abstrakter Begriff, existirt, weil unerschöpflich sich und unermüdet die Natur auch im weicheren Thon differencirt, deshalb kann es geschehen, daß unser wunder Poet doch noch einmal der Frau begegnet, die seine Laura und Julie mit dem Satze der Lady Milford schlägt: „Wir Frauenzimmer können nur zwischen Herrschen und Dienen wählen, aber die höchste Wonne der Gewalt ist doch nur ein elender Behelf, wenn uns die größere Wonne versagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu sein, den wir lieben!“

Wie eine Parodie auf Strindberg's Schaffen sieht „Das Recht der Frau“ uns an, eine dreiactige Lustigmacherei des Herrn Ludwig Fulda. Er war noch jung; als er diese banale Spießbürgerlichkeit beging, aber er hatte schon flüssigen Witz, amusirende Gaben und eine spielerische Geschicklichkeit. Damals wies er die Frau an den Herd und in die Kinderstube, jetzt befreit er mit Ibsen arme Sklavinnen und rennt verstörten Blickes, ein wild gewordener Bourgeois, schnurstracks in die freie Liebe, begeistert auch wohl sich für Frau von Suttner, die geschäftige Lina Morgenstern der Weltfriedensidee. In der Mode stets möchte Herr Fulda sein, und wenn wider Erwarten morgen Strindberg auf den Schild erhoben wird, dann wird das talentvolle Männchen auf das Titelblatt seines nächsten Stückes schreiben: Der Sklave. Das wird dann dasselbe sein wie die Sklavin, — nur umgekehrt.

M. H.

Die Ausstellung der „XI“.

Wir trafen uns zur Besichtigung der von der „Vereinigung der IX“ geschaffenen Gemälde in Schulte's Ausstellungsraum, der Kritiker einer offiziellen Zeitung und ich — beide unserem Lebensunterhalt nachgehend: der Beknabberung fremden Kunstschaffens. Ich treibe das Handwerk nicht mit dem stolzen Selbstgefühl meines Freundes, der von seinem Beruf eine hohe Meinung hat und es sehr ernst damit nimmt, seine durch das Studium der Aesthetik und der alten Meister festbegründeten Ansichten nicht von Anderen umstimmen zu lassen, am wenigsten von den Künstlern. Er war „gestern nicht fertig geworden“ und kam daher heute wieder. Aber er hatte die Sachen alle schon gesehen, hatte mit seinem allgemeinen Urtheil abgeschlossen.

„Was sagen Sie zu dieser Ausstellung?“ frug er mich. Ich sagte nichts, denn unter Kollegen ist es Sitte, mit den paar Einfällen, die man vor den Bildern hat, Haus zu halten. Er aber hatte sein Manuscript schon eingesendet, seine Ideen schon in Druckerschwärze zinsbar angelegt und konnte nun mit ihnen wuchern.

„L. von Hofmann geht entschieden zu weit. Das ist nicht mehr Natur, das ist der reine Farben-Hexensabbath. Ich bin sehr modern... Die Schwenkung, welche mein Blatt unlängst zur neuen Schule machte, ist sehr bemerkt worden — aber Alles was recht ist . . . Ich lasse mir von den Malern auch nicht auf der Nase herum tanzen . . . Sehen Sie einmal hier: „Sonnuntergang auf Rügen" . . . Interessant als Farbencomposition, das gebe ich zu, aber ist das Natur? Ich bitte Sie, sagen Sie selbst, ist das Natur?!"

Ich sagte sehr bescheiden und ängstlich: „Ja!"

Mein Kollege sah mich von oben bis unten an, erst mit einem Blick des Zornes, der sich aber bald in ein gemüthliches Mitleid verflog. „Sie irren sich, lieber Gurlitt, diese Mischungen von Blau, Gelb, Roth und Grün kommen nicht vor. Und wenn sie auch vorkämen, sind sie denn schön? Sie scheinen sich verschworen zu haben, mit jedem Sonderling unter den Malern durch Dick und Dünn zu laufen. „Vereinigung der XI", der Name ist ja schon eine Verirrung. Ich liebe es nicht, wenn die Leute sich absichtlich durch Sonderbarkeiten von ihren Mitmenschen zu trennen suchen. Das ist aufdringlich, das wirkt reklamenhaft, das haben die alten Meister auch nicht gethan. Die Koketterie, die schrankenlose Willkür kommt in der Kunst auf! So geht das nicht fort . . .!"

Und er zückte unheimlich den Stift und bohrte ihn blutgierig in das Notizbuch.

Mich ließ er stehen. Aber zu mir gesellte sich der Herr Assessor, den ich in der Gesellschaft kennen gelernt hatte und der, ein bildungseifriger Mann, seitdem glaubt, daß ich die eigens für ihn eingerichtete Abladestelle seiner kritischen Anschauungen sei. Er war noch nicht ganz in den Saal getreten, als er mir schon zurief:

„Nicht wahr! Einfach scheußlich, verrückt, die Tapete des Saales ist mir lieber, als die Bilder . . . Wie man nur so etwas machen kann... Ich verstehe die Maler einfach nicht: sie wollen Naturalisten sein und kümmern sich nicht um die Natur. Haben Sie vielleicht schon so grüne Wiesen gesehen? . . . Finden Sie nicht auch, daß die „XI" alle mit einander nach Dalldorf gehören?"

Meine Schüchternheit nahm zu. „Verzeihen Sie," sagte ich, „so schnell wie Sie kann ich nicht urtheilen — ich bin erst eine halbe Stunde hier — Sie werden ja wohl Recht haben — aber ich muß mir die Sache doch erst ansehen . . ."

„Gar nicht nöthig. Das sieht man auf den ersten Blick: der Hofmann macht sich lustig über die Beschauer seiner Bilder. Das Ganze ist ein Witz zum 1. April . . . Ich besitze ein sehr sicheres Kriterium Bildern gegenüber! Ich frage mich, möchtest Du das Gemälde besitzen oder nicht? Na — nicht geschenkt möchte ich den Hofmann — da haben Sie mein Urtheil!"

„Je länger ich mir ihn ansehe, desto mehr scheint mir der Mann Recht zu haben: Ich sah Abends Stimmungen — ich erinnere mich im Scheiden der Sonne eines Tones — hier finde ich ihn wieder. Ich glaube, Hofmann beobachtet sehr fein und ist ein sehr scharfer Kopf. Und Balzac sagt einmal irgendwo, das Beobachten allein mache die Künstler. — Er wird wohl Recht haben mit seinen Bildern, die Natur wird wohl so aussehen und seine Bilder werden wohl für den, der sie verstehen gelernt hat, nach und nach auch schön werden. Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Gott Vater gab uns die Natur als geistigen Besitz: aber erst indem wir sie erkennen wird sie unser eigen. Vielleicht lehrt mich Hofmann meinen Besitzstand erweitern. Dann will ich ihm danken und ihn als echten Künstler rühmen, als Mehrer des Reichs des Schönen!"

* * *

Ich mußte noch am selben Tage mit der Straßen-Dampfbahn nach Steglitz fahren. Die Sonne ging eben unter, als ich zwischen Schöneberg und Friedenau durch trostloses Gelände hinfuhr, das keineswegs geeignet schien für künstlerische Schauversuche, wie ich sie gerne mache, wenn ich durch einen neuen malerischen Eindruck angeregt werde. Es war ein heller, warmer Frühlingstag gewesen. Die paar Saatfelder, so spärlich sie aufgegangen waren, leuchteten in jenem herrlichen Grün, welches die Kritik, wenn es zu ihrem Schrecken gemalt in Bildern erscheint, Spinat zu nennen pflegt. Man sah nicht einzelne Halme, nicht einzelne Furchen: das ganze Feld war eine gleichmäßige Fläche — von der Natur „hingestrichen", wie es eine idealistische Weltanschauung dem Maler nie verzeihen würde. In der grünen Fläche funkelte aber noch ein merkwürdiger Schimmer. Es schillerte nach leuchtendem Roth hinüber. Jedes grüne Blatt, so erklärte ich mir die Sache, muß bei genauer Hinsicht den rothen Reflex der scheidenden Sonne haben. Daher die wunderbare Mischung, die eigenartige Wirkung, als glühe das Grün von innen heraus. Ich hatte oft in der Natur diesen Ton gesehen, aber noch nie war er mir so klar zum Bewußtsein gekommen, als jetzt, unmittelbar nachdem ich Hofmann's Bilder gesehen hatte. Zwar war mir der Ton auch gemalt nicht neu. Norweger, Polen, Schotten hatte ich ähnliche Versuche machen sehen. Hier bot sich mir nur unmittelbar die Bestätigung seiner Richtigkeit.

Die Sonne streifte jetzt nur noch die Ebene, alle von ihr beschienenen Gegenstände lebhaft röthend. Im gleichen Maße, wie das Roth sich steigerte, verfeinerten und verdufteten alle Schatten zu lichtem Kobaltblau. Der Eisenbahndamm machte einen blauen Strich durch das ganze Bild. Hätte ich meinen kritischen Genossen nur da gehabt um ihm zu zeigen, wie blau die Schatten thatsächlich werden können. Ueber den Straßendamm zogen sich die Lichtstreifen. Jede Erhöhung warf lange blaue Flecke hinter sich. Die Straße schien wie aufgelockert, körperlos, ein Spiel unter sich ringender Töne. Ueber der Ferne lag schon der Duft des Abends, ein durchsonntes Violet. Endlich verschwand der Glutball im Westen, hinter der Kuppel der Wasserstation zu Westend. Nur die Baumgipfel und einige hohe Häusergiebel des sich nähernden Steglitz leuchteten noch in rothem Gold. Unten aber mischten sich die Farben zu einem wunderbaren Tone. Man hätte glauben können, die Erde strahle noch einen Rest des feurigen Glanzes aus von dem sie eben erst erfüllt war und durchleuchte von innen heraus die breiter und grauer werdenden Schatten.

„Schöner Abend!" sagte der Conducteur neben mir.

„Ja, schöner Abend" — antwortete ich, „aber wenn Sie Maler werden sollten — malen Sie ihn um Gotteswillen nicht. Denn dann sagen alle gescheidten Leute von Berlin, er sei häßlich und Sie seien ein Narr! Rafael und Titian haben ja auch einen solchen Sonnenuntergang nicht gemalt!"

Ich stieg ab. Es war Ruhe geworden in der Natur. Grau und blau hatten gesiegt. Das Roth starb hin. Nur in der Luft schwebte es noch und auf breiteren Flächen, welche die Reflexe von ihr aufnahmen.

Der Conducteur half mir beim Absteigen und sah mir kopfschüttelnd nach.

* * *

Die „XI" haben ein gutes Werk gethan mit ihrer Ausstellung. Es gibt zwei Arten Kunstbetrieb, die jede ihre Berechtigung hat. Die eine ist für die Zeit vor dem Diner, die andere für die Verdauungszeit da. Die „XI" sind für's Erste nüchtern zu genießen, der Zweck ihres Schaffens ist nicht, satten Leuten eine hübsche kleine Freude zu machen, Sorgenbedrängte ein wenig zu zerstreuen, Schwerlebige etwas zu erheitern, Vorbeigehenden zu gefallen. Gewiß haben die Menschen volles Recht, welche von der Kunst verlangen, daß sie sie erfreue. Aber sie sollen nicht ungerecht sein und von allen Künstlern verlangen, daß sie Gesegnete-Mahlzeit-Kunst machen. Ein Witz ist gewiß zum Dessert eine sehr gute und nützliche Sache. Lachen erschüttert das Zwerchfell und weckt die Muskelthätigkeit des Bauches. Aber bei allen Medicamenten wird die Wirkung leicht durch allzu häufige Anwendung geschwächt. Derselbe Witz wirkt, öfter angewendet, nicht mehr gleich heilsam.

Es muß nun, will man auf die Dauer gut verdauen, auch Leute geben, die neue Witze machen. Nun ist es ja oft ärgerlich, daß man neue Witze nicht gleich versteht. Müssen sie einem erst erläutert werden, so zwingt man sich vergeblich über sie zu lachen. Die Rolle des Witzedeuters, die dem Kritiker zufällt, ist eine sehr undankbare. Solche unverstandene, erklärungsbedürftige Witze erscheinen einem zunächst als schlechte. Hat man sie aber erst verstehen gelernt, so lösen sie die alten prächtig ab. Sie erhöhen den Besitzstand an Lachstoff und steigern die Wahrscheinlichkeit geregelter Gesundheit.

Man sei also auf die „XI" nicht so sehr böse, weil sie nicht für das Kunstbehagen von heute, sondern für das von morgen arbeiten. Manche von ihnen sind ja schon dem Geschmack der „Jetztzeit" mundgerecht. Hätte Herrmann seinen Fischmarkt in Antwerpen vor zehn Jahren ausgestellt, so würde er nicht Lob, sondern die Grobheiten geerndtet haben, die jetzt auf Hofmann niederprasseln. Selbst Liebermann erschreckt die Welt nicht mehr. Skarbinas gewaltigen Drang nach koloristischer Wahrheit, den man nur mit der aufrichtigsten Bewunderung in seinen Aeußerungen verfolgen kann, wird den kühn Strebenden noch zum Ziel und zur inneren Ruhe führen. Daß Vogel, der ein Meister der älteren Schule war, sich selbst zum Schüler der neuen machte, das erfüllt mich mit der tiefsten Achtung vor dem Ernste seines Wollens. Er wird es wohl wissen, daß er aus der „verkäuflichen" Kunst in die „unverkäufliche" hinübergesprungen ist, er schwenkte um, nicht weil ihm ein Laune ankam, sondern weil er sah, daß es noch unerfüllte malerische Aufgaben in der Welt gibt, nach deren Bewältigung sich ein kühner Geist sehnt, wie der Recke nach Abenteuern. Und die anderen Mitglieder der „XI", jeder für sich — sie streben nach Darstellung des Selbstgesehenen, Selbsterlebten, Selbsterträumten.

Ist es da ein Wunder, daß alle jene, denen die Individualität als eine gesellschaftliche Unbeholfenheit oder gar als eine Unverschämtheit erscheint, sich über diese Kunst noch nicht zu freuen wissen!

* * *

Früher sagten die Künstler den Aufgaben gegenüber, welche die Jüngeren sich stellen: „Das kann man nicht malen!" Heute malt man das — und mir scheint: Es geht.

Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung.

Sehr geehrter Herr!

In Nr. 15 der „Gegenwart" befindet sich ein Artikel: „Ein neuer Prophet des Weltuntergangs". Dem Herrn Verfasser ist ein kleiner Irrthum aus der Feder gekommen, denn nicht von Herrn Pastor Baxter stammen die Worte: „Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde; wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast", sondern sie sind der 9. und 10. Vers des 51. Bußpsalmen von David.

Mit größter Hochachtung

Klara Kant,
Schulvorsteherin in Züllichau.

Inserate.

Vom Verfasser des **„Rembrandt als Erzieher“** erschien:

40 Lieder

von

einem Deutschen.

Direkte Zusendung erfolgt, nach Einsendung von 2 Reichsmark in beliebigen gültigen Briefmarken, durch die Buchhandlung von **E. L. Thaarup, Kopenhagen.**

× Es will uns bedünken, als ob einzelne dieser Gedichte noch höher stehen, als manche gleiche Gegenstände behandelnde Gedichte Goethe's.

Leipziger Zeitung.

Wie soll ein deutsches Mädchen sein, um geliebt zu werden?
Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise aus. Näheres im Blatte selbst.

Illustrirter Figaro

mit der Beilage **„Das Deutsche Heim“**, das originellste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. 20 Seiten. Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.

Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt und jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)

J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.

Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten gesucht.
Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gerdas Heirat.
Roman von
Martin Bauer.
Zwei Bände.
Preis geheftet *M* 5.—; fein gebunden *M* 6.—

Hangen und Bangen.
Roman von
Gregor Samarow (G. Meding).
Zwei Bände.
Preis geheftet *M* 6.—; fein gebunden *M* 7.—

Antonie.
Roman von
Ludwig Thaden.
Preis geheftet *M* 3.—; fein gebunden *M* 4.—

Der Spielprofessor.
Roman von
Johannes van Dewall.
Dritte Auflage.
Mit 176 Illustrationen von G. Brandt.
Preis kartonirt in Farbendruckumschlag *M* 4.—; fein in Leinwand gebunden *M* 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Emile Zola's
neuester
Roman
„La Débâcle“ behandelt
eminent anschaulich
und packend den
Krieg
von
1870/71.

Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:

Aus fremden Zungen,
herausgegeben von Joseph Kürschner

die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Loti, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste hochinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten“.**

Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilhelm II.,
Romantiker
oder
Sozialist?
Preis 60 Pf.
Verlagsmagazin: **J. Schabelitz**
in **Zürich.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 23. April 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur kommenden Militärvorlage. Von v. K. — Familienleben und Sittlichkeit. Von Albert Bandtke. — **Literatur und Kunst:** Zur Comenius-Feier. Preisgekröntes Festgedicht von Karl Mämpel. — Die Methode der Zukunft im neusprachlichen Unterricht. Von Karl Roeth. — Neue Novellen. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst. — **Feuilleton:** Die Verstorbene. Von F. de Roberto. — **Aus der Hauptstadt:** Der Schnupfenbacillus. Von Medicus. — Offene Briefe und Antworten: Der Bismarck-Fackelzug. — Notizen. — Inserate.

Zur kommenden Militärvorlage.

Die bei Beginn ihres Auftretens mehrfach dementirten Gerüchte über die Vorbereitung einer neuen umfassenden Militärvorlage haben in jüngster Zeit mit der mit aller Bestimmtheit auftretenden Nachricht von Berathungen, welche über diese Vorlage in den maßgebenden Regierungs- und Militärkreisen stattgefunden haben, eine derartig bestimmte Gestalt angenommen, daß es angesichts dieser Thatsache angezeigt erscheint, auf die Resolutionen der linken Seite des Reichstages, sowie des Centrums und der Nationalliberalen hinzuweisen, welche im Sommer 1890 in dieser Beziehung vom Reichstage angenommen wurden, und welche die bestimmte Erwartung aussprachen, daß die verbündeten Regierungen Abstand nehmen würden von der Verfolgung von Plänen, welche die Heranziehung aller wehrfähigen Mannschaften zur Wehrpflicht durchführen solle, indem dadurch dem Reiche geradezu unerschwingliche Kosten erwachsen würden; welche ferner dahin gingen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, eine baldige Herabminderung der thatsächlichen Präsenzzeit bei der activen Armee, sei es durch die Verlängerung der Rekrutenvakanz, sei es durch Vermehrung der Dispositions-Urlauber eintreten zu lassen, und endlich die verbündeten Regierungen zu ersuchen, die Einführung der gesetzlichen zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen in ernstliche Erwägung zu ziehen. —

Seitdem diese Resolutionen gefaßt wurden, hat sich in der That in der Sachlage Nichts geändert, als daß die Militärlasten sich noch unerschwinglicher darstellen und die Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten sich, abgesehen von dem im Verhältniß zum Gesammtbudget immerhin unbedeutenden Mehrertrage der Einkommensteuer in Preußen erheblich verschlechtert haben.

Wie verlautet, besteht die beabsichtigte Heeresvermehrung im Sinne der Verdy'schen Pläne in einer Vermehrung der Cadres des stehenden Heeres; von der Einführung der zweijährigen Dienstzeit, welche allerdings als der Grundgedanke der geplanten Reform bezeichnet wird und welche als Compensation für deren Mehrkosten gelten könnte, vernimmt man dagegen nichts Bestimmtes, und die Mittheilung, daß der Reichskanzler Graf Caprivi für dieselbe, der Kaiser in dieser Hinsicht noch unentschlossen sei, dürfte mit Reserve aufzunehmen sein. —

In Anbetracht der in fast jeder Richtung ausgesprochenen und anerkannten Ueberlegenheit des deutschen Heerwesens über dasjenige aller übrigen Staaten, in Anbetracht seines von den übrigen Mächten an Tüchtigkeit anerkannt unerreichten Offiziercorps, in Anbetracht der hohen kriegerischen Eigenschaften der Nation, ihrer hervorragenden Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer im Ertragen von Beschwerden und Strapazen, willigen Fügsamkeit unter den Befehl des Vorgesetzten, vortrefflichen körperlichen Brauchbarkeit, bedeutenden Intelligenz und des wärmsten Patriotismus, Eigenschaften, welche den übrigen Nationen größtentheils nicht in diesem hohen Maße eigen sind, dürfte Deutschland jedoch in der That mit einer verhältnißmäßig geringeren Friedenspräsenzstärke und einer kürzeren Dienstzeit, wie die übrigen Militärmächte auskommen können. Die Qualität der deutschen Truppen ist, wie man ohne Selbstlob behaupten kann, faktisch eine so hervorragende, daß es derart enormer und große Kostenaufwendungen bedingender Heeresmassen, wie sie einige andere Militärmächte, wie z. B. Frankreich, gestützt auf seine bessere Finanzlage, und Rußland vermöge seiner großen Bevölkerungsziffer, im Kriegsfalle aufzustellen beabsichtigen, deutscherseits nicht bedarf. Was die Friedensstärke des französischen Heeres betrifft, welche besonders in das Auge zu fassen sein dürfte, so übertrifft dieselbe die deutsche um nur circa 31,000 Mann (incl. Offiziere) eine Ziffer, welche nicht als von wesentlichem Belang erachtet werden kann.

Die Kriegsgeschichte älterer und neuerer Zeit lehrt zur Genüge, daß es nicht sowohl der Masse eines Heeres, wie dieselbe der Theorie nach auch sein mag, sondern besonders der Tüchtigkeit derselben zum Siege bedarf. Was vermochte die Gambetta'sche levée en masse der französischen Streitkräfte gegen den von Zahl geringeren, aber tüchtigeren Kern des deutschen Heeres im Feldzuge von 1870/71 auszurichten!? Friedrich der Große besiegte bei Leuthen die fast dreifache Ueberlegenheit der Oesterreicher mit seinem kleinen, aber tüchtigen Heere vollständig und kämpfte stets gegen die beträchtliche Ueberzahl seiner Feinde.

Die centrale Position der Streitkräfte der Dreibundsmächte in Europa ist überdies eine derart günstige im Vergleich zu den räumlich durch immense Strecken getrennten Streitkräften Rußlands und Frankreichs, daß die etwas bedeutendere numerische Stärke der letzteren, welche überdies durch ihre Vertheilung auf die Gebiete Rußlands, von denen im Falle eines großen continentalen Krieges ein Theil besetzt bleiben muß, compensirt wird, als vollkommen ausgeglichen betrachtet werden kann. Die Streitkräfte des Dreibundes befinden sich zwischen den räumlich getrennten Heeren des Zweibundes, in vereinigter, wenigstens verhältnißmäßig rasch herbeizuführender concentrirter Position, sie besitzen die jederzeit gesicherte Verbindung und Eisenbahncommunication unter einander, während die

französischen und russischen Streitkräfte durch hunderte von Meilen von einander getrennt, getrennt gegen sie operiren müssen, daher nach einander mit numerischer Ueberlegenheit angegriffen und besiegt werden können.

Die Heere der Dreibundsmächte können und müssen aus dieser günstigen Lage Vortheil ziehen, um, während sie sich — wenigstens das Deutsche — auf dem östlichen Kriegstheater, zuerst mit schwächeren Kräften offensiv, selbst unter Umständen defensiv verhalten, dem Gegner auf dem westlichen mit numerischer Ueberlegenheit entgegen zu treten. Die russische Mobilmachung erfordert auch heute noch mit Ausnahme des größten Theils der in Polen dislocirten Truppen, einen derartigen Zeitaufwand, daß derselbe ebenfalls einen Vortheil zu Gunsten der Dreibundsmächte bedeutet. Obgleich in Rußland in neuester Zeit ungemein viel für den Ausbau des Eisenbahnnetzes geschehen ist, so stehen Rußland dennoch heute nur sechs aus dem Innern des Reiches von Osten nach der Westgrenze durchgehende, zusammenhängende Bahnlinien für den Transport seiner Truppen, von denen überdies nur zwei, die Linie Moskau = Minsk = Warschau = Myslowitz excl. der Strecke Moskau=Wjasma und die Linie Petersburg=Warschau excl. der Strecke: Bjalystock=Warschau durchgehends zweigeleisig ist, zur Verfügung, so daß die Versammlung des Gros der russischen Streitkräfte in Polen und Volhynien mindestens zwei Monate beansprucht. Deutschland besitzt dagegen im Verein mit Oesterreich=Ungarn circa sechzehn von Westen nach Osten bezw. Südwesten nach Nordosten zur russischen Grenze durchgehende zusammenhängende Eisenbahnlinien, von denen in Oesterreich=Ungarn eine, in Deutschland vier doppelgeleisige Vollbahnen sind. Dieser fast nur ein Drittel der deutsch=österreichisch=ungarischen Bahnlinien betragenden Anzahl der russischen fällt überdies die Aufgabe zu, die russischen Streitkräfte aus einem etwa fünf mal größeren Ländergebiet, excl. des asiatischen Rußlands, wie das deutsch=österreichisch=ungarische nach dem voraussichtlichen Kriegsschauplatz an der Westgrenze zu transportiren.

Aus dieser Darlegung der Heeresversammlungsverhältnisse des östlichen Europas dürfte hervorgehen, in welch' wesentlichem Vortheil sich die Streitkräfte des Dreibundes auch hinsichtlich ihrer, im besonderen Hinblick auf Rußland, rascheren Mobilisirung und Versammlung an den bedrohten Grenzen den Streitkräften des Zweibundes gegenüber befinden.

Was nun die Situation bei der westlichen Gruppe der betheiligten Mächte betrifft, so erscheint Frankreich allerdings in einer ganz außerordentlich starken Rüstung, sowohl hinsichtlich der Anzahl der von ihm im Kriegsfall aufzustellenden Streitkräfte, wie auch hinsichtlich des äußerst starken Befestigungsgürtels seiner Ostgrenze. Allein gerade die gewaltige Anzahl und Ausdehnung seiner Befestigungen erfordert auch eine entsprechende große Anzahl von Vertheidigern, und man rechnet in Frankreich selbst etwa auf eine halbe Million Streiter, welche im Falle eines großen continentalen Krieges zur Besatzung der verschanzten Lager und der Sperrbefestigungen der Ostgrenze erforderlich, und daher von den im freien Felde verfügbaren Truppen in Abrechnung zu bringen sind. Deutscherseits erfordert dagegen die Besatzung von Metz und Straßburg und Breisach, sowie die vorläufige von Wesel, Köln, Koblenz und Mainz und Germersheim zusammen vielleicht noch nicht viel über 100,000 Mann, sodaß, wenn man eine etwa ähnliche Anzahl für die Besatzungen der Festungen an der deutschen Ostgrenze: Königsberg, Pillau, Danzig, Graudenz, Thorn, Posen und Glogau rechnet, sich immer noch eine Differenz von gegen 300,000 Mann zum Vortheil der Dreibundmächte ergibt.

Was Italien belangt, so leistet dasselbe zur Zeit aus Rücksicht auf seine Finanzlage bekanntlich in mannigfacher Hinsicht, wie z. B. der Stärke der bei der Fahne befindlichen Mannschaft, der geringeren Präsenzstärke seiner Infanteriecompagnien, seiner schwachen Cavallerie, seiner nur zum Theil berittenen Infanteriehauptleute ꝛc. weniger als die übrigen Mächte des Dreibundes, betrachtet man jedoch die Gesammtsituation Italiens, besonders seinem wahrscheinlichen Gegner, Frankreich, gegenüber näher, so ergibt sich, daß Italien in den Westalpen eine mit verhältnißmäßig wenig Truppen leicht zu vertheidigende Landgrenze besitzt, und daß die Gefahr einer feindlichen Landung, wenn auch an vielen Punkten seines ausgedehnten und zugänglichen Küstengebiets vorhanden, sich aus dem Grunde weniger bedrohlich darstellt, da die Landung bedeutender feindlicher Streitkräfte, d. h. eines starken Landexpeditionscorps einerseits zuvor mit der italienischen Flotte abzurechnen hat, und andererseits derartige außerordentliche Transportmittel beansprucht, daß die Truppenmacht, welche auf einmal gelandet zu werden vermag, gegenüber den von der Mobilmiliz gebildeten, rasch zu versammelnden starken Streitkräften der italienischen Landesvertheidigung immerhin eine verhältnißmäßig nur unbedeutende, von 1, allerhöchstens $1^1/_2$ Armeecorps zu sein vermag. Die allerdings zur Zeit leicht und mit Erfolg auszuführende Beschießung der italienischen offenen Hafenstädte, wie Livorno, Neapel, Palermo ꝛc. durch die Schiffe einer feindlichen Flotte, gegen welche sich Italien jedoch durch zweckmäßig angelegte Küstenbatterien zu schützen vermöchte, ist, so empfindlich sie auch sein mag, für die Entscheidung des Krieges ohne Bedeutung.

Von einer Bedrohung Italiens mit einer die Entscheidung herbeizuführen genügend starken feindlichen Landungsoperation kann jedoch heute kaum die Rede sein, und Italien ist daher in der Lage, den Schutz seiner Küsten im Wesentlichen seiner Flotte und seiner Mobilmiliz und den seiner westlichen Alpengrenze einigen Armeecorps, welchen überdies die vorhandenen zahlreichen und starken Festungen und der starke Po-Abschnitt eventuell zur Aufnahme zu dienen vermögen, anzuvertrauen und den bedeutenden Rest seiner Streitkräfte für die Unterstützung der Operationen der übrigen Dreibundmächte, und zwar, als die nächst benachbarte, zunächst Deutschlands, verfügbar zu machen.

Die Verhältnisse liegen daher auch auf der westlichen Front des Dreibundes keineswegs so ungünstig, daß sie eine Verstärkung des deutschen Heeres zur Zeit erheischten.

Es wird allerdings nicht schwer sein, unter Hinweis auf die Organisation der 144 französischen Régiments mixtes und die Regimenter der französischen Territorial=Armee, von welcher die Cadres schon im Frieden präsent sind, sowie unter Bezugnahme auf die russischen Reserve=Infanterie=Cadre=Bataillone und Regimenter und derartige Artillerieformationen, eine nicht unbeträchtliche numerische Inferiorität des deutschen Heeres sowohl Frankreich, wie Rußland gegenüber, der Ziffer, d. h. dem Buchstaben nach, nachzuweisen; allein das Verhältniß der Streitkräfte des Dreibundes zu denen Rußlands und Frankreichs ist als ein für längere Zeit maßgebender Faktor für die Bemessung der Stärke des deutschen Heeres unter weiteren Gesichtspunkten und zwar den oben dargelegten und ihnen ähnlichen zu betrachten. Eine derartige Betrachtung aber ergibt, wie wir darzulegen versuchten, daß eine Verstärkung des deutschen Heeres zur Zeit, wo wir den Dreibund auf sechs weitere Jahre verlängert und durch die Handelsverträge voraussichtlich noch eine gleiche Anzahl von Jahren darüber hinaus garantirt sehen, nicht erforderlich ist, und dies um so weniger, als die Handelsverträge Oesterreich=Ungarns und Italiens diesen Mächten die Mittel bieten werden und sollen, für den ferneren Ausbau ihres Heerwesens gebührend Sorge zu tragen.

Was die finanziellen Gründe, welche gegen eine abermalige bedeutende Verstärkung des Heeres, die vierte seit dem Kriege von 1870, sprechen, betrifft, so ist auf dieselbe bereits so häufig hingewiesen worden, daß es nur der Betonung bedarf, daß dieselben nach wie vor fortbestehen, und daß auch die modificirte Einkommensteuer eine, wenn auch gerechte, so doch immer erhöhte Belastung eines Theils der Steuerzahler repräsentirt, sowie andererseits auch durch die Handelsverträge mancher pecuniäre Vortheil einzelnen Klassen derselben entgeht.

Die allgemeine Lage scheint daher in keiner Weise dazu angethan, dem Lande neue Militärlasten aufzuerlegen; die Regierung wird sich mit dem Einbringen einer neuen dahin zielenden Militärvorlage, mag dieselbe nun im Jahre 1893 oder 1894, in Anbetracht der derzeitigen Gruppirung und Stim=

mung der Parteien, wenn die mit derselben verknüpften Mehrkosten nicht im Verhältniß zu dem ev. Compensationsobject der zweijährigen Dienstzeit stehen, wahrscheinlich einer Niederlage aussetzen und daher in diesem Falle besser daran thun, auf die Einbringung zu verzichten. v. K.

Familienleben und Sittlichkeit.

Von Albert Bandtke.

Seit durch die Heinzesche Prozeßsache so viele Schäden des großstädtischen Lebens enthüllt wurden, haben sich weite Kreise der Gesellschaft mit der Frage beschäftigt, wie jenen abzuhelfen, ja wie überhaupt das sittliche Niveau der großen Städte zu heben sei. Vereine zur Bekämpfung der Unsittlichkeit sind begründet, die Verführung durch Wort und Bild soll unmöglich gemacht, den Dirnen die Straße verboten werden; ja Frauen in Westfalen haben den Antrag gestellt, die Männer gesetzlich einer Sittencontrole zu unterziehen. Alle diese Bestrebungen treffen immer nur die Symptome, nicht die inneren Ursachen der oben angedeuteten Erscheinungen: diese liegen viel tiefer und beruhen zum Theil auf gesellschaftlichen Mißständen, denen abzuhelfen jene rigorosen Frauen mit am ersten im Stande sind. Denn die großen sittlichen Kräfte, welche in der deutschen Familie ruhen, sind für die Hebung der allgemeinen Moral noch viel zu wenig erwartet worden. Das muß aber geschehen und kann nur von Seiten der deutschen Frauen geschehen, die hier viel mehr als sie es bisher gethan, positiv wirken könnten, anstatt negative Abwehrmaßregeln zu empfehlen. Allerdings erfordert das einige Selbstverleugnung und vor Allem eine völlige Umgestaltung unseres jetzigen, viel zu beschränkten und engherzigen, gesellschaftlichen Lebens.

Die vielen Veränderungen, welche die mächtig aufstrebende Entwickelung unserer Zeit unserem Volksleben schon beigebracht hat, sind auch an der Familie nicht spurlos vorübergegangen. Vor fünfzig Jahren noch, als die Freizügigkeit nicht vorhanden und die langsame Postchaise die Verbindung zwischen den Städten vermittelte, waren die Gesellschaftskreise aus wesentlich anderen Elementen zusammengesetzt als heutzutage. Viel seltener wechselte eine Familie ihren Wohnsitz und blieb auch dann meist in der Nähe, kam wenigstens selten über die Heimathprovinz hinaus; der junge Mann, wenn er in's Leben trat, machte seine Studien- und Lehrjahre wohl auch auswärts, kehrte aber meist wieder in die alte Heimath zurück oder blieb ihr doch nicht fern; hier fand er dann die alten Kreise vor, die ihm von Kindheit auf vertraut waren oder doch solche, die mit jenen in naher Beziehung standen: blieb er noch eine Zeit lang Junggeselle, so hatte er an diesen Familien den selbstverständlichen Anschluß, wollte er heirathen, so fand sich unter den Mädchen der heimathlichen Kreise bald eine, die ihm eine glückliche Häuslichkeit versprach. So blieben denn die meisten Familien zeitlebens miteinander verbunden, und die wenigen neu hinzutretenden schlossen sich ihnen leicht an; die jüngere Generation aber hatte nur die Fäden weiterzuspinnen, welche schon die Eltern miteinander verbunden.

Alles das ist heute wesentlich anders geworden. Selbst in kleinen Städten finden wir ein fortwährendes Fluctuiren der Bevölkerung gerade in dem gebildeten Mittelstande. Die Beamten werden oft in weite Entfernungen versetzt, Kaufleute glauben anderswo bessere Geschäfte zu machen als daheim, und meistens sind in wenigen Jahren zahlreiche neue Elemente in das gesellige Leben der Stadt eingetreten. Bleibt eine Familie doch seßhaft, so wird ihr Umgang fortwährend wechseln: alte, liebgewordene Freunde ziehen fort, und andere müssen ihre Stelle ausfüllen. Besonders sind es die großen Städte, welche ihre Anziehungskraft ausüben und daher immer neue Bevölkerungselemente in sich aufnehmen.

Die natürliche Folge dieses häufigeren Wechsels ist eine geringere Intimität des gesellschaftlichen Verkehrs. Man hat nicht mehr das Bedürfniß, so oft zusammen zu kommen, als wenn man noch Kindererinnerungen miteinander theilt. Die ungezwungenen Besuche auf ein „Stündchen", welche sich unsere Großeltern machten, ließen sich bei fremderen Personen nicht mehr aufrecht erhalten. Denn ein Besuch zu ungelegener Zeit ist unter nahen Freunden bedeutungslos; kommt man da wirklich einmal nicht recht, so geht man eben, ohne es übel zu nehmen wieder fort und kommt ein ander Mal wieder. Sobald dagegen fremdere Elemente in die Gesellschaft eintreten, hört ein derartig ungezwungener Verkehr gewöhnlich auf. Die Neuangekommenen werden „eingeladen" oder lassen sich später auch einmal vorher „anmelden"; in beiden Fällen kann man ihnen doch nicht zumuthen „verlieb zu nehmen", sondern muß sie ordentlich bewirthen. Der Gegenbesuch, der dann später erfolgt, darf natürlich nicht dürftiger aufgenommen werden. Dazu kommen der im Allgemeinen größere Luxus, die höheren materiellen Ansprüche, die von Vielen gemacht werden, und vor Allem eine gewisse Eitelkeit und der Wunsch der Wirthe, den Gästen gegenüber nur nicht arm oder knauserig zu erscheinen. In manchen Kreisen wetteifern die Hausfrauen geradezu miteinander in Ueppigkeit der Bewirthung ihrer Gäste: sie halten das für unumgänglich nothwendig und schränken sich oft nachher wochenlang auf's Dürftigste ein, nur um die erhöhten Ausgaben der einen „Gesellschaft" durch eine, die ganze Familie in Mitleidenschaft ziehende Sparsamkeit wieder einzubringen.

Die selbstverständliche Folge dieses Umständemachens ist, daß die meisten Familien nur selten in der Lage sein werden, ihre Freunde bei sich aufzunehmen. Wer nicht gerade sehr reich mit irdischen Gütern gesegnet ist — und wir sprechen hier überhaupt nur von dem mittleren Bürgerstande — kann sich den Luxus einer solchen „Gesellschaft" nicht öfters gestatten. Sobald aber ein Verkehr seltener wird, wird er auch förmlicher, und die frühere Herzlichkeit der Beziehungen, die gegenseitige Antheilnahme an Freud und Leid muß sich nothwendig verringern.

In großen Städten kommen noch die weiten Entfernungen, die Kleinheit der Wohnungen und manche anderen Uebelstände hinzu, um einen regen gesellschaftlichen Verkehr nicht zu Stande kommen zu lassen. In einigen Kreisen hat man dafür die Auskunft gefunden, sich, besonders Sonntags, in einem öffentlichen Bierlocale zusammen zu finden. Man geht dadurch allerdings den geschilderten Uebelständen aus dem Wege, aber nur auf Kosten der Innerlichkeit des ganzen Familienlebens, und wir können es nicht erfreulich finden, daß diese Sitte immer mehr um sich greift. Am meisten leiden die Kinder darunter; denn entweder bleiben sie unter Dienstbotenaufsicht zu Hause oder sie werden mitgenommen und gewöhnen sich so schon frühzeitig an das Leben im Wirthshause. Nichts gewährt einen trübseligeren Anblick als die Kinder am Sonntagabend in einem Berliner Local: anfangs erregen wohl die Bilder der illustrirten Blätter oder die Billardspieler ihr Interesse, aber bald erlischt dieses, müde schleichen sie in den Gängen umher und reiben sich die vom Rauche getrübten Augen, die zu einer solchen Stunde längst geschlossen sein sollten. Und doch müssen sie am nächsten Morgen in der Schule sein und werden vielleicht wegen Unaufmerksamkeit bestraft. Ist das nicht geradezu eine Sünde der Eltern gegen ihre Kinder? Sind diese erwachsen, so werden sie natürlich der frühen Gewohnheit treu bleiben und die Bierhäuser höher schätzen als den heimischen Herd und das nur daheim völlig erblühende Glück eines eigenen Familienlebens.

Weitaus den größten Schaden an der geringeren Gastlichkeit — so möchte ich es nennen — des heutigen Bürgerhauses haben aber unzweifelhaft alle die Glieder der Gesellschaft, die noch nicht zur Gründung einer eigenen Familie gekommen sind. Und damit komme ich auf die im Eingange erwähnte Hauptfrage zurück. Betrachten wir einmal die Lage der meisten jungen Männer von heutzutage. So lange sie an dem Orte bleiben, wo die Eltern oder die Mehrzahl der Verwandten leben, sind sie selbstverständlich Mitglieder dieser Familie und behalten dieselben geselligen Verbindungen, welche jene geknüpft hatten. In der weitaus größeren Mehrzahl der

Fälle kommt jedoch heute der Jüngling, sobald er in's Leben hinaustritt, in durchaus fremde Verhältnisse, wo ihm zunächst intimere Verbindungen vollständig fehlen. Der Student besucht die fremde Universität, der Kaufmann geht nach den großen Handelsstädten, nur wenige bleiben daheim. Und es ist gut so: denn für Geistes- und Charakterbildung des künftigen Mannes ist es durchaus nöthig, daß er zeitig auf eigenen Füßen stehen lernt; aber die Bildung des Gemüths leidet darunter, sie kann sich nur innerhalb der Familie entwickeln. Den kameradschaftlichen Verkehr mit Altersgenossen wollen wir gewiß in seiner erziehlichen Bedeutung nicht herabsetzen; ist er aber der einzige, so wirkt er nothwendig verrohend auf Anschauungen und Sitten, wenn ihm nicht durch die feinere Art der Geselligkeit, die der Einfluß der Frau in der Familie hervorruft, das Gegengewicht gehalten wird. Dieses Gegengewicht fehlt aber in den meisten Fällen und gerade in den wichtigsten Jahren des Lebens. Der veredelnde Einfluß der Mutter, der harmlose Verkehr mit den Schwestern, sie hören für den noch unentwickelten Jüngling oft mit einem Male auf, ohne einen Ersatz zu finden; wenige Fälle ausgenommen bleibt er bis zu seiner Verheirathung, für 10, ja 15 Jahre fast ganz ausgeschlossen aus dem inneren Verband einer Familie. Natürlich findet jeder hier und da eine Familie, in der er wohl gelegentlich einen Abend zubringt: der Student wird zu einem Professor, der junge Kaufmann oder angehende Beamte zu seinem Chef eingeladen; er empfindet tief die hohe Ehre, die ihm damit widerfährt, und dankt bei der Verabschiedung tiefgerührt für den „genußreichen Abend". Aber derartige Einladungen entwickeln sich nur in seltenen Fällen zu einem wirklichen Umgang. Wohl wird man aufgefordert, auch einmal „freundschaftlich" wieder zu kommen; aber was es damit meist auf sich hat, weiß jeder, der sich öfter zu solchen „freundschaftlichen" Besuchen entschlossen hat. Thatsächlich ist es, in großen Städten wenigstens, nur in wenigen Familien üblich, bekannte junge Männer öfters bei sich zu sehen, zum Theil mit aus den bereits oben angeführten Gründen der Bewirthung, die man auch hier für nöthig erachtet.

So sind denn die meisten jungen Leute während eines ganz besonders wichtigen Abschnittes ihres Lebens fast allein auf den geselligen Verkehr in der Kneipe angewiesen. Der Hauptnachtheil, den dieses Wirthshausleben mit sich führt, ist eben das Fehlen weiblichen Einflusses. Die sittliche Gewalt, welche ein reines Frauengemüth auf den leicht überschäumenden Jüngling ausübt, die Zucht und Ordnung in Haltung und Rede, der er sich in weiblicher Gesellschaft unterwerfen muß, wird während der Junggesellenjahre von Vielen fast völlig verlernt. Dem an die oft sehr massiven Erzählungen und derben Späße der Kneiptafel Gewöhnten kommt die Unterhaltung mit Damen — wofern sie nicht ein Courmachen bezweckt — langweilig und fade vor. Woher kommt es denn, daß es auf Bällen immer an Tänzern mangelt und auch diese sich oft gern in einer Kneipecke absondern? Einfach weil ihnen der Verkehr mit Frauen ungewohnt und daher unbequem ist, und die selten eintretende Gelegenheit eines Balles diesen Mangel an alltäglicher Gewöhnung nicht zu ersetzen vermag. Es ist wirklich nicht so verwunderlich, wenn viele Männer auch in späteren Jahren den Bier- und Scattisch dem heimischen Herde vorziehen und die meisten Abende außerhalb zubringen: es ist nur die lange Gewöhnung daran aus den 10, 15 Jahren ihres Lebens, als ihnen eine andere Geselligkeit überhaupt nicht zu Gebot stand. Der Mangel an häufigem Familienverkehr züchtet bei unseren jungen Männern geradezu den Sinn für das Wirthshausleben.

Er bringt aber noch eine andere, viel schlimmere Gefahr mit sich. Denn ganz mag der junge Mann den Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht doch nicht entbehren, wobei durchaus nicht immer nur der rein sinnliche Trieb in's Spiel zu kommen braucht. Gerade der in sittlicher Beziehung reine Jüngling hat auch einmal das Bedürfniß, mit jüngeren Personen des anderen Geschlechts sich zu unterhalten, zu scherzen und zu lachen. Die immerhin selten eintretende Gelegenheit eines Balles oder Tanzkränzchens oder sommerlichen Ausflugs genügen jenem Bedürfniß nicht im Entferntesten. Außerhalb einer verwandten oder durch besondere Umstände ganz nahe befreundeten Familie ist ein zwangloser Verkehr zwischen jungen Leuten beider Geschlechter heutzutage eine Unmöglichkeit. Sobald sich ein junger Mann — der irgendwie nur gute Zukunftsaussichten hat — in einer mit Töchtern gesegneten Familie behaglich fühlt und öfters einmal uneingeladen hinkommt, wird sofort auf Heirathsabsichten geschlossen, und die Gastfreundschaft ihm eigentlich nur mit Aussicht hierauf gewährt. Es ist uns der Fall bekannt, daß ein junger Mann von befreundeter Seite direct aufgefordert wurde, sich nun aber „bald zu erklären". Da er das nicht wollte, mußte er sich natürlich zurückziehen und seine Besuche seltener werden lassen. Aber, so frage ich, warum sollen junge Leute, unter der Aufsicht der Familie, nicht ein paar Jahre lang miteinander verkehren, ohne sich gleich heirathen zu müssen? Hat ein solcher Verkehr nicht auch schon einen Werth an sich selbst ohne jenes Endziel, das übrigens bei größerer Umgangsfreiheit gerade viel leichter erreicht werden dürfte? Ist die erzieherische Wirkung, die junge Mädchen und Männer im gegenseitigen Verkehr auf einander ausüben, so gering zu veranschlagen? So manche Klage über Formen und Tactlosigkeit des jungen Mannes, über Bildungsdünkel der „höheren Tochter" würden verstummen, wenn beide mehr als bisher Gelegenheit hätten, gegenseitig auf einander einzuwirken. Natürlich dürfte ein solcher mehr ungezwungener Verkehr, wie wir ihn wünschen, nur unter einer gewissen Controle der älteren Familienglieder erfolgen, die aber nicht zu steif und pedantisch gehandhabt werden darf. Wir finden einen solchen freieren Verkehr zwischen jungen Leuten thatsächlich bereits in Nordamerika, und wir haben nicht gehört, daß es dort eine besondere Gefahr für die Sittlichkeit mit sich geführt hat. Außereheliche „Verhältnisse" sind dort sogar viel seltener als bei uns, was allerdings auch in den strengeren Gesetzen über Eheversprechen seinen Grund hat.

Ein harmloser, häufigerer Verkehr mit gebildeten Frauen und Mädchen ist also für die meisten jungen Männer, in unseren großen Städten wenigstens, unmöglich. Was thun diese nun, um auch den Wunsch nach einer derartigen Geselligkeit zu befriedigen? Sie steigen eben eine Gesellschaftsstufe herab, in der man in dieser Beziehung nicht so zurückhaltend ist: die hübsche Kellnerin in dem Stammlocal, die Verkäuferin im benachbarten Handschuhgeschäft, das Bürgermädchen, das ein öffentliches Balllocal besuchte, — sie sind alle weit zugänglicher als die jungen Mädchen des eigenen Standes und freuen sich der Unterhaltung mit dem gebildeten Manne. Und dieser wird durch Mangel an anderem Umgange oft gerade erst auf diese Fährte gebracht. Denn was thut er z. B. an einem Sonntagabend in Berlin, wo es zu Hause trostlos öde ist, alle Bierlocale überfüllt sind und ein Familienkreis, in dem er sich am liebsten aufhielte, ihm unzugänglich ist? Einfach aus innerer Unbefriedigtheit macht er eine „Bekanntschaft" oder trifft mit einer schon gemachten zusammen, um den für beide Theile so einsamen Abend in gemeinsamer Unterhaltung angenehm zu verbringen. Gerade an Sonntagen sieht man in Berliner Theatern und Bierlocalen viele Hunderte solcher Paare. Natürlich trifft man sich häufiger, die Beziehungen werden bald intimer, und es entwickelt sich daraus das „Verhältniß", eines der Krebsschäden unserer großen Städte.

Gehört der junge Mann demselben Stande an wie das Mädchen, so kann aus dem „Verhältniß" ganz wohl eine glückliche Heirath werden, und wird es auch häufig genug. Ist dagegen der Stand ein verschiedener, so wird entweder das Mädchen nach einiger Zeit verabschiedet oder es wird auch in diesem Falle — geheirathet. Das Erste führt für das Mädchen meistens ein weiteres Herabsinken mit sich, bis sie der Prostitution in die Arme fällt und ist somit traurig genug. Das Andere dagegen führt zu einer „Mesalliance", bei der das gesellschaftliche Niveau des Mannes herabgedrückt wird.

Uns sind mehrere Fälle dieser Art bekannt, wo gebildete junge Männer ihre „Verhältnisse" heiratheten; aber nie zogen sie diese zu ihrer Gesellschaftsstufe empor, sondern stiegen zu

ihnen hinab. Nicht selten kommt es auch vor, daß sich Studenten mit Kellnerinnen verloben — wir kennen drei solcher Fälle — und sie dann auch wirklich heirathen. Andere wieder heirathen die einfache Tochter ihrer Wirthsleute, bei denen sie einige Jahre gewohnt haben. Der mangelnde Verkehr in gebildeten Familien hat für diese einen Vergleich mit anderen Mädchen niemals herbeigeführt: sie lernten eben keine anderen näher kennen als die Mädchen dieser Kreise, und heiratheten sie, die vielleicht mit einem einfacheren Manne auch selbst glücklicher geworden wären. Derartige „Mesalliancen" sind ja wohl Ausnahmen, aber sie kommen in großen Städten doch viel häufiger vor, als man glaubt; der „Gesellschaft" bleiben sie eben meist unbekannt. Und sollte nicht die Thatsache, daß ein so ungeheurer Bruchtheil gerade der gebildeten Mädchen heute unverheirathet bleibt — was bei den tieferen Ständen nicht der Fall ist — mit hierin seine Erklärung finden?

Natürlich bin ich weit entfernt zu behaupten, daß in dem mangelnden Familienanschluß der einzige Grund der Sittenlosigkeit vieler jungen Leute liege, oder daß „Mesalliancen" nicht auch ohne das vorkommen könnten. Aber das steht unbedingt fest, daß ein junger Mann, der eben in einer guten Familie in Gesellschaft gebildeter Damen den Abend zubrachte, viel weniger geneigt sein wird, nun noch eine Kellnerin zu „poussiren" oder gar sich mit einer Prostituirten abzugeben. Da ihm aber das Erste fehlt, da die gute Familie — von seltenen Einladungen abgesehen — sich ihm verschließt, so kommt er ganz unwillkürlich in solche Gesellschaft. Zöge die Familie die alleinstehenden Männer mehr als bisher in ihren Bereich — es würde gewiß manches besser werden.

Noch viel mehr als die Männer entbehren die Mädchen, welche in großen Städten allein auf sich angewiesen sind, des Familienverkehrs: sie sind meist einfacheren Standes und geben das Hauptmaterial für die oben erwähnten „Verhältnisse". Hunderte von jungen Mädchen sind es, die im Alter von 18—22 Jahren aus der Provinz in jedem Jahre nach Berlin kommen, um hier irgendwie ihren Lebensunterhalt zu erwerben und das großstädtische Leben kennen zu lernen, von dem ihnen vielleicht eine Freundin geschrieben. Eine bodenlose Fahrlässigkeit der Eltern solcher Mädchen ist es, sie ziehen zu lassen, falls sie sie nicht einer sicheren Obhut anzuvertrauen vermögen. Haben sie in der Stadt Verwandte oder näheren Familienanschluß, so ist's nicht so schlimm, falls das Mädchen anspruchslos bleibt und nicht zu leichtsinnigen Vergnügungen hinneigt. Im anderen Falle — und in diesem steht die Mehrzahl — sind sie fast immer verloren. Durchaus nicht nur wegen des kargen Auskommens; fleißige Mädchen verdienen sich in sehr viel Berufen ganz gut so viel, daß sie bei geringen Ansprüchen leben können. Aber selbstverständlich haben auch sie das Bedürfniß, sich von des Tages Arbeit am Abende zu erholen, besonders wo das Leben der Großstadt so viel des Schönen bietet. Zu Hause bei der Wirthin im einsamen Hinterzimmer ist es natürlich entsetzlich für ein junges, lebensfrohes Geschöpf. Sie geht also aus, zuerst vielleicht mit einer Freundin; aber diese Freundin hat auch einen Bekannten und — bald wird aus der Freundin ein Freund. Nun hat das Mädchen was es wünscht, heitere, gemüthliche Abende, die es vorher bei der düsteren Lampe und der Lectüre des „Lokal-Anzeigers" vertrauerte; kann man es ihr verdenken, daß sie jenes vorzieht? Aber ganz anders hätte es gelegen, wenn sich ihr einige Familien aufgethan hätten, wo sie namentlich die Sonntage zubringen konnte und vielleicht einen tüchtigen Menschen kennen lernte, der für's Leben um sie warb.

Das Bekanntschaftenmachen der jungen Leute außerhalb der Familie greift übrigens auch in die höheren, gebildeten Kreise hinauf. Da die gesellschaftlichen Anschauungen und die steifen Umgangsformen einen harmlosen, häufigeren Verkehr beider Geschlechter eben nicht zulassen, so werden auch hier zahllose Bekanntschaften angeknüpft und eingegangen ohne die Controle der Familie. Wo die Umstände eine andere Anknüpfung unmöglich machen, geschieht diese einfach auf der Straße: keine halbwegs hübsche junge Dame ist z. B. in Berlin davor sicher, nicht einmal in einer unbelebteren Straße angesprochen zu werden. Daher kommt die Unsicherheit auf den Straßen, über die sich so viele Damen beschweren und die durchaus nicht etwa erst nach 10 Uhr Abends beginnt; sie ist geradezu skandalös und würfe ein überaus trauriges Licht auf die mangelnde Ritterlichkeit unserer Männerwelt, wenn sie nicht, wie wir glauben, in unsern steifen gesellschaftlichen Verhältnissen, die die Sehnsucht nach einem gelegentlichen zwangloseren Verkehr entfachen, ihre Erklärung fände.

Aber noch ein anderes scheint uns damit in unmittelbarer Beziehung zu stehen: die wachsende Unlust der jungen Leute sich zu verheirathen. Natürlich sind hier die gesteigerten Lebensansprüche, denen sich der Einzelne nur schwer entziehen kann, der Hauptgrund; aber wie wir glauben, doch nicht der einzige. Sehr Viele würden sich verheirathen, wenn ihnen überhaupt die vielen Vorzüge, die eine eigene Häuslichkeit vor dem Junggesellenleben bietet, bekannt wären oder sie unter einer größeren Anzahl junger Mädchen auch nur eine Auswahl zu treffen vermöchten. Aber entweder bewirkt die jahrelange Entwöhnung von der Familiengeselligkeit, daß ihnen die Freiheiten des Junggesellenstandes als unentbehrlich erscheinen, oder die oberflächliche Berührung, in die sie nur gelegentlich mit Mädchen ihres Standes gekommen sind, hat nicht genügt, um irgend eine stärkere Neigung hervorzurufen. Oft fehlen selbst solche oberflächlichen Beziehungen. Man lese nur die Heirathsgesuche in unsern Blättern; durchaus nicht alle sind aus der Suche nach reichen Partieen entstanden. Vor mir liegt der Inseratentheil eines größeren Berliner Blattes; in demselben steht wörtlich folgendes: „Gänzlicher Bekanntschaftsmangel an jungen Damen veranlassen mich, auf diesem Wege eine Frau zu suchen. Bin Geschäftsmann in guter Lebenslage und ersuche junge Damen oder Wittwen, die bald heirathen wollen, mir ihre Adresse ꝛc." Eine Frage nach Vermögen wird überhaupt nicht gestellt. Bemerkungen wie „auf liebenswürdiges Wesen und häuslichen Sinn wird mehr Werth gelegt als auf Vermögen" erinnern wir uns schon öfter in solchen Gesuchen gelesen zu haben. Kann es richtig mit der Form unserer Geselligkeit stehen, wenn solche Annoncen überhaupt nöthig sind? Und unter vielen wird sich auch nur selten einer zu „diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" entschließen. Die Nachfrage nach tüchtigen Hausfrauen ist unter jungen Leuten viel größer, als man gemeinhin glaubt, aber das Angebot fehlt. Denn man sage ja nicht, daß Bälle und Soireen oder ähnliche Veranstaltungen, die meist als Heirathsmarkt dienen, diesen Zweck auch wirklich erfüllten. Erstens ist es nicht Jedermanns Sache, im dreißigsten Lebensjahre — und früher tritt die Frage der Verheirathung heutzutage selten an Jemand heran, meist sogar später — zum Zwecke der Brautschau viele derartige Lustbarkeiten mitzumachen und, wenn die Tage anstrengender Berufsarbeit gewidmet sind, noch die Nächte zu durchtanzen. Dann aber bringt der Ballsaal wohl schwerlich die Eigenschaften eines Mädchens zur Geltung, die einem ernsten Mann an seiner zukünftigen Gattin besonders wünschenswerth erscheinen werden. Nur innerhalb der Familie wird sich der wahre Werth des Mädchens zeigen; auf Bällen nach oberflächlicher Bekanntschaft geschlossene Verlobungen haben schon oft zu sehr unglücklichen Ehen geführt. Aber die Familie ist dem Bewerber gewöhnlich erst nach erfolgter Wahl ohne Zwang zugänglich und doch kann er erst dann die Erwählte wirklich kennen lernen. Bisweilen erfolgt dann nach gegenseitiger Enttäuschung auch eine Entlobung; doch entschließt sich wohl ein Mann nur in besonders schwerwiegenden Fällen dazu, schon um das Mädchen nicht zu compromittiren.

Thatsächlich bleiben aus den angegebenen Gründen zahllose junge Männer den „Vergnügungsvereinen", Tanzkränzchen, Bällen und wie all' die vielen Heirathsinstitute, in die besorgte Mütter ihre Töchter führen, heißen mögen, dauernd fern oder sie werden in dem lichterglänzenden Saale unter den Klängen des Walzer wenigstens nicht für das Glück einer eigenen Häuslichkeit gewonnen. So werden sie dann alte Junggesellen, während sie bei rechtzeitiger Einwirkung guter Familienkreise, in denen ihnen zwangloser Verkehr freistand, vielleicht doch ihre Wahl getroffen hätten.

Wäre der gesellige Verkehr in den Familien für die unverheiratheten Männer ein freierer, so brauchten auch jene, die genöthigt sind, bei der Answahl ihrer Gattin auf Vermögen zu sehen, nicht so wie bisher auf Inserate und Vermittelnngsbüreans angewiesen zu sein. Thatsächlich giebt es eine ganze Anzahl junger Mädchen, die ein Vermögen besitzen, das vielen Männern als Zuschuß zum eigenen Einkommen genügen würde. Uns ist so manches liebenswürdige, prächtige Mädchen bekannt, die ganz bemittelt ist und doch alte Jungfer wurde. Wenn man sie darüber befragt, antwortet sie, der „rechte" sei nicht gekommen; fragt man weiter, wie viele Männer sie überhaupt näher kennen gelernt habe, so ergiebt sich eine ganz verschwindende Anzahl. Daß unter ihnen der „rechte" nicht war, ist doch im Grunde nicht so auffallend; ja es wäre sogar ein besonderer Glückszufall, wenn er wirklich darunter sein sollte. Bei umfangreicherer Verkehrsmöglichkeit ist die Wahrscheinlichkeit dafür aber ungleich größer; und sicherlich würde eine ganze Anzahl Mädchen, die heute ohne rechte Lebensbefriedigung dahinleben, dann noch ihrem natürlichen Berufe als Gefährtin des Mannes, zugeführt worden sein. Die in diesem Blatte bereits mehrfach behandelte „Jungfernfrage" würde so vielleicht auch einer Lösnng näher geführt werden können.

Um es kurz noch einmal zusammenzufassen, so befürworten wir eine zwanglosere Form unserer Geselligkeit. Die Gastfreundschaft möge vereinfacht, aber erweitert werden. Ein geringerer Aufwand ermögliche eine größere Häufigkeit des Verkehrs. Die geselligen Zusammenkünfte werden aus der Wirthsstube wieder mehr in das Haus zurückverlegt. Die Familie öffne sich namentlich in großen Städten leichter als bisher den tausenden außerhalb stehenden jungen Leuten beiderlei Geschlechts und vermindere durch ihre innere sittliche Kraft die Wirkung anderer niedrig-sinnlicher Einflüsse. Die Hausfrau gebe den ihr bekannten jungen Männern recht häufig in zwangloser Form Gelegenheit, die Vorzüge einer eigenen Häuslichkeit vor dem Wirthshausleben kennen zu lernen. Die Töchter mögen seltener im Ballsaal und häufiger im engeren Familienkreise mit jungen Männern in Berührung gebracht werden, wo das oberflächliche Ballgespräch einer ernsteren Unterhaltung Platz machen kann. Die Mutter sehe nicht gleich in jedem jungen Manne den etwaigen Freier ihrer Tochter, sondern bedenke, daß ein Verkehr der jungen Leute, wenn gehörig beaufsichtigt, auch seine rein erzieherische Bedeutung hat. Eine zwanglose Geselligkeit ermögliche beiden Geschlechtern ein näheres Sichkennenlernen und gewähre den Heirathsfähigen eine größere Auswahl.

Es liegt uns natürlich fern, von einer Reform der Geselligkeit eine vollständige Heilung der großstädtischen Uebel zu erwarten; dazu gibt es noch zu viele andere soziale und ökonomische Gründe, die sie mit veranlassen. Aber wir meinen doch, daß einmal der Versuch gemacht werden könnte, ob es nicht möglich sei, durch Hereinziehung aller draußen stehenden Elemente in den Familienkreis viele derartigen Uebelstände zu bessern. Wohl würde es ja für manche Familie ein Opfer sein, so aus sich selbst herauszutreten und fremderen Personen mehr als bisher die gastliche Pforte zu öffnen. Aber ist eine Besserung sozialer und sittlicher Uebelstände überhaupt ohne Opfer möglich? Denn das werden doch wohl nur Wenige glauben, daß Polizeivorschriften und Gesetzesbestimmungen jene in tiefen sozialen Ursachen fußenden Mißstände zu beseitigen vermögen. Ebenso wie Armuth und Noth, so würden auch Unsittlichkeit und Prostitution nicht verschwinden. Aber wie jene durch edelmüthige Hülfe bedeutend gelindert, so könnte auch hier durch Aufnahme der Familienlosen an den häuslichen Herd manches gebessert werden. Nicht minder wichtig als die soziale ist die ethische Frage für unser Volk; nur durch Eintreten unserer höchsten sittlichen Gemeinschaft, der Familie, wird sie ihrer Lösung näher geführt werden.

Literatur und Kunst.

Zur Comenius-Feier.

Preisgekröntes Festgedicht von Karl Mämpel.*)

Am weißen Berge war's, da lag im Staube
Des Pfälzers Böhmenkrone, die zu Prag
Sein Haupt noch jüngst umstrahlt. Der neue Glaube
Im Staube bald, in alten Fesseln lag.
Dem Kaiser wird das Böhmerland zum Raube,
Dem Volke stirbt der Freiheit kurzer Tag,
Die Söhne Böhmens, Mährens Söhne eilen
Vor Kaisers Acht und vor des Henkers Beilen.

Und soll der Kriegsbrand allzerstörend flammen?
Sollst, deutsches Volk, du nimmer Frieden schau'n?
Schon sank der Länder Glück und Kraft zusammen,
Wer wird aus Trümmern neues Heil erbau'n?
Von wannen deiner Zukunft Retter stammen?
Einst, wenn kein Schwert mehr nährt des Krieges Grau'n,
Wer wird in den ersehnten Friedenszeiten
Dich neue Bahn zu neuen Höh'n geleiten? —

Ein Mähre greift zum Stab, des Lands verwiesen,
Kein Rastort winkt dem Flüchtling, anszurnh'n,
Ein Dulder ist's, und Dornen nur umsprießen
Die wilde Fahrt dem Mann in Wanderschuh'n.
Den Heimathlosen wird die Welt noch grüßen
Mit Lohn und Dank und segnen einst sein Thun —
Verjüngen wird er kommende Geschlechter,
Der Glaubenstreue wie der Lehrkunst Wächter.

Er hält den Glauben fest und unverloren,
Daß noch das Licht vom Himmel siegen muß;
Dem Reich des Lichtes hat er zugeschworen,
Dies Reich ist seiner Weisheit letzter Schluß.
Mit diesem Reich hat er sein Leid erkoren,
Für dieses Reich zum Flammenstoß mit Huß
Froh ging' auch er, der Glaubensheld der Mähren —
Er weiß: dies Reich allein wird ewig währen.

Aus Fulneks Pfarrhaus muß er elend fliehen,
Ihm bleibt als Waffe nur der Federkiel;
Und wo sich Mährens Felsenwände ziehen,
Wird Zuflucht ihm ein trutzig Bergasyl.
Doch kaum ist ihm des Burgherrn Schutz verliehen,
Fort treibt der Späher blut'ges Ränkespiel
Durch Schnee und Eis ihn in der Polen Mitte,
Und bald meerüber ladet ihn der Britte.

Papistenwuth verfolgt ihn unverdrossen,
Wohin er seine Flüchtlingsschritte kehrt;
Er aber sinnt und sendet den Genossen
Des freien Glaubens, was sein Gott ihn lehrt.
In nächt'ger Weile, im Verstecke sprossen
Des Geistes Schwingen ihm, und tapfer wehrt
Sein Glaubensmuth den Feinden, die ihn drängen,
Und all' sein Leid löst sich in Trostgesängen.

*) Diese zur Comeniusfeier (28. März d. J.) verfaßte und von der Comenius-Gesellschaft preisgekrönte Dichtung ist in einer von dem Originalwortlaut vielfach abweichenden Gestalt in die Oeffentlichkeit und an verschiedenen Orten in dieser veränderten Gestalt zum Vortrag gelangt, da der Ausschuß der genannten Gesellschaft aus bestimmten Gründen Einzelheiten des ursprünglichen Wortlautes geändert wissen wollte. Es sind für den Verfasser jedoch ebenso schwerwiegende ästhetische wie inhaltliche Gründe vorhanden, die ihm den Wunsch nahe legen, nachträglich den Originalwortlaut bekannt zu geben.

Vom Labyrinth der Welt, vom Paradiese,
Das nicht von dieser Welt, ertönt sein Mund.
Daß er die Königliche Straße wiese
Den Seinen, macht er Schrift um Schriften kund;
Daß Fried' und Wahrheit in die Seelen fließe,
Nie rastet seine Feder Stund' um Stund', —
Wie ein Prophet hat er zum Volk gesprochen
Und freie Bahn dem Licht aus Gott gebrochen.

Ein Stern hat ihn geführt, ein helles Zeichen
Vorleuchtend ihm im düstern Drangsalsthal;
Der eine Schein, wenn alle Lichter bleichen,
Der eine Trost für alle Menschenqual,
Der eine Schatz, dem alle Schätze weichen,
Das Eine, was uns Noth ist allzumal, —
Ein Bischof wie aus alten Christentagen
Kam er, den Kelch des Lichts voranzutragen.

Er selbst, ein Kind in seines Wesens Tiefen,
Ein echter Mensch von reiner Herzensgluth,
War's ihm, als ob ihn Kinderstimmen riefen:
O bring der Schule neue Lebensfluth!
Drum wachet! mahnt die Geister er, die schliefen,
O wacht, o sorgt für euer bestes Gut!
Und segnend legt Comenius die Hände
Auf's Kinderhaupt, daß er's zum Himmel wende.

Im ird'schen Gleichniß lehrt er Ew'ges ahnen,
Er faßt die Welt im engen Bilderbuch,
Und seines Orbis pictus Blätter bahnen
Dem Kindesgeist den ersten jungen Flug
Zu Flur und Wald und zu der Menschen Planen
Ein treuer Eckart führt mit heitrem Spruch
Die Kleinen früh er ein in farb'ge Fülle
Glanzreicher Welt und löst dem Aug' die Hülle.

In fremder Zungen Wunderland die Pforten
Entriegelt er und bald im Schulhaus gibt
Er erste Heimath heimathlichen Worten
Des Mutterlauts. — Er hat sie all' geliebt,
Er ruft herbei die Kinder aller Orten:
Drin Herrensohn und Bauernknab' sich übt,
Drin auch des Mägdleins Geisteskraft sich weitet,
Für's Volk die Schule hat er uns bereitet.

Du wolltest wölben weite Tempelhalle
Und einen Friedensbogen sahst du steh'n,
Du hörtest nieder zu dem Erdenballe
Des Gottesgeistes linden Odem wehn.
Und in die Lande mit Messiasschalle
Vom Menschheitbund die frohe Kunde geh'n —
Die Kirchen haderten, die Völker stritten,
Du triebst ein Friedenswerk in ihrer Mitten.

Du Mann der Wünsche, glaubenskühner Mähre,
Du Mann der Sehnsucht goldner Friedenszeit.
Noch lebt dein Wunsch, daß sich der Himmel kläre,
Im Erdenthal noch tobt der alte Streit,
Noch fließt dem Bruderhaß manch' trübe Zähre,
Fern ist dein Frieden und die Kluft so weit —
Drum führ' die Fackel, die ein Wunsch entzündet,
Der du der Menschheit uralt Heil verkündet.

Doch dem Jahrhundert bliebst du halb vergessen,
Kein Held in Liederklang und Schwerterstreich!
So sei dein Loos dem schönen Loose dessen
Der über'm eignen Grabe siegte, gleich!
Die Welt hast du geächtet einst durchmessen,
Von Mährens Bergen zu des Nordens Reich, —
Heut' will die Welt an deinem Werke bauen
Und Nord und Süd soll deine Siege schauen!

Die Methode der Zukunft im neusprachlichen Unterricht.

Von Karl Roeth.

Wir möchten hier die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums auf ein Gebiet des Unterrichts hinlenken, auf welchem sich im letzten Jahrzehnt große Umwälzungen vollzogen haben und die Reformideen hoffentlich zum Siege gelangen werden, wir meinen den neusprachlichen Unterricht. Wie lernte man früher neuere Sprachen? Eine ganze Generation verdankt den Büchern von Ploetz, Ollendorff, Ahn, Plate, Knebel-Probst und ähnlichen ihre Kenntnisse im Französischen und Englischen. Da lernten die Schüler zunächst das Alphabet, dann Lesen verschiedener Buchstabengruppen und einzelner Wörter, wobei man das Gedächtniß durch gewisse „Leseregeln" unterstützte und zum leichteren Verständniß Umschreibungen der Laute durch „ähnliche" deutsche hinzufügte. Dann folgten die bekannten schönen Sätzchen in buntem Durcheinander, eine wahre Musterkarte der Trivialität und öfters auch des blühenden Unsinns, wie: „Haben Sie die Flinte, welche ich habe oder die, welche der Nachbar hat?" oder „Der Franzose hat mehr Fliegen als der Engländer," einst humorvoll illustriert durch die Fliegenden Blätter. Die Grammatik wurde portionsweise in Lectionen gegeben und durch diese Sätze und Extemporalien, die mit den erforderlichen grammatischen Fußangeln versehen waren, eingeübt. Lectüre wurde in den ersten beiden Unterrichtsjahren kaum betrieben, und mit großer Mühe fand der Schüler sich auch später nach der einseitigen Sätzchendessur in dem Gewirr der idiomatischen Wendungen, unbekannten Wörter und Satzgebilde der Originallesestücke zurecht. Eine schwierige, unter diesen Umständen fast unlösbare Aufgabe boten die freien Stilübungen in Bezug auf den einigermaßen correcten und fließenden Gedankenausdruck in der fremden Sprache dar, und was den mündlichen Gebrauch derselben betrifft — wer lacht da? Hört er etwa den Sachsen sprechen: Ma filch, futtercheh fu pieng me tir? (Ma fille, voudriez-vous bien me dire?) oder den Westfalen: Kö sjersjeh wu? Sjö sjersje mong sjapo. (Que cherchez-vous? Je cherche mon chapeau.)? Nun, das wäre doch immerhin ein Versuch zum mündlichen Gebrauch gewesen, wo man solche Lautgebilde in sächsischen oder westfälischen Schulen bei der „Conversation" zu Tage förderte. Aber viele Lehrer verbannten das „Parlieren" gänzlich aus dem Unterricht oder verwandten nur dann und wann einige Minuten darauf, wenn sie mit der Lection gerade zu Ende waren. Der neusprachliche Unterricht wurde endlich vielfach von Lehrern ertheilt, welche denselben nur als Anhängsel zu ihrem altklassischen, historischen oder mathematischen Fach betrachteten und Fachstudien auf diesem Gebiete nie gemacht hatten, oder er wurde auch Elementar- und Mittelschullehrern zugewiesen, deren Kenntnisse über den „großen Ploetz" nicht hinausgingen. Wenn dieser Unterricht auch nur wenigen der betreffenden Lehrer angenehm sein mochte, unbequem war er nicht, denn sie brauchten dem Wissen des Schülers ja immer nur um einige Lectionen voraus zu sein.

Was bei alledem herauskam, ist bekannt genug: nicht die wirkliche französische oder englische Aussprache, sondern eine sächsische, bairische, schwäbische, westfälische Schulaussprache, die kein Ausländer, vorkommenden Falls, verstanden hätte. Die drolligsten Geschichten ließen sich hiervon erzählen. Das Lesen zusammenhängender Stücke war (namentlich in dem in Bezug auf die neueren Sprachen so dürftig ausgestatteten Gymnasialunterricht) mehr ein Stammeln und Stottern und bedurfte beständiger Correctur des unterrichtenden Lehrers. Das war eine Folge der Sätzchenmethode, und nicht weniger entsprang derselben unter dem Einfluß der beständigen Grammatik-Paukerei die oben erwähnte Unfähigkeit des freien Gedankenausdrucks und des idiomatischen Gebrauchs der Sprache. So waren die Resultate (namentlich auf dem Gymnasium) wenig befriedigend, und Lehrer wie Schüler erlahmten in dem Interesse für ein Fach, daß so wenig die darauf verwendete Mühe zu lohnen schien.

Wenn es auch heute noch Anstalten genug geben mag,

deren Unterrichtsbetrieb von dem geschilderten wenig abweicht, so ist es doch in den letzten zwanzig Jahren vor allem mit dem auf diesem Gebiet thätigen Lehrermaterial erheblich besser geworden. Als die deutschen Universitäten den Studierenden Gelegenheit zu gründlichen Fachstudien boten, dauerte es nicht lange, besonders nach Zulassung der Realgymnasialabiturienten zu diesem Studium, so füllten sich die Hörsäle dermaßen mit neueren Philologen, daß zeitweise eine Ueberfüllung eintrat. Letzterer hätte wohl recht bald abgeholfen werden können, wenn die Regierung die Besetzung der Lehrstellen für den neusprachlichen Unterricht durch neuere Philologen überall gefordert hätte. Aber man ging nur allmählich mit dieser Neuerung vor, und noch heute mögen an einer Anzahl Anstalten die alten Kräfte weiter wirken, wie man aus den Schulprogrammen entnehmen kann. Kaum aber fühlten diese „neueren Philologen" Boden unter den Füßen, so erkannten sie, daß mit der grammatisirenden Methode, welche man von dem altklassischen Unterricht auf den neusprachlichen einfach übertragen hatte, (Erlernung nicht der lebendigen Sprache, sondern der Grammatik durch zahllose künstlich ad hoc präparirte Einzelsätze und vor allem des Uebersetzens aus der deutschen in die fremde Sprache) gründlich gebrochen werden müsse, wenn man ein höheres und idealeres Ziel: Aneignung einer correcten Aussprache, innige Vertrautheit mit der lebendigen, idiomatischen Ausdrucksweise der fremden Sprache, Erweckung eines sicheren Sprachgefühls, Befähigung zur eingehenden Bekanntschaft mit der fremden Geistescultur, soweit dieselbe in der Literatur niedergelegt ist, erreichen wollte. Aber nur wenige erhoben anfangs ihre Stimme als die Propheten einer neuen Lehre. Es waren vor allen Felix Franke in seiner Schrift: „Die praktische Spracherlernung auf Grund der Psychologie und der Physiologie der Sprache dargestellt" und Quousque Tandem (Prof. Vietor) in: „Der Sprachunterricht muß umkehren!" Doch hatten sie schon einen Vorgänger in Perthes, der eine ähnliche Methode für die Erlernung des Latein nutzbar zu machen suchte. Den Bestrebungen dieser und anderer Männer kam nun in Bezug auf die Erzielung einer besseren Aussprache die gleichzeitig aufblühende Wissenschaft der Phonetik oder Lautphysiologie zugute. Dieselbe erforscht die Entstehung und Natur der menschlichen Sprachlaute überhaupt, sowie der einzelnen Sprachen aufs genaueste und bringt dieselben auf Grund dieser wissenschaftlichen Erkenntniß in bestimmte Systeme. Weiterhin verfolgt sie die Entwickelung der Sprachlaute in ihren verschiedenen Combinationen innerhalb der lebendigen Sprache und bildet für den Sprachgelehrten ein wichtiges Mittel zur Erklärung der Lautveränderungen auf älterer Sprachstufe. Man ist jetzt dahin gelangt, daß man auch die feineren dialektischen oder individuellen Eigenthümlichkeiten in der Aussprache durch eine ausgebildete Lautschrift fixiren kann.

Die Resultate dieser Wissenschaft werden nun praktisch im Anfangsunterricht so verwerthet, daß man die Schüler mit dem Lautsystem der fremden Sprache durch Benutzung von Lauttafeln vertraut macht, ihnen das unbedingt Nothwendige über die correcte Hervorbringuug der Sprachlaute mittheilt, durch zahlreiche Uebungen (Artikulationsgymnastik) befestigt und namentlich der Uebertragung von dialektischen Eigenthümlichkeiten der Muttersprache auf die fremde entgegenwirkt. Hat man dies früher durch möglichst häufiges Vorsprechen des Richtigen zu erreichen gesucht, aber nur bei wenigen, besonders Beanlagten, Erfolg erzielt, so kann man jetzt oft mit einem Schlage falsche Artikulation beseitigen, indem man dem Schüler dieselbe klar zum Bewußtsein bringt und ihn veranlaßt, durch richtige Stellung der Sprachwerkzeuge die richtige zu bilden. Wir wollen zugeben, daß mancher dabei über das Ziel hinausgeschossen ist und in der Phonetik die Heilung aller möglichen Gebrechen des Sprachunterrichts erblickte, aber wir dürfen doch behaupten, daß die meisten, welche sich dieser Methode in verständiger Weise bedienten, überraschende Erfolge erzielt haben, und es gilt bei den Professoren für das Fach der neueren Sprachen wohl als selbstverständlich, daß der künftige Lehrer derselben eine auf wissenschaftlicher Erkenntniß beruhende Bekanntschaft mit dem Lautstand derselben darlegen muß. Man müßte indessen die Deutschen wenig kennen und von der Rechthaberei und Streitlust auf pädagogischem Gebiete wenig wissen, wenn man sich darüber wundert, daß bei dieser Lage der Dinge sich zahlreiche Gegner der phonetischen Methode erhoben und klipp und klar bewiesen haben, daß dieselbe nur von Uebel sein könne, da sie die Schüler überbürde, neue Schriftbilder vor die Augen führe und dadurch Verwirrung in der Orthographie anrichte u. s. w. Man hatte zum Theil wunderliche Vorstellungen auf Seiten der Gegner von der Verwendung der Phonetik im Unterricht und fand es unbegreiflich, daß die Phonetiker die phonetische Unterweisung der Schüler in zwei Stunden, und die Bekanntschaft mit dem Lautsystem der fremden Sprache in weiteren zwei Stunden erledigen wollen. Aber für jeden praktisch geschulten Lehrer, der diese Methode in verständiger Weise verwendet, ist dies wohl begreiflich, sowie, daß die dadurch erzielten Erfolge ganz hervorragend schnell und vorzüglich sind. Alle theoretischen Erörterungen über diesen Gegenstand waren und sind völlig überflüssig, hier entscheidet, wie wir auch weiter unten sehen werden, allein der praktische Erfolg, und wer noch ein ungläubiger Thomas ist, der mag hingehen und erfahren, wenn er nicht selbst die Sache praktisch erproben kann, wie viel schneller und sicherer man auf diese Weise zum Ziele kommt, als mit der alten Leseregel- und Vorsprechmethode. Ob man beim ersten Unterricht nur phonetische Texte verwenden oder sogleich mit Texten in der gewöhnlichen Orthographie beginnen soll, ist freilich noch eine offene Frage, aber wir hoffen, daß auch diese durch fortgesetzte Versuche auf diesem Gebiet ihre Erledigung finden wird. Mag man sich nun phonetischer Texte bedienen oder nicht, so viel steht für jeden, welcher der Sache praktisch näher getreten ist, fest:

Nachdem die Schüler in wenigen Stunden das Nöthigste aus der Theorie der Lautlehre sich haben aneignen können, gelangen sie durch weitere Uebung und reichliche Benutzung der Lauttafeln in verhältnißmäßig kurzer Zeit dahin, das gesammte Lautsystem der fremden Sprache zu beherrschen, feinere Lautnuancen scharf zu unterscheiden, fehlerhafte Einflüsse der Muttersprache zu vermeiden und verfügen allmählich über eine Aussprache, welche die oben gerügten Mängel nicht zeigt und allen Ansprüchen an idiomatische Correctheit genügen dürfte. Wir wollen indessen nicht leugnen, daß ein tüchtiger Lehrer auch ohne Phonetik dies Ziel erreichen kann und früher erreicht hat, aber das dürfte nur bei wenigen, für die Auffassung feiner Lautunterschiede und Reproduction derselben besonders begabten Schülern gelungen sein. Der Phonetiker aber will dies bei den meisten seiner Schüler erreichen.

Die Kenntniß der Sprachlaute wird nun zunächst an einem zusammenhängenden Originallesestückchen oder Gedichtchen auf analytischem Wege gewonnen und damit der Schüler mitten hinein in die lebendige Sprache versetzt, ohne Rücksicht darauf, daß Formen und Sprachgesetze vorkommen, die er in ihrem logisch-systematischen Zusammenhang erst später begreifen kann. Durch unausgesetzte Uebungen, die namentlich in Umformungen der Stücke nach gewissen Gesichtspunkten, in Fragen und Antworten über dieselben in der fremden Sprache bestehen, wobei zunächst das Ohr der Schüler viel mehr in Anspruch genommen wird, als das Auge desselben, prägt sich der Inhalt derselben dem Gedächtniß unauslöschlich ein. Aber damit ist natürlich die Aufgabe des Sprachlehrers keineswegs erledigt, sondern er verfolgt bei der Durchnahme und Bearbeitung der Stücke einen bestimmten Plan, nämlich die Einübung der Formenlehre und der unentbehrlichsten Sprachregeln. Erst wenn die zu einem gewissen Kapitel gehörenden sprachlichen Erscheinungen so auf analytischem Wege gewonnen und als unverlierbarer Besitz in das Sprachbewußtsein der Schüler übergegangen sind, werden letztere mit der möglichst knapp gehaltenen systematischen Uebersicht, wie sie die Grammatik bietet, bekannt gemacht. Von Uebersetzungen aus dem Deutschen in die fremde Sprache ist dabei zunächst keine Rede. Das Ergebniß eines solchen Unterrichts ist, daß die Schüler schon in zwei bis drei Jahren, oder noch kürzerer Zeit, geläufig lesen und sprechen, einmal vorgetragene fremdsprachliche Stücke sofort nacherzählen

und zwar keineswegs in sklavischem Anschluß an das Original, sondern vielfach mit idiomatischen Wendungen und Ausdrucksweisen, welche dem eigenen reichen Schatz an Sprachstoff entstammen. Dasselbe zeigt sich in den freien schriftlichen Arbeiten, welche schon zahlreich auf dieser Stufe angefertigt werden können. Obwohl die Grammatik nicht systematisch erlernt und an deutschen Einzelsätzen eingeübt wurde, sind doch die erworbenen Kenntnisse völlig ausreichend, um eine im Ganzen grammatisch correcte und vor allem in idiomatischem Französisch oder Englisch geschriebene Arbeit zu liefern. Das sind wiederum Thatsachen, welche die nörgelnde Kritik der pädagogischen Besser- und Alleswisser trotz aller Gegenbeweise aus der Psychologie, der eigenen Erfahrung 2c. wird bestehen lassen müssen. Die Bahnbrecher dieser Methode haben sich weiterer Streitschriften enthalten, im Stillen weitergearbeitet und die praktische Ausführung derselben eingehend dargelegt. So viel wir wissen, hat auch die Oberschulbehörde einer Provinz die Entwickelung dieser „natürlichen" Methode verfolgt und nicht gezögert, als die günstigsten Resultate vorlagen, den gesammten neusprachlichen Unterricht in diesem Sinne an bestimmten Anstalten leiten zu lassen. Auch die meisten Fachzeitschriften hat dieselbe für sich erobert.

Eine ganz hervorragende Leistung auf diesem Gebiete scheint uns das französische Lehrbuch von Schmidt und Roßmann zu sein, welches vor kurzem bei Velhagen & Klasing (Bielefeld-Leipzig) erschienen ist. Die Verfasser gehen hier ganz von der Anschauung aus und legen ihrem Unterricht Anschauungsbilder zu Grunde, welche in sehr geschickter Weise beim Unterricht verarbeitet werden und namentlich das Sprechen schon von der ersten Stunde ab fleißig zu üben gestatten. Mit den sonst vorhandenen Erzählungen, Beschreibungen, Gesprächen, Gedichten enthält das Buch ungefähr Alles, was in den Gesichtskreis von Schülern des Alters tritt, für welche das Buch bestimmt ist, sogar Lieder mit Noten finden sich, ein treffliches Mittel zur Befestigung der Aussprache. Das Buch macht besonders deshalb einen guten Eindruck, weil es unmittelbar aus dem lebendigen Unterricht herausgewachsen ist.

Aber wo bleibt die „formale Bildung", wo das eingehende Studium der Grammatik, ohne deren Kenntniß alles Sprachwissen doch nur Stückwerk ist? Nur Geduld! Was die erstere betrifft, so halten die Vertreter der neuen Methode die oben erwähnten Uebungen zu diesem Zweck für vollkommen ausreichend in den ersten Unterrichtsjahren, aber etwa von Tertia ab soll die Grammatik in ihr Recht treten und dem nun gereifteren und der Abstraktion fähigeren Verstand die früher unbefangen erlernten Constructionen in ihrem logisch-systematischen Zusammenhang zeigen und erläutern. Jetzt erst soll auch die Kunst des Uebersetzens geübt werden, die dem Schüler bis dahin fremd war, denn er war schließlich dahin gebracht worden, in der fremden Sprachen zu denken und bedurfte jener künstlichen Brücke nicht, natürlich nur bis zu einem gewissen Grade, was jedem Psychologen verständlich sein wird und weiterer Ausführung nicht bedarf.

Gleichzeitig mit der Methode der extremen Reformer, wie man sie wohl bezeichnete, hat sich nun eine andere Richtung entwickelt, welche mehr eine vermittelnde Stellung zwischen der alten und neuen einnimmt, indem sie auch von zusammenhängenden Stücken ausgeht, die dem Gesichtskreis der Kinder entsprechen und einen gefälligen interessanten Inhalt bieten, neben den oben genannten Bearbeitungen derselben aber auch das Uebersetzen pflegen, jedoch nur im Anschluß an die durchgearbeiteten Stücke. Vor allen Dingen aber schließt sich bei ihr an das durchgenommene Stück sofort die Erlernung eines entsprechenden Kapitels der Grammatik an, das man nach vorhergegangener inductiver Behandlung dem Schüler in vollständigem System darbietet. Nun, wir sind überzeugt, daß auch auf diesem Wege sich bedeutende Erfolge erzielen lassen, soviel aber wird dem Leser klar geworden sein: Ein so oder so betriebener neusprachlicher Unterricht erfordert eine solche Umsicht, Arbeitskraft und pädagogische Tüchtigkeit des Lehrers, an welche bei der Ploetzmethode nicht im Entferntesten zu denken war. Aber wozu haben wir die neu errichteten Seminare? Hier ist der Ort, wo die vortreffliche Methode der Reformer ausgebildet und überliefert werden kann. Sie muß aus der lebendigen Praxis hervorgehen, sie will zunächst auch nur von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden. Alle theoretischen Tüfteleien sind hier vom Uebel, die praktische Probe nach vorheriger praktischer Anleitung ist das einzig Richtige.

Neue Novellen.

Theodor Fontane. Marie von Ebner-Eschenbach. C. F. Meyer.

Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst.

Es sind drei bewährte Erzähler, deren Namen an der Spitze dieses Essays stehen. Da ist zunächst der balladeske märkische Wanderer, der „junge" zweiundsiebzigjährige Theodor Fontane. Von dem, was man im vulgären Sinne des Wortes mit Handlung im Romane zu bezeichnen pflegt, findet man in den Fontane'schen Schöpfungen nicht allzu viel. Er liebt keine spitzfindigen Verwickelungen, haßt sensationell wirkende Effecthaschereien. Ruhig und sicher baut er nach wohlerwogenem Plane die Handlung in seinen Werken auf, die Gruppirung ist lichtvoll und anmuthend. Mit einer wahrhaft plastischen Ruhe schafft er. Man fühlt es bei der Lectüre seiner Romane heraus, daß sein künstlerischer Genius über dem Stoffe schwebt. Niemals hat man die unangenehme Empfindung, die in uns beim Lesen eines minderwerthigen Romanes häufig aufsteigt, daß der Verfasser sich mit dem zu beseelenden Stoff abquält und abringt, um schließlich doch nichts Werthvolles zu gestalten. Bei Fontane ist Alles so natürlich, so wahr, so folgerichtig. Da ertappen wir den Dichter auf keinem Anachronismus des Gefühls, auf keiner flüchtigen oder lückenhaften Motivirung, aber auch auf keinem jähen Ausbruch heißflammender Leidenschaft, die fortreißt und blendet. Und gerade in dem Mangel elementarer Leidenschaft, die nicht im Blute der Fontane'schen Muse liegt, scheint uns ein fernerer Grund dafür zu liegen, daß die Fontane'schen Romane bei dem größeren Theile unseres Lesepublikums kein tieferes Interesse erwecken. Der Berliner Romancier legt stets den Hauptnachdruck auf die Herausgestaltung und Verinnerlichung der Charaktere, arbeitet subtil an der Werthung des Milieus. Seine Romane sind eine wahre Fundgrube für den Psychologen. Diese tiefgründige Seelenmalerei bewirkt auch den geheimnißvoll lockenden Reiz, mit dem uns Schöpfungen wie „Irrungen, Wirrungen", „Stine", „Quitt", „Cécile" 2c. gefangen nehmen. Deshalb ist auch die Diction bei Fontane natürlich schön und herzergreifend. Da stören keine conventionellen Floskeln, keine hohlen Phrasen, keine blendenden Antithesen, kein künstlich aufgebauschter rhetorischer Pomp. Schlicht und — was wir besonders betonen möchten — natürlich reden die Fontane'schen Menschen. Wenn wir nun endlich noch des Dichters Welt- und Lebensanschauung gedenken, so dürften einige der Hauptzüge seiner künstlerischen Individualität gegeben sein. Schon durch seine „Gedichte" zieht sich ganz leise eine gewisse Ironie und zwar Selbstironie. Daß Fontane aber kein Schwarzseher oder unverbesserlicher Pessimist ist, weiß jeder, der Fontane'sche Dichtungen gelesen hat. Sagt er doch selbst in einem herrlichen Gedicht:

„Laß ab von diesem Zweifeln, Klauben,
Vor dem das Beste selbst zerfällt,
Und währe Dir den vollen Glauben
An diese Welt trotz dieser Welt."

Daß er aber mit dem himmelstürmenden Verlangen und den feurigen Wünschen einer unerfahrenen Jugend abgeschlossen hat — wer wollte es einem 72jährigen Manne, der die Welt und das Leben kennt, verargen?! Was ein Kritiker einmal über Fontane sagte, scheint uns ganz zutreffend: er müsse bei der Lectüre dieser Romane stets an sonnige Frühherbsttage denken; wir sehen Alles klar und bestimmt und scharf, aber zugleich scheine uns ein unendlich feiner Schleier über

der hellen und stillen Landschaft zu liegen; Entsagung im Gewande der Ironie sei die Grundstimmung aller Romane Fontane's.

Alle diese Darlegungen finden Anwendung auf den neuen Roman des rüstig schaffenden Dichters; „Unwiederbringlich"*) hat er ihn genannt. Im Gegensatz zu seinen früheren Schöpfungen auf diesem Gebiete spielt die Handlung nicht in Berlin, sondern in Schleswig-Holstein und Kopenhagen Ende der fünfziger Jahre. Eine Meile südlich von Glücksburg, auf einer dicht an die See herantretenden Düne, liegt das Schloß Holkenäs. Die beiden Gatten, der Graf und die Gräfin von Holkenäs, sind zwei grundverschiedene Naturen. Holk, so gut und vortrefflich er ist, ist doch nur ein Durchschnittsmensch und steht hinter seiner von Herrnhutern erzogenen, geistig bedeutsamen Frau um ein Beträchtliches zurück. Der Graf hat liebenswürdige Eigenschaften und wäre das Ideal von einem Manne, wenn er überhaupt Ideale hätte. Er lebt nur dem Augenblick. Gräfin Christine's streng religiöses Gemüth neigt zur Melancholie und huldigt in metaphysischen (religiösen) Dingen einem gewissen Mysticismus. Sie ist „ganz schöne Seele, nachgeborene Jean Paul'sche Figur, die sich mit dem Ernst des Lebens den Kopf zerbricht", während ihr leichtlebiger Gatte das Dasein von der heiteren Seite betrachtet. Die Gräfin zu erheitern, gibt es eigentlich nur ein Mittel, und das sind kleine Liebesgeschichten aus dem Kreise der Irrgläubigen. Irrgläubig ist ihr so ziemlich Alles, was nicht altlutherisch oder pietistisch oder herrnhutisch ist. Wie dem Grafen früher ihre Schönheit, dann ihre Klugheit imponirt hat, so frappirt ihn neuerdings ihre Frömmigkeit. Wohl ist er gewohnt, sich seiner Frau gegenüber immer in die zweite Linie zu stellen, aber es kamen letzthin Momente, wo er unter den Tugenden Christine's geradezu litt und sich eine weniger vorzügliche Frau wünschte. Früher war dies Alles nur ein stiller Wunsch gewesen, aber jetzt beginnt dieser Wunsch zu reden. In rasch wachsendem Grade breitet sich ein Umschwung in Holk vor; er ist ungeduldig, anzüglich, ironisirt die allzu frommen Anwandlungen Christine's. So wird die Kluft zwischen den beiden Gatten immer größer. Eine unheilvolle Entfremdung tritt ein, als Holk in seiner Eigenschaft als dänischer Kammerherr nach Kopenhagen an den Hof der Prinzessin Maria Eleonore, der Tante des Königs, berufen wird. Diese Veränderung ist zu gewaltig, als daß sie nicht umgestaltend auf das sanguinisch-cholerische Temperament Holk's einwirken sollte. Hier großstädtische Vergnügungssucht, „Tanzsaal, Musik, Feuerwerk", rauschende Lebenslust; dort feierlicher Lebensernst, langweilige Einförmigkeit, Schafe und Schweine. Auf Holkenäs hat Holk eine „furchtbar vorzügliche Frau, die ihn bedrückt", eine Frau, deren ernste puritanische Frömmigkeit einer fast verletzenden Selbstgerechtigkeit und Charakterstarre gleichkommt; in Kopenhagen eine geistvolle, von aller religiösen Engherzigkeit und dogmatischen Verknöcherung entfernte Prinzessin und eine Reihe lebensprühender pikanter Damen, die Alles eher als Einsamkeit liebende Quäkerseelen sind. „Die Kopenhagener sind ein feines Volk, sehr klug und sehr begabt und ausgerüstet mit vielen Talenten. Aber es sind lauter Lebeleute; sie haben sich nicht recht quälen und mühen müssen, und das Glück und der Reichthum sind ihnen in den Schoß gefallen, Alles in Kopenhagen ist Taverne, Vergnügungslocal", und nicht selten versteckt sich die Kopenhagener Vergnügungssucht hinter einem großen Worte und läßt sich mit der viel mißbrauchten Inschrift „Patriotismus" etikettiren.

In äußerst feinsinniger Weise hat Fontane in das Gewebe der Handlung ein Stück nordischer Culturgeschichte hineingeflochten, wodurch der ästhetische und der stoffliche Werth des Romans um ein gutes Stück gewonnen hat. Aesthetisch insofern, als diese Sittenschilderung des Kopenhagener high life mit dem inneren Gange der Handlung in kausalem Zusammenhange steht, zur schärferen Beleuchtung und Werthung des Milieus dient und von jeglicher vorlauten Tendenzmacherei frei ist; sie ergibt sich mit Naturnothwendigkeit. Stofflich hat der Roman insofern gewonnen, als der Leser dadurch ein getreues Bild von dem großstädtischen Leben und Treiben Dänemarks in den fünfziger Jahren empfängt, und wenn unsere heißspornigen Naturalisten vom Romancier Sittenschilderung verlangen und danach den Werth eines Romans abzuschätzen pflegen, so wollen wir ihre Forderung und ihr Urtheil für „Unwiderbringlich" acceptiren und Fontane's Werk um so höher stellen, obgleich das Wort Sittenbild neuerdings einen etwas verstimmenden Klang erhalten hat, eben gerade durch die Naturalisten.

Graf Holk ist also mit einem Schlage in eine ganz neue Welt versetzt, in eine Atmosphäre, die für seine leichtlebige Natur verhängnißvoll werden soll. Die Handlung drängt von jetzt an auf Entscheidung hin, die Conflicte verschärfen sich. Holk, in seiner streng genommen ehrlichen Natur, in seiner vertrauenden Naivetät läßt sich von der Tochter seiner Wirthin, von einer bildschönen und raffinirt coquetten Circe blenden, und es kostet ihm manche Stunde Schlaf, als ihn die schöne Kapitänsfrau, welcher der König von Siam gehuldigt haben soll, eines Abends bei seiner Heimkunft in einem schlau berechneten Gewande an der Treppe mit der Lampe empfängt und dabei wie von ungefähr den weiten Aermel von dem schneeweißen, herrlich gebauten Arm zurückfallen läßt. Neben Brigitte, „dieser merkwürdigen Mischung von Froufrou und Lady Macbeth", läßt Holk sich von der süßpecten Hofdame Ebba von Rosenberg übertölpeln, obgleich er, der auf seine Abstammung stolze Aristokrat, in dessen Adern nur pur sang rollt, keinen schlechten Schreck bekommt, als Ebba ihm spöttisch gesteht: „Ich bin nämlich eine Meyer-Rosenberg, Enkeltochter des in der schwedischen Geschichte wohl bekannten Meyer-Rosenberg, Lieblings- und Leibjuden König Gustavs III." Dieser „Sprühteufel", der stets mehrere Eisen im Feuer hat, umstrickt den schleswig-holsteinischen grandezzen Edelmann mit ihren Reizen, lockt ihn in mehreren arg pikanten Scenen an sich und setzt dadurch die leicht entzündbare Natur Holk's in helle Flammen. Es reift in ihm der Entschluß, sich von seiner Gattin, mit der er in einem oberflächlichen, lockeren Briefwechsel steht, zu trennen. Eine Feuersbrunst, bei der sich Ebba von Rosenberg und Holk gegenseitig retten, wirkt bestimmend auf den Edelmann, seiner Frau die Scheidung vorzuschlagen. Mit allerlei Wortdeuteleien und sophistischen Spitzfindigkeiten weiß er stets sein besseres Ich in sich zu ertödten. So meint er: „Christine hat mich von sich weg erkältet. Ja, das ist das rechte Wort, und solche sich mehrende Kälte, das ist schlimmer als Streiten und Heftigsein. Eine Frau soll eine Temperatur haben, ein Temperament und Leben und Sinn. Aber was soll ich mit einem Eisberg? Und wenn er das klarste Eis hat, das klarste ist gerade das kälteste, und ich will nicht erfrieren . . . Ach, wie sehne ich mich nach Wärme, Leben und Freude. Meine Tage sind vergangen, als ob Unterweltsschatten neben mir hinschwebten . . ." Die Trennung erfolgt dann; leichter und schneller, als Holk es vielleicht selbst geahnt hat. Aber nun, wo der freigewordene Gatte glaubt, sein erträumtes Glück mit Händen greifen zu können, zeigt es sich, daß Ebba von Rosenberg ein „Sprühteufel" par excellence ist: sie flicht ihm den niedlichsten, appetitlichsten Korb von der Welt. Pour passer le temps und the rest is silence. Holk, von Gewissensqualen gefoltert, von Sehnsucht nach seinem verlorenen Heim verzehrt, wandert ruhelos durch Italien und England. Endlich finden sich die geprüften Gatten nach mancherlei Schicksalsschlägen wieder. Friede herrscht nun zwar auf Holkenäs, aber das Glück von früher ist dahin — unwiederbringlich. Christine scheidet eines Tages freiwillig aus dem Leben und hinterläßt nur die schwermüthige Strophe des schwermüthigen Waiblinger:

„Die Ruh ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt;
Was bleibt vom Erdenfeste,
Was bleibt uns unvergällt?
Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt;
Wer haßt, ist zu bedauern,
Und mehr noch fast, wer liebt."

*) Berlin, Wilhelm Hertz.

Die letzte Zeile war leis und kaum sichtbar unterstrichen. Eine ganze Geschichte lag in diesen verschämten Strichelchen.

In dem Vorhergehenden haben wir nun zwar einige Hauptzüge der Handlung in dem Roman angeführt. Diese Darlegungen dürften aber eher einem leblosen Skelette gleichen, dem Fleisch und Blut fehlt. Denn den wundersamen Seelenduft, der über dem Werk selbst liegt und in dem der köstliche Reiz des Romans wurzelt, wieder zu geben, ist im Rahmen dieser Würdigung nur schwer möglich. Wer die Schönheiten des Fontane'schen Romans genießen will, der muß „Unwiderbringlich" lesen.

Der zweite Name lautet Marie Ebner von Eschenbach. Auch diese Dichterin ist — gleich Fontane — bekannt als eine geistvolle und künstlerisch hervorragende Schriftstellerin. Allein ihr neuestes Opus „Magarethe"*) will uns nicht so unbedingt gefallen, wie „Unwiederbringlich". Zwar ist es eine Erzählung von poetischer Kraft, seelischer Tiefe und reizvollem Phantasiereichthum. Ob die Dichterin aber den Charakter der Margarethe so folgerichtig und mit solch überzeugender Klarheit und Lebenswahrheit gezeichnet hat, daß nach keiner Seite hin ein ihre Handlungen verdunkelnder Schatten fällt und sich dem Leser nolens volens die Ueberzeugung aufdrängt, so und nur so, wie die Erzählung vorgibt, mußte Margarethe handeln — dieses Lob kann nicht uneingeschränkt ertheilt werden. Zum Mindesten ist Margarethe eine ganz eigenartige Erscheinung, eine Ausnahme-Erscheinung, wie sie die Natur und das Leben nur in seltenen Fällen hervorbringt. Die Erzählung selbst ist, wenn wir recht unterrichtet sind, die Umarbeitung eines Jugendwerkes, einer „genialischen Kraftnovelle". Es fehlt ihr nicht an schönem, lebensvollem Realismus, der mit decenter Feinheit und künstlerischer Virtuosität über manche gewagte Scene hinwegleitet, dennoch macht sie den Eindruck einer nicht völlig ausgereiften Arbeit. Ein Weib aus dem untersten Volke (Margarethe) steht einem Manne aus der hohen Aristokratie, dem Grafen Robert von Vohburg, gegenüber. In letzterem sieht die junge, blühende Stickerin den Mörder ihres einzigen (illegitimen) Kindes, an dem sie mit fanatischer Liebe gehangen. Der Knabe ist nämlich am Hochzeitstage Roberts unter die Räder des gräflichen Wagens gerathen und trotz der aufopferndsten Pflege an den Folgen dieses Unglücks gestorben. Margarethe haßt deshalb aus tiefster Seele Robert. Dieser, dem das Wort „noblesse oblige" nicht nur ein Wort, eine Phrase ist, sorgt für sie, sucht sie, trotzdem sie sich anfangs mit eigensinnigem Trotz gegen seine Hülfe aufbäumt, aus untergeordneter Existenz in sonnigere Lebenssphären zu ziehen. Margarethens anfänglicher Haß verwandelt sich allmählich in heiße Liebe; denn sie ist immerhin noch Evatochter genug, ihre weibliche Natur nicht zu verleugnen. Robert von Vohburg ist aber verheirathet, glücklich verheirathet und scheint den Umschwung in dem Seelenleben seines Schützlings gar nicht zu ahnen. Margarethens Herz jedoch hat sich im Laufe der Zeit mit der Liebe Zündstoff so sehr angefüllt, daß es auf eine Explosion hindrängt. Gewaltsam bricht ihre Liebe sich Bahn und gibt sich dem Grafen Steinau, einem hocharistokratischen Diplomaten, der sonst den Gefühlsluxus als den kostspieligsten zu betrachten pflegt, in bacchantischer Verzückung hin. Wie Margarethe zu diesem korybantischen Taumel kommt, ist nicht recht faßbar, wenngleich diese tolle, zügellose Liebesfeier, dies üppig quellende Leben durch sinnlich-berückende Schilderungen, die nur einem tiefgründigen Poetengemüthe entströmt sein können, über manches Unbegreifliche hinwegtäuscht. Streng genommen reducirt sich die hier treibende Grundidee auf eine Befriedigung elementarer Naturtriebe, die in Margarethe besonders lebensstark und lustverlangend geschlummert haben und nun, angereizt und angefeuert einmal durch die Reservirtheit Roberts, zum anderen durch die Einsamkeit, die seit dem Tode des Kindes ihr liebesehnendes Herz bedrückt hat, zum gewaltsamen Durchbruch gelangen. Immerhin manifestirt sich in diesen Schilderungen, die für züchtige Backfische und verschämte Tugendjungfern allerdings wenig zur Lectüre passen, der Dichterin starkes Schilderungstalent.

Eine geradezu vollkommene künstlerische Sättigung wird man aber bei der Lectüre von Meyer's neuester Novelle „Angela Borgia"*) empfinden. Diese Erzählung, in der auch das kleinste Theilchen auf die Gesammtwirkung angelegt ist, wird jene Harmonie in den Herzen des Lesers entstehen lassen, die der Dichter italienischen Kunstwerken nachrühmt. Es ist ein düsteres Blatt aus der ferraresischen Geschichte, diese „Angela Borgia"! Aber gerade bei diesem verfänglichen Kunststück zeigt sich Meyer's reizvolle Vornehmheit und sein feinfühliger Kunstsinn. Der Literaturbegeisterte wird es Meyer nachfühlen, daß die Geschichte des berühmten und berüchtigten Adelsgeschlechtes der Borgia sein Poetentalent locken und reizen mußte, aus diesem vielfach dunkeln, von tendenziösen Erfindungen durchsetzten und von der Sage verschleierten Stoff ein Kunstwerk zu schaffen, das die Concentrirung und Messung seines gesammten poetischen Wollens und Könnens bedeutet. Diese Aufgabe hat der Poet glänzend gelöst und ein Werk entstehen lassen, das nicht sobald dem Orcus der Vergessenheit überliefert werden kann. An dieser Novelle kann man so recht deutlich erkennen, was ein Meister der Kunst aus einem noch so regellosen und heiklen Stoff bilden kann. Wo Meyer aus historischen oder psychologischen Motiven begründen muß, da thut er es mit beneidenswerther Delicatesse. Allerdings: was er sagen muß, das sagt er ohne Prüderie, ohne spießbürgerliche Zimperlichkeit. Wie der Arzt sich nicht scheuen darf, sein Messer in ekle Geschwüre und fäulnißerregte Wunden zu versenken, um zum Sitz des Uebels zu gelangen, so zeichnet uns Meyer auch den sittenverderbten Untergrund, auf dem sich wie eine keusche, räthselhafte Wunderblume die ätherische und doch sinnenfreudige Angela Borgia abhebt. Und mit welch spielender Leichtigkeit meistert er diesen Stoff! Mit welch flüchtiger Eleganz deutet er blitzgleich eine Welt des Ekels und Sinnenrausches an! Papst Alexander VI., dieser ländergierige, sittenverrohte, heilige Priap, von dem die Römer — auf seine Mordpläne deutend — sagten: „Alexander ist der würdigste Nachfolger Petri; denn er fischt aus der Tiber sogar Kinder"; dieser Musterpapst, von dem das demuthvolle Wort stammt: „Der Papst steht so hoch über dem König, als der Mensch über dem Vieh"; dieser Alexander, der das große Wort gelassen aussprach: „Jede Religion ist gut, die beste aber die dümmste", und der dementsprechend mit heiliger Unverschämtheit praktisch und theoretisch verdummend wirkte, so z. B. um der freien Presse den Mund zu verbinden, damit die Schandthaten der „Statthalter Christi auf Erden" nicht unter das Volk gelangten, das noch heute üppig blühende segensvolle Institut der Büchercensur einführte, dieser ekle Wollüstling ist der Vater Lucrezia's. Wenn er auch nicht „vor den Coulissen" agirt, so macht sich sein Einfluß durch seine Tochter doch sehr bemerkbar. Denn Lucrezia ist Sr. Heiligkeit durchaus nicht unwürdig, wenngleich sie nach neueren Forschungen — wir erinnern an Gregorovius' „Lucrezia Borgia" — sich auch nicht derartigen Ausschweifungen hingegeben hat, wie sie der Volksmund ihr nachsagt. Muß vielleicht die Blutschande von ihrem Sündenconto gestrichen werden, so bleibt dieses immerhin noch groß und entsetzlich genug. Diesen Eindruck empfängt man auch aus Meyer's Novelle, wo man die Verbrechen und tollen Orgien dieses räthselhaften, dämonischen Weibes zwischen den Zeilen lesen kann. Das ist gerade das Künstlerische an der Novelle, daß Meyer das Historisch-Schaurige — soweit er es berücksichtigen muß**) — durch den Schleier der Schönheit dämpft. Wer in „Angela Borgia" Sensationelles wittert und in dieser Erwartung zu dem Buche greift, der wird gründlich getäuscht!

Die Heldin der Novelle ist Angela Borgia, die einer

*) Stuttgart, Cotta.

*) H. Haessel, Leipzig.

**) Uebrigens hat der Dichter die Geschichte mit künstlerischer Freiheit behandelt, und es fehlt nicht an starken Licenzen und Widersprüchen, z. B. wenn er S. 66 den Papst Julius II. mit Leo X. verwechselt. Auch das „rührende Fürwort" für Giulio haben wir vergeblich in einer „bekränzten Pforte" des „Rasenden Rolands" gesucht; sie steht aber nicht zu Anfang, sondern fast am Ende von Gesang III Vers 62.

Seitenlinie des berühmten spanischen Geschlechts entstammt und kraft einer edlen Natur zu einem widerstandsfähigen und selbstbewußten Mädchen herangewachsen ist, zu dem, was das Jahrhundert in lobendem Sinne eine Virago nennt. Aeußerlich macht die sie bemutternde Lucrezia ihr allerdings gefährliche Concurrenz. Aber sieht man genauer zu, so ist diese Art der Composition, die übrigens in straffer Haltung auf ihr Ziel losschreitet, wie auch die Diction eine concise ist, eben nur äußerlich, scheinbar. Denn die treibende Kraft der Handlung entspringt aus Angela Borgia's Wesen und ihrer Stellung, die sie in dieser Welt gemeiner Leidenschaft und wirrer Sinnlichkeit einnimmt. Um ihretwillen wird Giulio geblendet; um ihretwillen vergiftet sich Ferrante; um ihretwillen wird die gottselige Canaille, der Cardinal Ippolito zum Mordbuben; um ihretwillen geht Herzog Alphons' diplomatische Berechnungskunst aus Rand und Band; um ihretwillen wird selbst die schlaue Lucrezia aus dem Häuschen gebracht und überlistet; um ihretwillen endigt der Streit um die flavianischen Güter — kurzum: auf Angela ruht die Handlung, von hier aus strömt das eigentliche Leben in die Novelle, von hier aus empfängt die Erzählung aber auch ihren berauschenden Farbenschmelz. Was geschieht, geschieht im letzten Grunde um Angela's willen. Hinsichtlich der „deutschen Tiefe" und „welschen Eleganz" scheint uns Meyer mit dieser Novelle alle seine früher publizirten Dichtungen übertroffen zu haben, die „Versuchung des Pescara" etwa ausgenommen. Und mit welcher plastischen Anschaulichkeit, mit welcher kühnen Einfachheit weiß er diese räthselhaften Menschen zu schildern! Da ist die dämonische Lucrezia, dieses sündenberauschte und sündenberauschende Weib, fremd wie ein Märchen, anmuthend und abschreckend, hingebend und hinterlistig, einschmeichelnd und grausenerregend, zartsinnig und cynisch, bald ein Weib, das bestimmt ist, das Wort von der Eheschließung im Himmel zu erfüllen, bald ein Weib „wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen", jetzt eine dem Meeresschaum entsteigende Aphrodite, dann eine schreckendurchgrausende Meduſa. Da ist Giulio, der götterschöne Jüngling mit den wundersamen zauberischen Augen, die ihm verhängnißvoll werden; da ist der mephistophelische, komödienhafte, vor beständiger Furcht klappernde Don Ferrante, ein wunderlicher Zwitter, gemengt aus geistiger Armuth und unerschöpflichem Erfindungstrieb. Da ist ferner der Cardinal Ippolito, eine Ausgeburt der Gemeinheit und Gefühlsrohheit, der treffliche Meister der „göttlichen Mathematik", dem des Nazareners Thaten und Reden unrichtig und unglaublich sind, der ihn überhaupt nicht kennt, sondern nur von dem durch die Kirche in den Himmel erhöhten König, von dem durch die Theologie geschaffenen zweiten Gott der Dreifaltigkeit weiß. Da ist der Herzog Alphons, eine diplomatische Rechenmaschine, die aber in entscheidenden Momenten manchmal versagt; da ist der schachspielende Geck, der Graf Contrario, der zäheste Widersprecher und Rechthaber in ganz Italien; da ist endlich die reine, keusche Angela, die Lichtgestalt in dieser sittenverfaulten Menschenwelt, die verkörperte Versöhnung inmitten dieser entsetzlichen Greuelthaten.

„Angela Borgia" ist eine literarische That. Von ihr gilt in erhöhtem Grade das Wort, das Friedrich Vischer von Meyer's Idyll „Engelberg" sagte: „Scheinlegende in unerbittliche Lebenswahrheit aufgelöst und wieder in schönsten Goldschein der Legende aufsteigend. Ihr altes Thema: Kraft ist die Parole des Lebens, denn es ist herb, es ist grausam. Ich nenne Sie den Tacitus der Novelle."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Verstorbene.

Von F. de Roberto.

Autorisirte Uebersetzung von M. v. K.

Den Kopf leicht nach vorn geneigt, saß Roberto Berni vor seinem Schreibtisch und blickte, in Gedanken versunken, auf den Inhalt einer mit Briefschaften gefüllten Kassette. Seit einer Stunde fragte er sich, was er mit diesen Briefen beginnen sollte. Da lagen sie vor ihm, in kleinen Packeten zierlich zusammen gebunden, und der zarte Wohlgeruch, der ihnen entströmte, zauberte das Bild eines Weibes so lebensvoll und wahr vor seine Seele, als ob weder Zeit noch Tod sich jemals dazwischen gedrängt hätten.

Unwillkürlich streckte er seine Hand nach den Briefen aus: doch hielt ihn eine gewisse Scheu wieder davon zurück, denn vor ihm, in dem antiken Broncerahmen, hing das Bild seiner jungen Gattin und schaute mit ihren schönen, klaren Augen auf ihn nieder. Die Briefe aber mußten in seinem Herzen die Erinnerung an einen Schmerz erwecken, dessen einzige Beweise er vor sich liegen hatte. Freilich nicht die einzigen, denn unter ihnen, auf dem Boden der Kassette, lag ein Bild, das er seit Jahren nicht angeschaut, und welches ihn jetzt mit aller Gewalt an sich zog. Warum sollte er diesem Zuge nicht folgen? . . . Weil er fühlte, daß er damit ein Unrecht begehen würde: in seinen Ohren hallte noch die liebliche Stimme seiner Gattin wieder, die ihm erst vor wenigen Stunden in Worten treuer Liebe die Erfüllung seiner Hoffnungen verrathen und ihm das Glück empfinden ließ, in Kurzem ihre Ehe durch ein neues Band noch inniger befestigt zu sehen. Er fühlte noch die ganze Wonne des Kusses, den er als einen Beweis seiner Freude, seiner Dankbarkeit auf ihre reine Stirn gedrückt. Er erinnerte sich noch lebhaft der Worte, womit sie die ernste Frage des Taufnamens behandelt hatte, und zu deren Lösung sie nun den Rath der Mutter einzuholen gedachte. — Unmerklich, und ohne daß er selbst sich über die Ursache Rechenschaft ablegen konnte, waren seine Gedanken plötzlich aus der ihm so freundlich lächelnden Wirklichkeit in eine stürmische und schmerzvolle Vergangenheit zurück versetzt. Zum ersten Male seit einer Reihe von Jahren hatte er es gewagt, die Reliquien seiner Jugendliebe wieder zu sehen und an den Erinnerungen einer längst abgeschlossenen Begebenheit zu rütteln, die ihr Ende in der stummen Tiefe eines Grabes gefunden hatte.

Während er nun seine Blicke noch immer auf das Bild seiner Gattin gerichtet hielt, schien es ihm matter zu werden, unbestimmter, dann ganz zu erlöschen, um einem anderen Raum zu geben, das immer klarer und deutlicher hervortrat: dem Bilde der Verstorbenen . . . Jetzt hatte er nicht mehr nöthig, es aus der Kassette hervor zu suchen: er hatte es vor sich! Der vorwurfsvolle Blick seiner Gattin traf ihn nicht mehr, und entschlossen etwaige Gewissensbisse beschwichtigend, griff er in die Kassette und löste eins der Packete.

Sein Auge fiel auf ein Zeitungsblatt inmitten der Briefe — eine Nummer des Gil Blas — das ihm die fürchterliche Nachricht gebracht hatte: Nous venons d'apprendre . . .", und als er dann ihren Namen las, den Namen Bianca, den Namen seiner angebeteten, todten Bianca, brach er in Thränen aus. Mit zitternden Lippen rief er verzweiflungsvoll: „Bianca! Bianca! —" und küßte die von seinen Thränen benetzten Briefe . . .

Als er dann wieder zu dem Bilde hinüber sah, hatte es schon wieder die Züge seiner Gattin angenommen und blickte mit ihren klaren Augen auf ihn. Was konnte sie wollen? Was beanspruchte sie? . . . Wußte sie etwa nicht, daß sie seine erste, große Liebe gewesen war? Oder war sie vielleicht eifersüchtig auf die Todte? . . . Dazu hatte sie kein Recht, denn er war doch ihr Gatte! Viel eher hätte die Verstorbene ein Recht zur Eifersucht, die arme Verlassene, an deren Grab er nicht einmal niederknien, auf das er nicht einmal eine Blume legen konnte! . . . Aber vergessen hatte er sie nicht! . . . Wohl hatte die Zeit die Wunde vernarbt, doch in diesem Augenblick öffnete sie sich von Neuem! . . . Und wenn er auch zum Leben und dessen Freuden zurückgekehrt war, so lag doch sein besseres Selbst neben ihr im Grabe! . . . Ein anderes Weib hatte ihm zugelächelt, ihn lieben und sich von ihm geliebt machen können, aber die Erinnerung an Bianca, an seine Bianca, lebte fort in seinem Herzen, und würde ewig darin fortleben, rein und unsterblich, wie das Bild einer Heiligen . . .

Das Rauschen eines Kleides wurde hörbar. Signora Berni war eingetreten und näherte sich ihrem Gatten.

„Roberto! Roberto! hast Du schon einen Namen gefunden?"

Er blieb stumm und theilnahmlos.

„Nein?! . . . Aber es ist doch eine so wichtige Sache! Mama will nicht, daß er Deinen Namen führen soll! Lucia oder Renzo!“ Und sie lachte, um dann heiter fort zu fahren: „Aber sei es, wie es wolle, wenn es ein Knabe ist, so wird er Roberto heißen, wie der liebste Heilige meines Kalenders!“ Und sie legte ihre kleine Hand auf sein Haupt.

„Und Du? was thust Du denn? Bist Du so beschäftigt?“

Bei diesen Worten fiel ihr Auge auf den Tisch, auf die Briefe, auf das Bild in der Schatulle . . . Sie sah, daß seine Lippen zitterten, und verwirrt stieß sie die Worte hervor: „O, verzeih . . .“ und schritt zur Thür.

Er rief sie nicht zurück und ließ sie gehen.

— — — Sie wußte Alles. Sie wußte wohl, daß sie, als sie ihm ihr jungfräuliches Herz überlassen, nicht seine volle Hingabe zu erwarten hatte. Sie wußte, daß er schon einmal geliebt und daß die Falten auf seiner Stirn den Kampf seiner Seele bedeuteten. Aber das hatte sie nicht entmuthigt. Gerade wegen seines großen Schmerzes, der ihn zu erdrücken droh te, hatte sie ihn um so inniger geliebt und sich glücklich gepriesen, daß es ihr vergönnt war, ihm denselben zu lindern, und — wenn mög=lich — ihn vergessen zu machen. Sie hatte sich ihm ganz hingegeben und gehofft, daß ihre Liebe, ihre Sorgfalt, ihre Hingebung, ihre Demuth und Theilnahme genügen würden, ihn zu heilen. Und es hatte ja den An=schein gehabt, als ob ihre Hoffnungen sich erfüllen sollten: hatte er ihr nicht Beweise seiner aufrichtigen und innigen Liebe gegeben? hatte er nicht angefangen, bei ihrem Anblick wieder zu lächeln? Und heute noch, vor wenigen Stunden erst, als sie ihm die frohe Nachricht gebracht, hatte er sie da nicht mit Worten der Liebe und Dankbarkeit zärtlich in seine Arme geschlossen? Wer hätte geglaubt, daß wenige Augenblicke später . . .!

In ihrem Lehnstuhl zusammen gesunken, mit über dem Haupte ge=falteten Händen, schloß sie die Augen bei dem Gedanken an den Zusam=menbruch ihrer Hoffnungen und Träume. Sein Herz gehörte noch immer der Verstorbenen! . . . Er hatte sie nicht vergessen! . . . Ihre Briefe, ihr Bild erfüllten seine Gedanken! . . . Er hatte nicht geantwortet, als sie zuletzt von ihrer Hoffnung sprach! . . . Er hatte geweint . . . um sie, um die Verstor=bene! . . . statt sich zu freuen über das Unterpfand ihrer Liebe! . . . So war denn Alles umsonst gewesen! All' ihre Liebe, ihre Mühe und Sorge! . . . Und während er Worte der Zuneigung zu ihr gesprochen, hatte er an die Verstorbene gedacht! . . . Welche Macht mußte sie be=sitzen, daß er sie noch in der Tiefe des Grabes so innig lieben konnte! . . . Ihre Gedanken wurden unklar und verwirrt, sie konnte keine andere Er=klärung finden, als in den Worten: Liebe — Leidenschaft! Was wußte sie aber von der Liebe, von der Leidenschaft? Was kannte sie von dem Leben? Wer hatte jemals vorher an sie gedacht oder Interesse für sie ge=zeigt? . . . In ihrer Vergangenheit sah sie sich als sorgloses Kind, fest im Glauben an ihren Gott, sich der Pflege ihrer Blumen widmend. Da kam er, und die Sonne war ihr erschienen! . . . Aber welches Recht hatte sie, ein Urtheil über ihn zu fällen? Darf man denn urtheilen über die Luft, die uns das Leben erhält? Lebte sie nicht für ihn, war sie nicht sein Geschöpf, seine Sklavin? Liebe — Leidenschaft! Es war ja ihr nicht möglich, diese inhaltschweren Worte zu fassen. Er war ja doch geschaffen, um zu herrschen und Ruhm und Ehre zu ernten, und sie — zur Ent=sagung. Er hatte sich erniedrigt, um sie aus dem Staube zu erheben, und ihre Pflicht war es jetzt, jene Hand zu küssen, die sie empor gezogen hatte. Die Todte! ach, sie war nicht zu beklagen; wie gerne wäre sie ge=storben, um so geliebt zu sein! . . . Nicht ihr, der Verstorbenen galt das Mitleid, sondern ihm, der gezwungen war, Alles zu bekämpfen, was ihm das theure Angedenken zu entreißen drohte . . . War es dann aber ein Unrecht, daß die arme Todte noch einen Platz in seinem Herzen hatte! . . . Wie konnte sie nur eifersüchtig sein auf Jemand, der nicht mehr dem Leben angehörte? Wenn sie nur Muth finden könnte, wie gerne würde sie mit ihm von ihr sprechen, geduldig würde sie seinen Erzählungen von ihr lauschen, und wer weiß! — vielleicht würde sie doch noch ein Mittel gegen diesen unnennbaren Schmerz gefunden haben.

Plötzlich öffnete sich die Thür. In dem Halbdunkel, das im Zimmer herrschte, erkannte sie die Gestalt Roberto's, und ehe sie noch Zeit fand, sich zu sammeln, lag er zu ihren Füßen, und mit gebeugtem Haupte stammelte er:

„Emma! Verzeihung . . .“

Sie zog ihn zu sich empor, küßte ihn auf die Stirn und legte ihre Hand auf seine Locken.

„O gewiß! wie gern verzeihe ich Dir, mein Roberto — mein armer Roberto!“

Nach kurzem Schweigen sagte sie weiter:

„Höre mich, mein Roberto, ich möchte Dir etwas sagen.“

Und während eine Thräne in ihrem Auge schimmerte, sprach sie leise: „Und wenn es ein Mädchen ist, dann geben wir unserer Tochter den Namen . . . Bianca!“

Aus der Hauptstadt.

Der Schnupfenbacillus.

Von der bisher allgemein verbreiteten Annahme, daß der Schnupfen eine Erkältungskrankheit sei, ist man trotz des in der letzten Zeit betonten Zusammenhanges mit dem Haarschneiden in den Kreisen ernster klinischer Forscher längst zurückgekommen. Denn die einfache tägliche Beobachtung lehrt, daß derselbe sich von Mensch zu Mensch überträgt, und daß der sogenannte „Familienschnupfen“ sich nur durch den gemeinschaftlichen Ge=brauch eines Taschentuches seitens mehrerer Individuen erklären läßt.

Diese Thatsache aus dem täglichen Leben brachte mich auf den Ge=danken, die Taschentücher zum Ausgangspunkte einer Reihe von Unter=suchungen zu machen. Bei Gelegenheit einer Schnupfeninfection — wenn ich die Entwickelung der Krankheit aprioristisch so nennen darf — in meiner Familie, wobei meine Frau, meine drei Knaben im Alter von sechs, sieben und acht Jahren, meine fünf Mädchen, die im neunten, zehnten, resp. elften und zwölften Lebensjahre standen, insgesammt hochgradig verschnupft waren, extrahirte ich aus den zahlreichen Taschentüchern, die von meinen Kleinen wiederholt und ohne strenge Individualisirung benutzt worden waren, in Seifenwasser eine graugefärbte zähe Flüssigkeit, von welcher ich eine kleine Menge entnahm, dieselbe tropfenweise unter das Mikroskop brachte, dann das Präparat zehn Mal durch die Flamme zog und es mit alkoholischer Aurorinlösung färbte.

Das Aurorin ist ein neuer Anilinfarbstoff aus der Benzolgruppe, den ich eine Stunde nach dessen Entdeckung noch vollständig warm vom letzten Verfahren aus der weltberühmten Farbenfabrik von Spurius & Comp. durch die Liebenswürdigkeit meines dort angestellten Corpsbruders Dr. De Tittreur in kleiner, kaum mit bloßem Auge erkennbarer Menge er=halten habe. Es genügt vom Aurorin — und das ist das Merkwürdige an diesem neuen Farbstoff — nur mit der Lupe als solche sichtbare Mini=malsubstanzen in tausend Theilen Alkohol zu lösen. Man erhält denn ein mikrochemisches Reagens, welches wahrscheinlich viele Mikroorganismen, aber in erster Linie diejenigen zur Erscheinung bringt, auf die ich gleich zurückkommen werde.

Unter dem Mikroskope gewahrte ich sehr bald, daß es sich um ein Bakteriengemisch handelte; drei Arten von Stäbchen und kokkenförmigen Bakterien fielen mir sofort wegen ihrer mehr oder minder hochrothen Aurorin=färbung auf. Da war ein wie ein Fragezeichen sich ansehendes, mehr spirillenförmiges Gebilde, dann einige mehr längliche Exemplare, welche Ausrufungszeichen glichen, und endlich eine dritte Mikrobenart, um=gekehrt wie die letzteren gestaltet: man könnte diese, um bei den Inter=punctionsausdrücken zu bleiben, auch den Semikolon=Typus nennen. Ich stellte nunmehr aus Gelatine und Serum=Serum eine Plattencultur dar. Letzteres ist ein neu aus dem Blute der Kaltblüter gewonnenes Nährbodenmaterial, welches alle bisherigen durch Widerstandsfähigkeit gegen die Bakterien übertrifft und über welches demnächst Herr Dr. Ta Pri Cher aus Tokio seine deutsche Doctor=Dissertation schreiben wird. Die schon oben genannte schleimige graue Untersuchungsflüssigkeit wurde strichförmig auf die Platten aufgetragen, nachdem sie gehörig verdünnt worden war. Es wuchsen auf ihr die drei schon genannten Mikroben=

arten, die ich durch fortgesetzte Reinculturen zur gedeihlichen Weiterentwickelung brachte. Die Fragezeichen-Spirillen — als solche hatte ich eine Art sehr bald erkannt — boten unter dem Mikroskop einen sonderbaren Anblick. Wenn ich die Culturen hatte trocken werden und im Aurorin-Bade hatte zehn Stunden schwimmen lassen, dann in kleinen Mengen in Canada-Balsam einlegte, sah dies ganze Gesichtsfeld wie mit rosarothen Fragezeichen besät aus. — Die Vermuthung, daß der gesuchte Schnupfenerreger in dieser Mikrobenart gefunden sei, sollte sich sehr bald auf das Glänzendste bestätigen.

Ich impfte mit der Fragezeichen-Reincultur am 26. Mai 1890 Nachmittags 6 Uhr 17 Minuten sieben weiße Mäuse in der Weise, daß ich den Thierchen erst eine 1½ procentige Cocainlösung, die ich keimfrei gemacht hatte, unter die Schleimhaut am Eingang des linken Nasenflügels brachte. Ich wollte sie in erster Reihe für weitere Injectionen unempfindlich machen und den berechtigten Thierschutzbestrebungen der jüngsten Zeit in gewissem Sinne Rechnung tragen. Einige Minuten später spritzte ich gleich daneben etwa ½ Gramm der oben genannten, mit Wasser verdünnten Reincultur unter die Nasenschleimhaut. Schon am zweiten Tage fühlten sich fünf der so behandelten Mäuse in gleicher Weise unbehaglich; sie ließen die Köpfchen hängen, fieberten zwei Tage bis 40°, blinzelten mit den Augen, sperrten das Maul und die deutlich congestiv gerötheten Nasenlöcher weit auf, wie wenn sie niesen wollten — weiße Mäuse niesen aber bekanntlich niemals. Ihre Näschen liefen unaufhörlich. Es war kein Zweifel — die Thiere waren verschnupft! — Ich sammelte das Secret, um es für weitere Versuchsreihen zu verwenden. Am neunten Tage nach den ersten katarrhalischen Erscheinungen hörte fast wie mit einem Schlage (Krise?) der Schnupfen auf. — Die Impfungen mit der Ausrufungszeichen- und Semikolon-Cultur hatten gar keinen Erfolg, wenn ich dieselben mit besonderen Cautelen vornahm und jede Reincultur auf die einzelnen Thiere immer in einem besonderen Käfig überimpfte. Wurden die Mäuschen zusammen gebracht, so daß sie sich gegenseitig beschnuppern konnten, dann bekamen gut 80 % aller Versuchsthiere den Schnupfen, doch bemerkte man sehr bald, daß die Bakterien mit der Zeit an Gewalt vorloren; nach vier Wochen, auch wenn den Thieren die Infection immer wieder möglich gemacht wurde, hatte der weitere Verkehr von Thieren unter einander keinen infectiösen Einfluß. Ich nenne das eine Immunitas aequivoca seu spontanea. Trat die Infection in voller Stärke auf, wie jedes Mal nach directen Impfungen mit Reinculturen, dann geschah es immer erst nach einer Latenz von 1½ — 2½ Tagen. Aus den den Nasen der Mäuse entnommenen Secreten, die ich trocknen ließ, bereitete ich ein fein vertheiltes Schnupfpulver, daß ich einem gefunden Versuchsthiere, auch einem sauberen kleinen Knaben in die Choanen blies. Maus und Knabe bekamen aber keinen Schnupfen. Zu sonstigen Versuchen an Menschen konnte ich mich nicht entschließen aus Gründen, welche aus den späteren Mittheilungen erhellen werden.

Somit war die Frage nach der Natur der Infectionsträger des Schnupfens gelöst: Es fragte sich nun weiter, ob die schon öfters genannte Spirille: „Das Fragezeichen" — um mich eines kurzen wissenschaftlichen Ausdrucks zu bedienen, direct die eigentliche Ursache des Schnupfens sei, oder ob nicht wie bei anderen Mikroben, auch diese Spirille ein chemisches Gift producirte, das als ursächliches Zwischenglied weniger die Reizerscheinungen in loco morbi, als die schweren Allgemeinerscheinungen des Schnupfens, das Fieber, die Unbehaglichkeit, welche Thiere und Menschen zeigen, hervorruft. Daß wirklich Vergiftungserscheinungen den Schnupfen begleiten, ist Jedem klar, der beim Menschen an dem gewöhnlichen Schnupfen nicht schon öfters vorüber gegangen ohne die tiefe Depression, die schwere Neurasthenie, die enorme Willensschwäche des Patienten zu beachten, die einzig und allein als Großhirnrinden-Molekular-Schwingungen aufzufassen sind, wie sie auch bei der bekannten Alkohol-Intoxication („Misère grise" nach französischen Autoren) vorkommen.

Einer weißen Maus, die sich eine catarrhalische Lungenentzündung nach ihrem durch die Fragezeichen-Spirille direct erzeugten Schnupfen zugezogen hatte und etwa siebzehn Tage nach der Impfung dem Leiden erlegen war, entnahm ich Hirn und Rückenmark, Lunge und Luftröhre, sowie Stücke der Nasenschleimhaut, zerquetschte Alles zu einem Brei: aus demselben gelang es mir ein basisches Bakterienproduct, ein Toxin darzustellen von der empirischen Zusammensetzung $C_{11}.H_{11}.N_{11}$: ein flüchtiges Amin, das Tricerevisiovinäthylamin, wobei allerdings die dreimal sich wiederholende Atomenzahl Elf auffällig erscheinen muß: es würde mich zu weit führen, wenn ich auf diese mit der reinen Chemie der Isomeren im Zusammenhang stehende analysisch-synthetische Frage, die schon viele Berufschemiker bis in die Nacht hinein beschäftigt hat, des Näheren hier eingehen wollte. In Bouillon- und Fleischculturen der als Schnupfen-Erreger erkannten Fragezeichen-Bakterien habe ich jenes Toxin ebenfalls gewinnen können und zwar in einer chemischen Reinheit, die mich veranlaßte, dasselbe in saurer Lösung, in welcher sich das Product am haltbarsten erwies, drei Hunden in die große Halsvene zu spritzen. — Schon etwa sechs Stunden nach der Operation fingen die Hunde unaufhörlich zu niesen an und hatten sich binnen neunzehn Minuten zu Tode geniest. Ich legte in Folge dessen und wegen seiner ätiologischen Beziehungen zum Schnupfen dem geschilderten Ptomain den Namen „Prostin" bei.

Zum Schlusse möchte ich noch auf einige therapeutische Folgerungen eingehen. Da sich durch meine Untersuchungen heraus gestellt hat, daß die Fragezeichen-Spirille ein chemisches Product, das Prostin, hervorbringt, welches die Gefährlichkeit jener Microbe für den Gesammtorganismus von Mensch und Thieren bedingt, so war es für den Chemiker leicht, ein spezifisch gegen den eigenartigen Feind gerichtetes therapeutisches Agens zu suchen und zu finden. Die Spirille gedeiht nur unter sauerstoffarmen Lebensbedingungen, sie gehört zu den Anaerobien — so viel ging aus meinen Untersuchungsreihen hervor. Darauf gründet die synthetische Chemie ihren Plan: Sie fügte für die elf Stickstoffe sieben Sauerstoffatome ein, sodaß sich als empirische Formel $C_{11}.H_{11}.NO_7$ ergab, und damit war auf synthetischem Wege ein Körper gefunden, welcher den nöthigen Sauerstoff enthielt, um die Fragezeichen-Spirille zu tödten und gleichzeitig die dem Prostin anhaftende und sehr wahrscheinlich an die Stickstoff-Moleküle gebundene Ptomain-Wirkung möglichst unschädlich zu machen.

Mein Freund Dr. De Tittreur, dem es gelang diese Septahydrooxyichinospirillincarbonsäure mit Leichtigkeit in größeren Mengen darzustellen, nannte den neuentdeckten Stoff: „Antiprostin". Ich hatte endlich die Freude, dieses Antiprostin bei meinen pharmakologischen Experimenten an Fröschen und Kaninchen als wirkungslos auf Circulations-Apparat und Nervencentren zu finden. Dagegen war die anticatarrhalische Wirkung des neuen Heilmittels am Menschen eine sehr bedeutende.

Das Antiprostin stellt farblose in 12 Theilen Wasser und zwei Theilen 97prozentigen Alkohol lösliche bei 113½° C. schmelzende Krystalle dar, von mildem, leicht adstringirenden Geschmack. Man gibt es am besten in Form des Schnupfpulvers, läßt es schnupfen mit Coffea tosta und Sachia alb āā: 1 : 10 oder bläst es vermittelst eines besonderen Inflators in die mittlere Nasen-Muschel ein: Da es leicht löslich ist, läßt es sich auch zu Inhalationen 2 : 10 verwenden. Die Farbfabrik Spurius liefert dasselbe in jedem Quantum, doch spricht gegen die allgemeine Verwendbarkeit noch der hohe Preis. Das Kilo kostet 15 Mark. Innerlich genommen wirkt es schwächer. Per Klystier ist die Wirkung des Antiprostin wegen der weiten Entfernung zwischen der Localaffection (Angriffspunkt der Infection) und dem Orte dieser Application gleich Null. Das Antiprostin ist nicht zu verwechseln mit dem Prostol, einem minderwerthigen Neben-Producte, welches ein von der Fabrik Spurius entlassener Chemiker Dr. Spray in den Handel bringt und das eine unbekannte Zusammensetzung hat.

In dem von mir geleiteten kleinen Landkrankenhause zu Kokkenhofen brachen in kurzen Zwischenräumen zwei Schnupfen-Haus-Epidemieen hinter einander aus: die drei Wärterinnen, der Hausbursche, die Köchin, das Spülmädchen, dreizehn von dreiundzwanzig Kranken und ich selber erkrankten im Herbst, September bezw. November vorigen Jahres an einem heftigen Schnupfen. Allen diesen neunzehn Kranken gab ich Antiprostin in den mannigfaltigen Formen, die ich oben genannt habe: zwölf Personen davon genasen in drei Tagen vollständig; zwei brauchten fünf Tage zu ihrer vollen Heilung. Alle aber rühmten die wunderbar erleichternde Wirkung auf Kopf, Nase und Hals; sie hätten niemals geistig und körperlich so wenig unter dem Schnupfen zu leiden gehabt, wie in diesem Herbst. Bei fünf Kranken blieb das Antiprostin ohne jede Wirkung — es war das

bei denjenigen Spitalkranken, die den Stockschnupfen hatten. — Das hat mich nicht in Erstaunen gesetzt — ich erstaune überhaupt nicht so leicht — und spricht auch nicht gegen die Brauchbarkeit des neuen Mittels! —

Ich habe, damit mir Keiner von den Akademikern zuvorkomme oder gar das neue Institut für Infectionskrankheiten Prioritäts-Ansprüche geltend mache, absichtlich ein schnell erscheinendes nicht medizinisches Journal — und die Form der kurzen vorläufigen Mittheilung für meine Publikation gewählt.

Ich behalte mir vor, in einer Monographie, die ich unter Umständen als Habilitationsschrift zu verwenden gedenke, auf meine Entdeckungen ausführlicher einzugehen. Das was ich bisher geschildert habe, sollte der wissenschaftlichen Medizin nur den Weg andeuten, auf welchem mit leichter Mühe Infections-Träger, Infections-Ursachen und Desinfections-Mittel im weitesten und wahrsten Sinne des Wortes gesucht und gefunden werden können — und zwar fernab von dem akademischen Getriebe in der stillen Klause des selbstforschenden einfachen Landarztes.

Medicus.

Offene Briefe und Antworten.

Der Bismarck-Fackelzug.

Geehrter Herr Chefredacteur!

In Nr. 15 der „Gegenwart" finde ich in dem Artikel „Eroica" die Bemerkung „bekneipte Fackelträger." Bei einem großen Leserkreise Ihres geschätzten Blattes, welcher den Verhältnissen fern steht, dürfte aber dieser Passus eine Auslegung erfahren, welche den Thatsachen durchaus nicht entspricht. Wenn 4000 Theilnehmer, die nur der besseren Gesellschaft angehören (etwa $^7/_8$ waren Hamburger Kaufleute) sich dazu verstanden, dem großen Manne in Friedrichsruh zu seinem Geburtstage eine Aufmerksamkeit zu erzeigen, so geschah dies aus nationalem Dankgefühl. Schreiber dieser Zeilen war selbst mit in dem Fackelzuge und darf versichern, daß jedes einzelne Mitglied sich in respectvollster Weise betheiligt hat. — Von dieser Thatsache ist Ihr Mitarbeiter „Apostata" wohl nicht unterrichtet gewesen, denn sonst würde er die gerügte Bemerkung schwerlich gemacht haben. Muß man nicht glauben, wenn man den Ausdruck „bekneipte" Fackelträger liest, es hätten sich eine Anzahl von Leuten einen freien Tag gemacht, sich tüchtig bezecht und dann in nur halb zurechnungsfähigem Zustande nach Friedrichsruh begeben. Das wäre ebenso unrichtig als unwahr! Ich erachte daher die betreffende Bemerkung für Ihr hochgeschätztes Blatt als unwürdig und möchte gern einen Widerruf in einer Ihrer nächsten Nummern lesen. Dieser Wiederruf dürfte um so mehr am Platze sein als es der Tendenz Ihres Blattes nur zur Ehre gereichen kann, dem wahren Ausdruck der stattgehabten Ovation Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung F. R.

Notizen.

Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von Jakob Bächtold. (Stuttgart, Göschen.) Der nicht sehr geschmackvolle Titel ist einem Büchlein vorangesetzt, das uns die Dichter des Malers Nolten und von „Immensee" in ihrem innigen Freundschaftsbunde zeigt. Der schweigsame und zurückhaltende Schwabe und der junge leicht begeisterte Holsteiner, den die Politik eben aus seiner Heimat verbannt — zwei liebwerthe prächtige Poetenprofile, die uns hell und warm aus diesen schönen Briefen entgegenschauen. Obwohl sie meist nur literarische Interessen behandeln, so kommt doch auch das rein Menschliche dabei in gewinnendster Weise zum Ausdruck, und wenn wir das Buch schließen, haben wir beide Briefschreiber lieb gewonnen.

Heinz Wolfram. Roman von Frida Stork. (Berlin, Otto Janke.) — Wäre dieser Roman in der Zeit, zu welcher Freytag's „Soll und Haben" die Welt eroberte, erschienen, gar Mancher hätte der Verfasserin ein Loblied gesungen, der vielleicht heute schweigen wird, weil diese Art von Geschichten nicht mehr recht in der Mode sind. Wenn wir auch das Gefühl hegen, Menschen aus Großvaters Zeiten vor uns zu haben, so zweifeln wir dennoch nicht, daß auch heutzutage noch so liebe Leutchen, vom reinsten Idealismus beseelt, zu finden sein dürften, besonders in kleinstädtischen Verhältnissen, in welche Frida Stork uns führt. Und wie gern lassen wir uns ihre Leistung gefallen, denn sie beschreibt so schlichte, einfache Menschen mit so schlichten, einfachen Worten, daß, bevor wir uns es noch recht klar machen, die Helden und Heldinnen ihrer Geschichte unsere Sympathie besitzen. Vor Allem sind die beiden alten Mädchen, Malchen und Finchen, mit lobenswerther Detailmalerei geschildert. Ernst wechselt mit angenehmem Humor, bei allem Idealismus werden wir doch vor falscher Sentimentalität bewahrt. In Heinz Wolfram lernen wir einen deutschen Gelehrten kennen, bei dem Herz und Verstand die Wagschale halten. Keine einzige der vor uns auftretenden Gestalten hat etwas Schablonenhaftes an sich, alle sind mit gleichem Eifer und Liebe gezeichnet. o. v.

Ein Aufschrei mißhandelter Soldaten. Von Edmund Miller. Neue Auflage mit zahlreichen Nachträgen. (Stuttgart, Lutz.) Ein herzbeklemmendes Büchlein für jeden Vaterlandsfreund. Die Wahrheit dieser und ähnlicher Fälle von Soldatenschinderei ist durch den bekannten Erlaß von hoher Seite anerkannt worden, und damit entfällt der beliebte Vorwurf, als beabsichtige jeder, der tief eingewurzelte Mißstände im Heere aufdeckt, die Unzufriedenheit zu schüren, weil die Armee aus lauter Respect und Disciplin die Krebsschäden an ihrem Marke schweigend fortwuchern lassen solle. Der Verfasser weist nach, daß trotz der Erklärung des Ministers von Kaltenborn die „Sache" damit, daß der Mißhandelte zum Feldwebel geht, keineswegs erledigt ist, weil die „Compagniemutter" zu den gemeldeten Mißhandlungen meist neue fügt. Es ist ferner nicht wahr, daß alle Fälle, die zur Kenntniß der höheren Vorgesetzten kommen, „voll nach der Strenge des Gesetzes untersucht und geahndet werden." Der Verfasser kennt sehr schwere Fälle, die in Zeitungen oder Broschüren erwähnt wurden, aber niemals untersucht worden sind, weil die höheren Vorgesetzten es mit der Würde des Militärs nicht vereinbar fanden, auf Beschwerden zu reagiren, die ihnen nicht ordnungsgemäß auf dem Dienstwege zukamen. Die Würde der Nation und der Menschheit fordert gebieterisch die Abhülfe des alten und festgewurzelten Mißstandes.

Das Kaiserthum. Von Albert Hänel. (Kiel, Paul Toeche). Der Kieler Staatsrechtlehrer hat diese tief durchdachte und formschöne Rede zum Antritt seines Rectorates gehalten. Sie charakterisirt die Idee und Gestalt des deutschen Kaiserthums durch den Wandel der Jahrhunderte und kommt u. a. zu dem überraschenden Ergebniß, daß die Grundzüge der heutigen Reichsverfassung die Grundzüge der vom Erfurter Parlament angenommenen Reichsverfassung von 1849 ist. Das gilt vorbehaltlos von der für den Bundesstaat entscheidenden Frage, von der Ausstattung nämlich der Reichsgewalt mit ihren Befugnissen im Verhältniß zu den Einzelstaaten, sowie im Wesentlichen von der Organisation der Centralgewalt. Das Kaiserthum ist nur Titel, Rang und Würde des Bundespräsidiums.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Vom Verfasser des **„Rembrandt als Erzieher“** erschien:

40 Lieder

von

einem Deutschen.

Direkte Zusendung erfolgt, nach Einsendung von 2 Reichsmark in beliebigen gültigen Briefmarken, durch die Buchhandlung von **E. L. Thaarup, Kopenhagen.**

× Es will uns bedünken, als ob einzelne dieser Gedichte noch höher stehen, als manche gleiche Gegenstände behandelnde Gedichte Goethe's.

Leipziger Zeitung.

Wie soll ein deutsches Mädchen sein,

um geliebt zu werden?
Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise aus. Näheres im Blatte selbst.

Illustrirter Figaro

Neu frei fesselnd witzig spitzig intim billig!

mit der Beilage **„Das Deutsche Heim“**, das originellste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. 20 Seiten. Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.

Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt und jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)

J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.

Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten gesucht.
Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Entwicklungslehre und Darwinismus.

Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre und ihrer Erklärungsversuche, mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Menschen in der Natur.

Gemeinfasslich geschildert von

Otto Hamann,

Dr., Privatdozenten der Zoologie an der Universität Göttingen.

Mit 16 Abbildungen.

Ein Band 8. Geh. 8 Mk., geb. in Halbfranz 10 Mk.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Verlag von **Gustav Körner, Leipzig.**

Das Dilettantenconcert

des Vaterländ. Frauenvereins zu Köln.

Offener Brief von

Philomusos Excussus.

(Preis Mk. 1.—)

Eine Satyre, welche durch ihre launige Behandlung wichtiger Kunstfragen allen Freunden des Humors auf's Wärmste sich empfiehlt.

Weibliche Aerzte. Neu!

Von S. Binder.

M. 1.20.

G. J. Göschen, Stuttgart.

Durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Am Tiber.

Novelle

von

Grazia Pierantoni-Mancini.

Autorisirte Uebersetzung

von

Therese Höpfner.

Preis brosch. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.20.

Emile Zola's neuester Roman „La Débâcle“ behandelt eminent anschaulich und packend den **Krieg** von 1870/71.

Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:

Aus fremden Zungen,

herausgegeben von **Joseph Kürschner**

die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Lotl, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste hochinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten“.**

Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Im Verlage der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das

Deutsche Reichswahlgesetz

und seine Umgestaltung.

Von

Dr. Heinrich Pening.

gr. 8. Preis 60 Pf.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 30. April 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der russische Wechselkurs. Von N. Syrkin. — Der Spiritismus der Naturvölker. Von Otto Gaupp. — **Literatur und Kunst:** Ein Kämpfer wider Sprachverrohung und Deutschthümelei. Von Max Schneidewin. — Die Schloßlotterie. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Das Herz der Schwester. Von Manuel Schnitzer. — **Aus der Hauptstadt:** Sem. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Berichtigung. Von Dr. Ivo Striedinger. — Notizen. — Inserate.

Der russische Wechselkurs.

Von N. Syrkin.

Vergleicht man den russischen Wechselkurs in der Gegenwart mit demjenigen im Jahre 1888, so verwundert uns nicht wenig der Umstand, daß derselbe bei der gegenwärtigen ökonomischen und finanziellen Krise des Landes nicht so tief sinkt, als im genannten Jahre, welches eine überaus reiche Ernte aufzuweisen hatte und mit einer Handelsbilanz von 403 Mill. Rubeln zu Gunsten des Exports abschloß. Es ist aus dieser Thatsache schon zu ersehen, daß das gegenwärtige Sinken des russischen Wechselkurses nicht allein der ökonomischen Krise zugeschrieben werden kann und daß hier noch andere Umstände in Betracht gezogen werden müssen. Die Ursachen, auf welche das Sinken zurückzuführen ist, zerfallen im Großen und Ganzen in zwei, von denen die eine eine constant wirkende, die andere eine momentane ist. Es sind dies die Entwerthung der russischen Valuta, welche nicht durch einen Metallfonds genügend gesichert ist, und die jedesmaligen Beziehungen Rußlands zu Deutschland. Es soll damit nicht gesagt werden, daß ökonomische Krisen, wie die gegenwärtige z. B., auf die Höhe des russischen Rubels keinen Einfluß ausüben, man darf aber nicht diesem Faktor einen zu großen Werth beimessen. Die unten angeführten Thatsachen beweisen am Besten, wie wenig der russische Wechselkurs von der ökonomischen Lage und der Handelsbilanz abhängig ist, wie stark dagegen er von den Beziehungen des Zarenreiches zu Deutschland beeinflußt wird.

Die Geschichte des russischen Wechselkurses im letzten Jahrzehnt beweist, daß es nicht der Handel und somit das ökonomische Gedeihen Rußlands ist, welches seinen Wechselkurs bestimmt. Im Jahre 1880 schloß die russische Handelsbilanz mit einem Defeit von 107 Mill. Rubel ab, und der Wechselkurs fiel in der That von 218 Mark auf 202 Mark, aber seit Ende October fing er an zu steigen und erreichte bald die Höhe von 204 Mark. Das Jahr 1881 wies in seiner Handelsbilanz einen Ueberschuß von 47 Mill. Rubel auf und der russische Wechselkurs schwankte zwischen 207 und 217 Mark. Im Jahre 1882 war die Differenz zwischen Ausfuhr und Einfuhr eine noch größere und erreichte die Summe von 121 Mill. Rubel, indessen fiel der Wechselkurs von 210 auf 196 Mark. Im Jahre 1883 überstieg ebenso die Ausfuhr die Einfuhr um 78 Mill. Rubel und der russische Wechselkurs begann sich zu erholen. Nachdem er von 196 auf 203 Mark gestiegen war, fiel er aber bald darauf und stand am Ende des Jahres auf 195 Mark. Die Handelsbilanz des Jahres 1884 weist schon eine kleinere Differenz zu Gunsten Rußlands, und zwar von nur 51 Mill. Rubel auf, der russische Wechselkurs zeigte trotzdem das Bestreben zum Steigen und erreichte eine Höhe von 212 Mark. Im Anfang des Jahres 1885 stieg der russische Wechselkurs bis auf 213 Mark, doch war diese Ziffer nicht lange andauernd, denn er sank bald darauf auf 198 Mark trotz der günstigen Handelsbilanz, welche in diesem Jahre eine Differenz von 104 Mill. Rubel aufzuweisen hatte. Das Sinken des Wechselkurses erstreckte sich auch auf das Jahr 1886, obwohl auch in diesem Jahre die Ausfuhr die Einfuhr um 50 Mill. Rubel überstiegen hatte. Das Jahr 1887 schloß in seiner Handelsbilanz mit einer markanten Differenz von 229 Mill. Rubel ab, der Wechselkurs sank aber von 188 auf 170 Mark, und im Jahre 1888, wo die Ausfuhr die Einfuhr um 403 Mill. Rubel überstiegen hatte, fiel trotzdem der Wechselkurs auf 167 Mark. Die nächsten Jahre hatten eine minder günstige Handelsbilanz zu verzeichnen, doch zeigte der russische Wechselkurs seit April 1888 das Bestreben, fortwährend zu steigen und erreichte im September 1890 die noch nie dagewesene Ziffer von 273 Mark, was einem Steigen von 30 % gleich kommt. Im Jahre 1891 fällt zwar das Sinken des russischen Wechselkurses mit einer großen ökonomischen Krise zusammen, indessen ist es nicht die Hauptursache seines Sinkens, denn wäre dieser Faktor für den russischen Wechselkurs bestimmend, so würde der Wechselkurs bei der jetzigen Krise noch viel tiefer sinken als im Jahre 1888.

Durch den Umstand, daß nur ein Fünftel des russischen Papiergeldes durch Metallfonds gesichert ist, ist die russische Valuta von vornherein entwerthet und der russische Wechselkurs den verschiedenen Schwankungen unterworfen, je nach der politischen Constellation. Indessen ist besonders hervorzuheben, daß es nicht jede politische Constellation ist, welche den russischen Wechselkurs in Schwankungen versetzt und daß die Bezeichnung für denselben „der Fühlungsnerv Europas" eine ganz willkürliche ist, denn nur politische Ereignisse auf dem Gebiete der deutsch-russischen Beziehungen üben auf den russischen Wechselkurs eine Wirkung aus. Solche politische Ereignisse wie die Ermordung des Zaren Alexander II., der russisch-englische Conflict wegen Afghanistans, die Vorgänge in Bulgarien ließen den russischen Wechselkurs fast unberührt; dagegen geben die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland den Ausschlag, wie aus folgenden Thatsachen leicht zu ersehen ist.

Im Jahre 1882 und besonders 1883 hatte der russische Wechselkurs die Tendenz zum Sinken, was mit dem Umstande in Beziehung zu bringen ist, daß in diesem Jahre die Gerüchte von dem bevorstehenden Abschlusse des Dreibundes immer häufiger und bestimmter auftauchten und daß Ende 1883 in Berlin

auch die Könige von Rumänien, Spanien und Serbien erschienen, deren Ankunft in der deutschen Hauptstadt die gesammte Presse als ein mit der Abschließung des Dreibundes zusammen hängendes Ereigniß deutete. Zudem fand damals nach dem längeren Aufenthalt des Zaren in Fredensborg keine Zusammenkunft mit dem Kaiser Wilhelm I. statt. Der im nächstfolgenden Jahre erfolgte Conflict zwischen Rußland und England, welcher mit der Kaiserzusammenkunft in Skiernowice zusammenfiel, rief in Deutschland allgemein die Meinung hervor, daß der russische „Thatendrang" sich nach Asien richten und daß der unvermeidliche Krieg Rußlands gegen England die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland noch fester machen werde. Der russische Wechselkurs begann daher zu jener Zeit zu steigen, dagegen fing er an merklich zu sinken, nachdem ein Uebereinkommen zwischen Rußland und England erzielt worden war. Noch in demselben Jahre 1885 geschah die bekannte politische Umwälzung in Bulgarien und es wurde klar, daß sich zwischen der Friedensliga und Rußland, welch' letzterem sich nun Frankreich enger anzuschließen begann, ein merklicher Interessengegensatz gebildet hatte. Die Entführung des Fürsten Alexander von Bulgarien, die bekannte Rede des Fürsten Bismarck bei den Verhandlungen über das Septenatsgesetz und der Fall Schnäbele, welcher einen Zusammenstoß zwischen Frankreich und Deutschland in Aussicht stellte und so die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland trübte, verursachten ein Sinken des russischen Wechselkurses auf 177 Mark. Als am 6. Februar 1888 Fürst Bismarck im Reichstage eine gegen Rußland gerichtete Rede gehalten hatte, fiel der russische Wechselkurs auf 171 Mark und wurde kurz vor dem Tode Kaiser Wilhelms I. mit nur 166 Mark notirt. Mit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. beginnt der russische Wechselkurs zu steigen, denn kaum war ein Monat nach seiner Thronbesteigung verstrichen, als der Kaiser bereits dem russischen Zaren in Peterhof einen Besuch abstattete. Der russische Wechselkurs stieg sofort bis zur Höhe, auf welcher er am Anfang der achtziger Jahre gestanden hat, und blieb während des ganzen Jahres 1889 auf demselben Stand. Nach dem bekannten Toast des Zaren auf den Fürsten von Montenegro am 22. Mai sank der russische Wechselkurs, stand aber am Ende des Jahres wieder auf 220 Mark. Nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck, welcher bei den russischen Preßorganen einen großen Jubel hervorrief, ging der russische Wechselkurs noch mehr in die Höhe, und als der deutsche Kaiser seine zweite Reise nach Rußland unternahm, erreichte er die noch nie dagewesene Ziffer von 263 Mark. Von jener Zeit ab stand er auf der Höhe von 230—250 Mark und erst im Jahre 1891 begann er wieder zu sinken.

Wiewohl das Sinken des russischen Wechselkurses in der zweiten Hälfte des Jahres 1891 nicht unabhängig von der ökonomischen Krise des Landes geschah, ist es doch leicht zu ersehen, daß die politischen Ereignisse hier mehr den Ausschlag gegeben haben, als die ökonomische Lage. Trotzdem im Monat Juni bereits vorauszusehen war, daß Rußland in diesem Jahre eine Mißernte zu verzeichnen haben würde, blieb der russische Wechselkurs auf 240—230 Mark, und erst nach der formellen Erklärung des Dreibundes sank derselbe auf 230 bis 220 Mark. Nach der Ankunft des französischen Geschwaders in Kronstadt, noch vor dem ersten Ausfuhrverbot, schwankte er zwischen 220—210 Mark.

Dieser Ueberblick auf die Geschichte des russischen Wechselkurses im verflossenen Decennium beweist, daß derselbe hauptsächlich von den politischen Beziehungen Rußlands zu Deutschland abhängig ist. Die meisten Inhaber der russischen Werthpapiere sind nämlich deutsche Kapitalisten, welche, sobald Befürchtungen eines Krieges mit Rußland aufkommen, die Börse mit entwertheten russischen Papieren überschwemmen. Dieses hat das russische Finanzministerium seit einigen Jahren bereits eingesehen und ist fortwährend bestrebt, mittelst Conversionsanleihen die russischen Papiere nach Belgien, Holland und besonders nach dem freundschaftlichen Frankreich umzuplaciren, ebenso wie es im Jahre 1885 zur Zeit des Conflicts mit England in Afghanistan die russischen Papiere von englischen in deutsche Hände zu bringen suchte. Indessen weisen diese Versuche des russischen Finanzministeriums keinen namhaften Erfolg auf, da es an Fällen nicht fehlte, wo das Sinken des Wechselkurses durch ein überaus großes Angebot auf der Pariser Börse erfolgt war. Immer aber wird Rußlands Wechselkurs von Deutschland abhängig bleiben, da einerseits Rußland in Bezug auf seinen Export hauptsächlich auf Deuschland angewiesen ist und sein Handel mit Frankreich im Vergleich zu Deutschland ein minimaler ist, andererseits die Inhaber russischer Obligationen und Werthpapiere doch vornehmlich deutsche Kapitalisten sind. Umsomehr wird der russische Wechselkurs von den Beziehungen Rußlands zu Deutschland abhängig sein, als an die Einführung der Metallvaluta in Rußland gegenwärtig nicht gedacht werden kann. Der Notenumlauf Rußlands ist vielmehr durch die weiteren Emissionen von Kreditscheinen noch vermehrt worden. Wenn gegenwärtig angesichts der feindlichen Gegenüberstellung Rußlands zu Deutschland der russische Wechselkurs nicht so tief sinkt, als im Jahre 1888, so hat es seine Ursache darin, daß die ökonomische Krise das Land jetzt kriegsunfähig macht und Befürchtungen wegen eines in der nächsten Zukunft noch möglichen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Rußland nicht aufkommen können. Sobald aber Rußland sich von seiner jetzigen Krise erholen wird, kann man auf ein bedeutendes Sinken des russischen Wechselkurses mit Sicherheit gefaßt sein, und der russische Rubel kann leicht unter 200 Mark sinken und auf derselben Höhe stehen, auf welcher er im letzten Jahrzehnt so oft gestanden hat.

Der Spiritismus der Naturvölker.

Von Otto Gaupp.

Was ist die Seele des Menschen? Woher kommt sie? Wo geht sie hin? Ist sie nur eine Function des Leibes und theilt sie dessen Schicksale? Oder ist der Leib nur ihr Behälter, nur ihr Gefängniß, daß sie im Tode verläßt, um dann ein unsterbliches, körperloses Leben zu führen? Diese Fragen bilden gewiß den wesentlichsten Theil des Lebensräthsels, jenes „qualvollen uralten Räthsels, worüber schon manche Häupter gegrübelt,

> Häupter in Hieroglyphenmützen,
> Häupter in Turban und schwarzem Barett,
> Perückenhäupter und tausend andere
> Arme schwitzende Menschenhäupter."

Welch ein Uebermaß spitzfindiger Metaphysik und tiefgrübelnder Mystik hat sich an diesem Problem entwickelt! Gewiß die moderne Wissenschaft thut gut daran, diese Fragen als unlösbare, die Kraft menschlichen Begreifens übersteigende zurück zu weisen; sie wird aber nicht umhin können, anzuerkennen, daß das bloße Aufwerfen dieses Seelenproblems, die bloße Fragestellung auf eine hohe Entwickelung des menschlichen Geistes hindeutet. Erst dann wenn die Menschen über das ausschließliche Haften am Sinnlichen hinausgekommen sind, erst wenn sie allmählich gelernt haben, ihre Aufmerksamkeit auf verwickelte und abstracte Gegenstände zu richten, erst wenn ein Aufdämmern des Begriffs natürlicher Verursachung den gröbsten Aberglauben zerstreut hat, ist die Bildung des Begriffs der Seele als eines vom Körper verschiedenen, ihn belebenden Prinzips möglich. Der Mensch muß anfangen über sich selbst zu reflectiren, er muß nicht bloß wahrnehmen, fühlen und denken, sondern er muß beobachten, daß er dies thut; er muß die Frage erheben, wie diese Vorgänge vor sich gehen und was es denn ist, das da wahrnimmt, fühlt und denkt. Kurz er muß zwischen objectiven und subjectiven Elementen in seinem geistigen Leben unterscheiden lernen. Natürlich muß auch die Sprache, um solch feine Nuancen bezeichnen zu können, weit über ihr erstes Stadium, in dem sie nur für concrete, sinnlich wahrnehmbare Dinge und Handlungen Worte hat, hinausgekommen sein. — Sollte uns diese Betrachtung nicht davon abhalten, bei wilden, uncivilisirten Völkern eine

Psychologie zu suchen? Allem Anschein nach ja. Denn vergegenwärtigen wir uns den intellectuellen Charakter des primitiven Menschen, so sehen wir alle jene geistigen Züge fehlen, deren Vorhandensein wir als nothwendige Voraussetzung für die Aufstellung eines so abstracten und complicirten Begriffes wie den der Seele ansahen. Der Wilde ist am besten einem Kinde zu vergleichen, das nach Kinderart jeder dauernden geistigen Anstrengung abhold und unfähig ist. Er gebraucht den Dingen gegenüber nur seine Sinne, nicht seinen Verstand. Er unterscheidet daher auch nicht zwischen dem geistigen Act des Wahrnehmens und dem Wahrgenommenen. Er empfindet und denkt, ohne zu beobachten, daß er empfindet und denkt. Seine Sprache, die aller abstracten Ausdrücke baar, ihm oft nicht weiter als bis fünf zu zählen erlaubt, weiß nichts von „Empfindungen", „Vorstellungen und Begriffen."

Doch wie? werden nicht diese aprioristischen Reflexionen, die aus der Natur des primitiven Intellects seine Unfähigkeit zur Psychologie folgern, von dem was die Erfahrung und Beobachtung uns durch den Mund aller Reisenden lehrt, arg zu Schanden gemacht? In der That, nichts berichten die Erforscher uncivilisirter Länder einstimmiger, als daß sie bei allen, auch den niedrigsten Stämmen, den Glauben an eine Seele, an ein anderes Selbst, das, wenn auch nicht unsterblich, doch den Tod des Leibes überlebt, fanden. Wie ist dies möglich? Sind unsere Bemerkungen über den Intellect des Wilden falsch? Thaten wir ihm Unrecht? Oder sollte vielleicht jener überall verbreitete Glaube ein uraltes Erbstück aller Völker sein, das aus einer gemeinsamen Quelle stammend, an bessere Zeiten erinnert und den Beweis liefert, daß auch die Wilden einst eine Civilisation besaßen, und daß sie nur durch Verderbniß der Sitten oder aus äußeren Gründen auf die jetzige niedere Stufe herabgesunken sind?

Gewiß nicht! Diese letztere, modernen Ideen so feindliche Anschauung kann vor dem Richterstuhl wissenschaftlicher Kritik nicht bestehen, und auch unser Urtheil über die geistige Befähigung des Wilden brauchen wir nicht zurück zu nehmen. — Wir können den scheinbaren Widerspruch lösen, wir können beweisen, daß gerade der niedrige geistige Standpunkt des Wilden, gerade seine Unfähigkeit zwischen subjectiven und objectiven Phänomenen zu unterscheiden, ihm naturnothwendig seinen Seelenglauben aufdrängen. Nur liegt für ihn die Quelle jenes Glaubens nicht in der Selbstbetrachtung und Reflexion, sondern in gewissen natürlichen Ereignissen, mit denen er auf das engste vertraut ist, nämlich im Schlaf mit seinen Träumen und im Tode. Wie soll der Wilde die Traumerfahrungen sich deuten? Er weiß nichts von subjectiven Prozessen des Geistes, er ist also nicht im Stande, seine Träume und Visionen als solche zu erkennen und sie von den Objecten, mit denen verknüpft sie auftreten, zu trennen. — Er nimmt die Thatsachen, wie sie ihm begegnen, und legt an das Zeugniß des Gedächtnisses keine Kritik. Ist es deshalb nicht ganz natürlich, daß er in den Erfahrungen des Traumes wirkliche Geschehnisse sieht, ganz ebenso wirklich als die Erlebnisse des hellen, lichten Tages? Und muß nicht aus dieser Interpretation für ihn der Glaube herauswachsen, daß er keineswegs ein einfaches Wesen ist, sondern, daß in ihm etwas steckt, das den im Schlafe ruhig daliegenden Körper verlassen und jene Erfahrungen machen kann?

Diese Traumdeutung des Wilden ist nothwendig, ja sie ist bei seinen Kenntnissen von der Natur der Dinge und des Menschen die einzig vernünftige, — so unsinnig sie uns vorkommen mag, die wir eben zur Erklärung aller dieser Erscheinungen den fertigen Begriff eines Geistes mitbringen, als dessen von keiner äußeren Wahrnehmung controlirte, spontane Thätigkeit wir die Träume erklären. Stellen wir uns die Sache einmal concret vor. Wir wissen, daß die Wilden äußerst lebhaft träumen; ihr Leben, das zwischen äußersten Entbehrungen und maßlosem Genuß hin und her schwankt, bringt das mit sich. Der Wilde wirft sich ermattet auf sein rauhes Lager, er schließt die Augen, und die Welt bunter Träume thut sich ihm auf. Er befindet sich vielleicht auf der Jagd, er erspäht ein Wild, er verfolgt es, er erlegt es, und empfindet dabei alle Schauer der Aufregung, die die wirkliche Jagd begleiten. Oder er sieht sich auf dem Kriegspfade, ein Feind, dessen Stärke er nicht gewachsen, fällt ihn an, er sieht den Moment gänzlichen Unterliegens voraus, bereits spürt er das Messer zwischen den Rippen, im Augenblick höchster Angst stößt er einen Schrei aus — und erwacht. Er erinnert sich auf das deutlichste des Geschehenen, er spürt noch den Schrecken in allen Gliedern; wie sollte er an der Realität des Vorgefallenen zweifeln? Andererseits hat aber sein Weib neben ihm nichts von dem Feinde und dem Kampfe gesehen; sie erzählt ihm, er sei die ganze Nacht ruhig dagelegen und keineswegs abwesend gewesen. Er findet ihre Aussage dadurch bestätigt, daß er sich selbst auf seinem alten Platze findet, und daß er dieselbe seltsame Erfahrung an anderen machen kann, die er ruhig schlafen sieht und die ihm dann nach dem Erwachen erzählen, daß sie das und das gethan und gesehen haben; wobei der Erzähler nicht etwa sagt, „ich träumte, daß ich einen Bären sah", sondern, „ich sah ihn." Selbst wenn ihm ein Unterschied dämmerte, erlaubte seine unvollkommene Sprache nicht, ihn auszudrücken. Wie soll der Wilde sich dies alles zusammen reimen? Die einzige Auskunft bietet ihm ganz von selbst die Theorie eines zweiten Ichs. — Es muß etwas in ihm sein, das die Erfahrungen des Traumes machen konnte, das jagte und kämpfte, während der Leib ruhig im Schlummer da lag. So wächst dann für den Wilden aus den Traumerfahrungen der Begriff eines anderen Selbst heraus, das eine vom Körper getrennte Existenz führen kann.

In der That finden wir nun eine solche Seelentheorie bei den wilden Völkern aller Länder und Zonen. So glauben — um aus der Unmasse der möglichen Beispiele nur ein paar heraus zu greifen — die Neu-Seeländer fest, daß während des Schlafs die Seele den Körper verlassen kann, und daß die Träume das sind, was sie während ihrer Wanderungen sieht. Die Grönländer, erzählt uns ein Reisender, sind der Ansicht, „daß die Seele den Körper bei Nacht verläßt und jagt, tanzt oder Besuche abstattet." Denselben Glauben schreiben andere Berichte den alten Peruanern zu. Die Seele, meinten sie, könne überhaupt nicht schlafen, und was wir Träume nennen, sind die Dinge, die sie in der Welt sieht, während der Körper schläft. Drastisch äußerte sich dieser Glaube an die Realität der Traumerfahrung bei einem Wilden Guyanas. Er prügelte, berichtet ein Forscher, des Morgens nach dem Erwachen einen seiner Sklaven kräftig durch. Warum? Er hatte geträumt, daß dieser sich unehrerbietig gegen ihn benahm. Fühlt sich der Westafrikaner des Morgens müde und abgeschlagen, so findet er dies ganz begreiflich. Es ist eine Folge der langen Wanderung, die seine Seele während des Schlafes gemacht, oder auch der Prügel, die sie in einem Streit erhalten hat. Die grausamen Fidschianer glauben, daß die herumvagirende Seele mancherlei Unfug anrichten und andere quälen und schlagen kann. Der Schläfer wird durch Anrufen geweckt, ganz natürlich, man ruft dadurch die abwesende Seele zurück. Aber Vorsicht ist geboten! Man darf nach Ansicht der Japaner den Schläfer nicht zu schnell und zu plötzlich wecken; er kann es sonst mit dem Tode büßen, weil die ferne Seele keine Zeit hat zurück zu kehren, bevor er geweckt wird. Die Malayen lieben es überhaupt nicht, einen Schläfer zu wecken, aus Furcht, ihm ein Leid zuzufügen, wenn sie seinen Körper während der Abwesenheit der Seele stören. Natürlich knüpfen sich bei den verschiedenen Stämmen die verschiedensten Mythen an diese Seele und ihre Wanderungen an. Nach einem weit verbreiteten Glauben kleidet sich die Seele in die Gestalt eines Thieres; insbesondere eines Vogels oder einer Maus. Am häufigsten aber wird ihre Gestalt als etwas Schattenartiges, fein Körperliches beschrieben. Die Identification des Schattens mit der Seele liegt für den Wilden sehr nahe. In Ermangelung jeder physikalischen Erklärung hat der Schatten für ihn etwas Geheimnißvolles und Räthselhaftes. Er sieht in ihm ein Etwas, das mit dem Körper in sehr enger Beziehung steht, aber doch auch fähig ist, sich von ihm zu trennen. Genau die Merkmale, die er seiner Seele zuschreibt. Und so wird wirklich z. B. von den Beninnegern bezeugt, daß sie in ihrem Schatten

ihre Seele sehen. Den Grönländern gilt der Schatten als diejenige ihrer zwei Seelen die den Körper bei Nacht verläßt. Die Fidschianer nennen den Schatten sogar direct den „schwarzen Geist“ und die Zulus sollen sich hüten so an einem Fluß entlang zu gehen, daß ihr Schatten in denselben fällt. Ein Krokodil könnte nach ihm schnappen, und sie mit hinabziehen.

Nicht nur verläßt die Seele des Träumenden den Körper und kehrt mit Erinnerungen an das Gesehene zurück; nein sie erhält auch Besuche anderer Seelen, es erscheinen ihr Gestalten, die vollkommen real sind, die sie theils quälen und beunruhigen, theils ihr werthvolle Rathschläge und wichtige Auskunft geben. Das ist der zweite Hauptbestandtheil der Traumtheorie der Wilden. — Der Wilde, der wenn er etwas zu essen hat, sich leicht vollstopft, leidet natürlich oft am Alpdruck. Diesen erklären die Karenen verursacht durch einen unfreundlichen Geist, der ihnen auf dem Magen sitzt, und auch die Australier pflegen ihn der Thätigkeit eines Gespenstes zuzuschreiben. Weiter glauben, um nur ein Beispiel anzuführen, die Tongas, daß die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge — denn nach ihrer aristokratischen Seelentheorie überleben nur diese — häufig ihren Priestern erscheinen, und ihnen alles mögliche mittheilen. Aehnliche Ansichten erklären die große Bedeutung, die alle uncivilisirten Völker den Träumen beilegen. Diese überaus weit verbreitete Anschauung, die naiv die im Traum gesehene Person für eine Realität hält, ist uns übrigens aus manchen Stellen des Homer und des alten Testaments vertraut. Sie liegt einer Menge Aberglauben, der bis auf unsere Tage herabreicht, zu Grunde; für den primitiven Menschen gewinnt sie aber eine ganz besondere Bedeutung dadurch, daß an sie sein Glaube an eine den Tod des Körpers überlebende Seele anknüpft. Ganz natürlich; bereits Verstorbene erscheinen ihm im Traum, sie sind real, wie andere Traumerscheinungen, der Schluß, den er zieht, liegt nahe. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung der Glaube der Zulus. Sie sagen, die Seelen ihrer todten Väter und Brüder leben noch fort; denn sie erscheinen ihnen im Schlaf, mit denen ihrer Großväter aber sei es ganz aus; denn sie sehen sie in ihren Träumen nicht mehr. Dieselben Zulus pflegen daher auch, wenn sie von verstorbenen Verwandten träumen, an das Grab derselben zu gehen und zu opfern, um die Unruhe der Todten zu stillen. Dieser ganze Gespensterglaube der Wilden wird uns verständlicher, wenn wir uns klar machen, wie schwer für den ungeübten Verstand des Wilden die Unterscheidung zwischen gewöhnlichem Schlaf und dem Todesschlaf sein muß. Der Tod ist ein Schlaf, sagen die Buschmänner. Zwischen Schlaf und Tod schieben sich ferner eine Reihe ähnlicher Zustände, wie Ohnmacht, Katalepsie, Epilepsie ꝛc. ein. Auch sie erklärt sich der Wilde durch die Annahme, daß die Seele den empfindungslos und leblos daliegenden Körper verlassen hat; wobei der verlassene Körper im Fall der Epilepsie von einem fremden Geist in Besitz genommen wird, er ist „besessen.“ Alle diese Zustände sieht der Wilde ein Ende nehmen, die Seele kehrt beinahe immer nach längerer oder kürzerer Abwesenheit zurück, der Mann „kommt wieder zu sich.“ Und nun der Todte? Kann nicht auch dessen Seele doch noch zurückkehren? Wann können wir sagen, daß sie endgültig wegbleiben wird? Von hier aus wird man die Wichtigkeit, die die Behandlung des todten Körpers für den Wilden hat, leicht verstehen. Hier liegt der Schlüssel für eine Reihe der anscheinend sinnlosesten und seltsamsten Gebräuche, die wir bei den Wilden finden, auf die ich hier aber nicht näher eingehen kann. —

Zum Schluß nur noch ein Wort über den Titel dieses Aufsatzes. Ich habe diese ganze Seelentheorie Spiritismus genannt und sie damit in Zusammenhang gebracht mit einer modernen Form des Aberglaubens, mit der sie in der That die größte Verwandtschaft besitzt. Die Quelle des alten und des neuen Spiritismus ist die Unfähigkeit seiner Gläubigen, zwischen objectiven und subjectiven Elementen der Wahrnehmung zu unterscheiden; beide nehmen die Ausgeburten ihres Gehirns für Wirklichkeiten. Der Wilde, wie der moderne Spiritist, beschreibt seinen Geist als unsubstantielles menschliches Abbild, eine Art Schatten, für gewöhnlich unsichtbar und ungreifbar, aber nicht ohne die Fähigkeit auf die Dinge dieser Welt kraftvoll einzuwirken. Beide glauben, daß die Seele nach dem leiblichen Tod ihres Besitzers anderen erscheinen und Auskunft über eine andere Welt geben könne, die in Wirklichkeit nur ein Spiegel- oder Zerrbild dieser unserer Welt ist. Der Spiritismus ist die uralte naive Seelentheorie des Menschen — in einem modernen Gewand.

Literatur und Kunst.

Ein Kämpfer wider Sprachverrohung und Deutschthümelei.

Von Max Schneidewin.

Es ist ganz undenkbar, daß nur gerade ich allein es wäre, dem es so geht, daß es nicht einer großen Zahl von Lesern so gehen sollte: daß man sehr oft über dem, was in den letzten Jahren geschrieben und gedruckt wurde, einen gewissen Hauch des Fremdartigen gelagert empfindet, daß man, auf dem Wege, das Gedachte zu erfassen, über gewisse heimliche Zwirnsfäden stolpert und in der reinen Hingebung an die Sache gestört wird. Es ist die weit ausgebreitete und tief eingedrungene Wirkung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, deren man inne wird.

Wer sollte dem Verein nicht das Verdienst nachrühmen, daß er unser sprachliches und nationales Gewissen geschärft hat gegen den Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter? Aber das ist ihm ja so vielfach anerkannt und mit entgegenkommendem Danke maßgebender Persönlichkeiten und Behörden vergolten worden, daß es wahrlich an der Zeit ist, auch einmal die Kehrseite der Sache in's Auge zu fassen: für jetzt hat er, wie gesagt, uns unsere eigene Sprache, die Art, wie wir Deutschen uns zu einander auszudrücken pflegten, mit einem gewissen fremdartigen Tropfen durchsäuert, und es ist die Frage, ob dieses Fremdartige durch Gewöhnung in ein paar Jahren das allgemein übliche Neue werden soll, oder ob wir auf einem Abwege sind und gut daran thun, uns unter Bewahrung des Gesunden in den von dem Allgemeinen deutschen Sprachverein gegebenen Anregungen rückwärts zu concentriren.

Auf das Allerentschiedenste beantwortet diese Frage in dem letzteren Sinne ein kleines Schriftchen von Hermann Friedrich: „95 Thesen wider Sprachverrohung und Deutschthümelei“ (Waren in Mecklenburg, Max Sergel), welches schon vor einiger Zeit erschienen, aber in der Fluth der Neuigkeiten unbeachtet geblieben und mir jetzt nur zufällig in die Hände gekommen ist. Ich bin in der Lage, zu verrathen, daß der auf dem Titel genannte Verfasser ein Pseudonym ist, daß er ein sehr gebildeter Mann ist und als Oberlehrer ein Lehramt bekleidet und daß er seinen Patriotismus, worauf es sogleich sehr ankommt, einmal auf das Schönste durch die That bewiesen hat. Ein preußischer Soldat der Mainarmee im Jahre 1866 und Mitkämpfer in vielen Gefechten war er 1870 als Landwehrmann zu einem militärischen Bureau in der Heimath eingezogen, um mit der Feder dem Vaterlande seinen Dienst zu widmen. Es hielt ihn aber nicht: wennschon als Verlobter ernstlich mit dem Leben engagirt, ruhte er doch nicht, bis ihm seine Bitte erfüllt war, mit der Flinte gegen den Landesfeind kämpfen zu dürfen. Er hat sich dann in der berühmten Division Kummer weidlich mit den Franzosen herumgeschossen. — Die Gedanken seiner 95 Thesen wider übertriebene Sprachreinigung, die er eine Sprachverrohung nennt, scheinen mir überaus beherzigenswerth, weshalb ich noch jetzt kräftigst auf das Heftchen hinweisen und die wichtigsten der zahlreichen Gesichtspunkte, denen er die Sache unterwirft, mittheilen möchte.

Zunächst erkennt er als vernünftiger Mann natürlich an, daß wir uns überflüssiger Fremdwörter enthalten sollen. Uebrigens ist ein Fremdwort, wenn es hier einmal entbehrlich ist, deshalb nicht ein- für allemal überflüssig und durch immer

gleichbleibende mechanische Uebersetzung zu verdrängen. Ueberhaupt hat der Allgemeine deutsche Sprachverein bis jetzt seine löbliche Aufgabe, für Richtigkeit, Reinheit, Klarheit, Angemessenheit, Schönheit und Kraft unserer Sprache einzutreten, viel zu einseitig aufgefaßt, nämlich fast nur durch Ausmerzung von Fremdwörtern verfolgt. Diese Ausmerzung quand même ist, wie Jacob Grimm irgendwo sagt, so recht ein Herumreuten im oberflächlichen Boden der Sprache, ohne feines Gefühl für ihre höchsten Zwecke. „Ein übermäßiger Gebrauch fremdländischer Worte tritt jetzt so wie so selten hervor", und Jeder ist gegen solche kopfscheu geworden, sogar in einem Maße, wie es für das unbefangene Bemühen, seinen Gedanken den besten Ausdruck zu geben, störend wirkt.

Der Patriotismus findet in dem Verhalten der Sprachreiniger eine sehr billige Bewährung, er findet sie am meisten dort, wo man von deutscher Einheit und Deutschthum recht laut zu reden und zu prahlen liebt, er könnte durch jene billige Bewährung auch leicht verdunkelt werden gegen die Gebiete, wo es ihn ernstlich und mit Opfern zu bethätigen gilt; diese Art des Patriotismus schlägt leicht in jene nationale Eitelkeit um, die wir an den Franzosen so lächerlich finden. Den Gegensatz der Nationen durch künstliche Mittel zu erhöhen und zu chauvinistischem Hasse gegen das Ausland verschärfen zu wollen, ist eine Verkehrtheit. Von anderen Nationen alles Gute anzunehmen ist echt deutsche Art; der Goethe'sche Gedanke, daß „die Epoche der Weltliteratur an der Zeit ist und Jeder dazu mitzuwirken habe, sie zu beschleunigen", sollte doch nicht durch die berechtigte nationale Reaction gegen denselben als das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden. „Unsere Altvorderen waren viel zu verständig, als daß sie daran Anstoß genommen hätten, mit einer ausländischen Sache auch die entsprechende Benennung anzunehmen". Will man denn einmal, dem Geist unseres Zeitalters zuwider, welches unter dem Zeichen des Verkehres steht, sich mit chinesischen Mauern gegen das Eindringen alles Fremden umgeben, so wäre es ein viel höheres wirkliches Verdienst, sich gegen den Genuß fremdländischer Naturproducte abzuschließen, für welche unser gutes Geld in das Ausland abfließt, und das deutsche Wesen gegen fremde Art (z. B. französische Mode, Galanterie, Einkinderehe) zu bewahren.

Es ist jetzt eigentlich lange nicht von der Fremdwörterfrage die Rede gewesen außer in dem Einen Sinn, daß man selbstverständlich die Bewegung gegen die Fremdwörter gut heißt; es scheint fast überall die Voraussetzung zu herrschen, daß das so patriotische Pflicht sei, und ich habe durchaus das Gefühl, als ob ich in ein Wespennest stieße, wenn ich einmal in unbefangenerem Sinn von jener Bewegung spreche. Aber die obigen entgegengesetzten Erwägungen eines gebildeten und jedenfalls auch patriotischen Mannes sind doch so vernünftig, daß man sie auch einmal ernstlich bedenken sollte.

Von den meisten Vereinsmitgliedern aus wüthet die Fremdwörtervertilgungslust viel zu rücksichtslos und hat weite Schichten unseres Volkes ergriffen. Es ist eine geflissentliche Fabrikation neuer, früher ungehörter Wörter im Gange, deren Einmengung bei dem Lesen einem manchmal anmuthet, als ob man im Traum wäre. Unser Thesenaufsteller thut eine reiche Fülle von Gesichtspunkten auf, um diese Neuerungssucht zu bekämpfen. Die Sprachreiniger verrennen sich in die Leidenschaft für deutsche Ersatzwörter für eingebürgerte Fremdlinge, auch wenn die Ersatzwörter einmal „geschmacklose Mißbildungen" (ich würde sagen: „unzutreffend") sind (Beispiel: Briefumschlag: man schlägt ihn ja nicht herum, sondern schließt den Brief ein), wenn sie „unbeholfen und schwerfällig" sind (z. B. „Bahn untergeordueter Bedeutung", was, wie ich hinzusetzen möchte, auch der bloßen Benennung ein viel zu schwer wiegendes Urtheil hinzufügt, das für die betreffende Gegend oft auch wahrlich nicht zutrifft), wenn sie „unlogisch werden können" (z. B. „Empfänger", auch wenn der Adressat gar nicht zu finden ist), wenn sie „der feinen Nüancirungen der früher üblichen Fremdwörter entbehren", wenn sie „widerlich klingen" (z. B. Tunke u. s. w.; man taucht ja auch nicht in die Sauce, sondern stippt nur hinein), wenn „ihr Gebrauch eine Rücksichtslosigkeit gegen Ausländer involvirt" (Ausländer im Restaurant sollten sich doch wie früher auf der Speisekarte mittelst der in ganz Europa üblichen Benennung der Speisen zurecht finden können), wenn „sie bei dem Lesen unangenehm störend wirken".

Ganz besonders will er in der Armee die herkömmlichen Fremdwörter geschont wissen. In ihren Armeecorps, Divisionen, Brigaden u. s. w. hat sie unter ihren Generalen und Offizieren ihre glorreichen Thaten vollbracht, die Ersetzung ihrer Fremdausdrücke durch neu gebildete deutsche Wörter würde Mangel an historischem Sinn und Pietät verrathen. Das fremdsprachliche Commando ist geeignet, mit scharfem Klange die Aufmerksamkeit des Soldaten zu wecken, „Heerhaufen", „Heerwart" u. dgl. würden der straffen militärischen Disciplin sehr wenig entsprechen.

Die Eiferer für die Vertilgung der Fremdwörter vergessen umgekehrt sehr häufig, was für eine vernünftige und maßvolle Anwendung von Fremdwörtern spricht: daß sie eine Bereicherung des Wortschatzes der Sprache darstellen, daß sie die stilistisch wünschenswerthe Abwechselung des Ausdrucks erleichtern, daß sie oft höheren Wohlklang besitzen als die gemachten deutschen Ersatzwörter, daß sie der Darstellung Lebhaftigkeit und Reiz verleihen, daß sie vielfach weit verständlicher sind, vor Allem natürlich, daß sie oft klarer und treffender den Gedanken ausdrücken. Den beliebten Einwand der Sprachreiniger, daß man sich an die neuen deutschen Wörter schon gewöhnen werde, weist Friedrich schlagend mit dem Gegengedanken zurück, daß man bei der Leichtigkeit, sich an das Schlechtere zu gewöhnen, um so mehr auf der Hut sein sollte, es einzuführen.

Ein weiterer Hauptgedanke ist, daß die schöpferische Thätigkeit der Sprache unbewußt vor sich gehe, das Gebahren der si Deo placet Sprachreiniger aber mit Absichtlichkeit geschlagen sei. Friedrich beruft sich darin auf den großen Columbus des Unbewußten, E. v. Hartmann, anderweitig auf die Autorität eines Steinmeyer, Rümelin, sogar Goethe's und Schiller's, auf das Beispiel der Engländer, deren „Nationalstolz absolut nicht darunter leide, daß ihre Sprache ihren Besitz an Wörtern den verschiedensten Sprachen (dem Keltischen, Angelsächsischen, Lateinischen, Normannischen) verdanke."

Friedrich ist unzweifelhaft sehr animos gegen — nicht sowohl den Allgemeinen deutschen Sprachverein, als gegen die zahlreichen übereifrigen Jünger desselben, deren Ansicht und Gebahren er nicht nur ungeschichtlich, sondern auch albern, lächerlich anmaßend und aufdringlich nennt und denen er sogar theilweise egoistische Motive unterschiebt, wie er dann die gewiß richtige Bemerkung macht: „Gastwirthe bezwecken auch ihren Vortheil, indem sie das Publikum durch eine neue Speisekarte voller seltsamer Ausdrücke anzulocken und den Gästen durch solchen Mumpitz Spaß und Unterhaltung zu machen suchen." Friedrich hat sicherlich nicht nur aus tactischen Gründen, um sein Ziel desto besser zu erreichen, einer gewissen Grobheit der Befehdung die Zügel schießen lassen, sondern man fühlt ihm überall die tiefste Abneigung des Herzens gegen diese Neuerungssucht an. Man wird nicht fehl gehen, wenn man guterletzt in seiner Denkweise die Aufbäumung des Altpreußenthums, durch welches auch ohne Fremdwörterhetze das Land zum Heil Deutschlands groß und stark geworden ist, gegen eine Form aufdringlicher Verdeutschung Preußens erblickt. Er hat dadurch dem psychologischen „Gesetze" — das im Grunde genommen nur eine psychologische Gefahr ist — daß eine übertriebene Bewegung in der einen Richtung einen übertriebenen Gegenstoß in der entgegengesetzten hervorruft, einen Tribut dargebracht.

Einige Ausfälle von ihm sind sogar entschieden irrig. Er meint, folgerichtiger Weise müßte man dann auch die Lehnwörter (wie Prediger, Ziegel u. s. w.) ausmerzen, weil zwischen ihnen und den Fremdwörtern kein angebbarer prinzipieller Unterschied bestehe. Aber die Lehnwörter sind doch auch ihrer Form nach derartig deutsch geworden, daß der größte Theil

des Volkes, der keine sprachgeschichtlichen Kenntnisse besitzt, ihren fremdsprachlichen Ursprung gar nicht mehr bemerkt. Er sagt, die Fahrkarte sei nicht billiger als das Billet. Das ist ein für die Frage der besten, womöglich deutschen sprachlichen Bezeichnung der Sache ganz willkürlicher und ungehöriger Gesichtspunkt. Er beruft sich auf den bekannten Ausspruch des Horaz, daß „das eroberte Griechenland den wilden Sieger erobert habe": als ob nicht die Römer in der besten Zeit ihrer Sprache den griechischen Fremdwörtern in bewußtem nationalen Stolze (allerdings auch bornirtem Haß gegen die höhere Bildung) einen höchst beschränkten Zutritt in den sermo latinus gegönnt hätten, sie, die auch einen solchen, welcher sie gern im Munde führt, verächtlich einen homo Graeculus (Hans . . . .) nannten. Endlich täuscht sich Friedrich darin, daß er die Gesuche (um Beförderung seiner Bestrebungen) des Allgemeinen deutschen Sprachvereins an die Behörden eine „Bettelei um Staatshülfe" nennt und daß er dem deutschen Volke geringe Sympathie mit den Bestrebungen jenes Vereins zuschreibt: als ob nicht die Behörden jenen Gesuchen sehr gern und willig entgegen kämen, ja ihnen zum Theil zuvorgekommen wären, und als ob nicht sie und eine Mehrheit der Gebildeten in dem guten Glauben lebten, daß die Bestrebungen, die deutsche Sprache möglichst von Fremdwörtern zu befreien, schon aus patriotischen Gründen ein gutes Werk seien.

Daß jene Bestrebungen allmählich zu weit gegangen sind und noch immer weiter zu gehen drohen, daß das unbefangene Bemühen, seinen Gedanken in mündlicher und schriftlicher Rede den treffendsten und besten Ausdruck zu geben, oft genug durch eine aufgenöthigte Sorge um reindeutschen Ausdruck zu unliebsamen und unerfreulichen Compromissen gedrängt wird, welche das wichtigste Erforderniß an die sprachliche Gedankeneinkleidung schädigen, das ist auch meine Ueberzeugung. Ich halte deshalb die Friedrich'schen Thesen gerade in ihrer rücksichtslosen Entschiedenheit und Uebertreibung für ein verdienstliches und sehr geeignetes Mittel, die gleich rücksichtslosen und übertriebenen entgegengesetzten Bemühungen etwas einzudämmen und in ein Strombett zu leiten, welches sich in der richtigen Mitte zwischen zwei Extremen dahin zieht.

Die Schloßlotterie.

Von Cornelius Gurlitt.

In der Zeitung, welche mir täglich den Morgenkaffee versauert, lese ich seit zwei Wochen von dem dumpfen Grollen, welches in der Nation sich gegen die Schloßlotterie ertönen macht. Der moralische Zorn unseres Volkes scheint einmal wieder auf seinem Höhepunkt angekommen zu sein. Und wirklich — man sehe nur die Tagespresse — von der Sozialdemokratie bis tief in die Reihen der Conservativen klingt das Ach und Weh wieder, heimtückische Bankiers seien am Werke, durch Stärkung der Spielwuth des Volkes Deutschland moralisch zu vernichten. Ich muß gestehen, daß auch mir die Haut schauderte, als ich von der tiefen Versunkenheit las, der wir entgegensteuern.

Als ein Mann, der mindestens so lange als der Morgenkaffee dauert, für das Heil seines Vaterlandes ernstlich besorgt ist, legte ich mir alsbald die Frage zurecht um zu prüfen, ob es denn keinen Ausweg aus unserem sittlichen Niedergang gebe. Da ist, sagte ich mir, zunächst der Wunsch der Nation ein recht großes Kaiserdenkmal zu schaffen: Groß muß es werden, koste es was es wolle, und schön auch! Es soll das Beste geleistet werden, was die Nation aus sich heraus zu gebären vermag.

Da ist ferner eine Reichsverfassung: Wir haben eine Organisation, welche die Nation darstellt, drei Gewalten, welche zusammen die Entscheidung auch über das Denkmal haben.

Eine davon ist der Reichstag. Er ist aus der Nation gewählt, stellt also den Willen der Nation dar. Der Reichstag sagte, für die Nation sprechend: Ich verstehe grundsätzlich nichts von Kunst, der Kaiser entscheide!

Der zweite ist der Bundesrath, gewählt von den Fürsten. Als Männer von Kraft und gesundem Willen wahren diese sich das schlichte Menschenrecht, selbst einen Geschmack zu haben; aber sie fassen Berlin nicht als Volksmittelpunkt, sondern als Wohnsitz eines verbündeten Fürsten auf und reden ihm schon deshalb so wenig als möglich in Berliner Angelegenheiten hinein.

Der dritte ist der Kaiser. Da nun zwei der Vertretungsformen der Nation, seine Fürsten und seine Abgeordneten, der dritten erklären, er sei allein die rechte Stelle, von der die Entscheidung ausgehen müsse, und da nun an dieser Stelle ein wirklicher Wille herrscht, so entscheidet eben zu vollem Recht und mit der Zustimmung der durch den Reichstag ihrer verfassungsmäßigen Rechte beraubten Nation, der Kaiser.

Meine Ansicht war es nicht, daß das Denkmal in der Nähe des Schlosses stehen solle. Ich habe mir auch erlaubt, dies öffentlich auszusprechen. Aber es fanden sich auch Fachleute genug, die dem gewählten Platz den Vorzug geben. Nachdem unsere Abgeordneten feierlich der Nation das Recht des Mitredens absprachen, nachdem die Nation ihrem Reichstage wegen Preisgabe idealer Rechte nicht den Dienst aufkündigte, sich mit dem Vorgehen seiner Vertreter also stillschweigend einverstanden erklärte, ist es meiner Ansicht nach einfach eine Dummheit zu erwarten, daß der einzig bestehende, begründete Wille durch Zeitungsartikel und Parlamentsreden werde umgestürzt werden können.

Der Kaiser entschloß sich also nach dem Gesetz, welches der Reichstag angerufen und feierlich eingesetzt hatte, nämlich nach seinem Geschmacke „car tel est notre bon plaisir" für die Aufstellung des Denkmals auf der Schloßfreiheit. Dagegen ist nichts, gar nichts von unseren Politikern einzuwenden. Nun aber, nachdem der von ihnen angerufene Wille sich geäußert, trat plötzlich die Weisheit der Willenlosen hervor.

Die „Führer" der Nation sagten zum Kaiser: Leiten darfst Du wohl die Denkmalangelegenheit. Aber unser heiliges, durch die Verfassung bestätigtes Volksrecht ist, an dieser Leitung so viel wie möglich zu tadeln und zu hindern. Das nennt man nämlich feine Politik: Fällt das Denkmal gut aus — dann hat der Reichstag es bewilligt —; fällt es schlecht aus — dann hat der Reichstag es ja bekämpft. Er drückt sich schmählich von der Mitverantwortung, um aus dem Winkel mit faulen Aepfeln werfen zu können.

Als es galt den vom Reichstag zum Gesetz erhobenen kaiserlichen Willen durch die Regierung zur Ausführung zu bringen — da erkannte man in der Regierung, daß vom Reichstag für künstlerische Dinge Geld nicht zu haben sei. Man kann ja darüber streiten, ob es künstlerisch wünschenswerth sei, alle kleineren Bauten aus der Umgebung des Schlosses zu entfernen. Man zerstört damit den Maßstab seiner Größe; es wird plumper, kleiner, unbedeutender aussehen, das Schloß inmitten eines riesigen Platzes. Das ist meine persönliche Ansicht. Viele Künstler werden anders denken. Der Kaiser scheint auch anderer Meinung zu sein — also habe ich mich zu bescheiden. Wenn es aber der Kaiser für gut hält, die Häuser der Schloßfreiheit zu beseitigen, um das Kaiser Wilhelm-Denkmal dort aufzustellen, so war der richtige Weg für die Regierung meiner Ansicht nach der, vom Reichstag die betreffenden Millionen sich bewilligen zu lassen. Aber es scheint, als habe sie schon damals erkannt, daß das Gold schwerlich für diesen Zweck flüssig geworden sei. Das ist ja gerade der fein „politische" Zug im Vorgehen des Reichstages: Nachdem er großgesinnt sich seiner Rechte begab, d. h. richtiger kleingesinnt die Verantwortung von sich wies, ist er nun in der Lage, durch Sparsamkeit seine Tugend zu beweisen, das heißt zu eigener Verherrlichung die Regierung wegen „Vergeudung" von Millionen anzuklagen.

Diese war muthlos genug, sich den Korb beim Reichstag nicht zu holen, wie es wohl Bismarck gethan hätte, und veranstaltete eine Lotterie. Ich spiele grundsätzlich nicht, liebe auch sonst das Lotteriewesen nicht. Der Gedanke scheint mir nicht glücklich, obgleich es wohl der einzig mögliche ist, um das Geld zu beschaffen.

Nun kam der zweite Wettbewerb für das Kaiserdenkmal. Im ersten hatte der Kaiser den Bildhauer Reinhold Begas als den rechten Mann bezeichnet, beim zweiten hat er die nach meiner Ansicht ungleich reifere Arbeit desselben Künstlers mit den anderen abgelehnt. Unter dem Druck der Verantwortung hatte sich das Urtheil des Kaisers unverkennbar erweitert und vertieft. Ich muß immer wieder betonen, um mich des Vorwurfes des Servilismus zu erwehren, daß ich anderer künstlerischer Mei-

nung bin als die höchste Instanz, daß es aber sehr viel kunstverständige Menschen gibt, welche mit jener übereinstimmen und daß ja nicht jeder Deutsche das Recht hat, vom Kaiser zu verlangen, daß er so denke, wie er. Also — wie es bei öffentlichen von hochwohlweisen Fach-Commissionen ausgeschriebenen Wettbewerbungen schon hundertmal gegangen ist: das Ergebniß des zweiten Wettbewerb war die Erkenntniß, daß es so wie man Anfangs wollte, nicht gehe. Der Platz ist zu beschränkt, zu winkelig, es fehlen die rechten Zugänge, das Wasserbecken wird durch Einbauten zu sehr verschmält u. s. w.

Was nun thun? Nach meiner Ansicht wäre das Richtige an den Reichstag zu gehen und zu sagen:

„Hier liegt eine ideale künstlerische Aufgabe vor. Ihr selbst, Ihr Reichsboten, habt sie angeregt und schöne Reden über sie gehalten, solange es sich um platonische Erklärungen handelte. Wir brauchen Geld, um das Denkmal vorzubereiten, das wißt Ihr sogut wie wir. Es soll in Berlin einmal etwas geschaffen werden, was ungefähr der hundertste Theil von dem ist, was Napoleon III. in Paris schuf und etwa der zehnte Theil von dem, was in Rom zu Ehren Victor Emanuels geschieht. Also los: Bewilligt die nöthigen Millionen!"

Die Regierung muß ja wissen woran sie ist. Sie würde gewiß so vorgehen, wie sie sollte, wüßte sie nicht genau, daß der Reichstag dazu sagen würde: hierfür sei nämlich jetzt kein Geld da. Handelte es sich um einen rein praktischen Bedürfnissen dienenden Bau, um eine Bahn, eine Straße, einen Kanal, so würde es wenig Mühe kosten, den Regierungsantrag durchzubringen. Aber hier handelt es sich um ideale, künstlerische Forderungen. Für diese hat die Vertretung der ideal gesinnten Nation kein Geld, nicht einmal Zeit. Welch' schöne Bocksprünge würde der große Volksmann Virchow machen, um Deutschland zu beweisen, daß er für die Ideale, ja selbst für das Angedenken Wilhelms I. Alles, in diesem Falle aber nicht einen Pfennig bewillige.

Also wird wohl wieder eine Lotterie dran müssen. Mich ärgert nur mein Morgenkaffee-Blatt, das nun zetert und schreit über Entsittlichung des Volkes. Wirklich angenommen, daß der Zusammenbruch Deutschlands bevorstehe, wenn zu den Milliarden, die an der Börse verspielt werden, noch ein paar Lotteriemillionen hinzu kommen — ich als Nichtbankier kann ja nicht wissen, ob das Faß der Sünde durch die Börse schon so gefüllt ist, daß durch die Lotterie der Boden nothwendig gesprengt werden muß! Aber wirklich angenommen, es sei so, dann würde ich als Reichstagsabgeordneter alsbald den Antrag stellen: „Weiser Kaiser, nimm doch das Geld lieber von uns an, durch das unser Volk verderbt werden soll. Die Moral Deutschlands bezahlen wir gern mit ein paar lumpigen Milliönchen!"

Ich glaube, der Kaiser würde sich erweichen lassen, selbst wenn seine Minister, ebenso von der großen Moraltrompete betäubt wie die übrige Welt, sich anfangs sträuben und fürchten, es könne Jemand sie im Verdacht haben, große künstlerische Fragen groß erfaßt zu haben.

Sie mögen sich beruhigen: kein Mensch hat ihnen bisher den Vorwurf gemacht. Ihr ganzes Vorleben sichert sie vor solch' ungerechten Anwürfen!

Inzwischen geht der brüllende Löwe der Entrüstung um. „Wie kommt da", sagt selbst der hochconservative „Reichsbote", „die Denkmalcommission — gemeint ist der Kaiser — dazu, sich auf Pläne einzulassen, welche ohne das Lotterieproject nicht verwirklicht werden können und also zur Lotterie hintreiben würden? Man spottet darüber und fragt, weshalb man nicht im ganzen Lande Scatabende veranstaltet? Und das Alles in einer Sache, die sich um das Königsschloß und um das Andenken Kaiser Wilhelms I. dreht. Die Zeit ist wahrlich zu ernst für solche Spielereien, wie die Anlegung eines Teiches mitten in Berlin, so etwas mochte für die Zeit Ludwigs XIV. passen, aber nicht für die unserige."

Ein Teich mitten in Berlin! Diese Redewendung bezieht sich auf den Plan, die Bauakademie zu beseitigen und das Flußbecken zu erweitern, um dem Schloß und dem neuen Denkmale einen Vordergrund zu schaffen. Nun bringt die „Post" noch eine andere Erklärung: der Kaiser wolle ein Gärtchen vor dem Schloß haben, wie jede wohlhabende Bürgerfamilie, etwas weniger Straßenlärm hören und Staub schlucken, darum müsse Platz geschaffen werden. Wäre ich in der „Denkmalcommission", so würde ich mir andere Entschuldigungsgründe dafür gesucht haben, um die Welt mit dem Verbrechen künstlerischer Absichten zu versöhnen. Denn was der wild gewordene Spießbürger auf diese spießbürgerlichen Gründe zu sagen hat, das hat die „Voss. Ztg." sofort mit überraschender Sicherheit gefunden: „Der nervenbetäubende Lärm der Straße", sagt sie, „läßt sich durch die Asphaltirung dämpfen. Gegen den Staub gibt es Sprengwagen. Es gibt außerordentlich viele wohlhabende Bürgerfamilien in Berlin, welche kein Gärtchen zur Bewegung im Freien und als Ersatz für den Garten auch kein Landschloß mit Park haben. Wenn die neue Terrasse ein Garten für die Prinzen werden soll, so bleibt sie der Bürgerschaft wieder verschlossen, wie schon seit dem Regierungsantritte des heutigen Kaisers die früher offenen Schloßhöfe."

Mir scheint, es hätte sich eine andere Begründung für den Abbruch jener Häuser finden lassen. Man müßte sich nur zwei Bauräthe kommen lassen, einen vom Hochbau mit weißen Locken und Vollbart und einen vom Wasserbau mit langer Nase, der über die Brille weg die Welt ansieht. Und dann noch einen Anthropologen und ein Mitglied des Vereins für die Geschichte Berlins. Der erste Baurath hätte ein Gutachten dahin abgegeben, daß die Studirenden der Architektur der technischen Hochschule in Charlottenburg eine bedauerliche Neigung hätten, von der bewährten Berliner Schule Schinkel'scher Nachkommenschaft zu allerhand Modekünsten abzufallen. Dies habe seinen Grund darin, daß sie nicht mehr in unmittelbarer geistiger Verbindung zu Schinkel's Hauptwerk, der Bauakademie, ständen. Der Schwerpunkt dieser Perle moderner Kunst liegt aber nicht in der Gesammtcomposition. Als solche habe sie freilich etwas Erhabenes, aber doch auch Kastenartiges. Sie sei etwas stark im cubischen Stil entworfen. Nun sei es unbedingt nöthig zur Unterweisung der künstlerischen Jugend, daß sie die geistvolle Durchbildung des Backsteinbaues, wie sie der Genius Schinkel's hier aus sich gebar, immer vor Augen habe. Aus Bildungszwecken muß also wenigstens ein Achsensystem des kostbaren Werkes nach Charlottenburg übertragen werden. Nach dem Gutachten der Techniker würde dann nichts übrig bleiben, als das ganze, in seiner inneren Einrichtung dem Zeitgeist nicht mehr entsprechende und durch Umbauten entwerthete Bauwerk zu beseitigen.

Auf diese Weise würde es endlich möglich, einen alten Wunsch der Wissenschaft zu erfüllen. Nun kommen der Anthropologe und Geschichtler vereint zum Wort! Der ganze jetzige Schinkelplatz ist nämlich altes Stromgebiet, aufgeschüttetes Land. Es steht zu erwarten, daß in dem Schutt sich einestheils Baureste des alten, dem 16. Jahrhundert und früheren Zeiten entstammenden Schlosses oder gar einige prähistorische Töpfe befinden. Jedenfalls ist es an der Zeit, die Ruinen- und Topfgräberei, welche in den entlegensten Dörfern schon in vollstem Gange ist, endlich auch in der Reichshauptstadt aufzunehmen. Es gilt hier eine Ehrenpflicht zu erfüllen. Man bedenke ferner, wie viel in der Kapitale des befreundeten Königreichs Italien nach Alterthümern gegraben wurde. Und in Berlin?!

Wir würden aber, müßte nun der Wassersachmann erklären, zu solchen unlucrativen Ausgaben nie rathen, wenn nicht schon längst bei den Wasserbautechnikern die Beseitigung der Bauakademie und des sog. Rothen Schlosses eine ausgemachte Sache wäre. In den weitesten Kreisen der Flußschifffahrtsinteressenten, unter den Wasserpolacken der Oder, wie den Bomätschern der Elbe, hat sich eine lebhafte Entrüstung gegen die Enge des Kanales gerade in der Nähe des Schlosses geltend gemacht, zumal diese schon wiederholt zu ernstlichen Kollisionen zwischen Apfelkähnen führte. Diese Entrüstung wurde acut, als man las, daß durch das neu zu errichtende Kaiserdenkmal die Spree noch mehr eingeengt werden solle. Was soll das auch heißen, durch gänzlich unwirthschaftliche Anlagen die wichtigsten Berufszweige in ihrem Erwerb zu schädigen und der Sozialdemokratie in die Arme zu jagen! Macht es nicht den Eindruck, als schäme sich der König, als schäme sich die nationale Kunst des vor den Fenstern des Schlosses vorüberziehenden, im Schweiße des Angesichts die Steuern erwerbenden Volkes! Wir rufen jeden Mann auf, der noch ein Rückgrat im Leibe hat! Unsere Flußschiffer, die täglich stundenlang gegen die Staken stemmen müssen, haben ein solches! In ihrem Interesse muß hier Wandel

geschaffen werden. Die Arbeit muß zu Ehren gebracht werden. Gerade am Schloß muß der Fluß und sein Handelstreiben breit und mächtig sich entfalten. Prächtige Quais müssen dem regierenden Herrn beweisen, daß das Volk sich und seiner Hände Fleiß zu ehren versteht, ein großes Denkmal muß am Ufer des Schifffahrtsbeckens aufgestellt werden, denn die Kunst ist nicht bloß für die großen Herren da, die sich Bilder und Statuen für ihre Villen und Schlösser kaufen können, sondern vorzugsweise für den kleinen Mann soll sie der Staat pflegen. Der Geschmack muß durch gute Vorbilder in die Tiefe getragen werden.

Also fort mit den theuren und nur für Reiche existirenden Bauten rings um das Schloß! Schafft dafür dem deutschen und besonders dem Berliner Volk zu Wasser und Land einen reich geschmückten Festplatz, auf welchem es sich um den Fürsten schaaren kann — denn, wie lautet die Nationalhymne? „Nicht Roß noch Reisige ꝛc.“

Dies ist die ethische Seite der Frage! Nun aber zur unendlich wichtigeren, praktischen. Bekanntlich nehmen die Nordspitze der Insel, auf welcher das Schloß und Mausoleum stehen, die volkswirthschaftlich so hoch bedeutenden Speicher ein. Ihrer Entwickelung stehen zunächst zwar noch die Museen im Wege. Aber Jeder, der die wahren Lebensinteressen des Volkes kennt, weiß auch, daß diese lediglich als Kunstspeicher sich nicht lang mehr werden halten können. Wohin soll das auch führen, wenn man der Börse, dem Lebensquell der Nation, die wichtigsten Handelsobjecte räumlich fern hält. Wenn erst einmal die Museumsbauten auch für andere Gebiete des Handels als bloß für den mit Antiquitäten nutzbar gemacht sind, wird eine Erweiterung der Spree zur Bewältigung des Verkehrs dringend nöthig werden. Manchester wird jetzt durch einen Kanal mit dem Meer verbunden. Wer weiß, wie bald in Berlin Aehnliches erreicht wird. Weit blickender Geist wird also dafür sorgen, daß schon jetzt Alles geschehe, um Dreimastern das Aus- und Einladen inmitten der Reichshauptstadt zu ermöglichen. Also muß vor dem Schloß nicht etwa ein Teich, sondern ein von anmuthigen Ufern umgebener, einstweilen noch flach zu belassender Hafen geschaffen werden! In gleich weitsichtiger Weise schuf im 17. Jahrhundert Ludwig XIV. seine künstlerisch und wirthschaftlich gleich werthvollen Anlagen; Frankreich dankt ihnen seinen heutigen Reichthum und die Blüthe seiner Hauptstadt. Unsere Staatsmänner haben freilich für die wichtigsten und tief einschneidendsten Fragen keinen Blick. Leider hat der große Volksmann Eugen Richter sich zum Grundsatz gemacht, Anregungen positiver Art dieser Regierung nie zu unterbreiten. Es wäre einfach Thorheit, ihr seine volkserlösenden Gedanken gratis zu liefern. Dafür wurde aber in Finanzkreisen beschlossen, eine Lotterie zu veranstalten, um auf diesem bequemen Wege Jedem aus dem Volke Gelegenheit zu geben, sein Scherflein zur Lösung der nationalen Angelegenheit zu bieten. Sollte die Regierung Schwierigkeiten machen, diese Lotterie zu genehmigen, sollte sie in der Mißachtung der vitalsten Volksinteressen somit das Unerhörteste zu leisten wagen, so dürfte sie im Parlament der schwerwiegendsten Angriffe gewärtig sein. Für diesen Fall hat Herr Richter seine Mitwirkung an dem Ringen der Volksseele gegen ihre Bedrücker zugesagt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Herz der Schwester.

Von Manuel Schnitzer.

„. . . Mein' schon, liebe Schwester, daß Du leicht fragen hast und leicht predigen. Will Dir aber nur Eines sagen: Wärst Du nicht mein leiblich Geschwister, sondern eine Fremde, der ich von ungefähr begegnet, dann, ja dann möcht's leicht anders gekommen sein. Denn in Deinem Blick, Schwester, ist das Unsägliche eines treuen Herzens; das sanfte, rehbraune Aug' aber, das hast Du von unserer Mutter, und die war ein gutes Weib . . . Und just so eine hab' ich haben wollen, siehst Du.

Weißt ja, ich bin nicht geschickt zum Worte, weder mit der Zunge, noch mit der Feder, wiewohl man daheim im Städtel mein Geschäft »Schreiberei« heißen mag, aber heut', mein' ich, da ein Groll aus meinem Herzen sich löste und für immer entwich, heut' könnt' ich Dir wohl überlang erzählen und beichten.

Will's Dir gleich sagen; um die Lotte war's — um die Lotte! Unser Schmerzenskind! Weißt Du noch, wie ich sie brachte — mitten in der Nacht — aus unseres Nachbars Hause, das in hellen Flammen stand? Sie schlief so ruhig in ihrem versengten Polster, darin ich sie durch die Gluth getragen. Da Du sie aber nahmst und in Dein Bett legtest, reckte sie sich und lächelte im Schlummer, als spielten Englein mit ihr, so süß und friedsam, daß Du sie küssen mußtest. Wie sie dann die Augen aufschlug an jenem fahlen Morgen, da die verkohlten, glimmenden Trümmer des Nachbarhauses uns in das Fenster sahen — war sie eine Waise und hatte weder Vater mehr, weder Mutter auf dieser Welt, noch Einen, der sich des Wurmes erbarmt hätte. Nur Dich hatte sie, und Du bist ihr Alles geworden: Vater und Mutter und Magd und Gespielin. Ich selbst habe fort gemußt in die Fremde nach jenem Tage und bin just nicht oft heimgekommen, um nach Dir zu sehen und nach Lotte — das erste Mal nach fünf, das andere Mal nach zehn Jahren, wiewohl mich es alljährlich um die Maienzeit heimzog mit brennendem Verlangen: wie Einen, der Drillichauer Luft athmen müsse um nicht zu ersticken und von Drillichauer Schwänken und Narretheien hören, um das Lachen nicht zu verlernen.

Hab's wohl nicht weit geb acht, Liebste, in meinem Leben. Bin stehen geblieben beim zweiten Buchhalter von Pfeffermann und Söhne — ein Dienender immer, und immer ein Treuer, der seinen geraden Weg geht, ohne zu murren. Verlang's mir nun auch, mit fast Vierzig, nicht höher und nicht besser.

Du hast daheim das Deine gethan, das Bischen Armuth zusammen zu halten, das unser Theil war seit jeher. Aber Lotte war bei mir, und Du hast sie gedeihen sehen unter Deinen Augen, hast an ihr gemeistert und sie so lieblich vom Herzen zu machen gesucht, wie sie von Angesicht es war. Denn Dir selbst sollte sie gleich werden, die Lotte, Dir, mit Deinem stillen Lächeln, mit Deinem heiteren Frauenwesen, Dir gleich — für Deinen Bruder Konrad, dem Du nach dem Alter schier Mutter sein könntest, und dem Du es gewesen bist von dem Tage an, da Die uns verließ, der Du gleichst. Was, Du Gute, hättest auch längst Enkelkinder wiegen können, wenn Du ihn damals genommen hättest, der traurig von dannen gehen mußte, weil eine Schwester vom Bruder nicht lassen mochte.

Daß ich der Lotte immer gut gewesen, das hast Du ja gewußt. Als ich aber das zweite Mal heim kam, und sie mir entgegen trat in der herben Anmuth ihrer siebzehn Jahre und mich ansah mit Blicken, aus denen ein Seltsames sprach, da überkam es mich zum ersten Male in meinem Leben mit aller Gewalt. Du hast wohl gelächelt, wie Du es merktest; und als Du mir in der Dämmerstunde beichtetest, daß Du ihr einen Samenkern Deiner Liebe zu mir in das Herz gelegt, der dort erblüht sei — da war meines Glückes kein Ende.

Kein Ende — nein. Denn es hatte erst begonnen. Es war wie ein Zauber, in dessen Bann ich lebte. Es war süß und hold. Es war das Niegeahnte, das Große, das Unaussprechliche. Dir sprach ich nicht davon, denn ich fürchtete, Du möchtest mich ein Kind schelten, trotz meiner Achtunddreißig. Und dann aus einem anderen Grunde noch. Ich war eigennützig geworden, schlecht, eifersüchtig. Ich gönnte sie Dir nicht mehr, die Lotte. Niemand mehr sollte sie lachen hören, auch Du nicht, Schwester — nur ich, dem sie jetzt scheu aus dem Wege ging, nachdem sie ihm einmal wie eine Wilde um den Hals gefallen war und an seiner Brust geweint hatte, geschluchzt, wie in tiefer Erschütterung. Als ich sie dann mit mir nahm, machtest Du mir in Deiner Güte keinen Vorwurf. Wir Drei wußten, daß sie meine Braut sei, wenn das Wort auch nicht war ausgesprochen worden.

In Wien gab ich sie zu guten Leuten und ließ sie ein Bischen Schneidern lernen, damit ihre Zeit mit Nützlichem ausgefüllt werde. Es kamen schöne Tage für mich, Abend für Abend saß ich dort, bei Lotten. Sie sprach so lieb und verständig wie Du.

Immer wieder erzählte sie mir, wie wir uns einrichten müßten, wie viel Deckchen sie schon gestickt zum Aufputz des Zimmers, wie sie das Geld eintheilen und Alles zusammen halten wolle. So sehr glich sie dann Dir und war doch sehr anders: sie war Du und doch mein Ge-

schwister nicht, so daß ich sie an mich pressen durfte und küssen, auf diesen rothen Mund, dessen Athem war mir der Duft von Reseden. Und dies ist ja wohl nicht Brauchs unter Bruder und Schwester. Und sie sagte dann oft, daß sie dann weinen müsse vor Glück und Seligkeit: so vom Herzen sei sie mir gut.

So ging es eine Zeit. Dann kam ein Tag, da sie neben mir saß, karg an Worten, zerstreut . . . Dann ein zweiter: da erschien ihr lieb' Gesicht hart, bitter, vergrämt. Sagte ich etwas, sie hatte es nicht gehört, ward unwirsch, wenn ich ihr sanft zusprach, ungeduldig, wenn ich bat und mahnte. Ihre Augen blickten, als suchten sie ein Verlorenes, das sie doch nicht finden konnten . . . Wollte ich sie küssen, dann preßte sie die Lippen so auf einander, daß ihr Roth verschwand.

Des anderen Abends war sie wieder schier ausgelassen, voller Schwänke und Narretheien. Zuletzt geleitete sie mich — was sie nie gethan — aus ihrem Stüblein zur Treppe. Dort blieb sie stehen und hielt meine Hand fest. Seltsam sah sie mich an. Etwas glimmte und zitterte in ihrem Blick. Plötzlich hatte sie ihren Arm um meinen Nacken geschlungen und den Kopf auf meine Schulter gelehnt. Und sie schluchzte so sehr, daß ihr Leib zuckte — wie damals, daheim — das erste Mal.

Erschreckt fragte ich, was ihr sei. Und nun kam es stoßweise hervor: »Konrad, hättest Du mich nicht fort genommen von der Schwester — oder hättest Du mich doch umkommen lassen im Feuer, Konrad.«

»Um Gotteswillen, Kind,« fragte ich, »bist Du krank? Hast Heimweh?«

»Nein, krank nicht — hab' auch kein Heimweh, Konrad,« flüsterte sie, »aber bei Marianne war ich so ganz anders, so gut — ich wollt', ich wär' todt.«

»Lotte! Soll ich Dich der Schwester zurückbringen, Lotte?«

Sie richtete sich auf. Auf ihrem bleichen Antlitz war jetzt ein Lächeln — ganz eigen war es, als wollte es mir in's Herz schneiden —

»Lotte!« schrie ich auf.

»Leb' wohl,« sagte sie weich, küßte mich hastig auf den Mund und riß sich von mir los.

Kommenden Tages hieß es, sie sei verschwunden, weggereist mit einem jungen, modisch gekleideten Manne — kein Mensch wußte, wohin.

Weißt Du, Marianne, wie mir war, als ich das anhören mußte? Nein. Du kannst es nicht denken. Erst stand ich da, so, als wäre der Blitz durch mich gefahren, einen starken Ruck verspürte ich durch den ganzen Leib. Dachte an nichts, an gar nichts — als müßte es um mich leer geworden sein, einsam, finster. Wollte sprechen und hörte eine fremde, kreischende Stimme aus meinem Munde kommen, und Alles war so, wie wenn ich träumte, ich müsse einer Gefahr entrinnen und könne nicht, könne mich nicht rühren. Und dann ging ich doch, nach Hause — aber es war öde in mir. Weißt Du das Märchen, wo die Zauberin winkt und die Menschen erstarren zu seltsamem Felsgestein? So war ich, verzaubert . . .

Dann begann ich zu fühlen, wie mir etwas durch den Sinn husche, etwas, das ich noch nicht recht zu fassen vermochte — es schwebte so vor mir her, wesenlos, unbestimmt, ängstisch . . . Und mit einem Male sah ich sie, Lotte, wie Du sie in's Bett legtest, und sie lächelte — damals, in derselben Minute vielleicht, da Vater und Mutter ihr umkamen in den Flammen . . . und dann, wie sie gestern lächelte, ehe sie mich geküßt — als hätte es mich gemahnen sollen an ein Entsetzliches.

Ich habe nicht geweint, dessen bin ich mir bewußt. Ich brütete vor mich hin die Nacht und den Tag und die kommende Nacht — mir war es, müßt' ich es ergründen, wie das gekommen. Denn sie hat mich doch lieb gehabt, Marianne. Ich erwog Alles, sie hatte mich lieb . . . Ich sann darüber. Ich kramte Deine alten Briefe hervor und las sie, einen nach dem anderen. Immer schriebst Du von Lotte, immer nur von ihr. Später kritzelte sie dazu ein paar ungelenke Zeichen ohne Sinn, dann konnte sie schon schreiben . . . So sah ich sie wachsen; jeder Tag ihres Lebens ward mir lebendig. Und ich sah, wie sie im Abenddämmer auf Deinem Schoß saß und Du ihr flüstertest von Konrad, Deinem Bruder . . . w e r Dir eins sei und Alles . . . ich glaubte zu hören, wie sie immer wieder verlangte, bettelte, Du möchtest erzählen von ihm . . . wie er ihre Märchenwelt wurde, wie sie ihn mit Allem in Verbindung setzte, was gut und schön . . . wie sie, in schwerer Krankheit, nach ihm die Aermchen ausstreckte, als müsse er kommen . . . Da Du sie für mich aufzogst, machtest Du mich zu ihrem Gott, und als ich dann kam, sah sie mich mit Deinen Augen, liebte sie mich mit Deinem Herzen, Marianne. Und sie war jung, Marianne, ein Kind . . .

Deine Liebe zu mir war auf sie übergegangen — denn Du, Herrliche, hattest Gewalt über sie mit Deiner unsäglichen Güte . . . sie war Dein, ein Theil von Dir, bis — bis ein Stärkeres sie unterthan machte und von uns riß. Sie wollte mich lieben, und da sie es nicht mehr vermochte, schluchzte sie: »Hättest Du mich bei Marianne gelassen, Konrad!«

Ich verstand es jetzt, ja, ich verstand es. Aber war ich drum minder unglücklich? Ich habe Lotte tief gegrollt und auch Dir, Marianne. Du weißt es wohl. Damals berichtete ich Dir die trockene Thatsache. Du hattest seitdem kein Wort für Lotte, erwähntest ihrer nicht, als wäre sie nie gewesen. Sie war Dir nichts mehr, da sie Deinem Bruder nichts mehr sein konnte. Für sie selbst hattest Du vielleicht kein Herz. Bald darauf begannest Du mir zu schreiben, ich möge ein Weib nehmen . . . Und ich, Marianne, hatte Lotte geliebt . . .

Nun, die Zeit verging. Man wird ja ruhiger, und das ist gut so.

Da geschah vor einer Woche etwas Wunderliches. Ich kam nach Hause wie sonst. Draußen fegte der Sturm die Straßen und schlug den Leuten scharfen Schneestaub in das Gesicht. Es war Abend.

Ich trete in meine Stube, sie ist beleuchtet. Im Ofen prasselt es, eine weiche, wohlige Luft umfängt mich. Ein wenig riecht es nach Weihrauch. Auf dem Tische steht ein Korb. Verwundert trete ich näher und weiche entsetzt zurück. Ein Kind, Marianne!

Es schläft still und friedsam . . . Da fällt mein Blick auf Eine, die dasteht, bleich, abgehärmt, mit heißem, unsicherem Blick in den tiefliegenden Augen. Lotte!

Seltsam, wir stehen einander gegenüber, blicken uns an und schweigen. Mir ist es, als träume ich, als könne ein Wort das Bild verscheuchen — ein tiefes Mitleid faßt mich an.

»Bist Du krank, Lotte?« fragte ich sanft.

Sie antwortet nicht.

»Willst Du nicht zu Bett, Lotte?«

In diesem Augenblicke sehe ich, daß sie schwankt, eile auf sie zu und stütze sie. Ich fühle, wie sie zittert, höre, wie ihre Zähne leise aufeinanderschlagen.

»Soll ich Dich zu Bette bringen, Lotte?«

»Ja, Konrad,« haucht sie mühsam, dann schluchzt sie auf: »Hättest Du mich gelassen bei Marianne, Konrad!«

Schwester, was soll ich Dir sagen? Was soll ich sinnen und grübeln? Eines weiß ich, Eines fass' ich: Lotte ist da, siech und elend.

Sie liegt in meinem Bette — ihr Kopf glüht, ihre Pulse jagen. Sie liegt in meinem Bette und weiß es nicht. Manchmal schreit sie auf und nennt den Namen Eines, der todt ist, manchmal ruft sie — wie damals, als sie ein Kind war, nach mir und streckt die Arme aus nach dem, der an ihrem Lager steht und ihrer wartet, der sie ansieht und den Schrei in seiner Kehle erstickt bei dem Gedanken, sie könne aufhören zu athmen.

Und im Korbe liegt ein Kind, das lächelt, wenn es nur die blauen Augen aufschlägt. Und doch hat es keinen Vater: der starb, und keine Mutter: die spinnt an seltsamen Träumen.

»Marianne,« flüstert sie, »warum ließest Du mich ziehen?«

Und ich will nicht, daß sie stirbt, Marianne. Hörst Du? Ich will es nicht. Noch einmal sollst Du sie mir retten, noch einmal ihr Deine Liebe geben, und mit Deinem Herzen soll siemich lieben — —

Marianne, Du wirst kommen."

Aus der Hauptstadt.

Sem.

Vom Lande Gosen bis zur Provinz Posen ist der alte Jahwe, auch Jehovah genannt, seinen Kindern ein liebender Gottvater geblieben, für

und für, oder wie man heute druckt: voll und ganz. Nach dem verpestenden Aussatze, an dem einst der Sizilier Diodorus, Strabo, Tacitus und später Schiller sich entsetzten, sandte er ihnen den Antiochus Epiphanes, den wider Willen größten Wohlthäter an Israel, nach Moses Maimonides, einer schlimmen Leuchte der Rabbinerpresse, den Moses Mendelssohn, nach Sommerfelds und Wolff die nimmermüden Dioskuren Paasch und Ahlwardt. Der bei Abrahams Kalbsbraten sich beschied, wird's auch nicht übel nehmen, wenn sein gottväterliches Mühen derb darwinistisch hier bezeichnet wird: als Selektionsfactor für die Species hat den verstreuten Stämmen er immer den geeignetsten Verfolger auf die Spur zu hetzen gewußt und eine stete Aussonderung ward so geübt, bei der Untüchtiges verfiel und Tüchtiges nur tüchtiger noch wurde. Daß nebenher die drei Moses alle erreichbaren Bildungselemente hinüberretteten in die Judenheit — der im Schilf Gefundene die egyptische, Maimonides die aristotelisch-griechische und Mendelssohn die dämmernd aufgeklärt germanische Cultur —: das steht auf einem anderen Blatt in Darwin's Buch und bezeichnet deutlich die mimicry der Hebräer, ihr Bestreben und Vermögen, der Umgebung nach Art und Farbe klug sich anzupassen. Weil er am eignen Leibe dies Bestreben verspürt hatte, gab der Erleuchtete vom Sinai dem Volke ein Gesetz, das es von anderen Völkern, treu befolgt, auf ewig trennen mußte; und weil ein Souverän fast immer milder ist als sein Minister, sorgte Jahwe dafür, daß seine Kinder durch früh beginnende Verfolgung für tausendjährigen Kampf gestählt auch würden. So half über den Aussatz denn der böse Antiochus hinweg und über Sommerfelds der Ahlwardt und der Paasch. Was rechte Juden sind, die sollten ihnen besondere Gebete zahlen, auf daß die Selektion nur munter fort gedeihe. Aber was sind rechte Juden? Am besten sagt es immer noch der alte Paulus, der einstens an die Römer schrieb: „Denn das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, auch das ist nicht eine Beschneidung, die auswendig im Fleisch geschieht; sondern das ist ein Jude, der inwendig verborgen ist, und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht."

Nun ist aber Paulus in der Redaktion antisemitischer Blätter nicht beschäftigt und deshalb wird sein Convertitenhaß noch überboten und bei Ahlwardt und bei Paasch heißt der Feind nur noch ganz einfach: Sem, und dieser u. s. w. Sem hat in der Kreuzzeitung bereits auch Unterstatt gefunden. Zu diesem Collektivum Sem wird nun ein Jeder gezählt, dem in den Stammbaum irgendwo und irgendwie ein Tröpfchen Judenblutes geflossen ist, und läßt ihm gar ein Denunziatiönchen rasch an's Zeug sich flicken, dann wird das Tröpfchen gleich zum Ocean. Was hilft da noch die mimicry? Mag einer auch die höhere Culturstufe der Christenheit erklommen und mit Haut und Haar sich europäisirt haben —: er ist ein Jude und er wird verbrannt. Cordelia hat das Wort gesprochen, das sie so lange scheu verbarg, allein ihr wunderlicher Vater achtet noch immer sie dem rohen Scythen gleich.

Gegen diesen Götzendienst hat in sehr wirkungsvoller Rede neulich Professor Adolf Wagner sich gekehrt und den Rektor Ahlwardt hat auch der Freiherr aller Junker, der Tyrann der Kreuzzeitung, höchst unwirsch jüngst sich abgeschüttelt. Das war von beiden Herren klug gehandelt, denn Sem kann nur frohlocken, wenn Ahlwardt der Rektor des Antisemitismus bleibt. Die sittlichen Qualitäten dieses confiszirtesten Mannes habe ich nicht zu beurtheilen, ganz einfach, weil ich sie nicht kenne und nach den Erfahrungen der Stoecker-Hetze mit einigem Mißtrauen auf die Zeitungcharakteristiker blicken muß; der angebliche Falscheid des Herrn Stoecker ist noch heute ein beliebter Paradegaul, während die ebenso denkwürdigen wie freisinnigen Gedächtnißschwächen der Helden des Prozesses Marx mit dem Mantel einer Nächstenliebe bedeckt werden, die diesmal gar nicht christlich ist. Aus den Schriften Ahlwardt's, die ich sämmtlich gelesen habe, kam mir der Eindruck, daß er es ehrlich meint, genau so ehrlich wie jeder Delirant, der Mäuse tanzen sieht, und daß ihn Gründer mindestens und Gründergenossen doch nicht so geradewegs beschimpfen dürften. Der Aberglaube nimmt täglich neue Formen an und nun soll's ein Verbrechen sein, wenn Herr Paasch selbst Bismarck schon als Judenknecht erblickt und wenn Herr Ahlwardt einen Judenbund vor Augen sieht, der Deutschland mit unbrauchbaren Flinten überschwemmt? Eine schlimme Erfahrung mit einem schwarzen Manne hat hier den Wahn gezeugt, daß alles Unheil nur von den schwarzen Männern stammt. Das ist ein Superlativ und jeder Superlativ grenzt an den Wahnsinn und das Geknatter der Judenflinten wird deshalb seine Brüder eher verwunden als Sem, den Unverwundbaren.

* * *

Die Unverwundbarkeit dankt er nur den Bütteln von Verfolgern, den Titus und Antiochus und Ahlwardt; die haben mit plumpen Fäusten immer wieder die Auseinanderstrebenden geeint und alle Rührigkeit und Schlauheit gefördert, die durch scheinbares Elend zu segnendem Gewinn kam. In der Diaspora konnte kühne Tapferkeit der ehemals so kräftigen Rasse gegen brutale Uebermacht nicht nützen und nach dem Gesetz der Transformation traten zu den im Keime schon vorhandenen noch neue Eigenschaften, die nicht allzu angenehm das Erbe Jacob's dann ergänzten. Der Jude, der auf dem Rialto angeschrieen wurde und noch zu Boerne's Zeiten auf Verlangen Mores machen mußte, gewöhnte sich an heuchlerische Demuth und lernte im Besitz, im beweglichen, der leicht von Land zu Land sich retten ließ, der Güter höchstes schätzen, das einzige, das zwischen den vier Pfählen wenigstens ein Wohlbehagen schuf. Was mein verehrter Pathe, Herr Julianus, für das Christenthum gethan, das thun und thaten für den Rest der Stämme Juda's die vom Geschlechte des Antiochus: aus der bequemen Anerkanntheit und trägem Beharren trieben sie die schon Entartenden hinaus in neuen Kampf um's Dasein. Die Unterdrückung depravirt stets, ganz gewiß; doch für den Geist ist keine bessere Hygiene noch erfunden als der Druck von feindlichen Gewalten.

So lange das alte Testament mit seiner — ich will vorsichtig sein und sagen —: verspäteten Moral in allen Schulen noch gelehrt wird, läßt über den jüdischen Geist nur schwer sich's offen reden. Lessing ha sich die Sache leicht gemacht, da er seinen Klosterbruder sich beklagen ließ, weil Christen gar so oft vergessen wollten, daß unser Heiland auch ein Jude war. Nun war Jesus ganz sicher ein entschlossener Antisemit; für Juden, gegen Juden sprach er ein Gesetz, das gegen orientalische Genußsucht in seinem tiefsten Kern sich kehrt, und sein seltener Zorn entbrannte, so oft die Pharisäer ihm begegneten, die gegen alles Fremde stolz sich abschließen und ganz und gar nur Juden sein mochten. Und wie er, so haben alle besten Söhne Sem's gedacht: Acosta und Spinoza, Boerne, Heine, Lasalle und Karl Marx. Ob sie der Weltweisheit, der Politik oder der Volkswirthschaft sich nun beflissen, sie blieben dem lyrischen Ueberschwang der Rasse treu, aber sie kehrten auch von dem anderen Erbtheil Jacobs rücksichtslos sich ab, von dem merkantilen Geist, der Esau erst und Laban dann betölpelt hatte. „Der Widerwille gegen Handelsleute und Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen", schrieb Boerne 1822 und später: „Rothschild wird bestehen bis zum jüngsten Tage — das heißt dem der Könige. Welches Ultimo! wie wird das da krachen!"

Noch ist das Ultimo nicht da und auf der ganzen Linie siegen Separatisten und Pharisäer, weil immer wieder die ernsthaften und ehrlichen Entjuder von den Antisemiten zurückgedrängt wurden und weil das Ghetto niemals fiel. War einst das Gitter eisern, ist es nun von Gold; der alte Ritus gilt, das alte Speisegesetz, die für den Orient doch nur taugen, und in arabischem Stil, der Architekt nennt's, glaub' ich, maurisch, sieht weit und breit man Synagogen ragen. Die Juden, die ganz deutsch gern werden möchten, die müssen drunter leiden und seufzen oft dem Ahasverus nach; die israelitische Aristokratie aber ist heute noch ganz pharisäisch, treibt Inzucht, künstelt sich adlige Vorurtheile zurecht und verpönt, wer anders betet, anders freit und anders ißt.

Altvater Jahwe freut sich dran. Die Mosessöhne sieht er unverfälscht drum gern erhalten, weil sie so früh vor anderen Göttern ihn — im Dekalog — bevorzugt haben. Deshalb beschwerte er den Wanderranzen ihnen nicht mit einem Staat, den keuchend sie durch die Jahrtausende zu schleppen hätten, deshalb gab er den Kreuzverächtern ein Kreuz mit auf den Weg: nimmer müden Haß und nimmer rastende Verfolgung.

Einer der judenfreundlichen Notabeln von 1880, Theodor Mommsen, hat doch die Juden einst die Träger der Decomposition genannt. Sie sind es wohl kaum mehr als jeder proletarisirte Feudaladel — ich bitte,

nicht zu lächeln, es gibt auch orientalischen Adel, und sein Stammbaum ist der ältere; verarmte Junker sind stets die gefährlichsten Revolutionäre und darum auch hat Bismarck den Ungeduldigen in Preußens Osten reichlich den Mund gestopft. Die aristokratische — die Bibel sagt: pharisäische — Abschließung hat den Juden die Freundschaft, ja, die Bewunderung der radicalsten Individualisten erworben, die gegen den staatlichen Zaum beißen und schäumen und von nationaler Entwickelung nicht gern viel hören. Die Politik vom freien Spiel der Kräfte, die jedem Börsenmakler mehr Vertrauen als dem Ungeheuer Staat schenkt — wo dieser Racker nicht etwa als freisinnige Commune sich vermummt —, die muß mit dem Judaismus sich zusammenfinden in der Loosung: So wenig Staat wie möglich! Und Beide müssen einen Todfeind haben: den Sozialismus, den christlichen vom Katheder und den von Marx, Lassalle und Singer, Sem's verlornen Söhnen.

Verarmten Hochmuth liebt man nicht, und doch kann solch Empfinden allein den Haß noch nicht erklären, der fressend weiter wühlt und den man mit dem weisen Nathan nicht nur nicht mit toleranten Sprüchlein aus der Rickertei beschwören wird, die stets das Gute will, doch stets das Böse schafft. Tolerant und human waren auch die verstorbenen Herren Giordano Bruno, Luther, Kant, Schiller und Fichte und haben dennoch dem jüdischen Geist oft grausam mitgespielt. Wo liegt der Grund begraben? Luther führt auf die Spur, der sagt: „Wisse, daß du nächst dem Teufel keinen bittereren Feind habest, denn einen rechten Juden ..... Sie halten uns Christen in unserem eigenen Lande gefangen, lassen uns arbeiten, sitzen derweil hinter dem Ofen und faullenzen ....." Das Wort hat fortgewirkt und heute gilt die Hatz nicht Sem recht eigentlich, sondern dem Zwischenhändler, der scheinbar oder wirklich mühelos reichliches Geld erwirbt. Der proletarisirte Adel hat, da man andere Gewerbe zu lange ihm verschloß, doch noch ein lohnendes Geschäft ergattert, im Zwischenhandel mit Getreide und Kunst, mit Spiritus und öffentlicher Meinung, mit Recht und Bankeffekten nährt er sich redlich — und auch anders — und schleunigst hat er eine Geldmoral sich ausgeprägt, die nun den alten Adelsbrief ersetzen muß. Dem oberflächlich Zublickenden heißt das jetzt jüdischer Geist und ist im Grunde doch nur Zwischenhändlergeist, der arische Bankiers und christliche Annoncenpächter — sprich: Verleger — längst schon beleckt hat. Gewiß haben die Juden für Zwischenhandel — Joseph, Meyerbeer und Rothschild! — entschiedenes Talent und die Epoche, die von dem Zwischenhandel sich zu befreien und dem Anbieter den Verbraucher selbst zu nähern sucht, konnte ihnen kritische Tage nicht ersparen. Auch die aber wird ihre Zähigkeit geruhig überdauern, denn — wofür haben sie nicht Talent? Sie sind in China Kulis, in Bombay stramme Bauern und Soldaten, in manchem Theil Arabiens Schmiede, Zimmerleute, conservativ mit Beaconsfield in England, mit Lasker liberal in Deutschland; weil höchst thöricht sie die Conservativen von den ersehnten Pforten weisen. Kommt einmal die Nuance Helldorf auf, dann werden sie in Schaaren nach rechts sich wenden und glücklich sein, nur endlich bei den Krafterhaltern vom Stamm des Juden Stahl sitzen zu dürfen. Mimicry: Um jeden Preis der Umwelt ähnlich werden, sie überbieten lieber noch an Echtheit und Correctheit!

* * *

Durch die Zeitungen marschirte dieser Tage ein Notizchen, darin bewiesen werden sollte, der Schwede Strindberg habe den Briten Shakespeare ganz lästerlich bestohlen, weil er nämlich gegen ein böses Weib dem Manne die Worte Shylock's gegen schlimme Christen auf die Lippe legt. Mit feiner Absicht natürlich, wie selbst ein journalistischer Commis verstehen sollte; die Entlehnung ist so handgreiflich, daß man nicht mit bebrillter Nase erst drauf gestoßen zu sein brauchte. Die kleinlich hinterlistige Rachgier des lange Unterdrückten sollte gezeigt werden, und war dem Briten aus der Renaissance der lechzende Paria ein Jude, so schien er dem Weiberhasser von Malmö der zum Madonnendienst geknechtete Mann. Der Vergleich ist auch von Tolstoi in der Kreutzersonate schon angedeutet worden, wo Posdnyschew spricht: „Wie die Juden mit ihrer Geldmacht uns ihre Unterdrückung entgelten lassen, so die Frauen. »Ihr wollt, wir sollen nur Handel treiben? Gut, wir treiben Handel und werden eure Herrn«, sagen die Juden. »Ihr wollt, wir sollen nur ein Gegenstand der Lust sein? Gut, wir sind ein Gegenstand der Lust und machen euch so zu Leibeigenen«, sagen die Frauen."

Das klingt mehr paradox als es in Wahrheit ist. Denn Sem, wie er nun einmal heißt, ist wirklich beinahe weiblichen Geschlechtes, anschmiegsam und der Befruchtung stets gewärtig und sprudelnden Extremen eher als kühler Objectivität geneigt, von heißer Liebe stets geleitet und von heißem Haß und der Person mehr als der Sache zugethan. Den Frauen wird der Strindberg nicht, den Juden nicht der Ahlwardt ihre Macht verkürzen, denn gegen deren blinde Uebertreibung führen sieghaft sie ihre Vorzüge in das Treffen. Wer in der Ehe zuerst sich als den Schwächeren bekennt, ist schon verloren: auch daran sollten die Befehder Sem's sich doch erinnern und die Bezwingung Deutschlands nicht durch alle Gassen tuten. Jede Ehe ist schwer und ganz besonders die, in der homöopathisch sich die Aehnlichkeiten fanden — und Deutsche sind wie Juden fast im Ausland unbeliebt, weil sie, an kärglichen Verdienst gewöhnt, den Eingeborenen gern unterbieten und ihre Nationalität oft um drei Heller geben. Wo aber eine Scheidung doch unmöglich ist — und an die Austreibung der Leviten denkt ja nicht Paasch einmal —, da muß wohl oder übel Eines sich zum Anderen fügen und, wenn der Lärm verstummt ist und die Hetze, dann erst kann in aller Ruhe Michel den Sem befragen, ob er nicht am Ende vom todten Buche lieber und von morgenländischer Satzung scheiden will und in des Gatten Wesen allgemach sich schicken.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

Faust im Schauspielhause. — „Unter Palmen." Lustspiel in drei Aufzügen von Paul Blumenreich. (Berliner Theater). — „Agrippina" Komödie in vier Aufzügen von Paul Lorenz. (Königl. Schauspielhaus.)

Ein kluger und seiner Klugheit stolz sich bewußter Mann vertraute mir neulich seine Faustgedanken. Er war, wie das der Mode wohl entspricht, ein skeptisch Bewundernder, hatte den Urfaust durchaus studirt und sonst auch schrecklich viel gelesen, kannte die Entlehnung aus dem Buche Hiob und fand zwischen den Stilarten der sechzigjährigen Arbeit Goethe's wie der bravste Knabe sich zurecht. Manchem seiner anempfundenen Zweifel konnte ich zustimmen; über die Widersprüche, die klaffenden Lücken der ersten Monologe einigten wir uns rasch, und willig geleitete ihn meine Pietätlosigkeit, da er die greisen und grauen Allegorien des zweiten Theiles verwarf, das Purzelmännchen Euphorion — das ja wohl die Romantik im Allgemeinen und Byron im Besonderen und was weiß ich sonst noch bedeuten soll — mit dem berühmten Vischerlächeln abdankte und vor der kirchenväterlichen Gereimtheit des katholischen Himmels aufgeklärte Augen machte. Dann aber, nach einer Pause befriedigten Einverständnisses, holte er zum Hauptschlag aus und meinte, im Grunde sei der alte Goethe doch ein Philister gewesen und hätte ein stürmendes Vorhaben zu seniler Spießbürgerlichkeit umgeknickt. Denn —: ist das der Abschluß für ein faustisch Leben, daß Einer, der des Alls geheimsten Räthseln nachgespürt, nun Brücken baut, dem Meer Land abgewinnt und als der Weisheit letzten Schluß verkündet:

Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß?

Mich überlief's. Mein kluger Plauderer hatte den tiefen Sinn des Gedichtes nicht verstanden oder, um bescheidener zu sprechen, nicht so ihn verstanden, wie ich ihn verstehe, und das gibt immer eine Erkältung. Herr Professor du Bois-Reymond, der mit Fausten schmollt, weil er nicht Ordinarius geworden und als großer Hans die kleine Grete geheirathet hat, ist heute für diese Spezialistenschrulle längst in Acht und Bann gethan und in die finstre Jammerecken that ihn der Rembrandtdeutsche stecken. Die Neo-Mystiker aber, die an Nietzsche auch geschnüffelt haben und in der Eisregion des wilden Weisen sich den Schnupfen holten, die gehen nicht besser heute als die Professoren von vorgestern mit dem armen Doctor um, möchten ihn in das Prokrustesbette ihres Uebermenschen strecken und richten den geplagten Kadaver doch durch ihr Bacealaurens-Bemühen nur für den Paradesarg zu, der in der bis zur Entseelung kommentirten Goethe-Ausgabe der Firma Wagner und Co. in Weimar festlich schon der Grab-

legung entgegengähnt. Den Wickelfrauen aber und den Leichenträgern wird es ergehen wie dem Chor der Weiber aus dem Ostergesang, der um die Morgenfrühe in Faustens Zelle dringt:

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir, seine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Nicht die den glücklich aufgegrabenen Regenwurm als Schatz laut preisende Goethe-Philologie nur, auch das ganz besondere Faustgeschick hat Goethe vorausgeahnt; denn wie des Auferstandenen höhere Geistigkeit, so ist auch Faustens Unsterbliches dem mikroskopischen Blick der Pfleger entschwunden und nur die Theile des kosmischen Gedichtes behielten sie in der Hand. Friedrich Vischers rein menschliche Anschauung, die universelle Betrachtung des prachtvoll eigensinnigen Herman Grimm, da und dort ein findiges Wort Scherers, haben — noch ließe Der und Jener hier sich anreihen — das klüftige Gebiet erhellt; zumeist aber bemühten doch sich schlotternde Lemuren und nicht vom Graben hört man, nur vom Grab. So konnte es geschehen, daß um das Faust-Problem noch immer die Menge zaudernd schweift, daß von den Mandarinen die Jungen einen Uebermenschen sich erwünschen und die Alten — Chorführer: Karl Frenzel — in Faustens Wesen den Grundzug auf „schwermüthige Beschaulichkeit" uns deuten.

Nach Goethe hat bekanntlich auch sein staatsmännischer Kollege Wildenbruch uns einen Himmel gezeigt, einen Königlich Preußischen Himmel, wo man Ordre pariren und des beschränkten Unterthanenverstandes lächelnd sich bewußt bleiben soll. Der große Prinzipal der Apotheke zur Lachmuskel liebt sich bequem dämmernde Spießbürger, Bürger nach dem Herzen des Johann Spieß, und der Drang nach Wahrheit erscheint ihm als schlimmes pessimistisches Teufelszeug. Hatte Paul de Lagarde gehofft, nie einen zufriedenen Deutschen sehen zu müssen, so ärgerte Herr von Wildenbruch sich an den Nörglern und wies mit herrischer Geberde sie aus dem lachegöttlichen Reich. Goethes Herr der Heerschaaren ist ein milderer Mann und besserer Menschenkenner; weder dem dümmlichen Optimus noch andern Ohrenbläsern schenkt er Gehör, denn sein Optimismus braucht auf die Dummheit und auf die Richtet-Euch-Stimmung nicht zu spekuliren, da er der immanenten Gutart bei den Menschensöhnen gläubig vertraut. Er weiß: des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen, drum gibt er gern ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt und muß, als Teufel, schaffen. So ungefähr denkt er wirklich wie Lagarde, der einmal schrieb: „Daß wir klagen, ist der sicherste Erweis, daß wir leben, wenn anders Leben darin besteht, aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart in die Zukunft hineinzuwachsen. Faust verfällt dem Teufel nur dann, wenn er zum Augenblicke sagt: Verweile doch, du bist so schön. Unzufriedenheit ist der erste Schritt zum Streben, und wer immer — das heißt jeder, der — strebend sich bemüht, der ist nicht erlöst, den können wir, die himmlischen Mächte, erlösen." Das ist kein reaktionärer Gott, der also denkt, und gleich beweist er denn auch seine Vorurtheillosigkeit, da er mit dem Führer der äußersten Linken sich in eine Wette einläßt.

Wenn ein Gott wettet, dann muß der Einsatz schon beträchtlich sein. Nicht irgend ein Dutzendwürmchen bietet der Herr deshalb dem bösen Schalk als Versuchsobjekt, sondern den Faust, der ihm auf so besondere Weise dient. Nun weiß ich wohl: der Prolog im Himmel ist spät erst erdacht; daß er aber geschrieben, daß die biblische Wette in das Gedicht herübergenommen werden konnte, zeigt bündig, wie immer die Gestalt des Helden symbolisch angeschaut war, als ein lebendig concretes Beispiel von allgemeiner Bedeutung. Nicht die schwermüthige Beschaulichkeit eines mit Schopenhauer aufgepäppelten Hinz oder Kunz, die seit dem siebenziger Kriege anstatt des Weltschmerzes das Sedanlächeln aufgesteckt hat, sollte zur Klarheit geführt werden, Herr Frenzel, vielmehr galt es, dem ungestümen Drang nach metaphysischer Erhabenheit das Fenster weit zu öffnen, das auf den hellen Tag ihn weist, die nach ihrer Art begeisterte Ideologie vom Wachs, Leder, Pergament, Papier dorthin zu führen, wo die Botschaft tönt: Im Anfang war die That. Die Tendenz des Gedichtes ist modern und leuchtend optimistisch; wer an das heilige Lachen denken mag oder an die Menschentragödie des gespreizten Ungarn Madách, der muß des Unterschiedes inne werden zwischen dem verdummenden und dem vertrauenden Optimismus. Der Erste will um jeden Preis den Menschen vor Erkenntniß schützen, die seiner Dumpfsinnigkeit doch nimmer frommen kann, und rühmt ihm laut die Freuden der Beschränktheit; der Zweite weiß, daß keine Kraft verloren geht, daß in sich selbst auch irrend stets das Streben seinen Lohn trägt, daß früh genug und zwingend sich Beschränkung aufdrängt.

Modern habe ich die Tendenz der Dichtung genannt; ich könnte sie auch sozialistisch nennen, eignete dem Worte nicht ein übler Parteigeschmack, ein leise pfäffischer, der uns die Faust-Atmosphäre arg verweihräuchert. Man hat Goethe bitterlich getadelt, weil er, indessen so Großes über'm Rhein vollendet ward, im Bürgergeneral, im Großkophta, die vorschreitende Revolution mit possenhaftem Spiel begleitete und in der Löwenhaut auch Zettel, den Philister, gleich erkannte. Die revolutionäre Phrase war ihm immer ein Gräuel, aber der Dichter des Prometheus blieb auch immer doch ein großer Empörer, ob er bei Goetz und Werther kraftgenialisch sich vermaß oder in Weimar Zopf und Zöpfchen löste. Um das liberalisirende Geschwätz hat er sich nie gekümmert und alle aufrichtigen Humanitätsduseler müßten ihn programmgemäß gut boernisch hassen; die einzig bleibende Idee der Revolution aber nahm er in sich auf: die Sozialisirung der Gesellschaft. Die einzig bleibende Idee, denn Könige und Priester hat es auch seither stets gegeben und nach hundert Jahren sehen sie noch gar nicht hippokratisch drein und gegen die übertreibende Hoffnung auf Legitimität und Autorität mußte noch jüngst ein deutscher Bundesfürst sich wenden. Unverloren nur blieb die Einsicht in die Pflicht des Nächsten und die Aechtung des Egoismus, den heute höchstens noch die Heiligen von Sanct Manchester stolz bekennen, Homunkel ohne Jugend noch Natur. Wenn Faust von den Büchern zu den Menschen sich kehrt, wenn des begrenzten Strebens selbst er schon sich freut und in der Arbeit Glück empfindet, die nicht ihm, die Andern nützen soll: dann ist der graue Scholast ein sozialer Kämpfer geworden und ich glaube fast, auch Bebel würde seinen Himmel nicht mehr ihm verschließen.

Ein Seil über einem Abgrund, ein Seil zwischen dem Uebermenschen und dem Thier nennt Zarathustra den Menschen. An diesem Seil zerrt Faust und zerrt sein höllischer Geselle: der Doctor will als Uebermenschen sich, der Teufel ihn als Thier erblicken und nur der Herrgott bleibt als Unparteiischer dem Zweikampf fern, den er mit Wundern doch, wie oft des alten Homers sportlustige Götter gepflegt, sehr billig zu Gunsten seiner Wette wenden könnte. Er weiß: der Geist, der jetzt ihm noch verworren dient, der wird sich selbst schon in die Klarheit tasten, wenn ihm des Nörgelns heilige Gabe der Böse nur stets wach erhält. Und so unausstehlich die an Schüttelreimspiele gemahnende Katholisirerei am Schluß, so frei und groß und ewig ist doch die Weltanschauung, die da im Puppenstand zum Wort gelangt: Mag Einer noch so freventlich sich auch vermessen haben, Mädchen verführt und mit Gespenstern gebrutet, schlimme Finanzoperationen gemacht und Blutschuld aufgeladen, — den Schaffenden, das Ewig-Männliche, zieht es hinan. Nicht Gretchen bittet hier zur Ohnegleichen: das Ewig-Weibliche der nach Empfängniß stets sich sehnenden Schöpfung ruft den Befruchter.

Den fruchtbar Schaffenden preist Goethe, hier wie überall. Ihn führt er von der Zelle in die Welt, vom formalistischen Bemühn und Magierkünsten zu praktischer Bethätigung der Kraft, von schwindelhaft verstiegenem Planen zu freier, froher Thätigkeit in der Beschränkung. Es bezeichnet deutlich zwei Individualitäten nicht nur, nein, zwei Epochen germanischen Geistes, daß Goethe den vollendeten Typus des männlich selbst im Irren Zeugenden uns gab, während Ibsen nur das Schreckbild weibisch überflüssiger Unfruchtbarkeit vermochte . . .

Auf unseren deutschen Bühnen probirt ein Jeder, was er mag. So hat Herr Grube auch, der neidenswerth unumschränkte Herr des Königlichen Schauspielhauses, wieder probirt, das Faustfragment nun, ohne den Prolog im Himmel und mit absonderlichen Strichen, uns zu geben. Was der naive Betrachter zu dem bunten Wirrwarr wohl sagen mag? Einen wüsten Herrn erblickt er, den, weil er sein Liebchen in schweren Fehl ver-

strickte, am Ende, so bald nach elf, der Teufel holt. Diesen Faust für Kadetten sollten wir uns allgemach doch abgewöhnen und ich möchte mir den Vorschlag erlauben: ein muthiger Dramaturg sollte einmal hinter das immer mißverstandene „Her zu mir!" als Abschluß die Ariel-Scene aus dem zweiten Theile setzen. Gewiß erschöpft der holde Elfenzauber nicht, was da in Faustens Seele sich bewegt; um Alles in der Welt aber lasse man die guten Leute aus dem Theater nicht mit der moralischen Novelle zum Strafgesetzbuch scheiden: So geht's, wenn man dem Standesamt und gar den Alimenten schnöde sich entzieht! Das wollte Goethe doch wohl eigentlich nicht sagen.

Die Mysterienbücher Otto Devrient's, der 1876 anstatt der Gretchentragödie uns den Faust gab, ist arg verspottet worden und als ein Ideal möchte ich sie nicht besingen. Ohne eine scenische Vereinfachung aber, die meinetwegen an die Müchener Versuche mit der Shakespeare-Bühne anknüpfen mag, wird man dem Faustkoloß nicht beikommen; der Decorateur muß schweigen, auf daß der Dichter reden darf. Herr Grube hat Prospekte nicht und nicht Maschinen geschont, er ließ den Tisch des schlummernden Magisters von üppigster Balletherrlichkeit umtollen und schuf im Dom ein mächtig ergreifendes Bild. Mit dem todten Dichter machte er nicht viel Umstände; da wurde gestrichen, wurden Auftritte umgestellt und ausgemerzt, daß immer dunkler nur das Dunkel ward und eine Abhandlung man schreiben müßte, um nur das Grausamste vom Grausamen hier anzuführen. Und doch habe ich eine bessere Faust-Aufführung nie gesehen, nie eine, die dem Lebendigsten der Dichtung so nahe kam.

Denn Herr Matkowsky war Faust. Wie dieser verschwenderisch begabte Schauspieler aus dem Schönmännlichen zu kraftvoller Menschendarstellung sich entwickelt hat, das haben wir bewundernd erlebt; noch heute ist er oft weichlich, wenn er girren muß, und erst, wo eine Seele sich enthüllen darf, da findet er sich selbst. An den Faust ist er wohl ganz naiv gegangen, und was kein Verstand der Verständigen sah, das hat sein Genie in Einfalt geübt. Man braucht keinen einzigen Commentar gelesen zu haben, um hier zu empfinden, wo Faust menschlich fühlt, wo er doctrinäre Weisheit kündet; die Bibelübersetzung und einzelne Reden beim Osterspaziergang wird der nächste Darsteller, Herr Ludwig, vielleicht feiner zergliedern und hoffentlich wird er uns Betonungen ersparen wie diese: „Ich muß es anders übersetzen" — statt: anders übersetzen — und: „Mir hilft der Geist" — mit einer ganz unglaublichen Beziehung auf den Erdgeist. Das Reinmenschliche im Faust aber bringt kein anderer lebender Schauspieler mit der intuitiven Macht und Fülle Matkowsky's zum Ausdruck, auch der feine und kokette Herr von Sonnenthal nicht, an dessen Künsten die Tribaden der Berliner Presse jetzt sich so erregen.

Sonst behauptet ein graubärtiger Herr wohl, er sei Faust und wohne seit manchem Jahr im gothischen Gemach; aber wir glauben ihm nicht, denn der Bart ist angeklebt und erst um sieben Uhr lernte der Mann die Zelle kennen. Matkowsky war zwischen Büchern und Papier zu Hause und kein verschnörkeltes Geräth berührte seine Hand, das nicht mit der Erinnerung schwerem Duft ihn schwül bald und bald wohlig angeweht hätte. Da war Alles erlebt, kam Alles aus dem Herzen, was sonst nur in der Rolle steht: das Zweifeln und Verzweifeln, titanisches Aufrecken und zages Niedersinken, zehrende Sehnsucht nach frommem Glauben und bohrender Schmerz am Unvermögen jeder Art. Wie ihn mit kindlichem Gefühle Erinnerung zur Erde zieht, wie er mit einem derben Wanderstock rüstig zum Thor hinausschreitet, des Pudels Metamorphose mit enttäuschtem Gelächter empfängt und unter der einlullenden Geisterweise mählich entschlummert: so ganz und gar nur Mensch war nie ein Faust, so weit blieb nie der Doctor noch zurück und der fürchterlich „denkende" Schauspieler. Auf Schritt und Tritt möchte ich diesen Faust begleiten: zu der öden Lustigkeit der kneipenden Studenten, auf deren plattes Treiben angewidert sein großes Auge starrt, in das Brimborium der Hexenküche, wo ungekannte Sinnlichkeit erwacht, in Gretchens Kammer, drinnen ein heißes Toben im Blut so wundervoll sich läutert, zu dem Religionsgespräch, da Faust das süße Kindlein zu sich kommen läßt, in den Kerker endlich und zum wühlenden Entsetzen an dem toll schwärmenden Liebchen. Den Künstler, dem solche Geniewunder gelangen, muß es zu höheren Gipfeln noch treiben und am Ende einer Bahn, die an Macbeth, Coriolan, Antonius und Holofernes zunächst vorüberführen sollte, winkte bereits, sehnlichst des Erlösers wartend, Wallenstein und Lear.

Ach, daß dem Menschen nichts Vollkommenes ward! Eine schöne Dame hatte des holden Gretchens keinen Hauch verspürt, stolzirte in lächerlichen Prunktoiletten einher und führte von Goethe tief unter Gounod noch hinab. Warum hat man sich nicht entschlossen, dem Fräulein Conrad das Gretchen anzuvertrauen? Das in seinem Umfang längst noch nicht erschöpfte Talent dieser Künstlerin sucht eigene Wege und aus ihren hülflosen Kinderaugen hätte der kümmerliche Jammer der Verlassenen mit ergreifender Einfalt geblickt. Mephistopheles ist in den Aeußerlichkeiten nicht zu verfehlen; Herr Grube spielte ihn trocken erst, dann possenhaft und immer ohne Individualität; er dürfte seiner Neigung zum Grotesken getrost die Zügel lockern, denn Goethe's schlimmer Schalk ist nicht der stilisirte Teufel Klopstock's oder Milton's. Die kitzelnde Begier des Schülers traf Herr Hertzer weit besser als den correcten Bildungstrieb des kleinen Strebers.

Unter Goethe's Patronat darf auf einer Hofbühne sogar gekuppelt werden und verführt, gelästert und die Trinität verspottet. Den Neuesten sieht man dergleichen niemals nach, und weil sie gar zu gerne doch aufgeführt sein möchten, biegen sie ihre Consliete und Conflietchen dem Anspruch zahmer Thespiskärrner gefällig entgegen. Da wollte Herr Paul Blumenreich in einem Lustspiel, das er, ich weiß nicht, warum, „Unter Palmen" nennt, auf das schlüpfrige Gebiet der Künstlerehen sich wagen und er gerieth in frostigen Ulk; wäre das Lustspiel weniger requisitenkomisch gewesen, wer weiß, ob es das Licht der Bretterwelt erblickt hätte? Mich stimmt es immer melancholisch, wenn ich so krampfhaftes Bemühen sehe, nur ja die rechte Seichtheit zu erreichen, nur ja vor einem hohen Publico und seinen Wünschen Staub zu fressen, und mit Lust. Auch der neue Herr Paul Lorenz hat in seinem sehr freundlich aufgenommenen Lustspiel „Agrippina" tief vor den Penaten des Schauspielhauses sich verneigt; die Entfernung von Mutter und Tochter wollte er zeigen und deutlich machen, wie die sogenannte natürliche Liebe ohne zärtlich wärmende Pflege verdorrt und stirbt. Aber wo bliebe alsdann das vierte Gebot und, noch wichtiger, der „versöhnliche Schluß", bei dessen Fehlen wie Schnee vor der Sonne die Tantièmen dahin schmelzen? So wurde Agrippinchen denn dem Kind des Glücks und anderen Birchpfeiffereien möglichst ähnlich gemacht und neben der Theatergeschicklichkeit des Verfassers mußte ich die fürchterliche Stillosigkeit bestaunen, die zwischen feine Beobachtungen und ehrliche Töne die gröblichsten und verbrauchtesten Possenwitze streut. Die Erfindung ist armselig, aber wie über ein Stoppelfeld gemähter Motive geht man durch das bis zur Leblosigkeit „gereinigte" Stück, gespannt erwartend, was unter derbem Blödsinn beim nächsten Schritt man wohl gemordet finden mag. Anstatt zweier Paraderollen, für die „Naive" eine und eine für den „Naturburschen", mußte Herr Lorenz uns die moderne Tragödie von dem armen Kinde geben, das eine Mutter sucht und eine geputzte Dame findet. Aber — täuschen wir uns darüber doch gefälligst nicht! — Publikus hätte dann nicht solche Herzensfreude gefühlt wie nun, da Fräulein Conrad neckisch und Herr Vollmer witzig sein durfte. Auch kommt ein angejahrter Husarenoffizier in's Spiel, den Herr Keßler wirklich ausgezeichnet schwerenöthert, und ganz unmodern ist die Geschichte nicht, denn ein netter Lieutenant erzittert, weil wie Schreckgespenst in den Verlobungswehen die Furcht vor Alarmirung ihn beschleicht.

M. H.

Opern und Concerte.

„Boabdil, der letzte Maurenkönig." Oper in drei Acten von Moritz Moszkowski. Text von Carl Wittkowski.
(Kgl. Opernhaus.)

In meiner Bücherei steht ein nützlicher Band. Bescheiden nennt er sich Riemann's Opern-Handbuch, aber er ist viel mehr als ein bloßes Repertorium der dramatisch-musikalischen Literatur. Eine ganze Geschichtsbibliothek steckt darin. Während auch das beste Conversationslexikon nur

von den ragenden Spitzen der Weltgeschichte weiß, meldet mein Riemann auch von den vergessensten Haupt- und Staatsactionen und den entlegensten Helden. Sie brauchen nämlich weder passirt zu sein, noch gelebt zu haben, wenn sie nur je einmal auf der Opernbühne neuer und alter Zeit ihr Lampendasein fristeten. Umsonst fragt man den kleinen und großen Meyer und Brockhaus nach Bellerophon, Decebalus, Idomeneus, König Sebastian, Protesilaus, Biblis, Hydaspes, Hypsipyle, nur der allwissende Riemann gibt uns Auskunft über diese nachgedunkelten Historienbilder, erzählt uns ihr Heldenthum und nennt uns die Maestri, die sie „vertonten". Denn sie haben alle ihren Meister gefunden. Wem nur halbwegs in seinem Leben oder auch bloß in der Legende etwas Heroisches oder auch nur Trauriges begegnet ist, wurde von stoffhungrigen Textschreibern aus seinem Moder an's Rampenfeuer gezerrt, und zu diesen Unglücklichen zählt auch der elegisch-romantische Maurenfürst Boabdil, den Moszkowski jetzt zu einer Oper verwendet hat. Aber er ist der erste nicht. Schon 1846 hat Saldoni, wie Riemann meldet, einen „Boabdil, ultimo re dei Mori di Granata" geleistet; auch die „Presa di Granata" von Niccolini (1821), die „Prise de Grenade" von Rochefort (1800) und Schlosser's „Granada" (1835) behandeln denselben Stoff. Aber der Librettist Karl Wittkowski hat jedenfalls nicht nach seinen Vorgängern und ihrem gleichfalls verschollenen „Boabdil" gefragt. Er ließ sich lieber von einem zugänglicheren Dichter inspiriren. Vielleicht von Herder, der als Stilübung für den Cid in den „Stimmen der Völker" des Maurenkönigs Klage um Aljama übersetzte; vielleicht von Byron, der sie ebenfalls übertragen hat; ganz gewiß aber von Heine's Romanzero, wo die rührende Heldengestalt des letzten Maurenkönigs für ewig im Reich der Dichtung lebt.

Der Librettist hat den überlieferten dürftigen Stoff mit den allbewährtesten Schauerstückmotiven versehen und dann durch Hinzuthat einer großen Zahl überflüssiger Personen für die Lebendigkeit des Bühnenbildes gesorgt. Vom „Troubadour" nahm er das gestoh'ene Grafenkind, vom „Glöckner von Notre-Dame" die wiedergefundene Tochter, aus der „Jüdin" den Kampf zwischen Vater- und Gattenliebe, und an lärmenden, bunten Aufzügen, Kriegsmärschen, Hochzeitklängen, Vermummungen, Verräthern und lauernden Meuchelmördern, an Actschlußeffecten und den üblichen schönen Leichen am Ende ist auch kein Mangel. Ueber diesen Aeußerlichkeiten vergaß er freilich die innere Beseelung seiner Theaterpuppen, oder er dachte und nicht ganz mit Unrecht, daß dies die Sache des in Tönen malenden Mitarbeiters sei.

Dem kastilianischen Feldherrn Grafen Cabra ist vor Zeiten ein Kind gestohlen worden. Tückische Mauren haben bei einem Ueberfalle sein kleines Töchterchen entführt, und der siegreiche Wiedereroberer Cordovas und untröstliche Vater findet die Verlorene als Sklavin seines unglücklichen Gegners, des gefangenen Königs Boabdil, wieder. Das bewußte Medaillon mit dem Bilde der Mutter spielt auch in dieser Erkennungsscene eine wichtige Rolle. Aber sein Finderglück wird beeinträchtigt, denn er macht die unliebsame Entdeckung, daß seine Zoraja-Elvira ihr Herz einem König zwar, aber nur einem verhaßten Mauren geschenkt hat. Dies zeigt sich klar, als Boabdil des Königs Ferdinand Gnadenbeweis, ihm Leben und Krone zu schenken, wenn er sein Vasall werde, erst mit Entrüstung zurückweist, dann auf Zoraja's Bitten und trotz der Warnung seiner alten Mutter annimmt. Zähneknirschend segnet Graf Cabra auf des hinterlistigen Königs Zureden den Herzensbund, und im zweiten Acte soll die Hochzeit in der Alhambra gefeiert werden. Der Librettist ist hier zur Actfüllung auf ein retardirendes Moment bedacht. Zoraja ist aus ihres Vaters Huth aus Cordova entflohen, weil man sie dort dem Heiden abspänstig machen wollte. Mitten im Hochzeitjubel stürzt auch richtig der angenehme Vater mit seinem Gefolge herein, um die Vereinigung der Liebenden zu verhindern, aber Boabdil zeigt sich endlich als Mann, tritt ihm drohend entgegen und kündigt Ferdinand dem Katholischen den Gehorsam. Im dritten Act macht der biedere König seine Absicht wahr, Boabdil hinterlistig aus dem Wege zu räumen. Die Mordbuben sind schon zur Stelle und umschleichen ihr Opfer. Und wie Rigoletto's Tochter sich für den Geliebten opfert, so nimmt Zoraja schmeichelnd dem Gatten den ihn kenntlich machenden weißen Mantel von der Schulter und fällt in dieser Vermummung als vermeintlicher Boabdil unter der Hand ihres Vaters —

„Wenn ihr euch todtschlagt, ist es ein Versehen,"

wie es in einer deutschen Schicksalstragödie heißt, deren Verkleidungsscene hier jedenfalls als Muster gedient hat. Den hereinstürmenden Hispaniern wirft sich Boabdil entgegen und fällt an der Seite der Geliebten zum Tode getroffen nieder:

„Zoraja, ach, nun haben wir uns wieder!"

Aus dieser kurzen Skizze des Inhaltes geht schon deutlich hervor, daß der Text, wenn auch nicht dramatisch, doch theatralisch ist und die innere Erregung durch eine geschickte Steigerung des scenischen Interesses ersetzt. Nach dem Pomp und Pathos des ersten Actes bringt die intimere Liebesidylle der Hochzeit einen angenehmen Gegensatz, und die unheimliche Mordstimmung des letzten Aufzugs mit der Katastrophe und dem Kampfgetümmel zuletzt schließt das Bühnenbild wirksam ab. Die Frage aber, ob Wittkowsky dem Componisten viel Anregung und den Sängern gute Rollen geliefert habe, ist entschieden zu verneinen. Mit dem Kartenkönig Boabdil, der zu Allem ja sagt, ist wahrlich kein Staat zu machen, seine Mutter ist eine Bühnenschlange, die stets in denselben grauen Farben schillert, die maurischen Verräther Jussuf und Zagal hätten füglich in eine Person verschmolzen oder noch besser ganz gestrichen werden können, der unglückliche Vater Graf Cabra und Ferdinand stehen sich gegenseitig im Wege, und einzig die Hauptperson, Zoraja, ist in jedem Betracht eine gute Parthie. Indem der Dichter, einzig auf das Theatralische bedacht, das für die Oper erst in zweiter Reihe kommt, seine Figuren häufte statt verdichtete, zersplittert er die Handlung, lähmt er das Interesse und erschwert er des Componisten Arbeit. Auch im Operntext ist das Einfachste immer das Beste. Das Muster der Scribe'schen Haupt- und Staatsactionen, der spektakelsüchtigen „großen Oper", ist für nicht ganz bühnensichere Anfänger immer verderbenbringend.

Besser als der Textdichter hat der Componist seine ausgestaltende Aufgabe gelöst. Galt uns Moszkowski bisher als ein fein begabter Instrumentalcomponist, so müssen wir ihn von nun auch als zukunftreichen Operncompositeur schätzen. Sein Erstling ist eine achtenswerthe Leistung, das Werk eines feingebildeten, erfindungsreichen und empfindungsvollen Tondichters, der, wo ihn der Stoff packt und keine Bonbonverse ernüchtern, über ganz dramatische Accente gebietet. An der Scylla Wagner, die fast noch jedem Nachfahren verderblich wurde, segelt sein Schiff mit vollen Segeln ungefährdet dahin. Er hält sich von Anklängen an fremde Art merkwürdig frei, und nur das prachtvolle Vorspiel gemahnt einmal flüchtig an Wotanssöhne und Alberichskinder. Der Strom der Melodien quillt nicht übermäßig reich und voll, wird aber niemals seicht, doch hätte man manchem ansprechenden Satz mehr Athem und Entwicklung gewünscht. Moszkowski ist zu jugendlich ungeduldig und modern nervös; er jagt noch zu hastig nach neuen, überraschenden Themen, treibt zu vielerlei, experimentirt zu oft, so daß er sich um die besten Stimmungen bringt, die er ab und zu mit einem einzigen Tacte meisterhaft anschlägt. Er geistreichelt, witzelt zu sehr. Besonders in der Instrumentation waltet ein fortwährendes Suchen nach überraschenden Klangmischungen, kühnen harmonischen Wendungen und packender Rhythmik, das ein heilsames Maß überschreitet. Ruhiger und harmonischer gehalten ist der vocale Theil. Es ist erstaunlich, wie sicher der bisherige Orchester- und Klaviercomponist sich in der Stimmführung bewandert zeigt. Die Arien Cabra's und Boabdils ergreifendes: „Wie harrt' ich sehnsuchtsreich", die Duette zwischen dem König und Cabra, zwischen Boabdil und Ferdinand, vor allem das wirksame Erkennungsduett im ersten Act und das mit besonderem Beifall aufgenommene letzte Duett zwischen Boabdil und Zoraja mit seiner schwelgerisch schönen Sinnlichkeit, dann das melodisch geführte Quartett der gefangenen Mauren, die Chöre im ersten Act und die echt dramatisch gesetzten, ganz im Dienste der Charaktere und Melodie stehenden Ensemblestücke und Finale, — sie lassen bei größerer Sicherheit und Erfahrung des Componisten und einer dankbaren Textunterlage das Beste von Moszkowski's Bühnen-Zukunft erwarten. Ueber allem Tadel ist der junge Tonmeister dort, wo er sich auf dem gewohnten Felde der Conzertmusik bewegt. Der klangvolle Marsch, das reizende Ballett und die nirgend bloß begleitende Orchestration mit ihren Feinheiten und „Unterschönheiten", wie Hebbel sagen würde, gereichen dem Musiker zur Ehre, wenn sie auch aus dem landläufigen Theaterstil herausfallen und das intimere Milieu des Conzert-

saales mit seinen keuscheren Mitteln verlangen. Vom Drama auch losgelöst, werden diese Stücke musikalisch werthvoll bleiben. Die Maurische Phantasie dürfte ein Liebling aller Orchester und unserer Klavierspieler werden; es ist ein durch und durch originelles und anmuthiges Tonwerk, überdies fast die einzige Nummer der Oper, die morgenländischen Stil zeigt. Ich bin der altmodischen Meinung, daß auch die Opernmusik ganz Empfindung sein und sich von culturhistorischen und ethnographischen Schildereien frei halten soll, aber gleichwohl hätten einige spanische und maurische Anklänge da und dort der charakteristischen Färbung genützt. Dafür trifft Moszkowski das tonliche Colorit der jeweiligen Situation, die poetische Stimmung und bleibt immer wahr und musikalisch, was allerdings viel mehr werth ist.

Für die Opernbühne, die endlich wieder einmal einer wirklichen Repertoirebereicherung bedarf, wird „Boabdil" leider kein Gewinn sein. An dem schönen Achtungserfolg des Werkes hatte die Darstellung übrigens geringen Antheil. Die Besetzung zeigte fast nur Kräfte zweiten und dritten Ranges, schätzbare utilités, die nichts verderben, aber auch niemand hinreißen. Nur Herr Rothmühl (Boabdil) war annehmbar, Frln. Hiedler (Zoraja) tremolirte und der Graf Cabra sang „schön aber falsch", mit Nestroy zu reden. Ausgezeichnet waren Orchester und Ballett, und Meister Tetzlaff hatte das spanisch-maurische Bühnenbild, das uns Witt- und Moszkowski schuldig blieben, in tadelloser Scenirungskunst vor die Augen gestellt. Die Aufzüge und namentlich die Decorationen waren prunkvoll, gleichsam pompöse Illustrationen zu Herder's ledernem Preislied von der Alhambra:

„Dies, Sennor, ist die Alhambra,
Und die andre die Masquita;
Jenes sind die Alijares,
Wundernswürdig aufgeführet.
... Jenes ist der Gen'ralife,
Ist ein Garten sonder Gleichen.
Diese Thürme sind Vermejas,
Sind ein Schloß von großer Feste."

Das Uebrige kann man ebenso schön im Bädeker aufgezählt finden!

Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung.

Geehrte Redaction!

In einem Aufsatze über Hans Thoma („Gegenwart" Nr. 13) sagt Cornelius Gurlitt, daß seines Wissens noch keine Galerie ein Werk dieses Künstlers erworben habe. Dem Herrn Verfasser wird es erfreulich sein, zu hören, daß die bayrische Staatsregierung schon im Sommer vorigen Jahres das von ihm besonders gerühmte Bild Thoma's: „In einem kühlen Grunde" für die Münchener Pinakothek angekauft hat.

Ergebenst

Dr. Ivo Striedinger.

Notizen.

Eine Gesammtausgabe von Arndt's Werken beginnt im Verlage von Karl Friedrich Pfau in Leipzig zu erscheinen, veranstaltet von Herrn Hugo Rösch. Sie wird alle Schriften des verdienten Patrioten und Volksmannes enthalten, ausgenommen seine mehrbändigen Reisebeschreibungen, die für das Interesse der Gegenwart schon etwas veraltet sein dürften und auch die Ausgabe unnöthig theuer machen würden. Jede einzelne Schrift Arndt's ist mit einer kurzen Einleitung, sowie mit Erläuterungen und Kommentaren des Herausgebers versehen. Wenn man bedenkt, welche weitgehende Einwirkung die Schriften und die Persönlichkeit Arndt's auf ihre Zeit ausübten, und daß diese Bücher — Memoiren, Flugschriften und Dichtungen aus bewegter Zeit, Geschichte und Culturgeschichte, Politik und Völkerkunde — ein lebendigeres, eigenartigeres Bild jener Periode der vaterländischen Geschichte geben, als ein Dutzend dickbändiger Geschichtswerke, so muß man die neue Ausgabe willkommen heißen. Von jedem Durchschnittsschriftsteller veranstaltet man jetzt Gesammtausgaben — den alten Arndt, dessen Werke heute genau so wichtig und lesenswerth sind wie einst, die Probleme behandeln, an deren Lösung wir noch jetzt weiter arbeiten, schien man ganz vergessen zu haben. Möchten alle Vereine und Bibliotheken, vor Allem aber die Schulen und das deutsche Bürgerhaus die Anschaffung dieser Geisteswerke eines unserer besten und treuesten Patrioten nicht versäumen.

Auskunftsbuch im öffentlichen Leben und Verkehr. (München, Oldenbourg). Dieses praktische Büchlein enthält eine Menge nützlicher Winke und Belehrungen über Münzen, Maße, Gewichte und Geldumlauf in den wichtigsten Ländern, Silberpreise und Werthrelation der Edelmetalle, Bestimmungen über den Verkehr mit der Reichsbank, Vorschriften der deutschen Wechselordnung, über Kranken- und Unfallversicherung, den Reichstag und dessen Mitglieder und politische Parteien, den Zolltarif und regelmäßigen Dampfschiff-, Post-, Telegraphen- und Telephonverkehr mit Preistabellen; dann viele willkommene Notizen über Eisenbahnsignale und Fahrzeiten, die politische Richtung hervorragender Zeitungen und ihre Verbreitungen (letztere mit Vorsicht zu gebrauchen!), den Stand der Handels- und Kriegsmarinen, Heeresstärke der wichtigsten Länder, Production und Consum auf der Erde und über den Welthandel, die Bevölkerung und öffentliche Verwaltung, Universitäten und höhere Schulanstalten, Jagdzeiten, Lebensversicherungen, Astronomie, Geographie, Statistik u. s. w. Die angefügte Eisenbahn-Uebersichtskarte ist zu klein, um einen Nutzen zu bieten, und die auf das Reichskursbuch verweisenden Zahlen sind für den Leser gleichfalls ohne Werth.

Die Kriegswaffen in ihren geschichtlichen Entwicklungen. Von August Demmin. (Gera, Koehler.) Wir haben der dritten Auflage dieser ausgezeichneten Encyklopädie der Waffenkunde, die früher in Seemann's Verlag erschien, empfehlende Worte auf den Weg gegeben und können auch dieser reich vermehrten neuen Ausgabe ebensolches Lob spenden. Es ist ein streng wissenschaftliches und doch allgemein interessantes und gut geschriebenes Buch in glänzender Ausstattung, mit einem halben Tausend Waffen- und Costümbildern und vielen hundet Waffenschmiedmarken. Trotz der Textvermehrung auf über 700 Seiten ist der billige Preis der früheren Auflagen beibehalten. Das schöne Buch wird allen Waffenfreunden ein unentbehrliches Nachschlagebuch sein und auch für den Kunst- und Culturgeschichtskenner großen Werth besitzen.

Aus Florenz sendet uns Julius Schmidt's Kunstverlag eine köstliche Farbenwiedergabe des berühmten Gemäldes von Giulio Romano: Der Tanz Apollos und der Musen, Chromoholzschnitt von H. und R. Knöfler in Wien. Die Reproduction auch der feinsten Tönungen, der Fleischfarbe, der schattigen Parthien, die Charakteristik der Köpfe und die ganze Farbenharmonie, die sich vom Goldgrund wirksam abhebt, sind vorzüglich gelungen.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von Carl Glossy. (Wien, Konegen). Außer dem lichtvollen Essay des Herausgebers über Grillparzer's jammervolle Beamtenlaufbahn und einigen interessanten Tagebuchblättern und Briefen des Dichters enthält dieser zweite Jahrgang eine überreichliche Auswahl von Actenstücken, Rescripten ꝛc. die nur kleine Kreise interessiren können. Will das Jahrbuch das große Publikum gewinnen, so muß es entweder wichtigere Inedita und Studien veröffentlichen oder aber seine Publicationen auch auf andere österreichische Dichter ausdehnen, so wie es die Gesellschaft ursprünglich geplant hatte.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Verlag von **M. Heinsius** Nachfolger in Bremen.

Gottfried Keller
nach
seinem Leben und Dichten.
Ein Versuch von
Emil Brenning.
200 Seiten in 8°. Geh. ℳ 2.40, geb. ℳ 3.20.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von E. Pierson in Dresden erscheint soeben:
Friede und Abrüstung.
Ein praktischer Vorschlag.
Preis 1 Mark.
Der Verfasser, ein praktischer Politiker, zeigt einen originellen aber gangbaren Weg, zu dauerndem Frieden zu gelangen.

Emile Zola's
neuester
Roman
„La Débâcle" behandelt
eminent anschaulich
und packend den
Krieg
von
1870/71.
Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:
Aus fremden Zungen,
herausgegeben von Joseph Kürschner
die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Lotl, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste hochinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten".**
Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (ℳ 180.) Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! (ℳ 130.) Nur ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (ℳ 160.) Nur ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. ℳ 194.) Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an
C. Rudloff in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Entwicklungslehre und Darwinismus.
Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre und ihrer Erklärungsversuche, mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Menschen in der Natur.
Gemeinfasslich geschildert von
Otto Hamann,
Dr., Privatdozenten der Zoologie an der Universität Göttingen.
Mit 16 Abbildungen.
Ein Band 8. Geh. 8 Mk., geb. in Halbfranz 10 Mk.

Wie soll ein deutsches Mädchen sein,
um geliebt zu werden?
Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise aus. Näheres im Blatte selbst.

Illustrirter Figaro
mit der Beilage **„Das Deutsche Heim"**, das originellste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. 20 Seiten. Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.

Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt nnd jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)
J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.
Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten **gesucht.**
Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Neuer Roman von Theophil Zolling.
Soeben ist in **zweiter Auflage** erschienen:
Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande.
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—
Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.
Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Die Gegenwart 1872—1888.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 7. Mai 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die allgemeine Rechtswissenschaft. Von Adolf Fleischmann. — **Literatur und Kunst:** Die Vollendung der Vernunftkritik. Von Wilh. Bolin. — Die erste englische Realistin. Von Alexander Lauenstein. — **Feuilleton:** Eine Studie. Von Adalbert Meinhardt. — **Aus der Hauptstadt:** Dynamystik. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Eine Weltausstellung in Berlin? Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Inserate.

Die allgemeine Rechtswissenschaft.

Von Adolf Fleischmann.

Das Ziel der allgemeinen Rechtswissenschaft, einer seit kurzer Zeit lebendig gewordenen Richtung rechtswissenschaftlicher Forschungen, ist die Erkenntniß der Rechtszustände und Rechtsanschauungen aller Völker der Erde. Die Veranlassung, uns hierüber in diesen Blättern auszusprechen, liegt in dem Erscheinen des in der Note bezeichneten Buches.*) Der Verfasser desselben hat im Vorwort und schon in einer seiner früheren Schriften Klage darüber erhoben, daß die allgemeine Rechtswissenschaft, die ethnologische Jurisprudenz, der jüngste Zweig der unter Benutzung aller möglichen wissenschaftlichen Methoden auf's Reichste angebauten Rechtswissenschaft, zur Zeit sogar noch um ihre Existenzberechtigung zu kämpfen habe. Weite Kreise der juristischen Gelehrtenwelt ignorirten sie noch und ständen ihr feindlich oder doch wenigstens rein skeptisch gegenüber; sowohl von rechtshistorischer, als auch von rechtsphilosophischer Seite werde ihr eine wissenschaftliche Berechtigung überhaupt noch abgesprochen oder es werde die Haltbarkeit der Fundamente, auf denen sie beruhe, als eine durchaus zweifelhafte bezeichnet; selbst in akademischen Kreisen schienen die bisherigen Errungenschaften noch nicht zu einem Gemeingut geworden zu sein. Je mehr man die thatsächliche Wahrheit dieser Vorwürfe namentlich in Deutschland anerkennen muß, desto mehr verlangt es die Gerechtigkeit, sie einer ernsten Prüfung zu unterziehen, was aber voraussetzt, daß wir uns erst mit den Aufgaben, welche sich die neue Wissenschaft stellen zu müssen glaubt, etwas näher bekannt gemacht haben. Dies soll an der Hand des Verfassers des oben erwähnten Buches geschehen. Wir schicken aber die allgemeine Bemerkung voraus, daß, da das Recht ein geschichtlich-nationales Erzeugniß ist, nur die Kenntniß der Rechtszustände möglichst vieler Völker einen Einblick in die Entstehung und Entwickelung des Rechts überhaupt und in die dieselben beherrschenden Gesetze geben kann, wie auch erst die vergleichende Sprachwissenschaft ein tieferes Eindringen in das Wesen der Sprachen ermöglicht hat. Zugleich werden wir aber auch eine andere Richtung der zu lösenden Aufgabe zu kennzeichnen versuchen.

Nach der Auffassung Post's zerlegt sich die Aufgabe der allgemeinen Rechtswissenschaft in drei Theile: 1. in eine Untersuchung des individuellen Rechtsbewußtseins, 2. in eine Untersuchung des Rechts, als eines sozialen Lebensgebietes, 3. in eine Untersuchung des Zusammenhanges zwischen dem individuellen Rechtsbewußtsein und dem Recht als sozialem Lebensgebiet. Diesen dritten Punkt stellt er einstweilen zurück, weil eine solche Untersuchung erst dann erfolgreich sein könne, wenn die causale Analyse des Rechts als eines sozialen Lebensgebietes im Wesentlichen zu Ende geführt, während die Wissenschaft von diesem Ziel noch weit entfernt sei. Dagegen stellt er in den Vordergrund der Aufgaben den zweiten Punkt, mit anderen Worten: die Untersuchung der Rechtsgebräuche, welche bei den verschiedenen Völkern der Erde vorkommen. Wenn er jenen dritten Punkt nur einstweilen aus dem Rahmen der allgemeinen Rechtswissenschaft herausnimmt, so führt doch nach seiner Auffassung die causale Analyse einerseits der psychologischen, andererseits der soziologischen Erscheinungen des Rechtslebens schließlich an einem Punkt zusammen, indem diese letzteren am letzten Ende auf Aeußerungen des Rechtsbewußtseins von Individuen zurückgeführt werden können und andererseits das individuelle Rechtsbewußtsein seinem Inhalte nach wieder auf soziale Ursachen zurückgeht. Als letztes, einer späteren Zukunft zur Lösung vorbehaltenes Problem erscheint ihm daher doch das individuelle Rechtsbewußtsein. Wenn aber hiernach die Aufgabe dieser neuen Wissenschaft in ihrer höchsten Vollendung nach vielen Seiten hin mit den Aufgaben der Rechtsphilosophie zusammenfalle, so habe sie doch insofern nichts mit ihr gemein, als die Rechtsphilosophie sich bemühe, ein dem Wesen und der Bestimmung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft entsprechendes Idealrecht zu construiren, an welchem alle wirklich bestehenden Rechte auf ihre ideale Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit gemessen werden könnten. Die allgemeine Rechtswissenschaft aber stehe der Idee eines solchen Rechtes ganz fern.

Wir haben diese Darstellung des Verfassers großentheils wortgetreu wiedergegeben und ersehen daraus, daß er zwischen der gegenwärtigen und einer künftigen Aufgabe unterscheidet. Die gegenwärtige wird die Lösung der künftigen vorbereiten. In dieser Unterscheidung liegt der Nachweis ihrer wissenschaftlichen Berechtigung nach zwei Seiten hin, nach der sogenannten idealistischen und nach der positivistischen Anschauung derselben. Mag man sich der einen mehr, der anderen weniger, vielleicht gar nicht zugethan fühlen, berechtigt sind sie beide, so lange sie nicht in Extreme verfallen.

Pythagoras verglich die Welt mit einem Markt. Dort kaufen die Einen, es verkaufen die Anderen. Die Dritten sehen diesem Treiben zu, ohne weiteres Interesse daran zu nehmen, als sich ihren Betrachtungen über das Wahrgenommene

*) Die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. Von Alb. Herm. Post. — Studium der ethnologischen Jurisprudenz. Von Alb. Herm. Post. Beide im Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg.

hinzugeben, eine Beschäftigung, die in seinen Augen die edelste ist. Die jenigen, die sich ihr widmen, sind ihm die „Wissensfreunde", d. h. nach heutiger Redeweise die Gelehrten. Diese Aeußerung des alten Philosophen ist eigentlich die Quelle der Auffassung der Wissenschaft und ihrer Berechtigung, wie sie dem ganzen Alterthum eigen war, im Mittelalter sich fortpflanzte, wo der geistliche Gelehrte in der Klosterzelle seinen Forschungen oblag, eine gelehrte Aristokratie aufkam und wie sie noch heute sich in dem ausgebildeteren Begriffe der „geistigen Aristokratie" abspiegelt. Ihr ist die Wissenschaft Selbstzweck; in diesem und nur in ihm findet der gelehrte Forscher seine Befriedigung und sein Verdienst. Die Leute, die da kaufen und verkaufen, gehen ihn nichts an. Für ihn beruht das Ziel der wissenschaftlichen Arbeit nur auf dem Interesse an der Wahrheit ihrer Ergebnisse, er läßt sich durch keinerlei Rücksicht auf irgend einen greifbaren Nutzen leiten und bestimmen. Gerade das Letztere betont dagegen die positivistische Anschauung. Für sie ist ein rein geistiges Leben eine Unmöglichkeit, denn der Mensch braucht den Menschen, der Einzelne steht und fällt mit der Menschheit; was er arbeitet und erforscht, ist die Tilgung einer Schuld an diese, in welcher alle Fasern seines materiellen und geistigen Lebens wurzeln und wie wir der Erde wieder geben müssen, was wir von ihr, so müssen wir der Menschheit wieder geben, was wir von dieser empfangen haben. Das Wissen an sich ist todt, wie der Glaube ohne Werke. Aber in das Extrem würden beide Anschauungen ausarten, wenn die erstere in der letzteren eine Herabwürdigung ihrer hohen Ziele, ein Hand in Hand gehen mit dem materialistischen Sinn unseres Zeitalters erblicken, wenn sie der Stoffanhäufung, an der wir bereits leiden, immer neue Massen zuführen und deshalb in der immer unvermeidlicher werdenden Arbeitstheilung ihr Heil suchen und wenn andererseits man von der Wissenschaft verlangen wollte, immer nur so weit thätig werden zu sollen, als ihr praktischer Zweck im Einzelnen und unmittelbar nachweisbar sei, wenn man ihr mangels eines solchen Nachweises ihre Existenzberechtigung bestreiten wollte, statt zu erwägen, daß aus scheinbar unfruchtbaren Forschungsergebnissen sich thatsächlich oft erst nach geraumer Zeit Blüthen und Früchte entwickelt haben. Es läßt sich nicht verkennen, daß beide Auffassungen sogar national abgegrenzt sind. Während die idealistische in Deutschland bisher vorherrschte, hat die positivistische seit langer Zeit in Frankreich und namentlich in England, dort durch Comte's „positive Philosophie", hier durch Locke's „Versuche über den menschlichen Verstand", ihre Vertreter gefunden und an Boden gewonnen.

Wenn nun die allgemeine Rechtswissenschaft wirklich weiter nichts erstrebte und wenn kein anderes Ziel ihrer Arbeit denkbar wäre, als den Wissensdurst danach zu befriedigen, wie die verschiedenen cultivirten und uncultivirten Völker der Erde über das Recht denken, ob sie überhaupt darüber denken, ob und wie es bei ihnen geübt wird und zur Geltung gelangt, welche Rechtssitten und Gebräuche bestehen und wie dies Alles psychologisch, individualistisch und soziologisch zu erklären sei, so würde sogar jene idealistische Anschauung ihr gewiß einen Platz im Reiche der Wissenschaften, gleichsam als eine Unterabtheilung der Völkerkunde, nicht streitig machen können. Denn ihr Wahlspruch ist der Goethe'sche Vers:

„Forschung strebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Gesetz, dem Grund, warum und wie."

Wenn die Letztere das Leben der Völker in jeder anderen Beziehung als in Bezug auf das Recht, wenn es das von ihnen bewohnte Land, ihre Religion, die äußere Gestaltung der Leute erforscht und darüber berichtet; wenn andere wissenschaftliche Forschungen uns belehren, daß dieser oder jener Berg 100 Meter höher sei, als man bisher geglaubt, daß die römische Kaiserzeit nicht einmal von Tacitus, sondern erst von neueren Forschern in das helle Licht historischer Wahrheit gesetzt worden sei, so ist es ebenso und noch mehr Sache der Wissenschaft, das Recht der Völker zu erkunden. Aber die allgemeine Rechtswissenschaft hat viel praktischere, viel höhere Ziele, als das bloße Wissen.

Ihre Vorgängerin, die vergleichende Rechtswissenschaft, ist bis jetzt zwar fruchtbar an Forschungsergebnissen, aber nicht reich an praktischen Erfolgen gewesen. Die allgemeine Rechtswissenschaft will nicht in erster Linie vergleichen, sondern rein intuitiv verfahren und das bestehende Recht der Völker thatsächlich feststellen. In unserer Zeit gibt es kaum einen Punkt der Erde, der nicht in den großen Kreis des Verkehrs, in das Netz, das sich über die ganze Erde bald mit engeren, bald mit weiteren Maschen verbreitet, hinein fiele und dessen Bewohner nicht durch unsere Verkehrsmittel zu erreichen wären. Handelsbeziehungen selbst mit culturlosen Stämmen anzuknüpfen, liegt im Zug der Bestrebungen aller europäischen Völker. Diese Verkehrsarbeiten und Handelsanbahnungen setzen eine gewisse Kenntniß der Cultur-, also auch der Rechtsverhältnisse fremder Völker voraus, welche uns über ihren Charakter aufklären und diese Kenntniß bedingt jene. Man wird behaupten dürfen, daß in Deutschland das Interesse für Völkerkunde und für die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft erheblich an Wärmegrad zugenommen hat, seitdem wir Colonien besitzen; zudem ist die deutsche Colonialpolitik keine erobernde und auf Ausbeutung abzielende, sondern sie hat einen friedlichen und culturellen Charakter. Der Handel, die Handelspolitik, Handelsverträge werden auf sichereren Wegen sich entwickeln, wenn ihnen Kenntniß der Rechtsauffassungen und des bestehenden Rechts der Völker zur Seite stehen. Diese Seite der Völkerkunde und der Rechtswissenschaft ist bis jetzt nur stiefmütterlich behandelt worden. Berichte der Reisenden und Missionare können hier nicht bahnbrechend sein, wenn nicht fachkundige, d. h. rechtsverständige und besonders zu ihrem Zwecke vorbereitete und für ihre Aufgabe ausgestattete Forscher (siehe unten) auf diesem Arbeitsfeld thätig werden und dem Welthandel neue Brücken bauen.

Dieses Arbeitsfeld bedarf aber noch besonderer Würdigung insofern, als seine Ziele dem Wohl der ganzen Menschheit gelten. Denn die neue Richtung schafft Stoffwechsel und haucht hierdurch der ganzen Rechtswissenschaft selbst neues Leben ein. Der Stoffwechsel bedingt im körperlichen Leben ebenso wie im geistigen die eigentliche Lebensmöglichkeit. Je mehr der Einzelne Gedanken abgibt und wieder aufnimmt, desto energischer pulsirt sein geistiges Leben und in Folge dessen das Völkerleben. Sache der Wissenschaft ist es, diesen Stoff organisch zu verarbeiten, wenn keine unfruchtbare Stoffüberladung eintreten soll, welche sogar Krankheit erzeugt. Denn der Mensch und ebenso die Wissenschaft leben beide nicht von dem, was sie essen, sondern von dem, was sie verdauen. In unserer Rechtswissenschaft ist jener Fall der Ueberladung beinahe schon eingetreten gewesen, als in der letzten Stunde der soziale Gedanke in sie hineinströmte und ihr neue Lebenskeime zuführte. Statt fortzuschreiten, war sie nahe daran, dem Rückschritt zu verfallen und es hat Stimmen genug gegeben, welche ihr dies im Einzelnen haarklein nachgewiesen haben, indem sie den Maßstab des Volksbewußtseins und des Lebensbedürfnisses an sie legten. Der Gedanke der allgemeinen Rechtswissenschaft führt ihr zwar nicht, in dem Sinn wie der sozialistische, neue Lebensströmung zu. Die noch unerforschten Rechtsgebiete liefern hierzu nicht immer Stoff; sie empfängt also direct aus ihnen keine oder nur wenig neue Gedankenwerthe. Aber der Stoff, mit dem sie zu arbeiten und aus dem sie zu formen hat, ist ein neuer, von ihr noch unbenutzter und in diesem Sinne ist der Stoffwechsel für sie nicht minder heilsam; sie gewinnt doch Anschauungen, aus deren individualistischer und soziologischer Erklärung ihr indirect neue Gedankenwerthe zu Gute kommen. In einem Punkt berührt sogar der sozialistische Gedanke denjenigen der allgemeinen Rechtswissenschaft, denn das erste Ergebniß ihrer Forschung wird sein, daß sie finden wird, wie allenthalben das Recht in demselben Verhältniß sich um so mehr in den Dienst des Lebens stellt, als die Cultur des Volkes noch auf niedriger Stufe steht, daß also dieser Dienst des Rechtes der ursprüngliche und naturgemäße ist und das Recht gleichsam als der Niederschlag individualistischer und sozialer Anschauungen erscheint, deshalb selten sich gleicht und niemals über Wechsel und Wandel erhaben ist. Ein lehrreiches Beispiel liefern die bereits vorhandenen Ergebnisse über die

verschiedenen Gestaltungen des sogenannten Mutterrechts, Vaterrechts, Elternrechts und ihrer Nüancirungen. Unsere Rechtswissenschaft war seelenarm geworden, sie operirte nur noch mit dem Verstand und übertrug diesen Fehler auf die Gesetzgebung. Sie hatte verlernt, nach der Seele des Volkes zu suchen und deshalb ist die seelische Seite der Rechtsbildung ebenso verkümmert und verkrüppelt worden, wie dies als Folge der Nichtbenutzung beim körperlichen Organismus wahrzunehmen ist. Im sozialen Gedanken des Rechts tritt diese Seele wieder hervor und wer dies im Einzelnen verfolgen will, wird kaum ein Kapitel unseres öffentlichen und Privatrechts entdecken, in welchem nicht leere Stellen sich fänden, welche der Seele harren, die hineingelegt werden muß. Mit dem Felde, welches die allgemeine Rechtswissenschaft betreten hat und welches sie ausbauen will, bietet sich ein neuer Stoffwechsel dar, den wir im Interesse der alten Rechtswissenschaft als einen Lebensfactor für sie begrüßen müssen und der einen heilsamen Fortschritt derselben ankündigt. Er befähigt uns zugleich, unsere Cultur in Gebieten zu verbreiten, die ihr bis jetzt ganz fern gestanden haben und bei culturlosen Völkern als Missionare der Rechtsidee aufzutreten, wie es die bisherigen Missionare für die Idee des Christenthums gethan haben.

Dies Alles sind greifbare, praktische Früchte der allgemeinen Rechtswissenschaft, die der gesammten Menschheit zu Gute kommen und so angesehen, muß sie auch dem positivistischen Standpunkt der wissenschaftlichen Kritik Achtung und Anerkennung abgewinnen, wenn auch von jenem dritten Punkte, von einer Untersuchung des Zusammenhanges zwischen dem individuellen Rechtsbewußtsein eines Volkes und seinem Recht, als sozialem Rechtsgebiet der Ansatz solcher Früchte an die Blüthen der Forschungsergebnisse für unser Auge noch nicht erkennbar sein mag.

Jener Vorwurf, gegen den wir die neue Wissenschaft soeben in Schutz zu nehmen versucht haben, hat noch eine andere Seite, wenn er die Haltbarkeit der Fundamente, auf welcher sie beruhen soll, in Frage stellt, womit er auf die Schwierigkeit der Ausführung, auf den Mangel geeigneter Quellen und namentlich auf den Mangel von Arbeitskräften hinzuweisen scheint, welche geeignet wären, bestehende Rechtsverhältnisse bei cultur- und geschichtslosen Völkern aufzuspüren.

Es sei erlaubt, hierauf zunächst mit einem Bilde zu antworten. Die alte Rechtswissenschaft, d. h. diejenige, welcher auch die in sie jetzt bereits eingedrungenen sozialen Gesichtspunkte noch ebenso fern lagen, wie die gegenwärtigen Bestrebungen der ethnologischen Jurisprudenz, mag einer fest geschlossenen Stadt gleichen, welche erweitert werden soll, weil ihr in ihren Mauern die Lebensfähigkeit auszugehen droht. Man entwirft einen Plan zu dieser Erweiterung, aber man baut nicht gleich ganze Straßen, sondern es setzen sich an verschiedenen, noch zerstreuten Punkten einzelne Häuser an. An diese zerstreuten Gebäude schließen sich nach und nach immer mehr an, so daß allmählich die Straßen entstehen und der Anblick des Sporadischen sich in ein geschlossenes Bild verwandelt. Zu diesen Straßen gesellen sich alle sonstigen Erfordernisse der Stadt und es strömt aus den Mauern der Altstadt, die bald niedersinken, der Geist städtischen Bürgersinnes bis in die fernsten Straßen. Aehnlich wird es der ethnologischen Jurisprudenz ergehen. An die wissenschaftlich bereits erforschten und bereits feststehenden ethnologisch-juristischen Thatsachen der schriftkundigen Völker, gleichsam die erstgebauten einzelnen Häuser, werden sich neue Forschungen wie neue Häuser anreihen und mit der wachsenden Zahl der Ergebnisse werden sich die Einzelheiten verbinden, an einander schließen und einen Zusammenhang darstellen. Mit der Nachweisung solcher schon bestehender Thatsachen hat sich der Verfasser des oben genannten Buches ebenso wie mit der Besprechung der Quellen beschäftigt, aus denen geschöpft worden ist und künftig geschöpft werden muß. Es sind entweder auf mündlicher Ueberlieferung beruhende oder schriftlich aufgezeichnete und gesammelte Rechtssprüche, bestehende Gewohnheitsrechte oder mündlich verkündete Rechtsnormen; endlich wirkliche Rechts- und Gesetzbücher — je nachdem sie bei mehr oder weniger cultivirten Völkerschaften sich vorfinden. Ein Beispiel der letzteren ist der Koran, das chinesische Gesetzbuch u. a. m. Aber auch bei Völkern, von denen man es kaum erwarten sollte, finden sich dergleichen. Es gibt in Abyssinien ein Gesetzbuch unter dem Namen Feta Negast, welches in mehreren Ausgaben im äthiopischen Urtext mit lateinischer Uebersetzung vorhanden ist, verfaßt von einem abyssinischen Geistlichen. Wie Post (S. 209) mittheilt, soll die italienische Regierung beabsichtigen, eine italienische Uebersetzung des Buches zu veranstalten. Statt näher auf diese Quellen einzugehen, ziehen wir aber vor, uns von der Art und Weise ein Bild zu machen, wie sie aufzufinden und zu erforschen sein dürften. Der richtigste Weg wird wohl von Gesellschaften, die sich für die Pflege der allgemeinen Rechtswissenschaft interessiren, vorgezeichnet werden müssen. Gerade so wie es bekanntlich eine Gesellschaft für Völkerrecht gibt, welche alljährlich ihre Congresse hält, können sich auch für die allgemeine Rechtswissenschaft eine oder mehrere Gesellschaften in allen Culturländern bilden. Ferner werden die Regierungen der Culturstaaten ihre Beihülfe um so weniger versagen können, als es wohl unter den culturlosen und minder cultivirten Völkern der Erde kaum eines geben dürfte, welches nicht als Colonie mit einem jener Staaten in Verbindung steht. Für die einem Mutterstaate obliegende Regelung der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen ist aber die Kenntniß ihrer Rechtszustände und Rechtsanschauungen unerläßlich und deren Ermittelung eine der nöthigsten Vorbereitungsarbeiten. Beide, sowohl Gesellschaften, wie Regierungen, werden die geeigneten Männer für die Arbeit finden und Sorge tragen können, daß die Ergebnisse derselben in einer oder in mehreren allgemein verständlichen europäischen Sprachen der ganzen juristischen Welt zugänglich werden, um eine wissenschaftliche Bearbeitung des vorgefundenen Rohmaterials herbeizuführen und dabei die Gruppen derjenigen Rechtsinstitute zuerst heraus zu finden, welche sich bei allen bezw. bei vielen Völkern der Erde antreffen lassen; sodann zu untersuchen, welche dieser Rechtsinstitute dem Volke eigen und welche von außen receipirt worden sind, wie z. B. das islamitische Recht in weite Volksgebiete Afrikas eingedrungen ist. Für diese wissenschaftliche Behandlung sind die Religion, sowie die gesellschaftlichen und politischen Gliederungen eines Volkes von der größten Wichtigkeit. Oft finden sich Recht und Religion zu einem geschlossenen System vereinigt. Neben diesen Gesichtspunkten weist der Verfasser des Buches auf Parallelerscheinungen im Rechtsleben der Völker hin, auf die Geschlechterverfassung und das Geschlechterrecht, auf das Institut der Blutsfreunde und der Mundschaft, auf markgenossen- und territorialgenossenschaftliche Verfassungen, die herrschaftlichen Organisationen, auf die Gliederung der Bevölkerungen in Klassen, Stände und Kasten und auf die Rechtsnormen über die Behandlung von Fremden. In einer Uebersicht über die einzelnen Rechtsgebiete der Erde führt er jene Parallelen weiter aus mit Rücksicht auf die europäischen, die asiatischen, die oceanischen, die amerikanischen, die afrikanischen Rechtsgebiete und auf die Rechte der arktischen Völker.

Jene Gesellschaften würden zunächst einen constituirenden Congreß zusammenrufen und öffentliche Aufforderungen an alle Diejenigen erlassen, welche Lust haben und sich befähigt fühlen, der neuen Wissenschaft ihre Kräfte zu widmen. Sie würden sich zugleich bemühen, Geldmittel zu den nöthigen Reisen aufzubringen. Wenn sich eine Anzahl von Männern gemeldet hat, welche in den Dienst dieser Wissenschaft treten wollen, würden sie, um eingehende Verhandlungen pflegen zu können, zu einem erweiterten Congreß der Gesellschaften einladen. Die Aufgaben dieses erweiterten Congresses würde es sein, ein grundlegendes Programm für die Arbeit überhaupt und für die Arbeitsvertheilung insbesondere aufzustellen. Erwägt man nun, daß die allgemeine Rechtswissenschaft noch im Stadium der ersten Entwickelung sich befindet, wo die rein intuitive Methode geboten ist, so würde das Programm sich an diese Erwägung anschließen und betonen müssen, daß zunächst alle historischen Forschungen und rechtsphilosophischen Untersuchungen von der Arbeit fern zu halten seien. Der negativen Seite des Programms würde auch noch in anderer

Beziehung die größte Aufmerksamkeit zu schenken sein. Es gibt nämlich uncultivirte Völkerstämme, bei denen sich von Rechtsanschauungen, von einem Sinn für Recht und Unrecht und vollends von einer Bethätigung des Rechts gar keine Spuren finden, bei denen das Leben des Individuums und der gesellschaftlichen Gruppen gleichsam hierfür keinen Raum hat. Das Leben des männlichen Individuums erschöpft sich in Raub und Krieg; dasjenige des weiblichen in der Hervorbringung von Kindern und zwar recht vieler, weil sie zum Raub und Krieg als mitwirkende Kräfte dienen und in der Pflege des Viehstandes u. dgl. Zu solchen Volksstämmen Forscher zu entsenden, würde für das gegenwärtige Stadium der Wissenschaft zu unterlassen sein. Ferner dürften für dieses Stadium der Forschung zunächst noch solche Rechtsinstitute ausgeschlossen erscheinen, welche mit dem Verkehr zwischen Volk und Volk nichts zu thun haben, z. B. gewisse strafrechtliche Gebräuche über Blutrache, Compositionswesen u. dgl. und welche einer künftigen auf dem Wege der Colonisation in solche Völker hineinzutragenden Gesetzgebung ohnehin unterliegen müssen. Der Mord z. B. der bei ihnen in vielen Fällen legalisirt erscheint, wird nie von einer colonisatorischen Gesetzgebung legalisirt werden können, selbst wenn sie sich bemühen würde, den bestehenden Rechtsanschauungen der wilden Völker möglichste Rechnung zu tragen.

Post hat in dem Buche, von welchem wir hier sprechen, in dem Kapitel über die Bearbeitung der Rechtsquellen S. 12 ff. wie uns scheint die nächste intuitive Aufgabe doch nicht scharf genug betont, nicht eng genug begrenzt und der reflectirenden Thätigkeit noch zu viel Raum gelassen. Erwägt man, daß die Gesellschaften und Congresse, die zur Förderung der Aufgabe geschaffen werden müssen, sich nicht auf Deutschland zu beschränken, sondern einen internationalen Charakter haben sollen, daß aber der oben angedeutete Unterschied zwischen idealistischer und positivistischer Anschauung wissenschaftlichen Werthes und wissenschaftlicher Forschung ein nationaler ist, so wird man im Anfang den positivistischen Standpunkt in den Vordergrund stellen, ihm den idealistischen unterordnen müssen und namentlich bei der Aufstellung eines Programms zur Organisation der gemeinsamen Arbeit den mitwirkenden Kräften der Engländer und Franzosen nicht Ziele vorstecken dürfen, von deren Erreichung sie auch in weitester Ferne keine Frucht für das Wohl der Menschheit und für den Drang unserer Zeit, die Wissenschaft dem Leben dienstbar zu machen, zu erkennen vermögen.

Literatur und Kunst.

Die Vollendung der Vernunftkritik.

Von Wilh. Bolin.

Jedem Gebildeten ist der Name Kant und dessen allgemeine Bedeutung geläufig, ohne daß dieserhalb eine eigentliche Kenntniß seiner Schriften verlangt würde. Hat ja doch schon Goethe gegen Eckermann geäußert, von den neuen Philosophen sei Kant ohne Zweifel der vorzüglichste und auch Derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen, die in unsere deutsche Cultur am tiefsten eingedrungen und auch da gewirkt habe, wo keine unmittelbare Kenntniß derselben vorhanden sei. Will aber Jemand hierüber sich genauer orientiren, als etwa durch Nachlesen im Conversations-Lexikon, wird er, die verschiedenen solchenfalls zugänglichen Handbücher zu Rathe ziehend, in keine geringe Verlegenheit bei der keineswegs übereinstimmenden Würdigung des immerhin vorwiegend als der „große Königsberger" bezeichneten Denkers gerathen. Neben einer streng historischen Auffassungsweise, wobei Kant zumeist als Exponent der Bildung seines Zeitalters behandelt wird, trifft man einerseits auf eine eben so begeisterte Anhängerschaft, für welche Kant's Thätigkeit eine alle Zeiten überragende Bedeutung haben soll, wie andererseits auf ein entschieden gegentheiliges Verhalten, dem zufolge der Vernunftkritiker bestenfalls als gar zu überschätzt gilt, wenn er nicht etwa als Urheber einer heillosen Verwirrung schnöde abgethan wird. Ein solches Gemenge widerstreitender Ansichten läßt den Belehrung suchenden Leser so klug wie zuvor; vielleicht tröstet er sich mit Schillers bekannten Distichon vom bauenden König und den durch diesen beschäftigten Kärrnern und betrachtet seinerseits die Frage nach der Bedeutung der Kritik der reinen Vernunft als eine offene.

Sie war es auch bis vor Kurzem. Seit einigen Jahren hat sich aber in der philosophischen Forschung eine wesentliche Aenderung der Sachlage vollzogen, wovon jedoch einstweilen nur die wenigsten unserer Zeitgenossen Kenntniß haben, so tiefbedeutend auch die hierher gehörende Leistung ist, über die wir im Vorliegenden eine allgemeine orientirende Rechenschaft abgeben möchten, ausreichend für jeden, dem das Bescheidwissen um thatsächliche Ergebnisse genügt, anregend für den eine genauere Einsicht verlangenden, der uns, wissenschaftliche Empfänglichkeit vorausgesetzt, für unseren Hinweis danken wird.

Mit der Kritik der reinen Vernunft wollte Kant dem beständigen Wechsel philosophischer Systeme, wie ihn schon Gellert's bekannte Hutfabel mit Recht verspottet, ein Ende machen Als Ursache dieses Mißstandes erwies sich ihm die Pflege der Metaphysik, nämlich eines über die Erfahrung hinaus reichenden Wissens, wodurch die bisherige Philosophie im Besitz einer höheren, gleichsam wahreren Wahrheit, als sie den übrigen Wissenschaften erreichbar, zu sein wähnte, ohne damit aus einem unablässigen Wiederbeginn ihrer Arbeit hinausgekommen zu sein. Nur durch Verzicht auf die Metaphysik, lehrte Kant, würde die Philosophie zum Range echter Wissenschaft und dadurch zum Vortheil eines stetigen Fortschreitens auf der Unterlage völlig feststehender Ergebnisse gelangen. Wohl hatte er die Befriedigung, mit seinem Werk großen Anklang zu finden. Seit dessen Veröffentlichung 1781, da er selbst an der Grenze des Greisenalters stand, bis zum Ende des Jahrhunderts, das er nur um wenige Jahre überlebte, waren nicht weniger als fünf Auflagen davon erschienen. Gleichzeitig jedoch hatte sich, und zwar durch die Vernunftkritik selbst angeregt, eine gegenläufige Richtung hervorgethan. Mit Fichte beginnend, von Schelling weitergeführt und durch Hegel zu einem gewissen Abschluß gebracht, daneben aber in anderer Weise an Kant anknüpfend durch Herbart und noch etliche Kathedergrößen gefördert, ward die Metaphysik abermals zur Geltung erhoben, wobei verschiedene ältere von der Vernunftkritik in ihrer Nichtigkeit aufgewiesene Systeme, je nach dem Standpunkt des gegen Kant eingehaltenen Verfahrens, reichlich besteuert wurden. Es gab wiederum jene von Kant mit Recht angefochtene Menge von Systemen, nur zahlreicher und rascher auf einander folgend, bis sie um die Mitte unseres Jahrhunderts zunächst der schneidigen Kritik Arthur Schopenhauers und seiner Lehre weichen mußten, die allerdings selbst einen ganzen Rattenkönig metaphysischen Nachwuchses in's Leben rief. Immerhin gebührt ihm das Verdienst auf den echten Kant hingewiesen zu haben, und als etwa ein Jahrhundert seit dem Erscheinen der Vernunftkritik verstrichen, war auch dies Werk, im Gegensatz zu dem noch andauernden Systemgewirr, aufs Neue als dasjenige erkannt, von dem aus eine gedeihliche Förderung der Philosophie zu erlangen sei.

Unzweifelhaft ist es bedeutsam, daß die philosophische Entwickelung innerhalb eines Jahrhunderts sich als Kreislauf erweist. Wenn aber dieser Prozeß auf die Vernunftkritik, von welcher er ausgegangen, wiederum zurückführt, ist damit auch gesagt, daß sie selbst zu einem unabweichlichen Kanon erhoben werden und fortan alle philosophische Forschung in einem bloßen Umherklauben mit ihren Theoremen bestehen müsse? Eine solche Gläubigkeit für die Vernunftkritik hat thatsächlich im sogenannten Neukantianismus einen Ausdruck gefunden. Die als nothwendig eingesehene Rückkehr zu Kant kann jedoch angesichts der gleichzeitigen wissenschaftlichen Entwickelung eines

ganzen Jahrhunderts nur die Verpflichtung enthalten, sich über das, was Kant mit jenem Werk bezweckte, besser als die unmittelbar auf ihn folgenden Denker zu belehren, deren fehlgeschlagene Bemühungen schließlich wiederum auf ihn zurückgeführt.

Die Vernunftkritik hatte zu ermitteln, ob das Wissen vom Ueberwirklichen, über die sinnliche Erfahrung hinausragenden, womit die Metaphysik als ein Wissen höherer Art sich zu schaffen mache, überhaupt möglich sei? Daraufhin untersucht Kant unsere Erkenntnißthätigkeit, und zwar nicht als psychologischen Prozeß, sondern im Hinblick auf das Erwerben wissenschaftlicher Einsichten. Er erbrachte den Nachweis, daß unser Erkennen lediglich auf die Erfahrung eingeschränkt, über diese hinaus aber gänzlich bedeutungslos sei; mit anderen Worten, daß jede Entscheidung über Dinge außerhalb des Bereiches allgemein menschlicher Erfahrung so unzulässig sei, wie wenn Blinde über Malerei urtheilen wollten. Zugleich wies er darauf hin, daß die Metaphysik ihre Probleme mittelst eines durchweg haltlosen und widersprüchigen Beweisverfahrens entwickele und mithin als bloses Scheinwissen aufzugeben sei. Doch nicht genug dieses Bruches mit der bisherigen Philosophie; auch bezüglich der Erfahrung und ihrer Gegenstände hatten Kant's Untersuchungen über die Erkenntnißthätigkeit zu einem bis dahin unerhörten Ergebniß geführt. Nicht nur daß unser Wissen auf Erfahrung allein eingeschränkt sein sollte, es zeigte sich dabei auch, daß die in den Bereich unserer Erfahrung tretenden Gegenstände von den Bedingungen dieser selbst abhängen; anders ausgedrückt: daß wir die Dinge nicht so erkennen, wie sie unabhängig von unserer Auffassung sind, sondern nur durch das Medium unserer Sinnesfunktionen und unserer dabei mitthätigen Denkprozesse modifizirt. Unser Wissen ist also keineswegs, wie es das Alltagsbewußtsein annimmt, ein unmittelbares, sondern ein relatives, von der Beschaffenheit unserer Denk- und Erkenntnißfähigkeit bestimmtes, jedoch immerhin das Vorhandensein von Dingen außer uns durchaus bestätigendes.

Mit besonderer Vorliebe pflegt Kant das von ihm nachgewiesene Verhältniß unseres Erkennens zu den Dingen der Entdeckung des Copernikus über das zwischen Erde und Sonne bestehende zu vergleichen: Wie hier die tägliche und jährliche Umdrehung der Erde in ihrer Kugelgestalt um die unbewegliche Sonne dem vulgären Denken völlig widersinnig erscheinen, genau so widersinnig will demselben die von Kant behauptete Relativetät aller unserer Auffassung der Dinge vorkommen, daß nämlich nicht diese selbst, sondern nur ihre Einwirkungen auf unsere Sinnenthätigkeit wahrgenommen werden. Wie nach dem copernikanischen System der Wechsel von Tag und Nacht und der Verlauf der Jahreszeiten thatsächlich auf ganz andere Art stattfinde als bei scheinbar ruhender Erdfläche und den anscheinend verschiedenen Bewegungen und Stellungen der Sonne, ebenso ist nach der Vernunftkritik die von den Sinnen überhaupt aufgefaßte Wirklichkeit nicht so beschaffen, wie sie unserem Bewußtsein in der Mannigfaltigkeit räumlich und zeitlich auseinander tretender Gegenstände sich darbietet. In beiden Fällen handelt es sich um Vorgänge und Thatsachen von lediglich wissenschaftlichem Belang, und wie die Giltigkeit des heliocentrischen Standpunktes der Himmelskunde seit Copernikus allgemach über jeden Einspruch gesiegt, hat auch die von Kant aufgestellte Erkenntnißtheorie im Verlauf der naturwissenschaftlichen Entwickelung unseres Jahrhunderts die glänzendste Bestätigung gefunden. Die neuere Physiologie und Physik der Nerven und Sinnesorgane, die darauf basirte Psychophysik und physiologische Psychologie haben festgestellt, daß Tasten, Sehen und Hören auf umständlichen Prozessen beruhen, von denen uns nur die Ergebnisse bewußt werden; diese halten wir für unmittelbar aufgefaßte Gegenstände, ohne irgend der sie vermittelnden sowohl organischen wie gedanklichen Vorgänge gewahr zu werden, die ihre thatsächliche Voraussetzung bilden.

Indem also diese Ergebnisse der neueren Naturforschung auf die Vernunftkritik hinweisen, zu der die Philosophie mittlerweile selbst zurückgeleitet worden, sollen nun deren Lehren, so wie sie aus den Händen Kant's gekommen, für alle Zeiten bestehen bleiben?

Eine eben so gediegene wie erschöpfende Erörterung dieser tiefbedeutenden Frage verdanken wir dem umfassenden Werke von Alois Riehl, weiland Professor in Graz und gegenwärtig zu Freiburg im Breisgau, das er um die Wende des seit dem Erscheinen der Vernunftkritik abgelaufenen Jahrhunderts unter dem Titel „Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft" veröffentlicht hat.*) Von dem großartig angelegten, in der Darstellung lichtvollen und originellen, durch einen überwältigenden Reichthum an Kenntnissen eine unerschöpfliche Belehrung gewährenden Werke auch nur einen annähernden Begriff hier zu geben, entzieht sich dem Rahmen der uns vorliegenden Aufgabe. Außerfachlichen Kreisen muß die zunächst auch seitens der Berufsgenossenschaft verhältnißmäßig noch wenig beachtete Thatsache genügen, daß es auf dem Gebiete der Erkenntnißtheorie unzweifelhaft die eminenteste Leistung seit der Vernunftkritik ist. Mit völlig congenialem Verständniß frei von jedem apologetischen Interesse einer gläubigen Hingebung und ebenso wenig polemisch befangen zu Gunsten irgend einer metaphysischen Doctrin, weiß Riehl die feststehenden, im Laufe der Zeit und in allen Wandlungen der philosophischen Systeme erprobten Wahrheiten der Vernunftkritik aufzuweisen, und indem er sie an ihrem eigenen Maßstab mißt, gelingt es ihm auch deren Mängel und Unzulänglichkeiten zu ermitteln und ihr mit Hülfe der Forschungsergebnisse unseres Zeitalters die nöthige Berichtigung und Vollendung zu geben.

Vor allen Dingen wird die Abrechnung mit der Metaphysik, die ja trotz der Vernunftkritik und sogar in eingestandener Anlehnung an sie fortgewuchert hat, zum Abschluß gebracht. Die Beseitigung der Metaphysik weist Riehl als ein nothwendiges Ergebniß der seit Anbruch der neuen Zeit stattgehabten Entwickelung der exakten Wissenschaften auf und stellt Kant in die Reihe seiner Vorgänger, die genau wie er jenem aus der mittelalterlichen Scholastik herübergenommenen Unwesen eines angeblich höheren Wissens als dem durch Erfahrung zugänglichen entgegen zu wirken bemüht waren. Indem er aber mit der ganzen nachkantischen Metaphysik streng in's Gericht geht, übersieht er keineswegs, daß Kant selbst ihr Vorschub geleistet durch seine bisweilen gewundene und unschlüssige Haltung hinsichtlich des Erfahrungswissens, das er nicht selten mit einer gleichsam verschämten Resignation als niederes und minderwerthiges im Verhältniß zu dem „aus reiner Vernunft allein" erhofften der metaphysischen Spekulation bezeichnete. Diesem Schwanken zwischen dem Seitens der Metaphysik verheißenen aber unerreichbaren Wissen von einem Ueberwirklichen und der mittels Erfahrung zugänglichen, wiewohl durch die Beschaffenheit unserer sinnlichen und gedanklichen Auffassungsthätigkeit nur relativ erkennbaren Wirklichkeit wird die Vernunftkritik durch Riehl für immerdar entrückt und unter Wahrung ihrer unerschütterlich fortbestehenden Hauptlehren mit der ihr nöthigen Berichtigung und Verschärfung ausgestattet, da es ihrer eigenen Grundanschauung durchaus widerspricht, außer der empirisch erkennbaren Wirklichkeit noch ein Ueberwirkliches in irgend einer Weise anzunehmen. Sorgfältiger und entschiedener als Kant ist Riehl auf die Sicherstellung des Erfahrungswissens bedacht und hält sein ganzes Augenmerk auf die tieftragende, den philosophischen Kriticismus ausmachende Frage gerichtet: wie Erkennen überhaupt begreiflich sei, wie wir nämlich das umfangreiche, den größten Theil aller unserer Erkenntnisse bildende empirische Wissen erlangen, dem Kant, allerdings darin durch die nächste Aufgabe der gegen die überlieferte Metaphysik gerichteten Vernunftkritik bestimmt, nicht genügende Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Bei der epochemachenden Bedeutung, die der Vernunftkritik unbestritten zuerkannt wird, könnte es leicht auffällig erscheinen, daß sie überhaupt einer Nachhilfe und Ergänzung be-

*) Bei W. Engelmann in Leipzig in drei Theilen, bezw. einem ganzen und zwei Halbbänden erschienen.

durft hätte und daß Solches erst nach Ablauf eines Jahrhunderts erreicht worden. Auch hier bietet das copernikanische System eine lehrreiche Analogie. Was nunmehr unter dieser Bezeichnung in der Wissenschaft gilt, rührt nur seinen allgemeinen Umrissen nach von dessen Urheber her; die es eigentlich stützenden Berechnungen sind bekanntlich durch Galilei und Kepler etwa achtzig Jahre nach Veröffentlichung von Copernicus' grundlegenden Schrift über die Himmelsräume bewerkstelligt worden, und erst Newton, der genau hundert Jahre nach der Publikation eben dieses Werkes geboren wurde, hat diesem allem die systematische Vollendung verliehen. Ebenso hat Kant, dem übrigens auch Locke und Hume wesentlich vorgearbeitet, seine Vernunftkritik nur so weit fördern können, wie es der Zustand der Wissenschaft in seinem Zeitalter gestattete, und es hat der ergiebigen Forschungsthätigkeit eines ganzen Jahrhunderts bedurft, um Riehl die entsprechende Vollendung der Vernunftkritik zu ermöglichen.

Keiner der bisherigen Darsteller oder Beurtheiler der Vernunftkritik hat sich zu einem so richtigen und ausgiebigen Verständniß derselben wie Riehl aufzuschwingen vermocht. Von deren positiven Wissensgehalt ganz durchdrungen, steht er doch nicht unter dem Banne ihrer Anschauungen, und daher hat deren Problem in seiner kundigen Hand eine lebendige Weiterentwickelung gewonnen. Ihm erst ward das Glück neben dem Dauernden in jenem Säkularwerk auch das Verfehlte und Unrichtige darin vorurtheilsfrei zu erkennen und zu erklären. Wer Riehl's unschätzbares Werk zur eigenen Belehrung vornimmt, wird überzeugende Aufschlüsse über zahllose Einzelheiten finden, denen er bei der Vernunftkritik selbst und den ihr bisher gewordenen Behandlungen rathlos gegenüber stand: durch Riehl erst wird ihm die Erkenntnißtheorie der Vernunftkritik einleuchtend und faßlich. Wie ein bekannter Sinnspruch von der Natur behauptet, daß sie nur durch Fügsamkeit zu meistern sei — natura non vincitur nisi parendo — ebenso möchte man von Kant sagen, er könne nur durch sich selbst überwunden werden. Gerade das hat Riehl vollbracht, dessen Name daher in der Geschichte des philosophischen Kritieismus hinfort demjenigen Kant's sich unmittelbar anreihen wird.

Die erste englische Realistin.

(Mrs. Humphry Ward.)

Von Alexander Lauenstein.

Wer sich heute an Walter Scott's Erzählungskunst erfreut, der denkt schwerlich daran, daß seine Hauptbedeutung für seine Zeit darin lag, daß er ihre Literatur wieder zur Gesundheit führte. Die Wertherei hatte bis in unser Jahrhundert hinein in England feste Wurzel geschlagen: Walter Scott hat ihr binnen kurzer Zeit den Garaus gemacht. Ist es vielleicht ein Zeichen von Literaturkrankheit, daß man heute in Großbritannien nach einem neuen Walter Scott zu rufen beginnt? Seit Scott ist die englische Literatur wieder in die alte Vorliebe für Absonderlichkeiten zurückgefallen; bei Dicken's bildet diese geradezu den wesentlichsten Theil seiner Eigenart. Dominie Sampsons' „Ungeheuer!" und Bailie Nicol Jarvie's „Gewissen" mit ihren sprachlichen Verschrobenheiten haben den Anfang gemacht, und selbst ein Thackeray mit seinem Humor und Sarkasmus hat, weil er wesentlich negativ war, keine dauernde Richtung begründet. Miß Braddon und Wilkie Collins mit ihrer Geheimniß- und Verbrecherliteratur waren die Erben von Sampson und Jarvie. Sie übertrugen die sprachlichen Seltsamkeiten jener in den Inhalt ihrer Werke, und Stevenson und Haggard waren groß in Abenteuern und Blutvergießen. Dann ist der Geisterroman und die occultistische Erzählung gekommen; obgleich sie keine großen Namen aufzuweisen hat, doch immer bedeutsam. Rudyard Kipling hat mit neunzehn Jahren — oh oddity of oddities! — das indische Englisch literaturfähig gemacht und mit der Eigenart seines Wesens vermischt im Laufe von einem Jahrsiebent völlig in die Mode gebracht, und nicht nur das Englisch Vorderindiens mit seinen hindostanischen Beimischungen, sondern auch Indiens Geist, Indiens Verhältnisse, die Abenteuerlichkeiten des dortigen Kriegerlebens und die frohen und trüben Seiten im Treiben der Eingeborenen. Noch ist er nicht auf den Gipfel des Ruhms gestiegen. Stevenson gilt noch immer für den größten unter den lebenden Stilisten englischer Zunge. Thomas Hardy mit seinem Tess of the d'Urbervilles und George Meredith rangiren noch immer in der allgemeinen Achtung über ihm, wenn auch dieser Herbst für Rudyard Kipling einen wahren Siegeszug durch die großen englischen Reviews bedeutet hat. Aber er übertrifft Meredith wie Hardy an oddity — das Wort „Seltsamkeit" oder „Absonderlichkeit" schließt nicht halb den abenteuerlichen Begriff des odd ein — und darum wird er über kurz oder lang wohl in den Augen seiner Landsleute wirklich der neue Shakespeare werden, auf den sie hoffen, ein gefährlicher Concurrent für Mauriee Maeterlinck, den belgischen Shakespeare, dessen narrhafte Ungeheuerlichkeiten jetzt sogar den Weg auf das Londoner Theater gefunden haben. — Natürlich ebenfalls odd, Sie verstehen! —

Da auf einmal ist dem Angloindier in der Mitte seines Vaterlandes ein Concurrent erwachsen, oder vielmehr eine Concurrentin im Ruhme der oddity — wider alles Erwarten, urplötzlich, über Nacht — eine Realistin.

Der deutsche Leser erinnert sich noch mit Entsetzen an die Langeweile, mit er sich vor bald drei Jahren durch einen dreibändigen theologischen Roman hindurchgewunden, Robert Elsmere betitelt, der für ihn nichts Neues enthielt, ja nicht entfernt so weit ging, als Ludwig Feuerbach, David Strauß oder Wilhelm Jordan mit ihren religiösen Reformgedanken gegangen waren. Die Verfasserin war Mrs. Humphry Ward. England verschlang den Roman und sie war mit einem Schlage eine berühmte Frau.

Robert Elsmere rief eine Sekte in's Leben, die sich heute noch Elsmeriten nennt und immer noch an Ausdehnung gewinnt, wenn auch nicht an Gedankentiefe und Klarheit. In ihrer eigenen Sprache mit ihnen zu reden, finden sie in der Entfaltung edler Menschlichkeit die einzig sichere Zuflucht vor den bösen Geistern sittlicher und geistiger Ruhelosigkeit, die in der modernen Welt den wärmerempfindenden unter den Pilgern zusetzt.

Fast drei Jahre hat Mrs. Humphry Ward seitdem geschwiegen. Nachdem der Weihnachtsmarkt vorüber war, ist, in einer von literarischen Ereignissen nur spärlich besäten Zeit, ein zweiter Roman von ihr erschienen, wohl das Aufsehen machendste Buch des Winters. Bereits heute — acht Tage nach der Ausgabe — am 22. Januar hat es das Licht der Bücherwelt erblickt — ist die englische Presse voll von ihm. The history of David Grieve ist der Titel, und das Buch umfaßt in der That beinahe eine Lebensgeschichte. Der Ausgang macht fast den Eindruck, als dürfte man noch eine Fortsetzung erwarten — vielleicht in abermals drei Jahren. Die Spannung, mit der man dieses Buch erwartet hat, ist wohl mit der zu vergleichen, die jedem Bande von George Elliot vorausging, deren Werke sich ebenfalls nur in größeren Absätzen folgten. Ob das Buch nun gerade wieder einer Sekte Anstoß geben wird, kann zweifelhaft sein, aber eins wird aus ihm wieder klar: Mrs. Humphry Ward hat eine bestimmte Sendung, sie hat sich eine geistige Aufgabe gestellt, die sie mit ihren Dichtungen zu lösen beabsichtigt. In England hat ja die Theorie des Realismus, der nichts weiter thun, als dem Leben nacherzählen, bestimmte Ausschnitte aus ihm in Worten oder mit Farben wiedergeben will, keinerlei Boden gefunden. Turgeniew hat sich einst ernstlich dagegen verwahrt, daß man in seinen Werken eine „Idee" finden wollte, aber in England findet man sie heute doch.

Georg Brandes ist der einzige unter den Kritikern der Gegenwart auf dem Festlande, der der Idee ihr Recht werden läßt, vorausgesetzt nämlich, daß sie modern ist, wie er hinzufügt. Sicher ist es nur zum Schaden der History, daß man trotz ihres oft allzu überwuchernden geistigen Gehaltes doch nicht sagen kann, was die Verfasserin damit will. Die Geschichte David

Grieve's ist ein geistiges Lebensbild, in dessen Charakter die buntesten Erlebnisse nicht fehlen, aber doch auch nicht den Schwerpunkt tragen. Aber nicht darin liegt die Bedeutung des Buches für die englische Literatur. Es klingt kurios, aber es ist trotzdem eine Thatsache, daß die Verfasserin Robert Elsmere's es ist, die den Realismus, d. h. jene Erweiterung des Stoffgebietes nach gewissen Schichten der Gesellschaft hin, die dieser hervorgerufen hat, nach dem keuschen England bringt. Großes Entsetzen darüber, — aber trotzdem weilt man mit Interesse auf dem Inhalte. „Ein modern englischer Wilhelm Meister ohne Goethe's Schwerfälligkeit, mit Zola's Betonung der Erblichkeit und einem guten Stück von Zola's Realismus" ist der Roman genannt worden, und es liegt wohl etwas Wahres darin.

Seine Eigenthümlichkeit ist völlig zum Ausdruck gebracht in seinem Inhalt an Geschehnissen, und deswegen möge eine kurze Skizze davon hier folgen.

Bezeichnender Weise spielt das Buch nicht allein auf englischem Boden. Es führt den Leser von Derbyshire nach Manchester, von Manchester nach Paris und von Paris wieder nach England zurück und schildert das Schicksal von David Grieve und seiner Schwester Louie. Sie sind die Kinder eines Bauern schottischer Abkunft in Derbyshire, Sandy Grieve, eines ausgeprägten Calvinisten, der als Arbeiter nach London gegangen ist, und einer französischen Grisette, die er nach einer zufälligen Begegnung im Drury Lane Theater geheirathet hat. Sie verläßt nachher ihren Gatten und nimmt sich das Leben. Sandy stirbt ebenfalls und hinterläßt seine Kinder seinem Bruder Reuben Grieve, und dessen unduldsamer und wenig liebenswürdiger Gattin. Der schweigsame Landmann nimmt sie auch in sein Haus. Aber sie können sich dort nicht wohl fühlen, außerdem sind sie keine Menschen, geboren zum Glücklichsein. Der schottische calvinistische Ernst des Vaters und das leichte Blut der Mutter stehen in ununterbrochenem Kampfe mit einander, und dieser Kampf macht den Inhalt ihres Lebens aus. Louie ist der mehr ausgesprochene Charakter von beiden. Sie ist unbändig und lehnt sich auf, wo sie kann, liegt in fortwährendem Kampfe mit ihrem Ohm, ihrer Muhme und selbst ihrem Bruder. Dieser hat nicht ganz soviel von der Mutter geerbt, und ist nicht in demselben Maße excentrisch. Seine bestimmenden ersten Eindrücke empfängt er von einem halbverrückten alten Schulmeister, der alle möglichen geschichtlichen Gestalten citirt und über ihre schlechten Handlungen befragt. Zaubergeschichten aller Art regen seine Phantasie an und geben seinem Denken eine phantastische Richtung.

Erwachsen kommt David Grieve mit seiner Schwester nach Paris, und seine geistige Entwickelung sowie äußere Erlebnisse gehen nun in scharfem Trabe neben einander her. Eine ganze Stufenleiter von Weltanschauungen macht er durch, alles Ismen. Vom grassesten Aberglauben kommt er zum Secularismus, Salvationismus, Voltairianismus, Huxleyismus, Realismus, Revivalismus, Skepticismus. Charlotte Brontë macht einen tiefen Eindruck auf ihn, aber so schnell er seine Anschauungen gewinnt, so schnell ist er auch wieder über sie hinaus.

Paris bringt ihm aber auch wechselvolle Erlebnisse in Fülle. Er selbst stürzt sich in den Strudel des Pariser Lebens und wird zum Bohemien, und Mrs. Ward scheut sich nicht, das ganze Treiben künstlerischer Lüderlichkeit uns vorzuführen, mit seinem Cynismus, seiner Brutalität, seiner leeren Eingebildetheit und hochmüthigen Verachtung sittlicher Anschauungen jeder Art, ähnlich wie Hermann Bahr es in seiner „Guten Schule" gezeichnet hat. Er liebt Elise Dekannay, und einen Monat lang wohnt sie bei ihm als seine Geliebte, dann geht sie ihm durch, wie Fifi ihrem Maler und schließt endlich eine ganz gewöhnliche Ehe. Der Gedanke, daß sie einander heirathen könnten, taucht in dem Abschnitt gar nicht auf.

Aber David's Erlebnisse sind nur ein Kinderspiel gegen die seiner Schwester auf demselben Gebiete. Sie ist eine geschlechtlich höchst reizbare, leidenschaftliche, unersättliche, ja grausame Natur und liebt den lüderlichen, verkommenen, dem Trunke ergebenen Bildhauer Montjoie, der nur ein Weib verlangt, gleichviel was für eins. Sie treten in nähere Gemeinschaft, David erfährt es, versucht — Montjoie dazu zu bringen, die Schwester zu heirathen, dieser aber verläßt sie, und nun nimmt sie sich das Leben.

David bleibt allein übrig, und geht weiter von Ismus zu Ismus. Einmal steht auch er vor dem Selbstmord, da errettet ihn ein unbedeutender Priester davor. Er geht nach England zurück und heirathet Lucy Purcell, die Tochter seines zeitweiligen Lehrers, und läßt Dora Lomax, die Tochter eines Bohemien, sitzen. Lucy's Vater ist freilich nicht viel besser als dieser, er ist ein Sonderling und Schwindler, aber David ist jede Gesellschaft recht. Was er auch beginnen mag, er fühlt sich immer unbefriedigt. Er macht eine Periode der Trunkenheit durch, in der er zum Vieh herabsinkt und erhebt sich wieder. Lucy stirbt und hinterläßt dem Gatten ein Kind. David's Leidenschaften scheinen sich zu legen. Hat er doch ein Leben hinter sich, das einen Burns, Byron oder Shelley sicher mit fünfundzwanzig Jahren getödtet hätte. Am Ausgang des Buches ist es völlig ungewiß, was weiter geschehen wird. Wird er Dora Lomax heimführen, oder wohin wird er sich wenden?

Es ist keine Frage: Mrs. Ward hat mit diesem Roman eine freiere Geistesbahn betreten — aber sie hat sich noch zu keinem klaren Endergebniß durchgekämpft. Am Ende ist David kaum klüger als am Anfang.

Was wird die Fortsetzung enthalten? Wird der Anstoß in der englischen Literaturentwickelung, den das Buch zweifellos bedeutet, weitere Folgen haben? Wird es den Salonroman und die Sportgeschichten aus dem Felde schlagen? Wird es die Schranken brechen, die heute der „gute Ton" der Literatur zieht?

In drei Jahren ist vielleicht eine Antwort möglich. Aber eins ist schon heute klar. Die Fühlung mit den Weltanschauungskämpfen der Gegenwart hat der englische Roman durch dieses Buch gewonnen, die Kunst beginnt mit an den Aufgaben der Zeit zu arbeiten, und dadurch erhebt sie sich vom müßigen Spiel wieder zu dem was sie ehedem war — zum mächtigen Culturfactor.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Studie.

Von Adalbert Meinhardt.

Es ist nach Mitternacht. Im Club sitzen sie in Gruppen plaudernd beisammen. Man berichtet einander allerlei Stadtklatsch, wobei es immer zu lachen gibt. Ein paar Sportsleute, die mit ihren Rennagenden sich in eine Ecke abseits gerückt haben, erheben aus ihrer geheimen Verhandlung zuweilen die Stimmen zu recht deutlich klingenden Reden. Ist nebenan im Spielzimmer auch das Sprechen verpönt, so geht es hier desto lebhafter zu und vom Billardsaal zur Rechten her tönt das Rollen der Kugeln und lärmendes Rufen. Man sollte denken, dies sei kein Ort süßer Ruhe sich hinzugeben. Und wer nicht selbst durch beständiges Rauchen sich die Athmungsorgane betäubt, der könnte befürchten in dem Dunst hier zu ersticken. Die Lampen des hübschen Kupferkronleuchters und die Lichter auf den Tischen schimmern trübröthlich wie durch Nebel. Ueber die seidenen Vorhänge, die türkischen Teppiche, die den Ausgang verhüllen, hat sich eine Staubschicht gelagert, die von den schönen Farben, den guten Mustern wenig mehr erkennen läßt. Denn gut ist Alles hier, gut und echt. Von den Kelims aus Smyrna, zu dem Pariser Briefpapier, — Stern, Passage des Panoramas, — von dem englischen Porzellangeschirr zu den Cigarretten aus Egypter. mit dem Namen des Clubs auf dem Deckpapier, — sie beziehen es aus den Ursprungsquellen, haben Alles vom Besten und Neuesten. Sind sie doch selbst Neulinge im Leben. Und die Schlechtesten im Lande dünken sie sich auch nicht gerade. Aus dem

lang bestehenden Verein, dem ihre Väter angehören, wie es die Großväter wohl schon gethan, sind sie ausgewandert, sich dies hübsche Heim für müßige Stunden selbst zu gründen, praktisch, fesch und modern, nach ihrem Geschmack. Daß sie Geschmack haben, — wer wollte das leugnen? Sie selber wenigstens, Einer wie Alle, sind auf das Tiefste davon überzeugt. Auf den Club, ihr gemeinsames Werk, an dem sie immer noch zu bessern, zu verschönern wissen, sind sie ungefähr so stolz, wie eine junge Mama auf ihren Erstgeborenen. Wenn Jemand ihnen sagen würde, sie hätten bei Eltern und Geschwistern, — eines eigenen, legitimen Eheheims können sich ihrer noch nicht viele berühmen, — sie hätten zu Hause es mindestens ebenso gut wie hier, sie würden empört sich dagegen verwahren. Schon die Luft im Club einzuathmen ist ihnen sympathisch, scheint ihrem Stolze, ihrem Mannesbewußtsein zu schmeicheln.

Sonst hätte sich schwerlich dort jener lange schlanke Gesell in all' dem Lärm und dem Tabaksdunst auf den Diwan gestreckt, hier zu schlafen. Er ist der Jüngsten einer, selbst unter dieser Versammlung der Jugend. Und wenn man ihn ansieht, die weißen, breiten Augenlider, mit langen Kinderwimpern, die ihm seine Wangen beschatten; unter dem braunen Schnurrbärtchen, — eine neueste Errungenschaft und noch sorgsamster Pflege bedürftig, — die weichen Lippen zu tiefem Athmen ein wenig geöffnet, daß die gesunden jungen Zähne dazwischen blitzen; wenn man ihn so sieht, man möchte denken, dem wäre auch zu dieser Nachtzeit besser in seinem guten Bette, unter seiner Mutter Dach.

Wenigstens der fremde Besucher, ein älterer Herr, heute erst in die südliche Stadt gekommen und von dem Sohn eines Reisebekannten auf seinen Wunsch hier eingeführt, kann sich nicht enthalten dergleichen zu denken und es — leider — auch auszusprechen: „Schade um den Knaben, so früh schon . . ."

Das hätte er lieber nicht sagen sollen. Man läßt ihn seinen Satz nicht vollenden. In dem einen Jüngling, so scheint es, hat er den ganzen Club beleidigt. Gleich so vielen gereizten Leuen stürzen sie sich auf ihn.

„Der liegt hier so gut wie im Bett."

„Ihn sicht überhaupt so leicht nichts an."

„Glauben Sie wohl, er schläft im Rausch?"

„Meine Herren, ich glaube gar nichts, ich habe der Ehre Ihres Freundes durchaus nicht zu nahe treten wollen, ich . . ."

„Oder denken Sie, wir verderben ihm seine Moral? Im Gegentheil. Er rührt ja keine Karte an. Seit er damals, Ihr wißt es Alle, eine Zeit lang Tag für Tag etliche Tausende gewonnen und dann in einer Viertelstunde, auf einen Zug, das Ganze wieder verloren hat, seitdem ist das Spiel ihm »zu dumm«, wie er sagt. Er läßt uns Anderen die Nervenerregung, schaut zu, oder schläft, wie Figura zeigt."

„Meine Herren, ich zweifle gar nicht," sagt der Fremde und es ist ein Wunder, daß seine Stimme, dünn, etwas schnarrend, wie sie ist, den Lärm überhaupt zu durchdringen vermag; — „nein, ich will nicht mehr zweifeln, Ihr Genosse ist ein Held, vollkommen, fehllos an Leib wie an Seele und dazu unverwundbar wie Siegfried."

„Ich verbitte mir diesen Spott!"

„Still doch, still!" — Es ist der, welcher den Fremden hergebracht hat, er saß schon die ganze Zeit wie auf Kohlen. Und er zieht den heftigsten Widersacher auf die Seite: „So gib doch Acht, so sei doch etwas höflich. Der Mann ist mir ganz besonders empfohlen."

„Wer ist er denn? wie wagt er es, den da, den für einen Taugenichts anzusehen?"

„Was sucht er überhaupt hier bei uns?"

„Guter Carlo, laß Dir's sagen, der Kerl ist einfach ein Spion, der unsere politische Stimmung belauschen will."

„Ein Jesuit ist er."

„Nein, ich weiß es. Schaut ihn Euch nur an, wie er dasitzt, seinen spitzen, grauen Bart streicht, uns heimlich beobachtet und lächelt, so recht wie Mephisto. Und hinkt er nicht auch? Und seine Berliner, unausstehliche Sprache — es ist der leibhaftige Gottseibeiuns."

Sie lachen alle.

„Seit wann," ruft Carlo gereizt dagegen, „seit wann weißt Du denn so genau, daß der Teufel Berlinisch redet? Und seit wann ist es Sitte, daß wir hier im Club einen Fremden unhöflich behandeln, weil er einen anderen Accent hat? Ich muß mir's doch ausbitten, daß man meinem Gast etwas anständiger begegnet."

Der Fremde ist an seinem Platze sitzen geblieben. Wie sich seine schmalen Lippen zu dem satirischen oder satanischen Lächeln falten, ist es als ob die scharfe Habichtsnase noch immer länger, schärfer würde. Seine Stimme klingt wie ein Krähen, so schrill. — „Ja, ja, Freund Carlo, wenn ich einmal eines Fürsprechers bedürfen werde, wende ich mich nur an Ihren Club."

Hat er in dieser Entfernung gehört, was sie mit einander flüsterten? Es geht wahrhaftig nicht mit ganz rechten Dingen zu. Carlo ist am meisten betroffen. Verlegen steht er mit erhitztem Gesicht vor dem Gaste und stottert etwas, er selbst weiß nicht was. Denn er mag so wenig sagen, daß er ihn vertheidigen mußte, wie er es leugnen kann und will, daß er tapfer für ihn eintrat.

„Ich glaube, Sie wollen uns auslachen?" fragt der Cholerische von vorhin, ein kleiner, brünetter Mensch mit scharfen Zügen und frühkahlem Scheitel. „Mein Herr, ich muß Sie doch sehr ersuchen, Ihre Worte gegen den Club und gegen unseren schlafenden Freund dort zurückzunehmen."

„Meine Worte? Sie ließen mich ja nicht dazu kommen, irgend welche auszusprechen." — Er sagt es mit seiner fatalen Stimme, in dem verhaßten Berliner Tonfall.

„Herr, Ihren Hohn," ruft wüthend jener, „lassen wir uns nicht gefallen. Entweder Sie widerrufen die Beleidigung, oder — ich bedauere es sehr, einem Gast gegenüber zu solcher Wahrung unseres Hausrechtes gezwungen zu sein — oder . . ."

„Oder Sie schicken mir Ihre Zeugen?" fragt mit unverminderter Ruhe der hagere Fremde."

„Halt," spricht Carlo in schönem Eifer, „ich trete selbstverständlich ein für meinen Gast, Du schlägst Dich mit mir."

Der Graubart fährt fort, recht behaglich zu lächeln. „Meine Herren, meine sehr jungen, sehr werthen Freunde, die etwas pessimistische Ansicht, die ich von dem Schlaf Ihres Schützlings dort zu hegen gewagt, war es, so dünkt mich, was Sie zuerst gegen mich in Harnisch gebracht hat. Nun scheint mir aber, bevor wir das Gottesurtheil des Duells anrufen, sollten wir, Sie so gut wie ich, vorerst ein anderes Mittel versuchen, unsere widerstreitenden Auffassungen über den Schläfer zu versöhnen. Befragen wir erst einmal ihn selber."

„Mit Vergnügen. Sie sollen sehen . . ."

„O, ich bitte" — mit einer leichten Armbewegung, ohne sich vom Stuhl zu erheben, hält er den schon Davoneilenden zurück — „so war es doch nicht gemeint. Wenn wir ihn fragen, ob er ein vollkommener Mensch ist, wird er, sonder Zweifel, mit einem überzeugten Ja uns Antwort geben. Das ist aber noch kein stichhaltiger Beweis. Wir müssen vielmehr seinen Charakter sich zeigen lassen. Wie er handelt, das soll entscheiden."

„Ja, aber wie . . ."

„Was soll er denn thun?"

„Er wird eine jede Probe bestehen."

„Ich lasse ihn nicht einer unwürdigen Prüfung ungewarnt unterwerfen."

„Gemach, meine Freunde. Hören Sie vorerst meinen Vorschlag. Es handelt sich also darum zu erweisen, in welcher Verfassung der junge Mann aus seinem Schlummer aufwachen wird. Man wecke ihn — wird das überhaupt gelingen? — man theile ihm mit, was hier sich zutrug, wie sich zwei von seinen Freunden schlagen wollen, seinetwillen. Sie Alle, mit Ihrem jugendlich südlichen Feuer erwarten, daß er auf diese Nachricht, wie ein Held aus dem Märchen, ein Paladin, sich selber in die Bresche werfen, an der Freunde Statt eintreten werde. Ich, — was ich mir denke . . . Nun, ich bin alt und durch Erfahrung recht skeptisch geworden."

„Und," fragt Einer, „um welchen Preis geht es denn? Wenn Sie verlieren?"

„So schulde ich dem ehrenwerthen Club eine Ehrenerklärung. Auf welche Weise ich dieselbe zu leisten habe, ob mit meinem Leben — das soll mir gleich sein. Doch ist das ein unwahrscheinlicher Ausgang."

„Und wenn Sie gewinnen, womit zahlen wir?"

„Sie? nun, ganz einfach. Es sollte ursprünglich ein Zweikampf stattfinden um diesen Schläfer. Der ist dann entschieden, mein Gegner von vorhin unterlegen — über sein Leben oder Sterben behalte ich mir die Bestimmung vor."

Sie sind Alle blaß geworden.

„Also so etwas wie ein amerikanisches Duell?"

„So etwas dergleichen. Scheint's Ihnen nicht recht so?"

Sie schwiegen. Denn wer möchte die Verantwortung auf sich nehmen, dem dämonisch blutgierigen Fremden entgegen zu treten, ihm die Möglichkeit bieten, hier ein Clubmitglied für feige zu halten? Keiner, so muthig sie sich fühlen, keiner findet in sich den Muth, für des Genossen Leben zu bitten. Der hagere Graubart mit seinem Lächeln hält sie gefangen wie in einem Bann.

„Also?" fragt er.

„Ich soll ihn wecken?"

„Probiren Sie es mindestens."

„Und — wer sagt ihm, um was es sich handelt?"

„Gleichfalls Sie, denke ich. Sie sind doch sein Freund. Daß Sie ihm nicht unsere Wette auf illoyale Weise verrathen werden, dafür bürgt mir die Anwesenheit all' dieser Herren, bürgt mir Ihr eigenes, wie ich erfuhr, recht hoch gespanntes Ehrgefühl." — Und er verbeugt sich noch bei den Worten, als ob er durch seine ironische Miene die Höflichkeit in ihr Gegentheil umkehren wollte.

Der junge Mensch hat sich abgewendet. Sein südlich dunkles Gesicht zeigt finstere Entschlossenheit. Es ist nicht angenehm, um eines so guten Schläfers willen vielleicht sein Leben lassen zu müssen. Denn wahrhaftig, in all' dem Lärmen, all' dem Rufen, hat jener sich auch nicht einmal geregt. Der Freund packt ihn nicht sehr sanft an der Schulter. Er weiß aus Erfahrung, scheint es, wie man den Schlummernden zu wecken hat: „Alter, steh' auf!"

Der streckt sich nur desto behaglicher aus.

„Steh' auf. Man will Dir etwas thun."

Wach wäre er jetzt. Aber er schiebt die verschlungenen Hände als noch bequemeres Ruhekissen sich in den Nacken und blinzelt aus hübschen, schläfrigen Augen den guten Freund an. — „Du bist ja da. Was könnt' mir geschehen? Geh' laß mich schlafen."

Die Anderen sind Alle näher gekommen. Selbst der verhaßte Dämon, der Graue, scheint gespannt auf den Ausgang.

„Vorwärts," mahnt der Freund, „es ist wichtig, es gilt Deine Ehre."

Der, den sie den „Alten" nennen — ob weil er der Jüngste ist von Allen, ob weil sie ihn klug und besonnen finden, über seine Jahre hinaus, das weiß Keiner genau; — der „Alte" gähnt, ganz ungenirt. — „Die wirst Du schon wahren. Gute Nacht."

„Es gilt die Ehre unseres Clubs."

Er ist schon aufgesprungen, er steht.

„Nun also," fragt er, „was hat es denn eigentlich gegeben?"

Und der Freund, in jeder Fiber seiner schmalen Gestalt, seines blassen Gesichts vor Erregung zitternd, berichtet ihm, kurz, knapp und kalt.

Jener aber, während er zuhört, wie um seinen gesunden Schlummer ein Streit entstand, wie sich seine zwei liebsten Freunde um seiner Ehre und Ruhe willen ihre Hälse zu brechen gedachten — er zieht an der langen, silbernen Kette die Zündhölzerbüchse aus seiner Tasche, macht Feuer, setzt die Cigarrette in Brand.

„Also, falls Du Deinen Charakter als frivol und blasirt, als jung verderbt ausweisen wirst," so schließt der Freund mit zornbebender Stimme, „hat der Herr dort zu entscheiden, ob ich noch leben darf oder nicht."

Der „Alte" hat zu rauchen begonnen.

„Hast Du mich verstanden?"

Mit zwei Fingern nimmt er die Cigarrette aus seinen Lippen, bläst eine lange Ringelsäule von durchsichtig blauem Rauch zur Decke und spricht ein einziges, kurzes, inhaltschweres, ein niederschmetterndes Wort: „Unsinn." —

Der Fremde hat sich halb im Sessel aufgerichtet. Seinen langen Hals streckt er neugierig vor, dieses Phänomen von Gleichmuth etwas näher anzuschauen.

„Wie sagten Sie?"

„Unsinn." Er wagt es, das Wort noch zu wiederholen! — „Wolltet Ihr wirklich mich glauben machen, der alte Herr dort hätte Deinen Tod begehrt? Das denkt Ihr im Ernst? Er hat Euch zum Besten. Wenn er etwas ausprobiren wollte, so war es nicht an mir, war es an Euch Allen. Und Ihr habt recht schlecht die Prüfung bestanden."

Der Gottseibeiuns springt vollends auf. Aber anstatt in ein diabolisches Hohngelächter auszubrechen, wie sie es erwarten — sie trauen ihren Augen nicht und noch minder den Ohren — statt dessen schüttelt er dem „Alten" die beiden Hände, so gut er es kann mit der Cigarrette dazwischen, die Jener um keinen Preis loslassen würde. Und er spricht dazu: „Alle Achtung! Hut ab vor dem Club." — Sonderbar, sein Organ klingt gar nicht mehr so teuflisch. — „Verlangen Sie," fährt er fort, „eine jede Ehrenerklärung von mir, die Sie wünschen. Wenn nöthig zahle ich mit meinem Blute. Aber, wenn es ohne Blut abgeht und wenn Sie mit einem solennen Champagnerfrühstück sich Alle zufrieden erklären wollten — mir wäre das entschieden lieber. Sie sehen mich vollständig besiegt. Der gesunde Menschenverstand, der, selbst aus dem Schlaf geweckt, die Lage mit leichtem Humor überblickt, er hat meinen Skepticismus entwaffnet. Damit Sie aber ganz erkennen, wie sehr Ihr Freund mit seiner Vermuthung, ich habe Sie Alle prüfen wollen, in's Schwarze traf — und mir selber zur Buße — muß ich es Ihnen wohl gestehen: ich bin Schriftsteller, meine Herren. Ich kam hierher, für einen Roman, den ich schreiben wollte, den Geist, die Art Ihrer südlichen Jugend zu studiren. Was ich jetzt davon kennen lernte — soll ich es verwerthen? Oder fordern Sie, daß diese neue, schöne Erfahrung die letzte bleibe in meinem Leben? — Nach den Bedingungen unserer Wette steht Ihnen das Recht zu — entscheiden Sie!"

Und Alle, wie aus einem Munde: „Es ist entschieden. Wir sind befriedigt."

„Ja," sagt der „Alte", „Sie brauchen nicht zu sterben, sondern mögen Ihre Studie benutzen, wann Sie wollen. Und auch das Frühstück nehmen wir an. Aber" — er gähnt recht herzhaft — „morgen! Jetzt, was meint Ihr? jetzt wäre es an der Zeit, bald nach Hause zu gehen und zu schlafen."

Aus der Hauptstadt.

Dynamystik.

Zum ersten Mai hatte ein belgisches Witzblatt, es mag auch ein witziges Blatt gewesen sein, in vier fast genialen Caricaturen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Staatenbildung in's Ewig-Schweinerne übersetzt. In majestätischer Gelassenheit ruhte das absolute Schwein zuerst in seinem Pfuhl, von borstenviehischen Cavalieren und sorglichen Hofsäulein eifrig umdienert; dann hatten Seine Majestät das Schwein Allergnädigst eine Verfassung zu geben geruht, um den behaglich kothigen Thron rüsselten die Minister, rosige Ferkelchen besorgten das civile Cabinet und in dem Hause der Gemeinen begann die Hatz der eloquenten Eber; die bürgerliche Republick folgte nun, die Krone war verschwunden, das freie Spiel der Kräfte stand in höchsten Ehren und in wildem, wüstem Uebereinander, des Nachbarn Fall sogleich als Schemel nützend, umdrängte jetzt den Trog, was schweinisch sich und freiheitlich gesinnt auch fühlte; zuletzt nach dem Getobe der freien Concurrenz, die selbstverständlich nur den unreinlichsten Schweinestaatsbürgern Nutzen brachte: borstigen Jobbern, Schlammbaissiers und witternden Terminspekulanten in Kartoffelschalen, kam das Idyll, frei nach Henry George und Bebel: an seinem Trog ein jedes Schwein beschaulich schmatzend, ungestört von Eigennutz und anderm wilden Triebe, das friedlich schöne Bild künftiger Schweine-Phalansterien.

Nur flüchtig konnte ich die Bilder mir betrachten, ihre erstaunlich tiefe politische Weisheit aber hat sich doch dem Gedächtniß eingeprägt und

immer, wenn ich seitdem aus aller Herren und aus herrenlosen Ländern Programmreden las, umspielte die staatliche Evolution der lieben Schweine gar schmeichlerisch den Sinn. Dem Apulejus und seinem goldenen Esel mochte ich den zeichnenden Satiriker vergleichen, der auch, wo er verschwieg, mir Beifall abgewann. Ein fünftes Bild nämlich mußte man gerade zu diesem ersten Mai doch wohl erwarten, der uns im Zeichen Ravachols erschien; mein Zeichner aber hatte mit vieren sich begnügt und ich entnahm daraus, daß er genau so wenig wie ich selbst vom Planen und vom Hoffen des Anarchismus sich ein Bild zu machen im Stande war. Und diese Uebereinstimmung getröstete mich sehr, weil sie den fast Verzagenden doch ganz allein nicht ließ, im Dunstgebild der neuen Dynamystik.

* * *

Schnell fertig ist die Zeitung mit dem Wort. Unsere journalistischen Markthelfer haben mit dem Begriff des Anarchismus nicht erst lange sich geplagt; die Aermsten müssen ja, gepeitschte Tintenkulis, verschweigen, was sie etwa denken, und schreiben, was der Brotherr wünscht und seine Abonnenten fordern; in Berlin mindestens, dem angeblichen Mittelpunkte deutscher Bildung, gibt es kein Tagesblatt, in das ein selbständiger Geist selbständige Gedanken schreiben dürfte. Je nach dem Parteistandpunkt hat man denn auch die Anarchisten als äußerst linken Flügel dem Sozialismus anzuhängen sich bemüht oder als Räuber und Mordbrenner sie auszuschreien oder endlich tiefsinnige Ableitungen vom russischen Nihilismus zu verfassen, ganz billig und ganz schlecht, zehn Pfennige die kleine Zeile, und wo es gegen Rußland geht und freundlich Herrn Stambulow, dem Meister der Reklame, gar noch zugeschmunzelt wird, da kommt es auf eine Hand voll Zeilen auch nicht an. Der Rest war Ravachol-Geklätsch, hochmüthiges Schimpfen auf die Pariser Bourgeoisie, als ob die von Berlin viel besser wäre, und großartige Verachtung der Geschworenen, die dem zuviel besprochenen Dynamitbold mildernde Umstände zugebilligt haben. An die Ursache dieser Blamage wurde natürlich nicht gerührt; da es sich um eine liberale Errungenschaft handelt, darf man als aufgeklärter Abonnentensänger doch nicht sagen, daß Gevatter Schneider und Handschuhmacher in der Rechtsprechung nichts zu suchen haben, die ein Gefühl des Rechtes und psychologische Schulung von ihren Dienern zu verlangen hat.

Ob Ravachol nun in Noumea mit Gabriele Bompard sich vergnügen, ob er sein edles Haupt dem Fallbeil beugen wird —: mir ist es unendlich gleichgiltig; die Presse, die ganze Spalten mit eigenen Drahtberichten über sein Treiben füllen ließ, die hat dafür gesorgt, daß neue Helden seiner Art sich finden werden. Auch ist bisher, darin hat Zola Recht, an Menschenleben und Eigenthum durch Dynamit nicht mehr zerstört noch worden, als das tägliche Ungefähr vom Wagen und Gedränge, von Eisenbahnen, Feuersbrunst und Wassersnoth verschlingt. Wichtig und interessant erscheint mir nicht der Erfolg, nur die Bemühung, nicht die That, nur der Gedanke, und nur die Frage soll uns hier verlocken, ob wir mit einer erst heraufziehenden oder mit einer schon scheidenden Bewegung im Anarchismus es zu schaffen haben.

* * *

Des Fleißes darf man stolz sich rühmen, und um so stolzer, wenn umsonst des Fleißes Mühe blieb. Als bald da, bald dort es in Europa zu krachen begann, machte ich mich eifrig an die anarchistische Geheimlehre, verschaffte mir den von London aus geleiteten „Revolté“, ein wundersames Blättchen, und verschrieb, frisch aus Paris, zwei Bücher des Fürsten Peter Krapotkin, der ja wohl mit Elysée Reclus der Reichskanzlei des Anarchismus vorsteht: „Paroles d'un Revolté“*) und „La conquête du pain“.**) Beide Bücher, es war nicht kurzweilig, habe ich durchgelesen: Da steh' ich nun, ich armer Thor, und bin so klug als wie zuvor und auch durch Lombroso nicht klüger geworden, der an den Anarchisten kriminalistisch und anthropologisch sich beeifert hat.

Fürst Krapotkin träumt einen Communismus unter Freien, der dem Culturmenschen staatliche Ketten brechen, jedes Gesetz abschaffen und, gleich von übermorgen an, freie Verständigung über Genuß und Güter, über Behausung, Nahrung, Kleidung und Vergnügen einführen soll und will. Das Ich soll befreit und Arbeit und Genuß nach eigenem Belieben dem Einzelnen, dem gottähnlichen Egotisten erreichbar werden, der nichts vom Nächsten weiß noch wissen mag, der nur sein Selbst kennt und alle hilfreichen Maschinen, die für die grobe Arbeit noch erfunden werden sollten. Jeder nimmt, was er erwischen kann, und wer zuletzt kommt, malt zuletzt. Dieses Ideal, meint Fürst Krapotkin, ist ungezählter Explosionen werth und seine Erfüllung steht ungeduldig wartend, meint Fürst Krapotkin, schon vor der allernächsten Thür, die schleunigst drum zu sprengen ist. Die rettungslos verirrte Logik des wunderlichen Heiligen zeigt sich schon darin, daß er, neben dem sogar sein Landsmann Tolstoi noch wie ein ökonomisch Einsichtiger erscheint, auf seine Fahnen die Losung „La Sociale“ schreibt, während er zugleich doch selbst den einsamsten Gipfeln eines verstiegenen Individualismus entgegenmarschirt.

Die Kritik des Systems ist allzu billig, um uns hier zu reizen. Krapotkin ist ein armer Adliger, und diese Sorte ist jeder revolutionären Ablenkung von eigener Misere stets geneigt; von den sozialen Zusammenhängen menschlicher Dinge spürt er nichts und ihm fehlt der Geist, um wie der spirituelle Anarchist Nietzsche oder dessen Ahn Max Stirner die Lücken seiner Einsicht zu verbergen. Wenn ich seine Träume in's Schweinebildliche mir übersetze, dann sehe ich vor einem großen Trog in schöner Freiheit das Borstenvieh sich überpurzeln und schrecklich quiekt des Angstgeschrei der Balgenden mir in die Ohren.

* * *

Und diese Phantasie geleitet zur Entdeckung, daß dem Dritten das fünfte Bild merkwürdig ähnlich gerathen müßte, denn in der rücksichtlosesten Concurrenz im freiesten Spiel der Kräfte, im jubelnden Triumpf des laissez aller, laissez faire: da haben wir die Anarchie, wie sie Krapotkin träumt, die riesengroße, in tolles Uebermaß verzerrte Caricatur des liberalen Wünschens. Und nun fällt mir auch ein, daß Bismarck, es war schändlich, einmal gesagt hat: „Der russische Nihilismus ist mehr eine klimatische Abart des Fortschritts als des Sozialismus“.

Schändlich, aber richtig. Die Quellen des Nihilismus deuten nach Frankreich und nach Deutschland, zu Fourier führen sie, zu Saint-Simon und Proudhon und zu Hegel. Waren aber die Decabristen von 1825 dem Vorbilde der französischen Revolution treu gefolgt, so blieb die sozial begrenzte Auffassung der Nihilisten von 1848 mehr den deutschen Einflüssen unterworfen, ob ihre literarischen Neigungen auch zu der Galliere strebten. Bjelinsky, Herzen, Bakunin fanden mit den radicalen Junghegelianern Fühlung und von ihnen übernahmen sie den abstracten Freiheitbegriff, der nun, unwissenschaftlich und unmenschlich, als Norm an die verschiedensten Staatenbildungen und Gesellschaften gelegt wurde. Bakunin, der die Leidenschaft der Zerstörung eine schöpferische Leidenschaft genannt hat, reiste wie ein Fleischerknecht für die Revolution, schlug sich, ohne zu wissen, wofür, und durch ihn und Bjelinsky knüpfte sich die Verbindung mit Ledru-Rollin und Orsini. Der internationale Anarchismus war geboren.

Die Klügeren unter den Zeitungschreibern haben das Läuten wohl gehört, sie wissen nur nicht, wo die Glocken hängen. Alexander Herzen war der Glöckner, sein bestes Pamphlet heißt die Glocke, und wenn sein angeborener Zartsinn vor dem Aeußersten erschrak, so stand zur Seite ihm der wüste Bakunin, neben dem radical Liberalen der Anarchist, der von Hegel gegen Hegel sich entwickelt hatte. In deutschen Landen war durch deutsche Könige und geistliche Territorialherren zuerst und dann durch die Reformation, die mit den germanischen Rechtsbegriffen gründlich aufräumte, die römische Anschauung von der Allmacht und dem Allvermögen des Staates groß geworden, den Hegel später dann als Wirklichkeit der sittlichen Idee und Irdisch-Göttliches verehrte. Von dieser Katholisirung des Staatsbegriffes ging nun Evolution und Revolution aus: Marx und Engels sozialisirten ihren Hegel, von dem die Liberalen wiederum sich zu befreien suchten. Und nach der Verhimmelung des Staates mußte auch die Parole Zulauf finden: Gar keinen Staat; Freiheit dem Einzigen und seinem Eigenthum!

Max Stirner bleibt im Geistigen und kann deshalb gegen den gassenläufigen Liberalismus schwere Streiche führen; bei Krapotkin aber zeigt ganz klar sich die Verwandtschaft: derselbe abstrakte Freiheitbegriff, der den verschiedensten Culturen, ohne Rücksicht auf Gewordenes und

*) Paris, Marpon et Flammarion.
**) Paris, Tresse et Stock.

Werdendes, abgefordert wird, dieselbe Staatsbefehdung, leidenschaftlich bei den Besitzlosen, naturgemäß und sanfter bei gesättigten Besitzern, derselbe Mangel an Erkenntniß sozialer Ansprüche. Mag immerhin der Anarchismus mit Proudhon liebäugeln: er bleibt am Ende doch grotesk verzerrter Liberalismus, Ausfluß romantisch-subjectiver Ichverherrlichung, keine heraufkommende, sondern eine niedergehende Anschauung, deren Rückzug die Dynamystik uns verschleiern soll.

* * *

Zurück zur Schweinerei. Ist es gelungen, daß sünfte Bild hier nachzuzeichnen, dann ist auch klar, daß die anarchistische Schweinewirthschaft in der bürgerlichen Republik am ehesten, bei den Kasernentrögen des Sozialismus am wenigsten gedeihen kann. Sozialdemokratie und Anarchismus scheiden sich wie Wasser vom Oel, richtiger, wie Wissenschaft von Romantik; das bleibt nur da verborgen, wo vor der Gewaltsamkeit der Mittel Vernunft in Ohnmacht fällt. Wie unsere Gesellschaft dem rothen Schrecken nur begegnen kann, hat schon Lagarde gelehrt: „Die Anarchistenpartei wird nicht in Folge irgend welcher Auseinandersetzungen über die Nothwendigkeit der Obrigkeit verschwinden, sondern dadurch, daß die Obrigkeit anders regiert, als sie zur Zeit thut. Niemand mag barfuß gehen, der passende Stiefel zur Verfügung hat: Jeder wirft die Stiefel fort, welche ihn drücken und seine Füße zwängen, mit Leichdornen behaften, zum Wandeln unfähig machen." Nach dem Minister Constans, der sich zur Macht empor geschwindelt und gestohlen hat und eine schamlose Plutokratie betrieb, mußte ein Ravachol erscheinen.

Nicht alle Anarchisten sind Ravachols, im Gegentheil, meist sind es, wie Krapotkin, Reclus und Mackay, träumende, überseinerte Idealisten, die aus widriger Wirklichkeit sich zu perversen Trieben retteten. Selbst der scheusälige Tropmann hatte vor seinem Attentat zum Schutz der Kinderarbeit in Spinnereien segenreiche Vorrichtungen erfunden, und erst als er sah, wie wenig heute, ist nur Gewinn im Spiel, ein Menschenleben gilt, erwachte ihm mörderisches Gelüsten. Die Kräfte alle zu erhalten, die nach Bethätigung verlangen, das muß die sehr conservative Aufgabe jetzt sein, die es verhindert, daß alle Naturen von freierem Wuchse der Gesellschaft Feinde werden und zaudernd nur noch am Scheidewege stehen, zwischen der Dynamystik und dem Sozialismus.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Clavigo." Ein Trauerspiel von Goethe. (Königliches Schauspielhaus.) — „Morphium." Schauspiel in vier Acten von Max Stempel. (Lessing-Theater.)

Alte Dichter muß man lesen, neue Dichter zu verstehen, und der College Crampton handelt weislich, da er die Bänkelbübchen um ihre siegessichere Unwissenheit gar so derb auszankt. Was gab das für ein Schütteln leerer Köpfe, als der Magus aus Norden von geistiger Kindschaft sprach und Hedda Gabler das von Eilert Løvborg in seiner Thea feuchtem Mutterseelchen Gezeugte flackernden Flammen überliefern hieß. Nur ein verschrobener Kleinstädter, so schwatzte Nicolai und Co., konnte solche Ueberspanntheiten ausbrüten und ganz ausbündiger Thorensinn allein vermochte dies Erklügelte noch zu bewundern. Da blättere ich nun meinen Goethe auf und finde am Schlusse des sünszehnten Buches von Wahrheit und Dichtung die Anekdote vom Entstehen des Clavigo. In barocker Paarung, die heitere Geselligkeit geschaffen hatte, war der junge Wolfgang zu einer Ehestand-Komödie mit Anna Sibylla Münch vereint und ihr, die wie ein Brutweibchen dem Andern der nordischen Thea Elvstedt ähnlich sieht, zu gefallen, schuf er des Beaumarchais Mémoire zu einem Drama um. Und, siehe da, der alte Meister schreibt: „Meine gebietende Gattin erfreute sich nicht wenig daran, und es war, als wenn unser Verhältniß, wie durch eine geistige Nachkommenschaft, durch diese Production sich enger zusammenzöge und befestigte." Enfoncé — Ibsen!

Und als ein junger deutscher Dichter, so vor zwei, drei Jahren, einen trüben Freier die Gesundheit des kommenden Geschlechtes in liebenden Gedanken doch mit erwägen ließ, da raunte es gleich wieder: Nein, wirklich, so etwas war noch nicht da, und emsige Witzbolde rieben an dem kantigen Loth sich kümmerliche Scherze ab. Wieder aber blättere ich meinen Goethe auf und finde des Carlos leidenschaftlich klugen Satz: „So Alles, Alles zu vergessen, eine kranke Frau, die dir die Pest unter deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen!" Und nicht zuletzt ist es dieser Grund, der bei Clavigo durchschlägt, dem prachtvoll ausgewachsenen Streber, den mit seinem siechen Liebchen des Dichters junge Grausamkeit uns jäh gemordet hat. Zwei Seelen wohnten damals schon in Goethe's Brust und seine sentimentale Seele, die in gutbürgerlicher Pflichtensphäre gebildet war und die von prahlerischem Geniethum zur weinerlichen Sittsamkeit Richardson's zeitig sich gerettet hatte, die ergriff nun wider Carlos und für Mariens wundes Herzchen schnell Partei. Ehe es aber so weit kam, hatte Carlos den Krauskopf und die Stumpfnase gereckt ganz wie der jüngste Naturalist aus Schlesiens Hungerthälern: Enfoncé — Hauptmann!

Mephistopheles Merck wollte vom Clavigo nichts wissen und sagte dem Freunde: „Solch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Anderen auch." Der Weimarische Theaterleiter hat sich an diesem Urtheil geärgert und gewiß wäre es gut gewesen, wenn Goethe noch ein Halbdutzend brauchbarer Theaterstücke geschrieben hätte —: „jede Direction, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre." Und doch hat Merck, wenn man ihn nur richtig versteht, vielleicht nicht ganz Unrecht gehabt. Sein technisch-merkantiler Geist, den der Freund lächelnd rühmt, mußte eigentlich zur Fortsetzung einer Thätigkeit rathen, die Gewinn und Ehre versprach — denn Clavigo war ein lauter und breiter Thränenerfolg; der klare und kluge Praktiker aber achtete die Form gering und der Inhalt schmeckte ihm nicht nach gesunder Kost. „Die Epoche, in der wir lebten," schreibt Goethe, „kann man die fordernde nennen; denn man machte an sich und Andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sei, was der Mensch sich wünschen könne, und nicht einmal schwer zu erlangen." Die Spuren solchen naturwissenschaftlich begründeten Handelns nun vermißte Merck in Goethe's Gelegenheitdichtung und, in den Strom der sordernden Epoche einzumünden, trieb er deshalb den Freund. Gegen geistige Kindschaften hatte er nichts einzuwenden, aber die Mutter durfte nicht kränklich sein; einen Clavigo hätte er sich gelobt, der als Minister gestorben wäre und als Stammvater eines stolzen Spaniolengeschlechtes; da er aber in dem eilig vollendeten Drama die Bekenntnißschrift spürte, so mußte er den Clavigo tadeln, um von den beengenden Schranken bürgerlicher Wohlanständigkeit den vorwärts drängenden und aufwärts strebenden Poeten fern zu halten.

Auch dieser Mephistopheles hat den Genossen mit Sporn und Peitsche in die Klarheit nur geführt —: vom Clavigo zum Faust. Im Suppentopf der wirthschaftlichen Anna Sibylla, die von den Eltern dem behaglich Leidenden gewünscht war und deren körperlicher Brut Frau Rath bereits die Nußbaumwiege rüstete, war nicht die Nahrung für eines Goethe ganz besondern Saft und als ein bürgerliches Trauerspiel, beim Schaukelkasten und bei Kinderklappern, durfte nicht ein Leben scheitern, das bis zum Selbst des Alls sich weitern konnte. Den literarischen Einflüssen der englischen Romane, der Hausväterlichkeit des Diderot, der Sara Sampson und Emilia, dem dürftigen Zauber einer Jungfer Münch mußte ein weiter blickender Berather den jungen Goethe zu entziehen trachten, wie Carlos aus Mariens holden Schlingen den Clavigo gewaltthätig zu lösen sucht. Nach der Lehrjahre Vollendung mußte Wilhelm Meister von der Empfindsamkeit zum Handeln übergehen; der sich als Weislingen, Clavigo, Werther, Crugantino, als Tasso und als Eduard sentimentalisch betastet hatte, dem mußte der Freund die Weisheit des Carlos suggeriren — das Wort ist nicht so neu, wie Herr Paul Schlenther meint, der gute Abbé Prévost hat es schon gebraucht —: „Möge deine Seele sich erweitern und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht,

geringe Verhältnisse vernachlässigt, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate, warum sollten wir es nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?" Es ist immer die Natur, die grausam gleichmüthige, der Carlos folgt, und immer röstet der zage Freund sich nur an Sentiments. So bezeichnet Clavigo den Anfang einer Bahn, die erst beim Faust ihr Ende finden sollte; was in seinen Kräften stand, hat Merck, mit besten Freundesmitteln: mit Tadeln und mit Spott, redlich geübt, um aus der Empfindsamkeit den Freund zur That zu führen, und sein Clavigo-Urtheil soll man drum nicht schelten. Nur durch Goethe freilich konnte Goethe, im dunkeln Drange des rechten Weges sich bewußt, gerettet werden, denn weise lautet also ein Wort, das hinter der Geschichte des Clavigo bei unserm Dichter gleich verzeichnet steht: Nemo contra deum nisi deus ipse.

In kurzen Tagen und für einen Damenkreis, auch das soll man bedenken, ward unser Trauerspiel geschaffen, das man an Stella's ungleich höherm Reiz nicht messen darf. Es galt, ein renommistisches Versprechen einzulösen, die Zeit drängte und so wurde die große Scene des Beaumarchais fast wörtlich dem großen Pamphletisten selbst entlehnt — der künstlich überhitzte, effecthaschende Stil schreit gegen Goethe's klare, knappe Fülle — und aus einer englischen Ballade der Schluß, am offenen Sarg der Doppelmord beim Fackelschein, flugs angeflickt. Das Werk ist nicht aus einem Guß, man merkt es, und wenn Marie, eine in Flüchtigkeit verzeichnete Gestalt, abwechselnd sich als Spanierin und als Französin fühlt, ganz allerliebst unmenschlich, dann muß ich pietätlos immer an Scribe's lustigste Figur, den guten Grignon, denken, der von Papa bald und bald von der Mama das Erbe in den Adern juckend spürt. Den lieben Mädchen mochte das gefallen, und ihren Anspruch zu erfüllen, mußte Clavigo auch sein Leben lassen; denn was hätte Anna Sibylla wohl gesagt, wäre ein Eheversprechen, ein schnöde gebrochenes, so mir nichts, dir nichts, ungerächt geblieben?

Doch gab es auch innere Gründe, die solcher Wendung günstig waren. Die bürgerliche Revolution lag in der Luft und bürgerliche Ideale schrieb die Sprudeljugend auf ihr Banner. Der Hof: ein Lasterpfuhl; der Adel: verächtliche Sippschaft; ein Amt: die Schmach; gekrönter Häupter freundliche Bemühung: schimpflichster Erwerb. So sahen die Jüngsten in die Welt, Buenco war, der Demokrat, der Unerbittliche, ihr liebster Typus und in richtigem Instinkt für die Forderung der Zeit griff Goethe sich den Stoff, der über höfische Ränke und über Strebertücke die Bürgertugend sterbend siegen sah. Wie rasch die Jahre fliehen! 1774 mußte Clavigo sterben, weil er an einem kranken Gänschen sich versündigt hatte; und kaum ein Halbjahrhundert später winkte dem Faust nach ungleich schlimmerm Fehlen himmlische Erlösung. Napoleon war durch die Welt geschritten, unter seinem dröhnenden Tritt war die moralische Achsendrehung vollzogen, im Heroencultus wälzte sich bezecht Romantik, dem schalen Anstand frech die Zähne weisend, und radical aristokratisch pries Goethe die selbstherrliche That. Wir werden für Napoleon Bismarck setzen müssen, wenn wir den parallel verschlungenen Weg vom jungen bis zum jüngsten Deutschland zu betrachten haben, den Weg von Feuerbach zu Nietzsche.

Das ist an dem jungen Goethe das Merkwürdigste, daß er der zwei Seelen deutlich sich bewußt schon ist, die ihm im Busen wohnen. In des Carlos und des Clavigo Innerstes kriecht früh reif seine Universalität hinein und spricht aus Beiden mit menschlich eignem Laut uns an. Ein Paar contrastirender Gestalten, das neben Don Quixote und seinem Sancho, neben Faust und Wagner kühn bestehen kann. Dem Carlos muß für seinen großen Zweck ein jedes Mittel dienen und selbst ein Liebchen gönnt er dem Freunde nur als suggerirenden Behelf, den Stil ihm frisch und jugendlich zu halten. Auch Clavigo ist Literaturmensch durch und durch und ganz literarisch düftelt er, indessen Bruder Beaumarchais die Chocolade schlürft, sich in verliebten Rausch zurück, der vor Mariens abgezehrten Wangen erst verstört entweicht; zum faustischen Beharren aber fehlt ihm die Kraft, er bleibt Feuilletonist und seiner Plauderer und kann die That nicht fassen. Weil Carlos den Freund freundschaftlich überschätzt hat, sieht er entsetzt am Ende seiner Klugheit Werke; und auch des Andern kluges Planen wird zu Schanden: auch Beaumarchais — in dem wohl Niemand den Finder Figaro's entdeckt — sieht seine ohne Menschenkenntniß aufgestellte Rechnung arg zerrissen, und als ein hitziger Geselle zahlt er die Zeche mit dem Leben gleich.

Auch der Größte weiß beim Beginn des Weges kaum, wohin er führt. Goethe wollte an bürgerlicher Beschränkung wohl den Treubruch rächen und durch den reinen Weltverstand, wie er noch später schrieb, die edlere Natur zu Grunde richten lassen. Nach des Dichters Absicht sollte Carlos aus allzu großer Klugheit sündigen und wir hätten dann in unserm Drama die Verherrlichung des stillen Friedens und der schuldbefreiten Brust. Aber Goethe ist nicht Grillparzer, mag Rustan vom Clavigo manchen Zug auch haben; das Carlos-Element lag tief im klaren Geiste des Dichters der Farbenlehre und, wie er sich auch zu differenziren strebte, mit Carlos ging unwissend doch und wider eigenen Willen seine Sympathie. Merck sah die Absicht, doch nicht das Vollbringen: im Innern des Clavigo liegt der Conflict; er geht zu Grunde, weil ihn, den kleinen Menschen, der beste Freund für einen Großen hielt. Der kluge Carlos ist klug genug, nicht klug zu sein und zu verkennen, daß sein nachgiebiger Schüler kein genialer Mensch ist, sondern nur ein Journalist.

Alte Dichter muß man lesen, neue Dichter zu verstehen. Daß Goethe doch einmal ganz dramatisch fand und erfand, zeigt der Clavigo deutlich; daran erkenne ich den Dramatiker, daß er dem inneren Conflict mit sicherem Gefühl den stärksten Ausdruck findet, und das ist hier erreicht. Damit der Treubruch im schlimmsten Licht erschien und doch zugleich dem wägenden Verstand entschuldbar war, mußte Marie — die ganz und gar nicht goethische Gestalt, die an Luise Millerin gemahnt und nach denselben belletristisch verbildeten Jüngferlein der Giebelhäuser gezeichnet scheint — zu allem Jammer noch die Schwindsucht haben. Das arme Würmchen wird dadurch nicht verlockender; den Dramatiker jedoch, der hier die Krankheit als Schuld und als Entschuldigung zugleich verstärkendes Moment ersann, den muß man kräftig loben.

Das klinische Bild der Schwindsucht in den letzten Stadien ist dem Betrachter kaum erfreulicher wohl als die Morphiumsucht, mit der Herr Max Stempel in seinem ersten Schauspiel sich beschäftigt hat. Aber Herrn Stempel war die Krankheit, die er nicht einmal gründlich studirt hat, nur Selbstzweck und darum langweilt sie und wirkt am Ende widrig. Das Schauspiel „Morphium"*) fiel erst am Schluß, doch der geübte Blick gab es von Anfang schon verloren. Ob der Major vom Morphinismus geheilt wird oder nicht, das schien ein künstlerisch verwahrlostes Publikum lebhaft zu interessiren, weil das mit diesem Leiden allerlei mystische Vorstellungen noch verbindet und in der Morphiumspritze ein geheimnißvolles Wunderwerkzeug noch erblickt. Da übersah man denn, daß Herr Stempel das dramatische Staatsexamen sehr schlecht bestanden hat: nicht den stärksten, vielmehr den schwächsten Ausdruck etwa fand er für die moralische Verblindung, die in der That den Morphinisten zu entstehen pflegt und die sich hier in einer harmlosen Receptfälschung des Erkrankten äußert. Mit so leichter Schuld kann man zwar sterben, doch man kann auch leben und deshalb ist es nur natürlich, daß „Morphium" zwei Schlüsse zu beliebiger Verfügung stellt und den Major im Buche colonialpolitisch leben, auf der Bühne nach schlichtem Abschied sterben läßt.

Herr Stempel mag ein brauchbares Theatertalent besitzen und die nöthige Vorurtheillosigkeit, um für drei Stunden eine müde Menge in seinen engen Kreis zu bannen. Daß er es diesmal vollbracht hat, das freilich beweist noch nichts, denn nur die Spritze siegte, nicht Erfindung. Wer den Spritzendichter für einen Naturalisten hält, mit dem begebe ich mich des Streites, weil er gar zu dumm ist und nicht erkennt, daß in der Anschauung und in der Technik hier einem längst verschollenen Ideal nachgestrebt wurde, dessen größte Muster — außer den sehr viel künstlerischer wirkenden Stiergefechten — die Titel führen: „Wahn und Wahnsinn", „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers" und „Cardou, der Bagnosträfling". Es ist bisher das einzige Verdienst des Bühnendichters Stempel, daß er dem Melodrama ein neues, ein zeitgemäßes Requisit gewann: er erfand die Spritze, das handfeste Rührstück wird ein Anderer dazu schreiben.

Das Lessingtheater braucht trotzdem der sehr guten Aufführung sich nicht zu schämen, in der wiederum, wie neulich schon bei Heyse, Fräulein

*) Großenhain, Baumert & Ronge.

Minow durch spröden Reiz und einfachste Natur mir auffiel; man sollte dieses kluge und feine Mädchen nicht, weil es keine Diamanten hat, aus Berlin entlassen; da könnte eine Nora und Marianne uns entstehen. Für ein ernsthaftes Schauspielhaus ist es immer ehrenvoller, einem Anfänger, auch wenn er irrt, die Bahn zu ebnen, als blöde Possenspiele todt zu hetzen. An Lessing's Büste richtete, am Abend der Eröffnung, Herr Oscar Blumenthal die stolzen, keuschen Verse:

„Und wenn wir uns zu überheben wagen
Und lüstern geizen nach der Menge Gunst,
Bei Deinem Namen soll das Herz uns schlagen:
Zurück! Zurück! zur keuschen, lautern Kunst!
So wollen wir in Deinem Geist uns einen
Zum treuen Dienst des Rechten und des Reinen!"

Als neulich zum hundertsten Male die „Großstadtluft" das schöne Haus verqualmte, soll Gotthold Ephraim die hübschen Verse seinem Gastfreund Oscar als Angebinde zurückgegeben haben, mit Dank für Blumenthal und Kadelburg, mit Dank für Kadelburg und Blumenthal, die lüstern niemals geizten nach der Menge Gunst.

Wie Herr von Sonnenthal den Clavigo spielte, ohne einen natürlichen Ton, altjüngferlich, manierirt, wie ein geschminkter Hofgeck, mit Schluchzen und Gethue, wie er von dem Verein „Berliner Presse", dem er auch diesmal ein klingendes Geschenk zurückließ, gefeiert ward, was sonst von seiner Kunst und seiner Kunstansicht zu sagen bleibt und wie am Schillerplatz bei Goethe man bestand —: ein nächstes Mal erzähle ich davon. Jetzt will ich nur noch einer sehr willkommenen Pflicht mich unterziehen.

In Nr. 5 der „Gegenwart" hatte ich den Prozeß Prager-Schweitzer zum Ausgangspunkte einer soziologischen Betrachtung gemacht. Gegen die von mir darin als umgehende Gerüchte erwähnten Thatsachen hat nun Herr Dr. jur. Georg Prager Einspruch erhoben. Da ich keine Veranlassung habe, die Erklärungen des Herrn Dr. Prager anzuzweifeln, so benütze ich gern die Gelegenheit, die thatsächlichen Angaben des Artikels und meine daraus gezogenen Schlußfolgerungen hiermit richtig zu stellen.

M. H.

Eine Weltausstellung in Berlin?

Als vor einigen Jahren der Gedanke auftauchte, in Berlin eine Weltausstellung zu veranstalten, that Fürst Bismarck trotz des Einspruches der „führenden Köpfe" das, was allein das Richtige war: Er fragte nicht Diejenigen, welche Grundstücke verkaufen oder ihr Organisationstalent beweisen wollen, nicht die Bauunternehmer oder Gastwirthe, nicht den Magistrat der Stadt Berlin oder die Geheimräthe der Ministerien, sondern jene Leute, aus deren Fell der Ausstellungsriemen geschnitten werden soll — nämlich die Aussteller.

Und diese antworteten sehr deutlich und vernehmlich mit einem entschiedenen „Nein!" In den Redaktionen und sonst an Orten, wo man eine Ausstellung für eine recht lustige, unterhaltliche Sache hält, entstand damals großer Aerger über die Zaghaftigkeit des deutschen Gewerbes. Nach Frauenlogik, die nicht einsehen will, warum die Eine nicht einen neuen Hut haben soll, wenn die andere einen bekommt, wurde vorgerechnet, welche Länder und Städte schon eine Weltausstellung gemacht hätten und daß es nachgerade eine Schande sei, daß Berlin diesen Schmuck nicht auch besitze. Das deutsche Reich sei ja groß genug und das deutsche Volk reich genug, ihn zu bezahlen.

Es wird wohl nicht eben viel Menschen geben, welche die gesammte Production Deutschlands so klar zu übersehen vermögen, daß sie für sich allein erwägen können, ob die Weltausstellung den Deutschen im Allgemeinen Nutzen oder Schaden bringen werde. Und darum handelt es sich ja ausschließlich. Denn ernste Leute werden doch wahrlich nicht der „Ehre" wegen, um des Wunsches willen, auch einmal so etwas zu machen, Millionen in Bewegung setzen und uns dem Mißerfolge, also der Schande aussetzen wollen. Der Nutzen und Schaden darf freilich nicht von kleinlichem Standpunkt aufgefaßt werden. So würde ein ideeller Sieg, d. h. die Erkenntniß der Ueberlegenheit unseres Schaffens im Ganzen oder in einzelnen Theilen über wetteifernde Nationen mit einem augenblicklichen Geldverluste, und sei er auch ein sehr beträchtlicher, nicht zu theuer erkauft sein, wenn nur die Möglichkeit eröffnet wird, daß die betreffende Industrie die ihr augenblicklich beigebrachte Scharte bald wieder auszuwetzen oder gar neue Klingen zu schmieden vermag. Denn für die Industrie ist der Weisheit letzter Satz: Geld verdienen!

Durch Beruf und Neigung habe ich die Verhältnisse zweier Theile des nationalen Schaffens näher kennen gelernt. Ich will mich weder als eine Autorität in diesen Gebieten aufspielen, noch den eigentlichen Sachkennern, nämlich den Betheiligten, vorgreifen, aber ich möchte doch meine Bedenken von vornherein nicht zurückhalten, zumal die Freunde der Ausstellung ihrerseits so gewaltsam in's Horn stoßen. Daher werden aber für das Verhältniß der Kunst und des Kunstgewerbes zu einer künftigen Weltausstellung einige Worte am Platze sein.

Wer deutsche Verhältnisse, namentlich die neuesten Vorgänge in Deutschlands echter Kunststadt, in München, kennt der weiß, wie groß jetzt schon unter vielen deutschen Künstlern die Erbitterung darüber ist, daß sich Deutschland zum Markt für alle fremden Künstler macht. Von der letzten Berliner Ausstellung ist sehr viel mehr Geld nach Rom, als nach Düsseldorf oder München gegangen! In München stehen die Verhältnisse ähnlich. Während das größte Handelsvolk der Welt durch still wirkende strenge Satzungen ausländischen Künstlern das Ausstellen in ihren großen öffentlichen Galerien fast unmöglich macht, gehen die Agenten unserer Kunstgenossenschaften und Akademien nach London, Edinburgh, Glasgow, Manchester, um die Maler von dort zu uns zu ziehen. In Rom wird man die Werke nur vereinzelter Deutschen auf den Ausstellungen finden, jener die eben in Rom leben; in Deutschland haben die in der ewigen Stadt lebenden Italiener und Spanier einen weit verbreiteten, ergiebigen Markt. Wir haben ja alle Jahre in München und ab und zu in Berlin internationale Ausstellungen, dazu in Dresden schon die dritte solche für Aquarelle und andere kleinere mehr. Es liegt also für die Kunst nicht das geringste Bedürfniß vor, eine Weltausstellung für Berlin zu veranstalten, es sei denn, daß man hoffe, mehr als durch die bisherigen Ausstellungen auf diese Weise fremde Käufer nach Berlin zu ziehen. Im Gegentheil, ein Bedürfniß für den deutschen Kunstmarkt ist vielmehr, die öffentlichen Gewalten dahin zu veranlassen, daß sie deutsche Ausstellungen im Auslande unterstützen, nicht den Import, sondern den Export heben.

Unsere Kunst ist leider jetzt im Zustande der Zerfahrenheit. Das Alte ist fertig, mit der Pilotyschule ist kaufmännisch auf dem Weltmarkt nichts mehr zu machen; die originellen Kräfte, welche wir so reichlich als irgend ein anderes Volk besitzen, haben wir in Deutschland selbst so lange unterdrückt, daß die Außenwelt sie meist nur durch Zufall kennen gelernt hat. Der an unseren Akademien herrschende Schulgeist hat bewirkt, daß ihr Einfluß auf die jüngeren Künstler fast zur Unmöglichkeit wurde. Wir hatten tüchtige jüngere Kräfte in genügender Anzahl, um der Kunst fremder Länder die Spitze zu bieten. Aber man drängt sie in den Hintergrund, um der Mittelmäßigkeit Raum zu schaffen, man drängte sie in das Ausland, wo man die Eigenart besser zu schätzen weiß. Ist doch z. B. L. v. Hofmann, wie ich höre, nach Paris gezogen, weil man ihm das Ausstellen in Deutschland verleidete: „Die Wenigen, die, thöricht genug, ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt!" So kam es, daß die Engländer jetzt der Ansicht sind, es gebe auf dem Continent nur noch *eine* Kunst, die Französische. Ich weiß nicht, ob es sehr klug von uns sein würde, diese traurige Wahrheit durch eine Weltausstellung feierlich zu bestätigen, zu zeigen, daß wir die starke Seite unserer Kunst, ihre kräftige Eigenart so verachteten, daß ihre Vertreter mißmuthig bei Seite stehen und nur die Nachahmer zu Ehren kommen. Der Erfolg würde sein, daß die fortgeschritteuen Kenner lieber französische Originale, als deutsche Nachbildungen kaufen würden. Jedenfalls braucht man nicht die Riesenrüstung der Weltausstellung, um die Kunst zu „fördern." Wichtiger sind sorgfältig gepflegte Sonderausstellungen von Werken jener bisher meist nur verlachten Meister, die uns aus dem Schlendrian französischer

Nachempfindung reißen. Als Vertreter dieses verstehe ich nicht etwa die „Modernen", sondern jene, die vor 30 Jahren modern waren, die Schüler von Delaroche, Gallait, Couture, Gleyre ꝛc., aus deren von äußerlichem Deutschthum triefenden Historienbildern die französische Romantik saftdick hervorschaut, die geistigen Genossen der Lindau und Blumenthal, die Pfleger der wohlanständigen Salonschönheit, wie der Salonmoral.

Das Kunstgewerbe steht in Deutschland auf einem Wendepunkt. Jede Hausfrau sieht schon jetzt mit Sorge und Ekel auf die Reste der einst theuer erkauften Nachbildungen von „Unserer Väter Werk", die noch auf der altdeutschen Borde der guten Stube sich erhielten. Tausende von galvanoplastischen Nachbildungen nach Wenzel Jamnitzers schönsten Bechern und Benvenuto Cellinis gefeiertsten Salzfässern sind schon wieder auf dem Wege über das Müllfaß in den Schmelzofen gewandelt; es droht schon die ganze stilistische Pracht der letzten beiden Jahrzehnte zu Plunder zu werden. Das Echte bleibt in Werth, das beinahe Echte wird uns geradezu zuwider. In den kunstgewerblichen Werkstätten, in den Kunstschulen, in den Fabriken kann man tausendfach die Frage hören: Was sollen wir Neues bringen, was sollen wir machen? Die Einen schielen nach Japan — aber auch das beginnt zu veralten! — Andere nach England — aber werden wir Deutsche originell, wenn wir englisch werden? Wie in der Kunst ist im Gewerbe die Erkenntniß eingebrochen, daß das Alte veraltet sei und der Weg zum Neuen noch nicht gefunden.

Und Andere fragen: Sollen wir überhaupt Neues bringen? Das deutsche Volk ist übersättigt mit „Novitäten"; es ist bis zum Erschrecken blasirt geworden. Man gehe einmal in ein so reich ausgestattetes Lager, wie es das Kaufhaus „Hohenzollern" bietet und betrachte die Besucher: Stumpf gehen sie an den liebenswürdigsten Arbeiten vorbei, sie würdigen sie kaum eines Blickes. Es ist zu viel da, als daß das Einzelne gefallen könnte, es fehlt nicht an Gutem, sondern an Lust, sich in seine Würdigung zu vertiefen, die Industrie hat sich zu sehr überstürzt, als daß das Fortschreiten noch auf Anerkennung hoffen dürfte. Die Museen haben den Geschmack am Brode verdorben, indem sie zu viel Caviar boten. Weniger wär mehr!

Wenn nun die Weltausstellung in Sicht wäre, so würde jede bessere Fabrik Anstrengungen machen, etwas Besonderes zu liefern. Neue Muster würden in Unmasse entstehen, die Zeichner und Modelleure ein paar gute Jahre haben. Aber der Uebelstand, an dem unsere Kunstindustrie vor Allem leidet, die hastige Schaffensweise bei unsicherem Ziele, das Herumtappen nach neuen Reizmitteln würde noch ganz außerordentlich gesteigert werden: Sicher zum Nachtheil der Industrie selbst.

Wenn man vom „pekuniären Erfolge" der Ausstellungen spricht, so rechnet man gewöhnlich nach, wieviel das Ausstellungscomité einnahm und ausgab. Bleiben dann einige Millionen übrig, so gibt's weit und breit ein sehr großes Freudengeschrei. Mir will scheinen, als sei dies eine recht schlechte Berechnungsweise und das Geschrei nur gut, verständige Ueberlegung zu hindern. Eine Ausstellung kostet mehr, als durch die Hände des Ausstellungscomités gleitet. Sie kostet jedem Aussteller bedeutende Beträge, nicht bloß an Platzmiethe und an Aufsichtspersonal, sondern an nur zur würdigen Darstellung der Firma nöthigen unverkäuflichen Ausstellungsobjekten. Die Ausstellung hat nach meiner Ansicht erst dann Erfolg, wenn die Aussteller Erfolg haben, wenn sie durch die auf der Ausstellung vermittelten Verkäufe nicht nur ihre Kosten gedeckt, sondern die aufgewendete Mühe verzinst sehen. Dieser Erfolg läßt sich freilich sehr schwer feststellen. Namentlich kleinere Geschäfte habe ich oft Jahre lang an den harten Bissen kauen sehen, die sie zu ihrer „Vertretung" der Welt vorrücken mußten, ohne daß es ihnen später gelang, sie zu Geld zu machen.

Nun glaube ich, daß die Kunstindustrie augenblicklich nur in geringem Maße die Mittel für repräsentative Ausgaben hat. Sie ist in doppelt peinlicher Lage dadurch, daß der Geschmack zur Zeit keine feste Richtung besitzt, mit der sich rechnen ließe.

Das ungeheuere Verdienst der vor 20 Jahren hervorgetretenen stilistischen Bewegung im Kunstgewerbe war, daß sie eine Zeit lang dahin führte, den Deutschen deutsche Möbel, Geräthe, Tapeten, Stoffe u. s. w. besser gefallen zu lassen als fremde. Ob sie wirklich besser waren, ist ja gleichgültig und schwerlich je gerecht zu entscheiden. Es genügt die Thatsache, daß deutsche Waaren den deutschen Markt eroberten, daß sie an diesem Markt soweit erstarkten, um im Auslande selbständig auftreten zu können.

Wer aber die heutigen Verhältnisse kennt, der weiß, daß der deutsche Geschmack erschüttert ist. Bringt uns nun eine Weltausstellung die Erzeugnisse fremder Länder in geschickter Vorführung, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Fehler, zu dem wir von altersher besonders geneigt sind, die Fremdländerei bei uns einen gewaltigen Aufschwung nehmen wird, und mit Wahrscheinlichkeit, daß es England sein werde, das am stärksten Fuß im deutschen Markte faßt.

Ich sehe also nach keiner Seite einen Segen in der Weltausstellung, weil ich glaube, daß der deutschen Kunst wie dem deutschen Kunstgewerbe Ruhe und Sammlung nöthig sei, nicht Galvanisirung. Kommt der große Welttrödel über uns, so wird Berlin zwar gute Geschäfte machen, die Hotelbesitzer das goldene Zeitalter gekommen wähnen, und daher uns einige Jahre lang der Klang der Ruhmestrompete auf Deutschlands Größe die Ohren füllen und scheinbar Glück und Segen auf unseren Fluren liegen. Aber wenn die Trompete schweigt, werden wir sehen, daß wir sehr schwerhörig geworden sind und Jahre brauchen, um uns wieder von dem Lärmen zu erholen!

Es ist jetzt Sitte geworden, über die „Projektenmacher" herzuziehen, sie geradezu als „Schwindler" zu bezeichnen, weil für eine rein künstlerische Frage, für eine Ehrensrage Deutschlands Mittel geschaffen werden sollen. Mir scheint, daß jene Herren, welche der Nation eine Weltausstellung schenken wollen, weit gefährlichere Projektenmacher sind. Denn hier handelt es sich nicht um fünf, sechs Millionen wie bei der Schloßlotterie, sondern um im Voraus völlig unberechenbare Summen, um solche, über deren Anwachsen jede vorsorgliche Controle fehlt. Ob nun der Staat, ob ein Comité oder ob die einzelnen Aussteller diese Beträge später auszugeben haben, ist im Grunde genommen für den Nationalwohlstand gleichgültig, Thatsache ist nur, daß durch die Ausstellung Hunderte und Tausende zu den größten Ausgaben *gezwungen* werden, die z. B. zu denjenigen für ein Lotterieloos in keinem Verhältniß stehen, ganz abgesehen davon, daß ein solches nur zu kaufen braucht, wer freiwillig sein Heil im Spiel versucht.

Daher möge man sich in der Regierung den Schritt wohl überlegen und sich den Eifer der Projektenmacher vom Hals halten, bis diese die Beweise liefern, daß nicht nur deren Hoffnungen und Wünsche, sondern auch der Wille der Industrie die Väter des Planes seien; daß es ihnen nicht auf die Ausstellung als Selbstzweck, sondern auf die Hebung des Nationalwohlstandes ankomme und ob diese Hebung nicht besser dadurch geschehe, daß man die Millionen, welche die Ausstellung für Grund und Boden, Bauten, Personal, Verwaltung u. s. w. beansprucht, unmittelbar der nationalen Kunst und dem Gewerbe zu Gute gebracht werden.

Vor Allem aber frage man die zukünftigen Aussteller, ob die Weltausstellung für sie ein Bedürfniß sei?

Ich bin nicht in Zweifel, wie die Antwort ausfallen wird!

Die deutsche Nation beweist meiner Ansicht ihre Größe, wenn sie anderen Staaten das *nicht* nachahmt, was ihrem Wesen nicht ansteht und nützt. Ein Narr ist, wer sich Unkosten für eine unnöthige Sache macht, bloß weil es andere Leute auch thun! **Cornelius Gurlitt.**

Notizen.

Wilhelm II., Romantiker oder Sozialist? (Zürich, Schabelitz.) Diese lesenswerthe Schrift ist gewissermaßen ein Ableger der „Gegenwart", denn sie knüpft ganz unabweisbar an zwei Artikel unseres Apostata an, die „Romantische Schule" und „Menuet" in Nr. 7 und 10. Es ist ebenfalls ein Versuch, gewisse scheinbar widerspruchsvolle Handlungen und Aeußerungen unseres Kaisers psychologisch zu erklären, also die Beantwortung der etwas willkürlichen Fragestellung: traditioneller

Romantiker oder moderner Wahrheitsucher. Gewisse alterthümliche Stilwendungen des Herrschers („Ihr wohlaffectionirter König"), die Vorliebe für Hoftracht, Menuet ꝛc. gelten dem Verfasser als Ausdrucksform romantischen Empfindens. Für den modernen Menschen hätte er vielleicht das beste Argument aus dem Sturze des Cultusministers schöpfen können, wenn die Broschüre nicht vorher abgefaßt worden wäre. Besonders ereifert sich der Fragesteller über die viel besprochene Aufforderung an die Nörgler in Staubpantoffeln. „Kann Ew. Majestät das moderne Recht der freien Meinung vernichten wollen, nur um Ruhe, Ruhe zu haben? Freilich, es gibt eine Ruhe, die ewig währt und unendlich . . . die Ruhe eines Kirchhofs! Und wollen Ew. Majestät einen Staat politischer Todten? Einen Kirchhof entmannter Männer, eine unheimliche todte Stille? — — Aber nein, das war ja noch nie Hohenzollernart, noch nie Preußenart. Einen Feuerblick auf den großen Kurfürsten, auf den alten Fritz, auf Kaiser Wilhelm I. und Bismarck! Ihnen war der frische fröhliche Kampf mit dem Gegner auf dem Tummelplatze blitzender Ideen Lebenswerk und Lebenslust, und so glauben wir nicht an eine Zerschmetterung, wenn wir anderer Meinung sind, und so bleiben wir im deutschen Lande, gerade weil wir anderer Meinung sind! Wäre es nicht Unpatriotismus, erbärmliche undeutsche Feigheit und Fahnenflucht, den deutschen Staub abzuschütteln, anstatt ihn zu vertheidigen? — Nein, wahre Männlichkeit flieht nicht, sie harrt aus und kämpft! Hat sie doch ihre großen und schönen Vorbilder in den machtvollen Persönlichkeiten der großen Hohenzollern selber." Zum Schluß spricht der Verfasser es aus, daß das Volk selbst die Schuld daran trägt, wenn der Herrscher schlecht berathen werde. „Ein frech zu Tage tretender Servilismus greift immer mehr um sich, ein Servilismus, der Männlichkeit mit Füßen tritt und dankbar ist für jeden Blick, der von den herrschenden Kreisen abfällt. Diese knechtische Gesinnung ist noch ein übler Atavismus aus der Zeit der romantischen Politik. Er wächst deshalb wie ein Pilz mit der neuen Romantik wieder empor. Selbst dem frommen „Reichsboten" wurde es einmal zu bunt, und auch er wetterte einmal gegen den neuen Servilismus und gegen die Gesinnungslosigkeit, die sich vordrängt, um ja von der Regierung bemerkt zu werden. Verwahrlosung des politischen Charakters ist der Anfang vom Ende. Und so hat Jeder, der sein Vaterland liebt, die stille Hoffnung, daß sich ein Siegfriedschwert am Kaiserthrone finden werde, das den schleimigen Lindwurm der Gesinnungslosigkeit im Volke ausrotte. Der Siegfried, der durch die rothe Lohe reitet, wird immer belohnt. Er findet seine Brunhild, das ist die erzgepanzerte Göttin der Wahrheit." Das einzig Heitere an dieser ernst gemeinten und auch ernst zu nehmenden Flugschrift ist ihr emphatisches Motto: „Männerstolz vor Königsthronen", und daß sie sich aus preßgesetzlichen Gründen nur im Schweizer Verlagsort sicher fühlte. Nun, der Verfasser kann viel weniger Vorsichtiges und Harmloses bei uns gedruckt lesen. Trotz des ungeschickten Eifers voreiliger Staatsanwälte und strebsamer Denuncianten ist die deutsche Preßfreiheit noch lange kein leerer Wahn, und der regierende Kaiser auch in seiner Stellung zu ihr ganz und gar kein „Romantiker".

Der goldene Käfig und andere Novellen von Leo Hildeck. (Dresden, E. Pierson). Für Leo Hildeck haben wir, offen gesagt, eine besondere Schwäche, denn wir haben ihn in die Oeffentlichkeit eingeführt. Aber er bedarf keiner Protection, denn dazu ist sein Talent doch zu groß und echt. Wir brauchen auch den Lesern der „Gegenwart" diese erste Sammlung seiner Novellen und Skizzen nicht erst zu charakterisiren, denn die beste von ihnen: „Aus der Schule der Lüge" hat in unseren Spalten gestanden, und wie diese kraftvolle, farbige, originelle Schöpfung sind die anderen alle. Bis auf eine gelegentliche weibliche Weichheit in den Linien ist alles stark, energisch und herb. Das sind nicht die herkömmlichen Vorwürfe unserer Familienblätter, denn Hildeck schreckt auch vor dem Peinlichen und wenn es sein muß Rohen nicht zurück, und in seinem Haß vor allem Conventionellen wählt er oft die schreienden Töne des Naturalismus. Es bedarf schon des Muthes, um so verzwickte Problem zu behandeln wie eine „Entlobung", weil die Heldin sich in den Vater des Bräutigams verliebt hat, oder das bedenkliche „Bekenntniß" oder Emma's Bruch mit der verlogenen Gesellschaft und ihrem Gatten, an Ibsens Nora anklingend, aber nach unserem esühle menschlicher. Fanatiker der Wahrheit sind Hildeck's Heldinnen alle, wenn auch oft etwas gewaltthätig verschroben. Die Darstellung könnte ruhiger und ausgeglichener werden, weniger von der Erregung ausgehend und auf den Effect bedacht, aber das sind Mängel, die Hildeck mit der Zeit schon von selbst ablegen wird. Diese Nervosität ist uns aber nicht unangenehm, und es würde uns leid thun, wenn der Verfasser in das seichte Fahrwasser der Marlittiade einlenken würde. Möge er gewarnt sein!

Der Spielprofessor. Roman von Johannes von Dewall (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Der Verfasser ist da an einem guten Stoffe vorbeigegangen, denn solch ein professeur de jeu, wie sie sich nicht nur dazumal in Baden und Homburg nannten, sondern wie sie noch heute in Monaco von der Dummheit der Andern leben, wäre ein ganz vortrefflicher Vorwurf zu einer Charakter- und Sittenstudie. Dewall begnügt sich mit der herkömmlichen Liebesgeschichte, streift nur die Oberfläche, ist aber auch dafür nie langweilig und philiströs. Er erzählt gerade so flott, als G. Brandt, der Zeichner der 176 Holzschnitte, illustrirt.

Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Ein Versuch von Emil Brenning. (Bremen, Heinsius Nachfl.). Eine warm geschriebene Monographie voll guter Analysen und zutreffender Urtheile. Man kann jedes Wort unterschreiben, wenn Brenning sagt: „Keller ist in Wahrheit ein echter Realist, der mit beiden Füßen auf dem heimischen Boden stehend das Leben nimmt wie es kommt, sich mit seinen Kämpfen ruhig und des Erfolges sicher auseinandersetzt, unentwegt seine Pflicht thut und seine Freuden mit Mäßigung und weisem Behagen auskostet. Vor Scherz und neckischem Wesen schreckt er nicht zurück. Selbst in das Ernste drängt sich oft genug der Schalk hinein, und man spürt überall etwas von jener echt dichterischen Ironie, die bei aller freudigen Hingabe an den Stoff doch den Blick unverschleiert und die Seele unverworren behält, so daß er sozusagen immer über dem Gegenstand bleibt. Eine wild gährende Leidenschaft liegt ihm fern. Es weht ein Zug milder Alpenluft durch dieses Herz und von da aus durch seine Gedichte. Er wird niemals pathologisch, sondern bleibt überall der volle Künstler." Ungünstiger lautet sein Urtheil über „Martin Salander"; wenig zutreffend ist die Polemik gegen die „Gegenwart" und ihre Kritik dieses Romans. Unbegreiflich ist aber die Verständnißlosigkeit Brenning's gegenüber der über allem Tadel erhabenen Seldwyler Geschichte von Romeo und Julia, doch versöhnt uns damit die feinsinnige Würdigung der Züricher Novellen, des Sinngedichts, der Legenden und der Gedichte. Verkehrt ist der Tadel, daß Keller auf „an": „gethan" reimt. Goethe beging ganz denselben Fehler u. a. in dem Gedichte „Ilmenau", für Schiller ist „an" durchweg lang, und sogar Meister Platen, dem gewiß kein „helvetisches Ohr" zuzuschreiben ist, reimt darauf Hermosan und vermeidet gern im Reim das norddeutsche kurze „an". Das trennt eben Süd und Nord, hier ān, dort ān, und eines ist so berechtigt wie das andere. Wir geben der schönen Studie Brenning's den Vorzug vor Brahm's phrasenhaftem Keller-Essay.

Waldgeheimnisse. Von W. Wurm. (Stuttgart, Krabbe). Eine Sammlung von kleinen, unterhaltenden naturwissenschaftlichen Aufsätzen, unsere Waldbewohner betreffend. Es steckt viel eigene Beobachtung, manches Neue auch für den Fachmann in dem Bändchen und der Verfasser schreibt mit süddeutschem Gemüth und Humor.

Radirungen Weimarscher Künstler. Unter dem Protectorat des Großherzogs von Sachsen herausgegeben von der Gesellschaft für Radirkunst in Weimar. (Magdeburg, L. Schaefers Buchh. M. Liebscher). Das schöne Werk mit dem grammatikalischen Schnitzer im Titel liegt uns in der ersten Lieferung mit fünf künstlerisch ausgeführten Radirungen vor, die neben den besten englischen und französischen Eaux fortes-Blättern bestehen dürfen. Gewählt sind malerisch wirksame Vorlagen nach Ahrendts, Brendel, Hagen, Linnig und Rettich — Genre, Landschaft und Porträt. Wir kommen auf das Prachtwerk nach seiner Vollendung zurück.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Im Verlage von **F. u. P. Lehmann** in **Berlin** ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten
von **Karl Bilk.**
Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Akten
von **Oenophilus.**
Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Gedichte

von **Karl Bilk.**
Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 *M.*, gebunden 3 *M.*

In den obigen Erzeugnissen der höheren Komödie werden die Ausschreitungen unserer Zeit auf socialem und politischem Gebiete mit glücklichem Humor gekennzeichnet. Die Gedichte empfehlen sich durch klassische Form und sinnigen Inhalt.

Emile Zola's neuester Roman

„La Débâcle" behandelt eminent anschaulich und packend den

Krieg von 1870/71.

Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:

Aus fremden Zungen,
herausgegeben von **Joseph Kürschner**

die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Loti, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste hochinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten".**

Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Hann. Altenb. Bahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdeb. z. Salzbad u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt

Fürstl. Brunnen-Direction.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an
C. Rudloff in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Rich. Kahle's Verlag in **Dessau.**

Soeben erschien:

Göthe als Socialpolitiker

Ein Beitrag zur
Beurtheilung der socialen Frage.
Von
Professor Dr. **Gerlach.**
Preis: 50 Pfge.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in **Berlin** ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.

Posse in 4 Akten
von
Karl Bilk.
Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Robert Schumann.

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.
4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.
(Erste vollständige Ausgabe.)
Von **F. Gustav Jansen.**
2 Bde. gr. 8° geh. *M* 12.—, fein geb. *M* 15.—.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**
Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist in **zweiter Auflage** erschienen:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande.
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. **Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.**

№ 20. Berlin, den 14. Mai 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Serbien unter der zweiten Regentschaft. — Eisenbahntarifreform in Frankreich. Von -T-. — **Literatur und Kunst:** Drei Ehedramen von August Strindberg. Besprochen von Erich Holm. — Ein philosophischer Dichter. Von Jakob Mähly. — **Feuilleton:** Der Tod. Von Börge Janßen. — **Aus der Hauptstad:** Der 2½-Bund. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen: Herr v. Sonnenthal a. G. Von M. H. — Offene Briefe und Antworten: Berichtigung. Von C. Schultes.

Serbien unter der zweiten Regentschaft.

Belgrad, im April.

Wer mit der Geschichte Serbiens seit dem Tode des Fürsten Michael (1868) vertraut war, dem mußte es als ein unbegreifliches Räthsel erscheinen, daß König Milan bei seiner Abdankung gerade demselben Manne die zweite Regentschaft übertrug, welcher als Seele der ersten Regentschaft Hauptschuld an dem Niedergange des serbischen Volkes seit 1868 ist. So lange Fürst Michael die Zügel in seiner starken Hand hielt, war Serbien auf dem ganzen Balkan geachtet und gefürchtet. Man nannte es den „Leuchtthurm des Ostens", das „Piemont der Balkanhalbinsel", und die Bulgaren erwarteten von ihm ebenso gut ihre Erlösung vom Türkenjoch wie die Stammesbrüder in Bosnien, Altserbien und Macedonien. Auch die europäische Diplomatie rechnete mit dem kleinen (damals nicht viel mehr als eine Million Einwohner zählenden) Fürstenthume und die Pforte wich 1862 und 1867 vor den kriegerischen Drohungen des Fürsten Michael zurück. Ja, als Letzterer ermordet wurde, stand er eben im Begriffe, mit der Türkei eine Convention abzuschließen, kraft deren er Bosnien gegen Zahlung des doppelten Tributs bekommen hätte. Mit dem Tode Michaels erhielt auch Serbien den Todesstoß, denn seit jener Zeit geht es langsam, aber unaufhaltsam dem Untergang entgegen.

Fürst Michael hatte nicht nur auf Bosnien sein Augenmerk geworfen, sondern auch auf Altserbien und Macedonien, ja er dachte sogar an eine Schutzherrschaft über Bulgarien, weil damals die Bulgaren von Serbien allein ihr Heil erwarteten. Zu diesem Zwecke unterhielt er in allen slavischen Provinzen der Türkei seine Agenten und in den serbischen auch Volksschulen. Deshalb fürchtete die Pforte einen allgemeinen Aufstand und dies erklärt ihre Nachgiebigkeit.

Die Regentschaft, welche nach Michael's Tod vier Jahre lang die Herrschaft ausübte, und deren Seele, wie erwähnt, bald Ristić wurde, flößte der Pforte keine Sorge ein, denn gar bald wurde sie gewahr, daß die Regenten nur persönliche Zwecke verfolgten, die Traditionen des Fürsten Michael jedoch fallen ließen. Ristić benutzte die Minderjährigkeit des Fürsten Milan zur Befestigung seiner Herrschaft. Er schuf sich eine ihm ergebene Partei, welche er, um Europa Sand in die Augen zu streuen, die „liberale" nannte, obgleich sie durchaus nicht freisinnig war, und ließ durch dieselbe eine neue Verfassung votiren, die ganz für seine persönlichen Zwecke zugeschnitten war und Serbien später sehr schadete, weil sie die Corruption groß zog. Ferner erzog er den jungen Fürsten absichtlich so schlecht, indem er alle seine im Keim vorhandenen bösen Neigungen künstlich entwickelte. Er hoffte dabei, Milan zu einem Monarchen zu machen, dessen Sinnen und Denken nur nach Vergnügungen und Weibern stand, der aber die Regierung seinem Minister-Präsidenten überließ. Und letztere Würde hoffte Ristić unter einem solchen Monarchen bis zu seinem Lebensende zu bekleiden.

Aber Ristić hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Milan war schlau genug, um Ristić's Absichten zu durchschauen. Er ließ sich zwar von dem Regenten zerstreuen, als er aber großjährig wurde, schüttelte er jede Bevormundung ab und gab Ristić bei der ersten Gelegenheit den Laufpaß.

Bekannt ist, wie Ristić durch die ihm ergebenen „Liberalen" im Jahre 1875 das Volk zum Kriege aufhetzen ließ und dadurch den Fürsten zwang, ihn abermals zur Regierung zu berufen; wie Ristić die gerufenen Geister nicht mehr los wurde und den Krieg erklären mußte. Mit dem Rücktritte des Königs kam die erst kürzlich von Púóanae gegründete Fortschrittspartei an das Ruder. Ihr schlossen sich alle anständigen Elemente an, so daß damals Serbien in das Lager der Corruptionisten („Liberalen") und der Integren („Fortschrittler") getheilt war. Denn damals bereits hatte die Corruption in Serbien riesige Fortschritte gemacht. Daraus erklärt es sich, daß auch die Fortschrittspartei nicht lange „integer" blieb. Um nämlich stärker zu werden, nahm sie alle sich meldenden Ueberläufer der „liberalen" Partei in ihr Lager auf — ein großer und verhängnißvoller Fehler! Denn die Ueberläufer waren natürlich die schlechtesten Elemente der Liberalen. So z. B. übernahm man den von Ristić entdeckten Finanzmann Vakašin Petrović aus der „liberalen" Partei und machte ihn zum Finanzminister. Als solcher benutzte er die erste Gelegenheit bei Abschluß der Anleihe mit der Länderbank, den Staat um vier Millionen zu prellen, was die Fortschrittspartei um ihren Nimbus der Lauterkeit brachte.

Die Fortschrittler, deren Führung einige Jahre später (1884) Garaschanin übernahm, bemühten sich, an die Traditionen des Fürsten Michael anzuknüpfen und die unter der Aera Ristić begangenen Fehler gut zu machen. Es gelang ihnen auch, die Erhebung Serbiens zum Königreich durchzusetzen und so das verblaßte Prestige des Reiches auf dem Balkan etwas aufzufrischen. Im Innern bauten sie die Bahnen von Belgrad nach Vranja und Pirot nebst zwei Seitenbahnen, ferner gründeten sie eine Akademie der Wissenschaften und eine Nationalbank, reorganisirten das Heer, bewaffneten es mit vorzüglichen Gewehren und Kanonen und schufen überhaupt viel Gutes. Aber die bereits eingerissene Corruption

konnten sie doch nicht mehr ausrotten; sie waren sogar gezwungen, bisweilen aus Parteirücksichten unlautere Elemente glimpflich zu behandeln, was nur das Ansehen der Partei schädigte.

Mittlerweile hatte sich eine dritte Partei gebildet, welche anfangs republikanisch-sozialistisch angehaucht war und sich die radicale nannte. Ihr Programm war im Prinzip gut und blendend, aber undurchführbar. Sie verlangte für das Volk alle möglichen Rechte, aber sie wollte vom Steuerzahlen nichts wissen und meinte, daß ein Staat, wie Serbien, auch bestehen könne, wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachkomme, das stehende Heer abschaffe und die Steuern auf einen „Ducaten und einen Zwanziger" reducire. Das serbische Volk besteht hauptsächlich aus ungebildeten Bauern, die vom Staatswesen nichts verstehen. Es schenkte daher den radicalen Sirenen geneigtes Gehör und ergrimmte in Zorn gegen die „verschwenderischen" Fortschrittler, welche Serbien in eine „unerschwingliche" Schuldenlast stürzten. Vergebens wiesen die Fortschrittler darauf hin, daß von den 248 Millionen Schulden, welche Serbien bei ihrem Rücktritte hatte, 25 noch aus der Aera Ristić herrührten, 140 Millionen für Eisenbahnbauten, 6 zur Ablösung des mohammedanischen Grundbesitzes und 8 zur Bewaffnung des Heeres mit modernen Gewehren und Geschützen verausgabt worden. Was die übrigen 69 Millionen betrifft, so entfallen 40 auf den bulgarischen Krieg, der Rest auf Deckung der durch die steigende Schuldenlast bezw. Verzinsung derselben hervorgerufenen Deficite. Leugnen läßt sich allerdings nicht, daß der fortschrittliche Finanzminister Mijatović im Abschließen von Anlehen ungemein leichtsinnig war und Serbien der Länderbank und dem Comptoir d'Escompte mit Haut und Haar auslieferte, daß mithin ein geschickterer Finanzminister Serbien wenigstens 50 Millionen Schulden weniger aufgehalst hätte. Aber andererseits hat Serbien für sein Geld auch Etwas erhalten, nämlich Bahnen, die sich sehr gut rentiren und Waffen, die ihm unumgänglich nöthig sind.

Ende 1883 gelang es den Radicalen, das bethörte Volk zum Aufstand zu reizen. Es geschah dies während der kurzen Regierung des conservativen Ministeriums Hristitsch. Der Aufstand wurde bald blutig niedergeworfen und damals schon discreditirte sich der Führer der Radicalen, Nikola Pašitsch.

Zwei Jahre später brach der serbisch-bulgarische Krieg aus. Pašitsch und seine radicalen Freunde in Serbien gaben bei dieser Gelegenheit eine glänzende Probe ihrer Vaterlandsliebe. Serbien hatte — wie es jetzt offenes Geheimniß ist — Bulgarien nicht wegen der Vereinigung mit Ostrumelien den Krieg erklärt, sondern wegen Altserbien und Macedonien. Der serbischen Regierung war nämlich bekannt, daß bald nach definitiv vollzogener Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien Letzteres zur Erwerbung von Altserbien und Macedonien schreiten werde. Denn bereits waren diese beiden von Serben bewohnten Länder seit Jahrzehnten von bulgarischen Agenten unterwühlt und mit bulgarischen Schulen überzogen, aus denen lauter bulgarische Chauvinisten hervorgingen. Ließ demnach Serbien eine so bedeutende Stärkung des Nebenbuhlers und die Durchführung des ersten Punktes seines Programms durch, so waren Altserbien und Macedonien für Serbien verloren. Aus diesem Grunde entschloß sich Serbien zum Krieg. Daß letzterer nicht das erwartete Resultat brachte, ist lediglich der Verrätherei der radicalen Partei zu danken. Im Begriffe, 150,000 Mann zu mobilisiren, erhielt Garaschanin einen aufgefangenen Brief von Pašitsch an seine Freunde in Serbien, aus dem er ersah, daß die serbischen Emigranten eine Legion gebildet hatten, welche, von Pašitsch geführt, in Serbien einfallen und das Volk zum Aufstand rufen sollte. Die Radicalen ihrerseits hatten Alles zum Aufstand vorbereitet. Milan, der für seinen Thron fürchtete, erlaubte daher nicht die Mobilisirung des 2. Aufgebots und behielt die Hälfte des 1. Aufgebots im Lande zur Unterdrückung jedes Aufstandsversuches. So geschah es, daß nur 43,000 Serben die Grenze überschritten und von den nach und nach aufgebrachten 135,000 Bulgaren eine Niederlage um die andere erlitten.

Die Fortschrittler würden vermuthlich heute noch am Ruder sein, wenn sie nicht 1887 mit dem Könige in Zwist gekommen wären. Letzterer wollte sich bekanntlich von seiner Gemahlin scheiden lassen, weil diese seiner Maitresse beim Empfang im Schlosse den Rücken gekehrt hatte. Die Minister Garaschanin und Franasovitsch, denen der König von seiner Absicht zuerst Mittheilung machte, weigerten sich rundweg, darauf einzugehen und verlangten ihre Entlassung. Milan wollte diese nicht annehmen und suchte die Minister durch falsche Vorspiegelungen so lange im Amt zu erhalten, bis er ein seinen Wünschen gefügiges Werkzeug gefunden hätte. Als er ein solches nicht fand, belästigte er Garaschanin derart mit seinen widerspruchsvollen Befehlen, daß dieser endlich erbost ausrief: „Sie brauchen keine Minister, sondern Aerzte! Lassen Sie sich von einem Psychiater untersuchen!" Diese grobe, aber authentische und in ihrer Art einzig dastehende Aeußerung eines Ministers zu seinem König veranlaßte unmittelbar die Ungnade Garaschanin's und den Haß Milan's gegen die Fortschrittler, die ihn so lange auf dem Throne festgehalten hatten.

Zunächst äußerte sich die Ungnade Milan's darin, daß er die Liberalen mit Ristić zur Regierung berief. Letzterer, der seine Schwäche fühlte, verband sich mit den Radicalen, doch währte die Einigkeit der beiden Parteien nur 200 Tage lang, worauf ein rein radicales Kabinet unter Sara Grogitsch gebildet wurde. Nun waren die Radicalen zum ersten Male Herren im Lande, das Volk erwartete daher mit Ungeduld die Erfüllung der ihm gemachten Versprechungen. Statt dessen wurden aber die Steuern erhöht und neue Anlehen gemacht. Das ernüchterte ein wenig, aber die Radicalen suchten den üblen Eindruck dadurch wett zu machen, daß sie die Armee in ein Volksheer umschaffen wollten, das „keinen Para" kosten sollte. Milan fürchtete sich jedoch vor der Bewaffnung des Volkes und verweigerte dem bezüglichen Gesetze seine Genehmigung. Grogitsch schrieb ihm deshalb einen groben Brief, worauf er seine Entlassung erhielt und pensionirt wurde. Milan betraute nun den alten conservativen Nikola Hristitsch mit der Bildung eines neuen Kabinets (Ende April 1888). Die meisten Mitglieder desselben waren charakterlose Creaturen, die sich für ihren persönlichen Vortheil dazu hergaben, dem Könige auch gegen die Gesetze seinen Willen zu thun. Auf diese Weise setzte auch Milan seine Ehescheidung unter Verletzung der Staats- und Kirchengesetze durch.

Das Kabinet Hristitsch, weil keiner Partei angehörend, konnte sich natürlich nicht auf die Dauer halten und die nächsten Wahlen mußten über sein Schicksal entscheiden. Sie fielen zu Gunsten der Fortschrittler aus, was um so erstaunlicher ist, als die Regierung gegen dieselben war und nicht unterlassen hatte, den Fortschrittlern Hindernisse in den Weg zu legen. Milan war auch davon so unangenehm berührt, daß er abermals das Gesetz verletzte, indem er eigenmächtig die Wahlen für ungültig erklären und neue vornehmen ließ. Dabei wurden alle Mittel des Terrorismus in's Feld geführt und auf diese Art den Radicalen und Liberalen der Sieg zugeschanzt.

Vorher jedoch war die neue Verfassung erlassen worden, welche zu den freisinnigsten gehört, die man sich denken kann — die Preßfreiheit ausgenommen — mit der aber eben deshalb Milan nicht regieren wollte. Er hatte sich jedoch dabei selbst im Netz gefangen und wußte keinen Ausweg mehr. Der Thron wankte unter ihm. So beschloß er freiwillig zu gehen, bevor er dazu gezwungen wurde, wobei er für sich wenigstens den größtmöglichen Gewinn heraus zu schlagen suchte. Zu diesem Zwecke bestand er darauf, daß in der neuen Verfassung dem freiwillig abdankenden Könige das Recht gewahrt bleibe, selbst die Regenten und Erzieher des jungen Königs zu ernennen. Damit war es ihm möglich, die Regentschaft seinen Creaturen zu verleihen. Er wählte zuerst die Generale Protitsch und Beli-Markovitsch, und zum Haupte der Regentschaft machte er denselben Ristić, den er eben so glühend haßte als verachtete; und warum? — weil er sich zur Unterzeichnung des geheimen Vertrages hergab!

Letzterer enthielt (so weit er bis jetzt bekannt geworden, man glaubt jedoch, daß er noch weitere Ueberraschungen enthält) folgende Punkte: Die Regenten verpflichten sich, vor

Allem für die richtige Abführung der Civilliste an Milan Sorge zu tragen; ferner ihm eine Million in Gold zu zahlen, wenn er verspricht, nicht nach Serbien zu kommen; ferner ihm weitere zwei Millionen in Gold zu zahlen, wenn er dem Königstitel und dem serbischen Staatsbürgerrecht entsagt; ferner die Königin zu vertreiben und weiter ihm noch eine Million zu zahlen, wenn Milan auch das letzte Band zerschneidet, das ihm noch mit seinem Sohne verbindet; ferner Allen Orden zu verleihen, die Milan auch nach seiner Abdankung dafür vorschlägt ... Sämmtliche Bedingungen, welche die Regenten eingingen, verstoßen gröblich gegen die Verfassung, daher es zweifellos erscheint, daß nach der Großjährigkeit des Königs die drei Regenten in das Gefängniß wandern werden — falls sie sich nicht vorher in Sicherheit bringen. Dazu kommt noch, daß die Regenten eigentlich gar nicht nach dem Gesetze, sondern nur durch Usurpation die Regentschaft ausüben. Denn die Verfassung ordnet ausdrücklich an, daß die Regenten binnen sechs Wochen vor der Skupschtina den Eid auf die Verfassung ablegen müssen, was aber bisher nicht geschehen ist. Die Regenten reden sich zwar aus, sie hätten den Eid dem Exkönig abgelegt, aber erstens war Niemand dabei, und zweitens ist dieser Eid überhaupt nicht verfassungsmäßig, namentlich jetzt, seitdem Milan eine Privatperson geworden ist, die mit Serbien gar nichts mehr zu schaffen hat. Die Oppositionsblätter haben daher den Usurpatoren ganz offen gedroht, man werde sie im Jahre 1894 aufhängen!

In jüngster Zeit ergrimmten die Machthaber in Sofia gegen Pašitsch, weil dieser seinem alten Busenfreund Rizov ein Asyl geboten hatte. Rizov ist ein Serbe aus Veles, welcher, weil er in Serbien keine passende Stelle erhielt, nach Bulgarien ging, dort mit offenen Armen aufgenommen wurde und sich für einen „Bulgaren" erklärte. Später schloß er sich den Gegnern Stambulow's an und emigrirte. Von letzterem wurde er der Mitwissenschaft an dem Morde Beltschew's beschuldigt und seine Auslieferung verlangt. Pašitsch verweigerte sie, weil ihm Rizov drohte, in diesem Falle compromittirende Briefe zu veröffentlichen. Pašitsch kam aber dadurch nur aus dem Regen in die Traufe, denn nun veröffentlichte Golovin — ein Seeretär des Exfürsten Alexander — einen Brief des Pašitsch an den Battenberger, in welchem Ersterer noch nach der Eroberung Pirots die Bulgaren um Waffen bat, damit er mit der Emigrantenlegion in sein eigenes Vaterland, Serbien, einfallen und dadurch dessen Eroberung durch Bulgarien erleichtern könne!

In Folge dieses neuen Hochverraths wurde Pašitsch von dem liberalen Abgeordneten Mašitsch interpellirt. Pašitsch befand sich in einer entsetzlichen Verlegenheit. Angesichts der erdrückenden Beweise, seiner eigenen, gegen ihn sprechenden Briefe und so vieler Zeugen konnte er seinen dreimaligen Hochverrath nicht ableugnen. Zugestehen wollte er ihn aber auch nicht und so verfiel er denn auf ein klägliches Mittel: er erklärte nämlich in der Skupschtina alle Anschuldigungen für Lügen, wofür er die Beweise liefern könne, falls die Skupschtina es wünsche. Letztere aber (d. h. die radieale Mehrheit) erklärte, dies sei nicht nöthig, er brauche sich nicht zu rechtfertigen! Das Gelungenste dabei ist aber, daß dieser Skupschtina-Erklärung im radicalen Club eine heftige Sitzung vorausgegangen war, weil der anständige Theil darauf nicht eingehen wollte. Pasitsch hatte sich jedoch den Beschluß dadurch erzwungen, daß er das Schreckgespenst des Endes der radiealen Herrschaft an die Wand malte.

Von den übrigen „Koryphäen" der herrschenden Partei will ich schweigen. Es sind Leute darunter, die vom Kellner wegen Nichtbezahlung eines schwarzen Kaffee hinaus geworfen wurden und die man wiederholt betrunken durch die Straße wanken sehen konnte; Abgeordnete, die wegen Diebstahl, Straßenraub, Betrug, Veruntreuung u. dergl. hätten verurtheilt werden müssen, aber ihrer politischen Gesinnung halber nicht verurtheilt wurden! Fast keine Nummer des fortschrittlichen „Videlo" erscheint, ohne neue Enthüllungen über radicale Skandale, Brutalitäten, Gesetzwidrigkeiten und dergl. zu bringen. Bezeichnender Weise wird niemals gegen das Blatt die Anklage wegen „Verleumdung" erhoben, weil in diesem Falle die Erbringung des Wahrheitsbeweises gestattet ist, sondern stets nur wegen „Beleidigung" einer Amtsperson, wobei kein Wahrheitsbeweis zulässig ist. Meistens schweigen jedoch die Gebrandmarkten, um die Sache zu vertuschen Pikant ist auch der Umstand, daß Beamte, welche den Staat bestohlen haben, im Dienste bleiben und sogar avanciren, damit, wie der Minister des Innern sich vor ungefähr sechs Wochen naiv ausdrückte, Gelegenheit geboten sei, durch Abzüge an dem Gehalt die entwendeten Summen wieder herein zu bringen!

Da bei dieser Wirthschaft jeder Verbrecher straflos ausgeht, sofern er nur der radiealen Partei angehört, wenden sich die wenigen anständigen Elemente derselben von ihr ab. Man kann daher auf den Ausgang der nächsten Wahlen gespannt sein, denn auch die Finanzwirthschaft der Radicalen, die die Ausgaben um 50 Procent erhöht haben, ohne für eine Einnahmequelle zu sorgen, beginnt bereits das Volk zu erbittern.

Eisenbahntarifreform in Frankreich.

Gegenüber dem bedauerlichen Stillstand der Personentarifreform in Deutschland ist es von besonderem Interesse, daß in Frankreich am 1. April d. J. eine zum Theil sehr weitgehende Ermäßigung der Tarife für den Personen- und Eilfrachtverkehr eingetreten ist, die als eine Maßregel von großer wirthschaftlicher Bedeutung auch in den Nachbarländern eingehende Beachtung und Würdigung verdient. Weder die wirthschaftliche „Depression", die den Weltmarkt noch immer beherrscht und Handel und Verkehr in engen Fesseln hält, noch die großen Opfer, die der „bewaffnete Friede" dauernd erfordert, noch die damit zusammenhängende gewaltige Höhe der Staatsschuld haben die französische Regierung abgehalten, die bisherige Besteuerung des Personen- und Eilfrachtverkehrs der Eisenbahnen, die 1871 auf 23,2 % der Beförderungspreise gestiegen war und 1890 mehr als 93 Millionen Francs eingebracht hat, mit dem genannten Tage im Personenverkehr bis um mehr als die Hälfte (59 %) zu ermäßigen und im Eilfrachtverkehr ganz aufzuheben. In der richtigen Voraussicht, daß eine Herabminderung oder Aufhebung dieser Steuer, die namentlich in ihrer Höhe einzig dastand und nur von Rußland (mit 25 % in den beiden obersten Wagenklassen) übertroffen wurde, zu einer bedeutenden Verkehrssteigerung führen und dadurch den Eisenbahnen zu großem Vortheil gereichen müsse, waren im Jahre 1883 mit den Eisenbahngesellschaften bei Abschluß der Verträge über die Erweiterung ihrer Bahnnetze Vereinbarungen getroffen, die es ermöglichten, gleichzeitig auch die Eisenbahnverwaltungen zur Gewährung weiterer Tarifermäßigungen (bis zu 20 %) zu veranlassen. Die am 1. April eingetretene Herabsetzung der Beförderungspreise einschließlich der Staatssteuer beträgt:

Im Personenverkehr in Klasse	I.	II.	III.
a) bei den einfachen Fahrkarten	9 %	18 %	27 %
davon entfallen auf den Staat	9 %	10 %	11 %
auf die Eisenbahnen	—	8 %	16 %
b) bei den Rückfahrkarten . .	9 %	12 %	22 %
davon entfallen auf den Staat	9 %	9 %	10 %
auf die Eisenbahnen	—	3 %	12 %

Die Zeitkarten, Sommerkarten und sonstigen im Preise bevorzugten Fahrkarten nehmen an dieser Ermäßigung nur durch die Verminderung der Staatssteuer Theil.

Es muß befremden, daß in dem Geburtslande der bürgerlichen Gleichheit auf den (2650 Kilometer umfassenden) Staatsbahnen (seit dem Jahre 1880) die Personentarife für Entfernungen über 50 Kilometer nach um 4 bis 17 % fallenden Einheitssätzen berechnet waren, was eine Begünstigung des weiteren Verkehrs und damit vornehmlich der wohlhabenderen Bevölkerungsklassen bedeutet, daß die der Gesammtheit keineswegs gleichmäßig zu Gute kommenden Rückfahrkarten eine Er-

mäßigung von 40 % genossen (auf den Privatbahnen 25 % in der I. und 20 % in der II. und III. Klasse gegen 25 % in allen Klassen in Deutschland), und daß auf allen französischen Bahnen das sich gleichfalls als eine Bevorzugung der vermögenderen Klassen darstellende sogenannte Freigepäck durchweg 30 Kilogramm (gegen 25 in Norddeutschland) beträgt.

Diese einseitigen Begünstigungen sind mit dem 1. April nur theilweise beseitigt worden. Die Staatsbahnen haben ihre Personentarife denen der Eisenbahn-Gesellschaften gleich gestellt, so weit sich daraus (in der I. Klasse) nicht eine mißliebige Erhöhung der bestehenden Sätze ergab. Die Ermäßigung bei den Rückfahrkarten ist für Entfernungen unter 100 Kilometern auf 30 % herabgesetzt und steigt für jede folgenden 20 Kilometer wieder um 1 %, während die Rückfahrkarten nach Paris nur die auch bei den Gesellschaften übliche Ermäßigung von 25 und 30 % genießen.

Bei aller Anerkennung des entschlossenen Vorgehens der französischen Regierung, an dem man sich bei uns ein Beispiel nehmen könnte, wird es stets bedauerlich bleiben, daß diese Gelegenheit nicht benutzt worden ist, den vom wirthschaftlichen und namentlich vom sozialpolitischen Standpunkte aus gebotenen Grundsatz einer möglichst gleichmäßigen Behandlung aller Bevölkerungsklassen in weitestem Umfange in die Praxis zu übertragen, so weit nicht öffentliche Interessen Ausnahmen erforderlich machen.

Die Gepäckfracht, bei der nur eine Ermäßigung der Staatssteuer um 9 % eintritt, wird dadurch bei einem Gewicht bis zu 40 Kilogramm von 0,55 auf 0,50 Francs, über 40 Kilogramm von 0,44352 auf 0,4032 Francs für 1000 Kilogramm und 1 Kilometer herabgesetzt. In Preußen beträgt sie 0,625 Francs für das Tonnenkilometer. Der Tarif für Hunde ist gleichfalls nur um 9 % der Staatssteuer ermäßigt. Für Eilgüter ist ein Entfernungstarif mit Einheitssätzen eingeführt, die für Sendungen unter 40 Kilogramm von 200 Kilometern an mit je weiteren 100 Kilometern bis zu 1000 Kilometern von 0,35 auf 0,28 Francs für das Tonnenkilometer (um 8,6 bis 20 %) und für Entfernungen über 1000 Kilometer auf 0,25 Francs für das Tonnenkilometer (um 28,6 %) fallen, für Sendungen über 40 Kilogramm von 100 Kilometern an mit je 200 und von 500 Kilometern an um je 100 Kilometer bis zu 1000 Kilometer von 0,32 auf 0,18 Francs für das Tonnenkilometer (um 6,3 bis 43,8 %) und für Entfernungen über 1000 Kilometer auf 0,16 Francs für das Tonnenkilometer (um 50 %) sinken. Lebensmittelsendungen über 40 Kilogramm genießen noch weitere Ermäßigungen, indem der Preis für das Tonnenkilometer von 100 Kilometern an mit je 200 und von 500 Kilometern an um je 100 Kilometer bis zu 1000 Kilometer von 0,24 auf 0,135 Francs (um 9,4 bis 47,9 %), für Entfernungen bis zu 1100 Kilometer auf 0,12 Francs (um 50 %) und über 1100 Kilometer auf 0,105 Francs (um 56,3 %) fällt.

Im Ganzen genießen die Verfrachter gegen die früheren Sätze nach der Entfernung veränderliche Ermäßigungen von 36 bis 44 % für Sendungen von weniger als 40 Kilogramm, von 27 bis 41 % für Sendungen (außer Lebensmitteln) über 40 Kilogramm und von 45 bis 56 % für Lebensmittelsendungen über 40 Kilogramm. Der schon früher erstellte Ausnahmetarif für kleine Packete bis zu 5 Kilogramm, der einheitlich 1,25 Francs betrug, ist bestehen geblieben und nur um den Betrag der Staatssteuer herabgesetzt; das Gleiche gilt für diejenigen älteren Lebensmittel-Ausnahmetarife, deren Sätze niedriger sind, als die des neuen allgemeinen Tarifs.

Die Tarife für lebende Thiere und Fahrzeuge sind neben dem Wegfall der Staatssteuer gegen früher um 20 % ermäßigt.

Wenn die Bildung von Personentarifen nach mit der Entfernung fallenden Einheitssätzen als ein wirthschaftlicher und namentlich sozialpolitischer Fehler bezeichnet werden muß, so ist ein gleiches Verfahren im Güterverkehr nicht unter allen Umständen zu verwerfen. Im Gegentheil kann hier eine solche Tarifbildung durchaus berechtigt, ja geboten sein, um namentlich Gegenständen des allgemeinen Verzehrs ein möglichst weites Absatzgebiet zu eröffnen.

Vorstehende Ausführungen beziehen sich nur auf die Hauptbahnen. Den Localbahnen kommt zwar auch die Herabsetzung und theilweise Aufhebung der Staatssteuer zu Gute, doch sind diese Bahnen bei dem Mangel ähnlicher Verträge, auf Grund deren die Hauptbahnen zu einer Herabsetzung ihrer Tarife angehalten werden konnten, und wohl auch in Anbetracht ihrer im Allgemeinen ungünstigen finanziellen Lage zu einer gleichen Maßregel nicht herangezogen worden.

Nach den Verkehrsergebnissen von 1890 beziffert sich der lediglich die Staatskasse treffende Ausfall an der bisherigen Verkehrssteuer auf 53 Millionen Francs, während den Eisenbahnverwaltungen aus den von ihnen gewährten Tarifermäßigungen eine Mindereinnahme von 42 Millionen Francs und dem Verkehr somit ein Gesammtvortheil von 95 Millionen erwächst.

Wenngleich in Folge der eingetretenen beträchtlichen Tarifermäßigungen ein bedeutender Verkehrszuwachs zu erwarten ist, so wird letzterer, wenigstens zu Anfang, doch kaum so groß sein, daß von vornherein auf eine Deckung der Einnahme-Ausfälle gerechnet werden könnte, die sich für die Eisenbahnverwaltungen aus jenen Ermäßigungen ergeben. Und da fast sämmtliche Eisenbahn-Gesellschaften eine staatliche Zinsgarantie genießen, die noch im Jahre 1890 mit 42 Millionen Francs von ihnen in Anspruch genommen worden ist, so wird der französische Staat auch einen großen Theil der auf die Eisenbahnverwaltungen entfallenden Mindereinnahmen zu decken haben.

Die nachstehende Uebersicht wird willkommene Gelegenheit zu einer Vergleichung der neuen französischen Personentarife mit denen anderer Länder bieten:

Tarif für Person und Kilometer (Personenkilometer) einschließlich Staatssteuer.

		I. Kl.	II. Kl.	III. Kl.
		Francs		
Frankreich, früher	Pers.- u. Schnellz.	0,1232	0,0924	0,0678
gegenwärtig	" " "	0,112	0,0756	0,0493
Norddeutschland gegenwärtig	Personenzug	0,10	0,075	0,05
	Schnellzug	0,1125	0,0834	0,0584
Süddeutschland, gegenwärtig	Personenzug	0,10	0,0663	0,0425
	Schnellzug	0,1137	0,08	0,0562
Deutscher Einheitstarif nach preußischem Vorschlag*)	Personenzug	0,075	0,05	0,025
	Schnellzug	0,0875	0,0625	0,0375
Oesterreich, Staatsbahn	Personenzug	0,075	0,05	0,025
	Schnellzug	0,1125	0,075	0,0375
Ungarn	Personenzug	0,0812	0,065	0,0405
	Schnellzug	0,0962	0,0812	0,0487
Niederlande, (Holländische Gesellschaft)	ohne Unterschied	0,1063	0,085	0,0531
Belgien, Staatsbahn	Personenzug	0,0756	0,0567	0,0378
	Schnellzug	0,0945	0,0709	0,0473
Schweiz	ohne Unterschied	0,104	0,0703	0,052
Italien	Personenzug	0,1130	0,079	0,051
	Schnellzug	0,1243	0,087	0,0565
England	Personenzug	0,097	0,081	0,065
Schweden, Staatsbahn	Personenzug	0,098	0,0735	0,049
	Schnellzug	0,119	0,084	0,056
Rußland	ohne Unterschied	0,15	0 1115	0,0565

Der neue französische Personentarif gehört hiernach zu den niedrigsten in Europa und wird nur von Belgien, von Ungarn auf Entfernungen über 225 Kilometer und von dem in Aussicht stehenden deutschen Einheitstarif unterboten. Möge dieser uns bald zu Theil werden und dem wahrlich lange genug ertragenen Tarifwirrwarr mit seinen vielfachen wirthschaftlich unrichtigen und vom sozialpolitischen Standpunkt aus verwerflichen Begünstigungen der wohlhabenderen Bevölkerungsklassen auf Kosten der minder Bemittelten ein wohlverdientes Ende bereiten.

Sehr beherzigenswerth ist auch die Begründung der französischen Tarifreform in der betreffenden Regierungsvorlage, wo es unter Anderem heißt: „Diese Reform mit der Umgestaltung unserer Zolltarife zusammen fallen lassen, heißt in

*) Nach dem bayrischen Vorschlag in der II. Klasse Personenzug 0,0438, Schnellzug 0,0563 Francs.

der glücklichsten Weise das verbessern, was diese Umgestaltung an Nachtheilen auf gewissen Punkten mit sich bringen kann; es heißt die Thätigkeit unseres nationalen Marktes anregen, unsere inneren Verkehrsbeziehungen erleichtern, unseren Erzeugnissen die weitesten Absatzgebiete eröffnen, ohne daß sie nöthig haben, über unsere Grenzen hinaus zu gehen. Unzweifelhaft wird die Entwickelung des Personenverkehrs einen entsprechenden Fortschritt in dem wirthschaftlichen Leben unseres Landes herbeiführen. Eine ganz ungeheure Bewegung muß sich hieraus ergeben und ihr Einfluß sich von den materiellen Erzeugnissen auch auf die geistigen und sittlichen erstrecken. Zu niedrigen Preisen den Verkehr bedienen, heißt an der Civilisation mitarbeiten." -T-

Literatur und Kunst.

Drei Ehedramen von August Strindberg.

Besprochen von Erich Holm.

Ueberblickt man als Ganzes Strindberg's dichterische Production, so fällt als einer ihrer charakteristischsten Züge auf, daß in ihr die fortgesetzte Arbeit, durch die er zu einem allseitigen, vertieften Verständnisse des Menschendaseins zu gelangen strebt, sich wie bei kaum einem andern Dichter erkennen läßt. Deutlich offenbart sich darin, wie er allmählich, Stück für Stück, sich das Wissen vom Leben zusammenträgt, wie er letzteres Seite um Seite, Erscheinung um Erscheinung, deren Wechselbeziehungen, Wirkungen und Rückwirkungen durchaus studirt mit heißem Bemühen. Seine Dichternatur duldet es eben nicht, daß weittragende Erkenntnisse, die ihm aufgehen und ihn ergreifen, in der abstracten Form im Innern versunken bleiben. Sie wollen wieder hinaus in's concrete, leibende Leben. Leben bist Du, und zu Leben sollst Du wieder werden!

Darum aber ist auch Strindberg's Bruch mit der Idealdichtung ein so vollständiger, weil er nie von gegebenen Wahrheiten ausgeht, nicht wie jene deductiv verfährt, sondern vollkommen voraussetzungslos auf inductivem, heuristischem Wege zu seinen Stoffen gelangt, eine Methode, bei der man freilich dem Irrthume mehr bloßgegeben ist, wenigstens dessen leichter geziehen werden kann, als wenn man von bereits Anerkanntem den sicheren Ausgangspunkt nimmt.

Eine weitere Folge dieses Hervorquellens der Dichtung aus der systematisch sich fortbewegenden Forschung ist die merkwürdige Geschlossenheit, der die Werke innerlich verbindende Gedankenzusammenhang dieser mannigfaltigen Production. Problem schließt sich an Problem, eine fortlaufende Kette. Nicht, als ob seine Anschauungen sich immer nur in gerader Linie entwickelt hätten. Im Gegentheil. Eine spätere Erfahrung modificirt oft die frühere, hebt sie zuweilen gänzlich wieder auf. Nicht selten treibt auch das leidenschaftliche Temperament zu übereilten Schlüssen, welche kühlere Betrachtung zurückzunehmen nöthigt. Ja, er macht eine so entschiedene Wandlung durch, daß sein Schaffen sich geradezu in zwei disparate Hälften schneidet. Aber es ist doch nur, als ob ein Strom plötzlich verschwände, um unterhalb eines Gebirgsrückens seinen Lauf fortzusetzen und jenseits, zwischen anderen Geländen, wieder zu Tage zu treten. Strindberg war und ist Sozialphilosoph. Während er jedoch in seiner jüngeren Periode Sozialdemokrat gewesen, haben ihn seine eifrig betriebenen psychologischen Studien zum Gegner der Gleichheitsideen gemacht, während früher sein Augenmerk hauptsächlich auf die ökonomische Seite der sozialen Zustände gerichtet war, beschäftigt ihn heute vorwiegend die Seelenkunde der Gesellschaft. Und diese stürzt seine früheren Ideale, gliedert ihm die Gesellschaft in naturgemäß aus dem Grade seelischer Entwickelung sich ergebende Abstufungen, deren oberste, höchste, gewissermaßen monarchische Spitze das Genie. Mehr aber als alle diese Unterschiede regt sein Interesse jene eine gewaltigste Spaltung an, welche die Menschheit in zwei Hälften scheidet. Ja, das Problem „Mann oder Weib" dürfte ihn auf alle die anderen verwandten Untersuchungen, auf jene Probleme „vom sozialen Steigen oder Fallen, vom Höheren und Niedrigeren, Besseren oder Schlechteren," welche seinen jüngsten Werken zu Grunde liegen, erst geführt haben.

Schon seine Formulirung derselben — „Mann oder Weib" — deutet an, in welcher Weise es sich seinem Geiste darstellt, und was den Anstoß zu solcher Fragestellung gab. Es ist der von der Frau um ihre Emanzipation geführte Kampf, den Strindberg in seinen weitesten Beziehungen, in seinen äußersten, möglichen Consequenzen in's Auge faßt. Einen Kampf um die Macht erblickt er darin, den Streit um die Hegemonie von Mann oder Weib, wie er schon einst stattgehabt, als das Vaterrecht das Mutterrecht ablöste. Nun will umgekehrt, im Wandel der Zeiten, das alte Matriarchat wieder an die Oberfläche, und der Mann leiht, „in schwächlicher Entartung", indem er die Emanzipationsbestrebungen unterstützt, diesen Tendenzen selbst Vorschub. Die Frau ist die an Zahl Ueberlegene, die unbedenklich von ihrer, der Schwachen Waffe, der Hinterlist, Gebrauch macht. Nun möge Hercules sich nicht von Omphale die Keule entwinden lassen! Und er fragt, worauf die Frau ihren Anspruch denn eigentlich stütze, was sie beigetragen zum Gute der Menschheit, zu deren geistigem Besitz? Ist nicht die ganze Culturarbeit des Mannes Werk? Die Frau hätte immer mitthun dürfen, aber sie wollte, oder konnte nicht. Nun drängt sie sich ein in die von ihm eroberten Gebiete. „Ihr lagt hinter den Büschen, während wir die Streiche führten, und nun wir den Tisch gedeckt, laßt Ihr Euch daran nieder, als ob Ihr zu Hause wäret."

Doch Strindberg hätte sich selbst verleugnen müssen, würde er sich an diesen Argumenten haben genügen lassen, würde es ihn nicht gedrängt haben, sich tief in die Räthsel eines Verhältnisses zu versenken, das für das Leben des Einzelnen wie der Gesammtheit von so unermeßlicher Bedeutung ist. Wir sehen ihn denn auch sich den ernstesten Studien hingeben, in der ganzen Natur, bei Thier und Pflanze Umschau halten, um das in derselben waltende Gesetz zu erforschen und seinem Probleme tiefer auf den Grund zu kommen. Die Wissenschaft vom Menschen selbst, die an „den Grenzen des Naturerkennens" stehende Physio-Psychologie, bietet ihm wohl keine festen Anhaltspunkte. Doch hier läßt ihn die aus seiner Lebensanalyse geschöpfte Ueberzeugung, die „praktische Vernunft" könnte man sagen, die unausfüllbare Kluft übersetzen, der schwanken Hypothese Beweiskraft beilegen. In großen Zügen, wie dies stets seine Art, sucht er nunmehr das typische Charakterbild, die Entwickelungsgrade, Entwickelungsmöglichkeiten der beiden Geschlechter festzustellen, zugleich bemüht, sich die einfachen Grundnormen ihres gegenseitigen Verhältnisses abzustecken.

Eine Reihe literarischer Productionen von mehr oder minder bedeutendem Tiefgange und starkem Stimmungscolorit entstammt den hier skizzirten, verschiedenartigen Tendenzen und Bestrebungen, deren zusammenfassendstes Ergebniß drei Schöpfungen von seltener Kraft und Originalität, die Ehedramen „Der Vater", „Die Kameraden", „Gläubiger", sind. Im engsten, gedanklichen Zusammenhange stehend, bilden sie eine Gruppe für sich, indem sie von drei Seiten, in drei ihrer Hauptbeziehungen, die zum Zwecke der Familienbildung gestiftete Verbindung zwischen Mann und Frau beleuchten. Treu spiegeln sie die Doppelstellung des Dichters zu seinem Gegenstande, als untersuchenden Denker, als kämpfenden Parteimann, und erhalten durch dieselbe eine Großheit des Stils, eine Tiefe, wie sie nur den besten sozialen Problemdichtungen eigen sind, wie andererseits ein Feuer, das nur subjectiver Antheilnahme zu entspringen vermag. Sie sind bisher hauptsächlich in der einen Beziehung, als wider die Frauenemanzipation gerichtete Kampfdramen gewürdigt worden.

„Der Vater", eines der erschütterndsten Trauerspiele, zu dem das Naturgesetz selber das tragische Motiv componirt, wirft die Frage auf, in welchem Verhältnisse zu einander das Recht der Gatten über das Kind stehe. Wer ist in der Ehe derjenige, welcher bei Conflicten, wo unmöglich beide Theile

bestimmen können, den Ausschlag zu geben hat? „Ich will," äußert der Rittmeister zu seiner Gattin Laura, „daß meine Tochter in der Stadt wohne, Du willst, daß sie hier bleibt. Das arithmetische Mittel würde sein, daß sie auf der Eisenbahnstation mitten zwischen der Stadt und dem elterlichen Hause verbliebe."

Als Ernährer nimmt der Vater das Vorrecht für sich in Anspruch, hätte doch die Mutter auf ihre Rechte dafür verzichtet, daß der Mann ihre und ihres Kindes Versorgung übernimmt. „Hat man eine Waare verkauft, so kann man nicht diese wiederbekommen und zugleich das Geld behalten." Nicht kann sie die Macht über das Kind haben und zugleich ihn als Versorger.

Nur so lange jedoch sind ihm selbstverständlich die Pflichten bindend, die Rechte begehrenswerth, als er die sichere Gewähr hat, der Vater des Kindes zu sein. Ist das Kind nicht das seine, dann will er so wenig die einen als die anderen. Wodurch aber wird ihm jene Gewähr? Kein unumstößliches Zeichen legt hier Zeugniß ab. Die Natur versagt alle festen Anhaltspunkte. Es ist einzig die unantastbare Vertrauenswürdigkeit der Mutter, die ihm das beseligende Bewußtsein Vater zu sein, schenkt, sichert. Wo diese fehlt, stürzt denn auch die Familie zusammen. Wer wollte für ein Kind, das vielleicht eines Andern, ein Weib, das auch einem Andern gehört, die drückende Last ihrer Erhaltung auf sich nehmen, „Zukunft und Carrière opfern, für ihre Existenz Qualen, Peinigungen, schlaflose Nächte und Aufregungen ertragen? Dazu verurtheilen, ist das höllischste Verbrechen, einfach Diebstahl, die brutalste Sklaverei. Es ist ein Unschuldiger, und schmachtet unter jahrelanger Strafarbeit!"

Auf diesen hier kurz skizzirten Ideen baut sich das Stück auf, dessen Handlung bekannt ist. Ein schier unlöslicher Conflict, der sich hier entspinnt! Der Vater, der sein Kind heiß und innig liebt, der sein Bestes in ihm fortgesetzt sehen möchte, das ihm, dem Freidenker, der Ewigkeitsgedanke, kämpft einen Kampf auf Leben und Tod mit seiner Gattin, welche es, seiner Ueberzeugung nach, in eine für dasselbe unheilvolle Laufbahn drängen will. Er weiß, daß er der geistig Ueberlegene ist, sein Urtheil stützt sich auf gute Gründe, und er läßt daher nicht eher ab, als bis in seine Seele der ihn in den Wahnsinn treibende Zweifel geträufelt wird, ob dieses Kind auch wirklich sein eigen Fleisch und Blut? Die Mutter ihrerseits, setzt alles ein, um ihr Mutterrecht an ihrem Kinde zu wahren, und von der Idee ausgehend, „eine Mutter könne und müsse jedes Verbrechen für ihr Kind begehen, mißbraucht sie den ihr von der Natur verliehenen, allgewaltigen Vorzug, daß einzig die Abstammung des Kindes von ihr erweisbar ist. Ein Schrei ist „der Vater" über diese furchtbare, dem Weibe gegebene Macht! Wehe, wenn mit ihr ein frevles Spiel getrieben wird.

Mit den Worten der siegreichen Mutter: „Mein Kind, mein eigen Kind!" schließt das Stück. Mittelst eines jener Geniestreiche der List, eines jener teuflischen unblutigen Verbrechen, „denen mit dem Gesetze nicht beizukommen ist," hat dieses dämonische Weib ihren Anspruch als Mutter über den theuer erkauften des Vaters gesetzt, die Macht an sich gerissen und zugleich ihn als Versorger behalten.

So verbrecherisch indeß hier die List zu Werke geht, sie wurde von der Gewalt erzeugt, und so sollte man denn meinen, die Selbstherrlichkeit, welche das unveräußerliche Recht der Mutter mißachtete, bilde die tragische Schuld des Vaters, die in dessen herrischen, der Mutter jede Einflußnahme auf das Schicksal ihres Kindes schroff verweigernden Worten „Ich dulde keinen Eingriff in meine Rechte, weder von Weibern noch von Kindern" absichtlich unterstrichen erscheint. Doch dem ist nicht so. Strindberg sieht die Quelle dieser Tragik in einer tieferen, allgemeineren Ursache, in den Emancipationsbestrebungen, den Gleichheitsideen, welcher sich der Frau bemächtigt haben, und die alte Ehe, mit ihrer göttlich gebotenen Unterordnung des Weibes stürzten. „Wessen ist die Schuld?" fragt der Rittmeister, als Laura sich hinter das instinktive Gefühl, das sie geleitet habe, verschanzt und demgemäß die Verantwortung von sich abwälzt, „etwa der geistigen Ehe? Früher verheirathete man sich mit einer Frau; jetzt geht man eine Gemeinschaft mit einem gewerbetreibenden Frauenzimmer ein, oder zieht mit einer Freundin zusammen. Und dann betrügt man den Theilhaber und entehrt den Freund! ..... Und welcher Sprößling aus dieser Liebe auf Aktien, lautend auf den Inhaber, ohne solidarische Verantwortlichkeit? Wer ist der Inhaber, wenn der Krach kommt? Wer ist der körperliche Vater des geistigen Kindes?"

Seine prinzipiellsten Einwände gegen die modernen Tendenzen, welche die alte Ehe untergraben, drängt Strindberg in diese Erwägungen zusammen. Die Einheit, zu der Mann und Frau zusammenschmolzen, die Solidarität, jede Verantwortlichkeit nach Außen hin, wird ihm durch jene aufgehoben. Zugleich war ihm die alte Ehe die Harmonie, der Friede. „Der Gott des Streites gebietet über das Leben, oder vielmehr die Göttin." „Die Liebe zwischen den beiden Geschlechtern ist Kampf, ist dem Hasse verwandt." Hier aber war alles gebunden, der Conflict behoben. Indeß, die Bibel hatte den Knoten nur durchhauen, indem sie den Machtspruch „Er soll Dein Herr sein!" that, und Strindberg ist viel zu modern, viel zu sehr Denker, um solch ein bloßes Durchhauen des Knotens zu ertragen, viel zu sehr von der Ueberzeugung durchdrungen, er ließe sich lösen, der Beweis der inneren Berechtigung des Machtwortes — und sei auch nur ein einziger möglich — ließe sich erbringen, um es nicht versuchen zu sollen.

Er thut es in den „Kameraden", der Tragödie des Weibes, das Mann sein will, ohne daß Natur ihm Anlage und Kraft hiezu gegeben. Strindberg legt hier den Maßstab an das Niveau der beiden Geschlechter und sucht durch die Nebeneinanderstellung der Gatten als Kameraden, den Abstand im Wuchse in die Augen springen zu lassen, zu zeigen, welche Ungeheuerlichkeit darin liegt, Wesen von so ungleicher Natur und Stärke in Reih und Glied stellen zu wollen.

Es ist eine Ehe nach modernem Ideale. Den von der Emanzipationsbewegung ausgegebenen Parolen gemäß, will Bertha, die Gattin des Malers Axel, auf eigenen Füßen stehen, befreit von der demüthigenden ökonomischen Abhängigkeit vom Manne, die ihn zum Herrn über sie macht. In allen Stücken will sie die ihm Ebenbürtige, Gleichgestellte sein. Doch wie verwirklicht sie dieses Programm? Sich dessen harten, mühevollen Bedingungen zu unterziehen, sich selbst zu erhalten, dazu hat sie einstweilen keine Lust, vielleicht auch keine Kraft, von dem angenehmen Theil, der Freiheit, die ihr im Austausch werden sollte, geben ihr die stolzen, würdevollen Prinzipien geschickten Vorwand ausgiebigen Gebrauch zu machen. Die Vorrechte von ehedem, die will sie alle, dazu die Freiheiten von heute, doch nicht die Pflichten von ehedem, nicht die von heute.

Daß der Mann die extravaganten Ausgaben bestreitet, die sie, befreit von jeder Controle, sich rücksichtslos gestattet, gesteht sie ihm unter Protesten, „nun werde sie es wieder hören müssen, nun werde es ihr wieder vorgehalten werden!" — willig zu, glückt es ihr selbst etwas zu erwerben, behält sie es unter Berufung auf Paragraph so und so der Gesetzgebung zum Schutze der Frau, für sich. Nirgends bekundet sie den ernsten Willen, sich aus einem für unwürdig gehaltenen Verhältnisse in Wirklichkeit zu lösen, nirgends ein Rechtsgefühl. Es ist alles leeres Scheinwesen, hohle Phrase, Lug und Trug. Auch sie hat sich, gleich Axel der Malerei zugewendet. Allein es fehlt an der Begabung, es fehlt an dem Ernst, sich durch Arbeit zur höchstmöglichen Vervollkommnung aufzuringen, es fehlt an Selbstüberwindung, sich mit jenem äußeren Erfolge zu begnügen, zu welchem das beschränkte eigene Können berechtigt. Was sie nicht zu sein vermag, das will sie wenigstens scheinen. Das Streben vertritt Streberthum. Und als der Erfolg, den künstliche Mittel herbei zu zaubern versuchten, ihr dank der großmüthigen Selbstverleugnung des Mannes scheinbar wird, während den hochüberlegenen Gatten vermeintliche Hintansetzung trifft, da verblendet er sie nicht nur, recht als die insolubile ignorante fortunata, die sie ist, sie kann auch die Schadenfreude, das Frohlocken, im Wettbewerbe mit dem Manne obsiegt zu haben, nicht verhehlen. Die Kameraden werden gehässige Concurenten,

die Solidarität zwischen Mann und Weib ist aufgehoben, die nach Gleichheit Strebende ist zur dünkelhaft sich Ueberhebenden geworden. „Es ist Eva," schreibt Ola Hansson, „die Adam sein will, aber dadurch nur erreicht ein Scheusal zu werden, das Adam schließlich auf die Straße zu anderem Unrath wirft." Wie der sich aufblähende little man with little soul. der noch nie so little, little, little, wie eben da erschien, nimmt sie sich aus neben der schlichten Größe des Mannes mit dem ernsten Wollen, der sich als Glied der großen Menschheitsgemeinde fühlt, und dessen Ehrgeiz ist, nach besten Kräften, Gutes, Werthvolles zu leisten. Es ist Disciplinlosigkeit, was hier vor allem mit dem weiblichen Geiste identifizirt wird. Anarchie herrscht während des kurzen Interregnums, in dem die Freigelassene zur Macht gelangt. Ihre niedere Intelligenz, die nicht heraus kann aus dem engen Bezirk des Ich, ihres Götzen, den sie, eine Wilde, in wildem Reigen umtanzt sehen möchte, macht sie zur Fremden in der harmonievollen sittlichen Welt, die der Freigeborene ordnenden, liebenden Geistes erschaffen, deren strengem Gesetze er sich freudig unterwirft. Ihr los und ledig gewordener Instinkt zertrümmert diese Welt. Das Chaos ist wieder da! — Nein, schlimmeres als das Chaos. Denn es ist nicht mehr jener Trieb, der wie die Flamme, die freie Tochter der Natur, auf der eigenen Spur einhertritt, es waltet der von der Civilisation depravirte, der sich feige mit Lug und Trug und Verstellung deckt. Seine Schöpfung ist eine entartete Welt, nicht die der Natur, nicht die der Vernunft, eine ekle, gemeine Zwitterwelt, deren Lebensprinzip Täuschung ist. Blague! zeichnet ihr denn auch der Dichter, in Zorn und Ueberdruß, wie ein Kainsmaal an die Stirne.

Und blague! wiederhallt es in der Klage des ergrauten Doctors, dessen Jugendideale das Leben schnöde zertrümmert hat. Wie ein grollendes Echo trägt sie das Wort über alle Gebiete des modernen Daseins dahin. „Blague, Blague! Bräute, Liebe, Neapel, Lebensfreude, antiquirt, modern, conservativ, ideal, real, natural, blague, blague! Von Anfang bis zu Ende!"

In schrille Dissonanzen klingt das Stück wie in eine gelle Katzenmusik aus, die der ganzen Bewegung, welche die Frau aufwiegelt, gilt. Die Geißelhiebe der Sarcasmen fallen dicht und dichter. Wie mit einem Ruck scheint der Dichter das ganze Gewebe der Emanzipationsideen in Fetzen reißen zu wollen.

Unter den unglücklichen Ehepaaren kommt in den „Kameraden", von den herrschenden Tohuwabohu unangefochten, als lebte es auf einer seligen Insel, auch ein glückliches Tendenzpaar vor, darum glücklich, weil der Gatte von vornherein den Platz als Haupt und Chef der Familie einnahm, zu dem er sich vermöge seiner überlegenen Intelligenz, vermöge natürlicher Anlage berufen fühlte. Lasse sich doch Macht nicht theilen. Befehlen oder Gehorchen. Ich oder Du! Kämen nur richtige Männer über die Frauen, dann würde selbst aus ihnen noch etwas Ordentliches.

Strindberg belegt sein Stück mit dem Titel einer „Comödie". Wie eine lächerliche Farce erscheint ihm dieser ganze Rummel, dem der Mann ein Ende mit Schrecken bereitet.

Doch wie unsäglich traurig ist, was sich dahinter birgt. Welche pessimistische Würdigung dessen, was bisher als die Quelle holdesten, beseligendsten Glückes im Dasein der Menschheit galt! Wie entwürdigend für den hoch entwickelten Mann, sich mit einem Wesen gatten zu sollen, das nur durch Bändigung erträglich wird. Wie entwürdigend andererseits für mehr als die Hälfte der Menschheit auf allen Stufen der Entwickelung, hoch und nieder, zum völligen Verzicht auf ihre Selbstbestimmung verurtheilt zu sein.

Strindberg ist eben ein unerschrockener Denker, viel zu sehr Freund der Wahrheit und Charakter, um davor zurückzuscheuen, aus den Thatsachen die ihm logisch dünkenden Consequenzen zu ziehen. Sind aber diese Thatsachen so unumstößlich? Wo ist der Beweis, daß bei der Frau, wie er behauptet, im Mechanismus der Fehler steckt, daß ihr zarter Körperbau physiologisch ihr geistiges Zurückbleiben bedingt? Er selbst hat in seinem jüngsten Werke „An offener See" seinen Geisteshelden schwächlich dargestellt, während Grobsinn und Vornirtheit sich mit der brutalen Kraft gepaart zeigen. Doch abgesehen davon, geht, bei der unendlichen Verschiedenheit, welche bei Frau wie Mann in den Graden ihrer Geistes- und Charakterbildung herrscht, das Leben immer so methodisch vor, daß es stets nur den höher stehenden Mann mit der niederer stehenden Frau verbände? Oder hätte überhaupt der Mann in allen den bunten Wechselfällen des Lebens eo ipso immer recht, die Frau immer unrecht? Ist er unfehlbar? Die Welt sträubt sich gegen den einen Unfehlbaren, und in all den zahllosen Mikrokosmen, die man Familien nennt, sollte solch ein Unfehlbarer geschaffen werden? Heißt Heirathen für die Frau unmündig werden? Denn nicht wie der Soldat, der Beamte, wie jeder Einzelne, der im Dienste eines Unternehmens steht, soll sie, wo die Existenz es bedingt, gleich dem Gatten zu theilweisem Verzicht auf ihre Willensfreiheit gehalten sein. Hier gilt es völlige Unterwerfung, was gleichbedeutend ist mit dem Verkümmernlassen der höchsten Lebensäußerungen des Menschen. Und die Kluft zwischen Mann und Weib gähnt immer weiter, und unabsehbare Folgen drohen! Nein nein! Nicht Unterjochung der Frau nach orientalischem Muster ist das Schiboleth des Gedeihens der Gesellschaft, das Schiboleth der glücklichen Ehe. Wohl weit eher, daß der Mann, die Frau selbst, die weibliche Erziehung sich aus dem noch immer herrschenden Wahne löse, ein echter, rechter, ein ganzer, voller Mensch zu sein, ließe das Weib im Weibe schaden nehmen. Wie nur der rechte Mensch der rechte Mann, so auch kann nur der rechte Mensch das rechte Weib sein. Das ist nicht Nachäffung des Einen durch den Anderen, das heißt allein den Schwerpunkt in sich finden, auf dem das eigene Wesen sicher zu ruhen vermag. Was Natur und Leben fordern, damit nicht ein Theil, nein beide Theile gedeihen, um, einander würdig, sich zusammenzuschließen zu der höheren Einheit, Menschheit, dazu schöpft sich die Weisheit, die Liebe, die Kraft, aus diesem Borne allein. Daran dürfte wohl keine moderne vergleichende Geschlechtspsychologie etwas ändern, wenn überhaupt diese Wissenschaft, die wie kaum eine andere, der Einflußnahme des Subjectiven unterworfen ist, eine solche Verantwortung je wird übernehmen können.

Mag denn das Weib immerhin dem Manne zu Füßen liegen, wenn Ehrfurcht, wenn Bewunderung es dazu treiben. Daß es, unglücklicher als der Proletarier, dem Erhebung aus seiner Erniedrigung möglich, dort seinen Platz finden solle, müsse, wie Nietzsche im Geschlechtsaristokratismus, dem ausschließendsten von allen Aristokratismen, heischt; die Frau dort anschmieden zu wollen, sie, deren Genie so gut, wie das des Mannes, zum „Uebermenschen" strebt, das hieße am Genius der Menschheit sich versündigen. Der reuigen Peri öffnet sich das Paradies, wenn es ihr glückt, die liebste Gabe darzubringen, dem höchsten Streben bleibt der Himmel vollen Menschthums, Menschenrechts verschlossen, wenn das Geschlecht, doch nur ein Zufall der Geburt, den Zutritt wehrt.

Auch Strindberg, dünkt mich sonach, durchhaut den Knoten nur, er löst ihn nicht. Es wäre furchtbar, sollte ihn zu lösen, die Quadratur des Cirkels sein.

Wie beim „Vater" und den „Kameraden" enthüllt auch in dem letzten der drei Dramen „Gläubiger", die Tendenz sich schon im Titel. Die Frage, die es stellt — Nr. 3 der Fragen — geht dahin: Was leistet der Mann der Frau, worin besteht, was sie als Gegenleistung zu bieten hat? Die Antwort giebt sich kurz: Alles empfängt sie von ihm, ihr leibliches, ihr geistiges Brod, denn auch die Ideen, von denen sie zehrt, sind nur ein Reflex der seinen, in seinem Haupte entsprungen. Er giebt ihr soziale Stellung, Ansehen, Freunde, den eigenen Heerd, er erlöst sie vom Elternzwange, er macht sie vom Kinde, das sie war, zum Weibe. — Und ihre Wiederlage? Was er dagegen fordert? Es ist alles in allem im Grunde eins nur — denn ihre Hingabe ist nur ein Nehmen — Treue, Treue! Doch ja, noch eins, — Gehorsam!

Im Mittelpunkte dieses Dramendreibunds steht die Frau, die Eva, um derentwillen die Austreibung aus dem Paradiese erfolgte. Hier, wie dort, concentriren sich in ihr alle die ur-

sächlichen Momente, aus denen die tragischen Verwickelungen, die verheerenden Katastrophen hervorgehen. (Nebenbei bemerkt, so bibeltreu, wie in diesen Dichtungen, ist Strindberg nirgends sonst. Ach, daß die Männer, ohne dieses Uebel Weib auf die Welt kommen könnten! Mit Feuer und Schwert müßte man es ausrotten!)

Diese drei Frauengestalten, Laura im „Vater", Bertha in den „Kameraden", Thekla in den „Gläubigern" sind Meisterwerke künstlerischer Technik. Es sind — selbstverständlich mit dem Vergrößerungsapparate der Kunst aufgenommen — der Wirklichkeit wie aus dem Gesicht geschnittene Typen, es sind diese selben Typen in ihrer möglichen Umformung durch die Emancipationsideen geschaut, und es sind leibende, lebende Individuen, so einheitlich in der Bildung, wie der aus dem Kern mit Stamm und Laub und Aesten erwachsene Baum. Und es liegt auch solch ein in der Tiefe verborgener, unter fördernden Einflüssen sich jäh entwickelnder Kern in ihnen, aus dem diese ganze, in sich abgeschlossene Phantasiewelt hervorwächst. Je ein anderer „herrschender Grundzug im Seelencomplex" bestimmt bei jeder von ihnen in anderer Weise, Wesen und Handeln, und — immer unter Mitwirkung der dienstbaren Geister der Schwachen, der List, der Intrigue — auch alle Vorgänge und Geschehnisse, die sich um sie abspielen. Diese Einheitlichkeit, bei der kein Fremdes verwirrend dazwischentritt, jeder Zug sich nothwendig aus dem andern entwickelt, ist um so reiner bewahrt, als die den Frauengestalten gegenübergestellten männlichen Hauptfiguren, die, wie es scheint als bloße Folien gedacht, mehr oder weniger den nämlichen Grundcharakter zeigen, sich durchaus reactiv verhalten.

Ohne die schlimmen Frauen, wären diese an Geist, Charakter, Gemüth harmonisch durchgebildeten Männer, sammt und sonders wahre Musterbilder!

War es bei Laura die Herrsucht, welche die kalte unerbittlich vernichtende Härte erzeugte, bei Bertha, der Erzdämon des Weibes, die Eitelkeit, die in Selbstverblendung dahintaumelnd, herzlos demüthigte, nur um sich mehr zu glorificiren, so zeitigt in den „Gläubigern" die kokette leichtgeschürzte Frivolität wie ein Upasbaum todtbringende Frucht.

Weit über das gegebene Thema hinaus greifend, ist der Ideeninhalt der „Gläubiger" von viel größerer Tragweite, von weit allgemeinerer Bedeutung, als der der beiden anderen Dramen, wogegen der Dichter, auf die überwältigende Macht seines Gedankens bauend, in dieser Tragi-Comödie von rein tragischer Wirkung, allen scenischen Apparat stolz verschmäht. Die aufgewendeten Mittel sind die denkbar einfachsten. An Personen hat das Stück im Ganzen drei. Den geschiedenen, den zweiten Gatten, die Frau. Einige wenige, feste Grundstriche. Folgendes der Vorwurf:

Der geschiedene Gatte, welchen die Frau hintergangen und ihren Schritt hinterher dadurch zu rechtfertigen gesucht hatte, daß sie ihn in einem von ihr herausgegebenen Romane als Idioten stempelte, erscheint nach einer Frist von etlichen Jahren, sozusagen als Gläubiger, der den ihm ausgestellten Schuldschein ausfordert, indem er seinem Verlangen nach Rache, wie seiner beleidigten Ehre dadurch Genüge thut, daß er die zweite, von ihr mit dem Buhlen eingegangene Ehe stört, und die Ehebrecherin als das leichtfertige Weib entlarvt, das sie ist.

Und folgendermaßen — wir halten uns so weit als möglich an der von dem Dichter selbst gegebenen, zusammenfassenden Darlegung — spinnt sich der Vorwurf ab:

Es ist selbstverständlich der heimliche Wunsch des betrogenen Gatten, es möchte dem Paare übel ergehen. Doch jahrelang hat er, von Anderem absorbirt, sich um die Beiden nicht bekümmert, überzeugt, es würde ohnehin seines Eingreifens nicht bedürfen. Da sieht er auf einem Dampfschiffe die ehemalige Gattin in lustiger Gesellschaft junger Herrn. Er hört sie erzählen, ihr Mann hätte sie eine alte Kokette genannt, die vergebens noch auf Eroberungen ausgehe. Nun glaubt er die Zeit gekommen, sich nach dem Ehepaar etwas näher umzuschauen.

Er begibt sich nach dem kleinen Badeorte, wo der Mann sich eben aufhält, und gewinnt dessen Sympathie durch eine Reflexwirkung, die Folge gewisser Aehnlichkeiten, welche die Gattin in der Ehe mit ihm angenommen. Ahnungslos wirft sich „das Lamm sofort dem Wolfe in die Arme". Anfangs fühlt er Mitleid mit ihm. Er sieht ihn in der nämlichen Verfassung, in der einst er selbst sich befunden. Doch da rührt der Andere unversehens an seine alte Wunde, das Buch, den Idioten, und nun fühlt er sich von einem unwiderstehlichen Drange erfaßt, ihn zu zerstücken, und die Theile so durch einander zu wirren, daß sie nie wieder zusammensetzbar wären." Dank der „gewissenhaften Vorarbeit" der Frau glückt ihm dieß nur zu leicht. Nun erübrigte noch sie. Sie war die Feder in dem Uhrwerke, das auseinander geschraubt werden sollte. Der Unfriede, den das durch ihre Gefallsucht noch gesteigerte, eifersüchtige Mißtrauen ihres nunmehrigen Gatten heraufbeschwört, sein Auftreten als Gläubiger, als der Eheherr, der selbst das Joch der Pflichten tragend, nun da er nicht mehr der Geliebte sein zu können wähnt, ihrerseits Pflichterfüllung fordert, haben sie erbittert. Ueberdieß gereizt durch die Kränkung ihrer Eitelkeit, geht sie nur zu leicht in die ihr von ihrem ersten Manne gestellte Falle. Dessen geschickte Werbung läßt in ihrem leicht entzündlichen Gemüthe die alte Leidenschaft für ihn aufflammen, die alten Erinnerungen wecken die alte Intimität, und bald hat sie, wie Petrus Christus, ihren zweiten Herrn verleugnet. Zu spät durchschaut sie den Zusammenhang. Sie ist nicht nur compromittirt, denn Freunde haben sie im zärtlichen tête-à-tête mit dem ehemaligen Ehegenossen betroffen, auch ihr zweiter Gatte war ungesehen davon Augenzeuge gewesen. All ihre Liebe zu diesem lebt, nachdem sie eben erst für jenen empfunden, nun, in der Gefahr mit erneuter Kraft in ihr auf. Zugleich die Verzweiflung über das Weh, das sie ihm bereitet, das Furchtbare, das ihre Leichtfertigkeit heraufbeschworen. Er hat sie in ihrer wahren Gestalt gesehen, — „und wer seine Fylgia schaut, der stirbt!"

Diese fast begebnißlose Handlung nun, hat der Dichter in so genialer Weise entwickelt, daß sich uns nicht nur zugleich das volle Kriterium der hier das eigentliche Thema bildenden Sonderbeziehung im Verhältnisse von Mann und Frau daraus ergibt, daß sie weit über dieses hinaus, uns hinanführt zu den ewigen Quellen des Sittlichen selbst. Man wähnt in der ersten Scene, durch die meisterhafte Führung des Dialogs, in dem, über das Maß des Menschlichen hinauswachsenden Rächer geradezu eine symbolische Gestalt zu sehen, die Personification des im Gemüthe des zweiten Gatten sich vollziehenden Zersetzungsprozesses, der nothwendigen Folge der unsittlichen Basis, auf welcher hier die Ehe ruht.

Der erste Gatte übt eine fascinirende Macht auf den Siechen aus, dem er unerkannt gegenüber sitzt. In dessen Kopfe hat jener längst gespukt. Sein drohender, hämischer Schatten hat ihn geschreckt. Es hat seine Eifersucht geweckt, daß er, der Erste, sich des Herzens, des Geistes der Geliebten bemächtigt, daß sie die Seine gewesen. Ihre Untreue gegen den ersten Mann hat sein Vertrauen zu ihr erschüttert. Seine Freude an seiner Kunst, seine Schaffenskraft, sein Glaube an die Gottheit, an alles Höchste und Beste, das zu verehren sein Gemüth sich sehnt, sein Glaube an das Weib, zu dem er aufgeschaut, an sein eigenes Weib, an dem er nun mit argwöhnischem Auge Kritik übt, alles geht unter in diesem aufreibenden Kampfe der Liebe mit dem untergrabenen Vertrauen. So wird er eine leichte Beute des Mannes, dessen Wort nur all' das zu lebendigem Bewußtsein bringt, was in dunkeln Umrissen in seiner Seele gelegen. Er klammert sich an diesen Stärkeren, der in seinem Inneren wühlt, aber gerade dadurch eine hypnotisch-unwiderstehliche Gewalt über ihn gewinnt, daß er den unfaßbaren Schemen in seiner Brust Form und Gestalt leiht, ihn Aug' in Auge dem gegenüberstellt, was zu schauen er bebt und doch begehrt, seiner von Zweifeln gepeinigten, ermatteten Seele die Todesruhe der Gewißheit bringen zu können scheint.

In dem letzten Theile des Dramas enthüllt sich vor unserm Auge, nunmehr zusammengetragen, die ganze Masse des Zerstörungsmateriales, das, naturgemäß, wie durch chemischen

Prozeß, die Schuld allseits hervorgefördert. Es ist als ob erst jetzt die persönliche Rache des Geschädigten hinzuträte, um den dünnen Feuerfaden an den Zündstoff zu legen und die Mine in die Luft fliegen zu lassen. „Habe ich in all' diesen Jahren meine Hand gegen Euch erhoben? Nein! doch nun hierhergekommen, streif' ich Euch kaum mit einem Blick, und schon liegt der ganze unterwühlte Bau in Trümmern! Ich habe mit Deinem Gemahl ein wenig meinen Scherz getrieben, und schon hat der in ihm aufgehäufte Sprengstoff, wie von einer Lunte entzündet, sich entladen."

In der Abrechnung, die der hintergangene Gatte mit der Ehebrecherin über das, was sie, eine unredliche Empfängerin, ihm schuldig geworden, ohne es zurückzuzahlen, über das, was sie veruntreute, hält, wird das besondere Pflichtenverhältniß, — das der Gattin dem Gatten gegenüber — klargelegt. In der ergreifenden Klage des um sein Lebensglück Betrogenen „Ich habe kein Heim und werde keins haben", bietet sich zugleich das eine, unser sittliches Handeln bestimmende Hauptmoment: die Folgen der Schuld für den Anderen, in den unterminirenden Wirkungen der letzteren, wie ferner der Rache, das zweite Hauptmoment: ihr Rückschlag auf den Thäter selbst dar. „Wie kommt es", ruft die Heldin aus, „daß Du, der Du mich als unschuldig betrachtest, indem Natur und Umstände mich zu meiner Handlungsweise trieben, Dich für berechtigt halten konntest, Rache zu nehmen?" — „Aus eben demselben Grunde," erwiedert er, „weil meine Natur und die Umstände mich dazu trieben, mich zu rächen. Ist das Spiel etwa nicht gleich?"

So schreitet Strindberg zu immer weiteren Consequenzen vor. Selbst in allem seinem Denken auf streng naturwissenschaftlichem Standpunkte stehend, nimmt er Stellung zu dem auf die Naturwissenschaft gegründeten Prinzip von der Unfreiheit und der daraus zu folgernden Unverantwortlichkeit unseres Thuns, hinter welches auch das fehlende Weib hier sich verschanzt. „Die Christen sagen," vertheidigt es sich, „es sei die Vorsehung, welche unsere Handlungen lenke. Andere nennen es das Schicksal. Sind wir nicht unschuldig?" Und die Antwort lautet: „In einem gewissen Maße, ja! Allein ein schmales Endchen, eines Saumes Breite bleibt, darin die Schuld gleichwohl Platz findet. Und die Gläubiger stellen sich früher oder später ein. Unschuldig, aber verantwortlich! Unschuldig vor Ihm, den wir (Beide) nicht mehr glauben, verantwortlich vor uns selbst und unseren Mitmenschen!"

Strindberg ist eben im Grunde seines Wesens Ethiker, so gut wie seine großen Landsleute Ibsen und Björnson, ein moderner Ethiker wohl, der das Gebot allein aus dem Leben selbst folgert, doch ein nicht minder rigoristischer. Und die Strafverheißung fehlt seinem Sittengesetze so wenig, wie bei dem geoffenbarten der Mosesfluch.

Der moderne Gedanke hat den Damm niedergerissen, den einstige Weisheit aufgerichtet, mit den Bausteinen des modernen Denkens selbst, baut Strindberg einen neuen, vielmehr, er deutet auf den Wall hin, den der Wissenschaft unzerstörbar, Natur geschaffen. Auch sie — der Modernen Gott — ist ein Gott der Rache.

Ein die herbe Strenge mildernder, versöhnender Zug in dem tief tragischen Stücke ist es indeß, daß auch der Rächer, von dem Leide, das er zugefügt, mitergriffen, sich zuletzt der Reue nicht entschlagen kann. Er will sich unschuldig nennen und erkennt, auch er sei es nur — wie sie. Noch tröstet er sich indeß damit, daß wenigstens seine Rache bessernd auf sie wirken werde.

Gegenüber dem Ausbruche ihres Schmerzes an der Leiche ihres Gatten, schmilzt endlich der letzte Rest des Grolls, der ihn verhärtete. Ein tiefes Gefühl von Mitleid mit dem Weibe, dessen Natur mit seiner hohen Pflicht so sehr im Widerspruche stand, zuckt in ihm auf. Ein erbarmungsvolles Verzeihen überkömmt ihn. „Wahrhaftig, sie liebt auch ihn! Armes Geschöpf!"

Ein philosophischer Dichter.

(Jost Winteler.)

Von Jakob Mähly.

Am Himmelsgewölbe sind bekanntlich neue Sterne nichts seltenes, aber sie sind minimer Größe gegenüber den gewaltigen, hellleuchtenden, die fix und fest, wenigstens nach bürgerlicher Vorstellung, ihren Standort behaupten und ihre Vasallen und Trabanten um sich her kreisen lassen. Auch am literarischen Himmel haften und leuchten solche Fixsterne, und um sie herum wirbelt, Jahraus, Jahrein durch neuen Zuzug verstärkt, die zahlreiche, man möchte eher sagen zahllose Schaar der dienenden Geister und diese wieder abgestuft von beachtenswerther Größe an, bis zur verschwindenden. Merkwürdig ist aber, daß selbst die großen und größten unter ihnen, ja unter den Fixsternen, eine Zeit lang von der Menge unbeachtet bleiben können. Dieses Loos ist dem Dichter zugefallen, den wir unseren Lesern vorführen wollen, als einen bis in die Tiefe der Menschenseele dringenden Stern. Freilich, ihn zu sehen und zu genießen, ist nicht jedes Auge geschaffen, aber auch von den Sehenden sind die meisten blind geblieben. Es fehlt zwar nicht an höchst anerkennenden Stimmen, die ihren Eindruck einem weiteren Leserkreis kund gegeben haben, aber im Vergleich mit der fraglosen Größe des Denker- und Dichterwerkes, dem wir diese Zeilen widmen, sind sie selten genug und es wäre unbegreiflich, daß dasselbe bisher nicht mehr und nicht begeistertere Heroldsrufe geweckt hat, wenn nicht der vom Dichter gewählte Weg ein so einsamer, wenig betretener, und die Gegend, die er durchwandert, nicht eine so freud- und farblose wäre. Hier geht es nicht durch glitzernden Morgenthau und duftenden Rosenhag, durch Sonnenschein und Waldeskühle, durch wogendes Grün und schmetternden Lerchenjubel, sondern durch den düsteren Tann wandelt der reine stoffentkleidete Gedanke und singt seine ernsten Weisen von den Geschicken der Menschenwelt und von den Höhen und Abgründen der Menschenbrust — es rauscht, wie ein altes Schicksalslied, von den unerbittlichen Jungfrauen, den Parzen gesungen —, aber es kommt auch wieder Licht in das Waldesdüster, die Weisen werden heller, klingender, es drängt den Gedanken, aus dem Bereich des hemmenden Gestrüppes und kahlen Gesteines sich hinaufzuschwingen in den blauen Aether der Empfindung, der Schönheit; auf seinen Mienen glänzt Glück und Freude, er erscheint verjüngt durch den Zauberstab seiner ihn hebenden und tragenden, ihm selber unsichtbaren Begleiterin und Schwester — der Phantasie. — Der Dichter heißt Jost Winteler, sein Gedicht nennt sich: „Tycho Pantander, eine Geistesentwickelung in Liedern" (Frauenfeld bei Huber). In der That, der Dichter hat sich das Schwerste, was es gibt, zur Aufgabe gemacht, diese aber meisterhaft, als ein Erwählter von Gottes Gnaden, gelöst. Auf Schweizer Boden ist ein Sang von solcher Macht und Tiefe noch nie vernommen worden, auf dem deutschen Parnaß noch selten, in den letztvergangenen Jahren nicht; was inhaltlich mit ihm verglichen werden könnte, Wilhelm Jordan's „Demiurgos", steht an dichterischem Schwung, an Gedankenfülle und Gedankentiefe, hinter ihm zurück; der Flügelschlag in Winteler's Schöpfung rauscht mächtiger, und trägt höher; der neue „Faust" mit seinem neuen, vom Baume der Erkenntniß gepflückten Ideenreichthum, stellt sich als würdiger Sohn dem alten Goethe'schen zur Seite. Das scheint ein „großes Wort" und ist gelassen, aber mit vollster Ueberzeugung ausgesprochen; wer das Werk Winteler's liest und nachzuempfinden vermag, wird diese Ueberzeugung theilen. Zwar hat der Dichter redlich dafür gesorgt, daß dieser Leserkreis kein zu großer werde; er hat es nicht bloß sich selber, sondern auch denen, die seine Früchte pflücken und genießen wollen, oft recht schwer gemacht. Ob das nöthig war? Man wird es im allgemeinen kaum verneinen dürfen. Der Stoff ist zu wuchtig, zu wenig flüssig, als daß der Nachempfindende ihn leicht und behaglich in sich aufnehmen könnte; es gehört sogar zur Reproduction Denk- und Mitarbeit, zugleich eine Vertrautheit mit den Zielen und Ergebnissen der neueren Forschung; denn aus diesem Liederkranz tritt uns

nichts geringeres entgegen, als das durch die Lichter und Farben der Poesie verklärte Spiegelbild der gesammten modernen Weltanschauung. Bedenkt man aber, wie schwer es selbst der Prosa fällt, diese Tiefen mit ihrem Licht zu erhellen — wie viel heißer muß das Ringen eines Dichters sein, der die Sprache des Verstandes in die der Phantasie umsetzen und für eine Menge von Begriffen neue Formen prägen muß. Denn die metaphysische Schulsprache ist für ihn unbrauchbar — und doch schweben auf seinen Lippen lauter metaphysische Fragen, die dem Menschenhirn sich aufdrängen und das Menschenherz bewegen, die Fragen nach dem Räthsel des Daseins, nach den Zwecken der Schöpfung, nach dem Urgrund alles Lebendigen. Der Leser darf freilich auch fragen: Eignet sich dieser Inhalt für die poetische Darstellung? Die Antwort kann nicht anders lauten als: „Wenn es dem Dichter möglich ist, ihn poetisch zu gestalten, dem Leser nicht bloß an das Hirn, sondern auch an das Herz zu sprechen — ja"! Und dies hat Winteler im Ganzen und Großen wirklich vermocht. Hier und da ist ihm allerdings der Athem ausgegangen im Wettlauf mit dem knappen, bündigen Ausdruck, wie er dem Dichter ziemt, es gaukelt und krabbelt vor den Augen des Lesers, wie von Hieroglyphen, und der Sinn bleibt ihm ein Räthsel. Daß Winteler eine Anzahl von Neuwörtern prägt, mögen ihm diejenigen zum Vorwurf machen, die nicht zugeben wollen, daß sich die alternde Sprache am Quell dichterischer Erfindung erfrischen und verjüngen muß. Aber nicht alle seiner Wagnisse auf diesem Gebiete werden Cours erhalten; wer auf das Tadeln ausgeht, wird leicht Beispiele finden; er kann sein kritisches Rößlein auch auf anderen Triften, als der genannten, tummeln, zum Beispiel auf der metrischen: In der That, so sehr sich auch Winteler bemüht, durch Abwechselung in Rhythmen und Maßen zum Gang in seine Domäne zu locken und die Pfade innerhalb derselben wegsam und angenehm zu machen, seine Hand ist nicht immer kunstgerecht verfahren und gar viele Linien ermangeln der Anmuth, der leicht fließenden, ungezwungenen Grazie; die Wucht der Gedanken hat sie oft in die Ecke gedrückt und ihren Schwung umgebogen. Auch den Gedanken möchte man bisweilen wünschen, daß sie sich nicht in's Grübeln verlören und in Labyrinthe verirrten, wo des Geistes Fackeln erlöschen und aus der Tiefe Medusenhäupter auftauchen, vor deren Anblick selbst der kühnste Denker zu Stein erstarrt — aber andererseits zwingt uns wieder der Wagmuth des Dichters, der seine Kraft gerade am Schwersten erproben will und vor keinem Abgrund zittert, zur Bewunderung. — An den Fragen rütteln heißt nun allerdings noch nicht sie lösen, und auch Winteler ist vor der Lösung stehen geblieben, wie noch Jeder vor ihm, und wie es auch Jedem nach ihm nicht erspart bleiben wird. Er weiß es auch und singt das Lied von der Resignation in den verschiedensten Modulationen. Warum er gleichwohl seinen Pantheismus glaubt mit der geheimnißvollen Lehre von der christlichen Dreieinigkeit krönen zu sollen, wäre nicht begreiflich, wenn es nicht eine Art Concession an die Kirchlichen und Gläubigen wäre. Denn wenn dem früheren Theologen die Uebereinstimmung gewisser „letzter Gedanken" mit der tieferen, nicht mehr verstandenen Bedeutung gewisser kirchlicher Symbole lebendiger zum Bewußtsein kam als uns Laien (wie man von ihm behauptet), so ist das wohl nichts Anderes als eine bei vielen und selbst denkenden Theologen, welche die Fahne des Dogmenglaubens verlassen haben, zurückbleibende Selbsttäuschung. Im Uebrigen hat sich das christliche Dogma nicht vermessen, das Welträthsel zu lösen, es pflückt seine Früchte, wie jede Religion, nicht vom Baume der Erkenntniß, es will nicht wissen, sondern über das Nichtwissen trösten. Gläubige Seelen aber mögen wohl zittern vor dem trotzig verwegenen Freimuth (sie werden sagen: gottlosen Frevelmuth) eines Tycho Pantander — oder Jost Winteler, denn er ist ja dieser „Schicksalsallmensch", der auf seinem Entwickelungsgange an ein Stadium gelangt, wo er den Weltschöpfer für alles Elend und Seufzen der Kreatur und alle Grausamkeiten der Natur verantwortlich macht. Wenn das „Sünde" ist, so wird sie im Meere des Pantheismus, in das sich der Dichter schließlich stürzt, nicht abgewaschen.

Aber auch wer an diesen philosophischen Früchten in poetischer Schale keinen Geschmack finden sollte, trifft genug Stellen, wo ihm wohl sein wird, wo er mit vollen Zügen den Trank echter Poesie schlürfen darf — es sind solche, wo die reine „von allem Wissensqualm entladene" Lyrik des Gefühls tönt, wo die Stimmung in die Saiten greift. Sind auch diese Weisen nicht durchweg neu — wie wäre das auch möglich? — so haben sie doch eine eigenthümliche Tonfarbe und erheben sich hoch über das banale Gezwitscher des deutschen Sängerwaldes, wo jeder Poet von eigenen und guter Freunde Gnaden sich Jahr ein Jahr aus seinen Hausbedarf an Reimen und Melodien von den Bäumen schüttelt, um sie als seine eigenen, gut gezogenen Singvögel in die Welt hinaus pfeifen und flattern zu lassen.

Aus Winteler's Kranz poetischer und philosophischer Blüthen, deren Duft und Glanz die Vorzüge Leopold Schefer's und Rückert's in sich vereinigten, ist es zwar leicht, die eine oder die andere herauszugreifen, aber keine einzelne wird das Vollbild des Dichters spiegeln. Das möge der Leser nicht vergessen, wenn wir ihm folgendes Beispiel aus der Sammlung mittheilen:

Aug, Ohr und Herz muß selbst die Welt sich sein.

Wo ist das Auge, das die Welt genießt,
Wenn ahnungsvoll der Morgendämmerschein
Von Pol zu Pol sich über's Meer ergießt
Und hell aufleuchten der Gebirge Reih'n?
Wo ist das Ohr, so zart und wehmuthreich,
Dem seine Farbensymphonie der Tag,
Bevor er müde sinkt in Thetis Reich,
Ausklingen und sein Weh vertrauen mag?
Wer mißt der Wüste Weite, wer die See,
Durchwaltet von des Sturmes Majestät,
Und wer der Alpen Andacht, die im Schnee
Sich sammeln leis' zu stummem Nachtgebet?
Wo ist das Herz, zu fassen Glück und Leid,
Das durch der Himmel Himmel wirr erklingt,
Das Häßliches und Böses klärend weiht
Und nicht vor Lust und nicht vor Jammer springt?
Zwar alles Wesen labet täglich neu
Des Lichtes Quell, des Abends Flammenflur,
Sie fühlen Haß und Falschheit, Lieb und Treu,
Jedoch vom All ist das ein Tropfen nur.
Wenn ich das überdenke, wird mir klar:
Aug', Ohr und Herz muß selbst die Welt sich sein,
Sein ganzes Wesen, staunend wunderbar,
Empfindet nur das Ganze ganz allein.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Tod.

Von Börge Janßen.
Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter.

Es war einmal ein Knecht, der aus dem Dienste ging, und er steckte seinen Lohn in die Tasche und sagte zu sich selbst:

„Ehe ich nicht einen Gerechten treffe, gebe ich nicht einen Heller davon aus; aber treffe ich einen, so soll er die Hälfte haben."

Und er wanderte und wanderte und gegen Abend traf er einen alten, krumm gebeugten Mann mit langem, weißem Bart und großen, milden Augen.

„Gottes Friede und guten Abend," sagte der Alte und stützte sich auf seinen Stab, „wohin geht die Reise, mein Sohn?"

„O," sagte der Knecht, „ich bin aus, um einen Gerechten zu finden; aber ich glaube, das ist unmöglich, denn alle Menschen sind Schurken!"

„Ach ja," seufzte der Alte, „Du sprichst die Wahrheit, aber den Du suchst, hast Du doch gefunden, mein Sohn; denn ich bin ein Gerechter!"

„Ja, das sagen sie Alle, und dann sind sie doch Schurken — aber wer seid Ihr denn?“

„Gott.“

„Kann ich Euch auch glauben?“

„Ja, mein Sohn, ich bin der Herr selbst.“

„Es wäre schade, wenn ich weiter suchen müßte. Aber nennst Du es Gerechtigkeit, Einige so reich zu machen, daß sie sich nicht rühren möchten, und Andere so arm, daß sie sich um das tägliche Brot zu Tode arbeiten müssen, ja, nennst auch Du das Gerechtigkeit, dann will ich Dich einen Gerechten nennen.“

„Fahre hin in Frieden,“ sagte der Alte und schüttelte schwermüthig das Haupt, „sie wissen nicht, was zu ihrem Frommen dient!“

Und dann ging Jeder seines Weges, der Herr über die goldenen Felder, wo die Lerchen sangen, die Sonne leuchtete und die Sensen klangen, während der Knecht über die schwarze Heide wanderte, wo der Abend sich schon hernieder senkte.

Da sah er einen anderen alten Mann des Weges daher kommen. Er trug einen Wanderstab in der Hand und ein Schlüsselbund am Gürtel.

Der Knecht ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und am Ende sagte der Alte, er wäre ein Gerechter.

„Wie, ein Gerechter, so hörte ich recht?“

„Ja.“

„Wie ist Euer Name, wenn es erlaubt ist, zu fragen?“

„Sanct Petrus ist mein Name,“ sagte er und rasselte mit den Schlüsseln.

„Ein gerechter Mann! Aber entsinnst Du Dich nicht mehr, wer davon lief, als Gefahr drohte und da der Hahn zum dritten mal krähte?“

Sanct Petrus wandte sich reuevoll und ging gebeugt von dannen, während der Knecht gen Westen weiter wanderte.

Draußen hinter der Heide stand der Himmel in Brand, und aus dem glühenden Schlund über dem Galgenberg, wo die Raben krächzten, erschien ein Mann, der langsam fürbaß schritt, und die Raben folgten ihm, und die Sonne blitzte auf der blanken Sense, die er auf seiner Schulter trug.

Der Knecht fragte ihn, ob er wohl ein Gerechter wäre.

„Ja, ich bin gerecht, und vor mir sind Alle gleich, König und Kaiser, Hoch und Niedrig, Arm und Reich!“

„Wer bist Du?“

„Der Tod.“

Und er schlug den schwarzen Mantel zurück, daß er im Winde flatterte, und hob die Knochenhand mit dem Stundenglas gegen das Feuer des Himmels und zählte jedes Sandkorn, das herniederrann, und tief erglühte es in den finsteren Augenhöhlen, und grinsend lachte er auf, daß es wie Herbststurm über die Heide klang.

„Ja, Du bist gerecht!“ sagte der Knecht und fiel dem Tod zu Füßen.

Aus der Hauptstadt.

Der 2½-Bund.

Auf Eisgetränke verstehen die Italiener sich, das muß der Neid ihnen lassen, und der nationalen Brauselimonade wissen sie eine wechselnde Würze zu verleihen, vor der eines Nordländers Biersinn beinahe beschämt erbleicht. Sie schmecken vortrefflich, diese Eisgetränke, dem Erhitzten aber und auch dem im Magen Empfindlichen drohen sie mit bösem Leiden und der in allen Häfen genuß- und gefahrkundige Kapitän hatte mich deshalb auch gewarnt, ehe wir auf einem neuen Indienfahrer der deutschen Sunda-Linie, bald ist ein Jahr darüber vergangen, Genua anliefen. Im Golf von Lion hatten wir schlimmes Wetter gehabt und über das nun wieder tiefblaue ligurische Meer grüßte schon der jetzt zum Jubiläum reife Columbus und in weiß glühender limpidezza stieg schon die Stadt des Fiesco empor, als wir noch immer, weil nämlich unzweideutige Symptome fehlten, fast erbittert darüber stritten, wer von uns denn nun eigentlich seekrank gewesen war. Beim Lunch hatte ich, beim Diner der Kapitän durch Abwesenheit geglänzt, ich hatte einen wichtigen Brief, er hatte Müdigkeit vorgeschützt, aber der Steward, der ihm zu Diensten war, lächelte merkwürdig verschmitzt und wollte selbst den Bestechungversuchen nicht Rede stehen. Und dann kam der Lootse an Bord, mit dem Bummeln war es vorbei und ganz bescheiden nur durfte ich auf der Commandobrücke ein Plätzchen nehmen. Von wegen der Zollscheerereien und Tabakriechereien konnte der Kapitän nicht gleich mit an das Land und in das Gewimmel eines nach Brasilien bestimmten Auswandererdampfers, dem in schwärzlichen Schaaren die Zwischendecker zuströmten, entließ er mich mit dem Ruf: „Um neun also im Tingeltangel neben der Post, und hüten Sie sich vor dem kalten Zeug und vor den — na, Sie wissen schon!“ Die genuesischen Kutscher sind wegen galanter Anerbietungen nämlich berüchtigt.

Nach den Erfahrungen von Amsterdam und Southampton wußte ich bereits mancherlei, unter Anderem auch, daß es vergeblich ist, einen Seemann am Abend vom Tingeltangel fern halten zu wollen; also zuerst Campo Santo, dann die Villa Pallavicini, Palazzo Doria natürlich und endlich die Singspielhalle, wo wir, drei für Sumatra verpackte Holländer, ein nach Siam berufener Hauslehrer und ich, hart an der winzigen Bühne nun niedersaßen. Neben uns ein alter, furchtbar feiner Herr, neben dem wieder ein Offizier in voller Uniform, den dünnen Rohrstock zwischen den Beinen, den Stürmer schief auf dem hübschen Kopf, im Munde die lange Regiecigarre, deren Strohhalm keck hinter'm Ohr spitzte, und auf dem Schooße das zärtlich gekrabbelte Seidenhündchen der Diva so unheiligen Ortes, die in gemessenen Zwischenräumen von ihres Kriegers Muscatwein zu kosten kam. Unser künftiger Siamese war außer sich, als Lieutenant der preußischen Reserve, über solche Entweihung der Waffe, und seine Empörung wuchs, da der in des Königs Rock Gekleidete seiner guten Freundin ganz ungenirt zutrank, während sie uns in einem frechen Lied der Yvette Guilbert die Erlebnisse von Saint-Lazare in die Ohren schrillte. Der alte und furchtbar feine Herr muß unser Staunen wohl bemerkt haben, denn lächelnd beugte er sich herüber und sagte: Rassurez-vous, messieurs, il se battra comme un lion, mais elle est vraiment un peu raide, celle-là! Und wir freundeten uns an, gingen bis weit über Mitternacht die Via Roma auf und ab, bis zu Victor Emanuels Denkmal stets und dann wieder zurück, und endlich brachte er mich in eigener Barke an Bord und ich hatte den Kapitän verfehlt und vier Glas Eislimonade getrunken.

Am andern Morgen war die Erkältung da, im Magen und im politischen Glauben obendrein. Der furchtbar feine Herr nämlich hatte sehr seltsame Geschichten erzählt und über die wahre Stimmung Italiens mir die Augen geöffnet, leidlich objectiv, soweit seine irredentistischen Neigungen das zuließen. Daß in einem katholischen und lateinischen Volke nur durch künstliche Erhitzung die Sympathien von Frankreich abgelenkt werden können, daß der Dreibund unerschwingliche Militärlasten dem Lande aufbürdet, daß Crispi, la dupe de Monsieur de Bismarck, verhaßt und die Bündnißpolitik schon längst nicht mehr populär sei, erfuhr ich da und am Ende hieß es: „Was bieten uns denn die Verträge? die Freundschaft der Heimath Radetzky's? Niemand bedroht uns in Nizza, die Russen sähen uns gern in Triest, und wenn die Franzosen die Nilmündung wirklich beherrschten, könnten wir uns auch mit ihnen verständigen. Das Bischen Tunis wäre doch zuletzt kein Lohn für die schwere Rüstung ... Nein, Ihr Bismarck hat diese Herren Rolibant und Crispi beim Pferdehandel gründlich hereingelegt, aber seit er fort ist, sieht hier alle Welt klar und nicht ein Jahr wird vergehen, bis wir, trotz König Humberts Vorliebe für Berlin, den Kopf aus der Schlinge ziehen, uns mit Frankreich, das jetzt den Papst bald zum Vetter hat, freundlich vertragen, unsere Finanzen auseuriren und alle Werbungen mit dem Gedanken Cola Rienzi's und dem Worte Cesare Balbo's begegnen: l'Italia farà da se! Und nun Gute Nacht und spielen Sie nicht in Port Said, il n'y a que des Grecs là-bas!“

* * *

Noch ist das Jahr nicht um und schon hat der Fall des Marchese Rudini uns mit Eislimonade erkältet und mein furchtbar feiner Herr mag wohl bereits zum steinernen Rè galantuomo emporschmunzeln. Der

Papst, der in Rom doch mehr, als man gemeinhin wohl glaubt, noch gilt, hat feierlichst, in einem Welthirtenschreiben, die französische Republik anerkannt, vor Garibaldi's Denkmal in Nizza wurden Complimente gewechselt, Herr von Giers, in Europa heute vielleicht der schlaueste Diplomat, hat in Monza verweilt, die Beständigkeit deutscher Politik wird, mit Recht oder Unrecht, da und dort leise angezweifelt und die Zeit ist ganz sicher nicht fern, wo von den drei Geharnischten Einer verstummen muß, auf die alljährlich in der mitteleuropäischen Arena wiederkehrende Frage: Cousin, kannst Du noch?

Italien kann nicht mehr, und wenn jetzt irgend ein schlauer Zauberer die Karre, am Zündhölzermonopol und der Erbschaftsteuer vorbei, wirklich noch eine Wegstrecke weiterschiebt, über kurz oder lang wird sie doch festgefahren sein und mit gedoppelter Hast wird das Volk dann Stück für Stück der Militärlast vom Wagen nehmen, der unter dem jetzigen Gepäck zu brechen droht. An dem schönen Lande zehren drei schlimme Blutegel: Die Papstfrage, die auch den Einheitstaat noch in Parteien zerreißt und durch die Priester die Frauen aufsässig macht; der Parlamentarismus, der eine Herrschaft der Advokaten hochgebracht hat, die ja überall, weil sie sonst ihre Scholastik umlernen müßten, leidenschaftliche Gegner jeder ernsten Reform sind und die jeder Vereinfachung der Gesetze und der Verwaltung widerstreben, weil nur in complicirten Verhältnissen das Prozeßwesen gedeiht, — der Parlamentarismus, der sich wieder so herrlich offenbarte, als er am fünften Mai auf Monte Citorio mit einer Zufallsmehrheit von ganzen acht Stimmen dasselbe Ministerium stürzte, dem er, in genau gleicher Lage, kurz vorher noch ein famoses Vertrauensvotum gegeben hatte; endlich und hauptsächlich aber der weit gehende Anspruch des Dreibundes, der zu viel fordert und zu wenig bietet und deshalb von dem Verlangten nachlassen muß, wenn nicht längst vor der entscheidenden Stunde dem Genossen im Stiefel der Athem ausgehen soll.

Italien will auch nicht mehr und ein starker Theil der Bevölkerung mindestens bekennt sich zu der Ansicht meines furchtbar feinen Herrn. In einem sensationell und hoffentlich pseudooffiziös zugestutzten Buche — „Berlin — Wien — Rom"*) heißt die Geschichte — wird uns zwar erzählt, erst nach Bismarck's Rücktritt habe das Deutsche Reich die rechte Liebe erworben und der Dreibund die rechte Festigkeit und Rußland sei nun ganz ruinirt und England uns für besondere Fälle gewonnen und inniger denn je zuvor uns Italien verkettet, Dank dem weisen Wägen des vom Wirbel zur Zehe und von den Handelsverträgen zum Schulgesetz und noch weiter vertheidigten leitenden Generals —: aber die Wundermär klingt doch bedenklich nach Zeitungpolitik und die italienische Krisis setzt ihr an's Ende ein bängliches Fragezeichen. Der ungenannte Verfasser stammt vom Herrn Optimus ab und die Pillen aus seiner Apotheke — „Zum Anti-Nörgler" -- sind Erwachsenen doch gar zu süß; herrlich vollendet findet er alles in dieser besten Welt und in Kamoenen singt er den Ruhm des Grafen Caprivi, der uns so weislich geführet. Das ist der Patriotismus des Vogels Strauß, der, im Sande den Kopf, den hellen Himmel preist, indessen das Wetter heraufzieht. Oesterreich-Ungarn ist in vorgeschrittener Zersetzung, mit den altmodisch liberalen Deutschen rausen Tschechen, Hunnen, Slovenen, Slovacken beinahe schon in offenem Bürgerkrieg, Italien hält die Vortheile nicht mehr den Lasten des Dreibundes für entsprechend, in England stehen unberechenbare Wahlen vor der Thür, den alten Feinden der Friedensliga hat noch der Beherrscher aller Beichtväter sich gesellt, partikularistische und sozialistische Gelüste streben empor: und ein Buchmacher will uns einreden, daß im Mai 1892 „das deutsche Soll und Haben sich günstiger stellt als am 20. März 1890." Mag's ihm glauben, wer noch freisinnig ist.

Vor dem König von Dahomey, der mit Bischöfen und Anarchisten jetzt Herrn Loubet schlaflose Nächte bereitet, darf man bei Todesstrafe nicht vom Sterben reden, weil eine Beleidigung Seiner bis zum Erscheinen des Sensenmannes unsterblichen Majestät darin schon erblickt wird. Soll auch der Dreibund erst, dessen Kraft schon in die Brüche geht, ganz aus den Fugen sein, ehe die Furcht vor dem Neuen sein Verscheiden, zu spät dann, bekennt? Wenn die franco-russischen Brüder wirklich einen Ueberfall sinnen, dann wissen sie auch ganz genau, daß von unsern geharnischten Cousins Einer bereits nicht mehr kann, und die Vorspiegelungen würden nur die deutschen Augen verblenden. Auf Eisgetränke verstehen die Italiener sich, das muß der Neid ihnen lassen, doch will, wie die Rache, auch die italische Brauselimonade kalt genossen sein, weil den Erhitzten sie mit böser Erkältung bedroht.

* * *

Graf Caprivi sitzt am Sprudel und außer dem Wasser, das er doch plötzlich nicht lassen darf, mag auch Besorgniß ihm warm machen. Ein Reichskanzler hat es ja nicht ganz so leicht wie etwa Eugenius Graechus, der über den Aufruhr jetzt klagt, über Verleumder, der Richter, der selbst die Strohpuppen stopft, die er dann niedersäbelt, unter dem Jauchzen der Garden. Ein Reichskanzler kann schon magenkrank werden, wenn er befürchten muß, das italienische Heeresbudget, das von 297 auf 246 Millionen Lire für das jetzt begonnene Jahr bereits herabgesetzt ist, könnte noch weiter rapid sich vermindern, unter Zanardelli oder unter Crispi gar, der inzwischen wohl aus der Hypnose erwacht ist und nüchterner nun die Dinge sieht. Dafür ist es ein magerer Trost, daß — nach unserm Herrn Optimus — „unser Verhältniß zu den Dingen im Orient und zu den österreichischen Interessen auf der Balkanhalbinsel ein anderes geworden" sein soll, seit der allzu geräuschvoll inscenirten Erneuerung des Dreibundvertrages. Die Dinge im Orient, für jeden, der lesen kann, heißt das: Bulgarien; und diese Anspielung sichert Herrn Optimus und seinem Buche den Beifall aller klugen Leute, die zwar nicht neue Steuern und neue Truppen, die aber einen frischen, fröhlichen Krieg mit Rußland gern haben möchten, die gern zwar die Polen zu Deutschen, doch ungern die Balten und Letten und Esthen zu Russen werden sähen. Und Graf Caprivi sitzt an den heißen Quellen und die Besorgniß auch mag ihm warm machen, denn während der Dreibund sacht in einen Zweiundeinhalb-Bund sich wandelt, heischt immer ungestümer die öffentliche Meinung eine antirussische Politik.

Auch diesmal ist, was man so öffentliche Meinung nennt, nur private Faulheit. Außer dem Optimusbrevier ist mir da eine Schrift zugeflattert, die es in wünschenswerthester Weise ergänzt. Die Gedanken sind kurz, der Titel ist lang: „Eine Frage an das französische Volk: Ist der Verrath der Cultur an die Barbarei eine Thatsache? Von Ghibellinus.*) Herr Optimus ruft gegen Rußland Europa, mit Ausnahme Frankreichs, auf die Schanzen; Herr Ghibellinus, profan Dr. Fränkel, hat sich die Aufgabe gestellt, der Heiligen Allianee auch noch Gallia, die Spröde, zu fangen, und nach Seite 33 erst läßt er's genug sein und schließt wundervoll bescheiden: „Franzosen, wollt Ihr das nicht einsehen? Ich bin überzeugt, daß Ihr es einsehen werdet!" Ich nicht, halten zu Gnaden. Nämlich die Geschichte von der Cultur und der Barbarei und was Ghibellinus sonst noch aus freisinnigen Zeitungen zusammengeschleppt hat. „Die französische Ausgabe wird in kürzester Frist erscheinen", und da dann Europa bald Ruhe haben wird, magst auch Du ruhig sein, bis zum Ablauf der kürzesten Frist, liebes Vaterland, Hort der Cultur. Herr Ghibellinus ist ein eifriger Zeitungleser — Bismarck's Reden scheint er nur genug zu kennen, um das Wort vom saigner à blanc immer wieder unsinnig zu verstümmeln —; er weiß ganz genau, daß Rußland nach der Weltherrschaft strebt, daß es ein barbarisches, wirthschaftlich ruinirtes Land ist, daß in den Ostseeprovinzen, denen mit Rücksicht auf ihren Ausfuhrhandel doch der ärgste Feind nur eine Angliederung an Deutschland wünschen kann, „Bildung und Besitz" deutsch sind, daß Turgenjew, ach, er wußte es besser, „ein echter slavischer Russe" und Tolstoi „überspannt" ist und dergleichen mehr. Natürlich fehlt auch das Geschwafel vom Panslavismus nicht, der seit Jahren schon den Augenblick erwartet, mit Haut und Haar uns zu verschlingen. Es ist wirklich ein Genuß, auf einem Haufen so mal Alles zu sehen, was im Laufe der Zeit von hungrigen Correspondenten zusammentelegraphirt worden ist. Merken die Herren, wenn sie derlei drucken, denn gar nicht, daß sie einzig und allein die indischen Geschäfte Englands besorgen, mit deutschen Lettern auf deutschem Papier?

Einer freisinnigen Mannesseele gilt das Ansehen Bismarck's nichts, der 1887 gesagt hat: „Daß man uns von russischer Seite angreifen wird, glaube ich nicht; daß man von russischer Seite nach Bündnissen sucht,

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

*) Weimar, H. Weißbach.

um in Verbindung mit Anderen uns anzugreifen, oder daß man von Schwierigkeiten, die wir auf anderer Seite haben könnten, den Gebrauch machen würde, uns mit Leichtigkeit anzugreifen. Wir werden Händel mit Rußland nicht haben, wenn wir nicht bis nach Bulgarien gehen, um sie dort aufzusuchen. . . . Was ist uns denn Bulgarien? Die Freundschaft von Rußland ist uns viel wichtiger als die von Bulgarien und von allen Bulgarenfreunden, die wir hier im Lande haben." Daran hat Kronstadt selbst, eine Frucht nachbismärckischer Politik, nichts geändert, denn der Admiral Gervais hat vom Zaren nur die eine Versicherung fortgetragen: „Wenn man Sie angreifen sollte, wird man zwei Gegner finden." Und deshalb sollte man Rußland nicht beständig den Gedanken suggeriren, es plane einen Angriffskrieg: das sagte mir Einer, der es wissen kann.

Aber lassen wir Bismarck und reichen den Herren Optimus und Ghibellinus lieber einen Atlas, Seite 2, Karte von Europa. Ob man Rußland für ein barbarisches Land halten will —: einerlei; auch einem Barbaren, dem sogar am wenigsten, sagt ein Verständiger, der mit ihm hausen muß, alle culturstolze Verachtung in jeder Minute nicht sechs mal heraus; und es hat doch, wenn von Cultur denn die Rede sein soll, schon recht verschiedene Culturen gegeben, im Wechsel der Zeiten, von Lao-tse bis auf Emin Pascha, und die germanische Cultur scheint dem Freiherrn von Huene auch nur „sogenannt". Aber Barbarei hin, Cultur her: mit fünf gesunden Sinnen und zwei Augen, die sehen, kann ein politisches Thier doch unmöglich glauben, das riesige Reich, das von der Weichsel da sich bis zum Ural reckt, sei durch irgend eine Combination zu entwurzeln oder nur ernstlich auch zu erschüttern. In seiner jungen Geschichte ist Rußland immer durch Niederlagen vorwärts gebracht worden; ihm wird auch die Hungersnoth, die jetzt schon das hülfreiche Väterchen unendlich populär gemacht hat, zum Guten dienen, und wenn ich überhaupt Geld zum Anlegen hätte, sicherer noch als Anton Wolff und selbst Façonschmiede mit zu Unrecht verlästertem inneren Werth wären mir Russenpapiere, viel lieber und sicherer freilich noch gute preußische Consols. Denn mit der täglich gedruckten russischen Pleite ist es nichts, ungehoben ruhen im Boden noch Schätze; und gerade, weil wir, der drohenden Gefahr einer Uebervölkerung zu entgehen, mit Rußland uns noch auseinander zu setzen haben werden, für das in Asien noch sehr viel Platz ist, gerade weil Ost- und Westpreußen ohne das ehemals polnische Hinterland nicht zu leben vermögen, deshalb sollten wir uns doppelt und dreifach hüten, das in seinem jetzigen Bestand auf die Dauer unhaltbare Oesterreich im Balkan zu vertreten und England in Berlin. Es haben der colonialen Weltmächte schon mehrere abgedankt, in währender Cultur, und das Schiff, das nach Genua trägt, fährt den Niederlanden, fährt Spanien und Portugal vorbei, um später Egypten zu berühren, wo, vor Ghibellinus und seinem Banner, die Cultur auf Pyramiden geklettert ist.

* * *

Die hitzige Verkündung des neuen Dreibundvertrages, die in Anwesenheit der französischen Arbeiterschutzdelegirten erfolgte Erinnerung an Wellington, das eifrige Werben um Englands Kunst schufen den großen Taumelrausch von Kronstadt und Moskau und nun wird zur Abkühlung uns italienische Eislimonade gereicht. Nur dem Erhitzten oder im Magen Empfindlichen droht sie mit bösem Leiden, dem Gesunden kann sie vom Zechen wohl die Blasen aus dem Hirn treiben, und daß sie gegen Seekrankheit gut wirkt, habe ich, um endlich es zu gestehen, in Genua selber erprobt. Etwas Seekrankheit, die immer zugleich ja auch Sehkrankheit ist, bringt aber jeder neue Kurs mit sich und da ist es nützlich, wenn das Eisgetränk gleich zur Hand ist, auch für den Mann am Steuer, der jetzt beim Sprudel sitzt. Er hat sich bemüht, in der Dreibundpolitik kaum einen Viertelstrich Backbrod zu nehmen und im alten Fahrwasser, im sichern, zu bleiben; vielleicht übersah er aber, weil das keine Schiffskarte zeigt und mit dem alten Kapitän leider die Verbindung abgebrochen ist, daß die Politik Bismarck immer — gegen Benedek, gegen Pius den Neunten, gegen Hasselmann und Most — pädagogische Zwecke verfolgte und immer, wenn sie eine neue Richtung einschlug, den Moment schon ersah, wo die alte, ruhige Straße wieder frei sein würde. Um das Jahr 1879 wurde Rußland anmaßend und forderte einen Druck auf Österreich, den Bismarck erst verweigerte und dann mit der Schöpfung des Dreibundes beantwortete, einer Schöpfung, die um so schwieriger war, als Deutschland und Italien gegen Oesterreich sich das Recht auf nationale Einheit erkämpft hatten. Jetzt ist ein Jahrdutzend verstrichen, Rußland hat sittigere Bescheidung gelernt und der Mann am Steuer sollte nachgerade Sprudelbecher und Limonadenglas bei Seite stellen und auslugen, ob die schmelzenden Schollen von Norden her nicht das alte Gewässer des Dreikaiserverhältnisses wieder frei gegeben haben, in dem, bevor erst die internationalen Arbeiterkartelle dazu zwingen, der Harnisch gelockert werden kann, den auch politisch Freihandel treibenden Briten zum Leid, den um's Dasein hart kämpfenden Deutschen, Lateinern und Slaven aber zur Lust, die dann ängstlich doch nicht mehr darauf zu horchen brauchen, ob nach dem Rathschluß der Advokaten vom Monte Citorio der schwer dahinkeuchende Cousin am Tiber noch kann. Eben dämmert, da ich dieses schreibe, der Tag des Frankfurter Friedens, seine einundzwanzigste Wiederkehr, uns heran. Gar so schlecht war es doch am Ende nicht unter dem alten Kurs . . .

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

Herr v. Sonnenthal a. G.

Bei seiner Rückkehr vom Berliner Gastspiel, so wußte ein neckisches Blatt zu melden, ist Herr Adolf von Sonnenthal, Ritter p. p., von der k. k. Veranlagungscommission in Wien um eine Steuerstufe erhöht worden. Herr von Sonnenthal, auch das weiß unser neckisches Blatt, will reklamiren; wenn es aber noch Steuerleute in Wien gibt, dann wird diese Reklamation zurückgewiesen werden. Denn ein Schauspieler, der für die Presse einer ausländischen Hauptstadt Tausende übrig hat, der beweist schon dadurch allein, daß er in der Heimath bisher zur Steuerzahlung in ungenügender Weise herangezogen worden ist.

Nicht nur unser neckisches Blatt, auch andere Blätter des Berliner Klüngels haben den dringenden Wunsch nach einer recht baldigen Wiederkehr des Herrn von Sonnenthal ausgesprochen. Kein Wunsch kann begreiflicher sein: die beiden letzten Sonnenthal-Gastspiele haben dem Verein „Berliner Presse" über 7000 Mark eingetragen, und da Herr von Sonnenthal wohl auch fernerhin seinen rühmlichen Wohlthätigkeitsinn nicht seinen Berufsgenossen — die deutschen Bühnen-Angehörigen blieben in beiden Jahren unbeschenkt —, sondern der Presse einer ausländischen Hauptstadt zuwenden wird, so müssen die Vereinsmitglieder, und das sind neun Zehntel aller so zu sagen maßgebenden Kritiker, den großen Wohlthäter herzlich und schmerzlich herbeisehnen. „Bei solchen Anlässen, wo die Tributpflichtigkeit des Theaters der Presse gegenüber deutlich, wenn auch noch in verhältnißmäßig angenehmen Formen zu Tage tritt, darf man es doch nicht unterlassen, der mißtrauischen Menge immer wieder mitzutheilen, daß der Verein „Berliner Presse" mit der Berliner Presse ohne Anführungstriche durchaus nicht identisch ist. Es gibt unter den Berliner Journalisten sicherlich manchen armen Teufel, der nicht sich selbst, nicht seine Wittwe und Waisen auf Kosten eines Klugheit mit Wohlthätigkeit verbindenden Gastspielers erhalten zu sehen wünscht und lieber, mit lächelndem Stolz, ein Hungercandidat genannt werden will als ein Almosenempfänger." Ich werde nicht müde werden, diese Sätze, die ich hier am 11. April 1891 schrieb, so oft es die Sache will, zu wiederholen, wie auch der vom Presseverein gegen mich angestrengte Preßprozeß verlaufen möge.

Uebrigens kann ich mich dem dringlichen Wünschen der Vereinsmitglieder nur anschließen. Je öfter Herr von Sonnenthal uns wiederkehrt, desto besser und nützlicher; unsere Schauspieler können von ihm zwar nur Unmanieren lernen, wie das leider bei den Wiener Herren Robert und Hartmann bereits geschehen ist, aber auch die Zerstörung einer Legende ist ein wohlthätiges Werk, und da für Berlin die Emanzipation von der Unwahrhaftigkeit und Urtheillosigkeit der Presse einfach eine Lebensfrage ist, kann auch Herr von Sonnenthal am Ende sich als ein Theil von jener Kraft bewähren, die meist das Böse will, doch manchmal Gutes schafft. Nur dieser Glaube läßt mich meine Zeit an einen Kampf wenden, in dem es ernst zu nehmende Gegner überhaupt nicht gibt, bei dem aber die Aussicht lockt, das Publikum zu selbständigem Denken erziehen und die Theater aus kunstschädlicher Sklaverei befreien zu können.

Das in voriger Woche aufgestellte Programm muß ich einschränken und über die Kunstansicht des Herrn von Sonnenthal schweigend hinweggehen. Ein Interviewer, derselbe, der früher, als handelte es sich um ein öffentliches Interesse, sehr anschaulich das Schlafzimmer einer schönen Schauspielerin beschrieb, hatte allerlei hochmüthig beschränkte und beleidigende Aeußerungen des Wiener Gastes weitergegeben, auf die eine sehr deutliche Antwort nöthig erschien, weil sie die mimenhafte Ueberhebung und den unkünstlerischen Neid des Sprechers ungemein wirksam charakterisirten. Inzwischen hat Herr von Sonnenthal in einem Privatbriefe erklärt, er sei von dem Interviewer in wesentlichen Punkten „mißverstanden" worden; deshalb nehme ich an, er habe nicht, weil er mit seinen gefälligen Künsten sie nicht haschen kann, höchst thöricht auf die moderne Dramatik geschimpft und behauptet, die Vorträge unseres großen Menschendarstellers Emanuel Reicher hätten die Damenrunde der Fürstin Metternich „roth und weiß" gemacht. Es wäre auch seltsam, wenn ein Sonnenthal, der seine Trümpfe meist in Stücken von tadellos durchsaulter Moral findet, gar so prüde sein wollte, sobald statt der Macher ein Dichter zum Wort gelangt.

Der Interviewer, der gewiß nach bester Ueberzeugung seine Eindrücke wiedergab und nun so im Stiche gelassen ward, hat auch erzählt, Herr von Sonnenthal wolle in Zukunft mehr als bisher noch bei Shakespeare sein Heil suchen, und an diesen Punkt nur, wo doch sicher kein „Mißverständniß" zu befürchten ist, möchte ich knüpfen und, ohne Zagen vor einer späteren Widerlegung, die bestimmte Meinung aussprechen, daß dieses Suchen kein glückliches Finden sein wird. Macbeth, Othello, Lear, Timon und Richard werden dem Herrn von Sonnenthal ihr Allerheiligstes niemals enthüllen; immer wieder führt der Weg aller Schauspielkunst zum größten Belehrer Shakespeare zurück, der sie zu entkleinlichen, sie unzeitgemäß, das heißt: menschlich, zu machen allein vermag; an das hoch gelegene Ziel dieses Weges aber wird nur der Menschendarsteller gelangen, der im gedichteten Charakter den tiefsten Punkt zu erfassen und von ihm aus den ganzen Menschen lebendig zu durchdringen weiß. Was über allen Schein, trägt nicht nur Hamlet, trägt jedes Geschöpf der unermeßlichen Shakespearewelt in sich, — und bei allem Bemühen kann Herr von Sonnenthal immer doch nur der Luft und des Schmerzes Kleid und Zier erhaschen.

Die äußere Form beherrscht er souverän, und das ist kein Wunder bei einem Schauspieler, der seit einundvierzig Jahren auf der Bühne und seit sechsundreißig Jahren im Burgtheater heimisch ist. Eine sichere und selbstbewußte Routine, eine lange nachhallende Tradition. Von Korn, dem ersten Darsteller der munteren Männer von Bauernfeld und Genossen, übernahm Karl Fichtner einen bis in das kleinste Detail sauber geputzten Stil, den die Wärme und Liebenswürdigkeit seines Temperaments angenehm auffrischte und den sein Nachfolger und Nachahmer Sonnenthal dann, im Wechsel des Repertoire, modisch abschliff und französirte. Der alte Costenoble meinte, mit Korn stürbe das Fach behaglicher Lebemänner, wie es der Hamburger Herzfeld geschaffen, aus, aber er durfte noch Fichtner als glücklichen Verwalter der Erbschaft des braven Genossen erblicken. Freilich: Korn war ein Mann, Fichtner nur ein schöner Mann auf der Bühne; Korn stand noch unter dem Eindrucke Schroeders, der auf kraftvollen Realismus losging, und Fichtner war schon in der Ueberlieferung des Comtessentheaters, bei Iffland und Frau von Weißenthurn, groß geworden. Das bürgerliche Schauspiel, der Ruhm der Hamburger Schule von Eckhof, Schroeder und Schmidt, wurde in Wien sentimentalisirt, verweichlicht und hofdamenhaft gemacht und den Ruhm des Burgtheaters hat immer, trotz Sophie Schroeder und Anschütz und Charlotte Wolter, dieses hoffähige, verfeinerte und verschwächlichte Gesellschaftstück dann gebildet, von Bauernfeld bis zu Pailleron und von Schreyvogel bis zu Burckhard.

Wenn ich bei Costenoble lese: „Fichtner stellt richtig dar; aber schöne Erdenklöße ohne nöthiges Leben," dann muß ich immer an Sonnenthal denken, dem auch der schöngeformte Erdenkloß immer die Hauptsache ist, der nie zu tief gründender Charakteristik sich versteigt und deshalb ernsteren Anspruch da nur befriedigen kann, wo eine gut gearbeitete Atrappe mit Süßigkeiten zu füllen und geschickt einem hohen Adel und verehrlichen Publico zu präsentiren ist. Herr Karl Frenzel zwar weist ihm den ersten Platz; mit dem verehrten Herrn aber habe ich des Streites über Schauspielkunst mich begeben, seit er die unglaubliche Behauptung wiederholt hat, der Inhalt des ersten Faustmonologes sei „schmerzlich süße Melancholie, nicht tragische Verzweiflung" und das Gespräch mit dem Erdgeist sei „der einzige leidenschaftliche Moment dieser Scenenfolge." Wer in Faustens tobenden Ausbrüchen — „Das will mir schier das Herz verbrennen," „verfluchtes, dumpfes Mauerloch," „was grinsest du mir, hohler Schädel, her" und zwei Dutzend anderer Stellen! — nicht Verzweiflung und Leidenschaft erkennen will, nur süße Melancholie, der muß schon ungewöhnlich heißblütig sein oder ungewöhnlich verständnißlos und dessen schauspielkünstlerische Einsicht wiegt jedenfalls federleicht.

Als Sonnenthal 1856 in das Burgtheater eintrat, da gefiel er nicht und nur Laubes eigensinnige Energie konnte ihn in den jüngeren Rollen Joseph Wagner's halten. Aber auch Laube, dem er so seltsam gedankt hat, erkannte bald, daß Sonnenthal weder eine starke Individualität noch eine tragisch gestimmte Natur ist; er nannte ihn recht klug einen Hamlet, der leben bleiben kann, und führte ihn früh von den jungen, aktiven Helden zu den reifen und skeptischen Lebemännern. In den Plauderstücken von Bauernfeld, Michael Klapp, Scribe und Wilbrandt läßt Sonnenthal keinen Wunsch unerfüllt, da ist er ein glaubhafter, ein angenehmer und liebenswürdiger Theaterbewohner von artigstem Wesen und sicherstem Takt, und wo die Rolle reichlich verzückert ist, da gewinnt er sich stets süßen Sieg bei jungen und alten Jungfern beiderlei Geschlechtes. Was Octave Feuillet unter den Dramatikern, ist er unter den Schauspielern und deshalb hat unter seinen Berliner Gastrollen auch am meisten, weitaus, mir der Graf Waldemar gefallen. Der kernnorddeutsche Gustav Freytag hat das Schauspiel mit seinem Namen gezeichnet, auf seine Rechnung kommt aber nur die philiströse Anschauung edelmännischen Wesens und die reizende Gärtnerstochter, die man von Hedwig Niemann gesehen haben muß, um sie für immer zu kennen; die Fürstin Udaschkin ist Feuillet's Dalila und deren Chevalier Carnioli hat sich mit Montjoye, dem angeblichen Manne von Eisen, zum Puppenheldenthum des Grafen Waldemar vereint. Wo Freytag aus dem literarisch Anempfundenen zu eigenem Besitze gelangt ist, wo er, in den Journalisten, in lächelnder Verachtung der gerade von ihm so klar erfaßten dramatischen Technik doch das Meisterbild einer Zeit, eines erst gelinde corrumpirten Standes und einer ganz deutlich und ganz preußisch gesehenen Gesellschaftschicht gegeben hat, da kann Herr von Sonnenthal nicht mit ihm Schritt halten. Den Bolz hat Menzel gemalt, und die Figuren Sonnenthals sind immer ganz echter Bouguereau. Sein geschniegelter Konrad ist nicht im Dorfe aufgewachsen und erst recht nicht im Pfarrhause; er ist ein Journalist aus der Zeit, wo der Börsentheil schon wasserköpfig angeschwollen ist und wo die Verleger nicht mehr eines Correcturfehlers, sondern einer neuen Actienemission wegen die Redacteure heimzusuchen gewöhnt sind. Kein kläglicheres Armuthzeugniß konnte unsere Kritik sich ausstellen, als daß sie über Herrn von Sonnenthal unseren für immer unvergleichlichen Bolz vergessen hat, unseren prachtvollen Theodor Liedtke, der eine viel zu starke und ehrliche Natur war, um im Alltagsinne ein guter Schauspieler sein zu können, der immer sich selbst resolut setzte, und dem seine Mittel das erlaubten.

Nicht ein alberner Localpatriotismus spricht hier, von dem ich wirklich, als Antiberliner, recht weit entfernt bin, sondern gerechter Aerger darüber, daß unser Hofschauspiel noch immer mißachtet wird und allzu gering geschätzt. Der verstorbene Krause, den ich für einen der besten deutschen Schauspieler hielt, pflegte den Neueintretenden hinter zu sagen: „Wenn Sie erst drei Monate hier sind, werden Sie überall lesen, daß es mit Ihnen nicht mehr weit her ist." Leider hatte er immer Recht. Dumm und dreist wird uns jetzt vorgelogen, Herr Kainz, den ein Prositwütherich nun vom Contractbruch erlöst hat, habe den Berliner Bühnen das realistische Heil gebracht — nach Döring, Dessoir, Berndal und Liedtke, nach Rossi, dem Herr Kainz doch nur, wie Herr Sonnenthal, Räuspern und Spucken abgeguckt hat. Döring's satanisch gemeiner Mephisto, Berndal's pöbelhafter Doria und Krause's grinsender Tubal sind noch von keinem modernsten Realisten überholt worden, und ehe das hohle Schluchzen des durch Hysterie und durch kluge Ausnützung seiner Fehler fesselnden Knaben Kainz unsere Bretter mit grausem Pathos erschütterte, hatte längst Rossi aus lastender Tradition zu naiver Anschauung uns die Klassiker befreit.

Damals freilich gab man im Hoftheater mit Tapeziererarbeit sich

noch nicht zufrieden, wie das unter dem Regime Grube zu geschehen pflegt. Herr Grube scheint an einen Ersatz für Krause — Gimnig, Pagay, Pauly wären zur Hand — nicht zu denken, Herr Grube putzt bunte Zimmer aus, streicht die Dichter unsinnig zusammen und wirkt, wie im neckischen Blatte zu lesen war, bei Mordddarstellungen in magnetischen Séancen mit. Leider habe ich diesen Anblick versäumt; wie aber die Herren Grube und Sonnenthal vor heller Rampe Goethe's Clavigo ermordeten, das sah ich und davon will ich nun erzählen.

Nicht in einem einzigen Augenblicke der Dichtung handelt Clavigo wie ein ausgelernter Hofmann, der spielend ja die plumpen Manöver des großmäuligen Beaumarchais durchkreuzen könnte, immer handelt er vielmehr wie ein kleiner und junger Mensch, den jeder Affect hin und her wirft, der keiner Lage gewachsen ist und in keiner Lage zufrieden. Sein Plan ist der Hof, doch längst noch nicht steht er am Ziele, ein kleiner Günstling königlicher Laune nur ist er unter Vielen, ein erfolgreicher Streber, ein beliebter Chroniqueur, an dem Madrid und besonders Aranjuez seine Freude hat. Eben hat er einen Artikel, von dem er sich Wirkung verspricht, beendet und in heller Freude ihn, wie nur die unechten Talente solche empfinden, denn die echten sind immer vom Abstand des Könnens vom Wollen enttäuscht, dem kritischen Freunde vorgelesen. Diesen Zeitungschreiber setzt nun Herr Grube in eine Flucht von Prunkgemächern mit kostbaren Gobelins und schloßartiger Ausstattung und Herr von Sonnenthal, der ein furchtbar denkender Schauspieler ist, macht, bevor er beginnt, eine lange Pause, die wohl andeuten soll, daß er seinen Artikel, den er dem Carlos doch vorlesen müßte, still für sich durchgesehen hat. Anstatt eines jungen Strebers, der schlau auf sein Damenpublikum rechnet, sehen wir einen alten, selbstbewußten und geckigen Hofmann mit einer alten Stimme — und seine Jugend ist Clavigo's einzige Entschuldigung — und die ganze Stimmung des ganz jungen Werkes zerflattert in einem Hui. Das war ein Geziere und ein Gespreize und eine nachgemachte Natürlichkeit, daß man keine Secunde den Coulissendunst aus der Nase verlor und der Souffleur gar nicht so zu schreien brauchte, um Herrn von Sonnenthal über die schwanke Gedächtnißbrücke zu schmuggeln.

Erst im Hause der Guilberts, die Herr Grube etwa wie Heinecken wohnen läßt, kam Leben zwischen die Leinwand. Zwar Marie zimperte sich seelenlos ab und Buenco, ein reifer Mann, wurde nach dem Willen des Regisseurs ein schmachtender Brackenburg; als aber dann sich die Thür wieder öffnete, trat ein lebendiger Mensch in's kahle Gemach: Herr Matkowsky als Beaumarchais. Wie er die sterbende Schwester in den Arm nimmt, wie er tröstet und tobt, jubelt und jammert und endlich an einen gewaltigen Entschluß die ganze Kraft setzt, ein fahriger Schwärmer erst und ein ganzer Kerl doch, wo es gilt: so erlebte Kunst kann auch der klügste Erkünsteler nimmer uns bieten, und so gewiß Feuillet ein geringerer Dramatiker als Shakespeare ist, so gewiß steht Makowsky hoch über Sonnenthal, die heiße, die gährende Natur in unbewußtem Schaffen über dem fleißig und nett combinirenden Verstande. Der gealterte Schranze Clavigo versank neben diesem ganz ungeschminkten Sprudelkopf und der theatralische Auftritt, in dem der Bruder den Ungetreuen bewältigt, mußte auf unbefangene Gemüther einfach lächerlich wirken: ein prächtiger Junge, der einen Alten prellt!

Von dem „stummen Spiel" des Herrn Sonnenthal war vorher viel berichtet worden; es blieb routinirte Taschentuchspielerei. Und dann kam das verängstete Selbstgespräch, in dem die Clavigos Seele bekennen müssen und das nun möglichst vornehm abgethan wurde, und dann — ja, dann entglitt Herrn von Sonnenthal das Spitzentuch und nun war es aus: vor dem Zufall erstarrte rathlos Routine, im Exempel war ein Fehler und Carlos stand schon auf der Bühne, ehe Clavigo, oder, der Clavigo zu sein vielmehr vorgab, den Muth gefunden hatte, das Tuch vom Boden zu heben. Und dann wurde geklatscht und an der Rampe erschien, mit gefalteten Händen und seelenvollen Augenaufschlägen beschämten Dank stammelnd, Herr von Clavigo, jeder Zoll ein großer Komödiant.

Mir ward das Spitzentuch zur Offenbarung und ich nehme es zum Symbol. Daß Sonnenthal keine starke Natur ist, keine aus eigenen Augen die Dichterwelt schauende Individualität, das wußte ich längst; sein sicheres Auftreten aber, die Freundlichkeit seiner Sitten und eine weiche Wärme des Tons mußte ich rühmen und war verwundert, da ich so kühl doch seinen Künsten zusah. Das Spitzentuch ward zur Offenbarung: er lebt nicht in seinen Gestalten, er trägt eine Maske und das geringste Ungefähr bringt ihn aus der Vermummung. Er sieht in Clavigo nur den Höfling und bleibt immer subaltern: Wirklicher Geheimer Regierungsrath mit dem Prädikat Excellenz als Wallenstein, Duodezdiplomat als Bolingbroke und Haus in allen Spalten als Bolz. Und auch seine Würden und Prädikate kann er nicht festhalten, sobald ihm der Zufall in künstliche Wirbel nur tölpelt; dann fällt gleich die Maske und der Herr Hofschauspieler hat das Wort.

Der vollendetste Typus der Hofschauspielkunst: gewiß; der erste deutsche Schauspieler, wie es ja wohl immer heißt: niemals und nirgends, in Wien nicht und nicht in Berlin. Ein gut geölter und tadellos funktionirender Mechanismus, eine mählich eingefrorene Manier, die nicht für einen einzigen Augenblick geniales Erfassen uns aufthaut. Es ist ein Jammer, daß vor der höfischen und dämischen Beliebtheit dieses von Natur aus nur mittelwüchsigen Talentes Fritz Kraftel zurücktreten und Mitterwurzer entweichen mußte. Und den Fremden, die jetzt die Wiener Theaterausstellung bevölkern, denen möchte ich sagen: Wenn ihr echte und große deutsche Schauspielkunst sehen wollt, haltet an Helene Hartmann euch und an Baumeister, an Kraftel, Thimig und Robert und betrachtet dann erst, was Herr von Sonnenthal aus aller Herren Ländern, vom Pariser Delaunay, vom Italer Salvini, von Fichtner und Febvre eifrig zusammengetragen hat. Und ebenso sollten auch die Berliner nicht mit der Legende vom ersten deutschen Schauspieler sich beschwindeln lassen: sie haben Hedwig Niemann, die Damen Poppe, Sorma, Conrad und Schramm, sie haben Reicher, Matkowsky, Engels, Nissen, Kraußneck und manchen Andern, sie hatten in ganz lebendiger Prägung den Hamburger, nicht den verweichlichten Wiener, Stil, sie sollen ihn ferner auch zu erhalten bemüht sein und brauchen höchstens schamroth zu werden, weil in Wien Herr L'Arronge sie so ungenügend vertritt. Es gibt nicht alte, nicht neue, es gibt nur einfache und wahrhaftige Schauspielkunst, die im Erkennen und im Gestalten an Shakespeare erstarken muß und zu der Herr von Sonnenthal nie uns ein Führer sein kann.

Wie die Darstellung ein Drama bis zur Unkenntlichkeit fälschen und im Bunde mit unverständiger Bearbeitung es entstellen kann: das hat wieder die Aufführung der „Frau" von Valabrègue im Lessingtheater gelehrt. Ein schlechtes, aber ein ungewöhnlich interessantes und lehrreiches Stück, das auch die gar noch nicht kennen, die es auf der Bühne abschlachten sahen. Namentlich den lieben Damen werde ich diese Frau nächstens sehr warm zu empfehlen haben. M. H.

Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung.

In dem Artikel „Aus meinen Erinnerungen" in Nr. 41 dieser Zeitschrift hat sich ein Lapsus meines Gedächtnisses insofern herausgestellt, als ich durch Mittheilungen darüber aufgeklärt wurde, daß es vor fast 60 Jahren nicht Professor Maßmann war, an dem der Jungenstreich in der Turnstunde ausgeübt ward, sondern seinem unmittelbaren Nachfolger im Amte passirte die Geschichte. Selbstverständlich lag es mir ferne, durch die Erzählung dieser kindischen Rache das Andenken oder gar die Ehre Maßmann's schädigen zu wollen. Der humoristische Ton und die Schlußsätze der Schüler-Schnurre ergeben das von selbst!

Hannover, 30. April 1892.

C. Schultes.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Im Verlage von **F. u. P. Lehmann** in **Berlin** ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten
von **Karl Bitz.**
Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Akten
von **Oenophilus.**
Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Gedichte

von Karl Bitz.
Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 *M.*, gebunden 3 *M.*

In den obigen Erzeugnissen der höheren Komödie werden die Ausschreitungen unserer Zeit auf socialem und politischem Gebiete mit glücklichem Humor gekennzeichnet. Die Gedichte empfehlen sich durch klassische Form und sinnigen Inhalt.

Emile Zola's

neuester Roman „La Débâcle" behandelt eminent anschaulich und packend den

Krieg von 1870/71.

Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:

Aus fremden Zungen,
herausgegeben von **Joseph Kürschner**

die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Loti, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste hochinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten".**

Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.

Bad Homburg

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit), **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende, Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasserheilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illumination. Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt während des ganzen Jahres durch die Brunnenverwaltung zu Homburg v. d. Höhe.

!! Nur 125 Mark !!

„Hall'-Schreibmaschine,

die beste und billigste der Welt!
Ueber 12,000 Stück im Betrieb!
Einfachste Construktion!
Grösste Dauerhaftigkeit! Leichte Handhabung!
Dreimal schneller als die Feder!
50 verschiedene Schriften! — Alle Sprachen!
Kein Tintenband!
Beste Referenzen!

Zu beziehen gegen Voreinsendung von 125 Mark oder Nachnahme von

C. A. Seyffert, Berlin SW. 13.

In Berlin jederzeit kostenlose Vorführung! — Prospekte gratis und franko!

!! Nur 125 Mark !!

Wie soll ein deutsches Mädchen sein,
um geliebt zu werden?
Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise aus. Näheres im Blatte selbst.

Illustrirter Figaro

Neu frei fesselnd witzig spitzig intim billig!

mit der Beilage **„Das Deutsche Heim"**, das originellste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. 20 Seiten. Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.

Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt und jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)

J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.

Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten **gesucht.**

Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist in **zweiter Auflage** erschienen:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 21. Mai 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Verlegung des Bußtages. — Redivius. Von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Die moderne Weltanschauung und die Tragödie. Von Ernst Bernheim. — Vom jüngsten Frankreich. Von Paul Raché. — Unterrichtsfreiheit. Von Georg Stoeckert. — **Feuilleton:** Der Hof. Von Johannes Schlaf. — **Aus der Hauptstadt:** Prügeljungen. Von Wendel Hipler. — Zur Kunstgeschichte Berlins. Von Cornelius Gurlitt. — Offene Briefe und Antworten: Großpreußen oder Deutschland? Von Dr. R. — Notizen. — Inserate.

Die Verlegung des Bußtages.

Schon seit Jahren ist eine Agitation in's Werk gesetzt worden, um eine Verlegung des bis jetzt in Preußen mitten zwischen Ostern und Pfingsten fallenden Bußtages herbei zu führen, und zwar ist dieselbe hauptsächlich von den Großgrundbesitzern ausgegangen, welchen dieser Feiertag um deshalb unangenehm ist, weil er sie in der Frühjahrsbestellung ihrer Aecker stört. Dem Wunsche zugestimmt haben diejenigen Industrien, welche gerade im Frühjahr stark beschäftigt sind. Die Arbeitgeber sind also diejenigen, welche an der Verlegung des Bußtages ein Interesse haben. Die Arbeitnehmer zu fragen, ob sie damit einverstanden sind, daran hat Niemand gedacht.

Da die erstere Klasse hauptsächlich in den Häusern des Landtages und überhaupt in denjenigen Stellen sich befindet, welche im Stande sind, einen größeren Einfluß auf die Regierung auszuüben, so ist es erklärlich, daß diese durch das stete Drängen veranlaßt wurde, eine Vorlage einzubringen, durch welche der Bußtag auf den Spätherbst verlegt wird. Diese Vorlage ist ohne jede Debatte im Plenum des Abgeordnetenhauses angenommen worden.

Im kirchlichen Interesse dürfte es gleichgültig sein, ob der Bußtag in das Frühjahr oder in den Herbst fällt. Die für die Verlegung geltend gemachten Gründe haben auch stets nur das wirthschaftliche Interesse hervorgehoben. Dieses allein aber ist bei der Wahl der Zeit für den Bußtag gewiß nicht maßgebend gewesen, denn man kann wohl annehmen, daß Diejenigen, welche denselben gerade in das Frühjahr gelegt haben, sich sehr wohl bewußt gewesen sind, daß die Einschiebung dieses Feiertages zum mindesten für die Landwirthschaft Unbequemlichkeiten zur Folge hat. Wenn man dessenungeachtet gerade diesen Tag gewählt hat, so müssen nach der Ansicht der damaligen Gesetzgeber gewichtige Gründe dafür gesprochen haben. Diese Gründe dürften aber auch noch heute und sogar in höherem Maße vorhanden sein.

Unter der Herrschaft der katholischen Kirche waren außer den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen eine große Menge anderweiter Feiertage eingesetzt worden, und zwar in so großer Anzahl, daß fast in jede Woche noch ein Extra-Feiertag fiel. Die Kirche verfolgte damit verschiedene Zwecke, einmal wollte sie den kirchlichen Sinn heben, zum anderen wollte sie ihren Angehörigen Erholung und Vergnügen verschaffen, denn sie ist stets darauf bedacht gewesen, die Befolgung ihrer Vorschriften ihren Bekennern zwar zur Pflicht, aber zu einer möglichst angenehmen Pflicht zu machen und gleichzeitig für das körperliche Wohlergehen ihrer Angehörigen zu sorgen.

Es ist ja überhaupt keine seltene Erscheinung, daß die religiösen Gesetzgeber Vorschriften geben, welche hauptsächlich in sanitärer Beziehung wirken. Um die Befolgung um so sicherer zu erzielen, werden sie in eine religiöse Hülle eingekleidet, wie dies ja sowohl in der jüdischen als muhamedanischen Religion an zahlreichen Beispielen nachzuweisen ist.

So wirkte auch wohl bei Einsetzung der außergewöhnlichen Feiertage die Ansicht mit, daß bei schwerer Arbeit die Sonntage zur Erholung nicht ausreichten. Als aber die Reformation hereinbrach, fegte sie diese außerordentlichen Feiertage fast sämmtlich hinweg, denn wie alle Ausbrüche, welche eine Reaction gegen Fehler und Versündigungen darstellen, zunächst weit über das erstrebenswerthe Ziel hinausschießen, so war es auch bei der Reformation der Fall, mit dem Fehlerhaften wurde auch manches Gute hinweg gefegt. Allmählich aber, als der Fanatismus verraucht und die Gemüther wieder ruhiger geworden waren, kam man zu der Ueberzeugung, daß man in Manchem zu radical vorgegangen war. Die Kirchen wurden zum Theil wieder prächtiger ausgestattet, der Gottesdienst durch Einlegung geistlicher Musiken feierlicher gestaltet und auch einige der früher abgeschafften Feiertage, wenn auch unter anderem Namen, wieder eingeführt.

So wurde auch in Preußen ein neuer Feiertag, der Bußtag, geschaffen. Zum Theil mögen dafür kirchliche Motive maßgebend gewesen sein, daß derselbe aber in eine Zeit gelegt wurde, in welcher schon ein außergewöhnlicher Feiertag, der Himmelfahrtstag, fällt, in eine Zeit, welcher auch Ostern und Pfingsten nicht fern liegen, dürfte kaum auf einem Zufall beruhen, sondern muß ganz bestimmte Gründe gehabt haben.

Ostern ist mit voller Absicht in die Zeit des Jahres gelegt worden, in welcher die Natur aus dem Winterschlaf erwacht. Nach den langen, trüben Tagen des Winters beginnt die Sonne wieder Licht und Wärme auszustrahlen und lockt die Menschen aus der dumpfen Stubenluft hinaus in's Freie und deshalb sind gerade die Feiertage in dieser Zeit des Frühjahrs von so großer Bedeutung, denn sie ermöglichen es auch denen, welche an den Wochentagen in enge, dunstige Räume gebannt sind, einmal wieder ihre Lungen in reiner, frischer Luft zu baden.

Unser Staat wird immer mehr und mehr ein Industriestaat und immer mehr und mehr Arbeiter sind daher gezwungen, anstatt in freier Luft in geschlossenen Räumen zu arbeiten. Für alle diese gibt es keine bessere Erholung als ein möglichst langer Aufenthalt in guter, frischer Luft.

Wer sich davon überzeugen will, daß der Arbeiter dieses Bedürfniß wirklich hat, der gehe an einem Feiertage im Mai

in der Nähe einer großen Stadt spazieren. Schon am frühen Morgen wandern ganze Schaaren, Männer, Frauen und Kinder, hinaus nach den umliegenden Ortschaften, am liebsten in den Wald, um möglichst den ganzen Tag im Freien zuzubringen.

Um dies recht oft zu ermöglichen, hat die Kirche die Feiertage im Frühjahr gehäuft, und deshalb ist offenbar auch der Bußtag in diese Zeit gelegt worden. Wird er in den Monat November verlegt, also in die Zeit, in welcher ein Aufenthalt im Freien in unserem Klima meistens nicht zu den Annehmlichkeiten gehört, so fällt die Erholung vollständig hinweg. Anstatt in die freie Luft geht der Arbeiter in das Wirthshaus und vertrinkt dort in einer Luft, welche häufig erheblich schlechter ist, als die in seinem Arbeitsraum, einen Theil des mühsam verdienten Lohnes. Wer ein Bedürfniß hat, den Gottesdienst zu besuchen, wird dies auch im Frühjahr thun, wer dies nicht hat, wird auch im November davon fern bleiben.

Daß auch der geplante allgemeine Arbeiterfeiertag auf den 1. Mai gelegt ist, beruht wohl auch nicht auf einem Zufall, sondern dabei sind ebenfalls die aufgeführten Gründe maßgebend gewesen.

Wenn bei der Berathung über die Verlegung sich keine Stimme für die Beibehaltung der jetzigen Zeit erhoben hat, so liegt dies daran, daß unsere Herren Gesetzgeber nicht wissen, wie den Arbeitern zu Muthe ist, welche Jahr für Jahr, Tag aus Tag ein in abspannender Gleichförmigkeit ihr Joch tragen müssen. Daß ein solches Gesetz ohne Widerspruch angenommen wird, ist um so wunderbarer, als in der heutigen Zeit doch sonst jedes Gesetz darauf hin geprüft wird, ob es zur Befriedigung der sozialistischen Partei beitragen kann. Ließe man aber die Arbeitnehmer darüber abstimmen, fürwahr, mit überwältigender Majorität würde es verworfen werden.

Wenn man bei Entscheidung derartiger Angelegenheiten allein die Geldbeutelfrage in den Vordergrund stellt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß man die sanitären Interessen von Millionen von Arbeitern verletzt, so ist es nicht wunderbar, daß der Haß gegen die herrschende Plutokratie in immer weitere Kreise getragen wird.

Darum möge man, ehe die Verlegung des Bußtages Thatsache wird, noch einmal reiflich überlegen, ob es Recht ist, dem Nachtheil Vieler den Vortheil Weniger voran zu setzen.

Redivivus.

Von Julius Duboc.

Die „verhungernden Naturwissenschaften" — der drastische Ausdruck stammt nicht etwa von irgend einem spiritualistischen Feueranbeter, sondern von einem Freigeist der vierziger und fünfziger Jahre, von dem damals in vorderster Reihe kämpfenden Arnold Ruge. In seinem Munde ist er um so charakteristischer. Besagen sollte er etwa, daß die Naturwissenschaften, soweit sie auch den Mund öffnen möchten, um Alles zu verschlingen, d. h. um Alles ihrer Methode dienstbar zu machen und ihrem Erkenntnißgebiet einzuverleiben, doch damit den Geist vor dem Verhungern nicht zu schützen vermöchten, da dieser seine ihm nothwendige Nahrung noch aus anderen Erkenntnißquellen zu beziehen habe als diejenigen sind, die sich auf dem Gebiet der streng in ihren Grenzen verbleibenden exakten Wissenschaften vorfinden. Ruge brauchte den Ausdruck bei einem Seitenhieb, den er seinem Freunde Feuerbach versetzte, als dieser mehr und mehr das völlige Aufgehen der Geistes-Wissenschaften in die Natur-Wissenschaften seiner spekulativen Thätigkeit als Stempel aufdrückte. Anläßlich des Erscheinens von dessen „Theogonie" rückte er in drei in dem damaligen Prutz'schen „Museum" erschienenen Briefen über L. Feuerbach und seine „Theogonie" diesem seinen Abfall von der Philosophie vor, was nothwendig zu einem „Verzweifeln an den Prinzipien, zum Unglauben an Vernunft und menschlicher Freiheit" führe, wie man dies am „Materialismus und den verhungernden Naturwissenschaften" sattsam ersehen könne. Feuerbach verdroß diese Auslassung gewaltig. Er nannte Ruge, dessen ganze veränderte Stellung ihm gegenüber — Ruge war einer der eifrigsten Bewunderer des „Wesens des Christenthums" gewesen — ihm äußerst mißbehagte, einen Menschen, „der noch bis über die Ohren in dem Lethestrom der Hegel'schen Logik drinnen steht, mit nothwendiger Voreingenommenheit gegen ein solches sensualistisch denkendes Wesen wie ich bin."

Vielleicht hatte Feuerbach mit dieser Bemerkung Ruge gegenüber nicht ganz Unrecht. Aber konnte nicht auch Ruge oder ein Anderer Feuerbach gegenüber sich darauf berufen, daß es auch einen Lethestrom der naturwissenschaftlichen Empirie gebe? Wenn Ruge als halber Hegelianer vielleicht von einer „nothwendigen Voreingenommenheit gegen ein solches sensualistisch denkendes Wesen", wie Feuerbach es war, nicht frei zu sprechen war, war Feuerbach seinerseits unbedingt frei zu sprechen von einer unwillkürlichen oder vielmehr auf seinem Standpunkt ebenso unvermeidlichen Voreingenommenheit gegen ein sensualistisch denkendes Wesen anderer Art? Mit anderen Worten, war „ein solches sensualistisch denkendes Wesen", wie Feuerbach es war und sein zu müssen glaubte, das einzig mögliche und gerechtfertigte?

Ich habe an einer anderen Stelle die Bedeutung des Gesetzes vom seelischen Stoffwechsel erörtert und dessen Vorhandensein nachgewiesen.*) Ich habe darauf aufmerksam gemacht, wie die Lebenskraft sich erhält, indem sie sich von der durch ein Uebermaß verursachten Abspannung durch eine übermäßige Anspannung nach der entgegengesetzten Seite hin erholt, wobei gleichzeitig ein Erkenntnißgewinn aus den zur Wahrnehmung gelangenden Uebertreibungen und deren Folgen erworben wird. Auch in dem vorliegenden Fall ist der Umschlag von einem Extrem in das andere unverkennbar. Bei den großen Gegensätzen, einerseits einer die Empirie überfliegenden und andererseits einer die Empirie zum Ausgangspunkt nehmenden philosophischen Gedankenarbeit, einer in diesem letzteren Sinne realistischen und naturwissenschaftlichen oder einer auf sich selbst ruhenden, idealistischen Auffassungsweise ist der entscheidende Punkt, um den es sich dreht, schließlich der, ob das souveraine Ermessen dem Messen vorangesetzt werden soll oder umgekehrt dieses an die erste Stelle insofern zu treten hat, als ihm ein für allemal grundlegende Bedeutung zuerkannt wird. Es ist eigentlich ein Problem der Meßkunde, welches hier vorliegt. Wurde diese wie bisher gehandhabt, so konnte es geschehen, wie es von Seiten Hegel's thatsächlich geschah, daß z. B. „das begrifflose Amerika einfach aus der Weltgeschichte ausgestrichen" wurde, — das war das Resultat des souverainen Ermessens, welches dem Messen der Thatsachen, dem Prüfen ihres Schwergewichtes wenig nachfragte. Trat aber dieses an die erste Stelle so wurden nothwendigerweise alle jenen meßbaren Facta in Rechnung gestellt, welche gerade umgekehrt darauf hindeuteten und schon vor ihrer vollen Entfaltung erwiesen, daß Amerika eine sehr breite Stellung in der Weltgeschichte einnehmen werde, die ihm nicht ausgestrichen werden konnte. Solche Luftsprünge der Begriffsspekulation und einer Construction auf einer zu schmalen Basis waren alsdann nicht mehr möglich.

Die wirkliche Correctur, die vorzunehmen war, hätte sich also begnügen müssen dem Prinzip der Erfahrungswissenschaft und damit also der Naturwissenschaft als der vornehmsten Erfahrungswissenschaft so weit Concession zu machen, daß sie das Ermessen durchaus auf das Messen gründete, von jeder selbständigen Operation des ersteren ohne genügenden Anhalt oder gar im Widerspruch mit dem zweiten absah. Diese Umkehr war die einzig rationell begründete. Der Rückschlag aber, wie er sich thatsächlich und auf philosophischer Seite namentlich bei Feuerbach vollzog, ging sofort weiter, weil er von einem Extrem auf das andere übersprang. Er capitulirte nicht vor dem Prinzip an sich, sondern vor der Handhabung des Prinzips durch diejenigen, die als seine zeitweiligen Ver-

*) Vgl. des Verfassers „Hundert Jahre Zeitgeist I."

walter auftraten. Der Uebergang lag freilich sehr nahe. Es gab nur eine ausgebildete Meßkunst, die dem souverainen Ermessen des Idealismus gegenüber gestellt werden konnte — die der Naturwissenschaft — und für diese voll verantwortlich konnten wiederum nur seine accreditirten Vertreter angesehen werden. Eins trat also an die Stelle des Anderen, die Handhabung vor Allem trat an die Stelle des Prinzips und ersetzte oder normirte dasselbe.

Wie sollte aber die Handhabung anders vor sich gehen als in der Art und Weise, die sich als die handlichste darbot, oder mit anderen Worten, wie sollte nicht das Messen vorzugsweise angezeigt und praktisch geübt, dann aber auch ausschließlich statthaft da erscheinen, wo die vorhandenen Meßinstrumente und Meßmethoden den erforderlichen Spielraum zu ihrer Bethätigung fanden. Unvermeidlich wurde aber dadurch das Gebiet des Messens enger abgegrenzt als es aus dem Prinzip an und für sich folgte. Dem Prinzip nach war das Messen unbeschränkt und konnte, ja mußte sich auf jede beliebige Erscheinung erstrecken, die nicht dem reinen Gedankenbereich angehörte, die irgendwie in die Sinnensphäre einging und übergriff, (denn dadurch ergab sich die, wenn auch vielleicht sehr erschwerte und unbequeme Möglichkeit des Messens), dem Prinzip gegenüber standen Telepathie und Hellsehen, um nur irgend welche der schwierigen Phänomene zu nennen, in dieser Beziehung in gleicher Reihe und mit gleichem Anrecht da wie irgend eines der Experimente, mittelst deren Edison oder irgend ein anderer „Erfinder" zu ihren erstaunlichen Resultaten gelangen. Denn alle diese „Erfindungen" beruhen doch im letzten Grunde auf immer erneuten und immer scharfsinniger componirten Meßversuchen an Körpern und Kräften, die eben dadurch bisher noch ungeahnte Möglichkeiten der Anwendung und Verwendung offenbaren. Aber Prinzip und Handhabung standen nun nicht mehr in dem normalen, ihnen eigentlich wesensangehörigen Verhältniß zu einander. Und weil der Handhabung, nicht dem Prinzip das letzte entscheidende Wort zuerkannt wurde, weil sie, wie vorhin gezeigt, aus natürlichen Gründen sich anmaßen durfte zu bestimmen, was ausschließlich statthaft, was also wissenschaftlich correct, wissenschaftlich standesgemäß, um mich so auszudrücken, war, was innerhalb des wissenschaftlichen Meßbereiches fallen durfte, so vollendete sich dadurch erst der Rückschlag von einem Extrem zum anderen. An die Stelle des souverainen Ermessens ohne Unterlage trat das soveraine Messen auf einer willkürlich construirten, nach dem bloßen Gesichtspunkt der Handhabung bemessenen und abgesperten Unterlage. Nichts anderes als dies ist im Grunde der vielberufene Materialismus der Naturwissenschaften. Er folgt gar nicht in der Art und Weise, wie er auftritt, aus dem Prinzip, sondern aus der Handhabung derselben. Um so unberechtigter aber und um so unerträglicher ist seine angemaßte dogmatische Einseitigkeit, die Alles, was die künstlichen Schranken zu durchbrechen sich anschickt, mit dem vollwichtigen wissenschaftlichen Banne belegt.

Sehr langsam wird sich eine Aenderung vollziehen, denn jede Orthodoxie und noch dazu eine wissenschaftliche Orthodoxie, die das Gegentheil der Orthodoxie zu sein scheint, hat von jeher eine zwingende Macht über nachbetende Gemüther besessen. Daß sie sich vollziehen wird, dafür ist andererseits gesorgt, denn facta loquuntur. Und es liegt hauptsächlich doch nur an der besonderen Natur dieser facta, daß sie bisher so wenig mit dem Gewicht der Thatsächlichkeit wirken. Ihre besondere Natur hindert oder erschwert wenigstens die Betheiligung zahlreicher, wissenschaftlicher Kräfte. So verbleiben sie in dem Geruch von Ketzereien. Einer der vorurtheilfreiesten und bewährtesten Forscher, der Professor der Physiologie an der Medizinischen Facultät zu Paris, C. Richet weist auf die außerordentlich hohe Zahl von Untersuchungen hin, die irgend einer chemischen Substanz, z. B. dem Pyridin gewidmet werden und vergleicht sie mit der dürftigen Antheilnahme der Wissenschaft an dem Studium der Telepathie. „Gewiß", sagt er, „ist die Geschichte des Pyridins sehr interessant und gerade auf diesem begrenzten Gebiet der Chemie hat man sehr wichtige Entdeckungen gemacht, aber man soll eine Reihe von Experimenten nicht verachten, die uns — vielleicht zum erstenmal — eine bis jetzt gänzlich unbekannte Fähigkeit des Geistes eröffnet, eines der Probleme des Transcendenten, an dem seit mehr als zwanzig Jahrhunderten die größten Geister des Abendlandes sich versucht haben. Nun wohl! ohne Mühe findet man 500 Chemiker, die Memoiren über das Pyridin und seine Derivate geschrieben, außerordentliche, geistvolle Werke, gegründet auf mühselige schwierige Forschungen; aber man findet nicht 20 Psychologen, die mit wissenschaftlicher Methode die Telepathie, ihre Ursachen, Bedingungen und die Vorgänge, die zu verfolgen sind, um sie zu beweisen, analysirt haben. Vielleicht ist die Ziffer 20 noch zu hoch gegriffen. Nein, es sind nicht einmal 20, fünf oder sechs sollte man sagen. Aber trotzdem es sehr wenige sind, haben sie doch verschiedene und sehr wichtige Resultate gewonnen. Welche reiche Ernte von neuen Thatsachen steht uns bevor, wenn sie erst Hülfe und Nachahmer gefunden haben werden!"

So Richet. Wie weit entfernt man andererseits innerhalb der wissenschaftlichen Welt noch von einem Ausgleich auf diesem strittigen Gebiet ist, davon hat erst kürzlich die Wiener Philosophische Gesellschaft ein curioses Exempel erlebt. Denn als hier Professor Richet's hochinteressante Schrift: „Experimentelle Studien auf dem Gebiet der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens" zum Referat gelangte und der Referent Dr. v. Ehrenfels sich zustimmend erklärt hatte, trat diesem Hofrath Meynert entgegen und nannte, nach den Berichten der Blätter, das ganze Gebiet des Somnambulismus, der Fernwirkung und des Spiritismus eine vom naturwissenschaftlichen Standpunkt undiskutirbare Abgeschmacktheit unseres Jahrhnnderts und die zopfigste Ausgeburt pathologischer Gehirne. Er sah darin einen Beweis, „daß das öffentliche Nervensystem lädirt sei." In Frankreich habe sich aus mancherlei Gründen die Nervenschwäche seuchenartig verbreitet und so könne es nicht Wunder nehmen, wenn auf einmal ein Professor uns Dinge glauben machen wolle, welche das gesunde Denken und die ganze Naturwissenschaft auf den Kopf stellten.

Nach dem vorhergehenden ist die „Naturwissenschaft", welche sich dadurch auf den Kopf gestellt findet und in so apodictischer Weise das gesunde Denken für sich in Anspruch nimmt, nichts Anderes als das Ergebniß eines Verfahrens, welches sich auf die Handhabung versteift und diese als Normalmaß dessen zu Grunde legt, was statthafter Weise zum Messen nur zugelassen werden darf, während diejenige wissenschaftliche Methode, welche weiteren Blicks darüber hinausgreift, das naturwissenschaftliche Prinzip des Messens uneingeschränkt zu Ehren bringt. Sie ist es also, die es rein vertritt, ist vom Standpunkt einer reinen Ausgestaltung des innewohnenden Prinzips betrachtet, die eigentlich wissenschaftliche Naturwissenschaft. Die philosophische Forschung, wie sie sich in der Neuzeit gestaltet hat, kann sich nur mit dieser befreunden. Sie hat im Gegensatz zur Zeit der Begriffspeculation kein weiteres Interesse zu vertreten, als daß an Stelle des souverainen Ermessens das Messen trete, dieses aber auch unbehindert an allem Meßbaren geübt werde. An ihrer Hand und auf ihre Daten stützend, kann sich noch einmal zu erneuten Leben erheben, was wir eine Naturphilosophie nennen würden, wenn wir nicht das nomen et omen fürchteten. Die Naturphilosophie, wie sie war, zählte bei allen ihren Schwächen immerhin zu den geistreichsten Zügen des deutschen philosophischen Geisteslebens. Aber man kann bei allem Geistreichthum auf dem Denkgebiet zu Grunde gehen, wenn man des Fundamentes der sicheren Messung entbehrt. Und deshalb kann man ihr Wiederaufstehen auch nur mit einem Lebehoch begrüßen, wenn man hinzufügt: nicht wie sie war, sondern wie sie sein wird.

Literatur und Kunst.

Die moderne Weltanschauung und die Tragödie.

Von Ernst Bernheim.

Für alle diejenigen, die bei den Musen befreiende Erhebung aus den Wirren des Alltagslebens suchen, müßte es eine trostlose Aussicht sein, wenn die moderne Weltanschauung nur für eine pessimistische Gestaltung der Poesie und ihrer höchsten Form, der Tragödie, Raum böte, wie die Jünger des extremen Realismus behaupten. Zum Glück ist es nicht so. Sind doch von vornherein jene nicht als vollgültige Vertreter der auf der Darwin'schen Entwickelungslehre beruhenden Weltanschauung anzuerkennen. Denn sie haben aus deren großartigem Zusammenhang nur einige Sätze herausgerissen und zu einem Zerrbild verwendet, das ihrer häßlichen Lebensansicht entspricht. „Vererbung" gilt ihnen als Hauptfaktor des Lebens, eine Art Erbsünde als tragisches Schicksal, hülflos verfällt der Mensch dem dunklen Verhängniß seiner Geburt und seiner Verhältnisse. Nicht so hat sich Darwin das irdische Schicksal gedacht, noch diejenigen, welche seine Gedanken zum geschlossenen System einer Weltanschauung ausgebildet haben. Sie stellen die lebenden Wesen in den Kampf um's Dasein ausgerüstet nicht nur mit ererbten Vorzügen und Mängeln, sondern auch mit der Fähigkeit, sich den stets veränderten Bedingungen der Außenwelt stets von Neuem anzupassen, um in unverdrossener Arbeit, im Wechsel von Lust und Leid, die Harmonie zu gewinnen und zu bewahren, die den Besten ihres Geschlechtes die Existenz verbürgt, während diejenigen dem Untergang verfallen, die zu solcher Anpassung nicht tauglich sind. Bei dem höchst organisirten der Lebewesen, dem Menschen, ist dieser Kampf zugleich in sein Inneres verlegt. Aeußerlich und innerlich hat er sich mit den ihm angeborenen Eigenschaften und den ihm entgegen tretenden Verhältnissen, den Faktoren seiner gesammten Bildung, auseinander zu setzen, um seinen Platz in Welt und Gesellschaft zu erringen, zu behaupten; bald hemmend, bald fördernd wirken jene auf ihn ein, wirkt er auf sie zurück; in steter Arbeit muß er sich jenen anzupassen suchen, und er erreicht das höchste Glück des Daseins, wenn er zu einem festbegründeten Gleichgewicht der ihn umgebenden und der ihm innewohnenden Kräfte, zu einer vollkommenen Harmonie seiner gesammten Bildungsfaktoren gelangt ist. Sollte nicht auf dem Grunde solcher Anschauung von Welt und Menschen, wie sie in Wahrheit die Entwickelungslehre Darwin's bietet, eine ideale Kunst, ein ideales Drama möglich sein?

Die Antwort auf diese bedeutungsvolle Frage hat jüngst ein naturwissenschaftlich gebildeter Autor, A. Dehlen, durch eine eigenartige Theorie der Tragödie und durch mehrere dieser entsprechende Dramen zu geben versucht.

Mit Recht geht Dehlen von der Ansicht aus, welche er schon bei Aristoteles zu finden meint,*) daß die Tragödie nur wahrhaft wirken und ergreifen kann, wenn der Zuschauer im Stande ist, sich im Geiste mit dem Helden zu identificiren und dessen Schicksal wie ein eigenes mitfürchtend und mitleidend zu empfinden. Das ist offenbar nur möglich, wenn der Held unter einem der Weltanschauung des Zuschauers entsprechenden Schicksal leidet. Wir können uns nicht wahrhaft für Kämpfe und Leiden interessiren, an deren veranlassende Ursache wir gar nicht glauben, wie etwa den blinden Götterfluch, der einen Oedipus ohne sein Wissen und Wollen in schwere Verbrechen verwickelt, an denen er nach unseren Begriffen völlig unschuldig ist. Mit der wohldurchdachten Kenntniß der ganzen geschichtlichen Entwickelung des Dramas stellt sich Dehlen daher entschlossen auf den Boden der modernen Weltanschauung: Die Bildungsfaktoren des Menschen sind sein Schicksal. Dieses scheinbar selbstverständliche Wort eröffnet eine Perspective, die weit über den engen Gesichtskreis des sogenannten Realismus hinausreicht: im Kampfe mit seinen gesammten Bildungsfaktoren, die wir modernen Zuschauer als unser aller Schicksal empfinden, muß die wahrhaft moderne Tragödie uns ihren Helden vorführen. Natürlich darf das nicht ein unbedeutender leichter Kampf sein, denn derselbe soll interessiren, ergreifen, erheben; es müssen schwer zur Ausgleichung und Harmonie zu bringende Bildungsfaktoren sein, welche starke äußere und innere Conflicte bedingen, Gegensätze von tiefgehender allgemeingültiger Bedeutung. Nicht als ein fertiger Charakter, der mit seiner Bildung sein Schicksal überwunden hat, darf der Held uns entgegentreten, aber noch weniger als ein unbildsamer, der in hülfloser Passivität zu Grunde geht, sondern vor unseren Augen muß er sich kräftig, ein normaler Mensch wie wir, zur Harmonie seiner Bildung durchringen. Am unmittelbarsten fühlen wir mit ihm als Vertreter unseres eigenen Schicksals, wenn er bereits ein Stück des Lebenskampfes hinter sich hat, wie wir, ein gewisses Gleichgewicht errungen zu haben meint und scheint, das aber noch nicht erprobt genug ist, um bei ernstlicher Prüfung Stand zu halten. In scheinbarem Gleichgewicht mit sich und der Welt zeigt sich daher in den besten Dramen der großen Dichter, die mit dem Instinkt des Genies der Erkenntniß vorausgegriffen haben, im Hamlet, in der Iphigenie, in Maria Stuart u. a. der Held am Beginn des Stückes, und nur die unausgetragenen Gegensätze, die wir alsbald in ihm und um ihn bemerken, lassen uns die bevorstehenden Kämpfe ahnen. Diese Gegensätze, die verschiedenen Bildungsfaktoren, müssen, der dramatischen Dichtungsform entsprechend, selbstverständlich in den verschiedenen Personen des Stückes verkörpert sein; indem sich der Held mit diesen, die ihn theils hemmend, theils fördernd beeinflussen, auseinandersetzt, hat er sich zugleich mit sich selber auseinander zu setzen. In diesem unmittelbaren Zusammenhang mit der inneren Entwickelung des Helden gewinnt so jede Figur, jede Scene, ja jedes Wort nothwendige Beziehung zum Ganzen. Die Disposition und Technik des Stückes ist dadurch vom ersten bis zum letzten Acte klar und fest bestimmt. Auf und ab schwankt der Kampf, wir sehen mit steigendem Antheil den Helden, wie es der tragische Vorwurf bedingt, immer schwerer um den Ausgleich der äußeren und inneren Conflicte, um die Harmonie seines Daseins ringen, sehen ihn immer mehr der Gewalt der hemmenden verderblichen Faktoren um ihn und in ihm erliegen, bis endlich ein Moment eintritt, wo es sich um die Frage handelt „sein oder nicht sein". Da ist es nun, wo die drohende Nähe des physischen oder moralischen Unterganges den Helden zu einer höchsten Anspannung seines Wesens treibt: er reißt sich in mächtigem Aufschwung seiner guten Bildungselemente aus der Gewalt der schlechten Faktoren, weist sie in ihre Schranken zurück und gewinnt die Harmonie seiner Seele. Man sieht, daß hiernach der Tod des Helden durchaus nicht unbedingtes Erforderniß der Tragödie ist, und das bestätigen ja auch Theorie und Praxis der besten alten und neueren Dramatiker. Nur wenn der Held die Befreiung aus der Gewalt der schlechten Faktoren nicht anders als mit Aufopferung des Lebens erlangen kann oder wenn die unentrinnbare Nähe des Todes erst nöthig ist, um ihn zur entscheidenden Kraftanstrengung anzuspornen, dann ist der leibliche Untergang allerdings der Preis, um den er die Harmonie seines Wesens erkauft, und das Bewußtsein dieser Errungenschaft erhebt den Sterbenden noch im letzten Moment auf die Höhe seiner Existenz, erhebt mit ihm den Zuschauer über den Kampf und Drang des Daseins.

Man sieht, wir haben hier eine Theorie vor uns, die, in ihrer Grundlage durchaus realistisch, doch mit innerer Nothwendigkeit zu einem durchaus idealen Gehalt des höheren Dramas gelangt — eine Versöhnung jener scheinbar unversöhnlichen Gegensätze, zwischen denen zum Unheil für die gedeihliche Entwickelung der Kunst das ästhetische Urtheil unserer Tage schwankt, eine Wiederherstellung des inneren Zusammenhanges mit unserer klassischen Vergangenheit.

Dehlen hat es nicht bei der Theorie bewenden lassen, er hat selbst versucht, dieselbe praktisch zu bewähren: drei Tragödien

*) Daher betitelt er die Schrift: „Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung." Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.

sind in den letzten Jahren von ihm veröffentlicht worden,*) die auf's strengste seinen theoretischen Grundsätzen entsprechen.

Jovius heißt das erste dieser Dramen. Jovius ist der durch seine Christenverfolgung bekannte römische Kaiser Diocletian, und mitten in jene bedeutenden Kämpfe zwischen Heidenthum und Christenthum führt uns das Stück. Diocletian-Jovius sieht sich vor die Aufgabe gestellt, mit dem großen Conflict seiner Zeit, der Religion, Staat, Gesellschaft durchdringt, sich abzufinden. Er glaubt die Lösung dieser Lebensaufgabe und zugleich die Harmonie seiner eigenen Bildungselemente in einer toleranten Versöhnung der Gegensätze gefunden zu haben. Doch erkennen wir gleich, wie im Grunde unversöhnt dieselben sich noch gegenüberstehen. Die heidnischen, roheren Bildungselemente des Kaisers sind in der Person seiner fanatischen Mutter, seines Mitregenten des gewaltthätigen leidenschaftlichen Galerius, einiger Vertreter des Göttercultus und der Philosophie am Hofe verkörpert, die milderen Einflüsse des christlichen Elementes stellen sich in seiner Gattin und seiner Tochter, dem Tribunen Constantin, mehreren christlichen Hofbeamten und dem Bischof der Hauptstadt dar, nicht etwa, wie man fürchten könnte, in blassem Schematismus, sondern jede Figur in der lebhaft charakteristischen Individualität, welche die Oekonomie des Stückes ihr fast von selbst zuweist. Eine Opferscene eröffnet eindrucksvoll das Stück; die entgegenstehenden Parteien stoßen dabei in heftigem Tumult aufeinander; der Kaiser zeigt sich, anscheinend in vollster Harmonie mit seinen Ueberzeugungen, als strenger und gerechter Hüter der Toleranzedikte. Doch alsbald wird sein Gleichgewicht schwer erschüttert: seine Tochter weigert sich, den ihr bestimmten Galerius zum Gemahl zu nehmen und entdeckt, daß sie sich heimlich hat taufen lassen. Er glaubt sie zwingen zu können, aber in den weiter und weiter greifenden Verwickelungen, die sich hieran knüpfen, macht er immer mehr die Erfahrung, daß er sich nicht unbedingt, wie er gewähnt, auf den Gehorsam der Christen verlassen kann, die Gottes Wort höher schätzen als das seine und das Gebot des Staates. Schritt für Schritt gedrängt durch solche Erfahrung und durch die heidnischen Elemente seiner Umgebung, denen die christlichen vergeblich entgegen zu wirken suchen, wird er an der Richtigkeit seines bisherigen Prinzipes irre, widerruft allmählich die Toleranzedikte und entschließt sich endlich, sich wie seine Vorgänger zum Gotte weihen zu lassen, um mit blutiger Gewalt den einheitlichen Cultus des alten Götterthums im Reiche durchzuführen. Er selbst schleudert sein Schwert auf einen treuen Diener seines Hauses, der ihm die Anbetung verweigert, und verbannt bei Todesstrafe die sich ebenso weigernde Gattin und die Tochter. Galerius und dessen haßerfüllte Gesinnungsgenossen beherrschen die Situation immer völliger; von ihnen und seinem eigenen Zorn getrieben geräth der Kaiser immer mehr in die Gewalt der von ihm überwunden geglaubten roh leidenschaftlichen Bildungselemente — auf Kosten jedes inneren Friedens. Denn bald ergreifen ihn lebhafte Zweifel an dem Erfolg all' seiner Grausamkeit: er sieht, daß die Christen trotz aller Verfolgung nicht auszurotten sind, er sieht, wie das Reich zerrüttet, sein Haus verödet, er selbst verhaßt und vereinsamt wird. Zu einem letzten entscheidenden Schritte soll er sich nun entschließen: die Häupter und wesentlichen Stützen der christlichen Partei, darunter die kaiserlichen Frauen und der früher treue Berather Constantin, sind in einer Kirche eingeschlossen; da sie sich nicht ergeben wollen, verlangt Galerius vom Kaiser die Erlaubniß, Feuer in das Gotteshaus werfen und jene vernichten zu lassen. Nach schwerem Kampf gibt Jovius den Befehl. Doch als Galerius mit rohem Triumph fortstürzt, empfindet er gewaltig, wie fremd seinem besseren Wesen diese Welt rohen Hasses ist, und die lang unterdrückten, gehemmten edleren Bildungselemente treiben ihn unwiderstehlich zu plötzlicher Erkenntniß, zu plötzlichem Entschluß. Er widerruft persönlich eingreifend den tödtlichen Befehl, versöhnt sich mit den seinem Geist und Herzen wahrhaft Nächststehenden und entsagt der Regierung zu Gunsten Constantins, da er ebenso wenig seine heidnische Vergangenheit verläugnen, wie den besseren Theil seines Wesens derselben aufopfern kann. Indem er dem neuen Regenten und dessen christlichen Prinzipien vertrauensvoll die Zukunft des Reichs überlassen darf, zieht er in festem Frieden mit sich, den Seinen und der Welt, dem stillen Asyle seiner Heimath zu.

Wesentlich anders entwickelt sich „Eberhard der Franke", das zweite der Dehlen'schen Dramen. Es ist der Gegner unseres deutschen Kaisers Otto des Großen, Herzog Eberhard von Franken, der den Mittelpunkt desselben bildet, und der uralte Conflict deutscher Geschichte zwischen Monarchie und Partikularismus gibt die Grundlage der Handlung ab. Der Herzog hat dereinst mit Ueberwindung seiner selbst und der Interessen seines Stammes die deutsche Krone zum Heil des Reiches dem Sachsenstamme überantwortet. Der neue Sachsenkönig Otto fordert aber strengere Unterordnung der Einzelgewalten als es Eberhard seinen herkömmlichen Rechten entsprechend findet. Schritt für Schritt wird er nun durch innere und äußere Faktoren zum Abfall vom König und seiner eigenen edleren Gesinnung gedrängt, bis er als Rebell und Gegenkönig, mit den Reichsfeinden verbunden, dem rechtmäßigen Herrscher gegenüber steht. Er empfindet aber in sich und in der Abwendung aller seiner nächsten Lieben und Freunde den Widerspruch seines Handelns mit seinem besseren Selbst so mächtig, daß er schließlich in dem Moment, als seine Bundesgenossen die kleine Schaar König Otto's und diesen selber zu vernichten drohen, sich ihnen mit seinen Franken entgegenwirft und mit Aufopferung seines Lebens die unrettbar verlorene Harmonie seines Wesens wieder erringt. Es ist das ein wahrhaft patriotisches Drama, frei von allen Phrasen, zu denen ein solcher Stoff so leicht verführt, das die Grundbedingungen unseres nationalen Daseins in ergreifend persönlicher Gestaltung uns vor die Seele führt.

An einem frei erfundenen modernen Stoff hat Dehlen sich in dem letzten Stück „Zwischen zwei Welten" versucht. Ein junger Gelehrter, Ernst Malchow, aus wohlhabendem militärischen Hause ist während seiner Studienzeit in die Gedankenkreise des Sozialismus gerathen und hat nach den Grundsätzen dieser Richtung ein freies Eheverhältniß mit einer begeisterten Sozialistin, Vorsteherin eines von ihr communistisch eingerichteten Modegeschäfts, angeknüpft. Bei seiner Rückkehr ins Elternhaus stößt er natürlich mit den Anschauungen der bestehenden Gesellschaftsordnung schwer zusammen. Die Faktoren seiner früheren Vergangenheit ergreifen ihn mächtig in Gestalt der Pietät gegen die Eltern, der wiederangeregten Liebe zu einer koketten Verwandten, des Reizes hergebrachter Lebensgewohnheit, so daß er seiner Marianne, um den Vorurtheilen der Eltern und ihrer Welt nachzugeben, die Zumuthung macht, ihr geschäftliches Unternehmen aufzugeben, an dem sie als der geglückten Verwirklichung ihrer Ideen mit ganzer Seele hängt. Er erkennt nun zwar das Unmögliche dieser Zumuthung und steht davon ab, um in ihrer Welt zu bleiben, er erkennt auch wohl die schweren sittlichen Schäden der im Elternhause herrschenden Gesellschaft, doch er kann sich innerlich nicht von den Fesseln der Welt, in der er geboren ist, losmachen und reißt sich endlich gewaltsam aus der unerträglichen Disharmonie seines Daseins heraus durch ein selbstmörderisches Duell mit dem Galan seiner erwähnten Verwandten, von dem ihn seine sozialistischen Freunde vergeblich abzuhalten suchen. Sterbend gewinnt er die Freiheit der Seele, Marianne durch legale Trauung als sein rechtmäßiges Weib anzuerkennen.

Die vielseitige Fruchtbarkeit der Theorie unseres Autors bewährt sich an diesen so sehr verschiedenartigen Stoffen gleichmäßig in überzeugender Weise. Alle drei Stücke verdanken derselben sichtlich eine ungemein sichere Technik, einen echt dramatischen Aufbau und Fortgang der Handlung, eine charakteristische Bestimmtheit alles Einzelnen im engsten Zusammenhang mit dem Ganzen, wie wir es nur bei den besten Dramatikern finden. Und vor allem ist der Beweis erbracht, daß auch auf dem Boden moderner Weltanschauung eine allgemein

*) Im Verlag der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten in Leipzig.

verständliche wahrhaft ideale Kunstrichtung gedeihen kann. Es lohnte sich bei dem Mangel an brauchbaren neueren Tragödien dieser Richtung unseres Erachtens wohl, die Bühnenwirksamkeit dieser Stücke zu erproben. Unsere Dramatiker sollten aber eine Theorie nicht unbeachtet lassen, die sie von so manchen hergebrachten Vorurtheilen und Schranken befreit und ihrer Gestaltungskraft neue aussichtsvolle Bahnen weist.

Vom jüngsten Frankreich.

Von Paul Raché.

Es geht etwas sonderbar zu in dem jüngsten literarischen Frankreich. Wir wissen das aus dieser oder jener Zeitungsnotiz, die sich zuweilen über die Grenze der französischen Metropole hinaus verirrt und der staunenden Welt Kunde gibt von einem besonders gelungenen Geniestreich der Modernsten unter den französischen Modernen. Sonst ist nicht viel von ihnen bekannt. Das Verdienst, zum ersten Mal etwas Licht in das Dunkel gebracht zu haben, das bisher die jüngere französische Dichtergeneration unsern Augen verbarg, gebührt einem Holländer, Dr. Byvanck, dessen soeben erschienenes Buch „Paris 1891" (Leiden, S. C. van Doesburgh) in ebenso fesselnder wie geistreicher Darstellung die Eindrücke wiedergibt, die der Verfasser im persönlichen Verkehr mit den jüngeren französischen Poeten empfangen hat. Byvanck beschränkt sich nicht auf eine trockene kritische Berichterstattung, auf ein bloßes Aufzählen von Namen und Büchertiteln, wir gerathen mitten hinein in das genialisch-verlotterte, wunderliche und doch stets fesselnde Leben und Treiben dieser Dichtergestalten, die uns vorgeführt werden, wie sie der Verfasser kennen gelernt hat, ohne Schminke und Schönheitspflästerchen. Wer in dem Buche eine Art Literaturgeschichte über das moderne Frankreich erwartet, geht fehl. Es macht durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch, es beschränkt sich nicht einmal darauf, uns wenigstens die „Berühmtheiten" in möglichster Reichhaltigkeit vorzuführen. Jean Moréas, Paul Verlaine, Jean Richepin und Catulle Mendès sind wohl die Einzigen, deren Namen über die Grenze des Pariser Weichbildes gedrungen sind. Wer aber kennt Aristide Bruant, Porto-Riche, Léon Cahun, Ernest Raynaud, Jules Renard, Stéphane Mallarmé, Maurice Barrès, Alphonse Allais und die vielen Anderen, die uns der Verfasser vorführt? Und doch sind gerade unter diesen die interessantesten Typen zu finden. Sie muß man kennen lernen, um den eigenartigen Pulsschlag, der das Leben dieser merkwürdigen Dichterexistenzen beherrscht, fühlen und begreifen zu können.

Da haben wir den Volkssänger Aristide Bruant, „chansonnier populaire" wie er sich selber stolz nennt, der von der Provinz nach Paris gekommen ist, vom Beamten der Pferdebahn zum Komiker in einem Café chantant aufrückte, die unterste Schicht der Pariser Gesellschaft gründlich kennen lernte und diese Enterbten und Verstoßenen in einem Bändchen Gedichte „Dans la rue" besang, in Tönen, die packen und in Farben, die leben. Gegenwärtig ist er Eigenthümer von „Le Mirliton", einer Kneipe auf dem Boulevard Rochechouart, so genannt nach dem von Steinlen illustrirten Blatte, das Bruant zu gleicher Zeit herausgibt und das „sehr unregelmäßig, ungefähr ein Dutzend Mal im Jahre erscheint", wie die Ankündigung dieses originellen Journals besagt.

Le Mirliton ist das Reich, wo Bruant vom Nachmittag bis spät in die Nacht hinein als König herrscht, umgeben von einem zahlreichen Gefolge treuer Vasallen. Es ist ein kleiner, matt erleuchteter Saal mit einer Reihe Tische, an denen eine bunt zusammengewürfelte Menge, Leute aus allerhand Gesellschaftsklassen und von verschiedenster Herkunft ihr einfaches Bier trinken; ein einziger Kellner, majestätisch wie Napoleon I., wacht darüber, daß jeder sein Bier bekommt und richtig bezahlt; ein zweites dienstbares Individuum, eine Art Portier, mit einer großen Brille auf der Nase, bietet die soeben gesungenen Lieder feil und füllt die Pausen aus, indem es ebenfalls etwas singt, wonach kein Mensch hört — und über alle thronend der Herr des Hauses, mit seiner Stentorstimme zur Ordnung rufend und eifrig aufpassend, damit ihm nichts von dem entgehe, was in seinen vier Wänden geschieht.

Auf allgemeines Verlangen trägt er ein Lied vor. Bruant singt seine Lieder selber, hin und herlaufend in dem kleinen Saale, unter der klappernden Begleitung eines alten Klaviers, das bescheiden aus dem Hintergrunde seine dünnen Klänge ertönen läßt. Die Thür des Locals wird dann geschlossen gehalten. Seine Stimme ist schallend übermüthig, wie die von jemand, der gewohnt ist, in den Chantants der Champs Elysées vor einem großen Publikum zu singen. Er hat ein stark ausgeprägtes und doch feingeschnittenes Gesicht, ein anziehendes und doch dominirendes Aeußere. Zwischen dem Sänger und dem Publikum besteht ein festes Band. Er besitzt das Brutale in Manieren und Kleidung — eine sammtne Jacke und rothes Halstuch —, das die Menge packen will und auch thatsächlich packt, während der selbstbewußte, geistig überlegne Blick sie bannt.

Das Lied, daß er vorträgt, heißt: „Der Lumpensammler von St. Ouen." Das erbauliche Dasein dieses nützlichen Gliedes der menschlichen Gesellschaft nimmt seinen Anfang an den Ufern der Seine, bei den äußersten Festungswerken der Stadt, wo der Boden mit Scherben und allerhand Abfall bedeckt ist.

Un jour qu'i faisait pas beau,
Pas ben loin du bord de l'eau,
Près d'la Seine;
Là où qu'i pouss' des moissons
De culs d'bouteill' et d'tessons,
Dans la plaine;
Ma mère m'a fait dans un coin,
A Saint-Ouen.

„Kauft das Lied: »A Saint-Ouen«", ruft das bebrillte Individuum und hält den Gästen das illustrirte Musikstück unter die Nase, das auf seinem Titelblatt ein Paar Lumpensammlerkinder zeigt, gebückt unter ihrer Last, das Mädchen schwatzend, den Jungen mit der Zunge aus dem Munde.

Die Verse von Bruant haben einen sehr angenehmen Klang und prägen sich dem Gedächtniß leicht ein. Da ist zuerst der Refrain, gewöhnlich der Name eines Platzes, eines Gefängnisses oder eines Stadttheils von Paris. Die Localität, in der sich die Geschichte abspielt, und in die der Held oder die Heldin des Liedes gebannt sind, bildet eine Art Fatum, das sich ihnen schon bei ihrer Geburt an die Fersen geheftet hat und ihnen nun stets zuruft: A Montrouge, à St. Lazare, à la Roquette. Bruant ist originell. Zwar die Welt, in der seine Muse das Wort führt, ist nicht groß: Vagabunden und Mädchen und ihre Liebhaber von Beruf, die Straße, wie der Titel seiner Gedichte lautet, wenn man darunter den Ausschuß der menschlichen Gesellschaft versteht, den die Häuser nicht gern aufnehmen wollen. Aber es ist gerade die Kunst Bruant's, uns für diese Gestalten zu interessiren. Zola hat die unterste Schicht des Volkes niemals geschildert. Le Sublime, das bekannte Buch über die soziale Frage, dem l'Assomoir seinen Ursprung verdankt, spricht noch mit Entrüstung von diesen Straßentypen und Zola hat keusch seinen Blick von diesem Abgrund weggewendet. Bruant kommt fünfzehn Jahre später. Erst er hat so recht den Gegensatz gefühlt und ausgesprochen zwischen Arm und Reich, Straße und Salon, Brutalität und Convention, er hat viel eigenartiger und mit größerer schöpferischer Kraft dasselbe Thema variirt, wie es Richepin's „Chanson de Gueux" und André Gill's „La Muse à Bibi" angeschlagen haben.

Mehr in die Gesellschaft der eigentlichen Dichter kommen wir im Café François I. auf dem Boulevard St. Michel. Wenn man nicht Paul Verlaine antrifft, stumpf in sein Glas Absynth oder Rumwasser starrend, begegnet man sicher Jean Moréas, der seinem Freunde Verlaine die Ehre zu Theil werden läßt, von ihm zu sagen: „Verlaine ist der einzige Dichter, den Frankreich besessen hat, bis ich gekommen bin."

Moréas, von Geburt ein Grieche, wurde eine Zeit lang von seinen Genossen als der Heros der modernen französischen Literatur gefeiert. Dies mag nicht wenig dazu beigetragen haben, den Dichter in seiner nahezu ans Lächerliche streifenden Eitelkeit zu bestärken.

Folgen wir einmal einer Scene im Café François I., wie wie sie uns Byranck vorführt.

Den starken Schnurrbart emporgedreht, die Lorgnette vor den Augen, tritt er mit seinem dunklen Habichtsgesicht in das Café, im Bewußtsein, daß er von allen Seiten angestarrt wird, aber ohne selber einen einzigen Blick in die Runde zu werfen.

„Einen Rum mit Wasser," bestellt er. „Das ist das Getränk, das Verlaine und ich allein hier trinken," fügt er erläuternd hinzu und seine Handschuhe ausziehend, liebkost er mit einem bewundernden Blick seine feingeschnittene, weiße Hand, die er auf den Tisch vor sich niederlegt.

Einer der Anwesenden bringt zögernd den Namen von Leconte de Lisle auf das Tapet.

„Leconte de Lisle," sagt Moréas erhaben, „ist nicht so uneben gewesen — für seine Zeit; jetzt ist er abgethan. Nein, unter den Aelteren, mit einziger Ausnahme von Verlaine, sind keine echten Dichter zu finden. Auch unter den Jüngeren, selbst bei denen, deren Verse, vielleicht mit Recht, gepriesen werden, lebt nicht die wahre Kraft. Ihr Werk ist Salonwerk. Sie zimmern ihre Verse mühselig zusammen, schöpfen aber nicht aus dem vollen Ueberfluß. Wer Dichter heißen will, muß einen sich stets erneuernden Vorrath von Worten und Formen zu seiner Verfügung haben, er muß reich und verschwenderisch damit umgehen, damit jedermann einsieht: auch nach der größten Verschwendung bleibt ihm noch ein fester Schatz übrig."

Er spricht diese Worte mit dem unverkennbaren Aeußeren eines großen Mannes, dem ungezählte Reichthümer zu Diensten stehen.

Jemand beginnt über Pindar zu sprechen.

„Ich bin eifersüchtig auf Pindar," spricht Moréas, „ich kann ihm nur verzeihen, weil er ein Grieche war, ein Landsmann von mir. Nun, mag er ein Grieche bleiben, man hat ja immer noch mich. Es ist schon lange ein Traum von mir, Plato's »Gastmahl« zu übersetzen, das ist das Meisterwerk griechischen Geistes."

„In Prosa?"

„In Versen natürlich," war die Antwort, kurz und stolz, als wäre seine Poesie das einzige, was dem Werke Plato's noch fehlte, um ihm die höchste Weihe zu geben.

„Uebrigens, wißt Ihr schon die große Neuigkeit," fuhr Moréas dann fort, „wir heißen nicht länger Symbolisten, ich habe einen neuen Namen für unsere Bestrebungen gefunden — unsere Poesie ist Romanische Poesie geworden. Symbolist — ich selber habe diese Bezeichnung aufgebracht und sie auch in einer Broschüre vertheidigt — Symbolist war nicht schlecht für den Anfang, das Wort drückte den Charakter unserer Kunst und aller Kunst zutreffend aus, aber es bekam mit der Zeit die Bedeutung einer Sekte, und dafür war es zu gut. Man muß ein Kennzeichen der Poesie nicht so sehr in den Vordergrund stellen, dann wird es zur Modesache und die ganze Welt geht auf die Jagd nach Symbolen, was die einzige Weise ist, um sie nicht zu finden, wenigstens nicht die guten. Ein Dichter ist Symbolist, aber er nennt sich nicht so. Dagegen sagt der Ausdruck Romanische Poesie alles. Er bedeutet die Einheit der Kunst in den südlichen Ländern, die in der französischen Literatur ihr vollendetstes Gepräge gefunden hat. Wir vermögen den gesammten Gang der Kunstentwickelung in Griechenland und Rom, in Italien und Spanien in unserem Bewußtsein aufzunehmen, zu umfassen. Wir brauchen nicht eine Periode als die bevorzugte herauszuwählen: aus ihrer Vereinigung baut sich unsere Kunst auf. Wir schöpfen aus der vollen Masse. Für uns besteht die Scheidung zwischen Mittelalter und Renaissance eben so wenig, wie zwischen Griechenland und Rom, Volkslied und Kunstsang. Die Uebergänge zu überbrücken, die Einheit ganz zu erreichen, das ist unsere Aufgabe. Ueber welch unermeßliches Feld haben wir dann nicht freie Verfügung, und wie schmilzt nicht unser armseliges Dasein weg unter den großen Symbolen, die das unermeßliche, von Anfang an bis heute ununterbrochene Reich der Kunst uns in überwältigender Anzahl dann vorführt!" —

Ein großer Theil des Buches beschäftigt sich mit Paul Verlaine, der markantesten Erscheinung der französischen Dekadence, der anziehendsten und zugleich abstoßendsten Gestalt unter den modernen französischen Poeten. In Begleitung eines Mitarbeiters des Figaro, der einen Artikel über Verlaine schreiben will, sucht Dr. Byvanck den Dichter im Café François I. auf. Es ist Morgens zehn Uhr, die Zeit, wo die Cafés noch nüchtern und prosaisch sind. Das Licht fällt auf eine armselige, verwahrloste Gestalt, die stumpf vor sich hinstarrend an einem Marmortische sitzt.

Es ist Verlaine.

Das Gesicht sieht alt und ermüdet aus, die Kleidung, ein langer Ueberrock, ähnelt der eines Liedersängers, der auf der Straße seinen Unterhalt erwirbt und Wind und Wetter über sich ergehen lassen muß; ein alter Filzhut bedeckt den kahlen Schädel. Es bildet zusammen ein Ganzes: die Vagabundenphysiognomie eines Menschen, der nur seinen Träumen und Ideen lebt, unbekümmert um alles, was neben ihm geschieht. Nur um des Dichters Hals prangt ein gelbseidenes, glänzendes Tuch, das dem grauen Einerlei seines Aeußeren etwas fröhliches gibt.

Beim Sprechen zeigt das Gesicht eine wunderbare Wandlungsfähigkeit in der Ausdrucksweise. Die Stirn schwillt an, die Nasenflügel zittern nervös und der lüsterne Satyr kommt zum Vorschein mit den nach Genuß verlangenden Augen. Dann ziehen sich die Augenbrauen zusammen, der Blick wird zornig, die Hand krallt sich auf der Marmortafel zusammen, die Stimme wird laut — um gleich darauf in einem Lachen zu endigen, einem verlegenen Lachen, wie das eines Kindes und auch durch das Gesicht geht mit einem Male ein kindlich unschuldiger Zug. Sonst drückt sein Gesicht Langeweile aus, die Langeweile eines Menschen, für den nichts auf derWelt mehr Interesse hat.

Später treffen wir Verlaine wieder in einem einfachen Restaurant, wo er seine Ansichten über die Messe, Gott und Religion äußert in Worten, die von funkelnden Geistesblitzen durchleuchtet sind. Es macht einen eigenartigen Eindruck, ihn so sprechen zu hören. Verlaine, der von sich selbst sagt, daß es keine Sünde auf der Welt gebe, die er nicht begangen habe, Verlaine mit diesem Sichgehenlassen seiner Natur, unbekümmert um die Gesetze der menschlichen Gesellschaft, mit diesem Leben, das oft Grauen und Abscheu erweckt, und dann wieder der Verlaine, der sein Ideal in der Mutterkirche verkörpert zu sehen meint und mit tiefer Inbrust von „seiner Mutter Maria" spricht, Verlaine, der jetzt der verächtlichsten Regung menschlicher Leidenschaft folgt, um im nächsten Augenblicke wieder in die höchste Ekstase religiöser Schwärmerei zu verfallen — ein Dichtercharakter, dessen seltsamer Zwiespalt zu gleicher Zeit anzieht und abstößt.

Einer der Anwesenden schiebt dem Dichter ein Bändchen zu, „Nos poètes" von Jules Tellier, in dem auch Fragmente von Verlaine's Gedichten vorkommen. Er blättert in dem Buche und liest dann das Gebet aus „Sa gesse" vor, mit dumpfer, leise zitternder Stimme, während seine blutlose Hand dem schleppenden Metrum taktförmig folgt und die Augen starr auf das Blatt geheftet sind.

Vous, dieu de paix, de joie et de bonheur,
Toutes mes peurs, toutes mes ignorances,
Vous, dieu de paix, de joie et de bonheur,
Vous connaissez tout cela, tout cela,
Et que je suis plus pauvre que personne,
Vous connaissez tout cela, tout cela.
Mais ce que j'ai, mon dieu, je vous le donne.

„Der Ton der Worte wurde immer leiser und leiser. Der niedrige Raum mit seinen Möbeln aus Eichenholz dämpfte den Klang, und es hörte sich an wie ein Gebet in einem versteckten Winkel einer ehrwürdigen Cathedrale. Und doch, o

die wehmüthige Stimmung, die einfache Tafel mit ihren Ueberbleibseln eines Mahles wie mit einem Nebelschimmer umhüllt bei dieser Seelenbeichte der Armuth!"

Es liegt eine schmerzliche Rührung, ein inniges Mitleid und zu gleicher Zeit eine tiefe Verehrung für die große Kunst Verlaine's in Allem was Dr. Bynauck über seine Begegnungen mit dem Dichter schreibt. Niemand vor ihm, selbst in Frankreich nicht, hat die Person des Dichters so sprechend, mit so rührender und liebevoller Sorgfalt gezeichnet.

Mit Verlaine schließt auch Dr. Bynauck sein Buch, das noch so viel des Interessanten und Geistreichen über das modernste, französische Schriftthum enthält. Es würde aber zu weit führen, auch noch auf die anderen Dichtertypen einzugehen, die uns vorgeführt werden, sie würden auch zu sehr zurücktreten hinter der trauernden Größe Paul Verlaine's, der als Dichter ebenso hoch über seinen Genossen steht, wie als Mensch unter ihnen.

Unterrichtsfreiheit.

Von Georg Stoeckert.

Freiheit, die ich meine — wie viel Unheil hat nicht schon dieses Eine Wort angestiftet! Und trotz aller Unklarheit des Begriffes, dem einen allgemein anerkannten Inhalt zu geben die Philosophen sich bis jetzt vergeblich bemüht haben, übt das Wort doch immer wieder seinen alten Zauber auch auf solche Köpfe und Gemüther aus, die sich sonst gegen alle Zauberei hinlänglich gefeit glauben. Und nun vollends, wie mächtig muß dieser Zauber sein, wo es sich um die Forderung der Freiheit des Unterrichts handelt, die mit der durch alle Verfassungen gewährleisteten Gewissensfreiheit fast ein und dasselbe zu sein scheint. Daraus erklärt sich die Gewissensnoth, in der unlängst so mancher ehrliche Politikus schweben mochte: das verflossene Unterrichtsgesetz stellte mit der Verwirklichung eines den Forderungen des abstracten Liberalismus entsprungenen Verfassungsartikels die Unterrichtsfreiheit zunächst auf dem Gebiete der Volksschule in Aussicht — ein Ziel, für den liberalen Idealpolitiker, und solche möchten wir doch heutzutage gern etwas zahlreicher in unseren Parlamenten vertreten sehen, auf's Innigste zu wünschen! Dagegen aber erhob drohend das dadurch unzweifelhaft begünstigte Anwachsen des Klerikalismus sein gespenstisches Haupt und machte den liberalen Idealpolitiker kopfscheu; denn so viel versteht auch er von der Realpolitik, daß Liberalismus und Ultramontanismus sich absolut ausschließende, prinzipiell unversöhnliche Gegensätze sind.

Und doch muß es einen Weg aus diesem Dilemma geben; und er dürfte nicht allzuschwer zu finden sein, wenn man sich nicht von Worten berauschen und hinwiederum von anderen Worten in's Bockshorn jagen läßt. Wolle man sich zunächst nur einmal darüber klar werden, daß der Begriff Freiheit nur etwas Negatives enthält, also an sich völlig inhaltsleer ist. Freiheit ist nur die Aufhebung des Zwanges. So hatte die Forderung der Gewissensfreiheit nur den Sinn, daß für die religiöse Ueberzeugung des Einzelnen jeder Zwang, jede Bevormundung ausgeschlossen würde. Unter der Preßfreiheit verstand kein Einsichtiger etwas anderes als Befreiung der Presse von den Fesseln der Censur. So kann auch das schöne Schlagwort Unterrichtsfreiheit keinen anderen Sinn haben, als Befreiung vom staatlichen Unterrichtszwange. Damit aber treffen wir gleich den Kern der Frage. Es handelt sich auch hierbei um nichts anderes, als um den ewigen und nothwendigen Gegensatz zwischen Einzelmenschen und Gesellschaft, zwischen Individuum und Staat. Diese Gegensätze sind nothwendig, sie bilden die beiden Pole, zwischen denen sich alles geschichtliche und sittliche Leben bewegt, das lediglich aus diesen Gegensätzen seinen Ursprung nimmt, ohne sie nicht denkbar wäre. So dürfte schon aus dieser Bemerkung klar werden, daß es unmöglich ist, für das Verhältniß von Staat und Individuum eine lösende Formel zu finden. Denn daß in dem berühmten Artikel IV. der Erklärung der Menschenrechte*) diese Formel nicht gefunden ist, wird jetzt wohl nicht mehr bestritten. Nur durch die Geschichte, d. h. durch den ganzen Verlauf der Universalgeschichte ist eine Lösung des Problems denkbar.

Es hat Zeiten gegeben, wo im Interesse der gesellschaftlichen Weiterentwickelung die Macht des Staates auf Kosten des Individuums ausgedehnt werden mußte. Das war z. B. der Fall, als es sich um den Ersatz des ständischen Gemeinwesens durch den absoluten Staat, und dann, als es sich um die Umwandlung des absoluten Staates in den constitutionellen handelte. Und wenn sich eine weitere Ausdehnung des Staatssozialismus als nothwendig erweisen sollte, so könnte das auch nur durch eine weitere Beschränkung der individuellen Freiheit geschehen.

Neben jenen Zeiten hat es aber auch nicht an solchen gefehlt, wo es galt, der Allmacht der öffentlichen Gewalt gegenüber die unveräußerlichen Rechte der Persönlichkeit zu wahren, im Gegensatz zu den nivellirenden Tendenzen des Staates die Fülle des individuellen Lebens zu retten. Und gerade heutzutage ist diese Gefahr, daß alles individuelle Leben in dem grauen Einerlei der demokratischen Massen erstickt werde, wieder einmal zu besorgnißerregender Größe angeschwollen. Auf der einen Seite droht die ochlokratische Tyrannis der Sozialdemokratie, auf der anderen das büreaukratische Chinesenthum des modernsten Staates. Wahrlich, durch ihn jene Gefahr bekämpfen wollen, hieße den Teufel austreiben durch Beelzebub!

Und diesem vorwärtsdrängenden Chinesenthum gegenüber mit seinem von Jahr zu Jahr sich vermehrenden Examinibus, mit seiner Sintfluth von Regulativen und Instructionen, mit seinen Zöpfen und Strebern hat die Forderung nach der Freiheit des Unterrichts gar wohl ihre Berechtigung, dürfte sie fast wie ein erlösendes Wort klingen. Das Chinesenthum bearbeitet alle Wissenschaft in usum delphini und hat für die religiöse Ueberzeugung die Inquisition in ihrer modernen Form der Disciplinaruntersuchung bereit. Welchem Vater aber die in den Staatsdestillationen denaturirte Wissenschaft nicht die geeignete Kost für seine Söhne zu sein scheint, und welcher gemaßregelte Ueberzeugungsnarr das Bedürfniß fühlt, seine Weisheit noch fürder an den Mann zu bringen, für den muß die Unterrichtsfreiheit, die freie Schule als das Allheilmittel erscheinen. Denn sollte es nicht wirklich ein echtes und unveräußerliches Menschenrecht sein, daß jeder Vater seine Kinder so und dort erziehen und unterrichten lassen darf, wie und wo sie seiner Ueberzeugung nach die beste Erziehung erhalten? Wird aber diese Frage bejaht, dann dürfen wir der Forderung nach Unterrichtsfreiheit nicht länger widersprechen — selbst nicht auf die Gefahr hin, dem Ultramontanismus neue Gebiete zu eröffnen. Wenn er sich dann als die stärkere Geistesströmung gegenüber dem Liberalismus, wir gebrauchen hier das Wort in seiner allgemeinsten Bedeutung, erwiese, nun, so müßte dieser als nicht mehr lebensfähig seinem Schicksal überlassen werden.

Aber so einfach, so spruchreif liegt selbst für die Theorie, geschweige denn für den praktischen Politiker die Sache doch nicht. Jenem Rechte des Individuums steht das des Staates gegenüber, dem Rechte des Vaters das des Kindes. Wie der moderne Staat alle seine Bürger für wehrpflichtig erklärt, wie er gegen grobe Vernachlässigung der leiblichen Pflege strafrechtlich einschreitet, so hat er auch ein Recht an der Erziehung. Er darf seine Bürger zwingen, ihre Kinder so zu erziehen, daß sie nicht gemeingefährlich werden, er nöthigt sie, ihnen den Unterricht zu Theil werden zu lassen, der die untere Grenze der allgemeinen Bildung verbürgt, die der Staat von all' seinen Bürgern zu verlangen berechtigt ist. — Und nicht geringere Berücksichtigung als das Recht des Vaters verdient das Recht des Kindes auf eine den Anforderungen der je-

*) La liberté consiste à pouvoir faire tout ce qui ne nuit pas à autres: ainsi l'exercisse des droits naturels de chaque homme n'a de bornes que celles qui assurent aux autres membres de la société la jouissance de ces mêmes droits. Ces bornes ne peuvent être déterminées que par la loi.

weiligen Gesellschaft entsprechende Erziehung. Auch in dieser Beziehung hat der Staat die Schwachen zu schützen, ist er der natürliche Vormund des in seinen Zukunftsinteressen bedrohten Kindes. Der dem Kinde nothwendige Unterricht darf nicht dem Zufalle väterlichen Unverstandes oder gar willkürlicher Laune überlassen werden. Auf jenem Rechte und dieser Verpflichtung des Staates beruht nun die allgemeine Schulpflicht, die sich aus dem Wesen des modernen Staates mit Nothwendigkeit ergiebt. Demgemäß darf auch aller Privatunterricht nur subsidiär eintreten, steht auch er unter staatlicher Aufsicht. Schon aus diesen theoretischen Erwägungen mußten wir uns also gegen die durch das abgethane Unterrichtsgesetz in Aussicht gestellte Freiheit des Unterrichtes erklären.

Darüber ist wohl alle Welt einig, daß die geplanten Neuerungen, die Unterrichtsfreiheit ausschließlich dem Ultramontanismus zu Gute kommen würden. Denn trotz aller unermüdlichen Anstrengungen der evangelischen Päpstlein wird die evangelische Kirche — und Gott sei dafür gedankt! — nie zu einer ähnlichen Machtstellung gelangen, wie die römische. Sie ist und bleibt, im Gegensatz zu jener, eine unsichtbare Kirche, und wo sie sich in den einzelnen Landeskirchen gewissermaßen verkörpert, ist und bleibt sie Staatskirche. Die römische Kirche aber steht außerhalb des Staates und strebt unablässig und mit Aufbietung aller ihrer so bedeutenden Machtmittel nach dem Einen Ziel: über den Staaten zu stehen und deswegen als die höchste, von Gott geordnete Gemeinschaft und Gewalt über alles, was menschlich ist, anerkannt und respectirt zu werden. Sie muß und will als eine selbständige, außerstaatliche Macht angesehen werden. Darnach hat auch der Staat ihr gegenüber sein Verhalten einzurichten. „Die freie Kirche im freien Staate" ist so lange eine Phrase, als die Kirche nicht auf jene Stellung verzichtet, sondern vielmehr vom Staate Garantien ihrer Macht- und Geldmittel verlangt. Verzicht auf diese weltlichen Machtmittel war es, was schon vor Jahrhunderten ein einsichtsvoller Papst zur Lösung des zerstörenden Investiturstreites vorschlug. Von einem solchen Verzicht ist aber der Ultramontanismus heute weiter entfernt denn je.

Für uns ist demnach der sogenannte Culturkampf ein wesentliches Moment der gesammten modernen Entwickelung. Unsere Gesellschaft, unser Staat, unsere Ueberzeugungen sind geschichtlich geworden unter der fortwährenden Einwirkung der christlichen, besonders der römischen Kirche. Mit dieser Thatsache wird die europäische Menschheit noch eine ganze Weile zu rechnen haben. Für den praktischen Staatsmann ergiebt sich daraus die Nothwendigkeit, darauf zu achten, daß jener latente Kampf nicht immer von Neuem hervorbreche, er könnte dann leicht staatszerstörend wirken. Vor allem hat er sich vor allen Maßregeln zu hüten, die irgendwie wie Gewissenszwang aussehen könnten. Und so gilt es auch der Forderung der Unterrichtsfreiheit gegenüber einen Weg zu finden, der dieser Forderung theoretisch gerecht wird und dabei doch den Rechten des Staates, deren Wahrung ihm die Pflicht der Selbsterhaltung auflegt, nichts vergibt.

Man bewillige die Unterrichtsfreiheit wie die Preßfreiheit, deren höchst bedenkliche Folgen auch am Tage liegen, ohne daß man deswegen an eine Aufhebung derselben denken dürfte. Aber man mache auf der anderen Seite wenigstens auf dem Gebiete der Elementar- oder Volksschule auch mit dem Unterrichtszwange gründlich Ernst. In der Volksschule soll das gelehrt werden, was der Staat als geringstes, unumgänglich nothwendiges Bildungsmittel von allen seinen künftigen Bürgern und Bürgerinnen verlangt, und zwar soll es so und von solchen Männern gelehrt werden, wie es ihm am zweckmäßigsten erscheint. Sollte es im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht wirklich so unmöglich sein, den Besuch der Volksschule oder der staatlichen Elementarschulen, ich meine hiermit auch die elementaren Vorschulen höherer Lehranstalten, obligatorisch für alle Kinder zu machen? Es würde das eine Maßregel sein, die sich auch aus anderen schwerwiegenden Gründen empfehlen dürfte. Eine gründliche Erörterung aller hierbei als Für und Wider in Betracht kommenden Gesichtspunkte wäre nachgerade wohl an der Zeit, denn auch diese Frage ist nur eine Frage der Zeit.

Es versteht sich von selbst, daß auch bei der geforderten ernstlichen Durchführung des Unterrichtszwanges, des Zwanges zur Staatsschule Befreiungen von diesem Zwange, als durch besondere Umstände gerechtfertigte Ausnahmen immer gestattet werden müßten. Vor allem wäre, nach wie vor, von Seiten des Staates die Bedürfnißfrage zu prüfen. Hier müßte es bei der bisherigen Praxis bleiben. Sonst aber lasse man Privatschulen immerhin einrichten — nur darf, abgesehen von den oben gedachten Fällen, der Besuch einer solchen nicht von dem der öffentlichen Schule entbinden. Die Zahl der Väter, die sich einen solchen Luxus doppelter Schule gestatten möchten, dürfte eine fast verschwindende sein!

Freilich darf nicht verkannt werden, daß die Gefahr sehr groß ist, bei dem Bestreben das weitere Vordringen der Pfaffenherrschaft zu vermeiden unter die Herrschaft der Junker, d. h. hier der Büraukraten, der Zöpfe und Chinesen zu gerathen. Eins ist wie gesagt so schlimm wie das andere. Vor der Hand aber sind jene von Seiten des Ultramontanismus drohenden Gefahren größer; das vielleicht in anderer Form wieder auferstehende Unterrichtsgesetz würde ihm neue, allzugefährliche Waffen gegen den modernen, geschichtlich gewordenen Staat in die Hand liefern. Jetzt gilt es, diesen modernen Staat, den Liberalismus zu vertheidigen; artet er in Byzantinismus und Chinesenthum aus, wird es dann von Neuem nothwendig für die unveräußerlichen Menschenrechte, für das Recht des Individuums einzutreten, dann werden auch wir auf dem Kampfplatze nicht fehlen!

Das ist fridericianisch!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Hof.

Von Johannes Schlaf.

I.

Einspinnen wollt' ich mich hier in meinen Schreibereien. Raum wollt' ich haben für meine spielenden Phantasien und Ruhe, Ruhe, vor Allem Ruhe . . .

Eingraben wollt' ich mich, einwühlen, versinken in dieser köstlichen Lust zu schaffen. Denn alles Andere war Unsinn, Unsinn und nennmal Unsinn.

Ja, warum nicht lieber Menuett auf einem Heuboden tanzen?

Wenn diese melancholische Nachbarschaft nicht wäre!

Diese liebe Nachbarschaft, die man immer so um sich her hat! Wenn man nicht mit tausend verfluchten Ketten an sie gekoppelt wäre! Und nun gar mit der bösesten von allen, der Liebe . . .

Nichts war ein Unsinn, als zu glauben, daß es vor all' diesem Elend und all' dieser Unruhe irgend wohin, für irgend eine Zeit ein Entrinnen gäbe . . .

Mein Fenster geht auf einen Hof hinaus . . .

Vielleicht hätt' ich mich doch gleich zu Anfang wieder hier fort gemacht, wenn er nicht so . . . so — interessant gewesen wäre.

In der ersten Zeit trieb ich mich sehr viel umher, wochenlang, bis ich es nachher doch mit dieser abscheulichen Müdigkeit bekam, die ich mir damals verboten wollte.

Wenn ich mich in später Nacht dann die steilen Treppen in die Höhe tappte — nicht an der Geländerseite, denn das war oft schmutzig — macht' ich auf dem letzten Treppenflur Halt und trat an das Fenster und sah hinunter auf den Hof.

Wir hatten damals klare Mondnächte.

Dann dehnte er sich . . . groß, groß — überwältigend groß, dunkel

und still, todtenstill. Und überall diese breiten, ruhigen, träumerischen Lichtstreifen an den schnurgeraden dunklen Flächen der Façaden hin.

Viertelstundenlang konnt' ich so dastehen und das in mich aufnehmen . . .

Jetzt haben wir Regenwetter. Fortwährend so ein feiner, grauer, unaufhörlich rieselnder Regen.

Da ich sonst nichts Gescheidtes anzufangen weiß, sitz' ich den Tag über am Fenster, betrüge mich und meine schöne Zeit mit irgend einem Buche und sehe hinunter.

Ein ungeheures Rechteck von Häusern, die vier Straßen angehören. Miethkasernen, wie man sie hier im Norden überall findet. Diese Häuser ziehen sich hin in vier langen, kahlen Fronten. Nur durch Regenrinnen sind die einzelnen Gebäude gegen einander abgegrenzt. Alle sind sie vierstöckig, alle von derselben verräucherten, graublauen Farbe; schmutzig, unsagbar schmutzig. Eine Unzahl von Fenstern. Eins dicht neben dem anderen. Hinten, wo sich der Hof verjüngt, erscheinen sie klein und schmal. Unter diesen Fenstern sind breite, ausgelaufene Schmutzflecken von den Scheuerlappen und Lumpen, die hier zum Trocknen ausgehängt werden.

Eingeschachtelt mitten in dieses große Rechteck ein kleineres von einstöckigen Häuserchen mit ganz kleinstädtisch-hohen Ziegeldächern. Der Raum innerhalb ist durch schiefe, vom Wetter graublaue Holzstackete in eine Anzahl kleinerer Höfe abgetheilt. In jedem dieser Höfe hat man noch Raum für ein Gärtchen gefunden. Aber es gibt da nur etwas kümmerliches Gras, Kohlstrünke, die vertrockneten Stängel von Sonnenblumen und dürres Gerank um ein paar halbzerfallene Lauben.

In diesen kleineren Höfen liegen Bretter aufgestapelt, altes rostiges Eisen, Lumpen, Schutt, Gerümpel, alte unbrauchbar gewordene Möbel und dergleichen.

Das alles in diesem grauen, unaufhörlich rieselnden Regen, der alle Linien verschleiert, vermischt mit einem schmutzigen Dunst, der den Rauch von den unzähligen Schornsteinen in die Hofräume niederdrückt.

Ich weiß so ziemlich Alles, was hinter diesen schwarzen, öden Fensterlöchern so den Tag und die Woche über vor sich geht. Oder doch wenigstens so in Bausch und Bogen. Ich will den Mund nicht so voll nehmen: das „Alles" würde mir und meinem armen Weltbild, das man sich so gern in's Sichere rettete, wohl ein wenig über den Horizont gehen.

Unten, auf dem ungepflasterten Theil des Hofraums vor unserem Hause spielen Kinder. Barfüßig tappsen sie in den Pfützen umher, die sich da vom Regen gebildet haben und gröhlen mit heiseren Stimmen zwischen den schwarzen, regenfeuchten Mauern.

Sie sterben hier massenweise um diese Jahreszeit.

Aber was geht mich das Alles schließlich an? Das Bitterste von Allem ist doch, daß ich hier, mitten in diesem schmutzigen Elend, den Todeskampf Deiner Sehnsucht sehen muß. Deine Sehnsucht aber und die meine ist die Sonne, die Luft, das Lachen und die Schönheit . . .

Wie ich hier so sitze in meinem trockenen, stumpfen Brüten hab' ich einen Wunsch, einen recht selbstsüchtigen Wunsch vielleicht: daß man noch das weiche Hinschmelzen der Empfindungen von ehedem hätte, wo mit ein paar Thränen Alles gut war . . .

II.

Schon dunkel?

Wie lange hock' ich hier?

Die Wolken da oben, die über die Dächer hinrasen, sind weiße Dünste vom Wind getrieben und das Abendroth drüben an den Häusern ist eine blöde, todte, dumme Farbe, und unten, unter mir hackt irgend ein Idiot auf einem Klavier die Zeit in Stücke.

Etwas Lebendiges!!

Hier: eine Zeichnung von ihr, ein paar Tagebuchblättchen, ein Gedichtchen und hier: die Filigranblume, die sie mir 'mal gewunden hat. Sie duftet noch nach einem billigen Parfüm, das sie sich für ihre armen Sparpfennige ab und zu zu erstehen wußte; denn sie wollte Alles schön um sich haben, schön . . .

Sie hat Prügel dafür bekommen und manches böse, häßliche Schimpfwort. Wie mit tausend Messern durchbohrt mich noch immer ihr Schreien, ihr Schreien in Wuth und Verzweiflung, mit dem sie sich gegen all' das Häßliche wehrte, das so brav gemeint war . . .

Ich sehe sie, neben mir, mit der Blumen beschäftigt.

Sie sitzt aufrecht auf dem harten Stuhl. Seitwärts an ihrem Hals die kleine, hellblaue Schleife zwischen den krausen, flimmernden Härchen, und die blassen, weichen Backen, und den Mund, um den ihr kluger Kummer einen so wunderlichen Zug gehaucht hatte, und die großen, grauen Augen, die gelassen an dem flirrenden Silberdraht hasten, der sich zierlich zwischen ihren flinken Fingern windet: Alles seh ich.

Jetzt kommt ihr ein Einfall. Sie plaudert zu mir herüber. Und ich blase den Rauch meiner Cigarrette vor mich hin und sehe sie an und lache still und höre und höre.

Nun ist sie todt. Todt wie eins von den schmutzigen, gröhlenden Kindern unten, die das Wetter jetzt hinwegrafft . . .

* * *

Wie ich die Blume gegen das letzte Abendlicht halte, sprüht sie von einem silbrigen Feuer, wie von tausend, Millionen winziger Diamanten zusammen gesetzt, wie aus Lichtstrahlen, aus feinen, feinsten Lichtstrahlen gewebt.

Es ist eine Narcisse.

Mit stiller, zwingender Kraft ist ihr die sympathische Anschauung dieser Blume, die sie wohl gelegentlich eines Ganges in einem Blumenladen gesehen hatte, in die Hand, in die Finger geströmt und hat mit eingeborener Triebsicherheit den Kelchblättern diese wunderbare Krümmung gegeben.

Wie stark, wie mächtig, wie trotzig mußte dieser Trieb sein, daß ihn so viel Elend nicht verkümmerte! Nicht eine Linie dieses kleinen Wunderwerks hat es verkrümmen dürfen . . .

Jetzt glüht sie in rosigen und silbrigen Lichtern und es schmilzt in einander wie von einem heimlichen Feuer und es lebt und lebt, und das armselige Parfüm wird ein köstlicher, köstlicher Duft.

Ich saug' ihn ein und saug' ihn ein, saug' ihn in mich hinein . . .

Und ich lache und lache, bin befreit, weiß nichts als die herrliche Kraft, die uns Vergessen gibt, die uns die Welt und all' unseren gebrechlichen Jammer zu einem Spielzeug wandelt, mit dem wir uns hinüberspielen in die andere Welt.

Die andere Welt: die nicht drüben ist über den Wolken, nicht hinter dem unendlichen Blau, hinter den goldenen Sternen, die nicht Gott ist und Götter und Götzen: die Alles, Alles ist, das Gemeinste und Sichtbarste, erfaßt, lebendig von den Sympathien unserer inneren Kräfte; die Welt der Schönheit, in uns, um uns, uns gegeben und beigefügt, die belebte, lebendige Welt und doch keine andere als die eine, in der all' unsere Qual und unsere Lust ewig beschlossen ist . . .

Diese Blume aus armseligem Silberdraht duftet und leuchtet von all ihren Wundern.

Und die Wolken oben werden lebendig von einem unsagbaren warmen Leben und das Blau des Himmels dazwischen wird tief, tief und lebendig, und das Abendroth, das drüben an den Häusern verglüht, wird lebendig.

Alles still und dunkel nebenan. Niemand ist bei ihr. Ich will hinein und mich zu ihr setzen.

* * *

Leise, leise tret ich zu ihr hin.

Das frische Linnen über ihr flimmert weiß in das Dämmern hinein und über die starren, stillen Falten liegt es wie ein Glanz.

Leise mach' ich ihr das Gesicht frei und die Brust. Ganz leise.

Sie haben ihr ihr Sonntagskleid angezogen und ihr fromm die Hände auf der Brust gefaltet.

Ich staune, wie reif sie aussieht, das Kind. Mit diesem Lächeln die Mundwinkel hinauf zu den Nasenflügeln hin, diesem bekannten Lächeln . . .

Es ist so schön hier in der Dämmerung.

Wie hell ihr Gesicht ist in diesem reinen Weiß! Seine Linien fließen wie von einem Leuchten und gleiten und schimmern.

Lässig schreitet die Zeit hin mit dem leisen Ticktack der Uhr. Und jetzt hört sie ganz auf . . .

* * *

Todt??!

Und was bedeutet das, dieses schmutzige, zerfallende Unflath, das da, dieser weiße, schöne Frieden, bald sein wird?

Nur eins weiß ich: das Leben, und daß wir sind, ich und Du in mir, und ich bin eine stille, lebendige Heiterkeit.

Und das ist das Leben, vor dem Tod und Geburt, hier und dort, und Alles, zwischen dem wir dümm und blöde und fruchtlos hin- und wiedertaumeln, verbleicht.

* * *

Die Blumen leuchten drüben zwischen den Vorhängen in tiefen Farben und dahinter verschwimmt es im bläulichen Zwielicht.

Das Zimmer weitet sich in der zunehmenden Dämmerung und auf den armseligen Möbeln liegt es in stillem, vornehmem Glänzen.

Durch das Fensterviereck seh' ich in den Abend hinein wie in ein fernes, wunderliches Licht.

Aus der Hauptstadt.

Prügeljungen.

Ein Schrei des Unwillens durchgellt das Land; die Berliner Presse vergißt allen Brotneid und Bruderhaß, hält sich nicht mehr gegenseitig ihr schlechtes Deutsch vor und schädigt den Champagneronkel Adolf Ernst auf das Empfindlichste dadurch, daß sie von seinen pikanten Choristinnen schweigt und nur noch für das Schloß des Preußenkönigs Interesse an den Tag legt. Hand in Hand kämpfen sie alle gegen cäsarische Ueppigkeit und den Verderb der Volksseele; selbst Herr Lubliner, der Royal-Sozialist auf Probe und Tantième, geht unter die Zeitungschreiber und entrüstet sich. Es muß gewiß etwas unsagbar Schreckliches vorgefallen, Deutschlands Einheit bedroht oder ein Staatsstreich geplant sein, denn sogar die Fixer in Façonschmiede wissen die allgemeine Aufmerksamkeit nicht mehr zu fesseln, und dies Idealpapier, das sich von strotzenden Goldminen nur dadurch unterscheidet, daß es Vermögen hergibt ohne Arbeitsleistungen zu verlangen und daß sein Entdecker es in sinnverwirrendem Großmuth Jedermann aus dem Volke anbietet — auch dies Idealpapier sinkt bei der allgemeinen Aufregung rapid im Kurse. Schuld an der hochgradigen „Erbitterung der Volksseele" ist des Herrn Oberverwaltungs-Gerichtsrathes Kunze durchgegangene Phantasie, die sich den Gensd'armenmarkt als Karpfenteich dachte und die ganze westliche Friedrichstadt fortrasiren wollte, um dem König eine freie Aussicht auf den Thiergarten zu eröffnen.

Ich für mein Theil möchte Herrn Oberverwaltungs-Gerichtsrath Kunze nicht in den Verdacht eines zügellosen Denkers mit ausschweifender Einbildungskraft bringen, bei Leibe nicht. Seine amtliche Stellung bürgt ohnehin für das Gegentheil. Ich will nur andeuten, daß es immerhin ein Zeichen nicht gewöhnlichen Schwunges der Gedanken ist, überhaupt auf Freunde für eine so mißgestaltete Idee wie die seinige zu rechnen, und daß auch ein Oberverwaltungs-Gerichtsrath nicht verpflichtet sein kann, etwas schon vor zwei Jahren Dagewesenes läppisch karrikirt nochmals vorzubringen. Denn dadurch schadet er doch seinem Rufe und versperrt sich den Aufstieg zur Oberbürgermeister-Stellung in einer großen Stadt.

Doch zur Sache!

Ich halte es mit dem Volkssprüchwort, wonach Lotterie Lumperie ist, aber ich gebe zu, man kann darüber anders denken. Man kann den Nervenkitzel, den die Hoffnung auf ungeheuren Geldgewinnst in vielen Gemüthern erregt, als einen Lebensgenuß betrachten, für den Geld zu erlegen ist. Der Kunze'sche Plan scheint den Auguren unserer Parteipolitik ja nicht deshalb so verwerflich, weil er die Spielwuth des Volkes reizt, weil er den Millionen Armen ihr sauer erspartes Gröschlein aus der Tasche locken will. Der Staat hat doch keineswegs die Aufgabe, seine Bürger zur Moral und zur Vernunft zu zwingen. Schließlich kann man doch das Hazardspiel, die Werbungen um Dirne Glück nicht zum Monopol der Berliner Raubbanken machen wollen.

Indessen, die Oberdenker der gelesensten Morgenzeitungen empfinden in diesem Falle anders, edler; rauh-catonische Tugend umwittert die Leitartikelschreiberlein, und Redewendungen fallen, auf die Herr Bewer sich etwas einbilden könnte. Unsere Presse, die zuweilen Sündenböcke braucht, um an ihnen ihre strenge Moralität und ihren Eifer für das Gute zu erhärten und dadurch die Erinnerung an gewisse Sectsoupers gewisser Geldgrößen zu verwischen, unsere Presse hat sich mit einer an's Monumentale grenzenden Einmüthigkeit auf den armen Oberverwaltungs-Gerichtsrath gestürzt und ihn festgenietet, ehe er den Lotteriewaghälsen ein Gleiches anzuthun vermochte. So viel unverblümte Grobheiten wie der Herr Rath hat noch kein Sterblicher einstecken müssen, und das wüthende Halloh der Preßpiqueure machte ihm gewiß schon manche schlaflose Amtsstunde.

Ehe die böse Schulgesetz-Ueberraschung kam, billigte man im großen Ganzen die an höchster Stelle hervortretende Baufreudigkeit und unterstützte so künstlerische Bestrebungen. Als gält' es seinem Liebling eine Freude zu machen, mit solch lächelnder Gebemiene schenkte der Landtag zehn Millionen Mark für ein fragwürdiges Dombauproject. Zehn Millionen Mark! Dieselbe Volksvertretung aber wies das Bittgesuch darbender Subalternbeamter und Dorfschullehrer mit der Begründung ab, Preußens traurige Finanzlage mache peinlichste Sparsamkeit zur Ehrensache, und dem Gleichgewicht im Budget zu Liebe müsse der loyale Bürger auch 'mal fasten können. Es bleibe ihm ja unbenommen, nachher in einem mehr oder weniger geschmacklosen, dafür aber unmenschlich kostspieligen Gotteshaus sein Magengeknurr durch Orgelklang übertönen zu lassen.

In all die Harmonie hinein krachte ein Gewitter, und als es vorrüber war, lag das Schulgesetz in tausend Stücke zerschlagen, und an dem Trümmerhaufen stand eine Majorität und weinte. Und Manchem reute es, daß er so voreilig opulente Geschenke gemacht und sich doch der Gegenleistung nicht versichert hatte. Die zehn Millionen waren nun einmal bewilligt und der Beschluß konnte nicht umgestoßen werden, na, aber er sollte nur wieder kommen! Alle interessirten Parteien waren einig. Man rächte sich an Helldorf, dem unglücklichen Vorposten, grollte und harrte tückisch der günstigen Gelegenheit zu größeren Revanchethaten. Und nun dieser phantastische Niederreißungs-Plan, diese geniale Mißachtung des Kostenpunktes, als ob Häckerling Gold, als ob die fünf Milliarden noch Staatseigenthum und nicht schon lange in den Händen der Bankiers aus Berlin W. wären! Im ersten Augenblick stand alles verblüfft, dann aber machte deutscher Mannesmuth sich Luft. So übel behandelt hat man den — nun, den Herrn Oberverwaltungs-Gerichtsrath Kunze, daß ihn in diesen Tagen gewiß keiner seiner unausgebesserten Diätare beneidete.

Und dabei, so verabscheuungswerth ist Kunze wirklich nicht. Man weiß, daß er im allerhöchsten Auftrag handelte, daß ihn nur selbstlose und edle Motive trieben, daß es durchaus preiswürdig ist, so erfolggekrönten Menschen wie den Schloßfreiheitslotterie-Entrepreneuren nachzueifern. Zwei Millionen Reinverdienst sind keine Kleinigkeit, und besser, die Leute geben ihr Geld für Teichanlagen her, als daß sie es zur Bankiermast verwenden. Denn wo man heutzutage seine Hundertmarkscheine auch verwahrt, ob in einer Katz' am Unterleib oder in Eisentresors — genommen werden sie einem am Ende doch. Die modernen Einrichtungen sind eben so durchdacht und das Diebeshandwerk durch jahrelange Praxis so vervollkommnet, daß dem harmlosen Staatsbürger nur zu rathen ist, sein Erworbenes freiwillig herzugeben. Existiren doch viel mehr Spekulanten auf die als auf der Börse. Und darum sind Lotterien gut. Sie thun lange nicht so weh wie Steuern.

Man ist auch eigentlich gar nicht mißgestimmt wider Herrn Kunze, aber er bot sich vortrefflich rechtzeitig dar, und das war sein Unglück. Die Philister im Reiche schlagen auf ihn los, weil sie ganz jemand anders zu treffen meinen.

* * *

„Wenn der Kaiser aufrichtige Freunde in seiner Umgebung hat, so sollten dieselben (!) keine höhere Pflicht kennen, als ihm darüber klaren Wein einzuschenken, weshalb die öffentliche Meinung sich seit längerer Zeit so erheblich zu seinen Ungunsten verändert hat." Dem Freisinn wird es unheimlich zu Muthe, trotz alledem und alledem; das sic volo sic jubeo beginnt wieder zu spuken. Der Kaiser und seine Politik ist ihnen

insgesammt ein Räthsel, und dies Räthsel zu lösen erfordert mehr Kopfzerbrechen, als man billiger Weise einen Parteimanne zumuthen darf. Die politische Welt ist verstimmt, weil sie aus dem Herrscher nicht klug wird. Es genirt, heute vom Parteistandpunkte aus eine seiner Maßnahmen loben zu müssen, während man eine andere erst gestern heftig tadelte. Es ist gar kein Verlaß auf ihn, er überrascht beständig und macht die weisesten Berechnungen zu Schanden. Ja, was das politische Publikum zur Rechten wie zur Linken ärgert und verblüfft, und was den kaiserlichen Gedanken die hartnäckigste, die verbissenste Oppositon schafft, das ist die jugendfrische Originalität seines Glaubensbekenntnisses, die sich frei hält von aller Schablone und frei vom Einfluß der Zeitungs-Leitartikel. Hier zu Lande läßt man aber keine Ansicht gelten, die nicht auf Parteitagen eine Mehrheit erzielte, die nicht in der Schublade irgend einer Fraction untergebracht werden kann. Läßt sich doch nur so von vornherein bequem und grundlegend über Theorien urtheilen, die man zumeist noch gar nicht kennt; weiß man doch nur so, wohin man mit verbundenen Augen schlagen kann und doch sicher ist, den Gegner zu treffen. Wer sich nicht sklavisch zu einer „legitimen" Partei hält und das eigene Denken ihrem Programme unterordnet, verdirbt es nach allen Seiten hin. Und das ist gut so, denn in welche Verlegenheit käme beispielsweise die „aufgeklärte" Provinzwählerschaft, wenn sie plötzlich zu der Erkenntniß gezwungen würde, nicht jeder Conservative sei nothgedrungen ein Dunkelmann, ein Muckcr, ein charakterloser Streber, ein selbstsüchtiger Interessenpolitiker und serviler Knecht? Wenn es einen Conservatismus nach der Art des kaiserlichen gäbe, der Monarchie, Mittelstand und Familie unter Benutzung der Zeitströmung gegen die anstürmenden feindlichen Gewalten schützen wollte? Daß die Leute sich über den Kaiser nicht klar sind, daß seine Thaten und Gedanken nicht ohne Weiteres seine Zugehörigkeit zu einer Partei bekunden, das ist es, was ein allgemeines Gefühl des Unbehagens hervorruft und Mißtrauen gegen einen Politiker erweckt, der sich so gar nicht klassifiziren lassen will und aalglatt allen bezüglichen Versuchen entschlüpft.

Er fürchtet die Parteien, ihre Launen, ihre Ränke und ihre Rachsucht absolut nicht. Er reißt dem Centrum das Volksschulgesetz aus dem Rachen und verlangt gleich darauf neue Corvetten und Armeecorps. Er kennt auch keine Krämerpolitik, läßt sich von den arglosen, auf den fetten Köder verbissenen Schwarzen Millionen bewilligen und schenkt dafür einem ihrer polnischen Freunde das Conterfei des neuesten Kriegsschiffes. Das ist Alles. Dem himmlischen Generalstabschef und Handelsmann Windthorst müssen ja die hellen Thränen in's Auge steigen!

In den selbstherrlichen Willensäußerungen, in den saftgrünen Eigenansichten des Kaisers erblickt man beinahe Verletzungen der Constitution, Ansätze zur Despotie. Und der liberale, oder schöner gesagt, der deutschfreisinnige Staatsbürger ist mit Recht ein Feind aller Despotie. Ihm gilt das parlamentarische Regierungssystem mehr als sein Leben; er steht und fällt mit ihm. Eifersüchtig wacht er darüber, daß keine große Thatsache an den Artikeln der Verfassung rüttelt, daß sich nie ein Minister Gnadenacte erlaubt und Ertrinkende rettet, ohne vorher beide Kammern und ihre Commissionen befragt zu haben. Er wünscht den König nicht in die Debatte zu ziehen, weil der König immer ein unbequemer Freund der Minister ist, und weil es rathsam scheint, daß die Leute so wenig wie möglich von ihm hören.

Das liberale Bürgerthum stand gerüstet gegen den Kaiser, da überrumpelte er es. Trotzdem Landtag und Herrenhaus das von der Regierung eingebrachte und mit den Tönen des höchsten Pathos empfohlene Volksschulgesetz anzunehmen bereit waren, machte er einen dicken Strich durch den Entwurf und legte ihn bei Seite. Und in der ersten Ueberraschung über einen so unerwarteten Sieg brach der Deutschfreisinn in jubelndes Halloh und Hallelujah aus, und feierte den Urenkel Friedrichs des Großen in begeisterten Redewendungen.

Der Entwurf des Volksschulgesetzes war ein Taugenichts und durfte nie und nimmer Gesetz werden. In den meisten preußischen Provinzen hätte er zwar kaum geschadet, aber im ganzen Süden hätte er uns Römlinge statt deutscher Jungen erzogen. Dieser Entwurf mußte fallen. Aber er durfte nicht so fallen.

Ein Sturm der Entrüstung war durch das Vaterland gebraust; die Besten unseres Volkes, die seit Jahrzehnten ängstlich alle Politik gemieden hatten, weil sie sich vor den schmutzigen demagogischen Gegnern fürchteten, hatten beschwörend ihre Stimmen erhoben, und die Masse drückte nach. Es war ein Anblick, darüber jedes deutsche Herz jubelte und lachte. Nur wenige Wochen noch einer solchen Bewegung, eines solchen Streites um ideale Güter, und die Nation wäre zum Bewußtsein ihrer Sendung gekommen, hätte sich auf sich selbst besonnen, sich vielleicht dauernd und in Wahrheit am politischen Leben betheiligt. Es war wie ein Heilungsprozeß, in dem das Volksgewissen gesundete; es elektrisirte alle seine Nervenstränge. Als Dornröschen beinahe erwacht war, lullte man es wieder in den Schlaf. Der kreißende Berg gebar das Ministerium Eulenburg.

Unsere liberalen Philister, erst voll befriedigt, witterten plötzlich Unrath. Es fiel ihnen ein, daß dieser Monarch sie schon des öfteren erbleichen gemacht hatte, daß sie, wenn kaiserliches Latein erscholl, mit all ihrem Latein zu Ende waren, daß man die Rekruten ermahnt hatte, gegebenen Falls nicht eidbrüchig zu werden, daß der Grenadier Lück sich zum Gefreiten schoß, und daß noch kürzlich von Staub und Pantoffeln die Rede gewesen war. Und der Applaus, erst so dröhnend wie der an jenem verhängnißvollen Tage, da Otto Bismarck gehen mußte, der Applaus erstarb jählings.

Der Kaiser, sagte man, befindet sich noch in seiner Sturm- und Drangperiode und schwankt unentschlossen, launenhaft halb und halb verlegen, zwischen den Extremen hin und her. Aber unverkennbar ist dabei, wie felsenfest er auf seine Macht vertraut und wie gern er die Gelegenheit zu Kraftproben widersprechendster Art ergreift. Es ist der reine Uebermuth, der ihn plagt. Man muß doch auf der Hut sein.

Vielleicht haben die Philister nicht in allen Punkten Unrecht. In einem aber jedenfalls: Kaiser Wilhelm schwankt nicht mehr. Er wandelt, das Ziel klar vor Augen, stolz und sicher seine Bahn, ohne sich darum zu kümmern, ob der Sehwinkel seiner klugen Beurtheiler ihn in günstiger oder ungünstiger Beleuchtung erscheinen läßt.

Eine nicht alltägliche Thatkraft wohnt ihm inne. Im Herzen den festen Glauben an das Dogma des Gottesgnadenthums, mehr noch, ein hochgespanntes Selbstvertrauen und das Bewußtsein, jeden Gegner zerschmettern zu können, so blickt er verächtlich auf die Kleinmüthigen herab und spielend fast, in angeregter Nachtisch-Laune, zeigt er seine funkelnden Waffen und seine Kampflust. Man hat ihm gegenüber das dunkle Gefühl, als sei er berufen, die Monarchie in Europa noch auf Jahrhunderte hinaus stabilisiren zu können, als liege in seiner Hand das Schicksal der germanischen Volksrasse. Und das mit republikanischen Vorstellungen tändelnde, kokettirende Politik-Philisterium erkennt ahnungsvoll den gefährlichsten Gegner seiner intimen Hoffnungen und Träume. Täuscht diese Empfindung nicht, sind wir vielleicht auserwählt, Bürger einer gewaltigen Zeit, Zeugen großer geschichtlicher Thaten zu werden, so wächst unser rein psychologisches oder patriotisches Interesse für den Kaiser zu einer aus freudiger Erwartung und banger Furcht seltsam gemischten, athemlosen Theilnahme heran.

Denn gelingt es dem Kaiser, zu verwirklichen, was ihm offenbar als Ideal vorschwebt: die ausschlaggebende Stellnng seiner Person, die Vermehrung seiner Competenzen, die Schwächung der königsfeindlichen oder seine Macht neidenden Gegenmächte, die Vereinigung aller öffentlichen Geschäfte in seiner Hand, die Krystallisirung des Geisteslebens der Nation im Schlosse von Berlin — mit einem Wort, die Begründung des sozialen Patriarchenthums, so wissen wir, daß er die Zukunft, zum mindesten die nächste Zukunft für die Monarchie gerettet, daß er auf diese Weise vollbracht hat, was uns noth thut und uns retten muß.

In allen seinen Reden unterstreicht er den Gedanken, daß nur ihm die Herrschaft im Lande eigne, daß er gar keinen prinzipiellen Meinungskampf wünsche, weil seine Meinung die richtige sein muß, daß es sich um Ansichtsverschiedenheiten höchstens hinsichtlich der Ausführung mancher Pläne handeln könne. Wie alle Menschen, die nach großen und selbstgefundenen Grundsätzen denken, läßt er sich von Mehrheiten nicht überzeugen; wie alle Menschen von starkem Wollen, duldet er keinen Widerspruch. Das ist die Bismarcknatur in ihm. Er kennt Alles, er entscheidet Alles. Dem elenden Geklecks der Vilma Parlaghi erzwingt sein

Machtspruch einen Wandplatz im Berliner Salon, trotzdem die kunstverständige Jury die Patzerei einhellig zurückwies; in seinem Auftrag baut Raschdorff einen Dom, dessen steifliniges Modell Architekten und Künstler mit Entsetzen erfüllt. Dem guten Virchow, den gefeierten Autoritäten wird ein Wink mit dem Zaunpfahl ertheilt; Arbeiterdeputationen werden von ihm empfangen, wie ein Vater unartige Kinder ermahnt und verwarnt, pflichtvergessene Rechtsanwälte niedergedonnert, Oxforder Ruderer belobigt und französische Gelehrte beglückwünscht, Ministerkrisen in's Werk gesetzt und beendigt, ganz simple Doctoren und Parteimänner dritten Ranges zu Rathe gezogen, die „öffentliche Meinung" aber lächelnd überhört. Die Minister sind, was sie dem Wortlaut nach bedeuten: Diener, die königliche Befehle ausführen, und es kann vorkommen, daß sie erst durch die Presse Kenntniß von wichtigen Reden und Gedanken des Monarchen erlangen.

Wilhelm II. weiht seine Untergebenen nicht in den Schlachtplan ein. Er heischt nichts als Gehorsam und Ergebenheit; gewesene Militärs und Leute, die sich ausschließlich auf ihr Arbeitsgebiet beschränken, von ihm gewollte Reformen durchführen und sich um weiter nichts kümmern, sind ihm die liebsten Mitarbeiter. Wer sich Extravaganzen erlaubt und auf eigene Faust vorgeht, kann es erleben, daß ihm plötzlich das Brett unter den Füßen entzogen und ein Minister-Arbeitstisch — wenig gebraucht! — zum Verkauf ausgeboten wird.

In den Menschen, die ihm an seinem Werke helfen, sieht der Kaiser kaum mehr als trefflich gebaute Maschinen, Nach- und Detail-Denker im besten Falle. Wilhelm II. unterrichtet sich gern, aber er schneidet dem Vortragenden in dem Augenblick das Wort ab, wo dieser das Facit, das gedankliche Resultat aus den dargelegten Thatsachen ziehen will. Vergleiche Arbeiter- und Schul-Conferenz.

Ja, das ist ein Fürst, der herrschen will. Thatsächlich herrschen in einem so aufgeklärten Lande wie dem unsrigen, und am Ausgang des 19. Jahrhunderts, wo man doch stillschweigend überein gekommen ist, Königthum und Krone nur als stucco di lustro am Staatsgebäude anzusehen!

Und die öffentliche Meinung, d. h. die Bourgeoisie, die dem monarchischen Gedanken verteufelt wenig Geschmack abzugewinnen weiß, ein Krückstock-Regiment verabscheut und soziale Bestrebungen nun schon gar nicht unterhaltsam findet, fühlt sich deshalb dem Kaiser gegenüber in einer recht unglücklichen Lage. In den Herzen tönt es überall angstvoll und beklommen: Despotie in Sicht! Der Kaiser thut ja was er will! Sein selbstherrliches Dreinfahren, seine luxuriösen Anwandlungen in so schlechten Zeiten (Façonschmiede notiren 120!), seine Proteus-Politik — man wird wahrhaftig gar nicht mehr aus ihm klug. Eine unheimliche Schwüle liegt auf dem Lande, und die Flüstergespräche, die scheuen Blicke stehen auf der Tagesordnung. Und weil man sich an den Monarchen selbst nicht heranwagt, geht man herzhaft den Personen zu Leibe, in denen sich kaiserlicher Wille zeitweilig inkarnirt: der brave Helldorff-Bedra, der sich scheinbar verspekulirt hat und vielleicht doch für den nächstvacanten Ministersessel vorgemerkt ist, sieht sich gewiß moralisch gezwungen, sein Abgeordnetenmandat niederzulegen; und zehnmal schlimmer ergeht es dem Herrn Oberverwaltungs-Gerichtsrath Kunze, dem edelgesinnten Mann, der, von Uhland's „Schloß am Meer" begeistert, seiner geliebten Stadt wenigstens ein Schloß am Teich bescheeren und den Oberbürgermeister-Posten dafür eintauschen wollte. Ein besseres Geschäft konnte man doch unmöglich machen. Vielleicht hätt' es auch von oben her etwas für's Knopfloch gegeben, und ohne das plötzlich erwachte Moralgefühl hätten sich die Berliner bei ihm dafür bedankt, daß er ihnen einen stagnirenden Pfuhl mit Asphalt drum geschenkt und sie die Tugend des Opfermuthes gelehrt hätte. (Wir nennen bekanntlich bei anderen Menschen Tugend die Eigenschaft, aus der wir den meisten Profit ziehen.)

Aber der See raste, und Herr Kunze fiel hinein. Er hat sich nun ganz erschreckt vor dem Wuthgeheul der öffentlichen Meinung zurückgezogen, und ich würde sagen: er ist zu Kreuze gekrochen, wenn dies nicht als Anspielung auf eine vielleicht vorhanden gewesene Ordenssehnsucht gemißdeutet werden könnte.

Wendel Hipler.

Zur Kunstgeschichte Berlins.

Wenn einmal eine Culturgeschichte des deutschen Volkes geschrieben wird, dann wird die Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses, in der das Kaiser Wilhelm-Denkmal besprochen wurde, als ein Tag nationaler Schande in besonders scharfes Licht gestellt werden. Er zeigte, daß unter hunderten von deutschen Männern, den Erwählten des Volkes, nicht einer war, der aus redlicher Begeisterung für die Kunst, aus echtem Idealismus der wüsten Demagogie Eugen Richter's gegenüber das schönheitliche Schaffen als ein Lebenselement der Nation zu bezeichnen gewagt hätte. Was hilft es, daß wir Ausstellungen veranstalten, Museen gründen, hier und da einem Maler Geld zustecken, daß er ein paar Wände bemale, wenn das Volk in seiner Gesammtheit auf einem so tiefen, so unendlich traurigen Standpunkt steht, wie ihn die preußischen Abgeordneten einnehmen. Es überkommt Einem geradezu Verzweiflung an dem Berufe unserer Nation zur Kunst, solcher Kunstrohheit gegenüber. Was ist geschehen?

Ein Architekt macht einen Vorschlag, wie die Denkmalfrage zu lösen sei. Sein Vorschlag geht in keinem Punkte über das Erreichbare hinaus. Es soll dabei ein Bau geopfert werden, der unglücklich zur Gesammtsituation steht, der den Verkehr beengt, der seinem Zwecke entfremdet ist. Dieser Bau hat seinerzeit ca. 600,000 Mk. gekostet. Dann soll eine Brücke geschlagen, eine Ufercorrection vorgenommen werden.

Dieser Plan wird von ungeschickten Leuten aufgenommen und mit der Absicht in Verbindung gebracht, eine Lotterie zu veranstalten, wie solche täglich stattfinden, für den Dom zu Köln, das Schloß zu Marienburg und ein Dutzend andere Bauten. Diese Lotterie bietet der Fortschrittspartei Anlaß, dem Kaiser ein Bein zu stellen. Es wird also Lärm gemacht gegen die Lotterie, das unwürdige Mittel zum Zweck und dabei zugleich gegen den höchst würdigen Zweck, gegen den Plan, das Kaiserdenkmal sachgemäß zu gestalten.

Niemand tritt auf, ihn zu vertheidigen; das ist ja an sich verständlich, da vielleicht den dazu Berufenen der Plan nicht gefiel. Aber es handelt sich nicht um den Ziller'schen Plan, den nur Wenige kannten, sondern um das Planen überhaupt, namentlich um das Planen im Großen. Vertheidigt müßte jedenfalls werden das ideale Recht der Künstler, ihre Kraft für die schönheitliche Gestaltung des Nationaldenkmals einzusetzen. Vertheidigt müßte ferner werden der Grundsatz, daß dies Denkmal sachgemäß durchzuführen sei und daß die Nation nicht das Denkmal nach den Kosten, sondern die Kosten nach dem Denkmal einrichten will.

Die Demagogie erhebt sich. Sie nimmt solche Gewalt an, daß kein Mensch im Reich ihr zu widersprechen vermag. Herr Richter hat glänzend gesiegt. Er hat gesiegt als Politiker, indem er, ein Vertreter einer lärmenden Minorität, es ist, der den Ausschlag in der Gestaltung des Denkmals gab, wenn auch nur in dem negativen Sinne, daß etwas Abgerundetes nicht geschaffen werden kann; er hat gesiegt, indem er das Abgeordnetenhaus so niederdonnerte, daß kein Mitglied sich getraute, ihm zu entgegnen, hier seien die Kostenfragen, die praktischen *nicht* die maßgebenden, sondern die idealen; er hat gesiegt, indem die gesammte Presse sich vor dem Machtworte Richter's beugte und alle ihm widersprechende Meinungen niederhielt; unsere sonst so vorlaute Kunstkritik war plötzlich wie vom Boden verschwunden, wo es sich um eine ernste Sache handelte, nicht bloß um Benörgelung dieses oder jenes Kunstwerkes.

Was aber die künstlerisch Empfindenden am tiefsten verwundete, das war die Haltung der Regierung. Sie glaubte sichtlich einen sehr feinen Zug zu thun, indem sie die Verantwortung für die Lotterie ablehnte, mit Schmunzeln die Grobheiten Richter's gegen die Krone auf dieser sitzen ließ und dem Feinde vollständig den Willen that.

Ich könnte mir auch eine andere Antwort des betreffenden Regierungsvertreters denken, welche zu lauten hätte:

„Es liegen Pläne zur Umgestaltung der Umgebung des Schlosses vor, und zwar nicht erst seit heute und gestern, sondern, wie alle Welt weiß, seit Jahren. Kaiser Friedrich hat diesen Gedanken stets mit sich herumgetragen. Diese Pläne drängen zur Entscheidung, da die Frage des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. gelöst werden muß. Daher sind Vorschläge zur Gestaltung des Platzes erwünscht worden, die eingehenden

Pläne geprüft worden von der Behörde, welcher dies zusteht, in erster Linie von der Akademie des Bauwesens. Wenn diese Prüfung vollzogen ist, wird der Kaiser den würdigsten Plan auswählen. Darauf wird für diesen ein Kostenanschlag von der zuständigen Behörde gemacht werden. Denn erst muß man wissen, was man will, ehe man sagen kann, was es kostet. Später wird die Regierung sich schlüssig machen, wie die Sache zu finanziren sei. Will der Reichstag eine Lotterie nicht haben, so müssen andere Mittel und Wege gesucht werden, um das nöthige Geld zu schaffen. Anderenfalls wird man neue Pläne aufstellen müssen, bis das gefunden ist, was dem Opfersinn der Nation und seinem Schönheitsgefühl entspricht. Unter allen Umständen aber müssen zuerst die Künstler das Wort haben. Denn sonst ist es unmöglich den rechten Weg zur Gestaltung eines Kunstwerkes zu finden. Also möge sich der Landtag einstweilen beruhigen: So dumm ist Niemand Ententeiche anzulegen; daß es ein bekämpfenswerther phantastischer Plan des Kaisers sei mit dem Schiff von Potsdam nach Berlin fahren zu wollen, das darf man nur Unmündigen vorreden, weil ja heute schon Jeder, der Lust dazu hat, diese Fahrt machen kann; daß die geplanten Terrassen den Verkehr behindern, ist ein Gerede, welches nur jener im Munde führt, der die Wahrheit verschleiern will; die Verkehrsstraße vor dem Schlosse, der Schloßplatz, behält eine Breite, welche jene der Linden nicht unerheblich übersteigt; daß Schutthausen rings um das Schloß entstehen würden, ist eine Phrase, auf die kein Verständiger etwas gibt, denn die Schutthausen werden wieder beseitigt werden; daß eine maßlose Bauwuth einreiße ist eine Entstellung, da nur das erfüllt werden soll, was seit Jahrhunderten angestrebt wird. Prof. Stache in Dresden hat die alten Original-Pläne gefunden, welche 1701 der Erbauer des Zeughauses de Bodt für den Marstall schuf. Schon damals wollte er die diesen vom Schloßplatz trennenden Häuser entfernen. Dasselbe plante noch früher nach erhaltenen Kupferstichen der Architekt Broebes. Diese Entwürfe wurden jederzeit von allen Sachverständigen als solche gefeiert, die das künstlerisch und praktisch Nothwendige anstreben. Nach 200 Jahren thut man in Berlin, als sei ihre Verwirklichung ein Werk verwerflicher Ueberschwenglichkeit. Das Berlin der Kurfürsten dachte größer als das kaiserliche Berlin!"

Aber von all dem sagte der Minister kein Wort. Es wagte auch keiner der Volksvertreter dem „Unwillen der Nation" entgegenzutreten, jenem künstlich erzeugten, preßthümlichen nicht volksthümlichen.

Das Denkmal wird geschaffen werden und am Rande eines auf 18 Meter zusammengerückten Spreearmes, d. h. jenseits eines Gerinnes, das etwa die Breite der Spree an der Friedrichsgracht hat. Wenn man fünf Schritt von der Uferbrüstung zurücktritt, wird man von der ganzen Wasserfläche nichts mehr sehen. Der Kaiser Wilhelm I. wird entweder dem Platze den Pferdeschwanz zukehren müssen oder auf die Pfütze zureiten. Es wird kein Platz sein, das Denkmal ruhig zu betrachten, geschweige eine Volksmenge um seinen Sockel zu scharen. Und das will die Bürgerschaft einer Stadt, die eine Weltausstellung in's Leben rufen möchte? Das ist der Geist, der Berlin beherrscht, ein Geist der Schwäche, der Kleinheit, des Spießbürgerthums, dem alles Bedeutende verhaßt und unbegreiflich ist.

In Rom hat man die alte Stadt mit einem Straßenzug durchbrochen, das halbe Kapitol abgeräumt, um dem Könige Victor Emanuel und seinem Denkmal Platz zu machen. Das Denkmal wird die ewige Stadt künstlerisch beherrschen, die Stadt der gewaltigen Monumente. In Deutschland wird das Reich, die Nation ein Denkmal schaffen, welches von jenen der Provinzen überflügelt wird.

Aber Herr Richter hat gesiegt. Er hat erreicht, was er wollte: die Regierung hat sich vor der öffentlichen Meinung, wie sie die Freisinnige Zeitung zu machen geruht, tief gebeugt. In diesem Kampfe um die Macht hat die Halbbarbarei das Künstlerthum völlig geschlagen. Die Wirkung dieser Niederlage des Idealismus werden wir noch lange spüren! Sie weckt allen Jenen den Muth, die dem Philisterium zu schmeicheln geneigt sind. Wir werden solcher Stürme mehr erleben, nachdem der erste in raschem Anlauf und mühelos alles ruhige Erwägen über den Haufen rannte!

* * *

Inzwischen ist die LXIII. akademische Kunstausstellung eröffnet; 2200 Werke drängen nach Anerkennung, oder wenn man statistisch reden will, die Arbeitsleistung von etwa 2200 mal 3 Monaten, ganz mäßig gerechnet, warten auf die verdiente Berücksichtigung: Ein halbes Jahrtausend Künstlerleben ist daran verwendet, eine solche Ausstellung zusammen zu bringen, oder, wenn man dem Künstler einen Arbeiterlohn gönnen will, das heißt etwa 4 Mark für den Tag: es sind 800,000 Mark von meist wenig Bemittelten aufgebracht worden — zwar zum Theil aus egoistischen Gründen, um des Lebens Unterhalt zu beschaffen, in letztem Kern aber, um die nach Ausdruck drängende Seele von der Last des Erschauten zu befreien, aus tiefstem Idealismus.

Und das in dem Preußen, in welchem die öffentlichen Gewalten mit der Kunst so grausam umzuspringen wagen.

Wahrlich, der deutsche Idealismus ist unausrottbar. Selbst Richter wird ihn nicht umbringen! Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Großpreußen oder Deutschland?

Sehr geehrter Herr!

In Nr. 16 erwägt Herr R. Funk die Frage: Großpreußen oder Deutschland? Als guter Hamburger und eifriger Anhänger des deutschen Reiches muß ich aber gegen seinen Ausspruch polemisiren, daß Mecklenburg und die Hansestädte eine Annexion von Seiten Preußens „viel nöthiger gehabt hätten" als andere 1866 annectirte Landstriche. Mecklenburgs wird sich hoffentlich ein Mecklenburger annehmen! Ich jedoch befinde mich in guter Gesellschaft, nämlich in der des Fürsten Bismarck, wenn ich behaupte, daß die Hansestädte gerade durch ihre Selbständigkeit so nützliche, bedeutende und treue Glieder des deutschen Reiches geworden sind. Alle jene Bestrebungen, die in der Schulvorlage ihren würdigen Ausdruck fanden, betrachteten die Hansestädte doch nur mit den Augen eines unbetheiligten Zuschauers, der froh ist, daß die Wellen jenes großen Sturms kaum seine Schwelle berührten. Und was von der Schulgesetzvorlage gilt, trifft auf so viele andere Bestrebungen zu, für welche in den Hansestädten kein Boden vorhanden ist. Aus eigener Kraft empor gewachsen, allzeit bereit gegen die Feinde ihrer Städte zu kämpfen, haben sich bei den Hanseaten Rechte und Besonderheiten heran gebildet, von denen sie zum Schaden ihrer ganzen Existenz nicht lassen werden. Sollten sie Gutes, Erprobtes und Bewährtes für Neues, Unzureichendes und Fremdes eintauschen wollen, Bevormundung und reactionäre Zumuthungen gegen freiheitliche Bestrebungen nach jeder Richtung? — Aber ich habe nach Herrn Funk ja eigentlich kaum das Recht, so über das Kapitel: Großpreußen oder Deutschland? zu urtheilen. Denn „den Hanseaten ist an ihrer freien Reichsherrlichkeit sehr wenig gelegen." Die Sozialdemokraten, welche sich naturgemäß aus jenen Kreisen, die sich mit Vorliebe „Arbeiter" nennen, Kräfte holen, sind doch ebenso wenig eine Vertretung der Hansestädte, wie die „Hocheonservativen" würdige Vertreter ost- oder westpreußischer Bauern. Ich glaube, daß maßgebend für die Stimmung der Hansestädte jene Männer sind, die unsere Hansestädte groß und mächtig erhalten, jene Männer, deren Vorfahren der Hanseatenflagge Achtung und Ehre in allen Ländern verschafften, als man von Preußen noch herzlich wenig wußte, jene Männer die dem größten Manne unserer Zeit im Sachsenwalde huldigten dafür, daß er durch Preußen ein deutsches Reich schuf, als der deutsche Michel noch kaum ahnte, was dasselbe deutsche Reich an seinem Helden gesündigt hatte. Die Sozialdemokratie wird in jeder Industrie- und Handelsstadt großgezogen, in München, in Berlin, in Mainz und in Hamburg; und wie verschieden sind die Bewohner Münchens von denen in Berlin, die in Mainz von denen in Hamburg! Lebt nicht auch in Oberbayern allerorten der Reichsgedanke, und doch ist jenes Land die Wiege der Ultramontanen, der Mutterboden für jene Winkelblättchen vom Schlage des „Bayr. Vaterlandes", des

„Wendelsteins" u. A. Aber es ist ja gar nicht neu, daß unsere Parlamentswahlen nicht den Willen des „Volkes" zum Ausdruck bringen. Herrn Funk wird es bei seiner Belesenheit ein Leichtes sein, in diesem Sinne competentere Urtheile zu hören, ich will nur auf frühere Artikel in der „Gegenwart" hinweisen. Stimmt er diesen zu, so gehen auch für ihn einige seiner wichtigsten Argumente verloren.

Preußen wird, falls sich der ideale Einheitsgedanke verwirklicht, ebenso im deutschen Reich aufgehen, wie alle anderen Staaten Deutschlands. Es ist also nicht die Frage „Großpreußen oder Deutschland?", sondern „Verpreußung oder ein einiges deutsches Reich?"

Hochachtungsvoll Dr. R.

Notizen.

Leo N. Tolstoi's Gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld (Berlin, Wilhelmi). Der zweite Band dieser mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Gesammtausgabe Tolstoi's erscheint im Augenblick, wo der russische Dichter durch sein Eingreifen während der fürchterlichen Hungersnoth in seinem Vaterland sich von neuem die allgemeine Sympathie erworben hat. Der Band, der auch einzeln käuflich ist, enthält eine Anzahl seiner hervorragendsten Erzählungen. Besonders „Der Morgen des Gutsherrn" wird im Augenblick interessiren. Es ist eine Jugendarbeit Tolstoi's und eine Art Selbstschilderung und die Erzählung erinnert in den Schilderungen der Volkstypen schon an das spätere Drama „Die Macht der Finsterniß." „Luzern" und „die Kosaken" sind anerkannte Meisterwerke. „Die Aufzeichnungen eines Marqueurs" sind schon vor Jahren zuerst in der „Gegenwart" veröffentlicht worden. Der Leser erhält also hier eine Anzahl von Meisterwerken, die trotz der vortrefflichen Ausstattung bedeutend wohlfeiler sind, als die sich zur Zeit auf dem Büchermarkt befindenden billigen Einzelausgaben, deren literarischer Werth häufig sehr zweifelhaft ist.

Im Osten Berlins. Roman von Gustav Heinrich Schneideck. (Leipzig, W. Friedrich). Die Berliner Märchen des Verfassers ließen uns Besseres erwarten, als einen solchen grobschlächtigen, flüchtig geschriebenen Tendenzroman. Manches ist ja gut beobachtet und mit einem gewissen realistischen Geschick gestaltet, die Composition nicht übel und die Spannung für Leihbibliothekenleser hübsch besorgt, aber die Menschen leitartikeln zu viel, das Moderne ist nur so nachträglich hineingeklext, und der Humor ist recht schwach. Nur eine Figur erhebt sich weit über diese hohlen Puppen und Aeußerlichkeiten, der seelengute Menschenfreund im Arbeiterviertel, der immer Liebe predigt und auf ihr Glück doch selbst schmerzlich verzichten muß. Diese Prachtgestalt verräth des Verfassers Begabung, die in diesem weiten Rahmen sonst nicht zur Geltung gelangt.

Schiller's Briefe. Kritische Gesammtausgabe, herausgegeben von Fritz Jonas. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst.) Die ersten Lieferungen des großangelegten Werkes, das der bekannte Körner-Biograph herausgibt, liegen vor uns und erinnern uns an das Wort des trefflichen Prof. Bernays: „Schillers Briefe als ein Ganzes betrachtet, müßten wohl für die schönsten unserer Literatur gelten." Es ist der Schiller im Schlafrock und Pantoffeln, der aber auch im geschäftlichen Verkehr mit Verlegern und im freundschaftlichen mit Bekannten und Verehrern der ideale Mensch und Dichter bleibt, dem alles Gemeine fremd ist. Das Werk verspricht ein Commentar und Supplement zu Schiller's Werken zu werden und uns den herrlichen Mann noch näher zu bringen.

Goethe's Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Karl Heinemann. (Leipzig, Artur Seemann). Daß sechs Monate nach dem Erscheinen schon eine dritte Auflage auf den Markt gebracht werden mußte, spricht wohl am besten für den Werth des Buches. Die neue Auflage ist durch viele zum Theil völlig unbekannte Abbildungen bereichert. Das Buch, obgleich eine fleißige Quellenschrift, ist populär geschrieben. Nach einem Erfolg zu urtheilen, scheint es sein dankbares Publikum von Müttern und Jungfrauen, für die es Heinemann in erster Linie bestimmte reichlich gefunden zu haben.

Der große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. Ein Denkmal zu den 50jährigen Erinnerungstagen des 5. bis 8. Mai 1842. Im Auftrage des Architekten und Ingenieur-Vereins bearbeitet von Julius Faulwasser. (Hamburg, O. Meißner). Lebensfrische Schilderungen der Zustände Hamburgs während des großen Brandes, besonders der interessanten Zeit des Wiederaufbaues, gestützt auf Studien der Hamburgischen Geschichte. Hübsche Illustrationen zieren das culturhistorische, fesselnde Werkchen, das auch außerhalb Hamburgs ansprechen wird.

Dorfmusik. Heitere Geschichten von August Silberstein. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Unter den lebenden Erzählern, welche die Dorfgeschichte pflegen, ist August Silberstein der Bedeutendsten einer. In diesem Bande vereinigt er nun zwölf Erzählungen, die im deutschen Hochland spielen und das Dorfleben im Gebirge in charakteristischen Bildern, besonders von der humoristischen Seite, schildern. Eine frische, lebendige Darstellung zeichnen sie aus, die Stoffe sind stets ansprechend, und der Verfasser versteht es, uns das Wesen, die Sprache, die Empfindungs- und Handlungsweise des Landvolkes so treffend vor Augen und Ohren zu führen, daß Niemand, dem nicht der Sinn für das echt Menschliche erstorben ist, seinen Darstellungen anders als mit Behagen folgen wird. Im gleichen Verlag erschien der dritte Band der Gesammelten Werke des verstorbenen Garfen Adelmann, der neue Novellen und vortreffliche Skizzen enthält. Weniger hat uns Unterwühlter Grund, der neue, aber gewiß nicht mehr neueste Roman von Anton Freiherr von Perfall gefallen, der den Krebsschaden der Güterzertrümmerung in Form einer packenden Geschichte aus dem Leben behandelt. Der Verfasser schreibt sehr nachlässig, was bei seiner starken Production nur begreiflich ist, und verliert sich immer mehr im seichten Fahrwasser des Familienblattromans.

Das erste Heft der Monatshefte der Comenius-Gesellschaft ist soeben bei R. Voigtländer in Leipzig zur Ausgabe gelangt. Es enthält außer einem Aufsatz von P. Hohlfeld über Comenius und Krause die erste bis jetzt vorhandene Uebersicht aller Bücher und Abhandlungen, die wir aus der Feder des Reformators und Pädagogen kennen. Interesse wird ein von Bodemann veröffentlichtes Gedicht von Leibniz auf Comenius erwecken, das mit heute sehr merkwürdigen und prophetischen Worten schließt. Ein Verzeichniß der Literatur, welche seit fünfzig Jahren in deutscher, böhmischer, englischer, französischer, holländischer, schwedischer und ungarischer Sprache über Comenius erschienen ist, schließt das Heft. Die „Monatshefte" sind das Organ der Comenius-Gesellschaft, deren Mitglieder sie kostenlos geliefert erhalten; im Buchhandel sind sie nur zu erhöhtem Preise zu haben.

Der ungarische Kirchenfürst von Kaschau, Bischof Siegmund von Bubics, erfreut uns durch ein opulentes Widmungsexemplar seines im Selbstverlag erschienenen Werkes: Berichte des venezianischen Gesandten Friedrichs von Cornaro über die Belagerung und Rückeroberung Ofens im Jahre 1686 mit deutscher Uebersetzung der Berichte und einer aus dem Ungarischen übersetzten Einleitung des Bischofs. Es ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Eroberung Ofens, doch war Cornaro nicht Augenzeuge, sondern berichtete nur die glaubenswerthen Mittheilungen des jungen Francesco von Grimani wieder, der als tapferer Belagerer und guter Beobachter Selbsterlebtes schilderte. Porträts, Pläne, Karten, Siegel 2c. schmücken auf das Reichste den dickleibigen Prachtband.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Unter dem weißen Adler.
Roman von
Gregor Samarow (O. Meding).
Vier Bände.
Preis geheftet ℳ 12.—; fein gebunden ℳ 14.—

Dedi.
Roman von
Theodor Zingeler.
Zwei Bände.
Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Die Taube auf dem Dache.
Roman von
Ernst Wichert.
Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (ℳ 180.) Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (ℳ 130.) Nur ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (ℳ 160.) Nur ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. ℳ 194.) Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an
C. Rudloff in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.
Von **John Brinckman.**
Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.
J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.
Bad Homburg
Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.
Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit), **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende, Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasserheilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illumination. Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt während des ganzen Jahres durch die Brunnenverwaltung zu Homburg v. d. Höhe.

:: Nur 125 Mark ::
„Hall"-Schreibmaschine,
die beste und billigste der Welt!
Ueber 12,000 Stück im Betrieb!
Einfachste Construktion!
Grösste Dauerhaftigkeit! Leichte Handhabung!
Dreimal schneller als die Feder!
50 verschiedene Schriften! — Alle Sprachen!
Kein Tintenband!
Beste Referenzen!
Zu beziehen gegen Voreinsendung von 125 Mark oder Nachnahme von
C. A. Seyffert, Berlin SW. 13.
In Berlin jederzeit kostenlose Vorführung! — Prospekte gratis und franko!
:: Nur 125 Mark ::

Wie soll ein deutsches Mädchen sein, um geliebt zu werden?
Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise aus. Näheres im Blatte selbst.

Illustrirter Figaro
mit der Beilage **„Das Deutsche Heim"**, das originellste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. 20 Seiten. Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.

Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt und jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)
J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.
Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten **gesucht.**
Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Soeben ist in **zweiter Auflage** erschienen:
Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande.
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—
Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Die Gegenwart 1872–1888.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 28. Mai 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes. — Neues von der Kaiserlich-Sozialistischen Partei. Von Martin Wendt. — **Literatur und Kunst:** J. J. David. Von Moritz Necker. — Neue Darstellungen der deutschen Geschichte. Von Richard Bethge. — **Feuilleton:** Drei Sterbende. Erzählung von Leo Tolstoi. — **Aus der Hauptstad:** Constitutionelle Beschwerden. Von Wendel Hipler. — Offene Briefe und Antworten. Von Dr. jur. Robert Marschner-Prag. — Notizen. — Inserate.

Die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes.

Es darf wohl als feststehend angesehen werden, daß demnächst der Versuch gemacht werden wird, die Freizügigkeit ein wenig zu beschneiden. Es ist im Grunde auch nöthig, daß Einer, der sich mit Weib und Kind irgendwo niederlassen will, auch im Stande sein muß, eine den nothwendigsten Anforderungen der Gesundheitspolizei entsprechende Wohnung für sich und die Seinen zu beschaffen. Natürlich muß man auch wieder von der Gesundheitspolizei verlangen, daß sie ihre Forderungen nicht allzu sehr in die Höhe schraube. Aber man braucht nur die Löcher anzusehen, die in den Großstädten und in einigen Fabrikdistricten dem Arbeiter für theures Geld angeboten werden und die er nehmen muß, weil er für andere kein Geld hat. Dagegen sind die oft genug verketzerten Tagelöhnerkathen auf dem Lande und in landbautreibenden Gegenden wahre Paläste.

Nicht umsonst hat man manch Ries Papier wegen des Grundstücksschwindels in den Großstädten vollgeschrieben. Die Ansicht hat in breiteren Schichten des Volkes Platz gegriffen, daß es auf dem betretenen Wege nicht weiter vorwärts gehen darf. Eine Reform des Volkslebens, auf die Alles hindrängt, ist nur auf dem Boden der deutschen Familie möglich. Die Familie aber bedarf der Heimstätte, wo sie sich gemüthlich zusammenfinden kann. Die Wohnung muß mehr sein als der unentbehrliche Unterschlupf für die Nacht. Eine unabwendbare Folge der Neuordnung der Dinge wird nun freilich sein, daß eine Reihe von Wohnungen als solche nicht mehr anerkannt werden kann. Aber man wird sich entschließen müssen zu bauen und die besseren Wohnungen, die geschafft werden müssen, zu annehmbaren Preisen feilzuhalten. Man braucht Arbeiter und die Arbeiter brauchen Wohnungen zu annehmbaren Preisen. Sollen die Häuser nicht leerstehen, so müssen die Miethpreise herunter. Nach herrschendem Rechte ist mein Grund und Boden zwar so gut mein Eigenthum, wie mein Geld. Aber wie ich mit meinem Gelde nicht Wucher treiben darf, so darf ich es auch mit meinem Grundstück nicht. Das sollte Jeder einsehen können.

Aber es ist etwas Anderes, worauf wir an dieser Stelle aufmerksam machen möchten. Ist man einmal dabei, die Freizügigkeit zu reformiren, so sollte man auch die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes nicht aus den Augen lassen. Bekanntlich hat Jemand in der Gemeinde, in der er zwei Jahre ohne Unterbrechung seinen Wohnsitz gehabt hat, dort seinen Unterstützungswohnsitz, er muß von der Gemeinde unterstützt werden, falls er sich und die Seinen nicht mehr ernähren kann und zwar von der Gemeinde, in deren Bezirk er zuletzt zwei Jahre ununterbrochen gewohnt hat. Die Zeit ist entweder zu lang oder zu kurz. Man gewinnt darüber am Besten ein Urtheil, wenn man lange Zeit in einer Landgemeinde gewohnt hat. In der Stadt, namentlich in der Großstadt nimmt man von seinem Nachbarn kaum Notiz und kümmert sich wenig drum, wer ab- und wer zuzieht und ob etwa die Zuziehenden auch bald der Armenkasse zur Last fallen. Man bezahlt seine städtischen Steuern, klagt über deren Höhe und weiß kaum, einen wie großen Bruchtheil derselben die Armenunterstützungen verschlingen. Das ist Sache der zuständigen Behörden, die sich erst, wenn Unterstützung verlangt wird, um den Unterstützungswohnsitz kümmern.

Ganz anders liegt die Sache auf dem Lande, wo das Armengeld oft genug die bedeutendste Communalabgabe bildet. Da liegen die Interessen näher bei einander und jedes Gemeindemitglied kennt nicht nur seine Nachbarn in weitem Umkreise dem Namen nach, sondern weiß auch, wie sie mit irdischem Gut gesegnet sind. Man weiß Bescheid über Jeden der abgeht, aber auch über Jeden der zuzieht, und namentlich die Zuziehenden werden von allen Armengeld Zahlenden mit kritischen Blicken gemustert. Ein tüchtiger Arbeiter wird in den landbautreibenden Districten gern gesehen, da es dort namentlich in der arbeitreichen Erntezeit an Arbeitern mangelt. Ist aber ein solcher Arbeiter Vater einer ziemlich zahlreichen Familie, so sieht man ihn nicht gern. Krankheit in seiner Familie oder Tod des Ernährers können es veranlassen, daß die Familie über lang und kurz einmal der Armenkasse zur Last fällt und dem Uebelstand muß vorgebaut werden. Das geschieht, indem man dafür Sorge trägt, daß ein solcher Familienvater sich nicht volle zwei Jahre in einer und derselben Gemeinde dauernd aufhält.

Um das zu verhindern wird zu allerlei erlaubten und auch unerlaubten Mitteln gegriffen, an denen der Bauernwitz eben nicht arm ist. Man bearbeitet die Besitzer von Miethwohnungen, dem Manne nichts zu vermiethen. Man entschädigt wohl gar den Vermiether dafür, daß er die Wohnung leer stehen lassen muß, die der Arbeiter bewohnt hat. Ist dieser für dergleichen empfänglich, so gibt man ihm Geld, um sich in einer anderen Gemeinde niederlassen zu können. Ist es nicht gerathen, den Arbeiter in's Vertrauen zu ziehen, so kündigt man ihm die Arbeit auf, um ihn fortzubringen. Hat er aber doch in einer Gemeinde Heimathrecht und Unterstützungswohnsitz erlangt, so sucht man ihn etwa dadurch los zu werden, daß man ihn in einer anderen Gemeinde unterbringt und insgeheim unterstützt. Dies letztere Verfahren ist nament-

lich dann ein beliebtes, wenn der Arbeiter kaum oder gar nicht mehr im Stande ist, allein für sich und die Seinen ausreichend sorgen zu können.

Freilich ist Manches vom Vorstehenden unerlaubt und wird bestraft, wenn es entdeckt wird, aber in den meisten Fällen geht man so vorsichtig zu Werke, daß eine Entdeckung nicht leicht erfolgt. Die Schlitzöhrigkeit der Bauern ist groß genug, um ein genau in Buchstaben gefaßtes Gesetz zu umgehen und ungesehen zu bleiben, wenn man einmal den Zaun des Gesetzes übersteigt. Wir haben übrigens im Vorstehenden nicht etwa eine Reihe von Möglichkeiten aufgezählt, sondern haben bei jedem einzelnen Stück ganz concrete Fälle vor Augen und könnten erforderlichen Falles mit Namen und Datum dienen.

Ein etwas geriebener Arbeiter vom Stamme Nimm wird sich derartige Bestechungen gefallen lassen, denn er weiß gut genug, daß die Bauern nicht bloß ihn, sondern daß er auch die Bauern in der Tasche hat. Ein ordentlicher Arbeiter empfindet ein derartiges Herumstoßen mit ihm und den Seinen als eine Schmach, die er nicht verdient hat und deren er nicht würdig ist. Er kann der fleißigste und tüchtigste, der ordentlichste und bravste, der gesündeste und kräftigste Mann von der Welt sein, es hilft ihm alles nicht, es kann ihm etwas Menschliches begegnen, die Familie kann der Armenkasse zur Last fallen und das genügt, um ihn wie ein Wild von einem Orte zum anderen zu hetzen. Wenn etwas, so berechtigt dies ihn zu der Behauptung, daß man in ihm überhaupt nicht den Menschenbruder, sondern lediglich eine unentbehrliche Arbeit leistende Maschine sieht.

Die Folgen dieser Behandlung sind aber auch nach einer anderen Seite hin für den Arbeiter recht traurige. Wollen wir die Arbeiterfrage lösen, so haben wir einen besitzenden Arbeiterstand zu bilden. Wer Etwas sein Eigen nennt, ist für einen Umsturz nicht so leicht zu haben, wie der Proletarier, denn er könnte unter Umständen dabei auch verlieren, ja er muß das verlieren, was er sich erworben und woran er seine Freude hat, wenn einmal das Privateigenthum abgeschafft wird. Ein Arbeiter nun, der so zu sagen beständig die Landstraße zwischen den Beinen hat, den man in keinem Orte ruhig wohnen läßt, wird von selber ein Proletarier. An Mobiliar schafft der sich wenig an, es leidet nur beim ewigen Herumziehen und vertheuert den Umzug. Mit wenigem Hausrath braucht man keine große Wohnung, ja man kann sie nicht einmal benutzen, weil man nichts hat, hineinzustellen. Man gewöhnt sich an den berüchtigten „Unterschlupf für die Nacht", fühlt sich darin aber auch nicht gemüthlich, entwöhnt sich des Familienlebens und verlumpt zuletzt. Auch die Kinder wachsen wild auf, gehen bald da, bald dort in die Schule und lernen dabei nichts Rechtes. Der Schreiber dieses Aufsatzes könnte eine ganze Reihe von Familien aufzählen, die durch derartiges Herumziehen, die dadurch, daß man sie nirgends warm im Neste werden ließ, verkommen sind, die jetzt ohne Armenunterstützung nicht fertig werden können, während sie, hätte man sie an einem Orte ruhig wohnen lassen, leicht auf einen grünen Zweig gekommen wären. Solche Familienväter sind natürlich für Sozialdemokraten und sonstige Umstürzler ein gefundenes Fressen. Ihnen brauchen die Agitatoren den Klassenhaß nicht erst einzutrichtern, ihnen sitzt er im Herzen, denn sie wissen gar gut, wer sie ohne ihr Verschulden in's Unglück gebracht hat.

Will man den Arbeiter aus der seiner unwürdigen Lage erlösen, so muß der Unterstützungswohnsitz schon durch einen minder langen oder durch einen längeren Aufenthalt in einer und derselben Gemeinde erworben werden. Schlägt man den erstgenannten Weg ein, so muß decretirt werden, daß Jeder von der Gemeinde unterstützt werden muß, in der er zur Zeit seiner Unterstützungsbedürftigkeit seinen Wohnsitz hat. Mit der Uebersiedelung in eine neue Gemeinde würde einer dort auch sofort seinen Unterstützungswohnsitz bekommen. Wenn keinem Menschen, der in der Lage ist, sich und die Seinen ernähren zu können, die Niederlassung in einer Gemeinde verwehrt werden kann, wenn ihm nicht durch besondere Umstände das Recht der Freizügigkeit beschränkt wurde, so würde durch die oben erwähnte Bestimmung die Frage nach dem Unterstützungspflichtigen weit leichter zu beantworten sein. Auch würde man ja nicht in der Lage sein, einen Menschen abzuschieben, eben bevor er in einer Gemeinde unterstützungsberechtigt wird, wie das heute so oft geschieht. Wer einmal in einer Gemeinde wohnt, könnte dort auch wohnen bleiben, so lange es ihm beliebt.

Freilich hat die Sache einen Haken. Manchmal läßt sich auf Monate, vielleicht auf Jahre hinaus voraus berechnen, daß Einer über lang und kurz nicht mehr im Stande ist, für sich und die Seinen den Lebensunterhalt zu erwerben. In diesem Falle hätte dann wieder die Hartherzigkeit der Gemeindemitglieder ein weites Feld, auf dem sie sich bethätigen könnte. Eine mit derartiger Aussicht für die Zukunft behaftete Familie würde von der Heimathgemeinde leicht mit erlaubten und unerlaubten Mitteln ausgestoßen und in der neuen nicht gerne aufgenommen werden. Aber ein Gesetz, welches alle Härten unmöglich macht, läßt sich wohl überhaupt nicht geben. Und es muß in Betracht gezogen werden, daß man in der Heimathgemeinde einen demnächst Unterstützungsbedürftigen weder von heute auf morgen heimatlos machen, noch überhaupt so leichten Kaufes erwerbs- und wohnungslos machen kann. Würde man einen Familienvater auf irgend eine Weise wohnungslos machen und Sorge tragen, daß er in der Heimathgemeinde keine Wohnung bekäme, so würde man Gefahr laufen, daß er auch anderweitig mit ähnlichen Mitteln vom Erwerb einer Wohnung ausgeschlossen würde. Dann aber würde seine Heimathgemeinde ihn als wohnungslos zu unterstützen haben und mit ihrer Schlauheit gründlich hineinfallen. Man würde im eigensten Interesse handeln, würde man einen solchen Menschen möglichst lange erwerbsfähig halten.

Andererseits aber würde dem Austreiben der vermuthlich in Zukunft Armenunterstützungsbedürftigen vorgebaut, wenn man einen Unterstützungswohnsitz erst nach zehn- oder gar zwanzigjährigem Aufenthalt in einer und derselben Gemeinde erwerben würde. Dann würde ein Arbeiter mit zahlreicher Familie nicht immer fortgejagt werden, aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Gemeinde gar keine Gefahr davon hätte, denselben eine ganze Reihe von Jahren zu beherbergen. Man hat die immer brennender werdende Landarbeiterfrage dadurch zu lösen vorgeschlagen, daß man dem Landarbeiter den Erwerb einer eigenen Heimstätte erleichtert, die auf dem Lande für ihn bei einigem Entgegenkommen von Seiten der Grundbesitzer zu erlangen ist, auf die er aber in der Stadt unter den gegenwärtig herrschenden Umständen verzichten muß. Nun aber tritt der unglückliche Umstand, daß man nach zweijährigem Aufenthalt in einer Gemeinde dort seinen Unterstützungswohnsitz hat, manchem Arbeiter hindernd entgegen, der wohl Lust hätte und auch fähig wäre, eine eigene Heimstätte zu erwerben. Will man wirklich die Seßhaftmachung der Landarbeiter ernstlich betreiben, so wird man die Frist für die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes verlängern müssen. Das Einnisten lästigen Gesindels, mit dem nur wenig gedient ist, wird durch diese Fristverlängerung nicht gefördert, diese Leute haben zu stark ausgeprägte Neigung für das Nomadenleben und halten es nirgends lange aus.

Bei einer derartigen Ordnung der Dinge wird es sich nicht vermeiden lassen, daß nicht mancher, der unterstützungsbedürftig ist, überhaupt in keiner Gemeinde unterstützungsberechtigt ist. Naturgemäß müssen solche Leute vom sogenannten Landarmenverbande unterstützt werden. Wir können das als einen Fehler nicht ansehen, denn je größer der Verband ist, der die Unterstützungsbedürftigen zu unterstützen hat, desto gleichmäßiger werden natürlich die Lasten vertheilt. Und je gleichmäßiger eine derartige Lastenvertheilung erfolgt, desto weniger kann eine einzelne Gemeinde ihre Hartherzigkeit damit entschuldigen, daß sie im Vergleich mit anderen Gemeinden bedeutend höhere Armenlasten aufzubringen habe.

Einerlei aber, auf welche Weise man den Erwerb des Unterstützungswohnsitzes regelt, Hauptsache ist, daß etwas ge-

ändert werde, denn wie die Sache heute ist, kann sie nicht bleiben. Werden die Austreibungsmaßregeln auch nicht allenthalben so engherzig gehandhabt, wie wir oben schilderten, so genügt es doch, daß derartige Fälle vorkommen. Der Arbeiter soll seine Menschenrechte bekommen auch ohne Dazwischentreten der Sozialdemokratie. Eine menschenwürdige Behandlung aber ist es nicht, wenn man einem noch Erwerbsfähigen den Aufenthalt in einer Gemeinde unmöglich macht, lediglich weil man befürchtet, ihn später einmal unterstützen zu müssen.

Neues von der Kaiserlich-Sozialistischen Partei.

Von Martin Wendt.

„Wie wüthend wild auch der Hetzruf schrillt,
Noch wilder rauscht unsre Fanfare;
Wir führen den Bundschuh im Wappenschild
Und die siegenden Kaiseraare!"

Unter diesem Leitwort steht eine Broschüre von Wendel Hipler: „Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser.*)

In Nr. 50 der vorjährigen „Gegenwart" besprachen wir die grundlegende Flugschrift „Kaiser und Arbeiter" von Fr. Bauer, und wir können jedem Leser derselben die neue Broschüre nur empfehlen. Sehr lehrreich ist es, wie die Herolde der neuen Partei von ganz verschiedenen Seiten aus zu Schlüssen und Ergebnissen kommen, die fast buchstäblich übereinstimmen. Der kurze Zeitraum eines einzigen Jahres scheint genügt zu haben, um den Namen „kaiserlich-sozialistisch" im ganzen Reiche zu verbreiten. Und dabei geht aus dem Inhalt der Broschüren hervor, daß ihre Verfasser von einander noch nicht einmal wissen, und so ist denn die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß scheinbar plötzlich eine ansehnliche Partei vorhanden ist, sobald die jetzt noch zerstreuten Heerhaufen mit einander „Fühlung" gewonnen haben, und daß dieser Fall noch vor den kommenden Reichstagswahlen (1895) eintritt.

Immer überwältigender wird der Ueberdruß an den alten Parteien. In allen Tonarten, und in sehr vielen Blättern trotz der noch so mächtigen Parteipresse, erklingt die heißflammende Sehnsucht nach Erlösung aus dem großen Irrgarten. An allen Ecken und Enden erhebt sich der Ruf nach neuen „großen" und „nationalen" Parteien. Aber auch solche, die die Schäden von heute klaren Blickes erkennen, sind über die Ziele noch sehr im Unklaren. Wir erwähnen als Beispiel abermals einen Mann wie Paul Göhre.

In kurzen, markigen Zügen entwirft uns Hipler ein Zukunftsbild, das alle Utopien auf's Lobenswertheste zu meiden strebt. Zu merkwürdigen Aufschlüssen könnte ein Vergleich zwischen Hipler und Bauer reizen, doch müssen wir uns dies hier versagen, um mehr Raum für das Sachliche zu gewinnen. Nur sei erwähnt, daß Bauer im Allgemeinen nüchterner, skeptischer, aber auf die Dauer überzeugender ist, während Hipler an geistreicher Dialektik entschieden überwiegt und ohne Zweifel eine agitatorische, um packende Schlagworte nie verlegene Kraft ist, die allen Hochburgen anderer Parteien äußerst gefährlich zu werden — verspricht oder „droht". In jeden Wahlkreis ein Hipler als erobernder Pionier, und hinterdrein ein Bauer, um die Eroberung zu sichern für immer, und — gute Nacht vielleicht, Sozialdemokratie!

Wir leugnen nicht, daß wir im großen Ganzen der zum Lichte ringenden Richtung sympathisch gegenüber stehen. Welcher Vaterlandsfreund könnte auch gleichgültig bleiben, wenn ihn der ganze Jammer unseres deutschen Volkes anpackt, und wenn er sieht, daß doch thatsächlich alle alten Parteien zusammen genommen nicht verhindern konnten, daß wir dahin kamen, wo wir heute stehen! Wir geben zu, daß wir mit jedem Tadel im Einzelnen nur Besserungsvorschläge machen wollen, nicht um die neue Partei zu schädigen, sondern um ihr bessere Waffen in die Hand zu drücken und sie im Kampfe gegen den alten Schlendrian zu stärken! Offenbar fehlt den Verfassern noch eine gründliche nationalökonomische Schulung, doch muß man diesen Umstand bei dem herrschenden traurigen Zustand der tonangebenden volkswirthschaftlichen Theorien eher als ein Glück denn als Unglück betrachten. Instinktiv fühlt der gesunde Verstand das richtige Ziel heraus, und den Berufenen bleibt nichts zu thun übrig, als die besten, gangbarsten und sichersten Wege zu weisen. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg, und wer erst sein Ziel kennt, findet auch wohl die Wegweiser. Freilich ist auch die bescheidene Wegweiserthätigkeit nicht ganz zu verachten, wie z. B. das auch sehr lesenswerthe und bekannte Flürscheim'sche Werk „Der einzige Rettungsweg" beweist, wo von dem eigentlichen „Wege" herzlich wenig gesagt wird. — Doch zunächst habe unser Hipler das Wort.

Unverdiente Armuth, und daneben unverdienter Reichthum. „Zum Besten der Armen" tanzt der „wohlthätige" Reiche und trinkt Sect. Reicht das nicht aus, so weist er die arme, bleiche Näherin hin auf den Nebenverdienst, den — die Straße bietet. Es gehört eine seltsame Kindlichkeit dazu, unter solchen Umständen der Armuth Genügsamkeit zu predigen. Wenn ein König Stumm die „Pflicht" in sich spürt, „seine" Arbeiter zu „erziehen", haben dann die Arbeiter nicht genau dieselbe Pflicht, das Familienleben und den tadellosen Lebenswandel „ihres" Arbeitgebers zu überwachen? Das vielgerühmte gleiche Recht ist heute ein Lügenwort, weil es nur auf dem Papier steht. Unsere „Gebildeten" haben vor den Arbeitern meistens nichts voraus als eine äußerst armselige Talmibildung, denn Cultur und Civilisation sind Wörter, die ihnen als nichts Anderes gelten denn diejenige staatliche Verfassung, die ihnen die volle Sicherheit ihres Drohnenlebens, ungehinderte Ausübung ihres „staatserhaltenden" Berufes gewährleistet. Der Bauer, der einst mit dem alten Wendel Hipler an der Spitze und unter dem furchtbaren Feldzeichen des Bundschuhs seine Landgrafen steinigte, sah gleichwohl noch zu seinen Herren auf mit einer Art von abergläubischer Scheu, aber der Proletarier von heute blickt verächtlich herab auf seine großcapitalistischen Blutsauger, die „menschlich kleiner" sind als er. Einzelne edelmüthige Arbeitgeber sind nicht im Stande, gegen den großen Strom etwas auszurichten.

Kein Menschengeist ohne Gottesgeist, kein Wissen ohne Gewissen — mit diesen zündenden Worten schließt der erste Theil über die „Weltlage". Der zweite Theil beweist auf's Neue, aber mit schlagenden Gründen, daß gegen „die Macht der Revolution" kein äußerliches Mittel von dauerndem Erfolg sein kann, sondern nur eine Reform, also eine Reformpartei. Wie oft wird diese einfache Thatsache noch wiederholt werden müssen, die von den kurzsichtigen Eintagsfliegen der Parteipresse so beharrlich todtgeschwiegen wird!

Im dritten Theil, „das soziale Königthum und der Mittelstand", donnert Hipler gegen die conservativen Staatsfeinde (er selbst ist von Haus aus ein Conservativer von echtem Schrot und Korn!), gegen die Republik, weil sie stets eine Feindin des Mittelstandes (!) ist, gegen den modernen Reichthum, weil er ein Armuthszeugniß ist, gegen die Bourgeoisie, weil der kapitalisirende Großbürger der gefährlichste Gegner des schaffenden Kleinbürgers (!) ist. Die liberale Bourgeoisie theilt sehr viele von den sozialistischen Anschauungen, ist trotz aller bewußten und unbewußten Heuchelei antimonarchisch (!), preist modernwissenschaftlich den kraß materialistischen Lebensgenuß ganz wie die Sozialdemokratie, und unterscheidet sich nur in der Portemonnaie-Frage von ihr, darin freilich mit aller Entschiedenheit! — Nie haben wir ein so bitteres, vernichtendes und leider zutreffendes Urtheil vernommen. Auch ist es wahr, daß (S. 28) nichts königsfeindlicher ist als die heutige Gesellschafts — unordnung.

Gibt es noch einen Mittelstand? fragt Hipler im vierten Theil. Gegen die Hunderttausende im Geldschrank seines jüdischen Nebenbuhlers kann der Kleinmeister mit den unter Entbehrungen aller Art ersparten hundert Thalern nicht ankämpfen. — Kein Nationalökonom von Fach könnte diese einfache Lebens-

*) Leipzig, Carl Jacobsen.

wahrheit richtiger ausdrücken! Und wie fabelt doch ein Fachmann wie Eugen Richter von dem Segen der Sparsamkeit des kleinen Mannes! Ja, wenn nur gute Rathschläge, die so wohlfeil sind, den Magen der hungernden Kinder sättigen könnten. Sparen heißt heute Abhungern und Frau und Kind darben lassen, Herr Eugen Richter! Und wo bleiben die Ersparnisse meistens? — Weshalb (S. 36) eifern die Thierschutzvereine so wüthend dagegen, daß man den Schlangen lebende Kaninchen vorsetzt, während der Staat ruhig zuschaut, wie lebende Bauern ausgewuchert werden (Menschenschutzvereine!). So arbeitet der Feldsklave mit den Seinen in unerhörtem Fleiß, um — die Zinsen zu bezahlen für den schlauen Geldmann, der ihm scheinbar (!) das Land als Eigenthum (!) beläßt. Sollen diese Scheineigenthümer die Kerntruppe werden gegen oder — für die Sozialdemokratie?

Im fünften Theil, wo an den Schwächen des „sozialistischen Zukunftstaates" eine im Ganzen wohlberechtigte und treffende Kritik geübt wird, erreicht das Buch, freilich nur für den sehr aufmersamen Leser bemerkbar, seinen Höhepunkt auf S. 40: wir müssen dem Fleißigen mehr bieten als Versorgung in Krankheit und Alter, nämlich ein behagliches Dasein in der Blüthe der Jahre, indem er befreit wird von der in wenigen Händen vereinigten Privat-Geldmacht, diesem „raubenden und entsittlichenden Moloch."

Nun geht es an die Zukunftpläne zur Heilung. Einen Hipler können wir nicht mit seichter, oberflächlich lobender und flüchtig zustimmender Kritik abthun. Bekennt er doch selbst in löblicher Demuth, daß er nur andeuten wolle, und die weitere Ausführung von Mitstreitern erhoffe. Hipler nennt als Hülfsmittel Productivgenossenschaften mit Staatskapital (sechster Theil) und Verstaatlichung der Kraft (d. i. der Naturkraft, siebenter Theil).

Instinktiv fühlt also Hipler, daß alle Genossenschaften ohne Staatshülfe nichts anfangen können. Er sagt: so lange der Großkapitalismus nicht erdrosselt ist, muß jede Hoffnung auf einen gesunden Mittelstand schwinden, denn jener hat von 100 Menschen 99 in die Tretmühle gesperrt, ihr Glück zerschmettert, ihre Habe aufgesogen, ihre Rechtstitel hohnlachend mit Füßen getreten. Auch wird man Hipler nicht bestreiten, daß in Nothfällen eine Million Thaler, in der Hand eines opferfreudigen und edlen Mannes vereint, dem Staate mehr nützen kann als die zehnfache Summe, unter Hunderttausende zersplittert. Wenigstens kann man den Sinn verstehen, wenn er als Beispiel Wilhelm II. und Bodelschwingh wählt. Aber wie viel Männer von so einziger „Opferfreudigkeit" gibt es denn wohl noch in der heutigen Welt?

Dagegen ist es ein Irrthum, wenn es heißt: ohne die Möglichkeit, geschaffene Werthe so aufzuspeichern, daß sie nicht verschimmeln und verrosten und veralten können, ist eine Fortsetzung der Culturarbeit schlechthin undenkbar. Vielmehr haben Bauer und Flürscheim ganz recht, daß jedes Ding, sobald es fertig ist und nicht sofort verbraucht wird, zu entwerthen beginnt durch Schimmel, Rost und andere „Zähne der Zeit". Nicht das Kapital der Reichen erschafft den Zins, sondern — die Kapitallosigkeit der arbeitenden Armuth. Nicht der Hypothekenmann, sondern der Bauer macht die Zinsen. Geradezu paradox wäre der Satz, daß der Bauer um so besser arbeiten könne, je mehr sein Acker — mit Hypotheken belastet ist! Vielmehr trägt das bestellte Feld seine Früchte auch ohne ein Spur von Hypothek. Aber die Hypothek bringt keinen Pfennig Zinsen, sobald die Bauern todt sind! Oder auch, wenn die Bauern zwar leben, aber selbst die nöthigen Mittel haben, um ihr „Eigenthum" schuldenfrei zu halten. Also nur dem großen Nothstand, der Mittellosigkeit verdankt der Zins sein Dasein, und niemand gibt, wenn er nicht muß, mehr zurück als er erhielt. Natürlich ist der einzelne Kapitalist hiergegen ohnmächtig, er muß „ausbeuten", ob er will oder nicht, gerade so wie ein aus dem Fenster stürzender den unten Gehenden erschlagen muß, weil er sich in der Luft nicht festhalten kann.

Die Achillesfrage der Hipler'schen Gedankenwelt findet der aufmerksame Leser auf S. 50: die Beschaffung der Unsummen, die zur Errichtung kapitalkräftiger Productiv-Associationen Anfangs allerdings erforderlich wären, müßte einem Finanzgenie, wie es z. B. Bismarck war, leicht fallen.

Das „Anfangs" ist ein sehr wahrer Zusatz. Nur einmal braucht der Staat eine Unsumme, und dann niemals wieder! Man bedenke nur den trivialen Fall, daß ein Gewinner des großen Looses nie wieder einen Finger zu rühren braucht, wenn er nicht riesige Dummheiten macht. Auch das „leicht fallen" trifft zu, wenigstens wenn man absieht von dem geistigen Niveau unserer bisherigen Reichstage. Gebt uns einen Reichstag, in dem der gesunde Menschenverstand vorherrscht, und auch ohne himmelhohes „Finanzgenie" können die nöthigen Mittel sofort geschafft werden! Nämlich Geld ist heute überhaupt nicht zu haben, weil die große liberale Zwickmühle große Kapitalien nur für Sonderinteressen übrig hat. Und das wird so gemacht:

1) Wenn eine segensreiche Reform — droht, so sagen die Herrschaften mit mitleidigem Lächeln und scheinheiligen Mienen: o wie schön, wie schön, und ach wie schade, daß kein Geld dazu da ist!

2) Wenn die Regierung Geld haben und sparen will, so heißt es: welche empörende Verschwendung und abscheuliche Plusmacherei.

Bei diesem grausamen Doppelspiel kann freilich ein Engel seine Geduld verlieren und aus der Haut fahren. Aber die Herbeischaffung der Mittel ist in der Praxis eben gerade die Hauptsache, da die Millionäre in der Regel nicht gerade „opferfreudig", ja nicht einmal — zufrieden sind. Sie sind für alle Ideale begeistert, nur nicht für solche, die den Zinsgenuß schmälern könnten.

Im achten Theil über „Bodengenossenschaften" heißt es richtig, daß: ein schmachvolles und verrücktes Wirthschaftssystem die Glückseligkeit unseres Geschlechtes verhindert. Allerdings ist es eine starke dichterische Hyperbel, daß wir alle begüterter als Krösus (soll wohl heißen: glücklicher und zufriedener?) sein könnten. Dagegen ist es wieder sehr wahr, daß hohe Löhne das einzig sichere Mittel sind, um ein Land reich zu machen, ein Satz, den besonders Hertzka schlagend nachwies. Hungerlöhne machen jedesmal ein Bettlervolk, auch wo das Land noch so reiche Mittel von Natur hat. Wenn nur die Arbeiter einsehen könnten, daß die (meist stark verschuldeten) Unternehmer zwischen zwei Feuern sitzen, nämlich den Arbeitslöhnen und den Kapitalzinsen! Aber andererseits sollte jeder denkende Arbeitgeber begreifen, daß sein Interesse mit dem der Arbeiter genau übereinstimmt, und daß der Kapitalist im Hintergrunde der gemeinsame Feind ist! Diesen Punkt hatte auch Bauer nicht mit genügender Deutlichkeit hervorgehoben.

Die „Börsen und Banken" (neunter Theil) scheint Hipler besonders eifrig studirt zu haben. Wenigstens verrathen seine Aeußerungen eine gesunde und gründliche Kenntniß dieser Dinge, wie man sie nicht häufig findet, auch wo man berechtigt wäre, sie zu suchen. Der Privatmann, der 10 und 100 mal so viel kauft, als sein Vermögen beträgt, muß endlich einmal alles verlieren. Denn bei jeder Schwankung nach der ungünstigen Seite hin verfällt sein Werthpapier, weil er nicht „Nachschuß" bieten kann. Ueber 100 Milliarden europäischer Staatsschulden müssen von armen Steuerzahlern dauernd verzinst werden, so daß wir alljährlich fast eine Summe aufbringen müssen, die der französischen Kriegscontribution gleichkommt. So bereitet das internationale Großkapital im Kampfe um das Dasein uns Europäern jedes Jahr unser — Sedan!

„Wenn der Sieg erfochten ist" (zehnter Theil), dann ist Deutschland unüberwindlich. Und auch das Ausland wird durch uns mit erlöst. Denn: den englischen, französischen oder österreichischen Arbeiter wollt' ich sehen, der sich mit drei Mark Lohn begnügt, wo der deutsche 20, 30 verlangt! In der ganzen Welt wird durch Zauberschlag die Arbeiterbewegung zur Sturmfluth anschwellen, die jeden, der sich ihr entgegenwirft, mit riesenmächtigem Druck zermalmt.

Im elften (letzten) Theil, „die Feldherren im Kampfe," wird der freisinnige Reichtagsabgeordnete Harmening als „Bastard" mit Mißtrauen genannt. Dies ist wohl ein bloßes Mißverständniß, denn dieser Freisinnige wird von der ganzen freisinnigen Partei wüthend verfolgt, was doch gewiß ein ehrenvolles Zeichen für ihn ist! Otto Bismarck wird als Retter gerufen, — wir können dazu nur sagen — —: gebe es Gott! Jeder Führer ist uns willkommen, und seine Thaten werden beweisen, wer der echte Führer ist! Bismarck hat die Ruhe verdient, und wie es scheint, — will er auch Ruhe haben. Das Alter macht pessimistisch, vielleicht ist er schon zu pessimistisch, um nochmals ein ganz neues Leben beginnen zu können. Wir haben — leider — nicht das Recht, Bismarck ohne weiteres als unseren Parteimann zu beanspruchen, und wir müssen mit den Thatsachen rechnen und dürfen uns nicht in trügerischen Hoffnungen einwiegen! Mit einem Telegramm nach Friedrichsruh wird keine Schlacht gewonnen!

In einer nicht minder empfehlenswerthen zweiten Broschüre hat Hipler im nämlichen Verlage sein Thema noch einmal aufgenommen und mit neuen guten Gründen gestützt. Auch hier zeigt er sich als ein naiver Bismarckfreund ohne jeden Hintergedanken, ohne jede demonstrative Spitze gegen seinen und unseren Kaiser, von dem er trotz jugendlicher Fehlgriffe noch immer das Höchste hofft. Mögen sie Alle, die ihr Heil lieber von ihm als von unserer abgewirthschafteten Partei erwarten, nicht enttäuscht werden!

Literatur und Kunst.

J. J. David.

Von Moritz Necker.

Unter den jungen Dichtern, die in den letzten Jahren in Wien mit mehr oder weniger Talent und Erfolg hervorgetreten sind, nimmt der ehemalige Germanist und jetzige Feuilletonist Jakob Julius David die meiste Aufmerksamkeit für sich in Anspruch. Nicht mit Hervorbringungen, die etwa durch eine besondere Paradoxie, durch eine kecke Herausforderung alles Hergebrachten, durch persönlichen Krakehl oder sonst dergleichen mehr oder minder erprobte Mittel die Welt von sich reden zu machen. David ist vielmehr einer der seltenen Menschen, die es verstehen, sich mit allen Parteien auf guten Fuß zu stellen. Er ist unter dem Schutze des literarisch conservativsten Wiener Blattes in die deutsche Literatur eingeführt worden, und die Zeitschrift der allerjüngsten Stürmer und Dränger hat mit Vergnügen seine Gedichte gedruckt. Naturalisten und Idealisten unter den Kritikern haben sich zu Vermittlern oder Verkündern seines Ruhmes gemacht. Deren einer verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß seit dem Auftreten von Ferdinand von Saar und Marie von Ebner-Eschenbach kein anderes so bedeutendes novellistisches Talent wie David in Oesterreich erschienen wäre. Damit ist den ursprünglich reicher beanlagten Erzählerinnen Emil Marriot und Ossip Schubin ein großes Unrecht angethan worden. Immerhin sind diese Thatsachen bezeichnend für die literarische Stellung J. J. David's, und sie rechtfertigen wohl einen Versuch, sich über Art und Werth seiner Begabung klar zu werden. Bisher liegen von ihm vor drei Bände Erzählungen: „Das Höferecht", „Die Wiedergeborenen" und „Das Blut", sodann eine Sammlung von Gedichten*) und ein Schauspiel in vier Acten: „Hagars Sohn"**). Dieses Häufchen von Büchern ermöglicht wohl schon ein Urtheil über ihren Dichter.

Das gute Verhältniß, in dem David zu allen literarischen Parteien Wiens steht, hat seinen Grund nicht bloß in äußerlichen zufälligen Umständen, nicht bloß etwa in seiner persönlichen Klugheit, die es eben versteht, sich überall beliebt zu machen. Mit solcher Klugheit erreicht ein Schriftsteller nicht viel; auch dann nicht, wenn ihm materielle Güter zur Verfügung stehen, wenn er z. B. ein großes Haus führen kann, worin alle Recensenten und Dichterkollegen bewirthet werden. Vielmehr hat David's gutes Einvernehmen mit den literarischen Parteien einen inneren Grund, und zwar den, daß seine dichterische Production Allen etwas bietet, was ihrem Geschmacke entspricht. Die Idealisten erkennen den Ernst seines künstlerischen Strebens, die gediegene Bildung, den strengen ethischen Geist seiner Dichtungen an. Es muthet sie wohlthuend an zu sehen, wie viel er gelernt hat von den großen Meistern, und wie reichlich er an der Ueberlieferung in Erzählung und Lyrik anknüpft. Diese Eigenschaften sind eben selten unter den jüngsten Dichtern in Deutschland, die nicht anders für sich Platz gewinnen zu können hofften, als indem sie die anerkanntesten Dichter der älteren Generation beschimpften, oder mit einem, allen bisherigen Idealen Hohn sprechenden Cynismus sich geberdeten. Vor diesen Kindereien schützte David seine literarische Bildung, nicht umsonst saß er zu den Füßen Richard Heinzel's und Erich Schmidt's, denen er auch zwei seiner Bücher gewidmet hat. Und doch schätzen ihn die Naturalisten von ihrem Standpunkte mit gutem Recht. Denn so viel Einfluß auf seine Dichtungen ohne Zweifel Conrad Ferdinand Meyer und Ludwig Anzengruber gewonnen haben, ebenso mächtig ergriff ihn die moderne Strömung, die da nicht bloß ideale Conflicte in der Poesie darstellen, sondern auch der alltäglichen Wirklichkeit, der uns überall umfluthenden Gemeinheit des großstädtischen Getriebes literarisch beikommen will. Der Hörsaal der Universität und die Straßen des Weichbildes von Wien: das sind die zwei Stätten, aus denen sich die Muse David's ihre erste Nahrung holte. Er schildert diese Muse mit folgenden Worten:

Ich bin kein Dichter, nur ein Späher,
Ich hör', was unterirdisch kocht,
Wie schwielenfäustig der Plebejer
An der Paläste Pforten pocht.
Umirren sah ich auf den Gassen
Das Laster, wenn sonst Alles schlief,
Und hörte, wie sonst Gott verlassen,
Das Elend laut nach Hülfe rief.
Das gab es wohl von Anbeginnen —
Doch nun, weil's weltverschlingend droht,
Klingt also trüb, was ich ersinne,
Und meine Muse heißt sich Noth.

Ein Dichter, der sich also selbst charakterisirt, muß wohl bei den Naturalisten, die mit der Thatsache des sozialen Elends ihre Vorliebe für dessen Schilderung rechtfertigen, Sympathie erwecken. Bei David war diese Ergriffenheit von der Noth der Gegenwart wahr und echt, ihn peinigte nicht die Sucht nach originellen Stoffen, und er ist auch in seiner Form nichts weniger als ein Naturalist. Er kam als armer Student nach Wien und hat Noth und Entbehrung lange Zeit selber durchgemacht. Man weiß ja, wie schwer es einem armen Menschen wird, sich in die gute Gesellschaft Eintritt zu verschaffen, wenn ihm nicht persönliche Bekanntschaften und Familienbeziehungen dazu verhelfen. David gelang es schließlich durch seine Begabung, die ihm Gönner und Helfer schaffte. Allein was er bis dahin erlitten hat, das konnte sein Gemüth nicht sobald verschmerzen, und die besten seiner dichterischen Leistungen entstammen den Erfahrungen, die er in jenen schweren Jahren gemacht hat. Darum sagt er von der Noth:

Du bist seit meinen Kindertagen,
Seitdem ich denke, mir vertraut;
Ich habe oftmals, sonder Zagen,
In's ernste Auge Dir geschaut.
Ich habe viel mit Dir gerungen,
So sieglos und so ohne Ruhm,
Und ausgekostet, durchgerungen
Dein voll und ganz Martyrium.
Du gabst in's Herz mir bittre Reue,
Nahmst jedes Glück, das sich mir bot:
Und doch, ich liebe Dich, Du treue,
Du meine beste Freundin Noth.

*) Sämmtlich im Verlag von Heinrich Minden in Dresden.
**) Verlag von Leopold Weiß, Wien.

Denn ob vor Deinem rauhen Walten
Mein Jugendglück — wie bald! — entschwand:
Wohl mir! ich habe ausgehalten —
Durch Dich gekräftigt hielt ich Stand!

Nicht auf Jeden wirkt die Noth in gleich kräftigender Weise; wir wissen Alle, wie Viele in ihr untergehen oder verkümmern; es gibt Talente, die nur im warmen Sonnenschein des Glückes gedeihen können, und die sittliche Kraft, die sich im Kampfe mit der Noth stählt, ist so häufig nicht. David besitzt sie. Es war sein größtes Glück, daß er seine Jugend auf dem Lande (im deutschen Kuhländchen in Mähren) verlebt hatte; dieses hat ihm nicht bloß poetischen Stoff geboten und den unbefangenen Blick für die Eigenart des großstädtischen Lebens bewahrt, er brachte aus dem Dorfe den wahren Bauerntrotz mit, den er dem Schicksal entgegenstellte und mit dem er es bezwang.

Ueberschaut man David's sämmtliche Erfindungen und Gestalten, so wird man einer merkwürdigen Familienähnlichkeit aller untereinander gewahr. Im „Höferecht" — seiner ersten Erzählung — stehen sich zwei Brüder stiernackig gegenüber; es sind harte, spröde Menschen, diese Bauernsöhne; Charaktere, die nicht viel reden können, tief verschlossene Naturen, und das Unglück, das geschieht: der Brudermord, ist eine Folge dieser Herzensverhärtung, die sich nicht im erleichternden Erguß alles dessen, was das Herz zum Springen erfüllt, auflösen kann. Nichts als Trotz. In der längsten Erzählung der Sammlung „Die Wiedergeborenen", in der „Tochter Fortunat's" stehen sich zwei Liebende Jahre lang unverbunden gegenüber: sie fühlen instinktiv, daß sie sich lieben; aber beide sind sie gleich trotzige, spröde Menschen, die ein Geständniß der Liebe nicht über die Lippen bringen können. — Sie erdulden eher das Alleräußerste. Renatus wird aus Trotz Henker der Stadt Ravenna; Renata, die Tochter Fortunat's, läßt sich in ihrem trotzigen Stolze, der jede Rechtfertigung verschmäht, so ungerecht als nur möglich als Hexe verurtheilen, und erst der Tod, der vor der Thüre steht, schmilzt die Herzen dieser zwei wunderlichen Menschenkinder. Stierköpfiger Trotz ist das Motiv von David's Schauspiel „Hagars Sohn": grimmige und blindwüthige, die Gemeinheit und den Verrath nicht scheuende Erbitterung eines jungen Bauern gegen seinen natürlichen Vater.

Und so könnte man alle Erzählungen David's durchgehen und überall diese merkwürdige Familienähnlichkeit seiner Gestalten beobachten, allerdings zugleich auch bemerken, wie sehr und mit welchem Geschick der Dichter sich bestrebt, diesen seinen Grundcharakter zu variiren, zu adeln, interessant zu machen. So hat er einmal diesen harten Willen im Dienst des religiösen Fanatismus gezeichnet. „Der neue Glaube" schildert uns einen mystisch begeisterten Calvinisten, der gar kein Bedenken trägt, sich den Tod auf den Hals zu laden; aber mit seiner intensiven Energie und Begeisterung reißt er seinen im Willen schwächeren katholischen Richter mit sich hin, etwa wie der Hypnotiseur sich sein Medium unterjocht. Aus demjenigen, der ihn zum Tode verurtheilen soll, macht der Fanatiker einen tragisch anhänglichen Schüler. Diese gehaltvolle Erzählung ist eines der gelungensten Werke David's.

In einer anderen Geschichte, in „Gold", zeichnet J. J. David einen salzburgischen Bergknappen, den die leidenschaftliche und rührende Liebe zum Bergwerk dermaßen beherrscht, daß er ihr seine allertheuersten Gefühle und Ueberzeugungen opfert. Wie hier die unvernünftige und darum trostlose, unfruchtbare Energie des Willens, so hat David ein und das andere Mal die gleiche Kraft im Verein mit guten Trieben geschildert. Sein Meisterstück ist wohl die kleinste seiner Erzählungen, „Olivenholz". Darin wird Michel Angelo bei einem übermenschlichen Werke vorgestellt, nämlich als er ohne Skizze, ohne Entwurf, ohne Modell, ohne irgend ein Hülfsmittel unmittelbar in einen Felsen mit dem wuchtigen Schläger eine Pieta einzumeißeln unternimmt und das Werk in der That zum Theil ausführt. In seinem neuesten Buche, im Roman „Das Blut", schildert David, wie Trotz und Sprödigkeit in sensiblen Naturen erzeugt und großgezogen wird, und man muß sagen, dieser Theil seiner Darstellung ist ein kleines Meisterstück an psychologischer Feinheit und Gemüthstiefe. In den zwei Müttern der Erzählungen „Höferecht" und „Blut" ist die Sprödigkeit der Herzen bis in das Erhabene durchgeführt. Es sind Mütter, die nicht zärtlich sein können, zumal Frau Salome im „Blut"; sie können leidenschaftlich lieben, aber sie können oder wollen diese Liebe nicht zeigen. Der Gustav im „Höferecht" weiß, daß ihn die Mutter liebt, sie ist auch weicher; aber die Gabriele der zweiten Erzählung, die am unterdrückten und mißleiteten Schauspielerblut untergeht, weiß es nicht, ihr eigener Trotz macht sie blind und daraus entsteht das Unglück.

Kurz, wo man in der Phantasiewelt David's hinsieht, stößt man auf diese eigenthümlich starkwillige Menschenart, so daß man sagen muß: er gestaltet sie deswegen mit Vorliebe, weil er sie am besten kennt. Alle Dichter nämlich haben einige Grundtypen von Charakteren, die man in ihren Werken immer wieder findet. Das kommt daher, weil die Poesie die menschliche Innerlichkeit darzustellen hat, das Herz der Menschen, ihr Streben nach innerem Glück, nach Harmonie, ihren Kampf mit dem Gewissen, mit dem Ideal. Doch hat jeder Mensch von der Innerlichkeit der anderen Menschen nur so viel und so weit Kenntniß, als ihm die Eigenart und Beschränkung seines eigenen Wesens gewähren. Alle Menschenkenntniß ruht auf Selbsterkenntniß. David kennt wesentlich nur die willensstarken Naturen, die weicheren sind ihm schon viel fremder. Mit viel Geist hat er es verstanden, seinen von der Gnade der Natur erhaltenen Besitz auszumünzen und wahrhaft künstlerisch zu verwerthen. Halb bewußt, halb instinktiv hat sich seine Phantasie in einer Culturperiode festgenistet, die viele Willensmenschen besaß: die Reformation und die Renaissance. So gelangen ihm einige hervorragende Schöpfungen. Es war auch sein innerstes dichterisches Wesen, das ihn dahin führte, den Leidenschaften der religiösen Naturen nachzuempfinden, das Christenthum in seiner herbsten und unliebenswürdigsten Gestaltung, im Calvinismus, poetisch zu verwerthen, wie eben in der Frau Salome. Das muß gesagt werden, um zu zeigen, daß die Abhängigkeit David's von C. F. Meyer, die zumeist betont wird, auf einer tiefen inneren Verwandtschaft des jungen Wieners mit dem älteren Schweizer Dichter beruht, ebenso wie man von hier aus begreift, warum er auch von Anzengruber sich tief angeregt fühlen mußte, denn es ist ein verwandter Zug in ihm. Aber aus dieser starken Einseitigkeit David's lassen sich auch manche Mängel seiner Kunst erklären und die Art, in der sie auf uns wirkt.

Die Energie des menschlichen Willens ist allerdings der eigentliche Gegenstand der Poesie. Schon im „Laokoon" Lessing's wird es gelehrt: Handlungen darzustellen, ist die eigentliche Aufgabe des Dichters. Aber die Energie allein, wenn sie nicht im Dienste hoher Ideen steht, nicht edlen Zwecken gewidmet ist, wird immer unliebenswürdig erscheinen, und der Dichter, der die Charaktere nicht zu mischen versteht, so wie sie im wirklichen Leben gemischt erscheinen, geräth in die Gefahr der Abstraction, der Construction, in dieselbe Gefahr, die der sogenannte Gedankendichter, der sentimentale Reflexionsmensch zu gerathen pflegt, nur daß jener nicht aufhört Poet zu sein im strengen Sinne. Dieser Gefahr ist David nicht immer entgangen, seine Charaktere sind nicht immer gemischt genug und machen darum häufig — zumal in den „Wiedergeborenen" — einen kalten Eindruck. Sein Schauspiel „Hagar's Sohn" ringt uns zwar die Anerkennung ab, daß sich ein hoffnungsvolles Talent, das gewiß erfolgreich zu wirken berufen ist, darin offenbart, aber die unbezähmte, verbissene Wildheit seines Helden, der grimmige Grundton des ganzen unliebenswürdigen Schauspiels hindert uns am Warmwerden. Der junge Großknecht, der seinen herrischen natürlichen Vater darum haßt, weil dieser seine Mutter nicht heirathen und ehrlich machen wollte, und der sich dann tückisch am Vater dadurch rächt, daß er im Kriege verrätherisch handelt und unschuldige Mitkämpfer dem Verderben preisgibt: dieser Christian kann uns weit weniger tragisch ergreifen, als sein nicht viel besserer, aber immerhin inter-

essanter Vater. Hier wird die Energie zur Rohheit und stößt uns ab — trotz aller Talente des Dichters. Das ist also ein Fehlgriff im Stoff.

Die trotzige Gedrungenheit, die Verdichtung der Kraft, die Sprödigkeit und Sparsamkeit im Ausdruck sind auch die eigenthümlichsten Merkmale des Stiles, den sich David im Vers und in der Prosa mit viel Sorgfalt und Kunst geschaffen hat. Gewiß verdient dieser Stil alles Lob und ist jedenfalls bedeutender als der Stil der Schwätzer, die nie fertig werden, wenn sie einmal zu reden angefangen haben. David's bestes Theil ist überhaupt sein Kunstverstand, sein Formsinn, der sich überall zeigt, und diesem Vermögen hat er es wohl zu danken, daß man seine Begabung höher geschätzt hat, als die der oben genannten Erzählerinnen, die nicht so selbstkritisch sind und die Form mit keiner solchen Sicherheit meistern. Dieser Kunstverstand bewahrte ihn auch vor manchen Verirrungen der Naturalisten, z. B. vor ihren langweiligen Schilderungen und Malereien. Aber man kann auch ein zuviel des Guten thun, und dadurch wieder sich um die schöne Wirkung bringen. Aus Furcht vor der Breite ist David so knapp, daß man oft eine künstlerisch nothwendige Ausführung der Situation schmerzlich vermißt. Es ist die Gestaltung des Zuständlichen ebenso Pflicht des Poeten, wie die Darstellung von Handlungen. Der rechte Dichter verweilt auch gern im Anblicke einer schönen Gestalt, im Gefühle einer warmen Stimmung. David kann es zwar auch; er weiß z. B. im „Höferecht" das Colorit eines Studentenkaffeehauses trefflich festzuhalten; ebenso enthält der Roman „Das Blut" gute poetisch-malerisch gesehene Bilder, z. B. den Weidenbaum hinter dem Brauhause am See, wo die Kinder spielen, oder das Bild der Ueberschwemmung. Im Allgemeinen aber schätzt David diese Seite der Erzählungskunst zu gering — am empfindlichsten in den „Wiedergeborenen" — so daß er oft nur eine Skizze anstatt eines ausgeführten Bildes zu geben scheint. Man kommt da zu keinem rechten Behagen und behält die Erzählung im Gedächtniß nur nach der zweiten und dritten Lectüre, die erst zeigt wieviel David comprimirt hat. Seinen Figuren mangelt es deshalb häufig an der rechten Plastik, wir werden nicht genug vertraut mit ihnen. Soviel Respekt uns auch die alten italienischen Novellisten abfordern, so muß man doch David's ihnen nachgeahmten Stil als einen Rückschritt gegen die neuere Erzählungskunst bezeichnen. Die deutsche Novelle, wie sie von Heyse, Storm, Keller und Meyer ausgebildet worden ist, gewährt uns reichlicheren Genuß als jene alte, weil sie zu der Spannung durch die Fabel auch noch die tiefere und mannigfaltigere Theilnahme an den Charakteren gebracht hat; dagegen nimmt sich die alte Form wie leer aus. Und am gleichen Fehler seiner Tugend leidet die Lyrik David's: sie ist echt, aber herb, weil unmalerisch, nicht gegenständlich, weil der Sänger sehr selten aus sich heraustritt und uns zum Anschauen der Dinge zwingt; sie ist immer sachlich, wesentlich, aber ohne Bilder, man möchte sagen: so calvinistisch streng wie David's Lieblingsfiguren. Und David, der nichts weniger als ein naiver Künstler ist, weder nach seiner Schule, noch nach seinem grüblerisch kritischen Naturell, trifft daher selbst das richtige in der Charakteristik, die sein Gedicht: „Mein Lied" von seiner Lyrik gibt. Es lautet:

Ich weiß, mein Lied wird nie gesungen
Von jungen Stimmen hell im Chor;
Doch sagt's, vom Dämmern lind bezwungen,
Vielleicht ein Träumer gern sich vor.
Ob Vieles zur Vollendung fehle,
Er hört, in Lauten trüb und bang,
Das Athmen einer müden Seele,
Das hart um Licht und Leben rang.
Es dunkelt. Und wenn lind und leise
So Form wie Farbe rings verschwimmt,
Erklingt in seiner Brust die Weise,
So dämmerfroh und unbestimmt.
Und wenn dann, tief in seinem Innern,
Ein Abglanz meinem Lied entsteht,
Soll er des Dichters sich erinnern,
Deß Name längst im Wind verweht.

Wir können uns in dieser Gesammtcharakteristik nicht auf eine weitere Analyse dieser Lyrik einlassen, die trotz mancher unbegreiflicher Mängel in der Sprache doch sehr beachtenswerth ist. Soviel ist uns klar geworden, daß in David eine originelle dichterische Kraft wirkt, die von einem kunstverständigen Geiste gelenkt wird. David ist noch jung, er steht im 34. Lebensjahre, am Beginne seiner Dichterlaufbahn, und an einzelnen Ansätzen erkennen wir die Richtung, die er naturgemäß zu nehmen hat. Er muß weicher werden, die Gebundenheit seiner Seele, die einseitige Concentration auf die energische Darstellung der Energie muß sich lösen. Es ist eine große Tugend, nicht sentimental, nicht rhetorisch zu sein, sie ist auch sehr selten, diese Tugend. Aber das äußerste Gegentheil der Sentimentalität: die bäurische Trotzigkeit ist auch nicht schön. Künstlerisch muß sich dieses Erwachen aus der medusenhaften Erstarrung dadurch äußern, daß David behaglicher und minder anspruchsvoll darstellt. Gelingt es ihm, einen Tropfen Humor in seine Dichtungen zu bringen — persönlich hat er ja mehr als einen — dann darf man von ihm wohl das Beste erwarten. Denn er ist kein Satiriker, sondern ein wahrer Dichter; seine Poesie wurzelt in der Liebe zu den Menschen, nicht im Hasse; darum allein ist sie echt, wenn auch spröde. Und im Sonnenschein der Anerkennung, der ihm nun hell leuchtet, wird auch diese Sprödigkeit schmelzen.

Neue Darstellungen der deutschen Geschichte.

Von Richard Bethge.

„Keinem Kenner der historischen Literatur ist es verborgen," schreibt der Herausgeber des hier zu besprechenden Werkes*) im Vorwort, „welches dringende Bedürfniß eine vollständige, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechende deutsche Geschichte sei." Gewiß, keinem Kenner kann dies verborgen sein; aber auch außerhalb des Kreises der Fachhistoriker hat sich diese auffallende Lücke unserer sonst so überreichen geschichtlichen Literatur sicherlich schon manchem fühlbar gemacht. Einer umfassenden, zuverlässigen, in allen Theilen auf der Höhe der Forschung stehenden Darstellung unserer Geschichte bedürfen auch die Vertreter anderer Wissenschaften, der Germanist, der Theologe, der Jurist; namentlich der letztere wird jetzt, nachdem durch neuere Ministerialbestimmung die bei der juristischen Prüfung zu stellenden Ansprüche an die Kenntniß deutscher Geschichte erheblich gesteigert sind, schon aus diesem Grunde sich nach einem wirklich brauchbaren Buche umsehen müssen. Aber der Interessentenkreis für ein solches Werk ist noch ein ungleich größerer; der Gebildete jedes Berufes, dem es um ein Verständniß unserer nationalen Entwickelung ernstlich zu thun ist, kann sich nicht mit den landläufigen Handbüchern für die mehr oder minder reife Jugend begnügen. An derartigen, die Erweckung patriotischer Gesinnung mehr noch als eigentliche Belehrung bezweckenden, z. Th. auch ganz hübsch und lesbar geschriebenen Hilfsmitteln ist allerdings durchaus kein Mangel; aber Lesebücher wie die von David Müller und Kohlrausch oder Bilderbücher wie das Stacke'sche entsprechen doch nur sehr bescheidenen Bildungsbedürfnissen; der gereifte, gebildete Mann, der über seines Volkes Werden und Wachsen eine klare, lebendige und wissenschaftlich gesicherte Anschauung sucht, braucht ein umfassendes gründliches Werk, das auf alle Fragen, die von den wechselnden Standpunkten der so reich entwickelten, vielseitigen, beweglichen Gegenwart aus an die Vergangenheit unseres Volkes gestellt werden können, diejenige Auskunft ertheilt, welche die Wissenschaft heute zu bieten vermag.

Längst hat man — zuletzt noch Wilhelm Scherer — auf den merkwürdigen Unterschied zwischen der Behandlung der Lite-

*) Handbuch der deutschen Geschichte. In Verbindung mit R. Bethge, W. Schultze, H. Hahn, C. Köhler, F. Großmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch, A. Kleinschmidt, herausgegeben von Bruno Gebhardt, zwei Bände. Stuttgart, Union, deutsche Verlagsgesellschaft.

raturgeschichte Deutschlands und derjenigen seiner politischen Geschichte hingewiesen: während auf die große Blütheperiode unserer Literatur, die mit Goethe's Tode schließt, gleichsam als Epilog das großartige Werk von Gervinus folgte, hat die Neugründung des deutschen Reichs eine auf gleicher Höhe stehende Darstellung der politischen Geschichte unseres Volkes nicht hervorgerufen, wohl aber das Bedürfniß einer solchen noch fühlbarer gemacht. Doch vielleicht mußte die ganze auf den Namen Bismarck lautende Aera, die in dem Jahre 1871 nicht ihren Abschluß, sondern ihren Höhepunkt hat, erst abgelaufen sein, ehe die aus den großen Ereignissen resultirende nationale Begeisterung sich mit derjenigen Ruhe wissenschaftlicher Betrachtung vereinigen konnte, welche zur Lösung einer so hohen Aufgabe der Geschichtschreibung erforderlich war. Inzwischen vollzog sich in unserem öffentlichen Leben der Umschwung, durch welchen die sozialen und wirthschaftspolitischen Fragen in den Mittelpunkt des Interesses rückten, und damit treten neue, dringende Gesichtspunkte und Aufgaben auch an die unserer Vergangenheit gewidmete Thätigkeit der Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber heran. Immer allgemeiner wurde die Ueberzeugung, daß neben den großen geistigen Strömungen und nationalen Regungen die wirthschaftlichen Bedürfnisse eine der elementaren, treibenden Kräfte der geschichtlichen Bewegung darstellen; eine deutsche Gesammtgeschichte, die auf den heutigen Leser überzeugend wirken sollte, durfte dieses Gesichtspunktes nicht entrathen. Die Arbeit unserer historischen Nationalökonomen, der Roscher, Haussen und Schmoller, mußte auch den vergangenen Perioden unserer Geschichte zu Gute kommen, wie das ja in einigen werthvollen Arbeiten über einzelne Zeiträume, namentlich in den Werken des unvergeßlichen, in weiteren Kreisen allzu wenig gekannten K. W. Nitzsch, auch früher schon geschehen war. Da treten — ein rechtes Zeichen des dringenden Bedürfnisses — etwa zu gleicher Zeit zwei jene Lücke ausfüllende, den angedeuteten Gesichtspunkten Rechnung tragende Werke auf den Plan, beide auf strengwissenschaftlichem Boden erwachsen, aber beide über den Kreis der Fachgelehrten hinaus an ein größeres Publikum der Gebildeten sich wendend: die Deutsche Geschichte von Karl Lamprecht*) und das Handbuch der deutschen Geschichte, mit einer Reihe von Mitarbeitern herausgegeben von dem auch den Lesern dieser Zeitschrift aus historischen Aufsätzen bekannten Bruno Gebhardt. Beide Werke können friedlich neben einander bestehen; sie sind bei größter Verwandtschaft in ihren Endzielen doch in ihren Ansprüchen und ihrer Anlage zu verschiedenartig, als daß sie sich gegenseitig kleinliche Concurrenz machen könnten.

Lamprecht und Gebhardt stimmen in den Endzielen, sagte ich soeben, überein: beide wollen eine gründliche, wahrheitgemäße, von allen außer der Sache liegenden Tendenzen freie Darstellung ihres Stoffes mit ausgiebiger Benutzung aller wissenschaftlichen Hilfsmittel geben, beide wollen die Geschichte unseres Volkes vollständig erzählen, von dem sich allmählich einigermaßen lichtenden Dunkel seines Ursprunges an bis auf die jüngstgeschehenen Wandelungen seiner Geschicke, beide endlich sind voll durchdrungen von der centralen Stellung und Wirksamkeit der wirthschaftlichen Kräfte. Aber schon in der Ausführung dieser gemeinsamen Grundsätze zeigen beide Bücher wesentliche Verschiedenheiten. Das Lamprecht'sche Buch tritt — und es ist durch die außerordentliche Begabung und immense Gelehrsamkeit des Verfassers dazu voll berechtigt — mit höheren Ansprüchen auf als bloß eine Wiedergabe der bisher gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse zu bieten, während das Gebhardt'sche Buch sich mit der Erfüllung dieser Aufgabe bescheiden begnügen will. Jenes Werk führt, überall auf der Höhe der heutigen Forschung stehend, diese selbst weiter durch eigenartige, überall fesselnde, oftmals überkühne Untersuchungen in glänzend geistreicher Diktion, es ist gleichsam in Feiertagsstimmung geschrieben und wendet sich an sinnige Leser, die seiner Lectüre die beschaulichen Stunden reiner Muße widmen und in seine eigenthümlichen Gedankengänge sich nachempfindend vertiefen können, auch wo wissenschaftlicher Widerspruch sich regt; es ist ebenso sehr eine künstlerische wie eine wissenschaftliche Leistung. Dem gegenüber erscheint das andere Werk hausbackener sozusagen; es macht weder Anspruch darauf, ein historisches Kunstwerk zu sein, noch will es ein Abbild der deutschen Geschichte, wie sich in einem sehr individuell ausgeprägten Kopfe darstellt, dem Leser aufzwingen, sondern es will vor allem belehren, die geschichtlichen Ereignisse und Zustände darstellen, die schwebenden Controversen behandeln, so daß dem Leser in jedem einzelnen Falle der Grund der getroffenen Entscheidung durchsichtig wird; kurz, es will nicht eine Lectüre für die Feiertage, sondern ein brauchbares Rüstzeug für die Werkeltagsarbeit sein. Auch in der Behandlung der wirthschaftlichen Fragen macht sich ein erheblicher Unterschied zwischen den beiden Werken bemerkbar: im Handbuch sind sie ohne Bevorzugung nüchtern neben den andern großen Fragen, welche das geschichtliche Leben bedingen, erörtert, wogegen Lamprecht, von der nationalökonomischen Strömung der Gegenwart fortgerissen, über den weitausgesponnenen und oft bloß construirenden wirthschaftsgeschichtlichen Digressionen die eigenste Aufgabe der Geschichtschreibung, zu erzählen, zu „sagen, wie es eigentlich war", oftmals fast aus den Augen verliert. Alles in allem wird Lamprecht's Buch dem mit der deutschen Geschichte gründlich Vertrauten einen hohen geistigen Genuß und vielseitige Anregung gewähren, dem Zwecke solider Belehrung, bequemer und zuverlässiger Orientirung, täglicher Benutzung zum wissenschaftlichen oder praktischen Handgebrauch entspricht es nicht — womit ich nichts weniger als einen Tadel aussprechen will.

Gerade in diesen Dingen, die dem großartig angelegten Werke Lamprecht's abgehen, sucht das von Gebhardt herausgegebene Handbuch seine Daseinsberechtigung; in ihnen liegt auch die Rechtfertigung einer Eigenthümlichkeit dieses Werkes, welches vielleicht zuerst Befremden erregen mag: ich meine die Vertheilung des Stoffes unter eine ganze Anzahl (zwölf) Gelehrter, deren jeder ein bestimmt abgegrenztes Gebiet zu selbständiger Bearbeitung übernommen hat. „Neben möglichster Kürze," äußert sich der Herausgeber, „die zugleich mit möglichster Vollständigkeit verbunden sein sollte, kam es vor Allem darauf an, daß das Werk den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniß wiederspiegelt. Bei der ausgedehnten und stets wachsenden Literatur der deutschen Geschichte ist es klar, daß ein einziger Gelehrter eine solche Darstellung zu verfassen kaum im Stande sei, da es einerseits fast unmöglich ist, den ganzen Stoff in seinen Einzelheiten zu beherrschen, andererseits die Gefahr vorliegt, daß bei der langen Zeit, die eine solche Arbeit erfordert, bald große Abschnitte veraltet sein würden." Diese Gefahr lag um so näher, als das Werk zwar in erster Reihe die politische Entwickelung in das Auge fassen, aber doch auch die rechtliche, wirthschaftliche und geistige gehörigen Ortes berücksichtigen sollte. In der That, wie sollte wohl ein Mann, und wäre er der gelehrteste und begabteste, den ganzen zweitausendjährigen Entwickelungsgang aller dieser Dinge quellenmäßig und mit vollständiger Kenntniß der unendlich zersplitterten Speziallitteratur in dem Maße kennen und mit selbständigem Urtheil beherrschen, wie es der Zweck eines Handbuches erfordert? Ich darf wohl hierin auf das Lamprecht'sche Buch exemplifiziren, ohne mich einer Ungerechtigkeit gegen den von mir ungemein geschätzten Verfasser schuldig zu machen. Wenn es einen durch vielseitige Bildung außerhalb des fachwissenschaftlichen Gebietes hervorragenden Historiker gibt, so ist es Lamprecht; und gerade der Fachhistoriker mag über diese vielseitige Gelehrsamkeit staunen. Aber derjenige, der gerade auf diesen hier in Frage kommenden, der eigentlichen Geschichte ferner liegenden Gebiten der Sprachwissenschaft, Germanistik und Alterthumskunde sein Arbeitsfeld findet, kann doch nicht verkennen, daß Lamprecht sich mehr mit gewissenhaftem Fleiße in diese Fächer hineingearbeitet hat, als daß er sie wirklich innerlich beherrscht; Mißverständnisse und Spuren mangelnden eigenen Urtheils begegnen mehrfach. Ich will hier schweigen von der Benutzung der vergleichenden Sprachforschung, wobei mancherlei Unklarheiten unterlaufen, aber noch einen der eigentlichen Geschichte näher

*) Erster Band. Berlin, Gaertner's Verlagsbuchhandlung.

liegenden Punkt hervorheben: jeder Sachkundige weiß, daß in Betreff der Gliederung der altgermanischen Stämme, ihrer Wohnsitze und anderer hierfür einschlägiger Fragen in den bisherigen Geschichtsbüchern (auch bei Kaufmann, Arnold und Dahn) ganz confuse, größtentheis völlig verkehrte Vorstellungen herrschen und den Lesern überliefert werden. Es ist ein wirkliches Verdienst Lamprechts, daß er das richtig erkannt hat und in seinem Werke durch ausgiebige Verwerthung der großartigen Forschungen Müllenhoff's (im zweiten Bande der Deutschen Alterthumskunde) besser zu machen sich bemüht, was ihm ja im Ganzen auch wohl gelungen ist; aber dabei widerfährt es ihm doch, daß er alten abgestandenen Kohl wieder aufwärmt, z. B. die keltischen Stämme der Tungern und Nervier zu Germanen macht (S. 66)! Offenbar hat er Müllenhoff's Auseinandersetzung gerade über diesen mit der Frage nach dem Ursprung des Namens „Germanen" zusammen hängenden Gegenstand nicht recht verstanden; denn daß er für die germanische Zugehörigkeit der genannten Stämme gegenüber Müllenhoff besondere Gründe hat, erscheint mir undenkbar; auch hätte es zu deren Angabe nur einer Anmerkung bedurft. Derartige Versehen werden sich wohl in anderen mir weniger geläufigen Dingen auch sonst noch finden und gewiß auch in den künftigen Bänden nicht fehlen; in Wahrheit thun sie ja auch dem Werthe des Werkes keinen Abbruch, das mehr durch die Weite und Neuheit der Gesichtspunkte, durch die Großartigkeit seines Wurfes als durch peinliche Correctheit in jeder Einzelheit und Kleinigkeit wirken will. Aber gerade für diese Dinge, die man in einem so groß angelegten Werke unbeachtet läßt und nicht sucht, verlangt man in einem zum Nachschlagen und zum Handgebrauch bestimmten Buch präcise und zuverlässige Auskunft. Zeigt es sich also, daß selbst eine so ungewöhnliche Arbeitskraft und Gelehrsamkeit, wie diejenige Lamprecht's den überreichen Stoff nicht bis in alle Einzelheiten beherrschen kann, so war dies für andere erst recht unmöglich. In dieser richtigen Erkenntniß hat es Gebhardt vorgezogen, als er den Plan des Handbuches gefaßt hatte, eine größere Anzahl von Fachmännern heranzuziehen, die nach einer genauen, den Umfang der einzelnen Theile sorgfältig abgrenzenden Disposition die einzelnen Abschnitte, sofern diese ein einigermaßen einheitliches und selbständiges Arbeitsgebiet darstellten, zur Ausarbeitung übernahmen. Welche Vortheile für die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit im Einzelnen aus dieser Arbeitstheilung erwachsen mußten, liegt zu sehr auf der Hand, als daß es weitläufig auseinandergesetzt werden müßte; aber es war nicht zu verkennen und der Herausgeber hat es sich nicht verhehlt, daß ebendaher auch gewisse Mißstände sich ergeben würden. Es versteht sich von selbst, daß ein aus Arbeiten zwölf verschiedener Verfasser zusammengesetztes Werk nicht einen so streng einheitlichen Charakter tragen kann wie das Buch eines Mannes. Die Aufstellung eines genauen Arbeitsplanes, an den sich jeder Mitarbeiter binden mußte, suchte diese Gefahr auf das geringste Maß zu beschränken; freundliche, gegenseitige Berücksichtigung der Mitarbeiter untereinander und die ausgleichende Thätigkeit des Herausgebers thaten das übrige. Wenn trotzdem einige Unebenheiten, Wiederholungen und Widersprüche in der Auffassung derselben an mehreren Stellen des Buches zu erwähnenden Fragen und ähnliche Dinge von geringerer Bedeutung stehen geblieben sind, so wird hierin sicherlich der einsichtige Leser auch ein nachsichtiger sein: diese Spuren der Zusammenarbeit Verschiedener werden sich in einer etwa nöthigen zweiten Auflage vielleicht gänzlich beseitigen lassen. Eins freilich wird gänzlich nicht beseitigt werden können, die Verschiedenheit in der Arbeitsart und Darstellungsweise der einzelnen Verfasser. Doch haben diese sich auch hierin bemüht mit Hintansetzung persönlicher Wünsche und Neigungen sich dem Plane des Ganzen möglichst anzupassen; am wenigsten ist dies in den von Herrn Professor Kleinschmidt bearbeiteten Abschnitten (Zeitalter Friedrichs des Großen, Revolutionszeitalter, Zeitalter Napoleons und der Befreiungskriege) geschehen, für welche im Falle einer zweiten Auflage eine gründliche Umarbeitung wünschenswerth erscheint, um sie den übrigen Theilen des Werkes conformer zu gestalten. Nicht als ob ich die wissenschaftliche Zuverlässigkeit dieser Abschnitte beanstanden wollte — darüber traue ich mir ein selbständiges Urtheil für diese Periode nicht zu —; aber wie vielfache Benutzung mich gelehrt hat, ist hier nicht jene Reichhaltigkeit des Details und jene umfassende Berücksichtigung der wissenschaftlichen Streitfragen vertreten, welche man in einem „Handbuch" erwarten muß und für deren Mangel die geistreich lebendige Darstellung doch nicht ein ausreichender Ersatz ist. Im Uebrigen die Beiträge der einzelnen Mitarbeiter nach ihrem wissenschaftlichen Gehalt zu beurtheilen, entspricht nicht der Reserve, die mir als Mitarbeiter des Werkes obliegt; es entzieht sich auch meiner Competenz und würde über die einer Besprechung in diesem Blatte gezogenen Grenzen hinausgehen. Des einen darf sich jeder Benutzer versichert halten, daß ihm durchweg dasjenige geboten wird, was auf Grund der heutigen Forschung nach der gewissenhaften und wohldurchdachten Ueberzeugung der mitarbeitenden Fachleute das Gesichertste und Zuverlässigste ist. Die Eintheilung des Ganzen in Paragraphen, wie es sich für ein Handbuch schickt, die Eintheilung der letzteren in einen großgedruckten Theil, der das Allgemeine, und einen kleingedruckten, der das Detail, die wissenschaftlichen Controversen und die Angabe der Spezialliteratur enthält, ein spezialisirtes Inhaltsverzeichniß vor jedem der beiden Bände und ein reichhaltiges Register erleichtern die Benutzbarkeit des Buches in wünschenswerthester Weise. Die Ausstattung in Papier und Druck verdienen, wie bei allen Werken dieses Verlages, in Anbetracht des billigen Preises volles Lob.

So möge denn dies Werk treuen und anspruchslosen Fleißes, gründlicher Sachkenntniß und praktischer Einsicht das Ziel erreichen, das der Herausgeber ihm gesteckt hat: die Kenntniß der deutschen Geschichte zu verbreiten, aus der vaterländische Gesinnung und politische Reife erwächst.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Drei Sterbende.

Erzählung von Graf Leo Tolstoi.

I.

Im Herbste war es. Auf der Poststraße fuhren zwei Wagen im raschen Trab. Im vordern, einer geschlossenen Reisekutsche, saßen zwei Frauen. Die eine, die Herrin, war blaß und mager, die andere, deren Kammerjungfer, voll und stark und hatte ein rothbackiges Gesicht. Unter ihrem verblichenen Hütchen hervor quoll ihr kurzes Haar, das sie mit ihrer rothen, in einem zerrissenen Handschuh steckenden Hand von Zeit zu Zeit ungeduldig zurückwarf. Ein buntwollenes Tuch bedeckte ihre volle Brust; ihre ganze Gestalt strotzte von Gesundheit. Mit den schwarzen Augen schaute sie bald durch die Scheiben auf die vorüberfliegenden Felder, bald musterte sie verstohlen ihre Gebieterin oder blickte ungeduldig in die Ecken des Wagens. Vor ihrer Nase baumelte der an einem Netze angebundene Hut der Herrin, auf ihrem Schoße lag ein Hündchen, ihre Füße hatte sie auf den am Boden des Wagens hoch aufgehäuften Körbchen und Koffern, auf denen sie im Takt zum Rasseln der Räder und Klirren der Scheiben leise trommelten.

Mit auf dem Schooße gefalteten Händen, die Augen geschlossen, durch die Bewegungen des Wagens leise geschaukelt, saß die Herrin gestützt auf die hinter ihrem Rücken aufgehäuften Kissen, und ihr Gesicht verzog sich schmerzlich, wenn ein Husten sie befiel. Der Kopf war mit einem weißen Nachthäubchen bedeckt, ihren zarten, blendenden Hals umschlang ein blaues Halstuch, ein gerader, unter dem Häubchen hervorschauender Scheitel theilte die röthlich, sorgfältig pomadirten Haare zu beiden Seiten der Schläfen. Es lag etwas Trockenes, Abgestorbenes in der Blässe dieses Scheitels. Ihre feinen, hübschen Züge deckte eine welke, gelbe Haut, die sich auf Wangen und Backenknochen verrätherisch röthete. Die trockenen

Lippen zuckten unruhig, spärliche Wimpern verbrämten die Lider und das Reisekleid hing in geraden Falten über der eingefallenen Brust. Trotz der geschlossenen Augen drückte ihr Gesicht Mattigkeit, Gereiztheit und zur Gewohnheit gewordenes Leiden aus.

Der Diener schlief halb liegend auf dem Bocke, von dem aus der Postillon mit lautem Schreien ein kräftiges, schweißtriefendes Viergespann lenkte und sich von Zeit zu Zeit nach dem Postillon der hinter ihm fahrenden Kalesche umsah. Auf dem aus Kalkstaub gebildeten Schmutze der Straße ließen die Räder breite, gleichmäßig von einander abstehende Spuren zurück, welche ihnen nachzueilen schienen. Der Himmel war kalt und grau, ein feuchter Nebel senkte sich auf die Felder. Im Wagen war es dumpf und roch nach Kölnischwasser und Staub. Die Kranke lehnte ihren Kopf zurück und öffnete langsam ihre großen, glänzenden, dunklen Augen. „Schon wieder!" sagte sie und stieß ungeduldig mit ihrer schönen, mageren Hand einen Zipfel vom Mantel der Dienerin zurück, der ihre Füße berührt hatte, wobei ihr Mund wie im Schmerze zuckte. Matrjona zog mit beiden Händen ihren Mantel, hob sich auf ihren derben Füßen empor und setzte sich etwas zurück. Ihr frisches Gesicht bedeckte sich dabei mit Röthe.

Die Augen der Kranken folgten begierig den Bewegungen des Mädchens. Sie stützte sich mit beiden Händen auf den Sitz, um sich zu erheben und höher zu setzen, aber die Kräfte versagten, der Mund krümmte sich und ein Ausdruck ohnmächtigen Spottes verzerrte ihr Gesicht. „Du hättest mir doch mindestens helfen können! . . . Ach! . . . nicht mehr nöthig! ich kann schon selbst! Thu' mir bloß den Gefallen und häufe ein andermal nicht solche Berge hinter mir auf! Nein, laß es jetzt, Du verstehst es doch nicht besser!" Die Herrin schloß die Augen, öffnete sie aber rasch wieder und sah ihre Gefährtin an. Matrjona beobachtete sie verstohlen und biß sich auf die rothe Unterlippe. Ein schwerer Seufzer hob mühsam die Brust der Kranken und endete in einem Hustenanfall. Sie wandte sich ab, ihr Gesicht verzog sich schmerzhaft, und sie griff mit beiden Händen an die Brust. Als der Husten vorüber war, schloß sie wieder die Augen und saß wie früher unbeweglich da. Beide Wagen fuhren jetzt in ein Dorf ein. Matrjona zog ihre dicke Hand unter dem Tuch hervor und bekreuzte sich.

„Was ist's?" fragte die Herrin.

„Eine Station, gnädige Frau."

„Warum Du Dich bekreuzest, frage ich."

„Da ist eine Kirche, gnädige Frau."

Die Kranke wandte sich zum Fenster, bekreuzte sich langsam und sah mit weit geöffneten Augen auf die große Dorfkirche, vor welcher sie soeben vorüberfuhren.

Kutsche und Kalesche hielten vor dem Posthause. Der Gatte der Kranken und der Arzt stiegen aus der Kalesche und traten an den Wagenschlag.

„Wie geht es Ihnen?" fragte der Arzt, indem er ihr den Puls fühlte.

„Nun, Liebste, bist Du müde? Willst Du aussteigen?" fragte der Gatte in französischer Sprache, während Matrjona alle Bündel zusammen faßte und sich in die Ecke drückte, um die Unterhaltung nicht zu stören.

„So . . . immer dasselbe," antwortete die Kranke. „Ich steige nicht aus." Der Mann stand noch eine Weile am Wagenschlag und ging dann in das Postgebäude. Matrjona sprang aus dem Wagen und lief auf den Fußspitzen durch den Schmutz in das Hosthor.

„Wenn es auch auch mir schlecht geht, sollen Sie doch frühstücken," sagte mit einem leisen Lächeln die Kranke zum Arzte, der noch bei ihr stand. „Niemand kümmert sich um mich," fügte sie leise hinzu, als der Arzt sich entfernt hatte und anfangs langsam, zuletzt eilig die Stufen zum Stationsgebäude hinaufgestiegen war. „Ihnen ist wohl — alles Andere geht sie nichts an. O, mein Gott!"

„Nun, Eduard Iwanowitsch," sagte der Gatte zu dem eintretenden Arzt und rieb sich vergnügt die Hände. „Ich habe mir den Weinkorb hereinholen lassen. Was sagen Sie dazu?"

„Gar kein schlechter Gedanke."

„Nun, und sie?" fragte der Gemahl seufzend und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Ich sagte es ja, daß sie kaum nach Moskau kommen wird, von Italien gar nicht zu reden, namentlich bei diesem Wetter."

„Was kann ich dafür! Mein Gott! O, mein Gott!" stöhnte der Gatte und bedeckte die Augen mit der Hand. „Gieb her!" rief er dem Diener zu, der den Weinkorb brachte.

„Sie hätten zu Hause bleiben sollen," sagte achselzuckend der Arzt.

„Ja, was konnte ich dazu thun!" wiederholte der Gatte, „ich that Alles, um sie von der Reise abzuhalten. Ich sprach von den großen Ausgaben, von den Kindern, die wir verlassen müßten, von meinen Geschäften — doch sie wollte nichts hören. Sie schmiedet Pläne für ihren Aufenthalt im Ausland, als wäre sie eine Gesunde, und wer sie über ihren Zustand aufklären wollte, gäb' ihr den Todesstoß."

„Verloren ist sie ohnehin, daß müssen Sie ja wissen, Wassili Dmitrijewitsch. Der Mensch kann ohne Lunge nicht leben und die Lungen wachsen nicht wieder. Traurig, aber nicht zu ändern! Meine und Ihre Aufgabe ist jetzt nur noch, ihr das Ende möglichst zu erleichtern. Den Beichtvater sollte man rufen lassen."

„O, mein Gott! so versetzen Sie sich doch in meine Lage! Ich soll sie bitten, ihren letzten Willen . . . nein, geschehe, was da will, ich sage es ihr nicht! Sie wissen ja, wie gut sie ist . . ."

„Versuchen Sie es, sie zum Aufschub der Reise wenigstens bis zur Schlittenbahn zu bewegen," sagte der Arzt, „sonst kann es unterwegs schlimm gehen." — — —

„Axiuscha, Axiuscha!" kreischte die Postmeisterstochter und trampelte ungeduldig über die schmutzige Hintertreppe. „Komm, Axiuscha, wir wollen uns die Gutsherrin aus Schirkin ansehen. Sie sagen, sie sei brustkrank, darum bringe man sie in's Ausland. Ich habe noch nie eine Schwindsüchtige gesehen."

Sie sprang auf die Schwelle, reichte der Schwester die Hand und Beide liefen zum Thor. Langsam gingen sie am Wagen vorbei und sahen zum offenen Fenster hinein. Die Kranke hatte das Gesicht ihnen zugewandt, aber als sie die neugierigen Blicke der Mädchen bemerkte, runzelte sie die Stirn und kehrte sich ab.

„Herr, du mein Gott!" rief die Kleine und sah rasch auf die andere Seite. „Wie war sie früher schön, und was ist aus ihr geworden! Sie ist ordentlich unheimlich. Hast Du sie gesehen, Axiuscha, hast Du sie gesehen?"

„Ja, und wie abgemagert!" versetzte die Schwester. „Wir thun so, als gingen wir zum Brunnen, um sie noch mal zu sehen. Siehst Du, sie wendet sich ab, aber ich habe sie doch gesehen. Wie schade, Mascha!"

„Ja, und dann dieser Schmutz!" antwortete Mascha, und Beide liefen durch das Thor zurück. — — —

Ich sehe wohl abschreckend aus, dachte die Kranke. Ach, nur schneller, schnell über die Grenze, dort werde ich bald wieder gesund!

„Nun, mein Schätzchen, wie geht's?" fragte der Gatte und trat mit vollen Backen kauend an den Wagen.

„So so," murmelte sie zwischen den Zähnen und in Gedanken fügte sie hinzu: Immer ein und dieselbe Frage, und dabei steht er und kaut.

„Weißt Du, mein Herzchen, ich fürchte, bei diesem Wetter kann Dir die Reise schaden. Eduard Iwanowitsch ist auch dieser Meinung. Sollen wir nicht lieber umkehren?"

Sie wurde ärgerlich und gab keine Antwort.

„Das Wetter bessert sich und vielleicht auch der Weg; Du wirst Dich unterdessen erholen, und wir reisen dann alle zusammen."

„Unsinn, ohne Deinen Rath von Anfang an wären wir jetzt in Berlin und ich längst wieder gesund."

„Nu ja, mein Engel, aber es war ja nicht möglich, Du weißt. Wenn Du jetzt noch einen Monat warten wolltest, würdest Du Dich famos erholen; ich hätte Zeit, meine Geschäfte zu ordnen, wir nähmen dann die Kinder mit . . ."

„Die Kinder sind gesund, ich aber nicht."

„Aber so bedenke doch, mein Herz, wenn bei diesem Wetter Dein Zustand sich unterwegs verschlimmert, was dann? . . . Zu Hause wenigstens . . ."

„Was denn zu Hause? . . . Zu Hause sterben?" fiel die Kranke heftig ein. Das Wort „sterben" erschreckte sie augenscheinlich. Sie sah

mit ihren großen Augen flehend zum Mann empor, der den Blick senkte und schwieg. Der Mund der Kranken verzog sich in kindischem Schmollen, und Thränen stürzten aus ihren Augen. Er bedeckte sein Gesicht mit dem Taschentuch und entfernte sich schweigend.

„Nein, ich reise," sagte sie entschieden, blickte zum Himmel auf, faltete die Hände und flüsterte unzusammenhängende Worte. „Mein Gott, mein Gott!" sprach sie, „wofür?" und begann noch mehr zu weinen. Sie betete lang und inbrünstig; aber der Schmerz und die Angst in ihrer kranken Brust wurden nicht besser. Der Himmel, die Felder, der Weg blieben gleich düster und grau. Derselbe Herbstnebel breitete sich unverändert über den Schmutz des Weges, über die Dächer, über den Wagen und über die Schafpelze der Postknechte, die mit fröhlichem, lautem Geplauder den Wagen schmierten und von Neuem anspannten.

Die Pferde waren bereits angespannt, aber der Postillon zögerte noch. Er trat in die heiße, dunkle Gesindestube. Die Luft darin war dumpf und schwer und hatte den eigenthümlichen Geruch, den viele Menschen in einem engen Raume zu verbreiten pflegen. Dazu noch der Duft von frisch gebackenem Brote, von Kohl und Schaffellen. In der Stube waren einige Postknechte, die Köchin, die beim Ofen ihren Beschäftigungen oblag; auf dem Ofen lag ein Kranker in einem Schafpelz.

„Onkel Fedor! Hörst Du? Onkel Fedor!" rief der soeben eingetretene Postillon, ein junger Bursche in kurzem Schafpelze mit der Peitsche am Gürtel, dem Kranken zu.

„Was willst Du von Fedka, Du Taugenichts?" wandte sich einer der Postknechte zu ihm, „draußen wartet man auf Dich."

„Ich will ihn um seine Stiefel bitten, die meinigen sind schief getreten," gab der Bursche zurück, warf mit einer Bewegung des Kopfes die Haare zurück und steckte die Fausthandschuhe in seinen Gürtel. „Er schläft wohl? Onkel! Hörst Du, Onkel Fedor!" wiederholte er und trat zum Ofen.

„Was willst Du?" ließ sich eine schwache Stimme vernehmen, und ein rothbraunes, abgemagertes Gesicht beugte sich vor. Eine große, gelbe behaarte Hand zog das Ueberhemd über die dürre und mit einem schmutzigen Hemde bedeckte Schulter. „Gib mir zu trinken, Bruder, und sage, was Du willst."

Der Bursche reichte ihm den Krug mit Wasser. „Ja, siehst Du," sagte er verlegen, „Du brauchst ja wohl Deine neuen Stiefel nicht mehr; Du wirst doch gewiß nicht mehr gehen; also gib sie mir."

Der Kranke neigte seinen müden Kopf über den Krug, tauchte seinen langen, dürren Schnurrbart in das trübe Wasser und trank in schwachen, gierigen Zügen. Sein zottiger Bart war schmutzig, seine tief eingefallenen, trüben Augen blickten nur mit Mühe zu dem jungen Burschen herab. Nachdem er sich satt getrunken, wollte er sich mit der Hand die Lippen trocknen; allein er konnte nicht die Hand zum Munde erheben, und so wischte er sie am Aermel seiner Jacke ab. Stumm und schwer schaute er unverwandt dem Burschen in die Augen und schien sich zu sammeln.

„Vielleicht hast Du sie schon Jemand versprochen?" sagte dieser „aber wenn nicht! . . . jetzt ist nämlich gerade die nasse Jahreszeit, und ich muß viel herumfahren; da dachte ich denn bei mir: ich muß doch den Fedka um seine Stiefel bitten, er braucht sie ja doch nicht mehr. Oder vielleicht hast Du sie schon versprochen, na, dann sag' es . . ."

In der Brust des Kranken kochte es; er streckte sich vor und ein lang anhaltender, trockener Husten erstickte ihn beinahe.

„I wo wird er sie denn brauchen!" rief laut und zornig die Köchin; „seit zwei Monaten steigt er vom Ofen nicht mehr herunter. Fängt er an zu husten, so klingt es, als müßte ihm die Brust springen! Das bloße Hören schon thut weh. Wie wird der noch Stiefel brauchen?! Mit neuen Stiefeln wird man ihn doch nicht begraben! Hört doch, wie es ihm die Brust zerreißt! Wenn man ihn nur in eine andere Stube oder einerlei wohin bringen wollte! In der Stadt soll es doch Spitäler geben! Aber das ist hier nicht zum Aushalten — den ganzen Ofen hat er eingenommen! Und dabei verlangt man noch Reinlichkeit!"

„Heda, Sserjoscha, die Herrschaft wartet!" rief der Postmeister zur Thüre hinein.

Sserjoscha wollte gehen, ohne die Antwort abzuwarten, aber der Kranke machte ihm während seines Hustens ein Zeichen, er möge bleiben.

„Nimm die Stiefel, Sserjoscha," sagte er, den Husten unterdrückend und schwer athmend. „Aber kaufe mir dafür einen Grabstein, wenn ich sterbe, hörst Du?" fügte er mit heiserer Stimme hinzu.

„Danke, lieber Onkel; dann nehme ich sie, und den Stein werde ich Dir kaufen, ich schwöre es Dir."

„Ihr habt es gehört, Kinder," brachte der Kranke noch mit Mühe hervor, dann überfiel ihn wieder der erstickende Husten, und er krümmte sich.

„Wir haben es gehört," rief einer der Knechte, — „geh' jetzt, Sserjoscha! Da kommt schon der Postmeister wieder. Die Schirkiner Gutsherrin ist ja krank."

Sserjoscha zog seine zerrissenen, unförmlich großen Stiefel aus und warf sie unter die Bank. Die neuen des Onkel Fedor paßten ihm wie angegossen und sie wohlgefällig betrachtend ging er hinaus.

„Ei, was für hübsche Stiefel! Ich werde sie Dir schmieren," sagte einer der Postknechte, als Sserjoscha auf den Bock stieg und die Zügel nahm. „Hat er sie Dir geschenkt?"

„Hättest sie wohl gerne selbst, nicht wahr?" erwiderte Sserjoscha, erhob sich von seinem Sitz und wickelte die Füße in seinen Mantel ein. „Hüst!" rief er und knallte mit der Peitsche. Kutsche und Kalesche mit ihren Insassen, Koffern und Bündeln rollten auf dem nassen Wege dahin und verschwanden im Herbstnebel.

Der kranke Postknecht blieb, ununterbrochen hustend, in der dumpfen Gesindestube auf dem Ofen liegen, wandte sich mit Aufbietung aller Kräfte auf die andere Seite und ward endlich ruhig.

In der Gesindestube wurde bis zum späten Abend aus- und eingegangen, gegessen und getrunken — der Kranke rührte sich nicht. Vor dem Schlafengehen stieg die Köchin auf den Ofen und langte über seine Füße hinweg nach ihrem Schafpelz.

„Sei mir nicht böse, Nastasia," sagte der Kranke, „bald räume ich Deinen Platz."

„Schon gut, schon gut, hat nichts zu sagen," erwiderte Nastasia. „Wo thut es Dir weh, Onkel? Sag' es mir."

„Es nagt mir am Eingeweide, weiß Gott, was das ist."

„Und wenn Du hustest, schmerzt Dich der Hals?"

„Ach, es schmerzt überall — nicht lange mehr hab' ich noch zu leben!"

„Ich decke Dir die Füße, siehst Du, so," sagte Nastasia und zog ihm, während sie vom Ofen stieg, seinen Mantel über die Füße.

Das Nachtlämpchen verbreitete während der Nacht sein trübes Licht in der Gesindestube. Nastasia und zehn Postknechte lagen auf der Diele und den Bänken und schnarchten. Der Kranke allein stöhnte leise und warf sich unruhig hin und her. Gegen Morgen ward er ganz still.

„Einen wunderbaren Traum hab' ich gehabt," sagte am anderen Morgen die Köchin, als sie aus dem Schlaf erwachte. „Mir träumte, ich sähe den Onkel Fedor vom Ofen herabklettern, um Holz zu spalten. Gib, sagte er, Nastasia, ich will Dir helfen. Da sagte ich zu ihm: Wie kannst Du Holz spalten! er aber faßte das Beil und fängt an zu hauen, rasch, immer rascher, die Spähne fliegen nur so. Aber wie, sagte ich, Du warst ja krank? — Nein, sagte er, ich bin gesund, und holt wieder zum Schlag aus. Da kam ein Schrecken über mich. Ich schrie auf und erwachte. — Er ist doch nicht am Ende gestorben. Onkel Fedor! He, Onkel!"

Fedor rührte sich nicht.

„Er scheint wirklich todt," sagte einer der eben erwachten Postknechte, „man muß doch nachsehen."

Der vom Ofen herabhängende, abgezehrte, behaarte Arm war bleich und kalt.

„Er scheint in der That todt zu sein; man muß es dem Postmeister sagen," fügte er hinzu.

Fedor hatte keinen nahen Verwandten — er stand allein da. Am anderen Morgen schon wurde er auf dem neuen Kirchhof hinter dem Gehölze beerdigt, und Nastasia erzählte noch lange einem Jeden von ihrem Traum und daß sie zuerst bemerkt habe, daß Onkel Fedor verschieden sei.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Constitutionelle Beschwerden.

In letzter Zeit wird es modern, absprechend vom Reichstag und unserm constitutionellen Leben überhaupt zu reden. Die Minister cachiren kaum ihre Verachtung der Abgeordneten, denn sonst wagten sie ihnen in der Debatte nicht so oft fadenscheinige Gründe und leere Redensarten zu bieten, und die Abgeordneten ihrerseits verachten die Minister, diese Männer ohne Eigenart und immer nur höheren Winks gewärtig. Vielleicht haben beide Theile Recht. Mit einer nicht gewöhnlichen Geschicklichkeit stößt die Regierung der Reihe nach alle Parteien vor den Kopf, hierin ungleich consequenter und kühner als Bismarck, der es doch immer nur mit einer gründlich verdarb und gerade deshalb der Unterstützung ihrer Gegnerinnen immer sicher war, wenn sich's nicht gerade um allzu weitausschauende und groß angelegte Pläne handelte. Die vom Volksschul-Gesetzentwurf erzeugte allgemeine Mißstimmung läßt mählich nach, Heyden-Cadeau hat halb und halb versprochen, hinfort weniger großmüthig zu sein, und die Hatz auf den armen, verzweifelten Kunze hat ihren Zweck, die herbe Sittenstrenge der Berliner Presse in's hellste Licht zu rücken, glänzend erfüllt. Man könnte die Reichstagsferien recht in Ruhe genießen, da kommt die Forderung neuer Militärcredite, weitere 50 000 jungkräftige Gesellen sind dazu ausersehen, in Vogel von Falkenstein's Feriencolonie einen dreijährigen Cursum durchzuschmarutzen. Bums, haben die Parteien ihren Schlag vor den Kopf weg und sind blamirt. Sie alle mußten ihren Wählern anno 1890 mehr oder weniger feierlich schwören, hinfort keinen Mann und keinen Groschen mehr zu bewilligen; die braven Armeelieferanten, ich meine die jungen Ehepaare, konnten eine Pause eintreten und sich an sechs oder auch sieben Jungen genügen lassen, — denn schließlich, das Zwölfbengel-System führt auf die Dauer zum Bankerott, und es findet sich nicht immer ein billiges Rittergut in der Nähe. Da plötzlich werden an der russischen Grenze Spionier-Luftballons gesehen — der Wutki wirkt rechts und links von den schwarzweißen Pfählen anregend auf die Phantasie —; in den Vogesen faßt man zwei Kundschafter mit zahlenreichen Papieren (zwei werbende Handlungsreisende, wie sich inzwischen herausstellte, mit Preiskouranten), Naneys Turner begleiten ihre Freiübungen mit Revancheschreien, und in Orbetello (Toscana) beschließen die vereinigten Schuster eine irredentistische Adresse. Grund genug, ein neues halbes Hunderttausend bewaffneter Friedensschützer einzustellen. Nichtsozialisten bevorzugt. Und der Reichstag, wenn er anders nicht auf dem Felde der Ehre durch plötzliche Auflösung sterben will, muß sein Jawort geben. O, welche Annehmlichkeiten bietet doch die constitutionelle Verfassungsform einer weisen Regierung! Braucht sie für gewagte Dinge Geld, so läßt sie sich's bewilligen; die Kammer übernimmt dann alle Verantwortung und fängt die Schläge der zornmüthigen „öffentlichen Meinung" auf. Wären die alterthümlichen Despoten minder beschränkt gewesen, sie hätten sich auch solche Bewilligungsmaschinen zugelegt und ihre Throne dann länger behalten.

Im Lande murrt man gegen die Regierungsforderung kaum und regt sich nicht; man ist gleichgültig geworden und von der Nutzlosigkeit aller Bemühungen überzeugt. Es ist sogar Niemand auf Eugen Richter's große Rede gespannt. Denn die Zeitungen wissen keine neuen Argumente mehr wider die Vorlage, und woher sollte dann der Bebelzerschmetterer Eugen sie haben? Die Volksvertreter aber, die ihm nicht ausweichen können, präpariren sich bereits auf den bevorstehenden oratorischen Genuß, indem sie ihr Mittagsschläfchen täglich um eine Stunde ausdehnen.

Es sitzen lauter Fatalisten in der Kammer. Was Wunder auch! Der Reichstag hat unter allen Umständen die Berechtigung, zu den Wünschen der verbündeten Regierungen ja zu sagen; zu dem aber, was er selbst ersinnt und in Gesetzesform bringt, müssen die verbündeten Regierungen unter allen Umständen nein sagen.

Seine Mitglieder tragen ihr hartes Loos mit Ergebung. Ich glaube, sehr viele von ihnen spielen nur mit wirklicher Anstrengung in der Komödie mit, in der constitutionellen Tragikomödie, wo sich selbständige Mehrheiten nur bilden, um das Gegentheil ihrer Beschlüsse ausgeführt zu sehen. Und die wackeren Parlamentarier, die ihr Schicksal wie Männer tragen, haben ein Recht auf unsere herzliche Theilnahme.

Sie verdienen in der That eine bessere Behandlung, als man ihnen hier und da angedeihen läßt. Welcher Art nun die Gründe auch sein mögen, die sie zur Uebernahme eines Mandates getrieben haben: dämonisch-naiver Ehrgeiz, anhaltende Schlaflosigkeit oder die freundliche Aussicht, auf Sessionsdauer Muttern aus den Augen zu kommen und im Wasserkopf der Monarchie die Wirkungen des gemeinen Brummschädels kennen zu lernen — genug, sie laden jedenfalls eine Last auf ihren Rücken, der normal veranlagte Wesen überhaupt nicht widerstehen könnten. Wenn man bedenkt, daß diese Unglücklichen Tag für Tag stundenlange Reden von einer Gedankenleere ertragen müssen, von der sich selbst Herr Lubliner keinen Begriff machen kann, und wenn man ferner bedenkt, daß in jeder Fraktion mindestens einer aufmerksam zuhören muß, um an geeigneter Stelle: „Bravo! — Sehr richtig! — Oho! — Pfui!" rufen und die Fraktionsgenossen zu gleichem lebhaften Thun ermuntern zu können, dann wird man nicht ferner über das geistige Niveau unserer Volsvertretung die Nase rümpfen. Denn wenn schon nichts Anderes, so ist doch die Geduld unserer Deputirten bewunderswerth. Angenommen, es setzte sich irgend ein „Berufsparlamentarier" Abends an den Stammtisch einer Weißbierstube und hielte genau dieselbe Ansprache, die er am nächsten Morgen seinen Reichstagscollegen zum Besten geben will — er käme nicht über die Einleitung hinaus, der Wirth verwiese ihn aus dem Local, weil die Spießer es nicht aushalten würden und wie chloroformirt in einer Droschke schleunigst nach Haus geschafft werden müßten. Der gemüthliche Zeitungsleser überschlägt mit kühnem Entschluß einen Parlamentsbericht, denn er erinnert sich, alles das sehr viel schöner und geistvoller schon irgendwo anders gelesen zu haben; der Reichsbote, wenn er wirklich 'mal zufällig im Reichstag anwesend ist, darf nicht murren oder um Auslassung der bekanntesten Stellen bitten. Und darum sind diese Männer wahrhaftige Märtyrer der constitutionellen Idee, und es zeugt mindestens von boshafter Undankbarkeit, außer ergebungsvoller Lammesgeduld auch noch Geist und Begabung von ihnen zu verlangen. In den Fraktionen herrscht das stillschweigende Uebereinkommen, heute das eine Sechstel, morgen das andere der Mitglieder und so fort in die Sitzungen abzuordnen und auf diese Weise die Reputation zu wahren. Leider gibt es im Lande Unvernünftige genug, denen die ewige Beschlußunfähigkeit unserer Kammern ein Beweis der schlechten Constitution des Staatskörpers ist und die sich über die Lässigkeit der Volksvertreter aufhalten. Das ist denn doch ein starkes Stück. Das kann doch kein Mensch von einem Mitmenschen verlangen, ohne gehörige Zwischenpausen Graf Ballestrem's und des sarkastischen Richter's Reden anzuhören. Windthorst ist zwar todt, aber es haben sich Andere gefunden, die das Problem zu lösen wußten, über einen Pappenstiel 1800 Druckzeilen zu sprechen und Alles auf's Sorgfältigste zu vermeiden, was auch nur entfernt mit dem Schimmer einer eigenen Idee Aehnlichkeit hat oder gar den Verdacht erwecken könnte, der Redner fasse die zur Discussion stehende Frage am Ende doch von einem höheren Gesichtspunkt auf.

Wenn nun aber auch die vom Reichstag gebotene Geisteskraft inhaltlich einer breiten mephistophelischen Suppe gleicht, wenn die zum Vortrag kommenden Gedanken auch abgestanden und herzlich unbedeutend sind, so ist doch dafür die Form mindestens ebenso jämmerlich. Lob allem, was Lob verdient. Ich will ja nicht behaupten, daß der urkomische Bendix die besseren Scherze der Reichstagswitzbolde für seine Vorträge benutzen dürfte, ohne einen Regen überreifen Obstes selbst in der jetzigen Jahreszeit befürchten zu müssen, wo es bekanntlich sehr knapp und sehr theuer ist. Und wenn ein Zukunftsgelehrter die humoristische Begabung unserer Tage nur aus Parlamentsberichten über den sprudelnden Witz eines Richter's studiren sollte, so fürcht' ich beinahe, das Lachen würd' ihm vergehen, „auf ewig wär' seines Lebens Heiterkeit dahin." Es ist ein Segen, daß hinter jeder scherzhaften Bemerkung im Stenogramm: (Heiterkeit) — (Große Heiterkeit) — (Schallende Heiterkeit) steht, denn sonst merkte man's wirklich nicht, daß der sehr verehrte Herr Redner eben so kostbar geistreich war. Indessen darf man doch nicht so oberflächlich aburtheilen und beispielsweise die Deputirten ermahnen, ihren Humor für den engsten Familienkreis aufzubewahren, wo er sich gewiß sehr stimmungsvoll aus-

nimmt, das unglückliche Land aber freundlichst zu verschonen, mit der Begründung, es könne sie doch Niemand dazu zwingen, coram publico geistreich zu sein und gute politische Witze zu reißen, wie etwa der Liebling der Camönen, Aristophanes und der unverschämt kluge Judenjunge Heinrich Heine, oder wie in neuerer Zeit Graf Caprivi. Wenn der Reichstag Scherze macht, so verfolgt er ganz offenbar damit nicht den Zweck, erheiternd zu wirken, nach Possenreißerart, denn das ziemte sich einer so ernsten Körperschaft wenig, nein, sein böses Beispiel soll dem Publikum allen Appetit am guten Witz verderben. In unseren finsteren Tagen, wo der Militärmoloch 50 000 neue Opfer verlangt und das Gehirn der Nation, die Börse, mit wucherischen Börsensteuern bedroht werden kann, in solchen Tagen hat jeder Patriot die Pflicht, sich kampffertig zu machen und sich hinlänglicher zu informiren als dies aus Witzblättern möglich ist. Denn bisher verdanken reichlich drei Viertel unserer öffentlichen Charaktere und unserer Wählerschaft ihr politisches Wissen ganz offenbar den Witzblättern. Den Eindruck wenigstens macht es. Das soll nun aufhören. Genug, wenn der Herr Oberverwaltungsgerichtsrath Kunze und die auf ihn unternommene Parforcejagd dafür sorgen, daß die Lacher nicht aussterben.

Denn geübten Parteirednern bieten Kunze's gutgemeinte Pläne bis in die Hundstage hinein Stoff zu unsäglich zwerchfellerschütternden Witzen. Nie ist Alexander Meyer so geistvoll gewesen wie am Donnerstag, den 5. Mai laufenden Jahres, aber niemals hat ihn auch so reicher Erfolg gelohnt. Der stenographische Bericht über hiesiger Stadtväter Berathschlagungen theilt der staunenden Nachwelt folgende Bruchstücke wahrhaft juvenalischer Satire mit: „Meine Herren, bei dem Project Kunze handelt es sich um eine Verlegung des Spreearmes, eine Verlegung und Erweiterung, die in der Oeffentlichkeit ihre Beurtheilung darin gefunden hat, daß man das die Anlegung eines Ententeiches genannt hat. (Heiterkeit.) Ich bin der Ansicht, daß Ententeiche in ländlicher Idylle gar nicht zu verachtende Dinge sind. (Heiterkeit.) Aber ich glaube, daß eine große Stadt nicht der geeignete Ort ist, Enten zu züchten (Große Heiterkeit), daß man vielmehr in einer solchen Stadt auf Enten in jeder Weise Jagd machen soll. (Anhaltende Heiterkeit.)".

Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, diese Scherze, die so billig sind, daß sich selbst ein Handlungslehrling kurz vor'm Ersten ihrer schämen würde, oder die rührend harmlose und herzerquickende Anspruchslosigkeit der Berliner Stadtväter.

Was unsere Stadtverordneten aber nur alldonnerstäglich Abends nach sechs Uhr aufgetischt bekommen, — und ein mit Erbsen, Sauerkraut und Pökelfleisch gut ausgestopfter Magen erträgt viel; mitten in der Verdauungsthätigkeit ärgert man sich grundsätzlich wenig — das müssen die Reichstagsmitglieder sich sessionslang jeden Vormittag gefallen lassen, ohne zu mucken, und jeder allzu lange Aufenthalt am Büffet wird ihnen von den Fractionstyrannen aufgemutzt. Hier laßt uns Wandel, laßt uns wenigstens ein Aequivalent schaffen. Es wird Jedermann, dem noch ein Fünkchen Billigkeitsgefühl im Herzen glüht, den Ruf nach Diäten voll berechtigt finden. Im letzten Winter, sagte man mir, waren die Berliner Concerte so schlecht besucht, die Concertmüdigkeit so allgemein, daß selbst die immer hülfsbereiten Dienstleute sich weigerten, für sechs Groschen die Stunde zuzuhören, und ein warmes Abendbrot extra verlangten. So ein Concert wird doch aber immer noch in den weitaus meisten Fällen von begabten Musikern ausgeführt, während die Reichstagsverhandlungen — gute Kerle sind's alle, das ist wahr, aber mit Musik geben sie sich nicht gern ab. Nun berücksichtige man aber gefälligst noch, daß die Zuhörer im Reichstag ungleich länger auf ihren Plätzen ausharren müssen als die gutbezahlten Concertbesucher, und daß sie zum größeren Theil schon in jenem Alter stehen, wo man die Wohlthat des Schlafes nur schwer und ungern entbehrt, bezügliche Anwandlungen nur mit Mühe niederkämpft. Daß für solche Opferwilligkeit und in Anbetracht der wirklich großen Versuchung fünf Thaler täglich nicht zu viel sind, leuchtet ein. Ich für mein Theil, ich thät es nicht dafür, obgleich ich mich seit zehn Jahren in vorübergehender Geldverlegenheit befinde.

* * *

Zuweilen ist nun auch gewünscht worden und, ich will ehrlich sein, in schwachen Stunden war es auch mein Begehr, daß unsere Denker und Dichter, unsere hervorragenden Köpfe und unser Praktiker zahlreicher im Reichstag vertreten sein, daß die Mehrheiten sich nicht immer aus behäbigen Rentiers, verbauerten Kaplänen und Landräthen, die Minderheiten sich nicht immer aus Kaufherren und sozialistischen Gastwirthen zusammensetzen möchten. Denn obgleich ich vor den Bierschänkern ganz gehörigen Respect habe, — wo bliebe ohne ihren Kredit die akademische Jugend und ohne ihre Opposition das Trunksuchtsgesetz? — und obgleich ich sehr gut weiß, daß die Landpfarrer alle sehr brave Tarokspieler sind, sofern sie nicht den modernen Skat vorziehen, so muß ich doch der Erwägung Raum geben, daß tausend glänzend gewonnene Skatpartien und hervorragende Geschicklichkeit im Gläserspülen eigentlich noch nicht dazu prädestiniren, über die Geschicke eines Fünfzig-Millionen-Reiches entscheiden zu können. Aber andererseits sind ja Eugen Richter und Graf Ballestrem Manns genug, die Verantwortung für Deutschlands Zukunft auf die eigenen Schultern zu nehmen, als private Vordenker aufzutreten und ihren Fractionsgenossen nur die obligaten Rufe stammelnder Bewunderung zuzumuthen. (Lebhafter, anhaltender Beifall links und im Centrum. Händeklatschen links. Wiederholter, lärmender Beifall.) Eigenes Nachdenken von jedem einzelnen Abgeordneten zu verlangen, ist sinnlos und beweist uns völlige Unkenntniß des parlamentarischen Lebens — denn wozu wären dann die Fractionssitzungen da?

Brächten wir nun thatsächlich die Elite der Nation in den Reichstag, so wäre es möglich, daß sein Ansehen sich höbe und daß man seinen Verhandlungen mit leidenschaftlichem Interesse folgte, seine Worte und Voten für maßgebend hielte — aber wiederum, wo bliebe da der Weltruhm unserer heutigen Koryphäen? Wo blieben die geheimnißvollen, schier unfaßbaren Scherze, wo die falschen Citate? Wo, frag' ich, wo blieben die ergreifenden Sentimentalitäten Rickert's, wo Singer's philantropische Regungen für geknechtete und ausgesaugte Arbeiter, Nähterinnen insbesondere? Ich befürchte sehr, alle diese Helden und ihre Heldenthaten gälten nichts. Einer oder der Andere würde sich sogar geniren, allzu triviale Leitartikel aus seiner Morgenzeitung, nur in schlechterem Deutsch, herzusagen. Ritter Eugen, der die Sozialdemokratie 225 000 Mal erschlug, und gratis dazu, der die Gesellschaft rettete, indem er ihr bewies, daß Herr von Caprivi — pardon, Graf Caprivi ihn zehnfach besser behandelt als Bismarck es that und deshalb ungleich geeigneter zum Reichskanzler ist, St. Eugen würde mit seinen Grobheiten gegen wehrlose Männer und seinem schimmernden Phrasenschatz kaum noch begeisterte Zurufe wecken. Vielleicht zögen sogar der Falscheid Stöcker's und die Sparsamkeit des ersten Friedrich Wilhelm nicht mehr, Anspielungen auf den Welfenfonds erzielten keinen Erfolg, und Herr Richter wäre gezwungen, sich in seinen alten Tagen nach sachlichen Gründen umzusehen. Nein, unser Freund verkümmerte in einer Umgebung, wo statt des einen Hänels sich ihm Falken und Adler entgegenstellen und seinen Lorbeer zersetzen könnten.

Und darum lieber nicht. Lassen wir es beim Alten bewenden. Denn möglicherweise würde dann sogar der Wahlkampf mit ehrlichen und anständigen Waffen geführt; möglicherweise betheiligten sich dann nicht nur Mitglieder des glorreichen Vereins Waldeck und andere siebzehnjährige Handlungs-Lehrlinge daran; möglicherweise fielen die von betrunkenen Studenten gebildeten Sprengkolonnen der Antisemiten fort und es ließen sich ältere Arbeiter, Familienväter in den Versammlungen erblicken, wo jetzt Laufburschen mit mutirenden Stimmen die übrigens miserable Proletarier-Marseillaise steigen lassen. Unser Wahlversammlungs-Publikum diente dann nicht mehr als gesundheitliche Einrichtung für Augenkranke, die beständig ins Grüne sehen müssen. Und das wäre schade.

Schade zum mindesten so lange, als man das schwärmerische Dogma politischer Philister aufrecht erhält, wonach aus der allgemeinen Wehrpflicht das allgemeine Wahlrecht abzuleiten sei. Ein anderes ist der Schutz des Landes, das uns alle beherbergt und ernährt; ein anderes die Mitarbeiterschaft an seiner Geisteskultur. Die Stimmen wiegen nicht gleich, Sapieha hat Recht. Auf Grund anderer Ueberlegungen, mit anderen Empfindungen als ein oberschlesischer Wasserpollack geht der Professor, der Chefredacteur eines politischen Blattes zur Wahlurne. Das Volk wählt in seiner erdrückenden Mehrheit nicht nach Grundsätzen, nicht nach ernster Gedankenarbeit, sondern nach Stimmungen. Wem

heute seine Liebste untreu wird, der tritt morgen für den anarchistischen Candidaten ein, und gewinnt er morgen Abend ein Achtel vom großen Loos der Schloßterassen-Lotterie, so trägt bei der Stichwahl sein Zettel den Namen des eifrigsten Freundes der bestehenden Regierungsform. Es ist ja ein Glück, daß die Leute sich ihrer thatsächlichen Macht noch gar nicht bewußt sind, daß sie gar nicht wissen, wie leicht es ihnen gemacht worden ist, die ganze Staatsmaschinerie in Unordnung zu bringen. Es ist ein Glück und ein Unglück ist's.

* * *

Prometheus-Bismarck schenkte den Menschen das Feuer, ehe sie zu kochen wußten. So lange das Volk mit seinem Recht wie ein Kind mit Streichhölzern spielt, so lange wird die allgemeine, gleiche und geheime Wahl ein blutiger Hohn, mehr noch, eine vernichtende Waffe in der Hand von Culturbarbaren sein. Für gewisse Politiker ist das heute rechtsgültige Stimmsystem zwar ein noli me tangere, und wer bescheiden seine Bedenken dagegen zu äußern wagt, der wird von ihrer Presse eingefangen, angestrichen und läuft nachher als kohlpechrabenschwarzer Reactionär herum. Aber ich weiß nicht, ob man 1895, wenn zwei Millionen Wähler für die sozialistischen Candidaten eingetreten sind und hundert Sozialisten im Reichstag sitzen, noch immer „zielbewußt und unentwegt auf dem Boden der Verfassung stehend die heiligsten Volksrechte wahren" wird. Die Sozialdemokratie verdankt ihre großen Erfolge neben dem Umstand, daß sie die einzige realistische Partei der Gegenwart ist, vornehmlich der heimlichen Wühlerei und der heimlichen Wählerei. Fürwahr, hätten wir unsere mit riesengroßen Kartoffeln überreich gesegnete Landbevölkerung nicht und nicht die famosen Stichwahlen, heute schon läge dem Reichstag ein Antrag auf probeweise Errichtung des Sozialstaates vor oder die Bajonette starrten, wo Kunze freundlich Terassen projectirt hat. Die Stichwahlen machen es den bankerotten alten Parteien möglich, mit Hülfe unnatürlicher Augenblicksbündnisse den Sozialisten die ihnen rechtens zukommenden Mandate zu stehlen; dank dem Stichwahlsystem kann man den klaffenden Abgrund immer noch mit blumenreichen Pappecoulissen verdecken und den guten Bürger täuschen. Die geheime Wahl, d. h. die brutale Macht der Einzelstimme verlangt als organisches Zubehör die Entscheidung nach relativen Mehrheiten. Der Stichwahlmodus kann nur als Correlat des allgemeinen Stimmrechts gelten, beweist also, daß man ihm doch nicht so ganz traut und es, wo irgend angängig, mit guter Art beschneidet.

Man hat sogar eine Wahlkreis-Geometrie erfunden, um den verheerenden Wirkungen der allgemeinen und geheimen Wahl einigermaßen feste Dämme entgegensetzen zu können. In dem culturhistorischen Werke des jungen Zukunftsgelehrten, von dem ich vorhin sprach, findet sich folgender Satz: „Wie gering der geistige Intellekt jener in der Großstadtstickluft*) verkommenden Menschen war und wie thurmhoch in dieser Beziehung die kerngesunde Landbevölkerung über ihnen stand, geht wohl am besten aus dem Umstande hervor, daß die Regierung selbst hervorragenden Geistesgrößen der Hauptstadt noch nicht den zehnten Theil der politischen Rechte eines Landbewohners einräumen konnte. Im sechsten Berliner Wahlkreise kam erst auf 380,000 Seelen ein Abgeordneter, während in Schaumburg-Lippe, offenbar dem Emporium damaligen deutschen Geistes, schon 37,000 Seelen ihren Vertreter im Reichstag hatten."

Was mich anbelangt, so glaube ich, daß dies Jahrhundert der Parlamente und der kleinen Parlamensdionyse, der Gesinnungstüchtigkeit (sprich Denkfaulheit), der Parteimannszucht und Parteimannssucht seine Kinder sterben sehen wird wie es sie geboren werden sah. „Die Verrottung unserer alten bürgerlichen Parteien geht unaufhaltsam vorwärts, und die noch nicht bankbrüchig sind, fristen ihr Dasein wie der Bär zur Winterszeit: sie leben vom eigenen Fette, von großen Erinnerungen, oder aber sie tünchen ihre todtblassen Züge mit der Schminke grellrother Schlagwörter und suchen so ihrem Dasein Zweck und Inhalt zu verleihen. Verlorene Mühe. Die Verwesung steht ihnen auf der Stirn geschrieben. Es kracht an allen Ecken und Enden, die Opferfreudigkeit läßt nach, ein Candidatenmangel sonder Gleichen tritt ein, und statt sich organisch fortzubilden, was ein Beweis von Lebensfähigkeit und Lebenskraft wäre, erschöpfen die Fractionen ihr bischen Zeugungsvermögen daran, Bastarde in die Welt zu setzen. (Die freisinnige den Bodenreformer Harmening — aber Respect vor dem Mann! —; die nationalliberale den Sozialreformer Oechelhäuser — aber doppelt Respect vor dem Mann! — das Centrum Herrn Cremer — Verzeihung, wenn ich hier meinen Respect für mich behalte! — und die Conservativen den Antisemitismus.) Von jungem Nachwuchs zeigt sich in keiner bürgerlichen Partei eine Spur. Die Jugend, sofern sie sich überhaupt herbeiläßt, ernsthaft Stellung zu nehmen, zieht mit fliegenden Fahnen in das Lager der Sozialdemokratie oder der antisemitischen Bewegung. Des lieben Scheins halber paradirt zwar jedes Parteigigerl noch fleißig mit angelernten Phrasen, ähnlich dem Concertbesucher, der von der Musik absolut nichts versteht und, um sich nicht zu verrathen, desto fleißiger in das Programm starrt. Das papierne Programm ist die Elle, an der man die Ereignisse des lebendigen Tages abmißt. So beweisen die Parteien am besten ihre hochgradige politische Impotenz, ihr Unvermögen, den Pulsschlag der Zeit zu fühlen, die Krankheiten der Zeit zu heilen

„Die Todten soll man ruhen lassen, auch wenn sie noch leben." Und man soll sich auch nicht vermessen, Ungeborenes mit Seherstimme zu preisen. Denn erstens irrt sich sogar Herr Rudolf Falb, trotz Laubfrösche und Isobaren, obgleich das Wetter sich sicherer voraussagen läßt als Menschenwollen, und zweitens darf man es den klugen Leuten nicht allzu leicht machen, in ein frohlockendes Hohngelächter auszubrechen. Aber vielleicht, wenn Bismarck wieder kommt — es ist nicht der leibhaftige Recke aus dem Sachsenwalde nöthig, wir wären schon mit dem Bismarckschen Geiste zufrieden — und er findet einen Reichstag, drin die Pfäfflein und die Rothen eine compacte Mehrheit bilden, so schickt er ihn vielleicht heim zu seinen weihrauch- und schnapsduftenden Wählern und gibt uns eine neue Verfassung mit Fach-, nicht mit Lach-Parlamenten, mit einem starken Königthum und einer starken Regierung. Diese Regierung legt den jährlichen Staatshaushaltungsplan einer vom Volke nach vernünftigen Regeln gewählten Budgetcommission zur Entscheidung vor. Alle für die Berathung in Fachparlamenten nicht geeigneten Gesetzentwürfe stellt die Regierung zunächst zur öffentlichen Discussion, um nach einer gewissen Frist, wenn sich Widerspruch erhoben hat und hunderttausend Männer es verlangen, Volksabstimmung über den Entwurf entscheiden zu lassen. Wird ein dahin gehender Antrag aber nicht gestellt, so gilt der Entwurf als genehmigt.

Herr Eugen Richter, der unter den vierzig geistreichen Leuten im Reichstage dadurch hervorragt, daß er Kunze erschlagen hat und ein klassisch schönes Deutsch schreibt, Herr Eugen Richter wird sich gewiß erbitten lassen, behufs Durchführung der Reform jenen unerschöpflichen Born überraschend neuer Ideen zu öffnen, von dessen Besitz er sich unter dem ersten Bismarckischen Regime prinzipiell nichts merken ließ.

Wendel Hipler.

*) Das Wort ist offenbar dem genialen Sprachkünster Oskar Blumenthal nachgebildet.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Chefredacteur!

In Nummer 15 der „Gegenwart" wird ein Gedicht von Karl Mämpel abgedruckt: „Zur Comeniusfeier", worin der Dichter nicht nur die Bedeutung des Comenius für die Lehrmethode in der Schule der Kinder zu feiern, sondern auch — von dem bekannten poetischen Kunstgriffe Gebrauch machend — durch eine Schilderung der Bestrebungen und der darin sich ausprägenden Charaktere der Mitlebenden seines „Helden", das Bild desselben deutlicher zu machen versuchte.

Ich bin der Sohn eines Schulmannes, welcher zwei und vierzig Jahre seines rüstigen Lebens der Heranbildung der gereifteren Jugend zum Ideale widmete. Soweit ich mich zurückerinnere, hat derselbe mit Hochachtung von Comenius gesprochen, uns Kindern den Inhalt seiner Schriften erklärt und seine Bedeutung in's Herz geprägt. Mit der den

Deutschen eigenthümlichen Fähigkeit über das Spezifische, im ersten Momente Fremdartige, ja Abstoßende anderer Völker und Stämme hinweg das Gemeinsame zu finden und fremdes Verdienst rückhaltlos anzuerkennen, haben wir jene Eindrücke bewahrt. Nie war damals davon die Rede, daß Comenius im Herzen und in seinen Schriften und überall, wo er sich bewegte, ein fanatischer Tscheche gewesen ist, der schon vor mehr als 300 Jahren die hervorstechende Eigenthümlichkeit dieses slavischen Stammes, seinen nationalen Charakter, namentlich seine Sprache, hundert Meilen vom Heimathlande und mitten unter fremder Zunge zäh festzuhalten, dargethan hat. — Immer und immer aber kehren die Zeiten wieder, in denen dieser tschechisch-nationale Fanatismus in neuen Flammen aufschlägt. Die Hussitenkriege sind nicht eine religiöse Bewegung, sondern eine wüthende Aeußerung des tschechisch-nationalen Volksfanatismus, an dem die Deutschen durchaus keinen Antheil hatten. Die Herstellung eines selbständigen Königthums unter „des Pfälzers Böhmenkrone" ist eine von mehreren tschechischen Adeligen angezettelte Empörung, bei der nach der „Freiheit des Volkes" blutwenig gefragt wurde. Die Feier der dreihundertjährigen Wiederkehr der Geburt des Comenius in Böhmen war ein Agitationsmittel des Jungtschechenthums, das einen autonomen tschechischen Nationalstaat schaffen will, in welchem die bei Begründung desselben doch darin noch vorhandenen Deutschen in vogelstraußartiger Weise so aus der Welt geschafft werden, wie dies in Ungarn und Siebenbürgen der Fall ist, wo beispielsweise in Ofen-Pest 162,000 Deutsche leben, denen Recht nur in ungarischer Sprache gegeben wird und die sich nur ungarischer Aushängeschilder bedienen dürfen. Vom allgemein menschlichen Standpunkte genommen, ist der national-politische ein beschränkter und bedauernswerther, trotzdem aber wird es wohl kein Volk geben, welches sich ohne hartnäckigen Kampf seine Muttersprache nehmen läßt, und wir Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien und ganz Oesterreich wollen wenigstens die allgemeine Weltsprache nicht in der Weise bilden helfen, daß wir zunächst tschechisch sprechen und Tschechen werden, ehe wir das Weltidiom uns aneignen! Die Stellung der 2 Millionen Deutschen in Böhmen den 3 Millionen Tschechen gegenüber ist eine viel zu bedeutsame, als daß wir uns ohne Weiteres unterdrücken ließen! Hat ja doch dieser Universalmensch Friedrich Nietzsche deutsch geschrieben, trotzdem er wohl wußte „nirgendswo würde er schlechter gelesen, als im Vaterlande" („Götzendämmerung"). Was wird nun wohl der Dichter des preisgekrönten Festgedichtes, wenn er einmal die Geschichte der damaligen Zeit unter dieser Beleuchtung betrachtet, über den Zusammenhang der in der ersten Strophe ausgesprochenen Gedanken, durch welche er gewissermaßen den Tschechismus feiert, mit denen der zweiten sagen, wo er plötzlich unvermittelt das deutsche Volk anspricht? Ich will mich auf keine Beurtheilung des ästhetischen Werthes des Festgedichtes einlassen, ob aber selbst ein Kenner des Comenius aus der dritten Strophe das diesem Manne Wesentliche entnimmt, ob es richtig sei, zu sagen „ein Mähre", will ich dahingestellt sein lassen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dr. jur. Robert Marschner-Prag.

Notizen.

Von dem Contreadmiral B. von Werner erschien ein Werkchen: „Die Kampfmittel zur See — Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren" (Leipzig, Brockhaus). Abbildungen aller Art, darunter eine große Zahl solcher der verschiedensten Schiffstypen, erleichtern das Verständniß des gemeinfaßlich geschriebenen Buches. Der Gedanke, sagt der Verfasser, welcher mich bei dieser Arbeit geleitet hat, war: dem Laien das Verständniß für die Eigenart einer Kriegsmarine und ihrer wunderlich gestalteten Schiffe neuerer und neuester Art zu erschließen. Die Entwickelung der Schiffe und Waffen in den letzten 40 Jahren, Panzerschiffe (innere Einrichtung, Personal, Waffen und ihr besonderer Zweck), Aviso, Torpedoboot, der Torpedobootsjäger, Schutz- und Abwehrmittel gegen die Waffen, das Panzerkanonenboot, die Hafensperren und die Minen interessiren besonders. Neben den panzerbrechenden Geschützen sind auch die allgemein noch wenig bekannten Schnellfeuerkanonen, ferner die Revolverkanonen, die Mitrailleusen und die Torpedos ausführlich besprochen. Hoffentlich vermehrt die kleine Schrift in weitesten Kreisen das Verständniß für unsere Marine und deren hohe Bedeutung.

Auf dunklen Pfaden. Von Hans Blum. (Berlin, Gebr. Paetel.) Von diesen drei heiteren und ernsten Erzählungen aus dem Rechtsleben haben uns die zwei heiteren am Anfang und Schluß am meisten gefallen, die feudale Humoreske vom Jahre 1849 und die Geschichte aus der Schweiz nach dem deutsch-französischen Kriege. „Der Versuchsballon" ist eine unterhaltende, wenn auch zu lang ausgesponnene Zeitungsanekdote und Kalendergeschichte, mit Humor und breitem Behagen erzählt. Daß sie „wahr" ist, versichert Blum, aber wahrscheinlich ist sie nicht. Der biedere Aargauer (?) Kantonsrath wäre wohl kaum so kühn gewesen, sich als natürlich französisch schreibender Mitarbeiter an Pariser Blätter zu wenden. Er kommt durch diese und ähnliche Uebertreibungen in die Geschichte ein parodistischer Zug, der von dem Verfasser gewiß nicht beabsichtigt war.

Antoine. Roman von Ludwig Thaden. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Schon in seinen drei Novellen: „Eine Leidenschaft" hat sich Thaden als guter Erfinder und noch besserer Erzähler bekannt gemacht; namentlich die anmuthige Weihnachtgeschichte „Ein Ferientag" bewies eine schöne Begabung. Der vorliegende kurze Roman zeigt uns, daß der Verfasser auch im größeren Rahmen Gelungenes zu schaffen vermag. Er versteht sich auf sorgfältige Composition, fließende Erzählung und all' die Mittel und Mittelchen zur Erweckung von Stimmung und Spannung, aber fast ebenso sehr auf die schwerere psychologische Kunst der Charakterzeichnung. Auch die Dialogführung, wie die leidenschaftliche Scene zwischen Antoine, ihrem Gatten und ihrem Liebhaber zeigt, gelingt ihm, doch muß er sich hier vor einem Zu viel von Effecten und Phrasen hüten. Noch vorsichtiger sollte er in der Motivirung seiner oft gewaltsamen Handlung sein, die zum Theil unmöglich erscheint. Einen Schritt weiter, und wir sind bei Anton v. Perfall und seinen blutigen Familienblattromanen angelangt.

Eine nicht nur die vielen Besitzer der vierten Auflage von Meyer's Konversations-Lexikon, sondern auch alle Gebildeten überhaupt vornehmlich interessierende Thatsache ist das beginnende Erscheinen des 19. Bandes oder des zweiten Jahres-Supplements 1891/92, (Leipzig, Bibl. Institut.) Wie die Redaktion bemüht ist, die „Jahres-Supplemente" auf den möglichst höchsten Grad des Erreichbaren zu bringen, erhellt schon aus dem uns vorliegenden ersten Heft, aus welchem wir nur die Artikel über: Abzahlungsgeschäfte —, Afrika (Forschungsreisen —, Alexandrinische Kunst im Alterthum —, Antropologeneongreß — Arbeiterschutzgesetzgebung —, Asien (Forschungsreisen) —, Astronomenversammlung —, Ausstellungen — und Australien (Statistisches, Forschungsreisen) anführen wollen.

Unter dem Titel „Eine warnende Stimme aus dem Grabe" sind soeben drei Denkschriften über Priesterherrschaft aus der Feder des verstorbenen Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön im Verlage von Leonhard Simion in Berlin erschienen. Sie behandeln „Die Berlinische Synode 1846", „Pietisterei", „Der König" und bieten eine eindringliche Mahnung an das liberale Bürgerthum, sich zum Kampfe gegen Jesuitismus und Pietisterei fest zusammen zu schaaren.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Soeben erschienen:

Der ewige Jude in Monte Carlo.

Broch. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Dresden u. Leipzig, Pierson's Verlag.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbfalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in Berlin W., Culmstraße 8.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Robert Schumann.

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.

4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.

(Erste vollständige Ausgabe.)

Von **F. Gustav Jansen.**

2 Bde. gr. 8° geh. *M* 12.—, fein geb. *M* 15.—.

Verlag von **Georg Lang** in Leipzig.

Briefe aus Elsaß-Lothringen.

Von **Emil Kühn.**

156 Seiten gr. 8°. — M. 2.—

Den Altdeutschen in Elsaß-Lothringen, soweit sie noch patriotisch fühlen und die Manteuffel'sche Corruptionsperiode ohne Charakterschädigung überstanden haben, muß das Buch geradezu aus der Seele geschrieben sein. — Leser in Altdeutschland werden Uebertreibung vermuthen, während „Wissende" im Gegentheil dem Verfasser bezeugen müssen, daß er sich, zumal in Verwerthung eklatanter Beispiele, große Reserve auferlegt hat. Den allzulange und allzusehr verhätschelten „wiedergewonnenen Brüdern" oder vielmehr deren unberufenen Wortführern wird ein Spiegel vorgehalten, der ihnen wenig erfreulich sein dürfte. Aber die Wahrheit mußte endlich einmal gesagt werden, und das gethan zu haben, ist das Verdienst des Verfassers.

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.

Bad Homburg

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden. Gelbsucht. Gicht, Fettleibigkeit), **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende, Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasserheilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illumination. Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt während des ganzen Jahres durch die Brunnenverwaltung zu Homburg v. d. Höhe.

Hann. Altenb. Bahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdeb. z. Salzbad u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt Fürstl. Brunnen-Direction.

!! Nur 125 Mark !!

„Hall"-Schreibmaschine,

die beste und billigste der Welt!

Ueber 12,000 Stück im Betrieb!

Einfachste Construktion!

Grösste Dauerhaftigkeit! Leichte Handhabung!

Dreimal schneller als die Feder!

50 verschiedene Schriften! — Alle Sprachen!

Kein Tintenband!

Beste Referenzen!

Zu beziehen gegen Voreinsendung von 125 Mark oder Nachnahme von

C. A. Seyffert, Berlin SW. 13.

In Berlin jederzeit kostenlose Vorführung! — Prospekte gratis und franko!

!! Nur 125 Mark !!

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Adelmann, Graf Alfred, Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.

Heinsius, August, Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? Preis 50 Pf.

Koerner, Dr. R., San Remo, eine deutsche Winterkolonie. Neu bearb. vom Verfasser u. Dr. C. Rieth. *3. verbesserte Auflage.* Mit 4 Karten u. 1 Temperatur-Tabelle. 5 Mark.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Preis 50 Pf.

Wollny, Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.

Wollny, Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist in ☞ **zweiter Auflage** ☜ erschienen:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage: Dresdner Wochenblätter.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 4. Juni 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Reichsministerien oder Reichsämter? — Die militärischen Wachtposten und ihr Waffengebrauch. Von Miles. — **Literatur und Kunst:** Ein Theatersommer. Von Friedr. M. Fels. — Ueber Kunstkritik. Von W. Koopmann. — Nathan der Weise mit Ballet. Von Paul Seliger. — **Feuilleton:** Drei Sterbende. Erzählung von Leo Tolstoi. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Weltausstellung auf Pump. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. — Offene Briefe und Antworten. Von Niedergesäß. — Notizen. — Inserate.

Reichsministerien oder Reichsämter?

Parteilose Vorschläge zur Fortbildung der Reichsverfassung.

Ein schöner Titel „Reichsminister, Reichsfinanzminister, Reichsjustizminister," von vornehmem Klange, pompösem Tonfall! Wären diejenigen, welche nach Reichsministern verlangen, mit dem bloßen Titel zufrieden, so wäre seine Verleihung eine sehr einfache Sache. Aber trotz des um eine klangvolle Silbe vermehrten Titels wäre ein Reichsfinanzminister weniger als der einfache Finanzminister in Preußen. Nemo plus iuris in alterum transferre potest quam ipse habet, Niemand kann auf einen Anderen mehr Recht übertragen als er selbst hat. Der Kaiser ist als König in Preußen mehr, denn als Kaiser in Deutschland. In Deutschland ist er nur, wie die Reichsverfassung sagt, Präsident des Bundes, ein sehr Bevorrechtigter unter sonst Gleichen. Seine Regierungsgewalt ist in ausgedehntem Maße beschränkt durch die Mitwirkung der Regierungen der Bundesstaaten, welche durch deren Vertreter im Bundesrath stattfindet. Diese, besonders in inneren Angelegenheiten sehr beschränkte Regierungsgewalt übt der Kaiser aus durch den Reichskanzler. Würde der Kaiser seine Rechte theilen und durch verschiedene Beamte ausüben lassen können, welche gegenüber dem Reichskanzler ebenso unabhängig sind, wie die Minister in Preußen gegenüber dem Ministerpräsidenten, so würde das an dem Inhalt der Rechte nichts ändern können, und solche Beamte könnten Minister heißen, wären es aber nie.

In Preußen ist der Justizminister der höchste Beamte in diesem Theile der Verwaltung, das ganze Heer von Beamten untersteht ihm, er hat die Ausführung der Gesetze zu überwachen, die dazu nöthigen Verordnungen an seine Untergebenen zu erlassen, die Beförderungen, Versetzungen anzuordnen u. s. w. Ein Reichsjustizminister würde ihm gegenüber nur eine untergeordnete Stellung haben. Ihm fällt die Vorbereitung von Gesetzen zu und eine verwaltende Thätigkeit in Bezug auf das Reichsgericht. Die ganze übrige Justizverwaltung vollzieht sich in den Einzelstaaten in unabhängiger Weise. Zwar steht dem Kaiser die Ueberwachung der Ausführung reichsgesetzlicher Vorschriften zu, und sie würde durch den Justizminister erfolgen. Das klingt zwar nach etwas; in Wahrheit kann aber der Kaiser nichts thun, als sich an den Bundesrath wenden, der dann im Grunde Richter in eigener Sache ist.

Nicht anders ist es mit einem Reichsfinanzminister. Ihm verbleibt hauptsächlich außer eben jener unwirksamen Controle, die Vorbereitung des jährlichen Gesetzes über Einnahmen und Ausgaben. Jedes Gesetz aber kann nur vor den Reichstag gebracht werden, wenn und wie es vom Bundesrath angenommen worden ist, und ist es angenommen, so kann das Präsidium sich nicht weigern, es vorzubringen, selbst wenn es entgegen den Ansichten des Ministers von den Vertretern anderer Staaten vorgeschlagen worden ist. Im Bundesrath hat der Kaiser, wenige Vorrechte ausgenommen, nur so viel Recht als er Stimmen hat, d. h. als König von Preußen 17 Stimmen, und noch die Stimmen von Elsaß-Lothringen und die von Waldeck. Damit kann er jede Verfassungsänderung hindern, nicht aber die Annahme von Vorschlägen anderer Art. Die Gesetzvorschläge, die der Minister zu vertreten hat, sind in Wahrheit Gesetzvorschläge des Bundesraths. Weigert sich der Minister, so muß er abtreten. Weigert sich der Kaiser, ihn zu entlassen, so setzt er sich mit der Verfassung in Widerspruch, und verletzt die Rechte des Bundesraths. Denn ein großer Theil der Regierungsgewalt steht diesem zu, und diese Thatsache ist nur durch das lange Regiment des Fürsten Bismarck verdeckt worden.

Ein einziges Mal ist es dennoch bei einer unbedeutenden Vorlage (Erhebung von Stempelabgaben) im Jahre 1880 dazu gekommen, daß Preußen, also der Reichskanzler, in der Minorität war. Die Folgen haben sich nur auf das Staatsarchiv erstreckt, welches um ein Entlassungsgesuch mehr durch den Fürsten Bismarck bereichert wurde. Der Kaiser lehnte es ab und verwies den Reichskanzler auf die verfassungsmäßige Lösung des Conflicts der Pflichten. Die Reichsverfassung hatte aber mit dem Conflict zwischen dem Fürsten Bismarck als Reichskanzler und als preußischem Minister nichts zu thun; diese Doppelstellung ist in ihr nicht vorgesehen. Es konnte also auch keine verfassungsmäßige Lösung des Conflicts geben. Der Beschluß des Bundesrathes war innerhalb seiner Competenz zu Stande gekommen und daher das Präsidium verpflichtet, ihn anzuerkennen. Weigerte sich der Präsident, gleichviel ob mit des Reichskanzlers Rath oder gegen ihn, so war die verfassungsmäßige Ordnung der Competenzen in Frage gestellt.

Die Lösung dieses Conflicts war sehr wenig verfassungsmäßig; der Bundesrath fügte sich und hob seinen Beschluß wieder auf. Der Vorgang selbst ist aber sehr lehrreich; denn er zeigt die dem Bundesrath, d. h. den souveränen Regierungen gegenüber in vielen Dingen untergeordnete Stellung des Reichskanzlers. Nicht anders würde es um Minister stehen, welche selbständig einzelnen Geschäftszweigen vorstehen würden. Sie würden zu einem großen Theile nur als ausführende Organe des Bundesraths erscheinen. Denn der Bundesrath ist ein Gemisch von Staatsrath, Oberhaus, und oberster regierender

Behörde. Ihm steht ein sehr ausgedehntes Verordnungsrecht zu, wodurch das des Kaisers erheblich eingeschränkt ist, so daß also auch für Verordnungen einzelnen Ministern nur ein geringer Spielraum bliebe. Spricht man von Ministern, so meint man verantwortliche Minister. Wofür sollen sie verantwortlich sein? Für alles, wofür der Reichskanzler jetzt verantwortlich ist; aber das ist viel weniger als sich die nicht genau Unterrichteten denken. Verantwortlich ist er nur für die selbständigen Regierungsacte des Kaisers. Zu diesen gehört vor allem nicht die Einbringung von Gesetzvorlagen, eingeschlossen der Butgetvorlage; denn diese sind jederzeit gedeckt durch die Autorität des Bundesrathes. An diesem wahren Wesen der Sache kann kein äußerer Schein etwas ändern. Nur ganz beschränkte Vetorechte in einzelnen genau bestimmten Fällen besitzt der Kaiser gegenüber der Majorität des Bundesraths. Ganz selbständig und unbeschränkt ist dagegen der Kaiser in der Leitung der auswärtigen Politik, ferner in der Verwaltung der Marine, auf Grund der bewilligten Gelder, und in der Ernennung der Offiziere und Beamten. Ganz anders steht es im Heerwesen. Denn abgesehen von den besonderen Vorrechten Bayerns und Württembergs, kennt die Verfassung nur die Contingente der einzelnen Staaten, welche zwar unter dem Oberbefehl des Kaisers stehen, aber als deren Chefs die einzelnen Bundesfürsten gelten, mit dem Recht, die Offiziere, mit Ausnahme der Höchsteommandirenden, zu ernennen. Diese Thatsache wird nur verdeckt dadurch, daß in Folge der Militäreonventionen Preußen die Verwaltung dieser Contingente übernommen hat; in Braunschweig hat die Selbständigkeit des Contingents bis zum Tode des letzten Herzogs existirt. Für das Reich existiren jene Verträge Preußens gar nicht, während die Militärconventionen mit Bayern und Württemberg von dem norddeutschen Bunde abgeschlossen und in der Reichsverfassung bestätigt sind. Nicht bestätigt sind die Sachsen im norddeutschen Bunde eingeräumten Vorrechte; sie haben keine reichsgesetzliche Geltung. In Folge dieses verworrenen Zustandes vollzieht der Kaiser einen großen Theil der Regierungsacte im Heerwesen nicht als Kaiser, sondern als König von Preußen, und eine Verantwortlichkeit des Reichskanzlers vor dem Reichstage kann für sie gar nicht existiren. Was der König von Preußen und seine Kriegsminister auf Grund der Militäreonventionen thun, geht den Reichskanzler nichts an. Diese sonderbaren Verhältnisse haben zu einem langjährigen Rechtsstreite des Kaisers und Reichskanzlers als König und Minister von Preußen mit dem Reichstage und obersten Rechnungshofe geführt.

Der Leser einer ungelehrten Zeitung soll nicht mit staatsrechtlichen Doctorfragen behelligt werden. Aber so weit wenigstens war doch ein Eingehen auf die staatsrechtlichen Verhältnisse nöthig, um zu zeigen, daß es im jetzigen deutschen Reiche wohl die Ministertitel, aber keine wahren Minister, außer dem Minister der auswärtigen Politik geben kann. „Niemand kann mehr Recht auf einen Anderen übertragen, als er selbst hat." Um Minister, nicht dem Namen, sondern der Sache nach zu haben, müßte der Kaiser mehr Rechte haben, und um diese Rechte müßte der Bundesrath verkürzt werden. Das Präsidium müßte vor Allem das Recht haben, Beschlüsse des Bundesraths über Gesetzvorlagen abzulehnen, und ferner müßte das gesammte Verordnungsrecht des Bundesraths auf den Kaiser übertragen werden, wodurch denn der Bundesrath einem Oberhause ähnlich würde. Die Rechte des Bundesraths beruhen auf der Verfassung und 14 Stimmen genügen, um eine Aenderung zu hindern. „Daß der Bundesrath zu Gunsten von solchen Reichsministerien, wie sie vorschweben, Rechte aufgeben mußte, ist ja ganz klar; diese Rechte sind aber verfassungsmäßig verbürgt. — Sind Sie nicht alle überzeugt, daß diese 14 Stimmen zum Widerspruch gegen eine Einrichtung, durch welche der Einfluß der einzelnen Regierungen wesentlich beeinträchtigt würde, sich so, wie die Sachen heute liegen, unbedingt finden würden?" Das sagte Fürst Bismarck 1877, und heute liegen die Sachen noch gerade so, und „wir können, wie er auch treffend bemerkt hat, den Lauf der Zeit nicht dadurch beschleunigen, daß wir unsere Uhren vorstellen; die Geschichte können wir nicht machen, sondern nur abwarten, daß sie sich vollzieht."

Damit aber, daß nun das jetzige deutsche Reich nicht wie Preußen ein vollständiges Ministerium von derselben staatsrechtlichen Bedeutung haben kann, ist nicht gesagt, daß nun Alles beim Alten bleiben müßte, wie es sich unter dem Einfluß des früheren omnipotenten Reichskanzlers entwickelt hat. Er wollte sich nicht das Mindeste von den Rechten, die er sich selbst in der Verfassung gesichert hatte, nehmen lassen, und konnte das durchsetzen. Seinen Nachfolgern möchte es schwer fallen, den naturgemäßen Gang der Entwicklung zu hemmen. Diese aber geht dahin, daß selbständige Reichsämter für die einzelnen Verwaltungszweige geschaffen werden, deren Chefs zu dem Reichskanzler als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten eine eben so selbständige Stellung haben, wie die Minister in Preußen zu dem Ministerpräsidenten.

Die jetzigen Reichsämter haben keine reichsgesetzliche Grundlage. Es sind bloße Abtheilungen des Reichskanzleramts. Sobald die nöthigen Gelder dafür nicht beantragt würden, würden sie fortfallen. Ihre Chefs sind ganz abhängige Beamte. Nach dem Stellvertretungsgesetz von 1878 kann ihnen auf Antrag des Reichskanzlers vom Kaiser zwar die Stellvertretung übertragen werden, aber der Reichskanzler kann jederzeit in die übertragenen Geschäfte eingreifen, also auch beliebig Amtshandlungen annulliren. Auch soll diese Stellvertretung nur im Behinderungsfalle eintreten. Es ist eigentlich ein Nothgesetz und müßte heißen: Gesetz über die Stellvertretung des Fürsten Bismarck. Dennoch ist dieses Gesetz der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Reichsämter zu größerer Selbständigkeit geworden, und unter dem jetzigen Reichskanzler denkt man an den spezifisch Bismarck'schen Inhalt jenes Gesetzes kaum mehr. Einer ferneren Entwickelung der Reichsämter steht aber sein Vorhandensein trotzdem im Wege. Daher lautet der erste Vorschlag:

1) Aufhebung des Stellvertretungsgesetzes und Errichtung selbständiger Reichsämter.

Dem Bundesrathe werden dadurch keine Rechte genommen; der Kaiser aber gewinnt das, was dem Reichskanzler an unbeschränkter Amtsgewalt verloren geht.

Wie steht es nun mit der Errichtung eines Reichsamts für das Heerwesen? Es könnte nach den früheren Ausführungen scheinen, als würde es inhaltslos werden, da der Kaiser die meisten Anordnungen als König von Preußen trifft, oder als würde das geschilderte Durcheinander noch vermehrt werden. Dem wäre aber auf einfache Weise, ohne an dem Wesen des Reichsrechts zu ändern, abzuhelfen, durch den zweiten Vorschlag:

2) Uebernahme der preußischen Militär-Conventionen auf das Reich behufs Errichtung eines Reichsamts für das Heerwesen.

Es könnte auch die ganze preußische Militärverwaltung auf das Reich übernommen werden, wodurch der preußische Kriegsminister überflüssig würde.

Aus der Regierungsgewalt fließt das wichtige Recht, Verordnungen zu erlassen; dieses Recht ist zwischen dem Kaiser und dem Bundesrath getheilt. Die Ausdehnung des kaiserlichen Verordnungsrechts würde die Bedeutung der Reichsämter erhöhen; sie findet aber in dem Recht des Bundesraths ein Hinderniß, worin sich das bundesstaatliche Wesen des Reichs ausdrückt. Jedoch existirt jenes Recht nur, „sofern nicht durch das Reichsgesetz etwas Anderes bestimmt ist." In Folge dessen ist durch Spezial-Gesetzgebung dem Kaiser schon manches Verordnungsrecht zugewachsen und es kann dies ferner so viel als möglich angestrebt werden. Sonach wäre der dritte Vorschlag:

3) Möglichste Ausdehnung des kaiserlichen Verordnungsrechts durch Spezial-Gesetzgebung.

Der vierte Vorschlag endlich ist:

4) Errichtung eines Reichsverwaltungsgerichtshofes.

Eine ausführliche Begründung würde wieder zu staatsrechtlichen Auseinandersetzungen führen. Es genüge darauf hinzuweisen, daß ein solcher Gerichtshof für das deutsche Reich

nicht minder nothwendig ist wie in Preußen, wo er existirt. Der Bundesrath ist Richter in eigener Sache. Seine Majorität kann sich sogar über das Gesetzgebungsrecht des Reichstages hinaussetzen, wenn nämlich jeder einzelne Staat Anordnungen trifft, welche in seinem Gebiet gültig sind. Die Majorität selbst entscheidet, ob sie innerhalb ihrer Competenz gehandelt hat. Wie Professor Hänel nachgewiesen hat, sind einige Verordnungen vom Bundesrathe erlassen worden, durch welche das Recht des Reichstages einfach übergangen worden ist. Sie gelten eigentlich nicht nach Reichsrecht, aber dadurch, daß sie in den einzelnen Staaten gültig nach deren Recht publizirt worden sind. Diese wenigen Bemerkungen mögen genügen, um die Forderung eines höchsten Verwaltungsgerichtshofes zu rechtfertigen. Uebrigens gibt es schon jetzt einzelne in Verwaltungssachen Recht sprechende Behörden des Reichs.

Diese Vorschläge sind nicht aus irgend einer Partei-Gesinnung hervorgegangen, und können daher von Mitgliedern aller Parteien in ruhiger, sachlicher Weise erörtert werden. Dazu ist jetzt um so mehr Anlaß, als der sehr berechtigte Versuch gemacht wird, das Reichskanzler-Amt von der Präsidentschaft im preußischen Ministerium zu trennen. Diese Trennung würde viel weniger Bedenken erregen und viel leichter durchzuführen sein, wenn der Reichskanzler nur als Leiter der auswärtigen Politik und Vorsitzender im Bundesrath wäre. mit dem Recht, sich durch die Staatssekretäre des Reichs vertreten zu lassen. Eigentliche Collisionen zwischen dem Reichskanzler und dem preußischen Ministerium sind schon deswegen nicht möglich, weil ja doch zuletzt Alles darauf ankommt, was der Bundesrath sagt, in dem die preußischen Stimmen noch nicht ein Drittel ausmachen. Viel eher könnten Collisionen beispielsweise zwischen dem Reichsschatzsecretär und dem preußischen Finanzminister entstehen. Aber die sind ja auch heute nicht ausgeschlossen, trotz der rechtlich unselbständigen Stellung des Ersteren, und dann muß wiederholt werden, daß auch hier die Entscheidung schließlich beim Bundesrath liegt. Dafür, daß der Reichskanzler diejenige Stellung behaupten muß, wie sie Fürst Bismarck als nothwendig angesehen hat, liegt nicht der geringste sachliche Grund vor, und wenn er sie auch rechtlich behielte, so muß sie thatsächlich immer geringer werden, je mehr mit Nothwendigkeit die einzelnen Reichsämter an Bedeutung gewinnen. Diese Entwickelung zu hemmen, ist auf die Dauer nicht möglich; ihr mit Voraussicht entgegenzukommen, ist Sache einer maßvollen, aber zielbewußten Politik.

Die militärischen Wachtposten und ihr Waffengebrauch.

Der Fall des Gefreiten Lück hat zahlreiche Erörterungen und Forderungen hinsichtlich des Waffengebrauchs der militärischen Wachtposten und der geringeren oder größeren Nothwendigkeit ihres Vorhandenseins sowie der Verwendung ihrer Schußwaffen hervorgerufen, die zum Theil völlig berechtigt erscheinen, zum Theil jedoch über ein vernünftiger Weise in dieser Hinsicht anzustrebendes Ziel hinausgehen. Das Richtige dürfte wohl auch auf diesem Gebiete in einem mit Bezug auf die herangetretenen Forderungen und den Waffengebrauch einzuschlagenden Mittelwege liegen.

Die Gefahr, daß beim Gebrauch der Schußwaffe eines Militärpostens außer der Person, welche er zu treffen beabsichtigt, nicht nur noch eine andere, sondern selbst mehrere an dem Vergehen des Excedenten völlig Unschuldige getroffen und getödtet oder schwer verletzt werden können, ist in der That so bedeutend, daß es im Interesse des Publikums geboten erscheint, diese Gefahr so weit als irgend angängig auf ein Minimum zu beschränken. Denn das Unheil, welches ein feuernder Posten dadurch, daß er neben dem Schuldigen Unschuldige trifft und vielleicht schwer verletzt, anrichten kann, steht zu der Bedeutung des durch die Verwundung des Schuldigen vollzogenen Actes in keinem richtigen Verhältniß. Das Heilmittel kann in diesem Falle leicht schlimmer als das Uebel selbst wirken.

Auf den Schußwaffengebrauch der Wachen und Posten ganz zu verzichten und ihn etwa auf die Verwendung der blanken Waffe zu beschränken, wird, besonders in Zeiten sozialer Unruhen, nicht möglich sein. Denn die Schnßwaffe ist das einzig sichere Mittel für die Wachen und Posten in ihrer Isolirtheit, einer Menschenmenge oder an Zahl überhaupt weit überlegenen Excedenten oder Angreifern gegenüber, ihre exponirte Stellung wirksam behaupten und ihre Aufgabe, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, mit Aussicht auf Erfolg durchführen zu können. Der dem Posten zustehende und anbefohlene Gebrauch der Schußwaffe übt im Wesentlichen eine moralische Wirkung auf zu Excessen geneigte Personen aus, die in ihren nützlichen Ergebnissen nicht zu unterschätzen ist und zweifellos vielen Ausschreitungen vorbeugt und aus diesen Gründen daher an den Punkten, wo dies ausdrücklich Noth thut, aufrecht erhalten bleiben müßte.

Allein diese kaum zu widerlegende Nothwendigkeit schließt das heute besonders gerechtfertigte Bestreben, den Waffengebrauch der Wachen und Posten auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, nicht aus.

Zwei Wege dürften sich in dieser Hinsicht darbieten. Einmal derjenige, die militärischen Wachen und Posten, so weit als angängig, zu vermindern, und ferner der, die Mannschaft derselben mit einer besonderen Munitionsausrüstung, bestehend in einer Patrone mit schwächerer Ladung zu versehen.

Was den ersten Punkt betrifft, so könnten unseres Dafürhaltens in friedlichen Zeiten die Ehrenposten, mit Ausnahme derer vor dem Kaiser, überall eingehen, d. h. also die Posten vor den fürstlichen Besuchern, vor der höheren Generalität und den Fahnen. Nur in unruhigen Zeiten müßten sie, da sie zugleich für die Sicherheit der betreffenden Oertlichkeit und Person einstehen sollen, unseres Erachtens auch ferner gestellt werden.

Es könnte ferner, wie dies bereits von anderer Seite vorgeschlagen wurde, auf die Bewachung aller civilfiscalischen Anstalten, Kassen und Gebäude, Gefangenenhäuser ꝛc. durch das Militär in ruhigen Zeiten, d. h. für gewöhnlich, verzichtet, und damit die betreffenden Civilunterbeamten, von denen einem Theil bereits schon heute die Bewachung der ihm unterstellten Personen zufällt, ausschließlich betraut werden. Diese Beamten könnten mit Revolvern, deren neue Modelle mehrere 100 Meter weit tragen — nöthigenfalls mit Carabinern — bewaffnet werden. Einige Unkosten, welche dabei aus der Beschaffung, Instandhaltung und Ergänzung dieser Waffen, sowie ihrer Munition und einer wenigstens einigermaßen ausreichenden Einübung entstehen würden, wäre dabei allerdings kaum zu vermeiden.

Von einem Theil der älteren Militärs wird allerdings noch das Auftreten einer Truppe und des einzelnen Mannes im Garnisonwachtdienst als ein Prüfstein der Disciplin und Entschlossenheit für unerläßlich erachtet. In der That kommt der Soldat fast nur als Posten schon im Frieden in die Lage, unter ernster Verantwortung selbständig handeln zu müssen, ein Fall, der sonst nur im Kriege in einzelnen Phasen des Schützengefechts oder als Posten einer Feldwache oder Patrouillengänger an ihn herantritt. Die erwähnte Forderung erscheint daher nicht ohne Berechtigung; allein bei dem trotz aller bereits stattgefundenen Verminderungen der Garnisonwachen und Posten immerhin noch sehr beträchtlichen und die sonstige dienstliche Ausbildung anerkanntermaßen ungemein störenden heutigen Garnisonwachtdienst, bei welchem im Winter die Leute der älteren Jahrgänge durchschnittlich den fünften Tag auf Wache kommen, dürfte, auch wenn die Wachen und Posten in der oben angedeuteten Richtung vermindert werden und der Mann vielleicht nur den zehnten oder fünfzehnten Tag auf Wache zieht, noch vollauf Zeit für ihn übrig bleiben, um völlig sicher im Wachtdienst zu werden.

Was den zweiten Punkt, die Verminderung der Gefahr, welche durch den Waffengebrauch der Posten für das Publikum entsteht, durch eine Abänderung in der Waffen- oder

Munitionsausrüstung betrifft, so sind in dieser Hinsicht zahlreiche, mehr oder weniger unpraktische Vorschläge aufgetaucht, die dahin gingen, dem Manne auf Posten entweder nur das Seitengewehr als Waffe, oder ein älteres Gewehrmodell mit Geschossen von geringerer Durchschlagskraft als besonderes Wachtgewehr zu geben, oder sogar ihn, wie die „Schlesische Zeitung" vorschlug, nur einen Pfropfen auf die Flucht ergreifende oder sonstige Excedenten verfeuern zu lassen.

Allen diesen Vorschlägen stehen wesentliche militärische und technische Bedenken gegenüber. Die Bewaffnung der Posten mit dem Seitengewehr allein reicht nicht aus, um den Fluchtversuch eines Excedenten oder Arrestanten zu verhindern, die Ausrüstung der Wachen mit einem älteren Gewehrmodell mit Geschossen von geringerer Durchschlagskraft aber bedingt eine in jeder Hinsicht nachtheilige doppelte Ausbildung des Infanteristen mit zwei Gewehrsystemen, sowie seine Ausrüstung mit verschiedenartiger Munition, und der Mann erhielte damit in dem einzigen Falle, wo er im Frieden Ernstgebrauch von seiner Waffe macht, ein ihm fremdes und weit weniger vertrautes Wachgewehr in die Hand, dessen Führung keineswegs geeignet sein würde, sein Selbstvertrauen zu heben.

Der Vorschlag eines Pfropfengeschosses endlich ist lediglich komisch, und von allen in der bezeichneten Richtung sich bewegenden Propositionen verdient nur diejenige reifliche Beachtung, den Posten zwar mit seinem eigenen Gewehr, aber mit einer besonderen Wachtpatrone von schwächerer Ladung und Durchschlagskraft auszurüsten.

Man könnte einwenden, daß zu einer schwächeren Pulverladung ein anderer Lauf gehöre; allein es erscheint als eine technisch nicht unlösbare Aufgabe, die Stärke der Pulverladung derart zu bemessen, daß bestimmte weite Visire des Gewehrs bestimmten näheren Entfernungen entsprechen und demgemäß verwandt werden könnten.

Wenn nun auch bereits von einem deutschen Kriegsministerium, dem bayrischen, wohl zweifellos in Fühlung und Einklang mit den darüber in Berlin bestehenden Ansichten, amtlich erklärt wurde, daß eine Abänderung der Instruction über den Waffengebrauch der Wachen und Posten inopportun sei, so bildet dieser Vorgang doch keinen Grund, um den berechtigten Bestrebungen, die Gefahr des Waffengebrauchs der Posten für das Publikum möglichst einzuschränken, ein Ziel zu setzen, und ist es auch ferner angezeigt, die Vorschläge der Beschränkung der Militärposten auf rein militärische Localitäten und Zwecke, und deren Ausrüstung mit einer weniger Durchschlags- und Treibkraft besitzenden Munition im Auge zu behalten, an den geeigneten Stellen, sei es in der Presse oder in den gesetzgebenden Körpern, nachdrücklich zu vertreten und zur schließlichen Geltung zu bringen.

Miles.

Literatur und Kunst.

Ein Theatersommer.

Wiener Ausstellungsbriefe von Friedr. M. Fels.

I.

Wissen Sie, was eine Bieridee ist? . . . Ich frage nur, weil den Veranstaltern dieser internationalen Ausstellung entschieden so etwas wie eine Bieridee vorgeschwebt haben muß.

Ich will sie damit keineswegs herabsetzen. Und gegen den Gedanken an sich habe ich damit absolut nichts gesagt. Er ist gut und groß und schön; die wissenschaftliche Forscherfreude, wie die bloße Schaulust des Laien könnten ihm für die köstlichsten Sensationen danken. Aber die Art, wie er hier in das Leben getreten ist, muß Bedenken erregen; gegen sie lege ich Verwahrung ein. Eine derartige Ausstellung derart arrangiren, daß heißt: ihr von vornherein die tiefere Bedeutung benehmen und sie, mit dem ganzen Stempel des Zufälligen, rein als Markt anlegen. Wenn dabei doch noch höhere, ideale Ergebnisse herausschauen, so ist das eine Beiläufigkeit, wofür die Veranstalter gewiß nicht verantwortlich zu machen sind. Im Grund ihres Herzens würden sie auch den Verdacht eines unpraktischen Idealismus entrüstet von sich weisen. Und ferner könnten sie sich darauf berufen, daß uns ja ihre Motive nichts angehen, rein gar nichts. Wenn uns nur aus dem, was sie zu Stande gebracht, ein merklicher Gewinn erwächst! Das ist alles, was wir billig verlangen können; selbst die Kunst braucht daraus keine directen Vortheile zu ziehen.

Soviel an Zugeständnissen erfordert die einfache Gerechtigkeit; aber eine Bieridee war es doch, ich bleibe dabei.

Bestand da die Absicht, zum hundertsten Todestag Mozart's eine Ausstellung auf ihn bezüglicher Gegenstände und Documente zu veranstalten: ein durchaus berechtigtes und löbliches Unternehmen, aber von bescheidenstem Umfang, in diesen Grenzen ersprießlich und voll Interesse und Anregung für jeden Musiker und Musikfreund. Da kam der Mann mit der Bieridee und dem immer weitestgehenden Antrag, und an Stelle des bescheidenen Veilchens sahen wir höchst pompös eine aufdringlich große und grelle Pfingstrose erblühen. Die „Internationale Ausstellung für Musik und Theaterwesen" wurde eine Thatsache, bekämpft von den einen, von den anderen mit lauten Posaunenstößen festlich begrüßt, aber mit der man in jedem Fall zu rechnen hatte.

Bewunderungswürdig ist die Schnelligkeit und Energie, womit sie in Angriff genommen und durchgeführt wurde. Es war eine Idee zur späten Abendstunde, und über Nacht sollte sie zur Ausführung gelangen. So wollten es diese Ungeduldigen, die fanden, daß Geschwindigkeit doch eine Hexerei sei. Als Hexenmeister zu glänzen schien ihnen aber ein höherer Reiz und wohlfeilerer Gewinn, denn in solider, ruhiger Arbeit langsam vorwärts zu schreiten. Nun gehört eine internationale Theaterausstellung gewiß nicht zu den Unmöglichkeiten: aber Zeit ist dazu in erster Linie nöthig, viel Zeit und lange, weit ausgreifende Vorbereitung und ein emsiges Sammeln, im Kleinen und Kleinsten, mit Liebe und Verständniß, durch manche Jahre; — von einem Sommer zum anderen, so viel ist mit Sicherheit zu sagen, läßt sich keine arrangiren. Denn was kann uns eine Ausstellung sein, die in sich kein organisches, fest gegliedertes Ganze bildet! wenn sie zusammengeworfen ist durch den Zufall, je nachdem etwas örtlich nahe lag oder die Laune des Besitzers günstig war; wenn die höchste erkennbare Absicht, der einzige rothe Faden, der sich hindurch zieht, nur die Eitelkeit einzelner kleiner ist, der Arrangeure wie der Aussteller, oder das Streben nach materiellem Gewinn. Was ist uns eine Ausstellung, bei der die größten Künstler fehlen und die seltensten Genüsse! Die goldene Mittelmäßigkeit können wir auch in gewöhnlichen Zeiten und jede auf ihrer eigenen Bühne bis zur Neige auskosten.

Zur langen Vorbereitung käme dann die fachmännische Vorbereitung. Ausdehnung und Stärke der Reklame, so wirksam auch für den Augenblick, vermögen auf die Dauer nicht hinwegzutäuschen über die Mängel einer zumeist dilettantischen Inscenesetzung. Es fällt mir nicht ein, zu leugnen, daß im einzelnen der todten Ausstellung außerordenlich Bedeutendes geboten ist: hervorragende Gelehrte haben sich da zur Verfügung gestellt, reichhaltige und wohlgeordnete Sammlungen haben ihre kostbarsten Schätze von Jahrhunderten her beigesteuert. So ist Weimar ein Glanzpunkt. Da verstummt aller Streit der Meinungen, jedes Nörgeln. An Selbständigkeit der Documente, wie an absolutem Werth jedes einzelnen läßt sich nichts Hervorragenderes denken. Wer zum Heroencultus nicht die geringste Neigung hat, fühlt sich hier zu demüthiger Andacht niedergedrückt und erhoben. Wer das Sammeln verachtet, als alexandrinisch oder als praktisch und materiell werthlos, fühlt sich hier von einem Hauch jener reinen Begeisterung berührt, die den Gelehrten fortreißt und nimmer ruhen läßt. Selbst der geringste Zettel gewinnt im Zusammenhang Bedeutung. Und, wie natürlich, Goethe steht im Vordergrund. Wie

sein großes Oelbild die ganze Abtheilung beherrscht. Wir sehen seine Manuscripte, seine Entwürfe. Wir verfolgen dies allem Menschlichen zugewandte lange und arbeitsame Leben durch sieben Dezennien. Wir sehen es schon von seinen Zeitgenossen verfolgt und, in allen Phasen, mit achtungsvoller und bewundernder Liebe begleitet. Dieser Raum umspannt und bedeutet eine Welt; ein Gang durch ihn lehrt ein großartiges Leben und Schaffen, vollkommener und anschaulicher als eine Biographie es vermöchte. Wir betreten ihn mit ehrwürdiger Scheu, wir verlassen ihn mit schmerzlichem Bedauern. Und dabei ist dies alles nur ein geringer Bruchtheil dessen, was in Weimar selbst angesammelt liegt! Ganz abgesehen von der Weihe, die Goethe's Anwesenheit der Stätte verliehen hat. Viele andere Städte haben noch ausgestellt; so tief wie Weimar wirkt keine einzige. Ihre Ausstellungen sind wirklich todte, während die von Weimar lebt, immer noch lebt. Doch sind sie alle, nach Auswahl und Anordnung, sorgsam und wohl durchdacht. Daß alles Decorative gelungen ist, versteht sich für Wien von selbst.

Nicht das Gleiche läßt sich den theatralischen Vorführungen nachrühmen. Verständnißlosigkeit und Unkenntniß haben hier manches verschuldet. Nie werde ich verzeihen, daß man sich eine der größten Schauspielerinnen der Gegenwart, obgleich sie leicht zu erlangen gewesen wäre, daß man sich Eleonora Duse leichtsinnig hat entgehen lassen. Den Herren vom Comité waren Name und Bedeutung der Dame nicht bekannt; und als sie dann mit der Nase darauf gestoßen wurden, war ihnen ein anderer bereits zuvorgekommen. Nun kann man allerdings, auch ohne von der Duse zu wissen, ein ganz guter Mensch, Staatsbürger und Familienvater sein: im Comité einer Theaterausstellung aber hätte ich auf gute Menschen gern verzichtet und mir dafür ein paar gute Musikanten gewünscht. Daß die Duse gleichzeitig auf den internationalen Bettern des Carltheaters gastirt, läßt uns den Fehler selbst nicht empfinden: Die Blamage bleibt den Herren. Auch in Kleinigkeiten vermisse ich die nöthige Umsicht der Vorbereitung. Der Streit von L'Arronge mit der österreichischen Steuerbehörde ist dafür ein schlagender Beweis. Eine gewisse Kopf- und Planlosigkeit scheint zu herrschen; außerdem ist manches Nöthige vergessen worden.

Das Ausstellungstheater, die lebendige Bühne ist die Achillesferse des Ganzen. Aus den veröffentlichten Repertoiren ersehe ich, außer der Comédie française, nur sehr weniges, was allgemein interessiren kann und größere Anregung verspricht. Manches Gastspiel, verheißungsvoll, sei es durch Vorzüglichkeit der Leistungen, wie dies von den Dänen mit Frau Hennings zu erwarten war, sei es durch Originalität, wie das der Japaner, hat sich zerschlagen. Mögen die Tschechen, die Polen, die Ungarn noch so Tüchtiges bieten: Der Nationalstolz dieser Stämme selbst wird aus ihren Vorstellungen immerhin weit größere Befriedigung ziehen, als wir mit unserer heißen Sehnsucht, Neues und Großes zu sehen und zu lernen. Das Deutsche Theater in Berlin hat sein ursprüngliches Programm nicht eingehalten. Kainz haben wir nur in einer, ihm dazu wenig liegenden, Rolle gesehen. L'Arronge hat sich begnügt, Wolzogen's ganz unbedeutendes Lustspiel, nur weil es gefiel, immer und immer zu geben. Auf seine Rechnung mag er dadurch wohl gekommen sein und die Ausgaben für das Imprägniren der Decorationen hat er sich ja glücklich auch erspart; aber dazu brauchen wir kein Ausstellungstheater, unsere eigenen Bühnen sorgen für das Geschäft das ganze Jahr über. Die Wiener Presse hat den Berliner Gästen gegenüber eine ungewöhnliche Rücksichtnahme bewiesen. Für uns fallen die Gründe einer solchen weg. Ich kann es ruhig aussprechen, was hier die Spatzen von den Dächern pfeifen: daß das Deutsche Theater in Wien Fiasko gemacht hat. So blieben nur noch die realistische Truppe Emanuel Reicher's und die Hamletaufführungen.

Denn das Burgtheater hält sich von der Ausstellung absichtlich ganz fern. Sie muß und kann man im eigenen Haus aufsuchen. Aber von Mustervorstellungen im Prater wird jetzt auch der Wohlwollendste nicht mehr träumen. Das Ausstellungstheater wird so ziemlich auf ein gewöhnliches Sommer- und Kurtheater hinauslaufen. Jauner's Wahl zum artistischen Leiter war symbolisch eine Vorbedeutung schlimmster Art. Wie damals verlautete, soll sich Baron Berger um die Stelle beworben haben. Wiederum für die Einsichtslosigkeit der maßgebenden Persönlichkeiten spricht dies, und ich muß es auf das tiefste bedauern, daß ein Mann, mit dem ich mich zwar in den meisten ästhetischen Fragen im Widerspruch befinde, aber der eine, wie wenige hier, ernst zu nehmende literarische Erscheinung ist, hinter dem ehemaligen Director des Ringtheaters und jetzigen Macher der Operettenbühne an der Wien zurücktreten mußte.

Bedeutender als die dramatischen sind die musikalischen Productionen, soweit man aus den bisherigen Concerten und dem Programm der künftigen schließen darf; aber von Musik habe ich hier überhaupt nicht zu reden, — dies ein für alle Male, gegen etwaige Vorwürfe der Unvollständigkeit. Uebrigens werde ich mich auch im dramatischen Theil zu gar nichts verpflichten. Wozu über Dinge berichten, die mir selbst so uninteressant wie nur möglich sind! Und dem einen oder anderen meiner Leser hat vielleicht auch das Geringe Bedeutung, das mir nahe geht und aus dem ich auf Größeres und Allgemeines schließen zu dürfen glaube.

Mit Theater und Musik, lebende und todte Ausstellung, wäre der Kreis der eigentlich hier in Betracht kommenden Dinge geschlossen. Aber darüber waren sich die Unternehmer von vorn herein klar, daß eine so spezielle Fachausstellung, selbst auf einem so populären Gebiet, die Theilnahme jenes größten Publikums, das für ein günstiges finanzielles Ergebniß nöthig ist, nie zu erringen im Stande sein werde. Deshalb sah man sich rechtzeitig nach einem Bundesgenossen um und was auf den Haufen Anziehung ausüben könne. Im „Niederösterreichischen Gewerbeverein" fand sich bald dieser Genosse; und so haben wir das Vergnügen, in der Rotunde allerhand Dinge zu schauen, die zum Theater nur in höchst entferntem Zusammenhang stehen, neben anderen Dingen, deren Zugehörigkeit zur Welt des schönen Scheins mehr außer Zweifel ist, Damentoiletten z. B., Brillanten und Schminktöpfe. Wir aber stoßen uns daran nicht im Geringsten. Wir Wiener sind dieses gewöhnt. Was wir auf einer land- und forstwirthschaftlichen Ausstellung am Platze gefunden haben, stört uns auch hier nicht. Und das Zeug wird förmlich belagert.

Ob in gleicher Weise, wie die Interessen des Ausstellungscomités, auch die des Gewerbevereins befriedigt werden, sei dahin gestellt. Es ist eine offenkundige Thatsache, daß bei all diesen Gelegenheiten die Aussteller nur in den seltensten Fällen auf ihre Rechnung kommen. Man hat damals, im vergangenen Herbst, von einer Provinzialausstellung einer kleineren Stadt, ich glaube Görlitz, viel gesprochen, wodurch ihr Handel und Gewerbe bedeutenden Aufschwung erfahren habe: nur vergesse man nicht, daß die Verhältnisse im großen Wien ganz anders liegen, daß hier die internationale Ausstellung ein internationales Publikum und das internationale Gewerbe zum mindesten auch ein internationales Publikum verlangt. Einen großen Fremdenzufluß nach Wien zu veranlassen, war eingestandenermaßen ein Hauptmotiv der Veranstalter: dieses aber liegt außerhalb des Kreises meiner Betrachtung, ich bekenne mich hierin als incompetent.

Es ist auch nicht meine Sache, über den Werth oder Nichtwerth jener künstlerischen Productionen mein Urtheil abzugeben, womit in einem primitiven Wirthsgarten am Hohen Markt, die „Schrammeln" und Volkssänger, der Improvisator und der Kunstpfeifer ihr dankbares Publikum ergötzen. Ich könnte hier sogar pathetisch werden. In pessimistischen und sarkastischen Auslassungen könnte ich mich ergehen über die Kunstgenüsse, die hier verlangt werden. Wozu? Ernst und pathetisch werde ich in dieser Ausstellung nur, wo es sich um Kunst handelt.

Ueber Kunstkritik.

Von W. Koopmann.

Je älter eine Wissenschaft ist, desto größere Anforderungen werden an den Einzelnen gestellt, wenn er seiner Person gegenüber der vorhandenen Summe von Fähigkeiten und Kenntnissen Geltung verschaffen will, um so größere Sicherheit gewinnt aber der Einzelne auch für selbständiges Fortschreiten, desto mehr Sicherheit ist gleichzeitig vorhanden, daß sich eingebildeter, persönlicher Werth, wenn auch nur vorübergehend, aufzudrängen vermöchte.

In einer jungen Wissenschaft ohne Schule und Geschichte dagegen wird die Möglichkeit gegeben sein, daß die Persönlichkeit uncontrolierbar überwiegt. In der „neueren Kunstgeschichte" wird das der Fall sein, so lange bei der Kritik des Kunstwerkes an Stelle des mit Gründen ausgestatteten Urtheils der persönliche Eindruck tritt, den das Kunstwerk gemacht hat, bei dem wechselnde Stimmungen leicht zu Täuschungen führen. Solche Irrthümer wirken um so schädlicher, weil persönliches Selbstgefühl sich hartnäckiger sträubt, den Irrthum einzugestehen, als wenn eine objective Beurtheilung die Persönlichkeit mehr zurücktreten läßt. Widersprechende Ansichten nehmen dann leicht den Charakter einer persönlichen Gegnerschaft an und führen zu Zwistigkeiten, bei welchen die Forschung aufhört, weil jede zweifelhafte Sache eine Machtfrage des persönlichen Einflusses wird.

Daß in diesen Sätzen regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen in der modernen Kunstforschung wiederzuerkennen sind, bedarf keines weiteren Nachweises. Die „neuere Kunstgeschichte" hat unerquickliche Fehden genug zu verzeichnen, bei denen persönliche Kränkung des Gegners ohne Rücksicht auf Verdienste und Fähigkeiten wichtiger zu sein scheint, als die Sache, um die es sich handelt.

Das sind die Kinderkrankheiten der „neueren Kunstgeschichte"; diese Periode ist noch nicht abgeschlossen, ihre Symptome kommen selbst dann zum Vorschein, wenn begleitende Umstände zu der Erwartung berechtigen, daß die Persönlichkeit in der Kunstkritik, ohne welche es freilich keine Kritik gibt, aufhören werde, in der Form von gehässigen Verdächtigungen des Gegners hervorzutreten. Wie wünschenswerth es ist, daß dies Verfahren eingestellt werde, ergibt sich aus einigen Vorgängen der neuesten Zeit, bei denen das Verhältniß der führenden Perfonen zu einander die Gesammtlage wiederspiegelt.

Bekanntlich ist unter den offiziellen Vertretern der Kunstwissenschaft ein starker Gegensatz fühlbar geworden, sofern sie Galleriedirectoren und sofern sie Universitätslehrer sind. Kunstkritik ist nur ein ganz kleiner Theil dessen, was die Professoren unter Kunstwissenschaft verstehen, sie haben sich deshalb gewöhnt, über die Directoren, bei denen Kritik der Angelpunkt ist, um den sich Alles dreht, im Ton duldender Herablassung zu sprechen. Für sie sind unsere besten Galleriedirectoren Leute, „die sich von der Gelehrtenbahn in die praktische Verwaltung haben locken lassen" — „weil die strenge Wissenschaft eine brodlose Kunst ist!"

Für den Director kommt Alles darauf an, das einzelne Kunstwerk richtig beurtheilen zu können, dessen Werth für den Professor vor einer tausendjährigen Geschichte der Kunst in den Hintergrund tritt, wobei es allerdings zweifelhaft bleibt, ob Kunstgeschichte als geschichtliche Entwickelung der Schulen und Meister nach Maßgabe der Kunstwerke jemals als Hauptaufgabe erkannt ist, oder ob Kunstwerke vielmehr ein unselbständiges Anhängsel an politische Staatengeschichte sind oder ob sie als Culturgeschichte behandelt werden, welche allerdings von allgemeineren Gesichtspunkten ausgehen muß und nicht das ganze Werk jedes einzelnen Künstlers zu berücksichtigen braucht.

Wie dem auch sei, stets sehen die Professoren auf die Thätigkeit der Directoren als etwas Inferiores herab, während Jeder, der nur eine oberflächliche Kenntniß von den Aufgaben eines Directors hat, geneigt sein wird, den Katheder als Sinekure anzusehen im Vergleich mit der Verantwortlichkeit, welche dem Director schon beim Ankauf und beim Aufbewahren der Kunstwerke zufällt. Wenn das Colleg nicht zu Stande kommt, braucht der Professor nicht einmal zu lesen.

Die Professoren behaupten, durch ihre strenge Wissenschaftlichkeit Kunst von einer außerordentlichen Höhe des Gesichtspunktes aus betrachten zu können. Ob diese Höhe schon erstiegen ist oder nicht, bleibt für alle anderen Menschen außer den Professoren ganz gleichgültig, denn nur sie besitzen die Eigenschaften, welche jene Höhe erreichbar machen. Dem Laien werden die Augen übergehen, wenn er nur die Aufschriften von all' den gelehrten Fächern liest, welche diese starken Geister bewältigt haben müssen, ehe sie für Kunstverständniß reif werden und es ist nur zu begreiflich, daß dieser Kunstwissenschaft keine Zeit übrig bleibt, sich auch noch mit Gemälden und Skulpturen als Gegenstand besonderen Studiums zu beschäftigen. Die Kunst der Professoren ist nicht für Alle.

Die Kunstfreunde ohne offizielle Verpflichtung für die Kunst stehen deshalb mit ihren Sympathien auf Seiten der Directoren, nämlich Alle, die weiter nichts wollen, als sich des Kunstwerkes freuen und zwar in der angenehmen Sicherheit, daß die im Katalog verzeichneten Werke berühmter Meister auch wirklich eigenhändige Arbeiten derselben sind und nicht durch Irrthum oder Betrug nur scheinen, was sie sein sollen. Wer für diese Sicherheit die beste Gewähr bietet, verleiht den Museen jene erzieherische Bedeutung, für welche sie eingerichtet wurden und es ließe sich die Ansicht wohl vertheidigen, daß dadurch Alles geleistet wird, was der Staat vor der Hand von der Kunstwissenschaft erwarten darf.

Aber kann man es den Professoren verdenken, wenn sie geringschätzig auf Kritik herabsehen? Ist man berechtigt, Kunstkritik eine Wissenschaft zu nennen?

Die Antwort auf diese Frage ist weder unbedingt verneinend noch bejahend; sie ist verneinend, sofern Wissenschaft auf einem festen Besitz von Kenntnissen beruht, welche vom Lehrer auf den Schüler übertragen werden können; in dieser Beziehung sind erst Anfänge gemacht. Die Antwort ist eine bejahende, sofern ein Kenner nicht auf hazardirendes Rathen in seinen Schlüssen angewiesen ist, sondern durch langjährige Uebung eine Reihe von Erfahrungssätzen erst erprobt, dann bewährt, gefunden hat; nur, daß diese Erfahrungssätze persönlicher Besitz sind. Es ist noch nicht gelungen, dieselben der Art in Worte zu kleiden, daß sie dem minder Geübten, dem Schüler die Beurtheilung des Kunstwerkes wesentlich erleichterten.

Durch ihren unermüdlichen Eifer für Kunstkritik gewannen Bode in Deutschland, Morelli in Italien, Bredius in Holland ihre Sicherheit des Urtheils, das Vertrauen der Kunstfreunde, eine Stellung in der Literatur weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus. Es ist begreiflich, daß ihre Erfolge die Professoren mit einiger Eifersucht erfüllte, denn für sie liegt ein deutlicher Wink darin, was ihnen zu einer gemeinnützigen Thätigkeit fehlt, die auch dem gelehrtesten Professor nicht ganz gleichgültig sein sollte. In nicht gerade vornehmer Weise haben die Professoren ihrem Unmuth dadurch Ausdruck gegeben, daß sie Kunstkritik beim großen Publikum zu discreditiren suchten, ein kinderleichtes Unternehmen, denn der beste Kenner ist einem Irrthum ausgesetzt und wird ohne große Vorsicht demselben immer wieder verfallen, weil die feineren, sichersten Merkmale der großen Künstler mehr empfunden sind als daß sie objectiv nachgewiesen wären. Dieser Nachweis ist auch schwer zu führen, wird aber mit der Zeit geführt werden können, wenn nicht Kunst Illusion ist und wenn es je einen großen Künstler gegeben hat. Wenn für den Einzelnen aber mitunter Jahre vergehen, bis er mit sich selber über ein einzelnes Kunstwerk in das Reine kommt, wird es Jahrzehnte dauern — gemeinsame, unausgesetzte Thätigkeit Aller vorausgesetzt — bis der Kunstkritik objectiver Werth verliehen werden kann. Gerade weil die Professoren Kritik nicht verstehen, weil sie ihre Schüler nicht zur kritischen Arbeit veranlassen und sie nicht zu einem regelmäßigen Austausch der Meinungen über einfache und verwickelte Fragen anhalten, kommt es mit der Wissenschaftlichkeit der Kritik nicht vorwärts.

Die Professoren sprechen vom weiten Blick des echten

Kunsthistorikers, von geistiger Ueberlegenheit und von wissenschaftlicher Autorität, aber kein Professor fühlt sich veranlaßt, Meinungsverschiedenheiten der Directoren über Bilderbestimmungen von höchster Bedeutung für die Museen und also auch für die Kunstgeschichte durch unparteiisches Abwägen der Gründe auszugleichen. Man weiß nicht, ob die „Madonna vor der Felsgrotte" im Louvre oder in der Londoner Nationalgallerie das von Leonardo's Hand gemalte Exemplar sei, in München stellt die Direction der Pinakothek ein neues Madonnenbild unter Leonardo's Namen auf; ein merkwürdiges Frauenbild im Städel'schen Institut, dessen Meister man bisher nicht kannte, wird von fachmännischer Seite Dürer zugeschrieben, es gibt aber auch gute Gründe für die Ansicht, daß es das Werk des fast unbekannten Bartolomeo Veneto sei, also eines italienischen, venezianischen Künstlers. Kann es wichtigere Fragen geben? Aber wo ist die höhere Instanz, wenn die Directoren uneinig sind oder die ihnen anvertrauten Bilder mit zu günstigem Auge ansehen? In diesen und vielen anderen gleich bedeutenden Fragen schweigen die Professoren, sie zucken hinter den Coulissen mit den Achseln, aber sie fürchten das geschriebene Wort; sie wissen nicht, daß Lessing gesagt hat, es sei schon ein Verdienst, durch einen unrichtigen Schluß andere zu richtigen Schlüssen veranlaßt zu haben; sie wahren eine vornehme Stellung durch vornehme Zurückhaltung und dabei ist die Kunstwissenschaft so bettelarm, daß sie nicht den bescheidensten kritischen Beitrag, woher er immer kommen möge, unbesehens von der Hand weisen darf.

Wenn die gelehrte Kunstwissenschaft nicht einmal weiß, was Leonardo, Dürer, Raffael, Michelangelo, Holbein, Rembrandt, Tizian, Rubens gemalt und gemeißelt haben und sich solchen Fragen gegenüber gleichgültig verhält, während die Directoren verschiedener Meinung sind und die bestehenden Unklarheiten von den Kunstfreunden mit jedem Jahr drückender empfunden werden, bleibt gar nichts anderes übrig, als daß die kritische Arbeit aus den Händen der Fachleute in die Hände freiwilliger Mitarbeiter übergeht und das hat immer seine Gefahren, da sie leicht des Respects vor eingebildeter Vornehmheit ermangeln werden.

Der seltene Erfolg, den Morelli's erste kunstkritische Arbeiten hatten, beruht vorzugsweise darauf, daß Kunstfreunde, Gemäldesammler und dergleichen Leute aus der misera plebs hier endlich fanden, was sie in der gelehrten Literatur vergeblich gesucht hatten: Sicherheit des Urtheils über Kunstwerke. Alle namhaften Galleriedirectoren in Deutschland haben ihrer Anerkennung für Morelli's erstes Buch dadurch Ausdruck gegeben, daß sie sein Urtheil fast bei jedem einzelnen Gemälde in ihren Katalogen wiedergegeben haben, selbst wenn sie mit demselben nicht übereinstimmten.

Morelli stand als Kunstkenner ganz auf eigenen Füßen, seine Persönlichkeit mußte um so mehr hervortreten, als er sein Leben lang mit hochgestellten Personen verkehrte und gewohnt war, sein Urtheil im Kreise seiner Freunde als höchste Instanz anerkannt zu sehen, weil er durch Geist, Humor und verbindliche Formen einen Schwarm von Verehrern um sich sah, welche hochbeglückt waren, sein Urtheil als das ihre weiter verbreiten zu können. Ein schädliches Ueberwiegen der Persönlichkeit beeinträchtigte Morelli's Kritik durch heftige Ausfälle auf verdiente und zu eigenem Urtheil berechtigte Kunstforscher, die Herren Crowe, Cavalcaselle und Bode wissen davon zu reden. Selbst mit der Rechthaberei des Alters ist es nicht zu erklären, daß man gegen letzteren einen förmlichen Vernichtungskrieg eröffnete, der um so heftiger wurde, je näher der Augenblick herankam, daß Bode als Nachfolger von Julius Meyer in eine einflußreiche Stellung einrücken mußte.

Der Verlauf dieser Angelegenheit ist in weiteren Kreisen bemerkt worden und selbst jetzt, da Morelli todt ist, kann die Sache nicht zur Ruhe kommen, weil die Intimen Morelli's den Kampf fortsetzen zu müssen glauben, denen die Aufgabe zugefallen war, den Feldzug mit einer gewissen Planmäßigkeit zu eröffnen. Alle Verschiedenheit der Ansichten kann es nicht entschuldigen, daß (Mitte der achtziger Jahre) die Aufstellung einer „Auferstehung Christi" unter Leonardo's Namen in der Berliner Gallerie ohne den Versuch eines Gegenbeweises durch die „Zeitschrift für bildende Kunst" nicht besprochen, sondern an den Pranger gestellt wurde. Wer Kunstkritik übt und dann vor einem größeren Leserkreise einen möglichen Irrthum, der übrigens bis zum heutigen Tage nicht sachlich nachgewiesen ist, mit moralischer Entrüstung behandelt, richtet sich selber, für Geschäftsleute mag das ein empfehlenswerthes Verfahren sein, aber das Mäntelchen der Kunstbegeisterung oder gar der Wissenschaftlichkeit wird durch solches Gebahren außerordentlich fadenscheinig.

Als Morelli 1887 nach England kam, glaubte man ihn nicht mehr ehren zu können als durch einen Begrüßungsartikel in der „Quarterly Review", welcher Bode zum preußischen Kunstcorporal degradirte.

Ein anderer Intimer besprach in Arte e Storia Bilderbestimmungen, zu denen Bode sich in Burckardt's Ciccerone veranlaßt gesehen hatte. Die winzige Zahl von Bedenken gegenüber der großen Zahl von einzelnen Bestimmungen, welche der Ciccerone enthält, läßt den hochfahrenden Ton geradezu komisch erscheinen, mit dem Bode für Dinge verantwortlich gemacht wird, welche die Italiener bisher unerledigt lassen mußten.

Wiederholt hat die Gegnerschaft Morelli's gegen Bode bis in die neueste Zeit in der „Zeitschrift für bildende Kunst" durch weitere Intime neue Blüthen getrieben. Wer weiß, ob das Entzücken über das neueste Rembrandt-Werk so lebhaft zu Worte gekommen wäre, wenn man nicht gehofft hätte, Bode als Rembrandtforscher eine Verlegenheit bereiten zu können.

Am rücksichtslosesten ging Morelli selber in seinen letzten Arbeiten vor. Für seine ganze Stimmung ist es bezeichnend, wenn er in seinen italienischen Studien (München und Dresden S. 364) plötzlich auf gefälschte Blätter Dürer's und Rembrandt's zu sprechen kam, welche „im gelehrten Deutschland von Autoritäten ersten Ranges" aus der Klinkosch'schen Sammlung angekauft wären. Was wußte Morelli, der so oft mangelhaftes Verständniß für deutsche und niederländische Kunst bewiesen hat, von Zeichnungen Dürer's und Rembrandt's? Gerade in Deutschland sind Zweifel an der Echtheit einzelner Klinkosch'scher Dürerzeichnungen laut geworden; hat Morelli dieselben gesehen? War er bei der Klinkosch'schen Auction zugegen? oder genügten ihm freundschaftliche Zwischenträgereien zu einem Ausfall gegen die deutsche Kunstforschung?

Jedenfalls war ihm jedes Mittel recht, Bode mit Hohn und Spott zu überschütten; bald ließ er ihn in schülerhafter Abhängigkeit von Crowe und Cavalcaselle erscheinen, bald wurden Bode's Autorbestimmungen als „sujets à caution" bezeichnet und was dergleichen Bosheiten mehr sind. Das geschieht in einem Buche, in welchem Morelli selber sich gezwungen sieht, Irrthümer einzuräumen! Wie grell sticht das von der reclamenhaften Art ab, mit der die Intimen als große Kunstkenner empfohlen werden, der eine als weitaus bester Kenner der Veroneser Meister, der andere als weitaus bester Kenner der Ferraresen, Vorzüge, für welche die betreffenden Herren den Beweis doch erst liefern sollen. Wie peinlich berührt es, wenn die guten Kunden der Intimen wegen ihres feinen Kunstsinnes herausgestrichen werden!

Kunden? Geschäft? Was werden die vornehmen Professoren sagen, wenn die dumpfe Luft des Bilderladens in ihre höhere Sphäre dringt und freilich haben sie ein Recht, die Nase zu rümpfen, wenn Kunstkritik Arm in Arm mit betrügerischen Bilderspeculanten zu Markte zieht, um auf Schwindelauctionen behülflich zu sein, daß den Käufern Sand in die Augen gestreut wird. Aber daran ist nun einmal nichts zu ändern, daß Auctionslocale und Bilderläden das Rhodus der Directoren sind, wo sie zeigen müssen, ob sie tanzen können. Ein Director wie Bode wird im Kunsthandel von aller Herren Ländern seine Beziehungen haben; auch ist es natürlich ein Unterschied, ob man für eine Gallerie zu sorgen hat, oder ob man für die eigene Tasche auf Erwerb ausgeht. Wenn aber die Intimsten Morelli's im Bilderhandel stecken, muß Bode ihnen oft ein unbequemer Concurrent gewesen sein, gerade in

Fragen, von denen man sagt, daß bei ihnen die Gemüthlichkeit aufhört.

Es gab für Morelli nur zwei Sorten von Menschen, weiße und schwarze Schafe, die einen, welche ihm blind ergeben waren, die anderen, welche sich das Recht der eigenen Meinung vorbehielten. Wer ihm öffentlich widersprach, den zählte er sofort seinen erbittersten Gegnern zu; er brach alle Beziehungen für alle Zeiten ab, wenn Jemand durch leiseste Aeußerungen des Zweifels einem der Intimen ein gutes Geschäft gefährdete. Für seine Freunde dagegen war Morelli voller Fürsorge und guten Willens, sein Rath stand ihnen für ihre geschäftlichen Unternehmungen stets zu Gebote, er half ihnen durch die That, indem er ihnen neue Kunden zu verschaffen suchte. Niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben, aber im Licht der unversöhnlichen und unerklärlichen Feindschaft, welche Bode noch immer erfährt, gewinnen diese Beziehungen zur Geschäftswelt besondere Bedeutung. Aus dem italienischen Kunsthandel ging kürzlich ein viel besprochenes Madonnenbild unter dem Namen Correggio's hervor. Wieder war es die „Zeitschrift für bildende Kunst", welche den gewagten Ankauf eines jungen Directors nicht besprach, sondern an den Pranger stellte. Man wußte, daß Bode mit dem betreffenden Director befreundet sei und Morelli selber war es, der den deutschen Gegnern Bode's die kleinsten Umstände über die Vorgeschichte des Bildes zur Verfügung stellte. Der Artikel erschien zuerst anonym, war aber nicht von Morelli, wie jeder glauben mußte, der Briefe von ihm gelesen hat, sondern erinnerte nur lebhaft an dessen Stil; ganze Sätze schienen aus seinen Briefen abgeschrieben zu sein.

Morelli, der keine Bedenken hatte, den Verkauf italienischer Kunstwerke nach England hin zu begünstigen, hörte es gerne, wenn seine Intimen ihn rühmten, weil er Bode den Ankauf eines seltenen Stückes aus einer venetianischen Privatsammlung vereitelt hatte.

So gerne man manchen Ausdruck Morelli's auf sein lebhaftes Temperament, auf seinen Eifer für die Sache, selbst auf eine unvollkommene Bekanntschaft mit dem deutschen Sprachgebrauch*) zurückführen möchte, es gab doch Stellen in seiner Kritik, wo die Kunst aufhörte und menschliche Schwäche an ihre Stelle trat. Ueber seine guten Eigenschaften wird man seine Schwächen vergessen, aber seine Freunde sollten es sich wohl überlegen, ob sie dem Andenken ihres Meisters einen Gefallen thun, wenn sie die Erinnerung an seine Schwächen immer wieder neu beleben. Bode hat sich in seiner vielseitigen Thätigkeit so oft bewährt, ist seinen Gegnern an Können und Wissen, an Erfahrung im Geschäft wie an selbstloser Hingabe für seinen Beruf so weit überlegen, daß ihre Bemühungen weder der Sache noch ihnen selbst nützen, sondern nur schaden können.

Morelli's Verdienste sind unbestreitbar; sein Scharfsinn hat sich noch neuerdings bewährt, als man die Inschrift des Lorenzo Lotto auf einem Madonnenbild der Dresdener Gallerie fand, das Morelli diesem Meister längst zugeschrieben hat, ohne mit seinen Gründen überzeugen zu können. Morelli's Bedeutung liegt trotzdem nicht darin, daß er oft das Richtige traf, sondern daß er durch Erfahrung und Begabung berechtigt war, ein Urtheil auszusprechen, und daß er den Muth hatte, für seine Ueberzeugung öffentlich einzutreten. Gerade wenn er irrte, regte er zu jenen Erörterungen an, ohne welche es nie eine objective Kritik geben wird, die aber immer wieder verstummen, weil es so schwer zu sein scheint, bei der Kritik der Kunstwerke die eigene Persönlichkeit selbst den größten Meistern unterzuordnen.

Oder beruht die Werthschätzung Morelli's auf Einbildung? Haben wir nicht sicher beglaubigte Werke von Tizian, dem älteren Palma, Giorgione, Raffael, an denen man sich genügen lassen könnte? Macht es für die Galleriebesucher so viel aus, ob ein Bild von Tizian oder von Palma gemalt ist?

Für die Mehrzahl der Galleriebesucher ist es allerdings gleichgültig, ob der Name Tizian's oder Palma's an einem Bilde steht, sofern es wirklich von einem dieser Meister herrührt. Wenn es aber Kataloge gibt, welche berühmten Künstlern herrliche Werke und gleichzeitig schwache Stümpereien zuschreiben, kann so große Unsicherheit auch bei der Menge nur Schaden anrichten und muß den Nutzen der Museen ganz aufheben; wenn das nicht vermieden werden kann, wäre es besser, gar keine Kataloge auszugeben.

Für Galleriebesucher aber, welche im Vertrauen auf ein Buch, das unter staatlicher Autorität ausgeboten wird, ein besseres Kunstverständniß erwerben wollen, welche Studien machen, um z. B. beim Ankauf von Gemälden selber urtheilsfähig sein zu können, denen es nicht genügt, ein Prunkstück zu besitzen, sondern welche nach eigenem Urtheil Gemälde sammeln wollen, kommt es wohl darauf an, Tizian und Palma genau auseinander zu halten. Der Einfluß solcher Sammler auf Kunst, Künstler und Geschäft ist immer ein weit verzweigter, bei erheblichen Mitteln sogar ein geschichtlich bedeutungsvoller gewesen.

Die Universität verzichtet vorläufig noch auf eine Verwendung der Gallerie zu Unterrichtszwecken, für den Fall, daß sie sich eines Anderen besinnen sollte, was sehr zu wünschen wäre und wofür Anzeichen nicht fehlen, sind richtige Bestimmungen natürlich Voraussetzung.

Vom Standpunkt des Galleriedirectors aber ist es eine ebenso dankbare wie ehrenvolle Aufgabe, gewissenhaft und unbefangen in den Angaben des Katalogs zu sein; es ist schöpferische Thätigkeit, das verkannte Kunstwerk unter Staub und Schmutz hervorzuholen, der frechen Fälschung den Nimbus herabzureißen. Nur der Miethling überläßt die Herstellung seines Katalogs „bewährten Kräften".

Man mag aber den Standpunkt zur wissenschaftlichen Beurtheilung der Kunst so hoch und vornehm nehmen, wie man will, daran ändert keine Gelehrsamkeit etwas, daß jede Bedeutung der Kunst auf dem Werth des einzelnen Kunstwerkes beruht. Eine Kunstwissenschaft, welche gleichgültig und machtlos gegen gefälschte Kunstwerke ist, kann selber nicht echt sein, sie ist an der Wurzel krank und muß an der Menge gefälschter Kunstwerke zu Grunde gehen, wenn dieselben nicht fortgeschafft werden.

Professor Herman Grimm sagt: „Die Aufgabe des Universitätslehrers ist weder, die Studenten als künftige Gemäldekenner zu behandeln, noch sie dazu zu erziehen." Das Tischtuch wird für immer zwischen den Directoren und den Professoren zerschnitten sein, wenn die Professoren nicht die grundsätzliche Verkehrtheit dieses Satzes mit allem Nachdruck anerkennen, jeder Archäologe, jeder gelehrte Kenner des Kunstgewerbes wird die Unhaltbarkeit desselben bestätigen. Sobald die Universität den Werth des Kenners zu würdigen lernt, Kenner zu den Lehrstühlen beruft und zur Ausbildung derselben mithilft, ist kein Gegensatz zwischen Directoren und Professoren mehr vorhanden. Durch einmüthiges Zusammenwirken beider wird eine Wissenschaft der neueren Kunst ausgebildet werden können, welche diesen Namen verdient, wenn wissenschaftliches Beweismaterial, von den Directoren zusammengetragen, von den Professoren gesichtet und methodisch geordnet, dem einzelnen Kunstwerk wie den einzelnen Meistern ihre historische Stellung sichert. Das ist die erste Aufgabe, welche die Kunstwissenschaft zu lösen hat.

Sobald ihr Urtheil über die größten Meister nicht mehr durch Schulstümpereien der schlimmsten Art verdunkelt wird, wenn das Werk möglichst vieler vorzüglicher Meister möglichst vollständig in allen Wandlungen derselben zu übersehen ist,

*) Daß Morelli keineswegs, wie er immer behauptete, ein in Verona geborener Italiener war, sondern ein Schweizer von Abstammung und Geburt, dürfte so ziemlich unbekannt sein. Er hieß ursprünglich Hans Morell, und seine Verwandten gehörten der zahlreichen deutschschweizer Colonie in Bergamo an; er war im Aargau, wir glauben in Brugg, geboren, erlernte erst später das Italienische und hatte vor seiner Naturalisation jahrelang deutsche Universitäten besucht. Zu den Steiner, Zuppinger, Siber u. s. w., die in der Colonie ihre Schweizer Zugehörigkeit bewahren, unterhielt der italienisch chauvinistische „Cavalliere" seit Jahrzehnten keine Beziehungen mehr. Wahrscheinlich hatte auch der Wunsch, seine deutsche Herkunft und Bildung möglichst vor seinen italienischen Landsleuten zu verbergen, ihn zur Wahl des lange sorgfältig gehüteten russischen Pseudonyms „Iwan Lermolieff" bewogen. D. R.

wird sie eine allgemeine Schönheitslehre begründen können, wird sie es wagen dürfen, den Räthseln des menschlichen Lebens im Lichte der Kunst nachzuforschen, aber früher nicht.

Nathan der Weise mit Ballet.

Von Paul Seliger.

Nathan der Weise wurde den Franzosen schon 1783 durch die — freilich etwas nüchterne — Uebersetzung bekannt, welche das Nouveau théâtre allemand (herausgegeben von Friedel und de Bonneville) in seinem siebenten Bande davon brachte. Im Sommer des Jahres 1805 übersetzte Fanni de Beauharnais während eines Landaufenthaltes das Stück von Neuem. Sie las die Arbeit einem ihrer literarischen Beiräthe, Cubières des Palmézeaux, vor und bat ihn um eine Bearbeitung des Dramas für das „Théâtre français", da sie es „wegen seiner zahlreichen Fehler" der genannten Bühne wenig würdig fand. Der Freund machte sich sofort an das Werk, und die Umarbeitung erschien schon im Spätherbst 1805 (Frimaire des Jahres 14) unter dem Titel: Nathan le Sage, ou le juif philosophe. Comédie-héroïque en trois actes en prose, ornée de ballets et de spectacles. Par M. C. Palmézeaux. Also Nathan der Weise mit Ballet! — man wird gestehen, daß der Gedanke etwas Eigenartiges hat.

Ueber die „Fehler", die dem Lessing'schen Stück anhaften, läßt sich die Vorrede eingehend aus. Zuerst sucht Cubières den Vorwurf zu entkräften, daß es zu dem „genre admiratif" gehöre, welches schon seit langem seine Geltung bei den Franzosen verloren habe. Es kämen darin keine Schlachten, keine Belagerungen, keine Giftmorde, keine Hinrichtungen vor, und die Zuschauer würden sagen: was Teufel soll uns dieses Stück? Denen, die so sprechen, gibt der Franzose zu bedenken, daß alle Charakter äußerst edel sind mit Ausnahme des Patriarchen. Diesen aber habe er ganz weggelassen; Lessing habe mit der Einführung dieser Rolle als eifriger Lutheraner einen Angriff auf das Papstthum unternommen (!), der Papst aber habe ihm (Cubières) nichts gethan, und er sehe deshalb nicht ein, weshalb er ihm etwas thun solle.

Schwerer wiegt für den Bearbeiter der Uebelstand, daß sich Recha als die Schwester des jungen Templers herausstellt und diesen daher nicht heirathen kann. Er meint zwar, es sei kein unverbrüchliches Gesetz, daß Stücke mit nichttragischem Ausgange mit einer Heirath schließen müßten, aber seine Landsleute wünschten dies nun einmal, und so habe er sich als Franzose, der für Franzosen schreibe, gezwungen gesehen, dies abzuändern, indem er Armilla — diesen Namen führt Recha bei ihm — zur leiblichen Tochter Nathan's mache und dadurch das Ehehinderniß aus dem Wege räume. Auch erhalte die Liebe Nathan's zu seiner Tochter dadurch mehr Natürlichkeit, denn man liebe sein eigenes Kind mehr als ein angenommenes. Man wird zugeben, daß, wenn der Franzose nicht begriffen hat, warum bei Lessing Recha nicht die eigene Tochter Nathan's ist, wir uns nicht zu wundern brauchen, wenn er in Bezug auf den ersten Punkt für die unendliche Feinheit blind gewesen ist, mit der Lessing die Enthüllung psychologisch für Recha vorbereitet hat. Recha liebt den Templer nicht. Sie geberdet sich zwar im vierten Auftritt des zweiten Aufzuges und im ersten des dritten vollständig wie ein sterblich verliebtes Mädchen, aber es ist dies nur eine Nachwirkung der erlebten Nervenaufregung, die dadurch immer neue Nahrung erhielt, daß Recha vergeblich wünschte, ihrem Retter zu danken. Nach der Unterredung mit dem Tempelherrn aber gesteht sie Daja selbst, daß es sie befremde, wie auf einen solchen Sturm in ihrem Herzen so eine Stille plötzlich folgen konnte, und fährt dann fort:

Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther als
Mein Leben bleiben: wenn auch schon mein Puls
Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt,
Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,
Geschwinder, stärker schlägt —

und so ist es nur folgerichtige Entwickelung, wenn sie im letzten Auftritt auf die Worte Nathans:

Sei heiter, sei gefaßt! Wenn sonst Dein Herz
Nur Dein noch ist! Wenn Deinem Herzen sonst
Nur kein Verlust nicht droht! — Dein Vater ist
Dir unverloren!

antwortet:

Keiner, keiner sonst!

Man hat Lessing oft den Namen eines Dichters absprechen wollen, aber hätte er auch weiter nichts geschrieben als die erwähnte Unterredung Recha's mit Daja, er würde mit den größten Dichtern aller Zeiten in einer Reihe genannt werden müssen.

An der Erzählung von den drei Ringen tadelt es Cubières, daß sie nicht organisch mit dem Gange der Handlung verknüpft sei; diesem Uebelstande habe er dadurch abgeholfen, daß er sie bei der Lösung des Knotens wieder benutze. Wie geschieht dies aber? Saladin will durchaus nicht seine Einwilligung zu der Heirath seines Neffen — des Templers — mit einer Jüdin geben; vergebens erinnert ihn Nathan an die Erzählung, und je mehr in der Folge Nathan bettelt, desto fester bleibt der Sultan bei seiner Weigerung. Endlich läßt er sich dadurch erweichen, daß ihm Nathan vorstellt, wie edel sich der Templer als Christ gezeigt habe — sollte der Muselman sich vom Christen an Großmuth übertreffen lassen? Das will nun Saladin allerdings nicht; er gedenkt der drei Ringe und gibt seinen Widerstand auf. Wir fragen nur, was würde Lessing's Nathan zu diesem Verhalten seines Namensbruders gesagt haben?

Eingefügt wird ferner ein Auftritt von der äußersten Possenhaftigkeit. Nach der Schachscene und dem Erscheinen Al-Hagi's (so heißt der Derwisch für Al-Hafi), kündigt ein Emir dem Sultan die Meuterei seiner Truppen an, wenn diesen der Sold nicht ausgezahlt würde, und gibt ihm den Rath, seinen spitzbübischen Schatzmeister pfählen zu lassen. Al-Hagi fällt auf die Knie und bittet laut schreiend um Gnade, während der Emir seine rohen Späße mit ihm treibt.

Aber Alles übertrifft an Genialität der Schluß. Wir müssen die betreffenden Worte französisch hersetzen, weil sie bei jeder Uebersetzung verlieren. Nathan stellt dem Sultan Déaya vor:

Et comment trouves-tu ma gouvernante?

Saladin.

Beaucoup moins belle qu'Armilla; cependant elle est encore passable.

Nathan.

Eh bien, Sultan, elle est Chrétienne, je suis Juif et je l'épouse: que l'on soit juive ou chrétienne, quand on est passable, moi j'épouse.

Noch ist die Angabe der Stellen nachzuholen, an denen die Ballets eingefügt sind. Das erste wird von den Sklaven getanzt, die das Geld von Nathan zu Saladin bringen, das zweite von Nathan's Sklavinnen nach dessen Werbung um Déaya; die Tänzerinnen helfen der glücklichen Braut dann auch die Geschenke, die sie von ihrem Verlobten erhalten hat, wegtragen.

Wir müssen das hohe Geschick des Franzosen in der dramatischen Vertheilung des Stoffes anerkennen; sonst aber überlassen wir das Urtheil dem Leser und sind überzeugt, er wird uns darin beipflichten, daß, wenn der Verfasser eine Satire auf den französischen Geschmack hätte schreiben wollen, er seinen Zweck nicht besser hätte erreichen können.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Drei Sterbende.

Erzählung von Graf Leo Tolstoi.
(Schluß.)

II.

Der Frühling kam. Auf den nassen Straßen der Stadt, zwischen dem gefrorenen Kehricht rieselten murmelnde Bächlein. In den Gärten hinter den Zäunen schwollen an den Bäumen die Knospen, die Zweige schaukelten leise im frischen Winde. Ueberall perlten und flossen krystallhelle Tropfen. Die Sperlinge zwitscherten laut und flatterten lustig. Auf der Sonnenseite, in den Häusern, unter den Thüren, auf den Zäunen blitzte und glitzerte Alles. Alles war Leben und Bewegung. Hell leuchteten die Kleider der sich in den Straßen bewegenden Menschen, hell tönten ihre Stimmen, hell und fröhlich sah es am Himmel, auf der Erde und in den Herzen aus.

Auf einer der Hauptstraßen war vor einem schönen, großen Hause frisches Stroh ausgestreut; in dem Hause befand sich dieselbe kranke Frau, welche sich so sehr nach dem Auslande gesehnt hatte. Vor der geschlossenen Thür eines Zimmers standen der Gatte der Kranken und eine ältere Dame. Auf dem Divan saß, den Blick zur Erde gesenkt, ein Geistlicher und hielt etwas unter seinem Gewande verborgen. In der Ecke des Zimmers lag auf einem hohen Lehnstuhl eine alte Dame, die Mutter der Kranken, und weinte bittere Thränen. Neben ihr stand die Kammerjungfer und hielt ein reines Taschentuch in der Hand, für den Fall daß die alte Dame es brauchen sollte; eine Andere rieb ihre Schläfen mit irgend einer Flüssigkeit und hauchte unter die Haube auf ihren grauen Scheitel.

„Gott möge Ihnen beistehen, liebste Cousine," sprach der Gatte zu der Dame neben ihm an der Thür, „sie hat so großes Zutrauen zu Ihnen, Sie verstehen es so gut mit ihr umzugehen; gehen Sie, Liebste, überreden Sie sie." Er wollte ihr die Thür öffnen, aber sie hielt ihn ab, drückte wiederholt ihr Taschentuch auf die Augen und schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, jetzt sehe ich nicht mehr verweint aus," sagte sie nach einer Weile, öffnete selbst die Thür und verschwand.

Der Gatte schien ganz fassungslos. Er that einige Schritte auf die alte Dame zu, wandte sich plötzlich wieder und ging auf die andere Seite des Zimmers auf den Geistlichen zu. Dieser sah ihn an, zog die Augenbrauen hoch und stieß einen Seufzer aus. Der dichte, mit grauen Haaren untermischte Bart hob und senkte sich.

„O, Gott! mein Gott!" stöhnte der Gatte.

„Ja, so geht's im Leben!" seufzte der Geistliche und wieder hoben sich die Augenbrauen und der Bart und senkten sich.

„Und ihre Mutter muß das erleben!" sagte fast in Verzweiflung der Gatte. „Es ist schrecklich! Sie wird den Schmerz nicht überleben! Sie liebt die Tochter über Alles. Versuchen Sie, ehrwürdiger Vater, sie zu beruhigen und zu bewegen, daß sie das Zimmer verläßt."

Der Geistliche stand auf und ging zu der alten Dame.

„Wahrlich, den Schmerz eines Mutterherzens kann Niemand ermessen," sagte er, „allein der Herr ist gnädig!"

Das Gesicht der alten Dame zuckte, und es befiel sie ein heftiger Weinkrampf.

„Der Herr ist gnädig," wiederholte der Priester, als sie sich ein wenig beruhigt: „Gestatten Sie mir, Ihnen etwas zu erzählen. In meinem Kirchsprengel war ein Kranker, der viel schlimmer daran war, als Marie Dmitrijewna, und ein einfacher Kleinbürger hat ihn mit Kräutern in kurzer Zeit ganz hergestellt. Dieser befindet sich jetzt in Moskau. Ich sagte schon Wassili Dmitrijewitsch, daß man es vielleicht mit ihm versuchen könnte. Auf jeden Fall wäre es eine Beruhigung für die Kranke. Bei Gott ist kein Ding unmöglich."

„Nein, sie wird nicht leben," erwiderte die alte Dame. „O, warum nimmt Gott sie hinweg, warum nicht mich!" Der Weinkrampf ward so heftig, daß sie das Bewußtsein verlor.

Der Gatte der Kranken bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und verließ das Zimmer.

Im Corridor stieß er auf einen sechsjährigen Knaben, der hinter einem kleinen Mädchen in vollem Lauf her galoppirte.

„Sollen die Kinder nicht zur Mama gebracht werden?" fragte das Kindermädchen.

„Nein, sie will sie nicht sehen, es regt sie auf."

Der Knabe hielt einen Augenblick inne, sah den Vater verwundert an, dann machte er Kehrt und lief mit fröhlichem Jauchzen davon.

„Wir spielen, Papa, sie ist mein Rappe!" rief er und zeigte auf die Schwester.

Inzwischen saß die Cousine bei der Kranken und bemühte sich, durch geschickte und leise Andeutungen sie mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen. Der Arzt bereitete am Fenster ein Tränkchen. Die Kranke saß in weißem Morgenkleide, von Kissen umgeben, im Bette und hörte schweigend der Cousine zu.

Plötzlich fiel sie ihr in die Rede: „Ach, Liebste, Sie brauchen mich nicht so ängstlich vorzubereiten. Halten Sie mich nicht für ein Kind. Ich bin eine Christin. Ich weiß Alles. Ich weiß, daß ich nicht mehr lange zu leben habe; ich weiß, daß, wenn mein Mann mir früher gehorcht hätte, ich jetzt in Italien und wahrscheinlich, nein gewiß sogar, gesund wäre. Das haben ihm Alle gesagt, aber es sollte nicht sein. Gott hat es nicht gewollt. Ich weiß, daß wir Alle Sünder sind, aber ich hoffe auf Gottes Barmherzigkeit — er wird uns Allen vergeben, Allen, Allen. Ich habe mein Inneres geprüft: auch ich habe viel gesündigt, aber wie habe ich dafür gelitten! Ich habe versucht, mein Leiden mit Geduld zu ertragen . . ."

„Soll ich den ehrwürdigen Vater herbeirufen, Theure?" fragte die Cousine, „Sie werden ruhiger sein, wenn sie Abschied genommen haben."

Die Kranke nickte mit dem Kopfe.

„Mein Gott, vergib mir meine Sünden!" murmelte sie.

Die Cousine winkte dem Priester. „Sie ist ein Engel!" sagte sie mit Thränen in den Augen zum Gatten.. Dieser fing an zu weinen. Der Priester trat zur Kranken, die alte Dame lag noch immer bewußtlos da, und im ersten Zimmer ward es ganz still. Nach fünf Minuten kehrte der Geistliche zurück, strich sich das Haar zurück und sagte: „Gott sei Lob und Dank, sie ist jetzt ruhiger; sie wünscht Euch Alle zu sehen."

Die Cousine und der Gatte gingen zu ihr; die Kranke weinte leise und hielt die Augen dem Heiligenbilde zugewandt.

„Ich gratulire Dir, Liebste," sagte der Gatte.*)

„Ich danke. Mir ist so wohl, ich empfinde eine unaussprechliche Seligkeit," sprach die Kranke und ein leises Lächeln spielte um ihre schmalen Lippen. „Wie groß ist die Gnade Gottes, nicht wahr? Er ist gnädig und allmächtig!" Und wieder blickte sie mit überströmenden Augen auf das Heiligenbild und betete inbrünstig. Plötzlich schien sie sich auf etwas zu besinnen und winkte den Gatten heran.

„Du thust nie, was ich Dich bitte," sagte sie aufgebracht mit schwacher Stimme. Er neigte seinen Kopf ihr zu und hörte geduldig. „Wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß die Aerzte nichts verstehen. Es gibt einfache Leute, die mit einfachen Mitteln heilen. Der ehrwürdige Vater sprach von einem Kleinbürger in Moskau. Schicke . . ."

„Nach wem, mein Herzchen?"

„O Gott, er will mich nicht verstehen!" . . . und die Kranke runzelte die Stirn und schloß die Augen.

Der Arzt trat zu ihr heran und faßte ihre Hand. Der Puls schlug merklich schwächer. Er winkte dem Gatten mit den Augen. Die Kranke bemerkte es und sah erschreckt auf. Die Cousine wandte sich ab und brach in Thränen aus.

„Weine nicht, quäle nicht Dich und mich," sprach die Sterbende, — „das nimmt mir die Fassung."

„Du bist ein Engel!" sagte die Cousine und küßte ihr die Hand.

„Nein, küsse mich auf den Mund, nur Todten küßt man die Hand. O, mein Gott, mein Gott!" — —

*) Es ist in Rußland Sitte, die Kranken nach Empfang der Sterbesacramente zu beglückwünschen.

Am Abend desselben Tages war die Kranke eine Leiche und lag im Saal aufgebahrt. Im großen Zimmer saß der Küster allein bei geschlossenen Thüren und las mit näselnder Stimme die Psalmen Davids. Die Wachskerzen in den hohen silbernen Armleuchtern breiteten ein helles Licht über die bleiche Stirn der Entschlafenen, die schweren, wächsernen Hände, die steifen Falten des Bahrtuches, das sich unheimlich über den Knien und Fußspitzen der Leiche wölbte. Der Küster las die Gebete langsam, halb singend, ohne den Sinn seiner Worte zu verstehen, und eigenthümlich tönten und verhallten die Silben in der Stille des weiten Raumes. Aus den entfernten Zimmern tönten von Zeit zu Zeit Kinderschritte und Kinderstimmen herüber.

„Du verbirgest Dein Angesicht — so erschrecken sie, Du nimmst weg ihren Odem — so vergehen sie und werden wieder zu Staub. Du lässest Deinen Odem wehen — so werden sie geschaffen und die Gestalt der Erde erneuert. Die Ehre des Herrn ist ewig!“

Das Gesicht der Entschlafenen sah streng und Ehrfurcht gebietend aus. Unbeweglich war die kalte Stirn, unbeweglich die für immer geschlossenen Lippen. Sie schien aufmerksam dem Vorleser zu lauschen. Begriff sie jetzt den Sinn dieser erhabenen Worte?

* * *

Ueber dem Grabe der Heimgegangenen erhob sich einen Monat später eine Kapelle aus Granit. Aber auf dem Grabe des Postknechtes lag noch immer kein Stein. Nur hellgrünes Gras sproß aus dem Grabhügel, dem einzigen Zeichen, daß hier ein Menschenleben seinen Abschluß gefunden hatte.

„Sünd' und Schand' über Dich, Sjerjoscha,“ sagte einmal die Köchin auf der Post zu dem jungen Burschen, „daß Du dem Fedor noch immer keinen Stein gekauft hast. Bisher hieß es immer, es sei Winter, im Winter gehe es nicht; warum erfüllst Du jetzt nicht Dein Versprechen? Ich war doch selbst zugegen, wie Du ihm einen Stein versprochen hast. Einmal ist er Dir bereits erschienen, um Dich zu erinnern. Kaufst Du ihm keinen Stein, so wirst Du schon sehen: er kommt und erwürgt Dich noch!“

„Ich sage mich ja nicht los davon,“ erwiderte Sjerjoscha, „ich kaufe bestimmt einen Stein, wie ich es versprochen habe, für anderthalb Rubel sogar. Ich habe es durchaus nicht vergessen, aber der Stein muß hergeschafft werden. Sobald sich eine Gelegenheit in die Stadt findet, kaufe ich ihn.“

„Du solltest wenigstens ein Kreuz aufpflanzen,“ mischte sich ein alter Postknecht hinein, „es ist sonst geradezu gemein von Dir. Seine Stiefel trägst Du doch.“

„Wo soll ich denn das Kreuz hernehmen? Aus einem Holzscheit kann ich es doch nicht zimmern!“

„Schwatz' keinen Unsinn! Aus einem Scheit machst Du wohl kein Kreuz. Nimm Dein Beil und geh in den Wald — da wirst Du schon eins finden. Ein Eschenbäumchen, zum Beispiel, gibt Dir ein Kreuz mit einer Bedachung. Du mußt aber am frühen Morgen gehen, sonst mußt Du dem Forstwächter noch einen Schnaps geben, und das lohnt sich nicht. Man kann doch nicht auf jeden Strunk einen Schnaps wenden. Mir brach neulich die Deichsel an meinem Wagen, da habe ich mir aus dem Walde eine neue geholt, und kein Hahn hat danach gekräht.“

Früh am anderen Morgen nahm Sjerjoscha sein Beil und ging in den Wald. Ueberall lag eine kalte, glanzlose Schicht des von der Sonne noch nicht beschienenen Thaues. Im Osten war es jedoch merklich heller, und ein schwacher Lichtschimmer verbreitete sich über das bewölkte Himmelsgewölbe. Nichts regte sich, kein Grashalm am Boden, kein Blättchen auf den Wipfeln. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach ein Flügelrauschen in dem dichten Geäste, ein Rascheln im Grase die lautlose Stille. Plötzlich erscholl ein eigenthümlicher, der Natur fremder Laut und verhallte am Saume des Waldes. Dieser Laut ertönte bald von Neuem und begann sich am Stamme eines der ruhig stehenden Bäume in regelmäßigen Zwischenräumen zu wiederholen. Eine der Baumkronen erbebte, ihre saftigen Blätter flüsterten einander etwas zu und eine Grasmücke, die auf einem Zweige saß, flatterte unruhig zwitschernd hin und her und setzte sich dann mit dem Schwänzchen wippend auf einen anderen Baum.

Je tiefer sie in den Baumstamm drangen, um so dumpfer tönten die Beilhiebe, saftige, weiße Holzspäne flogen auf das thaufeuchte Gras und ein leises Krachen begleitete jeden Streich. Der Baum erbebte am ganzen Leibe, schwankte zur Seite, richtete sich bald wieder auf, gleichsam vor Schrecken sich kaum auf seinen Wurzeln haltend. Einen Augenblick herrschte Stille, dann neigte sich der Baum nochmals; es krachte heftig in seinem Stamme, und er stürzte unter dem Knistern seiner brechenden dürren Aeste mit der Krone auf die feuchte Erde.

Die Axthiebe und die Schritte waren nun verstummt. Die Grasmücke pfiff und flog höher. Der Zweig, den ihre Flügel im Vorbeifliegen gestreift hatten, schaukelte noch einige Augenblicke und wurde dann wieder unbeweglich, wie die anderen. Die umstehenden Bäume schienen stolzer auf dem neugewonnenen Platze.

Die ersten Sonnenstrahlen leuchteten am Himmel, brachen sich durch eine leichte Wolke und glitten zur Erde. Der Nebel zog sich in die Schluchten zurück; der Thau funkelte auf dem Laube; durchsichtige, weiße Wölkchen schwebten über dem sich blaufärbenden Himmel. Die Vögel raschelten im Gebüsch und zwitscherten wie von einem wunderbaren Glücke, die Blätter in den Wipfeln flüsterten sich selig und freudig zu, und die Zweige der lebenden Bäume wiegten sich feierlich über dem todten, am Boden liegenden Gefährten.

Aus der Hauptstadt.

Die Weltausstellung auf Pump.

Die Sammelteller klappern lustig, und am Eingang hängt eine große Büchse: Um milde Gaben für die Berliner Weltausstellung wird gebeten! Listen kreisen, Zeichner werden gesucht, und wer muthig ist, kann hohe Beträge riskiren bei der großen Weltausstellungs-Anleihe.

Zum sechsten oder siebenten Mal in diesem gesegneten Jahr erhebt die öffentliche Meinung ihr Medusenhaupt, auf dem die Nachtmütze thront, und schreckt männiglich, der es wagt, den Weltjahrmarktsgedanken weder besonders originell noch glücklich zu finden. Die öffentliche Meinung, das ist die Berliner Presse, die mit erhobener Stimme ihre Gesetze diktirt und wie berauscht von den jüngsten Erfolgen ihrer Thätigkeit zu neuen Triumphen taumelt. Denn nachdem sie so brav vernichtet und verneint hat, gelüstet es sie, etwas Positives zu schaffen. Gleichwie ein bekannter Berliner Theaterdirector Umschau hält unter der komischen Literatur des Auslandes und sie mit heißem Bemühen studirt, ehe er selbst ein Lustspiel dichtet, so prüft auch die „öffentliche Meinung“, was Gutes in fremden Landen vollbracht wird, und behält das Beste. Berliner Journalisten haben oft treffliche Gedanken; daß diese Gedanken meist anderer Leute Eigenthum sind, gehört nicht zur Sache. Die Weltausstellungsidee kommt gerade gelegen, Chicago macht auch für uns Reklame, und der ganze Heerbann stößt frohgemuth in das Horn.

Die Sammelteller klappern lustig, und am Eingang hängt eine große Büchse: Um milde Gaben für die Berliner Weltausstellung wird gebeten!

Berlin ist erzbereit. Bis auf das nöthige Geld haben wir Alles. Sogar die Fähigkeit mangelt uns nicht, gelegentlich unsere Fractionsbrille abzulegen und große öffentliche Angelegenheiten unbefangen, unparteiisch zu behandeln. Bei der Discussion der Ziller'schen Vorschläge, eine weltausstellungswürdige Verschönerung des Schloßplatzes betreffend, haben wir es glänzend bewiesen. Es ist uns darum zu thun, den Fremden, die 1896 oder 97 unsere Exposition besuchen werden, Berlins Geschmack, Kunstsinn und Dankbarkeit an einem prächtigen Standbild des Mannes zu zeigen, dem die Stadt ihre Größe verdankt und der ihr Liebling war lange Jahre hindurch. Auch das haben wir bei der Discussion der Ziller'schen Vorschläge, die Aufstellung des Kaiser Wilhelm-Denkmals betreffend, bewiesen.

In der kunstverständigen und unternehmungslustigen Hauptstadt erfreut sich denn auch das Weltausstellungsproject der Sympathien aller

achtbaren Leute. Wie fest man von der Nothwendigkeit überzeugt ist, daß Deutschland nicht länger hinter fremden Staaten zurückbleiben darf und auch einmal zeigen muß, was es kann, das documentiren deutlich die auf bloße Gerüchte hin vorgenommenen Grundstückskäufe in Wilmersdorf, dem „geeignetsten Terrain für die Weltausstellung." Alles schwärmt begeistert für die große That von 1897, erhofft tausendfältigen Segen, Ruhm und Ehre von dem kühnen Plan; nur das Geld dazu will Keiner hergeben. Der Staat nicht, die Stadt nicht, und die Urheber der Idee erst recht nicht. Die Kunze's mit der $1^1/_2$ Million im großen Portemonnaie fehlen. Schließlich wird doch nichts als eine Weltausstellung-Fundirungs-Lotterie übrig bleiben. Das Publikum mit seiner unbegreiflichen Zurückhaltung in Geldsachen macht die schönsten Hoffnungen zu Wasser. Es bestand die Absicht, eine Aetiengesellschaft zu gründen; 10,000,000 Mark in Papier sollten den Provinzbewohnern al pari überlassen werden — nun berechnen Sie gefälligst selbst den Zinsverlust, den die Unternehmer bei der jetzt beliebten Zauderpolitik erleiden!

Da existirt ein Mann, ein Bürgermeister a. D. im Privatleben — sonst nichts? — der arbeitet seit Jahr und Tag für die Berliner Ausstellung und müht sich besonders damit ab, die im hiesigen Adreßbuch, Seite 153 und f. verzeichneten Vereine für die erlauchte Idee zu entflammen. Man läßt ihn Seitens der wohllöblichen Vorstände gewähren; in guten und dabei billigen Rednern herrscht immer größter Mangel. Wie das so Usance ist, wird am Schluß der Rede und aus Gründen der Erkenntlichkeit eine Resolution angenommen, worin sich die Versammlung „mit den schwerwiegenden Gründen des hochgeschätzten Herrn Vortragenden voll und ganz einverstanden" erklärt. Die Resolution kann den Leuten nicht erlassen werden, sie dient gewissermaßen als Bezahlung; in Versammlungen, denen keine Resolutionen zugemuthet werden, erhebt man dafür zwanzig Pfennige Eintrittsgeld. Der Herr Bürgermeister a. D., dieser millionenlose Kunze der Weltausstellung, hat seit 1885 gewiß an die hundert Resolutionen geerntet, und trotzdem ist die Sache um keinen Schritt gefördert worden. Trotz seiner vorzüglichen Verbindungen in kaufmännischen Kreisen, trotz seiner ungewöhnlichen Regsamkeit rührte sich keine Hand, öffnete sich kein Portemonaie. Der Herr Bürgermeister a. D. gilt mit Recht als trefflicher und liebenswürdiger Festredner, aber er hat nichts, der Credit fehlt ihm, der innere Werth. Und was bedeutet heutigen Tages ein einnehmendes Wesen ohne wesentliche Einnahmen?

Wie ein hülfloser Staatsanwalt, dem das Wasser an die Kehle steigt und der mit Verzweiflungskraft die Katastrophe „objectiv zu verschleifen" sucht, hat der Herr Bürgermeister a. D. für sein Project gekämpft; aber nun und nimmer wäre ihm ein Subdirectorposten bei der Weltausstellung zugefallen — denn die höheren Stellen, selbstverständlich, können nur Commerzienräthe angemessen bekleiden —, wenn sich nicht endlich die „vielgelesensten" Berliner Zeitungen dem muthigen Pionier angeschlossen hätten. „Was England kann, was Frankreich und Amerika, das vermag auch Berlin — nachzuahmen." Dies ist unweigerlich richtig; im Aufschnappen von Anregungen haben sich die Berliner, insbesondere die Berliner Schriftsteller, immer groß gezeigt. Bei der Erörterung der Platzfrage war es, als der journalistische Localpatriotismus aufloderte. Es gibt billig gekaufte Terrains in der Umgegend, und vom Verdienst lebt der Mensch.

Alle Register der Ueberredungskunst werden aufgezogen; mit Hochdruck arbeitet die Beeinflussungsmaschine. Wie ein Lebenselixir wird diese Weltausstellung unserer lahmen Industrie auf die Beine helfen. Diese Weltausstellung erobert uns den verloren gegangenen ausländischen Markt wieder, bringt erhöhte Geldflüssigkeit, wirkt stimulirend auf die Börse, auf das Verkehrleben, auf die Kunst. Sie macht das Handwerk neu erblühen, hilft den Weltfrieden befestigen, gewöhnt an unblutigen Wettstreit der Nationen. Ganz nebenher löst diese Ausstellung auch noch die soziale Frage, für Berlin wenigstens und für sechs Monate. Arbeit gibt es für Jeden, der die Hände rühren kann. Es ist unerfindlich, weshalb diese Weltausstellung nicht auch gleich Bismarck zu ewigem Schweigen bringen, Deutschland einer liberalen Aera entgegen führen und den Absatz Lindau'scher Romane fördern sollte. Das Zeug dazu hat die Allvermögende ganz gewiß.

Meinen Sie?

Der moralisch-politische Erfolg einer Weltausstellung, man sieht es an Paris und Frankreich, kann ungeheuer schwerwiegend sein und der ganzen Nation zu Gute kommen; der materielle Erfolg, darüber besteht doch wohl kein Zweifel, fällt nur einer ganz bestimmten Volksklasse in den Schoß. Nicht der Industrie, denn ihre Vorzüge sind allen Interessenten auf dem Weltmarkt ganz genau bekannt; Ausstellungen erhöhen ihren Umsatz erfahrungsgemäß sehr wenig, vermindern sogar ihren Verdienst, von dem die beträchtlichen Unkosten in Abzug gebracht werden müssen. Ueberlegene fremdländische Wettbewerber vermag sie nicht aus dem Felde zu schlagen, und untergeordnete, nachahmungslustige Gegner sehen ihr so viel wie möglich in aller Bequemlichkeit ab. Auch die Provinz gewinnt nichts an der Berliner Unternehmung, sie trägt dem nimmersatten Oger vielmehr ihr Geld zu, entsendet ihre lüsternen Wollonkel und ihre vergnügungssüchtigen Gimpel. Die Pariser Weltausstellung besuchten vier und eine halbe Million Provinzler und nicht ganz eine Million Ausländer. Dem Berliner Mittelstand, dem Berliner Arbeiter fließen aus dem überreich rinnenden Segen kaum wenige Thaler zu. Es wird tüchtig zu schaffen geben kurz vor und während der Ausstellung; alle Kräfte werden herangezogen und bis auf das Aeußerste angespannt werden. Vielleicht, wenn sich rechtzeitig ein gemüthlicher kleiner Streik in Scene setzen läßt, kann man sogar die Herren Unternehmer um ein erkleckliches Sümmchen prellen. Aber sobald die Arbeit bewältigt ist, die Nachfrage verstummt, sitzen zehntausend hierher gezogene Provinzproletarier in Berlin; nach Hause zurück wollen sie nicht mehr, denn die Sirene läßt keinen heim, der einmal ihre Reize gekostet hat. Was dann? Ich dächte, wir hätten des barbarischen Pöbels gerade genug in unseren Mauern und keinen Grund, die beständig drohende Gefahr noch zu erhöhen.

Den Profit bei der Speculation, den stecken die Hotel-Actiengesellschaften ein, die Restaurant-Commanditgesellschaften, die Theater-Handelsgesellschaften, die Banken und die Bankiers. Eine Weltausstellung trägt Goldmassen nach Berlin und rundliche Depots; so mancher Sommerfeld, der heut schon sinnend die Mündung seines Revolvers betrachten mag, kommt wieder hoch für ein Jahr oder zwei. Commerzienrath Wolff, wenn er das Ende seines Prozesses erlebt, kann dann wieder anderthalb Millionen Mark im Club verspielen und verprassen. Die staatlich concessionirten Bordelle, ich meine, die Theater mit großer Auswahl in kleinen Choristinnen, werden wieder eine gute Saison haben, und die Damen der Friedrichstraße desselbigen gleichen. Bei Dressel und Hiller und Mühling, die ihr seines Börsenpublikum fast ganz verloren haben — denn die Bankiers essen jetzt sämmtlich zu Hause, weil Façonschmiede und Harpener so niedrig stehen und alle, die Anderen eine Kohlengrube gegraben haben, selbst hineingefallen sind; zweitens aber auch, weil es den Credit erhöht und die Depotkunden beruhigt, wenn man haushälterisch lebt — bei Dressel und Hiller und Mühling wird das Volk sich drängen und auf Stühle erpicht sein wie heut im ganz ordinären Zwanzigpfennig-Bräu. Der Champagnerzoll wird seinen Beruf nicht länger verfehlen, und die Austerntheuerung nur zu erhöhtem Consum anstacheln. Und Friede und Freude werden herrschen überall, Zufriedenheit und Glück, trotzdem die Wahlen von 1895 dann hundert Sozialisten in den Reichstag gebracht haben und Anträge vorliegen auf Verstaatlichung der Bergwerke und Monopolisirung der Reichsbank . . .

Berlin hat einen starken Magen und eine gesunde Verdauung, das beweist die Geschichte der letzten zwanzig Jahre, aber man sollte es doch nicht überfüttern, gerade jetzt, wo ihm die Auslöffelung so mächtiger Schüsseln, die Einverleibung der Vororte, noch bevorsteht. Die kleinen Indispositionen, die es bisher immer leicht überwand, könnten sonst doch chronisch werden und seine Gesundheit schwer schädigen. Es möchten noch mehr Prachthäuser zur Subhastation kommen und noch einige tausend Wohnungen mehr leer stehen als es jetzt schon der Fall ist. Der Stadt Berlin geht es wie einem Riesenkinde, das man auf Weltausstellungen und Jahrmärkten zeigt: es wird gemästet, daß der Körper groß werde, aber die Entwickelung seines Geistes, seines Seelenlebens nimmt nicht gleichen Schritt. Mit beizenden Saucen reizt man den Appetit und die Begierden des Kindes. Und bei diesem unruhvollen Aufwärtsstreben, diesem krankhaft schnellen Wachsthum verkrüppelt Gemüth und Herz, bleiben die besten Talente unausgebildet.

Berlin hat keinen Charakter wie andere Weltstädte, mögen verlogene Lobhudler auch behaupten, daß „ernste Arbeit, tiefes Wissen, treue Pflichterfüllung die Leitsterne der Stadt der Intelligenz" sind. Berlin hat kein Geistesleben in der Tiefe; alles schwimmt oben, glänzt und gleißt in phosphorischem Licht; die Halbbildung ist Göttin, der brutale Materialismus, die gesinnungs- und gewissenlose Genußsucht, das Vegetiren von heut auf morgen. Den breiteren Schichten der Bevölkerung (wozu die „besseren" gehören) ist Kunst und Wissenschaft herzlich gleichgültig, und in Politik wie Literatur herrscht das ödeste Bananenthum. In der Nachahmung liegt die Kraft der Berliner Kunst und Dichtkunst. Zusammengeborgt ist alles, womit wir unsere literarische Putzstube schmücken, und zusammengeborgt wird alles sein, womit wir unsere Weltausstellung interessant machen wollen. Statt Pomp wissen wir nur Pump zu entfalten.

Die Elite Berlins aber hat befunden, daß eine große That nothwendig ist, wenn Deutschland nicht feierlich aus der Reihe hervorragender Industriestaaten ausscheiden will. Nur die dummen Provinzkaffern, die capiren das nicht. Kahle Selbstsucht, nörgelnde Tücke sind die Ursachen ihrer Verbohrtheit.

Diese Provinzler erkennen nur zu gut, daß im günstigsten Falle die Früchte ihrer Anstrengungen und ihres regen Eifers der Hauptstadt zufallen werden, daß aber, wenn die Sache schief geht und die deutsche Weltausstellung Fiasco macht, ihnen allein die Verantwortung aufgebürdet wird. Berlin übernimmt ja nur die Vermittelung, ist nur der Impresario; es versteht es ganz sicherlich, die Blamage von sich abzuwälzen. Wo nun aber in einem Lande die Provinz auf ihre Hauptstadt stolz ist und sie schwärmerisch liebt, sie hütet als des Reiches schönstes Juwel, oder wo wie in Amerika keine grössere Stadt die andere beneidet, weil sie sich ihr ebenbürtig fühlt, da halten Erwägungen wie die obigen Niemanden davon ab, mit ganzer Seele und festem Griff mitzuarbeiten am großen Werk der Allgemeinheit. Anders bei uns. Leipzig, München, Köln und Hamburg gönnen der Hauptstadt ihre Größe nicht, geben sich das Ansehen, als ständen sie mindestens auf gleicher Höhe, und kochen doch inwendig vor Neid und eifersüchtigem Aerger. Berlin und die Berliner haben es im Laufe zweier Jahrzehnte nicht verstanden, die Nebenbuhler im Reich mit den geschichtlichen Thatsachen zu versöhnen und ihnen ihre Hegemonie erträglich zu machen. Dem wirklichen, angestammten und mit Spreewasser getauften Berliner wäre das vielleicht gelungen; die Kreise aber, die sich für die Crême und das Herz der Stadt halten, und die doch vor längstens einem Menschenalter aus Posen und Galizien zugewandert sind, die haben es verstanden, Berlin verhaßt zu machen. Es ist behauptet worden, das Berliner Blut sei eine Mischung aus französischem, wendischem und jüdischem. Ich gebe ja zu, daß die Jahre 1806 bis 1813 und die hübschen Uniformen der Rothhosen den Hauptstädterinnen recht gefährlich geworden sind, aber die galante Invasion zeitigte doch bis 1830, sagen wir sogar 1845, keine nennenswerthen Erfolge. Und was das Wendenblut im Berliner anbelangt, das schadet nicht. Mit Unrecht ist von lügnerischen Chronisten und gedankenlosen Schulmeistern das tapfere, gastfreie und redliche Wendenvolk als hinterlistig, feig und spitzbübisch gebrandmarkt worden. Bliebe also nur ein Ingredienz im Berliner Blut . . . Und dies ist freilich von Inowrazlaw, Wongrowitz und weiter östlich her in so bedenklichen Mengen eingespritzt worden, daß es den Volkscharakter zu ändern wahrlich im Stande gewesen sein mag . . . Schnoddrig war der Berliner immer, und anmaßlich dabei, aber erst, seidem er brutal-frech und ideallos geworden ist, haßt man ihn draußen.

Kurz und gut, die Nebencentren deutschen Lebens gönnen Berlin den Ruhmeskranz nicht; partikularistische Anwandlungen treten hinzu und süddeutsch-demokratischer Aerger über die Geldanhäufungen in der geizigen Hauptstadt. Mit protzenhaftem, dummem Stolz läßt Berlin von seinen Abgeordneten erzählen, daß es ein Siebentel des ganzen Betrages der preußischen Einkommensteuer aufbringt. Also, sagt man, wenn Ihr Berliner so reich seid, dann wagt doch auch die paar Groschen. Wenn Ihr verdienen wollt, legt Kapital in das Geschäft, zieht aber nicht mit dem Klingelbeutel umher. Wir sind nicht dumm genug, die Actien zu hohem Kurs zu übernehmen und Euch den Gründergewinn einsacken zu lassen. Zeigt Eure Künste, bereichert Eure Bankiers, erfreut Eure Grundstückspeculanten und zahlt Euren Vordenkern so hohe Gehälter wie Ihr wollt. Verlangt aber nicht, daß wir Eurem Großmannskitzel zu Liebe in den Strumpf greifen und die Kassenscheine aus den Bibeln nehmen.

Und weil sie so sprechen, sie alle, die tonangebenden Leute und Zeitungen in den Hunderttausend-Städten, sind die Berliner verstimmt und schelten die vaterlandslose Gesinnungsuntüchtigkeit und Engherzigkeit der beschränkten Kleinstädter. Graf Caprivi, an den sie sich in ihrer Noth wandten und der doch wahrhaftig wichtigere Dinge zu bedenken hat — kommt der Zar oder kommt er nicht, wird er das „Heil Dir im Siegerkranz" stehend anhören, entblößten Hauptes, und sollen die Monarchen sich küssen oder nur sich die Hände schütteln? — der deutsche Reichskanzler will ohne Geld keine Schweizer geben. Und nun entsteht ein Würgen um den Garantiefonds, ein Hin und Her, eine peinliche Situation, wie wir sie alle kennen gelernt haben: Jemand hält eine kleine Rede, spricht von einer armen, aber ehrlichen Familie und bittet schließlich um milde Gaben, die gleich anzunehmen er bereit ist. O, die modernen Portemonnaies haben so kräftige Verschlußstücke, und je mehr sie zum Bruttogewicht des Eigenthümers beitragen, desto schwerer sind sie zu öffnen. Weil wir nun aber gern den Vorzug behalten wollen, unsere Reichen mit den niedrigsten Einkommensteuern der Welt zu belästigen und die Coupons unbeschnitten zu lassen, haben wir nichts übrig für große nationale Thaten; die Regierung kann auch kein Geld à Welfensonds perdu geben, und man muß der Privatknauserei überlassen, was, ist einmal der Gedanke zur Reise gelangt, des Reiches wäre.

Man wird uns würdig vertreten, fürwahr, uns, die Herren der Welt, und wunderbar wird sich zeigen, wie tief der Schnorrertrieb noch im jüngsten Berliner Blut sitzt. Herr von Böttticher, der Vielberühmte, der in Weltausstellungs-Fragen vorliegender Art versirt ist wie Keiner, übernimmt „in Vertretung des Reichskanzlers" das Ehrenpräsidium und führt den 350,000sten Besucher (à 1 Mark) in eigener Person durch die Exposition. Die Sammelteller klappern lustig, und am Eingang hängt eine große Büchse. —

Von deutscher Armuth hat Europa durch unsre Zeitungen und unsern Reichstag so oft gehört, daß uns Niemand den Wagemuth und die Kraft zutraut, ein Unternehmen mit Chicagoer Pracht ins Werk zu setzen. Unsere Industrie hält sich mißtrauisch zurück; sie sieht den riesigen Löffel in der Hand der Zwischenhändler, die den Rahm von der Milch abzuschöpfen kommen. Widerwärtig, verdrießlich wird sie in den Kampf ziehen. Jeder hält die Taschen zu; der Worte werden genug gewechselt, aber keine Tausendmarkscheine.

Graf Caprivi's besonnenes Schreiben, ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl, ist unverstanden geblieben; seine ernsten Warnungen, aufrichtigen Besorgnisse werden mit den üblichen Lagerwitzen verspottet. Gesessen hat nur der eine Hieb, der die Geldfrage streifte. Und um des Kanzlers harten Sinn zu ändern, läßt man die Sammelteller lustig klappern, und recht schade ist's, daß die zu weit vorgeschrittene Saison Bazare und Bälle zum Besten der Weltausstellung verbietet.

Der Weltausstellung auf Pump, der Weltausstellung des Phrasenheldenthums, der naiven Prahlhänse und der Gernegroße, der klugen Spekulanten auch. Ob sie kommt oder nicht — es mag uns gleich sein. Aber daß so viele Börsenblätter für sie eintreten, das läßt uns wünschen, sie bliebe lieber fort. Die Gesammtheit, die Ungläubigen werden nicht viel an ihr verlieren, wohl aber ihre Gläubiger. Caliban.

Die Berliner Kunstausstellung.

I.

Als ich mit einem befreundeten Maler am Eröffnungstage die Berliner Ausstellung durchwandert hatte und in einem benachbarten Bierzelt Trost gegen den überreichen Kunstgenuß suchte, frug mich mein Freund, wie ich es denn nun anfange, über zwei Tausend Kunstwerke eine einigermaßen verständige und übersichtliche Kritik zu schreiben.

Ich erklärte ihm kecklich, das sei sehr leicht. Man brauche nur die Bilder und Statuen übersichtlich zu gruppiren und dann mit einer Gruppe

anzufangen. Im vorigen Jahre z. B., bei der internationalen Ausstellung, haben wir alle mit einander, wir, die von Redactions Gnaden berufenen Kritiker Berlins, die Werke a) nach Ländern, b) nach Techniken gegliedert, so daß die Besprechung mit spanischen, holländischen u. s. w. Malereien los ging und mit italienischen, amerikanischen Statuen, Holzschnitten oder Architekturen endete. Dadurch kam Klarheit und Uebersichtlichkeit in das wüste Kunstgetriebe.

Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Encheiresin artis nennt's die — Kritik,
Spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie!

Diesmal ist es uns schwerer gemacht. Erstens hängen die Werke der verschiedenen Nationen wirr durch einander und man müßte die Ausstellung wirklich genau kennen, ehe man sie beschreibt; dann sind die Fremden so wenig zahlreich, daß sie einen handlichen Theil der Ausstellung gar nicht bilden; und schließlich sind nicht einmal die Berliner von den Düsseldorfern, die Münchner von den Weimaranern geschieden. Es bleiben dem armen Kritiker nur zwei Wege: Entweder scheidet er in Meister mit und ohne Sonderausstellung, wobei freilich die Frage offen bleibt, ob vier oder erst sechs Bilder eine Sonderausstellung darstellen, oder er schreitet saalweise vor, was den großen Vorzug besitzt, daß man immer ein festes Arbeitsgebiet vor sich sieht, seine Notizen sammeln und ohne ärgerliche Belastung des Gedächtnisses und bei der Hitze unbequemes Hin- und Herlaufen sein Pensum abmachen kann. Da gegen 60 Säle und Kojen vorhanden sind, gliedert sich die Kunst nach dieser Methode ganz vortrefflich und es ist dafür gesorgt, daß die zum Leben im theuren Berlin nöthige Zeilenzahl dabei heraus kommt.

Ich hatte mir denn auch vorgenommen, für meine Besprechungen diesen letzteren Weg einzuschlagen. Aber schon im Ehrensaale, in welchem die offizielle Kunst hängt, überkam mich eine Angstempfindung darüber, daß ich mich vor meinem Malerfreunde doch wohl etwas leichtsinnig einer Kunst gerühmt habe, die ich nicht besaß. Mir fiel vor den meisten Bildern nichts ein, was ich verständiger Weise darüber schreiben konnte. Ich hätte nicht das allerkürzeste Feuilleton zu Stande gebracht und wenn ich zehn Federn zerkaut hätte. Ich will die Schuld hierfür nicht den Bildern zuschreiben, wenngleich einzelne sich dem Beschauer hart auf die Seele legen, sondern ich gestehe meine eigene Unfähigkeit.

Wie sollte ich es anfangen? Etwa so: „Zur Linken sehen wir eine riesige Leinwand, Nr. 603 von F. Klein-Chevalier: Einweihung des Niederwalddenkmals. — Auf diesem Bilde finden wir im Vordergrunde das aus einer Anzahl von Excellenzen und Lieutenants bestehende deutsche Volk jubelnd die Hände entgegen streckend dem . . . ich muß gestehen, denn ich habe mich auf die Abbildung im Katalog verlassen, und diese ist nur „Fragment". Da das Bild selbst leider keinen genügenden Eindruck auf mich zurückließ, nebenbei bemerkt wohl mein, nicht des Bildes Fehler, kann ich mich an meinem Schreibtisch beim besten Willen nicht mehr entsinnen, ob die Germania auf dem Bilde zu sehen war oder nicht, und ob dieser zugejubelt wird oder dem Kaiser Wilhelm I., von dem man im Fragment zum Glück noch das halbe Gesicht sieht. Sein Gefolge ist ganz kopflos, so daß ich aus den Beinen dessen einzelne Personen nicht zu erkennen vermag und ohne Gefahr von den Kollegen mit Hohnlachen berichtigt zu werden, nicht zu nennen vermag. Mein Feuilleton ist also schon zu Ende!

Für diese Art Kunstkritik, die harmloseste, fehlt mir also das Gedächtniß, der Fleiß und das Interesse am Gegenstande. Es ist gut, wenn man sich bei Zeiten über die Grenzen seiner Begabung klar wird und sich innerhalb derselben einzurichten lernt.

Und so wanderte ich denn zum zweiten Mal durch die 60 Säle und suchte einen Anfang. Diesmal war ich von der Seite eingetreten, an welcher Heffter mit seiner Wurstbude die Propyläen der Kunst bildet und war zuerst auf den „Sommertraum" gestoßen. Alsbald, beim Niederschreiben dieser Worte bemerke ich abermals meine Sünden, daß ich nämlich diesmal den Namen des Malers zu notiren vergaß. Und da kam mir doch ein Gedanke, mit dem sich beginnen ließe! Ich dachte an Zola's L'oeuvre und an das Bild Claudes im Salon der Zurückgewiesenen, daß er „Plein air" nannte. Nackte Frauen im Grünen! Wie anschaulich schilderte der große Realist den Realismus des Bildes und das Gelächter der von der brutalen Wahrheit der Darstellung erschreckten Menge. Und da hängt nun ein ganz ehrliches Bild: Ein nacktes Mädchen und ein nackter Jüngling, hinten Nackte auf der sonnenweißen Wiese spielend, Alle mehr oder minder Bildnisse des Modells, ganz einfach sinnlich dargestellt, und zwar sehr gut dargestellt, was bekanntlich den Meisten das Fatalste in der Kunst ist. Und kein Mensch lachte! Ein stark decolletirtes älteres Fräulein rief sogar Mama herbei und sagte redlich naiv: „Sehr hübsch, nicht wahr Mama? Was ist es eigentlich?"

Und sie blätterte im Kataloge.

Ich ging durch die Ausstellung und sah mir weniger die Bilder an als deren Beschauer. Vielleicht war von deren Lippen die beste Eintheilung der Ausstellung für meine Kritik herab zu lesen. Es ließen sich die Kunstwerke in solche theilen, die der Menge behagen oder mißfallen. Viel Geistvolles habe ich auf meinem Horcherposten nicht erfahren. „Wer horcht an der Wand, hört seine eigene Schand!" Ich hörte die Kritiklosigkeit unserer kritisch gestimmten Menge, die mir zum mindesten nicht rühmlich erschien. Aber gesehen habe ich doch, was gesehen wurde. Ich ging Einzelnen nach: Sie traten in den Saal, die Augen weit offen, ja selbst den Mund nicht ganz geschlossen. In der Mitte etwa hielten sie Umschau, um dann schnellen Schritts auf ein Bild loszusteuern.

Welches Bild war das nun? Zu meiner Bewunderung nicht das größte, auch nicht das leuchtendste, sondern zumeist eines, welches von Weitem nicht erkennbar war. Das Räthsel lockte also am stärksten, die liebe Wißbegierde zog am kräftigsten. Berlin ist die Stadt des Rationalismus. Wenn man erst weiß, was ein Bild darstellt, dann ist man fertig mit ihm. Dann gingen die Beschauer die Wände entlang. Selten fesselte ein Bild eine ganze Minute. Die Urtheile waren mit erstaunlicher Geschwindigkeit gefaßt. „Das ist nichts!" „Scheußlich!" „Nett!" „Prachtvoll!" Selten eine Begründung, höchstens einmal ein Feststellen thatsächlichen Wissens. — „Skarbina! aha! das ist ja einer der IX! Finden Sie ihn wirklich so gräßlich?" „Na er geht noch an! Es fehlt nur das Naturstudium."

Ich ging in den Thomasal, alter Herzensneigung folgend, gewärtig der allerthörichsten Urtheile. Die Menge zog vorüber. „Thoma aus Frankfurt am Main! Sehr merkwürdig! Der malt ganz anders! Na, du mein Gott, wenn man auch in Frankfurt am Main wohnt!" Die Gesellschaft schob lachend vorüber. Das erwartete kräftige Schimpfen kam nur vereinzelt und wieder in wenigen Ausdrücken: „Scheußlich! Verrückt! Ganz unverständlich!" Der Wortschatz der Kunstfreunde ist erschrecklich arm! Ich selbst zog trüb gestimmt weiter. Ist gar kein wirkliches Urtheil zu finden. Läßt sich die Nation alles gefallen, Naturalismus und Idealismus in allen ihren Spielarten, ohne durch irgend eine Anzapfung durch die Kunst in Zorn oder Freude ernsthaft erregt zu werden?

Ich las in den Zeitungen nach. Da fiel mir das „Berliner Tageblatt" in die Hand. Mein dort in Brod stehender College beschäftigte sich gerade mit Thoma und vorzugsweise mit seinem „Meerwunder." Er deckte sich nach allen Seiten vor dem Vorwurf, daß er das alte nach seiner Ansicht gewiß vorhandene Märchen nicht kenne, welches hier illustrirt sei. Er habe alle Bekannten gefragt — keiner habe Bescheid zu geben vermocht. Und da nimmt er sich denn den Muth, über das große Ei in der Hand des Kindes seine Witze zu machen. Ob sie gut sind, vermag ich nicht zu beurtheilen, ich kann nur feststellen, daß sie mich nicht lachen machten, weil ich mich ärgerte, daß der gute Mann die Kunst noch als Illustration der Dichtung auffaßte und weil es mir leid that, daß er so viel Mühe anwendete, auf dem Wege der Gelehrsamkeit dem Bilde nahe zu kommen. Hätte er einen Jungen von zwölf Jahren mitgenommen, der würde ihm gesagt haben, hier sei, wie auch der Catalog bekundet, ein Wunder dargestellt und ein Wunder, das man erklären könne, sei eben kein Wunder. Auch Goethe hat nicht in seiner „Zueignung" uns erklärt, wer die Dame war, die ihn bekränzte, und Schiller nicht, wer das Mädchen aus der Fremde war. Im aufgeklärten „Tageblatt" würden derartige Phantastereien natürlich keinen Platz finden und müßte vor Allem conftatirt werden, daß es Unsinn ist, Morgenduft und Sonnenklarheit weben zu

wollen. So weit sind wir in der Textilkunst noch nicht. Dort will man Durchsichtigkeit und fordert eine dem Bürger wohlverständliche Plattheit. Das kann der Berliner als sein altverbürgtes Recht beanspruchen!

Wieder hatte ich keine Handhabe für meine Kritik; die Hoffnung, daß mir die Beschauer eine Sonderung in Theile darbieten würden, hatte mich betrogen. Einer wüsten Menge von Kunstwerken stand eine wüste Menge von sogenannten Kunstfreunden gegenüber. Alles Ringen der Schaffenden schien vergeblich: Es packte die Seelen nicht, es trug den Kampf aus der Werkstätte nicht in die Massen.

Hat die Akademie als diesmalige Ausstellungsbehörde die neuen Leute nicht auftreten lassen? Hat die Jury die den alten Idealismus Beleidigenden, Neuen einfach vor die Thore gesetzt?

Gewiß nicht. So lange ich Berliner Ausstellungen kenne, ist man nicht selbstloser vorgegangen. Ich schätze Professor Carl Becker, den Präsidenten der Ausstellung, ebenso als Künstler wie als Menschen; daß er einige Jahrzehnte älter ist als ich, das ist ein Vorrecht, welches er gewiß gern bei Seite stellen würde. Was er schuf, wurde von der Anerkennung seiner Zeit getragen. Es gibt kaum einen Kunstfreund, der nicht mit hoher Freude ihm in die Zauber-Farbenwelt venetianischer und Augsburger Renaissance willig gefolgt sei. Das Bild, welches vor zwanzig Jahren schön war, kann billiger Weise heute nicht aufgehört haben es zu sein, wenn es selbst sich nicht änderte. Becker hat sich nicht geändert, das hat er uns auf einer ganzen Wand voll Bildern klar und deutlich ausgesprochen. Nur wir sind Andere geworden. In Berlin, wo die Gesinnungstüchtigkeit so hoch im Preise steht, obgleich hierin das Angebot weit über die Nachfrage geht, sollte man Becker feiern und alle Kritiker, die ihn in den Wurstkessel der Abgethanen werfen wollen, steinigen. Feiert man doch auch Virchow oder Forckenbeck, weil sie ihr ganzes Leben sich gleich blieben in der Politik, nichts lernten und nichts vergaßen im neuen Deutschen Reich.

Wenn ich nun Becker ebenso wenig einen Vorwurf daraus machen kann, daß er nicht male wie Uhde, als wie ich Dürer anklage, daß er sich den Rembrandt nicht zum Vorbild nahm, so muß ich mir doch bei einigem psychologischen Nachdenken sagen, daß dem Becker die Kunst der Jüngeren mindestens ebenso ärgerlich sein muß, wie diesen das Schaffen der Alten. Und wenn ich in der akademischen Ausstellung mich umschauend alles das mir notire, was meiner Ansicht nach Becker und alle seine Kunstgenossen vor 20 Jahren als ungenügend abgewiesen hätten, so muß ich bei der Fülle der Striche Achtung vor der Selbstüberwindung der Akademie empfinden. Sie hat sich in überraschender Weise das angewöhnt, was unter Künstlern und Kunstenthusiasten das schwerst Errungene ist, nämlich Duldung fremden Idealismus. Es stehen mir nun verschiedene Wege der Besprechung der Bilder offen: Soll ich mit Becker's Augen Uhde betrachten, und mit Uhde's Augen Becker. Damit erhielte ich die prächtigste Gelegenheit, mich von ganzer Seele auszuschimpfen. Ich kann nicht zugeben, daß einer von beiden Meistern allein Recht habe, daß man früher oder jetzt kunstverlassen gewesen sei. Also läßt sich sehr wohl der „Standpunkt" finden, von dem aus ich Becker manirirt und Uhde als geistlosen Photographen betrachten kann. Jedenfalls kommt der Kritiker am besten hierbei weg, denn er würde sich sehr hübsch auf dem Postamente abgeschlachteter Künstlergröße ausnehmen.

Oder soll ich Becker mit Becker's und Uhde mit Uhde's Augen ansehen lernen. Da hieße es freilich aufpassen, denn beide Meister verstehen sich und ich müßte sie auch recht verstehen, um ihnen folgen zu können. Aber der kritische Standpunkt, die Abtheilung der Kunst, wäre gefunden, indem ich mich selbst zum Prüfstein mache und einmal in verschiedenen ästhetischen Kostümen durch die Säle wandere! C. G.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

Soeben habe ich in Ihrer Wochenschrift, Nr. 13 den Offenen Brief „Kuriosum aus der guten alten Zeit" gelesen. Den Herrn Carl Schultes-Hannover einigermaßen zu beruhigen, theile ich Ihnen aus dem Werke: „Von Schlesien vor und seit dem Jahr MDCCXXXX erster Theil, Freiburg 1785" folgende Stelle wörtlich mit: Sie werden aus demselben entnehmen können, daß damals bereits (also vor 107 Jahren) die Puttkamer-Orthographie vorspukte.

„Nach dem grenadirhaften fürsten von Dessau bildete sich also der König Fridrich Wilhelm und seine ganze Armee vom general bis auf den gemeinen soldaten. Selbst seine rohigkeit und unwissenheit in anderen kenntnissen wurde als ein stück des militärischen karakter's angesehen und nachgeamt. Man sahe alles, was ein guter Unteroffizir nicht notwendig zu wissen brauchte, für überflüssige Grübelei an und es wurde bei einem general eben so wenig für unanständig gehalten, wenn er kaum seinen namen zu schreiben, als daß er nicht auf dem seil tanzen konnte. Wer mer schreiben konnte und mußte wurde tintenklekker und schmirer genannt. Der König gab das beispiel, indem er narren als gelerten oder gelerten als narren behandelte. Von der durch Leibnizen gestifteten academie wurde nur der kalendermacher beibehalten und ein geck zum presidenten der academie ernannt." Dieses Patent hat folgenden Wortlaut:

„Wir Fridrich Wilhelm von gottes gnaden König von Preußen u. s. w. verkunden und bekennen vor der eruditen Welt, daß wir den wohlgeborenen edlen, weisen, hochgelarten und ersarnen, unseren guten, besonderen grafen von Stein in ansehung seiner weit und breit erschollenen gelersamkeit in antiquitäten, alten und neuen münzen, physik, mechanik, botanik, hydrautik, pneumatik, statik, nicht weniger in der kabbala, kenntniß der guten und bösen Geister, desgleichen in der lere von den präadamiten, der schwarzen kunst und in betracht seiner staunenswürdigen ersarung zum Presidenten unserer societät der wissenschaften bestellt haben. Dasern auch der president an dem himmel besondere Veränderungen bemerkt z. b. daß der Mars einen feindlichen blick auf die sonne geworfen oder mit dem Saturnus, der Venus und dem Merkur im quadrat stünde oder daß der Zodiakus sich verrückt oder daß ein wirbel des himmel's nach der lere des Kartesius sich abschleift und verschlingt und daher unmäßige anzahl von schwanzsternen zu vermuthen, so hat der president mit den anderen zu conferiren, die unordnung zu untersuchen und auf mittel zu denken, denselben abzuhelfen. Er soll auch nicht ermangeln, sein möglichstes zu tun, daß die kobolde, gespenster, nachtgeister, alpen, irrwische, wassernixe, werwölfe, verwünschte Leute und andere satansgesellen ausgerottet werden und soll ein jedes von diesen untiren, welches er lebendig oder tod lisern wird, mit 6 taler bezahlt werden u. s. w."

Hiernach möge Herr Schultes die Angelegenheit nicht zu tragisch, sondern als gelungenen Witz nehmen, vielmehr vom scherzhaften Standpunkte aus, wie sie re vera liegt, betrachten.

Hochachtungsvoll

Niedergesäß,
Amtsgerichts-Rath a. D.

Notizen.

Das Burschenfest. Von Christian Kirchhoff. (Altona, Schlüter'sche Buchhandlung). Ein lyrisch-dramatisches Festspiel, das nicht allein patriotische Begeisterung und Liebe zu allem Schönen und Hehren athmet und weckt, sondern auch mit jugendlicher Frische den Geist der burschenschaftlichen Blüthezeit in farbigen Bildern und prächtigen Liedern wiedergibt. Der Verfasser meistert die poetische Form, daß es eine Freude ist, und die humor- und schwungvollen Liedereinlagen, die wir unseren Componisten bestens empfehlen, werden bald die Zierde unserer Commersbücher bilden. Kein activer und ehemaliger Burschenschafter wird das Büchlein ohne herzliche Erhebung aus der Hand legen. Ein vortreffliches Festspiel für Burschenfeiern liegt hier vor.

Inserate.

Soeben erschienen:

Der ewige Jude in Monte Carlo.

Broch. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Dresden u. Leipzig, Pierson's Verlag.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin** W., Culmstraße 8.

In der **Schlüter**'schen Buchhandlung in **Altona** a. d. Elbe erschien und ist in fast allen Buchhandlungen zu haben:

Das Burschenfest

von

Christian Kirchhoff.

Mark 2.—

Das Buch ist ein Bild aus dem Studentenleben des Jahres 1844, der Zeit der deutschen Hoffnung. Tiefer deutscher Sinn und freudiger Humor besiegen Spott und einfache und niedrige Gesinnung.

Verlag von **M. Heinsius** Nachfolger in Bremen.

Gottfried Keller

nach

seinem Leben und Dichten.

Ein Versuch von

Emil Brenning.

200 Seiten in 8°. Geh. *M* 2.40, geb. *M* 3.20.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **E. Pierson** in Dresden erscheint soeben:

Friede und Abrüstung.

Ein praktischer Vorschlag.

Preis 1 Mark.

Der Verfasser, ein praktischer Politiker, zeigt einen originellen aber gangbaren Weg, zu dauerndem Frieden zu gelangen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Ein

hannoversch-englischer Offizier

vor hundert Jahren.

Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda,

Oberst und Brigadier in der Königlich Deutschen Legion.

26. November 1765 bis 18. Juni 1815.

Von

Ludwig Freiherr von Ompteda.

Mit einem Bildnis in Heliogravure und einer Karte.

Preis geheftet Mark 6.—, in Halbfranz gebunden Mark 8.50.

!! Nur 125 Mark !!

Hall'-Schreibmaschine.

die beste und billigste der Welt!

Ueber 12,000 Stück im Betrieb!

Einfachste Construktion!

Grösste Dauerhaftigkeit! Leichte Handhabung!

Dreimal schneller als die Feder!

50 verschiedene Schriften! — Alle Sprachen!

Kein Tintenband!

Beste Referenzen!

Zu beziehen gegen Voreinsendung von 125 Mark oder Nachnahme von

C. A. Seyffert, Berlin SW. 13.

In Berlin jederzeit kostenlose Vorführung! — Prospekte gratis und franko!

!! Nur 125 Mark !!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet *M* 6.—. In geschmackvollem Einband *M* 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ermüdung.

Von

A. Mosso,

Professor der Physiologie an der Universität Turin.

Aus dem Italienischen übersetzt von J. Glinzer.

Deutsche Original-Ausgabe.

Mit 30 Holzschnitten.

8. Preis: *M* 6.—.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 24. Berlin, den 11. Juni 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Steuerreform. Von Justizrath Adolf Fleischmann. — Der Zonentarif-Minister. Von J. G. Guttmann. — **Literatur und Kunst:** Ein neuer Gegner des Darwinismus. Von Arthur Drews. — Friedrich Stoltze. Von Leopold von Sacher-Masoch. — **Feuilleton:** Aschenbrödel. — **Aus der Hauptstadt:** Die Usancen. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Zum letzten Mal: Großpreußen oder Deutschland? Von R. Funk. — Notizen. — Inserate.

Die Steuerreform.

Von Justizrath Adolf Fleischmann.

Auch wenn der Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832 nicht ausdrücklich in der Sprache jener Zeit gesagt hätte, „daß keinem deutschen Souverän durch die Landstände die zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel verweigert werden dürften und daß Fälle, in welchen ständische Versammlungen die Bewilligung der zur Führung der Regierung erforderlichen Steuern auf eine mittelbare oder unmittelbare Weise durch die Durchsetzung anderweitiger Wünsche und Anträge bedingen wollten, unter diejenigen Fälle zu zählen seien, auf welche die Artt. 25, 26 der Schlußacte (über die Widersetzlichkeit der Unterthanen) in Anwendung gebracht werden müßten" — so würde auch schon damals kein vernünftiger Mensch daran gezweifelt haben und hat auch in der That nicht daran gezweifelt, daß dem Staate das Recht zustehe, Steuern zu verlangen. Thatsächlich hat sich fast jede versuchte und durchgesetzte Steuerverweigerung mit verschwindend wenig Ausnahmen nur auf die Höhe der verlangten Abgaben und auf den Gegenstand, das Steuerobject, bezogen, von welchem die Steuern erhoben werden sollten. Dasselbe ist auch heute noch der Fall. Deshalb konnte in den siebenziger Jahren ein deutsches Witzblatt, der Kladderadatsch, recht treffend den Finanzminister Camphausen mit einer Schürze vor die Kammer tretend, darstellen, in welcher er eine Anzahl Vögel (die Steuerobjecte, die er sich ausgedacht hatte) wohl verwahrt zu halten wähnte. Einer nach dem andern schlüpfte aber heraus und flog davon und der Finanzminister sah ihnen bei leer gewordener Schürze mit aufgesperrtem Munde wehmüthig und traurig nach. Man wird also richtiger die Frage so stellen müssen: Gibt es überhaupt bestimmte Sachen oder Verhältnisse, von welchen der Staat von vornherein auch ohne positiven Rechtstitel befugt ist, Steuern zu verlangen? Wäre dies der Fall, so wäre ein Streit über Verwilligung oder Verweigerung von Steuern eigentlich nicht wohl denkbar und es könnte sich immer nur um die nach der Bedürfnißfrage festzustellende Höhe der Steuern handeln. Der Streit um die Tabaksteuer, das Tabaksmonopol, die Kornzölle u. dgl. sind Belege für diese Anschauung.

Beruht aber die Verpflichtung der Staats- bezw. der Gemeindeangehörigen, Steuern zu zahlen, darauf, daß sie für ihren Besitz, für ihren Erwerb und für ihre Person den Rechts- und Polizeischutz (beides im weitesten Sinne verstanden) Seitens des Staates und der Gemeinde durch die bestehenden und immer mehr zu vervollkommnenden Einrichtungen genießen, mag nun dieser Schutz ein mittelbarer oder unmittelbarer sein so folgt daraus, daß es keine verschiedenen Steuerobjecte im bisherigen Sinne gibt und geben darf, sondern daß der gesammte Vermögensbesitz und der gesammte Erwerb (Einkommen), aber auch, daß jeder Bürger für seine Person steuerpflichtig ist, daß man also sich nur eine mit allgemeiner Vermögenssteuer verbundene Einkommensteuer und eine allgemeine Personensteuer denken kann, denn die Sicherheit und das Wohlbefinden unserer Person ist ebenso der Gegenstand der Arbeit der Staats- und der Gemeindeverwaltung, wie der Schutz unseres Vermögensbesitzes und unseres Erwerbes. Von der praktischen Durchführung einer Personalsteuer in diesem Sinne sehen wir aber bei dieser kleinen Abhandlung ab. Sie liegt noch zu fern und scheint nach den uns hier zunächst beschäftigenden Steuerreformplänen des preußischen Finanzministers gegenstandslos zu bleiben.

Jene Anschauung ist so natürlich, daß sie zu allen Zeiten im Grunde dieselbe war und stets dieselbe sein wird. Sie ist aber nicht zur Geltung gekommen, weil die dazu nöthige Gliederung der Staats- und Gemeindeverwaltungsorgane nicht so ausgebildet war, um die Begriffe von Vermögen einerseits und Einkommen andererseits ziffernmäßig feststellen und so den Maßstab gewinnen zu können, nach welchem der Einzelne zur Steuerzahlung heranzuziehen gewesen wäre. Man beschränkte sich auf den Grundbesitz, der vor Augen lag und dessen Werthbestimmung keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete, wenn auch dieselbe in vieler Beziehung noch recht ungenau und unzutreffend war. Das ist in unserer Zeit durch die Ausgestaltung des Rechts und der Verwaltung so sehr anders geworden, daß sogar das Einkommen jedes einzelnen Bürgers bis zu dem für die Besteuerung erforderlichen Grade festgestellt worden ist. Die Ausführung des neuesten preußischen Einkommensteuergesetzes liefert den Beweis, daß bisher das Einkommen nicht genügend festgestellt war, daß die Regierung aber die ihr zu Gebot stehenden Mittel mit folgerichtiger Energie angewendet hat, der Wahrheit näher zu treten, wenn sie dieselbe auch nie wird erreichen und ganz, wie das verschleierte Bild zu Sais, wird enthüllen können.

Der Reichsanzeiger hat im April d. J. im nichtamtlichen Theile Andeutungen veröffentlicht, wonach der preußische Finanzminister im Ausbau seiner begonnenen und bis jetzt mit Erfolg gekrönten Steuerreform dahin gelangen zu wollen scheint, eine allgemeine Vermögenssteuer neben der jetzigen Einkommensteuer einzuführen, auf die bisherige Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer als solche zu verzichten und dieselben den Gemeinden zu überweisen. Wir versuchen, diesen Plan in

seinen verschiedenen Richtungen zu verfolgen; wollen aber vorher laut betonen, daß die ganze Tendenz der preußischen Steuerreform weder nach der Natur der Sache, noch nach jenen Andeutungen in erster Linie auf eine größere Anspannung der Steuerkraft der Nation im Ganzen, sondern auf eine richtigere Vertheilung dieser Anspannung unter die Staatsbürger im Einzelnen gerichtet ist. In zweiter Linie freilich kann und soll auch jene Erhöhung erreicht werden, soweit Regierung und Kammern sich über die Bedürfnißfrage geeinigt haben. Der Unterschied gegen den bisherigen Zustand besteht aber darin, daß, wenn diese Einigung erzielt ist, nicht mühselig und mit Streit und Zank nach neuen Steuerobjecten gesucht werden muß, sondern daß die auf das gesammte Vermögen und auf das gesammte Einkommen ausgeworfene und katastrirte Steuerquote je nach dem wechselnden Bedürfniß durch Steuergesetz in mehr Terminen erhoben werden kann. Hat ein Bürger nach dieser Katastrirung jährlich zwölf Mal, also monatlich, 10 Mark zu zahlen, so würde dies Gesetz ihn verpflichten können, jährlich 14 Termine mit 10 Mark zu zahlen oder statt zwölf Mal nur zehn Mal, wenn die Bedürfnißfrage dies erlaubt; ein Verfahren, welches bisher fast allenthalben bei der Einkommensteuer in den Bundesstaaten eingehalten worden ist. Auf diesem Wege könnte erreicht werden, daß die Beschaffung nöthiger Mittel mit ähnlicher Raschheit und Einfachheit zu erzielen wäre, wie die Mobilmachung der Kriegsmacht.

Umfaßt die allgemeine Vermögenssteuer das gesammte Vermögen im vollsten Sinne des Wortes, so fällt unter diesen Begriff auch das gesammte Mobiliarvermögen, Kapital, Luxusgegenstände, Pretiosen, Hunde und Pferde u. dgl., wobei es prinzipiell, wohl aber bei der technischen Ausführung, gar keinen Unterschied macht, ob diese Vermögensgegenstände überhaupt rentabel sind oder nicht, oder ob sie viel oder wenig abwerfen. Begrifflich fällt auch darunter das Grundvermögen, das Gewerbe mit seinen Etablissements, also der gesammte Vermögensstock der Nation, im Gegensatz zum Abwurf desselben, der sich in der Einkommensteuer abspiegelt. Und der Rechtsgrund, weshalb der Staat vom gesammten Vermögensstock und vom gesammten Abwurf desselben Steuern fordern darf, liegt, wie schon angedeutet, in der Thatsache des Besitzes, der vom Staat geschützt wird.

Wir dürfen nicht unterlassen, hier der Auffassung der Vermögenssteuer zu gedenken, welche Schäffle entwickelt.*) Man kann nicht finden, daß er sehr eingenommen dafür ist, denn er nennt sie eine „reine Zweckmäßigkeitsfrage", während wir eine Prinzipienfrage darin sehen. Er meint: in gewöhnlichen Zeiten solle der Stamm des Vermögens geschont werden; man dürfe die Henne nicht schlachten, welche goldene Eier lege. Die eigentliche Vermögenssteuer sei daher eine Ausnahme. Daß von einer Schonung oder Nichtschonung des Vermögensstockes, der Henne, nach dem Sinne der preußischen Steuerreform nicht die Rede sein kann, da ja dieser ganz intact bleibt, wird keiner Ausführung bedürfen (s. u.). Schäffle erkennt aber an, daß das Vermögen eine sichtbarere und leichter erkennbare Steuerquelle sei, als das Einkommen. Der Werthkataster lasse sich summarischer herstellen als der Reinertragskataster, und die Vermögensquellen des Einkommens seien unter gewissen Verhältnissen leichter aufgefunden, als die persönlichen Einkünfte selbst. Der Zweck, das nicht rentable Vermögen, welches als Quelle von persönlicher Gebrauchsnutzung die Steuerkraft stärkt, zur Besteuerung heranzuziehen, lasse sich auch durch directe Aufwandsteuern und durch Erbschaftsgebühren annähernd und zwar grundsätzlich richtiger und rationeller erreichen. Wie wir in Folge unserer Auffassung der preußischen Reformen von Aufwandsteuern u. dgl. denken, werden wir nachher ausführen.

Aus jener Aeußerung Schäffle's, als einer anerkannten Autorität, ziehen wir aber für gegenwärtige Erörterung den Vortheil, daß wir uns der Mühe überhoben fühlen, die leichte praktische Ausführung, die Katastrirung der allgemeinen Vermögenssteuer des Weiteren nachzuweisen; im Uebrigen ist unsere Auffassung der letzteren eine wesentlich andere, denn wir sehen in ihr gerade ein Mittel, eine Einheit als Steuerobject zu schaffen, neben welcher es nur noch eine andere Einheit, nämlich das Einkommen, gibt. In beiden Einheiten sind allerdings verschiedene Arten des Vermögens und des Einkommens denkbar. Diese sollen aber nur dazu dienen, gleichsam als Bausteine die ganzen Gebäude sowohl des Vermögens als auch des Einkommens darzustellen, so daß die von dem einzelnen Bürger zu zahlende Steuer ebenfalls als je eine Einheit gedacht wird und nach geschehener technischer Ausführung alle weiteren Rücksichten darauf verschwinden, ob der eine oder der andere Baustein eine höhere oder geringere Versteuerung vertragen könnte. Unter der Einheit der Vermögenssteuer würden dann die bisherigen einzelnen Steuern, wie Grund-, Gebäude-, Gewerbe-, Luxus-, Hunde- u. s. w. Steuern als solche verschwinden müssen. Soll das Vermögen in seinem Gesammtbegriff von den Bürgern mit einer Gesammtzahl declarirt werden, so würde die Vermögenssteuer etwa in einem Procentsatze aus dieser Gesammtzahl zu bestehen haben, dessen Maß sich nach dem Gesammtbedürfnisse des Staates richtet. Es ließe sich theoretisch auch der Weg denken, daß die jetzt bereits vorliegende, durch Declaration gefundene Summe des Einkommens des einzelnen Bürgers, so weit es aus einer im Besitze desselben befindlichen realen Quelle fließt, kapitalisirt und so die Zahl gefunden würde, welche das steuerpflichtige Vermögen darstellt.

Daß bei diesem System eine Anzahl von Vermögensobjecten zur Besteuerung herangezogen werden würde, die bis jetzt unversteuert sich im Besitze der Bürger befinden, daß also in diesem Sinne eine stärkere Anspannung der Steuerkraft die Folge sein müßte, leuchtet von selbst ein. Außer den oben erwähnten Beispielen führen wir besonders eines an. Stiftungskapitalien sind unseres Wissens bis jetzt fast in keinem Bundesstaate besteuert, namentlich diejenigen nicht, welche sich in der todten Hand, in der Hand juristischer Personen und privater Administrationen befinden, Stiftungen, deren Zweck, wie ihn die Stifter wollten, im Lauf der Jahrhunderte verschwunden ist, so daß die Zinsen admassirt werden. Nach einer in den siebenziger Jahren von der bayerischen Regierung veranlaßten Zusammenstellung beläuft sich die Summe dieser Stiftungskapitalien allein in Bayern auf mehr als 300 Millionen Mark.*) Die Idee der „ausgleichenden Gerechtigkeit" im Steuerwesen, die bis jetzt nur wie ein wesenloses Schemen in der staatswissenschaftlichen Theorie eine ehrenvolle Stellung einnimmt, kann nur durch das System der Vermögenssteuer in Verbindung mit einer gut geregelten Einkommensteuer, wie die jetzige preußische, zur leibhaftigen Wirklichkeit werden. Warum soll, wenn der Bauer sein Gütchen, von dem seine Existenz abhängt, versteuern muß, nicht auch das Schmuckkästchen versteuert werden, von dem die Existenz der Besitzerin unabhängig ist? Beides erfreut sich des Staatsschutzes.

Es fragt sich nun, wie sich zu diesem Systeme die in Preußen geplante Ueberweisung der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an die Gemeinden verträgt?

Allerdings würde Beides nicht mit einander zu vereinigen sein, wenn man die Ueberweisung so verstehen wollte, daß den Gemeinden dasselbe Besteuerungsrecht bezüglich dieser Steuerobjecte, wie ein Finanzhoheitsrecht des Staates, übertragen würde. In diesem Falle würde eine Doppelbesteuerung derselben eintreten, an die selbstverständlich Niemand denkt. Den Gemeinden unserer Zeit, die organische Glieder der Staaten und nicht mehr, wie in früheren Zeiten, Staaten im Staate sind, gebührt kein Besteuerungsrecht. Die Zulässigkeit der gemeindlichen Verbrauchssteuern bestreitet die heutige Staatswissenschaft und verurtheilt sie im Prinzipe allgemein, und das Recht der Gemeinden, Umlagen zu erheben, ist begrifflich kein Besteuerungsrecht. Der Sinn der Ueberweisung der Grund-

*) Die Grundsätze der Steuerpolitik ꝛc. (Tübingen, Laupp 1880.) S. 57, 355.

*) Gegenwart 1890 Nr. 25 S. 387.

u. s. w. Steuern an die Gemeinden ist eben nur der, daß ihnen die Mittel geschafft werden sollen, jene Verbrauchssteuern und Umlagen abzuschaffen, aber auch Staatszuschüsse zu gewissen Gemeindezwecken, wie Schul- und Wegbaulasten, entbehren zu können, so daß diese Letzteren als solche aus dem Ausgabeetat des Staates zu verschwinden hätten. Der Kreis der selbständigen politischen Befugnisse der Gemeinden findet im Verhältnisse zum Staate im Selbstverwaltungsrecht seine Erschöpfung und Umgrenzung. Hiernach denken wir uns die praktische Gestalt der Ueberweisung jener Steuern an die Gemeinden so, daß der Staat in der Veranlagung und Erhebung der allgemeinen Vermögenssteuer auch die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer mit veranlagt und erhebt, wie es dermalen geschieht, und nur den Ertrag derselben, wie er sich aus dem im Gemeindebezirke gelegenen Grund- u. s. w. Vermögen ergibt, nach Abzug einer für die Verwaltungskosten zu bemessenden Summe, an die Gemeinden hinüberzahlt — eine einfache Kassenmanipulation.

So einfach uns der Gedanke auch erscheinen mag, der dem Steuerreformplan des preußischen Finanzministers zu Grunde liegen dürfte, — seine Ausführung würde eine sehr verwickelte, vielverzweigte und zeitraubende Arbeit werden, vor welcher man aber nicht zurückschrecken wird. Das Gesammtvermögen jedes Einzelnen in einer Zahl, die sich aus verschiedenen Zahlen zusammensetzen muß, darzustellen, kann zur Aufgabe entweder dieser Einzelnen, Declaration, oder des Staates, Einschätzung, gemacht werden.

Die Andeutungen, welche im Reichsanzeiger über die Fortbildung der preußischen Steuerreform zu lesen waren, lassen die vorliegenden Pläne durchaus nicht genau erkennen und scheinen nur dazu bestimmt gewesen zu sein, eine Anregung dazu zu geben, daß sich die öffentliche Meinung in der Presse kund gebe. Das hat sie bis jetzt nur sparsam gethan. So sagt z. B. die Allg. Zeitung: „Die völlig gleiche und gerechte „Besteuerung jeder Form des Besitzes und des Einkom„mens bedeutet zugleich eine Entlastung, die allen Klassen „zu gute käme. Sie ist im besten Sinne des Wortes staats„erhaltend und ein Weg zur Sozialreform, wie er praktischer „bisher nicht in Angriff genommen ist.“*) Auch auf freisiniger Seite schreckt man vor einer allgemeinen Vermögenssteuer nicht zurück und sieht namentlich in ihrer Verbindung mit der jetzigen preußischen Einkommensteuer ein Mittel, die Klagen verstummen zu lassen, welche gegen die nordamerikanische property tax erhoben werden. Man sieht in dieser Verbindung einen gesunden steuerpolitischen Gedanken, hegt aber, wie gewöhnlich, Mißtrauen gegen eine Steuerentlastung u. dergl. Es will uns bedünken, daß in Preußen durch jene Vereinigung mit einem Schlage sehr bedeutende Mittel in die Staatskasse fließen würden, wenn die allgemeine Vermögenssteuer neben der bisherigen Besteuerung des Grundbesitzes, des Gewerbes u. dergl. auch allen übrigen Besitz, Kapital, Mobiliar, Luxus u. s. w. träfe, so daß auch nach Ueberweisung der Grund- und Gewerbesteuer an die Gemeinden gegen Wegfall der Staatszuschüsse an die Letzteren jene Mittel das dermalige Staatsbedürfniß weit überschreiten und zunächst einen einmaligen Ueberschuß der Staatseinnahmen gegen die Ausgaben bilden könnte, der es gestattete, in den darauffolgenden Jahren eine Steuerermäßigung vorzubereiten und mit Sicherheit eintreten zu lassen.

Die Verbrauchssteuern und die indirecten Steuern überhaupt beruhen lediglich auf dem Bedürfniß der Staaten und der Gemeinden und auf dem Mangel prinzipiell aufgestellter und durchgeführter Steuersysteme.**) Schäffle***) nennt sie sehr zutreffend: „Mittel individualisirender Selbstbelastung und Selbstentlastung, Mittel ergänzender Belastung der entschlüpften Steuerkräfte, Mittel zur Heranziehung der Ausländer, welche Vermögen und Einkommen aus dem Inlande beziehen und zur Ausgleichung fehlerhafter und summarischer Bemessung der directen Steuern.“ Man würde nie dazu gekommen sein, solche Belastungen, z. B. die Salzsteuer, einzuführen, wenn man nicht Geld gebraucht hätte, welches die bestehenden Steuersysteme nicht beschaffen konnten, Systeme, bei denen allerdings viele und gerade sehr gute Steuerkräfte „entschlüpft“ waren und heute noch entschlüpfen. Deshalb, sagt Schäffle weiter, hätten sich die Zeitgenossen in die indirecten Steuern fast verliebt. Erwägen wir nun, daß in dem Einkommen sich auch der Maßstab des Verbrauches im weitesten Sinne abspiegelt, daß das größere Einkommen mehr verzehren kann und thatsächlich mehr verzehrt, als das kleinere, und daß, wenn der Staat durch eine zweckmäßig bemessene Vermögens- und Einkommensteuer in die Lage gesetzt wird, die Production nicht mit besonderen Steuern, z. B. Braumalzsteuern, belasten zu müssen, folglich die Preise der Producte, z. B. des Bieres, sinken müssen, so wird der indirecten Besteuerung nach und nach jeder Boden seiner Zweckmäßigkeit entzogen und sie werden nicht mehr nöthig werden. Und doch sind sie ein Fortschritt gegen die ältere Wirtschaftspolitik. Wir erinnern an die Zeit des Ueberganges der Feudal- und Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft, der sich durch den Umschwung des Handels vollzog. Die Fürsten und die Verwaltung ihrer Länder — Staaten waren es ja noch nicht — brauchten Geld, viel baares Geld, und um es zu beschaffen, griffen sie zuerst zu dem Mittel der Geldverschlechterung. Die Münzen wurden geringwerthiger geprägt, wofür Dante bekanntlich den größten Meister dieser Kunst, König Philipp den Schönen von Frankreich, in der Hölle braten und schmoren ließ. Dann flossen nach der Entdeckung Amerikas aus den Silberbergwerken Mexikos und Perus zwar reiche Silberschätze nach Spanien, und Silbergeld wurde in reichen Massen geprägt. Da aber in Folge hiervon der Geldwerth in Spanien sank und die Waarenpreise stiegen, so daß die Kaufleute fast aller europäischen Länder ihre Waaren auf den spanischen Markt warfen, floß das auf dem Seeweg nach Spanien gelangte Silber auf dem Landwege wieder hinaus nach England, Italien und Frankreich. In England trieben die Könige, z. B. Eduard IV., Wollhandel auf eigene Rechnung, um beim Parlament kein Geld verlangen zu müssen. Um diese Zeit hob sich das Städtewesen in Deutschland empor. Die Städte brauchten große Mittel. Sie wurden nicht von Kaiser und Reich unterstützt, sondern das umgekehrte Verhältniß fand statt. Es entstanden die städtischen Verbrauchssteuern und hielten sich bis auf den heutigen Tag neben den nach und nach sich entwickelnden Steuersystemen des modernen Staates bis zur Einkommensteuer. Seit der Gründung des neuen deutschen Reiches und seitdem es eine Sozialpolitik gibt, sehen wir Steuerfragen aller Art in den Kreis der öffentlichen Discussion treten und nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Im Jahre 1875 betonte, unseres Wissens zum erstenmale, die deutsche Wissenschaft die Nothwendigkeit einer Verbindung der Einkommensteuer mit der Vermögenssteuer im vorhin entwickelten Sinne.*) Zugleich widerlegt sie die Auffassung Schäffle's und sein Gleichniß mit der Henne, eine Widerlegung, welche bei ihrer Sieghaftigkeit hier nicht wiedergegeben zu werden braucht. Wir haben sie oben bereits mit einigen Worten angedeutet. Heute tritt diese Frage, durch das Programm des preußischen Finanzministers aus dem Rahmen der Theorie heraus auf das Gebiet der Praxis, wie es bereits in einigen Cantonen der Schweiz geschehen ist.

Sonst geht die Entwickelung ihren Weg unaufhaltsam weiter. Je größer der Erfolg einer wirthschaftlichen Politik, desto größer der Antrieb, sie nachzuahmen. In der älteren Zeit, von welcher wir vorhin sprachen, war es die Politik der Holländer, die den Ton für ganz Europa angab, weil man vor Augen sah, daß die Holländer reiche Leute dabei geworden waren. Auch der Erfolg der preußischen Steuerreform, der bezüglich der Einkommensteuer schon vorliegt und 40 Millionen Mk. ohne Mühe aus bisher verborgenen Quellen hervorzauberte und der Erfolg ihrer Verbindung mit einer allgemeinen Vermögens-

*) Allg. Zeitung (München) Nr. 116.
**) Tröltsch, Die bayer. Gemeindebesteuerung I. München, Beck.
***) A. a. O. S. 358.

*) Schriften des Vereines für Sozialpolitik. 1875. S. 21. XI.

steuer, die mit Sicherheit erwartet werden darf, nachdem der erste Wurf gelungen, — wird Nachahmung zunächst in den Gliederstaaten des Reiches finden und man braucht kein optimistischer Heißsporn zu sein, um sich der Hoffnung hinzugeben und sie auszusprechen, daß bald, sei es verfassungsmäßig, sei es thatsächlich, die preußische Steuerreform, sich aus sich selbst weiter entwickelnd, eine Umgestaltung des ganzen Steuerwesens im Reiche zur Folge haben wird.

Wir müssen zum Schlusse noch mit einigen Worten auf die vorhin ausgesprochene Meinung zurückkommen, daß das neue preußische Steuersystem den Ver- und Gebrauchssteuern und den indirecten Steuern überhaupt den Boden ihrer Zweckmäßigkeit entziehen werde und schränken sie zunächst insofern ein, daß wir damit nicht auch die auf der Handelspolitik beruhenden Zölle treffen wollen, obwohl in der praktischen Einführung dieser letzteren sehr oft nur der Schleier erkannt werden kann, der eine indirecte Steuer verhüllen soll. Die Handelspolitik wird wegen ihres internationalen Charakters stets von anderen Gesichtspunkten und Motiven abhängig sein, als die Steuerpolitik des einzelnen Staates. Wir halten das erhoffte und wünschenswerthe Verschwinden der indirecten, namentlich der Ge- und Verbrauchssteuern für eine Frage der Zeit, für eine Erscheinung der Zukunft, abhängig von dem Erfolge des neuen Systems. Aber das steht heute schon fest, daß nicht sie, sondern nur die Vermögens- und Einkommensteuer auf einem vernünftigen Rechtsgrund beruhen. Die von ihnen getroffenen Gegenstände, z. B. diejenigen, welche zur Ernährung der Menschen dienen, sind nicht „entschlüpfte", sondern wir halten sie überhaupt nicht für Steuerobjecte und wenn der größere oder geringere Bedarf als Steuerobject aufgefaßt werden wollte, so würde ein Begriff, ein Abstractum, das Steuerobject sein. Begriffe kann man aber nicht besteuern. Der Bedarf läßt sich auch in der Person des Bedürfenden nur auf kurze Zeiträume aus dem thatsächlichen Consum und auch hier nur annähernd erkennen. Er kann mit jedem Tage wechseln, aber die Steuer dauert fort. Deshalb glauben wir berechtigt gewesen zu sein, vorhin zu sagen, daß der Maßstab des Verbrauchs im weitesten Sinne sich in der Regel im Einkommen abspiegelt. Wer viel einnimmt, braucht seinen Bedarf nicht zu beschränken; er versteuert also schon seinen Bedarf in seinem Einkommen bezw. in seinem Vermögen. Was er mit diesen schon versteuerten Mitteln für seinen Lebensbedarf kauft, kann nicht noch einmal zur Versteuerung herangezogen werden. In diesem Sinne hat von jeher den meisten indirecten Steuern der Rechtsgrund gefehlt. Man hat allerdings in früherer und in neuerer Zeit bei uns nicht viel nach diesem Rechtsgrunde gefragt. Die Steuerpolitik bestimmte ihre Maßregeln nur nach dem Bedürfniß des Staates und früher des Hofes einerseits und nach der Ergiebigkeit des Steuerobjects, welches man wählte, andererseits. Erst das Einkommensteuersystem hat hierin, aber auch erst zum Theil, Wandel geschafft. Wenn nun der Staat mit dem preußischen Einkommensteuergesetz sich seinerseits auf den Rechtsstandpunkt stellt, indem er von den Bürgern wahrhafte Declarationen verlangt und erzwingt und denselben Standpunkt auch bei der allgemeinen Vermögenssteuer einnehmen wird, so muß er folgerichtig in der Steuerpolitik den Rechtsstandpunkt überhaupt anerkennen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird er mit ausgleichender Gerechtigkeit die beiden Steuerquellen, Einkommen und Vermögen einerseits in ihren Tiefen zu erforschen und andererseits die auf sie zu legenden Steuern so zu bemessen haben, daß sie die Bedürfnisse der Staatsverwaltung auch ohne die indirecten Steuern decken. Von einem Sprung in das Dunkle wird man bei den bereits erzielten Erfolgen nicht reden können, um so weniger als die beiden Steuern der Zukunft ihrer Natur nach elastisch sind, und durch das Einleben in dieselben eine Veränderung in den Preisverhältnissen entstehen wird, durch welche eine schärfere Anspannung der Steuerkraft des Einkommens und des Vermögens sich wieder ausgleicht.

Wir haben noch nicht erwähnt, daß die praktische Ausführung der indirecten Steuern an die Arbeitskraft des Staates und der Gemeinden große Anforderungen stellt und daß namentlich die Gemeinden auf diesem Gebiete viele Arbeit auch vom Staate zu ihren eigenen hinzu aufgebürdet erhalten haben, wofür ihnen keinerlei Vergütung gewährt wird. Alle diese Arbeiten gehen künftig in denjenigen auf, welche für die Ausführung der Einkommen- und Vermögenssteuer erforderlich sind, ohne sie zu vermehren.

Auch in der wissenschaftlichen Polemik würde so mancher Streit-Gegenstand verschwinden. Die Werke über Steuerpolitik enthalten eine Unmasse von Untersuchungen über Zweckmäßigkeit, Ergiebigkeit, Ausführbarkeit, ja hie und da sogar Rechtmäßigkeit dieses oder jenes zur directen oder indirecten Besteuerung sich eignenden Gegenstandes. Freilich würden alle diese Schätze der Gelehrsamkeit mehr oder weniger entwerthet werden. Aber ihren culturhistorischen Werth behalten sie deswegen doch.

Der Zonentarif-Minister.

Von G. J. Guttmann.

Am 9. Mai ist im Budapester Handelsministerial-Palais ein Mann gestorben, der noch vor wenigen Jahren ein kleiner oberungarischer Comitatsbeamter, seit sechs Jahren Minister, seit zwei oder drei Jahren aber eine der meistgenannten Persönlichkeiten Oesterreich-Ungarns gewesen war und der über die Grenzen der habsburgischen Monarchie hinaus sich eines großen und nicht unverdienten Rufes erfreute. Ungarn hat in Gabriel Barosz von Belrus einen seiner bedeutendsten Menschen verloren. Es hat fähige Leute in allen Zweigen und Fächern des öffentlichen Lebens, es hat keinen, der dem Verstorbenen in dem, was seine Spezialität war, auch nur das Wasser zu reichen vermöchte. Vor mehr als zwei Generationen hat der Mann, den seine Landsleute den „größten Ungar" nannten, hat Stephan Szechenyi den Plan gefaßt, seine Heimath wirthschaftlich zu reorganisiren und durch eine ökonomische Palingenesis die politische Emanzipation Ungarns vorzubereiten. Ein zufällig hingeworfenes Wort Talleyrand's in einem Pariser Salon soll den jungen österreichischen Cavallerie-Offizier auf die Idee gebracht haben. Ungarn lag in einer Art von Winterschlaf, als Stephan Szechenyi seine Thätigkeit begann; mit Fug und Recht durfte Metternich sagen, daß zwei Stunden hinter Wien, hinter der St. Marxer Linie Asien beginne. Stephan Szechenyi versuchte aus Ungarn ein Stück Europa zu machen. Die Ereignisse von 1848 und 1849 schienen Ungarn aus der Reihe der Nationen streichen zu sollen, sie stärkten es nur; „die fremden Herrscher kommen und gehn; doch wir gehorchen und bleiben stehn." Die kriegerischen Vorgänge von 1859 und 1866 zerstörten das alte Oesterreich; mit einem Federzug mußte preisgegeben werden, woran Maria Theresia, Joseph II., Stadion und Bach gearbeitet hatten. An die Stelle der Einheit des Reiches trat der Dualismus. Die staatsrechtlichen Unterlagen des Ausgleichs schuf Franz Deak, ein genialer politischer Naturalist, Julius Andrassy gestaltete ihn parlamentarisch wie administrativ aus. Aber der Rahmen, den Deak gegeben, in den Andrassy politischen Gehalt hineinzulegen gewußt hatte, blieb doch theilwese unausgefüllt, so lange Ungarn nicht wirthschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen vermochte. Die politische Emanzipation hatte Szechenyi vorbereitet durch seine wirthschaftliche Thätigkeit, jetzt mußte eine große wirthschaftliche Action das politische Gebäude abschließend krönen. In Gabriel Barosz von Belrus fand Ungarn den rechten Mann dazu.

Natürlich hat auch dieser Heiland seinen Johannes gehabt; sein Vorgänger im Communicationsministerium Koloman von Pechy und der frühere Staatssekretär im Ackerbauministerium Alexander Matlekovics haben nicht wenige der Grundlinien der späteren Action vorgezeichnet, aber wie fragmentarisch war doch alles, was sie thaten! Erst der kräftige Slovake aus dem Trencsiner Comitat sollte als Staatssekretär und Minister der Testamentsexecutor Szechenyi's werden. Er ist eigentlich der

Schöpfer und bahnbrechende Verwirklicher der modernen ungarischen Handelspolitik geworden, die in ihren letzten Zielen auf nichts anderes hinausläuft, als auf eine Art Aushungerung Cisleithaniens. Der wirthschaftliche Schwerpunkt des Donaureiches soll nach Osten verschoben werden. Den politischen wollte Friedrich von Gentz schon 1809 nach den Tagen von Wagram dorthin verlegt wissen und Bismarck hat dem Rechberg'schen, vorköniggrätzschen Oesterreich diesen Rath Anfang der sechziger Jahre in einem Gespräch mit dem Grafen Karolyi wiederholt. Zum guten Theil ist er auch verwirklicht worden, die ungarische Hälfte der gemeinsamen Monarchie ist heute innerhalb derselben, politisch die bei weitem mächtigere. Nach der ökonomischen Seite hin wurde sie es durch Barosz und bis vor kurzem schritt er von Sieg zu Sieg, von Erfolg zu Erfolg. Erst als sich die letzten Ziele seiner Handelspolitik absolut nicht mehr verkennen ließen, als die wichtigsten gemeinsamen Verkehrsanstalten des Habsburger-Reiches, wie der Lloyd und die österreichisch-ungarische Staatsbahn theils zertrümmert, theils wie die Südbahn und die Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft bedroht oder der Capitulation vor Ungarn nahegebracht waren, als die Eisenbahntarifpolitik des Ministers, als sein System der geheimen Refactien die internationale Stellung der Monarchie zu bedrohen schien, raffte man sich an entscheidenster Stelle auf. In den letzten acht oder neun Monaten fing er an in Wien einem Widerstand zu begegnen, den er früher nie gefunden hatte.

Gabriel von Barosz ist außerhalb der Grenzen Ungarns durch den Zonentarif, der gleich der französischen Revolution und der Influenza bestimmt erscheint, die Reise um die Welt zu machen, am bekanntesten und populärsten geworden, doch wäre es einseitig und ungerecht, ihn nur nach dieser einen Leistung beurtheilen zu wollen. Auch gehört die Idee des Zonentarifs ihm keineswegs an; der Gedanke, ähnlich dem Einheits-Brief-Porto Rowland Hill's ein Einheits-Personen-Porto zu schaffen, ist in England schon in den sechziger Jahren aufgetaucht und in Deutschland durch Perrot vertreten worden. Die Idee aufgegriffen und zur That umgesetzt zu haben, bleibt aber das unbestrittene Verdienst des Verstorbenen. Das ungarische Staatsbahnnetz hat er von 4000 auf mehr als 7000 Kilometer erweitert, die Einnahmen aus dem Personenverkehr, die 1887 siebeneinhalb Millionen Gulden betrugen, sind 1891 auf mehr als fünfzehneinhalb Millionen gestiegen. Das Netz der Vicinalbahnen ist durch ihn mehr als vervierfacht worden, es umfaßt heute mehr als 3000 Kilometer. Den Hafen von Fiume, der eine gefährliche Concurrenz für Triest geworden ist, hat er sozusagen geschaffen. Er hat dort über 10 Millionen Gulden investirt, der Verkehr Fiumes aber, der 1880 knapp 34½ Millionen Gulden betrug, erreichte 1890 schon die Höhe von 88¾ Millionen. Die Verbesserung und Erweiterung des Telegraphennetzes, der neue Frachtentarif auf den Bahnen, die Unterstützung von industriellen Neugründungen — mehr als 300 Fabriken sind in den sechs Jahren seiner Ministerschaft in Ungarn neu errichtet worden! — die Regulirung der oberen Donau und des eisernen Thores, die Arbeiter-Unfallversicherung (nach reichsdeutschem Muster), die Einführung der obligatorischen Sonntagsruhe, die Errichtung der Handels-Agenturen im Orient — die ganze Liste erschöpft noch immer nicht den Umfang dessen, was er geleistet hat. Sittlich noch höher als alles das steht, daß er in einem Lande, in dem die politische Corruption, wenn sie nur wirklichen oder vermeintlichen nationalen Interessen diente, fast zur Höhe einer Staatsinstitution erhoben worden war, mit eisernem Besen den Augiasstall auskehrte und Ordnung zu schaffen und zu erhalten wußte. Es liegt eine Art von Ironie des Schicksals darin, daß dieser Slovake, der alle die charakterisirenden Züge seines Stammes hatte, vor allem dessen zähe Geduld, durch sein Wirken der mächtigste Propagator geworden ist, den die ungarische Staatsidee gehabt hat.

Dem österreichischen Staat hat er schwere Wunden geschlagen und es bedurfte der vollsten Autorität der maßgebendsten Stelle im Reich, um ihn, als er auf dem Umweg geheimer Refactien und Frachtenbegünstigungen das System der mitteleuropäischen Handelsverträge zu Gunsten Ungarns zu stören suchte, zur Ordnung zu bringen. Man kann übrigens, ohne Prophet zu sein, voraussagen, daß sein Nachfolger sich so ziemlich auf denselben Linien bewegen wird, wie er, wenn auch vielleicht mit weniger Festigkeit als er. Das wird nicht hindern, daß österreichische Politiker auch fernerhin in kurzsichtiger Verblendung die Geschäfte Ungarns besorgen werden. Unwillkürlich erinnert man sich an das Wort, das Kossuth's Minister des Innern, Bartholomäus von Szemere über Wien und die Wiener von 1848 schrieb: „Metternich's Regiment," sagt er, „hatte die Wiener zu solchen politischen Kindern gemacht, daß sie einer Revolution zujauchzten, die, wenn erfolgreich, bewirkt haben würde, daß in den Straßen Wiens Gras gewachsen wäre." Wenn in den Straßen Wiens heute noch immer kein Gras wächst, so ist das nicht die Schuld des Verstorbenen. Wenn Wien, das hinter Berlin zurückgeblieben ist, von der Hauptstadt Ungarns fast erreicht wird, so gebührt hieran dem verstorbenen ungarischen Handelsminister der größte Antheil. Als getreuer Testamentsexekutor Stephan Szechenyi's hat er den wirthschaftlichen Schwerpunkt der Monarchie nach Osten verrückt; die politischen Consequenzen daraus machen sich ja heute schon vielfach fühlbar, doch wird der Unbefangene außerhalb Oesterreichs allerdings zugeben müssen, daß Europa, als Ganzes betrachtet, darüber zu klagen nicht Grund hat. Der Prozeß, der sich von Gentz bis Barosz — über Bismarck — vollzogen hat, wird im zwanzigsten Säculum seine Fortsetzung finden, diesem bleibt auch das endgültig abschließende Urtheil über dessen Berechtigung und Verdienst vorbehalten. Ueber das Verdienst des gewaltigen Kämpen aber, der ihn in unseren Tagen so beschleunigt hat, steht das Urtheil wohl heute schon fest. Gabriel von Barosz war ein Mann aus einem Guß, nicht ein Mann neuer Ideen, aber der Mann machtvoller Thaten, Ungarn hat allen Grund, um ihn zu klagen. Es wird ihm einen Nachfolger geben, aber ihn nicht ersetzen können, denn es hat keinen zweiten, wie er war.

Literatur und Kunst.

Ein neuer Gegner des Darwinismus.

Von Arthur Drews.

In die Siegerruhe unserer Darwinisten, die heute in der Wissenschaft den Ton angeben und die Entwickelungshypothese des englischen Naturforschers als eine zum mindesten in ihrem wesentlichen Theile unzweifelhaft „bewiesene Thatsache" darstellen und unter die Leute zu bringen lieben, dürfte eine Schrift recht störend eindringen, welche sich zur Aufgabe gemacht hat, jene Anschauung zu widerlegen und das blendende Gewebe von Voreingenommenheiten, Trugschlüssen und unbewiesenen Behauptungen zu zerstören, wie es unter dem Deckmantel exakter Wissenschaftlichkeit gegenwärtig über alle teleologische Naturauffassung glaubt triumphiren zu können und eine so große Verwirrung zumal auch in Laienkreisen angerichtet hat. Von niemandem läßt sich bekanntlich heute der Uneingeweihte leichter imponiren als von der modernen Naturwissenschaft. Ueberwältigt von der augenscheinlichen Beweiskraft ihrer praktischen Erfolge, bringt er ihr auch in rein theoretischen Fragen eine unschuldsvolle Gläubigkeit entgegen, die hier für beide Theile um so gefährlicher wirkt, als auch die Naturwissenschaft von dieser allgemeinen Anerkennung sich geschmeichelt fühlt und, um die an sie geknüpften Hoffnungen zu rechtfertigen, nur allzu leicht sich hinreißen läßt, Resultate für wissenschaftlich bewiesen auszugeben, die hierauf in Wahrheit keinen Anspruch erheben können. Geradezu verderblich aber wird der Einfluß dieser Wissenschaft, wenn es sich dabei um Fragen handelt, welche den unmittelbaren Kern des geistigen Lebens selbst berühren, wenn die Natur-

wissenschaft sich anmaßt, über Dinge abzuurtheilen, die gänzlich außerhalb ihres Gesichtskreises liegen, und für die sie weder die richtigen Erkenntnißmittel, noch auch das nöthige Verständniß besitzt, wie dies mit der Entwickelungslehre und der an sie unmittelbar sich anschließenden Probleme der Fall ist. Nicht daß die moderne Naturwissenschaft eine Entwickelung aller Lebewesen aus niederen Formen lehrt, soll ihr zum Vorwurf gemacht werden und ist das Gefährliche, auf das soeben hingedeutet wurde, sondern die Art und Weise, wie sie diese Entwickelung zu Stande gekommen sein läßt, ihre Behauptung der rein mechanischen Natur des Prozesses und ihre Verallgemeinerung und Ueberspannung dieser Behauptung, alles Geschehen in der Welt sei überhaupt nur mechanisch, weil sie, die Naturwissenschaft, es mit dem Mechanismus allein zu thun hat. Die verständnißlose Ignorirung des teleologischen Faktors auch im Naturgeschehen, die letzten Endes nur auf einem Mangel an philosophischer Bildung beruht, ihre Anmaßung, welche darin liegt, die Gesetze des Naturgeschehens unmittelbar auch auf das geistige Leben anzuwenden und Alles in das öde Gesichtsfeld des Materialismus einzuzwängen, das sind die Schattenseiten einer Wissenschaft, die hiermit unter der Menschheit beinahe ein größeres Unheil anrichtet, als sie auf der anderen Seite durch ihre praktischen Ergebnisse wieder auszugleichen vermag.

Da kann man es denn nur mit Freuden begrüßen, wenn aus der Mitte der Naturforscher selbst sich ein Protest gegen eine derartige „Wissenschaftlichkeit" erhebt und die Grenzen des Naturerkennens einmal wieder klar abgesteckt werden. Otto Hamann, Privatdozent der Zoologie an der Universität Göttingen, hat diese Aufgabe in seiner Schrift „Entwickelungslehre und Darwinismus*) in sehr geschickter Weise gelöst. In gemeinfaßlicher Darstellung, so daß auch der Naturwissenschaft ferner stehende Kreise sich über die in Frage kommenden Probleme unterrichten können, sucht der Verfasser den Nachweis der gänzlichen Haltlosigkeit der darwinistischen Lehren zu führen und unter Beibehaltung ihrer berechtigten Elemente zugleich den Grund für einen neuen Aufbau der Entwickelungslehre zu legen.

Die Grundvoraussetzung des Darwinismus ist bekanntlich die, daß ein Typus oder Thierstamm im Stande sei, sich in einen anderen zu verwandeln, daß sämmtliche Thierstämme aus einem Grundtypus abstammten, und somit alle durch unzählige Zwischenformen verwandtschaftlich unter einander verknüpft seien. So sollen zuerst niedere Wesen die Erdoberfläche bevölkert haben, die alsdann dem höheren Typus der Metazoen, den Würmern u. s. w., Platz machten; aus diesen sollen wiederum die Wirbelthiere hervorgegangen sein, um durch die Stufenreihe der Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugethiere hierdurch die gesammte Entwickelungsreihe mit dem Menschen abzuschließen. Der Darwinismus nimmt hier die Paläontologie zu Hülfe, um die Thatsächlichkeit dieser Reihenfolge durch die verschiedenen Gesteinsschichten zu erhärten. Allein, wie Hamann in überzeugender Weise nachweist, geben uns jene Schichten durchaus keinen Anhaltspunkt weder für die Verwandtschaft der einzelnen Typen unter einander, noch überhaupt für einen Fortschritt ihrer Organisation. Bereits die ältesten Thierreste führenden Schichten der kambrischen Formation zeigen wohl ausgebildete, dem Typus der Gliederthiere, den Krebsen angehörige Wesen, die Trilobiten, sowie die auch heute noch vorkommenden Brachiopoden, und nirgends ist ein Uebergang zwischen diesen Formen zu entdecken. Die Freude der Darwinisten, in jenem primitiven „Morgenwesen" (Eozoon canadense), wie es sich in den laurentischen Gneißen von Kanada vorfand, den Beweis erbracht zu sehen, daß in der ältesten Formation das Leben mit der untersten Gruppe der Lebewesen, den Einzelligen, begonnen habe, hat sich leider ebenso als verfrüht erwiesen, wie die Hoffnungen, die der bekannte Bathybius Haeckelii zu erwecken schien, indem sich herausgestellt hat, daß beide Wesen alles Andere, nur keine organischen Bildungen seinen. Wie die Paläontologie lehrt, treten die verschiedenen Typen durchaus unvermittelt neben einander auf, und wenn auch unter den einzelnen Ordnungen zwar Uebergangsformen sich finden, so ist es doch durchaus voreilig, anzunehmen, als ob Gleichheiten im Bau der einzelnen sogenannten Bindeglieder zugleich auch für eine Gemeinsamkeit der Abstammung sprächen.

Da soll nun die Embryologie die Lücke ausfüllen, indem sie gleichsam vor unseren Augen den Prozeß beschreibt, durch welchen ein Organismus die gegenwärtige Stufe seiner Individualität erreicht hat. Das berühmte „biogenetische Grundgesetz" Häckel's besagt, daß die Keimesgeschichte (Ontogenie) eine abgekürzte Wiederholung der Stammesgeschichte (Phylogenie) sei, und daß daher aus den Entwickelungsstufen, die ein Embryo durchläuft, die Ahnenreihe des betreffenden Wesens sich erkennen lasse. Obgleich Naturforscher, wie K. E. v. Baer und His, von Anfang an entschieden gegen dieses Gesetz sich ausgesprochen haben, so spielt dasselbe doch eine große Rolle nicht bloß in der modernen Naturwissenschaft, und die Mehrzahl der heutigen Zoologen hält es für den Ausdruck einer unumstößlichen Wahrheit. Es ist ein besonderes Verdienst von Hamann, mit diesem Vorurtheile einmal gründlich aufzuräumen. Eine Identität in der äußeren Form thierischer Embryonen, wie Häckel sie annimmt, existirt thatsächlich nicht. Die genauere Untersuchung ergibt, daß die Embryonen bereits auf früheren Stufen ihrer Entwickelung ihre Klassen- und Ordnungscharaktere, ja, selbst Geschlechts- und individuelle Unterschiede besitzen, wie dieses auch gar nicht anders zu erwarten ist, weil aus einer absolut identischen Anlage die nachherigen Unterschiede in der Entwickelung sich nicht erklären ließen. Wunderlich genug scheint es auch um die Begründung des biogenetischen Grundgesetzes von Seiten Häckel's zu stehen. Hamann wiederholt die bereits von His und Anderen ausgesprochenen Anklagen gegen dessen wissenschaftliches Verfahren und beschuldigt ihn geradezu, seinem darwinistischen Dogma zu Liebe die Thatsachen absichtlich gefälscht und zum Beweise, daß die Eier des Menschen, des Affen und Hundes sich bereits gleichen, in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" dreimal denselben Holzschnitt neben einander abgedruckt zu haben(!) Wie dem auch sei, Hamann hat auch noch aus anderen Gründen nicht so ganz Unrecht, wenn er sagt: „Es ist die Pflicht eines Jeden, der weiß, in welchen Kreisen die Häckel'schen Bücher, seine Schöpfungsgeschichte und Anthropogenie, gelesen werden, der weiß, daß sie mit den Büchern eines Büchner zusammen, durch ihre Vermuthungen für Thatsachen ausgebende Art ein unberechenbares Unheil in dem diese Worte für Wahrheit nehmenden Leserkreis angerichtet haben, diesen Machwerken entgegenzutreten." Jedenfalls lassen die Veränderungen, die das Ei bis zur ausgebildeten Form durchläuft, einen Rückschluß auf seine Ahnen nicht zu, und daher ist auch aus der Embryologie ein Beweis für die Abstammung im Sinne des Darwininismus nicht zu erbringen.

Aber vielleicht gelingt es, mit Hülfe der Morphologie oder der Lehre von den Formen und Gestalten der Lebewesen die Ableitung der einzelnen Typen von einander zu begründen? Wenn man die ungeheuren Anstrengungen erwägt, welche heute die gesammte Zoologie darauf verwendet, die Phylogenie, d. h. die Stammesgeschichte der Lebewesen, festzustellen, so ist es von vornherein wenig Vertrauen erweckend, zu sehen, wie sehr hier die Meinungen der einzelnen Forscher sich widersprechen. Wenn auch bei den Wirbellosen die Möglichkeit einer Ableitung nicht ausgeschlossen ist, so ist es doch bisher noch nicht gelungen, insbesondere die Abstammung der Wirbelthiere aus niederen Wesen begreiflich zu machen, und alle Versuche in dieser Richtung sind nichts als haltlose Phantasien, die gar nichts vor den Spekulationen eines Schelling und Oken voraushaben. Es ist, worauf schon Eduard von Hartmann in seiner viel zu wenig gekannten Schrift über „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" hingewiesen hat, der methodologische Grundfehler der heutigen Zoologie, aus einer ideellen Verwandtschaft sofort auf eine genealogische zu schließen und

*) Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre und ihrer Erklärungsversuche mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Menschen in der Natur. Jena, Hermann Costenoble.

die Aehnlichkeit im Bau der Organismen sich nur aus einer Abstammung derselben von einander erklären zu können. Und doch lehrt eine unbefangene Betrachtung, wie die lebende Substanz, das Protoplasma, auf die gleichen Reize von außen immer in derselben Weise reagirt und daher ganz selbständig und unabhängig von Ihresgleichen ein Organ sich immer von neuem in gleicher Weise erzeugt, sobald nur irgendwie ein Bedürfniß dazu vorliegt. Man denke nur an die Aehnlichkeit im Bau der Sinnesorgane, Muskeln und Exkretionsorgane bei allen lebenden Wesen, wo im Entferntesten nicht an eine Verwandtschaft zu glauben ist! Indem somit die homologen Bildungen nur analoge sind, ist zwar eine Entwickelung, ein Hervorgehen der höheren Lebewesen aus niederen anzunehmen — zu diesem Schlusse zwingt uns überall die Natur selbst — jedoch ist damit die Möglichkeit ausgeschlossen, jene Homologie zum Beweise für eine Genealogie zu nehmen und einen Typus direct aus dem anderen abzuleiten. Was insbesondere die Wirbelthiere anbetrifft, so ist nichts im Wege, die Ordnungen der Raubthiere, Nagethiere, Hufthiere, Affen u. s. w. als neben einander herlaufende Ausstrahlungen gewisser Wirbelthier-Grundformen anzusehen, aber es ist gar kein Grund vorhanden, dieselben auseinander hervorgehen zu lassen. Es ist vor allem durchaus unzulässig, wie es unter den Naturforschern heute üblich ist, die Grenzen zwischen Mensch und Thier nach Möglichkeit zu verwischen und mit tendenziöser Ignorirung aller fundamentalen Unterschiede den Menschen, wenn nicht von einem lebenden Affen, so doch von einer ausgestorbenen Affenart abstammen zu lassen. Diese Annahme erklärt nichts, weil der Affe, dem die Möglichkeit innewohnte, sich zum Menschen fortzubilden, von allen bekannten Affenarten sich doch prinzipiell unterscheiden mußte. Sie ist aber auch durch keine einzige Thatsache zu begründen und daher nichts weniger als ein wissenschaftliches Resultat. Vielmehr wie die heutigen Typen der Wirbelthiere und Wirbellosen nur als die auf verschiedenen Entwickelungsstufen stehen gebliebenen Differenzirungen einfachster Grundformen anzusehen sind, so können auch dem Menschen nicht Grundformen, die einer Ordnung, wie die Affen es sind, das Dasein gegeben haben, sondern der Mensch verdankt seinen Ursprung solchen Formen, die, einem Drang ihres Innern gehorchend, nicht einem besonderen Kreis von Lebensbedingungen sich anpaßten, nicht zufrieden waren mit der erreichten Höhe ihrer Organisation. Die Vorfahrenkette des Menschen ist also streng von der thierischen geschieden, wenngleich sie mit ihr in enger Berührung stehen mag. Und zwar hat sich die Umbildung jener Grundformen vom Allgemeinen zum Speziellen nicht, wie der Darwinismus annimmt, in unendlich langen Zwischenräumen und allmählich vollzogen, sondern rasch, stufenweise haben Perioden einer schnelleren Auswirkung von Typen abgewechselt mit solchen, in denen ein Stillstand oder eine geringere Entwickelungsfähigkeit herrschte. Diese Theorie der „heterogenen Zeugung", zu der sich im Gegensatze zur „Transmutationstheorie" des Darwinismus oder der Theorie der Umwandlung durch kleinste Abänderungen auch die Naturforscher v. Bär, Kölliker, Nägeli, Snell, Askenasy, sowie die Philosophen Fechner, Albert Lange und v. Hartmann bekennen, wird auch direct durch eine ganze Reihe von Thatsachen aus der Beobachtung bestätigt. Erwägt man die Angepaßtheit aller so entstandenen Formen an ihre neuen Lebensbedingungen und die plötzlich vorhandene Zweckmäßigkeit ihres gesammten Organismus, wie sich dieselbe z. B. beim Uebergange der Wasserthiere zu Landthieren zeigt, so gelangt man nothwendig zu der Ueberzeugung, daß hier ganz andere Faktoren mit im Spiele sein müssen, als bloßer Zufall und Ungefähr, daß eine solche Zweckmäßigkeit nur denkbar ist, auf Grund von innen herauswirkender Bildungsgesetze und überschreitet damit unmittelbar die Grenzen, welche der Darwinismus dem Naturgeschehen setzt.

In seiner directen Kritik der darwinistischen Lehren stimmt Hamann vollkommen mit v. Hartmann überein. Schon die Grundvoraussetzung des Darwinismus, auf welcher seine ganze mechanische Entwickelungstheorie beruht, die Annahme einer unbeschränkten Variabilität der Lebewesen, steht zu den Thatsachen durchaus im Widerspruch. Nie und nirgends findet sich ein Beweis dafür in der Natur, daß die Lebewesen schrankenlos nach allen Seiten hin sich verändern, sondern überall halten sich die Abweichungen von der Grundform in ganz bestimmten Grenzen und finden nach ganz bestimmten Richtungen hin statt, die deutlich einen zu Grunde ligenden Plan erkennen lassen. Aber auch der Kampf um's Dasein, der die Auslese der bestorganisirten Lebewesen bewirken und dadurch die Gesammtentwickelung bedingen soll, ist gänzlich unfähig, die ihm von Darwin zugeschriebenen Aufgaben zu erfüllen. Er kann wohl die Degeneration der Arten verhindern, aber niemals die Hervorbringung neuer, vollkommenerer Arten bewirken, nicht bloß deshalb, weil er nur auf die einem Wesen nützlichen Organe Anwendung findet und die ganze ungeheure Anzahl derjenigen individuellen Abweichungen gar nicht berührt, die für die Erhaltung eines Wesens unmittelbar nichts beitragen, sondern auch weil die Vererbung, die jene Abweichungen befestigen könnte, thatsächlich den Umfang gar nicht besitzt, welchen Darwin ihr zuschreibt. Weder vererben sich die individuellen Abweichungen in der Regel, noch bleiben sie, wenn sie über eine bestimmte Grenze hinausgehen, constant, sondern verschwinden in der nächsten Generation schon wieder. Und selbst was die nützlichen Aenderungen anbetrifft, so wäre die irgend welchen neuen Lebensbedingungen nicht gewachsene Form, ehe jene Abweichungen befestigt wären, längst untergegangen, wenn nicht außer der von Darwin sogenannten Anpassung noch andere Faktoren eingreifen würden, und plötzlich eine durchgreifende morphologische Umänderung einträte. Davon hat Darwin auch selbst eine Ahnung, denn anders ist die Aufstellung der Hülfsprinzipien nicht zu verstehen, die überall da, wo die Zuchtwahl im Kampf um's Dasein nichts leisten kann, einspringen müssen, wie vor Allem die geschlechtliche Auswahl und die sogenannte Correlation des Wachsthums. Wenn schon die Schönheit und charakteristische Gestaltung der Lebewesen, die Sexualcharaktere u. s. w. aus der ersteren nicht zu erklären sind, wie Darwin dies später auch selbst eingestanden hat, so ist die Correlation, d. h. die Thatsache, daß, falls ein Organ abändert, auch andere abändern, und zwar in zielbewußter Richtung, sodaß sofort die alte Harmonie wieder hergestellt ist, eine so unzweifelhafte Widerlegung der Annahme, der Organismus sei nur „ein mosaikartig zusammengesetztes Aggregat von Merkmalen", und ein so sicherer Beweis für ein in ihm selbst liegendes teleologisches, wenn auch unbewußt wirkendes Bildungsprinzip, daß nur blinder Parteifanatismus und unwissenschaftliche Voreingenommenheit sich gegen diese Annahme sträuben und in der Entwickelung nichts weiter sehen kann als nur ein Walten rein mechanischer Naturgesetze.

Die Darwin'sche Lehre von der natürlichen Auslese ist gar keine rein mechanische Theorie, weil allen ihren Prinzipien teleologische Faktoren zu Grunde liegen, die sie nur in tendenziöser Weise zu verhüllen bestrebt ist. Mit diesem Eingeständniß hört die Veranlassung auf, sich eigensinnig auf sie zu versteifen, wie dies heute Mode ist, und erscheint es geboten, die Entwickelungslehre vom Darwinismus abzulösen, der sein ungeheures Ansehen in der Wissenschaft nur dem Umstande verdankt, daß er die Thatsachen scheinbar auf mechanische Weise erklärt und damit der materialistischen Denkweise unserer Zeit entgegenkommt. Wie sehr der Haß gegen die Teleologie heute die Wissenschaft beherrscht, geht daraus hervor, daß selbst ein Helmholtz sich öffentlich für Darwin erklärt hat, weil es diesem gelungen sei, zu zeigen, wie Zweckmäßigkeit der Bildung in den Organismen ohne jede Einmischung von Intelligenz, allein durch das blinde Walten eines Naturgesetzes entstehen könne. Es ist aber wirklich an der Zeit, endlich einzusehen, wie gänzlich ungenügend die materialistische Erklärung des Weltganzen ist, und sich ehrlich zu gestehen, daß es bisher noch nicht gelungen ist, auch nur die einfachste Lebenserscheinung auf rein mechanische, chemische und physikalische Kräfte zurückzuführen. Wer daran noch zweifeln sollte, der lese nur das erste Kapitel von des vortrefflichen Bunge „Lehrbuch der physiologischen Chemie", eines der wenigen Forscher, der sich seine Unbe-

fangenheit zu wahren gewußt hat und so aufrichtig ist, kein Hehl aus der gänzlichen Ohnmacht der Wissenschaft in Rücksicht auf die mechanistische Erklärungsweise zu machen.

Es ist dem Naturforscher Hamann nicht hoch genug anzurechnen, daß er den Muth gehabt hat, mit dieser Gesinnungsart ebenfalls nicht zurückzuhalten und offen einem der verhängnißvollsten Modevorurtheile der Zeit entgegen zu treten, welche soviel sich gerade auf ihren Mechanismus einbildet. „Welcher Nutzen wird denn auch dadurch erreicht, daß man immer von neuem verkündet, der organische Prozeß sei in nichts unterschieden von dem unorganischen Geschehen? Wenn die wissenschaftlicheren Forscher erklären, zur Zeit sei das Leben zwar noch ein Geheimniß, aber dereinst werde es sich als mechanisches Geschehen herausstellen, so ist das wohl um etwas besser, aber nicht um viel. Denn, wo wir selbst in Chemie und Physik noch so sehr im Dunkel uns befinden, da übertreibe man doch nicht unser Wissen vom Leben, sondern erkenne die Grenzen an, die unserer Erkenntniß gesteckt sind, und die wir nicht überschreiten können. Vor allem aber lehre man nicht vom Katheder herab, daß die Lebenserscheinungen erklärbar seien!" Womit aber Hamann in den Kreisen der jüngeren Naturforscher heute geradezu einzig dasteht, das ist seine klare Einsicht in diese Grenzen seiner Wissenschaft und seine Berufung auf die Philosophie, die — wenn irgend etwas — allein im Stande ist, uns über jene Grenzen hinauszuführen und unser Spezialwissen durch eine Weltanschauung zu vervollständigen. Da ist nichts von jener bornirten Anmaßung, wie sie heute gerade in Naturforscherkreisen üblich ist und von hier aus leider auch in immer weitere Schichten dringt, jenem unreifen Dünkel, welcher sich herausnimmt, mit der Ueberlegenheitsmiene der sogenannten wissenschaftlichen „Exaktheit" mitleidig auf die Spekulation herabzublicken und über Systeme ein Urtheil zu fällen, die sie besten Falls nur aus dem „kleinen Schwegler" kennt. Hamann ist ein durchaus philosophischer Kopf, denn nur ein solcher ist im Stande, sich zu der Einsicht zu erheben, daß es eine Umkehrung des wahren Verhältnisses der Dinge ist, die geistigen Vorgänge aus materiellen begreifen zu wollen. „Das physische, das chemische Geschehen ist uns unbekannter als das psychische. Die Aeußerungen der lebenden Substanz sind dem inneren Sinn der Selbstbeobachtung zugänglich, die der unbelebten nur unseren äußeren Sinnen. Der Weg, den unsere Erklärungsversuche gehen müssen, ist also der, daß wir, von der Innenwelt, dem Bekannten ausgehen, um das Unbekannte zu erklären, die Außenwelt, wie es Bunge ausdrückt; die Außenwelt können wir nur dann hoffen, zu erkennen, wenn wir über unsere Innenwelt, kraft der Selbstbeobachtung der Vorgänge unseres Organismus, die uns der innere Sinn durch Beobachtung der Zustände der eigenen Empfindung und des Bewußtseins erschließt, uns unterrichtet haben." Wer das eingesehen hat, der ist ein für alle Mal gegen alle materialistischen Ausschreitungen geschützt, und alle Anstrengungen der Naturforscher, das Leben auf rein mechanische Weise zu erklären, können ihm nur mehr ein Lächeln abgewinnen. „So lange jedes Lehrbuch der Physiologie noch verkündet, daß die Lebenserscheinungen mechanisch erklärt werden müßten, daß das sogar das Ziel der Physiologie sei, ist für die Erforschung der Lebenserscheinungen von dieser Seite her nichts zu hoffen. Wenn erst die Meinung der Bunge, Mach und Anderer durchgedrungen ist, daß man bei der Selbstbeobachtung der seelischen Eigenschaften unseres Ichs zu beginnen habe, dann wird auch von dem Gebiete, das jetzt nothgedrungen der Philosophie allein zufällt, ein Theil der Naturwissenschaft zurückgegeben sein. Die Psychophysik, die zur Zeit ebenfalls als letztes Ziel die mechanische Erklärung sich gesetzt hat, muß erst in ihrem Beginnen selbst die Unfähigkeit erkennen, auf diesem Wege zur Erkenntniß fortzuschreiten. Wie sie jetzt sich zeigt, berühren ihre Ergebnisse die letzten Gründe alles Geschehens überhaupt nicht."

Aber noch mehr! Hamann vertheidigt als Naturforscher nicht bloß die Hoheitrechte der Philosophie gegenüber der Naturwissenschaft, sondern er nimmt auch die Religion gegen die tölpelhaften Angriffe in Schutz, die ihr von Seiten der letzteren gemacht zu werden pflegen, und was das heißen will, kann nur derjenige beurtheilen, der da weiß, welche Stimmung in Naturforscherkreisen heute fast durchweg der Religion gegenüber herrscht. Mit Recht ruft er seinen Kollegen zu: „Den Vorwurf, daß dies Gebiet zu berühren nicht meine Sache sei, weise ich zurück. Nachdem von Naturforschern wahre Orgien in der Verspottung der Religion gefeiert worden sind, ist es Pflicht eines jeden anders Denkenden, seine Meinung auszusprechen, vor Allem aber den Wahnwitz zu beseitigen, daß in der Wissenschaft es sich nur um Wissen, in der Religion nur um Glauben handle." Die hämische Herabsetzung der Religion als solcher, in der nicht zum wenigsten gerade die Jenenser Schule schier Unglaubliches geleistet und eine traurige Berühmtheit sich erworben hat, ist einer der häßlichsten Auswüchse der modernen Naturwissenschaft, sie vor allem hat mit dazu beigetragen, unsere Bildung zu trivialisiren und die Zügellosigkeit der Massen zu beschleunigen, die heute geradezu eine Gefahr für die Cultur zu werden beginnt. Um so anerkennenswerther ist die Offenheit und Energie, mit welcher sich Hamann gegen dieses Product des wissenschaftlichen Hochmuthes richtet selbst auf die Gefahr hin, von seinen Kollegen dafür in Acht und Bann gethan zu werden. Wer heute die Teleologie in Schutz nimmt und die selbstverständliche Wahrheit verkündigt, daß Mechanismus und Teleologie sich keineswegs ausschließen, sondern sich gegenseitig bedingen, für den hat man ja stets den bequemen Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit in Bereitschaft; wer als Naturforscher aber gar für die Religion sich in das Zeug wirft, der kann sicher sein, von den Seinigen als ein Unikum angestaunt und von ihnen vorläufig nicht ernst genommen zu werden, und es gehört schon ein gut Theil Muth und eine wahrhaft philosophische Denkart dazu, um sich dadurch in seiner Handlungsweise nicht irre machen zu lassen. Seien wir froh, daß es noch immer solche gibt, welche diese Eigenschaften besitzen, und hoffen wir, daß die Schrift gegen den Darwinismus von Hamann nicht der einzige Protest gegen den Zwang einer wissenschaftlichen Mode bleiben, sondern nur der Vorbote einer allgemeinen Sinnesänderung in der Wissenschaft überhaupt sein wird, die es satt hat, sich noch länger am Bande des Materialismus gängeln zu lassen.

Friedrich Stoltze.*)

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Die politische Kleinstaaterei sind wir halbwegs los geworden, die literarische ist uns geblieben. Nur so ist es denkbar, daß man einerseits in Deutschland über Mangel an neuen Talenten klagt, andererseits ganz bedeutende Dichter existiren, von denen man wenig oder nichts weiß. Nur so war es möglich, daß in Berlin eine Anzahl junger Leute, von deren Werken das Publikum nichts wissen will, mit der Bescheidenheit des Goethe'schen Baccalaureus wenigstens ihre Namen unserem Gedächtniß einzuprägen versteht, während hoch oben im patriarchalischen Mecklenburg bis in die sechziger Jahre hinein ein bedeutender Autor wie Fritz Reuter so gut wie unbekannt bleiben und im Herzen Deutschlands, in Frankfurt am Main, bis in die sechziger Jahre ein echter Dichter und Humorist wie Friedrich Stoltze leben und fröhlich schaffen konnte, ohne daß man im großen deutschen Vaterlande auch nur seinen Namen kannte.

Und wahrlich, in Friedrich Stoltze ist nicht nur mehr poetisches Genie als in allen diesen jungen Schreihälsen, wenn man sie zusammen in einen Mörser stampfen wollte, in ihm ist auch mehr Wahrheit und mehr Natur als in dieser ganzen Sippe der „Jungen und Jüngsten", die von Wahrheit sprechen,

*) Gesammelte Werke von Friedr. Stoltze. Vier Bände. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

um ihre manierirte Gespreiztheit und neuestens von Moral, um ihre Passion für den Schmutz zu beschönigen.

Während sie mit Wollust im Schlamme wühlen, erhob sich Stoltze über die Leiden dieser Welt und seines Vaterlandes mit Hülfe des Humors.

Friedrich Stoltze wurde am 21. November 1816 in Frankfurt a. M. im Gasthaus „zum Rebstock" geboren, wo sein Vater Gastwirth war. Im Nebenzimmer saß sein Großvater und sang aus einem Frankfurter Gesangbuche: „Wie soll ich Dich empfangen und wie begegnen Dir." Die alte Gritchen, die Haushälterin im „Rebstock", unterbrach den alten frommen Herrn und sagte: „Herr Rottmann, so höflich als möglich."

Friedrich Stoltze bekam von Seiten seines Vaters ebenso wie seine ältere Schwester Annette eine gute Erziehung. Zu seinen Lehrern gehörte auch Doctor Textor, der Neffe Goethe's, doch sein Vater hatte es sich in den Kopf gesetzt, einen Kaufmann aus ihm zu machen. Wahrscheinlich schwebte ihm ein christlicher Rothschild vor, doch unserem Dichter behagte es ganz und gar nicht im Comptoir und er beging mit seinem damaligen Kollegen Hendrichs, dem späteren berühmten Schauspieler, allerhand tolle Streiche. Die Stimmung jener Tage hat er in einer seiner köstlichsten Humoresken unter dem Titel: „Die Kapp" niedergelegt, nur daß er aus dem unglücklichen Kaufmannslehrling einen Juden gemacht hat:

Der David sollt' e Kaufmann wern,
Es dhat em net behage;
Sei Vatter awwer, der Tyrann,
Der sprach: „Du werscht e Hannelsmann?
Merr werrd Dich ääch noch frage!"

Und wenn es am Schlusse heißt, nachdem David durch seine Streiche es erreicht hat, daß ihn die Gebrüder Lärmeschläger an die Luft gesetzt haben: „Un der David is geläääfe komme nach Haus in der größte Vergnüge und hat gesacht: »Se hawwe merr fortgejagt!« hat er gesacht. »Derf ich jetz noch net studire?«"

Und der David hat studirt un is warn e großer Gelehrter! so kann man den Schlußsatz variiren und kann sagen: „Un der Friedrich hat studirt und is warn e großer Dichter!"

Das Haus, in dem Stoltze seine Lehrlingszeit zubrachte, war Eigenthum des Geheimraths von Willemer, des Freundes Goethe's.

Frau Marianna von Willemer, welche den unglücklichen Lehrling ihr Lied: „Ach, um Deine sanften Schwingen, West, wie sehr ich Dich beneide", singen hörte, gab ihm den Rath, einfach durchzugehen, aber dazu war Stoltze denn doch ein allzu gehorsamer Sohn. Statt seiner ging sein Vater, welcher am 6. November 1833 starb. Nun war Stoltze frei. Er setzte seine Studien bei Dr. Textor fort und begann sich heimlich den Musen zu weihen. In diese Zeit fällt sein Verkehr mit dem unglücklichen Dichter Grabbe, welcher damals in Frankfurt wohnte.

Zur Zeit, als sein Vater im „Rebstock" das Scepter führte, war hier das Asyl aller politisch Verfolgten. Auch die unglücklichen Polen, welche nach der Revolution im Jahre 1831 durch Frankfurt kamen, fanden hier gastliche Aufnahme. Hier wurde Abend für Abend von den deutschen Leiden gesprochen und der Traum von einem einigen freien Deutschland ausgesponnen. Verbotene Schriften gingen von Hand zu Hand und Freiheitslieder wurden gesungen. Hier wurde dem jungen Stoltze seine großdeutsche Gesinnung und seine Liebe zur Freiheit eingeimpft.

In einer köstlichen humoristischen Erzählung: „Der rothe Schornsteinfeger" schildert er ein locales Ereigniß jener Tage, in dem sich jedoch die ganze damalige deutsche Misère spiegelt.

Seine Schwester Annette, ein schönes, gebildetes, schwärmerisches Mädchen, eiferte Stoltze zu seinen ersten poetischen Versuchen an und bestärkte ihn in seinen freiheitlichen Gesinnungen. Sie selbst betheiligte sich an dem Versuch, jene Studenten zu befreien, welche am 3. April 1833 die Frankfurter Hauptwache erstürmt hatten, und wurde in Folge dessen gerichtlich verfolgt. Als Annette seinem Vater bald in das Grab folgte, wurde es Stoltze schwül in Frankfurt a. M. Auch mußte er sich nach einer Lebensstellung umthun, denn was er von seinem Vater geerbt hatte, war nicht viel. Er begab sich zunächst nach Paris, wo er Beranger besuchte und dann nach Lyon, wo er 1838 sein „Lied der Deutschen" dichtete, das von Mendelssohn componirt wurde. Nach Frankfurt zurückgekehrt, gab er im Jahre 1841 sein erstes Bändchen Gedichte heraus, das den reichen Frankfurter Marquard Sauffer-held zu seinem Gönner machte. Dieser Mäcen beschäftigte ihn erst einige Zeit als Hauslehrer, und da Stoltze pädagogische Talente verrieth, sendete er ihn zu Fröbel nach Keilhau-Blankenburg in Thüringen, um das System der Kindergärten zu studiren. Dort verkehrte Stoltze viel mit Ludwig Storch, Ludwig Bechstein und anderen interessanten Persönlichkeiten jener Tage, aber ein Pädagog wurde er ebenso wenig, als ein Kaufmann. Nach Frankfurt zurückgekehrt, war er einige Zeit Vorleser bei dem alten Amschel Rothschild.

Im Jahre 1849 kämpfte er in der Pfalz und im selben Jahre vermählte er sich mit Marie Messenzehl, mit der er in glücklichster Ehe lebte. Er selbst sagt in der kleinen Selbstbiographie, welche er im „humoristischen Deutschland" veröffentlicht hat: „Es war mir auch ein guter Engel in Trübsal und Noth zur Seite, meine unvergeßliche Mary." Er begründete jetzt seine „Krebbel-Zeitung" im Frankfurter Dialekt, welche in ihrer besten Zeit in dreißigtausend Exemplaren erschien. Er kritisirte in derselben frank und frei Frankfurter und allgemeine deutsche Verhältnisse und errang einen beispiellosen Erfolg. Dafür regnete es aber auch in den benachbarten Staaten Nassau, Hessen und insbesondere Kurhessen Verhaftbefehle und Steckbriefe gegen ihn. Es gab eine Zeit, wo Stoltze gar nicht aus Frankfurt heraus konnte. In dem nahen Bade Königstein, wo er sich einmal mitten im Winter zur Wasserkur befand, wurde er nur durch die Energie seiner Frau und seiner Freunde auf die lustigste Art durch eine romantische Flucht vor der Verhaftung gerettet. Er selbst schildert diese Episode ungemein drastisch in seiner humoristischen Erzählung: „Die Flucht von Königstein."

Die Schillerfeier 1859 gab Stoltze Gelegenheit, seine großdeutsche Gesinnung auf das herrlichste zu bethätigen. Sein Gedicht: „Zu Schiller's hundertjährigem Geburtstag" in Frankfurter Mundart gehört zu dem Schönsten, was der Frankfurter Poet geschaffen und wohl ist Schiller niemals naiver, herzlicher und ergreifender besungen worden als in diesem Gelegenheitsgedicht:

„Du hast derr dribb, in de drei Rinner*),
Wohl in de achtz'ger Jahrn logirt,
Doch von der Sprach der Landeskinner,
Da hast De gar nix profedirt;
Denn 's is in alle Deine Werke,
So schee se sin, so hoch und hehr,
Dorchaus ääch gar nix ze bemerke,
Was ergend Sachsehäus'risch wär.
No, 's war die Zeit ze korz gewese,
Un so was will verstanne sei,
Un is ze schreiwe un zu lese
So schwer wie Griechisch un Ladei!
Doch Stoffche**) dhatst de sicher roppe!
Wie hat's geschmeckt? Gell aagenehm?
Ja, 's is e wahrer Göttertroppe
So Reweblut von Aeppelbääm!
Es war der ääch der Wei ze dheier,
Dei ganz Vermöge war dei Lied;
Doch häst de for dei goldern Leier
Im Pandhaus noch kään Batze kriecht;
Dann iwwerflissige Monete,
Die hast de grad net mitgebracht;
Die Rinnerkrankheit der Poete
Hat ääch der Schiller dorchgemacht.

*) Rinder.
**) Apfelwein.

Un als de derr hast misse flichte
Von Stugart bis in unser Stadt,
Da hast de sicher mehr Gedichte
Im Kosser als baar Geld gehat.
Hast gar von Darmstadt lääse misse
Per pedes dorch die Sonneglut.
Ach, dhet ich nor de Plätzi wisse,
Wo de in unserm Wald geruht!
Des Plätzi, wo de hast dei matte,
Dei miede Glidder ausgestreckt;
De heil'ge Baam, der mit seim Schatte
Hat unsern Schiller zugedeckt!
Da dhet merr mich im Zuck, im große,
Wohl net bei deiner Feier seh,
Doch mit em Körbche junger Rose
Dhet ich im Wald im Stille geh.
Un dhet mei Feier da verbringe —
Doch halte dhet ich derr kää Redd,
Doch was ich denke, dhet und singe,
Käm in die „Krebbelzeidung" net.
Ich kann mer fast des Plätzi denke,
Der Wald hat selbst geschmickt de Ort:
Es is am Weg un Sommer'sch henke
So viele wilde Rose dort.
Un als de bist von Darmstadt komme,
Zogst klanglos de dorch's Affedohr,
Und 's hat von dir Notiz genomme
Allääns des Fremdeblättche nor,
Un als de tratst, e aarmer Dichter,
In's Werthshaus, grad net sehr beherzt,
Da sein wohl ääch mit hunnert Lichter
Die Hausknecht net erausgesterzt.
Doch's hawe sich gewendt die Zeite,
Und's Werthshaus, wo de hast logirt,
Deß werrd derr jetz von alle Seite
Mit dausend Lichter illmenirt.
Un der de damals bist so trocke
Dorch's Affedohr ereigerickt,
Dir läut' merr jetz mit alle Glocke,
Un festlich is die Stadt geschmickt.
Un Frankfort deß begeht dei Feier
Mit Uffzick un Begeisterung;
Mir liewe schon die alte Leier,
Warum net dei, die ewig jung?"

Im Jahre 1860 gab Stoltze mit seinem Freunde Schalk, der ein trefflicher Zeichner war, die „Frankfurter Latern" heraus. In derselben nahm er energisch gegen Preußens damalige kleindeutsche Politik Partei und mußte deshalb im Jahre 1866 nach der Schweiz flüchten. Nachdem die Amnestie erlassen worden war, kehrte er zurück. Es gelang ihm aber erst im Jahre 1872 wieder, die Schwierigkeiten, welche der Fortsetzung seines Journals entgegenstanden, zu überwinden. Im Jahre 1884 verlor er seine Frau, was dem gemüthvollen Mann ungemein nahe ging. Wahrhaft rührend sind die Worte, welche er der treuen Gefährtin damals nachrief:

„So ist es endlich mir gelungen,
Nach langer Zeit mit Lied und Reim,
So hab' ich endlich mir erfungen
Für dich und mich ein eigen Heim;
Zwei Kämmerchen, getreu erwogen,
Zwar klein, doch bei einander dicht,
Du bist in dein's schon eingezogen,
Ich komme, ich verlaß' dich nicht."

Daß Stoltze der populärste Mann in Frankfurt war, zeigte sich insbesondere, als am 21. November 1886 sein siebzigster Geburtstag unter Betheiligung der ganzen Stadt gefeiert wurde. Er starb allgemein geliebt und allgemein betrauert am 28. März 1891, vollkommen rüstig und geistesfrisch.

Seine Werke erschienen zuerst gesammelt im Jahre 1862 in drei Bänden. Im Jahre 1880 gab er eine Auswahl seiner Gedichte in einem Bande heraus, von der heute bereits die vierzehnte Auflage vorliegt. Alle diese Ausgaben waren jedoch zu theuer, um sich einen großen Leserkreis außerhalb Frankfurts zu erwerben. Jetzt hat die Verlagshandlung H. Keller die glückliche Idee gehabt, eine billige Gesammtausgabe seiner Werke in vier Bänden herauszugeben, welche auch einzeln bezogen werden können.

Wenn man der Mehrzahl deutscher Autoren und Dichter der Nach-Goethe'schen Zeit mit Recht den Vorwurf macht, daß sie in einer imaginären Welt leben, daß ihre Schöpfungen nicht in dem gesunden Boden ihres Volksthums wurzeln, so war Stoltze so recht aus seiner vaterländischen Erde herausgewachsen. Er liebte Frankfurt über Alles. Wie köstlich spricht er sich selbst aus:

„Es is kää Stadt uf der weite Welt,
Die so mer wie mei Frankfort gefällt,
Un es will mer net in mei Kopp enei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!"

Aber gerade aus diesem engen Kreis heraus schuf Stoltze das Größte. Der Dichter muß den Lebensboden, aus dem er schöpft, nicht nur kennen, er muß ihn lieben, ganz mit demselben verwachsen sein. Dann nur werden seine Dichtungen jene gesunde Wahrheit, jenen heimathlichen Erdgeruch an sich haben, der sie gerade erst recht allgemein menschlich erscheinen läßt. Ja, weil Stoltze ein so guter Frankfurter war, war er auch ein guter Deutscher und mit vollem Ernste ein Bürger dieser Welt. Unerschrocken kämpfte er für Fortschritt und Freiheit bis an das Ende seiner Tage, wie es in seinem Freischaarerlied („Bivouak zu Kaiserslautern") heißt:

„Ich trag' das Freisoldatenkleid
Und nehm' nicht Fürstensold.
Hab' abgelegt den Fahneneid
Auf's Banner Schwar-Roth-Gold.
Ich fühl's im tiefsten Herzensgrund:
Einst bricht ein Tag herein:
Wo von den Alpen bis zum Sund
Ein freies Volk wird sein!"

So dachte, fühlte und handelte er jeder Zeit. Als Mensch bescheiden mit einem wahrhaft kindlichen Gemüth, besaß er jenen wahrhaft männlichen Charakter, der es weder versteht, Schätze aufzusammeln, noch sich höhere Gunst zu erschmeicheln. Er wurde niemals reich, im Gegentheil hatte er oft mit Noth zu kämpfen, dafür konnte er aber auch am Ende seiner Tage sagen, daß er niemals seine Feder verkauft hatte, und wie er als Ehrenmann gelebt hatte, als Ehrenmann hinüber ging. Er war ein echter Dichter und ein echter Humorist, schon weil er eine ungleich höhere Natur war, freier, weitblickender als sein norddeutscher Bruder Fritz Reuter. Sein Humor war jener echte, welcher aus einer ernsten Weltanschauung entspringt und aus dem Herzen kommt. Deshalb sind auch seine jüdischen Humoresken nach keiner Richtung hin verletzend und machen den Juden selbst den größten Spaß.

Zu den köstlichsten humoristischen Gedichten Stoltze's in Frankfurter Mundart gehören: „Flörsheim's wilde, verwegene Nacht" — „Friedrichsdorfer Französisch" — „Emein unglückliche Familjevatter, der nor verrzeh Döchter hat":

„Verrzeh Döchter is e Sege,
Verrzeh Döchter is e Wonn!
Verrzeh Barblee for den Rege!
Verrzeh Schermcher for die Sonn!
Verrzeh Regenmäntel detto!
Verrzeh Paar Gallosche netto!
Achtundzwanzig Gummischuh! —
Himmel gieß un regen zu!"

Unter seinen jüdischen Humoresken sind insbesondere „Der Prophet Jonas" — „Levi un Rebekkche" — „Brendelche Schnud" von unwiderstehlicher Komik. Seit Jahren ist Stoltze weit über die Grenze Frankfurts hinaus bekannt geworden, aber noch immer viel zu wenig. Unter allen Dialektdichtern

hat er den Vorzug, seinen Dialekt so zu behandeln, daß derselbe jedem Deutschen leicht verständlich wird, ein weiterer Vorzug, den er vor Fritz Reuter besitzt, den der Hochdeutsche ohne Wörterbuch nicht lesen kann. Sein Hochdeutsch gibt seiner dichterischen Dialektsprache nichts nach. Es klingt ebenso prächtig wie jenes der ihm in mancher Beziehung geistesverwandten Dichter Freiligrath und Herwegh. Oft genug ist Stoltze bestohlen worden. Ein bekannter Improvisator hat sich seine Gedichte vielfach zu Nutzen gemacht, besonders im Norden, wo Stoltze damals vollständig unbekannt war. Auch der Schwank: „Hirsch in der Tanzstunde", welcher den Berlinern durch Jahre hindurch so viel Spaß gemacht hat, ist bei Stoltze entlehnt.

Der ganze Mann kann nicht besser charakterisirt werden, als wie er sich in seiner naiven gemüthlichen Weise abschildert:

„So bin ich daheim, bin in Frankfurt geblieben,
Es stand nach der Fremde nicht Herz mir und Sinn,
Ich habe im Dialekte geschrieben,
Ich liebte auch sehr eine Frankfurterin.
Ich lauschte im Stadtwald den Nachtigallen,
Er war ja so grün, und sie sangen so süß!
Ich hatte an Veilchen ein großes Gefallen,
Es trug die Gemarkung nicht lauter Gemüs:
Sie prangte in Gärten, in Wiesen und Saaten,
Durchschlungen vom Mainstrom, anmuthig zu sehn,
Durchwoben von Wegen und freundlichen Pfaden,
Beschattet von Apfel- und Pappelalleen.
Wie war es so schön, auf den Mühlberg zu steigen,
Wenn Sommers die Abende Kühle gehaucht!
Sah hinter den Taunus die Sonne sich neigen,
Wie lag da mein Frankfurt in Purpur getaucht!
Ich bin ihm zu ewigem Danke verbunden,
Es lag ja die Liebe zu ihm mir im Blut!
Ich habe viel herzliche Menschen gefunden,
Ich liebte sie all', und sie waren mir gut;
Und war auch nicht Gold mir beschieden im Leben,
Ich war ja zufrieden in meinem Verbleib;
Es hatte der Himmel mir Lieder gegeben,
Das Herz meiner Seele: Marie, mein Weib.
Ich habe mit Frankfurt gelacht und getrauert,
Gedacht und gefühlt schon von Jugendbeginn;
Ich bin nicht verschimmelt, ich bin nicht versauert,
Ich bin nicht gealtert, so alt ich auch bin.
Un griff ich zuweilen zum Reisetornister,
War's wirklich mein Ernst, oder war's nur ein Scherz?
Doch bin ich geworden kein Kirchthurmphilister,
Die Menschen umfaß ich und drück' sie an's Herz.
Mein Vaterland lieb' ich in ehrlicher, reiner
Und heiliger Treue in Glück und in Weh;
Ist stehe zur Freiheit, begeistert wie einer,
Sie war meine herrlichste Göttin von je.
Und kommt es zum Sterben, und wenn ich es werde,
So wird mir der Abschied dann halb nur so schwer,
Ich ruh' ja in Frankfurt, in heimischer Erde,
Bei meiner Marie. Was will ich noch mehr?"

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aschenbrödel.

Ob sie den kleinsten Fuß unter all den Schönen der Stadt besaß, weiß ich nicht zu sagen, aber sonst war sie jedenfalls sehr klein und zart, schier als wäre sie im Wachsthum zurückgehalten worden. Das feingeschnittene, ungewöhnlich regelmäßige Gesicht hatte sehr wenig Farbe, und im Ganzen konnte sie keinen Vergleich mit den hübschen blühenden Töchtern des Hauses aushalten, wiewohl ihr nur ein wenig Sorgfalt, freundliche Behandlung und nährende, kräftige Kost fehlten, um sie aufblühen und zu einem auffallend schönen Mädchen zu machen. Als ich sie kennen lernte, war sie etwa 20 Jahre alt, dabei aber schüchtern wie ein vierzehnjähriges Kind, geduldig und resignirt wie eine achtzigjährige Greisin. Das rührte daher, daß sie, wie Herr Magnus behauptete, das Gnadenbrod in seinem Hause aß, oder wie die Nachbarn meinten, von fünf Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends mit der gröbsten Hausarbeit belastet wurde, ohne für ihre Bemühungen jemals ein anerkennendes Wort zu hören.

Frau Magnus war ihre Tante und hatte in ihrem Bekanntenkreise einen beträchtlichen Zoll von Weihrauch eingefordert und geerntet, als sie Tienchen nach dem Tode ihrer Eltern in das Haus nahm, um sie mit ihren Töchtern zusammen aufzuziehen. Aber als kurz nach ihrem Einzug in das kleine Stübchen unter dem Dach das Dienstmädchen verabschiedet und durch eine Waschfrau ersetzt wurde, die nur einen halben Tag in der Woche beschäftigt wurde, erschienen die Weihrauchwölkchen bedeutend dünner; sie verflüchtigten sich spurlos, als man das winzige Ding die Fenster scheuern, das Pflaster vor dem Hause fegen, mit den dünnen Aermchen Holz und Kohlen die Kellertreppe hinaufschleppen sah; und als mit Tienchens sechzehntem Geburtstag die einzige Waschfrau, die würdig erschien, Herrn Magnus' Leibwäsche einzuseifen, von einer unheilbaren Krankheit befallen wurde, und die Kleidermacherin, welche die sehr anspruchsvollen Hüllen für Frau und beide Fräulein Magnus anzufertigen pflegte, gleichfalls spurlos verschwand, da verkehrten sich selbst bei der vertrauendsten und nachsichtigsten unter den Freundinnen der Hausfrau die anfänglichen Lobeserhebungen in die schärfste Verurtheilung. „Wären die Leute in beschränkten Verhältnissen, so wäre nicht so viel gegen das herzlose Ausnützen der armen Waise zu erinnern, obschon auch dann die kräftigen gesunden Cousinen ihr bei der Arbeit helfen könnten," murrte man laut und leise unter Herrn Magnus' Bekannten, „aber Herr Magnus sucht an Aufwand alle seine Freunde zu übertreffen, für sich, die Frau und die Töchter erscheint ihm nichts gut genug, die Familie bewohnt ihr eigenes Haus, das bedeutend kleiner. mit weniger Porzellanfigürchen, Decorationstellern, nachgemachten antiken Krügen und derartigen Brimborien vollgestopft sein könnte, um noch immer die Geduld und Arbeitskraft einer einzelnen schwächlichen Person bis auf das Aeußerste anzuspannen, und so kann man nicht anders, als sein Verhalten gegen das arme Kind auf das Schärfste zu mißbilligen."

Frau Magnus war nicht ohne Gutmüthigkeit; auch besaß sie Vernunft genug um einzusehen, daß die verwaschenen Kattunkleidchen der Waisen neben den Seidentoiletten ihrer Töchter keinen erfreulichen Eindruck machten, aber sie hatte nicht viel Einfluß über ihren Haustyrannen, der sie als blutarmes Mädchen gefreit und ihr seiner Ansicht nach dadurch ein unerhörtes und vollkommen unverdientes Glück bereitet hatte. Nachgerade zogen sich die meisten Bekannten zurück; nicht so sehr aus Entrüstng über das Verhalten gegen die Waise — in solchen Fällen pflegt man es bei einer platonischen Mißbilligung bewenden zu lassen —, als weil Herr Magnus mit zunehmenden Wohlstand immer unerträglicher und protzenhafter geworden war.

Tienchen wusch, scheuerte und putzte, schnitt zu, nähte und probirte an, kochte und brit alle möglichen guten Dinge jahraus, jahrein; sie hatte keinen anderen Gedanken, als daß es bis an das Ende ihrer Tage so fort gehen werde — da, nun wie es in jeder richtigen Aschenbrödelgeschichte geht, kam der richtige Prinz. Das heißt, von einem Königssohn hatte Heinz Ehlers nicht viel an sich: ein ungeschlachter blonder Riese mit viel zu viel Armen und Beinen, die nicht nur ihm, sondern auch seiner jeweiligen Umgebung beständig im Wege waren, einer nicht eben leicht beweglichen Zunge und kräftig-derbem Wesen, rief er Einem alles eher als den Eindruck von höfischer Gewandtheit und Zierlichkeit in das Gedächtniß; aber Herr Magnus sprach nicht geringschätzig von ihm, wie von den anderen Bekannten, die er im Wettrennen nach dem Gelde um etliche Pferdelängen geschlagen. Das war ein untrügliches Zeichen, daß Heinz mit irdischen Gütern wohlversehen sei. Er duldete es ohne Stirnrunzeln, daß Rose und Karoline mit Martin tanzten, als sie mit ihm auf einem Balle zusamentrafen, was man als Bürgschaft für seinen vortrefflichen Charakter

auffassen kann, und er lud ihn wiederholt und so dringend zu einem Besuch im Hause ein, daß man beinahe auf den Gedanken kommen konnte, er wäre nicht abgeneigt ihm eines seiner Kleinode für das Leben anzuvertrauen, worin jedenfalls die ehrenvollste Anerkennung für den jungen Mann liegt. Vor etwa zehn Jahren hatte er mit seinen Eltern im Nachbarhaus gewohnt, seitdem war er aus der Stadt fortgezogen und erst seit Kurzem wieder zurückgekehrt. Die Unkenntniß der Verhältnisse mochte ihm zur Entschuldigung dienen, daß er die ehemaligen Spielkameraden befragte:

„Wo ist Tienchen?" und sich dabei forschend umsah, als müsse das kleine schwarzgekleidete Kind, das damals erst in das Haus gekommen sich auf den Sitzreihen neben den Balldamen befinden. Aber hier versagte das Aschenbrödelmärchen. Fräulein Ernestine hatte nicht gebeten, mitgenommen zu werden — es hätte ihr vermuthlich nicht nur eine Abfertigung, sondern auch sehr erstaunte Blicke eingetragen —, und so war ihr auch nicht eine Schüssel Erbsen in die Asche des Herds gestreut worden, wegen deren sie die Vögel unter dem Himmel herbeizubemühen gehabt, hätte, um sich nach vollendeter Aufgabe auf den Ball zu begeben.

„Tienchen ist zu Hause," sagten die Cousinen in vollster Seelenruhe. Langjährige Gewöhnung ließ sie die Stellung Aschenbrödels im Hause als etwas vollständig Gerechtes und Selbstverständliches betrachten.

Als Heinz an einem Sonntagnachmittag zum Besuch kam, empfingen ihn wieder nur die Töchter, denen sich zur Begrüßung die Alten zugesellten. Gute Freunde der Familie hatten ihn seither über die Behandlung der Waise, deren Aufnahme unter die schützenden Fittiche des Ehepares Magnus, wie er sich noch recht gut erinnern kann, mit lauten Lobeserhebungen begrüßt worden war, aufgeklärt, und statt auf das, unter uns gesagt, ziemlich nichtssagende Geplauder der Haustöchter einzugehen, ließ er neugierig seinen Blick immer wieder zur Thüre schweifen. Wahrhaftig, sie ließen das arme Geschöpf, selbst wenn ein Spielkamerad zu Besuch kam, in der Küche stecken!

Die Entrüstung stieg ihm in die Kehle, so daß er sich räuspern mußte, bevor er mit erheucheltem Gleichmuth dieselbe Frage, wie neulich stellen konnte. Eine verlegene Pause entstand, Herr Magnus wollte die Frage mit einer seiner majestätischen Handbewegungen, mit welchen er alle Unliebsame gleichsam aus seiner Nähe fortzuscheuchen pflegte, erledigen, aber seine Ehehälfte versetzte mit einem liebenswürdigen Lächeln:

„Sie werden beim Kaffee Gelegenheit finden, die Kinderfreundschaft zu erneuern."

Das ließ er sich denn auch nicht nehmen. Man saß schon um den mit Kuchen beladenen Tisch, als Tienchens schüchterne Gestalt aus der Küche kam, ein Theebrett, mit Kannen und Tassen beladen, in den Händen. Heinz sprang auf, ergriff ihre Hand und schüttelte sie; da blieb ihr nur die Linke für das schwere Brett, dieses kam ins Schwanken und der braune Saft floß über das gestickte Deckchen, das es bedeckte.

„Wie kann man nur so ungeschickt sein," murrte Herr Magnus vernehmlich.

Der Riese zuckte die Achsel.

„Das müssen Sie mit in Kauf nehmen, wenn Sie mich bewirthen, ich komme nie an einem vollen Gefäß vorüber, ohne es umzustoßen; Sie können übrigens von Glück sagen, daß ich Ihnen die Kaffeekanne nicht auch zerbrach."

„Ich sprach doch nicht von Ihnen," verwahrte sich Herr Magnus. „So viel ich sehen kann, vergoß Ernestine den Kaffee und ihr galt meine Ermahnung."

Heinz wurde ärgerlich, aber ein Blick in die bittenden, auf ihn gerichteten Augen des Mädchen ließ ihn die Erwiderung herunterschlucken.

„Das arme Kind müßte es doch entgelten, wenn ich den alten Despoten reizte," dachte er, vergaß jedoch sogleich diesen einsichtsvollen Satz, denn als Tienchen die Tassen herumgereicht, rückte er für sie einen Stuhl herbei und stellte ihn eigenmächtig neben den seinen.

Tienchen setzte sich mit einer wahren Armensündermiene; aber wenn ihr auch das Herz in der Erwartung bänglich schlug, was für schneidende Bemerkungen sie von ihrem Wohlthäter anzuhören haben werde, sobald der wunderliche junge Mann seinen Abschied genommen, so vermochte sie sich doch dem Einfluß der verschiedenen „erinnern Sie sich noch" nicht zu entziehen; besonders ein kleiner schwarzer Hund, ehemals im Besitze von Heinz und ein guter Kamerad der kleinen Waise, seine Irrfahrten, Schicksale und sein unseliges Ende unter den Schienen eines Eisenbahnzuges erregten ihr Interesse und ihre Theilnahme. Nach und nach wurde sie aus ihrer Gedrücktheit und Verschüchterung herausgelockt, der schweigsame Mund erschloß sich zuerst zu einem Lächeln, das sie ungemein lieblich erscheinen ließ, dann zu einem kurzen Ausruf, zuletzt zu wirklichen, ohne ängstliches Stocken und zu ihrem Popanz Hinüberblicken hervorgebrachten Sätzen. Armes Kind! Es war gerade, als hätte sie heute in den ziemlich dünnen Kaffee irgend einen merkwürdigen Berauschungstrank hineingemischt, ihre Augen fingen zu leuchten an, die Wangen wurden roth, ihr ganzes Wesen strahlte vor Vergnügen. Schon seit einer Weile hatten die zwei Personen das ganze Gespräch an sich gerissen, die Schwestern Magnus sahen einander verblüfft an, Papa schoß wüthende Blicke hinüber und hielt im Stillen eine seiner beliebten Philippiken über den Undank der Waise, „die er vor dem Verhungern bewahrt"; nur Mama blickte nicht ganz ohne Wohlwollen auf das vertiefte Pärlein. Plötzlich sah Tienchen zu dem Hausherrn hinüber; der Zauber verflog, blaß und schüchtern sprang sie auf, und wenn sich Heinz noch so eifrig bemühte, sie in das Gespräch zu ziehen, sie blieb für den Rest seines Besuches, in einem Winkel sitzend, bei kurzem Ja und Nein. Auch später fand er keine Gelegenheit mehr zu einer längeren Zwiesprache; meist war Tienchen „gerade ausgegangen", wenn er kam, oder sie huschte allenfalls still und scheu wie eine Fledermaus mit irgend einer Schüssel in der Hand in das Zimmer und wieder hinaus; und da der junge Mann bei längerer Bekanntschaft immer weniger Interesse an den übrigen Familiengliedern fand, stellte er seine Besuche ein. Doch kam ihm, trotz mannigfacher Zerstreuung häufig die Erinnerung, wie unter seinen freundlichen Blicken und Worten aus der grauen Raupe ein allerliebster Schmetterling sich zu entwickeln Miene gemacht, und es lockte ihn, das Experiment zu wiederholen.

Da kam er einmal am Hause vorüber; es war im Sommer; die Thüre, die fest verschlossen, die Vorhänge, die herabgelassen waren, belehrten ihn darüber, daß er die Familie nicht zu Hause finden würde. Auch entsann er sich nun, gehört zu haben, sie befinde sich auf dem Lande.

„Ich wäre neugierig, ob sie das Aschenbrödel mitgenommen haben", murmelte er; gleich darauf spielte ein vergnügtes Lächeln um seinen Mund. Ein Fenster wurde geöffnet, ein weißes Tuch hinausgeschwungen; er nahm an, es werde ihm ein Willkommen zugeweht, wiewohl das arme Hausmütterchen bloß ein Tuch ausstäubte. Heinz riß ungestüm am Klingelzuge. Er mußte eine geraume Zeit warten.

„Am Ende hat ihr der alte Despot verboten, einen Menschen bei sich zu sehen", brummte er wüthend, doch nach einer Weile wurde der Riegel zurückgezogen und erröthend stand das Aschenbrödel vor ihm. Das war nun eine glückliche Stunde für Beide. Wären rechts und links die Häuser nicht verödet gewesen, deren Inwohner, die sich an der See oder in den Bergen befanden, hätten verwundert die Köpfe geschüttelt. Solch dröhnendes Lachen, in das sich ein leiseres, silbernes mischte, hatte man aus den Magnus'schen Mauern nicht ertönen gehört, denn der Hausherr pflegte die Fröhlichkeit darin stets in sehr bescheiden gezogenen Grenzen zu erhalten.

Uebrigens blieb es nicht bei diesem einen Lachduett. Es fand eine tägliche Wiederholung; beinahe mochte guten Freunden des Aschenbrödels bange um dessen Herzensruhe werden; denn die Königssöhne, die ohne alle Rücksicht auf Stellung, Einfluß und Vermögen ihrer Zukünftigen freien, sind im Märchen häufiger als in der Wirklichkeit zu finden. Tienchen selbst kamen keine solchen Bedenken; sie blühte in diesem Sommer auf, wie eine Blume, die man, dem Verdorren nahe, in frisches Wasser gestellt. Uns fiel das nicht besonders auf, der Sommer war gewöhnlich ihre Erholungszeit, freilich so frische Farben, solche Wangengrübchen, so ein lustiges Lachen auf den Lippen hatte sie früher nie gehabt, auch wenn ihr Wohlthäter monatelang abwesend war.

Eines schönen Tages hielt ihr Heinz eine sehr ernsthafte Rede. Das arme kleine Ding wäre dabei beinahe in seine gewöhnliche Verschüchterung zurückgefallen. Sie schüttelte erschrocken den Kopf, sie wagte es nicht, nein gewiß nicht. Aber gegen das ungestüme Drängen des blonden Riesen konnte die schwache, zarte Kleine, die an das Gehorchen gewöhnt worden,

unmöglich aufkommen. Eine ausführliche Epistel, von beiden Verschworenen verfaßt, wanderte dem Wohlthäter an den Seestrand nach. Sprachlos vor Staunen und Entrüstung durchflog er sie, zuletzt murrte er gekränkt:

„Der Welt Lauf, Undank für Wohlthaten! Jetzt, wo sie allenfalls etwas leisten konnte, um sich erkenntlich zu beweisen, heirathet sie diesen Schwachkopf.“ Aber er murrte zu früh. Es sollte ihm beschieden sein, in späteren Jahren, ein verarmter, einsamer Mann, dessen Töchter selbstsüchtig ihres Weges zogen, Tienchen ihre Schuld an ihn vollauf abtragen zu sehen. Und ihre Wohlthaten wurden gütiger gegeben, als die, welche sie einst empfing.

Aus der Hauptstadt.

Die Usance.

Am Sonnabend Morgen, als ich von einer Thiergartenstreife nach Hause ging und der tröstlichen Beobachtung nachdachte, daß unsere Bankiers allmählich wieder runde Gesichter bekommen und ein langes, knalleffectloses Leben erhoffen lassen, sofern sie sich nicht über die Börsenenquête vorzeitig todtlachen, Sonnabend früh begegneten mir auf der Charlottenburger Chaussée zwei mit lustigen Menschen wohlgefüllte Kremser. Schmucke Burschen saßen drin, mit glänzenden Cylindern und ganz unbörsenmäßig reinen Hemdkragen; neben ihnen kicherten kleine Fräulein vom Hausvoigteiplatz, wo jetzt nicht viel zu thun ist, denn die Confection geht heuer sehr schlecht. Guirlanden umkränzten die Gefährte, und an den Seiten hingen Transparente, darin Geldsäcke zu schauen waren mit hohen Zahlen. Die Musik im ersten Wagen aber spielte eine lustige Melodie und alles Volk sang mit, und wunderbarlich klang die freundliche Weise an mein Ohr: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit!“

Ein vorübergehender scherzhafter Herr wollte mir einreden, das sei die Firma Paul Polke — Telegrammadresse Polkebank —, die zur Feier der Befreiung ihres verehrlichen und ehrlichen Chefs mit Kind und Kegel eine Landpartie nach dem Terrain der Kurfürstendamm-Gesellschaft unternehme. Polke selbst, zu ehrlich, den Actionären der Façonschmiede auch nur eine Stunde seiner kostbaren Zeit zu entziehen, sei nicht von der Partie, sondern auf dem Wege zur Burgstraße, wo er auf den Kurs seines Lieblingspapieres einwirken wolle.

Während der scherzhafte Herr sich nach dieser Erklärung in die Büsche schlug, blickte ich den dahinrollenden Wagen in stummer Andacht nach. Für mich symbolisirten sie nicht nur den Triumph des Ehrenmannes über Meineidige, Betrüger und Erpresser (vgl. die Rede seines Hauptvertheidigers), für mich bedeutete sie auch den Sieg der Usance, der von den sachverständigen Herren Weill und Schappach gegen ihre Bedränger so wacker vertheidigten Usance. Der Kampf war schwer, und 388 Tage lang schien es, als sollte mit Kerker und hoher Geldpön bestraft werden, was Keinem erlaubt und Keinem verboten war. Dann aber brach die Sonne wieder durch, und die Spartaner können, wofern sie sich dabei nicht greifen lassen, wieder usancegemäß ihren Neigungen leben. Daß Geld nicht riecht, wissen wir noch von den Bänken der Quarta her. Warum also an solchen Fundamentalsätzen rütteln!

Es findet Niemand etwas Unrechtes oder gar Verächtliches im Geldverdienen à tout prix; es ist eben Usance. Was man im Laufe der Jahre vom steinernen Recht abbröckeln kann, daß sich Lücken in ihm öffnen und Breschen, durch die man ungefährdet in's Unrecht zu schlüpfen vermag; was der strenge Sittencodex zwar verdammt, die laxe Moral einer verfaulten Gesellschaft aber listig blinzelnd zuläßt; womit wir uns bereichern und uns Vortheil verschaffen, unter beständigem Hinweis auf die Anderen, die es ja ebenso machen — das nennt man Usance.

Mit 80,000 Mark ist Doctor Staub's liebster Freund, Herr Paul Polke, nach Berlin gekommen, um sich für Façonschmiede zu begeistern und die Kranke zu kuriren, und der einzige Fehler, den Fritz Friedemann dem Arzte vorzuwerfen hat, ist der allzugroßer Ehrlichkeit. Mit scharfem Blick erkannte Paul Polke, daß die hohe Geldflüssigkeit von heute den Consul-Kapitalisten nur schmalen Gewinn gönnt; ihm gelüstete nach besserem Ruhm und in anderthalb Jahren waren anderthalb Millionen aus den achzigtausend Mark geworden. Ehe ihm die Berliner Sparkasse seine Einlage verzwanzigfacht, hätte Polke lange warten können.

Nichts ist bedauerlicher, als daß dem freisinnigen Antrag auf Entschädigung unschuldig Verhafteter ꝛc. seitens der Regierung immer noch nicht stattgegeben werden konnte. Denn sonst wäre man im Stande gewesen, Herrn Polke die Erinnerung an 388 Leidenstage zu versüßen und ihm Diäten zu zahlen, die den durch gezwungene Unthätigkeit erlittenen Schaden in Façonschmiede gedeckt, jedenfalls aber die Kosten für drei Vertheidiger annähernd eingebracht hätten.

Der Staatsanwalt hat mit der Anklage gegen den jungen Anderthalb-Millionär einen unglücklichen Griff gethan. Seinen Geschäftsusancen nach zu schließen, ist Herr Paul Polke, ich will nicht sagen, der anständigste, aber doch einer der anständigsten und vertrauenswürdigsten Bankiers von Berlin. Die Passionswochen, die er auf der Armsünderbank statt auf der Börse verschwitzte, waren größere Marter für Hunderte seiner Kollegen als für ihn. Denn mit demselben Recht wie Polke, hätte Jeder von ihnen nicht nur 1 Jahr und 23 Tage, sondern viel längere Zeit in Untersuchungshaft sitzen müssen. Wenn der Staatsanwalt während des tollen Jahres 1890 das Recht zur Anlage dionysischer Ohren in den Privatcomptoirs hiesiger Börsenkünstler gehabt hätte, das Weltausstellungs-Terrain hinter Wilmersdorf würde zu Gefängnißbauten angekauft worden sein.

Es ist ein nationales Glück, daß die Usance noch einmal siegte. Daß es für recht erachtet worden ist und billig, wenn ein willenloser, aber nicht willenloser Aufsichtsrath seinem Vorsitzenden für 360,000 Mark Actien zum Kurse von 105 überläßt, während das Papier am selben Tage im Börsenzettel 160 notirt und seinen Käufern eine Steigerung bis auf 800 mit Seherton prophezeit wird; daß man nichts dagegen einzuwenden hat, wenn der Bankier einer Gesellschaft gleichzeitig ihrem Verwaltungsrath präsidirt; daß es nicht verboten sein kann, in überschwänglich enthusiastischen Aufsätzen und Notizen einen Titre zu preisen, weil man bedeutende Vorräthe darin zu hohem Kurse losschlagen will, um gleich nachher entmuthigende Gerüchte über dieselben Werthe in Umlauf zu bringen, weil man sie wieder billig einkaufen möchte. Daß anerkannt wird, Dividenden dürften nicht nur aus den Reinerträgnissen einer Fabrik, sondern auch aus dem Erlös verkaufter Terrains gezahlt werden, damit es dann möglich ist, dem unkundigen Provinzrentner vom Patzenhofer-Gute zu erzählen und den Kurs durch unerhörte Reklame hochzutreiben, bis der Bovist platzt und die Dummen alle werden.

Der Staatsanwalt hat für seine Sache mit Bärenmuth gestritten, aber seine Niederlage war vorauszusehen. Es war ein Kampf, wie er sich in Antisemitenköpfen malt: der Kampf des ungelenken, tappenden, ehrlichen Ariers wider den fuchsschlauen Semiten. Herr Balke packte die Façonschmiederei, wie man einen schweren Jungen packt, mit massiger Faust, hinten in's Genick, und als er sah, daß ihm der Feind aalglatt entschlüpfte, da wußte er sich nicht mehr als durch „objective Obstruction“ zu helfen. Hülflos stand er den malitiösen Anspielungen und Ausfällen seiner Widersacher gegenüber. Hülfloser saß er da, des Schutzes beinahe bedürftiger als der frohgemuthe Angeklagte, aber die Vereinigung der III blieb erbarmungslos, bis zum letzten Augenblick, wo Herr Fritz Friedemann Rechenschaft zu fordern versprach für eine Beleidigung, die nur er bemerkt hatte, unter dem 20,000fach vergrößernden Mikrokop seiner Feinfühligkeit.

Man werfe nur einen Blick auf die Gladiatoren in diesem Prozeß! Ich halte den Herrn Staatsanwalt für einen sehr ernsten, seines Ziels sich bewußten, in Sonderheit von der Strafbarkeit Polke's felsenfest überzeugten Mann, den dies Treiben ehrlich entrüstete und der Sühne verlangte im Namen des verletzten Rechts. Ich ärgere mich zwar, daß gerade er nachher zu Kampfmitteln griff, die vielleicht unsachlich waren, jedenfalls aber die rostigen und gebrechlichen Stellen seines Panzers deutlich verriethen; aber ich finde doch, daß sein schlichtes Plaidoyer thurmhoch das des Geschworenenredners Friedemann überragte. Herr Friedemann ist indeß geschmeidiger, geschickter als der Staatsanwalt, ein Florettfechter,

an dem man, selbst Freund feingeschlissener Waffen und artiger Kampfspiele, seine helle Freude hat; er ist, trotz seines Fünfpfennigstils und seiner Broschuromanie, ein höllisch gewitztes Menschenkind; vor allen Dingen aber ist er börsenkundig, ein Fachmann durch und durch — 's liegt wohl im Blute — und der Staatsanwalt ist es nicht. Schade, daß wir keine strebsamen Assessoren haben, die mit den Psiffen und Kniffen der Burgstraße Bescheid wissen; vielleicht wäre Herrn Fritz Friedemann der Sieg nicht so leicht geworden. Sein Plaidoyer forderte die Satire geradezu heraus. Er katzbuckelte und kratzfußte vor dem Kollegium, unerschöpflich in höflich-verbindlichen Wendungen, wie Wippchen in seinen Bitten um Vorschuß; grell gefärbt, ungeheuerlich carricirt, pathetisch war alles, was er sprach. Polke erschien als Idealmensch, dem nichts als die Flügel zum vollkommenen Engel fehlte; seinen Anklägern schienen ebenfalls die Flügel — zum vollkommenen Gansthum zu fehlen. 's ein vielgewandter Mann, alles in allem. Kein unfeiner Kniff, als selbstverständlich, als unantastbare Prämisse immer wieder hinzustellen, was erst bewiesen werden soll; kein unfeiner Kniff, seinen Clienten immer wieder als den achtbarsten Mann zehn Meilen in der Runde hinzustellen, in jeder gegentheiligen Ansicht aber bornirte Rachsucht oder Querulantenwahn zu denunciren! Was zuerst wie ein grotesker Witz auf die Lachmuskeln wirkt, ruft bei der zehnten Wiederholung schon keine Heiterkeit mehr hervor; beim dreißigsten Male faßt man, irre an sich selbst, nach seiner Stirne, und beim fünfzigsten Male glaubt man dem Redner. Ich will verdammt sein, Oskar Blumenthal's Großstadtluft zweimal zu athmen oder auf der Stelle 20,000 Mark zu zahlen, wenn ich nicht ehrlich gestehe, daß Herr Polke in der Wahl seiner Vertheidiger wie seines Staatsanwaltes eine ganz bemerkenswerthe Geschicklichkeit bewiesen hat.

An Gerichtsstelle ist es ausgesprochen worden, und selten hat mir ein richterlich Wort besser behagt, daß man kein Mitleid empfinden könne Leuten gegenüber, die an der Börse spekuliren und Geld gewinnen wollen. Recht so. Aber das Edelmannsgefühl in jedem reinen und starken Herzen macht uns doch dem Schwächeren geneigt auch da, wo zwei Buschklepper mit einander raufen, ein fettwanstiger, breitgesichtiger Goliath und ein armseliges, von erbärmlichem Raub lebendes Zwerglein.

Der kleine Spekulant ist's, der einfältig-gewinnlüsterne Privatmann, der die Wellenbewegung der Kurse verschlingt. Er setzt Alles auf einen Wurf, tollkühn, weil er die Gefahr nicht kennt und nicht das Gesindel, an dessen Rockschöße er sich hängt. Der große Börsianer ist viel zu vorsichtig, als daß er sich nach einer Richtung hin festlegen und seine Existenz abhängig machen würde von einer Laune des Glücks; wie ein erfahrener Spieler setzt er auf mehrere Nummern, vertheilt seine Geldmacht auf verschiedene Spekulationsgebiete, die wenig oder gar nicht mit einander zusammenhängen. Daher darf er auch in trüben Zeitläuften als ziemlich sicher annehmen, daß ein Unglücksschlag immer durch einen Glücksfall annähernd wett gemacht wird. Es kommt hinzu, daß ihm die Sachkenntniß eignet, die natürlich den kleinen Wagehälsen vollkommen abgeht; er arbeitet auf Grund genauer Informationen, intimer Kenntniß der Geschäftslage und der Geschäftsgeheimnisse, während der Andere auf's Gerathewohl, nach den Eingebungen seiner Phantasie kaufen und verkaufen läßt. Ein bodenloser, gewissenloser Leichtsinn, wahrhaftig, sein sauer Erspartes, seine gesicherte Zukunft mit verbundenen Augen den Berg hinunter zu werfen, in der Hoffnung, das Geld würde sich rollend lawinenartig vermehren!

Die Börsenjobber sind die eigentlich praktischen Sozialdemokraten; sie betreiben die Geschäfte Bebel's und Liebknecht's am lebhaftesten. Man soll sie nur gewähren lassen, sie in ihrem Thun nicht hindern und beschränken. Und die Zeit wird bald gekommen sein, wo sie alle Vermögen aufgeschluckt, alle Geldmacht in ihrer Hand vereinigt haben. Es wird dies dieselbe Zeit sein, ungefähr, wo die große sozialistische Partei die Mehrheit im Reichstage besitzt und nur Sozialisten den Rekrutenrock Sr. Majestät tragen. Und dann wird die Einziehung des in wenigen Geldschränken versammten Kapitals der Nation für die Nation leicht sein; ein Federstrich, eine Stunde wird genügen, das langsam Zusammengestohlene zurückzuholen. O gewiß, wenn diese Menschen nicht verblendet wären von Geldgier und Gewinnsucht, wenn sie noch auf die Stimme der Vernunft hören könnten und nicht allein auf die der Usance, sie sähen sich vor, sie verwüsteten nicht so rücksichtslos das Glück der armen Bethörten! Sie dächten daran, daß die Rache schon aufgebrochen ist gen Jerusalem, und daß sie um so furchtbarer sein wird, je ärger sie es treiben. Daß sie dereinst Barmherzigkeit und Mitleid so wenig kennen wird wie die Räuber von heut in ihrer unsinnigen Goldgier es kennen. Auge um Auge, Zahn um Zahn!

Die Usance aber breitet schützend ihren Regenmantel über das garstige Volk und sorgt, daß man es gewähren läßt. Die Vertreter der „öffentlichen Meinung" erkennen die Berechtigung der Usance an, dieser neuen Religion, deren treuste Jünger sie sind. Die „öffentliche Meinung" applaudirte dem freisprechenden Urtheil und nahm murrend die Begründung, die harten Worte des graubärtigen Landgerichtsraths wider Unwahrheit und bewußten Schwindel hin. Nach ihrem Dafürhalten gebührt dem Polke die Bürgerkrone; denn wenn Polke strafbar wäre, wie würd' es ihr ergehen, die schlimmer ist und verdächtigere Usance hat als er!

Vor dem Berliner Amtsgericht hat gelegentlich eines Prozesses gegen Börsenpreßpiraten ein einwandfreier Zeuge ausgesagt, daß es völlig usuell sei, die Vertreter der Börsenblätter an den Neugründungen zu „betheiligen". Eine Hand wäscht die andere, und wo gehobelt wird, da fallen Spähne. Es läßt sich gut hausen mit den Raubrittern vom jüngsten Adel. Die Hände in den Hosentaschen, durchbummelt man ihre Salons, bewundert ihre kostbaren Nuditäten in Marmor und Oelfarbe, ihre lauschigen Zimmerchen, bringt ihren geistvollen und auch sonst schöngewachsenen Maitressen Rosen und kleine Geschenke, wie sie ein armer Schriftsteller geben kann, läßt sich wohlgefällig lächelnd vom Glanz ihrer Kronleuchter bescheinen und nimmt schmatzend an ihren Tafeln Platz. Es muß ja der Thaler abgegessen werden, auf den Jean nachher mit Recht Anspruch erhebt. Und man unterhält, so gut es das vorzügliche Menü erlaubt, seine Nachbarin, die früher im Café National flatterte, jetzt aber von einem Haussepringen entdeckt und gespeist wird; man lauscht den knotigen Frivolitäten und den Witzen des verehrten Gastgebers, die zwar ausnahmslos den Fliegenden Blättern entstammen, Jahrgänge 1875 bis 1882, und man belacht sie, trotzdem man sie schon selber in verschiedenen Feuilletons benutzt hat; man macht seine Referenz all diesen Leuten, die es so herrlich verstanden, aus Nichts Millionen hervorzuzaubern. Und wenn man ein guter Redner ist und folglich nicht in's Parlament gewählt werden kann, schwingt man sich zu einem begeisterten Toast auf, der das Genie, den weitschweifenden Blick, die trefflichen Hummer, die Herzensgüte und die Käsestangen, die feste Hand und den guten Koch unseres verehrten Wirthes, des Consuls Gierschlung, mit zündenden Worten preist. Tusch, Halloh und Hurrah, und man küßt ehrerbietig die Hand der lächelnden Nachbarin — Sie wissen, die man vor Jahren 'mal im Café National gesehen. Und nächsten Tages schreibt man mit gelinde brummendem Kopf, in der linken Hand ein Glas Selterwasser, in der andern die volksthümliche Feder, über die Lehren des Polke-Prozesses. Das heißt nur, wenn man sehr muthig ist und angesehen bei seinen Freunden, so daß sie einem dergleichen Scherze verzeihen oder gar beim nächsten Diner, unter brausendem Gelächter, vorlesen lassen. Darf man sich solche Freiheiten nicht erlauben, so hält man den Mund und wartet, bis sich einer von der Räuberbande erschießt und das betrogene Volk die Fäuste ballt; dann stimmt man kräftig in das Verdammungsurtheil ein und schreit nach dem Staatsanwalt, denn dann gibt's doch keine Diners mehr.

Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Usance nennt er seine Amme. Wer seine Zeitung aufmerksam liest und wenigstens die Ueberschriften der Leitartikel sich einprägt, der wird bemerken, daß die Chefredacteure gern mit moralischen Fragen sich beschäftigen und bemüht sind, ihren Abonnenten für 5,75 Mk. quartaliter (sieben Beilagen gratis) die Grundsätze der politischen, wirthschaftlichen, sozialen ꝛc. Sittlichkeit in's Herz zu prägen. Durch Ueberfütterung mit Moralprinzipien würde man aber den Abonnenten Magen und Laune verderben, und um zu zeigen, daß es nicht böse gemeint ist, bringt man nach den ernsten Klängen des Leitartikels der gebenedeiten Usance Opfer dar, denuncirt unbequeme politische Gegner als Landesverräther, preist die steigungsfähigen Actien der unterirdischen Luftschiff-Compagnie, wovon der Verleger zufällig für 360,000 Mk. im Kasten liegen hat, und empfiehlt Pariser Gummiartikel. So paart sich auf's Glücklichste das Strenge mit dem Zarten und mit

befriedigtem Lächeln liest der historisch älteste Abonnent, auf Pferdebahnscheiben, Chokolade-Automaten und Dachgiebeln, daß just sein Blatt die größte Auflage aller deutschen Zeitungen hat; Probennummern gratis und franco.

Polke's Usancen sind Waisenjungenstreiche, verglichen mit denen der „tonangebenden Kreise". Man lobt junge Sänger und Componisten auf, weil sie in der Familie des Redacteurs ihre Kunststücke unentgeltlich zum Besten geben; man nennt den Doctor Hungerlein, der dem ältesten Sohne für ein Sündengeld Privatstunden ertheilt, „die letzte Hoffnung des literarischen Deutschlands." Sobald aber diese Genies der Sklaverei entrinnen und sich nicht länger umsonst mühen wollen, werden sie als undankbar lebenslänglich todtgeschwiegen. (Kein Wort mehr über Façonschmiede!) Schauspielern, die den Ertrag ihrer Benefizvorstellungen journalistischen Sammelbüchsen überweisen, darf Garrick nicht und nicht Eckhof die Schuhriemen lösen. Versäumen sie aber 'mal 7000 Mark abzuführen, so tritt „ihr manierirtes Virtuosenthum kraß zu Tage", offenbart sich „ihre künstlerische Schwäche und Inhaltslosigkeit" aller Welt. (Façonschmiede bei weichenden Kursen matt!) Wenn Bücher kritisirt werden, die auch nur aufzuschneiden „leider keine Zeit vorhanden" ist, oder wenn man tadelnde Referate schreibt über gar nicht stattgehabte Concerte — ist das nicht schlimmer als fingirte Briefkasteunotizen? Gewiß, Herr Friedmann hat Recht, Polke's einziger Fehler ist der allzu großer Ehrlichkeit. Der einzige Fehler — aber in den Augen welcher Menschen auch!

Die Usance ist Herr im Lande, sie allein, die Usance, zu schwindeln und zu betrügen. Usance ist es, die wahren Beweggründe für sein Thun zu verschweigen und statt ehrlich einzugestehen, daß man der Selbsterhaltung willen diese oder jene Partei bekämpft, patriotische und sittliche Motive hervor zu kramen. Usance ist es bei den freisinnigen Feinden der Gewalt, nach dem Staatsanwalt zu rufen und dem Irrenarzt, wenn sie den sich verzweifelt wehrenden Gegner nicht unterkriegen können. Mit Recht widersetzt sich das Judenthum Ahlwardt's fanatischen Verbohrtheiten; aber anstatt das Kind beim Namen zu nennen und dem verhaßten Antisemitismus auf den Leib zu rücken, thut man so, als schmerze allein „sein Landesverrath, seine Bloßstellung des theuren deutschen Vaterlandes dem kriegerisch gesinnten Ausland gegenüber." Vertuschen ist Usance. Polke hat ehrlicher gehandelt und Niemandem verhehlt, daß er zu 105 übernahm, was er zu 240 verkaufte. Polke hat Profit Profit genannt, und seine Sittenlehre ist die Selbstsucht des „ordentlichen Kaufmanns"; niemals hat er meines Wissens Audienzen nachgesucht, um hochgestellten Persönlichkeiten herbe Urtheile über fremde Papiere und lobende Empfehlungen von Façonschmiede zu entlocken. Die liberalen Zeitungen aber, die berechtigter Weise in Wuthkrämpfe verfallen, sobald die Krone sich „in die Debatte mischt", um ihnen entgegen zu treten, verzeichnen mit Behagen die Thatsache, daß gelegentlich einer von ihm zwei jüdischen Notabeln ertheilten Audienz der Herzog von Anhalt sich abfällig und verächtlich über den Antisemitismus geäußert habe, und fügen lobhudelnd hinzu: „Der Herzog von Anhalt hat stets, wie seine erlauchten Ahnen, sich als einer der Humanitätsfürsten bewährt . . . und schließt sich den erhabensten Fürsten des Reiches würdig an."

Börse und Presse bieten nichts als verschärfte Spiegelbilder unseres wirthschaftlichen und sozialen Lebens. Die Usance steckt uns tiefer im Blute als pharisäische Schulweisheit sich träumen läßt; und wer auf Façonschmiede nicht hineingefallen ist, hat deshalb keinen Grund, sich wohlgefällig an die Brust zu schlagen. Ueberall in der Oeffentlichkeit treibt man Façonschmiederei, und überall dociren die bleichen Sachverständigen des Prozesses Polke und vertheidigen die Friedmann's . . . Gott bewahr' das Haus!

Caliban.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letzten Mal: Großpreußen oder Deutschland?

Geehrter Herr!

Im Grunde sind Herr Dr. R. und ich einig, da der strittige Punkt nur auf einem Mißverständniß bernht. Aber an diesem bin ich nicht ohne Schuld, wegen des zweideutigen Ausdrucks, daß 1866 die Hansestädte und Mecklenburg eine Annexion durch Preußen „nöthiger" gehabt hätten, als Frankfurt und das Königreich Hannover. Ich glaubte, daß meine wahre Meinung aus dem Gesammtinhalt meines Aufsatzes hervorginge. Ich behaupte, daß Deutschland nicht verpreußt werden darf. Ich gehe aber hierin noch viel weiter, oder vielmehr, ich mache wirklich Ernst mit diesem Grundsatze. Ebensowenig wie Elsaß-Lothringen und Braunschweig preußisch wurden, ebenso wenig durfte dies mit den früher einverleibten Landestheilen geschehen. Deutschland soll nicht verpreußt werden, sondern Preußen muß sich wieder verdeutschen, es darf nicht verbrandenburgern oder gar verberlinern. Schlesien, Schleswig-Holstein, Westfalen u. s. w. haben genau ebenso viel Recht auf Selbständigkeit wie Hamburg und Mecklenburg, nicht ein Jota weniger! Mit vollem Recht kann Herr Dr. R. erinnern an die mittelalterliche Größe der Hansa. Aber zu jener Zeit der Städtebünde waren eben alle größeren Städte stark, und viele haben eine ruhmreiche Geschichte hinter sich, die heute — schlicht preußisch geworden sind. Daß Hamburg aber damals die anderen Städte übertroffen hätte, kann man unmöglich behaupten. Erst in der Gegenwart hat Hamburg seine heutige Bedeutung gewonnen, durch das deutsche Hinterland ward es groß, und vor allem durch den starken Schutz des wehrkräftigen Kaiserthums! Noch sind keine hundert Jahre verflossen, als in allen drei Hansestädten von heute bis an der Ostsee Strand ein anderer Kaiser herrschte! Damals war Hamburg ein simples französisches Departement unter einem der ärgsten Tyranen, dem „Parvenu" aus Korsika! Der „Maire" von Hambourg machte freilich viel, viel weniger Federlesen, er verstand das Französiren der Hansa viel, viel besser als wir das Verpreußen, sein Regierungsgrundsatz kümmerte sich wenig um so schwierige Fragen wie Schulgesetze, er hielt es mit dem leicht begreiflichen, allgemein verständlichen — Schrecken. Und in einer Beziehung ist dieser auch sehr heilsam, denn nichts ist nützlicher als immer wieder an jene Zeit des Schreckens zu erinnern, nichts stählt trefflicher die Nerven gegen den uns Deutschen so gefährlichen Gefühlsdusel und Phrasendunst in nationalen Lebensfragen! Die heutige Kleinstaaterei kann niemals unser Ideal sein und bleiben, es muß ein gesunder Mittelweg gefunden werden, koste es was es wolle. Das Ausland soll es wissen, daß wir wirklich nur Gott allein fürchten, nicht aber das Abschneiden einiger Zöpfe, die zufällig noch hängen geblieben sind, nämlich der sogenannten „Souveränetätsrechte."

Mit deutschem Gruße

R. Funk.

Notizen.

Das Dilettanteneoncert. (Leipzig, Gustav Körner.) Der Verfasser benutzt ein im Kölner Gürzenich stattgefundenes großes Dilettantenconcert als Ausgangspunkt der Darstellung von Mißständen des modernen Musiklebens, welche nicht allein in Köln, sondern leider allerwärts grassiren und an deren Hebung die zunächst betheiligten Kreise und namhafteste Musikschriftsteller schon lange arbeiten. Das boshafte Schriftchen ist mit Geist und rücksichtsloser Schärfe geschrieben und trägt hoffentlich das Seine dazu bei, dem musikalischen Dillettantenunfug zu steuern. Der anonyme Verfasser ist ein bekannter rheinländischer Musikschriftsteller und Mitarbeiter der „Gegenwart."

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Soeben erschienen:

Der ewige Jude in Monte Carlo.

Broch. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Dresden u. Leipzig, Pierson's Verlag.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Othmer's Vademecum des Litteraturfreundes.

Zusammenstellung
der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Litteratur.

Vierte Auflage,
ergänzt bis 1891.

Preis geheftet Mk. 10.50, gebunden Mk. 12.

Verlag von **Leopold Ost** in Hannover.

Verlag von **A. Heinsius** Nachfolger in Bremen.

Gottfried Keller
nach
seinem Leben und Dichten.
Ein Versuch von
Emil Brenning.

200 Seiten in 8°. Geh. *M* 2.40, geb. *M* 3.20.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung. **Nachfolger** in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund.

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege
von
Friedrich Meinecke.

Oktav. 79 Seiten. Preis geheftet 2.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlg.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Adelmann, Graf Alfred, Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.

Heinsius, August, Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? Preis 50 Pf.

Koerner, Dr. R., San Remo, eine deutsche Winterkolonie. Neu bearb. vom Verfasser u. Dr. C. Rieth. *3. verbesserte Auflage.* Mit 4 Karten u. 1 Temperatur-Tabelle. 5 Mark.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Preis 50 Pf.

Wollny, Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.

Wollny, Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist in ☞ **zweiter Auflage** ☜ erschienen:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ermüdung.

Von

A. Mosso,

Professor der Physiologie an der Universität Turin.

Aus dem Italienischen übersetzt von **J. Glinzer.**

Deutsche Original-Ausgabe.

Mit 30 Holzschnitten.

8. Preis: *M* 6.—.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 18. Juni 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Börsen-Enquete. Von O. Faust. — Zur Auslieferung von Verbrechern. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** Hertzka's individualistischer Sozialismus. Von A. v. H. — Ein neuer russischer Dichter. Von Carl Busse. — **Feuilleton:** Gerettet! Von F. de Roberto. — **Aus der Hauptstadt:** „Made in Germany". Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. — Offene Briefe und Antworten: Zur Verlegung des Bußtages. Von Pfarrer Hassenstein. — Notizen. — Inserate.

Zur Börsen-Enquete.

Von O. Faust.

Zwei Dinge sind es, von denen das Heil und die Zukunft des deutschen Volkes abhängen. Das eine ist die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, kurz gesagt, eine abermalige Verstärkung unseres heutigen Kriegsheeres; das andere ist unsere wirthschaftliche Wiedergeburt. Beide hängen eng zusammen, denn nur eine trefffichere und thatkräftige Wirthschafts-Reform kann uns die Mittel liefern, unsere Wehrkraft ungeheuer zu steigern, ohne einen empfindlichen Druck auf das heute schon genug gedrückte Volk auszuüben, und, was auch sehr wichtig ist, eine steigende Bevölkerung (60 Millionen und mehr) bequem im Lande zu ernähren. Als abschreckendes Beispiel kann uns Irland dienen, dessen heutige Bevölkerung (etwa $4^1/_2$ Million) um 80 bis 90 Procent steigen müßte, um die Ziffer wieder zu erreichen, die es vor wenigen Jahrzehnten hatte (8 bis 9 Millionen)!

Woran fehlt es uns nun in wirthschaftlicher Beziehung? Etwa an Fleiß? Nun, die 13 — 17stündigen Arbeitstage sind wahrhaftig kein Sympton von Faulheit. Wenn wir so weiter arbeiten, so müssen wir ohne Frage unsere Gesundheit untergraben, und ohne Gnade im nächsten Kriege unseren kräftigeren Feinden erliegen.

Oder fehlt es uns vielleicht an der rechten Findigkeit, an Geschäftseifer und Unternehmungsgeist? Finden wir keine Arbeit, weil wir nicht ordentlich danach suchen? Nun man schreibe die elendeste Stelle aus im kleinsten Käseblatte, und hundert Bewerber (darunter fünfzig studirte!) werden sich melden, — wir sind schon nicht mehr auf der Stellensuche, sondern auf förmlicher Stellenbettelei und Stellenjägerei. Wenn das so weiter geht, so kommt zum Ruin unserer körperlichen Gesundheit der Ruin des Volksgewissens, wie Hipler trefflich auseinandergesetzt hat.

Oder sind unsere Physiker, Chemiker, Techniker unfähig, uns in unseren Arbeiten zu unterstützen? Nun, die Frankfurter elektrische Ausstellung hat gelehrt, daß wir überreich gesegnet sind mit den großartigsten Erfindungen des Menschengeistes. Nie bisher verstand die Menschheit auch nur annähernd so viel Kräfte hervorzuzaubern aus der umgebenden Natur. Oder verschwenden wir diese Reichthümer etwa in sinnloser Weise? Leben wir alle wie Millionäre? Gewiß nicht, denn man schlägt im Winter Scheiben ein, um in ein warmes Gefängniß zu kommen. Schamhaftere Naturen greifen aus Nahrungssorgen zum furchtbaren Selbstmord. Millionen unseres Volkes arbeiten wie Pferde und leben dennoch wie die Hunde.

Unsere Parteien, obgleich fast alle stark im großkapitalistischen Fahrwasser, müssen wenigstens den Schein wahren, als kämpften sie gegen die schlimmsten Auswüchse des Großkapitalismus. Viele mögen auch ehrlich an die Wirksamkeit ihrer vielgepriesenen Heilmittel glauben. Die große Masse der geduldigen Schafe harrt und hofft. Dadurch gewinnen auch die unnützesten Medicamente eine künstlich aufschiebende Wirkung, aber gefährlich bleiben sie doch. Denn eine Partei steht hohnlächelnd dabei, die auch hart und hofft — eben auf den Mißerfolg, — die rothe Internationale! Seht ihr, so sagt sie, dies half nichts, und dies nicht, und dies nicht, nun kommen wir an die Reihe, alle anderen können nichts, sie sind nur eine einzige „reaktionäre Masse." Mit Beschämung muß man es eingestehen, daß unter den heute tonangebenden Parteien die sozialdemokratische die einzige ist, die wenigstens das eine Ziel, Vernichtung des Großkapitalismus, auch sicher erreicht, allerdings darf man nur nicht fragen, um welchen Preis. Wenn alle Tage von neuem „getheilt" wird, so kann sich beim besten Willen kein Millionär entwickeln.

Möchte daher Deutschlands guter Geist auf der Börsen-Enquête ruhen, daß sie auch an die Wurzel des Uebels gelangt und nicht an Aeußerlichkeiten kleben bleibt. Mustergültig dafür könnte die Methode sein, nach der ein Henry George die Frage „Schutz oder Freihandel" behandelte. Er kam dahinter, daß beide, die Freihändler und die Schutzzöllner, recht arge Schwindler seien, und gelangte in seinem „Paradoxon" dahin, daß ein wahrer wirksamer Schutz des wirthschaftlich Schwachen nur auf ganz anderem Wege — oder gar nicht möglich sei. Das gilt wahrlich auch von der Börsenfrage. Weder die Börsenfreunde noch die Börsenfeinde können den kleineren Leuten den geringsten Vortheil zuwenden.

Wenn man unter den heutigen Verhältnissen den Börsenverkehr mehr oder weniger einschränkt, so kann man allerdings einige Großkaufleute recht empfindlich ärgern, aber ohne daß wir etwas davon haben. Man kann ferner viele kleine Existenzen (Börsenjobber u. s. w.) vernichten, aber wiederum ohne daß andere einen Vortheil dadurch gewinnen. Man kann solche Mittel nicht treffender veranschaulichen, als wenn man einem Hungrigen, um ihm zu helfen, Brod — zeigen wollte. Nein, entweder gib ihm das Brod wirklich zu essen, oder spare dir auch das Zeigen, das den Aermsten nur noch tiefer bekümmern kann. Es ist nun leicht nachzuweisen, daß die Bedrückung der Börsen und Banken nur ein gezeigtes Brod für die Hungernden ist. Wie ein wirklich zu essendes Brot zu haben ist, das kann hier natürlich nur ganz kurz angedeutet werden: kein Communismus, auch keine Bodenverstaatlichung

nach Flürschein oder George, aber Recht auf Arbeit für jeden lebendigen Menschen, und Festsetzung eines äußersten Maximums der privaten Millionenaufspeicherung. Ansammlung eines Staatsschatzes, der in ersten Hypotheken (frei nach Angebot und Nachfrage) sichergelegt wird, und aus dessen Renten alle Staatsausgaben bestritten werden, so daß alle Jahreseinkommen unter 5000 Mark steuerfrei sind, und alle Grundsteuern, Gewerbesteuern, Gebäudesteuern aufgehoben werden! Auf ein solches Programm läßt sich sicherlich eine große Partei gründen. Nicht das zweischneidige Verbot von Frauen- und Kinderarbeit, sondern directe Unterstützung aller Frauen und Kinder aus den Staatseinkünften, aber ohne alle Bettelei oder „Wohlthätigkeit", und mit völlig freier Verfügung, ohne staatliche Kindererziehung, ohne Frauenkasernen oder ähnliche sozialdemokratische Zukunftshäuser. Ungemüthlich ist dabei nur die Uebergangszeit von einigen Wochen. Aber wenn man zum Bessern will, so ist eben der Uebergang und Anfang unvermeidlich. Wer den Splitter aus dem Fleische los sein will, muß einen herzhaften schmerzhaften Ruck thun. Für die Großkapitalisten, die in das Ausland fliehen wollen, um den Staat um die Steuer zu betrügen, muß das Standrecht verkündet werden, aber selbst diese Sache ist nicht ganz so schlimm. Denn das Kapital ruht im Bodenbesitz, und den kann niemand über die Grenze schmuggeln. Das Baargeld ist kaum der Rede werth.

Gegen den Börsenschwindel läßt sich höchstens das eine ausrichten, daß man die Verführung der wirthschaftlichen Unschuld verhütet. Zu diesem Zwecke muß in den Volksschulen ein praktischer und objectiver Unterricht über das Börsenwesen ertheilt werden. Die heutigen Lehrer haben natürlich kaum eine Ahnung davon. Auch die Zeitungen thun heute sehr wenig, die einen wissen selbst nichts ordentliches darüber, die anderen, die Bescheid wissen, schweigen aus guten Gründen oder sagen nicht die Wahrheit, die sie wissen, — andere wieder behandeln die Sache feuilletonistisch, zur Unterhaltung ohne Belehrung.

Zwei Hauptvorwürfe werden der Börse gemacht. Erstens soll der börsenspielende Mittelstand seine Gelder dort verspielen, zweitens sollen die „Kurstreibereien" der börsianischen Zwischenhändler die Lebensmittel vertheuern. Beide Vorwürfe aber widersprechen einander ebenso, wie die Ausreden, die ein undankbarer Topfleiher einst gemacht haben soll, nämlich daß erstens der Topf schon beim Empfang beschädigt gewesen sei, und daß zweitens der Topf bei der Rückgabe noch völlig — unbeschädigt gewesen sei.

Man denke sich, der Roggenbauer verkaufe seinen Kornüberschuß nicht direct an den consumirenden Städter, sondern an einen zwischenhandelnden Großkaufmann, der das Korn einige Monate „festhält". Entweder steigt nun der Preis oder er fällt, beides zugleich ist offenbar unmöglich. Wenn der Preis steigt, so verdient der Händler, während das Lebensmittel vertheuert ist, Bauer und Städter verlieren die „Differenz", die der Kaufmann gewann. Sinkt aber der Preis, so verliert der Kaufmann die Differenz, der Bauer hat Vortheil durch einen hohen Verkaufspreis, der Städter hat auch Vortheil durch seinen billigen Einkaufspreis, beide können also keinen sehnlicheren Wunsch hegen als den, alljährlich einen so guten Zwischenhändler zu finden.

Arbeitet nun der Kaufmann zusammen mit Privatkundschaft (sog. Outsidern), so bleibt die Sache im Grunde dieselbe. Der Privatkunde ist nur ein Zwischenhändler ohne Geschäftskunde. Wenn er verliert, so verbilligt er die Lebensmittel. Wenn er aber die Lebensmittel vertheuert, so gewinnt er!

Nun bleibt die große Frage, unter welchen Umständen ein Privatmann einen Theil seines Geldes in der Börse „arbeiten" lassen soll, und wenn unter keinen, warum er es unter keinen Umständen thun soll. Die Frage ist sehr schwierig oder sehr einfach, je nachdem man es nimmt. Bevor man das Gegentheil klar eingesehen hat, wird man auch fest überzeugt sein, daß man sich à la Münchhausen an seinem Zopfe in die Höhe heben kann. Noch besser ist folgendes Beispiel: auf Glatteis kommt man nicht aus der Stelle, — sobald man den linken Fuß vorsetzt, rutscht der rechte von selbst um gleichviel nach rückwärts. Das will erst niemand glauben, aber jeder glaubt es, nachdem er es selbst erlebt hat.

Der gröbste Fehler ist am leichtesten zu entdecken. Es gehört eine glücklicherweise seltene Kurzsichtigkeit dazu, um zu glauben, daß man Papiere mit recht hohen Dividenden kaufen müsse. Offenbar ist es einerlei, ob ein Papier acht oder vier oder zwei Procent Dividende abwirft, da eben nur das vierprocentige auf pari steht, das erste auf 200, das letzte auf 50. Doch man lache nicht zu früh, denn oft genug wird gelegentlich geredet und gedruckt von „sündhaft hohen" Dividenden an Actionäre, wobei ganz vergessen wird, daß ich mit zehn oder zwanzig Procent sehr schlechte Geschäfte machen kann, wenn ich meine Actie zu 800 oder 900 kaufen mußte.

Von diesem gröbsten Fehler sollte jede verständige Belehrung ausgehen, weil alle anderen Fehler im Grunde genommen nur diesen einen in versteckterer Weise wiederholen und variiren. Ferner zeigt aber jener Fehler gerade das Segensreiche der Börse. Denn wenn ein Unternehmen sehr zurückgeht, so können sich die ersten Unternehmer durch Verkauf zurückziehen, und haben dann einen noch größeren Verlust nicht mehr zu befürchten. Die Käufer dagegen haben billig gekauft, und haben also von weiterem Rückgang keinen zu großen Nachtheil, aber von jeder geringsten Erholung schon Vortheil. Ist umgekehrt ein Unternehmen sehr in Blüthe gekommen, so daß die Actie statt vier Procent acht gibt, so kann der erste Unternehmer, so bald er will, seinen Gewinn in Sicherheit bringen, indem er die Actie zu 200 verkauft. Die neuen Unternehmer beziehen dann keine sündhaft hohe Rente, sondern nur nach dem gewöhnlichen Durchschnittszinsfuß. Erst ein noch weiteres Aufblühen des Unternehmens bringt wirkliche Vortheile. So kann offenbar ein Actionär mit ein Procent Jahresdividende viel günstiger dastehen als ein anderer mit zehn Procent.

Haben aber zwei Papiere trotz gleichen Kurswerthes verschiedene Procente, so ist das höher rentirende im Allgemeinen stets das weniger sichere, d. h. es droht den Verlust des Kapitales um so mehr, je höher seine Procente sind. Daher ist das Papier mit dem niedersten Zinsfuß stets vorzuziehen von einem denkenden Kleinkapitalisten, weil die Sicherheit des Kapitales wichtiger ist als die Höhe der Zinsen. Schon an den Hypotheken kann man das sehen, die erste gibt weniger Zinsen als die fünfte, die fünfte weniger als die zehnte, und darum ist die erste besser und günstiger als die zehnte.

Wenn nun aber die Papiere, wenn Roggen, Kohlen, Kaffee u. s. w. sinken und steigen, wenn der Markt „aufgeregt" ist, dann werden auch die sonst nüchternen Sachverständigen und Wetterkundigen nervös, und es kostet Mühe, das ruhige Blut zu bewahren. Da ist man gerade mitten in einer fieberhaften Hausse. Man braucht nur zuzugreifen, man braucht nur zu sagen „ich kaufe", um binnen fünf Minuten um Tausende schwerer zu werden, — scheinbar, scheinbar! Wer das glaubt, der versteht eben das A-B-C der Börse noch nicht, denn das ist ja eben gerade das allererste Axion, das A und O aller Börsenthätigkeit, daß sie den wahrscheinlichsten Preis der absehbaren Zukunft schon in den gegenwärtigen Augenblick hineinrückt! Darin liegt wieder ihr großer Segen, denn alle Stoffe, die voraussichtlich in Zukunft selten, theuer, nöthig werden, alle die werden schon heute theuer, und folglich — muß sich jeder im Verbrauche derselben möglichst einschränken.

Also jede Hausse ist in jedem einzelnen Augenblick im Begriffe aufzuhören, ebenso natürlich auch jede Baisse. Niemals, niemals hat man die geringste Aussicht, eher einen Pfennig zu gewinnen als zu verlieren. Nachher natürlich kann jeder leicht sagen, in welchem Augenblick er am günstigsten kaufen und verkaufen konnte. Also genau wie in der Lotterie. Vorher ist ein Aussuchen eines bestimmten Loses einfach sinnlos, alle sind gleich gut oder schlecht, — nachher aber weiß eben jeder, auf welche Nummer das große Los gefallen ist.

Daraus kann man wieder ermessen, wie unendlich thöricht einzelne Zeitungen handeln, wenn sie bei einzelnen Papieren zurathen oder abrathen. Wenn man wirklich zurathen kann,

so ist es zu spät dazu, denn das Papier steht dann so hoch, daß kein Geschäft dabei zu machen ist. Wenn man wirklich abrathen kann, oder zum Verkauf eines faulen Papieres rathen kann, so ist es allemal zu spät dazu, denn das Papier ist dann schon so im Kurse gestürzt, daß alles, was verloren werden konnte, schon verloren ist, d. h. durch den Verkauf des Papieres endgültig verloren gegeben wird.

Das klingt nun freilich sehr traurig, wenn man räth: halte dich überhaupt von allen Börsengeschäften fern, und wenn du Papiere hast, so verkaufe sie bald, mögen sie hoch oder tief stehen, mögen sie augenblicklich steigen oder fallen, mögest du schon viel daran verdient oder viel daran verloren haben. Und kaufe dir sichere Staatspapiere mit möglichst — niedrigem Zinsfuß. Sind dir aber diese Zinsen nicht genug, so — arbeite! — Dieser Rath ist wenig verlockend, aber es ist der beste.

Aber — wird man einwenden — was soll denn aus Handel und Wandel werden, wenn Niemand mehr kaufen und verkaufen will, was soll aus den Unternehmungen werden, wenn der Unternehmungsgeist sich von ihnen zurückziehen will?

Antwort: viele Unternehmungen werden einfach unterbleiben, und Niemand wird Schaden haben, wenn so das Nationalvermögen vor Vergeudung in aussichtslosen Arbeiten bewahrt bleibt. Die vernünftigen Unternehmungen aber werden stets auf die einzelnen Kreise der Fachkenner beschränkt bleiben. Und ein Kenner, der das voraussehen kann, was außer ihm kein Anderer, oder mit ihm nur wenig Andere, der kann allerdings mit Aussicht auf Erfolg spekuliren, weil eben die Marktpreise seinen Berechnungen nicht gleich folgen können. Da redet man viel von „Befähigungsnachweis". Der kommt, wie man sieht, ganz von selbst, indem nur der Sachverständige Aussicht hat, bei Spekulationen, die in sein Fachgebiet gehören, etwas zu verdienen.

Da nun auf der Börse immer einige Leute sind, die in Folge ihrer besonderen Kenntnisse fast regelmäßig verdienen, die sich aber im eigenen Interesse sehr hüten, ihre Geschäftsgeheimnisse weiter zu verrathen, so folgt daraus, daß bei so geschickten Gegnern das Publikum nicht nur ebenso verlieren als gewinnen kann, sondern mit Wahrscheinlichkeit verlieren muß! Es ist kein bloßes Würfelspiel, sondern etwa ein Skatspiel eines Neulings gegen einen erfahrenen Spieler.

Aber selbst bei wirklich erfolgversprechenden Unternehmungen sollte man nie die nöthige Vorsicht vergessen, d. h. immer nur einen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil seiner Gelder hineinstecken, niemals aber „Alles auf eine Karte setzen", und scheine die Sache auch noch so verlockend. In dieser Beziehung gibt es wieder viel Interessantes zu berichten. Man kann der Deutlichkeit halber vom Häuser- oder Grundstückskauf ausgehen. Wenn man z. B. 50,000 Mark hat, so ist es das Vorsichtigste, diese als erste Hypothek in ein Grundstück von 100,000 Mark Werth zu stecken. Ein weniger Vorsichtiger würde sich ein Grundstück (von gerade 50,000 Mark) kaufen. Ein Waghals aber kauft sich für 500,000 Mark Grundstücke und läßt darauf 450,000 Mark Hypotheken stehen. Im letzten Falle kann zwar durch eine kleine Wertherhöhung des Bodens in der betreffenden Gegend viel verdient werden, es kann aber auch Alles verloren gehen, wenn der Boden im Werthe sinkt. Wie ungünstig aber diese Lage ist, das sieht man erst so recht, wenn man den Fall in's Auge faßt, wo der Werth hin und her schwankt, etwa von 500,000 auf 450,000 sinkt, um dann auf 550,000 zu steigen. In diesem Falle muß der Besitzer verkaufen bei 450,000, und verliert so sein ganzes Vermögen trotz der großen Steigerung, die im Ganzen genommen erfolgt.

Ganz entsprechend liegt die Sache auch bei Börsenspekulationen. Man gebe keine Depots zur Deckung und verlasse sich nicht auf Nachschüsse, sondern man zahle den vollen Werth des Papiers, und kaufe so wenig, daß doch kein erheblicher Theil des Vermögens hinein gesteckt wird. Dann wird man von allen kleineren Schwankungen völlig unabhängig. Man verkauft, wenn man will, aber nicht, wenn man muß!

Ein sicheres Mittel aber, um das ganze Vermögen in kürzester Zeit zu verspekuliren, ist folgendes: man nehme alle Gelder, die man hat, und benutze sie zur „Deckung" eines 10- oder 20fachen Betrages von Actien.

Wie thöricht aber ist es, sich gegen die „Differenz"-Geschäfte im Allgemeinen zu ereifern. Das Differenzgeschäft zeigt nur das in völliger Reinheit, was jedem Geschäft an sich schon von Natur innewohnt. Man müßte dann verbieten, daß überhaupt einer etwas kauft, um es weiter zu verkaufen, denn allemal kommt da eine „Differenz" dazwischen. Meint man aber, der Zwischenhändler verdiene so heidenmäßig viel Geld, so werde man doch schleunigst Zwischenhändler, nichts liegt im Wege!

Selbst der directe Kauf des Consumenten bleibt immer ein Differenzgeschäft. Z. B. die Kohlen im Winter kann man unmöglich täglich einkaufen. Jeder kauft entweder monatlich, oder gleich im Herbst den ganzen Bedarf für das Winterhalbjahr. Dann macht man aber, ob man wolle oder nicht, unter allen Umständen Differenzgeschäfte. Denn wer gleich Alles kauft, verliert offenbar bei später sinkendem, gewinnt bei steigendem Preise. Wer monatlich kauft, verliert bei steigendem, gewinnt bei sinkendem Preise.

Angenommen, ein Zwischenhändler verdient jährlich 10,000 Mark, das ist viel Geld! Aber ein x-facher Millionär verdient ja jährlich 40,000, 400,000, 4, ja 40 Millionen Mark ohne das geringste Risiko! Wo liegt denn also die offenbare Ungerechtigkeit, im Zwischenhandel oder beim Großkapitalismus? Der Zins an sich ist kein Unrecht, so lange ihn Jeder gleichmäßig genießt. Daher sind alle Zinsverbote unsinnig, und auch alle Wuchergesetze sind höchst unpraktisch und unwirksam, ja sogar schädlich für die, denen sie nützen sollen. Aber der Zins wird zum schreienden Nothstand, wenn ihn der Zehrstand nur empfängt, und der Nährstand ihn immer nur abzuliefern hat.

Bevor man nicht im Großen die Gerechtigkeit herstellt, kann das Herumkramen in tausend Kleinigkeiten gar nichts bewirken als Zeitverschwendung. Nicht die Börse, sondern der Großkapitalismus ist die Wurzel des Uebels. Die kleinen Kapitalisten werden von den großen aufgesogen — ob dies nun auf der Börse geschieht, oder auf anderen Wegen, ob öffentlichen oder heimlichen, daran kann uns sehr wenig gelegen sein. Nur an seiner Wurzel kann dieses Unkraut angegriffen werden. Bisher legte man alle Steuern auf das Einkommen, aber nicht auf das Kapital. Man behauptet, Kapitalsteuern wirkten wie „Confiscationen"! Wirklich unbezahlbar — als ob eine Steuer vom Einkommen nicht genau dieselbe Confiscation wäre — weg ist eben weg, und daran ist nicht zu rütteln. In Zukunft sollte man umgekehrt nur das Kapital besteuern, und das Einkommen frei lassen. Und zwar sollte die Kapitalsteuer gerade gleich der durchschnittlichen Zinshöhe sein. Dann ist das Zinsnehmen nicht verboten, sondern es sind vielmehr Alle gezwungen, erst recht Zinsen zu nehmen, um die Steuer bezahlen zu können. Aber der Zinsfuß kann nicht hoch steigen, weil der Staat selbst sein Kapital anbietet und so auf den Marktpreis der Hypotheken drückt. Kleine Rentner sind aber frei zu lassen, auch kleine Aussteuern für Kinder sind zu begünstigen.

Wir wollen Alle kleine Rentiers werden, darum dürfen wir eben keine Rothschilde unter uns dulden, die uns Alle auffaugen. Rothschild aber holt sich seine eigentlichen Haupternten nicht auf den Börsen, sondern auf dem Hypothekenmarkte. Daher ist dieser unter den heutigen Verhältnissen ein viel schlimmerer „Giftbaum" als die Börse. Es hat sogar an scharfsinnigen Vorschlägen nicht gefehlt, die Hypothekenbücher zu schließen, allen Realcredit zu streichen, und nur noch Personalcredit zuzulassen. Alles zwar sehr scharfsinnig, auch durchführbar, aber doch durch und durch unpraktisch, weil es nicht zu dem erwünschten Ziele hinführt, zur Erlösung vom Großkapitalismus. Die Börse kann der Staat nicht erobern (ohne Communismus), wohl aber den Hypothekenmarkt. Und

er muß es, weil der Großkapitalismus sich sehr schlecht bewährt hat, weil er das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hat, und Deutschland zu einem armen Lande gemacht hat. Ein paar tausend mehrfache Millionäre machen den Kohl nicht fett — ja, wenn wir Millionen Millionäre im Lande hätten, dann wäre die Sache anders.

Zur Auslieferung von Verbrechern.*)

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Von einigen Mitgliedern der deutsch-freisinnigen Partei wurde bei der Berathung des Etats des Reichsjustizamtes der Antrag gestellt, den Reichskanzler um die Vorlegung eines Gesetzentwurfes zu ersuchen, welcher die Auslieferung flüchtiger Personen einheitlich für das ganze Reich regelt; dieser Antrag entsprach einem unleugbaren Bedürfniß und der Erlaß eines Reichsgesetzes über die Auslieferung darf aus verschiedenen Gründen als ein wesentlicher Fortschritt der Rechtsbildung bezeichnet werden. Auslieferungsgesetze besitzen seit längerer oder kürzerer Zeit verschiedene europäische und außereuropäische Staaten; der erste Staat, welcher das Auslieferungsrecht gesetzlich regelte, war Belgien, es folgten die Niederlande, Luxemburg, Großbritannien, Kanada und die Argentinischen Freistaaten; in den jüngsten Monaten ist auch die Schweiz zu ihnen hinzugetreten. In Oesterreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehen zwar keine die ganze Materie in erschöpfender Weise regelnden Gesetze, doch sind einzelne besonders wichtige Punkte gesetzlich geregelt. In Deutschland dagegen beruht das Auslieferungsrecht auf Staatsverträgen, zahlreichen Verordnungen und Gewohnheitsrecht, die einzige gesetzliche Vorschrift enthält § 9 des Reichsstrafgesetzbuches, welcher die Auslieferung Deutscher schlechthin verbietet. Die Völkerrechtswissenschaft ist nun in den letzten Jahren mehr und mehr dahin gekommen, den Erlaß eines Auslieferungsgesetzes warm zu befürworten, und in der That kann auch nicht verkannt werden, daß die gesetzliche Regelung sowohl der materiellen wie der formellen, bei der Auslieferung einer Person in Betracht kommenden Punkte große Vortheile bietet. Die gesetzliche Regulirung der Voraussetzungen, unter welchen die Auslieferung bewilligt werden kann, sowie des Umfanges, in welchem dieselbe stattfindet, bürgt dafür, daß das Auslieferungsrecht nicht von politischen Rücksichten und Erwägungen beeinflußt werde, sie bietet eine Sicherheit dafür, daß nicht durch den einen oder anderen Staat einer auswärtigen Macht Zugeständnisse eingeräumt werden, welche nur als höchst bedauerliche Rückschritte angesehen werden können. Wäre in Deutschland im Jahre 1885 schon ein Auslieferungsgesetz erlassen gewesen, so hätte weder Preußen noch Bayern die bekannte, in der völkerrechtlichen Literatur einstimmig getadelte Abmachung mit Rußland treffen können, durch welche der alte Grundsatz des Völkerrechtes, daß wegen politischer Vergehen eine Auslieferung nicht stattfindet, in höchst bedenklicher Weise durchbrochen wird. Die Reichsgesetzgebung hat die Aufgabe, der etwa vorhandenen Neigung einzelner Bundesstaaten, Auslieferungen in weiterem Umfange zu bewilligen, als dies nach Maßgabe des heutigen Standes des Völkerrechtes statthaft ist, einen Riegel vorzuschieben, und je eher dies geschieht, um so vortheilhafter wird es für die internationale Rechtshülfe sein.

Die Grundlage, von welcher aus das Gesetz die Materie zu behandeln hat, steht fest, zunächst kann kein Zweifel darüber obwalten, daß wegen rein politischer Delikte eine Auslieferung niemals gewährt werden darf; soweit von einzelnen Staaten Verträge abgeschlossen worden sind, welche diesen Grundsatz nicht vollinhaltlich anerkennen, werden dieselben gekündigt werden müssen; sodann aber wird bezüglich der zu einem politischen Zwecke begangenen oder aus einem politischen Beweggrund hervorgegangenen gemeinen Delikte, entsprechend dem neuen schweizerischen Gesetze, die Auslieferung dann als zulässig zu bezeichnen sein, wenn die Strafthat vorwiegend den Charakter eines gemeinen Verbrechens besitzt; überwiegt dagegen der politische Charakter, so darf die Auslieferung nicht stattfinden. Hiernach würde die Auslieferung eines Nihilisten, welcher den Eisenbahnzug, in welchem der russische Kaiser fährt, in die Luft zu sprengen versucht, um den Kaiser zu tödten, ein Hinderniß nicht im Wege stehen, wogegen die Auslieferung eines Nihilisten, welcher in Wort oder Schrift die Bevölkerung zur Revolution aufgewiegelt hat, selbst dann unterbleiben müßte, wenn die Aufreizung von Erfolg begleitet gewesen ist. Das Auslieferungsgesetz wird aber nicht nur die materiellen Grundsätze in erschöpfender Weise zu regeln haben, sondern es wird auch der Ordnung des Auslieferungsverfahrens seine volle Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Letzteres ist in Deutschland in höchst unzureichendem Maße geordnet, eine Mitwirkung der Gerichte bei der Auslieferung eines Flüchtigen findet nur in einigen Bundesstaaten und auch hier zumeist nur insoweit statt, als das Gericht mit der Vernehmung desselben und allenfalls auch mit der Erstattung einer gutachtlichen Aeußerung beauftragt wird; die Entscheidung über die Auslieferung erfolgt durch die Ministerien, in Preußen durch den Justizminister, Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, die Prüfung des Gesuchs durch die Verwaltungsbehörden und die Staatsanwaltschaften. In England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika unterliegt dagegen die Prüfung der Schuldfrage der Entscheidung der Gerichte, welche der Art für die Verwaltung bindend ist, daß die Auslieferung einer Person nicht verfügt werden darf, wenn das Gericht sie als unzulässig bezeichnet. Eine Mitwirkung der Gerichte ist zum Schutze der flüchtigen Personen und zur Wahrung der Grundsätze des Auslieferungsrechtes dringend geboten, die durchaus unabhängigen Gerichte werden durchaus keinen Anstand nehmen, eine Auslieferung auch dann zu verweigern, wenn zu erwarten ist, daß die Verweigerung den Staat, welcher dieselbe begehrt hat, verstimmen werde; die Verwaltungsbehörden sind dagegen den politischen Strömungen und Einflüssen in weit höherem Maße unterworfen und werden bei zweifelhaften Fällen gerne geneigt sein, den politischen Rücksichten Rechnung zu tragen. Bedürfte es eines Beweises für diese Behauptung, so könnte derselbe in ausgiebigstem Maße durch einen Hinweis auf die Auslieferungen geführt werden, welche man Seitens Frankreichs in den letzten Jahren der russischen Regierung bewilligt hat; die Begeisterung für das Moskowiterthum, welche sich mit der Vertheidigung der Menschenrechte in der Praxis so trefflich verträgt, hat es zu Stande gebracht, daß man in Frankreich russische Flüchtlinge ausliefert, welchen lediglich ein politisches Delikt zur Last fiel.

Die Rechtslehre der Gegenwart verlangt mit Entschiedenheit, daß die Entscheidung über das Vorhandensein der Voraussetzungen, von welchen die Bewilligung des Auslieferungsgesuchs abhängig ist, den Gerichten zugewiesen werde, in diesem Sinne hat sich bereits der sechzehnte deutsche Juristentag ausgesprochen und die Reichsgesetzgebung wird diesem Verlangen entsprechen müssen. Es entspricht den gegebenen Verhältnissen am besten, wenn die betreffende Entscheidung dem Reichsgericht übertragen wird; durch diese Regelung kann sich eine einheitliche Praxis bilden und die Stellung des obersten Gerichts bürgt auch dafür, daß die zu erlassenden Entscheidungen von jeder politischen Rücksicht frei bleiben. Erklärt das Reichsgericht die Auslieferung für unzulässig, so ist die Regierung schlechthin gebunden, bejaht es dagegen die Statthaftigkeit, so muß trotzdem der Regierung noch das Recht zustehen, aus internationalen oder politischen Gründen die Auslieferung zu versagen. Von untergeordneter Bedeutung ist es, ob man die Bewilligung bezw. Versagung ausschließlich dem Reichskanzler oder den einzelnen Bundesregierungen überlassen will, wir würden uns für eine Centralisirung und somit für die Ueberweisung der Bewilligungen an den verantwortlichen Leiter der Reichspolitik aussprechen. Von Wichtigkeit ist es dagegen noch, daß in dem Gesetze die Auslieferung unter allen Umständen

*) Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

davon abhängig gemacht wird, daß gegen den Auszuliefernden nur ein geordnetes gerichtliches Verfahren eingeleitet werde, auf dieser Forderung muß insbesondere um deswillen bestanden werden, weil in Rußland das jedem Rechtsbegriffe Hohn sprechende administrative Verschickungsverfahren in Geltung steht, das aller Wahrscheinlichkeit nach auch gegen ausgelieferte Flüchtlinge zur Anwendung gebracht wird; es liegt aber auf der Hand, daß ein Culturstaat sich nicht dazu hergeben darf, der russischen Barbarei Schergen- und Sbirrendienste zu leisten; gibt die russische Regierung keine ausreichende Versicherung, daß eine administrative Verschickung nicht stattfindet, so kann eine Auslieferung an sie nicht bewilligt werden.

Wenn das Reich ein Auslieferungsgesetz erläßt, das diesem Inhalte entspricht, so wird die internationale Rechtsbildung um ein werthvolles Stück bereichert, so wird dafür gesorgt sein, daß einerseits die internationale Rechtshülfe in dem gebotenen Umfange gewährt werde, andererseits aber der Asylschutz, so weit er berechtigt ist, aufrecht erhalten bleibt. Es ist deshalb sehr zu bedauern, daß der Reichstag den Antrag des Abgeordneten von Bar, für welchen auch die nationalliberale Partei eintrat, nicht annahm.

Literatur und Kunst.

Hertzka's individualistischer Sozialismus.

Wie in früheren Jahrhunderten die Religion, die Literatur, manchmal sogar die Philosophie, so ist es jetzt die Volkswirthschaft, um die sich das Interesse der weitesten Kreise dreht. Es ist nicht zu leugnen, daß die letzten Jahrzehnte eine ganz neue Phase der Entwickelung auf volkswirthschaftlichem Gebiete angebahnt haben. Eine Stufe löst die andere ab in so rascher Reihenfolge, daß es dem aufmerksamen Beobachter oft schwer wird zu folgen.

Die Staats- und Sozialwissenschaften haben sich immer mehr den Fesseln der englischen Theorien entrafft. Eine Reihe der glänzendsten Namen, wie Roscher, List, Lorenz von Stein, Schmoller, Schäffle, Wagner u. a. m. erheben die deutsche Nationalökonomie zur vornehmsten und gediegensten Vertreterin dieser Wissenschaft, und der Fluß der Entwickelung scheint noch lange nicht abgeschnitten zu sein. Die Anschauungen über das Wesen und die Aufgaben des Staates gehen in fast unendlicher Mannigfaltigkeit auseinander, aber es ist deutlich zu erkennen, daß alle diejenigen Denker, welche der Gegenwart näher stehen, die sozialpolitische Seite des Staatswesens am schärfsten in's Auge fassen und anfangen, die Hauptfunction des Staates in die Lösung der volkswirthschaftlichen Fragen zu setzen. Während noch in der Mitte des Jahrhunderts die Auffassung überwog, daß der Staat vor allem dazu berufen sei, das Eigenthum des Einzelnen zu schützen, wodurch nothwendig eine Bevorzugung der besitzenden Klassen geschaffen wurde, bemächtigte sich der neueren Schulen immer mehr der demokratische Gedanke, daß der Staat vor allem dazu da sei, dem Einzelnen eine gewisse wirthschaftliche Gleichberechtigung zu gewährleisten. Dieser Gedanke ist nicht nur der Sozialdemokratie eigen. Nichts wäre verkehrter, als dieser Partei die Palme des Ruhmes zuzuerkennen, weil sie die erste gewesen sei, praktische Forderungen aufzustellen. Zwar ist das Ausmaß der volkswirthschaftlichen Gleichberechtigung je nach dem Standpunkt, den die verschiedenen Nationalökonomen einnehmen, ein sehr verschiedenes, ebenso der Antheil, welcher dem Staat als Hülfeleistung zufällt, aber diese Theorien sind doch himmelweit verschieden von jener dogmatischen Sicherheit der Engländer, die eine Besserung der volkswirthschaftlichen Zustände als feststehenden Gesetzen widersprechend einfach für unmöglich ansahen und eine Perpetuirung, wenn nicht gar eine Verschlimmerung für die einzige Zukunftsaussicht erklärten. Selbst den orthodoxesten Nationalökonomen beginnt das Bewußtsein aufzugehen, daß die individualistische Schule sich überlebt hat, und die Volkswirthschaft neue Wege einschlagen muß, wenn sie dem Geiste der Zeit und den Culturaufgaben der Zukunft gewachsen sein soll.

Unter denjenigen, die sich in dem letzten Jahrzehnt einen größeren Anhängerkreis zu erwerben gewußt haben, nimmt der Wiener Nationalökonom Dr. Theodor Hertzka eine hervorragende Stellung ein, nicht so sehr durch die Originalität seiner Gedanken, als durch die Art und Weise, in welcher er denselben Nachdruck zu geben weiß. Er hat sich die Aufgabe gestellt, die Lösung der sozialistischen Probleme vom individualistischen, freihändlerischen Standpunkte aus zu versuchen. Hervorgegangen aus den Reihen des wirthschaftlichen Liberalismus, ist er doch zum Feind des Bestehenden und zum beredten Anwalt für eine Neuorganisation der gesammten Arbeit geworden. Neuerdings hat Hertzka wieder eine kleinere Broschüre „Sozialdemokratie und Sozialliberalismus" betitelt (Leipzig und Dresden bei E. Pierson) erscheinen lassen, die uns Veranlassung gibt, näher auf diesen Schriftsteller und dessen bedeutendstes Werk „Die Gesetze der sozialen Entwickelung" (Leipzig, Duncker und Humblot) einzugehen. Die bekannteste Schrift Hertzka's „Freiland, ein soziales Zukunftsbild", bildet den Uebergang in die agitatorische Thätigkeit und hat in gewisser Weise Schule gemacht. Vor allem ist es die an Stamm und Henry George sich anlehnende, von Michael Flürscheim geleitete Partei der Bodenreformer, die sich sozusagen mit Hertzka fusionirt hat und ihre Ideen in einer eigenen Zeitschrift, „Freiland", zum Ausdruck zu bringen sucht.

Verschieden von den Sozialdemokraten will Hertzka das Privatkapital, sowie das Geld als Tauschmittel beibehalten, und seine Vorschläge gehen lediglich dahin, die seiner Ansicht nach nur im Großbetrieb konkurrenzfähige Arbeit zu vergesellschaften, damit dem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit zufalle. Zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung legt Hertzka eine aus statistischem Material zusammengesetzte Aufstellung vor, wonach berechnet ist, was für ein Aufwand von Arbeitskräften und Zeit, natürlich im großartigsten, auf alle Zweige ausgedehnten Großbetrieb, nothwendig sei, um die Bedürfnisse der Bevölkerung Oesterreichs zu decken. Mit Einschluß des Luxusbedarfs hat danach jeder arbeitsfähige Mann im Jahre nur 60 Tage zu arbeiten. Rechnet man die Frauen- und Kinderarbeit hinzu, so stellt sich die jährliche Arbeitsleistung natürlich noch bedeutend niedriger. Nur 20 Procent aller Arbeitsfähigen sind es also, welche die ganze Arbeitsleistung für die Gesammtheit verrichten könnten, wenn die Arbeit richtig organisirt wäre. Hertzka stellt nun selbst die Frage auf: Welcher Abgrund verschlingt den Produktionsüberschuß? Es wäre in der That nicht einzusehen, warum irgend eine Regierung bei dem jetzigen System bliebe, wenn das Mißverhältniß zwischen nothwendiger und thatsächlich geleisteter Arbeit ein so großes wäre, wie Hertzka annimmt, welcher die Hauptschuld daran nicht dem Kapitalismus als solchem in die Schuhe schiebt, sondern dem Unternehmergewinn im Zusammenhang mit der Grundrente einerseits und der mangelhaft organisirten Arbeit andererseits. Der Unternehmergewinn nebst der Grundrente verhindert durch die Anhäufung des Geldes in wenigen Händen die Ausbreitung des Consums, da die Einzelnen sinnlos verschwenden müßten, wenn sie ihre großen Einkünfte consumiren wollten; der Zwergbetrieb bei den kleinen Handwerkern und in dem größten Theil der Landwirthschaft die volle Ausnützung menschlicher Arbeitskraft zur höchsten Steigerung der Productivität.

Die Arbeit war zuerst eine freie, aber unorganisirte, dann eine unfreie, aber organisirte und muß jetzt eine freie, organisirte werden, wenn anders die Menschheit ihrer Bestimmung gerecht werden soll, so argumentirt Hertzka. Die Ausbeutung war in den früheren Stadien menschlicher Entwickelung nothwendig, um die Arbeit zu organisiren, wodurch sich der Ertrag steigerte. Aber wenn ein Volk soweit gekommen ist, daß der Arbeitsertrag genügen würde, um Jedermann mäßigen Wohlstand und Muße zugleich zu sichern, so hat die

Ausbeutung der Massen zu Gunsten weniger Besitzer keine Berechtigung mehr, sie wird zum Culturhinderniß und muß beseitigt werden.

Hertzka widmet dem Kapital, dem Unternehmergewinn, der Grundrente, der Ueberproduction, dem Arbeitslohn eingehende Untersuchung, präcisirt scharf seine Abweichungen von den orthodoxen Nationalökonomen und kommt schließlich zu der Lassalle'schen Forderung zurück, daß der Staat helfend eingreifen müsse, um der frei vergesellschafteten Arbeit das nöthige Kapital zu leihen, selbst auf die Gefahr hin, daß es zuerst verloren gehe. Doch sei diese Gefahr nicht groß, da die am Unternehmen betheiligten Arbeiter, durch den Eigennutz gestachelt, ihr Bestes einsetzen und sich für die Oberleitung sehr bald die nöthigen Kräfte finden würden, die der Aussicht auf vollen Ertrag ihrer Arbeit gern ihre im Verwaltungsdienst der Unternehmer geschulten Kräfte zur Verfügung stellen würden. Nach Hertzka's Erhebungen bei 38 großen Industrieetablissements Oesterreichs verhält sich der Unternehmergewinn zum Gesammtarbeitslohn im Durchschnitt wie 2, 4 zu 1. Aehnlich ist es nach ihm in der mit Großbetrieb arbeitenden Landwirthschaft. Diese Differenz scheint allerdings ungeheuer. Das Kapital an sich wird auch hier von Hertzka in Schutz genommen. Es ist nicht Schuld daran, daß der Arbeitslohn so gering ist; es ist „ebenso gut wie Arbeit dem Besitzer der Naturkraft tributär, der Concurrenz unterworfen und kann folglich Erträge, die seine Reproductionskosten wesentlich und dauernd übersteigen, nicht behalten, muß sie vielmehr denjenigen überlassen, die als Nutznießer des Bodenmonopols oder als Organisatoren productiver Arbeit ihm sowohl als der Arbeit die Bedingungen vorzuschreiben vermögen, unter welchen sie die Production gestatten bezw. leiten. — Kapital ist zwar eins der wirksamsten Ausbeutungsinstrumente in den Händen des Unternehmers und Grundrentners, an sich aber, von wucherischen Ausnahmen abgesehen, nicht Subject der Ausbeutung." Also soll die von Hertzka geplante Sozialreform an dem Wesen des Kapitals nichts ändern, damit sich jederzeit Menschen finden, die durch den mit dem Kapital verknüpften Nutzen bewogen werden, einen Theil ihres Einkommens zu kapitalisiren, anstatt zu consumiren, damit es nie an der Möglichkeit, neue Productionsmittel zu beschaffen, fehle. Es ist dies aber nicht Sache des Staats, wie bei den Sozialdemokraten, sondern des Einzelnen, womit das Privateigenthum am Kapital also bestätigt wird.

Was nun den Unternehmergewinn anbetrifft, so sagt Hertzka: „Vom Kapitalzinse wie vom Arbeitslohn unterscheidet sich der Gewinn des Arbeitgebers in dem entscheidenden Punkte, daß er nicht nach Maßgabe der vom Arbeitgeber oder Unternehmer geleisteten eigenen, sondern nach Maßgabe der von ihm verwendeten fremden Arbeit bemessen wird, mithin das charakteristische Merkmal der Ausbeutung besitzt." Der Unternehmergewinn ist also schlechthin verwerflich. Zu erwidern ist darauf, daß die Zahl der gut rentirenden Etablissements und Actiengesellschaften großen Stils nur eine geringe Anzahl umfaßt, und daneben eine Menge kleinerer Fabriken und Actiengesellschaften existiren, deren Besitzer von der Hand in den Mund leben, und deren Actien Jahrzehnte lang keine Dividende zahlen. Auf diesen Umstand ist es zurückzuführen, daß die Risikoprämie des Unternehmers so groß bemessen ist. Wäre sie geringer, so fände sich kein Mensch, der bei der Gründung eines neuen Unternehmens Lust hätte, sein Geld einzusetzen. Richtig ist es ja, daß bei vielen älteren Unternehmungen, wo ein langjähriger, als solide bekannter Betrieb den Absatz der Production so ziemlich als gesichert betrachten kann, der Gewinn des Unternehmers ein ebenso müheloser, wie sicherer ist, das Mißverhältniß zwischen ihm und dem Arbeitslohn also sehr auffällig zu Tage tritt. Dagegen ist zu bemerken, daß eine gute Conjunctur zwar den Arbeitslohn erhöht, eine schlechte ihn aber nicht unter das Existenzminimum herabsinken läßt, welches, wie Hertzka zugibt, ein stetig steigendes ist. Nach einer schlechten Conjunctur werden allerdings eine ganze Menge Arbeiter brotlos; nicht das Existenzminimum sinkt, aber der Procentsatz der unbeschäftigten Arbeiter steigt, und das Resultat ist das gleiche. Es ist auch nicht richtig, daß bei kleineren Unternehmungen eine Erhöhung des Arbeitslohnes den Gewinn des Unternehmers durchaus nicht beeinträchtigte. Eine wesentliche Steigerung des Arbeitslohnes würde in sehr vielen Industrien die Productionskosten über dasjenige Maß erhöhen, welches diese Industrien jetzt noch exportfähig macht. Deutschland z. B. würde dadurch seine Stellung auf dem Weltmarkt verlieren. Die Rohmaterialien, wie Baumwolle, Petroleum u. s. w. müssen mit Industrieproducten bezahlt werden. Eine Vertheuerung der Productionskosten würde aber dem Verlust des Exports gleichkommen. Die durch den erhöhten Arbeitslohn gesteigerte Consumkraft des Arbeiters würde wenig nutzen, wenn der Export verloren ginge. Das so häufig angezogene Beispiel der höheren Arbeitslöhne Englands, wodurch die Productivität des Landes sich gesteigert haben soll, ist ein durchaus falsches. England vermochte nur deshalb seine Arbeiter besser zu bezahlen, weil es des Absatzes seiner Industrieproducte im Export, vor allem in seinen Colonien, sicher war. Es ist eben der fundamentale Irrthum Hertzka's, wenn er den Hauptfehler des heutigen Wirthschaftssystems in der mangelhaften Organisation der Arbeit einerseits und der fehlenden Consumkraft der Arbeiter andererseits sieht, anstatt zu begreifen, daß es vorläufig vor allem noch an Kapital fehlt, um eine rationellere Arbeitsvertheilung überall durchzuführen und gemeinnützige Unternehmungen in das Leben zu rufen, an deren Wohlthaten auch die nichtbesitzenden Klassen theilnehmen.

Von viel größerer Schädlichkeit als der Unternehmergewinn ist die Stellung des Zwischenhändlers, die mangelhafte Organisation der Distribution, welche Hertzka merkwürdiger Weise ganz mit Stillschweigen übergeht. Bei den Fortschritten des Transportwesens sind eine ganze Reihe von Stufen des Zwischenhandels überflüssig geworden, die ihre Lebensunfähigkeit aber noch nicht einsehen wollen und es vorziehen, ein kümmerliches Dasein weiter zu fristen, anstatt zu anderen Erwerbszweigen überzugehen. Sie alle gehören zur „industriellen Reservearmee", wie Fr. Engel's zuerst jene in halb gezwungener, halb freiwilliger Unthätigkeit dahinlebenden Massen genannt hat, die in unproductiven Berufen ihre Zeit verzetteln, weil das Angebot von Händen überall die Nachfrage übersteigt. Hertzka schiebt die Schuld ihrer Existenz dem mangelhaft organisirten Productionsbetrieb zu, während sie ohne Zweifel nur eine nothwendige Folge der Anlagen der menschlichen Natur ist, welcher die Indolenz ebenso eigenthümlich ist, wie der Trieb nach Fortschritt. Wie viele Menschen gibt es nicht, welche die angebotene Hülfe verschmähen und lieber in dem gewohnten Elend verharren, anstatt an einem anderen Ort den Versuch zu einem besseren Fortkommen zu machen. Es sind nicht nur die schlesischen Weber, denen man diesen Vorwurf machen muß, sondern oft ganz gebildete, intelligente Menschen, denen es nur an der nöthigen Initiative fehlt. Eine solche Reservearmee wird es stets geben, auch in dem sozialen Staate Hertzka's. Weder die politische Gleichheit und die Gleichheit vor dem Gesetz macht die Menschen einander ähnlich, wie die heutigen Zustände beweisen, noch die wirthschaftliche Gleichheit oder „Gerechtigkeit", wie Hertzka sich lieber ausdrückt. Auch der großen, einheitlich geordneten Arbeitsarmee, muß der Train folgen, in den alle die zurückfallen, denen die rastlose Arbeit der Elitecorps zu viel wird. Nach Hertzka ist es allein die Concurrenz und der Eigennutz, die im Zukunftstaat als Sporn zum Weiterarbeiten wirken. Den segensreichen Nutzen der Concurrenz erkennt er voll und ganz an. Sie hauptsächlich soll den Preis des Products regeln und die Arbeiter durch ihr Walten von den überfüllten, also schlecht bezahlten Associationen hinwegtreiben zu den Mangel an Arbeitern leidenden Industriezweigen. Wohl ist der Eigennutz ein mächtiger Stachel, und die psychologische Einsicht Hertzka's in den Werdegang des Kapitals, sowie des Privateigenthums entspringt weit mehr einer rationellen Erfassung der Menschennatur als die utopischen Annahmen der Sozialdemokraten; aber der Kampf Aller gegen Alle wird durch die von Hertzka angestrebten Productiv-Associationen nicht geändert. Eine Coalition tüchtiger Männer wird es sich auch im Sozial-

staat nicht gefallen lassen, wenn der Ertrag ihrer Arbeit, gerade weil er besonders hoch ist, geschmälert wird durch den Beitritt neuer Genossen, und gegen die Widerspenstigkeit und Faulheit heruntergekommener Genossen gibt es schließlich ebenfalls kein anderes Mittel als den Ausschluß, woraus sich dann ganz von selbst jene perhorrescirte Reservearmee neu bilden würde.

Auch mit der Occupation des verstaatlichten Grund und Bodens, dessen Ertrag dem Bebauer ohne Pachtentgelt gehören soll, wird es seine große Schwierigkeit haben. In der Nähe von Culturcentren und bei günstigen Naturbedingungen wird der Boden außerordentlich gesucht sein, wer aber entscheidet zwischen den streitenden Parteien? Und wer bezahlt die zur allmählichen Ablösung der jetzigen Eigenthümer nöthigen Summen? Es fehlt noch auf lange Zeit hinaus an dem erforderlichen Kapital, um die Institutionen Hertzka's verwirklichen zu helfen, nicht an der Arbeitskraft, das ist richtig. Wäre es möglich, das Kapital zum rationellen Großbetrieb mit einem Schlage zusammenzubringen, so könnte die Productivität ohne Zweifel außerordentlich gesteigert werden, ebenso die Consumkraft durch Erhöhung des Arbeitslohnes; bei Wegfall dieser Voraussetzung stürzt aber das ganze Gebäude Hertzka'scher Reformen in sich zusammen, denn die Vertheilung des Unternehmergewinns und der Grundrente stampft keine neuen Milliarden aus der Erde.

Die Polemik gegen Henry George ist durchaus verfehlt. Eine progressive Besteuerung des Bodens, wie George sie wünscht, so daß dem Besitzer nicht mehr zufällt, als der Ertrag der auf die Bewirthschaftung gewendeten Arbeit und die Zinsen des hineingesteckten Kapitals entspricht weit mehr der Wirklichkeit, als eine allmähliche Amortisation zu Gunsten der Gesammtheit, welche ein ungeheures Kapital erforderte. Zwar meint Hertzka, daß auch hier die von den Fesseln der Ausbeutung befreite Production rasch eine solche Höhe erreichen würde, daß alle aufgewendeten Kosten im Handumdrehen wieder eingebracht seien; aber erst muß doch der Anfang gemacht werden. Hertzka sagt zwar: „Oder fehlt es an Kapital, um die feiernden Hände zur Production auszurüsten? Auch diese Annahme enthält einen inneren Widersinn, denn Arbeit, die so gewaltige Ueberschüsse des Ertrags über den Lohnaufwand ergibt, müßte sich ja das zu ihrem Betrieb erforderliche Kapital selber reproduciren; es kann kein Kapitalmangel herrschen, wenn neun Zehntheile des jeweiligen Arbeitsproductes zur Kapitalisation verfügbar sind. Zudem widerspricht diese Annahme schnurstracks den Thatsachen, denn auch das Kapital sucht theilweise vergeblich nutzbringende Verwerthung, ja es zeigt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Zahl der außer Beschäftigung gesetzten Arbeiter in demselben Verhältniß wächst, in welchem die Verlegenheit der Kapitalisten zunimmt, ihre Kapitalien zu fructificiren." Also eine Risikoprämie für Jedermann, wer nur den Muth hat, sie zu gewinnen! Darin liegt eine entschiedene Uebertreibung, ebenso wie die Ansicht als eine durchaus irrige zu bezeichnen ist, daß das Kapital im Ueberfluß vorhanden sei. Eine Widerlegung dieses Irrthums findet man in der einfachen Thatsache, daß der Zinsfuß noch immer nicht auf Null heruntergegangen ist, was doch der Fall sein müßte, wenn das Angebot die Nachfrage überwöge, und das Kapital nicht mehr wertherzeugend wirke.

Von dem ehernen Lohngesetze scheint Hertzka nichts wissen zu wollen, dennoch ist auch ihm das Existenzminimum das Primäre, die Lohnhöhe das Sekundäre, das stetige Ueberwiegen des Angebots der Grund, daß der Arbeitslohn nicht über das Existenzminimum steigen kann. Der Frage der Uebervölkerung mißt er keine Wichtigkeit bei. Vorläufig denkt er darüber ebenso optimistisch, wie die Sozialdemokraten. Sollte diese Frage in späteren Zeiten einmal acut werden, so hofft er, durch eine Abwälzung der bis dahin von der Gesammtheit geleisteten Erziehungskosten auf den Einzelnen die Vermehrung im Zaum halten zu können. Die Steigerung des Lohnes sei möglich, wenn die „potentielle Production" zur thatsächlichen würde, andererseits steigere wieder die Consumkraft des höher bezahlten Arbeiters die Production, aus diesem circulus vitiosus kommt Hertzka nicht heraus. Die Bedürfnißlosigkeit des Volks erscheint ihm wie den Sozialdemokraten als ein Culturhinderniß. Daß der Consum unter Umständen auch eine Vernichtung der Werthe bedeutet, scheint er nicht zu wissen. Macht er es doch den Unternehmern zum Vorwurf, daß sie ihre großen Einkünfte dem Consum entzögen — allerdings entziehen müßten, wenn sie nicht in unsinnige Verschwendung verfallen wollten — und dadurch die Productivität schädigten. Als ob das kapitalisirte Einkommen nicht reichlich soviel Werthe erzeugte, als wenn es lediglich dem Consum verfiele. An anderen Stellen freilich weiß Hertzka sehr wohl zu unterscheiden zwischen Spartrieb und Verschwendung, kommt er aber auf die Production zu sprechen, so verrennt er sich immer fester in der Ansicht, daß die von ihm geplante Neuorganisation der „frei vergesellschafteten" Arbeit einen solchen ungeheueren Ueberschuß des Ertrags über die darauf verwendeten Productionskosten erzielen würde, daß jede Association wohl im Stande sein würde, sich binnen kurzer Frist ihr eigenes Kapital zu erzeugen, so daß für die Zukunft gesorgt wäre, ohne daß der Einzelne sich im Consum Schranken aufzuerlegen brauche. Wäre dies in der That der Fall, so wäre nicht ersichtlich, warum der Staat nöthig hätte, sein Kapital leihweise herzugeben, um die Productiv-Associationen erst in Gang zu bringen. Wahrscheinlich beziehen diese Auslassungen Hertzka's sich nur auf die Zustände nach Inkrafttreten der Sozialreform, die aller fremden Hülfe entrathen können.

Das Buch ist mit Wärme und Ueberzeugung geschrieben, verräth die gründliche Bildung des Verfassers, ohne sich indes viel mit Literaturnachweis aufzuhalten und erweckt das Interesse des Lesers trotz der mannigfachen Widersprüche in hohem Grade. Durchdrungen von der Unhaltbarkeit des jetzigen Wirthschaftssystems und beseelt von dem festen Glauben, daß eine andere Vertheilung der Arbeit wie des Arbeitsvertrags eine neue Aera nicht allein in wirthschaftlicher, sondern auch in ethischer Hinsicht heraufführen müsse, setzt der Verfasser der „Gesetze der sozialen Entwickelung" seine ganze Kraft ein, um das ihm vorschwebende Ziel so rasch als möglich zu erreichen, und eben dieser Enthusiasmus ist es, der ihm eine so große Gefolgschaft hauptsächlich in Laienkreisen zugeführt hat.

Der Inhalt der neuen Broschüre deckt sich im Wesentlichen mit dem oben Angeführten; bemerkenswerth ist nur eine Auseinandersetzung mit der Ricardo-Marx'schen Werththeorie, die nicht weitläufig genug ausgeführt ist, um allgemein verständlich zu werden. Hertzka bleibt dabei, daß das arbeitslose Einkommen vermieden werden muß und daß der Boden Jedermann zur freien Benutzung freistehen soll. Daß dadurch binnen kurzem eine neue Bodenbesitzvertheilung herauskommen muß, übersieht er. Zwar meint Hertzka, „es werden sich der Landwirthschaft nur insolange Arbeitskräfte zuwenden, bis der Ertrag von landwirthschaftlicher Arbeit sich in's Gleichgewicht mit dem Ertrage anderer Arbeitszweige setzt, und ebenso werden sich auf besserem Boden nicht mehr Arbeiter niederlassen, als sich mit dem Gleichgewicht des auf den Einzelnen entfallenden Ertrages von besserem und schlechterem Boden verträgt", aber ehe die Arbeiter diese erst auf langen Umwegen zu erreichende Erfahrung gemacht haben würden, hätten sie längst die neuen, ihren eigenen Verdienst schmälernden Zuzügler, trotz Freiheit und Gerechtigkeit, fortgejagt, um sich den Besitz des Arbeitsfeldes nicht abjagen zu lassen.

Mit der historischen Continuität wollen alle die in praktische Agitation hineintretenden Vorkämpfer neuer Ideen wenig oder gar nichts zu thun haben. Für die Vergangenheit erkennen sie das Prinzip allenfalls noch an, aber für die Gegenwart sprechen sie dem Bestehenden gar zu gern alle Existenzberechtigung ab. Daß alles Gewordene, auch auf wirthschaftlichem Gebiet, das Product Jahrtausende alter Entwickelungen ist, und die vielen Factoren desselben gar nicht von einander zu trennen sind, übersehen diese Neuerer in dem Fanatismus ihrer Reformwuth, die um jeden Preis schon jetzt eine grundstürzende Aenderung herbeiführen möchten. Auch Hertzka ist von diesem Fehler nicht frei zu sprechen; man hat seine Bedeutung auch weniger in der Systembildung zu suchen, als

darin, daß er die Prinzipien der liberalen Bourgoisie zum Theil auf die neuen Zustände anzuwenden gedenkt und in der einseitigen Ausbildung der Freiheitsidee den nothwendigen Gegensatz bildet zu dem Zwangsstaat der Sozialdemokratie, der bei ihm in sein Gegentheil umschlägt.

A. v. H.

Ein neuer russischer Dichter.

Anton Tschechow.*)

Von Carl Busse.

Man hat Strindberg den einzigen echten Naturalisten genannt, konnte das aber meines Erachtens nur thun, wenn man ihn von Zola ausgehend maß. Läßt man diesen Gradmesser jedoch fallen und setzt man anstatt der bisherigen Erfüllung die ursprüngliche Forderung ein, nämlich die naturalistische Forderung der Wirklichkeitsdichtung, so muß August Strindberg — weniger hinsichtlich seiner allgemein dichterischen, als hinsichtlich seiner rein naturalistischen Bestrebungen — einem jungen Russen weichen, der als neues glänzendes Gestirn am Literaturhimmel seines Vaterlandes vor einiger Zeit aufging. Dieser junge Russe heißt Anton Tschechow, ein Name, den man gut thut, sich schon bei Zeiten einzuprägen, da er in wenigen Jahren neben dem eines Turgeniew, Tolstoi, Dostojewski und Garschin genannt werden dürfte und sich sogar heut schon mit Fug und Recht neben den drei letztgenannten behauptet.

Der große Vorzug, den Tschechow vor so vielen seiner mitstrebenden Landsleute besitzt: er ist nicht der Verfechter irgend einer bestimmten Parteimeinung und huldigt nicht einer vom Kunststandpunkt betrachtet immer engherzigen Tagestendenz. Die Anklageliteratur wird durch seine Schöpfungen nicht vermehrt. Ohne jedes Vorurtheil, jede vorgefaßte Ansicht tritt er an seinen Stoff heran und verfällt deshalb nicht in den nur allzu häufigen Fehler, die Wirklichkeit seiner Tendenz zu liebe zu fälschen oder nur jenes Stoffgebiet auszubeuten, welches ihm Gelegenheit zu tendenziöser Ausgestaltung gibt oder endlich auch, sich in mühsam herbeigezogene Betrachtungen und Auseinandersetzungen zu verlieren. Er schildert vollständig objektiv und wird an Plastik selbst von den größten, dafür berühmten russischen Meistern nicht übertroffen. Seine Beobachtungsgabe ist bewunderungswürdig. Es ist nicht die des Reporters, sondern die des Dichters, der alle für irgend einen seelischen Zustand charakteristischen äußeren Bewegungen sieht, jedes Zucken, jede Miene in dem Gesichte des Menschen wahrnimmt und durch einen entzückenden Reichthum an feinen, selbstbeobachteten Zügen seinen Gestalten erst die volle Körperlichkeit gibt, sie lebendig, plastisch und wirklich macht. Und während merkwürdiger Weise alle zur naturalistischen oder einer Nebenrichtung gehörigen Dichter, den ursprünglichen Forderungen des Naturalismus gerade entgegengesetzt, nicht Alltagsmenschen, sondern Ausnahmenaturen schildern, wie sie ferner in neunundneunzig unter hundert Fällen den vierten Stand bevorzugen oder sich gar auf die Glorifizirung desselben beschränken, sozialistische und pessimistische Anschauungen in allen ihren Dichtungen zu Worte kommen lassen und, mehr Kämpfer, als Künstler, allen conventionellen Lügen den Fehdehandschuh hinwerfen — wählt Tschechow im geraden Gegensatze dazu die denkbar einfachsten Stoffe aus dem Alltagsleben, führt er uns ebenso oft und ebenso sicher in den Palast des Fürsten wie in das Haus des Bürgers oder die Hütte des Arbeiters, ist er in seinen Schöpfungen weder conservativ noch sozialistisch, weder optimistisch, noch pessimistisch, sondern sucht seine einzige Aufgabe darin, das Leben so zu schildern, wie es ist, mit seinen Schatten- und Lichtseiten, seinem Glück und seinem Unglück. Er weiß, daß zu einem guten Gemälde die richtige Vertheilung von Licht und Schatten erforderlich ist. Deshalb nenne ich Tschechow den Naturalisten par excellence. Die Leute, die er zeichnet, haben wir schon alle auf der Straße getroffen, haben ihnen die Hand gedrückt und ihnen guten Tag gesagt, haben mit ihnen zusammen geweint und gelacht, getrauert und getrunken. Wer gar einmal drüben über der Grenze war oder auch nur längere Zeit in den stark polnischen Provinzen gelebt hat, der wird sich staunend und bewundernd vor der Gestaltungs- und Schöpferkraft Tschechow's beugen. Auch ihm wird man sicherlich einst in unserem Vaterlande den unsinnigen Vorwurf des Photographirens machen — mag es sein! Wer so „photographiren" kann ist ein großer, herrlicher Künstler.

Das Alltagsleben gibt, wie gesagt, Tschechow die Stoffe her. Damit besitzt er ein ungeheueres und doch wieder engbegrenztes Gebiet, in dem er König ist. Ungeheuer, weil das Alltagsleben in all seiner Einförmigkeit doch wieder so unendlich mannigfaltig ist, engbegrenzt, weil es uns immer nur Stücke gibt, kein Ganzes, nur Szenen und kein Drama, nur Romankapitel, keinen Roman. Deshalb liegt auch die Hauptstärke unseres Dichters in der Skizze. So viel mir bekannt ist, hat er nie einen Roman geschrieben. Und so stofflich einfach wie das Alltagsleben sind auch seine Skizzen — manchmal fast lächerlich einfach. Der ganze Inhalt kann durch einen einzigen Satz wiedergegeben werden. Nehmen wir z. B. „Wanjka." Ein zu einem Moskauer Schuhmacher in die Lehre gegebener Junge bittet in einem Briefe seinen Großvater, einen Nachtwächter, ihn doch wieder nach Hause zu nehmen, da er von seinem Meister schlecht behandelt werde. Das ist der ganze Stoff, und was hat Tschechow daraus gemacht! Es ist ein kleines, bald humoristisch, bald unsäglich rührend wirkendes Kunstwerk, das uns auf kaum zehn Druckseiten geboten wird, und in dem doch weit mehr echte Menschen anzutreffen sind als in zehn Bänden deutscher Romane. Der alte Nachtwächter, wie er mit dem Dienstmädchen schäkert und sich in die vor Frost klammen Hände haucht, wie er dann seine Schnupftabakdose nach der Reihe dem Dienstmädchen, seinem Hunde Wjun und seinem Hunde Kaschtanka unter die Nase hält und in ein unbeschreibliches Entzücken geräth, wenn sie niesen — von ihm liest man nicht nur, ihn sieht man leibhaftig vor sich stehen in seinen dicken Filzstiefeln und hört ihn lachen mit seinem Greisenlachen, das so sonderbar klingt. Weiter die Skizze „Träume": ein von zwei Polizisten eskortirter besserer Strolch, der, schon todtkrank, von Fischfang, Freiheit und Glück träumt. Ebenso einfach ist der Inhalt von „Drechsler Petrow", von „Die Seelenmesse", „Eine böse That" — überhaupt von allen Skizzen. Es ist manchmal geradezu bewunderswerth, wie weit diese Einfachheit getrieben ist. In „Die Köchin heirathet" gibt es überhaupt nichts anderes, als eben die Heirath der Köchin Pelageja. Da sie weint, will Grischa, „der siebenjährige Knirps", das Kind des Hauses, sie trösten. „Er suchte den größten Apfel in der Vorrathskammer aus, schlich in die Küche, steckte denselben in Pelageja's Hand und lief spornstreichs wieder fort." Man steht bei Tschechow so förmlich vor einem Räthsel. Bei keinem zweiten Dichter hat man mehr den Eindruck, daß vor unsern erstaunten Augen plötzlich aus Nichts Etwas wird und zwar gleich ein vollendetes kleines Kunstwerk als bei diesem jungen Poeten. Alles, was er sieht, auch das Geringste, genügt ihm, eine prächtige Skizze darüber zu schreiben. Nichts bei ihm ist verschwommen und unklar, trotzdem er manchmal eine dämmernde Beleuchtung liebt; alles sind vollendete Ausschnitte aus dem Alltagsleben, Momentaufnahmen von Menschen. Klar und deutlich ist jede Seelenstimmung, auch in den feinsten Nüancen ausgeprägt, ohne daß eine seelische Zerfaserung à la Hermann Bahr nöthig wäre. —

Tschechow ist heute kaum dreißig Jahr alt und schon seit einem Jahrzehnt dichterisch thätig. Besonders seine Skizzen haben ihm unter seinen Landsleuten einen Namen erworben und werden das gleiche auch bei uns Deutschen thun, trotzdem (oder vielleicht gerade weil) sie durch und durch russisch sind.

---

*) Von Anton Tschechow erschienen in deutscher Uebersetzung: „Russische Leute." Geschichten aus dem Alltagsleben. Deutsch von Johannes Treumann. (Leipzig, Reißner). „In der Dämmerung." Skizzen und Erzählungen. (Reclam.)

Als großer Dichter ist Tschechow ein nationaler Dichter, ebendeshalb aber auch ein internationaler. Aus dem Besonderen und im Besonderen erhebt er sich zum Allgemeinen, im spezifisch Russischen zum allgemein Menschlichen. Und wie bei jedem großen und eigenartigen Dichter, so läßt sich auch bei Tschechow die stete Wechselwirkung von Kunst und Leben beobachten. Sein praktischer Beruf hat in mehr als einer Beziehung befruchtend auf seine dichterische Production gewirkt. Er ist Arzt, und als solcher vertraut mit allen Schichten der Bevölkerung. Sein Weg führt ihn in Palast und Hütte, deshalb auch sein umfassender Blick für alle Gesellschaftskreise und Stände. Er kennt die Leiden des Körpers und der Seele, aber neben diesem auch die Freuden. Sein zu Zeiten so köstlich discreter Humor beweist es, ein Humor, der nicht lacht, nicht kichert, kaum lächelt und nur andere lachen macht, der selbst so ernsthaft bleibt und alles so objectiv schildert als ginge ihn die Sache gar nichts an, und der vielleicht gerade deshalb so befreiend und schön wirkt. In mancher Beziehung läßt sich Tschechow mit Tovote vergleichen. Beide in fast gleichem jugendlichen Alter stehend, sind sie plötzlich emporgetaucht und haben beide ihre Hauptstärke in der Skizze. Der eine wie der andere unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von den meisten ihrer mitstrebenden Collegen, daß sie auch für die doch nicht wegzuläugnenden Lichtseiten des Lebens ein Auge haben, Naturalismus nicht mit Schwarzmalerei identifiziren und jeder Tagestendenz aus dem Wege gehen. Während Tovote nach originellen Stoffen sucht, auch fast stets Ausnahmenaturen schildert, hält sich Tschechow mehr an das gewöhnliche Leben. In rein poetischer Hinsicht stehen sie sich beide fast gleich, aber hinsichtlich der Plastik, Gestaltungskraft, Beobachtungsschärfe und Feinheit, sowie Wahrheit der Zeichnung überragt der Russe den Deutschen um ein so bedeutendes Stück, daß beide in dieser Beziehung überhaupt nicht zusammen genannt werden dürfen.

Noch ein Wort über die Sprache Tschechow's. Aus dem Vorgesagten ergibt sich von selbst, daß sie die Sprache der Wirklichkeit sein muß. Und diese ist so vorzüglich getroffen, ist so charakteristisch, der Dialog so natürlich und mühelos, daß sich Tschechow darin oft sogar noch über Meister Zola emporschwingt. Ein großes Lob, aber ich scheue mich nicht es auszusprechen und will es jeden Augenblick vertreten. Mit den Vergleichen ist Tschechow im großen und ganzen sparsam, so sparsam wie Flaubert, aber wenn er einen bringt, dann ist derselbe wie bei dem ebengenannten Autor der „Salammbô" auch so treffend, daß man überhaupt keinen besseren finden kann. Ich greife hier nur ein einziges Beispiel heraus. Um die Schönheit desselben ganz erkennen zu lassen, muß ich kurz die Situation erklären. Eine verheirathete Frau, die ihren Mann so halb und halb auch liebt, die eine Tochter hat, wird von Iljin, einem Freunde ihres Gatten, mit heißer Sinnlichkeit geliebt und begehrt. Er schwört ihr zu, sie solle und müsse sich ihm ergeben. Sie jedoch weist ihn empört zurück, aber so allmählich, ganz langsam, Schritt für Schritt, geht die Wandlung in ihr vor, sie fühlt noch seine kurzen Berührungen, wie er ihr die Knie zusammengepreßt hat, und sie ist eben auch nur ein schwaches Weib. Iljin bittet sie, doch heut noch zu ihm zu kommen. Als sie allein ist, auf dem runden Tabouret vor dem Pianino sitzend, bemächtigt sich ihrer, unterstützt durch ihre Widerstandslosigkeit und die Dunkelheit, ein starkes, unüberwindliches Begehren, das wie eine Schlange ihre Glieder fesselt, mit jeder Sekunde wächst, und schon nicht mehr nur drohend wie früher, sondern klar, in ganzer Nacktheit vor ihr steht. Sie sitzt, an Iljin denkend, eine halbe Stunde; dann erhebt sie sich träge und geht langsam in das Schlafzimmer .. „wie ein Hund, dem die Hinterbeine überfahren worden." Ist es überhaupt möglich, plastischer zu sein? Man mag den Vergleich für unschön halten, er ist es nicht, denn er ist so überaus charakteristisch, so für die ganze Situation passend, daß das im Allgemeinen vielleicht häßliche Bild hier, in dem Rahmen dieser Szene, zur wunderbaren Schönheit wird. Man sieht dieses Weib vor sich, wie es geht, langsam und so .. so .. nun eben genau so, wie ein Hund, dem die Hinterbeine überfahren worden. Es gibt keinen, auch nur annähernd so guten anderen Ausdruck dafür.

Ueber das Verhältniß Tschechow's zu den anderen großen Russen kann ich mich hier nicht weiter anslassen. Was vor wenigen Jahren in der „Gegenwart" ausgesprochen wurde: „an die Menschen Turgeniews brauche ich nicht zu glauben, an die Dostojewski's muß ich glauben" .. möchte ich hier wiederholen mit dem Zusatze: .. und an die Menschen Tschechow's muß ich überhaupt nicht erst glauben, da ich sofort weiß, daß sie da sind, weil sie zu meinen Bekannten gehören. Dostojewski muß, da er im Allgemeinen auch Ausnahmenaturen schildert, dieselben erst glaubhaft machen und muß dazu, wenn es auch mit größter Meisterschaft geschieht, immer erst construiren, Tschechow hat das nicht nöthig, weil er den ersten besten, gewöhnlichen Kerl von der Straße aufgreift und ihn zum Helden macht. Der größte Poet unter den Dreien ist allerdings immer Turgeniew.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Gerettet!

Von F. de Roberto.

Autorisirte Uebersetzung von M. v. K.

Behaglich in seinen Armstuhl gelehnt, den Rücken zum Fenster gekehrt, schien Alberto Gismondi in die Lectüre einer Zeitung vertieft, die er vor sich ausgebreitet hielt. Ein stiller Beobachter hätte jedoch bemerken können, daß er sich in einem Zustande großer Erregung befand. Convulsivisch zerrte er zuweilen das Blatt zwischen seinen Fingern, während er des öfteren über die Zeitung hinweg nach der halb offenen Thüre des Nebenzimmers blickte, aufmerksam horchend, wie Jemand, der ein Geräusch zu vernehmen erwartet. Endlich ließen sich Stimmen und nahende Schritte hören. Schnell verbarg er sich wieder hinter seiner Zeitung. Eine weibliche Stimme in seiner Nähe sagte:

„Ich gehe aus."

Gismondi senkte ein wenig das Blatt. Auf der Thürschwelle stand seine Gattin zum Ausgehen gekleidet, im Begriff, die letzten Knöpfe der zum Arme hinaufreichenden Handschuhe zu schließen. „Viel Vergnügen ..." erwiderte er trocken. In gleichgültigem Tone, scheinbar ganz durch seine Lectüre gefesselt, fragte er: „Und wohin gedenkst Du zu gehen?"

„Besuche machen," war die kurze Antwort.

„Mehrere? ..." fragte er weiter und unterdrückte ein leichtes Gähnen.

„Je nachdem. Ich kann noch nicht wissen, wen ich zu Hause treffen werde. Ungefähr gegen fünf Uhr denke ich bei Lucia Marignano zu sein."

Wiederum ließ er seine Zeitung sinken, dieses Mal aber hastiger, als zuvor. Seine Frau stand noch auf derselben Stelle, bemüht, einen kleinen seidenen Faden, der sich von dem Aermel ihres Jaquets gelöst hatte, abzureißen. „Wie elegant!" bemerkte er mit leiser Ironie, indem er sie aufmerksam betrachtete.

Kurz entschlossen, den rebellischen Faden mit ihren Zähnen zu trennen, erhob sie den Arm, um den Schleier zu lüften und antwortete mit halbgeschlossenen Lippen: „Man thut eben, was man kann." Der Faden war gelöst, und nachdem sie noch einen prüfenden Blick auf ihre Toilette geworfen, sagte sie im Fortgehen: „Adieu!"

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so sprang ihr Gatte auf, mechanisch und erhob instinktmäßig den Arm. Er wollte sie rufen, zurückhalten, denn der Besuch bei der Marignano war durchaus nicht nach seinem Wunsche. Aber mißgestimmt und muthlos fiel er wieder auf seinen Sessel zurück und schleuderte das Blatt, das nun nutzlos geworden, von sich. Jetzt hatte er ja nicht mehr nöthig, eine erkünstelte Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen, jetzt konnte er seine Gefühle frei und

offen zeigen. Mit zu Boden gesenktem Blicke folgte er im Geiste seiner Frau, wie sie die Treppe hinabging, den Wagen bestieg, die sie bewundernde Menge passirte, und von Salon zu Salon eilte, bis sie zuletzt bei ihrer Freundin anlangte. Dort würde sie, wie er wußte, Paolo Farace begegnen, welcher zu ihr niedergebeugt, leise mit ihr flüstern würde...

Wieder sprang er in die Höhe. Wie blind, wie unverständig, wie thöricht er doch war! Er mußte sie entschieden von jenem Besuche zurückhalten; koste es, was es wolle!.. Aber schon hörte er den Wagen durch das Portal auf die Straße rollen. Er eilte an das Fenster, zeitig genug, um die leichten glänzenden Räder um die Ecke des Platzes verschwinden zu sehen. Ungestüm lief er nun von einem Ende des Zimmers zum anderen, bald die auf dem Rücken gefalteten Hände in einander pressend, bald wieder erregt an seinem Barte ziehend. Gewaltige Vorsätze stiegen in ihm auf. Also dahin sind wir gekommen! Aber meine Gnädige macht die Rechnung ohne den Wirth! Sie denkt, daß Alles so leicht und nach ihrem Wunsche gehen wird! Daß er Nichts merke, oder nicht den Muth habe, ihre Absichten zu vereiteln! O, er würde sie schon eines Anderen belehren. Sie irrte, wenn sie in ihm einen jener Dummköpfe vermuthete. Er wollte ihr schon einen Beweis seiner persönlichen Autorität geben, um alle weiteren thörichten Phantasien im Keime zu ersticken!... Und war das etwa nicht sein Recht, so zu handeln? Ja wohl, es war sein Recht, sogar seine Pflicht; er hatte leider schon zu lange gezögert, davon Gebrauch zu machen. Sprach sie doch schon in einem gewissen Tone ungezwungener Gleichgültigkeit zu ihm, während sie in vielen Dingen ganz nach ihrem Kopfe handelte, bisweilen sogar gegen seinen deutlich ausgesprochenen Willen. Er hatte ihr gesagt, daß ihm die Vertraulichkeiten mit der Marignano nicht gefielen, und trotzdem geht sie wieder zu ihr! Wieder blieb er stehen, in das Leere starrend, in die Prüfung eines Planes vertieft. Aber erkannte er denn etwa heute zum ersten Male, wie weit dieser peinliche Zustand schon vorgeschritten war? Nein, durchaus nicht! Dennoch erschrak er davor, wie vor etwas Plötzlichem, Unerwartetem.

Wie war es nur möglich, daß so ernste Symptome, eines nach dem anderen, sich entwickeln konnten? Und wie war denn sein Benehmen ihr gegenüber in dieser unheildrohenden Zeit gewesen? Welche Mittel hatte er angewendet, um sein junges Weib auf den rechten Weg zurückzuführen?...

Gerade jene Ueberlegenheit und Härte, die er sich jetzt als ein Mittel für die Zukunft vorgenommen, was hatten sie bewirkt?

Nach einer Weile setzte er sich weniger erregt wieder in seinen Sessel. Er begann über die Geschichte seiner Ehe nachzudenken, über die einzelnen Phasen, durch welche dieses eheliche Glück langsam untergraben, bis es endlich zu der gegenwärtigen Spannung gekommen war. Mehrere Jahre hindurch hatten sie sich treu und innig geliebt. Aber jene erste Leidenschaft, jene aufrichtige und kindliche Liebe war nun dahin. Auch er war seiner Frau gegenüber nicht das gewesen, was er hätte sein sollen. Das war ein Unrecht, und er erkannte es an. Bei Allem mußte man ihr die Gerechtigkeit lassen, daß sie stets rechtschaffen gehandelt, und ihm niemals etwas verheimlicht hatte.

Seit jenem Augenblick, als Paolo Farace fühlte, daß er einer guten Aufnahme sicher sei und sich ihr näherte, hatte sie ihrem Gatten Alles erzählt: wie oft und an welchen Orten sie sich begegnet, die zärtlichen Verse, die er an sie gerichtet, und was sie ihm darauf erwidert. Gewissenhaft hatte sie ihm Alles berichtet, mit einer Freimüthigkeit, die ihr zur Ehre gereichte. Dann kam eine Periode gegenseitiger Gleichgültigkeit. Wohl war er mehr als ein Mal auf dem besten Wege gewesen, sie durch Güte und Freundlichkeit wieder an sich zu fesseln, um das frühere liebevolle Verhältniß wieder zu erwerben. Aber sei es aus Stolz oder Eigensinn, er hatte geschwiegen und die Unmöglichkeit erkannt, Vergangenes zurück zu rufen. Das Unrecht war sowohl auf der einen, wie auf der anderen Seite; das war aber in diesem Augenblicke Nebensache. Die Hauptfrage war: wie aus dieser Lage heraus kommen? ... Seine Gattin näherte sich dem Rande eines Abgrundes, und er mußte Alles aufbieten, um sie vor dem Sturze zu bewahren. Also muthig voran! Hat er doch vor seinen eigenen Augen einen Abgrund, den er vermeiden wollte! ... Nein, Gleichgültigkeit, Spott oder Härte wollte er nicht wieder in Anwendung bringen; das erste Resultat war zu ungünstig gewesen. Er mußte es mit Güte versuchen, davon war er nun überzeugt; aber wie sollte er damit beginnen? Das Beste wäre allerdings, den Farace zu ohrfeigen, ihm vier Zoll von seinem Degen in die Brust zu stoßen und Beiden auf diese Weise eine Lection zu geben, die für die Zukunft genügt haben würde. Wie, wenn es dann aber noch schlimmer werden sollte? Wenn dadurch die Katastrophe nun gar beschleunigt wurde? Und konnte er sich denn auf diesen Degenstoß auch so fest verlassen? In seinen Gedanken versunken auf- und abschreitend, blieb er unwillkürlich vor seinem Bücherschranke stehen. Wie zufällig begann er die Titel auf den ledernen Rücken der Bücher zu lesen, und dabei fiel es ihm auf, wie sehr der Inhalt derselben mit seiner gegenwärtigen Lage im Einklange stand. Eins der Fächer war voll von Novellen, und fast aus jeder einzelnen erinnerte er sich einzelner Stellen, die gerade auf ihn zu passen schienen.

Balzac, mit seiner „Physiologie über die Ehe", konnte ihm Rathschläge geben und ihm ein Arsenal inquisitorischer Mittel zur Verfügung stellen. Michelet und Stendhal redeten von der Liebe, aber ohne zu lehren, wie dieselbe wieder zu gewinnen sei. Plötzlich fiel sein Auge auf einen Band „Abhandlung über Physiologie und Psychologie"; er öffnete den Schrank, nahm das Buch heraus und begann darin zu blättern... Ja, sein Gedächtniß hatte ihn nicht getäuscht: die Bemerkung des Autors, deren er sich zufällig erinnerte, war folgende: „Versuchet euren Muskeln den Ausdruck des Lachens oder des Zorns zu geben, und ihr werdet sehen, daß in eurem Gemüth gleichfalls, ohne irgend eine andere Ursache, ein Gefühl von Frohsinn oder Aerger entstehen wird." Diese Bemerkung hatte seiner Zeit Eindruck auf ihn gemacht. Und jetzt, bestätigte sie nicht mit der ganzen Autorität positiver Wissenschaft die Anwendung der Güte als Mittel zur Genesung? zum Heile?... Ein freudiges Lächeln erhellte sein Antlitz und verscheuchte die Spuren der Sorge, die so schwer auf ihm gelastet hatten. Ob gut oder schlecht, das anzuwendende Mittel stand von diesem Augenblicke an bei Alberto Gismondi fest. Kein falscher Stolz würde ihn abbringen. In heiterer Stimmung nahm er seinen Gang im Zimmer wieder auf, nur darauf bedacht, sein Vorhaben nun auch praktisch auszuführen.

— — — „Nach Hause!" Nachdem Signora Gismondi ihrem Kutscher diesen Befehl zugerufen hatte, lehnte sie sich in die Ecke ihres Coupe's zurück, ohne die Menge eines Blickes zu würdigen. Dieser Farace besaß doch eine ganz erstaunliche Impertinenz! Unter dem Vorwande, ihr seltene Kunstgegenstände zeigen zu wollen, hatte er es gewagt, sie zu einem Besuche in seinem Hause aufzufordern und erklärt, sich nicht eher beruhigen zu wollen, als bis sie ihre Zusage gegeben hätte! Die Unverschämtheit dieses Menschen war unglaublich! Aber mußte sie sich nicht sagen, daß sie dieselbe durch ihr eigenes Benehmen hervorgerufen, durch die fortwährenden Koketterien, und vor Allem durch die stillschweigende Duldung vorhergegangener Freiheiten, die er sich ihr gegenüber erlaubt? Und hatte sie denn nun ein Recht, sich zu beklagen?... In einem Augenblick heftigen Zornes gegen ihren Gatten hatte sie den Entschluß gefaßt, sich zu rächen und sich von jenem Anderen den Hof machen zu lassen, um ihn exemplarisch zu strafen. Aber je weiter sie auf jenem Wege fortschritt, waren ihr die Gefahren, die ihrer harrten, so offen vor Augen getreten, daß sie schon im Voraus die erhoffte Genugthuung vereitelten. Von Liebe zu Farace war ja keine Rede — sie liebte ihn weder jetzt, noch würde sie ihn jemals lieben können. Sich ihm nun gar zu überlassen, würde ihr als unverzeihliche Entehrung erschienen sein. Das Urtheil der Welt war ihr dabei gleichgültig: aber ihrem eigenen Gewissen, ihren persönlichen Empfindungen widerstrebte dieser Gedanke im höchsten Grade. Und trotzdem hatte sie diesem Manne stillschweigend erlaubt, sich bis zu dieser Dreistigkeit zu erheben! Sie hatte anfänglich gehofft, die Eifersucht ihres Gatten zu erwecken, ihn aufzurütteln, seine Abbitte zu hören und sie ihm zu gewähren... statt dessen hatte er gar nichts gemerkt, oder wenigstens gethan, als merke er nichts. Dann — auf einmal — war er aufgefahren und hatte Gehorsam von ihr verlangt.

In dem Uebermaße ihrer Erregung zerrte sie nervös an ihrem Handschuh, bis er zerriß, und aus der Ecke ihres Wagens warf sie ihre zornigen Blicke auf die gehaßte Menschenmenge. Alle haßte sie: ihren Gatten mehr als Farace, und Farace mehr als ihren Gatten; die Ma-

rignano mit dem ganzen Troß leichtsinniger Freundinnen, antipathischer Bekanntschaften, lästiger Galane und boshafter Beobachter! . . . Und dennoch wurde ihr plötzlich klar, daß ein Augenblick kommen mußte, wo sie nicht mehr Herrin ihres eigenen Willens sein, ein Augenblick, wo ihr Untergang zur Thatsache werden würde! Bei diesem Gedanken bemächtigte sich ihrer ein so schmerzvolles Gefühl der Trauer, daß sie beinahe in Thränen ausgebrochen wäre . . . Und warum dies Alles? Die Schuld traf ihren Getten, jenen Menschen, der weder Herz, noch Verstand besaß, um sie zu verstehen, der wohl einst den Glauben in ihr erweckt hatte, daß er sie liebe, um sie in blindes Vertrauen einzulullen, aber dann auch nicht weiter gezögert hatte, ihr seine wahre Natur zu offenbaren.

Welche Gedanken drängten sich ihr nun auf, als der Wagen sich dem Hause näherte, geräuschvoll in die Halle rollte, als sie denselben verließ und dann an der sich verbeugenden Dienerschaft vorbei, die Treppe empor stieg? Was stand ihr nun bevor? Eine Reihe ironischer Anspielungen und zudringlicher Bemerkungen, unhöfliche Ueberhebung oder verächtliche Gleichgültigkeit, und zuletzt die Verlassenheit, die Einsamkeit, mit ihrem Gefolge böser Versuchungen. In welchen Gedanken, zu welchen Illusionen konnte sie nun Zuflucht oder Schutz suchen?

Als die Stunde des Diners nahte, war es ihre Absicht, sich krank melden zu lassen. Dennoch ermannte sie sich; er sollte nicht glauben, daß sie seinetwegen leide!

Alberto befand sich bei ihrem Eintreten bereits im Speisezimmer. Nachdem sie sich zu Tische gesetzt hatten, fragte er: „Hast Du viele Besuche gemacht?“

„Nur wenige —“ antwortete sie kurz.

Ohne weiter zu fragen, sagte er dann: „Ich blieb den ganzen Tag über zu Hause. Ich habe einige meiner alten Bücher durchgeblättert. In den Schränken herrscht ein solches Durcheinander, daß es nicht schaden könnte, sie einmal wieder zu ordnen. Wäre es wohl möglich, in dem anstoßenden Zimmer eine neue Bibliothek einzurichten?

Es war schon etwas Außergewöhnliches, daß er den Tag über zu Hause geblieben war, aber noch befremdender klang die Bitte um ihren Rath, nachdem er bisher immer nur nach eigenem Ermessen gehandelt hatte. Sie antwortete: „O ja, das könnte wohl geschehen.“

Darauf begann er eine längere Auseinandersetzung über gewisse Veränderungen, die nach seinem Dafürhalten im Hause vorzunehmen seien, und wie sich einige unbewohnte Räume im oberen Stock noch besser verwenden ließen. Sie gab die nöthigen Antworten, indem sie ihn flüchtig von der Seite beobachtete; dieses ungewohnte Benehmen fing an, sie zu beunruhigen. Während des Desserts kündigte er ihr an:

„Heut' Abend wird »Carmen« gegeben, ich habe uns eine Loge bestellt.“

„Carmen“ war eine ihrer Lieblingsopern; seit langer Zeit hatte er ihr nicht eine gleiche Aufmerksamkeit erwiesen.

Wie bei der Tafel, so führte Alberto auch im Theater die Unterhaltung in anregender Weise weiter, und indem er über das Eine oder Andere ihre Meinung erfragte, veranlaßte er auch sie, zu sprechen; eine heitere und ungezwungene Unterhaltung wurde dadurch herbeigeführt. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte, und fürchtete sich, einem frohen Gedanken Raum zu geben. Es schien ihr unwahrscheinlich, daß dieses Benehmen aufrichtig sei. Aber plötzlich wurde ihre Unruhe auf das Höchste erregt. Farace befand sich im Theater, seine Blicke waren unausgesetzt auf sie gerichtet, und eine heimliche Furcht kam bei dem Gedanken über sie, daß er ihr einen Besuch in der Loge machen würde. Gefährdete er doch dadurch den von ihrem Gatten gewährten, wenn auch vielleicht nicht ganz ehrlich gemeinten Waffenstillstand. Seine Gegenwart konnte sie heute nur in eine peinliche Lage versetzen. Ihre Besorgniß schien sich auch bestätigen zu sollen, denn am Schluß des zweiten Aktes verließ Farace seinen Sitz, um kurz darauf in ihrer Loge zu erscheinen.

Alberto erhob sich, und ihm seinen Stuhl überlassend, begann er sich auf das Höflichste und Angelegendste mit ihm zu unterhalten. Sie aber, sobald sich Farace zu ihr wandte, ließ ihn ohne Antwort, denn seine Gegenwart empörte sie, im Gedanken an das, was er ihr vor wenigen Stunden zugemuthet hatte. Ihr Stillschweigen sollte ihm ihre Verachtung ausdrücken. Um so bereitwilliger ging sie auf die Bemerkungen ihres Gatten ein, indem sie das ernste Wesen, das sie bisher zur Schau getragen, fallen ließ. Farace, dem diese seltene Vertraulichkeit zwischen den beiden Gatten nicht behagte, verabschiedete sich, und schlich wie ein ertappter Verführer davon.

Ohne weiter jenes Menschen zu erwähnen, nahm Gismondi seinen alten Platz an ihrer Seite wieder ein. Er fuhr fort, sie ebenso freimüthig wie vorher, eher mit erhöhter Liebenswürdigkeit zu unterhalten. Am Schlusse der Vorstellung reichte er ihr seinen Arm, um sie zum Wagen zu geleiten. Aehnliches war seit dem vergangenen Winter nicht vorgekommen.

— — — Seit jenem Abend blieb ihr Gatte fast immer zu Hause oder ging mit ihr zusammen aus. Zur Tafel erschien er stets pünktlich, auch setzte er sich nicht eher, bevor sie nicht Platz genommen hatte. Wenn er zu ihr sprach, so waren es nicht mehr Anspielungen oder trockene Fragen: sondern er unterhielt sie in einem Tone voller Achtung und Liebenswürdigkeit. Ob dieses Entgegenkommen, diese Güte und Aufmerksamkeit nun aufrichtig oder geheuchelt waren, immerhin übten sie einen wohlthätigen Einfluß auf ihr Gemüth aus. Sie wurde geistig ruhiger, und in ihrem Herzen hatte sie die beglückende Empfindung einer aufkeimenden Hoffnung. Sie vermied Farace, sie gedachte seiner kaum. Aber eine große Unruhe ergriff sie bei dem Gedanken, daß er sein begonnenes Werk nicht aufgeben, vielmehr trachten würde, sie weiter zu verfolgen.

Eines Morgens wurde an die Thür geklopft. Das Mädchen ging, um zu öffnen, und kehrte mit einem Korbe voll herrlicher Gardenien zurück.

„Diese Blumen wurden für die Signora gebracht.“

Eine flammende Röthe malte sich auf ihrem Antlitz. Ihr Gatte war dort; wie sollte sie ihm diese Huldigung, zu welcher sich unzweifelhaft ihr Verführer erkühnte, verbergen? Wie sollte sie ihm beweisen, daß sie ihm eine Erlaubniß dazu nicht gegeben hatte?

„Man wird sich geirrt haben,“ sagte sie der Dienerin, „gib die Blumen zurück, denn sie sind nicht für mich bestimmt . . .“

Alberto, der in seiner Mappe blätterte, hatte die Augen nicht erhoben. Dem Mädchen, welches die schönen Blumen noch einen Augenblick bewunderte, erschien es beinahe eine Sünde, sie wieder zurücktragen zu müssen. Kopfschüttelnd verließ sie das Zimmer.

Da näherte sich Alberto plötzlich dem Armsessel seiner Frau, legte seine zusammengefalteten Hände auf die Lehne, und, ein wenig zu ihr niedergebeugt, sagte er in sanftem Tone: „Willst Du jene Blumen nicht zu unserem Festtag annehmen? . . . Heute sind es gerade sieben Jahre . . .“

Bestürzt blickte sie ihm in die Augen: „Deine Blumen? . . . Die Deinigen waren es also?“ Und in demselben Moment rief sie entschlossen und mit lauter Stimme: „Ersilia!“

Das Mädchen, das schon ein entfernteres Zimmer betreten hatte, kehrte sofort zurück.

„Gib sie mir!“

Sie nahm den Korb und stellte ihn auf ihre Kniee, und mit der Spitze ihrer rosigen Finger, die den wohlriechenden Blumen an Zartheit glichen, liebkoste sie die schneeweißen Blätter der duftenden Gardenien. Mit einem Ausdruck der Bewunderung neigte sich Alberto zu ihr, er fühlte in seinem Herzen die entschlummerte Liebe wieder erwachen: die Wissenschaft hatte Recht: die Mimik, die Sprache der Leidenschaft erweckt Leidenschaft. Das Gesetz der Rückwirkung fand auch hier seine volle Bestätigung. Indem er sich während der letztvergangenen Tage ein Benehmen zu eigen gemacht hatte, wie er es in der Zeit der Liebe gezeigt, war auch unbewußt die Liebe wieder in ihre Herzen eingezogen.

„Es sind heute sieben Jahre,“ begann er von Neuem, sich immer tiefer zu ihrem gesenkten schönen Haupte neigend, „es sind heute sieben Jahre, daß wir uns kennen. Erinnerst Du Dich nicht? . . . es war der 24. April? Aber Du hast wohl ein Recht, Dich dessen nicht zu erinnern . . . Die beiden letzten Male haben wir ja diesen Tag nicht mehr gefeiert . . . durch meine Schuld . . . ich hatte Unrecht! . . .“

Ihr Haupt senkte sich noch tiefer über die Blumen, gleichsam au-

gezogen von dem balsamischen Duft, der ihnen entströmte. Auf einmal kam er dicht an sie heran, und er preßte sie ungestüm an sein Herz und drückte einen innigen Kuß auf ihre reine Stirn.

„Julia! . . . Julietta! Ich liebe Dich ja so innig, fühlst Du es nicht? . . . Ich kann mich nicht länger zurückhalten . . . Glaube mir, es kommt mir vor, als ob ich aus einem bösen Traum erwache! . . . O, wie wehe habe ich Dir gethan . . . und wie wehe mir selbst! . . . Aber Du wirst gut sein und lieb und mir verzeihen!"

Jetzt erwiderte auch sie seine Liebkosungen, während die armen Blumen unbeachtet zu Boden fielen. „Ist es denn wahr? Bist Du es, der diese Worte spricht? . . . ist es wirklich mein Gatte, mein Alberto?"

„Ja, ich bin es, immer bin ich es, wenn ich so spreche. Der Böse war ein Anderer, nicht der Böse, sagen wir lieber der Thor, der Narr." Und indem er den Strom seiner Empfindungen von Liebe, Freude und Reue nicht länger zurück hielt, klagte er sich selbst an und stellte sich noch schlechter dar, als er in Wirklichkeit gewesen.

Da aber legte sie ihre weiche Hand auf seine Lippen und rief: „Halt ein! . . . Halt ein! . . . auch ich war ja schuldig . . . auch ich war betäubt . . . fast glaubte ich, des Lebens Quell sei auch für mich versiegt."

„Ich weiß es, Geliebte, . . . ich weiß Alles . . . aber mein allein war die Schuld . . . ich allein war die Ursache unseres Leidens . . . Aber glaube mir, ich bin genug dafür gestraft! Wenn Du wüßtest, welche Angst ich ausgestanden habe!"

„Du? . . . ach, und ich erst?! . . ."

Leise strich sie mit der Hand über die Stirn und legte ihre gelösten Flechten zurück, gleichsam als wollte sie sich von einem schweren Drucke befreien.

„Welche Angst! . . . Welche Sorgen! . . ." sagte sie, indem sie wie aus einem Traume erwachte und erschreckt um sich blickte. „Aber jetzt ist ja Alles vorüber!? . . . nicht wahr?" fragte sie und blickte tief in seine Augen.

„Ja, Alles, Alles!"

„O, mein Alberto! Du, Du bist der Meine? . . . wieder und für immer?"

„Für immer! für ewig!"

Ein heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme. Und indem sie ihre Arme um seinen Hals legte und ihn an ihr Herz drückte, stammelte sie, die Wangen von Thränen benetzt:

„Wie danke ich Dir, mein Alberto, und Dir, o Gott!"

Aus der Hauptstadt.

„Made in Germany."

„Englische Menschenschlächtereien in Uganda. — Englischer Sklavenhandel in der Südsee. — Frische Unruhen. — Im Monat April 1892 die bisher größte deutsche Auswanderung nach Amerika! — Ferdinand der Große von Bulgarien. — Die Hoffnung auf gesteigerten englischen Einfluß am goldenen Horn. — Der Vormarsch der Russen auf Kabul, die Civilisation in Gefahr!"

Für fünf Pfennige ist das genug. Ein Charakteristikum modernster Politik, die Szenerie einer Komödie, darin seit Jahrhunderten wir die humanitären Laugohren darstellen und unser angelsächsischer Vetter den spitzbübischen Müller, dem wir das Korn zur Mühle schleppen. Erkennen wir den tiefen Sinn der Posse nicht gleich aus den kurzen Notizen, die ich am Kopf meiner Zeitung als Inhaltsangabe gedruckt finde, so bleibt es den Abonnenten unbenommen, weiter unten alles bequem nachzulesen und mit stillem Behagen wahrzunehmen, wie der Engländer nach wie vor eisern consequent und kautschuckenen Gewissens sein Ziel verfolgt, die Milliarden dieses Weltballs an sich zu bringen; wie wir, unter dem Druck seines Wettbewerbes schier zusammenbrechend, keinen Raum und kein Brot mehr haben im Vaterlande für unser Volk und es über das Meer senden, 20,000 Deutsche in einem einzigen Monat, gleich uns von deutschen Müttern geboren und gesäugt. Wie wir uns entrüsten, wenn der handfeste Russe den aufdringlichen Krämer vom Dardanellenthor wegzuschieben und wenigstens Asien seinen blutigen „kolonisarischen Bestrebungen" zu entreißen sucht. „Kolonisarisch" klingt pomphaft — notabene, wenn von England die Rede ist —; und alle volltönenden Worte sind süßer Schnaps für das deutsche Gemüth.

Unsere hervorragenden Gelehrten und Sachverständigen haben sich dafür entschieden, daß Rußland der Feind aller Gesittung, aller Menschlichkeit und Civilisation ist. Die Petersburger ⏀, #, ZZ ꝛc. Correspondenten der hervorragenden Berliner Tageszeitungen bestätigen aus Zoppot und Heringsdorf einmüthig dies Gutachten, und die hervorragenden Staatsmänner des neuen Kurses setzen Worte und Druckerschwärze getreulich in „Thaten" um. Alldeutschland hetzt gegen den Erbfeind Englands, gegen das russische Reich, hetzt wüster noch, begeisterter und civilisatorischer, genau wie der dienstbeflissenene Commis immer noch ärger auf die Concurrenz schimpft als der Prinzipal. Damit England weiterhin unumschränkte Herrin der Meere bleibt, feiern wir den wackeren Stambulow und seine Folterknechte, verfeinden wir uns auf das ärgste mit unserem mächtigen Nachbar, stoßen ihn dem Frankenvolk in die Arme und erwecken unversöhnlichen Deutschenhaß, indem wir unsere Nase in Dinge stecken, die uns absolut nichts angehen. Die ganze orientalische Frage ist bekanntlich nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers werth; ob der bulgarische Koburger seinen Gehalt weiter bezieht oder ob General Gurko in Sofia trutzt, kümmert uns keinen Pfeifenstiel. Jemand, der um einen Kopf — gerade um einen Kopf — größer ist als alle unsere hochmodernen Staatsmännchen, und der ein Künstler war, kein verlegener Dilettant, bemerkte neulich, daß der Panslavismus nichts als ein Drängen nach den Meerengen sei, und daß Deutschland wahrhaftig zu allerletzt Grund hätte, ihm in diesen Bestrebungen entgegen zu treten. Wenn es doch zur Entscheidung kommt zwischen England und Rußland — und es kommt dazu —, dann mag unsere Industrie auf den Knien um den Sieg des Zaren bitten; das Gähnen englischer Kanonenmündungen an den heut noch freien Durchfahrten wäre auch für sie ein deutlicher Wink, sich schlafen zu legen. Aber für andere Leute mit den Michelfäusten Kastanien aus dem Feuer zu holen und den materiellen Interessen Fremder zu Liebe das Prinzipien- und Civilisationsbanner zu entfalten und es kräftiglich im Winde zu schwingen, das ist deutsche Art. England war bei uns zwar nie beliebt; es gefiel uns nie, wenn allein im Conto-Corrent-Verkehr sich Seele und Geist eines Volkes krystallisirten, indessen die Civilisation — ach ja, die Civilisation! Darin sind die Engländer so groß und die Russen so klein! Um seine Muschiks nicht bis auf das letzte Hemd auswuchern zu lassen, hat der Zar sie von ihren Bedrückern zu befreien gesucht und Judenausweisungen verfügt, was sein unbestreitbares Recht ist. Die verwegene That indeß „kostete ihm die Sympathien" aller Bildungs- und Toleranz-Mayer Europas, mehr als das, sie verstopfte ihm die internationalen Geldquellen. England braucht dergleichen nicht zu befürchten, wenn es unter dem Panier des protestantischen Christenthums die katholischen Neger blutig niedermetzelt, um Uganda ganz in die Hände zu bekommen. Kaum ein leises Murren wird bei der schauerlichen Kunde laut, daß in die zuckerrohrbepflanzten Fiebersümpfe Queenslands, wo robuste weiße Tagelöhner zu arbeiten sich weigern, Jahr um Jahr von den Engländern Kanakensklaven eingeführt werden, widerstandsunfähige, gebrechliche Kinder der Tropen, die nach wenigen Monaten schon dem mörderischen Klima erliegen. Warum mißt man Schändlichkeiten mit zweierlei Maß? Warum beschimpft man den Russenkaiser und hat für den biederen Salisbury und die industrielle Mörderbande kein Wort des Abscheus? Und wo sind die gedankenlosen Thoren, die sich von den Falschmünzern der öffentlichen Meinung fortgesetzt belügen und betrügen lassen?

Ein kluger Krämer ist der englishman und ein witziger Humorist obendrein. Noch immer pulst etwas von dem Blute Thackerays in den Adern dieser unverwüstlichen Nation, dieser Johns und Williams, die wir Anderen so gern Egoisten nennen, weil sie sich noch nie von uns zu unserem Vortheil mißbrauchen ließen. Sie öffnen deutscher Waare ihren Markt, weil sie wohlfeil ist und sich im eigenen Lande zu so geringem Preise nicht herstellen läßt. Die Arbeiterschaft drüben lebt nicht von Kartoffelschalen wie unsere Weber. Der Engländer gibt seinen Kindern

billigen deutschen Zucker und billiges deutsches Spielzeug, daran Schweiß und Blut unserer Aermsten haften; die Kräfte unseres Volkes sind ihm um ein Geringes dienstbar, und er läßt sich's behagen. Damit aber Jeder merke, was Sklavenarbeit sei, und damit dem geschädigten Knecht Spott und Verachtung nicht fehlen, haben Britanniens Gesetzgeber angeordnet, daß alle von Deutschland eingeführte Waare den Stempel: Made in Germany trage. Sehr häufig wandern dann diese Sächelchen, nun aber hoch bewundert und hoch bezahlt, nach Deutschland zurück, und wenn man in unsern eleganten Läden den Tand genau betrachtet, liest man made in Germany darauf. Und das ist der Humor davon.

Wer sein Schul-Geschichtsbuch noch nicht zum Antiquar getragen hat, durchblättere es heut ein wenig; er wird finden, daß England sein Handelsprinzip Deutschland gegenüber immer getreulich durchgeführt hat. Die 8000 hessischen Landeskinder, die für den englischen Mammon in Nordamerikas Steppen sterben mußten, das war auch so spottbillige Waare, auf die es nicht ankam, und die man nicht zu schonen brauchte — made in Germany. Das ganze Jahrhundert hindurch ging es so, bis auf unsere Tage. Und ist etwa die herrlichste That des neuen Kurses, der Eintausch Helgolands gegen ein afrikanisches Weltreich, oder wie Stanley sich ausdrückte, eines Hosenknopfs gegen einen warmen Rock, nicht auch made in Germany?

Ich glaube, Bismarck war der einzige Deutsche, der das uns so fremde englische Fühlen und Denken verstand, der britische Rohherzigkeit völlig durchschaute. So lange er am Steuer saß, konnten sie uns nicht übertölpeln, aber kaum war der Bismarck gegangen, da theilten wir die Zukunft mit ihnen, um dafür sieben Stunden vor Hamburg: Deutschland, Deutschland über Alles! singen zu dürfen. Der erste Reichskanzler ist denn auch von Engländern und Engländergenossen mit einem Hasse beehrt worden, der deutlich zeigte, wie sie ihn fürchteten. Und noch heute glimmt die Erbitterung überall fort, und wo sich eine Gelegenheit bietet, greift man zum Holzfäbel und attakirt den großen Feind der Zwischenhändler und sentimentalen Phrasenre.

Die Arbeit eines Diobskurenpaares, eines Angloamerikaners und seines Uebersetzers, hat da symptomatische Bedeutung.

Bekanntlich erscheinen die Londoner Journale in noch größerem Format als die hiesigen, sind noch kleiner gedruckt und enthalten in jeder Nummer noch einige Bogen Text mehr. Das macht, der Londoner ist ein fleißiger Zeitungsleser; beständiger Nebel und stickige Sonntagsruhe fesseln ihn an sein Haus und zwingen ihm bedrucktes Papier in die Hand. Und so bedeutend ist seine Consumfähigkeit, daß die inländischen Fabrikanten der Nachfrage nicht genügen können und frisch gebackene, recht billige Geisteswaare, made in Germany, importirt werden muß. Es gibt in London Leute, die Deutsch verstehen, und unter ihnen erhebt sich mächtig Poultney Thersites Bigelow. Dieser Denker schnitt seit März 1891 Alles aus, was deutsche Blätter an Eseldummheiten über Bismarck druckten. Man sollte meinen, er that's, um ein Museum menschlicher Bornirtheit und Undankbarkeit anzulegen, ein Pendant zu dem des Florentiners Mantegazza. Fehlgeschossen. Er kleisterte einen Artikel daraus zusammen. Was er im Laufe der Zeit an kümmerlichen Disteln abgeweidet hatte, verdaute sein starker britischer Magen und legte es in den Spalten der Contemporary Review nieder. Ich weiß nicht, ob Herr Poultney Bigelow in London irgend welche Rolle spielt, die englischen Zeitungen jedenfalls schämten sich dieser Art von Bismarckliteratur und schwiegen darüber; ich weiß von dem Manne nur, daß er vor Zeiten 'mal Kaiser Wilhelms Freund war, mehreren Berliner Zeitungen zufolge, die seine Kleisterei auch aus diesem Grunde „dem intelligenten Publikum und allen ernsten Politikern" warm an's Herz legten. Indessen wird mir beispielsweise sogar Herr Doctor Güßfeldt darin beipflichten, daß nicht Jeder, den der Kaiser auf Walfischfang schickt, sein Freund genannt werden darf, und derselbe Herr wird zugeben, daß kaiserliche Huld nicht immer stimulirend auf die Geisteskräfte wirkt. Ich für mein Theil, ich glaube, daß man mit Gummi arabicum keine Politik machen kann, und ich halte Leute, die wie der Hummer nur mit der Scheere angreifen, für minder geschmackvoll, als dies remouladelustige Krustenthier. Scheerenredacteure gibt es in Deutschland so viele, daß neulich erst die „Vossische Zeitung" einen entlassen mußte, so leid es ihrem Herrn Lessing auch that; da brauchen sich die Poultney Bigelow's nicht erst herzubemühen.

„Made in Germany" hieß in London das stillschweigende Urtheil über die schächerhafte Copistenarbeit; anders in Deutschland. Fast alle Organe der Partei, die nach des bescheidenen Richter's Ausspruch die deutsche Intelligenz vertritt, brachten spaltenlange Auszüge aus dem so glänzend abgeschriebenen Essay. Es bereitete den Redacteuren ein eigenthümliches, prickelndes Vergnügen, genau dieselben, nun gerade ein Jahr alten Phrasen nochmals abzudrucken, den Quark noch breiter zu treten. Culturhistoriker, die es versäumt haben sollten, alle bismarckfeindlichen Preßthorheiten mühselig zu sammeln, finden nun Dank der Mühwaltung Poultney Bigelow's sämmtliche Verbohrtheiten in einem Bande zusammen. Denn ein deutscher Verleger beeilte sich, die Findlinge des Angloamerikaners in unser geliebtes Hochdeutsch übertragen und als Broschüre drucken zu lassen. So wurde wieder deutsch, was deutsch geboren war. „Kein ernsthafter Politiker darf versäumen, dies Buch zu lesen." Ganz recht, er darf es nicht, denn dies Buch vertreibt den finsteren Ernst von seiner Stirn. Es ist ein gutes Buch, fleißig gearbeitet, sauber hergestellt und sorgfältig revidirt; es hat nur einen Druckfehler, den nämlich, daß es überhaupt gedruckt worden ist.

Ein Springquell köstlichen, wenn auch unbewußten Humors, sollte Bigelow's Schrift durch Kabinetsordre allen deutschen Narren- und Carnevals-Gesellschaften zur Einverleibung in ihre Bibliotheken überwiesen werden. Herr Rosenthal de Saint Cère im Figaro ist ein Makkabäer an Einsicht und Vernunft gegenüber diesem vor Cäsar kriechenden Höfling, der, um unserem Kaiser einen Gefallen zu thun, den größten Deutschen mit zusammengelesenem Schmutz bewirft! Wahrhaftig, Menschenverachtung und Ekel müssen den Monarchen hart ansassen, wenn er dies Gesinde sich mühen sieht, das so gern ein gnädiges Wort erhascht und, weil es zu Männerthaten unfähig ist, Bücher gegen Bismarck drucken läßt!

Deutsche sind es, die einem Poultney Bigelow das Recht zugesprochen haben, einen Bismarck zu beurtheilen; Deutsche sind es, die seinem Unfug applaudiren. Das darf nicht vergessen werden, auch dann nicht, wenn, was leicht möglich ist, die Stimmung einmal umschlägt und Dankbarkeit wieder modern wird. Auch an dem Tage nicht, den unlängst ein junger Poet prophezeihte.*)

Umbraust von wilden Melodien,
Das Schicksal rauscht zur Siegesfeier,
Und wie die Jahre langsam zieh'n,
Sinkt auch der Zukunft Nebelschleier.
Und eines Morgens läuten leis,
Die Glocken, leis und schmerzbeklommen,
Und jedes deutsche Herze weiß,
Daß Otto Bismarck uns genommen.
Der Bismarck, der im Prunkgewand,
Im Purpurkleid des Höchsten thronet,
Der Bismarck, dem sein Vaterland
Mit schmutz'gem Undank hat gelohnet.
Den wir bestohlen und beraubt,
Nun ist er in den Tod gegangen —
Und schweigend senkt sich jedes Haupt
Und schamvoll glühen alle Wangen.
Nun braucht Ihr, da die Hatz vorbei,
Nicht mehr um fürstlich Lächeln werben,
Verstummen mag der Meute Schrei:
„Du lebst noch, Greis? Willst du nicht sterben?"

Schön geschriebene Nekrologe machen nichts wieder gut, auch wenn sie über den Durchschnittspreis honorirt werden. Und bei alledem, Bismarck ist zu beneiden. Die wohlfeilen Kränze freilich — made in Germany — die man ihm auf den Sarg legen wird, die wehmüthig lobpreisenden Nachrufe der Parteischwätzer und die sozialistische Deputation, selbst das Fehlen des katholischen Klerus an seinem Grabe — alles dies lockte mich nicht. Aber im Abend des Lebens von den Hunden angekläfft, und beschimpft zu werden von den Unredlichen, die man lange daran hinderte, im Trüben zu fischen; verhöhnt zu werden von den Urtheilslosen und den Strebsamen, die servil sind und sehr viel werden möchten — solch' einen Lebensabend bescheere Gott uns Allen! Er wird

*) F. Geyer, Der 27. Januar 1959. Leipzig, Carl Jacobsen.

der Nachwelt besser als unsere Worte und unsere Thaten beweisen, daß wir allzeit wacker im Kampfe gestanden haben, daß wir nicht, wie dies des Landes der Brauch war, für Fremde schaffen wollten, daß unsere Werke, ob gut oder böse, allein der Heimath nützen sollten und nicht das Brandmal: Made in Germany! an der Stirn trugen.

Caliban.

Die Berliner Kunstausstellung.

II.

Um mich für die Besprechung der Berliner Ausstellung gründlich vorzubereiten, bin ich erst einmal nach München gegangen. Es ist ja immer gut für einen Provinzler, einmal in der Residenz sich umzusehen, was denn eigentlich in der Kunst Neues vor sich geht. Aber das habe ich denn doch nicht geglaubt, daß München so ganz und gar den Mittelpunkt aller ernsten Bestrebungen bilde, wie ich dies dort bei genauerem Hinsehen erkannte, und ich bin fest entschlossen nach der Spree zurückgedampft, mit aller Gewalt gegen das Zusammenhäusen der Kunst in eine Hauptstadt anzukämpfen. Wir Berliner haben auch unseren berechtigten Partikularismus und brauchen uns nicht gefallen zu lassen, daß in Deutschland ein Paris entstehe, welches alle Kräfte an sich reißt und die Kunstprovinzen sterilisirt!

Gemüthlich geht es in München freilich nicht zu. Nach dieser Richtung ist Berlin noch die angenehmere Stadt. Man bekämpft sich dort unter den Malern auf's Blut und die beiden Hauptrichtungen, die ich nach Lenbach und Uhde benennen möchte, stehen sich allzeit kampfgerüstet gegenüber. Im vorigen Jahre hat die Uhde'sche Partei die Ausstellung geleitet. Sie gab allen vordrängenden Kräften Raum und schob das Allzufertige nach Kräften bei Seite. Darob großes Wuthgeschrei bei den Alten und der ihm anhangenden Menge. Es war die vorjährige Ausstellung auch wirklich wie ein Feuerwerk des Talentes. Sie bot einen wunderbaren Tiefblick in das Wirken der geheimen Kräfte der Nationen, man sah da aus allen Ländern zusammengetragen jene Werke, die wie Schläge an das Thor der zukünftigen Kunstschönheit wirkten. Wer hübsche Bildchen in einer Ausstellung sucht, der war zumeist bitter enttäuscht. Diese waren stark in die Ecke gedrückt und dem „auch Guten" wenig Platz gegönnt. Wer die vorjährige Münchner Ausstellung mit offenen Augen sah, der hatte die Fragen kennen gelernt, die in den nächsten Jahrzehnten die Künstlerwelt erregen werden.

Die diesjährige Ausstellung wird dem geehrten Publikum besser gefallen. Denn dies will ja nicht in künstlerischen Dingen angeregt und belehrt, fortgeführt werden, sondern sucht nach Bestätigung seines alten, natürlich für vortrefflich gehaltenen Geschmackes. Nun ist dieser allerdings nicht mehr da. Die Bilder von Defregger, Gysis, F. A. Kaulbach, Lenbach fallen in ihrem Tone ganz vereinzelt auf, nicht die der Modernen. Obgleich diesmal die „Alten" die Ausstellung leiteten, haben die „Jungen" sie fast allein gemacht. Man erzählt sich von Wunderdingen, die bei der Jury vorgingen. Im Vorjahr klagten die altbewährten Meister der Pilotyschule über unfreundliche Behandlung durch die Jungen, denen, ihrer ganzen Richtung nach, deren Werke redlich mißbehagen mußten. Nun war aber die Partei Lenbach die Herrschende! Und gerade diese ist in ihrem Urtheil so ganz umgekrempelt, die neue Schule hat solche Gewalt auch über sie gewonnen, daß sie noch viel grausamer unter den Alten hauste. Man raunt sich Namen unter den Abgewiesenen zu, deren Träger neun Zehntel von Deutschland für seine größten Künstler hält und die so schnell als möglich ihre in der Residenz abgewiesenen Bilder in die Provinz, nach Berlin, sendeten, um hier wenigstens noch ihren Localruhm sich zu erhalten. Und wenn man sich ganz in die Anschauung selbst dieser Jury vertieft, so scheint es fast, als sei es ihr schwer genug geworden, zum Beispiel das Bild von Gysis durchzulassen, obgleich es jetzt im Ehrensaal hängt. Man bedenke wohl, was das heißt für München, wenn die Lenbachpartei eine Ausstellung macht, in der Gabriel Max, Grützner, Lietzenmayer, Dietz, Leibl, Adamo fehlen — um ein paar uns gerade einfallender Namen zu nennen.

Und trotzdem hat die Ausstellung ein Ansehen, als sei sie vom vorigen Jahre und die vorjährige heuer. Ich traf am Eröffnungstage zwei leitende Maler in heftigem Wortwechsel mit einander: der eine war im vorigen, der andere in diesem Jahr bei der Veranstaltung betheiligt gewesen.

„Wissen's, wie die Ausstellung ausschaut?" sagte der erste in heller Wuth, „die schaut aus wie eine Berliner Ausstellung!"

„Da muß ich schon sehr bitten," rief der Andere, „so 'was brauch'n wir uns nit in's G'sicht sagen zu lassen, das muß erst bewiesen werden!"

„Akademisch ist sie, lauter hübsche Sachen, aber keine Ausstellung für 'an Maler!"

Und dann ging ich hinter einem sehr behäbigen Paar Münchner Bürgern her. Da hingen die Bildnisse von Hugo Vogel, die in diesem Winter in der Ausstellung der „IX" den Abscheu des Durchschnittsberliners erweckten. Ich war im höchsten Grade erstaunt: sie fanden die Zustimmung des bayrischen Philisters. Sie fielen auch so wenig aus dem Rahmen der Gesammtkunst, daß man sich erstaunt selbst fragte, warum man sich für und wider sie noch vor wenig Wochen so ereifert habe.

Und weiter hin hing ein Bild von L. von Hofmann, über den damals die Berliner Kritik einen Regen von Schwefel — oder Schwafel — hatte niederplatzen lassen. Kein Mensch erregte sich über ihn oder seinen Geistesgenossen Julius Exter, oder über die anderen Maler von „Farbensymphonien" nach dem Vorbild des Amerikaners Whistler auf, wenigstens in keinem anderen Sinne als in anerkennend prüfenden. In Berlin werden wir in zwei, drei Jahren hoffentlich auch diesen Geschmack und diese Urtheilsfreiheit der deutschen Kunsthauptstadt erreicht haben!

Die ganze Grundstimmung der Berliner Ausstellung ist die der hier einst so verhöhnten Hellmaler. Der Ton der Münchner Kunst hat sich längst fort entwickelt, im Vorjahr sah man es deutlich, dies Jahr brachte nur die Bestätigung. Nachdem die Hellmaler die Augen geklärt und den gelben Lack der alten Kunst aus ihnen herausgewischt hat, beginnen die vom Alter befreiten Maler die Welt wieder farbig und tontief zu sehen. Davon spürt man auf der Berliner Ausstellung noch so gut wie nichts. In München haben namentlich die Schotten eine tiefgehende Wirkung geübt, dieselben Schotten, die in Berlin auszustellen noch kein für sein Seelenheil besorgtes Comitémitglied gewagt hat. — So weit sind wir hier noch nicht! Nebenbei bemerkt: in Wien erst recht nicht und in Dresden wohl erst zwanzig Jahre später.

Nach diesen Münchner Erfahrungen wird es mir immer schwerer über die Berliner Ausstellung etwas zu schreiben. Denn im Allgemeinen habe ich hier ja keine Kunstchronik zu geben, ist hier nicht der Platz zu Bilderbesprechungen. Wenn Eduard Grützner noch einen Mönch malt, so thut er sehr recht, seine gewohnten Geleise zu fahren, aber es bedarf nicht des Apparates einer Ausstellung, um uns darüber zu belehren, daß er der Alte geblieben ist, wenn auch sein Mönch jetzt im Format etwas bedeutender wurde. Statt daß mir durch meinen Besuch in München die Aufgabe in Berlin erleichtert worden sei, sehe ich mich jetzt erst recht gezwungen, dem unwillkürlichen Streben nach vorwärts, nach reicherer Natur- und Kunsterkenntniß einen Hemmschuh anzulegen, um jenen gerecht zu bleiben, die einst Führer der Kunst waren und nun beim Erreichten mit Muße und Behagen verweilen.

Eine Frage ging mir auf der Rückreise hauptsächlich durch den Kopf, wie es komme, daß München so ganz und gar den anderen Kunststädten voraus sei. Hinter München liegt Italien und hinter Berlin Schlesien, Posen und Ostpreußen — das ist schon ein Unterschied. Unzweifelhaft ist es der Umstand, daß München die stetigste Kunstpflege in Deutschland hatte im Gegensatz zu der sprungweisen in Berlin, wo auf Friedrich I., Friedrich II., Friedrich Wilhelm III. stets Fürsten ohne herzliches Verhältniß zur Kunst folgten. Denn selbst Kaiser Wilhelm I. fehlte dies. Daß unter ihm Gutes erreicht wurde, hatte seinen Grund in seiner vorsichtig abwägenden Weisheit und seiner tiefen Menschenkenntniß. Trotzdem haben unter ihm der Geheimrath und die Sachverständigen-Commissionen die eigentliche Entscheidung in Händen gehabt, was jederzeit

ein Unglück ist. Eine Beobachtung aber gab mir Aufschluß über den letzten Grund der Kunstblüthe Münchens:

Vor und nach der Eröffnung habe ich die Münchner Säle durchwandert. Vorher war eigentlich nur ein Gast so eifrig, wie ich, da es eine besondere Vergünstigung für mich den Fremden war, während der Fertigstellung mich in der Ausstellung umsehen zu dürfen. Dieser eine Gast war der Prinz-Regent. Er stand dabei, wenn Kisten geöffnet wurden, verweilte eine Viertelstunde vor jedem Bild, und sprach mit den Herren vom Comité darüber, ohne diese in ihrer Thätigkeit aufzuhalten. Ich habe ihm von Weitem lange zugesehen und mich der schlichten ruhigen Art herzlich gefreut, mit der er als echter Kunstfreund Werk um Werk prüfte.

Ich weiß nicht, wie reich die Mittel sind, die der Prinz-Regent für Kunst ausgibt, ich höre die Münchner Künstler nur klagen, daß der Staat Bayern sehr wenig thue. Also mit Geld ist wohl die Kunst nicht nach München gelockt worden, wohl aber mag das traditionelle liebevolle Verständniß der Fürsten ein gut Theil dazu gethan haben. Die große Eröffnungsfeier, die so langweilig für den Zuschauer war, wie alle solche Feste, thut es freilich nicht. Die Führung durch die Säle war ebenso schnell abgethan, wie überall in der Welt; aber der Prinz-Regent wurde nicht durch unbekannte Welten geleitet, er bedurfte der Führer nicht, er kannte die Maler und kannte die Bilder, viele sogar aus wiederholten Atelierbesuchen, er war völlig heimisch im Schaffen und Ringen der Zeit, und in dem persönlichen Verhältniß der Künstler zu diesem. Das gibt allen Münchner Malern und Bildhauern ein Gefühl ihrer Wichtigkeit und Bedeutung, da sie sicher sind, vom Staatsoberhaupte als einem eifrigen Beobachter ihrer Entwickelung aus unmittelbarer Nähe sich freundlich beobachtet zu wissen. Die Münchner Kunst scheint bei bescheidenem Lohn aber guter Behandlung die willigsten Dienste zu leisten. Vielleicht läßt sich in Berlin aus dieser Erkenntniß für sie etwas lernen. Auch hier schreit sie bei den Behörden und über diese hinaus vor Allem nach sorgsamer, liebevoller Behandlung!

C. G.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Verlegung des Bußtages.

Geehrter Herr!

Der Verfasser des Leitartikels in Nr. 21 dieser Zeitschrift traut „der Kirche" anscheinend nicht viel gutes zu. Trotzdem führt er aus: Der Arbeiter, der in geschlossenen Räumen thätig sein müsse, habe das Bedürfniß etwa im Mai „möglichst den ganzen Tag im Freien zuzubringen. Um dies recht oft zu ermöglichen, hat die Kirche die Feiertage im Frühjahr gehäuft und deshalb ist offenbar auch der Bußtag in diese Zeit verlegt worden." Der Verfasser schreibt also der Kirche eine Gutmüthigkeit zu, die mit einer anderen Eigenschaft eine bedenkliche Aehnlichkeit hat, denn wenigstens die Kirche wird doch wünschen, daß ihre Mitglieder die Feiertage vor Allem zu kirchlichen Zwecken benutzen. Daß die Ansicht, die Kirche habe aus jenem Grunde ihre höchsten Festtage in das Frühjahr verlegt, haltlos ist, hätte dem Verfasser schon der Umstand sagen können, daß diese Feiertage vor anderthalb Jahrtausenden im Süden festgelegt sind, wo es Arbeiter im modernen Sinne nicht gab und Erholung in freier Natur, wenn ein solches Verlangen überhaupt bestanden hat, auch im November erfolgen konnte. Ebenso irrig ist seine Annahme, daß „der" Bußtag deshalb in den Mai verlegt sei. Es kann vor Allem nur von dem Bußtage in den älteren preußischen Provinzen die Rede sein; Hannover z. B. hat drei Bußtage, von denen je einer in den October und December fällt, also zum Naturgenuß auch nicht geeignet ist. Dieser altpreußische Bußtag aber ist der letzte von vier Quatember-Bußtagen, von denen drei durch Friedrich den Großen aufgehoben sind. — Die Abneigung der Landwirthe gegen diesen Bußtag ist allerdings nicht zu leugnen; daß sie gerade von „Großgrundbesitzern" oder ihren Organen ausgesprochen ist, habe ich nicht bemerkt. Jedenfalls haben Vertreter derselben auf den Synoden sich aus conservativ-kirchlichen Gesichtspunkten für Beibehaltung des bisherigen Tages ausgesprochen. Die „Agitation" für diese Verlegung ist vielmehr aus kirchlichen Gründen in Scene gesetzt, da es in unserem deutschen Vaterlande etwa dreißig verschiedene Bußtage gibt und dieses in gewissen Gegenden zu großem Aergerniß führen muß, nicht bloß in kirchlicher, sondern auch in wirthschaftlicher Hinsicht. Man denke nur an die kleinen in einander greifenden thüringischen Staaten, von denen jeder seinen besonderen Bußtag hat. Die beschlossene Verlegung ist ein Sieg über den Particularismus zunächst in den preußischen Landeskirchen. Folgen allmählich andere Staaten nach — und dies ist zu hoffen, weil schon jetzt zahlreiche Bußtage in den November oder December fallen — so ist ein neues gemeinsames Band um das deutsche Volk geknüpft. Aus diesem Grunde sollte die Verlegung des altpreußischen Bußtages auch von solchen, die für ihre Person der Kirche kühl bis in das Herz hinein gegenüberstehen, mit Genugthuung begrüßt, mindestens nicht bekämpft werden.

Christburg.

Pfarrer Hassenstein.

Notizen.

Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung. Von Dr. Theodor Jaensch. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) Der auf seinem naturwissenschaftlichen Forschungsgebiete auch als Schriftsteller bekannte Verfasser hat in diesem Buche eine Anzahl von Aufsätzen über verschiedene, allgemeinerer Theilnahme werthe Fragen und Thatsachen der neueren Lebensforschung zusammengefaßt, die, wie er selbst im Vorworte sagt, getrennt lesbar sein sollen, aber dennoch sämmtlich durch einen gemeinsamen Grundgedanken innerlich verbunden sind. Er meint, daß dies der Weg sei, bei dem Anschwellen der wissenschaftlichen Einzelerkenntnisse, wie sie heutzutage den Ueberblick erschweren, dennoch das Wichtigere weiteren Kreisen ohne Veroberflächlichung einerseits und allzugroße Ermüdung andererseits zugänglich zu machen; der gemeinsame Grundgedanke aber werde von dem tiefer denkenden Leser bald herausgefunden werden. Uns scheint dieser Grundgedanke, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der der „Unsterblichkeit des Leibes" zu sein, wie er neuerdings von Weismann und Anderen begründet worden ist; er tritt besonders hervor in den Aufsätzen „Der Tannenbaum", einem eigenartigen „botanischen Märchen", in „Herbstlaub" und „Unsterblichkeit". Daneben hat der Gedanke der Arbeitstheilung eifrige Vertretung gefunden, besonders in dem langen Aufsatze über „Lebensgemeinschaften", an dessen Schluß der Verfasser auch stark auf menschliche Verhältnisse eingeht und Ausblicke auf den weiteren Gang der Entwickelung wirft, die nicht zur „Freiheit und Gleichheit", sondern zur Verschiedenheit führe. Das reichlich mit Bildern nach Originalaufnahmen geschmückte Werk bildet das erste wissenschaftliche unter den Veröffentlichungen des „Vereins der Bücherfreunde", dessen bisherige Veröffentlichungen wir bereits sympathisch begrüßt haben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Roman-Manuskripte

spannenden Inhalts werden gesucht. Offerten mit Angabe d. Titels, Sujets und Preises erwünscht.

Berlin W. 35. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte, (Gesammtausgabe mit dem Bildnis des Dichters). 2. verm. Auflage, brosch. ℳ 3.45, geb. ℳ 4.50.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln und Sprüche, 4. verm. Auflage. brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

Otto Weddigen, Märchen. 4. Tausend. brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Otto Weddigen, Epische und Dramatische Dichtungen. 2. Aufl. br. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Weddigens „gesammelte Werke" gehören zu den besten in unserer neuesten Litteratur; als vaterländischer Dichter ist er dem deutschen Volke immer werth.

Verlag von Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden.

Im Verlage von **E. Pierson** in Dresden erscheint soeben:

Friede und Abrüstung.

Ein praktischer Vorschlag.

Preis 1 Mark.

Der Verfasser, ein praktischer Politiker, zeigt einen originellen aber gangbaren Weg, zu dauerndem Frieden zu gelangen.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen:

Ein

hannoversch-englischer Offizier

vor hundert Jahren.

Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda,

Oberst und Brigadier in der Königlich Deutschen Legion.

26. November 1765 bis 18. Juni 1815.

Von

Ludwig Freiherr von Ompteda.

Mit einem Bildnis in Heliogravure und einer Karte.

Preis geheftet Mark 6.—, in Halbfranz gebunden Mark 8.50.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Adelmann, Graf Alfred, Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.

Heinsius, August, Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? Preis 50 Pf.

Koerner, Dr. R., San Remo, eine deutsche Winterkolonie. Neu bearb. vom Verfasser u. Dr. C. Rieth. *3. verbesserte Auflage.* Mit 4 Karten u. 1 Temperatur-Tabelle. 5 Mark.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Preis 50 Pf.

Wollny, Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.

Wollny, Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

B. Reuther's Verlagsbuchhandlung,

(H. Reuther & O. Reichard.)

Berlin S.W. 12. Soeben erschien:

Unsere nationale Erziehung.

Mit Bezugnahme auf die Forderungen **Paul de Lagarde's** und des Verfassers von **„Rembrandt als Erzieher"**

von einem

Oberdeutschen.

VIII, 167 Seiten. gr. 8°.

Erste bis dritte Auflage. Preis M. 1.—.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

A. Hausrath,

Arnold von Brescia.

8. geh. 3 ℳ.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeinbesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses sein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

Abonnement

auf das

III. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 27 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen** und besorgen auch, sowie unsere Expedition, bei Aufenthaltsveränderung während der Reisemonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Hierzu eine Beilage von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 26. Berlin, den 25. Juni 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die erneute Lotteriefrage. Von Reichsgerichtsrath O. Bähr. — Die Frauenwelt und die Ausstellung von Chicago. Von Leopold Katscher. — Eine Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems. Von Hans Passarge. — **Litteratur und Kunst:** Moltke's Trostgedanken. Von Immanuel Rosenstein. — Ein neuer Heilsroman. Von Arno Holz. — **Feuilleton:** Im Blüthenkranz deutscher Dichter. Von Ludwig Stave. — **Aus der Hauptstadt:** 15 Procent unter Pari. Von Caliban. — Notizen. — Inserate.

Die erneute Lotteriefrage.

Von Reichsgerichtsrath O. Bähr.

Daß über Fragen, die auf wirthschaftlichem und sozialem Gebiete liegen, im Laufe der Zeit die Ansichten wechseln, ist eine bekannte und leicht erklärliche Thatsache. Wir haben erlebt, daß die herrschende Strömung vom Freihandel zum Schutzzoll, vom Manchesterthum zu einem System sozialen Schutzes übergegangen ist. Auffallender ist es, wenn bei Fragen, die zugleich auf sittlichem Gebiete liegen, die Ansichten innerhalb kurzer Zeit eine Wandlung erfahren. Eine solche Wandlung hat sich, wenigstens der äußeren Erscheinung nach, vor nicht langer Zeit vollzogen in der Beurtheilung des Werthes der Lotterien. Während man früher sie grundsätzlich für durchaus verwerflich hielt und sie nur als Nothbehelf duldete, wandte sich plötzlich das Blatt; sie stiegen in der Gunst und wurden reichlich vermehrt. In neuester Zeit haben sich jedoch Ereignisse zugetragen, die es zweifelhaft machen, ob die Ueberzeugung von der Harmlosigkeit solcher Veranstaltungen eine ganz feste sei, und die vielleicht dahin führen, die Anschauungen einer früheren Zeit nicht ganz unberechtigt erscheinen zu lassen. Deshalb halten wir es für angemessen, einmal auf diese früheren Anschauungen zurückzukommen.

Bis vor noch nicht langer Zeit war die gesammte gebildete Welt darüber einig, daß, sowie überhaupt die Glücksspiele, auch öffentliche Lotterien, die auf die Gewinnsucht der Menschen ihre Rechnung stellen, vom wirthschaftlichen und sittlichen Standpunkte verwerflich seien. In vielen deutschen und außerdeutschen Ländern wurden deshalb auch die Staatslotterien, die man im Interesse der Finanzen eingeführt hatte, wieder abgeschafft. Innerhalb Deutschlands blieben sie bestehen in Sachsen, Hannover, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Hamburg, Frankfurt und leider auch in Preußen. Aber schon bei der ersten Gelegenheit, wo die öffentliche Stimme über Staatsangelegenheiten in Preußen zum Ausdruck kam, erhob sie sich laut gegen die Lotterie. In der Sitzung des vereinigten Landtags vom 29. Mai 1847 äußerte ein hervorragendes Mitglied: „Es hat auf mich stets einen peinlichen Eindruck gemacht, unter den Zweigen unserer Staatsverwaltung ein Institut zu erblicken, welches meines Erachtens seiner Tendenz nach doch nur als ein unmoralisches betrachtet werden kann. In einem christlichen Staate, wie man es liebt, den unserigen zu nennen, bei einer Staatsregierung, welche Religion, Moralität und gute Sitte so hoch hält, wie die unserige, muß es einen schmerzlichen Eindruck machen, die Lotterie als ein Mittel zur Vermehrung der Staatseinkünfte benutzt zu sehen." Der also redete, war kein geringerer als der spätere Finanzminister von der Heydt. Auch in den folgenden Jahren kamen wiederholt Anträge auf Abschaffung der Lotterie vor. Was freilich fortwährend diesen Anträgen entgegengesetzt wurde, war, daß der Staat die Einnahme aus der Lotterie nicht entbehren könne. Dagegen war schwer aufzukommen. Als nun aber das Jahr 1867 sehr veränderte Verhältnisse gebracht zu haben schien, wurden von Neuem bei der Etatsberathung die Lotteriefrage in Anregung gebracht, und es wurden von mehreren Seiten Anträge auf deren Aufhebung gestellt. Finanzminister von der Heydt bekannte sich auch jetzt noch zu seinen früher geäußerten Ansichten und erklärte aus diesem Grunde auch die Abschaffung der Lotterie in den neuerworbenen Landestheilen, in Hannover und Frankfurt, befürwortet zu haben. „Die Sache liegt so, daß die Staatsregierung, wie sie schon bisher immer auf den Moment gewartet hat, wo es ihr gestattet sein würde, die Lotterie aufzuheben, auch jetzt den Wunsch hegt, bald dazu gelangen zu können; mindestens ist das mein persönlicher, innigster Wunsch." Von den jemals für die Aufhebung eintretenden Stimmen wollen wir nur die des Abg. Miquel hier hervorheben. Er sagte: „Ich weiß wohl, daß es für den Herrn Finanzminister einen sehr schweren Entschluß involvirt, auf die Einnahme von 1,300,000 Thlrn. zu verzichten; dennoch aber bin ich der Ansicht, daß, wenn einmal die Vertretung des Volkes mit der großen Mehrheit des Volkes selbst — wenigstens der Denkenden im Volke — eine Einnahmequelle für eine unmoralische erklärt, dann auch ohne Rücksicht für den finanziellen Verlust dieser Beschluß unbedingt gefaßt werden muß. Nöthigenfalls ist an die Stelle dieser theueren indirecten Besteuerung des Volkes eine directe zu setzen. Aus diesem Grunde bitte ich, den Antrag Lauenstein (Aufhebung der Lotterie bis zur nächsten Budget-Vorlage) anzunehmen." Dieser Antrag wurde denn auch mit großer Mehrheit angenommen. Auch die Aufhebung der Lotterien in Hannover und Frankfurt wurde durchgeführt.

Gleichwohl figurirte die Lotterie im preußischen Staatshaushaltsetat unverändert fort. Als am 5. Januar 1872 der Abg. Becker die Anfrage stellte, was denn aus der bekundeten Absicht, die Lotterie aufzuheben, geworden sei, antwortete der nunmehrige Finanzminister Camphausen ganz trocken: „Ich halte die Einnahme aus der Lotterie noch nicht für entbehrlich für den preußischen Staat." Am 16. December 1871 äußerte noch der Abg. Lasker in einer großen Budgetrede sich dahin: daß ihm besonders der Wegfall der Lotterie am Herzen liege; man solle doch den erfreulichen Aufschwung der Finanzverhältnisse dazu benutzen, um diese unsittliche Einnahme aus

dem Etat hinwegzuschaffen. Im Drange der großen Aufgaben aber, die damals Preußen und das Reich zu lösen hatten, blieb dieser Mahnruf unbeachtet. Die Sache gerieth in Vergessenheit und die Lotterien bestanden fröhlich fort; ja sie wurden in den Ländern außerhalb Preußens noch gewaltig vergrößert. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 2. December 1880 konnte der Finanzminister Bitter mittheilen, daß die Zahl der Lotterieloose in Sachsen von 34,000 auf 100,000, in Hamburg von 22,300 auf 84,000; in Braunschweig von 23,000 auf 84,000 erhöht worden sei, daß auch alle Versuche, den Eingang dieser Loose in die anderen deutschen Länder, namentlich in Preußen, zu hindern, sich vergeblich erwiesen haben. Da fühlte man sich denn auch in Preußen zu der Frage angeregt, ob man nicht, da doch einmal so viel gespielt werde, diesem Beispiele folgen und die Loose der preußischen Lotterie vermehren solle. Inzwischen war die Regierung des deutschen Reiches, die überall nach Gegenständen der Besteuerung suchte, darauf aufmerksam geworden, daß man wohl auch aus den Lotterien einen Vortheil für das Reich heraus schlagen könne. Im Jahre 1881 wurde dem Reichstag der Entwurf eines Reichsstempelgesetzes vorgelegt, das unter anderen die Bestimmung enthielt, die Loose sämmtlicher öffentlicher Lotterien einem Stempel von fünf Procent ihres Preises zu unterwerfen. Das heißt also: das Reich wollte bei sämmtlichen Lotterien an dem aus der Lotterie zu beziehenden Gewinn mit fünf Procent sich betheiligen. In der Commission, der dieser Entwurf überwiesen war, regte sich allerdings noch das Bedenken, ob nicht in dieser Theilnahme des Reiches eine Billigung und Befestigung des ganzen Lotteriewesens zu finden sei. Der Regierungscommissar tröstete aber damit, daß ja dieser Reichsstempel einer Aufhebung der Lotterie in den einzelnen Staaten nicht entgegenstehe. Die Commission nahm also den Reichsstempel für die Lotterieloose an und beruhigte ihr Gewissen damit, daß sie daneben folgende Resolution beantragte: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, auf die Aufhebung der noch bestehenden Staatslotterien hinzuwirken, inzwischen aber jedenfalls einer Erweiterung der bestehenden vorzubeugen." Nach einer Mittheilung des Referenten war die ganze Commission mit wenigen Ausnahmen darüber einig, daß diese Resolution gestellt werden müsse, damit nicht in der Besteuerung der Lotterieloose eine Billigung der Lotterien gefunden werden könne. Im Reichstage selbst wurde das Interesse an dem Gesetze so sehr von der darin angeordneten Besteuerung der Börsenpapiere in Anspruch genommen, daß man die Besteuerung der Lotterieloose kaum beachtete und die Bestimmungen darüber fast ohne alle Verhandlung annahm. Als dann aber die beantragte Resolution in Frage kam, hielt gegen diese der Abgeordnete Stumm eine heftige Rede, worin er die Lotterien als segensreiche Institute anpries. Er kündigte bereits an, daß der preußische Finanzminister damit umgehe, die Zahl der preußischen Lotterieloose zu verdoppeln. Es könne doch dem Reichskanzler nicht zugemuthet werden, dagegen vorzugehen. Vertheidigt wurde die Resolution von den Abgeordneten Sonnemann, Richter, Windthorst und dem Referenten der Commission, Büsing. Die Wortführer der übrigen Parteien verhielten sich still. Als es dann zur Abstimmung kam, wurde die Resolution mit 123 gegen 101 Stimmen abgelehnt. Ein seltsamer Umschwung der Ansichten war damit zu Tage getreten. Was man früher allgemein mißbilligt hatte, erschien nun der Mehrheit des Reichstags als lobenswerth und der Aufrechthaltung würdig.

Fortan regten sich nun auch im preußischen Abgeordnetenhause immer mehr Stimmen dafür, daß bei der preußischen Lotterie, damit diese doch nicht zu kurz komme, die Loose vermehrt werden sollen. Gleichwohl wagten noch die Abgeordneten Dr. Löwe und Windthorst im Jahre 1884 den Antrag zu stellen: die Staatsregierung aufzufordern, ihre Bemühungen für Erlaß eines Reichsgesetzes eintreten zu lassen, das alle in den deutschen Staaten bestehenden Lotterien aufhebe und die Einrichtung neuer verbiete. Aber nicht dieser, sondern ein anderer, von dem Abg. v. Minnigerode gestellter Antrag, der dahin ging, daß die Staatsregierung eine einheitliche Regelung des Lotteriewesens durch das Reich veranlassen solle, fand die Annahme des Hauses. Im Jahre 1885 stellte dann die Budgetcommission den Antrag, die preußischen Loose zu verdoppeln. Nun wurde von den Rednern die Lotterie als eine herrliche Einrichtung gepriesen. Aber noch regte sich in Vielen die natürliche Scheu vor einem solchen Beschluß. Der Antrag ward mit 155 gegen 150 Stimmen abgelehnt.

Im folgenden Jahre war ein neues Abgeordnetenhaus gewählt worden. Die Budgetcommission stellte von Neuem den Antrag, die Loose der preußischen Lotterie zu verdoppeln. Aus den Reden leuchtete zwar noch immer das Bewußtsein durch, daß es eine verbotene Frucht sei, nach der man die Hand ausstrecke. Aber man war lüstern nach dieser Frucht, weil sie sich ohne Mühe einheimsen ließ. Immer wieder wurde geltend gemacht, daß die kleinen Länder so reiche Einkünfte aus ihrer Lotterie zögen. Wie könne da Preußen zurückbleiben? Der Abg. v. Rauchhaupt erklärte, daß er und andere Conservative, die noch im Jahre vorher gegen die Vermehrung der Loose gestimmt, jetzt sich eines Besseren belehrt haben und für die Vermehrung stimmen werden. So wurde denn am 17. März 1886 in einer namentlichen Abstimmung mit 191 gegen 131 Stimmen die Vermehrung der Loose auf das Doppelte beschlossen. Der Finanzminister v. Scholz, der schon vorher, wenn auch etwas verschämt, sein Einverständniß erklärt hatte, acceptirte den gefaßten Beschluß bestens. Seitdem figuriren also, statt der früheren vier Millionen, etwas mehr als acht Millionen als Lotterieeinkommen in dem preußischen Etat.

Hand in Hand mit der Vergrößerung der Staatslotterien ging eine gewaltige Vermehrung der Privatlotterien. Der Kölner Dombauverein, der unseres Wissens zuerst dieses praktische Mittel, Geld aus dem Volke zu pressen, ausfindig gemacht und mit bekanntem Erfolg verwerthet hat, fand unzählige Nachahmer. Jede Stadt, die ein Unternehmen ausführen wollte, für das sie selbst kein Geld hatte, jede Kirche, die aufgebaut werden sollte, ohne daß die natürlichen Mittel dazu vorhanden waren, jeder Verein, der ein über seine Kräfte gehendes Unternehmen plante, bewarb sich um Verwilligung einer Lotterie. Jeder wollte aus der großen Suppenschüssel, in die unser Volk sein Erspartes einzubrocken verführt wird, mitessen. Vielfach wurde diesem Begehren auch willfahrt. Es ist ja auch für die Obrigkeit sehr schwer, hier eine Grenze zu finden. Wie kann man dem Einen etwas abschlagen, wenn man dem Anderen bereits Aehnliches gewährt hat? Wir wollen das Bild dieser Unsumme von Lotterien hier nicht weiter ausmalen. Wer sich damit befassen will, braucht nur einen Blick in die Anzeigespalten unserer Blätter zu werfen, wo tagtäglich Lotterien angekündigt werden. Der Umfang der jährlich ausgebotenen Loose läßt sich nach der eingekommenen Reichssteuer berechnen. Danach sind — wir citiren nach einer jüngst gehaltenen Parlamentsrede — im verflossenen Jahre 168 Millionen Mark in Deutschland verspielt werden. 168 Millionen! Das ist doch ein Wort! Es ist fast die Hälfte unseres Militäretats. Allerdings kommt davon der größte Theil auf die Staatslotterien.

Nun sind in neuerer Zeit mehrere Lotterien eröffnet worden, bei denen plötzlich die Blätter umschlugen und laut verkündeten, daß sie den „peinlichsten Eindruck" gemacht haben. Und eine jüngst in Aussicht genommene Lotterie von vier Millionen, die zur Verschönerung des königlichen Schlosses die Mittel schaffen sollte, hat eine Aufregung hervorgerufen, die in einer lebhaften Auseinandersetzung im Abgeordnetenhaus ihren Ausdruck fand. Warum aber? Wenn eine ganze Reihe von Städten, darunter sehr reiche und wohlhabende, zur Herstellung von Annehmlichkeiten und Verschönerungen Lotterien bewilligt erhalten haben, die große Summen verschlangen: warum sollte da nicht auch für Verschönerung des königlichen Schlosses eine Lotterie in Gang gesetzt werden? Und wenn jetzt schon 168 Millionen jährlich verspielt werden: warum brauchte man sich zu ereifern, wenn noch vier Millionen dazu kommen sollten?

Oder hat man sich jetzt vielleicht besonnen, daß Lotterien doch von Haus aus eine sehr bedenkliche Sache sind? Dann

wollen wir nicht verhehlen, daß die Männer der alten Schule, deren Anschauungen noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wurzeln, schon längst den „peinlichsten Eindruck" gewonnen haben, nicht allein von Schloßlotterien und ähnlichem, sondern von dem ganzen Lotteriegetriebe der neueren Zeit. Es ist wahrhaft erstaunlich, daß man für das Verderbliche und Unsittliche, das diesem Getriebe innewohnt, jeden Sinn verloren zu haben schien.

So bekannt nun auch die Gründe sind, die die Lotterie als eine verwerfliche Einrichtung erscheinen lassen, so wollen wir sie doch hier noch einmal wieder auffrischen, da vielleicht ein Geschlecht heranwächst, das dafür einigen Sinn hat.

Jede Lotterie weist als Ergebniß auf, daß das von Vielen gebrachte Opfer des Einsatzes Wenigen, die der blinde Zufall bestimmt, als Gewinn zugewendet wird. Ist das nun ein erfreuliches Ergebniß? Man sagt, daß unsere Zeit beherrscht werde von der sozialen Frage. Was ist denn die soziale Frage? Es ist die Frage, wie ist es zu machen, daß Reichthum und Armuth nicht so ungleich vertheilt sind. Der Gegensatz von Reichthum und Armuth beruht darauf, daß es Einzelnen gelingt, Güter in reichem Maße anzusammeln, die die Anderen hergeben müssen. Wäre diese Ansammlung von Reichthum überall nur die Folge persönlichen Verdienstes, der Geschicklichkeit, des Fleißes der Einzelnen, so wäre die Sache viel leichter zu ertragen. Was aber die Mißgunst und Empörung in unzähligen Gemüthern wachruft, ist vor Allem der Umstand, daß auch der Zufall, das blinde Glück, Einige in die Lage bringt, im Reichthum zu schwelgen, während Andere darben. Da glauben denn Viele, es müsse auch ihnen gelingen, durch blinden Zufall Reichthum zu erwerben. So erklärt sich das heute weitverbreitete Streben, statt durch Fleiß und Arbeit, auf andere Weise reich zu werden.

Erkennt man nun die schweren Gefahren, die in diesen Anschauungen und Bestrebungen liegen, so sollte man denken, der Staat müsse alles daran setzen, dem schroffen Gegensatze von Reichthum und Armuth, zumal diesen als Folge des blinden Zufalls gedacht, entgegen zu arbeiten. Was thut nun aber der Staat durch Herstellung von Lotterien? Er eröffnet damit ein Mittel, durch das ex professo dieser Gegensatz künstlich geschaffen wird, indem die Lotterie der großen Menge ihr Geld abnimmt und es Einzelnen als Reichthum zuwendet. Laut verkündet der Staat: „Kommt her, ihr Leute! Hier findet ihr Gelegenheit, ohne Mühe reich zu werden." Er fördert so eine der schlimmsten Leidenschaften unserer Zeit und schlägt den Grundsätzen seiner eigenen Sozialpolitik in das Gesicht.

Allerdings wirkt das Lotteriespiel nicht so unmittelbar verderblich, wie das Hazardspiel am Roulette, das noch vor nicht langer Zeit in unseren Bädern blühte und das mit denselben Gründen, die jetzt für die Lotterie angeführt werden, vertheidigt wurde. Auch werden bei der Lotterie wohl selten so große Summen auf einen Wurf gesetzt, wie bei dem Börsenspiel. Aber das Lotteriespiel wirkt namentlich dadurch verderblich, daß es leicht zu einer chronischen Leidenschaft wird. Wer alle Jahr in die Lotterie setzt und nichts gewinnt, kann auch dadurch verarmen. Auch wird der, der einmal durch das Lotteriespiel dem Spielteufel verfallen ist, leicht, wenn er irgend Mittel dazu findet, zum Börsenspiele übergehen.

Die hier gezeichneten Vorwürfe würden die Lotterien treffen, auch wenn diese in der Art veranstaltet würden, daß sämmtliche Einsatzgelder als Gewinne an die Spieler zur Vertheilung kämen. Dann würde man wenigstens zu Gunsten der Lotterie sagen können, daß die Spieler in dem erkauften Loose — dem auf einen Gewinn zielenden Hoffnungskaufe — einen Werth erhielten, der nach der maßgebenden Wahrscheinlichkeitsberechnung dem dafür gezahlten Preise entspräche. Nun wird aber bekanntlich keine Lotterie in dieser Weise veranstaltet. Denn der Zweck der Lotterie besteht darin, daß der Veranstalter aus den Einsatzgeldern einen Gewinn für sich ziehen will. Der Veranstalter nimmt also aus den Einsatzgeldern einen bestimmten Betrag vorweg, um den die Spieler in dem Werthe ihrer Loose verkürzt werden. Die Staatslotterien sind in dieser Beziehung noch die besten. Sie nehmen durchschnittlich einen Gewinn nur bis zu 15 Procent der Einsatzgelder in Anspruch. Die Privatlotterien sind nicht so bescheiden. Der Abzug, den sie für sich behalten, steigt mitunter bis zu 40 oder 50 Procent. Dazu kommen dann noch die 5 Procent, die das deutsche Reich bei allen Lotterien von den Einsatzgeldern in Anspruch nimmt. Und endlich wird aus den Einsatzgeldern auch noch das ganze Heer von Persönlichkeiten gefüttert, die den Vertrieb der Loose besorgen und öfters deren Preis noch durch Agiotage steigern. Jeder, der ein Loos kauft, erwirbt also in diesem Loos einen Gegenstand, dessen wirklicher Werth weit unter dem dafür gezahlten Preise steht. Nun sagt man freilich: Das weiß ja der Spieler, und er ist damit zufrieden. Allerdings weiß es der Spieler oder könnte es wenigstens wissen. Aber nicht alle Spieler sind in der Wahrscheinlichkeitsrechnung bewandert. Man rechnet darauf, daß sie sich die Sache nicht klar machen oder in ihrer blinden Hoffnung auf Gewinn sich darüber hinwegsetzen. Und darin täuscht man sich nicht. In dem Vertriebe der Loose liegt also unzweifelhaft eine Uebervortheilung der Spieler, die auf das ganze Institut einen moralischen Makel wirft. Man betreibt eben ein Geschäft, bei dem die Unerfahrenheit oder der Leichtsinn der Menschen benutzt wird, um sich einen Vortheil zu verschaffen, der zu dem Werthe des dafür Geleisteten in auffälligem Mißverhältnisse steht.

Das für den Vertrieb der Loose in Bewegung gesetzte Personal — vom großen Uebernehmer der Loose an, der mit zollangen Buchstaben sie in allen Blättern ankündigt, bis zum geringsten Collecteur herab, der auf den Hintertreppen heranschleicht und den armen Dienstboten in der Küche für ein aufgeschwätztes Loos ihr Geld abnimmt — ist, vom volkswirthschaftlichen Standpunkte bemessen, die nutzloseste Gesellschaft, die sich denken läßt. Der Looshandel ist eine völlig unproductive Thätigkeit. Und doch zieht dieses Personal alljährlich Millionen aus dem deutschen Volke für sich heraus.

Um das Bild der Unsittlichkeit voll zu machen, müssen wir noch auf den ganzen Verlauf, den Lotterieangelegenheiten zu nehmen pflegen, hinweisen. Zunächst kommt folgendes in Betracht. Bei der Lotterie hört bekanntlich die Brüderlichkeit der deutschen Staaten auf, und der Vertrieb fremder Loose ist in mehreren Ländern mit Strafe bedroht. Gleichwohl werden die verbotenen Loose massenhaft abgesetzt. Kommt es heraus, so werden die Betheiligten gestraft. Aber auch wenn es nicht herauskommt, gewöhnen sich die Menschen daran, das Gesetz des Staates für nichts zu achten. Fällt nun irgend wohin ein Gewinn, so ist es eine gewöhnliche Erscheinung, daß dieser Gewinn dem Spieler abzujagen versucht wird. Man sucht ihm, noch ehe er etwas von dem Gewinne erfahren hat, das Loos wieder abzunehmen oder man macht es ihm sonst streitig. Besteht der Gewinn nicht in einer Geldsumme, sondern in anderen Werthgegenständen, so ist schnell der Händler zur Stelle, der dem Spieler den Gewinn, den dieser ja doch nicht gebrauchen kann, für geringen Preis abhandelt und so den besten Theil davon sich aneignet. Auch die Veranstalter der Lotterie treffen Einrichtungen, die den Gewinner um seinen Gewinn zu bringen geeignet sind. Es wird eine kurze Frist für die Anmeldung des Gewinnes bestimmt, bei deren Versäumniß der Gewinn verfallen sein soll. Dann aber wird die Zeit der Ziehung nicht genügend bekannt gemacht; der Gewinner versäumt also die Anmeldung und verliert seinen Gewinn. Kurz, der Gewinner wird auf jede mögliche Weise um seinen Gewinn zu bringen gesucht. Natürlich führt das dann auch nicht selten zu Prozessen oder gar zu Strafverfahren. Endlich ist es eine bekannte Erfahrung, daß gewonnenes Geld, auch wenn es wirklich in die Hände des Gewinners gelangt, diesem doch keinen Segen bringt; indem sich an ihm das Sprichwort bewährt: wie gewonnen, so zerronnen. So bilden die Lotterien in ihrem ganzen Verlauf eine reiche Verführung zum Schlechten.

Nun werden freilich zu deren Rechtfertigung allerhand Gründe angeführt, die man theils den Bedürfnissen der Spieler, theils den Bedürfnissen der Lotterieveranstalter entnimmt.

Man sagt: der Mensch lebe doch nicht vom Brote allein; er wolle auch an Hoffnungen sein Dasein knüpfen. Deshalb

sei es ein Bedürfniß, den Menschen Gelegenheit zu geben, durch Erwerb eines Looses sich eine Zeit lang in den Traum von einem zukünftigen Glücke zu wiegen. Jawohl! wenn nur nicht die an das Loos geknüpfte Hoffnung in der ungeheuern Mehrzahl der Fälle getäuscht würde! Jede getäuschte Hoffnung gibt aber einen Rückschlag, der den Menschen noch mehr zurückwirft. Es ist auch nicht richtig, wenn man behauptet, daß Loose nur von Wohlhabenden, die sich diesen Luxus erlauben dürfen, gekauft würden. Das Spielen in den Lotterien geht bis in die tiefsten Schichten unseres Volkes herab. Wer nicht die Preise der großen Staatslotterien bezahlen kann, kauft sich Loose der Privatlotterien, die für geringe Preise zu haben. Es wäre ganz undenkbar, daß so ungeheure Summen aus den Lotterien eingingen, wenn bloß Wohlhabende an dem Spielen theilnähmen. Auch wenn mitunter die Gewinner öffentlich genannt werden, sind es regelmäßig Personen aus geringen Ständen.

Im Grunde genommen glaubt auch an die Wohlthat, die durch die Lotterien den Spielern erwiesen werde, Niemand. Der wahre Grund aller Lotterien ist nur das Bedürfniß des Veranstalters der Lotterie, daraus Geld zu gewinnen. Der Zweck liegt also in dem, was wir oben als die Uebervortheilung der Spieler bezeichneten. Nun ist ja richtig, daß der, welcher ein Loos kauft, auch wenn es nichts gewinnt, sich über Niemanden beklagen kann, vielmehr den Verlust seiner eigenen Thorheit zuschreiben muß. Deshalb aber sind die Lotterien um nichts weniger volkswirthschaftlich verderblich. Die Summen, die die Lotterien einbringen, werden ja nicht aus dem Nichts hervorgezaubert. Sie werden vielmehr aus dem Volke herausgezogen. Sie sind also nichts anderes, als eine dem Volke auferlegte Steuer, die sich von anderen Steuern nur dadurch unterscheidet, daß sie nicht zwangsweise erhoben wird, sondern daß sie an eine im Volke herrschende Leidenschaft, die Spielsucht, sich wendet und mit deren Hülfe das Geld herauslockt. Diese Spielsucht ist der unerbittliche Steuer-Executor. Dabei aber ist diese Steuer die unwirthschaftlichste, die sich denken läßt. Denn statt der Summe, deren man bedarf, wird eine vielfach größere Summe aus dem Volke herausgetrieben. Wenn der Staat, um 8 Millionen zu gewinnen, 50 bis 60 Millionen für verkaufte Loose aus dem Volke herauszieht, wenn eine Privatlotterie, die $1^1/_2$ Millionen einbringen soll, einen Loosverkauf für 4 Millionen projectirt, so sind das Erhebungskosten für die zu erzielende Steuer, die ohne Gleichen dastehen. Allerdings wird nun ein Theil dieser Erhebungskosten in der Form von Gewinnen in das Volk zurückgeworfen. Aber diese Gewinne in den Händen Einzelner bilden wirthschaftlich keinen Ersatz für den verminderten Wohlstand Vieler.

Kann man die Einkünfte, die einige Staaten aus ihren Lotterien ziehen, nicht entbehren, so mag man sie in anderer Weise durch Besteuerung aufbringen. Jede andere Besteuerung ist besser als diese. Oder wäre wirklich die Steuerkraft im deutschen Volke dergestalt erschöpft, daß man zu diesem täuschenden Mittel greifen müßte? So lange bei uns in Deutschland alljährlich für mehr als eine Milliarde Bier vertrunken wird, wird man doch nicht von einer Erschöpfung der Steuerkraft reden können. Und wie ist es zu erklären, daß nur fünf deutsche Staaten ihre Lotterien angeblich nicht entbehren können, während die übrigen Staaten ohne solche fertig werden? Zu diesen fünf Staaten gehört auch Braunschweig und Hamburg; beide überaus reiche Gemeinwesen. Die ungeheuere Zahl ihrer Loose kann natürlich im eigenen kleinen Lande nicht abgesetzt werden. Sie vertreiben sie also, verboten oder nicht, in ganz Deutschland. Wie ist es nun zu rechtfertigen, daß diese reichen Staaten auf diese Weise ganz Deutschland besteuern? Nun sagt man freilich: gerade um diesem Mißbrauch entgegenzutreten, habe Preußen seine Loose verdoppeln müssen. Aber hätte denn nicht in viel gründlicherer Weise der Sache ein Ende gemacht werden können? Ist doch von Reichswegen der Unfug abgestellt worden, daß vordem jeder kleine deutsche Raubstaat Papiergeld in ungezählten Massen in die Welt schleudern konnte. Auch die sonst so beliebte Aufnahme von Lotterieanlehen ist den deutschen Staaten von Reichswegen verboten worden. Wer glaubt da wohl ernstlich, daß nicht Preußen, wenn es gewollt hätte, auch dem Lotteriewesen in Deutschland hätte ein Ende machen können? Man kann nur annehmen, daß die preußischen Staatsmänner es nicht gewollt haben, weil sie auch für Preußen die bequeme Einnahme aus der Lotterie sich erhalten wollten. Da gab denn die Vermehrung der Lotterieloose in den kleinen Staaten einen erwünschten Grund ab, um auch die preußischen Loose zu verdoppeln.

Für die Aufrechthaltung der Privatlotterien wird angeführt, daß sie das Mittel abgeben, höchst wünschenswerthe Unternehmungen zu fördern. Wie hätten wohl der Kölner Dom und der Ulmer Münster, auf deren Vollendung jetzt ganz Deutschland mit Freude und Stolz hinblickt, ausgebaut werden können ohne Lotterie?

Auch hier müssen wir zunächst daran erinnern, daß ja eine Lotterie nicht Geld aus nichts hervorzaubert, sondern daß sie nur Geld auf eine eigenthümliche, aber höchst unwirthschaftliche Weise aus dem Volke herauspreßt. Es mag sein, daß die Bereitwilligkeit des deutschen Volkes, für künstlerische und ähnliche Zwecke durch freiwillige Beiträge die Mittel zu liefern, sehr gering ist; weit geringer als bei anderen Völkern. Viele von uns haben aus der Zeit, wo das deutsche Volk noch arm war, „die verwünschte Sparsamkeit sich so angewöhnt", daß sie sich für Zwecke der gedachten Art nur schwer zu Aufwendungen entschließen. Da scheint es eine gewisse Rechtfertigung in sich zu tragen, daß man durch Anregung der weit verbreiteten Spielsucht dieser Bereitwilligkeit nachhilft. Gleichwohl ist dieses Mittel vom Uebel.

Nur beiläufig wollen wir hier die Frage aufwerfen, wie es überhaupt mit den Grundsätzen des constitutionellen Staatsrechts sich verträgt, daß die Obrigkeit das Recht ausübt, nach freiem Ermessen im Verwaltungswege einzelnen Unternehmungen die Befugniß zu verleihen, in der Form der Lotterie eine Steuer aus dem Volke zu erheben; eine Steuer, die weit nachtheiliger wirkt, als jede andere Steuer. Für das Maß dieser Verleihung ist es außerordentlich schwer, eine Schranke zu finden. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß Mißbräuche dabei nicht ausgeschlossen sind. Doch wir wollen diesen Punkt nicht weiter verfolgen, sondern uns darauf beschränken, zu sagen: hält man es für gerechtfertigt, daß für Zwecke der gedachten Art die Mittel aus dem Volke aufgebracht werden, dann würde auch nichts dagegen zu erinnern sein, wenn, soweit die vorhandenen Privatmittel nicht ausreichen, die öffentlichen Gemeinwesen, Staat, Provinz oder Gemeinde unterstützend einträten. Wir würden z. B. nichts dabei gefunden haben, wenn die Wiederherstellung des Marienburger Schlosses, an das sich so bedeutsame geschichtliche Erinnerungen knüpfen, aus preußischen Staatsmitteln erfolgt wäre. Natürlich müßten diese Staatsmittel durch Steuern aufgebracht werden. Aber dem preußischen Volk würde das weit weniger gekostet haben, als die große Lotterie, die man für jenen Zweck in Gang gesetzt hat. Die Freiwilligkeit dieser Beibringung wird durch Erregung der Spielsucht viel zu theuer erkauft.

Unser Schluß lautet also: fort mit den öffentlichen Lotterien, nicht allein mit denen nach Art der Schloßbaulotterie, sondern mit allen. Sie sind eine wirthschaftlich und sittlich verderbliche Ausbeutung unseres Volkes.

Die Frauenwelt und die Ausstellung von Chicago.

Von Leopold Katscher.

Bei den Amerikanern geht bekanntlich fast Alles in's Große. Die Neigung der Yankees zum Riesenhaften äußert sich auch in der ungeheuerlichen Anlage der nächstjährigen Weltausstellung zur Feier des 400. Gedenktages der Entdeckung der Neuen Welt durch Columbus und Vespucci, in den gewaltigen Vorbereitungen für diese Jubiläumsschau.

Besonders auffallend, weil völlig neu, erscheint hierbei die der Frauenwelt zugedachte Rolle. Diese ist in ihrer geplanten Größe bezeichnend nicht nur für die erstaunliche Ausdehnung des ganzen Unternehmens, sondern auch für die Hochachtung und Verehrung, welche die männliche Bevölkerung der Vereinigten Staaten dem weiblichen Geschlecht in geistiger Beziehung entgegen bringt, für den Rang, der der vermeintlich schwächeren Hälfte der Menschheit von den angeblich so nüchternen Nordamerikanern eingeräumt wird.

Zum ersten Male in der Geschichte der Weltausstellungen haben die Behörden der „Columbischen Weltmesse 1893" den guten Gedanken gehabt, den Interessen der Frauen und Mädchen die weitestgehende Vertretung zu gewähren. Angesichts der Wichtigkeit, die den verschiedenen Gebieten der Frauenfrage gerade in unseren Tagen mit Recht beigelegt wird, ist es ebenso zeitgemäß und interessant wie erfreulich und anerkennenswerth, daß den Freunden der Frauenbewegung und den Beobachtern des weiblichen Lebens einmal eine umfassende Gelegenheit zu gründlichem, übersichtlichem Betrachten alles Einschlägigen geboten werden soll.

Wie weit die Rücksicht der Ausstellungsleiter und der Gesetzgebung auf die Frauenwelt geht, ersehen wir schon aus dem denkwürdigen Umstande, daß der männlichen „Nationalbehörde", die von Reichs wegen zur Verwaltung des Unternehmens berufen ist, eine gleichberechtigte „Frauenbehörde" an die Seite gestellt wurde, die aus „je zwei Damen von jedem Bundesstaate oder Territorium, acht vom Bunde selbst und neun von der Stadt Chicago" besteht, abgesehen von den Stellvertreterinnen. An der Spitze dieses „Board of Lady Managers" steht Frau Potter Palmer in Chicago. Das von Fräulein Bodtker entworfene, preisgekrönte Amtssiegel weist auf: ein Schiff (Columbus' Reise versinnbildlichend), den Adler der Treue, den Epheu der Freundschaft, den Lorbeer des Erfolges und Sterne in der Anzahl der Mitglieder der „Frauenbehörde".

Ferner geht der Grad jener Berücksichtigung aus der Thatsache hervor, daß der Frauen-Ausstellung ein imposantes Kolossalgebäude gewidmet sein wird, welches von einem weiblichen Architekten entworfen wurde und dem schönen Geschlecht viel Raum bietet, seine Bestrebungen und Errungenschaften in's rechte Licht zu setzen. Der lebhafte Eifer, durch den sich die Damen in vielen Dingen hervorzuthun pflegen, zeigt sich auch darin, daß der Bau des „Women's Building" weiter vorgeschritten ist, als der aller übrigen Ausstellungsgebäude; gegenwärtig kann es bereits als nahezu vollendet bezeichnet werden. In der Centralgallerie werden die Leistungen der Frauenwelt in Kunst, Literatur und Handwerk zu sehen sein, in anderen Räumen ihre Darbietungen auf dem Felde der Wohlthätigkeit und der Industrie, der Krankenpflege und des Schulwesens, der Haushaltung, der Erziehung und der Kochkunst. Insbesondere das Wirken berühmter Frauen und Mädchen soll in möglichst vollständiger Weise zur Anschauung gelangen. Obgleich der Riesenbau zwei Morgen Landes bedeckt, fürchten die maßgebenden Kreise, er werde für die Fülle des vorhandenen Materials kaum ausreichen.

Uebrigens wird die Darstellung der weiblichen Leistungen keineswegs auf das „Women's Building" beschränkt bleiben; vielmehr soll in den von jedem Unionsstaate und jedem fremden Lande auf dem Ausstellungsplatze zu errichtenden Sondergebäuden die Frauenwelt mit ihren localen und speziellen Darbietungen noch recht reichlich vertreten sein. In dieser wie in jener Hinsicht werden die Vollziehungs- und die Werbungsarbeiten mit der größten Thatkraft betrieben, und der Erfolg ist ein so günstiger, daß sich schon jetzt für das neuartige Experiment die glänzendsten Ergebnisse vorhersagen lassen.

In erster Linie wird selbstverständlich die Betheiligung der Nordamerikanerinnen stehen. In sämmtlichen Bundesstaaten herrscht die regste Vorbereitungsthätigkeit. An der Spitze schreitet begreiflicherweise der Staat Illinois, in dessen Hauptstadt ja die Weltausstellung vor sich gehen wird. Die Frauen desselben werden im „Women's Building" ein von weiblichen Aerzten und Chirurgen geleitetes Musterkrankenhaus ausstellen, dessen Personal die Chicagoer Krankenpflegerinnenschule beistellen soll. Im Gebäude ihres Staates, in welchem ihnen der zehnte Theil des Raumes eingeräumt ist — etwa $1^1/_2$ Morgen Landes von 15 — wollen sie die ihnen zur Verfügung stehenden 80,000 Dollars möglichst ausnützen. Bemerkenswerth dürfte dort die Collectiv-Ausstellung der Illinoiser Aerztinnen, Apothekerinnen und Zahnkünstlerinnen werden, nicht minder der in einem Umfang von 200 Quadratmetern geplante Kindergarten. Diejenigen Chicagoer Damen, welche der spanischen Sprache mächtig sind, haben sich zusammen gethan, um den Besucherinnen aus Ländern der spanischen Zunge den Aufenthalt in der Stadt des Pökelfleisches und Schweinefettes thunlichst angenehm zu machen, sei es durch Versorgung mit Führern und Dolmetschen, sei es durch sonstige Erleichterungen. Die acht Mitglieder der weiblichen Local-Ausstellungscommission des in Rede stehenden Staates haben sich in opferwilligster Weise bereit erklärt, auf Verlangen in jeder beliebigen Gegend von Illinois im Interesse der Frauenbetheiligung an der Ausstellung Vorträge zu halten. Die Damenwelt der übrigen Unionsstaaten hat ebenfalls allerlei löbliche und erfreuliche Beschlüsse hinsichtlich der Beschickung der „Weltmesse" gefaßt.

Von den zahlreichen Plänen und Maßregeln der nationalen Frauenbehörde verdient Manches besondere Erwähnung. So z. B. hat sie Schritte gethan, um die weibliche Thätigkeit im Illustriren von Büchern und Zeitschriften, im Holzschnitt, im Kupferstich u. dgl. umfassend zur Darstellung zu bringen. Ferner hat sie bewirkt, daß im Parlament zu Washington eine Gesetzesvorlage eingebracht wurde, wonach der Minister des Innern zu ermächtigen wäre, Modelle, Zeichnungen oder fertige Exemplare aller patentirten Erfindungen nordamerikanischer Frauen oder Mädchen im Chicagoer „Women's Building" auszustellen. Auch sitzt seit Monaten eine Angestellte der Frauenbehörde im Patentamt, um aus den Büchern desselben Auszüge zu machen, welche die weiblichen Erfindungen betreffen und veröffentlicht werden sollen. Eine andere geplante Veröffentlichung wird alle von Damen geleiteten oder verwalteten Wohlthätigkeitsanstalten und humanitären Vereine behandeln; es soll dies eine, die Fortschritte der letzteren anderthalb Decennien darlegende Ergänzung des einschlägigen statistischen Werkes werden, welches Frau A. H. Smith 1876 anläßlich der Philadelphischen Weltausstellung herausgab. Es sind bereits Anstalten getroffen, daß sowohl das National-Museum, als auch das berühmte Smithson'sche Institut alle Gegenstände, die die Entwickelung der weiblichen Gewerbethätigkeit veranschaulichen, leihweise nach Chicago schicken werden.

Ein großer Theil der Beschäftigung der nationalen Frauenbehörde besteht in der Veranlassung der Organisirung localer weiblicher Ausstellungs-Commissionen und dann im Verkehr mit ihnen. Jeder Bundesstaat hat längst einen solchen örtlichen Ausschuß eingesetzt, und auch im Auslande schreitet die Bildung dieser Körperschaften rasch vorwärts. Demgemäß sind bereits zahlreiche hervorragende Damen der modernen Culturwelt in Verbindung mit der Frauenbehörde. An der Spitze des britischen Ausschusses stehen die Prinzessin Christian, die Marquise von Salisbury, die Baronin Burdett-Coutts, Lady Brassey u. A. Unter den englischen Ausstellern werden sich die Königin Victoria mit eigenen Stickereien, Strick- und Spinnarbeiten, Zeichnungen und Malereien und drei ihrer kunstsinnigen Töchter mit Handarbeiten, Modellirstücken, Gemälden befinden.

Auch in weiblichen Kreisen Hollands, Frankreichs, Italiens u. s. w. gibt sich lebhaftes Interesse für die „Weltmesse" kund. Königin Margherita hat versprochen, ihre berühmte, einzig dastehende Spitzensammlung auszustellen. Sogar Japan wird sich betheiligen. Freilich sind die kaiserlich japanischen Commissäre, trotz aller modernen Fortschritte und Reformen des ostasiatischen Inselreichs, zu dem Schluß gelangt, ihre Landsmänninnen seien noch nicht genug civilisirt, um einen eigenen weiblichen Ausstellungsausschuß wählen und würdigen zu können; aber eine umfängliche Betheiligung der dortigen Frauenwelt mit Handarbeiten und anderen Erzeugnissen ihres

Kunstfleißes ist trotzdem gesichert. Im Hinblick auf die bekannte Intelligenz und Vorurtheilslosigkeit der Kaiserin, die sich, wie allgemein geglaubt wird, für die Hebung des Frauenlebens und die Besserung der Frauenlage ganz besonders interessiren soll, rechnet Frau Potter Palmer noch auf die nachträgliche Einsetzung einer Dameneommission für Japan.

Auf dem Felde der schönen Künste verspricht die Betheiligung der Schwedinnen glänzend zu werden, denn unter ihnen gibt es viele bedeutende Kupferstecherinnen, Holzschneiderinnen, Lithographinnen, Schnitzerinnen, Zeichnerinnen, Componistinnen u. s. w. Der Fredrika-Bremer-Verein ist eingeladen worden, Alles auszustellen, was sich auf seine Thätigkeit der Förderung des Frauenwohls bezieht. Das altberühmte Brigittenkloster soll seine Spezialität, die spinnwebdünnen Spitzen, die seine Nonnen seit dem 14. Jahrhundert anfertigen, nach Amerika schicken. In Norwegen ist Fräulein Nielson, die Präsidentin des norwegischen Frauencongresses, Vorsitzende der Ausstellungs-Commission. In Rußland befindet sich dieses Amt in den Händen der Gattin des Finanzministers Wischnegradski, welche vornehmlich für die Erzeugnisse der bäuerlichen Spitzen-Industrie Interesse hegt.

Was die beiden Hauptländer deutscher Zunge betrifft, so hat bislang weder Deutschland noch Oesterreich locale Frauenbehörden ernannt, doch dürfte dies bald geschehen. Bemerkenswerth ist, daß die Tschechinnen nicht zusammen mit den übrigen Oesterreicherinnen, sondern ganz abgesondert auszustellen wünschen, und zwar gedenken sie hauptsächlich die schöne Sammlung von Stickereien, kostbaren Spitzen ꝛc., die auf der vorjährigen Prager Ausstellung zu sehen war, nach Chicago zu senden. Ob diese Sondergelüste erfüllt werden, steht noch nicht fest. Die reichsdeutsche Frauencommission soll übrigens bereits so gut wie ernannt sein. Herr Wermuth, der kaiserliche Ausstellungscommissar, setzt sich eifrig für die Betheiligung der Frauenwelt ein und hat sogar eine hierauf bezügliche Broschüre veröffentlicht. Auch Frau Lina Morgenstern nimmt sich der Sache lebhaft an. Erwähnung verdient, daß die nationale Frauenbehörde der Vereinigten Staaten die Absicht hegt, für das „Women's Building" eine Nachahmung der großen Broncethüren des Straßburger Münsters aus papier maché herstellen zu lassen, und zwar von einer deutschen Dame. Die Zeichnung und Ausführung der Münsterthüren rührte bekanntlich von einem deutschen Weibe her, von Sabine Steinbock, der Schwester des Erbauers.

Wie alle anderen Gebäude der „Columbischen Weltmesse" wird auch das „Women's Building" am 12. October d. J. — dem Gedenktage der Landung des Columbus — unter umfassenden Feierlichkeiten eingeweiht werden. Den letzten Nagel wird die mehrfach genannte Leiterin der nationalen Frauenbehörde einschlagen. Für diesen Zweck haben die Damen des Staates Montana eine prachtvolle goldene, mit sinnbildlichen Figuren bedeckte, mit einheimischen Saphiren geschmückte, nagelförmige Brosche anfertigen lassen, welche sofort nach dem Einschlagen wieder herausgezogen und der Frau Potter Palmer zum Andenken geschenkt werden wird. Den zu diesem sogenannten „letzten Nagel" gehörigen Hammer will die Damenwelt des Staates Nebraska beistellen; derselbe soll aus einheimischen Holzarten mit Gold-, Silber- und Perleneinlagen hergestellt und ein des „Nagels" würdiges Seitenstück werden.

Wir schließen mit der interessanten Mittheilung, daß während der Ausstellung ein großartiger, allumfassender „Weltcongreß" berufen sein wird, alle Seiten der Frauenfrage zu erörtern und die hauptsächlichsten Ergebnisse zu veröffentlichen. Möchte auch die deutsche Frauenwelt sich an dem Congreß, wie an der Ausstellung recht zahlreich betheiligen!

Eine Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems.

Von Hans Passarge.

Allen Planeten ist die Neigung ihrer Umdrehungsaxe zu der Bahn, die sie um die Sonne durchlaufen, eigenthümlich. Hätte diese Neigung bei jedem Planeten den gleichen Werth, betrüge sie bei allen etwa wie bei der Erde 66° 23′, so wäre diese Erscheinung wenig auffallend und genau in den Rahmen der Kant-Laplace'schen Theorie passend; in Wahrheit ist aber die Neigung bei jedem dieser Sonnentrabanten verschieden groß, eine Thatsache, für welche die Astronomie bisher eine Erklärung nicht gefunden hat. Die richtige Lösung dieses Problems aber würde die Forschung um einen gewaltigen Schritt vorwärts bringen.

Die Theorie, die im Grundriß über diesen Gegenstand hier aufgestellt werden soll, ist einfach genug, um nicht nur dem Nichtastronomen sofort einzuleuchten, sondern auch um gerade wegen dieser Einfachheit einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu gewinnen.

Denkt man sich durch den Sonnenäquator eine ungeheure Ebene gelegt, so würde, wenn der Sonnenäquator genau in der Ebene der Ekliptik läge, jene Ebene die im Punkte des Frühlingsäquinoetiums befindliche Erde im Breitengrad von 66° 23′, dem nördlichen Polarkreis, treffen. Nun steht aber die Sonnenaxe nach den Untersuchungen Spörer's nicht senkrecht auf der Ekliptik, sondern neigt sich zu ihr in einem Winkel von 6° 57′, folglich bildet auch der Sonnenäquator mit der Ebene der Ekliptik den gleichen Winkel, den man also zu 66° 23′ hinzurechnen muß, um die wahre Schnittfläche der verlängerten Sonnenäquatorebene mit der Erde zu gewinnen. Diese Schnittfläche liegt sonach unter einer geographischen Breite von 73° 20′, d. h. nahezu genau unter der Breite des magnetischen Nordpols*), nämlich 15 Bogenminuten südlicher. Die genaue Fixirung des magnetischen Nordpols durch Gauß also vorausgesetzt, so brauchte die Rechnung Spörer's nur um 15 Bogenminuten zu gering sein, und man hätte den Satz: Die Schnittfläche des Sonnenäquators mit der im Frühlingsäquinoetialpunkt stehenden Erde fällt in die Breite des magnetischen Nordpols der Erde. Diese Schnittfläche ist ein kleiner Kreis auf der Erdkugel, bestimmt durch die beiden Punkte:

73° 35′ nördl. Breite, 264° 21′ östl. Länge und
80° 32′ nördl. Breite, 84° 21′ östl. Länge,

durch deren gerade Verbindungslinie als Durchmesser der kleine Kreis**) bestimmt ist.

Die Drehungsaxe der Sonne ist also parallel einem Durchmesser der Erde, welchen man von einem Punkte des eben bestimmten kleinen Kreises, z. B. dem magnetischen Nordpol, nach einem entsprechenden Punkte der südlichen Halbkugel der Sonne zieht; mit anderen Worten: die Rotationsaxe der Sonne ist parallel der magnetischen Axe der Erde. Es sei hier einstweilen angenommen, daß die magnetische Axe der Erde wirklich durch den Mittelpunkt derselben gehe, was thatsächlich nicht genau richtig ist.

Wir behaupten nun: Die ursprüngliche Rotation unseres Planeten, der Erde, war der heutigen Axenumdrehung, die sich von West nach Ost vollzieht, entgegengerichtet, die Erde rotirte, so lange sie sich noch in feurig-flüssigem Zustand befand, von Ost nach West, und zwar um eine Axe, die mit der heutigen magnetischen Axe zusammenfällt. Diese ursprüngliche ost-westliche Rotation besteht noch heute im Erdinnern fort, die Erde hat noch heute eine zwiefache Rotation, eine äußere von West nach Ost und eine innere von Ost nach West gerichtete, und die erstere ist das Ergebniß der letzteren, der ursprünglich einzigen Rotation. Für diese innere, ursprüngliche Rotation fällt die Neigung der Axe zur Ekliptik fort, die Axe der inneren Rotation, die magnetische Axe der Erde, steht parallel zur Rotationsaxe der Sonne. Inwieweit diese

---

*) Nach Gauß, Resultate des magnetischen Vereins, liegt der magnetische Nordpol unter 73° 35′ n. Br. und 264° 21′ L. östl. Greenwich.

**) Die Bezeichnung „kleiner Kreis" ist im mathematischen Sinne zu verstehen. Man nennt „größte Kreise" einer Kugel solche, deren Ebenen durch den Mittelpunkt der Kugel gehen; für die Erde also alle Meridiane und der Aequator. Jeder andere auf einer Kugel mögliche Kreis heißt ein „kleiner Kreis"; für die Erde also alle Parallelkreise oder Breitengrade mit Ausnahme des Aequators.

Behauptung, wenn sie sich als richtig erweisen sollte, die Kant-Laplace'sche Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems stützt, wird man unten ersehen. Zunächst noch einen Schritt weiter.

Was von der Erde gilt, dürfte auch von den anderen Planeten gelten, und man kann den Satz aufstellen: Die ursprünglichen Rotationsebenen aller Planeten sind zu der Ebene des Sonnenäquators und mithin zu einander parallel.

Das klingt zunächst etwas ungeheuerlich und wird so lange ungläubigem Lächeln begegnen, bis vollgültige Beweise beigebracht sind. Für die Erde liefert diesen Beweis die Magnetnadel.

Die tägliche regelmäßige Variation der Magnetnadel, wie man sie an jedem besseren Compaß beobachten kann und die im Maximum durchschnittlich etwa acht Bogenminuten beträgt, ist der Ausdruck des Bestrebens der Nadel, sich zu der Axenrichtung der inneren Rotation parallel zu stellen, und das, was man magnetische Kraft der Erde, „Erdmagnetismus" nennt, ist eben diese innere Rotation. Der Magnetismus im allgemeinen ist sonach eine einfache Bewegungserscheinung, bedingt durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Das bedarf der Erklärung.

Jene von Ost nach West rotirende feurige Urerde barg in sich die Keime alles dessen, was heute auf ihr steht und geht, sie war der Stoff, aus dem sich die Stoffe entwickelten; jedes Atom des Stoffes machte die ostwestliche Rotation mit, jedem Atom wohnte Bewegung, wohnte Kraft inne. Aber diese Kraft konnte sich so lange nicht äußern, als alle Theilchen dieselbe Kraft-, dieselbe Bewegungsrichtung hatten, denn Bewegung, Kraft tritt nur da in die Erscheinung, wo gleichzeitig etwas Nichtbewegtes vorhanden ist. Das lehrt die tägliche Erfahrung, das lehrt vor Allem die heutige Axendrehung der Erde, sowie ihre Bewegung um die Sonne; von beiden spürt kein Lebewesen etwas auf directem Wege, nur indirect schließen wir auf sie.

Sobald aber im Laufe der Jahrtausende sich auf jener von Ost nach West rotirenden Urerde die Schale, die feste Oberfläche zu bilden begann, oder mit anderen Worten: sobald die gleichmäßige Anordnung und Vertheilung der Atome aufhörte und diese sich an verschiedenen Stellen nach irgend welchen Gesetzen zusammendrängten, an anderen wieder nach anderen Gesetzen zerstreuten, mußte die einheitliche Bewegungsrichtung aufhören, die Atomconglomerate stellten sich unter andere Bedingungen als die Atome, sie mußten also auch eine andere Bewegungsform annehmen. Das lehren uns noch heute die Sonnenflecken, die zum Theil eine Eigenbewegung, eine von der Rotationsrichtung der Sonne verschiedene Bewegung haben.

Aber jene ursprüngliche ost-westliche Kraftrichtung mußte den Atomconglomeraten, mußte der festgewordenen Erdoberfläche und allen ihren Theilchen immanent bleiben, denn eine Kraft geht nie verloren, sie kann nur ihre Erscheinungsform ändern, sie kann sich als unendlich klein im mathematischen Sinne äußern, nie aber kann sie verschwinden. Für diejenigen Theile des Stoffes nun, welche mit Anbeginn der Oberflächenbildung der Erde der ursprünglichen ost-westlichen Rotation erst langsamer folgten als andere Theile, dann nach einer Zeit scheinbaren Stillstandes eine Eigenbewegung einzuschlagen begannen, um endlich von derjenigen Bewegung mitgerissen zu werden, welche sich am Aequator als Gegenströmung zuerst und am stärksten äußerte, — für diese Theile des Stoffes, die der neuen west-östlichen Kraftrichtung unterlagen, mußte also jene ursprüngliche ost-westliche Kraft unendlich klein, d. h. sinnlich unwahrnehmbar werden. Das gilt nun auch wirklich von der Mehrzahl der uns umgebenden Stoffzusammensetzungen, als Holz, Wasser, Stein, atmosphärische Luft u. s. w.,*) sie haben ihre ost-westliche Kraft, ihren Magnetismus für die sinnliche Wahrnehmung verloren, man kann ihren Magnetismus gleich Null setzen für die Erfahrung; für die Wirklichkeit ist er nur unendlich klein ($\frac{\infty}{\infty}$).

Anders dagegen diejenigen Stoffe, welche, weil mehr in das Innere der Erde gebettet, die ost-westliche Kraftrichtung Jahrtausende länger bewahren konnten, welche nicht so viel Wandlungs- und Werdeprozesse durchmachten und damit nicht gleichzeitig so vielen neuen Bewegungsformen unterlagen; an ihnen hat sich die ost-westliche Kraftrichtung sinnfälliger erhalten, an ihnen äußert sie sich als eine positive Größe. Man nennt diese Stoffe magnetisch, es sind vornehmlich Eisen, Nickel, Kobalt; in ihnen hat sich das Bestreben, die Kraft erhalten, die ost-westliche Rotation des Erdinnern noch jetzt mitzumachen, weil sie sie vor vielleicht Millionen von Jahren mit dem Erdinnern getheilt haben.

Man versuche also diese Stoffe mit ost-westlicher Kraftrichtung von der heutigen äußeren Axendrehung zu emanzipiren, man unterwerfe sie Bedingungen, unter denen stehend sie möglichst wenig an derselben Theil zu nehmen gezwungen sind, man stelle aus ihnen eine dünne Nadel her, die man möglichst frei beweglich aufhängt, so steht diese Nadel einerseits unter der Wirkung der Schwerkraft wie jeder andere Körper, welcher der Erdoberfläche angehört, andererseits unter der Wirkung der ihr immanenten ost-westlichen Kraft: der ersteren gehorcht sie durch das Bestreben, zur Ruhe zu kommen, der letzteren durch das Bestreben, der Rotation des Erdinnern zu folgen, und das Ergebniß beider wirkenden Kräfte ist eine Art Compromiß, indem die Nadel in der Richtung zur Ruhe kommt, in welcher befindlich sie an der Rotation des Erdinnern nicht Theil zu nehmen braucht, d. h. in der Richtung der magnetischen Axe der Erde. Das beweist jeder Compaß.

Denkt man sich diese Axe, deren Pole im Erdinnern ruhen, bis zu ihren Schnittpunkten mit der Erdoberfläche verlängert, so beschreiben diese Schnittpunkte in Folge der äußeren Axendrehung der Erde zwei kleine Kreise auf der Erdoberfläche und die innere Axe selbst für den auf der Erdoberfläche befindlichen Beobachter den Mantel eines Doppelkegels, dessen Spitze (unter der Annahme, die magnetische Axe wäre ein Durchmesser der Erdkugel) in den Mittelpunkt der Erde fällt. Auf der durch den magnetischen Aequator in eine nord- und in eine südmagnetische Hemisphäre geschiedene Erdoberfläche wird also entsprechend die frei bewegliche Magnetnadel ebenfalls den Mantel eines Doppelkegels beschreiben müssen, um der innerhalb 24 Stunden eine Umdrehung vollendenden innern Rotationsaxe zu folgen. Das ist in der That der Fall; in unseren Breiten beschreibt der Nordpol der Magnetnadel innerhalb eines Tages die Basis eines Kegels von der Höhe der halben Länge der Nadel. Die Basis selbst hat zum Durchmesser die zu etwa acht Bogenminuten gehörige Sehne. Man bezeichnet dies Phänomen als die tägliche regelmäßige Variation der Magnetnadel, für welche bisher eine befriedigende Erklärung nicht gefunden wurde, die aber durch unsere Theorie ihre ungezwungene Deutung erhält.

Es ist hier nicht der Ort, diese neue Theorie des Erdmagnetismus bis in ihre äußersten Consequenzen zu verfolgen, denn diese Consequenzen sind unübersehbar für Astronomie, Geologie, Geodäsie, Geographie.

Es war oben behauptet worden, daß die äußere Axendrehung der Erde von West nach Ost eine Folge sei der ursprünglichen ost-westlichen Rotation. Erachten wir diese ostwestliche Rotation einmal als noch im Erdinnern fortbestehend, so müßte mit ihrem Aufhören auch die äußere Rotation zu Ende gehen, denn mit der Ursache hört auch die Wirkung auf; wenn also in unendlich ferner Zukunft die Erde den Prozeß ihrer fortschreitenden Abkühlung vollendet haben wird, wird sie nach Jahrtausende langem pendelähnlichen Hin- und Herschwanken auch ihre äußere Rotation verlieren, sie wird dann der Sonne immer nur die eine Hälfte zukehren, die Hälfte, auf der dann beständiger Tag herrschen würde, während die andere Hälfte in den Schleier der ewigen Nacht gehüllt bleibt.

*) Bei den sog. diamagnetischen Stoffen (Wismuth, Antimon, Zink, Bergkrystall, Spiritus, Phosphor, Schwefel, Brot, Fleisch ꝛc.) ist die ost-westliche Kraftrichtung in eine negative Größe umgeschlagen und damit wieder wahrnehmbar geworden. Nähert man diese Stoffe einem starken Magneten, so werden sie von beiden Polen abgestoßen.

Das ist mehr als bloß Hypothese, wenn man den Beweis durch Analogie gelten läßt. Denn es gibt einen Weltkörper, der in Folge seiner kleinen Dimensionen den Abkühlungsprozeß bereits vollendet hat, der also keine innere Rotation und somit auch keine äußere mehr hat: es ist der Mond. Der Mond wendet — das weiß jedes Kind — seinem Leitgestirn, der Erde, beständig dieselbe Seite zu, die andere Hälfte ist für uns unsichtbar. Die Libration des Mondes, vermöge der er wie ein Wagebalken hin und herschwankt und vermöge der wir etwas mehr von seiner Oberfläche erschauen als die genaue Hälfte, sind die Todeszuckungen eines sterbenden Weltkörpers, die letzten Regungen der äußeren Rotation, die an Geschwindigkeit abzunehmen begann, sobald mit der vor unberechenbaren Jahrtausenden vollendeten Abkühlung die innere Rotation aufhörte.

Das gleiche Loos steht in Millionen von Jahren unserer Erde bevor, denn auch sie ist in fortschreitender Abkühlung begriffen. Ist diese einmal vollendet, so wird mit dem Aufhören der äußeren Rotation auch der Wechsel von Tag und Nacht fortfallen, ewiger Tag wird auf der einen Hälfte sein, ewige Nacht auf der anderen; als Trabant, als todtes Gestirn wird sie dann die Sonne begleiten, wie der Mond jetzt die Erde.

Es ist also nichts mit dem Trost, den man wohl oft besorgten Leuten gab auf ihre Frage: „wird es sich auf der völlig abgekühlten Erde auch noch leben lassen?“ — Nein, gewiß nicht. Nicht aber, weil sie innerlich erkaltet ist, sondern weil sie einstmals mit ihrer Rotation den Wechsel von Tag und Nacht einbüßen wird. — Mögen sich diese besorgten Leute dann auf dem Grenzgebiet zwischen Tag und Nacht ansiedeln, dann können sie ihre Schlafkammer auf der dunklen Hälfte der Erde aufschlagen und ihr gewiß sehr interessantes Tagewerk auf der erleuchteten Hälfte vollbringen.

Man könnte diese und ähnliche Gedanken in müßiger Phantasie weiter spinnen, aber desto mehr würde man den Boden der Erfahrung verlieren und schließlich auf Wolken wandeln. Diesen Vorwurf wollen wir uns nicht zuziehen, wir wollen uns über das tragische Loos unserer Erde leichten Herzens hinwegsetzen: après nous le déluge!

Inzwischen gewinnt die Kant-Laplace'sche Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß zufolge dieser Theorie die Rotationsebenen sämmtlicher Planeten in parallelen Flächen liegen müßten, in Flächen, die wiederum dem heutigen Sonnenäquator parallel sein müßten. Das wäre nicht der Fall, wenn man nur eine äußere Rotation der Planeten in Ansatz bringt, trifft aber zu, wenn man analog einer inneren ost-westlichen Rotation der Erde, deren Vorhandensein uns die stumme Sprache der Magnetnadel verräth, eine der äußeren Axendrehung entgegengerichtete innere Rotation für sämmtliche Planeten setzt. — Dann wäre Ordnung in die Welt gebracht, eine Ordnung des sich bewegenden Stoffes, wie sie dem unendlichen Verstande eines allweisen Schöpfers geziemt.

Literatur und Kunst.

Moltke's Trostgedanken.

Von Immanuel Rosenstein.

Als vor wenigen Wochen der neueste Band*) von Moltke's gesammelten Schriften erschien, — in der Folge des Erscheinens der vierte, vom Verleger als erster bezeichnet —, da waren es neben den sehr zahlreichen werthvollen Mittheilungen und der Lebensgeschichte unseres Helden vor Allem die am Schluß des Bandes veröffentlichten Trostgedanken über „das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben,“ welche in den weitesten Kreisen großes Aufsehen machten und mehrfach freudige Zustimmung fanden. Ueberall wurden diese Aeußerungen veröffentlicht und besprochen. Was der hochverehrte Mann über das Verhältniß des Menschen zur Religion, über Glauben und Moral sagte, war einer großen Anzahl von Zeitgenossen aus tiefster Seele gesprochen. Der Eindruck war um so tiefer, als die Veröffentlichung zu einer Zeit erfolgte, wo die Gemüther von dem Kampf um das eben zurückgezogene Volksschulgesetz noch auf das Tiefste erregt waren, wo namentlich die Verkündigung der engen confessionellen Grenzen, innerhalb deren man ausschließlich Religion, Glauben und Moral als das, was sie wirklich sein sollten und müßten, anerkennen wollte, die religiösen Gefühle einer großen Menge von Menschen tief verletzte. Gab es wirklich keine Mitte zwischen Atheismus und strengem Confessionalismus? War die Auffassung der sich im alleinigen Besitz der Wahrheit wähnenden Hyper-Orthodoxen von Glauben und Moral die allein seligmachende, neben der jede andere als ketzerisch betrachtet werden müßte, so daß die große Gemeinde derjenigen, die im ehrlichen Ringen aus tiefem Herzensbedürfniß heraus und um sich dem Unglauben fern zu halten, auf ihre Art zu einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen zu gelangen versuchten und sich ihre eigenen Ansichten von Gott, Unsterblichkeit und sittlicher Weltordnung bildeten, als nicht vollwichtig religiös und als von beklagenswerthen Irrlehren befangen zu stigmatisiren war. Moltke's Trostgedanken zeigten, daß auch er zu jener Gemeinde gehörte, die von dem jedem Menschen inne wohnenden Priesterthum überzeugt war. Diese Gedanken sind die letzte Niederschrift von Bedeutung, die wir von Moltke besitzen; in der ländlichen Stille von Creisau hat er an ihnen gearbeitet, um sie seiner Familie als Vermächtniß zu hinterlassen; viermal hat er sie überarbeitet. Der Herausgeber, Dr. Toeche, hat in seiner tief pietätvollen Verehrung des Entschlafenen sich die überaus dankenswerthe Mühe gegeben, die drei ersten Bearbeitungen, soweit dies aus dürftigen Resten möglich war, wieder herzustellen. Der Gang der Gedanken bleibt dabei fast überall derselbe, vorwiegend ist nur an dem Ausdruck geändert, um diesen so scharf und klar als möglich zu gestalten. Nur einmal wird, wie wir sehen werden, in der dritten Bearbeitung eine entscheidende Frage angeregt und in der vierten weiter entwickelt, die sich in den beiden ersten Bearbeitungen nicht fand. — Wir dürfen den Inhalt der Trostgedanken im Ganzen und Großen als bekannt voraussetzen und begnügen uns, nur auf Einzelnes noch einmal hinzuweisen. Moltke macht kein Hehl aus dem Gegensatz, der sich zwischen der souveränen, keine Autorität über sich anerkennenden Vernunft und manchen ehrwürdigen Ueberlieferungen erhebt. Aber er sieht die Zweifel als nicht gegen die Religion, sondern als gegen die Form gerichtet an, in welcher sie dargebracht wird. Er erkennt aus vollem Herzen den segensreichen und heilvollen Einfluß des Christenthums an, aber er zweifelt doch sehr, ob es die Glaubenslehre, das Dogma, war, welche diesen Segen schufen. Er beklagt auf das Tiefste, daß man um der Glaubenssätze willen, an die ja doch kein menschliches Begriffsvermögen heranreiche, eine ungezählte Reihe von Jahrhunderten hindurch die Welt verheert habe. Wie hat man sich den Glaubenssätzen gegenüber zu stellen? Erst in der dritten Bearbeitung (Seite 352) erklärt Moltke: „Trotz aller Zweifel der Vernunft sollen wir ihn (den Glauben) aufnehmen, wie wir der Versicherung eines Freundes trauen, ohne sie zu prüfen.“ Moltke hat dann Bedenken getragen, den Satz in solcher Unbedingtheit festzuhalten. Er hat ihn im Sinne geistiger Freiheit umgestaltet und erweitert: in der vierten Bearbeitung heißt es: „Wir können die Glaubenssätze hinnehmen, wie man die Versicherungen eines treuen Freundes hinnimmt, ohne sie zu prüfen, aber der Kern aller Religionen ist die Moral, welche sie lehren, am reinsten und erschöpfendsten die christliche.“ Die weiteren Ausführungen bewegen sich vorwiegend um die Moral, mit der die Vernunft nirgends im Widerspruch stehe. Aller-

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Erster Band. Zur Lebensgeschichte. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

dings kommt dann für Wollen und Handeln noch ganz besonders die herrschende Seele, die Seele des Empfindens in Betracht, die ihren Rathgeber in dem Gewissen als unbestechlichen und unfehlbaren Richter findet. Das Gewissen predigt die Moral bei allen Völkern, auch den nichtchristlichen, überall stimmen die Grundbegriffe über Gutes und Böses überein; überall wird Treubruch und Lüge, Verrath und Undank für schlecht anerkannt, überall das Band zwischen Eltern, Kindern und Verwandten als heilig angesehen. In dem Allen gemeinsamen Gefühl für Recht und Unrecht sieht Moltke den überzeugendsten Beweis für das Dasein Gottes, wie er andererseits in den tausend Fäden von Liebe und Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, eine Gewähr dafür sieht, daß nicht Alles mit dem Tode aus sein kann, daß dies Erdenleben, das uns, ohne unser Zuthun gegeben und auferlegt ward, nicht ein letzter Zweck ist und die Menschheit eine höhere Bestimmung haben muß als etwa den Kreislauf dieses traurigen Lebens immer zu erneuern. Die starke Betonung der Moral als „den Kern aller Religionen," die Liebe zu den Mitmenschen, als die reinste Bethätigung der Liebe zu Gott, jenem unsichtbaren und völlig unfaßbaren Wesen, welches uns Freude und Glück, aber auch Entbehrung und Schmerz bereitet, endlich der unbedingte Glaube an die Unsterblichkeit der Seele — das ist das Bekenntniß, das Moltke im Oktober 1890, in demselben Monat, in dem er sein neunzigstes Lebensjahr vollendete, nach reiflichster Prüfung niederschrieb, aus tiefstem Herzensbedürfniß heraus, getragen von jener Glaubenssehnsucht, die ihn über alle Zweifel hinweg brachte, welche sich an die Räthsel des Daseins knüpfen. Nicht als Philosoph ist Moltke an diese Fragen herangetreten, wie wir denn in der gesammten Ueberlieferung, die sich immer reichhaltiger gestaltet hat, nichts finden, was darauf hindeutet, daß Moltke sich mit philosophischen Studien beschäftigt hat, wie das beispielsweise bei dem Fürsten Bismarck der Fall war, der als junger Mann seinen Spinoza eifrig studirt hat. Moltke's Trostgedanken legen Zeugniß dafür ab, daß er die Geistesfreiheit hochhielt, daß er, wie sich selbst, so jedem Anderen das Recht zugestanden, in diesen höchsten, die Menschheit bewegenden Fragen nach selbständiger, gewissenhafter Prüfung seine Stellung so zu nehmen, daß er sein inneres Genügen dabei fand. Für die große Gemeinschaft der Menschen aber wollte er die Glaubenssätze mit ihren Controversen zurückgestellt haben zu Gunsten der christlichen Moral, aber auch bei dieser sollte nicht die Form, sondern der reine, tief erfaßte Inhalt die Hauptsache sein; für ihn gab es keine trockene Moral, sie war ihm das lautere, Alles durchdringende Lebenswasser und so sollten die Diener des göttlichen Wortes sie aller Welt zugänglich machen; aber er fürchtete, „daß der Eiferer auf der Kanzel, welcher überreden will, wo er nicht überzeugen kann, die Christen aus der Kirche hinauspredigt." Es ist charakteristisch und stimmt ganz zu dem Bilde, das wir aus den „Trostgedanken" über Moltke's religiöse Stellung uns gebildet haben, daß er seine Enkelnichte, Leonore von Moltke, dem protestantenvereinlichen Pastor Dreydorff in Leipzig, dessen Richtung er seit Jahren kannte, zur Vorbereitung für die Confirmation übergeben hat.*)

Wir können uns nicht versagen, hier auf die Besprechungen hinzuweisen, zu denen Moltke's Trostgedanken in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. April d. J. Veranlassung gaben. In der Debatte über den Etat des neuen Ministerpräsidenten kam die Rede auf die Frage des Volksschulgesetzes. Von national-liberaler Seite wurden dabei namentlich die Ausführungen Stöcker's zurückgewiesen, daß Sozialdemokratie und Atheismus nur durch ein streng bekenntnißmäßiges Christenthum bekämpft werden könnten. Es wurde hervorgehoben, daß eine ganze Reihe von Dogmen auch von vielen Menschen nicht geglaubt werden können, welche auf dem Boden des Christenthums ständen, eine Ueberzeugung, die bis in die conservativen Reihen hineinreiche, kein besseres Beispiel dafür als die schönen Worte Moltke's, die dann zur Verlesung gelangten. Gegen den aus diesen Worten gezogenen Schluß, daß auch Moltke auf dem freien Boden stehe, den die streng Orthodoxen so gern aus dem Christenthum verbannen möchten, wurde kein wesentlicher Einwurf laut. Ein klerikaler Redner suchte nun über die Sache hinwegzukommen, indem er meinte, Moltke sei wohl einer der größten Strategen aller Zeiten, einer der größten Männer unserer Zeit gewesen, aber man könne ihn doch nicht als „christlichen Kirchenvater" hinstellen. Der conservative Redner erklärte: Man habe die Manen des Grafen Moltke gegen sie heraufbeschworen, er meine, es liege nicht im Sinne des Schweigers, daß man das, was er in seinem Kämmerlein sich innerlich abgerungen, an die Oeffentlichkeit ziehe. Der Glaube sei nach evangelischen Begriffen Gnadensache, und er könne nicht annehmen, daß Graf Moltke nicht zu diesem Glauben durchgedrungen sei, und daß er nicht mehr verdiene zu den Conservativen zu gehören. Er (Redner) sei fest überzeugt, er würde ebenso für die confessionelle Volksschule eingetreten sein, wie diese. — Wir wollen und können das nicht direct bestreiten, indessen um diese Frage handelt es sich gar nicht. Wir haben vor Allem auf die Thatsache hinzuweisen, daß sich die hochmüthige Ketzerrichterei und Verdammung, die solchen Anschauungen gegenüber, wie sie in den Trostgedanken Moltke's ausgesprochen, stets sehr rasch und unerbittlich bei der Hand war, sich an diesen Mann nicht heranwagte. Was Moltke über die Moral als den Kern aller Religionen, was er über das Gewissen als den obersten Richter, was er über den Glauben und seine Sätze gesagt, war ja an und für sich nichts Neues; ungezählte Tausende dachten und empfanden wie er. Daß es aber von einem so untadelig guten und frommen Mann am Spätabend des Lebens gesagt und laut bekannt wurde, das richtete ein neues Bollwerk auf gegen den fanatischen Eifer jener Hyperorthodoxen, die sich allein im Besitz der Wahrheit wähnen und alle Andersgläubigen zurückweisen. So sind Moltke's Trostgedanken eine Erquickung und ein Trost für zahllose seiner Volksgenossen geworden.

Auch der übrige Inhalt des ersten Bandes ist von hervorragendem Interesse. Er enthält das Wichtigste, was der Familie an schriftlichem Material zur Verfügung stand, eigene Aufzeichnungen werden ergänzt aus dem Wissen der Personen, die dem Feldmarschall nahe gestanden haben. So erscheint denn der Inhalt keineswegs wie aus einem Gusse und doch unendlich reich; ein großer Theil von Moltke's Leben, von den Kadettenjahren bis zum 90. Geburtstage und dann bis zum Tage seines Todes zieht an uns vorüber; auch der einzige Versuch auf belletristischem Gebiet, die Novelle „Die Freunde" wird mitgetheilt. In allen Abschnitten seines Lebens und überall, wo er sich bewegt, im Felde, auf der Reise, in der Zurückgezogenheit des Landlebens, in der Familie erscheint er uns als derselbe, bei seiner unvergleichlich pflichttreuen, jedoch anspruchslosen Tüchtigkeit, mit seinem warmen Herzen und dem scharfen Blick für Alles, was um ihn herum vorging; so scharf er beobachtete und urtheilte, so lebte doch in ihm eine schöne Begeisterung für Dichtkunst und Musik, noch am letzten Abend seines Lebens hat er den Klängen des Flügels gelauscht und mitten im Genuß der Musik befiel ihn die tödtliche Schwäche. Wie herzerquickend wird uns sein Verhältniß zur Gattin geschildert und wie nahe standen ihm, dem Kinderlosen, die Kinder der Verwandten, unter denen er stundenlang saß. Ein wie trefflicher Sohn er war, haben wir aus dem Briefwechsel mit der Mutter gesehen, aber auch dem Herzen des Vaters stand er sehr nahe, und trotzdem dieser sich der vergötterten Mutter nicht so gegenüber gestellt hatte, wie die Kinder wünschten, so hat Moltke doch seine Sohnespflicht in vollstem Maße erfüllt. Das bezeugt ihm der Vater selbst, wenn er in seinen Aufzeichnungen, die im Jahre 1840 niedergeschrieben sind, der Geburt seines Sohnes Helmuth mit den Worten gedenkt: „Damals ahnte ich nicht, daß ich es noch nach 40 Jahren erleben würde, daß dieser Sohn meine Freude, mein Stolz und mein Wohlthäter werden würde, und daß diesem Kinde ein so seltener Lebenslauf bestimmt war, in welchem ihm so viele Gefahren gedroht haben."

*) Nationalzeitung Nr. 320, erstes Beiblatt, Nr. 331 Abendausgabe, Hauptblatt.

Moltke war damals Hauptmann im Generalstabe und hatte die Jahre in der Türkei hinter sich, aus denen uns ein charakteristisches Zeugniß seines damaligen Chefs Mehmet Hafisz überliefert ist. Der türkische General bezeugte dem preußischen Offizier, was dessen Vorgesetze vor wie nach jener Zeit einmüthig von ihm bekundet haben. „Er hat seine Pflicht als ein treuer und tapferer Mann von Anfang seiner Aufträge an bis zu diesem Augenblick gethan und sich seiner Aufträge in vollkommenster Weise entledigt.“ Rührend ist die Dankbarkeit, mit der Kaiser Wilhelm an Moltke hing; der greise Kaiser ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne dafür Zeugniß abzulegen. An Moltke's 75. Geburtstag, 26. October 1875, dem Enthüllungstage des Steindenkmals schrieb er ihm: „Ihr Name, sowie der des Staatsministers von Stein stehen auf immer in der Weltgeschichte verzeichnet. So wie Sie mir denkend und rathend in den letzten Kriegen zur Seite standen, so stand der Freiherr von Stein meinem in Gott ruhenden Könige und Vater zur Seite, als es galt, das niedergeworfene Preußen auf neuen, zeitgemäßen Grundfesten wieder aufzurichten. Was Sie Beide in Ihren Sphären erreichten, bedarf keiner Worte.“ — Und noch wärmer und herzlicher lauten die Worte, die Kaiser Wilhelm I. an seinem 90. Geburtstag an den Feldmarschall richtete: „Es ist Mir ein tiefempfundenes Herzensbedürfniß, Ihnen auszusprechen, daß ich wohl nicht 90 Jahre alt geworden wäre, wenn Sie nicht so manche Sorge in schwerer Zeit von Meinem Herzen genommen hätten und wenn mit Ihrem Rath und mit Ihrer Hülfe die Fahnen Meiner Armee nicht mit dem Ruhm und den Ehren geschmückt worden wären, die Meine Lebenskraft erstarkt und Meine Lebensfreudigkeit erhalten haben.“ Diese Dankbarkeit und Bewunderung, welcher das Haupt der Nation so schönen und beredten Ausdruck gab — sie wurde getheilt in allen Kreisen der Nation, und wahrlich, sie ist nie besser verdient gewesen.

Ein neuer Heilsroman.

(Mackay's „Anarchisten.“)

Von Arno Holz.

Max Stirner ist groß und John Henry Mackay sein Prophet. Das ist eine alte Geschichte und die neue Religion — der Anarchismus.

Nachdem „freundliche Stimmen“, der Ausdruck stammt von John Henry Mackay selbst, bereits so liebenswürdig waren, ihn als den „ersten Sänger der Anarchie“ zu begrüßen, ist er jetzt auch zugleich ihr erster Romancier geworden, und vor mir, in sehr schöner Ausstattung, liegt sein betreffendes Beweisstück, ein 370 Seiten starker Großoctavband, betitelt: „Die Anarchisten, Culturgemälde aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts.“*)

Ich habe seine Lectüre eben beendet. Aber ich gestehe gleich, ich brauchte mehrere Abende zu ihr, denn sie langweilte mich schrecklich. Zufällig, in einem kleinen sozialistischen Wurstblättchen, war ich kurz vorher auf eine Notiz gestoßen, der zufolge ich mir über das Buch eine ganz verkehrte Vorstellung gebildet hatte. Man brauchte, stand dort zu lesen, mit Mackay's Anschauungen über die Befreiung des Proletariats nicht einverstanden sein, der Referent war es auch nicht, aber sein Zeitbild, hieß es, müsse jeden erschüttern und begeistern. Das gefiel mir. Das machte mich neugierig, und ich ging daher an das Werk mit Vergnügen. Nur muß ich bedauern, daß sein Studium mir auf fast jeder Seite genau die entgegengesetzte Impression lieferte. Wer mich die ganze Arbeit durch nie zu einem Genuß kommen ließ, wer fortwährend auch die bescheidenste Freude an ihm regelmäßig mit kalt Wasser begoß, war nicht sowohl Mackay, der Denker — notabene natürlich vorausgesetzt, daß man diese Bezeichnung einem Intellect gegenüber, dessen ganze Originalität nur in der individuellen Rückspiegelung einer ihr fremden, voraufgegangenen besteht, überhaupt zulässig findet — als vielmehr Mackay, der Dichter. Denn es scheint wirklich, daß er sich mit seinen „Anarchisten“ für einen solchen hält. Er fordert ausdrücklich in seiner Einleitung, daß man sein Werk als Kunstwerk würdigen solle. Freilich scheint er sich, frei nach Balzac, der ein „Doctor der Soziologie“ war, außerdem auch noch für eine Art Doctor der Anarchie zu halten, denn er spricht von seinem Buch auch noch als von einer „Arbeit des betrachtenden Forschers.“ Dann heißt es weiter: „Nicht jede Seite der Frage konnte ich erschöpfen, meist war es mir nicht vergönnt, mehr zu geben, als die Schlußsätze oft langer Gedankenreihen. Die völlige Unvereinbarkeit anarchistischer und communistischer Weltanschauung, die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit gewaltsamer Taetik, sowie die Unmöglichkeit irgend einer „Lösung der sozialen Frage“, durch den Staat wenigstens, hoffe ich bewiesen zu haben.“ Nun frage ich jeden, der sein Leben nicht gerade damit zugebracht, Steine zu klopfen: seit wann, um so etwas beweisen zu wollen, schafft man Kunstwerke? Beweist die Venus von Milo etwas? Oder die sixtinische Madonna? Ich sollte doch meinen, entweder — oder! Entweder Euklid sein und Lehrsätze stipuliren, oder Sophokles und Tragödien schreiben! Aber beides zugleich und in einem Athemzuge? Das scheint mir ein bischen viel. Mithin, es kommt mir so vor, als wäre sich der Verfasser schon von vornherein nicht ganz klar gewesen über sein Wollen. Kein Wunder, daß dementsprechend sein Können ausgefallen.

Von einem Geschmack, dem man eine allzu reichliche Nüancirung gerade nicht zum Vorwurf machen kann, zeugen bereits, rein äußerlich, die zehn Kapitelüberschriften seines Buches: Im Herzen der Weltstadt — Die elfte Stunde — Die Arbeitslosen — Carrad Auban — Die Kämpfer der Freiheit — Das Reich des Hungers ꝛc. ꝛc.! Kann man heute wirklich so etwas noch lesen, ohne sofort an „die unsichtbaren Rächer oder die blutige Thräne in der Hutschachtel“ und Aehnliches erinnert zu werden? Ich kann mir das gar nicht denken! Eine Inhaltsangabe zusammenzustellen, habe ich mich leider vergeblich bemüht. Mackay behauptet zwar extra, er habe seine Gestalten nach Modell gezeichnet, aber ich habe Gestalten in seinem Werk überhaupt nicht zu erblicken vermocht. Nicht Menschen sind es, die er uns da auf die Beine stellt, sondern nur die üblichen Autithesenautomaten. So oft sie sich bewegen, hört man ihre Gelenke knacken, und was sie sprechen, sind Leitartikel.

Unglück, wie mit den Figuren seines „Gemäldes“, hat Mackay auch mit seinem Hintergrund gehabt. Er soll London darstellen. Aber ich will mich verpflichten, ernsthaft verpflichten, seine ganzen Schilderungen Zeile für Zeile noch ein Mal zu lesen, wenn ich auch nur eine Farbe gesehen habe, eine Linie. Und das muß man über sich ergehen lassen nach Zola! Von den Goncourts und Flaubert schon vollends zu schweigen. Dazu das Ganze in einer Sprache, grau wie eine Sackleinwand und trivial wie ein abgetretener Hacken. Man höre z. B. nur und staune, wie der Autor seine beiden Helden einführt. Natürlich der eine, A, Anarchist und der andere, B, Communist, woraus sich dann als Schlußsatz das „was zu beweisen war“ am Ende ganz von selbst ergibt. „An diesem Abend (notabene an dem bekannten, »naßkalten« Londoner Octoberabend) suchte sich durch wirre, enge und fast leere Gassen ein Mann aus der Richtung von Waterloo-Station her nach der Eisenbahnbrücke von Charing Croß seinen Weg.“ Und dann, nachdem es in diesem angenehmen Räuberromanstil zwanzig Seiten so weiter gegangen ist, plötzlich nach derselben Methode aus der anderen Ecke her: „Um dieselbe Stunde — die neunte war nicht mehr fern — kam von Osten aus der Richtung von Drury Lane her auf Wardour Street zu mit der unsicheren Schnelligkeit des Ganges, welche verräth, daß man sich in einer fremden und unbekannten Gegend befindet und doch (!) gern schnell ein bestimmtes Ziel erreichen möchte, ein Mann von etwa vierzig Jahren in der unauffälligen Kleidung eines Arbeiters, welche sich in London nur durch die Einfachheit von der des Bürgers unterscheidet.“ . . . „Auban!“ „Otto!“ . . . Und mit

*) Zürich, J. Schabelitz.

solchem Jargon glaubt Mackay überhaupt noch zur „Literatur" zu gehören? Ich verstehe das nicht! Mir scheint, der erste Sänger der Anarchie ist dies Mal in den Ansprüchen, die er an sich stellt, denn doch zu bescheiden gewesen. . .

Wie ich neulich las, wurde in einer der vielen „Freien literarischen Gesellschaften" in Berlin ein Vortrag über ihn gehalten, der ihn den Hörern nicht nur als „Dichter" näher bringen sollte, sondern auch als „Politiker." Es freut mich, daß nachdem ich die Enttäuschung, die der Erste mir bereitet, nicht recht verschleiern durfte, ich meine Sympathien wenigstens dem Zweiten nicht ganz zu versagen brauche. Wäre sein Roman nur eine Broschüre, sie würde vorzüglich sein. „Auf keinem Gebiet des sozialen Lebens," bemerkt er bereits in der Einleitung, „herrscht heute eine heillosere Verworrenheit, eine naivere Oberflächlichkeit, eine gefahrdrohendere Unkenntniß, als auf dem des Anarchismus. Die Aussprache des Wortes ist wie das Schwenken eines rothen Tuches — in blinder Wuth stürzen die Meisten auf dasselbe los, ohne sich Zeit zu ruhiger Prüfung und Ueberlegung zu lassen. Sie werden auch dieses Werk zerfetzen, ohne es verstanden zu haben. Mich werden ihre Stöße nicht treffen." Bravo! Mit Recht ist er darüber empört, daß das Wort Anarchist nachgerade bereits gleichbedeutend mit Meuchelmörder geworden ist. Es ist sicher nicht minder bornirt, hinter jedem Verfechter der „Autonomie des Individuums" gleich einen Ravachol zu wittern, als es bornirt wäre, jeden Katholiken gleich eine Bestie in Menschengestalt zu schimpfen, weil es einmal einen Thomas de Torquemada gegeben!

Nur in einem Punkte begreife ich Mackay nicht ganz. Nämlich, daß er die „völlige Unvereinbarkeit anarchistischer und communistischer Weltanschauung" überhaupt noch erst „beweisen" zu müssen glaubte. Schon vor einer ganzen Reihe von Jahren wetterte Liebknecht: „Man wirft uns in einen Topf mit den Anarchisten und sagt, die sogenannte parlamentarische Sozialdemokratie habe zwar direct nichts mit den Anarchisten zu thun; aber geleugnet könne doch nicht werden, daß die beiden Richtungen aus gemeinsamen Anschauungen hervorgingen. Das ist vollständig falsch! Der Anarchismus ist in jeder Beziehung das genaue Gegentheil des Sozialismus." Ei freilich! Nur, sollen diese Confusionsräthe wirklich immer noch nicht ausgestorben sein? Indessen, das muß Mackay besser wissen! Seine Stammbuchverse, die er in das Album der Sozialdemokratie schreibt, lassen in Folge dessen an Erfreulichkeit nichts zu wünschen übrig. „Er sah die ungeheure Zerrissenheit dieser Bewegung. Er sah, daß sich hier Ehrgeiz, Neid, Haß und die triviale Gemeinheit mit demselben Pompe des Idealismus: den Wortgewändern der Brüderlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit, umgab, wie bei allen anderen Parteien unseres öffentlichen Lebens." Oder noch besser: „Ich fange an, dieses Volk zu hassen. Es ist wie ein Moloch, der seine Arme geöffnet hat und nun Opfer um Opfer verschlingt. Dieses große Kind, das so lange mit Ruthen gezüchtigt wurde, wird plötzlich verhätschelt bis zur Lächerlichkeit. Es wird mannbar und erstaunt über die Kraft seiner eigenen Glieder. Wenn es sich derselben ganz bewußt geworden sein wird, wird es Alles zertrampeln, was ihm unter die Füße kommt. Es hat der Gewalt bereits all' ihre Attitüden abgelauscht: die lächerliche Unfehlbarkeit, den dünkelhaften Hochmuth, die bornirte Selbstgefälligkeit. Ich sage Ihnen, Auban, die Zeit ist nicht mehr fern, wo es für jeden stolzen, freien und unabhängigen Geist eine Unmöglichkeit sein wird, sich noch Sozialist zu nennen, da man ihn sonst in eine Linie stellen könnte mit jenen elenden Kriechern und Erfolgsanbetern, die jetzt schon vor jedem Arbeiter auf den Knien liegen und ihm den Schmutz von den Fingern lecken, nur weil er ein Arbeiter ist." Nicht wahr? An solchen Stellen, meine ich, klappt's nicht nur, da klingt's auch. Nur eben schade, jammerschade, daß sie so oasenhaft einzeln sind.

Ich stimme Mackay zu, fast überall, wo er sich damit begnügt, nur negativ zu sein. Aber ich opponire, sobald er wieder positiv wird. Der Sozialismus, so lautet seine Ueberzeugung, war die letzte Universaldummheit der Menschen. Ich behaupte, dasselbe Verdict wird einst auch über den Anarchismus gefällt werden. Auch er ruht eben auf einem Dogma, das noch nicht bewiesen ist. Nämlich auf der „Wahrheit", ich brauche Mackay's eigene Worte, „daß die Interessen der Menschen sich nicht feindlich gegenüber stehen, sondern daß sie sich harmonisch vereinen, wenn ihnen nur der freie Spielraum zu ihrer Entfaltung nicht genommen oder geschmälert wird." Mithin, nothwendig daraus resultirend als „ideale Forderung", ich brauche abermals Mackay's Worte selbst, Beseitigung des „grauenhaften Unterschieds in der Vertheilung der Waffen, von dem die Natur nichts weiß, wenn sie uns auf den Kampfplatz des Lebens stellt . . . Die künstlich geschaffenen Begriffe der Stärke und Schwäche müssen verschwinden . . . Die freie Concurrenz, der Kampf Aller gegen Alle beginnen." Ja, befinden wir uns denn nicht bereits in ihm, seit wir überhaupt denken können? Haben die sogenannten künstlich geschaffenen Begriffe der Stärke und Schwäche von heute in ihren realen Untergrund-Thatsachen nicht schon bestanden von Urbeginn an? Sind die als grauenhaft auch von uns zugegebenen Unterschiede in der Vertheilung der Waffen, von denen die Natur jetzt angeblich nichts mehr wissen soll, wenn sie uns auf den Kampfplatz des Lebens stellt, nicht schon geschäftliche Usance bei ihr gewesen, noch ehe sie sich überhaupt die Mühe gegeben, uns Menschen in die Welt zu setzen? Am Grabenrand steht ein Unkraut. Es producirt zehntausend Samenkörnchen. Nur fünf trägt der Wind auf geeigneten Boden. Die übrigen verdorren. Ist das nicht auch schon eine „Vertheilung der Waffen", die „grauenhaft" ist?

Nein! Auch der Anarchismus ist nur ein schöner Traum. Genau wie der Sozialismus und überhaupt alle derartigen Ismen. Auch er ist nur ein Glaube. Und selbst einen Augenblick lang angenommen, mein Kopf ließe sich von ihm überrumpeln, meinem Herzen, was würde er bieten? Ein Paradies, in das, allenfalls, die Enkel meiner Urenkel kommen! Offen gestanden, aber da war mir das alte denn doch lieber. In das kam ich, wenn ich gestorben war, doch wenigstens selbst hinein!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Im Blüthenkranz deutscher Dichter.

Von Ludwig Stave.

Nach Polykrates hat wohl kein Mensch wieder so vergnügt auf dem Balkon seiner Villa gestanden, als der Herr Rentier Bernhard Meyer in Saburg am 30. September 1891. Und er hatte auch wirklich allen Grund dazu. Schon vor Jahren konnte er das vom Vater ererbte einträgliche Spezereigeschäft seinem Sohne anvertrauen und als „Rentier von seinen Zinsen" nach Saburg übersiedeln, wo er sich ein geschmackvolles Landhäuschen baute und ein wahres Götterleben begann. Frau und Tochter sorgten für den Comfort seines Daseins, und er selbst pflichtete ganz dem modernen Römer bei, der da meinte, es sei dolce, nichts zu thun, wogegen bekanntlich dessen klassischer Ahn der Ansicht huldigte, es sei dulce, für's Vaterland zu sterben.

Glücklich der Mann, der nach einem thatenreichen Leben früher oder später einmal sein Saburg findet! Cicero fand es in der Nähe von Frascati, Gustav Freytag in Siebleben und Kaiser Diocletian zu Salona in Dalmatien. Letzterer pflanzte dort, wie alle Welt weiß, seinen Kohl, aber da derartige Plantagen bedauerlicher Weise immer mit vielen mühseligen Kniebeugen und ähnlichen gymnastischen Kunststücken verknüpft sind, die Herr Meyer seinem Schmerbauch nicht gut zumuthen konnte, so schrieb dieser den Kohl lieber auf zahlreiche Bogen Conceptpapieres und gab das fertige Manuscript der Buchhandlung von Schulze und

Müller in Leipzig in Commission. Die Firma besorgte die Sache auf das Prompteste, und binnen Kurzem erhielt Herr Meyer, nachdem er sich von einigen Kassenscheinen getrennt hatte, fünfhundert Exemplare seines unsterblichen Werkes in höchst eleganter Ausstattung.

Bald waren sämmtliche Einwohner von Saburg, die das fünfzehnte Lebensjahr überschritten hatten, mit Meyer's tragischem Heldengedicht: „Kaiser Max von Mexiko" versehen, und jedem schrieb der Dichter eine eigenhändige Dedication auf das Titelblatt.

Nun lebte aber in diesem idyllisch gelegenen Städtchen ein Mann der hinter einem solchen Beweise uneigennütziger Gutheit auch nicht zurückbleiben wollte und zum Dank für die Gratis-Bereicherung seiner Bibliothek im Rathskeller des Abends den Cumpanen Particen aus Meyers Opus in kunstgerechtem Vortrage zu Gehör brachte. Diese Recitation war thatsächlich von erschütternder Wirkung — durch das oberförsterliche Gelächter lösten sich nicht unbedeutende Gypsstücke vom Plafond. Trotzdem trat der Wirth nach aufgehobener Sitzung an den Vorleser heran und sagte leise: „Herr Doctor, wenn Sie jeden Freitag aus dem Buche etwas zum Besten geben, sollen Sie den ganzen Winter über freie Zeche bei mir haben."

Leider ging Dr. Famoser auf diesen Vorschlag nicht ein. Er war Junggeselle, niemand wußte so recht, was er früher eigentlich getrieben hatte, ehe er sein Altentheil in Saburg nahm — man vermuthete, er sei an einer Zeitung gewesen oder auf irgend einer Bibliothek. Seine Gesellschaft wurde jedoch sehr gesucht und sämmtliche Witze höheren Stils, über welche die Saburger lachten, ließen sich auf Dr. Famoser zurückführen. Es war deshalb fast der gesammten Bevölkerung schon zur Gewohnheit geworden, sich an jedem neuen Morgen danach zu erkundigen, was die Herren am Abend vorher im Rathskeller angestellt hätten.

Auf diesem Wege kam es denn auch dem guten Rentier Meyer zu Ohren, welch' ein Rhapsode ihm im Dr. Famoser erstanden sei. Das war zu viel für des Dichters edle Seele — zu lachen, öffentlich zu lachen über seinen Kaiser Max! Er hatte nie einen Feind gehabt, jetzt aber wollte er sich auch diesen Luxus erlauben und nahm sich vor, fortan den Dr. Famoser zu hassen. Er erwiderte dessen freundlichen Gruß auf der Straße nicht mehr, er verließ mit Ostentation den Biergarten, sobald Famoser über die Schwelle schritt, ja er verbreitete im Geheimen, es sei Grund vorhanden zu der Annahme, daß in Dr. Famoser ein verkappter Sozialdemokrat und Untermineur aller Autorität umherlaufe. Und jedes Mal, wenn er in der Zeitung von Anarchisten oder Dynamit las, erging er sich in vieldeutigen Exclamationen: „Ja, ja, wenn man alles wüßte! Wenn man nur energisch nachforschen würde! Man könnte selbst in einem so kleinen Städtchen wie Saburg ganz erstaunliche Entdeckungen machen!"

Indessen sollte dem gekränkten Poeten auch eine Anerkennung zu Theil werden: Er kam in den Kürschner, und in der neuesten Auflage dieses berühmten Literatur-Kalenders konnte man klar und deutlich unter M. lesen:

Meyer, Bernhard. Epiker, Rentier. Saburg a/d. Knatter, Villa Sängersruh. (Pündemünde 2. II. 37.)

V. Kaiser Max von Mexiko. 90.

Ja, da stand's schwarz auf weiß, er war einer von den 25,000 lebenden Unsterblichen der deutschen Nation!

Und nicht genug damit — kurze Zeit nach Erscheinen des verdienstvollen Almanachs erhielt unser Dichter durch die Post ein offenes, mit einer 3 Pfennigmarke frankirtes Couvert, dem er einen feinen Bogen Velinpapiers entfaltete, auf welchem Folgendes in eleganten Lettern gedruckt stand:

Berlin, Datum des Poststempels.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen hierdurch mitzutheilen, daß ich das in meinem Verlage erschienene Schriftstellerbild (Paul Heyse, Adolf Wilbrandt, Gustav Freytag ꝛc.) unter dem Titel:

„Ein Blüthenkranz deutscher Dichter"

erweitere, und bitte ich Sie, mir zu diesem Zwecke Ihr werthes Portrait einzusenden, damit dasselbe dem neuen Kunstblatt eingereiht werden kann.

Da jedes strebsame Talent das Recht auf Anerkennung hat, so glaube ich mit diesem Unternehmen, das auf ebenso künstlerischer wie solider Basis beruht, manchem Herrn der Feder eine Freude zu bereiten.

Der Beitrag zu den nicht geringen Herstellungskosten beträgt Mk. 10.—, wofür Sie Ende nächsten Monats fünf Exemplare des neuen Kunstblattes franco per Post erhalten. Mk. 5.— wären bei Einsendung Ihres werthen Portraits und Mk. 5.— bei Ueberlieferung der fünf Bilder zu entrichten.

Hochachtungsvoll

Raphael Maximus.

Meyer war sprachlos! Er — Meyer, auf demselben Bilde mit Freytag, Wilbrandt, Heyse, sein Jahrhundert in die Schranken fordernd — das war einfach groß, das war erhaben! Und dies Alles für lumpige zehn Mark?! „Sofort eine Postanweisung! Die Summe schicken wir gleich „voll und ganz" ein!"

Nun begann eine Zeit ungeduldigen Harrens für den strebsamen Mann. Hatte er bisher daheim auf seinem Lehnstuhl still gewartet, bis der Postbote ihm die eingelaufenen Sachen brachte, so erschien er jetzt regelmäßig eine halbe Stunde vor Ankunft der Post auf dem Saburger Bureau und hielt dort den sehr liebenswürdigen jungen Beamten durch tiefsinnige Betrachtungen über Wetter und Politik von seinen nothwendigsten Functionen ab. Langte dann das ersehnte Packet immer und immer noch nicht an, so tröstete er sich mit der Aussicht auf den kommenden Tag und ließ sich vorläufig von dem Glaser des Ortes alle möglichen Rahmenleisten zeigen, ohne jedoch in dessen Collection etwas Passendes finden zu können. Der Mann mußte neue Muster bestellen, und endlich gelang es, den Dichter zu befriedigen: er wählte einen cannelirten Stab, um den sich ein Lorbeergewinde schlang.

„Herr Meyer, ein Packet aus Berlin! Fünf Pfennig Bestellgebühr!"

Nun aber!

So schnell war Meyer, seitdem er dem heiligen Orden der Rentiers angehörte, noch nie gelaufen. Er konnte vor Aufregung gar nicht sein Taschenmesser aufklappen, und erst mit Hülfe von Frau und Tochter war es ihm möglich, die verschiedenen Enveloppen von dem Bilde zu entfernen. Und da — da stand er leibhaftig vor ihm, der ganze deutsche Parnaß — und hier, rechts in der Ecke —

Großer Gott!

Genau in der Pose, die Rietschel's Schiller und Goethe auf dem Theaterplatz in Weimar einnehmen, sah man hier den guten, dicken Meyer mit seinem Todfeinde, dem hageren Famoser den gemeinschaftlichen Kranz halten.

Das war zu viel!

Fluchend warf Meyer die unseligen Schildereien in die schärfste Zimmerecke und sich selbst mit dem aufrichtigsten Bemühen, seinen feisten Zügen die Miene eines edlen Dulders anzuquälen, in die Arme seines vielgetreuen Lehnstuhls.

Unterdessen war Frau Meyer, weniger empfänglich für das ideale Leid ihres Gatten, an das Fenster getreten und hatte von dort aus wahrgenommen, wie die ganze männliche Bevölkerung Saburgs in hellen Haufen zum gegenüberliegenden Rathskeller strömte. Neugierig wie sie war, entsandte sie ihre Magd, um Aufschluß über dies seltsame Vorkommniß zu erlangen.

Als die Küchenfee zurückkehrte, wollte sie sich vor Lachen ausschütten.

„Sie hängen gerade 'n Bild uff in der Gaststube. Der Doctor hat's geschenkt, mit 'nem dicken goldenen Rahmen und mit 'ner Inschrift. Und druff is — hi, hi, hi — unser Herr und der Doctor Famoser, eingeöst, Arm in Arm — hi, hi, hi!"

Meyers brachen ihre Zelte ab. Die Villa Sängersruh steht zum Verkauf. Reflectanten wollen sich wenden an den Bürgermeister von Saburg.

Aus der Hauptstadt.

15 Procent unter Pari.

Die Bühnenpaschas der Residenz erwarten mit steigender Sehnsucht die gagenlose Ferienzeit, citiren ihnen ihre Kassirer und ihre Claquechefs doch Tag um Tag Mosis' ernstes Wort: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Seit Wochen schon sieht man die wohlbeleibten Frauen und Töchter unserer haute finance, die einzigen zahlungsfähigen Stützen der dramatischen Literatur, nicht mehr im Theater, es ist ihnen zu heiß drinnen und zu eng auf den schmalen Klappsitzen; außerdem mangelt es seit längerer Zeit bedenklich an Novitäten, und kein anständiger Mensch geht noch nach der dritten Wiederholung in ein Stück. Gemächlich packen ihre Koffer und combiniren Rundreisebillets, um sich in den Alpen herum zu drücken, Leute, die während des bösen Polkejahres ein ganz anderes Alpdrücken spürten, die inländische Kurszettel nicht mehr, nur noch ausländische Kursbücher studirten (Solotouristenfahrt in's Morgenland, via Brindisi) und deren sechste Bitte im Vaterunser mit einer kleinen Variante lautete: Führe uns nicht in Untersuchung!

Herrn Polke sah man schon seit längerer Zeit nicht mehr an der Börse. Klärlicher Weise herrschte in den Kreisen seiner Freunde eine hochgradige Erregtheit über die Obstructionspolitik des beliebten Mannes, und die Börsenjournalisten, die sich Freitags oder Sonnabends bei befreundeten Handlungscommis den Stoff für ihre „aus gewissenhafter Beobachtung geschöpften" Wochenberichte holen, werden von ihren Protectoren demnächst ehrenwortlich verpflichtet werden, der allgemeinen Mißstimmung kräftigen Ausdruck zu verleihen, bei Strafe des Verlustes sämmtlicher Subventionen ꝛc. In einem Börsenblatte las ich denn auch bereits, daß Polke's Arbeitskraft dem Vaterlande in vollem Umfange erhalten bleiben, nicht etwa dem gierig zuwartenden Ausland zu Gute kommen wird, und daß er wohl nur der kommenden Hundstage wegen, aus Opportunitäts- und Billigkeitsgründen einstweilen von weiteren Unternehmungen absteht. Von Billigkeitsgründen kann aber hier keine Rede sein, bei Leibe nicht, dafür ist die Geschichte denn doch zu theuer. Viel eher bin ich geneigt zu glauben, daß Herr Polke sich an dem einen Verlust genügen lassen wird und nach keinem zweiten Pyrrhussieg Verlangen trägt; die Kriegskosten sind zu gewaltig hoch. Hol' der Teufel die Juristerei und ihre herzenswarmen Sympathien für zu ehrliche Männer, ihren sittlichen Abscheu vor meineidigen Belastungszeugen, wenn so schöne Regungen so schrecklich theuer bezahlt werden müssen. Bedenkt man, daß Paul Polke für den Fall seiner Freisprechung leichtsinniger Weise einem Vertheidiger 100,000 Mark versprochen hatte, daß nun das Unerwartete wirklich geschah und, wie ein zu ehrliches Blatt ebenso geschmackvoll wie wahrheitsliebend bemerkte, nicht Herr Polke, sondern der Staatsanwalt verurtheilt worden ist, dann wird man den ganzen Jammer einer edel gestimmten Seele ermessen können. 100,000 Mark sind von anderthalb Millionen der fünfzehnte Theil, und Niemand gibt gern einen vollen Monatsverdienst für schöne Regungen hin.

Man kann es Herrn Polke nicht verargen, wenn er, mit dem in allzu großer Ehrlichkeit Erworbenen zufrieden, Bilanz macht und sich im Privatleben die Ruhe gönnt, die wir ihm und seinesgleichen schon längst wünschten.

So kurz vor den Ferien, dem großen Sommerschlaf aller Politik und Kunst, ist die Zeit zum Bücherabschluß überhaupt sehr günstig. Graf Caprivi mag nach dem ersten Geschäftsjahr (man rechnet, um eine gute Dividende heraus zu wirthschaften, 15 Monate dazu) etwas Aehnliches empfinden, und neuerdings begegnet man in loyalen Zeitungen neben der Notiz, daß Berlin nun völlig leer und verlassen sei — leer und verlassen deshalb, weil zehntausend faullenzende Zinsgenießer darin fehlen — besonders häufig der Bemerkung, daß der neue Kurs der Reichsactien zwar seit März 1891, wo er jäh unter Pari stürzte, noch immer mit jedem Monat um ein Procent gefallen sei, daß aber gerade in dieser absoluten Gleichmäßigkeit der Kursbewegung eine sichere Gewähr für seine innere Stabilität liege.

Der neue Kurs wirkt nun insofern aufklärend und phantastische Vorstellungen zerstörend, als seine Macher beweisen, daß es mit dem früheren Märchen, Politik sei eine Wissenschaft und erfordere jahrelanges Studium sowie eine gewisse natürliche Begabung für die Materie, nichts auf sich hat. Radicaler noch als Zola, der jeden Nichtcretin zum Künstler heranbilden will, wenn er nur seine Erziehung vom dritten Lebensjahre an leiten darf, schafft man jetzt politische Köpfe und Diplomaten aus dem Nichts; die bloße Ernennung genügt, und das politische Genie ist fix und fertig.

Bei der laut Säulenanschlägen und Zeitungswarnungen seit Jahren andauernden Ueberfüllung aller Berufe ist es vielleicht angebracht, auf die Minister- und Staatssecretär-Carrière hinzuweisen, die ihren Mann nährt, unter Umständen auch ihren Schwiegervater, und die, verhältnißmäßig geringe Unkosten verursachend, von Jedermann aus dem Volke eingeschlagen werden kann. Man hat nur nöthig, ein paar Semester lang im Corps Jus zu studiren, bei feierlichen Anlässen in vollem Wichs die nöthige Gesinnungstüchtigkeit an den Tag zu legen, den wechselnden Regierungsformen gemäß sich patriotisch zu begeistern und zu entrüsten, dann nach dem Uebergang in's Verwaltungsfach ja nichts zu schreiben und drucken zu lassen als Vertheidigungen des just angewandten Systems. Auf die Dauer kann es zur höchsten Würde nicht fehlen, und die Escarpins bleiben nie aus. Man muß nur nicht merken lassen, daß einem hervorragende Fachkenntnisse und andere als gesellschaftliche Talente eignen. Die einzige Fähigkeit, die verlangt wird, ist die Hoffähigkeit. Im modernen Concert darf die Bratsche die Geige nicht an Tonfülle übertreffen; hübsch gleichmäßig muß unter den Mitspielern alles fein und der Kapellmeister durchaus die Hauptperson. Mit unnöthigem Wissen beschwerte man sich nur in der Bismarckischen Zeit den Kopf. Je naiver und unbefangener man den Angelegenheiten seines Ressorts gegenüber steht und je offenherziger man dies ausspricht, desto pompöser kann man über „alle einschlägigen Fragen" reden, reden, reden. Desto leichter wird es, Schlagworte zu münzen und verblüffende Wendungen für den kaffeetrinkenden Bürgersmann. Eine durch Sachkenntniß nicht gezügelte Beredtsamkeit trägt im Nu zu der Menschheit Höhen und dem einsamen Horst des rothen Adlerordens erster Klasse.

So steuert man sicher und gefahrlos durch alle Klippen, hält sich oben, so lange es gewünscht wird, und zieht sich möglichst frühzeitig aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand zurück. Denn die zopfige Anschauung, es sei ehrenvoll für den Staatsdiener, überarbeitet in den Sielen nieder zu fallen, im Dienste des Vaterlandes sein Leben auszuhauchen, diese Anschauung verliert glücklicher Weise immer mehr an Boden. Eine solche Leichtfertigkeit traue ich selbst auf Wartegeld gestellten unabhängigen Parteiführern nicht zu. Graf Limburg-Stirum würde sich schon seiner Angehörigen wegen hüten, auf romantische Art zu sterben, ehe er pensionsberechtigt ist.

Fünfzehn Monate sind seit Bismarck's Abschied verflossen, und Vielen scheinen es fünfzehn Jahre, so durchgreifend, so erschreckend sind die eingetretenen Wandlungen. Nicht nur dem Grafen Caprivi wird es bei manchen Dingen unheimlich. Im Innern, die Gründe dafür mögen heute unerörtert bleiben, nimmt mit jedem Tage die Macht der wüsten Demagogie, die antimonarchische Gesinnung zu; die Fäulnißerscheinungen mehren sich, überall Unruhe, Ungewißheit, nervöse Furcht vor der Zukunft. Unseren äußeren Feinden wächst Kraft und Zuversicht, unser Renommée schwindet ganz sichtbar.

Wir standen mit Rußland auch in den letzten Jahren der Bismarckischen Herrschaft nicht eben auf vertrautem Fuße; Rußlands Anmaßlichkeit war Schuld daran gewesen, hatte den Kanzler zur Bildung des Dreibundes gezwungen, aber das Verhältniß konnte noch immerhin freundschaftlich genannt werden, Eine tiefe Verstimmung trat erst ein, als der gut gemeinte Besuch unseres Kaisers beim „dicken Zar" nicht den gewünschten Erfolg erzielt hatte. Die gouvernementale Presse beider Länder verhetzte die Völker nach Kräften, und heute sind wir dahin gekommen, daß nicht nur nach Westen, sondern auch nach Osten hin Front gemacht werden muß. Der Druck der Militärlasten wird von Jahr zu Jahr anwachsen; auf die Unterstützung unsicherer Kantonisten möglichst wenig bauend, müssen wir durch eigene, ungeheure Rüstungen dem Gegner

zu imponiren suchen. Wird das Programm der Gutgesinnten, die wirthschaftliche Befreiung der Nation aus den Klauen erbarmungsloser Räuberkasten, die Zerschmetterung des Großkapitalismus, die Neuschöpfung eines starken Mittelstandes, aufgenommen und durchgeführt, so werden wir begeistert Gut und Blut für's Vaterland einsetzen, seine Heere unüberwindlich machen. Aber auch nur dann. Die allgemeine Wehrpflicht wird dann vielleicht keine verhaßte Bürde, unser Stolz und unsere Ehre wird sie sein. Es wäre ja in der That eine selbst für deutschfreisinnige Nationalöconomen interessante Aufgabe, zu untersuchen, was im letzten Grunde wirthschaftlich segensreicher und förderlicher ist: die rücksichtslose Anspannung und Ausbeutung aller Körperkräfte unserer Jugend, der noch in der Entwickelung begriffenen und somit wenig widerstandsfähigen, durch Fabrikarbeit, oder ihre körperliche Ausreifung in der frischen und muskelstählenden Luft des Militärdienstes? —

Die Russen werden oft Asiaten genannt, und sie sind es; man schaut, mit der dicken goldenen Uhrkette spielend, verächtlich auf sie herab, denn sie gelten für arm, und sie sind es, ungeachtet aller Redensarten vom unschätzbaren Reichthum ihres Bodens, ihrer natürlichen Hülfsquellen. Denn was hilft ein unter'm Birnbaum vergrabener Schatz, zu dessen Hebung Wissenschaft und Werkzeuge fehlen? Aber desto mehr offenbar erniedrigt sich Europa, wenn es vor dem Herrn dieser Barbaren kriecht und um seine Gunst buhlt. Und leider ist keiner der in Frage kommenden, jetzt am Ruder befindlichen Staatsmänner von diesem Vorwurf frei zu sprechen. Französische Politiker sind's nicht allein gewesen, die dem Russen nachliefen und ihn zu kirren versuchten. O nein. Wir haben gar keinen Grund, dem „edlen und hochcultivirten Frankreich sein würdeloses Betragen" vorzuwerfen, seine Kronstädter Scharwänzelei, seinen Taumel in Nancy spöttisch erhaben zu belächeln. Man erkundige sich nur bei Eingeweihten . . .

Ja, was die politische Börse des Auslandes anbelangt, so ist dort unser alter Kurs entschieden höher gewesen als der neue. Es liegt an den Maklern. Der Unterschied ist augenscheinlich; wir hatten früher renommirte Politiker und jetzt haben wir renommirende. Ein Diplomat des vormärzlichen Kurses behauptete bekanntlich, daß die Sprache dazu da sei, um die Gedanken zu verbergen; auf manchen neuen Minister étranger des affaires trifft dies nur bedingt zu: er spricht und hat doch absolut keine Gedanken zu verbergen. Aber auch in der inneren Politik herrscht eine Confusion, ein Tohuwabohu sonder Gleichen. Alle erdenklichen Fragen sind angeschnitten, aber keine ist mit Ernst und Entschlossenheit zur Lösung gebracht worden. Dafür hat eine politische Sentimentalität Platz gegriffen, eine lyrische Wertherstimmung, an die man unter dem höllisch nüchternen Praktiker der Vergangenheit nicht gewöhnt war. Ein Versöhnungsregiment mag in Oesterreich geboten sein, wo völlig gleichberechtigte Nationalitäten sich gegenüberstehen; Deutschland hat die Pflicht, seine unterworfenen Elsässer, seine Dänen, seine Welfen und Polen sich zu assimiliren, zu germanisiren. Gleichwohl nennen unsere Liberalen es recht und billig, wenn die deutsche Minorität in Oesterreich Tschechen, Ruthenen und Slowaken unterdrücken will; als Bismarck's Politik aber die antideutschen Elemente im Lande verdeutschen wollte, erscholl der Philisterschrei: Auf die Schanzen! und Toleranzschulze zeterte über die „brutale Vergewaltigung unglücklicher Volksreste, die Vernichtung berechtigter und lobenswerther Herzensregungen." Wohin uns die rührselige Politik der Modernen führt, liegt klar auf der Hand. Die Elsässer begannen sich in die neue Ordnung der Dinge zu schicken, die autonomistische Partei hatte bei den Reichstagswahlen von 1890 eine empfindliche Niederlage erlitten. Heute erhebt sie allenthalben wieder das Haupt, und Nancy juckte den Leutchen so in den Füßen, daß sie übermüthig wurden und heimbegehrten. Die deutschen Dänen gratuliren „ihren" König zur goldenen Hochzeit; der Cumberlander nimmt das Geschenk des Welfenfonds mit geradezu impertinent majestätischen Worten, kühl bis an das Herz hinan, entgegen. Seinen Mannen schwillt gewaltig der Kamm. Reden werden gehalten, Reden von einer Kühnheit . . . zum Glück sind die Welfen urgermanisch wie wir und reden nur, reden, reden. „Mit allen Mitteln lassen Sie uns versuchen, auf gesetzlichem Wege Hannover von Preußen loszureißen und es wieder zu einem selbständigen Königreich zu machen!" „Auf gesetzlichem Wege" ist gut. Auch die Sozialdemokraten bewegen sich mit Vorliebe „auf gesetzlichem Wege", um den ungemüthlichen Weg nach Plötzensee nicht gehen zu müssen. — Am versöhntesten sind zweifelsohne die Polen; ihre begeisterten Trinksprüche nehmen kein Ende; wie vordem das Centrum, so ist jetzt die Polenfraktion die festeste Säule des neuen Kurses. Was Rußland über diese unerwartete Verzärtelung denkt, Rußland, dessen Congreßpolen mit neidischen Blicken nach den preußisch regierten Brüdern hinüberschielen, die es gar so gut haben und deren Häuptlinge gar Bilderchen geschenkt bekommen — darüber schweigt man besser. Verwunderlich ist nur, daß es Schalksnarren gibt, die den Kieler Zarentag, diese absichtlich und demonstrativ verspätete Gegenvisite, einen Annäherungsversuch Rußlands nennen; weniger verwunderlich ist, daß sie Gläubige finden.

In einem Fünfzigmillionen-Reich eine Politik zu machen, die der Mehrheit seiner urtheilsfähigen Bürger gefällt, erweist sich doch schwerer als wir anfangs glaubten. Bukephalos Politik läßt sich nur von Alexander reiten. Und gar bald stellt sich heraus, wer von denen, die auf seinem Rücken ihr Glück versuchen, ein echter Königssohn, ein wahrer Prinz aus Genieland ist.

Dilettirende Talente von großer Regsamkeit und vielseitigem Interesse sind immer sehr geneigt, sich für Universalgenies zu halten, besonders dann, wenn gute Freunde und getreue Nachbarn des Lobes nicht genug wissen und wenn zufällige Umstände mißliebige Tadler ausschließen. Die Zeit der Reuchlin's ist aber unwiederbringlich vorüber, und die der Goethe's kommt alle tausend Jahre einmal; ungewöhnlich starke Begabung und ein arbeitsvolles Leben gehören heute dazu, um auch nur zwei oder drei Gebiete menschlichen Wissens gründlich kennen zu lernen. Bismarck zum Beispiel, den ich immer für einen leidlich anschlägigen Kopf hielt, trotzdem er Eugen Richter natürlich nicht zu begreifen verstand und Pachnicke's Größe nun schon gar nicht, Bismarck beschränkte sich auf die lumpigen paar Felder, die er beherrschte und wo man ihn als Meister anerkannte. Der der großen Sphinx dieses Jahrhunderts tief in die Augen schaute wie keiner, wußte genau, daß gerade die Mächtigen, in deren Händen die Zukunft ruht, nicht über Dinge urtheilen, nicht weltbewegende Lösungen dunkler Räthselfragen versuchen sollen, denen sie fremd und unwissend gegenüberstehen wie Schiller's Jüngling von Sais der Wahrheit. In einem Punkte die höchste Kraft sammeln, nicht aber sie in tausend Einzelheiten verzetteln, das muß heute die Devise jedes einsichtsvollen Strebenden sein.

Folgende historische Begebenheit aus dem vielberufenen grauen Alterthum — die Damen werden sie schon in Anthologien gereimt gelesen haben — sei hier erlaubt. Ein damals in den weitesten Kreisen als Sozialreformer und guter Skatspieler*) vortheilhaft bekannter hoher Herr pflegte sich in seinen Musestunden neben anderen Dingen auch mit der Dichtkunst zu beschäftigen und den zünftigen Poeten um so empfindlichere Concurrenz zu machen, als der Servilismus damals in höchster Blüthe stand und die gelesensten literarischen Wochenschriften von Syrakus seine Werke in ekstatischen Leitartikeln priesen. „Mit Hesiods Tiefe vereinigt dies Juwel griechischer Poesie Pindarischen Schwung und Homerischen Farbenglanz." — „Gleich in der ersten Nummer des nächsten Quartals werden wir in der Lage sein, einige noch ungedruckte Poeme des erlauchten Alleinherrschers . . . wunderbare Vollendung . . . goldene Literaturepoche herauf geführt . . . später hinzutretende Abonnenten erhalten gegen Einsendung der Abonnementsquittung alles gratis nachgeliefert . . ." — „Durch diese geistvolle Schöpfung werden am besten die antediluvianischen Anschauungen jener ungriechischen Presse widerlegt und ad absurdum geführt, die sich nicht entblödet, noch immer vor längst entthronten Heroen zu knien und Dichtungen nach dem gedanklichen Inhalt zu beurtheilen, nicht wie wir Anhänger des neuen Kurses nach der Schnelligkeit des Verseschreibens und dem Glanze des Einbandes. Die von Akrokorinth aus inspirirte „Neue

*) Mein nun bald ostafrikanischer Freund hätte mit dieser Wendung vielleicht Herrn von Bötticher gemeint. Ich erkläre feierlich, daß ich Herrn von Bötticher nicht meine und bemerke ergebenst, daß ich den Helden obiger Erzählung nur auf Grund der Schiller'schen Verse:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte.
In Eurem Bunde der Dritte"

für einen Staatsmann halte.

Syrakuser Nachtlampe" wird sich nunmehr hoffentlich veranlaßt sehen, ihre wüthende Polemik gegen die neue Schule einzustellen, da dieselbe zweifelsohne Landes- und Hochverrath involvirt (Schädigung der nationalen Dichtkunst in den Augen des Auslandes!) und nach Ansicht unseres juristischen Mitarbeiters auch unter die §§ 1788, 1847 ꝛc. des Strafgesetzbuches (»Majestätsbeleidiger werden mit dem Kopf nach unten an das Kreuz geschlagen«) fällt."

Weil jedoch im Griechenvolke, das sich nicht so bedingungslos wie wir nach den Orakelsprüchen seiner Pythier richtete, die Meinungen über besagte Gedichte getheilt blieben und ein durch ihr Erscheinen um sein Brot gekommener, alter und hochberühmter Dichtersmann rücksichtslos ihre Schwächen aufdeckte; da die oben angeführten günstigen Urtheile von sehr jungen Leuten herrührten, die eingestandenermaßen das Concert gar nicht besucht — pardon, ich meine, das Werk gar nicht gelesen hatten, (so 'was ist heute natürlich nicht mehr möglich!), so beschloß die Regierung, damals herrschender Sitte gemäß, eine Enquête-Commission niederzusetzen. Fachleute, Interessenten, Journalisten, Privatiers und auch zwei Verseleser aus dem Publikum wurden vernommen. Nach drei Jahren, wovon vierundzwanzig Monate mit Vertagungen ausgefüllt worden waren, schloß die Commission ihre Berathungen und erklärte, daß sie zwar zu keinem definitiven Resultat hätte kommen können, daß aber im großen Ganzen die Meinungen dahin gingen, es gäbe gar kein besseres Geistesproduct als das der Commission vorgelegte, wenn es möglich wäre, alle Fehler aus ihm zu entfernen. Auf diesen Urtheilsschluß hin wurde der vorhin erwähnte alte Nörgler und Dichterheroe sofort in einen Steinbruch geschleppt.

Ein Jahr war vergangen, der alte Nörgler besaß noch immer die Sympathien, ja die Liebe der Syrakuser, da verspürte man in Regierungskreisen den Wunsch, sich auch mit ihm zu versöhnen. Man schwärmte damals für Versöhnungspolitik. Pessimus ward also aus dem Steinbruch vor seinen Herrn geführt, der ihm abermals selbstgemachte Verse vorlas und sein Urtheil erbat. Statt aller Antwort wandte sich der Nörgler an die Schergen: „Führt mich in den Steinbruch zurück!"

Moral: Oderkrebse und Spargel sind ein recht braves Frühlingsessen besonders wenn man die Erdbeerbowle nicht vergißt.

Bleiben wir dieser Sentenz eingedenk und lassen wir uns die Sommertage nicht vergällen, weder durch Kursstürze, noch durch die unaufhörlichen Zänkereien und Bahnhofsdemonstrationen des alten Vielschreibers in Friedrichsruh. Die Zeit ist ohnehin ungemüthlich genug und verteufelt wenig zum dolce far niente geeignet. Man geht heute mit einer gewissen Beruhigung in die diplomatischen und politischen Ferien. In früheren Jahren fürchtete man immer, die Erholungszeit des leitenden Staatsmannes, seine verminderte Aufmerksamkeit könnten Anlaß zu Verwickelungen und Störungen aller Art geben. Wir fürchteten die unvorhergesehenen und uncontrolirbaren Ereignisse. Heute fürchtet man die Ereignisse weniger als die Menschen, die sich amtlich mit ihnen zu beschäftigen haben. Und man athmet auf, wenn deutsche und böhmische Bäder ihre Saison beginnen. Denn so lange die Ferien dauern, können Diplomaten und Politiker höchstens Diät-Fehler machen. Caliban.

Notizen.

Bei Beginn der Reisezeit machen wir gern auf die bekannte ausgezeichnete Sammlung von Meyer's Reiseführern aufmerksam, in der jeder Band, von Gsell Fels' klassischen Italienbüchern bis zu den kleinen handlichen Reisebegleitern, den Namen eines zuverlässigen und unentbehrlichen Touristenvademecums verdient. Einer der practischsten und beliebtesten Bände ist jedenfalls der schon in 5. Auflage erschienene Band: Süddeutschland und Oesterreich, der aus den beiden einschlägigen großen Führern von Süddeutschland das gesammte Reisegebiet von der Mainlinie und sächsischen Grenze an und von Oesterreich-Ungarn die angrenzenden Theile Tirols, Böhmens, Salzburgs, sowie Wien und Pest in Eins zusammenfaßt. Besonders für Reisende mit Rundreisekarten ist das Buch ein geeigneter ortskundiger Begleiter, der in keinem Koffer und Rucksack fehlen sollte. Vielleicht erweitert eine nächste Auflage das Gebiet noch um den Elsaß und den südlichen Schwarzwald. Bei München, Wien, Pest ist die richtige Mitte zwischen gründlicher und cursorischer Beschreibung ganz meisterhaft getroffen; jede Erweiterung oder Kürzung wäre da vom Uebel.

Brockhaus' Konversations-Lexikon enthält im soeben erschienenen zweiten Bande schon die Bevölkerungsziffer Berlins vom 1. Januar 1892 (1,624,313 Köpfe), ein Beweis, daß darin stets die neuesten Daten gegeben werden. Die Redaction muß vorzügliche Beziehungen zu den Behörden haben, um statistische Zahlen aus dem eben erst vergangenen Jahre 1891 zu benutzen, wie die Steuererträge von Berlin (ca. 130 Millionen Mark gegen ca. 90 Millionen Mark, welche das ganze Königreich Belgien nur aufbringen kann), oder die Bierproduction und -Consumtion u. dergl. m. München allein hat nach dem Brockhaus im Jahre 1890 178,360,000 Liter Bier getrunken, oder den Inhalt eines etwa 300 Meter im Durchmesser großen, 10 Meter tiefen Biersees! Wir sind erstaunt, Thatsachen bereits berücksichtigt zu finden, die erst den letzten Wochen angehören, z. B. das Gesetz über den Belagerungszustand in Elsaß-Lothringen, oder gar Begriffe, die erst im Entstehen sind, wie „Berufsvereine", die der Gegenstand einer Gesetzvorlage von großer sozialpolitischer Wichtigkeit sind, welche den Reichstag erst in der nächsten Session beschäftigen wird. Auf allen Gebieten enthalten die Stichworte dieses Bandes erschöpfende Darstellungen des Wissenswerthen; man vergleiche die Artikel Berlin, Banken, Besitz, Bakterien, Bahnhöfe, Bautaxe, Baumwolle, Bier, wie wir sie gerade herausgreifen. Die Biographieen sind augenscheinlich von den Lebenden selbst durchgesehen. Nach dem Artikel Beust sind wir gespannt auf den Artikel Bismarck, der leider noch nicht in diesem Bande enthalten ist. Was die äußere Ausstattung betrifft, so haben wir unserem Urtheil über den ersten Band nichts hinzuzufügen. Ueberraschend ist wieder die Fülle correcter Karten, Pläne und interessanter Abbildungen auf 58 Tafeln, zu denen 222 Textbilder kommen. Die bunten Tafeln sind ein hervorragender Schmuck.

Ein hannoverisch-englischer Offizier vor 100 Jahren. Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda von Ludwig Freiherr von Ompteda. (Leipzig. S. Hirzel.) Ueber die Berechtigung, die Theilnahme eines weiten Leserkreises für eine umfangreiche Schilderung des Lebensganges Christian Ompteda's in Anspruch zu nehmen, kann man zweifeln, denn die einzigen allgemein interessirenden Thatsachen, seine Beziehungen zu Scharnhorst, Gneisenau und Heinrich von Kleist, finden, wie sie es waren, nur dürftige Andeutungen in dem Werke. Daß sein Andenken seiner Familie lieb und theuer ist, mag selbstverständlich sein, geht aber den fernstehenden Leser nichts an, und so bleibt für diesen nur das Interesse an den abenteuerlichen Kriegszügen, die der Oberst in der Königlich deutschen Legion mitmachte, und die ihn nach England und Island, nach Dänemark und Schweden, nach Spanien und Portugal führten. Die edle Gesinnung und der deutsche Patriotismus des vielduldenden Mannes sind sympathische Züge in seinem Bilde. Bei Waterloo fand er den Heldentod, nach der Darstellung verschuldet durch den jugendlichen Leichtsinn des Erbprinzen von Oranien, der ihn unnützer Weise hinopferte. Das interessante Memoirenwerk ist von S. Hirzel mit gewohntem Geschmack ausgestattet. g.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Abonnement
auf das
III. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 27 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart“.** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen** und besorgen auch, sowie unsere Expedition, bei Aufenthaltsveränderung während der Reisemonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Denkwürdigkeiten
von
Leopold von Hasner.
Autobiographisches u. Aphorismen.
Großoktav 200 Seiten.
Preis geheftet M. 5.—, in geschmackv. Einband M. 6.—.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Die Gegenwart
Nr. 23 und 24.

Von diesen beiden **vergriffenen** Nummern, enthaltend u. a.:

Caliban:
Die Weltausstellung auf Pump, Die Usance,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Doktor Claudius.
Eine wahre Geschichte
von
F. Marion Crawford.
Autorisirte Uebersetzung von Th. Höpfner.
Preis M. 1.60, geb. M. 2.20.

Hann. Altenb. Bahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdeb. z. Salzbad u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt
Fürstl. Brunnen-Direction.

Das deutsche Reich als Staat.
Eine geschichts-philosophisch politische Studie
von
Oberlehrer Dr. Ritter.
I. Theil: Entstehung bis 1871/91.
Preis 4 Mk.
Dieses Buch sollten alle Bibliotheken, besonders Bibliotheken höherer Lehranstalten, Politiker, Philosophen und Gelehrte sich zu eigen machen.
Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.
Aus der Erinnerung gezeichnet
von
W. H. Riehl.
8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Adelmann, Graf Alfred, Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.
Heinsius, August, Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? Preis 50 Pf.
Koerner, Dr. R., San Remo, eine deutsche Winterkolonie. Neu bearb. vom Verfasser u. Dr. C. Rieth. *3. verbesserte Auflage.* Mit 4 Karten u. 1 Temperatur-Tabelle. 5 Mark.
Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Preis 50 Pf.
Wollny, Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.
Wollny, Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLI. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Zweiundvierzigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1892.
Verlag der Gegenwart.

Register.

Zweiundvierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Die Lage in Ostafrika. Von Gustav Meinecke	33
Der Zar als Erzieher. Von Hermann Deutsch	49
Krieg in Sicht? Von A. Deut	65
Die Untauglichkeit zum Militärdienst. Von E. Relling	66
Der Weg zum Ziele. Von Maximilian Bresgen	81
Fürst Bismarck in Jena. Von Professor W. Rein in Jena	97
Rußland und England in Asien. Von Karl Walcker	90
Der Schutz des Namens. Von Dr. jur. Julius Lubszynski	113
Mitteleuropäische Steuerreformen. Von Gustav König	129. 147
Der Schutz der Bauübernehmer bei Neubauten. Von O. Bähr	132
Ein neuer Wahlmodus des preußischen Abgeordnetenhauses. Von W. Sachtler	145
Die freie Advocatur	161
Die Verabschiedungen der Offiziere und der Offiziermangel. Von v. T.	163
Unsere Cavallerie und die Militärvorlage. Von Quisquis	177
Die Deutschen in Oesterreich und ihre nationale Politik. Von Saxo	209
Zum Plan einer Vermögensteuer. Von B. Roemer	225
Die Aufhebung der staatlichen Grundsteuer. Von Otto Gerlach-Breslau	257
Die Militärvorlage	305
Das Volk und die Militärvorlage. Von einem Civilisten	321
Vermögensteuer oder Erbschaftssteuer? Von Karl Walcker-Leipzig	337
Die sozialdemokratische Bourgeoisie. Von Paul Dehn	353
Die Lehre von Ahlwardt's Wahl. Von Karl Hammer	354
Eine neue Opposition im Wiener Reichsrath. Von Saxo	355
Fürst Bismarck in Berlin. Von H.	385
Individualismus und Sozialismus. Von Georg Winter	401

2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

Ueber die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium. Von einem Arzt	21
Heilkunde und Heilwissenschaft. Von Dr. med. A. Ephraim	52
Die letzten Tage der Erde nach Camille Flammarion. Von A. Hanstein	69
Darwinismus als practische Lebensphilosophie	55. 72
Die Telepathie vor dem Richterstuhle der Naturwissenschaft. Von Kurt Lange	101
Die Cholera in Deutschland	193
Die internationale Bekämpfung der Seuchen. Von Karl Walcker-Leipzig	275
Astronomisches, Allzuastronomisches	307
Der Nothstand der deutschen Aerzte. Von einem Arzte	323
Vom Londoner Congreß für experimentelle Psychologie. Von Eduard Sokal	338
Theodor Meynert über das menschliche Gehirn. Von Eduard Sokal	386

3. Vermischte Aufsätze.

Die Decentralisation der Industrie	1
Soziales Steigen und Absterben von Familien. Von F. v. S.	3
Zur Kyffhäuser-Sage. Von Guntram Schultheiß	9
Ferien und Sonntagsruhe	17
Die Echternacher Springprozession. Von Richard Wilhelmj	35
Die Spielbank in Monte Carlo und das Spiel. Von Heinrich Ehrlich	37
Conserven. Von Oscar Justinus	76
Rundreisehefte. Von E. Burger	83
Das Soldatenheim. Von .....t.	117
Gelehrte Amtstracht. Von N.	178
Die religiöse und ethische Bewegung. Von A. v. H.	195
Afrikanische Sklaverei. Von Rochus Schmidt	227
Zur Columbus-Feier. Von Heinrich Becker-Frankfurt	241
Ein Kapitel vom Trinken. Von Rudolf Kleinpaul	243
Der Distanzritt Wien-Berlin. Von Oberstlieutenant R. v. Bieberstein	259
Die Sahara-Eisenbahn. Von W. Berdrow	261
Ein Wort zur Münzreform. Von G. Schultheiß	273
Die kirchlichen Zustände in Preußen. Von Eduard von Hartmann	289
Deutsche Ostcultur. Von Falk Schupp	292
Erkennen und Erkenntniß. Von W. R.	312
Das europäische Familienrecht. Von Ernst Theinert Mickley	340
Deutsche Aussteller in Chicago. Von Falk Schupp	369
Der Vogel als Flugmaschine. Von W. Berdrow	404
Im Aachener Zeitungsmuseum. Von K.	407

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Memoiren eines Baby's fin de siècle. Von Hans Löwe	12
Doctor Phöbus. Von Mario Pratesi	26. 42. 58
Bismarck in Dresden. Von Karl Gjellerup	71
Der Kinder wegen. Von Egor Schugay	75
X. Von Giovanni Verga	90
Der pythagoräische Lehrsatz. Von M. Zehme	108
Das Waldhorn. Von Pedro Antonio de Alarcon	123
Am Sarge. Von G. Zapolska	140
Der Staar. Von Renato Fucini	155
Hans im Glück. Von P. Hann	169
Sein eigen zuletzt. Von Sigurd	187
Der Briefmarkensammler. Von Felix von Stenglin	203
Marienkälbchen. Von Carl Busse	217
Der neunundzwanzigste Februar. Von Brander Matthews	235
Ein Bruder des Lazarus. Von Theophil Zolling	251
Liebesfrühling. Von J. Moroß	267
Schlangenköpfchen. Von Johannes Ziegler	282
Reliquien. Von Paul Bourget	294
Das Mädchenwasser. Von M. Thoresen	299
Paranja. Von Schtschedrin	317
Auch ein Duell. Von Domenico Ciampoli	331
An Kleist's Grab. Von Willy Dieckmann	341
Abendsonne. Von Alfred von Hedenstjerna (Sigurd)	346
Eine Vernunftheirath. Von P. Hann	362
Junggesellenleben. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna	376
Der Gang nach dem Eisenhammer. Von Leo Hildeck	391
Sammler. Weihnachtsgedanken von Tov Hedberg	410

Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Preßbetheiligungen 12. Die van Hoogstraten 28. F. W. V. 44. Sanct Werner 60. Sunn-

wendjahrtag 141. Der schwarze Tod 157. Kurzer Prozeß 171. Reiherbeize 189. 80 Millionen gesucht 204. Anti-Vespasian 219. Unser Herr Chef 237. Fresco-Bühnen 253. Börsen-Tutti Frutti 268. Zwing-Uri 284. Das ethische Kränzchen 300. Der Komet von Carmaux 317. Das kranke Weltdorf 333. Die Börsen-Reform 347. Der Zauberlehrling 363. Deutsch-Panama 378. Weidmannsheil! 393. Der Staatsstreich von 1893 412.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Seite

Friedrich Bodenstedt und sein letztes Werk. Von Adolf Wilhelm Ernst 25
Neue Romantik. Von L. H. Mann 40
Die Aufgaben der Historiker. Von Karl Walcker 57
Ein schwäbischer Dichter (Eduard Paulus) Von Theodor Ebner. 88
Pardon! Von Arno Holz 92
Das jüngste literarische Polen. Von P. Lorenz 102
Walt Whitman. Von August Weiß 105
Auch ein Dichter. Von Alfred Stoeßel. 109
Die literarische Bildung d. Volksmassen. Von Heinrich Wolgast 117. 137
Untersuchung über Instinkt und Wille. Von W. R. 120
Erinnerungen an Heinrich Heine. Von Ed. Grenier 148
Eine neue Kritik des Sozialismus. Von Georg Adler 151
Vom letzten Hegelianer. Von Ludwig Michelet 165
Zum Historikertag. Von H. 166
Ein Besuch bei Conrad Ferdinand Meyer. Von Wilhelm Lange-wiesche 180
Heyse's Merlin. Von M. Carriere 182
Der Anti-Goethe. Von Hermann Kienzl 175
Zola und der deutsch-französische Krieg. Von Theophil Zolling 198
Bismarck und Friedrich Nietzsche. Von Max Werner 211
Drei Briefe von Rudolf von Ihering. Von Adolph Kohut . . 215
Erinnerungen an Robert Hamerling. Von Leopold von Sacher-Masoch. 230
Gegen den Idealismus. Von Cornelius Gurlitt 233
Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls v. Roon. Von J. Rosenstein. 237
Renan und sein letztes Werk. Von Sch. 265
Der Quäker-Poet Whittier. Von Gustav Karpeles 276
Des Pfalzgrafen von Zweibrücken Tagebuch. Von Martin Greif 298
Alfred Tennyson. Von Ferdinand Dieter 309
Erkennen und Erkenntniß. Von W. R. 312
Goethe'sche Rhetorik. Von Wolfgang Kirchbach 326
Adolf Pichler's Memoiren. Von Rudolf Heinrich Greinz. . 329
Das philosophische Werk Adolph Steudel's. Von Max Schneidewin 344
Max Nordau's „Entartung." Von Cornelius Gurlitt. . . . 356
Die Wahrheit über Goethe's Friederike. Von Theophil Zolling 371
Vom besten Staat. Von Karl Jentsch 387
Eine Erinnerung an Fichte. Von Gustav Karpeles 390

b. Bühne und Bühnenkritik.

Warum die Deutschen keine Komödie haben. Von Karl Bitz . 85
Ein verschwindender Bühnentypus. Von M. Kr. 127
Ein Theatersommer. Von Friedr. M. Fels 135. 280
Ein Vortragabend von Emanuel Reicher 395
Eleonora Duse 413
Dramatische Aufführungen: Der Lebemann (Moser) 190. Die Dummen (Guinon-Denier) 190. Hochparterre (de Turique) 191. Mila (Zapp) 206. Junkermann im Thomas-Theater 206. Ein unbeschriebenes Blatt (Heyse) 220. Die Orientreise (Blumenthal-Kadelburg) 238. Der Misanthrop (Molière) 254. Das Wunderkind (Fulda) 254. Im Pavillon (Blum-Toché) 254. Columbus (Werder) 270. Eine Rosenknospe (Zola) 286. Lolo's Vater (L'Arronge) 302. Meister Balzer (Wildenbruch) 319. Die Liebeshändlerin (Saar) 364. Ralsen wider Ralsen (Grellinz) 365. Manometer auf 99 (Held) 379. Logirbesuch (Weber-Dewall) 379.

6. Bildende Künste.

Seite

Die Arbeitstheilung in der Kunst. Von R. Baumann 22
Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. . . 14. 30. 46. 62. 78. 94
Dresdner Kunstbriefe. Von Cornelius Gurlitt . . 121. 153. 186
Hans Thoma-Werk. Von A. Spier 136
Rückblick auf die Münchner Kunstausstellung. Von Gustav Luedecke 245
Die Kasseler Bildergallerie. Von Professor J. Kohler-Berlin . 263
Carl Stauffer-Bern. Von Cornelius Gurlitt 269
Neues über Dürer. Von Albrecht Jordan 278
Der Streit im Verein Berliner Künstler. Von C. G. 335
Neues von Böcklin und Thoma. Von Cornelius Gurlitt . . 394
Unsere Archäologen. Von Cornelius Gurlitt 409

7. Musik.

Die conventionelle Lüge in der Musik. Von Heinrich Roeckner 6
Robert Schumann als Liedercomponist. Von Benno Röttgers 200
Musik und Gesang. Von Heinrich Röckner. 295. 314
Das musikalische Jung-Italien. Von Paul Marsop. . . 342. 359
Opern und Concerte: Die schöne Melusine (Hentschel) 173. Daphne (Ferron) 221. Die Welt in Bild und Tanz (Gaul-Haßreiter) 222. Wem die Krone? (Ritter) 239. Djamileh (Bizet) 239. Der Weiberkrieg (Woyrsch) 239. Der Saal Bechstein 285. Genesius (Weingartner) 349. A santa Lucia (Tasca) 396. Mala vita (Giordano) 396. Bajazzi (Leoncavallo) 396.

8. Notizen.

Ackermann 415. Albertz 398. Bamberger 175. Batsch 319. Baumbach 366. Bauer 255. Bernhöft 398. Biller 396. Bierbaum 415. Bittrich 287. Bodenstedt 397. Boguslawski 207. Bormann 382. Böttger 381. Böttticher 380. Brasch 381. Brehm 415. Brockhaus 284. Chamberlain 366. Czabran 398. Dewall 255. Dickens 127. Dielitz 381. Doehler 271. Dreher 415. Dürckheim 397. Durm 287. Ebner-Eschenbach 191. 380. Eggert 397. Falkenheim 191. Fischer 303. Fleischmann 174. Flotow 287. Friedländer 382. 415. Ganghofer 255. Geiger 271. Gerok 335. Gersal 366. Phot. Gesellschaft 382. delle Grazie 207. Gregorovius 350. Grimm 319. Groth 415. Gustedt 223. Hasner 159. Hayem 159. Hein 143. Heine 316. Heineman 381. Heitmüller 303. Herzog 415. Heyse 398. Hirth 174. Hoffmann 397. Hoffmeister 380. Huch 397. Jensen 159. 397. Jentsch 396. Iron-Schreiner 380. Justi 351. Justinus 350. Kantzsch 351. Kenschik 207. Kirchbach 366. Kirchner 351. Klemm 47. Kleinschmidt 380. Koch 271. Kohler 255. Kohut 303. Kruse 389. Lauff 398. Lay 159. Lechleitner 380. Leffler 95. Leixner 398. Lessing 47. Lilienthal 175. Löwenfeld 303. Maurenbrecher 396. May 380. Meinck 175. Meinhardt 366. Merlin 223. Meyer 95. 255. Meyer-Markau 161. Müller 396. Müller-Guttenbrunn 159. Neubauer 191. Niese 250. Oberbreyer 251. Oechelhäuser 191. Olfers 397. Pantenius 381. Persall 335. Praeger 366. Preuß 367. Rieth 381. Rittinghausen 255. Röhling 397. Russell 255. Samarow 255. Schäfer 47. Schanz 396. Scheffel 287. Scherenberg 367. Schlechter-Wschehrd 287. Schmidt 271. 366. Schneider 380. Schröder 207. 287. Schultes 366. Schulz 381. Seidel 380. Seidl 398. Seliger 223. Seydlitz 207. Sievers 63. 366. Silling 380. Sittard 382. Skopnik 175. Sperling 79. Spitteler 175. Stahl 95. Steig 366. Stillfried 397. Stern 350. 367. Strecker 175. Sudermann 239. Suttner 174. Thaler 380. Thienemann 396. Uhland 381. Wagner 396. Wahle 207. Waldhausen 303. Walther 175. Weber 381. Westarp 111. 366. Wichert 255. de Witt 239. Wlislocki 159. Woenig 271. Wolf 271. 351. Zenker 350. Zimmermann 303. Zingeler 255.

9. Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Friedrich Förster's Körnerfälschungen 127. Deutscher Sprachverein und angebliche Deutschthümelei. Von Panthel 143. Conrad Ferdinand Meyer's Erkrankung 158. Die Reisebücher und ihre Sterne 174. Berichtigung 191. Nochmals Pudor's Gedichte 206. Morelli oder Morel? 222. Nochmals die religiöse und ethische Bewegung Von M. Egidy 287. Draeseke als Dichtercomponist 303. Nochmals die Abgeordnetenwahl 365.

№ 27. Berlin, den 2. Juli 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Decentralisation der Industrie. — Soziales Steigen und Absterben von Familien. Von F. v. S. — **Literatur und Kunst:** Die conventionelle Lüge in der Musik. Von Heinrich Roeckner. — Zur Kyffhäuser-Sage. Von Guntram Schultheiß. — **Feuilleton:** Memoiren eines Baby's fin de siècle. Von Hans Löwe. — **Aus der Hauptstadt:** Preßbetheiligungen. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G.

Die Decentralisation der Industrie.

In richtiger Erkenntniß der Bedeutung, welche eine behagliche und sichere Familienwohnung hat, sind schon viele Volksfreunde thätig geworden, den Aermsten unter uns gesunde, dauernde und möglichst billige Wohnstätten zu verschaffen. Aber in der Großstadt werden alle Versuche in dieser Richtung immer nur von geringem Erfolg sein. Glaubt man denn im Ernste in allen einigermaßen großen Städten auch nur einem Viertel der Arbeiter andere als Kasernenwohnungen bieten zu können? Als der Kaiser die Risse und Modelle der idealen Arbeiterwohnung besichtigte, brach die Presse in die offizielle Freude eines Leitartikels aus, sodaß wir dummen Leute in der Provinz beinahe hätten glauben können, es wäre ein bekanntes Ei gefunden worden. Was nützen die schönsten Arbeiterwohnungen, wenn der Platz fehlt sie aufzubauen? Woher will man ihn z. B. in Berlin nehmen? Wird eine Wohnung mit entsprechendem Garten für höchstens zwei Familien berechnet, wo hört dann Berlin auf? Wie weit soll der Arbeiter von seiner Fabrik entfernt wohnen? Zeit, Schuhsohlen, Pferde- und Stadtbahn kosten Geld. Das ideale Ziel, daß der Arbeiter seine Wohnung mit der Zeit zu seinem Eigenthum erwirbt, ist so gut wie unerreichbar. Sind in der Großstadt auch die Löhne höher, ist doch das Leben wieder theurer und die gemeinnützigen Bauvereine u. s. w. können Haus und Garten auch nur zu Großstadtpreisen wieder verkaufen, sonst setzen sie ihre eigene Existenz auf das Spiel. Zum Ueberfluß steht noch gar nicht einmal fest, ob die Arbeiter in die ihnen gebauten Wohnungen überhaupt ziehen wollen. Jeder Mensch steigt lieber drei Treppen, als daß er 20—40 Minuten auf dem Pflaster geht. Die Arbeiter werden daher eine Miethskaserne nahe bei der Fabrik der weitentfernten Arbeiterwohnung vorziehen, wenn nur nicht der Miethzins geradezu unverhältnißmäßig höher ist. Daß der Arbeiter, soweit er es mit seinen Mitteln nur irgendwie vereinigen kann, möglichst die Peripherie vermeidet, beweisen noch jetzt die Wohnungsverhältnisse in Berlin. Wohin sollen die Arbeiter schließlich auch ziehen? Die Vorstädte stecken schon voll von Fabriken und ihren Arbeitern. Berlin krankt an der Ueberfülle seiner Industrie. Anderen großen Städten z. B. Leipzig geht es nicht besser, jedoch war man gerade in dieser Stadt vernünftig genug einzuschreiten. Man packte dies Uebel an der Wurzel, aber leider mit schwacher Hand. Große Fabriken wurden aus der Stadt hinausverlegt und die Essen verschwanden mit ihrem Qualm. Helfen, durchgreifend helfen kann aber nur eine radikale Decentralisation der Industrie. Die Fabriken und die Arbeiterbevölkerung müssen auf das platte Land ziehen, nicht etwa nur in die Vorstädte. Daß ich keinen neuen Gedanken berühre, weiß ich sehr wohl; aber ich will eine Unterlassungssünde der Presse wieder gut machen, welche längst aus diesem Gedanken eine politische Forderung hätte machen müssen. Wenn man heutzutage den Muth hat, Berlin in einen Froschteich verwandeln zu wollen, so scheint den Dummen aus der Provinz unbegreiflich, warum keine Partei klug und muthig genug ist, die Decentralisation der Industrie in ihr Programm aufzunehmen.

Der Schein ist schlimmer als die Wirklichkeit.

Der Fabrikant möchte über zu große Belastung klagen. Mit dem Massenauszug der Industrie sinken die Preise der Grundstücke, der Schaden des Verkaufes kommt zu den Kosten der Uebersiedelung. Aber man bedenke, daß der Fabrikant unendlich viel billiger auf dem Lande sich ankauft, daß er dort viel billiger baut, lebt, producirt. Dazu kommt, daß alle den Wohnungswechsel benützen werden, alle neuesten Verbesserungen an Gebäuden und Maschinen zu verwerthen. Die Uebergangszeit ihm zu erleichtern, können ihm Vorschüsse zinsenlos oder gegen niedrige Zinsen vom Staate gegeben werden, damit er gegenüber seinen Concurrenten im In- und Auslande nicht zurückbleibt und die Unterbrechung seines Betriebes ungefährdet übersteht. Aber die Fabrikanten werden sich darauf beziehen, daß sie Geschäft und Fabrik nicht trennen können. Dieser Grund ist nur ein scheinbarer. Einmal verkaufen viele Fabriken überhaupt nicht direct an die Consumenten, sodann ist schon jetzt ein Transport der Waare von der Fabrik zum Verkaufsladen nothwendig und wo umfängliche Gegenstände fabricirt werden, ist er auch ziemlich theuer. Ich werde auf die Transportkosten noch einmal zurückkommen. Der triftigste Grund ist noch der, daß Geschäft und Fabrik unter einer Aufsicht stehen müssen. Aber einmal helfen hier Eisenbahn, Telegraph, Telephon und auch die noch in ihren Anfängen nur stehende Telephanie, sodann ist bei jedem größeren Betrieb die Trennung von Fabrik und Geschäft schon jetzt durchgeführt und schließlich werden auch bei kleineren Betrieben die Hindernisse nicht unübersteiglich sein. Zur Noth kann man die kleinen Fabriken auch in der Großstadt belassen, wofern nur jegliche Massenfabrikation auf dem Lande ihre Stätte findet. Vom Standpunkt des Fabrikanten läßt sich noch geltend machen, daß er die städtischen Vortheile von Elektrizität, Gas- und Wasserleitung nicht entbehren könne. Jedoch daß sich in dieser Beziehung die Fabriken selber helfen können und mit Erfolg geholfen haben, sieht man alle Tage. Zuckerfabriken,

Brennereien, Bierbrauereien u. s. w. auf dem Lande existiren in großer Zahl ohne Anschluß an Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke. Sie erzeugen ihren Bedarf selber und bestehen sehr gut. Ja, den Fabriken dürften unter Umständen Wasserleitung, Heizung und Beleuchtung erheblich billiger werden als in der Stadt, falls man nur endlich daran geht, Wind- und Wasserkraft rationeller auszunutzen wie bisher. In dieser Beziehung könnten wir von den Amerikanern lernen, die zumal die Windmotoren in ausgedehnten Gebrauch genommen haben. Es ist hier in Deutschland sogar schon vom nationalökonomischen Standpunkt aus beklagt worden, daß so viele natürliche Kraftquellen ungenutzt bleiben. Dies kann sich nur ändern, wenn sich die Industrie über die ganze Fläche von Deutschland zerstreut. Ist die Decentralisation durchgeführt, liegt kein Grund vor, eine Benachtheiligung unserer Industrie zu fürchten. Unsere Fabrikanten drängen in die großen Städte doch nur wegen der inländischen oder besser wegen der Lokalconcurrenz. Die Ausländer, welche die im Ausland fabricirte Waare in die deutsche Großstadt schicken, sind übler daran, als jeder deutsche Fabrikant. Gefährlich werden einander nur die deutschen Fabrikanten, insofern die in der Großstadt befindlichen einen größeren Absatzmarkt haben und leichter im Stande sind, Mode und Bedürfniß des Publikums, Fortschritte der Technik u. s. w. zu erforschen. Jedoch soll man dies Moment nicht überschätzen. Daß Fortschritte der Technik, neue Muster und Modelle, neu hervortretende Bedürfnisse, der Zug der Mode — die zum besten Theil durch die Fabrikanten selber gemacht wird — auch dem Provinzler rechtzeitig bekannt werden, lehren die vielen blühenden Fabriken in kleinen und kleinsten Orten. Den Markt in der großen Stadt kann sich die Fabrik sehr wohl erhalten, wenn sie dort, wie ebenfalls schon jetzt vielfach geschieht, Niederlagen errichtet. Freilich die Transportkosten müssen ermäßigt, Kanäle müssen gebaut werden, aber beide, die Decentralisation der Industrie und die Verbilligung des Verkehrs sollen sich gegenseitig unterstützen. Billige Transportkosten allein machen es möglich, daß die Industrie sich in allen Ecken und Winkeln unseres Vaterlandes einnisten kann und die Decentralisation wird den Verkehr genügend beleben, um eine erhebliche Herabsetzung der Transportkosten in's Werk setzen zu können. Vielleicht gelingt es auf diese Weise, die so wohlthätige Hausindustrie, die der Fabrikarbeit bei Weitem vorzuziehen ist, in gewissem Grade wieder zu erwecken.

Man sieht, daß die Hindernisse für eine Uebersiedelung nicht unübersteiglich sind. Für die Arbeiter wäre sie ein wahrer Segen. Auf billigem Grund und Boden wird die Einzelwohnung gebaut, geräumig, behaglich, gesund, mit Hof und Garten. Den Bedarf an Gemüse zieht sich die Familie selber und seiner tief eingewurzelten Liebe für das Hausthier kann der Deutsche durch Unterhalt eines Schweines, einer Ziege oder gar einer Kuh Genüge leisten. Mit dem kleinen Segen wächst die Liebe zu seinem Anwesen und er wird im Grund und Boden, im eigenen Heim, in der Familie die Wurzeln seiner Kraft suchen und finden. Durch die Furcht, sein Erworbenes zu verlieren, aus dem sicheren Besitz herausgeworfen zu werden, wird er interessirt bei der Gesellschaftsordnung, er wird conservativ. Nicht wie in der Großstadt von Aufregung zu Aufregung hin- und hergeworfen, wird er sein Leben bis zu einem späten Ziele durchmessen können und von der haushälterisch gewahrten Kraft sich für sein Alter noch einen Rest erhalten, ohne vorzeitig gebrochen als Ruine in ein frühes Grab zu sinken. Freilich die Löhne der Großstadt wird er nicht erwarten dürfen, aber bei seiner billigen Lebensführung kann er ihrer auch entrathen. Seine Seßhaftigkeit wird auch die Durchführung eines leider zu früh wieder verlassenen Gedankens ermöglichen resp. unterstützen, die Betheiligung der Arbeiter am Fabrikbetrieb. Die großstädtische hin- und herfluthende Bevölkerung wird sich niemals in festen Organisationen zusammenfassen lassen, welche sich nur auf die Angehörigen einer einzelnen, ganz bestimmten Fabrik beziehen, und welche wirken können nur wenn die Mitgliedschaft der Einzelnen eine dauernde ist. Der Gedanke, die Fabrik zum Eigenthum der Arbeiter zu machen, läßt sich in der Großstadt niemals, viel leichter dagegen auf dem Lande durchführen.

Eine wesentliche Verbesserung würde auch das vielbeklagte Lehrlingswesen erfahren. Der einzelne Arbeiter darf Lehrlinge annehmen, resp. sie werden ihm von der Fabrik zugewiesen. Aber nur die verheiratheten und tüchtigen Arbeiter kommen in Betracht, damit der Lehrling als Hausangehöriger in eine ordentliche Familie hineingezogen werde. Damit verschwinden sofort die aus den großstädtischen Verhältnissen geborenen Mängel. Der Lebenswandel des Lehrlings läßt sich controliren und er braucht die mindestens bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre so nothwendige Führung durch eine ältere Hand nicht zu entbehren. Die Versuchungen der Großstadt bleiben ihm fern und er findet in der geräumigen Familienwohnung seines ihm vorgesetzten Arbeiters ein gesundes und billiges Unterkommen. Jene Pesthöhlen, in denen Alt und Jung, Mann und Weib in schmutzigstem, verderblichstem Durcheinander gemeinsame Ruhe halten, werden verschwinden und die Gemeinschaft mit den Faulenden und den Verfaulten wird unverdorbene Gemüther nicht mehr bedrohen. Mit der Freude am behaglichen Zuhause wird Familiensinn und Familienleben erwachen und sich erhalten.

Das Ideal wäre, daß jede Fabrik für sich ein zusammenhängendes Gemeinwesen bildete nach Art eines landwirthschaftlichen Gutes, die Arbeiter in einer gewissen Organisation, deren Form die Zukunft lehren würde, fest mit einander verbunden. Freilich wird eine gewisse Zusammenhäufung der Fabriken nie ganz vermieden werden können. Bequeme Land- und Wasserstraßen, die Möglichkeit, die Kraft des Wassers oder des Windes zu benutzen und vor allen Dingen die Nähe der Rohstoffproduction werden gewissen Gegenden den Vorzug vor anderen geben. Aber die Bäume werden nicht in den Himmel wachsen.

Je mehr Fabriken sich an einem Orte zusammenfinden, desto theurer wird der einzelne Betrieb; dazu kommt, daß $^9/_{10}$ aller fertigen Waare, man denke z. B. an die Eisenindustrie, weit weg an die Consumenten verschickt werden muß. Hätte nun z. B. eine Remscheider Fabrik ihren Absatz hauptsächlich nach Norden, so würde ihre Verlegung schon möglich sein, wenn nur der Massentransport von Rohstoffen entsprechend billig zu beschaffen wäre. Das geringere Gewicht der fertigen Waare verleiht derselben trotz aller Verpackungskosten einen solchen Vorzug der Billigkeit, daß zur Zeit wohl wenigen Unternehmern zu rathen ist, sich von dem Orte, wo die Rohstoffe gewonnen werden, zu entfernen. Daß aber die Entfernung möglich ist, zeigt die Fabrik Schwartzkopf in Berlin, ebenso die Borsig'sche Fabrik, die aus dem Innern nach Moabit auswanderte.

Für die Decentralisation der Industrie können mit Ausnahme gewisser Sozialdemokraten alle Parteien eintreten. Sozialdemokratischen Agitationen wird freilich ein guter Theil ihres Bodens entzogen, denn, wie schon ein kluger Grieche bemerkte, 30,000 Menschen sind leichter zu überzeugen als dreißig. Auch Hofpredigern wird das Feld ihrer Thätigkeit eingeengt. Die guten Leute, denen ihr Handwerk als Volksverhetzer zum Theil gelegt wird, werden sich eben trösten müssen.

Auch die übrigen Mitglieder der Gesellschaft werden gewinnen. Die Armenpflege wird entlastet, Gefängnisse und Arbeitshäuser, Krankenhäuser und Irrenheilanstalten werden nicht mehr zu klein sein für das Bedürfniß, Feriencolonien, Kinderheilanstalten werden nicht mehr die großen Aufwendungen wie bisher erfordern. Die Kinder können, während die Eltern auf Arbeit gegangen sind, genügend beaufsichtigt werden, wozu invalide Arbeiter und Arbeiterinnen von geeigneter Persönlichkeit anzustellen wären. Den Zurückbleibenden wird die von der gesundheitsschädlichen Industrie entlastete Großstadt ein gesünderes Heim bieten, als bisher.

Einen großen Vortheil wird indirect die Landwirthschaft haben, weil keine hohen Löhne mehr die Arbeiter vom Pfluge weg in die große Stadt ziehen werden. Dem Ganzen wird ferner gedient durch die mit der Decentralisation nothwendig verbun-

dene Verbilligung des Verkehrs, dem Bau von Wasserstraßen u. s. w. Denn einmal läßt sich die Decentralisation ohne eine ganz erhebliche Herabsetzung jeglicher Transportkosten und ohne eine bedeutende Vermehrung und Verbesserung der Verkehrsmittel nicht durchführen, andererseits wird sie den Verkehr derartig beleben, daß die eben gestellten Forderungen mit einer gewissen Leichtigkeit sich erfüllen lassen. Ein fernerer Vortheil könnte vielleicht noch sein, daß ausgedehnte, das ganze Land in Mitleidenschaft ziehende Strikes seltener werden, daß die Lohnkämpfe sich localisiren auf einen jeweils beschränkten Umfang. Jedenfalls die Anhäufung eines terrorisirten, hungernden Proletariats in der Großstadt wird verschwinden, sowohl in Folge der Decentralisation, als der Verbilligung aller Verkehrsmittel. Es ist sehr kurzsichtig von den Landleuten, sich darüber zu beklagen, daß die billigen Eisenbahnfahrpreise ihnen die Arbeiter wegzögen. Die Fahrpreise sind nicht billig genug; wären sie billiger, würde die Arbeiterbevölkerung auch leichter in die Provinz zurückkehren. Wer hofft, in der Großstadt hohe Löhne zu erhalten, scheut die Ausgabe für die jetzt noch viel zu theure Reise nicht, denn er rechnet darauf, daß sie sich reichlich verzinsen wird, wer jedoch in der Großstadt am Rande seiner Mittel angelangt ist, sieht die Fahrkosten mit ganz anderen Augen an, sie sind in ihrem jetzigen Betrage plötzlich zu einer unerschwinglichen Höhe angewachsen und die Ausgabe fällt um so mehr in's Gewicht, als in der Provinz, wohin er zurückkehren will, der Verdienst geringer ist, als in der Großstadt. Er entschließt sich, da Hoffnung des Menschen täglich Brot ist, zu bleiben, indem er immer wieder sein Vertrauen auf die gute Bezahlung in der Großstadt setzt und darauf rechnet, noch einmal wieder Arbeit zu finden. Die Fahrpreise, billig genug für die hoffnungsfreudige Einwanderung in die Stadt, sind zu theuer für die Rückkehr Schiffbrüchiger in ihre Heimath.

Ich bin mir bewußt, in Vorstehendem manchem nicht viel Neues gesagt zu haben, aber aus gewissen Dingen sollte man ein Ceterum censeo machen. Ueberdies hat mich wiederholte Erfahrung gelehrt, daß selbst dem gebildeten Publikum vielfach der beste Theil der vorgetragenen Gedanken unbekannt ist. Da Fachschriften, in denen man dieses und ähnliches finden kann, von der großen Masse nicht gelesen werden, habe ich mich zu dieser Zusammenstellung des Beobachteten, Gehörten, Gelesenen und Gedachten entschlossen.

Soziales Steigen und Absterben von Familien.

Eine genealogische Untersuchung.

Nachdem vor einiger Zeit ein „Genealogisches Taschenbuch der bürgerlichen Familien" in Charlottenburg herausgekommen, erschien kürzlich der erste Band von einem neuen „Handbuch des preußischen Adels"*). Er behandelt unter 369 Namen rund 450 Familien oder Individuen, und zwar 430 aus dem Briefadel. Er führt vornehmlich solche auf, deren Angehörige gegenwärtig in hohen Stellungen der Civil- oder Militär-Verwaltung stehen, sowie solche, deren Geschlechtsregister noch gar nicht oder nur unvollständig veröffentlicht worden, darunter manche mehrfach vertretene, z. B. Krause und Wißmann mit je fünf Adelsdiplomen (jene von 1864 an, diese aus den letzten hundert Jahren). Das Handbuch will zu Folge der gedruckten Ankündigung ein „Bild über den Adel der Monarchie" — nämlich den einfachen, nicht mit höheren Standestiteln ausgestatteten — in „wenig" Jahrgängen geben, hierdurch die Gothaischen genealogischen Taschenbücher für freiherrliche, gräfliche und fürstliche Häuser ergänzen. In allen diesen Büchern handelt es sich im Wesentlichen um Geschlechter, welche im Laufe der Zeiten eine Erhöhung ihres Standes oder Ranges, ein soziales Steigen erfahren haben. Es gibt mancherlei Werke über ihren Bestand, aber wohl nur wenige Schriften, die sich mit dem bekanntlich so überaus häufigen Niedergang empor gekommener Familien, insbesondere dessen Ursachen, beschäftigen. Wir wüßten nach dieser Richtung nur das gediegene Schriftchen von Dr. Klein: „Der Verfall der Adelsgeschlechter" (1878) zu nennen, welches lehrreiche Zusammenstellungen über deutsche Grafenhäuser enthält. Unter solchen Verhältnissen liegt es nahe, das obgedachte, etwas anspruchsvolle neue Unternehmen kritisch zu beleuchten, sowie das soziale Steigen und Absterben von Familien auf Grund einer Reihe von Beispielen in Betracht zu ziehen.

Die Herausgeber des Handbuchs haben ein ungemein mühevolles Werk zusammengestellt, dessen vermeintliche Nützlichkeit für weite Kreise uns indeß nicht recht einleuchten will. Wir sind seinerzeit ihrerseits auf sein Erscheinen hingewiesen worden durch zwei Probeseiten vom Buchstaben A, welche den Eingangsartikel und den siebenten wiedergaben. Diese beiden Seiten stellen eines großen Mandarinen kleine Familie, falls jener Ausdruck hier gestattet ist, und eines hohen Offiziers zahlreiche Nachkommenschaft dar, mithin gewissermaßen zwei Parade- oder Staatsfamilien, und sie belehren uns, daß der Oberpräsident v. Achenbach Vater zweier Söhne, darunter eines bereits beweibten, und einer verheiratheten Tochter ist, daß der durch Verleihung des schwarzen Adlerordens geadelte General Aster drei Söhne und mindestens fünf männliche Enkel hinterlassen hat. Unter den letzteren wird seines ältesten Sohnes jüngster Sprößling als „Regierungsreferendar a. D. (Königssteele in Westphalen)" bezeichnet. Wie oft wird in genealogischen Werken der verhältnißmäßig untergeordnete Lebensberuf eines Herrn doch einfach weggelassen! Bei den beiden berührten Geschlechtsregistern wird uns über die den Aufstieg begründenden Verdienste des Stammvaters nichts verrathen. Wir erfahren nicht, daß General Aster der Begründer des neuen Befestigungssystems — er wandte es ja bei Coblenz und Ehrenbreitenstein an — daß der frühere Minister Achenbach Abkömmling eines alten, seit Jahrhunderten im Fürstenthum Siegen ansässigen Geschlechts, Parlamentarier (Vertreter seines heimischen Kreises) und Autor mehrerer auf das Bergrecht bezüglicher Werke ist, worüber Conversationslexika uns Auskunft ertheilen. Biographische Notizen jener Art würden den trockenen Geschlechtsregistern etwas Blut, Farbe, Leben verleihen — wie der kluge Professor Kürschner durch solche sein neuestes Taschenbüchlein „Gekrönte Häupter" denn wohlweislich gewürzt hat — und sie hätten von den Herausgebern des Handbuchs bequem eingefügt werden können, wenn diese nicht bei der Aufnahme von neuerem Briefadel des Guten zu viel gethan. Hierbei denken wir an solche Namen, welche auf dem „Aussterbe-Etat" stehen, und wollen das durch Beispiele erläutern.

Zu jenen gehört von vornherein der Name des Fräulein Gryczik von Schomberg-Godulla in Schlesien, deren Standeserhöhung ihre Heirath — mit einem Träger der neunzackigen Rangkrone — zur unmittelbaren Folge hatte. Die arme kleine Johanna Gryczik war Adoptivtochter des Steigers Godulla, welcher mit Bergbauunuthungen, für die er einen geübten Blick besaß, so glücklich spekulirte, daß er mehrere Millionen hinterließ; sie empfing nach seinem Tode in dem Hause ihres Vormundes, eines Rittergutsbesitzers, eine sorgfältige Ausbildung, wurde vom Grafen Hans Ulrich Schaffgotsch als gute Partie heimgeführt, gegen Ende der fünfziger Jahre (als Erbherrin des Ritterguts Schomberg) nobilitirt. Wie geringwerthig erscheint letzteres für ein „den preußischen Adel würdig in der Literatur vertretendes Werk", und nun gar für das auf dieses hingewiesene „gebildete Publikum"! Hierzu kommen die Namen von kinderlosen Offizieren. Beispielsweise werden wir davon unterrichtet, wann der General Mischke — der Jugendfreund und langjährige Adjutant Kaiser Friedrichs III. — die Standeserhöhung erhalten und wann er seine Gattin verloren hat; da er keine Nachkommen besitzt, so könnte er gleich manchen anderen in der nämlichen Lage befindlichen höheren Offizieren den Platz solchen Familien räumen, welche vermöge junger

*) Verlag der um die Militär-Literatur verdienten Hofbuchhandlung von Mittler & Sohn, Berlin.

Träger ihres Namens mit noch größerem Recht, als sie zum „blühenden Adel des Königreichs Preußen“ zu rechnen sind. Unter den wenigen im Handbuch berücksichtigten Familien des sog. Uradels nehmen die aus dem Hochstift Magdeburg hervorgegangenen Alvensleben zwei Dutzend Seiten, die aus Pommern stammenden Usedom acht ein. In beiden Geschlechtsregistern figuriren einzelne (vielleicht recht brave) Angehörige als Subalternbeamte, als sog. kleine Leute, welche schwerlich in der Lage sind, der idealen Seite des Adelsberufs gerecht zu werden. Sie erscheinen bemitleidenswerth im Hinblick auf den — einen gesunden Kern enthaltenden — Ausspruch Reinhold v. Freienthal's aus dem Jahre 1100:

Was ein Baum ist ohne Laub, was ein Kirchen ohne Glocken,
Was ein Keller ohne Wein, eine Suppe sonder Brocken,
Was ein Schiff ist ohne Segel, was ein Anker ohne Grund,
Was ein Schütze sonder Pulver und ein Jäger ohne Hund,
Was ein Weber ohne Garn, was ein Schlosser sonder Eisen,
Was ein Bäcker ohne Mehl und ein Garkoch ohne Speisen,
Was ein Fuhrmann ohne Wagen und ein Bauer ohne Feld,
Das und zehn Mal minder ist der Adel ohne Geld.

Die Hersteller des Gothaischen Taschenbuchs für freiherrliche Häuser geriethen vorlängst in eine gewisse Verlegenheit, weil die Zahl jener im Verlauf der Zeiten, insbesondere der neueren, immer mehr angeschwollen war.*) Sie fanden damals den guten Ausweg, abwechselnd in einem Jahrgang den Briefadel, im anderen den Uradel zusammen zu stellen. Die Herausgeber des Handbuchs haben anscheinend nicht einen festen Plan für Eintheilung der Namen gemacht, so daß man nach dem Erscheinen mehrerer Bände nicht wissen wird, in welchem man eine bestimmte Familie zu suchen hat. „Es liegt zu Tage“, erklären sie in der obgedachten Anzeige kühnlich, „welchen Nutzen ein solches zuverlässiges Werk den verschiedenen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden 2c. darbietet.“ Unseres Erachtens kann es den letzteren gar keinen Nutzen gewähren, weil sie mit dem Adel als Stand gar nichts zu thun haben, aber als Nachschlagebuch kann es sich für Genealogen und Familiengeschichtsforscher brauchbar erweisen. Vielleicht macht es manchem emporstrebenden Haushaupt Lust zur Erstrebung des Adels, obschon dessen Verlust seit längerer Zeit nicht mehr in denjenigen der bürgerlichen Ehrenrechte einbegriffen ist und in den gebildeten Ständen jede verheirathete Dame mit „gnädige Frau“ angeredet wird.

*) Dasselbe erweist, daß der beregte Titel seit Jahrzehnten von vermöglichen Bürgerlichen mit Erfolg in einer mitteldeutschen Haupt- und Residenzstadt erstrebt ist, welche durch eine früh begründete Feuerversicherungsanstalt, durch treffliche Landkarten, schmackhafte Würste, neuerdings auch durch Zulassung der Leichenverbrennung weithin bekannt geworden. Zufolge dem Taschenbuch für 1889 sind daselbst folgende Preußen baronisirt: ein vorlängst verstorbener jüdischer Bankherr und schlesischer Herrschaftsbesitzer L. zu Berlin, der aus Elberfeld stammende Geh. Commerzienrath L. zu Hamburg, ein posenscher Fideicommißstifter L. (anscheinend Erbonkel eines mit einer Koburgschen Hauptmannstochter vermählten Grundherrn), und der Gemahl einer schlesischen Gutserbin P. B. zu Frankfurt a. M. Der neue Adelsrang dieser Herren scheint nicht durch einen größeren Staat anerkannt zu sein. In gleicher Lage befinden sich drei ausländische, von Koburg baronisirte Herren: ein griechisch-katholischer Deutsch-Russe C. zu Petersburg, sowie zwei französische, nämlich ein Dragoner-Offizier L. du M. (einziger Sprößling eines Grundeigners und der Tochter eines sächsischen Generals) und ein aus Amsterdam gebürtiger jüdischer Bankherr M. C. zu Paris. Anders verhält es sich mit verschiedenen Gutsbesitzern und früheren Offizieren aus dem östlichen Deutschland, welche gar bald ihrer neuen Würde Anerkennung durch ihre Herrscher verschafften: ein verstorbener, in Holstein ansässiger dänischer Hofjägermeister, vier Sachsen und drei Preußen. Die bekannte Buchhändlerfamilie Tauchnitz erhielt die Anerkennung von Sachsen und Preußen. Einen Maßstab für die nicht geringe Zahl der fraglichen Baronisirungen gewinnt man, wenn man sie mit denjenigen in anderen deutschen Staaten vergleicht, abgesehen von Bayern, dessen Herrscher schon früh (wahrscheinlich als Reichsvicare für einen Theil Süddeutschlands) vielfach den Freiherrntitel verliehen haben. Nach dem erwähnten Taschenbuch entfallen: auf Preußen vierzig und einige — sicherlich wenig im Verhältniß zu Ausdehnung und Bevölkerungszahl —, auf Württemberg und Hessen-Darmstadt in Bausch und Bogen je dreißig, auf Sachsen-Koburg-Gotha über zwanzig, d. i. ebenso viel, wie auf alle übrigen deutschen Staaten zusammen genommen. Unter jenen zwanzig und einigen scheinen zwei Dritttheile auf solche Personen zu kommen, welche nicht Eingeborene, auch sonst nicht Angehörige des Hofes oder Landes sind.

Wir behaupten nun kecklich: Familien, welche eine Standeserhöhung, und zwar nur in einem einzigen Träger ihres Namens erfahren haben — im Gegensatz zu einem in größerer Zahl gleichzeitig auftretenden Geschlecht des Uradels — sind leichter wie andere der Gefahr ausgesetzt, in wenigen Generationen zu erlöschen, falls man absieht von mehreren deutschen Herrscherhäusern, vor Allem den Hohenzollern. Als Belege für jene Regel können die Goethe und Schiller mit ihrer „Nobilitirung“ und „Baronisirung“ dienen. Bei dem ersteren hatte des Dichters Großvater, der Schneider und spätere Gastwirth, aus zwei Ehen acht Kinder, des Dichters Vater anscheinend sechs, und zwar zum Theil früh verstorbene, der Altmeister drei, darunter zwei früh dahingeschiedene, August von Goethe auch nur drei, nämlich eine zeitig heimgegangene Tochter und die beiden Freiherren, welche als trübselige Junggesellen in mittlerem Alter das Zeitliche segneten. Wenig anders verhält es sich mit den Schiller. Des Dichters Großvater, der Bäckermeister, hatte acht Kinder, des Dichters Vater sechs, der Dichter selbst fünf, dessen ältester Sohn, Freiherr v. Schiller, nur einen Sprößling, und zwar einen männlichen; der vermählte sich als österreichischer Offizier mit einer adligen Dame und starb kinderlos gleich seinem Oheim Ernst. Man kann den Kinderreichthum der beiden Stammväter vielleicht durch den bekannten derben Ausspruch des Altmeisters erklären, daß die Ehe der Braten der Armen ist. Die demnächstige Abnahme der Nachkommenschaft läßt sich einmal aus der beiden Geschlechter Uebergang von gesunder körperlicher Thätigkeit zu der leicht nervenschwächenden Kopfarbeit herleiten, dann aber auch aus ihrem Uebertritt von dem erwerbsfreudigen Mittelstande — mit seinem frischen, fröhlichen Drauflosheirathen — zu dem „studirten“, meist vornehmlich auf das Gehalt angewiesenen Beamtenthum und nun gar zu einem kastenartigen Adelstand.

Schiller's jüngerer Sohn, welcher (anscheinend noch als Assessor bei dem Landgericht Köln) eine Wittwe, Frau v. Mastiaux geb. Pfingsten, heirathete, soll gelegentlich zu einem Freunde die vertrauliche Bemerkung gemacht haben: seine Familie sei dadurch, daß sein Vater die „Nobilitirung“ abzulehnen unterlassen, in eine schiefe Stellung gekommen und habe nur den Vortheil gehabt, daß seine Schwester einem trefflichen Gatten, dem Baron Gleichen-Rußwurm, zugeführt wurde. Ohne Zweifel fühlte er, daß in Folge jener Adelung ein gewisser Bann der Ausschließlichkeit hinsichtlich der Berufs- und Gattenwahl auf ihm lag. Bei den Goethe hat äußerem Vernehmen nach des Dichters Schwiegertochter als Wittwe einen großen Theil des überkommenen Vermögens verbraucht. Die von E. v. Hartmann aufgestellte Behauptung, wonach auch in der Familie, wie im Stamm und Volk, der Tod, d. h. das Aussterben, der Sold der wirthschaftlichen Sünde ist, enthält unstreitig eine gewisse Wahrheit und findet vielleicht Anwendung auf den nächsten Angehörigen des Altmeisters. Mehr noch scheint sich an den adligen Goethe August's Hang zu Ausschweifungen gerächt zu haben: seine Söhne waren schwächlich und zwitterhaft. Als Freiherr Wolfgang zu Jena am Theetisch einer Professorsgattin emst wegen seiner Verzagtheit angegriffen und auf seinen lebensfrohen, muthvollen Großvater hingewiesen wurde, antwortete er schlagfertig: der war auch ein Hüne, ich bin doch nur ein Hühnchen. So hielten sich denn die Goethe wenig über hundert Jahre von der Standeserhöhung des Dichters an (1782 — 1885), die Schiller gar nur drei Viertheile dieses Zeitraums. Schneller als unsere Dichterheroen stieg unser größter Staatsmann empor vom einfachen Adligen erst zum Grafen, dann zum Fürsten. Es wird sich bald zeigen, ob seiner Spezial-Linie das Schicksal der Schiller, im Mannsstamm zu erlöschen, beschieden ist, da sein zweiter Sohn nur Töchter hat und der erste gegenwärtig im Alter von vierzig und einigen Jahren eine Ehe eingeht.

Bismarck erklärte 1870 zu Versailles bei Tafel (nach dem Busch'schen Buche) gelegentlich als Besitzer von Varzin: alle Familien, welche in Pommern zu Grafen gemacht würden, stürben aus; das Land ertrage es nicht; er wisse zehn oder zwölf Familien zu nennen, denen es so ergangen; anfangs

habe er sich gegen seine Erhebung in den Grafenstand gewehrt, zuletzt habe er es geschehen lassen, aber er habe noch seine Befürchtungen. Die hier berührte Frage hat für uns ein sozialgeschichtliches Interesse und zwar insofern, als die Gründe der beregten Erscheinung in allgemein menschlichen Verhältnissen liegen dürften. Vermuthlich dachte Bismarck bei den gestreiften Familien an die Bohlen, Kameke, Lepel, Münchow, Podewils und Putbus, sowie an einzelne Linien der Blumenthal, Eickstädt, Hertzberg, Kleist und Krokow. Versuchen wir es, der seinerseits als auffällig gekennzeichneten Thatsache durch ein Eingehen auf die sechs ersten Häuser näher zu treten, so weit das treffliche Kneschke'sche Adelslexikon uns statistische Nachrichten bietet. Jene hielten sich nach der Standeserhöhung nur drei bis fünf Menschenalter hindurch, am längsten die beiden, welche die Grafenwürde des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu der Zeit erhielten, als Neuvorpommern noch zu Schweden gehörte. Wir setzen mit einem auf Rügen ansässigen Geschlechte ein. Welcher Reisende hätte dort nicht ein gewisses Interesse für die Familie desjenigen Erbherrn gewonnen, von dessen Jagdschloß aus er einen herrlichen Umblick über die Insel genießt? Ein dänischer Freiherr Malte Putbus erlangte 1727 nach Beerbung der daselbst angesessenen Linie seines Stammes (ein Jahr vor seinem Tode) die neunzackige Rangkrone vom deutschen Kaiser, worauf sein auf der Insel seßhafter Sohn schwedischerseits gegraft ward. Des Letzteren Enkel (1783—1854) wurde als Mehrer der seinerseits befestigten Begüterung schwedischer Fürst, heirathete eine junge geschiedene Frau, geb. Freiin Lauterbach — sie hatte erst ein Jahr zuvor ihrem ersten Gemahl Graf Veltheim ein Töchterchen geschenkt — hatte von ihr einen Sohn, der später im Zweikampf gestorben sein soll, sowie zwei verheirathete Töchter, eine die Gräfin Lottum (Mutter des jetzigen Fürsten), während sein einziger Bruder Moritz, der Besitzer mehrerer Rittergüter, zu Berlin in einer Gewissensehe lebte und anscheinend vor 1870 ohne legitime Nachkommenschaft starb. Das im Jahre 1741 zur Reichsgrafenwürde emporgestiegene Haus Bohlen ging gleichfalls im Mannsstamm aus, indeß erst 1887. Des ersten Grafen Enkel, Eigner einer neuvorpommerschen Herrschaft, ward unmittelbar durch seinen Tochtermann — einen Namensvetter und entfernten Verwandten des großen Reichskanzlers — Stifter der Linie Bismarck-Bohlen, deren gegenwärtiger Majoratserbe mit einer der Töchter des schlesischen Millionärs Tide-Winkler vermählt ist. Von seinen beiden Vettern hatte der Pommersche nur eine einzige Tochter, der andere, ein nach der Niederlausitz übersiedelnder Hauptmann a. D., welcher von der ersten Frau (einer Gräfin Herzberg, Besitzerin mehrerer Güter in Hinterpommern) geschieden war, gar keine Kinder.

Auch in einem der vier durch Friedrich den Großen gegrafteu anderen Häuser kommt eine Scheidung vor, nämlich in dem Kamekeschen (1740—1879), das mit einem Rittmeister im Regiment Gensdarmes, späteren Schloßhauptmann beginnt. Der im Jahre 1848 verstorbene letzte pommersche Stammhalter (Sohn eines Ober-Finanz- und Domänenraths und einer Gräfin Lynar) ward von seiner ersten Gattin, einer Gräfin Waldburg-Truchseß geschieden, — sie vermählte sich demnächst mit einem Freiherrn Wrangel — heirathete in zweiter Ehe ein Fräulein Bürger, eine „Hauptmannstochter", vermuthlich die Tochter eines nicht preußischen Offiziers, und hatte von jeder Frau einen Sohn. Derjenige aus erster Ehe starb vor dem Vater als unvermählter Kammerherr und Legationsrath, derjenige aus zweiter (Premier-Lieutenant in fürstlich reußischen Diensten, Gatte der Tochter eines sächsischen Majors) hinterließ zwei Söhne, sächsische Offiziere, welche sich zwar beweibten, aber kinderlos verstarben. Sollte der letzte pommersche Stammhalter nicht in Folge der Scheidung einen Vermögensrückgang erfahren und hierdurch mittelbar seines jüngeren Sohnes Wegzug aus der Heimath verursacht haben? Wie wichtig ist das Walten der Gattin eines Stammhalters doch für den Bestand des Hauses! Neuerlich wurde in einer Londoner Zeitschrift die hochgestellte Frau im Allgemeinen durch einen federgewandten Gentleman in einem sehr gewagten Aufsatz über die Ehe und deren Löslichkeit für ein Wesen erklärt, welches nichts zu arbeiten habe, aber gleich darnach in einem Anhange von der Gräfin Susanne Malmesbury vertheidigungsweise gehörig gewürdigt. Jene Erklärung sei zwar dem Buchstaben nach wahr, jedoch dem Geiste nach falsch. Die Dame der oberen Klassen habe vielleicht nicht schwere Lasten zu tragen, nicht thatsächlich mit den Händen zu arbeiten; aber für die einem großen Haushalt vorstehende Familienmutter gebe es viel zu thun, da sie überall nach dem Rechten sehen müsse, falls das Ganze (establishment) nicht zu Grunde gehen solle, und wenn sie ihre Pflicht thue, so sei sie vollständig in Anspruch genommen. Ein solcher Beruf sei eine Laufbahn für sich und schließe die Möglichkeit einer anderen Beschäftigung aus. Das läßt sich beispielsweise bei der Gattin Schiller's, der sorgsamen treuen Mutter einer Reihe von Kindern, schon bis zu einem gewissen Grade erkennen.

Von den beiden — uns nicht wie die Schiller durch Familiengeschichten nahegebrachten — pommerschen Geschlechtern, welche in einigen hochgestellten Angehörigen durch Friedrich den Großen anläßlich seiner Breslauer Huldigung 1714 gegraft wurden, hielten die Münchow sich weit länger, als die Podewils. Jene erloschen erst 1860 (mit einem Vater zweier Töchter, übrigens Major und Rittergutsbesitzer), diese gingen bereits mehrere Jahrzehnte zuvor aus. Ohne männliche Descendenz starben die acht Söhne der beiden gleichzeitig in den Grafenstand erhobenen Minister von Podewils — darunter ein Erbherr auf Gusow, der Derfflinger'schen von ihm mit Gartenanlagen ausgestatteten Besitzung bei Frankfurt a/O. — und zwar der letzte in den zwanziger Jahren als Schwiegervater eines Herrn von Blumenthal auf dem jetzt Bismarck'schen Tusculum Varzin. Endlich existirten die gräflichen Lepel (in höheren Militär- und Hofstellen) von 1749 bis 1832 als Eigner des in der Nähe Stettins belegenen Gutes Nassenheide, auf welchem ein — nachträglich 1838 gegrafter — Namensvetter von ihnen noch bis 1840 lebte; dasselbe ward in den siebenziger Jahren vorübergehend in den Zeitungen genannt, als ihr späterer Nachfolger im Besitz, Graf Harry Arnim, dort verhaftet wurde. Wenn im Gegensatz zu den sechs erloschenen pommerschen Grafenhäusern die Schwerin-Schwerinsburg mit Diplom von 1740, welchen der bekannte Minister des Innern, Schwiegersohn Schleiermacher's, angehörte, noch blühen, ja im einschlagenden Taschenbuch elf Seiten einnehmen, so ist das begreiflich: es wurden gleichzeitig vier Herren gegraft, die sich anscheinend im freien Besitz einer angestammten Begüterung befanden.

Blickt man nun aber auf die sechs ausgestorbenen Geschlechter zurück, so könnte man ja Zufall als den Grund ihres zumeist in der dritten Generation erfolgten Ausgehens ansehen. Indeß kommt man leicht auf die Vermuthung, daß bei dem einen Theil von ihnen, und zwar bei den dreien von längerer Dauer, die höchste materielle Blüthe eine Schwächung der sittlichen Kraft zur Folge hatte, wobei dem Altmeister im Vergleich zu seinem gestrengen Herrn Vater und Großvater, daß für den anderen Theil die Grafenwürde eine Bürde, ähnlich der Nobilitirung Schiller's für dessen Nachkommen gewesen sein mag. „Was den Verfall der hohen Aristokratie," erklärt das kleine in seinem Eingangs erwähnten Schriftchen, „vorzugsweise herbeigeführt, sind die Besitzverhältnisse im Verein mit den wirklichen oder vermeintlichen Pflichten der Standes-Repräsentation." Mehrere der Geschlechter hätten so viele und so kräftige Wurzeln geschlagen, daß es scheine, als seien sie stark genug allen Stürmen zu trotzen — vielleicht dachte er hierbei in erster Linie an die Schulenburg und Stollberg —; für die große Mehrzahl der Geschlechter sei das Ergebniß seiner Untersuchungen um so trauriger: sie könnten schon von Glück sagen, wenn sie ein Alter von 200 Jahren erreichen.

Aehnlich verhält es sich mit denjenigen Familien, welche von Mitte des neunten Jahrhunderts bis gegen Mitte des fünfzehnten dem alten deutschen Reiche eine Reihe von Kaisern gaben. Wir wissen: wie die Karolinger bereits 911 mit Ludwig dem Kinde ausgingen, die sächsischen Kaiser 1024 mit dem wenig thatkräftigen Heinrich II. dem Heiligen erloschen, die

Fränkischen 1125 mit dem schlauen heuchlerischen Heinrich V. ausstarben, die nicht lange darauf zur Kaiserwürde gelangenden Hohenstaufen über hundert Jahre ihres hohen Amtes walteten und 1268 mit Friedrich's II. Enkel ein Ende mit Schrecken nahmen. Aus der Folgezeit ist uns bekannt, daß das Haus Luxemburg mit dem edlen Heinrich VI. emporstieg und 1473 mit dessen Urenkel, dem leichtsinnigen, verschwenderischen Siegesmund abschloß, der den Herzog Albrecht II. aus dem Hause Habsburg zum Schwiegersohn hatte. Wenn dieses später dem deutschen Reiche drei Jahrhunderte lang mit geringer Unterbrechung die bekannten Kaiser gab, so geschah das keineswegs in der schnurgraden Linie, welche in Familien ohne Standeserhöhung nicht selten anzutreffen ist, beispielsweise in dem Theologengeschlecht der Osiander — mit einem, einstigen Gymnasiasten wohl noch erinnerlichen Uebersetzer von Klassikern — von der Reformationszeit an bis auf den heutigen Tag. Es folgte dem einen Reichsoberhaupt der Vetter, dem anderen der Bruder, wie bei den Hohenzollern dem großen Friedrich der Neffe, nachher dem König Friedrich Wilhelm IV. der Bruder. Die Hohenzollern haben insofern eine größere Continuität des Stammes wie die Habsburger, als bei ihnen die Herrschaft sich während dreier Jahrhunderte, nämlich von 1486 bis 1786, ununterbrochen vom Vater auf den Sohn vererbte. Das von 1740 datirende Haus Habsburg und Lothringen ist ungewöhnlich ausgebreitet, Dank den 16 Kindern von Maria Theresia und den 17 von Leopold II., und wies zu Ende der achtziger Jahre 31 Erzherzoge auf.*) Der größere oder geringere Bestand der deutschen Herrscherhäuser steht, wie derjenige von Privatfamilien, in einem gewissen Zusammenhang mit ihren Besitzverhältnissen.

Wir werden hierdurch auf jene „Verarmung der höheren Stände" hingeführt, welche in Folge des Rückganges der Grundrente, sowie des Zinsfußes eingetreten und neuerdings durch die Verödung des (bekanntlich diätenlosen) Reichstags illustrirt worden ist. Sie macht sich bemerkbar bei mehreren, nicht mit Glücksgütern gesegneten deutschen Herrscherfamilien, die im Laufe der Jahrhunderte und zwar zum Theil erst noch im Eingang des 19. eine Rangerhöhung erzielt haben; nur wenige ihrer Prinzen sind in der Lage, sich standesgemäß zu vermählen — zumal es immer nur selten reiche Prinzessinnen gibt —, die meisten schließen, falls sie nicht ledig bleiben, eine Ehe zur linken Hand dergestalt, daß die Descendenz mit Berechtigung zur Thronfolge sich stetig verringerte. Diese steht, so zu sagen, auf zwei Augen in folgenden Häusern: Baden, dessen Erbgroßherzog kinderlos, Hessen, Lippe-Detmold, wo der Bruder des kinderlosen Fürsten schwachsinnig, Oldenburg, Sachsen-Meiningen — die Thronerben dieser beiden Staaten haben bekanntlich nur je eine Tochter — Schwarzburg, Waldeck, endlich in dem protestantischen Stamm des Württembergischen Herrschergeschlechts.

Blicken wir auf unsere Untersuchungen zurück, so gewahren wir, daß eine hoch oder auch nur schnell emporgestiegene Familie in der Regel mehr als eine andere Gefahr läuft, auf den „Aussterbe-Etat" zu kommen. Ein auf Erhaltung des Stammes bedachtes Haushaupt könnte sich vielleicht die Worte Ovids zur Richtschnur nehmen: „In der Mitte wirst Du am sichersten gehen." F. v. S.

*) Es wird in dieser Hinsicht übertroffen durch eine schon ursprünglich weitverzweigte Sippe, welche im 18. Jahrhundert von der Grafenwürde zum obersten Adelsrang emporstieg, die Hohenlohe'sche. Diese theilte sich in zwei Hauptlinien, jede wieder mit verschiedenen Aesten: Die Neuenstein'sche Linie mit den Häusern Langenburg — aus diesem stammt bekanntlich die Mutter der Kaiserin Augusta Victoria — Oehringen, als dessen Haupt der Herzog von Ujest erscheint, und Ingelfingen mit dem einstigen preußischen Ministerpräsidenten und dem jüngstverstorbenen Militärschriftsteller dieses Beinamens, sowie die Waldenburgische Linie mit den beiden Häusern Bartenstein und Waldenburg-Schillingsfürst. Das letztere Haus spaltete sich wieder in zwei Unterlinien, nämlich Hohenlohe-Waldenburg und Hohenlohe-Schillingsfürst, diese mit dem gegenwärtigen Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürsten Klodwig, als Haupt, während dessen älterer Bruder als Schlesischer Magnat den Titel eines Herzogs von Ratibor führt. Der ganze Stamm, welcher in Preußen, Süddeutschland und Sachsen-Koburg-Gotha ansässig und zum Theil in Oesterreich heimisch ist, zählte zu Ende der achtziger Jahre nicht weniger als 56 Mitglieder des Fürstenstandes.

Literatur und Kunst.

Die conventionelle Lüge in der Musik.

Von Heinrich Roeckner.

Für die Entwickelung der Kunst ist der Geschmack des großen Publikums von hoher Bedeutung. So wenig sich auch der einzelne Künstler bei seiner Production von der Rücksicht auf den allgemeinen Geschmack leiten läßt, so selbständig er sogar im Gegensatze dazu neue Wege einschlagen mag — in letzter Instanz ist es doch wiederum der Beifall der Mehrheit, der seinem Schaffen lebendige Wirkung verleiht, der seine neuen Wege aus individuellen Versuchen zu einem bleibenden Fortschritt der Kunst erhebt. Dieser allgemeine Geschmack ist nicht der ewig wechselnde, schnell vorübergehende Tagesgeschmack, sondern die im Verlauf längerer Zeiten klar an die Oberfläche tretende ästhetische Grundnatur eines Volkes. Auf ihr ruht alle Kunst. Das Schöne hervorzubringen ist die Aufgabe der Kunst. Schön nennen wir einen Gegenstand, der unser Wohlgefallen erregt, ohne daß unser persönliches Interesse dabei betheiligt ist, ohne daß Begriffe unser Urtheil bestimmen. Das Urtheil über das Schöne ist völlig subjectiv, nur daß wir zu diesem subjectiven, durch keine Begriffe geleiteten Urtheil die allgemeine Zustimmung der anderen Menschen erwarten. So lautet im Wesentlichen die Erklärung des ästhetischen Urtheils in „Kant's Kritik der Urtheilskraft." Aus dieser Definition, welche der große Philosoph der innersten Natur des menschlichen Geistes entnommen hat, ergibt es sich, daß das Kunstschöne immer Formen annehmen muß, welche dem subjectiven Geschmack der Mehrheit entsprechen. Die gesammte Kunstästhetik, wie auch die einzelnen Schönheitsgesetze, sind nicht a priori vorhanden, sondern sie werden aus den vorliegenden Kunstwerken abgeleitet. Aber nur aus denjenigen, welche einen andauernden Erfolg in breiten Schichten der Menschheit erzielt haben.

Wie erkennt man nun aber den wahren Geschmack der Allgemeinheit in der Kunst, wie speziell in der Musik? Der Beifall oder das Mißfallen, welches ein Kunstwerk bei seinem ersten Erscheinen in der Oeffentlichkeit findet, ist nicht maßgebend, da die große Menge sich in ihrem Kunsturtheil, wie in so vielen anderen Fragen des Lebens, im Augenblick von allen möglichen, dem Kunstwerk fremden Einflüssen leiten läßt. Daher gilt der Grundsatz in der Kunst, daß man die andauernde Wirkung eines Kunstwerkes erst abwarten muß, ehe man seinen ästhetischen Werth endgültig feststellt. All die fremden Einflüsse, welche zur Zeit des Entstehens für oder gegen ein Kunsterzeugniß thätig sind, verlieren nach und nach ihre Wirkung gänzlich, und dann steht das Kunstwerk auf sich allein gestellt da.

In der Musik dienen uns als Erkenntnißmittel des Geschmackes der Menschen der Besuch von aller Art von Concertveranstaltungen, der Besuch der Opernvorstellungen in den größeren Städten, dann im weitesten Sinne das private Musiktreiben im Hause, wie im geselligen Leben. Hat eine Composition sich Jahrzehnte lang im öffentlichen Musikleben gehalten, an den verschiedensten Orten eines Landes dauernde Erfolge erzielt, so spiegelt sich in ihr der zeitige Geschmack der Menschen wieder. Opern, Oratorien, welche in einem so langen Zeitraum in den verschiedensten Städten aufgeführt werden, kann man wohl getrost als Kunstwerke betrachten, die auf der festen Basis des allgemeinen Geschmackes ruhen. Dasselbe gilt natürlich auch von anderen musikalischen Werken, welche, sei es im öffentlichen, sei es im privaten Musikleben, eine längere Zeit hindurch lebhaft gepflegt werden. So sollte es immer sein. Aber ein Umstand tritt da hervor, der die Folgerung, daß ein Werk, welches in längerem Zeitraum oft mit äußerem Erfolg aufgeführt wird, dem wahren Geschmack der Mehrheit des Publikums entspricht, durchaus unsicher macht; der äußere Erfolg, den Musikwerke finden, hängt in der Neuzeit nicht allein von der aufrichtigen Theilnahme des Publikums ab. Das Publikum verhilft vielen Kunstwerken zu einem

größeren oder geringeren Erfolg, ohne sich innerlich für sie zu interessiren, ohne sie von Herzen zu lieben, ohne sie eigentlich schön zu finden. Tausende von Menschen lassen sich in unserer verfeinerten Culturepoche einen Kunstgenuß einreden, ohne ihn zu haben. Wie es Convention oder Mode mit sich bringen, daß wir im politischen, religiösen, gesellschaftlichen Leben Unwahres thun oder Unwahres sprechen, so gibt es auch eine conventionelle Lüge in der Kunst, welche weitere Verbreitung hat, als den meisten Menschen bekannt ist. Diese Kunstlüge — Eduard Hanslick nennt diese Verirrung im Gebiete der Musik „Musikheuchelei" — ist anscheinend etwas so Absurdes, daß man ihr Vorhandensein bestreiten möchte, denn was kann widersinniger sein, als eine Begeisterung für das Schöne vorzugeben, die man nicht wirklich empfindet, da es doch die Eigenthümlichkeit aller Schönheit ist, daß sie uns fesselt, auf uns wirkt, selbst gegen unseren Willen. Die politischen, religiösen, gesellschaftlichen Lügen gewähren uns praktische Vortheile, die conventionelle Kunstlüge aber nicht. Im Gegentheil, die unechte, aufgeredete Begeisterung für irgend ein Kunstwerk verursacht dem Menschen Aufwand von Zeit und Geld, wobei die innere Befriedigung, die wahrer Kunstgenuß hervorbringt, ausbleibt.

Musik ist von allen Künsten am leichtesten zu genießen; ein Tonstück drängt sich uns sogar wider Willen auf und übt seine Macht auf unser ästhetisches Gefühl. Aber Musik ist auch von allen Künsten ästhetisch am schwersten zu erklären. Bei einem Erzeugniß der bildenden Künste, bei einer Dichtung, haben wir es immer mit der Darstellung eines bestimmt Definirbaren, begrifflichen Inhalts zu thun. Ein Gemälde, ein Werk der Plastik stellt eine oder mehrere Personen, Thiere, Sachen, einen Vorgang, eine Landschaft u. s. w. dar. Ebenso können wir den Inhalt jedes Gedichtes mit Worten wiedergeben. Nicht so bei der Tonkunst, deren Inhalt selbst nur Töne sind. Ob diese Tonreihen irgend einer geistigen, sachlichen Vorstellung entsprechen, ob sie das Abbild von Stimmungen und Gefühlen sind oder nicht, jedenfalls ist der außermusikalische Inhalt, den eine Composition darstellen will, niemals sicher nachzuweisen, wie der Inhalt eines anderen Kunstwerkes. Dieser Umstand erschwert unser Urtheil über Tonstücke ungemein. Beurtheilt man ein Bild, ein Gedicht, so richtet sich das Urtheil danach, wie weit das betreffende Kunstwerk seinem darzustellenden Inhalt entspricht. Eine ähnliche Handhabe für das musikalische Urtheil gibt es nicht. In der Musik beschränkt sich die ästhetische Beurtheilung, sofern sie nicht nur der Ausdruck von Beifall oder Mißfallen sein will, auf die formale Gestaltung des einzelnen Tonstückes. Diese nun aber gehört in das Gebiet der musikalischen Technik, welche sich naturgemäß dem Urtheil des Laien entzieht. Daraus hat sich denn die Praxis entwickelt, daß das maßgebende Urtheil über musikalische Production von Fachmusikern ausgeht. Fachmänner, Musiker von Profession schreiben die Tageskritiken, sie stellen in einzelnen Biographien oder in allgemeinen geschichtlichen Werken den Werth und die Bedeutung der einzelnen Componisten und Compositionen fest. Selbst wenn Männer wie Jahn, Spitta, Ambros u. A., die nicht Musiker von Fach sind, derartige Arbeiten liefern, so vertreten sie darin vorwiegend den Standpunkt des Fachmannes. Das unterscheidet die musikalische Kritik vollständig von der sonstigen Kunstkritik, die in der Hand hervorragend gebildeter Männer ruht, welche aber nicht Künstler von Beruf sind und ihre kritischen Urtheile von dem Standpunkte des gebildeten Publikums, nicht von technischen Gesichtspunkten aus, abgeben. Die große Menge, welche überhaupt lebhaftes Interesse für Musik hat, richtet sich nun in ihrem Urtheil über Musikwerke völlig nach den Anschauungen, welche die öffentliche Kritik ausspricht. Dem Laien ist die wahre Schönheit einer Musik stets in erster Reihe die plastisch hervortretende, singende Melodie, dem Fachmann ist die technische Verarbeitung derselben, der Reichthum an harmonischen und rhythmischen Verschlingungen das Wesentliche. So allein ist es zu erklären, daß in der Beurtheilung musikgeschichtlicher Entwickelung einer der hervorragendsten Plätze eine Periode der Musik einnimmt, welche niemals und zu keiner Zeit das lebendige Interesse des Laienpublikums besessen hat. Wir meinen die gesammte ältere Kirchenmusik, die Periode der strengen Polyphonie. So gewaltig groß die Bedeutung dieser Kunstepoche für die gesammte Musikentwickelung ist, so gering ist ihre praktische Bedeutung für das Musikleben der Gegenwart. Selbst die letzten, genialsten Vertreter des polyphonen Stils, Bach und Händel, sind nur theilweise für die öffentliche oder auch nur die private Kunst des Hauses verwendbar. Hier beginnt nun die conventionelle Musiklüge sich heran zu drängen. Die Fachmänner, von dem unübersehbaren Reichthum der Kunstgebilde dieser Meister geblendet, versuchen, deren Werke dem größeren Kreise zugänglich zu machen. Sie veranstalten Aufführungen, welche ein weites Publikum wohl besucht, ohne aber das daselbst Gebotene zu verstehen. Da plastisch hervortretende Melodie für den Laien der Mittelpunkt alles musikalischen Genusses ist und auch wohl immer sein wird, da die Werke jener großen Altmeister, sofern sie streng polyphon sind, eine solche Melodie nicht haben, so müssen sie dem Laienpublikum unverständlich und gleichgültig bleiben. Innerlich sind sie es auch der überwiegenden Mehrheit derjenigen, welche diese Aufführungen besuchen. Aber äußerlich mag es der Einzelne nicht gerne zugeben. Es ist wiederum nicht die Furcht, für geschmacklos gehalten zu werden, welche die unaufrichtige, erlogene Begeisterung für diese Werke hervorruft, sondern die Befürchtung, überhaupt für unmusikalisch zu gelten, wenn man die, unter dem dichten Schleier der Polyphonie verborgene wirkliche, oder zuweilen auch nur vorgebliche Schönheit jener Compositionen nicht heraus hört. Die Schönheitsfaktoren der Musik sind außer dem Hauptfaktor, einer schönen Melodie, in Harmonie, Rhythmus und in der Klangwirkung zu suchen. Das letzte Element tritt in den Compositionen der Altmeister der Musik, bei ihrer sparsamen, niemals sinnlich effectvollen Instrumentation, fast ganz zurück. Die Wirkung melodischer Schönheit aber, wie auch die volle Wirkung von Harmonie und Rhythmus ist durch das Gewebe der contrapunktischen Vielstimmigkeit so abgeschwächt, daß sie nur an vereinzelten Stellen sinnlich klar hervortritt, so daß sie auch für den Laien wahrnehmbar ist. Was da von ästhetischem Genuß übrig bleibt, ist so gut wie gar nichts, höchstens ein ehrfurchtsvolles Ahnen von etwas Großartigem, aber völlig Unverständlichem. Dieses dunkle Empfinden ist aber nie und nimmermehr ein ästhetisches Genießen des Kunstschönen. Daher belügen alle diejenigen sich und Andere, welche ein Werk, das in ihnen nur ein derartiges dumpfes Gefühl hervorruft, für schön erklären.

Es sind nicht nur Werke strenger Polyphonie, denen das Laienpublikum so gegenüber steht. Wir besitzen eine große Anzahl durchaus nicht schwer zu erfassender Musikstücke, bei denen die kunstreiche Form das Wesentliche ist, hingegen die Erfindung in melodischer wie harmonischer Beziehung untergeordnet und unbedeutend ist. Rühren diese Compositionen nun von unseren geachtetsten Meistern der Tonkunst her, so hält es die Majorität der Kritik für Ehrenpflicht, dieselben für schön zu erklären. Das Publikum, an das kritische Gängelband gewöhnt, zwingt sich denn auch eine Schönheitsempfindung auf, die es im Innern nicht hat. Daß sehr viele Compositionen, die öffentlich mit großem Erfolg aufgeführt werden, der Mehrheit des gebildeten Publikums ganz gleichgültig sind, zeigt sich schließlich im öffentlichen Musikleben doch, denn die conventionelle Lüge reicht wohl hin, um einem Werke gelegentlich Erfolge zu verschaffen — dauernde sind aber nur auf der Basis wirklicher Begeisterung einer größeren Anzahl Menschen aus dem Publikum möglich.

Werfen wir nun nach den theoretischen Auseinandersetzungen unseren Blick in die Praxis des modernen Musiktreibens, so begegnet uns an allen Ecken und Enden die conventionelle Musiklüge. Bach's Mathäuspassion oder irgend ein Händel'sches Oratorium wird aufgeführt. In jeder großen Stadt findet eine solche Aufführung ein Publikum von mehreren hundert Personen, welche andächtig zuhören und nach der Aufführung sagen: „das war doch sehr schön." Wenige Tage später gibt in derselben Stadt ein Männergesangverein ein

Concert, in welchem die stark populäre Musik à la Abt und Consorten vorherrscht. Wiederum versammeln sich ein paar hundert Zuhörer. Sieht man nun die einzelnen Gesichter näher an, so findet man zur Hälfte dieselben Leute, die neulich Bach's oder Händel's monumentalem Werke lauschten. Das sind die Musikheuchler. Denn gleichzeitige Begeisterung für die complizirten, gewaltigen Chöre der Altmeister und für die unumwundenste Trivialität der Liedertafelmusik ist nicht denkbar. Man kann es auf den Gesichtern der einzelnen Menschen auch deutlich lesen, wo ihr Herz eigentlich mit dabei ist. Hier innigstes Behagen, entzücktes Schwelgen in der melodiösen Sentimentalität, mit ihren sich immer wiederholenden, intensiv sinnlich schönen Harmonien, dort andächtiges Hinbrüten gegenüber den kunstvoll verschlungenen Tonbildern, aus denen nur wenige melodische Stückchen heraustreten, die in fortwährender Bewegung der einzelnen Stimmen den sinnlich berauschenden Eindruck einer vollen Harmonie nicht bieten. Es braucht nicht nur Mode und conventionelle Lüge zu sein, was diesen Theil der Zuhörer zu einem schwierig polyphon angelegten Werke hintreibt. Außerhalb der Musik kann das Interesse vorwiegend an den — meistens kirchlichen — Stoff sich anlehnen. Dann wirkt das betreffende Werk aber nicht als Kunstschönes, sondern als religiöses Erbauungsmittel. So sind ja auch die meisten Werke dieser Gattung entstanden. Für diesen Zweck ist die strenge Polyphonie im höchsten Grade geeignet, da sie jedes subjective Element verschleiert und verdeckt, das theilnehmende Verfolgen der einzelnen Tonreihen dem Laien verbietet, ihm ein wogendes Meer von Tönen gegenüberstellt, aus welchem ihm nur eine Ahnung der großartigen Gesetzmäßigkeit, der erhabenen, der Sinnlichkeit abgewandten Kunst entgegenklingt. Zu dieser Art von religiöser Erbauung durch die streng polyphonen Musikwerke steht ein anderes Moment im Widerspruch, welches in neuester Zeit viele Hörer zu großen Oratorienaufführungen hinzieht. Es ist nämlich üblich, die Solopartien in diesen Werken durch hervorragende Gesangskünstler zu besetzen. Selbst kleinere und kleinste Städte engagiren sich für theures Geld auswärtige Solisten. Sehr schön! Jedenfalls wird dadurch dem betreffenden Theil der Werke zu größerer Wirkung verholfen. Aber gleichzeitig wird der ästhetische Schwerpunkt des Werkes vollständig verrückt. Diejenigen Theile des Ganzen, welche nach Form und Inhalt das weitaus Bedeutendste sind, die großen Chöre werden zurückgesetzt hinter Abschnitte, in welchen die charakteristische Eigenthümlichkeit des Componisten nur schwach zur Geltung kommt.

Conventionell unaufrichtig ist unser Publikum gerade so, wie gegen Bach und Händel, auch unserem großen Opernreformator Gluck gegenüber. Das Urtheil der Musikgeschichte hat ihm einen Platz unter den ersten Meistern der Tonkunst eingeräumt. Seine Verdienste um die Kunstentwickelung mögen dem entsprechen; der überwiegenden Mehrheit des Publikums sind heute seine Werke selbst völlig gleichgültig. Hier beweist es der Erfolg. Nirgends vermag man die gefeiertesten Werke dieses Mannes auf dem Repertoire zu erhalten. Wird irgendwo in größeren Intervallen der Versuch gemacht, eine der Gluck'schen Opern dem Repertoire einzuverleiben, so erscheint eine ganze Anzahl Menschen bei der ersten Aufführung. Fast ausnahmslos erklären sie Gluck's Musik für sehr schön — bei einer zweiten Aufführung kommt aber kaum mehr einer wieder. Das bietet doch einen sprechenden Beweis für die ästhetische Unaufrichtigkeit des Publikums. Denn ein Werk, welches einem von innen heraus sehr gut gefällt, will man möglichst bald wieder hören. Bei den Werken eines Bach und Händel kann man annehmen, daß ihre relativ seltene Erscheinung in der Oeffentlichkeit dadurch bedingt ist, daß der Genuß derselben ein anstrengender ist wegen der verwickelten Formen der Polyphonie. Dieses Moment fällt bei Gluck's Opern ganz fort. Hier ist kein Schleier zu durchdringen, um das Schöne zu erkennen und zu empfinden.

Weniger tritt die conventionelle Lüge im Zusammenhang mit der Musik von Haydn, Mozart und Beethoven hervor. Hier ist ein großer Theil der Werke dieser Componisten wahrhaft und wirklich populär; nicht nur auf der Lippe, sondern auch im Herzen einer gewaltigen Menge leben die Tonbilder dieser Meister. Nicht alle und nicht alle gleichmäßig. Aber wunderbar! ein Stück von Haydn oder Mozart für langweilig zu erklären, geniert sich kaum Jemand, dem es wirklich langweilig vorkommt. Das läßt sich auch wiederum darauf zurückleiten, daß die Vertreter des öffentlichen Urtheils für die Werke dieser Männer nicht so unbedingt und rückhaltslos in das Zeug gehen, als für die Schöpfungen der drei erstgenannten Meister. Anders steht die Sache mit Beethoven's Musik. Von ihr ist, wie schon gesagt, ein großer Theil im edelsten Sinne populär, in gleicher Weise von der Kritik geschätzt, wie von dem Publikum geliebt. Nur Beethoven's Schaffen aus seinen letzten Lebensjahren hat Popularität nicht erlangt und auch nicht erlangen können, da Beethoven hier, von anderen Umständen abgesehen, zu den Formen der strengen Polyphonie gegriffen hat. Aber die Kritik hat theilweise diesen Werken den höchsten Platz in dem gesammten Schaffen Beethoven's, wenn nicht gar in der Musikgeschichte, zugewiesen und dieses Urtheil nicht durch die formelle Schönheit etwa begründet, sondern durch den Reichthum und die Kühnheit der geistigen Ideen, welche angeblich in diesen Compositionen zur Darstellung gelangen. Das Publikum folgt wiederum getreulich seinen öffentlichen Berathern und damit ist eine neue Form der conventionellen Lüge in das Leben gerufen. Man begeistert sich nicht für die formale und sinnliche Schönheit der Musik selbst, überhaupt nicht mehr für die Musik, sondern für die hohen, erhabenen Ideeen, welche sie ausspricht oder aussprechen soll. Wie erkenne ich diesen geistigen Inhalt aber, da, wie schon oben erwähnt, die Töne als solche nicht die Fähigkeit besitzen, Gedanken, Gefühle oder Empfindungen so zur Darstellung zu bringen, daß sie unwiderleglich und klar aus ihnen herauszuhören sind? Der Einzelne erkennt ihn zunächst gar nicht, sondern er nimmt auf Treu und Glauben hin, was die großen Beethovenauguren aus den Tönen des Meisters herausgeheimnißt haben. Er legt also bei seinem ästhetischen Genießen und Urtheilen einen Maßstab an, der mit dem betreffenden Kunstwerk gar nicht zusammenhängt, sondern erst von einem anderen Menschen damit in Verbindung gebracht worden ist. Damit ist aber der wahre Geschmack des Publikums verfälscht, denn der Einzelne urtheilt nicht nach dem subjectiven Eindruck, den ihm das betreffende Kunstwerk macht, sondern nach dem, was Andere dabei empfunden oder gedacht haben. Allerdings enthalten Beethoven's letzte Werke neben polyphon verschlungenen und formal überhaupt unverständlichen Perioden viele Stücke von so wunderbarer, allgemeinverständlicher Schönheit, daß man an die Begeisterung des Publikums für diese eigenartigen Schöpfungen glauben kann, da es immerhin möglich ist, daß Einem ein Kunstwerk in seiner Totalität gefällt, wenn es auch in Einzelheiten abstößt.

In der neuen und neuesten Musik ist nun eine Stilart zur Herrschaft gelangt, welche, an die letzte Periode von Beethoven's Schaffen anknüpfend, mit einer Art Verachtung auf alles formale Gestalten der Musik herabsieht und in unumschränktester Freiheit, ohne jede Rücksicht auf Wohlklang, die Töne aneinander reiht, um mit ihnen geistige Ideen darzustellen. Die Verehrer dieser Richtung, meist die extreme Partei der Programmmusiker, deren Zahl allerdings nicht groß ist, verfallen vollständig der conventionellen Musiklüge. Denn was sie schön nennen, ist keineswegs schön, auch nicht für sie, denn es fehlt dieser Art von ästhetischem Genuß vollständig das Moment unwillkürlicher Freude und Genugthuung. Wir fanden oben, daß ein Kriterium des Schönen sei, daß es unser Wohlgefallen erregt, ohne daß Begriffe unser Urtheil leiten. Dem widerspricht diese letztbesprochene Kunstform vollständig, indem hier einzig durch Begriffe ein Interesse an zusammenhangslosen, den Gesetzen des Wohllauts sogar widersprechenden, Tonreihen ermöglicht wird. In enger Verwandtschaft mit der Stellung des Publikums zu der Programmmusik steht sein Verhalten den späteren großen Musikdramen Richard Wagner's gegenüber. Ein großer Theil der Wagner'schen Reformen, für welche er theoretisch wie praktisch gewirkt hat ist, zweifelsohne im besten Sinne des Wortes populär geworden, ist durch

den Geschmack der Mehrheit des modernen Publikums zur allgemeinen Kunstnorm erhoben worden. Dazu nehmen wir den engeren Anschluß der Musik an das Drama, die sorgfältigere Behandlung des Dramas selbst, sowohl in seiner gesammten Anlage, wie in seiner textlichen Ausarbeitung im Einzelnen. Ferner hat sich der allgemeine, wahre Geschmack für Bevorzugung des intensiv Leidenschaftlichen in der dramatischen Musik ausgesprochen, wie auch für ein scharfes, pointirtes Betonen der Deklamation. Soweit entsprechen die Wagner'schen Reformen dem ästhetischen Gefühl der großen Menge der Gebildeten. Ein großer Theil seiner anderen Reformen, die erst ganz consequent in den Dramen, welche nach dem Lohengrin entstanden sind, zur Erscheinung kommen, ist völlig unpopulär, ermangelt der stützenden Basis des allgemeinen Geschmackes. In grobem Irrthum befinden sich diejenigen Verehrer Wagner'scher Kunst, welche in der Oeffentlichkeit deren dauernden Sieg auf dem Gebiet dramatischer Musik proklamiren. Die radicale Auflösung aller geschlossenen Musikformen — Arien, Solosätze, Duetts, Terzetts und große Ensembles —, das mit ausdauerndster Gedankenarbeit hergestellte, kunstvolle System der Leitmotive, der dichterische Theil der späteren Werke Wagner's mit seinen, der älteren deutschen Sage entnommenen Stoffen, mit all seinen philosophischen Grundgedanken, all das sind Kunstelemente, welche dem wahren Geschmack des modernen Publikums gleichgültig oder geradezu unsympathisch sind. Es sind aber zugleich diejenigen Punkte in Wagner's reformatorischem Wirken, auf welche dieser selbst das größte Gewicht legte, welche andererseits den lebhaften Widerspruch von Seiten der Gegner erfahren haben. Daß die extremsten Forderungen des Meisters, trotz der unleugbaren Erfolge seiner großen Musikdramen, keinen Widerhall im Geschmack des Publikums gefunden haben, läßt sich aus den Erfolgen anderer moderner Werke auf dem Gebiet des Musikdramas direct beweisen. Die weitere Verbreitung, der siegreiche Umzug der späteren Werke des Meisters datirt von den ersten Bayreuther Aufführungen im Jahre 1876. Welche Werke haben nun seit dieser Zeit auf der Bühne nachhaltige Wirkung erzielt? „Carmen" von Bizet, Neßler's „Trompeter von Säkkingen" und neuerdings Mascagni's „Cavalleria rusticana". So verschieden diese Opern in ihrer Art, wie in ihrem künstlerischen Werth auch sein mögen, in einem Punkt berühren sie sich eng. Sie stellen einen unbewußten Protest gegen die radicale Umgestaltung der Oper dar, welche Wagner erstrebt hat. Einfache, bis zur Trivialität leicht verständliche Musik, gegenüber Wagner's complicirten, schwer verständlichen Tonreihen; abgeschlossene Solo- und Ensemblesätze mit ausgeprägter Gesangsmelodie hier, dort eine unendlich, fortgesponnene, unaufhörlich modulirende Instrumentalmusik, welche dem Sänger eine, den Wortaccenten nachgehende, melodielose Recitation zuweist, in sich geschlossene Solo- und Ensemblesätze grundsätzlich vermeidet. Textlich zeigt sich derselbe Widerspruch. Bei Wagner Stoffe aus entlegener sagenhafter Zeit, die bei ausgedehntester epischer Breite und geringer äußerer Handlung sich in culturgeschichtliche, ethische und religiöse Probleme versenken, bei den neueren Opern einfache kurze Texte, der neueren Zeit entnommen, die ohne Eingehen auf ernste, tiefe Fragen lediglich eine übersichtliche dramatische Handlung geben. Wären die Ideale Wagner's auch nur annähernd bei unserem Publikum in Fleisch und Blut übergegangen, so hätten die drei genannten Opern nie und nimmermehr solche Erfolge erzielen, an allen Opernbühnen so viele Aufführungen erleben können.

Wir glauben daher Recht zu haben, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß der große Erfolg, den die Meistersinger, Tristan und Isolde, die Nibelungen und Parsifal bis jetzt gehabt haben, zum großen Theil aus der conventionellen Musiklüge zu erklären ist. Hunderte, Tausende laufen zu diesen Aufführungen, nicht aus innerster Begeisterung, sondern durch das begeisterte Lob öffentlicher Kunstrichter dazu veranlaßt.

Ist uns im Vorstehenden gelungen, nachzuweisen, daß das Kunsturtheil des modernen Publikums nicht der Ausdruck des wahren Geschmackes der Mehrheit ist, so fragt sich: wie kann die Aufrichtigkeit des ästhetischen Urtheils wieder hergestellt werden, welchen Nutzen kann sie der gesammten Kunstentwickelung bringen?

Der Weg zu einem natürlichen, gesunden Verhältniß zwischen Publikum und Künstlern ist in der Musik nur dadurch herzustellen, daß eine öffentliche Kritik geschaffen wird, welche nicht, wie bisher, einzig und allein vom Standpunkt des Fachmanns urtheilt, sondern vielmehr dem Geschmack des gebildeten Publikums Rechnung trägt, als öffentliche Meinung der Mehrheit der Gebildeten auftritt. Damit es aber dahin kommt, muß sich das Publikum von der unwürdigen Bevormundung durch die Kritik dadurch entziehen, daß es dem Urtheil der Fachkritiker sein eigenes ruhig als gleichberechtigt entgegenstellt. Nicht viel Lesen und Nachsprechen, sondern viel Hören und selbständig Urtheilen schärft das richtige ästhetische Gefühl, den guten Geschmack in musikalischer Hinsicht. Die unmittelbare Folge eines solchen Umschwunges des ästhetischen Urtheils wird die sein, daß die Künstler wieder einen gewissen Respect vor dem Urtheil des Publikums bekommen werden, den sie augenblicklich nicht haben und auch nicht haben können. Das charakteristische Zeichen unserer Zeit ist nicht sowohl ein schlechter Geschmack des Publikums, sondern gar keiner. Ein Publikum, das gleichzeitig Bach's „wohltemperirtes Klavier", Wagner's „Tristan und Isolde", Schubert'sche Lieder, kurz, alle möglichen, diametral auseinander laufenden Musikformen für gleich schön erklärt, für sie die gleiche Begeisterung zeigt, dem ist eine Selbständigkeit des musikalischen Urtheils nicht zuzutrauen. Verschiedenheit des Geschmackes wird zwar immer bleiben, da er von der individuellen Anlage, zum Theil auch von der allgemeinen und künstlerischen Bildung des Einzelnen abhängt. Aber es wird sich bei wahrer, unbeeinflußter Geschmacksäußerung jedes Einzelnen doch ein gewisser mittlerer Durchschnitt des gesammten Geschmacks finden lassen, der den Künstlern einen ungefähren Maßstab dafür bietet, wie weit sie sich mit ihren Zeitgenossen in Uebereinstimmung finden. Dadurch wird der Kunst auch die einzige Möglichkeit gewährt, den richtigen Weg zur Volksthümlichkeit einzuschlagen, während heute sie sich bald nach oben — nach der Seite des Unverständlichen —, bald nach unten — nach der Seite des Trivialen — von ihrem höchsten Ziel entfernt: der Gesammtheit eine edle und reine Freude zu bereiten.

Zur Kyffhäuser-Sage.

Von F. Guntram Schultheiß.

Tief eingegraben in die Erinnerung aller Mitlebenden ist die Kaiserproclamation zu Versailles am 18. Januar 1871, der äußerliche Abschluß der Verhandlungen über den Hinzutritt der süddeutschen Staaten zum norddeutschen Bunde, der politischen Lösung der deutschen Frage. Die Erneuerung der altehrwürdigen Namen von Kaiser und Reich, wenn schon in der nothgedrungenen Beschränkung auf den Norden und Südwesten des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation war die Erfüllung der volksthümlichen Wünsche und Hoffnungen ganz besonders des süddeutschen und mitteldeutschen Volksgemüthes, das eben die Nachtheile kleinstaatlicher Zerrissenheit stärker durchgekostet hatte. Wir haben seitdem zur Genüge erfahren, wie das Alles keineswegs so glatt von statten gegangen ist. So scharf auch der Abstich der Kaiserproclamation von dem kirchlichen Pomp einer mittelalterlichen Kaiserkrönung den Unterschied des neuen Reiches vom alten hervorhob, der Instinkt des Volkes war auf der richtigen Fährte gewesen; heute verkennt wohl Niemand mehr von den damals Widerstrebenden, soweit sie noch leben, wie sehr der Zauberklang des alten Titels dazu beigetragen hat, daß die neue Ordnung sich so rasch und vollständig eingelebt hat, wie er den abgewogenen Befugnissen eines Präsidiums unter den Bundesfürsten einen für das Staatsrecht undefinirbaren Zuwachs gebracht hat. Dieser romantische Anhauch, der so bald nicht verfliegen kann, ein wahres Bedürfniß des Volksgemüthes gerade gegenüber

gewissen Härten, ist der Niederschlag der romantischen Epoche unserer Literatur, unseres nationalen Geisteslebens, der Abendschimmer, der über dem ruhmlosen Untergang des heiligen Reiches aufleuchtete. — Bryce vergleicht die Absage von Franz I. 1806 mit dem Circular eines Handelsgeschäftes über Auflösung der Compagnie und der Empfehlung der neuen Firma an die Kunden! — Rückerts unvergeßliches Gedicht vom alten Barbarossa, dem Kaiser Friedrich hat ihn aufgefangen wie ein Spiegel und in Millionen deutscher Gemüther, Kindergemüther, von der Gelehrtenschule bis zur Dorfschule, fortgestrahlt. Er ist der ahnende geistige Schöpfer des Kyffhäuserdenkmals! Erst ziemlich spät — spät für die umfangreiche Thätigkeit unserer historischen Forschung! — hat sie herausgefunden, daß ursprünglich nicht der alte Barbarossa, sondern das schwankende Charakterbild seines Enkels, des Deutschitalieners Friedrich II. und sein Verschwinden aus dem Spiel widerstrebender Kräfte die Lücke zurückließ, welche die Empfindung, daß seine Erdentage wie ein unvollendetes Drama abgebrochen, aber nicht abgeschlossen vorlägen, mit bunten Fäden der Phantasie zu überspinnen sofort sich anschickte, diesseit und jenseit der Alpen, so Unbefangene wie Gegner. Die Fäden zu entwirren ward dann das schwerste Rüstzeug der Gelehrsamkeit aufgeboten, schon an sich ein reizvolles Schauspiel. Allerdings hat schon Aristoteles gemeint, die Dichtung sei etwas Philosophischeres und Ernsteres, als die Geschichtschreibung, denn sie zeigt mehr das Allgemeingültige, die Geschichtschreibung das Einzelne. So erscheint auch die Uebertragung des alten Glanzes der Kaisermacht auf Friedrich den Rothbart wie eine unbewußte Verbesserung und wir wollen sie uns nicht nehmen lassen, trotz aller gelehrten Nachweise, wie langsam sie erwachsen ist! Auch der Tell lebt fort für die Eidgenossen, er ist nur ein Geschöpf der Sage, aber Schiller hat ihm das dichterische Blut der Wirklichkeit in die Adern gegossen; vor der Tellskapelle, vor den zahllosen Standbildern vergißt man gern der Kritik. So bleibt uns auch der Rothbart im Kyffhäuser ein poetischer Schatz; die Freude an ihm verträgt sich recht gut mit den Ergebnissen der gelehrtesten Forschung. Es wäre nicht am Platz das so oft Gesagte zu wiederholen, um so weniger, als jetzt die Festrede von Richard Schröder (Die deutsche Kaisersage. Zum 21. November 1891, Geburtsfest des Großherzogs von Baden) eine bequeme Uebersicht über den bisherigen Stand der Forschung gibt. Nur die knappste Kennzeichnung ist nicht zu vermeiden.

Entgegen dem früheren Ueberwiegen der mythologischen Deutung, für die der Barbarossa im Berge nur ein Stellvertreter, eine Heroisirung des Wodan war, hat die historische Schule die Ueberlieferung vom Antichrist vorwärts und rückwärts verfolgt. Da findet sich der dereinstige und letzte, der mächtigste Kaiser, der das Abendland wieder zur Einheit zusammenzwingt, das heilige Grab den Ungläubigen abnimmt und dort seine Krone niederlegt. Dann tritt der Antichrist auf, der die Macht an sich reißt, aber nur kurze Zeit übt, weil das Ende der Zeitlichkeit eingetreten ist. Ursprünglich ist der letzte Kaiser ein byzantinischer; aber seit der Verbreitung des Stoffes im Abendland und der Erneuerung des römischen Kaiserthums durch Karl den Großen tritt ein Frankenkönig an seine Stelle, ein Karolinger, so lange das Haus fortbestand; und nach dessen thatsächlichem Erlöschen half die Fiction und Construction weiter, mit der das Mittelalter überhaupt alle Ecken und Kanten der harten Wirklichkeit zu glätten verstand. Als Fortsetzung des fränkisch-karolingischen Reiches konnten sich das ostfränkische oder deutsche und das westfränkisch-französische mit gleichem Recht betrachten. Aber das deutsche Königthum hatte thatsächlich das Kaiserthum an sich gezogen, dem französischen blieb nur der Anspruch und zu dessen Bekräftigung berief man sich wohl auch auf solche Prophezeihungen. Friedrich der Rothbart machte nun Karl den Großen feierlich zum Schutzpatron seines Kaiserthums, und damals so wenig als jemals fehlt es an literarischen Schildknappen für die Lieblingsideen der Herrscher. In dem lateinischen Antichristspiel entscheidet schließlich der Kampf für die Rechtmäßigkeit des deutschen Kaisers. Bei dem sogenannten Ligurinus heißt es kurz:

et simul a nostro secessit Gallia regno
Nos priscum regni morem servamus.

Gallien hat sich losgelöst von unserem Reich, dem Karl's des Großen; wir halten die altehrwürdige Uebung fest: es ist vor Allem die Krönung zu Aachen. Ganz so ist dem Leibdichter der Hohenstaufen, Gottfried von Viterbo das wirkliche Frankenland, die vera Francia, das an Main und Maas mit Aachen, das andere ist nur die Francia parva mit Paris. Der Rothbart aber ist selbst ein Karolinger, natus ex clarissima progenie Karulorum!

Damit allein waren natürlich die Ansprüche der Franzosen nicht niederzuhalten, besonders seitdem noch die sog. Translationstheorie mit der Auffassung, daß der Papst aus eigener Machtvollkommenheit das Kaiserthum von den Griechen auf Karl übertragen habe, zu dem Gedanken führte, daß er dann ebensogut einen Franzosen zum Kaiser erheben könne. Das Spielen und gelegentliche Drohen mit dieser theoretischen Möglichkeit blieb nun freilich von der Verwirklichung durch dieselbe Kluft geschieden, wie alle die Prophezeihungen und dichterischen Ausgestaltungen des Antichrist-Motives. Den Einfluß darf man nicht unterschätzen; die Möglichkeit eines französischen Kaiserthums, auch auf dem Umweg einer Bewerbung um die deutsche Königswürde hat immer wieder patriotische Beklemmungen, nationale Reaction im deutschen Volk hervorgerufen, bis dann das alte Europa durch Napoleon in Trümmer geworfen worden ist.

Aber auch überschätzen darf man ihn nicht. Es scheint denn doch etwas zu weit gegangen — wenigstens im Ausdruck — und der literarischen Tradition zu viel Gewicht beigelegt sein, die für uns seit ihrer Sammlung wie eine geschlossene, wohlgefügte Masse vorliegt, für die früheren Zeiten aber doch nur in individuelle Anknüpfungen sich zersplittert, wenn z. B. Schröder sagt: Ihre Wurzeln hat die deutsche Kaisersage nicht, wie man früher angenommen hatte, im germanischen Heidenthum, sondern in den altchristlichen Vorstellungen vom Ende der Welt, insbesondere von der dem jüngsten Gericht vorangehenden dämonischen Herrschaft des Antichrists und der nach seinem Sturze zu erwartenden Aufrichtung des tausendjährigen Reiches. Das sind allerdings zwei Strahlenbündel aus dem wunderlichen Feuerwerk der Offenbarung Johannis, aber in den einzelnen Köpfen und Zeiten haben sie sich recht verschieden gebrochen. Der Antichrist des Adso im zehnten Jahrhundert ist etwas anderes als der Tegernseeer, und so gehen die Abwandlungen durch alle Jahrhunderte. Schröder ist auch weit davon entfernt das mythologische Element, wie so vielfach geschehen, zur Bedeutungslosigkeit herunterzudrücken, aber er macht es doch zu einer bloßen Ausschmückung.

Die Hauptaufgabe der historisch-literarischen Forschung war es, nachzuweisen, wie der Kaiser der letzten Zukunft zum wiederauflebenden Kaiser der Vergangenheit geworden ist, zu Kaiser Friedrich II., dem Gegner der Päpste, der vorzeitig aus der Welt verschwand. Stets hat man angeknüpft an die verschiedene Auffassung seiner Gegnerschaft gegen die Päpste: den einen erschien er als der Antichrist selbst oder sein Helfer und Vorgänger, den anderen als der Vorkämpfer gegen die Anmaßungen des Klerus. In das allgemeine Schema der Antichristüberlieferung paßt beides nicht recht. Die schwärmerischen Joachiten, die Feinde Friedrichs, hatten erwartet, daß erst 1260 sein höchster Triumph und damit der Anbruch des jüngsten Gerichts erfolge (so Schröder). Es lief auch eine Weissagung um, daß 1250 Jahre post partum virginis almae der Antichrist geboren werde.

Ein weiteres ganz wesentliches Moment ist nun die Unsicherheit über den Tod Friedrichs II. im Jahre 1250. Lange war das Volk geneigt zu glauben, daß er noch lebe. Das Auftreten mehrerer falscher Friedriche ist längst bekannt; so schon 1261, dann Dietrich Holzschuh, der 1283—85 sein Wesen trieb mit größtem Aufsehen und Zulauf, ja ein anderer noch 1295, da nach vernünftiger Ueberlegung Friedrich II. ein steinalter Mann hätte sein müssen. Freilich der Leichtgläubigkeit der Zeit ist alles zuzutrauen; berichten doch auch die

großen Kölner Annalen von einem Emir, gefangen bei der Einnahme von Akkon 1191, der 260 Jahre alt gewesen sein sollte. Zur Erklärung der Erfolge dieser falschen Friedriche wird kein Mensch an den Einfluß der Antichristsage appelliren. Zu allen Zeiten haben solche kecke Abenteurer Eindruck gemacht und Anhänger gefunden, von Pseudosmerdes und Pseudophilippus an. Ein falscher Heinrich V. von Deutschland lebte nach 1125 in England als Klausner; ein anderer trat 1138 in Burgund auf. Ein falscher Balduin fand 1225 als Graf von Flandern und Kaiser von Constantinopel Glauben in der Heimath des echten, der 20 Jahre früher den Tod gefunden hatte. Auch ein falscher Konradin trat in Pavia und Zürich auf. Für dichterische Motivirung sind sie ein dankbarer Stoff, wie der falsche Waldemar, dessen Geschichte Willibald Alexis so meisterhaft dargestellt hat, wie die falschen Sebastiane, der falsche Demetrius bis auf die falschen Peter III. und Ludwig XVII. Ihr Erfolg hängt davon ab, daß sie gewisse Hoffnungen zu erfüllen scheinen; bei den falschen Friedrichen ist es der Gegensatz gegen die Geistlichkeit, die demokratische und reformatorische Unterströmung in der Masse des deutschen Volkes, die fortan bis in die Reformationszeit hinein von einem Volkskaiser mit dem bedeutsamen Namen Friedrich die Durchführung ihres Programms erhoffte, dieses Programms, das gelegentlich in das sozialistische überspielte, stets aber durchgreifende Säkularisirung der Geistlichkeit zunächst im Auge hatte. So z. B. in dem gewöhnlich als Meisterlied bezeichneten Spruch in drei Strophen, dessen Schluß (mit Umsetzung in das Neuhochdeutsche) lautet:

Die Klöster die zerstört er gar (d. h. ganz) der Fürst gar hochgeborn,
Er gibt die Nonnen zu der Eh', das sag ich Euch fürwahr,
Sie müssen uns bauen Wein und Korn,
Wann das geschieht, so kommen uns gute Jahr.

Diese Gedanken liegen der Masse so nah, daß es gewiß nicht nöthig ist, sie als Chiliasmus oder Fortwirkung der joachitischen Erwartung eines dritten besseren Zeitalters, nach dem laufenden zweiten als des Sohnes das des heiligen Geistes zu erklären. Von einer Leitung der Welt durch fromme, arme Mönche, wovon die Joachiten das Heil erwarteten*), ist da nichts zu finden. Auch sonst kann die Laienauffassung nicht ohne Zwang mit der gelehrten, kirchlich-religiösen Kaiseridee vermengt werden, von der sie die optimistische Hoffnung auf eine bessere, aber doch wesentlich bleibende Zukunft unterscheidet. Das Einfließen einzelner Elemente ändert nichts daran; bei der Verschiebung der Hoffnung ergab sich das sehr leicht, also seit die Wiederkehr Friedrichs II. nur auf wunderbare Weise hätte erfolgen können. Zunächst aber nach 1250 wartete man auf den noch lebenden Kaiser. Wo war er nun aber? Sein Zeitgenosse, Jans der Enenkel, weiß nur das:

sô habent sumlich disen strît,
er lebe noch in der welte wît.

Also nicht oder noch nicht im Kyffhäuser. Da ist er nicht vor dem 15. Jahrhundert zu belegen. Wie kommt er überhaupt dahin und weshalb hat diese Sage eine besondere Stärke erhalten?

Die bisherige Forschung weiß darauf keine Antwort. Der greise Ranke hat mit seinem umfassenden historischen Blick diese Lücke bemerkt; in seiner Weltgeschichte, die trotz aller Spuren des Alters und so mancher manierirten Eigenheit doch immer wieder den alten Meister zeigt, der nicht Alles, was er selbst kann, auf die „Schule" als Erbin übertragen hat, kommt er darauf zu sprechen und meint, daß mit dem Streit über Thüringen, mit Albrecht dem Entarteten und der Kaisertochter Margarethe das Wesen der Kyffhäusersage, wenigstens ihre Localisirung, in Verbindung gesetzt werden müsse. „Der ghibellinische Gedanke schien eben dort persönlich fort zu leben, es war das allgemeine Gefühl, daß die Partei hier einen Erben der Hohenstaufen suche." Ranke ist auf der Spur, aber sie zu verfolgen bis in die versteckteften Schlupfwinkel im Hochwald und Dorngestrüpp des Quellenmaterials — das ist erst ganz neuerdings dem Münchener Historiker Professor Grauert gelungen. In seiner Arbeit „Zur deutschen Kaisersage"*), einem wahren Cabinetstück historischer Detailforschung mit dem Blick auf die Weltverhältnisse, erbringt er in überaus glücklicher Combination der allerverschiedensten, bisher kaum beachteten Stellen den Nachweis, daß dieser Erbe in der Auffassung zunächst seines Hauses, dann wenigstens des thüringischen Volkes, aber auch viel weiterer Kreise, Friedrich der Freidige, wie er bei den Zeitgenossen heißt, oder mit der gebissenen Wange, wie später — in noch viel höherem Grade war, als man bisher annehmen konnte. In der langen Zeit von 1269 bis 1314 und 1324 galt dieser Sohn der Kaisertochter Margarethe als der geborene Prätendent auf die deutsche Königskrone und damit das Kaiserthum seines Großvaters Friedrichs II., als ein Prätendent von Volkes Gnaden, den jedoch die Gesichtspunkte der päpstlichen Politik und das Interesse der vier Kurfürsten, die an die Lande der Wettiner grenzten, in dieser undankbaren Lage festgehalten und niedergehalten haben. Es ist das freilich auch ihm selbst zum großen Theil zuzuschreiben, daß seine Aussichten nur Dunstbilder geblieben sind; wägen scheint mehr seine Devise gewesen zu sein als wagen. Nach der Enthauptung Konradins ließ er sich von den Ghibellinen als dessen Erbe proclamiren und erwarten, kam aber nicht. Sein jugendliches Alter und der Zwist zwischen seinen Eltern mögen schuld sein. Diese Beziehungen waren schon bekannt; neu ist aber, daß er auch zwischen 1269—1271 selbst in Italien für den nach einer Abdankung der beiden auswärtigen Könige Alfons und Richard gewählten deutschen König gehalten werden konnte, so daß schon Glückwunschschreiben eintrafen. Dem Papst konnte das nicht genehm sein; durch Auflösung des Bandes zwischen Friedrich dem Freidigen und der Tochter Ottokars von Böhmen suchte er dem jungen Prätendenten die Hauptstütze seiner Hoffnungen abzusägen. Als offizieller Candidat der über die Wahl zum König entscheidenden Mächte wird er auch später nicht namhaft gemacht. Aber Grauert hat völlig überzeugend nachgewiesen und wird noch eingehender nachweisen, daß er doch öfters, so 1308 und 1313 bis 1314, im Gesichtskreis der Verhandlungen über die Wahl steht. Die Erwartungen eines Kaisers Friedrich in dem ganzen Zeitraum bis etwa 1340 — abgesehen natürlich von den falschen Friedrichen — erlangen dadurch ein viel realistischeres Gepräge, daß sie auf den lebenden Friedrich den Freidigen als Kaiser Friedrich III. bezogen werden können und zum Theile auch müssen. So vor Allem eine Stelle in der Schrift des Jordanus von Osnabrück (de praerogativa Romani imperii) von einer Prophezeihung in Deutschland, es werde aus einem Sprossen Friedrichs (II.) eine sündige Wurzel hervorgehen mit Namen Friedrich, die den Klerus in Deutschland sowie die römische Kirche bedrängen werde. Es ist ganz dasselbe, was das Meistersängerlied ausmalt, aber mit Wohlgefallen; Schröder weist es wie Andere der Mitte des 14. Jahrhunderts zu; in Hagen's Minnesängern ist es dem Regenbogen zugetheilt. Wenn dies richtig wäre, sein Inhalt würde sehr gut auf einen lebenden Friedrich passen, der als Kaiser gehofft wird. Ja man muß sich wohl die Frage vorlegen, ob der Friedrich im Kyffhäuser nicht ursprünglich Friedrich der Freidige gewesen sei, der erst später in die weiter verbreitete Sagengestalt Friedrichs II. eingeschmolzen worden wäre. Der Freidige hat die Phantasie des Volkes lebhaft beschäftigt, wie Grauert nachweist. Es ist ein merkwürdiger Zug, den Peter von Zittau im 14. Jahrhundert von dem Freidigen berichtet, wie er einem Hirten über seine schlimme Lage scherzend sich zu erkennen gibt. Ganz ähnlich volksthümliche Herablassung hat die Sage von Friedrich im Kyffhäuser festgehalten.

Das mythologische Element scheint damit immer mehr

*) Die Fortpflanzung dieser Richtung auf literarischem Gebiet bezeugen die sog. Vaticinia Joachimi, eine ziemlich selbständige Abzweigung vom Telesphorus, da die 30 Holzschnitte den Hauptinhalt bilden. Osiander, der sie mit Hans Sachs 1527 erneute, macht eine Erfüllung durch Luther zurecht. Vergl. des Verfassers Hans Sachs in seinem Verhältniß zur Reformation 1879, S. 29 flg.

*) Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. 1892. Bd. 13. Heft 1 und 2. S. 100—143.

zurückzutreten, nachdem man früher in dem Friedrich im Kyffhäuser nur einen historisirten Wodan sehen wollte. Und doch ist der Name Wodansberg als frühere Bezeichnung des Kyffhäusers von Fulda sehr wahrscheinlich gemacht worden. Ferner gibt es auch andere Wodansberge, die Sage von Friedrich haftet auch an anderen Orten; Friedrich tritt als Waller und Wanderer auf — wie Wodan. Aber völlig zutreffend führt Mogk*) aus, daß allenthalben Sagen von bergentrückten Kaisern und Helden sich fänden; fälschlich führe man sie auf den einen Wodan zurück, da doch der schlichte Volksglaube an das Fortleben der Seele (in der alten Körpergestalt) den mythologischen Hintergrund bilde. „Diese Sagen stammen aus den Gegenden, in denen sie localisirt sind." Der nächste Berg, besonders ein so auffallender wie der Kyffhäuser, ist der passendste, würdigste Aufenthalt des geschiedenen Volkshelden. Es handelt sich einfach um die allgemeinen Elemente, die man als Seelencult, Ahnendienst u. dgl. bezeichnet. Wenn Ekkehard von Aura zum Jahre 1096 tadelnd die Volksmeinung berichtet, daß Karl der Große mit einem Anderen vom Tode auferweckt sei, so hat das mit der christlichen Prophezeihung vom letzten Kaiser, der das heilige Grab befreit, ganz und gar nichts zu thun, wenigstens nicht im Gemüth des eigentlichen Volkes. Weshalb sollen denn auch wir durch die Brille der geistlichen Aftergelehrsamkeit der mittelalterlichen Berichterstatter sehen? Sie kann die unbefangene Auffassung allzu leicht verwirren. Nicht die Wurzel unserer Kaisersage ist die gelehrte Ueberlieferung vom Antichrist, sondern nur der Dünger, der sie geil aufschießen läßt oder allenfalls ein aufgepfropftes Reis, das aber immer wieder abstirbt.

*) Mythologie im Grundriß der germanischen Philologie.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Memoiren eines Baby's fin de siècle.

Eine Indiscretion von Hans Löwe.

8. Januar. Ich hätte nicht geglaubt, wie anstrengend es ist, auf die Welt zu kommen. Ich bin noch ganz erschöpft davon. Natürlich schreie und strample ich — das Gescheidteste, was man in solchen Fällen thun kann. Dabei thut die Frau, welche neben mir liegt, so, als sei sie und nicht ich soeben geboren worden. So viel steht fest — an den Storch glaube ich nicht mehr. — Erfahrung macht klug.

23. Januar. Die Enttäuschung wirkt immer noch nach. Papa ist zwar heute an mein Bett heran getreten; aber zu irgend welcher Vertraulichkeit ist es zwischen uns nicht gekommen. Begreiflich. — Aber am Ende können wir doch nicht Alle Jungen sein.

9. Februar. Ich räche mich für die Zurücksetzung. Ich schreie und strample mehr, seitdem ich weiß, daß man sich darüber ärgert. Wenn ich nur erst lachen könnte!

26. Februar. Ich glaube, die Amme, diese nichtswürdige Person, mogelt. Die Milch schmeckte heut nach Grogk. Ich bin noch ganz betäubt davon. Sie wollen mich doch nicht gar um die Ecke bringen?!

4. März. Magdalene soll ich heißen. Abominable! Wie sie nur auf diesen Namen kommen. Heut war die Taufe mit obligatem Kaffeeklatsch. Sechs Eß-Bestecks von den Pathen bekommen. Alles unecht natürlich — aus dem Drei-Mark-Bazar. Diese armselige Gesellschaft!

13. April. Die Sache wird immer bunter. Herrengesellschaft dagewesen. Ich natürlich das Schauobject. Zwei unreife Lümmel machten sich um mich zu schaffen, fixirten mich mit unerhörter Frechheit. Mama stellte sie mir als Vettern vor. Nette Verwandtschaft! Und der Alte erst! Er soll mein Onkel sein. An der rechten Hand trägt er einen Goldreif. Er kniff mich sogar in die Backen, der Unverschämte, und versuchte mich zu küssen. Wenn das seine Frau wüßte. O, diese Männer!

3. Mai. Neulich bin ich das erste Mal aus gewesen. War sehr amüsant. Dieser Sonnenschein und diese Lieutenants! Königin, das Leben ist doch schön!

6. Juni. Roth steht mir vortrefflich zu Gesicht. Ich habe es heute mit den Gardinen meines Wagens probirt. Wir spiegelten uns in einem Fenster. Man muß doch bei Zeiten wissen, was kleidet.

13. Juli. Erster mißlungener Fluchtversuch aus dem Stechkissen. Wenn doch die Schleifen etwas loser geknüpft gewesen wären! Zum Verzweifeln ist's! Nun erst begreife ich dein Jubeln, arme Stuart Marie, da du den Kerker verließest. Und dein Kerker war noch lange nicht so eng wie mein Stechkissen.

9. August. Ich habe noch keinen Zahn. Merkwürdig! Und Mama hat schon das dritte Gebiß. Das letzte hat ihr Papa geschenkt. Wenn mir Papa doch nur einen Zahn schenkte. Wie wollte ich den Doctor damit beißen. Dieser Quacksalber steckt mir immer seinen Finger in den Mund. Was man sich doch Alles gefallen lassen muß!

13. September. Dieses Straßenpflaster -- es ist doch kein leerer Wahn! Heute machte ich mit ihm Bekanntschaft. In einem Bogen flog ich aus dem Wagen, mit dem Gesicht gerade in eine Pfütze. An einer Straßenecke war's. Da kam ihr ein Grenadier entgegen. Du lieber Himmel, eine Amme will doch auch eine Abwechslung haben. Ich hatte auch dadurch eine.

9. October. Wieder ein fremder Mensch. Die Besuche nehmen kein Ende . . . Erst zwei Jahre alt und schon so ordinär. Der Kerl wird immer handgreiflicher, keine Spur von Lebensart. Er will mich sogar umarmen. Aber da kommt er gerade an die Rechte. Mama sagt ihm, ich sei seine Braut. Wenn er sich nur nicht schneidet . . . Ich nehme nur einen Lieutenant.

17. November. Sie wollen mich partout laufen lassen. Es geht aber nicht. Ich knicke immer zusammen. Man verliert schließlich auch die Geduld. Mama sagt endlich ärgerlich, ich solle sitzen bleiben. Mein Gott — „sitzen bleiben?" — Wie hat sie das nur gemeint?!

13. Dezember. Vorbereitungen zum Weihnachtsabend. Ammen sind indiscrete Leute. Ich erfahre Alles. Allerhand schöne Sachen sind mir vom Christkind zugedacht, u. A. auch ein Mann von Lebkuchen. Aber ich hasse die Männer alle, auch die von Lebkuchen. — Im Uebrigen stehe ich auf dem Standpunkt von Bebel's „Frau", dem einzigen, auf dem ein moderner Säugling weiblichen Geschlechts überhaupt stehen kann. Nota bene — wenn er, wie ich, das Stehen bereits gelernt hat.

Aus der Hauptstadt.

Preßbetheiligungen.

Die von Ritter Hammerstein sonder Furcht und Adel geleitete „Kreuzzeitung" brachte da letzthin eine schalkhafte Notiz folgenden Inhalts: „Vor etwa acht Tagen sind aus dem Privatcabinette des Herrn v. Hansemann die üblichen Gratificationen an die Handelsredacteure der Berliner Zeitungen, so weit dieselben ihre Visitenkarte zu diesem Zweck eingesandt hatten, verschickt worden, und zwar einige Monate vor Fälligkeit der üblichen Halbjahrsgratificationen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Vorausbezahlung in Verbindung bringen mit den Vorbereitungen zur Emission der neuen rumänischen Anleihe, deren Vorzüge zu schildern und deren Nachtheile zu verschweigen sich die Herren Handelsredacteure mit 300 bis 1500 Mark, je nach der Größe ihrer Zeitung, bezahlen lassen." Glaubwürdige Zeugen, die mit dem Kassirer des Herrn Hansemann Abends Schafkopf zu spielen pflegen, sind von mir vernommen worden und sagten übereinstimmend aus, daß der Herr Director auf die Kreuzzeitungsnotiz nicht wenig stolz war, da sie seinen Ruf als kluger und vorbedachter Leiter der für Argentinien so ungemein segensreichen Discontobank mächtig erhöhen mußte. Herr von Hansemann braucht sich aber wirklich auf seine Generosität im Trinkgeldergeben nichts einzubilden; er ist keineswegs der Erfinder dieser einfachen Vorrichtung, sich mit der „öffentlichen Meinung" auf guten Fuß zu stellen und ihrer sittlichen Entrüstung gegenüber allzu gewagten Manövern vorzubeugen. Sie können es mir glauben, Herr von Hansemann, Leute, die anno 1890 keine 550,000 Mark Tantième einstrichen, haben sich in weit größere Unkosten gestürzt, um das gleiche Ziel zu erreichen. Denn was dem Handelsredacteur recht ist, warum sollte es dem Feuilletonmanne nicht billig sein? Preßbetheiligungen sind nicht nur auf der Börse usuell. „Mann mit zugeknöpften Taschen, Dir thut Niemand 'was zu lieb", rief schon Excellenz Goethe, der doch ein sehr mittelmäßiger, übernächtig lebender Journalist war und in der „Vossischen Zeitung" niemals Anstellung gefunden hätte, geizigen Directoren zu. Es sind nicht die unbedeutendsten Berliner Zeitungen gewesen, deren Theaterkritiker den bedauernswerthen Bühnenleitern völlig unbrauchbare Possen einreichten, Possen, die nur den Zweck hatten, ihnen gespielt zu werden, Vorschüsse auf „anständige Art" zu vermitteln und dann im Archiv zu modern. Aber was thut man nicht dem Geliebten zu Liebe?

Es ist ersichtlich, Theaterdirector, Schauspieler und Kritiker treten sich heutzutage nicht mehr als geschworene Feinde, als Verbündete treten sie sich gegenüber, der Verkehr wird gemüthlicher, „für beide Theile gleicherweise lucrativ und angenehm", wie es in kaufmännischen Offertbriefen zuweilen heißt. Seitdem das Prinzip der Preßbetheiligung allgemein eingeführt ist, haben die blutigen Oskare früherer Zeiten keinen Zweck

mehr; nicht zugkräftige Novitäten schlachtet man ohne Lärm, ganz in der Stille und ohne rituelle Feierlichkeiten, ab; Bühnenwerke, die den kritischen Perserkönigen und ihren Satrapen unangenehm sein könnten, sowie dramatische Versuche, der geliebten Börse eins auszuwischen, werden auf Grund stillschweigender Uebereinkunft dankend abgelehnt.

Früher stand es in dieser Beziehung viel schlechter um die Kunst, weil es viel weniger kluge Geschäftsleute gab, weil die Kuh damals dumm genug war, nicht gutwillig milchen zu wollen, weil die Unterstützungsvorstellungen der Sonnenthal, Haase und Genossen ausblieben, weil Adolf Ernst keine Champagner-Soupers mit ausgeschnittenen Kleidern und Preßbetheiligung veranstaltete. Damals trat die Kritik noch im Zustande ursprünglicher Wildheit auf, denn Jean lernt erst durch Trinkgelder Höflichkeit. Roh und naturwüchsig war alles, auch der Verkehr mit den Theaterdamen. Wie es Barbarenart ist, prahlte unsere Kritik mit ihrer Kraft und ihrer Macht. Wehe, wenn die Trägerin der Titelrolle die ihr entgegengestreckte Hand des Kunsttyrannen nicht mit jenem süß verständnißvollen Lächeln drückte, das tausend Seligkeiten verspricht! Aus der Beendigung einer Novität machte dieser Druckfehler stets ihre Beerdigung. Die Theaterkulis, Männlein wie Weiblein, waren wie Eunuchen und Odalisken — keins muckte bei der schmachvollsten Mißhandlung, und wem der Pascha das nicht mehr ganz saubere Taschentuch zuwarf, dem wurd' es schwer, sich einen freudigen Luftsprung zu verkneifen.

Dies änderte sich durch eine grundlegende Erfindung von ungeheurer Tragweite, die meines Wissens Frau Lilli Lehmann machte, die sie aber, Dank ihrer Uneigennützigkeit, nicht zum Patent anmeldete, sondern der Gesammtheit zur Ausbeutung überließ. Kurz nachdem Frau Lilli behufs Vorführung ihrer Erfindung Herrn Davidsohn eine tête-à-tête bewilligt hatte, wurden Preßbetheiligungen dieser Art sehr häufig, und sie verfehlten ihre erziehliche Wirkung nicht; sie bewährten sich glänzend. Die groben Anrempelungen unglücklicher und wehrloser Schauspieler sind seither seltener geworden; mit minder tödtlicher Sicherheit als früher macht man spröde Schauspielerinnen in Berlin unmöglich. Denn wie das nun bei dem rührend kameradschaftlichen Sinn und den viel getragenen und wenig gebürsteten Röcken unserer Journalisten einmal ist: jede Abprügelung eines Zunftgenossen wirbelte in des Wortes verwegenster Bedeutung viel Staub auf, Ganzberlin sprach von der Züchtigung, und der Betroffene machte bei allem Elend für den Todfeind noch höchst unfreiwillig Reclame. Die Acteurs und Actricen gewannen Geschmack an der neuen Methode, binnen vierundzwanzig Stunden berühmt zu werden, und sie wandten das Arkan mit Vorliebe an. Einem guten Komödianten muß jedes Mittel recht sein, um zu Geld zu kommen — auf den Ruhm legt man heute weniger Gewicht als auf Rein-Netto-Einnahmen. Ich betone, einem guten Komödianten. Wenn beispielsweise Herr Barnay in nächster Saison trotz der lachbedürftigen Zeit lauter tantièmefreie Trauerspiele aufführte, den celebren Narziß, Kean und andere Thränensäcke mehr, so schlüge ich unwillkürlich im Handelsregister nach und sähe, ob er nicht als Commanditist in die Taschentuchfirma N. Israel oder Goschenhofer & Röficke eingetreten ist. Denn Herr Barnay gilt mit Recht für einen sehr guten Komödianten.

Schlägereien mit literarischem Hintergrund kamen, wie erwähnt, in Mode; was anfänglich als Act der Nothwehr eines zur Verzweiflung gebrachten Weibes erschien, wurde bald so alltäglich wie Depotunterschlagungen. Die Prügelstrafe blieb freilich in Deutschland auf das Feuilleton beschränkt; Kritiker waren meist ihre unglücklichen Opfer, Künstler die Exekutoren. Männiglich reinigte mit diesem Benzolinar seine befleckte Ehre. Es kam dahin, daß überhaupt jede Meinungsverschiedenheit zwischen Literatur- und Kunstfreunden, ja schließlich selbst zwischen Journalisten, auf kaltem Wege durch Prügel ausgeglichen wurde; es geschah, daß verständnißinnige Seelen, die sich Jahre lang Freibillets-doux geschrieben hatten, hart an einander geriethen, zum Schiedsrichter gingen und sich dort ohrfeigten.

Denn das ist ja das Räthselvolle an der Sache: so lange die Federhelden im selben Zelt liegen und die Angriffe der gemeinschaftlichen Feinde abzuwehren haben, heischen sie, daß der „Kampf um die idealen Güter der Nation" immer nur mit geistigen Waffen geführt werde; gänzliche Preßfreiheit und Abschaffung der Knuten auch in den Zuchthäusern sind die Hauptpunkte ihres humanen Programms. Bricht aber unter den Geisteskrittern gelegentlich ein Privatstreit aus, weil sie sich über Freibillets nicht einigen können oder die Zuwendungen des Herrn von Hansemann einander neiden, dann entscheidet die Feder nicht mehr, dann walten Regenschirm und Schlagring ihres schrecklichen Amtes, oder auch der bleigefüllte Spazierstock, oder auch die klatschende Komödiantenohrfeige. Wenn das blinkende Messer nicht zur Ehrenwaffe des Berliner Zuhälter-Clubs erhoben und von ihm monopolisirt worden wäre, vielleicht trügen unsere Helden ihre Geisteskämpfe gelegentlich auch damit aus.

(Das heißt, alle diese Erörterungen wären vor zwanzig und dreißig Jahren actuell gewesen. Heute natürlich, heute passirt so etwas nicht mehr.)

Der Guerillakrieg mit Handgreiflichkeiten machte den Parteien klar, daß sie sich an Muskelstärke gewachsen waren, und so begann man denn über den Friedensschluß zu unterhandeln. Es wurde ausgemacht, daß jedem Künstler, der sich im glücklichen Besitz eines Ziegenhainers oder eines Bulldogg-Revolvers befand, hinfort von der Presse mit gebührender Achtung zu begegnen sei, und daß es keinem Dichter, der für seine Vaterstadt die Meisterschaft im Gürtelringkampf erworben hatte, an Beifall und Lorbeeren fehlen dürfe. Genies, die das Militärmaß nicht erreicht hatten und die deshalb mit ihrer wahren Größe nicht prahlen konnten, sollten ohne Weiteres vom Parnaß ausgeschlossen werden. Gleichzeitig ward das System der Preßbetheiligung eingeführt und die umliegende Landschaft tributpflichtig gemacht; erhoben doch auch im Mittelalter die Raubritter von den Kaufleuten, die sie unbelästigt ließen, einen Zoll. Türken und Chinesen, obgleich Culturbarbaren, handeln selbst heute noch so weise.

Die körperlich Schwächeren, vornehmlich die Weiber, profitirten erklärlicher Weise nichts bei der neuen Ordnung der Dinge. Die das Signal zum Befreiungskrieg gegeben und so recht eigentlich die bessere Zeit heraufgeführt hatten, sie gingen leer aus, als man die Früchte ihrer Mühen vertheilte. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß sie nicht immer den Beweis der Unfähigkeit erbringen konnten, daß man in Einzelnen von ihnen doch mehr sehen mußte als Soupeusen und Champagnergöttinnen. Diese Verkennung des natürlichen Berufes der Frau durfte man nicht länger ungestraft hingehen lassen. Die Haruspices hatten ein hohes Interesse daran, daß nicht auch weibliche Collegen sich zum Opfermahl drängten und die auf Jeden von ihnen fallende Gratificationsrate verkleinerten.

Ich weiß nicht gleich, ob Hayem es sagt, aber wenn er's nicht sagt, sage ich's: Es ist immer der Beweis für die untergeordnete Stellung einer Kunst, wenn Frauen es darin zur Meisterschaft bringen. Die Berliner Feuilleton-Stambulows ahnten die Wahrheit dieses Satzes schon lange und handelten der einmal erkannten Wahrheit gemäß, wie dies überhaupt ihre Gewohnheit ist. Unsere These gefiel ihnen um so mehr, als sie sich mit ihrer Hülfe die allmählich lästig werdende Concurrenz des Weibes vom Halse schaffen konnten. Denn obgleich ihnen der Verleger auf Befehl seiner Gattin strenge Weisung gegeben hatte, die Emanzipationsbestrebungen der Frau mit freundlichen Augen und fröhlichem Gemüth zu betrachten, und obgleich sie dementsprechend sehr viele schöne Artikel über die brutale Vergewaltigung des Weibes im grauen Alterthum und finsteren Mittelalter brachten, grollten sie im Herzen dem anmaßlichen schöneren Geschlechte doch und rächten sich, wo's ungerächt blieb, an den Kellnerinnen zum Beispiel und an den Mäntelnäherinnen. Und gelang es einer Frau, irgendwo eine Höhe zu erklimmen, so nannten sie nicht die Frau kräftig und ausdauernd, sondern die Höhe niedrig, und dichtete das Weibchen gute Verse, so lobten sie seine schöne Handschrift.

Ein junges Berliner Mädel, bildsauber und nixenäugig, das Wochentags Börsengrößen und korpulente Finanzaphroditen portraitirt, das sich aber Sonnabends und Sonntags gern auf den unsäglich vornehmen öffentlichen Bällen der Berliner Gesellschaft amüsirt, stellte neulich in einem hiesigen Kunstsalon mehrere ganz allerliebste Bildchen aus. Ich hätte meinen verehrten Kollegen Gurlitt gern darauf aufmerksam gemacht, vergaß dies aber, zu jener Zeit mit bedeutenden Transactionen in Façonschmiede und Disconto-Commandit beschäftigt. Die erste Kritik nun, die ich über die Malereien der Kleinen las, gab eine ungemein plastische Schilderung ihrer schlanken Figur, ihrer zarten, feingerundeten Knöchel

insbesondere und erwähnte, daß ihr im Ballsaal zweierlei Tuch nie einerlei sei und das sie den schlechtbesoldetsten Lieutnant dem betheiligsten Journalisten vorziehe. Was die Portraits anbelangt, so fertigte der kunstverständige Recensent sie mit einer anmuthigen Wendung ab: „Hoffen wir, daß Fräulein***'s künstlerisches Werden mit ihrem körperlichen immer gleichen Schritt hält." Der Kleinen wird diese Art von Kunstkritik sicher gefallen haben; sie müßte sonst kein Weib sein. Ich möchte aber doch anmerken, daß schon andere Kritiker die femininen Verdienste befreundeter Künstlerinnen ausschließlich im Boudoir bewunderten, unter vier Augen, von denen sie in der Regel eins zudrückten; die Kunst an sich hat mit seidentapezirten Schlafzimmern nichts und nichts mit feingerundeten Knöcheln zu thun.

Doch die Galeere fliegt nun einmal auf dem Strom der Zeit flußabwärts dahin, und kluge Frauen haben sich längst in das Unvermeidliche gefügt. Sie helfen tapfer mit an dem großen Werke, ja keine Kollegin, überhaupt kein junges Talent aufkommen zu lassen; sie unterstützen den Kritiker in der beschwerlichen Arbeit des Abschlachtens unbequemer Rivalinnen, damit man in der Kunst keine Göttin habe neben ihr. Als Geschlecht, als Gattung vom Manne unterjocht und versklavt, siegen die Weiber doch im Einzelkampfe über den Mann, spannen sie vor ihre Triumphwagen die Löwen der Literatur, der Kunst und der Wissenschaft, sogar die Löwenjäger. Regieren sie und machen von ihren Wünschen abhängig selbst jene Herren, die usancegemäß zwischen zehn und viertel elf Uhr Abends mit schlechtem Deutsch und schlechten Witzen, mit wenigen Federstrichen vernichten, woran höher Begabte monate-, ja jahrelang all' ihre Kraft setzten; jene Herren, die wie die Bourbonen nichts gelernt, oder aber, sehr im Gegensatz zu den Bourbonen, schon wieder alles vergessen haben. Es war mir immer ein Räthsel, welchem Instinkte, welchem Bildungsgange diese Leute ihre kritische Schulung verdanken, denn daß ihnen die Erleuchtung im Schlafe kommen könnte, glaubte ich bei aller Hochachtung vor den Herren nicht annehmen zu dürfen. Seit ich jedoch das Schlafzimmer einer Berliner Diamantenprinzeß vom ... Theater nebst den drin herumkrabbelnden schmutzigen Blattläusen gesehen habe, bin ich von meinen Zweifeln gründlich curirt. Ueber die gesammte Literatur des Literaturcentrums Berlin urtheilt man grundlegend in diesem Schlafzimmer ab; hier kommt die Erleuchtung im Schlafe.

Und ich wiederhole, Herr von Hansemann imponirt mir nicht mit seiner Privatcabinet-Thätigkeit, und die Kreuzzeitung hat keinen Grund, so laut zu zetern wegen einer so alten Geschichte. Denn bemerkenswerth ist daran doch nur, daß sich die Disconto-Gesellschaft wenig nobel benimmt und ihre Preßbetheiligten mit 300 Mark abspeist. Mon dieu, wenn alle Leute so bescheiden wären wie unsere Handelsredacteure ...!

Caliban.

Die Berliner Kunstausstellung.

III.

Unter den Malern, die zu verstehen mir am schwersten wird, ist F. Geselschap der vordersten einer, ja dadurch, daß er eine Reihe von Skizzen und Entwürfen vorführte, ist mir seine Beurtheilung nur noch schwerer geworden.

Ich betrachte zuerst die Studien nach der Natur. Wer nur im Geringsten Blick für künstlerische Naturauffassung hat, dem werden diese ernsten, strengen, fast harten Blätter sagen, daß er vor den Werken eines sehr bedeutenden Menschen stehe. Diese Köpfe, diese Körper sind gezeichnet mit dem Streben nach Bildnißähnlichkeit, sind nicht absichtlich stilisirt, nicht „schön" gemacht. Im Gegentheil: die Runzeln in den Gesichtern, die eckige Bildung der Glieder, die scharfe Gegensätzlichkeit der Formen ist überall entschieden betont. Man wird durch diese Arbeiten an Niemand erinnert, sie zeigen einen selbständigen Künstler der vielleicht malerisch nicht eben sehr fein, aber zeichnerisch groß sieht und das Gesehene mit einer außerordentlichen Kraft und Klarheit festzuhalten versteht. Die Akte Geselschap's gehören zu dem besten, was heutzutage gezeichnet wird, sie stehen hoch über dem, was manche gefeierten Heroen, z. B. der alten Düsseldorfer und Berliner Schule, lieferten. In ihnen steckt nicht nur ein starker Sinn für das Eigenartige des Modells, sondern der höhere Kunstwerth, welcher den Meister als unwillkürlich umschaffenden Neubildner erkennen läßt. Es muß eine wahre Freude für den Kunstverständigen sein, diese Geselschap'schen Köpfe beständig um sich zu haben. Sie gehen in die Tiefe, sie halten dem andauernden Beschauer mehr als sie dem flüchtigen Blicke versprechen.

Und aus diesen prächtigen Skizzen kommen dann so ausgeklügelte Sachen hervor wie der „Lebenslauf Kaiser Wilhelms I.!" Der Kaiser als Kind, als Jüngling, als Mann, als Greis in antiker Verkleidung, je ehrwürdiger er sein soll, desto mehr dem Kostümfesttone sich nähernd! Kaiser Wilhelm war ein Mann, der auf sein Aeußeres hielt. Seine ganze Erscheinung war nicht bloß Werk des Zufalles oder einer gütigen Natur, sondern zum guten Theile auch das Erzeugniß eigenen Willens des vom Kaiser selbst geleiteten Schneiders oder Friseurs. Kaiser Wilhelm I. sah nicht bloß so aus, wie er in unserem Gedächtniß lebt, er wollte auch so aussehen. Er fühlte sich völlig sicher im Gefühle, als Kaiser auch äußerlich zu erscheinen. Seine Gestalt deckte sich mit seinem Wesen. Der Kaiser trug den Waffenrock und den Bartschnitt seiner Armee. Den an antike Gebilde gewöhnten Malern und Bildhauern erscheinen beide Eigenthümlichkeiten unkünstlerisch. Sie wollen uns den Mann schöner machen, indem sie ihn anders machen als er war. Das geht aber ohne Gewaltthat auch am Geiste des Mannes nicht an — das führt zur Unwahrheit, zum leersten Pathos. Der Hellene, welchen Geselschap uns zeigt, im weiten Mantel, mit dem Schild, klassischem Helm — und ausrasirtem Kinn und aufgesetztem Schnurrbart, der ist nicht weit weg von der komischen Figur, er sieht fast so widerspruchsvoll aus wie ein Apoll, dem man einen Frack anzog. Der Kaiser hätte niemals dieses Kostüm getragen, eben weil er einen hohen Begriff von seiner Würde hatte und sich nicht lächerlich machen durfte.

Die Königin Luise konnte Geselschap wohl noch mit einigem Erfolg antik darstellen. Sie entstammte ja einer antikisirenden Zeit. Was groß an ihr ist, die deutsche Frauenart, mußte dabei freilich verschwinden. Aber Bismarck und selbst der zum Julius Cäsar hinüber idealisirte Moltke passen wieder gar nicht in das klassische Gewand: Gott sei Dank nicht, denn sie waren und sind echt, schön für sich, in sich geschlossen, unabänderlich.

Geselschap gilt Vielen, und nicht den Schlechtesten, als der Meister „idealer" Kunst, der Maler tiefer Gedanken. Ich habe mir die Mühe genommen, seine Bilder zu enträthseln: Die Wärterin führt zwei Knaben herein, den jüngeren am Gängelbande, ein Engel beschützt ihn; die Königin leitet den Knaben in die Schule der Wissenschaft, Lehrern verschiedener Art zu; Athene unterweist ihn im Waffenspiel, indem sie den Jüngling nach einem Ziel mit dem Speer werfen läßt; ein Knabe mit dem eisernen Kreuz auf einem Stabe deutet die Freiheitskriege an; auf einem mit dem sächsischen Wappen geschmückten Thron sitzt ein Engel, der eine Tafel mit der Jahreszahl 1829 trägt, rechts und links stehen der Prinz und seine Braut! — eines der beiden Bilder schließt hiermit ab. Sind diese Gedanken nun geistreich, sind sie tief? Ich denke, sie sind so ziemlich das banalste, was man zur Biographie Wilhelms I. sagen kann, ein gemalter Artikel aus dem Conversationslexikon!

Aber in den Bildern steckt etwas, was über den Gedankeninhalt geht: Die zeichnerische Vertiefung in die Natur. Eine Figur wie die Wärterin, so vortrefflich dargestellt, so frei und groß in der Bewegung, eine solche Figur, selbst wenn sie ganz ohne andere Bedeutung ist, als die Widergabe eines Stückes eigenartig erfaßter Natur — das ist etwas, das ist ein wahres Kunstwerk, das ist geistreich im höchsten Grade. Die Beziehung zur Geschichte, das Versteckenspiel mit modernen Begebnissen zieht nur den Blick ab vom Werth des Kunstwerkes.

Die Kunst der Composition, des gesetzmäßigen Aufbaues in pyramidalen Gruppen ist nicht mehr modern. Wir lieben den Ausblick in ein Stück Natur, sehen, daß die Natur künstlerisch, unsystematisch und doch schön sei und hoffen, daß das Bild die Schönheit auf gleichem Wege erreiche. Aber ich kann sehr gut die geistige Arbeit schätzen, welche im Componiren beruht. Es ist ein architektonisches Schaffen, das dem Fries Rhythmus, eine einheitliche und doch ungezwungene Anordnung gab. Ich verstehe auch wohl noch zu unterscheiden, daß der zweite Fries, in welchem die Figur des Kaisers, obgleich den Mittelpunkt bildend, aus der Achse

gerückt ist, trotzdem aber das Ganze zu einer scheinbar beiderseitig gleichwerthigen Formendichtung zusammengestimmt wurde, auf einem künstlerisch noch höheren Range steht als der andere, der in zwei Hälften zerfällt, die beide nach rechts gravitiren; ich weiß auch, daß sich früher die Kritik mit der Frage beschäftigt hätte, ob dem geistigen Gehalte immer der rechte Ausdruck gegeben sei, ob es richtig wäre, die Hälfte des Frieses der Jugend des Kaisers und in dieser den Freiheitskriegen nur episodische Bedeutung zu geben. Nicht Mißachtung der in diese Dinge gelegten geistigen Arbeit ist es, die mir das Werk entfremdet: Ich meine, es gehöre eine große Kraft dazu, das Leben eines großen Mannes überschauend nach seinen Wertheinheiten abzuschätzen. Aber ich glaube, daß hierzu nicht eine künstlerische Kraft nöthig sei, sondern die des Historikers, daß sie nicht dem Maler als solchem zukommt, daß die Feder, nicht der Stift hier die entscheidende Waffe sei. Denn es handelt sich hier um wissenschaftliche Werthe, nicht um Dinge, die durch die Anschauung ergründet und erledigt werden.

Ich könnte mir Geselschap'sche Bilder denken, die auch den modern Empfindenden befriedigen. Er hat alle jene großen Gaben, um innerlich Erschautes uns körperlich klar zu machen. Wenn Geselschap sich einmal zwingen wollte, so möchte ich glauben, ein paar Jahr jedes Buch zu meiden, jede literarische Anregung von sich zu weisen und nur dem Drange nach Gestaltung zu folgen, der in ihm lebt und deutlich wirkt, so käme er wohl dazu, nach der Art, welche mir echtestes Künstlerthum zu sein scheint, den Stoff zu seinen Gestalten zu finden, während er jetzt nach Gestalten für seine Stoffe sucht. Schon aus seinen Skizzen glaubt man solche Zukunftsbilder zusammenstellen zu können: Menschen, die leben, sich bewegen, empfinden, demgemäß handeln, die sich in einer idealen Umgebung größer, innerlich freier entwickeln als in unserer engen Welt, die aber auch sich selbst genug sind und nicht irgend etwas darstellen wollen, an was sie, der Beschauer und schließlich wohl auch der Künstler nicht glaubten.

Geselschap hat echten Künstlergeist, er könnte sich den Ehrgeiz billiger Weise versagen, auch „geistreich" sein zu wollen. Diese Eigenschaft beginnt so wie einst die des „Genie's" einen bitteren Beigeschmack zu bekommen. „Wer mich ein Genie nennt," sagte Lessing, „den schlage ich hinter die Ohren!" Ich glaube, daß Böcklin oder Thoma mit jenen, die sie „geistreich" im Sinne unserer Tageskritik nennen, ähnlich umzuspringen geneigt wären.

Es ist verhältnißmäßig schnell gegangen, daß man Ludwig Knaus unter die „Alten" versetzt hat. Vor wenigen Jahren noch war er ein Führer in den Augen derselben Leute, die ihn heute schon glauben mit Achselzucken behandeln zu dürfen.

Knaus ist wohl der gefeiertste deutsche Maler. Er theilt diese Stellung höchstens mit Menzel. Es gibt kaum eine Akademie, deren Ehrenmitglied er nicht ist, in mancher, wie z. B. in der von London, ist er der einzige Deutsche. Seit 1853 erhielt er im Salon zu Paris alle nur möglichen Ehren und zwar mit vollstem Recht. Denn es gibt wenig Meister, die auf die Kunst Frankreichs einen so tiefgehenden Einfluß übten wie er. Er war es, der den Franzosen das deutsche Genrebild schmackhaft machte. Er hat auf die ganze Gestaltung der Weltkunst zwar nicht allein, doch als einer der Führer einer bestimmten Richtung Einfluß gewonnen. Die hochentwickelte malerische Technik der Niederländer und Franzosen benutzte er, um in eindringlicher Vertiefung das bürgerliche Leben unserer Zeit zu schildern. Es ist der Maler des Liberalismus, des liebevollen Pflegers der „unteren Stände" durch die sich sehr sorgsam von ihnen trennenden „Gebildeten", der Geistesbruder von Gustav Freytag, ein feiner Beobachter, ein Mann von Herz, ein Freund unbefangenen kleinbürgerlichen oder ländlichen Daseins, dabei aber ein Mann der malerischen Eleganz, der das Gemeine veredelt. Wohlwollen spricht aus seinen Bildern, das behäbige Schmunzeln des Weltmannes, der die Welt in ihren Schwächen an sich herantreten läßt, der selbst wenn er die Leidenschaften schildert, wie in seiner prachtvollen Rauferei auf dem Tanzboden doch der kühle, vornehme Beobachter, der Beherrscher der in ihrer Wüstheit tobenden Bauernburschen bleibt.

Und so wie Knaus war, ist er heute noch. Mit traurigem Eifer sucht die deutsche Kritik so oft und so schnell wie möglich, jeder am liebsten zuerst, der Welt zu verkündigen: „Hurrah, es ist 'raus, wir haben wieder einmal Einen überschätzt! Dafür soll er büßen! Herunter vom Thron natationaler Anerkennung!" An Knaus wird ihre destructive Kraft sich als erfolglos erweisen. Auch gegen ihn ging vor einigen Jahren ein wüstes Geschrei los. Er hat aber in der gemessenen Ruhe, die aus seinen Bildern spricht, auf der diesjährigen Ausstellung seine älteren Werke neben die neuesten hängen lassen und hat das Urtheil somit zur Besonnenheit gemahnt. Denn er ist sich bewußt, der Alte geblieben zu sein und er hat es auch neuerdings bewiesen. Er malt raufende Buben und zischelnde Mädchen mit der vollen Freiheit der zeichnerischen und malerischen Empfindung, die ihm immer zur Seite stand. Es ist ein Genuß, der Mache im Einzelnen mit dem Auge zu folgen. In jedem Pinselstriche ein Studium, in jedem Ton eine Feinheit, im Ausdrucke der Köpfe eine sprechende Sicherheit, über dem Ganzen ein Hauch von Anmuth. Knaus kann malen, was er nur will: unter seiner Hand wird es salonfähig. Er reißt die sich raufenden, im Schmutz herumkugelnden Buben aus der Sphäre des Peinlichen heraus und läßt uns mit Behagen ihr wildes Treiben betrachten. Die Buben sind roh, ihr Maler bleibt vornehm, das Bild ein Cabinetstück.

Die Zeiten haben sich geändert. Als die große französische Revolution in Aussicht war, nahm die Malerei eine ähnliche Richtung. Die Verwandtschaft zwischen Knaus und Greuze ist unverkennbar. Als in England sich die großen sozialen Umwälzungen vorbereiteten, traten dort ähnliche Maler auf: Wilkie, Collins sind die echtesten Vorboten unseres Meisters. In Frankreich hat der Klassicismus die moralisirende Vorliebe für den vierten Stand vertrieben, in England war es die Romantik, die Gleiches vollführte. Es regte sich gegen die liberalisirende Kunst der Aristokratismus. Nun hat er einen weiteren Feind gefunden, den Sozialismus.

Knaus' Thätigkeit in Paris hat zweifellos die dortigen Bauernmaler angeregt. Der französische Spießbürger ist unmalerischer als unserer, der Bauer ebenso, wo nicht deutsche oder keltische Volkstheile vorherrschen. Auf Knaus folgten in Paris die Elsaßmaler, dann die Wallonenmaler und die Maler der Bretagner, endlich die Maler auch der „kostümlosen" Franzosen: Mit Courbet war man beim Steinklopfer in blauer Blouse angelangt.

Aber auch bei etwas Anderem: Mit der Strenge der Consequenz, bei der Schärfe und Dürre des Denkens der Franzosen konnte das liberalisirende Wohlwollen für die Tiefstehenden nicht lange vorhalten. Knaus ist stolz darauf, über seinen Objecten zu stehen, Courbet war stolz darauf, mitten unter ihnen zu stehen. Knaus ist ein Maler der Philantropie, Courbet ein Maler des Kampfes nach sozialer Umgestaltung. Damit war der Riß gegeben, der Knaus von der modernen Kunst trennt. Knaus will uns die Welt im Bilde erklären, die Neuen wollen sie uns zu eigener Erkenntniß vorführen. Er steht zwischen uns und dem Gegenstande und schneidet uns das ihm gut und richtig scheinende Stück Natur zu, die Modernen suchen Alles zu geben, was sie erfassen können, wohl wissend, wie viel am Ganzen auch ihnen noch fehlt. Und wenn uns Moderne ein Hinderniß von der freudigen Anerkennung von Knaus' Kunst abhält, so ist dies Hinderniß er selbst, der Meister, der sichtbar unsichtbar sich zwischen uns und sein Bild drängt, um uns die Dinge mit beredtem Munde zu erklären. Wir vernehmen nicht das Schreien der Buben, sondern den Maler, der von ihrem Geschrei erzählt, es ist eine verfeinerte, elegantere Kost, die er uns bietet, aber wir haben uns der Salons entwöhnt, wir, die wir in unserem Volk leben wollen und im Salon des Volkes Leben nicht finden. Die Naturtöne dringen nicht unmittelbar an unser Ohr, ja wir sollen sogar uns freuen des Abstandes von der Kraft und dem heißen Athem der Nation. Knaus malt eben die Bauern für solche Leute, die sich ängstlich hüten, sie lebendig in ihre Nähe kommen zu lassen.

Da ist eine Kluft zwischen dem uns als Wahrheit Erscheinenden und der Kunst wie in Auerbach's Romanen. Knaus steht meiner Ansicht nach höher als Auerbach, aber ihm klebt das Merkmal seiner Zeit ebenso stark an: die Ueberhebung der „Bildung" über das zu Bildende; das Streben, durch Wohlwollen die Kluft in unserer Gesellschaft zu überbrücken, während die Jungen an die Pflicht hierzu mahnen; das Lächeln über die Unbeholfenheiten der „Ungebildeten", während wir die Ueberfeinerung zu hassen gelernt haben, welche die Wahrheit nur in schmackhafter Sauce vorgesetzt haben will! —

C. G.

Abonnement
anf das
III. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 27 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart“.** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen** und besorgen auch, sowie unsere Expedition, bei Aufenthaltsveränderung während der Reisemonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Sommer-Pferdedecken
aus leinenem Drill, vorn zum Zuschnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeckend.
Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit
15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang
à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,
2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.
H. Herrmann, Deckenfabrik, **Stettin.**

Belletristische Novitäten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Rutschepeter.
Roman von
Robert Byr.
2 Bände. Preis geheftet *M* 6.—; fein gebunden *M* 7.—

Bilder aus deutschen Alpen.
Neue Hochlands-Erzählungen von
Arthur Achleitner.
Preis geheftet *M* 3.—; fein gebunden *M* 4.—

Landluft.
Roman von
Marie Conrad-Ramlo.
Preis geheftet *M* 3.—; fein gebunden *M* 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Spamers illustr. Conversations-Lexikon.
Erste Auflage, 10 Bände. Halbfr. **Wie neu.** (*M* 200.) Nur *M* 100.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. Nur *M* 75.—.

Gegen Voreinsendung oder Nachnahme.
C. Rudloff in Berlin W., Culmstraße 8.

= Für die Reisezeit! =
Gediegene Unterhaltungsschriften.

Rud. Baumbach's Dichtungen.
Heinr. Seidel's Schriften. à Bd. *M* 3.—
Maximilian Schmidt's gesammelte Werke. à Bd. *M* 3.—
Th. Justus, Am Küstensaum. *M* 5.—
Th. Justus, Aus vergangenen Tagen. *M* 4.—
Johs. Trojan, Scherzgedichte. *M* 3.—
P. Hann, Anspruchslose Geschichten. *M* 3. 60.
H. Peetz, Chiemgauer Volk. I. *M* 1. 60.

Kleine Elzevier-Ausgaben
in Pergamentband à M. 1. 50:
Grabschriften und Marterln in den Alpen. I. II.
Haussprüche in den Alpen.
Volkstümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden.
Tiroler Schnadahüpfeln. I. II. Tiroler Volkslieder.

In den Buchhandlungen vorrätig; wo nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrages postfreie Zusendung vom Verleger.

Ausführlicher
KATALOG
mit
Preisen, Proben etc.
gratis
durch die Buchhandlungen oder vom Verleger:
A. G. Liebeskind
in **Leipzig.**

Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Die
Tragödie des Menschen.
Dramatisches Gedicht
von
Emmerich von Madách.
Aus dem Ungarischen übersetzt
von
Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Wer gut schlafen will entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken à 3½ M.** (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage** von **Herrmann,** Breitestr. 61, **Stettin.**

Die Gegenwart Nr. 23 und 24.
Von diesen beiden **vergriffenen** Nummern, enthaltend u. a.:

Caliban:
Die Weltausstellung auf Pump, Die Usance,
haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLI. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 9. Juli 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ferien und Sonntagsruhe. — Ueber die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium. Von einem Arzt. — **Literatur und Kunst:** Die Arbeitstheilung in der Kunst. Von R. Baumann. — Friedrich Bodenstedt und sein letztes Werk. Von Adolf Wilhelm Ernst. — **Feuilleton:** Doctor Phöbus. Von Mario Pratesi. — **Aus der Hauptstadt:** Die van Hoogstraten. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. — Inserate.

Ferien und Sonntagsruhe.

Ferien! — Welch holder Klang! Die goldene Jugendzeit taucht in unserem Geiste empor mit ihrer schillernden Farbenpracht, ihrer buntwechselnden Lebhaftigkeit, ihrem leichten Gepäck und leichten Herzen, — das alles wird uns zurückgerufen durch die Zauberformel „Ferien"! Die Jugend lernt zwar nichts, dafür aber verlernt sie auch nichts, sie verlernt nicht die Kunst, sich des Augenblickes zu freuen und stets zu hoffen auf die Zukunft. Die Jugend empfindet den Druck schwerer Tage nicht, im sicheren Vorgefühl der kommenden Freuden. Das Alter dagegen, auch mitten im Sonnenblick des Glückes seufzt es — in banger Erwartung der Zukunft.

Der Schüler zählt nicht die Schultage so, daß er sagt „schon sechs Wochen Arbeit, und die nächsten Ferien immer noch in weiter Ferne." Er zählt rückwärts, am Anfange des Vierteljahres weiß er genau, daß 62 Schultage ihn trennen von den vielgeliebten Ferien, und schon in der Mitte der ersten Woche frohlockt er „drei Tage um, nur noch 59 Tage!" Und am Anfang der Ferien? Selbstredend zählt er da — gar nicht, die vier Wochen sind ihm ein unermeßlicher Ozean von Zeit, dessen jenseitiges Ufer jedenfalls dem menschlichen Horizonte entrückt ist.

Nichts ist so sehr ein unantastbarer Bestandtheil der Jugendzeit, auf nichts ruht so sehr der märchenhafte Duft des Lebenslenzes wie auf der Ferienzeit. Am letzten Schultage bei der Morgenandacht schmettern die jugendfrischen Kehlen aus einer ganz anderen Tonart als sonst, man hört, wie an den Schlachtgesängen der alten Deutschen, daß etwas besonderes „los" ist. Und in der letzten Stunde erst, da lockern sich allmählich die Bande auch der strengsten Schulzucht, der Herr Lehrer sieht ja selbst nach der Uhr, öfter als sonst, auch seine Gedanken scheinen der zögernden Zeit ein wenig vorauszueilen, schon zum zweiten Male fragt er „was hatte ich doch eigentlich gefragt?", wobei die finstere Miene des Gestrengen sich aufheiterte und sich der ganzen Klasse im Allgemeinen zuwandte, während er sonst mit Vorliebe seinen Angriff auf ein einzelnes Opferlamm im Besonderen concentrirt. Da, horch! das Klingelzeichen! Nun gibt es kein Halten mehr. „Gott befohlen, Herr Professor," und hinaus stürmt die wilde Schar, die Treppen hinabpolternd, Sätze von zwei Stufen sind das alleräußerste Minimum, als sei plötzlich Feuer ausgebrochen im Schulhause. Dann im Geschwindschritt nach Haus. Cäsar und Cicero fliegen in die erste beste Ecke, ein Blick wohlverdienter Verachtung wird ihnen nachgesandt. „Wohin?" ist die einzige Frage, die zwei Schulkameraden noch an einander richten. Zum Onkel, zur Tante, in das Bad, auf das Land, an die See, in die blauen Berge u. s. w., nur recht weit weg, fort, fort. Der eigenartige, uns selbst unerklärliche Zug in die Ferne erwacht in ungeahnter Stärke, sehnsüchtig schauen wir aus nach den hochsegelnden Wolken, ein unbestimmter Drang regt sich nach einem fernen Wunderlande, nach einem weltfernen, tiefverborgenen Thale, wo wir traumverloren ausruhen möchten in den Armen der Natur.

Ruhen, Nichsthun, nichts denken, nichts wollen, das möchte auch der Erwachsene einmal, endlich einmal nach langem Hasten und Jagen. Denn „der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß wirken und streben und pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen, muß wetten und wagen, das Glück zu erjagen."

Dieses Glück, ach, wir sind des Jagens herzlich satt, wir wollen uns selbst leben, ich will ich selbst sein, weiter nichts. „Suchst Du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren. Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's." Wir sind es müde, täglich von früh bis spät ruhelos wie das Thier der Wüste, umherzuschweifen, um Nahrung zu suchen. Wie die Pflanze, festwurzelnd im Boden, wollen wir unsere Glieder zur milden Sonne emporstrecken, und Abends die Augen schließen — unbewußt, höchste Lust.

Aber der Mann kann nicht unbewußt die Ferien beginnen, er kann es nicht, wie der Knabe, als etwas Selbstredendes hinnehmen, daß „es in die Ferien geht," denn dem Mann ist bewußt, daß es jetzt — rechnen heißt, ihm ist etwas Selbstredendes, daß die Ferien Geld kosten. Wird es reichen? Kann es sein? Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage. Schon neigt sich die Ueberlegung dem Nichtsein zu, es reicht nicht, es geht nicht, es kann nicht —, „aber es muß" greift da der Gattin Stimme ein, das Schicksal des Tages entscheidend, es muß, denn „siehe die Kinder, sollen sie ganz umsonst ihre Ferien haben? Und Du selbst, Albert, wie abgespannt siehst Du aus, Du bist angegriffen, Du bist überarbeitet, Du mußt Dich schonen, Dich erholen, der Kinder wegen und meinetwegen, was soll aus uns werden, wenn Du früh in das Grab sinkst, willst Du die Verantwortung übernehmen, mich zu einer jungen Wittwe zu machen? Albert, Du mußt etwas für Dich thun, mit einem Worte, Du bist nervös!"

Nervös! Da ist es heraus. Sie hat das große Wort gelassen ausgesprochen. Er ist nervös. Was ist denn eigentlich nervös? „Er ist nervös", das heißt — so sagte mir ein Mal ein befreundeter Arzt — „er lebt im 19. Jahrhundert." Anfangs glaubte ich, er wolle mich zum besten haben, nachher fand ich, daß ich eine treffendere Erklärung bis heute

noch nicht gehört habe. „Papiernes Zeitalter?“ „Reclamernes Zeitalter?“ „Vereinernes Zeitalter?“ — Alles Unsinn! Nervöses Zeitalter, das ist das richtige.

Doch versuchen wir der Sache wenigstens etwas näher zu kommen. „Was macht denn A.?“ frägst du. „O, dem geht es recht schlecht“, heißt es, „er kann sich gar nicht im Leben zurecht finden.“ — „Und wie steht es denn mit B.?“ — „O, dem geht es ganz gut, er schlägt sich durch.“ Da haben wir es. Du glaubst zu leben, du irrst, du lebst nicht, sondern du schlägst dich nur hindurch durch das Leben. Das Getriebe des Lebens ist wie das Gedränge eines Volksfestes. Es gehört eine Kunst dazu, um die Lücke ausfindig zu machen und blitzschnell hindurchzuschlüpfen, anders kann man niemals hindurchkommen, man bleibt auf dem alten Fleck, oder wird gar durch die schiebenden Massen rückwärts gedrängt. Ist dieses Durchschlagen etwa ein Spaziergang zu nennen?

Auf die Dauer aber wird uns dieses Durcheinander unerträglich. Lieber ein Mal ein ordentlicher Puff, ein gehöriger Hieb, ein tüchtiger, derber Rippenstoß, als die ewigen, unaufhörlichen kleinen Nadelstiche, die uns aufreiben, die uns — nervös machen. Und gegen die Nervosität wächst kein anderes Kraut als Ferien, als Reisen.

Daß der Wechsel des Aufenthaltsortes von besonderer Wirkung auf den Gesundheitszustand des Menschen ist, ist eine erwiesene, feststehende, wenn auch noch nicht völlig aufgeklärte Thatsache. Man will die Stätten der alltäglichen Sorgen gar nicht mehr sehen, man will durch nichts mehr erinnert werden an die alten Plackereien, Schindereien, Aufregungen, Quälereien und den geschäftlichen Aerger. Das Joch der Mode, des gesellschaftlichen Zwanges, der streng geregelten Formen, des engbegrenzten Lebenskreises will man abschütteln. Worauf man kurz zuvor noch selbst so sehr hielt, gegen dessen Uebertretung durch andere man eifersüchtig wachte, das will man jetzt selbst durchaus übertreten, man mag ganz und gar nichts mehr davon wissen. Alle Witzblätter der Welt hätten schon bankerott gemacht, wenn der Arzt nicht wäre, der der leidenden Hausfrau bald sechs Wochen Ostende, bald acht Wochen Interlaken verordnet. Man läßt diesen Hausfreund auch sagen: „Ihre Migräne, gnädige Frau, reicht nicht einmal bis Helgoland, da kann ich nur einen Sommerhut, allerhöchstens ein neues Kleid anrathen.“ Was ist daran nur so lächerlich? Wir möchten keinem Arzt rathen, das Studium dieser Kunst des Rathens zu vernachlässigen, er würde sich selbst — verrathen.

Schaden kann es Niemandem, wenn er seine Ferien recht genießt, oder wenn er überhaupt Ferien hat. Aber leider gibt es viele unter unseren Mitmenschen, die keine Ferien haben, die tagaus tagein, jahraus jahrein, ihr unfreundliches Los tragen müssen, ohne einen einzigen Lichtblick in dem traurigen Einerlei zu haben. Außerdem gibt es viele, die zwar Ferien haben, aber kein Geld, um den Zweck der Ferien erreichen zu können. Ihnen geht es, als würde eine reichgedeckte Tafel dicht an sie herangerückt, aber die schweren Gitterstäbe eines Käfigs hindern am Zugreifen. Endlich gibt es solche, deren einzige Erholung in künstlichen Ferien besteht, wir meinen den Ausstand der Lohnarbeiter im Dienste eines Unternehmers. Doch die Kur, die solche Ferien mit sich bringen, pflegt in der Regel die Hungerkur zu sein, wenn nicht zufällig eine wohlgefüllte Streikkasse vorhanden ist. Die Streikkasse aber hat auch einen Boden, und wenn man oben das Geld weggezehrt hat, so kommt unten eine glatte Fläche zum Vorschein, die uns zuruft: Fidelitas ex. Also, daß dies zweischneidige Ferien sind, bedarf keines weiteren Beweises. Aber sie sind unentbehrlich, weil sie die einzige Waffe bilden, welche der wirthschaftlich Schwache hat gegen den Starken. Denn an eine gütliche Einigung ist oft gar nicht zu denken, wo die Interessen so schroff gegenüberstehen. Nur begeht man einen schweren Fehler, wenn man irgend einem einzelnen Unternehmer aus einem Streik seiner Arbeiter einen Vorwurf machen zu dürfen glaubt. Denn entweder hat der Unternehmer Schaden durch den Streik, dann hat er ja selbst Strafe genug — oder er hat Nutzen, dann — nun, seien wir doch ehrlich, wer hat denn Lust, Geld zu verschenken, wer kauft denn eine Waare theuer, wenn er genau dieselbe Waare bei einem anderen Kaufmann billiger kaufen kann?

Sicherlich ist jeder zu bedauern, dem der Druck der Verhältnisse keine Ferien gestattet. Denn es ist ein unabänderliches Naturgesetz, daß der heilsame Wechsel von Arbeit und Ruhe, von Geschäft und Vergnügen die Gesundheit des Menschen erhält und fördert. Jeder Verstoß dagegen rächt sich am Körper des Betreffenden, ob er nun absichtlich das Gebot der Natur verletzt hat oder gezwungen durch äußeren Druck. Die ununterbrochene Arbeit schwächt auf die Dauer auch die stärksten, kräftigsten, am meisten abgehärteten Arbeiter. Aber nicht nur in körperlicher Beziehung schädigt uns das Einerlei der tretmühlenartigen Arbeit, auch der Geist ermattet und erschlafft, wenn ihm keine Aussicht winkt auf eine wenn auch nur kurze Freudenzeit. Ja der rein körperliche Gewinn der Ferien ist vielleicht nicht einmal so groß, als man gewöhnlich annimmt. Eine abgenutzte Maschine wird einfach reparirt, und das Schnurren der Räder kann wieder von vorn beginnen. Aber der Mensch ist keine Maschine (obgleich er vieles mit derselben gemeinsam hat). Die seelische Spannkraft ist ein Etwas, das man bei einer Maschine vergeblich sucht, deren Verlust aber ungeheuer schwer wiegt und durch noch so große Körperkraft niemals zu ersetzen ist. Dies ist vielleicht nicht jedem bekannt, aber wer es ein einziges Mal in seiner eigenen Erfahrung erlebt hat, dem drängt sich die Wahrheit auch so auf, daß er sie nicht wieder vergißt. Man mache z. B. einen anstrengenden Marsch. Die Kräfte sind erschöpft, scheinbar bis auf das äußerste. Die Männer, deren Muskeln sonst dem Eisen glichen, schleichen nur noch einher als wankende Jammergestalten, die Hitze hat das ihrige dazu gethan, der Staub hat es nicht an sich fehlen lassen, die Füße brennen vor Schmerz. Auch die festeste Willenskraft verliert endlich die Gewalt über uns, ein Widersacher ersteht ihr, der da immer dringlicher flüstert „bis hierher und nicht weiter.“ Plötzlich ein Ruck und ein Zuck, Musik! Wie ein elektrischer Funke durchfährt es die Glieder, alle belebt ein neuer Wille, urplötzlich erscheint der aufgelöste Schwarm kranker Krüppel wieder wie eine geschlossene Schlachtreihe von Helden, der Erdboden erdröhnt unter dem Takte des Marsches. — Woher auf einmal die Summe von Kräften, die den physikalischen Lehren zu widersprechen scheint, daß aus nichts nichts werden kann? — Diese Kräfte schlummerten, die Musik hat sie zum Leben erweckt, wie der elektrische Funke die eben noch so träge Pulvermine anfruft, um Felsen und Panzerplatten zu zersprengen.

Wenn aber der Arme zu bedauern ist, dessen Los fortwährende Arbeit heißt, ohne Ruhe, so scheint uns nicht minder bedauernswerth der Zinszehrer, der gleichfalls keine Ferien kennt, weil er keine Arbeit kennt. Zwar wird er viel beneidet, aber er wird eben mit Unrecht beneidet. Denn ohne den Segen der Arbeit gibt es keinen wahren Lebensgenuß. So gewiß Hunger der beste Koch ist, so gewiß verleiht erst Arbeit, und zwar anstrengende Arbeit den Ferien den echten, rechten Geschmack und Genuß. Wer das etwa nicht glauben will, der prüfe sich selbst nur, wenn er vier Wochen lang in den Ferien geschwelgt hat. Ganz allmählich, ganz unmerklich stellt sich da eine Empfindung ein, daß es nun des Guten genug sei, ja daß es beinah schon des Guten zu viel sei. Ein Gefühl der Uebersättigung beschleicht uns, wir beginnen uns des Schlendrians ein wenig zu schämen, sogar die Natur, die zuckersüße Natur wird langsam, aber gründlich — langweilig. So wird uns auch der appetitlichste Leckerbissen, der am Anfang des Mahles das Wasser im Munde zusammenlaufen machte, gegen Ende gleichgültig und zuletzt zuwider, der liebliche Küchenduft, der dem Hungrigen so einladend dünkte, den Gesättigten verjagt er aus dem Speisesaale.

Unwillkürlich drängen sich die Millionäre zu einer Arbeit, die thatsächlich den Menschen anpackt, wenn auch weder Körper noch Geist, so doch die Nerven. Wir meinen das aufregende Börsenspiel, das Spekuliren mit so unsinnig hohen und gewagten Summen, daß sie auch das riesigste Vermögen in Gefahr bringen und wirklich oft zertrümmern. Dem Psychologen gibt

diese Erscheinung viel zu denken. Jedes lebende Wesen bedarf der Ruhe und Erholung, aber es bedarf noch in viel höherem Grade der Bewegung und Erregung. Denn die unbedingte Ruhe ist der Tod, und das Leben ist daher gleichbedeutend mit Streben. Ein „strebsamer" Mensch will jeder gern heißen, obgleich allerdings das Wort „Streber" einen häßlichen Beigeschmack hat.

Wenden wir uns nun zu dem sogenannten Mittelstand, der in der Lage ist, sich Ferien zu „leisten". Da gibt es nun wieder nur wenige Auserwählte, die hierbei aus dem Vollen wirthschaften können, die bei weitem größte Zahl wird sich in mehr oder weniger enggezogene Grenzen eingeschränkt sehen. Viele darunter gehen aber trotzdem weit über die Grenzen hinaus. Man sagt, daß es Familien gebe, deren Ferienreise nicht viel weniger verschlingt als den Lebensunterhalt des ganzen übrigen Jahres, so daß z. B. von 3000 Mark, 1200 auf den einen Monat entfallen und nur 1800 für die anderen elf Monate zurückbleiben. Das sind natürlich ganz ungesunde, widernatürliche Verhältnisse, wenn man elf Monate lang die mangelhafte Ernährung ersetzen soll durch die Erinnerung an „die schönen Tage von Aranjuez." Dann lieber gar keine Ferienreise, denn eine elfmonatliche Hungerkur läßt sich selbstredend nicht wieder gut machen, auch nicht durch die wunderschönste Ferienreise. Gewiß ist, daß man den Ferienmonat nicht ebenso billig todtschlagen kann wie einen anderen, aber ein Fünftel, oder ein Viertel des Jahreseinkommens dürfte doch die äußerste, zulässige Grenze bezeichnen. Und zwar müßte hierin alles inbegriffen sein, nicht nur die Fahrt, sondern auch alle Vorbereitungen, namentlich die Reisekleider nicht zu vergessen.

Wie kommen aber viele, sonst ganz vernüftige Leute, zu der oben getadelten Thorheit? Viele sonst ganz vernünftige Leute sind — eitel, sie wollen immer etwas mehr scheinen als sie sind. Vor Allem aber wollen sie mehr scheinen als ihre lieben Nachbarn, und da letztere von dem gleichen edlen, dunklen Drange beseelt sind, so entsteht ein Wettlauf, der lächerlich, aber höchst betrübend ist. Außerdem gilt es auch, den Fremden im fernen Badeort riesig zu imponiren, da ist man natürlich nicht Herr Müller, sondern trägt sich in die Fremdenliste ein als Herr von Mühlheim, man ist auch nicht Bäckermeister, man ist mindestens Rittergutsbesitzer. Hat man einmal A gesagt, so muß man aber auch B sagen. Man darf doch die Fremdenliste nicht Lügen strafen. Ein Rittergutsbesitzer, ein „Herr von" muß natürlich auch einigermaßen danach auftreten, nur nicht etwa lumpig aussehen! — Auch abgesehen hiervon sollen gerade unter dem Mittelstand viele Familien sein, die nach außen hin weit über ihre Verhältnisse auftreten, und diesem Schein natürlich alles übrige aufopfern müssen, namentlich die Grundlage, tüchtige und unverkürzte Portionen zu Mittag.

Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, daß vielfach die Rücksichten auf die Stellung, auf die Kundschaft größere Ausgaben für Auftreten und Schein nach außen hin erfordern, als sonst nöthig wäre. Diese Ausgaben sind gewissermaßen als Geschäftsunkosten zu betrachten. In der Sommerfrische fallen diese Rücksichten fort. Glücklich daher derjenige, der, von dem äußeren Zwange erlöst, auch den inneren, nämlich seine Thorheit, seine Eitelkeit überwindet. Glücklich der, wer sich im Bade bei allen Ausgaben für den äußeren Glanz tapfer einschränkt, und um so mehr für seine Behaglichkeit und Gemüthlichkeit übrig behält. Wenn man erst einmal deutlich erkannt hat, daß unsere Thorheiten ein nicht minder grausamer Zwingherr sind als andere, die sichtbar vor uns stehen, so gibt uns die Scham vor uns selbst und der ehrliche Haß gegen unseren Privat-Sklavenhalter doppelte Kräfte und erleichtert uns Kampf und Sieg. Wenn man den Wettlauf um den tollsten Luxus auch in die Sommerfrische übertragen will, so dürfte der Zweck derselben verfehlt sein. Denn Ungemüthlichkeit ist der Tod der Erholung.

Die alten Erbübel aller Gasthöfe, schlechtes Essen, theure Preise, mangelhafte Bedienung, hohe Trinkgelder, werden sich in der Sommerfrische oft in gesteigertem Maßstabe vorfinden. Hierüber beklagt man sich sehr häufig, aber sehr häufig mit Unrecht, weil man nicht in Rechnung zieht, daß die Wohnungen nebst allen Anlagen, Promenaden, Verschönerungen nur während eines geringen Bruchtheiles vom ganzen Jahre ausgenutzt werden können, und sich daher gerechter Weise nicht vergleichen lassen mit einem großstädtischen Hotel oder Bierpalast. Im letzteren herrscht Winter und Sommer, Tag und Nacht das Gedränge um Getränke, kaum findet sich Morgens gegen Sonnenaufgang ein Stündchen, wo es möglich wird, das Local nothdürftig von Staub und Schmutz zu säubern. Nun besuche man aber die beliebteste Sommerfrische des Winters. Vorausgesetzt, daß man sie überhaupt wiedererkennt, wird man kaum seinen Augen trauen. Alles wüst und leer, wie ausgestorben.

Zum Theil ist nun diese Sachlage begründet in unabänderlichen Naturvorgängen. Unser Klima kümmert sich auch um die strengsten polizeilichen Vorschriften gar nicht. Wenn eine Wohnung nur vier Monate im Jahre bewohnt wird, so muß selbstredend der Miether für diese Zeit eine volle Jahresmiethe entrichten, oder wenn er auf eine noch kürzere Zeit, etwa vier Wochen (innerhalb der Saison) miethen will, so muß er das Dreifache des eigentlichen Werthes dafür bezahlen. Im Winter dagegen würde er fast ganz umsonst in derselben Behausung Aufnahme finden. Wollte man in dieses Spiel von Angebot und Nachfrage mit einem Machtgebot eingreifen, so käme man sofort in den schönsten Blödsinn hinein.

Wir sagten, daß alles dies „zum Theil" in der Natur unseres Landes liege und nicht zu ändern sei. Zum anderen Theile aber können wir doch viel daran ändern. Die letzte Hälfte des Juli pflegt die kostspieligste zu sein, weil in diesen vierzehn Tagen die Ferien der Schulen mit denen der Gerichte concurriren und die Preise in die Höhe treiben. Da können also die Vermiether sich die zahlungsfähigsten Gäste aussuchen, und sie müssen es sogar, da sie sonst ein ganz ungerechtfertigtes Geschenk an einen einzelnen machen würden. Der Kaufmann verkauft ja auch nicht etwa nach dem Einkaufspreise mit einem kleinen Aufschlag, sondern so hoch er irgend kann, und überträfe auch der Verkauf den Einkauf um 100 Procent. Jede günstige Marktschwankung steckt er vergnügt in die Tasche, und er muß es, denn bei einer ungünstigen Schwankung des Marktes muß er auch aus seiner Tasche bezahlen, und kein Käufer frägt ihn mitleidig nach seinen hohen Einkaufspreisen.

Wie kann man nun die Hochfluth der Preise, die während des Höhepunktes der Saison, d. i. beim stärksten Zudrang von Gästen eintritt, unmöglich machen? Kann die Behörde etwa Tarife und Maximalpreise festsetzen? Das wäre das denkbar verkehrteste und viel schlimmer, als wenn man die Sache gehen läßt, wie sie geht. Nur in Ausnahmefällen, bei augenblicklichen Nothlagen und künstlichen Preistreibereien könnte man zu jenem Mittel rathen. Wäre die letzte Julihälfte der natürliche Höhepunkt, so wäre überhaupt gegen die Preise nichts auszurichten, ebenso wie man das Feuer nicht kalt machen und das Eis nicht heiß machen kann.

Die Lage der Saison ist aber zum Theil eine unnatürliche, namentlich durch die Schulferien hervorgerufene. Daher hat man mit Recht den Vorschlag gemacht, die großen Ferien in den einzelnen Städten in möglichst verschiedene Zeiten (natürlich alle während der warmen Jahreszeit) zu verlegen. Die Durchführung dieses Vorschlages bedeutet nicht weniger als eine große Bereicherung unseres Nationalvermögens, und zwar ohne Aufwand von Arbeitskraft. Es ist leicht einzusehen, daß man durch Thorheit verschwenden und Werthe vermindern und vernichten kann. Daraus folgt aber sofort, daß man durch Weisheit den Wohlstand mehren kann. Die jetzige Lage der Schulferien hemmt uns in unserer sommerlichen Erholung, die vorgeschlagene Aenderung fördert uns.

Diese Förderung besteht aber nicht etwa in einer Verschiebung zu Gunsten der Sommergäste und zu Ungunsten der Sommerwirthe, sondern in einer Bereicherung beider auf Kosten — von niemand. Denn:

Erstens würden die Werthe der Grundstücke und Gebäude in den Sommerfrischen sofort steigen, weil ein höherer jährlicher Gewinn daraus zu erzielen ist. Denn mag in den zwei Hauptwochen der Preis noch so hoch steigen, so weit kann er

doch niemals kommen, um eine etwa 20wöchentliche Benutzung auszugleichen. Es kann ja nicht etwa in das Grenzenlose gesteigert werden, weil sich sonst nur sehr wenige finden würden, die noch bezahlen können, und daher die Mehrzahl der angebotenen Wohnungen leer bleiben würde.

Zweitens würden die Sommerfrischler selbst große Vortheile haben, indem sie viel billigere Wohnungen finden. Der Gastwirth wird sich nicht mehr auf seinen Miether stürzen, fast wie ein Raubthier auf das Opferlamm, weil er an diesem einzigen Miether durch Wohnen und Essen sich für das ganze Jahr bezahlt machen muß. Denn der Wirth hat dann fast sichere Aussicht, auch im August und September noch sein Besitzthum zu verwerthen. Heute sind zwar die Junipreise und August-Septemberpreise niedrig genug, aber was hilft mir das, wenn ich in dieser Zeit keinen Urlaub bekommen kann.

Drittens würden natürlich auch viel mehr Sommerwohnungen gebaut werden, als heute überhaupt vorhanden sind. Die Wirthe können sich darüber nicht wundern, gerade daran, daß die Concurrenz sich auf ihren Erwerbszweig wirft, können sie sich ja überzeugen, daß derselbe in Blüthe steht. Dadurch aber würde eine nochmalige Kostenersparniß für die Gäste herauskommen. Ja die reichen Leute würden sich fast schämen müssen, in das Bad zu reisen, weil man sagen wird „heute reist jeder Lumpenproletarier auf vier Wochen in seine Ferien." Wenn dann die Streikkassen mal recht voll sind, wer weiß, ob nicht ein richtiger Ferienstreik gemacht wird.

Die vorhandenen Mittel möglichst ausnutzen, das ist eines der wichtigsten Geheimnisse der Volkswirthschaft. Man darf die Aecker nicht brach liegen lassen.

Und doch haben wir noch einen wichtigen Punkt ganz unerwähnt gelassen. Man braucht gerade kein Menschenfeind zu sein, um es als sehr lästig zu empfinden, wenn in einem überfüllten Raume weit mehr Menschen zusammengepfercht sind, als bequem darin Platz finden können. Es ist keine Annehmlichkeit, wenn man bei Tafel so sitzt, daß man mit beiden Ellbogen stets „Fühlung hat" mit zwei lieben Nachbarn. Die Bedienung pflegt dann auch nicht die aufmerksamste zu sein. Es braucht gerade kein krankhafter Hang zur Einsamkeit zu sein, wenn es uns unangenehm ist, auf Schritt und Tritt fortwährend großen Gesellschaften zu begegnen, und uns jedes Ruheplätzchen erst mit List oder Gewalt erobern zu müssen. Auch ernsthafte Streitigkeiten können sich dabei leicht ereignen, und gerade der Friedfertigste fährt dabei am schlimmsten, der rücksichtslose Grobian erringt meistens die Palme. Auch einem Kinderfreund kann es zu bunt werden, wenn er fortwährend mindestens zehn Kinderstimmen in allen Himmelsrichtungen ihr Dasein verrathen hört. Kurz, wenn alle Treppen von Menschen starren, alle Plätze von Menschen wimmeln, wenn der Mittagstisch nur noch wie eine Massenabfütterung aussieht, dann kann von Gemüthlichkeit und Gemüthsruhe keine Rede mehr sein. Und alle diese Uebelstände, wie sie die heutige Juli-Hochfluth der Badeorte mit sich bringt, lassen sich leicht beseitigen durch Verlegung der großen Sommerferien.

Sehr ähnlich liegen nun die Dinge bei der Frage der Sonntagsruhe. Wenn die Sommerfrische eine sehr wünschenswerthe Abwechslung im Kreislauf des Jahres ist, so ist eine ebenso berechtigte, wöchentliche Ruhepause der Sonntag.

So sehr wir dem armen Arbeiter eine wöchentliche Erholung wünschen, so können wir doch die zwangsweise Sonntagsruhe nur für einen Nothbehelf halten. Denn sobald das Geld knapp ist und der Lohn gering ist, so kann der Zwangssonntag für den Arbeiter eine Strafe sein, während er doch eine Wohlthat sein sollte.

Der Sonntag soll zu einem Ausflug in das Freie benutzt werden, denn wann hätte sonst der Arbeiter Zeit dazu? Wir sind Feinde des Wirthshauslebens, und große Freunde des häuslichen Familienlebens, aber man wird doch nicht verlangen, daß die Arbeiterfamilie den ganzen Sonntag über in der Stube hocken soll. Ist letztere nicht Wohn- und Schlafstube zugleich, so ist sie doch die Eßstube, in der die Luft auch nicht besonders empfehlenswerth ist, und dazu der Schlafstube dicht benachbart. Und nachdem der Arbeiter vielleicht die ganze Woche hindurch bei einer sitzenden Beschäftigung zugebracht hat, soll er da diese Lebensweise auch noch auf den Sonntag übertragen? Darum sagen wir: hinaus in das Freie, in Gottes Natur, der Arbeiter soll es wissen, daß auch er zum Herrn der Erde geboren ist, nicht zum Sklaven, er soll es wissen, daß auch er Antheil hat an den Freuden seines Landes, seines Vaterlandes, nicht nur an den Leiden. Wie uns eine einzige Blume erfreuen kann und uns selbst hinwegtäuschen kann über Schmerzen, so sei dem Arbeiter der Sonntag ein frohes Fest nach der sauren Woche, und bei der Arbeit stärke ihn die Erinnerung an den vergangenen und die Vorfreude auf den kommenden Sonntag.

Das Bild eines Sonntagsvergnügens, wie es sich heute darstellt, ist aber nicht sehr verlockend. Alle Eisenbahnzüge überfüllt, Pferdebahnen, Omnibusse natürlich desgleichen. In den Sonntagslocalen sitzen die Menschen gedrängt, eingekeilt wie die Heringe, „keine Stecknadel kann zur Erde fallen." Wem, „der es haben kann," fiele es wohl ein, einen Vergnügungsausflug gerade auf einen Sonntag zu verlegen. In den Wäldern selbst alles übersät mit Eierschalen, Papieren, Wurstüberresten u. s. w., kein Bänkchen unbesetzt, überall Stimmen hörbar, überall Gestalten sichtbar, überall Käsedunst riechbar. Nur die weiten Hallen der Gotteshäuser, der Kirchen, leer und einsam, das Echo allein antwortet Dir auf alle Fragen und Tritte.

Das letztere bringt uns auf einen anderen Punkt. Wir bemerken zuvor, daß wir Feinde aller Religionslosigkeit sind, ein Mensch ohne Religion gilt uns als ein zweibeiniges Raubthier. Wir stehen sogar auf dem Boden der christlichen Orthodoxie, aber wir sind Gegner der heutigen orthodoxen Partei, weil wir deren Pläne für geeignete Mittel halten, um alles religiöse Gefühl auszurotten mit Stumpf und Stiel. Ein zwangsweiser Kirchenbesuch wäre z. B. der reine Gewissensmord, selbst eine Beaufsichtigung desselben bei Beamten, wie sie heute vielfach wirklich ausgeübt wird, ist entschieden verwerflich und empörend. Aus ähnlichen Gründen sind wir auch gegen die zwangsweise Sonntagsruhe. Wer wirklich seine Religion ehrlich und innerlich empfindet, den kann es nicht stören und beleidigen, wenn sein Nachbar arbeitet. Aber es beleidigt ihn, wenn sein Nachbar gezwungen wird zur Ruhe, es beleidigt ihn, wenn man seinem Gotte Heuchler als Diener verschaffen will.

Und ist denn die Arbeit eine Sünde? Oder stört sie vielleicht das Gebet? Es ist ein grober, wenn auch noch so verbreiteter Fehler, daß man einen besonderen Tag für den Verkehr mit Gott festsetzt. Denn dadurch verdrängt man die Religion aus den Wochentagen. Es ist ähnlich wie mit jenem alten mittelalterlichen Gottesfrieden (treuga Dei), der das Plündern und Rauben an einigen Wochentagen untersagte, für welche Entbehrung man sich natürlich an anderen Tagen reichlich entschädigte. Ein Mensch ist entweder immer fromm und gottesfürchtig oder nie, wozu also diese äußerliche Unterscheidung von Sonntag und Werktag?

Viele Leute fühlen sich regelmäßig des Sonntags nicht so recht behaglich, sie finden am Vergnügen kein rechtes Vergnügen. Sucht man nach der Ursache dieser Erscheinung, so findet man, daß die gänzliche Unthätigkeit daran schuld ist. Würde man zwei oder auch nur eine einzige Stunde Vormittags nach dem Aufstehen gearbeitet haben, so würde man sich viel wohler fühlen. Die Arbeit wirkt körperlich gewissermaßen als eine Turnübung. Wir möchten überhaupt vorschlagen, daß in den Turnvereinen das Angenehme noch mehr mit dem Nützlichen verbunden wird, indem gemeinnützige Arbeiten durch die Anstrengungen der Gliedmaßen geleistet werden, also weniger Kräfte verschwendet werden. Aber auch in geistiger Beziehung übt das Bewußtsein, am Tage wenigstens ein kleines Stückchen Arbeit verrichtet zu haben, einen wohlthätigen Einfluß aus. Dagegen die Beobachtung der allgemeinen sonntäglichen Faulenzerei und Zeittodtschlagerei macht auf den denkenden Menschen einen lähmenden Eindruck.

Dazu kommt, daß doch ein sehr großer Theil aller Arbeits-

arten am Sonntage nicht ruht, sondern ausgeübt wird, ohne zu stören. Im Gegentheil! Was würden wir wohl dazu sagen, wenn Eisenbahnen, Kellner, Musiker, Köche am Sonntage nicht zu haben wären. Für die englische Sonntagsruhe, wo die Straßen einen Tag lang wie ausgestorben daliegen, würden wir uns schwerlich begeistern. Dafür herrscht auch in dem sonst so hochachtbaren englischen Volke die abscheulichste kirchliche Heuchelei.

Wenn man alles oben Gesagte vorurtheilsfrei überlegt, so wird man nicht überrascht sein, wenn wir den Vorschlag machen, den Sonntag überhaupt zu verallgemeinern, in der Art, daß an jedem Tage ein großer Theil des werkthätigen Volkes seinen wöchentlichen Ruhetag hat, sodaß auch am Sonntag nur $^1/_7$ aller Arbeit ungefähr ruht, $^6/_7$ aber in Thätigkeit ist. In dieser Ueberzeugung können wir nur bestärkt werden, wenn ein Theil der sich fälschlich „rechtgläubig" Nennenden ein Wehegeschrei darüber erhebt, denn das ist ja gerade der Theil, der die Religionsverachtung heraufbeschwört, indem er die Religion herabwürdigt zu einer Sammlung todter Aeußerlichkeiten, die jeder ehrliche, gewissenhafte Mensch verabscheut.

Ein solches Sonntagslocal, welches am Sonntage unter der ärgsten Ueberfüllung zu leiden hat, so daß bei den Gästen von einem „Vergnügen" kaum die Rede sein kann und höchstens eine Schwitzkur verabfolgt wird, ein solches Sonntagslocal besuche man nun am Montage wieder. Da kann man von Glück sagen, wenn nicht die Thüren überhaupt geschlossen sind, weil doch keiner kommt und zwei oder drei Besucher natürlich nichts einbringen können. Wenn man überhaupt Einlaß findet, so sieht man ein paar gelangweilte Kellner in den Ecken sitzen und gähnen. Am Sonntag konnte man sein Wiener Schnitzel nicht erhalten, weil es bei dem Massenandrange ganz vergessen wurde oder die Nachfrage nicht zu bewältigen war. Jetzt am Montage kann man sein Wiener Schnitzel — wieder nicht bekommen, weil man auf Nachfrage nicht „eingerichtet" ist. Daher der Name „Sonntagslocal", d. i. ein Local, in dem man weder Sonntags noch sonst etwas für Geld und gute Worte erhält.

Es bedarf wohl für den denkenden Leser keines weiteren Beweises, daß der gleichzeitige Sonntag, wie er heute besteht, eine ungeheure Verschwendung von Nationalvermögen darstellt. Es werden viele große Säle gebaut, die nur an den 52 Sonntagen eines Jahres benutzt werden, während sie doch 365 Tage lang ausgenutzt werden sollten. Daher lasse man an jedem Wochentage den siebenten Theil der Einwohner feiern, täglich wechselnd, so daß jeder einzelne in jeder Woche je einmal an die Reihe kommt. Die Schwierigkeiten der Durchführung würden gegenüber den Vortheilen nur unbedeutend sein. Einige Einwände, die man noch machen könnte, sind leicht zu widerlegen. Wir wollen daher nur einen Hauptpunkt noch kurz berühren.

Oeffentlicher Gottesdienst müßte natürlich täglich abgehalten werden. Das ist aber kein Nachtheil, sondern ein Vortheil. Und selbst wo nur ein einziger Geistlicher an einer Kirche wirkt, wird er sich nicht beklagen. Denn wie der Schulmeister täglich in das Schulhaus wandert, gerade so kann der Diener Gottes auch täglich im Gotteshause seines Amtes walten. Das müßte ein sehr bescheidener Gott sein, der von sieben Tagen nur einen für sich beanspruchte und nicht alle sieben. Durchdringung unseres ganzen Lebens mit Religion thut uns noth. Der eifrige Kirchenbesucher ist nicht immer der frömmste Mensch, er glaubt oft, er habe Sonntags in der Kirche seine Schuldigkeit gethan und „Gott gegeben, was Gottes ist," die Woche aber sei nun sein, darüber habe er zu verfügen nach seinem Belieben. Nur Sonntags ist er zu sprechen, in der Woche klopft der liebe Gott vergeblich bei ihm an. — Die Kirche muß mitten im Leben stehen, sie muß ihre Wurzeln tief in das Volk treiben, wenn sie segensreich wirken will. Täglich muß auch das Wort Gottes verkündet werden, sonst gewinnt die sonntägliche Predigt nur zu leicht einen „offiziellen" Anstrich, und eine offizielle Religion ist — überhaupt keine Religion mehr.

Ueber die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium.

Von einem Arzt.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat die Petitionen einiger Frauenvereine, betreffend die Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium, der Regierung zur Erwägung überwiesen. Gegen diese Beschlußfassung trat nur der Abgeordnete Dr. Hartmann auf, der Namens der conservativen Partei ausführte, die Frau gehöre in das Haus und in die Familie; die Frauenemancipation sei ein nationales Unglück. Sehr richtig erwiderten die Gegner, leider habe nicht jede Frau ein Haus oder eine Familie, daher müsse man den Frauen ein neues Feld der Thätigkeit eröffnen. Der Abgeordnete Rickert erklärte fernerhin noch, es sei „skandalös", daß Frauen sich bei gewissen Krankheiten von Männern untersuchen lassen sollten, und viele Frauen erlägen ihren Leiden, weil ihr Schamgefühl sie verhinderte, derartige Untersuchungen durch männliche Aerzte an sich vornehmen zu lassen.

Diese beiden Punkte sind wohl auch für die Unterzeichner und Unterzeichnerinnen der Petitionen maßgebend gewesen.

Zugegeben, die Untersuchung und Behandlung unterleibskranker Frauen ist „skandalös" und angenommen, die Regierung geht auf die Wünsche der Volksvertretung ein. Die Frauen werden zum medizinischen Studium zugelassen und approbirt.

Wo sollen nun aber die Frauen studiren? An den jetzt bestehenden Universitäten mit den männlichen Studenten zusammen? Das dürfte doch außer den von Stöcker im Abgeordnetenhause geltend gemachten Bedenken auch noch zu anderen Unzuträglichkeiten führen. Oder an den von Stöcker empfohlenen Frauenakademien, die im Anschluß an Diakonissenanstalten zu errichten wären? Das Ergebniß würde sein, daß die Aerztinnen nicht dieselbe Höhe der wissenschaftlichen Ausbildung erreichen wie unsere Aerzte. Man muß den weiblichen Studirenden dieselbe Ausbildung zukommen lassen, wie jetzt den männlichen, da man doch an die Aerztinnen dieselben Anforderungen stellen wird, wie jetzt an die Aerzte. Man kann kein Spezialfach der Medizin wissenschaftlich betreiben, ehe man nicht die gesammte medizinische Wissenschaft sich zu eigen gemacht hat.

Der einzige Ausweg ist wohl die Gründung besonderer Frauenuniversitäten oder Fakultäten, eine Maßregel, die sich übrigens auch schon deswegen empfehlen dürfte, weil der Staat doch die Verpflichtung hat, für Heranbildung einer möglichst großen Anzahl von Aerztinnen zu sorgen. Denn man kann sich doch nicht damit begnügen, eine beschränkte Anzahl von Aerztinnen in die großen Städte zu setzen und das platte Land unversorgt zu lassen. Die Frauen vom Lande haben doch ebensoviel Anspruch auf Berücksichtigung ihres Schamgefühls wie die Damen in der Stadt — oder sollte die Verbreitung moderner französischer Romane und die Aufführung von Pariser Sittenbildern auf deutschen Bühnen zur Erhöhung des Schamgefühls beitragen? Man wende nicht ein, daß die kranken Frauen vom Lande zu den Aerztinnen in die Stadt reisen könnten — dazu fehlt zu oft Zeit, Geld und Lust, namentlich wenn sich eine längere Behandlung anschließt.

Ein anderer Grund für die Errichtungen von Frauen-Fakultäten! Sämmtliche Frauen-Kliniken und Polikliniken, sowie Entbindungsanstalten, die jetzt zu Lehrzwecken für die männlichen Studenten dienen, dürften doch fortan nur den weiblichen Studenten geöffnet sein. Denn es ist doch weit skandalöser, wenn eine Frau oder ein Mädchen sich von mehreren männlichen Studenten oder Aerzten — wohl gar vor einem ganzen Auditorium — untersuchen lassen muß, als wenn ein Arzt die Untersuchung vornimmt! Und Armuth schützt nicht vor Schamhaftigkeit! Nächst den klinischen Anstalten für Gynäkologie und Geburtshülfe würden zweckmäßig alle Frauenabtheilungen der Kliniken und Krankenhäuser den weiblichen Studirenden eingeräumt werden, einmal um die oben erwähnte allgemeine medizinische Bildung der Aerztinnen zu ermöglichen,

und zweitens, weil doch auch bei der Behandlung innerer und äußerer Krankheiten durch einen Arzt häufig Verletzungen des Schamgefühls nicht zu vermeiden sind. Läßt es sich doch bei der zunehmenden Verfeinerung des weiblichen Schamgefühls erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit sich die Frauen auch sträuben werden, überhaupt die Hülfe eines männlichen Arztes in Anspruch zu nehmen, wenn es sich nicht etwa um Augen- oder Ohrenkrankheiten handelt. Ist es schon aus diesem Grunde wünschenswerth, daß neben dem Hausarzte auch eine Hausärztin für jede Familie existirt, so erscheint diese Einrichtung noch erstrebenswerther, wenn man bedenkt, daß doch keine Kranke von vornherein wissen kann, welche Anforderungen im Laufe ihres Leidens an ihr Schamgefühl gestellt werden.

Erkennen wir die jetzigen Zustände als „skandalös" an, beabsichtigen wir eine Reform, so muß diese Reform auch gründlich durchgeführt werden: die Frau auf dem Lande hat genau denselben Anspruch an Berücksichtigung ihres Schamgefühls wie die Dame in der Stadt, die Proletarierin ebenso viel wie die Millionärin. Die Humanität gebietet uns Schonung des weiblichen Schamgefühls, also die Heranbildung einer so großen Anzahl von Aerztinnen, daß das ganze Land mit denselben versorgt werden kann, wie jetzt etwa mit Aerzten.

Damit wäre ja wohl auch denen am meisten gedient, die die Freigabe des medizinischen Studiums aus dem Grunde erstreben, um den Frauen einen neuen Beruf zu eröffnen. Wir haben jetzt in Deutschland etwa 19,000 Aerzte, würden also ungefähr 9000—10,000 Aerztinnen brauchen, die nöthig wären, um sämmtliche Frauen und Kinder zu behandeln. Das Militär, die Augen- und Ohrenkranken blieben den Aerzten vorbehalten. Zweifellos würden die 9—10,000 Aerztinnen damit eine glänzende Versorgung haben, wie sie ihnen jetzt kein Beruf gewährt, es sei denn hervorragende künstlerische Begabung vorhanden.

Was wird aber aus den Aerzten, wenn diese Reform, allerdings im Verlaufe von Jahrzehnten, durchgeführt wird? Schon jetzt besteht ein so großer Ueberschuß von Aerzten über den Bedarf, daß mit Recht von einem Nothstande gesprochen wird. Wenn nun wirklich die Anzahl der Aerzte in demselben Maße zurückginge, wie die Anzahl der Aerztinnen wächst, so würde nur eine absolute Verminderung der Aerzte stattfinden. Wahrscheinlich ist aber, schon wegen der Verhältnisse auf dem Lande, daß die Summe der Aerzte und Aerztinnen nach Durchführung der Reform die jetzige Anzahl der Aerzte bedeutend übersteigen wird. Demnach haben wir außer der absoluten Abnahme der Zahl der Aerzte auch eine Verminderung des Einkommens der Aerzte zu erwarten.

Das bedeutet aber eine Abnahme der heirathsfähigen Männer und damit Zunahme unversorgter Frauen. Von allen Berufen, die ein junger Mann aus „besseren Ständen" wählen kann, ist neben wenigen anderen der des Arztes derjenige, der ihn in die Lage setzt, bei etwas Glück in verhältnißmäßig kurzer Zeit von seinem Erwerb seinen Hausstand zu gründen. Durch die Reform ist also wiederum eine Zunahme der unversorgten Frauen zu erwarten, die nun nach Freigebung eines anderen Berufs dringen — und wir befinden uns in einem circulus vitiosus.

Eine so wichtige Frage läßt sich nicht lösen, ohne nach den Folgen für die gesammte medizinische Wissenschaft zu forschen. Jahrhunderte lang lag die Geburtshülfe im Mittelalter in den Händen unwissender Weiber, und erst seitdem männliche Aerzte sich mit diesem Zweige des ärztlichen Berufes befaßten, ist daraus eine Wissenschaft geworden. Seitdem haben dann Männer an der Vervollkommnung derselben gearbeitet und sie zu einer Höhe gebracht, auf die wir Deutschen stolz sein können. Das ist das Werk der Männer, „die sich nicht in die Lage einer Frau versetzen können." Jetzt überliefern wir die Geburtshülfe und Gynäkologie den Aerztinnen als Monopol, geben überhaupt das Studium des weiblichen Körpers, die Behandlung kranker Frauen auf. Das ist nicht nur für die Medizin, sondern auch für die gesammte Naturwissenschaft ein schwerer Schlag, dessen Folgen der Laie nicht ermessen kann.

Haben nun auch die Frauen die nöthige Befähigung zum ärztlichen Beruf? Daß viele hervorragend begabte Frauen ausreichend und mehr befähigt sind, beweisen die Erfolge der Frauen im Auslande. Aber selbst zugegeben, daß sich unter diesen besonders begabten Frauen auch genügend solche finden, die der wissenschaftlichen Forschung dienen können, die als Universitätslehrerinnen und Operateure auftreten, bleibt es doch noch fraglich, ob die Frau mit der Durchschnittsbegabung die Eigenschaften des Geistes und des Charakters besitzt, die der ärztliche Beruf erfordert.

Können wir letztere Frage nicht unbedingt bejahen, so erweisen wir den kranken Frauen einen schlechten Dienst, indem wir aus Rücksicht auf ihr Schamgefühl ihnen eine minderwerthige ärztliche Hülfe zukommen lassen.

Aber im Ausland gibt es doch allenthalben Aerztinnen! Gewiß; sollen wir es den Amerikanern, Engländern, Schweizern blind nachmachen? Hat sich die Sittlichkeit oder die soziale Lage der Frauen in jenen Ländern dadurch gebessert? Für uns liegen die Verhältnisse so, daß wir entweder den Skandal des Fehlens von Aerztinnen als so ungeheuer anerkennen, daß wir um jeden Preis Abhülfe schaffen müssen, aber dann auch gründlich und für Alle. Oder aber der Skandal besteht nicht, das Bedürfniß nach Aerztinnen wird nicht allgemein anerkannt, so brauchen wir auch die Frauen nicht zum medizinischen Studium zuzulassen. Jedenfalls machen wir uns keine falschen Hoffnungen über die Verbesserung der sozialen Lage unversorgter Frauen: bei dem heute bestehenden Ueberfluß an Aerzten nimmt jede Aerztin einem Arzte das Brot, hindert ihn an der Gründung eines Hausstandes, vermehrt die Zahl unversorgter Frauen.

Wäre es da nicht besser, die alten Zustände beizubehalten? Unsere ganzen Ansichten von Schamgefühl, Schicklichkeit und verwandten Begriffen sind doch conventionell: man sollte lieber darauf hinweisen, daß dem Arzte gegenüber das Schamgefühl nicht in Frage kommt, statt durch die jetzt in Frauenkreisen verbreitete Agitation dieses Gefühl künstlich aufzubauschen. Haben sich die Unterzeichnerinnen jener Petitionen auch klar gemacht, daß sie mit ihrer Agitation Unheil stiften können? Manche Frau, die vielleicht sonst nicht über diese Dinge nachgedacht hat, mag wohl jetzt durch diese Frauenbewegung abgehalten werden, ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, manche mag wohl auch ihr Leiden in Erwartung der kommenden Aerztinnen verschleppen, bis es unheilbar wird.

Dies um einer einseitigen Beurtheilung vorzubeugen.

Literatur und Kunst.

Die Arbeitstheilung in der Kunst.

Von R. Baumann.

Das Gesetz der Arbeitstheilung ist sowohl in der Naturwissenschaft als in der Volkswirthschaft eins der ersten und wichtigsten. Daß auch die Kunst davon nicht unberührt bleiben konnte, ist nicht zu verwundern. Um uns weder in der Masse des Stoffes zu verlieren noch oberflächlich zu werden, können wir hier einige Gesichtspunkte nur andeuten.

Die Grenzen zwischen Kunstwerk und Handwerk verwischen sich immer mehr. Ein Handwerker kann heute ohne einige Bekanntschaft mit Dingen, die das Gebiet der Kunst streifen, nicht leicht auskommen. Das Kunstgewerbe streut überall Samenkörner aus, deren Wachsthum nach aufwärts weist, die aber manchmal auch recht fragwürdiger Natur sind. Wir erinnern an die Photographie, die Tapetendruckerei, die zahllosen Vervielfältigungsarten in Gips, Metallguß, Galvanoplastik, die Abdrucke von Bildern, unter denen jetzt die buntfarbigen Illustrationen sich in unseren Familienzeitschriften

einen immer breiteren Raum erobern u. s. w. Dazu kommen die „stilvollen" Brautausstattungen und Zimmereinrichtungen, die Kleidermoden mit ihren freiwilligen Sklaven, der Damenwelt und dem Gigerlthum. Freilich kommt bei dieser Art von Kunst oft nichts heraus als die reine Unnatur, aber das haben diese Herrschaften gemein mit einer Gruppe von Künstlern, die sich Naturalisten nennen.

Umgekehrt braucht der Künstler auch den Handwerker. Ursprünglich war der Künstler sich selbst genug, er hatte keinen Orgelbauer, keine Pianofortefabrik, keinen Instrumentenmacher, und er brauchte auch keine, denn des Gesanges Gabe hatte er von Natur. Mit dem Stabe zeichnete der Mathematiker seine Figuren in den Sand, und mit dem Feuerstein ritzte der künstlerisch beanlagte Ureuropäer die Bilder der damaligen Mammuts in die Schieferplatte, und machte sich dadurch unsterblich. Bühnenausstattungsstücke kannte man einst noch nicht, und noch zu Shakespeares Zeiten soll das erste beste Zimmer ohne alle moderne und raffinirte Bühnentechnik gut genug gewesen sein für jede Première. Man kitzelte die Sinne wenig, aber um so mächtiger wurden die Herzen ergriffen.

Im Anfang war das Element der Musik noch nicht geschieden von der Dichtkunst. Wer singen und sagen konnte, war Dichter und Musiker zugleich. Ja selbst Componist und Musikant wohnten noch friedlich in einem Herzen, ebenso Dramatiker und Schauspieler. Epos, Lyrik, Drama bildeten noch einen Urbrei, aber das Chaos war nicht übel. Schon bestand der alte Thespiskarren aus denselben Brettern, die noch heute die Welt bedeuten, und der „fahrende" Sängergreis, der mit dem Feuergeist eines Jünglings seiner Harfe rauschende Accorde entlockte, war vielleicht blind und mußte geführt werden, aber er war ein Gedankenleser, der die Seele durchschaute. Er sang uralte Weisen, aber er verstand auch neue Meistertöne, wie in höherer Inspiration, im Augenblick zu ersinnen, festzubannen und die staunenden Hörer damit zu entzücken. Heute haben wir noch hin und wieder einen Dichtercomponisten wie Richard Wagner, und wir bewundern einen Mozart, wenn wir lesen, wie er fast auf sämmtlichen Instrumenten Virtuose gewesen sein soll, aber einen Dichterschauspielersängercomponisten würde man doch vergeblich suchen, obgleich mancher Opernsänger nebenbei ein tüchtiger Schauspieler ist, und mancher Berliner Theaterdirector den Theaterdichtern Concurrenz macht, um zu dem klingenden Erfolge auch einen Namen von Klang hinzu zu erwerben.

Bedeutend waren die weltbedeutenden Bretter schon immer, heute aber bedeuten sie nicht nur eine Welt, sondern sie *sind* wirklich eine Welt im Kleinen, wenn man so ein modernes Riesentheater klein nennen darf. Da kann der Held nicht mehr allein oder mit einem Freunde sein Jahrhundert in die Schranken fordern, sondern er braucht einen Heldenvater, einen Komiker, einen Bonvivant, eine komische Alte, naive und sentimentalische Liebhaberinnen u. s. w. u. s. w., einen Heldentenor, einen Baß, eine Altistin, Koloratursängerinnen, Soubretten, Choristen, Statisten, Souffleure, Balletensen und noch manche — eure und — ensen. *Vor* den Lampen finden wir eine neue Schlachtreihe, das Streichquartett, Bläser in Holz und Blech, Pauken, Trommeln u. s. w. Außer dieser Welt gibt es aber noch eine Ober- und Unterwelt, über, unter und hinter den Brettern operirt das Heer der Obermaschinisten und Untermaschinisten, nicht nur die Elektricität, sondern die ganze Physik und Chemie ruft hier ihre Geister herbei, die Patente für Theatermaschinen sind nicht die schlechtesten. Kein dankbares Publikum sollte beim Hervorrufen zwei Leute vergessen, die Leib und Seele zusammenhalten, den Maschinenoberst und den Dekorationsmaler. — Die Sinne werden also nicht nur gekitzelt, sondern geradezu geblendet, betäubt, benebelt, verwirrt, und das nennt man mit *einem* Wort — Effect. Zur Erzielung voller Häuser darf man auch ein wohleingerichtetes Foyer nicht vergessen, denn die Magensrage bleibt immer die Lebenssrage.

Prosaiker und Poet gehen bis heute noch Hand in Hand. Man hat kaum jemals gehört, daß ein Versdichter seine Stoffe zuerst von einem Prosaiker bezieht, um sie dann in wohlgesetzte Verse zu schmieden. Noch erwiesen sich Form und Inhalt zu innig verwachsen, um diese Arbeitstheilung zu ermöglichen. Dagegen kommt es vor, daß ein und derselbe Dichter eine Arbeit zuerst in Prosa verfaßt, dann aber erkennt, daß der Stoff eine Erhebung zu poetischer Verklärung wünschenswerth macht, und daher eine Umformung in Verse vornimmt. In gewissem Sinne findet solche Umformung jedesmal statt, da offenbar erst der Rohstoff des Gedankens da sein muß, bevor sich die einzelnen Verse im Hirnkasten einfinden können. Bei dem echten Dichter wird kein mühsames Herumquälen mit den Formen stattfinden, vielmehr werden diese von selbst so massenhaft zuströmen, daß er nur auszuwählen und einzuordnen braucht. Aber irgend eine Anregung muß doch jedesmal vorausgehen, ein äußeres oder inneres Erlebniß, das wirkt wie der Funke, der das Pulverfaß zur Explosion zwingt.

Um so wunderbarer muß die herkömmliche Arbeitstheilung zwischen Operncomponist und Operndichter erscheinen. Hier finden wir in der Regel, ja fast ohne Ausnahme Textbücher jämmerlichsten Inhaltes, letzten Ranges selbst bei Opern ersten Ranges, Textbücher unter aller Kritik bei Opern, die über jedes Lob erhaben sind. Das unbegreiflichste daran ist aber, daß *zuerst* das Textbuch geschrieben wird, und danach erst der Componist seine Melodie abzumessen hat. Denn so werthlose Texte könnten noch rechtzeitig nach vorliegenden Melodien zurecht gehackt werden. Entweder sollte jeder Componist genügend in der deutschen Sprache bewandert sein, um seinen Tönen wenigstens nothdürftig befriedigende Worte unterlegen zu können, oder man sollte, so radikal der Vorschlag auch klingen mag, in der Oper ohne bestimmte Worte singen lassen und nur eine Inhaltsangabe dazu drucken lassen, ähnlich wie es heute bei den Pantomimen im Circus geschieht. Denn erstens sind in der Praxis die Worte der Sänger doch fast niemals verständlich, und man muß daher das Textbuch vorher zu Hause schon durchgelesen haben. Man läßt daher auch Duette, Terzette und so weiter mit mehreren *verschiedenen* Texten durcheinander singen, was insofern vollständig berechtigt ist, als man eben auch beim Sologesang kein Wort verstehen kann. Und zweitens, wenn es wahr ist, daß nur Polyhymnia die Seele ausspricht, wozu will man mehr aussprechen als die Seele?

In der Musik finden wir die ursprüngliche Einheit des künstlerischen Schaffens beim noch ungeschliffenen Kutschertenor, bei der trillernden und jodelnden Dorfschönen, die frei wie der Vogel in der Luft produziren nach der alten Regel: singe, wem Gesang gegeben. Die erste Arbeitstheilung findet statt zwischen dem Liedercomponisten, der vielleicht keinen einzigen, reinen Ton mit seinem natürlichen Stimmregister hervorbringen könnte, und dem Liedersänger, dem weder die Geheimnisse des Rhythmus, noch die der Modulation, ja nicht einmal die Wunderwelt des Dur und Moll erschlossen sind. Hier ist jeder von Beiden impotent, die Arbeit wird erst möglich durch Arbeitstheilung, wie in der bekannten Fabel vom Blinden und vom Lahmen.

Eine weitere Arbeitstheilung findet statt in der Instrumentalmusik. Schon der Klaviercomponist, wenn er auch kein Klaviervirtuose ist, muß doch einige Kenntnisse besitzen von dem, was der Spieler mit seinen zehn Fingern greifen kann, was er mit dem vorhandenen Muskelapparat bewältigen kann. Noch viel mehr Rücksichten sind zu nehmen vom Orchestercomponisten. Jedes einzelne Instrument hat hier seine besonderen Fähigkeiten, seine Tongrenzen, seine Klangfarbe und Klangfülle. Die praktische Instrumentenkenntniß kann hier manchmal sogar wichtiger werden als alle Theorien über Harmonie und Contrapunkt. Aus den Partituren bekannter und beliebter Opern werden von Klavierkundigen Klavierauszüge gemacht für das breitere Publikum. Unsere klassischen Sonaten werden in Ausgaben für Musikschüler veröffentlicht, worin jedem Tacte der Fingersatz und alle möglichen anderen Fingerzeige beigefügt sind. In umgekehrter Richtung bewegt sich die Arbeitstheilung, wie sie neuerdings aus Amerika gemeldet wird. Eine Dame ohne theoretische Musikkenntnisse spielt dort (natürlich gegen die höchsten Honorare) vor Fach-

leuten entzückende Lieder und Sonaten auf dem Klavier, die dann regelrecht ausgearbeitet und auch für das Orchester bearbeitet werden, so weit sie dazu geeignet sind. Es würde sehr kurzsichtig sein, wenn man grundsätzlich eine solche Arbeitsteilung als „unkünstlerisch" zurückweisen wollte. Denn hierin könnten doch nur die Erfahrungen das entscheidende Wort sprechen! Und wie will man solche gemeinsamen Arbeiten ablehnen, wenn man sie nicht einmal als solche erkennen kann. Die Verfasser werden sich sehr hüten, unbeliebte Herstellungsweisen bekannt zu machen, obgleich sie sich auf keine Geringeren berufen könnten als auf Schiller und Goethe, die als Xenien-dichter keine Lust hatten, bei jedem Distichon den Namen des Urhebers anzuschreiben, sondern diese Aufgabe den kopfzerbrechenden Kritikastern überließen.

Abermals muß die Arbeit getheilt werden zwischen dem Orchesterleiter und seinen Musikern. Mancher Schweißtropfen muß vergossen werden, bis jeder Einzelne das Nöthigste vom Zusammenhange des Ganzen begriffen hat, bis jeder Ton an seinen Platz gesetzt ist, und endlich alles „klappt". Am auffälligsten empfindet man das naturwüchsige Ineinanderaufgehen aller Instrumente bei den sog. Zigeunerkapellen. Die vorauseilende Reklame pflegt mit großen Lettern zu verkünden, daß solche Kapelle von musikalischer Theorie — „keine Ahnung" habe. Aber auch hier scheint Rom nicht an einem Tage erbaut zu sein. Wenigstens behaupten Kenner Ungarns, also der Heimath der Zigeunerkapelle, daß dort Musiker im Lande herum reisen, auch deutsche Musiker, die den Zigeunern erst mühsam durch hundertmaliges Vorspielen die einzelnen Stimmen einer Partitur beibrächten.

Eine neue Kluft thut sich auf zwischen Componist und Orchesterleiter. Diese Kluft kann niemals völlig überbrückt werden, durch kein crescendo, kein pianissimo, kein vivace oder con amore. Was vermögen alle Worte Deutschlands und Italiens gegen die Unendlichkeit der feineren Tonfärbungen und „Nüancen". Nicht jede Einstudirung genießt das Glück, vom Componisten selbst geleitet oder wenigstens beaufsichtigt zu werden, und die Gräber der alten Meister sind stumm. Das Höchste, was überhaupt möglich und erreichbar ist, ist eine Congenialität zwischen Dirigent und Componist, denn jede „Wiederaufführung" ist eine künstlerische Neuschöpfung, wenn sie überhaupt künstlerisch sein will. Das sog. Eingehen auf die Absichten des Meisters könnte, wenn es mehr sein soll als eine Schülerleistung, höchstens den — Kunsthistoriker interessiren. Die eigene Impotenz darf und kann auf diesem Wege kein Schüler bemänteln. Wenn aber ein Kritiker grundsätzlich nur das Unmögliche verlangt, nämlich eine Composition „objectiv" und ohne „subjective Färbung" zu spielen, so muß man vorsichtig im Ausdruck sein und darf nicht mehr schreiben: Rubinstein wird die Kreutzersonate spielen, — sondern: Rubinstein wird über die Kreutzersonate phantasiren (oder sie variiren).

Trotz aller Arbeitstheilung hat gerade die einheitliche Schöpfung aus einem Guß, das Werk eines Augenblickes, das dasteht wie Pallas Athene, als sie des Zeus Haupte entsprang, etwas Bestechendes und Ueberwältigendes an sich. Wenn ein Künstler zu guter Stunde am Klavier phantasirt vor einer kleinen, auserlesenen Gemeinde, dann merkt man nichts, gar nichts mehr von saurer Arbeit und rinnendem Schweiß, sondern schmerzlos wirkt die Kunst wie das Meer, als es aus seinem Schoße die „schaumgeborene" Aphrodite emportauchen ließ. —

Viel bestimmter als die musikalischen Kunstausdrücke sind schon die gedruckten Worte des Theaterdichters. Aber dennoch finden wir hier eine ähnliche Arbeitstheilung. Es gibt keinen Othello, es gibt nur Othello's. Man kann fast sagen, daß kein Schauspieler berühmt werden kann, bevor er einen neuen Wallenstein oder Hamlet geschaffen hat, der dann bei den Sternen zweiter Größe „Schule macht". Niemals kann Possart den Hamlet spielen, er kann nur über Hamlet phantasiren, oder wenn man will, — philosophiren. Ist das ein Unglück? Ein Wallenstein, ein Faust paßt in keine Uniform hinein, es sind allgemein menschliche Personen, trotz (oder wegen?) ihrer himmelstürmenden Leidenschaften und ihrer scharf ausgeprägten Persönlichkeit. Die Hauptsache ist und bleibt auch hier, daß der Darsteller dem Dramatiker congenial ist, daß er seiner Rolle „gewachsen" ist. Welch' ein weiter Weg vom Wallenstein zum Wallenstein! Man vergißt fast am Ende den Anfang, nämlich daß ein Mensch Wallenstein hieß und im 30jährigen Kriege lebte. Schiller's Drama würde wohl herzlich schlecht sein, wenn er sich nur ängstlich an die ihm vorliegenden Historien gehalten hätte. Um Wallenstein recht zu verstehen, mußte Schiller über die Weltgeschichte hinausgehen! Man könnte auch einem großen Schauspieler keinen grundsätzlichen Vorwurf daraus machen, wenn er versuchen wollte, über den Schiller'schen Wallenstein hinaus zu gehen, — nur dürfte er nicht das Unglück haben, Müller zu heißen, sonst erhält man die Reihe: Gustav Adolf's Wallenstein, Schiller's Wallenstein, Müller's Wallenstein. Auf eine eingehendere Untersuchung müssen wir hier aus Raummangel verzichten. —

Beim Roman scheint auf den ersten Blick die Arbeitstheilung unmöglich. Dennoch wäre eine solche auch hier oft sehr wünschenswerth. Man erinnere sich gefälligst, daß an den Romanen der verschiedenen Schriftsteller sehr häufig, um nicht zu sagen in der Regel, gewisse erhebliche Mängel sind, — bald ist es das Fehlen tieferer Grundgedanken, bald die ungeschickte Anordnung der einzelnen Handlungen und Ereignisse, bald wieder der holperige Stil und die flüchtige Satzbildung. Nun kann zwar der theoretische Kritiker sehr bequem erklären: das muß eben ein tüchtiger Schriftsteller alles lernen, mag er sich es sauer werden lassen in den Lehrjahren, bevor die Meisterjahre kommen können. Das ist ja bis zu einem gewissen Grade eine berechtigte Forderung, aber, mit Verlaub, kann man das Lösen tiefer Conflicte, kann man die packenden Einfälle und die urwüchsigen Genieblitze erlernen? Den flüssigen Stil kann man zwar mit den Jahren lernen, aber manches fleißige Talent thäte dennoch gut, wenn es sich in Verbindung setzte mit einem bärenhäutigen Genie, um seine dürre Triebkraft frisch befruchten zu lassen. Zum Teufel, was soll man denn anders machen, wenn das faule, verbummelte Genie nicht arbeiten will, und der talentvolle Vielschreiber nichts ersinnen kann! Wenn nur Musterleistungen erlaubt wären, und alle Arbeitsteilungen verboten wäre, so müßten 90 Procent verhungern von den romanhungerigen Lesern, und wieviel von den honorarhungerigen Schriftschreibern? Kein Erfinder kann Maschinen allein bauen, und kein Krieg könnte ausbrechen, wenn der Generalstabschef alle Kanonen eigenhändig abschießen sollte. Wenn auch der Artillerist keinen Grund hat, auf alle Infanterie nur verächtlich als Kanonenfutter herabzusehen, so gibt es doch im Kriege wie im Roman viele Waffen, die nicht jeder alle mit gleicher Meisterschaft handhabt. Der eine ist ein Meister im Dialog, ein zweiter in der Situationsmalerei, ein dritter ist groß in der Kleinmalerei, ein vierter im Schürzen des Knotens und im Ersinnen von tausend neuen Verwickelungen, ein fünfter hat unaufhörlich witzige Einfälle, ein sechster bildet neue und seltsame Wörter und Sätze, ein siebenter ist Virtuose in Fragezeichen, Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen, die niemals Gedankenlosigkeiten sind.

Die fehlende eigene Schöpferkraft wird häufig von außen ersetzt durch Erlebnisse, Gespräche und andere Stoffquellen, die billig zu haben sind. So hat man manchmal Mitarbeiter, ohne es selbst zu wissen.

Auch der Maler findet die nöthige Anregung häufig in der Geschichte, in der Natur, wenn seine Phantasie versagt. Aber die Phantasie bleibt darum doch der eigentliche Urquell und Jungbrunnen aller Künstler. Man hat mit Recht gesagt, daß große Maler selbst dann große Maler gewesen wären, wenn sie ohne Hände zur Welt gelangt wären. Die flüchtig hingeworfenen Skizzen eines echten Malers sind mehr werth als die sauberste Arbeit des fleißigsten Talentes. Wie manches herrliche Phantasiebild muß für die Welt verloren gehen, weil der Betreffende nicht malen kann oder zu faul dazu ist. Durch Arbeitstheilung könnte es gerettet werden, wenn der eine in Umrissen seine Gestalten andeutet und einem zweiten vorempfindet, nur muß dieser zweite wenigstens die Fähigkeit

haben, jene Gestalten nachzuempfinden. Auch etwas Perspektive ist dem Maler nützlich, obgleich das Malerauge von Natur schon soviel perspektivischen Sinn mitbringen sollte als das Ohr des Musikers für die Empfindung der richtigen Tonintervalle.

Was aber beim besten Willen die Natur nicht mit in die Wiege legen kann, sind Fachkenntnisse, die öfters vorkommen können. Z. B. ein Maler, der eine rührende Abschiedsscene auf dem Bahnhofe darstellt, könnte sich durch eine ganz verkehrt gezeichnete Locomotive unsterblich lächerlich machen. Er muß sich mindestens das Ding einmal näher ansehen. Wenn in einem Roman ein Krankenzimmer beschrieben wird oder gar eine Operation, oder auf der Bühne eine Gerichtsverhandlung, so sind einige Ceremonien und Formeln nicht gut zu umgehen. Da muß der Dichter mit seinem Fachmann gehen, wenn er sich nicht verirren will.

Der gelehrteste Fachmann kann seine Ueberzeugung weder auf der Rednerbühne noch in der Presse mit Glück und Erfolg vortragen, er braucht dazu den Redner und den Schriftsteller. Ist der Fachmann selbst zufällig schriftstellerisch beanlagt, dann natürlich um so besser. —

Niemand kann alles, daher jedem das seine. Es ist nur eine schöne Theorie, daß der Weltweise zugleich der geborene König, der geborene Arzt, der geborene Stiefelputzer und Rockverfasser sei. Im Allgemeinen kann man keinem Schriftsteller rathen, seine Schriften in Selbstverlag zu nehmen und sie in einer eigenen Druckerei zu drucken. So mag auch jeder Künstler das Gute von da nehmen wo er das Beste findet, sei es in sich selbst, sei es außerhalb. Niemand kann die Arbeitstheilung tadeln, sondern nur die Flickarbeit, die als solche erkennbar ist. Warum soll nicht auch im Himmel der Kunst jeder nach seiner Façon selig werden können?

Friedrich Bodenstedt und sein letztes Werk.

Von Adolf Wilhelm Ernst.

Bodenstedt lebt im Munde des deutschen Volkes als der Dichter der Mirza Schaffy-Lieder. Die größere Menge der Literaturempfänglichen kennt ihn vielfach nur von dieser Seite, sieht ihn im luftigen morgenländischen Gewand, den Turban um das Haupt geschlungen, die Rosen von Schiras pflücken oder mit heiter lächelnden Mienen den duftigen Wein orientalischer Lebensfreude kredenzen. Daß dieser wein- und minneselige Poet auch ein gewaltiger Sprachforscher war, ein geistvoller, anregender Feuilletonist, ein trefflicher Erzähler, ein genialer Uebersetzungskünstler, ein weitschauender Historiker, ein scharf blickender und scharf denkender Ethnograph, ein Causeur von geradezu bestrickendem Liebreiz, ein Improvisator von köstlicher Laune und schier unerschöpflicher Kraft — an all diese Gaben und Eigenthümlichkeiten in Bodenstedt's Wesen denkt man meistens erst in zweiter Linie. Bodenstedt im abendländischen Bratenrock und mit dem Cylinder auf dem charakteristisch geformten Kopf ist uns doch eine gar zu seltsame Erscheinung!

1851 erschienen die „Lieder des Mirza Schaffy," das Buch, dem der verstorbene Poet seinen Ruhm verdankt. Kein anderes Buch — könnte man fast sagen — hat vorher oder nachher einen solch außergewöhnlichen Erfolg gehabt. 1884 erreichte es die 115. Auflage! Bodenstedt verstand es vortrefflich, das deutsche Volk in Unkenntniß über den eigentlichen Verfasser zu lassen. Diese lebensfreudigen, heiteren Lieder, diese anmuthig tändelnden Weisen, in denen der Verfasser die orientalische Lebensweisheit in graziöser, einschmeichelnder Form verherrlicht und die genußverheißende Trias: Wein, Weib und Gesang feiert, lebten in allen deutschen Gauen, entzückten idealberauschte Jünglinge und minneschwärmende Jungfrauen und wußten selbst dem ernsten Denker und gereiften Mann in einer beschaulichen Stunde ein heiteres Lächeln abzulocken. Aber dem Verfasser, diesem Allahanbeter, der dem mohamedanischen Ritus zuwider, den Wein liebte, konnte man nicht auf die Spur kommen. Und da ist es nun recht bezeichnend für den contemplativen Bodenstedt, daß er zwanzig Jahre lang heiter schmunzelnd zusah, wie das deutsche Volk sich abmühte und welche Mittel es anwandte, um Mirza Schaffy, diesen unverfälschten Orientalen, zu entdecken; da feierte die prickelnde Schalkhaftigkeit Bodenstedt's herrliche Triumphe, als der lachende Philosoph von Tiflis sah, wie ein sächsisches Journal sich vergeblich bemühte, auf das Portrait des morgenländischen Sängers Jagd zu machen, wie ein anderes Blatt in Süddeutschland mit ernster Gewissenhaftigkeit das Bildniß eines langbärtigen Orientalen publizirte und mit kecker Nonchalance den Namen Mirza Schaffy darunter setzte, und wie endlich ein stoffhungriger Reiseberichterstatter einer englischen Monatsrevue frisch und frei schrieb, er habe im Kaukasus den „berühmten" Dichter Mirza Schaffy interviewt! Mit köstlichem Behagen ließ Bodenstedt Frau Fama die Schale ihres aus den sonderbarsten und heterogensten Gerüchten zusammengebrauten Trankes über Mirza Schaffy ausgießen, und erst zu Beginn des siebenten Jahrzehnts lüftete er den Schleier und präsentirte sich beim Erscheinen der hundertsten Auflage seiner Liedergabe als Verfasser dieser weinduftathmenden, liebedurchrauschten Strophen. Jetzt ist es ja bekannt genug, daß Mirza Schaffy kein fingirter Name, sondern Bodenstedt's Lehrer war, der den deutschen Poeten, als dieser selbst in der lateinischen Sprache in Tiflis unterrichtete, in fremden Sprachen, in der persischen und tartarischen, unterwies.

Die „Lieder des Mirza Schaffy" haben eine begeisterte Aufnahme gefunden, die geradezu selten ist. Nicht nur in alle europäischen Sprachen, auch in das Tartarische und Hebräische wurden sie übertragen. In unserer modernen, fast überall von hohem Lebensernst durchzogenen Zeit haben diese Lieder, deren rhythmenfrohen, westöstlichen Klängen man einst so willig lauschte, deren Grazie und Humor, deren prickelnder Frohsinn und übersprudelnde Lebenslust, die wenig nach der Wesen Tiefe trachtet, manches Herz schneller schlagen ließen, ihre Wirkung zum Theil verloren, und zumal bei den literarischen Wahrheitsfanatikern ist Bodenstedt, der bis an sein Lebensende mit unverbrüchlicher Treue, mit überzeugungsfroher Gesinnungstüchtigkeit im Heerlager des Idealismus ausharrte, in Mißkredit gerathen. Er war aber doch ein Dichterherold, und die „Lieder des Mirza Schaffy" haben ihre Mission erfüllt, haben „das nüchterne Volk berauscht" und zugleich ihren Autor unsterblich gemacht, und es werden sich noch stets Menschen finden, die zu diesem Buche mit seinen naiv-heiteren Lebenswahrheiten greifen, viel eher als zu den „Gedichten" (1853) und zu der Sammlung „Aus der Heimath und der Fremde" (zwei Theile 1857—1860). Denn ganz abgesehen davon, daß der Poet in diesen Gedichten das morgenländische Gewand abgestreift und sich häufig als Deutscher unter Deutschen zeigt, bieten diese poetischen Gaben des Originellen und Bedeutenden nicht viel. Das Formale und die Meisterung desselben tritt mit erdrückender Wucht in den Vordergrund und das rein contemplative Element in der Bodenstedt'schen Dichtung, das nicht selten in hausbackenes Vernünfteln ausartet, macht sich zu sehr bemerkbar und überwuchert die gefühlbeseelte Poesie der Mirza Schaffy-Lieder.

Mit der Sammlung „Aus dem Nachlaß des Mirza Schaffy. Neues Liederbuch" (1874) erhebt sich der Poet ziemlich zu seiner früheren Eigenart, wenngleich Mirza Schaffy auch etwas bemerklich gealtert hat und nicht mehr mit der ehemaligen sorglosen Heiterkeit und Genußfreude dem Weine und der Liebe huldigt, sondern sich vorwiegend zum echt orientalischen Quietismus hinneigt und als Gnomiker bedeutsame Gedankenschätze an das Tageslicht fördert. Bodenstedt ist als Lyriker vorwiegend ein Poet der Reflexion und der Anschauung. Seine Lyrik der Empfindung steht in keinem proportionalen Verhältniß zu den beiden vorgenannten lyrischen Gebieten. Die orientalische Poesie, wie sie in deutschem Gewande uns seit Goethe's „Westöstlichem Diran" entgegengebracht ward, strebt in erster Linie nach Reflexion und Anschauung; scharf herausgemeißelte Plastik mangelt ihr durchgehends. Ein Beweis dafür ist auch Bodenstedt, und wo dieser als Dichter der lyrischen Empfindung

auftritt, wie in den Liedersammlungen „Aus Morgenland und Abendland“ (1882), und „Neues Leben“ (1886), da zeigt seine Muse ein ziemlich gewöhnliches Gesicht, das sich in seiner nüchternen Alltäglichkeit wenig kräftig vom Durchschnittstypus abhebt. Besonders macht sich in dem letzterwähnten Buche eine Kälte und Leidenschaftslosigkeit des Herzens geltend, die zu den Mirza Schaffy-Liedern in grellem Contrast stehen. Bodenstedt ist überhaupt in keiner seiner zahlreichen dichterischen Leistungen ein leidenschaftlicher Poet, keine emphathische Dichternatur, die uns durch die Gluth ihrer Empfindung, durch den Schwung ihrer Sprache, durch die Größe und Erhabenheit ihrer Ziele in Bewunderung erschauern läßt. Er ist kein Poet, der tiefsinnend, ein zweiter Faust, über schwindelerregende Fragen des Weltuniversums brütet, kein Poet, in dessen Dichtungen die summa arcana des Menschenlebens niedergelegt ist. Immer und immer wieder kommt bei ihm, bald in leiser Zurückgezogenheit, bald in greifbarer Deutlichkeit, das quietistisch-didaktische Element, die Reflexion zum Durchbruch, was nicht zum geringsten Theil daraus resultirt, daß sein poetischer Genius — soweit er die Lyrik betrifft — mit morgenländischen Zusätzen vermischt ist, mit dem pantheistischen Geist des Orients, mit einer gewissen Dosis Fatalismus, mit einer gedämpften Sinnlichkeit, die sich nicht selten zuerst an die menschliche Vernunft wendet, um von hier aus auf unser Herz zu reagiren. —

Wenn wir kurz Bodenstedt's poetischer Erzählung „Ada, die Lesghierin“ (1853) gedacht haben, dieser Dichtung, der bei allem Glanz und bei aller Wucht einzelner Kampfschilderungen und Sittenbilder die plastische Rundung und die streng epische Färbung fehlt, da novellistische Momente zu stark betont sind; wenn wir an seine recht mittelmäßigen Dramen und Erzählungen erinnert haben, so müssen wir noch auf den berufenen Uebersetzer und Shakespeare-Forscher Bodenstedt hinweisen. In meisterhafter Uebersetzung hat er Puschkin, Lermontow, Alexei Kolzow, Turgenjew, Hafis, Omar Chajjâm ꝛc. übertragen. Die schönsten Lorbeeren als Uebersetzungskünstler hat er zweifelsohne mit Shakespeare geerntet. Bodenstedt war ein feinsinniger Kenner der altbritischen Dichtung, und mit Feuereifer hat er diesem Studium obgelegen. Als geradezu klassisch bezeichnet man die Uebersetzung der Shakespeare'schen Sonette. Wenn diesen Verdeutschungen auch der Pomp und die wuchtige Schwere des Shakespeare'schen Stiles mangelt, so sind sie doch kleine Kunstwerke von der liebenswürdigsten Grazie. Eine andere Frucht seiner Shakespeare-Studien sind die Werke „Shakespeare's Zeitgenossen“ und „Shakespeare's Frauengestalten.“ Die Jubelfeier des englischen Poeten (1864), bei der unter Dingelstedt vorzügliche Shakespeare-Aufführungen in Weimar stattfanden, veranlaßte die Gründung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Als Herausgeber des Shakespeare-Jahrbuches wurde Bodenstedt gewonnen, der dieses Amt allerdings nur kurze Zeit verwaltete; später übernahm es Carl Elze. In dieser Zeit schaarte Bodenstedt formgewandte und begabte Dichter um sich, wie Freiligrath, Herwegh und den durch seine Byron-Uebersetzungen hervorragenden Gildemeister, um eine neue Uebersetzung von „Shakespeare's sämmtlichen Werken“ (1866—1871) herauszugeben.

Die geographischen (ethnographischen) Werke des verstorbenen Dichters haben wir noch gar nicht erwähnt. Zu diesem Genre gehören „Die Völker des Kaukasus“ (1848), „Tausend und ein Tag im Orient“ (3 Bände, 1850), Schriften, die nebst einigen anderen geographischen Büchern desselben Verfassers Früchte seines Aufenthaltes in Georgien und seiner Reise durch den Kaukasus sind. In „Tausend und ein Tag im Orient“, einer Sammlung von Reisebildern, waren schon die „Lieder des Mirza Schaffy“ enthalten, die später gesammelt erschienen. Für den Ethnologen und Völkerpsychologen beachtenswerth sind Bodenstedt's „Erinnerungen“, die in dieser Zeitschrift schon eine eingehendere Würdigung gefunden haben.

In den vorstehenden Zeilen dürften die bedeutendsten Werke unseres Poeten genannt sein. Ob zu diesen aber das neueste und letzte Werk Bodenstedt's gerechnet werden muß, ist wohl mehr als zweifelhaft. „Theodora. Ein Sang aus dem Harzerwald“*) ist der Titel des Buches, das von den Malern Ernst Schulz, Alexander Zick und Moritz Zocher geradezu glänzend illustrirt worden ist. Das Werk legt zunächst Zeugniß ab für die Schaffensluft, die den Poeten bis kurz vor seinem Tode beseelte. Einzelne Partien des Buches glänzen durch die Frische und Lebendigkeit der Darstellung, die uns Wunder nehmen kann, wenn wir an das hohe Alter des Verfassers denken. Der Vorgesang enthält zum Theil rein persönliche Momente und Erinnerungen aus Bodenstedt's Leben, insbesondere aus seiner Jugendzeit, wo er verklärten Angesichts ferner des Harzwalds Berge blauen und weit am Horizont sich dehnen sah; zum Theil enthält dieses Präludium, das übrigens ein Bischen weitschweifig angelegt und inhaltlich ziemlich regellos componirt ist, mancherlei Reminiscenzen aus späteren Lebensperioden des Verfassers. So führt er an einer Stelle einen Vergleich zwischen dem Leben des Harzer und dem des russischen Bergmannes. Diese Gegenüberstellung ist mit Kraft und Wärme durchgeführt, aber nur Beiwerk, das mit dem Kern des Gedichtes in keinem inneren Zusammenhang steht. Den Stoff bildet die romantisch und phantastisch zugestutzte Geschichte eines Findelkindes fürstlicher Herkunft und dessen mannigfache Schicksale. Das naiv empfundene Gedicht, wenig modern in unseren Tagen, wo der literarische Geschmack in ganz andere Bahnen gelenkt ist, enthält eine Fülle von Lebenswahrheit und Menschenkenntniß. Der nimmer rastende Dichter hat sich nicht umsonst unter den verschiedensten Himmelsstrichen bewegt, hat nicht umsonst die verschiedensten Nationen und Menschenklassen geschaut und studirt, als daß sich der Einfluß dieser Beobachtungen in seinen Dichtungen verleugnen sollte. Mit aufrichtiger Freude wird man beispielsweise die Schilderung des Duodezfürsten, das Leben und Gebahren an diesem kleinen Hofe lesen und mit Vergnügen die stets das Schwarze treffenden Stiche und satirischen Ausfälle verfolgen, die in manchen Schilderungen enthalten sind. Als Ganzes beurtheilt, hinterläßt der „Sang aus dem Harzerwald“ keinen großen Eindruck. Es ist der Schwanengesang eines Dichters, der durch die Vielseitigkeit seiner schriftstellerischen Begabung das Interesse jedes Literaturfreundes erheischt. Im Großen und Ganzen wird Bodenstedt wohl nur als Spruchdichter unsterblich fortleben.

*) Leipzig, Carl Jacobsen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Doctor Phöbus.

Von Mario Pratesi.

Autorisirte Uebersetzung von Oscar Bulle.

Es ist jetzt eine Reihe von Jahren her, daß eine Actiengesellschaft die Mangangruben in der Provinz Valle Amena in Pacht nahm. Jene Gegend mag vielleicht eines Tages ihren schönen Namen amena, d. h. lieblich, anmuthig, mit Recht getragen haben; heute haben die nackten und eintönigen Höhenzüge, die nur als Weideplatz für die Ziegen noch Nutzen bringen, sehr wenig Anmuthiges an sich, und auch die paar Waldflecken, welche sich hier und da auf ihnen vorfinden, sind zu vereinzelt, als daß sie den weiten, öden Berglehnen einen lieblichen und grünen Anstrich geben könnten. Die Angestellten der Actiengesellschaft beklagten sich nicht ohne Grund über das trostlose Leben, das sie dort führen mußten: in jener Gegend mangelte es eben an Allem, besonders auch an sauberen und schönen Mädchen. Dafür war jedoch die Bezahlung nicht schlecht, und Mancher trug sich vielleicht auch mit der Hoffnung, selbst Antheilhaber oder auch Cassirer zu werden. Die Geschäfte gingen eine Zeit lang recht gut: zweihundert Arbeiter förderten emsig das graue Metall

zu Tage, und ungeheure Wagenzüge, die mit ihm beladen waren, bedeckten Tag und Nacht die königliche Poststraße.

Aber es ist nicht Alles Gold, was glänzt: eines schönen Tages raunte man sich in die Ohren, daß die blühende Gesellschaft fallirt habe, als ob das Glück nach und nach, stillen Gewässern gleich, von denen man nicht weiß, ob sie durch Zufall oder aus Bosheit dorthin geleitet worden sind, an ihren untersten Fundamenten genagt habe. Man sprach natürlich in der ganzen Umgegend viel über den Vorfall und Alle schlossen ihre Meinung über denselben mit weitläufigen Aeußerungen der Verwunderung ab.

„Was wollt Ihr?" sagte der dürre und alte Kaplan der Misericordia und steckte die Hände in die Taschen der alten Jagdjoppe, die er nie auszog, außer wenn er sich das Chorhemd anlegte, um die Todten abzuholen. „Nach meinem Dafürhalten ging es dabei so zu, wie wenn eine Gesellschaft vom Spiele aufsteht, bei dem mit verdeckten Karten gespielt wurde, aber nicht von Allen mit demselben Vortheile."

„Ich lasse die Wahrheit dahingestellt," antwortete der Wirth, der nicht ebenso sehr seine Sünden bereute, wie vielmehr, daß er vielfach Credit gegeben hatte, „aber ich glaube, daß auch in dieser Angelegenheit die Gauner wieder einmal die Ehrenmänner über's Ohr gehauen haben, welche allzu vertrauensselig sind und zwischen zwei Kopfkissen schlafen."

„Dummheiten!" rief Signor Vincenzino aus; und vielleicht würde er noch mehr gesagt haben, aber da er Sindaco und außerdem sehr reich war, glaubte er sich in seiner Würde etwas zu vergeben und stand deshalb von der Bank des „Café zum Japanesen" auf. „In jedem Fall" so sagte er dann, halb nach dem Wirthe hingewendet, „in jedem Fast ist auch das Gesetz noch da."

„Das wäre ja noch schöner!" antwortete der Wirth. „Aber es kommt selten vor, daß die reich gewordenen Schufte nicht irgend Jemand fänden, der ihnen auf diese oder jene Weise hülfe, das, was sie geraubt haben, auch zu behalten."

„Ganz richtig," stimmte der Caplan ein, indem er den Finger in die Höhe hielt wie die Figur Dante's unter den Uffizien. „Gewisse Rechtskundige und Advokaten zeigen darin eine Geschicklichkeit, die jede Probe aushält, und erwerben sich dabei ein so großes Renommée, daß manchmal selbst die Regierungen sich genöthigt sehen, sie zu Commendatoren zu ernennen. Du bliebst allein und verlassen, armer Phöbus . . ." Und so weiter; man würde zu viel zu thun haben, wollte man alle die Unterhaltungen berichten, die in jener Zeit im „Café zum Japanesen" gepflogen wurden. Was den Phöbus betrifft, so möchte ich jedoch der Meinung des Kaplans nicht beipflichten. Wenn Phöbus Niemand fand, der seine Rechte geltend machte, als er bei dem Sprengen einer Miene in den Gruben das Augenlicht einbüßte, so darf man das nur als einen einfachen Zufall betrachten, der ihm zustieß, wie er so vielen Anderen zustoßen kann, die sich in derselben Lage befinden. Die kleine Pension, die er verlangt hatte, war ihm nämlich von der Gesellschaft unter der Begründung abgeschlagen worden, daß er jenen Unglücksfall seiner eigenen Unvorsichtigkeit, nicht einer durch die Arbeit bedingten Nothwendigkeit zuzuschreiben habe. Dann trat der Bankerott ein, und wenn eine Handelsgesellschaft einem Jeden das, was ihm zukommt, erstatten wollte, würde sie denn dann überhaupt nöthig haben, sich für bankerott zu erklären? In dem vorliegenden Falle gar ihr anzuempfehlen, eine Pflicht der Humanität zu erfüllen, wäre wirklich gleichbedeutend gewesen mit dem Versuche, hinter dem Nebel herzulaufen oder von einem in die Flucht geschlagenen Heere nach der Plünderung noch zu verlangen, daß es an die Todten und Verwundeten denke, die es hinter sich zurückgelassen hat.

Die Folgen waren allerdings sehr traurig für Phöbus, das will ich nicht leugnen. Jetzt gerade saß er dort in seiner Ofenecke, der arme Blinde, mit einem Magen, der schon seit drei Tagen auf das Strengste die Fastengebote gehalten hatte, und dehnte sich und gähnte und riß dabei den Mund auf wie das Castel Paul 'Angelo, wenn das heilige Osterfest eingeschossen wird. Ein armes Hühnlein, das sich apathisch niedergeduckt hatte, als wagte es gar nicht mehr sich sehen zu lassen, und eine Katze, die aussah, als hätte sie nichts mehr auf dieser Welt zu wünschen, da sie nun einmal den höchsten Grad der Magerkeit erreicht hatte und die mit geschlossenen Augen bequem auf dem erlöschten Herd hingestreckt lag, waren die beiden einzigen Wesen, welche sich nicht beklagten in dem unheimlichen Düster, das ein so großes Elend verhüllte. Sie schienen über die unermeßliche Eitelkeit aller irdischen Dinge nachzudenken. Nicht so das Weib und Vittorino, das Söhnchen des Phöbus: Vittorino mit seinem Heulen und das Weib mit ihren Vorwürfen fügten noch die Noten der Verzweiflung zu dem lauten, ausgiebigen und wohl genährten Gähnen des Blinden hinzu. Und doch hatte das Weib die Katze in nichts zu beneiden: sie war so mager wie jene, als ob dem Hunger und dem Kummer nichts mehr zum Abmagern übrig geblieben sei; ihre Gesichtsfarbe war ähnlich der des Laubes, ehe es anfängt, zu Mist zu werden, und ihre Augen waren lüstern, dunkel, von unnatürlichem Glanze und lagen tief in den Höhlen. So sah man ihr in nichts mehr die schöne und junge Rosalinde an, wie sie Phöbus, der damals von den Bersaglieri zurückgekommen war, sechs Jahre vor dem Unglücksfalle geheirathet hatte; sie ähnelte jetzt eher einem der ewig durftigen Wassersüchtigen.

„Geh' zum Sor Vincenzino," sagte ihr Phöbus.

Die Frau antwortete ihm nicht.

„Geh' zum Doctor."

„Weißt du denn nicht, daß es ihnen nichts verschlägt, wenn auch hundert arme Teufel sterben? Weißt du nicht, daß der Doctor mir immer den Frank abverlangt für den Zahn, den er mir im vorigen Jahre auszog?"

Phöbus kaute ein wenig, gähnte abermals sieben oder acht Mal laut auf und rieb sich dann die Hände, als hätte er ein vortreffliches Geschäft abgeschlossen.

„Geh' zum Nannone, geh zum Caplan, zum Erzpriester, zur Lisette, zu irgend Jemand."

„Bei'm Nannone bin ich heute früh gewesen: er ist nicht zu Hause; zum Caplan ging ich gestern: er gab mir jenes Brot; zur Lisette ging ich vorgestern und sie gab mir jene Polenta; und zum Erzpriester, wer wagt es denn, zu ihm zu gehen, so lange er diesen Drachen, die Modesta, im Dienste hat?"

„Nun dann, alte Schraube, ist es eben ein Zeichen, daß Du keinen Hunger hast; dann friß eben Deine Reden hinunter."

Die Frau erhub sich, schimpfend und weinend und ging hinaus, indem sie den Wasserkrug mit sich nahm, wie sie es gewöhnlich that, wenn sie einen Vorwand suchte, um an den Hausthüren der anderen Dorfbewohner anzuklopfen; freilich, wenn ihr dann die Leute aufmachten, handelte es sich durchaus nicht um's Wasserholen, und es war eine verteufelte Sache, sie wieder los zu werden.

Heute gerade waren sie am allerwenigsten aufgelegt, von Elend und Hunger zu hören, denn es war der letzte Tag des Carnevals und außerdem ein prächtiges, helles Wetter. Ein rauher Wind hatte den Himmel von allen Wolken rein gefegt und die untergehende Sonne schien das ganze blaue Gewölbe droben und die Erde drunten noch einmal mit ihren Strahlen umfassen zu wollen und leuchtete weithin über die dunklen Thäler und über die schneebedeckten Kämme der Berge, die in der Ferne mit dem letzten hellerleuchteten Zipfel der Ebene in einem leichten Dunste verschwammen. Im Dorfe begann es schon zu dunkeln, und nur der alte, wuchtige Thurm der Piazzetta ragte noch in das Sonnenlicht hinauf, in den alten, winkligen Straßen mit ihren Häusern, die so rußig waren, als wären sie als Ueberreste nach einem großen Brande stehen geblieben, drängten sich und schoben sich die Bauern hin und her, und aus der Menge leuchteten die rothen Umschlagetücher der lustigen Bauerndirnen hervor und tönte der Lärm der Cimbeln der Mädchen, der saftigen Gelächter und der derben Scherze heraus.

Das war also ein sehr wenig geeigneter Anblick, und in der That dauerte es nicht lange, daß Rosalinde mit dem Wasserkruge und mit leeren Händen wieder nach Hause zurückkehrte. Diese Einwohner, an und für sich fast alle selbst sehr arm, waren ihrer fortwährenden Bitten und Anliegen müde geworden, und die Ausflucht mit dem Wasserholen war nunmehr schon zu abgenutzt.

„Nun?" frug sie ihr Ehemann mit seinem gewöhnlichen Händereiben. „Sie haben Dir nicht aufmachen wollen, weil es Winter ist und weil sie Angst haben, die Kälte möchte hineinschlüpfen."

„Still!“ rief Rosalinda dem heulenden Knaben zu. „Gleich bist Du still oder ich bringe Dich um.“

„Sei still, Vittorino!“ hub Phöbus von Neuem an. „Heute Abend werden wir Brot und Braten haben. — Weib, sei endlich Du auch still und gib mir den Anzug, der dort in der Commode liegen muß.“

Es war ein Haufen von Lumpen, überragt von einem schäbigen Cylinderhute, der wohl schon sehr alt war, aber immer an seinen früheren Besitzer zurückzudenken schien, welcher ihn mit so großer Rücksicht behandelt hatte; unmöglich, daß Jemand, der so viele Jahre lang niemals einen anderen Hut auf seinem Haupte gesehen hatte, sich nicht sofort mit Behagen jenes runzligen, wohlwollenden, geduldigen Gesichtes erinnerte, dessen Würde und Ernst nicht im Geringsten durch das etwas lange Kinn und durch die danteske Nase beeinträchtigt wurden. Auch die anderen Kleidungsstücke, Weste, Hosen und Rock, alle ebenfalls schwarz und sehr lang, verriethen sofort, daß ihr früherer Besitzer ein sehr armer und dürftiger Priester gewesen war.

Vittorino begann zu lachen und umher zu hüpfen, als er sah, daß sein Vater außer jenen Kleidern, die ihm die Frau scheltend und weinend hinreichte, auch noch zwei Backenbärte aus Roßhaar und zwei mächtige Hemdenkragen aus steifem Papier, die wie Flügel bis auf die Nasenspitze herüberragten, anlegte.

Und die Heiterkeit begann auch im Dorfe sich zu regen, wie das Lüftchen über dem Teiche dahinspielt, als Phöbus, so angekleidet, heraustrat, mit einem großen Buche unter dem Arme, einer alten Receptsammlung, die die ganze Reihe der Vorschriften Galen's enthielt. Mancher mußte bei diesem gezwungenen Lächeln, bei diesem langsamen, mit nachäffender Stimme gehaltenen Vortrage über alle möglichen gelehrten, ärztlichen Vorschriften, bei diesem etwas linkischen Gange mit gespreizten Beinen unwillkürlich an den Doctor Ambrosius denken, der seit vierzig Jahren im Flecken als Arzt, Wund- und Viehdoctor und Zahnheilkünstler thätig war. Besonders als letzterer, als Zahnheilkünstler, genoß eines weithinreichenden Rufes, und von ganz entlegenen Ortschaften kamen die Leute deshalb zu ihm; freilich ließ er sich für diesen Ruf auch tüchtig bezahlen, selbst von den Armen, wenngleich er (das muß man dem Gerechtigkeitssinne des Doctor Ambrosius zugestehen) von diesen weniger nahm als von den Reichen.

Auch andere Masken belebten heiter die Menge: Stenterello, der Florentiner Hanswurst, mit bemaltem Munde und einem Schwänzlein, das wie ein Fragezeichen in die Luft ragte, Harlekins mit Pritschen, Türken, Verrückte, Zauberer, und bärtige, schwangere Weiber, die als Wickelkind einen Truthahn trugen, der, mit seinem rothen Koller aus den Windeln herausnickend, nicht ahnte, was ihm nachher noch blühen werde, obgleich er jetzt schon ganz dumm dreinschaute. Die Frauen, mit schelmischem Auge und lachendem Munde lehnten sich, die eine über die andere, zu den Fenstern heraus und über die Balkone herab, um den Phöbus zu sehen. Als dann aber Phöbus gewisse Redensarten zu hören gab, über die kein Mädchen und nicht einmal eine Frau auf offener Straße lachen darf, da runzelten die Weiber freilich ihre Stirnen. Die Männer dagegen lachten herzhaft, indem sie dabei sich nach jenen umschauten, und wollten vor Vergnügen sich fast auf der Erde wälzen oder hielten sich den Bauch im unbändigen Gelächter. Da blühte des armen Phöbus Weizen, da schien es, als wollte die Göttin des Ueberflusses ihr ganzes Füllhorn über ihn ausschütten, da kannte die öffentliche Mildthätigkeit keine Grenzen mehr, und es regnete Coteletts und Brote und Würste und Fleischklöse und Kuchen und gebratene Kastanien und Knödel und Aepfel und Auflauf und Pfefferkuchen und Blutwürste: Alles, Alles auf das Haupt und den Rücken des armen Phöbus, der ohne auch nur das kleinste Stück in den Mund zu stecken, sich alles in die Rocktaschen, in den Hut und in den Hosenbund pfropfte.

Deshalb hörte er jedoch nicht auf, wie das leibhaftige Elend oder wie die dunkle Gestalt des verkörperten strengen Fastens auszufchauen, das etwa ein bizarrer Zufall zum Umherwandeln inmitten jener lauten Lustigkeit auf den Platz verdammt hätte. Die grob gearbeitete Brille mit ihren zerbrochenen und mit rothem Siegellack wieder zusammen geleimten Gläsern, durch welche seine schrecklich verbrannten Augenhöhlen bedeckt wurden, verdunkelte gleichsam sein Gesicht und benahm ihm jede lebhafte, jede freie Bewegung, abgesehen davon, daß dasselbe bleich war wie ausgedörrtes Wachs und daß es, ohne die dunkelschwarzen Haare und die gedrungene, breite Figur, die ganz Muskel und Nerv zu sein und einem Schwindsüchtigen oder einem absterbenden Greise anzugehören schien. Wenn er graue Haare gehabt hätte, würde sein Anblick nicht so ergreifend gewesen sein, wie jetzt, da er sich im Uebrigen noch frisch und rüstig zeigte; denn so mußte jenes Schicksal, welches ihm die starken Arme lähmte und ihm dadurch so viele Jahre eines arbeitsamen Wohlbefindens raubte, noch ungerechter und grausamer erscheinen, als wenn er, der nun eine so zweifelhafte und meist rohe Mildthätigkeit in Anspruch nehmen mußte, ein alter Mann gewesen wäre. Und dazu erweckte er in Folge des heiteren Händereibens, mit dem er häufig seine Worte begleitete, in den Augen Vieler noch den Anschein, als wäre er ein frivoler und leichtsiniger Spaßmacher, der das Leben nicht ernst nähme.

Der Pöbel riß ihn johlend bis auf die Piazzetta mit sich fort, wo der finstere Thurm in die Lüfte aufragt, der jetzt noch beleuchtet war von dem letzten Strahle der Sonne und umkreist, hoch oben im blauen Aether, von kreischenden Falken.

Auf der Schwelle der Apotheke stand der Doctor Ambrosius, einem Aesculape oder Moses vergleichbar mit seinem rothen und wohlgenährten Gesichte, auf dem die tiefe Weisheit leuchtete, und mit dem langen, weißen Barte, unter dem, mehrmals um den Hals geschlungen, ein schwerer, gewichtiger Shawl aus rother Wolle hervor leuchtete. Wenn dieser Arzt, ein eifriger Anhänger der Aderlässe und der Schröpfköpfe, etwas hinter seiner Zeit zurückgeblieben war, so ließ sich das Gleiche nicht vom Apotheker sagen: in diesen Beiden reichten die alte und die neue Zeit sich die Hände. Denn der Apotheker, der als ein Gleichstrebender mit seinen Kollegen in der Stadt schon längst die verglasten Krüge und Büchsen aus Terracotta und die gebräunten Ueberreste eines Krokodils vom Nile, das früher mit aufgesperrtem Rachen an der Decke seines Ladens hing, an einen Florentiner Antiquar verkauft hatte, gab eine tiefe und gleichsam rasche Uebersicht über die medizinischen Wissenschaften und die destillatorischen Operationen zugleich; er hatte sich seinen Laden mit all' dem schönen Krimskrams, den vergoldeten Schachteln, den modernen Pfropfen, den Mineralwassern und Syrupen, den Flaschen von kostbarem Krystalle ausgeschmückt; und er wickelte jedes Loth Weinstein oder Bitterfalz, welches er verkaufte, in Düten von Glanzpapier; diese Höflichkeit wurde allerdings von ihm mit auf's Gewicht geschlagen, aber um so viel wirksauer gestaltete er dadurch auch die Heilmittel!

Hier, vor dieser luxuriös eingerichteten Apotheke, stellte sich Phöbus jetzt auf, umgeben von der Menge, öffnete sein Receptbuch, blätterte darin und endigte dann, nachdem er eine Weile geschmatzt, seine Predigt damit, daß er dem Doctor Ambrosius, der immer noch unter der Thüre stand und bekanntlich an der Ischias litt, einen Thee von Efelskraut und Dummkopfsblättern verordnete.

(Forsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die van Hoogstraten.

Am 21. Januar 1527 herrschte in Köln ein Jammern und Wehklagen ohne Gleichen um den besten Mann, um den dahin gegangenen Vorkämpfer der Ordnung, der Gesittung und der Cultur, um Jacob van Hoogstraten, die Perle von Köln. Deputationen wurden entsandt, seinen Begräbnißfeierlichkeiten beizuwohnen, die „Kölnische Volkszeitung“ erschien mit Trauerrand und brachte auf der ersten Seite ein schwungvolles Poem aus der Feder des beliebtesten Grabdichters der damaligen Literaturepoche. An der offenen Gruft war des Kaisers Majestät durch

mehrere Kurfürsten und Prinzen aus spanischem Geblüt vertreten; die Spitze der Aristokratie und die Führer sämmtlicher Ordnungsparteien hatten sich eingefunden; vom katholischen Klerus fehlte Niemand. „Wir Alle bezeugen ihm an seinem Grabe, daß er einen redlichen Kampf kämpfte. Gott gebe uns, wofür er gestritten, wonach er gestrebt.“ So sprach mit feierlicher Stimme der Erzbischof, und alles Volk ringsum beugte die Knie. Es war ein Leichenbegängniß, wie man es selbst dem großen Windthorst nicht pomphafter veranstaltet hatte.

Jacob van Hoogstraten, haereticae pravitatis inquisitor, ist, wie andere Kirchenlichter mehr, nicht kinderlos gestorben, aber seine nächsten Blutsverwandten wollen heute nichts mehr von ihm wissen. Die Männer, die heute Bildung und Besitz vertreten, die ein Patent in der Brusttasche tragen als privilegirte Stützen von Thron und Altar, verachten und hassen Jacob van Hoogstraten, denn sie haben die epistolae obscurorum virorum bereits in der Ursprache gelesen, als sie noch Secundanerbänke drückten. Heute, vielleicht, würd's ihnen nicht mehr möglich sein. Wenn sie des großen Jacobs Namen nennen, thun sie es nie ohne eine Geberde des Abscheus, und wenn sie auf seine Thaten zu sprechen kommen, schlagen sie pharisäisch lächelnd den Mantel aus einander, daß man den Stern der echten, unverfälschten, allwöchentlich blank geputzten Toleranz darunter erkenne. Und des Schimpfens über den Ketzerrichter, der den neuen Geist mit Beil und Feuer und Kerkerhaft unterdrücken wollte, dem jedes Mittel recht war zur Erreichung seiner finsteren Pläne, der mit hinterlistigen und tückischen Denunciationen verfolgte, was er mit der Feder Schärfe nicht zu besiegen vermochte, der tugendsamen Entrüstung wird kein Ende. Ja, seit Lessing, Friedrich der Große und Moses Mendelssohn gelebt haben, behandelt und verklagt man kirchliche Gegner nicht mehr als gemeine Verbrecher, läßt man, wie das wunderhübsche Wort lautet, Jeden nach seiner Façon selig werden. Und käme der Jacob heute wieder und suchte einen Vertheidiger seiner Intoleranz, er fände keinen, selbst wenn er für den Fall seiner Freisprechung das Doppelte böte wie die reine Seele der Façonschmiede.

In den Museen ist Hoogstraten's Bild nicht aufgestellt, und kein Denkmal kündet seinen Namen, kein Lied, kein Heldenbuch. Hat man aber zwei gute Augen im Kopf, so sieht man im Studio, im Allerheiligsten des hohen Klerus der Toleranz auf schmuckem Consol eine Gipsbüste stehen, und der Gips trägt unverkennbar die Züge Jacobs van Hoogstraten, des Vielgeschmähten. Und nicht genug damit, eine Aureole umglänzt golden sein geweihtes Haupt.

Die Hoogstraterei ist heut in ein System gebracht, zu einer Kunst erhoben worden, und Sanct Jacob von Köln hat mehr Schüler als der neue Kurs überzeugte Freunde. Ketzer riechen und denunciren ist deutscher Herzen Lust geworden. Statt ehrlich zu sagen: dieses Mannes Nase gefällt mir nicht! reden wir Anderen und dann, Dank der hinreißenden Macht der Lüge, auch uns ein, seine sittenlosen Anschauungen, seinen sündhaften Lebenswandel, seine Reichsfeindschaft zu hassen. Dem Antisemitismus ist es um das Geld der Juden zu thun, rund und klar, wie der Sozialdemokratie überhaupt um das Geld der Millionäre; mit allerhand bunten Fetzen und Phrasen aber sucht man seine schlichte Nacktheit zu verhüllen und heraus zu putzen, wirthschaftliche Bestrebungen als moralische auszuschreien. Spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Die alten Parteien sind indeß noch verlogener als der Antisemitismus; denen geht's überhaupt nur um das Vaterland, um Toleranzedicte, Liebe, Glaube und Freiheit; die erwähnen mit keinem Wort, daß sie in erster Reihe kahle Interessenvertretungen sind, nichts weiter. Und weil sie den festen Boden unterm Fuß vermissen und in sich selbst die Geisteskraft, den Gegner zu besiegen, nicht spüren, helfen sie sich neuerdings mit der Hoogstraterei und denunciren, wo sie überzeugen sollten, rufen die Polizei zu Hülfe und die Paragraphen des Strafgesetzbuches.

Neue Gedanken durchbrausen das Land, neue Kräfte werden frei, deren Ursprung die van Hoogstraten nicht verstehen, deren Wesen sie nicht ahnen, deren Vertreter sie aber auf den Scheiterhaufen bringen möchten, wie der Ahnherr es mit dem Doctor Luther vor hatte. Nicht die Bewegung wird angegriffen, sondern ihre Träger; man läßt die Idee unangetastet, durchforscht aber dafür das Privatleben derer, die sie predigen. Große Vereine, periodische Zeitschriften sind eigens zu dem Zwecke gegründet worden, Personalacten der Antisemitenhäuptlinge zu veröffentlichen, sie Bettler, Gauner, Gensen, Hungerleider, Ketzer und Protestanten schelten zu können, Menschen, von denen kein Einziger ein declarationspflichtiges Einkommen hat; und der größte Vorwurf, den man ihren beiden Obersten zu machen weiß, ist der, daß einer viel Schulden hat und daß der andere ihm 860 Mark pumpte. Ich muß gestehen, im Munde von Leuten, die ihre Gläubiger mit Freibillets und kleinen Choristinnen bezahlen, wirkt diese schreckliche Anklage doppelt vernichtend. Und vielleicht hängt mein politisches Können nicht allein davon ab, ob ich meinem Schneider schon die letzten Beinkleider bezahlt habe; in England bildete sogar lange Zeit hindurch der Schuldthurm die Durchgangsstation zur Premierschaft. Statt den Ahlwardt fortwährend mit Schmutzwasser zu begießen, sollte man ihn von seinen Verbindlichkeiten frei machen, damit er klaren Kopfes zeigen kann, was an ihm ist und ob er all den Höllenlärm der letzten Monate verdient. Ich vermag mit dem Manne nicht zu sympathisiren, aber immer noch scheint mir ehrenhafter und respectabler, wer im offenen Brachfeld mit dem Dreschflegel seinem Feind zu Leibe geht, als wer ihn hinterrücks von wohlverwahrter Zinne aus niederschießt; immer noch höher schätz' ich den Mann, der für seine Verleumdungen die eigene Haut zu Markte trägt, Kerkerhaft und Geldpön nicht scheut, als wer sich hinter seinem Sitzredacteur oder hinter seiner Immunität als Abgeordneter verschanzt.

Hofprediger Stöcker hat's auf seinen Falscheid genommen, daß der Ahlwardt eine grundehrliche Haut sei, und wenn ich mich nicht vor dem Odium fürchtete, mit dem Bestgehaßten Arm in Arm gesehen zu werden, so gäb' ich ihm Recht. Den Journalisten möcht' ich kennen lernen, der mit dem Ertrag eines gut gehenden Buches alte Schulden bezahlt! Diese unglückselige Kateridee raubte dem Rector die Achtung seiner federführenden Kollegen vollends. Aber wenn sich wieder einmal eine Rettungsgesellschaft mit 600,000 Mark Grundkapital aufthut, so empfehl' ich ihr die Anwendung der mit Recht so beliebten Tolenranzprinzipien des weisen Nathans, bitte ich sie, dem Rector Ahlwardt hülfreich beizuspringen — wenn er auch nicht 30,000 Mark jährlich abzahlen kann wie besser situirte Leute, die nun, statt kassirt zu werden, selbst wieder flott Honorare kassiren, so wird er sich doch gern verpflichten, jährlich sechs Broschüren für die Friedrichstraße zu schreiben und seine Gönner am Gewinnst entsprechend zu betheiligen. Ich stelle die Idee allen Ernstes zur Discussion. —

Im Falle Ahlwardt haben die Ketzer-Richter und Ordnungsmänner Glück gehabt; ein Tribunal fand sich, daß den tollwüthigen Fanatiker einsperrte und die Berliner Littfaßsäulen auf Wochen von seinem verhaßten Namen befreite. Nun der eine Schlag gut gelungen war, erübrigte es nur, den ungleich größeren und gefährlicheren Häretiker zu verbrennen, der sich durchaus nicht beugen will und durchaus nicht Hallelujah schreien mit den Rechtgläubigen.

Daß der Wüstenprediger noch Freunde hat im Reich, das verzeiht man ihm allenfalls, denn ihr Häuflein ist immerhin klein; aber daß er auch ein Herz hat, und daß dies Herz zu sprechen weiß, packend, überzeugend, das verzeiht man ihm nicht, denn das erweckt Furcht. Und wie erhaben man ihm gegenüber auch thut, wie gerne man ihn auch zu den Todten würfe: noch immer macht ein Hauch aus dem Munde dieses Mannes die Magnetnadel abweichen und stört den neuen Kurs des Schiffes.

Der unaufmerksamste Zeitungsleser wird einigermaßen stutzig. Morgens entnimmt er aus dem Hauptblatt, daß es nur bekneipte Studenten, Vertreter der Schmach des Jahrhunderts, bezahlte Dienstleute und müßige Gaffer waren, die dem Fürsten Bismarck einen so glänzenden Empfang bereiteten in Dresden, München und anderen deutschen Städten mehr; daß seinen Freunden oder gar ihm selbst, dem reklamebedürftigen Einsiedler, die Ausschmückung der Straßen, die Besoldung der Hurrahschreier einen hübschen Posten Geldes gekostet haben mag und daß die guten Sachsen nur deshalb so massenhaft angeströmt kamen, um 'mal eine Pechfackel gratis schwingen zu können. Am Abend aber findet der Abonnent am Kopfe seiner Zeitung börsenmäßig fettgedruckt einen angsterfüllten Nothschrei, worin die Leser beschworen werden, gerade jetzt, um des Vaterlandes Willen, das Abonnement ja nicht abzubestellen, im Gegentheil, während der Sommerreise neue Freunde zu werben, denn der politische Horizont verdunkle sich mit jeder Stunde mehr, mörderische

Kämpfe im Innern ständen bevor, die nur dann zu glücklichem Ausgang gebracht werden könnten, wenn Jedermann rechtzeitig vier Mark achzig Pfennige quartaliter erlege; incl. Botenlohn. Und unter dem Hülfsruf dräut ein Leitartikel des Chefredacteurs „Auf die Schanzen!", worin klar bewiesen wird, daß der neue Wallenstein den Aufruhr im Lande entfessele, sich des Hochverraths schuldig mache, längst nach Spandau gehöre, daß jetzt die Zeit des ruhigen Zuschauens vorbei sei, Jeder wählen müsse zwischen dem Kaiser und seinen rebellischen Vasallen, ꝛc. ꝛc.

Graf Caprivi ist zum Glück ein robuster, nervenstarker Mann und wird es trotz aller Rangerhöhungen bleiben; vielleicht auch erfüllt ihn der Ehrgeiz, vor der richtenden Zukunft dereinst wenigstens das Lob zu erhalten, in verteufelt schwieriger und undankbarer Stellung als getreuer Diener seines Herrn allzeit klug und bedächtig vorgegangen zu sein. Er wird sich hüten, dem Wuthschrei der blinden Hetzer Gehör zu geben und seine augenblickliche physische Ueberlegenheit dazu zu gebrauchen, den scheinbar Schwächeren zu mißhandeln. Lieber wird er bei Bismarck's Annäherung dem Beispiel der Wiener Aristokratie folgen und plötzlich an Leberanschoppung erkranken, Neurasthenie oder Zipperlein. Ist es doch ohnehin ein schlechtes Geschäft, so kurze Zeit nach Blondin als Seiltänzer aufzutreten, zumal wenn man nie weiß, ob nicht schon in nächster Minute von unverantwortlichen Rathgebern der Draht durchschnitten wird. Graf Caprivi erkennt auch, daß ein Staatsmann nun und nimmer empfindlich sein darf gegen eine offene Kritik seiner Maßnahmen, besonders dann nicht, wenn ein anderes staatsmännisches Genie zu Gericht über ihn sitzt. Nicht einmal die Majestät darf verlangen, daß man ihre Meinungsäußerungen und Handlungen schweigend passiren läßt; sie muß dies Schweigen im Gegentheil für eine Majestätsbeleidigung halten, fordert sie doch durch ihr Reden und Thun in der Oeffentlichkeit das öffentliche Urtheil heraus. Absolute Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit gekrönter Politiker hieße das politische Leben des Landes ruiniren, das Volksgewissen vergiften. Und jene armen Schächer, die sich in Denunciationen erschöpfen, die immerfort auf Arnim exemplificiren und den Helldorf vergangener Tage, den guten Professor Geffcken; denen erst unlängst das kräftige „Nörgler!" entgegengeschleudert wurde, die gerade sollten sich doch am meisten hüten, dem letzten muthigen und freimüthigen Mann: „Philister über Dir!" zuzurufen.

Es ist recht bezeichnend, und mehr noch, stutzig machen sollte es auch den Kurzsichtigsten, daß die van Hoogstraten bisher immer der bourgeoisen Demokratie angehörten, daß sie, die Feinde aller Gewalt, mit der schönen Losung: „Geistigen Kampf um geistige Güter!" auf dem Panier, stets das Strafgesetz und die Gerichte anriefen gegen politische Gegner, diesen Apparat auch, wo es ihnen möglich wurde, in Thätigkeit setzten. Wer den Gerber Kleon nicht kennt, der kennt vielleicht Maxime Robespierre, den unerschrockenen Kämpen für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und andere gute Dinge mehr, der mit dem Fallbeil nachhalf, wenn beschränkte Köpfe seine erlauchten Ideen nicht gleich erfaßten, der mit dem Fallbeil Wahlkreise gewann und die Mehrheit im Parlamente. Und wer Maxime Robespierre nicht kennt — der kaufe sich eine Nachtausgabe der Freisinnigen Zeitung . . .

Aber suggerirt nur immer der höchsten Gewalt die Vorstellung, daß unterthäniges Schweigen Gold und Heldenthum, jedes unabhänge, aufklärende Wort aber Landesverrath sei und den Scheiterhaufen verdiene — vielleicht glaubt man Euch. Und über ein Kleines wird man finden, daß die Hoogstraten auch nicht mehr fest sind im allein seligmachenden neuen Kurse, daß sie gelegentlich gern mäkeln und nörgeln und Neigung verrathen zu abgöttischer Sektirerei. Und verlaßt Euch darauf, man wird Euch beim Kragen fassen, eh Ihr es vermuthet, und wird Euch nicht so feierlich begraben wie Euren Ahn und Lehrmeister und den braven Windthorst. Denn wer mit starker Hand den Riesen zerschmetterte, der scheut nicht feige vor den Zwergen zurück.

Der Geschmack wechselt beständig. Heute verwenden die Weltdamen den Stoff, den sie an Hals und Schultern sparen, haushälterisch zu wallenden Schleppen und morgen tragen sie sich à l'anglaise; bei den Männern sind heute braun' und blaue Kutten modern, morgen das sans culottes-Kostüm, und übermorgen trägt man Kniehosen und Wadenstrümpfe. Eine Tracht aber bleibt stets in Mode: die Niedertracht. Nur daß, wer mit ihr angethan Anderen die verderbliche Grube graben will heuer zumeist gleichzeitig sein eigenes Grab schaufelt.

Und, wie bemerkt, auf pomphafte Funeralien nicht mehr rechnen darf.

Caliban.

Die Berliner Kunstausstellung.

IV.

Von der Abtheilung, in welcher Knaus' Sonderausstellung Platz gefunden hat, gelangt man nach der einen Seite zu jener Schönleber's, auf der anderen zu jener Thoma's.

Schönleber ist zweifellos einer unserer ersten Landschafter. Er steht im Begriff an die Stelle zu rücken, welche Andreas Achenbach so lange und mit so hohen Ehren einnahm. Wie einst die Leute, welche einen Stolz darein setzten, immer im Geschmack von gestern zu bleiben, Achenbach's Entwickelung mit Kopfschütteln betrachteten, seine Befreiung von der romantischen, componirten, spitz gemalten Darstellungsweise zum breiten Vortrag bekrittelten, seine Wiedergabe alter holländischer Häuser, verfallender Wasserbauten, klapperiger Mühlen als häßlich, seine Freude an rauschendem Hochwasser und stürmischem Wogendrange als ästhetisch verfehlt, gegen Lessing's Laokoon verstoßend, kritisirten, ebenso gibt es ja auch heute noch Viele, die dem Schönleber nicht vergessen können, daß er ein Hellmaler sei, d. h. daß er in seinen Darstellungen auch jene des grauen Sonnennebels, der kalten Alltagsstimmung, des bläulichen Lichtes aufnahm. Es hilft ihm nichts, daß er in Bildern und Skizzen die volle Tiefe des Tones erstrebt, welche die vom Brann des Lichts und vom todten Schwarz der Schatten befreite Kunst jetzt in erster Linie für ihre Aufgabe erklärt hat, daß er die Abendstimmung in beruhigter Pracht, den Tag in allen seinen unendlichen Tonschwankungen nachzubilden strebt — jener graue Duft, der sich in seinem Pinsel mischt, wirkt immer noch befremdlich auf die Alten, bei welchen die Angewöhnung an lieb gewordenen Bildstimmungen den Blick für das Rechte, Gesunde, Beobachtete ertödtet.

Aber gewiß ist Schönleber ein Maler, der die Brücke zum Verständniß moderner Kunst auch für die hartnäckig Blinden zu schlagen sucht. Er ist zwar keiner von Jenen, die durch Verschweigen einer malerischen Wahrheit den am Veraltenden Klebenden feige entgegen kommt. Was er schafft, ist vollkommen ehrlich, durchaus unmittelbare Offenbarung seiner eigensten Gesichte. Aber er ist über die Kampfstimmung hinaus. Er will nicht mehr gegen die Convention demonstriren, er fühlt sich frei von dem Drange, in seinen Bildern die für die Feinheit grauer Töne unempfängliche Welt mit starken Pinselstrichen zu strafen, wie es die Freilichtmalerei in ihren ersten Zeiten wollte. Und so ist denn in sein Schaffen eine ruhige Gleichmäßigkeit, ein wohlthuender Frieden, eine breite, von Herzen zu Herzen erwärmende Behaglichkeit gekommen. Er kann, was er will, und er will, was er kann. Der Beschauer wird in den beiden Sälen, welche er mit den Proben seiner souveränen Sicherheit im Treffen der Stimmung füllte, von dem Gefühl erfaßt, daß hier ein hoher, künstlerischer Verstand mit vollkommenem, technischem Können sich gepaart habe. Das Meer, sein Lieblingsthema, malen ja jetzt Viele vortrefflich. Man muß sich die Wellen der Renaissance oder der Nazarener, selbst die der Holländer und früheren Engländer, der bisher gefeiertsten Seemaler, vergleichsweise ansehen, ja selbst die des Andreas Achenbach und seiner Zeitgenossen, um zu erkennen, wie unendlich viel schneller der Blick, wie viel kräftiger das Formengedächtniß der jüngeren Schule durch Uebung geworden ist. Hier, wo ruhiges Skizziren nicht wohl angeht, gegenüber einer unendlich sich ändernden, zerfließenden, fast körperlosen Welt, in der sich aber doch eine gewaltige Kraft, ein dramatisches Vielleben offenbart, zeigt sich, bis zu welchem Umfange sich das Formengedächtniß der Maler erweiterte, wie das wunderbar bunte Spiel der Reflexe und Schaumzüge, der über die Wellen zurückrollenden Ueberschlagwasser, des aufperlenden und zerstiebenden Gischtes, alle jene augenblicklich verschwindenden Gebilde vom raschen Auge klar und wohlverstanden erfaßt und dann scheinbar mühelos von der Hand wiedergegeben werden. Ja, bei Virtuosen der

Seemalerei, wie z. B. Bartels einer ist, wird das Zufällige der Wiedergabe benutzt, um die Zufälligkeit der Naturerscheinung erst recht glaubhaft fest zu halten, spielt das Material in freiem Flusse ein ähnlich bewegtes Spiel über die Bildfläche, wie die Erscheinungsformen der See im tollen Galopp der Brandung hingeworfen worden.

Außerordentlich ist die Steigerung der Töne namentlich in der leicht bewegten See. Da sind neben Schönleber zahlreiche Maler, welche gerade diese Aufgabe sich stellen: die Sonnenreflexe in ihrem strahlenden Weiß, die Blicke in die Tiefe in warmem Graublau, die Spiegelungen des Himmels in kaltem Silberton, das durchscheinende Grün der Wellenspitzen, das gelbliche Weiß des Schaumes — All dies und tausend andere Töne: das Wasser im Schatten eines Schiffes, das Wasser unter dem Schiffe, blau, tieftönig, das Licht von rückwärts empfangend, die Spiegelung einer weißen Wolke, eines Segels in den Formen eines zerfließenden, weißen Ringes, in dessen Mitte hell das kalte Graublau des Himmels und in kurzem Einblick die purpurne Meerestiefe erscheint. — Wer weiß das Ende der endlosen und dauerlosen Schwankungen, welche das Malerauge allein festhält, um uns minder rasch Sehende zu unserem Erstaunen die echteste Wirkung der Einzelheit wie des Ganzen, ein volles Erinnern an erschaute Naturschönheit zurückzuzaubern.

Und während man gerade glauben sollte, daß Alle dankbar anerkennen werden, hier decke sich Darstellung und Natur, zeigt sich gerade vor so tief eindringender Wahrhaftigkeit der Kunst, daß die an alten Bildwerken Verbildeten überall nur Fehler, nur Manier, nur Technik sehen.

Man sollte glauben, wenn man Leute dieser Art ein paar Säle weiter vor die Bilder Hans Thoma's führte, sie würden dort an diesem so ganz anders gearteten Meister Gefallen haben, wüßte man nicht, daß die Verbildeten gerade diesen ebenso verwarfen und womöglich noch bitterer befeindeten als die Freilichtmaler. Diese strebten die unmittelbare Wahrheit, jener die individuelle Wahrheit an. Diese malten, wie die Welt aussieht, jener so, wie er sie ansieht. Realisten sind beide, wie alle echte Kunst realistisch ist, das Streben nach Wahrheit in sich trägt. Idealismus ist wahrlich nicht der Gegensatz, sondern ein wichtiger Theil des Realismus. Bei den Freilichtmalern ist das realistische Streben, die Schönheit in jedem Dinge zu finden, bei Thoma jedem Dinge seine Schönheit zu geben, bei den Nachahmern jeder Schule besteht es darin, die Dinge mit einer außer diesen selbst liegenden, entlehnten Schönheit zu erfüllen. Der Unterschied ist gering, er verschwimmt oft in einander, die Grenzen sind nicht leicht zu entdecken und nicht scharf zu ziehen. In der Kunst sind ja überhaupt die Uebergänge nicht so klar und einfach, wie die gliedernde Aesthetik sie wohl schaffen möchte. Die Freilichtmaler sind nicht im Stande, ihr Ziel völlig zu erreichen: Man sieht ihr Bemühen, man empfindet es ihnen bei redlicher, wohlwollender Beobachtung ihres Schaffens nach, daß sie eine Art jede Schöpfung der Natur oder ihrer Geschöpfe bewundernde Naturanbetung haben, daß es ihnen ernst um den Satz ist, Gottes Welt sei schön überall und man müßte sie nur darstellen, wie sie ist, um auch schön im Bilde zu wirken. Es liegt hierin eine Art Selbstopferung, ein rücksichtsloses Aufgeben seiner selbst gegenüber der Wahrheit. Und je rücksichtsloser dies ist, desto deutlicher gibt die Kunst dem Maler sich selbst zurück. Die Bilder zweier Idealisten alter Schule kann man unter sich verwechseln, die Bilder zweier Realisten, und wenn sie genau dasselbe darstellen, nicht. Je inniger die Selbstopferung und Selbstverleugnung im Realismus ist, desto kräftiger erscheint die Persönlichkeit des Malers. Es ist zwar nur das Brillenglas, durch das man die Natur im Kunstwerk sieht, aber er färbt sie nach seiner Weise. So ist der echteste, freieste Realismus durchaus individuell.

Thoma ist ein Realist anderer Art. Er hat viel weniger als etwa Schönleber die Absicht, sein Bild als einen Naturausschnitt zu gestalten. Er findet die Schönheit nicht überall, er findet sie ganz nach seinem Empfinden, vollendet überhaupt nicht in der Natur. Manches stört ihn, manches ist ihm dort nicht kräftig genug gesagt, manches verwirrend, nicht von klarer, verständlicher Einfachheit. Ihm erscheint das echteste, treueste Naturbild nicht in der unmittelbaren Nachahmung, sondern im geistigen Wiederbeleben des Einzelnen durch die Phantasie. Das hat er mit Böcklin gemein. Die Natur dringt in ihrer Vielheit auf ihn ein, sein ruhiges, prüfendes Auge sucht in dem endlosen Wechsel der Dinge nach dem Festen, Einfachen, nach der Grundform der Dinge. Wozu an der Vielheit der Erscheinungsarten sich anhalten, wenn in einer das eigentliche Wesen erschöpft wird, wenigstens soweit als der Maler es aus sich neu zu schaffen vermag!

So wird der Realismus Thoma's zu einem hochgradigen Idealismus, verschmilzt beides zu der hohen Einheit eines besonderen, tiefen Künstlerthums. Die Verbildeten sehen zunächst in Thoma den Realisten, d. h. den Mann, der die Dinge mit der Absicht auf redliche Wahrheit darstellt. Man hat es ja in der Berliner Kritik wieder gesehen: Die im Sehen ganz Plumpen haben auch jetzt Thoma noch wegen seiner angeblich übertriebenen Wahrheitlichkeit verketzert. Andere höhnen über seine Phantastik, d. h. sehen in ihm einen Mann, der aller Wahrheit keck in das Gesicht schlägt, nur seinen Launen nachgeht. Sie sehen kaum minder plump: denn sie erkennen nicht, daß es hier sich um eine Einheit von Wahrheit und Phantasie handelt, daß hier ein Mensch die Dinge der Natur in besonderer, eigener Weise sieht, und daß sie dann in seinem Geiste noch viel mehr nach seiner Art sich umgestalten, so daß er das Höchste leistet, was sonst nur ein Volk und eine Zeit für sich zu schaffen vermögen, nämlich, daß er aus sich einen Stil heraus gebiert. Ob nun dieser Stil Herrn Meyer oder Frau Müller gefällt, das ist eine Frage für sich. Aber wie die Griechen oder Perser nicht darauf ausgingen, gerade dieses Ziel zu erreichen, so muß man auch Thoma seinen Weg gehen lassen. Er hat es ja in groben Worten oft genug gesagt bekommen, daß er den Leuten nicht behage, und er ist doch bei seiner Art geblieben, zur Freude aller derer, welche die Kunst nicht durch Bemalen einiger Quadratmeter, wohl aber durch Ergründung neuer schönheitlicher Seiten in der Natur gefördert glauben.

So ist Thoma nach meiner Ansicht der Sieger auf der Ausstellung, derjenige, der den Lorbeer forttrug. Es gibt dort zweierlei Kunst: Thoma und Nichtthoma. Die Mehrzahl der Maler werden sich in ihrem Urtheil der letzteren Partei anschließen. Manchen wird man zuerkennen müssen, daß sie eine Partei, ein Individuum für sich sind. Ich möchte z. B. Menzel nicht in die Masse werfen. Menzel war einst nicht minder sonderartig, er ist als Künstler wohl stärker als Thoma. Aber er ist bereits verschwistert und verschwägert mit der modernen Kunst, die lernend sich ihm näherte, die eine Schale um ihn bildete, die Brücke schlug von seinem besonderen Stil zu dem der Zeit. Er steht nicht mehr als einsamer Fels da, sondern an seinen Fuß hat das Meer der Volksbewegung viel Geröll, aber auch einige starke Felsblöcke getragen: Thoma steht noch allein, neben seinem Geistesbruder Böcklin.

Ich sprach einen französischen Kunstfreund, der die Ausstellung sah, einen Mann, der hier zum ersten Mal deutsche Kunst auf deutschem Boden vereint fand, dem außer Menzel und Knaus kaum ein Name geläufig war. Daß er mir alsbald rundweg erklärte: „Il n'y-a pas à l'exposition qu'un — c'est un certain Thoma!" überraschte mich. Thoma war der Einzige, der dem Nichtdeutschen ganz deutsch erschien.

Er irrte sich hierin, der Franzose: Es gibt mehr Künstler bei uns, die nicht französisch sind; vieles an französischer Kunst ist deutsch; Menzel hat auch für das Land jenseits Wasgaus gelebt und gearbeitet. Es ist auch hierin unmöglich, die Grenzen so scharf zu ziehen, wie ein Geometer es thun mag. Aber wir wollen durch den französisch verbildeten Geschmack der Berliner Gesellschaft und Kritik uns an deutschem Schaffen nicht den Spaß verderben lassen.

C. G.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Wer gut schlafen will entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken** à 3½ M. (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage** von **Herrmann**, Breitestr. 61, **Stettin.**

Die Gegenwart
Nr. 23 und 24.

Von diesen beiden **vergriffenen** Nummern, enthaltend u. a.:

Caliban:

Die Weltausstellung auf Pump,
Die Usance,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart.

Spamers
illustr. Conversations-Lexikon.

Erste Auflage, 10 Bände. Halbfr. **Wie neu.** (*M* 200.) Nur *M* 100.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. Nur *M* 75.—.

Gegen Voreinsendung oder Nachnahme.

C. Rudloff in Berlin W., Culmstraße 8.

Sommer-Pferdedecken

aus leinenem Drill, vorn zum Zusehnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeckend.

Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit
15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang
à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,

2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.

H. Herrmann, Deckenfabrik, **Stettin.**

Beste Reise- und Badelectüre.

Romane von Theophil Zolling.

(Verlag von H. Haessel in Leipzig.)

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
Vierte Auflage.
Preis: Geheftet *M* 6.—. Gebunden *M* 7.—.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet *M* 6.—. Gebunden *M* 7.—.

Coulissengeister.
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet *M* 6.—. Gebunden *M* 7.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Adelmann, Graf Alfred, Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.

Heinsius, August, Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? Preis 50 Pf.

Koerner, Dr. K., San Remo, eine deutsche Winterkolonie. Neu bearb. vom Verfasser u. Dr. C. Rieth. *3. verbesserte Auflage.* Mit 4 Karten u. 1 Temperatur-Tabelle. 5 Mark.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Preis 50 Pf.

Wollny, Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.

Wollny, Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage: Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 16. Juli 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Lage in Ostafrika. Von Gustav Meinecke. — Die Echternacher Springprozession. Von Richard Wilhelmj. — Die Spielbank in Monte Carlo und das Spiel. Von Heinrich Ehrlich. — Neue Romantik. Von L. H. Mann. — **Feuilleton:** Doctor Phöbus. Von Mario Pratesi. — **Aus der Hauptstadt:** F. W. V. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Die Lage in Ostafrika.

Von Gustav Meinecke.

Die Lage in Ostafrika ist im Augenblick wesentlich unter dem Gesichtspunkte der Stellung der Bevölkerung im Innern und an der Küste zu den Deutschen interessant, da bei der geringen uns zur Verfügung stehenden Truppenmacht mit größter Sorgfalt die Bewegungen der uns immer noch feindlichen Völkerstämme beobachtet werden müssen.

Als der Eindruck, welchen Major v. Wißmann's überaus glückliche Kriegsführung und unerreichbares Geschick in der Behandlung der Eingeborenen auf die leicht beweglichen Leute gemacht hatte, mit seinem Weggange allmählich verblaßte und das Unglück der Expedition Zelewski die Wahehegefahr wieder in den Vordergrund rückte, war zu erwarten, daß uns noch mancherlei Kämpfe bevorstehen würden.

Wißmann hatte nach Unterwerfung des Aufstandes an der Küste zwei große Ziele im Auge gehabt und auch glücklich durchgeführt, einmal die Sicherung der Hauptkarawanenstraße von Bagamoyo aus und des Weges von Pangani nach dem Kilimandscharo. Beides gelang ihm, soweit es in der Zeit seiner Amtsführung als Reichscommissär zu thun möglich war, und er nahm die weitere Durchführung des Planes, die Machtentfaltung in Tabora und am Ukerewe bedingend, für später bei der Inangriffnahme seines Dampferunternehmens in Aussicht. Das Unglück der Expedition Zelewski, die Unmöglichkeit, Truppen für die Machtentfaltung zu erhalten, ließen den Plan hinausschieben und erst jüngst hat in etwas geringerem Umfange der Gouverneur, Freiherr von Soden, den Plan Wißmann's zum Theil durchgeführt. Es wurde eine Station in Ugogo bei Uniangwira angelegt, der Häuptling Sike bei Tabora, dessen Unterjochung Wißmann auf das dringendste empfohlen hatte, gedemüthigt, und der Weg soweit frei gemacht, als es überhaupt möglich ist. Denn die wanderuden Räuberhorden der Sulustämme und Massai werden noch oft genug die Karawanenstraße unsicher machen, die sich natürlich nur auf einige befestigte Plätze stützen kann. Aber im Großen und Ganzen scheint hier der ursprüngliche Plan, wenn auch nur in bescheidenem Maße durchgeführt zu sein, und sollte nicht eine Empörung der noch immer sehr mächtigen Araber in Tabora und Udjidji alle Voraussetzungen durchkreuzen, für die Zukunft keine größeren Erschütterungen in Aussicht zu stellen.

Als die größte Gefahr, die von Südwesten sowohl der Karawanenstraße als den fruchtbaren Gebieten von Usagara, Ukami und Usaramo droht, ist aber immer noch ein Masseneinfall der Wahehe zu betrachten, jenes wilden Völkerstammes, der der Schutztruppe bis jetzt die größte Schlappe beigebracht hat. Wir waren mit ihnen bereits mehrfach früher zusammengekommen, Freiherr von Bülow hatte in Mpwapwa mit ihnen zu thun gehabt, Gravenreuth sie bei Yombo besiegt, Ramsay mit ihnen verhandelt, aber von nachhaltigem Eindruck waren weder Kriege noch Verhandlungen, noch auch die Bestrafungen der erreichbaren, in Usagara und Ukami angesiedelten kleineren Häuptlinge. Man mußte im vorigen Jahre aus Anlaß der Niederlage der Schutztruppe ernsthaft daran denken, eine Art Cordon um die bedrohten Länder zu ziehen, und hat zu diesem Zweck von Mpwapwa über Kilossa nach Marore am Ruaha gegen die Wahehe Stationen und Forts erbaut und gegen die Mahenge nördlich vom Kingani andere Stützpunkte geschaffen. Das Verhalten der Wahehe nach ihrem Siege über das Expeditionscorps war an und für sich sehr merkwürdig, und die besten Kenner des Landes und seiner Bevölkerung waren über das, was der Feind thun würde, verschiedener Meinung. Doch brach sich hier allmählich die Ansicht Bahn, daß an eine Vorwärtsbewegung dieser Völkerstämme im Laufe des vorigen Jahres nicht mehr gedacht werden könnte. Es wurde auf eine Unterwerfung dieser Stämme durch Waffengewalt verzichtet, eine schwächliche Politik hatte eingesetzt. Es wurden Unterhandlungen mit ihnen angeknüpft, die auch insofern Erfolg versprachen, als der Oberhäuptling der Wahehe eine immerhin mögliche Rache der Deutschen fürchtete, und wenigstens die erbeuteten Gewehre und Geschütze wieder ausliefern wollte. Aber sei es, daß der Oberhäuptling nicht die genügende Macht besaß oder, wie es jetzt den Anschein hat, eine Politik des Zauderns befolgte, es gelang nicht, die Waffen wieder zu erhalten, die innerhalb der Zeit in Tabora an die Araber verkauft oder zu Ackerbaugeräthschaften umgewandelt wurden oder sich noch im Besitz der Eingeborenen befinden. Aus den amtlichen Veröffentlichungen geht hervor, daß durch Vermittelung der katholischen Missionare in Tununguo neuerdings eine Gesandtschaft der Wahehe nach Longa kam, aber doch nicht den Muth besaß, nach der Küste zu marschiren. Andere Häuptlinge schüchterten die Gesandten ein, und da als Vorbedingung die Auslieferung der erbeuteten Gewehre und Geschütze gestellt war, welche nicht mehr ganz zu erfüllen war, so kehrten die Boten nach ihrem Lande zurück, um dem Oberhäuptling Bericht zu erstatten. Fernere Friedensverhandlungen werden aber durch die Jahreszeit, die Einbringung der Ernte, sehr erschwert werden, da ein großer Theil der Wahehe von seiner alten Gewohnheit, Plünderungszüge zu unternehmen, nicht wird ablassen wollen. Es ist daher durchaus nicht ausgeschlossen, daß in kurzer Zeit ein neuer großer Einbruch in Usagara oder Ukami erfolgt, dessen Zurück-

werfen trotz der Linie von Beobachtungsposten vielleicht schwieriger sein wird als vor zwei Jahren. Aber dieser Vorstoß der Wahehe würde nur dann wirklich gefährlich sein, wenn sie sich nach ihrer alten Gewohnheit mit anderen Völkern oder den sklavenjagenden Arabern verbänden, wofür aber im Augenblick keine Aussicht zu sein scheint. Denn die Araber sind infolge ihrer fortgesetzten Niederlagen doch so weit gedemüthigt, daß, sollten nicht Seitens der Regierung die schwersten Fehler gemacht werden, ihre Aufraffung für die nächste Zeit nicht in Frage kommen kann. Sie sind weit davon entfernt, der deutschen Herrschaft Sympathie entgegen zu bringen; man wird sie immer straff im Zaume halten müssen, denn ein Paktiren mit ihnen ist unmöglich, da die Gegensätze doch zu schroff auf einander stoßen. Aber eine kluge Politik wird, wenn auch keine Versöhnung, so doch wenigstens ein leidliches Nebeneinanderleben zwischen Europäern und Arabern herbeiführen können und müssen, da der extreme Standpunkt mancher unserer Kolonialpolitiker, daß man die Araber mit Feuer und Schwert aus dem Lande vertreiben müsse, als unausführbar längst aufgegeben sein dürfte.

Wenn nun augenblicklich die Wahehe sich nur abwartend verhalten, so scheint aber am Kilimandscharo und auf der Karawanenstraße dorthin in Folge der Niederlage des Herrn von Bülow wieder alles in vollster Gährung zu sein. Es ist dies um so bedauerlicher, als hier durch mehrjährige Arbeit der Grund für eine gedeihliche Fortentwickelung gelegt zu sein schien. Denn bereits im Jahre 1887 wurde bei Moschi, dem Hauptsitz des Fürsten Mandara im Dschaggaland, von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft eine Station angelegt, die sich längere Zeit hindurch gut halten konnte. Sie liegt weit über 1000 Meter über dem Meere in einer pardiesisch-schönen Landschaft. Nach Osten schweift das Auge über den Wald von Taweta und die helle, sonnenverbrannte Ebene dahinter, bis der Blick an der Burakette haftet, deren Spitzen sich nach Thomson's Ausdruck wie gefährliche schwarze Felsen aus dem schlammigen Meer über den Horizont erheben. Nach Südosten im Vordergrunde erheben sich von zahlreichen rauschenden Bergbächen durchwühlte Hügel und Thäler, bald blickt man auf eine schöne Lichtung, bald in eine parkartige Landschaft. Dazu denke man sich kräuselnde Rauchsäulen und buntgefärbte Gärten, und man hat Dschagga. Der silberhell schimmernde Jipesee wird soeben an der Uguenobergkante sichtbar, und weit darüber hinaus in dämmernder Ferne erblickt das Auge die Berge von Usambara und Pare. Nach Süden schweift der Blick über die wohlbewässerte Ebene des Kahelandes bis zu den interessanten Bergen von Sogonoi, und nach Westen ist die Aussicht noch malerischer und mannigfaltiger auf die schlichten Umrisse des Vulkankegels Meru, der sich aus der ihn umgebenden Ebene bis nahezu 2700 Meter erhebt. Der Ausblick auf die schneebedeckten Gipfel des Kibo und Kimavensi nach Norden ist überwältigend, und kein Schilderer hat Worte genug finden können, diese Schönheiten auszumalen. Der Sultan Mandara war stets ein Freund der Deutschen, aber mehrere andere kleine Häuptlinge der zwerghaften Dschaggastaaten, die sich beständig bekämpfen, blickten natürlich auf die Stellung Mandara's mit Eifersucht, und Mandara selbst, der sich von Jahr zu Jahr mehr fühlte, suchte sein Gebiet nach allen Richtungen hin auszudehnen. Bekannt ist, daß Wißmann gegen den größten Nebenbuhler Mandara's, den Häuptling Sinna von Kiboscho, im Frühjahr vorigen Jahres zu Felde zog, seine Boma erstürmte und vernichtete, die Station Moschi aus politischen Gründen ausbaute und nach der Küste zurückkehrend, die Straße von den Massaihorden säuberte. Mit einem anderen beachtenswerthen Faktor an dieser Karawanenstraße, dem Häuptling Simbodja von Masinde, hatte er in diplomatisch geschickter Weise ein Einverständniß erzielt, das seiner Zeit vielfach angefeindet wurde, besonders von denen, welche durch Simbodja früher Schaden erlitten hatten.

Simbodja ist der mächtigste Häuptling an unserer nördlichsten Karawanenstraße; er verfügt über eine Macht von 1500 Gewehren, und hält durch seine ihm durchaus ergebenen Söhne eine Reihe von wichtigen Ortschaften der Straße besetzt. Da er in früheren Zeiten auch für die Sicherheit der Handelskarawanen Sorge trug, nahm er stets einen Durchgangszoll, den sogenannten Hongo. Später lehnte er sich gegen die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auf, plünderte Dr. Hans Meyer, aber unterwarf sich kurz darauf, nachdem Wißmann Pangani eingenommen hatte, als einer der ersten und führte jeden Befehl gewissenhaft aus. Der Chef Dr. Schmidt erbaute ein Fort, welches die Residenz Simbodja's absolut beherrscht, machte des weiteren den Häuptling für Ruhe und Ordnung in seinem Gebiet verantwortlich, und gab ihm ein Gehalt für die ihm auferlegte Bestellung von Trägern und den Verlust seines Tributes. Simbodja bezahlte eine Entschädigung in Elfenbein, und Wißmann erhöhte bei seinem Hinmarsch nach dem Kilimandscharo sein Gehalt, da ihm die gewährte Summe nicht ausreichte für die von ihm geforderten Leistungen für Verpflegung von Boten, Führern und Trägern, und um ihm zu zeigen, daß er in deutschen Diensten nicht verarmen solle. „Wir haben alle Ursache zu wünschen," so schreibt Major von Wißmann*), „daß Simbodja uns gegenüber derselbe bleiben möge, wie er seit seiner Unterwerfung war ... Simbodja ist alles in allem viel zu klug, um nicht durchaus unsere Partei zu halten, und erspart uns das eine Machtentfaltung, die bei unseren geringen Mitteln nur auf Kosten der Sicherheit anderer Gebiete hätte vorgenommen werden können." Dr. Peters, der neu ernannte Reichscommissar für das Kilimandscharogebiet, gewann auch, wie aus einem Privatbriefe hervorgeht, einen günstigen Eindruck von ihm, aber der Gouverneur kürzte aus Sparsamkeitsrücksichten sein Gehalt ganz bedeutend, damit wahrscheinlich den Keim zu neuer Mißstimmung legend. Dr. Peters erbaute bei dem durch die Reise von Hans Meyer bekannt gewordenen Häuptling Mareale die Kilimandscharostation, welche vor Moschi einige Vorzüge aufweist, und kehrte dann zur Vornahme von Grenzregulirungen nach der Küste zurück, während Lieutenant von Bülow als sein Stellvertreter zum Ausbau der Station nach den Dschaggastaaten geschickt wurde.

Ueber die Ursachen des beklagenswerthen Conflikte, welcher einen Angriff auf Moschi, dessen Herrschaft nach dem Tode Mandara's sein junger Sohn Meli übernommen hatte, herbeiführte, liegen noch keine genauen Nachrichten vor, und es ist müßig, sich in Combinationen darüber zu ergehen. Doch ist kaum anzunehmen, daß die Wadschagga nach ihrem Siege eine Stoßkraft nach der Küste hin entwickeln werden. Die Massai, welche außerdem noch in Betracht kommen, sind durch den Verlust ihrer colossalen Viehherden in Folge der Lungenseuche (wie aus den Berichten des Dr. Baumann hervorgeht), sehr geschwächt und eine ernsthafte Gefahr wäre nur eine offene Widersetzlichkeit Simbodja's, da dessen Beispiel vielleicht auch andere Mißvergnügte mit sich reißen könnte.

Der neue Kriegszug ist bereits unterwegs, und obwohl die Kämpfe am Kilimandscharo in Folge der geschickten Befestigungsarten der Wadschagga sehr schwierig sind, so hegen wir doch keinen Zweifel, daß es gelingen wird, auch hier wieder Ruhe und Ordnung zu schaffen. Der Weg nach dem Kilimandscharo muß unter allen Umständen freigehalten werden, da gerade im Hinterlande von Tanga sich unsere erste Culturzone von Ostafrika eröffnet, und der Plantagenbau besonders in Kaffee hier einzusetzen beginnt, dessen Fortschreiten die sicherste Gewähr für eine gedeihliche Entwickelung der Colonie darbietet. Während wir in dem rauhen und ziemlich unwirthlichen Lande der Wahehe nichts zu suchen haben und es als Durchgangsgebiet vorläufig wenig in Betracht kommt, wird der Kilimandscharo in ferner Zukunft eine große Bedeutung gewinnen. Abgesehen von der möglichen Ansiedelung Deutscher in den höchsten Lagen, wird er der vorläufige Endpunkt einer Eisenbahnlinie werden, und auf seinen Höhen plant man die Anlage einer wissenschaftlichen Station und eines Sanatoriums.

Wir wollen und können nicht bei dem Mangel authentischer

---

*) Afrikanische Diplomatie. Von Hermann von Wißmann. Colonniales Jahrbuch. IV. Jahrgang 1891. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

Nachrichten auf eine kritische Beurtheilung der Vorgänge eingehen, zumal die Discussion über das Unglück der Expedition Zelewski gezeigt hat, daß afrikanische Verhältnisse nicht mit dem bei uns üblichen Maßstabe gemessen werden können. Aber wir können dem Bedauern Ausdruck geben, daß nach Wißmann's Fortgang anscheinend keine genügende Autorität mehr vorhanden war, um die „Schneidigkeit" mancher Offiziere zu zügeln (was Wißmann, dessen Behandlung der Eingeborenen meisterhaft war, in hohem Grade perhorrescirte) und daß Wißmann's Rathschläge, welche er in folgenden Schlußsätzen des vorhin genannten Artikels zusammenfaßte, nicht weiter beobachtet worden sind: „Es mag aus dieser kurzen Wiedergabe der Wahrnahmen, die ich zur Regelung des schwierigen politischen Verhältnisses an unserer nordwestlichen Karawanenstraße getroffen habe, ersehen werden, daß, wenn keine unvorhergesehenen Zufälle jede Wahrscheinlichkeitsrechnung durchkreuzen, wenn kein unvorsichtiges Vorgehen späterer Unternehmungen meine Arbeit, die erst allmählich zur Frucht reifen muß, in ihrem Wachsthum unterbrechen, der Zweck erreicht ist. Es mag imgleichen hieraus ersehen werden, daß ich Gewalt stets nur als unabwendbare ultima ratio angesehen habe, daß ich jedoch auch andererseits, wo es sein mußte, meine Machtmittel und die mir zur Verfügung stehende Zeit rücksichtslos ausgenutzt habe."

Die Echternacher Springprozession.

Von Richard Wilhelmj.

Eine große, eine gewaltige Zeit, in der wir leben! Eine Zeit voll ernsten, tiefen Schaffens, eine Zeit voll kraftvollen Lebens, eine Zeit, ergriffen von mächtigem Fortschritt zu immer idealerer Weltentwickelung! Ungeahnte Höhen hat der Menschengeist erklommen; Elemente, wild und verderbenbringend in zügelloser Ungefesseltheit, hat die Wissenschaft zu segenbringender Arbeit im Dienste der Menschheit gezwungen; was die Erde an Schönem und Edlem bietet, es vereinigt sich im Kreis der Kunst zu lieblichem Reigen; mächtig treibt der Zeitgeist, zwar noch beirrt von allerlei menschlichem Fehlen, aber doch sicher und unaufhaltsam einer verheißungsvollen Zukunft entgegen. Auf stolzer Höhe scheidet die Gegenwart vom letzten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts, hoffnungsreich und erwartungsvoll nähern wir uns dem Uebergang in's dritte Jahrtausend. Coelum ipsum petimus!

Und doch, seltsame Ironie des Schicksals! Es ist, als ob uns bei allem Vorwärtsstreben, bei allem Flug zu idealen Höhen doch immer wieder recht greifbar vor Augen geführt werden müsse, daß wir dennoch am Staube haften, es ist, als ob uns bei allem Geistesaufschwung doch immer wieder auf's Neue die Schwäche und Unvollkommenheit der menschlichen Natur vor die Seele treten solle — auf das Bild der geistesstolzen Gegenwart fallen tiefe culturgeschichtliche Schatten, die wir mit einer längst überwundenen Vergangenheit auf ewig begraben gewähnt, trauriges Memento! Ende der siebziger Jahre ist in Marpingen die Jungfrau Maria erschienen, und die dem Ereigniß folgende Gerichtsverhandlung hat ein düsteres Bild geistiger Unentwickeltheit entrollt, in Wemding treibt der Pater Aurelian die Teufel aus, daß sie mit entsetzlichem Schwefelgestank zur Hölle entweichen, in Trier haben im vergangenen Jahre zahllose Schaaren frommer Bauersleute in heiliger Einfalt ein römisches Tendenzschauspiel verherrlichen geholfen und im Luxemburgischen Städtchen Echternach springen alljährlich am Pfingstdienstag zehn- bis zwanzigtausend biedere Landbewohner durch die Straßen, und schaarenweise strömen die Neugierigen hinzu, um sich das Schauspiel der sogenannten Springprozession zu betrachten, oder auch vielleicht, um es in andächtiger Stimmung auf sich wirken zu lassen.

Manchem der freundlichen Leser kommt an dieser Stelle vielleicht zum ersten Male der Ausdruck „Springprozession" vor Augen, und er fragt sich wohl erstaunt, was für eine Bewandtniß es damit haben möge. Und in der That, das Schauspiel steht so vereinzelt in der Zeitgeschichte und trägt so sehr localen Charakter, daß die Kunde davon wohl kaum in weitere Kreise, in entferntere Gegenden unserer deutschen Lande gedrungen ist. Nichtsdestoweniger aber birgt dasselbe einen bedeutsamen culturgeschichtlichen Kern und erscheint für die Beurtheilung des geistigen Standpunktes gewisser Bevölkerungsschichten derartig charakteristisch, daß es sehr wohl geeignet sein dürfte, auch das Interesse weiterer Kreise zu erwecken. Es sei uns daher gestattet, das Thema: Die Echternacher Springprozession als ein Stück Culturgeschichte an dieser Stelle etwas eingehender zu behandeln.

Ueber die Ereignisse, welche zu der Prozession die Veranlassung gegeben haben, sowie über den Zeitpunkt ihrer Entstehung ist geschichtlich nichts unbedingt Zuverlässiges festgestellt. Auf Glaubwürdigkeit dürften aber wohl folgende Ausführungen Anspruch haben, die wir einer im Jahre 1863 erschienenen Schrift des verstorbenen Trierer Geschichtsforschers Professor Dr. Marx entnehmen. Er schreibt: „Wenn die Menschen zu Zeiten von allgemeinen Plagen und Drangsalen, Mißwachs, Noth, ansteckenden Krankheiten u. dgl. heimgesucht werden, dann geloben sie feierliche Bittgänge, um von Gott Befreiung von solchen Uebeln zu erflehen. Zur Ausführung solcher Bittgänge wird dann natürlich eine Kirche gewählt, die durch irgend welche Eigenthümlichkeiten vor den übrigen Kirchen der Gegend ausgezeichnet ist, die Kirche eines berühmten Heiligen, eines Glaubensboten, dem das Land die Verkündigung des Evangeliums verdankt, oder eine Kirche, in welcher sich ausgezeichnete Reliquien befinden, viele wunderbare Gebetserhörungen stattgefunden haben u. s. w. Solche Kirchen waren seit dem achten Jahrhundert in der Eifel die Salvatorkirche zu Prüm und die des heiligen Willibrord zu Echternach. Zu diesen beiden Kirchen sehen wir nun Jahrhunderte hindurch eine ungewöhnliche Art von Bittgang oder Prozession gehalten werden, eine sogenannte Springprozession oder Prozession der springenden Heiligen, die zu Echternach jetzt noch besteht, während dieselbe zu Prüm in Folge eines Verbotes der geistlichen Obrigkeit eingegangen ist. . . Bei beiden Prozessionen wurde gesprungen, hier wie dort wurden von den Springenden Brote auf dem Altar geopfert. Auch werden in den beiderseitigen Nachrichten mehrmals dieselben wunderbaren Vorgänge erzählt, von der Prozession zu Prüm wie von jener zu Echternach, sodaß man auf den Gedanken kommen muß, diese beiden Prozessionen zu den beiden nicht weit von einander gelegenen Klosterkirchen, nur elf Tage von einander jährlich abgehalten, besucht von Gläubigen derselben Gegend und in derselben Weise ausgeführt, müßten wohl auch zu derselben Zeit entstanden sein und dieselbe Veranlassung gehabt haben."

Hier verlassen wir den wörtlichen Text der Marx'schen Schrift und geben in Kürze das Mittheilenswerthe aus den weiteren Ausführungen derselben wieder. Danach darf zunächst die Mitte des 14. Jahrhunderts mit Sicherheit als Entstehungszeit der beiden Prozessionen angenommen werden. Da nun um diese Zeit Europa und namentlich auch die Mosel- und Rheingegend von allerlei schweren Plagen und Krankheiten heimgesucht wurden, so geht man sicher nicht fehl, wenn man diese Uebel mit den in Rede stehenden Bittgängen in Verbindung bringt. Namentlich war es der sog. Veitstanz, der in den Trierischen Landen und den angrenzenden Gegenden stark grassirte, und man ist um so eher berechtigt, einen ursächlichen Zusammenhang gerade zwischen diesem Uebel und der Echternacher Prozession anzunehmen, als die Art und Weise, den Bittgang zu halten — es wird dabei hin und her gesprungen — auf eine ähnliche Krankheitserscheinung hinweist.

Zwischen jener Entstehungszeit der Echternacher Prozession und der Gegenwart liegt nunmehr bereits ein Zeitraum von mehr als fünfhundert Jahren, und obwohl die Landplagen, welche damals den Bittgang veranlaßten, verschwunden sind und somit ein directer Anlaß zur Beibehaltung der Prozession längst nicht mehr vorhanden ist, hat dieselbe dennoch bis in

die Gegenwart fortbestanden, ja von Jahr zu Jahr wächst der Andrang zu derselben, und die ungewöhnliche Zahl der diesjährigen Wallfahrer, sowie die erstmalige Betheiligung des Bischofs Koppes von Luxemburg scheinen an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts eine neue Glanzperiode in der Geschichte dieses Schauspiels zu inauguriren, dessen culturgeschichtlicher Bedeutung die gebildete Welt zwar nicht verständnißlos, aber doch auch wieder ohne Verständniß und mit dem Gefühl des Bedauerns gegenübersteht.

Eigenthümlich sind die Eindrücke, welche der Besucher Echternachs am Tage der Springprozession empfängt, und wer Gelegenheit gehabt hat, einmal den dritten Pfingsttag in den Mauern des Luxemburgischen Grenzstädtchens zu verleben, der wird eine Fülle wechselvoller Bilder, interessant und bedeutsam durch die bezeichnenden Streiflichter, die sie auf menschliche Culturzustände werfen, in unauslöschlicher Erinnerung behalten. Seltsam muthet es den Reisenden schon an, wenn er mit der Bahn sich dem Wallfahrtsorte nähert, zu sehen, wie von den Höhenzügen rechts und links von der Sauer in unerschöpflicher Reihenfolge lange Prozessionen in das Thal herabgezogen kommen und sich zur Theilnahme an dem Bittgang dem Gnadenorte zu bewegen. Bunte Bilder in reicher Abwechselung ziehen an unserem Auge vorüber, mit Wohlgefallen ruht der Blick auf der freundlichen Landschaft, die das Luxemburger Land vom preußischen Gebiete scheidet, mit Windeseile folgt der Bahnzug den Windungen des Grenzflüßchens, pustend und schnaubend fährt er endlich in den Echternacher Bahnhof ein. Durch einen engen Bretterverschlag, der zur Ueberwachung der Reisenden angebracht ist, verlassen wir das Empfangsgebäude und sehen uns sofort von einem hastig vorwärtsdrängenden Strome neugieriger und andächtiger Menschen ergriffen und nach dem Innern fortgerissen. Die Stadt hat ein festliches Gewand zu ihrem „Ehrentage" angelegt, aus den Fenstern wehen Fahnen, von den Thürmen klingen die Glocken, in festlicher Stimmung wogt eine bunte Menge in den Straßen. Es ist nicht zu leugnen, daß das religiöse Gepräge dem wechselvollen Bilde, das uns umfängt, den Grundton gibt, dafür sorgen schon die Rosenkränze in den Händen der Bauersleute und der fast weihevolle Ausdruck andächtiger Stimmung auf den Gesichtern der herzugeströmten Wallfahrer. Indessen macht sich neben der religiös-kirchlichen Stimmung doch auch ein stark weltliches, jahrmarktähnliches Treiben recht deutlich bemerkbar. Schaubuden aller Art reihen sich in bunter Abwechselung an einander, Marktstände sind aufgeschlagen, Zuckerbäckereien haben ihre verlockenden Erzeugnisse aufgestapelt, zur Massenverproviantirung sind Vorkehrungen getroffen, und auf den Straßen mischt sich eine fröhlich gestimmte Menge neugieriger und zerstreuungslustiger Zuschauer in die Schaaren der Wallfahrer, die mit bestaubten Schuhen und abgespannten Zügen von allen Seiten eintreffen und nach dem Sammelplatze ziehen, von welchem der Zug der Springer seinen Ausgang nimmt. Es ist neun Uhr Morgens, und Böllerschüsse verkünden, daß die Prozession soeben sich zu entwickeln beginnt, mit einiger Mühe suchen wir uns in dem uns umfluthenden Menschengewühl einen Platz, der eine gute Uebersicht über das ganze Schauspiel gewährt, und harren der Dinge, die da kommen sollen. Lange brauchen wir nicht zu warten, denn schon naht ein Zug von Bauern, die zwar nicht springen, sondern vielmehr in feierlich gemessenem Schritte daher gezogen kommen; mit rauhen Kehlen wird in unerschöpflichen Textvariationen die Litanei vom heiligen Willibrord zu Gehör gebracht. Jeder singt in seiner eigenen Tonart, jeder nach seinem eigenen Tempo, aber alle bemühen sie sich doch mit mehr oder weniger glücklichem Erfolg, sich wenigstens einigermaßen im Rahmen der ursprünglich vorhanden gewesenen Melodie zu halten, es ist ein wunderbar gemischtes „Tongemälde." Kaum sind die Sänger vorüber, so naht schon, allerdings noch in ziemlicher Entfernung, die Prozession der Springer. Voran zieht ein Musikcorps und spielt die alte, ewig junge Weise: „Adam hatte sieben Söhn'", eine schaurig-schöne Melodie, die dem Besucher Echternachs noch wochenlang in den Ohren nachklingt. Immer näher kommt die Prozession, schon gewahren wir die blinkenden Helme der Feuerwehrleute, die die Reihen eskortiren, immer lauter bringen Adam's sieben Söhne sich in Erinnerung, endlich naht die Spitze des Zuges. Eine Bewegung geht durch die angesammelten Massen, die Hälse recken sich, alles drängt nach vorne, den Anblick in nächster Nähe zu genießen —, wer vermöchte die Eigenartigkeit des Augenblickes zu beschreiben! Die Schuljugend eröffnet die Prozession, ein Meer von blonden und brünetten Köpfen wogt vor unseren Blicken. Es folgen die Wallfahrer in langen Reihen, nach den Ortschaften und Familien geordnet. Vater, Mutter und Kinder haben sich zusammengethan und, um sich nicht zu trennen, durch Taschentücher, die sie an den Zipfeln halten, unter einander verbunden. So springen sie daher, drei Schritte vorwärts, zwei Schritte zurück. Die Geistlichkeit springt bemerkenswerther Weise nicht, sondern schreitet in prächtigen Meßgewändern würdevoll im Zuge einher, die säumigen Springer mit ernster Zurechtweisung aufmunternd. Sehr verschieden ist nämlich der Eifer, mit dem die Einzelnen springen, manche machen es sich sehr bequem, andere wieder bringen mit rasenden Sprüngen eine beträchtliche Entfernung zwischen sich und Mutter Erde. Krüppel schleppen sich mühsam vorwärts, fanatische Weibspersonen mit blaurothen Gesichtern und lechzender Zunge, nicht selten arme Würmer von Kindern auf den Armen, kommen an uns vorüber, halbwüchsige Burschen bieten uns für schnöden Mammon ihre Springerdienste in Stellvertretung an, ein Geldstück gleitet in die aufgehaltene Hand, lächelnd schauen wir ihnen bis zur nächsten Straßenecke nach, an der sie verschwinden, um vielleicht ihr Werk in anderen Diensten fortzusetzen. Bisweilen hält die Prozession, die Einwohner kommen aus den Häusern und erfrischen die ermatteten Springer durch dargereichtes Wasser oder Limonade, die mit einem Blick des Dankes entgegengenommen und mit zitternder Hand zu den trockenen Lippen geführt wird. Dann geht es weiter, langsam springt der Zug die steile Kirchtreppe hinauf und betritt das Ziel der Prozession, die Kirche des heiligen Willibrord. Unablässig springend nähern sich die Wallfahrer dem Altar, unter welchem die Gebeine des Heiligen ruhen, Geistliche rühren durch eine Oeffnung in der Holzverschalung des Altars die dargereichten Rosenkränze und Andachtsgegenstände aller Art an den Sarg an, Geldstücke klingen in den Opferstöcken, die Prozession betritt das Freie und löst sich auf. Das schwere Werk ist gethan, ermüdet lassen sich die Wallfahrer auf dem Rasen nieder oder wo sonst ein Plätzchen zum Sitzen einladet, und beginnen die mitgebrachten Lebensmittel zu verzehren, freuen sich, wenn sie nicht zu erschöpft sind, der Erholung, welche der Nachmittag bringt im Anschauen und Genießen des bunten Treibens, und stärken sich schon für die Strapazen des Heimweges, der für den anbrechenden Abend noch bevorsteht. — —

Fünf Uhr Nachmittags ist es. Die sengende Gluthhitze, die während des Tages über der Erde gelagert, beginnt erquickender Abendkühle zu weichen, uralte Pappeln werfen ihre gigantischen Schatten über die Felder. Vor und hinter uns ziehen die Wallfahrer mit müden Knieen den heimathlichen Dörfern zu und schon aus der Ferne hat eine Gruppe von Bauersfrauen unsere Aufmerksamkeit erregt, welche nur sehr langsam vorwärts zu kommen scheinen. Bald haben wir sie eingeholt und gewahren als Ursache der Verzögerung ein etwa zwanzigjähriges, verkrüppeltes Mädchen. In ihrer schlichten Weise erzählen uns die Leute, daß die Unglückliche an der Fallsucht leidet, daß sie, allerdings mit größeren Ruhepausen, den zwölfstündigen Marsch aus der Heimath nach Echternach zu Fuß zurückgelegt hat, daß sie noch kurz vor Beginn der Prozession von Krämpfen befallen wurde, sich aber trotz ihres elenden Zustandes an dem Bittgang betheiligt hat und daß sie jetzt im Begriffe steht, zu Fuß nach Hause zurückzukehren — alles um der Genesung willen. Unser Versuch, die Leute in vernünftiger Weise zu belehren, findet taube Ohren, ja, ein fast feindseliger Seitenblick straft uns für unseren „Unglauben". Sancta simplicitas!

Und nun zum Schlusse noch ein kurzes Wort. Es hat uns völlig fern gelegen, mit unseren Ausführungen die Bittgänge oder Prozessionen der katholischen Kirche zu bekämpfen.

Im Gegentheil, wir bekennen uns gerne zu der Ansicht, daß solche Bittgänge, in rechter und erbaulicher Weise gehalten, sehr wohl geeignet sein können, auf das religiöse Leben des Einzelnen wie des ganzen Gemeinwesens in veredelnder Weise einzuwirken. Daß aber, wie es in Echternach geschieht, dabei gesprungen wird, das vermögen wir mit der menschlichen Hoheit und Würde nicht in Einklang zu bringen. Es hat eine Zeit gegeben, in der die Menschen glaubten, durch Kasteiungen und auf ähnliche Weise ihrem Gotte wohlgefällig zu erscheinen, heute ist die Welt darüber zu besserer Erkenntniß fortgeschritten. Ihre culturgeschichtliche Bedeutung erhält die Echternacher Prozession dadurch, daß sie unseren Blick auf einen Theil der menschlichen Gesellschaft lenkt, der mit dem Vordringen der Cultur nicht gleichen Schritt gehalten hat, sondern unendlich weit hinter dem Ziel zurückgeblieben ist, welches die Culturwelt heutzutage bereits erreicht hat. Spott oder stolze Zurückhaltung in den Kreisen der Gebildeten begegnen meist der mangelnden geistigen Entwickelung tiefstehender Gesellschaftsschichten; ob dieser Weg aber der geeignete ist, bessere Zustände herbeizuführen, möchten wir bezweifeln. Unseres Erachtens erwächst vielmehr für jeden Gebildeten aus der Erkenntniß solcher betrübenden Culturzustände die ernste und unabweisbare Pflicht, so oft sich dazu Gelegenheit bietet, durch freundliche, wohlmeinende und unermüdliche Belehrung, die auch vor Mißerfolgen nicht zurückschrecken darf, den geistigen Fortschritt nach besten Kräften zu wecken und zu fördern. In erster Linie fällt diese Aufgabe der katholischen Geistlichkeit zu, weil diese durch ihr Amt und ihre Stellung stets in directen Beziehungen zu jenen Kreisen steht, welche der Aufklärung und zielbewußten Führung so dringend bedürftig erscheinen. Man trägt in unseren Tagen die Cultur nach fernen Ländern —, möchten doch auch die Armen in unserer eigenen Mitte immer mehr ihrer Segnungen theilhaftig werden! Leuchtend verklärt der Sonne Strahl die Höhen, doch „die Nacht weicht langsam aus den Thälern."

Die Spielbank in Monte Carlo und das Spiel.

Von Heinrich Ehrlich.

Wäre ich einer der 30- oder 40,000 Spieler, die alljährlich der Bank von Monte Carlo*) ihre großen oder kleinen Beiträge zu deren ungeheurem Gewinne von 25—30 Millionen Franken darbringen, so würde ich diesen Aufsatz nicht schreiben; der Verlierende ist kein ruhig Urtheilender. Aber ich habe nach dreiwöchigem Spielen, und nach manchen Verlusttagen zuletzt ein für meine Verhältnisse ansehnliches Sümmchen mitgenommen; auf der Heimreise manche Zwischenfälle, frühere Erlebnisse überdacht; und da kam mir der Gedanke, meine verschiedenartigen Betrachtungen niederzuschreiben.

Zuvor will ich aber die leicht begreifliche Neugierde manches Lesers befriedigen, und ihm das „System" mittheilen, welches mir zum Gewinne verhalf: Grimmige Magenschmerzen (ganz euphemistisch ausgedrückt), die mich am Tage meiner Ankunft in Nizza befielen, und die beabsichtigten Fußtouren in die Thäler, die festbeschlossene Reise nach Neapel aufzugeben gezwungen haben. So fuhr ich denn während zwei Wochen fast täglich nach Monte Carlo (daselbst zu wohnen wäre mir geistig und physisch ganz unmöglich) und spielte; oft kaum zwanzig Minuten, dann war rasches Entfernen geboten; es bewahrte mich vor starkem Verluste, sicherte mir die öfteren kleinen Gewinne. Solche (euphemistische) Magenschmerzen sind also das einzige System, das ich als erprobtes empfehlen kann. — Und nun zur Sache!

*) Dies ist der richtige Name der Spielbank. Monaco ist die Hauptstadt und Residenz Sr. Hoheit des regierenden Fürsten, auch eine Eisenbahnstation für sich, gleich Monte Carlo, das allerdings nur sechs bis acht Minuten von Monaco entfernt liegt. Auch wohnen alle Fremden nur in Monte Carlo.

Die Spielbank in Monaco besteht schon seit 1867, hat jedoch erst seit 1872, seit dem Schlusse der deutschen Spielbanken sich so glänzend entfaltet. Ihre Gründung und Entwickelung war ein diplomatisches Meisterstück des Herrn Blanc, das selbst Talleyrand belobt hätte. Als im Jahre 1868 die Existenz-Frage der deutschen Spielbanken vor den Norddeutschen Bundestag gebracht wurde, kamen die „Bankdirectoren" von Wiesbaden-Ems, und Herr Blanc, der Eigenthümer der Homburger Bank, nach Berlin; Jene mit ihrem Rechtsanwalte Dr. L., dieser allein mit einem tiefangelegten Plan. Sein Contract mit der ehemaligen Hessen-Homburgischen Regierung war noch für zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre gültig, der mit der ehemaligen Nassauischen Regierung abgeschlossene der anderen Herren ging in wenigen Jahren zu Ende. Diesen bewies er nun, daß sie vom preußischen Ministerium am sichersten weite Zugeständnisse erlangen könnten, wenn sie in allen ihren Schritten sich ihm anschlössen, der das längstdauernde „Recht" besäße. Und die Herren waren naiv genug, auf diesen Köder anzubeißen, und vergaßen ganz, daß ihre Bank gegründet war, um der Homburger Concurrenz zu bieten*), und daß sie von dem Eigenthümer der Letzteren doch keine Unterstützung erwarten durften! Sobald nun Herr Blanc dieses diplomatische Meisterstück vollführt hatte, begann er den Feldzug; geberdete sich der preußischen Regierung gegenüber wie der Bevollmächtigte einer Großmacht; ließ sich beim damaligen Grafen Bismarck melden, der ihn selbstverständlich nicht empfing, ging dann zu einem anderen Minister, der sich verpflichtet hielt, ihn anzuhören und sprach von seinem „Rechte" in einer Weise, daß der hohe Beamte alle Selbstbeherrschung zusammenfaßte, um den Herrn nicht unsanft zu entfernen. Die preußische Regierung hätte damals am liebsten die Banken alle sofort schließen lassen, nur die Rücksicht auf die Städte Wiesbaden und Ems, welche durch eine solche ohne Uebergang eingeleitete Maßregel furchtbar gelitten hätten, bestimmte sie, dem Landtage eine Frist von drei bis fünf Jahren vorzuschlagen. Zu spät erkannten die Wiesbadener „Bankdirectoren", daß Blanc's Plan dahin ging, den sofortigen Ruin sämmtlicher deutschen Banken herbeizuführen, um seiner inzwischen in Monaco gegründeten und ihm allein gehörigen jede Concurrenz abzuschneiden. Sie und die Nassauer beklagten sich dann über ihren Abgeordneten Dr. Braun und behaupteten, er habe ihre Interessen vernachlässigt; als ob er in dieser Angelegenheit mehr auszurichten vermochte!

So blühte Monaco empor! Das elende Fischerdorf auf dürrem Sandboden, dessen Bewohner mit denen der Hauptstadt im Jahre 1848 gegen die unerschwinglichen indirecten Steuern auf Salz und Mehl revoltirten, wurde in einen Zaubergarten mit Terrassen und exotischen Pflanzen umgewandelt; rings umher wuchsen große Hotels und Paläste empor (unter Anderen der des Herrn Millaud, des Gründers vom Pariser „Petit Journal", der auf dem obersten Giebel des Prachtbaues seine Büste aufstellen ließ); die ehemals armen Fischer, die nun reiche Rentner waren, bauten Häuser und vermietheten Wohnungen; zwischen dem „Monte Carlo" — so wurde die Schöpfung zu Ehren des regierenden Fürsten genannt — und Monaco entstand ein neuer Stadttheil Condamine mit Hotels und Privathäusern. Aus allen Welttheilen strömten nun die Spieler herbei, die früher in Wiesbaden, Ems, Baden-Baden, Homburg und in kleineren Spielnestern vertheilt waren. Herr Blanc hinterließ ein fürstliches Vermögen, französische Fürsten und große Herren heiratheten seine Töchter, sein Sohn ist ein berühmter Pferdezüchter und Sportsman und hat erst vor Kurzem mit seinem Pferde 200,000 Franken gewonnen. Zuletzt verkaufte die Familie die Bank vor etwa zehn Jahren an eine anonyme Actiengesellschaft. Schon öfters war in verschiedenen Zeitungen die Rede, daß der Contract der Spielbank, der in

*) Bis Ende der fünfziger Jahre war die Wiesbadener Bank von einem Herrn Kunz gepachtet, und nur während sechs Monate thätig; dann bildete sich eine Actiengesellschaft, welche der Regierung eine viel größere Pachtsumme zahlte, die Spielzeit auf neun Monate verlängerte, und den „Baron" v. Welleus, den bisherigen „Director" der Homburger Bank, nach Wiesbaden berief.

den nächsten Jahren abläuft, von dem jetzigen Fürsten nicht mehr verlängert würde. Aber alle Anzeichen sprechen dafür, daß immer nur ein frommer Wunsch ausgesprochen ward. Umfassende Neubauten im Innern des Spielpalastes, die erst im verflossenen Jahre ganz beendet wurden, beweisen wohl am besten, daß ein neuer, verlängerter Contract bereits in den Taschen der Pächter steckt; sie würden sonst ganz sicher die enormen Unkosten auf Erweiterung und Verschönerung des Gebäudes vermieden haben. Man sagt, die Gemahlin des regierenden jungen Fürsten, eine geborene Fürstin, die aber nach ihrem Stammbaume eine Urgroßnichte von Heinrich Heine sein soll*), wäre eine entschiedene Gegnerin der Spielbank, doch mag der Landesherr vielleicht Bedenken hegen, seiner Residenz die großen Einkünfte des colossalen Fremdenverkehrs zu entziehen. Und so werden die Hundertfrankenstücke („plaques") mit seinem Bildniß noch eine ganze Weile auf den Tischen der Spielbank figuriren.

Viel ist schon geschrieben worden über das Spiel, über diese Leidenschaft, die zu allererst im Menschen erwacht — wer Knaben beim Kügelchenspiel beobachtet hat, wird mir beipflichten. Psychologische Untersuchungen aller Art über das Hazardspiel und dessen Wirkungen wurden veröffentlicht; unter ihnen erscheinen die des Prof. Dr. Lazarus „Ueber die Reize des Spieles" als die bedeutendsten, die nur durch einige Schwerfälligkeit des Stiles und zu lange Erörterungen von Nebenmomenten nicht die verdiente Verbreitung gefunden haben. Endlich waren die Spielbanken und mit Recht (früher die deutschen, jetzt die alleinige in Monte Carlo) vielfach Gegenstand der stärksten Angriffe in den verschiedenartigsten Organen der öffentlichen Meinung. Die Unsittlichkeit einer solchen staatlichen Einrichtung, der Ruin, den sie über so manche Familie gebracht haben, der schlimme Einfluß, den sie auf das gesellschaftliche Leben ausüben, wurden in schärfster Weise betont. Sonderbar mochte es allerdings manchmal erscheinen, daß in solchen ganz berechtigten Entrüstungsartikeln die Staatslotterien (nicht die der Prämienloose, die doch wenigstens den Einsatz sichern, sondern die rein auf Zufall berechneten) und nun gar das Lotto, das doch nur den kleinen Mann anlockt, meistens gar nicht, im besten Falle nur leise anstreifend getadelt wurden; es ist doch ganz bestimmt keine viel sittlichere That, wenn der Staat selbst den Unterthanen gegenüber in allen Orten eine Art von Bankhalter abgibt, als wenn er Privatleuten das Recht einräumt, in irgend einem Städtchen eine streng controllirte öffentliche Bank zu unterhalten, gegen Abgabe einer großen Summe, und gegen die Verpflichtung, dem Orte alle möglichen Vortheile zuzuwenden.**) Doch ich will hier nicht Nationalökonomie treiben, sondern von der Leidenschaft des Spieles im Allgemeinen, und von Monte Carlo sprechen.

Hazard- oder Zufall-Spiele hat es wohl gegeben, seit die Menschen sich gesellschaftlich vereinigten; es läßt sich voraussetzen, daß die alten Perser, Aegypter ihre müßige Zeit nicht mit Gesprächen allein ausgefüllt haben. Aber mit Sicherheit weiß man vom Alterthume nur, daß die Griechen und Römer und unsere urgermanischen Vorfahren das Würfelspiel mit Leidenschaft betrieben. Bei den beiden erstgenannten Trägern antiker Bildung war es derartig entwickelt, daß unsere Museen noch falsche in Griechenland und Rom gefundene Würfel aufbewahren, und daß trotz des strengsten Verbotes im ganzen Römischen Reiche fast kein Gastmahl stattfand, an welchem nicht ungeheuere Summen verspielt wurden. Manchmal gab es dabei auch Streit und Todtschlag. Außerdem betrieben die Griechen das Morraspiel, das heutzutage noch in Italien nur mehr bei den unteren Volksschichten im Gange ist, aber bei den Hellenen auch in besseren Kreisen heimisch war; auf einer Vase in der Münchner Pinakothek spielen sogar Eros und Antheros Morra. Es ist kein eigentliches Hazardspiel, da es ganz und gar auf Fingerfertigkeit beruht: Die beiden Spieler halten zuerst die rechte Faust geballt, öffnen sie dann blitzschnell, indem ein Jeder die Zahl ausruft, welche die von ihnen Beiden ausgestreckten Finger darstellt (also z. B. cinque wenn der Eine drei ausstreckt und bei dem Anderen zwei errathen will); aber es kommt nicht selten vor, daß ein sehr geschickter Spieler im letzten Augenblick, wenn er die Finger des Anderen sieht, einen von seinen unbemerkt zurückzieht, um die ausgesprochene Zahl richtig zu machen (also quasi die Volte schlägt) und daß auch die Morra mit Messerziehen endigt.

Das Würfelspiel ward am ehrlichsten und ernsthaftesten von den Germanen betrieben, aber mit der furchtbarsten Leidenschaft; sie verspielten Hab und Gut, zuletzt die eigene Freiheit; der Verlierende ward der leibeigene Sklave des Gewinners. Und es steht außer allem Zweifel, daß noch heute die träumerischen Deutschen der Spielbank das größte Contingent stellen. Russen, Franzosen, Amerikaner setzen größere Summen, erregen die allgemeine Aufmerksamkeit in höherem Grade, sind in der Selbstmord-Statistik stärker vertreten; aber das Hauptheer jener kleineren Spieler, die sich mit geringeren Gewinnen nicht begnügen, daher zuletzt immer verlieren, bei einer günstigen Wendung nicht den Muth haben, sie zu benutzen, und immer wiederkehren, die also der Bank den meisten sicheren Gewinn bringen, dieses Hauptheer besteht zum größten Theile aus Deutschen.

Der „träumerische Germane" ist noch heute der leidenschaftlichste Spieler; ich habe in vielen Ländern Gelegenheit benutzt, um Leute beim Comerzspiele zu Dreien (Preference, Tarock, Scat) zu beobachten; nirgends fand ich so viele Männer aus den „gebildeten" vermöglichen Kreisen, die einen so höllischen Lärm schlagen, wenn der Mitspielende einen Fehler begeht, unter dem sie leiden, und nicht etwa bei hohen Einsätzen, sondern bei ganz geringen, wo die Aufregung um des Geldverlustes willen ganz ausgeschlossen war; die lebhaften Franzosen sind viel ruhiger! Nirgends wird man auch in den besseren Kaffeehäusern schon am Nachmittage so viel Kartenspiel finden, als in Deutschland. Ist es da verwunderlich, wenn hier seit Aufhebung der Spielbanken das Hazardspiel in den Clubs und das Börsenspiel in erschreckendem Maße zunimmt? Und bei diesen beiden letzten ist der gänzliche Untergang durch viele Verluste noch grauenhafter als beim Spiele an der Bank. Hier kann einer doch nur verlieren, was er bei sich trägt; aber im Club wird gar oft bis weit in die Nacht „auf Parole" gespielt, der durch Weingenuß und Leidenschaft fast bewußtlose Verlierende weiß nicht mehr, welche Summen er als Einsatz auf seine Visitenkarten schreibt, und entdeckt erst am nächsten Tage, daß er total ruinirt ist. Im Börsenspiele, wo alle Differenzgeschäfte auf Credit abgeschlossen werden, übersteigen große Verluste meistens das Vermögen des Spielers, er greift anvertraute Gelder an, und reißt Andere in seinen Sturz mit. Dafür gab gerade das letzte Jahr Beweise genug. Ich sage das Alles nicht etwa, um die unabweisliche Aufhebung der Spielbanken zu bemängeln — ich werde auf diesen Punkt noch zurückkommen —, sondern um zu zeigen, daß die Spielwuth zu den unausrottbaren Leidenschaften unserer Zeit gehört.

Prüft man nun die Triebfeder dieser Leidenschaft, so ist zuvorderst festzustellen, daß bei dem Börsenspiele einzig und allein die gemeinste Habsucht vorherrscht, der kein Mittel der Uebervortheilung Anderer, der unsaubersten Manöver, zu schlecht ist; es mag hier oder da vorkommen, daß bei einem reichgewordenen Jobber auch die Eitelkeit erwacht, als großer, glücklicher Speculant zu glänzen, auf der Börse als eine wichtige Person angesehen zu werden; ja sogar in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen als Commerzienrath oder als Mäcen, der die Künstler mit Champagner und Treibhaus-Spargel bewirthet, oder auch als Sportsmann, der Pferde rennen läßt — aber die Grundlage seiner Existenz ist und bleibt doch jene rücksichtslos gewinnsüchtige Jobberei, die tausend Meilen weit entfernt liegt von dem geschäftlichen Gebahren des strebsamen Großkaufmannes, der im wohlverstandenen Handel durch

*) Ich hatte von dieser Verwandtschaft im vierten Gliede schon früher gehört; ein neu erschienenes Büchlein „Der ewige Jude in Monte Carlo, ein Wintermärchen von der Riviera", Dresden-Leipzig, E. Pierson 1892, bestätigt sie.

**) In Preußen existirt das gesetzliche Verbot, daß Niemand in fremden (Sächsischen, Braunschweigischen) Staatslotterien spiele; also nur im eigenen Lande darf der Mensch sein Geld verlieren. Da war doch wohl das ehemalige Nassauische Gesetz, das jeden Landesangehörigen, der an die Spielbank ging, mit Strafe bedrohte, noch besser.

Scharfblick, Thätigkeit und Energie ein großes Vermögen erwirbt, und sich mit Angehörigen und Freunden im behaglichen Genusse des Lebens freuen will.

Der Begriff „Moral" fällt eigentlich beim Spiele von selbst weg; dennoch könnte man behaupten, daß beim Hazardspiele weniger unmoralische Triebfedern wirken, als beim Börsenspiele. Allerdings ist auch dort die Gewinn- (nicht die Hab-) sucht*) ein mächtiger Faktor — wer setzt wohl ein Geldstück auf eine Farbe oder Nummer, wenn er nicht gewinnen will — aber es sind doch noch andere „Reize" thätig, die aus der Region höherer Vorstellungen stammen. Denn wie kommt es, daß Personen, die beim Gesellschafts- oder Berechnungsspiele bei ganz geringem Verlust in Aufregung gerathen, am Hazardtische Ruhe bewahren, wenn sie eine bedeutende Summe einbüßen?**) Wieso ist es zu erklären, daß ein dem edelsten Wissenschaftsberufe angehöriger, durch verschiedenartigste ehrenhafte glückliche Unternehmungen zu sehr großem Reichthume gelangter Freund mir mit ganz besonderem Behagen erzählte, er habe in diesem Frühjahre die Reisekosten für sich und seine Familie in Monte Carlo gewonnen, er, dem 10,000 Franken gerade so viel gelten, als mir zwei Mark? Daß ganz vernünftige Leute, die selbst gar nicht spielen, endlose Gespräche über das Hazardspiel führen, daß unter ihnen Manche von der Ueberzeugung durchdrungen sind, es müsse ein sicher gewinnendes „System" geben, während doch hunderttausende Erfahrungen und die ungeheuren Gewinne der Banken am besten beweisen, daß jedes System den Spieler zuletzt unfehlbar ruiniren muß, weil es ihn zwingt, auch bei den ungünstigsten Wechselfällen auszuharren und weil kein Vermögen einem unglücklichen Tage widerstehen kann?***)

Professor Lazarus gibt in seinem Büchlein unter den psychologischen Erklärungen der Hazardspiel-Leidenschaft die gleichzeitige Erregung von Hoffnung und Furcht an, mit Hinweis auf Mantegazza's Ausspruch über die Hoffnung; diese Erklärung ist nicht zutreffend und höchstens auf jene kleinen Spieler anwendbar, die mit ikarischen Plänen an den Tisch treten, sich vorher eine Masse schöner Dinge ausgedacht haben, die sie alle mit dem Gewinn verwirklichen werden. Die großen Spieler und die Erfahrenen lassen die Hoffnung zu Hause und bringen Kampfeslust mit, eine thörichte, aber eine muthige. Die Phantasie, der in dem Werkchen des hochgeschätzten Verfassers eine so große Thätigkeit zugewiesen und eine so lange Besprechung gewidmet wird, hat dabei wenig oder gar nichts zu thun; was er darüber sagt, ist seiner Phantasie entsprossen. In dem Geiste des Spielers kreuzen sich wirrste, phantastischste Vorstellungen, aber nur in seiner Wohnung oder auf dem Wege nach dem Spielhause; alle unmöglichen Chancen, alle unausführbaren Combinationen tauchen vor ihm auf. Doch in dem Momente, wo er vor den Spieltisch tritt, mit seinem ersten Einsatze endet alle Thätigkeit der Phantasie, er hört und sieht nichts als das Resultat, den Namen der gewinnenden Farbe, die Zahl der gewinnenden Nummer. Das ist eine ganz feststehende Thatsache. Ich habe in früheren Zeiten, da ich in Wiesbaden zwei Jahre lang wohnte und alle Spielbäder besuchte, mit Spielern aller Arten, aller Stände vielfach über diesen Punkt, über die Vorstellungen beim Spiel gesprochen, und aus allen Antworten dasselbe Ergebniß, dieselbe Ueberzeugung geschöpft, daß die Einbildungskraft während des Spieles vollständig gefesselt ist und ganz andere Triebfedern wirken.

In erster Reihe ist bei jedem der gebildeten Gesellschaft angehörigen Spieler die oben erwähnte Kampfeslust thätig; das Duell mit dem Fatum, das Bezwingen-Wollen des Zufalls. Zuweilen mischt sich dieser Kampfeslust die Eitelkeit fingirter Selbstbeherrschung bei, das Streben, im Verluste ruhig zu erscheinen, beim Gewinn keine Spur von Freude merken zu lassen. Alle diese Reize wirken in unendlich höherem Grade an der Spielbank als beim Hazardspiele in Privatkreisen. Hier walten eine Menge zu gleicher Zeit lächerlicher und schädlicher Rücksichten. Gebildete Leute spielen doch nur mit bekannten, der Gesellschaft angehörigen Personen. Da gilt es denn für „unnobel", sich mit einigem Gewinne bald zu entfernen; der „coulante" Spieler muß die ganze Nacht opfern, bis dann beim Morgengrauen ein glücklicher Bankhalter den Anderen das Geld abgenommen hat;*) diesem liegt dann wieder die Verpflichtung ob, „Revanche" zu geben. Und so geht das fort, bis die paar gänzlich Ruinirten aus dem Kreise scheiden oder ein hohes Machtwort dem Treiben für eine kurze Zeit Einhalt gebietet. Diese nicht zu beseitigenden Uebelstände des Hazardspieles in Privatkreisen lassen es begreifen, warum manche Personen, die in der Heimath sich niemals an einem solchen betheiligen, an der Spielbank mit Eifer thätig sind; nur hier wird der richtige Kampf ausgefochten gegen den Zufall; hier existirt keine Person: denn die Croupiers (oder wohlklingender ausgedrückt „Employés") sind gegenüber dem Spieler keine Personen, sondern Maschinen, welche Karten umlegen, oder den Cylinder der Roulette in Bewegung setzen; auch für sie gibt es keine Person, sie kennen nur den Einsatz auf Farbe oder Nummer, den sie einstreichen oder auszahlen. Das wahre, absolute Hazardspiel, dem kein anderes Moment inne wohnt als der Kampf mit dem Zufall, ist also nur das an der Spielbank.

Was soll ich nun von der Leidenschaft des Spieles sagen, das nicht schon hunderte Mal gesagt worden wäre? Ich will versuchen, einen anderen Weg einzuschlagen, als den bisher breit getretenen der nutzlosen Warnungen, und vor Allem feststellen, daß diese Leidenschaft unausrottbar ist und immer Mittel der Befriedigung finden wird, und daß sie nur den Geist jener Leute ruinirt, an dem von Hause aus nicht viel zu ruiniren war, der nicht die Kraft besaß, das von Spinoza gegen Leidenschaften anempfohlene Gegengewicht zu handhaben, „den Gegenaffect".

Es ist ganz merkwürdig, wie diese Leidenschaft auch bei Männern zu finden war, deren ganzes Leben und Wirken alles Andere eher vermuthen ließ, als die Liebe zum Spiel. Lessing, der edle Dichter, der tiefe, gründliche Forscher, der ernste Kritiker verbrachte Nächte am Spieltisch; Charles Fox, der geniale Politiker, der Führer der liberalen Partei, saß einmal zwanzig Stunden am Würfelspiel, verlor 200,000 Mark (seine Spielverluste betrugen zuletzt vier Millionen), ging nach Hause und las Virgil's Eclogen.**) Talleyrand, der große, kalt berechnende Staatsmann, der bekanntlich von 1789 bis 1830 jeder Regierung einen Eid geschworen und sehr gewissenhaft

*) Die feine Unterscheidung habe ich in Prof. Lazarus' Büchlein „Ueber die Reize des Spieles" gefunden.

**) Ich spiele öfters Domino mit einem Freunde, einem vielfachen und freigebigen Millionär; er ist ein genauer Berechner, ich bin kühner im „Sperren", um viele Points zu gewinnen. Wir spielen mit einem ziemlich kostspieligen Domino aus Elfenbein, das ich ihm zum Geburtstage verehrt habe, die Partie von 100 Points zu — — 50 Pfennigen; der höchste Verlust eines Abends beträgt $2-2^1/_2$ Mark. Aber wenn der Freund sich einmal in der Berechnung irrt, so benennt er sich mit den schönsten Complimenten; und wenn ich zweimal hinter einander „gesperrt" habe, und der Gegner weniger Points besitzt, die zwei stärksten Steine, die ich in seiner Hand voraussetzte, im Talon liegen, so ist meine Aufregung fast eine größere, als wenn ich nach ein paar hundert Franken Verlust vom Hazardtische weg eilen mußte. Ich kenne auch einen Herrn, der alljährlich in Monte Carlo große Summen mit Ruhe riskirt, und im kleinen Seat- oder Whistspiele bei einem Fehler des Partners die Ruhe verliert. Wer in dieser Richtung Beobachtungen angestellt hat, wird mir beistimmen, daß solche Fälle durchaus nicht vereinzelt sind.

***) Bestände das „Maximum" nicht, d. h. der festgesetzte höchste Einsatz, der nicht überschritten werden darf, so wäre der Fall denkbar, daß zwanzig Millionäre sich vereinigten, um mit immer verdoppelten Sätzen auf einer Farbe zu bleiben, bis dieselbe gewänne; aber das Maximum besteht in Monte Carlo aus 12,000 Franken (in Wiesbaden war es nur 7500), der oben angeführte Fall, der allein die Wahrscheinlichkeit eines sicheren Gewinnes böte, kann also nie eintreten.

*) Daß hier und da auch in der „besten" Gesellschaft beim Spiele es nicht ganz „zweifelsohne" hergeht, mag angedeutet sein — ich erinnere nur an die Affaire des zukünftigen Königs von England mit seinem liebsten Partner.

**) So erzählt Thackeray in seinem Essay „The four Georges". Ein Seitenstück en miniature habe ich selbst erlebt. Rubinstein verbrachte den Sommer 1855 in Biebrich, mit Pferdebahn eine Viertelstunde weit von Wiesbaden. Eines Tages verspielte er all' sein Geld in Wiesbaden, er war absolut ohne Heller. Als ich ihn am anderen Morgen besuchte, saß er am Schreibtische und componirte die „Suite", ganz bestimmt eines seiner besterfundenen und ernsthaftest gearbeiteten Werke.

nicht gehalten hat, sobald sie in Bedrängniß gerieth*), dem viele Witzworte Anderer zugeschrieben worden sind, von dem aber Béranger sagte, „er besaß Geist genug, um noch Andere damit zu versehen“ (pour en prêter à d'autres), der Mann, der vor jeder Leidenschaftlichkeit warnte — „surtout pas de zèle“**) — kannte kein größeres Vergnügen als hohes Hazardspiel; Kant in seiner Anthropologie erzählt von einem Hamburger Kaufmann, der sein ganzes Vermögen im Spiele verloren hatte, nunmehr den Zuschauer abgeben konnte, wenn Andere sich ruinirten, und auf die Frage, ob er denn nicht wünschte wieder Reichthum zu erlangen, die Antwort gab: „Ja, um wieder zu spielen.“ Vom großen „Marschall Vorwärts“, von Blücher, ward vielfach behauptet, daß er schon am zweiten Tage nach der Einnahme von Paris im Spielhause gesessen und hohe Summen verloren habe; ich kann das nicht feststellen, da mir in diesem Augenblicke eine Biographie des Siegers von Wahlstatt und Waterloo nicht zur Hand ist; nur bemerken will ich, daß bei meiner ersten Reise in Norddeutschland 1852 das Wort „Blüchern“ für waghalsiges Spielen noch gang und gäbe war.

Bei den vielen verschiedenartigen Formen, welche sich der Spielleidenschaft zur Befriedigung bieten, kann man wohl sagen, daß sie unausrottbar bleiben wird; der Staat kann sich ihr gegenüber nur abwehrend verhalten, und insofern ist die Aufhebung der Spielbanken vollkommen gerechtfertigt; nur wäre es wünschenswerth gewesen, daß ein wenn auch entfernterer Zeitpunkt für die entschiedene Beseitigung der Staatslotterien (und des ganz unbezeichenbaren Lottos, das allerdings nur mehr in Oesterreich und Italien besteht), festgestellt worden wäre. Und nun noch einige Worte über Monte Carlo.

Es ist einer der schönsten Erdenflecke. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß außer Sorrent kein anderer Ort in Italien solche landschaftliche Schönheiten bietet. (Mir persönlich gefällt Genua besser.) Der Contrast zwischen der ganz südlichen Vegetation und den starren, nackten Felsen in der unmittelbaren Nachbarschaft ist ein großartiger, die Farbe des Meeres ist unbeschreiblich schön, und der Blick auf die Felsenburg Monaco ist entzückend. Aber dem „Touristen“, dem Reisenden, der keine anderen Absichten hegt, als die Schönheiten der Natur und Kunstwerke kennen zu lernen, bietet Monte Carlo nur für zwei Tage „Reize“. Denn ihm fehlt der Hauptreiz, die Gelegenheit zu Rund- und Spaziergängen, d. h. zu Ausflügen, bei denen man auf einem anderen als dem Hinwege zurückkehren kann. Das erklärt sich durch die Lage des Ortes: ein enges Thal zwischen Felsen und Meer, und durch welches nur die Eisenbahn und eine herrliche Chaussee führen. Roccabruna und Mentone nach Osten, Beaulieu nach Westen von Monte Carlo aus zu besuchen ist für Spaziergänger und -fahrer nur in der angezeigten Weise möglich; bei einer Benutzung der Eisenbahn geht der Genuß der Naturschönheit verloren. Die mit Recht vielgepriesene Tour über den Corniche nach Nizza, die von Monte Carlo aus erst mit dem Umweg nach Mentone beginnen muß, bedingt einen ganzen Tag sowohl zu Wagen (ziemlich kostspielig) als zu Fuß; der Bergsteiger kann allerdings den Weg abkürzen, wenn er den steilen Pfad von Monte Carlo nach der Turbie nimmt, dann aber verzichtet er auf die wundervolle Strecke zwischen Roccabruna und Mentone. Wer also in Monte Carlo länger als drei Tage verweilt, der gewöhnt sich an die Promenade auf der Terrasse hinter dem Spielpalast, auf dem Platze vor demselben, und wird unvermeidlich der Bank seinen Tribut entrichten (die paar weißen Raben, die unter den 30—40,000 anderen dort länger verweilen und nicht spielen, können nicht zählen). Zu einem längeren Aufenthalte in Monte Carlo gehört auch eine besondere physische und geistige Beschaffenheit, die mir vollständig fehlt. Die weiche, erschlaffende Luft könnte ich ja vielleicht einige Wochen ertragen, aber nicht den unvermeidlich immerwährenden Anblick dieser auf beschränkten Raum zusammengedrängten Gesellschaft; und zwar noch weniger den der eleganten als der anderen. An den alten häßlichen Weibern und sonstigen Professionsspielern, die meistens den Roulette-Tisch umlagern, kann man gleichgültig vorübergehen — man sieht sie ja auch außerhalb des Saales fast gar nicht. Aber die feingekleideten englischen und französischen Damen aus „gutem“ oft adeligem Hause, die am trente & quarante-Tische mit Haufen Goldes spielen, und ihre jungen, schönen Töchter neben sich sitzen lassen, ohne zu bedenken, daß sie das Mädchen, und wenn sie es noch so „tugendhaft“ erzogen haben, dem häuslichen Leben ganz entfremden, weil das junge, weibliche Wesen, das an diesem vergifteten Quell genippt hat, nicht mehr gesundet; die hocheleganten, jungen Männer, die in höchstem Spiele ihre Eitelkeit befriedigen, bis sie zuletzt mit stierem Blicke ihre letzte Habe verschwinden sehen; an diesen konnte ich niemals ohne eine gewisse Aufregung vorübergehen! Und dann erst draußen auf dem Platze vor dem Spielhause all' die feinen Leute, die schönen Herren und Damen mit dem eigenthümlichen Ausdruck der Ermüdung im Gesichte, den sie trotz aller fieberhaften Lustigkeit nicht verbergen können. Und endlich die Unmöglichkeit, irgend einen Winkel zu finden, in dem nicht vom Spiel gesprochen wird, einem Bekannten zu begegnen, der nicht nach dem „Geschäfte“ fragte! Oftmals, wenn ich aus dem Spielsaale geflüchtet, bis zur Abfahrt des Zuges nach Nizza eine Weile warten mußte, habe ich eine entlegenste Bank gesucht, mich dem Halbschlummer hingegeben; aber auch da mußte ich Flüstergespräche Vorüberschleichender vernehmen, die wohl den stillen Winkel gewählt hatten, um unbemerkt ihre schmerzlichen Gefühle über Verluste auszutauschen. Wahrlich, die Luft von Monte Carlo ist inficirt vom Spielbacillus!

Wie die Spielbanken in Deutschland, so wird auch die von Monte Carlo ein Ende nehmen müssen; aber die Leidenschaft des Spieles wird nicht enden, und viele Leute dürften dann wahrscheinlich noch weitere Reisen unternehmen, um ihr Geld los zu werden.

*) Méry schilderte ihn 1831 in dem Gedichte „Nemesis“ mit den zwei Versen:

Le mensonge impudent, le parjure vivant,
Talleyrand-Périgord, Prince de Bénévent.

**) Büchmann bezweifelt in den „Geflügelten Worten“ die Echtheit.

Neue Romantik.

Von L. H. Mann.

Vielleicht wird man einmal dahin gelangen, die jetzt noch so sehr betonte Gegenüberstellung von Realismus und Romantik gänzlich fallen zu lassen. Es ist jedenfalls noch nicht das letzte Wort darüber gesprochen, wie viel Spätromantik im sogenannten Naturalismus steckt. Die Neigung einer Kunstart, sich durch die Ausdrucksmittel einer anderen zu vervollkommnen, die Lust der Dichtung, zu „malen“, welche Georg Brandes unter den Symptomen der Romantik in seiner „Romantischen Schule in Deutschland“ aufführt, läßt sich bei einer Betrachtung der naturalistischen Produetionen nicht wohl übersehen. Die detailirte Milieuschilderung erscheint zumeist über ihren eigentlichen erklärenden Zweck hinaus mit Behagen um ihrer selbst willen ausgeübt. Andere Parallelen, etwa diejenige zwischen der romantischen Zwecklosigkeit und der Tendenzfeindlichkeit des Naturalismus, welcher sich an der Constatirung des Thatsächlichen genügen läßt, ohne ideale Forderungen stellen zu wollen, würden sich darbieten; wobei derartig ausgesprochen romantische Züge wie die mystische Personification von la Terre und diejenige der Lokomotive in la Bête humaine noch nicht einmal besonders hervorgehoben zu werden brauchten.

Es würde wenig helfen, zu sagen, dies seien Ueberbleibsel der alten Romantik, Rückfälle in dieselbe, welche für das Wesen des Naturalismus ohne Bedeutung wären. Das würde nur ausdrücken, daß diese Periode, eine neue Romantik zu schaffen noch nicht im Stande, auf die frühere zurückgriff. Denn es scheint Thatsache zu sein, daß eine Kunst ohne irgend welche romantische Elemente nicht denkbar ist.

Die ganz neue Basis, auf welcher, in bleibendem Gegen-

satze zu jeder früheren, alle moderne Kunst ruht, ist die Naturerkenntniß. Die einzige allgemein gültige Parole von Alt und Neu wäre: Hier freier Wille — hier Naturbestimmung.

Wäre diese Erkenntniß 50 Jahre früher dagewesen, so würde sie die Zahl der romantischen Schicksalsdramen beträchtlich vermehrt haben. Der Naturalismus, welcher seine romantischen Bedürfnisse, wie bekannt, in anderer Weise befriedigte, beschränkte sich darauf, zur Vernichtung des Glaubens an den „freien Willen" Thatsachenmaterial aus der concreten Praxis des Lebens (documents humains) zu sammeln, analog der Arbeit der Naturforschung, welche ihre Beweise in abstracto beibrachte. Die eigentlich künstlerische Verwerthung des frisch aufgehäuften Stoffes, nämlich Gefühlswerthe aus demselben zu ziehen, überließ er seinen Nachfolgern, nachdem er selbst seine Aufgabe vollauf erfüllt. Und die Aufgabe einer solchen literarischen Interimsperiode, wie der Naturalismus eine war, scheint nach diesem zu sein: die kommende Romantik zeitgemäß zu machen.

Die neue Romantik kann das gesammte moderne Naturerkennen zu nichts Anderem verwerthen, als sich selbst zu rechtfertigen. Ob die Handlungen und das Schicksal eines Menschen das Ergebniß seiner Anlagen und der auf ihn einwirkenden Umstände sind, ist ihr an sich gleichgültig; sie ist nur darauf bedacht, aus der bestehenden Abhängigkeit des Menschenlebens von unberechenbaren Factoren eine Tragik von möglichst intensiver Nervenwirkung herauszuziehen. Auch der neueste Zeitgeist, wie irgend ein früherer, dient der Romantik nur dazu, „Sensationen zu wecken", das Endziel aller ihrer Bestrebungen.

Die subtile Psychologie, wie sie bereits zur Blüthezeit des Naturalismus aufkam, beabsichtigt im Grunde nichts Anderes. Es ist ganz gewiß grundverkehrt, Bourget, wie dies geschehen, auf seine berühmte Vorrede zum Disciple, in welcher er die Zeitenverderbniß beklagt, entgegen zu halten, er selbst habe durch seine Schriften die analysirende, brutal berechnende Geistesrichtung eines Theiles der bildungsfähigen Jugend von heute mitverschuldet. In diesem selben Roman — le Disciple — endet der naturalistische Philosoph, der alte Adrien Sixte, damit, sein eigenes Werk zu verdammen und das Räthselhafte alles Geschehens zuzugeben. „Wie sollte es keinen Gott geben, da wir ihn doch wünschen!" Das ist eines der letzten Worte des Autors. Die ganze intime Seelenanalyse dient stets, ausgesprochen oder nicht ausgesprochen, nur dazu, das Unerklärliche festzustellen, die Lücken und „Grenzen des Naturerkennens" zu bestimmen.

Eben hier konnte die immer mehr condensirte Romantik ihre Consequenzen ziehen, indem sie das bloß Räthselhafte zum mystisch Unheimlichen und Grausigen vertiefte.

Unter den bisher Neuesten sind die Spiritisten, die verlorenen Söhne der sogenannten „Moderne", schwerlich evolutionsfähig. Die Linie der Entwickelung muß wohl über jene Anderen gehen, welche sich damit begnügen, unerklärte Lücken im Natürlichen zu finden, ohne Unnatürliches in den für ihre Erkenntniß leeren Raum einfügen zu wollen.

„C'était un pauvre petit être mystérieux, comme tout le monde." Dies Wort spricht am Todtenbette seiner unglücklichen Enkeltochter der König Arkel, am Schlusse von Maurice Maeterlinck's neuestem Drama.*) Gelegentlich führt der alte Lebensweise seine Anschauungen weiter aus. „Ich bin sehr alt", sagt er, „und dennoch habe ich nicht einen einzigen klaren Blick in mein eigenes Innere gethan; wie kannst Du verlangen, daß ich die Thaten Anderer beurtheile. . . . Man täuscht sich immer, wenn man nicht die Augen schließt. So etwas kann uns seltsam erscheinen; weiter nichts."

Die Geschehnisse, welche der Alte, der des jungen Dichters Sentenzenträger ist, auf solche Weise empfindet, sind äußerlich einfach. Sein Enkel Golaud hat im Walde ein junges Mädchen gefunden, die er nach Hause gebracht hat, um sie zu heirathen, er, der seinem Alter nach die Jugendeseleien hinter sich haben sollte. Aus dem Wasser, an dem Melisande gesessen, hat ein goldenes Krönchen emporgeblinkt, das sie hineingeworfen hatte, um den Bruch mit ihrer Vergangenheit zu vervollständigen. Man braucht über ihre Herkunft nichts Näheres zu wissen, aber sie ist eine Unglückliche, und in ihrer Gedrücktheit und in der großen Zartheit ihres Wesens empfindet sie doppelt die Kälte und Traurigkeit des alten düsteren Schlosses, ihres nunmehrigen Wohnortes, das ganz auf feuchten Grotten erbaut ist, und dessen Bewohner fast alle alt sind. Zwar kommt ihr selbst diese Stimmung nicht zum Bewußtsein; sie gehört zu denen, die, wie Arkel sagt, doppelt unglücklich sind, weil sie nicht wissen, daß sie leiden. So kann sie ihrem besorgten Gatten nichts erwidern, als daß „man hier niemals den Himmel sieht." Aber das einzig Helle und Freudige, das sie unter diesen ewigen grauen Wolken finden kann, ist Pelleas, der junge Bruder Golaud's. Die Beiden werden von innerer Nothwendigkeit zu einander getrieben. Während ihres letzten Beisammenseins im Schloßpark, einen Tag, bevor Pelleas durch seine Abreise ihre Beziehungen lösen soll, ehe sie schuldvoll werden, macht Golaud denselben ein radicales Ende. Er erschlägt Pelleas und verfolgt Melisande bis an's Schloßthor, wo er sie sowohl wie sich selbst zu tödten sucht. Aber die Wunden sind ungefährlich. Er kommt wieder auf, und sie geht weniger an ihren Verletzungen als an der Gemüthserregung, die sie unmittelbar vor der Geburt ihres Kindes getroffen, zu Grunde; überhaupt weil sie nicht mehr leben kann. — „Sie ist ohne Grund geboren . . . um zu sterben; und sie stirbt ohne Grund", sagt der Arzt, welcher damit als Gegenstück zu Arkel angedeutet ist, als naturalistischer Alleswisser, der nichts versteht.

In solchen gelegentlichen, scheinbar bedeutungslosen Aeußerungen gelangt viel der allerfeinsten Psychologie zum Ausdruck. Bei dem ersten Zusammensein, welches die jungen Leute einander nähert, löst sich Melisande's Haar.

Pélléas: Vos cheveux ont plongé dans l'eau . . .

Mélisande: Oui, oui; ils sont plus longs que mes bras. . . . Ils sont plus longs que moi. . . . (Un silence.)

Es ist das erste Mal, daß von ihrer Persönlichkeit, von ihren Reizen unter ihnen die Rede ist. Sie sind ganz unbewußt zu dieser Intimität gelangt. Man bemerkt, wie wohlbegründet ihr verlegenes Schweigen ist. Dann beginnt Pelleas von Golaud zu sprechen. —

Die wachsende Leidenschaft des Gatten, wie er die Zusammengehörigkeit der Beiden entdeckt, ist zu verfolgen von seinem ersten nervösen Lachen an, das er bei einer ihrer ersten Vertraulichkeiten ausstößt. Er ängstigt sich vor sich selbst, wie er sich bei einem Alleinsein mit Pelleas in den unterirdischen Grotten des Schlosses bezwingen muß, um nicht Alles zu beendigen dadurch, daß er den Rivalen in einen der Abgründe hinabstößt. In seiner Verlassenheit wendet er sich an seinen kleinen Sohn erster Ehe, und wie sehr er sich vor sich selbst schämt, forscht er das Kind aus über den Verkehr seiner Gattin mit seinem Bruder. Der Auftritt, in welchem seine Eifersucht, nicht mehr zurückzuhalten, Melisande gegenüber zum Ausbruch kommt, ist bewunderungswürdig wegen der seltsam intensiven, greifbaren Sprache, die hier der rasenden Leidenschaft verliehen ist. Golaud hat seine Gattin brüsk zurückgestoßen, als sie sich ihm schüchtern genähert. — „Siehst Du diese großen Augen?" sagt er zu Arkel. „Man sollte glauben, sie seien stolz auf ihre Reichthümer."

Arkel: Ich sehe nur eine große Unschuld darin. . .

Golaud: Eine große Unschuld! . . . Sie sind größer als die Unschuld, sie sind reiner als die Augen eines Lammes. . . . Sie könnten Gott in der Unschuld Unterricht ertheilen! Eine große Unschuld! . . . Hör' zu: ich bin ihnen so nahe, daß ich die Frische fühle, wenn ihre Wimpern zucken; und doch bin ich weniger weit von den großen Räthseln der anderen Welt entfernt, als von dem kleinsten Geheimniß dieser Augen! . . . Eine große Unschuld! . . . Mehr als Unschuld! . . . Man könnte glauben, daß die himmlischen Engel in ihnen unaufhörlich Taufe feiern! . . . Ich kenne diese Augen! Ich habe sie bei der Arbeit gesehen! Schließe sie! Schließe sie! oder ich werde sie dir für lange schließen! . . . — Leg' nicht so die rechte Hand an den Hals; ich sage etwas ganz einfaches. . . . Ich habe keinen Hintergedanken. . . . Wenn ich einen Hintergedanken hätte,

*) Pélléas et Mélisande, bei Paul Lacomblez, Brüssel.

warum sollte ich ihn nicht aussprechen? Ach! Ach! — versuche nicht wegzulaufen! — Hier! — Gieb mir diese Hand! — Ach! deine Hände sind zu heiß.... Weg mit dir! Dein Fleisch ekelt mich!... Hier bleiben! — Es gibt jetzt keine Flucht! — (Er ergreift sie bei den Haaren.) — Du wirst mir auf den Knien folgen! — Auf die Knie! — Auf die Knie vor mir! Ach! Ach! Deine langen Haare sind endlich zu etwas gut!... Nach rechts und nach links! — Links! rechts! — Absalon! Absalon! — Vorwärts! rückwärts! Nieder an den Boden! bis an den Boden!... Du siehst, du siehst, ich lache schon wie ein Greis....

— Man begreift danach das Wort, mit dem der herbeigeeilte Arkel diese Scene schließt: „Wäre ich Gott, ich hätte mit dem Herzen der Menschen Mitleid." —

Es wäre nach alledem wohl an der Zeit, das Vorurtheil fallen zu lassen, als bedeute die neue Romantik eine literarische Reaction, als sei sie archaistisch, künstlich zum Primitiven zurückgeschraubt. Man verwechsele nicht die Scenerie, die allenfalls der Stimmung dient, mit dem Ideengehalt. Gewiß, dies alte Schloß, das über unheimlichen Abgründen und feuchten Grotten erbaut ist, ist märchenhaft. Im Park befindet sich sogar eine Fontaine des aveugles, deren Wasser bis vor Kurzem Blinden die Sehkraft zurückgegeben hatte! — Aber die Empfindungen der Menschen sind modern, und noch mehr: sie sind modern behandelt.

Um so seltsamer, wenn man bedenkt, daß das Thema von Pélléas et Mélisande, allerdings in freier Erfindung, direct an ein deutsches Märchen anzuknüpfen scheint, an die Geschichte der heiligen Genoveva. Unter Anderem scheint dies durch den Namen Golaud's, der in jeder naiven Dichtung den Bösewicht abgegeben hätte, und durch denjenigen der alten Königin Geneviève angedeutet zu sein. Maeterlinck pflegt sich seine Scenerien, auch wenn er's nicht wie in den „Aveugles" ausdrücklich bemerkt, „dans les forêts septentrionaux" zu suchen. In ihren Aeußerlichkeiten sowohl wie in ihrer tiefen Verinnerlichung könnte diese Romantik vielleicht ein geeigneter Anlaß werden, die Entwickelung der Literatur einmal wieder auf deutschen Boden zu verpflanzen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Doctor Phöbus.

Von Mario Pratesi.
Autorisirte Uebersetzung von Oscar Bulle.
(Fortsetzung.)

Der Doctor Ambrosius wandte ihm den Rücken, schloß die Ladenthüre und sagte zum Sor Vincenzino, der auf dem Kanapee der Apotheke saß und die Zeitung las:

„Dieser Blinde wird nachgerade zu einer öffentlichen Plage, und ich weiß wirklich nicht, warum man sich seiner nicht entledigt. Wenn ich Sindaco wäre . . ."

„Wenn Du Sindaco wärest, würdest Du bald die Abweisungen, die Schwierigkeiten und die Formalitäten sehen, die bei einem solchen Versuche herauskommen. Im vorigen Jahre probirte ich es, diesen Blinden in das Spital von X. zu schicken und sie spedirten mir ihn sogleich zurück, weil er dort nicht heimathberechtigt ist."

„Ja, ich erinnere mich; ich stellte ihm das umfangreichste Zeugniß aus, damit er dort ankäme, aber was half's; das weiß der liebe Gott, hier ist eben einmal das Land der Armen und Elenden."

Dem Kaplan, der auch in der Apotheke war, um den Besitzer zu erwarten, schien der richtige Moment zu einer Bemerkung gekommen und er sagte:

„Daran sind die Reichen schuld; wenn die Reichen daran denken wollten, den Leuten Arbeit zu geben . . ."

Aber der Doctor unterbrach ihn, indem er sagte: „Da hat man es! Auf's Neue nimmt man die Reichen her! aber das will man nicht begreifen, daß die Reichen zu viel Steuern zu zahlen haben." Und der Sindaco machte mit dem Haupte gewichtige Zeichen des Einverständnisses. „Die Schuld liegt an der Regierung," fuhr der Doctor fort, „hierüber kommt man nicht hinaus. Die Regierung möge doch entweder die Grundsteuern aufheben oder selbst daran denken, allen diesen halb verhungerten Leuten zu essen zu geben."

„Ganz richtig, ganz richtig; das hab' auch ich so oft schon gedacht," antwortete der Sindaco. „Denn wenn die Grundsteuer aufgehoben wird, behält man diese Summe in der Tasche, und doch kann man sie nicht ganz in der Tasche behalten, denn man muß Verbesserungen auf seinem Grund und Boden einrichten, und um diese Verbesserungen zu machen, meine Herren, dazu bedarf man eben verschiedener Arbeitskräfte, und wenn man die Arbeitskräfte in den Dienst nimmt, muß man sie bezahlen, und damit, daß man sie bezahlt, haben eben diese armen Leute ihren Verdienst und in Folge dessen genug zu essen! Das ist ja so klar wie Quellwasser und doch will es Niemand recht begreifen."

„O, diese Erklärung war wohl kaum erst nöthig," antwortete der Kaplan, indem er ein wenig die Achseln zuckte und dabei vom Sopha aufstand, um sich auf seine langen Beine zu stellen, welche wie die Ständer eines Staares unter seiner schäbigen Jagdjoppe hervorragten; „auch die selige Gräfin bezahlte die Grundsteuern und doch spendete sie jedes Neujahr eine schöne Summe Geldes für wohlthätige Zwecke; aber ihre Erben haben nur die harten Thaler von ihr geerbt, nicht den erbarmungsvollen Sinn."

„Was heißt erbarmungsvoll? wirklich erbarmungswerth ist Ihre Rede," sagte der Doctor mit einem verächtlichen und ruhigen Lächeln.

„Es ist ein beklagenswerther, armer Teufel!" murmelte ihm Sor Vincenzino in's Ohr. „Nachher will ich Dir eine Geschichte von seiner Nichte erzählen."

„Auf diese Weise sein Geld wegwerfen," hub der Doctor mit feierlicher und weiser Miene von Neuem an, „heißt noch lange nicht wohlthätig sein; das heißt bloß den Launen der Hysterie folgen; und die Gräfin war hysterisch vom Scheitel bis zur Sohle: es ist eben Alles nur eine Frage des Organismus; Sie sind in dieser Hinsicht noch weit zurück, Kaplan."

„Vielleicht bin ich im Gegentheile darin viel weiter fortgeschritten als Sie."

„Nicht unmöglich: aber auch im Wohlthun muß ein gewisses Maß gehalten werden, sonst vermindern und zerstreuen sich schließlich auch die großen Vermögen; diesen unanfechtbaren und wichtigen Grundsatz der Nationalöconomie scheinen Sie nicht zu kennen; entschuldigen Sie, daß ich das sage; und in Geldfragen hört eben die Gemüthlichkeit auf."

Sor Vincenzino schloß seine Aeußerungen der Zustimmung mit einem tiefen Nicken des Kopfes ab und wandte in auffallender Weise dem Kaplan den Rücken zu, um ihm begreiflich zu machen, daß er ihn auf solche Aeußerungen hin nur verachten könne, dann fuhr er mit besonders diplomatischem Gesichte in der Lectüre seiner Zeitung fort. Der Kaplan sah ein, daß da nichts weiter zu machen sei und wartete mit seinem biederen Gesichte, das an den Schläfen von zwei weißen Locken eingerahmt war und auf dem eine tiefe Traurigkeit lagerte, geduldig weiter auf die Arznei für seine arme und schöne Nichte, die krank zu Hause lag. Der Doctor schaute, seine Nase bald hier, bald dort an die Fensterscheiben quetschend, auf die Straße hinaus und sagte bei sich: „Ich möchte nur um Himmelswillen wissen, wo heute die Gemeindepolizisten stecken; man müßte einmal ein Exempel statuiren und alle Beide wegjagen; wenn ich einen von ihnen sähe, würde ich ihm sagen, endlich den Kerl da draußen zur Ruhe zu verweisen, der schließlich noch das ganze Nest auf den Kopf stellt."

„Heute heile ich Alle umsonst!" schrie Doctor Phöbus inmitten der Menge. „Aber morgen kommt Ihr zu spät, morgen ist keine Zeit mehr dafür, Ihr Unglücklichen; dann müßt Ihr Euch anstrengen, dann müßt Ihr mir für jeden Besuch ein Geringes geben, dann müßt Ihr die Arzneien theuer bezahlen und sie hier von meinem Gevatter, dem Apotheker, kaufen, der der Einzige ist, der gute hat; morgen, Ihr Unglücklichen, könnt

Ihr nicht mehr von mir curirt werden. Dann kommt Ihr in's Spital, in unser Spital!

Hinein in's schöne Gemeinde-Krankenhaus!
Und wer einmal darinnen, kommt nimmermehr heraus:

Fasten, Pflaster, ungesalzene Suppen, alle möglichen Einwohner, Malvenwasser und Schröpfköpfe, in acht Tagen mache ich Euch entweder gesund, oder ich schicke Euch zum Haus Klapperbein, daß Ihr mit ihm Sechsundsechzig spielt!"

Der letzte Glanz des Sonnenuntergangs, der in einigen blutrothen Wolken, die der Wind dorthin gejagt hatte, sich widerspiegelte, die laute Glocke der Pfarrkirche und das trum, trum, trum eines Trommlers, welcher, durch die Straßen wandelnd, die letzte wundersame Vorstellung eines Marionettentheaters ankündigte, zogen allmählich die Aufmerksamkeit der Menge ab und zerstreuten die Zuhörer, die schon lange unter sich geschwatzt und gemurmelt hatten. Aus dem „Café zum Japanesen" schlüpfte in dem Halbdunkel des hereinbrechenden Abends eine Gestalt mit einem großen Napf voll Maccaroni, die soeben aus dem Backofen gekommen waren, heraus und eilte nach dem Casino, wo sie für das hellerleuchtete Fest dieses Abends bestimmt waren. Aus der Bewegung der Menge ließ sich schließen, daß sich große Dinge für die Nacht vorbereiteten. Nicht nur im Casino, sondern auch bei Sora Carmelinda und bei Sor Gregorio sollte Ball sein, und getanzt sollte werden in den Kellern zwischen den Fässern und in den Scheunen auf dem Felde, zu diesem Zwecke lagen fast in jedem Hause heimlich Masken und Mohrengesichter und Pappnasen bereit, unter denen man sicher sein konnte, unerkannt zu bleiben. Der Wind blies heftig durch die Straßen, der Tambour hatte aufgehört zu trommeln und die Glocke zu bimmeln, und dafür hörte man hier und da eine Leierorgel, welche die Schaaren der Bauern auf den dunkeln Steigen durch die Felder begleiteten; zerstreut in den Straßen des lustigen Dorfes vernahm man nun das Lärmen und Rufen, welches vorher auf der Piazzetta, auf welcher jetzt Phöbus in der Dunkelheit ganz allein zurückgeblieben war, sich vereinigt hatte. Phöbus streckte die von Frost erstarrten Hände aus, um sie sich vergnügt zu reiben, aber der lange Ueberrock, der an sich schon eng und jetzt nun noch durch all den Gottessegen förmlich aufgeschwollen war, verhinderte ihn an dieser liebgewordenen Bewegung: er versuchte, den Rücken zu beugen und die Arme in die Höhe zu heben, aber auch das gelang ihm nicht; es schien, als wären seine Muskeln und Nerven eingeschrumpft, so aufgebläht und hungrig und durchschauert von dem scharfen Winde war er Er verlangte sehnsüchtig nach Hause und war dafür genöthigt, durch die laut belebten Straßen zu stolpern, wobei er kaum seinen Stock ordentlich aufstützen konnte.

„Frau! Vittorio! Hülfe! Ich kann nicht mehr! Frau! Kommt und leert den Tragkorb aus mit den Geschenken für die Arzneien!" begann er wenige Schritte von seinem Hause entfernt zu rufen.

Sein Weib und Vittorio eilten herbei, nahmen ihm rasch Alles ab, und Alle, zu Hause angelangt, aßen nun wie die Wölfe, wobei sie jedoch als schlechten Scherz unter jenen Sachen auch manchen Stockfischschwanz und manchen faulen Apfel fanden, welche aber der Katze und der Henne, die von ihrem resignirten Hinbrüten erwacht waren, treffliche Bissen dünkten.

Nachher sagte Phöbus zu seiner Frau: „Heute Abend, theures Weib, wirst Du Dich wenigstens nicht beklagen können!" Hätte er es niemals gesagt! Es war, als hätte er die Lunte in das Pulverhaus geworfen: manchmal machte sie eine Pause, dann aber von Neuem Schreien, Weinen, Jammern: wie viel Grund zum Klagen sie hätte und wie viel Sorgen für den nächsten Tag und wie gut es gewesen wäre, wenn sie immer unverheirathet geblieben wäre.

Da geschah es, daß Phöbus schließlich endlich einmal ganz ketzerisch zu fluchen anfing. Aber dieser Blinde war doch von einer außerordentlichen Einsicht und Güte. Er sah ein, daß diese üble Laune seines Weibes nach dieser üppigen Abendmahlzeit von nichts Anderem abhängen könnte, als von der Hysterie, und deshalb überwand er die Versuchung, die in ihm sich geregt hatte, es einmal recht ordentlich durchzuprügeln; er schauderte zurück, verabscheute sich selbst, hatte tiefes Mitleid mit ihr und setzte sich dann bequem in die warme Ecke am Kamin, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Aber der arme Vittorino, gestärkt durch jene ungewohnte Mahlzeit, sang und sprang in jener düsteren Stube umher wie ein Vogel, der soeben den ersten Sonnenstrahl hat blinken sehen. Seine Mutter freilich fühlte sich bei diesem Lärme als würden ihre Nerven zerzupft: der kleine Junge mußte doch einsehen, so meinte sie, daß durchaus kein Grund vorlag zum Lachen, sondern nur zum Weinen. Und der Knabe weinte, aber er durfte nicht einmal weinen, nein: er sollte sich ganz ruhig verhalten und nichts weiter von sich hören lassen. Und der Knabe gehorchte seufzend; aber die Mutter nahm ihn darauf auf ihren Arm und küßte ihn und drückte ihn an ihre Brust. Bei diesen Liebkosungen der Mutter, die jetzt schluchzte, nachdem sie ihn vorher geschlagen hatte (der Blinde in seiner Ecke trällerte ein Liedchen vor sich hin), war der Knabe nicht im Stande zu lächeln: müde und traurig schlief er in ihren Armen ein und sie legte ihn auf das schmutzige Bett, wo sie bald darauf auch sich selbst ausstreckte, und dann ward es ruhig, ganz ruhig in jener düsteren Stube.

II.

Es schliefen Alle, auch Phöbus, dem der Schlaf stets besonders willkommen war, weil er ihm die Freiheit wiedergab. Denn am Tage, während er wach war, umgab ihn gleichsam immer eine Wolke und es war ihm, als müßte er sie durchbohren, wie der Maulwurf die ihn bedeckende Erdschicht durchbohrt, um durch den schmalen Gang, den er sich öffnet, das Sonnenlicht wieder zu finden, welches er so lange entbehren mußte. Aber dieser dämmerige Gang dehnte sich immer in's Unendliche vor seinem geistigen Auge aus, ohne jemals zu endigen; die Sonne sah er nicht wieder außer im Dunkel der Nacht, wenn er in sanftem Schlummer träumte, nicht mehr blind zu sein und sich frei zu bewegen wie vorher mit Hülfe seiner eigenen, offenen und sehenden Augen. Dann erblickte er Alle wieder — seinen Vittorino allerdings nicht, denn der war nach dem Unglücke geboren und der Vater hatte seine sanften Gesichtszüge und seine lebhaften Augen nie gesehen — aber er erblickte sein Weib, seine Eltern, seine Spielgenossen und zuweilen auch gewisse ferne Landschaften, die um so lieblicher erschienen, je weiter sie sich mit den süßen, zauberhaften Farben der Vision in die traumhafte Ferne erstreckten: entzückende Träume, wie er sie, bevor er blind geworden, nie geträumt hatte. Er erblickte zum Beispiel eine weite Meeresfläche, verklärt von dem blauen Himmel, die leuchtend sich in's Endlose erstreckte; oder ungeheure Blumengehänge, welche in der verschwenderischen Pracht der Farbenabstufung, von den leuchtendsten bis zu den zartesten Tönen, dem Auge eine ganze entzückende und verführerische große Harmonie darboten; oder er sah die Heiligthümer der alten Städte verschönt und belebt durch göttliche Jungfrauen und durch glänzende, stahlgepanzerte Helden, von denen er in den „Königen von Frankreich" einst gelesen hatte. Wenn er dann erwachte, sagte er, er sei in London oder in Konstantinopel oder in Rom oder in der Hauptstadt von Portugal gewesen. So erstanden und lebten in seinem Innern aus den Eindrücken, welche er einst in der weiten, nun für ihn verdunkelten Welt empfangen hatte, tausend körperlose Gestalten, gleichsam der Wiederhall oder die Geister der einst erlebten Dinge, jetzt von der beweglichen Phantasie neu erweckt und in einen besonderen, neuen Zusammenhang verwebt, von der wohlthätigen Phantasie, die sich dieser ihrer kindlichen Arbeit erfreute und durch sie holdselig die kranken, stumpfen Sinne erquickte.

Aber an jenem Abende schlief er nur wenig, denn eine Hand schüttelte ihn plötzlich auf aus seinem Schlummer dort in der dunkeln, warmen Ecke des Kamins und rief ihn auf die blühenden Pfade der Wirklichkeit zurück, das heißt in den Kirchthurm, um die Glocken zu läuten; der Erzpriester hatte ihn dazu bestellt, damit durch das von elf Uhr bis Mitternacht dauernde Geläute dem Volke der Beginn der Fastenzeit verkündet und es daran gemahnt werde, das Wachen und Fasten nicht zu versäumen.

Auf ein Commando des Phöbus, der immer noch in seiner Doctormaske steckte, begannen nun drei unter seinen Befehl gestellte zerlumpte Kerle, die schon im Kirchthurme mit den Seilen in den Händen gewartet

hatten und die sich nun im Takte auf- und niederwiegten, ein so beredtes und wohlklingendes Geläute mit vollen Glocken, daß es, in dieser feierlichen Stille der Nacht, bis zu den fernsten Hütten hin drang, wo einige Eichen ehrwürdigen Alters die Grenzen des Pfarrsprengels anzeigen. Aber für Viele wurden die Glocken vergeblich in Bewegung gesetzt. Ja, einige Masken kamen sogar unter die Fenster des Erzpriesters gelaufen und veranstalteten da höchst ungehörigen Lärm, indem sie schrien und pfiffen und auf andere Art ihre Mißachtung kund thaten. Und in gewissen Scheunen fuhren die jungen Burschen, indem sie sowohl der Mahnungen der Alten als auch des Rufes der Glocken lachten, lustig fort, bei Pfeifenqualm und Violinengekrächze bis zum Morgenroth mit den Mädchen umher zu walzen, wobei die letzteren, wenn sie sich auch Anfangs etwas zierten und vielleicht auch einige Gewissensbisse verspürten, doch sich ganz gerne mitreißen ließen.

Nachdem das Geläute eine volle Stunde lang gedauert hatte, stieg Phöbus mit seinen Genossen, auf eine Einladung hin, die ihnen die Magd des Erzpriesters vom Fenster aus zurief, auf den Flur der Pfarrwohnung hinauf, klopfte bescheiden an eine Thüre und wurde, nachdem er sich als der „Glockenmeister" angemeldet hatte, aufgefordert einzutreten.

Er trat in ein geräumiges Wohnzimmer, das erleuchtet war von einer alten, messingenen Oellampe; dieses Geräth, sowie die kleinen Lehnsessel, deren grüner Ueberzug schon arg verschossen war, die Pendeluhr, welche, bevor sie zu schlagen begann, immer ein gewaltiges Schnurren in ihrem Räderwerke hören ließ, und einige an der Wand hängende verblichene Landschaften, Wälder mit Nymphen und Jägern darstellend — Alles erinnerte in diesem von einem guten Feuer behaglich durchwärmten Zimmer an die Geschlechter des vorigen Jahrhunderts: nur ein Bildniß des gegenwärtigen Papstes Leo XIII. machte eine Ausnahme unter diesem Hausrathe.

Unter der offenen Thüre blieb Phöbus und hinter ihm die drei Genossen, zunächst abwartend, stehen. Ihnen gegenüber, an einem kleinen, runden Tische, nahe an dem Fenstervorhange, saßen rauchend und türkischen Punsch trinkend nach vollendeter Schachpartie der gute Erzpriester, ein großer Mann mit kühnem, stark geröthetem Gesichte, ein ausgehender Sechziger, ferner der Sindaco Cavaliere Vincenzo, auf dessen Gesicht und Lippen die Würde des Amtes zu lesen war, und schließlich der gerade an diesem Tage für die Fastenpredigten angekommene Padre, ein alter, kräftig gebauter Barfüßermönch mit rothem Haare und rundem Gesichte. Beim Eintritte des Phöbus und seiner Genossen verbarg derselbe schleunigst seine kleine Pfeife im weiten Aermel und zog dafür eine mächtige Tabaksdose hervor, aus der er sogleich dem Sindaco und dem Erzpriester eine Prise anbot, die von Beiden nicht verschmäht wurde. Der Erzpriester, als er Phöbus in jenem burlesken Anzuge und mit jenem eingetriebenen, verknüllten Cylinderhute hereintreten sah, schlenkerte die Quaste seines schwarzen Käppchens, die ihm über dem linken Auge baumelte, zurück und hielt sich den Bauch vor Lachen. Auch Modesta, die Haushälterin, welche in diesem Augenblicke triumphirend mit einem großen Napfe voll rauchender Fleischklöschen hereintrat, beeilte sich, ihn auf den anderen, schon gedeckten Tisch in der Mitte der Stube zu stellen, und brach dann, indem sie sich den Kopf kratzte, in lautes Lachen aus, ganz wie ihr Herr, ja, noch lauter und länger andauernd als dieser; das gefiel aber weder dem Prediger, noch dem Sindaco, und Beide steckten flüsternd die Köpfe zusammen und machten empörte Gesichter.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

F. W. V.

Neulich hab' ich im Friedrich-Wilhelms-Verband (F. W. V.) einen recht vergnügten Abend verlebt. Ergötzlich decorirte Studenten, mit allem Pomp ihres arbeitsamen Gewerbes angethan; grauköpfige Professoren, längst „im öffentlichen Leben stehende" alte Herren saßen um mich herum, und der Präses verkündete eben, daß das Festlied ex wäre und ein Schmollis zukäme dem Dichter, dem unentwegten, zielbewußten Vorkämpfer für Freiheit, Wahrheit, Recht und das heilige Etc. Ich höre diese Worte immer mit gleichem Behagen; man braucht sich absolut nichts dabei zu denken und weiß, daß sich der Redner noch weniger dabei denkt. Dann, im mählich sich verdickenden blauen Tabacksqualm, der viele der guten Jungen husten machte, stand Professor X. auf, den einige als Examinator, andere als Politiker fürchten, und hielt, von Jubelstürmen umbraust, eine erstaunlich gesinnungstüchtige Rede. Und er ermahnte die jungen Leute, immerdar in die Fußstapfen der alten Leute zu treten, unentwegt, zielbewußt für Freiheit, Wahrheit, Recht und das heilige Etc. zu kämpfen, nicht abzulassen von ernstem Streben, denn Ringen und Streben bedeute Leben, wie Schiller sagt (ist dem Mann zwar nie eingefallen, aber schadet nichts, so 'n Citat macht sich gut, und die Studenten haben ja keine Ahnung), fest zu halten an allen großen, von den Vätern ererbten Gedanken (er sagt nicht welchen), und diese Gedanken (man wußte wirklich nicht, welche er meinte) tief in's eigne Herz zu pflanzen, sich vorzubereiten auf den großen Kampf, an sich selbst zu arbeiten, daß man's auch 'mal bis zum Vertrauensmann der Partei bringe. „Erkenne dich selbst!" war das Schlußwort. Ein Jüngling meinte zwar, daß diese Mahnung überflüssig wäre; so besoffen sei selten Jemand, daß er sich nicht mehr selbst erkenne. Nachher sprach ein Sechzehnjähriger über Bismarck, Pipin den Kurzen und Wallenstein, über die Unruhen in Paraguay, das Silberbesteck des Kaisers und die Bodenreform, über Bimetallismus, Hammelimport, Bamberger und Goethe. Er sprach wie Waldeck Manasse, das reine Oel. Und war ein Jubel ohne Gleichen. „Die Zeiten sind ernst, meine Herren," schrie der Sechzehnjährige, „die Conflicte auf die Spitze getrieben, heut' heißt es: Biegen oder Brechen!" Ein neben mir sitzendes Mitglied erklärte todtenbleich, augenblicklich durchaus für letztere Alternative zu stimmen und wurde sofort am Arm genommen und hinausgeführt.

Nächsten Tag las ich unter „Vermischtes" in meinem Leiborgan eine interessante Notiz.

Sechzehn gute dumme Jungen, denen die Pubertät im Blute zu spuken begann, verspürten das durchaus erklärliche Verlangen, sich mit bunten Bändern und Mützen zu schmücken, den Mut, der in der Brust auch bei gekrönten Häuptern des Bayerlandes seine Spannkraft zu üben pflegte, durch Schwingen von Rappieren und Trinkhörnern insgeheim Ausdruck zu verleihen. Man kennt die schönen Tage, wo die Natur den Jüngling auf seine Jünglingschaft aufmerksam zu machen pflegt, wo er der kauf- und leihkräftigste Abnehmer discreter Lectüre wird, wo der allgemeine, animalische Trieb erwacht, sich herauszuputzen, daß man den Weibchen gefalle. Sechzehn gute dumme Jungen dieses glücklichen Alters gründeten also in Bamberg eine Pennälerverbindung, und wie mir vertraulich mitgetheilt worden ist, sollen sie brillant ausgesehen und sich Schmisse geätzt und aufgemalt haben trotz des erfahrensten Corpsstudenten. Der Herr Director aber bekamen Wind von der gräulichen Verirrung seiner Schäflein, und entschlossen sich kurzweg, neun der begeistertsten Couleurbrüder infam zu kassiren, den Rest aber in's Loch zu sperren. Also geschah es denn auch, denn leider fand sich für die infam Cassirten keine Rettungsgesellschaft — warum hatten sie auch nachweislich nur Skat geklopft und nicht getempelt? Seine Excellenz der Herr Minister zu Berlin aber decretirten, daß diesmal den Relegirten noch gnädigste Permission ertheilt wäre, anderswo einen Unterschlupf zu suchen und das Abitur zu bestehen; hinfüro jedennoch, ein für alle Mal, sollte kein Primaner, der sich des gleichen Verbrechens schuldig machte und dafür mit Ausschluß gepönt würde, an einer anderen höheren Schule der Monarchie in Gnaden wieder aufgenommen werden. Das heißt, man wolle dem Inculpaten zwar nicht gerade die Carrière verderben, aber den Kopf müsse man ihm abschneiden.

Nun gehörte gewiß Jeder meiner freundlichen Leser (bitte recht freundlich!), sofern er das leer gedroschene Stroh römischer Klassiker jahrelang fleißig und tactmäßig mitgedroschen hat, in seinen Primanertagen einer wirkl. geh. Verbindung an; denn ohne der Käthe zuweilen in's Fenster zu steigen und ohne regelrechte Sonnabendkneipereien möchte in jener Zeit kein Hund so länger leben. Das Primanerthum befindet sich in der ver-

zwicktesten Lage der Welt, in einer weit verzwickteren als Prinz Reuß oder Herr von Schorlemer; ein Primaner, der an allen Klippen seines Berufes glücklich vorbei steuert, ist ganz gewiß ein besserer Diplomat als diese beiden Herren, und es stehen ihm doch keine klugen Frauen und keine schlecht stilisirten Erlasse zur Seite. Der achtzehnjährige Primaner sieht auf seinem sonntäglichen Spaziergange — ich weiß nicht, ob ihm der in Bamberg ohne Begleitung Erwachsener gestattet ist — in den Biergärten die manchmal nicht unbedeutend jüngeren Handlungsgehülfen mit ihren Freundinnen flirten und trinken, ihm selbst aber ist kaum ein Glas Selterwasser erlaubt; mehr noch, man behandelt ihn in der Gesellschaft, wo die jungen Herren Isidor Cohn und Gotthilf Ephraim Müller Löwenrollen spielen, wie ein Baby, wie ein unreifes männliches Backfischlein. Und dabei hat er mit Isidor Cohn und Gotthilf Ephraim Müller in der Unter-Tertia dieselbe Schulbank gedrückt, und der einzige Unterschied zwischen ihm und den ehemaligen Kameraden besteht darin, daß er dreimal mehr gelernt hat als sie. Während man einerseits die gewaltigsten geistigen Anstrengungen von ihm verlangt und es ihm thatsächlich übel nimmt, wenn er Newton noch nicht überholt und noch keine Farbenlehre geschrieben hat, schiebt man ihn, den „Schuljungen", andererseits wie ein hinderliches Möbelstück in den Winkel . . . Kaum aber ist ein Vierteljahr vergangen, kaum hat der junge Mann die Maturitätsprüfung hinter sich, so erscheint er mit einem Male berechtigt, das Welträthsel zu lösen, wissenschaftlich-politische Lagerbiervereine zu gründen und an Autoritäten nach Gutdünken Todtschlags-Kritik zu üben.

Woran so viele großangelegte Naturen scheitern, ist allein dies, daß sie, lange Jahre hindurch von verstaubten Perrücken und vertrockneten Greisen geknechtet, unterdrückt, zur Heuchelei und Lüge gezwungen, nun plötzlich in die fast schrankenlose Freiheit hinausstürmen und in aller Form dazu ermächtigt werden, auf Grund ihrer durch absolute Ignoranz mühevoll erworbenen Erkenntniß über öffentliche Angelegenheiten vor großen Versammlungen Gleichalteriger maßgebend abzuurtheilen. Ein Dünkel wird solcherweise in den Herzen großgezogen, eine thörichte Anmaßlichkeit, die sich selbstgesetzgebend glaubt und mit Kindesübermuth ihre Hände in das brausende Räderwerk der Tagesfragen steckt. Es ist ja nicht Philistersinn, der mich behaupten läßt, wir seien nicht zum Renommiren und zur Vermehrung des landläufigen Phrasenschatzes jung, und für wenig mehr als für einen guten Witz mag es gelten, wenn gelegentlich der letzten Berliner Unruhen ein Schreier auf neugierig zuschauende Studententrupps zeigte und Auseinandersprengung auch dieser Arbeitslosen verlangte. Aber daß nicht nur die Couleurs, sondern auch die neuzeitlichen Studentenverbindungen sich viel lieber mit Antisemitismus, Kornzöllen und Wirthschaftsreform beschäftigen als mit ihren Collegienheften, daß ihnen Virchow der Politiker geschmackloser Weise besser gefällt als Virchow der Examinator und daß die Professoren es sich gefallen lassen, für groteske Schwätzereien wie Komödianten beklatscht oder ausgepfiffen zu werden — dies alles beweist doch, daß der natürliche Schwerpunkt unserer Hochschule nicht unbeträchtlich verrückt worden ist. Die Zeitungen, statt sich nach Gebühr über die studentischen Politiker lustig zu machen, thun so, als nähmen sie die Redner ernst, polemisiren gegen den V. d. St. oder geben sich den Anschein, als wetterleuchte im Resultat gewisser Ausschußwahlen die Zukunft. Tritt ein neunzehnjähriger Jüngling mit einem Bande ganz selbstgemachter Verse vor die Oeffentlichkeit, so übergießt alles den „Grünen" mit ätzender Spottlauge und die hervorragenden, wenn auch nicht hervorragend besoldeten Reimer unserer Witzblätter quälen sich die mitleidwürdigsten Scherze ab über Windelliteratur und Säuglingserstgeschrei. Aber immer noch befähigter halte ich das herrliche, ebenso herzensfrische wie verstandsunklare Alter für Lyrik als für Wirthschaftspolitik.

Unreife und vorschnelle Urtheile werden täglich zu Tausenden gefällt, und nicht nur in den Clublokalen der Studentenschaft; über Angelegenheiten, von denen man absolut nichts versteht, stundenlang zu reden, gilt nur in der feinsten Gesellschaft als ein Zeichen von Unbildung. Nun ist zu beachten, daß dem oberflächlichen Allerweltsschwadroneur, ob er in einer gesetzgebenden Körperschaft sitzt oder in Frau Kunze's guter Stube, kein Mensch zuhört und kein Mensch glaubt, während sehr junge Leute immer geneigt sind, den Genossen mit der blühendsten Suada zu ihrem Führer und Geistesherzog auszurufen. Lobpreist der Wortheld mit Posaunenschall das Vaterland und Sedan, den Dreibund und die ostafrikanischen Kolonien, so mag es hingehen; das schadet Niemandem, das dient sogar dazu, die Liebe zur Heimath zu stärken. Denn was Nietzsche ironisirend tadelt, halt' ich für ein Lob: unter heutigen Umständen ist deutscher Herzen höchstes Moralprinzip der Satz: „Deutschland, Deutschland über Alles!" — Gehört der Verbindungsredner aber zu jenen ganz Klugen, die nur Revolutionen für Culturfortschritte halten und die Niemanden kennen, in allen Zeiten und allen Ländern nicht, der sie zu überstrahlen vermöchte, dann wird er unter seinen unerfahrenen und urtheilslosen Altersgenossen verwüstend wirken, wie die Reblaus im Weinberg. — Ich ärgere mich gleichermaßen über den Junker und den hauptstädtischen Freiheitsapostel, die Beide ihr dummes Stimmvieh zur Wahlurne treiben; aber während die junkerliche Wählerschaft der Staatsverwaltung, deren Bestrebungen ihr höchst unklar sind, wenigstens keine Steine in den Weg wirft, votirt der nicht minder beschränkte Hauptstadtpöbel ohne Weiteres für den Umsturz alles Bestehenden, was ihn freilich nicht abhält, gleich nachher dem Militär voran auf Wache zu ziehen und den vorüberfahrenden Fürstlichkeiten ein kräftiges Hurrah zuzubrüllen. Tragen halbflügge Studenten Fackeln im Festzug zu Ehren großer Männer, so schadet das nichts, im Gegentheil, Nullen machen, wie auch Herr Fritz Friedmann weiß, erst die Summen groß; wollen jene Fackelträger aber in die Pulverkammern, so darf man mit Nasenstübern nicht geizen.

Politik ist eine Wissenschaft, sie erfordert wie jede andere schwierige Disciplin eifrige und ernsthafte Studien; sie setzt sogar eine gewisse, natürliche Begabung für den Gegenstand bei ihren Scholaren voraus. Sollte man schon nie vergessen, Ministern und Exministern diese güldene Wahrheit immer wieder in das Stammbuch zu schreiben, so ist es doppelt rathsam, sie den Kannegießern einzuprägen, besonders denen am Kneiptisch und denen, die eben von der Schulbank gekommen sind. So wenig wie Deutschland mit der bulgarischen Frage, wie Freiherr von Zedlitz-Trützschler mit den Consequenzen seines Volksschulgesetzes, wie ein Säugling mit Burgunderwein und ein Flickschuster mit Astrologie, so wenig haben sich die Studenten mit Politik zu befassen. Deutschland mag bei seiner Westgrenze, der Unfreiherr bei seinem historischen Autodidaktenthum, der Säugling bei seiner Amme, der Schuster bei seinem Leisten bleiben und der Student bei seinem Privatdozenten.

Aus dem Klosterleben des Pennälerthums werden die jungen Hitzköpfe vermittelst Fahrstuhles auf der Menschheit Höhen befördert, und das macht sie schwindlig. Mit barbarischer Grausamkeit bestraft man heute, wozu man morgen förmlich zwingt; in dem thörichten, verspotteten Knaben von gestern will man heute den vollberechtigten, politisch und sittlich ausgewachsenen Bürger sehen. So recht drastisch zeigt diese allen Erziehungsgrundsätzen hohnsprechende Thatsache, woran es unseren Gymnasien und den Vorkämpfern unserer Gymnasien gebricht. Ihnen spielt sich das Leben auf einem großen Stück Papier ab; sie kennen nicht Menschenschicksale, sondern nur Unterrichtskurse, nicht Jahre, sondern nur Semester. Nicht die langsame, innere Entwickelung, das Reifezeugniß macht den Knaben zum Mann. Dächte man in den Schulen mehr an die Gegenwart und die Zukunft als an die Vergangenheit, manches wäre besser, der Jüngling äffte nicht nach spielender Kinder Art Thun und Treiben der Erwachsenen nach, prüfte gewissenhafter die Kraft seiner Flügel und bemerkte, daß es Dinge gibt, die dunkler sind und geheimnißvoller als ciceronische Satzconstructionen.

Der Gymnasialunterricht von heute macht jedem Juniperus den Kopf wirr und das Herz leer, verekelt ihm Wissenschaft und Kunst, beschwert ihn mit unnützem Ballast, protzigem Wissen. Jeder Fink und jeder Fuchs glaubt sich dem „ordinären Spießbürger" gegenüber ein Geistesheld, weil er noch unregelmäßige lateinische Verba conjugiren kann und der Spießbürger nicht mehr; Jeder hat aus Papa's Zeitung ein so umfassendes politisches Wissen geschöpft und ein so hohes Verständniß für das wahre Wohl der Nation erlangt, daß sonnenklar vor seinem Kindesblick liegt, was unsere Besten mit ihren Grubenlampen nur eben dürftig beleuchten können. So selten wie unter jungen Damen sich eine findet, die nicht Klavier spielt, so selten ist heutzutage ein Student, der noch nicht sozialreformirt hat.

Die Sache ist indessen vielleicht weniger bedenklich als sie sich aus-

nimmt, und die Kinder meinen es nicht böse. Ihre alten, harmlosen Spielereien gefallen ihnen nicht mehr, man muß ihnen neue kaufen; statt für Bierzipfel, Renommirhunde, abgehauene Nasenspitzen und Frühschoppen begeistern sie sich jetzt aus Sparsamkeits- und Gesundheitsrücksichten für Nationalöconomie, „Rassenverhetzung" und Sozialreform; statt zu trinken reden sie. Und so absurd sich der Most auch gebärdet, er gibt zuletzt doch noch 'nen gut bekömmlichen, die Verdauung befördernden, sanften Apfelwein. Zeitig genug, wenn die jungen Leute in das Schauspiel des Lebens eintreten, verlangt man auch von ihren, ihre Alkibiades-Ideale, ihre Grammatik-Weisheit und ihre Begeisterung für das heilige Etc. in der Garderobe abzugeben. Und zeitig genug werden sie verlorene Jahre bereuen . . .

Ihr Schulherren aber könntet ihnen leicht die dann folgende, anhaltende Katerstimmung ersparen. Lehrt für das Leben, so erzieht ihr für das Leben. Wer bei Zeiten erkannt hat, wie bitter ernst das Dasein ist und wie gewaltige Anforderungen es stellt, der wird nicht hoffen, es mit leichtsinnigem Nachplappern fremder Thorheiten zu etwas Rechtem zu bringen. Und so gewiß der Tag kommt, wo über Virgil und Cäsar, über Schulconferenzen und den „veredelnden Einfluß der alten Klassiker" die Erkenntniß siegen wird, daß man nicht Millionen deutscher Jungen die Tornister mit Sand und griechischen Vokabeln vollpacken darf, damit hundert andere, die sich humanistischen Studien widmen wollen, maschiren lernen, so gewiß kommt auch der Tag, wo sich jeder auf das beschränkt, was ihm wohl ansteht, wo Jeder die rechten und angemessenen Worte auf sein Panier schreibt: die Alten ihr F. W. V., die Jungen aber ihr A B C. Caliban.

Die Berliner Kunstausstellung.

V.

Als ich am Eröffnungstage durch die Münchner Ausstellung ging, nahm mich ein Maler am Arm bei Seite und frug mich kichernd: Haben Sie Wilhelm Trübner's Entwurf zu dem und dem Denkmale gesehen? Wir suchten das betreffende Blatt und fanden es zum Aerger meines Führers nicht. Es hatten da allerhand Machenschaften gewirkt, für und gegen das Werk. Man versicherte mir, ich sei damit um einen ungeheuer lustigen Anlaß zum Lachen gekommen. Nun, da ich nicht gelacht habe, bin ich eben ernst geblieben. Aber dafür suchte ich den versäumten Eindruck nachzuholen und besuchte Trübner in seinem Atelier. Und da habe ich denn eine starke Stimmung mit heimgenommen.

In Berlin ist Trübner durch eine Anzahl Bilder vertreten: Ein Zimmerplatz mit frisch behauenen Stämmen und einer Ausschau über den Fluß auf einen Wald, grauer, tiefer Ton; ein Blick in's Grüne, Bäume, ein Stück grünbeleuchtete Mauer; ein paar Darstellungen von Centaurenkämpfen, ein Menschen- und Pferdegemüse von höchster Nervosität, vorgetragen in groben, fast ärgerlich hingesetzten breiten Strichen; ein paar Bildnisse, Holzschnittköpfe in Oelmalerei.

In München sah ich mehr: Ein Stück Kartoffelfeld, die Streifen grüner Sträucher neben den Streifen graurother Erde; einen Wald, eine grüntiefe Masse mit ein paar halbhellen Stellen . . .

Und dieser Wald war es, der mir es anthat. Er ist ein Fleck, formlos, ohne Einzelheiten, ohne Gliederung, dämmernd, nebelhaft unentschieden, grün, tief grün, eine ganze Offenbarung verschlossener, stummer Waldeinsamkeit.

Herr Trübner stand neben mir und zeigte mir seine Bilder. Er sagte nicht eben viel und sagte noch weniger etwas sprühend Geistreiches. „Das habe ich so gemacht!" war die Form, mit der er seine Werke einführte. Ganz unmittelbar, ohne Grübelei hatte er es „so" gemacht, bloß weil er es so empfand.

In Berlin traf ich einen sehr hervorragenden Maler vor Trübner's Bildern. Er frug mich nicht ohne Spott: „Haben Sie so etwas in der Natur schon gesehen?" Und ich sagte ihm aus voller Ueberzeugung: „Seit ich Trübner kenne, seh' ich's alle Tage!"

Die Künstler haben Trübner in München plötzlich jubelnd zu einem Klassiker der Kunst erhoben, und dann über ihn, den angeblich Unbeholfenen und Unfertigen, wieder herzlich gelacht. Ich kenne Hunderte von Malern, die sich in ihrem Leben nie so gründlich „verhauen" werden, wie es der neue Klassiker nach meiner Ansicht gelegentlich thut. Ich fühle keinerlei Verpflichtung, mich für jede Arbeit Trübner's zu begeistern. In seinen Figurencompositionen sehe ich treibende Kraft, aber kein sicheres Ziel. Da will einer was, ohne ganz genau zu wissen, was er will! Wo er aber der Natur nachgeht, wo er diese darstellt, wie er sie empfindet, da geht durch sein Schaffen ein so warmer, herzlicher Ton, daß er zu Jedem sprechen sollte, der Herz für den Naturton hat, für den immer neuen, ewig wechselnden, unsagbar vielartigen!

Seine Bilder sind Studien. Ist das ein Vorwurf? Sie sind festgehaltene Accorde der Natur, an ihnen ist nichts Absichtliches. Wer diesen Holzplatz in seiner Schönheit versteht, der hat den Beweis geliefert, daß er zwischen wahrhaft künstlerischer und zwischen bloß idealistischer Anschauung zu wählen gelernt hat. Das ist ja freilich keine Ausstellungskunst. Hier wird nicht bengalisches Feuer los gelassen, hier ist auch nichts von Hellmalerei und Goldigmalerei, nichts von Plein air oder Atelierkunstlicht, hier ist Naturburschenthum: Einer der malt, wie er sieht, und einer, der Poesie in der Natur sieht — seine Poesie.

Das heißt mit anderen Worten: Einer der reif ist, von allen Philistern ausgelacht zu werden. Denn nichts ist dem Philister ärgerlicher, als ein eigen gearteter Mensch.

„Auch Einer" ist zweifellos Leibl. Ich habe viele Jahre nichts von ihm gesehen, wohl durch eigene Schuld. Ich kannte in ihm den Feinmaler, der Strich an Strich, wo möglich alla prima fein neben einander setzte und der im Gesangbuch Lesenden jeden Buchstaben in die aufgeschlagene Seite malte: Ein Maler, der Kleinigkeiten, fast ein Balthasar Denner, aber einer, der groß dabei zu wirken strebte. Nach den Bildern, die er in Berlin zeigt, hat er die Feinheit an den Nagel gehängt und setzt jetzt in breiten Strichen Fläche an Fläche. Was er uns bietet, wirkt nicht überzeugend. Das ist nicht das Ende der Kraft, sondern nur eine Probe. Aber sie macht Einem den Wunsch nach mehr rege.

Es gibt in München einen jungen, frischen, gesunden Vollmenschen, der seinen Namen Franz Stuck in Aller Mund gebracht hat. Wenn man die Berliner ihrer Mehrzahl nach fragen würde, auf welche Gattung Mensch sie nach seinen Bildern schließen, so würden wohl die meisten auf einen ganz geriebenen Schlauberger schließen, der die Welt durch Sonderbarkeiten überraschen will. Oder die Anderen noch Klügeren, würden ihn für einen Spintisirer halten, der die Nächte nicht schlafen kann, weil ihn allerhand Verrücktheiten plagen: Ein Mensch mit Locken und einem Filzhut von einem Meter Krämpenradius.

Ich kann Sie versichern, so sieht er nicht aus: Eher hat er ein bischen Neigung zum Gigerl, wohl mehr, weil sein Schneider ihn dazu macht, als weil er selbst Gigerl-Gelüste hat.

Warum malt aber ein Mann, der sich äußerlich wie ein ganz empfehlenswerther Schwiegersohn für Commerzienräthe darstellt, so tolles Zeug? Schon in der Ausstellung bei Schulte hat man über ihn so herzlich gelacht und nun wagt er es wieder, mit seinen Bildern uns vor die Augen zu treten.

„Die umgefallene Rothweinflasche" nennt eines der Berliner Volksmund. Stuck nennt es „Orpheus (todt)". Er hat keinen Kopf mehr, der arme Orpheus. Und da fließt nun sein Blut auf die Wiese. Und er war doch ein so gesunder, vollblütiger Bursche, so daß mehr Blut fließt als beim kleinen Jeanchen in Küppers Fruchtscheune zu Xanten: ein dicker, rother Strom!

Daß so wenig Menschen Sinn für das Einfache haben. Friedrich der Große erklärte das Nibelungenlied keinen Schuß Pulver werth. Es war ihm nicht fein genug. Die Märchen unserer Alten hat man Jahrhunderte lang — wenn man gebildet sein wollte — verlacht, die Volkslieder verspottet. Und wenn nun einer daher kommt und erzählt uns eine Geschichte mit dem Pinsel, wie sie ein Kind und eine Großmutter vortragen, ohne Bedenken um die reale Wahrheit und doch vollständig überzeugt von der Echtheit der Erzählung — dann lachen wir Neunmalgescheuten, weil wir wissen, daß es die Zwerge Schneewittchens nicht gibt! Und das allerdümmste ist, daß wir den Märchen-Malern gegenüber sehr ernsthaft darüber streiten, ob es thatsächlich solche Zwerge gibt.

Nur die Kinder und die vom Aufklärungs- und Bildungsschwindel Befreiten horchen still und andächtig auf das, was Jene vortragen. Sie sehen auch in Stuck's Bildern eine Welt von Märchen. Da ist eines, das ich vor Allen liebe. Ein grüner Strich Wiese, ein tiefer Waldstreifen und etwas Abendroth: Ein Centaurenpärchen steht mit verschränkten Armen in der dämmernden Weite. Aus der Wiese wachsen die Nebel hervor. Schon verschwimmt alle Form, schon sieht man nicht mehr klar, schon beginnt das Auge dem Ohr den Wächterposten anzuvertrauen. Und es ist ganz still im Bild. Aber es flüstert doch Eines über die Leinwand, eine sinnige Tiefe, eine volksthümliche Poesie, die Einem die Thränen in die Augen zu locken droht: Nicht weil sie sentimental stimmt, sondern die Thränen des Zornes, daß es so wenige unter uns gibt, die die Märchenkunst der kommenden Malerschule verstehen, daß unser Volk von der französischen Romantik mit ihrer banalen Deutlichkeit, ihrer Schauermalerei und ihrem Farbenfeuerwerk noch so befangen ist, daß es sich selbst nicht begreift, die ganz unmittelbar von der Volksbrust kommenden Träumer und Dichter für verrückte Kerle erklärt, welche die Deutschen in ihrem Idealismus stören wollen, nämlich in dem Idealismus, nach dem Rezept von Delaroche oder Couture, preußische, bayrische oder Lippe-Detmolder Geschichte patriotischer Weise zu malen.

Man lasse uns mit dieser Französelei in Ruh. Wir Deutsche fallen ja stets dabei hinein. Ich habe es erst in meinem vorigen Artikel bei den paar französischen Worten gesehen, die ich unverzeihlicher Weise vorbrachte: Welche Summe von Fehlern in einer Zeile!

Dergleichen thue ich sobald nicht wieder — ohne vorher die Correctur zu lesen. C. G.

Notizen.

Ein Wort zum Schutze geisteskranker Soldaten, gerichtet an das preußische Offizier- und Sanitätscorps von Dr. Schäfer, zweitem Arzt der Provinzial-Irrenanstalt zu Brieg. (Stuttgart, Robert Lutz.) Es ist Thatsache, daß entschieden geisteskranke Menschen dennoch zum Militärdienst herangezogen, daß mehr oder weniger offenkundig Irre kürzere oder längere Zeit bei den Soldaten zurückgehalten werden, ihre Dienstzeit theilen zwischen Lazareth, Arreststrafe und Dienst, daß viele zum Irresein disponirte oder auf der Grenze geistiger Gesundheit und Krankheit stehende Individuen durch die veränderte Lebensweise, strengen Dienst und Behandlung in vollständige Geisteskrankheit verfallen, daß endlich viele, wiewohl Irre, als solche nicht erkannt, als Simulanten betrachtet und behandelt werden. Es ist ferner statistisch nachgewiesen, daß der Selbstmord in der Armee häufiger ist, als in irgend einer anderen Berufsklasse, und häufiger, als durchschnittlich im ganzen Volke. Es ist nachgewiesen, daß der Selbstmord gerade in den ersten Wochen, ja in den ersten Tagen der Dienstzeit auffallend und relativ am häufigsten ist. — „Vor Allem dürfte es nöthig sein, die Motive der Selbstmorde beim Militär genauer zu studiren. Wenn von 163 Fällen 118 in dieser Hinsicht dunkel bleiben, so ist damit diese Forderung hinlänglich begründet. Dann aber man kann ferner gegenüber der erschreckenden Thatsache der so häufigen und jährlich, wie es scheint, zunehmenden Selbstmorde beim Militär nur wünschen, es möge bei der Aushebung der zu Geisteskrankheit irgendwie disponirten Soldaten vorsichtiger und ängstlicher verfahren, das frühere, genau zu erforschende Leben mehr berücksichtigt, und in den betreffenden Fällen das Gutachten von Irrenärzten mitgehört werden. Es ist Grund zur Annahme, daß die Hauptursache der angedeuteten Uebelstände in der Verkennung schwach ausgeprägter Formen des Irrsinns und in dem Umstande liegt, daß man die erbliche oder angeborene Disposition zu Geisteskrankheiten zu gering anschlägt, gegenüber den Einflüssen des Militärlebens. Die Annahme, das Militärleben sei eine gute Schule für geistig und sittlich schwache Menschen, stiftet viel Unheil." So schrieb Dr. Koster 1871, und seine Ansicht, daß nicht die schlechte, sondern die „andere" Behandlung viele Selbstmorde in der Armee veranlasse, wird hier unterstützt. Dr. Schäfer weist nach, daß im Jahre 1882/83 148 Leute als bereits Geisteskranke eingestellt wurden. Der größte Theil wurde während der Ausbildungszeit als solche erkannt, ein zwölftel blieb unerkannt und trat in das zweite Dienstjahr über. Dem müßte doch wohl vorgebeugt werden können. Es fehlt uns keineswegs an zweckmäßigen Bestimmungen, nach welchen die Militärärzte sich bei der Musterung richten sollen, allein die Zeit ist viel zu kurz, um andere als grobe Fälle zu erkennen; auch sind directe Anträge bisher nicht an die Militärverwaltung gestellt worden. Um einem solchen den Boden zu ebnen, erhebt Dr. Schäfer u. a. folgende Forderungen: Die in eine Irrenanstalt erfolgte Aufnahme eines Wehrpflichtigen ist seitens der Landrathsämter und selbständigen Magistrate in den Stammrollen und Grundlisten zu vermerken. Bei Aufstellung der Grundlisten sind von den Behörden die Fragen zu beantworten: sind Nerven- und Geisteskrankheiten, Epilepsie, Trunksucht, Selbstmord, Verbrechen, auffallende Charaktere vorgekommen bei Eltern, Großeltern, Geschwistern, Onkeln und Tanten? In den Stammrollen ist der Erfolg des Schulbesuches eines Knaben beim Verlassen der Schule durch Vermittelung der Schulbehörde zu vermerken. Die Offiziere sind, da sie zugleich die Strafrichter der Mannschaften sind, mit gewissen psychiatrischen, besonders criminalpsychologischen Anschauungen und Erfahrungen bekannt zu machen. Zu den Aufgaben der Fortbildungskurse für Militärärzte wird ein praktischer Kursus in der klinischen Psychiatrie hinzugefügt; die Dauer der Kurse wird entsprechend verlängert. Den Prüfungsgegenständen der zur Erlangung der Befähigung für die höhere militärische Laufbahn abzulegenden Prüfung wird die Psychiatrie hinzugefügt. Die Aerzte an den größeren Militärgefängnissen und bei den Arbeiterabtheilungen müssen ein längeres (zwei- bis dreijähriges) Commando an der Irrenklinik (Charité) durchgemacht haben. Sie verbleiben, um die Sammlung reicher Erfahrungen zu ermöglichen, unbeschadet ihres Avancements dauernd in ihren Stellungen. In das Centrum der Militär-Medizinal-Verwaltung ist ein Militärarzt mit gründlicher psychiatrischer Bildung zu berufen, welcher sich in genauer Bekanntschaft mit allen einschlägige Vorkommnissen im Heere hält. Hoffentlich wird die Heeresverwaltung dem hier behandelten Gegenstande näher treten.

Schloß Ansbach. Barock- und Rococo-Decorationen aus dem achtzehnten Jahrhundert. (Berlin, Schultz-Engelhard.) Das deutsche Rococo genießt bei Kennern als matter Abklatsch des französischen nicht eben den besten Ruf. Prof. Hermann Lessing, der Schloß Ansbach gleichsam kunstgeschichtlich entdeckt hat, gibt nun in diesem groß angelegten Prachtwerk geradezu eine Rehabilitirung des deutschen Rococostils, denn wir machen hier mit einer Schöpfung Bekanntschaft, die zwar französischen Mustern folgt, aber einen solchen feinen Sinn und so viel Grazie und Eigenart beweist, daß die berühmtesten französischen Muster des Stils Louis quatorze und quinze erreicht und in manchem Betracht übertroffen werden. Wir kommen auf dieses Werk, das fast eine künstlerische Offenbarung enthält, nach seiner Vollendung zurück.

Fahrplan-Buch der Berliner Dampfstraßenbahnen mit Karte vom Grunewald und des angrenzenden Gebietes (Berlin, G. Klemm). Die beigegebene kleine Karte von J. Straube ist schön in Farben ausgeführt, deutlich in der Schrift und für Waldläufer der Reichshauptstadt um so praktischer, als im königlichen Forst die Orientirung durch Angabe der Gestellnummern erleichtert wird. Aber warum steht auf der Karte statt des üblichen „Hundekehlesee" das nicht minder häßliche „Hundequälesee", das sich der Berliner gewiß nie angewöhnen wird. Welcher müßige Schulmeister mag wohl diese sinnreiche Etymologie erdacht haben?! Auch fehlt auf der Karte wie im Fahrplan die elektrische Bahn von Lichterfelde.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Wer gut schlafen will
entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken** à 3½ M. (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage** von **Herrmann**, Breitestr. 61, **Stettin.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Robert Schumann.
Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.
4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.
(Erste vollständige Ausgabe.)
Von **F. Gustav Jansen.**
2 Bde. gr. 8° geh. ℳ 12.—, fein geb. ℳ 15.—.

Spamers illustr. Conversations-Lexikon.
Erste Auflage, 10 Bände. Halbfr. **Wie neu.** (ℳ 200.) Nur ℳ 100.—.
Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbfalblederbände, neu (ℳ 160.) Nur ℳ 100.—.
Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. (br. ℳ 194.) Schön Halbfr. Nur ℳ 75.—.
Gegen Voreinsendung oder Nachnahme.
C. Rudloff in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Rich. Kahle's Verlag in **Dessau.**
Soeben erschien
Göthe als Socialpolitiker
Ein Beitrag zur
Beurtheilung der socialen Frage.
Von
Professor Dr. **Gerlach.**
Preis: 50 Pfge.

Sommer-Pferdedecken
aus leinenem Drill, vorn zum Zuschnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeckend.
Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit 15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang
à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,
2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.
H. Herrmann, Deckenfabrik, **Stettin.**

Beste Reise- und Badelectüre.
Romane von Theophil Zolling.
(Verlag von H. Haessel in Leipzig.)

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
Vierte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

Coulissengeister.
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die Ermüdung.
Von
A. Mosso,
Professor der Physiologie an der Universität Turin.
Aus dem Italienischen übersetzt von J. Glinzer.
Deutsche Original-Ausgabe.
Mit 30 Holzschnitten.
8. Preis: ℳ 6.—.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Soeben erschienen:
Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.
Aus der Erinnerung gezeichnet
von
W. H. Riehl.
8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Die Gegenwart 1872—1888.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 23. Juli 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Zar als Erzieher. Von Hermann Deutsch. — Heilkunde und Heilwissenschaft. Von Dr. med. A. Ephraim. — Darwinismus als practische Lebensphilosophie. Von Landgerichtsrath Graf Leubelfing. — Die Aufgaben der Historiker. Von Karl Walcker. — **Feuilleton:** Doctor Phöbus. Von Mario Prateji. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Sanct Werner. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Der Zar als Erzieher.

Von Hermann Deutsch.

Man hat vielfach gesagt, die Aufhebung der Kornzölle würde der Tod unserer Freihandelspartei sein, weil auch der Dümmste dann an seinem Magen merken werde, daß ihm der Freihandel gar nichts helfe. Ich glaube das nicht. Ich glaube vielmehr, jene Partei wird dann einfach eine neue Flagge aufziehen, auf der statt Handelsfreiheit zu lesen steht: Militärfreiheit. Was heute der Schutzzoll thut, das muß dann die Dienstpflicht thun, nämlich den Blick des Volkes abzulenken von dem wahren Krebsschaden, dem Großkapital und dem Börsenfürstenthum.

Unser Heer hat in erster Linie den Zweck, Deutschland gegen seine Feinde zu schützen. Welche das sein werden und ob überhaupt der große europäische Krieg entbrennen wird, wissen wir nicht. Wir hoffen es nicht und glauben es nicht, weil jeder Feind wohl weiß, daß er sehr wenig Aussicht hat, etwas zu gewinnen, doch sehr viel, etwas, ja Alles zu verlieren. Unser Kriegsheer trägt in Wahrheit jährlich die schönsten friedlichen Lorbeeren davon, indem es den Ausbruch eines Krieges verhütet.

Für diesen Zweck ist kein Preis zu hoch. Und wenn uns unser Heer jährlich mehrere Milliarden kostete, so müßten sie bezahlt werden, es koste, was es wolle. Und wenn wir auch alle darum hungern und frieren müßten, so hungern und frieren wir alle für's Vaterland. Man sagt wohl, unsere Bundesgenossen, Oesterreich und Italien, seien ja da, wir könnten also unser Heer bedeutend schwächen, ohne uns einer Gefahr auszusetzen. Wenn aber Oesterreich-Italien nicht uns verbündet wäre, so könnten wir unsere Rüstung gar nicht ertragen, wir müßten entweder selbst gleich losschlagen, oder unser Testament machen und den tödtlichen Streich von Osten her erwarten, wann man dort beliebt, uns den Gnadenstoß zu versetzen. Außerdem wollen wir uns auf unsere Bundesgenossen auch nicht verlassen, und wir können und dürfen das auch gar nicht. Denn bekanntlich sind jene Schutzbündnisse nur auf eine gewisse Reihe von Jahren geschlossen, nicht für die Ewigkeit. Und wären sie auch „auf ewig" geschlossen — noch kein Bund ist ewig gehalten worden. Deutschland ist das Herz des Dreibundes. Wenn Deutschland in seiner Kriegsmacht erschlafft, so werden Oesterreich und Italien das Vertrauen verlieren, und andere Bündnisse suchen, und der Dreibund würde bald an Herzschwäche selig entschlummern. Wenn wir daher die Bündnisse schließen wollen, um unsere Heeresmacht herabsetzen zu können, so verzichten wir lieber auf alle Bündnisse ganz und gar! Denn wer sich nicht zuerst auf sich selbst verläßt, der ist verlassen.

Die Fortschrittspartei will nun die Dienstzeit herabgesetzt wissen von drei auf zwei Jahre. Würden die zwei Jahre heute bewilligt, so würde sie wahrscheinlich morgen noch ein Jahr abzuhandeln versuchen. Dafür stellt sie, zum Theil wenigstens, in Aussicht, die Zahl der militärisch Ausgebildeten zu erhöhen. Letzteres halten auch wir für dringend erforderlich. Daß aber ein Tauschhandel damit getrieben werden soll, halten wir für verwerflich. Wir wollen mit unserer Regierung nicht um die nationale Ehre das Spiel von Angebot und Nachfrage spielen. Wir wollen hierbei auch keine parlamentarischen „Kraftproben" veranstalten, sondern jede andere Rücksicht schweigen lassen, wo es die Vertheidigung des Vaterlandes gilt.

Dabei sind wir aber weit entfernt, mit der Regierung „durch Dick und Dünn" zu gehen. Auch die Regierung hat im Jahr 1887 ein Spiel getrieben, welches wir scharf mißbilligen müssen. Sie hätte nach der Bewilligung des Septennates den Reichstag, der nur zu diesem Zwecke gewählt war, sofort wieder auflösen müssen. Das doppelte Spiel, zu dem man den Reichstag hinterlistiger Weise mißbrauchte, hat sich in drei Jahren bitter gerächt. Nach solchen Augenblickserfolgen sollte man niemals haschen. Für das Septennat können wir uns überhaupt gar nicht begeistern. Was wir für unsere Wehrkraft brauchen, darüber sollte man für ewige Zeiten (nicht nur auf sieben Jahre) dem Kaiser die oberste Entscheidung überlassen. Aber dem Reichstage sollte alljährlich Gelegenheit gegeben werden, sich frei zu äußern und dem Kaiser einen Rath oder einen Wunsch mitzutheilen. Hat denn der Kaiser irgend welches Interesse, das Nationalvermögen in sinnloser Weise zu verschwenden?

Noch weniger können wir uns befreunden mit der Art und Weise, wie unser Heer erhöht wird (jedesmal nach so und so viel Monaten um so und so viel 1000 Mann). In mancher Ehe soll es ähnlich gehen, indem nach einer gewissen Zeit kritische Perioden wiederkehren, wo — ein neuer Sommerhut, ein neuer Wintermantel u. s. w. als dunkle Punkte am ehelichen Himmel auftauchen und die Lage beherrschen. Nun, so ein kleiner häuslicher Feldzug mit allen diplomatischen Kniffen mag einen gewissen Reiz haben. Eine ganz fatale Aehnlichkeit damit hat das Kriegsspiel im Reichstag mit der Regierung, welches den Reiz der Neuheit schon längst verloren hat. Aber ist nicht dieses ganze Verfahren, wenn wir ein wenig darüber nachdenken, für Deutschland entwürdigend, entehrend? Dann bläst Eugen Richter in sein großes Horn: schon wieder neue

Soldaten, schon wieder neue Kriegssteuern, schon wieder neue Lasten, die Regierung läßt uns keine Ruhe, daher wählt freisinnig, daher wählt — Eugen Richter. Und in einem Punkte hat der Mann Recht, die Regierung sollte endlich dafür sorgen, daß wir Ruhe haben vor Eugen Richter, indem sie endlich alle noch übrigen Leute in das Heer einreiht und dasselbe so weit erhöht, daß es nicht mehr erhöht werden kann. Und das Geld? Darüber wollen wir später einmal reden, vorläufig, so lange wir noch einen einzigen Millionär und Börsenspieler vorräthig haben, so lange haben wir noch Geld wie Heu.

Auf einem anderen Standpunkt steht die „Kreuzzeitung". Erst neulich brachte sie eine Auseinandersetzung, die dahin zielte, daß wir eine möglichst lange Dienstzeit haben müßten, um den einzelnen Mann recht gründlich zur Kriegstüchtigkeit und zum Felddienst ausbilden zu können. Eine Vermehrung der Zahl sei dagegen nicht wünschenswerth, sie will kein „Volk in Waffen." Ihr Ideal ist ein kleines Heer von Elitetruppen. Wer die Sache nach allen Seiten hin gehörig überlegt, der wird nicht verkennen können, daß in dieser Ansicht viel, sehr viel Wahrheit enthalten ist. Denn nicht die Masse allein erringt den Sieg, sondern bis in die neueste Zeit hinein sind glänzende Siege gegen doppelte und dreifache Uebermachten erfochten worden. Eine schlechte Truppe jagt Hunderttausende von Kugeln in die Luft und verschießt die ganze Munition, bevor sie auch nur ein einziges Tausend Feinde außer Gefecht setzt. Aber der durchgebildete Schütze thut keinen Schuß umsonst. Dazu kommt das Verpflegungswesen. Ob eine Million Krieger mehr oder weniger zu ernähren ist, das macht einen riesigen Unterschied, und erschwert oder erleichtert alle Operationen ungemein, namentlich das Vorrücken in Feindes Land. Kurz: Ein guter Soldat ist besser als zwei schlechte.

Aber man kann ja das eine thun, und braucht das andere nicht zu lassen. Die Kreuzzeitung schreckt nicht davor zurück, die Möglichkeit einer Rückkehr zum alten Söldnerheer in's Auge zu fassen. Sie verwirft dasselbe wegen seiner entsittlichenden Einflüsse. Aber darum kann man immer noch erhebliche Gradunterschiede unter den Truppen aus praktischen Rücksichten befürworten. Wir haben heute einerseits das Gardecorps, welches als hervorragend tüchtig gilt. Wir haben andererseits die minderwerthige Ersatzreserve, die natürlich in einigen Monaten nicht das lernen kann, wozu andere mehrere Jahre brauchen.

Wir halten es aber für unverantwortlich, eine große Zahl ganz ohne alle Ausbildung in der Handhabung der Waffen zu lassen. Ein guter und ein schlechter Soldat ist unter allen Umständen besser als ein guter allein. Besonders bei uns ist das sehr wichtig, da wir bei einem großen Krieg leicht ungeheure Massen sehr dringend brauchen können. Wir müssen unsere weitgedehnten Grenzen besetzen, wir müssen beim Vorrücken die Flanken gehörig decken, wir müssen für Ersatz und vielleicht, wenn der Krieg sich jahrelang hinzieht, für Ablösung überanstrengter Truppentheile sorgen. Während des Krieges erst mit der Einübung und der ganzen Neuorganisation beginnen zu wollen, könnte sich als eine verhängnißvolle Versäumniß erweisen. Da hat so wie so jeder alle Hände voll zu thun. Besser ist es jedenfalls, wenn man vorher schon „bereit" ist. Namentlich gegen Rußland werden wir gar nicht zu viel Menschen in's Feld stellen können. Es ist ja allbekannt, welche todesverachtende Tapferkeit der russische Soldat im Widerstand entwickelt, wie selbst Napoleons I. Kriegskunst und der französische „Elan" an dieser zähen Masse erlahmte. Mit einer zu kleinen Zahl darf man da nicht kommen, wenn man nicht von der Uebermacht erdrückt und erwürgt werden will.

Wenn jeder dienen muß, und der eine längere Zeit dienen soll als der andere, weil er besser durchgebildet werden soll, so muß das natürlich ganz freiwillig geschehen. Denn wenn etwa die Tauglichsten für den längeren Dienst ausgesucht würden, so wäre ja damit eine Strafe auf die Tüchtigkeit gesetzt, und die Leute würden sich sehr in Acht nehmen, etwas davon merken zu lassen, d. h. jeder einzelne würde sich möglichst dumm stellen. Denn obgleich der Soldatendienst eine Ehre ist, so muß man doch die menschliche Schwäche wohl berücksichtigen. Es ist ja ein offenes Geheimniß, daß heute die meisten sich freuen, wenn sie für untauglich zum Militärdienst erklärt werden. Nicht Strafen, sondern Belohnungen muß man in Bereitschaft halten für militärische Tüchtigkeit. Es müssen also Prämien ausgesetzt werden für jeden, der länger als gewöhnlich dient. Diese Prämien müssen so hoch festgestellt werden, daß dadurch eine genügende Zahl sich zu weiterem Verbleiben bei der Fahne veranlaßt fühlt.

Daß 2 Jahre auch für einen sehr schwach begabten Menschen zu einer genügenden Ausbildung genügen, glauben wir nicht. Die Militärbehörde muß daher das Recht behalten, jeden einzelnen bei noch ungenügenden Leistungen auch für das dritte Jahr festzuhalten. Wir glauben aber, daß nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Bruchtheil das dritte Jahr unbedingt nöthig hat. Die große Masse, soweit sie nicht freiwillig länger dient, kann nach 2 Jahren in die Heimath entlassen werden. Wenn nun jeder wirklich große Aussichten hätte, bei guter Führung ein Dienstjahr ersparen zu können, so müßte sich doch sicherlich ein reger Wetteifer entwickeln, um das Ziel möglichst bald zu erreichen, ähnlich wie unter den Schülern bei einer bevorstehenden Versetzung. Man sage z. B., bei jeder Compagnie werden 90% nach 2 Jahren entlassen, die übrigen 10%, also die allerschlechtesten, bleiben zurück. Natürlich kann man auch umgekehrt, statt den Prozentsatz festzusetzen, eine bestimmte Leistung (z. B. im Schießen) verlangen, so daß der Compagniechef sich besonders verdient macht, der alle Mann schon nach 2 Jahren zur Entlassung bringen kann. Ueber diese Einzelheiten will ich mir gar kein Urtheil anmaßen. Um die Hauptsache aber einzusehen, braucht man nicht gerade General zu sein.

Ich gehe hierin noch viel weiter. Man kann zugeben, daß im allgemeinen ein Gymnasialschüler befähigter ist als ein Dorfschüler, auch für das Kriegshandwerk. Man muß aber zugeben, daß diese Regel sehr viele Ausnahmen hat. Sicher ist, daß mancher Dorfschüler so viel natürliche Begabung mitbringt wie nur irgend einer. Zum Zielen braucht er weder Griechisch noch Englisch. Sicher ist ferner, daß mancher Secundaner vom Gymnasium herzlich wenig Talent zum Einjährig-Freiwilligen mitbringt. Darum: Weg mit dem Einjährigen-Privilegium! Es ist ein altes Unrecht, das wieder gut gemacht werden muß. Wir haben nicht die allgemeine gleiche Wehrpflicht, so lange das Einjährigen-Unrecht bestehen bleibt. Das bedeutet in der That einen Loskauf von zwei Drittel der Dienstpflicht. Denn das liegt doch auf der Hand, daß jeder Schüler es so weit bringen kann, dessen Vater Geld hat. Hat der Vater nichts, so geht es eben nicht. Von einer Prämie für Bildung kann also dabei doch keine Rede sein. Die Secundanerhalbbildung oder Viertelbildung verdient doch solche Prämie nicht. Und wenn doch, so gebe man irgend eine andere Prämie, aber verquicke nicht gerade das Militärwesen mit ein bischen Lateinlernen. Anders ist es schon, wenn man die Berechtigung zum Einjährigendienst knüpfen wollte an das Abiturientenexamen des Gymnasiums. Darüber läßt sich reden.

Jedenfalls kommt man um folgendes Entweder-Oder nicht herum. Entweder es ist möglich, daß bei vorzüglicher Begabung und eifrigem Fleiß schon in einem Jahre eine genügende Ausbildung erzielt wird. Dann erlaube man doch dem ausgebildeten Dorfschüler eben so gut wie dem Gymnasiasten, schon nach dem ersten Jahre abzugehen. Man gewinnt ja dadurch ein zweites ausgezeichnetes Mittel, um den Wetteifer auf's Höchste anzuspannen und dauernd von Anfang an bis zu Ende rege zu erhalten! — Oder es ist ganz unmöglich, so schnell fertig zu werden. Was soll dann das Einjährigenrecht?

Warum sollen wir unsere Volkskraft, die wir einmal vorräthig haben, nicht ausnutzen? Es kostet viel mehr Geld als jetzt, gewiß, und es kostet schon heute nicht wenig, wer wollte das leugnen. Aber hier gilt das Volkswort „wenn schon — denn

schon". Ein unglücklicher Feldzug, — und alle Milliarden, die wir für militärische Zwecke ausgegeben haben, sind nutzlos zum Fenster hinaus geworfen. Also nichts Halbes! Thun wir alles, was wir können, bilden wir jeden wehrfähigen Mann zur Kriegstüchtigkeit aus, dann erst haben wir unsere ganze Schuldigkeit gethan, und können unerschütterlich den Ereignissen entgegensehen, die an uns herantreten. Sonst aber, könnte man beinahe sagen, wollen wir das Militär lieber ganz abschaffen, denn wir sparen dann ein paar Jahre lang etwas Geld, können mehr Champagner trinken und fröhlich rufen: Nach uns die Sintfluth!

Man darf allerdings keine Forderung in's Maßlose übertreiben, sonst schädigt man nur den Erfolg der Forderung selbst. Es wäre z. B. eine Unmöglichkeit, alle Leute auszubilden und die dreijährige Dienstzeit auf eine vierjährige oder fünfjährige zu steigern. Denn ein stehendes Friedensheer von einigen Millionen könnten wir nicht ernähren, da Niemand von gutem Willen allein leben kann.

Daher schlagen wir, um einen plötzlichen übergroßen Sprung zu vermeiden, vor, als Durchschnitt die zweijährige Dienstzeit gelten zu lassen, wobei dem besonders Tüchtigen der Lohn der Entlassung schon nach einem Jahre winkt, und wo andererseits dem besonders Untüchtigen die Strafe eines dritten Dienstjahres droht. Von der „Ersatzreserve" ist wenig zu erwarten. Als bloßes „Kanonenfutter" möchten wir doch keinen einzigen Menschen mißbrauchen! Wer den Soldatenrock trägt, der soll auch ein ordentlicher, kein unordentlicher Soldat werden. Sehr wünschenswerth dagegen ist es, außer den ordentlichen noch außerordentliche Soldaten zu haben, gewissermaßen eine Truppe aus lauter Unteroffizieren, wo jeder Mann ein kleiner Meister der Kriegskunst, nicht bloßer „Gesell" ist.

Wer aber vor allen gründlichen Aenderungen zurückschreckt, bloß weil er das „Neue" haßt, der wird sich sein eigenes Grab graben. Man kann nicht genug daran erinnern, daß auf Roßbach ein Jena folgte! Was wird auf Sedan folgen? Wenn ein neues Jena über uns kommt, was Gottes Gnade verhüten möge, so wird es ohne Zweifel derart ausfallen, daß das alte Jena als das reine Kinderspiel dagegen erscheinen muß. Aber Gott hilft nur dem Muthigen, der sich nicht immer feige verkriecht hinter die Vergangenheit, sondern der dem gesunden Fortschritt und den Forderungen der Gegenwart ein offenes Ohr leiht.

Bange machen gilt zwar nicht. Aber wer, um seinen Muth zu zeigen, vor dem Kampfe sein Gewehr entladen wollte, statt es zu laden, der wäre tollkühn, der wäre wahnwitzig.

Als eine Tollkühnheit ist es auch zu bezeichnen, daß man nicht die blanken Uniformtheile (Knöpfe, Helme) schlennigst abschafft. Gerade jetzt, wo das rauchschwache Pulver in Anwendung kommt, bietet man ja dem Feinde in den weithin blitzenden Metallstücken förmlich eine Zielscheibe dar, die natürlich dem Feinde hochwillkommen ist. Weniger werden unseren Soldaten die Gegengrüße von drüben gefallen, denn sie sind Todesgrüße.

Aber auch wenn das nicht der Fall wäre, so fällt doch das Putzen der blanken Sachen sehr in's Gewicht. Denn das Putzen kostet Zeit, und daß Zeit Geld ist, muß auch unsere Militärverwaltung endlich begreifen. Unsere Zeit darf nicht todtgeschlagen werden mit allerlei nutzlosen Beschäftigungen. Die freie Zeit des Soldaten darf nicht als ein herrenloses Gut angesehen werden, das nach Belieben „verkrümelt" werden kann. Zeit ist Nationalvermögen, und Nationalvermögen ist niemals herrenloses Gut.

Ein hochgestellter Militär rief im vorigen Jahre allgemeine Heiterkeit hervor, als er erklärte, das Kasernenleben des Soldaten sei die reine Wonne, eine Art „Ferienkolonie" für Erwachsene. Es hätte nur noch gefehlt, das ein zweiter Militär die Thatsache bestätigt, aber getadelt hätte, da nach einem bekannten griechischen Spruch „kein Mensch ohne Schinderei zu erziehen" sei.

Wir sind keineswegs dafür, daß den jungen Leuten in den Kasernen ein Wohlleben in Schwelgerei und Ueberfluß geboten wird. Aber das sollte unter allen Umständen vermieden werden, daß die oft sehr armen Angehörigen den Soldaten während seiner Dienstzeit noch unterstützen müssen. Im Gegentheil muß der Lohn wenigstens so hoch sein, daß bei Sparsamkeit noch einige Ersparnisse erübrigt werden können, und umgekehrt auch arme Angehörige entschädigt werden können für die verlorene Arbeitskraft. Ferner ist heute das Beschenken der Unteroffiziere durch die Soldaten sehr in Mode gekommen. Ein Witzblatt ließ einen solchen Schinkenempfänger fragen: haben denn in eurem Dorfe die Schweine nur einen Schinken? — Dagegen giebt es nur ein vernünftiges Mittel: man bezahle die Unteroffiziere viel besser, dann wird ihr eignes Ehrgefühl schon ausreichen, um sie alle Geschenke verachten zu lassen. Aber Hunger ist ein schlechter Schinkenverächter, und ein zu gefährlicher Feind des Ehrgefühls.

Der merkwürdige Schnitt oder Riß, der heute zwischen Offizieren und Unteroffizieren besteht, hängt zu sehr mit anderen Uebelständen zusammen, als daß er durch mechanische Mittel von heute auf morgen heilbar wäre. Aber die Zeit, die alles heilt, wird auch diese Wunde schließen. Sagte doch ein so vorurtheilsfreier Herrscher wie Friedrich der Große, daß kein Nichtadliger Offizier werden dürfe, weil selbstredend nur Adlige Ehrgefühl haben könnten! Und heute gibt es schon nichtadlige Generale. So schnell hat sich der „dritte Stand" die höhere Offizierslaufbahn erobern können. Bald wird auch die Zeit anbrechen, wo der vierte Stand zur Generalswürde emporsteigt, und wo Niemand daran Anstoß nimmt, weil alle sich wundern werden, daß man nicht schon früher auf einen so gesunden Gedanken gekommen ist.

Leider muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß unser Heer auch gegen einen „inneren Feind" in Action tritt. Wenn es dahin einmal kommen sollte, dann ohne Zaudern und ohne Schwanken nieder mit den Aufrührern, die sich selbst ihr Todesurtheil gesprochen haben. Glücklicherweise wissen wir, daß hinter dem Aufruhr keine größere Partei steht, sondern nur die verschwindende Zahl der sogenannten Anarchisten. Ja man hat schon die Vermuthung geäußert, daß das Geld für die anarchistische Propaganda von einer Seite kommt, der an der „Freiheit" sehr wenig gelegen ist.

Unser Heer würde gegen den „inneren Feind" nichts ausrichten können, wenn zu diesem inneren Feind die überwiegende Mehrheit des Volkes sich rechnen würde. Denn die Soldaten sind nicht angeworbene Söldlinge aus aller Herren Ländern, sondern Landeskinder. Wenn man daher sich nur auf das Heer verlassen wollte, um alle Unzufriedenheit niederzuschlagen, so könnte dies Niemand angenehmer sein, als dem sogenannten rothen Gespenst selbst. Man sorge vielmehr dafür, wie unser Kaiser selbst gesagt hat, daß Zufriedenheit im Lande herrsche. Wer zufrieden ist, hält zum Frieden.

Das sicherste Mittel gegen plötzliche Ausbrüche von innen, gegen Explosion, ist bekanntlich ein gut funktionirendes Sicherheitsventil. Das sicherste Mittel, um die Explosion gewaltsam und muthwillig herbeizuführen, ist Verstopfung aller Ventile. Wer es nicht glauben will, mache die Probe. Daher verstopfe man Niemandem den Mund, sondern gebe Preßfreiheit, Vereinsfreiheit. Wir sind keineswegs Bewunderer allen Blödsinnes, der heut zu Tage zusammengedruckt wird, aber wir wählen das kleinere Uebel. Und ein Mensch, der wirklich zufrieden ist, läßt sich so leicht auch von keinem „Agitator" aufstacheln, ja er hört ihn nicht einmal an. Auf Uebelstände, die gar nicht bestehen, kann auch Niemand „hinweisen." Und die wirklichen Uebelstände suche man nicht zu vertuschen, sondern man hebe sie selbst ohne Scheu hervor! Dann kann so ein Agitator überhaupt Niemandem etwas neues sagen, — und wenn er erzählt, daß alle Morgen die Sonne aufgeht und Abends untergeht u. s. w., so lacht man ihn aus. Aber für einen, der, wenn auch nur scheinbar, unterdrückt wird, nimmt der Deutsche in seiner Ehrlichkeit unwillkürlich Partei.

Wenn auch weder ein äußerer noch ein innerer Feind uns etwas anhaben könnte, so wäre unsere militärische Dienstpflicht dennoch ein Segen für unser Volk, ein Segen, der

zwar viel Geld kostet, aber dafür auch unbezahlbar ist, weil er nicht bloßen materiellen, sondern den höchsten sittlichen Werth hat. Unser Heer ist uns eine unentbehrliche Hochschule für Körper und Geist unserer Söhne. Das studentische Korpsleben ist davon nur ein elendes Zerrbild, obgleich ihm unser Kaiser irrthümlicherweise ein so hohes Lob gespendet hat. Denn man kann leider nicht annehmen, daß der Kaiser in seine Worte eine feine Ironie hineingelegt habe.

Der Poesie des Soldatenlebens kann sich Niemand ganz entziehen. Beim weiblichen Geschlecht mag es ja vorzugsweise die kindliche Freude am bunten Rock, am Glanz und am Schimmer der ganzen militärischen Atmosphäre sein. Beim Manne aber ist das sicher nicht der Fall, wenigstens nicht bei dem, der alles selbst mit durchgemacht hat. Das bloße Vergnügen am äußerlichen Tand vergeht einem dabei gründlich. Aber die innere Bedeutung fühlt auch der Beschränkteste endlich heraus, die Bedeutung für die Charakterbildung, für die sittliche Reife und die sittliche Kraft. Wer den Werth der Unterordnung und des Gehorsams aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat, dem werden alle anarchistischen Gelüste vergehen, und er kann ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden. Im tiefsten Kern hat Schiller das Soldatenleben erfaßt, wenn er sagt:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Ist England, ist Amerika etwa glücklicher als Deutschland, weil es die Militärausgaben spart? Ja, wer das Leben als ein Handelsgeschäft auffaßt, der ist — zu bedauern. Mancher hat gesagt „Gott bewahre mich vor meinen Freunden", Deutschland kann mit Recht sagen „Gott erhalte mir meine Feinde." Denn es ist ein sehr heilsamer Zwang, daß Rußland uns nöthigt zu einer Selbsterziehung, wie wir sie ohne Militär nicht haben würden. Vielleicht beglückt uns ein findiger Verleger mit einem Buche „der Zar als Erzieher."

Heilkunde und Heilwissenschaft.

Von Dr. med. A. Ephraim.

Unter den deutschen Aerzten ist seit Längerem die Meinung von der Unzulänglichkeit unserer bisherigen medizinischen Studienordnung verbreitet, und seit einiger Zeit ist eine Bewegung im Gange, welche eine Reform derselben zum Zweck hat. Man will auf einige Spezialdisciplinen mehr Gewicht als bisher gelegt wissen, und man beabsichtigt vor Allem, die Ertheilung des ärztlichen Diploms von einem mindestens einjährigen, nach abgelegter Staatsprüfung zu absolvirenden Krankenhausdienst abhängig zu machen. Diese Bestrebungen finden, wie es scheint, in den ärztlichen Kreisen durchweg Beifall und verdienen denselben sicherlich vollauf. Indeß wird man sich nicht verhehlen dürfen, daß die Durchführung dieses Planes nur von beschränktem Nutzen wird sein können, daß sie vor Allem — was Einige zu glauben scheinen — die Hebung der großen ärztlichen Menge auf ein höheres wissenschaftliches Niveau nicht bewirken wird. Denn wenn der Nutzen des obligatorischen Krankenhausdienstes schon dadurch in Frage gestellt ist, daß er lediglich von der Strebsamkeit des Einzelnen abhängt, daß die Gelegenheit zu lernen von dem Einen mehr, von dem Anderen weniger oder gar nicht ausgenützt werden wird, so kann doch selbst bestenfalls nur das geleistet werden, daß der junge Arzt zu der Zeit, in der er in die praktische Thätigkeit eintritt, eine größere Fülle und vielleicht eine größere Gründlichkeit der Kenntnisse besitzen wird, als bisher. Daß jedoch hieraus eine wesentliche Steigerung der allgemeinen ärztlichen Leistungsfähigkeit resultiren wird, muß verneint werden. Denn für den Jünger der Medizin ist das Universitätsstudium vielleicht viel mehr, als für den Angehörigen irgend eines anderen wissenschaftlichen Standes nur eine Vorbereitung, nur der erste Beginn des Einsammelns von Kenntnissen und Erfahrungen, welches während des ganzen Lebens fortgesetzt und gesteigert werden muß. Eine absolute ärztliche Leistungsfähigkeit oder Tüchtigkeit, wie der gebräuchliche Ausdruck lautet, gibt es nicht; wohl nur in einem Fache, in der Geburtshülfe, kann vom Arzt verlangt werden, daß er in jedem Falle das Richtige zu erkennen und zu thun weiß. Aber in dem großen übrigen Gebiet der Medizin liegen die Verhältnisse anders. Von der Therapie ganz zu schweigen, ist uns eben vorläufig noch nicht die Möglichkeit gegeben, jeden Krankheitsfall seinem Wesen nach zu bestimmen; um so mehr wird man sich immer damit begnügen müssen, von dem jungen Arzt eine Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten zu verlangen, deren Minimum nicht scharf begrenzt werden kann und von dem mehr oder minder beliebigen Ermessen der Examinatoren abhängen wird. Aber selbst wenn dieses verlangte Wissensquantum möglichst ausgedehnt würde, ja wenn man den Besitz von maximalen Kenntnissen für die Erlangung der ärztlichen Reife postuliren würde, so würde doch keinerlei Gewähr geboten werden können, daß derjenige, welcher diesen hochgestellten Anforderungen seiner Zeit genügt hat, auch ein tüchtiger Arzt bleiben wird. Denn der Kreis des für den Arzt erforderlichen Wissens wächst von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag. Wer heute mit Recht als kenntnißreich betrachtet wird, wird in einigen Jahren bei demselben geistigen Bestande mit gleichem Recht unwissend genannt werden müssen. — Aus alledem ergibt sich, daß auch die angestrebte neue Prüfungs- oder Studienordnung zwar den sehr anerkennenswerthen Vortheil bringen wird, der in der Vermehrung der Kenntnisse des eben diplomirten jungen Arztes besteht, daß sie aber auf das Wichtigste, seine spätere ärztliche Fortbildung, nicht von dem mindesten Einflusse sein wird.

Man wird entgegnen, daß ein solcher Einfluß niemals gewonnen werden kann, daß er ganz undenkbar ist, weil die geistige Fortentwickelung eines Arztes lediglich von seiner Strebsamkeit und von dem inneren Interesse abhängt, welches ihn mit seinem Berufe verbindet. Das ist zum Theil sehr richtig. Es wird vermuthlich immer Aerzte geben, denen am äußeren Besitz mehr gelegen ist, als am inneren. Von diesen kann hier nicht die Rede sein. Sondern von der überwiegend großen Masse derer, die theils aus Wißbegierde, theils aus Pflichtgefühl gegen die ihnen anvertrauten Kranken von den in ununterbrochenem Flusse zuströmenden Ergebnissen der medizinischen Forschung Kenntniß nehmen, aber doch daraus nicht den Nutzen für ihre ärztliche Ausbildung ziehen, der daraus gewonnen werden könnte. Hierzu aber gibt es doch wohl Mittel und Wege, die einer großen Zahl unserer Aerzte verschlossen sind; und zwar deswegen, weil der akademische Unterricht es unterläßt, ihnen diese Wege zu zeigen und ihnen die Stütze an die Hand zu geben, mit Hülfe deren sie sie durchwandern können.

In einer Reihe von Disciplinen hat man die geistige Thätigkeit, soweit sie mehr oder minder unmittelbar dem praktischen Zweck dient, von der eigentlich wissenschaftlichen Denkarbeit unterschieden und hat dieser Trennung auch oft im Namen Ausdruck gegeben. So spricht man von Staatenkunde und Staatswissenschaft, Rechtskunde und Rechtswissenschaft, Volkswirthschaftskunde und Volkswirthschaftswissenschaft ꝛc.*)

Für die Medizin ist eine derartige Unterscheidung so gut wie unbekannt; weder ist sie dem Namen nach gebräuchlich, noch ist sie, wie es scheint, in das Bewußtsein der großen ärztlichen Menge eingedrungen. Man kann das am besten aus der Werthschätzung ersehen, welche gewisse Leistungen erfahren, die einem gerade aufblühenden Gebiet der Medizin angehören. Wer die Fähigkeit besitzt, aus einem Gemisch von hundert Bacterienarten eine bestimmte herauszufinden, sie zu isoliren und zu züchten, oder wer seine Magenkranken derart zu untersuchen versteht, daß er ihren Magensaft mittelst der feinsten Methoden auf seinen Gehalt an Salzsäure prüft, der steht für das große ärztliche Publikum „auf der Höhe der

*) Vergl. G. Cohn, Grundl. d. Nationalökonomie, der auch das folgende Citat entnommen ist.

Wissenschaft". Und man fühlt sich selbst auf dieser Höhe, wenn man alle diese Fertigkeiten in einigen drei- oder vierwöchigen Fortbildungscursen erlangt hat, wie sie für Aerzte jetzt an den meisten Universitäten abgehalten werden. Doch man sollte nicht vergessen, daß alle diese und ähnliche Leistungen, so nützlich und so verdienstvoll sie auch sind, doch nur technischer Natur sind und lediglich der Heilkunde oder, wenn man will, der Heilkunst angehören, aber der wissenschaftlichen Qualität gänzlich entbehren.

Das zwar ist zuzugeben, daß die Grenze zwischen diesen beiden Gebieten wohl nicht so scharf gezogen werden kann, wie in anderen Disciplinen. Deswegen nicht, weil die Heilkunde keine festen Normen hat, mit deren einfacher Kenntnißnahme sich Jemand begnügen könnte, weil gerade die — in unserem Zeitalter besonders — große Variabilität derselben Jeden, der sie kennen lernt, auch zwingt, in ihre Begründung mehr oder minder tief einzudringen. Jedoch gerade dieses unausgesetzte Schwanken unserer Kenntnisse bringt für den Arzt die Erforderniß mit sich, daß er sich des prinzipiellen, wesentlichen Werthes einer Heilwissenschaft bewußt wird, und nicht nur in der Beherrschung der Heilkunde, der Summe allen für eine sachgemäße ärztliche Berufsführung erforderlichen Wissens, seinen Beruf erblickt, sondern auch darin, sich über dieses hinaus zu der Höhe jener zu erheben. „Wenn es die Wissenschaft kennzeichnet im Gegensatz zu dem nützlichen Denken, welches dem Tage dient, daß sie sich losgelöst hat von dem beschränkten Gesichtskreise des augenblicklich Praktischen, wenn ihre Aufgabe vielmehr die ist, das Denken über die dauernden Gründe des Daseins und Schaffens zu einem selbständigen Berufe zu erheben, der zwar von seiner erhöhten Stellung aus dem Tage dienen, ja die Alltagsperspective auf die Höhe der dauernden Gründe erheben soll, dessen Einsichten aber über den Wechsel der praktischen Bedürfnisse hinausreichen, weil sie das Ganze des Stoffes durchdringen", — dann wird durch eine derartige Betrachtungsweise, angewendet auf die Gegenstände der Heilkunde, mit anderen Worten, durch die Unterwerfung der medizinischen Forschungen und Erfahrungen unter eine höhere geistige Kritik, das Wesen der Heilwissenschaft dargestellt.

Um einer solchen aber gerecht werden zu können, bedarf es einer besonderen Schulung des Geistes. Wer gewöhnt ist, sich immer nur innerhalb der medizinischen Regeln zu bewegen und dieselben als Grenzsteine seines ärztlichen Denkens betrachtet, der wird eben nie im Stande sein, diese selbst in den Bereich seines Urtheils zu ziehen. Hierzu ist eine Denkweise erforderlich, die mehr auf das Allgemeine gerichtet ist, und die wohl nur durch philosophische Bildung erreicht werden kann. „Wie der Anatom, wenn er an die Grenzen des mikroskopischen Sehvermögens kommt, sich Einsicht in die Wirkung seines optischen Instruments zu verschaffen suchen muß, so wird jeder wissenschaftliche Forscher auch das Hauptinstrument, mit dem er arbeitet, das menschliche Denken, nach seiner Leistungsfähigkeit genau studiren müssen. Und auf die Kenntniß der Gesetze der psychischen Vorgänge müßte der Arzt, der Staatsmann, der Jurist, der Geistliche und Lehrer bauen können, wenn sie eine wahrhaft wissenschaftliche Begründung ihrer praktischen Thätigkeit gewinnen wollten", sagt Helmholtz in seinem Vortrage über das Denken in der Medizin. Doch wie selten wird dieser Forderung von den Aerzten sowohl während ihres akademischen Studiums, als auch späterhin heutzutage entsprochen! Der Grund hierfür liegt vielleicht in der Fülle des zu bewältigenden fachwissenschaftlichen Lernstoffs, der ja in der That die kurze Lehrzeit unserer Mediziner in Anspruch nimmt; aber trotz der Stichhaltigkeit des Grundes bleibt die für die Mehrzahl unbestreitbar vorhandene Consequenz höchst bedauerlich. Ja, die Unbekanntschaft mit dem Wesen der Philosophie geht oft so weit, daß der junge Arzt sich in die von naturwissenschaftlichem Selbstbewußtsein geschwellte Brust zu werfen und im Gefühl seiner durch so und so viel Experimente erhärteten Naturergründung mit einer gewissen Verachtung auf die philosophische Arbeit herabzusehen pflegt. Er beweist aber damit, daß es auch mit seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung recht schlecht bestellt ist, daß er die Grenzen, die dieser Forschungsweise gesteckt sind, nicht kennt und nicht weiß, daß erst an diesen Grenzen das Gebiet der universalsten aller Wissenschaften anfängt. Dieser Mangel an Bekanntschaft hat weiterhin eine directe Abneigung zur Folge; man fürchtet, durch das Eindringen der abstracten Untersuchung, durch ihre Deductionen und Speculationen vom sicheren Boden der Thatsachen gerissen zu werden, und weist mit Genugthuung auf die Irrwege hin, in welche die Aerzte früherer Zeiten durch die Vermischung der Medizin mit der Philosophie geleitet worden sind. Aber Deductionen und Speculationen sind für die Medizin und für die Naturwissenschaft ebenso wichtig, wie für jede andere; nur darauf kommt es an, daß sie das erlaubte Maß nicht überschreiten, welches durch die Möglichkeit gegeben ist, sie durch die Beobachtung zu controliren. „Die echte Wissenschaft der Philosophie hat unter den üblen geistigen Gewohnheiten und falschen Idealen der Metaphysik vielleicht noch mehr zu leiden gehabt, als die Medizin", setzt Helmholtz dem oben citirten Ausspruch hinzu und sucht damit die ärztliche Scheu zu bekämpfen.

Denn der Nutzen und die Nothwendigkeit der Kenntniß der philosophischen Probleme für den Arzt ist unzweifelhaft. Man hat von ihm zu allen Zeiten verlangt, daß er nicht nur ein Arzt des Körpers, sondern auch der Seele sein soll. Wie kann er jedoch dieser Aufgabe genügen, wenn er — und das ist mit Ausnahme der Irrenärzte wohl nur bei verhältnißmäßig Wenigen der Fall — nicht veranlaßt wird, sich die Kenntniß wissenschaftlicher Psychologie anzueignen? Ebenso bedauerlich ist es, daß die erkenntnißtheoretischen Probleme dem Mediziner fast immer fremd bleiben. Zwar wird der Vorgang der Sinnesempfindung, soweit er sich durch anatomische und physiologische Hülfsmittel erforschen läßt, in den allerfeinsten Details gelehrt und gelernt; aber meist wird es versäumt, auf die jenseits derselben anhebenden Fragen hinzuweisen oder gar tiefer in sie einzuführen, obwohl gerade hier die Berührung der Medizin mit der Philosophie in den letzten Jahrzehnten eine ganz besonders intime geworden ist.

Doch der aus der Beschäftigung mit diesen Specialdisciplinen für den Arzt entspringende Nutzen tritt hinter dem zurück, welchen die Philosophie seiner allgemeinen Denk- und Betrachtungsweise einzig und allein zu bringen geeignet ist. Dadurch, daß sie immer auf das Allgemeine zurückleitet, daß sie den Weg weist, der von der Erkenntniß auch der minutiösesten Details zu den allgemeinsten Grundsätzen des menschlichen Denkens und Empfindens führt, gibt sie dem Arzt die Möglichkeit, den medizinischen Methoden und Erfahrungen gegenüber eine unbefangene, freie und kritische Stellung zu nehmen. Wenn wir uns über die wahrhafte Gültigkeit der sogenannten Naturgesetze unterrichten wollen, so müssen wir uns bei der Philosophie Rath holen, um hier zu erfahren, daß auch sie, deren Untrüglichkeit durch Milliarden von kosmischen Erscheinungen und Experimenten bewiesen zu sein scheint, nur einen Wahrscheinlichkeitswerth haben. Um wie viel mehr thut es noth, auf diesem sicheren Grunde sein Urtheil über Dinge aufzubauen, die nicht starre, unveränderliche und nach jeder Richtung untersuchbare Größen sind, sondern einem sich niemals gleichenden, in seinen allgemeinsten Lebensäußerungen noch gänzlich unerkannten Organismus angehören. Was uns durch exacte Forschung oder durch Erfahrung festgestellt scheint, das muß noch eine weitere Probe vor dieser höheren Instanz bestehen, die in erster Reihe über die Zulässigkeit und Zuverlässigkeit eben dieser Feststellungsmethoden entscheidet. Und nur der Arzt, der sich dieses Vorbehalts jederzeit bewußt bleibt und daran gewöhnt ist, in seiner Vorstellung die Verbindung des Allgemeinsten mit allen Erscheinungen auf dem Gebiete der Heilkunde aufrecht zu erhalten, wird vor Ueber- und Unterschätzung derselben geschützt und im Stande sein, ihren wahren Werth abzumessen.

Um zu erkennen, wie sehr es daran heute noch fehlt, braucht man nicht weit zu suchen. Nicht nur, daß der Materialismus wieder die üppigsten Blüthen treibt, er ist auch zur

flachen Selbstverständlichkeit, zum unbewußten Dogma für die Mehrzahl der modernen Aerzte geworden. So sehr, daß dieselben diejenigen wenigen neueren Publicationen, welche sich nicht mit der Materie der Heilkunde beschäftigen, sondern in richtiger Erkenntniß dessen, was noth thut, sich bestreben, das ärztliche Denken aufzurütteln, als unmedizinisch abzulehnen und zu ignoriren pflegen. Aber nicht nur in allgemeinen Anschauungen, sondern auch in landläufigen Einzelheiten läßt sich der Schaden erkennen, welchen der Mangel philosophischer Bildung in der Medizin anrichtet. Es sei gestattet, zum Belege hierfür einen alltäglichen und allgemeinverständlichen Begriff als Beispiel anzuführen. Die Therapie, d. h. Behandlung der Krankheiten ist nach dem gebräuchlichen ärztlichen Ausdruck entweder causal oder symptomatisch, d. h. man sucht in erster Reihe die Ursache der Krankheit und, erscheint ein solches Bemühen aussichtslos, in zweiter Reihe die Symptome derselben zu beseitigen. Ist nun schon der ersterwähnte Begriff einer causalen Therapie unrichtig und eigentlich nur für hygienische Maßnahmen zutreffend — denn die Aerzte suchen im Allgemeinen nicht die Krankheitsursache, sondern die Krankheit, nicht das Messer, welches die Wunde schlug, sondern die Wunde zu beseitigen — so ist es noch um vieles bedenklicher, von einer symptomatischen Therapie, von einer Bekämpfung der Symptome zu sprechen. Denn unter Symptomen versteht man die Merkmale der Krankheiten, die durch dieselben hervorgerufenen Veränderungen, insofern sie geeignet sind, zur Erkennung der ersteren beizutragen. Jeder Unbefangene wird nun erstaunt sein, von einer Therapie zu vernehmen, welche darauf ausgeht, eine Krankheit, deren radicale Heilung unmöglich ist, unkenntlich zu machen; denn eine andere Absicht läßt sich der Bestrebung, Symptome, Kennzeichen zu beseitigen oder zu bekämpfen, füglich nicht unterlegen. Und das Erstaunen wird sich noch steigern bei der Eröffnung, daß man unter einer Bekämpfung der Symptome, genau betrachtet, gar nicht eine Bekämpfung von Symptomen, sondern von Krankheitsfolgen versteht. — Eine Erklärung für diese ganz gebräuchliche Verwechselung ist unschwer darin zu finden, daß in vielen Fällen Krankheitsfolgen als Symptome Verwerthung finden; wie bedenklich aber ein solcher Denkfehler auch in praktischer Beziehung sein kann, geht daraus hervor, daß es manchen Krankheitserscheinungen gegenüber gerade von der größten Wichtigkeit ist, festzustellen, ob sie als Symptome einer bestehenden oder als bedeutungslose Folgen einer abgelaufenen Krankheit anzusehen sind. Aber selbst wenn dieses Moment nicht in Frage käme, muß doch, wie unschwer einzusehen, eine solche Verwirrung, wie sie hier an den fundamentalen Begriffen der Inhärenz und der Causalität stattfindet, auf das Erkenntnißvermögen des Lernenden von dem schädlichsten Einflusse sein. Denn man weiß, wie sehr die Unrichtigkeit der Sprache eine Unklarheit der Begriffe zur Folge hat, wenn die letztere nicht etwa die Voraussetzung der ersteren bildet.

Der Weg zu dem oben angedeuteten Ziele, von dessen Erreichung das Prädicat der Wissenschaftlichkeit abhängig gemacht werden muß, wird nun durch ein anderes Mittel erleichtert, welches aber unseren angehenden Aerzten ebensowenig, zum Mindesten fast ebensowenig, verabreicht wird, wie die Philosophie. Das ist die Kenntniß von der Geschichte der Medizin. Jeder Gebildete ist verwundert, zu hören, daß die Ausbildung unserer Aerzte erfolgt und durch die Diplomirung ihren feierlichen Abschluß erhält, ohne daß die Betreffenden etwas Rechtes von dem erfahren haben, was in früherer Zeit in ihrem eigensten Fache gewußt und geleistet worden ist. Trotz der Mahnrufe, welche besonders in der letzten Zeit von einigen hervorragenden Männern ausgegangen sind, ist von einem Unterricht in der Geschichte der Medizin auf unseren Universitäten bisher noch nicht die Rede; vielleicht wird hier und da ein Colleg über dieses Gebiet gelesen, aber vermuthlich auch dort wenig gehört. Denn das behördliche Reglement für die ärztliche Staatsprüfung erwähnt die Geschichte der Medizin nicht mit einem Wort; und die Prüfung in derselben, wie sie von einigen Universitäten in das medizinische Doctorexamen eingefügt ist, wird nur selten ernst genommen und ist zudem nicht obligatorisch.

Und doch, wie muß das Befremden, welches auch der Laie angesichts dieses Umstandes empfindet, sich bei dem steigern, der den Nutzen, den unsere Aerzte aus der Beschäftigung mit ihren Vorgängern ziehen können, des Näheren einigermaßen zu würdigen weiß. Von dem ganz handgreiflichen Vortheil, welcher aus der Thatsache erhellt, daß gerade in der letzten Zeit einige früher gebräuchliche und dann vergessene Heilmittel wieder in unseren Arzneischatz mit Erfolg aufgenommen worden sind, soll hier ganz abgesehen werden. Werthvoller ist es, daß die Aerzte früherer Zeiten ein Feld der ärztlichen Thätigkeit, nämlich die unmittelbare Beobachtung der Krankheitserscheinungen, in feinerer und sorgfältigerer Weise gepflegt haben, als dies heute im Allgemeinen der Fall ist. Die heutige Generation ist so sehr daran gewöhnt worden, die Natur der Folge- und Begleiterscheinungen der Krankheiten durch exakte chemische oder physikalische Untersuchung festzustellen, daß sie denjenigen, welche sich einem solchen Nachweise bisher entziehen, oft geringere Aufmerksamkeit schenkt. Doch wir können mit unseren exakten Untersuchungen vorläufig noch nicht an Alles heran; es genüge, beispielsweise daran zu erinnern, daß man bis heute noch nicht im Stande ist, das Wesen derjenigen Veränderung chemisch zu erkennen, welche die Luft in bewohnten und schlecht gelüfteten Zimmern erleidet und die wir faute de mieux als Luftverschlechterung bezeichnen. Und da man weiß, von wie großem Einfluß diese schlechte Luft auf das körperliche Befinden, Entstehen von Krankheiten u. s. w. ist, so muß man billigerweise mit der Möglichkeit rechnen, daß auch Krankheitssymptome, deren Object ja ohnehin nicht so greifbar ist, wie das in dem eben erwähnten Falle, doch von der höchsten Wichtigkeit sein können, auch wenn sie chemisch-physikalischer Untersuchung trotzen und nur der allereindringlichsten Beobachtung in zarten Andeutungen erkennbar sind. Hierfür bilden nun die Schriften älterer Aerzte, die ja eben ausschließlich auf die directe sinnliche Wahrnehmung angewiesen waren, eine Fundgrube der reichsten und anregendsten Belehrung.

Aber diese spezielleren und mehr praktischen Vortheile werden — und hierin gleicht die Geschichte der Medizin der Philosophie — weit überragt von dem Einfluß, welchen die Beschäftigung mit der ersteren auf die allgemeine ärztliche Anschauung ausübt. Wenn der Arzt die Irrthümer, von welchen sie Kunde gibt, nicht nur kennen, sondern auch auf Grund der Geschichte der Cultur und des menschlichen Geistes auch verstehen gelernt hat, so wird er schließlich zu dem allein wissenschaftlichen Bewußtsein kommen, daß auch sein Wissen — und mag es noch so unumstößlich begründet erscheinen — nur eine Welle bildet im steten, fließenden Strome, die bald wieder von anderen verdrängt sein wird. Denn das ist ja ein Erforderniß wahrer Wissenschaft, daß sie ihre Vorläufigkeit erkennt und sich bewußt ist, daß sie sich ihres eigensten Wesens entkleidet, wenn sie die Definitivität ihrer Lehren proklamirt. Aus einer solchen Erkenntniß wird der Arzt Veranlassung nehmen, diesen gegenüber immer seine Kritik aufrecht zu erhalten, und zu derjenigen Skepsis gelangen, wie sie nicht nur für den Fortschritt der Wissenschaft, sondern auch für den eigenen Standpunkt erforderlich ist.

Denn wohin muß ohne diese der moderne Arzt gerathen? Ohne die Möglichkeit, einen sicheren Punkt zu gewinnen, schwimmt er in einem Meere von immer neuen Forschungen, Erfahrungen, Feststellungen, welche die alten umstoßen und sich zum Theil widersprechen. Will er nicht den gefährlichen Schritt wagen und auf jedes tiefere Eindringen in das Wesen der Krankheitsprozesse verzichten, um sich einer brutalen Empirie in die Arme zu werfen, so muß er sich auf eigene Füße stellen und auf Grund wahrer wissenschaftlicher Betrachtung und vermöge der Erfahrung, welche ihm die Geschichte der Medizin an die Hand gibt, Kritik üben. Unterläßt er dies aber, so muß er zum Spielball der gerade herrschenden Mode und der Schlagworte werden, die in der Medizin ihr verderbliches Unwesen ebenso treiben, wie überall sonst.

Und so eröffnet sich wiederum ein Blick auf den Weg,

der von einem Pole zum anderen, von wissenschaftlicher Anschauung zur praktischen Thätigkeit führt. Ist er auch oft weit und verschlungen, immer wird es nützlich und nothwendig sein, ihn im Auge zu behalten. Dies des Näheren auszuführen und durch Beispiele zu erläutern, ist hier nicht die Stelle. Anstatt dessen möge wiederum ein Wort von Helmholtz hier Platz finden: „Man muß vielleicht dem brechenden Auge des Sterbenden und dem Jammer der verzweifelnden Familien gegenüber gestanden haben, man muß sich die schweren Fragen vorgelegt haben, ob man selbst Alles gethan habe, was man zur Abwehr des Verhängnisses hätte thun können, und ob die Wissenschaft auch wohl alle Kenntnisse und Hilfsmittel vorbereitet habe, die sie hätte vorbereiten sollen, um zu wissen, daß erkenntnißtheoretische Fragen über die Methodik der Wissenschaft auch eine bedrängende Schwere und eine furchtbare praktische Tragweite erlangen können."

Und — um auf den Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurückzukommen — aus dem schon oben betonten Umstande, daß Beschäftigung mit der Philosophie und der Geschichte der Medizin nicht nur das Wissensgebiet des Arztes erweitert, sondern vor Allem seine gesammte Anschauungsweise beeinflußt, geht hervor, daß sich diese Gebiete ganz besonders dazu eigen, Gegenstände des medizinischen Universitätsstudiums zu sein. Denn Kenntnisse entschwinden, aber eine echt wissenschaftliche Auffassung, ist sie einmal gewonnen und fest begründet, bleibt bestehen und bildet einen nicht versiegenden Quell, der seine befruchtende Wirkung auf Urtheil und Erkenntniß immer wieder auf's Neue beweist. Wenn der academische Unterricht seine Aufgabe in diesem Sinne auffaßt, mit anderen Worten, dafür sorgt, daß nicht nur die medizinischen Kenntnisse, sondern auch die ärztliche Bildung immer mehr gesteigert werde, dann wird es ihm am ehesten gelingen, die kommenden ärztlichen Generationen möglichst auf die Höhe der Wissenschaft zu heben und sie auf derselben zu erhalten. Denn die Höhe der Wissenschaft beruht in erster Reihe auf ihrer Tiefe.

Darwinismus als practische Lebensphilosophie.

Eine darwinische Studie vom sozialen und politischen Standpunkte aus.

Von Landgerichtsrath Graf Leubelfing.

Die Theorie, welche durch Darwin an die Spitze der modernen Naturerkenntniß gestellt worden ist, stellt bekanntlich auf, daß alle Thier- und Pflanzenarten von nur wenigen höchst einfachen Stammformen abstammen, und daß sie sich aus diesen auf dem natürlichen Wege allmählicher Umbildung entwickelt haben. Da aber auch diese wenigen Hauptformen noch Spuren von verwandtschaftlicher Verkettung zeigen, und da selbst Pflanzen und Thierreich durch vermittelnde Uebergangsformen verbunden sind, so gelangt Darwin weiterhin zu der Annahme, „daß wahrscheinlich alle organischen Wesen, die jemals auf dieser Erde gelebt, von irgend einer Urform abstammen".

Dieser Gedanke ist an und für sich nicht neu. Er findet sich schon bei den Griechen Plato und Aristoteles, in der Neuzeit war derselbe, lange bevor ihn der Engländer Darwin formulirt hatte, durch die Franzosen Lamarck und Geoffroy St. Hilaire und in Deutschland außer Oken durch keinen Geringeren als Goethe ausgesprochen worden, so daß er sich bei den vornehmsten Trägern der alten und neuen Cultur vertreten findet. Daß das in den Banden der Scholastik befangene Mittelalter keine Förderung auf diesem Gebiet brachte, kann nicht Wunder nehmen, und so mußte der menschliche Geist 2000 Jahre zurückgreifen, um da wieder anzuknüpfen, wo er, mehr ahnend als wissend, begonnen hatte.

Die Abstammungslehre ist also, wenn man so will, alt; gleichwohl vermag diese Thatsache dem Verdienste Darwin's keinen Eintrag zu thun. Denn die Abstammungslehre oder Descendenztheorie stellt nur die ursprüngliche Einheit aller Formen fest, läßt aber die Frage, auf welchem Wege die zahllose Verschiedenheit der Formen der Gegenwart entstanden sei, offen. Erst die Selektionstheorie oder Züchtungslehre Darwin's gibt hierauf Antwort, indem sie die Formverschiedenheit auf natürlich wirkende Ursachen zurückführt, so daß man den Darwinismus im engeren Sinne „als die mechanische Erklärung der organischen Formerscheinungen oder als die Lehre von den wahren Ursachen in der organischen Natur" bezeichnen kann. (Häckel, natürliche Schöpfungsgeschichte.)

Sie beruht auf der Vergleichung derjenigen Thätigkeit, welche der Mensch bei der Züchtung der Hausthiere und Gartenpflanzen ausübt, mit denjenigen Vorgängen, welche in der freien Natur außerhalb des Culturzustandes zur Entstehung neuer Arten und neuer Gattungen führen. Züchter sprechen von der Organisation eines Thieres wie von einer ganz bildsamen Sache, die sie nach Gefallen modeln können, und in der That sind die erzielten Rassenunterschiede bei Schaf, Hund, Taube u. s. f. so groß, daß, wenn diese Thiere in der Wildniß gefunden würden, kein Naturforscher anstehen würde, sie für verschiedene Arten zu nehmen. Darwin frug sich nun: Gibt es in der Natur Kräfte, welche planlos wirkend dasselbe Resultat erzeugen, wie die planmäßige Züchtung durch Menschenhand? Die Antwort lautete für ihn bejahend: Dasjenige Verhältniß, welches im freien Naturzustande züchtend und umbildend auf die Formen der Thiere und Pflanzen einwirkt und zur Entstehung neuer Arten und Gattungen führt, ist der Kampf um's Dasein, d. h. der Wettbewerb um die nothwendigen Existenzbedürfnisse, der hier an die Stelle der aussätenden Menschenhand tritt. Wie sich der künstliche Züchter zur Hervorbringung neuer Spezies zweier physiologischer Grundeigenschaften des Organismus, der Fähigkeiten der Vererbung und Anpassung, bedient, so ist die natürliche Züchtung nichts Anderes, als die Wechselwirkung von Vererbung und Anpassung im Kampfe um's Dasein, in welchem die Nützlichkeit der Grund für die Abweichung ist und jeweils das besser adaptirte und dadurch concurrenzfähigere Individuum die anderen überlebt. Dieser Kampf um's Dasein ist es, welcher die Schmarotzermilbe ihr vorderes Fußpaar zu einem Klammerorgan umbilden läßt, welcher den Wüstenbewohnern ihre sandgelbe Färbung verleiht, welcher den Kiemenmolch bei seinem Uebergang von Wasser auf das Land in einen lungenathmenden verwandelt, welcher endlich nicht nur zur Bildung neuer Organe, sondern auch zur Beseitigung überflüssig gewordener führt, wie beispielsweise der Waldstrauß Neuseelands (Kiwi) seine Flügel im Laufe der Zeit verloren hat und nur noch kleine Stummel unter seinem Federkleide trägt.

Von den wichtigen Folgerungen, welche sich aus dieser Lehre mit Nothwendigkeit ergeben, sei hier nur die für das Verständniß des Folgenden Unentbehrlichste erwähnt: die Abänderungsfähigkeit der Arten im Gegensatz zur Unveränderlichkeit derselben. Das, was im Thier- und Pflanzenleben als „Art" (Spezies) bezeichnet wird, ist keine Größe von unveränderlichem Werth und Gepräge. Während die Gegner Darwin's mit Linné und Cuvier annehmen, daß es so viele Arten gebe, als deren ursprünglich erschaffen worden seien, so daß jede einzelne Thierart ein „verkörperter Schöpfungsgedanke Gottes" sei, erblickt Darwin in der ganzen reichen Entfaltung der verschiedenen Pflanzen- und Thierarten nur die Wirkung einer durch beliebig lange Zeiträume thätigen Metamorphose.

Die Arten sind nicht erschaffen, sie sind entwickelt. Hieraus ergiebt sich aber mit Nothwendigkeit die weitere Schlußfolgerung: Auch der Mensch ist nicht geschaffen, sondern entwickelt. Denn wenn es richtig ist, daß alle Thiere, insbesondere auch die Säugethiere, durch Umbildung aus niederen Formen entstanden sind, so muß auch der Mensch, dessen Organismus sich in keiner wesentlichen Hinsicht von dem der Säugethiere unterscheidet, auf dieselbe Weise entstanden sein. Mit anderen Worten: die ganze Anthropologie ist nur ein Zweig der Zoologie. Unterscheidet sich aber der menschliche Stammbaum nicht von dem thierischen und beruht die Formenähnlichkeit der verschiedenen Arten auf wirklicher Blutsverwandtschaft, so

ergibt sich hieraus mit Nothwendigkeit die Abstammung des Menschen von dem Affen als dem ihm nächst verwandten Säugethiere, obwohl als feststehend angenommen wird, daß kein einziger von allen jetzt lebenden Affen als Stammvater des Menschengeschlechts betrachtet werden kann, sondern daß die eigentlichen Stammeltern desselben längst ausgestorben sind.

Wir gehen nunmehr von der Richtigkeit der Darwinischen Prämisse aus, die sich dahin zusammenfassen läßt: Wenn die biologische Deseendenztheorie, wie sie von Darwin aufgestellt und begründet ist, einmal zu einem solchen Gemeingut des Wissens geworden sein wird, wie beispielsweise die Kugelgestalt der Erde oder deren Umdrehung um die Sonne, wenn wir thatsächlich das Wort Entwickelung an Stelle von Erschaffung gesetzt haben werden — und wir fragen: welche Folgen wird diese Erkenntniß für die bestehende gesellschaftliche, sittliche und religiöse Ordnung haben? Werden wir insbesondere den Glauben an dieses Dogma mit der bisher üblichen Vorstellung von unseren Pflichten als Mensch, Christ und Bürger vereinigen können?

Was nun zunächst das religiöse Moment anlangt, so begegnet man vielfach der Anschauung, daß die Entwickelungslehre, welche Bezeichnung wir in Zukunft für die Theorie Darwin's beibehalten werden, das Dasein Gottes im Prinzip verneine. Hier mag zunächst auf einen Ausspruch Darwin's selbst verwiesen werden: Ich nehme an, daß wahrscheinlich alle organischen Wesen, die jemals auf dieser Erde gelebt, von irgend einer Urform abstammen, welcher das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht worden ist. Außerdem mag auch hier der bei Häckel (Natürliche Schöpfung, 13. Vortrag) citirte Brief eines Geistlichen an Darwin Platz finden, in welchem derselbe sich folgendermaßen ausspricht: „Er habe allmählich einsehen gelernt, daß es eine ebenso erhabene Vorstellung von der Gottheit sei, zu glauben, daß sie nur einige wenige, der Selbstentwickelung in andere nothwendige Formen fähige Urtypen geschaffen, als daß sie immer wieder neue Schöpfungsakte nöthig gehabt habe, um die durch die Wirkung ihrer eigenen Gesetze entstandenen Lücken zu füllen." Und in der That, es ist nicht einzusehen, inwiefern unser Glaube an einen höchsten Schöpfer alterirt wird, wenn wir an Stelle der alttestamentlichen Vorstellung, daß Gott den Menschen aus einem Erdenkloß geschaffen und ihm den lebendigen Odem in die Nase geblasen habe (Buch Mose Kap. 2, 7), die setzen, daß es Gott gefallen habe, die Entwickelung des Menschen aus niedersten Anfängen zu immer steigender Vollendung zuzulassen. Ist nicht eine Schöpfungskraft bewunderungswürdiger, die aus einem einzigen ursprünglich geschaffenen Organismus alle Uebrigen durch Vererbung und Anpassung sich entwickeln ließ, als diejenige, welche innerhalb bestimmter Gruppen (Wirbelthiere, Gliederthiere, Weichthiere und Strahlthiere) eine Reihe von Arten geschaffen hat, denen ein und derselbe Bauplan zu Grunde liegt?

Diese Vorstellung krankt ebenso an der Vermenschlichung des Gottbegriffes, wie so ziemlich alle Erklärungen, welche die sogenannte Zweckmäßigkeitstheorie zum Ausgangspunkte haben. Wem hat sich nicht schon als Kind bei Betrachtung einzelner Thiere, z. B. der giftigen Schlange, der Widerspruch zwischen der angelernten Zweckmäßigkeit der Natur und ihren Schöpfungen aufgedrängt? Die Erklärung der Theologen, welche das schädliche Gewürm und die feindseligen Insekten in ursächlichen Zusammenhang mit dem Fluche bringt, der in Folge des Sündenfalls die Erde und ihre Bewohner traf, kann für ein denkendes und wahrhaft frommes Gemüth ebensowenig befriedigend sein, wie sich die Idee der Erbsünde mit dem Begriffe eines gütigen und gerechten Schöpfers vereinen läßt. Beruhigender ist zweifellos die Anschauung, daß sich gewisse Existenzen unter besonders gegebenen Bedingungen ebenso und nicht anders entwickeln konnten, und für das gläubige Gemüth liegt das tröstliche Gegengewicht in dem Gedanken, daß derselbe Schöpfer in dem menschlichen Organismus eine Kraft in die Erscheinung treten ließ, welche nicht allein der Schlange den Kopf zu zertreten, sondern auch die ganze belebte und unbelebte Natur sich dienstbar zu machen befähigt ist. Mit welchen Gründen die Gegner der durchaus einfachen und logischen Entwickelungslehre arbeiten, davon mag folgendes Beispiel Zeugniß ablegen.

Einen der stärksten Beweise für die Entwickelungstheorie bildet das Vorhandensein der sogenannten rudimentären Organe, d. h. solcher Organe, welche sich nicht vollständig ausgebildet haben oder von einer früheren Entwickelung zurückgesunken und allmählich unbrauchbar geworden sind, wie beispielsweise die kaum ausgebildeten Augen der Höhlenthiere oder der Organismus des schon erwähnten Waldstraußes, welcher seine Flügel im Laufe der Zeit verloren hat. Diese Rückbildung aus Zweckmäßigkeitsgründen bildet gleichsam die Probe für die auf der gleichen Grundlage basirende Entwickelungstheorie. Die Gegner derselben suchen nun das Vorhandensein dieser verkümmerten Organe dadurch zu erklären, daß sie dieselben vom Schöpfer „der Symmetrie halber" oder „zur formalen Ausstattung" oder „aus Rücksicht auf seinen allgemeinen Schöpfungsplan" den Organismen verliehen sein lassen! Diese Auslegung bedarf ebenso wenig eines Kommentars, wie die noch im vorigen Jahrhunderte von vielen Naturforschern getheilte Ansicht, daß die Versteinerungen sogenannte Naturspiele seien, Produete einer unbekannten Bildungskraft der Natur oder gar einer besonderen Samenluft (aura seminalis), welche mit dem Wasser in die Erde dringe und durch Befruchtung der Gesteine die Petrefakten, das „Steinfleisch" (caro fossilis) bilde! Wenn man sich gleicher Münze bedienen und den Schöpfer ebenfalls vermenschlichen wollte, man müßte ihm als Antwort hierauf die Worte in den Mund legen: Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir! Soviel zu der Frage, ob Darwinianer und Atheist synonyme Begriffe sind. — Ist der Darwinianer ein Christ? Im dogmatischen Sinne sicherlich nicht. Nichts hindert ihn aber, es im ethischen Sinne zu sein.

Was lehrt nun die Entwickelungsgeschichte in moralischer Beziehung?

In erster Linie zweifellos: Bescheidenheit. Mit Recht ist die Bedeutung und Wirkung der Entwickelungstheorie mit derjenigen des Kopernikanischen Systems, Darwin selbst mit Newton verglichen worden.

Wie es ein Irrthum war, daß die Erde die feste, unerschütterliche Mitte des Weltganzen sei, um welche Sonne, Mond und Sterne in eoneentrischen Kreisen sich drehen, und nicht vielmehr ein Stern unter den Sternen, ein Planet unter den übrigen Planeten, so war es ein Wahn, daß der Mensch der Mittelpunkt der irdischen Natur, das letzte Ziel und der Endzweck der Schöpfung sei. Wenn er sich als einen solchen Mittelpunkt betrachtet, so geschieht dies nicht mit mehr Berechtigung, als wenn sich der Kaiser von China den Sohn des Himmels oder der persische Schah den Schatten Gottes nennt. Es wird aber des Weiteren damit auch der partikulare Wahn zerstört, als habe ein gerechter und weiser Schöpfer im Widerspruche mit sich selbst verschieden beanlagte Rassen erschaffen und durch das im Prinzip statuirte Uebergewicht der Einen über die Anderen den ewigen Vernichtungskampf Aller gegen Alle in die Welt geschleudert. Diese Auffassung hängt im Engeren mit der unglücklichen Lehre vom auserwählten Volke und im Weiteren mit der Prädestinationstheorie zusammen. Eine moderne Spielart hiervon ist der Chauvinismus. Ueber die Annahme der Rassenunterschiede spricht sich Stuart Mill (Principles of Political Economy I, 390) folgendermaßen aus:

„Von allen Arten gemeiner Ausflüchte, womit man sich der Betrachtung entzieht, welche Wirkung soziale und sittliche Einflüsse auf den Geist des Menschen haben, ist die gemeinste die, daß man die Verschiedenheiten im Betragen und Charakter innewohnenden natürlichen Unterschieden zuschreibt." —

„Nur eine ganz kindliche Naturbetrachtung," sagt Karl Ernst Bär, „kann die organischen Arten als bleibende und unveränderliche Typen ansehen, und nicht vielmehr als vorübergehende Zeugnißreihen, die durch Umbildung aus gemeinsamen Stammformen sich entwickelt haben." Endlich mag noch Einer zum Worte kommen, dessen Kenntniß der die Geschicke der Völker bestimmenden Gesetze wohl nicht bezweifelt werden kann:

„Die Rassen sind wandelbar, sie gehen unter und es bilden sich neue," sagt Bismarck.

Es erscheint nur folgerichtig, wenn wir in dem Mikrokosmos verschieden geschaffener Rassen sogenannte Kasten auftauchen sehen, die sich gleichfalls ihres göttlichen Ursprungs rühmen. — Hier spitzt sich die Theorie zu. — Nicht allein die Art ist geschaffen, sondern auch der Stand. — Ist aber die Stufenleiter der Stände als göttliche Ordnung anerkannt, gehört Jeder von Gott aus einer Kaste zu, die er nicht überschreiten darf, so ist die Kaste ebenso unveränderlich wie die Art, und die ihr gezogenen Schranken müssen unübersteigliche sein. „Kein Talent, kein Genie kann sie überspringen, kein Gefühl des Herzens ihnen gegenüber zur Geltung kommen." Nicht allein die Vermischung mit einem Angehörigen der niedrigeren Kaste, schon der Verkehr mit demselben gilt als Verunreinigung. — Daher kein connubium, kein commercium mit einem solchen! —

Darwin war es, der diese naive Schöpfervorstellung an der Wurzel zerstörte und die ursprüngliche Gleichheit aller Lebewesen sozusagen urkundlich verbriefte. Vorbereitet wurde der Boden für Darwin durch die uns durch die Geologie vermittelte Erkenntniß, daß wir auch in der gegenwärtigen Erscheinungsform der Erde die Wirkung einer langsamen aber stetigen Umbildung durch natürliche, noch heute thätige Kräfte zu erblicken haben, nämlich der Kräfte des Wassers und des vulkanischen Erdinnern.

Wir wissen, daß Berge und Thäler nicht plötzlich so geworden sind, wie wir sie jetzt kennen, sondern daß sie eine Reihe von Wandlungen durchmachen mußten, wie solche auch jetzt noch fortwährend stattfinden. Wir wissen, daß Land und Meer oftmals ihre Plätze vertauscht haben, daß zu verschiedenen Zeiten in allen Theilen der Erde Ausbrüche der Vulkane stattgefunden haben, daß Theile der Erde nach und nach gehoben worden sind, daß Gebirgsketten entstanden, daß Thäler, Schluchten und Seen ausgehöhlt wurden, und daß die klimatischen Verhältnisse sich allmählich aus tropischer Hitze in nördliche Kälte geändert haben.

Wir wissen, daß der Quaderstein, aus dem ganze Städte erbaut wurden, aus den Kieselpanzern von Infusorien besteht, deren man 200 Millionen in einem Kubikfuß zählt. Ein Torfmoor setzt uns in den Stand, die Spuren eines längst verschwundenen Sees zu verfolgen, auf dem unsere Vorfahren in ihren eichenen Booten umherfuhren, und die Gesteine eines Kohlenlagers rufen die Erinnerung wach an endlose Wälder, welche auf der Erdoberfläche gegrünt hatten, dann aber einer nach dem anderen hinuntergesunken waren und jetzt als aufgespeicherte Sonnenstrahlen in der Tiefe begraben liegen.

(Schluß folgt.)

Die Aufgaben der Historiker.

Von Karl Walcker.

In der bekannten Controverse über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der sogenannten Culturgeschichte dürfte die Zukunft einer vermittelnden Richtung gehören. Elihu Burritt'sche und ähnliche. gemäßigtere Auffassungen sind nicht bloß einseitig, sondern auch utopisch. Die spröde Abschließung der vielen winzigen Kleinstaaten Griechenlands, Italiens, Galliens u. s. w. mußte z. B. erst durch die Waffen, die Diplomatie, die Straßenbauten und die Verwaltung des römischen Weltstaates gebrochen werden, bevor sich bei Griechen und Römern, Heiden, Juden und Christen die Keime der modernen Culturideen, der Humanität und des Kosmopolitismus, entfalten konnten. Noch heute braucht man zur Civilisirung der Wilden Truppen, Kaufleute, Missionare, Lehrer, Handwerker u. s. w. Andererseits befördert das Aufblühen der industriellen Technik in vielen Beziehungen den Fortschritt der Technik des Heerwesens und der Kriegsmarine. Kurz, die sogenannte Culturgeschichte ist nur ein Theil der allgemeinen Geschichte, ähnlich wie Familien-, Stände-, Städte-, Provinzial-, National-Geschichten in gewissem Sinne nur Vorarbeiten für die Weltgeschichte sind.

Ein Krämer kann ganz rationell handeln, wenn er es seinen Söhnen oder Enkeln überläßt, Großhändler zu werden; aber die heute lebenden Historiker der ganzen Welt sind nicht berechtigt, Gesammtdarstellungen der Welt-, National- und Provinzial-Geschichte zu Gunsten von Specialforschungen zu vernachlässigen. Das ist schon deshalb unzulässig, weil man die Geschichte eines Volkes, Zeitalters, Instituts, bedeutenden Mannes nur richtig verstehen kann, wenn man andere Völker und Zeitalter zur Vergleichung heranzieht. Man denke z. B. an das westeuropäische Königthum, Ritterthum, Zunftwesen. H. v. Sybel hat eine kurze, aber vorzügliche Vergleichung der französischen, englischen, deutschen Universitätsentwickelung gegeben.

Bei manchen jüngeren Historikern ist es eine Art Modesache, zu behaupten, oder anzudeuten, heutzutage verstoße die Idee, ein wissenschaftliches Werk über die Weltgeschichte, kein bloßes Schulbuch über dieselbe, zu schreiben, gegen den großen Grundsatz der Arbeitstheilung. Darauf ist zu entgegnen, daß es sehr auf den Umfang des geplanten Werkes ankommt. Wenn Jemand eine vielbändige, z. B. fünfzehnbändige Weltgeschichte schreiben wollte, so würde er seine Arbeitskraft zu sehr zersplittern, wirklich gegen das Prinzip der Arbeitstheilung sündigen; obgleich ein begabter Welthistoriker manchmal unbekannte, ungedruckte Materialien finden, ja, Spezialisten auf ihren eigensten Gebieten hinsichtlich der und der Daten, oder Urtheile berichtigen kann. Eine kurzgefaßte, z. B. zweibändige, Weltgeschichte ist dagegen ein Gebot des Grundsatzes der Arbeitstheilung, kein Verstoß gegen denselben, der zugleich eine rationelle Arbeitsvereinigung erheischt; ähnlich wie die universitas litterarum die Facultäten zu einer höheren Einheit zusammenfaßt; wie das Institut eines Generalstabschefs, eines Kriegsministers, in monarchischen Staaten auch eines Kriegsherrn, die nothwendige Arbeitsvereinigung gegenüber der weitgehenden Arbeitstheilung zwischen den verschiedenen Waffen (Infanterie, Kavallerie u. s. w.), Truppentheilen, Rangklassen, Abtheilungen des Generalstabs und Kriegsministeriums repräsentirt. Schon in seiner Eigenschaft als Gelehrter, ja, als Gebildeter muß jeder Historiker nach einer richtigen Gesammtauffassung der Weltgeschichte trachten. Durch ein einseitiges Spezialistenthum würde er jenem Pseudophilosophen gleichen, von dem der Altmeister Goethe sagt:

„Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band."

Im deutschen Reiche und in Oesterreich, vielleicht noch in anderen Ländern, wird es immer üblicher, daß Söhne wohlhabender, ja, solid reicher Familien Jura oder Nationalökonomie studiren, um dann als Privatdozenten, Professoren oder Rentiers ganz der Wissenschaft zu leben. Bei der nahen Verwandtschaft der genannten Wissenschaften mit der Geschichte werden sich bemittelte Jünglinge auch dem Studium der Geschichte widmen. Einzelne Fälle der Art sind bereits vorgekommen. Sugenheim war z. B. ein reicher Rentier, dessen Schriften von W. v. Giesebrecht und Anderen mit verdienter Anerkennung besprochen worden sind. Solche fachmännisch gebildete Rentiers sind besonders geeignet zur Abfassung großer, besonders zeitraubender Werke über Welt-, National-, Provinzialgeschichte und andere Gegenstände. Professoren, Privatdozenten, Archivare, vollends Gymnasiallehrer haben viel weniger freie Zeit; und vielseitige Studien, große Reisen, eine gute Methode, eine ehrenhafte Gesinnung, äußere Unabhängigkeit von der Gunst wie Ungunst der Regierungen und der Parteien sind für einen Historiker noch wichtiger, als ein bedeutendes Talent oder eine geniale Begabung. Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß auch so manche unbemittelte Historiker eine rühmliche Wahrheitsliebe, Unabhängigkeit nach oben und nach unten an den Tag gelegt haben und noch legen.

Sammelwerke verschiedener Verfasser über die Welt- und Nationalgeschichte sind nothwendig, in der Regel mehr oder minder tüchtige Arbeiten. Ihnen fehlt indes die Einheitlichkeit der Auffassung und Bearbeitung, welche bei einem Werke eines

Verfassers viel leichter zu erreichen ist. In beiden Arten von Schriften fehlen nicht selten längst bekannte, erwähnenswerthe Thatsachen und sehr nahe liegende, zum tieferen Verständniß erforderliche Vergleiche und Betrachtungen. Beispielsweise führe ich aus der alten, mittleren, neueren und neuesten Geschichte Folgendes an.

Man braucht keineswegs dem Carlyle'schen Heroencultus zu huldigen, um folgende Notizen Clarke's interessant zu finden. Die einbalsamirte Leiche Alexanders des Großen kam 331 nach Alexandrien. Der Sarkophag befindet sich seit 1802 im Britischen Museum. Augustus schlug der Leiche im Jahre 30 im Versehen die Nase ab. Nach Clarke ist es höchst wahrscheinlich, daß die Leiche im Jahre 389 unserer Zeitrechnung von „christlichen" Fanatikern geraubt wurde. Ihr fernerer Verbleib ist unbekannt. Das Bauernlegen begann schon in der ältesten Zeit Roms. Die Patrizier und die Priester setzten die Civiljustizkosten nach R. v. Ihering absichtlich so hoch an, daß Patrizier den Plebejern Bauerngüter sozusagen rauben konnten.

In den meisten Geschichtswerken werden König Desiderius und Herzog Tassilo ungerecht beurtheilt. Ihre Tendenzen gelangten 1000 Jahre später, in der Zeit Viktor Emanuels II., Kaiser Wilhelms I. und Königs Ludwigs II. von Bayern, zum Siege. Ja, Deutschland wurde bereits 843 von der fränkisch-römisch-gallischen Fremdherrschaft befreit, ein selbständiger Staat. Es ist oberflächlich, das Kaiserthum und das Papstthum als die herrschenden Mächte des Mittelalters zu bezeichnen. Der Schwerpunkt der Macht lag beim Adel, bei Magnaten von fürstlicher Stellung, zum Theil sogar beim kleineren Adel. Papst Leo III. wurde z. B. 799 von den Nepoten seines Vorgängers Hadrians I. überfallen, schwer gemißhandelt, gefangen gesetzt. Aehnlich wurde Gregor VII. in der Christnacht 1075 von der Rotte des römischen Oligarchen Cencius in einer Kirche überfallen, verwundet, gefangen gesetzt. Kaiser Heinrich IV. wurde 1105 auf der Burg Böckelheim bei Mainz von seinen geistlichen und weltlichen Kerkermeistern ähnlich roh behandelt, wie später Ludwig XVII. vom jakobinischen Schuster Simon. Der Kaiser litt Hunger und Durst, er durfte sich nicht waschen und den Bart abnehmen. Bei Conflicten zwischen der Kirche und dem Adel siegte immer oder fast immer der Letztere. Trotz strengen kanonischen Verboten waren z. B. 1521 und früher in Deutschland 50 und mehr Benefieien in einer Hand vereinigt. Gewöhnlich nimmt man nur zwei Ursachen der Römerzüge der „deutschen" Kaiser an, nämlich sogenannte theokratische Ideen und das Streben der Hohenstaufen nach dem Besitze Unteritaliens. W. v. Giesebrecht, H. Leo, J. Faucher und Andere heben dagegen hervor, daß noch zwei weitere Ursachen hinzukamen. Deutsche Edelleute und Geistliche fanden Gelegenheit, sich als Beamte und Bischöfe in Oberitalien zu bereichern. Die Ritter wurden auch durch die Weine, die schönen, häufig vergewaltigten Frauen und Jungfrauen Italiens angezogen. Sogar Kaiser Friedrich I. trieb es in dieser Beziehung recht arg. Andererseits darf man nicht übersehen, daß das Streben König Heinrichs V. von England nach dem Besitze Frankreichs den Römerzügen, selbst der Politik Ottos III., an Naturwidrigkeit und Thorheit nicht viel nachgab.

Iwan IV., der Schreckliche, und Ludwig XIV. waren in militärischer Beziehung arge Feiglinge. Der Sturz Jakobs III. war nicht so ausschließlich ein Werk der Engländer und Holländer, wie man gewöhnlich annimmt. Auch deutsche Fürsten, besonders der große Kurfürst, erwarben sich Verdienste um die Befreiung Englands. Das Schlagwort „Industrie und Landwirthschaft neben einander" wird in der Regel für eine Carey'sche Erfindung gehalten. Der Gedanke findet sich indes bereits bei A. Smith, Quesnay, Friedrich Wilhelm I., Friedrich dem Großen. Beide Fürsten waren in dieser Beziehung echt wissenschaftliche, echt staatsmännische Denker; obgleich sie, nicht die Männer der Zeit von 1786 bis 1806, die Hauptschuld an den Katastrophen von 1806 und 1807 trugen. Frankreich glich 1789 und in der folgenden Zeit einem brennenden Nachbarhause Preußens. Es wäre 1789 bis 1806 selbst für geniale Könige, Staatsmänner, Generale Preußens sehr schwierig gewesen, große Reformen, gleichsam große Umbauten, vorzunehmen. Die Aufhebung der Hörigkeit, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und andere große Reformen waren schon zur Zeit Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms I. und noch früher zeitgemäß. Friedrich der Große plante in der That 1763, gleich nach dem Hubertusburger Frieden, die Aufhebung der Hörigkeit, ließ sich indes durch die pommerschen Landstände von seinem Vorhaben abbringen. Aehnlich plante Nikolaus I. im 19. Jahrhundert drei Mal die Aufhebung der Leibeigenschaft, ließ sich aber jedes Mal von seinem Vorhaben abbringen.

Wie nothwendig historische Vergleiche sind, ergibt sich z. B. aus Folgendem. Artikel 20 und 27 der preußischen Verfassung gewähren die Freiheit der Wissenschaft und der Presse. In der norddeutschen Bundesverfassung von 1867 und in der deutschen Reichsverfassung von 1871 ist dagegen mit keiner Silbe von der Preßfreiheit die Rede, ebenso wenig von der Wissenschaft.

Es ist eine sehr gute Idee, ein in sich abgeschlossenes Thema, z. B. die Geschichte des Jesuitenordens, in einer Spezialvorlesung zu behandeln. Themata, wie die Geschichte der Hohenstaufen, gehören dagegen in historische Seminare, nicht in Spezialvorlesungen. Sieht man zwei oder mehr Bände des Deutschen Universitätskalenders von Ascherson durch, so findet man, daß viel zu viel Vorlesungen über spezielle Themata, viel zu wenig Vorlesungen über Welt-, National- und Provinzialgeschichte gehalten werden. Vor Allem sind Vorlesungen über die alte, mittlere, neuere, neueste, deutsche, preußische, bayerische u. s. w. Geschichte und über Provinzialgeschichte nothwendig. Dabei sind natürlich Combinationen räthlich. In Breslau kann z. B. über schlesische, posensche und polnische Geschichte gelesen werden. Nach Zeitungsnachrichten soll demnächst in Berlin eine Professur für russische Geschichte errichtet werden. Gründliche Studien über die russische, polnische, ungarische, rumänische u. s. w. Geschichte sind aber für die Meisten nur möglich, wenn mindestens eine große Bibliothek Deutschlands, z. B. die Königliche Bibliothek in Berlin, genügend viele slawische, magyarische, rumänische u. s. w. Werke und Zeitschriften anschafft. Solche und ähnliche Studien sind auch aus handelspolitischen u. s. w. Gründen empfehlenswerth. Bereits der Altmeister Goethe bezeichnete das 19. Jahrhundert als die Zeit der Weltliteratur.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Doctor Phöbus.

Von Mario Pratesi.

Autorisirte Uebersetzung von Oscar Bulle.

(Schluß.)

„Der Teufel auch!" rief der Erzpriester, „Du gehst im Maskenanzuge einher, auch nachdem die Fasten schon eingeläutet sind; und was soll denn diese Maske vorstellen?"

„Einen Doctor der Medizin?"

„Lieber Amtsbruder," sagte der Prediger, auf Phöbus deutend, „das ist ja das Kleid eines Priesters; seht Ihr nicht die schwarzen Strümpfe und die kurzen Hosen an seinen Beinen und den Frack? Und ein Priesterkleid, theurer Amtsbruder, eignet sich doch wahrlich nicht gut für einen Maskenanzug."

„Der Teufel auch," rief der Erzpriester, besser hinschauend und sich dabei rasch den Taback von den eigenen Hosen abstäubend, „wer hat Dir denn diesen Anzug gegeben?"

„Der Kaplan."

„Bravissimo," rief der Sindaco laut aus in sichtbarer Schadenfreude;

aber rasch nahm er dann wieder die ruhige, ernste und feierliche Miene der Amtsperson an, deren Unterschrift gewichtig ist.

„Es ist doch beinahe unglaublich, wie heutzutage gewisse Priester ihr Amtskleid so wenig respectiren," hub der Priester entrüstet von Neuem an. „Unheilvolle Wirkungen, theurer Amtsbruder!" und dabei zog er eine stattliche Prise schlürfend in seine Nase ein.

„O, glauben Sie nicht etwa, Padre," begann der Sindaco ordentlich bestürzt, „glauben Sie nicht, daß in unserer Gemeinde . . . der Kaplan bildet ja nicht die Regel, er ist ein Priester und das genügt! Suchen Sie sich doch einen anderen, der für 260 Lire Jahr aus, Jahr ein den Dienst der Misericordia versieht, der zu Fuß, mag es eine Hundekälte sein oder mag die Sonne glühend brennen, seine zehn oder zwölf Meilen macht, um einen Todten abzuholen, mit seinen siebzig Jahren, die er auf dem Rücken, und mit der ganzen Familie des Bruders, die er auf dem Halse und zu unterhalten hat; sieben Personen . . . ah, gehen Sie doch, Herr Cavaliere, lassen Sie es gut sein und haben Sie ein wenig Nachsicht . . . und mit Dir, Du blinder Thunichtgut, mit Dir werde ich später noch ein Wörtlein reden! Diesen Anzug, den er Dir aus Mitleid gegeben, durftest Du doch nicht zum Spaßmachen und zum Maskenscherze anlegen; morgen werde ich ihm sagen, daß er ihn wieder nimmt."

„Schade; aus diesem Ueberrock hätte ich mir eine schöne Jacke machen lassen, um sie am Osterfeste anzuziehen," dachte bei sich der Doctor Phöbus.

„Doch lassen wir das jetzt und kommen wir zur Sache!" begann der Erzpriester nach einigen Augenblicken verzagten Stillschweigens, „warum seid Ihr eigentlich hierher gekommen? nun?"

„Wir sind nur gekommen, um zu sehen, ob die Fleischklöschen fertig seien."

„Die Fleischklöschen stehen schon auf dem Tische; setzt Euch also nieder und eßt."

„Gemach! gemach!" rief nach einer Weile einer der Tafelgenossen aus und gab dem Phöbus einen Stoß mit dem Ellbogen.

„O, Blinder, sei nicht allzu rührig mit Deinen Händen," schrie ihm der Erzpriester zu, der herüber geschaut hatte.

„Ich will auf der Stelle blind werden, wenn ich mehr als zwei gegessen habe."

„Zwei? Zwölf hast Du gegessen!"

„Er hat guten Appetit, der Blinde! nicht übel; er muß einen derben Magen haben," sagte Modesta, welche unter dem Bildnisse seiner Heiligkeit auf einem Stuhle saß und ihnen die Bissen nachzählte.

„Warum gebt Ihr mir denn dann immer nur Käserinden und wenige Brotkrusten, wenn der Herr Erzpriester auch sagt: Modesta, gebt dem armen Blinden ein Stück Brot und ein wenig Fleisch? — He, Modesta, haltet ihr mich etwa für ein Mäuschen?"

„Blinder, Blinder! Du bist niemals zufrieden."

„Lieber Herr, dazu gehört viel, ihn zufrieden zu stellen," antwortete Modesta.

„Im Gegentheil! dazu gehört sehr wenig; mir würde es genügen, wenn man mir nur mein Augenlicht wiedergäbe."

„Gott segne Eure Verdauung!" sagte endlich der Sindaco, nachdem er stillschweigend diese gewaltige Leistungsfähigkeit der Kinnladen und der Magen angestaunt hatte; „Unsereins würde binnen drei Tagen todt sein, wenn er einmal in dieser Weise essen wollte."

„Probiren Sie es doch erst, ein wenig zu fasten!" antwortete der Doctor Phöbus. „Probiren Sie es einmal, das ganze Jahr nichts zu essen als Rapunzeln und Zaunreben, ohne Salz, zum Theil im Kessel, zum Theil unter der Asche gekocht; probiren Sie es; das ist mein Recept für Sie."

„In drei Tagen würde ich todt sein; ich esse weiter nichts als ein wenig trockenes Rindfleisch und ein Bischen mageres Huhn, und doch thut es mir bald da, bald dort weh; bald plagt mich Seitenstechen, bald drückt es mich auf der Leber, bald sind meine Eingeweide nicht in Ordnung. Ich würde mein Leben sofort gegen das Eurige umtauschen; Ihr habt keine großen Ausgaben, bezahlt keine Steuern . . . denkt Ihr etwa, das zählt nicht mit? Ich dagegen muß mir fast die Seele aus dem Leibe ausgeben: da ein wenig für die Katze, dort ein wenig für den Hund und schließlich, was bleibt mir übrig? . . . kaum ein paar Brotrinden. Am Ende des Jahres heißt es: so und so viel eingenommen, so und so viel ausgegeben, Alles bezahlt, nichts übrig behalten!"

„O, ich möchte Sie beim Wort und beim Kragen halten: nur einen Monat müßten Sie einmal unser Leben führen."

„Was ist das für eine Art, mit mir zu reden," antwortete der Sindaco empfindlich. „Ihr könnt Euch wohl ein wenig ehrerbietiger ausdrücken."

„O, was das betrifft," sagte der Erzpriester, „glauben Sie nicht etwa, Herr Cavaliere, daß der Blinde fähig sei, es an Ehrerbietung gegenüber der Behörde fehlen zu lassen; im Gegentheil; er ist zuweilen etwas vorlaut, aber im Uebrigen ist er so geduldig wie ein Lamm."

„Ein schönes Lamm!" sagte der Prediger.

„Was wollen Sie," antwortete der Doctor Phöbus, „früher war ich so gut und so süß wie Zuckerbrot, aber durch den Müßiggang bin ich jetzt etwas verwöhnt worden; jetzt hab' ich's ausgekostet, weiß der Himmel: besser ist es zu arbeiten wie ein Sackträger, als wie ein großer Herr zu faullenzen. Geben Sie mir Arbeit in Ihrer Fabrik, Herr Sindaco, lassen Sie mich das Rad drehen und geben Sie mir dreißig Centesimi den Tag, Sie sollen sehen, wie brav der Blinde drehen wird."

„O, in der That, Eure schönen Worte klingen wirklich so, daß sie Jemand, der Euch nützlich sein möchte, für Euch einnehmen könnten; außerdem, so gern ich's thäte, und ich hülfe Euch wirklich gerne, so wenig bin ich dazu im Stande; binnen Kurzem gebe ich so wie so die Fabrik auf, gebe ich überhaupt Alles auf; auch den Koch entlasse ich. Mit diesen Steuern ist es wirklich kein Spaß mehr; wer kann denn überhaupt noch bestehen? Mir bleiben jetzt kaum noch acht Paoli im Jahre übrig. Ich, als Sindaco, sollte eigentlich nicht so sprechen, aber die Schuld liegt hier bei der Regierung: es wäre Sache der Regierung, die Anderen anzutreiben und zu handeln, aber statt dessen steht sie da mit den Händen in den Taschen und läßt uns in der Patsche. Aber mich brauchen sie nicht etwa für einen Dummen zu halten: entweder ihr, in der Regierung, hebt die Grundsteuer auf und macht dadurch den Reichen möglich, ihren Grund und Boden zu verbessern und arbeiten zu lassen, oder Ihr, in der Regierung, denkt selbst daran, den vielen halb Verhungerten zu essen zu geben: darum kommt man nicht herum."

„Geh' nur hin, geh' nur hin, Valerio und sieh zu, wie wir in der Patsche bleiben, wenn wir auf Euch hoffen, ihr Herren von der Regierung," sagte der Blinde.

„Hoffet lieber auf die Vorsehung!" sagte der Prediger, „kommt zu meinen Predigten, junger Mann!"

„Sicher wird er zu den Predigten kommen! das wäre noch schöner," antwortete der Erzpriester, „und ich gebe ihm ein paar Eier für jede Predigt, die er hört: zu Ostern so viele Predigten, so viele Paar Eier: aber wenn Du auch nur eine Predigt schwenzest, mein Bursche, gehst Du jeder Gabe verlustig."

„Geben Sie mir's schriftlich."

„O, Du blinder Schelm; hast Du Angst, daß ich sterben könnte?"

„Sie? . . . Sie werden so alt werden wie Noah mit diesen pfarrherrlichen Fleischbrühen der Modesta, Herr Erzpriester; viel eher werde ich sterben; und da wollte ich diese kleine Erbschaft in Eiern meiner Familie hinterlassen."

„Auf, auf, Modesta! höre nicht weiter auf den Blinden; Mitternacht ist längst vorüber. Decke ab. Steh' nicht dort und brüte."

„Wohl bekomm's Euch," rief Modesta, indem sie in die Pfanne schaute, „es waren sechzig und kaum elf sind übrig geblieben."

„Mir thut es leid, nicht auch diese noch gegessen zu haben," sagte der Blinde, „aber morgen nach der Predigt komme ich, um sie zum Frühstück zu verzehren."

„Ja, komm' nur! sie sollen besonders für Dich angerichtet werden," sagte der Erzpriester, auch seinerseits in die Pfanne schauend; „Du machst uns ein Vergnügen mit diesen elf Fleischklöschen."

„Sind sie von Kartoffeln oder von Fleisch," bemerkte der Bruder Prediger, abermals eine gewaltige Prise Schnupftaback einschlürfend.

„Von Fleisch, von Fleisch," sagte Modesta.

„Ei ja, von Fleisch ist so wenig darin, daß man es kaum riecht," antwortete Phöbus.

„Und wenn auch nur ein Bröckchen davon darin wäre," dabei zog er abermals eine Prise in die Nase, „würde es doch schon genügen; und morgen, Erzpriester, ist Aschermittwoch."

„Der Herr Prediger hat Recht! Wolltest Du etwa in die Hölle fahren, daß Du morgen Fleischklöschen essen wolltest? Zum Teufel auch! Von jetzt ab werden keine Fleischklöschen mehr gegessen bis über's Jahr. Gute Nacht, Blinder, gute Nacht, schönes Gesichte. Modesta, leuchte dem Sindaco; seht Ihr nicht, daß er sich schon den Mantel umgehängt hat und weggehen will? Gute Nacht, Herr Sindaco!"

„Gute Nacht, Herr Erzpriester. Im Uebrigen wollte ich nur sagen," das flüsterte er ihm in's Ohr, „daß der Kaplan immer die Partei dieses Lumpengesindels nimmt . . . und seine Nichte . . ."

„Aber was hat Ihnen denn nur der arme Kaplan gethan? — Leuchtet den Leuten hinaus," antwortete der Erzpriester.

„Ich sehe auch im Dunkeln," sagte der Blinde, indem er sich der Thür zuwandte, „geh' Du voran, General! Modestina, nein, macht keine Umstände mit dem Lichte; Ihr verbraucht zu viel Oel; spart es, Modestina!"

„Aber was denkt Ihr denn, armer Blinder! Das sind ja nur Kleinigkeiten," antwortete Modesta, „wir sind Alle getaufte Christen und ein wenig Licht kostet nicht viel."

Der Blinde machte, indem er die Thür zuwarf, einen Höllenlärm und löschte dabei auch der Modesta noch das Licht aus; dann stieß er, in seine Höhle zu Hause zurückkehrend, zwei oder drei Flüche gegen jenen Schurken von Prediger aus, der ihn um den schäbigen Anzug und um die Ueberreste der Mahlzeit gebracht hatte, mit welch' letzterer der Erzpriester jedes Jahr die Mühe der vier armen Kerle zu entschädigen pflegte. Zu Hause angekommen theilte er seiner Frau die gute Nachricht von den Ostereiern mit und schlief dann, während er noch darüber sprach, sanft ein. Aber in jener Nacht sah er im Traume weder Blumen, noch Städte, noch von der Sonne erleuchtete Meeresflächen. Er träumte dafür, der wohlbeleibte Director der Mangangruben zu sein und sich, wie Jener, in einem gut durchwärmten Speisezimmer, an einer gedeckten Tafel zu befinden, wobei es ihm wirklich so vorkam, als äße er und schmeckte er einen fetten gebratenen Kapaun. Er aß gerade einen Schenkel davon, als sein Weib Lärm zu machen und ihn zu rufen anhub. Er wehrte sich mit den Händen, und während er in sich den Director der Mangangruben allmählich sich in Wohlgefallen auflösen fühlte, wurde er wieder inne, daß er nur der blinde Phöbus sei. Er schlug sich mit der Faust vor die Stirne, sprang auf, denn er hörte zur Predigt läuten, und ging in die Kirche, wo er sich neben die Thüre zur Sacristei hinsetzte, um dem Erzpriester in die Augen zu fallen. Der Prediger schien von seiner Kanzel herab Regenschauer und Windesstöße und alle Teufel der Hölle auf die unbedeckten, dichtgedrängten und gesenkten Häupter da unten herab zu senden. Phöbus schenkte ihm keine sonderliche Aufmerksamkeit. Als er aus der Kirche nach Hause ging, schrien ihm einige junge Burschen nach: „O, Phöbus, was hat denn der Prediger gesagt?"

„Ich weiß es nicht," antwortete er, „ich dachte an die Ostereier!"

„Wirklich, der Erzpriester hat Recht, wenn er ihn ein wenig für einen Stockfisch hält; aber ich wette darauf, er würde ein wirklicher Gläubiger sein, wenn ihm die Heilslehren in praktischerer Weise und ein wenig mehr zu seinem Nutzen beigebracht würden."

So sagte bei sich der Kaplan, der gerade in jenem Augenblick vom Gottesdienste nach Hause ging, mit seinem Gesichte, das immer einen tiefen Schmerz und eine demüthige Trauer ausdrückte, ob über die Lebenden oder über die Todten, die er fortwährend zu sehen gewohnt war, das weiß ich nicht.

Aus der Hauptstadt.

Sanct Werner.

Windthorst ist überholt worden und in den Schatten gedrängt, ehe man sich's versah. Wir alle waren völlig darauf gefaßt, in ihm den nächsten deutsch-nationalen Heiligen der katholischen Kirche begrüßen zu müssen. Er hatte es um sie verdient, hatte niemals wie der germanische Bär Schorlemer aufbegehrt wider Encykliken und päpstlichen Theaterdonner, wider die Fuchsmajore des Vatikans; er hatte den Peterspfennig zu einem Heckepfennig gemacht und den Culturkampf beendigt (wie Jedermann weiß, durch die an Bismarck's Adresse gerichtete Drohung, Faustens Finanzgeschäfte mit Mephistopheles Bleichröder ahlwardtmäßig zu enthüllen). Aber der Glorienschein blieb aus, und die spekulativen Gipsfigurenhändler, die schon Messingreifen bestellt hatten, um Windthorst's Kopf (Ladenhüter!) mit dem actuellen Heiligenschmuck theuer loszuschlagen, sahen sich grausam enttäuscht. Ein anderer ist dem großen kleinen Mann vorgezogen worden, ein Obscurant ärgster Sorte, den man bisher nicht einmal mit Namen zu nennen wußte, dessen Existenz man im Café Kaiserhof sogar mit aller Entschiedenheit leugnete. Und was das Ueberraschendste, aber auch das Versöhnende bei der ganzen Sache ist: in schöner Einigkeit haben sich alle großen europäischen Glaubensbekenntnisse bei der Creirung des neuen Heiligen vereinigt. Einem katholischen Zeitungskaplan verdankt er seinen äußeren Pomp, die evangelischste Partei Preußens gab ihm Seele und Inhalt, und ein Jude hat ihn zu Xanten, der Siegfriedstadt, aus der Taufe gehoben.

Sehr richtig bemerkt der Dionys des Freisinns mit einem liebevollen Seitenblick auf Bismarck, daß unsere aufgeklärte Zeit die Legendenbildung und den Idolkult übermäßig begünstige. Auch der allerneueste Heilige hat uns schon lange gefehlt; seine Nominirung war eine erlösende That. Sonst wenn man im Leben und im Buchhandel bei jedem neuen Unternehmen von einer fühlbaren Lücke spricht, die nun erst voll und ganz ausgefüllt werde, so weiß alles Volk, daß man sich um bessere Gründe und Empfehlungen in peinlicher Verlegenheit befindet, und daß z. B. mit der Herausgabe eines neuen Fachblattes für Bücklingshandel oder eines Central-Organs der deutschen Goldwäscherindustrie nur Inserenten in Hinterpommern gekapert werden sollen. Man muß das Eisen façonschmieden, so lange es warm ist, und die Phrase dreschen, so lang noch ein Korn drin vermuthet werden kann. Bei unserm Heiligen aber liegt das anders. Den entbehrten wir zuweilen wirklich, bewußt oder unbewußt, recht schmerzlich. Wenn es galt, die Viertelbildung, die alles weiß, was Fachleute nicht wissen, mit einem Worte zu charakterisiren; wenn man das Treiben all der ungezählten Tausende von Dintenleckern symbolisiren wollte, die frisch niederschreiben, was sie irgendwo aufschnappten, und wovon sie doch naturgemäß keine Ahnung haben: Gedanken über Moral und Anstand, Literatur, Kattunfabrikation, sexuelle Hygiene und Radialsysteme; wenn man die ganze Hohlheit des schillernden Bovistes, der bei der leisesten Berührung platzt, recht prägnant zu bezeichnen wünschte, so erkannte man, daß das epigrammatisch schlagende Wort fehlte. Das ist nun endlich gefunden, endlich ist den wackeren Gläubigen ein Schutzpatron erstanden, und Herr Friedländer aus Berlin hat ihm in der Nibelungenstadt Xanten den Namen verliehen: Sanct Werner.

Wenn die Zeit erfüllet ist, fällt immer der reife Apfel dem geduldig Zuwartenden in den Schooß. Die Börsenenquête-Commission kommt zu einem Resultat, die Theater heben den Parquet- und Sperrsitz-Monopol für die Jobber auf, Berlin kriegt seine Weltausstellung und deutsche Fürsten werden nicht mehr krank oder retten sich in die Berge, wenn Bismarck kommt — aber alles zu seiner Zeit. Auf vielen Feldern ernten wir schon, was wir säten. Schneidige Schutzleute begnügen sich mit acht Tagen Festungshaft, obgleich ihnen das Gericht vier Monate Gefängniß zugebilligt hatte, wegen allzu aufmerksamer Behandlung ihrer Arrestanten, und ein armer Packknecht, den irgend ein hergelaufener Spitzbube der Majestätsbeleidigung zieh, sitzt von April bis Juli unschuldig in Untersuchungshaft. Dem Pariser Pöbel von 1788 empfahl Fonlon

Heu zu fressen, wenn ihm hungerte; und den schmalbäuchigen Dorfschulmeisterlein gibt rechtzeitig der Oberpräsident von Pommern, Staatsminister a. D. Puttkamer, Excellenz, den trefflichen Rath, sich durch reiche Heirathen aus der Misere zu retten. „Il a dû y avoir, en 1790, des gens qui n'ont compris le serieux de leur situation qu'au moment où on les guillotinait."

Und wie hierbei, so war die Zeit auch erfüllet für Sanct Werner. Als der Papst sich mit einer unfehlbar fehlerhaften Politik befaßte, als der römische Geisterdespot die französische Republik an das Herz drückte und den Concordat-Salat mit einigen Tropfen demokratischen Oels seinen lieben Parisern schmackhafter machen wollte, als das christenmörderische Blutmärchen wieder auftrat und unter dem Panier Sanct Werner's die grausigsten Albernheiten gesagt und geschrieben wurden; als man dem Fachmann, dem Reichsbauer, das Recht absprach, über Lehrlinge im Bau zu urtheilen, was doch kaum ein Tiefenbacher Journalist verstünde; als Berliner Börsenblätter es dem Fürsten Reichskanzler a. D. zum Vorwurf machten, daß er hausväterlich sein Vermögen mehre und nicht lieber hungere, wie es einem integern Politiker zukäme — da war der Tag Sanct Werner's erschienen.

Mehr Interesse für den wunderlichen Heiligen und mehr Muße als ich müßte haben, wer seine Biographie schreiben will, seinen Charakter, seine Bedeutung ganz ergründen und nachweisen, welchen Einfluß er ausübt. Man würde dann mit nicht geringem Erstaunen wahrnehmen, daß unter allen Leuten, die im Reich eine Rolle oder ein Röllchen spielen, Keiner ist, der nicht Sanct Werner verehrte und ihm opferte; daß Sanct Werner unsere gesetzgebenden Körperschaften erleuchtet, unsere Staatssekretäre; daß er unsere Schulen und unsere Universitäten leitet, von den Zeitungsredactionen nun schon ganz abgesehen. Sanct Werner ist der Schutzpatron der Sozialreform, der Wahlreform, der Börsen- und Steuerreform, der Heerreform, der Bodenreform und noch zwanzig anderer Reformen. Sie sind mir im Augenblick nicht alle erinnerlich. Er wird aber auch die Kaninchenzucht, den Rudersport und die Kammerjägerei reformiren helfen. Genügt doch, um grundlegende Aenderungen auf irgend einem Gebiete durchzuführen, völlig der Umstand, daß man kein Fachmann ist. Ueber Alles sprechen und über Alles schreiben, wenn es Seine Majestät der Lesepöbel verlangen; im Bildungsrucksack alle Surrogate mit sich tragen, die Wähler oder Abonnent nur irgend fordern könnten; wie ein Salonbellachini aus Baumwolle Rheinwein und umgekehrt aus Bismarck einen greisenhaft eitlen Gecken machen zu können, das ist Sanct-Wernerismus. Es bedarf nur weniger Worte dazu, Worte, und obendrein falsch verstandener Worte, eins, zwei, drei — Geschwindigkeit ist keine Hexerei.

Der Sanct-Wernerismus verlangt von seinem Anhänger, daß er Alles wissen und über Alles reden will, stundenlang, geistreich, mit Pathos und fortreißendem Schwung, daß man, wenn einem die Worte Staatswissenschaft, Ritualmord und Bernhard von Clairveaux zum ersten Mal in's Ohr klingen, sogleich ein Halbjahrs-Colleg darüber anmelden kann. Stark im Sanct-Wernerismus druckt und decretirt man nach, was anderswo, für grundverschiedene Verhältnisse, auch schon gedruckt und decretirt worden ist; handelt wie ein schlechter Schauspieler, der dem Souffleur mechanisch die Klänge nachspricht, ohne den Sinn zu erfassen. Den Thatsachen thut man Gewalt an und fremde Gedanken schnürt man in's Prokrustesbett, um sie für seinen Hausgebrauch, für Cliquen- und Parteiinteressen zurecht zu machen. —

Aber nein, ein Anderer mag die unsaubere Biographie Sanct Werner's schreiben, widert es reinliche Menschen doch ja sogar an, sein advocatus diaboli zu sein. Und ich ereifere mich nicht über den Xantener Prozeß, ich applaudire sogar der psychologischen, tiefsinnigen Weisheit der Anklagebehörde, die dem notorisch behäbigen, phlegmatischen und fischblütigen Buschhoff als Motiv des Mordes die Wuth darüber unterschob, daß „Joanchen" ihm an einem Grabstein für zwei Pfennige Schaden gethan hatte. Ich applaudire dem ganzen Rummel, denn er hat die Meute auf eine Woche wenigstens abgelenkt von der Spur des schlimmsten und bestgehaßten Feindes ihres Erzheiligen, hat auf eine Woche die chronisch gewordene Blamage der Bismarckhetze unterbrochen und den Klatsch entlassener, rachsüchtiger oder gesinnungsloser Preßlakaien, das Hundstagsgezeter der großen Morgenzeitungen Böotiens.

Wie mich die Welt an dieses Mannes Stätte
Anekelt, die erbärmliche, gemeine!
Denn wie Gewürm ist sie vor ihm gekrochen,
Als er noch lebte in des Glückes Scheine!
Da, um die reichen Schätze Perus, hätte
Kein Mund ein lautes Wörtlein nur gesprochen;
Doch nun sein Glanz gebrochen,
Nun drängen sie hervor sich um die Wette,
Und speien Hohn und Schmach aus auf die Bahnen
Des alten, hingeschmetterten Titanen,
Sie, die zum Prunk getragen seine Kette!
Ihn hassen war erlaubt, ohnmächt'ge Rotte,
Doch viel zu hochgestellt ist er dem Spotte!

Was der edle v. Zedlitz vor siebzig Jahren donnerte — ich weiß wirklich nicht, ob er zum Geschlecht der Trützschler gehörte, aber es kann sein — klingt heute sehr modern. Es liegt mir nichts ferner, als vergleichende Historie gerade in diesem Falle treiben zu wollen, aber daß viele Leute Friedrichsruh nicht für ein paßliches und sicheres Sanct Helena halten — wer wollt' es bezweifeln? Herr Friedländer nicht, der erste Apostel des neuen Gottes, und auch Herr Eugen Richter nicht. Denn gleichwie die Freunde Lilli Lehmann's und Ludwig Barnay's vom „Börsencourier" den Antisemitismus durch Zuchthausstrafe ausrotten wollen, so gelüstet es verwandten Seelen nach einem Hochverrathsprozeß Bismarck. Auf neue Sensationen muß die Sitzredaction der „Freisinnigen Zeitung" bedacht sein, seitdem man ihr durch die geheime Verhandlung des Prozesses Heinze ein fettes Abonnentenlockmittel verdorben hat. „Der Prozeß Heinze, der im September 1891 abgebrochen werden mußte und zu dem bekannten Anschreiben des Kaisers an das Staatsministerium den Anstoß gab, wird in der nächsten Woche erneut zur Verhandlung kommen. Zur Vermeidung einer Unterbrechung in der Zustellung unserer Zeitung ist sofortige Abonnementserneuerung u. s. w." Indessen glaub' ich kaum, daß Graf Caprivi seinen unheimlichen Freunden den Gefallen thun wird. Ein Staatsanwalt fände sich wohl, und frisch geklagt ist halb gewonnen, aber jeder Gewaltstreich gegen Bismarck wäre ein Gewaltstreich gegen die Krone.

Graf Caprivi's höchster Herr hat mit den Verehrern des heiligen Werner's nicht gern zu schaffen, und wo immer möglich, entzieht er sich ihren unverantwortlichen Rathschlägen. Wie er, selbst kritikfroh, immer offen und ehrlich, es keinem Manne verwehrt, sogar politischen Journalisten nicht, ihrerseits Kritik zu üben, so wird er auch das Recht seines besten und erfahrensten Unterthanen nicht verkürzen. Die höchsten Interessen der Monarchie erheischen gebieterisch, daß die getreuen Eckardte gerade jetzt nicht schweigen, wie mißtönig ihre Warnungen auch manchem Ohre klingen mögen. Die verdrießlichen Empfindungen des Individuums treten zurück, wo es das Wohl des Vaterlandes gilt. Und der Monarch hat den Sinn des Christenthums am tiefsten erfaßt, der sich am meisten als Staatsdiener fühlt. Der alte Fritz, den Graf Caprivi einen Atheisten nennen müßte und dem es schlimmer ergangen wäre unter'm begrabenen Volksschulgesetz, den ich persönlich aber für den größten Monarchen Europa's halte, trotzdem Herr von Bötticher ihm nicht als Reichskanzler diente, der große Friedrich war in dieser Hinsicht ein guter Christ. Sein Name wird heutzutage in der Presse oft genannt, aber wie die meisten Leute Columbus hauptsächlich des famosen Eies wegen kennen, so geht es auch ihm: was er in einer Aufwallung von Aerger über Religionsgezänk und Pastorenbeschränktheit einmal hinwarf, was nichts als der Ausdruck höchster Gleichgültigkeit und spöttischen Skepticismus' war, das bauscht man zu einer geistigen Heldenthat von unerhörter Größe auf, das rechnet man ihm zum höchsten Ruhm. Ein ganz fremder Sinn ist von den Toleranzgensdarmen Sanct Werner's in das Königswort vom Seligwerden hineingepreßt worden. Möchten doch die Grubenleute, die in unserer geschichtlichen Vergangenheit nach Gold schürfen, an's Tageslicht bringen und im Sonnenglanz funkeln lassen wollen vor aller Welt, was des großen Königs wirklich große Eigenschaften waren: sein energievolles, in sich geschlossenes Vorwärtsstreben nach einem ganz bestimmten Ziel, das er nie,

keine Secunde lang, an der Potsdamer Tafel nicht und nicht im Schlachtendonner von Kunersdorf außer Augen ließ; das ihm innewohnende Gefühl der Verantwortung vor der Zukunft, seine unerschütterliche Gerechtigkeit, seine Dankbarkeit, sein Haß gegen die Pfaffen Sanct Werner's, seine königliche Demuth vor dem Gesetz. „Les loix doivent parler, et le roi doit se taire."

Der alte Fritz ist heute freilich unmodern geworden, gerade wie er es im Jahre 1805 auch war. Immer näher rückt das goldene Zeitalter, wo alle Menschen gleich sind, wo man etwa noch vorhandene Autoritäten Querulantenwahns halber nach Wilhelmshöhe in die Wasser-Heilanstalt schafft, wo Jeder Alles versteht und Keiner nichts kann. Sprechen, schreiben, handeln, immer hurrah, hopp, hopp, hopp, nur nicht lange überlegen und bedenken — jede Zeile kostet fünf Pfennige, für Fachkenntnisse und Wissen kriegt man nichts extra bezahlt. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Man arbeitet nicht mehr honoris, man arbeitet nur noch honoraris causa. Die lästigen Größen sind abgeschafft, und mit Recht ziehen unter dem Druck der öffentlichen Meinung die Industriellen Dürens ihre Beiträge für ein Bismarck-Denkmal zurück. Ueberwundene Standpunkte in Stein und Erz verherrlichen, Götzen und Fetische anbeten wie die Ostafrikaner — o der Schmach des Jahrhunderts! Jedes Bismarck-Denkmal ist ein schreiender Anachronismus im Geburtslande Sanct Werners.

Caliban.

Die Berliner Kunstausstellung.

VI.

Als vor einigen Monaten die Ausstellung der „XI" bei Schulte stattfand, warf ich im Fortgehen noch einen Blick durch die Thüre zum Hauptsaal und dieser traf gerade Liebermann's Bildniß des Hamburger Bürgermeisters Petersen. Vorher hatte ich lange vor dem Bilde gestanden, um mir selbst über meine Empfindungen Rechenschaft zu geben. Ich war zu der Ansicht gekommen, daß es Liebermann sehr viel Schweiß gekostet habe, das Bild fertig zu stimmen: der Auftrag der Farbe schien mir auf wiederholte Ansätze zur Lösung der Schwierigkeiten hinzuweisen, die Haltung hatte etwas Unfreies, der Ton war trockener als sonst in den Schöpfungen des Berliner Meisters. Jener Blick aus der Ferne belehrte mich erst über den Werth der Arbeit: da stand der Dargestellte plötzlich fest und sicher, plastisch und tageshell erleuchtet in seinem Rahmen, erwies sich erst die erstaunliche Wahrheit und künstlerische Haltung des Bildes.

Ein Mitbeschauer, der sich mir angeschlossen hatte, um, wie es schien, durch sein „scheußlich, scheußlich!" mir den Genuß zu versalzen, blieb auch erstaunt stehen und sagte:

„Aber Van Dyck ist doch besser!"

Ich freute mich, daß er hiermit die höchste Anerkennung aussprach, welche etwa jener Durchschnittsphilister sich zu leisten vermag, der vor den Monte Rosa geführt, sofort ausruft: „Das ist gar nichts, denn der Montblanc ist um hundert Meter höher!"

In der Ausstellung gewann ich einen ähnlichen Eindruck von Liebermann's Schaffen. Sein Bild „Frau mit Ziege" kann man von einem Nebensaal aus so übersehen, daß man alle Nachbarbilder mit auf einen Blick zusammenfaßt. Es stellt eine graugrüne Düne dar, eine graue Ziege und eine Frau in Kleidern von jenem neutralen Braungrau, welches die Armuth über ihr Besitzthum breitet. Die Bilder daneben sollen funkelnde Sonneneffecte aus dem Süden und Norden wiedergeben — und trotzdem leuchtet, von der Ferne betrachtet, nur Liebermann's Werk in freundlicher Tageshelle, während die Nachbarn kahl und stumpf daneben aussehen. Sein Bild wirkt wie ein Fenster in der Wand, wie ein Blick in's Freie, wie heimlich für sich belichtet, außerhalb des Ausstellungsraumes stehend.

Darin liegt die große Kraft des Künstlers, den man im Auslande mehr schätzt als bei uns. Ich kann nicht sagen, daß mir seine Kunst im banalen Sinne „gefällt". Ich glaube auch nicht, daß Liebermann solches Gefallen anstrebt. Er malt nicht, um anderen Leuten Liebenswürdigkeiten zu sagen. Im Gegentheil, ihn dürfte der Aerger über fremdes Mißurtheil eher verleiten, dem geehrten Publico einen malerischen Faustschlag in's Gesicht zu verabfolgen, die Dinge gerade so zu malen, wie ihn alle zuckersüßen Aesthetiker nicht haben wollen. Aber wie kein Maler seine Werke besser ausführt als er kann, so wird auch Liebermann nie Schlechteres — im Sinne jener Aesthetiker — malen, als er kann. Seine Lust zum Kampf bändigt ein sehr starkes inneres Gefühl für Wahrheit.

Unbedingte Wahrheit — nichts als Wahrheit — soll ja nach Vieler Ansicht nicht das Ziel der Kunst sein; deren Aufgabe sei vielmehr in schöner Wahrheit oder in wahrer Schönheit zu suchen. Sie haben dadurch einen Zwiespalt zwischen Wahrheit und Schönheit herbeigeführt, den Liebermann nicht als zu Recht bestehend anerkennt.

Er ist einer von jenen, die die Natur in ihrer Weise sehen und wiedergeben. Liebermann sieht in der Natur vor Allem Tonwerthe. Andere sahen Zeichnung und zeichneten mit dem Pinsel. Liebermann beobachtete weniger Farbe als Lichtabstufungen. Er ist darin moderner als die meisten anderen Menschen. Als die ältere Generation jung war, sah sie zuerst durch Holzschnitte in Linienmanier die Natur wiedergegeben. Sie lernte die künstlerische Empfindung vorzugsweise durch das Mittel der Zeichnung, sie zeichneten ihre Skizzen so, daß ihre Blätter für die Wiedergabe in Linienschnitt geeignet waren, sie suchten in Natur und Bild nach Linien.

Liebermann scheint durch die Photographie die Naturdarstellung erkennen gelernt zu haben. Umrißlinien giebt es in der Natur nicht, er sucht sie daher auch nicht in diese hinein zu sehen. Die Farben sind nicht in fest umränderten Massen neben einander vertheilt, sondern das Licht beherrscht das Blau wie das Roth. Die Lichtmasse ist es also, die er zunächst sieht, ganz wie das die Photographie thut. Daher haben seine Skizzen einen so eigenthümlichen Gesammtton. Sie sind nicht gegenständlich ungenau im Object, aber von erstaunlicher Wirkung in der Perspective, rasche Ausblicke in die durchsonnte Welt, bei denen vom Hell zum Dunkel alle Zwischentöne scharf und sicher festgehalten sind, oft mit einer Feinheit, die fast wie ein Wunder erscheint und die nur die augenblickliche Intention von Auge und Hand, nicht das emsige Nachforschen hervorzaubern kann.

So haben denn Liebermann Jene gegenüber so Unrecht nicht, die seiner Kunst photographische Eigenschaften zuschrieben, ihr Irrthum war nur, daß sie ihm und seinen Genossen hieraus ein Verbrechen ableiten wollten. Denn ein Mangel würde sich erst dann ergeben, wenn die neue Art des Sehens dahin führte, daß der Maler zum Apparat würde, d. h. daß er selbst bei der Wiedergabe des Gegenstandes verschwände, seine künstlerische Persönlichkeit verloren ginge. Daß dies geschehe, ist es gerade, was man Liebermann anfangs so vielfach vorwarf.

Es sind Jahre in's Land gegangen und die Impressionisten-Schule ist groß und mitgliedreich geworden. Aber heute steht Liebermann in seiner Richtung noch so einsam wie am ersten Tage, heute noch wie damals wird kein Mensch darüber im Zweifel sein, welche Bilder ihm angehören, selbst wenn er sie aus Tausenden heraussuchen müßte. Also steckt doch unverkennbar Eigenart, scharf umrissene Persönlichkeit in ihnen!

Diese Persönlichkeit wird Vielen nicht angenehm sein. Auch mir steht Vieles an ihr fremd gegenüber. Ich kann mich nur nicht, wie so Viele, zu der Ueberzeugung aufschwingen, daß meine Persönlichkeit die maßgebende für alles Kunsturtheil, und daß es des Malers Pflicht sei, sich meinem Geschmacke unterzuordnen. Es würde sehr langweilig in der Kunst werden, so fürchte ich, wenn diese in der Befriedigung eines Kritikers ihre Lebensaufgabe sähe. Selbst wenn sehr Vielen Liebermann's Schaffensart unsympathisch ist, wird mich dies nicht mehr gegen sie einnehmen, denn ich habe erkennen gelernt, daß in der Kunst durchaus nicht die Weisheit und das Urtheil bei der Majorität ist. Die Kunst ist aristokratisch, oligarchisch!

In Liebermann ist ein Zug des rein Verstandesmäßigen, ein Drang, die Dinge im Bilde bis auf den letzten Rest wahr und nichts als wahr erscheinen zu lassen, der mir widerstrebt. Vielleicht steckt doch ein Rest von altem Idealismus in mir und habe ich mich noch nicht ganz dahin mit diesem abgefunden, daß ich nur dem auf eigene Lebenserfahrung

Begründeten Recht auf mich einräume und meine Theilnahme zuwende. Liebermann vermag sich ganz und gar in ein Stück Natur zu vertiefen, ganz darin die Gesammtheit der Natur zu sehen, nämlich das Licht und den Raum als die Hauptsache, den Gegenstand als zufällige Nebendinge. Ob in der Sonnenklarheit, die er gibt, eine Ziege oder Kaiser Nero steht, ist ihm gleichgültig. Er würde auch Nero malen, wenn dieser ihm still hielte. Er malte ja auch die Bürgermeister der freien Reichsstadt Hamburg. Das Wiedergeben des Lichtes ist ihm das höchste Ziel. Ohne Licht keine Farbe und Form — also ist das Licht der höchste Werth im Bild, das Allgemeine, Vorherrschende!

Wenn ich diese große Auffassung vom Ziel der Kunst, dieses theistische Zusammenfassen jeder Naturerscheinung als Bild des Naturganzen auch bewundere; wenn ich auch erkenne, daß in ihm eine Art vielleicht unbewußten Spinozistischen Geistes herrscht, jenes Geistes, nach dem jede Substanz nothwendig unendlich, und daß es außer Gott keine Substanz geben kann, und daß Alles was ist, in Gott sei — so ist mir doch gerade diese verstandesmäßige kalte Philosophie am allerwenigsten in Fleisch und Blut übergegangen, kann ich mir sie als Grundlage der Kunst am schwersten zurechtlegen.

Ich sehe in Liebermann ein großes Talent und einen ernst Schaffenden, ich grüße ihn achtungsvoll von Ferne als einen, der Viele überragt — aber ich kann mich nicht an ihn in vertrautem Verständniß ausgeben. Er hat, das sehe ich wohl, in *seinen* Ansichten Recht — aber es sind nicht die von mir getheilten Ansichten. Und diese hätte ich nicht, hielte ich sie nicht für individuell richtig!

Mir steht der minder in Grundsätzen schwelgende *Uhde* ungleich näher. Seine beiden Bilder in der Berliner Ausstellung kennzeichnen ihn sehr gut. Je feiner und freier von Hergebrachtem Uhde wird, desto weniger regen sich selbst die am Hergebrachten Klebenden über ihn auf. Uhde ist zunächst Stimmungsmaler. Ich sah seinen „Ostermorgen" vor Jahresfrist in seinem Atelier. Ich sah dort auch sein Modell, den Christus, der die Jungfrau tröstet. Es war nicht das Modell, welches etwa *Plockhorst* benutzt, kein Mann mit angelernter Duldermiene und geölten Locken, sondern ein Dienstmann oder ein Bauer — ich habe ihn nicht nach seinem Beruf gefragt — jedenfalls aber ein gesunder, kräftiger, von Atelierluft unverdorbener Bursche. Uhde aber jammerte über das Bild. Er müßte früh um vier Uhr aufstehen, wollte er die gewünschte Stimmung in der Natur sehen und auch da sei oft alle Liebesmühe vergeblich — jenen Ton, den er suche, finde er nur selten genau in gleicher Klarheit wieder. Da hat es Plockhorst freilich leichter mit seinem Idealismus: Die Figur wird nach dem Act im Atelier gezeichnet und gemalt; die Gliederpuppe hilft bei der Gewandung und Tizian beim idealen Ausdruck; die Stimmung ist entlehnt von anderen Meisterwerken! Wer dem Kunstbetriebe zwischen dem alten und dem jungen Idealismus als unbefangener Beschauer zusieht, wird, bei einiger praktischer Beanlagung keine Minute im Unklaren sein, welcher Richtung er sich anzuschließen habe: Die Plockhorst'sche Richtung bringt den Dank aller Frommen im Lande, große Aufträge von Photographieverlegern und Ruhm beim Publikum, kostet erstaunlich viel weniger Mühe und Gehirnschmalz und wird dafür als die tiefere, ernstere in allen Zeitungen gelobt. Die Uhde'sche Richtung wirft den Maler in Zweifeln an seiner Kraft herum, plagt ihn, zwingt ihn zu schwierigen Studien, zum eindringlichsten Vertiefen in den geistigen Gehalt des Darzustellenden, für den er kein Vorbild kennt, da er wohl weiß, daß ein Christusbildniß nicht zu schaffen ist, indem man gewisse Züge nachahmt, sondern indem man aus dem Menschenthum heraus das Ergreifende festzuhalten strebt, jedesmal ein Anderes! Denn wer den Göttlichen schildern will, wird vergeblich nach *einem* Ausdruck suchen, der ihn erschöpft. Und für all dies erntet der Maler die Abscheu der Frommen, den Zorn der Eiferer, die Abneigung der Schwärmer für das Schöne und Kampf nach allen Richtungen.

Welche Summe von Idealismus gehört auch heute noch dazu, die realistische Richtung zu wählen!

Man hatte unlängst vorgeschlagen, Uhde's „Gang nach Bethlehem" für eine berühmte Staatsgallerie anzukaufen — so erzählte man mir in München. Der Abschluß des Geschäftes war nahe, die betreffende Commission verlangte nur, daß der Maria der Heiligenschein genommen werde und das Bild einen weltlichen Namen erhalte. So ehrenvoll es für den Maler sein mußte, in jener Gallerie vertreten zu sein, habe er doch das Anerbieten abgelehnt.

Ich weiß nicht genau, ob diese Erzählung ganz richtig ist; aber sie könnte es sein. Uhde ist es zweifellos nicht bloß um die reale Erfassung der Erscheinungswelt, sondern um ihre religiöse Vertiefung zu thun. Er geht dabei den umgekehrten Weg wie etwa Plockhorst. Dieser sucht das Modell für seinen Christus, Uhde sucht den Christen im Modell, im Christen den Heiland, Uhde findet im Menschen das Göttliche, im Geschöpf nicht bloß die Schöpfung, sondern persönlich den Gottessohn. Er ist nicht wie der Spinozistische Liebermann zufrieden mit der Erkenntniß, daß Gott und die Welt eines seien, daß also im Niedrigsten der Höchste sich offenbare, er stellt klar die offenbarte Weltanschauung über die philosophisch construirte. Wer von beiden Künstlern Recht hat, das wird auch der Kampf mit Oelfarbe nicht entscheiden, zumal er gar nicht gegen einander geführt wird. Maler sind Vorkünder ihrer, nicht Verurtheiler fremder Meinungen, wenigstens sind ihre Werke stets positiv, so negativ ihr gesprochenes Urtheil auch oft sein mag.

Und so bin ich wieder beim Klagen: Wie kommt es, daß so Wenige, selbst so wenig protestantische Geistliche in die Tiefe von Uhde's Kunst zu steigen und dessen Höhe zuerklimmen vermögen, daß sie an Plockhorst'scher Phrase sich ergötzen, wo echt protestantischer Lebensquell fließt. Wann wird die Stunde kommen, in der unsere Zeit, sich selbst in ihren besten Bestrebungen verstehen lernen wird? C. G.

Notizen.

Der Verlag des *Bibliographischen Instituts in Leipzig* reiht seinen großen und rühmlichst bekannten populärwissenschaftlichen Sammelwerken ein ganz neues von nicht minderer Bedeutung an. Das jüngste Sammelwerk ist dem geographischen Wissensgebiet unter dem Titel „*Allgemeine Länderkunde*" gewidmet. Es bezweckt die Zusammenfassung unserer heutigen gesammten Kenntniß von der Erdbeschreibung in einheitlicher, übersichtlicher Form, gemeinverständlicher Darstellung und bildlicher Anschauung. Als zweiter Theil beginnt soeben „*Asien*" von *Prof. Dr. Wilh. Sievers* zu erscheinen. Sievers' Autorität auf geographischem Gebiet ist unzweifelhaft, der Werth seiner aus hohem Schaffensfleiß und gründlichem Wissen hervorgegangenen Arbeiten wird für die Allgemeinheit durch eine fesselnde, gemeinverständliche Darstellungs- und Schreibweise nicht unwesentlich erhöht. Die vorliegende Lieferung behandelt als ersten Abschnitt des Buches in lichtvollem Vortrag die Erforschungsgeschichte Asiens von deren Uranfängen bis zur Gegenwart. Der zweite Abschnitt gewährt eine allgemeine Uebersicht über das asiatische Continent und seine Inseln. Besonders erwähnenswerth sind in dem ersten Hefte die in den Text eingefügten, nach besten Quellen wiedergegebenen Porträte der bedeutendsten Forschungsreisenden Asiens von Marco Polo bis E. Bonvalot und eine Anzahl sehenswerther bildlicher Darstellungen aus der Literatur über Asien aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Das Werk wendet sich nicht nur an den Fachmann, sondern es ist vor allen Dingen den Laien und darunter jenem großen Publikum zugeeignet, welches in die Interessensphäre für den dem Handelsverkehr immer neue reiche Quellen erschließenden Erdtheil mehr oder weniger einbezogen ist.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind *ohne Angabe eines Personennamens* zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (*unverlangte Manuscripte mit Rückporto*) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Wer gut schlafen will entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken à 3½ M.** (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage von Herrmann, Breitestr. 61, Stettin.**

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Karl von Hase's Werke.

Bd. V. 1. Abtheilung. Heiligenbilder.
Gr. 8°. 362 S. geh. ℳ 6.—, fein geb. ℳ 7.50.
Inhalt des Bandes:
Karl von Assisi,
Caterina von Siena.
Hase's Heiligenbilder, nach Inhalt und Form als Meisterwerke gewürdigt, können den Kreisen höherer Bildung angelegentlich empfohlen werden.

Spamers illustr. Conversations-Lexikon.
Erste Auflage, 10 Bände. Halbfr. Wie neu. (ℳ 200.) Nur ℳ 100.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. Dichter u. Schriftsteller. 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. Künstler u. Musiker. 101 Blatt. Gelehrte u. Männer der Kirche. 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (ℳ 160.) Nur ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. (br. ℳ 194.) Schön Halbfr. Nur ℳ 75.—.

Gegen Voreinsendung oder Nachnahme.
C. Rudloff in Berlin W., Culmstraße 8.

Im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.
Posse in 4 Akten
von
Karl Bilk.
Preis eleg. brosch. 2 ℳ.
Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

Sommer-Pferdedecken
aus leinenem Drill, vorn zum Zuschnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeckend.
Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit
15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang
à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,
2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.
H. Herrmann, Deckenfabrik, **Stettin.**

Beste Reise- und Badelectüre.
Romane von Theophil Zolling.
(Verlag von H. Haessel in Leipzig.)

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
Vierte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Coulissengeister.
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Das deutsche Reich als Staat.
Eine geschichts-philosophisch politische Studie
von
Oberlehrer Dr. Ritter.
I. Theil: Entstehung bis 1871/91.
Preis 4 Mk.
Dieses Buch sollten alle Bibliotheken, besonders Bibliotheken höherer Lehranstalten, Politiker, Philosophen und Gelehrte sich zu eigen machen.
Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien bei A. G. Liebeskind in Leipzig:

Zu meiner Zeit.
Schattenbilder aus der Vergangenheit
von
Adolf Pichler.
21 Bogen gr. 8°. M. 6.60.
Dieses Werk des bedeutendsten der lebenden österreichischen Dichter enthält die Geschichte seines Lebens bis zum Jahr 1848. Das Buch bildet durch seine stete Bezugnahme auf die Zeitverhältnisse ein besonders für Tirol wertvolles Memoirenwerk, welches bei der Schilderung der damaligen politischen und literarischen Verhältnisse nicht zu umgehen sein wird.
Wo das Werk in den Buchhandlungen nicht vorrätig sein sollte, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 30. Juli 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Krieg in Sicht? Von A. Deut. — Die Untauglichkeit zum Militärdienst. Von E. Relling. — Die letzten Tage der Erde nach Camille Flammarion. Von A. Hanstein. — **Literatur und Kunst:** Bismarck in Dresden. Von Karl Gjellerup. — Darwinismus als practische Lebensphilosophie. (Schluß.) — **Feuilleton:** Der Kinder wegen. Von Egor Schugay. — **Aus der Hauptstadt:** Conserven. Von Oscar Justinus. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Krieg in Sicht?

Von A. Deut.

Der Reichsanzeiger schreibt: „Der kaiserlich deutsche Gesandte in Lissabon hat unter dem 14. v. Mts. an die königlich portugiesische Regierung mit Bezug auf das den Dienst der fremden Anleihen regelnde Decret eine Note gerichtet, deren Text wir ebenso wie die darauf erfolgte Antwort der portugiesischen Regierung vom 23. v. Mts. nachstehend in Uebersetzung wiedergeben", u. s. w.

Des Pudels Kern findet man sofort, wenn man die Anmerkungen, die die Börsenpresse dazu macht, studirt. Da heißt es: die Veröffentlichung dieser Aktenstücke zeigt, daß zwischen Deutschland und Portugal die Dinge bereits ein sehr ernstes Ansehen gewonnen haben. Die Argumentirung (!) des portugiesischen Ministers des Aeußeren läßt sich in die Worte zusammenfassen: wo nichts ist, da hat auch der Kaiser von Deutschland sein Recht verloren. Und kraft dieses Bettlerstolzes glaubt der Portugiese seinen Verpflichtungen uns (wer ist „uns"?) gegenüber ledig zu sein. Allein die Herren in Lissabon vergessen, daß Portugal auch noch gewisse Kolonien (nicht auch Provinzen?) besitzt, die nöthigenfalls ein ganz hübsches Pfandobject abzugeben vermöchten. Man darf begierig sein zu erfahren, wie die deutsche Reichsregierung diese portugiesische Ablehnung zu beantworten gedenkt.

Natürlich wird uns die Börsenpresse als Vaterlandsverräther hinzustellen suchen, wenn wir ihre Darstellung der Sache gründlich zu bezweifeln wagen. Wir müssen darum eine Kleinigkeit vorausschicken, über die man eigentlich kein Wort zu verlieren brauchte. Angenommen, der Kaiser erklärt übermorgen den Krieg an Portugal, so greifen wir zu den Waffen und thun unsere Pflicht und Schuldigkeit ebenso wie alle Tage. Es ist alsdann nicht mehr unsere Sache, überhaupt zu fragen, warum der Krieg erklärt ward. Vorläufig aber leben wir noch im tiefsten Frieden und Portugal zählt noch zu den „befreundeten" Nationen, und da hat man doch wohl das Recht, wenn nicht die Pflicht, Vernunft zu predigen, und zu verhindern, daß die kleine, aber mächtige Börsenpartei uns in den ungerechtesten aller Kriege hineinhetzt. Ja, diese Börsenhelden, die sonst so tapfer kämpfen für Abrüstung und ewigen Frieden, die jede Bewilligung eines Groschens oder eines Mannes als Chauvinismus ausmalen, — die rufen jetzt dem bettelstolzen Portugal zu: Revanche für unsere Procente und eifern jetzt, damit — der Kaiser von Deutschland sein (!) Recht nicht verliere.

Klingt das nicht gerade, als spekulire Se. Majestät in portugiesischen Staatsschuldscheinen? Dann allerdings würde die Frage sich drehen um das Recht des Kaisers. Natürlich kann davon keine Rede sein, man möchte nur gern Deckung suchen hinter dem Kaiser. Wer ist es also, dem wir die portugiesischen Kastanien aus dem Feuer holen sollen? Unter meinen Bekannten ist Niemand, von dem ich wüßte, daß er in Portugiesen macht. Also entweder er thut es gar nicht, oder heimlich. Jedenfalls sind es Spekulanten, die spekuliren, großkapitalistische Spekulanten, Mitglieder der goldenen Internationale, der mächtigsten und gefährlichsten aller Internationalen, die hier die Nationen gegen einander mobilisiren möchte für die Vaterlandslosen, deren Heimath da ist, wo die höchsten Procente blühen.

Gewiß kann man annehmen, daß nicht nur Millionäre, sondern auch manche kleine Leute ein paar Portugiesen im Pulte liegen haben. Stets gesellen sich zu den Verführern auch einige Verführte, so ist es der Lauf der Welt. Diese Verführten mögen sich damit trösten, daß man — durch Schaden klug wird. Sie mögen sich damit trösten, daß sie außer dem Verluste keine weitere besondere Strafe erleiden. Denn wenn es in Sachsen-Weimar-Eisenach verboten ist Lotterieloose aus Sachsen-Koburg-Gotha zu kaufen, so darf doch wohl Deutschland auch verbieten, portugiesische Anleihen zu unterstützen. Oder hat etwa der Kaiser Deutschlands für Portugals Schulden Bürgschaft geleistet? Es ist leicht zu beweisen, daß es Deutschlands Interessen geradezu zuwiderläuft, fremde Anleihen besonders verlockend zu machen, oder deren Gläubiger, mögen sie nun in Berlin oder Frankfurt a. M. sitzen oder sonstwo in der Welt, noch besonders zu schützen. Zwar könnte man einwenden, daß unsere eigenen Anleihen nicht nur gedeckt, sondern sogar vielfach überzeichnet seien. Dieser Einwand würde aber nur beweisen, daß man von den ersten Grundsätzen der Geldwirthschaft noch keine Ahnung hat. Denn je lockender die ausländischen Anleihen für den deutschen Kapitalisten sind, um so ungünstiger werden die Bedingungen, um so höher die Procente, die unser Staat bieten muß, um das heimische Kapital für den heimischen Marktbedarf zurückzuhalten. Jeder soll und muß wissen, daß Spekulationen in Ausländereien ein Risiko mitbringen. Es liegt im Begriff des Risikos, daß wer viel gewinnen will, viel wagen muß und viel verlieren kann.

Nun gut, die Spekulationen auf Lissabon drohen „schief" zu gehen. Dann müssen eben die ihre Suppe ausessen, die sie sich eingebrockt haben. Aber nein, da sollen nun auf einmal die Knochen des pommerschen Füsiliers herhalten! Da soll

der Staat eingreifen und helfen für die Leute, die sonst am lautesten gegen alle Staatshülfe zetern! Wenn nun aber die Lissaboner Papierchen mit 100 Procent Profit verkäuflich wären, wie dann? Hätte dann etwa der biedere pommersche Füsilier seinen Gewinnantheil erhalten?

Aber wer sagt denn, daß „wir" „deutsche" Spekulanten alle auf der Hausse-Seite stehen? Ich z. B. habe ja möglicherweise eine riesige Zahl von Stücken zu liefern, sagen wir nach Paris, und habe dabei auf einen gewaltigen Kurssturz mit Sicherheit rechnen zu dürfen geglaubt. Ich fordere daher unsere Regierung auf, in Lissabon zur äußersten Rücksichtlosigkeit gegen die Staatsgläubiger zu ermuntern, weil mir sonst ein riesiger Schaden erwächst und Paris auf meine Unkosten reich wird!

Unsere „humane" Gesetzgebung hat die Schuldhaft abgeschafft. Wenn der Bankerott nicht „betrügerisch" ist, so kann der Schuldner Unglück gehabt haben, so kann ihn ebenso wenig Schuld treffen als ein Grundstück, dessen Marktpreis unter die Hypothekensumme sinkt. Darf der König von Portugal überhaupt dulden, daß seine Bauern zu Zinssklaven herabsinken?

Man hüte sich, hier den klaren Blick durch nationales Vorurtheil trüben zu lassen. Nirgends wäre das thörichter, als gerade in diesem Falle, wo die Internationale betteln geht bei dem deutschen Volke um die pommerschen Füsilierknochen gegen portugiesischen „Bettelstolz". Die Sache kann ein ander Mal ebenso gut umgekehrt liegen! Sie hat schon umgekehrt gelegen. Was that jener deutsche Kaiser, als die Ausländer ihren jährlichen Tribut einzufordern kamen — er schickte ihnen einen todten Hund und griff dann zum Schwerte, um ihnen Alles auf einem Brett heimzuzahlen.

Noch haben wir — Gott sei Dank! — nicht das heißersehnte internationale Schiedsgericht, das portugiesische Kolonien als „ganz hübsche Pfandobjecte" für Berliner Börsianer mit Beschlag belegen könnte. Aber man sieht, worauf die freisinnigen „Friedenscongresse" hinzielen. In jedem internationalen Schiedsgericht würde natürlich die stärkste Internationale herrschen, mithin die Börse. Dann wäre freilich die „wirthschaftliche Freiheit" bis zur äußersten Schlußfolgerung durchgeführt. Wirklich spaßhaft ist es, wie die Gedanken unserer Manchesterleute immer wieder diesen Punkt umkreisen. Natürlich ist es, wenn ein siegreiches Volk nach dem Kriege eine feindliche Provinz besetzt hält, bis die Kriegskosten bezahlt sind. Aber die Börsenleute schwelgen geradezu in diesem „friedlichen" Erobern von Provinzen durch Börsengeschäftchen. So z. B. Eugen Richter in seinen „Sozialdemokratischen Zukunftsbildern". Er läßt am Schlusse unsere Feinde drohen, sie würden „im Falle längeren Säumens in der Bezahlung der Schuld sich genöthigt sehen, Theile von Posen und Ostpreußen, sowie Elsaß-Lothringen in Pfandbesitz zu nehmen. Sie erklärten sich bereit, eventuell in Verhandlungen zu treten über Erlaß der Schulden, falls Deutschland geneigt sei, diese Landestheile endgültig abzutreten." Eugen fügt selbst hinzu: ist dies nicht eine beleidigende Frechheit sondergleichen? So stellt sich hier der „Dichter" über sein Machwerk, aber einige Zeilen weiter „hat die Auspfändung Deutschlands inzwischen schon begonnen." Ein anderer freisinniger Dichter, Herr Conrad Wilbrandt, weiß auch kein anderes Mittel, um den sozialdemokratischen Zukunftsstaat zu stürzen, als daß er im Auslande Krieg ausbrechen und so unseren Export abnehmen läßt. Wie müssen sich da die Sozialisten geschmeichelt fühlen.

Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Dann mag der Teufel danach fragen, wie hoch die Actien in Portugal, in Argentinien u. s. w. stehen, und welche Türkenloose bei der letzten Ziehung herausgekommen sind. Dann können wir uns wieder behaglich im Sorgenstuhl recken, wenn wir hören, wie hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen. Sie mögen sich die Schädel spalten, und der Pommer kann seine Knochen ruhig schlafen legen.

Die Untauglichkeit zum Militärdienst.

Von E. Kelling.

Kein Volk der ganzen Erde bedarf so sehr des starken militärischen Schutzes wie das deutsche. Bei keinem Volke würde die von manchen Seiten so dringend empfohlene „Abrüstung" so sehr den Selbstmord bedeuten, wie bei dem deutschen. Sicherheit ist die erste Lebensfrage. Was für den reichen Mann der diebessichere Geldschrank, das ist für uns das starke, jederzeit schlagfertige Heer, wenn wir unser nationales Dasein erhalten wollen, und das wollen wir doch wohl. Eine sehr gewagte Spekulation ist es daher, wenn wir „aus Sparsamkeitsrücksichten" an den Ausgaben für das Heer hier und da ein paar Millionen abzuhandeln trachten. Diese Sparsamkeit kann uns theuer zu stehen kommen.

Da das fast allgemein als richtig anerkannt wird, so scheuen wir keine Ausgabe, die die technischen Fortschritte für das Heer nothwendig machen. Wir führen neue Gewehre ein, neue Lanzen für die Reiterei, wir bauen neue und theure, sehr theure Kriegsschiffe. Ungezählte Milliarden sind dadurch im Laufe der Zeit aufgebraucht worden, anderen Zwecken natürlich entzogen und geopfert auf dem Altar des Vaterlandes.

Die allgemeine Wehrpflicht würde schwerlich bestehen können ohne die allgemeine Schulpflicht. Denn einem Manne gegenüber, dem auch die allereinfachsten Dinge großes Kopfzerbrechen bereiten, würde auch der wetterfesteste Unteroffizier machtlos sein. Jener ließe sich höchstens ausbilden zum Kanonenfutter. Ein bekanntes Wort sagt, daß bei Sadowa der preußische Schulmeister den Sieg davongetragen habe. Ein wenig Wahrheit ist daran sicherlich.

Die theuersten Kriegsschiffe sind werthlos ohne eine tüchtige Bemannung, die vorzüglichsten Kanonen werthlos ohne tüchtige Bedienungsmannschaft, das trefflichste Gewehr werthlos ohne einen treffsicheren Schützen. Mit anderen Worten, nicht die Waffe kann den Sieg erringen, sondern nur der Soldat, der sie zu führen versteht. Der Geist, der eine Truppe beseelt oder nicht beseelt, ist fast eine sichere Gewähr für den Sieg oder für die Niederlage, je nachdem. Aber ein gesunder Geist kann nur bestehen in einem gesunden Leib. Woher der kranke Leib rührt, das haben hervorragende ärztliche Größen der neuesten Zeit deutlich ausgesprochen, hauptsächlich von zwei Seiten: vom Elend und vom Ueberfluß. Diese beiden Krankheitsbacillen sind es, die auch den Geist demoralisiren. Eine verweichlichte Truppe wird eine leichte Beute des Gegners. Eine halbverhungerte Truppe kann keinen nachhaltigen Widerstand leisten. In der letzten Beziehung darf man nur eins dabei nicht verwechseln. Ein guter, abgehärteter Soldat kann lange Zeit mit kärglicher Kost ausharren, aber immer nur vorübergehend, indem er gewissermaßen vom eigenen Fette zehrt, aber er muß dann eben auch etwas „zuzusetzen" haben. Ein von Jugend auf überhaupt mangelhafter ernährter Mann dagegen ist niemals abgehärtet, ja er ist von vornherein — dienstuntauglich.

Erschreckend hoch ist der Procentsatz, der sich alljährlich als dienstuntauglich herausstellt, und er steigt immer höher. Auch wenn man von Kränklichkeit und schweren körperlichen Fehlern ganz absieht, so bleibt die viel weiter verbreitete allgemeine Schwächlichkeit des Körperbaues und der Gesundheit. Das sogenannte Militärmaß, d. h. die Länge des Körpers scheint immer tiefer zu sinken, ebenso nimmt auch die so sehr wichtige Weite des Brustumfanges immer mehr ab. Schon wenn man äußerlich und oberflächlich eine größere Truppenmenge überschaut, so kann es einem auffallen, wie gegen eine Zeit vor etwa 10 Jahren der Gesammteindruck als schwächlicher und minderwerthiger erscheint. Wohin soll das noch hinaus? Unsere Vorfahren waren heldenhafte Siegfriedgestalten, vor denen die alten Römer selbst zittern mußten, und noch Götz von Berlichingen führte eine wuchtige Faust, die nicht zwei Mal zuzuschlagen brauchte. Einzelne solcher Helden haben wir auch heute noch, aber sie beginnen angestaunt zu werden als seltene Wunderthiere, sie beginnen gegen Eintrittsgeld aufzutreten als fabelhafte Ringkämpfer.

Aber unsere Nachkommen? Sollen sie daherwandeln wie Sprößlinge aus Alberichs Geschlecht? Alberich ist kein taugender Hüter des Rheingoldes. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage! Die Darwinisten behaupten ja, der Kampf um's Dasein züchte ein immer vollkommeneres Geschlecht, und bei den Pferden und Hunden scheint manches dafür zu sprechen. Warum müssen gerade wir eine so eigenthümliche „Vervollkommnung" durchmachen.

Wer noch ein deutsches Herz in seiner Brust schlagen fühlt, der weiß, daß es sich hier dreht um das höchste Gut unseres Volkes. Um dieses zu erhalten, ist uns kein Opfer zu schwer, keines. Und müßte die deutsche Jungfrau ihre Kleinodien von Haar und Busen reißen, und müßte sie selbst den Ring der Treue vom Finger ziehen, sie wird es, wenn sie ihr Volk retten soll. Wir wollen nicht alle dienstuntauglich werden, wir wollen vielmehr wieder alle diensttauglich werden. Noch ist das Herz deutsch geblieben, ob vieles auch schon verloren ging. Wir haben den guten Willen, wenn wir auch den rechten Weg nicht immer wissen. Wir müssen uns hüten davor, unseren Patriotismus daraufgehen zu lassen nur bei einzelnen festlichen Gelegenheiten im dreimaligen, tausendstimmigen Hoch auf Kaiser und Reich und Gesängen auf das einige Deutschland.

Bisher haben wir wenigstens noch so viel diensttaugliche Männer auftreiben können, um die Ziffer unserer Friedenspräsenzstärke zu füllen. Es tritt aber in neuester Zeit immer gebieterischer die Forderung an uns heran, mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst zu machen, selbst auf Kosten einer Verkürzung der Dienstzeit. Auf die Frage selbst wollen wir uns hier nicht weiter einlassen, dafür wird unsere Heeresleitung in so vorzüglicher Weise Sorge tragen, wie es überhaupt nur einem Menschen möglich ist. Wir werden daher ebenso wenig über den Versuch einer zweijährigen Dienstzeit klagen als wir murren würden, wenn etwa die Einführung einer vier- oder fünfjährigen Dienstpflicht geplant wäre. Unsere Sache ist es nur, jederzeit bereit zu sein, nicht nur zum Hochrufen, sondern auch zu empfindlicheren Opfern. Wenn der Reichstag dabei eine „Geldbewilligungsmaschine" wird, so ist das noch viel besser, als wenn er sich von gewissen Parteiführern zur Geldverweigerungsmaschine machen läßt.

Aber es hilft noch nichts, wenn der Reichstag „jeden Mann und jeden Groschen" bewilligt. Denn der Mann muß vor allen Dingen diensttauglich sein, sonst ist es für die Militärverwaltung gerade so gut, als wäre er gar nicht da, oder als wäre er ein verweigerter Mann. Wenn aber die jährlichen Aushebungen in Zukunft in einem ganz anderen Maßstabe stattfinden als heute, so kann der Fall sehr leicht eintreten, daß die Menschenzahl wohl da ist, aber nicht taugt für die Dienste, die zu leisten sie das Vaterland berufen hat. Und dieser Fall muß eintreten, sogar in ungeheuerem, erschreckendem Umfange, sobald eine volle allgemeine Wehrpflicht in irgend einer Weise zur Durchführung kommen soll — das ist schon durch die heutigen Statistiken bewiesen.

Auch wenn sich das nicht in dieser Weise äußert, so bleibt die Thatsache für sich beschämend und tieftraurig. Verlangt denn der militärische Dienst etwa herkulisch gebaute Knochen und Muskeln? Es sieht leider heute mancher Soldat trotz des bunten Rockes einem Thersites ähnlicher als einem Achilles. Das Militär verlangt ja nicht mehr als einen gesunden und normal ausgewachsenen Menschen. Also jeder Dienstuntaugliche ist schon eben deshalb nur ein halber Mann, denn er ist ein halber Krüppel.

Woher nun aber dieses nationale Unglück, diese nationale Schmach, geradeheraus gesagt? Von den „Reichen" können wir hierbei absehen, denn nach den statistischen Tabellen gibt es nirgends mehr als 2—3 Procent von solchen, die sich etwas höher schätzen können als höchstens Mittelstand. Also von den Reichen kann die große Menge von Untauglichen schon deshalb nicht herrühren. Sie muß nothwendig aus den ärmeren Klassen entspringen, womit natürlich noch nicht bewiesen ist, daß sie in der Armuth ihre Ursache hat.

Aber das ist durch statistische Erhebungen nachgewiesen, daß die Kinder gedienter Leute viel kräftiger und gesünder sind als die Kinder derer, die wegen Dienstuntauglichkeit vom Militär befreit werden mußten. Nun könnte man zwar glauben, hier seien eben die Kinder schwächlicher Väter wieder schwächlich. Aber daß auch der Dienst selbst kräftigend auf die Nachkommenschaft wirkt, das haben die Ermittelungen in solchen Gegenden festgestellt, wo die allgemeine Wehrpflicht erst 1866 eingeführt wurde. Hier heißt es also, wie so oft, wo die Macht der Thatsachen das Wort hat: wer hat, dem wird gegeben werden. Die Kinder Tauglicher werden, eben weil ihre Väter dienen, immer tauglicher und tüchtiger. Die Kinder Untauglicher werden, eben weil ihre Väter nicht dienen, immer unbrauchbarer und schwächlicher. Es ist auch gut, sich einmal zu erinnern, daß das deutsche Wort Tugend von taugen sich ableitet, ein Untauglicher ist nicht tugendhaft, ist ein Taugenichts.

Der Militärdienst ist also eine hohe Wohlthat für die Nachkommen. Er ist aber auch trotz der großen Geldsummen, die er verschlingt, eine wirthschaftlich sehr weise und sparsame Kapitalanlage für die Zukunft. Denn im Allgemeinen kann man sagen, daß militärdienstliche Untauglichkeit Hand in Hand geht mit wirthschaftlicher, mit Arbeitsunfähigkeit. Nur darf man sich nicht dadurch irre machen lassen, daß schlechthin arbeitsunfähig überhaupt Niemand ist, da auch ein Krüppel und „Ganzinvalide" noch irgend welche Kleinigkeiten verrichten kann. Aber es ist vom volkswirthschaftlichen Standpunkt schon sehr bedenklich, wenn die Arbeitskräfte geringfügig sind und zu frühe Invalidität eintritt. Körperschwäche ist Arbeitsschwäche, und Arbeitsschwäche ist Armuth, wenn es wahr ist, daß die Arbeit die Quelle aller Reichthümer ist.

Auch die Armuth steigert sich von selbst immer weiter. Denn die Armuth bringt Geldmangel, Nahrungsmangel, Körperschwäche, Arbeitsunfähigkeit und so wieder Geldmangel, das ist der Kreislauf der Armuth. Und diesem Kreislauf können auch die Kinder nicht entgehen, die an des Vaters Tische essen, oder wenn kein Essen da ist, hungern.

In derselben Weise bringen sich auch Untauglichkeit und Armuth gegenseitig hervor. Man kann die Reihe: Armuth, Schwächlichkeit, Dienstuntauglichkeit ebenso gut vorwärts wie rückwärts aufsagen. Daher muß der Staat vor allen Dingen sein Augenmerk darauf lenken, daß die Kinder ordentliche Pflege haben. Was in der Jugend versäumt wurde, läßt sich in späteren Jahren nicht wieder gut machen. An Pflege des Geistes läßt es ja unsere Volksschule nicht fehlen. Wir haben da das Prinzip des laisser aller glücklich durchbrochen, und schieben nicht mehr die Verantwortung für alles auf das „freie" Belieben der Eltern. Denn die Kinder sollen nicht leiden unter Irrthümern und Fehlern der Eltern. Daher bieten wir auch dem Aermsten unsere staatliche Schule, und sagen nicht etwa: suche dir doch einen Lehrer, der Lust hat, dich umsonst zu unterrichten, wenn du nicht bezahlen kannst.

Eine Stadt, wie etwa Berlin, kann stolz sein auf ihr Volksschulwesen, dem ein Heer von Schülern und Schülerinnen seine geistige Nahrung und fast sein geistiges Dasein verdankt. Freilich den freisinnigen „Vätern" der Stadt haben sie es nicht zu verdanken, sondern den Leitern des Staates, die zwangsweise die Volksschule durchführten, nicht sie in das Belieben der Stadtverwaltungen stellten. Das soll kein Tadel sein, denn jeder ist eben sich selbst der nächste, und die bei den preußischen Communalwahlen übliche Dreiklassentheorie bringt eben Leute an's Ruder, die wenig Lust haben, für die Kinder armer Leute etwas zu unternehmen, was Geld kostet. Für die Errichtung höherer Schulen war natürlich immer Geld da, auch wenn sie noch viel kostspieliger waren.

Wenn man sich um die Zeit des Schulschlusses am Ausgange eines größeren Schulhauses aufstellt, so kann man einen ansehnlichen Schwarm von Kindern bequem beisammen sehen. Auch bei flüchtiger Betrachtung wird man doch das eine meistens feststellen können, daß der allgemeine Kräftezustand (ich will absichtlich nicht sagen Gesundheitszustand) kein befriedigender ist. Es kommt freilich alles darauf an, wie hoch man seine Ansprüche stellt. Die Zufriedenheit ist gewiß eine

schöne Sache, aber daß die offiziellen Berichte auch in den verruchtigsten Gegenden des Weberelendes immer so zufriedenstellend ausfallen, das will mir ganz und gar nicht gefallen. Wir haben uns an die Noth schon viel zu sehr gewöhnt, wir betrachten jeden noch als gesund und wohlgenährt, dessen Knochen nicht in spitzen Ecken hervorstehen und den seine Beine noch tragen können. So ist mancher Spießbürger auch mit seinem Einkommen von 6000 Mark sehr unzufrieden, während er sehr zufrieden damit ist, daß die Familie im Hinterhaus 1325 Mark zu verzehren hat. Wenn ich den Kraftezustand eines armen Kindes beurtheilen will, so denke ich nur (selbstredend!), als ob es mein eigenes Kind wäre, und dann macht die „leidliche Zufriedenheit" gar oft einen unleidlichen Jammer Platz, und aus der zufriedenen Gleichgültigkeit wird das tiefste Mitleid. Dagegen sollte man sich niemals abstumpfen lassen.

Die private Wohlthätigkeit! Die ist sehr schön, und wird immer ihren Platz in der Welt behalten. Aber sie paßt nicht überall. Hier paßt sie nicht, denn sie hilft zwar mehr als nichts, aber nicht viel mehr als nichts. Was würde man wohl sagen, wenn einer die Volksschule wieder abschaffen wollte und den Vorschlag machte, durch Privatunterricht und Unterstützungen reicher Leute für die geistige Nahrung der Kinder zu sorgen? Ist denn nun aber die leibliche Nahrung weniger werth als die geistige? Oder ist sie etwa billiger zu haben? Brot und Fleisch sind nicht wohlfeiler als es Privatunterricht sein würde.

Angenommen, es sei dem Staate völlig einerlei, ob die unschuldigen Kinder hungern müssen, er schiebe die Verantwortung dafür durch irgend eine spitzfindige juristische Theorie auf die Eltern ab. Nun wissen wir aber, daß die Folgen des Hungerns sowohl wirthschaftliche als auch militärische Unfähigkeit sind, also den Schaden hat doch der Staat zu tragen, nicht die Eltern, denn die sind später längst begraben, wenn das neue Geschlecht erwachsen ist. Also im eigensten Interesse schon muß jeder Staat für die Kinder sorgen, auch wenn er ein Raubstaat ist, der vom Christenthum nicht einmal den Namen kennt.

Die Sorge für Kräftigung der Kinder kann in sehr verschiedener Weise zum Ausdruck kommen. Ein sehr einfaches Verfahren wurde von den alten Spartanern geübt. Da wurden alle schwächlichen und kränklichen Kinder zum sofortigen Tode verurtheilt durch Aussetzen im wilden Taygetos. Der Erfolg war, wie es nicht anders sein konnte, die höchste Kriegstüchtigkeit. Wir wollen jenen Gebrauch nicht zur Nachahmung empfehlen, wir möchten aber kurz hervorheben, daß er dem heutigen laisser aller in jeder Beziehung überlegen war. Daß die Diensttauglichkeit dadurch erhöht wurde, liegt auf der Hand. Ebenso auch, daß er die Arbeitskraft und damit den Nationalwohlstand heben muß. Es könnte nur noch daran getadelt werden, daß er barbarisch, unchristlich sei. Das war er auch. Aber sicherlich ist unser Gebrauch von heute noch barbarischer, unchristlicher. Denn wir beglücken das Neugeborene mit einer standesamtlichen Anmeldung, im Uebrigen aber verweisen wir dasselbe auf eine vorsichtige Auswahl seiner Eltern. Das ist jedenfalls christlich nicht. Denn Christus sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht. Ist es christliche Milde, wenn man kleine Kinder einem langsamen Hungersiechthum überläßt? Woher soll eine arme Mutter die Kraft nehmen, ihren Säugling zu stillen? Man darf sie nicht auf den Weg der Bettelei verweisen, weder auf private Wohlthätigkeit, noch auf Armenunterstützung. Man zieht damit nur Heuchelei groß und setzt Prämien auf geübtes Wehklagen und auf das lauteste Hülfegeschrei.

Entweder sind die sogenannten Feriencolonien etwas Gutes, dann mag sie der Staat im ausgedehntesten Maßstabe in die Hand nehmen, um die Volkskraft, der er selbst seinen Bestand verdankt, nicht verkümmern zu lassen. Sind sie aber etwas Schlechtes, so mag er sie einfach ganz verbieten. Nach unserer Meinung hat die Sache ihre zwei Seiten. Das Gute liegt so nahe, daß es keiner Erwähnung bedarf. Aber das Uebel besteht erstens darin, daß in der Praxis die Feriencolonie trotz ihrer Freiwilligkeit auf die armen Leute einen Zwang ausübt, indem der Vortheil so groß ist, daß ihn eine ärmere Familie kaum zurückweisen kann. Denn es heißt: entweder gieb uns deinen Liebling, dein Kind auf vier Wochen, oder verzichte auf alle pecuniären Vortheile, die wir dir damit bieten. Wer die Wahl hat, hat die Qual. Zweitens ist die Erholung mit einer Losreißung vom Elternhause doch wohl etwas theuer erkauft. Man setze sich gefälligst nur einmal in die Lage einer armen Mutter, eines armen Kindes hinein. Statt der Nahrungssorgen kommen die Besorgnisse um die abwesenden Lieblinge, denn ein Mutterherz läßt sich auch durch die beste Pflege von fremden Händen nicht beruhigen. Oder sollen die armen Leute etwa durch die Feriencolonien gewöhnt werden an die sozialdemokratischen Kindererziehungsanstalten außerhalb des Elternhauses?

Baares Geld mit freier Verfügung darüber bleibt das einzig richtige Mittel, um für die körperliche Kräftigung der Kinder die gehörige Grundlage zu schaffen. Eine Begünstigung kinderreicher Familien ist damit noch lange nicht zu befürchten, denn die staatliche Beihülfe soll immer nur so gering bemessen werden, daß sie bei weitem die Auslagen der Eltern für die Kinder nicht deckt. Wo die Eltern Pflichten haben (Schulzwang, Militärzwang), da haben sie auch Rechte, nämlich auf eine Beihülfe des Staates. Nur darf man die Kosten nicht etwa den privaten Arbeitgebern aufhalsen. Denn diese werden sie immer wieder, offen oder verdeckt, auf die Arbeitslöhne abwälzen. Man müßte denn zwangsweise Maximalarbeitstage und Minimallöhne einführen, Dinge, die nach unserer Ueberzeugung entweder ganz undurchführbar sind, oder doch sehr unheilvoll sein würden, worauf wir aber hier nicht weiter eingehen können.

Auch die staatliche Geldbeihülfe zur Kindererziehung ist nicht von heute auf morgen und nicht ohne große Mittel auszuführen. Aber sie muß kommen und muß bald kommen, und die Mittel müssen gefunden werden. Denn Heer und Volk sind ein unzertrennliches Ganzes, und eine Fürsorge für's Heer ohne eine gleichzeitige zweckmäßige Fürsorge für's Volk schöpft immer nur in's Faß der Danaiden.

Die Kosten werden am besten der allgemeinen Reichskasse, mithin keiner besonderen Einnahmequelle entnommen. Erhöhung der Einkommen- und Kapitalsteuer ist das einfachste Mittel zur Erhöhung der Gesammteinnahme. Nur möchten wir noch bemerken, daß eine Junggesellensteuer, die in der Theorie manches für sich hätte, in der Praxis gerade das Allerverkehrteste wäre. Aus Raummangel können wir nur ganz kurz auf einige Hauptsachen hinweisen. Eine Junggesellensteuer wird immer unpopulär sein, sie wird auch die nöthige Mehrheit im Reichstage niemals finden, und sie ist mit Recht unpopulär. Denn erstens haben wir heute schon gerade genug Geldehen und andere Scheinehen. Ein Junggeselle, der dadurch eine hohe Jahressteuer sparen kann, wird leicht für billiges Geld ein weibliches Wesen finden, das zu einer Scheinehe bereit ist. Sind doch heute auch solche Wesen zu kaufen zu allen möglichen Zwecken. Bekanntlich ist ja für Geld überhaupt Alles zu haben. — Glücklicher Weise lassen sich die guten Wirkungen der Junggesellensteuer auch auf anderem Wege erreichen. Zu den guten Wirkungen rechnen wir in erster Linie eine gerechtere Vertheilung des Gesammteinkommens. Heute muß ein Familienvater, auch wenn er 6—8 Kinder hat, sehen, wie er mit demselben Gelde auskommt, von dem ein Junggeselle seines Standes lebt. Daher geht es den Familienvätern im Allgemeinen ziemlich traurig, und zwar bis zu den höchsten Ständen, wenn sie nicht zufällig Privatvermögen erheirathet haben. Umgekehrt geht es den Junggesellen zu gut, selbst in den untersten Ständen, bei den Arbeitern und Tagelöhnern. Den jungen Leuten ist die plötzliche Freiheit und Ungebundenheit gar nicht heilsam, sie werden übermüthig, namentlich wenn sie zu viel Geld durchzubringen haben. Eine Besserung hierin wird aber auch ohne Junggesellensteuer erzielt, wenn eben staatliche Beihilfen für die Familienväter gewährt werden. Denn jeder Volkswirth wird zugeben müssen, daß dadurch die Arbeitsverhältnisse erheblich herabgedrückt werden, wodurch auf die jüngeren, unverheiratheten Leute ein sehr heilsamer Druck

ausgeübt wird, ohne daß der Staat nöthig hat, sich mit der schwierigen Aufgabe des Einkassirens von Geldern bei den leichtsinnigen Jünglingen zu befassen. Die Löhne werden aber nicht etwa um den vollen Betrag der Beihülfe sinken. Denn da sie immer mindestens so hoch bleiben, daß auch die Junggesellen noch ein angemessenes Auskommen damit finden können, so werden jedenfalls auch die Familienväter mit ihrem vom Staate gelieferten Plus ohne schwere Nahrungssorgen leben können. Dann erst ist Hoffnung vorhanden, daß der verderbendrohenden Zunahme der Dienstuntauglichkeit der Boden entzogen wird.

Die letzten Tage der Erde nach Camille Flammarion.

Von A. Hanstein.

Wir leben in einer Zeit des gespannten Wartens „der Dinge, die da kommen sollen." Die Menschheit öffnet ihre Augen dem grenzenlosen Jammer, den sie selbst in sich angestiftet hat. Die Armen und Elenden schreien laut aus ihrem Elend heraus; der Arbeiter fordert seinen Lohn; die Frau schüttelt ihre Fesseln. Es soll und muß besser werden. Tausend und abertausend Hände greifen, begeistert oder verzweifelt, in die Speichen des großen Rades alles Menschenseins, um es rascher dem besseren Lande zuzurollen; tausend und abertausend Stimmen rufen den Arbeitenden Beifall und Ermuthigung zu: Vorwärts! Vorwärts!

Und wenn wir vorwärts gekommen sind, einen so großen Schritt, wie unsere Schwungkraft uns erlaubt; wenn die nächste Generation auch ihr Vorwärts gerufen und vollbracht hat; wenn immer rastloser, mit stets vermehrten Hülfsmitteln ein Menschengeschlecht nach dem anderen lebt und ändert: was wird das Ende, der höchste, der schließlich erreichte Zustand sein? Wie werden die letzten Menschen auf Erden leben? Wie werden sie aufhören, zu sein?

Nur die Phantasie des Menschen weiß eine Antwort darauf zu geben. Der Amerikaner Bellamy entwirft uns in seinem allbekannten „Rückblick" das Bild der Menschheit im Jahre 2000. Der Franzose Flammarion geht weiter, indem er uns „die letzten Tage der Erde" schildert.

Ganz ernst will der geistreiche Pariser Professor seinen Artikel in der „Contemporary Review" wohl nicht als Antwort auf eine so große Frage gelten lassen. In dem eleganten Gefährt seiner Phantasie führt er uns eine Hypothese über das Ende der Erde vor, die dem Astronomen annehmbar erscheinen mag; und hintenauf steht der Sarkasmus, mit der Geißel französischer Schärfe die Rosse anzutreiben. Kein Wunder, daß der Artikel uns vom ersten bis zum letzten Worte in Spannung erhält.

Nach Flammarion wird unsere Erde einmal vereisen. 22 Millionen Jahre wird sie bewohnt gewesen sein, doch nicht die ganze Zeit von Menschen; denn der Verfasser theilt die Geschichte unseres Globus in sechs Perioden ein, von denen die ersten vier die der untergeordneten Bildungen in der organischen Welt sind, während nur die beiden letzten Menschen hervorbringen.

„Das primitive menschliche Zeitalter, die Zeit der Trennung nach Nationen, des Barbarismus und des Militärsystems hatte ungefähr 200,000 Jahre ausgefüllt; und das sechste Zeitalter, das der intelligenten Menschheit, hatte während nahezu zwei Millionen Jahren geherrscht."

Dann naht das Ende, der Untergang der Erde in Kälte und Eis, welchen Flammarion folgendermaßen begründet:

„Durch die lange Reihenfolge von Jahrhunderten hindurch war die Erde älter und die Sonne kälter geworden. Im Beginn der Zeiten war die Erdkugel gänzlich mit Meereswasser bedeckt gewesen. Hebungen ließen zuerst Inseln, dann weite Kontinente hervortauchen; die Verdunstungsfläche verminderte sich; die Atmosphäre wurde mit weniger Dunst gesättigt und konnte die von der Sonne empfangene Wärme nicht so gut bewahren, so daß eine allmähliche Abnahme der Temperatur vor sich ging. Während des ersten menschlichen Zeitalters war noch Dreiviertel der Erdkugel mit Wasser bedeckt, und die Temperatur blieb eine hohe. Aber von Jahrhundert zu Jahrhundert drang ein Theil des Regenwassers in die tiefen Felsen und kehrte nicht wieder zum Meer zurück, die Wassermenge verminderte sich, die Oberfläche des Meeres wurde niedriger, und der schützende Schleier atmosphärischen Dunstes gewährte der nächtlichen Ausstrahlung nur einen ungenügenden Schutz. Das Resultat hiervon war langsame, jahrhundertelange Abnahme der Temperatur und darauf das Umsichgreifen des Eises, das anfangs nur die hohen Berge und die kalte Zone bedeckte, nach und nach aber in die gemäßigten Zonen eindrang und die Region des ewigen Schnees unmerklich herabdrückte.

Da andererseits die Sonne, die Quelle alles Lichtes und aller Wärme, fortwährend, ohne einen Augenblick des Stillstandes im Mittelpunkte des kalten, finsteren und leeren Raumes strahlte, verlor sie die Wärmekraft, welche die Erde belebte . . . Ihre Farbe wurde gelber, ja sogar röthlich', als sie ihren Wasserstoff verzehrte, sich oxidirte, metallisirte. Diese langsame Verwandlung ihrer Lichtfläche, die Vermehrung ihrer Flecke, die Verminderung der Ausbrüche in Protuberanzen brachten eine entsprechende Abnahme in der Wärmeausstrahlung hervor.

In Folge dieser verschiedenen Ursachen war die Temperatur der Erde von Jahrhundert zu Jahrhundert niedriger geworden."

Das ist der Stand der Dinge, in den der Verfasser uns einführt, um das Jahr 2,200,000 nach Chr. Die Erde ist fast ganz in Frost erstarrt. Die Eis- und Schneewildniß unserer jetzigen Polarzone hat die gemäßigten Zonen verschlungen und nähert sich mehr und mehr dem Aequatorialgürtel. Die früher heiße Zone ist auf die milden Verhältnisse unserer gemäßigten Breiten heruntergebracht, und dort allein, in einem Gürtel zu Seiten des Aequators, durch Centralafrika, Südamerika hindurch, die Südspitzen Asiens streifend, lebt der Rest der Menschheit. Europa ist längst in Schnee begraben; es verschwand unter den Gletschern, die mit eisiger Macht vom Nordpole, von Sibirien und Lappland einerseits, von den Alpen, vom Kaukasus und den Pyrenäen andererseits herabsteigen. 100,000 Jahre sind es schon her, seit Paris, London, Wien, New-York in Eis zu Grunde gegangen sind. Ihre Stätte kannte man noch vor Menschenaltern; denn es wurden Expeditionen unternommen, die Ruinen aus ihrer tödtlichen Hülle zu schälen und daraus den Zustand längst vergangener Menschengeschlechter kennen zu lernen.

Und was ist die Menschheit auf einer solchen Erde?

Hier bricht Flammarion's Satire durch. Wir Menschen von heute fühlen den Stachel, wenn er sie uns zeigt, in Zahl zusammengeschrumpft, den letzten Brennpunkt menschlicher Civilisation im äquatorialen Afrika gründend, in der prächtigen „Sonnenstadt" ein Leben raffinirten Genusses führend. Durch Jahrhunderte hindurch sich vervollkommnend, hat das Menschengeschlecht die höchste Schönheit erreicht; und die Harmonie der Formen ist der Ausdruck ihrer Gesinnung. Denn wie Brüder leben die Erdenbewohner zusammen, nicht länger durch die barbarischen Vorstellungen von Nationalität, Feindschaft, Krieg getrennt, eine Sprache sprechend, durch Einrichtungen, von denen unser Telegraph, Phonograph, Telephon schwache Vorläufer sein mögen, durch jede Entfernung hindurch mit einander verkehrend.

„Sie arbeiteten nicht mehr materiell. Ein Netz von Elektrieität überspannte die Erdkugel und brachte auf Wunsch alles hervor, was nöthig war . . . Die Hauptstadt . . . hatte sich mit Leib und Seele in die ausgesuchtesten Raffinements des Vergnügens und des Genusses gestürzt; und die Resultate des Fortschrittes, die Erzeugnisse der Wissenschaft, der Kunst, des Gewerbes waren mehrere Jahrhunderte lang dazu angewandt worden, alle Freuden zur höchsten Intensität hinaufzuschrauben. Elektrieität, Parfums, Musik erhielten die Sinne in einem Zu-

stande der Ueberreizung; in dem glänzenden Lichte bezaubernder Nächte, wie unter den verschleierten Schatten des Tages konnte das Nervensystem keinen Augenblick mehr Ruhe finden, und ungefähr in ihrem 26. Jahre sanken Männer und Frauen vor totaler Ermattung todt hin."

Doch hinter all den Freuden steht das Gespenst des nahenden Endes. Die Menschen wissen, daß die stets zunehmende Kälte ihnen Vernichtung droht, sie leben rasch und leben nur für sich. Für die Zukunft und folgende Geschlechter sorgen sie nicht. Eine doppelte Unfruchtbarkeit macht die Aussicht auf lange fortblühende Generationen zu nichte: die des Bodens, der in Afrika aufhörte, Weizen und Weintrauben hervorzubringen, in den anderen Erdtheilen selbst Weiden und Herden; und schlimmer, die des Menschengeschlechts. Es werden kaum noch Kinder geboren. Den Grund gibt der Verfasser als einen zweifachen an: einerseits vermindert sich die Lebenskraft des Menschengeschlechts, wie die des mütterlichen Bodens, wovon die langsame Abnahme der Geburten, die zunehmende Kürze und Schwäche des Durchschnittslebens, das seltene Vorkommen von Familien mit vielen Kindern sichere Anzeichen sind. Andererseits wollen die Frauen nicht mehr Mutter sein. Wie die Männer, stürzen auch sie sich blind in den Genuß des Vergnügens, nehmen die Mühsale der Mutterschaft nicht mehr auf sich und „herrschen in all dem Glanze ihrer fleckenlosen Schönheit". Hier hält der Leser vor Erstaunen an, nicht wahr? Er muß nicht vergessen, daß der Verfasser uns aus unseren „barbarischen" Zeiten, in denen die Frau nicht das Recht über ihre eigene Person hat, der Mann, wie das Thier, seinem Instinkte folgt, herausführt, in das „intellectuelle" Zeitalter, wo die Männer „aufgehört hatten, ihre Stärke anzuwenden: Gefühl, Vernunft, Intelligenz, freie Wahl entschied immer."

Als die Bewohner der Sonnenstadt so weit gekommen sind, daß kein Kind, nur ein junger Mann noch unter ihnen lebt, ergreift sie plötzliches Entsetzen. Sie sehen, daß sie dem Aussterben nahe sind; Kummer und Reue, Anklagen und Verzweiflung ist das Erwachen aus dem jahrelangen Traum selbstsüchtigen Genießens. Ein Gesetz bietet das ganze Vermögen der Republik der ersten Frau, die ein Kind zur Welt bringen wird — umsonst. Weshalb aber diese Verzweiflung über das Verlöschen eines Geschlechtes, das doch die stets unfruchtbarer werdende Erde nicht lange mehr ernähren könnte? Sie können den Gedanken der Vernichtung so wenig ertragen, wie die Geschöpfe des 19. Jahrhunderts; sie hoffen auf ein Wunder der Rettung, wie ein jegliches untergehende Wesen in seinem letzten Augenblicke. Wer weiß, ob die Sonne nicht wieder stärker scheint, ob die Erde nicht noch einmal Blumen und Früchte und Thiere erzeugt? Ließe sich nur dem Menschen Fortpflanzungskraft einhauchen, so möchte noch Alles gut werden. Ein Congreß tritt zusammen, berät, streitet, es kommt selbst zu dem unerhörten Ereignisse eines Duells mit Schwertern — doch Alles vergebens. Da tritt der Jüngling, Omega, mit mit dem Plane hervor, auf dem neuesten elektrischen Luftschiffe eine Expedition über die ganze äquatoriale Zone zu unternehmen und zu sehen, ob es noch irgendwie Menschen gibt. Der Vorschlag wird mit Begeisterung aufgenommen, und die Luftschiffer fliegen aus in der Suche nach lebensfähigen Menschen. Was sehen sie?

Wehe! die ganze Erde war unter Schnee und Eis verschwunden. Ueberall Wüste, überall Einsamkeit, überall Schweigen, Schnee folgte auf Schnee, Rauhfrost auf Rauhfrost. Ein ungeheures Leichentuch bedeckte Land und Meer. Manchmal ragte ein einsamer Gipfel über dem gefrorenen Ocean hervor; manchmal bezeichnete eine verfallene Ruine, ein Thurm, eine Spitze die Stelle einer versunkenen Stadt. Selbst Gräber und Kirchhöfe unterschied man nicht mehr; die Ruinen selbst waren zerstört. Ueberall Nichts, Eis, Stille. Ein Tag folgte dem anderen, und jeden Abend ging die rothe Sonnenscheibe hinter der weißen Fläche unter, die in jeder Dämmerung langsam die violette Färbung der Todes annahm."

Die wenigen während der kalten Luftfahrt dem Todte Entronnenen gewahren endlich mit Entzücken in Amerika, am Amazonenstrome eine ungeheuere Stadt in Ruinen und darin eine Gruppe menschlicher Wesen. Mit unbeschreiblicher Freude werden sie von den Auf- und Abwandelnden begrüßt, die sich für die letzten Bewohner der Erde hielten. Freilich müssen sie an ein früheres Ende denken als die Einwohner der Sonnenstadt in ihrer Heimath. Schon bringt die Erde ihnen keine Pflanzen, kein Fleisch mehr hervor, sie nähren sich von den Fischen des Stromes, der schmal und langsam zwischen Eis dahinschleicht; sie sind in Rennthierfelle gekleidet und haben Feuer anzuzünden um sich mit ihren Gästen niedersetzen zu können. Der Führer der Gesellschaft, ein alter, alter Mann, erzählt, welche Veränderungen er in seinem Leben gesehen, von was für erstaunlichen Dingen der Vergangenheit er in seiner Jugend in der Weltgeschichte gelernt hat. In seinen Mund legt Flammarion seinen Spott über viele unserer harten, thörichten Einrichtungen, gemildert durch die Wehmuth, mit welcher der Greis von den holden Zeiten spricht, wo das Meer tief, der Regen häufig war, wo die Strahlen einer wohlthätigen Sonne die Erde in ihrer Jugendlichkeit befruchteten und überall Blumen und Früchte, Nester und Liebe erzeugten. Unbegreiflich erscheinen ihm soziale Einrichtungen wie Kriegführung, wo die Menschen „zum Klange der Musik einander tödteten", und Hinrichtungen, die er auf eine Stufe mit der noch älteren Folter stellt. Die Folge dieser Zerstörungswuth war, daß die Staaten Europas sich gegenseitig vernichteten und die Civilisation ihren Sitz in Amerika nahm, von wo sie zu Zeiten des Sprechers nach Afrika hinüber ging. Daß die Erde zu Zeiten jener Barbaren untergegangen wäre, scheint ihm kaum bedauernswerth, aber jetzt, wo die Menschheit so viel vollkommener geworden ward! Und doch muß es dazu kommen, denn die Natur bringt keine Nahrung mehr hervor außer Fischen und es sind seit lange keine Kinder mehr geboren, keine Frau lebt unter ihnen. Bei dieser Nachricht entfährt den Besuchern ein Ausruf des Schreckens. Keine Frau mehr! So war ihre Freude beim Anblick von Menschen verfrüht gewesen! Ihr Vorschlag, mit ihnen in die Sonnenstadt, in doch günstigere Verhältnisse zu fahren, wird von den letzten Söhnen Amerikas nicht angenommen, diese wünschen über den Gräbern ihrer Väter einzuschlummern. So nehmen die Reisenden ihre Fahrt wieder auf und gelangen, immer über den Aequator nach Westen segelnd, dahin, wo sich einst die Gebiete des seit einem Jahrhunderte vergessenen Asiens ausgedehnt haben. Siam, Java, Malakka liegen in ewigem Winter begraben. Doch in Ceylon, durch das Zurücktreten des Meeres keine Insel mehr, lebt der letzte Rest der asiatischen Menschenwelt. Hier treffen die Reisenden das gerade Gegentheil von dem, was sie in Amerika gefunden haben, eine Gruppe Frauen in Trauerkleidern und keinen einzigen Mann.

„In einem Augenblicke, ehe sie Zeit hatten, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, lagen die Himmelsreisenden zu ihren Füßen. Zu anderen Zeiten, als das Recht der Stärke die Menschheit beherrschte, wären diese fünf Töchter Evas wohl rauh ergriffen und in aller Eile fortgeschleppt worden."

Allein so handeln die intellektuellen Söhne vorgeschrittener Jahrtausende nicht.

„Sie erzählen ihnen den Zweck ihrer Entdeckungsfahrt und fanden es nicht schwierig, die schönen Asiatinnen zu überreden. Ihre Verzweiflung, die ewig geschienen hatte, verschwand wie ein Nebel; ihre Mienen klärten sich auf, ihre Lippen lächelten, und wenig Stunden nach der Ankunft der Luftsegler waren die fünf Nonnen in Trauerkleidern in höchst elegante Frauen umgewandelt."

Wie kommt es, daß ein Geschlecht nur von Frauen hier lebte? Der Verfasser entwirft uns ein köstliches Bild eines Landes, in dem die Frauen die Männer behandeln, wie die Männer die Frauen in gegenwärtigen Zeiten. Seit lange sind sie von dem Stande der Gleichheit natürlicherweise zu dem der Ueberlegenheit fortgeschritten; ihre Bedeutung in der Politik und der allgemeinen Leitung der Geschäftsangelegenheiten ist eine unbestrittene Thatsache geworden.

„Sie hatten allmählich die verweichlichten und erschlafften Männer als Abgeordnete, Juristen, Aerzte und im Allgemeinen

in der größeren Zahl der sozialen Aemter, in Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, abstrakter und angewandter Philosophie ersetzt. Die Erziehung der Knaben war mehr und mehr vernachlässigt worden, und schließlich fanden sich unter den Männern nicht einmal mehr tüchtige Gärtner und Landwirthe. Was die Frauen in Bezug auf Gewerbe nicht direct mit ihren eigenen Händen thaten, wurde durch genial zusammengesetzte und unermüdliche Maschinen vollbracht."

Da, wie schon heutzutage, mehr Mädchen als Knaben geboren wurden, starb das schwache Männergeschlecht aus, und an dem Zeitpunkte, wo die frauensuchenden Männer aus Afrika anlangten, waren von zwölf nur noch fünf am Leben, gleich der amerikanischen Gruppe in tiefe Trauer getaucht, angesichts des nahen Unterganges. Nun wenn die Kälte auch noch nicht solche Verwüstungen angerichtet hat, wie am Amazonenstrome, so ist doch die einst herrliche Hauptstadt, fast in Ruinen, ein Opfer — der eindringenden Vegetation, einer Vegetation der kalten Zone, Moos und Flechten, Lärchen und Tannen, in denen Schneevögel und Bären ihr Wesen treiben. Durch die Vernichtung der telegraphischen Verbindung von den übrigen letzten Gliedern der großen, einst so innig verkehrenden menschlichen Familie abgeschnitten, halten auch sie sich für die einzigen Ueberlebenden und leben melancholisch und energielos gleichgültige Tage. Das Erscheinen der Männer bringt neues Leben. Soll das Menschengeschlecht noch einmal in der milden Sonnenstadt aufblühen, sollen Omega, der junge Führer der Expedition, und die 18jährige Eva, die jüngste der Frauen, die sich beide vom ersten Anblicke in Liebe zu einander hingezogen fühlen, die Eltern eines neuen glücklichen Geschlechtes werden? Jubel, Hoffnung erfüllt alle Herzen. Und welche Seligkeit wird ihre Rückkehr in der Sonnenstadt verursachen!

Aber ach! — Sie kommen zu spät! Der Tod hat während ihrer Abwesenheit seine Ernte gehalten. Ein furchtbarer Schneesturm ist in jene bisher verschonten Regionen eingedrungen, hat jegliche Vegetation und einen Theil der Gebäude zerstört. Die Ueberlebenden haben sich in das Regierungsgebäude geflüchtet, wo sie nach einander an einer Epidemie gestorben sind. Die Leichname ihrer Lieben erblicken die entsetzten Wanderer bei ihrer Rückkehr, als sie, erschreckt durch die Oede der Stadt, in das Innere des Palastes dringen. Nicht lange, und auch sie sind der furchtbaren, täglich zunehmenden Kälte zum Opfer gefallen.

„Am Ende blieben Omega und Eva allein übrig, sie sahen ohne Illusion das Schicksal, das ihrer wartete, und wußten wohl, daß kein Lenz je wieder auf Erden blühen würde."

Ein sonniger, sturmloser Tag jedoch lächelt noch einmal auf die sterbende Erde herab; und das junge Paar besteigt ein Luftschiff, um die letzten Verwüstungen des Schnees zu betrachten und vielleicht eine Oase zu finden.

Großartig ist der Schlußgedanke Flammarions, daß die letzten Menschen in Egypten, am Fuße der Pyramide des Cheops sterben, Anfang und Ende menschlicher Bildung verknüpfend.

„Dieses erste Denkmal der Menschheit, dieses Zeugniß des Alters der Civilisation, stand noch. Seine geometrische Stabilität hatte es gerettet. Es war vielleicht die einzige menschliche Idee, die ihren Zweck erreicht hatte. Von Cheops geschaffen, um seine königliche Mumie ewig zu schützen, hatte dies Grab die Umwälzungen überdauert, die alles Andere zerstört hatten. Der letzte Mensch kam, um sich dem ersten Könige zuzugesellen und unter seinem Leichentuche ein Obdach zu suchen."

Ein feiner, pulverartiger Schnee beginnt zu fallen, bedeckt die ganze Erde, tödtet die letzten Menschen. Mit zarter Hand hat uns der Verfasser in ihnen zwei Liebende gezeichnet, läßt er in der Todesstunde der Menschheit wahres, selbstloses Gefühl aufsprudeln, das in dem egoistischen Treiben der letzten Jahrhunderte erstickt schien. Als schon Todesschwere Eva umfängt, Todesmüdigkeit sie niederzieht, klagt sie weniger um ihr eigenes Leben als um das, dem sie hätte Ursprung geben können. Und als sie schon die Augen zum ewigen Schlafe geschlossen hat, flüstert er der schönen Gestalt in seinen Armen noch zu: „Schlafe, ich wache über Dich!" dann erstirbt sein letzter Athemzug in dem Schneewind, der um die Pyramide stöhnt. Ein rührender Zug vervollständigt das bewegende Bild: Omega's Hund hat ihn durch Schnee und Eis aufgesucht und endlich gefunden; mit seinem letzten Kraftaufwande stößt er ein freudiges Bellen aus, leckt der Todten Hände und Gesicht und sucht sie zu erwärmen. „Doch sie erwachen nicht." „Und der Schnee fiel immerfort als feines Pulver auf die Oberfläche der Erde.

Und die Erde drehte sich immerfort Tag und Nacht um ihre Axe und schiffte durch den unermeßlichen Raum.

Und die Sonne schien immerfort, doch mit einem röthlichen, fahlen Lichte. Aber nach langer Zeit erlosch sie gänzlich, und der finstre irdische Kirchhof drehte sich immer noch in der Nacht um die ungeheuere, unsichtbare, dunkle Kugel.

Und die Sterne funkelten immerfort in der Unermeßlichkeit der Himmel."

Und das unendliche Weltall existirte immerfort mit seinen Billionen von Sonnen und seinen Billionen von lebenden oder erloschenen Planeten. Und in all' den mit den Freuden des Lebens bevölkerten Welten blühte die Liebe immerfort unter dem lächelnden Blicke des Ewigen."

Literatur und Kunst.

Bismarck in Dresden*)

Der Geist Theodor Körner's spricht:

Wie scheint ihr plötzlich mir so nebelhaft,
So traurig still, ihr seligen Gefilde?
Die Welt ruft meinen Geist mit Zauberkraft,
Beschwört ihn mit verführerischem Bilde!
Ist's Erdensehnsucht, soll ich's Heimweh nennen?
Ich möchte hin, dort wo die Fackeln brennen!
Wo jener Jubel schallt, da möcht' ich sein,
O Vaterstadt, in deiner Söhne Reih'n.

Ich kenne dich nicht wieder, Vaterstadt!
Mein Volk — ich kenne freudig dich nicht wieder!
Bist du's, das schwachgemuth, das höfisch-matt
Einst hörtest kaum des Sohnes Waffenlieder?
Und schwiegst und schliefst, als ich mit feur'gem Mahnen
Dir zeigte Preußens sturmgetrag'ne Fahnen:
Die wilde, die verweg'ne Jagd ging los —
Du schautest zu, die Hände faul im Schoß!

Wie anders stehst du jetzt im Mittagsglanz
Des Ehrentages, der dir dennoch graute!
Wie blüht sie, in dem frischen Eichenkranz
Verflochten jetzt, die halb verwelkte Raute —
Im Eichenkranz, den du als Bürgerkrone
Darreichtest dankbar Deutschlands größtem Sohne:
Hast ihn in dir, hast dich in ihm geehrt;
So lieb' ich dich, so bist du meiner werth!

Ja, wie ein Gott den fetten Kräuselrauch
Des Opferaltars schlürft und lächelt Gnade,
So labt mich hold nun dieser warme Hauch
Der hochgeschwenkten Fackelmyriade,

*) Der bekannte dänische Dichter Karl Gjellerup, ein tief ergriffener Zeuge der Dresdner Bismarcktage, sendet uns diesen Beitrag, der auch als poetische Huldigung eines Dänen unser Interesse verdient.

Und ihrer Feuerzungen luft'ger Reigen
Ist mir ein pfingstlich-heitres Wunderzeichen:
Es ist der heil'ge Geist des Vaterlands,
Aus Kerzen nicht — aus Herzen strahlt sein Glanz.

O würdest du, unkörperlich Gewand
Der Seele, wiederum in Fleisch gegossen,
Daß ich ihn grüßen könnte Hand in Hand
Den großen sieggekrönten Kampfgenossen,
Der das mit männlich-festem Ernst vollbrachte,
Was unf'rer Jugend fern als Traumbild lachte,
Ein Deutschland schuf, das treu und einig bleibt,
Und mächtig einer Welt Gesetze schreibt.

Und meine Stimme, die durch Aetherhöh'n,
Im Cherubchor, den Ew'gen zu ergötzen
Gewöhnt ist, könnte sie mit rauh'rem Wehn
Die schwere Erdenluft in Wellen setzen,
Und dürfte sie, zu weltlicheren Weisen
Herabgestimmt, noch einen Menschen preisen:
Wie stimmt' ich froh, ihr Brüder, mit euch ein,
Dem größten Bürger laut mein Lied zu weih'n!

Den Namen nicht, doch wohl sein Werk verrieth
Mir Ahnung einst, umschwebend meine Leier;
Ihm sang mein Schwert sein helles Eisenlied,
Ihm floß mein Blut, dem Ein'ger, dem Befreier;
Brechenden Auges auf der Walstatt liegend
Sah ich, im blut'gen Sonnenaufgang fliegend,
Den Preußenadler steigen wolkenwärts —
„Durch" schrie er schwindend — freudig brach mein Herz.

Nun bist du durchgeflogen, deutscher Aar,
Und Bismarck hieß die Kraft im Schwunggefieder!
Flieg zu! hoch über Weih- und Geierschaar,
Stolzeren Fluges rühmt sich Keiner wieder.
Ich aber will den Blick nach Innen lenken;
Schon müdet's mich das Irdische zu denken,
Versinkend schweigt der Strudellärm der Zeit,
Beschaulich ruht um mich die Ewigkeit.

Karl Gjellerup.

Darwinismus als practische Lebensphilosophie.

Eine darwinische Studie vom sozialen und politischen Standpunkte aus.
(Schluß.)

Die Geologie, und auch hier gebührt das Hauptverdienst einem Engländer, Charles Lyell (Principles of Geology 1830), erklärt uns aber nicht allein den Bau der Erdrinde und den continuirlichen ununterbrochenen Zusammenhang ihrer Schichten, sie lehrt uns auch an der Hand der Versteinerungen, daß unermeßlich lange Zeiträume vom Beginn des organischen Lebens auf der Erde bis zur Entstehung des Menschengeschlechtes verflossen sind, und wie lächerlich verschwindend im Verhältniß mit diesen die Geschichte des menschlichen Daseins, d. h. der nach wenigen tausend Jahren zählende culturfähige Zustand des Menschen, die sogenannte „Weltgeschichte" erscheint.

Wenn nun auch diese Betrachtung dem Menschen, der gewohnt ist, sich als den Mittelpunkt der Schöpfung zu betrachten, Bescheidenheit lehrt, so ist diese nur in dem Sinne einer Nichtüberhebung über sich und Andere zu verstehen, nicht etwa dahin, als ob sich der Mensch seines thierischen Ursprungs zu schämen hätte. „So sehr es mich Anfangs verdroß," bemerkt Wilhelm Jordan in seinen „Sebald's", „daß ich meine Hand von Meerkatzen ererbt haben soll, nun seh' ich die blöde Dummheit ein, daß es meinem Ahnenstolz besser gefiel, aus Lehm geknetete Voreltern zu haben, als mich zu verdanken der rüstigen Arbeit einer unendlichen Reihe wackerer Emporkömmlinge." Der meist unverstandene Begriff der Abstammung vom Affen, welcher nur das letzte Glied einer langen Reihe von Entwickelungsphasen bildet, hat das verwöhnte Ohr beleidigt und einen hochgehenden Sturm der Entrüstung gegen „die Affentheoretiker" entfesselt. Besonders häufig kann man dieser Gemüthsbewegung bei Solchen begegnen, die sich nie die Mühe genommen haben, diese von ihnen so verächtlich behandelte Theorie begreifen zu lernen, und welche einzig und allein durch das Wort Affe in ebensolche kritiklose Wuth versetzt worden, wie der Stier der Arena durch das rothe Tuch. Wessen Blick aber weder durch Fanatismus noch durch Vorurtheil getrübt ist, dem kann nicht verborgen bleiben, daß in der Entwickelungsgeschichte des Menschen dicht neben der Bescheidenheit begründeter Anlaß zu gerechtem Stolze liegt. Wenn der Mensch auch nicht zum Herrn der Schöpfung geschaffen war, so hat er sich doch in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seiner Geschichte zu einem solchen emporgearbeitet.

Die Entwickelungsgeschichte jedes organischen Individuums wiederholt uns in kurzen Zügen die lange und langsam wechselnde Reihe von Formzuständen, welche seine Ahnen seit den ältesten Zeiten durchlaufen haben, sogenannter Parallelismus zwischen Ontogenie, Entwickelungsgeschichte der Individuen und Phylogenie — Stammesgeschichte, zu Folge welchem die erstere gewissermaßen nur ein in engen Rahmen gefaßtes Miniaturbild der letzteren ist. Daher die interessante und bezeichnende Thatsache, daß die verschiedenen Embryonen einander gleichen, und daß in den beiden ersten Monaten der Embryo des Menschen von dem des Hundes oder eines anderen Säugethieres kaum zu unterscheiden ist. So wunderbar uns daher die körperliche Entwickelung des Menschen hiernach erscheinen muß, sie wird noch übertroffen durch seine geistige.

Welcher Schritt nur von der einfachen Ideenverbindung eines Genossen der Steinzeit zu der wunderbaren Combinationsgabe, welche der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen und deren dunkle Kräfte nutzbar zu machen weiß! — An kupfernen Haken über ein eisernes Geländer gehängte Froschschenkel geben durch ihre zuckende Bewegung den Anlaß zu einer Erfindung, welche die Prometheussage überflügelt und die Schnelligkeit des Blitzes in den Dienst der Menschheit stellt. Die Schwingungen einer Lampe führen zur Entdeckung der Gesetze des Pendels, und die Beobachtung eines vom Baum fallenden Apfels verräth dem grübelnden Gedanken die Kraft, welche die Planeten zu ihrem Umlauf um die Sonne zwingt. In der That, wie viel auch der irrende menschliche Geist verbrochen haben mag — die dunkeln Blätter der Geschichte legen hiervon Zeugniß ab — es gibt Momente, wo derselbe seine Schwingen zu so freiem, herrlichem Fluge entfaltet, daß wir versöhnt und bewundernd zu ihm aufblicken müssen. —

So sehen wir das Gesetz der Vervollkommnung nicht allein die körperliche, sondern auch die geistige Entwickelung beherrschen, und wenn auch nicht in der Geschichte der Individuen, so doch in der Geschichte der Gattung die erfreuliche Thatsache sich vollziehen, daß der im Kampf um's Dasein durchschlagende Stärkere zugleich auch der vollkommenere, d. h. Bessere ist. Hierin aber liegt das sittliche Moment der Bewegung. Es ist bekannt, daß eine extreme kirchliche Richtung, welcher man eine gewisse Logik nicht absprechen kann, auch Krieg, Blattern und Schwindsucht als Bestandtheile der sittlichen Weltordnung ansieht und die Abwehr dagegen als einen frevelhaften Verbesserungsversuch der besten aller Welten verwirft. Wem diese Weltanschauung tröstlicher erscheint, dem soll sie unbenommen bleiben, das ist Geschmackssache. —

Das durch die Entwickelungslehre begründete Gesetz der Vervollkommnung im Vereine mit den Gesetzen der Vererbung, insbesondere der angepaßten oder erworbenen Vererbung, nämlich der Fähigkeit, nicht nur die von unseren Ahnen überkommenen, sondern auch die von uns selbst erworbenen Eigenschaften auf unsere Nachkommen zu übertragen, enthält aber eine beherzigenswerthe Mahnung für die lebende Generation.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Krankheiten des

Körpers und der Seele sich auf die Nachkommen vererben und eine sogenannte naturalistische Schule ist in neuester Zeit bestrebt, sowohl von der Bühne herab, als durch die Schrift dieselbe recht eindringlich zu predigen, in der ernsten Absicht, wie man wohl annehmen darf, durch Aufdeckung der Nachtseiten des Lebens den Menschen dem Lichte zuzuwenden und ihn, da doch jedes Laster einmal erworben sein muß, zur Reinerhaltung von Körper und Geist zu bewegen. Vielleicht würde sich, und zwar schon aus ästhetischen Gründen, eine striktere Betonung nach der anderen Seite empfehlen, ein directer Hinweis darauf, daß nicht allein verdorbenes, sondern auch gesundes Blut sich vererbt, daß nicht allein Geisteskrankheiten und diesen verwandte monströse Laster auf die Nachkommen übertragen werden, sondern auch Vorzüge und Tugenden, und daß es somit in das Bereich jedes Einzelnen gestellt ist, den überkommenen Charakter durch Erziehung und Selbstzucht zu veredeln und auf diese Weise einen Schatz anzusammeln, welcher die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer des von ihm begründeten Geschlechts gewährt.

Mit diesen Ausführungen schon widerlegt sich die vielverbreitete irrthümliche Anschauung, als wenn die von Darwin aufgestellte Theorie des Daseinkampfes der rücksichtslosen Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren das Wort reden wollte. Die Darwinische Lehre wird allerdings kein Verständniß für eine Schwärmerei besitzen, welche die Hände faul in den Schoß legt, und in der Absperrung hinter Klostermauern, in der Aufhebung der individuellen menschlichen Existenz das Nirwana, den Inbegriff von Seligkeit und Wonne sucht, denn sie ist eine Religion der Thätigkeit, welche in dem gegenseitigen Wettbewerb den alleinigen Faktor für die Differenzirung und damit für den Fortschritt des Menschengeschlechts erblickt. Aber ist dieser Kampf etwa erst durch Darwin in das Dasein hineingetragen worden? Lebte er nicht im Mittelalter in der Gestalt des Faustrechtes und in der Vergewaltigung des Gedankens durch Tortur und Scheiterhaufen, und hat er nicht erst mit dem Anbruch einer vom Geiste der Scholastik befreiten, den Wissenschaften zugewandten Zeiten menschlichere Formen angenommen?

Man wird daher dem Urtheile Buckle's (History of Civilization in England) beistimmen müssen, daß im Großen und Ganzen betrachtet die jeweilige Religion der Menschen die Wirkung und nicht die Ursache ihres Fortschrittes ist, daß letzterer aber einzig und allein durch das Maß ihrer Kenntnisse bestimmt wird. Und so ist zu hoffen, daß auch der Darwinismus, der so manches starre Vorurtheil aus dem Wege räumt, den noch immer tobenden Kampf mit der Zeit in einen friedlichen Wettbewerb auf geistigem Gebiete verwandeln werde.

Die Entwickelungslehre maßt sich nicht an, die bestehenden, sogenannten positiven Religionen ersetzen zu können. Es mag als ein Paradoxon klingen, aber der vielgescholtene Materialismus erweist sich bei näherer Betrachtung als zu immaterriell, um dem Bedürfnisse der Massen genügen zu können. Sie muß daher zunächst auf den verhältnißmäßig kleinen Kreis derer beschränkt bleiben, deren Bildungsgrad sie dieselbe richtig zu verstehen befähigt. Gleichwohl wird dieses Verständniß nicht ohne Vortheil für die Gesammtheit sein, denn es kann nicht ausbleiben, daß, wenn der Kampf um nichtige Werthe aufhört, wenn die confessionelle Verhetzung ruht und der Ruf der Zeloten verhallt, auch das Loos der unteren Klassen sich bessern wird. Man wird dann Zeit gewinnen, sich dem Nahel.egenden zuzuwenden und sich nicht mehr begnügen, die hienieden Enterbten mit der Aussicht auf ein besseres Jenseits zu vertrösten, dessen Freuden man doch mindestens mit ihnen zu theilen hofft. Der Mensch kommt aber nicht bloß als Individuum in Betracht, sondern als Zoon politikon, als Angehöriger einer festgegliederten Gesellschaft, des Staates.

Wie stellt sich nun die Entwickelungslehre den modernen staatlichen Einrichtungen gegenüber? Ist beispielsweise, was für das monarchische Deutschland von besonderem Interesse ist, der Vorwurf, daß sie die Institutionen des Erbadels und der Erbmonarchie zu untergraben versuche, begründet? — Sicherlich nicht. Beruhen doch diese Einrichtungen auf dem von der Entwickelungslehre mit an die Spitze gestellten Gesetze der Vererbung, nach welchem die Tugenden der Eltern durch den materiellen Vorgang der Fortpflanzung auf die Nachkommen übertragen werden. Sie werden daher durch die Entwickelungslehre nicht aufgehoben, sondern begründet. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, und still sich freuend an diese schöne Reihe sich geschlossen sieht." Freilich wird ein noch so alter Stammbaum nur dann Anspruch auf unsere Werthschätzung erheben können, wenn er nicht nur eine beliebig lange Reihe von Generationen, sondern auch die fortgesetzte Uebertragung eines günstigen Charakters während des Laufes derselben nachzuweisen vermag. An diesem Kriterium ist um so zäher festzuhalten, als es eine geschichtliche Thatsache ist, daß der aus der Monstrosität einseitiger Triebe hervorgehende böse Charakter weit mehr Chancen zur Vererbung bietet, als der gute, welcher auf dem harmonischen Gleichgewicht der Triebe unter einander und mit dem Intellect beruht. Mit einer Legitimität im theokratischen Sinne, welche das Bestehende schlechtweg für geheiligt und in jeder Auflehnung eines Volkes gegen jedwede noch so abscheuliche Regierung „eitel jakobinischen Muthwillen" zu sehen vermeint, wird sich die Entwickelungslehre nicht befreunden können. Ebenso wenig mit der durch Luther gepredigten Lehre des beschränkten Unterthanenverstandes: „daß die Obrigkeit böse und unrecht ist, entschuldigt keinen Aufruhr, denn die Bosheit zu bestrafen gebührt nicht einem Jeglichen, sondern nur der Obrigkeit," auf welchem Prinzipe u. A. auch der im vorigen Jahrhundert von deutschen Duodezfürsten betriebene schwungvolle Handel mit Kanonenfutter beruhte. Damit ist es vorbei. Canning's Eintritt in die Geschichte bezeichnet den Anfang einer Zeit, „wo jeder herrschende Mann und jedes herrschende Volk sein Anrecht auf die Herrschaft durch die Zufriedenheit der Beherrschten beweisen oder, wenn es dies auf die Dauer nicht vermag, verlieren muß." Mit diesem Wendepunkt in der Geschichte, der die Auflösung der heiligen Allianz bedeutet, vollzieht sich zugleich die Wandlung in der alten Auffassung des Königthums von Gottes Gnaden, die eine bekannte Autorität auf dem Gebiete der Culturgeschichte dahin definirt: „Wenn wir fragen, warum ist unser Fürst von Gottes Gnaden, warum ist er legitim, so sagen wir, er ist von Gottes Gnaden, weil er der Sohn seines Vaters und der Enkel seines Großvaters ist, aber auch darum, weil dieses Fürstenhaus durch die Jahrhunderte an der Spitze seines Volkes gestanden, weil dies Fürstenhaus in seiner Stellung, die im Mittelalter eine feudale, in der Folgezeit eine absolute war, und die jetzt eine verfassungsmäßige ist, weil dieses Fürstenhaus mit erwachsen ist mit dem Volke und dem Staat, und weil so jetzt der Thron gegründet ist auf die Verfassung und in der Verfassung." In die Sprache der Entwickelungsgeschichte übertragen, würde dieser Satz etwa lauten: Ein Herrschergeschlecht ist nicht von Gottes Gnaden, wenn und weil es eine gewisse Zeit bestanden hat, sondern dann, wenn diese Zeit zugleich Zeugniß ablegt dafür, daß es ihm gelungen ist, die Stabilität, diesen todten Punkt im Leben der Herrscher wie der Beherrschen zu überwinden und fortschreitend im Wandel der Zeit den Anforderungen derselben zum Heile seiner Unterthanen und zum eigenen gerecht zu werden. In dieser Beziehung kann die Geschichte der Hohenzollern als leuchtendes und lehrreiches Beispiel zugleich gelten. Dieses thatkräftige, relativ junge Herrschergeschlecht bleibt sich stets, selbst zu Zeiten des anscheinend schärfsten Gegensatzes bewußt, daß die Interessen von Herrscher und Beherrschten immer solidarisch sind. Allein die Entscheidung und die Führerschaft nimmt es im Gefühl seiner geschichtlichen Mission für sich allein in Anspruch, und nachdem dasselbe im erbitterten Kampfe seinem Volke dasjenige verweigert hat, was es gleichwohl als unabweisbare Forderung anerkennt, vollzieht es nur zwei Decennien später die That, durch die der Traum einer ganzen Nation zum Ereigniß wird.

Wenn wir aber nach den Ursachen forschen, die diesem Geschlecht das Uebergewicht über alle anderen verschafft haben, so müssen wir dieselben in der harmonischen Wechselwirkung

derjenigen Funktionen erblicken, welche uns bereits in der allgemeinen Entwickelungsgeschichte der Organismen begegnet sind, nämlich der Funktionen der Vererbung und Anpassung. Das Gesetz der Vererbung erweist sich hier wirksam in einer Summirung verschiedener Eigenschaften, welche unter den Gesammtbegriff eines wunderbar gesteigerten Pflichtbewußtseins gebracht werden können und durch die selbstverleugnende Unterordnung der Persönlichkeit unter das staatliche Interesse das Höchste zu leisten befähigen. Dieses Bewußtsein ist es, welches im Gegensatze zu dem bekannten „der Staat bin ich" einen preußischen König sich als ersten Diener seines Staates betrachten läßt, und welches seinem Nachkommen als 90jährigem sterbenden Greise die unvergänglichen Worten in den Mund legt: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein." — Das Gesetz der Anpassung aber tritt in Erscheinung in dem steten Fortschreiten dieses Fürstenhauses mit den Anforderungen der Zeit, welches in der innigen Fühlung zwischen Herrscher und Volk begründet ist und dasselbe im gegebenen Moment unerschrocken den Wandel vom Alten in's Neue vollziehen läßt.

So ist die erbkaiserliche Gewalt in der Hand der Hohenzollern für den Darwinianer selbst ein Triumph der Selektionstheorie:

Es möge sterben,
Was nicht zu leben weiß,
Und fragt ihr nach dem Erben,
Das junge Preußen sei's!

ein Beweis für das Ueberleben des Passenderen, ein Sieg des Vollkommneren, der für ihn um so überzeugender sein wird, als er des romantischen Ausputzes entbehrt und sich lediglich auf natürliche Gesetze gründet. Zugleich liegt für ihn hierin die Bürgschaft eines stetigen Fortschreitens. Denn die Umkehr zu einer versunkenen Geistesrichtung würde für die Hohenzollern einer Aufhebung jener Gesetze gleichkommen, durch welche ihr Geschlecht emporgestiegen ist. Die Stellung der Entwickelungslehre zum Erbadel ergibt sich nach dem Gesagten von selbst. Auch hier kann ein Vorrecht nicht anerkannt werden, welches sich lediglich auf genealogische Spielereien und die schwankende Hypothese „pater est quem nuptiae demonstrant" gründet. Nicht die Abstammungslehre ist erniedrigend für die Menschen, wohl aber verkennen dieselben ihre Würde, wenn sie auf die Rasse des Blutes pochen, als wären sie Merinoschafe oder arabische Pferde, dabei aber aus dem Auge lassen, daß die Differenzirungsmerkmale bei einem Menschen anderer Art sind als bei einem englischen Hühnerhunde, und daß auch auf dem Rennplatze nicht der papierne Stammbaum, sondern die Kraft und Leistungsfähigkeit allein entscheidend sind. Die Physiologie kennt kein blaues Blut und die Erfahrung lehrt uns, daß durch Absperrung und Inzucht der blaublütige spanische Adel in derselben Weise degenerirt, wie der plebejische Bewohner der von der übrigen Menschheit abgeschiedenen Wallisthäler. Blut ist in dieser Beziehung jedenfalls kein besonderer Saft. — —

Die Entwickelungslehre ist um so weniger ein Feind der modernen Staatenbildung, als sie in ihr bloß eine nothwendige Folge natürlicher Gesetze erblickt. Der moderne Staat wird aber deshalb auch nicht umhin können, sich der Entwickelungslehre als Hülfsmittel bei der Lösung der ihm gestellten Aufgaben zu bedienen. In dieser Beziehung bemerkt Häckel ganz richtig: „Wenn die natürliche Züchtung die große, bewirkende Ursache ist, welche die ganze wundervolle Mannigfaltigkeit des organischen Lebens auf der Erde hervorgebracht hat, so müssen auch alle die interessanten Erscheinungen des Menschenlebens aus derselben Ursache erklärbar sein. — Die ganze Völkergeschichte oder die sogenannte Weltgeschichte muß dann durch natürliche Züchtung erklärbar sein, muß ein physikalisch-chemischer Prozeß sein, der auf der Wechselwirkung der Anpassung und Vererbung in dem Kampfe der Menschen um's Dasein beruht."

Betrachten wir zum Beispiel die Judenfrage, eine Frage fast so alt wie die soziale und mit dieser verwandt, welche in der gegenwärtigen Zeit über Gebühr in den Vordergrund des Interesses gerückt ist und nicht wenig dazu begetragen hat, die Segnungen einer über Erwarten langen Friedenszeit in unerquicklichem und nutzlosem Parteihader zu vergeuden. Denn als unfruchtbare muß man wohl jene Bestrebungen bezeichnen, die sich unter dem landläufigen Begriff Antisemitismus zusammenfassen lassen und als Erfolge lediglich eine schwere Beunruhigung der Gemüther, eine Verschärfung der bestehenden Gegensätze und, wie die aus diesem Anlasse gefallenen zahlreichen Duellopfer beweisen, eine hochgradige Vergiftung des Geistes der akademischen Jugend aufzuweisen haben. Unfähig, eine befriedigende Lösung auch nur anzudeuten, geschweige denn herbeizuführen, sind die erwähnten Bestrebungen aber auch direct gegen die staatliche Ordnung gerichtet, indem sie die niedrigsten Leidenschaften entfachen und Begierden wecken, die, einmal entfesselt, sich nicht lange bei dem frommen Unterschied zwischen jüdischem und christlichem Kapital aufhalten werden. Man hat daher nicht mit Unrecht den Antisemitismus, so wie er gegenwärtig zu Tage tritt, als eine verschämte Art der Sozialdemokratie bezeichnet, und die Erfahrung lehrt, daß er selbst in den sogenannten gebildeten Kreisen öfter als Deckmantel für die gegen den höher Gestellten oder besser Situirten gerichteten Pfeile dienen muß. Erscheint daher die endgültige Beseitigung der Judenfrage jedem Einsichtsvollen eine politische und gesellschaftliche Nothwendigkeit, so kann es sich nur noch um das „wie?" fragen. Hierauf ertheilt aber die Entwickelungslehre die allein befriedigende Antwort: durch die Vermischung.

Auch hier hat man an dem Gedanken festzuhalten, daß die Art keine Größe von unveränderlichem Werth und Gepräge ist, und sich das Bild des Züchters zu vergegenwärtigen — nur in umgekehrter Richtung. Wie der Züchter, um eine gewünschte Abart hervorzubringen, die individuellen Eigenthümlichkeiten der Pflanze oder des Thieres zur Weitersaat benützt, und immer nach derselben Richtung auswählend und die unerwünschten Formen ausjätend, die gewünschte Abart in jeder einzelnen Generation zu steigern vermag, so liegt es auch in seiner Hand, die erzielten Unterschiede wieder dadurch verschwinden zu lassen, daß er die neue Abart mit anderen, von ihr verschiedenen sich kreuzen läßt. Nur auf diesem Wege werden sich die uns abstoßenden Eigenschaften im jüdischen Typus, welche sich als eine Verbindung von einseitig entwickelten geistigen und in's Unschöne carikirten physischen Sonderungen darstellen, verwischen lassen. Die Grundbedingung der Vermischung ist aber die Emanzipation, d. h. die volle bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den übrigen Staatsangehörigen. Nur wer jedes geschichtlichen Sinnes bar ist, wird verkennen, daß eine Gesetzgebung, welche einen Theil der Staatsangehörigen um ihres Bekenntnisses willen in ihrer Erwerbsfreiheit beschränkte, aus der Gemeinschaft verstieß und zur Inzucht verdammte, die Judenfrage geradezu gezüchtet hat. Manche vergessen eben, daß dieselbe Zeit, welche die Ghetto's schuf und deren Bewohnern gelbe Abzeichen verlieh, auch ihre Vorfahren in die ehernen Schranken des Standes gebannt hielt und auch deren Rock- und Hosenschnitt bevormundete.

Wenn aber gegen die Vermischung geltend gemacht wird, daß schlimme Charaktere mehr Chancen zur Vererbung bieten wie entgegengesetzte, und daß daher bei einer solchen Kreuzung die Gefahr der Uebertragung und Erhaltung der gerade am meisten von uns perhorreseirten Eigenschaften bestände — so ist hierauf zu erwidern, daß das Gesetz der Kreuzung in sich selbst eine Abschwächung der Rasseneigenthümlichkeiten bedingt, daß alle Rassen mehr oder weniger Mischrassen sind, und daß es selbst den eingefleischtesten Puristen schwer fiele, eine genaue Analyse des in ihren Adern rollenden Blutes zu geben. Daß aber eine solche Vermischung im Großen möglich sei, dafür findet sich der schlagendste Beweis in der jüdischen Geschichte selbst. —

Es ist bekannt, daß von 12 Stämmen, welche theils in die assyrische, theils in die babylonische Gefangenschaft abgeführt worden waren, nur Angehörige der beiden Stämme Juda und Benjamin von der durch Cyrus gegebenen Erlaubniß Gebrauch gemacht haben und zurückgekehrt sind. Die übrigen zehn

Stämme sind verloren gegangen, d. h. sie haben sich mit ihren Besiegern vermischt. Es ist jedenfalls bemerkenswerth, daß hier den Barbaren die Lösung eines Problems gelungen zu sein scheint, in Bezug auf welches sich die von den Culturvölkern in Anwendung gebrachten Mittel bis jetzt als unzureichend erweisen. —

Dem starren Vorurtheil einerseits steht auf der anderen Seite die Erstarrung des Judenthums gegenüber, welche die Juden in einem zum Theil selbst gewollten Ghetto einpferchi und sie als einen fremden Körper, als die zähe unverdauliche Speise empfinden läßt, welche das Volk zeitweise auszustoßen sich gedrungen fühlt. Wer aber innerhalb eines Staates einen Ausnahmezustand beansprucht, darf sich nicht beklagen, wenn ihm mit besonderem Maß gemessen wird. In der Gesetzgebung des Deutschen Reichs ist das Prinzip der Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntnisse voll anerkannt und das seit dem 1. Januar 1876 in Kraft befindlich Gesetz über die Eheschließung hat das letzte Hinderniß eines völligen Aufgehens der jüdischen Bevölkerung in die deutsche aus dem Wege geräumt. Sollte sich dasselbe in der hier fraglichen Richtung als ungenügend erweisen, so hätte der Staat selbst züchtend einzugreifen und eine Modification der bestehenden Gesetzgebung in der Richtung eintreten zu lassen, daß nicht etwa der Eheschließung zwischen Christen und Juden, sondern derjenigen zwischen Juden unter sich die staatliche Anerkennung zu versagen wäre. Das wäre wenigstens ein Antisemitismus, der in absehbarer Zeit zum Ziele führen würde.

Das Beispiel künstlicher Züchtung durch den Staat ist nicht neu. Die alten Spartaner züchteten Helden, indem sie die kränklichen Kinder tödteten und nur die gesunden am Leben ließen. Freilich ist von diesem System wenig mehr übrig geblieben, als das Recept zur spartanischen Suppe, während der athenische Geist noch in den spätesten Generationen lebendig sein wird. Wahrlich Kunst und Wissenschaft allein sind es, die die Blüthe der Völker bezeichnen!

Erwägt man nun weiter, daß das Gesetz der Vererbung herangezogen wird, um die Todesstrafe zu rechtfertigen, „indem hierdurch dem entarteten Auswurf der Menschheit die Möglichkeit benommen würde, seine verderblichen Eigenschaften auf die Nachkommen zu übertragen," daß Oscar Schmidt in seiner Abhandlung „Darwinismus und Sozialdemokratie" den Nachweis unternimmt, daß der Darwinismus die wissenschaftliche Widerlegung der sozialdemokratischen Utopien sei, so wird man ohne zu weit zu gehen die Entwickelungslehre als die auf das Staatswesen angewandte Philosophie bezeichnen dürfen. —

Fassen wir am Schlusse dieser Betrachtung den Charakter der Entwickelungslehre noch einmal zusammen, so kann dieselbe in erster Linie nur als eine harmonische bezeichnet werden. Der Mensch, der vom Naturganzen losgelöst, in's Leere fällt, gewinnt durch dieselbe festen Boden, er ist nicht minder ein Produkt allmählicher Entwickelung wie die gesammte organische und unorganische Natur, der Zwiespalt zwischen monistischer und dualistischer Weltanschauung wird gelöst und an die Stelle einer unbefriedigenden Zweckmäßigkeitstheorie treten selbstthätig waltende Naturgesetze. Die Entwickelungslehre ist aber zugleich eine tröstliche. Wenn sie auch die Herstellung der Gleichheit aller Menschen für ein Ding der Unmöglichkeit erklärt, „denn das Prinzip der Entwickelung ist ja die Aufhebung des Prinzips der Gleichheit", so benimmt sie doch diesem Ausspruch den verletzenden Stachel, indem sie die ungerechte Scheidung zwischen Hammer und Amboß nicht auf göttlicher Ordnung, sondern auf einem Naturgesetz beruhen läßt, vor welchem schließlich Alle gleich sind. Es ist schon bemerkt worden, daß die Entwickelungslehre sich nicht die Religion zu ersetzen anmaßt. Sie stellt sich zwar die Aufgabe, alle Erscheinungen und Formen der Welt durch eine mit Kraft ausgestattete, gesetzmäßig wirkende Materie zu erklären, räumt aber bereitwilligst ein, über das Wesen und die Entstehung dieser Materie selbst nichts zu wissen. Wir führen seit Newton die Planetenbewegungen auf die Schwerkraft zurück, die Schwerkraft selbst aber ist uns ein Räthsel geblieben. Der Schöpfer von Himmel und Erde verwandelt sich durch sie in einen Schöpfer der Urzelle oder Materie, aus der Alles, was lebt, hervorgegangen ist. Zu welchem Zwecke? Dieses große und oft so verzweiflungsvolle „Wozu?" kann auch von ihr nicht beantwortet werden. Darüber hinaus muß jeder mit sich selbst fertig werden, wie Darwin in einem seiner Briefe mit den Worten bezeugt: „In Betreff eines zukünftigen Lebens muß Jedermann die Entscheidung treffen zwischen widersprechenden und unbestimmten Wahrscheinlichkeiten."

Tröstlich ist endlich der Gedanke der zusammenhängenden stetig aufsteigenden Lebensentwickelung auch dadurch, daß er uns eine unbegrenzte Perspektive in die Zukunft eröffnet. Und in der That — wenn wir an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts den Blick rückgewendet die Erfindungen eines die Welt umgestaltenden Zeitalters an uns vorüberziehen lassen, so drängt es sich uns mit unabweislicher Ueberzeugung auf:

„Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte ihrer fortschreitenden Entwickelung."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Kinder wegen.

Von Egor Schugay.

Kniend ordnete Anna Iwanowna Lissitzina den Bücherschrank ihres Mannes für das bevorstehende Weihnachtsfest. Zuerst nahm sie alle Bücher von den Brettern herunter und wischte das Innere des Schrankes sorgfältig mit einem trockenen Lappen aus, dann stäubte sie die Bände einzeln ab und stellte sie in der alten Ordnung wieder zurück, bei alledem ein lustiges Liedchen vor sich hinträllernd.

Dabei dachte sie vergnügt, daß nun das Großreinemachen vollendet sei, und zwar volle zwei Tage vor dem Feste. Es blieb ihr in Folge dessen noch hinreichend Zeit, sich und die Kinder zu baden und den Dienstboten für den obligaten Weihnachts-Dampfbadbesuch einen Urlaub zu gewähren. Uebermorgen konnten dann ruhig die Speisevorräthe eingekauft werden. Lächelnd malte sich Anna Iwanowna aus, wie sie zu diesem Zweck nach dem großen Markt an dem Samory-Platz hinausgehen würde, weil man dort Alles billiger bekommen kann und schmunzelte vergnügt bei dem Gedanken an das unvermeidliche Feilschen und Markten. Sie sah schon, wie sie in gut gespielter Entrüstung die angeblich unverschämt theuren Läden verließ, während die Verkäufer ihrerseits eine ebenso gut gespielte Gleichgültigkeit für das verfehlte Geschäft zur Schau trugen, innerlich jedoch vor dem Verlust der Kundin bangten. Bei diesen lustigen Bildern lachte Anna Iwanowna laut auf in der Erinnerung an die früheren Tage, wo sie für jede Kleinigkeit die unerhörtesten Preise zu bezahlen bereit war, bloß um sich in kein lästiges Gespräch mit den unsauberen Proviant-Ladeninhabern einzulassen. Wie ist das nun anders geworden, obgleich seit der Zeit kaum zehn Jahre vergangen sind — die zehn Jahre seit ihrer glücklichen Heirath.

„Ja, ja, der Mensch ändert sich mit den Verhältnissen," murmelte sie selbstzufrieden, stellte das letzte Buch in den Schrank zurück und schüttelte im Aufstehen den Kopf, als ob sie lästige Gedanken verjagen wollte. Dabei fiel ihr Blick auf den Schreibtisch ihres Mannes, und sie erinnerte sich plötzlich, daß derselbe seit nahezu fünf Jahren keiner gründlichen Säuberung unterzogen worden war. Das sollte heute nachgeholt werden. Es blieb ihr ja noch eine volle Stunde bis zur Rückkehr der Kinder von dem täglichen Spaziergang und des Gatten aus dem Ministerium.

Rasch öffnete sie mit Hülfe ihres Schlüsselbundes all die Läden und Lädchen, kramte deren Inhalt heraus und säuberte sorgsam das Innere. Die verschiedenen Papiere legte sie sauber auf einander, klopfte ein paar Mal mit der flachen Hand auf den Haufen, um den Staub heraus zu bringen und legte sie dann an Ort und Stelle zurück. Zu verschiedenen Malen fand sich darunter allerlei alter Kram. Zerknitterte Zeitungsblätter, längst bezahlte Rechnungen, angerissene Wechselbriefe u. s. w. Anna Iwanowna blickte all die unnöthigen Papiere prüfend durch und warf sie dann achtlos auf den Boden. Eine kleine Schublade verursachte ihr besonderes Kopfzerbrechen, weil sie durchaus nicht schließen wollte. Vergeblich zog Anna Iwanowna die Widerspenstige heraus, um sie von allen Seiten zu besehen und prüfend in den leeren inneren Raum zu blicken, bis sie endlich in einer Ecke ein zerknittertes Papierblättchen entdeckte, welches sie nun heraus nahm und ärgerlich über die Störung hinter sich warf.

Nun war die Arbeit fertig. Anna Iwanowna wollte schon das Dienstmädchen rufen, um all die umherliegenden Fetzen hinaussegen zu lassen, doch sie überlegte, daß es am Ende doch besser wäre, auch das letzte, achtlos fortgeworfene, vergilbte Papier durchzumustern, um mit ruhigem Gewissen behaupten zu können, daß nichts Wichtiges vernichtet worden sei. So bückte sie sich, hob das eng beschriebene Blättchen vom

Boden auf, zog, immer noch lustig trällernd, die Fenstervorhänge zu, zündete die Lampe an, glättete sorgsam das zerknitterte Papier, ließ sich behaglich in den weichen Sessel nieder und fing es zu lesen an. —

Ihr Gesicht drückte erst ein maßloses Erstaunen, dann jähen Schreck aus. Zuletzt verzerrte es sich schmerzlich bitter und heiße Thränen traten ihr in die Augen. Als sie zu Ende war, drehte sie das Papier zwei, drei Mal um, als ob sie noch etwas zu finden hoffte und fing dann von Neuem zu lesen an:

Guter, alter Freund!

In meiner grenzenlosen Verzweiflung muß ich mich endlich an Dich wenden, mit der Bitte um Rath, womöglich um Hülfe aus der unerträglichen Lage, in welcher ich mich befinde. Es ist schon eine geraume Zeit, daß dieses qualvolle Elend über mich gekommen ist. Jetzt erst, nach fünf Jahren einer sogenannten glücklichen Ehe, wurde es mir plötzlich klar, daß ich meine Frau eigentlich niemals geliebt habe, daß mein Gefühl für sie nur eine vorübergehende Verblendung war, ein erbärmlicher — und doch so natürlicher Sinnenrausch! — Damit ist's nun vorbei! — Nicht genug, daß ich sie nicht mehr lieben kann, ich fühle sogar, daß ich sie hassen muß. Ich ertrage ihre Nähe nicht. Schon ihr fettes, sinnliches Gesicht und ihr wackliger Gang bringen mich in Wuth. Wenn ich ihre quietschende Fistelstimme höre, leide ich, als ob man meine Nerven mit stumpfen Messern zu durchsägen versuchte! — Mein Gott! — mein Gott! — was ist das für ein Zustand! — Täglich greife ich verzweifelnd nach meinem Kopfe, um mich zu überzeugen, daß ich noch nicht verrückt geworden bin. Ich drücke mir blutige Flecken in die schmerzlich pochenden Schläfen aus Furcht, daß mir das zermarternde Grübeln den Schädel sprengen könnte. — Was hab' ich nicht Alles gethan, um meinen Abscheu gegen meine Frau zu betäuben. Jedes Mittel habe ich angewandt. Als einen psychisch Kranken habe ich mich behandelt und eine Kaltwasserkur durchgemacht. Als das nicht half, suchte ich in der übermäßigsten Arbeit das Vergessen und die Ruhe. Vergeblich! Alles vergeblich! Die Arbeit wollte mir nicht von statten gehen, das kranke Gehirn parirte einfach nicht. Nun suchte ich mein Haus so viel wie möglich zu meiden, ging am frühen Morgen fort und kam erst am späten Abend wieder heim. Tagelang schlenderte ich durch die Stadt und begriff in diesen langen, einsamen Wanderungen nach und nach, daß meine physische Aversion zu meinem Weibe ebenso unbezwinglich ist, wie mein Begehren einst gewesen war. Ich begriff, daß diese Aversion keine alberne Laune eines kranken Gehirns, sondern eine natürliche Reaction ist, eine durch die Vernunft herbeigeführte Nothwendigkeit, hervorgerufen durch die Art und Weise meiner „besseren Hälfte." Ich mußte sie ja hassen, da ich sie endlich gründlich kennen lernte. Glaub mir, lieber Freund, die Frauen verstehen es meisterhaft, ihre katzenartige Lüsternheit und gemeine Selbstsucht unter der Maske des Anstandes zu verbergen. So lange die meine noch ein Mädchen war, hat sie auch eine solche Larve getragen, um darunter Alles zu verbergen, was mich irgendwie abstoßen oder desillusioniren konnte. Als wir verheirathet waren, als ich ihr Eigenthum geworden bin, ihr Sklave, vor dem sie sich nicht mehr zu geniren brauchte, da war es aus mit der Schönfärberei, und sie zeigte sich in ihrer ganzen alltäglichen Unbedeutendheit! Als Mädchen schwärmte sie für Ideale und schien einen Begriff von höheren Lebenszielen zu besitzen. Jetzt ist ihr höchstes Ideal der billige Einkauf einer Ente oder die Anschaffung eines neuen Kochtopfes. Früher schien sie mir klug und gebildet zu sein, jetzt weiß ich, daß ihren Geist und ihre Bildung nur ein Dutzend auswendig gelernter Phrasen bildet, und daß ihr ein modisches Kleid lieber ist, als das schönste Poesiebuch. Sie ist einfach albern und dazu auch noch weinerlich, wie alle solche charakterlosen Lappenpuppen. Manchmal nahm ich mir vor, sie zu verlassen und zu verreisen, weit, weit von hier — allein, was hätte das genützt bei ihr, die mir sicherlich nachlaufen würde! Ich habe es auch öfter versucht, aufrichtig mit ihr zu sprechen und ihr klar zu machen, welche Kluft uns geistig und seelisch von einander trennt, aber ihrem Stumpfsinn blieb das unbegreiflich — denn sie ist eitel wie ein Pfau und eigensinnig wie eine Eselin. Schließlich wollte ich mich ganz einfach erschießen, um mich endlich von dieser abscheulichen, lebendigen Fessel zu befreien — doch davor hat mich mein Gewissen bewahrt! — Ich dachte an unsere Kinder und beschloß, mein Kreuz weiter zu schleppen. Das thue ich auch, so gut mir meine vorhandenen Kräfte es erlauben. Manchmal aber packt mich die alte Verzweiflung wieder. Dann drückt mich die Last meines Kreuzes zu Boden, und ich möchte schreien und um mich beißen, wie ein bis zur Raserei gemartertes Thier. Einem dieser Augenblicke hast Du den heutigen Brief zu verdanken. — Behalte ihn für Dich und bedaure Deinen unglücklichen alten Freund

N. Lissitzin.

Anna Iwanowna ließ den Brief fallen. „Mein Gott, mein Gott, womit habe ich sowas verdient!" wiederholte sie schluchzend und starrte immer wieder auf das unglückselige Blättchen, irgend einen Trost, eine Milderung suchend, ersehnend und nicht findend. Von wildem Schmerz überwältigt, halb betäubt, vermochte sie ihre Gedanken nicht zu entwirren. „Was nun? — Also fünf Jahre lang hat er gelogen, — hat mir eine elende Komödie vorgespielt, — hat mich geküßt und geherzt, während er mich haßte und für ein Ungeheuer hielt. Und was soll sein Freund nur von mir denken? Wie verächtlich hat er mich ihm nicht beschrieben! — Was fange ich nur an? — Soll ich ihn fragen, ihn zur Rede stellen? — Vielleicht ist irgend ein Mißverständniß an Allem schuld, — eine augenblickliche Verstimmung, welche sich durch eine offene Aussprache beseitigen lassen könnte! — Nein, — ich will keine Auseinandersetzungen! Das wäre eine neue Erniedrigung! — Es gibt nur einen Ausweg — fortzugehen, damit er sieht, daß ich ihm nicht nachlaufe, damit ich endlich aufhöre, die demüthigende Rolle einer lebenden Fessel zu spielen. — Das will ich thun, das vor Allem. Also fort — aber die Kinder? Nun, die nehme ich natürlich mit. — Wenn er sie mir aber verweigert — wenn er sie Alle — oder doch eins behalten will — was dann? dann — ja dann — — Die arme Frau konnte zu keinem Entschlusse kommen und weinte leise vor sich hin.

Endlich raffte sie sich auf. „Geschehe was will, ich nehme meine Kinder und gehe zu Onkel Anton auf das Land — und das morgen schon." Mit dieser Entscheidung wischte Anna Iwanowna die Thränen aus den Augen, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb ein paar kurze Zeilen an den guten, alten Onkel, um ihn zu bitten, ihr und den Kindern Gastfreundschaft zu gewähren und sie in zwei Tagen auf dem Bahnhofe zu empfangen.

Kaum war der Brief fertig, als ein lautes Klingeln ertönte, dem sofort fröhliche Kinderstimmchen folgten. Zwei Minuten später wurde Anna Iwanowna von ihren vier hübschen, gesunden Kleinen umgeben, die mit rosig angehauchten Näschen freudig und zärtlich sich um die Mutter drängten.

„Ist Papa zu Hause?" war die erste Frage der geliebten Kindermäulchen. „Er hat mir ein Pferd zu Weihnachten versprochen," plapperte der fünfjährige Patie.

„Und mir will Papa eine bunte Laterne zusammenkleben," renomirte Lisa, die Aelteste, wichtig.

Die Mutter folgte der kleinen Schaar in das Schlafzimmer und mußte nun blutenden Herzens zuhören, wie ihre Kinder, die sie mit Hülfe der Bonne auskleidete, von nichts Anderem reden wollten als von dem „lieben, guten Papa," den Jeder am meisten zu lieben vorgab, und den Jeder zuerst empfangen wollte. Je länger die gequälte Frau dieser unschuldigen Plauderei zuhörte, desto schwankender fühlte sie ihren Entschluß werden.

„Warum habe ich auch den unseligen Brief so spät gefunden," sagte sie sich hoffnungslos, in einer Ecke stehen bleibend, nachdem sie mit der Toilette der Kleinen fertig war, „hätte ich ihn früher gelesen, als die Kinder noch nicht da waren, als ich noch jung und energisch war — wie gerne hätte ich ihn wieder frei gegeben. Jetzt aber, wo ich alle Seelenstärke ausgegeben habe, — für ihn und die Kinder ausgegeben habe — wo mein Leben sich dem Ende zuneigt, wo ich kein Glück mehr zu erhoffen habe, — was soll ich jetzt mit meiner Zukunft anfangen? Sterben? — Mich tödten? — Nein, das wäre die ärgste Selbstsucht! Meine armen Kinder haben nichts verschuldet. Ich darf sie nicht verlassen! — Er hat es ja auch nicht gethan! — Seit fünf Jahren trägt er sein Kreuz tapfer und ehrlich. Er hat sich stets gut gezeigt, gegen mich und die Kleinen, — äußerlich wenigstens. Er hat seine innersten Gefühle erstickt und verborgen, obgleich es ihm gewiß nicht leicht geworden ist. Und doch hat er es gethan — um der Kinder willen! Vielleicht wäre es auch meine Pflicht ähnlich zu handeln! — Wie dürfte ich den Kleinen den Vater rauben, den sie so zärtlich lieb haben? Wer weiß, ob sie mir das später nicht selbst vorwerfen könnten? Wer weiß, ob der Vater die Trennung von seinen Lieblingen ertragen würde? — Wenn er am Ende sich darüber zu Tode grämen sollte? — Soll ich meine Kinder vor der Zeit zu Waisen machen? Und dann — das Gesetz wird ihm gewiß zwei von den Kleinen zusprechen! — Wenn er nun diese beiden oder gar alle behalten wollte? — Was dann? — Soll ich mein Leben allein fristen, soll ich einsam und von Allen verlassen leben bis an meinen Todestag? — Nein, nein, — das ist unmöglich! — Wir dürfen uns nicht mehr trennen! Es ist zu spät, das Leben liegt bereits hinter uns! Wir haben nichts mehr vor uns, als das Glück und die Liebe unserer Kinder. Um ihretwillen muß ich auch mein Kreuz geduldig tragen und mich selbst ganz vergessen."

Abermals unterbrach ein Klingeln das Grübeln der armen, zermarterten Frau. Sie hörte die Kinder laut aufjubelnd nach dem Vorzimmer stürzen, um den heimkehrenden Vater zu empfangen. Sie lachten und plauderten in lustigem Durcheinander. — Entschlossen faltete Anna Iwanowna die Hände in stummem Gebet. Dann schritt sie ruhig nach der Küche, befahl das Mittagsessen anzurichten und schleuderte das verhängnißvolle Blättchen vergilbten Papieres, sammt dem eigenen Brief an Onkel Anton, in das lustig flackernde Feuer ihres häuslichen Herdes.

Aus der Hauptstadt.

Conserven.

In tausend Schaufenstern, auf den Regalen der Läden aller Delicateß-Geschäfte blinken Weißblechdosen mit bunten Etiketten. Wenn man diese zu Millionen in der Hauptstadt des großen Militärstaates aufgespeichert sieht, könnte man sie leicht für die Geschosse einer neuen massenmörderischen Waffe halten, die wir in der Stille für den nächsten unvermeidlichen Krieg einthun, wenn uns nicht die Aufschriften über die Friedenscommission dieser blitzenden Cylinder belehrte. Da lesen wir denn corned beef, Hummern und Zungen und Bohnen und Spargel

und Aepfel und Birnen und Gemüse und tausend andere schöne schmackhafte Dinge, welche in Essig oder Oel oder mit Zucker eingelegt und vor Gährungspilzen sorglich geschützt werden. Wenn ich diese Massen der Materialien sehe, welche in diesen gefälligen Verschlüssen dem Consum der Menschen zugeführt werden, dann verstehe ich erstens nicht, wie die Welt früher, das heißt vor noch nicht einem Menschenalter, ohne diese Conserven auskommen konnte, und begreife ferner nicht, wie neben den zur Conservirung aufgehobenen Stoffen noch etwas übrig bleiben kann, was der Naturmensch roh vom Baume oder frisch vom Strauche gepflückt, geschlachtet, aus der Erde gegraben oder gestochen, zu genießen in die Lage kommen kann. Vielleicht war die Appert'sche Methode der Conservirung von Früchten, wie die Erfindung der Zündhölzer ein uraltes Monopol der Götter und die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradiese, welche das Geheimniß durch die Schlange erfahren hatten, auf eine Strafe, ähnlich der Anschmiedung Prometheus', der den Chroniden die Herstellung von Licht abgelauscht hatte, zurückzuführen.

Mir kommt es immer vor, als ob das Aufbewahren von Fleisch und Gemüse nur Eine Seite dieser großen Kunst wäre, und als wenn unsere betreffende Industrie erst am Anfang der Entwickelung stände. Haben doch schon die alten Aegypter verstanden, den Cadaver von Mensch und Thier für die Ewigkeit zu conserviren und Bauten aufzurichten, die der Zerstörung und den Einflüssen der Sonne und des Wassers erfolgreich widerstehen. Haben doch die Griechen und Römer in ihren marmornen oder bronzenen Portraitbüsten Abbilder ihrer Persönlichkeiten zurückgelassen, die dauern werden, wenn unsere Oelbilder und gar erst unsere Photographien längst nachgedunkelt und verblichen sind. Bieten uns doch die Papyrus-Rollen von Aegypten oder die schriftbedeckten Thonziegel von Assur Geschäftsbriefe uno Familienromane mit einer Klarheit, als wenn sie gestern geschrieben worden wären, während unsere Briefschaften und Manuscripte auf Postpapier kaum ein paar Jahrhunderte überleben werden, wenn sie der um Platz besorgte Sohn, Enkel oder Urenkel nicht längst der Flamme übergab oder öffentlich hat einstampfen lassen. Von wenige Jahrzehnte hinter uns liegenden großen Epochen, und seien sie noch so wichtig und einflußreich gewesen, ist die Zahl der erhaltenen Zeitungen zu zählen, die damals in Tausenden von Exemplaren die öffentliche Meinung geleitet haben. Wir sind eben Eintagsfliegen: die Ewigkeit ist uns ein leerer Klang, und wenn uns nicht das bischen Pietät oder eine archäologische Ader innewohnte, der zu Liebe wir hin und wider Etwas länger conserviren, als es unbedingt nöthig ist, so wäre von alledem nichts zu haben, was wir vor wenigen Jahren noch heilig gehalten haben, was uns enthusiasmirte oder mit Haß erfüllte.

Diese archäologische Ader aber schlägt noch ziemlich mächtig in uns Allen und spielt eine größere Rolle in unserer modernen Cultur, als wir es uns zugestehen möchten. In allen Gebieten: nehmen wir die Kunst in erster Linie. Wenn es bloß der Geschmack wäre, den wir beim Bau einer Kunsthalle in Rücksicht ziehen, so würde ja doch ein Salon neuer Bilder oder plastischer Werke vollständig ausreichen. Wir sind unvergleichlich reicher geworden im Vergleich zu unseren Altvordern. Was unsere Maler uns bieten, ist frisch aus dem Leben geschöpft, sind Dinge, die wir täglich sehen und controliren können und mit unseren oder ähnlichen Augen geschaut. Zu ihrer Darstellung bedienen sie sich aller Kunstmittel, die einst den Besten zur Verfügung standen, und noch so viel anderer, welche jene nicht gekannt haben konnten, weil sie damals noch nicht erfunden waren; leben wir ja im Zeitalter der Erfindungen und bringt jeder Tag doch eine Reihe, wenn nicht immer Verbesserungen, so doch Neuerungen der Technik auf den Markt. Und doch, und doch neben dieser unendlichen, ich möchte fast sagen leidenschaftlichen Schaffenslust, welche Tausende und Abertausende Bilder und Bildwerke stündlich zu Tage fördert, von denen jedes einzelne sich bemerkbar machen will, das eine durch Größe, das andere durch Kleinheit, das dritte durch Schmelz der Farben, das vierte durch Correctheit der Zeichnung, das fünfte durch die Wahl des Stoffes, das sechste erheiternd, das siebente aus trostloser Verzweiflung geboren, das achte in idealer Auffassung seines Gegenstandes, das neunte realistisch das kleinste Titelchen nicht aus den Augen lassend — trotzalledem die großen, prächtig gebauten Conserven — die Museen. Alle Völker überbieten sich jetzt im Bau von Nationalgallerien und alten Sammlungen. Mit rührender Pietät wird jedes grausige, in schreienden Farben und ungeschickten Formen schwelgende Märtyrerbild, jede abgebrochene, ausgekehlte Thürpfoste, jedes zerrissene Gewebestück, jede Thonscherbe unter Glas aufbewahrt, registrirt, interpretirt und katalogisirt, als könnten unsere Maler, Bildhauer, unsere mannichfachen Kleinkünstler so etwas Herrliches gar nicht mehr herstellen. Ehe man zu einem neuen Bilde gelangt, das unsere Sprache spricht, zu einem Kunstwerke, an dem man seine Freude haben kann, dessen Autor uns freundlich in's Gesicht schaut, und dem man die Hand drücken kann, muß man sich durch einen Wust von Schöpfungen durcharbeiten, welche seiner Zeit ihren Zweck redlich erfüllt haben, für welche wir uns aber das Verstandniß erst künstlich durch Studien erkaufen müssen und der immer unserem Empfinden ein fremder bleiben wird. Und das gilt als das Schöne, das Große, das Erstrebenswerthe. Das raubt das Interesse, die Achtung, das Capital den Lebenden und Strebenden unserer Tage. Es hat einmal Jemand behauptet, daß, wenn die Welt sich entschließen könnte, eine Reihe von Jahren sämmtliche alte Museen zu schließen, dann erst würde die große neue Kunst zu ihrer Blüthe gelangen. Ich glaube es fast auch, obwohl ich meine Selbstgenügsamkeit darin gestehen muß, daß ich unsere gegenwärtige Kunst schon auf einer hohen Entwickelungsstufe angelangt halte. Wir stehen eben mitten unter den rauschenden Wipfeln und sehen mit unserer Voreingenommenheit den Wald vor lauter Bäumen nicht. In der Architektur sieht man es am allerdeutlichsten. Da stehen ganze Ruinenstätten wie Baalbeck und Pompeji, und die gebildete und ungebildete Welt eilt von nahe und fern herbei, um sich von den Schauern des Alterthums umfäuseln zu lassen, oder die Touristen erklimmen im Schweiße ihres Angesichts Bergspitzen, um in zertrümmerten Burgverließen den armen Teufeln, welche eine barbarische Zeit hier lebend begraben, nachzuempfinden. Diese Freude an den Resten einer großen oder kleinen Zeit ist erklärlich, und wo immer eine alte Cultur und Uncultur bestanden hat, treten Vereine zusammen, welche gestissentlich dafür sorgen, daß kein Steinchen mehr aus dem Fußboden und kein Splitterchen mehr aus dem Gebälk solcher colossaler Conserven losgestoßen oder geraubt werde. Dagegen läßt sich gewiß nichts einwenden, denn der Platz in der Campagna, wo die Villa des Hadrian ihre ausgedehnten Mauerreste stehen hat, oder der Sand, in welchem die Pyramiden ihre steinernen Häupter erheben, ist sehr billig. Wo aber alte Steine dem Bedürfniß nach Luft, Licht und Wohnung einer lebenden Generation im Wege stehen, da ist die Frage schon complicirter. Wo der Lebende mit einem Todten kämpft, da muß der Todte weichen, und die ihr Alterthum mit Hingabe und Eifer pflegenden Römer hatten schon ganz Recht, als sie vor einigen Jahren rücksichtslos in den Ruinen ihrer großen Ahnen aufräumten, um gesunde, luftige Wohnungen für die lebende Generation zu gewinnen. Wenn man keine Wahl hat, muß der Schutt aufgeräumt werden, um dem Neuen Platz zu machen.

Conserven überall. Die Poesie, das Drama, die Religion, die Sitte, das Gesetz, die Politik — allüberall Conserven. Amerika schreitet so unverhältnißmäßig rasch vorwärts, weil man dort keine vielhundertjährigen wohlconservirten Culturfrüchte besitzt, sondern darauf angewiesen ist, das zu verzehren, was der Augenblick erzeugt. Die alten Traditionen gläubiger Zeitalter, fremder Nationen sind gewiß wunderbar poetisch und bieten dem Altertumsforscher wie dem, der das Schöne überall sucht und sich dessen freut, ein unendliches Feld: aber immerhin sind es Conserven, und es will mir nicht einleuchten, warum ein Geschlecht, welches sich so unendlich viel einbildet auf seinen praktischen Verstand und die Freiheit seiner Gesinnungen, nicht den Muth findet, die ihm nachrasselnden, jeden seiner Schritte aufhaltenden schweren Ketten mittelalterlicher oder noch viel älterer Gebräuche, längst eingesehenen Aberglaubens oder in Wirklichkeit längst aufgegebenen Glaubens an unmögliche Dinge zu zerbrechen. Und unsere mit dem Nimbus einer göttlichen Offenbarung auftretende Sitte mit ihren zum Theil noch aus dem Heidenthum stammenden, gegen alle gesunde Vernunft streitenden Satzungen, deren Verletzung von der Gesellschaft stärker empfunden wird, als die Uebertretung eines Gesetzes Wie ist sie überwuchert von Ueberkommnissen aus alter und ältester Zeit, mißverstandenen oder unerklärlichen Ueberbleibseln aus einer von der unsrigen ganz verschiedenen Cultur, welche, in Uebereinstimmung mit

rationeller Anschauung und Humanität zu bringen, sich vergeblich der Verstand abmüht. Conserven, Conserven, an deren Inhalt wir unser Leben lang zu kauen haben und unter dem Eindruck von Vorurtheilen und Thorheiten verbittern und verkümmern.

Und in der Literatur! Da steht die große Conservenbüchse der Klassicität. Da steht schon einmal das Urtheil bei Vornehmen und Geringen fest, daß sowohl die Herren in Hymation und Toga, wie die in Wams und weiten Kragen oder im Kragenmantel und weißer vielumschlungener Binde das Höchste geleistet haben und nicht mehr übertroffen werden können. Das ist ja in gewissem Sinne unbestreitbar und was einst bei Cotta verlegt wurde, ist sicher das Herrlichste, was seiner Zeit in Poesie, Kraft der Darstellung, Formvollendung und Gedankenreichthum, vielleicht bis zur Stunde in seiner Art unerreicht geblieben ist. Aber dies zugegeben, kann doch eine neue Zeit neue Ansprüche machen, und ich weiß nicht, warum die Kenner der Antike oder der sogenannten klassischen Perioden, wie sie mehr oder minder jedes Volk einmal erlebt hat, mit solcher Sufficance lächelnd auf Alles herunterschauen, was unsere Tage hervorbringen. Bei ihnen heißt es eben: Nach Kodrus kein König: für sie gibt es nur Epigonen und talentlose Nachtreter und sie vergleichen jede Nation mit einer Aloe, die einmal blüht und dann eingeht. Dieser Vergleich aber hinkt vollständig. Die Nation ist einem Obstbaume zu vergleichen, der alle Jahre sich mit Blüthen schmückt und fast alle Jahre, wenn auch in verschiedenem Grade, Früchte ansetzt. Hat die Fruchterzeugung einmal eine Zeit geruht, so kommt dann ein Jahr, wo ein nicht enden wollender Segen uns beglückt. Wir stehen, so meine ich, in der Literatur wieder mitten in oder kurz vor einem solchen Jahre und es ist ein ebenso bitteres Unrecht gegen das lebende Geschlecht, auf seine Kosten die Vorzüge vergangener Perioden immer und immer wieder in's Licht zu stellen, wie es unzart ist, wenn Jemand seiner zweiten Frau gegenüber die verstorbene erste bald in den Himmel lobt. Es ist verstimmend, immer und immer wieder von Leuten, die keine neuen Romane lesen und sich kein neues Theaterstück ansehen, von dem Witz des Aristophanes, von dem Idealismus Schiller's, von dem universellen Genie Goethe's, von dem unerreichbaren Muster-Lustspiel „Minna von Barnhelm" sich vorschwärmen oder den Kritiker mit den hochgezogenen Augenbrauen neue Werke nach den zünftigen Regeln über das Drama aburtheilen zu hören. Wer hat denn diese Regeln gegeben? Sie sind kein vom Himmel gefallenes Manna einer göttlichen Offenbarung. Was war denn eher da — die Regel oder das Kunstwerk? Ich meine doch das zweite. Eine Rede hat begeistert, eine Erzählung hat alle Welt von sich reden machen, ein Theaterstück hat gezündet und —

Da tritt der Philosoph herein
Und beweist euch, es müßte so sein,
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so —
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.

Und von den aus diesem Werke mühsam abstrahirten Gesichtspunkten heraus wird nun Jahrhunderte, oft Jahrtausende lang jedes Werk beurtheilt und verurtheilt, welches die Kühnheit hat, sich dem berufenen oder unberufenen „Beurtheiler mit der klassischen Richtung" in den Weg zu stellen, und wenn es sich nicht unter die Schablone fügen will, auch trotzdem zu gefallen die Keckheit besitzt — medizinisch ist es todt, wenn es auch noch so viel Lebenskraft in sich fühlt. Conserven, alles Conserven!

Die Erfindung der Conserven ist eine der größten Wohlthaten der Menschheit. Auf der hohen See, inmitten der Wüste, in der Region des ewigen Schnees genießt der Wanderer sein Beefsteak, Rindszunge und all die kräftigen Delicen seiner häuslichen Mahlzeit. Hätten die Pariser 1870 für jedes Geschoß in ihren Mauern eine Fleischconserve mehr in ihren Kasematten gehabt, so würde die Belagerung vermuthlich länger gedauert haben. Die Conserve hat die sonnen- und frendlose Winterzeit wenigstens bezüglich unserer Küche abgeschafft. Wenn wir uns früher auf die ersten Spargel, die ersten Erbsen und Bohnen, die ersten Pfirsiche und Kirschen kindisch freuten, diese Freude ist dem heutigen Geschlecht unverständlich. Wir genießen Spargel, Erbsen, Bohnen, Pfirsiche und Kirschen — all the year round. Und dennoch, ob es nun Einbildung ist oder ob sich all' die Poesie der sonnigen Jahreszeiten, all' der Duft blüthengeschwängerter Winde in den Begriff mengt, wir haben dennoch einen ungleich höheren Genuß, wenn wir die Kirschen von den Bäumen und die ihre rothen Köpfchen im Blätterdach versteckenden Erdbeeren pflücken dürfen. Vor dem ersten Frühlingshauch, um in Ziffern zu sprechen, gehen die Preise der Conserven gleichsam in wilder Flucht herab: das Alte, das Surrogat drängt sich zum Verkauf, denn wer wird das Obst aus der Todtenkammer holen, wenn es ihm lebend auf Schritt und Tritt entgegenduftet, entgegenlacht.

Aber im Leben, im Reiche der Kunst, der Regierungsform, der Sitte, der Idee? Da spricht auch der Junker Alexander: Ja, Bauer, das ist ganz was andres.

Oscar Justinus.

Die Berliner Kunstausstellung.

VII.

Sehr bequem in tiefem Walde zwischen Farren und Heidelbeersträucher gebettet, las ich ein soeben mir zugegangenes Druckheft: „Das Kunstverständniß von heute".*) Ein Künstler hat es unzweifelhaft geschrieben, und zwar einer, der über sich und sein Handwerk nachgedacht hat. Er ist ziemlich ungelenk im Stile, aber darum oft um so treffender im Ausdruck. Wenn der ungenannte Verfasser mit gesunder Kraft rings um sich schlägt, um seinen Feinden, den „Kunstgigerln", einen möglichst schweren Schlag beizubringen, so perlen ihm dabei gelegentlich ganz kostbare Offenherzigkeiten hervor. Sehr viele kluge Klopffechter würden ihn an solchen ungedeckten Stellen ernsthaft verwunden können, und wenn es die Kunstphilosophen überhaupt der Mühe werth hielten, sich mit dem zu beschäftigen, was die Künstler über ihr Fach sagen, mit dem Brecheisen ästhetischer Gründe die Lücke im Harnisch des Fechters weiter aufzuwuchten vermögen. Andere werden sich je nach dem Stand ihrer Anschauungen im Kampf gegen die alte Schule oder gegen die Jungen Hülfe bei ihm suchen, denn er ficht ebenso gegen die weiße Sauce als gegen die braune, er streitet gegen das „Packende" im Bilde, wie gegen das „Seelenvolle", gegen die Ueberschätzung der „gewissenhaften Durchführung", wie gegen das Uebermaß der Gestalten, gegen die Hollandgängerei, wie gegen das Franzosenthum. Er hat den sehr einfachen Grundsatz, die Hauptsache in der Malerei sei, so gut als möglich zu malen, d. h. das Kolorit auf die höchste Stufe zu erheben und das Uebrige so weit zu vernachlässigen, als es ein Hinderniß wird zur Erreichung des erhabensten Ziels der Malerei, der höchsten koloristischen Qualität. Dem gegenüber stehe die „Gigerlansicht", die Kunst müsse durch einen möglichst interessanten Gegenstand, durch Begebenheitliches, sinnlich Reizvolles, durch mimisch Charakteristisches und Seelenhaftes, oder auch decorativ Wirkungsvolles das Bild anziehend und fesselnd gestalten. Der Laie sage: Schön ist in künstlerischer Darstellung was auch im Leben schön ist, also ein schönes Mädchen; der moderne Künstler sage: Schön könne Alles sein, also auch was im Leben nicht schön ist, z. B. ein häßliches Mädchen. Jeder Vorwurf sei interessant, ja, je einfacher der Gegenstand sei, desto vollendeter lasse er sich künstlerisch darstellen; mit Hülfe der koloristischen Qualitäten könne jeder Gegenstand zum größten Kunstwerk gestaltet werden. Freilich sei nicht Jedem gegeben, das rein Künstlerische zu erkennen, und um der Menge zu genügen, seien viele geschäftig Compromisse mit dieser einzugehen, der Mode, dem Gigerlwesen sich in dieser oder jener Richtung in die Arme zu werfen.

All' das ist lustig und dabei ernst durchgeführt, wiedergegeben wie das Bekenntniß Eines, dem das wohlerwogene Wort lange auf der Zunge schwebte, den es drängte, einmal seine begründete Ansicht auch mit in die Wagschale der Kunst zu werfen, und daher voll lehrreicher, feiner Bemerkungen.

So klagt der Verfasser die Akademien, auf die er ohnehin schlecht zu sprechen ist, an, daß sie die Unebenbürtigkeit des Auslandes möglichst rasch auf deutsche Unkosten zu beseitigen bestrebt seien . . .

So weit war ich gerade, als mir durch die Zeitung die Nachricht in die Hand kam, nach welcher auf der Berliner akademischen Ausstellung der Spanier Franceseo de Pradilla und der Pole Juljan Falat die große goldene Medaille erhielten. Ein deutscher Maler ist dieser Ehre in der Reichshauptstadt nicht gewürdigt worden.

Wer je einem Preisgerichte selbst beiwohnte, weiß, daß man zumeist eine Thorheit begeht, wenn man den Inhalt des Wahrspruches ansicht. Denn wer sich dem Gericht unterwirft, hat seinen Urtheilsspruch hinzunehmen. Es wäre also nicht der Spruch, sondern das Gericht rechtzeitig anzufechten gewesen. Es ging durch die Presse schon vor einiger Zeit eine Notiz, die großen goldenen Medaillen würden nicht für Einzelwerke, sondern für das Gesammtwirken eines Künstlers vertheilt. Auch ist ein Preisgericht nie so frei in seinem Urtheil, wie ein Außenstehender wohl meint. Gerade Männer, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, werden selten das thun, was die Parteien allseitig befriedigt. Sie werden Nebenrücksichten zu würdigen haben, sie werden sich der Beeinflussung nicht ent-

*) München, Cäsar Fritsch.

ziehen können. Denn über dem augenblicklichen Recht steht ihnen die allgemeine Blüthe des Kunstwesens. Aber die Berliner Preisrichter müssen doch im Allgemeinen für die Richtung ihres Urtheilsspruches verantwortlich gemacht werden. Und so frug ich mich denn, welche „Qualitäten" wohl, um meiner Broschüre Lieblingsausdruck zu gebrauchen, jene beiden Maler über alle jenen Deutschen in ihren Augen erhebe, die bisher goldene Medaillen in Berlin nicht erhielten? Nicht um zu einem Lobe oder zu einem Tadel zu gelangen, sondern um mein eigenes Urtheil am Fremden zu prüfen.

Pradilla kenne ich von langer Zeit als einen sehr großen Meister, als einen, der unserem Menzel verwandt ist — und das ist einer der höchsten Lobsprüche, über die ich zu verfügen vermag. Ich erinnere mich seiner großen Historienbilder, die in einer Zeit, in der ich noch ganz befangen war im Pilotytone, fast wie eine Offenbarung des Neuen auf mich einwirkten: Ein Fortuni im Großen, delicat in der Einzelheit, kraftvoll im Ganzen, voll geschichtlicher Kenntnisse und doch von einer malerischen Kraft, daß seine Bilder trotz ihrer weit geführten, wissenschaftlich historischen Treue einheitlich wirken, daß diese kein Hinderniß für ihn bildeten, auf riesiger Leinwand die koloristischen Ziele zu erreichen. Und nun sehen wir ihn in Berlin in ein paar Arbeiten, die scheinbar unter der Lupe entstanden, an denen man die gewissenhafte Durchführung loben darf, weil auch sie die koloristischen Vorzüge nicht zu mindern vermochte, Bilder voll Sonne, voll Farbe, voll Ton und Zeichnung, emsigst studirt und emsiger ausgeführt, auf kleiner Fläche alles Sonnenlicht des Südens ansammelnd, im Gegenstandlosen ziemlich unbedeutend, ohne eigentliche Seelenmalerei, aber in der Eindringlichkeit der Beobachtung von merkwürdiger Tiefe. Es passirt ja allerlei auf den Bildern, eine große Menge von Menschen bewegt sich, äußert frisch und ungezwungen sein Leben. Aber so wenig wie Menzel will uns Pradilla Geschichten erzählen, uns einen besonders merkwürdigen Vorgang aus dem Leben im Bilde festhalten. Er schildert die Menschen als ein Theil des Ganzen, hier ein Fest, dort einen Markt, also Scenen, die sich alle Tage ähnlich abspielen, von Weitem, im allgemeinen Ueberblick, wie man das Gewoge eines Kornfeldes schildert, nicht aber das, was die Aehren sich heimlich erzählen.

Das ist also echtestes Künstlerthum, auch nach der Ansicht meines Anonymus, der sagt, es sei gleichgültig, was man darstelle, es komme darauf an, wie man es darstelle. Es sind diese Bilder auch „kein Knalleffect als Zimmerschmuck oder als Ausstellungsblender". Es blitzt wohl in den Bildern von den lebhaftesten Farben, von dem Gelb, Violett, Roth eines fast barbarischen ländlichen Geschmackes, und doch hält die Sonnenpracht Alles ganz still und bescheiden zusammen, mildert zwar nichts, erklärt und verschönt aber Alles. Hier ist die Natur mit einer Meisterschaft abgeschrieben, welche selbst die hartnäckigsten Freunde schönheitlicher Lüge zu bekehren geeignet wäre. Die Kraft der wahren Farbe siegte völlig über das Gegenständliche.

Anders scheint es mir bei dem Polen Falat. Ich habe mir, weil ja das Gesammtwerk eines Meisters beurtheilt werden soll, auch die vorjährige Ausstellung in das Gedächtniß gerufen. Damals stellte er aus: „Rückkehr Seiner Majestät des Kaiser Wilhelm II. von der Jagd 1889" diesmal ist es: „Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. auf der Pürschjagd in der Schorfhaide" (Besitzer: Se. Majestät der Kaiser). Außerdem waren noch mehrere Jagdbilder zu sehen. In München traf ich dieses Jahr ein Aquarell, den Kopf eines alten, in der Pelzmütze halb versteckten Mannes, vielleicht das künstlerisch höchststehende Werk, welches ich bisher von Falat sah.

Hinsichtlich des Kolorits kann ich nicht finden, daß der polnische Künstler sich wesentlich über andere Maler erhebt. Es hat jene frische, gesunde Art der Naturerfassung, welche, gleich ihm, in Berlin heimisch ist. Es ist ein kecker, kräftiger Forstmannsgeist in seinen Jagdbildern, der das Augenblickliche sicher erfaßt und den Vorgang vortrefflich erzählt. Im Ton hat Falat alles das auf dem Wege nach individueller Vollendung mitgenommen, was die fortschreitende Kunst ihm lehren konnte. Er malt mit Vorliebe Schnee oder weißes Licht, hat aber gleich seinem Landsmann A. Wierusz Kowalski sich sehr genau angesehen, wie die Norweger, vor Allem der hellsichtige Fritz Thaulow dergleichen behandeln; er sucht nicht die Figuren zu verschönen, sondern malt sie mit einem wohlwollenden Humor, der ohne die Vorarbeit der Bauernmaler aus der Pilotyschule wohl auch ihm nicht erreichbar gewesen wäre; er gibt Gegenstände, die nicht nur um des Kaisers willen, ganz Deutschland, sondern auch um der Jagd willen den vornehmen Kreisen besonders nahe stehen, er weiß zu „packen".

Mein anonymer Gewährsmann erzählt von einem bekannten Maler, der seinen Schülern folgende Lehre auf den Weg gebe: „Denken Sie darüber nach, was Sie im Leben einmal sehr interessirt hat, suchen Sie sich des Moments zu entsinnen, der Sie in größte Aufregung versetzte ... Das entwerfen Sie als Bild und dann arbeiten wir den Entwurf mit einander aus, bis jede Figur genau das ausspricht, was zur Verständlichmachung des Vorganges den Beschauer gegenüber nothwendig ist, um ihn dann ganz den ergreifenden Eindruck mitfühlen zu lassen, welcher Sie bei jenem Erlebniß erfaßte." — Und diese Lehre, obgleich sie so ganz aus der Seele auch Falat's geschrieben zu sein scheint, weist jener schriftstellernde Künstler weit von sich ab; von nach dieser gemalten Bildern sagt er: die Photographie vermöge den in ihnen enthaltenen Kunstwerth vollständig wiederzugeben, während das rein Künstlerische eben in der farbigen Vollendung beruhe, die photographisch nur sehr mangelhaft festzuhalten ist. Er nennt solche Maler „populäre Talente der Mischrichtungen zwischen Oel- und Freskomalerei" und wendet sich sehr entschieden gegen sie. Nach seiner Ansicht wäre es die Aufgabe Falat's, die „interessanten" Gegenstände malerisch zu überwinden, so daß man in ihnen nicht den Kaiser und nicht die Jagd, sondern vor Allem die „koloristischen Qualitäten" suche.

Ging das Preisgericht bei Pradilla ganz die Wege meines Führers, so ging sie bei Falat nicht unerheblich anderen Spuren nach.

Und — so sehr ich selbst mich nach Jenes Meinung mich damit dem Kunstgigerlthum anschließe — ich kann dem Preisgericht so unrecht nicht geben. Hielte man Umfrage in deutschen Landen, so würde man finden, daß die Mehrzahl sich grundsätzlich für Falat und gegen Pradilla erklären würde. Da ich nun jede verständige Ansicht gelten lasse, wenn sie auch nicht meine ist, so muß ich zugestehen, daß es richtig sei, daß solche Kunstanschauungen auch ihre Vertreter finden. Ich kann keineswegs das Gegenständliche als unkünstlerisch verwerfen. Zweifellos ist es das, was die Meisten der Kunst nahe führt, ist es die ursprünglichere Form des Schaffens. Ohne dies wären wir selbst zu dem bescheidenen Kunstverständniß nicht gelangt, welches unser Volk zur Zeit besitzt. Da ich mich nun nicht als zweites Preisgericht fühle und noch weniger als Richter des von den Künstlern selbst anerkannten, so glaube ich genug zu thun, indem ich feststelle, daß man in Berlin einen Künstler um deswillen höher schätzt als andere, weil er zu dem auf gleicher Höhe mit manchem Wettbewerber stehenden malerischen Können noch die Fähigkeit hinzufügt, im höchsten Grade interessante und der Nation wichtige Gegenstände, nämlich die waidmännischen Thaten des Kaisers, im Bilde festzuhalten.

Die dritte goldene Medaille erhielt ein deutscher Bildhauer, Johannes Schilling, oder, bei der Absicht des Preisgerichtes, nicht bloß nach den ausgestellten Arbeiten, sondern nach allgemeinen Gesichtspunkten zu urtheilen, die durch ihn fast noch allein vertretene klassicistische Richtung.

Es wirkt so sichtlich eine ausgleichende Gerechtigkeit. Aber es ist mir doch ein nicht ganz behagliches Gefühl, daß man in der Reichshauptstadt einen spanischen Vertreter der fortgeschrittenen, einen polnischen Vertreter der mittleren und einen Deutschen der absterbenden Richtung auszeichnete. Es klingt so etwas wie die Anerkennung durch, daß jene im Fortschreiten steigen, wir aber bergab wandeln!

Es gibt Viele, welche gehofft hätten, das Preisgericht werde das Ringen nach dem Neuen, die individuelle Kraft, das Ausgestalten der Persönlichkeit in erster Linie belohnen, jene Vorzüge, welche jetzt mit Recht oder Unrecht die Köpfe zumeist an sich locken. Dem ist einstweilen noch nicht so. Bei uns heißt es noch: Mögen Andere vorwärts schreiten, bei uns gilt die ehrenwerthe Langweiligkeit und der akademische Gehalt. Es lebe Schilling, der Held der Arrière-Garde!

Aber glücklicher Weise ist die Kunst nicht an die offiziell ihr vorgezeichnete Marschrichtung gebunden. Trotz aller Medaillen wird die Werthschätzung auch bei uns von den Leuten nach dem Schlage Schilling's mehr und mehr zu denen nach dem Schlage Pradilla's fortschreiten, selbst wenn es Deutsche sind, welche an die Spitze der Entwickelung zu treten streben.

C. G.

Notizen.

Sperling's Adreßbuch der deutschen Zeitschriften und der hervorragenden Tagesblätter (Leipzig, Expedition des Zeitschriften-Adreßbuches) ist für 1892 wiederum erschienen. Mit seiner Fülle von Angaben jeder Art ist es das ausführlichste und beste aller bestehenden Verzeichnisse deutscher Blätter. Der inserirenden Geschäftswelt wird es dadurch ermöglicht, die für sie geeigneten Blätter richtig auszuwählen und das Inseratenbudget in selbständiger Weise genau aufzustellen, aber auch darüber hinaus wird jeder, der überhaupt mit Zeitschriften-Redactionen und Expeditionen geschäftlich zu thun hat, es mit vielem Nutzen verwenden können. Wir entnehmen dem Adreßbuch, daß sich die Zahl der gegenwärtig erscheinenden deutschen Wochen-, Monats u. s. w. -blätter jeder Art auf nicht weniger als 3538 beziffert, gegen 3443 im Jahre 1891, also eine Zunahme von 95 und seit 1888 eine Vermehrung von 809 Blättern.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Wer gut schlafen will

entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken** à 3½ M. (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage** von **Herrmann**, Breitestr. 61, **Stettin.**

Spamers illustr. Conversations-Lexikon.

Erste Auflage, 10 Bände. Halbfr. **Wie neu.** (*M* 200.) Nur *M* 100.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. Nur *M* 75.—.

Gegen Voreinsendung oder Nachnahme.

C. Rudloff in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Eine Erfindung

à la perpetuum mobile.

Dieses Neueste auf dem Gebiete der Erfindungen, welches sich ein jeder Fachmann, sowie Laie, gewerblich oder zur Unterhaltung, auch zur Zimmerzierde herstellen und an jedem Orte in verschiedensten Größen anbringen kann, arbeitet in sich selbst vorwärts und rückwärts gehend durch Naturkraft (Wasser) und bietet für Jedermann das größte Interesse und angenehmste Unterhaltung. — Eine leicht faßliche, ausführliche Zeichnung, sowie deutliche verständliche Beschreibung versendet der Erfinder gegen Einsendung von 5 Mark oder Nachnahme, und bietet somit jedem Interessenten die Hand, aus dieser Erfindung einen Nutzen zu ziehen.

H. Vollmann,
Werkstatt für techn.-mech. Arbeiten.
Berlin, Rügenerstr. 12.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

Sommer-Pferdedecken

aus leinenem Drill, vorn zum Zuschnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeckend.

Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit
15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang
à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,

2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.

H. Herrmann, Deckenfabrik, **Stettin.**

Beste Reise- und Badelectüre.

Romane von Theophil Zolling.

(Verlag von H. Haessel in Leipzig.)

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
Vierte Auflage.
Preis: Geheftet *M* 6.—. Gebunden *M* 7.—.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet *M* 6.—. Gebunden *M* 7.—

Coulissengeister.
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet *M* 6.—. Gebunden *M* 7.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien bei **A. G. Liebeskind** in **Leipzig:**

Zu meiner Zeit.

Schattenbilder aus der Vergangenheit

von

Adolf Pichler.

21 Bogen gr. 8°. M. 6.60.

Dieses Werk des bedeutendsten der lebenden österreichischen Dichter enthält die Geschichte seines Lebens bis zum Jahr 1848. Das Buch bildet durch seine stete Bezugnahme auf die Zeitverhältnisse ein besonders für Tirol wertvolles Memoirenwerk, welches bei der Schilderung der damaligen politischen und literarischen Verhältnisse nicht zu umgehen sein wird.

Wo das Werk in den Buchhandlungen nicht vorrätig sein sollte, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XLI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 6. August 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Weg zum Ziele. Von Maximilian Bresgen. — Rundreisehefte. Von E. Burger. — **Litteratur und Kunst:** Warum die Deutschen keine Komödie haben. Von Karl Bitz. — Ein schwäbischer Dichter. Von Theodor Ebner. — **Feuilleton:** X. Von Giovanni Verga. — **Aus der Hauptstadt:** Pardon! Von Arno Holz. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Der Weg zum Ziele.

Von Maximilian Bresgen.

„Auf der einen Seite gilt es, der sozialen Revolution entgegen zu arbeiten bezw. vorzubeugen, zu deren Bekämpfung der von der gegenwärtig herrschenden Mehrheit beschrittene Weg sicher nicht der richtige ist, auf der anderen Seite treten immer deutlichere Anzeichen dafür zu Tage, daß man in blinder Angst eben vor der sozialen Gefahr das Schwergewicht rückwärts neigen, daß man nach Möglichkeit aus den Bahnen des freiheitlichen, auf der zielbewußten Mitarbeit des ganzen Volkes beruhenden constitutionellen Rechtsstaates das Staatsschiff wieder in die Wege der patriarchalischen Monarchie zurückleiten möchte, noch dazu unter mehr oder weniger offener Preisgabe des protestantischen Charakters des neuen deutschen Reiches."

Im Anschlusse an diese seine Worte erhebt der Archivar Herr Georg Winter in Nr. 12 der „Gegenwart" (19. März 1892) einen Mahnruf zur Bildung einer „großen und ausschlaggebenden nationalen Partei." Er möchte „alle diejenigen, welche in dem großen Kampfe der Geister, der um das Schulgesetz entbrannt ist, sich der Gemeinsamkeit ihrer geistig-sittlichen Weltanschauung bewußt geworden sind, sich fest zusammen schließen" sehen.

Ist nun auch das Schulgesetz vorläufig von der Bildfläche verschwunden, so hat sich damit doch sonst nichts verändert. Es verlohnt sich deshalb, einmal zuzusehen, auf welchem Wege wir allein zu „jener großen Nationalpartei der Zukunft, die der Einheit und Freiheit des nationalen Staates einen unvergleichlichen Stützpunkt gewähren würde," gelangen können. Der Weg zu diesem Ziele ist zwar sehr einfach und klar, aber trotzdem, wie es scheint, sehr schwer zu begehen. Dennoch muß er beschritten werden.

Wer es seither noch nicht gewußt hat, konnte an der beispiellosen Erregung, welche das ganze deutsche Volk gelegentlich der Vorlage des Schulgesetzes im Preußischen Abgeordnetenhause ergriffen hatte, erkennen, welcher Punkt alle liberalen und freidenkenden Bürger zu einer geschlossenen Partei zusammen zu fügen vermag. Die Zauberformel heißt: Freiheit der Schule von der Kirche!

Das ist ein klares Ziel, ein gerader Weg, aber dennoch schwer zu erreichen, unsicher zu beschreiten, — so lange wir unsere Kräfte verzetteln, so lange wir am Dache bauen, während die Grundmauern noch unfertig dastehen. „Ziehen wir doch endlich die Nutzanwendung aus jener alten Parabel von den Stäben, die einzeln ohne Mühe zerbrochen werden, während sie vereinigt selbst der größten Kraftanstrengung Widerstand leisten!" Ziehen wir doch endlich auch die nothwendige Schlußfolge aus unserer Gedankenarbeit, indem wir muthig in die That übersetzen, was wir im Geiste längst als richtig erkannt haben.

Freiheit der Schule von der Kirche! Auf den ersten Augenblick hört sich das freilich ziemlich schroff an. Ich würde auch Bedenken tragen, diese Lösung zu fordern, wenn nicht die Kirchen selbst dieser Forderung immer weniger abgeneigt sich zu zeigen schienen. Haben doch die verschiedenen Kirchengemeinden Gelegenheit genug, die Wirkung des Mangels staatlicher Begünstigung in anderen Ländern in so günstigem Lichte kennen zu lernen! Freilich verlangt der freie Wettbewerb, der bei Aufhebung staatlicher Begünstigungen eintreten würde, von den Priestern hervorragendes Wissen, unermüdliche Thätigkeit und geschmackvolles Können. Das wäre aber auch des Schweißes eines Edlen werth! Die reine Kirchenlehre würde aus diesem Kampfe der Geister im Einklange mit echter Wissenschaft sich entwickeln, als wahrer Phönix aus der Asche alter Vorurtheile und Glaubenssätze emporsteigen.

Man wende mir nicht ein, daß eine Versöhnung von Naturwissenschaft und Kirchenlehre unmöglich sei. Das ist nur eine Frage der Zeit, und zwar absehbarer Zeit. Eine Zeit, wie die unserige, ist noch nicht dagewesen. Deshalb ist es auch unstatthaft, Beispiele aus der Vergangenheit mir entgegen zu halten. Die Allgemein-Bildung hat einen so hohen Grad erreicht und zieht ihre Kreise immer weiter, selbst in den untersten Volksschichten, daß Fragen von allgemeiner Bedeutung sehr rasch erörtert und verstanden werden. Das ist das Verdienst der Druckerschwärze, die in Gestalt von Zeitungen, Flugschriften, Büchern in die Winkel selbst der abgelegensten Hütte dringt. Freilich hat das erste Verdienst die Schule in Anspruch zu nehmen, indem sie kraft Gesetzes jedem Kinde die Kenntniß der Schriftzeichen vermittelt.

Mit Unrecht hat man erst jüngst wieder den Atheismus, die Gottlosigkeit, dem Kirchenglauben gegenübergestellt. Der Gegensatz von Gottlosigkeit ist vielmehr Gottesglaube. Kirchenglaube und Gottesglaube aber decken sich nicht. Würden beide gleichwerthig sein, so könnten die verschiedenen Kirchengemeinden sich nicht so heftig bekämpfen und gegenseitig als ketzerisch sich bezeichnen. Der Gottesglaube kann ohne Kirchenglaube bestehen, wird sogar ohne diesen in der Regel reiner und hehrer, als mit diesem sich geltend machen. Er beruht auf Erkenntniß und Ueberzeugung, während jener nur auf unverbürgten Glauben sich stützt.

In früheren Zeiten, in welchen einerseits die Kenntniß

der Schriftzeichen noch wenig verallgemeinert war, während andererseits die Kenntnisse in der Naturwissenschaft höchst mangelhaft und diese auch nur einzelnen Wenigen zugänglich waren, in jenen Zeiten stand der Gottesglaube im Kirchenglauben so zu sagen mit Recht in Blüthe. Die Schule aber hat mit der Gewährung der Möglichkeit, lesen und das Gelesene auch verstehen zu können, den ersten Axthieb an die Wurzel des Kirchenglaubens gethan. Daß dabei auch der Gottesglaube manchmal zu Schaden kommt, ist begreiflich. Doch muß ich die Schule frei von Schuld sprechen. Die Kirche allein trägt die Schuld, wenn sie entgegen der gesteigerten Erkenntniß der Menge den Glauben an alte, naturwidrige Vorurtheile und Glaubenssätze aufrecht erhalten will. Die Schule lehrt uns alles Natürliche möglichst begreifen, lehrt uns den natürlichen Zusammenhang aller Dinge erkennen und auf das höchste bewundern, zeigt uns damit die Großartigkeit und Erhabenheit in der Natur, an der unser idealer Sinn sich bildet und unsere „christliche" Denkart heranreift, kurz die Schule befähigt uns zu einem reinen Gottesglauben — und die Kirche arbeitet kraft Gesetzes diesen Bestrebungen der Schule, die auch kraft Gesetzes erfolgen, entgegen!

Man wird bereit sein, mir einzuwenden, daß für die mittleren und oberen Stände der reine Gottesglaube wohl ausreichen möge, daß aber für die große Menge der Kirchenglaube erhalten werden müsse, daß nicht mit diesem auch jener verloren gehe — bei den Ungebildeten! Wo aber finde ich diese Ungebildeten? Meines Erachtens nur dort, wo man für die einfachsten Naturerscheinungen kein Verständniß besitzt, wo man über Fragen von allgemeiner Bedeutung keinen klaren Begriff zu gewinnen vermag, wo man jede Frage vom persönlichen Standpunkte, niemals aber von demjenigen der Allgemeinheit zu betrachten im Stande ist. Damit kann ich es Jedem überlassen, die Ungebildeten zu erkennen, sie dort zu suchen, wo sie sich finden. Man wird ihnen überall begegnen, in allen Klassen, in allen Ständen der Bevölkerung, bei Reichen und bei Armen, bei Niedrigen und bei Hohen. Niemals aber wird man sie da finden, wo eine freie Lebensauffassung, ein geläutertes Selbstbewußtsein sich geltend macht. Denn es ist wahr: Bildung macht frei!

Irren würde man sich, wenn man glauben wollte, ich rufe zum „Kampfe" für Freiheit der Schule von der Kirche Wir bedürfen des „Kampfes" nicht. Wir bedürfen nur des Zusammenschlusses aller Gleichgesinnten, um Alles fern zu halten, was die Bedeutung der Schule herabzusetzen vermag, um dafür zu sorgen, daß auch fernerhin die Schule im Stande sei, freier Geistesbildung die Wege zu ebnen. Einen „Kampf" mit der Kirche kann ich nicht für zweckdienlich halten. Denn große Festungen sind überaus schwer einzunehmen. Nur der Hunger vermag dies. Wenn wir fortfahren, freie Geistesbildung zu verbreiten, so kämpfen wir den besten, den friedlichsten Kampf, dessen Ausgang für uns nur günstig sein kann. Aber auch für die Kirche wird es ein Gewinn sein. Sie wird bezwungen an ihren fortwährenden Mißerfolgen lernen, den Forderungen der Zeit sich zu unterwerfen. Gegen diese sündigt kein Mensch ungestraft.

Fest unser Ziel, den leuchtenden Stern, im Auge werden wir in natürlicher Entwickelung eine der scheinbar schwierigsten Fragen im Laufe der Zeit auf das beste zu lösen im Stande sein. Ein Culturkampf im besten Sinne des Wortes wird es sein, frei von Gehässigkeit und Uebervortheilung des Anderen. Dabei wird unsere Geistesbildung zu stets größerer Vollkommenheit geführt werden, unsere Vorurtheilslosigkeit wird uns befähigen, auch andere Fragen von höchster Bedeutung zu gedeihlicher Entwickelung zu bringen, indem wir mehr und mehr auf einen freieren, allgemeineren Standpunkt uns aufzuschwingen vermögen. Wir werden zu unserer Ueberraschung sehen, daß wir, die wir jetzt noch manchmal weit aus einander gehen, dann weit häufiger die gleichen Wege wandern.

Man hört immer die Behauptung, die große Masse besitze keine Religion, keinen Gottesglauben mehr. Aus diesem Umstande werden dann eine Menge von Schäden, welche unserer Gesellschaft anhaften, erklärt. Ich will das gern als richtig zugeben, weil ich um Einzelheiten nicht rechten will. Aber nimmermehr kann ich als richtig anerkennen, wenn man das vermeintliche Uebel, die Religionslosigkeit, den Mangel an Kirchenglauben — denn der Gottesglaube ist in den Massen nicht erstorben! — dadurch vermeint heilen zu können, wenn man mit Gewalt die Menschen zu äußerlichen Religionsübungen anhält. Daß in diesem Punkte schon lange Zeit zu viel geschehen ist, daß man die versteinerte Kirchenlehre noch immer nicht mit naturwissenschaftlichem Geiste durchdringen lassen will, sondern in einer den Bedürfnissen unserer Zeit gar nicht Rechnung tragenden Weise der durch die Schule naturwissenschaftlich vorgebildeten Bevölkerung aufzuzwingen fortfährt, das ist der Grund, warum die große Menge die Kirchen meidet. Man besitzt eben heutzutage zu viel Allgemein-Bildung, um sich mit leeren Worten abspeisen und langweilen zu lassen. Es wird harter Arbeit bedürfen, um das verloren gegangene Vertrauen in diesem Punkte wieder zu gewinnen. Aber es kann wieder gewonnen werden, wenn Schule und Kirche frei werden, wenn beide unabhängig von einander ihre Lehren verbreiten. Am meisten wird dabei die Kirche gewinnen können, da sie bis jetzt am meisten verloren hat. Die Schule ist, es mögen auch noch so viele Versuche gemacht werden, nicht mehr zurückzuschrauben. Sie mag in noch so enge Fesseln gelegt werden, aber man kann doch niemals verhindern, daß die Kinder lesen und das Gelesene verstehen lernen. Je höher man ihnen in der Schulzeit den Korb der Erkenntniß hängt, um so gieriger werden sie sich nachher auf alles Gedruckte stürzen. Ja noch während der Schulzeit werden die verbotenen oder vorenthaltenen Früchte einer großen Zahl von Schülern die Augen öffnen und dadurch leider mehr Unheil anrichten, als unter anderen Umständen möglich wäre.

Mit dem Wissen wächst das Urtheil, nicht nur beim Einzelnen, sondern bei ganzen Nationen. Nichts ist deshalb auch natürlicher, als daß jeder urtheilsfähige Mensch das Verlangen empfindet, für sich selbst zu denken, seine Kräfte und sein Wissen in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen und ein Mitbestimmungsrecht in persönlichen wie allgemeinen Fragen auszuüben. Dies natürliche Verlangen, ein Zeichen hoher Blüthe einer Nation, unterdrücken zu wollen, weil es früher geschah und geschehen konnte, ist nicht zeitgemäß und deshalb auf längere Dauer auch nicht durchführbar. Es muß unzweifelhaft mit der Niederlage des Widerstrebenden enden, nachdem in gegenseitiger Befehdung und Erbitterung kostbare Kräfte vergeudet, werthvolle Zeit verloren worden sind. Wissen macht stark und überwindet schließlich alle Schwierigkeiten. Und da das Wissen heutzutage eine immer allgemeiner werdende Verbreitung gewinnt, so erstehen der Kämpfer für die menschenwürdige Sache immer mehr. Aufgabe der Machthaber ist es, dem Wissen die Wege überall und stets möglichst zu ebnen, nicht aber zu versuchen, in alte Bahnen es einzuschließen. Es gibt keinen Sprengstoff, der sicherer und nachhaltiger, weittragender und gründlicher wirkt, als Wissen. Das durch dieses sich bildende Selbstgefühl läßt sich nicht ungestraft und nicht auf unabsehbare Zeit demüthigen und unterdrücken. Das Eisen des Wissens verdichtet sich unter dem Hammer der Vergewaltigung und unter der Brause der Demüthigung zum springenden Stahl des festen und unaufhaltbaren Willens.

Unter allen diesen Gesichtspunkten komme ich immer wieder zu der Mahnung, sich zu sammeln unter der Forderung: „Freie Schule und freie Kirche!" Verfolgen wir dieses Ziel unabläßig, aber mit weiser Mäßigung, so haben wir einen festen Kitt, der uns bindet. Auf dieser Grundlage werden viele unserer Forderungen, die wir uns gegenseitig bis jetzt noch nicht zugestehen wollen, in natürlicher Entwickelung sich erfüllen. An den beiden, wesentlich in Betracht kommenden Kirchengemeinden, der protestantischen und katholischen, werden wir wahrscheinlich früher, als man es jetzt noch vermuthen möchte, Helfer für die Durchführung unserer Hauptforderung finden. Die katholische Kirche scheint am wenigsten Schwierigkeiten in Aussicht zu stellen. Sie scheint sich am ehesten auf ihr ursprüngliches volksthümliches Wesen besinnen zu wollen. Und die protestantische Kirche braucht gleichfalls nur auf ihren Ur-

sprung zurückzugehen, um wieder Verständniß in der Volksseele zu wecken.

Auf welche Weise diese Umwälzung im Schul- und Staatsleben vor sich gehen muß, ist noch nicht an der Zeit zu erörtern. Zuvörderst muß deren Nothwendigkeit aller Orten dargelegt und nachgewiesen werden. Das Wie ergibt sich dann von selbst. Das Banner aller frei denkenden Männer muß für die Zukunft die Losung tragen: Freie Schule, freie Kirche!

Rundreisehefte.

Von E. Burger.

Kein Mensch wird bestreiten, daß unsere Rundreisehefte einen großen Fortschritt gegenüber den alten Fahrkarten bedeuten. Doch ist das „kein Mensch" leider schon zu viel gesagt, es gibt wirklich Leute, die den Rundreiseheften noch heute voll Ingrimm gegenüberstehen, weil sie darin eine Beförderung „heilloser Vergnügungssucht" und Verschwendung erblicken. Solche Leute wollen überhaupt, daß die Eisenbahnen eigentlich nur da sind für mehrfache Millionäre, die sich ihre eigenen Salonzüge halten können. Je unerschwinglicher die Fahrpreise sind, um so besser, damit ja nicht etwa ganz Deutschland zu Grunde geht am allgemeinen „Reisefieber". Das sind die Blinden. Und unter solchen kann jeder Eisenbahnminister wie ein König dastehen, wenn er auch nur ein einziges Auge hat, und wenn dieses Auge auch noch so kurzsichtig ist.

Wir wollen uns hier keineswegs auf den Streit zwischen Privatbahn und Staatsbahn einlassen, nur möchten wir uns gegen den etwaigen Anschein schützen, als wollten wir dem Grundsatz des Staatsbahnbetriebes etwas am Zeuge flicken, um die Herrlichkeit der Privatbahn zu preisen. Die Schattenseite der Staatsbahn ist offenbar, daß sie leicht vom „grünen Tisch" aus geleitet wird, und dadurch nicht nur den Reisenden, sondern auch der Staatskasse selbst Schaden zufügt. Ein solcher Fall liegt vor bei übermäßig hohen Fahrpreisen. Denn sie verhindern viele Reisen, die man sonst gern gemacht hätte, und schädigen dadurch den Gewinn der Eisenbahn ebenso wie ein Kaufmann sich schadet, der durch übertriebene Preise die Käufer aus seinem Geschäft verjagt.

Die Lichtseite der Staatsbahn ist dagegen, daß sie nicht nöthig hat, auf einen möglichst hohen Reingewinn ihres Geschäftes zu sehen, wie es jeder Privatmann selbstredend thun muß. Vielmehr hat die Staatsbahn es in ihrer Hand, die Preise zu Gunsten des Publikums so weit zu ermäßigen, daß das ganze Unternehmen sich eben nur noch hält, d. h. keinen Verlust für die Staatskasse ergibt, aber auch keinen Gewinn! Ja es ist sogar möglich, die Eisenbahnfahrt überhaupt kostenfrei zu machen, wie es manche Volkswirthe mit großem Scharfsinn als das nützlichste fordern.

Die Zukunft wird ja ähnliches ohne Frage bringen, aber gegenwärtig ist die Zeit noch nicht reif dazu. Wenn früher alle Landstraßen besetzt waren von kleinen Häuschen, wo man die „Chausseegelder" alle Viertelstunde zu bezahlen hatte, so wird sich heute schwerlich einer zurücksehnen nach jener Zeit. Schon daraus aber kann man mit höchster Wahrscheinlichkeit hoffen, daß auf die heutige freie Benutzung der Landstraßen einst auch die freie Benutzung der Eisenbahnen folgen wird.

Was wir aber heute mindestens fordern müssen, das ist, daß der Staat mindestens das auf seinen Bahnen leistet, was jedes private Bahnunternehmen auch leisten könnte.

Die „Rundreisehefte" haben sich allmählich entwickelt. Anfänglich waren alle Hin- und Rückfahrten dabei ausgeschlossen, nur eigentliche „Rundreisen" waren gestattet. Denkende Leute wiesen natürlich darauf hin, daß diese Beschränkung bei Lichte besehen der reine — Unsinn sei. Aber wie kann ein Blinder etwas bei Lichte betrachten? Endlich im Jahre 1890 machte man in den „maßgebenden Kreisen" an des grünen Tisches Rund die großartige Entdeckung, daß man eine großartige Dummheit begangen hatte. Oder soll das, was vor 1890 unmöglich war, plötzlich am 1. Mai 1890 möglich geworden sein? Wahrscheinlich hatten sich die hochweisen Herren da oben gesagt, eine Rundreise müsse doch immer auch „rund" sein. Aber schon Goethe hätte doch die Herren mit der großen Brille belehren können, daß alle Theorie grau ist.

Auch neuerdings ist wieder so eine alte ehrwürdige Säule gestürzt, nämlich die fein ausgerechnete Bestimmung, daß ein Rundreiseheft über 2000 Kilometer 60 Tage gilt, von 600 bis 2000 Kilometer 45 Tage, und unter 600 km gar nicht. —

Nun könnte man einwenden: sei doch zufrieden mit solchen kleinen Verbesserungen, wähle doch von zwei Uebeln das kleinere. Darauf ist zu antworten: von mehrerern Uebeln soll man stets das allerkleinste wählen, nicht aber das größte und auch nicht das zweitgrößte. Was würde man denn einem Schneider sagen, der einen zerrissenen Rock nähen soll und der nur einige Löcher zustopft, während er noch riesige Risse ungenäht läßt? Er könnte ja auch sagen: sei doch zufrieden, wähle doch lieber das kleinere Uebel, d. h. diesen Rock hier, der zwar noch viele Löcher hat, aber doch nicht mehr ganz so viel als gestern.

Wir brauchen keine Flickarbeit, wo eine ganze Arbeit so leicht ist! Aber es geht manchmal eigenthümlich in der Welt. Mancher gewöhnt sich an einen alten durchlöcherten Schlafrock so sehr, daß er zuletzt gar nicht mehr begreifen kann, wie man auch ganze unzerrissene Schlafröcke anziehen darf. Das Gute liegt manchmal so nahe, das man zuerst den Wald vor Bäumen nicht sieht. Wir werden uns sogleich erlauben nachzuweisen, daß fast alle ausgeklügelten Bestimmungen und Einschränkungen bei den Rundreiseheften, soweit sie noch nicht aufgehoben sind, eine unnütze und schädliche Belästigung des reisenden Publikums darstellen, also werth sind durch bessere ersetzt zu werden. Wir schlagen namentlich folgende Verbesserungen vor:

1) Rundreisen brauchen weder „rund" noch Hin-Zurückfahrten zu sein, sondern können aus allen beliebigen Strecken in allen beliebigen Reihenfolgen bestehen, ob mit oder ohne Unterbrechungen. Wozu soll einer Strecken mitbezahlen, die er nicht zu durchfahren gedenkt?

2) Die Länge der Reise ist ganz beliebig, ob 10 Kilometer, oder 100 oder 1000 oder 10,000 u. s. w. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig! Jede Beschränkung, wie die jetzige auf 600 Kilometer ist geradezu unsinnig, sobald man nur ein klein wenig dabei nachdenkt, und das muß man doch wohl immer! Denn beispielsweise kostet eine Reise von 600 Kilometern in der ersten Klasse etwa 36 Mark, dagegen eine solche von 550 Kilometern 44 Mark (!), weil man letztere ohne Rundreiseheft machen muß. Oder steckt irgend welche gesunde Vernunft dahinter, daß eine viel kürzere Reise viel theurer ist??

3) Ein und dieselbe Strecke darf beliebig oft durchfahren werden. Wozu die sinnlose Beschränkung auf ein höchstens zweimaliges Befahren? Hat die Bahnverwaltung irgend einen Schaden, wenn ich eine Strecke zehnmal befahre, statt eine zehnmal so lange Strecke nur einmal?

4) Die Gültigkeitsdauer ist unbeschränkt, was eigentlich ganz selbstverständlich sein sollte. Denn ein Rundreiseheft ist ein Werthpapier ebensogut wie ein Hundertmarkschein von der Reichsbank. Wie kann ein solches plötzlich völlig entwerthet werden? Es ließe sich ja darüber reden, ob nach Verlauf eines ganzen Jahres nicht ein Umtausch erfolgen müßte, vielleicht gegen eine kleine Entschädigung für die Herstellung des Heftes. Aber die heutige Beschränkung auf 60 Tage ist zu unsinnig. Wie kann eine Reise von 2000 Kilometern erster Klasse in 60 Tagen etwa 120 Mark kosten, während dieselbe Reise in 61 Tagen 160 Mark kosten würde? Oder erleidet die Bahn irgend welchen Schaden durch diese Verlängerung um einen Tag? Aber dennoch erklärt sie rücksichtslos: die Gültigkeitsdauer wird unter keinen Umständen verlängert! Nun wäre ja solche Rücksichtslosigkeit etwas sehr lobenswerthes, wenn hier etwa militärische Pünktlichkeit oder dergleichen in Frage käme. Aber wie darf man das Publikum ohne jeden Sinn

und Zweck in solcher Weise belästigen? Wie leicht kommt es, daß ein Besuch sich länger ausdehnt als man ursprünglich beabsichtigt hatte. Und dann soll das ganze Geld verloren sein!

5) Auch die Unübertragbarkeit muß fallen. Erstens aus praktischen Gründen, weil es der Eisenbahn ungeheuer gleichgültig sein kann, ob Herr Müller oder Herr Schulze die Reise zu Ende fährt, und weil es auch einerlei ist, ob sich zwei Leute zu einer Reise in dieser Weise vereinigen durch Verabredung oder ob einer allein die ganze Reise zurücklegt. Zweitens aber ist gerade die Unübertragbarkeit von Fahrscheinen sehr verwerflich aus moralischen Rücksichten. Denn an sich kann man zwar alles mögliche gesetzlich verbieten, d. h. an sich braucht man nicht einige Rücksicht auf die menschliche Vernunft zu nehmen, aber besser ist es doch jedenfalls, wenn die Gesetze wenigstens einigermaßen in Uebereinstimmung sind mit gesunder Vernunft und mit den Durchschnittsanschauungen der Menschen, wie sie nun einmal sind. Wer aber empfindet es denn als einen Betrug oder Diebstahl, wenn man einen Fahrschein, den man doch selbst gekauft und ehrlich bezahlt hat, weiter verkauft? Auch kann solche Uebertragung durch Weiterverkauf nur durch einen seltenen Zufall überhaupt entdeckt werden. Und dann hat man thatsächlich einen solchen unglücklichen Menschen bis vor das Reichsgericht geschleppt und ihn bestraft als einen Betrüger! Und an allen Bahnhöfen ließ man es öffentlich anschlagen, daß Verkauf von Fahrkarten als Betrug anerkannt sei vom höchsten Gericht! Fürwahr recht nett und ermuthigend für die Käufer von Fahrkarten! Kein denkender Geschäftsmann würde jemals derartiges gewagt haben.

6) So sind wir denn nun schließlich dahin gelangt, oder vielmehr, wir müssen dahin gelangen, daß das Rundreiseheft das darstellt, was es offenbar sein soll, nämlich eine Bequemlichkeit für das Publikum, insofern als man von allen Mühen des Fahrkartenkaufes unterwegs befreit ist, und gleich alle nöthigen Fahrscheine von vornherein bei sich trägt. Nun ist es offenbar, daß ein Uebelstand vom Fahrscheinheft unzertrennlich ist, nämlich eine Aenderung des Reiseweges, wie er einmal fest bestimmt ist, ist nachher ausgeschlossen. Es kommen häufig Fälle vor, wo man von einer Reise anfänglich nur den ersten Theil sich bestimmt vorgenommen hat, während man die weiteren Fortsetzungen sich erst noch überlegen will, oder sie abhängig machen will von den Umständen, namentlich von der Gunst oder Ungunst des Wetters, von der eigenen Lust und Laune u. s. w. In solchen Fällen muß man natürlich auf ein Heft verzichten, oder kann nur ein solches mit einem Schein, dem ersten der Reise, kaufen. Warum soll man aber auf die Fahrpreisermäßigung verzichten?? Gleiches Recht für alle! Entweder die Ermäßigung ist überhaupt unmöglich, oder wenn sie für den Rundreisenden möglich ist, dann kann sie auch jedem anderen Fahrgast ebensogut zugebilligt werden! An letzterem ist wohl jeder interessirt, denn es dürfte kaum einen geben, der immer nur mit Rundreiseheft fährt, und nicht auch einmal gewöhnliche Fahrkarten benutzt. Wir sind entschieden der Ueberzeugung, daß auch der Preis der Rundreisehefte noch weiter ermäßigt werden kann. Aber das allermindeste Verlangen ist, daß die heutige Herabsetzung für einzelne Fahrten auf alle Fahrten ausgedehnt wird. Auch die Frage des Reisegepäcks spielt dabei eine sehr wichtige Rolle. Auf das „Freigepäck" könnte man mit Freuden verzichten, namentlich wenn die Fahrpreise erniedrigt werden. Dieses Freigepäck, das auf Rundreisen überhaupt nicht gestattet ist, ist nämlich ein richtiges Danaergeschenk. Denn es geht natürlich nur bis zu einem gewissen Maximalgewicht, und von da an muß alles „Uebergewicht" bezahlt werden mit einem so riesengroßen Preise, daß jeder Reisende einen heillosen Schrecken bekommt, und sich sagt: einmal und nicht wieder! Man sollte doch alles mit Maß beurtheilen! Daß die Bahn nicht ganze Möbelladungen kostenfrei befördern kann, wird jeder begreifen. Kleines Handgepäck, für das der Reisende selbst sorgt, kann frei bleiben, alles übrige mag bezahlt werden, damit nicht etwa diejenigen Reisenden, die ohne Gepäck reisen, für die anderen schwerer beladenen mitzubezahlen brauchen. Aber ein mäßiger Preis, von 10 zu 10 Kilogramm und von 10 zu 10 Kilometern steigend, sollte festgesetzt werden. Die Hälfte der heutigen Preise wäre immer noch theuer genug. Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth, und jede Waare ihres Preises. Jeder größere Kaufmann hat heute begriffen, daß sein eigener Vortheil am größten ist bei dem Geschäftsgrundsatz: kleiner Nutzen, großer Umsatz. Auch der höchste Nutzen bleibt — nutzlos, wenn er den Umsatz zu sehr beschränkt, denn: die Masse muß es bringen. Daher sollte keine Waare Abschreckungspreise haben.

Die Staatsbahnen dürfen nicht länger das bleiben, was sie bisher in Folge übermäßig hoher Fahrpreise waren, nämlich ein Hinderniß des Verkehrs. Die Bahnverwaltung soll vielmehr durch mäßige Preise die Benutzung der Eisenbahn befördern, dabei werden sich beide Theile gut stehen.

Literatur und Kunst.

Warum die Deutschen keine Komödie haben.

Von Karl Bitz.

Es ist oft bemerkt und oft bemängelt worden, daß in unserer schönen Literatur die Ausbildung der Komödie im Verhältniß zu den hohen Leistungen, deren wir uns auf dem Gebiete der Tragödie erfreuen, zurückgeblieben sei: wir haben, sagt man, keinen eigentlichen klassischen Lustspieldichter, auf welchen wir mit demselben Stolze hinweisen könnten, wie die Franzosen auf ihren Molière, noch auch finde sich in unseren großen, klassischen Dramatikern jene Vereinigung von tragischen und komischen Anlagen, wie sie den Briten Shakespeare auszeichne. Von den Culturvölkern des Alterthums ganz zu schweigen, an deren Literaturhimmel Namen wie Aristophanes und Menander, Plautus und Terenz, wenn auch die letzteren nur in erborgtem Glanze, strahlen.

Am schärfsten hat jene vermeintliche Lücke in unserer Literatur der englische Biograph Goethe's, Lewes, hervorgehoben, indem er gelegentlich seiner Besprechung der Goethe'schen Farce: „Der Triumph der Empfindsamkeit" bemerkt:*) „Das Stück erinnert an die Tollheiten des Aristophanes und hat etwas von jener lärmenden Ausgelassenheit, in der sich Goethe damals so vervollkommnet hatte. Wenn jedoch deutsche Kritiker über den Witz und die Ironie des Werkes außer sich sind, so muß ich offen bekennen, ich verstehe nicht, wovon sie reden. Es ist allerdings mit der nationalen Komik der Deutschen überhaupt nicht anders. Was ihnen außerordentlich lächerlich erscheint, darin findet der Franzose oder der Engländer fast immer nur einen äußerst frostigen Spaß. An den eigentlichen Witz, der mit Feinheit gehandhabt sein will, rühren die Deutschen kaum mit Handschuhen. Es ist eine beachtenswerthe Thatsache, daß sie unter allen Schätzen ihrer Literatur nichts eigentlich komisches im höheren Sinne besitzen. Sie haben kein Lustspiel hervorgebracht. Es bewährt sich an ihnen, was der Altmeister des hohen grotesken Dramas behauptet hat:

„Nichts Schwereres gibt's im Gebiete der Kunst, als echte Komödien schreiben;
Wohl haben sich Viele bemüht um den Preis, doch Wenigen glückte das Streben."

Wir können das, was der Engländer über den angeblichen Mangel der Deutschen an Witz überhaupt sagt, ohne Weiteres bei Seite lassen: die Bemerkung beruht wohl im Wesentlichen auf seiner unzulänglichen Einsicht in die deutsche Sprache und Natur im Allgemeinen. Aber hat er denn auch mit seiner weiteren Behauptung von der Nichtexistenz eines klassischen deutschen Lustspiels Recht?

„Wie," wird der patriotische Freund unserer Literatur

*) Ich citire nach der Uebersetzung von J. Frese.

sagen, „wir Deutschen sollen keine Komödie geschaffen haben? Wir, die wir uns in unserer Nonne Roswitha von Gandersheim mit ihren Sex comoediae der ältesten Dichterin dieser Art rühmen, aus einer Zeit, da noch das ganze übrige Europa in tiefstem literarischen Dunkel lag! Wir, deren dramatisches Repertoire in der allerjüngsten Zeit ein Dichter, wie Gerhart Hauptmann mit der „Komödie“ „College Crampton“ bereichert hat? Wir, die wir in unserem Ernst von Wildenbruch einen dramatischen Dichter besitzen, welcher, wie er in seinen neuesten Schöpfungen, dem „Neuen Herrn“ und dem „Heiligen Lachen“ bewiesen hat, die tragischen und komischen Qualitäten eines Shakespeare in sich vereint, ja so zu sagen, auf Commando beliebig, wie der Normaldichter jenes Schauspieldirectors im Prologe Faust's spielen lassen kann, Stücke, die daher unser Königliches Schauspielhaus auch mit Recht als dramatische Leckerbissen herrlichster Art seinen Gästen zur Befriedigung und Veredlung des Geschmackes der Gegenwart wöchentlich mindestens ein- bis zweimal vorzusetzen pflegt!

„Wir gehen“, immer ist es noch der patriotische Freund, welcher das Wort führt, „hierbei gar nicht ein auf den unermeßlichen Schatz an komischen dramatischen Dichtungen, welcher jenen fast tausendjährigen Zwischenraum in der deutschen Literatur von der Nonne Roswitha bis zu ihren gefeierten Collegen Hauptmann und Wildenbruch ausfüllt. Also auf jene zahllosen Fastnachtsspiele des fünfzehnten, auf jene nicht minder zahlreichen, scherzhaften „Geistlichen Spiele“ des sechzehnten Jahrhunderts, auf die Dichtungen eines Hans Sachs und Jacob Ayrer, auf die komischen Perlen, welche aus den Fluthen des siebzehnten Jahrhunderts hervorzuholen sind, also etwa auf den „Horribilicribrifax“ und die „Geliebte Dornrose“ eines Andreas Gryphius. Wer die komische Productionskraft unseres Volkes in jenen Jahrhunderten leugnet, der muß niemals einen Blick in Professor Gottsched's „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ gethan, oder die stattlichen Reihen von lustigen Dramen aus jener Zeit gemustert haben, welche unser trefflicher Literarhistoriker Goedeke im zweiten Bande seines „Grundrisses“ auf ein paar hundert Seiten an uns vorüber ziehen läßt. Welcher Deutsche hat endlich, um einen kleinen Sprung aus jenen Weiten der Vergangenheit in die neuere Zeit zu thun, nicht Grund, auf eine „Minna von Barnhelm“ Lessing's, einen „Zerbrochenen Krug“ Heinrich von Kleist's, auf die „Verhängnißvolle Gabel“ und den „Romantischen Oedipus“ eines Platen stolz zu sein? Von den hervorragenden sonstigen Lustspieldichtern Deutschlands aus jener Zeit, einem Kotzebue, einem Iffland, in dessen Schauspielen Schopenhauer (Parerga und Paralipomona, Zur Metaphysik des Schönen, § 230), die echte deutsche Komödie erblickt, von den komischen Lichtern der neuesten Zeit, einem Gustav Freytag mit seinen trefflichen „Journalisten“, einem Benedix, Bauernfeld, einer Birch-Pfeiffer, einem Kalisch, Moser, L'Arronge, einem O. Blumenthal mit seiner hochgefeierten „Großstadtluft“ und anderen Größen mit jener Bescheidenheit ganz zu schweigen, welche allen jenem Gebiete der modernen Bühne Angehörigen eigenthümlich ist.“

Wir ehren das stolze Selbstgefühl, welches sich in diesen Expectorationen unseres patriotischen Freundes ausspricht, aber, unter uns gesagt, hier, wo kein Einblick eines Ausländers in unsere Unterhaltung die Offenherzigkeit derselben stört, haben wir, bei Licht besehen, in der That Recht, uns jener Geschichte unseres Lustspiels so sehr zu rühmen und sind die Ergebnisse derselben wirklich geeignet, die Ansicht strengerer Kritiker über die Vacanz der höheren Komödie in der deutschen Literatur zu entkräften?

Ich glaube, unseren braven Freund hat die Liebe zur Heimath zur Hellseherei verführt. Bei näherem Hinblick zerstiebt die größte Anzahl jener, eben „aus dem Grabe der Vergessenheit“ herauf beschworenen Schattengestalten unserer nationalen Komödie in Nichts. Die Stücke der edlen Roswitha führen den Namen comoediae in nur sehr uneigentlichem Sinne: im Wesentlichen sind es sehr klägliche Märtyrergeschichten, welche alles eher als einen heiteren Eindruck machen. Jene Fastnachtspiele des fünfzehnten und folgenden Jahrhunderts übertreffen an Rohheit der Anlage und des Inhaltes so ziemlich Alles, was die dramatische Literatur gebildeter Völker überhaupt aufzuweisen hat und in den „Geistlichen Spielen“ des Reformationsjahrhunderts ist die Gesinnung, der frische Kampf gegen päpstliche Anmaßung und pfäffisches Wesen, wie die dramatische Behandlung höherer Interessen überhaupt, zwar höchlich zu preisen, vom Standpunkte dramatischer Kunst angesehen sind sie aber, auch die Possen eines H. Sachs und Jacob Ayrer nicht ausgenommen, überaus dürftig und verhalten sich nach scenischer und Charakterentwickelung zur echten, rechten Komödie etwa wie die Polypen zu eigentlichen, höher entwickelten Thiergattungen. An den obengenannten Einzelstücken, Lessing's feinsinniger „Minna“, Kleist's köstlichem „Zerbrochenen Krug“, an den beiden Platen'schen Possen, an den wackeren „Journalisten“ Freytag's wird jedes kunstsinnige deutsche Herz immerdar seine helle Freude haben. Allein diese einzelnen seltenen Vögel machen noch keinen Sommer in unserer komischen Literatur. Das Lessing'sche und das Kleist'sche Lustspiel haben noch dazu, wenn auch jedes als Muster seiner Art, doch nur Liebesaffairen zum Gegenstande, während eine vollere, reichhaltigere Entwickelung der Komödie nothgedrungen zur Behandlung der höheren Interessen des Staates, der Literatur und Kunst, fortschreiten muß. Freytag's „Journalisten“ befassen sich nun zwar mit politischen Fragen der Zeit, aber doch nur in einseitiger Weise. Nur seine geliebte liberale Partei ist mit heiterem Humor geschildert, die Conservativen, die doch immerhin auch eine politische Partei sind, kommen, wenn man die Sache rein objectiv ansieht, moralisch und ästhetisch ungünstiger weg, eine Unbilligkeit, welche das hiesige Königliche Schauspielhaus bei seinen Aufführungen des Stückes durch eine fast völlige Verwischung jener politischen Gegensätze freilich nicht eben glücklich ausgeglichen hat. Der Platen'sche Humor wiederum im „Oedipus“, wie auch schon in der „Gabel“ ist doch ein gar zu bissiger, ernsthafter, als daß er jene echte, unbefangene Heiterkeit des Geistes in uns erzeugen sollte, zu der uns eine wahrhaft humorvolle Auffassung der höheren Interessen unseres Lebens, wie wir sie von der eigentlichen Komödie im großen Stile verlangen, emporheben sollte.

Der Mangel einer wirklichen, humorvollen, über alle Parteigegensätze sich erhebenden Auffassung des sozialen, politischen, literarischen Lebens der Nation, das ist es ja eben, was die Ausbildung der höheren Gattung der Komödie, wie sie bei den Griechen die Possen eines Aristophanes repräsentiren, bei uns Deutschen verhindert, wenigstens bisher verhindert hat. Um diesen Satz zu begründen, wird es nöthig sein, einen kleinen Excurs in das Gebiet der Aesthetik zu machen und ein paar Worte über Wesen und Begriff des Humors überhaupt hier einzuschalten.

Humor, eigentlich Feuchtigkeit überhaupt, dann, namentlich von Galen, zur Bezeichnung der menschlichen Körpersäfte gebraucht (man sieht, ich gehe mit deutscher Gründlichkeit zu Werke) wurde später auch zur Benennung der verschiedenen menschlichen Temperamente verwendet, deren Unterschied auf die Verschiedenheit jener Säfte zurückgeführt wurde. Den Uebergang zu seiner jetzigen, gewöhnlichen Bedeutung verdankt das Wort der englischen Literatur, speziell dem Shakespeare'schen Zeitalter, in welchem mit demselben, wie wir noch aus einigen Stellen der „Lustigen Weiber von Windsor“ sehen, ein wahres Kauderwelsch verführt wurde. „Der rechte Humor ist, im wahren Moment zu stehlen,“ „der Humor des Lügens ist mir zuwider“, „er wurde im Trunk erzeugt: ist das nicht ein eingefleischter Humor?“ und dergleichen, den damaligen sinnlosen Gebrauch des Wortes persiflirende Wendungen werden dort dem braven Corporal Nym in den Mund gelegt. Die eigentlich klassische Stelle für die Bedeutung des Wortes Humor findet sich in dem Ben Jonson'schen Lustspiel: „Every man out of his humour“:

„As when some one peculias quality
doth so possess a man, that it doth draw
all his affects, his spirits and his powers
in their constructions all to run one way,
this may be truly said to be a humour.“

Also: „Wie wenn irgend eine eigenthümliche Eigenschaft einen Menschen so in Besitz nimmt, daß sie alle seine Gefühle, Empfindungen und Kräfte in ihren Zusammensetzungen einen Weg zu nehmen zwingt, dies mag in Wahrheit ein Humor genannt werden." Eine sehr wesentliche Bestimmung für das, was wir jetzt Humor oder die Empfindung dafür nennen, fehlt freilich in dieser Ben Jonson'schen Definition. Nicht jener eine, den ganzen Menschen beherrschende Trieb, jene eine gewaltige Neigung oder Leidenschaft bildet allein oder erzeugt den Humor oder das Gefühl dafür, sondern der oft sehr empfindliche Contrast, in welchem jener Trieb, jenes unwiderstehliche Verlangen des Menschen zu der durch die eigene Beschränktheit und die der Außenwelt bedingten mangelhaften endlichen Befriedigung jenes Verlangens steht. Oder auch die großen Anstalten, die er zur Erreichung seines Zweckes macht, mit der winzigen Verwirklichung, der gänzlichen Verfehlung desselben. Hiernach stimmt der Begriff des Humors mit dem des Komischen im Allgemeinen, wie er in allen Aesthetiken angegeben wird, ungefähr überein. Nur daß der des Humors der weitere ist; der Humor kann zugleich weinen und lachen über jenes Mißverhältniß zwischen dem menschlichen Wollen und dem, was es erreicht, je nachdem der Accent auf die dabei unnütz verbrauchten Kräfte und die damit verbundene Schädigung des Individuums oder auf das oben hervorgehobene lächerliche Mißverhältniß zwischen seinem Wollen und Können allein gelegt wird. Von jener ersten Art ist der mehr weinerliche oder rührende Humor unseres guten Jean Paul, und zum großen Theil auch der unseres vortrefflichen Fritz Reuter, bei dem sich indessen auch Stellen genug für jenen anderen finden.

Die Ursache, warum jenes Mißverhältniß unsere Heiterkeit erregt, die eigentliche Wurzel und den Ursprung des Lächerlichen, welcher doch immer in einem gewissen wohligen, behaglichen Gefühl des Einzelnen liegt, hat schon Lucrez offenherzig in jener berühmten Stelle (dem Anfange des zweiten Buches) seines großen Gedichtes: „Ueber die Natur der Dinge" angedeutet:

„Suave, mari magno turbantibus aequora ventis,
E terra magnum alterni spectare laborem:
Non quia vexari quemquam est jucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est."

„Süß ist es, bei hoher See, wenn die Winde das Meer aufwühlen, vom Lande aus die große Mühe eines Anderen zu schauen. Nicht als ob es eine besondere Lust wäre, wenn Jemand gequält wird, sondern weil es süß ist, zu sehen, von welchen Uebeln du frei bist." Die ganze Existenz jedes einzelnen Menschen beruht, wie der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" uns so schön und so eindringlich dargelegt hat, schließlich auf einem fortwährenden Streben und Verlangen, leider, wie das in der Natur der Dinge und des Menschen selbst liegt, in einem fortwährend unbefriedigten und getäuschten Streben und Verlangen. Zu sehen, daß diese mangelhafte Befriedigung, ja Nichterfüllung seiner Wünsche das allgemeine Menschenlos ist, daß es auch Anderen just nicht besser geht als ihm, das gibt dem Einzelnen ein behagliches Gefühl des Trostes und der Beruhigung, welches sich zuletzt zu lauter Heiterkeit steigert. Eine eigentliche Schadenfreude ist damit an sich ebensowenig verbunden (denn bei einer etwaigen ernstlichen Beschädigung des strebenden Menschen würde das Mitleiden damit sogleich jene Heiterkeit aufheben) als ein Tadel oder auch nur eine Mißbilligung der betreffenden Neigungen und Leidenschaften, welche jene Enttäuschung, jenen Mißerfolg erlitten haben. Im Gegentheil. Der Humorist nimmt innigen Antheil an der Lage des Menschen nach allen ihren besonderen Zufälligkeiten und Eigenthümlichkeiten; er freut sich über dessen Regsamkeit und Emsigkeit in seinem besonderen Elemente und doch reizt ihn die Beschränktheit desselben zum Lachen. Ihn rühren alle die Bedrängnisse, in welche der Mensch dadurch geräth und doch ist es nicht jene Wehmuth des Elegikers, den seine Leiden und Verluste niederdrücken, weil sie ihm unersetzlich scheinen und auch nicht der Schmerz des Tragikers, welcher das Individuum in jenen seinen Bedrängnissen völlig zu Grunde gehen sieht. Der Humorist sieht gleichsam über dem sich mühenden und gequälten Erdensohn, wie in freundlichen, tröstenden Irisfarben, eine höhere, ideale Welt schweben, in der sich alle seine Kümmernisse auflösen und alle seine gutgemeinten, aber so lächerlich mangelhaften Bestrebungen ihre höhere Vollendung erreichen werden.

Beispiele von solchen Fällen, welche jenes Gefühl des Humors erregen, dessen Quelle ich soeben nachgewiesen habe, und welches den eigentlichen Nerv, das wahre Element der höheren Komödie bildet, bieten sich uns überall dar. Im gemeinen ebenso, wie im höheren politischen oder literarischen Leben einer Nation. Von den niedrigsten zu beginnen: der gemüthlich Angeheiterte, welcher sich Abends eifrig bemüht, auf geradem Wege in sein Heimwesen zu gelangen, der Junge, welcher verzweifelte Anstrengungen macht, die Spitze der Kletterstange zu erreichen, von welcher er immer wieder herunterrutscht, der alte Geck, welcher, wie Kleist's Dorfrichter, bei seiner Belästigung einer jungen Schönen üble Erfahrungen macht, nicht minder als der Staatsmann, welcher seine volksbeglückenden Pläne, in Folge der Mangelhaftigkeit dieser Welt und seiner eigenen in nur sehr unvollkommener Weise ausgeführt, ja gänzlich vereitelt sieht, eine ganze, große, politische Partei, welcher es nicht besser geht, eine literarische oder künstlerische Schule, welche in bestimmten Leistungen der Feder, des Meißels oder Pinsels das ästhetische Heil der Nation erblickt, bis sie damit auf einen nicht mehr zu verkennenden und nicht mehr zu leugnenden Holzweg geräth: sie alle bilden den dankbaren, schier unerschöpflichen Stoff des höheren Komödien- oder, es deutsch auszudrücken, des Possendichters.

Um ein paar Beispiele aus der letzten Vergangenheit oder der Gegenwart unseres Volkes anzuführen: wen hat es nicht mit Bewunderung erfüllt, wenn ein muthiger und genialer Vertreter des Conservativismus, wie Bismarck, seine Partei aus den Bedrängnissen, in welche sie der Conflict mit den Gegenparteien gebracht hatte, herausreißt und gewissermaßen auf ein neues, hohes Piedestal stellt, indem er dem Staate durch seine, des conservativen Ministers Politik, zu mächtigen, äußeren Erfolgen verhilft! Wenn aber derselbe muthige Ritter des Conservativismus durch den Gang der Dinge sich zuletzt bewogen sieht, das allgemeine Stimmrecht einzuführen, jenes eigentliche Ferment für die Entwickelung der Sozialdemokratie und das Mittel, wodurch Deutschland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr demokratisirt wird, so würde dieser Gegensatz den köstlichen, unübertrefflichen Stoff für einen nationalen Komödiendichter abgeben. Umgekehrt, wenn eine, nach Freiheit und Parlamentsherrschaft dürstende Partei, wie unsere vortrefflichen Fortschrittler, sich durch die Annectirung einiger Provinzen im Jahre 1866 so umgestimmt sah, daß sie dem genialen Begründer dieser Annexion fortab Jahre lang gewissermaßen aus der Hand aß, so war diese Wandlung ein nicht minder unbezahlbarer Stoff in jenem Sinne. Im Bibelstudium war unsere Fortschrittspartei niemals sehr stark, und den Spruch: „Was hülfe es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!" hat sie, wie freilich unsere gesammte moderne Politik, am allerwenigsten auf ihre Fahne geschrieben. Auf den geradezu unerschöpflichen Quell, welcher für eine höhere nationale Komödiendichtung die Jahrzehnte langen deutschen Einheitsbestrebungen und Einheitsversuche in ihren verschiedenen Phasen gewährt haben würden, will ich, als auf ein heikles Thema, hier gar nicht eingehen. Man denke daran, wie köstlich Aristophanes in seinem Vögelstaat ähnliche Versuche seiner Landsleute in der Constituirung eines Normalstaates travestirt hat. Es genüge hier auf das Mißverhältniß nur hinzudeuten, welches in dem jetzigen, jüngsten Stadium jener deutschen Einheitsbestrebungen darin liegt, daß wir einheitslüsternen Deutschen uns zwar Tausende von widerwilligen Nordschleswigern und französischen Lothringern annectirt, aber dabei zugleich die andere Hälfte, mindestens das starke Drittel des eigentlichen deutschen Volkes, jene herrlichen deutschen Provinzen Oesterreichs mit ihrem Schatz von deutschem Geist, deutschem Gemüth, deutscher Kraft und Fülle, mit Uhland zu reden, formell und vertragsmäßig von uns abge-

trennt haben. Wer, verblendet von der Machtstellung des gegenwärtigen Deutschen Reiches, den Humor, welcher in dieser Wandlung der Dinge liegt, nicht fühlt, wer ihn auch dann nicht empfindet, wenn eine begeisterte nationalliberale Kehle ihr Triumphgeschrei anstimmt über die nun endlich erlangte unbedingte Vereinigung sämmtlicher deutscher Stämme, über das große Alldeutschland, das jetzt endlich gegründet sei, dem ist freilich, in jenem unseren Sinne, überhaupt nicht zu helfen.

„Wie?" wird man uns entgegnen, „das also ist das Ziel deiner Auseinandersetzungen, dem steuern deine Rathschläge zu? Die heiligsten Bestrebungen unseres Volkes auf dem Gebiete von Staat und Kunst, die schweren Kämpfe, welche wir auf ersterem Gebiete darum geführt und die uns Blut und Thränen genug gekostet haben, sollen der Gegenstand deiner Komödie werden? Die verehrten großen Staatsmänner, welchen wir unsere großen Errungenschaften verdanken, die großen Meister in Kunst und Politik, denen wir eine ewige Erkenntlichkeit schulden, sollen dem Gelächter der Menge preisgegeben werden? Die ernsten Ziele und Zwecke unserer Partei, und jeder brave Mann nimmt eine bestimmte Partei, sollen verhöhnt, Alles was noch gut und ideal im deutschen Leben ist, soll bewitzelt, jede Autorität nicht nur des Gesetzes, auch des Edlen und Tüchtigen im Leben überhaupt soll durch Spott und Persiflage erschüttert werden! Wenn deine Rathschläge darauf hinaus laufen, wenn die vielbelobte höhere Komödie um diesen Preis geschaffen werden soll, so möge man uns ein für alle Mal damit vom Halse bleiben! Man verschone uns mit einer Kunst, welche alles Edle und Sittliche im Leben untergräbt. Man —"

Gemach, wer wird seine Rednerei gleich übertreiben! Von den Vorwürfen, die ihr uns macht, von jenem Hohn und Spott ist ja überall nicht die Rede! Habe ich euch darum soeben eine Vorlesung über Wesen und Ursprung des Humors gehalten, daß ihr mich so gröblich mißversteht? Es fällt dem Humor nicht ein, die Bestrebungen, die Anstrengungen, welche ihm ein Lächeln, meinetwegen auch ein derbes Lachen abgewinnen, nur im Geringsten an sich zu tadeln, zu mißbilligen oder herabzusetzen. Er erkennt die Sittlichkeit, ja die Nothwendigkeit derselben aus vollster Seele an, er wetteifert mit euch, hitziger junger Freund, in der Verehrung und Bewunderung jener großen Staatsmänner, jener geschickten und beredten Parteiführer, welche uns der Verwirklichung jener schönen Ziele entgegen geführt haben und noch weiter entgegenführen wollen. Unwillkürlich hält nur der Humor der höheren Komödie dem schon Erreichten im Leben der Völker ebenso wie in dem der Individuen das höchste, ideale Vorbild entgegen, welches jenen sowohl als diesen bei allem ihrem Dichten und Trachten vorschwebte, und an diesem gemessen findet er, daß alles Erreichte und Erzielte doch, in Folge der, der Welt ebenso wie dem einzelnen Menschen anhaftenden und eigenthümlichen Dürftigkeit und Beschränktheit, keineswegs wegen einer Schuld, einer tadelnswerthen Schwäche des Strebenden, immer noch zu jenem hohen Vorbilde in einem Contraste steht, welcher unwillkürlich seine Heiterkeit, sein Lachen hervorruft, besonders wenn er die großen, zur Erreichung jener Zwecke getroffenen Anstalten damit vergleicht. Der Humor ist, versteht wohl, der Idealismus einer realistischen Zeit.

Mit diesem Satze, welcher unseren geistvollen Sprachpuristen zwar entschiedenen Anstoß geben wird, dessen Wahrheit aber unzweifelhaft ist, bin ich zu dem eigentlichen Kern und Stern meiner Auseinandersetzungen gelangt. Damit sind die Ansprüche der Komödie auf ein freies, ungehindertes Schaffen nicht nur gerechtfertigt, ihre Nothwendigkeit für die neue Literatur, sofern sie überhaupt Höheres auf dem Gebiete des Lustspiels leisten will, ist damit auch nachgewiesen. Dieser Idealismus des Humors unterscheidet sich freilich in einem wesentlichen Punkte von dem der Tragödie, von dem Idealismus einer jungen, aufstrebenden Zeit, wie die unserer Klassiker war, überhaupt. Ebenso wie diesem schwebt ihm zwar ein hohes Vorbild, eine gewisse Vollkommenheit unseres Weltwesens und unserer Menschennatur vor. Aber während die Helden einer jugendlichen, idealen Zeit, wie die unserer klassischen Periode, also etwa ein Marquis Posa Schiller's, fest an die Verwirklichung ihrer Ziele, an die Erreichung jener Vollkommenheit glauben und unentwegt danach streben, sollten sie selbst darüber zu Grunde gehen, so erkennt der Humor, als der Ausdruck der seelischen Stimmung einer gealterten, erfahrenen Zeit, wie die unsrige, die sich schon um die Erlangung ihrer Ziele hinlänglich abgemüht und mancherlei Enttäuschungen erfahren hat, die Unmöglichkeit der Gestaltung idealer Zustände in dieser mangelhaften, irdischen Welt an und lacht in ihren Komödien, indem sie besonders scharf die Unzulänglichkeit der tüchtigsten ebenso wie der mindertüchtigen Menschennatur jenen hohen Zielen gegenüber in's Auge faßt, über den Contrast zwischen ihren Plänen und deren Verwirklichung. Ob Goethe etwas von dieser Thatsache im Auge gehabt hat, als er den Ausspruch that, er liebe den Humor im Drama nicht, weil er das Zeichen einer sinkenden Culturperiode sei, lasse ich dahin gestellt sein. Jedenfalls kennen wir keinen anderen Idealismus mehr als diesen.

Freilich wird es, das räume ich ein, in Deutschland große Schwierigkeiten für diesen Humor der höheren Komödie haben, auf der Bühne zur Geltung zu kommen, ebenso wie die besondere Natur des Deutschen, welcher kaum im Stande ist, wie heitere, leichtlebigere Völker, die Franzosen und Italiener etwa und im Alterthum die Griechen, sich selbst geistvoll zum Besten zu haben, die Entwickelung dieser Komödie bisher bei uns gehindert hat. Ueber die Gegenpartei lacht der Deutsche gern, sich selbst und seine eigene Partei verspottet zu sehen, findet er frevelhaft. Dieselben Gründe, welche oben unser junger Freund gegen die Heranziehung von Politik und anderen höhere Interessen, denen der Kunst und der Literatur etwa, auf die Bühne geltend machte, werden immerdar die Anschauung unseres deutschen Philisteriums bilden. Nicht die Polizei würde die gefährlichste Feindin einer solchen Heranziehung der Politik auf die Bühne sein: diese brauchte von der Polizei kaum mehr Toleranz für die Behandlung politischer Fragen auf der Bühne zu beanspruchen, als jene unseren Witzblättern täglich gewährt. Der Deutsche selbst ist eine ernsthafte Bestie, wie Friedrich von Schlegel einmal gesagt hat. Die gefährlichste Feindin der Entwickelung einer höheren Komödie bei uns ist diese bestiale Ernsthaftigkeit der deutschen Natur selbst, vermöge deren die deutschen Parteien ebenso wie jedes einzelne Mitglied derselben ganze Ladungen „sittlicher Entrüstung" auf den armen Komödiendichter schütten würden, der es versuchen wollte, mit dem oben geschilderten Humor ihre besonderen Bestrebungen oder ihre gefeierten Parteihäupter vor sein Forum zu ziehen. Daß wir allzumal Sünder seien, wird uns allsonntäglich von den Kanzeln gepredigt und fromme Gemüther unter uns glauben es auch: daß wir alle mehr oder weniger lächerlich seien in unserem Thun und Lassen, will Niemand einsehen. Haben doch selbst die leichter gesinnten und in diesem Sinne geistreicheren Franzosen kaum den „Rabagas" eines Sardou vertragen, welcher eine ähnliche Parteiverspottung versuchte. Duldet der Deutsche doch kaum auf seiner Bühne die humoristische Behandlung minder bedenklicher als der politischen Probleme, also sozialer oder künstlerischer Richtungen, insofern die Vertreter derselben sich eben des momentanen Beifalls, der Zuneigung der Massen erfreuen. Welcher Komödiendichter wird es z. B. wagen, gegen die vielbewunderte Wagner'sche Operndichtung, diese zweifelhafte musikalische Errungenschaft unserer Zeit, seine lustige Fehde zu eröffnen! Von der Angst unserer Theaterdirectoren, auf ihren Bühnen dergleichen humoristische Ketzereien ihrem Publikum vorzusetzen und dasselbe dadurch zu verstimmen, noch ganz abgesehen! Und doch ganz außerhalb der Möglichkeit der Aufführung würde eine solche Komödie mit ihren allgemeineren Interessen keineswegs stehen. Die seiner Zeit viel geschmähte und viel verkannte „Berliner Posse" war schon ein ganz hübscher Ansatz dazu.

Jedenfalls, wenn wir überhaupt noch auf eine höhere Gestaltung unserer Lustspieldichtung, unseres Dramas im Allgemeinen rechnen sollen, so ist sie nur auf diesem Wege zu erwarten. Wir können doch nicht ewig, wie es jetzt mit Vor-

liebe geschieht, nur lüderliche Frauenzimmer, wüste Junggesellen, abgelebte Ehemänner und benebelte Professoren der Bewunderung unseres Publikums vorsetzen! Unsere Dichter werden doch nicht immer nur in den Sümpfen realistischer oder naturalistischer Auffassung waten, oder mancher unsere Kritiker sich possirlicher Weise einbilden wollen, mit der Cultivirung dieses morastigen Terrains hätten wir das Höchste erreicht! Der einzige Rettungsweg aus jenen Sümpfen und Moräften wird der auf die heiteren Höhen der humoristischen Komödie sein. Und daß wir diesen Weg doch noch einmal beschreiten, daß wir jene Höhen doch noch einmal erreichen werden, das hoffe ich mit derselben Zuversicht, mit welcher ich in meinen „Dramatischen Studien", in meinen Theaterbesprechungen, den Uebergang von dem hohlen historischen Jambendrama zu einer realistischen Behandlnng des Lebens gewünscht und prophezeit habe zu einer Zeit, als noch alle Welt das Heil der deutschen Bühne in jenem historischen Jambendrama sah und die Kritik nur das an den einzelnen Exemplaren desselben auszusetzen hatte und darin den Grund von ihrem durchschnittlichen Mißerfolg auf der Bühne fand, daß die Personen und Zustände in denselben nicht peinlich genug historisch aufgefaßt und dargestellt seien und immer und immer wieder eine noch treuere historische Gestaltung verlangte. Trotz aller sie umnebelnden Dünste bewegt sich die Sonne der Wahrheit und Schönheit doch aufwärts und sie wird auch einmal an unserem Theaterhimmel über einem emporblühenden höheren humoristischen Drama leuchten.

Ein schwäbischer Dichter.

(Eduard Paulus.)

Von Theodor Ebner.

Es ist ja ein altbekanntes, oft gehörtes, aber nur wenig befolgtes Sprüchlein, dasjenige von dem Dichter, den man erst dann versteht, wenn man in Dichters Lande geht, und es hat mich immer bedünken wollen, als ob gerade unsere schwäbischen Dichter dieses Recht für sich sollten beanspruchen dürfen. Zwar unser junger dichterischer Nachwuchs scheint auf diese Weisung nur wenig Gewicht mehr legen, im Gegentheil seinen Ruhm darin suchen zu wollen, die schwäbische Eigenart mehr und mehr einem universellen Zug zu opfern, der freilich zumeist auf Pfade führt, auf denen seine Vorgänger nicht gewandelt sind, und auch nie gewandelt wären. Zu schweigen hier ganz von der schwäbischen Dialektdichtung, die in neuerer Zeit gar wundersame Blüthen treibt, und nur in Edmund Hiller einen berufenen, gefühlstiefen Dichter besitzt, im übrigen von einer künstlichen Anempfindelei, die derbe Komik und anwidernde Süßlichkeit zu einem wunderlichen Mischmasch zusammenbraut, gar sehr mißhandelt wird. Doch solches nur nebenbei gesagt — die Epigonen unserer schwäbischen Dichterschule, die selbst noch aufwuchsen in einer frischen und sangesfreudigen Zeit, gehen einer nach dem anderen dahin, mehr und mehr lockert sich das Band, das Vergangenheit und Gegenwart verbindet, in jugendlichem Selbstbewußtsein und stürmendem Uebereifer tritt das Neue gegen das Alte, an ihm seine kritischen Kräfte zu messen, dabei freilich auch oft zu vergessen, daß das eigene Können nicht ausreicht zu dem, was man verlangt und anstrebt. Anders lautet heute die Tabulatur unserer Dichter, andere Weisen lassen unsere Sänger hören, und unsere alten Herren würden gar oft die ehrwürdigen Häupter schüttelu, wenn sie hören müßten, was heute gesungen und gesagt wird im deutschen Dichterwald.

Im schönen Schwabenland hat man das Dichten stets mit einer gewissen behaglichen Geschäftigkeit betrieben, wobei die Familientradition eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Ist der Vater Dichter, so muß es ja doch auch der Sohn sein, und es gibt immer wieder opferwillige Verleger, die solchen Anschauungen mit ihrem Namen die gebührende Weihe zu geben pflegen. Zwar hat der Schluß von Vater auf Sohn nicht immer gestimmt, und das Resultat einer solchen Vererbungstheorie war in der Praxis manchmal ein recht zweifelhaftes, da und dort aber sind doch Glückspilze aufgewachsen, die mit dem natürlichen Geisteserbe verständig Haus zu halten und dasselbe sogar zu vermehren wissen. Zu ihnen gehört ein Dichter, dessen poetische Lebensarbeit jetzt in einem schmucken Band gesammelt vor uns liegt. Es ist Eduard Paulus, ein Mann, dessen Name auch auf dem Gebiet der Alterthumswissenschaft einen volltönenden und gewichtigen Klang hat. Das Urtheil über den Mann der Wissenschaft müssen wir natürlich einem Fachmann überlassen, doch wird er ebenso wenig an dem Dichter Eduard Paulus achtlos vorüber gehen können, wie der Kritiker des Dichters an dem Alterthumsforscher. Holt sich der Poet zum guten Theil den Stoff zu seinen Gedichten aus der fernabliegenden Vergangenheit, so erschaut wiederum der Mann der Wissenschaft diese Vergangenheit zugleich auch mit dem Blick des Poeten, der manches fehlende Glied in seiner Phantasie ergänzt, der auch die nüchterne und manchmal recht prosaische Geschichtsthatsache in eine Beleuchtung zu rücken weiß, in welcher selbst das scheinbar Leblose sich regt und bewegt. Ist uns recht erinnerlich, so hat man Eduard Paulus schon von etlichen Seiten her den Vorwurf einer gar zu freien Geschichtsbehandlung gemacht, offenbar, weil man sich absichtlich nicht klar darüber werden wollte, wie sehr gerade bei ihm der Dichter und der Forscher sich ergänzen, wie das Grundelement seines ganzen Dichtens, die Sehnsucht nach einer Welt der Ideale, in welcher alle Unvollkommenheiten und Ungleichheiten des menschlichen Daseins geebnet, alle Gegensätze versöhnt und alle Hoffnungen erfüllt sind, sein ganzes Leben bestimmt.

Eduard Paulus ist ein Dichter des Heimwehs, allein und einsam zieht er seine Straße, hinter ihm ragen die Trümmer einer vergangenen Zeit empor, golden erglänzend im Schein der sinkenden Sonne, um ihn tobt und hastet der Lärm des Tages, vor seinen Augen aber hebt sich, umstrahlt von dem Lichte des jungen Tages, hineinragend in die hellen Lüfte ein stolzes Gebäude, und sein Prophetenblick sieht die langen Züge der Menschheit hinauf wallfahren zu diesem Tempel, in dessen hohen Räumen sich Jeder voll des Gottes fühlt, wenn er nur begreifen und verstehen will, was es heißt, leben im Dienste der Wahrheit und der Schönheit. Dieser Grundton des Heimwehs, den wir im Ernst und im Scherz in allen seinen Dichtungen wieder finden, macht ihn nicht zum grämlichen und verbitterten Pessimisten, auch was er selbst nicht erreichen kann, das nennt er doch sein eigen durch die Hoffnung, die auch durch Nacht und Grausen den Weg zum Lichte findet. Mit dieser Hoffnung umfaßt er in der Sonettensammlung: „Stimmen aus der Wüste" (1886) namentlich sein deutsches Volk; wohl meint er einmal in herbem Grimme:

„Den Deutschen blüht hinieden doch kein Glück,
Die Zwietracht frißt uns, die der Pfaffe säte,
Seit er des Vaterlandes Grund betrat,
Und in sein groß-goldblumiges Ornat
Das Kreuz als ein Symbol des Friedens nähte,
Was aber soll noch aus der Menschheit werden,
Wenn der Germanen Stern erlischt auf Erden.

Dann aber, wenn das deutsche Volk durch manches Strafgericht hindurch gegangen,

Dann aber werden alle Schatten weichen,
Und eines neuen Glaubens Sonne bricht,
Durch manches gottverklärte Angesicht
Es kommt ein Geistesfrühling ohne Gleichen.
Dann schüttert auch durch meine armen Knochen,
Dann längst in Staub vermodert und zerbrochen,
Des neuen Lebens Auferstehungshauch.
Mein Volk erinnert sich uralter Lieder,
Uralt vergessener — es blühet wieder
Auf meinem Grab der wilde Rosenstrauch.

Den Dichter des Heimwehs haben wir Eduard Paulus genannt — wir wüßten wenigstens keinen bezeichnenderen Ausdruck für das Gefühl, das sich namentlich in seinen Liedern ausspricht. Man könnte das einen schwäbischen Charakterzug nennen, und hierfür mancherlei Belege namentlich aus Uhland und Kerner anführen. Man liebt es ja, dem Schwaben besondere sentimentale Neigungen zuzuschreiben, und wenn man unter denselben das Sehnen nach dem Frieden der Seele, nach der Harmonie von Innen- und Außenwelt verstehen will, kann man sich diese Eigenschaft schon gefallen lassen. Verdanken wir doch ihr eine Lyrik, deren ergreifende Töne uns namentlich auch wiederum aus Eduard Paulus entgegen klingen. Und dieses Sehnen nach Seelenfrieden ist das Heimweh, das immer wieder Ausdruck sucht und findet in dem Gedanken, daß all' unser Thun und Treiben, unser Hassen und Lieben nur getragen sein soll von dem Muth der Entsagung, daß wir auf das Irdische gern verzichten lernen, um im Anschauen und Erfassen des Ewigen uns zu läutern und durch den Kampf der Leidenschaften hindurch zu ringen zum Einessein mit dem Gottesgeist, der die Welt durchdringt.

Es braucht nach alle dem Gesagten wohl nicht mehr ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß Eduard Paulus hauptsächlich als Lyriker anzusehen ist. Und in der That zeigen seine in den Jahren 1855—1892 entstandenen Lieder ihn als solchen in einer Reife und Meisterschaft, wie sie heutzutage nicht vielen Dichtern beschеert ist. Zwar ein moderner Poet ist er nicht, und das Schlagwort des „Realismus" wird in der Besprechung nur selten, höchstens etwa in seinen humoristischen Dichtungen Anwendung finden können, dafür aber ist er ein voller und ganzer Dichter, der nicht in übermäßigem und unnatürlichem Thatendrang sich keine Zeit zum Ausreifen seiner poetischen Gedanken läßt, sondern tiefinnerlich dieselben erfassend und bildend schlicht und wahr, darum aber auch um so ergreifender das zu sagen weiß, was er eben sagen will. Es ist ihm gegeben, zu singen und zu sagen von Allem was das Menschenherz in Freud und Leid bewegen mag, die Töne der Liebe klingen bei ihm so rein und hell, wie die der flammenden Begeisterung und des entsagenden Leides. Und dabei erscheinen alle seine poetischen Gestalten und Phantasien in einem eigenartigen Helldunkel, in einem seltsam anmuthenden Dämmerlicht, das so recht zusammen stimmt mit der still-wehmüthigen Abtönung seiner Lieder.

Bin todesmüd heut Abend
Und möchte gestorben sein,
Ein unüberwindliches Heimweh
Dringt in mein Herz hinein.
Sehnsüchtig hol ich wieder
Die Bücher der Kindheit hervor,
Die traumhaft lächelnden Lieder
Umsäufeln süß mein Ohr.
Licht athmet mein Gemüthe
Umsprüht von farbigem Duft,
Von sonniger, seliger Blüthe
Die alte verzauberte Luft.

Es wird im Weltgetriebe
Noch eine Seele mein,
Die sanft mit ihrer Liebe
Verklärt mein tiefstes Sein.
Ich schau im Drang der Schmerzen
Durch Thränen, heiß und licht,
Schon jetzt an meinem Herzen
Ihr heilig Angesicht.

So bist du mir denn doch geblieben,
Und nur die Schlacken sind verzehrt,
Und um so höher flammt mein Lieben
Das mir kein Schicksal mehr versehrt.
Die lichte Schönheit deines Wesens
Sog ich durch langen Kampf in mich,
Und habe Fülle des Genesens
Schon im Gedanken über dich.

Dem Schiffer auf dem schwanken Meere
Im uferlosen Ocean
Weist unverrückt das glanzvoll-hehre
Sternbild des Kreuzes seine Bahn.
So bleibst Du vor mir aufgestiegen,
Und leitest mich zum wahren Heil,
Von meines Geistes stillen Siegen
Gehöret Dir das beste Theil.

Es zittert über dem Hügel
Die Luft, so warm ist sie,
Es singt und schwingt die Flügel
Der Vogel und weiß nicht wie.
Es wogt um die blühenden Bäume
Ein silberheller Duft,
Es hangen Wunderträume
Und Lieder in der Luft.

Paulus müßte ja kein Schwabe sein, wenn er nicht eine gehörige Dosis gesunden Humors besäße. Um den schwäbischen Humor ist es allerdings etwas Eigenes. Er hat seinen Sitz viel zu tief innen im Herzen, als daß es ihm genügen sollte, mit leichtem Sinn und witzelnder Rede nur die Lachlust zu reizen, er ist zu eng verbunden mit der warmen Antheilnahme an Allem, was in der kleinen und großen Welt vorgeht, als daß er nicht versuchen sollte, auch da, wo er recht gerne lachen und verlachen möchte, zugleich zu lindern und zu trösten, oder aber mit gutmüthigem Spott sich selbst nicht zu verschonen, seinem eigenen lieben Ich eine derbe Wahrheit zum Ergötzen seiner Mitmenschen zu sagen. Bei Paulus kommt dazu eine Anlage zu feiner Satire, die aber nie in Bitterkeit oder Bissigkeit ausartet, sondern eben nur auch die Thorheiten der Menschen bei dem richtigen Namen nennt und im Uebrigen das Behagen am Dasein nicht verleugnen will. Gerade um diese Art von Humor zu verstehen, muß man in Dichters Lande gehen, man muß den Schwaben kennen lernen in seiner ganzen Eigenart, die freilich eine rauhe und harte Schale aufweist, aber auch einen tiefen Schatz von Gemüth in sich birgt. Gar drollig wirkt es z. B., wenn der Dichter, dessen Humor namentlich in seiner Epopoe „Krach und Liebe" zur Geltung kommt — nebenbei gesagt enthält dieses Werkchen prächtig realistische Schilderungen aus der Gründer- und Schwindlerzeit — die Geschichte einer Verlobung und Verheirathung erzählt, wenn er die Vettern und die Basen, die ihr Toben und Raisonniren über die Verlobung beim fetten Hochzeitsmahle vergessen, ergötzlich genug schildert, oder sich in inbrünstigem Flehen an den Gott der Lieder wendet, daß er ihn vor jeder Redewuth bewahre: „Laß mich" fleht er Apollo an:

Laß mich nicht wie Jene werden,
Großer Gott, ich bitte Dich,
Die vor allem Volk der Erden
Reden halten fürchterlich.
Kommt auch einstens diese Wuth mir
Himmlischer, so schlage drein,
Treibe dann den hohen Hut mir
Dumpfen Klangs von oben ein.
Bis zum Nacken treib ihn nieder,
Daß nach kurzem Todeskampf
Ich erstick' in meiner Lieder
Höchst ureignem Schwefeldampf!

Paulus zeigt sich gerade in seinen humoristischen Schöpfungen als origineller Reimbilder, der es trefflich versteht, mit allerhand phonetischen Kunstgriffen die komische Wirkung seiner Gedichte noch zu steigern. Daß er auch hierin Maß hält, daß die Kunst bei ihm nicht zur Künstelei ausartet, das ist bei ihm um so höher anzuschlagen, als die Versuchung dazu nur zu nahe lag, und die scheinbar ungekünstelte leichte Form seiner Dichtungen doch dem Tieferblickenden zeigt, mit welcher peinlichen Gewissenhaftigkeit er auch die äußere Vollendung seiner Gedichte erstrebt. Das zeigt sich insonderheit auch in seinen Sonetten, deren eine Sammlung, „Stimmen aus der Wüste", im Schwunge der Gedanken und in dem Reichthum der Bilder gar oft an die Sprache Schiller's mahnt. Zudem weht aus

ihnen, wie schon die oben angeführten Proben dargethan haben mögen, ein warmer patriotischer Geist, der namentlich auch in der Prosa mit Poesie verknüpfenden Darstellung des Krieges von 1870 Ausdruck findet. Daneben weiß Paulus bei aller Liebe zu Deutschland doch seinem engeren schwäbischen Heimathlande und seinen berühmten Landsleuten nach jeder Seite hin poetisch gerecht zu werden, und sein erzählendes Gedicht, „Der neue Merlin, Ein Lied aus dem nächsten Jahrhundert", zeigt, daß er nicht nur mit schönen Worten und vollklingenden Phrasen die Gegenwart und die Vergangenheit besungen, daß er auch in die Zukunft schauen und sie als Warnung dem jetzt lebenden Geschlecht vor Augen stellen kann. Er entwirft ein düsteres Bild von dem durch die soziale Noth heraufbeschworenen Umschwung der Verhältnisse; Eisen, Blut und Feuer werden das Regiment auf Erden führen:

In Asche fällt, was ein Jahrhundert lang
Gewerb und Kunst in üpp'gen Lagerstätten
Trüb aufgehäuft, und aus dem Untergang
Wird nur der Wolf mit seiner Brut sich retten.

Doch ein Lied aus „Merlin's Nachlaß" weiß zu melden:

Der Kampf wird furchtbar! Aus den tiefsten Reichen
Des Geistes nährt sich dieser Feuerbrand,
Derweil die Larven, die im Finstern schleichen,
Nachschüren mit der bleichen Knochenhand; —
Der Kampf wird furchtbar, Leichen über Leichen
Verstauen sich am Rhein- und Donaustrand,
Dann aber wird trotz allen Wüstengeiern
Mein Volk der Menschheit Osterfeste feiern!

Mit dem Blick des Poeten erschaut denn auch Paulus die großen Persönlichkeiten unserer deutschen Geschichte und Literatur, und namentlich Bismarck ist es, dem er in einem begeisterten Sonettencyklus seine Verehrung zu Füßen legt. Von einer geschichtlichen Charakteristik dieser Persönlichkeiten kann ja keine Rede sein in den einzelnen Gedichten, allein wie der Autor die Summe ihres Lebens und Wirkens zieht, wie er sie, ob sie nun noch leben oder schon todt sein mögen, emporhebt über die Allgemeinheit und ihnen den Kranz des Ruhmes um die Stirne flicht, das zeigt ihn wiederum als echten Dichter, der seine Götter und Helden ehrt mit inbrünstiger Liebe. Daß Paulus auch ein Meister in der Prosa ist, das beweisen seine „Bilder aus Italien", die in ihrer knappen Kürze treffend das Geschaute wiederzugeben wissen.

Ein ganzes Menschenleben umfassen die Dichtungen von Eduard Paulus. Wer dem ruhig und unbeachtet seine Wege gehenden Dichter da und dort in der schwäbischen Residenz begegnet, ist wohl einigermaßen enttäuscht von der rauhen Einfachheit und Wortkargheit des Mannes, der so herrliche Lieder zu ersinnen weiß. Wer ihn in seinem unverfälschten Schwäbisch reden hört, der mag es wohl kaum für möglich halten, daß er derselbe sei, dem so ganz die Macht der poetischen Sprache zu Gebote steht. Allein wer ihm einmal in das Gesicht gesehen, in die Augen geblickt, und ihn in einer stillen Stunde in seiner Dichterwerkstätte begrüßt, der kann einen Blick thun in das reiche Gemüth des schwäbischen Dichters. Noch ist Eduard Paulus ein Mann von voller Arbeitskraft, hoffen wir, daß seine Gesammelten Dichtungen noch manchen frischen Nachtrag erhalten! Er selbst sagt von seinem Dichterleben:

In meiner Jugend sang ich so manches Lied
Voll süßen Wohllauts — nun ich gealtert bin
Quillt immer noch dieselbe Weise
Ueber die Seele wie Wundenbalsam.
In meiner Jugend stöhnte Germania
Zerstückt am Boden — nun ich gealtert bin
Streckt die durch Schlachtenblut geheilte
Flammend das Schwert in die Nacht der Zukunft.
In meiner Jugend rang ich den Göttern zu
Voll Heimwehthränen, nun ich gealtert bin
Versinkt mein Haupt in tiefem Lauschen
Unter den Palmen des Paradieses.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

X.

Von Giovanni Verga.
Autorisirte Uebersetzung von Bruno Schnabel.

Jene verhängnißvolle Neigung zum Unbekannten, die dem Menschenherzen innewohnt und sich in großen wie in kleinen Dingen offenbart, im Wissensdurste wie in der Neugierde des Kindes, ist eine der Haupteigenthümlichkeiten der Liebe, ich möchte sagen, ihr Hauptreiz: ein trauriger Reiz, thränen- und kummerschwanger — und dessen traurige Kenntniß das Herz vor der Zeit verzehrt. Diese Liebe also, die zu so vielen Meisterwerken begeistert hat, die zur Hälfte Gefängnisse und Spitäler füllt, sollte nicht alle Daseinsbedingungen in sich tragen, um als Uebergangsmittel zu sehr hohen — oder, je nach der Anschauungsweise, zu sehr bescheidenen — Zielen zu dienen und sollte nur den höchsten Grad der Gefühle fordern? Der Grund für ihre Hinfälligkeit sollte in ihrem innersten Dasein liegen? Und die schreckliche Auflösung, die im Ueberdruß oder in der Ehe liegt, sollte von der thörichten Befriedigung einer gefährlichen Neugiede abhängen? Die schwerste Schuld des Kindes Mann wäre die närrische Gier des Verlangens, die ihn treibt, mit Liebkosungen und Küssen die verborgene Zusammensetzung des Spielzeuges Weib zu erforschen, das ihm noch gestern das Herz in der Brust wie Laub erzittern machte?

Auf dem letzten Balle des Scala-Theaters inmitten der wogenden, tobenden Fröhlichkeit hatte ich eine maskirte Dame getroffen, deren Gesicht ich nicht gesehen hatte, deren Namen ich nicht kannte, die ich vielleicht nie wieder gesehen hätte und die mir das Herz klopfen machte, als ihre Blicke die meinen trafen, und die mich eine Nacht schlaflos zubringen ließ, mit ihrem Lächeln stets vor den Augen und in den Ohren das Rauschen ihres Atlasdominos.

Sie stützte sich auf den Arm eines schönen, jungen Mannes, war von den Elegants des Clubs umgeben, umschmeichelt, umhuldigt, im Triumph geführt; sie war schlank, fein, ein wenig mager, hatte zwei anmuthige Grübchen in den Schultern, zart gebaute Arme, ein rosiges Kinn, schwarze, leuchtende Augen, einen elfenbeinweißen, etwas langen und schmächtigen Hals, der dort, wo gewisse widerspenstige Löckchen tanzten, in köstlicher Farbenabstufung beschattet war; ihr Lächeln war bezaubernd; sie ging ganz in Weiß mit einem rosa Bandstreifen an der Kapuze, und ließ den Saum ihres Gewandes auf dem Teppich streifen, wie es eine Königin mit ihrem Mantel gethan hätte. Zu alledem jenes kleine Stückchen schwarzen Atlas, das das Gesicht verhüllte, bestickt mit allen Fragezeichen der Neugierde, wo ihre Augen strahlten und hinter dem die Einbildungskraft alle Schönheiten des Weibes hätte sehen und sie auf alle Stufen der gesellschaftlichen Leiter hätte stellen können. Sie zeigte die Herzlichkeit, Anmuth und Verschämtheit eines Institutsbämchens inmitten einer Männerschaar, in die sich eine anständige Frau nicht einmal maskirt gewagt hätte.

Sie saß mit den Schultern gegen den Saal gewendet zur Seite des jungen Mannes und sprach zu ihm, wie die verliebten Frauen sprechen, ihn mit den Augen verzehrend und die köstliche Röthe, die unter ihrer Maske aufstieg und das bezaubernde Lächeln ahnen lassend! sie legte ihm die Hand auf die Schulter und liebkoste ihn mit dem Fächer; es schien, als ob sie sich etwas versprechen ließe mit zärtlichem und liebkosendem Drängen.

Ich hätte alles darum gegeben, um an der Stelle des jungen Mannes zu sein, der sich durch diesen Vorzug recht wenig geschmeichelt zu fühlen schien; ich hätte ahnen mögen, was ich nicht hören konnte, alles was in ihrem Herzen stürmte; ich hätte die Seide jener Maske durchdringen mögen. Das Unbekannte jenes Gesichtes, jener Person, jenes bescheidenen kleinen Romanes, der beim Gas der Scala aufblühte, hatte tausend Reize für den Beobachter. Mein Mitgefühl oder meine Neugierde muß sie wie ein elektrischer Strom durchdrungen haben; denn sie wandte sich zwei oder drei Mal um und blickte mich mit ihren großen, schwarzen

Augen an; dann erhob sie sich, nahm den Arm ihres Gefährten und entfernte sich.

Es schien mir, als sei auf die Heiterkeit jenes Festes eine unwillkürliche Mißstimmung gefolgt, als fehlte mir etwas; ich suchte sie mit der hoffenden Begierde, sie wieder zu sehen, als sei diese Unbekannte bereits für mich etwas geworden.

Spät am Abend fanden wir uns wieder einander gegenüber nahe bei der Thüre, während sie den Saal verließ und ich wieder eintrat. Wir blieben unbeweglich, schauten uns lange fest an wie Zwei, die sich kennen, als sei auch ich, nachdem ich sie zwei oder drei Mal während des Abends angeschaut hatte, für sie etwas geworden; das Herz pochte mir und ich fühlte, daß auch das ihre pochen mußte; es war mir, als tränken wir Jeder aus des Anderen Augen; ich kostete ihr Lächeln schon, bevor ihre Lippen sich öffneten: sie lächelte mir in der That zu — ein Strahl von guter Laune und von Sympathie, der sagte: „Ich weiß, ich gefalle dir und du gefällst mir auch", das zärtlichste Wort, die süßeste Sprache der Welt hätten die Beredtsamkeit jenes Lächelns nicht wiedergeben können; der hervorragendste Denker, der erfahrenste Weltmann hätte jenes Gefühl nicht zergliedern können, das unversehens in einem Augenblicke hereinbrach zwischen zwei Personen, die sich inmitten der Menge trafen wie zwei Wanderer, die nach entgegengesetzter Richtung reisen und sich auf einer Station treffen, die eine an der Seite des Mannes, den sie vielleicht noch liebte, und der Andere, der ihren Arm auf der Schulter jenes Mannes gesehen hatte. Zwei oder drei Mal wandte sie sich, um mich mit dem nämlichen Lächeln anzuschauen, und ich folgte ihr, ohne zu wissen, welcher Lockung ich nacheilte. Die Menge ließ mich sie aus dem Gesicht verlieren; ich suchte sie vergebens im Foyer, in den Gängen, im Parterre, im Café, in jenen Logen, die ich durchmustern konnte, überall. Ich hatte eine seltsame fieberhafte Sehnsucht; ich verschlang alle weißen Dominos, alle Gewänder, die anmuthig wogten, mit den Augen. Mit einem Male sah ich sie plötzlich vor mir, oder vielmehr, ich traf ihren Blick, der mich suchte. Ich bot einer Dame den Arm, die ich diesen Abend nach langer Zeit sah. Im Blicke der Unbekannten lag eine stumme Frage; sie lächelte mir von Neuem zu; ich konnte nicht anders, als ihr einen Gruß bieten, während sie an mir vorbei kam; sie wandte sich lebhaft um, warf mir einen warmen Blick und ein Lächeln zu und wiederholte: Adieu! — Ich werde nie diese Stimme und diesen Ton vergessen. Ich sah sie nicht mehr. Ich blieb zurück, meinen Verdruß und das Geplauder meiner Begleiterin zu verdauen. Ich träumte die ganze Nacht, ohne die Augen zu schließen, von jenem Gesicht, das ich nicht kannte; ich fühlte in meinem Herzen, wie jener Blick eine leuchtende Spur dort zurückgelassen hatte; die Unmöglichkeit, ihre Fährte zu verfolgen, gab der Erscheinung jener Unbekannten den blendenden Schein des Außerordentlichen; in ihrem Lächeln konnte ich ein Liebesgedicht lesen, das so interessant war, weil es in der Blüthe und für immer abgebrochen worden war. Für immer! ist dies nicht das Wort, das am meisten das Menschenherz erschüttert? Ich setzte diesen Traum den ganzen Tag hindurch fort. Es war mir, als wäre etwas Neues in mir, als hätte ich die Weihe eines unbemeßbaren Verlustes empfangen. Als meine Einbildungskraft es müde wurde, in der blauen Grenzenlosigkeit des Unbekannten zu schweifen, schaute ich, durch einen natürlichen Rückschlag des Gedankens, in mein Herz und fragte mich, ob ich in jenes kleine Stückchen Atlas verliebt sei, das ein unbekanntes Gesicht verbarg.

Der Blick jener Unbekannten hatte mein Herz erschüttert, während ich einer anderen Dame den Arm reichte, die ich einmal närrisch geliebt hatte und die sich in jenem Augenblicke meinetwegen der größten Gefahr aussetzte. Ich verfluchte die Zähigkeit dieser Liebe, die mich hinderte, hinter der Unbekannten drein zu laufen, mit all der Selbstsucht einer neuen Liebe.

Zwei oder drei Tage lang suchte ich eifrigst nach jener Geliebten, die ich nicht kannte, und fühlte, daß das Wiedersehen mir etwas von ihr nehmen würde. Ich sah sie in der Passage wieder, ich erkannte sie an jenem Blicke und an jenem Lächeln, die mir sagten: „Ich bin's, kannst du dich meiner erinnern?" Ich fühlte mich von einer höheren Kraft zu ihr hingedrängt und zwanzig Mal war ich auf dem Punkte, ihre Hand zu ergreifen trotz der Leute, die sie begleiteten.

Auf dem Platze der Scala wandte sie sich zwei oder drei Mal, um zu sehen, ob ich ihr folge. Die schwankende Unsicherheit, die stürmische Freude, das fieberhafte Begehren der Liebe mit zwanzig Jahren überströmten mein Herz mit einem Male: das Wogen ihres Kleides selbst schien mir etwas liebkosendes zu haben; ihr weißer, niedlicher Mantel und das Taschentuch, das sie der Kälte wegen vor das Gesicht hielt, warfen leuchtende Strahlen. Ich könnte die Bewegung nicht wiedergeben, die ich bei dem Gedanken empfand, ihr den Arm zu reichen oder den Saum jenes Taschentuches berühren zu dürfen. Mit einem Male ging sie quer über die Straße, zugleich mit ihrer Begleiterin und gefolgt von ihrem Geleite von Verwandten, auf den Fußspitzen gehend und den Saum ihres Gewandes erhebend, trat sie an meine Seite. Sie schaute mir in das Gesicht, als erwarte sie etwas von mir. Ich fühlte einen heftigen Schmerz und wandte mich weg.

Ich sah sie noch manchmal und ihre Augen fragten mich: „Was hast Du?" Ich wagte nicht zu sagen: „Du gefällt mir nicht mehr." Sie wurde es müde, sich um meine Blicke zu kümmern und als sie mich anderswo traf, wandte sie den Kopf weg. Eines Abends unter dem Säulengang der Scala fühlte ich wie eine zitternde Hand meine Hand ergriff und ein mikroskopisch kleines Billetchen darin zurückließ. Ich wandte mich lebhaft um: ich sah nur unbekannte Gesichter und ein wenig weiter abseits meine Unbekannte, die sich entfernte, ohne nach mir zu sehen; obwohl sie so weit weg war, obwohl sie seit einiger Zeit den Blick gleichgültig von mir wandte, jedesmal wenn sie mich traf, so eilte doch mein Gedanke ohne das geringste Zögern ihr zu, während in der nämlichen Zeit durch einen seltsamen Widerspruch mein Ahnungsvermögen vor lauter Thorheit schwieg.

Ein einziges Wort füllte das ganze Billet: „Folgen Sie mir" Wem? Wohin? Warum? Diese Fragen ließen das einfache Wort wie mit Feuer geschrieben erscheinen. Das Geheimniß, das hierin eingeschlossen war, zog sich über jener Unbekannten mit unwiderstehlicher Logik zusammen und gab ihr all den unbestimmten, unerklärlichen Reiz wieder, der wie ein Blitz verschwunden war, als ich sie unter der Gaslaterne an meiner Seite erblickt hatte; der Zweifel, ich möchte mich irren, erfüllte mich mit mächtiger Ungeduld. Sie schien mich nicht einmal zu bemerken — und ich folgte ihr. Als die Thür ihres Hauses sich mir gegenüber schloß, blieb ich mitten in der Straße zurück, ohne weiter gehen zu können, mit den Füßen im Schnee, während alle Fenster der Straße mich ansahen und die Polizeidiener an mir vorbei kamen. Von elf Uhr bis zwei Uhr Morgens kannte ich keinen Moment des Zauderns oder der Ermüdung; ich zweifelte keinen Augenblick. Ich hörte, wie die Thür ganz sachte geöffnet wurde und sah im Schatten der Bogenwölbung eine weiße Gestalt. Sie zitterte wie ein Blatt, als ich ihre Hand berührte; es schien, als hätte sie das Fieber; sie sagte zu mir mit vor Erregung erstickter Stimme: „Was haben Sie? Was habe ich Ihnen gethan? sagen Sie es mir!" wie wenn wir uns seit zehn Jahren gekannt hätten. Gewisse Situationen, gewisse Worte, gewisse Biegungen der Stimme haben augenfällig unwiderlegliche Bedeutungen; das Mädchen, daß ich auf dem Ball getroffen hatte inmitten der Männer, die Cora Pearl auf den Händen trugen, und das im Dunkel einer Treppe die Arme um meinen Hals schlang, gab die leuchtendste Probe der Offenherzigkeit in ihrem überströmenden Gefühle: ein seltsames Fühlen, das ich nicht erklären konnte und um dessen Grund ich sie nicht zu fragen wagte. In ihrem Vertrauen lag so viel Unschuld, daß ich sie gerne gelehrt hätte den Menschen zu mißtrauen. Ich fühlte ihre armen zitternden Hände zwischen den meinen und ihre leisen Worte schienen mein Gesicht wie im Kuß zu streifen. Gewisse unerklärliche Gefühle haben einen wesentlich materiellen Grund; der ganze Zauber jener paradiesischen Stunde lag in dem Dunkel jener Treppe. Es war mir, als hätten die Larven des Ideals Körper angenommen und drückten mir die Hände: „Ich habe Dir gefallen, ohne daß Du mein Gesicht gesehen hättest!" sagte sie zu mir, „Sieh deswegen liebe ich Dich" — und sie fragte nicht einmal, wie ich heiße.

Sie ließ sich versprechen, daß ich die folgende Nacht sie wieder besuchen würde. Ach! ein thörichtes Versprechen, das die Begierde vermindert bei den kleinlichen Verhältnissen eines gewöhnlichen Abkommens. Wir hätten Hindernisse, die unserm Glücke entgegenständen, ersinden, oder

uns nicht wieder sehen sollen. In der folgenden Nacht kehrte ich zu ihr zurück, mit einem nachdenklichen Gefühle, als hätte ich etwas verloren. Ich sah sie in ihrem kleinen Salon wieder, strahlend in Schönheit und das Herz schwoll mir vor Freude, als wären die ersten Empfindungen des Unglücks angenehm; ich betrachtete gierig dieses prächtige Gesicht, das sich vor mir mit Purpur übergoß und mitten in der Freude meines Herzens fühlte ich eine unbestimmte Verwirrung sich einschleichen — mein Ideal verschwand; alles was an dieser Schönheit wirklich bezaubernd war, war meinem Träumen geraubt; es schien mir, als wären meine Gedanken verarmt, da sie sich in die Schranken der Wirklichkeit gezwungen fühlten. — „Was hast Du?" sagte sie zu mir. — „Nichts," antwortete ich, „es ist zu viel Licht hier," das arme Kind mäßigte die Flamme ihrer Lampe. Sie gewahrte nicht die Verwirrung, die mich beherrschte, und fürchtete sich nicht vor der unseligen Gier, mit der meine Augen sie verschlangen. Sie sprach lächelnd, heiter wie ein verliebtes Vöglein auf einem Zweige singt; sie erzählte mir ihre Geschichte, eine jener Geschichten, denen der Schutzengel lächelnd zuhört. Sie hatte den Vetter geliebt, mit dem ich sie auf dem Balle gesehen; sie war mit der Tante seinetwegen von Lecco gekommen und der Vetter hatte ihr nach zwei oder drei Tagen des Zögerns gesagt, daß er sie nicht mehr liebe. Da hatte sie nach den ersten Thränen an jenen Unbekannten gedacht, der auf dem Ball der Scala sich so umgeschaut hatte. — „Ich habe in Deinen Augen gelesen, daß ich Dir gefiel," sagte sie zu mir, „und ich lächelte Dir zu, weil das mich ganz fröhlich machte. In jenem Augenblick empfand ich großen Schmerz im Herzen. Wenn mein Vetter mich fernerhin geliebt hätte, hätte ich es Dir nie gesagt; aber ich hätte Dir stets wohl gewollt wie einem Bruder. Nun, da mein Vetter nichts mehr von mir wissen will . . . ei, da will auch ich den lieben, der mir am besten gefällt!" — Sie hustete von Zeit zu Zeit, ihre Wangen wurden purpurn und ihre Augen feucht. — „Sage mir nicht, daß Du mich heirathen wirst, wenn Du mich zu verlassen gedenkst, wie jener andere . . . Ich bin so krank gewesen!" — „Adieu!" sagte ich zu ihr. — „Kommst Du morgen wieder? Die Tante geht zu meinen Basen; Du brauchst nichts zu fürchten; wirst Du wiederkommen?" — „Adieu."

Ich sah sie nicht wieder. Ich fühlte, daß ich mich dem Vertrauen und der Begeisterung dieser ungetheilten Liebe gegenüber gemein und niedrig gefunden hatte. Und ich fühlte zugleich, daß ich einen Schatz unwiederbringlich verloren hatte.

Im November empfing ich einen schwarzgeränderten Brief; es waren dieselben Züge, die geschrieben hatten „Folgen Sie mir." Die Hände zitterten mir, bevor ich ihn öffnete; sie schrieb mir: „Wenn Sie das Lebewohl wiederholen wollen, daß Sie einer armen kleinen Maske auf dem letzten Ball der Scala gaben, so begeben Sie sich nach einer Woche auf den Friedhof und suchen Sie das Kreuz, auf dem ein X stehen wird."

Der Brief war durch einen Zufall, der an das Fatum glauben lassen konnte, auf der Post abhanden gekommen und erst nach einigen Tagen Verspätung in meine Hände gelangt. Ich eilte nach jenem Hause, das ich nicht wieder gesehen hatte. Als ich wahrnahm, daß die Sommerläden geschlossen waren, krampfte sich mein Herz schmerzvoll zusammen. Ich eilte zum Friedhof, ohne an die düstere Weissagung des Briefes zu glauben; am ersten Weg, den ich einschlug, las ich, als hätte das Schicksal es auf sich genommen meine Schritte zu leiten, bei dem ersten frisch aufgeworfenen Erdhügel auf einem eisernen Kreuze jenes Zeichen, das sie für ihr Grab gewünscht hatte, eine traurige Hieroglyphe ihrer Liebe; und mit den Knien im Staube war es mir, als schaue ich in ein unendliches Dunkel, ganz erfüllt von der Gestalt meiner Unbekannten, von ihrem Lächeln, vom Klange ihrer Stimme, von den Worten, die sie zu mir gesprochen hat, von den Orten, wo ich sie gesehen hatte.

Ein mächtiger Schauer durchlief mich.

Aus der Hauptstadt.

Pardon!

Von Arno Holz.

Nämlich die Geschichte ist die: ein gewisser Herr Eugen Reichel, wie es scheint, seines Zeichens ein Landsmann von mir, hat kürzlich auf den unglücklichen Einfall kommen müssen, eine Broschüre zu schreiben, betitelt: „Die Ostpreußen in der deutschen Literatur", und bei dieser Gelegenheit Entdeckungen zum Besten zu geben, die so fabelhaft sind, so tartarinmäßig, daß wir Anderen, die wir zufällig ebenfalls Ostpreußen sind und überdies der deutschen Literatur vielleicht auch nicht ganz unbeflissen, nicht umhin können, dieses Documentlein als eine höchst schmerzhafte Blamage zu empfinden, und zwar als eine Blamage, die an Intimität nicht gerade verliert durch die angenehme Aussicht, daß unsere übrigen Mitdeutschen, die Leute vom Rhein bis zur Donau, durch dieses Büchlein verführt, eventuell auf den liebenswürdigen Verdacht kommen könnten, wir dahinten, wo die Welt an Rußland stößt, dächten alle so ungeheuerlich über unsere unvergleichlichen Großthaten. Pardon! Aber ich glaube, Herr Eugen Reichel, der das moderne Hellas in der Gegend um Stallupönen sieht, ist unter seinen Brüdern nur eine leuchtende Ausnahme; eine phantasievolle Elitenatur, wie sie der kärgliche Boden unserer entlegenen Heimath Gott sei Dank nicht alle Tage gebiert. Wäre dem nicht so, unser armes Ländchen müßte bald, wenn auch in keinen anderen Ruf, so doch zum Mindesten in den der deutschen Gascogne kommen. Und, alles was Recht ist, aber davor möchten wir es denn doch, und zwar sehr energisch, bewahren. Also nochmals pardon!

Dem Schriftchen vorauf geht eine „Vorbemerkung", in der uns der Autor den „Zweck" seiner Publication klar legt. Dieser besteht seinem eigenen Zugeständnisse nach „einestheils darin, die Blicke der deutschen Nation auf die Gruppe der ostpreußischen Literaturheroen (!) zu lenken, andererseits und hauptsächlich aber darin, den literarisch thätigen Söhnen dieses deutschen Grenzlandes die ganze Bedeutung ihrer productiven Stammesangehörigen zum klaren Bewußtsein zu bringen und ihren literarisch-künstlerischen Bestrebungen eine zielbewußte Richtung zu geben." Ich habe mir das boshafte Vergnügen dieser kleinen Wörtlichkeit in Gänsefüßchen gemacht, weil der verehrte Herr Verfasser, später auf Seite 42 seines Werkchens, sich die Aeußerung erlaubt: „trotz oft bemerkbarer technischer Mängel und eines nicht immer sicheren Sprachgefühls." Notabene es ist von Goethe die Rede.

Aber davon abgesehen. Das Programm selbst. Herr Eugen Reichel will also vor allen Dingen die Liebenswürdigkeit haben, uns, seinen Landsleuten, die wir heute in der deutschen Literatur „thätig" sind, im Uebrigen aber, wie er bescheiden annimmt, uns entweder einer größeren Unwissenheit erfreuen als er, oder einer größeren Unfähigkeit, erstens „die ganze Bedeutung unserer productiven Stammesangehörigen zum klaren Bewußtsein zu bringen", und zweitens — und zwar, wie ich vermuthe, daraus naturgemäß sich erschließend — unseren „literarisch-künstlerischen Bestrebungen eine zielbewußte Richtung zu geben." Sehr verbunden! Ich wüßte in der That nicht, was uns momentan mehr Noth thäte. Sehen wir zu, wie er das anstellt!

Seine „Studie", wie er sie nennt, beginnt mit ein paar einleitenden Seiten über Ostpreußen und seine Bewohner im Allgemeinen. Doch zweifle ich, daß eine Expectoration über dieses Thema, die noch dilettantischer wäre, bereits geschrieben worden ist. Jedes erste beste Conversationslexikon gibt mehr Aufschlüsse. Und, wohl gemerkt, gründlichere. Denn seit wann, frage ich, um nur ein Beispiel anzuführen, werden die „Seelen" unserer Landsleute „von heimathlichen Nebeln in phantastische Träume gewiegt"? Unsinn! Fällt ihnen gar nicht ein. Rhetorik! Reminiscenz an das beliebte „Thule" ꝛc.! Der geneigten Beachtung aller vergleichenden Psychologen werth scheint mir, auf derselben Seite, übrigens auch Herrn Eugen Reichel's Versuch einer historischen Motivirung unseres altpreußischen Liberalismus. Es wäre uns nämlich „beschieden" gewesen, „am spätesten von allen deutschen Männern das Unterwürfigkeit und

mannesentwürdigende Demuth predigende Christenthum anzunehmen, so daß dieses asiatische Seelenmanna (!) uns nicht sehr tief in das Blut (!) einzudringen vermochte." Natürlich! Selbstverständlich! Ungefähr so, wie ja die Eroberung Constantinopels durch die Türken im Jahre 1453 bekanntlich schon durch die weiße Färbung der Termitenweibchen auf der Insel Ceylon bedingt gewesen!

Und diese wunderbare Rasse, diese seltene Gemeinschaft von erlesenen Creaturen und bevorzugten Sonntagskindern, „wohl auch Riesen", sollte in unserer Literatur nicht eine „Wirksamkeit" ausgeübt haben, die für ihre Entwickelung einfach „maßgebend" war? Herr Eugen Reichel ist so originell, es zu behaupten. „Wie Ostpreußen nach seiner geographischen Lage (Herr Eugen Reichel meint offenbar seiner geographischen Lage nach) den Kopf (!) Deutschlands vorstellt, so darf es auch in Beziehung auf die Literatur als das eigentliche Hauptland angesehen werden." Uebrigens „nicht, daß wir uns mit unserem schwerwiegenden Reichthume allzu sehr brüsten wollen — denn das liegt nicht in unserem Charakter." Bewahre! dazu sind wir zu nobel. Das überlassen wir lieber unseren werthgeschätzten Vettern, den Reuß-Greiz-Schleiz-Lobensteinern, die die Milz Deutschlands occupirt haben, oder den Ritzebüttlern, die ihr klägliches Dasein in seiner Leber fristen!

Freilich, wessen Scharfsinn minder entwickelt ist, meint Herr Eugen Reichel, möchte diese unsere heimliche Kaiserschaft in der deutschen Literatur fast bezweifeln. „Wohin wir blicken, stoßen wir auf Schwaben, Franken, Bayern, Oesterreicher, Sachsen, Thüringer, Schlesier, Brandenburger, Holsteiner, Mecklenburger, Hessen, Rheinländer, Schweizer, Hamburger, Bremer und Lübecker." Allein, fährt er fort, wenn auch die Zahl der Literaturnamen Ostpreußens nicht groß ist, einzelne dieser Namen wiegen dafür um so schwerer. Auch hätte die kleine Schaar dieser „ostpreußischen Geistesritter" sich „nach den verschiedensten Richtungen hin" bethätigt. „Es gibt unter ihnen Lyriker, Epiker, Dramatiker, Romandichter, Novellisten, Satyriker, Philosophen, Dramaturgen, Kritiker, Historiker und Publicisten." Kurz: Hühner fliegen, Enten fliegen, Gänse fliegen, Schweine fliegen ꝛc. ꝛc.! Und das nennt sich Literaturgeschichte schreiben!

Denn im Ernst: Herr Eugen Reichel glaubt auch auf diesem Gebiete mit seiner verunglückten Miniatur-Monographie neue Bahnen zu brechen. Er beginnt zwar seine „Vorbemerkung" mit der beruhigenden Versicherung: „Die nachfolgende, als kleinerer Essay zuerst in den Hamburger Nachrichten erschienene Schrift will große literarhistorische Ansprüche weder herausfordern noch befriedigen", aber bereits drei Athemlängen weiter scheint ihm seine selbsterkenntnißreiche Bescheidenheit Leid geworden zu sein und er ruft: fort mit der veralteten Art der bisherigen Literaturgeschichtschreibung! Fort mit den dickleibigen Compendien, die ja doch nur dazu dienen, die Oberflächlichkeit in der Beurtheilung von Dichtern und Dichtwerken allgemein zu machen! „Man schreibe weder »Allgemeine Geschichte der Literatur«, noch französische, englische und dergleichen mehr Literaturgeschichten, sondern Einzelgeschichten der literarischen Entwickelung einzelner großer Persönlichkeiten oder einzelner Volksstämme, so der Bayern, Oesterreicher, Schwaben u. s. w. Nur auf diese Weise kann uns geholfen, nur so kann Licht und Schatten auf diesem Gebiete richtig vertheilt werden." Und der Verfasser? Herr Eugen Reichel? Wie der Licht und Schatten in seiner epochalen Musterarbeit „richtig vertheilt", wie der mit seiner Meisterleistung der bisherigen „Oberflächlichkeit" in der Beurtheilung von Dichtern und Dichtwerken zu Leibe geht — oh! das muß man eben einfach gelesen haben! Sonst glaubt man es nicht!

Zuerst geht es, wie er es selbst titulirt, „historisch-biographisch" zu. Das heißt, vom Bücherrück wird eine beliebige Literaturgeschichte gelangt, alle Ostpreußen, die sich bisher in ihr finden wollten, der Reihe nach excerpirt und dann um das jedesmalige Opfer, natürlich ebenfalls wieder der unvermeidlichen Reihe nach, ein Kloß von sogenannten Bemerkungen geklaxt. Doch wäre es mehr als unbillig, dem Verfasser als mildernden Umstand nicht sein eigenes Geständniß anzurechnen, nach welchem er sich bewußt ist, daß dieser Theil seiner Arbeit nur „durchaus Skizze" geblieben. Worauf er — und zwar, wie er glaubt, mit Recht — seinen Stolz gründet, ist vielmehr der andere, mehr kritische Theil seines Büchleins. Und da kann ihm denn allerdings nicht bestritten werden, daß dieser, wie er rühmend hervorhebt, „zuweilen den hergebrachten Anschauungen arg widerspricht." Daß z. B. ein Gottsched, nachdem das vorige Jahrhundert ihn eine Zeit lang zweifellos maßlos überschätzt hatte, von unserem Jahrhundert vielleicht noch maßloser unterschätzt wurde, welch' wirklich Wissender stellt das heute noch in Abrede? Aber ihn, wie Herr Eugen Reichel das thut, gleich einem Lessing vorziehen? Ich fürchte, er wird für dieses neueste aller literarischen Evangelien nur wenig Abnehmer finden! Dann heißt es von Herder: „Er ist neben Gottsched zweifellos die größte, einflußreichste Gestalt der Literaturepoche, die mit dem Auftreten Gottsched's beginnt und mit Goethe's Tode abschließt." Und Goethe selbst, Herr Eugen Reichel? Goethe war „der geborene Abhängigkeitsmensch". Was er besaß, verdankte er wesentlich seinen beiden Hauptvätern Gottsched und Herder. Denn, so peinlich das auch ist, aber er besaß deren noch mehrere. Er blieb Zeit seines Lebens „Epigone". Wirklich original war er eigentlich nur im „Zauberlehrling", in „Gott und Bajadere" und der „Braut von Korinth". Obwohl vorwiegend Lyriker, hob er sich doch nur unmerklich von Hagedorn und Hölty ab, die er vielfach bewußt nachahmte. Oder vielmehr, wie Herr Reichel selbst sagt, „bewußtvoll." Wir alle kennen Lieder von ihm, die eigentlich hätten von Anderen herrühren sollen. Für beinah jede Goethe'sche Dichtung läßt sich ein Vorbild nachweisen. Im „Werther" wird Wieland nachgemacht, in „Hermann und Dorothea" Voß und so fort. Schiller nicht ganz so, „schon deshalb, weil er moralisch und geistig sehr viel stärker beanlagt war als Goethe", aber doch ähnlich! Wie es immer in den russischen Novellen heißt: urtheilen Sie selbst, Väterchen! Was wüßten wir heute noch von Schiller, wenn nicht glücklicher Weise ein gewisser Kant gelebt hätte? Und dieser war so zu sagen auch wieder Ostpreuße! „So vermissen wir denn an Allen mehr oder weniger großen Literaturgestalten des mittleren und westlichen Deutschlands die stark ausgeprägte Persönlichkeit, die Befähigung zu einer geistigen Führerrolle." Nur im Osten geht die Sonne auf! Unsere Literatur wäre ein bejammerswerthes Etwas geblieben, ein bedauerlicher Sumpf, über dem Nacht und Nebel läge, wenn Wir nicht gewesen wären, Wir, die wir „fast überall Bahnbrecher und vorbildliche Geister" sind. Das ist nun einmal unser Charakteristikum: Wo Wir hintreten, ballen sich Welten. Aber eben, wie gesagt, Wir bilden uns nichts darauf ein! Wir gehen damit nicht hausiren! Wir sind zu bescheiden! Noblesse oblige!

Der eine Theil des Programms wäre damit glücklich erledigt. Ein noch klareres „Bewußtsein" über die ganze Bedeutung unserer productiven Stammesangehörigen könnte uns schwerlich beigebracht werden. Aber der andere, die „zielbewußte Richtung"? Gerade auf diese hatte ich mich, offen gestanden, am Meisten gefreut. Ich habe nach ihr das Büchlein leider vergeblich durchblättert! Nicht einmal ein paar schüchterne Andeutungen hat uns Herr Eugen Reichel gegeben. Und wir wären ihm doch so dankbar gewesen!

Im Uebrigen, seiner Prosa vorauf, steht noch eine Widmung in Versen:

„Ich stand allein — ich hatte die kühnste That,
Kampflustig streitend gegen ein Götzenbild,
Gewagt mit wahrheitsfrohem Freimuth,
Ohne zu fürchten die Schriftgelehrten.
Ich stand allein — ich spähte verlangend aus
Nach Streitgenossen — aber sie blieben fern!
Lugreichen Spott nur, Haß und Aechtung
Früchtete mir das verwegene Wagniß.

Herr Eugen Reichel würde mich vollständig mißverstehen, wenn er glaubt, daß ihm für sein neues verwegenes Wagniß Haß und Aechtung von mir früchtete. Nur lugreichen Spott. Und so wünsche ich denn, gerade im Interesse der Sache, die er vertritt, er möge auch fernerhin „allein" stehen. Denn wenn die von ihm angeführten „Schwaben, Franken, Bayern, Oesterreicher, Sachsen, Thüringer, Schlesier, Brandenburger, Holsteiner, Mecklenburger, Hessen, Rheinländer, Schweizer, Hamburger, Bremer und Lübecker" seinem bahnbrechenden Vorbild wirklich folgen wollten und sich nun ebenfalls auf solche „Studien" legten — arme deutsche Literatur!

Die Berliner Kunstausstellung.

VIII.

Auch wenn die Ausstellung geschlossen ist, kann man vor Berlinern von den Werken Ludwig Passini's und Paul Meyerheim's sprechen, ohne fürchten zu müssen, daß den Hörern die frische Anschauung des Wesens dieser Meister fehle. Im Gegentheil: Sie sind von lange her die eigentlichen Lieblinge der Reichshauptstadt, jene Maler, vor deren Bildern das höchste Ruhmeswort der Berlinerin am häufigsten erklingt: „Reizend!"

Selbst im Munde junger Mädchen haben die Worte manchmal einen gewissen tieferen Sinn. Und wenn eines so oft gebraucht wird, so möchte man am ehesten glauben, daß es einen solchen in sich berge. Warum „reizen" nun Passini und Meyerheim die Vertreterinnen der schöneren Hälfte der Hauptstädter? Und wie „reizen" sie sie? Doch zunächst so, daß sie nicht wild werden, sondern sich ausnehmend zahm geberden. Es liegt ein Widerspruch in dem Worte. Die reizenden Bilder reizen nicht, und die für nicht reizend erklärten erzürnen! Denn eigentlich bekundet das Wort doch das Wirken einer keineswegs angenehmen Empfindung, sondern einer solchen, welche den Zorn erweckt. Diesen empfinden wohl die Männer, wenn der Reiz durch Ankauf des betreffenden Bildes beseitigt und zugleich erhöht werden soll, nicht aber die Bewunderinnen der beiden Maler.

Man hat seitens der Gegner der Sprachreinigung so oft behauptet, das Wort „pikant" ließe sich nicht übersetzen. Ich meine, in „reizend" sei derselbe Sinn deutsch und deutlich wiedergegeben. Will man den Ausdruck verschärfen, so brauche man „anreizend". Es handelt sich in beiden Fällen um einen Kitzel, der nicht von vorn herein, wohl aber für Gebildetere oder Verbildetere angenehm wirkt. Mixed pickles beißen die Zunge dessen, der nicht an sie gewöhnt ist.

Also möchte ich die Werke beider Künstler nur deswillen für besonders beliebt bei den Berlinern halten, weil sie pikant sind. Das ist gewiß kein Tadel. Es ist aber auch kein Lob. Es ist nur die Feststellung einer Eigenart.

Da war ein Bild von Meyerheim auf der Ausstellung, auf welchem eine junge Dame aus Berlin oben auf einer Alm vor einer Kuh kniet und ihr die Schnauze krault. Reizend! Der Gegenstand ist echt Berlinisch. Die Kuh liegt zwar behäbig auf der Alm in ihrer wiederkäuenden Beschaulichkeit. Aber trotzdem sieht man ihr an, wie bis in die Seele zuwider ihr die sommer-aufgefrischte Naivität des Fräuleins ist. Sie hat Sinn für echte Natur, Fräulein hält die Natur besten Falles für eine passende Umgebung ihrer werthen Person, und zwar für eine solche, welche nur hin und wieder in begnadeten Gegenden jenen Höhepunkt an Schönheit erreicht, welche den Rahmen um ihr liebes Ich von Rechts wegen immer haben müßte.

Meyerheim schrieb einmal einer Dame in ihr Stammbuch, anspielend an seine vortrefflichen Schilderungen der „Spitzen" des zoologischen Gartens: „Wer den Bestien seiner Zeit genügt, der hat genug gethan für alle Zeiten." Der höchst schlagfertige Mann, von dem auch das ausgezeichnet zutreffende Witzwort stammt, daß die Berliner mit den Ohren die Bilder ansähen, hat bei jenem Verse vielleicht nicht bloß an die zwischen Kurfürstendamm und Thiergarten hausenden, sondern auch an jene Lebewesen gedacht, welche jenseits des Zaunes in Freiheit wandeln. Er weiß wenigstens gerade diese ganz vortrefflich zu bändigen. Denn sie merken es nicht, welche Rolle die junge Dame neben der Alpenkuh spielt, sie sehen nicht, daß man außerhalb Berlins sich mehr zur einfachen Beschaulichkeit und weniger zum witzigen Bespötteln dieser hinneigt, sie empfinden nicht, daß er ihnen Geschichten in seinem Bilde erzählt, die für das Ohr sind, weniger für das Auge, namentlich nicht für das rein künstlerisch blickende Auge.

Ein Affe sitzt auf dem Tisch und frißt Kirschen, während er ängstlich auf einen sich nahenden Hund schaut. Das ist ein zweites, für reizend gefundenes Bild. Meyerheim hat für beide Bestien mehr als genug gethan, er erhebt sie auf eine fast menschliche Höhe. In ihm lebt etwas von Kaulbach's Art, in den Thieren verkleidete Menschen zu sehen. Dazu ist dies Alles mit einer ganz außerordentlichen malerischen Verfeinerung dargestellt, mit einem wahrhaft weltmännischen Können, das über die allerknifflichsten Stellen mit einem anmuthigen Lächeln und breitem Pinsel hinwegzugleiten vermag.

Diese witzige und dabei elegante Kunst ist recht eigentlich die für die „Gesellschaft" geeignete. Nicht Jedem erscheint sie so bedeutend, als wie man sie von einem so feinen Beobachter erwarten könnte, wie ja auch nicht Jeder mit Sehnsucht nach der Thiergartenstraße und den „geistreichen" Leuten von dort schaut. Mir will aber scheinen, als wenn Meyerheim doch außer seiner meisterlichen Sicherheit sehr viel durch seine Verknüpfung mit dem eleganten Berlin gewonnen hätte. Seine Kunst bekam hier einen Zug jener Höflichkeit, welche die gute Gesellschaft fordert. Es ist nicht angenehm, wenn Einer sich anmaßt, die Geister nach seinem Willen zu lenken. Jeder füge sich dem allgemeinen Willen, weder zu tief, noch zu heiter zu sein, Jeder thue, was die Anderen auch machen. Die klare Wahrheit ist dort ebenso lustig, als wenn sich Einer heraus nimmt, dem Anderen Wahrheiten zu sagen. Das schickt sich nicht.

Meyerheim weiß das sehr wohl. Er ruft keinen Streit hervor, er ärgert seine Beschauer nicht. Sein Streben ist von der vortrefflichen Absicht geleitet, seiner Mitwelt Freude zu machen. Die soll sie doch, und muß sie haben! Er führt Tausende in das Verständniß der Kunst ein — man brauchte nur in der Ausstellung vor seinen Bildern stehend die Beschauer anzusehen. Ein Blick auf das Bild: „Meyerheim!" und alle Augen wurden größer, der Mund bereitete sich vor, zu lächeln.

Ist das nicht eine Leistung! Ich würde mich für einen Sauertopf zu halten anfangen, wollte ich sie nicht gern anerkennen. Die Berliner sind einmal da und sie wollen Kunst. Meyerheim thut sehr Recht daran, sie ihnen zu geben und er thut dies mit größtem Geschick. Da ich aber ein Charlottenburger bin, kein Berliner, so darf ich mich nicht wundern, daß Meyerheim nicht eben so sehr für mich malt. Draußen im Vorort ist man nicht elegant genug, um ihn ganz würdigen zu können. Das ist nicht sein Fehler, sondern meiner. Warum gehe ich so wenig in die Gesellschaft!

Passini ist ein Oesterreicher und lebt zumeist in Venedig. Und trotzdem theilt er mit seinem Landsmanne Angeli die Liebe des vornehmen und reichen Berlin. Auch ihm gegenüber verstehe ich diese Neigung und finde sie durchaus begründet. Malt Passini auch zumeist venetianische Fischermädchen, Scenen aus den Kirchen und von den Märkten der Lagunenstadt, so malt er sie doch immer wieder auf das Neue mit der warmen Begeisterung für ihre Schönheit, welche den deutschen Touristen durch alle Kanäle und in alle Winkel Venedigs treibt. Viele ausgezeichnete Maler in Venedig haben von ihm gelernt, manche sind glatter, absichtlicher geworden, wie z. B. Blaas, die Venetianer selbst haben sich italienischer, volksthümlicher, ungenirter entwickelt, als er. In seiner Kunst steckt ein außerordentliches Feingefühl, ein nervöses Empfinden für Ton und Stimmung, eine seltene Meisterschaft im Zusammenhalten des Colorites. Die venetianische Luft umschwebt seine Gestalten und umhüllt sie mit dem feinen Aether hochentwickelter moralischer Civilisation. Deutsch an Passini ist die Vertiefung in ein ihm, dem echt vornehmen Manne, im Grunde des Herzens fremdes Leben. Wenn ich mir einen italienischen Maler wie etwa dall Oca Bianca in Verona vorstelle, dann denke ich, er müßte auch etwas von der überkräftigen Natur seiner Weiber und Männer haben, von der sorglosen Freiheit des Benehmens, von der laut jauchzenden, lärmenden Fröhlichkeit, der leidenschaftlichen kreischenden Wuth — Passini aber ist und bleibt in Leben und Bild der Mann von Form, der wohl in sich abgeglichene Gesellschafter, die bei allem inneren Feuer gesellschaftlich sichere Erscheinung. So stellen mir wenigstens die Bilder den Mann dar. Er macht durch sie keine so guten Scherze wie Meyerheim, aber er ist auch nicht von abstoßendem Ernst, er berührt überall den einschmeichelndsten Farbensinn, thut sogar einer alten Dame den Gefallen, sie in einem Kleid von wahrhaft augenmörderischem Violett auf anilingrünem Sopha darzustellen; und was das Erfreulichste daran ist, er weiß den Ungeschmack seines „Gegenstandes" mit größtem Geschmack zur Darstellung zu bringen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne sich merken zu lassen, wie es so fröhlich in seinem südlich lustigen Herzen lacht, mit behäbigem Wohlwollen, als echter Weltmann.

Und darum finden die Berlinerinnen auch seine Kunst „reizend". Sie erinnert sie an die für sie so seltenen Augenblicke der Freude an einfacher Menschennatur, sie erscheint den Uebereiferten als wahrhaft naiv, so sehr sie im höchsten Grade Culturerzeugniß ist. Jene halten sich für erhaben über die Dargestellten und wohl gar über die Darstellung, sie glauben Beide ganz und gar zu verstehen, sie ist so einfach, daß man glaube, selbst so malen zu können, so anspruchslos, so liebenswürdig. Jeder meint, genau dieser gleich müßte alle erfreuliche Kunst aussehen, hier sei die Natur, wie wir sie in erleuchteten Augenblicken besonders schön sehen, einfach abgeschrieben, wiedergegeben von einem Manne, dem ein gütiges Geschick für alle Tage jenen verklärenden Blick verlieh, der die Berlinerin bei der ersten Rundfahrt durch Venedig jeden Winkel „reizend" finden ließ.

Meyerheim malt Thiere, Passini venetianische Naturmenschen. Dies, nicht ihre Bildnisse machten sie zum Liebling Berlins. Wer die Stadtbewohner genau so zeigt, wie sie sind, ist ihr Feind. Denn, da sie so hübsch nicht sind, als sie zu sein glauben, erscheint er als boshaft, vielleicht als Verleumder. Wer den Städtern das Gefühl der Ueberlegenheit über die Kunst gibt, ist ihr Freund. Der Reiz, der sie entzückt, ist jener der Ueberhebung, der Selbstgefälligkeit im Bewußtsein, diese Kunst ganz zu verstehen. Das ist das Pikante an beiden Malern, daß sie, die Weltmänner, sich mit Bestien und Fischern abgeben, daß sie eine hoch entwickelte Technik und eine außerordentliche, künstlerische Verfeinerung dafür einsetzen, ihre Beschauer an die Augenblicke zu mahnen, in welchen sie meinten, die vor ihren Augen stehende unbeholfene Lebenskraft Anderer belächeln zu dürfen.

Es liegt viel Schmeichelei für den Beschauer in ihrer Kunst, wohl auch ein Zug von Gefallsucht — aber beide sind mit großer Vollendung gegeben und echtester Ausdruck unserer Zeit und ihrer Großstädter.

Auch wer den Besten seiner Zeit genügt, der hat genug gethan für alle Zeiten.

Wo findet man aber sichere Nachweise darüber, wer die Besten sind?

C. G.

Notizen.

Der Wegweiser durch Thüringen aus der Sammlung von Meyers Reisebüchern (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig), der soeben in elfter Auflage erscheint, sei unseren Lesern bestens empfohlen. Der kartographischen Ausstattung dieses trefflichen Reisebüchleins ist eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet. Als Vereinsbuch des Thüringerwald-Vereins ist der „Wegweiser" von den einzelnen Sectionen dieses Vereins durch viele werthvolle Beiträge unterstützt worden, so daß man allen Angaben im Vertrauen auf deren vollste Zuverlässigkeit begegnen kann. Gleichzeitig gibt das Institut eine neue Auflage seines Reisebuches: Schweiz heraus, das durch einen Plan und zahlreiche Zusätze über die neuen Bahnlinien und zum Theil erst 1893 zu eröffnenden Bergbahnen vermehrt und auch sonst sorgfältig durchgearbeitet ist. Es ist anerkannt der beste Schweizerführer, den wir haben. Auch die Hôtel-Winke sind zuverlässig, indessen möchten wir der Redaction den Rath geben, zu ihrem früheren, dem Bädeker'schen Sternsystem zurückzukehren. Bei der Wichtigkeit der Unterkunftwahl sind dem Reisenden die sehr seltenen Censuren „gut", „billig" ꝛc. viel zu dürftig, und da Meyer, um Weiterungen zu entgehen, auch bei notorischen Raubritterburgen, die sich nur euphemistisch Hôtels nennen, ein energisches Warnungssignal gerne vermeidet — hat er doch in dieser Auflage die gerechte Klage über die Rigi-Kulm-Wirthe gestrichen! — so sollte er lieber zu den wirksamen und gleichwohl „unfaßbaren" Sternen zurückkehren. Sehr gut **, gut *, nicht empfehlenswerth ohne Stern. Der Leser weiß dann, was er davon zu halten hat und dankt seiner braunen Reisevorsehung.

In München hat sich ein „Verein für Original-Radirung" zusammengefunden, der soeben mit einer neuen Veröffentlichung hervortritt. Im Verlag von E. Stahl sen. in München erschien das erste Heft. Je mehr es die Maler drängt vielseitig zu wirken, je mehr die alten zopfigen Grenzen zwischen Landschafter und Seemaler, Genremaler und Historienmaler zerfließen, je mehr die Künstler die Kunst als einheitliches Gut anstreben, desto häufiger zeigt sich bei ihnen die Lust wirksam auch mit der Radirnadel sich zu bethätigen. Die alten Kupferstecher in ihrer sorgfältigen, aber trockenen Linienmanier, einer Manier, in der viel zu viel Mechanisches steckt, um dem Künstlerthum freien Spielraum zu lassen, treten vor jenen Maler-Radirern schon mehr und mehr zurück, welche nicht Bilder copiren, sondern die für das Bild sich weniger eignenden Gedanken auf der Kupferplatte festzuhalten streben. Ueberall beginnt man nach dieser Richtung zu arbeiten: Zorn in Paris, Liebermann und Geyger in Berlin, Herkomer und Wheftler in London — um nur einige Namen zu nennen — streben jeder in seiner Weise dem Ziele nach, nicht Bilder zu radiren, sondern Radirungen zu schaffen, künstlerische Eindrücke festzuhalten, zu deren Wiedergabe die Nadel besser hilft als der Pinsel. So sind auch die sieben Blatt entstanden, welche der neue Verein uns zunächst bietet. Man merkt es deutlich, daß hier nicht der Verleger so und so viel Blatt bestellte, sondern daß die Künstler das sichteten und zusammenstellten, was sie in den Ateliers fertig vorfanden. Man setzt sich nicht eigens dazu hin, um Georg Büchner's „Lesende Mädchen" zu radiren, oder Peter Halm's „Portraitstudie". Das Werk entsteht gelegentlich, unter dem Zwange der künstlerischen Eingebung, fast unabsichtlich. Aber darum ist es nicht minder ernst, weil man ihm den Schweiß nicht anmerkt. Franz Stuck's „Meine Mutter" ist eines der ausdrucksvollsten Blätter, Hubert von Hayden erscheint noch etwas befangen, S. L. Wenban und Fritz Völlmy als stimmungsvolle Zeichner. In Max Dasio's Titelvignette spürt man deutlich den Einfluß Klinger's. Die Sammlung wird fortgesetzt. Es wäre sehr erwünscht, wenn die deutschen Kunstfreunde ihr Blühen unterstützten. Sie verdient es im allerweitesten Umfang. Freilich ist es nur Kost für solche, die dem Wesen des künstlerischen Schaffen schon näher gerückt sind. Wer noch nicht ein Kunststück von einem Stück Kunst unterscheiden lernte, wird diese Darbietungen vielleicht erschreckt ablehnen. Aber er mag den „Kennern" vertrauen. Wenn er diese und ähnliche Blätter auf seinem Prunktisch liegen hat, werden die Sachverständigen ihn eher einen für tief gebildeten Kunstfreund halten, als wenn hunderte von Photographien nach berühmten Meisterwerken dort aufgestapelt sind! Und wenn er sie selbst eingehend studirt, wird er vielleicht früher den Weg zum wahren Verständniß finden, als wenn er mit dem Parthenon, dem Kölner Dom, der Sixtina oder mit Ruben's Kreuzigung beginnt! Er wird das wichtigste lernen: Intim sehen.

Cornelius Gurlitt.

Weiblichkeit und Erotik. Roman aus dem Schwedischen von Anne Charlotte Leffler. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Zu den merkwürdigsten Romanen, die in neuester Zeit geschrieben worden und erschienen sind, zählt unzweifelhaft der vorliegende. Die Uebergänge in der Seele der Heldin, die anfänglich so kühl, ja starr zurückhaltend erscheint, um sich schließlich einer alle Schranken durchbrechenden Leidenschaft hinzugeben, sind so überraschend, daß man sie einer minder beredten Darstellung gar nicht glauben würde. Wir haben den Eindruck, daß einen so seltsamen und doch hier so begreiflich werdenden Widerstreit der Gefühle nur diejenige schildern kann, die ihn an sich selbst erlebt hat, und wenn wir den Namen der Verfasserin in's Auge fassen, die aus einer schlicht bürgerlichen Schwedin zu einer italienischen Herzogin (was freilich nicht allzu viel sagen will) geworden ist, so können wir kaum mehr zweifeln, daß wir es hier mit einem in Romanform übertragenen Stück Autobiographie zu thun haben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Wer gut schlafen will entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken à 3½ M.** (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage** von **Herrmann**, Breitestr. 61, **Stettin.**

Eine Erfindung à la perpetuum mobile.

Dieses Neueste auf dem Gebiete der Erfindungen, welches sich ein jeder Fachmann, sowie Laie, gewerblich oder zur Unterhaltung, auch zur Zimmerzierde herstellen und an jedem Orte in verschiedensten Größen anbringen kann, arbeitet in sich selbst vorwärts und rückwärts gehend durch Naturkraft (Wasser) und bietet für Jedermann das größte Interesse und angenehmste Unterhaltung. — Eine leicht faßliche, ausführliche Zeichnung, sowie deutliche verständliche Beschreibung versendet der Erfinder gegen Einsendung von 5 Mark oder Nachnahme, und bietet somit jedem Interessenten die Hand, aus dieser Erfindung einen Nutzen zu ziehen.

H. Vollmann,
Werkstatt für techn.-mech. Arbeiten.
Berlin, Rügenerstr. 12.

Spamers illustr. Conversations-Lexikon.
Erste Auflage, 10 Bände. Halbfr. **Wie neu.** (*M* 200.) Nur *M* 100.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. Nur *M* 75.—.

Gegen Voreinsendung oder Nachnahme.
C. Rudloff in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Sommer-Pferdedecken
aus leinenem Drill, vorn zum Zuschnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeckend.
Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit
15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang
à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,
2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.
H. Herrmann, Deckenfabrik, **Stettin.**

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**
Kasper-Ohm un ik.
Von **John Brinckman.**
Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

Soeben erschien bei **A. G. Liebeskind** in **Leipzig:**
Zu meiner Zeit.
Schattenbilder aus der Vergangenheit
von
Adolf Pichler.
21 Bogen gr. 8°. M. 6.60.

Dieses Werk des bedeutendsten der lebenden österreichischen Dichter enthält die Geschichte seines Lebens bis zum Jahr 1848. Das Buch bildet durch seine stete Bezugnahme auf die Zeitverhältnisse ein besonders für Tirol wertvolles Memoirenwerk, welches bei der Schilderung der damaligen politischen und literarischen Verhältnisse nicht zu umgehen sein wird.

Wo das Werk in den Buchhandlungen nicht vorrätig sein sollte, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.

Soeben ist erschienen:
Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Beste Reise- und Badelectüre.
Romane von Theophil Zolling.
(Verlag von H. Haessel in Leipzig.)

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
2 Theile in einem Bande.
Vierte Auflage.
Preis: Geheftet *M* 6.—. Gebunden *M* 7.—.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet *M* 6.—. Gebunden *M* 7.—

Coulissengeister.
Ein Theater-Roman.
2 Theile in einem Bande.
Dritte Auflage.
Preis: Geheftet *M* 6.—. Gebunden *M* 7.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLI. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 13. August 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Fürst Bismarck in Jena. Von Professor W. Rein in Jena. — Rußland und England in Asien. Von Karl Walcker. — Die Telepathie vor dem Richterstuhle der Naturwissenschaft. Von Kurt Lange. — **Literatur und Kunst:** Das jüngste literarische Polen. Von P. Lorenz. — Walt Whitman. Von August Weiß. — **Feuilleton:** Der pythagoräische Lehrsatz. Von M. Zehme. — **Aus der Hauptstadt:** Auch ein Dichter. Von Alfred Stoeßel. — Notizen. — Inserate.

Fürst Bismarck in Jena.

Von Professor W. Rein in Jena.

Vor nunmehr 370 Jahren beherbergte der „Schwarze Bär" zu Jena den Begründer der evangelischen Kirche; vor wenigen Tagen den Begründer des evangelischen Kaiserthums.

Unter Blitz und Donner zogen Beide vom Kaiser gebannt in die kleine Thüringer Stadt; der eine von der Wartburg flüchtig, unerkannt in Reiterstracht mit dem Schwert an der Seite; der andere umbraust von dem Jubel, eingeholt von der stürmischen Begeisterung Tausender. Der eine an einsamer Wirthstafel in der Herberge vor dem Thor mit wenigen Studenten und Kaufleuten sitzend und von der Gewißheit redend, daß der päpstliche Irrthum bald zu Schanden werde; der andere auf dem reichgeschmückten Marktplatz, gegenüber dem Standbild des vielgeprüften Gründers der Universität, hochgehobenen Hauptes der tausendköpfigen Volksmenge zurufend: „Ich bin eingeschworen auf die weltliche Leitung eines evangelischen Kaiserthums."

Unter dem Einfluß des evangelischen Bodens stehend, protestirt er gegen die reichsfeindliche Tendenz des Centrums. Wie Luther dem Erzbischof von Mainz geschrieben, um in ihm das deutsche Bewußtsein anzuregen: „Wir Deutsche hören nicht auf, dem Papst und seinen Welschen zu glauben, bis sie uns bringen nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn deutsche Fürsten in einander fielen, das möchte den Papst, das Florenzische Früchtlein, fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnt' und sagen: Da, ihr deutschen Bestien, wolltet mich nicht zum Papst haben, so habt das!" — So sprach Bismarck auf dem Marktplatz zu Jena von den Gefahren, die unseren nationalen Bestrebungen von der päpstlich-katholischen Partei drohen, wie schlimm es sei, wenn die Rathgeber des Kaisers ihre Ohren einer solchen Partei öffnen. Und anknüpfend an das Wort: „Auch vom Feinde muß man lernen", wendete er sich an das deutsche Bewußtsein des Thüringer Volkes und wies auf die Weckung einer über alle Parteiregierung hinausgehenden dominirenden Ueberzeugung hin, die allein nach dem Gesichtspunkt entscheidet, was fördert unsere nationale Sicherheit und Festigkeit, die sich gegen alles wendet, was sie untergraben und hindern könnte — so wie das Centrum wie ein Mann stimmt, bei Dingen, von denen der Verstand sagt, das Interesse der Kirche erfordere es.

Die Geschlossenheit des Centrums und die Zerrissenheit der nationalen Parteien, bei denen das Fraktionsinteresse überwiegt, bergen Gefahren in sich, denen der Begründer der Reichseinheit vorbeugen möchte durch den Appell an die Kräftigung des Parlaments mittelst einheitlicher Zusammenfassung in allen nationalen Fragen. So trafen sich die Geister der beiden Gewaltigen in der Abwehr des Fremden und in der Begeisterung für das Nationale, das Beide im Kaiserthum verkörpert sehen. Nur mit Ehrfurcht durfte bekanntlich an Luther's Tisch von dem Herrn Deutschlands gesprochen werden, auch nach den Erlebnissen des Augsburger Reichstages. Ebenso legte von seiner streng monarchischen Gesinnung Fürst Bismarck in Jena Zeugniß ab, indem er an Götz von Berlichingen, den kaisertreuen Ritter, erinnerte, der für seinen Kaiser eine solche Verehrung und Anhänglichkeit hat, daß er einen kaiserlichen Rath mit den Worten bedrohte: „Trügst Du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudelsten Conterfei verehre, Du solltest mir den Räuber fressen oder daran erwürgen." Derselbe kaisertreue Ritter trug kein Bedenken, als ihn der kaiserliche Hauptmann zur Uebergabe auffordern ließ, dem Ueberbringer ein Compliment aufzutragen, das derselbe, wie man zu sagen pflegt, nicht gerade hinter den Spiegel stecken dürfte.

Bei aller Treue gegen seinen kaiserlichen Herrn will sich der Fürst doch der Kritik an den Maßnahmen der kaiserlichen Regierung nicht begeben. Man kann ein treuer Anhänger seines Kaisers sein, so sagte er, ohne von der Weisheit der Maßregeln seiner Commissarien überzeugt zu sein. Und mit Recht; diese Auffassung ist eine zu gut germanische, als daß sie noch besonders begründet werden müßte. Luther hat seinem fürstlichen Herrn sogar in aller Ergebenheit Dinge in das Gesicht gesagt, wie sie nur ein ungewöhnlicher Mann aussprechen und nur ein großer Charakter ruhig anhören kann. Die absolutistische Anschauung, die da glaubt Gott zu gehorchen, wenn man dem Geheimrath gehorcht, ist allerdings dem Deutschen zuwider. Bei aller guter monarchischer Gesinnung ist ihm kaum eine Figur so verhaßt, wie die des Fürstenknechts.

Keine frohere Botschaft konnte den Bewohnern Thüringens werden, als die Versicherung des Fürsten von seiner unverbrüchlichen Treue und Anhänglichkeit an das Kaiserthum. Aber war denn dies nöthig? Hatte man nicht Aeußerungen von ihm aus früheren Tagen, die den geringsten Zweifel an seine monarchische Gesinnung auch nur einen Augenblick aufzukommen verboten? Er hatte z. B. gesagt: Ich glaube Gott zu gehorchen, wenn ich dem Könige diene — in Jena warnt er nur davor, daß man nicht glauben sollte, Gott zu gehorchen, wenn man dem Geheimrath gehorcht. Mehr als einmal hatte er ja versichert, daß seine Königstreue mit seinem entschlossenen Glauben an Gott und ein Leben nach dem Tode zusammen hänge; sonst wäre er von Natur Republikaner. Die wundervolle Basis der Religion sei das Fundament seiner Persönlichkeit, seines Wirkens.

„Nehmen Sie mir meinen entschlossenen Glauben, so nehmen Sie mir das Vaterland." Diesen Glauben kann ihm aber niemand nehmen — und er ist jetzt vielleicht noch lebendiger in ihm, als in den Tagen seiner Arbeit. Denn wie ein rother Faden zieht sich der Gedanke der göttlichen Ordnung, die diese deutsche Nation zu etwas Großem und Gutem bestimmt hat, durch seine Jenenser Reden hindurch: „Man muß nur dem lieben Gott Zeit lassen, seine liebe deutsche Nation durch die Wüste zu führen, um das gelobte Land zu erreichen."

Und das sind keine Phrasen, keine Redewendungen, keine bloßen Einkleidungen, wie vielleicht begeisterte Anhänger des Fürsten, die sich gern mit ihrem Atheismus brüsten und alle religiöse Weltanschauung für Ausgeburten menschlicher Bornirtheit ansehen, vorgeben möchten, um sich mit dieser unbequemen Thatsache abzufinden.

Wie Luther's Verhältniß zu seinem Landesherrn wesentlich von seiner religiösen Ueberzeugung bestimmt ist, so wird auch Bismarck's monarchische Gesinnung von religiösen Gefühlen gestützt. Darin liegt aber die Gewähr, daß die gewaltige Kraft, die uns groß gemacht hat und die Bewunderung der ganzen Welt erregte, so lange sie im Dienste der Monarchie nach außen gerichtet war, nicht Verwirrung und Unheil erzeugt, wollte sie sich zersetzend nach innen richten.

Nun nach den Tagen von Jena können wir froheren Muthes in die Zukunft blicken. Denn warum soll es nicht offen gesagt sein, daß die plötzliche Trennung des Kaisers vom großen Kanzler drückend auf den Gemüthern aller Vaterlandsfreunde lag, und daß mit banger Sorge und tiefem Schmerz die Frage auf die Lippen sich drängte: Wohin wird das führen?

Wozu uns Deutsche das Geschick noch ausersehen hat, wer will es wissen. Daß es uns den Weg nicht leicht macht, dafür ist die jüngste Vergangenheit Zeugniß genug. Wie etwas Ungeheuerliches trat die Trennung des Kaisers vom Kanzler auf; wie versteinert hörte man das Unglaubliche. War man doch daran gewöhnt, Kaiser und Kanzler für unzertrennlich zu halten. Als man sich von der Betäubung erholt, hörte man gar bald das Schlagwort vom alten und neuen Kurs, und nicht wenige beeilten sich, Stellung zu nehmen und sich für einen oder den anderen zu entscheiden. Vielen aber war solche Fragestellung überhaupt zuwider. Sie fühlten sich bedrückt, Kaiser und Kanzler gegen einander abzuwägen; in die eine Schale Dankbarkeit für die Großthat der nationalen Einigung, in die andere das Gefühl monarchischer Zugehörigkeit zu legen und so mit einem Mal gewaltsam zu trennen, was doch stetig und immer stärker zusammengewachsen war.

Daß das Leben großer Männer reich ist an tragischen Eindrücken, ist ein beinahe trivial gewordener Satz. Luther's letzte Tage wurden getrübt durch den Gedanken, daß sein Lebenswerk eitel gewesen. Bessern wollte er das Geschlecht, auf eine höhere Stufe religiöser Erkenntniß und sittlicher Führung wollte er es heben; statt dessen traten ihm so starke Schattenseiten aus dem Leben der reformirten Gesellschaft entgegen, daß er verzweifelnd sich die Ruhe des Grabes wünschte, um das Elend nicht mit anzusehen. Der Lebensabend unseres Kanzlers zeigt diesen Schatten zwar nicht, denn sein Lebenswerk besteht und freudig rühmt es ein Tag dem anderen, aber ein nicht minder tragisches Geschick nahte ihm in dem Zerwürfniß mit dem Kaiser, seinem Herrn. Dem Hause der Hohenzollern hatte er gedient, wie nur ein Deutscher dienen kann; ihm hatte er sich ergeben mit Herz und Hand, durch ihn war es gestiegen und er mit ihm. Unzerreißbar schienen die Bande, die Beide an einander fesselte. Und doch kam der Riß, der allen monarchisch Gesinnten als ein unheilvolles Zeichen erschien. Mußte er kommen? Die Geschichte wird später die tiefgehende Verkettung von äußeren Umständen, Personen und Ereignissen politischer und sozialer Natur, mit bestimmten psychologischen Naturnothwendigkeiten darzustellen haben, eines der wunderbarsten Ereignisse in unserer an Ueberraschungen wahrlich nicht armen Zeit.

Und war nicht dies schon ein merkwürdiges Bild: Der eiserne Kanzler auf einer Tribüne als Volksredner unter den brausenden Zurufen von Tausenden angesichts des Standbildes eines vom Kaiser verfolgten und gefangen gehaltenen evangelischen Fürsten?

Auch hierin steht er neben Luther. Wenig Sterblichen ist eine so große Wirkung auf ihr Volk vergönnt gewesen, wie Luther und Bismarck. Wie das 16. Jahrhundert beherrscht und beeinflußt war durch die mächtige Persönlichkeit eines Einzigen, so steht die Gegenwart unter dem Einfluß des merkwürdigsten Mannes unserer Zeit. Beide haben des Volkes Gunst und Ungunst in reichem Maße erfahren. Luther stand auf der Spitze des Ruhms, da er zu Worms vor Kaiser und Reich sein Bekenntniß ablegte; sein Name wurde verflucht, da er sich den aufrührerischen Bauernmassen entgegen warf. Seine unbeugsame Art, die ihn im Kampf gegen die Hierarchie so volksthümlich gemacht hatte, wendete sich nun gegen das Volk selbst. Ein Schrei des Abscheus und des Entsetzens ging durch die Masse, da er ein Verräther an der Sache des Volkes zu sein schien. Der Held und Liebling der Nation ward nun plötzlich der unpopulärste Mann. Auch Fürst Bismarck hat genugsam unter dem Wechsel der Volksgunst gelitten. Aus dem Bestgehaßten, dem angeblichen Vertreter reactionärer Tendenzen, ward er der populärste Mann seines Volkes. Sein Name wurde durch das Reich getragen und von allen Lippen gerühmt, als die Kaiserproclamation aus Frankreich zu uns kam und das Reich entstand. Dann ward er wieder in weiten Kreisen als Reactionär gebrandmarkt, weil sie seinen Wegen in der inneren Politik nicht folgen wollten. Aber seit seiner Entlassung ist des Volkes Gunst wieder im Steigen begriffen und das Gefühl der Dankbarkeit wird dem großen Manne in so stürmischer Weise gezeigt, wie es so leicht einem Sterblichen gegenüber nicht geschieht. Das bittere Wort Wilhelms von Oranien hat keine Geltung auf ihn: „Heute, da ich lebe, lästern sie mich. Bin ich einst gestorben, dann werden sie versuchen, mich mit ihren Fingernägeln aus der Grube wieder herauszugraben."

Wie nach Luther's Tod unfruchtbare dogmatische Streitigkeiten unter den Protestanten das Werk der Reformation zu zerstören drohten, so lag heute der Gedanke nahe, daß nach Bismarck's Ausscheiden die alten Zerwürfnisse der deutschen Stämme wieder aufleben würden. Allein der Reichsgedanke hat zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß diese Sorge berechtigt wäre, und der Triumphzug des alten Kanzlers durch das Reich zeigt uns, wie tief der Einheitgedanke wurzelt, der im Kaiserthum den sichtbaren Ausdruck gefunden.

Keine Nation ist so leidenschaftlich veranlagt, wie die deutsche. Allerdings nicht in dem gewöhnlichen Sinn von plötzlichen Aufwallungen in Liebe und Haß, sondern von tiefgehenden nachhaltigen Strömungen, die das Gemüth dauernd in Bewegung halten, aus denen dann außerordentliche Antriebe entspringen.

So leidenschaftliche Naturen sind Luther und Bismarck; darum echte Kinder des Volkes, auch im Aeußeren. Dem Schweizer Studenten Keßler, der Luther im „Schwarzen Bären" sprach, funkelten die Augen des Reformators wie Sterne, so daß man sie kaum ansehen könne; auch Bismarck's Augen zeugen von der Gluth des Geistes und der Energie des Willens; ihr Glanz konnte noch wetteifern mit dem Blitzen der Fackeln, die am Bären vor ihm gesenkt wurden. Nicht zufällig steigt bei dem Anblick des Fürsten immer wieder die Gestalt Luther's empor. Die innere Verwandtschaft beider Männer ist zu groß, als daß sie sich nicht sofort aufdrängen müßte, wenn man der gemeinsamen Jenenser Herberge gedenkt.

Beide echt deutsch in ihrer tiefen Religiosität, in ihrer Liebe zum Vaterland, in ihrem lebhaften Familiensinn, die uns die beiden großen Männer menschlich nahe bringt, in ihrer innigen Freude an dem Leben und Weben in der Natur, stehen sich vor Allem in einem Charakterzug nahe, den man wohl als den hervorragendsten bezeichnen darf: Es ist der starke unbeugsame Wille, die Hartnäckigkeit in der Verfolgung ihrer Aufgaben, gepaart mit einem ungewöhnlichen Muth.

Wie man Luther beim Beginn seiner öffentlichen Wirksam-

keit einen trunkenen Mönch nannte, so sprach man von Bismarck als einem burschikosen Junker, einem hohlen Renommisten, der von Politik nichts verstünde. Beide aber harrten den Feinden gegenüber aus, unbeugsam und unentwegt. Nachdem Luther unter unendlichen inneren Qualen seine Ueberzeugung errungen, hielt er nun mit unbeugsamer Zähigkeit an ihr fest. Der Papst forderte den Widerruf; aber gerade dies eine wollte und konnte er nicht. Dieselbe Unbeugsamkeit zeigt er auch im Kampf gegen die Bilderstürmer und die Bauern, die sozialistische Folgerungen aus seiner Lehre ziehen wollten, und gegen seine Freunde in der Schweiz.

Die gleiche Unbeugsamkeit und starre Willenskraft wohnt auch dem Fürsten Bismarck inne. Sie hat uns auf den Punkt geführt, auf dem wir stehen. Beiden Männern gesellt sich die unverwüstliche Kampfeslust und der ungewöhnliche Muth zu. Der Widerstand, auf den sie stoßen, scheint diese Eigenschaften nur noch zu erhöhen. Dabei kommt ihnen die Gewalt und die Kraft der Rede ganz außerordentlich zu statten. Beide gehören zu den größten Rednern, der eine auf der Kanzel, der andere auf der Tribüne. Volksthümlich und markig im Ausdruck zeichnet sich ihre Sprache aus durch vollendete Plastik und Bilderreichthum, wovon die Bereicherung unserer Sprache mit geflügelten Worten Zeugniß ablegt. Daß bei Bismarck die Worte mühsam hervorkommen, daß anfangs ein gewisser Mangel an Redegeläufigkeit vorherrschend zu sein scheint, thut dem Eindruck keinen Abbruch. Auch in Jena stand alles unter der Wirkung seiner Reden, die allerdings durch das Unmittelbare, man möchte sagen, Dämonische seiner Persönlichkeit nicht unwesentlich unterstützt wird.

Im genialen Menschen, in Heroen, die wir verehren, gibt es dunkle Gründe des Könnens und Wollens, zu denen gewöhnlicher Verstand nicht hinabdringt, wie sehr er sich auch abmühen mag, in die Tiefe zu gelangen. Wo wir uns bestreben, das wahre Wesen einer Person zu ergründen, immer bleibt ein unerklärlicher Rest. Darum bleiben auch manche Widersprüche ungelöst und manch drängende Frage unbeantwortet. In beiden Männern liegt das conservative und das revolutionäre Element in fortwährendem Kampf. Zeitweise scheint der conservative Sinn ganz erstickt, um dann wieder um so mächtiger hervorzubrechen. So folgte bei Luther den Umsturzzeiten gar bald die conservative Strömung, die je älter er wurde, um so stärker sich geltend machte. In Bismarck tobt der Kampf der zwei Seelen, wie es scheint, mächtig fort. Wenn auch der Grundzug echt conservativ, d. h. auf die Erhaltung und Stärkung der constitutionellen Monarchie gerichtet ist, so macht sich doch, wie er selbst einmal gesagt, die republikanische Ader geltend, und um so stärker, je mehr sie durch äußere Veranlassungen in Reaktion gesetzt wird.

Nationale Herrlichkeit ist nie umsonst besessen worden, sondern war vielmehr immer der Preis unausgesetzter Anstrengung. Daran hat uns Fürst Bismarck gemahnt, als er davon sprach, daß, „wenn Jena nicht gewesen wäre, Sedan vielleicht auch nicht in unserer Geschichte seinen glorreichen Platz gefunden hätte. Die friedericianische preußische Monarchie war eine großartige, in sich einige Schöpfung, aber sie hatte ihre Zeit ausgelebt. Und ich glaube nicht, wenn sie bei Jena siegreich gewesen wäre, wir in einen gedeihlichen Weg nationaler deutscher Entwickelung geleitet sein würden."

So kann der Verstand sich mit dem Unglück bei Jena abfinden, wenn auch immer das Herz schmerzlich berührt wird in der Erinnerung an jene Niederlage. Heute wird das Herz hoch geschwellt, wenn wir die Bismarcktage in Gedanken an uns vorüberführen, denn sie brachten Stunden hoher nationaler Begeisterung, die in den letzten Jahren bei uns so selten geworden sind.

Dagegen weiß der Verstand sich noch nicht abzufinden mit der Stellung, die der Schöpfer des Reichs zu seinem Werk einzunehmen gewillt ist. Wie verhängnißvoll für Luther die Stellung geworden ist, die er selbst zu seiner Lehre einnehmen mußte, ist bekannt. Der Autorität des Papstes stellte er gegenüber die Autorität der Schrift. Aber wer erklärt diese? Wollte er dies Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, dann wiederholte er den Irrthum, den er an der römischen Kirche so heftig bekämpft hatte. Dazu kam, daß er sein eigen Werk schädigte, wenn er diejenigen Mächte zertrat, die gegen den gleichen Feind kämpften, also ihm hätten dienen können. Wie viel seine leidenschaftliche Natur dabei verdorben hat, wer will das entscheiden? Aehnliche Befürchtungen wollen sich in uns melden, wenn wir an den Reformator Germaniae denken. Wird die gewaltige Kraft, die in dem Manne noch lebt und die jetzt brach liegt, seinem Werke zu Gute kommen? Besitzt das Volk die politische Reife, um an seiner Kritik das Persönliche von dem Sachlichen zu scheiden, auf daß keine Verwirrung entstehe und sein Angriff auf falsche Maßnahmen der Regierung nicht eine Zersetzung der monarchischen Gefühle herbeiführe? Letztere gleichen einem Kapital, das naturgemäß sich um so schneller verringert, je mehr man von ihm zehrt, ohne etwas hinzuzuthun. Die Schlacht bei Jena bedeutete einen Wendepunkt in den nationalen Geschicken, den wir preisen müssen, wenn die Züchtigung auch eine harte war. Der friedliche Besuch des großen Reichsbegründers in Jena wird — so hoffen wir — ebenso einen Wendepunkt bedeuten, und zwar auch in schöpferischem Sinne. Möge der frühere Reichskanzler an der Stärkung des Einheitgedankens im Parlament vor Allem durch eigenes Eintreten in dasselbe beitragen, die Regierung aber alles vermeiden, was nur irgendwie als eine persönliche Gereiztheit einem Manne gegenüber ausgelegt werden könnte, der durch sein Alter und seine Thaten das Recht beanspruchen darf, allzu leidenschaftliche Aeußerungen persönlicher Art mit dem Deckmantel christlicher Liebe bedeckt, seine sachlichen Kritiken und Vorschläge aber vollauf beachtet zu sehen.

Die Tage von Jena haben gezeigt, daß Fürst Bismarck eine Macht bedeutet, mit der man rechnen muß. In unseres Volkes Interesse müssen wir wünschen, daß dem großen Manne gegenüber die Regierung sich in Allem gewachsen zeige, daß ihr nicht der große Maßstab verloren gegangen, an dem er die Dinge und die Verhältnisse zu messen die Nation gewöhnt hat.

Rußland und England in Asien.

Von Karl Walcker.

Die Pamir-Frage hat die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt abermals auf den russisch-englischen Gegensatz in Asien gelenkt. Derselbe ist mittelbar sogar für das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn von Bedeutung. Je mehr russische Kräfte durch englische Kräfte in Asien gebunden werden, desto weniger Hülfsmittel bleiben den Panslawisten für Friedensbrüche oder sonstige Ausschreitungen in Europa übrig.

Das ganze centralasiatisch-ostindische Problem ist schwierig und verwickelt, die Hauptfrage ist und bleibt jedoch: „Ist die englische Herrschaft über Ostindien wirklich so schwer gefährdet, wie viele Publicisten verschiedener Nationalitäten und Parteien annehmen?" Eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß diese Frage mit einem entschiedenen Nein zu beantworten ist. Es hat sehr wenig zu besagen, wenn Pessimisten auf die Möglichkeit einer russischen Eroberung Ostindiens hinweisen. Freunde Englands und ganz objective, unparteiische Kritiker können dagegen auf die Möglichkeit einer englischen Eroberung des russischen Centralasiens hinweisen; denn die Engländer sind den Russen an Kapital, Cultur, Humanität, Güte der Verwaltung enorm überlegen. Die Aufstellung eines sehr großen und tüchtigen englisch-asiatischen Heeres wäre sehr wohl denkbar, obgleich England sich in Wirklichkeit schwerlich auf solche Eroberungsversuche einlassen wird.

Man darf nicht übersehen, daß der größte Theil Sibiriens und sogar ein Theil des europäischen Rußlands aus Eiswüsten bestehen, die für den Staat von ähnlich geringem Werthe sind, wie der Besitz Grönlands für den Kleinstaat Dänemark. Australien und Canada erboten sich 1878 zur Stellung von Hülfs-

truppen, als ein englisch-russischer Krieg am politischen Horizont auftauchte. Trotzdem ist es richtiger, bei der Vergleichung Englands und Rußlands nur die Bevölkerung Großbritanniens, Irlands und Ostindiens einerseits, die Bevölkerung des europäischen und asiatischen Rußlands andererseits in Ansatz zu bringen. Dann erhält man in runden Zahlen für England 320, für Rußland 115 Millionen. Ich gebe die Zahlen nach F. v. Juraschek, dem bekannten Wiener Professor, und habe in beiden Fällen die Bevölkerung der Nebenländer mitgerechnet. Das englische Weltreich ist also an Bevölkerung fast drei Mal so stark, wie das russische. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß Ostindien in wirthschaftlicher Beziehung viel werthvoller ist, wie fast alle Gegenden des russischen Reiches; und daß der Abfall Sibiriens und Turkestans von Rußland viel früher zu erwarten ist, wie der Abfall Ostindiens von England. Schon der berühmte Nationalökonom und Reformminister Baron Turgot erkannte das von Roscher, R. v. Mohl und Anderen betonte Naturgesetz, daß reifgewordene Colonien und ähnliche Nebenländer sich in friedlicher oder kriegerischer Weise vom Mutterlande ablösen. Der Abfall Ostindiens ist vor 100 oder 200 oder mehr Jahren schwerlich zu erwarten, weil die Christianisirung und die Civilisirung des ungeheuern Landes viel Zeit erfordern. Der Abfall Sibiriens kann viel eher, vielleicht schon in den nächsten Jahrzehnten, erfolgen. Es ist eine wenig bekannte, feststehende Thatsache, daß die Petersburger Regierungskreise bereits in den 1840er Jahren den dereinstigen Abfall Sibiriens als eine ganz selbstverständliche Sache ansahen. Unter den politischen Verbannten russischer und polnischer Herkunft befinden sich viele gebildete, begabte Männer, sogar militärische Sachverständige. Wenn das europäische Rußland in einer wahrscheinlich nicht sehr fernen Zukunft auf gesetzlichem oder auf revolutionärem Wege zum constitutionellen Staate übergeht, wenn es nothgedrungen den Kleinrussen, Kaukasiern, Litthauern, Polen, Livländern, Finnländern decentralistisch-föderalistische Zugeständnisse macht, so kann Sibirien nicht leer ausgehen. Auch Turkestan wird früher oder später selbständig werden, vielleicht in loser, föderalistischer Verbindung mit Sibirien stehen, welches sich eine staatenbündlerische oder bundesstaatliche Verfassung geben dürfte.

Zunächst besitzt Rußland darin einen Vortheil vor England, daß das europäische Rußland und Turkestan geographisch zusammen hängen, daß sogar China diese Verbindung schwerlich unterbrechen kann und will; während die drei englischen Verbindungslinien mit Ostindien, nämlich über Malta, Suez, Aden, über die kanadische Pacificbahn und über die gelegentlich geplante, noch lange nicht begonnene Euphratbahn von feindlichen Flotten und Landheeren bedroht werden können. Dieser Nachtheil für England darf indeß nicht überschätzt werden. Ostindien kann nicht durch einen Husarenstreich genommen werden. Auch wenn die russische und die englische Grenze in Asien zusammenstoßen und wenn russische Eisenbahnen bis zur Grenze führen, so wird die Ansammlung eines starken russischen Heeres Monate, um nicht zu sagen mehrere Jahre erfordern. England hätte reichlich Zeit, in Europa und Ostindien gewaltig zu rüsten. Das gesammte todte Kriegsmaterial und die Pferde könnten im Nothfalle wohl in Indien selbst beschafft werden. In England würden Tausende von Gentlemen, städtischen und ländlichen Arbeitern als Offiziere, Offiziersaspiranten und Soldaten in die Armee treten. Der Werth der Miliz-, Yeomanry- und Freiwilligen-Offiziere darf nicht unterschätzt werden. Das deutsche Generalstabswerk über den Krieg von 1870/71 citirt eine 1868/69 verfaße Denkschrift des Grafen Moltke, in welcher die schweizerische Miliz als „stark und wohl organisirt" bezeichnet wird. Aehnliches gilt von England, welches noch den Vorzug besitzt, seine Miliz an sein tüchtiges stehendes Heer anschließen zu können, während die Schweiz kein stehendes Heer besitzt. Einige „Manchestermänner" verstiegen sich vor Jahrzehnten zu dem Ausspruche, nur die Aristokratie sei am Besitze Indiens interessirt, man solle dies Land lieber aufgeben. Solche Ideologien hatten schon damals sehr wenig zu bedeuten, und heute sind sie ganz veraltet. Auch die Mittelklassen sind als Kaufleute, Fabrikanten, Beamte, Besitzer von Eisenbahnactien u. s. w. sehr wesentlich am Besitze Indiens interessirt.

Ein bekannter Publizist scheint allen Ernstes zu glauben, Rußland müsse mit derselben naturgesetzlichen Nothwendigkeit nach der Eroberung Ostindiens trachten, mit welcher das Wasser bergab, nicht bergauf fließt. Das ist keineswegs richtig. Trotz der russischen Hungersnoth von 1891 ist es möglich, um nicht zu sagen wahrscheinlich, daß die Panslawisten in den nächsten Jahren im Bunde mit Frankreich in Europa einen Friedensbruch begehen, den Dreibund, den Friedensbund, angreifen werden. Ihre Beweggründe sind objectiv unberechtigt, sie entsprechen nicht den wohlverstandenen Interessen Rußlands, aber sie sind subjectiv dringend. Von 1709 bis 1853/56, 1866 und 1870/71 spielte Rußland häufig die erste Rolle in Europa; die meist von Franzosen verzogenen, überdies corrumpirten Panslawisten hassen ferner die deutsche Cultur und Redlichkeit. Sie überschätzen die inneren Gegensätze Oesterreichs-Ungarns in enormer Weise, ähnlich wie die Franzosen 1866/70 wähnten, Süddeutschland werde für sie Partei nehmen. Das Trachten der Panslawisten nach dem Besitze Konstantinopels ist unstaatsmännisch, jedoch psychologisch verständlich. Es erinnert etwas an die Römerzüge der sächsischen, salischen und schwäbischen Kaiser; obgleich ein Hauptmotiv der Kriegslust der Panslawisten darin besteht, daß sie von auswärtigen Siegen die Ueberwindung constitutioneller und anderer Reformbestrebungen erhoffen. Selbst die Panslawisten haben dagegen kein einziges dringendes Motiv zu einem Angriffe auf Ostindien. Russen und Engländer hassen sich ebenso wenig, wie einst die Franzosen und die Oesterreicher, trotz den Kriegen der vier letzten Jahrhunderte, einen eigentlichen Nationalhaß gegen einander hegten. Eisenbahnverbindungen mit dem Indischen Ocean und dem Persischen Meerbusen sowie Handelsverträge mit dem freihändlerischen England kann Rußland ganz ohne Krieg mit England haben. Ein solcher Friedensbruch wäre für Rußland selbst gefährlich: es könnte geschlagen werden, die unzufriedenen, zum Theil sehr kriegerischen Eingeborenen Turkestans könnten mit dem siegreichen englischen Heere gemeinsame Sache machen. Das russische Centralasien könnte verloren gehen.

Individuen, Parteien, Staaten handeln nicht selten gegen ihre wohlverstandenen Interessen. Rußland kann daher Ostindien angreifen, indeß schwerlich erobern oder auch nur ernstlich gefährden. Es mag wahr sein, daß England besser gethan hätte, wenn es längst Afghanistan und Pamir besetzt hätte; daß namentlich das Cabinet Gladstone 1880—86 viel gesündigt hat; aber das weitgehende Vordringen Rußlands nach Indien hin enthält an und für sich nicht die geringste Bürgschaft seines Sieges. Frankreich riß im 16., 17., 18., 19. Jahrhundert ein Stück nach dem anderen von Deutschland ab, es bedrohte von Straßburg aus einen großen Theil Süddeutschlands. Trotzdem wurde es 1870/71 auf's Haupt geschlagen. Selbst wenn die Russen schon in Nordindien ständen, wohin auch Alexander der Große kam, so wäre ihr Sieg noch lange nicht sicher. Feldherren vom Range Hannibals und Napoleons I. mußten Italien und Rußland in traurigem Aufzuge räumen. Die Engländer sind den Russen im Durchschnitt an guter Ernährung, Körperkraft, Gewandtheit in körperlichen Uebungen (sei es auch nur im Boxen), an Bildung, Pflichtgefühl, Ehrlichkeit ungeheuer überlegen. Der Bau der indischen Eisenbahnen begann erst 1853; trotzdem hielten die meisten Eingeborenen beim Aufstande von 1857 treu zu England, sie halfen den Aufstand unterdrücken. Für die Mohammedaner fällt noch der Umstand sehr in's Gewicht, daß England der Erbfreund, Rußland der Erbfeind des Sultans, überhaupt des Mohammedanismus ist. Das Kastenwesen wird allmählich und sicher durch die Schulen, Zeitungen, Eisenbahnen, Tramways überwunden; schon heute sitzen, nothgedrungen, Angehörige verschiedener Kasten in einem Eisenbahnwaggon. Es gibt zahlreiche Mischehen oder wenigstens wilde Ehen zwischen Engländern und eingeborenen Frauen. Die Zahl der aus diesen Verbindungen stammenden „Eurasier", die häufig Staats- oder Eisenbahnbeamte werden, beträgt ca. 120,000. Die russischen Eindringlinge würden überdies durch das ungewohnte

heiße Klima und die in Rußland stereotypen Unterschleife bei der Verpflegung der Armee leiden; während die zum Theil sehr kriegerischen, an's Klima gewöhnten Eingeborenen ein fast unerschöpfliches Material für die Armee und den Landsturm Indiens liefern würden. Die Eindringlinge würden in kurzer Zeit todt, verwundet, fieberkrank oder gefangen sein. Die Ueberlegenheit der Cultur und der Freiheit über die Uncultur und die Unfreiheit ist noch heute so groß, wie einst in den ruhmreichen Tagen der Perserkriege, des holländischen Freiheitskampfes, der Vernichtung der Großen Armada, der Siege Lord Clive's und Sir H. Havelock's. Das geflügelte Wort von der weltherrschenden angelsächsischen Rasse enthält eine Uebertreibung: man darf namentlich den chinesischen und den russischen Antheil an der Weltherrschaft nicht übersehen. Es enthält indeß auch einen wahren Kern, wie alle fünf Erdtheile beweisen, obgleich der Ausdruck angelsächsisch in diesem Zusammenhange zu eng ist. Noch heute gibt es in Schleswig eine Landschaft Angeln, deren Bewohner nach richtiger Auffassung nur ein Theil des großen sächsischen Stammes sind, zu dem die meisten Norddeutschen, überhaupt Reichsdeutschen, gehören. Die germanische Kriegstüchtigkeit würde auch in Asien siegen. Trotz all' seinen Schattenseiten und Mängeln ist Altengland ein mächtiger Vorkämpfer der Cultur.

Die Telepathie vor dem Richterstuhle der Naturwissenschaft.

Von Kurt Lange.

Ein bekanntes Zauberkunststückchen ist es, ein Kartenblatt scheinbar aus der Ferne zu lenken, das durch ein unsichtbar dünnes, langes Haar mit der Hand verbunden ist. Hier ist die scheinbare Fernwirkung eine Wirkung durch ein verbindendes Mittel, das Haar. Wer zum ersten Mal die Anziehung eines Magneten beobachtet, der wird dabei unwillkürlich auf die Vermuthung geführt, daß auch hier ein unsichtbares Mittel im Spiele sei, das die Kraft vom Magneten auf das angezogene Eisen gewissermaßen übertrage. Bekanntlich wirkt die magnetische Anziehung durch andere Körper, z. B. Glas, das völlig luftdicht ist, hindurch, als ob das Glas gar nicht vorhanden wäre. Das Glas ist für den Lichtäther porös, denn der Sonnenstrahl durchscheint den leeren Raum unter dem Rezipienten der Luftpumpe. Es hat vielleicht so dünne Poren, daß den Lufttheilchen das Hindurchdringen nicht möglich ist, wohl aber den Aethertheilchen. Durch diese Poren könnte dann auch der Magnetismus gewissermaßen hindurchstrahlen.

Es ist aber kein Grund einzusehen, warum die Glastheilchen selbst nicht auch eben den Dienst verrichten können, der hierbei den Aethertheilchen zugeschrieben wird, nämlich einer Kraft die Möglichkeit der Raumdurchdringung zu geben. Ja, man kann sogar sagen, daß der leere Raum selbst als Mittel zu diesem Zweck schon völlig ausreichend sei. Denn — man muß sich nur einmal von einigen Vorurtheilen losmachen.

Das größeste dieser Vorurtheile ist meines Erachtens, daß der leere Raum so zu sagen als Nichts betrachtet wird. Schon die Luft sollte uns darin vorsichtig machen, da ja auch sie früher das Schicksal hatte, für gar nichts angesehen zu werden. In noch höherem Grade widerfuhr derselbe Irrthum dem Lichtäther. Wägbar ist der Aether zwar nicht, aber er ist darum noch lange nicht „Nichts". Er hat ganz andere Eigenschaften wie z. B. Wasser, ihm fehlen die Eigenschaften des Wassers. Dafür fehlen aber ebensogut dem Wasser die besonderen Eigenschaften des Aethers. Dasselbe gilt vom leeren Raum — er ist kein Wasser, und Wasser ist kein leerer Raum. Man hat gar kein Recht, darum Wasser als „Etwas" zu bezeichnen, und den sog. leeren Raum als „Nichts". Sonst könnte man mit gleichem Recht den umgekehrten Sprachgebrauch üben.

Carteſius leugnet das Vorhandensein von leerem Raume gänzlich, und zwar mit der merkwürdigen Begründung, daß sonst die absolute Vollkommenheit des Schöpfers mangelhaft werde. Es kommt aber auf eine bloße Wortspielerei hinaus, ob ich mir den leeren Raum denke als von einer eigenthümlichen Stoffart erfüllt, oder ob ich ihn für „leer" erkläre, aber hervorhebe, daß leerer Raum ebensogut ein Etwas, ein Ding, eine Sache sei wie der sogenannte „volle" Raum. Was heißt denn „voll"? Man kann sich bei diesem Begriffe nur an die bei den Experimenten beobachteten Sinneserscheinungen halten, was man aber auch kann für den Begriff des „Leeren".

Wenn eine tönende Glocke unter dem Rezipienten der Luftpumpe unhörbar wird, so schließt man mit Recht, daß die Luft zur Fortpflanzung des Schalles dient. Daß zur Fortpflanzung des Lichtes der sog. Aether diene, wäre erst dann bewiesen, wenn man denselben durch eine Aetherpumpe entfernt hätte, und der so erhaltene ätherleere Raum undurchsichtig wäre. Bis dahin hat Aether und leerer Raum als dasselbe zu gelten.

Wir behaupten, daß die bekannte Gravitation (die abnimmt nach dem Quadrate der zunehmenden Entfernung) eine nicht weiter erklärbare Grunderscheinung ist. Jede nur denkbare „Erklärung" würde die Erscheinung nicht klarer, sondern nur noch unklarer machen. Der Versuch einer Erklärung würde eine verzweifelte Aehnlichkeit haben mit der rohen Vorstellung, wonach unsere Erde ruht auf dem Rücken eines riesigen Elephanten, dessen Füße sich auf ungeheure Säulen stützen, die wieder auf dem Panzer einer — Riesenschildkröte lasten u. s. w. Dadurch verschlimmert man nur die Erscheinung, die man gerne „erklären" möchte. Die heutige Ansicht, daß die Erde weder auf Säulen ruht, noch an Stricken aufgehängt ist, sondern ohne weiteres frei im Weltraum schwebt, ist die beste, weil sie die einfachste ist und am kürzesten zum Ziele kommt. Kurz und gut, lang und schlecht! Aehnlich wäre es, wenn man die Anziehungskraft erst durch unzählig viele Mittelglieder hindurchwirken lassen wollte. Man multiplizirt damit nur die Schwierigkeit. Die Fernwirkung ist eine einfache, unerklärliche Erscheinung —, wenn man will, auch ein „Wunder". Es könnte zwar anders sein, so daß zwei Körper sich abstießen, statt sich anzuziehen, oder ganz ohne Wirkung auf einander blieben, aber ist dann nicht unser Dasein überhaupt ein Wunder? Es wäre ebensogut denkbar, daß wir nicht da wären, oder daß unser Raum vier oder nur zwei Dimensionen hätte, statt gerade drei, und doch müssen wir auf jede weitere „Erklärung" hier verzichten.

Bei der Fortpflanzung des Schalles kann man eigentlich von einer Fernwirkung nicht reden, da dieselbe gebunden ist an ganz bestimmte Medien, die chemischen Stoffe, aber im Aether nicht stattfindet. Im strengsten Sinne ist auch die Ausbreitung von Licht und Elektricität keine Fernwirkung. Denn sie findet zwar im Aether oder leeren Raume statt, sie geschieht auch mit großer Geschwindigkeit, Hunderttausenden von Kilometern in einer Secunde und hunderten Billionen von Schwingungen in derselben Zeit, aber sie ist doch nicht zeitlos, augenblicklich. Letzteres muß bei einer echten Fernwirkung gefordert werden und scheint nach den bisherigen Erfahrungen wirklich zuzutreffen für die astronomische Massenanziehung (Gravitation, Schwerkraft auf der Erde). Vielleicht findet es auch statt für die elektrische und magnetische Anziehung und Abstoßung, wo sich dem Versuche, d. h. der Zeitmessung aus naheliegenden Gründen große Schwierigkeiten entgegenstellen.

In der Praxis haben sich Teleskopie, Telegraphie und Telephonie höchst werthvoll erwiesen, weil dieselben für irdische Entfernungen nur Bruchtheile einer Secunde an Zeit beanspruchen (Erdradius = 6 bis 7000 Kilometer). In neuester Zeit ist dazu noch die sog. Telepathie gekommen, die Uebertragung seelischer Zustände von einer Person auf eine andere (Willensübertragung, Gedankenlesen u. s. w.). Ohne Zweifel läuft hierbei viel, um nicht zu sagen sehr viel Schwindel mit unter, das ist bei allem Neuen und bei der selbstsüchtigen Natur des Menschen unvermeidlich. In jedem einzelnen Falle wird man sogar gut thun, trotz aller Ohrenzeugen und Augenzeugen lieber etwas zu viel zu zweifeln als viel zu wenig. Aber die Sache von vornherein für unmöglich zu erklären, wäre doch sehr voreilig. Man müßte doch mindestens einen Beweis der Unmög-

lichkeit vorräthig haben. Daß etwas bis gestern noch nicht geschehen, d. h. mir noch nicht vorgekommen ist, ist doch kein zwingender Beweis dafür, daß es heute nicht eintreten kann. Es bleibt uns also nichts übrig, als vorurtheilsfrei zu untersuchen, ob nach den bisherigen, sicheren Ergebnissen der Naturwissenschaft die Telepathie möglich oder wahrscheinlich ist, womit ihre Gewißheit natürlich nicht bewiesen werden kann.

Man könnte erstens den Einwurf machen, daß ein Gedanke etwas Geistiges sei, also nichts Räumliches, also auch nicht räumlich übertragen werden könne. Aber auch die gewöhnliche Gedankenmittheilung durch die Sprache ist offenbar eine Uebertragung durch den Raum. Noch auffälliger sehen wir dasselbe am Telephon, da hier die Sprachlaute von der Anfangs- zur Endstation gar nicht als Schall, sondern in Form elektrischer Ströme übertragen werden. Gleichwohl vernimmt man die Stimme des Sprechenden mit großer Schärfe und Deutlichkeit und allen kleinen Besonderheiten, so daß man eine bekannte Stimme leicht wiedererkennen kann. Der einfache, aber sinnreiche Mechanismus des Telephons ermöglicht eben diese genaue Wiedererzeugung trotz der Umwandlung des Schalles in die ihm scheinbar so fremdartige Elektricität. Warum soll also nicht ein Gedanke auf telepathischem Wege übertragen werden können, obgleich er unterwegs keineswegs als Gedanke vorhanden ist?

Ein zweiter Einwand wäre, daß ein sich ausbreitender Gedanke nach allen Seiten zerstreut werden müsse, also ohne besondere Drahtleistungen nirgends wieder aufzufangen sei. Aber schon unsere natürlichen Hör- und Sehwerkzeuge widerlegen diesen Einwurf. Unsere Ohrmuschel ist ein kleiner Schallsammler, ein Auffangemittel der zerstreuten Schallwellen. Das Hörrohr ist ein künstlich vergrößertes Ohr. Das Auge enthält bekanntlich eine „Sammellinse“ zum Auffangen der zerstreuten Lichtwellen. Das Teleskop ist ein künstlich vergrößertes Auge, um entfernte Welten deutlicher wahrzunehmen. Durch ein Fernrohr, dessen Querschnitt nicht größer ist als die Sehöffnung (Pupille) unseres Auges, würde man niemals besser sehen können. Unsere Astronomen brauchen keine Drahtleitungen nach Mond und Sonne. Warum der Gedankenleser?

Ein dritter Einwurf ist das Fehlen eines besonderen, äußerlich sichtbaren Werkzeuges zum Gedankenlesen. Aber der Tastsinn und der Sinn für Wärme und Kälte ist über die ganze Körperoberfläche verbreitet. Das Auge kann, auch wenn es fest geschlossen ist, ein sehr helles Licht, wie das der Sonne, deutlich wahrnehmen, da es den Verschluß zu durchdringen vermag. Noch mehr gilt das vom Ohre. Man kann beide Ohren zudecken, ebenso den Mund und die Nasenlöcher (die bekanntlich durch die Eustachische Röhre mit der Paukenhöhle des Ohres in Verbindung stehen), so vernimmt man dennoch jeden lauten Schall. Dieser dringt durch Haut und Fleisch und Knochen bis zum inneren Ohre. — Nun ist aber im Gehirne genug Platz für das Gedankenlesen, ebenso wie für das Sehen und Hören. Es käme nur darauf an, daß die Wellen des Gedankenstromes ihren Weg da hinein finden. Das ist aber nach dem eben Erwähnten sowohl möglich als wahrscheinlich. Die Nervenfäden durchziehen die ganze empfindliche Körpermasse, also wo findet die Telepathie ein unüberwindliches Hinderniß?

Der vierte Einwurf könnte sich auf die Thatsache stützen, daß viele Menschen nicht Gedanken lesen können, d. i. keine telepathischen Anlagen besitzen oder doch diese vernachlässigt haben. Aber der Unterschied von Stumpfsinn und Scharfsinn findet sich überall. Welch' weiter Abstand vom Tonkünstler bis zum Taubstummen, vom Farbenkünstler bis zum Stockblinden. Außerdem kommt sehr viel auf die Entwickelung und Ausbildung der vorhandenen Keime und Fähigkeiten an. Der noch stumpfe Sinn kann durch Uebung geschärft werden. Sanskrit ist unverständlich für den, der es nicht verstehen gelernt hat. Chinesische Schrift können die nicht lesen, die eben nicht Chinesisch lesen gelernt haben, und sie sind daher vielleicht geneigt, dieselbe für „unleserlich“ zu erklären. So ist für uns ein verstockter Verbrecher möglicherweise nur darum gedankenunleserlich, weil wir nicht Gedankenlesen gelernt haben, weil wir Gedanken-„Analphabeten“ sind. Wenn wir darum jeden Gedankenleser gleich als einen Betrüger brandmarken dürften, so dürften z. B. die Farbenblinden auch uns für Schwindler halten, weil wir farbensehend sind. Daß der Gedankenleser anderen Sterblichen gegenüber große Uebermacht hat, liegt auf der Hand. Er ist ein Seher unter Blinden, er kann uns sehen, während er (sein Ich) uns unsichtbar bleibt wie in einer Tarnkappe. Er bemitleidet uns Gedankenblinde, wie wir die Farbenblinden und Kurzsichtigen und Schwerhörigen und andere geistig Arme.

Die Jugend ist schnell fertig mit dem Wort. So ist auch die Denkfaulheit, die Halbbildung, die Unreife und Leichtfertigkeit schnell fertig mit ihrem Vorurtheil gegen alles Neuartige, das sie für ein Wunder und daher für unmöglich erklärt. Alles, was geschieht, verliert eben dadurch, daß es geschieht, den Wunderschein. Wunderbar ist eigentlich dabei nur die Blindheit derer, die nicht sehen wollen, und allerdings auch die Leichtgläubigkeit derer, die etwas Neues sehen müssen um jeden Preis.

Die geheimnißvollen Kräfte der Sympathie und Antipathie treiben ihr Spiel schon seit Jahrtausenden. Auch sie beruhen auf Wechselwirkung, auf Gegenseitigkeit wie die Anziehung und Abstoßung der Magnetpole. Auch sie erfordern keine unmittelbare Berührung, sondern machen sich schon in einiger Entfernung geltend und fühlbar. „Drei Schritt vom Leibe“, so könnte Keiner rufen, wenn nicht die Teleanthipathie wirksam wäre. Und wie oft pflegt der Gedanke „ich liebe dich“ hin und her telegraphirt zu werden zwischen dem heißblütigen Menschenpaar, bevor er in sein triviales Sprachgewand gekleidet wird.

Der Ausdruck „animalischer Magnetismus“ kann keine Erklärung sein, sondern nur eine Andeutung der inneren Wahlverwandtschaft der zwei Naturerscheinungen. Mit demselben Recht kann der Franzose umgekehrt den Magneten „l'aimant“ nennen. Die letztere Ausdrucksweise ist sogar noch deutlicher, weil man das Näherliegende zur Bezeichnung des Unverständlicheren gebrauchen soll. Eine „Kraft“ ist nur vorstellbar als etwas Gefühltes (die Schwere eines Kilogrammgewichtes), der Magnetismus als solcher ist uns unfühlbar, die Sympathie dagegen fühlen wir.

Der stärkere Magnetpol entreißt dem schwächeren das Eisenstückchen. So wird auch der stärkere Magnetismus dem schwächeren seine Medien entwinden können. Ein äußerst lehrreiches Experiment würde ein telepathischer Wettkampf der Willensübertragung sein. Wir kennen Schachwettkämpfe, auch Ringkämpfe der Muskelstarken um die Meisterschaft der Welt. Wann wird zum ersten Male ein Magnetiseur „alle willensstarken Männer von Berlin und Umgegend“ zum öffentlichen Ringkampf um die Weltmeisterschaft Europas und Amerikas herausfordern?

Literatur und Kunst.

Das jüngste literarische Polen.

Von P. Lorenz.

Wer den polnischen Kritikern Glauben schenken wollte, der müßte zu der Ueberzeugung gelangen, daß zur Zeit kein Land der Welt eine reichere, mannigfaltigere und großartigere Literatur besitzt, als gerade das Polenland. Mögen sich die polnischen Zeitungen verschiedener Richtungen noch so sehr in allen Punkten bekriegen, über den einen sind sie immer einig und behaupten ausnahmslos: daß Polen eine ganze Schar nicht nur hervorragender, sondern geradezu genialer Dichter aufzuweisen im Stande sei. Dabei werden denn mit großem Stolz gleich Dutzende von Namen genannt: die Novellisten Sienkiewicz, Maria Rodziewicz, Szymanski, Elisa Orzeszko, Lentowski,

Zapolska, Dygasinski; die lyrischen Dichter Maria Konopnicka, Wysocki u. s. w. werden sammt und sonders als gleich genial und gleich populär geschildert, zum größten Erstaunen der Ausländer, welche fast keinen von den so ungeheuer populären und genialen Dichtern jemals nennen gehört haben. „Olbrzymi Talent" (kolossales Talent) ist die stehende Redensart der einheimischen hyperpatriotischen Recensenten für Jeden, der jemals irgend etwas in polnischer Sprache zusammengeschrieben hat; und die auf diese Art glorificirten Dichter finden eine solche Verherrlichung so selbstverständlich, daß sie außer sich gerathen, wenn ein strengerer oder unparteiischer Kritiker sich zufällig eine sachlichere und kühle Betrachtung ihrer Werke erlaubt. Sodann ergreift der verkannte Poet selbst das Wort, um dem dreisten Recensenten eine Strafpredigt zu halten, welche die Zeitungen mit vielem Vergnügen abzudrucken sich beeilen. So ist es dem bekannten Kritiker Swientochowski letzthin mit Herrn Pruß ergangen und auch ein anderer Recensent mußte sich die nichts weniger als liebenswürdigen „Erwiderungen" der erzürnten Dichterin Frau Orzeszko gefallen lassen, zum größten Vergnügen des polnischen Publikums, welches nun einmal nicht zugeben will, daß ein polnischer Dichter nicht ein „olbrzymi" Talent sein könnte! —

Ein unparteiischer Kritiker, der sich durch die patriotischen Reklametrompeten nicht beirren läßt und die polnische Literatur fester in's Auge faßt, muß leider zu ganz anderen, weniger erfreulichen Resultaten kommen.

Die polnische Dichtkunst leidet an einer sehr gefährlichen, schier unheilbaren Krankheit, die ihre Entwickelung stets gehemmt hat und noch immer hemmt, indem sie dieselbe in enge, immer gleich bleibende Bahnen hineinzwängt. Diese Krankheit heißt der Ultramontanismus, welcher in der polnischen Literatur, wie im polnischen Leben die erste und maßgebendste Rolle von jeher eingenommen hat. Daß die Zeitungen aller, selbst der radicalsten Richtungen, die verschiedenen kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten auf der allerersten Stelle mit Fettschrift drucken — drucken müssen —, ist kein bloßer, nichtssagender Zufall, sondern ein recht zutreffendes Bild der Wichtigkeit, die der Leserkreis diesen kirchlichen Dingen immer noch beimißt. Auch die Schriftsteller unterwerfen sich blindlings und widerstandlos den Strömungen der katholischen Frömmelei und werden von der Klerisei anbetung und von der römischen Weltanschauung direct oder indirect, jedoch äußerst fühlbar beherrscht. Es ist fast unmöglich, einen Roman oder eine Novelle zu finden, wo die katholische Religion und deren Einfluß nicht im Mittelpunkt stände. Priester, Mönche und Nonnen trifft man in fast jedem belletristischen Werke, gleichviel ob es hervorragend oder mittelmäßig sei, und immer werden solche geistlichen Helden als wahre Spiegel der Weisheit, als Muster aller Tugenden, Güte, Frömmigkeit und Gott weiß was alles noch geschildert. Die vielgelesene Novellistin Maria Rodziewicz hat einen förmlichen Priestercultus in ihren Dichtungen errichtet; die bekanntesten Belletristen: Sienkiewicz und Szymanski wissen uns fast nur von den Einflüssen und Wirkungen katholischer Religion zu erzählen und räumen ihr eine, über die ganze Welt sich erstreckende unwiderstehliche Macht ein. Eine solche Einseitigkeit in Vorwurf und Tendenz legt sich schwer auf die Fähigkeiten der jungen Dichter, drückt ihnen den gemeinsamen Stempel einer recht unerfreulichen, um nicht zu sagen langweiligen Einseitigkeit auf und macht sie unfähig, jenen frischen Nationalzug zu bewahren, welcher den norwegischen oder russischen Dichtungen so großen Reiz verleiht und selbst bei den weniger bedeutenden Schriftstellern jener Länder fast immer zu finden ist.

Die polnischen Schriftsteller haben wenig Empfindung und noch weniger Erfindung. Die meisten ihrer Werke machen den Eindruck etwas längst Gelesenen, Wohlbekannten. Für die Schönheiten der Natur besitzen sie so gut wie kein Verständniß. Mit Ausnahme von Dygasinski vermag kaum einer unter ihnen eine leidliche Naturbeschreibung zu Stande zu bringen. Die meisten, wie z. B. die Damen Orzeszko und Zapolska, die Herren Lentowski und Pruß gehen jeder Schilderung mit fast peinlicher Angst aus dem Wege. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit Menschen, doch auch dabei lassen sie die feine psychologische Analyse eines Tolstoi oder eines Dostojewsky bei Seite, um an Aeußerlichkeiten zu kleben. Ihre Helden werden ganz oberflächlich aufgefaßt und ziemlich nachlässig geschildert; sie handeln nicht, wie die Anlagen der Charaktere sie zwingen müßten, sondern einfach, wie die jeweilige Laune des Autors sie lenkt. Fast jedes Werk könnte leicht auf drei, vier verschiedene Arten schließen, wenn der ultramontane Geist nicht da wäre, um nur den zur Verherrlichung der Frömmigkeit dienlichen Ausgang vorzuschreiben. So ist es in der „berühmten" Novelle der Frau Orzeszko: „Ein Sklave" („Cham"), wo der Held Pavel Kobicky die Seele der Heldin Franziska retten will — so in dem nicht weniger gelobhudelten Roman von H. Pruß: „Placewka" („die Schildwache"), wo ein polnischer Bauer die zahlreichen Verfolgungen der deutschen Kolonisten mit stumpfer Ergebenheit erduldet, um sein Grundstück den „ketzerischen" Nachbarn nicht zu verkaufen, was „gegen den Willen Gottes wäre".

Wenn möglich noch schwächer wird die psychologische Analyse in den Werken, wo die Massen in die Handlung direct eingreifen. In solchen äußerst zahlreichen Fällen lassen die polnischen Autoren ein recht bequemes Fatum über Ereignissen und Menschen walten und schildern das polnische Volk als eine Herde initiativlosen, stumpfen Viehs, ohne einen Funken von Verstand, ja sogar ohne Selbsterhaltungstrieb. Auch diese Anschauung ist eine Wirkung der katholischen Tendenz, welche den Schriftsteller zwingt, nach bestimmten Religionsidealen die Augen zu richten, statt das frische, moderne Leben zu studiren. Einem polnischen Buche riecht man es ordentlich an, daß sein Autor nichts davon erlebt oder nur gesehen hat, was er zu beschreiben versucht. Daher findet man in dem ganzen Meer von Romanen und Novellen auch nicht ein einziges Werk, das den Geist der Zeit, den gegenwärtigen Zustand irgend einer Gesellschaftsklasse Polens richtig erfaßt und lebendig dargestellt hätte! — Die wirklichen Talente, wie Sienkiewicz*) oder Maria Konopnicka, leben und dichten ebenso gut außer Raum und Zeit, wie die Dutzendschreiber. Jeder moderne polnische Roman könnte ebenso gut in Afrika, Schottland, zur Zeit der Pharaonen oder auf dem Monde spielen. Und in der That suchen die Verfasser mit besonderer Vorliebe für ihre Werke einen historischen Hintergrund oder wenigstens einen möglichst entlegenen und seltsamen Ort der Handlung. Indien, Egypten u. dgl. mehr werden recht oft in Anspruch genommen, gleichviel ob der Autor diese Länder jemals gesehen hat, oder, wie dies Maria Rodziewicz in ihrer „Lotosblume" thut, Indien und Amerika beschreibt, ohne den bequemen Fauteuil in der Stadt Grodno zu verlassen.

Der andere große Fehler der polnischen Literatur ist die beispiellose Nachlässigkeit bei der Wahl des Stoffes, sowie im Aufbau des Werkes. Man sollte meinen, daß die Polen eine förmliche Abneigung davor haben, sich andauernd mit einem Werke zu befassen und daran zu feilen; als ob alle diese Berufsschriftsteller nur junge, leichtsinnige Dilettanten wären, welche froh sind, irgendwas irgendwie fertig geschrieben zu haben und ihre Arbeit nicht einmal in Correctur durchlesen mögen. Diese Thatsache wird genügend durch die beispiellose Fruchtbarkeit der polnischen Dichter erhärtet. Kraszewski hat über 450 Bände geschrieben, Elise Orzeszko, eine sechzigjährige Schriftstellerin, hat die stattliche Zahl von 80 Bänden überschritten, Heinrich Sienkiewicz, der jetzt erst die volle Entwickelung seiner Begabung erreicht hat, ließ unlängst den 21. Band erscheinen, Maria Rodziewicz, die erst vor fünf oder sechs Jahren die Schriftstellerlaufbahn ergriffen hat, schreibt jährlich zwei bis drei Bände und solche Beispiele könnte

*) Zu seinen besseren Romanen gehört der soeben in's Deutsche übersetzte: „Ohne Dogma" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), eine lang ausgesponnene Wertheriade, freilich ohne Goethe's Geist und Blut. Unter den talentvollen Romanschriftstellern nennen wir noch T. T. Jez (Jesch), der durchaus nicht klerikal ist, ferner Kl. Junosza, Balucki, einen älteren Herren, aber mit Jung-Polen gehend, den originellen und radikalen Kasprowicz, Kasimir Tetmajer, Styka und vor Allen M. Gawalewicz, der als Lyriker und Romancier Beachtung verdient.

man in's Unendliche ausdehnen. Es ist nicht selten, daß ein polnischer Novellist in vier Zeitschriften zugleich vier verschiedene Romane erscheinen läßt, und das alles im Laufe desselben Jahres. Was Wunder, daß bei solcher fabrikmäßigen Massenproduction von Beobachtung, scharfer Charakteristik, ja selbst von sorgfältiger Stilausarbeitung keine Rede sein kann. „Schnelldichten" scheint das Losungswort der polnischen Literatur geworden zu sein. Die polnische Kritik bestärkt diese Schnelldichterei, indem sie die Zahl der Bände für eine Art besonderen Verdienstes ausgibt und förmliche Purzelbäume des Entzückens schlägt über die „noch nie dagewesene Gründlichkeit", womit Elise Orzeszko das altegyptische Leben „studirt" hat, weil dieses gründliche Studium — man höre und staune — „ein ganzes Jahr" erfordert hat.

Auch der Stil der jungpolnischen Autoren leidet unter den oben erwähnten Uebelständen. Bei keinem findet man noch jene Originalitätskraft des Ausdruckes, jenen echt nationalen poetischen Duft, der die unvergeßlichen polnischen Klassiker Mickiewiez, Krasinski u. s. w. so auszeichnete. Die modernen Schriftsteller Polens schwanken unstät von einer Richtung zur anderen und suchen ihre Muster überall und bei allen anderen Völkern, leider aber nicht im wirklichen Leben. Szymanski copirt die alttestamentarischen Redewendungen, Elise Orzeszko läßt ihre Helden in endlosen Monologen à la Victor Hugo zerfließen, Frau Zapolska ahmt Bourget und Maupassant nach und zwar recht gründlich, indem sie echt Pariser Charaktere, mit der Etikette irgend eines slavischen Namens versehen, für einheimische Menschen auszugeben versucht. Diesem Beispiele folgen auch die Herren Esteja, Rogosz und Dutzende anderer, deren Namen kaum über die Grenzen ihres Vaterlandes, ja sogar ihrer Geburtsstadt hinausgedrungen sind, obgleich die polnische Kritik sie sämmtlich als Genies anerkennt und preist. Ein bischen weniger Patriotismus und etwas strengere Objectivität könnte manchem jungen Talent förderlicher sein, als dieses wahllose Verhimmeln, und einem Unparteiischen die Zukunft der polnischen Belletristik in etwas weniger trüber Färbung zeigen, als es unter den gegebenen Umständen der Fall sein muß.

Dieselben politisch-religiösen Bedingungen, welche die modernste polnische Epik so jämmerlich verkrümmen und verkümmern, begünstigen die Entwickelung der lyrischen Dichtung dieses Landes. Es ist ja auch nur selbstverständlich, daß der Romancier, der durch die strengen Fesseln des Katholizismus und des engen, stets nach rückwärts blickenden Patriotismus verhindert wird, das Leben seiner Zeit zu beobachten und zu beurtheilen, wie es wirklich ist, unbedingt dazu kommen muß, in eintöniger Manirirtheit zu erstarren und ewig längst abgethanene Themata und Typen wiederzugeben; der Lyriker dagegen, der nur die inneren Vorgänge der Menschenseele zu studiren und hauptsächlich seine eigenen Gefühle und Empfindungen zu schildern braucht, schöpft aus den stark entwickelten Nationalleidenschaften die jedem Dichter unentbehrliche Begeisterung, während die tief eingewurzelte Glaubens- und Patriotismusschwärmerei ihm nie versiegende Quellen lyrischer Stoffe liefern. Nur dadurch läßt sich die unverhältnißmäßig große Zahl theilweise ganz hervorragender Lyriker des modernsten Polens erklären.

Unter diesen Musenkindern gebührt die erste Stellung seltsamerweise einer Frau — wenigstens behaupten das ihre Landsleute — der berühmten Maria Konopnicka, deren Ruf längst ganz Polen durchzogen hat. Eine seltsame Erscheinung, diese Dichterin, die ich viel eher eine lyrische Philosophin nennen möchte. Ihre Werke sind weniger Gefühlsausdrücke, als klug ausgedachte, metaphysische Abhandlungen und Probleme. Mit besonderer Vorliebe schließt sie ihre Gedichte mit einem Fragezeichen, nachdem sie dem Leser einige recht tiefe und recht unergründliche Räthsel zur Ergründung vorgelegt hat. Jede Gefühlsregung, jede Naturerscheinung ist ihr ein Vorwand zum Philosophiren. „O Natur! Verwandelst du nicht die Umarmung zweier Liebenden in eine Epheuranke? Schaffst du aus dem Kuß nicht eine weiße Rose? Wird die Hoffnung nicht zum süßzwitschernden Vögelchen?" So spintisirt sie in einem merkwürdigen Gedicht, betitelt „In der Nacht", welches aus nicht weniger als einundzwanzig ähnlicher Fragen besteht. Und dieses eine Beispiel charakterisirt ihr ganzes Schaffen. Derlei verzwickte Grübeleien könnten gewiß ermüdend, beinahe lächerlich wirken, wenn die Schönheit der Form und der Glanz der kraftstrotzenden Verse sie nicht verdeckte und entschuldigte. Vor allem aber ist es der glühende Patriotismus, der allen Gedichten der Konopnicka zu Grunde liegt, der ihr die Liebe und Bewunderung ihrer Landsleute in so hohem Maße erworben hat. Zwar ist dieser heiß lodernde, beinahe dämonische Patriotismus gar seltsamer Natur, denn er gehört nicht dem polnischen Volke, sondern nur dem polnischen Lande, dem Heimathboden im allerengsten Sinne. Um die Menschen kümmert sich die Dichterin so gut wie gar nicht. Sie sind ihr zu gering und zu verächtlich. Sie „entflieht vor ihnen, wo sie nur kann" und „schwelgt nur in der Einsamkeit der Wälder, in der Stille der dunklen Nächte"; nur „fern vom Gewühle der kleinlichen Menschheit", wirft sie „das erheuchelte Lächeln fort, das zu meinen Leiden nicht paßt", da „weint sie heiße Thränenbäche", da „lernt sie leiden und klagen um das Haus Polen, das schief und wurmstichig geworden ist!" Daß in diesem Hause ganze Generationen lebendiger Kinder Polens gejammert und gedarbt haben und elendiglich gestorben sind, das könnte der begeisterten Patriotin keine von ihren ewig wiederkehrenden „Thränenströmen, Jammermeere, Sehnsuchtorkane" und sonstige schönklingende Dinge entlocken, denn der Patriotismus Maria Konopnicka's ist nur ein rein politisches Gefühl. Für sie ist das süße Wort „Heimath" ein geographischer Begriff, der an dem Tage von Polens Theilung verloren gegangen ist. „Wir haben keine Heimath!" jammert sie viele hundert Male, ohne zu bedenken, daß rings um sie polnische Kinder ihre Muttersprache reden. — Die um ihre politische Unabhängigkeit ewig trauernden Polen blendet dieser in schön klingende Reime eingekleidete Schmerz um „das todte Vaterland". Einen unparteiischen Kritiker läßt er ziemlich kalt, da man die in das Ungeheuere übertriebene Absichtlichkeit dieses Kummers instinktiv herausfühlt.

Weniger patriotisch, dafür aber viel menschlicher ist Wladimir Wysocki, der einzige unter allen polnischen Dichtern, den man ein wenig zu den sogenannten Naturalisten zählen könnte. Diesem Kinde Polens wurde das Glück zu Theil, seine geistige Entwickelung nicht unter den ausschließlichen Einflüssen seiner Landsleute durchzumachen. In Kiew erzogen, hat er schon als Kind und Jüngling Gelegenheit gehabt, andere Ideen, andere Menschen kennen zu lernen, als die starren Patrioten des alten Polens. Wohl blieb auch er durch und durch Pole, wie alle seine Landsleute, doch die fremde Umgebung lehrte ihn dennoch etwas mehr, als bloß die Vergangenheit zu bewundern und zu beweinen. Ein Kind seiner Zeit, vermag Wysocki auch die Fortschritte der Zeit zu verstehen und zu billigen und die Charakterzüge anderer Rassen zu beobachten und zu erkennen. Daher begegnet man auch in seinen Versen nicht selten Typen und Bildern aus dem alltäglichsten modernen Leben und Menschen, die nicht den alten, bewährten, patriotisch-polnischen Mustern nachgebildet wurden. Ja selbst in die Schilderungen längst vergangener Zeiten drängen sich derb realistische Züge, klingen die modernsten sozialpolitischen Fragen hinein. In „der verfluchten Thräne" z. B. zeigt der Poet, wie eine Schar betrunkener Edelinge nach einem lucullischen Mahl auf das Feld geht, um die armen hungrigen Knechte bei der Arbeit zu mißhandeln.

„Tag und Nacht klingen die Becher,
Erzittern die Paläste von wildem Gelächter,
Während in fernen Dörfern, aus den niedern Häusern der Sklaven
Ein leises Stöhnen zum Himmel fliegt."

Wysocki schmeichelt seinen Landsleuten nicht. Für ihn ist nicht alles schön und gut, was polnisch ist, und er scheut sich nicht, die Fehler seines Vaterlandes unumwunden zu bekennen. Kühn wagt er aufzudecken, daß die leichtsinnige Heldennation Jahrhunderte lang nur ein Werkzeug in den Händen der Schlaueren war, die Sklavin der Juden in materiellen Dingen, die demüthige Dienerin des Pfaffenthums im geistigen

Leben. Mit schmerzhaftem Humor verspottet er die altbewährten, erhabenen Schlagworte, die von jedem Polen pathetisch wiederholt und von Niemand ernsthaft genommen werden. Das kleine dramatische Gedicht: „Alle für Einen", ist ein köstliches Beispiel einer solchen humoristischen Kritik. Es wird darin die höchst tragische Verschwörung von einem Dutzend Gutsbesitzern geschildert, welche in hochtrabenden Phrasen feierlichst sich verbinden, um gegen die Anmaßung des deutschen Nachbars „Alle für Einen" aufzutreten, was jedoch keinen der Patrioten hindert, im Handumdrehen umzusatteln und für ein Paar Groschen sich mit dem ehemaligen Feind und Fremdling zu einigen. Diese Skizze enthält wahrhaft köstliche, der Natur abgelauschte Gestalten, wie auch überhaupt die Echtheit der Typen und die Wahrheit der Vorwürfe Wysocki's Hauptvorzüge sind. Sein Fehler besteht vor Allem in einer gewissen Skizzenhaftigkeit seiner Werke. Alles in seinen Dichtungen — Gefühle so gut, wie Handlungen — sind wohl scharf angedeutet, jedoch weder vollkommen ausgeführt, noch sorgfältig vertieft, was jedem Werke etwas Unfertiges gibt.

Fast der Widerpart von Wysocki ist Jung-Polens dritter Lyriker, Victor Gomulicki. Einige Warschauer Kritiker ziehen diesen seinem Altersgenossen sogar vor, und gewiß nicht ganz mit Unrecht, denn er besitzt die seltenste Eigenschaft in unserer krankhaften Zeit — die frische, fröhliche Gesundheit. Gomulicki's Optimismus berührt den Leser wie ein kühlender Luftzug an einem drückend heißen Sommertag. Die seinem kerngesunden Temperament entspringende Lebensfreudigkeit contrastirt auf das Glücklichste mit dem schwarzen, abgrundtiefen Pessimismus der Konopnicka und mit dem etwas verbitterten Realismus Wysocki's. Gomulicki hat keine besondere Richtung. Seine Stimmungen wechseln wie seine Eindrücke, wie das Leben selbst. Er kann lachen und weinen, gleich innig und gleich überzeugend, doch selbst aus seinen Thränen lächelt die leise Hoffnung auf baldigen Trost. Dabei ist er aber kein phantastischer Schwärmer. Er verschließt sich nicht ängstlich vor den modernen Lebenserscheinungen und die großen Dichter Europas haben ihn mit den brennenden Fragen der Neuzeit vertraut gemacht. In den verschiedensten Sphären sucht Gomulicki seine Stoffe. In den Fabriken („Zwei Stimmen") so gut wie in der Ergründung der brennenden Judenfrage, die ihn zu einer empörten Antwort auf die bekannten russischen Judenhetzen begeistert hat. In all dieser Mannigfaltigkeit müßte nur etwas mehr Originalität sein. Leider aber haben die verschiedenen Dichtungsströmungen Europas auf das empfindliche Gemüth des jungen Polen-Poeten zuviel Einfluß ausgeübt und ihn seiner Selbständigkeit beraubt. Bei aller Modernität hat Gomulicki wenig Originelles geschaffen, taumelnd zwischen den ewig wechselnden Einwirkungen fremder Genies. Ein drastisches Beispiel der eigentlichen Haltlosigkeit der polnischen Dichtung, die nur mit Hülfe des eisernen Stabes ihres engen Patriotismus sich mühsam eine gewisse Selbständigkeit zu bewahren vermag.

Ob nun der in Polen ungeheuer berühmte und beliebte Asnyk solch ein eigenartiges Dichter-Temperament ist? Die gute Hälfte der polnischen Kritik sagt Ja und räumt ihm bereitwillig eine der ersten Stellen unter den lebenden Dichtern ihres Landes ein. Womit jene Kritiker diese ihre Rangordnung begründen wollen, bleibt unbegreiflich. Ich vermag einen Dichter nicht gar so hoch zu stellen, der absolut nichts, aber auch nicht das geringste Neue oder Wahre geschaffen hat. Wenn man Asnyk's Werke durchblättert, so glaubt man lauter schon Gesehenes und Gelesenes wiederzufinden. Nichts fehlt da von den guten alten Sachen, die wir in den Schulen gelernt haben, weder „die Najaden", noch „der Tantalus", weder „Julian Apostata", noch „die Oceaniden", „Epaminondas" oder auch „Themis und Achilles". Man glaubt sich in das glückliche Alter versetzt, wo man noch über den Mythologiebüchern schwitzte. Selbst in Gedichten aus der Gegenwart, deren Helden Bauern und Bäuerinnen sind, vermag der polnische Poet diesen Helden kein einziges wahres Wort in den Mund zu legen. Diese zeit- und nationalitätlose erotische Lyrik erinnert vielfach an den russischen Dichter Fett, den berüchtigten „Sänger für ältere Jungfrauen", wie ihn ein geistreicher Petersburger Kritiker nennt. Jedoch besitzt Fett wenigstens echte Leidenschaft und eine bestechend weiche Zartheit des Ausdrucks, während Asnyk mehr im Nebelhaften sich gefällt, dessen ganzer Zweck nur darin besteht, möglichst viele und möglichst schöne Phrasen in ein Gedicht hinein zu bringen. Es spricht aus dieser Art Dichtung ein gewisser kleinlicher Egoismus, ein Bestreben, mit wohllautenden Liedern sich und andere zu betäuben, damit Niemand merken soll, wie ringsum mancherlei nicht gerade poetische Dinge geschehen, ein Wunsch, die Zeit in ihrer Entwickelung aufzuhalten, der geradezu beleidigend auf einen feinfühligen Menschen wirkt. Und schon aus diesem einen Grunde verdient der geschraubte Erotiker Asnyk es nicht, neben den wirklichen polnischen Dichtern genannt zu werden. Mögen viele seiner Landsleute sich durch die glatte Gewandtheit seiner Technik auch bestechen lassen, er bleibt doch ein Bonmot von vorgestern — der Dichter der Vergangenheit, während der Naturalist Wysocki, ja selbst die düstere Pessimistin Maria Konopnicka Polens dichterische Gegenwart darstellen.

Walt Whitman.

Von August Weiß.

Am 27. März d. J. ist Walt Whitman in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahre gestorben. Der Tod hat in ihm einen Menschen hinweg gerafft, der wie keiner das Leben in allen seinen Aeußerungen bejahte und der wie keiner vor und nach ihm den menschlichen Körper wie den menschlichen Geist gepriesen und verherrlicht hat. Ein Sohn jener ungeheuren nordamerikanischen Republik, die für die Freiheit ihrer Bürger noch Raum genug besitzt, wo sich deren Kräfte noch regen und entfalten dürfen, ohne daß sie sich wie in dem alten und übervölkerten Europa durch einen ebenso dichten als wehleidigen Knäuel von Mitmenschen erst Bahn brechen müssen, ist er freilich Zeuge eines Werdeprozesses gewesen, der in der menschheitlichen Geschichte wohl ohne Gleichen erscheint. Dort durfte das Prinzip des Individualismus am rücksichtslosesten walten, und dort konnte es seine größten Segnungen bringen. Und die Freiheit, welche diese Demokratie ihren Bürgern ließ, hat aufgehört, gleich derjenigen, welche die Bürger der Staaten des klassischen Alterthums genossen, auf der völligen Knechtung und Sklaverei einer bedauernswerthen Mehrzahl von Menschenkindern zu beruhen, welche zu Gunsten einer bevorzugten Minderheit auf alle Güter des Lebens verzichten muß, sondern sie hat es jedem Individuum frei gestellt, in seiner Weise zur Förderung des Gemeinwesens beizutragen und sich auf der Stufenleiter des sozialen Lebens so hoch empor zu schwingen, als seine Kräfte reichen. Nur in einer solchen Umgebung konnte ein Dichter-Prophet gleich Walt Whitman „das Evangelium der Demokratie und des natürlichen Menschen" predigen und sich den Ehrennamen eines poeta laureatus der Demokratie ersingen.

Walt Whitman erblickte am 31. Mai 1818 in West Hills auf Long Island im Staate New-York das Licht der Welt. Walt ist eine Abkürzung für Walter, der Name, den auch sein aus einer im Jahre 1660 eingewanderten englischen Familie stammender Vater trug. Die Familie seiner Mutter war holländischen Ursprungs und lebte auch schon mehrere Generationen hindurch auf amerikanischem Boden. Den Schulunterricht genoß Walt Whitmann in Brooklyn, allein schon in seinem dreizehnten Lebensjahre war er genöthigt, sich auf die eigenen Füße zu stellen. Da bekam er nun schon gar früh Gelegenheit, das Leben von den verschiedensten Seiten und in seinen mannigfaltigen Erscheinungen kennen zu lernen. George Selwyn erzählt, daß Walt Whitman von seinem 15. bis zu seinem 21. Lebensjahre in Dorfschulen als Lehrer fungirt habe, nach der guten alten „fashion of boarding round" von Haus zu Haus,

von Farm zu Farm gehend, unter Hoch und Niedrig lebend, abwechselnd einige Tage bei Diesem, bald bei Jenem wohnend, um dann von Neuem die Runde zu machen. Ferner gedenkt er seiner Thätigkeit als Setzer und Zimmermeister, wo er auch viel herumreiste und in Gasthöfen und Speisehäusern manche Erfahrungen sammelte. Große Seereisen hat er niemals gemacht, allein in den Jahren 1846 bis 1860 hat er mit den Piloten der Bai von New-York, unter denen er große Beliebtheit genoß, viele Fahrten unternommen, die oft eine Woche lang dauerten. In den Jahren 1848 und 1849 hat er in New-Orleans eine Zeitung redigirt und sich damals zeitweilig in den anderen Golfstaaten außer Louisiana aufgehalten. Doch verbrachte er seine Tage bis zum Jahre 1862 hauptsächlich in dem heimathlichen Long Island, insbesondere in Brooklyn, wo er zuletzt ein einträgliches Baugeschäft betrieb, das er jedoch im Jahre 1854 aufgab, um sich seiner poetischen Mission hinzugeben. Schon 1855 erschien die erste Ausgabe der „Leaves of Grass", deren definitive Ausgestaltung den Dichter bis zum Jahre 1880 beschäftigte. Uneingeschränkte und unbestrittene Bewunderung hat dem Dichter die unerhörte Aufopferung eingetragen, mit der er sich der Pflege der im amerikanischen Bürgerkriege Verwundeten hingab. Im Jahre 1855 wurde er selbst vom Spitalfieber hingestreckt, von dem er sich damals zwar erholte, dessen Folgen aber später sich um so fürchterlicher geltend machten. Nach Beendigung des Krieges erhielt er eine Stelle im Staatsdienst, die ihm jedoch der Secretär Harlan entzog, als er erfuhr, daß Whitman der Verfasser der „Leaves of Grass" sei. Darauf wurde er durch Vermittelung Abraham Lincoln's im Attorney-General's Departement angestellt, wo er bis zum Jahre 1873 verblieb. Ein Schlaganfall brachte ihn damals seinem Ende nahe, doch schien sich der Dichter von demselben, wenn auch langsam, zu erholen. Allein der Tod seiner Mutter und Schwester hatte zwei weitere Schlaganfälle zur Folge, so daß ihm die Aerzte geboten, Washington zu verlassen und an die Küste oder in's Hochgebirge zu gehen. Als er jedoch auf seiner Reise nach Long Island in Philadelphia ankam, war sein Zustand so schlimm geworden, daß er die Fahrt aufgeben mußte und später erst nach Camden gebracht werden konnte, wo er nun mit geringen Unterbrechungen bis an sein Lebensende verblieb. In seinen letzten Jahren war er halb gelähmt, so daß gerade der begeisterte Sänger der Gesundheit und des Lebens im Freien die Hinfälligkeit der menschlichen Natur gar schwer empfinden lernte. Freilich hat der Dichter trotz seiner körperlichen Hülflosigkeit sich seinen Gleichmuth und seine geistige Frische bewahrt und die Gedichte, die er in seinen letzten Lebensjahren geschrieben, erscheinen von der Last seiner Leiden wenig beeinflußt.

Ferdinand Freiligrath hat seiner Uebersetzung einiger Gedichte Walt Whitman's einen am 24. April 1868 in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Artikel angehängt, in welchem er den tiefen Eindruck wiedergibt, den die Leaves of Grass auf ihn hervorgebracht hatten, und dem wir folgenden Passus entnehmen: „Eine wunderbare Erscheinung! Wir gestehen, daß sie uns ergreift, uns beunruhigt, uns nicht los läßt. Zugleich aber merken wir an, daß wir mit unserem Urtheil über sie noch nicht fertig, daß wir noch vom ersten Eindruck befangen sind. Unterdessen wollen wir, wahrscheinlich die ersten in Deutschland, wenigstens vorläufig Act nehmen vom Dasein und Wirken dieser frischen Kraft. Sie verdient, daß unsere Dichter und Denker sich den seltsamen neuen Genossen näher ansehen, der unsere gesammte ars poetica, der all' unsere ästhetischen Theorien und Kanons über den Haufen zu werfen droht. In der That, wenn wir in diese ernsten Blüthen hineingehorcht haben, wenn uns das tiefe, volltönige Brausen dieser wie Meereswellen in ununterbrochener Folge auf uns einstürmenden rhapsodischen Gesätze vertraut geworden ist, so will unser herkömmliches Versemachen, unser Zwängen des Gedankens in irgend welche überkommene Formen, unser Spielen mit Kling und Klang, unser Silbenzählen und Silbenmessen, unser Sonettiren und Strophen- und Stanzenbauen uns fast kindisch bedünken. Sind wir wirklich auf dem Punkt angelangt, wo das Leben, auch in der Poesie, neue Ausdrucksweisen gebieterisch verlangt? Hat die Zeit so viel und so Bedeutendes zu sagen, daß die alten Gefäße für den neuen Inhalt nicht mehr ausreichen? Stehen wir vor einer Zukunftspoesie, wie schon seit Jahren eine Zukunftsmusik verkündigt wird? Und ist Walt Whitman mehr als Richard Wagner?"

Wie sollen wir diese Fragen unseres Freiligrath heute beantworten? Während Richard Wagner's Werke jeder Gebildete kennt, gehören Walt Whitman's Dichtungen noch lange nicht zum Hausrathe der allgemeinen Bildung. Während die ganze moderne Musik unter dem Einflusse Richard Wagner's steht, hat Walt Whitman kaum irgendwo Nachahmer gefunden und die im Jahre 1889 erschienene Uebersetzung einer Auswahl aus den „Grashalmen" von Karl Knortz und T. W. Rolleston (Zürich, Verlags-Magazin) hat in Deutschland gar wenig Aufmerksamkeit erregt, obwohl in Rolleston's Einleitung die Begeisterung für den Dichter in ein förmliches System gebracht erscheint. Und so müßten wir eine Frage Freiligrath's nach der anderen heute verneinen, ohne behaupten zu können, daß das eine endgültige Antwort sei, ohne nicht zugeben zu müssen, daß vielleicht doch noch eine Zeit kommen möge, die dieselben Fragen eifrig bejahen wird. Aus dem Widerstreit der Meinungen, die heute noch Whitman's Namen umtoben, ist die Anerkennung seiner großen dichterischen Individualität deutlich vernehmbar, aber die Stimmen, welche ihn als den einzigen Weltdichter bezeichnen, „in welchem die Zeit, die kreißende, ringende, suchende Zeit, ihren Ausdruck gefunden hat", vermögen noch immer nicht durchzudringen. Seine große dichterische Individualität ist noch immer mehr Gegenstand desselben Staunens und derselben Verwunderung, der Freiligrath so beweglichen Ausdruck verliehen hat. Wir vermögen den Dichter auch nur in seiner Sonderstellung innerhalb der literarischen Strömungen der Gegenwart zu charakterisiren, ohne seine Bedeutung für die Zukunft auch nur andeuten zu können. Seine Zeit ist von seinen Dichtungen im Großen und Ganzen unbeeinflußt geblieben, ob die künftigen Geschlechter denselben neue Kunstgesetze entnehmen und sie als „Bibel der Demokratie" verehren werden, ist und bleibt eine Frage.

Schon die künstlerische Form, welche Walt Whitman seinen Dichtungen gegeben hat, muß auf jeden Leser verblüffend wirken, und Freiligrath hat dieselbe so trefflich charakterisirt, daß wir uns nicht enthalten können, die betreffende Stelle hier anzuführen. „Sind das Verse?" fragt er. „Die Zeilen sind wie Verse abgesetzt, allerdings, aber Verse sind es nicht. Kein Metrum, kein Reim, keine Strophen. Rhythmische Prosa, Streckverse. Auf den ersten Anblick rauh, ungefügig, formlos; aber dennoch, für ein feineres Ohr des Wohllauts nicht ermangelnd. Die Sprache schlicht, derb, geradezu, alles Ding beim rechten Namen nennend, vor nichts zurückschreckend, manchmal dunkel. Der Ton rhapsodisch, prophetenhaft, oft ungleich, das Erhabene mit dem Gewöhnlichen, bis zur Geschmacklosigkeit sogar, vermischend. Er erinnert uns zuweilen, bei aller sonstigen Verschiedenheit, an unseren Hamann, oder an Carlyle's Orakelweisheit, oder an die Paroles d'un Croyant. Aus allem heraus klingt die Bibel — ihre Sprache, nicht ihr Glaube."

Das soll also die Sprache der Dichtkunst in der Zukunft sein? „Es ehrt am meisten meinen Stil", sagt Whitman, „wer dadurch lernt, den Lehrer zu vernichten." In solcher Richtung soll sich also die Entwickelung des künstlerischen Stils der Zukunft bewegen? Und wo hat derselbe seine Wurzeln? „Ich lasse reden auf alle Gefahr die Natur, ohne Rückhalt, mit ursprünglicher Kraft", verräth uns Whitman und aus diesem Geständniß läßt sich in der That nicht nur seine Sprache, sondern seine ganze dichterische Eigenart erklären. Der den Dichter behandelnde Arzt sagt einmal: „In seinem körperlichen Organismus und in seiner Constitution, seinen Neigungen und Gewohnheiten ist Whitman der natürlichste Mensch, den ich kenne", und einer seiner Biographen rühmte seine Natur „als die vorgeschrittenste, welche die Welt jemals hervorgebracht hat". In diesen Aussprüchen des Arztes und des Biographen ist die Berechtigung von Walt Whitman's dichterischer Methode zu

suchen. „Willkommen ist mir ein jedes meiner Organe und Eigenschaften", singt Whitman, „und die eines jeden heiteren und reinen Mannes, kein Zoll oder Theilchen eines Zolles ist gemein, keiner soll weniger gekannt sein als die anderen." Und das überträgt Whitman auch auf das geistige Gebiet. „Was dem vollkommensten Menschen gut erscheint, das ist im Grunde genommen recht", auf diesem Satze beruht Whitman's ganze Moral und so erscheint ihm Alles, was ein gesunder Mensch thut, an sich als moralisch. Und so faßt er auch seine Kunst und darum ließ er reden seine Natur „auf alle Gefahr, ohne Rückhalt, mit ursprünglicher Kraft."

Und was war das für eine Natur! „Well, he looks like a man!" rief Abraham Lincoln bei seinem Anblick aus. Und O'Connor schildert ihn als einen Mann „von auffallend männlicher Schönheit — einen Dichter — von mächtiger, verehrungswürdiger Erscheinung . . . sein Haupt majestätisch, groß, homerisch, auf den breiten Schultern ruhend with the grandeur of ancient sculpture. Ich merkte mir dieses Antlitz, ruhig, stolz, freundlich, blühend, schlicht; die Stirn durchquert von edlen Falten; die Züge massig und schön, mit strengen blauen Augen; die Augenbrauen und Augenlider insbesondere jene selten vollkommene Wölbung zeigend, wie man sie nur an antiken Büsten sieht; das wallende Haar und der wollige Bart . . . die ganze Gestalt umgeben von Männlichkeit wie von einem Nimbus und in ihrer vollkommenen Kraft und Gesundheit die hehre Anmuth der Kraft athmend." Whitman's Biograph Maurice Buke erzählt von einem jungen Mann, der den Dichter besuchte, nachdem er die Leaves of Grass gelesen hatte, und der nach einem ganz zufälligen und gewöhnlichen Gespräche von einer wunderbaren physical and spiritual exaltation erfüllt ward, die einige Wochen hindurch dauerte, und was noch merkwürdiger ist, des jungen Mannes ganze Lebensführung soll durch diesen kurzen Contact verwandelt und sein Charakter und sein ganzes geistiges Wesen in bemerkenswerther Weise gehoben und gereinigt worden sein. Ernest Rhys, der diese Geschichte in seiner trefflichen Vorrede zu seiner Auswahl aus Walt Whitman's poems*) anführt, meint, „dies mag übertrieben erscheinen, allein gerade diese Geschichte ist in einer über allem Verdacht der Uebertreibung erhabenen Weise bezeugt und ist typisch für Walt Whitman's native influence and stimulus throughout."

Keine Frage, daß eine solch' bedeutsame Natur Bedeutsames zu sagen hatte. Daß wir in Walt Whitman noch weniger als in anderen Dichtern einen systematischen Denker vor uns haben, liegt nach dem Gesagten auf der Hand. Er nennt seine Dichtungen „Grashalme", und wie Grashalme sprießen sie aus seinem fruchtbaren Gehirn hervor, als spontane Producte seiner dichterischen Stimmung, gleichwie die Gräser im Lichte der wärmenden Sonnenstrahlen zu keimen und zu wachsen beginnen. So setzt sich Walt Whitman's dichterische Individualität aus tausend und abertausend oft ganz zufälligen, darum aber nicht minder charakteristischen Zügen zusammen, von denen wir im Folgenden selbstverständlich nur solche hervorheben können, welche gleichsam allen übrigen ihren Grundton und ihre gemeinsame Färbung geben. Da ist es vor Allem der Gedanke der absoluten Einheit des Geistes und der Materie, der in dem „Gesang von mir selbst" betitelten Gedicht so begeisterten Ausdruck findet.

„Ich habe gesagt, die Seele sei nicht mehr als der Leib,
Und ich habe gesagt, der Leib sei nicht mehr als die Seele . . ."

„Und wenn der Körper nicht die Seele wäre," fragt er, „was ist dann die Seele?" Und darum ist „der menschliche Leib heilig, wenn irgend etwas heilig ist,

„Und Herrlichkeit und Reiz eines Mannes ist das Siegel unverdorbener Mannheit,
Und bei Mann oder Weib ist ein reiner, kräftiger, nerviger Leib schöner als das schönste Gesicht."

Und mehr noch! In dem Gedichte „Ich singe den Leib den elektrischen" zählt er durch anderthalb Seiten alle Theile des männlichen und weiblichen Körpers auf und dann schließt er mit den Worten:

„O ich sage, dieses sind nicht Theile und Gedichte des Körpers allein, sondern der Seele,
O jetzt sage ich, diese sind die Seele."

Daß für den Dichter bei solcher Anschauung der Satz: „naturalia non sunt turpia" seine vollste Geltung hatte, läßt sich leicht ermessen, und damit hat der Dichter so großen Widerspruch erregt, daß Karl Knortz sein Vorwort zu der oben genannten deutschen Uebersetzung mit dem Satze schließen kann: „findet das Buch in Deutschland auch nur den fünfzigsten Theil der Feinde, wie die Leaves of Grass in Amerika, dann hat es schon Leser genug und der Herr Verleger wenigstens kann zufrieden sein."

Es hat aber auch kein Dichter wie er den menschlichen Leib verherrlicht. „Der Ausdruck eines wohlgestalteten Mannes erscheint nicht nur in seinem Gesichte", singt er,

„Er liegt auch in seinen Gliedern und Gelenken, er ist auffallend in den Gelenken seiner Hüften und Hände . . .
Ihn vorbei gehen sehen, ist so viel werth wie das beste Gedicht — vielleicht mehr."

Er preist „das köstliche Gefühl der Gesundheit." „Von schönem, seltsamem, athmendem, lachendem Fleisch umgeben zu sein" genügt ihm, für ihn gibt es „nichts Großartigeres als eine Mutter der Menschen", und in dem tief ergreifenden Gedichte „Die städtische Todtenhalle" erkennt er selbst in dem Leichnam einer armen, todten Lustdirne „das göttliche Weib." „Holdes, entsetzliches Wrack einer Seele" singt er weiter, „— Wohnung einer Seele — selber eine Seele",

„Unerkanntes verabscheutes Haus — nimm einen Hauch von meinen zitternden Lippen,
Nimm eine Thräne, bei Seite, da ich vorüber gehe, um deinetwillen geweint . . ."

Und so ist er „ein Verehrer des Lebens" in allen seinen Gestaltungen in directem Gegensatz zur christlichen Weltanschauung, so daß Havelock Ellis die Leaves of Grass mit Recht „the re-assertion of the Greek attitude on a new and larger foundation" nennt.

In dieser Anschauung wurzelt sein Optimismus, dem „es ein ewiges Wunder ist, daß es einen niederträchtigen Menschen geben kann", dem die Erde genug ist, der die Sternbilder nicht näher braucht, der „sie an ihrem Platze weiß und weiß, daß sie denen genügen, die ihnen angehören", dem die Erde „ein mächtiges Rund ist, im Raum schwimmend, bedeckt überall mit sichtbarer Kraft und Schönheit." Und in dieser Anschauung wurzelt auch sein Egoismus, der freilich mit dem Egoismus niedriger Seelen nichts zu thun hat. „Wenn ich ein Ding mehr verehre als ein anderes", ruft er in dem „Gesang von mir selbst" aus, „so soll es mein eigener Körper sein, oder irgend ein Theil desselben . . . Alles, was zu meinem Wohle gereicht, du sollst es sein!" Denn göttlich fühlt er sich, innen und außen, und was er berührt oder was ihn anrührt, wird heilig und eine Welt ist seiner gewahr, ihm bei weitem die größte und das ist er selbst! Und so wendet er sich gegen die „Armseligkeit, Weichheit und Niedergeschlagenheit . . ."

„Ihr gebrochenen Entschlüsse, ihr quälenden Zornanfälle, du erdrückende Langeweile,
Ich denkt nicht, daß ihr zuletzt den Sieg davon tragen werdet! mein wahres Selbst soll noch hervorkommen,
Es soll noch hervorschreiten, allgewaltig, bis Alles mir zu Füßen liegt,
Es soll noch aufstehen, und erstreiten mir den letzten Sieg."

Und so will er den Egoismus singen und zeigen, daß ihm Alles zu Grunde liegt und so werde er der Barde des Selbstgefühls sein und bei Mann und Weib zeigen, „daß ein jedes nur des anderen Gleichen ist." Und so offenbart er sich uns in demselben Gesange als der Dichter der Demokratie, dessen Gesänge von übereifrigen Bewunderern heute schon als Bibel der Demokratie gefeiert werden:

*) London, Walter Scott.

„Ich spreche die uralte Losung aus, ich gebe das Zeichen der Demokratie,
Bei Gott, ich werde nichts annehmen, wovon ein Jeder nicht ein Gleiches,
unter gleichen Bedingungen haben kann."

In allen diesen feierlichen Gedanken finden wir nichts von eitler Bücherweisheit. Walt Whitman war am rücksichtslosesten der Aufforderung Emerson's an die gebildeten Klassen in Amerika, für sich selbst zu denken, statt ihre Bücher aus Europa und aus diesen Büchern ihre Gedanken zu nehmen, gefolgt, und Emerson selbst hat die Leaves of Grass in einem Briefe an Walt Whitman „als das außerordentlichste Werk des Geistes und der Weisheit" gepriesen, „das Amerika jemals hervorgebracht hat", und in einem Briefe an Carlyle bezeichnete er Walt Whitman als „unbestreitbar amerikanisch." In diesem Sinne hat sich Walt Whitman sicherlich einen Platz in der Geschichte der Weltliteratur gesichert. In dem Gedichte „Dichter, die kommen sollen" singt er:

„Ich selbst schreibe nur ein oder zwei andeutende Vorworte für die Zukunft,
Ich trete nur einen Augenblick hervor, um wieder umzukehren und in's Dunkel zurück zu eilen . . .
Ich überlasse es euch, zu beweisen und zu definiren,
Ich erwarte die Hauptsache von euch."

Die Nachwelt wird entscheiden, ob von Walt Whitman wirklich nur die künftigen Pfade der Dichtkunst angedeutet wurden, oder ob seine Werke schon die Hauptsache von dem enthalten, was sein großes Vaterland der Welt zu sagen hat.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der pythagoräische Lehrsatz.

Eine Skizze von M. Zehme.

„An was ist er nur so schnell gestorben?" fragten sie Alle die rothblonde Magd des Schulprofessors Exner, und mit feuchten Augen antwortete sie Allen: „An einer komischen Krankheit ist unser guter Junge gestorben, ich kann es gar nicht aussprechen, an irgend einem Lehrsatz" — und dann schüttelten die also Beschiedenen den Kopf und gingen weiter, gerade so klug, wie sie vordem waren.

Ueber dem Trauerhause selbst lag jene bedrückende, kummervolle Feierlichkeit, wie sie immer dort eintritt, wo Jemand aus dem Leben gegangen ist. Das einzige Kind des Professors, ein siebzehnjähriges junges Blut, war gestorben, ganz schnell, nach nur dreitägigem Kranksein. Die beiden Aerzte, die ihn behandelten, hatten gleich wenig Hoffnung auf einen gutartigen Ausgang gehabt; es war ein zu vollsaftiges, blühendes Leben, das da von dem schweren Gehirnfieber ergriffen worden war. Und als sie dann zum letzten Male dagewesen waren, ihre Weisheit nichts mehr vollbringen konnte, da gingen auch sie in herzlicher Bewegung fort und der Eine sagte voll warmer Theilnahme zum Anderen: „Armer Junge! der ist am pythagoräischen Lehrsatz zu Grunde gegangen." Und diese Worte hatte die Magd aufgefangen, aber nicht begreifen können.

Otto Exner war zur Welt gekommen mit einem großen, warmen Herzen und einem kleinen Verstande; der nun wäre nicht sein Unglück geworden, denn er besaß viel Geschicklichkeit in den Fingern zum Zeichnen und für allerhand Basteleien; aber er hatte eine ehrgeizige Mutter, von der er wohl nicht das Herz, aber den Verstand geerbt hatte.

„Studiren muß der Junge auf alle Fälle! Was soll er sonst für eine Rolle spielen im Leben? er muß! o, ich werde ihn dazu bringen!" Diese harten Worte hörte er von Kindheit auf, und sie wuchsen allmählich zu einem wahrhaftigen Schreckgespenst für ihn heran. Er lernte schwer und schämte sich dessen so innig, daß er alle Kameradschaft vermied und sich still absonderte. Und da ergriff ihn zuweilen bei den Büchern eine solche Herzensangst vor der Zukunft, daß er weit fort lief, als wenn er sich vor sich selbst und allen Denen retten müßte, die ihn so bitter quälten. Und erst dann, wenn auch seine körperliche Kraft etwas müde wurde, ließ die seelische Spannung nach. Diese krankhaften geistigen Erregungen mehrten sich mit den Jahren und mit den zunehmenden Ansprüchen, die die Schule an ihn stellte. Trotzdem entwickelte er sich körperlich kräftig, denn er hatte immer einen so vortrefflichen Appetit und einen guten, kindlichen Schlaf. So gab auch der Arzt, den d r Professor einmal wegen derartiger Angstzustände befragte, wenig darauf und sagte oberflächlich, diese brächten so seine Jahre mit sich, und er solle sich auch körperlich tüchtig ausarbeiten, damit der Kräfteüberschuß nicht zu derartiger nervöser Reizbarkeit ausartete. Und er hatte dabei das hübsche, blühende Gesicht des Knaben wohlwollend gestreichelt.

„Siehst Du!" sagte die Mutter, „er arbeitet eben immer noch zu wenig, und so legte sie mit noch nachdrücklicheren Worten neue Vorspanne an für die Himmelfahrt.

Als Otto dreizehn Jahre alt war, lernte er das gleichalterige Töchterchen eines Collegen seines Vaters kennen. Clemence Ahlbeck war ein kluges und sehr warmherziges Mädchen, die mit ihren klaren, braunen Augen bald die ganze, traurige Situation übersehen hatte und mit ihren schwachen Kräften so unsäglich gerne gegen das gesteuert hätte, was Otto's Mutter mit ihm erreichen wollte. Aber sie konnte es nicht, nur bei der Arbeit selbst konnte sie ihrem armen, schlichten Freunde helfen, und das that sie redlich. Bis in die späte Abendstunde saßen die Kinder oftmals bei einander mit hochrothen Backen und überwachen Augen, und die kleine Clemence verstand es wie Keine, durch einen immer einmal wieder eingestreuten Scherz, oder eine Liebkosung, die sich in ihrem übervollen, jungen Herzen nicht mehr zurückdrängen ließ, die mühseligen Stunden heiterer zu machen. Beinahe fröhlich wurde Otto durch diesen Verkehr und seine Dankbarkeit für das Mädchen war rührend.

Auch dann, als Clemence die Schule durchlaufen hatte und confirmirt war, erlitten die stillen Stunden gemeinsamer Arbeit, die diese beiden Menschenkinder einander so nahe brachten, wie es vertrautestes Tändeln nicht im Stande gewesen wäre, keine Einbuße. Tagtäglich, wenn der Nachmittagsunterricht beendet war, nahm Otto seine Bücher und klopfte an die Thür des traulichen, kleinen Mädchenstübchens. Das war dann das Zeichen für Clemence, die Arbeit, über die sich ihr hübscher, blonder Kopf herabgebeugt hatte, zur Seite zu legen, und nach einigen schnell gewechselten Worten über die Erlebnisse des Tages, setzten sie sich Beide an den Tisch, auf dem schon Tinte und Federn zurecht gelegt waren.

Etwas zurückhaltender nur und stiller war Clemence geworden, seitdem sie die kurzen Kleidchen abgelegt hatte, und als Otto sie einmal in leiser Ahnung dessen, was für ein großes Glück vielleicht seinem Leben entgegenblühte, fragte, warum sie ihn jetzt gar nicht mehr so lieb hätte, wie vor Jahren, da wurde sie sehr roth und wußte ihm nichts zu sagen. Und an diesem Tage konnten sie beide nicht mehr zusammen bleiben. Otto ging hinüber und arbeitete die ganze Nacht allein. —

Aber sie waren Beide zu gesunde Naturen, um sich nicht auf dem Wege zurecht zu finden, den sie gehen mußten, ehe sie am Ziele waren; und so trugen sie schon am nächsten Tage wieder einträchtig gemeinsam an der schweren Last der Schulweisheit. Und dies thaten sie treulich, bis jener traurige Tag kam.

Otto hatte am Morgen in der Schule den pythagoräischen Lehrsatz durchgenommen, aber unmöglich begreifen können. Nun kam er zu seiner Helferin mit wehmüthigem Blick in den guten, blauen Augen.

„Clemence, ich bringe es nicht heraus!" rief er aufgeregt, warf die Bücher auf den Tisch und schluchzte in seine Hände hinein.

„Was denn? lieber, lieber Freund," sagte Clemence und zog ihm sanft die Hände vom Gesichte fort, zärtlich beruhigend über seine vollen, braunen Haare streichend.

„Dieser fürchterliche Lehrsatz! ich verstehe ihn nicht, werde ihn auch nie verstehen, ich kann es nicht; hier oben ist es leer — vollkommen — leer —"

Clemence erschreckte heftig bei seiner unerwarteten Erregtheit, aber sie zeigte es ihm nicht. „Nun gib mir nur erst einmal die Bücher; was Einer nicht weiß, weiß der Andere, unser Compagniegeschäft wird doch so mit einem Male nicht zusammen brechen!" sagte sie sehr milde. „Ah — so! der pythagoräische Lehrsatz! Ja, das ist ein häßliches Ding; aber komm, jetzt zeichne ich Dir ein ganz schönes Hypotenusenquadrat.

»Pythagoras, das war ein Mann,
Dem sah man gleich die Weisheit an!«

Da, schau her, hin sind sie schon; nun wollen wir die Hülfslinien ziehen und die Winkel abgrenzen. So — und was sollen wir jetzt machen?"

„Ich weiß nicht," antwortete Otto finster.

„Ah — ja, aufpassen mußt Du, mein Freund, sonst kommen wir nicht weiter; wir sollen doch beweisen — zuerst, daß diese beiden Dreiecke, die ich vermöge dieser beiden Hülfslinien bildete, was sind?"

„Ich weiß nicht."

„Daß sie congruent sind. Und nun sieh Dir einmal diese Linie an und vergleiche sie mit jener — sie sind gleich, nicht wahr?"

„Ich begreife es nicht, Liebste, ich kann's doch nicht fassen"; deutlich malte sich in Ottos Gesicht eine große Herzensangst, seine Augen sahen so eigenthümlich starr vor sich hin, und auf der Stirn stand ihm der Schweiß, während die Hände immer kälter wurden. Noch einmal fing Clemence ihr mühseliges Werk an — ohne Erfolg — dann noch einmal. Sie war nun selbst so dabei, sie hatte es begriffen und mochte sich dem Anderen so gern mittheilen, sie war so ganz im jugendlichen Eifer, daß sie gar nicht mehr auf Otto gesehen hatte. Erst als er nicht mehr antwortete, sah sie auf. Ganz weiß war sein Gesicht und schweißbedeckt. Die Augen hatten einen unvernünftigen und aufgeregten Blick bekommen und die Hände zitterten ihm. Mit einem aus der tiefsten Seele kommenden, lauten, leidenschaftlichen Aufschluchzen nahm er die Bücher und warf sie bunt durch einander zur Erde.

„Ich werde überhaupt verrückt! ich bin es ja schon — ich bin es ja schon —" wiederholte er in höchster Aufregung immer wieder. Dann wollte er sich erheben, aber an allen Gliedern von einem plötzlichen starken Froste befallen und durchschüttelt, fiel er auf den Stuhl zurück. Clemence war außer sich; in innigster Herzensangst war sie zu ihm gesprungen; mit dem einen Arm umfing sie seinen zitternden Leib mit übergroßer Kraftanstrengung, und mit der anderen Hand hielt sie seinen bebenden Unterkiefer fest, aber es zerschnitt ihr das Herz, ihn so hülflos zu sehen. Ihre junge Kraft hatte ihm gut gethan und die Wärme, die von ihr ausging; aber als der starke Frost vorüber war, drängte er das Mädchen sanft von sich. Heiße Thränen rannen ihm unaufhaltsam aus den Augen und unter diesen hindurch murmelte er leise: „Nun habe ich auch Dich verloren —" und alle die lieben Trostesworte und die festen Betheuerungen, die ihm Clemence entgegen brachte, konnten ihn nicht beruhigen. Als er fort gehen wollte, begleitete sie ihn zu den Eltern hinüber. Es war ein warmer, aber trüber Frühlingsabend mit regenschweren Wolken am Himmel, ein starker Südwest drängte die beiden jungen Gestalten dicht an einander und Clemence legte dann ihren Arm in den seinen. So tief betrübt und ohne Hoffnung waren sie Beide. — — —

Nachdem sie ihn in seiner Stube verlassen hatte, ging sie zu seiner Mutter und erzählte ihr Alles, was geschehen war, und flehend bat sie, sie sollten jetzt bald Otto aus der Schule nehmen und ihn irgend einen Beruf ergreifen lassen, der seiner eigentlichen Begabung mehr Recht gäbe.

„Mein liebes Fräulein," sagte die Professorin mit verwundertem Blicke auf Clemence, „sorgen Sie sich um den nicht; derartiges ist schon oft genug passirt und hat schließlich doch die Frucht getragen, daß er mit einem Male hinter das Geheimniß kam. So wird's auch diesmal sein," und mit liebenswürdigem Lächeln entließ sie das gedrückte Kind.

Clemence schlief in dieser Nacht nicht — ihr Freund auch nicht. — Er saß über den Büchern; noch einmal hatte er seine ganzen geistigen Kräfte angestrengt, Alles aufgeboten — ohne zu begreifen. Nun fühlte er, wie sich allmählich tiefste Nacht um ihn herum ausbreitete; der Kopf schmerzte ihm unerträglich und so bleiern schwer wurden ihm die Glieder — da warf er sich auf sein Bett, angekleidet, mit dem Bleistift zwischen den Fingern, und er verfiel in einen bewußtlosen Zustand, der ihn auch die ganzen drei Tage seiner Krankheit nicht verließ. Nur verworrene Worte redete er von Quadraten und stumpfen Winkeln, und daß ihn jetzt Alle verlassen hätten. Die Mutter pflegte ihn gut und voll warm hervorbrechender Herzensangst, die durch die Reue bis zur Verzweiflung gesteigert wurde. Clemence war auch bei ihm als er starb; bis zum letzten Augenblicke stand sie ihm bei, und es war, als mache ihm ihre rührende Ergebung den Kampf mit dem Tode ein wenig leichter. Und dann kamen die Tage, an denen ein wahrer Frühling von Blumen auf des jungen Todten Sarg niedergelegt wurde.

Die Theilnahme in der Stadt war eine ganz allgemeine, aber sie konnte die nicht mehr trösten, die ihn hatten hergeben müssen, die gebrochenen Eltern und das Mädchen, das ihm noch viele Jahre ihrer Jugend nachtrauerte, und das in ihm den schlichten, guten Menschen geliebt hatte.

Aus der Hauptstadt.

Auch ein Dichter.

Mein Gewissen ist rein. Ich habe nie einer noch so wehrlosen lyrischen Talentlosigkeit aufgelauert, um sie erbarmungslos niederzumetzeln und treibe mit der Jagd auf dithyrambisch lallende Säuglinge weder einen Sport noch ein Metier. Und auch die Massenmorde in den Briefkasten gewisser Journale sind mir in der Seele zuwider, erscheinen mir geschmacklos über alle Maßen, wo wirklich der Zeitung übersandte Gedichte, aber noch häufiger solche, die der Herr Redacteur sich erst eigens zu einem geistreich sein sollenden Aperçu ersunden, mit ungemein viel Behagen und meist sehr geringem Witze commentirt und interpretirt, zu Dutzenden, dem geehrten Publicum zum Ergötzen, als „dumm zum Schreien" hingeschlachtet werden. Die Sache ist so leicht, so wohlfeil und — so nutzlos. Daß Jeder schließlich einmal in seinem Leben ein angebliches Gedicht verbricht, ist ja nichts Neues, und daß er es einen Augenblick lang für ein echtes, wirkliches hält, am Ende verzeihlich. Bedenklicher ist es freilich schon, wenn aus dem einen Poem ein ganzer Band voll geworden, und bedauerlich, wenn dieser Band voll noch obendrein im Druck erscheint, auf eigene Kosten des sich so vorkommenden Herrn Dichters natürlich. Aber gefährlich ist die Sache nicht im Geringsten. Es ist dafür gesorgt, daß in unserer, der Lyrik so gründlich abholden Zeit die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und was an lyrischem Dilettantismus sich hervorwagt, bleibt weiteren Kreisen meist ein schwer zu lüftendes Geheimniß, das in den Lagerräumen des betreffenden Verlegers wohl bewahrt und behütet ist. Wozu also noch die kritische Vernichtung, wozu noch das Bemühen, lächerlich zu machen, was schon lächerlich oder traurig genug ist, je nachdem man es nimmt, und todt zu schlagen, was niemals lebendig gewesen ist?

Wie aber, wenn die blühendste Sinnlosigkeit uns vorgetragen wird mit der widerlichen Aufdringlichkeit des Prophetenthums, wenn sie einherwandelt mit gespreizten Schritten, als kündete sie uns eine neue Offenbarung, eine neue Heilslehre für unsere entartete, verkommene und auf Abwege gerathene Kunst? Soll man darüber lachen oder sich ärgern; soll man auch dann noch schweigen, wie ich dies trotzdem beinahe für das Beste halten möchte, oder soll man seine Stimme erheben, um abzuwehren, was sich uns aufdrängen will, den stolzen Messiasmantel herabreißen und die Hohlheit und Talentlosigkeit in ihrer vollen Nacktheit zeigen, die darunter steckt?

Es ist wirklich nicht so leicht, sich so ohne Weiteres zu entscheiden. Aber sowie ich das kleine Büchlein zur Hand nehme, das sich „Liebe und Leben" nennt, „Dichtungen von Heinrich Pudor"*), dann fühle ich, daß ich allen meinen Grundsätzen zum Trotze dem Drange nicht zu widerstehen vermag, dieser bramarbasirenden Unfähigkeit zu Leibe zu gehen, die bergehoch in den wenigen Blättern sich aufgehäuft findet.

Und doch hatte ich einst wirkliche Sympathie für den Verfasser, an dem eine gewisse Lebendigkeit, sein ungestümes Darauflosgehen, sein, neben allerdings großer Verworrenheit, wohlthuender, jugendfrischer Idealismus mir ganz gut gefiel, gefiel — so lange meine Bekanntschaft eine nur oberflächliche war, so lange ich seine Schriften nur mehr vom Hörensagen kannte, als aus eigener Lectüre.

*) Dresden, Oscar Damm.

Bei seiner Jugend konnte man hoffen, daß alles Unklare in ihm sich klären, alles Verworrene in ihm sich entwirren, und schließlich doch noch etwas Tüchtiges sich herausbilden würde.

Allein schon der Versuch einer näheren Bekanntschaft fiel so ungemein schwer, und ich bemühte mich um sie längere Zeit vergebens, als mir von der Redaction einer Zeitschrift einmal ein halb Dutzend Broschüren von Dr. Heinrich Pudor zur Beurtheilung zugesandt wurden. Denn abgesehen davon, daß meine Lesefähigkeit mit der staunenerregenden Productionskraft des Autors nicht gleichen Schritt halten konnte, der immer schon drei neue Arbeiten geschrieben, ehe ich noch eine einzige zu Ende zu lesen vermochte, war er in seinem Entwickelungsgange in jeder folgenden Broschüre auf einem total anderen Standpunkt als in der vorhergehenden. Ich habe es neulich gelesen, daß in unserer rasch abstürzenden Zeit Jedermann es erleben könne, binnen acht Tagen sein eigener Großvater zu werden. Dann ist Herr Pudor sicherlich seit der kurzen Zeit, da er seine streitlustige Feder ergriffen, der eigene sagenhafte Stammvater seines Geschlechts geworden, von dem auf seine späten Enkel nichts mehr überkommen, als ein schlechtes, arg verblaßtes, mit Sprüngen und Rissen überdecktes Ahnenbild, und ein paar wenig glaubwürdige Anekdötlein. Er gleicht einem Manne, der mit einer langen, scharfen Axt bewaffnet, mitten in einem blühenden Garten steht und alles um sich niederhaut, was sich ihm bietet. Weder die zarten Gräslein werden geschont, noch die alten ehrwürdigen Stämme, und nur den einen oder anderen Baum läßt er stehen und erklärt, er wäre der einzig schöne, herrlichste von Allen. Aber den nächsten Morgen erregt auch er sein Mißfallen, gefällt er ihm nicht mehr, und mit einem einzigen Streiche stürzt er auch ihn zu Boden, um einem über Nacht emporgeschossenen Pflänzlein seine Bewunderung zu weihen und seine Anbetung. Wagner war es, und Mascagni ist es, Bismarck, Wilhelm II. und Herr von Egidy, wenn ich nicht irre, in raschem, buntem Wechsel — und wer wird es morgen sein?

Gewiß, man soll nicht Alles sofort rubricieren wollen, nicht Alles augenblicklich in ein bereit gehaltenes kritisches Schubfach pressen; aber eine bestimmte Persönlichkeit will man doch vor sich haben, nicht ein Wesen, das jeden Augenblick seine Physiognomie ändert, und das man Mühe hat wiederzuerkennen, wenn man es volle fünf Minuten lang nicht gesehen. Und Herr Pudor ist kaum je wieder zu erkennen; es wäre denn an seiner stets ärger werdenden Verworrenheit und seinem starken Selbstbewußtsein. Der Verleger der „Vierzig Lieder eines Deutschen", über deren künstlerischen Werth oder Unwerth sich ja vielleicht noch streiten ließe, hat an seinem Hause in Dresden kürzlich eine lorbeerumwundene Marmortafel anbringen lassen mit der ungefähren Inschrift: „Hier in diesem Hause wurden die Vierzig Lieder eines Deutschen gedruckt." Ich glaube, Heinrich Pudor, der in seinen Gedichten den Rembrandtdeutschen nachzuahmen sich bestrebt, wäre im Stande, eine ähnliche Tafel an seinem Hause sich selbst anbringen zu lassen.

Und deshalb denke ich doch, man darf den Mantel erbarmungsvollen Schweigens nicht über seine Lieder breiten, sondern man muß es gerade und offen heraussagen, daß sie eine Sammlung des haarsträubendsten Unsinnes sind und der größtmöglichen dichterischen Unfähigkeit. Man muß es offen heraussagen; denn wer tagtäglich kritische Orgien feiert, wie der „Dichter" von Liebe und Leben, von dem darf man doch am Ende ein schwaches Fünkchen Selbstkritik verlangen. Aber hat er selbst dieses nicht, dann wird man wohl, ob man hundertmal auch weiß, daß kritische und productive Fähigkeiten zweierlei ist, der Zweifel sich nicht zu erwehren vermögen, ob er ein Recht besitzt auf das kritische Richteramt, dessen er so schonungslos waltet.

Ja, dieses „Liebe und Leben" vermag man mit Liebe, wie es ihr Autor in einer poetisch sein sollenden Widmung „an den Leser" verlangt, nicht hinzunehmen. Denn ob er uns auch versichert:

Liebe und Leben,
Ich weiß es,
Mängel sind darin —

ist diese angebliche Bescheidenheit nicht Selbstüberhebung einem Werke gegenüber, dessen Mängel nicht, nein, dessen Vorzüge aufzufinden vergebliche Mühe wäre?

Aber ich merke, wie ich selbst in jenes häßliche Commentiren und Interpretiren hineinkomme, das mir so sehr zuwider ist, und ich wollte doch nur ein paar Proben Pudor'scher Dichtungen geben zur Erhärtung meines Urtheils, ohne Analyse, soweit dies möglich, und ohne Commentar. Aber ich fürchte, der geneigte Leser wird diesen letzteren stark bei einzelnen der im Folgenden angeführten „Gedichte" vermissen, und ich stehe nicht an, zu bekennen, daß es mir im Grunde nicht besser geht. Denn was soll man sich bei der „Dichtung" am Ende auch vorstellen, die betitelt ist: Wonne, Wehe, Würde, und die also lautet:

Wonne!
Wehe!
Wehe Würde!
Würde Wonne!
Wehe!
Wonne!

oder unter dem folgenden, besonders in seiner letzten Strophe an Ollendorf's berühmte Grammatik erinnernden Poem:

Kuß! Welche Knospe brach auf?
Kuß! Warum denn brach sie auf?
Kuß! Ich breche sie wieder auf.
Kuß! Ich breche die Knospe auf.
Warum denn küssest Du mich?
Weil ich Dich liebe!
Warum denn liebst Du mich?
Weil ich Dich liebe!
Kuß! Darum ja küsse ich Dich!
Kuß! Darum ja liebe ich Dich!
Kuß! Darum ja küssen wir uns!
Kuß! Darum ja lieben wir uns!

Klarer wird einem die Sache manchmal, wenn man zwei Gedichte zusammenhält, wie die erste Strophe des Widmungsgedichtes an seine Frau:

Dir, Du mein gutes, treues Weib,
Dir weih' ich diese Blätter.
Du sahst sie entstehen,
Du halfst sie entstehen,
So mögen sie mit Dir in die Welt hinaus gehen!

und den kleinen „Deutschen Spruch":

Das Weib ist der Welt Wonne,
Und das Wandern der Wonne Wunsch!

woraus wenigstens ziemlich deutlich hervorzugehen scheint, daß die Gattin des Dichters den Wunsch hegt, zu wandern, und daß ihr Gemahl nichts dawider hat, daß sie diesen Wunsch befriedige und „in die Welt hinaus gehe."

In anderen Fällen freilich bemüht sich der Autor wieder möglichst deutlich zu sein und gibt dem Leser auf Alles, was er nur irgend vielleicht zu wissen wünschen könnte, sofort die denkbar unbündigste Antwort, wie in dem klassischen Gedichte:

Das Veilchen.

An der Mauer blüht ein Veilchen
Unbeachtet, unbemerkt.
Warum blüht das arme Veilchen
Unbeachtet, unbemerkt?
Unter Blättern blüht ein Veilchen
Ganz verborgen, ganz versteckt.
Warum blüht das arme Veilchen
Ganz verborgen, ganz versteckt?
In dem Garten blüht ein Veilchen
Nicht geachtet, nicht geehrt.
Warum blüht das arme Veilchen
Nicht geachtet, nicht geehrt?
Weil das Veilchen an der Mauer
Die Beachtung nicht bemerkt,
Darum blüht das arme Veilchen
Unbeachtet, unbemerkt.
Weil das Veilchen unter Blättern
Seine Schönheit hält versteckt,
Darum blüht das arme Veilchen
Ganz verborgen, ganz versteckt.

Weil das Veilchen in dem Graben
Hoffahrt nicht und Stolz nicht ehrt,
Darum blüht das arme Veilchen
Nicht geachtet, nicht geehrt.

Ja diese Wiederholungen! Pudor hat für sie einmal ein unbezwingliches Faible, und würde er sie streichen, das kleine broschirte Büchlein würde sicher auf den vierten Theil seines Umfanges zusammen schrumpfen, und der ganze Meter Süßholz kostet doch nur — 1 Mark 80 Pfennige, und das andere Feuerungsmaterial, zum Theil auch in Prosa, bekommt man gratis obendrein. Und da soll man streichen? Man mache doch selbst einmal den Versuch, was übrig bliebe, wenn dies geschähe, etwa in den folgenden Versen:

Ich bin ein Deutscher
Und bin stolz darauf!
Lobet Gott, den Herrn!
Ich bin ein Deutscher
Und bin stolz darauf!
Treue bis zum Tod!
Ich bin ein Deutscher
Und bin stolz darauf!
Liebe ist der Lohn!
Ich bin ein Deutscher
Und bin stolz darauf!
Walsch — aber — ist — falsch!

Dagegen ist er wieder — um gerecht zu sein, muß ich es constatiren — oft von epigrammatischer Kürze, z. B. in dem geistvollen Impromptu: Was ist Deutschland?

Was ist Deutschland? Eine Welt von Gemüth!

Warum hat er dieses Gedicht nicht lieber „Offenbarung" genannt? Denn eine Offenbarung ist es doch, die der Dresdner Prophet der sonst walschen, falschen Welt da kündet!

Und so jagt eine Weisheit die andere, und der staunende Leser kommt aus dem Augen- und Mundaufreißen nicht heraus. Und von solchen Meisterwerken ist ihr Autor obendrein in dankenswerther Weise noch bemüht, dem kommenden Biographen die Arbeit zu erleichtern. Sorgsam notirt er Ort und Datum, wo jedes einzelne seiner Gedichte entstanden, und höchstens bezüglich eines einzigen seiner lyrischen Ergüsse kann sich einmal ein Streit unter späteren Forschern erheben, weil sich darunter zwei Daten finden. Genf 1889. Florenz 1890. Welcher Theil ist da entstanden, welcher dort? Hat Genf oder Florenz das größere Anrecht darauf? Das wird einmal, wer weiß es, am Ende noch der Gegenstand einer eingehenden kritischen Untersuchung. Inzwischen beliebt es vielleicht dem geneigten Leser, seinen Scharfsinn daran zu üben, und ihm zu Nutzen und Frommen füge ich sie hier bei, die Dichtung, die ihr Schöpfer auf einmal zu vollenden nicht im Stande war:

Ueber dem Wasser die Weide,
Schwermüthig neigt sie ihr Haupt,
Die Blätter, die Zweige, sie senken
Sich nieder zum blauen See.
Ueber dem Wasser die Weide,
Schwermüthig neigt sie ihr Haupt,
Die Blätter, die Zweige, sie senken
Ihr Liebesleid in den See.
Ueber dem Wasser die Weide,
Schwermüthig neigt sie ihr Haupt,
Die Blätter, die Zweige, sie finden
Im Kusse den blauen See.

Zum Schlusse noch ein kurzes Pröbchen, welcher Art Unterhaltung Herr Pudor mit seinem Liebchen pflegt. Er verräth uns dies in einem reizenden Frage- und Antwortspiel, das überschrieben ist: „Was sich liebt, das neckt sich":

Frage:	Antwort:
Liebst Du mich noch?	Ich weiß es nicht.
Warum denn weißt Du es nicht?	Weil ich's nur fühlen kann.
Fühlst Du es, daß Du mich liebst?	Dieses auch weiß ich nicht.
Also Du liebst mich nicht?	Woher denn weißt Du das?
Ich weiß es nicht.	Ich liebe Dich.

O, um alle guten Vorsätze! Die erste Versuchung, und sie sind dahin, alle bis auf das letzte, winzigste Prinzipchen — unwiederbringlich. Aus meinen eigenen Zeilen hallt sie mir nun doch entgegen, die dem hülflosen Lyriker gegenüber mir so verhaßte Note, klingt es wie Spott und Hohn. Möge der große Pudor mir verzeihen; möge er mir vergeben, wenn in die zauberische, wonnige Frühlingsstimmung der gemüthlose, falsche, walsche Mißklang meiner Worte sich mengt und ihm am Ende die Laune verdirbt — zum Dichten. Aber verzeiht er mir das nicht, mir bleibt ein Trost; denn seine Mitmenschen — das kann ich ihm versichern — werden mir es danken. Alfred Stoeßel.

Notizen.

Deutsche Lieder. Von Adolf Graf von Westarp. (Berlin, Max Hoffschläger.) Der Name des königl. bayrischen Kammerherrn ist weiteren Kreisen zuerst im vergangenen Jahr bekannt geworden, wo sein bismarckfreundliches Gedicht: „An den Kaiser" einen Theil unserer Presse zu ungezügeltem Zorn reizte und die ältesten Fondswitzeleien über „dichtende Grafen" wieder an das Tageslicht steigen ließ. Adolf Westarp wird sich zu trösten gewußt haben; wenn heute Wolfgang Goethe käme oder Aristophanes und der freisinnigen Partei zu Leibe ginge, man zerfleischte ihn mitleidslos und machte ihn so lächerlich, daß er keinen Verleger und keinen Theaterdirector mehr für seine Werke fände. — Nun liegt nach unserem Geschmack Westarp's Stärke thatsächlich nicht auf dem Gebiete der Bismarcklyrik; viel mehr ergreift er da, wo er, über den Parteien stehend, uns Deutschthum und Vaterlandsliebe predigt, begeistert wie ein Apostel eine neue Religion. — Was selten genug und was Grundbedingung ist für den literarischen Erfolg eines Buches: eine gefestete, große Lebensanschauung spricht aus den schlichten, an Arndt und Schenkendorf gemahnenden Versen. Und nächst der Liebe zum Vaterlande ein flammender, wilder Haß wider alle, die sich an ihm versündigen:

„Männer wollen wir, die hassen können,
Hassen mit der Seele Gluth —
Hassen, die um Gunst und Gnaden rennen,
Alle Schranzen- und Lakeienbrut!"

Diese Strophe mit ihren Schwächen und Vorzügen ist für Westarp's Poesie bezeichnend. Wie gut aber klingt sie, wie herzergreifend aus dem Munde gerade dieses Dichters! Zuweilen erheben sich die Lieder zu beihaft hinreißendem Schwung; prophetische Größe durchweht dann die begeisterten Dithyramben. Aber nicht alle Musik geht aus der höchsten Tonart, und so finden wir launige Skizzen, witzige Charakteristiken moderner Lebensführung, moderner Kunst und Politik; finden gelungene Verspredigten, ergötzlich und voll sittlicher Tiefe dabei, wie den „Deutschen Sonntag", den „Deutschen Herd". Ueberall aber offenbart sich ein freies, stolzes Herz, das außer Gottesfurcht keine Furcht kennt:

„Und ob Ihr mich lästert und ob Ihr schreit,
Hier steh ich, zum Kampf allbereit
Hier will ich wanken und weichen nicht,
O Vaterland, in heiliger Pflicht!
Und weil ich kämpfe mit off'nem Visir,
Drum leuchte mein Wahlspruch und Schlachtpanier,
Drum schrieb ich auf mein Fahnenband:
Mit Gott für König und Vaterland!"

Man muß nachlesen, wie er im „Wahlspruch" diese Devise verstanden wissen will! — Von dem Manne Westarp hatten wir zu sprechen vor, weniger von dem Künstler. Wir gehen deshalb nicht ein auf die intimen Reize des Büchelchens, obgleich es deren in ansehnlicher Fülle gibt; wir erwähnen nicht all die anmuthigen Feinheiten in der Schilderung von Naturstimmungen, nicht die Regungen schalkhaften Humors, nicht die fein satirischen Streiflichter und die technische Geschicklichkeit in der Behandlung von Metrum und Reim, die um so überraschender wirkt, als hier und da kleine Härten ihr als Folie dienen. Nur eins bitten wir unsern Freund, bei Versen über abstracte Themata zu erwägen: der Poet muß stets in Bildern schauen, dichten heißt verdichten! W. H.

Berichtigung. Durch ein Versehen der Buchdruckerei ist bei der ersten Hälfte des Aufsatzes: Darwinismus als practische Lebensphilosophie (in Nr. 30) statt des Autors der Name des Einsenders angeführt worden. Verfasser dieses Aufsatzes ist unser geschätzter Mitarbeiter Herr Professor Chr. Wasmuth. D. R.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Sommer-Pferdedecken

aus leinenem Drill, vorn zum Zusehnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeekend.

Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit
15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang
à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,

2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.

H. Herrmann, Deekenfabrik, **Stettin.**

Butter 9 Pfd. netto postfrei Nachn. **Honig**

Süßrahm-Grasbutter frisch ℳ 7.50.
Edelster Blüthen-Schleuderhonig ℳ 4.80.

Geflügel garantirt lebende Ankunft.

7—8 Küken (beste Winterleger) ℳ. 6.—
3—4 Brat- od. Legehühner, 4—5 Entchen,
1—2 Gänse pr. ℳ 5.75.

Gänsefedern schneew., daunenreich, staubfrei,

fein geschlissen pr. Pfd. ℳ 2.40,
ungeschlissen „ „ ℳ 1.70.
franco Nachnahme.

Fanny Klüger, Tluste, Galizien.

Wer gut schlafen will entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken** à **3½ M.** (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage** von **Herrmann,** Breitestr. 61, **Stettin.**

Neuer Verlag von
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Praeger, Ferd.,
Wagner, wie ich ihn kannte.

X, 366 S. 8° geh. ℳ 5.—, fein geb. ℳ 6.—.

Ein vertrauter Freund des Meisters giebt aus seinen Erinnerungen Neues und Interessantes über die Lebensschicksale Richard Wagner's und über die Entstehungsgeschichte seiner Werke.

Das Werk erscheint gleichzeitig auch in französischer und englischer Ausgabe.

Eine Erfindung
à la perpetuum mobile.

Dieses Neueste auf dem Gebiete der Erfindungen, welches sich ein jeder Fachmann, sowie Laie, gewerblich oder zur Unterhaltung, auch zur Zimmerzierde herstellen und an jedem Orte in verschiedensten Größen anbringen kann, arbeitet in sich selbst vorwärts und rückwärts gehend durch Naturkraft (Wasser) und bietet für Jedermann das größte Interesse und angenehmste Unterhaltung. — Eine leicht faßliche, ausführliche Zeichnung, sowie deutliche verständliche Beschreibung versendet der Erfinder gegen Einsendung von 5 Mark oder Nachnahme, und bietet somit jedem Interessenten die Hand, aus dieser Erfindung einen Nutzen zu ziehen.

H. Vollmann,
Werkstatt für techn.-mech. Arbeiten.
Berlin, Rügenerstr. 12.

Soeben erschienen:
Der ewige Jude in Monte Carlo.
Broch. 2 Mark, geb. 3 Mark.
Dresden u. Leipzig, Pierson's Verlag.

Verlag von **Max Babenzien** in **Rathenow.**

Soeben erschien:

Der Hypnotiseur.

Schwank in drei Akten von

Ferdinand von Witzleben.

Preis 2 Mark.

In Dresden auf dem Residenztheater mehrmals mit großem Erfolge aufgeführt.

Trotzdem der Herr Verfasser bisher auf dramatischem Gebiete wenig thätig gewesen, ist sein Schwank doch bereits mehrfach mit gleichbleibendem Erfolge zur Aufführung gelangt. — Ein bereits in Amt und Würden stehender junger Herr, Assessor Carl Lewal, dem jedoch noch ein gutes Theil von Fidelität und Uebermuth aus der schönen Studentenzeit geblieben ist, kommt auf den Einfall, in einem Badeort, wo er seine Ferien zu verleben gedenkt, sich unter dem Namen eines französischen Hypnotiseurs in das Fremdenbuch einzutragen. Kaum ist die Ankunft des berühmten Mannes im Orte bekannt geworden, so wird er auch mit Besuchen und Ehrenbezeugungen überhäuft. Das benutzt der Herr Assessor und Pseudohypnotiseur, um die ganze Gesellschaft weidlich zu foppen, was ihm um so leichter wird, als er gläubige Seelen findet, die sich von seinem hypnotischen Hokuspokus verblüffen lassen, da giebt es gar viele komische Verwickelungen. Der Held hat alsbald die Fäden der Handlung in der Hand und bringt es auch schließlich zu einer befriedigenden Lösung. Daß es dabei nicht ohne starke Seitenhiebe auf den Hypnotismus abgeht, versteht sich von selbst.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von LEOPOLD VOSS in HAMBURG, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Vorlesungen
über die
Menschen- und Thierseele.
Von
Wilhelm Wundt.

Zweite umgearbeitete Auflage.
ℳ 10.—, eleg. geb. ℳ 12.50.

Die neue Auflage ist eine ***völlige Neubearbeitung*** *des Werkes, wie sie durch die Fortschritte der Wissenschaft, deren Entwickelung wir in erster Linie gerade den Arbeiten Wundts verdanken, geboten war.*

Soeben erschien bei uns:

Grundriß der Weltgeschichte
und der
Quellenkunde
für
Historiker, Lehrer, Examinanden und andere Gebildete.
Von
Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
IX und 315 Seiten. Preis 10 ℳ.

Von demselben Verfasser erschien in Nr. 30 der „Gegenwart" ein Artikel „**Die Aufgaben der Historiker**". Walcker wird in Roscher's Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Karlsruhe. **Macklot'sche Buchhandlung (Verlag).**

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in **Stuttgart.**

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.
Aus der Erinnerung gezeichnet
von
W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

№ 34. Berlin, den 20. August 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Schutz des Namens. Von Dr. jur. Julius Lubszynski. — Das Soldatenheim. Von ..... t. — **Literatur und Kunst:** Die literarische Bildung der Volksmassen. Von Heinrich Wolgast. — Untersuchung über Instinkt und Wille. Von W. R. — Dresdner Kunstbriefe. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Das Waldhorn. Von Pedro Antonio de Alarcon. — **Aus der Hauptstadt:** Ein verschwindender Bühnentypus. Von M. Kr. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Friedrich Förster's Körnerfälschungen. Von Friedrich Latendorf. — Notizen. — Anzeigen.

Der Schutz des Namens.

Von Dr. jur. Julius Lubszynski.

Die Literatur ist das Stiefkind unserer Gesetzgebung. Je weiter das geistige Leben der Nation fortschreitet, desto deutlicher wird diese betrübende Thatsache. Die Klagen wollen nicht verstummen, daß die gesetzliche Schutzlosigkeit der geistigen Güter wie der geistigen Erzeugnisse in krassem Gegensatze steht zu der Fürsorge, welche das Recht den materiellen Gütern des Volkes entgegenbringt. Und wer an dem großen Satze festhält, daß die Rechtsordnung nach den durch die Fortschritte der Zeit und der Culturentwickelung gegebenen realen und idealen Bedürfnissen ihre Sätze zu bilden und zu wandeln hat, wer an eine Mission des Rechts für die Culturideale der Menschheit glaubt, der wird für diese Klagen ein warmes Herz haben und nach einer Betrachtung des bestehenden Gesetzesrechts ihre Berechtigung voll und ganz anerkennen. Welche Mängel den Urheberrechtsgesetzen des deutschen Reichs, vornehmlich nach der überaus wichtigen internationalen Richtung hin, anhaften, wie das in erschreckender Weise überhand nehmende literarische Freibenterthum durch das Gesetz selbst großgezüchtet wird und zu der thatsächlichen noch die rechtliche Sanction erhält, das ist erst jüngst im Reichstage in überzeugender Weise zur Sprache gekommen, und die Nachwirkung an maßgebender legislativer Stelle scheint auch nicht ausgeblieben zu sein. Aber noch ein anderer Punkt wird in neuester Zeit von berufener Seite lebhaft discutirt und verdient in demselben Maße, wenn nicht noch mehr, die volle Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit, eine Frage, die alle Theile der Bevölkerung innig berührt, am tiefsten aber in das literarische und künstlerische Leben eingreift: es ist der rechtliche Schutz des Namens. Der Name ist eines der idealsten Güter der Persönlichkeit. Er ist vor Allem das einzige und theuerste Gut des geistigen Arbeiters; sein Name verkörpert ihn in der Oeffentlichkeit, Ruf und Ansehen seiner Person steigt und fällt in seinem Namen. Er hat über ihn zu hüten und zu wachen, und zu seinem Theil und mit seinen Kräften Alles beizutragen, um jeden trübenden Schatten von diesem seinem Ehrenschilde fernzuhalten. Aber die Macht des Einzelnen endet mit der Grenze seines Ich's. Für das Thun und Lassen seiner Nebenmenschen fehlt ihm jede eigene Macht. Hier haben Recht und Gesetz zu seiner Unterstützung herbeizueilen. Von einer Rechtsordnung, die nicht auf dem Boden eines brutalen Utilitarismus steht, darf er daher verlangen, daß sie ihm in der Wahrung und Vertheidigung eines so kostbaren Kleinods wie seines Namens ihren helfenden Arm leiht, daß sie ihm als Träger eines Namens die nöthigen Schutzmaßregeln gewährt, um kräftig jedem Mißbrauch entgegenzutreten, den Andere unbefugter Weise mit seinem Namen treiben.

Wie stellt sich nun das geltende Privatrecht zu dieser so bedeutsamen Frage? Erkennt es ein allgemeines Verbietungsrecht, als Ausfluß des Rechts einen bestimmten Namen zu tragen, an? Oder welch anderer gesetzlicher Schutz bewahrt unseren Namen vor mißbräuchlicher Ausbeutung durch Dritte? Einzelne Vorkommnisse der letzten Zeit haben ein interessantes Streiflicht in das Dunkel, das hier herrscht, geworfen, sie haben wenigstens das eine Gute zur Folge gehabt, daß sich Theorie und Praxis veranlaßt fühlten, eingehender auf diese bisher in unglaublicher Weise vernachlässigte Materie einzugehen. Und wenn sie auch zu einer Einigung über das Wesen des hier in Rede stehenden Rechts nicht gelangt sind, ein festes Resultat ihrer Forschungen konnten sie mit trockener Deutlichkeit verkünden: der bürgerliche Name ist heute vogelfrei!

Das Traurigste an diesem traurigen Resultat ist — seine Richtigkeit. Die bestehenden Gesetzbücher lassen, abgesehen von den bestimmten durch das Handelsgesetzbuch und das Markenschutzgesetz anerkannten Beziehungen, jede besondere Vorschrift über das Recht, sich eines bestimmten Namens zu bedienen, und über die daran anschließende Frage, ob und welche civilrechtlichen Mittel uns zu Gebote stehen, um den unbefugten Gebrauch unseres Namens zu verhindern, vermissen. Wir sind damit auf die allgemeinen Sätze des Vermögensrechts angewiesen, d. h. wir haben einzig und allein die Schadenersatzklage wegen unerlaubter Handlung, also das Recht, Entschädigung zu fordern, wenn uns durch die rechtswidrige Führung des gleichen Namens ein vermögensrechtlicher Schaden erweislich entstanden ist. — Daß dieser Schutz, der überdies im praktischen Leben durch eine nahezu an Unmöglichkeit streifende Schwierigkeit des geforderten Schadensnachweises in der Mehrzahl der Fälle zu einem illusorischen wird, weder in familienrechtlicher, noch in gewerblicher, noch in sozialer Beziehung ausreicht, dürfte auf den ersten Blick klar sein. Trotzdem haben sich nicht unbedeutende Juristen gefunden, welche die Aufgabe des Rechts zur Gewährung eines weitergehenden Schutzes verneinen und es als Sache des öffentlichen Rechts hinstellen, zu bestimmen, in wie weit und mit welchen Mitteln der unbefugten Führung eines Namens entgegen getreten werden soll. Und mit welchen Gründen?

Die Einen halten die Rechtsordnung überhaupt nicht für berufen, dem Ideellen ihr Auge zuzuwenden und erachten daher im Prinzip jede Verletzung des Namenrechts, welche keine Schadensersatzklage zu erzeugen im Stande ist, als ausgeschlossen

von den Fittichen der Rechtsordnung. Mit Gegnern, die der höchsten und heiligsten Aufgabe des Rechts eine solche Kurzsichtigkeit entgegenbringen, ist nicht zu rechten. In welche gefährlichen Untiefen müßte ein Gesetzbuch steuern, welches die stete Rücksicht auf die idealen Rechte der Persönlichkeit aus seinem Horizonte verbannen würde. Um der Menschheit die Ideale zu erhalten, muß auch das Recht sich mit dem hehren Gewande des Idealismus bekleiden. Und worin zeigt sich der Idealinus des Rechts deulicher als in dem Schutze des Ideellen! Das Ideelle ist vom Recht zu schützen, insbesondere auch im Kreise des Vermögensrechts. Das Vermögensrecht, und namentlich das Eigenthum, die wahre Burg des Vermögensrechts, würde völlig verkannt, wenn man hierbei nur die nichtideale, die sozusagen rein vermögensrechtliche Seite in das Auge fassen würde. Als nichtideal kann nur die Seite des Eigenthums betrachtet werden, welche auf Erzeugung von Vermögenswerthen gerichtet ist, sei es durch Production, sei es durch Veräußerung der Sache. Als nichtideal ist auch noch die materielle Consumtion zu bezeichnen. Allein darin geht das Eigenthum nicht auf; es hat viele Seiten, die als ideal im höchsten Maße zu bezeichnen sind. Wenn man unter dem Worte Idealismus Alles das begreift, was auf Erhebung, Weihung, Heiligung der Persönlichkeit abzielt, so bietet das Vermögen hierzu die tausendfachen Hülfsmittel. Das Eigenthum am Garten mit seiner Idylle, das Eigenthum am Gemälde mit seinem Kunstgenusse, das Eigenthum an einem theuren Erinnerungsstück — Alles das bietet Genüsse, welche weder unter die Production materieller Werthe, noch auch unter die materielle Consumtion fallen. (Vergl. Kohler, die Ideale im Recht S. 91). Und so ist es auch mit dem Namen. Er ist nicht des materiellen Verkehrs, der vermögensrechtlichen Verwerthung wegen da, und er ist doch Gegenstand des Eigenthums, des idealen Eigenthums nämlich, das des Rechtsschutzes ebenso würdig ist wie das materielle. Und wie es einen Eingriff in mein Eigenthum bedeutet, wenn Jemand meinen Garten durchschreitet, mag auch die Production desselben nicht im Geringsten darunter leiden, wie es einen Eingriff in mein Eigenthum bedeutet, wenn Jemand auf meinem Pferde reitet, mag dies demselben auch nur vortheilhaft sein (vergl. Kohler a. a. O.), so ist es als ein Eingriff in mein Eigenthum anzusehen, wenn Jemand sich meines Namens rechtlos bedient, sollte ein materielles Interesse hierdurch auch in keiner Weise beeinträchtigt werden, ein Vermögensschaden in keiner Weise hervortreten. —

Die Anderen erkennen zwar im Prinzip die Nothwendigkeit des Rechtsschutzes auch für ein Gut, das nicht um seines materiellen Werthes da ist, an, leugnen aber im vorliegenden Falle ein Bedürfniß, den Namensschutz über die Fülle einer Schadensersatzklage auszudehnen.

Ein Blick in das literarische und künstlerische Leben der Gegenwart beweist das Gegentheil. Welche Zahl von Beispielen tritt uns da entgegen, in denen der Betroffene durch den ungehörigen Gebrauch seines Namens in seinen Vermögensinteressen zwar eine Beeinträchtigung nicht erfährt, seine Persönlichkeit aber, d. h. Ruf, Ansehen und Ehrbarkeit in höchste Mitleidenschaft gezogen wird. Berühmte Schriftsteller sind machtlos gegenüber gewissenlosen literarischen Spekulanten, welche den bekannten Namen als eigenes Pseudonym benutzen, unter dem sie ihre Machwerke ungestraft in die Welt schicken können. Woraus soll bei dem äußerlich kaum jemals objectiv abschätzbaren Werthe der geistigen Arbeiten ein Rechtsgrund für eine Entschädigungsklage genommen werden? — Künstler müssen es gleichmüthig mit ansehen, wenn talentlose Nachahmer sich ihres Namens bedienen.

Und man glaube nicht, daß das Bedürfniß eines vollen Namensrechts nur in diesen Kreisen nach Anerkennung ringt und nicht auch für die weitesten Theile des Bürgerthums mehr oder minder dringend hervortritt. Wie oft werden auf der Bühne bürgerliche Namen gemißbraucht? Ein Vorfall, der vor kurzer Zeit die Aufmerksamkeit des großen Publikums eine Weile auf sich zog und durch die Tagesblätter die Runde machte, möge als bezeichnendes Beispiel Platz finden. Das polnische Stadttheater in Posen hatte das Sudermann'sche Schauspiel „Die Ehre“ in polnischer Uebersetzung aufgeführt. Die Namen der auftretenden Personen wurden unverändert gelassen, nur der Erzlump Michalski erhielt eine Verdeutschung, die mit nicht zu verkennender Deutlichkeit auf einen der größten lebenden Staatsmänner des Jahrhunderts hinwies. Es wäre interessant gewesen, wenn der Leiter des Theaters sich dem Verlangen einer Abänderung nicht gutwillig gefügt, und der genannte Staatsmann, um weiterem Unfug zu steuern, sich auf den Weg der Civilklage gedrängt gesehen hätte. Hier hätte man in voller Klarheit die ganze Schutzlosigkeit, welcher unser bürgerlicher Name im heutigen Privatrecht begegnet, erkennen können: Ein civilrechtliches Mittel, um den weiteren Gebrauch des Namens zu hindern, hätte seinem Träger nicht zu Gebote gestanden. Ohne es hindern zu können, hätte er mit verschränkten Armen dem frivolen Treiben zuschauen müssen, bis ein strebsamer Staatsanwalt sich seiner erbarmt hätte und den berühmten Kautschukparagraphen in Action hätte treten lassen.

So treten uns täglich auf allen Gebieten Beispiele entgegen, welche mit gebieterischer Nothwendigkeit es als ein Postulat der Gerechtigkeit erheischen und als eine Genugthuung, die die Rechtsordnung unserem Rechtsgefühl schuldig ist: das Recht auf Führung eines bestimmten Familiennamens gesetzlich als Privatrecht anzuerkennen und insbesondere die Befugniß zu gewähren, gegen denjenigen, welcher unbefugter Weise den gleichen Namen führt, auf Unterlassung dieser Namensführung zu klagen, unabhängig davon, ob der Mißbrauch des Namens eine Schadensersatzklage hervorzubringen vermag oder nicht. —

Doch wozu langathmige Betrachtungen? Mit den Thatsachen ist zu rechnen. In der heutigen Gesetzgebung besteht kein privatrechtlicher Schutz des Namens, und weder die juristische Lehrmeinung, noch die Praxis der Gerichte wird ihn ohne gesetzliche Unterlage schaffen können. So richtet sich unser Blick naturgemäß auf die Gesetzgebung der Zukunft. Da in einem Spezialgesetze, abgesondert von den allgemeinen Normen des Privatrechts, die uns angehende Frage nie eine befriedigende Lösung finden würde, so werden wir unsere Wünsche nur in dem zukünftigen großen „bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich“, dessen Entwurf in erster Lesung vorliegt, in zweiter Lesung in Vorbereitung sich befindet, befriedigt sehen können.

Es erübrigt also die Frage: Wie stellt sich der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs bisher zu diesem Gegenstande? Gewähren seine Vorschriften den geforderten Schutz? Hat das positive Verbietungsrecht der unbefugten Führung des gleichen Namens als Consequenz der Rechtsentwickelung auf diesem Gebiete hier gesetzliche Anerkennung gefunden?

Wenn jemals dem bürgerlichen Gesetzbuch ein schwerer Vorwurf mit Recht gemacht worden ist, so ist es der, daß seine Redactoren ein merkwürdig geringes Verständniß den modernen Tagesfragen entgegen gebracht haben. All die sozialen, ethischen und wirthschaftlichen Probleme, welche unsere Zeit bewegen und erregen, haben eine Nichtachtung erfahren, die in dem großen Entwickelungsstadium, dem das künftige Jahrhundert entgegen geht, doppelt verderblich wirken muß. Was Wunder, daß der Entwurf auch über unsere Frage achtlos zur Tagesordnung übergeht, daß er jede privatrechtliche Anerkennung eines Namensrechts vollkommen ignorirt! — Die Motive des Entwurfs suchen uns über die klaffende Lücke mit den Worten hinweg zu trösten, daß ein Bedürfniß zu einer solchen prinzipiellen Anerkennung nicht vorliege, da die Möglichkeit einer Schadensersatzklage aus den allgemeinen Bestimmungen gegeben sei, daß Fälle aber, aus denen keine Schadensersatzklage hervorgehe, „selten und von geringer praktischer Wichtigkeit wären.“ Auf welch' grundfalscher Basis diese Trostesworte beruhen, ist oben erörtert. — Wenn aber die Motive vor Allem betonen, daß der Entwurf absichtlich der Entscheidung darüber aus dem Wege gegangen sei, ob und in wie weit das Namensrecht eines civilrechtlichen Schutzes bedürfe, da es mit Rücksicht auf den in Theorie und Praxis über diese Frage herrschenden Streit als bedenklich erachtet worden sei, der wissenschaftlichen Entwickelung durch eine ge-

setzliche Entscheidung der Frage vorzugreifen, so ist dieser Standpunkt unwürdig eines Gesetzbuchs, welches die Entwickelung eines Jahrhunderts in sich abschließen, Rechtsleben und Cultur mit der Leuchte des Fortschritts erhellen, und so dem bürgerlichen Rechte selbstschöpferisch neue Bahnen weisen, neue Ziele setzen soll. „Welche Argumentation!" ruft auch Prof. Otto Gierke in seiner Kritik des bürgerlichen Gesetzbuchs aus. „Eine Argumentation aber, die in jeder Zeile nur allzu getreu den Geist dieses Entwurfs wiederspiegelt! Schon der Gedanke, daß das Gesetzbuch schöpferisch vorgehen und einem auf Anerkennung dringenden Postulat unseres modernen Rechtsbewußtseins Gestalt verleihen könne, wird ernstlich abgewiesen. Wie soll denn die »wissenschaftliche Entwickelung« ausreichen, wo es positives Recht zu schaffen gilt?" —

Die scharfe Opposition, welche diese Denkungsart des Entwurfs und die durch sie garantirte Ausbeutung eines unserer ideellsten Güter gefunden hat, mag wohl die Ursache gewesen sein, daß die Commission der zweiten Lesung jetzt einen § 63 a vorgeschlagen hat, welcher dem zur Führung eines Namens Berechtigen dann ein Verbietungsrecht zugesteht, wenn er „in seinen Interessen dadurch verletzt wird, daß ein Anderer unbefugt sich des gleichen Namens bedient." — Sollte dieser Satz dem definitiven Gesetze erhalten bleiben, so würde dies in der Theorie einen gewaltigen Fortschritt bedeuten; denn eine Interessenverletzung wird nicht nur dann anzunehmen sein, wenn die Vermögensrechte des Betroffenen eine Einbuße erleiden, oder wenn durch die fälschliche Namensführung der Schein der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie erweckt wird, sondern auch dann, wenn ideelle Interessen auf dem Spiele stehen, wenn Ruf und Ansehen des Namens durch den ungehörigen Gebrauch gefährdet werden könnten. In der Praxis aber wird trotz einer vorhandenen Interessenverletzung eine große Anzahl von Fällen unverfolgbar bleiben, weil der geforderte Nachweis der Interessenverletzung nicht gelingen wird, eine Schwierigkeit, auf die bereits oben hingewiesen ist, und die sich besonders auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete bemerkbar machen wird. —

Ein Gesetzbuch, welches den realen Bedürfnissen des Lebens, wie den Idealen der Cultur in vollem Maße gerecht werden will, wird daher dem Träger eines Namens ein an keine weiteren Voraussetzungen geknüpftes, positives Verbietungsrecht gegenüber dem unbefugterweise den gleichen Namen Führenden zuzuerkennen haben.

Das wäre auch ein Stückchen „Arbeiterschutzgesetzgebung", und nicht das schlechteste, denn es gilt dem geistigen Arbeiter.

Das Soldatenheim.

Der Erlaß des Generalcommandos XII. (Königlich Sächsischen) Armee-Corps, betreffend Soldatenmißhandlungen, bekanntlich durch den sozialdemokratischen „Vorwärts" der Oeffentlichkeit bekannt gegeben, hat seiner Zeit berechtigtes Aufsehen erregt, und die Presse ausgiebig beschäftigt. So einig man in dem Bedauern darüber ist, daß Mißhandlungen, wie dort geschildert, überhaupt vorkommen konnten, so einig ist man auch in der Beurtheilung des Erlasses: derselbe gereiche der genannten Behörde durchaus zur Ehre, und es sei nur dankenswerth, daß dieselbe mit solcher Energie den vorhandenen Mißständen entgegenarbeite.

Die deutsche Militärverwaltung begnügt sich indeß damit nicht, nur Mißhandlungen der Soldaten zur Unmöglichkeit werden zu lassen, sie läßt vielmehr noch in anderer Weise sich das Wohl der ihr anvertrauten Soldaten angelegen sein und wird auf diese Weise noch mehr als das jetzt schon der Fall ist, das Vertrauen weiterer Kreise des Volkes und den Dank unzähliger Familien sich erringen. Es handelt sich hier um das in der letzten Zeit mehrfach rege gewordene Bestreben, den Soldaten ihre durchaus nicht leichte Dienstzeit bei der Fahne so zu gestalten, daß beim Gedanken an dieselbe nicht sogleich jedem auch nur halbwegs an einen gewissen Comfort des Lebens gewöhnten Menschen ein gelindes Grauen über den Rücken läuft. Und wer wollte solchem Grauen alle Berechtigung abstreiten? Der Aufenthalt in den Kasernen ist doch in der That nicht dazu angethan, verlockend zu wirken. Das ist nun freilich auch nicht nöthig. Aber das Abschreckende sollte ihm noch mehr genommen werden. Uebelstände sind unvermeidlich, wenn viele Leute auf ein Gebäude angewiesen sind. Auch soll der Soldat an Entbehrungen gewöhnt werden, denn sein Dienst ist Vorbereitung für den Krieg. Und der Krieg wird sicher auch in künftigen Zeiten dem Soldaten sehr große Entbehrungen auferlegen. Die Vervollkommnung der Transportverhältnisse wird aufgewogen durch die gegen früher ungleich größere Anzahl der zu verpflegenden Soldaten u. s. w. Also nicht mißverstehen: Es soll nicht irgend welchem Luxus das Wort geredet werden, etwa daß jeder Soldat sein eigenes Zimmer habe u. s. w. — nicht im Entferntesten! Gerade das Heer ist in unserer materiell gerichteten Zeit fast noch die einzige Pflegestätte der Einfachheit und muß eine solche bleiben. Aber es gibt Erfordernisse, die der Fortschritt aller Verhältnisse mit sich bringt und ihnen gegenüber gilt es für die deutsche Militärverwaltung offene Augen zu haben.

Ein Uebelstand, den jeder Soldat empfindet, der gezwungen ist in der Kaserne zu leben, ist der, daß die Kaserne für die freilich wenigen dienstfreien Stunden dem Soldaten keinen angenehmen Aufenthalt bieten kann. Abgesehen von den doch verhältnißmäßig wenig zahlreichen Einjährig-Freiwilligen ist jeder Soldat genöthigt in der Kaserne zu leben. Von diesen letzteren stammt eine sehr große Anzahl aus dem — Gott sei Dank immer noch vorhandenen — Bürgerstande; auch Kaufleute und Söhne niederer Beamten können nicht alle Einjährige sein. Und welcher Abstand gegen ihr bisheriges Leben empfängt diese Elemente, wenn sie, ihrem bisherigen Beruf entrissen, Soldat sein müssen! Abgesehen davon, daß die geforderte Thätigkeit in den weitaus meisten Fällen eine völlig andere als bisher ist, treten die jungen Leute auch in eine ganz andere Umgebung ein; ein völlig neues Leben beginnt für sie. Da klappt mancher zusammen, und mögen gehässige Gruppirungen der Zahlen auch zu falschen Schlüssen geführt haben, die Thatsache, daß die Armee und in ihr gerade wieder die neueingestellten Rekruten ein entschieden zu hohes Contingent zu den beklagenswerthen Selbstmördern stellen, kann nicht weggeleugnet werden.*) Es muß doch aber eine Möglichkeit geben, Verbesserungen einzuführen, die den hier in Betracht kommenden Uebelständen entgegenzuarbeiten geeignet sind.

Ein solcher Uebelstand besteht darin, daß der Soldat in seinen freilich — und mit Recht — knapp bemessenen dienstfreien Stunden geradezu auf das Leben in der Kneipe angewiesen ist. Soll er etwa in der Kasernenstube bleiben? Der meist einzige Tisch in einer solchen wird von später mit dem Dienst fertig gewordenen Kameraden beim Putzen der Sachen gebraucht; die einzige Lampe genügt auch sehr bescheidenen Ansprüchen nicht. Wo soll da z. B. ein Brief geschrieben werden? Ist das Briefschreiben zum Kummer vieler 1000 Mütter fast allgemein eine schwache Seite junger Leute — erst recht ist das von Soldaten zu sagen, denn in der Kaserne kann der Soldat nur sehr schwer ungestört schreiben. In 99 von 100 Fällen

---

*) Nach dem General-Rapport über die Kranken der Königlich preußischen Armee, des 12. (Königlich sächsischen) und des 13. (Königlich württembergischem) Armee-Corps für den Monat Januar 1892 haben von den in militärärztlicher Behandlung Gestorbenen gelitten an: Scharlach 1, Unterleibstyphus 12, epidemischer Genickstarre 2, Hirn- und Hautleiden 2, Lungenentzündung 11, Lungenschwindsucht 9, Grippe 6, Brustfellentzündung 6, inneren Darmverschluß 1, Leberleiden 3, Nierenleiden 1. An den Folgen einer Verunglückung: Hufschlag 1, Sturz aus dem Fenster 1. An den Folgen eines Selbstmordversuchs: Erschießen 2, Erstechen 1. Invaliden: Lungenentzündung 1, Herzschlag 1. Außer den in militärärztlicher Behandlung Gestorbenen sind noch folgende Todesfälle vorgekommen: a. durch Krankheiten 9, b. durch Verunglückung 4, c. durch Selbstmord 20, so daß die Armee im Ganzen 92 Mann durch den Tod verloren hat. — 25 % aller Verstorbenen endete durch Selbstmord!

wird er darum lieber seine freie Zeit außerhalb der Kaserne, und zwar, da Wetter oder Müdigkeit den Aufenthalt im Freien oder das Spazierengehen unmöglich machen, in der Kneipe zubringen. Bisher vielleicht nicht gewohnt, Wirthschaften aufzusuchen, wird das nach und nach Gewohnheit. Ist der Satz: Die jungen Leute lernen das Saufen in der Kaserne, auch nicht richtig, denn sehr viele kommen eben leider schon als Säufer unter das Militär, so ist er doch auch nicht ganz falsch. Wer als Soldat das Saufen lernt, ist für die Wehrkraft des Landes verloren; es ist somit nicht bloß ein ethisches Interesse, sondern auch ein eminent praktisches, die Soldaten der Verführung zum Kneipenleben so wenig wie nur irgend möglich auszusetzen.

Das zuwege zu bringen, schaffe man den Soldaten eine Stätte, die das bietet, was die Kaserne nicht bieten kann und was der Soldat darum in der Kneipe sucht; soweit letzteres ihm zuträglich ist. Gelegenheit zu unmäßigem Trinken darf ihm die zu beschaffende Stätte nicht geben, wohl aber muß sie für leibliche Verpflegung sorgen und geistige Nahrung darf nicht fehlen. Man hat hierin schon schüchterne Versuche gemacht, meist gingen sie von Militärgeistlichen aus. Sogenannte Soldatenheime sind zufolge Zeitungsnachrichten in Freiburg i. B., Saarburg, Frankfurt a./O., Altona in jüngster Zeit ins Leben getreten. Da diese Soldatenheime kaum aus dem Rahmen privater Unternehmungen herausgetreten sein dürften, darum also von dem Wohlwollen der Truppen-Commandeure und dem Geschick des leitenden Geistlichen abhängen — Factoren, die morgen ganz anders sein können als heut — durfte kaum aus den dort erst seit ganz kurzer Zeit gemachten Erfahrungen ein Schluß für die Allgemeinheit erlaubt sein. Vor allen Dingen ist unseres Erachtens das Eine festzuhalten. Nur bei Aufwendung angemessener Geldmittel ist es denkbar, daß auf dem erwähnten Gebiet etwas Ersprießliches erreicht werden kann. Bei der ungeheuren Höhe unseres Militäretats würde das Geforderte nur als eine verschwindend geringe Summe erscheinen im Verhältniß zu dem was durch sie geboten werden kann. In erster Linie wird es sich überall darum handeln, ein zweckentsprechendes Local zu beschaffen. Da erhebt sich die Frage: Soll das Soldatenheim in der Kaserne oder außerhalb derselben liegen? Ein Für und Wider ist beidemal vorhanden. In der Kaserne sucht der Soldat nicht gern Erholung; die Städte des täglichen Dienstes ist ihm als Erholungsstätte nicht sympathisch; da riecht alles gar zu sehr nach Dienst. Freilich darf auch das Soldatenheim nicht zu fern von der Kaserne liegen. Nach dem Grundsatz, daß das Bessere immer der Feind des Guten ist, wird man da je nach den örtlichen Verhältnissen verfahren müssen. Ein in wenigen Minuten von der Kaserne zu erreichendes, aber von ihr durchaus gesondertes Haus wird immer das Beste sein.

Was muß nun der Soldat im Soldatenheim finden? Zunächst das für ihn nicht Unschädliche, das ihm die Kneipe auch bietet, also Trank und Speise. Es wird nicht schwer sein, hier das für das Soldatenheim Passende zu bestimmen. Eine gut verwaltete Kantine bietet die nöthigen Erfahrungen. Auch kann von der Kantine aus die Bewirthschaftung im Soldatenheim geleitet werden. Bei einigermaßen günstigem Besuch wird die Kantine nicht nur keine Einbuße erleiden, sondern im Gegentheil mehr als früher gewinnen; denn so manches Maß Bier wird im Soldatenheim getrunken werden und, mit zehn Pfennig bezahlt, der Kantine immer noch einen kleinen Nutzen bringen, das früher in der Kneipe mit 15 Pfennig bezahlt, den Wirth bereicherte. Und ähnlich wird es bei der Verabreichung von Speisen auch sein. Im Allgemeinen wird man sich auf kalte Speisen beschränken müssen; angestellte Versuche könnten indeß auch — vielleicht an Sonntagen im Winter — weitere Ausdehnung rathsam erscheinen lassen. Schnaps sei gänzlich ausgeschlossen von dem Soldatenheim, oder man beschränke sich auf einige wenige, bessere Sorten, die nur zu hohem Preise in kleinen Gläschen abgebbar wären. In den für den Verkehr der Soldaten vielleicht von sechs Uhr Abends an geöffneten, am besten zu ebener Erde gelegenen, Wirthschaftsräumen müßten Zeitungen aufliegen, die natürlich strenger Auswahl unterliegen. Nicht als ob der Soldat bevormundet werden müßte und ihm nur die der Militärverwaltung genehme Richtung verfechtende Zeitungen zugänglich sein dürften: das ist nicht gemeint; aber Blätter, die entschieden einseitige Anschauungen vertreten und vom Parteigezänk leben, entferne man. Vielleicht würde ein Blatt, das nur zwei bis dreimal wöchentlich erscheint und die politischen Nachrichten kurz zusammenfassend bietet, am zweckmäßigsten sein. Viel größer sei die Zahl der aufliegenden Blätter, die der Unterhaltung dienen. In dieser Beziehung liefert der Berliner Zeitschriftenverein so vorzügliche Sachen für das Heer, daß ohne jedes Bedenken Alles, was von diesem Verein in der „Kaisergabe" und besonders in dem neu begründeten Blatt „Nach dem Dienst" geliefert wird, im Soldatenheim aufgelegt werden kann. Domino und Brettspiele, Billard — nicht aber Kartenspiele — dürften bei der Einrichtung nicht außer Acht zu lassen sein. Eine wesentliche Aufgabe erwächst dem Soldatenheim auch dadurch, daß es dem Soldaten ermöglichen muß, einmal einen Brief nach der Heimath ungestört schreiben zu können. Wird es schon dem gebildeten Manne oft schwer, bei störendem Geräusch zu schreiben, wie viel mehr erst dem Rekruten aus den niederen Schichten des Volkes. Tinte und Feder biete das Soldatenheim umsonst, die Briefbogen und Umschläge gebe man zum Selbstkostenpreise ab. Diese Einrichtung würde des Dankes unzähliger Mütter, die mit Sorgen an den „Jungen in der Jacke" denken, gewiß sein.

Doch eine große Anzahl der gemeinen Soldaten will nicht lesen, erst recht nicht schreiben; was soll diesen das Soldatenheim bieten? Man lerne hier von der vorzüglichen Praxis der katholischen Jünglingsvereine. In diesen Vereinen geht man von dem richtigen Grundsatze aus, daß ein der Jugend gewährtes Vergnügen, wenn es in den nöthigen Schranken sich bewegt, kein Unrecht sein kann. Der Tanz freilich der in diesen Vereinen gepflegt wird, da eben Familien mit ihren Töchtern herangezogen werden können, ist für das Soldatenheim fast ausgeschlossen. Nur etwa Compagnie- oder Bataillonsweise ließe sich vielleicht alle Vierteljahre einmal eine Festlichkeit einrichten, bei der, etwa wie an der Kaisergeburtstagsfeier, der Tanz gestattet sein könnte. Was hierin das Richtige ist, wird immer sehr von den örtlichen Verhältnissen abhängen. Aber kleine Theatervorstellungen, in der Art etwa wie sie an dem Geburtstage des Kaisers stattfinden, könnten hie und da geboten werden. Die Armee rekrutirt sich aus allen Ständen des Volkes; wohl in jeder Compagnie ist der eine oder andere, der als Tausendkünstler in seinem Civilverhältnisse Lorbeeren geerntet hat. Er findet ein dankbares Publikum bei den Kameraden. Natürlich wird nur ausnahmsweise zu solchen Zwecken der Raum des Soldatenheims herzugeben sein. Aber wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen, und je mehr man dem Soldaten bietet, um so eher wird er geneigt sein, den Aufenthalt im billigen Soldatenheim dem in der Kneipe oder im Tingeltangel, wo man auf den doch in den meisten Fällen mageren Geldbeutel des Soldaten spekulirt, vorzuziehen.

Ob neben rein der Unterhaltung dienenden Zusammenkünften auch noch solche religiösen Charakters angebracht sind, wie letztere gern von Militärgeistlichen gefordert werden dürften, ist sehr in Frage zu stellen. Man täusche sich doch ja nicht: der junge Soldat ist in den weitaus meisten Fällen nicht geneigt, seine freie Zeit in Erbauungsstunden anzulegen. Er hat reichlich genug an seinem Gottesdienst, dem er doch mindestens einmal im Monat anwohnen muß. Und für Naturen, die ohne Bibelstunde am Sonntag nicht sein können — etwa durch einen pietistischen Jünglingsverein daran gewöhnt — bietet sich heutzutage fast in jeder Stadt Anschluß an derartige Vereine. Die große Mehrzahl der Soldaten hat aber andere Bedürfnisse und ihnen soll das Soldatenheim dienen. So sehr hier die Persönlichkeit des Geistlichen und der Takt desselben für derartige Maßnahmen ausschlaggebend ist: im Allgemeinen dürfte streng darauf zu achten sein, daß ja nicht ein confessionelles Soldatenheim in das Leben tritt. Man darf um Alles in der Welt nicht etwa den bedauerlichen confessionellen Hader, der ja in weitesten Volksschichten heut um sich gegriffen hat,

den Soldaten zum Bewußtsein bringen. Der gewissenhafte evangelische Militärpfarrer wird immer gern das Soldatenheim als Mittel ansehen, mit seinen Gemeindegliedern Fühlung zu bekommen und darum mit Eifer an der Leitung etwaiger geselliger Vortragsabende — am besten ohne streng erbauenden Charakter — sich betheiligen wollen. Der katholische College sieht das aber mit Mißtrauen; er braucht wegen seiner Fühlung mit den Soldaten im Beichtstuhl das Soldatenheim nicht: so sind die entgegenstehenden Interessen da; in ihnen liegt eine Gefahr. Darum lieber auf die Hülfe des Geistlichen verzichten, als die Entwickelung einer segensreichen Einrichtung stören lassen!

Doch nun eine Hauptfrage: Wie wird es mit dem Besuch des Soldatenheims voraussichtlich stehen? Da hört man den Einwurf: Der Besuch wird ein zu geringer sein, als daß die Aufwendung lohnen könnte. Aber man bedenke: Bei sehr billigem Preis für Speisen und Getränke in anständig ausgestatteten freundlichen Räumen, bei der Möglichkeit im wohnlichen geheizten Zimmer ohne Aufwendung von Geld — denn der Besucher ist nicht gehalten etwas zu verzehren — der Lectüre einer Zeitung oder eines Buches oder dem Schreiben eines Briefes sich widmen zu können: das sind Factoren, die anziehend auf einen großen Theil der Soldaten wirken und darum einen genügenden Besuch sichern müssen. Freilich, eine nicht unerhebliche Anzahl wird dem Soldatenheim fern bleiben. Es gibt Elemente — und leider in großer Zahl —, die das Gemeine aufsuchen, es ist ihnen zur anderen Natur geworden. Aber daß diese Elemente sich von den Kameraden, die edlere Genüsse suchen, sondern werden, ist ein nicht zu gering anzuschlagender Vortheil des Soldatenheims für die sittliche Erziehung des jungen Soldaten. Unseres Erachtens nach gruppiren sich die Mannschaften nach drei Richtungen hin, insofern sie für das Soldatenheim in Betracht kommen: Erste Gruppe: Soldaten die von Hause aus an ein sittenstrenges Leben gewöhnt, der Kneipe und dem Tingeltangel fern bleiben; sie stehen unter dem Einfluß des Vaterhauses auch in der Garnison, vielleicht auch unter dem Einfluß ihres heimischen Pfarrers, den sie zur Zeit des Urlaubs besuchen u. s. w. Diese werden vielleicht sogar das Soldatenheim meiden; dieselben sind aber sittlich gar nicht gefährdet. Für diese Gruppe wäre also das Soldatenheim kein dringendes Erforderniß. Aber diese Gruppe ist sicherlich die kleinste. Zweite Gruppe: Eine größere — leider — besteht aus denjenigen, die unter allen Umständen die Kneipe und das Frauenzimmer und den Tingeltangel dem Soldatenheim vorziehen werden. Sie sind das schon vor ihrer Einstellung in das Heer nicht anders gewöhnt gewesen. Vielleicht wird die aus städtischer, besonders Industrie treibender Bevölkerung hervorgehende Mannschaft in dieser Gruppe die meisten Vertreter haben. Sie sittlich veredelnd, etwa bis zu völliger Umwandlung, durch das Soldatenheim beeinflussen zu wollen, wäre zu viel von dieser Einrichtung gefordert. Es ist gut, wenn diese Elemente fern bleiben, sie würden vergiftend auf das Soldatenheim wirken. Ihnen ist nicht zu helfen. Dritte Gruppe: Die größte Anzahl von Soldaten wird zumeist zwischen jenen beiden Gruppen indifferent stehen. Denn der Soldat, der zwanzigjährige junge Mensch, hat noch nicht, besonders vom Lande kommend — und diese bilden doch den größten Theil der Mannschaften — ein festes sittliches oder sagen wir auch unsittliches Programm für sein tägliches Leben; hier ist seine Charaktereigenthümlichkeit noch in der Ausbildung begriffen. Und gerade darum wird das Soldatenheim mit seiner gesunden Lectüre, das aufzusuchen schon wegen des daheim gehörten Berichtes eines Urlaubers über eine lustige Vorstellung u. dergl. die Neugierde treibt, segensreich und bewahrend wirken. Manch einer wird dem Verkehr mit lockeren Gesellen entrückt bleiben. Gerade für diese noch nicht gefestigten unverdorbenenen Soldaten ist das Soldatenheim von eminenter Wichtigkeit.

Schwierig ist die Frage: Wie soll die Beaufsichtigung des Soldatenheims geschehen? Ein Zuviel ist entschieden vom Uebel, ein Zuwenig ist gefährlich. Den örtlichen Verhältnissen entsprechend wird natürlich ein sorgfältig ausgearbeitetes Statut alle Fragen regeln müssen. Die Bedienung der Gäste wird nach derselben Art wie sie in der Kantine geschieht von dazu commandirten und geeigneten Soldaten vorzunehmen sein. Unter Oberaufsicht eines ständig hierzu bestimmten Offiziers wird jeder Truppentheil einen Unteroffizier commandiren müssen, der die Aufsicht ausübt. Die militärische Disciplin, das Ansehen des Vorgesetzten erleichtert in dieser Hinsicht alles ungemein. Unüberwindliche Schwierigkeiten werden hier kaum aufkommen. Die Truppen-Commandeure, denen das Wohl ihrer Untergebenen am Herzen liegt, werden das Richtige auch hier zu treffen wissen. Oberster Grundsatz muß natürlich sein: Der Soldat soll sich im Soldatenheim frei fühlen von der Fessel des Dienstes; darum möglichst wenig Aufsicht, nur gerade genug, damit die Disciplin nicht leidet.

Der heikelste Punkt wird, wie bei so vielen Dingen immer der bleiben: Das liebe Geld! Wo nimmt es die Verwaltung her? Die einzig mögliche Antwort lautet: Der Staat muß es geben; in den Militäretat müssen die hierzu nöthigen Mittel eingestellt werden. Andererseits ist an eine zweckentsprechende Durchführung der Sache nicht zu denken. Es ist ja ganz natürlich, daß nicht mit einem Schlage etwa in jeder Garnison ein Soldatenheim eingerichtet werden kann. Aber nach und nach; da zuerst wo das Bedürfniß am dringendsten ist. Also vielleicht im Reichsland, wo die einheimische Bevölkerung vom Manne in des Königs Rock sich geflissentlich noch fern hält; dann in den großen Industriestädten, wo die Berührung mit der Sozialdemokratie in den Kneipen nur zu sehr den bisher von ihrem Gift noch nicht angesteckten Soldaten gefährdet. Doch zu groß denke man sich die Kosten auch nicht. Ein nur einigermaßen besuchtes Soldatenheim wirthschaftet die Kosten der Unterhaltung — Heizung, Beleuchtung, Ergänzung des Inventars — zum großen Theil heraus. Das lehrt die Erfahrung der Truppentheile bei der Kantinenwirthschaft. Es handelt sich nur um die erste Einrichtung, die freilich aus mancherlei Gründen nicht zu sparsam bemessen sein darf, und um Beschaffung des Hauses selbst bezw. der nöthigen Räumlichkeiten, die ja im Nothfall ermiethet werden können. Schließlich würden diese Räume, besonders wenn die Militärverwaltung eigene Gebäude errichtete, in Kriegszeiten von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein, sei es um als Lazareth zu dienen, sei es um für durchmarschirende Truppen bequeme Gelegenheiten zu Erfrischungs- oder Uebernachtungsstationen zu bieten.

Eine Einrichtung, wie das im Vorstehenden geschilderte Soldatenheim sie bietet, wird naturgemäß heftigem Widerspruch begegnen. Es gibt sicherlich viele Offiziere, die ihr feindlich gegenübertreten werden. Aber das Stück sozialer Frage, das durch das Soldatenheim Beantwortung findet, ist zu wichtig, als daß die Entscheidung hierüber den Offizieren allein überlassen sein dürfte. Die wehrfähige Jugend ist das wichtigste Besitzthum des Vaterlandes. Ihre Aufgabe, sie in den Waffen zu üben, hat die deutsche Heerverwaltung wie keine andere gelöst. Hoffentlich gelingt es ihr auch auf den im vorstehenden Aufsatz erwähnten Gebiet ihre Tüchtigkeit zu beweisen, so daß sie das Richtige, unserer fortgeschrittenen Zeit wahrhaft Angemessene erkennt; damit ja nicht ein Versäumniß geschieht, das in der Folgezeit sich bitter rächen könnte. . . . . t.

Literatur und Kunst.

Die literarische Bildung der Volksmassen.

Von Heinrich Wolgast.

Die beiden Begriffe, welche in meinem Thema vereinigt sind, scheinen in Widerspruch mit einander zu stehen. Es ist landläufig, die literarische Bildung wie die ästhetische über-

haupt als die Blüthe aller Cultur anzusehen, und mit dem Begriff der Volksmassen verbindet sich, ebenso landläufig, der der rohen Uncultur. Diesem schier unüberbrückbaren Gegensatz möchte ich gleich zu Anfang eine trostvolle und hoffnungverheißende Thatsache aus der deutschen Literaturgeschichte entgegenstellen. Die bezopfte und bepuderte vornehme Welt des vorigen Jahrhunderts mochte große Augen machen, als ihr gesagt und gezeigt wurde, daß die Dichtkunst, welche man bisher (um mit Goethe zu reden) als das „Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer" angesehen hatte, überhaupt „eine Welt- und Völkergabe" sei. Dasselbe Staunen hat sich wiederholt, als die Dichter bei der Wahl ihrer Stoffe die gewohnten honetten Gesellschaftszirkel verließen und hinabstiegen in die Kreise des Bauernlebens, ja endlich des Proletariats. Diesen doppelten Hinabstieg von den Höhen der Menschheit zur breiten Volksmasse hat die Dichtkunst in Rücksicht ihrer Production nicht nur ohne Schaden überstanden, sondern entschiedenen Vortheil und Förderung dabei gefunden. Und wenn ich heute ein Ideal zu zeichnen unternehme, wie die Dichtkunst zu den Volksmassen in Beziehung treten könne hinsichtlich des Consums ihrer Erzeugnisse — verzeihe der Leser um des Gegensatzes willen diesen unschönen Ausdruck — so bin ich gewiß, daß dem Streben nach diesem Ideal weder Spott und Zweifel erspart, noch glänzender Erfolg für die Bildung der Nation und die Literatur versagt bleiben werde. Damit die Saite den Ton erzeugen könne, ist das feste Gerüst des Resonanzkörpers unentbehrlich, aber nicht minder unentbehrlich, damit der Ton ein voller werde. Noch fehlt viel, daß alle Fasern des Resonanzbodens auf die tönenden Schwingungen der Saite reagiren; in dumpfer Trägheit ruhen sie in ihrer Lage und anstatt das Spiel von oben fördernd zu begleiten, hemmen sie seine reine und volle Entfaltung. Um aus dem Bilde herauszutreten: das literarische Leben, das doch aus dem Gesammtleben der Nation erwächst, läßt die große Masse unberührt und steht nur zu einem verschwindend kleinen Theil der nationalen Gesammtheit in lebensvoller Beziehung.

Versuchen wir, eine Inventur des literarischen Bildungsstandes des deutschen Volkes aufzunehmen! Fürchten Sie, geehrte Leser, nicht, daß ich Sie mit statistischen Angaben langweilen werde. Ich würde es, selbst auf die Gefahr Ihrer Ungnade, gewagt haben, um meinen Ausführungen eine unanfechtbare Basis zu geben; aber meine Bemühungen in dieser Richtung sind ergebnißlos gewesen. Die über die Lectüre des Volkes aufgenommenen Statistiken sind derart mangelhaft, unzusammenhängend und unzureichend, daß sie selbst bei aufmerksamstem Studium kaum mehr bieten, als was die tägliche Erfahrung dem denkenden Beobachter vor Augen stellt. Ich werde mich hier zunächst auf die Lectüre beschränken; denn das Theater, das zwar einen hochwichtigen Faktor des literarischen Lebens bildet, steht mit den Volksmassen in keinem organischen, sondern in einem rein zufälligen Verhältniß, worauf näher einzugehen im letzten Theil meiner Ausführungen passendere Gelegenheit sich finden wird.

Es ist unzweifelhaft, daß die größere Hälfte des Volkes überhaupt nicht liest. Man lasse sich nicht täuschen durch die alljährlich stattfindenden Aufnahmen der Militärbehörden über die Zahl der Analphabeten unter den Rekruten. Die geringen Procentsätze, die bei diesem Anlaß zur Veröffentlichung kommen, sagen so gut wie gar nichts über die Bildung des Volkes, geschweige denn über die literarische. Sie mögen in ihren, nach den verschiedenen Landestheilen immerhin doch beträchtlichen Abweichungen interessante Streiflichter auf die Verschiedenheit der sozialen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse fallen lassen, über den literarischen Besitzstand geben sie uns keinen Aufschluß. Die Zahl derjenigen, die das Lesen nicht gelernt oder verlernt haben, ist eine sehr geringe und vermindert sich von Jahr zu Jahr erheblich. — Woher nun die vielen Nichtleser? Daher, woher das Elend, die Armuth und die Sorge kommen. Diese grauen Gespenster, die unter den Volksmassen von Haus zu Haus umgehen, vertreiben die holde Muse. Wo der Gedanke, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Herz und Hirn vom frühen Morgen bis zum späten Abend erfüllt, da ist nicht Raum für den lichten Schein der Poesie. Und wenn schon einmal Tage oder Stunden kommen, wo die Hetze um das tägliche Brot aussetzt, da fehlt die Stimmung, den holden Fremdling in Haus und Herz, die wüst geworden vom eklen Treiben, zu empfangen, und da wirft der Mensch sich lieber der Trägheit oder dem rohen Genuß in die Arme.

Es gab eine Zeit, und für manch' stilles Gemüth mag sie noch heute bestehen, da flüchtete sich die gedrängte Menschenseele aus der Mühsal dieses Lebens in das tröstende Mysterium der Religion, und Bibel und Gesangbuch walteten ihres erhebenden Amtes im Dienste der Poesie. Die Lectüre dieser religiösen Bücher bildet selbst in den Kreisen, die mit dem alten Kirchenglauben noch nicht gebrochen haben, nur ausnahmsweise noch ein nennenswerthes Moment literarischen Lebens. Ja, es ist zu vermuthen, daß selbst in den exclusiv kirchlichen Kreisen Tractate und Erbauungsschriften eine größere Bedeutung haben, als Bibel und Gesangbuch, welche, rein literarisch genommen, eine so befruchtende Wirkung auf die Entwickelung unserer nationalen Dichtung geübt haben, und welche der in den unteren Kreisen meist gangbaren Lectüre bei weitem vorzuziehen wären.

Hat das religiöse Leben, das im Mittelalter und in der Reformationszeit alle Höhen und Tiefen des gesellschaftlichen Daseins durchpulste, in Bibel und Gesangbuch die mit den wirkenden Ideen verbindende Lectüre geboten, so sucht das moderne Leben diesen Zusammenhang durch die Presse zu unterhalten. Die ungeheure civilisatorische Macht der Zeitungen, die ich auch in Rücksicht auf die literarische Bildung der Volksmassen nicht unterschätzen möchte, hat eine so starke Schattenseite angenommen, daß ich an dieser Stelle nicht umhin kann, mit Nachdruck darauf hinzuweisen. Das Zeitunglesen ist eine gefährliche Lectüre. Ausgestattet mit den lockenden Reizen des Interessanten und Actuellen, ja mit dem Zwang des Unentbehrlichen, wirft sie ihre Netze immer weiter über die Massen, zieht dieselben immer fester über den Einzelnen. Es ist eine wahre Kunst des Lebens, sich ihrer zu erwehren. Die gelesensten Zeitungen sind von solchem Umfange und bringen das Wissenswerthe und Nothwendige verstreut unter einem so unendlichen, wie anziehenden Klatsch, daß manche Stunde auf Nichtigkeiten vergeudet wird, die einer ernsten und werthvollen Lectüre gewidmet sein könnte. Ja, es gibt Leute von guter Bildung, die Tag für Tag nichts weiter lesen als ihre Zeitung. Damit ist eine noch größere Gefahr verknüpft. Die Amme Gewohnheit erzieht dem Zeitungleser einen literarischen Geschmack an, der ihn unfähig macht zum Genuß echter Poesie. Das Zerstückelte, das ewige, zusammenhanglose Hin und Her dieser Lectüre, die zum größten Theil nur für den Augenblick des Lesens anzieht und im nächsten Moment für immer vergessen ist, macht untauglich für eine ernste Vertiefung, aus der allein die poetische Erhebung hervorgehen kann. — Ganz ähnlich wirkt die Lectüre der Familienjournale. Wie der Mann der Zeitung seine Zeit zum Opfer bringt, so die Frau dem Journale. Unsere Zeitschriften, die in der Mehrzahl keine andere Tendenz kennen, als den größtmöglichen Abonnentenfang, bringen ein Kunstwerk unter 99 seichten oder unreifen Dilettanten- und Pfuscherstreichen. Es gibt Frauen, die ein Dutzend Romane und Novellen dieser Art neben einander Woche für Woche ein Stücklein weiter kosten. Welche Verwüstung bedeutet das für die literarische Bildung! Und diese Fluth ergießt sich schier unerschöpflich über unser Volk, nicht so sehr über die untersten Kreise, als über den in Behaglichkeit lebenden Mittelstand.

Die untersten Kreise haben kein Geld für Journale. Dennoch saugt ein literarischer Vampyr an ihrem mageren Geldbeutel — und nicht minder an ihrem ästhetischen Geschmack — ich meine die Colportageromane. In ungeheurer Stärke der Auflagen erscheinen dieselben. Viele übertreffen die Verbreitung der gelesensten Buchromane um das Drei-, Vier- und Mehrfache, und dabei übersteigt ihr Preis den der theuersten guten Romane meistens um ein sehr Bedeutendes. Die blühende Existenz dieser in Zehnpfennig-Heften erscheinen-

den Schundliteratur beweist auf das Schlagendste das Lesebedürfniß der ärmeren Bevölkerungsklassen; aber wie schmählich wird dies Bedürfniß gemißbraucht! Indem die Colportageromane auf jenen bestialischen Trieb im Menschen, das Grausige zu sehen, speculiren, reißen sie die Phantasie von Schauerscene zu Schauerscene; und auf diesem von dem Leser wie im Fieber durchrasten Weg dürfen sie es wagen, alle Gesetze der Logik, der Psychologie, der Natur und der Sprache ungestraft zu verhöhnen. Angesichts dieser Lectüre, die alles zarte Empfinden vernichtet und das Gemüth leer brennt, wäre man versucht, die von Lessing befürwortete Censur der schönen Literatur herbei zu wünschen. Ein Herr, den sein Amt tagtäglich in die Häuser der Armen und Bedrückten führt, sagte mir, daß er nirgends Bücher finde, wohl aber überall die gelben Hefte der Colportageromane.

Unter den Mitteln, diesem Uebel zu begegnen und das Lesebedürfniß in edlere Bahnen zu lenken, stehen die öffentlichen Volksbibliotheken in erster Linie; ihnen schließen sich die Vereins- und Leihbibliotheken an. Zwei Fragen interessiren uns dieser Einrichtung gegenüber vorzugsweise: Welche Stände benutzen diese Bibliotheken? und welche Literaturfächer werden bevorzugt? Die von einigen Volksbibliotheken aufgemachte Statistik gibt uns auf die erste Frage nur eine sehr unbestimmte Antwort, weil jede Stadt eine andere Klassificirung der Stände hat. Aber so viel geht zur Evidenz aus den Angaben hervor, daß der am wenigsten begüterte Stand, der der Arbeiter, den mindesten Gebrauch von den dargebotenen Bildungsmitteln macht. — Was wird gelesen? Ueberall springt sofort die Nationalliteratur als das am meisten bevorzugte Fach hervor. Von unserem Standpunkt scheinbar eine sehr erfreuliche Thatsache. Aber unsere Freude wird wesentlich gedämpft oder unsicher gemacht, wenn wir erfahren, daß beispielsweise in den Wiener Volksbibliotheken, wo die Romane, Novellen und Erzählungen als besondere Rubrik neben den Klassikern aufgeführt sind, jene mit 58, diese mit 6 Procent an den Ausleihungen betheiligt sind. Welche Autoren die bevorzugten sind, erfahren wir aus der Statistik nicht; eine solche Aufnahme, die offenbar höchst lehrreich sein müßte, ist vorgeschlagen, aber nirgends durchgeführt worden. — Einen besseren Anhalt gewährt das Urtheil erfahrener Leihbibliothekare. Einer dieser Herren ist in zuvorkommender Weise seinen Katalog mit mir durchgegangen, indem er mir die bevorzugten Autoren auf dem Rande durch Striche bezeichnete. Die Rubrik der Klassiker und Sammelwerke zeigte nur wenige Lieblinge, wie Freiligrath, Jordan, Reuter, Scheffel, Rosegger, Wolff. „Die Ecke frißt der Staub", hieß es mit einer bezeichnenden Handbewegung. Die umfangreiche Rubrik der Dramen konnte einfach übergangen werden: „die liest das Publikum gar nicht." Jetzt folgen aber Romane, Novellen, Erzählungen. O, wie da die Striche auf den Rand hageln! Mir schwindelte bei den endlosen Namenreihen. Also die Alle gehören zum deutschen Dichterwald! Mancher arme Teufel, manch' bescheidenes Blaustrümpfchen wird überschlagen. Aber dick und protzig, oft doppelt und dreifach pflanzen sich die Striche auf neben Boy-Ed und Byr, Dahn, Dewall, Eckstein, Elbe, Erhard und Eschstruth, Fels, Frenzel und Friedrich u. s. w. das ganze Alphabeth durch bis Wildenbruch und Zolling. Gerstäcker und Hackländer werden vor allen Anderen bevorzugt. Ein Exemplar um das andere wird in Stücke gelesen und muß von Neuem ersetzt werden. Unterhaltung, das ist Grund und Ziel dieser Lectüre. Doch — schelten wir nicht! Nach des Tages Kampf und Aerger, Last und Mühe will man eine angenehme Zerstreuung. Ist das nicht da die natürlichste Neigung, wo ein fester literarischer Geschmack keine Gelegenheit zur Entwickelung gehabt hat?

Eine von diesem Lesepublikum ganz abgetrennte Welt bilden die sozialistischen Volkskreise, so weit sie, ihres Zieles bewußt, den erfolgreichsten aller Entwickelungswege, den der Bildung, beschreiten. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich die Lectüre hier namentlich der Politik, der Weltgeschichte und den Naturwissenschaften zuwendet. Die Darstellung des Elends der Massen im Gewande des Romans ist ebenso naturgemäß ein beliebter Gegenstand der Feuilletons sozialistischer Zeitungen. So soll Zola's „Germinal" allein durch die sozialistische Presse in 100,000 Abdrücken verbreitet worden sein, und mag, da ein Blatt gewöhnlich in mehreren Familien gelesen wird, vielleicht eine Million Leser gefunden haben. Von unserer klassischen Literatur sind Schiller, Heine und — der Faust eine Lieblingslectüre dieser Kreise. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Vorliebe wesentlich in anderen, als rein literarischen Rücksichten ihre Begründung hat; daß wesentlich der in diesen Werken zum Ausdruck gelangte Drang nach Erlösung und Freiheit von drückenden Fesseln die Wahl bestimmt; aber immerhin: Die Pflugschar, die den Boden aufreißt für die nährende Brotfrucht, macht ihn zugleich empfänglich für die Saat der schmückenden Blume. — Und nun die Volkskreise, welche ohne stoffliches Interesse, allein aus Freude am Schönen den großen Schöpfungen unserer Nationalliteratur sich hingeben? Wenn man sich erinnert, welch' breite Masse überhaupt nicht liest, in welch' großen Volksschichten nur Bibel und Gesangbuch, oder die Colportageromane, oder die Zeitungen und Journale, oder die Leihbibliothekwaare, oder endlich die sozialistische Literatur gelesen wird, so wird man ermessen, ein wie verschwindend geringer Bruchtheil der Nation die Bedingungen erfüllt, welche den Anspruch auf literarische Bildung rechtfertigen.

Jegliche Bildung ist ein Gut, das, so sehr es auch im Dienste der Allgemeinheit stehen möge, zunächst Eigenthum des Einzelnen ist. Als solches läßt sich auch seine Eigenthümlichkeit schärfer auffassen, und so möge mir gestattet sein, zunächst den literarischen Bildungsstand eines Mitgliedes jener eben erwähnten verschwindend kleinen Minderheit festzustellen, die lebendigen Antheil an den Segnungen unserer Nationallitera-tur nimmt. Die mindesten Anforderungen für die Zugehörigkeit zu dieser Schaar bestehen wohl in folgenden Punkten: Erstens: Bekanntschaft mit einigen der besten Werke unserer hervorragendsten klassischen Dichter. Diese Kenntniß muß die feste Grundlage für das literarische Verständniß und das ästhetische Urtheil bilden. Auf dem Boden dieser Bekanntschaft erwächst dann zweitens die Fähigkeit, unsere Klassiker und die modernen Dichter mit Genuß zu lesen. Dazu ist nicht ein Verständniß aller Einzelheiten erforderlich. Der ästhetische Genuß kann das verstandesmäßige Ergreifen des Inhalts nicht entbehren, aber er beruht nicht darauf, und eine Stelle, deren tiefen Sinn wir nur ahnend erfassen, ist kein Hinderniß für den poetischen Genuß. Wissenschaftliche und philosophische Bildung sind darum nicht nothwendige Voraussetzung literarischer Bildung, und der niedrige Bildungsstand der Volksmassen ist wohl eine Erschwerung, aber nicht ein absolutes Hinderniß der literarischen Mission in diesen Kreisen. Die Kenntniß unserer Klassiker aber ist völlig unzureichend, wenn sich daraus nicht drittens das sichere Gefühl für das Schöne in der Dichtkunst entwickelt. Gefühl für das Schöne, nicht theoretisches Wissen über das Schöne; also ästhetische Schulung, nicht wissenschaftliches Studium. Daraus ergibt sich dann die Fähigkeit, den Schund vom Schönen zu unterscheiden, eine Fähigkeit, von der allein bei größerer Ausbreitung das Ende des Schauerromans zu erwarten steht. Wo diese Grundlagen gegeben sind, da wird nur in seltenen Fällen fehlen, was ich als letztes, wenn auch selbstverständliches Erforderniß literarischer Bildung hinstelle: Viertens, lebendiges Interesse für die Entwickelung und Förderung unserer Nationalliteratur, also Interesse für die künstlerische Interpretation unserer großen Kunst durch Theater, Recitation und Vorlesung, sowie für ein gesundes Wachsthum der modernen Literatur. Dies ist das Minimum der Anforderungen an eine Bildung, die auf den ehrenden Beisatz einer literarischen Anspruch macht.

Und die Momente dieser Bildung in die Massen zu tragen, so weit immer die Umstände gestatten, ist eine Aufgabe, deren Ersprießlichkeit sich Staat und Gesellschaft mehr, als jetzt der Fall ist, bewußt werden sollte, ist eine Aufgabe, die ich jedem Leser als Gegenstand seines Nachdenkens und wohlwollenden Handelns warm empfehlen möchte. (Schluß folgt.)

Untersuchung über Instinkt und Wille.

Es gilt heute fast als reactionär, noch an einen Instinkt der Thiere zu glauben. Philosophen und Naturwissenschaftler bekämpfen ihn in gleich heftiger Weise. Kein Wunder, erscheint doch den Allermeisten der Instinkt als ein bloßes Wort, dem kein Begriff, geschweige denn irgend ein vorstellbares Bild zu Grunde liegt. Ja für Viele ist der „Instinkt" nur ein Ueberbleibsel veralteter Anschauungen. Und doch stehen die Thatsachen, die uns den Namen „Instinkt" aufzwangen, heute fester als je, man mag sich noch so sehr gegen diese Erkenntniß sträuben wollen. Vor Allem Preyer hat mit seinem Buche „Die Seele des Kindes" ganz unwiderlegliche Experimente beigebracht, die Jeden von seinen Vorurtheilen heilen sollten. Was will man denn zu folgenden allgemein bekannten Thatsachen sagen, die ich aus Preyer's großem Materiale herausgreife?

„Erstaunlich ist die Vollkommenheit des Sehens bei den ganz jungen, unerfahrenen Hühnchen im Vergleich zu der unvollständigen Ausbildung beim menschlichen Neugeborenen. Werden ihnen einige Tage lang die Augen ohne Verletzung geschlossen gehalten, so verfolgen sie oft zwei Minuten nach Abnahme des Verbandes die Bewegungen kriechender Insekten mit der ganzen Präcision alter Hühner. Binnen 2 bis 15 Minuten picken sie nach irgend einem Gegenstand, mit einer fast unfehlbaren Genauigkeit die Entfernung beurtheilend. War das Object jenseit der Pickweite, dann laufen sie auf es zu und treffen es sozusagen jedes Mal, indem sie es niemals um mehr als Haaresbreite fehlen, auch dann, wenn die Körnchen, nach denen gepickt wurde, nicht größer als der kleinste Punkt über dem i sind. Das Ergreifen im Augenblick des Pickens ist eine schwierigere Operation. Obgleich zuweilen beim ersten Versuch ein Insekt mit dem Schnabel erfaßt und verschluckt wird, picken sie meistens fünf oder sechs Mal und heben die Bröckchen ein Mal oder zwei Mal, ehe es gelingt, sie als erste Nahrung zu verschlucken. So berichtet Spalding-Douglas.

Seine Angaben gelten nach meinen Beobachtungen auch für nicht verhüllte, im Dunkeln gehaltene eintägige Hühnchen, welche ohne Mutter und Gefährten von selbst in ihrer Umgebung im Brütofen oder auf dem Tisch im Laboratorium sogleich sich zurecht finden. Nur kann ich die vermeintliche Unfehlbarkeit bis auf Haaresbreite nicht zugeben. Die Fehldistanz bei den Pickversuchen erreicht sogar zwei Millimeter, freilich nur selten. Die Schluckversuche dagegen mißlingen oft. Dabei kommt in Betracht, daß auch erwachsene Hühner nicht unfehlbar sicher picken, erfassen oder schlucken, wie Jeder, der genau beobachtet, leicht wahrnimmt. Die Sicherheit ist aber bewunderungswürdig gleich zu Anfang. Auch eine eintägige Ente schnappte nach einer Fliege, welche gerade vorüber flog, und erhaschte sie; ein Truthahn von $1^1/_2$ Tagen richtete nach der Manier der Alten seines Geschlechts den Schnabel aufmerksam bedächtig auf Fliegen und andere kleine Insekten, wie der treffliche englische Beobachter wahrnahm."

Meynert hat gegen Preyer Front gemacht, aber in total ungenügender Weise, und man kann sich diesen ganzen Streit wirklich nur aus dem Mißtrauen der Forscher erklären, das im Instinkt als einem wesentlichen Unterschiede zwischen Thier und Mensch einen Widerspruch gegen die Darwin'sche Descendenzlehre sieht. Das Mißtrauen würde aber sicherlich zum größten Theile schwinden, hätte man erst für den Instinkt wirklich einmal eine ausreichende Hypothese. Nun hat in neuester Zeit J. G. Vogt in seinem Buche „Die Menschwerdung"*) thatsächlich eine solche erbracht und in überaus glücklicher Weise den Unterschied zwischen Instinkt und Wille bloßgelegt. Ich glaube manchem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich einmal die Ansichten des genannten Philosophen kurz darlege.

Vogt geht von einem neuen Gehirnschema aus. Im Gegensatz zu den meisten heutigen Physiologen und auf die Thatsache der Einheit des Bewußtseins gestützt, nimmt er für die einzelnen Sinneskategorien, die Gefühle und die Bewegung gewisse specifische Empfindungs- oder Bewußtseinscentren an. Wir haben also beispielsweise ein Seh-, Hör-, Hungerbewußtsein, d. h. werden diese Zellen durch Nervenreize aus den entsprechenden Sinnesorganen erregt, so entstehen nur bezüglich Gesichts-, Gehörs- und Hungerempfindungen. Nicht aber könnte beispielsweise ein Sehbewußtseinscentrum Gehörsempfindungen haben. Neben diesen Empfindungscentren gibt es noch eine Unzahl Gedächtnißzellen, in denen die aus dem Bewußtsein kommenden Reize fixirt werden, und endlich Leitungsfasern, welche die Gedächtnißzellen unter einander und mit den Bewußtseinscentren und letztere mit den Sinnesorganen verbinden. Die Bewußtseinscentren verlegt nun Vogt in die Sehhügel, die bekanntlich ebenso wie die Hirnrinde aus grauer Masse bestehen. In der Hirnrinde liegen die Gedächtnißzellen, und zwar in bestimmten Revieren, so daß die optischen, akustischen ꝛc. bei einander liegen.

Gelangt also ein Reiz aus den Sinnesorganen durch den Nerv in das zugehörige Bewußtseinscentrum, so wird hier durch die mechanische Reizung eine Empfindung ausgelöst. Da aber der Nervenstrom sich nicht etwa in Empfindung umsetzt, sondern erhalten bleibt, so fließt er durch eine Faser nach der Hirnrinde in eine bestimmte Zelle ab, die in einer bestimmten Weise differenzirt wird, wenn sie noch nicht differenzirt war. Ist dies aber der Fall, so wird der Reiz disponibel. Er wird daher durch eine Leitungsbahn nach einer anderen Zelle strömen und von da nach der zugehörigen Bewußtseinszelle. Von hier geht sie wieder nach der zweiten Zelle zurück, um in eine dritte, eine vierte u. s. w. überzugehen.

Nehmen wir ein einzelnes Beispiel. Ich sehe das Gesicht eines Freundes. Der im Sehnerv hervorgerufene Reiz geht in das Sehbewußtsein, ruft hier die entsprechende Empfindung hervor und geht dann schließlich (natürlich nach bestimmten mechanischen Gesetzen) nach einer Zelle in der Hirnrinde. Die Zelle ist schon differenzirt, das Bild des Freundes in ihr fixirt, da ich ihn doch nicht zum ersten Male sehe. Nun steht aber diese Zelle mit einer anderen in Verbindung, nämlich mit derjenigen, in welcher der Name des Freundes fixirt ist. Der disponible Reiz strömt sofort in diese Bahn und von der Zelle des Namens meines Freundes in das Hörbewußtsein, wo mir der Name eben wirklich erst bewußt wird. Von hier fließt der Reiz in seine Zelle wieder zurück, um in derselben Weise in eine dritte zu gehen, in der vielleicht ein Gefühl der Liebe fixirt ist. Denn die Gefühle und ebenso die Bewegungen haben den gleichen Gehirnmechanismus wie die Sinneseindrücke. Sie haben, wie schon gesagt, specifische Bewußtseinscentren und ihre eigenen Hirnrindenzellen.

Nur bei den Bewegungen haben wir noch etwas zu erwähnen. Die Gedächtnißzellen der Bewegungen sind nämlich stets noch mit Auslösungscentren verbunden, d. h. mit solchen Zellen, von denen die die Muskelbewegungen vermittelnden Leitungsbahnen ausgehen. Wo kein solches Auslösungscentrum vorhanden ist, kann auch nie und nimmer eine Bewegung wirklich ausgelöst werden, es mag eine Handlung noch so lebendig vorschweben. Ist zum Beispiel das Sprachcentrum verletzt, da vermag keine noch so klare Erinnerung an die Wörter diese hervorzuzaubern.

Die Hirnrinde ist also ein unentwirrbares Netz von Fasern, in deren Knotenpunkten die Zellen liegen. Dadurch ergibt sich die ungeheure Bedeutung der Fasern von selbst. Ohne die Leitungsbahnen könnte keine Zelle die andere anregen, kein Bild könnte ein anderes hervorrufen, uns fehlte jede Erinnerung, jede Ideenassoziation, Gefühle könnten sich nicht in Handlungen umsetzen, Gedanken keine Gefühle anregen, kurz, fast unser ganzes Geistes- und Seelenleben wäre unmöglich. Ja noch mehr, auf den Leitungsbahnen beruht auch der wesentliche Unterschied zwischen Thier und Mensch. Beim Thier sind nämlich die Verbindungen zwischen den Zellen zum allergrößten Theile von Geburt an fertig und beim Menschen werden sie erst durch das Lernen und die Erfahrung geschaffen.

Betrachten wir zunächst das Thier. Wenn das Hühnchen

*) Leipzig, Ernst Wiest.

das erste Mal ein Korn sieht, so pickt es dasselbe auf, auch ohne daß da das Beispiel der Henne mitwirkt. Warum? Nun das Bild des Kornes mußte nach den obigen Auseinandersetzungen durch den Sehnerv in das Sehbewußtsein gehen und dann weiter nach der Hirnzelle des Kornbildes fließen. Nun steht die letztgenannte Zelle schon mit einer anderen in Verbindung, nämlich mit der, welche die Bewegung des Pickens auslöst. Der Nervenreiz muß also sofort in diese Zelle gehen und die Bewegung des Pickens auslösen.

Beim Menschen dagegen sind nach der Geburt die Fasern zwischen den einzelnen Zellen nur vorgebildet, aber mit ihnen noch nicht verknüpft. Das letztere geschieht erst, wenn zwei Zellen gleichzeitig erregt werden. Sieht das Kind eine Rose und hört es gleichzeitig ihren Namen aussprechen, so werden zwei Hirnzellen gleichzeitig mit Reizen gespeist und eine Verbindung zwischen ihnen hergestellt. Sieht daher das Kind später wieder die Rose, so wird der optische Reiz aus der Hirnzelle des Kornbildes durch die Leitungsfaser in die Zelle strömen, in welcher das Wort Rose fixirt ist. Das Kind muß sich sofort des Namens der Blume erinnern. Ebenso ist es mit den Handlungen. Wenn das Kind zum ersten Male einen Löffel sieht, so faßt es diesen nicht an. Die Mutter muß erst die Finger gewaltsam um den Stil pressen und dadurch auf das Bewegungscentrum zurückwirken und es mit einem Reize laden. Durch den gleichzeitigen Anblick des Löffels wird aber auch eine optische Rindenzelle erregt. Die optische Zelle des Löffels muß sich daher mit derjenigen des Zugreifens verbinden. Ergießt sich später wieder ein Reiz in die optische Zelle des Löffels, so muß er sofort die Bewegungen auslösen, welche zum Angreifen des Löffels dienen.

Damit haben wir das Wesen des Instinktes ganz klar definirt. Er ist nicht der Ausfluß einer unerklärlichen Kraft, er ist einfach eine vererbte Gehirnanlage. Betrachten wir nun den menschlichen Willen an der Hand der Vogt'schen Auseinandersetzungen, wie sie außer in dem schon genannten Buche auch noch gedrängt in der kleinen Broschüre „Die Unfreiheit des Willens“ *) niedergelegt sind. Wir haben oben gesehen, wie eine Handlung zu Stande kommt. Aber diese Darstellung berücksichtigte nicht einen wesentlichen Faktor, den Einfluß der Gefühle und der Triebe. Wir ließen eine Handlung aus einem bloßen Bilde (des Löffels) hervorgehen. Dem ist jedoch in Wirklichkeit nicht so. Kommt nicht irgend eine Regung des Gefühles, eine Stimmung zu Hülfe, so wird ein bloßer Gedanke uns zu nichts veranlassen. Stößt doch oft genug im Gegentheil ein Gefühl, eine Leidenschaft im letzten Augenblicke alle vorher gemachten, sorglich überlegten Pläne um. Wir müssen daher annehmen, daß um jede Bewegungszelle und mit ihr verbunden, eine Reihe von Gefühlscentren sich lagert. Ehe also ein Reiz in die Bewegungszelle übergeht, muß er irgendwelche Gefühlszellen passiren. Es kommt daher ganz auf die Leitungsbahnen an, welche die Gefühlszellen mit den Bewegungscentren verbinden.

Nun kann jede Gefühlszelle nur mit einer gewissen, durch die Art des Gefühls bestimmten Gattung von Bewegungen verknüpft sein; das Hungergefühl beispielsweise nur mit solchen Bewegungen, welche eine Stillung des Hungers bezwecken, dagegen nicht mit Ausspuckbewegungen. Das Gefühl des Muthes wird sich mit Angreifs-, das der Feigheit mit Fluchtbewegungen verknüpfen, und nicht umgekehrt. Soll also eine Handlung vollzogen werden, so wird es ganz auf die Reize ankommen, welche die Gefühlszellen senden. Und werden gleichzeitig zwei oder mehrere Gefühle erregt, so entscheidet einfach der stärkste Reiz.

Veranschaulichen wir uns dies an einem Beispiele. Ein Hungriger sieht eine bittere Frucht. Das Bild der Frucht erregt das Bitterkeitsgefühl. Das letztere steht mit dem Auslösungscentrum der Spuckbewegungen in Verbindung. Andererseits speist aber das Hungergefühl auch das Centrum, in welchem die Bewegungen des Zugreifens ausgelöst werden. Ist nun der Hunger stärker, so wird die Frucht trotz ihrer Bitterkeit gegessen. Ist das Unlustgefühl der Bitterkeit größer, so bleibt der Magen unbefriedigt.

Man sieht, Vogt faßt den Gehirnvorgang rein mechanisch auf. Er vermeidet jedes autonome Willensgespenst, das selbstthätig in das natürliche Geschehen eingriffe, ohne daß er dabei in den Fehler des naiven Materialismus verfällt, der in der Bewegung die Empfindung, den geistigen Act selbst sieht und so zwei total verschiedene Dinge wie Bewegung und Empfindung mit einander verwechselt. Vogt nimmt ja eigene Bewußtseinscentren an, in denen sich durch eine eigenthümliche Constellation die Empfindung als eine dem Stoffe inhärente Eigenschaft manifestiren kann. Andererseits bleibt Vogt mit der unleugbaren Thatsache, daß wir stets das beglückende Gefühl der Freiheit, der Selbstbestimmung haben, durchaus auf gutem Fuße. Das Fließen der Nervenströme, das ganze Spiel der Gedächtnißzellen bleibt uns vollkommen unbewußt. Uns erscheinen nur immer die Resultate, die Bilder der einzelnen Zellen im Bewußtsein, und zwar ohne jede fühlbare Vermittlung, ohne den bemerkbaren Zwang gesetzmäßigen Geschehens. Mutter Natur hat hier entschieden ihr Meisterstück vollbracht. Sie hat gnädig über das Spiel der Nerven und Zellen einen Schleier gedeckt und gaukelt uns ewig den Schein subjectiver Freiheit und Selbstherrlichkeit vor.

Auch die juristische Verantwortlichkeit hebt diese Theorie trotz allen Anscheines nicht auf. Man braucht noch lange nicht so weit zu gehen, wie manche Schriftsteller, welche den Verbrecher als gehirnkrank in das Irrenhaus stecken wollen. Man kann die Gesetze und die Strafe als Erziehungsmittel vertheidigen. Die Einwände, die gegen diesen Standpunkt erhoben worden sind, sind durchaus nichtiger Natur. Vogt steht auch wirklich auf diesem Standpunkte. Man bezeichnet am besten Vogt's Stellung, wenn man sagt: er verlangt Gesetz und Strafe, um im Menschen gegebenen Falles einen anderen psychischen Zustand und somit ein anderes Handeln hervorzurufen. Die Gedächtnißzellen der strafbaren Handlungen müssen nämlich mit denjenigen der Gesetzesvorschriften und daher mit dem Gefühl der Furcht vor der angedrohten Strafe verknüpft sein. Sieht sich also der Mensch vor eine strafbare Handlung gestellt, so muß das Unlustgefühl der Furcht vor Strafe ausgelöst werden. Die Handlung wird nicht zu Stande kommen, es müßten denn anderweitige stärkere Gefühle vorhanden sein, gegen die dann natürlich die erfolgende (nach schon vorgekommener Bestrafung mit Recht verschärfte) Strafe ein wirksameres Gegengewicht abgeben würde. Gesellschaft, du bist wieder gerettet! —

Die oben kurz skizzirten Punkte machen den Kern des Vogt'schen Buches aus. Die übrigen Theile dienen zum größten Theile nur dazu, den Zusammenhang der in der „Menschwerdung“ behandelten Erscheinungen mit dem ganzen Weltgeschehen nachzuweisen. Auch diese Theile sind voll von genialen und stets originellen Gedanken, die selbst da, wo sie nicht überzeugen sollten, immer zum Nachdenken anreizen. Man hat Friedrich Nietzsche den gedankenreichsten Schriftsteller genannt. Nun, ich glaube, in Vogt dürfte ihm ein siegreicher Rivale erstanden sein. Erwähnen will ich noch, daß Vogt sehr verständlich schreibt und auch deswegen mit gutem Gewissen Jedem, der sich für die höchsten Fragen des Lebens interessirt, empfohlen werden kann. W. R.

*) Leipzig, Ernst Wiest.

Dresdner Kunstbriefe.

Von Cornelius Gurlitt.

Alle Rechte vorbehalten.

I.

Jenseits der Elbe, gegenüber der Brühl'schen Terrasse, selbst einem alten Festungswerke, dehnte sich bis vor einem Jahre etwa ein niedriger lang gestreckter Speicher aus, der sogenannte Pontonschuppen, ein Theil der großen Militärniederlassung, welche seit dem 17. Jahrhundert in der

Neustadt sich entwickelt hatte. Selten schwenkte ein einsamer Wanderer, der die ehrwürdige, noch so prächtig „unrationelle" Schloßbrücke überschritten hatte, links ab in jenes einsame und unwirthliche Gebiet, Wenige wußten in dem verworrenen Durcheinander von Kasernen, Ställen und Magazinen Bescheid. Und so viel der Pontonschuppen von allen Jenen genannt wurde, die vom Belvedère über den Fluß hinwegsehend den Stillstand der sächsischen Hauptstadt beklagten, so wenig war man diesem Pfahl im Auge der Stadt selbst nahe gekommen. Als eines Tages die Freudenbotschaft erklang, durch ein gütiges Geschick sei das alte Riegelwerk in Brand aufgegangen, als dann längs dem Altstädter Ufer die Dresdner am anderen Tage auf die rauchenden Trümmer sahen, waren sie nicht wenig erstaunt, daß hinter dem viel verwünschten Bau ein zweiter, ganz ähnlicher stand, so daß dem Stadtbilde durch das ganze Ereigniß nichts gewonnen war: Selbst das rastlos wirkende Feuer schien also nicht befähigt, Wandel in die ewig gleiche Erscheinung Dresdens zu bringen.

Heute ist die Klage verstummt. Die schlanken Dampfer fahren jetzt durch eine einzige große Baustelle; Zäune und Gerüste überall! Der Schuppen ist verschwunden, statt seiner beginnt ein gewaltiges Ministerialgebäude sich vor einem neuen Schulpalaste zu erheben, das alte „Blockhaus", der Brückenkopf an der Neustädter Seite, ist von Rüstungen umgeben, die ihm ein neues Geschoß bringen sollen, der weitschweifige Bau der Kunstakademie auf der Brühl'schen Terrasse selbst geht der Vollendung entgegen, das königliche Residenzschloß befindet sich in voller Umgestaltung, das Albertinum ist aus dem alten Zeughause hervorgewachsen, um die Kuppel der Frauenkirche spannt sich ein Netz von Balkenwerk, der Belvedère selbst ist erweitert, neue Stadttheile an beiden Ufern begrenzen den Fernblick nach den Loschwitzer Höhen, und zu der seit einigen Jahren fertigen „dritten" Elbbrücke soll sich bald eine zwischen diese und die alte Mutterbrücke eingeschobene vierte gesellen. Ueber die Neustadt weg schauen die gewaltigen neuen Militärbauten vom Rande der im Norden sich hinziehenden Waldhöhe herüber, spitze Kirchthürme ragen neben dem schönen, älteren Barockthurm der Dreikönigskirche hervor. Und durch die ganze Stadt zieht sich reger Gestaltungssinn: die Gerichte sind in stattlichen Bauten untergebracht, eine Markthalle steht im Rohbau fertig, die Schulen und Gymnasien mehren sich an Zahl und Umfang, der Privatbau hat bei neuen Straßenanlagen und tief in das alte Stadtwesen einschneidenden Durchbrüchen Gelegenheit gehabt, sich auf's Reichste zu bethätigen. Der herrliche Sandstein der benachbarten Elbberge liefert ein goldig braunes oder fein graues Material billig genug, daß „reiner" Quaderbau bei allen diesen Anlagen die Regel ist, der Staat und neuerdings auch die Stadt zeigen sich ihrer künstlerischen Aufgaben im hohen Grade bewußt, so daß die Schuld wahrlich nicht mehr dem Mangel von architektonischen Aufgaben zuzuschieben ist, wenn Dresden innerhalb der deutschen Kunstwelt nicht mehr jene Stelle einnimmt, die es im 16. und im vorigen Jahrhundert in so hervorragendem Maße besaß, zu der es noch einmal zur Zeit Gottfried Semper's und Richard Wagner's, Ludwig Richter's, Rietschel's und Hähnel's in glänzender Weise aufblühte, bis dann langsam Schritt für Schritt sein Ruhm dahinschwand, welcher jetzt thatsächlich von Karlsruhe und Weimar überflügelt zu werden schien.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß selbst aus der reichen Bauthätigkeit, welche der Staat Sachsen in seine Hauptstadt trug, sich eine eigentlich vorherrschende künstlerische Persönlichkeit nicht entwickelte. Nachdem 1849 Semper Dresden hatte verlassen müssen, war die Führung an seinen Nachfolger als Lehrer der Baukunst an der Akademie, Nicolai, übergegangen, der zwar weniger bekannt wurde als mancher ihm an innerem Werth nicht verwandte Fachgenosse, doch auf die Baukunst in Sachsen einen fast ebenso tiefen Einfluß ausübte, wie Schinkel auf jene Preußens. Nicolai ist nie vom Staate zu größeren Aufgaben herangezogen worden, seine ganze künstlerische Natur widersprach wohl auch der Bethätigung im Großen; selbst für die wenigen, von ihm geschaffenen Villen ist der Maßstab der Einzelheiten so zierlich und bescheiden genommen, daß darunter die Einheitlichkeit der Wirkung vielfach benachtheiligt wird. Dafür war er ein unübertrefflicher Meister in der Kunst des Ornamentes und der Profilirung und zugleich ein vorzüglicher Lehrer dieser Kunst. Mit spitzem Stifte, gewissenhafter Vertiefung in die Geheimnisse der Linienführung, einer an Ludwig Richter's Auffassung mahnenden bescheidenen Anmuth schuf er selbst und lehrte er schaffen. In allen Kunststädten liebte man lange Zeit, seine Schüler für die Baubureaus anzustellen, von der Feinheit der Empfindung Vortheil zu ziehen, welche er in seine Anhänger zu pflanzen verstand. Und als er in späteren Jahren selbst fast ganz auf eigene Bethätigung im Bauwesen verzichten gelernt hatte, blieb er doch noch der auf vorsichtiges Maßhalten, auf bescheidene Wirkung, auf etwas spießbürgerliche Reize hinweisende Berather seiner jüngeren Freunde.

So hatte die Dresdner Baukunst ein festes, eigenartiges Gepräge erhalten. Sie wehrte sich neben der Berliner am längsten gegen das Eindringen der derberen, kräftigeren deutschen Renaissance, festhaltend an den Vorbildern, welche Nicolai ihr gewiesen, an den Venetianern des endenden 15. Jahrhunderts. Sie blieb bei dieser Richtung selbst nachdem Semper auf's Neue sein Theater in Dresden aufgeführt und dabei bewiesen hatte, daß er inzwischen zur reifen Hochrenaissance des Peruzzi, San Gallo und Bramante fortgeschritten sei, nachdem auch sonst ringsum die Wucht und der Reichthum des Barockstiles die führenden Geister anzulocken begann.

Aber wie es allen fest geschlossenen Schulen erging — sie nahm zwar zu an Durchbildung der in ihr wirkenden Gedanken, sie kam zu einem entwickelten System, welches es auch minder begabten Kräften ermöglichte, sich von Mißbildungen und Fehlgriffen fern zu halten, sie errang dadurch namentlich bei öffentlichen Wettbewerben vielfache Siege — sie wurde aber unfähig, neue Gedanken zu verarbeiten und organisch in ihr Schaffen einzugliedern.

Namentlich die älteren Staatsbauten, meist durch Baubeamte ausgeführt, zeigen diese Eigenthümlichkeit. Während Friedrich's Annenrealschule noch in voller Frische die Einflüsse der beiden leitenden Meister, Semper's und Nicolai's, verarbeitet, ist Canzler's Gerichtspalast von einer anständigen, sein „Albertinum" bereits von einer nicht von Bedenken freien Mittelmäßigkeit, offenbart sich an Heyn's Technischer Hochschule der Zug der Dresdner Schule nach Wirkung im Kleinen selbst an der größeren Aufgabe schon in einer mit dem Umfang des Werkes in Widerspruch stehenden Schärfe: der Bau gewinnt fast den Eindruck eines gestreckten, reich verzierten Wohnhauses, es vermeidet der monumentalen Wirkungen abgeneigte Kunstsinn des Architekten sogar die von der Anlage gebotenen größeren Motive in der Hauptschauseite zum Ausdruck zu bringen. Aus Furcht, ruhmredig und leer zu erscheinen, wird die Architektur klein und schüchtern.

Schlimmer noch erging es dem Privatbauwesen, als es sich daran machte, die Schule Nicolai's mit dem Reichthum der überall erblühenden deutschen Renaissance zu vereinigen. Zunächst trat hier eine Erscheinung hervor, die ebenso merkwürdig als lehrreich ist. Während in den vierziger Jahren Dresdner Architekten, Marx und Krüger, einen so meisterhaft in das alte Stadtbild passenden Thurm, wie jenen der Neustädter Kirche zu schaffen und trotz aller klassicistischen Neigungen der Zeit zu bauen verstanden, haben die jüngeren Künstler von der altheimischen Bauweise, so gut wie nichts aufgenommen. Wie sie sich unlängst auf das heftigste dagegen wehrten, als der inzwischen nach München übersiedelte Rettig das Dresdener Rococo wieder aufzunehmen sich unterfing, so haben sie auch gegenüber der sächsischen Renaissance des 16. Jahrhunderts sich ganz ablehnend verhalten. Der fruchtbringende Eifer, mit dem München sich an seine alte Kunst und zwar nicht nur an die Prunkbauten jener Zeit, sondern an die schlichtere, bürgerliche Bauweise hielt, fand hier keinen Widerhall. Dresden hat noch heute viele Beispiele jener feinen Renaissance-Weise, deren Regel es ist, den Bau so einfach als möglich zu halten, nur den Giebel, die Erker und das Thor mit der größten Verfeinerung auszubilden und durch sie der ganzen Ansicht Leben und Wirkung zu geben. Ich wüßte außer einer kleinen, glücklich intim gedachten Villa von Gäbler nicht einen Versuch, diesen Compositionsgedanken aufzunehmen. Die Architektur des Friedrichsbaues vom Heidelberger Schloß, mit der Formensprache italienischer Renaissance verquickt, ist es, welche in der Regel als Vorbild dient, der Reichthum der Bauglieder wird oft bis in das Erheiternde gesteigert, weil an Eckausbauten, Erkern, Thürmen die an sich schon überladene Façade noch übertrumpft werden soll. Der sonst den Dresdnern durch ihr edles Baumaterial von selbst überlieferte verständige Sinn für das, was die Franzosen „le vraisemblable" nannten, für die augenfällige Sicherheit der Construction ging dabei verloren. Man muß solche Eck-

lösungen, wie sie sich z. B. an den Ecken des Durchbruches nach der Johann-Georgen-Allee finden, in ihrem Zusammentragen der unsinnigsten und sich gegenseitig in der Wirkung aufhebenden Motive gesehen haben, um zu lernen, wohin eine rein schulmäßige Kunstauffassung führt, wenn sie, ihres Ausgangspunktes unsicher geworden, auf neuen Bahnen ziellos dahinsteuert. Man muß dagegen die alte, spielerisch gewordene Schmucktechnik mit allerhand Putzfugen und Spitzquadern, z. B. an der Bürgerschule in der Ammonstraße betrachten, um zu sehen, daß es höchste Zeit war, solche neue Bahnen vorzubereiten.

Der schulmäßige Sinn der Dresdner Architektur tritt neuerdings wieder hervor. Es beginnen sich allerhand etwas posthume Neigungen für das Barock geltend zu machen. Aber ich sah in ganz Dresden nicht einen Versuch, außer den Rettig's an der Markthalle, die sich noch überall in den alten Stadttheilen dem Auge aufdrängenden Motive des echt barocken Wohnhausbaues aufzunehmen, jene der Renaissancebehandlung verwandte Auffassung, die großen Flächen eines vielstöckigen Hauses ganz einfach und schlicht zu gliedern und nur am mittleren Vorsprunge und an den Erkern die volle Kraft plastischer, schattentiefer Detaillirung zu entwickeln. Dieses weise Zurückhalten in der Flächenbehandlung mit dem Zweck des Zusammenfassens der Wirkung, dieses ganze, wahrhaft künstlerische Grundgesetz der Compositionsweise des Barock und auch des Dresdner Rococo blieb bis heute völlig unverstanden. Alljährlich verschwinden noch Façaden von hohem künstlerischen Reiz, um den langweiligsten Nicolai-Nachahmungen oder der unempfundensten sogenannten Deutsch-Renaissance Platz zu machen. Als jüngst ein kunstverständiger Privatmann seine Architekten zwang, im sogenannten Victoriahaus das Braunschweiger Kaufhaus in allen wesentlichen Theilen als Vorbild zu benutzen, entstand zum ersten Mal in Dresden ein Werk, welches den Reiz der Deutschrenaissance mit kraftvoller Wirkung verbindet, und über den Schematismus der localen Schule hinausreichend auf das Straßenbild einen entscheidenden Eindruck ausübt.

Das königliche Residenzschloß, welches in der Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut wurde, erhält jetzt eine neue Façade, da die alte im Laufe der Zeit ihrer Reize verlustig gegangen, nämlich jenes Schmuckes mit Sgrafitten, die einst die meist glatten Wände von den Giebelspitzen bis zum Sockel bedeckten. Es ist lehrreich zu sehen, was dem modernen Architekten als änderungsbedürftig an der Façade erschien: Zunächst steigerte er den romantisch malerischen Zug des Baues durch Hinzufügen neuer Eckthürme, deren Umrißlinie sich sehr erfreulich in das an sich schon so reiche Gesammtbild von Thürmen eingefügt. Dann wurden die ganz schlichten, nur durch eine Fase gegliederten Fenster, dort wo sie gekuppelt auftreten, durch Giebel und Ornamentaufsätze zusammen gehalten, schließlich wurde im Mittel ein Balkon in schweren Barockformen hinzugefügt: Wieder der eigenthümliche Zug der modernen Dresdner Schule, daß sie einen horror vacui, eine Furcht vor der Fläche, als Gegensatz zu dem Ornamente, besitzt! Die eingefügten Schmuckformen schädigen nach meiner Ansicht die Größe und Würde des Baues, sie geben dem Beschauer einen unrichtigen Maßstab zum Ganzen. Eine kleine alte Thüre durchbricht die Façade: Sie hätte dem Architekten zeigen sollen, in welchen zierlichen Abmessungen das Detail zu halten gewesen wäre, damit das Schloß auch nach der reicheren Ausgestaltung groß, als ein Bau mit stattlichen Stockwerkshöhen erscheine, damit es im Geist der Renaissance geschmückt werde, die das Ornament in Beziehung zur Einzelform, nicht zum Gesammtaufbau, bemaß.

Merkwürdig ist vor Allem, daß auch dieser Architektur die örtliche Sonderart fehlt. Zwar die Giebel des Schlosses sind den noch stehenden alten nachgebildet, aber der Barock der neuen Schmucktheile ist durchaus undresdnerisch. Während der Architekt sich auf der Baustelle nur hätte umsehen zu brauchen, um Motive in Fülle zu finden, während namentlich der Zwinger in seiner Mittelstellung zwischen Renaissance und Barock ihm Anregungen in endloser Zahl zu geben vermochte, hat er sich eine an sich ja wohlgebildete, aber italienisirende Kunst geschaffen, erweist er sich auch hierin noch als Schüler Nicolai's, der jede Linie im Geiste des Sammichele umzubilden für nöthig hielt, als sei in dessen Art allein künstlerische Seligkeit zu finden. Unverkennbar besteht für den Architekten an Pöppelmann's Kunst und an dem berühmten Werke des Meisters, am Zwinger, ein Zug, welcher seinem Idealismus als unfertig, unschön, ja roh widerstreitet; seine Selbstkritik hat ihm nicht gelehrt, daß in dem am alten Meister ihm zunächst Fremdartigen der eigentliche Kern von dessen Kunst liegt, daß man barock nicht entwerfen kann ohne barock zu empfinden. Ich weiß sehr wohl, daß echtes Künstlerthum im Werke nur sich selbst gibt und geben soll. Aber bei einer Erneuerung eines alten Werkes soll es sich zu verläugnen wissen. Man wird die Restaurirung nicht sachgemäß durchführen können, wenn man glaubt über der Zeit zu stehen, deren Kunstformen man beleben will. Man muß versuchen sich in sie zu stellen, aus ihr heraus bei voller Hingabe an ihre Erscheinungswelt das Neue zu ersinden!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Waldhorn.

Von Pedro Antonio de Alarcon.
Autorisirte Uebersetzung von S. Gräfenberg.

I.

„Don Basilio, blast doch auf dem Waldhorn, wir wollen danach tanzen. Unter diesen Bäumen ist es nicht warm." — „Ach ja, Don Basilio, blast das Waldhorn!" — „Bringt doch Don Basilio das Horn, auf welchem Joaquin übt." — „Das taugt nicht viel." — „Werdet Ihr spielen, Don Basilio?"

Nein! — — „Wie? Nein?" — — Nein! — — „Warum denn nicht?" — — Weil ich nicht kann. — — „Weil er nicht kann! Gibt es wohl einen größeren Schelm?" — „Er will gewiß nur, daß wir ihn erst recht schön bitten." — „Ach geht doch; wir wissen wohl, daß Ihr Kapellmeister bei der Infanterie gewesen seid." — „Und daß Niemand so gut wie Ihr das Waldhorn geblasen hat." — „Und daß man Euch . . . zu General Espartero's Zeiten im Palast gehört hat." — „Und daß Ihr eine Pension bezieht . . ." — „Kommt doch, Don Basilio, laßt Euch erweichen!"

— Nun gut. Es ist wahr, ich habe das Waldhorn geblasen; ich bin eine . . . eine Specialität gewesen. Aber es ist auch wahr, daß ich vor zwei Jahren mein Horn einem armen, abgedankten Musiker gegeben und seitdem keinen Ton wieder geblasen habe.

„Wie schade!" — „Ein zweiter Rossini!" — „Nun, deshalb müßt Ihr heute Nachmittag doch blasen . . ." — „Hier auf dem Lande ist Alles erlaubt." — „Denke doch daran, daß heute mein Geburtstag ist, Großpapa!" — „Hurrah, da ist schon das Waldhorn." — „Ja, nun muß er blasen." — „Einen Walzer!" — „Nein, eine Polka!" — „Eine Polka? Gott bewahre! Einen Fandango!" — „Ja ja, einen Fandango! Einen Nationaltanz!"

— Es thut mir leid, meine Kinder; aber es ist mir nicht möglich, das Horn zu blasen.

„Ihr seid doch sonst so liebenswürdig!" — „So gefällig!" — „Euer Enkelchen bittet Euch darum." — „Und Eure Nichte."

— Um Gotteswillen, laßt mich gehen. Ich habe gesagt, daß ich nicht blase.

„Warum nicht?"

— Weil ich es nicht mehr kann und auch geschworen habe, es nicht wieder zu lernen.

„Wem habt Ihr es denn geschworen?"

— Mir selbst, einem Todten und Deiner armen Mutter, mein Kind.

Bei diesen Worten nahm Aller Antlitz einen betrübten Ausdruck an.

— Ach, wenn Ihr wüßtet, um welchen Preis ich das Horn zu blasen gelernt habe, fuhr der Alte fort.

„Erzählt, erzählt!" riefen die jungen Leute, „erzählt uns diese Geschichte."

— Allerdings, sagte Don Basilio, ist es eine ganze Geschichte. Hört sie an und sagt dann selbst, ob ich das Horn blasen kann oder nicht . . .

Er setzte sich unter einen Baum und erzählte, von einigen neugierigen, freundlichen jungen Leuten umgeben, die Geschichte seiner Musikstunden.

II.

Vor sechzehn Jahren wüthete in Spanien der Bürgerkrieg. Don Carlos und Isabella stritten um die Krone, und die Spanier vergossen, in zwei feindliche Lager gespalten, ihr Blut im Bruderkriege. Ich hatte einen Freund, Namens Ramon Gamez. Er war Jägerlieutenant in meinem Bataillon und der tüchtigste Mensch, den ich je gekannt habe . . . Wir waren zusammen aufgewachsen, gingen zusammen von der Schule ab, kämpften tausend Mal zusammen und wollten zusammen für die Freiheit sterben . . . Oh, ich kann wohl sagen, daß er noch liberaler war als ich und das ganze Heer! . . . Aber da geschah es, daß sich unser Oberst eine Ungerechtigkeit gegen Ramon zu Schulden kommen ließ, einen Mißbrauch der Dienstgewalt, der einem die ehrenvolle Laufbahn verleiden kann; und so bewirkte ein Act der Willkür, daß der Jägerlieutenant die Reihen seiner Brüder verließ, daß der Freund sich vom Freunde trennte, der Liberale zu den Aufständischen überging, und der Untergebene seinen Vorgesetzten tödtete . . . Das litt Ramon's Stolz nicht, daß er Beleidigungen und Ungerechtigkeiten so ruhig hinnehmen sollte. Weder meine Drohungen, noch meine Bitten konnten ihn von seinem Vorhaben abbringen. Es war beschlossene Sache! Er wollte den Tschako mit der flachen Mütze der Carlisten vertauschen, obgleich er die letzteren tödtlich haßte.

Wir befanden uns damals in El Principado, drei Meilen vom Feinde entfernt. Es war die Nacht, in welcher Ramon zu desertiren gedachte, eine naßkalte, trübe und traurige Nacht, auf die eine Schlacht folgen sollte. Es mochte Mitternacht sein, als Ramon in mein Quartier kam. Ich schlief.

„Basilio," flüsterte er mir in's Ohr.

— Wer ist da?

„Ich bin's Lebe wohl."

— Gehst Du schon fort?

„Ja, lebe wohl." Er faßte mich bei der Hand. „Höre" — fuhr er fort. „Wenn es morgen, wie man glaubt, zur Schlacht kommt, und wir darin zusammentreffen" . . .

— Ich weiß schon, wir sind Freunde.

„Gut; wir umarmen uns erst und kämpfen dann mit einander. Ich werde morgen aller Wahrscheinlichkeit nach fallen, da ich mich mitten durch die Feinde schlagen will, bis ich den Obersten tödten kann. Was Dich anbetrifft, Basilio, so setze Dich nicht ohne Noth der Gefahr aus . . . Der Ruhm ist eitel Dunst."

— Und das Leben?

„Du hast recht. Laß Dich zum Commandanten machen," rief Ramon aus. „Der Sold ist kein Dunst . . ., oder doch erst, wenn man ihn verputzt hat . . . Ach, Alles das ist für mich vorbei!"

— Was für traurige Gedanken! sagte ich, nicht ohne Bangen. Wir werden morgen Beide die Schlacht überleben.

„Dann laß uns eine Zusammenkunft für nachher verabreden."

— Wo?

„In der Einsiedelei von Sanct Nicolaus, um ein Uhr nachts. Wer nicht kommt, ist gefallen. Einverstanden?"

— Einverstanden!

„Dann lebe wohl!"

— Lebe wohl! — Nach diesen Worten umarmten wir uns zärtlich, und Ramon verschwand im Schatten der Nacht.

III.

Wie wir erwarteten, griffen uns die Aufständischen am folgenden Tage an. Das Treffen war sehr blutig und dauerte von drei Uhr Nachmittags bis zum Eintritt der Dunkelheit. Etwa um fünf Uhr wurde mein Bataillon von einer Schaar unter dem Oberbefehle Ramon's heftig angegriffen. Ramon trug schon die Befehlshaberabzeichen und die weiße Carlistenmütze. Ich ließ Feuer auf Ramon geben und Ramon auf mich; das heißt seine Leute und mein Bataillon kämpften gegen einander. Wir blieben Sieger, und Ramon floh mit dem sehr zusammengeschmolzenen Reste seiner Leute, jedoch nicht eher, als bis er denjenigen eigenhändig mit einem Pistolenschusse niedergestreckt hatte, der Tags zuvor noch sein Oberst war und sich jetzt vergeblich gegen den Wüthenden zu vertheidigen suchte. Um sechs Uhr wandte sich die Schlacht zu unseren Ungunsten. Ich wurde mit einem Theile meiner Compagnie abgeschnitten und gefangen genommen. Man führte mich nun zunächst in das kleine Dorf ***, welches seit Beginn jenes Feldzuges von den Carlisten besetzt war, und wo man uns voraussichtlich sofort erschießen würde, denn in diesem Kriege gab es keinen Pardon.

Es schlug ein Uhr in der Nacht, welche dem so verhängnißvollen Tage folgte, die Stunde meiner Zusammenkunft mit Ramon. Ich lag in dem öffentlichen Gefängnisse jenes Dorfes in einem unterirdischen Raume eingeschlossen. Als ich nach meinem Freunde fragte, antwortete man mir:

„Das ist ein Held! Er hat einen Obersten getödtet, muß aber in der letzten Stunde der Schlacht gefallen sein."

— Wie? Warum glaubt Ihr das?

„Weil er nicht vom Schlachtfelde zurückgekehrt ist, und die Leute, welche er heute befehligt hat, keine Auskunft über ihn geben können."

Oh, wie litt ich in jener Nacht! Eine Hoffnung blieb mir noch: Ramon erwartete mich vielleicht in der Einsiedelei von Sanct Nicolaus und war deshalb nicht in das Lager der Aufständischen zurückgekehrt. Wie groß wird sein Schmerz sein, wenn er sieht, daß ich nicht zur festgesetzten Stunde komme, dachte ich. Er wird mich für todt halten. Und bin ich denn etwa noch so weit von meinem letzten Stündlein entfernt? Die Carlisten erschießen jetzt die Gefangenen; machen wir es doch nicht anders.

So brach der folgende Tag an. Ein Kaplan trat in meine Zelle, indeß alle meine Kameraden schliefen.

Der Tod! rief ich beim Anblick des Priesters aus.

„Ja," antwortete er sanft.

— Jetzt schon?

„Nein, in drei Stunden." Eine Minute später waren meine Gefährten erwacht. Tausend Schreie, tausend Seufzer, tausend Lästerungen erfüllten die Gefängnißräume.

Jeder Mensch, der dem Tode entgegen geht, pflegt sich an irgend eine Idee zu klammern und sie nicht wieder los zu lassen. Beklemmung, Fieber oder Wahnsinn kam über mich. Der Gedanke an Ramon, an Ramon als Lebenden, an Ramon als Todten, an Ramon im Himmel, an Ramon in der Einsiedelei, bemächtigte sich dergestalt meines Gehirns, daß ich während jener Stunden der Todesangst an nichts Anderes dachte. Man zog mir die Hauptmannsuniform aus und gab mir einen alten Soldatenmantel nebst Mütze dafür. So ging ich mit meinen neunzehn Unglücksgefährten zum Tode. Einer nur war begnadigt worden, weil er Musiker war. — Die Carlisten pflegten damals den Musikern das Leben zu schenken, weil in ihren Bataillonen großer Mangel an solchen war.

IV.

„Und Ihr waret Musiker, Don Basilio? Habt Ihr Euch dadurch gerettet?" fragten einstimmig die jungen Leute.

— Nein, liebe Kinder, antwortete der Veteran, ich war kein Musiker. Man bildete ein Viereck und stellte uns in die Mitte. Ich hatte Nummer elf, d. h. ich sollte als Elfter sterben . . . Da dachte ich an meine Frau und an meine Tochter, an Dich und Deine Mutter, liebes Kind. Man fing an zu schießen . . . Jene Schüsse machten mich fast wahnsinnig! Da man mir die Augen verbunden hatte, konnte ich meine Kameraden nicht fallen sehen. Ich wollte die Salven zählen, um einen Augenblick vor dem Tode zu wissen, daß mein Aufenthalt in dieser Welt zu Ende ging, aber beim dritten oder vierten Schusse wußte ich nicht mehr, wie viel ich gezählt hatte. Oh, jene Schüsse werden wie an jenem Tage auf ewig in meinem Herzen und meinem Gehirn widerhallen. Bald glaubte ich sie tausend Meilen weit fort zu hören, bald fühlte ich sie in meinem Kopfe dröhnen. Und man schoß weiter. — Jetzt! dachte ich. Die Salve krachte, und ich lebte. Diese aber! . . . sagte ich zuletzt zu mir. Da fühlte ich, wie man mich an den Schultern faßte, mich schüttelte und mir etwas in's Ohr schrie . . . Ich fiel und verlor das Bewußtsein, aber ich empfand etwas wie einen tiefen Schlaf . . . und träumte, man hätte mich erschossen.

Darauf träumte ich, ich läge in meinem Gefängniß auf einem Bette ausgestreckt. Ich sah nichts. Da griff ich mit der Hand nach den Augen, als wollte ich eine Binde davon nehmen und fühlte, daß sie offen, weit offen waren . . . War ich blind geworden? Nein; es kam daher, daß das Gefängniß ganz finster war. Ich hörte Glockengeläute und zitterte . . . Es wurde zur Seelenmesse geläutet. Es ist neun Uhr, dachte ich, aber an welchem Tage?

Ein Schatten, dunkler als die finstere Kerkerluft, beugte sich über mich. Es schien ein Mann zu sein . . . Und die Uebrigen? und die anderen Achtzehn? Alle waren erschossen worden. Und ich? Ich lebte oder phantasirte im Grabe. Meine Lippen murmelten mechanisch einen Namen, immer denselben Namen, der mich wie ein Alp drückte.

— Ramon!

„Was willst Du?" antwortete der Schatten an meiner Seite.

Ich schauderte. — Mein Gott, rief ich aus, bin ich in der anderen Welt?

„Nein," sagte dieselbe Stimme.

— Ramon, lebst Du?

„Ja."

— Und ich?

„Du auch."

— Wo bin ich? Ist dies die Einsiedelei von Sanct Nicolaus? Bin ich nicht gefangen? Habe ich Alles nur geträumt?

„Nein Basilio, Du hast nichts geträumt. Höre mich an."

V.

„Wie Du wissen wirst, habe ich gestern den Obersten im offenen Kampfe getödtet . . . Ich bin gerächt! Darauf fuhr ich, wahnsinnig vor Wuth, fort zu tödten . . . und tödtete . . . bis es Nacht wurde . . . bis kein Feind mehr auf dem Schlachtfelde war. Als der Mond aufging, dachte ich an Dich. Da lenkte ich meine Schritte nach der Einsiedelei von St. Nicolaus, um Dich dort zu erwarten. Es mochte zehn Uhr Abends sein. Da die Zusammenkunft auf ein Uhr festgesetzt war, und ich in der Nacht vorher kein Auge geschlossen hatte, so versank in einen tiefen Schlaf. Als es ein Uhr schlug, stieß ich einen Schrei aus und erwachte. Ich träumte, Du wärest gefallen, und blickte um mich und sah, daß ich allein war. Was war aus Dir geworden? Es schlug zwei . . . drei . . . vier . . . Was für eine qualvolle Nacht! Du kamst nicht. Ohne Zweifel warst Du gefallen! Es begann zu tagen. Da verließ ich die Einsiedelei und begab mich in dies Dorf, um die Carlisten zu suchen. Mit Sonnenaufgang kam ich an. Alle glaubten, ich sei am Abend vorher gefallen. Deshalb umarmten sie mich, als sie mich sahen, und der General überhäufte mich mit Auszeichnungen. Sogleich erfuhr ich, daß einundzwanzig Gefangene erschossen werden sollten. Eine Ahnung stieg in mir auf. Sollte Basilio unter ihnen sein? Ich lief also der Richtstätte zu. Das Viereck war gebildet, und ich hörte Schüsse . . . also hatte die Hinrichtung begonnen! . . . Ich strengte meine Augen an, sah aber nichts, denn der Schmerz machte mich blind, die Furcht nahm mir die Kräfte. Endlich bemerkte ich Dich. Du solltest bald erschossen werden . . . Nur noch zwei Opfer fehlten bis zu Dir. Was thun? Wie wahnsinnig stieß ich einen Schrei aus, schloß Dich in meine Arme und rief mit heiserer, herzzerreißender, zitternder Stimme:

„Diesen nicht, diesen nicht, Herr General!"

Der General, der das Viereck commandirte und mich wegen meiner Führung am Tage vorher so gut kannte, fragte: „Ist er denn Musiker?"

Diese Worte waren für mich, was für einen Blindgeborenen der plötzliche Anblick der Sonne in ihrem vollen Glanze sein würde. Das Licht der Hoffnung strahlte so plötzlich vor meinen Augen auf, daß es sie blendete.

„Musiker!" rief ich, „ja, ja, Herr General, er ist Musiker, ein großer Musiker!"

Du lagst indessen ohne Bewußtsein da.

„Was für ein Instrument spielt er?" fragte der General.

„Den . . . die . . . den . . . das . . . richtig! so ist es . . . das Waldhorn!"

„Brauchen wir ein Waldhorn?" fragte der General, zu der Musikkapelle gewandt.

Fünf Sekunden, fünf Jahrhunderte dauerte es, bis die Antwort kam:

„Jawohl, Herr General, wir brauchen eins," antwortete der Kapellmeister.

„Dann nehmt diesen Mann da aus der Reihe und fahrt mit der Hinrichtung fort."

Da nahm ich Dich in meine Arme und führte Dich in das unterirdische Gefängniß."

VI.

Kaum hatte Ramon seine Erzählung beendet, da erhob ich mich, umarmte ihn und sagte unter Thränen lachend, mit zitternder Stimme, ich weiß selbst nicht wie: Dir verdanke ich mein Leben!

„Nicht doch," antwortete Ramon.

— Warum nicht? rief ich aus.

„Kannst Du das Waldhorn blasen?"

— Nein.

„Dann verdankst Du mir Dein Leben nicht, sondern ich habe meines auf's Spiel gesetzt, ohne das Deinige zu retten."

Ich wurde kalt wie ein Stein.

„Und die Musik?" fragte Ramon, „verstehst Du überhaupt etwas davon?"

— Wenig, sehr wenig. Du weißt ja, was wir auf der Schule gelernt haben.

„Das ist wenig, oder, besser gesagt, gar nichts. Du bist unrettbar verloren! . . . Und ich auch, als Verräther, als Betrüger. Denke Dir doch, daß in vierzehn Tagen die Musikkapelle, zu welcher Du gehören sollst, zusammentreten wird!"

— In vierzehn Tagen?

„Nicht später. Und da du bis dahin nicht Waldhorn blasen wirst . . . (denn Gott wird kein Wunder thun), so werden sie uns ohne Gnade erschießen."

— Dich erschießen! rief ich aus; Dich? und um meinetwillen, der ich Dir das Leben verdanke? Ach, das kann der Himmel nicht wollen. In vierzehn Tagen kann ich das Waldhorn blasen.

Ramon lachte laut auf.

VII.

Was soll ich Euch noch weiter sagen, meine Kinder? In vierzehn Tagen . . . o Macht des Willens! in vierzehn Tagen und Nächten (denn in dem halben Monat gönnte ich mir keinen Augenblick Schlaf), in vierzehn Tagen lernte ich das Waldhorn blasen. Das waren Tage! Ramon und ich gingen auf das freie Feld und verbrachten dort viele Stunden mit einem Musiker, der täglich aus einem benachbarten Orte kam, um mir Unterricht zu geben.

Entfliehen? . . . Ich lese dies Wort in Euren Augen. Ach, alles Andere wäre eher möglich gewesen. Ich war Gefangener und wurde bewacht, und Ramon wollte nicht ohne mich fort. Ich sprach nicht, ich dachte nicht, ich aß nicht. Ich war dem Wahnsinn nahe, und mein einziger Gedanke war die Musik, das Horn, das verteufelte Waldhorn! Ich wollte lernen und lernte! Und wenn ich stumm gewesen wäre, hätte ich sprechen gelernt, lahm, wäre ich gegangen, und blind, hätte ich gesehen, denn ich wollte, und der Wille ersetzt Alles. Wollen ist Können. Ich wollte: das ist das große Wort! Ich wollte . . . und erreichte es. Kinder, lernt diese große Wahrheit!

So rettete ich mein und Ramon's Leben, aber ich wurde närrisch, und als ich närrisch war, da war meine Narrheit die Kunst. Drei Jahre lang kam mir das Horn nicht aus der Hand. Do-re-mi-fa-so-la-si, das war meine Welt während jener Zeit. Mein Leben war nur noch Trompetenblasen. Ramon verließ mich nicht.

Ich wanderte nach Frankreich aus, und auch in Frankreich fuhr ich fort, das Horn zu blasen. Das Horn war ich! Ich sang mit dem Horn im Munde! Menschen, Städte, die Vertreter der Kunst, Alle wollten sie mich hören, und das war ein Staunen, ein Bewundern! . . . Das Horn

ward gefügig unter meinen Fingern; es wurde elastisch, seufzte, weinte, schrie, brüllte; es ahmte den Vogel, das wilde Thier und den seufzenden Menschen nach. Meine Lunge war von Eisen.

So lebte ich noch zwei Jahre. Nach deren Ablauf starb mein Freund. Als ich seinen Leichnam sah, erlangte ich den Verstand wieder . . . Und als ich eines Tages das Horn in die Hand nahm, o Wunder! da merkte ich, daß ich es nicht mehr blasen konnte!

Werdet Ihr nun noch verlangen, daß ich Euch zum Tanz aufspiele?

Aus der Hauptstadt.

Ein verschwindender Bühnentypus.

In der Hauptstadt des Deutschen Reiches sind die Theaterverhältnisse anders geartet als in den Provinzialstädten, auch in denen, die eigene stattliche Theaterhäuser besitzen und nicht auf „fliegende Truppen", Monatgastspiele und dergleichen angewiesen sind. Auf den Provinzialbühnen kennt man auch noch die Einrichtung der contractlichen Benefize, mit all dem Brimborium, das ihnen voraufgeht, anhängt und nachfolgt.

Die Benefizstücke pflegen übrigens meist ganz interessirend zu wirken; auch dann, wenn sie auf etwelchen literarischen Werth eigentlich nur mäßigen Anspruch haben können. Zum Theil sieht man da längst vergessene alte Stücke wieder, aber Stücke, die „Rollen" enthalten — Glanzrollen natürlich —, dann aber gelegentlich auch funkelneue Stücke, die der Benefiziant unter seinen Schutz nimmt, und die unter den günstigen Auspicien der guten „Ehrenabendstimmung" sich herauswagen. Merkwürdig übrigens, wie bekannt einem oft die funkelneuen Stücke vorkommen.

Trotz der heftigen, der enthusiastischen, der ironischen, der sachlichen, der persönlichen, der pathetischen, der kritischen Parteinahme für oder wider die „neue Richtung" und die neuen Ziele in der dramatischen Kunst, trotz einzelner unbestrittener und anderer sehr umstrittener Erfolge, trotz Vorträgen, Streitschriften und Experimenten — ist doch im Großen und Ganzen der Geschmack des sogenannten „großen Publikums" nicht wesentlich anders geworden. Das nach dem ausprobirten Rezept aus der Hexenküche bereitete Stück ist diesem Publikum nach wie vor sehr lieb, um nicht zu sagen: das liebste. Darum macht es der anschlägige und findige Stückeschreiber heute wie ehedem: er arbeitet mit Typen. Den als wirksam erprobten Marionetten gibt er natürlich andere Rufnamen; er zieht ihnen auch andere Kleider an und setzt sie in ein anderes „Milieu"; er dreht sie nach rechts, er dreht sie nach links, er quirlt sie durch einander, er läßt sie artige und unartige Dinge plappern (sprich: Conversation machen) und zahlt den modernen Anforderungen dadurch Tribut, daß er eine Dampfspritze oder einen Gehängten, eine Leimsiederei oder eine Sprachvereinssitzung mit „stupender Echtheit" auf die Bühne bringt. Und der alles rechtfertigt, er gibt ihm Recht: der Erfolg. Wenigstens der Kassenerfolg.

Wie gut kennen wir sie, und seit wie langem schon, diese „bewährten Typen!" — Die Lustspielwittwe und die Schwiegermutter, der Bühnenbackfisch und das sentimentale Mädchen, der alte Polterer und der edle Held, der fils de famille, der Bühnenmaler (nicht mit dem Theatermaler zu verwechseln!), der Lieutenant, der Banquier, und wie sie alle heißen, die einmal so und einmal anders gruppirt werden: wir können uns ihren Zusammenhang meist schon aus dem Namenverzeichniß auf dem Theaterzettel ablesen.

Und doch kann sich auch diese überaus conservative Gesellschaft nicht ganz und gar den Anforderungen der umbildenden Zeit entziehen. Auch das Publikum der breiten Bettelsuppen will seine gewisse, zeitgemäße Abwechselung haben. Und der findige Lieferant tantièmefähiger Stücke richtet sich danach, und darum setzt er dann und wann einige Puppen in den Schrank zurück. Das Publikum, das so mit Unrecht als anspruchsvoll geschilderte, das so merkwürdig anspruchslose Publikum, es wird doch manchmal durch die schlimmen Rezensenten ein wenig aufgehetzt, und dann spendet es nicht den ersehnten Beifall, und es „beißt nicht an." So ist gegen die Bühnenschwiegermutter lange agitirt worden, und „man mag sie nicht mehr." So macht sich mehr und mehr eine Unzufriedenheit mit dem Bühnenlieutenant geltend, der vom Helden so unsagbar wenig und vom dummlich-arroganten Gecken so gar viel zu haben pflegte.

Aber noch einer anderen Bühnenfigur pflegten die dramatischen Mosaikarbeiter arg, fast übler mitzuspielen als jenen erstgenannten beiden. Das ist die typische „Alte Jungfer." Noch zu Roderich Benedix' Zeiten war diese Lustspielfigur ein überaus beliebtes Bühnenrequisit; zwar nicht mit überwältigendem Witz ausgestattet, aber dem Philistergeschmack viel Behagen abnöthigend.

In gegenwärtiger Zeit aber, in Stücken, die doch ein Hauch modernen Lebens durchweht, begegnet man dieser einst so beliebten Bühnenfigur nicht mehr. Sie hat ausgedient; sie „zieht ab." Daß dem so sei, kommt einem erst recht eigentlich zum Bewußtsein, wenn man die altmodige Person doch einmal wieder auf den Brettern erblickt.

Es war in einem „Benefizstück", auf einer größeren Provinzialbühne, als die arme Jungfer wieder einmal herhalten mußte. Der betreffende Benefiziant war zugleich der „Dichter" des Stückes. Da es sich hier weder um eine kritische Würdigung des Stückes, noch der dramatischen Gestaltungskraft seines Urhebers handelt, so sollen beider Namen verschwiegen bleiben. Nur der Hauptperson jenes Stückes (hätte es eine sogenannte Idee gehabt, könnte man vielleicht von einer „Trägerin der Idee" sprechen) soll gedacht werden. Die Hauptperson war nämlich eine alte Jungfer, und zwar die alte Jungfer; die alte Jungfer jener Art, wie wir sie weniger aus dem Leben, als aus antiquirten Polterabendscherzen kennen, und wie sie früher einmal typisch war — auf der Bühne. Ihr hatte der „Dichter" alle die Eigenschaften verliehen, die eine alte Jungfer der alten Bühnenschule haben mußte. Sie war alt und spielte sich in unangenehmer Weise auf die jugendliche hinaus, sie war geschmacklos, zudringlich, halbgebildet, sentimental, kurz: ein albernes, unnützes Wesen. Dazu war es dem Autor auch nicht gelungen, jener possenhaften Figur jenen menschlich-rührenden Zug zu verleihen, der sich auch mit übermüthiger Komik vereinen läßt; sie war einfach abstoßend. Und trotzdem es dem mit Kalauern, Situation- und Verwechslungscherzen gespickten Stücke nicht an Lacherfolgen fehlte, machte sich doch bei der siegreichen Minorität das Unbehagen an der mißlungenen Caricatur geltend.

Auch die arg vergröberte Caricatur muß doch Aehnlichkeit mit dem Original haben. Fehlt die Aehnlichkeit, so ist der Zweck eben verfehlt. Ein Bühnentypus, dem alle charakteristischen Eigenschaften einer Klasse von Lebewesen verloren gegangen sind, hat eben seine Lebensberechtigung verloren. So ist es mit der einst beliebten und des Erfolges sicheren Figur „der alten Jungfer" ergangen. Inwieweit Bühnenbild und Lebensbild einstmals übereinstimmten, wäre heutzutage schwer festzustellen; so wie dies Bühnenbild nach traditioneller Weise dargestellt wird, erscheint es heute veraltet.

Nicht, als ob es heutzutage keine alten Jungfern mehr gäbe! Deutlich genug reden die Resultate der statistischen Erhebungen! Nicht als ob heutzutage verschrobene, geschmacklose, unnütze alte Mädchen überhaupt in das Reich der Fabel gehörten. Es gibt ihrer immer noch einige; wenn man auch schwerlich wird statistisch feststellen können, wie viele? Aber, und das wird jeder objective, nicht von Vorurtheilen verblendete Beobachter zugeben, als Typus ist im Leben die „alte Jungfer" unserer gegenwärtigen Tage jener Bühnenfigur nicht gleichgeartet, die Spott und Widerwillen herausfordernd auf der Scene umherspukt.

An dem Theile der Frauenfrage, der von jenen weiblichen Individuen handelt, die eben nicht Frauen werden, die unvermählt bleiben, ist von Berufenen und Unberufenen viel herumgedoctert worden. Wer hat sich nicht alles damit beschäftigt! Nationalökonomen und Philanthropen, Pädagogen und Philosophen; objective, wohlwollende und übelwollende Leute haben das Thema beleuchtet, untersucht, kritisirt, beklagt, bespöttelt. Ernst und der sittlichen Tragweite sich bewußt bleibend sind die einen, dilettantisch die anderen jener Frage näher getreten. — Am

wenigsten sind dabei die „Nächstbetheiligten" um ihre Meinung gefragt worden. — —

Auch der Dramatiker, der ernsthafte, ist der Frage bislang aus dem Wege gegangen und hat sich lieber an das „actuelle" Motiv der Ehefrage gehalten.

Eine rechte Antwort auf die Frage zu finden, ist übrigens keinem der Antwortenden gelungen; von einer Lösung kann schon gar keine Rede sein.

Wie viele Fragen harren nicht am Ende dieses unseres neunzehnten Jahrhunderts ihrer Lösung! Ob das folgende Jahrhundert, wenn es seinem Ausgange nahe sein wird, die Lösungen so herausbekommen haben wird, daß sie „ohne Rest aufgehn?" — Und wie wird sich dann der „Typus der alten Jungfer" darstellen in der Welt und auf den Brettern, die die Welt bedeuten? Die Lösung mag lauten wie sie wolle; sofern sie nicht die pharaonische Maßregel, die den Juden ihre Söhne entriß, auf die Mägdelein mit gesetzlich geschützter Strenge anwendet, wird die Zahl der „unbegebenen Mädchen" sich erheblich vermehrt haben. Und gedrängt von der Noth die einen, erfüllt von dem heißen Durste nach Erkenntniß die anderen, werden sie viele Schritte vorgerückt sein in den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, des Gewerbes und des Erwerbes. Und diese Kämpferinnen, die Kämpferinnen um die Existenz und die Kämpferinnen um hohe Ziele, wird sich der Dramatiker nicht mehr entgehen lassen können, sei es als treibende Kräfte, sei es als Hülfstruppen. Man braucht weder Prophet von Profession, noch Wahrsagerin wunderbar zu sein, um derartiges vorauszusagen.

Aber, so weit sind wir noch lange nicht. Auch sollte uns nicht eine Gestalt des Lebens und der Bühne beschäftigen, die noch kommen soll; die Gegenwart gibt genug zu beobachten und zu bedenken. Das Resultat dieser Beobachtungen und Schlüsse ist in dem Falle „alte Jungfer" derartig, daß jenes traditionelle, legendare Bühnenbild, das seine Inspiration aus übertragenen Polterabendscherzen, oder von einigen bedauerlichen Abnormitäten herbezog, und die normale alte Jungfer von heute keine Aehnlichkeit mit einander mehr haben. Aus einer Erfahrung, beziehungsweise Beobachtung, abgezogener Beweis: es wird immer schwerer, die alte Jungfer unter ihren verheiratheten Schwestern herauszukennen. Man mache doch selber Versuche und sehe, ob man in fremder Gesellschaft die „Berufenen" und die „Auserwählten" mit nicht irrender Sicherheit herauszufinden vermöchte! Hielt nicht in einer Vereinssitzung mit Damenbetheiligung ein Zweifler neulich die berühmt gute Hausfrau, Gattin eines hohen Beamten, für eine alte Jungfer, weil sie mager und spitznasig war, und verfiel er bei einer anderen Dame, Gattin eines Kaufmanns, aus entgegengesetzten Gründen nicht in den Irrthum, eine alte Jungfer vor sich zu sehen, weil jene Dame trotz merkbaren Alters und bedeutender Formenfülle sehr knapp, jugendlich und auffällig gekleidet ging?! Schätzte er nicht zwei alte Mädchen unter die Frauen ein, weil sie gemüthlich aussahen, behaglich, rundlich und unscheinbar gekleidet? Und hörte nicht bei den mittelalterlichen Individuen, entre deux âges, überhaupt seine Weisheit auf? Die am Bühnentypus der „Alten Jungfer" gewonnene Anschauung hielt vor der Praxis und der Wirklichkeit nicht stich. Und am Ende aller Enden ist es doch die Annäherung an die Wirklichkeit, die auf der bretternen und papiernen Welt sich Geltung verschafft. Die Annäherung an die Wirklichkeit nur? Ja, ganz ohne Concessionen zu machen, geht es einmal nicht; Lampenlicht ist keine Tageshelle und Bretter sind kein Fruchtland und kein Straßenpflaster. Doch zu tief darf die Kluft nicht werden, die zwischen der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge" und deren Nachbildung sich befindet.

Und so ist es auch ganz natürlich zugegangen, daß das Bühnenbild der alten Jungfer mehr und mehr Befremden erregte, keinen Anklang und keine Nachfrage mehr fand, daß es uns nicht mehr gefallen will, wenn es auf den Brettern erscheint. Selten genug hat man nur noch Gelegenheit, das alte Bühnenrequisit zu beobachten; es verblaßt und verschwindet. Durch welchen andersartigen Typus der abgesetzte ersetzt werden wird? Die Zeit wird es lehren. M. Kr.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Friedrich Förster's Körnerfälschungen.

Geehrter Herr!

Sie haben mir die Freude und die Genugthuung gegönnt, vor zwei Sommern (1890, Nr. 39) meine Entdeckung der Körnerfälschungen Förster's zuerst in den Spalten Ihrer Wochenschrift veröffentlichen zu dürfen. Es ist demnach eine Pflicht des Dankes, wenn ich zunächst an dieser Stätte auf ein entschiedenes urkundliches Zeugniß hinweise, das meinen Entdeckungen und Beweisen das Siegel der Gewißheit aufdrückt. — Förster's vorgebliche Correspondenz mit Körner im Frühling 1813 wird durch die eigenen Aufzeichnungen Körner's als Fälschung offenbart; die beiden Briefe vom 30. März und 18. April, die Körner aus Jauer und Leipzig geschrieben haben soll, haben nie existirt; sie sind nur in majorem Försteri gloriam erdichtet worden. Durch den ersten Brief vom 30. März will Förster den Aufruf „an das Volk der Sachsen" im Manuscript erhalten und alsdann zum Abdruck befördert haben. Der Aufruf „an das Volk der Sachsen" steht aber in dem jetzt zu Dresden aufbewahrten letzten Tagebuche Körners hinter dem am 31. März eingetragenen dichterischen Aufruf „Frisch auf mein Volk." Der nach Schlüsser und Beitzke wirkungsreiche, nach Förster aber erfolglose Aufruf füllt, wie mir W. Peschel weiter gütig mittheilt, mit Bleistift geschrieben 15 Seiten. — Schlimmer und ehrvergessener ist die zweite Fälschung. Körner's Vater hatte in Leyer und Schwert, wie es auch in dem Tagebuch heißt, das Gedicht „Männer und Buben" auf den 17. August verlegt. Förster, dem es wohl bekannt war, daß seine mütterliche Freundin und Gönnerin das Buch nach dem Tode ihres Mannes dorthin, woher es stammte, nach Wien, zurückgegeben hatte, am 15. Juni 1835, und der einer directen Widerlegung die Stirn zu bieten frech genug war, trug vier Jahre später seine Lüge über die Abfassung des Gedichtes im April 1813 in der „Pandora" vor. Ich muß demnach, wie in meiner kritischen Schrift, so noch jetzt, die ganze vorgebliche Correspondenz Körner's und Förster's als solche, für eine Lüge erklären. Die wahren Thatsachen, die Förster mittheilt, sind mehr oder minder durch freie Dichtungen oder bewußte Unwahrheiten entstellt worden. Förster verdient für kein einziges Wort seiner Darstellung an sich Glauben und hat thatsächlich die ganze Körnerliteratur des letzten Menschenalters mehr oder minder durch das Gift der Unwahrheit befleckt.

Schwerin i/M. Friedrich Latendorf.

Notizen.

Charles Dickens' (Boz) Sämmtliche Werke. (Berlin, Carl Zieger Nachf. [Ernst Rhode]). Allen Naturalisten und Symbolisten von heute zum Trotz bleibt der herrliche Charles Dickens ewig jung. Er führt uns Bilder sozialen Elends vor, er beschreibt das Leben des Volkes, des ganzen, nicht nur der „oberen Zehntausend", er erzählt uns, wie dieses Volk jauchzt und jubelt und weint und klagt, wie es mißverstanden und gequält wird, wie es sich abmüht in dem Kampf um das Dasein, er steigt in die Tiefen und weist uns nach den Höhen. Ueberall finden wir in seinen Werken das Streben nach Wahrheit, den Haß gegen die conventionellen Lügen, an denen unsere sozialen Zustände kranken, gegen das Vertuschungssystem und die Schönfärberei. Eine neue Gesammtausgabe seiner Schriften wird daher rasch zu den alten Freunden neue gewinnen. Die Zieger'sche Originalausgabe empfiehlt sich durch gute Uebersetzung, billigen Preis, schöne Ausstattung.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Wer gut schlafen will entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken** à 3½ M. (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage** von **Herrmann**, Breitestr. 61, **Stettin.**

Butter 9 Pfd. netto postfrei Nachn. **Honig**
Süßrahm-Grasbutter frisch ℳ 7.50.
Edelster Blüthen-Schleuderhonig ℳ 4.80.

Geflügel garantirt lebende Ankunft.
7—8 Kücken (beste Winterleger) ℳ. 6.—
3—4 Brat- od. Legehühner, 4—5 Entchen,
1—2 Gänse pr. ℳ 5.75.

Gänsefedern schneew., daunenreich, staubfrei,
fein geschlissen pr. Pfd. ℳ 2.40,
ungeschlissen „ „ ℳ 1.70.
franco Nachnahme.
Fanny Klüger, Tlnste, Galizien.

Eine Erfindung
à la perpetuum mobile.

Dieses Neueste auf dem Gebiete der Erfindungen, welches sich ein jeder Fachmann, sowie Laie, gewerblich oder zur Unterhaltung, auch zur Zimmerzierde herstellen und an jedem Orte in verschiedensten Größen anbringen kann, arbeitet in sich selbst vorwärts und rückwärts gehend durch Naturkraft (Wasser) und bietet für Jedermann das größte Interesse und angenehmste Unterhaltung. — Eine leicht faßliche, ausführliche Zeichnung, sowie deutliche verständliche Beschreibung versendet der Erfinder gegen Einsendung von 5 Mark oder Nachnahme, und bietet somit jedem Interessenten die Hand, aus dieser Erfindung einen Nutzen zu ziehen.

H. Vollmann,
Werkstatt für techn.-mech. Arbeiten.
Berlin, Rügenerstr. 12.

Sommer-Pferdedecken

aus leinenem Drill, vorn zum Zuschnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeckend.

Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit
15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang
à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,
2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.
H. Herrmann, Deekenfabrik, **Stettin.**

Spamers illustr. Conversations-Lexikon.

Erste Auflage, 10 Bände. Halbfr. **Wie neu.** (ℳ 200.) Nur ℳ 100.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (ℳ 160.) Nur ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. (br. ℳ 194.) Schön Halbfr. Nur ℳ 75.—.

Gegen Voreinsendung oder Nachnahme.
C. Rudloff in **Berlin** W., Culmstraße 8.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Menschwerdung.

Die Entwickelung des Menschen aus der Hauptreihe der Primaten

und

die Begründung der weiten Kluft zwischen Mensch und Tier,

abschliessend mit der vollständigen Lösung des Willensproblems, des Problems der juridischen Verantwortlichkeit und des teleologischen Prinzipes in der menschlichen Weiterentwickelung.

Mit erläuternden Holzschnitten.

Von

J. G. Vogt.

Preis: brosch. ℳ 6.—. geb. ℳ 7.50.

Ernst Wiest, Verlags-Buchhandlung, **Leipzig.**

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?! Preis 60 Pf.

Robert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Romane von Theophil Zolling.

(Verlag von H. Haessel in Leipzig.)

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

2 Theile in einem Bande.

Vierte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

2 Theile in einem Bande.

Dritte Auflage.

Preis: Geheftet ℳ 6.—. Gebunden ℳ 7.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 27. August 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Mitteleuropäische Steuerreformen. Von Gustav König. — Der Schutz der Bauübernehmer bei Neubauten. Von O. Bähr. — **Literatur und Kunst:** Ein Theatersommer. Von Friedr. M. Fels. — Hans Thoma-Werk. Von A. Spier. — Die literarische Bildung der Volksmassen. Von Heinrich Wolgast. (Schluß.) — **Feuilleton:** Am Sarge. Von G. Zapolska. — **Aus der Hauptstadt:** Sunnenwendjahrtag. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Deutscher Sprachverein und angebliche Deutschthümelei. Von Punthel. — Notizen. — Anzeigen.

Mitteleuropäische Steuerreformen.

Von Gustav König.

Die Reformen der directen Steuern gehören zwar nicht zu jenen Angelegenheiten, bei welchen gefordert wird, daß „alle Klingen heraus" müssen, aber sie stellen an alle klingenden Beutel Ansprüche, und das sichert ihnen allgemeine, wenn auch nicht ungemischte Theilnahme. Thatsächlich geht jetzt eine sehr große und sehr ernste Bewegung durch die directe Besteuerung in Mitteleuropa. Nicht nur Preußen hat die Reform seiner directen Steuern in Fluß gebracht, sondern auch in Oesterreich liegt ein Project der Regierung über diesen Gegenstand vor. In Holland geht soeben die parlamentarische Behandlung der Steuerreform rasch von statten. In Württemberg wird an einer solchen gearbeitet. Aber auch im Großherzogthum Baden und im Königreich Sachsen scheint eine Verbesserung der directen Steuern unausweichbar. Nur Bayern und Belgien glauben an Steuerreformen weniger als je denken zu brauchen — eine Verabsäumung, die aber weder unsere, noch eine spätere Zeit zu entschuldigen wissen wird. Man ersieht aus all' dem, daß der wichtigste Theil der mitteleuropäischen Staaten aufrichtig daran geht, eine gerechte Vertheilung der directen Staats-, und dadurch der Selbstverwaltungssteuern herbeizuführen.

Es soll nun in Folgendem versucht werden, einerseits die gemeinsamen Beweggründe und Ziele dieser Steuerreform-Bewegungen aufzuweisen, und andererseits getrachtet werden, die Wege zur Erreichung dieser Ziele, den einzelnen Staaten entlang, aufzuzeigen.

Die ganzen Bestrebungen sind noch nicht lange im Gang, scheinen aber jetzt, am Ende des Jahrhunderts, in großem Umfange ihren Abschluß finden zu wollen. Aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts kam auf uns die sog. Ertragsbesteuerung der Wirthschaftsobjecte. Oesterreich, das bis in die letzten Jahrzehnte stets an der Spitze der fortschreitenden directen Besteuerung stand, brachte dieselbe bei der Belastung von Grund, Boden und Häusern, Frankreich bei der vom Erwerbe in Schwung. Dieses System, welches noch heute fast alle Staaten bei der directen Besteuerung beherrscht oder mit beherrscht, hat seinen Siegeslauf mit dem Jahre 1878, in welchem das Königreich Sachsen die allgemeine und persönliche Einkommensteuer einführte, einstellen müssen.

In einer Zeit, wie die, welche bis in die fünfziger Jahre hinein reichte, wo jedes Gewerbe an sich schon als ein „goldenes" angesehen wurde, wo jede Pferdekraft, jeder Webstuhl, jeder Geselle ein wirklicher und unverkennbarer Theil der activen Wirthschaftskraft des Einzelnen sein mußte — so wenig waren noch Kredit, Verkehr und Concurrenz allgemein entwickelt — wo Rechtsanschauungen zum Durchbruch kamen, welche dem Staate steuerliche Angaben u. dgl. verwehrten, da ist es erklärlich, daß man überhaupt nicht zu einer anderen als der directen Objectbesteuerung kommen konnte. Wie lange es bedurft hat, diese Sachlage zu ändern, beweist Preußen selbst, das erst seit einem Jahre die Gesetzesinstitution der obligaten Angabe des Steuerpflichtigen kennt, seit kurzen sechs Monaten erst in Uebung gebracht hat — eine sehr wichtige Feststellung für das Zeitmaß des Fortschreitens der anzustrebenden Steuerreform daselbst!

Eine Zeit also, welche dem Staat weder gestattet, zu seiner Erhaltung den Steuerpflichtigen nach seiner wirthschaftlichen Gesammtkraft zu befragen, noch — von heute aus gesehen — in Folge der unentwickelten Credit-, Verkehrs- und der in hergebrachter Weise nur sich entwickelnden Wirthschaftsverhältnisse an den Steuerpflichtigen selbst heranzutreten braucht, kann sich also ganz gut mit der nach Objecten bemessenen directen Spezialbesteuerung begnügen. Eine Zeit aber wie die unsrige, welche die obigen Rechtsanschauungen nur mehr als eine geschichtliche Thatsache kennt, den Staat über und vor Alle stellt, welche dem Individuum innerhalb der Gesetzesgrenzen die freieste Entwickelung gestattet und zusichert, welche nicht mehr von localen Gebräuchen, beruflichen Praktiken, nicht einmal mehr allein von der einzelstaatlichen Gewalt und Grenze wirthschaftlich abhängig ist, sondern den Weltbeeinflussungen von Kredit und Verkehr, von Kunst und Wissenschaft, von Natur und Technik, von allgemein-hygienischen der Regierten, wie von den persönlich-psychischen Zuständen der Regierenden ununterbrochen ausgesetzt ist, kurzum, die alle Vorkommnisse auf dem Erdball öconomisch als ein gemeinwirthschaftliches Ereigniß behandelt, kann unmöglich sich mehr begnügen mit der directen Besteuerung der greifbaren Objecte, sofern der Staat nicht das weitere und schon seit Jahrzehnten währende Nachsehen haben soll bei all' den zu großartiger Entwickelung gelangten wirthschaftlichen Umwandlungen. Der Staat braucht und muß andere directe Steuern zu seiner Erhaltung bekommen, als jene für ihre Zeit genügenden, für die unsrige aber nicht mehr zutreffenden Ertragsteuern.

Diesen Gedanken verfolgte insbesondere das Königreich Sachsen, und legte mit seiner 1878 beendeten Reform auf dem Gebiete der directen Steuern das Muster nieder, nach dem überall, wo deutsche Cultur- und Wirthschaftszustände bestehen, die Einkommensteuer nachgeahmt wird. Mit der Einführung und mit der Dauer dieser sich so gut bewährenden allgemeinen persönlichen deutschen Einkommensteuer erscheinen alle Ertrag-

steuern als veraltet, als überlebt. Die Einkommensteuer der neuen Zeit ist nichts Anderes, als die Ertragsteuer der alten Zeit, nichts Anderes als die moderne Entwickelung der Ertragsteuern.

Nur hat Sachsen den Fehler begangen, sachliches Vermögen-, Vermögenrechte-, gegenüber rein persönlichem Arbeits-Einkommen, dessen nothgedrungene Unterscheidung hier wohl nicht erst dargelegt zu werden braucht, für die staatliche directe Besteuerung nicht genügend auseinander gehalten und unterschieden zu haben. An der Bewältigung dieses Problems arbeiten die heutigen Gesetzgebungen Mitteleuropa's. Es kommen drei Arten von Lösungen in Frage. Die eine Art, welche sich von der alleinigen Einkommensteuer nicht losmachen kann, strebt die stärkere Belastung des sogenannten fundirten oder schwächere Belastung des sogenannten unfundirten Einkommens durch Erhöhung oder Verminderung der Steuersätze an. Diese durch ihre Einfachheit fesselnde, aber sehr trügliche Methode findet in einigen Staaten sogar Anwendung, und ist auch in den letzten preußischen Steuerdebatten nicht unhäufig erwähnt worden, mildert aber wenig die Fehler der alleinigen Einkommensteuer, übergeht gerade wie diese die steuerkräftigsten Personen und Sachen für die directe Besteuerung: selbst werbendes und zufällig kein Einkommen bringendes Vermögen z. B. würde steuerlos ausgehen! Eine zweite Lösung für die unterschiedliche Belegung der Nutzungen, Berechtigungen, Einkünfte, kurz des Einkommens aus persönlicher Thätigkeit und des nicht durch diese allein bewirkten Einkommens, versucht man durch die allgemeine persönliche Einkommensteuer unter Belassung der Spezialobjectsteuern, welchen da die Rolle der Belastung von „Vermögen" soll zufallen können, während die dritte, in der allgemeinen persönlichen Besteuerung des selbständigen Einkommens und des selbständigen Vermögens die praktische Lösung der Frage findet.

Bekanntlich war es Baden im Jahre 1884, welches jene Partei mehrfach in den Vordergrund treten ließ, die die Spezialobjectsteuern neben der allgemeinen persönlichen Einkommensteuer erhalten oder gestellt wissen wollte. Aber selbst Baden kann nicht als Vertreter dieser Richtung hingestellt werden, wenn man genau zusieht. Es hat zwar eine allgemeine persönliche Einkommensteuer errichtet, aber neben Objectsteuern, deren Spezialcataster nach dem Kapitalwerth geführt sind. Das ist eine so bedeutsame Aenderung der Ertragsteueridee, daß sie kaum mehr mit ihr zusammenfällt. Während die Berechnung des Ertrages sich nach äußeren Merkmalen, nach irgend einem äußerlich wahrnehmbaren Maßstab fest richtet, gibt der Kapitalwerth von Grund und Boden, von Haus und Gewerbe u. s. w. doch ganz andere und ganz besonders nicht feste, unveränderliche, objective, sondern schon sehr belangreiche, wechselnde, individuelle Steuerergebnisse. Die äußere Berechtigung, beide Einschätzungsarten zu den sogenannten Ertragsteuern zu rechnen, liegt darin, daß weder eine Berücksichtigung der Schulden, noch sonstiger Lasten auf das Object oder die Steuerperson erfolgt, daß eben beide Objectsteuern sind.

Es beruht aber auch auf einem sehr weit verbreiteten Irrthum, wenn man das so hervorragende Werk Schäffle's „Die Grundsätze der Steuerpolitik"*) zu jenen Büchern zählt, welche das soeben ausführlich berührte badische System der directen Besteuerung — Spezialobjectsteuern neben einer Generaleinkommensteuer — vertreten. Schäffle huldigt in diesem Buche ausschließlich und allein der alleinigen Einkommensteuer als directe persönliche Staatsabgabe. Er wünscht zur Erreichung dieses Zieles bald eine Rück-, bald eine Weiterbildung bestehender directer Steuern, und hat durch diese Auseinander- und Weiterschiebung der directen Steuern bei Vielen den Eindruck erzielt, als ob er zum Schlusse für Ertrag- und Einkommensteuer neben einander wäre.

Da die jetzige österreichische Regierungsvorlage, betr. die directen Personalsteuern, weiter nichts als eine bis in die kleinsten Einzelheiten nachahmende, nicht selten sogar obiges Buch mißverstehende Umsetzung der von Schäffle aufgestellten Theorien in die Finanzpraxis ist, so lohnt es der Mühe, seinen Ideen auch hier noch eine Weile nachzugehen. Was er nicht wünscht, ist die summarische Einkommensteuer, wie sie hier und da in Duodezstaaten besteht. Da er aber der allgemeinen persönlichen Einkommensteuer nicht traut, so will er die Theile derselben objectiv ausbilden, d. h. die Grund-, die Gebäude-, die Gewerbe-, die Zinsen-, die Lohn-Einkommen zu selbständigen, sogar jede mit selbständigen Organen versehenen Partial-Reinertragssteuern ausbilden. Daß er aber selbst nicht befriedigt ist mit dieser directen Besteuerung, beweist seine gleitende Progression für Prioritätsrenten, worunter alle über das gewöhnliche mittlere Maß hinausgehenden Erträge verstanden sind, die sich aber innerhalb aller Partial-Reinertrags- oder „Einkommen"-Steuern wieder vorfinden. Also im Ganzen ein Anbau zu jedem einzelnen Flügelbau der directen Besteuerung, eine „entfaltete" Steuer, welche mit je ein halb Dutzend großen und kleinen Fangnetzen den Pflichtigen der directen Steuern umklammern soll. Sein Buch selbst aber gibt zu, daß noch immer bedeutenden und vielen wirthschaftlichen Verhältnissen nicht Rechnung getragen werden kann in diesem directen Steuersystem — das ohnehin sich mit der Berücksichtigung der Schulden u. dgl. nicht klar abfindet.

Diese ausführliche Erwähnung der von Schäffle in dem genannten Buche vertretenen Ideen hat auch den Vortheil gehabt, daß sie nun überhebt von der weiteren Erwägung der Spezialbesteuerung der selbständigen Wirthschaftspersonen nach Objecten, gegenüber der allgemeinen persönlichen Besteuerung nach dem Einkommen und dem Vermögen — so unzufriedenstellend sind seine eigenen Resultate über das von ihm empfohlene directe Spezialsteuersystem! — und überhebt von der Aufzeigung, daß die allgemeinen Personalsteuern ebenso wenig wie die Objectspezialsteuern in der Luft hängen.*) Schäffle's genanntes Buch bildet nach mehreren Richtungen hin den Abschluß einer vergangenen und vergehenden Periode der directen Staatsbesteuerung. Es weist auf, daß selbst das gekünstelte System der objectiven Spezialbesteuerung für den Staat nicht ausreicht, daß weder eine einzige allgemeine nach der Person, noch eine spezielle nach Objecten veranlagte directe Einkommensteuer Schritt halten kann mit unseren Wirthschaftsverhältnissen.

Wenn also eine einzige directe Steuer, sei sie im Sinne von Sachsen oder in dem von Schäffle errichtet, nicht nur keine Berechtigung hat, sondern auch keine genügende Befriedigung bieten kann, und wenn die Ertrag- neben der Einkommenbesteuerung, abgesehen von vielen anderen Mängeln, eigentlich nur ein und denselben Maßstab, einmal in schlechterer und einmal in besserer Auflage, bildet, und ohnehin das Nebeneinander dieser beiden Steuerarten nie von den Steuerzahlern verstanden wird, oder gar in deren Rechtsanschauung übergeht, so muß und kann der Weg zur directen Erfassung der wirthschaftlichen Gesammtsteuerkraft des Einzelnen nur dort liegen, wo ihn auch Schäffle sieht, aber nicht verfolgt: im Einkommen und im Vermögen.

Ausführliche Darlegungen über die Einkommensteuer braucht es nicht mehr, und über die Vermögenstener können sie hier nicht erfolgen. Diese bringt außerordentliche steuerliche Vortheile. Wenn auch die geradezu großartige Volksthümlichkeit der Vermögensteuer nur als Ermuthigung für ihre Einführung in das directe Steuersystem eines großen Staates angesehen werden kann, so muß sie durch die sich ergebende Vertheilung von den Vermögen (Schulden und Lasten) der Einzelwirthschaften, und die daraus wieder sich ergebende Erkenntniß des Staates in sozial-, wirthschafts-, finanz- und damit in staatspolitischer Hinsicht geradezu als eine nothwendige Maßregel erkannt werden. Neben der leichten Erfassung der Vermögen bietet sie leichte Ausgleichung von Steigen und Fallen der Kapitalswerthe, der Schulden u. a. Weiter bringt die Vermögensteuer die Differenzirung der selbständigen Wirthschaftspersonen nach dem Vermögen (neben der nach dem Ein-

*) Tübingen, 1880.

*) Vgl. darüber meine Abhandlung im zweiten Jahrgang des „Finanzarchivs".

kommen), die so nothwendige Ausgleichung der Einkommensteuer (Steigen der Kapitalwerthe bei Stetigkeit, selbst Sinken der Renten u. s. w.). Nach all' dem ergibt sich für das prinzipielle Programm der modernen directen Staatsbesteuerung: Erfassung der wirthschaftlichen Gesammtpersönlichkeit der Einzelnen durch die Vermögen- und durch die Einkommensteuer. Die klaren und deutlichen Weiser dieses Weges zeigen: die directe Besteuerung der selbständigen Wirthschaftspersonen durch den Staat, der gebietsbegrenzten Wirthschaftsobjecte durch die Gemeinde.

Jene Staaten nun, welche in ihrer directen Staatsbesteuerung Werthkataster der Objecte neben der allgemeinen persönlichen Einkommensteuer kennen, stehen gewiß den soeben ausgesprochenen Prinzipien der staatlichen Besteuerung sehr nahe. Würde heute Baden den Schuldenabzug, nach dem dort die Rufe immer lauter werden, für seine nach Werthkatastern veranlagten Objectsteuern — welches System 1884 sehr zum Schaden des einheitlichen Baues und zukünftigen Umbaues dieser Abgaben bei der Rentensteuer durchbrochen wurde — gestatten, so würde es sich beinahe im Besitz der für den heutigen Staat allein zutreffenden directen Besteuerung finden. Die Steuerpflichtigen Badens haben zu diesen Forderungen eine um so größere Berechtigung, als schon der Commissionsbericht vom 12. Mai 1884 das Reformziel aufstellte: allgemeine Einkommensteuer mit allgemeiner Vermögensteuer (unter Beseitigung der Objectsteuern).

Vielfach ähnlich liegt die Sache in Württemberg. Die Gebäudesteuer kennt den „vollen Kapitalwerth" der Häuser (auch in Hessen laut „Kaufwerth"), die Gewerbesteuer rechnet mit dem „Betriebskapital", ja die anderen directen Steuern heißen dort überhaupt „Kapital- . . . Steuer". Man sieht also, daß Württemberg jetzt schon vielfache Anläufe hat zur Besteuerung nach dem Werthkataster. Ich sehe auch nicht gut, wie es sich von den Reformtendenzen seines Nachbarstaates Baden entfernen könnte. Wollte Finanzminister v. Riecke bei der von ihm geplanten Steuerreform einen kleinen Schritt weiter gehen als Baden im Jahre 1884, so würde er den Schuldenabzug nicht nur bei der zu schaffenden Einkommensteuer, sondern auch für die bestehenden directen Steuern gestatten, wodurch er beinahe die Vermögensteuer gewönne — wenn er nicht den ganzen Schritt der allgemeinen persönlichen Vermögensteuer als Ersatz der Objectsteuern überhaupt macht.

Die Königreiche Sachsen und Belgien mögen hier deshalb Erwähnung finden, weil sie jene Staaten in Mitteleuropa vorstellen, welche die orthodoxesten directen Steuersysteme haben. Sachsen ist in den unglücklichen Zustand hineingerathen, die allgemeine persönliche Einkommensteuer, man möchte sagen nicht nur als alleinige, sondern auch als alleinseligmachende directe Steuer (die Grundsteuerlast kann da nicht mit zählen) zu haben, während Belgien in entgegengesetzter Weise nur Spezialobjectsteuern für Rechnung des Staates kennt. Im Vorübergehen darf wohl darauf verwiesen werden, daß es gerade auch diese beiden Staaten sind, wo die „Sozialdemokratie" am stärksten nistet. Das Königreich Sachsen wird nicht schnell genug die Vermögensteuer als Maßstab „fundirten" Einkommens in seine directe Besteuerung einfügen können, um endlich eine rationelle directe Staatsbesteuerung der Person zu erlangen. Damit sind wir aber auch schon zu jener Frage gelangt, welche, neben der autonomen Besteuerung, die beiden Großstaaten Preußen und Oesterreich am meisten beschäftigt.

Vorher möchte ich nur noch jenen Staat behandeln, dessen Steuerreform bisher die allgemeine Aufmerksamkeit wenig auf sich lenkte. In Holland trachtet ein auch außerhalb seines Vaterlandes bewährter Nationalöconom, der Finanzminister Dr. N. G. Pierson, das Abgabensystem zu reformiren. Was dort an directen Staatssteuern besteht, sind die mehr oder weniger schon längst abgelegten Steuerkleider der Culturstaaten. Die „Kopf"-, die Gewerbeschein-steuer findet sich neben der Grundsteuer vor. Die Reform der Grundsteuer auf unbebaute Grundstücke wird nun in's Auge gefaßt neben der der Gewerbeschein-steuer, welche in eine wirkliche Gewerbe- und theilweise in eine Einkommensteuer übergeführt werden soll. Größere Bedeutung hat die Reform der „Kopfsteuer", welche auf dem Werthe der Wohnungsmiethe ruht und jetzt etwa so ausgestaltet werden soll, wie ich es, für eine ähnliche Steuer in Frankreich, in meinem Buche Un nouvel impôt sur le revenu *) vorschlug. Endlich faßt der holländische Finanzminister die „Besteuerung des vom Vermögen herrührenden Einkommens" in's Auge, eine „Vermögensteuer", die acht Millionen holländische Gulden vom Besitz über 13,000 holländische Gulden bringen soll, bei einem Steuerfuß, wie es neuerdings heißt, von 0,145 bis 2 pro mille.

Durch die gefallene Entscheidung in Preußen hat die directe Steuerverfassung des herannahenden Jahrhunderts ihre Signatur erhalten. Finanzminister Miquel hat sich als ein hervorragender politischer Finanzpraktiker für die Steuerreform bewährt. Bei Antritt seines Amtes schwirrte es noch von Anklängen an die hannoversche Steuerverfassung. Bald nachher und noch bei der ersten Lesung der seither zur Gesetzeskraft gelangten Steuerentwürfe vertrat er den englischen, aber deutschen Verhältnissen nicht sehr angethanen Gedanken, Einkommensteuer neben (der persönlich zwar, aber doch nur indirect treffenden) Erbschaftssteuer. Sei es nun die Resolution des preußischen Herrenhauses, welche eine weitere sofortige Entwickelung der Einkommensteuer so ziemlich verhindert, oder sei es die nicht mißzuverstehende Logik der wirthschaftlichen Thatsachen, welche die im Abgeordnetenhause oft erwähnte Unterscheidung von fundirten und unfundirten Einkommen innerhalb der alleinigen Einkommensteuer ausschließt, oder sei es schließlich und hauptsächlich das richtige Gefühl, die voraussehende Erkenntniß, welche Miquel dem heutigen Reformweg zuführte, dieser, der auf der staatlichen Rechtsprechung über die Steuerkraft der selbständigen Wirthschaftspersonen direct auf Grund ihres Vermögens und Einkommens fußt, ist der allein richtige, der des Staates einzig würdige. Steuerzahler und Volksanschauung erkennen in zwei Worten Inhalt und Rechtlichkeit der staatlichen directen Besteuerung bei einer Einkommen- und Vermögensteuer, während fast Niemand die sechs oder acht directen Spezialobjectsteuern begreift oder gar rechtlich findet, ja finden kann.

Durch die unnatürliche Entwickelung der autonomen Besteuerung in Preußen aber: ca. 100 Millionen Mark communale Zuschläge zur Einkommensteuer (gegenüber von vielleicht nur 45 zur Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer), verquickt sich daselbst die Reform der Körperschaftsbesteuerung auf das Engste mit der Reform der Staatsbesteuerung. Wenn wahr ist, was alle Zeitungen berichten, daß im preußischen Finanzministerium daran gedacht wird, dem nächsten Landtage eine weitgehende, prinzipiell tief einschneidende und systematische Doppelreform der staatlichen und gemeindlichen Besteuerung gleichzeitig vorzulegen, also sowohl die Umänderung der bestehenden staatlichen Objectsteuern, inclusive der staatlich noch nicht besteuerten Vermögensobjecte, in eine persönliche Vermögensteuer, als die Regelung der gemeindlichen Einnahmearten und Bedeckungszwecke, so ist zu fürchten, daß der so schön geführte Weg des Finanzministers Miquel nicht so ruhig, sicher und gut weiter betreten werden wird, als im vorigen Jahre. An Erscheinungen, wie sie seinerzeit beim „Verwendungsgesetz" zu Tage traten, soll und darf ja nicht gedacht werden!

Das preußische Steuerwesen fordert zunächst gar nicht diesen weittragenden Schritt mit einem Male, ja kann ihn gar nicht unternehmen, wenn man bedenkt, wie lange Zeit es bedurfte, bis die wenigen neuen Bestimmungen des letzten Jahres in einem Gesetze Aufnahme finden konnten. Von einer Reform der directen Besteuerung kann ja in Preußen bisher nicht die Rede sein. Die Einkommensteuer hat endlich die juristischen Personen mit dieser Abgabe, aber nur theilweise, belegt, der Steuerfuß wurde, unter Aenderung der Steuerklassen, etwas weiter gelegt, und jetzt erst endlich die Selbstangabe der Steuerpersonen als „obligat" erklärt. Das sind

*) Paris, Vieweg.

die ganzen bedeutsamen Aenderungen, welchen das alte preußische Einkommensteuergesetz unterzogen wurde. Mit Bravour wurde dagegen die Gewerbesteuer in ihren wichtigsten Theilen einer Reform unterzogen, und man vergißt darüber gerne die übriggebliebene Marotte der ungerechten „Mittelsätze" für den anderen Theil dieser Steuer. Denkt man nicht an die Organisation der Einsteuerungsbehörde, welche dem Steuerertrag nicht geringe Einbuße zufügen muß, an die Halbheit der Progression und der der Behandlung juristischer Personen, so liegen die größten Mängel der Staats- und der Gemeindebesteuerung in Preußen, ich möchte sagen, auf der Hand. Diese zu beheben sollte auch praktischer Weise die alleinige Aufgabe des nächsten preußischen Landtages sein, welcher ja der letzte der Sitzungsperiode ist und stets an die Wahlen zu denken hat.

Diese in die Augen springenden Mängel der preußischen directen Staatsbesteuerung sind die Nichterfassung der Geld- und ähnlicher -Kapitalien außerhalb der Einkommensteuer, sowie Grund-, Gebäude- und Gewerbe-Steuer seit jeher die bezüglichen Vermögensobjecte erfassen. Weiter hat der preußische Staat jetzt vor Allem Sorge zu tragen, daß das ganze Zuschlagswesen zur staatlichen Einkommensteuer, zu den persönlichen Steuern überhaupt, aufzuhören hat. Die Erfassung der wirthschaftlichen Gesammtpersönlichkeit des Einzelnen steht, wie schon erwähnt, nur dem Staate, und zwar aus finanz-theoretischen, praktischen und politischen Gründen, zu. Die zwei Thaten des nächsten preußischen Landtages auf dem Gebiete der directen Besteuerung sollten daher sein 1) Einführung der Vermögensteuer für die durch die Grund-, Gebäude- und Gewerbe-Steuer nicht getroffenen Geld- und anderen Kapitalien. 2) Säuberung der staatlichen Einkommensteuer von den communalen Zuschlägen. Dadurch wäre der künftige Weg der directen Steuerbelastung von Staat und Gemeinde klar und deutlich vorgezeichnet. Für den Staat: Einflechtung der vorhandenen Grund-, Gebäude-, und Gewerbe-Objectsteuern in die bestehende persönliche proportionale Theil-, und sodann allgemein werdende progressive Vermögensteuer, neben der vorhandenen Einkommensteuer. Für die Gemeinde: Ueberlassung sämmtlicher Steuerobjecte, und nicht etwa Ueberweisung der genannten Objectsteuern.

Eine sofortige und vollständige Aenderung der bestehenden Objectsteuern in eine allgemeine, persönliche Vermögensteuer braucht es in Preußen nicht, auch nicht wegen der Communalbesteuerung. Wendet man die sächsischen Verhältnisse auf die von Preußen an, so finden sich dreißig Procent der Einkommensteuer auf dem Lande und siebzig Procent in den Städten. Die Zuschläge müssen daher auf dem Lande mehr bei den Objectsteuern, und in den Städten mehr bei der Einkommensteuer ausgebildet sein. Dadurch ergibt sich, daß dort, wo Zuschläge zu den Objectsteuern vorherrschen, das communale Steuersystem in Zukunft weniger der Aenderung unterworfen sein wird, als dort, wo die Einkommensteuer-Zuschläge bestehen. Die ländlichen Gemeinden sind es zwar, welche die Selbstverwaltung am meisten verspüren, aber es wird bei ihnen immer und immer weniger die Ordnung der Einnahmen nützen, als die Ordnung der sich ihnen aufbürdenden Ausgaben. Ganz anders in den städtischen Gemeinden, wo, bei rationeller Verwaltung, gemeindlich belegbare Steuergrundlagen im Allgemeinen genügend vorhanden sind, bei denen aber die Ueberlassung der Steuerobjecte zu communalen Steuerzwecken, unter gleichzeitigem Ausschluß der allgemeinen persönlichen Einkommen- und Vermögen-Steuer von gemeindlichen Zuschlägen jeglicher Art, große Umänderungen nach sich ziehen werden. Umänderungen in den Belastungsverhältnissen der Gemeinden, welche, wie ich glaube, eine kurze Uebergangsperiode brauchen, da eine Mark gemeindlicher Steuerzuschlag zu einer persönlichen Steuer ganz anders wirkt, als eine Mark Gemeindesteuer auf die überlassenen Steuerobjecte. Während dieser Uebergangsperiode sollten das zur Verfügung stehende „Mehr" an Einkommensteuer — 35 bis 40 Millionen — und die, je nach dem Steuerfuß, durch die Vermögensteuer auf Geld und ähnliche Kapitalien sich ergebenden 15 bis 20 Millionen, die irrationelle gemeindliche Belastung zu den neuen, natürlicheren und besseren Bahnen überleiten. Einer größeren Summe als 50 bis 60 Millionen wird es überhaupt gar nicht bedürfen, da in vielen Gemeinden die neuanzustrebenden gesunden Verhältnisse sich vielfach ganz, oder beinahe ganz vorfinden werden, und es sich für den Staat hier nur darum handeln kann, den Umsturz der Verhältnisse in ruhiger Weise anzubahnen, nicht etwa vollkommen zu paralysiren, und sowohl den gemeindlichen Steuerzahlern und -lasten, als den gemeindlichen Verwaltungen eine gewisse Anpassungszeit zu schaffen. Die erwähnten beiden Summen können aber um so eher diesem Zweck zugeführt werden, als ja gerade die angezogenen Einkommen, in ungehörigster Weise, durch die gesammtpersönliche, und nothwendiger Weise auf einen Ort centralisirte, Einsteuerung von gemeindlichen Lasten getroffen werden.

Dieses Programm für die Gemeindebesteuerung besagt also keineswegs mechanische Ueberweisung der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an die Gemeinden, welche wahrlich schon Schäffle genügend gegeißelt hat. Eine solche mechanische Ueberweisung der Staatssteuer an die Selbstverwaltungskörper, brächte nur erneute Steuerfehler in die öffentlichen Haushalte. Der Staat berechtigt die Gemeinden zur Besteuerung der Wirthschaftsobjecte, d. h. er überläßt ihnen die steuerliche Erfassung für gemeindliche Zwecke, von, bei ihnen territorial in Erscheinung kommenden Wirthschaftsobjecten, wie Grund und Boden, Gebäude und Gewerbe, aber auch die Wohnungen, die gemeindlichen Berechtigungen. Selbst eine große Differenzirung der hierdurch neu entstehenden directen Gemeindebesteuerung sollte man zunächst nicht durch allgemeine Staatsgesetze hemmen, sondern eher, innerhalb gewisser gegebenen Grenzen, frei entwickeln lassen. Meint doch auch Schäffle (a. a. O. S. 578) von den Gemeinden, „es kann eine einförmige, allgemeine Abhilfe gar nicht geben."

(Schluß folgt.)

Der Schutz der Bauübernehmer bei Neubauten.

Von O. Bähr.

Zu den wenigen Fragen, die auf dem Gebiete des bürgerlichen Gesetzbuchs die Interessen weiterer Kreise angeregt haben, gehört die Frage, ob denjenigen, die auf einem fremden Grundstück die Herstellung eines Baues übernommen haben, ein besonderer Schutz bezüglich ihrer Forderung für Arbeit und Material zu gewähren sei. Unter den Uebernehmern eines Baues sind hier nicht bloß diejenigen, die einen Bau im Ganzen, sondern auch die, welche einzelne Arbeiten daran dem Eigenthümer gegenüber übernommen haben, also auch die Bauhandwerker, zu verstehen. Das preußische Landrecht, die bayerische und württembergische Gesetzgebung und das französische Recht, das ja noch in einem großen Theile Deutschlands gilt, sind auf Gewährung eines Schutzes der gedachten Art bedacht gewesen. Gegenüber dem Bauschwindel, der heutigen Tages in großen Städten, namentlich in Berlin, getrieben wird, verlangen aber die Bauübernehmer einen noch stärkeren Schutz als den in jenen Gesetzen für sie enthaltenen. Statt dessen hat der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs jeden besonderen Schutz ihnen versagt. Die Motive des Hauptwerks reden kein Wort über diese Versagung. Erst in den Motiven des nachträglich bearbeiteten Entwurfs über die Zwangsversteigerung wird die Versagung damit begründet, daß ein solcher Schutz der Bauübernehmer ein Bruch mit dem (das Grundbuchsystem beherrschenden) Eintragungsprinzip sei und daß dadurch die Grundlagen des Realkredits erschüttert werden würden.

Die Gründe, die die oben gedachten Gesetze übereinstimmend dahin geführt haben, den Bauübernehmern einen besonderen Schutz zu gewähren, wurzeln tief in der Natur der Verhältnisse. Jeder andere Handwerker kann für die Bezahlung des bei ihm bestellten Werkes darin einen Schutz finden, daß

er nur gegen Zahlung das Werk überliefert. Der Schneider, der einen Rock, der Schreiner, der ein Möbel, der Maschinenbauer, der eine Maschine angefertigt hat, braucht nicht eher sein Werkstück zu übergeben, bis er Geld sieht. Ganz anders bei dem Bauübernehmer. In dem Augenblicke, wo er seine Arbeit und mitunter auch das ihm gehörige Material zu dem Bau verwendet, geht das dadurch geschaffene Werk in das Eigenthum dessen, dem Grund und Boden gehört, über. Es liegt also in der Natur seines Gewerbes, daß er seine Leistung aus der Hand gibt, ohne die Gegenleistung dafür zu erhalten. Dazu kommt, daß gerade bei Bauten es sich um Werkleistungen von so hohem Werthe handelt, daß damit die Leistungen der meisten anderen Gewerke kaum verglichen werden können. Der Uebernehmer eines ganzen Baues, der sein darauf verwendetes Kapital verliert, kann darüber zu Grunde gehen.

Bei dieser Sachlage ist der Gedanke, dem Bauübernehmer für seine durch die Herstellung des Baues begründeten Forderungen einen besonderen Schutz zu gewähren, durchaus berechtigt. Man stelle sich nur die Sache vor. Der Bau steht da, durch die Arbeit und die Aufwendungen des Bauübernehmers zu Stande gebracht. Aber er ist auf fremden Grund und Boden gesetzt und dadurch juristisch Eigenthum des Bodenbesitzers geworden. Wird man da nicht sagen: so lange der Bau noch nicht bezahlt ist, gehört er wirthschaftlich doch eigentlich demjenigen, der ihn geschaffen hat? Der juristische Grundsatz, daß das mit Grund und Boden verbundene Werk Theil des Grund und Bodens und dadurch Eigenthum des Bodenbesitzers wird, muß, wenn Gerechtigkeit geübt werden soll, dem wirthschaftlichen Grundsatze weichen, daß der Bau in erster Linie zur Befriedigung der Kosten seiner eigenen Herstellung zu dienen hat. Das war ohne Zweifel der Gedanke, der sich bereits im vorigen Jahrhunderte den Verfassern des preußischen Landrechts aufgedrängt hat und dann auch in die Gesetze anderer Länder übergegangen ist.

Die ganze Schwierigkeit liegt nur in der Frage: in welcher Form ist es möglich, den durch das Gerechtigkeitsgefühl verlangten Schutz dem Bauübernehmer zu gewähren? An dieser Frage scheitern vielfach unsere Juristen. Auch die obengedachten Gesetze sind in deren Lösung nicht ganz glücklich gewesen. Wenn nun auch diese Frage eine solche der juristischen Technik ist, so hoffen wir doch darüber in einer Weise reden zu können, daß sie auch für den Laien verständlich wird und Interesse darbietet.

Das preußische Landrecht und, mit ihm übereinstimmend, die Gesetze von Bayern und Württemberg geben dem Bauübernehmer die Befugniß, seine Forderung für Herstellung des Baues im Grundbuche eintragen zu lassen, wodurch er eine Hypothek an dem Grundstücke erwirbt. Damit gewähren sie ihm aber ein Recht, mit dem er leicht zu spät kommt. Natürlich datirt diese Hypothek erst von dem Tage der Eintragung an. Jede früher an dem Grundstück bestellte Hypothek geht ihr vor. Nun ist es aber gerade die Form, in der vielfach der Bauschwindel betrieben wird, daß der Eigenthümer, der auf seinem Grundstück ein Haus bauen läßt und sonst vermögenslos ist, noch ehe die Bauübernehmer wegen ihrer Forderungen zum Eintrag gelangen, eine anderweite Hypothek, die den Werth des Grundstückes einschließlich des Baues erschöpft, an dem Grundstück bestellt und das Geld dafür in die Tasche steckt. Dann sind die Bauübernehmer um ihre Forderung gebracht. Vorgänge dieser oder ähnlicher Art spielen vielfach an den Orten des Bauschwindels eine Rolle.

Man könnte dadurch helfen wollen, daß man dem Bauübernehmer eine kraft Gesetzes eintretende Hypothek an dem Grundstücke zuwiese, die schon in dem Augenblicke begönne, wo er die Aufwendung für den Bau gemacht hat. Dies würde aber in anderer Beziehung wieder zu weit gehen. Eine solche Hypothek würde den Grund und Boden mit umfassen. Der Eigenthümer würde dadurch gehindert, über das Grundstück zu verfügen, namentlich eine andere Hypothek dafür aufzunehmen. Das würde keine natürliche Rechtfertigung in sich tragen. Ein natürliches Recht auf Befriedigung hat der Bauübernehmer immer nur aus dem von ihm auf das Grundstück gesetzten Bau, während Grund und Boden dem Eigenthümer zur freien Verfügung verbleiben muß.

Diesem Gedanken begegnen wir bereits im französischen Rechte. Im Artikel 2103 des Code ist bestimmt, daß das Vorrecht der Bauhandwerker auf Befriedigung für ihre Forderungen sich auf die Wertherhöhung beschränken soll, die das Grundstück durch den Bau gewonnen hat. Der Gedanke, daß der Bau, so lange er noch nicht bezahlt ist, gewissermaßen noch dem gehört, der ihn geschaffen hat, soll sich in der Art verwirklichen, daß, wenn das Grundstück zum Zwangsverkauf kommt, der Bauübernehmer den Werth des Baues aus dem Erlöse vorwegnehmen darf. Damit haben wir für das Vorrecht des Bauübernehmers die richtige Grenze gefunden.

Im französischen Recht ist aber die Ausübung dieses Vorrechts dadurch in hohem Maße erschwert, daß es an einige Formvorschriften geknüpft ist. Es soll nämlich der Bauübernehmer, wenn er von dem Vorrechte Gebrauch machen will, sowohl bei Beginn seiner Arbeit, als nach deren Vollendung durch einen vom Gericht ernannten Sachverständigen Protokolle aufnehmen lassen, durch die der Zustand der Sache vor und nach dem Baue festgestellt wird. Diese Protokolle sollen dann die Grundlage abgeben für die Bemessung der Wertherhöhung. Dadurch wird die ganze Lehre unpraktikabel gemacht, und sie kommt erfahrungsmäßig nur selten zur Anwendung. Diese Formvorschrift wird aber dadurch zu einer gewissen Nothwendigkeit, daß nach den Bestimmungen des Code das fragliche Vorrecht nicht bloß bei einem Neubau, sondern auch bei jeder Ausbesserung eines bestehenden Baues Platz greifen soll. Bei einer bloßen Ausbesserung ist allerdings der Werthunterschied zwischen Altem und Neuem schwer zu bemessen. Da kann man dahin kommen, eine solche formale Feststellung für die Bemessung des Werthunterschiedes für nothwendig zu halten. Nun würde ja allerdings eine ganz folgerichtige Durchführung des hier vertretenen Gedankens dahin führen, daß auch schon jede Ausbesserung eines Baues unter den Schutz jenes Vorrechtes zu stellen wäre. Erkennt man aber die Schwierigkeiten, die sich einer so weit getriebenen Durchführung entgegenstellen, dann wird man vom praktischen Standpunkte aus geneigt sein, das fragliche Vorrecht für bloße Ausbesserungen aufzugeben, es vielmehr auf den Fall eines eigentlichen Neubaues zu beschränken. Thut man das, dann wird man jene Formvorschriften des französischen Rechtes entbehren können. Bei einem Neubau wird in der großen Mehrzahl der Fälle die Abschätzung des Werthes des Baues einerseits und des Grund und Bodens andererseits, auch wenn kein Protokoll darüber aufgenommen ist, ohne allzu große Schwierigkeiten geschehen können. Wir werden übrigens auf diesen Punkt noch einmal unten zurückkommen.

Nun sagt man freilich: ein solches, den Bauübernehmern eingeräumtes Vorrecht sei eine den Realkredit schädigende Durchbrechung des Eintragungsprinzips, welches dahin geht, daß kein dingliches Recht an einem Grundstück entstehen dürfe ohne Eintrag im Grundbuche. Auch wir legen den größten Werth auf Erhaltung des Realkredits und sind deshalb auch von der Bedeutung jenes Prinzips vollkommen durchdrungen. Aber man darf doch nie vergessen, daß die Prinzipien um des Lebens willen da sind, und nicht das Leben um der Prinzipien willen. Wo schwerwiegende Gründe vorliegen, ein Prinzip zu durchbrechen, und wo zugleich diese Durchbrechung ohne alle Gefährde für den dem Prinzip innewohnenden Gedanken geschehen kann, da wird die Festhaltung an dem Prinzip — man verzeihe uns das Wort — zur Prinzipienreiterei. So aber liegt hier die Sache. Welche schwerwiegende Gründe für den Schutz der Bauübernehmer vorhanden sind, ist bereits oben dargelegt. Was aber das Eintragungsprinzip selbst betrifft, so liegt diesem der Gedanke zu Grunde, daß Niemand, der Rechte an Grundstücken erwirbt, über den Umfang seines Rechtserwerbs getäuscht werden soll. Eine Täuschung hört aber auf, wenn es sich um Dinge handelt, die auch ohne Eintrag im Grundbuche für Jedermann erkennbar sind. Das

ist nun bei einem Neubau unzweifelhaft der Fall. Niemand kann einen auf einem Grundstücke stehenden Neubau als solchen verkennen. Wer also auf ein Grundstück, auf dem ein Neubau steht, Geld leihen will, von dem ist es nicht zu viel verlangt, daß er erst fragt: Ist denn der Neubau auch bezahlt? Wenn nicht, so soll ihm für seine Hypothek nur der Grund und Boden haften, nicht auch der darauf gesetzte Bau, dessen Werth in erster Linie den noch nicht bezahlten Bauübernehmern zukommt. Darin liegt für den Darleiher keine Ungerechtigkeit und keine Härte. Man kann vielleicht einwenden, daß öfters auch Geld auf Grundstücke geliehen werde, ohne daß der Gläubiger das Grundstück zu Gesicht bekommt. Dann wird er aber doch wenigstens eine amtliche Schätzung des Grundstückes sich geben lassen. Es bedürfte also nur, um auch in diesem Falle den Gläubiger vor Täuschung zu bewahren, einer Vorschrift für die Schätzer, daß sie bei Schätzung eines Grundstücks, auf dem ein Neubau steht, diese Eigenschaft des von ihnen mitgeschätzten Hauses ausdrücklich hervorheben. Damit würde der Gläubiger gewarnt sein.

Nun ist freilich ein „Neubau" ein relativer Begriff. Wie lange soll ein Bau als Neubau gelten? Diese Frage bedarf der Beantwortung, und es muß, wenn Täuschungen vermieden werden sollen, der Begriff des Neubaues nicht allzu weit ausgedehnt werden. Es muß eine Frist dafür bestimmt werden, und über diese Frist hinaus darf das Vorrecht des Bauübernehmers nicht fortbestehen, wenn nicht inzwischen für eine anderweite Sicherung desselben gesorgt ist. Diese Sicherung kann nur darin bestehen, daß der Bauübernehmer — und hier kommt wieder das bis dahin zurückgestellte Eintragungsprinzip zur Geltung — sein Vorrecht im Grundbuche eintragen läßt. Die gedachte Frist dürfte auf drei Monate nach Vollendung der Bauarbeiten (oder auch nach polizeilicher Abnahme des Baues, vorausgesetzt, daß eine solche überall stattfindet) zu bestimmen sein.

Auf Grund dieser Erwägungen hatte ich bereits in dem von mir veröffentlichten „Gegenentwurf" zum bürgerlichen Gesetzbuch folgenden § 620 vorgeschlagen:

> Der Uebernehmer eines Bauwerks*) hat wegen seiner Forderungen für Arbeit und Auslagen an dem Grundstück, auf welchem der Bau errichtet wird, ein gesetzliches, allen anderen Rechten an dem Grundstück vorgehendes Pfandrecht in dem Umfange der Wertherhöhung des Grundstücks durch den Bau. Das Pfandrecht bleibt jedoch gegenüber Anderen, die an dem Grundstücke Rechte erworben haben oder erwerben, nur erhalten, wenn der Bauübernehmer innerhalb von drei Monaten nach Vollendung seiner Bauarbeiten die Eintragung oder — falls der Eigenthümer in diese nicht einwilligt — die Vormerkung seines Rechts im Grundbuche erwirkt. Die Vormerkung ist auf einseitigen Antrag des Bauübernehmers einzutragen, wenn dieser seinen Anspruch glaubhaft macht oder wenn er auf solchen Klage erhebt.
>
> Mehrere bei demselben Bauwerk betheiligte Uebernehmer stehen, ohne Rücksicht auf die frühere Erwirkung des Eintrags, im Range ihrer Pfandrechte einander gleich.

Auch den von manchen Seiten geltend gemachten Einwendungen gegenüber halte ich diesen Vorschlag als einen der Gerechtigkeit entsprechenden mit voller Ueberzeugung aufrecht. Es sollen jedoch hier noch einige Zweifel, die sich erheben lassen, besprochen werden.

Man kann dem hier gemachten Vorschlage zum Vorwurf machen, daß danach die Auseinandersetzung zwischen dem Bauübernehmer und den anderweit an dem Grundstück Berechtigten stets eine Abschätzung nöthig mache, die den Werth des Neubaues in Verhältniß zu dem Werthe des Grundstücks vor dem Neubau feststellt. Allerdings trägt jede Abschätzung eine gewisse Schwäche in sich, und wo sie sich vermeiden läßt, wird man nicht zu ihr greifen wollen. Wo aber ein dringendes Bedürfniß der Gerechtigkeit nicht anders befriedigt werden kann, da darf man auch vor einer Abschätzung als Mittel der Auseinandersetzung nicht zurückschrecken. So liegt der Fall hier. Ein ähnliches Verhältniß kam schon früher in dem Deutschen Rechte vor bei Auseinandersetzung von Lehn und Allod. Hatte der Vasall auf ein Lehngrundstück einen Bau gesetzt, so ging zwar das Eigenthum daran auf den Lehnsnachfolger über. Der Werth des Baues — man nannte ihn die „Oberbesserung" — blieb aber Allod und mußte dem Allodialnachfolger vergütet werden. Auch hier mußte eine Abschätzung erfolgen. In gleicher Weise soll nun auch in unserem Falle der Werth der „Oberbesserung" dem Banübernehmer verbleiben.

Man wendet freilich ein: wenn in dieser Weise die Bauübernehmer bevorzugt werden, so können ja gar keine „Baugelder" mehr für einen Bau dargeliehen werden. Baugelder ist der üblich gewordene Name für Darlehen, die während des Baues je nach dessen Fortschreiten ausbezahlt werden und für die sich der Darleiher in der Regel eine Hypothek an dem Grundstücke, bei der er den Werth des Baues mit in Rechnung bringt, verschreiben läßt. Natürlich würde diese Hypothek durch das Vorrecht der Bauübernehmer beeinflußt werden. Es gibt aber ein sehr einfaches Mittel, durch das sich der Darleiher vollkommen sichern kann. Er zahlt die darzuleihenden Baugelder statt an den Eigenthümer an die von diesen zu stellenden Bauübernehmer aus. Dann wächst in gleichem Maße, als er diese ausbezahlt, sein Hypothekenrecht an dem Grundstücke dergestalt, daß es auch den Werth des Neubaues mit umfaßt. Daß aber der Darleiher die Baugelder an den Eigenthümer ausbezahlt, dieser sie anderweit verwendet und dann die Bauübernehmer das leere Nachsehen haben, ist ein so abscheulicher Mißbrauch, daß man nicht stark genug ihn verurtheilen kann.

Beschränkt man das Vorrecht des Bauübernehmers auf die durch den Bau herbeigeführte Wertherhöhung, dann kann man dieses Vorrecht unbedenklich auch denjenigen gegenüber gelten lassen, die schon vor dem Bau eine Hypothek an dem Grundstücke erworben haben. Denn diesen ist ja nur der Werth des Grundstückes, so wie es vor dem Bau war, verhaftet. Auf den Mehrwerth, den das Grundstück durch den Bau erhalten hat, haben sie kein wohlerworbenes Recht. Nun kann freilich die Feststellung des Werthes, den das Grundstück vor dem Neubau hatte, namentlich in dem Falle Schwierigkeiten machen, wenn der Neubau nicht auf ein bisher unbebautes Grundstück gesetzt ist, vielmehr schon ein Bau auf dem Grundstücke stand, der zum Zwecke des Neubaues abgebrochen worden ist. Selbstverständlich muß in diesem Falle der Werth des früheren Baues zu Gunsten der älteren Berechtigten mit in Rechnung kommen. Die Abschätzung kann aber, nachdem bereits der Abbruch geschehen ist, schwierig sein. In einem solchen Falle werden also der Eigenthümer oder die vorberechtigten Hypothekengläubiger wohlthun, von dem Hülfsmittel des französischen Rechtes Gebrauch zu machen, nämlich noch vor dem Abbruch den Werth des fraglichen Hauses durch eine Schätzung feststellen zu lassen. Geht dieser Werth von dem Werthe des Neubaues ab, so kann es auch vielleicht dahin kommen, daß die Bauübernehmer aus dem Neubau doch nicht ihre volle Befriedigung erhalten. Das läßt sich nach der Natur der Verhältnisse nicht ändern. Die Bauübernehmer müssen in Fällen dieser Art besonders vorsichtig sein.

Noch läßt sich die Frage erheben, ob denn das Vorrecht der Bauhandwerker sich auf den Fall beschränken soll, wo sie dem Eigenthümer gegenüber Bauarbeiten übernommen haben, oder ob es nicht vielmehr auch dann einzutreten habe, wenn sie im Dienste eines Bauübernehmers die Bauarbeiten verrichtet haben? Auch für das letztere ließen sich ja Billigkeitsgründe anführen. Aber die Sache ist zu schwer juristisch zu construiren, als daß es sich empföhle, auf diesen Gedanken einzugehen. Der Haftung des Baues muß doch stets eine Forderung wider den Eigenthümer des Baues zu Grunde liegen. Die Handwerker aber, die mit einem Bauübernehmer contrahirt haben, haben nur eine Forderung wider diesen, nicht wider den Eigenthümer. Wie ließe sich z. B. es rechtfertigen, daß ein Bauhandwerker zum Nachtheil des Eigenthümers sich an den Bau halten

*) Ursprünglich hatte ich an dieser Stelle „der Bauführer" gesagt. Da inzwischen der Ausdruck „der Uebernehmer eines Bauwerks" von autoritativer Seite vorgeschlagen ist, so nehme ich keinen Anstand, diesen Ausdruck an die Stelle des meinigen zu setzen.

könnte, nachdem der Eigenthümer den Bauübernehmer voll ausbezahlt hat? In solchen Fällen werden also die Bauhandwerker darauf bedacht sein müssen, sich dem Bauübernehmer gegenüber sicher zu stellen. An den Eigenthümer und folgeweise auch an den Bau können sie sich nicht halten.

Alle diese Erörterungen haben gezeigt, daß das vorgeschlagene Vorrecht gewisse Schwächen in sich trägt und kein ganz vollkommenes Institut ist. Das darf aber nicht abhalten, es wenigstens in so weit gesetzlich einzuführen, als es praktisch durchführbar ist. Auch damit wird im Interesse der Bauhandwerker schon ein Bedeutendes erreicht. Wollte man, weil man nicht Alles erreichen kann, das Ganze verwerfen, so würde auch hier der Satz sich bewähren, das oftmals das Beste der Feind des Guten ist. Das Bedürfniß, unsere Bauhandwerker gegen den immer mehr zunehmenden Bauschwindel zu schützen, ist ein so dringendes Gebot der Gerechtigkeit, daß man dafür thun muß, was sich eben thun läßt.

Literatur und Kunst.

Ein Theatersommer.

Wiener Ausstellungsbriefe von Friedr. M. Fels.

II.

Die Franzosen.

Elle parle! Nein! elle chante. Oder doch: elle parle? Wie war es nur? Ich weiß wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf steht.

Nie haben zwei losere Schäker gelebt als diese Herren Scribe und Legouvé. Keinem ist ein perfiderer Witz gelungen als ihnen, da sie die epochemachende Neuerung des Fräulein Lecouvreur im Stil der Comédie française in jene ihre simple Antithese faßten. Schon eine ganze Weile saß ich vor all dieser steifen und würdevollen Pracht und das Herz war mir traurig und beklemmt: da, endlich, fiel das befreiende Wort: Elle a amené toute une revolution dans la tragédie . . . elle y est simple et naturelle, elle parle. Ich athmete erleichtert auf: gerettet! und wartete ruhig und ergeben auf das sprechende Fräulein Bartet. Nun trat sie auf. Die Enttäuschung! Das sollte die Lecouvreur sein, die große Revolutionärin?! War das nicht viel eher ihre singende Rivalin, die Duclos? Elle parle — elle chante . . . Schließlich war ich nahe daran, der Frau Herzogin Recht zu geben: Donc plus la tragédie est chanté . . . mieux cela vaut.

Es gilt, vorsichtig zu sein in seinem Urtheil über ein so altberühmtes Institut. Alle Umstände gilt es zu berücksichtigen, den kleinsten, der für seine Art sprechen kann, und den kleinsten, der uns im Urtheil hemmt. Lieber sich selbst mißtrauen; lieber sich selbst einmal für etwas weniger gescheut halten, als die anderen und mag das noch so schwer sein. Gott! wie geht einem das wider die Natur.

Es ist nicht die ganze Comédie, die wir hier gesehen haben. Nur etwa ein Dritttheil ihrer Mitglieder hat die Reise nach Wien mitgemacht. Die übrigen haben in Paris weitergespielt. Unter ihnen von den Berühmtesten. Ich weiß es nicht, aber ich nehme an, daß dadurch die eine oder andere neue Besetzung bewirkt worden ist. Die Leute haben in einem neuen Haus gespielt, das ihnen fremd war und dem sich anzupassen sie weder Zeit noch Gelegenheit gefunden. In einem Holzbau, für den Augenblick und für das Auge mehr als praktisch dem Gehör. Vor einem Publikum, aus aller Herren Länder, das von einem belebten Korso herkam, von Blumenfesten und von Tommasoni, und das Ruhe und Sammlung nicht kannte, nicht einmal wollte. Das, mit Herrn Sarcey, traurig war, weil es sich die Vergnügungen der gastfreundlichen Kaiserstadt durch künstlerische Störungen und Ablenkungen unterbrechen lassen mußte. Ein Publikum, das an diese Schauspieler nicht gewöhnt war, und an das diese Schauspieler nicht gewöhnt waren. Und dieses ist ein Hauptpunkt.

Eine jede höchst ausgebildete, traditionelle, stehende, stilisirte Kunst verlangt ihr Stammpublikum. Menschenalter hindurch müssen Hörer und Spieler sich auf einander gestimmt haben. Ich möchte nicht die Bürgschaft für den Erfolg übernehmen, wenn es einmal dem Burgtheaterensemble einfiele, in einer fremden Stadt, einem fremden Land zu spielen. Weimar konnte nur in Weimar goutirt werden. Dem Berliner war die Goethe'sche Schule ein Greuel. In München gilt noch heute die Bland als Meisterin der Tragödie, gegen deren Singsang die Sprechweise der Comédie française doch eitel Natur ist. Seien wir gerecht! Bei einer so gelehrten Ausstellung muß jeder etwas von dem gelehrten Universalismus des vornehm unparteiischen und unvoreingenommenen Kritikers mitbringen: sonst wird er schwere Enttäuschungen zu beklagen haben.

Frankreich, das doch, und auch in künstlerischer Hinsicht, die größten Ausschreitungen und die kühnsten Experimente sich geleistet hat, ist im Grunde das Land der festen Tradition. Es liegt ein Hauch von Altbürgerlichkeit und Philistrosität darüber. In die Akademie wird Pierre Loti aufgenommen, und Emile Zola candidirt zum so und so vielten Mal vergebens; die heranwachsende Malergeneration unterrichten die gewiegtesten Techniker und nicht die feinsten und eigenartigsten Künstler. Auf der Akademie gibt es und gilt eine Summe fester, normirter Kenntnisse und Anschauungen; für Experimente und für jugendlich stürmische Entfaltung originalen Talentes ist da kein Platz. Die Comédie française benennt sich heute noch nach Molière's Namen. Talma und die vor ihm und neben ihm sind feste Säulen, an denen nicht gerüttelt werden darf. Ernst und Würde, Discretion und Feinheit, zarte Uebergänge und gedämpfte Accorde und der gehobene Schwung der Sprache: das liegt im Stil der Comédie française. Wer Anderes erwartet und sucht, mag es in Paris, das Jedem etwas bietet, anderweitig finden: im Hause Molière's pflegt man im Frack und großer Toilette zu erscheinen. Es ist der gemeinsame Empfangssalon Aller, und droben auf der Bühne sprechen und agiren Schauspieler, wie sonst auch im Salon des Einzelnen der geladene Künstler sich produciren mag, nach raffinirtem Mahl zu wohltemperirter Zerstreuung.

Aber bisweilen wird die Tradition durchbrochen. Im Guten wie im Schlimmen. Ich habe bei diesen Prateraufführungen einen jungen Schauspieler gesehen, dessen Spielweise von den anderen erheblich abstach. Zwar ist er kaum mehr als ein anständiges Mitteltalent, dafür hat er etwas Naturburschenhaftes, Urwüchsiges, Derbes, ja Rohes, das sich dem Ensemble nicht einfügen will. So, nur im guten Sinn, mag der junge Got vorgetreten sein. Von Zeit zu Zeit empfängt die Comédie frische, belebende Elemente. Aber sie hat einen guten Magen. Sie verdaut mit Leichtigkeit und, was sie einmal aufgenommen, assimilirt sie sich im Nu. Die darstellenden Kräfte sowohl wie auch das Repertoire.

Bei Got habe ich eine Anmerkung zu machen. Er gab in „Denise" den Vater. „Naturalistische" Heißsporne, die aus dem Carltheater, von der Duse, herkamen, erklärten mir in höchster sittlicher Entrüstung dies Spiel für Coulissenreißerei: Wo bleibt da die Natur? Mit Leuten, für die Eleonore Duse eine naturalistische Schauspielerin ist und die glauben, damit Alles erschöpft zu haben, streite ich überhaupt nicht. Es ist merkwürdig, wie wenig für diese Herren örtliche und zeitliche Bedingungen existiren, trotz allen Milieurummels. Pathos, falsches Pathos werfen sie einem Got vor und damit steht ihr Urtheil. Ich bin gewiß tolerant, und die Wurstigkeit ist mir das Schönste, was wir anstreben können; aber in gewissen Fällen sage auch ich: Odi profanum volgus et arceo. Selten noch habe ich ein vollendeteres Spiel gesehen als Got's Brissot. Eines mehr im Geist der Rolle, ein echteres, wahreres: mehr französisches. Ein deutscher Schauspieler, und wäre es der größte, brächte das überhaupt nicht fertig. Kann denn Got

dafür, daß Brissot eben auch nur eine „Rolle" ist? Unsere „Naturalisten", deren Haupttugend die ist, nur davon zu wissen, was sich in den paar Jahren seit ihrem Abiturium zugetragen hat, werden sich natürlich nicht erinnern, daß gerade „Denise" Veranlassung gegeben hat zu einer heftigen Fehde zwischen einem deutschen und einem französischen Kritiker: Was ist Ehre? Es mögen nun etwa zehn Jahre her sein. Damals hat der Franzose jedem Deutschen überhaupt die Fähigkeit abgesprochen, die Wahrheit und sittliche Tiefe des Stückes zu fassen. Der Mann hatte ja Recht, von seinem Standpunkt aus: ein komödiantenhafter Zug geht durch den französischen Charakter, ein unbewußtes, darum echtes Komödiantenthum. Got, wenn er als Brissot den Fehltritt seiner Tochter erfährt und den Verführer zur Rede stellt, muß Komödiant sein. Bloß als Komödiant ist er wahr und überzeugend. Bloß als Komödiant macht er uns die unserem Empfinden so unnatürliche These annehmbar. Auch dieses ist bei Beurtheilung des von der Comédie Geleisteten mit in Anschlag zu bringen.

Eine ganze Reihe von Stücken hat sie uns vorgeführt, doch die meisten ihrem älteren Repertoire angehörig. Von Molière über Musset, Murger, Sandeau, Dumas Vater und Scribe bis zur „Denise" des jüngeren Dumas und herab zu „Pepa" von Meilhac und Ganderax. Um die Entwickelung des Stils war's ihr zu thun, weiter um nichts. Die wollte sie uns zeigen, in erschöpfenden Beispielen. Keine Paradestücke hat sie vorgeführt und keine Paraderollen. Ganz Anderes hätte sie uns bieten können: sie hat freiwillig darauf verzichtet. Von wahrhaft modernen Stücken haben wir durch sie nur eines gesehen; aber aus diesem einen können wir weiter schließen. Allerdings — noch einmal sei's gesagt — die Bedingungen, unter denen hier gespielt wird, darf man nie aus dem Auge verlieren.

Eine Ergänzung des Repertoires wie des Stils der Comédie haben wir kurz darauf beim Gastspiel der Réjane gesehen. Die brachte uns die Modernen: „Ma cousine" und „Décoré" und, als Gipfel, „Amoureuse" von Georges de Porto-Riche. Die brachte uns freche Grazie und die Grazie der Frechheit. Die brachte uns lebendiges Spiel, aber auch dieses noch unter Einfluß des Stils und voll hochachtender Behandlung des Publikums: was bei der Comédie en face war, war bei der Réjane im Dreiviertelstact. Einen weiteren Schritt abwärts soll ein nächstes Gastspiel, der Granier, zeigen.

Damit hätten wir französische Schauspielkunst kennen gelernt in einem Umfang, wie dies bei keiner anderen Nation in dieser Ausstellung der Fall ist. Und doch fehlt mir eine Stufe: zwischen Comédie und Odéon. Da gehört noch etwas hinein. Die Réjane hat dies selbst gefühlt und Froufrou gegeben. Aber mit minderem Erfolg; hierzu reicht sie nicht aus. Jenes unübertroffene Spiel, das während des zweiten Kaiserreichs das Gymnase Dramatique berühmt gemacht hat, scheint nicht mehr zu existiren. Der Stil der bürgerlichen Tragödie ist verloren. Die Comédie ist dafür etwas zu schwer, das Odéon etwas zu leicht. Die die Erbschaft angetreten, sind ihr nicht gewachsen.

Hans Thoma-Werk.

Von A. Spier.

Vor nun zwei Jahren erzählte ich an dieser Stelle von der bisherigen Künstlerlaufbahn Hans Thoma's, machte auf seine eigenartige künstlerische Persönlichkeit aufmerksam und wagte den schwierigen Versuch, die Macht seiner Bilder mit Worten zu schildern. Damals wußte die Welt, welche die großen Namen auszutheilen glaubt, wenn sie die Großen endlich laut nennt, nur wenig von diesem Stillen im Lande. Als ich die Behauptung aufstellte: „Weltlicher Tagesgeschmack und wäre es derjenige, der sich sofort in Tausendmarkscheinen ausdrückt, gewinnt über das innere Müssen Thoma's keine Macht, aber Thoma hat eine künstlerische Zukunft!" konnte ich nur von dem Bestand einer kleinen Gemeinde berichten. Kurz darauf fand eine Ausstellung Thoma'scher Gemälde bei Gurlitt statt, einer engeren Gruppe Thomaverständiger zur Freude und zum Genuß, ohne auf weitere Kreise in Berlin eine stärkere Wirkung auszuüben.

Ein Jahr später entschloß sich Thoma zu einer Sonder-Ausstellung von sechsunddreißig Gemälden in München, — im Rhodus der Maler, und Sieg auf der ganzen Linie bedeutete der Erfolg, welchen er vor dem hohen Gerichtshof seiner Collegen und eines kunstverständigen Publikums im Sturm errang. Gratulationsdepeschen, Beifallskundgebungen aus den verschiedensten Kreisen, die Ernennung zum Ehrenmitglied der Münchener Akademie — und Verkauf auf Verkauf bildeten die Ereignisse jener Wochen. — In dem kleinen poetischen Hause im Westend Frankfurts war der Glaube eines Künstlers wahr geworden, wie es — manchmal in den Büchern steht.

Und weil ein jahrzehntelanger Glaube, der immer wieder neu bei jeder neuen Arbeit erstarkte, vorangegangen war, so wirkte dessen Erfüllung auf diesen innerlichen, seinem künstlerischen Drange ganz hingegebenen Künstler, wie eine ruhig und sicher erwartete Erfüllung. Er jubelte nicht, er lächelte, und nur wenn ihm ein Anderer schildert, daß wohl Mancher berechtigt an sich glaubt, „dem es nicht erfüllet ward" steigert momentan der Vergleich seine Freude. Der Kern seines Empfindens bleibt aber derselbe: es mußte so kommen. Und wenn es nicht gekommen wäre? Er hätte eben geglaubt bis zuletzt. Auf ein Jahrzehnt kommt es einem Manne, der nur für seine Sache lebt, dem jeder Tag neue Schöpferfreuden bringt, nicht an. Die Frömmigkeit eines Künstler-Glaubens, welche alles Fremde abweist und nur auf die innere Stimme hört, kräftigt einen dichterischen Geist von der Art Thoma's. Fern vom Markte nimmt er nur die Eindrücke auf, die seiner Natur verwandt sind. Wie Thoma als Kind in seinem Schwarzwald verkehrte, so verkehrt er heute mit der Welt. Er sucht sich seine eigenen stillen Wege und träumt, und wenn ihn das Leben von der geliebten Einsamkeit wegzwingt, so flüchtet er möglichst rasch zu ihr zurück.

Welch einen Reichthum er auf diesen Einzelfahrten seines Geistes sammelte, was er Alles im Traume und in der Wahrheit sah und wie er es sah, das erzählen hunderte seiner Bilder, welche jetzt in die Salons der Welt zerstreut sind. Jetzt haben die „Thomas" neben dem einstmaligen Gemeinde-Werth einen hohen Marktwerth. Die Muthigen, welche sie früher kauften, verdienen Geld, wenn sie die Bilder entbehren wollen, Mäcen und Fürsten besuchen das Atelier und die Kunsthändler möchten die Kraft selbst aufkaufen und ihre Bilderrente verwerthen. In dem Gange einer solchen Entwickelung ist es nur noch ein Vorrecht der oberen Zehntausend Thoma's zu erwerben. In den meisten Gallerien ist der Künstler noch nicht vertreten, das ginge gegen das deutsche Taxations-Tempo und ein Bild würde auch wenig sagen. Was den Münchener Sieg Thoma's mit errang, war eben die Thatsache, daß sechsunddreißig Nummern sein umfassendes Wollen und Können vermittelten. Nach einem Bilde ist er schwer zu beurtheilen. Es ist vergleichsweise, wie bei einer fremden Sprache. Man muß die verschiedensten Werke in derselben gelesen und gehört haben, sie muß einem in ihrer Eigenart heimisch geworden sein, erst dann erschließt sich dem Ohre ihre volle Klangschönheit. So geht es dem Auge mit den Thoma'schen Gemälden. Man muß viele und die vielen oft sehen, um mit der Sprache des Künstlers vertraut zu werden.

Der natürliche Einwand, das wahre Kunstwerk dürfe keine Mühe, kein Studium beanspruchen, trifft hier nicht das Rechte. Eine Reihe von Kunstwerken werden, so weit es überhaupt bei der unübersehbaren Verschiedenheit der Individuen und ihres Geschmackes eine wahrhaft allgemeine Wirkung gibt, auf die Majorität unmittelbar wirken. Eine andere Reihe aber, die nicht minderwerthig, nur anders ist, wird von Vielen ein tieferes Eingehen beanspruchen. Bei Thoma ist das sehr verschieden. Seine intimsten und bewährtesten Anhänger fand er durch seine Bilder; nachdem diese von seinen Werken be-

geistert waren, suchten sie ihn auf. Andere wieder empfinden zuerst einen Widerspruch, kritisiren nebensächliche Kleinigkeiten und fühlen den Geist des Ganzen nicht. So mancher, der mit Vorurtheilen in das Thoma'sche Atelier trat, verließ es als begeisterter Thoma-Paulus.

Unter den nun heute eingetroffenen Verhältnissen, die den Namen Hans Thoma als Weltnamen geprägt haben, war es gerade der rechte Zeitpunkt, ein weiteres Publikum durch gute Reproductionen Thoma'scher Werke mit diesem Künstler bekannt zu machen, es für einen Maler zu interessiren, der eigentlich für Alle gearbeitet hat, — ein Mensch für die Menschen! — Jeder kann eine oder die andere Darstellung finden, die ihm Eindrücke, Stimmungen, Erinnerungen gibt. Sein umfassendes Auge sah und malte Scenen aus der Welt der Märchen, der Sagen, der Bibel, vor Allem aber aus der Welt des Natur- und Volkslebens. Nur der Salon und das Militär finden bei Thoma keine künstlerische Verwerthung.

Aus allen übrigen vorgenannten Stoffgebieten geben die achtzehn Blätter des in München erschienenen Thoma-Werkes charakteristische Einzel-Darstellungen. Aus sechs Landschaften, vier Bildern aus dem grenzenlosen Reiche der Phantasie, fünf religiösen Scenen, zwei Scenen aus dem Volksleben und einem Porträt setzen sich die achtzehn Nummern zusammen. Jede Gruppe ist wiederum gut gewählt, indem sie verschiedene Arten in sich schließt. Unter den Landschaften ist die Wiedergabe des Bildes: „In einem kühlen Grunde", das im vergangenen Sommer die Münchner Pinakothek angekauft hat, ein besonderer Gewinn. Es zeigt die Naturanschauung Thoma's in großen Zügen und trägt seine poetische Auffassung und Stimmung über. Im Vordergrunde liegt ein Wanderer an einem Raine ausgestreckt und Stunden weit dehnt sich das Land, das weite deutsche Land vor ihm aus; ein Dörfchen im Wiesengrund, ein Bach durchrieselt die grüne Ebene, stille Thäler, bewaldete Berge liegen vor dem Blicke, ein blauer Horizont, und Luft und Himmel wirken natürlich, wie die Natur selbst.

Das Blatt: „Der Rhein bei Laufenburg" zeigt uns die Thoma'sche Kunst, das Wellenspiel des Wassers in all seinen Reizen wiederzugeben, ebenso „Das Flußufer", das einen breiten stillen Strom in weiter, luftiger, baumreicher Landschaft darstellt. Viele, welche die Gemäldeausstellung aus Frankfurter Privatbesitz (gelegentlich der elektrischen Ausstellung) besucht haben, überraschte das Bild mit dem mondscheinbeschienenen Wasserspiegel als Thoma'sches Werk. Diese Spezialistenkunst war ihnen an ihm neu! „Die Dämmerung im Buchenwalde", — unter hohen Bäumen bläst ein Jüngling die Flöte, gibt das Märchenhafte dieser Stunde, in der ein leises Wehen durch die Natur zieht, mit seinem Zauber wieder. Eines der reizendsten Bilder ist die „Parkansicht aus einem Fenster." Auf der Münchner Ausstellung ging es alsbald in Privatbesitz über; es ist eine Freude, es durch diese feine Reproduction einem größeren Kreise erhalten zu sehen. Auf dem Sims eines offenen Atelierfensters liegt ein großes aufgeschlagenes Buch, es dürfte eine Bibel aus einem früheren Jahrhundert sein. Draußen erstreckt sich ein prächtiger wohlgepflegter Park, in seinem Hintergrund steht das Herrenhaus. Man hätte auch das Bild „Aus zwei Welten" nennen können, denn ein schönheitsfroher Künstler, der diesen Reichthum mitgenießt, sieht in diese „andere" Welt, die sich solche Prachtausgaben der Natur vor die Thüre pflanzen kann — ohne sich minder reich zu fühlen. Einen anderen Park aus dem Reichthum seiner Phantasie malte Thoma, den Park der ersten Besitzenden, „Das Paradies", eine schöne, tiefe Landschaft, im Hintergrunde weiden Pferde, im Vordergrunde stehen hochragende Bäume, deren Wipfel ein Dach zu bilden scheinen, ein Löwe, ein Reh und Schafe spielen umher, ein Pfau sitzt auf dem Aste und Eva reicht dem Manne den folgenschweren Apfel. Dieser Wiedergabe fehlt das Farbenspiel und die Fülle des Lichtes, welche das Gemälde durchleuchtet. „Die heilige Nacht", ein Bild von rührender Naivetät, „Die Versuchung Christi in der Wüste" und „Die Flucht nach Aegypten" vertreten das religiöse Element. Das letztere Bild ist reich an malerischen Schönheiten und voll Einfachheit und Gefühlstiefe. Maria sitzt, das schlafende Kind im Schooße, auf einem Esel; sie schaut mit einem Blick, aus dem begeisterte Hoffnung und Ahnung spricht, in die Ferne. Joseph führt das geduldige Thier dessen Kopf Palmkätzchen schmücken. An Maria's Seite schreitet ein Kind, einen Strauß erster Frühlingsblumen im Arme. Ueber den Häuptern der Flüchtlinge schwebt ein Engel und deutet nach dem tröstlichen Ziele. Dieses Kunstwerk, das heute noch im Atelier Thoma's hängt, wäre das rechte Object für eine Gallerie zur Freude der Frommen und der Weltlichen. In eine andere Sphäre unter einen wirklich griechisch blauen Himmel führen „Die Bogenschützen", eine Gruppe hochgewachsener, griechischer Männer, die sich in ihren Waffen üben. „Meernixen" im mondbeschienenen, nächtlichen Wellentanze und antidiluvianische „Centauren" im lustigen Kampfe zeigen zwei weitere Blätter. Aus einer anderen fernen Zeit stammt der Ritter in stählerner Rüstung, der für seinen Burgherrn das Thal bewacht, „Der Hüter des Thales" genannt, und weiter zurück in das Land der Träume führt uns der beharnischte „Wächter vor dem Liebesgarten", dessen Beistand ein Löwe ist. Durch das so vornehm gehütete Thor sieht man in eine säulengeschmückte Halle und Menschen, freie Menschen spielen ihr Leben ab.

Ein weiter Weg von diesem Bilde eines prähistorischen Traumes in die enge Gasse, in der ein Knäuel raufluftiger Buben um das Recht des Stärkeren kämpft, ein Vorspiel zum Kampf um's Dasein. Die Gruppe ist dramatisch bewegt, die Zeichnungen der Glieder mit den angespannten Muskeln lebenswahr, die Scene frisch und packend. Ein anderes Blatt zeigt „Die Händlerin" auf dem Markt, ihre Waaren, ihre Kunden. Der „Centaurenmaler", der „Böcklinianer", wie ihn früher die Unkundigen mit Vorliebe nannten, malt sogar Geflügel, wie es leibt und lebt und die Früchte des Feldes, wie sie wachsen und die Proletarier, wie sie wirklich aussehen. Er verewigt die Natur in allen ihren Darbietungen und hat das Zeug zu zwanzig Spezialisten in sich. Wie er porträtirt zeigt das achtzehnte Blatt, „Mutter und Kind".

Aber Hans Thoma wird kein Spezialist, allen Vortheilen dieser Wahl zum Trotz. Er ist Keiner, der wollen kann, er muß die Gebilde malen, die eben durch seine Seele ziehen. Wer ihn kennt, erfährt diese Wahrheit immer wieder. Charakteristisch für ihn ist, daß er ungern und schwer etwas über sich selbst liest; das Objektiviren seines Innenlebens stört ihn — er fühlt das instinktiv —, sein gedeihliches, schweigendes Werden. Gern faßt er das Verständniß und den Beifall eines Anderen in die Worte: „er sieht eben die Dinge, wie ich sie sehe." Im letzten Winter hat Thoma in einer malstilleren Zeit an hundert Federzeichnungen geschaffen, — spielend, träumend, lachend, — ohne jede Anstrengung warf er ein Heer bunter Gestalten und bunter Dinge auf kleine Blätter. Poetisches, Sinniges, Satirisches, Humoristisches, Groteskes, Genrehaftes, Niedagewesenes an kleinen Ungeheuern, Spuk-, Traum- und Lachgestalten, — ein Bilderbuch für Erwachsene! Dazwischen malt er wieder unermüdlich, unerschöpflich! Der Gemäldevorrath mindert sich, Unvollendetes wird sogar schon mit Beschlag belegt und an farbigen Plänen ist der Reichthum groß!

Die literarische Bildung der Volksmassen.

Von Heinrich Wolgast.

(Schluß.)

Das Ideal, in seiner Vollendung unerreichbar, so lange wir Menschen sind, wäre die Erziehung jedes Einzelnen in der Nation zu dem skizzirten Bildungsstande. Wenngleich ewig unerreichbar, muß das Streben in der Richtung auf dieses Ziel hingehen. Dabei müssen wir uns der Grenzen, welche diesem Streben durch die Verhältnisse gesetzt sind, bewußt werden. Die Haupthindernisse einer literarischen Bildung der

Volksmassen sind, wie bereits gesagt, in dem harten Kampf um's Dasein begründet und lassen sich nicht vom Boden der literarischen Bestrebungen aus hinwegräumen. Wir müssen warten, bis die Mächte des wirthschaftlichen und politischen Lebens hier für uns Bresche gelegt. Wohl aber das schlummernde Bildungsbedürfniß zu wecken, den in die Irre gehenden Geschmack auf den richtigen Weg zu führen, die Unwissenden und Trägen durch Darbietung der süßen Frucht aus ihren Höhlen zu locken — das sind die Angriffspunkte, welche sich vom literarischen Standpunkte aus darbieten.

„Und wozu das Alles?" könnte man mir zurufen. „Die Massen empfinden ja nicht den Mangel, den du da statuirst. Nach Brot schreien sie, nicht nach literarischem Genuß." Wohl — ich könnte darauf erwidern, daß man nicht ohne Grund davon geredet hat, durch Bildung den Riß, der durch unsere moderne Gesellschaft geht, zu schließen, ich könnte erwidern, daß die mit der literarischen Bildung verknüpfte intellectuelle und sittliche Hebung in gleichem Sinne zu wirken geeignet ist — ich könnte endlich sagen, daß jene Differenz im ästhetischen Empfinden zwischen den unteren und oberen Klassen, die mit Recht ein Hauptmoment der sozialen Frage genannt worden ist, durch eine das ganze Volk ergreifende literarische Bildung gemildert, ja aufgehoben werden kann — aber ich stehe hier auf dem Boden einer rein literarischen Betrachtung, und so muß ich darlegen, was uns als Literaturfreunde veranlassen kann, die literarische Bildung in die Volksmassen zu tragen.

Es ist ein tief im Wesen der menschlichen Idealität, und also der Menschennatur begründeter Drang, die Ideen, die unser Glück begründen, unseren Mitmenschen zu übermitteln. Diesem Drange folgend wünschen wir, daß die Erquickung und Freude, die uns aus dem Borne der Poesie fließt, unseren Mitmenschen allen fließen möge; und je innniger wir von der beglückenden Mission der Poesie überzeugt sind, desto energischer werden wir im Dienst dieser Mission arbeiten. Keiner hat beredter den ungeheuren Werth der ästhetischen Bildung philosophisch begründet, keiner begeisterter von dieser Mission der Poesie gesungen, als Schiller. Ihm ist die Dichtkunst eine Macht, die den Menschen der irdischen Bürde entreißt und ihn in jene unnahbaren Höhen entrückt, wo kein Verhängniß ihn anfällt. Und dieses zauberische Amulett gegen alle Wucht des irdischen Daseins, sollte man es nicht gerade den Mitbrüdern und Schwestern wünschen, denen diese Wucht am schwersten auf den Schultern lastet? Jener idyllische Zustand, den vielleicht ein Schiller noch sich vortäuschen konnte, wo unsere Erde ein Thal mit armen Hirten ist, in welchem „das Mädchen aus der Fremde" jedem eine Gabe austheilt — er ist vor den qualmenden Schloten unserer Fabriken und dem öden Elend unserer Miethskasernen und Hinterhäuser, wo mit fiebernder Hand um das karge Brot gewirkt wird, nicht mehr zu halten. Dahinein scheint das Licht der Poesie nicht, wir müssen es hineintragen.

In dem schönen Distichon „Die Sänger der Vorwelt" spricht Schiller aus, was uns in einer zweiten Beziehung von unserem Standpunkte aus die literarische Bildung der Volksmassen muß wünschen lassen:

„An der Gluth des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Gluth —
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds."

Der Widerhall aus der Seele des Volks, das seinem Sänger lauscht, er „nährt" und „reinigt" die dichterische Gluth. Genauer und schöner zugleich läßt sich die Rückwirkung des Publikums auf den Dichter nicht ausdrücken. Wie die bewundernde Theilnahme eines großen Publikums im eigentlichsten Sinne des Wortes den Dichter nährt, so nicht minder seine dichterische Kraft. Wenn das aus dem Herzen kommende Wort keinen Widerhall findet, kriecht es beschämt in den schweigenden Busen zurück, wenn es im Gemüth der Nation das Echo weckt, kann seine siegende Macht eine neue Zeit heraufführen. Und ferner: Den Dichter, der sich der lauschenden Nation bewußt ist, den stellt sein Genius auf die höchste Warte, von wo aus er die treibenden Mächte des Lebens, gereinigt von den Vorurtheilen der Partei und den Zufälligkeiten von Ort und Stand, schauen und erschauen kann. — Die Massen consumfähig machen, das ist die Losung, der die Literaten im eigensten Interesse mit allen Mitteln und Kräften folgen sollten.

Nachdem ich so das lockende Ziel gezeichnet, vergönne man mir, auch kurz die Wege anzugeben, die vielleicht dahin führen könnten.

In erster Linie steht hier, wo von der literarischen Bildung der Volksmassen die Rede ist, die Volksschule. Was hat die Volksschule bisher für die literarische Bildung gethan? Die meisten Schulen müssen sich darauf beschränken, im Lesebuche neben vielen realistischen und historischen, sowie neben vielen minderwerthigen, aber als Leseübungsstoffe geeigneten poetischen Stücken von unserer klassischen Literatur einige prosaische Bruchstücke, einige Balladen und Lieder den Kindern vorzuführen. Nur unter günstigen Verhältnissen ist die Lectüre von ein oder zwei ganzen Dramen angängig. Eine Vertiefung aber, welche die geforderte ästhetische Geschmacksbildung und eine liebende Begeisterung für die große Kunst zu erzeugen im Stande wäre, ist bei zwei Lesestunden wöchentlich unmöglich. Hier ist eine Besserung nöthig, und wie sie in's Werk gerichtet werden könne, ist bereits von verschiedenen Seiten gezeigt worden. Die Frage ist eine pädagogische und geht uns hier nicht an. Wir müssen uns darauf beschränken, die Nothwendigkeit einer bevorzugten, wenn möglich centralen Stellung des Literaturunterrichts nachzuweisen und diesem Gedanken Boden zu schaffen. Daß hervorragende Pädagogen in überzeugender Weise für eine Reform in unserem Sinne ihre Stimme erhoben haben, gibt uns die Gewißheit, daß technische Schwierigkeiten, so weit sie vorhanden sind, kein Hinderniß bilden. Wenn es möglich und ersprießlich gewesen ist, die deutsche Jugend der Gelehrtenschule in die klassische Literatur der Griechen und Römer einzuführen, sollte es da nicht weit leichter und weit ersprießlicher sein, die deutsche Jugend der Volksschule in die klassische Literatur der Deutschen einzuführen? Welche Fülle von Bildungsmomenten in intellectueller und sittlicher Hinsicht sich ergeben würde, wenn des Kindes Seele mit dem Geist unserer großen Dichter erfüllt werden könnte — das auseinanderzusetzen ist hier nicht der Ort. Daß die vorhin geforderte Bekanntschaft mit einigen der hervorragendsten Werke unserer Dichterheroen durch eine erhöhte Stundenzahl für die Literatur bei sonst normalen Verhältnissen muß erreicht werden können, ist mir nicht fraglich. Daß daraus dann der Gewinn eines sicheren Gefühls für Schönheit und reiner Freude an der Lectüre unserer Literaturschätze hervorgehe, ist abhängig von der methodischen Behandlung, die um so weniger versagen kann, wenn im Bildungsgang des Lehrers die Literaturkunde eine größere Rolle spielen wird als bisher.

Dem Lehrgeschick wird allerdings eine Schranke gesetzt sein, die unübersteiglich ist. Das ist die Unreife des Kindes. Die Volksschule entläßt ihre Zöglinge, bevor in der Regel das Kindesalter überschritten ist, und jene Welt von Gefühlen, die erst dem Jüngling und der Jungfrau aufgehen, und die dem Dichter die hervorragendsten Objecte für die poetische Gestaltung liefern, ist in der Volksschule kaum verwerthbar. Es ist vergeblich, solche Gegenstände dem poetischen Empfinden des Kindes näher bringen zu wollen, für welche ihm noch der natürliche Sinn abgeht. Diese Thatsache weist aber gebieterisch auf eine Ergänzung des Schulunterrichtes hin. Vom pädagogischen und allgemein culturellen Standpunkte ist eine solche längst anerkannt und die Einrichtung von allgemeinen Fortbildungsschulen ist im Prinzip überall gutgeheißen. Nirgends kann der sittigende Einfluß der poetischen Lectüre deutlicher hervortreten, als hier. Das aus der Schule entlassene Kind, das in die Werkstatt, die Fabrik, den Dienst eintritt — es ist Gefahren ausgesetzt, die um so drohender sind, als sich die Neuheit der Verhältnisse mit dem erwachenden Trieb vereinigt, um den werdenden Menschen in die Irrgänge des Lebens hineinzuziehen. Und welche Macht steht ihm da

stähleud zur Seite? die Lectüre? Ich rufe ein allzu gewöhnliches Bild vor das Auge des Lesers, wenn ich ihn an jene halbwüchsigen Burschen erinnere, die, mit einem Packen beladen und ein 25 Pfennig-Heft krampfhaft vor die Augen haltend, durch unsere Straßen gehen. Das empfängliche und bestimmbare Gemüth, aufgethan, den köstlichen Schatz und den unvergänglichen Hort unserer nationalen Poesie in sich zu unverlierbarem Eigenthum aufzunehmen — es füllt sich mit dem Unsinn oder gar der Unmoral der Schundliteratur und nimmt Muster auf, die für die spätere Lectüre von verhängnißvoller Bedeutung sind. Hier muß Wandel geschafft werden. Und kein Culturfaktor ist berechtigt, so eifrig zur Handreichung sich heranzudrängen, wie die literarische Bildung. Sie kann mit dem Befähigungsnachweis auftreten, daß sie in hervorragendem Maße die intellectuelle und moralische Bildung fördert, zugleich aber einen selbständigen Werth von der vorhin gekennzeichneten Wichtigkeit besitzt. Und keine Zeit ist so günstig nach jeder dieser Richtungen hin, die poetische Lectüre fruchtbar zu gestalten, als eben das knospende Alter, wo die poetischen Empfindungen gleichsam unter der Decke schlummern, um beim warmen Hauch anregender Unterweisung in beglückender Frühlingspracht hervorzubrechen. Wo es allgemeine Fortbildungsschulen gibt, und auch in den meisten gewerblichen, wird deutsche Rechtschreibung und Grammatik gelehrt. Der Hülle und dem todten Gerippe wendet man überall den größten Eifer zu, dem herrlichen Leib der deutschen Sprache, wie er in lebendiger Schöne in den klassischen Denkmälern unserer Literatur sich zeigt, kehrt man respectlos den Rücken. Freilich, wir dürfen die Schwierigkeiten nicht verkennen. Das Fortbildungsschulwesen hat noch überall mit den Ansprüchen des sog. praktischen Lebens zu kämpfen; kaum daß es gelungen ist, und noch lange nicht an allen Orten gelungen ist, diesen Ansprüchen überhaupt die Zeit zur Fortbildung der entlassenen Volksschüler abzuringen. Und da soll sie schon mit einem neuen Fach belastet werden? Nun, für das Deutsche hat die Fortbildungsschule überall ja Stunden, es würde nur auf ihre literarische Ausnutzung ankommen, und überdies: wo die Nothwendigkeit vorliegt, muß die Möglichkeit sich ergeben.

Es läuft nun neben dem Schulunterricht ein Bildungsfaktor her, der vielleicht mehr als die Maßnahmen der Schule das in Rede stehende Bildungsgebiet beeinflussen, — es ist die durch Schülerbibliotheken, den Weihnachtstisch und die Rubrik „Jugendschriften" der Leih-, Volks- und Vereinsbibliotheken mit Eifer und Erfolg gepflegte Jugendlectüre. Im Interesse der literarischen Bildung unseres Volkes bedarf dies Gebiet, das von der ernsten Kritik bisher gänzlich unberücksichtigt geblieben ist, einer entschiedenen Reorganisation. Es herrscht jetzt in der Jugendliteratur eine Richtung vor, die vermöge ihrer poetischen Werthlosigkeit und vermöge ihrer, entweder auf gewisse Tendenzen oder allein auf das Lesebedürfniß des kindlichen Geistes zugespitzten Artung, den Geschmack der Jugend gründlich verdirbt. Daß der mit unseren spezifischen Kinderschriften literarisch groß gefütterten Jugend die Neigung zu ernster und poetisch werthvoller Lectüre fehlt, ist nicht zu verwundern. Nur wahre Dichter sollten für die Jugend schreiben, und wenn der ganze Wust der riesenhaft angeschwollenen Jugendliteratur bis auf die wenigen Perlen vernichtet werden könnte, so würde der literarischen Bildung der Volksmassen damit ein Dienst von unberechenbarer Tragweite erwiesen. Die wenigen Bücher, die dichterisch werthvoll sind, würden völlig ausreichen, dem in enge Grenzen zu haltenden Lesebedürfnisse der Jugend die Nahrung zu bieten, welche für eine gesunde Geschmacksentwickelung nothwendig ist.

Während die literarische Erziehung der Schuljugend seit langem den Gegenstand eingehender Erörterung seitens der Lehrer bildet, liegt die directe und bewußte Einwirkung auf die Volksmassen im Sinne einer solchen Bildung noch durchaus in den Anfängen. Das Beste und Weittragendste ist aus derselben Quelle geflossen, aus der die geschmackverderbenden Literaturerzeugnisse geflossen sind — aus dem geschäftlichen Interesse. Die wegen ihrer Billigkeit für die Herausgeber so lucrativen Ausgaben von Reklam, Meyer, Henschel u. s. w. haben die Lectüre unserer Klassiker auch in unbemittelte Kreise getragen und dadurch für die Bildung der Massen höchst segensreich gewirkt. Daß man für den Preis, den man für das winzige Bruchstück eines elenden Kolpertageromans zahlt, ein Werk sich kaufen kann, welches den Ruhm der Nation und das Entzücken der besten Geister bildet — diese offenkundige Thatsache ist aber für die Massen ein Geheimniß.

Wenn ich die Theilnahmlosigkeit gegenüber der literarischen Bildung der Massen bedaure, so wird man mich vielleicht auf das ausgedehnte System der für das Volk geschaffenen Bibliotheken verweisen. Gewiß, es ist auf diesem Gebiete Anerkennenswerthes geleistet worden. Aber einestheils ist das Geleistete seiner Ausdehnung nach absolut unzureichend, anderntheils ist der Inhalt und die Einrichtung der Bibliotheken derart, daß der beabsichtigte Segen zum größten Theil illusorisch gemacht wird. — Noch sind die Staaten und Gemeinden sich nicht überall der Pflicht bewußt geworden, durch öffentliche Volksbibliotheken den unbemittelten Klassen Gelegenheit zum Lesen zu bieten. Andere Länder, wie Frankreich, sind uns Deutschen in dem Punkte entschieden voraus. Wo aber solche unentgeltliche Bibliotheken bestehen, wie in Berlin, Dresden, Leipzig und in vielen anderen, auch kleinen und kleinsten Städten, da fehlt es meistens an einer praktischen, eine starke Benutzung befördernden Einrichtung. Man hat sich dieser Thatsache übrigens in den betheiligten Kreisen selbst nicht verschließen können, und es sind in dem, um das öffentliche Bibliothekwesen hochverdienten „Verein für Hebung der Volksbildung" Vorschläge gemacht worden, die Ausgabe der Bücher mehr den Arbeitsverhältnissen anzupassen, durch öffentliche Anzeigen und persönliche Aufforderung zum Lesen anzuspornen und durch Boten Bestellungen entgegen nehmen und die Bücher bringen zu lassen. Man wende nicht ein, daß so künstliche Mittel nichts fruchten können. Handelt es sich hier doch um die Schaffung eines normalen Zustandes, der vielfach nicht allein und zum Theil überhaupt nicht durch die Sorge um das Brot, sondern durch Trägheit und Unwissenheit hintangehalten wird. — Das Grundübel liegt freilich, abgesehen von dem sozialen, darin, daß das Lesebedürfniß fehlt, und daß es, wo es vorhanden, an einer richtigen Leitung desselben mangelt. Die Volksbibliotheken glauben ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie eine möglichst reiche Auswahl von brauchbaren Büchern zur Benutzung darbieten. Das Publikum aber bei der Auswahl zu leiten, ja auch nur mit Erfolg die minderwerthigen Schriften aus ihrem Bestande fern zu halten, scheint ihnen bis jetzt nicht gelungen zu sein. Die Kataloge weisen ein erschrecklich großes Quantum leichter Unterhaltungslectüre auf, ja es finden sich Bücher, die entschieden zur Schundliteratur rangiren würden, wenn sie nicht zufällig einen renommirten Verlag aufzuweisen hätten. Innere und äußere gründliche Reorganisation der bestehenden Bibliotheken, Einrichtung neuer nach Gesichtspunkten, unter welchen die literarische Bildung und das praktische Bedürfniß Berücksichtigung finden — — das ist eine Forderung, die gebieterisch geltend gemacht werden muß, soll nicht die gute Sache der öffentlichen Bibliotheken in Mißkredit kommen.

Gegen die Kolpertageromane richtet sich ein Unternehmen, das nach seiner Absicht alle Unterstützung verdient, das aber, wie mir scheint, auf falschen Bahnen wandelt — der „Verein für Massenverbreitung guter Schriften". In der äußeren Form und im Preise den Heften der Schundromane entsprechend, sollten die Publikationen dieses Vereines die Erzeugnisse unserer besten Erzähler unter das Volk bringen. Es ist dem Verein bis jetzt nicht gelungen, die Klassiker der Erzählung und des Romanes zu gewinnen, ja, ein aus zehn Herren bestehender literarischer Ausschuß hat nicht verhindern können, daß ein umfangreicher Roman in Heften und Bänden zum Massenvertrieb gekommen ist, der dem Kundigen sofort alle Kennzeichen eines echten Hintertreppenromans aufweist.

Alles, was bisher auf dem Gebiete der literarischen Bildung der Volksmassen geschehen ist, weist entschieden den Charakter des Zerfahrenen oder Unzulänglichen auf, und es ist darum Gefahr vorhanden, daß die edelsten Absichten ver-

kümmern, wenn nicht eine frische, spontane Bewegung des Publikums ihnen Nahrung gibt oder der Staat seine mächtigen Mittel zur Verfügung stellt. Der Staat hat die Sache der Jugendbildung längst als eine der vornehmsten Aufgaben für sich in Anspruch genommen. Auch die Bildung der Erwachsenen hat er durch Veranstaltung von öffentlichen Vorlesungen oder Anstellung von Wanderlehrern sich angelegen sein lassen. Fast ausnahmslos handelt es sich dabei um populär-wissenschaftliche Vorträge — die Kunst geht meistens leer aus. Freilich die bildenden Künste haben wenigstens in großen Städten den Vorzug, dem Publikum unentgeltlich zum Genuß bereit zu stehen, ja, der Staat sorgt, wie z. B. in Hamburg, auch wohl dafür, durch Veröffentlichungen und Vorträge die vorhandenen Kunstschätze interpretiren und Anleitung zum rechten Betrachten geben zu lassen. Auch die Musik erfreut sich seit Kurzem in Hamburg dieser Begünstigung, indem der Staat dem Publikum unentgeltlich wöchentlich zweimal ein musterhaftes Kirchenconcert gewährt. Warum ist die Poesie, die doch die Königin der Künste ist, das Aschenbrödel des Staates? Anstatt auf die Frage näher einzugehen, will ich kurz angeben, was geschehen könnte. Außer der Errichtung öffentlicher Volksbibliotheken, mit denen bequeme, auch Abends geöffnete Lesezimmer verbunden sind, müßte die Veranstaltung von öffentlichen Rezitationen in erster Linie stehen. Daran würden sich kurze Interpretationen, die das leichtere Verständniß ermöglichen und damit den Genuß erhöhen, anschließen. Und endlich dürfte der Staat vielleicht der geeignetste Faktor sein, die leidige Theaterfrage in seine Hand zu nehmen.

Man hat gesagt, die Kunst sei ein Luxus. Nun, das Theater in seiner gegenwärtigen Gestalt ist es jedenfalls. Das Theater sei eine Bildungsstätte des Volkes! Der gegenwärtige Zustand ist ein Hohn auf diese ideale Forderung. Das Theater sei der Mittelpunkt der literarischen Bildung! Augenblicklich steht es außer allem Zusammenhang mit dem Volke und nur winzig kleine Kreise können sein Wirken und seine Entwickelung verfolgen. Für den weitaus größten Theil, selbst des literarisch interessirten Publikums, ist das Theater ein Guckkasten. Laune oder Zufall lassen ihn hin und wieder einen Blick hineinthun; aber eine innere Beziehung ist nicht vorhanden. Daß die Theater ersten Ranges zu theuer und die zweiten Ranges zu minderwerthig sind, wird immer so bleiben, so lange das Theater für den Inhaber in erster Linie ein geschäftliches Unternehmen sein muß. Obenauf liegt im modernen Menschen, sobald er sich einigermaßen wohl fühlt, der Wunsch, sich zu amüsiren. An diesen Trieb anknüpfend, gewinnen die Theaterdirectoren am müheloseſten ihr Geld, und beide Theile scheinen befriedigt. Selten kommt es zu der Stufe, wo der Theaterleiter in ernstem Kunstmühen tiefer in das Gemüth des Publikums zu greifen sucht, und wohl noch seltener sind seine Geldmittel ausreichend, um sich einen festen ästhetischen Grund zu schaffen. Ein Theater, das aus den Fesseln des geschäftlichen Interesses losgelöst wäre, dürfte es wagen, seiner Würde gemäß zu wirken. Denn ist es nicht ein unwürdiger Zustand, daß die Anstalt, welcher unsere edelsten Geister die höchste Mission zuerkennen, dem Behagen einer inferioren Menge nicht nur Concessionen machen, sondern ihm sogar seine angeborene Ehre opfern muß? Wir können nicht umhin, einem Werke an dieser Stelle unsere Blicke zuzuwenden, das in der Reichshauptstadt im Sinne der literarischen Bildung der Volksmassen in jüngster Zeit geschaffen worden ist — die freie Volksbühne. Ich will nicht von den Mängeln, den Einseitigkeiten dieser Einrichtung sprechen, sondern nur auf die Energie hinweisen, mit welcher diese Bühne, oder richtiger der Verein für die freie Volksbühne, allen Traditionen zum Trotz die bildenden Momente des Schauspieles auszubeuten sucht. Der für alle Plätze gleich bemessene, geringe Eintrittspreis von 50 Pfennigen ermöglicht es selbst den Unbemittelten, dies Theater zu besuchen. Der Modus des Ausloosens der Plätze gibt Jedem je nach seiner glücklichen Hand die Möglichkeit, das Schauspiel von den besten Plätzen aus zu sehen und so auch die Feinheiten des Spieles, die auf den schlechteren Plätzen verloren gehen, zu genießen. Die aufgeführten Stücke werden vor der Aufführung in öffentlicher Versammlung erläutert und besprochen und so wird dem künstlerischen Genusse wirksam vorgearbeitet. — Ob eine solche Anstalt, die unter richtiger Leitung den größten Erfolg für die literarische Bildung der Volksmassen haben müßte, auf die Verhältnisse in anderen Orten anzuwenden ist? Da, wo eine gegen das Conventionelle rücksichtslose — direct auf ihr Bildungsziel losgehende Energie vorhanden ist, wie in Berlin — gewiß.

Ich wäre am Schlusse meiner Ausführungen, wenn ich nicht in dieser für die literarische Bewegung bedeutsamen Zeitschrift die Verpflichtung fühlte, noch ein Wort an die Literaten zu richten.

Unsere Klassiker waren mit ihren Ideenkreisen und ihrem Empfinden ebenso fest mit ihren gebildeten Zeitgenossen verknüpft, wie sie dem niedrigen Volke fern standen. In unserer Zeit steht der Gebildete dem Ungebildeten näher; die soziale Frage drängt den vierten Stand und die volkswirthschaftlichen Kräfte, die ihn geschaffen, in den Vordergrund, und da erwächst für unsere Dichter die Pflicht, nicht zurück zu stehen, sondern die treibenden Ideen und Mächte der Gegenwart in die Werkstatt ihres dichterischen Gemüthes einziehen zu lassen. Nur der ist ein moderner Dichter im guten Sinne des Worts, dem auch aus dem Stampfen und Rasseln der Maschinen eine poetische Offenbarung heraustönt. Das volle Menschenleben muß den Stoff hergeben; aus seinen Wirrnissen muß der Dichter die ewige, verborgene Wahrheit an den Tag schürfen und im Gewande der Dichtung dem Volke vor Augen stellen.

Und nun die ergänzende Seite der Literatur — die Kritik. Die große, die wissenschaftliche Kritik wird sich vielleicht mit Geringschätzung abwenden, wenn man ihr zumuthet, auch etwas zu thun für die literarische Bildung der Volksmassen. Aber, wenn die kritischen Literarhistoriker, anstatt aus der Feststellung nebensächlicher Einzelheiten des täglichen Daseins eines Dichters eine Lebensaufgabe zu machen, ihre Kraft für die Uebermittelung seiner Dichtung an die Massen oder auch nur für die Auffindung der Wege zu diesem Ziel verbraucht hätten, wahrlich, sie würden ihrem Meister treuer gedient haben.

Und die Tageskritik? Sollte man ihr nicht die große Aufgabe der literarischen Bildung der Volksmassen an das Herz legen können? Dem Dichter gegenüber spielt sie ja oft den Schulmeister; da sollte sie doch auch dem Publikum gegenüber ein wenig ihre erzieherische Macht zeigen. Unermüdlich, immer wiederholend soll der Kritiker seine Lehren und Ermunterungen in das Volk rufen, soll den Schund an den Pranger stellen und der echten Poesie mit streitbarer Hand den ihr gebührenden Königssitz im Herzen des Volkes erkämpfen.

Sage man nicht, daß ich den Leser nach Utopien geführt habe. Die vorgeschlagenen Maßregeln knüpfen an bestehende Verhältnisse an und können theils morgen in Angriff genommen werden, theils steht ihrer Verwirklichung nichts mehr im Wege, sobald die Einsicht von der Nothwendigkeit ihrer Verwirklichung in der Oeffentlichkeit zum Durchbruch gelangt ist. Die Frage kann nur sein: Ist die literarische Bildung der Volksmassen ein Ziel, das unseres Strebens werth ist? Wenn ja, dann gilt es, den Willen der öffentlichen Macht auf dies Ziel zu lenken. Um den Erfolg braucht uns nicht zu bangen. Wo der Wille ist, wird der Weg sich finden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Am Sarge.

Von G. Zapolska.

Aus dem Polnischen von J. Dotowski.

Wie blaß und still Du bist, mein Engel, mein Einziger — die nicht ganz geschlossenen Augen blicken mich an, unter den langen Wimpern

hervor, sie blicken mich an, und sehen doch nichts. Was ist Dir? Was ist Dir?

Wie tief Du schläfst, mein Kindchen, da Dich nicht einmal meine Stimme aus Deinem Schlafe aufrütteln kann. Wovon träumst Du, mein Blondkopf, wovon träumst Du so lange in der nächtlichen Stille?

Siehst Du etwa Engelschaaren? Betrachtest Du die fluthenden Lichtstrahlen? Oder eilst Du behende durch bläuliche Aethergefilde? Antworte mir! Antworte!

Deine Hände sind kalt. Komm, mit meinen Küssen will ich sie erwärmen. — Doch nein! es ist unmöglich — meine Lippen werden kalt und mein Athem eisig durch die Berührung dieser unschuldigen, kleinen Händchen.

Gestern lächeltest Du mir zu und aus Deinen Korallenlippen kamen Laute, die ich allein im Stande war zu verstehen, — heut' schweigst Du, unartiges Kind, da ich doch bei Dir kniee und den Saum Deines Kleidchens küsse. Wach' auf und sprich zu mir, denn zugleich mit Deiner Stimme wird für mich eine ganze Welt erwachen, meine Zukunft, all' das, was ich unter den Menschen, was ich Dir sein will. Wenn Du schweigst, wird alles um mich still und versinkt in einem Abgrund. Ohne Dich bin ich Nichts, mit Dir werde ich Alles sein.

Umsonst! Ich kniee und flehe, und Du bist unerbittlich

Gestern, beim Einschlummern blicktest Du mich mit so unendlich schmerzhaftem Ausdruck an. Hast Du denn für lange Abschied von mir genommen? Du athmetest so schwer, Schweiß troff Dir von der Stirn. Du warst müde und sehntest Dich nach Ruhe. Jetzt ruhest Du, und ich wache bei Dir. Sie haben Dir ein weißes Kleid gegeben und die Händchen wie zum Gebet gefaltet — Du liegst auf frischem Linnen, und um Dein Köpfchen herum blinken Lichter. Wenn Du aufwachst, wirst Du nach ihnen die kleinen Hände strecken. Ruhe nur aus — gestern warst Du sehr müde.

Doch warum bist Du so bleich? fehlt Dir etwas? sag es mir! fühlst Du Schmerzen? mein eigen Blut bin ich bereit hinzugeben, um Dir Deinen Schmerz zu lindern. Ich liebe Dich mehr wie mich selbst, mehr wie mein Leben, mehr wie meinen Ruf, sprich, womit kann ich Dir helfen? Ich, Deine Mutter — werde vor keinem Opfer weichen.

Wenn Du wüßtest, wie theuer Du mir bist, wenn Du verstehen könntest, was mir Dein kleines Wesen in dem einsamen Leben bedeutet, würdest Du endlich aus diesem schweren Traum erwachen, der das Siegel des Schweigens auf Deine Lippen gedrückt hat.

Wie ein weißer Engel aus Himmelshöhen senktest Du Dich herab zu mir, in der Stunde des Elends, Deine thränenfeuchten Aeuglein erglänzten mir wie Sternenfunkeln über einem dunklen Abgrund! Ich war unglücklich, elend, verlassen von Gott und den Menschen. Da kamst Du über die Schwelle meines Dachstübchens, und ich fühlte mich plötzlich glücklich, reich, stolz und liebeerfüllt. Meine Lebensfäden waren farblos gewesen, Du hast in dies Gewebe einen goldenen Faden verflochten: es war Dein Lachen und Stammeln.

Ich war eine Sünderin, verstoßen vom Beichtstuhl, doch Gott hat mir meine Schuld vergeben und hat zum Zeichen der Versöhnung einen Engel in meine Arme gesandt, der mir Freude und Jubel mit sich brachte.

Sei tausendmal gepriesen! Ich litt sehr in meinem Leben, aber heute habe ich keinen Schmerz. Könnte denn der Herr mir noch weiter zürnen, da er mir Dich, mein Einziger, geschickt hat?

Ja! ich habe die Absolution!

Der Priester wollte nicht in das Haus kommen, um Dich zu taufen — Du warst ein . . . uneheliches Kind. Zu solchen Kindern gehen die Priester nicht hin. Du warst krank und schwächlich — ich wollte Dich getauft sehen. An dem frostigen Märzmorgen trug ich Dich in die Kirche. Man gab Dir den Vornamen des Vaters, den Zunamen von mir. Kalt war es in der Kirche, und Du lagst ganz ruhig da, am ganzen Körper zitternd. Du sahst mich nur an, als ich sagte, Dein Vater wäre „unbekannt." O, ich kannt' ihn doch nur zu gut, aber sieh, mein Kindchen, es bleiben manchmal die Väter für ihre Kinder „unbekannt".

Und doch ist die Aehnlichkeit zwischen Dir und Deinem Vater so groß. Dieselben großen, thränenfeuchten Augen, dasselbe sanfte Lächeln, derselbe ausdrucksvolle Blick. — Ich liebte ihn fast ebenso wie Dich. Als er mich verließ . . . war ich dem Wahnsinn nahe!

Du bist zur Welt gekommen — und der Schmerz und die Sehnsucht schwanden. Ich habe Dich und Du bist mir genug.

Wenn Du größer bist, zeige ich Dir das Bild Deines Vaters und werde Dir erzählen, wer er eigentlich ist. Ich werde Dich ja allein, ohne jegliche Hülfe, erziehen — und werde mit allen Wissensschätzen, die Andere gesammelt haben, Deine Seele bereichern. Sobald Du die Welt verstehst, wirst Du Deinen Flug versuchen. Vielleicht steigst Du hoch in die Lüfte wie ein Adler, und stimmst ein Triumphlied an. Vielleichst wirst Du ein Dichter, ein Künstler, vielleicht erwacht in Deinem Herzen ein Lied voller Wonne, das vor der erstaunten Menge ertönt. Vielleicht bist Du ein Genie, zu großen Thaten von Geburt berufen, vielleicht werden Deine Schultern die Zukunft des Landes tragen.

O! mein Sohn! mein Sohn! . . .

Sieh, ich weine. Aber es sind Thränen der Freude, es sind süße Thränen, die über meine Wangen rollen. Und ich sehe Dich mit der lorbeerumkränzten Stirn, ich sehe Dich über den Haufen der Kleinen hervorragend, schön von Körper und mächtig an Geist. Ich glühe vor Entzücken! ich strecke meine Arme zu Dir empor und rufe: — „Ich bin Deine Mutter!"

Ja! Du bist meine einzige Liebe und mein Stolz in der Zukunft. Wenn ich Dich groß und glücklich sehen werde, sterbe ich beruhigt, denn meine Aufgabe ist dann erfüllt. Ich werde das vergangene Leid vergessen, die Wunden der Seele lassen keine Narbe zurück. Dein Lächeln, Dein Ruhm, sie werden mir den Schmerz der Vergangenheit lohnen. Und ich werde vor Gott in höchster Demuth niederfallen und ihm danken für das Glück, das mir zu theil wurde. — Du bist entstanden, als ich weinte und bekümmert war, daher mußt Du ein sanftes und für Thränen empfängliches Herz haben. Du wirst die Menschen lieben, weil Du vor Deiner Ankunft in der Welt das menschliche Leid gefühlt und gewußt hast, wieviel Elend diese Sonne bescheint! Und Du wirst für die Menschen gut und voll eines großen Mitleids sein, und jedes Unglück wird in Deiner Seele Gefühl erwecken. Du wirst „ein Mensch" sein, da Du in Leid und Schmerzen geboren bist. — —

Aber was bedeutet das? Weshalb erblaßt plötzlich der Glanz dieser Lichter? In das Zimmer dringt ein graues und doch so deutliches Dämmerlicht! . . .

Das ist die Morgendämmerung! der junge Tag blickt durch die Scheiben und will Dich wecken, nichtsnutziger Schläfer! Doch was ist das? Worauf liegst Du? . . . Weshalb dieses Leichentuch? . . . Weshalb dieses Crucifix, das über Deinem Haupt seine Arme ausstreckt? . . . Mein Kind! mein Sohn! wach auf, antworte mir!

Du schweigst?

Das Leichentuch wird ja nur bei Todten . . . solltest auch Du? . . .

Ach nein! das wäre zu viel. Gott ist ja doch im Himmel und er ist voller Mitleid.

Und doch ist es so! — ich sehe jetzt deutlich — der Tag beleuchtet schon alles, auch Dein todtes Haupt und den kleinen Sarg, in dem Du ruhst . . .

Als Du gestern einschliefst, da gingst Du hin in eine dunkle Ferne, um nie mehr zurückzukehren. Ich wachte bei Dir — ich dachte, Du schliefst! Ja, Du schläfst, aber einen ewigen Schlaf. Du siehst nichts und niemand mehr, auch nicht Deine Mutter, die über Deinen Sarg gebeugt vor Schmerz vergeht!

O! mein Sohn! mein Sohn! . . .

Aus der Hauptstadt.

Sunnwendjahrtag.

Das jüngste Gericht schien über Sodom hereingebrochen. Pech regnete es in Privatcomptoirs und Theater, Schwefel von der Tribüne des

Reichstags. Ein Jahr, das mit Lichtblicken ohne Gleichen begonnen, das den späteren Bahnhofsdemagogen Bismarck aus Amt und Würden gejagt und Herrn von Bötticher's gesellschaftliche Talente entdeckt hatte, endete mit dem prächtigen Selbstmord der Gebrüder Sommerfeld, dem Krach der Façonschmiederei, den Fällen Buschhoff und Ahlwardt, dem Prozeß Heinze und der Börsenenquête. Daß Blumenthal's „Großstadtluft" einen unbe-sirittenen Erfolg errang, vermochte kaum tröstlich zu wirken. Sonnen-wende schien eingetreten, und aus den Concursbeständen des Kaiserbazars kaufte Berlin fünfundsiebzig Procent unterm Facturenwerthe seine Trauer-gewänder. Enthaltsamkeit und Einfachheit feierten ihre Orgien; die her-vorragendsten Depotbewahrer bewirtheten ihre Gäste mit Thee und Butter-brot, wie zu Varnhagen von Ense's Zeiten. Zerknirscht lauschte man ge-krönten Bußpredigten, obgleich ihnen die Gegenzeichnung fehlte, und die grundlegende Reform an Haupt und Gliedern (ich glaube, Reform Nr. 145 des neuen Kurses) schien unabweislich, unausbleiblich. Einem aufgestör-ten Ameisenhaufen gleich kribbelte die Berliner Welt durch einander, Jeder nur auf die Rettung seiner Puppen bedacht, und wer als eifriger Zei-tungsleser an den sittlichen Kern der Hochcultur dieses Jahrhunderts glaubte, war felsenfest davon überzeugt, daß nun, nach Aufdeckung so furchtbarer Abgründe, die Besserung nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Inzwischen ist Sunnwendjahrtag beinahe herangekommen. Und mit einigermaßen verblüfften Mienen erkennen die Culturfreunde, daß Alles beim Alten bleiben wird. Der Schreckschußlärm ist verhallt, die „vornehm-plutokratische" Gesellschaft des Herrn Fritz Friedmann fühlt sich wieder völlig au fait. Von Absolutismus, Kasernirung der Banquiers und Schloßbauten hört man nichts mehr; der Prozeß Ahlwardt, in dessen wogenden Nebeln für zwei Minuten die Clique und ihr unheimliches Treiben gespenstisch aufstieg, ging vorüber, ohne Schaden zu thun. Nur der hochgebildete und tactvolle Doctor Hermes, der Märchenerzähler für Berliner Gymnasiallehrer, entfernte sich nicht ganz so frisch und froh, wie er gekommen war. — Buschhoff ist freigesprochen, Herr Polke als leider zu ehrlicher Makler decorirt, und Anton Wolff, dieser „all-zeit gutmüthige, liebenswürdige und wohlthätige Lebemann", dem öffent-lichen Mitleid empfohlen worden. Hoffentlich veranstaltet der „Börsen-courier" eine Tellersammlung für ihn; die nöthigen Notabeln werden sich schon finden.

So ist's denn wieder hell geworden am Himmel der Burgstraße. „Nach Ausstoßung einiger weniger unwürdiger Mitglieder geht die Ber-liner Börse glänzend gereinigt aus dem Gewittersturm hervor."

Und die Sonne scheint weiter über Gerechte und Ungerechte; sie hat sich nicht auf immer von uns gewendet. Reform Nr. 145 liegt vergessen in der Schublade, denn Reform Nr. 177 A (Verbesserung der sozialen Lage der Postassistenten durch Emaillirung ihrer Hosenknöpfe) ist weitaus wichtiger. Die Zeitungen haben ihre Pflicht gethan und lange genug gegen Mammonismus und Corruption gedonnert, die Kanonade ver-stummt — plaudite amici, comoedia finita est!

Nun kann's wieder von Neuem losgehen.

Fatal, daß der Wolff nicht mehr dabei ist. Das Diner, welches er am Tage seiner Verhaftung in unserem ersten Hotel gab, fünfzig Mark jedes Gedeck, steht noch frisch in wehmüthiger Erinnerung. Auch die Zunge hat ihr Gedächtniß. Freilich, so ein knapp besoldeter Landgerichts-director weiß nichts von den brünstigen Wünschen einer Feinschmeckerseele. Das Höchste, was diese Menschenspezies sich leistet, sind vergiftete Pasteten und zweitausend Seiten Paasch, nach Tisch zu genießen. — Die Börse aber hat gewiß nicht recht gethan, als sie Wolff fallen ließ. Daß sich die Sanirungsgesellschaft nicht constituirte, wird ihr von allen Gutgesinnten und besonders von Rechtsanwälten, die die Vortheile solcher Gesellschaften schon am eigenen Leibe erfahren haben, mit gutem Grund zum Vorwurf ge-macht. Ganz andere Leute als Wolff, lange nicht so gutmüthig, so naiv und liebenswürdig, so mildthätig wie dieser gebrochene Greis, fanden zahlungsunfähige Freunde. Für ihn aber gab's keinen Mantel inter-confessioneller Nächstenliebe. —

Es war ein relativ edler Mann, den sie begruben. Sein Anwalt Herr Fritz Friedmann sagt's, und Herr Fritz Friedmann muß es wissen. Nie ist ein grausigerer Justizmord verübt worden. Der Erfinder der beliebten Methode Wolff hat sich nachweislich mit 300,000 Mark jährlich durch-gehungert, obgleich noch beim Zusammenbruch drei Millionen deponirter Papiere in seinen Schränken lagen; außerdem übernahm er eine Menge Geschäftsunkosten auf sein Privatconto, und dies nur „aus dem edel-müthigen Grunde, die Tantième seiner Angestellten zu erhöhen." Man weiß so edelmüthige Gründe zu verstehen und zu billigen, ist man doch durch den Bochumer Verein an sie gewöhnt worden, wo das erwiesener-maßen vorhandene Läutewerk den Arbeitern die Ankunft von Revisoren bekanntlich auch nur deshalb meldete, damit sie die Werkstätten rasch noch mit Guirlanden und Transparenten schmücken konnten.

Handelsrichter Wolff wirkte geradezu sozial versöhnend, was doch heutigen Tages die Hauptsache ist; mit schöner und echt demokratischer Unparteilichkeit nahm er von Arm und Reich, von Prinzen und Club-portiers, von Actiengesellschaften und Staatsdienerwittwen. Keinen schloß er aus; keinen verletzte er durch brüskes Zurückweisen. Der heilige Wolff, mit Crispin vergleichbar, stand an der „Spitze wohlthätiger Unternehmungen und zeigte sich immer mildthätig im weitesten Sinne des Wortes"; nicht einmal verschlossene, diebessichere Geldschränke und versiegelte Depots waren vor seiner Mildthätigkeit sicher. Mildernde Umstände, die Fritz Friedmann leider nicht anführte, lagen genug vor. Die meisten Unterschlagungen be-ging sein Client in den Hundstagen 1891, also nur in der Hitze. Wolff war gelernter Banquier, und da das „legale" Bankgeschäft still lag, stahl er, nur um nicht zu verbummeln.

Wie Crispin der Schutzheilige unserer Sozialbanquiers, kann Tal-leyrand der unserer Unrechtsanwälte sein: „Le seul bon principe est de n'en avoir aucun." . . .

Sunnwendjahrtag ist gekommen, die Erinnerung an alle Züchti-gungen wird wach, aber sie mahnt nicht zur Einkehr. Die Lection hat nichts gefruchtet, rein gar nichts. Schade um all die schönen blauen Akten-deckel mit den geheimräthlichen Reformconcepten, schade um das viele Enquêtepapier und das Prozeßgeschreibsel. Die erste staatsmännische, ob-gleich negative That des Grafen Caprivi, die Verhinderung der Berliner Weltausstellung, beschützt uns zwar vor den beutegierigen Raubrittern und Aasgeiern, vor wüsten Spekulationsexcessen und dem schrecklichsten Krach des neunzehnten Jahrhunderts; aber daß sich die unersättliche Habgier bereits wieder so weit erholt hat, das beweist klar die völlige Frucht-losigkeit, den Mißerfolg des Prozesses Wolff. Das öffentliche Gewissen reagirt nicht mehr auf die Reize vom vergangenen Jahr; Abs, Ahlwardt und Bankkrache sind überwundene Sensationen von vorgestern. Nach neuem, aufregenderem Schauspiel gelüstet es dem süßen Pöbel, dem das flam-mende Mene tekel upharsin an der Wand nichts als Salonfeuerwerk be-deutete . . .

Eine „freiere und vernünftigere Auffassung" hat sich Bahn ge-brochen, und als Verderber des Vaterlandes, Feinde der Ordnung werden jetzt die angesehen, deren warnende Trompetenstöße im November 1891 das Philisterium zusammenfahren machten. Nicht mehr den Sommerfeld's und Leipziger's grollt die öffentliche Meinung, o nein, denn „immerhin entbehrt der Verzweiflungskampf, wie ihn diese Männer kämpften, der geistigen Größe nicht, immerhin imponirt die napoleonische Verwegenheit, womit sie Ehre und Freiheit auf's Spiel setzten." Der Tadel richtet sich jetzt gegen die „Sensationshascher, die aus vereinzelten Ausnahmefällen skandalbedürftig auf die ehrenwerthe Gesammtheit schließen, die an sich belanglose Ereignisse in gehässiger Weise aufbauschen und eine grell ge-färbte Tendenzsittlichkeit zur Schau tragen." Im kaiserlichen Rom, auch wohl im Palästina der Herodes legte man Sensationshaschern dieser Art einfach den Kopf vor die Füße, ohne freilich dadurch die grauenvolle Ein-äscherung Jerusalems und die zerschmetternde Barbarenfaust Attila's ab-wehren zu können. Wie sie sich mit den neuen Hunnen abfinden werden, ist ausschließlich Sache der Enkel. Wir halten es einstweilen mit König Jérôme von Westfalen.

Immer lustig und fidel, das neue Jahr wird gut! Wir haben lange genug gedürstet, lange genug „in dem bekannten Restaurant Unter den Linden" gefehlt. Drei neue Theater, neue Ballets, her damit; laßt uns Sunnwendjahrtag feiern, eine Libation den Sommerfeld's — Kellner, was kostet Berlin?

Herr Blumenthal hat bereits ein funkelnagelneues Lustspiel ge-

schrieben, und Frau Commerzienrath Schaf ließ sich endlich von ihrem jüngsten Protegé erbitten, hinfort ein künstliches Gebiß zu tragen. Das ist ein Entschluß von ungeheurer Tragweite, verstehen Sie mich recht; das ist ausschlaggebend. Frau Commerzienrath, die früher grundsätzlich nur Wildenbruch und den traurigen Sudermann pousirte, wird die lachlustigste Hörerin Blumenthal'scher Comödien werden. Und damit ist das Schicksal der kommenden Saison entschieden. Nichts mehr von Pessimismus, Einfachheit der Lebensführung, angstbleichen Gesichtern; unsere „vornehmen, jüdisch-plutokratischen Kreise", in denen sich Herr und Frau Commerzienrath Schaf von Jugend auf bewegen, wollen die Finsternisse und Schrecken des letzten Winters gründlich vergessen. Und wie man es bisher gewöhnt war, wird man ihnen des Weiteren in dem bekannten Restaurant Unter den Linden begegnen, stets „trefflicher Laune, behaglich, gutmüthig, allzeit liebenswürdig und mildthätig."

Und wer von ihnen wird als Nächster in das Zuchthaus wandern? — Ich bin nicht neugierig. Caliban.

Offene Briefe und Antworten.

Deutscher Sprachverein und angebliche Deutschthümelei.

Geehrter Herr!

Der deutsche Sprachverein hat mit Deutschthümelei, wie wir mit Bezug auf den Aufsatz S. 277, Nr. 18 auch bemerken, nichts gemein und es ist nicht die Schuld desselben, wenn die Bestrebungen, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu befreien, allmählich zu weit gegangen sind und noch immer weiter zu gehen drohen, daß das unbefangene Bemühen, seinen Gedanken den treffendsten und besten Ausdruck zu geben, oft durch eine aufgenöthigte Sorge um reindeutschen Ausdruck zu unliebsamen und unerfreulichen Compromissen (warum nicht Zugeständnissen?) gedrängt wird, welche das wichtigste Erforderniß an die sprachliche Gedankeneinkleidung schädigen. Mir ist eine derartige Beeinflussung, seitdem ich Mitglied des Frankfurter deutschen Sprachvereins bin, noch nicht vorgekommen und der Sprachschatz genügt mir, um meinen Gedanken den treffendsten und besten Ausdruck zu geben. Der deutsche Sprachverein will satzungsgemäß nichts weiter als „Pflege der deutschen Sprache und ihre Reinigung von unnöthigen fremden Bestandtheilen." Also bei sachgemäßer und vernünftiger Auslegung nichts anderes als was sich für jeden deutschen Mann von selbst versteht. Ein angebliches Betteln um Staatshülfe ist eine gemeine Verdächtigung; wer die Vereine kennt, weiß, daß sie mit dem Staat nichts zu thun haben. Der Staat geht aber seinerseits auch vor, z. B. mit dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches und was die Eisenbahnen in der Ausmerzung der Fremdwörter aus ihren Bestimmungen aller Art, aus ihren Dienstanweisungen u. s. w. leisten, ist nicht Sache der Staaten sondern des Vereins deutscher Eisenbahn-Verwaltungen, der sämmtliche deutschen, österreich-ungarischen und einige niederländische Bahnen umfaßt. Hier sind ganz grundsätzlich durch für diesen Zweck zusammengesetzte Ausschüsse alle Dienst-Anweisungen von Fremdwörtern gereinigt worden und das ist selbstverständlich in gleicher Weise auch bei einzelnen Verwaltungen geschehen, falls es sich um besondere Dienstanweisungen nur für sie handelt. In gleicher Weise ist durch den Verein das neue Betriebs-Reglement bearbeitet und sämmtlicher Fremdwörter beraubt worden; Anfangs sollte es wieder Betriebs-Reglement heißen, aber auf Betreiben von den verschiedensten Seiten heißt es jetzt „Verkehrsordnung". Alles Hinausgreifen über die Bestrebungen des Sprachvereins, Wortbilderei, Wortklügelei, geht dem Verein nichts an; er macht auch gegen die in die deutsche Sprache eingebürgerten Fremdwörter, deren es z. B. in der Technik eine große Zahl gibt, keine Einwendung. Ein Gebiet, auf dem er in manchen Gegenden Deutschlands noch besonders thätig sein muß, ist die widerliche und vaterlandslose Art kaufmännischer Geschäfte, Gasthöfe, Wirthschaften u. s. w., ihre Aufschriften nur in französischer Sprache zu geben. In Frankfurt, der alten freien Reichsstadt, kann man Dutzende von Geschäften nur in französischer Sprache finden, deutsch und französisch sind die meisten, der erste Gasthof, in dem der deutsche Adel, Beamten und Offiziere verkehren, und der im Volksmund nur „Englischer Hof" heißt, ist vier Mal „Hotel d'Angleterre" benannt. Und das gegenüber dem Goethe-Denkmal! Der Sprachverein in Frankfurt kämpft in der örtlichen Presse kräftig gegen diesen Unfug, aber es nützt nichts; nun hat er beschlossen, um wenigstens einen thatsächlichen Versuch zu machen, seine Mitglieder aufzufordern, in den Geschäften nicht zu verkehren, die nur französische Inschriften haben. Samiel hilf! Ich glaube dem Sprachverein diese Rechtfertigung schuldig gewesen zu sein.

Hochachtend

Punthel,
Reg.-Rath und Mitglied der Königl. Eisenbahn-Direction.

Notizen.

Gesellschaft von Berlin. Hand- und Adreßbuch der Gesellschaft von Berlin, Charlottenburg und Potsdam. (Berlin, Adolph Hein.) In einigen kleineren Städten gibt von Alters her irgend ein Standes- oder Polizeibeamter einen Bürger-Etat oder Familienregister heraus, ein gar geschwätziges Unternehmen, das sich in der Regel nicht der zärtlichen Liebe noch immer jugendlicher Frauen, alter Jungfern und illegitimer Nachkommen erfreut. Für Weltstädte wie Berlin, wo „Jeder eilt dem Andern stumm und fremd vorüber und fraget nicht nach seinem Schmerz" — wo sich sogar die Bewohner eines Hauses meist nicht einmal dem Namen nach kennen, ist das Bedürfniß für ein solches Buch kaum vorhanden. So sollte man meinen. Es scheint aber doch, als ob das vorliegende Nachschlagewerk über die Berliner Gesellschaft — gibt es denn eine solche? — viele Freunde gefunden habe, denn es kommt nun schon zum zweiten Male neu aufgelegt und völlig durchgearbeitet heraus. Es ist ein umfassendes Adreßbuch, das den Wust gleichgültiger Namen und Adressen ausmerzt und nur die tonangebenden Kreise und jene Persönlichkeiten umfaßt, „welche durch Geburt oder Rang, durch Vermögen oder Ansehen einander gleichwerthig zu stellen sind oder doch durch ungefähre Gleichartigkeit der sozialen Interessen auf einander angewiesen sind." Ja es macht sogar den Versuch, obendrein in Kürze den Lebensgang, die gesellschaftliche Stellung und die Familienverhältnisse der Mitglieder unserer Gesellschaft zu ermitteln. Im Allgemeinen entledigt es sich seiner schwierigen Aufgabe mit Geschick. Wir finden hauptsächlich Diplomaten, Militärs, Gelehrte, Aerzte, Juristen, Schriftsteller, Lehrer, Börsenbarone, Fabrikanten, Künstler. Dabei sind die Herausgeber ganz unparteiisch verfahren und haben keine Clique oder Partei bevorzugt oder ausgeschlossen. Einige Aufsätze als Einleitung, z. B. eine Chronik der Stadt Berlin vom Stadtrath Ernst Friedel, erhöhen den Werth des Buches, das sehr geschmackvoll und salonfähig ausgestattet ist.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Sommer-Pferdedecken

aus leinenem Drill, vorn zum Zuschnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeckend.

Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit 15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang

à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,

2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.

H. Herrmann, Deckenfabrik, **Stettin.**

Butter 9 Pfd. netto postfrei Nachn. **Honig**

Süßrahm-Grasbutter frisch ℳ 7.50.
Edelster Blüthen-Schleuderhonig ℳ 4.80.

Geflügel garantirt lebende Ankunft.

7—8 Küken (beste Winterleger) ℳ. 6.—
3—4 Brat- od. Legehühner, 4—5 Entchen,
1—2 Gänse pr. ℳ 5.75.

Gänsefedern schneew., daunenreich, staubfrei,

fein geschlissen pr. Pfd. ℳ 2.40,
ungeschlissen „ „ ℳ 1.70.
franco Nachnahme.

Fanny Klüger, Tluste, Galizien.

Eine Erfindung

à la perpetuum mobile.

Dieses Neueste auf dem Gebiete der Erfindungen, welches sich ein jeder Fachmann, sowie Laie, gewerblich oder zur Unterhaltung, auch zur Zimmerzierde herstellen und an jedem Orte in verschiedensten Größen anbringen kann, arbeitet in sich selbst vorwärts und rückwärts gehend durch Naturkraft (Wasser) und bietet für Jedermann das größte Interesse und angenehmste Unterhaltung. — Eine leicht faßliche, ausführliche Zeichnung, sowie deutliche verständliche Beschreibung versendet der Erfinder gegen Einsendung von 5 Mark oder Nachnahme, und bietet somit jedem Interessenten die Hand, aus dieser Erfindung einen Nutzen zu ziehen.

H. Vollmann,
Werkstatt für techn.-mech. Arbeiten.
Berlin, Rügenerstr. 12.

Belletristische Novitäten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Pique-Aß.
Kriminalroman von
A. Oskar Klaußmann.
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

Voll Dampf voraus.
Roman von
August Niemann.
2 Bände.
Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Romanzero.
Exotische Novellen von
Anton Freiherrn von Perfall.
Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien:

Berlin.
Roman von
Paul Heyse.
3 Bände, geheftet 12 M., gebunden 15 M.
Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W. 64.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Menschwerdung.

Die Entwickelung des Menschen aus der Hauptreihe der Primaten
und
die Begründung der weiten Kluft zwischen Mensch und Tier,
abschliessend mit der vollständigen Lösung des Willensproblems, des Problems der juridischen Verantwortlichkeit und des teleologischen Prinzipes in der menschlichen Weiterentwickelung.

Mit erläuternden Holzschnitten.

Von
J. G. Vogt.

Preis: brosch. ℳ 6.—. geb. ℳ 7.50.

Ernst Wiest, Verlags-Buchhandlung, **Leipzig.**

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?! Preis 60 Pf.

Bobert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Handels- und Gewerbe-Academie
Halle a/S.
Unterrichtsdauer 1 Jahr. Prospecte durch den Director Ackermann.

Wer gut schlafen will entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken à 3½ M.** (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage** von **Herrmann,** Breitestr. 61, **Stettin.**

Anstalt für brieflichen Unterricht
Halle a/S.
Vorbereitung für das Postgehilfen-Examen. Ausbildung von Kaufleuten und Gewerbetreibenden. Vorbereitung zum Besuch einer Fachschule. — Prospecte gratis.

Verlag von Georg Lang in Leipzig.

Briefe aus Elsaß-Lothringen.
Von **Emil Kühn.**
156 Seiten gr. 8°. — M. 2.—

Den Altdeutschen in Elsaß-Lothringen, soweit sie noch patriotisch fühlen und die Manteuffel'sche Corruptionsperiode ohne Charakterschädigung überstanden haben, muß das Buch geradezu aus der Seele geschrieben sein. — Leser in Altdeutschland werden Uebertreibung vermuthen, während „Wissende" im Gegentheil dem Verfasser bezeugen müssen, daß er sich, zumal in Verwerthung eklatanter Beispiele, große Reserve auferlegt hat. Den allzulange und allzusehr verhätschelten „wiedergewonnenen Brüdern" oder vielmehr deren unberufenen Wortführern wird ein Spiegel vorgehalten, der ihnen wenig erfreulich sein dürfte. Aber die Wahrheit mußte endlich einmal gesagt werden, und das gethan zu haben, ist das Verdienst des Verfassers.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Der bildliche Ausdruck
in den Reden des Fürsten Bismarck.

Von
Hugo Blümner,
Professor der klass. Philologie an der Universität Zürich.
8. Preis geheftet: M. 2.80.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 3. September 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein neuer Wahlmodus des preußischen Abgeordnetenhauses. Von W. Sachtler. — Mitteleuropäische Steuerreformen. Von Gustav König. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Heinrich Heine. Von Ed. Grenier. — Eine neue Kritik des Sozialismus. Von Georg Adler. — Dresdner Kunstbriefe. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Der Staar. Von Renato Fucini. — **Aus der Hauptstadt:** Der schwarze Tod. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Conrad Ferdinand Meyer's Erkrankung. Von der Redaction der „Gegenwart". — Notizen. — Anzeigen.

Ein neuer Wahlmodus des preußischen Abgeordnetenhauses.

Von W. Sachtler.

Das Inkrafttreten der Miquel'schen Besteuerungsgesetze, durch welche eine große Anzahl Staatsangehöriger von der Zahlung directer Staatssteuern befreit wird, macht eine Aenderung des Wahlrechtes für die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause bei dem auf plutokratischer Grundlage beruhenden Dreiklassenwahlsystem nothwendig. Bei dieser Gelegenheit werden die Mängel jenes Wahlsystems lebhaft erörtert und namentlich die freisinnige Partei drängt auf die Einführung der allgemeinen directen Wahl, wie dieselbe im Reiche zu Recht besteht und geübt wird. Von der Mangelhaftigkeit des Dreiklassenwahlsystems, von der Thatsache, daß dasselbe von einem idealen Wahlsystem so weit wie nur möglich entfernt ist, dürfte die große Mehrheit des Volkes ebenso überzeugt sein, wie die Regierung und es erübrigt deshalb wohl, hier speziell auf das Ungerechte, die Bedeutung des Besitzes für die Geistes- und Charaktereigenschaften des Menschen weit Ueberschätzende dieses Systems besonders hinzuweisen. Da die neue Art der directen Besteuerung der Staatsangehörigen eine Aenderung des Wahlrechtes einmal nothwendig macht, so ist die Frage wohl gerechtfertigt, ob es nicht an der Zeit sei, mit dem als unvollkommen allgemein erkannten System überhaupt zu brechen und ein besseres an seine Stelle zu setzen. Von hoher Stelle werden ja auf so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens Reformen angeregt; seit Langem hat sich wohl keine Zeit mit so großen reformatorischen Ideen in Deutschland getragen, wie die heutige, thatsächlich aber ist man auch selten so ängstlich und zurückhaltend in der Durchführung wirklich bahnbrechender Reformen gewesen, wie jetzt; die kreisenden Berge pflegen fast immer winzige Mäuslein zu gebären. Die Aussicht, daß wir uns in Preußen in Bälde eines neuen Wahlsystems zur Constituirung unserer Volksvertretung zu erfreuen haben werden, ist daher gering, das soll uns aber nicht abhalten, zu zeigen, daß und wie ein vollkommenes Wahlsystem möglich und der Gesammtorganisation unseres Staatswesens besser anzupassen ist als das bisherige.

Bei der vollen Anerkennung der Vorzüge, welche die allgemeine directe Wahl vor der plutokratischen Dreiklassenwahl vorzüglich dadurch besitzt, daß bei ihr die Möglichkeit gegeben ist, unabhängig von äußeren Verhältnissen, eine politische Meinung zur Geltung zu bringen und dadurch die Gesetzgebung vor Einseitigkeit und Vorurtheil nach Möglichkeit zu bewahren, entspricht doch auch dieser Wahlmodus keineswegs einem idealen Zustande und die Abneigung der Regierung, die allgemeine directe Wahl gegen die Dreiklassenwahl einzutauschen, kann mit den Mängeln, die auch der ersteren anhaften, genügend begründet werden. So verkehrt es auch ist, das Gewicht seiner politischen Meinung nach der Schwere des Geldsackes zu bemessen, über den der Wähler verfügt, so verkehrt ist es doch auch, wenn ein Werthmesser an eine solche Meinung überhaupt nicht angelegt wird und es für den Erfolg der Wahl ganz gleichgültig ist, ob ein geistig zurückgebliebener Mensch, ob ein charakterloser Dirnen-Zuhälter oder aber ob ein durch Schule oder in harter Lebensarbeit gereifter Mann seiner politischen Meinung durch die Stimmabgabe bei der Wahl Ausdruck gibt. Wenn daher ein anderer Wahlmodus als die allgemeine directe Wahl möglich ist, der bei möglichster Wahrung der Vortheile jener Wahl ihre Nachtheile aufhebt oder wenigstens verringert, so sollte man nicht zögern, einen solchen Modus einzuführen.

Da Welterfahrung, Charakterstärke und Wissen, Eigenschaften, die vor allen Dingen von Belang für den Werth einer politischen Meinung sind, nichts mit dem Besitz und der gesellschaftlichen Stellung eines Menschen zu thun haben, da ferner eine Eintheilung der Wähler in mehr- oder geringwerthige Wählerklassen nach Maßgabe jener Eigenschaften nicht erfolgen kann, so folgt daraus, daß die Grundlage nicht nur der Wahlen für die höheren Gesetzgebenden Körperschaften, sondern auch für die untergeordneten in Stadt- und Landgemeinden, Kreisen und Provinzen die allgemeine Wahl sein muß, bei der die Einzelstimmen durchaus gleichen Werth besitzen. Um aber die Nachtheile möglichst zu verringern, welche bei der allgemeinen Wahl dadurch hervorgerufen werden, daß die Stimmen lediglich gezählt, nicht auch gewogen werden können — Nachtheile, die sich um so mehr geltend machen, je mehr die Gesetzgebung nach hohen, umfassenden Gesichtspunkten zu erfolgen hat — muß das System der indirecten Wahl angenommen und organisch, den verschiedenen Verwaltungsstufen im Staate entsprechend, gegliedert werden. Die Wahl der Landtagsabgeordneten durch Vermittelung von Wahlmännern, wie sie in Preußen erfolgt, ist bei unseren Parteiverhältnissen völlig werthlos; die Urwähler geben ihre Stimme dem Wahlmanne nicht, weil sie diesem eine bessere Urtheilskraft zutrauen, als sie selbst sie besitzen, sondern sie wählen irgend einen Namen, von dem sie wissen, oder zu wissen glauben, daß er seine Stimme für den von ihrer Partei designirten Candidaten abgibt. Wenn die indirecte Wahl praktischen Werth haben soll, so muß sie mehr als eine bloße Form sein und sie muß deshalb unter ganz anderen Umständen erfolgen, als es bei unserer Abgeordnetenwahl der Fall ist. Jemanden zu wählen, nur damit der Gewählte seinerseits wieder seine Stimme zu Gunsten

eines Dritten abgibt, ist eine theoretische Narrheit. Eine indirecte Wahl der Volksvertreter, wenn sie Berechtigung haben soll, kann und sollte nur durch die Vertreter untergeordneter, zur Verwaltung bestimmter Landestheile oder Bezirke berufener Körperschaften vor sich gehen.

Man mache deshalb die Wahlen zu den Vetretungen der Stadt- und Landgemeinden — die neue Landgemeindeordnung erleichtert diesen Schritt — zur Grundlage eines Wahlsystems dergestalt, daß die Vertreter der Land- und kleineren Stadtgemeinden, wie dies ja schon der Fall ist, Mitglieder in den Kreistag, dieser, sowie die Stadtverordneten der einen selbständigen Bezirk bildenden größeren Städte Mitglieder in den Provinziallandtag und dieser letztere endlich Mitglieder in das Abgeordnetenhaus entsendet. Es ist dabei nicht nöthig, daß die in eine höhere Körperschaft gewählten Männer auch Mitglieder derjenigen nächst niedrigen Körperschaft sind, aus welcher heraus ihre Wahl erfolgte. Durch einen solchen Wahlmodus wird verhütet, daß die Mitglieder des Abgeordnetenhauses ihre Mandate einer mehr oder weniger willkürlichen Wahlhandlung verdanken, die Wahl wird von Männern ausgeübt, die selbst in der Vertretung politischer Körperschaften erfahren sind; die Möglichkeit, daß sich Hohlköpfe durch ihre gesellschaftliche Stellung oder auch durch eine gewisse rednerische Beanlagung in das Parlament drängen, wird mehr oder weniger ausgeschlossen. Wenn auch durch einen so veränderten Wahlmodus die gegenwärtigen Parteiverhältnisse vielleicht ein wenig verschoben würden, so würden sie doch schwerlich eine wesentliche Aenderung erfahren, da die verschiedensten Elemente aus den verschiedenen Landestheilen sich im Abgeordnetenhause zusammen finden würden. Die Ausdehnung dieses indirecten Wahlsystems auch auf die Wahlen zum Reichstag würde bei seiner Einführung in Preußen jedenfalls nur eine Frage der Zeit sein.

Der Schwerpunkt der sämmtlichen Wahlen in die das Volk in der Gesetzgebung und Verwaltung vertretenden Körperschaften, würde bei dem vorstehend skizzirten Wahlsystem in den Wahlen zu den Vertretungen der Stadt- und Landgemeinden liegen. Der Bedeutung dieser Wahlen entsprechend würde das Interesse für dieselben natürlich ein weit höheres sein als dies jetzt der Fall ist; die Wahlkämpfe würden sich aber immer nur auf den Gemeindebezirk beschränken, es könnte, da die Wahlen für die verschiedenen Gemeindevertretungen zu verschiedenen Zeiten vorgenommen würden, von einer das ganze Land aufregenden Wahlagitation nicht mehr die Rede sein, trotzdem aber würde das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, namentlich auch bei den niedrigen Verwaltungskörpern ein höheres sein als bisher. Das Wahlrecht bei den Gemeindewahlen müßte selbstverständlich dahin erweitert werden, daß alle männlichen Einwohner der Gemeinde von einem gewissen Lebensjahre an und wenn sie im Besitz ihrer geistigen Fähigkeiten und der bürgerlichen Ehrenrechte sind, wählen und gewählt werden dürften. Das demokratische Prinzip, wonach Jedem in gleichem Maße die Möglichkeit geboten werden muß, sich an öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen, muß bei den Gemeindewahlen zum vollen Ausdruck kommen. Die Zahl der in eine Körperschaft zu wählenden Vertreter sollte lediglich von der Bevölkerungszahl des betreffenden Bezirkes abhängig sein, sodaß die Vertretung überall eine jener Zahl entsprechende ist.

Gegen den vorstehend skizzirten Wahlmodus könnte vorzüglich geltend gemacht werden, daß der Einfluß des Volkes auf die öffentlichen Angelegenheiten um so geringer werden würde, je allgemeiner die Gesetzgebung wird und je wichtiger demgemäß die Stellung der Volksvertreter ist. Nun soll ja aber gerade, zwar nicht der Einfluß des Volkes, wohl aber derjenige der Massen auf die von höheren Gesichtspunkten aus zu erfolgende Gesetzgebung verringert werden, weil die Massen urtheilslos sind und deshalb bei der allgemeinen directen Wahl die Gesetzgebung ungünstig beeinflußt werden kann. Die Beseitigung des Absolutismus durch Einführung des parlamentarischen Regierungssystems ist doch nicht deshalb erfolgt, um der Volksmenge ein Recht einzuräumen, sondern dem Volke ist das Recht der Betheiligung an der Gesetzgebung verliehen worden als Mittel zu dem Zweck, die Entwickelung des Staatswesens nicht von der Willkür eines Einzelnen abhängig zu machen, dieselbe vielmehr in möglichst regelmäßige, das Wohl des Ganzen fördernde Bahnen zu leiten. Wenn aber lediglich an die Stelle der Willkür des absoluten Fürsten, die Willkür der Volksmasse treten soll, so ist damit dem Wohle des Staates und seiner Angehörigen nicht gedient, dann haben wir keinen eigentlichen Fortschritt zu verzeichnen. Die Theorie, daß das Volk sich direct an der Wahl der Vertreter der höchsten Gesetzgebenden Körperschaft betheiligen müsse, ist, wie jede Theorie, grau, sie erhält erst ihre Berechtigung, wenn nachgewiesen wird, daß eine solche directe Wahlbetheiligung nothwendig für das Wohl des Volkes und das Heil des Staates ist. Bei den Mängeln, die der directen Wahl der Volksvertreter anhaften, kann aber ein solcher Nachweis nicht geführt werden. Wenn man gegen den hier gemachten Vorschlag, die Volksvertretung des preußischen Staates von den Vertretern der Provinzen, die letzteren von denen der Kreise und der größeren Städte wählen zu lassen, ferner etwa einwenden wollte, daß bei einem solchen Wahlmodus nicht nur den Urtheilslosen und dem sittlich niedrig Stehenden die Möglichkeit der directen Theilnahme an der Wahl der höchsten Vertretung des Volkes genommen wird, sondern auch den vielen geistig und sittlich höher Stehenden, die nicht zur Theilnahme an der communalen Verwaltung berufen werden, so ist das zwar richtig. Aber die begabteren Urwähler, die, ohne einer Gemeinde-, Kreis- oder Provinzialvertretung anzugehören, die Fähigkeit besitzen, über die Gesetzgebung berührende Fragen ein gesundes Urtheil abzugeben, finden in der Presse oder auch in Versammlungen hinreichend Gelegenheit, solche Fragen zu discutiren und sie können dadurch auf die Gesetzgebung einen weit größeren Einfluß ausüben, als dies durch das Gewicht ihrer Stimme bei der directen Wahl möglich ist. In einem kleinen Staatswesen, in dem die Interessen der Staatsbürger sich nicht in mannigfaltigster Weise kreuzen, die Art der Gesetzgebung sich leicht aus den klar zu übersehenden Interessen der Bürger ergibt, oder aber auch in Ländern, wo einfache und klare Parteiverhältnisse herrschen, ist die allgemeine directe Wahl angebracht und vielleicht die denkbar beste, für Deutschland aber, mit seinen verschieden interessirten Volkskreisen, seinen verworrenen Parteiverhältnissen, seiner eigenthümlichen Organisation ist ein Wahlmodus, wie der vorstehend skizzirte, auf jeden Fall der allgemeinen directen Wahl vorzuziehen. Die größere Ausdehnung der Selbstverwaltung auch für die größeren, über die Stadt- und Landgemeinden hinausgehenden Bezirke weist auf die indirecte Wahl hin und je mehr das Prinzip der Selbstverwaltung bei der Gliederung des Staatswesens Platz greift, um so mehr wächst die Wahl der Vertreter der weiteren Bezirke, durch diejenigen der engeren ganz natürlich aus einem solchen Zustande heraus. Um das politische Leben der Gemeinden, Bezirke, sowie des ganzen Staates vor der Stagnation zu bewahren, gleichzeitig aber in einer gewissen Continuität zu erhalten, würde es sich empfehlen, möglichst häufig zu wählen, aber immer nur einen größeren Theil der Volksvertreter auf einmal durch neue zu ersetzen.

Das parlamentarische Leben der Völker ist noch so jung, die bisher gerade bezüglich der Wahlen gemachten Erfahrungen sprechen derart gegen die Beibehaltung des bisher in Preußen vorhandenen Wahlmodus ebenso wie gegen die allgemeine directe Wahl, daß mindestens eine Discussion über die Einführung eines vollkommeneren Wahlmodus sehr angebracht erscheint. Die Theorie, die Vertretungen des Volkes in einem großen, nach den Prinzipien der Selbstverwaltung gegliederten Staat aus den Vertretungen der einzelnen Landestheile, diese letzteren Vertretungen aus denen der einzelnen Stadt- und ländlichen Bezirke hervorgehen zu lassen, erscheint jedenfalls verständiger, den thatsächlichen Verhältnissen entsprechender und dem geistigen und sittlichen Standpunkte des Volkes angepaßter, als diejenigen Wahltheorien, welche bisher in den Staaten mit Parlamenten praktische Anwendung gefunden haben.

Mitteleuropäische Steuerreformen.

Von Gustav König.

(Schluß.)

Um noch in weitere Einzelheiten über die communale Besteuerung in Preußen einzugehen, müßte man das concrete statistische Material haben, und vor Allem wohl die politischen Strömungen daselbst genau behandeln. Aus eben diesen Ursachen gehe ich nicht auf die in ihren Erträgen ohnehin zusammenschrumpfende lex Huene ein. Der Gemeindebesteuerung fällt aber gewiß auch die Aufgabe der ergänzenden directen Besteuerung der vom Staate steuerenthobenen Massen zu. Durch die Umwandlung der bestehenden staatlichen Objectsteuern in eine persönliche Vermögensteuer werden sich manch' neuartige Gesichtspunkte für die gemeindliche Bethätigung und Besteuerung ergeben, auf die hier jedoch nicht eingegangen werden kann. Ob der preußische Staat aber gar so gut daran thut, seine directen Steuern — welche, meiner Anschauung nach, in Zeiten von Krisen und Kriegen nicht erhebliche weitere Dienste, gegenüber den ruhigen Zeiten, leisten können oder vielmehr werden — so niedrig zu halten wie bisher, ist gewiß eine erörtenswerthe Frage, gehört aber nicht in den Rahmen dieser Betrachtung, welche nur die gerechtere Vertheilung der bestehenden directen Steuerlast von Staat und Gemeinde in das Auge fassen will.

Man wäre wirklich etwas heißspornig, wenn man auf eine so der Erziehung und der Zeit bedürftigen Institution, wie es die Selbstangabe des Steuerpflichtigen ist; schon jetzt, nach wenigen Monaten, in Preußen mächtige und weite Pläne aufbauen wollte. Ein Staat, der diese steuerliche Einrichtung erst seit Monaten kennt, und nicht etwa wie Württemberg, sie über ein Vierteljahrtausend ununterbrochen handhabt, kann kluger Weise nicht gut diese junge Einrichtung, welche einige Zeit braucht, um sich einzuleben, als einen Baum ansehen, an dem weittragende Anpelzungen mit Ruhe, Sicherheit und Erfolg sich anwenden lassen. Mir will auch scheinen, daß das so angepriesene, neue Einkommensteuerresultat erst noch zu erweisen haben wird, wieviel auf die früher angegebenen Aenderungen des Gesetzes zu stellen ist, und wie viel die kleinen und großen Mitteleinkommen und wie viel die Einkommen der Reichen und Millionäre mehr ergeben haben. Zu vergessen ist nicht, daß ein Prozeß, wie der von Baare-Fußangel eines der glücklichsten Ereignisse ist für die Neueinsteuerung einer alten Steuer. Auch das nicht, daß man mit der Selbstangabe ganz eigenthümliche Erfahrungen macht, bei ausposaunten unerwartet guten Einschätzungsresultaten. Hamburg weiß ein Stück davon zu erzählen.

Nimmt man nun an, daß nur die alte Summe der directen Staatssteuern in Preußen zunächst aufgebracht werden soll, und rechnet von den 120 Millionen Einkommensteuer 20 Procent für die juristischen Personen ab — da wieder leider nur zu vermuthen ist, daß Preußen erneut nicht den Muth finden wird, die logische Consequenz der persönlichen Steuer ganz zu ziehen: jedes selbständige Einkommen und jedes selbständige Vermögen voll zu besteuern, ungeachtet dessen, daß die letzte wirthschaftliche Verblutung dieses Staates mitverursacht ist durch die Unterlassung der selbständigen Besteuerung der Actiengesellschaften und dergl. — und 40 Procent für das Einkommen aus persönlicher Arbeit, so verbleiben 50 Millionen Steuer, welche schon ein positiv, steuerlich faßbares Vermögen von 55 Milliarden ergeben. Denkt man aber auch daran, daß zu den Vermögensobjecten der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer, die Geld- und anderen (vermögen-) steuerlich noch nicht getroffenen Kapitalien hinzutreten, so ergibt sich, ganz abgesehen von dem gewaltigen „Ueberschuß" an Einkommensteuer, eine bemerkenswerthe Ermäßigung für die Träger der bestehenden drei Objectsteuern, und gleichzeitig eine gleichmäßige Erfassung aller Vermögensobjecte, für welche, besonders im Anfang, eine nicht gar zu hohe Steuergrenze gezogen werden sollte, kurz eine Verbesserung der Staatssteuerlast, wie sie gar nicht mehr umgangen werden kann, im heutigen Culturstaat.

Der vom Minister Miquel angestrebte Plan für die Neugestaltung der staatlichen und der gemeindlichen Grundlagen der directen Steuern, ist also gewiß festzuhalten. Da aber gute oder schlechte Wirkungen der Reform nur im Geiste, und nicht durch die Wirklichkeit oder durch die allgemeine Erfahrung, für die Wahlen erwiesen werden können, so wäre nur einer Regierung, welche nicht nur einer Majorität für ihre Pläne sicher wäre, sondern welche auch sicher ist, nicht bloß die gemeindlichen Steuerpflichtigen, die Haushalte der Communen, sondern auch, wegen der total veränderten Dispositionsrechte, die Gewohnheit, die Eitelkeit und vieles andere der zehntausend und aberzehntausend von gemeindlichen Verwaltungsorganen nicht zu verletzen, und insbesondere sicher ist, wieder eine Majorität gewählt zu bekommen, welche geneigt ist, die Steuerreform unverändert weiter bestehen zu lassen, nur einer solchen Regierung wäre anzurathen, gleich mit einem Schlage die epochemachende Steuerreform durchzuführen, anstatt erst die geklärte Meinung der neugewählten Abgeordneten zu dem prächtigen Reformwerk mächtig und sicher zu verwenden.

Die Regierungsvorlage in Oesterreich plant folgende Steuerverfassung. Neben einer neu zu schaffenden, und alle Arten von Erträgen umfassenden, allgemeinen persönlichen Einkommensteuer, sollen die Steuergrundlagen der bestehenden Grund- und Gebäudesteuern unverändert bleiben. Diejenigen der Gewerbe- (Erwerb-)steuer werden in ganz neuer Weise geregelt und fordern, auf dem Wege der Repartition, den zweifachen Steuerertrag, gegenüber den heutigen, und, im Durchschnitt, zwei und einhalb Mal mehr Steuer von jedem in Steuerpflicht Bleibenden.

Es hat einen gewissen, allgemeinen und literarhistorischen Werth, bei diesem Gesetzentwurf der „allgemeinen Erwerbsteuer" noch einen Augenblick zu verbleiben. Er ist nämlich ein abschließendes Muster unserer Zeit, wie man eine Steuer nicht reformiren muß oder kann. Man glaubt sich in ein Land der Steuermärchen versetzt, wenn man, angesichts der schlechten Erfahrungen mit und des Aufgebens der Repartition in ihren Stammländern, Württemberg und Frankreich, vorschlägt, sie in Oesterreich weiter in das Leben einzuführen. Nicht minder märchenhaft sieht es sich in einem nagelneuen Steuergesetzentwurf an, wenn man ihn, bei der stets auf Ersparung menschlicher Kraft ausgehenden Entwickelung der Maschinen, der latenten „Ueberproduction", und der sonstigen menschliche Arbeit ersparenden Organisationen, fast ausschließlich auf die Zahl der Hülfsarbeiter aufbaut — während die bestehende Erwerbsteuer auf dem „Ertrage" ruht! Die verheerende Wirkung, welche schon die Repartition allein auf die Gleichmäßigkeit der directen Besteuerung ausübt, wird hier noch durch eine nicht nur unzutreffende, sondern in mannigfacher Hinsicht sogar gefahrvolle neue Basis, bis in das Unglaubliche gesteigert. Es wird wohl Niemanden mehr verwundern, zu hören, daß der östereichische Finanzminister selbst kein einziges Wort der Erwiderung auf die vielen Anfragen und Angriffe, während der ersten Lesung des Gesetzentwurfes, betr. die directen Personalsteuern im Abgeordnetenhause hatte. Dagegen war es sehr erfreulich, einen neuen gesunden Aufbau der Steuerreform durch zwei Abgeordnete, welche den zwei größten Parteiverbänden angehören — den Herren von Plener und von Abrahamowicz — verkündet zu sehen: die Personalsteuern für den Staat, die Objectsteuern, recte Steuerobjecte, für die Selbstverwaltung.

Weiter bringt die Regierungsvorlage eine Besoldungssteuer für alle Angestellte, neben der von diesen zu zahlenden Einkommensteuer und eine Rentensteuer, welche nur die nicht durch Gesetz befreiten Einkünfte dieser Art belegt. Da aber in Oesterreich z. B. Zinsen von Staatspapieren, Prioritäten steuerfrei sind, so fallen nur jene Geldkapitalien, welche sich dem Grund-, Haus- und Gewerbebesitz zur Verfügung stellen, in diese Abgabe. So, daß die vorgeschlagene Rentensteuer nur die soeben beregten Objecte, und nicht das mobile Kapital treffen wird, weil dasselbe genügend zahlreiche steuerenthobene Anlagen aufsuchen kann. Wahrlich eine Wirkung der „Rentensteuer", welche insbesondere die österreichischen Agrarier am allerwenigsten mit dieser Steuer erzielen möchten. Bei den oben erwähnten Verhältnissen ist aber in Oesterreich mit einer

Rentensteuer keine andere Wirkung zu erzielen, d. h. die bestehenden Steuerenthebungen gestatten keine Rentensteuer.

Nimmt man den tyrannischen Gedanken der Besoldungssteuer von diesem Steuersystem fort, so erhält man die in Baden bestehende Steuerverfassung. Um wieviel aber diese besser und zutreffender ist, kann jener ermessen, welcher weiß, welch' bessere Vertheilung die Objectsteuern durch Kapitalwerth- als durch Ertrags-Kataster ergeben, weiß, daß Baden, die für unsere Zeit ganz unhaltbare Repartition nicht kennt, und vor Allem berücksichtigt, daß die, die Steuerpflichtverhältnisse bedingenden Einzelwirthschaften ganz andere in Baden sind, als in Oesterreich. Zudem wird aber auch noch in der Regierungsvorlage der Ertrag der Einkommensteuer mit den bestehenden drei Objectsteuern in der Weise verbunden, daß das ganze Aufkommen an Einkommensteuer an die Träger dieser drei Steuern als Steuernachlaß hinausgeht. Die Vorschläge der Regierung gestalten sich hier zur allergefährlichsten Verbindung von Belastung und Nachlaß durch directe Steuern, welche nicht etwa nur die Vorausberechenbarkeit der Steuer des Einzelnen hindert, sondern auch durch die Unklarheit, Unsicherheit und Unbestimmtheit der Nachlässe auf die Preisbildung der mächtigsten Wirthschaftskapitalien, wie es Grund-, Haus- und Gewerbebesitz sind, auf das Schärfste einwirkt.

Ja, die Frage der Selbstverwaltungssteuern wird durch die österreichische Regierungsvorlage dadurch berührt, daß den einzelnen österreichischen Kronländern, gegen Verzicht ihres Zuschlagsrechtes zur Staatseinkommensteuer, 20 Procent ihrer Einnahmen an dieser Steuer überwiesen werden soll. Auch hier der umgekehrte Weg. Das Steuersystem der autonomen Körperschaften in Oesterreich, welches sich zum allergrößten Theile an Objectsteuern lehnt, wird überhaupt nicht in bedeutendem Maße sich ändern, weil es ohnehin im Ganzen und Großen sich richtig aufgebaut hat.

Es soll nun versucht werden, die Wege zu den schon aufgestellten und auch für Oesterreich geltenden Reformzielen anzudeuten. Meiner Anschauung nach kann es sich heute in keinem großen deutschen Culturstaate um ein anderes Ziel handeln, als um die Erreichung der persönlichen Staatssteuern vom Einkommen und vom Vermögen, wie das jetzt auch Preußen anstrebt. Die Wege zu diesem Ziele jedoch sind in Preußen und in Oesterreich verschiedene. Oesterreich braucht eigentlich an seiner Grundsteuer vor dem 31. December 1895 nicht zu rütteln. Damit könnte diese Steuer aus dem Steuerprogramm herausfallen, wenn nicht bis dahin der für Spezialobjectsteuern unrichtige Weg — gewissen Quoten Steuer zu erlassen — betreten werden wollte. Die Erwerb- (Gewerbe-) Steuer wieder verträgt in Oesterreich zunächst nicht die von der Regierung vorgeschlagene plötzliche Steigerung von 12 bis 14 Millionen Gulden, sondern kann wohl nur 2 bis 3 Millionen mehr aufbringen, was durch die zu erfolgenden Steuerenthebungen auf 5 Millionen Gulden für die verbleibenden Träger dieser Steuer kommt. Es bedarf aber dazu nicht der aus hundert und mehr Ursachen nicht ausführbaren neu vorgeschlagenen „allgemeinen Erwerbssteuer", sondern nur einer möglichst an die bestehenden Verhältnisse anknüpfenden Modelung der alten Steuer, wodurch ihrer Weitergestaltung der Weg am besten offen gehalten wird. Für die Geldkapitalien geschieht in Oesterreich zunächst genug, wenn diese ausnahmslos durch die Einkommensteuer auf physische und juristische Personen getroffen werden.

Verbleibt nur noch die Gebäudesteuer, welche, ungeachtet großartiger, in anderen Ländern ungekannter Befreiungen, in Oesterreich über 32 Millionen Gulden einbringt. Es beträgt diese Steuer pro Kopf der Bevölkerung in Oesterreich 2,259 Mark, in Preußen 1,108, Württemberg 1,031, Bayern 0,940, Baden 0,908 Mark oder in Oesterreich 2,804 Francs, in Frankreich 1,881, in Belgien 1,750 Francs. Diese Zahlen führen zwar eine genügend beredte Sprache, besagen aber für Oesterreich noch nicht Alles, weil die Miethzinse der steuerenthobenen Gebäude ebenso hoch gehalten werden, als die der steuerpflichtigen. Die ganze Steuer eben fällt fast nur auf die kleinen und mittleren Leute, an deren Einkommen sie nicht mehr nagt, sondern es ganz einfach zernagt. Wer in Oesterreich den unvermeidlich gewordenen Steuernachlässen für die kleinen und mittleren Leute gerecht werden will, muß neben Enthebungen und Ermäßigungen für gewisse Grund- und Erwerbsteuerträger in großen Stücken Gebäudesteuer erlassen. Nicht einige Procente, sondern die Hälfte dieser Steuer muß mit einem Schlage nachgelassen werden. Diese Steuerermäßigung kommt gewiß Jedermann zu Gute, da bekanntlich Jeder wohnen muß. Der Gewerbetreibende und der Rentner, der Bauer und der Beamte, kurz Jeder wird leichter aufathmen in Oesterreich, wenn die Gebäudesteuern, welche sich selbst übertroffen haben, auf natürliche und angemessene Proportionen daselbst zurückgeführt werden würden.

Die österreichischen Gebäudesteuern sollten in eine nach dem Werth der Bauten, Bauplätze 2c. veranlagte Vermögensteuer umgebildet werden, unter gleichzeitiger Ueberlassung der bezüglichen Steuerobjecte an die Selbstverwaltung. Ein Steuerfuß von beiläufig 2 pro mille bei der (Gebäude-) Vermögensteuer bringt 16 Millionen, und der Nachlaß an staatlicher Gebäudesteuer wird reichlich durch die von körperschaftlichen Zuschlägen selbstverständlich frei zu haltende Einkommensteuer hereingebracht. Die weiteren Ziele der Steuerreform sind sodann klar. Neben der sofort einzuführenden Einkommensteuer müssen alle durch Objectsteuern getroffenen und — sofern nicht gesetzliche Bestimmungen dagegenstehen — noch nicht getroffenen Vermögensobjecte, -nutzungen, -rechte u. s. w. im Laufe weniger Jahre, etwa bis 1896, in eine allgemeine persönliche Vermögensteuer überführt werden, unter Ueberlassung sämmtlicher Steuerobjecte an die Selbstverwaltung, wodurch das Recht der Zuschläge zu den staatlichen Personalsteuern für diese erlischt.

In schnellem Laufe ist hier der Versuch gemacht worden, die neueste mitteleuropäische Steuerreformbewegung vor Augen zu führen. Es ist daraus wohl zu erkennen, daß das kommende Jahrhundert im Zeichen der directen Staatssteuern vom Einkommen und Vermögen zu stehen kommt, was um so eher zutreffen dürfte, als es kaum eine moderne Steuerverfassung gibt, welche nicht diese Steuermomente schon aufzuweisen hätte. Nur mit diesen beiden directen Steuern kann der Staat der vorhandenen und der kommenden Wirthschaftsbewegungen Herr werden. Man vergesse nicht! Das Sinken des Zinsfußes, der Renten überhaupt, zieht zwei Consequenzen nach sich, welche beide Steuern neben einander verlangen: Steigerung des Werthes von Vermögenbesitz, und Steigerung des Antheiles der persönlichen Arbeit an dem Gesammteinkommen der Steuerpflichtigen. Neue Culturerscheinungen, mit denen die heutige und die zukünftige Erhaltung, also auch die Steuerverfassung des Staates rechnen muß.

Wien, Mitte Juli 1892.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Heinrich Heine.

Von Ed. Grenier.*)

Ich machte Heine's Bekanntschaft auf sonderbare Weise, und noch immer höre ich das jugendfrische Lachen seiner alten und liebenswürdigen Freundin Madame Jaubert, als ich ihr diese Geschichte erzählte, die ihr so gut gefiel, daß ich sie ihr oft wiederholen mußte.

Als ich Ende 1838 von Deutschland zurückkehrte, galten meine ersten Schritte der Auffindung eines Lesecabinets mit deutschen Zeitungen, um auch aus der Ferne die politische

*) Der Verfasser, als einer von Heine's französischen Uebersetzern bekannt, erzählt in der Pariser Revue Bleue seine Erinnerungen an berühmte Schriftsteller. Wir bringen hier gleichzeitig seine Erinnerungen an Heine in autorisirter Uebertragung zum Abdruck, soweit sie für deutsche Leser Neues enthalten. Die Redaction.

und literarische Bewegung des Landes verfolgen zu können, das ich so ungern verlassen hatte. Ich fand ein solches Lesecabinet am Louvois-Platze. Sehr häufig besuchte ich es. Eines Tages setzte ich mich an den grünen Tisch, der mit Zeitungen bedeckt war, zwischen zwei Leser, die ich anfangs gar nicht beachtete. Aber der eine von ihnen erregte bald meine Aufmerksamkeit durch einen hartnäckigen Husten, der fast ebenso lästig für die anderen, wie für ihn selbst war. Mein zweiter Nachbar wurde endlich ungeduldig, und bei dem nächsten und noch stärkeren Anfalle rief er sehr nachdrücklich: „Scht!" Als der Anfall vorüber war, kehrte auch die Ruhe wieder zurück, aber nicht für lange. Der Husten stellte sich richtig wieder ein und wurde abermals von einem noch kräftigeren „Scht!" begleitet. Der arme Geplagte wandte sich jetzt zornig gegen den „Scht!"-Rufer.

„Meinen Sie mich, mein Herr, mit Ihrem Scht?" fragte er meinen zweiten Nachbarn.

Dieser ließ die Zeitung, die er wie ein Kurzsichtiger dicht vor seinen Augen hielt, sinken, sah den Frager mit einer aufrichtigen oder geheuchelten, jedenfalls aber sehr komischen Verwunderung an und antwortete mit dem erstaunlichsten Ausdrucke von der Welt:

„Entschuldigen Sie, ich dachte, es wäre ein Hund."

Ich lachte laut auf und sah mit Neugier den Urheber dieser unerwarteten Entgegnung an. Er war ein hoher Dreißiger etwa, mittelgroß, ziemlich schlank, ohne Bart, mit langen, blonden Haaren, starker Stirn und halb geschlossenen, beim Lesen zwinkernden Augen, im Ganzen von nicht eben vornehmem Aussehen. Nichts an ihm verrieth den Dichter oder Künstler oder auch nur den Weltmann. Es war ein schlichter Bürger aus dem Norden mit einem leichten deutschen Accent: Heinrich Heine. Als er mein Lachen hörte, stimmte er mit ein und gab mir in französischer Sprache einige Erklärungen über seinen Irrthum, ohne Zweifel, um meinen anderen Nachbarn davon zu überzeugen, daß er wirklich an die Anwesenheit eines Hundes geglaubt habe. Hierauf setzten wir die Unterhaltung leise fort, und als er sah, daß ich die Augsburger Allgemeine Zeitung in der Hand hielt, fragte er mich, was ich von dem Pariser Correspondenten hielt, der mit einem gewissen Zeichen seine Artikel unterschrieb. Ich sagte ihm in aller Unschuld viel Gutes darüber und dachte nicht entfernt daran, daß ich den Verfasser selbst vor mir hatte. Dann wollte ich mich empfehlen und grüßte ihn, aber er erhob sich ebenfalls und verließ mit mir das Cabinet. Auf der Straße setzten wir unsere Unterhaltung fort. Er war erstaunt und entzückt zugleich, einen jungen Franzosen zu treffen, der Deutschland und dessen Sprache kannte, bat mich um meinen Namen, sagte mir seinen und lud mich ein, ihn zu besuchen. Ich erwiderte seine Höflichkeit mit einigen aufrichtigen Worten des Lobes und gestand ihm meine Bewunderung seines „Buch der Lieder". Ich suchte ihn auch auf, und er kam immer häufiger zu mir. Kaum eine Woche verging, wo er nicht meine Studentendachkammer erkletterte. Auf solche Weise trat ich in einen regelmäßigen und ich darf sagen sehr vertraulichen Verkehr mit Heinrich Heine.

Wie schon bemerkt, verrieth sein Aeußeres das poetische und geistreiche Wesen, das wir uns unter seinem Namen vorstellen, keineswegs. Seine Unterhaltung war lebhaft, sprühend von Geist, ungezwungen, obwohl er das Französische mit deutschem Accent und oft nicht ohne Fehler sprach. Ohne Zweifel wird man erstaunt sein, wenn ich versichere, daß dieser gewandte Plauderer, der die französische Sprache und ihre Feinheiten wohl kannte, nicht im Stande war, sie mit Sicherheit zu schreiben und seine Uebersetzungen ohne Retouchen einem französischen Publikum darzubieten. Ich habe viele große und kleine Briefe von ihm, aber es ist nicht einer dabei, der nicht irgend durch einen Fehler oder eine Nachlässigkeit das Kennzeichen seiner fremden Abkunft verriethe. Was seine Artikel betrifft, die in der Revue des Deux Mondes erschienen, so weiß ich aus Erfahrung, daß sie, obgleich von ihm unterzeichnet, meist von einem Anderen in's Französische übersetzt worden sind und daß, wenn er die Arbeit selbst verrichtet hatte, sie immer von einem französischen Schriftsteller durchgesehen und verbessert werden mußte. Vor mir hatte er sich von Löwe-Weimar, Gérard de Nerval helfen lassen, nach mir von Saint-René Taillandier und ohne Zweifel noch von anderen, die ich nicht gekannt habe. Mit großer Kunst und Koketterie verbarg er dies Unvermögen, um das Publikum auf beiden Seiten des Rheines in dem Glauben zu lassen, daß er ebenso gut französisch wie deutsch schrieb. Es ist ihm auch gelungen, und diese Zeilen werden schwerlich diese hartnäckige Legende zerstören können.

Heinrich Heine verstand überhaupt die Kunst, sich in seinen Schriften zu drapiren, und zwar, ob in Prosa oder Versen, ein wenig zu sehr zu seinem Vortheil. So suchte er bekanntlich den Glauben zu erwecken, er sei — nebenbei von einer „christlichen" und „adeligen" Mutter! — in der Neujahrsnacht 1800 geboren, bloß um den Witz anzubringen, daß er einer der ersten Männer seines Jahrhunderts sei, während er am 17. December 1799 zur Welt kam. Ebenso liebte er es, sich vor seinen Landsleuten für einen Pariser Don Juan, einen Byron der großen Pariser Gesellschaft auszugeben. Ohne Zweifel wurde er ja in sehr vornehmen Salons empfangen, wie jeder hervorragende Fremde in Paris. Aber trotz all seines Geistes machte er keine Eroberungen, denn er war nichts weniger als ein Adonis, was immer Théophile Gautier behaupten mag, noch trug er sich wie ein Dandy. Uebrigens führte ihn sein Geschmack in der Liebe nicht in so hohe Regionen. Er hütete sich wohl, mit Beranger zu sagen:

„Je suis du peuple ainsi que mes amours"

aber er befolgte in der That den zweiten Theil dieses Verses. Seine berühmte Mathilde, die er eben geheirathet hatte, und die er den Deutschen als den Typus einer eleganten und pikanten Pariserin schilderte, war ein einfaches Kind aus dem Volke, eine üppige Schönheit, die er auf dem Pflaster von Paris oder in der Hinterstube eines zweifelhaften Ladens gefunden hatte. Er hatte sie schließlich zu sich genommen, war sehr verliebt in sie und ungemein eifersüchtig, zeigte sie nirgends und heirathete sie natürlich zuletzt. Sie war ohne Geist und Bildung, schön und indolent, wie eine Odaliske. Ich finde unter meinen Papieren von 1839 folgende respectlose Aufzeichnung: „Mit Heine in den Champs Elysées spaziert. Der berühmte Mann war schrecklich und seine Frau dumm wie eine Gans." Ich bitte mir dieses realistische Dokument zu verzeihen, und dabei nicht zu vergessen, daß ich damals 20 Jahre alt war, und daß die Jugend mit ihrem schnell fertigen Urtheil das Wort von Lafontaine verdient: „Dies Alter ist ohne Mitleid."

Um auf Frau Mathilde zurückzukommen, so füge ich bei, daß sie es niemals fertig brachte, das Deutsche zu erlernen. Sie wußte so ungefähr, daß ihr Gatte ein großer Dichter war, aber ich zweifle sehr, ob sie wußte, was ein Dichter sei. Sie lebten sehr einfach in einer ganz bürgerlichen Wohnung in der Vorstadt Poissonnière, ohne Comfort und Eleganz.*) Neben der Eingangsthüre hing sein Bildniß, in Deutschland gestochen und ihn im Alter von 25 Jahren darstellend, wahrscheinlich nach der Veröffentlichung des „Buch der Lieder". Ein großes längliches Gesicht, der Hals nackt, von langen Locken umwallt. Ohne Zweifel sah es ihm nicht mehr ähnlich, wenn es ihm überhaupt je geglichen hatte! Der Künstler hatte zu viel an Dürer's Selbstportrait gedacht. An die übrige Einrichtung erinnere ich mich nicht mehr, bis auf den Papagei der Frau Mathilde. Uebrigens besuchte ich ihn selten. Ich merkte gleich, daß er lieber zu mir kam. Wie schon bemerkt, war er sehr eifersüchtig. Er stand fast im Alter von Molière's Arnolphe, und obwohl Frau Mathilde keine Agnes mehr war, so argwöhnte er doch in jedem Studentchen einen Horace.

Er stieg also lieber die enge Treppe zu meiner Mansarde am Pont-Neuf empor und kam sehr häufig. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft war ich mit Recht sehr geschmeichelt durch diese Freundlichkeit eines Mannes von seinem Alter und

*) Heine behauptete freilich das Gegentheil. „Ich wohne sehr hübsch," meldete er seinen Freunden in Deutschland, „und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutschen Dichter zu sein." Strodtmann, Heine's Leben II, 280.

seinem Werth. Ich glaubte in aller Unschuld, er fühle sich von meiner Unterhaltung angezogen und meine Eigenliebe fand das eigentlich sehr begreiflich. Aber bald entdeckte ich die wahre Ursache seiner Besuche. Bald brachte er mir ein Gedicht, das ich ihm übersetzen mußte, bald einen Artikel der Allgemeinen Zeitung, um ihn, wie er mir sagte, seiner Freundin, der Prinzessin Belgiojoso, zu zeigen, die ich auf einem Rennen im Marsfelde gesehen und die meine lebhafteste Bewunderung erregt hatte. Er wußte es und versprach mir, mich der Prinzessin vorzustellen. Mit dieser verführerischen Aussicht übersetzte ich aus reiner Freundschaft seine Aufsätze und Gedichte. Erst viel später entdeckte ich, für wen ich diese Artikel übersetzte, und warum ihrem Verfasser so viel an dieser Arbeit gelegen war. Es geschah nicht etwa um der schönen Augen der Prinzessin willen, diesen „großen grausamen Augen", wie Musset sie nannte, sondern vielmehr für die viel weniger schönen des Ministers Guizot. Heine bezog bekanntlich ein Jahrgeld von 4800 Francs aus dem Geheimfonds der französischen Regierung, und da mußte er doch von Zeit zu Zeit dem Minister zeigen, daß er diese gute Bezahlung verdiente. Er ließ mich also wahrscheinlich gerade jene Artikel übersetzen, welche Frankreich besonders günstig waren. Als man 1848 die Geheimpapiere in den Tuilerien fand, wurde mir die Sache endlich klar. Natürlich hatte der Uebersetzer seinen Lohn dahin: Heine hat mich der Prinzessin nie vorgestellt.

Trotz unseres großen Altersunterschiedes und der Kluft, die sein Talent und sein Ruhm zwischen uns gähnen ließ, verkehrten wir zusammen auf dem Fuße vollständiger Gleichheit. Und das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß Heine's Lieder damals noch nicht in französischer Sprache erschienen waren. Obwohl vielgefeiert, war seine Berühmtheit in Deutschland noch der Gegenstand lebhaften Streites, denn er hatte viele politische und literarische Gegner. In Frankreich, wo er gegen die rücksichtslose Kritik Börne's zu kämpfen hatte, war er nur von einem kleinen Kreise Gebildeter gekannt durch seine „Reisebilder", die Löwe-Weimar übersetzt hatte, und seine Artikel in der Revue des Deux Mondes. Was aber seine Persönlichkeit betrifft, so hatte sie ja nichts Imponirendes, und obwohl sehr von sich eingenommen und empfindlich, so war er doch im gewöhnlichen Verkehr ein „guter Kerl" und ohne viele Umstände. Auch hatte sein Skepticismus, seine Spottsucht keine Gewalt über mich, denn ich studirte damals Luther's Bibel und suchte eifrigst nach der religiösen Wahrheit. Heine schien mir aber in diesem Punkte nicht ernsthaft genug, und ich war so frei, es ihm zu sagen. Auch sein Charakter, seine politische Rolle, seine oft gewechselten Ueberzeugungen flößten mir, ob mit Recht oder Unrecht, nicht die Achtung ein, die ich für sein Talent empfand. Er ließ mich auch gutmüthig gewähren, denn er bedurfte meiner. Erwies ich ihm doch als Uebersetzer einen großen Dienst, denn zu jener Zeit war ein französischer Schriftsteller, der des Deutschen mächtig war, eine große Seltenheit. Obwohl ich für seine Gedichte eine gerechte Bewunderung hegte, so verehrte ich Goethe als Dichter noch viel mehr. Wenn ich auch Heine gegenüber sein „Buch der Lieder" lobte, so bediente ich mich doch immer Goethe's als Ausgangspunkt und zur Vergleichung.

„Was ich am meisten an Ihnen bewundere," sagte ich ohne jede Bosheit zu ihm, „das ist, daß Sie zuerst nach Goethe, diesem klarsten und durchsichtigsten Ihrer Dichter, der deutschen Poesie die gleiche Klarheit mit einer Art von Unabsichtlichkeit und einem geistreichen Sichgehenlassen gegeben haben, wie sie es bisher noch nicht kannte. Sie haben in dieser Beziehung in Deutschland das Gleiche gethan, was Byron in England und Musset in Frankreich." Ich glaube noch heute, daß dieses Lob der Wahrheit entspricht. Aber diese Gerechtigkeit war nicht nach seinem Geschmack. Er wollte sich nicht mit der zweiten Stelle begnügen, und obwohl meine Einfalt und Jugend ihn hätten entwaffnen sollen, so verschmähte er doch nicht den Versuch, meine Ueberzeugung zu erschüttern. Er griff sogar Goethe an, ohne Zweifel bloß um zu sehen, wie ich ihn vertheidigen würde; aber bald machte ihn meine unerschütterliche Bewunderung dieses großen Genies ungeduldig, und das Ende war, daß er mich auslachte. Um sich an Goethe und mir zu rächen, gab er mir sogar einen Spottnamen, wie er es gerne zu thun pflegte. Er hieß mich — und ich bitte Goethe und den Leser um Verzeihung! — nur noch den „petit Goethe français". Ich antwortete ihm, daß es weder einen großen noch kleinen Goethe in Frankreich gebe, und daß wir leider Gottes wohl niemals einen bekommen werden, aber daß wir dafür einen Heinrich Heine in der Person von Alfred de Musset haben. Natürlich war diese Antwort des „kleinen französischen Goethe" nicht dazu angethan, ihn zu beschwichtigen. Ich selbst ertrug die kleine Bosheit um so leichter, als ich noch nichts veröffentlicht hatte. Heine wußte nicht einmal, ob ich Verse machte. Dies gab mir eine völlige Unabhängigkeit von ihm, und, wie man gesehen hat, machte ich einen reichlichen Gebrauch von meiner Freiheit.

Gar oft auf unseren Spaziergängen oder bei unseren Plaudereien am Kaminfeuer ließ ich mich, gereizt durch den Widerspruch, von der Jugend und ihren uferlosen Träumen hinreißen. Ich erinnerte ihn an die Zustände in Deutschland, das politische Unbehagen und alle revolutionären Elemente drüben, die nur auf ein Wort, einen Sonnenstrahl, einen feurigen Pfeil zu warten schienen, um in Flammen aufzulodern und Europa zu entzünden.

„An Ihrer Stelle," sagte ich zu ihm, „wüßte ich wohl, was ich thäte. Sie haben den Hebel in der Hand und verstehen nicht, die Welt aus den Angeln zu heben!"

Heine hörte mich sinnend an. Diese Sprache schmeichelte ihm und erregte ihn zugleich, denn er hätte gewiß gerne die Rolle gespielt. Aber er fühlte mit mir, daß ihm dazu der Charakter und die Geisteskraft fehlten. Die Zweifler und Spötter sind weder Führer noch Vorläufer und nicht einmal zu Revolutionären gut. Der Glaube allein versetzt Berge.

Eines Tages saß ich mit Ch. Brenot, dem Bibliothekar des Palais Royal, im Café Foy, und wir unterhielten uns ruhig in einem Winkel, als sich in einem anderen Theile des Saales laute Stimmen erhoben. Ein heftiger Streit war entstanden. Ich erhob meinen Blick und erkannte Heine, der aufrecht und eine Zeitung in der Hand, mit zwei Herren von militärischer Haltung — der eine von ihnen war einarmig — in Wortwechsel gerathen war. Brenot sagte mir, es sei der General Lesourd mit einem befreundeten Obersten. Ich sprang auf und eilte dem Dichter zu Hülfe. Er war außer sich und nicht mit Unrecht. Um ein Blatt zu holen, hatte er seinen Platz verlassen, und als er ihn wieder einnehmen wollte, fand er ihn von den zwei Offizieren besetzt. Wahrscheinlich hatte er es ungeschickt angefangen, um seinen Platz zurückzufordern, und sie hatten ihm erwidert: er möge sich zum Teufel scheren. Er wurde heftig, und der General sah ihn sich von oben bis unten an und nannte ihn einen Dummkopf.

„Was Dummkopf!" schrie Heine, eben so erstaunt wie empört, „wissen Sie denn, mit wem Sie reden?"

Ich kam noch rechtzeitig herzu, nahm seinen Arm und zog ihn auf unsere Seite hinüber, um ihn zu beruhigen. Ich sagte ihm, mit wem er es zu thun habe, und daß es seiner unwürdig sei, sich mit einem alten Rauhbein den Hals abzuschneiden, der bei Waterloo einen Arm verloren habe, auch ohne Zweifel gar nichts von Poesie und Höflichkeit verstehe und ganz gewiß sein unsterbliches Lied von den zwei Grenadieren nicht gelesen habe. Ich geleitete ihn an unseren Tisch und stellte ihn meinem Freunde Brenot als den ersten lebenden Dichter Deutschlands vor. Er beruhigte sich endlich. Wir gingen, und man sprach nicht mehr von der Sache.

An Muth fehlte es ihm nicht. Er besaß die Tapferkeit aller Phantasiemenschen und schlug sich auch, wenn es sein mußte. Ein Jahr oder zwei zuvor hatte er einen Zweikampf mit einem Deutschen, den er in seiner Ehre beleidigt hatte, und der eigens nach Paris gekommen war, um ihn herauszufordern.*) Einer meiner Freunde war sein Zeuge, und er erzählte mir, daß Heine sich sehr wacker hielt. Unterwegs war

*) Es ist das Duell vom 7. September 1841 mit Salomon Straus gemeint, dem Gemahl von Börne's Freundin.

er sogar heiter und zu Witzen aufgelegt. Ein Regen war gefallen, und als Heine den Koth auf dem Kampfplatze sah, sagte er scherzend: „Le chemin de l'honneur est bien sale.“ Man wechselte zwei Kugeln, und die Ehre war gerettet.

Außer den Artikeln der „Allgemeinen Zeitung“, die ich für — die Prinzessin Belgiojoso übersetzte, und die in die französische Ausgabe von „Lutetia“ übergegangen sind, habe ich noch für ihn eine Auswahl Lieder, den „Rabbi von Bacharach“, „das Wintermärchen“ und „Atta Troll“ übersetzt. Nur der Letztere wurde von der Revue des Deux Mondes angenommen und erschien im März 1847, natürlich unter Heine's Namen. Er hatte einen großen Erfolg und mit Recht. Die boshafte und poetische Phantasie bildete eine sehr willkommene Abwechselung nach all den schweren Artikeln der ernsten Revue. Ich hatte meine liebe Noth mit dem Dichter bei dieser Uebersetzung und bei den anderen. Er hing an sprachlichen Kühnheiten und sonderbaren Wortbildungen, die sich das Deutsche gestatten kann, denn diese weiche, zarte und reiche Sprache läßt sich unter der Hand eines großen Künstlers nach Belieben formen — und ich hatte Mühe, ihm klar zu machen, daß die französische Sprache, diese „stolze Bettlerin“, dergleichen um keinen Preis erlaubt. Er wollte in diesem Punkte gar keine Vernunft annehmen und hatte sich ein System bereitet, das er in der Vorrede der französischen „Reisebilder“ niedergelegt hat: er behauptete, das sei ein Mittel, um unsere Sprache zu verjüngen und unsern Ideenkreis zu erweitern. Er hing wie ein Verzweifelter an solchen Worten. Börne, glaube ich, hat ihn auch richtig einen Wortkrämer genannt. Er war eine Art von literarischem Juwelier. Die Worte zogen ihn an und blendeten ihn. Er las die Zeitungen wohl nur aus zwei Ursachen: Um zu sehen, ob man von ihm sprach, und um Witzworte zu finden. Gewiß hatte er Geist genug, um den Witz aus eigenen Mitteln zu bestreiten, aber er verschmähte auch nicht, sich die Witze Anderer anzueignen, um sie neu zu fassen und besser zur Geltung zu bringen. Ich warnte ihn oft vor bloßer Goldschmiedearbeit, zu vielem Ciseliren, und sagte, der französische Geschmack gestatte gewisse Freiheiten nicht, und unsere Sprache wolle nicht brutalisirt sein. Er gab mir einige Male nach, aber selten. Schließlich, da er mit seinem Namen dafür einstand, so begnügte ich mich mit einem Proteste meines literarischen Gewissens und ließ ihn meinem Text seine Kühnheiten beifügen. Vielleicht hatte er ja Recht. Auf diese Weise verrieth er seine fremde Abstammung oder ließ sie den Leser errathen. Es war auch eine Art Koketterie, und für ihn die beste Weise, um den Glauben zu befestigen, daß er sein eigener Uebersetzer sei.

Im Jahr 1847, nach der Veröffentlichung von „Atta Troll“, nahm ich von ihm Abschied, da ich in diplomatischer Sendung nach Deutschland reiste. Er gab mir Empfehlungsbriefe mit, und ich wurde von seinen Verwandten und Freunden sehr freundlich aufgenommen. Ich verweilte übrigens bloß einen Abend in Hamburg bei seiner dort verheiratheten Schwester, und sah in Wien auch seinen Bruder, den Herausgeber des „Fremdenblatts“, nur einmal. Auch an Heinrich Laube empfahl er mich, doch erinnere ich mich seiner kaum mehr; nur mit Varnhagen und Bettina von Arnim hatte ich während zweier Jahre angenehme Beziehungen. Die Revolution von 1848 rief mich nach Frankreich zurück. Während der paar Wochen, die ich in Paris zubrachte, sah ich Heine nur flüchtig. Ich reiste abermals in's Ausland, wohin Lamartine mich auf einen diplomatischen Posten geschickt hatte, und als mich zwei Jahre später der Staatsstreich wieder nach Paris führte, kam ich mit Heine öfter zusammen. Er war aber schon sehr leidend und von jener grausamen Krankheit befallen, die ihn so viele Jahre martern sollte. Ich fand ihn ebenso fröhlich und boshaft wie zuvor. Die Leiden hatten ihn nicht niedergeschlagen und ihn auch nicht milder gestimmt über sich selbst und Andere. Er ertrug bis zuletzt sein Martyrium mit bewundernswerthem Muth, ohne sich aufzuspielen, ohne große Worte und ohne Schwäche, und dieser Mann, der so wenig Charakter im Leben bewies, zeigte so viel Charakter im Angesichte des Todes. Sein Geist bewahrte in dieser Prüfung all seine Feinheit, Klarheit und sogar seine Fröhlichkeit, aber sie hatte doch etwas Dämonisches. Er achtete weder Götter noch Menschen und schreckte vor Nichts zurück. Seine Pfeile schwirrten und er fragte nichts danach, ob sie auf ihn zurück flogen und ihn verwundeten. Der Schütze hatte seinen Zweck erreicht und lachte befriedigt über seine Geschicklichkeit, auch wenn er einen Freund in's Herz getroffen hatte.

Bis dahin hatte er mich verschont, oder ich hatte wenigstens nur jenen Spott von ihm zu erdulden, den man von einem Freund und besonders von einem Kranken hinnimmt, aber die Reihe an mich war gekommen, und er schonte mich ebenso wenig wie so viele Andere.

Seit Langem forderte Heine von mir das Versprechen, sein „Buch der Lieder“ und seine „Neuen Gedichte“ zu übersetzen. Vergeblich wiederholte ich ihm, daß unsere Sprache für die Uebersetzung lyrischer Dichtungen nicht geeignet sei, und daß wir sie weder in Versen noch in Prosa befriedigend wiedergeben können. Ich konnte ihn auch dann nicht überzeugen, als ich sein hübsches Wort von den Prosa-Uebersetzungen wiederholte, die er selbst einmal „ausgestopfter Mondenschein“ genannt hatte. Es war also vergeblich, denn er hatte auf Alles eine Antwort. Um Ruhe zu haben, versprach ich ihm, seine Gedichte gelegentlich zu übersetzen, sobald es mir meine Zeit und Stimmung erlaubten. Ich machte mich auch an die Arbeit, aber viel zu langsam für die Wünsche des Dichters, denn eines schönen Tages schrieb er mir einen Brief, worin er mich in so beleidigenden Ausdrücken an mein Versprechen erinnerte, daß ich unsere Beziehungen abbrechen mußte, wenn ich meiner Würde nichts vergeben wollte.

Ich antwortete in ruhigem Tone, daß ich dem Kranken verzeihe, aber da er einen Freund — und einen nützlichen Freund — lieber als einen Witz opfere, so werde er nicht erstaunt sein, wenn ich mich von ihm zurückziehe, um nicht länger seinen Beleidigungen ausgesetzt zu sein. Um ihm aber seine Ungerechtigkeit und meinen guten Willen zu beweisen, schickte ich ihm zu gleicher Zeit alles, was ich schon von seinen Gedichten übersetzt hatte. Ich hoffte, er würde sein Unrecht einsehen, aber ich wartete vergeblich. Er antwortete mir nicht, und unsere Beziehungen waren gelöst.

Ich sollte ihn nicht wieder sehen. Bald darauf reiste ich in den Orient, und an der Moldau vernahm ich seinen Tod im Februar 1856. Die Nachricht schmerzte mich tief. Ich hatte immer gehofft, ihn noch einmal wiederzusehen, und ihm zu beweisen, daß meine Freundschaft stärker sei, als seine Ungerechtigkeit. Die größte Grausamkeit des Todes ist, daß er uns das Böse nicht wieder gut zu machen gestattet, weder dem, der es verschuldet, noch dem, der es erduldet.

Eine neue Kritik des Sozialismus.

Von Georg Adler.

Kaum ein Tag vergeht, wo nicht der Sozialismus neue Anhänger wirbt, und kaum eine Woche, wo nicht irgendwo eine neue „Widerlegung“ des Sozialismus das Licht der Welt erblickt. Eine Arbeit, die das fragliche Thema behandelt, muß heute spurlos vorübergehen, wenn sie nicht durch Originalität in der Behandlung des Stoffes weit über das Mittelmaß hervorragt. Leider wird diese Bedingung nur äußerst selten erfüllt. Es ist merkwürdig zu sehen, wie die ärgsten Stümper auf dem Gebiete der Nationalöconomie besonders gern gerade an diese schwierige Frage herangehen, deren Behandlung mehr als jede andere die gereifte Einsicht des Forschers erfordert. Und mit Recht machen sich die Sozialdemokraten über diese „Sozialistentödter“, wie der nicht übel gewählte Ausdruck Franz Mehring's lautet, lustig.

In diesem Augenblicke ist indessen ein Buch ausgegeben worden, bei dessen Lectüre den Sozialisten die Lust zum Spott wohl vergehen dürfte. Es betitelt sich: „Sozialismus und

kapitalistische Gesellschaftsordnung"*) und hat den Züricher Professor Julius Wolf zum Verfasser. Dieses Werk scheint allerdings ganz dazu angethan, um — wenn auch nicht den Sozialismus zu „tödten" — so doch die Gebildeten unter seinen Bekennern stutzig zu machen und manche darunter zu bekehren. Indeß nicht unter diesem Gesichtspunkte möchten wir das Werk betrachten. Mit der agitatorischen Seite — die es unzweifelhaft hat — haben wir hier nichts zu thun: wir wollen bloß die wissenschaftliche Leistung würdigen, welche eine Reihe sozialistischer Theoreme widerlegt, die bisher zum Theil auch bis weit in die Reihen der „bürgerlichen" Nationalöconomen Anerkennung und Glauben gefunden haben.

Wolf bespricht in dem Buche, dem Titel gemäß, natürlich nicht bloß den Sozialismus. Aber die Abschnitte, die diesen betreffen, geben dem Buche seinen Hauptwerth; und überdies sind auch alle anderen Abschnitte, selbst die zur Kritik der „kapitalistischen" Volkswirthschaft gehörigen, überreichlich mit Pfeilen gegen den Sozialismus gespickt; oder richtiger: gegen eine sozialistische Theorie, nämlich jene von Karl Marx.

Diese Beschränkung ist durchaus kein Mangel. Sie ist vielmehr durch die soziale Constellation der Gegenwart geboten. „Die zeitgenössische Epoche der deutschen Sozialdemokratie — schrieb ich Februar 1891 in Conrad's »Jahrbüchern für Nationalöconomie« — steht ausschließlich unter dem Zeichen der Marx'schen Doctrin." Und nicht bloß in Deutschland — auch in Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz, in Schweden, Norwegen und Dänemark, in Belgien und Holland, in Frankreich und Italien haben starke Arbeiterparteien das Marx'sche Programm vollständig angenommen. Wer also der sozialistischen Hydra mehr als ein Scheingefecht liefern will, muß seine Stiche auf das von Marx construirte Lehrgebäude concentriren, wie es in dessen Hauptwerk, dem „Kapital", dargestellt ist, — der „Bibel der Arbeiterklasse", wie der Congreß der rothen Internationalen ausdrücklich erklärt hat.

Nun fehlt es beileibe nicht an Kritikern des Marx'schen Systems. Im Gegentheile, man kann sogar von einer ganzen Literatur über Marx sprechen; auch ich habe mich daran mit einer umfassenden Monographie betheiligt. Indessen alle diese Schriften versuchten nur einen rein theoretischen Nachweis der Unhaltbarkeit jenes Systems zu führen. Wolf aber unternimmt es, darüber hinaus noch, den historisch-statistischen Unterbau, den bestechendsten Theil des ganzen Systems, niederzureißen. Diese Kritik ist wichtig genug, um in ihrem Hauptinhalte skizzirt zu werden. —

Marx hatte seine These: die moderne Volkswirthschaft bewirke eine Concentration und Centralisation des Kapitales durch die folgenden Beweise aus der Statistik gestützt. „Die Accumulation des Kapitals (nämlich von 1853—1864) war zugleich von seiner Concentration und Centralisation begleitet. Obgleich keine offizielle Agriculturstatistik für England existirt, — Marx wählt nämlich seine Beispiele fast sämmtlich aus England, welches ihm überhaupt als das klassische Land der kapitalistischen Volkswirthschaft gilt — ward sie von zehn Grafschaften freiwillig geliefert. Sie ergab hier das Resultat, daß von 1851—1861 die Pachten unter 100 Acres von 31,583 auf 26,567 vermindert, also 5016 mit größeren Pachten zusammengeschlagen waren. Von 1815—1825 fiel kein Mobiliarvermögen über eine Million Pfd. St. unter die Erbschaftssteuer, von 1825—1855 dagegen acht, von 1856 bis Juni 1859 d. h. in dreieinhalb Jahren vier. Die Centralisation wird man jedoch am besten ersehen aus einer kurzen Analyse der Einkommensteuer . . . für Profite (mit Ausschluß von Pächtern u. s. w.) in den Jahren 1864 und 1865. Ich bemerke vorher, daß Einkommen aus dieser Quelle bis zu 60 Pfd. St. hinab Income Tax zahlen. Diese steuerpflichtigen Einkommen betrugen in England, Wales und Schottland 1864: 95,844,222 Pfd. St. und 1865: 105,435,579 Pfd. St. Die Zahl der Besteuerten 1864: 308,416 Personen auf eine Gesammtbevölkerung von 23,891,009, 1865: 332,431 Personen auf eine Gesammtbevölkerung von 24,127,003" (Marx, „Kapital", S. 668 f.). Diese Daten werden dann noch etwas spezifizirt. Das ist aber auch Alles.

Hier setzt Wolf mit seiner Kritik ein. Mit Recht spricht er von einer „stupenden Unvollständigkeit der Belege." In England gäbe es sechsundachtzig Grafschaften. Wie könne man da den Untergang der Kleinunternehmungen damit beweisen, daß in zehn Grafschaften größere Pachtstücke zusammengelegt worden seien! Und noch weniger bewiesen die paar Ziffern über die vererbten allergrößten Mobiliarvermögen. Unerhört nachlässig aber seien jene Daten, welche Marx als die werthvollsten bezeichne, jene der Einkommensteuerstatistik von 1865 gegen 1864. „Wir entnehmen diesen Daten — sagt Wolf — nur das Eine, daß 1864 in Großbritannien 1290 auf 100,000, 1865 dagegen 1378 auf 100,000 Menschen (in der betr. Klasse der Einkommensteuer) ein Einkommen (von über 60 Pfd. St.) versteuerten, die Zahl der Erwerber also nicht zurückgegangen, sondern während bloß eines Jahres nicht unerheblich gestiegen ist, die „Centralisation" also nicht zugenommen, sondern abgenommen hat . . . Marx hat hier also genau das Gegentheil von dem bewiesen, wofür er die Ziffern herangezogen hat . . . Mit wie grimmigem, überlegenem, selbstgefälligem Hohn Marx wohl jenen »Vulgäröconomen« überschüttet haben würde, den er bei einem solchen Hirschauer Stückchen betroffen hätte!" —

Aber Wolf geht noch weiter. Marx und die Sozialdemokratie behaupten, daß in der modernen Volkswirthschaft der Mittelstand immer mehr zerrieben werden und schließlich gänzlich verschwinden müsse. Dem gegenüber weist Wolf aus der Statistik der Einkommen in England von 1843—1879 nach, daß in diesem Zeitraume die Menge Jener, welche in Gewerbe und Handel zwischen 3,750 und 12,500 Franken (sic) Einkommen genießen — statt zurückzugehen und allmählich zu verschwinden — von 88,000 auf 275,000 und die Zahl jener, welche zwischen 12,500—125,000 Fr. Einkommen haben, von 18,000 auf 43,000 gestiegen ist. Nun sind aber die Ziffern, um die es sich hier handelt, beweiskräftiger als die meisten, die uns sonst, wenn es sich um Feststellung der Einkommensentwickelung handelt, zur Verfügung stehen. Sie umfassen eine sehr lange Periode, nicht wie die Marx'schen ein Jahr, sondern 36 Jahre, d. h. einen Zeitraum, während dessen die gesellschaftlichen Einrichtungen, denen Marx destructive Wirkungen zuschreibt, alle Zeit hatten, dieselben zu entfalten. Ueberdies handelt es sich hier um jene spezielle Berufsgruppe, in der die nach der sozialistischen Theorie unseren Institutionen anhaftende Entwickelung sich am drastischsten vollziehen soll, — eben um Handel und Gewerbe.*)

Wie aber steht es mit der Lage der Arbeiterklasse? Da die Einkommen gegenwärtig in England bis zu einem vergleichsweise hohen Betrage frei von der Einkommensteuer sind, hat diese Statistik Nichts über die Frage des Fort- oder Rückschrittes, speziell bei der Arbeiterklasse, bei der Masse des Volkes zu sagen vermocht. Will man hier die Entwickelung einigermaßen kennen lernen, so muß man sich an die Consumstatistik halten. Es gibt Gegenstände des Massenconsums, deren Verbrauchssteigerung bei einer Nation (von der Seite der Einkommensverwendung her) eine Besserung der Lebenslage des Volkes ausspricht. Es ist klar: die Consumfähigkeit für Brot, Fleisch, Thee in England steigt nicht im Verhältniß zum Einkommen, sondern hat eine, unter Umständen sehr enge Grenze, und eine Steigerung des Verbrauches bei diesen Viktualien ist dann nicht anders zu deuten, als daß Gesellschaftsschichten, die bis dahin an die Grenze der Consumfähigkeit nicht gelangt waren, ihr nun näher rückten, d. h. ihr Lebensniveau erhöhten.

Und hier weist Wolf ausführlich nach, daß binnen vierzig Jahren der Thee- und Zuckerconsum pro Kopf sich verdreifacht hat, die Einfuhr von Butter sich verachtfacht, von Eiern verzehnfacht, von Speck und Schinken verachtunddreißigfacht hat (natürlich immer pro Kopf!). Zu ähnlich günstigen

*) Stuttgart, Cotta Nachfolger.

*) Die theoretischen Gründe für die Entwickelung eines „neuen Mittelstandes" in der modernen Volkswirthschaft sind angegeben in Georg Adler's „Grundlagen der Karl Marx'schen Kritik der bestehenden Volkswirthschaft" (S. 165 ff.).

Ergebnissen führt die gewaltige Entwickelung des Sparkassenwesens, die Steigerung des Durchschnittsalters, die Abnahme der Verbrechen und der Paupers während der letzten Jahrzehnte in England.

Einen letzten Hauptangriff unternimmt schließlich Wolf auf Marx' Theorie der „industriellen Reservearmee." Marx hatte behauptet, daß die Industrie wegen der stetig wiederkehrenden Absatzkrisen immer mehr Leute arbeitslos machen müsse, — was natürlich weiterhin auch zur Herabdrückung des Lohnes der beschäftigten Arbeiter führen müsse. Hier weist Wolf nach, daß in England von 1841—1881 die Zahl der beschäftigten industriellen Arbeiter um 45 Procent gestiegen ist, während gleichzeitig die Bevölkerung nur um 30 Procent angewachsen ist. Die Zahl der industriellen Arbeiter hat also um 50 Procent stärker als die Bevölkerung zugenommen! —

Die Sozialisten werden freilich dieser letzteren Beweisführung Wolf's gegenüber ihre Antwort parat haben. Schon ihr Herr und Meister hat nämlich im „Kapital" auf der einen Seite ebenso eindringlich das Elend der englischen Arbeiterklasse „bewiesen", wie auf der anderen Seite „die physische und moralische Wiedergeburt der (englischen) Fabrikarbeiter" in den sechziger Jahren bereitwillig zugegeben. Ich habe auf diesen merkwürdigen Widerspruch schon in meinem Buche über Marx hingewiesen, und Wolf constatirt das Gleiche. Die Sozialisten aber werden erklären: Marx habe ja selber den Aufschwung der englischen Arbeiterklasse anerkannt. Um „Gründe" für diese Thatsachen werden sie nicht verlegen sein. Vermuthlich werden sie sagen, wie ich das auch schon gelegentlich in sozialistischen Journalen gelesen habe: der Grund sei die Handelssuprematie Englands im betrachteten Zeitraume, wodurch höhere Lohnzahlung ermöglicht worden. Verschwiegen wird dabei, daß Marx' Theorie à tout prix gelten sollte und gerade in dieser Zeit der commerziellen Hegemonie Englands geschrieben wurde und ausdrücklich am ehesten auf englische Zustände passen sollte. —

Weniger glücklich als im historisch-statistischen Material scheint zu sein, was Wolf an rein theoretischen Ausführungen gegen Marx vorbringt. Seine wenigen originellen Ansichten auf diesem Gebiet treffen schwerlich den Nagelkopf, und das Andere — ist schon von Anderen gesagt worden. Ein fernerer Mangel dieses Theiles besteht darin, daß die gesammte bisherige Literatur über Marx dem Leser verschwiegen wird. —

Trotz dieser Ausstellungen wird man das Werk Wolf's als eines der wichtigsten der neueren sozialpolitischen Literatur bezeichnen müssen. Den Weg zu einem sehr großen Leserkreise wird es sich ohnehin bahnen, da es durch eine fast immer elegante, stellenweise zugleich geistreiche Darstellung ausgezeichnet ist.

Dresdner Kunstbriefe.

Von Cornelius Gurlitt.

II.

Modern und selbständig ist das Auftreten des Nachfolger Nicolai's als Lehrer an der Kunstakademie, des Baurath's Lipsius. Als zuerst der Plan auftauchte, ein Akademiegebäude auf der Brühl'schen Terrasse zu errichten, haben sich gegen diesen Gedanken die Dresdner Architekten alsbald lebhaft ausgesprochen. Sie befürchteten vor Allem von dem Bau eine Beeinträchtigung der Stadtansicht von der Elbe her. Nach vielen Kämpfen setzte die Akademie es durch, daß ihr Haus, wenn auch gegen die ersten Pläne mit stark verringerten Höhenabmessungen an jener Stelle errichtet werde.

Es ist dieser Sieg eine der Hinterlassenschaften des älteren akademischen Regimentes in Dresden, an dessen Spitze Ernst Hähnel stand. Diese Richtung focht für ihren Idealismus, für das Heil der Kunst, welche sie selbst übte, also bei bestem Wollen schließlich für die Herrschaft der Akademie über das Kunstleben der Stadt, und sie that dies mit einer Erbitterung, welche das Gefühl wachsender Vereinsamung ihr eingab. Der Altmeister deutscher Bildnerei mußte die traurige Erfahrung machen, daß die Plastik neue Wege ging und daß seine Schule von der Führerstelle verdrängt wurde. Mit einem wahrhaft leidenschaftlichen Eifer trat er in seinen letzten Lebensjahren für Schilling's Bedeutung ein, in welcher er allein noch eine lebendige Fortdauer seiner Kunst erblickte. Aber er konnte nicht verhindern, daß auch Schilling vereinsamte, daß die Fortschritte der französischen, belgischen, englischen, italienischen Bildnerei auch die Deutschen erfaßte, daß Berlin und München sich selbständig entfalteten, die wachsende Dürre des antikisirenden Schönheitsgefühles immer offenkundiger zu Tage trat.

Trotzdem ist es mir ein psychologisches Räthsel, wie es kam, daß eine Akademie, in welcher Hähnel, Schilling, Grosse, Preller die leitenden Köpfe waren, sich für jenen Stil ereifern konnten, in welchem der Lipsius'sche Plan gehalten ist. Denn dieser ist ganz und gar in jenen Formen gehalten, gegen welche Hermann Hettner, einst der Wortführer der Dresdner Akademie, so heftig als „französischen Ungeschmack" geeifert hatte. Charles Garnier's Pariser Große Oper hat für die Dresdner Kunstakademie die Formensprache hergeliehen. Und zwar hat Lipsius sich nicht bei dem begnügt, was dort an Ueberschwang und Wagemuth geboten ist, er hat sichtlich Garnier nach dieser Richtung noch zu übertreffen beabsichtigt. Ich glaube nicht, daß in Deutschland ein zweites Mal die decorativen Gestaltungen so weit ausladend, so absichtlich betont, so gewaltig gebildet erscheinen, als an der Dresdner Akademie. Es ist gewiß ein großes Verdienst von Lipsius, daß er die an der Nachahmung Nicolai's haftende Schule somit aus der Aengstlichkeit und Kleinmalerei herauszureißen strebte, daß er sie an große Verhältnisse, an kräftige Wirkung zu gewöhnen suchte. Aber nach meiner persönlichen Empfindung hat ihn die Kampfesstimmung etwas zu weit vor gelockt. Namentlich gilt dies hinsichtlich der Elbseite des Baues: die beiden Eckbauten und die mittlere Kuppel, eine sehr unvermittelt dahinter erscheinende weitere Kuppel, der keineswegs schöne seitliche Anblick einer Giebelbekrönung über dem an die Akademie angefügten Ausstellungsgebäude und die sehr störende Rückansicht der Giebelwände des Baues — all' diese Bautheile bringen schwere Massen und harte Linien unmittelbar an Dresdens Perle, die Frauenkirche, heran, die zunächst dem Auge sehr wehe thun. Doch sind sie nicht im Bau weit genug fortgeschritten, daß man sich ein endgültiges Urtheil erlauben dürfe. Dazu wirkt die an sich ja bescheidene, aber einst neben zierlichen Bauwerken stattlich erscheinende Brühl'sche Terrasse wie ein niederer Sockel unter dem allzu wuchtigen Bauwerke. Es scheinen also alle jene Befürchtungen sich zu bewahrheiten, die unter anderen auch ich vor Jahren bei der Planung des Bauwerkes aussprach: nämlich daß der Bauplatz für das Gebäude und daß das Gebäude für den Bauplatz sich nicht wohl eigne, denn die Akademie steht gewissermaßen nur mit den Vorderfüßen auf der Brühl'schen Terrasse, erhält oberhalb dieser ihr Nordlicht, während es mit den Hinterfüßen tief bis auf die Höhe der Stadttheile hinter dem alten Bollwerke herabtritt. Es müßte daher der Hinterbau sehr hoch empor etrieben werden, damit er auch seinerseits genügendes Nordlicht erhalte.

An der Stadtseite gab die reich gruppirte Anlage Gelegenheit zu sehr malerischen Anordnungen. Der kleine Platz zwischen Albertinum und Ausstellungshalle mit der neuen Treppenanlage für die Terrasse wird — dies läßt sich heute schon deutlich erkennen — eine hervorragend glückliche Lösung herbeiführen, zumal wenn die dort nöthig werdenden Straßenregulirungen erst in vollem Umfang vollendet und in den jetzt weltentlegenen Stadttheil der Verkehr geleitet worden ist. Lipsius hat hier eine ungewöhnliche architektonische Kraft mit der Fähigkeit vereinigt, plastisch zu empfinden. Er hat zugleich den sächsischen Staat an eine größere Auffassung seiner Aufgaben gewöhnt, seinen Vertretern Monumentalität und Würde auch in den baulichen Aeußerungen des aufblühenden Königreiches gelehrt. Man vergleiche seine Treppenanlagen mit den vor zehn, fünfzehn Jahren beliebten Ausbesserungen an der alten „Brühl'schen Treppe": dort, an dem alten Ruhmesbau Dresdens, zwischen den Tageszeiten Schilling's, den beliebtesten Bildnereien der Stadt, dübelte man Eisenschienen vor die ausgetretenen Stufen und füllte die Lücken mit Cement

aus, eine Bauart, die ein verständiger Miether sich selbst für seine Hintertreppe vom Bauherrn verbitten würde!

Die Kleinlichkeit der Gesinnung, die namentlich die Ressort-Patrioten der verschiedenen Aemter beherrschte, bekundet sich in Dresden an der Stadtanlage. Noch besteht zum Theil ein alter Stadterweiterungsplan, der sich um die Höhenzüge und Bodenerhebungen rings um die Stadt wenig kümmert und scheinbar mit dem Winkellineal zu regelrechten Häuservierecken entworfen ist: die Systematik in der Anlage des alten Berlin schien den Dresdner Stadtrath nicht schlafen zu lassen. Daran, daß für die mit dem Wachsen der Stadt alljährlich neu auftretenden monumentalen Bedürfnisse Bauplätze an hervorragender Stelle nöthig werden, wird nur selten durch künstlerisch abgewogene Straßenplanung und rechtzeitigen Kauf vorgesorgt. So kam es, daß z. B. die beiden neuen großen Gerichtsgebäude auf das Stadtbild fast ohne Einfluß blieben, da sie in nach Dresdner falscher Sparsamkeit stets zu eng bemessenen Gassen angelegt wurden. Zu bedauern ist dies namentlich wegen des Gerichtshauses, welches der Leipziger Baurath A. Roßbach soeben vollendet. Nach so vielen Schwankungen im Stil, nach dem Herumgreifen nach allen erdenklichen Stilen hat er wieder auf die Florentiner Renaissance sich gestützt und in einfachen Quaderungen bei zierlicher Ausbildung der in langen Reihen gleichmäßig gebildeten Fenster eine höchst erfreuliche, mächtige Wirkung erzielt. Gerade in enger Straße thürmt sich ja der Palazzo Strozzi so gewaltig auf; der Nahestehende, dem der einzelne Quader in seiner Größe dicht vor Augen steht, überträgt unwillkürlich seine Maße auf die rhythmisch sich wiederholenden Bauformen und gewinnt so den vollen Eindruck des Baues, obgleich er diesen nur ungenügend zu überschauen vermag.

Was Baurath Weißbach in seinem neuen Ministerialgebäude den Dresdnern vor Augen führen wird, das verhüllt jetzt noch der dichte Schleier von Gerüsten. Sicher aber ist, daß man gut that, diesen vielgerühmten Lehrer seiner Kunst, der, wie seine bisherigen Werke bewiesen, als ein Suchender der Welt der Formen gegenüber steht und daher wohl auch ein Finder zu werden befähigt ist, eine seinem Können und Streben entsprechende Aufgabe zu geben.

Ebenso bietet Rettig's neue Markthalle — im Aeußeren ein ruhige Geschäftsbau von großen Verhältnissen dem Urtheil noch nicht Anhalt genug, zumal da das Innere noch im Rohbau fertig gestellt ist.

Mit seinem Kirchenbau hat Dresden eine sehr bedeutungsvolle Stellung innerhalb der Kunstgeschichte zu vertheidigen. Denn seine Baukünstler des 18. Jahrhunderts brachten am besten, am ernstesten und tiefsten das protestantische Wesen des barocken Gotteshauses zum künstlerischen Ausdruck. Man muß z. B. das vom Architekten Fischer mit sehr Wenigem und darum besonders meisterhaft restaurirte Innere der Dreikönigskirche in der Neustadt eingehend betrachten, um sich klar zu werden, welch außerordentliche Tradition die Dresdner Baumeister hinter sich haben, und um zu erkennen, daß jene, welche neue Kirchen in der wachsenden Großstadt bauten, gerade vor dem, was echt Dresdnerisch und zugleich höchst bedeutend in ihrer Vaterstadt ist, keine genügende Achtung befaßen. Ein Schüler des Reichstagsbaumeisters Wallot war es, der von der Stadt an leitende Stelle berufen, im bürgerlichen Bauwesen die Dresdner Weise aufnehmen wollte; aber seine Nicolaitischen Fachgenossen drängelten ihn unter Hohnlachen und mit aufrichtiger Entrüstung fort. Der Einzige, welcher die Größe des örtlich barocken Kirchenbaues nachempfindend aufnahm, eben jener Restaurator der Dreikönigskirche, ist wieder ein Schüler Wallots und, wie ich höre, auch im Begriff, aus der Stadt sich zurück zu ziehen, deren Baumeister in einer sonderbaren Art Haß gegen jene Eigenarten, die ihren Stolz bilden sollten, sich befangen erweisen.

Mit einer gewissen Angst höre ich, daß man auch an den beiden anderen Hauptkirchen des 18. Jahrhunderts zu „verbessern" beginnen will. Die innerlich so bedeutend wirkende Kreuzkirche soll umgestaltet werden. Man hat damit begonnen, ihr ein neues Altarbild zu geben, welches so recht eigentlich beweist, wie wenig die Dresdner Kunst monumentale Empfindung hat! Der Maler wußte mit der riesigen Leinwand nichts anzufangen, als so riesige Figuren darauf zu setzen, daß durch sie entweder die Architektur zu klein oder neben der Architektur und neben dem lebenden Menschen die Figuren zu groß wirken. Darauf also, daß ein Wechselverhältniß zwischen den Abmessungen der Säulen, den gemalten und lebenden Gestalten in einem Raum bestehen müßte, darauf nimmt diese „ideale" Kunst keine Rücksicht. Mir will scheinen, als sei Gefahr im Verzuge, wenn an dem Innenraum noch mehr in diesem Geiste verschönert wird. Wenn man einen Rath von mir verlangte, so würde ich den geben: Laßt von dem nun einmal bewährten Fischer die Schmuckarchitektur an den Emporen in kleinerem Maßstabe als die jetzige, dem endenden 18. Jahrhundert angehörige herstellen, wobei man der Geschicklichkeit des Architekten vertrauen darf, daß er nicht in eine Theaterkunst verfalle; malt die Kirche hell und mit einigen leichten Ornamenten aus; und laßt den Raum im Uebrigen wie er nun einmal ist. Denn das 19. Jahrhundert wird ihn nicht durch tiefer eingreifende Umänderungen verschönern, wohl aber wird es ihm den kräftig protestantischen Zug nehmen, der den stattlichen und bei allen seinen Fehlern doch ernsten und würdevollen Bau wohlthuend durchweht.

Wenn an der herrlichen Kuppel der Frauenkirche etwas geändert werden sollte, so müßte nach meiner Ansicht auf das Sorgsamste bedacht werden, daß zur Zeit in Dresden kein Architekt lebt — und auch außerhalb Dresdens nicht — der besser wüßte, was diesem so kostbar eigenartigen Werke ziemt, als es sein Erbauer, der alte George Bähr selbst gewußt hat. Seinen Plan ohne jede moderne Verbesserung durchzuführen, d. h. an Stelle der nicht von ihm stammenden Haube über der Laterne einen Obelisk, aber ganz genau nach seinem erhaltenen Plan zu setzen, das wäre eine würdige Aufgabe des thatenbereiten Dankes, für den Meister das beste Denkmal, welches Dresden ihm jetzt noch zu setzen vermag.

Die neuen Kirchenbauten, zum Theil sehr gelungen, doch über den Rahmen der allgemeinen Leistungen Deutschlands in diesem Gebiet nur in einem Falle hinausgehende Schöpfungen, zeigen durchweg den leidigen Zug der Dresdner Baukunst: völlige Loslösung von der örtlichen Ueberlieferung. In der Stadt ohne bemerkenswerthe mittelalterliche Geschichte und daher auch ohne mittelalterliche Kunst, hat sich bisher der Gedanke erst langsam durchgebrochen, daß protestantische Bauten nicht den Eindruck mittelalterlich katholischer anstreben sollen. Obgleich Dresden in Pastor Dr. Sulze den eigentlichen Anreger des großen, die protestantischen Baukünstler seit einigen Jahren auf das Neue bewegenden Kampfes um eine völlig freie künstlerische Ausgestaltung der protestantisch rituellen Anforderungen besitzt, scheint, bis auf einige Versuche mit Deutsch-Renaissance, von seinen Gedanken in die leitenden Kreise noch wenig eingedrungen zu sein. Ein Erlaß des evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums vom 19. August 1881 wirkt noch nach, welcher sagt: daß diese Behörde einer etwaigen Umgestaltung der seitherigen, wesentlichen Einrichtung der Kirchen des Landes seine Zustimmung versagen würde und daß die von den Voreltern ererbte Anschauung maßgebend bleiben müßte, wobei aber unverkennbar die vorreformatorischen Voreltern gemeint sind. Es kommt dies auf die feste Ueberzeugung der meisten orthodoxen Geistlichen und der ihnen anhängenden Architekten hinaus, welche erst unlängst ein hervorragender württembergischer „Prälat" aussprach, daß mit dem Eintritt der Reformation „Ungehörigkeit und Ungeheuerlichkeit, Unsinn und Ungeschmack, Willkür und Rohheit, bloß rechnender Verstand und Unverstand aus dem Kirchenbau Gefühl, Phantasie und Vernunft verdrängt" habe. Und wenn auch Möckel in seiner Johanniskirche, Giese und Weidner in ihrer Lutherkirche und andere in neueren Bauten rein künstlerisch werthvoll zu nennende Werke schufen, so wirkt der Gedanke in ihnen nach, daß man, um ganz schön zu sein, vor Allem, so fern als möglich von dem rein protestantischen Bauwesen des alten Dresden sich halten müsse, welche eine „Verwüstung des Heiligthums" darstelle. Und die kirchliche Oberbehörde Sachsens sorgt mit ihrer ganzen Macht dafür, daß ja nicht der von innen heraus wirkende protestantische Zug der Zeit zu neuen Gestaltungen führe!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Staar.

Von Renato Fucini.
Autorisirte Uebersetzung von Oscar Bulle.

Der hochwürdige Herr Canonicus Pinigaglia, der zu feierlicher Amtirung in das Dorf gekommen war, führte an jenem Abend den Vorsitz des unschädlichen reactionären Conventikels. Vestro*) hatte gesottene Kastanien aufgetragen und hatte mit solchem Eifer in den Winkeln seines dürftigen Kellers umherstöbert, daß er hinauf in den Laden ein halbes Dutzend Flaschen alten Vinsanto's bringen konnte, mit welchem denn die einheimischen und die auswärtigen Priore und Capläne sich tief genug einließen, um auf diese Weise einen guten Untergrund für die Schmauserei am folgenden Vormittage zu legen. Am Tage darauf wurde nämlich in der Pfarrei das Fest des Kirchenpatrons, des seligen San Remigio gefeiert.

Die Unterhaltung war schon von Anfang an äußerst belebt gewesen, aber bei dem Anbrechen der fünften Flasche steigerte sie sich für einen Augenblick zum höchsten Enthusiasmus zu Ehren des ehrwürdigen Herrn Canonicus. Alle tranken auf seine kostbare Gesundheit, sprachen von der heiligen Sache, lasen, von Ausrufungen unterbrochen, einen wuthspeienden Artikel der Stella Cattolica, verspeisten im heiligen Eifer irgend einen Freidenker mit Haut und Haar und bedeckten den Fußboden mit den Schalen der Kastanien, die sie dabei zum Weine aßen.

Vestro glänzte vor Freude, sich inmitten einer seinen ultrakatholischen Prinzipien so entsprechenden Gesellschaft zu finden, und dabei wurde schließlich seine Nase so roth und aufgedunsen wie ein Kürbis von den mächtigen Prisen Taback's, die ihm von Seiten des Herrn Canonicus angeboten wurden; eine Freundlichkeit, die er, obgleich er sonst nie Taback schnupfte, nicht zurückweisen wollte, um die hervorragende Persönlichkeit nicht vor den Kopf zu stoßen, die an jenem Abend seinen geringen Kramladen mit ihrem hohen Besuche gewürdigt hatte.

Er lächelte den ganzen Abend wie verzückt, schwieg und seufzte wie ein zum ersten Male Verliebter in Gegenwart seiner Schönen; erst dann ging er etwas aus sich heraus, als er dem Herrn Canonicus seinen vortrefflich gezogenen Staar zeigen durfte. Der ehrwürdige Herr musterte den Vogel mit der ernsten Miene eines Sachkenners und ließ sich dann herab, der Versammlung zu erklären, es sei in der That ein Männchen.

„Sagt mir, Silvestro," fuhr er dann fort, „worin soll denn die Vortrefflichkeit dieses Thieres bestehen?"

Die einheimischen und auswärtigen Priore und Kapläne brachen bei dieser Frage in ein so lautes Gelächter aus, daß der Herr Canonicus sich dadurch einigermaßen in seiner Würde verletzt fühlte. Aber der Ortspfarrer, der dies bemerkte, näherte sich ihm und gab ihm mit halblauter Stimme die Erklärung dieses Gelächters, welchem darauf ein noch gewaltigeres folgte, in das nun auch der Herr Canonicus einzustimmen geruhte, wobei er mit der Hand auf den höckerigen Schädel des Vestro schlug, als wollte er sagen:

„Ah, was für ein verrücktes Gehirn steckt doch hier drinnen; närrischer Kauz!"

„Und dann, wissen Sie, Ehrwürden, das Schöne dabei ist, daß der Schuster, welcher hier gegenüber wohnt . . . sie nennen ihn den »Stammler« mit Spitznamen . . . er ist ein Liberaler . . . daß der, wenn er das Schimpfwort hört, jedesmal aus der Haut fährt; denn er sagt, ich habe den Staar mit Absicht so angelernt, um ihn zu ärgern. Glauben Sie, was wir nicht schon darüber gelacht haben . . . Nicht wahr, Kaplan?"

„Aber er hat es sich auch gehörige Mühe kosten lassen, um ihn anzulernen," bemerkte der Kaplan, „wie viele Vormittage hat er damit zugebracht dort im Baumgarten, ihm vorzupfeifen, damit er es lerne . . ."

Dann nahm er den Canonicus bei Seite und erzählte ihm, daß er und Vestro in der That den Staar so angelernt hätten, daß er jenes Schimpfwort ausspräche, denn „Sie müssen wissen, daß der gemeine Kerl da drüben seinen jüngsten Sohn, besonders wenn irgend ein Priester vorbei geht, zu fragen pflegt: Palestra — hören Sie nur, welch' ein Name! — Palestra, wer ist da droben? und dabei deutet er auf den Himmel. Und der Junge, ein Geschöpfchen von kaum drei Jahren, Herr Canonicus, er antwortet ihm . . . nun er antwortet ihm eben mit jenem Schimpfworte."

Der Canonicus machte eine Geberde des Abscheus, welcher die anderen Priester dadurch entsprachen, daß sie einen verächtlichen Blick auf den Laden des „Stammlers" hinüberwarfen; dieser saß an seinem Werktische und arbeitete, und sein Schatten zeichnete sich, einer höllischen Erscheinung vergleichbar, in grotesken Formen auf den trüben Fensterscheiben ab.

„Und wissen Sie, womit ich ihn so erzogen habe, Ehrwürden?" begann Vestro von Neuem, „mit Fliegen! Von denen bringt mir Stefano, der Drogist, ganze Hände voll, die er unter dem Schleier fängt, der über dem Zuckerwerk ausgebreitet liegt. Schauen Sie, welche Düte voll er mir vorhin gebracht hat."

Er gab eine davon dem Staar, der sie ihm aus der Hand fraß; dann sagte er mit einem Augenzwinkern zum Caplan hin:

„Sollen wir es dem Herrn Canonicus wirklich zu hören geben, Caplan?"

„Meinetwegen macht was Ihr wollt, Vestro; aber denkt daran, daß dem Kerl da drüben seit zwei Tagen der Junge krank zu Bett liegt. Gebt also Acht, daß es ihm nicht in den Kopf fährt, Euch einen Streich zu spielen."

Aber Vestro, dem wohl der Vinsanto etwas in den Kopf gestiegen war, und der sich unter dem Schutze des Herrn Canonicus ganz sicher fühlte, sagte:

„Das wollen wir doch sehen, ob der Menschenfresser da drüben mir ihn umbringen wird. Heut' Abend muß es lustig hergehen."

Mit diesen Worten nahm er den Käfig, hing ihn draußen an einen Nagel neben der Thüre auf und kam dann triumphirend in seinen Laden zurück, um dem Pfeifen des Staares zu lauschen.

Den Priestern behagte die ganze Geschichte sehr wenig, denn sie hatten, unter uns gesagt, eine verteufelte Angst vor dem Flickschuster und waren daher äußerst froh, daß der Staar seinen Schnabel nicht aufthat. Aber Vestro faßte die Sache nicht so auf, indem er ausrief: „Jetzt werden wir gleich sehen!" nahm er die Düte mit den Fliegen, öffnete sie und zeigte sie, einen Arm zur Thüre hinausstreckend, dem Staare, der nun, rasch in seinem Bauer hin- und herhüpfend, laut die bewußten Worte ausrief.

In demselben Augenblicke hörte man, wie das Fenster des Flickschusters sich heftig öffnete und rasch wieder schloß, wie es dann einen heftigen Schlag gegen die Wand that und wie es unheimlich krachte, als wäre der Käfig in Trümmer gegangen.

„Der elende Kerl hat mir ihn umgebracht!" rief Vestro verzweifelt, indem er hinausrannte; dann kam er bleich wie ein Leinentuch in den Laden zurück und hielt in der Hand den zerbrochenen Käfig, in welchem, an Stelle des Staares, unbeweglich und gewichtig ein über die gewöhnlichen Maße großer Schuhleisten stak.

Vestro stand eine Weile mit dem Käfig in der Hand wortlos da und schaute Alle mit trostlosen Augen an, dann sagte er mit einer vom Schreck und vom Aerger fast erstickten Stimme:

„Der Elende, was hat er mir angethan! . . . Was hat er mir angethan, der Elende!"

Die Priester aber saßen wie angenagelt auf ihren Strohsesseln und wagten vor Furcht den Mund nicht zu öffnen.

Plötzlich erfaßte es den Vestro wie eine göttliche Inspiration: er ergriff ein Licht und rannte hinaus, um unter dem Nagel, an dem der Bauer gehangen hatte, auf dem Boden hin und her zu suchen.

„Nichts! er ist weggeflogen . . . der Elende!"

Dann schloß er den Leisten in eine Schublade, setzte sich den Hut auf und sagte:

„Die Herren müssen mich entschuldigen . . . Herr Canonicus, nehmen Sie es mir nicht übel; . . . ich muß meinen Laden jetzt zuschließen.

*) Abkürzung für Silvestro.

Und Sie, Herr Pfarrer, wenn morgen etwa der Staar auf ihrem Vogelherd zugeflogen wäre . . . ich bitte Sie für diesen Fall . . . erkennen werden Sie ihn sogleich an der einen Kralle, die ihm fehlt . . . erinnern Sie sich nicht? . . . hier an dem linken Ständer . . . ich bitte um Gotteswillen . . .“

Die Priester schlüpften mäuschenstill im Dunkel an der Mauer dahin und Vestro lief eilig nach, um alle Vogelfänger in der Nachbarschaft von seinem Verluste zu unterrichten.

Der „Stammler“ klopfte indessen von Zeit zu Zeit mit seinem Hammer herzhaft auf ein Oberleder und sang dabei aus voller Kehle das alte Lied:

Der Zunge, des Schnabels, der Kehle ist er baar,
Wie könnte der noch singen, der arme Staar.

* * *

„Nichts gefangen heut' Morgen, Philander?“ frug der Pfarrer, indem er gebückt in die Hütte des Vogelherdes hineinkroch.

„Man sieht nichts, Herr Pfarrer. Zwei elende Zeisige allein, und außerdem hat sich ein Staar gefangen, den ich soeben hereinholen wollte.“

„Himmelkreuzdonnerwetter! Was fängt man nun da an, um Abhülfe zu schaffen?“

„Für was?“

„Wir haben nicht genug Geflügel.“

„Ja, da ist nichts weiter zu machen; Sie müssen eben etwas Schweinebraten daneben geben.“

„Ich hab' ihn schon holen lassen, das brauchst Du mir nicht erst zu sagen. Aber wenn ich nicht jedem von diesen Freßwänsten wenigstens ein Paar Krammetsvögel und sechs kleine Vögel vorzusetzen habe, sind sie im Stande zu sagen, sie wären hungrig vom Tische aufgestanden.“

„Ja, da müssen Eure Signoria eben auf Abhülfe denken.“

„Geh' und hole mir den Staar herein! schnell! . . .“

„Herr Pfarrer! . . .“

„Was ist los?“

„Mir kommt es doch gerade so vor . . . Weiß es der Herrgott im Himmel, aber man soll doch nichts von einem Zufalle reden . . . sehen Sie diese Kralle? Und dann ist er beinahe ganz zahm! was wird Vestro für Freudensprünge machen, wenn ich es ihm sage . . .“

„Her damit!“

„Hier, aber geben Sie Acht . . . O, Sie drücken ihm ja den Schädel ein? Nein! Wirklich . . . Aber warum? Eure Signoria machen Spaß . . . Herr Gott, er hat wirklich Ernst gemacht.“

Der Staar, in die Ecke der Hütte geschleudert, torkelte, mit den Flügeln schlagend, ein paar Mal hin und her, breitete den Schwanz fächerartig aus, drehte ihn langsam hinüber und herüber, zitterte, sperrte den Schnabel auf, schloß ihn wieder und fiel dann todt neben den beiden Zeisigen auf den Boden hin.

* * *

„Himmelkreuzdonnerwetter! Wie oft muß ich dieser Person doch eine Sache wiederholen. Ich habe Dir schon gesagt, daß Du und der Philander bei Tische aufwarten müßt und der Scopatani darf nicht aus der Küche fort. Hast Du es endlich verstanden? Ja oder Nein!“

„Ja, Herr Pfarrer, ich hab' es schon verstanden; aber wie soll jener Mann allein mit Allem fertig werden?“

„Ist denn Niemand da, der ihm etwas an die Hand gehen könnte?“

„Man müßte es dem Vestro sagen?“

„Sag' es meinetwegen auch dem Teufel, aber beeile Dich. Ist die Suppe schon fertig?“

„In fünf Minuten wird sie auf dem Tische sein.“

„Also, mach' daß Du hinein kommst.“

Dieser Dialog fand in der Sacristei zwischen der Haushälterin und dem Pfarrer statt, welch' letzterer sich zugleich mit dem Canonicus und zwei anderen niedrigen Priestern entkleidete, da das Hochamt zu Ende war.

Die in der Gunst des Pfarrers stehenden Bauern verließen, an der Sacristei vorbeigehend, die Kirche durch die Thüre der Pfarre, aus welcher, jedes Mal, wenn sie geöffnet wurde, ein herrlicher Bratenduft herausströmte, der sich mit dem Weihrauchqualm in der Kirche vermischte; durch den Dunst, der den Hausflur erfüllte, sah man den Vestro, der roth wie ein Krebs und eine weiße Küchenschürze vorgebunden, in der einen Hand einen Napf mit Oel, in der anderen eine Falkenfeder, in sehr verdrossener Weise den Braten einfettete. Er hielt die Augen starr auf den Bratspieß geheftet und seine Gedanken drehten sich, gerade so langsam und melancholisch wie dieser, in seinem Kopfe herum, als es ihm plötzlich schien . . . „Ach, was bin ich doch für ein Dummkopf!“ — der Bratspieß war im Gange und die Ständer der Vögel drehten sich zitternd und zischend von der Feuerseite hinweg, um bald, schwarz und ausgedörrt, wie sie schon waren, das Gemüth des armen Vestro abermals in Verwirrung zu setzen . . . „Herrgott,“ sagte er, „nimm mich in Deine Hut, ich wüßte sonst nicht, was ich thäte.“ Er strich mit der Feder breit über die aufgespießten Brätlein hinweg und beugte sich nieder, um besser zu sehen . . . aber der Bratspieß war im Gange und die Bäuche der mürbesten unter diesen Vögeln waren schon wieder aus seinem Gesichtsfelde verschwunden und das Fett und die Eingeweide tropften auf die flackernden und rauchenden Holzscheite herab; es drehten sich die Brüste und die Köpfe vorbei, es erschienen auf's Neue die schon braun werdenden Pörzel, schon zeigten sich die . . . tak . . . der Bratspieß hielt inne in seiner Bewegung.

Philander, welcher soeben beladen mit einem Stoß leerer Suppenteller in die Küche hereintrat, sah den Bratspieß stillstehen und den Vestro, der kaum noch Athem hatte, mit hervorquellenden Augen über ihn gebeugt. „Das könnte eine schöne Geschichte werden!“ sagte er erschrocken zu Vestro; „zieht ihn schnell auf, sonst brennen die Vögel alle an einer Seite an.“

Vestro aber ergriff ihn statt aller Antwort bei der Kehle, wie ein wüthender Panther, und schrie:

„Wer hat mir meinen Staar umgebracht?“

„A . . . Ach!“

„Wer hat ihn umgebracht; sag' es offen oder ich erwürge Dich, mag auch meine Seele verdammt werden.“

„Ich nicht, ich wahrhaftig nicht. Ah . . .“

„Wer also?“

„Der Herr Pfarrer . . . aber ich . . . Nein, nein, Vestro! nein, wahrhaftig, Ihr zerreißt ihn ja . . . Seid Ihr denn verrückt geworden. Hört doch auf, Ihr zerschlagt ja Alles . . . Und jetzt erst! Uh, Weh' uns, Weh' uns!“

* * *

Nach dem gefüllten Schweinsfuß waren zwanzig Minuten vergangen und die gebratenen Vögel kamen noch nicht auf den Tisch. Die Tafelnden, eingeschlossen den ehrwürdigen Herrn Canonicus, begannen sich ernstliche Sorgen zu machen wegen des ausdrücklich für den Krammetsvogel leer gelassenen Winkels im Magen.

Der Pfarrer war nicht nur ungeduldig über das lange Wartenmüssen, sondern ihm war es auch, als hätte er vorhin in der Küche einen klirrenden Schlag gehört, wie von einer zu Boden geworfenen Schüssel.

„Wird es denn bald, oder seid Ihr da draußen alle eingeschlafen?“ schrie er endlich und schlug mit seiner großen, breiten Hand laut auf den Tisch. „Himmelkreuzdonnerwetter, jetzt hört meine Geduld bald auf.“

Philander zeigte sich ganz zerzaust und erschrocken in der Thüröffnung und winkte dem Pfarrer, herauszukommen.

„Mit Erlaubniß . . .“

„Lassen Sie sich nicht abhalten.“

Und er ging pustend hinaus, indem er sich mit der Hand die aufgeknöpften Hosen hoch zog, die nicht wieder zugehen wollten, obgleich er nach dem Lendenbraten mit Spinat die hinteren Schnallen schon bis zum letzten Loch weiter gemacht hatte.

* * *

Wer heute in den Laden Vestro's tritt, findet da verschiedene Veränderungen, und wie in dem Laden wird er solche auch in dem ganzen Wesen und in den Gewohnheiten des Krämers bemerken.

Auf dem hölzernen Wandbrette, welches früher einem Tabernakel der unbefleckten Empfängniß zur Stütze diente, steht jetzt eine farbige Gipsbüste von Garibaldi, und die beiden Sträuße von getrockneten Blumen, die hüben und drüben hingen, sind jetzt durch rothe, aus dem Baldachine des Tabernakels verfertigte Fahnen ersetzt. Der Palmenzweig vom letzten

Osterfeste, sowie die vier geweihten Olivenranken, welche im Schaufenster, auf den beiden Waarenregalen und über der in's Innere des Hauses führenden Thüre angebracht waren, sind verschwunden. Ebenso wenig kann man noch das Bildniß Leo XIII. entdecken.

So oft die Glocken der Pfarrkirche zur Messe rufen, so oft der Priester mit dem Abendmahlsgeräthe vorbei geht, so oft ein Windstoß die Töne der Orgel oder des Chorgesanges der Brüderschaft herüber trägt, verdüstert sich das Gesicht des Vestro und verzieht sich sein Mund zu einem spöttischen, fast wilden Lächeln, welches zuweilen nach und nach aber auch in den Ausdruck einer tiefen Melancholie umschlägt.

Der „Stammler" mit drei oder vier Freunden kommt jetzt meistens Abends zum Plaudern herüber zu Vestro, wenn dieser nicht hinüber zu ihm geht. Sie sind lustig und guter Dinge zusammen, und für das Nationalfest haben sie eine festliche Abendmahlzeit geplant und wollen eine große dreifarbige Fahne heraus hängen.

Den Kaplan sieht man schon seit geraumer Zeit nicht mehr und auch der Pfarrer mußte es schließlich unterlassen, vor dem Kramladen Vestro's vorbeizugehen, denn die beiden Male, als er es that, mußte er das Bittere erleben, den Vestro zu sehen, wie er rasch hinüber zum Flickschuster lief, den kleinen Jungen dieses rohen Menschen auf die Knie nahm und ihn mit so lauter Stimme, daß der Vorbeigehende es hörte, fragte: „Palestro, sag' es dem Onkel: wer wohnt da oben?" Und der Junge des „Stammlers", ein Geschöpfchen von drei Jahren . . . doch genug: Gott verzeihe es ihm, denn das ist wirklich stark.

Aus der Hauptstadt.

Der schwarze Tod.

Nach Carbolsäure und Chlor duftet es durchdringend unbehaglich, wohin man den Fuß setzt; selbst Zeitungsredactionen werden von ängstlichen Verlegern desinficirt, und Frau von Suttner, für die der gute Bürger schwärmt, wenn er nicht zufällig Actionär einer Waffenfabrik ist, Frau von Suttner hat den Berner Weltfriedenscongreß vor der Zeit, überhastig schließen lassen, ausbrechenden Kampfes unter den Friedensfreunden und der Cholera halber. Die Pest in Florenz! Besorgte, mißtrauische Mienen und bleiche Gesichter, strengste Diät und lauwarmer Thee, überfüllte Sprechzimmer auch der unpraktischsten Aerzte und leere Theater. Ja, die Börse selbst in der großen Börsenstadt Hamburg liegt verödet. O, sie weiß die Geißel zu schwingen, die asiatische Seuche, und erziehlicher wirkt sie als alle Wüstenprediger!

Den heiligen Stöcker und Stablewski muß es ein rechter Tort sein, zu sehen, wie um ihren sterblichen Leib die Menschheit sich ängstet, wie so gar rasch sie Vernunft annimmt, mäßig wird, sittenstreng in ihrem Lebenswandel, wenn das Sterbeglöckchen zu läuten beginnt und gelinder Bauchkrampf diseret an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert. Doch auch unheilige Männer, die selten bei den Choleragebets-Versammlungen der Stöcker und Stablewski gesehen werden, verdrießt dieses Volkes Treiben. Mit Quarantänen, Aerzteketten und Baracken wehrt es sich gegen den aufdringlichen Gast. Herr Bürgermeister Zelle bricht Hals über Kopf seinen Urlaub in Lugano ab und eilt spornstreichs zu der von Hamburg bedrängten Hauptstadt, ihr in ihrer schweren Stunde beizustehen, obwohl an Oberbürgermeisterwahl noch gar nicht zu denken ist. Vor der schlimmeren Gefahr aber, der dräuenden Seuche, die von Rom her langsam näher rückt, warnt kein wissenschaftlicher Mitarbeiter, und man schickt ihr keinen Geheimrath Koch entgegen. „Fürchtet Euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht zu tödten vermögen", mahnte ein unmodern gewordener Religionsstifter, der die Cholera weniger ingrimmig bekämpft hätte, als den schwarzen Tod von Rom . . .

Nicht unpassenden Scherz will ich mit ernsten Dingen treiben; das Spaßmachen verlernt man ohnehin in einer Zeit, wo die unrentabelsten Staatspapiere, wofern sie nur aus Hamburg kommen, fünfprocentig behandelt werden mit Chlor und Carbol. Und der heilige Vater möge mir verzeihen, wenn mein protestantisches Gewissen sein neu erwachtes Streben nach weltlicher Macht, nach weltlicher Suprematie in Europa brutal mit der Cholera vergleicht; mußte er sich doch früher in den Luthertagen schlimmere Parallelen gefallen lassen:

„Vor den Dieben bewahre, Herr, Dein Wort
Und steur' des Papst's und der Türken Mord!" —

Leo Pecci ist ein kluger Mann, ein viel zu kluger Mann, der auf der Höhe des Jahrhunderts steht, trotzdem er lyrische Gedichte wie der Posttyran Stephan macht. Die Spitze der Cultur, die im protestantischen Deutschland Herrn von Caprivi's Helmspitze darstellt, in Italien ist sie der Pontifex Maximus. Wenn man Papstthum und Katholizismus angreift, so thut man es unbegreiflicherweise einer geheiligten Tradition nach noch immer mit der trübseligen Phrase, sie seien cultur- und bildungsfeindlich, hätten unerträgliches Elend über die Welt gebracht u. a. m. Besonders während der Stichwahlagitation, wenn das Centrum als Gegner, nicht als umbuhlte Hülfstruppe auftritt, bedienen sich freisinnige Taboriten immer gern dieser effectvollen Redensart, wobei sie dann freilich vergessen, daß sie es waren, die den „reactionären Finsterlingen und ultramontanen Culturbarbaren" anno 1890 siebzehn Reichstagssitze erobern halfen, auf Kosten der „liberalen Brüder." „Thatsächlich" (wie man zu sagen pflegt, wenn man keine Lust hat, etwas umständlich zu beweisen), thatsächlich darf der nicht Leitartikel schreibende Historiker Rom und seinen Klerus keineswegs rund und glatt des Hasses gegen den Fortschritt beschuldigen; die Geschichte der Cisterzienser und anderer Mönchsorden, der hohe Stand deutscher Cultur vor der Reformation würden ihn ohne Weiteres Lügen strafen. Der Katholicismus widerstrebt der freien wissenschaftlichen Forschung nicht prinzipiell, sondern, ganz wie der lutherische Protestantismus, wie jede Religionssecte, nur insofern, als sie Religion und Kirche angreift. Auch ließe sich über die Feindschaft gegen das, was man heute „Cultur" nennt und was die Pachnicke, die Dr. Schulze und Levi Kanalgeruch darunter verstanden wissen wollen, über diesen glanzvoll etikettirten Rosinenwein manches sagen. — Nein, nicht daß die römische Kirche der Fibel die Bibel vorzieht und heilige Röcke, Oelgötzen aufstellt für europäische Südseeinsulaner, nicht das macht sie gefährlich und hassenswerth. Der Glaube an den persönlichen Gott und an persönliche Heilige steckt uns hundertfünfzehn Jahre nach Voltaire's Tode noch tief im Blute, und Zarathustra spricht also: „Du weißt es wohl: Dein feiger Teufel in dir, der gerne Hände-falten und Hände-in-den-Schooß legen und es bequemer haben möchte: — dieser feige Teufel redet dir zu: es *gibt* einen Gott!" Nein, wahrlich, es ist ein Anderes, das uns Deutschen Rom verhaßt macht und seinen Pontifex; die Gier nach der Herrschaft über die Geister ist es, die übermüthige Lust, den Freien Gesetze vorzuschreiben und Steuern aufzulegen, daß das Geld im Kasten klinge. Wir wittern Gefahr, wenn dieser Priester sich bei jeder Gelegenheit in unsere Politik einmischt, wenn er wieder eine bedrohliche Macht zu werden beginnt, vor der die Reichsregierung schön thut. In tausend Fetzen möchten wir das Testament seines todten Agenten Windthorst zerreißen, wodurch hundert Männer im deutschen Reichstag dem Papste geben, was des Reiches ist. Es mißfällt uns durchaus, daß ein fremder Bischof, anmaßlich, und in blutigem Dilettantismus selbstgefällig schwatzend von Gott und Welt und Elend, Sozialreform, Kaiserthum und Republik, Schritt für Schritt wieder Einfluß gewinnt auf die Geschicke unseres ihm widerlichen protestantischen Landes; daß man sein Lob dankbar lächelnd einsteckt wie ein Trinkgeld, während jedem Leser auch der billigsten und abonnentenreichsten Morgenzeitung bekannt ist, wie er dauernd unsere Feinde unterstützt und kräftigt. Wir brauchen die Mitra-Weisheit des Vatikans nicht, und unheimlicher als bei Eugen Richter's Zustimmung sollte es dem deutschen Reichskanzler bei der Leo Pecci's werden.

Leo XIII., nicht unwerth, dem Cäsar Gregor und dem Augustus Innocenz an die Seite gestellt zu werden, spielt ein gewagtes Spiel, spielt es mit voller Kenntniß der Gefahr. Die Zeitläufte sind ernst; Stück für Stück bröckeln sie vom Kirchenbau los. „Theiß, es gilt!" heißt es auch für den Pontifex. Wie es in der Hand Wilhelm's II. liegt, die Monarchie auf Jahrhunderte hinaus zu sichern oder sie zu vernichten,

so liegt in Leo's XIII. Hand das Geschick des Papstthums. Gewinnt er im rouge et noir, so muß ihn seine Kirche heilig sprechen, denn er festigt sie dann mehr als der große Leo, der Attila's Herz rührte, als Bonifaz es gethan; unterliegt der schlaue Hazardeur — dann gute Nacht, ewige Roma!

Pecci dürstet wie fünfzig seiner Vorgänger danach, die weltliche Macht Stallknechtsdienste bei sich thun zu sehen, und nach dem letzten Niedergange des Papstthums, der an jenem denkwürdigen Tage begann, wo unter dem Brüllen des Donners und dem wüthenden Rauschen des Gewitterregens 533 Bischöfe in Rom einen irrenden Greis zu einem unfehlbaren Gott erhoben, nach zweiundzwanzig mageren Jahren glaubt die Tiara wieder auf fette rechnen zu können. Seine Heiligkeit ist nicht länger Willens, der deutschen Reichsregierung als Popanz zu dienen, mit dem man das unartige Centrum erschreckt; er hat sich einmal, in der Septenatsfrage, von dem geriebenen Altreichskanzler über's Ohr hauen lassen; jetzt ergreift er entschlossen Partei gegen den Dreibund, jetzt ruft er zu seiner Hülfe auch die furchtbaren neuen Gewalten an, Republikanismus und Sozialdemokratie. Billig ist der Spott der Thoren darüber, daß der Stellvertreter Gottes Mademoiselle Sévérine, die Communistin, in Audienz empfangen, daß er dem würdigen Père Peinard, dem Herausgeber des „Anarchisten", seine Gedanken über Sozialreform weitläufig auseinander gesetzt hat. Ehe er die rothen Herrschaften zum brünstigen Pantoffelkuß zuläßt, entfernt er vielleicht vorsichtshalber die Edelsteine, die sein Schuhwerk schmücken; aber huldvoll lächelt er, wenn ihn die Sévérine als „Genosse Hoherpriester" anredet. Ja, lacht nur immer über die abgestandenen Gemeinplätze seiner wortreichen Encyklika, über den gänzlichen Mangel an nationalöconomischer Schulung und würdigen Gedanken, der sich in jedem Satze protzig breit macht, über die Verkennung der christlichen Idee und der Macht religiöser Lehren. Leo XIII. versteht sein Jahrhundert besser als andere Herren von Gottes Gnaden. Und man muß in katholische Bezirke kommen und hören, wie Kaplan und Vicar seinen umfänglichen Hirtenbrief ausnutzen. Sie werden ihm wieder zufallen, die Herzen der glaubensleeren Armen auf dem Lande, ihm, dem heiligen Gottesmann, der ohne äußere Noth, nur weil ihn die Liebe drängte, tröstend zu den Verlassenen kam, den Großen der Erde aber streng in das Gewissen redete . . .

Aber das ist nicht die stärkste von den Künsten des großen Zauberers. Sein dreimal glühendes Licht fällt grell auf die Schwächen des Dreibundes; und während er den Carnot streichelt und seinen Getreuen in Frankreich befiehlt, gute Republikaner zu werden, umschmeichelt er auch den Selbstherrscher aller Reußen, erbietet sich, eine Nuntiatur in St. Petersburg zu errichten. Wenn es ihm nur vorwärts hilft, er benutzt alles. Je nach Lage des Geschäftes preist er auf Grund der Apostelgeschichte den anarchischen Zukunftsstaat, erörtert beredt die Vorzüge republikanischer Verfassung (Römer 13, 1) und nennt die Monarchie die einzige christliche Staatsform (1 Petri 2, 17; Ev. Matthäi 22, 21); auch fremde Religionsbekenntnisse tolerirt er (Ev. Matthäi 15, 17 und 18). Das deutsche Centrum in einer Zwickmühle, wie sie verteufelter kein Stellvertreter Gottes ersinnen kann, ist gezwungen, zwischen ihm und dem Kaiser zu wählen und derselbe Mann, der wie seine Vorgänger in Avignon französische, deutschfeindliche Politik treibt, hält gleichzeitig die ausschlaggebende Fraction unseres Reichstages, das wichtigste Glied der Regierungsmajorität, fest an der Leine. Nichts Anderes bleibt auf die Dauer dem Grafen Ballestrem und seinen Getreuen übrig, als entweder kaisertreu und papstfeindlich, oder aber strengkatholisch und illoyal zu sein. Den römischen Strategen rührt die Verlegenheit seiner deutschen Truppe nicht; er durfte sie leichten Herzens in das Dilemma bringen. Romanus pontifex iura omnia in scrinio pectoris sui censetur habere. Noch sind die Gegensätze zwischen Leo XIII. und der kaiserlichen Regierung nicht so scharf zugespitzt, daß es für das Centrum nur ein Ja oder Nein gäbe, noch darf Lieber nach Herzenslust mit Caprivi kosen und sich ihm verschreiben, dem Caprivi, den auch Seine apostolische Heiligkeit so schätzt und auf dessen Verbleiben im Amt sie nach Herrn von Schlözer so großes Gewicht legte. (Welch eine unbeabsichtigte Schmeichelei für Bismarck, und welche Grobheit an die Adresse des preußischen Monarchen!)

So aber Herr von Caprivi nicht bald ein neues Volksschulgesetz einbringt, wozu verschiedene Fürstbischöfe den Berliner Gladstone schon jetzt in Irrentonart auffordern — wer weiß, wie nahe ihm sein Ende!

Die Bildungs- und Culturfeindlichkeit der Kirche braucht Niemand weiße Nächte zu machen, die ist nur für Sagan-Sprottau gut; aber der Handelssinn des Papstdiplomaten, der kein Geschäft abschließt, wenn er nicht dabei seinen eigenen Kram vortheilhaft losschlagen kann, und der für das protestantische Deutschland nichts, rein gar nichts übrig hat, der bedroht uns. Und so lange gräfliche Gutmüthigkeit das Steuer lenkt und klerikalen Demagogen italienische Schmeichelworte in das Ohr flüstert, so lange kann uns jeder Tag den schwarzen Tod in das Land bringen und auch das Volksschulgesetz. Man wird gut thun, sein Pulver trocken und Carbol und Chlor im Hause zu halten, nicht wahr, Herr von Caprivi? Warum wohl gerade unter Ihrem Regiment, welches uns so viel Angenehmes und Großes gebracht hat, wie die Entlarvung Bismarcks, die für ganz Europa, mit alleiniger Ausnahme Deutschlands, so überaus vortheilhaften Handelsverträge, den Helgolandtausch und die Antisklaverei-Lotterie, warum wohl gerade jetzt das lichtscheue Gesindel so kühn sich hervorwagt? Sollte des neucourslichen Nebelhornes Getute, darauf sich die allerneusten Männer so gut verstehen, ihm Muth gemacht haben? Und abermalen spricht Zarathustra also: „Einige unter ihnen sind sogar Nachtwächter, die verstehen gut die Hörner zu blasen und Nachts umher zu gehen und alte Sachen aufzuwecken, die lange schon eingeschlafen sind."

Caliban.

Offene Briefe und Antworten.

Conrad Ferdinand Meyer's Erkrankung.

Durch die Presse gehen so viel widerspruchsvolle und beunruhigende Nachrichten über die geistige Erkrankung unseres verehrten Mitarbeiters Conrad Ferdinand Meyer, daß wir die theilnehmenden Anfragen aus unserem Leserkreise mit einem Bericht aus sicherster Quelle hier öffentlich beantworten wollen.

Der Dichter erkrankte schon Ende Juli und ist auf eigene Entschließung Anfangs August nach Königsfelden übergesiedelt, der bekannten aargauischen Kantonal-Irrenanstalt, die sich in dem jetzt restaurirten uralten Kloster an der Stelle befindet, wo Johann von Schwaben seinen Ohm, den Kaiser Albrecht, ermordete. Ohne Zweifel hatte sich Meyer, der einen neuen Roman: „Der Dynast von Toggenburg" unter der Feder hatte, überarbeitet, und dazu hatte ihn der Tod einiger alter Freunde schmerzlich aufgeregt. Jetzt befindet er sich in der Behandlung eines Psychiaters, der durch seine umsichtige und ruhige Art das volle Vertrauen des Kranken und seiner Angehörigen gewonnen hat. Dieser sprach sich auch bereits klar und bestimmt aus, daß von einer Gehirnerweichung oder von Tuberkeln keine Rede sein könne. Es sei eine nervöse Uebermüdung, eine melancholische Depression, verbunden mit Sinnestäuschungen, die aber schon jetzt nicht mehr so beängstigend auftreten, als im Anfange. Dabei sieht der Kranke ganz wohl aus und ißt wie gewöhnlich mit Appetit; es sei eben eine Krankheit wie alle anderen und verlange zu ihrer Heilung Zeit und Ruhe. Mit seinen Angehörigen sprach er jüngst noch über die bevorstehenden eidgenössischen Wahlen, über eine Unterstützung, die er an Brandbeschädigte zu senden hat, über die Neubauten seiner Gutsnachbarn, alles in ruhigster Weise, wenn auch nicht mit dem gewohnten Interesse. Es sei, wie wenn seine Phantasie nicht mehr durch den leitenden, ordnenden und zügelnden Willen beherrscht werde, sondern gleichsam traumartig fortarbeite. Ein ihm zugedachtes Geschenk von lieber Hand, ein Prachtband der neuesten Auflage seiner Gedichte, die nächstens erscheinen wird, soll ihm überbracht werden, wie man annehmen kann, zu seiner Freude. Die jüngsten Berichte des ihm beigegebenen Wärters lauten übrigens viel günstiger. Hoffen auch wir, daß der große Dichter sich wieder finden werde!

Redaction der „Gegenwart".

Notizen.

Dramaturgische Gänge von Adam Müller-Guttenbrunn. (Dresden, E. Pierson.) Es war hohe Zeit, daß in der Wiener-Theaterkritik, die sich nach Berliner Muster von den Bühnenleitern als folgsame Schildknappenschaft mißbrauchen läßt, ein Mann aufstand, der ohne Rücksichten die Wahrheit sagt. Ein solcher Recensent ist Müller-Guttenbrunn. Wir halten ihn für einen talentlosen Dramatiker und ziemlich mittelmäßigen Schriftsteller, aber er hat Bühnenkenntnisse und eine ehrliche Ueberzeugung. Auch in diesen ausgewählten Kritiken, die oft in der Hast des Berufes nur so hingehudelt sind und für diese Sammlung gar wohl eine Durcharbeitung verdient hätten, trifft er oft den Nagel auf den Kopf, so daß wir ihm freudig zustimmen. Werthvoller sind die sorgfältigeren Besprechungen von Buchdramen, wo Müller seine Fähigkeit beweist, sich nachfühlend in eine fremde Dichterseele zu versetzen. Die zuständlichen Schilderungen wie die geleugnete Verschlechterung der „Burg", Wilbrandt als Director, Münchner Bühnenreform athmen die gleiche Gerechtigkeit. Hoffentlich hat der Kritiker, der bekanntlich als Director des neuen Raimundtheaters in Aussicht genommen ist, als solcher bald eine Gelegenheit, seine guten Gedanken über wahres Volkstheater praktisch zu erproben. Aber wird er wirklich ohne die verhaßten Franzosen auskommen?

Uebermächte. Zwei Novellen von Wilhelm Jensen. (Berlin, Emil Felber.) Die Uebermächte sind eine unvergeßliche, zarte Jugendliebe und — als ironisches Widerspiel — die vermeintliche Geschwisterliebe zweier guter Menschen. Die erste ist eine psychologische Novelle ohne Handlung, aber tief und empfindungsreich, voll Farbe und Stimmung, nur ein Bischen überspannt und umso romantischer, als der sentimentale Held ein flotter Lieutenant auf Urlaub ist, der sich im Handumdrehen als retrospectiver Seladon und lyrischer Dichter zeigt. Besser hat uns die zweite Geschichte, eine gar feine Humoreske, gefallen. Aber warum ereifert sich Jensen so sehr über die „jungen Dichter"? Ob wir die Wirklichkeit über die Schönheit stellen oder nicht, reine Begeisterung und großes Talent sind dort und hier möglich. Und sind die allerdings oft recht ungeberdigen „Jungen" zu verdammen, wenn sie Wolfgang Altfeld hinter Hölderlin und Storm her keuchen lassen und lieber auf die Gefahr, sich den Hals zu brechen, in muthigem Individualitätsdrang neue Wege suchen? Männer wie Heyse und Jensen sollten duldsamer sein.

Aus dem inneren Leben der Zigeuner. Von Heinrich von Wlislocki. (Berlin, Felber). Der Siebenbürger Gelehrte hat in diesen ausgezeichneten ethnologischen Studien ein grundlegendes Werk über zigeunerischen Volksglauben und religiösen Brauch geschrieben, das auch wissenschaftlich seinen Rang behauptet. Er verbreitet sich mit erstaunlicher Sachkenntniß auf Grund jahrzehntelanger Forschungen über Buchstabenlaute, Handarbeiten, Höhencultus, Orakel, Wanderzeichen, Blutzauber, Besprechung und Wetterprophezeiung und läßt uns tiefe Blicke in diese Nomadenseelen werfen. Von allgemeinem Interesse ist die Geschichte und Charakteristik der unlängst verstorbenen serbischen Zigeunerdichterin Gina Ranjicic, deren Leben sich wie ein spannender Roman liest. Wir empfehlen sie stoffhungerigen Dichtern als Heldin eines spannenden Abenteuerromans.

Denkwürdigkeiten von Leopold von Hasner. Autobiographisches und Aphorismen. (Stuttgart, Cotta Nachf.). Der 1891 verstorbene österreichische Parlamentarier und Minister war nicht nur ein hervorragender Staatsmann, sondern auch ein ausgezeichneter Gelehrter. Noch als Prager und Wiener Professor der politischen Wissenschaften verfaßte er eine geschätzte Geschichte der Rechtsphilosophie und ein System der politischen Oeconomie. Auch in diesen gedankenreichen Aphorismen kommt meist der Rechtsphilosoph zum Wort, aber auch der Moralist, Literaturkenner und Weltmann. Seine einfachen und knappen autobiographischen Aufzeichnungen sind zunächst für seine engeren Landsleute von Interesse, verdienen aber auch bei uns im Reich Beachtung. Es ist immer ein Genuß, einen originellen Kopf und ehrlichen Politiker von sich und seiner Zeit erzählen zu hören.

„Stiller Grenzkrieg." Roman von Max Lay. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) In Elsaß-Lothringen spielt dieser Roman, und der Zwiespalt in den Gemüthern zwischen deutscher und französischer Gesinnung dient zur Grundlage. Der im Elsaß lebende Verfasser hat die geschilderten Vorgänge aus nächster Nähe beobachten können und erzählt sie mit unmittelbarer Frische. Weniger künstlerisch fein, aber spannender ist „Der Zeuge", Roman von Marie Bernhard. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) Die rächende Nemesis auf ihrer Jagd hinter dem gepeinigten Helden, der in Leidenschaft eine dunkle That verübt hat, ist sehr, vielleicht nur allzu packend geschildert. Schon das Sensationsmotiv, daß der plötzlich auftretende Zeuge über den Personalzusammenhang der Thäterschaft anfänglich nichts ahnt und im Begriffe steht, zu dem Verbrecher in allernächste Familienbeziehungen zu treten, erinnert stark an französische und englische Kriminalromane.

„Wahrheit und Schein", Aphorismen von Armand Hayem. (Leipzig, Duncker und Humblot). Diese hinterlassenen Aphorismen eines philosophischen Pariser Hemdenfabrikanten, der durch Selbstmord endete, bilden hier in vortrefflicher Uebersetzung ein bedeutsames Buch. Der Verfasser war „ein fanatischer Apostel des Schönen und absolut Guten. Er litt unter dem Bösen, das er allenthalben um sich her erblickte, er entblößte und sezirte es erbarmungslos. Mehr Anatom als Arzt, suchte er nicht nach einem Heilmittel, und an seinem Dasein verzweifelnd, nahm er seine Zuflucht zu Gott, den er allein seines Gedankens und seiner Liebe würdig erachtete." Alexander Dumas vergleicht in dem geistsprühenden Vorwort die Lebensphilosophie Hayems mit der Schopenhauers, aber er übersieht, daß der immer enttäuschte jüdische Denker an der Seine eine schwache, fast weibliche Natur war, die naturgemäß in einem persönlichen, bewußt handelnden Gott eine heiß ersehnte Stütze suchte. Man höre folgende Axiome: „Man sagt, sterbend habe Victor Hugo diese Worte gesprochen: Es gibt einen Gott. Ich fühle es. — Das ist in der That die Lösung des Räthsels. Man fühlt Gott, wie man die Liebe, die Schönheit, die Größe der Dinge fühlt. Gott ist mehr gefühlt als bewiesen von den edlen Seelen, die allein ihn begreifen können." — „Der Tod gehört zu den Geheimnissen Gottes." — „Er ist der Agent seiner Barmherzigkeit." — „Der Tod ist hassenswerth, unerklärlich, widrig. Im Augenblicke, wo wir am meisten werth sind, wo unser Gesichtskreis sich erweitert und bereichert hat, wo unsere Leidenschaften sich verklärt haben, wo unsere Seele sich emporhebt, sich frei macht, verschwinden wir. Was bedeutet denn dieses Leben? Entweder ist es das Leben, das absurd ist, oder es ist der Tod, der Unrecht hat! Der Tod des Menschen ist ein Beweis für Gott. Er macht ihn nothwendig. Wenn Er nicht am Ende unseres Weges ist, o Schicksal, wen denn werden wir dort finden?" — „Wenn Gott nicht von Ewigkeit bestände, so genügte das Gebet, um einen Gott zu erzeugen." Klarer erscheint sein Begriff von Liebe, Vaterland, Politik und Literatur: „Die Liebe ist eine Gemeinschaft mit dem Unendlichen." — „Die Frau, die wähnt, ihren Mann nicht zu lieben, täuscht sich selbst öfter, als sie ihn täuscht." — „Die Liebe ist nicht die Jugend der Jahre; sie ist die Jugend des Herzens." — „Man findet kein Glück wieder, wo man es verlassen hat." — „In der Politik ist die erste Hälfte des Weges, zu lügen, die zweite, Glauben zu finden." — „Der Staatsmann soll der Unpopularität trotzen, aber die Liebe des Volks nicht verachten." — „Charakteristik der modernen Literatur: Bücher über einen Artikel und Artikel über ein Buch." — „Schriftsteller, Heroen des Geistes, schaffet doch: der Tag kommt, wo man euch ebenso wenig lesen wird, wie die Lateiner." — „Die Kritik erreicht die Höhe der Kunst, wenn sie die Empfindung gibt, daß sie fähig gewesen wäre, Kunstwerke zu schaffen." — „Die Schriftsteller, die allzu sehr ihrer Zeit angehören, gehören keiner Zeit an."

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Demnächst wird erscheinen:

Antiquariats-Catalog 72:

Staats- u. Gesellschaftswissenschaft. Volkswirthschaft. Finanzwesen etc.

Etwa 1500 Nummern.

Oscar Schack in **Leipzig**, Königsstr. 15.

Butter! Honig! Geflügel! Bettfedern!

Naturrein, 1 Postcolli 9 Pfd. netto, frco. Nachn.

Weide-Meierei-Theebutter, ff. ℳ 7.50 | mit od. ohne
„ „ Tafelbutter ℳ 7.25 | Eisverpack.
5 Pfd. Tafelbutter und 4 Pfd. Bienenhonig, beide ℳ 5.50.
1892er Ernte! Bienen-Schleuderhonig, hell ℳ 4.65.
„ „ Delicat. Blumenhonig, ff. „ 4.90.
„ „ Bonaten Akazientafelhonig, extraf. ℳ 5.50.
„ „ hellen Wabenhonig „ 5.50.
Meth (Honigwein), süß, geistig, ölfett und gelagert, Postcolli v. 4 Ltr. Inh. ℳ 4.—.

1892er Zucht-Geflügel!

1 Käfig, 5—7 Hühnchen od. Hähndel ℳ 5.25.
1 „ 4—5 große, fette Enten „ 5.25.
1 „ 1 Gans und 1 Ente „ 5.25.
1 „ 3—4 beste tägl. Legehühner „ 5.—.

Garant. lebende Ankunft!

Gänsefedern, silberweiß, hochpr. pr. Pfd. ℳ 1.30—1.50.
„ gerissene, stielfrei „ 2.10—2.40.
Gänsedaunen, schneeweiß, wunderb. Füllkraft ℳ 4.25—5.—.

Rifke H. Nürnberg in **Burzarz**, Oesterreich.

Sommer-Pferdedecken

aus leinenem Drill, vorn zum Zuschnallen à 5 M.; leichtere à 4 M.; **Fliegen-Netzdecken** f. Pferde à 6 M. Kopf und Hals bedeckend.

Fertige **Ernte-Pläne** 10—12 Fuss breit 15 Fuss, 20 Fuss, 25 Fuss lang

à 10 Mk., 15 Mk., 21 Mk.,

2 Ctr.-Getreide-Säcke à 90 Pfg.

H. Herrmann, Deckenfabrik, **Stettin.**

Eine Erfindung à la perpetuum mobile.

Dieses Neueste auf dem Gebiete der Erfindungen, welches sich ein jeder Fachmann, sowie Laie, gewerblich oder zur Unterhaltung, auch zur Zimmerzierde herstellen und an jedem Orte in verschiedensten Größen anbringen kann, arbeitet in sich selbst vorwärts und rückwärts gehend durch Naturkraft (Wasser) und bietet für Jedermann das größte Interesse und angenehmste Unterhaltung. — Eine leicht faßliche, ausführliche Zeichnung, sowie deutliche verständliche Beschreibung versendet der Erfinder gegen Einsendung von 5 Mark oder Nachnahme, und bietet somit jedem Interessenten die Hand, aus dieser Erfindung einen Nutzen zu ziehen.

H. Vollmann,
Werkstatt für techn.-mech. Arbeiten.
Berlin, Rügenerstr. 12.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Menschwerdung.

Die Entwickelung des Menschen aus der Hauptreihe der Primaten
und
die Begründung der weiten Kluft zwischen Mensch und Tier,
abschliessend mit der vollständigen Lösung des Willensproblems, des Problems der juridischen Verantwortlichkeit und des teleologischen Prinzipes in der menschlichen Weiterentwickelung.

Mit erläuternden Holzschnitten.

Von
J. G. Vogt.

Preis: brosch. ℳ 6.—. geb. ℳ 7.50.

Ernst Wiest, Verlags-Buchhandlung, **Leipzig.**

Verlag von LEOPOLD VOSS in HAMBURG, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Vorlesungen
über die
Menschen- und Thierseele.
Von
Wilhelm Wundt.

Zweite umgearbeitete Auflage.
ℳ 10.—, eleg. geb. ℳ 12.50.

Die neue Auflage ist eine ***völlige Neubearbeitung*** *des Werkes, wie sie durch die Fortschritte der Wissenschaft, deren Entwickelung wir in erster Linie gerade den Arbeiten Wundts verdanken, geboten war.*

Wer gut schlafen will

entferne die lästigen Federbetten bei eintretender Hitze und kaufe sich von den berühmten **Normal-Schlafdecken à 3½ M.** (sonst 8—9 M.) ein od. zwei Decken, dann schläft man gut. **Deckenniederlage** von **Herrmann**, Breitestr. 61, **Stettin.**

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Uebermächte.

Zwei Novellen
von
Wilhelm Jensen.

Broschirt 4 Mark, geb. 5 Mark.

Die beiden in diesem Bande vereinigten Novellen, die den ganzen Zauber Jensenscher Darstellungskunst athmen, gehören zu dem Vorzüglichsten, was der berühmte Dichter geschaffen hat.

Handels- und Gewerbe-Academie
Halle a/S.

Unterrichtsdauer 1 Jahr. Prospecte durch den Director Ackermann.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem
innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen
von
Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

Verlag von
E. Pierson in **Dresden** u. **Leipzig.**

Bertha van Suttner, Eva Siebeck. Moderner Roman. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—.

Adam Müller-Guttenbrunn, Dramaturgische Gänge. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 10. September 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die freie Advocatur. — Die Verabschiedungen der Offiziere und der Offiziermangel. Von v. T. — **Literatur und Kunst:** Vom letzten Hegelianer. Von Ludwig Michelet. – Zum Historikertag. Von H. — **Feuilleton:** Hans im Glück. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Kurzer Prozeß. Von Caliban. — Opern und Concerte. Von H. — Offene Briefe und Antworten: Die Reisebücher und ihre Sterne. Von K. Mühl. — Notizen. — Anzeigen.

Die freie Advocatur.

Die Vorgänge, die sich vor nicht langer Zeit in dem Heinze'schen Prozeß vor einer Berliner Strafkammer abgespielt haben und in ihrem Schlußresultat zu einer Verurtheilung der den Angeklagten zur Seite stehenden Vertheidiger durch den Ehrengerichtshof der Rechtsanwälte in Leipzig führten, haben nicht nur in den zunächst interessirten Kreisen der praktischen Juristen, sondern auch in der nicht juristischen Tagespresse und in dem rechtsuchenden Publikum die Frage angeregt, ob nicht diese und ähnliche Erscheinungen auf die Structur zurückzuführen seien, welche die Gesetzgebung der Rechtsanwaltschaft gegeben hat.

Um kurz an den früher in Preußen (und zwar vor den Annectionen im Jahre 1864 und 1866 im ganzen Staat) bestehenden Zustand zu erinnern, so erfolgte die Ernennung zum Rechtsanwalt durch den Justizminister, ebenso wie die Ernennung zum Richter oder zum Staatsanwalt; ein bezüglicher Antrag zur Ernennung konnte ohne Begründung abgeschlagen werden. Dafür, ob eine erledigte Stelle überhaupt wieder zu besetzen oder eine neue zu schaffen sei, war in erster Linie die Bedürfnißfrage maßgebend, und bei der Entscheidung über die Personenfrage waren dann die mannigfachen, auch bei der Besetzung anderer Stellen in Betracht kommenden Momente, wie Anciennetät, Tüchtigkeit ꝛc. ausschlaggebend. Da, wenn nicht ein dringendes Bedürfniß vorlag, neue Stellen nicht geschaffen wurden, und die Inhaber der vorhandenen, man kann wohl sagen ausnahmslos, sehr gute, oft glänzende Einnahmen hatten, so waren die Bewerber in den meisten Fällen Personen, die sich schon als Richter oder Staatsanwälte bewährt hatten und für die wohl allerdings ein Hauptmotiv für ihre Bewerbung die fast sichere Aussicht auf bedeutend größere Einnahmen als bisher war; also nicht etwa eine besondere Vorliebe für den Beruf des Rechtsanwalts.

Diese alten preußischen Rechtsanwälte genossen den für ihr amtliches Ansehen nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzug, daß das Publikum wußte, daß sie sich bereits in ihren Stellungen als Richter oder Staatsanwälte, wenn auch nicht mit Nothwendigkeit als hervorragend begabte und leistungsfähige Juristen, so doch als unzweifelhaft ehrenhafte und zuverlässige Männer bewährt hatten, und daß ihre Einnahmen, gleich von Anfang an, jedenfalls völlig ausreichend waren, somit der Verdacht im Publikum nicht aufkommen konnte, sie hätten es nöthig gehabt, bei der Begründung ihrer Praxis sich zur Heranziehung von Clienten verwerflicher Mittel zu bedienen.

Die Folge davon war denn auch, daß damals im großen Ganzen nicht nur das rechtsuchende Publikum zu den Anwälten das größte Vertrauen hatte, sondern daß auch das Verhältniß zwischen den Richtern und Staatsanwälten einerseits und den Rechtsanwälten andererseits ein sehr gutes war.

Und ebenso wie die Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit der Anwälte durch ihr Vorleben soweit thunlich garantirt war, konnte man auch darauf rechnen, daß schon in Folge der vorangegangenen Erfahrungen, gute Durchschnittsleistungen geliefert wurden.

Wie kam es nun, daß man sich bei diesem, wie man denken sollte, durchaus befriedigenden Zustande, entschloß, den Sprung in das Dunkle zu thun, die freie Advocatur einzuführen?

Es sind verschiedene Gründe gewesen. In erster Reihe hielt man sich für verpflichtet, nachdem der Anwaltszwang für die bei den Landgerichten zu verhandelnden Civilprozesse eingeführt war, dem Publikum bei der Auswahl eines Anwaltes in diesen Sachen eine möglichst große Anzahl von Anwälten zur Verfügung zu stellen.

Wie steht es um die Stichhaltigkeit dieses Grundes?

Dieser Anschauung liegt ein verhängnißvoller Irrthum zu Grunde, dem diejenigen nicht hätten verfallen sollen, die den Betrieb eines Rechtsanwalts aus der Praxis kennen. Zunächst ist die Motivirung schon aus dem Grunde ganz unzutreffend, weil durch die Einführung des Anwaltszwanges thatsächlich in der hier in Betracht kommenden Richtung eine Aenderung gegen früher überhaupt nicht eingetreten ist; denn auch vor Einführung des Anwaltszwanges wurden irgend wie erheblichere Prozesse auch nur in sehr seltenen Fällen von den Parteien selbst ohne Zuziehung von Anwälten verhandelt.

Aber, wie stand es denn, abgesehen hiervon, vor Einführung der freien Advocatur mit der dem Publikum zu Gebote stehenden Auswahl unter den Rechtsanwälten? Befand sich das Publikum wirklich in einer Zwangslage, so daß es in manchen Fällen, oder gar häufig, gezwungen war, einen Anwalt mit der Führung einer Sache zu beauftragen, der nicht sein volles Vertrauen besaß, oder doch beanspruchen konnte?

Das muß entschieden verneint werden.

Aehnlich wie im ärztlichen Beruf bilden auch für den Anwalt die Fälle die weitaus größte Zahl, in denen es weniger auf eine hervorragende juristische Begabung und hervorragende juristische Kenntnisse ankommt, als auf Gewissenhaftigkeit, Schnelligkeit und Pünktlichkeit. Auch der mittelbegabte, aber ehrliche und zuverlässige Anwalt, wird in diesen zahlreichen Fällen dem Publikum vollkommen dieselben Dienste

leisten, wie das juristisch gelehrte Genie, namentlich dann, wenn ihm eine längere Erfahrung zur Seite steht. Und diese Erfahrnng hatte ja vor Allem der Anwalt, der schon Jahre lang als Richter oder Staatsanwalt fungirt hatte.

Und so gering war die Zahl der Anwälte doch auch vor Einführung der freien Advocatur nicht, daß nicht dem Publikum immerhin eine mehr oder weniger große Auswahl unter den Anwälten, auch für die Vertretung vor Gericht, zu Gebote stand. Für Consultationen war ja die Auswahl in thesi auch damals ganz unbeschränkt, und im einzelnen Fall bei der Leichtigkeit der Communication auch durchaus ohne große Mehrkosten möglich. Wenn aber wirklich aus irgend einem Grunde ein Bedürfniß für Creirung neuer Anwaltstellen vorlag, so ließ es die maßgebende Behörde sich sicher ganz besonders um so mehr angelegen sein, eine solche bei dem Justizminister zu beantragen, als durch die Besetzung solcher neuen Stellen unter den vielen Anwärtern für Richter- und Staatsanwaltsstellen jedesmal eine sehr willkommene Lücke gerissen wurde; und an höchster Stelle wird man schon aus diesem Grunde von vornherein sehr geneigt gewesen sein, diesen Anträgen stattzugeben.

Einen ferneren Grund für die Einführung der freien Advocatur wird die Erwägung abgegeben haben, daß durch die Concurrenz der Eifer und damit die Leistungen der Anwälte gehoben werden würden.

Diese Anschauung ist nach zwei Richtungen hin irrig.

Einmal war ja auch früher kein Anwalt ganz ohne Concurrenz, oder auch nur ohne wesentliche Concurrenz; also auch damals hatte jeder Anwalt alle Ursache, wenn er prosperiren wollte, sich der ihm übertragenen Sachen mit Eifer anzunehmen, und auch damals waren die Anwälte die gesuchtesten, welche nach jeder Richtung hin, in ihrer Berufsthätigkeit Ausgezeichnetes leisteten.

Sodann aber ist es jedenfalls in hohem Grade bedenklich, die Concurrenz als ein hervorragendes Mittel zur Hebung der Leistungen des Anwaltstandes zu betrachten und zu benutzen.

Niemand wird im Ernst die Behauptung aufstellen können, daß es je möglich sein würde, unter Künstlern die Concurrenz durch gesetzliche Maßregeln zu beschränken. „Den Dichtern ist es nicht erlaubt, mittelmäßig zu sein," das allein steht dem schon im Wege, und dazu kommt als ausschlaggebend hinzu, daß die Förderung der Kunst ganz gewiß eine vornehme Aufgabe des Staates ist, daß sie aber nicht zu den Aufgaben gehört, die in erster Reihe stehen, und deren Nichterfüllung daher so zu sagen als Pflichtverletzung des Staates angesehen werden könnte. Selbst dann also, wenn durch eine Beschränkung der Concurrenz unter den Künstlern die Kunstleistungen verbessert werden könnten (und ob dies nicht auf manchen Gebieten der Kunst der Fall sein würde, mag der Erwägung doch sehr fähig sein), würde der Staat nach dieser Richtung hin jedenfalls nicht einzugreifen brauchen. Der Schade, der hier durch seine Unthätigkeit herbeigeführt werden kann, ist im großen Ganzen ein idealer, und wo er anfängt, real zu werden, hat Jeder es mit sich selbst abzumachen, ob ihm das Kunstwerk, für dessen Erwerbung er pecuniäre Opfer gebracht hat, gefällt oder nicht. Letzterenfalls hätte er von der Erwerbung abstehen können, da sie nicht nothwendig, sondern nur angenehm für ihn war. Ohne Frage aber ist es, falls die Concurrenz im Anwaltstande zu Mißständen führt, die Pflicht des Staates, auf dem Wege der Gesetzgebung Beschränkungen einzuführen.

Dies würde schon dann der Fall sein, wenn nicht für alle bei den Landgerichten zu führenden Prozesse Anwaltszwang bestände; denn, wie schon oben erwähnt, würden auch ohne diese gesetzlichen Bestimmungen Prozesse von irgend größerer Bedeutnng nicht ohne Anwälte geführt werden, und daß, so sehr das Prozeßführen als Sport zu verdammen, der „Kampf um das Recht" in vielen Fällen nicht bloß aus materiellen Gründen unvermeidlich, sondern auch eine sittliche Pflicht ist, wird schwerlich Jemand in Abrede stellen. Noch unzweifelhafter aber erscheint die Verpflichtung des Staates, eine im öffentlichen Interesse schädliche Concurrenz unter den Anwälten gesetzlich zu beschränken, wenn, wie jetzt in Deutschland, für alle Landgerichtsprozesse Anwaltszwang besteht; dadurch übernimmt der Staat, ebenso wie bei der Anstellung seiner Beamten, von vornherein, soweit das überhaupt thunlich, eine Garantie für die Qualität der Anwälte. Wenn also die Concurrenz diese Qualität herabdrückt, so muß die Gesetzgebung corrigirend eintreten.

Wir glauben, ohne daß natürlich ein Beweis im juristischen oder gar mathematischen Sinne dafür geführt werden kann, mit Recht behaupten zu können, daß die Qualität der Anwälte und in Folge davon das Ansehen des Standes durch die jetzt vorhandene unbeschränkte Concurrenz ganz sicher herabgedrückt wird.

Zunächst steht so viel fest, daß es eine große Anzahl von Anwälten gibt, die nicht annähernd so viel, jedenfalls im Anfang ihrer Thätigkeit, verdienen, um eine Familie sorgenfrei unterhalten zu können und zwar zum größten Theil in Folge der zu großen Concurrenz. Es ist daher durchaus begreiflich, daß sie alles daran setzen, um ihre Einnahme auf eine entsprechende Höhe zu bringen, und Manchem gelingt das natürlich in verhältnißmäßig kurzer Zeit; aber bei einer Anzahl von Anwälten, namentlich, wenn sie kein Vermögen haben, wird die Gefahr sehr nahe liegen, daß sie zur Hebung ihrer Praxis nicht zu billigende Mittel gebrauchen. Man wende nicht ein, daß dies durch die Institution des Ehrenrathes verhindert werden kann. Wer den Betrieb des Anwaltes aus eigener Anschauung kennt, weiß zur Genüge, in wie seltenen Fällen solche unerlaubten Machinationen zur Kenntniß des Ehrenrathes kommen und wie leicht es für einen wenig scrupulösen Anwalt ist, sie zu verschleiern.

Ebenso sicher aber ist es, daß der ganze Stand durch eine solche Handlungsweise Einzelner außerordentlich an Ansehen einbüßt.

Und man hat alle Ursache, den Stand im Ansehen des Publikums möglichst hoch zu halten. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Berufsthätigkeit des Anwaltes wie kaum eine andere schon an sich vom Publikum keine sehr günstige Beurtheilung zu erfahren pflegt. Hoch und niedrig stellen sich unter einem Anwalt gerne einen Mann vor, dessen Aufgabe es ist, mit allen Mitteln die Sache seines Clienten zu verfechten und der die Entscheidung der Frage, was denn nun wirklich Rechtens ist, lediglich dem Richter zu überlassen hat; und je geringer der Bildungsgrad des Clienten ist, desto weniger ist er natürlich einer gegentheiligen Auffassung zugänglich. Dazu kommen dann noch die leidigen Gebühren, deren Zahlung namentlich den ungebildeten Clienten sehr leicht meinen läßt, sein Anwalt müsse nun, wenn der Vorschuß bezahlt ist, so zu sagen durch Dick und Dünn mit ihm gehen.

Wie für die Schwurgerichte, pflegt man endlich auch für die freie Advocatur einen politischen Grund anzuführen; und hier wie dort ist man in Gefahr, darüber die entscheidenden technisch juristischen Gesichtspunkte zu vernachlässigen. Man sagt, die freie Advocatur sei auch ein Palladium der politischen Freiheit.

Es ist gut, solche wohlklingenden Aussprüche auf ihren Gehalt zu prüfen. Was bedeutet der Ausspruch? Wenn man ihn näher betrachtet, recht wenig.

Daß die Berathung und Prozeßführung in Civilsachen nichts mit der politischen Freiheit zu thun hat, dürfte ohne weiteres erwiesen sein. Ebenso verhält es sich mit der Vertheidigung in Strafsachen, soweit es sich nicht um politische Verbrechen und Vergehen handelt; nur, wenn politische Strafprozesse in Frage stehen, könnte allenfalls erwogen werden, ob bei der freien Advocatur eine größere Garantie dafür vorhanden ist, daß die Vertheidigung rücksichtslos und namentlich auch ohne Bedachtnahme auf etwaige, unangenehme Folgen für die Vertheidiger geführt wird. Es ist auch hier schwer einzusehen, welchen Einfluß hierauf die freie Advocatur haben sollte. Es ist doch geradezu undenkbar, daß ein Anwalt deshalb seine Pflicht nach dieser Richtung verletzen sollte, weil er seiner Zeit von der Regierung angestellt ist, und zwar schon aus dem Grunde, weil er ja, wenn er angestellt ist, von der Regierung

weder Vortheil noch Nachtheil mehr zu erwarten hat. Außerdem aber ist ein serviler Anwalt ebenso gut denkbar bei freier Advocatur.

Die Verabschiedungen der Offiziere und der Offiziermangel.

Der Kladderadatsch brachte in einer seiner letzten Nummern ein Doppelbild, in welchem die Anzahl der Verabschiedungen der Offiziere der Armee vom Jahre 1888 zu derjenigen des vergangenen Jahres in satirischen Vergleich gestellt wurde. Auf dem auf das erstere Jahr bezugnehmenden Bilde führte der fast leere Nachen Charons zwei augenscheinlich dem Greisenalter angehörende Generale nach dem Elysium irgend eines Pensionopolis, auf dem Bilde von 1891 dagegen ein zum Brechen überfüllter Kahn eine gedrängte Anzahl Offiziere in mittleren Lebensjahren an die Ufer desselben. Mit dieser Darstellung wurde eine Thatsache veranschaulicht, welche in mehrfacher Hinsicht Beachtung verdient und zur Erörterung Veranlassung bietet.

Die Anzahl der verabschiedeten Offiziere betrug im Jahre 1891 660 bei der Linie, 113 bei der Reserve, 819 bei der Landwehr, 49 bei dem Sanitätscorps der Linie, 31 bei dem der Reserve und 99 bei dem der Landwehr. Der Tod verursachte überdies der Armee eine Einbuße von 169 Offizieren der Linie, Reserve und Landwehr und von 25 Aerzten dieser verschiedenen Kategorien. Der Zuwachs an activen Offizieren betrug in jenem Jahre zwar 300 Köpfe, das vorhandene Manko wurde durch denselben jedoch bei weitem nicht ausgeglichen.

Angesichts dieser Zahlen erscheint die Frage nicht unbegründet, ob eine derartig umfangreiche und rasche Verabschiedung, besonders der älteren bewährten und kriegserfahrenen Offiziere, im Interesse der Armee und des Landes liegt oder nicht. Bewährte Dienstroutine und vor Allem die durch keine auch noch so vollendete Friedensbildung zu ersetzende Kriegserfahrung gehen der Armee auf diese Weise weit rascher verloren, wie dies ohnehin die natürliche Folge des Alterns, welches seinen Tribut vom Offiziercorps unerbittlich fordert, sein würde. Wenn man jedoch der Einwirkung des natürlichen Ruhebedürfnisses nach jahrelanger angestrengter Thätigkeit für die in Folge desselben so wie so eintretenden freiwilligen Abgänge aus der Armee mehr Spielraum ließe, würde sich der Prozeß der Verjüngung des höheren Offiziercorps zwar etwas langsamer, aber dem Schatze der Dienst- und Kriegserfahrung des Offiziercorps der Armee und den von diesem Prozeß betroffenen Elementen weniger empfindlich und nachtheilig vollziehen. Es würde ferner damit gleichzeitig ein heute kaum vermeidliches neues Stocken im Avancement vermieden, die Finanzen des Landes geschont und dem zur Zeit in der Armee herschenden Mangel an Offizieren und der Erscheinung vorgebeugt werden, daß an die Stelle der ausscheidenden kriegs- und friedenserfahrenen Offiziere aus abgekürzten Kriegsschulkursen Hervorgegangene treten. Das Sprüchwort „Allzu scharf macht schartig" dürfte auch bei der Behandlung dieser das Heer so wesentlich interessirenden Frage volle Beachtung verdienen.

Wenn auch die Pietät des hochseligen Kaiser Wilhelms I. für die alten Gefährten seiner Feldzüge in den letzten Jahren seiner Regierung in der Conservirung seiner alten Offiziere — ein edler, für das Herz des Monarchen sprechender Zug — etwas zu weit gegangen sein mochte, so vermag doch Niemand den Nachweis zu führen, daß etwa ein neuer Krieg in den letzten Jahren seiner Herrschaft mit jenem an Lebensalter dem der übrigen Militärmächte damals etwa gleichstehenden höheren Offiziercorps nicht ebenfalls siegreich verlaufen wäre. — Als Napoleon I., ein Feldherr, Organisator und Soldat, der seines Gleichen suchte, 50 Jahre alt geworden war, hielt er dieses Lebensalter für das beste Mannesalter für den Offizier einer mittleren Befehlshaberstellung. Unter Friedrich dem Großen, der doch zweifellos auch ein allezeit kriegstüchtiges Offiziercorps und Heer zu schätzen und zu erhalten wußte, waren, wie der Historiograph der Friedericianischen Armee, Graf Lippe, berichtet, neben einigen sehr jungen Männern in hohen Stellungen, wie z. B. Seydlitz, Winterfeld u. A., manche Stabsoffiziere hohe 50er und selbst 60 Jahre alt und darüber, und der König entschloß sich als guter Finanzmann nur schwer zur Pensionirung seiner älteren Offiziere, wenn sie ihre Stellung noch ausfüllten.

Wenn auch die damaligen Anforderungen an die körperliche und geistige Rüstigkeit der Offiziere in Folge einer leichteren und weniger vielseitigen Ausbildung der Truppen bedeutend geringere waren wie heute, so waren doch die Strapazen eines Krieges und diejenigen der „Revuen", welche in der Regel von Sonnenaufgang bis zum Dunkelwerden währten, sowie diejenigen der damaligen Feldmanöver wahrscheinlich noch größer als die der heutigen und erforderten jedenfalls dieselbe Anspannung aller Kräfte.

Man könnte einwenden, daß der große Bedarf an Offizieren für die heute im Falle eines Krieges aufzustellenden Neuformationen, vermöge deren eine Verdoppelung, ja fast Verdreifachung des Heeres mit der Mobilmachung eintritt, ein rascheres und zahlreicheres Ausscheiden der Offiziere aus der activen Armee bedinge. Allein unter der Anzahl von etwa 17,000 verabschiedeten und zur Disposition gestellten Offizieren, welche Deutschland besitzt, dürfte sich auch bei langsamerer Verabschiedung, wie die heutige, eintretenden Falles mit Leichtigkeit die erforderliche Zahl von höheren Führern und solchen der mittleren Chargen finden lassen, welche für die Besetzung der Führerstellen für die betreffenden Formationen erforderlich ist. In Folge der heutigen raschen Verabschiedung der Offiziere des Heeres aber fehlt es demselben an Offizieren, und die Thatsache, daß beispielsweise der Infanterie noch vor Kurzem etwa 8 Prozent Offiziere mangelten, bildet dieser Erscheinung gegenüber eine eigenthümliche Illustration.

Da ferner nur verhältnißmäßig sehr wenige Offiziere schon in Folge des numerischen Verhältnisses der höheren zu den niederen Graden in höhere Stellungen zu gelangen vermögen — bei der Hauptwaffe des Heeres, der Infanterie, kommen auf etwa 55 Offiziere 1 Oberst, auf etwa 120 1 Generalmajor, auf etwa 300 Offiziere (einschließlich der Cavallerie und Artillerie) 1 Generallieutenant —, so dürfte sich im Lande, wenn überdies in den mittleren Chargen die Verabschiedung so rasch stattfindet, wie dies heute der Fall ist, und es beispielsweise als Grundsatz gilt, daß ein Stabsoffizier, der ein Regiment erhalten soll, daß 50. Lebensjahr noch nicht erreicht haben darf, sehr bald die Ueberzeugung Bahn brechen, daß die Offizierslaufbahn zwar für eine geringe Anzahl der ihr Angehörigen eine aussichtsvolle, für die Masse derselben jedoch eine, abgesehen von ihren ideellen Lichtseiten, in materieller Hinsicht undankbare ist. Mit dem Durchdringen dieser Ueberzeugung aber wird sich allmählich eine Reaction gegen den Eintritt in diese Laufbahn in den betreffenden Kreisen vollziehen, in Folge deren der Zudrang zu dem Offiziersberuf ein noch geringerer werden dürfte; als heute, und der Offizierersatz wird sich in erster Linie nicht mehr auf die Offiziers- und höheren Beamtenkreise, sondern vorzugsweise auf die materiell gut situirten Klassen angewiesen sehen.

Wir sind daher der Ansicht, daß alle Veranlassung vorliegt, den ungeachtet seiner hervorragenden äußeren Stellung sehr entsagungsvollen Beruf der Führer der jungen Mannschaft der Nation in Krieg und Frieden zu einem nicht nur äußerlich angesehenen, sondern auch zu einem in seinem Abschluß materiell mehr befriedigenden wie bisher zu gestalten. Die ganze Richtung der Zeit weist, wie kaum zu bestreiten sein dürfte, leider nicht auf die Pflege kriegerischer Tugenden und opferfreudiger Entsagung hin, und der Staat wird auf die Dauer diese Eigenschaften im Offiziercorps des Heeres nicht zu monopolisiren und zu erhalten vermögen, wenn er ihm nicht neben der sorgfältigsten Pflege und der äußeren bevorzugten Stellung auch diejenigen Aequivalente bietet, die nun

einmal in der allgemeinen Anschauung als erstrebenswerth gelten.

Wir beabsichtigen hier nicht etwa für eine an und für sich heute wohl ziemlich aussichtslose Erhöhung der Offiziersgehälter einzutreten, obgleich einzelne Chargen, z. B. diejenige der Stabsoffiziere, welche seit dem Jahre 1817 bei einer stetigen Zunahme aller Lebensansprüche in ihrem Gehalt unverändert geblieben ist, eine solche wohl verdienten, aber wir treten für ein längeres Belassen der höheren und mittleren Offizierschargen in ihren Stellungen, wie das heute beliebte, ein, und zwar einerseits im Interesse der der Armee dadurch erhaltenen Kriegserfahrung und Diensterfahrenheit, im Interesse der Autorität und der stetigeren Wirksamkeit der höheren Chargen, welche beiden Momente durch einen raschen Wechsel geradezu untergraben werden, sowie andererseits in demjenigen der Consolidation der materiellen Existenz des Offiziercorps und der Schaffung eines befriedigenden Abschlusses derselben. Wir meinen, daß die Festhaltung gewisser, nicht zu niedrig bemessener Altersgrenzen das beste Mittel bilde, billigen Ansprüchen der Generationen, welche im Offizierstande durch die Armee gehen, an die Verwerthung ihrer Arbeitskraft im Interesse ihrer Familien gerecht zu werden, und daß diese Grenzen unter Zulassung einer Anzahl von Ausnahmefällen für ganz besonders befähigte Persönlichkeiten gesetzlich normirt werden müssen. Wir vermögen keinen Grund dafür zu erkennen, weshalb die Offiziere des deutschen Heeres rascher aus dem ihnen über Alles werthen Lebensberuf scheiden sollen, als diejenigen der österreichischen, italienischen oder französischen Armee, und können in dem Nationalwohlstande Deutschlands gegenüber demjenigen anderer Großmächte kein Motiv für den Luxus rascherer Verabschiedungen im deutschen Heere, als in den Heeren jener Staaten, erblicken.

Der heute beliebten „rage de rajeunissement“ stehen überdies mehrfache andere schwer in das Gewicht fallende Gründe gegenüber; es sind dies nicht nur der thatsächlich vorhandene Mangel an Offizieren, sondern auch die in Aussicht stehende Verstärkung des Heeres und seiner Cadres, sowie die wachsende Abnahme der Neigung derjenigen Kreise, aus denen sich bisher das Offiziercorps rekrutirte, ihre Söhne — falls nicht die Verhältnisse ganz bestimmt darauf hinweisen — Offiziere werden zu lassen. Um diese Kreise jedoch auch ferner an die Offizierslaufbahn zu fesseln, bevor diese Abneigung sich empfindlich fühlbar macht, erscheint die Umgestaltung der materiellen Bedingungen eines Lebensberufes erforderlich, der im Durchschnitt im günstigsten Falle den ihm Angehörigen eine Leibrente von ca. 1300 Thlr. abwirft, welche mit dem Tode des Inhabers, bis auf die immer doch noch kärglich bemessenen Wittwen-Pensionen und Waisengelder sofort für immer erlöscht.

Auf die Verbesserungen des Kriegsmaterials aller Art concentriren sich heute vorzugsweise die Bestrebungen der Militärverwaltungen. Hunderte von Millionen werden in dieser Richtung, sei es für Gewehre, Geschütze und deren Panzerdeckungen, sei es für Panzerschiffe und ihr Material, ausgegeben, Objecte, welche, wie wir wissen, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit veralten, und wenn sie auch dann keineswegs werthlos sind, so doch sehr bald als des Neuersatzes bedürftig erklärt werden. Diesen ungeheuren Ausgaben für das Kriegsmaterial gegenüber verdient unseres Erachtens nach das Kriegspersonal, und zwar in erster Linie das Offiziercorps, doch auch ferner die den veränderten Lebensverhältnissen entsprechende Fürsorge, wie sie ihm unter Kaiser Wilhelm I. in so reichem Maße zu Theil wurde und für welche gewiß auch heute an maßgebender Stelle die besten Absichten vorhanden sind.

Es erscheint jedoch auch ohne Gehaltserhöhungen als kein unlösbares Problem, die Offizierlaufbahn durch angemessene Vermehrung der Stellungen hinter der Front, wozu wir die Anfänge in der Vermehrung der Bezirksoffizierstellen, der Zugänglichmachung der Garnisonlazarethinspector-, der Proviantamtsvorsteherstellungen ꝛc. für Offiziere bereits erblicken, zu verbessern. Es müßte die Arbeitskraft der Offiziere der mittleren Chargen auch nach der Periode des Frontdienstes in Bureau- und Controlstellen, ähnlich wie dies bei den Civilbeamten der Fall ist, bis zu einem späteren Lebensalter wie heute, vielleicht bis zum sechzigsten oder fünfundsechzigsten Lebensjahre, im Interesse des Staatsdienstes und der Armee verwerthet werden, falls der aus der Front ausscheidende Offizier dies wünscht.

Die immer mehr anwachsende Zahl der Neuformationen und deren Material für den Krieg, sowie diejenige der zu controlirenden und in Uebung zu haltenden Mannschaften des Beurlaubtenstandes, weist auf eine Verwendung der zum Frontdienst nicht mehr völlig geeigneten Offiziere in dieser Richtung hin, und es würde unseres Erachtens nicht schwer sein, die dort zu schaffenden Stellungen in Bezug auf soziale Position für die Offiziere annehmbarer, als diejenigen der Postamtsvorsteher, Lazarethinspektoren, Garnisonverwaltungs-Directoren und Vorsteher der Proviantämter ꝛc. zu gestalten.

Wenn man jedoch in Bezug hierauf etwa entgegnen wollte, das Avancement sei in neuester Zeit ein so rasches und vortreffliches geworden, daß das Offiziercorps damit zufrieden sein könne, so ist dem gegenüber zu erwidern, daß die Anzahl derjenigen Offiziere, welche in die höheren, eine auskömmliche Existenz auch nach der Pensionirung darbietende Stellen gelangen, immerhin eine im Verhältniß zur großen Masse des Offiziercorps sehr unbedeutende ist. Ferner daß der Durchschnitt der Offiziere der mittleren Chargen heute bei Weitem nicht das bescheidene Pensionsmaxium, welches ihm erst mit vierzigjähriger Dienstzeit zusteht, erreicht, da die Offiziere dieser Chargen heute weit rascher als bisher aus dem Heere eliminirt werden und selbst in der Bezirkscommandeurstellung nicht durchweg erlangen. Die anzustrebende Verbesserung der Gestaltung der materiellen Existenz des Durchschnitts der Offiziere ist jedoch leicht zu erreichen. Man setze die Altersgrenzen der mittleren und höheren Chargen weiter als bisher, oder verdoppele, wenn der heutige rasche Avancementsmodus nun einmal als unerläßlich erkannt wird, unter Beibehalt desselben, in Anbetracht der stetig wachsenden Zahl der Bevölkerung die Zahl der Bezirkscommandeure und schaffe für dieselben eine entsprechende Anzahl höherer Controlstellen, deren Aufgaben zur Zeit den activen Truppenstäben der Brigaden zufallen. Mit einer laufenden Ausgabe von etwa einer Million Mark jährlich, neben einer entsprechenden höheren Beanspruchung des Allgemeinen Pensionsfonds, welche wohl bei den Offizieren, die den Krieg mitgemacht haben, auf den Invalidenfonds übertragen werden könnte, läßt sich eine derartige wesentliche Verbesserung der Existenzbedingungen des Offizierstandes verhältnißmäßig leicht erreichen; und vielleicht tragen die vorstehenden Ausführungen dazu bei, die Aufmerksamkeit, welche zur Zeit von der Sorge für das beste und neueste Kriegsmaterial und von einer Verjüngung des Offizierscorps um jeden Preis absorbirt zu sein scheint, etwas auf die Consequenzen des jetzigen Verfahrens und etwas mehr auf die befriedigende Gestaltung des Abschlusses der materiellen Existenz des Durchschnittes des Offiziercorps zu lenken, welcher schließlich doch der Hauptfactor des Heeres bleibt.

Eine vor Kurzem in Berlin unter dem Titel: „Ernste Betrachtungen über die soziale Stellung des Lieutenants a. D. Eine Mahnung an den Staat“ erschienene Schrift beschäftigt sich mit dem erschreckenden Anwachsen des „Offizier-Proletariats“ der unteren Chargen in der Reichshauptstadt. Ein viel gelesenes Berliner Blatt bemerkt u. a. darüber: „Zur Vermehrung des Offiziers-Proletariats trägt aber auch ein Umstand bei, welchen der Verfasser nicht erwähnt. Es sind die massenhaften Verabschiedungen, welche ihrerseits ja wieder eine Folge unserer Grundsätze über das Uebergangenwerden bilden“, und ferner: „Wenn man das Schriftchen gelesen hat, möchte man beinahe den Eltern den Rath ertheilen: Lasset eure Söhne Unteroffiziere, aber nicht Offiziere werden — wenn ihr nicht über große Summen und noch etwas Anderes verfügt, der Unteroffizier bringt es wenigstens in vielen Fällen zu etwas, der pensionirte Lieutenant selten.“

Im Hinblick hierauf möchten wir bemerken, daß der pensionirte Lieutenant sich durchweg in einem Lebensalter be-

findet, in welchem er sehr viele andere Berufszweige, allerdings unter Aufgabe vieler Standesanschauungen und Vorurtheile, neu ergreifen kann, während dies für den älteren Hauptmann und den Staabsoffizier äußerst schwierig, fast unmöglich ist. Allerdings würde es sich empfehlen, wenn der Staat denjenigen Offizieren die niederen und mittleren Chargen, welche ohne ihr Verschulden aus dem Dienst scheiden müssen, ähnlich wie den civilversorgungsberechtigten Unteroffizieren nicht nur die Aussicht, sondern der Berechtigung zur Anstellung im Civildienst ertheilte. Bei der Bedeutung, welche in Deutschland die Armee für das Land und das Offiziercorps für die Armee besitzt, dürfte man sich unseres Erachtens auf die Dauer dieser Consequenz der Verhältnisse nicht verschließen dürfen.

v. T.

Literatur und Kunst.

Vom letzten Hegelianer.

Ein Sendschreiben von Prof. Ludwig Michelet.

Berlin, den 21. August 1892.

Verehrter Herr!

Spät komme ich, doch ich komme, um Ihnen und dem Herrn Verfasser des vor mehr als sieben Jahren in Ihrer geschätzten Zeitschrift*) abgedruckten und mir damals übersendeten Aufsatzes: „Der letzte Hegelianer", meinen aufrichtigen Dank für die so sachgemäße, wie freundliche Schilderung abzustatten. Diese Verspätung kann ich nur dadurch entschuldigen, daß ich, bei den fast täglich einlaufenden Zusendungen, dieselben ungelesen bei Seite legen mußte. Erst jetzt, ein Neunzigjähriger, als ich mich anschickte, meine Papiere zu ordnen, gewann ich Kenntniß von dieser laudatio. Nur Ein Punkt wäre es, über den ich mich an derselben Stelle, wo er besprochen wurde, auslassen möchte: ich bitte daher, dies Schreiben in die „Gegenwart" aufnehmen zu wollen.

Es erscheint dem Verfasser auffallend, daß ein von ihm als ein so verständiger Mann Gepriesener so starrköpfig, wenn auch überzeugungstreu, auf einem Standpunkte verharre, den ganz Deutschland bereits in die Rumpelkammer der Geschichte abgelagert habe. Ob dies der Fall sei, weiß ich nicht sicher; so viel weiß ich sicher, daß andere Länder beider Hemisphären das nicht gelten lassen wollen. Ich werde dies jedoch nicht zu meinen Gunsten anführen, wünsche auch, mein Verhalten nicht auf das Selbstbekenntniß einer mauvaise tête, die der Aufsatz, ich hätte bald gesagt, mit so vieler Zartheit behandelt, geschoben zu sehen. Sondern ich fühle mich gedrungen, der Gegenwart, und, wenn es mir zufällt, auch künftigen Geschlechtern, mein Streben klar und offen darzulegen.

Ich nehme also den Spottnamen, der letzte Hegelianer zu sein, willig hin; indessen nicht, um im Tempel der Mnemosyne in effigie aufgehängt zu sein: sondern weil es nach mir überhaupt keine aner und iker mehr geben soll. Die Geschichte der Philosophie ist keine Gallerie von Narrheiten des Menschengeistes; sondern das durch eine Reihe von Helden des Gedankens vermittelte Suchen der Einen ewigen Wahrheit, die es doch nur geben kann. Ich behaupte nun, daß dieselbe nach mehr, als zweitausendjähriger Arbeit auch in der That gefunden worden ist. Schon Aristoteles, auch Leibniz, besonders aber Hegel vertreten die Ansicht, daß in allen großen Systemen diese Eine Wahrheit theilweise schon enthalten ist: und wenn sie auch darum einander widerlegt haben, weil sie verschiedene Seiten derselben verfochten, stimmen sie doch in deren Allseitigkeit zusammen.

Hegel's erschienene „Geschichte der Philosophie" hat dies unumstößlich erwiesen; sodaß die Geschichte der Philosophie die Philosophie selber sei. Ganz anfänglich sagte bereits Anaximander, daß im höchsten Prinzipe die Gegensätze schon enthalten seien: die Pythagoreer, daß wie in den Zahlen, als ihrem Prinzipe, das Gerade und Ungerade, so auch alle Dinge der Welt gegensätzlich seien. Hiernach fand Heraklit, daß in dem ewigen Fluß des Weltalls Sein und Nichtsein als Werden immer in einander umschlügen. Indem Leucipp demgemäß richtig schloß, daß das Sein (das Volle) um nichts mehr als das Nichts (das Leere) sei, so ließ er jedes der Beiden nicht für sich bestehen, sondern nur ihre Verbindung — d. h. ein gewisser Grad der Dichtigkeit. Empedokles wies in dem steten Wechsel der Welten das unaufhörliche Uebergehen der Einheit und der Vielheit in einander nach. Auf diese Lallenden, sagt Aristoteles, folgte der nüchterne Anaxagoras mit den Worten: Vernunft ist in allen Wesen, großen und kleinen, als das Ordnende der ganzen Natur. Leben die allgemeinen Ideen Plato's nicht noch heute als das wahrhaft Seiende, im Gegensatze zum Verschwinden der in steter Veränderung begriffenen Dinge? Wer wird Aristoteles' Denken des Denkens anfechten wollen, das durch Berührung der anderen Wesenheit, als seines Coelements, dieselbe in Denken verwandelt? Die griechische Weltanschauung schließt in den Neuplatonikern mit Plotin, der die Vernunft die Zweiheit nennt, als die aus der Möglichkeit überfließende Vollkommenheit: und Proklus, dessen Prinzip die Selbstverneinung des Einen ist, die aber keine beraubende, sondern vielmehr die das Viele erzeugende Verneinung sei.

Selbst der Scepticismus und der Dogmatismus in der philosophischen Denkweise der Römerwelt kommt von dieser Harmonie nicht los, wenn jener sagt, das Sein sei ein Scheinen des Bewußtseins, die Stoiker aber die samentragenden Begriffe das ganze Weltall durchströmen und befruchten lassen, bei Epikur endlich die sinnliche Lust sich bis zur Mühelosigkeit und Unerschütterlichkeit der Seele durch die Vernunft steigert.

An die Pforte der neueren Philosophie ist mit ehernen Griffel eingegraben Descartes' Cogito ergo sum. Spinoza folgert daraus: die Ordnung der Ideen ist dieselbe, wie die der Dinge in der Einen Substanz, deren Attribute das Denken und die Ausdehnung sind. Leibniz macht die einzelnen Monaden zum Abglanz der allgemeinen Monade der Monaden und will bemerkt haben, daß die meisten Systeme Recht behalten in dem, was sie bejahen; Unrecht nur in dem haben, was sie leugnen. Man darf auch nicht sagen, daß die empirischen Systeme allen diesen, wenn man sie so nennen will, Idealisten entgegen seien. Locke an der Spitze, will sogar das Dasein Gottes, als der höchsten Vernunft, aus der Erfahrung ableiten. Einer seiner Landsleute hat ihn noch überflügelt, indem er diesen Beweis schon aus der Beschaffenheit der menschlichen Hand herbeizuführen sich getraute; während freilich ein berühmterer Brite, den aber schwerlich Jemand einen Philosophen nennen würde, ernstlich warnte: Physik, hüte Dich vor Metaphysik! Diesem Spruche tragen aber die Erfahrungsphilosophen nicht die mindeste Rechnung; denn in Einem fort bedienen sie sich der metaphysischen Kategorien bei Unternehmung ihrer Erklärungen und dem Aufstellen ihrer Hypothesen.

Werfen wir zum Schlusse dieser kurzen Uebersicht noch einen Blick auf die letzte, die bisher höchste, die deutsche Philosophie: so wagte der kritische Kant mit Schüchternheit die Vermuthung, daß unser denkendes Ich doch wohl gleichartiger Natur mit dem an sich seienden Wesen der Dinge sein möchte. Fichte dagegen trat ganz dreist und unverholen mit der Einheit beider Seiten hervor, indem er das schlechthinige Ich die moralische Weltordnung nannte, zu deren dienendem Gliede sich jeder Einzelne zu machen habe. Am Reinsten hat Schelling die Ansichten seiner Vorgänger in den Satz zusammengefaßt: „Ich nenne Vernunft die absolute Vernunft, insofern sie die Indifferenz des Subjects und des Objects, des Idealen und des Realen, des Allgemeinen und des Einzelnen ist." Nun warf sein Jugendfreund, Hegel, ihm vor, daß er diese philosophische Wahrheit nur als intellectuelle Anschauung von Jedem, der an die Philosophie herantreten wolle, fordere, ohne sie dialektisch erwiesen zu haben. Mit Steffens habe ich dann das höchste

*) Die „Gegenwart" Nr. 5 vom 31. Januar 1885.

Prinzip die ewige Persönlichkeit des Geistes genannt, in welcher alle Einzelnen, die ihr Selbst in jenem allgemeinen Selbst wiederfinden, Ein Heiliger seien. Sagte doch schon Novalis: „Wir sind keine Person, wir sollen erst Person werden, wenn wir unser Selbst in das höhere Du, die einzige Person, die es gibt, einzutauchen wissen."

An Hegel ist das wahrhaft Bleibende, das Unumstößliche, was er in der Entwickelung der Geschichte geleistet hat, seine Methode. Dies habe ich in einer gemeinschaftlich mit Dr. Haring 1887 herausgegebenen Schrift: „Historisch-kritische Darstellung der dialektischen Methode Hegels", nachzuweisen unternommen, eine wie reiche Entwickelung von Gedanken kraft dieser Methode Hegel uns auch hinterlassen hat. Wir sagten in der Vorrede: „Hegel steht und fällt mit seiner Methode." Hegel selber sagt: Ich weiß, daß sie die einzig richtige ist, weil in ihrer richtigen Anwendung Form und Inhalt, der Gang der Gedanken und die Gedanken selbst ein und dasselbe seien. Hegel hat die dialektische Methode, die sich durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurchzieht, nur zum vollendeten Abschluß gebracht.

Ich selbst habe es gegenwärtig für an der Zeit erachtet, nicht ein geschichtliches System der Philosophie, sondern die Philosophie überhaupt darzustellen. Ich habe dies im zweiten bis sechsten Bande meiner gesammelten Werke in der That versucht, und ihnen den Titel: „das System der Philosophie als exacter Wissenschaft" gegeben; worin ich mit Hegel die Philosophie die sich selbst beweisende Wahrheit nenne, wenn ich auch im Einzelnen mehrfach von ihm abgewichen bin. Ich biete diesen Versuch der Mit- und Nachwelt zur Beurtheilung und Weiterführung an.

Soll ich nun aus diesem Umstande immerhin der letzte Hegelianer sein, so finde ich mich durch diese Bezeichnung sehr geehrt. Da mein Mitarbeiter aber ein mir so gleichgesinnter Denkgenosse ist, so hatte ich kurze Zeit den Einfall, mich im Freistaat der Philosophie meinen Mitbürgern als den vorletzten Hegelianer vorzustellen, da Dr. Haring mehr als zehn Jahre jünger ist als ich; so daß ich auf ihn das epitheton ornans des letzten Hegelianers abwälzen wollte. Leider ist er aber vor zwei Jahren in das Grab gestiegen, und besagter Titel also auf mich zurück gefallen.

Zum Historikertag.

In München tritt am 27. September eine Versammlung deutscher Historiker zusammen, die erste ihrer Art, einberufen von Männern bewährten Namens, die ihren Fachgenossen Gelegenheit zu persönlicher Berührung und zur Erörterung wichtiger Fragen ihres Berufskreises geben wollten, eine jener Versammlungen also, wie sie auf anderen Gebieten des Geistes- und Erwerbslebens längst im Schwange sind. Der Versammlungsort ist glücklich gewählt; als ein Mittelpunkt des Fremdenverkehrs, als die Stadt der historischen Commission, als die Residenz eines Fürstenhauses, dem die deutsche Geschichtsforschung mehr als einem anderen zu verdanken hat, ist München vortrefflich geeignet, die Historiker aus allen deutschen Gauen zu ernstem und heiterem Verein zu laden. Gar viele Gäste werden sich hier auf vertrautem Boden bewegen und dankbar der Förderung erinnern, die ihnen und ihrer Sache von jeher in der bayrischen Hauptstadt zu Theil geworden ist.

Doch nicht von oben soll diesmal der Segen kommen, sondern von innen, aus der Mitte der Versammlten erwartet man den Anreiz zu kräftigem und fruchtbarem Schaffen. Es handelt sich zunächst weniger um wissenschaftliche Fragen im strengsten Sinne, das heißt weniger um Fragen der Forschung und der literarischen Production, als um Grundsätze des Unterrichtes an Hoch- und Mittelschulen, die bisher von allerlei Berufenen und Unberufenen, nur nicht von den Historikern selbst, besprochen worden sind. Die Einberufer stellen mit Recht die Frage in den Vordergrund: „in wie weit der Geschichtsunterricht als Vorbereitung zur Theilnahme an den Aufgaben, die das Leben heute an jeden Gebildeten stellt, zu dienen habe", denn je nach dem Standpunkt, den man hierin einnimmt, wird man die Folgefragen beantworten: „wie der Geschichtsunterricht zu ertheilen" und „wie die historischen Seminare an den Universitäten einzurichten und zu leiten seien." Man will sich also darüber klar werden, welche Anschauungen, welche Kenntnisse in die gebildete Jugend ausgestrahlt, wie die Lehrer und Forscher der Zukunft für ihren Beruf vorbereitet werden sollen — Gegenstände von hoher Bedeutung, die das Interesse der Fachmänner ebenso nahe wie das Bedürfniß der Allgemeinheit berühren, denn keine Wissenschaft ist enger als die Geschichte mit Staat und Volk und Gesellschaft verknüpft. Eben deshalb ist es nicht wahrscheinlich, daß die Berathungen des Historikertages allen Streit aus der Welt schaffen und die feindlichen Meinungen in friedlichen Einklang auflösen werden; man kann von ihnen nicht mehr erwarten als eine Anregung und Vertiefung der Discussion. Und wie der Redekampf im Parlamente seine vornehmste Wirkung durch die Mitarbeit aller politisch Denkenden, durch die Vor- und Nachklänge in der Presse und in der öffentlichen Meinung erzielt, so wird es den Verhandlungen in München keinen Abbruch thun, wenn man sich vor und neben den Theilnehmern der Versammlung mit den Gegenständen ihrer Tagesordnung beschäftigt.

Alle Poltergeister der Reform werden lebendig, wenn man verlangt, daß die Schule den Mann für das öffentliche Leben bilde. Wer diese Zornreden mit gläubiger Seele auf sich wirken läßt, in dem muß die Ueberzeugung keimen, wir besäßen ein öffentliches Leben erst seit gestern, wir stünden seinen Anforderungen kindisch-unbeholfen gegenüber, wir könnten Staatsmänner werden, wenn die Schule uns dazu erzöge. Und da soll insbesondere die Pflege der neuesten Geschichte das wunderthätige Geheimmittel sein, bestimmt, das rechte Gemüth in unsere Herzen und den rechten Verstand in unsere Köpfe zu gießen. Man will die Liebe zum Vaterlande durch die Erkenntniß der Großthaten beleben, welche die deutsche Nation unter preußischer Führung vollbracht hat, man will dem Volke das Verständniß für seine politischen Bedürfnisse eröffnen, indem man ihm statt todter Völker und abgestorbener Zustände die unmittelbare, mit der lebendigen Gegenwart noch eng zusammenhängende Vergangenheit vor Augen stellt. Man meint, wer den Pfad durch das Wirrsal der Politik finden wolle, müsse mit der Geschichte der Parteien, der Gesetzgebung, der sozialen Frage vertraut sein, darum habe die Forschung wie der Unterricht auf diese Punkte den stärksten Nachdruck zu legen. Das hört sich so selbstverständlich an, daß man gern geneigt ist, die Schwierigkeiten der Ausführung zu unterschätzen und die Gegner, welche darauf hinweisen, für verstockte Anhänger des Alten zu erklären. Dennoch werden auch die eifervollsten Freunde der Reform viel Wasser in ihren Wein thun müssen, wenn sie von Worten zu Thaten vorschreiten wollen; denn sie werden bald erkennen, wie weit, trotz aller inneren Verwandtschaft, Geschichte und Politik auseinander liegen. Die neue Erhebung der deutschen Nation zu schildern ist allerdings ein Ziel, das innerhalb der Grenzen der Schule liegt; jeder Unterricht, der nicht allein streng wissenschaftliche, sondern auch erziehliche Zwecke verfolgt, wird mit Vorliebe bei den glänzenden Zeiten des eigenen Volkes verweilen. Aber was darüber hinaus geht, ist vom Uebel. Jedermann weiß, daß eine klare Einsicht in die wahren Ursachen zeitgenössischer Ereignisse nur sehr selten möglich ist, daß also die Erforschung der Zeitgeschichte das Durchschnittsmaß menschlichen Könnens weit übersteigt. Zweifelhafte Lehren, viel umstrittene Sätze, Behauptungen, die heute Anklang finden und morgen, wenn der Wind sich gedreht hat, überwunden sind, sollen also durch Männer verkündet werden, welche, selbst im Strom der Gegenwart stehend, wahr und falsch nicht mit ruhig abwägendem Urtheil zu messen vermögen. Wohin wird das führen? Nothwendigerweise zur Uebertragung des Parteigeistes auf Wissenschaft und Lehre, denn Niemand kann aus seiner Haut heraus,

der denkende Patriot ist in gewissem Sinne Parteimann, und der Parteimann ist, wenn er die Gelegenheit findet, Agitator. Gewährt die Unterrichtsverwaltung Freiheit der Lehre und der Ueberzeugung, so gelangt man zum völligen Chaos, weil jeder Lehrer die Thatsachen nicht nur anders beurtheilt, sondern auch anders erklärt; liefert sie die Schule einer Partei aus — wie denn von sehr maßgebender Seite die Abhärtung gegen das sozialdemokratische Gift für eine Hauptaufgabe der öffentlichen Erziehung erklärt worden ist — so weckt sie gefährliche Gegenströmungen und bewirkt nur, daß der einseitigen Darstellung in Lehrbuch und Vortrag eine noch einseitiger parteiische, entstellte und verbitterte Geschichtsklitterung im häuslichen Gespräch, in den Zeitungen und Volksschriften gegenüber tritt. Kurz, die übermäßige Pflege der neuesten Geschichte hätte nicht eine erhöhte politische Bildung, sondern nur ein vermehrtes Parteitreiben zur Folge, das die umfriedeten Bezirke der Schule, der Jugend, der Wissenschaft mit seinem Lärm erfüllen und die klare Erkenntniß durch seine Leidenschaft verwirren müssen.

Ist es aber auch wirklich wahr, daß die Jugend durch den Geschichtsunterricht unmittelbar für das Leben vorbereitet werden muß? Gibt es kein anderes Mittel, politische Bildung zu gewinnen, und ist diejenige, die wir brauchen, von so ganz besonderer Art, daß wir ihrer auf andere Weise nicht habhaft werden können? Blicken wir in frühere Zeiten zurück. Selbst die Heißsporne der Neuerung werden nicht leugnen, daß lange vor dem 19. Jahrhundert politische und soziale Aufgaben gelöst worden sind, welche, wie die Regelung der landwirthschaftlichen Arbeit durch die verschiedenen Formen von Landleihe und Grundhörigkeit, die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche oder die Aufrichtung des absoluten Staates, dem, was die Gegenwart vollbringt oder die nächste Zukunft vollbringen soll, an Großartigkeit mindestens nicht nachstehen. Das Wahre an jenen Uebertreibungen ist doch nur, daß der Kreis der zur Theilnahme an der Politik Berufenen sich erweitert hat, daß nicht mehr allein der Adel und die rathsfähigen Geschlechter oder die Beamten, sondern breite Schichten des Volkes mitzurathen und mitzuthaten haben, wenn es das Wohl des Ganzen gilt. Daraus folgt allerdings die Nothwendigkeit, die politische Bildung möglichst allgemein zu machen, man kann auch bemüht sein, sie zu festigen und zu vertiefen, aber man gebe sich nicht dem Irrwahn hin, daß ihr Wesen ein anderes geworden sei, als in früheren Zeiten. Die Fähigkeit, heutzutage in Gericht und Verwaltung, in Staat und Gemeinde, als Wähler und Gewählter das Rechte zu erkennen und kraftvoll auszuführen, ist dieselbe, die einst dem Lehnsmann und Grundherrn, dem Bürger der Reichsstadt, dem fürstlichen Beamten innewohnen mußte, wenn er seine Stelle gebührend ausfüllen sollte, wie die Eignung zum Feldherrn, zum Dichter oder Gelehrten durch alle Zeiten der menschlichen Entwickelung unverändert dieselbe bleibt. Diese Eignung auszubilden kann der Geschichtsunterricht jetzt nicht mehr thun, als vor hundert Jahren, und daß seine Wohlthaten einer erheblich größeren Anzahl von Menschen zu gute kommen, dafür sorgt der stärkere Zudrang in die höheren Schulen, der unwiderstehliche Auftrieb aus den unteren in die gebildeten Schichten der Gesellschaft. Der politische Bildungswerth der Historie liegt heute wie immer nicht in der Schilderung einer bestimmten halbvergangenen Thatsachenreihe, sondern in der Erkenntniß des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung in der politischen Welt, in der Möglichkeit, den Erfahrungsschatz von Jahrhunderten für die Gegenwart flüssig zu machen. Die Kämpfe der Patrizier und Plebejer werden für uns nicht weniger lehrreich sein als für unsere Großväter; wie eine demokratische Verfassung entsteht und vergeht, dafür hat die Weltgeschichte doch noch keine besseren Proben als Athen oder Florenz geliefert, und Venedig bleibt nach wie vor ein unvergleichliches Beispiel für die Bedingungen und Folgen einer Adelsherrschaft. Man wende nicht ein, die Aufgaben unseres Geschlechtes seien mehr wirthschaftlicher als politischer Natur, denn auch für diese Seite des öffentlichen Lebens fließen die geschichtlichen Erkenntnißquellen nicht erst in der neuesten Zeit, und zumal seit die Wirthschaftsgeschichte ein Lieblingsstudium der Historiker geworden ist, hat die Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Alterthums und noch mehr des Mittelalters auf Lehre und Leben der Gegenwart mächtig zu wirken begonnen. Es wird wohl nicht allzu viele Querköpfe geben, die von der Geschichte fordern, daß sie ihnen einen Fingerzeig gebe, wie in jedem besonderen Falle praktisch zu handeln sei; was sie wirklich gewähren kann: die Grundlinien der typischen, sich stets wiederholenden Bildungen und andererseits die einzelnen Vorgänge mit ihren Zufälligkeiten, die uns zeigen, wie Geschichte gemacht wird, das bietet sie in allen ihren Perioden, und darum ist sie in allen ihren Perioden von gleichem Bildungsgehalt. Wir lernen nicht mehr aus der Entwickelung des Proletariats als aus der Entwickelung des Bürgerthums; wir lernen nicht mehr aus den Verhandlungen über den Prager und Frankfurter Frieden, als aus den Tractaten von Münster und Osnabrück.

Könnte also ein politischer Mensch — und das ist heute Jedermann, oder sollte Jedermann sein — der genaueren Kenntniß unserer jüngsten Vergangenheit entrathen? Gewiß nicht, aber die Schulen höherer und niederer Ordnung sind nicht die Stätten, an denen er sich dieses Wissen holen soll. Man lasse doch endlich den Irrthum fahren, als ob alles Lernen in die Schule gehöre. Halten wir Umschau in manchen Ländern, wo eine allgemeine Bildung viel weniger verbreitet ist als in Deutschland, und wir werden bei Leuten, die nicht lesen noch schreiben können, viel gründlichere Kenntniß von staatlichen und gesellschaftlichen Dingen, viel sichereres Urtheil über die öffentlichen Angelegenheiten finden, als in den gleichgestellten Schichten des deutschen Volkes. Und warum? Weil das Leben sie so erzogen hat, weil sie sich überzeugt haben, daß sie ohne solchen Halt willenlos vom Strome mitgerissen werden. Wer in Oesterreich Studirte verschiedener Nationalität kennt, macht eine seltsame Wahrnehmung: bei dem größten Theile der Deutschen fällt ihm eine sehr geringe Bekanntschaft mit der Geschichte unseres Jahrhunderts auf, während die Slaven über die Ereignisse, welche ihre eigene Nationalität berühren, bis in die jüngste Vergangenheit hinein parteiisch, aber leidlich gut unterrichtet sind. Die Einrichtung der Schulen, das Maß des Lehrstoffs sind gleich für alle Nationalitäten; woher das Uebergewicht auf Seiten kleiner Völkerschaften, die in den übrigen Gebieten des Wissens gewöhnlich von den Deutschen übertroffen werden? Des Räthsels Lösung liegt in dem stärkeren Nationalgefühl der Slaven, in der abgöttischen Hingabe für ihr Volksthum, die sie drängt, sich über die historischen Bedingungen der Gegenwart zu unterrichten, unbekümmert um das, was die Schule lehrt oder nicht lehrt. Wäre der Deutsche ebenso gesinnt, so wäre die gleiche Erscheinung auch an ihm zu beobachten; und in der That besitzt jener Theil der gebildeten Jugend in Oesterreich, in der das nationale Bewußtsein stärker ist als das staatliche, eine reichere Kenntniß von der jüngsten Entwickelung Deutschlands als von der neuesten Geschichte Oesterreichs. Umgekehrt nehmen die staatlich Gesinnten selten ein Buch über Preußen zur Hand, sondern pflegen mit Vorliebe die Erinnerungen an Maria Theresia, Kaiser Joseph oder Feldmarschall Radetzky. Das politische Interesse erweist sich also überall als die Grundlage des geschichtlichen, und wo es in starkem Ausmaße vorhanden ist, da führt es viel schneller und sicherer zu historisch-politischer Bildung, als der beste Unterricht in der Schule. Dieser Erkenntniß wird sich, hoffen wir, die Versammlung in München nicht verschließen und an ihr festhalten trotz des geistreich zugespitzten, aber gefährlich-falschen Schlagwortes, man müsse die Geschichte nach rückwärts, von Sedan bis Mantinea studiren.

Indem wir aber gegen eine unseres Erachtens leichtfertige Reform predigen, wollen wir keineswegs die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Verbesserung der gegenwärtigen Verhältnisse bestreiten. Nur suchen wir das Heil auf einem anderen Wege: das was wir den politischen Bildungsgehalt der Historie nannten, soll in größerer Fülle und freier von Schlacken den Geistern zugeführt werden. Das trifft zunächst den Hochschulunterricht. Der Jüngling, der im Gymnasium mit einem mehr oder weniger reichen Vorrath von Thatsachen ausgerüstet wird, will an der Universität eine Gesammtanschauung des geschicht-

lichen Entwickelungsganges und einen tieferen Einblick in das Räderwerk der Politik gewinnen. Aber nicht immer findet er, was er sucht. Nur zu oft erblickt der Vortragende seine Aufgabe in der gleichmäßigen Bewältigung der ganzen Stoffmasse, die dem Titel einer allgemeinen Vorlesung entspricht; und wer in diesem Sinne die Geschichte des Mittelalters oder die deutsche Geschichte behandelt, der verliert im Geschiebe kleiner und großer Ereignisse sehr leicht den Faden des ursächlichen Zusammenhanges und löst das Bild in tausend einzelne Züge auf. Das läßt sich vermeiden. Die Literatur ist heutzutage so reich an Handbüchern aller Art, daß der Lehrer gewöhnlich mit ruhigem Gewissen, so weit es sich um das Stoffliche handelt, den Hörer auf sie verweisen darf, da er doch hundert und hundertmal nichts anderes sagen kann, als was in jedem Buche steht. Die Nöthigung, Allbekanntes zu widerholen, führt zu mancherlei Ausartungen: wir kennen packende Beispiele von Collegienheften namhafter Forscher, die nahezu wörtlich mit den Lehrbüchern Anderer übereinstimmen, von den zahlreichen Fällen zu schweigen, daß der Vortragende seine eigenen Werke ablieſt, ein Gebrauch, der sicherlich bequem und vielleicht entschuldbar ist, aber begreiflicher Weise wenig anregend wirkt. Denn darin eben liegt das Anregende einer akademischen Vorlesung, daß sie bietet, was kein Buch gewähren kann. Doch so ist es nicht gemeint, alles Thatsächliche abzustoßen und unausgesetzt in der dünnen Luft der Betrachtung zu verharren; der Ballast des Materials soll bleiben, aber zweckmäßiger vertheilt werden. Das Typische und das Individuelle soll je nach seinem politischen Bildungswerth zur Darstellung gelangen. Es ist nicht nothwendig, in einem Colleg über deutsche Geschichte die Kreuz- und Querzüge zahlreicher Stämme, während der sogenannten Völkerwanderung eingehend zu schildern. Denn für die Erkenntniß der europäischen Staatenbildung ist nur das Durchgehende, Gemeinsame in diesen Vorgängen, das Verhältniß zu den Römern, die Stellung des römischen hospes oder das System der Landnahme von Belang; dagegen sollten wir die Entstehung des Frankenreiches womöglich bis in die Einzelheiten verfolgen, weil wir nur aus dem Besonderen und Eigenartigen des folgenschweren Ereignisses die wirksamen Kräfte der mittelalterlichen Politik kennen lernen. Dann sind wieder der Ursprung des Lehnswesens ein Thatsachencomplex und Karl der Große eine Persönlichkeit, denen man dicht auf den Leib rücken muß. Ist es aber auch unerläßlich, die endlosen Kämpfe der sächsischen Kaiser mit ihren aufrührerischen Vasallen, wie es meist geschieht, ausführlich zu erzählen? Wozu wären dann die Jahrbücher des Deutschen Reiches oder Giesebrecht's Geschichte der Kaiserzeit auf der Welt? Es genügt, wenn der Inhalt der Kaiseridee deutlich hervortritt, die italienische und slavische Politik in ihren Grundzügen erörtert, und insbesondere das Verhältniß zur römischen Kirche und zu den deutschen Bischöfen klar gelegt wird, um das Verständniß für eine tiefeindringende Behandlung der Ursachen und Ziele des kirchenpolitischen Kampfes zu eröffnen, der fast zwei Jahrhunderte lang die Geschicke des Abendlandes bestimmte. Diese Beispiele genügen: wir wollen den gleichmäßig ausgebreiteten Vortrag durch eine Darstellung ersetzt wissen, die, sprungweise fortschreitend, das weniger Bedeutende vernachlässigt, um den entscheidenden Vorgängen bis in die feinsten Fasern nachzuspüren, die verschiedenen Seiten des öffentlichen Lebens: Staat, Heer, Kirche, Recht, Wirthschaft, nach einander zu beleuchten und den politischen Bildungsgehalt so vollständig wie möglich aus der Geschichte hervorzuheben. Eigene und fremde Erfahrung haben uns von der Durchführbarkeit und dem Erfolge einer solchen Methode überzeugt, die insbesondere auf den reiferen Hörer ihre Wirkung selten verfehlen dürfte.

In solcher Gestalt, als eine Wissenschaft vom Staate und der Gesellschaft, möge die Historie dem gebildeten Laien entgegentreten, der sich unter ihrer Führung für das öffentliche Leben vorbereiten will, und es versteht sich von selbst, daß ihr Wesen auch für denjenigen kein anderes wird, welcher ihr sein ganzes Denken und seine ganze Arbeit widmet. Nur soll der Fachmann nicht bloß zur geschichtlichen Kenntniß, sondern auch zur geschichtlichen Forschung erzogen werden: und das eben ist die Aufgabe der Seminare, deren Einrichtung und Leitung einen Fragepunkt des Historikertages bildet. Wir wollen diesen Gegenstand eben so wenig des Breiteren besprechen, wie den letzten, von der Erleichterung des Zutrittes zu den Archiven und Handschriftensammlungen handelnden Satz der vorläufigen Tagesordnung, weil beide dem allgemeinen Interesse und Verständniß ferner liegen als die Grundfragen des historischen Unterrichtes. Nur leise vorbeistreifend möchten wir bemerken, daß auch in diesen Dingen gar vieles anders sein sollte als es thatsächlich ist. Wenn man den Seminaren das Ziel steckt, den jungen Historiker in alle Functionen seiner Wissenschaft einzuweihen, so sind die meisten weit entfernt, es zu erreichen oder auch nur zu erstreben. Die Uebungen sind großen Theils einseitig kritischer Natur: ein antiker oder mittelalterlicher Geschichtschreiber wird gelesen, auf seine Quellen, seine Zuverlässigkeit, seinen Zusammenhang mit anderen Berichterstattern geprüft, dann ist die Untersuchung zu Ende und der Keim zu einigen Dissertationen in die Köpfe der Theilnehmer gesenkt. Seltener bildet ein textkritischer Vorwurf, d. h. die Ueberprüfung einer Ausgabe oder die Herstellung einer Recension aus mehreren Handschriften den Gegenstand der Seminararbeit. Der hohe Werth solcher Versuche für die Schulung des Scharfsinns und des kritischen Urtheils soll nicht geleugnet werden und nichts wäre verfehlter, als sie bei Seite zu schieben. Allein man vergesse nicht, daß die Forschung mit diesen Phasen der Kritik weder anfängt, noch aufhört, und das alles gelernt sein will, was gelernt werden kann. Vor Allem kommen die historischen Hilfswissenschaften als grundlegende und vorbereitende Disciplinen in Betracht. Ehe man eine Handschrift kritisirt und edirt, muß man sie doch lesen können, und wer eine Urkunde verwerthen will, muß die geschichtlichen und geschäftlichen Voraussetzungen kennen, unter denen sie niedergeschrieben worden ist. Namentlich gewinnt die Urkundenlehre dadurch an Wichtigkeit, daß die Forschung sich immer entschiedener den späteren Zeiten des Mittelalters zuwendet, in denen die Quellen mehr urkundlicher als chronistischer Natur sind. Paläographie und Diplomatik also müßten in den Seminaren mehr zur Geltung kommen, als bisher; denn wenn auch einige hochverdiente Lehrer sich die Pflege der Hülfswissenschaft angelegen sein ließen, so hat doch dieser Zweig der historischen Propädeutik nur eine dauernde Heimstätte gefunden: das Institut für Oesterreichische Geschichtsforschung in Wien. Und auch die weiteren Stufen der historischen Arbeit, die zwischen der nackten Feststellung des Thatsächlichen und der Darstellung liegen, verdienen eine aufmerksame Beachtung. Man kann die Synthese nicht minder üben als die Kritik; wer die Thatsachen richtig verknüpfen soll, der muß den Sinn für das geschichtlich Mögliche durch emsige Arbeit bilden. Selbst die Kunst, das wissenschaftlich Erkannte in ansprechender Form wieder zu geben, verträgt die Zucht der Schule, aber sie kann freilich nur dann gelernt werden, wenn im Lehrer und im Schüler ein Funken angeborener Begabung glimmt. Wer die Aufgabe der Seminare so weit erstreckt, wird allerdings die „Historischen Uebungen" verschiedener Lehrer nicht als ausreichend befinden, sondern organisirte Institute mit mehrjährigem, fest geordnetem Lehrgang fordern müssen.

Was die Zustände an den Archiven und Bibliotheken betrifft, so wäre wohl manches Wort zu sagen und wir zweifeln nicht, daß der Versammlung in München eine Musterkarte von Beschwerden aus verschiedenen Ländern deutscher Zunge vorliegen wird. Vieles an vielen Orten ist im Laufe der Zeit gut und besser geworden, mancher Zopf ist hängen geblieben und es ist wenig Aussicht vorhanden, ihn so bald abgeschnitten zu sehen. Wir wollen nicht Einzelheiten zur Sprache bringen; nur soviel sei zu bemerken gestattet, daß die staatlichen und öffentlichen Anstalten den Forderungen der gelehrten Welt immer weiter entgegen kommen, und die Tücken und Nücken vornehmlich an den Sammlungen Privater zu finden sind. Gegen Engherzigkeit aber, wo immer sie walten mag, gibt es auf die Dauer nur ein wirksames Mittel, die höhere Berufsbildung der Beamten, welche die Arbeit eines Forschers um so eifriger fördern werden, je mehr sie von ihr verstehen.

Da die Einberufer auch die Besprechung anderer Punkte als der von vornherein aufgestellten in Aussicht nehmen, so möchten wir die Versammlung auf einen Plan aufmerksam machen, den wir vor mehr als Jahresfrist in diesen Blättern entwickelten,*) auf den Plan, ohne Beschränkung der Freiheit des Einzelnen, die wissenschaftliche Arbeit genossenschaftlich zu organisiren, damit „die Masse der Einzeluntersuchungen verständiger, als es durch das freie Spiel der Kräfte geschieht, vertheilt, und ihre Ergebnisse vollständiger, als es selbst mit Hülfe der besten Bibliographie möglich ist, für die die Gesammtdarstellung der National- und Weltgeschichte verwerthet werden könne." Wir schilderten die Mängel der bisherigen Versuche, die deutsche Geschichte periodenweise von verschiedenen Verfassern behandeln zu lassen und regten die Gründung historischer Institute an, die einem nahmhaften Geschichtschreiber mehrere jüngere Gelehrte, nicht als gleichberechtigte Mitarbeiter, sondern als untergeordnete Hülfskräfte zur Verfügung stellen sollten, damit er diesen oder jenen Zeitabschnitt nach allen Seiten hin durchforsche und zu einer für lange Jahre abschließenden Darstellung bringe. Denn nur durch das Zusammenwirken mehrerer läßt sich die Beherrschung des Stoffes und nur durch die völlige Unterordnung läßt sich die Einheitlichkeit der Auffassung sichern. Das gesammelte Material, das dem Werke zur Grundlage dient, soll nur soweit als nothwendig veröffentlicht werden, aber jedem Sachkundigen zugänglich sein. Wenn man gegen diesen Vorschlag die Einwendung erhoben hat, er bedeute eine Verstaatlichung der Geschichte, so scheint ein Mißverständniß vorzuliegen, denn der Staat müßte über den Leiter eines solchen Institutes keine größere Gewalt haben, als über jeden Universitätsprofessor. Daß aber der genossenschaftlichen Arbeit die Zukunft gehört, dafür mehren sich die Beweise von Jahr zu Jahr. Wenn Zwiedineck-Südenhorst's Bibliothek deutscher Geschichte noch einen sehr lockeren Zusammenhang der Theilwerke aufweist, so herrscht in Bruno Gebhardt's neuem Handbuch der deutschen Geschichte, das freilich zum Theil andere Ziele verfolgt, schon eine strengere Einheit. Man lese die Vorrede des Herausgebers oder die Besprechung des Buches in dieser Zeitschrift durch einen der Mitarbeiter;**) ihre Bemerkungen decken sich zum guten Theile mit dem, was wir über den gleichen Gegenstand ausführten; es ist dieselbe Erkenntniß von der Unmöglichkeit, mit der Kraft Eines Geistes den ganzen, gewaltigen Stoff zu beherrschen, von der Nothwendigkeit, die Last auf eine größere Zahl von Genossen zu vertheilen. Wohl stehen hier noch die Mitwirkenden selbständig neben einander, aber schon ist, um die Einheitlichkeit so viel als möglich zu wahren, ein genauer Arbeitsplan vereinbart und „die freundliche gegenseitige Unterstützung, die ausgleichende Thätigkeit des Herausgebers" sollen das Uebrige thun. Dieses Unternehmen und seine Begründung dient uns als ein erfreulicher Beweis, daß unser Vorschlag nicht eine Schrulle ist, sondern in der Luft liegt und deshalb früher oder später in die Wirklichkeit übertreten muß. Wenn hier eingestandenermaßen die letzte Absicht noch nicht erreicht ist, die Verschiedenheit der Verfasser sich noch deutlich fühlbar macht, so folgt daraus nur um so mehr die Richtigkeit unserer Ansicht, daß es mehrere Mitarbeiter, aber nur einen Verfasser geben sollte. Dann käme trotz der Theilnahme der Genossen die Persönlichkeit des Autors zur Geltung, durch den Reichthum an Anschauungen und Kenntnissen, der ihm von den Gehülfen zugeführt wird, nicht gedrückt, sondern verstärkt und gehoben. Bethge, der Gebhardt's Handbuch in diesen Blättern anzeigte, zieht Lamprecht's Deutsche Geschichte, ein Werk von ausgeprägter Eigenart, zum Vergleich herbei, und weist darauf hin, wie der berühmte Verfasser, trotz seiner glänzenden Gaben, seines Scharfsinns, seiner unvergleichlichen Arbeitskraft, sich in manche Fächer mehr hineingearbeitet habe, als daß er sie innerlich beherrschte. Sehr wahr; wäre es aber auch so, wenn Lamprecht über die Kräfte tüchtiger Spezialforscher geböte, mit denen er in lebendigem Gespräch den Gegenstand seiner Forschung erörtern, die er leiten könnte wie ein Feldherr seine Generäle? Gewiß nicht. Dann wären die Irrthümer, Mißgriffe, falschen Auffassungen auf das geringste Maß herabgesetzt, und dem Ganzen bliebe dennoch der Stempel, welchen ihm die starke Individualität seines Urhebers aufgeprägt hat. Nun denn! Man wage einmal den Versuch, ein solches Institut zu errichten, man stelle einen Mann von Ruf und Bedeutung an die Spitze, dem seine Gehülfen, auch wenn sie selbst bereits bewährt sind, sich willig unterordnen, und gebe ihm den Auftrag, einen Theil der deutschen Geschichte forschend und darstellend zu bearbeiten. An Mitarbeitern wird es nicht fehlen; die Kosten, die 20—30,000 Mark jährlich nicht übersteigen müßten, sind nicht so groß, daß sie nicht mit einigem guten Willen herbeigeschafft werden könnten, und alle Schwierigkeiten ließen sich überwinden, wenn die Versammlung der Historiker in München die Angelegenheit in ihre Hand nähme. Gelingt das Beginnen, dann ist ein Weg beschritten, der, wie wir hoffen, der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volke zu Heil und Ruhm gereichen wird.

Doch wie immer das Schicksal der Vorschläge ausfallen möge, die wir heute der Oeffentlichkeit unterbreiten, ob sich Jemand findet, der sie aufnimmt, ob die Versammlung gewillt ist, ihnen beizutreten, ob andere Erwägungen die Vorhand gewinnen, davon hängt auch nach unserer Meinung der Erfolg des Historikertags nicht ab. Unabhängig von seinen Beschlüssen liegt sein Werth in seiner Existenz. Daß ein Mittelpunkt für den Verkehr gleichstrebender Männer geschaffen wurde, ist an und für sich eine bedeutungsvolle Thatsache, die voraussichtlich in der Wissenschaft selbst ihre Spuren hinterlassen wird, und den Anregern und Vollbringern diene das Bewußtsein zum Lohne, daß ihnen die Genossen den Zoll des Dankes nicht versagen. H.

*) Vergl. Nr. 27 der „Gegenwart" vom 4. Juli 1891. „Reform der Geschichtsforschung."

**) „Gegenwart" vom 28. Mai 1892.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hans im Glück.

Von P. Hann.

„Nun hält er richtig beim Mühlstein", sagten alle seine guten Freunde. „Aber hier hört das Märchen auf, und die Wirklichkeit beginnt. Seinen Mühlstein kann Hans nicht in das Wasser werfen, um leichtfüßig davon zu springen, der liegt fest auf seinen Schultern und wird ihn hinunterziehen. Rettung ist unmöglich, man könnte höchstens mit hineingerissen werden."

Sagtens und kehrten ihm mit bedauerndem Achselzucken so gründlich den Rücken, daß sie sich nach vier Wochen, wenn er sie grüßte, durchaus nicht mehr auf sein Gesicht besinnen konnten und zu danken vergaßen. Kein Mensch auf der Welt hat zahlreichere und ausdauerndere Freunde gehabt, als unser Hans, nämlich so lange er Hans im Glück war, ein junger Galgenstrick, der unversehens eines schönen Morgens mit einem gewichtigen Goldklumpen in der Hand erwachte, nachdem er sein ganzes junges Leben als leichtsinniger sorgloser Taugenichts, als eine Art von Lazzarone, jede ernste Arbeit und Anstregung scheuend, verträumt. Getreulich standen sie ihm zur Seite, halfen ihm mit gutem Rath und weiser That, als er sich damals beschäftigte, seinen Goldklumpen, den er nicht erworben, sondern durch einen, von seinen verstorbenen Eltern angefangenen Prozeß gewonnen, in das Pferd umzutauschen, vom Pferd auf den Esel und von diesem mehr nützlichen als ornamentalen Thiere auf die Beschäftigung mit den verschiedenen anderen zu kommen, wie im Märchen so erbaulich nachzulesen. Aber wenn man sich einmal im Stadium des Mühlsteins befindet und ebendarin alle Aussicht vorhanden ist, daß dieser seinen Eigenthümer mit in das Wasser hineinzieht, dann erscheint es begreiflich und vollkommen zu entschuldigen, wenn die Feunde achselzuckend ab- und anderen Hänsen nachziehen, die für ihre Goldklumpen noch nicht lauter unnütze Dinge eingetauscht haben.

Hans begriff und entschuldigte dies auch vollkommen, ja es raubte ihm nicht einmal die unvernünftig gute Laune, mit der er, ganz im Gegensatz zu seinen Goldklumpenzeiten mit ihrem Gefolge von durchschwärmten Nächten, Katzenjammer, Uebersättigung ꝛc., behaftet war. Er konnte nach einer sehr frugalen Mahlzeit seinen Mühlstein nehmen und im Walzertact im Zimmer herumwirbeln, was um so leichter wurde, als seine Residenz einige Neigung zeigte, sich dem Charakter eines Tanzsaals

anzubequemen, indem sie wie mit Hexerei die meisten Gegenstände des Anstoßes aus ihrer Mitte verschwinden ließ.

Der Mühlstein gliederte sich, wenn man ihn genau untersuchte, in mehrere Abtheilungen, von welchen übrigens eine jede nach der Meinung der Freunde genügte, um das von ihnen vorausgesehene Resultat herbeizuführen. Während Hans im Glück seinem Beruf oblag, die Bürde des Goldklumpens leichter zu machen, war er unter Anderem auch auf einen Uhrmacher gestoßen, der angab, daß er krankheitshalber sein blühendes Uhren-, Silberwaaren- und Juwelengeschäft zu verkaufen wünsche. Hans hatte in seinen Unternehmungen solch ein ausbündiges Mißgeschick gehabt, daß ihm nur noch gerade genug Mittel blieben, um das blühende ꝛc. zu erstehen. Zwar verstand er selber vom Uhr-, Silber- und Juwelenhandel soviel, wie vom Sanskrit, oder, was dasselbe besagt, wie von seinen vorhergehenden Spekulationen, aber das brauchte ihn nicht zu bekümmern. Sein Vorgänger verpflichtete sich (nachdem er mit der Kaufsumme seine Schulden bezahlt), als Hansens rechte Hand im Geschäft zu bleiben und alle schadhaften Uhren, die diesem anvertraut wurden, zu kuriren. Dieses Uebereinkommen mußte begreiflicher Weise das Kopfschütteln der guten Freunde erregen. Die rechte Hand gehörte nicht zu ihnen, und sie sahen nicht ein, wozu sie einen Fremden bei dem Umtausch des Goldklumpens brauchten. Aber die schwärzesten Prophezeiungen kamen doch erst an die Reihe, als der Uhrmacher sich mit unerhörter Eilfertigkeit hinlegte und starb und sein Nachfolger in mehr als buchstäblicher Erfüllung des Contracts die hübsche und vollkommen hülflose Wittwe zum Altar führte. Hans war dem Untersinken geweiht, denn nicht genug an ihr, sie brachte ihm noch zwei andere Mühlsteine in Gestalt einer alten Frau, ihrer Mutter, und eines kleinen Jungen mit sehr großem Appetit — ihr einziges Erbtheil aus erster Ehe — in die zweite zu.

Mit dem blühenden Geschäft hatte es eine besondere Bewandtniß. Zu seinem großen Befremden sah Hans eines Tages einen überaus unhöflichen Menschen im Besitz desselben, einen Menschen, den er nicht kannte und der allerhand Wechsel vorwies. Frau und Schwiegermutter waren geneigt, bei seinem Anblick in lautes Jammern auszubrechen, in welches der Gesellschaft zu Liebe der kleine Junge mit dem großen Appetit ohne Zweifel aus voller Lungenkraft eingestimmt hätte, wenn alle drei nicht Hansens weiße Zähne aus den lachenden rothen Lippen hervorblitzen, wenn sie seine Augen nicht sorglos leuchten gesehen und ihn nicht in den Tönen vollster Ueberzeugung versichern gehört hätten, das habe nichts zu bedeuten, die Sache werde sich schon ebnen und wenn nicht, er könne immer etwas anderes finden, seine Mutter habe wiederholt erklärt, er und die Hauskatze fallen bei jedem Unfall auf die Füße. Das war nun eine sehr große Beruhigung für alle drei Zuhörer, und ihre Zuversicht wurde im großen Ganzen nicht viel erschüttert, als die Sache sich durchaus nicht ebnete, sondern Hans, nachdem Uhren, Silberwaaren und Juwelen zu Gunsten hartherziger Gläubiger verkauft worden waren, wie ein geschorener Pudel dastand. Aber da nahm er seinen Hut, verließ die Wohnung, und blieb den ganzen Tag aus. Abends kehrte er zurück. Vor der Thür hatte er einigermaßen niedergeschlagen ausgesehen — die Freunde meinten wie ein Ertrinkender —, aber nur ein Murrkopf hätte verdrießlich bleiben können bei dem Empfang, den ihm seine Mühlsteine bereiteten, und da er keiner war, lachte er über das ganze sorglose Lazaronigesicht.

Die Frau sprang ihm entgegen und hing sich an ihn (daß sie ihn dabei hinunterzog, konnte man nicht bemerken), der Junge torkelte auf ihn zu und umklammerte seine Beine, selbst die Schwiegermutter, die beim Ofen dem lieben Herrgött in das Handwerk pfuschte und so zu sagen aus nichts eine vortreffliche Mahlzeit bereitete, kam, den Kochlöffel in der Hand, freundlich auf ihn zu.

„Du hast etwas gefunden?“ sagte Mühlstein Nummer Eins und setzte sich neben ihn auf das Sopha, das der kleine Junge mit dem großen Appetit in weiser Voraussicht der Dinge, die da kommen sollten, so gründlich zertrampelt hatte, daß kein Trödler auch nur das geringste Angebot darauf machen wollte.

„Eine bescheidene, sichere kleine Stelle, meine ich,“ fügte Mühlstein Numero Zwei hinzu und legte ihm die Hand auf die Schulter, auf der ein Mehlfleck zurückblieb. Numero drei sagte nichts, da er mit der Sprache noch überhaupt in kein sonderlich vertrautes Verhältniß gekommen war, aber er benützte die Füße seines Papas als Trittbretter und ließ sich von ihm schaukeln.

Das Finden war nicht ganz so leicht, wie es sich die zwei vortrefflichen Frauen vorzustellen schienen. Vorläufig befand sich Hans noch in einer grenzenlosen Verwirrung, wie in einem Labyrinth, aus dem er nur mühsam sich herausfinden konnte. Wenn man so ganz unvermuthet die Erfahrung macht, daß man in der Stadt, in der man geboren wurde, ein vollständig Unbekannter ist, daß man in dem Gewoge und Getriebe den Robinson Crusoe aber ohne einen getreuen Freitag spielt, da ist man für den ersten Augenblick so zu sagen vor den Kopf geschlagen. Für die guten und getreuen Freunde hatte sich ein großer Spalt im Erdboden aufgethan, der sie verschlang, und Hans ist etwas nachdenklich gestimmt über dieses Naturereigniß. Nur nachdenklich, aber nicht gerade erbittert oder entmuthigt. Selbst dann nicht, als sich am nächsten, übernächsten und dem folgenden Tage die Erfahrung des ersten wiederholt. Wozu wäre er Hans im Glück, wenn ihm jede kleine Widerwärtigkeit den Humor rauben sollte.

Am Ende der Woche sucht er einen Mann auf, den er sich für zuletzt verspart, weil er von ihm am Wenigsten erwartet. Keinen Freund. Einen vertrockneten, ältlichen Mann mit Brillengläsern, einem mürrischen Gesicht und einer Stimme, die wie eine eingerostete Wetterfahne schnarrt. Einen Mann, der bei der Erlangung und dem Umtausch des Goldklumpens durch Acten, Eingaben, Schließen von Contracten und Lösen von Contracten ein sehr schönes Haus in einer eleganten Straße erworben hat, und wüthend auf seinen ehemaligen, jetzund vollkommen kahl geschorenen Clienten blickt. Wenn Jemand so hirnverbrannt handelt und sich freiwillig mit Mühlsteinen belädt, dann soll er Andere nicht in Mitleidenschaft ziehen wollen. Der Advokat ahnt, daß der Mann vor ihm um etwas bitten will, am liebsten wiese er ihm, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, die Thüre. Aber, vielleicht beeinflußt durch das sehr schöne Haus in der eleganten Straße, fragt er doch kurz und barsch.

„Wie geht es Ihnen?“

„Vortrefflich, ganz vortrefflich,“ erwidert Hans, reibt sich die Hände und läßt die weißen Zähne blitzen. Der Advokat, dessen Verdauung leider seit Jahren außer Ordnung ist, blickt sprachlos auf ihn, dann weist er ihm einen Stuhl an, setzt sich ihm gegenüber und starrt wieder eine geraume Zeit durch die Brillengläser auf diese merkwürdige Erscheinung. Endlich kommt ihm eine erleuchtende Idee. Ohne Zweifel ist noch ein Klümpchen von dem ehemaligen Goldschatz zurückgeblieben.

„So ist die Geschichte mit den Gläubigern geregelt?“

„Vollständig; ich gab ihnen alles, was ich hatte, sie erklärten sich für befriedigt, und die Sache ist in Ordnung.“

Man kann eine erfreuliche Thatsache nicht mit einem herzlicheren Vergnügen berichten. Der Advokat reibt sich verblüfft die Stirn.

„Nun aber handelt es sich darum, wovon ich leben soll.“

„Ja, darum handelt es sich,“ sagt der Zuhörer mit aufsteigendem Grimm.

„Oder vielmehr nicht so sehr darum, wovon ich — denn im Ganzen genommen liegt nicht so sehr viel an mir — als wovon die Meinigen leben sollen.“

Länger kann der Advokat nicht an sich halten.

„Die Ihrigen!“ ruft er höhnisch.

„Jawohl, meine Frau, ihr kleiner Junge und ihre Mutter.“

„Sie haben sich da eine schöne Collection von Mühlsteinen aufgeladen, und das zu einer Zeit, wo Sie selber nichts zu beißen haben. Mann, ich habe keine Geduld mit Ihnen.“

Hans schüttelte mit demselben lachenden Gesicht, das er bis er zum maßlosen Erstaunen seines Gegenüber gezeigt, den Kopf.

„Mühlsteine? Sagen Sie Eksteine, Pfeiler oder etwas dergleichen.“

Den Advokaten trieb diese Verrücktheit von seinem Sitz in die Höhe.

„Wenn Einer nicht im Stande ist, für sich selber zu sorgen, trotzdem er eine Menge Gelegenheiten dazu hatte, dann soll er es sich zweimal überlegen, ehe er sich mit der Verantwortung für Andere belastet, die ihn herunterziehen.“

„Die ihn oben erhalten, lieber Freund, wie die Gewichte eine leere, leichte Wagschale. Wenn ich meine Frau, meinen Jungen — ich nenne ihn meinen Jungen — und die Schwiegermutter zur Goldklumpenzeit gehabt hätte, dann wäre das ganze Unglück nicht geschehen, ich wäre um ihretwillen besonnen geworden,“ sagte Hans, „aber ich habe Anderes zu thun, als über Unabänderliches zu jammern, und Sie wissen ohne Zweifel eine bessere Verwendung für Ihre Zeit, als mir zuzuhören,“ welcher Annahme der Advokat mit keinem Wort widersprach. Doch hinderte dies unseren Hans nicht, sich in seinem Stuhl behaglich zurückzulehnen und sein Gegenüber mit dem fröhlichen, offenen Gesicht anzublicken.

„Werden Sie glauben, daß meine Frau arbeiten wollte, arbeiten für unser liebes, tägliches Brot?“

Der Advokat zuckte die Achseln.

„Wahrhaftig, sie würde auf der Maschine nähen von früh bis Nacht; das heißt, wenn ich sie ließe, aber ich denke, wenn Jemand in der Familie arbeiten muß, dann kann ich es sein.“

Der Advokat nickte beipflichtend.

„Dann ist meine Schwiegermutter da, eine merkwürdige Frau mit unerschöpflichen Hülfsquellen. Ich glaube manchmal, sie hat einen verborgenen Goldklumpen zur Verfügung. Aus dem Erlös einer einzigen Bettlade bereitet sie uns eine ganze Woche lang Mahlzeiten, die jeden Schwelger neidisch machen könnten.“

„Ein Phänomen,“ sagte der Zuhörer.

Hans stimmte bei. „Ich habe sie noch keinen Augenblick ruhig sitzen sehen, sie fegt und wischt und putzt, sie rührt und kocht und bäckt, sie läuft dahin und dorthin, sie hat sich das Schlafen abgewöhnt, — und diese personificirte Thätigkeit hat mir noch mit keinem Wort, mit keiner Anspielung meine Trägheit, meinen Mangel an Rührigkeit vorgeworfen.“

„Ein Phänomen,“ sagte der Advokat noch einmal.

„Und der Junge, Herr, es ist eine Seele von einem Jungen und hängt an mir, als wäre ich das Musterbild eines Papas. Ich müßte wahrhaftig ein hartgesottener Sünder sein, wenn ich für die drei — Mühlsteine hießen Sie sie? — nicht thäte, was ich für mich zu träge und leichtsinnig war.“

Um die Mundwinkel des Advokaten zuckte nun auch etwas wie ein Lächeln. Und, was er vor einer Weile für unmöglich hielt, er fragte:

„Was erwarten Sie von mir, was soll ich für Sie thun?“

„Mir bieten Sie zweierlei Aussichten,“ sagte Hans vergnügt. „Für die erste brauche ich nichts, als eine einfache Empfehlung, dann kann ich Schaffner werden und die Drei daheim so schlecht und recht ernähren.“

„Mann, was fällt Ihnen ein!“ sagte der Advokat; „wenn Ihre Freunde Sie in solch einer überaus bescheidenen Stellung sehen, nicht etwa, daß es eine Unehre für Sie wäre — aber Sie würden doch über die Achsel angesehen und aus Ihrer ehemaligen sozialen Stellung gedrängt werden, um sie vielleicht nie wieder zurückzugewinnen.“

„Wegen meiner alten Freunde ängstige ich mich nicht. Sie erkennen mich niemals in der Schaffnermütze und den gelben Messingknöpfen am Rock. Sogar in dem Anzug, in welchem Sie mich heute sehen, konnten sie nicht ausfinden, wer ich sei. Da braucht es einen neuen Goldklumpen,

um mein Incognito für sie zu lüften, und ich zweifle, daß ich sobald wieder in den Besitz eines solchen gelangen werde."

Das Alles wurde ohne eine Spur von Bitterkeit oder Selbstjammern im lachenden Ton vorgebracht. Der Jurist strich nachdenklich sein Kinn.

„Was ist Ihre zweite Aussicht?"

„Hm, sie ist nicht viel glänzender als die erste, aber weit schwerer erreichbar, das Einkommen nicht viel höher, aber keine Schaffnermütze und keine Messingknöpfe. Wenn ich einen Bürgen für 1000 Thaler fände, dann könnte ich eine kleine Stelle in der Vereinsbank erhalten, sogar mit einiger Hoffnung auf spätere Beförderung."

„Und Sie dachten, ich solle dieser Bürge sein?"

„Nein, das dachte ich nicht. Wenn man wie Sie mit angesehen, wie blind und toll ich meinem Ruin zusteuerte, wie leichtsinnig ich Vermögen und Jugendjahre vergeudete, dann wäre es etwas zu viel verlangt, daß Sie das Geld aus Ihrer Tasche auf meine Versicherung hin wagen sollten, der rollende Stein sei endlich zur Ruhe gekommen und werde fortan gewiß Moos ansetzen. Ich könnte es Ihnen nicht verübeln, wenn Sie mein Versprechen, ich wollte arbeiten — stetig, nachhaltig arbeiten, nicht ernst nähmen. Es wäre etwas anderes, wenn ich Sie bewegen könnte, einen Blick in meine Wohnung zu thun, meine Frau zu sehen, meinen kleinen Jungen —"

„Und die Schwiegermutter" fiel nun laut lachend der Advokat ein.

„Und die Schwiegermutter," pflichtete Hans bei. „Dann wüßten Sie auch, daß ich jede Sehne anspannen werde, um von diesen braven Frauen und dem kleinen herzigen Burschen Noth und Sorge abzuwehren."

„Gut," versetzte sein Zuhörer, „ich werde kommen. Aber vorher bringen Sie noch die Neuigkeit mit nach Hause: Ich werde Ihr Bürge sein."

„Ich danke Ihnen," sprach Hans freudestrahlend und fuhr so ernst, als er es nur vermochte, fort: „Und meine Frau, die Schwiegermutter und der Kleine sollen Ihre Bürgen sein."

Hans im Glück sprang freudestrahlend und ohne zu bedenken, daß drei Mühlsteine seine Schultern drückten, in den Tanzsaal hinein. Er faßte Mühlstein Numero Eins um die Mitte und wirbelte mit ihm herum, Mühlstein Numero Zwei stemmte die Hände in die Seiten und lachte und Numero Drei jauchzte, kletterte aber doch wohlweislich, um nicht aus Versehen zertreten zu werden, auf einen Stuhl. So sah er sich das neue Glück aus der Vogelperspective an.

Aus der Hauptstadt.

Kurzer Prozeß.

Ein Abend hing über der Stadt, wie Ihr ihn noch nicht erlebt habt, denn wenn der Glüh-August solche Abende uns bescheert, sitzt Ihr am Strande Dievenows oder im Sommerfeld-Bade Binz. Die Sonne war längst niedergegangen, aber in toll gemischtem grünen, rothen und kochendgelben Licht flackerte der Himmel auf, und sichtbare, dampfende Gluth wälzte sich über die Straße fort. Sichtbare Gluth, sag' ich Euch. Sie hatte sich in ein bläulich-graues, aus Dunst und Dämmerschein gewebtes Gewand gehüllt, wie ein schönes, heißes Weib in dünne Seidengespinnste sich hüllt; und es flimmerte um sie her, träg, matt und wollüstig dabei, wie die blinzelnden Wimpern eines liebessatten, üppigen Weibes flimmern.

Die Sonne war verschwunden, aber alle Dachfenster schimmerten noch weiß, und der warme Odem des Tages umzüngelte noch die Stadt. Zögernd fast stieg die Nacht empor, zögernd flammte die elektrische Perlenkette auf, welche dem grünen Sammet der Lindenbäume mattfunkelnd sich anschmiegt. In die lüsterne Dämmerung, in den dumpfen, brütenden Wüstenhauch mischte sich scharf süßer Duft von Tuberosen, beklemmender Staub- und Schmutzgeruch. Schwatzend und schreiend, verliebt und liebegierig rollte die Menschenwelle über den Asphalt. Und war ein Gelärm von Krüppeln und Blinden und bleichen Kindern, die Zündhölzchen feil boten, ein Gelärm von hundert schönen Wagen und satten Pferden, die schier verächtlich das hungrige Menschenpack betrachteten, und war ein freches Lachen dabei, und das Alles stieg in die Gluthwolke hinauf und machte sie drückender noch, niederdrückender.

Es wandelten viel Weibchen über die Gasse, beutegierig, Wildkatzen gleich, und was sie sprachen, war Liebe und Gold. Wie bei anderen Thieren die Männchen zur Brunstzeit, wie die Blumen, welche Schmetterlinge brauchen in der Blüthezeit, hatten sie sich mit grell bunten, girrenden, lockenden Farben herausgeputzt. Denn der Wettbewerb ist hart, der Großstadtmann schwer zu fangen und Menschenfleisch sinkt im Preise. Die Alten wissen das. Die unreifen Dingerchen aber, die vierzehnjährigen Novizen, welche mit blitzenden Augen in's Gedränge stürmten und auch kosten wollten von dem leckeren Gericht und auch paradiren wollten auf dem Liebesmarkt, sie sahen zunächst nur den Schmuck und die eleganten Freunde ihrer vielbeneideten Vorbilder. Und das Handwerk, man sage was man wolle, nährt noch immer seine Frau, später auch, wenn es nöthig ist, seinen Mann. Es ist immer noch das Beste heutzutage. Was die Geschäfte bieten, fünf Mark Wochenlohn oder wenig mehr — das reicht gerade hin für die paar Bänderchen und Schleifen, ohne die kein Weiberherz sich ein menschenwürdiges Dasein vorzustellen vermag. Stehlen aber wird streng bestraft, Betteln noch strenger, und Selbstmord ist Sünde bei so jungen Jahren — was gibt es da groß für Auswege?

So ein Beguinchen flatterte eben zwischen den Karossen und Droschken hindurch über den Damm, eilfertig, mit gerötheten Wangen, als gält' es eine Reiherbeize. Ich erkannte das Mädchen allsogleich wieder. Ihr feines, weißes Gesicht fiel mir auf, als sie vor kaum drei Wochen in meiner Thüre stand, die schmutzigen Hände über dem schmutzigen Röckchen gefaltet und die stereotype Phrase verlogener Armuth auf den Lippen: „Ach geben Sie mir doch 'was — ich komme aus Rixdorf — meine Mutter liegt krank im Bett, und wenn ich nichts nach Hause bringe, krieg' ich Schläge!" . . . Die Kleine hatte sich sehr verändert. Sie trug gelbgoldene Creolenringe in den Ohren, ein fesches, buntbefedertes Hütlein, hellgraue Fechthandschuhe nach letzter Mode. Ihre Robe entkleidete sie vortrefflich. In Linien, die jeden Bildhauer entzückt haben würden, liefen Hals und Brust zusammen. Ich starrte sie bewundernd an, die reizende Bajadere, und starrte so lange, bis irgend ein junger Gott sie grüßte und eine Menschenwelle Beide davon trug, in die sich verdunkelnde, sonnenwarme Nacht hinein.

Gerade jetzt kamen, große Packen bedruckter Blätter unter'm Arm, zwei von jenen zerlumpten Kerlen hergerannt, die mit frisch begangenen Morden und Sensationsprozessen brüllend Leser fangen und manchem gesinnungstüchtigen Freisinnsblatte hierin als Lehrmeister gedient haben. Wo sie die blaue Uniform eines Schutzmanns auftauchen sahen, stellten sie sich hin und schrien: „Allerneuestes! Mordprozeß Wernecke! Aller — neuestes!" Ich schämte mich anfänglich, eins der bedruckten Blätter zu erwerben, denn ich wollte vor dem königlich preußischen Ministerium des Innern nicht gern als Dummer dastehen; die Neugier siegte aber, und unter dem elektrisch erleuchteten Stadtbahn-Viaducte las ich, daß die siebente Strafkammer hiesigen Landgerichts I. ein dreizehnjähriges Mädchen verurtheilt habe, weil es, um für sich und seine Geschwister Brot kaufen zu können, 90 Pfennige gestohlen und nachher seinen Stiefbruder in's Wasser geworfen hatte.

Da ich Mitglied mehrerer wohlthätiger Vergnügungsvereine bin, im Winter zum Besten engagementsloser Künstlerinnen vier Mal getanzt, auch fünf süperben Festessen zu Gunsten der Armen von Berlin N. O. beigewohnt habe; da mir ferner bekannt ist, daß nach Aussage unseres Stadtoberhauptes gelegentlich der Februarkrawalle in Berlin kein fleißiger Mensch zu hungern braucht, ärgerte ich mich einigermaßen über die abgrundtiefe Verworfenheit dieser Clara Wernecke. Die Kleine, der ich vor drei Wochen brummend zehn Pfennige gab und die heut so stattlich aufgedonnert an mir vorüber tänzelte — ja, vor der alle Hochachtung! Die hat sich doch gebessert, die bettelt nicht mehr, die hat auch nicht gestohlen und gemordet, die verstand unser Jahrhundert und seine Hochcultur, und darum geht es ihr heut erfreulich gut . . .

Diese Mörderin aber —

Ach, Du arme kleine Heldin von der Cottbuser Brücke! . . .

In Berlin „verhungert kein fleißiger und arbeitsamer, an Arbeit gewöhnter Mensch." Unsere Stadtväter haben es gesagt, die es wissen müssen und die noch nie hungerten. Schade, daß ihre Philosophie eine kleine Lücke zeigt. Es kommt nämlich vor, daß auch Kinder Hunger haben. Ich will keineswegs in Abrede stellen, die sittliche Berechtigung, zu hungern, fehlt einem dreizehnjährigen Mädchen, das noch lange nicht fabrikreif ist, und sehr gut sagt unser Moralgebot: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Natürlich kann nun und nimmer Bettelei als Arbeit

gelten; sie erweist sich vielmehr im höchsten Grade störend und belästigt das gebildete Publikum, was um so schamloser ist, als es zumeist gutherzig genug den bestehenden Vereinen gegen Verarmung! gegen Bettelei! angehört und Jahr um Jahr für die Bereicherung des Proletariats eine Mark Beitrag opfert. Bleiben die Anstrengungen der Guten fruchtlos und wächst trotz aller Vorstandssitzungen und Stiftungsfeste der Pauperismus im Lande, so ist dies allein dem bösen Willen der Armen zuzuschreiben, und es bleibt der öffentlichen Gerechtigkeitspflege nur übrig, mit Ernst und Strenge gegen die Widersetzlichen einzuschreiten, jeden Bettler im Betretungsfalle zu hoher Geldstrafe, im Unvermögensfalle zu längerer Haft zu verurtheilen. Die Bettelei ist die Schmach des neunzehnten Jahrhunderts und unserer Hochcultur durchaus unwürdig; wer arbeiten will, findet doch wahrhaftig Arbeitshäuser genug, passionirte Bettler aber haben sich die Folgen ihrer Leidenschaft selbst zuzuschreiben. Durchaus nebensächlich ist dabei, ob den Inculpaten bereits oder noch Kraft und Fähigkeit zur Arbeit eigen. Wer nicht arbeitet und nicht arbeiten kann — was ist klarer als das? — soll auch nicht essen. Schlimm genug, daß die Regierung nicht längst dem einmüthigen Wunsch patriotischer wie sozialistischer Blätter Folge gegeben und das verhaßte Klebegesetz, die Pension des armen Mannes, aufgehoben hat; Faulheit darf nicht prämiirt werden, in welcher Form sie auch erscheine.

Das steinerne Gesetz läßt Milde nicht zu, und die Gesellschaftsordnung, die den hungrigen Dieb bestraft, weil er gegen ihre Satzungen frevelt, ist nie gerecht, sondern immer nur gerächt. „Der Henker blickt aus den Augen ihrer Richter, und die blutige Schärfe des Richtbeils.“ Und wenn man Verbrechern gegen das Eigenthum den Prozeß macht, macht man immer kurzen Prozeß.

Im Hause der kleinen Clara fand sich Tag für Tag der Hunger als Tischgast ein. Mit Betteln bringt man's nicht weit; bete und arbeite, lehrt die Bibel, die ganz vernünftige Stellen hat. Ehrlich währt am längsten, das hätte Clara Wernecke von Herrn Paul Polke lernen können; und „junger Bettler, alter Dieb!“ citirt der Wochenplauderer eines hiesigen vornehmen Blattes, der als tüchtiger Kaiserhofjournalist nichts grimmiger haßt als Bettelei und Schnorrerei.

Außer ihrem bösen Hang zum Hausbettel hat aber auch eine schlechte Erziehung Clara Wernecke's Unglück verschuldet. „Die Mutter ging früh Morgens fort, ließ einen harten Brodkanten liegen und kam erst des Nachts wieder.“ So melden übereinstimmend die Originalberichte unserer sozialreformerischen Presse, und Frau Amanda, die doch auch vier Kinder hat und die andere halbe Etage in der Regentenstraße zumiethen muß, Raummangels wegen, hielt bei dieser Nachricht das Fläschlein mit Choleratropfen unter die nicht römisch gebogene Nase. Wie kann eine Mutter so rabenväterlich handeln! Frau Amanda geht ja auch zuweilen aus, denn bei Gerson wartet ein Bekannter auf sie, und man ist seiner Gesundheit die Bewegung schuldig, es paßt einem keine Taille mehr, so dick wird man, mit Respect zu sagen — aber dann geben doch zwei Bonnen, zwei Hausmädchen und ein Mädchen für Alles auf die lieben Kinderchen Acht. Diese Mutter aus der Gerichtszeitung aber geht Morgens in aller Frühe fort, läßt einen harten Brodkanten liegen und kommt erst des Nachts wieder. Man muß wissen, sie ist eine leidenschaftliche, enragirte Lumpensammlerin — etwa wie bei E. T. A. Hoffmann René Cardaillac, der Tag und Nacht Juwelen stiehlt; es macht ihr riesigen Spaß, auf den Höfen umherzustrolchen und alle Müllgruben zu durchstöbern; darüber vernachlässigt sie Wirthschaft, Mann, Kinder und Cultur. Daß aber diese Kinder unter solchen Verhältnissen Diebe, Raubmörder, ja sogar Bettler werden, welchen sozialreformerisch erzogenen Menschen kann das Wunder nehmen!

Kein blutiges Hungerdrama, kein Bild herzzerreißenden Elends entrollt uns deshalb der Prozeß gegen Clara Wernecke, o nein, das Märchen von der bösen Stiefmutter erzählt er uns, die ihre Stiefkinder auf den Hausbettel schickt und sie Abends mit bestialischer Rohheit prügelt, wenn nicht mindestens 75 Pfennige zusammengeweint worden sind. Mit Lumpensuchen verdient die Stiefmutter, sofern sie einen guten Tag hat, auch noch ihre Mark, macht zusammen eine Mark und fünfundsiebzig Pfennige, wovon dann Miethe, Kleidung, Steuer zu bezahlen, der Mann und, ich weiß nicht wieviel Kinder zu ernähren sind. Das Weib ist über all dem Jammer ein entmenschtes Scheusal, eine blutrünstige Hyäne geworden. Frau Amanda vermag sich gar nicht vorzustellen, wie eine Frau so tief sinken kann. Sie sollte ihre Kinderchen schlagen, ihre lieben Kinderchen, und mit dem Feuerhaken! Sie ihre Kinder zum Lumpensammeln und Betteln anhalten — o pfui! Lieber wollte sie ja, wenn es denn durchaus nöthig wäre, auf das neue Spitzenkleid — na, oder sagen wir wenigstens, auf die Rothgoldbrosche verzichten, ja wahrhaftig! Aber Frau Amanda kennt die Weiber unseres Volkes nicht, die sich abrackern und zu Grunde richten in schmutziger, zermalmender Arbeit, die hohläugig und mit knochigen Wangen Dienste thun müssen, denen ein kräftiger Mann kaum gewachsen ist. Sie weiß nicht, wie die Armuth, der Hunger mit glühendem Eisen alles versengen und ausbrennen, was edel ist in der Menschenbrust, wie sie verbittern, abstumpfen, verthieren . . . Sie weiß nicht — doch was kümmert das alles Frau Amanda! Die hat jetzt wahrlich mit der Cholerafurcht genug zu thun! Ja, ja, die Stiefmutter ist Schuld an allem Elend, die böse Stiefmutter, Ihr lieben Kinderchen, aus dem Märchen von Hansel und Grethel . . . Lest fleißig Märchen, damit Ihr einst gute Sozialreformer werdet! . . .

„Kommt,“ sagte Clara zu dem kleinen Bruder, dem Schwesterchen und der Freundin, „kommt, wir wollen uns alle vier ersäufen. Dann kommen wir in das Paradies und kriegen so'n schönes Bett, und so Schönes zu essen, und unsre gute Mutter seh'n wir auch wieder.“ Das einzige versöhnliche Moment in der grausigen Geschichte ist diese rührende Frommgläubigkeit des dreizehnjährigen Mädchens. Man sollte es nicht glauben, in der von Grund aus verseuchten Großstadt, im Schlamm und Schmutz des Lumpenproletariats, im frechen Schnapsatheismus ein so felsenfestes Vertrauen! . . . Frau Amanda würde lächeln, wenn sie nicht noch ganz erfüllt wäre von den schmerzlichen Nachwehen von Philippi's Tragödie, die sie gestern, die Choleratropfenflasche im Busen, im Lessingtheater angehört hat — da sind ihre Kinderchen doch aufgeklärter, wahrhaftig! Die haben, wie Herr Doctor Hermes auch das Märchen von Christus längst durchschaut. Ach ja, die Volksbildung ist doch noch weit zurück, trotz Lina Morgenstern, trotz des Vereins für Massenverbreitung guter Schriften! . . .

Ich sehe die armen kleinen Geschöpfe vor dem niederen Brückengeländer stehen, sehe das arme, unglückliche Kind in die schwarzblinkende Fluth hinein starren, darin kalter Sternenschein blinzelnd sich spiegelt, darauf flackerndes Laternenlicht in langen, grellen Streifen vergnüglich tanzt. Es ist still ringsum, sehr still und sehr dunkel. Das Großstadtleben pulst hier nicht so nervös und ruhlos wie in der Friedrichstraße. Selbst wenn die Kleine auf den guten Rath des Herrn Rosenthal, des langjährigen Freundes unseres großen Commerziensozialisten Singer, hören wollte, es wäre kein Käufer da. „Jetzt wollen wir 'rein springen“, sagt Hermann, das Brüderchen, „jetzt kannst Du mir 'rein schmeißen, aber Du mußt auch nachkommen.“ Und der Zimmermannssohn von Nazareth, der vielleicht, weil seine Eltern gar so arm waren, auch betteln ging in seiner Jugend, die kleinen Geschwister an der Hand, und der vielleicht am Hause Kaiphas, des Hohenpriesters, und an dem Palast des Landpflegers und Ministerpräsidenten Pontius Pilatus auch das Schild befestigt sah: „Mitglied des Vereins gegen Verarmung! Gegen Bettelei!“ und den man vielleicht auch auf dem Polizeigericht Sr. Majestät des römischen Kaisers wegen Vagabundage und Hausbettels mit Haft bestrafte, der blickt mit thränenfeuchtem und vergrämtem Antlitz auf die kleine Berlinerin da unten hernieder. Helfen kann er nicht. Er sitzt nicht im Vorstand des Vereins gegen Verarmung! Gegen Bettelei!, noch hat er persönlichen Einfluß auf die Entschließungen der städtischen Armencommission . . . Und von unten rauscht eintönig die trübe Fluth herauf, und die Abendluft weht warm, und die ersten Knospen springen, und der Frühling kommt. „Nein, ich will noch nicht sterben,“ sagt die Freundin, und der kleine Hermann schweigt. Weil aber ein Anfang — ach nein, ein Ende gemacht werden muß, und weil der Bruder nachher vielleicht nicht mehr den Muth hat, faßt ihn die Schwester sacht um den Leib und hebt ihn langsam in die Höhe . . .

Dies ist die sicherste Lösung der sozialen Frage, und die angenehmste auch; sie belästigt die gebildeten Klassen nicht weiter. — —

„„Staatsanwalt Großpietsch beantragt sechs Jahre und drei Tage „Gefängniß.

„Der Vertheidiger Referendar Eichler entwirft in beweglichen Worten „ein Bild von den traurigen Verhältnissen, in denen das Mädchen auf„gewachsen sei, und bittet um möglichst milde Beurtheilung.

„Die Angeklagte, zum letzten Wort verstattet, erklärt weinend: »Ich „bitte doch um ein bischen weniger Strafe; ich will es ganz gewiß nicht „wieder thun!«

„Der Gerichtshof verurtheilt die Angeklagte zu dem niedrigsten zu„lässigen Strafmaß von drei Jahren und drei Tagen Gefängniß. Wie „der Vorsitzende, Landgerichtsrath Kollmann betont, hat der Gerichtshof „die geradezu ungeheuerlichen Zustände, welche in der Familie der Ange„klagten herrschen, und als deren Opfer dieselbe zu betrachten sei, zu „Gunsten der Angeklagten besonders berücksichtigt.““ Caliban.

Opern und Concerte.

Die schöne Melusine. Oper in drei Acten und einem Vorspiel von Elard Hoffschläger. Musik von Theodor Hentschel.

Die Nothwendigkeit eines zweiten Berliner Opernhauses bildet seit Jahren ein Lieblingsthema der Localzeitungen, aber der Klingebeutel eines selbst nicht genügend geldbegabten Gründers wurde vergeblich in Thätigkeit gesetzt, um den schönen Plan, für den schon Angelo Neumann in Prag gewonnen war, der Verwirklichung näher zu führen. Und nun hat der glückliche Reichshauptstädter plötzlich zwei neue Opernbühnen für eine! Die bisherige Kroll'sche Sommeroper hat sich über Nacht in eine ständige Opernbühne verwandelt, ohne indeß auf ihre herkömmliche Rolle als Tummelplatz reisender Gastspieler zu verzichten. Während dort die Coloratursängerinnen Frau Marcella Sembrich und Fräulein Nikita unter dem gutmüthigsten Beifall ihre Parte in deutscher Umgebung italienisch sangen, gingen Götz, Bötel, d'Andrade u. A. im Heldenschritt über die Bretter und belebte die dramatische Sängerin Frau Moran-Olden als treffliche Leah für einige Wochen Rubinstein's seit Jahren todte „Makkabäer". Mit einem mehr verheißenden Programm tritt nun heute die Neue deutsche Oper im ehemaligen Belle-Alliance-Theater in's Leben. Ein Sohn des bekannten Reuter-Darstellers Junkermann, des langjährigen Stuttgarter Hoftheaterkomikers, hat in Gemeinschaft mit dem Regisseur des verschwundenen Victoriatheaters Hock die Direction übernommen, und es bleibt abzuwarten, ob das kühne Unternehmen gelingen wird. Es ist in wesentlich ungünstigerer Lage als Kroll's Theater, weil diesem das Gebäude als königliches Eigenthum keine Pacht kostet und weil ihm das Aufführungsrecht wichtiger Opern, das jedem anderen neuen Theater versagt bleibt, zugestanden wird. Zudem liegt das Belle-Alliance-Theater etwas abgelegen für das maßgebende Publikum, und auch die Tradition, die sich an die bisherige Possen- und Gastspielbühne und ihren volksthümlichen Concertgarten knüpft, das Stelldichein liebender Köchinnen und ihres militärischen Anhangs, muß erst überwunden werden. Als einer Art freier Bühne für junge Componisten, als billige Sonntagnachmittag-Volksoper und nicht zuletzt als aneifernde Concurrenz des Königlichen Opernhauses kann diesem Theater im hauptstädtischen Kunstleben eine bedeutsame Aufgabe zufallen.

Zur Eröffnung wurde die schon zwanzig Jahre alte romantische Oper des Bremer Kapellmeisters Theodor Hentschel zum ersten Mal in Berlin gegeben. Elard Hoffschläger, der den Text verfaßte, lehnt sich enger an die ursprünglich keltische oder — den Eigennamen nach zu urtheilen — provenzalische Sage und das deutsche Volksbuch an, als irgend einer seiner Vorgänger, von denen wir nur Ernst Pasqué, den Verfasser des Ausstattungsstückes vom Victoria-Theater, den Dichtercomponisten Karl Gramman, den Intendanten Karl von Perfall („Raimondin") und einen Riesen: Franz Grillparzer nennen. Hoffschläger's Melusine ist nicht die Amphibie von Moritz von Schwind's Bildercyclus, auch nicht das dämonische Fischweib Tieck's, sondern ein ganz vermenschlichtes Fabelwesen, eine weniger naive, als sentimentale Figur. Nur an einigen wenigen Stellen, besonders im Vorspiel, hat der Librettist das Elementare dieses Meerweibes und seiner Umwelt zu zeichnen versucht, aber er scheitert mit seinen recht ledernen Versen jedesmal. Seine Melusine, die sich zuerst badenshalber mit ihren Freundinnen im Waldesdunkel aufhält, ist nicht viel mehr als eine Abenteurerin, die einen Mann umstrickt, von ihm aus Caprice nach berühmten Mustern („Nie sollst du mich befragen") das Versprechen fordert, daß er sie gewisse Tage im Jahr allein lassen wolle, und ihm nicht schnell genug die unerläßliche Trauung zur Bedingung stellt. Das macht die poetische Gestalt zur üblichen Kokette und Kokotte, und wenn obendrein, wie es im neuen Opernhause geschieht, der Part einer gar nicht undinenhaften, sondern überaus stattlichen Künstlerin zufällt, so sind wir vom dustigen deutschen Märchen und seiner Traumwelt so weit entfernt, daß auch die stimmungsvolle Phantasie einer glänzenden Scenirung die Illusion nicht wieder herstellen kann. Wir werden da immer an jene Anekdote des witzigen Mendelssohn erinnert, den einst ein Neugieriger fragte, was seine Ouvertüre zur Melusine eigentlich bedeute. „Hm," antwortete er rasch, „eine Mesalliance." Auch Hoffschläger-Hentschels „Melusine" ist nur so eine moderne Mesalliance im Mummenschanz der Sage.

Aber am Ende hat ja der Componist nur mit weiser Selbsterkenntniß gehandelt, als er sich gerade diesen nüchternen Text zur Composition wählte. Das herrliche Grillparzer'sche Libretto, wo die elementaren Gestalten einer Böcklin'schen Wassergeister-Idylle Worte zu finden scheinen, hätte mit seinem Gedankenflug und Naturzauber in Hentschel keinen Widerhall geweckt. Er ist ein Rationalist, und was er bietet, ist talentvolle Kapellmeistermusik, fleißig und brav, weder eigenartig noch charakteristisch, ein anständiges lyrisches Mittelgut, das uns weder warm noch kalt macht. Auch der stark empfindsame Zug seines Textdichters entspricht durchaus seinem eigenen Hang, denn sogar dort, wo die Gegensätze auf einander platzen und alle Leidenschaften entfesselt sein sollten, kehrt seine Tonsprache nach einem kurzen Anlauf mit Trompeten und Pauken schnell wieder zur alten Rührseligkeit zurück. Vergebens erwarten wir auf den Höhepunkten der Handlung starke, männliche Accente, Schwung und Gluth. Der wortbrüchige Schmachtlappen Raimund von Lusignan, allerdings schon im Märchen ein schwächlicher Patron, ist hier ewig in Moll und schlägt mit seinen Seufzern und Klagen dem Zuschauer um so mehr auf die Nerven, als auch Melusine als wahlverwandte Natur erscheint. Nicht einmal im Finale — übrigens die weitaus beste Nummer und mit dem wiederkehrenden Liebeslied des Vorspiels ganz ergreifend — erhebt sie sich auf die Höhe der Situation. Man denke doch nur, worum es sich handelt! Melusine, als echtes heidnisches Fabelwesen, küßt den Geliebten wie ein Vampyr zu Tode. Man erwartet also etwas Ungeheures, die Nerven und Herzen Aufrührendes. Statt dessen singt und sagt sie von einem besseren Leben und einem Wiedersehen nach dem Tode, gleich einem Sonntagsprediger, und tragende Melodie und Orchesterbegleitung ergehen sich in sentimentalen und fast kirchlich gemahnenden Klängen. Ebenso zeigen die beiden Bösewichte, die dem bewährten Paar Telramund und Ortrud („Lohengrin") nachgebildet und schon im Texte stiefmütterlich behandelt sind, Hentschel's Unfähigkeit, das Heroische und Gewaltige in Töne zu fassen. Da nun aber einmal mit lyrischer Zerflossenheit keine große Oper zu bestreiten ist, hat der Componist versucht, nach dem Vorbilde der stofflich nah verwandten Opern „Donauweibchen" und „Undine" die volksthümliche Romantik anklingen zu lassen. Zu diesem Zweck hat der Textdichter einige frische Chöre und sogar eine komische Scene erdacht, wie der Narr von den Dorfschönen gehänselt und gefesselt wird. Leider weiß Hentschel auch damit nichts anzufangen, denn es fehlt diesem Schüler Reissiger's an melodischer Erfindung und Humor. Ein Trinklied zu Zweien mußte zwar, fast als einzige Nummer des Abends, wiederholt werden, aber dies verdankt das recht triviale Lied doch nur dem temperamentvollen Vortrag. „Ich trag' vom Narren nur das Kleid", sagt der erwähnte Narr, doch ist dies eine Entschuldigung für die Abwesenheit jeder wahrhaft heiteren und komischen Note? Ein trübseligerer Narr hat seit Verdi's Rigoletto wohl kaum mehr auf einem Operntheater gesungen.

Die Aufführung zeugte von liebevollem Studium und opferbereitem Streben. Die Träger der beiden Hauptpartien, Melusine und Raimund, haben schöne Stimmmittel, gute Schulung, und auch ihr Spiel darf sich

sehen lassen. Die Chöre und das Ballet sind vortrefflich. Daß eine Oper anders in Scene gesetzt wird, als eine Feerie, weiß Herr Director Hock der neben Anno, Grube und Lautenburg ohne Zweifel unser bester Regisseur ist; er wird in Zukunft das Decorative und die Statisterie gewiß weniger sich vordrängen lassen. Namentlich aber möchten wir ihm rathen, die peinliche Entkleidung am Schlusse zu streichen, die vielleicht das Vampyr-Motiv des Märchens andeuten soll und vom Dichter vorgeschrieben ist. Wenn da Raimund und Melusine krampfhaft am schwarzen Talar nesteln und der langsam hingleitende Ritter zuletzt im kurzen weißen — salva venia — Hemd erscheint, so verweisen wir auf die Quellen, wo er die härene Kutte der Büßer trägt, in der er füglich auch sterben kann. Ob er mit Kneipp für Leinenwäsche schwärmt, oder nach Professor Jäger Normalwolle trägt, ist dem Zuschauer vollkommen gleichgültig. H.

Offene Briefe und Antworten.

Die Reisebücher und ihre Sterne.

Hochgeehrter Herr!

Heute erhielten wir eine Besprechung unserer Bücher über Thüringen und die Schweiz in Nr. 32 der „Gegenwart". Die Kritiken Ihres Blattes sind uns sehr werthvoll, weil sie — eine seltene Erscheinung — stets auf einer gründlichen Kenntniß des betreffenden Buches beruhen. Ihrem Rathe aber, bei unseren Gasthofsangaben zu dem in anderen Reisebüchern gehandhabten Sternsystem zurückzukehren, können wir leider nicht folgen. Wir haben dies uns von dem früheren Redacteur unserer Bücher, H. A. Berlepsch, überkommene Verfahren nach reiflicher Ueberlegung aufgegeben, um der Wahrheit näher zu kommen und um eine Verantwortung abzulehnen, die wir so wenig als ein anderer Reisebücherbearbeiter übernehmen können. Eine Prüfung dieser leidigen wirthschaftlichen Angaben in allen Einzelheiten bei jeder neuen Auflage selbst vorzunehmen oder durch Mitarbeiter vornehmen zu lassen, ist, selbst unter Zuhülfenahme der Mittheilungen aus dem reisenden Publikum, schon eine physische Unmöglichkeit — auch für die anderen Reisebücherherausgeber, und ihre Sterne sind deshalb ziemlich illusorisch, wie sie denn ja auch eine Verantwortung dafür in der Vorrede fast überall ablehnen. Ein großer Theil dieser Sterne ist unberechtigt, und da sie sehr reichlich gegeben werden (das Rigikulmhotel ist in den meisten Reisebüchern fast immer besternt gewesen!), so sind die Hotels ohne * eigentlich discreditirt, zum Theil gewiß ebenso ohne Grund, und deshalb ist dies Verfahren ungerecht, weil „unverantwortlich". — Gewiß scheuen wir bei notorischen Uebelständen niemals ein energisches Warnungssignal und die daraus entstehenden Weiterungen würden uns nie daran hindern, einen Tadel auszusprechen. Beweis dafür ist, daß man wohl in keinem anderen Reisebuch so viel harte Urtheile über Gasthöfe findet als bei uns. Aber eine begründete Unterlage müssen wir für ein solches Vorgehen natürlich haben; eine solche zu erhalten ist aber schwerer als man glaubt. Unter den zahlreichen uns zugehenden Bemerkungen ist unendlich viel Spreu, eine Fülle von Unverstand und unglaublichen Zumuthungen von Seiten unerfahrener Reisender. Wenn wir nun einem derartigen Ankläger schreiben, daß wir auf Grund seiner Beschwerde eine entsprechende Notiz im Text anbringen wollen und ihn fragen, ob er bereit sei, dieselbe zu vertreten, so erfolgt in der Regel ein Zurückziehen. Vor Kurzem schrieb uns ein Staatsbeamter aus Norddeutschland, er sei in X. vom Wirth beim Wechseln geradezu um 10 Mark betrogen worden und fordert uns auf, den Mann als Gauner zu kennzeichnen; auf unsere Anfrage, ob er die Sache event. vor Gericht vertreten würde, antwortete er naiv: nein, das sei ja unsere Sache!

Sie wissen, daß unsere Rechtsauslegung in Streitfällen zwischen den Reisebüchern und angeblich geschädigten Wirthen meist auf Seiten der letzteren steht; die vor einigen Jahren erfolgte Freisprechung des alten Tschudi in der Schweiz ist eine vereinzelte Ausnahme. In keinem Falle dürfen wir uns durch ein leichtfertiges oder wenigstens ungenügend begründetes Tadeln in die Lage bringen, verurtheilt zu werden; das wäre ein Präcedenzfall, der sehr üble Folgen für uns haben könnte, und für die uns Niemand schadlos halten würde.

Hochachtungsvoll

Redaction von Meyer's Reisebüchern

K. Mühl.

Notizen.

Die vorige und die kommende Revolution. Von Otto Fleischmann. (Kaiserslautern, J. J. Tascher). Im ersten Theile spricht der Verfasser von der Großen Revolution, ihren Ursachen und ihrem Verlauf, zumeist auf Grund der klassischen Tendenzschrift Taine's. Wahrscheinlich sehr gegen seinen Willen zeigt er zunächst doch nur, daß es für das vom Königthum zu Grunde gerichtete Land keine andere Rettung gab, als die Selbsthülfe des Volkes, die Revolution. Fleischmann unterscheidet im Weiteren nicht genugsam zwischen der „idealen" Revolution von 1789 [! 1789!] und ihrem Zerr- und Schreckbilde von 1793, das eben nur die alte Wahrheit bestätigt, daß eine siegreiche Pöbelherrschaft immer an ihren Excessen zu Grunde geht. Auch den unleugbaren Nutzen dieser gewaltigen Bewegung und den endlichen Sieg der angestrebten politischen und sozialen Emanzipation verkennt Fleischmann ganz und gar. In der Verurtheilung der Sozialdemokratie ist er sehr summarisch. Sie ist nach ihm „das Werk der verrückten Schrullen einiger hirnverbrannter Fanatiker, die man nur in ein wohlverwahrtes, behagliches Irrenhaus einzusperren braucht, um Deutschland in wenig Jahren wieder zur Ruhe zu bringen." Das möchten wir nun freilich bezweifeln, sind aber mit ihm darüber einig, daß die „kommende" Revolution ganz den Verlauf der von 1793 und 1871 nehmen würde. Weniger gefällt es uns wieder, wenn Fleischmann von Gewaltmaßregeln schwärmt, von einem abermaligen Sozialistengesetz und ausgiebiger Gewährung der nöthigen Schutzzölle, von Befähigungsnachweis und Innungszwang, Erschwerung der Ehescheidung, Enterbungsrecht und „Erzeugung der Frömmigkeit, die durch die Predigt der ewigen Wahrheit gepflegt wird." Wenn er vielleicht mit Recht der Ansicht ist, daß die französische Revolution durch energische Reformen verhütet werden konnte, so meinen wir, daß man dies auch heute mit Aussicht auf Erfolg versuchen könnte. Die Ausstattung der interessanten Schrift ist geschmackvoll.

Das plastische Sehen als Rindenzwang. Von Georg Hirth. (München, Hirth.) Der kunstsinnige Verfasser, dessen „Kunstphysiologie" wir bereits eingehend gewürdigt haben, schreitet auf dem mit Glück betretenen Wege rüstig weiter. In der vorliegenden Schrift untersucht er kritisch unser normales Sehen mit beiden Augen, das er plastisches Sehen nennt, wie man es auch schon stereometrisches Schauen genannt hat. Er beobachtet dabei das bekannte Vor- und Zurücktreten vereinigter Lichter als Folgen der Augendistanz und findet so das Gesetz der Näherempfindung in der lateralen Richtung des breiteren Netzhautbildes, also das Contractionsgesetz. Von da gelangt er zur Theorie der Empfindung für Fernqualitäten des Lichtes. Diese neue Theorie des Sehens ist ein wichtiger Schritt auf dem Wege unserer physiologischen Erkenntniß, und Hirth stützt und erläutert seine Entdeckung durch eine Reihe interessanter Tafeln. Wir kommen jedenfalls auf die Schrift zurück.

Emma Siebeck. Roman von Bertha von Suttner. (Dresden, E. Pierson). Am liebsten lesen wir die Baronin, wenn sie ohne Rücksicht auf Logik und Vernunft nur in echt frauenhafter Weise, von ihrem warmen Herzen geleitet, irgend eine Plauderei — am besten in Dialogen — bietet, womit sie irgend etwas beweisen, für irgend etwas Gutes kämpfen will. Merklich schwächer werden ihre Schriften schon, wo sie nicht mehr mit dem Gemüthe philosophirt, sondern etwas erzählt, denn eine Erzählerin ist

sie ganz und gar nicht. Ihre Erfindung ist schwach, und in ihrer Verlegenheit um eine Entwickelung oder Lösung greift sie oft zu Mitteln, die von einem schlechten Geschmacke zeugen. Mit Grauen erinnern wir uns noch der ersten Hälfte ihres „Schriftsteller-Romans". Viel besser freilich ist die vorliegende Erzählung mit ihrer sensationellen Handlung, der Liebe einer Frau zu ihrem vermeintlichen Schwiegerpapa, aber der unmöglich „gute" Ausgang ist doch recht gewaltsam. Trefflich gezeichnet ist die Ruffin, unter Larven die einzige fühlende Brust.

Der Sang von Mönchgut. Epische Dichtung von Karl Strecker. (Stralsund, Wilh. Zemsch.) Wenn wir nicht irren, so haben wir Strecker's Unterschrift unter einigen hübschen lyrischen Gedichten gefunden; auch als guter humoristischer Erzähler hat er sich schon bewährt. Mit diesem zum Preise der bekannten rügischen Halbinsel gesungenen Epos hat Strecker einen tüchtigen Schritt vorwärts gethan. Schöne Naturbilder voll Stimmung und Duft, auch gesunder Humor und sinnige Einfälle, alles in bester, blühender Form, — nur die Handlung und Charakteristik steht nicht ganz auf der Höhe. Wir können von dem jungen Dichter noch Schönes erwarten.

Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Richard Wagner's. Von Ernst Meinck. (Berlin, Em. Felber). Wir können diese fleißige und zuverlässige Quellenstudie allen Wagnerianern bestens empfehlen. Es ist der erste erschöpfende wissenschaftliche Versuch, die deutsche und skandinavische Mythologie und Sage heranzuziehen, um die Art, wie Wagner sie poetisch benutzt und fortgebildet hat, kritisch aufzuzeigen. Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, seinen Stoff streng objectiv zu gestalten, aber er ist ein viel zu enthusiastischer Wagner-Anhänger, um mit seiner Begeisterung nicht da und dort herauszuplatzen. Immerhin gibt dieser Eifer der streng wissenschaftlichen Studie Farbe und Wärme. Ueber den dichterischen Werth dieser „Operntexte" darf man ja noch anderer Meinung sein.

Moderne Lyrik. Eine Sammlung zeitgenössischer Dichtungen. Herausgegeben von Leo Berg und Wilhelm Lilienthal. (Berlin, L. Waldau.) Die schön ausgestattete Anthologie will ein möglichst getreues Bild der Lyrik von heute geben, ohne tendenziös irgend eine neue Richtung einleiten oder fördern zu wollen. Freilich, wie es zu gehen pflegt, ist ganz unwillkürlich schon in der Auswahl der aufzunehmenden Dichter und in der Quantität ihrer Beiträge Berg's bekannte Sympathie für die neue Richtung zum Ausdruck gelangt. Während einigen bewährten Alten, wie Fontane und Schack, nur wenig Raum gegönnt ist, streuen z. B. Bleibtreu und Zoozmann — nicht zum Vortheil der Sammlung — ihre sogenannten Verse über mehrere Seiten hin. Andere „Junge" waren bescheidener, und die Beiträge von Arent, Egestorff, Morin u. a. haben uns zum Theil ganz gut gefallen. Höher als dieser gährende Most steht uns der abgeklärte Wein. Die Beiträge von Blüthgen, Bulthaupt, Fulda, Greif, Jul. Hart, Hans Hoffmann, Seidel, Trojan enthalten viel Schönes. Originell sind die paar Verse Nietzsche's, stimmungsvoll Alles von Liliencron und Maurice von Stern, viel schwächer Nordau's Gedichte und ganz talentlos, was Heiberg singt. Erfreulicherweise wurde auch dem Humor sein Recht, und was der muntere Schmidt-Cabanis bietet, ist nach all dem lyrischen Ueberschwang eine wahre Erholung.

Darf Caprivi bleiben? Von einem alten Politiker. Berlin, Heichen und Skopnik. (Conrad Skopnik.) Ein paar kräftige Worte und manch kluger, erfrischend kluger Gedanke über die Irrungen der Reichspolitik seit Bismarck's Abgang; eine messerscharfe Verurtheilung der Handelsverträge, des Helgolandschachers, wie wir sie selbst wiederholt ausgesprochen haben. Nur will uns bedünken, als wäre die gegen Herrn von Caprivi angeschlagene Tonart allzu scharf, als wäre es nicht gerecht, ihn allein zum Sündenbock zu stempeln. „Der Kanzler des deutschen Reiches soll ein ehrlicher und treuer Diener der Krone, nicht aber deren (ihr!) Bedienter ohne eigenen Willen und eigene Gedanken sein." Mit dieser Sentenz ist Herr von Caprivi gerichtet; aber ihre Wahrheit gern zugegeben, wie darf dann der Verfasser den Grafen für alle in der deutschen Politik seit zwei Jahren gemachten Fehler zur Verantwortung ziehen? Wenn Herr von Caprivi ginge, was hülfe es? Das System bliebe und andere gefügige Männer fänden sich leicht. — Will der Verfasser an der Politik des Kaisers Kritik üben, so ist es seine Pflicht, dies frei heraus zu sagen; lange genug hat die Feigheit nach oben hin angedauert, und unabhängige conservative Politiker zum Mindesten sollten sich ihrer nicht schuldig machen.

Gustav. Eine Idylle von Karl Spitteler. (Zürich, Albert Müller.) Der auch außerhalb seiner schweizerischen Heimath bekannte Verfasser der etwas transcendental gerathenen Gedichte „Extramundana" und des philosophischen Epos: „Prometheus und Epimetheus" scheint mit seinen zwei neuen Werken: „Friedli der Kolderi" und „Gustav" ein Genre gefunden zu haben, für das er auf allgemeinere Theilnahme rechnen kann. In diesen beiden Erzählungen ist er ganz Romantiker, ein Nachfahr des Eichendorff'schen Taugenichts und des Grünen Heinrich, etwas altmodisch und absonderlich und doch wieder im guten Sinne Realist. Der Schweizer Erdgeruch entströmt der einfachen Geschichte überall, und der trockene und dabei zarte Humor klingt deutlich an Gottfried Keller an. Seine Menschen sind verträumte Käuze mit „innigen, guten Herzensaugen", und was sie reden und thun ist so närrisch lieb und brav, daß sie uns immer an's Gemüth greifen. Von diesem Dichter gilt, was er von seinen musikalischen Helden sagt: „Er begriff die Kunst als eine Erlaubniß, glücklich zu sein und den Gesang als ein Jauchzen der Seele." Möge er viel gleichgestimmte Leser finden!

Bismarck und Caprivi. Berlin, Hermann Walther. (Walther & Apolant). Das interessante und flott geschriebene Heft nimmt in dem schlimmen Streitfall mit Entschiedenheit für Bismarck Partei; seine Ausführungen decken sich vielfach mit den unsern Lesern wohlbekannten der „Gegenwart", weisen aber auch manches neue und gutgesehene Charakteristikum des erbitterten Kampfes auf, den der jetzige Waffenstillstand sicher nicht beendet hat. Mit geistreicher Schärfe wird der Beweis geführt, daß die abfälligen Aeußerungen Bismarck's über seinen Nachfolger nur zu gerecht sind und daß es heilige Pflicht des Alten von Friedrichsruh war, mit seiner Meinung nicht länger zurückzuhalten, denn es handelte sich weder um den Ausdruck persönlicher Gereiztheit, noch um kleinliche Nörgelei eines entlassenen Beamten, sondern um den bündigen Beweis, daß Caprivi unfähig ist zur Lenkung des Schiffes. Die Wiener Intrigue gegen den Fürsten erfährt verdiente Auspeitschung; mit wohlthuender Wärme wird auf die Stimmung der Volksseele dem Fürsten gegenüber hingewiesen. Daß aber die Gesinnung des Kaisers für seinen alten Kanzler so ist, wie der Herr Verfasser glaubt — die Botschaft hört man gern, allein es fehlt der Glaube!

Unter dem Titel „Silber" ist soeben im Verlage von Rosenbaum & Hart in Berlin eine neue Schrift des Abgeordneten Ludwig Bamberger erschienen. Der als Autorität in der Währungsfrage anerkannte Parlamentarier entwickelt hierin die Aussichten der Silberwährung. Da das Interesse für die letztere durch das preußische Gesetz, betreffend die Einziehung der Thaler österreichischen Gepräges, sowie ferner durch den Entschluß Oesterreichs, sein Papiergeld auf dem Wege einer großen Münzreform in Metallgeld zu verwandeln, endlich durch die Zuspitzung des Kampfes für und gegen freie Silberprägung in den Vereinigten Staaten in ganz besonderer Weise geweckt ist, so wird diese Broschüre allseitig willkommen geheißen werden.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

J. J. Tascher's Verlag (A. Gerle), Kaiserslautern.

Die vorige und die kommende Revolution.

Eine Vorlesung aus Anlaß des französischen Revolutions-Jubiläums dem deutschen Volke gehalten von

Otto Fleischmann.

M 2.80.

Ein ebenso zeitgemäßes, wie wichtiges Buch!

Verlag von **Emil Felber** in **Berlin.**

Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Richard Wagners.

332 Seiten Groß-Oktav. Preis 6 *M*.

Nach dem einstimmigen Urteil der Kritik das Vorzüglichste und Erschöpfendste, was bisher über die Wagnersche Dichtung erschienen ist.

L. Waldau's Verlag, Berlin.

Moderne Lyrik.

Eine Sammlung zeitgenössischer Dichtungen herausgegeben von

Leo Berg u. Wilh. Lilienthal.

Ein starker Band. Eleg. geb. *M* 6.

In meinem Verlage erschien:

Deutsche Frauen, deutsche Treue

oder

Frau Burgemeistern von Rathenow.

Vaterländisches Drama von **Max Bittrich.**

Preis brosch. 1 M. — kart. 1 M. 25 Pf., in eleg. Geschenksband 2 M.

Das Büchlein wird allen deutschen Männern und Frauen zur Anschaffung bestens empfohlen.

Rathenow, den 20. August 1892.

Max Babenzien.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Verlag der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung **Nachfolger** in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund.

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege

von

Friedrich Meinecke.

Oktav. 79 Seiten. Preis geheftet *M* 2.—

In G. Hirth's Kunstverlag in **München** und **Leipzig** ist soeben erschienen:

Das plastische Sehen als Rindenzwang

— Spezifische Empfindung für Fernqualitäten des Lichtes — Konfluenz homologer Lichter mit dem Vortritt des größeren — Näherempfindung vereinigter Lichter — Weitere Steigerung des Nähergefühls in lateraler Richtung des breiteren Netzhautbildes —

von

Georg Hirth.

6 Bogen gr. 8° mit 10 Text-Illustrationen und 34 Tafeln mit stereoskopischen Abbildungen. — Preis broschirt Mk. 5.—.

Diese Schrift behandelt eines der größten psycho-physiologischen Probleme. Der Verfasser hat es zum ersten Male versucht, den Vorgang des Einfachsehens disparater Bilder und der damit verbundenen Empfindung der dritten Dimension aus einer festen, angeborenen Organisation der zentralen Nervenelemente zu erklären.

Verlag von **E. Pierson** in **Dresden u. Leipzig.**

Bertha van Suttner, Eva Siebeck. Moderner Roman. *M* 5.—, geb. *M* 6.—.

Adam Müller-Guttenbrunn, Dramaturgische Gänge. *M* 3.—, geb. *M* 4.—.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Die

Tragödie des Menschen.

Dramatisches Gedicht

von

Emmerich von Madách.

Aus dem Ungarischen übersetzt

von

Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein prächtiges Geschenkwerk.

Geschmackvollste Ausstattung.

Preis geh. *M* 2.75, eleg. geb. *M* 3.75.

Der Sang von Mönchgut.

Epische Dichtung von **Karl Strecker.**

Verlag von **W. Zemsch, Stralsund.**

Spamers illustr. Conversations-Lexikon.

Erste Auflage, 10 Bände. Halbfr. **Wie neu.** (*M* 200.) Nur *M* 100.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. Nur *M* 75.—.

Gegen Voreinsendung oder Nachnahme.

C. Rudloff in **Berlin W.,** Culmstraße 8.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte, (Gesammtausgabe mit dem Bildnis des Dichters). 2. verm. Auflage, brosch. *M* 3.45, geb. *M* 4.50.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln und Sprüche, 4. verm. Auflage. brosch. *M* 2.—, geb. *M* 2.50.

Otto Weddigen, Märchen. 4. Tausend. brosch. *M* 3.—, geb. *M* 3.50.

Otto Weddigen, Epische und Dramatische Dichtungen. 2. Aufl. br. *M* 3.—, geb. *M* 3.50.

Weddigens „gesammelte Werke" gehören zu den besten in unserer neuesten Litteratur; als vaterländischer Dichter ist er dem deutschen Volke immer werth.

Verlag von **Rud. Bechtold & Co.,** Wiesbaden.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 17. September 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Unsere Cavallerie und die Militärvorlage. Von Quisquis. — Gelehrte Amtstracht. Von N. — **Literatur und Kunst:** Ein Besuch bei Conrad Ferdinand Meyer. Von Wilhelm Langewiesche. — Heyse's Merlin. Von M. Carriere. — Der Anti-Goethe. Von Hermann Kienzl. — Dresdner Kunstbriefe. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Sein eigen zuletzt. Von Sigurd Jönköping. — **Aus der Hauptstadt:** Reiherbeize. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Von Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt. — Notizen. — Anzeigen.

Unsere Cavallerie und die Militärvorlage.

Militärische Streitfragen stehen im Vordergrunde der öffentlichen Discussion. Aus all den umlaufenden Nachrichten, unter denen die widerspruchsvollen Berichte über die kaiserliche Ansprache bei der Herbstparade einen merkwürdigen Beitrag zur Zeitgeschichte darstellen, ist jetzt soviel mit Sicherheit zu entnehmen, daß die Heranziehung einer größeren Anzahl Dienstpflichtiger zur Dienstleistung in Vorschlag gebracht, daß als Preis dafür das Zugeständniß der zweijährigen Dienstzeit für die Infanterie in der einen oder der anderen Form geboten werden soll, daß aber die erstgedachte Maßnahme trotzdem einen jährlichen Mehraufwand von 80 bis 100 Millionen Mark bedingen wird.

So vorsichtig und tropfenweise sind die Nachrichten erflossen, so langsam ist die Ziffer des erforderlichen Mehraufwandes von 20 auf 40, dann auf 60 und zuletzt auf 80, ja 100 Millionen gestiegen, daß selbst diese letztere Ziffer, welche eine Steigerung unseres militärischen Aufwandes um den vierten Theil bedeutet, von der Bevölkerung vergleichsweise ruhig aufgenommen worden ist. Schwere Kämpfe aber werden sich in dem Augenblick erheben, wo die Reichsboten offen der Frage in's Angesicht sehen müssen, mit welchen Mitteln der riesige finanzielle Mehrbedarf gedeckt werden soll. Dem Gedanken, daß der Reichstag einfach den erforderlichen Mehrbedarf für Heereszwecke bewilligt und dem kommenden Tage die Aufbringung des Bedarfs überläßt, kann doch nicht ernsthaft näher getreten werden, und so droht die zu erwartende Militärvorlage den schönsten Plänen, welche Herr Miquel für die Umgestaltung unseres Steuerwesens noch in Bereitschaft hat, schwere Gefahr.

Bei dieser Perspective ist es die Pflicht des Vaterlandsfreundes, sich nach Wegen umzusehen, auf denen bei Erhaltung der Kriegstüchtigkeit unseres Heeres, wenigstens nach einzelnen Richtungen hin in's Gewicht fallende Ersparnisse zu erzielen sind. Der Verfasser dieses Artikels unterbreitet einen solchen Weg, den er für gangbar hält, der öffentlichen Prüfung.

Wenn in nächster Zeit das Deutsche Reich in einen Krieg verwickelt werden sollte, so werden ihm die beiden allein in Betracht kommenden Armeen, die französische und die russische, mit dem rauchschwachen Pulver und dem kleinkalibrigen Geschoß, also mit wesentlich denselben Zerstörungsmitteln entgegentreten, worüber die deutsche Armee verfügt. Wie sich der Feldzug gestalten wird, darüber lassen sich jetzt nur Vermuthungen aufstellen, jedenfalls wird er ein gegen früher sehr verändertes Bild darbieten. Am meisten wird von den Einwirkungen der neuen Waffen, hüben und drüben, die kriegsmäßige Reiterei betroffen werden; die furchtbare Wirkung des kleinkalibrigen Geschosses wird die Verwendung der Cavallerie als Gefechtswaffe nahezu ausschließen. Sogenannte Reiterschlachten, d. h. die Zusammenstöße großer Reitermassen, zählen schon seit langer Zeit mehr zu den schönen Episoden in dem Kriegsdrama, eine besondere tactische oder gar strategische Bedeutung haben sie selten. Die Verwendung geschlossener Reitermassen gegen Infanterie aber ist jetzt fast zur Unmöglichkeit geworden; die glänzenden Cavallerie-Attacken, wie sie wohl hier und da noch die Manöver bringen, würden im Ernstfalle mit einer Vernichtung der Reitertruppe gleichbedeutend sein. Die Fälle, in denen ein Cavallerie-Regiment sich auf ein unvorbereitetes Infanterie-Regiment wirft und dasselbe niederreitet, werden kaum noch vorkommen, und von einem Cavallerie-Regiment, welches gegen eine schußfertige Infanterietruppe heranbraust, würden wohl nur wenige Reiter überhaupt an den Feind gelangen. Auch die Fälle, in denen es einem Cavallerie-Regiment gelingt, sich auf Artillerie zu werfen und die Geschützbedienung niederzumachen, gehören bei der engen Fühlung zwischen Infanterie und Artillerie zu den verschwindenden Seltenheiten. Es mag manchen Kriegsmann darob ein Gefühl der Wehmuth überschleichen, aber die großen Tage der Seydlitz'schen Kürassiere sind unwiderbringlich dahin.

Im künftigen Kriege werden der deutschen, wie der feindlichen Cavallerie wesentlich folgende Aufgaben gestellt sein: der Nachrichtendienst im eigenen Lager, die Aufklärung und Beunruhigung der feindlichen, sowie die Verschleierung der eigenen Stellung, die Verfolgung des geschlagenen Feindes und die Störung der feindlichen Verbindungen. Diese Aufgaben sind und bleiben groß, schwierig, für den Ausgang des Feldzuges vielleicht entscheidend, unserem Ermessen nach ist aber dafür die jetzt in die Cavallerie gestellte Zahl von Mannschaften und Pferden bei Weitem nicht erforderlich.

Der Friedensstand des deutschen Heeres beträgt gegenwärtig, von den Offizieren und Militärbeamten abgesehen, 486,983 Mann. Darunter entfallen auf die Cavallerie, wieder Offiziere und Beamten nicht gerechnet, 65,347 Mann mit 63,790 Dienstpferden. Wie sich das Verhältniß der Waffengattungen im Kriege gestalten wird, läßt sich von dem nicht ganz Eingeweihten nur annähernd berechnen, bei gleichem Verhältniß würde Deutschland im vollen Kriege gegen 400,000 Cavalleristen in's Feld stellen.

Diese ungeheuren Mengen von Roß und Reitern sind für die oben angegebenen Zwecke nicht erforderlich, und deshalb ist eine Beschränkung zulässig, ja geboten. Die großen geschlossenen

Reitermassen sind unter Umständen ein Ballast für die höhere Truppenführung, und damit eine schwere Gefahr für das eigene Heer; ihr Transport und ihre Verpflegung bereiten mitunter große Schwierigkeiten, den anderen Waffen wird durch sie nur zu oft der Weg verlegt; auf Pfaden, wo sich der Infanterist noch weiter hilft, versagt der Reiter. Nach unserem Dafürhalten würde eine Herabsetzung des Reiteretats im Frieden und im Kriege auf das Dritttheil der jetzigen Ziffer sehr wohl angängig sein. Es würden dadurch ganz gewaltige Geldsummen erspart und Tausende von Männern und Pferden für andere Zwecke, darunter auch für die Zwecke des Friedens, verwendbar.

Die obige Voraussetzung führt noch zu einem anderen Schluß. Wenn die Cavallerie in Zukunft aufhört Gefechtswaffe zu sein, wenn sie lediglich die Aufgabe hat das Eingreifen der anderen Waffen, insbesondere der Infanterie, zu erleichtern und vorzubereiten, so liegt es nahe, die bisherigen besonderen Cavallerieverbände aufzugeben und die entsprechende Zahl von Cavalleristen den anderen Truppenverbänden, insbesondere der Infanterie, zuzutheilen. Die 317,534 Infanteristen der deutschen Friedensarmee sind vertheilt auf 519 Bataillone und diese wiederum in 173 Regimenter zusammengefaßt; die 65,347 Cavalleristen sind vertheilt auf 465 Escadrons und diese wiederum in 93 Regimenter zusammengefaßt. In Zukunft könnte sich die Sache so gestalten, daß unter Auflösung der Cavallerieregimenter jedem Infanterieregiment eine Escadron Cavallerie als ein integrirender Bestandtheil zugewiesen wird.

Die gleichzeitige Herabsetzung des Mannschaftsbestandes und das Freiwerden von großen Geldmitteln würde es ermöglichen, für die deutsche Cavallerie der Zukunft die tauglichsten Leute auszusuchen und festzuhalten. Mag für die Infanterie die zweijährige Dienstzeit rechtlich oder thatsächlich eingeführt werden, für den Cavalleristen wird auch in Zukunft die dreijährige Dienstzeit das Minimum darstellen. Es ist billig, daß die Ungleichheit, in welche so der Cavallerist gegenüber dem Infanteristen versetzt wird, durch eine reichlichere Löhnung des Cavalleristen ausgeglichen wird; es ist zu hoffen, daß diese und sonstige Vortheile, z. B. ein besseres Avancement, bessere Aussichten für die Capitulanten, einen hinreichenden Ansporn bilden, um in Friedenszeiten die Completirung unserer Cavallerie aus Freiwilligen mit vierjähriger Dienstzeit zu ermöglichen. Wenn nun die Befehlshaber darauf sehen, nur gewandte Leute mit guter Schulbildung zur Cavallerie zuzulassen, so wird die Escadron der Zukunft die Elitetruppe innerhalb des Regimentes sein. Eine solche Escadron unter einem schneidigen Führer, mit fähigen Offizieren und Unteroffizieren, mit sorgfältig ausgewählten und durchgebildeten Leuten wird in der Hand des Regimentscommandeurs eine unendlich werthvolle, gelenke, jederzeit verwendbare Waffe sein, erst die volle Verwerthung aller im Regiment zusammengefaßten Kräfte ermöglichen. Freilich steigern sich damit auch die an den Regimentscommandeur zu stellenden Anforderungen; er müßte in Zukunft nicht bloß ein sattelfester Reiter, sondern auch ein cavalleristisch vollständig durchgebildeter Offizier sein.

Es wird deshalb, um ihn wenigstens quantitativ einigermaßen zu entlasten, geboten sein, den Mannschaftsbestand der Infanteristen innerhalb eines Regiments herabzusetzen. Am einfachsten geschieht dies, wenn die Zahl der Compagnien eines Bataillons von vier auf drei herabgemindert wird und aus den freigewordenen Compagnien neue Bataillone und Regimenter gebildet werden. Damit wächst die Zahl der Infanterie-Bataillone auf 692 und die Zahl der Regimenter auf 230. Dem entsprechend würde die deutsche Cavallerie in Zukunft bloß aus 230 Escadronen bestehen, von denen jede ganz wohl auf einen Mannschaftsbestand von 100, statt bisher 140, herabgesetzt werden kann.

Ein anderer nahe liegender Gedanke mag wenigstens gestreift werden. Es wird sich vielleicht empfehlen, die jungen Cavalleristen zunächst in besonderen Cavallerieschulen auszubilden und erst, wenn sie mit Roß und Waffe vollständig vertraut geworden sind, auch den ersten Drill empfangen haben, den Regimentern zur weiteren Ausbildung und Verwendung zu überweisen. Es wird sich vielleicht ferner empfehlen, größeren Verbänden, der Brigade oder Division, einen Stabsoffizier beizugeben, welcher unter dem Brigade- oder Divisionscommandeur, in Verbindung mit den einzelnen Regimentscommandeuren, die weitere cavalleristische Ausbildung innerhalb der Escadron besonders überwacht. Daß wir die Beseitigung der verschiedenen Typen, der Kürassiere, Ulanen, Dragoner und Husaren und die Einführung eines einzigen Typus, des leichten Lanzenreiters, erwarten, brauchen wir wohl kaum besonders zu sagen.

Wie sich das hier gezeichnete Bild durch die geplante Erhöhung des Friedenspräsenzstandes ändern wird, wie nach dem Wegfalle der Cavallerie-Regimenter die höheren Truppenverbände, Brigade, Division und Armeecorps zu formiren sind, ob sich die Zutheilung von Cavallerie an die Artillerie, insbesondere die Fußartillerie, empfiehlt, wie die jetzigen Cavallerie-Kasernen für die Regimenter in ihrer künftigen Gestalt nutzbar zu machen sind, das kann weiteren Erwägungen überlassen bleiben, jedenfalls ermöglicht die Durchführung des hier angeregten Gedankens eine jährliche Ersparniß von 20 bis 25 Millionen Mark und gibt nach unserem Dafürhalten der Armee eine größere Beweglichkeit.

Es ist ein großer und schwerer Schritt, ein Bruch mit alten, beinahe geheiligten Ueberlieferungen, welcher mit diesem Vorschlage der deutschen Heeresleitung angesonnen wird, bedeutet er doch das Verschwinden alter und ruhmvoller Regimentsnamen. Der Verfasser kann nicht erwarten, daß sein Vorschlag bald eine beifällige Aufnahme findet, es wird ihm schon eine Genugthuung sein, wenn er wenigstens zu denjenigen Vorschlägen gerechnet wird, welche einer näheren Prüfung werth sind. Der Verfasser hofft, daß diese nähere Prüfung noch andere, hier gar nicht erörterte Vortheile der neuen Einrichtung an das Tageslicht bringen, und daß jedenfalls das Bedenken als hinfällig erkannt werden wird, welches auf den ersten Blick der Hinweis auf die ungeheuren Reitermassen Rußlands hervorrufen kann.

Zum Schluß möchten wir diejenigen, welche sich mit einer zahlenmäßigen Verringerung unserer Cavallerie nicht befreunden wollen, doch bitten, unseren zweiten Vorschlag, die besonderen Cavallerieverbände aufzulösen und die einzelnen Escadrons den Fußtruppen zuzutheilen, für sich in das Auge zu fassen.

Quisquis.

Gelehrte Amtstracht.

Aus Universitätskreisen.*)

Auf die Gefahr hin, eitel zu erscheinen, möchte der Verfasser eine Frage auch öffentlich anregen, die ihm nicht ganz ohne allgemeinere Bedeutung zu sein scheint. Als die schöne Universität Heidelberg ihr 500jähriges Jubiläum feierte, hat es gewiß Manchen verwundert, daß deutsche und außerdeutsche Professoren sich in Talaren einfanden, während die Heidelberger selbst nicht nur zu ihrem eigenen Feste im Frack erschienen, sondern auch durch ausdrücklichen Beschluß einige Zeit vor der Feier die Einführung einer Amtstracht abgelehnt hatten. Und als Tübingen im Jahre 1877 sein 400jähriges, Würzburg im Jahre 1882 sein 300jähriges, vor Allem aber, als Bologna im Jahre 1888 sein 800jähriges (es hätte auch das 900jährige sein können) Jubelfest feierten, da war es doch seltsam, als unter den zahlreichen Talaren, die besonders in Bologna aus allen Weltgegenden zusammengekommen waren, einige vereinzelte Frackerscheinungen mit unterliefen. Noch vor 20 Jahren hätte der Heidelberger Beschluß vielleicht allgemeine oder doch überwiegende Zustimmung

*) Der Verfasser ist ordentlicher Professor der Rechte an einer süddeutschen Universität.

gefunden. Darf man aber jetzt in dieser Frage — es ist wahrhaftig keine Frage ersten Ranges — eine Prophezeiung wagen, so ist es die, daß in einiger Zukunft eher diese wenigen Fräcke verschwinden, als daß die zum Theil so alterthümlichen Talare wieder abgeschafft werden. Wie die frühere Nüchternheit und Kahlheit unserer Zustände auf anderen Gebieten einer reicheren und farbigeren Ausgestaltung des Lebens zu weichen beginnt, so möchte es auch hier sein. Viel haben wir noch über Armseligkeit unserer äußeren Erscheinungswelt zu klagen. Wer aber Augen hat zu sehen, kann nicht verkennen, daß es damit doch von Jahr zu Jahr besser wird, daß mancher bisher kahle Zweig sich umlaubt, daß aus manchem bisher harten und trockenen Erdfleck Grün und Sträucher aufsprießen, und daß am Ende doch Aussicht ist, daß wir noch einmal, statt immer nur auf dem Exerzierplatz, auch in einem blühenden Garten des öffentlichen Lebens wandeln. Freilich ist von einem perikleischen Zeitalter noch wenig zu merken. Diejenigen, welche unmittelbar nach dem Kriege einen großen Aufschwung für die nationale Kunst und Cultur erwarteten, haben sich bitter getäuscht, und nur langsam reifen die Früchte der großen Thaten. Das aber schließt nicht aus, daß wir uns doch mitten in der Besserung befinden, und als ein Zeichen der Besserung begrüßen wir u. A. auch die nunmehr wohl veränderte Fassung jener von uns erwähnten Prophezeiung.

Fragen wir freilich nach den Wünschen der Betheiligten, so würden wir uns nicht wundern, wenn in dieser Hinsicht sich die Meisten gegen die Beibehaltung jener Tracht aussprechen würden. Denn eine störende Unbequemlichkeit ist und bleibt sie. Wer gewöhnt ist, im einfachen Rock zu gehen oder sich höchstens in Frack und weiße Halsbinde zu stecken, seufzt ganz gewiß, mehrere Male im Jahr jene Verkleidung, jenen Mummenschanz, wie man es oft genannt hat, mitmachen zu müssen. Wie gut fand der Arm den Aermel des gewöhnten Rockes, und wie fährt er umher, in die entsprechende Oeffnung des Talares zu kommen! Wie vertraut war der Stirn der gewöhnte Hut oder selbst der schnöde Cylinder, und wie drückt nun das Barett, oder wie ungewohnt schaukelt es auf dem kahlen oder noch lockigen Haupte! Und wenn noch alle diese Trachten so einfach wären wie die Göttinger oder Tübinger Tracht; in Bayern aber haben die Professoren das Vergnügen, fünf Stücke nach einander anlegen zu müssen, die zu der dort vorgeschriebenen Amtstracht gehören: erstens die an die Jesuitenzeit erinnernde schwarze Soutane, zweitens den diese umschließenden sammtenen Gürtel, drittens das glänzend gestärkte weiße Vorhemd, viertens den nach Facultäten verschiedenfarbigen Talar selbst und fünftens das Barett, dessen Form ebenfalls noch an alte kirchliche Tradition erinnert. Das Anlegen dieser Tracht wäre aber noch das Geringste. Gewiß fühlt man sich gehoben in ihr; man fühlt sich dem gewöhnlichen Dasein entrückt und aufgenommen in höhere Regionen, zu denen das Alltagsleben nicht heraufreicht. Aber wer gehoben ist, pflegt damit auch den gewohnten Boden unter den Füßen zu verlieren. Wie Manchen kann man verlegen lächeln sehen in dieser Verkleidung, und wie Mancher, der sonst ganz gescheidt aussah, macht in dieser Tracht ein sehr thörichtes Gesicht, da man ihm ansieht, daß er an nichts denkt, als an seine Umhüllung, oder doch daran, daß Andere ihn darauf ansehen, ob er sich seiner Verkleidung bewußt sei. Mit solchen mehr eintönigen und inhaltslosen als geistreichen Betrachtungen beschäftigt, wandeln die Leuchten der Wissenschaft von dem Versammlungszimmer in die Aula oder gar über die Straße, wo sie im günstigen Fall der staunende Philister, im ungünstigen Fall die spottlustigen Straßenjungen empfangen. Mit fragwürdigen Gesichtern setzt sich im Festsaal endlich Alles auf die vorgeschriebenen Plätze. Und wenn nun endlich jenes innere Spiel aufhören wollte! Aber während der noch so gediegenen und inhaltreichen Rede des Rectors oder des Kollegen, immer wieder drückt hier eine ungewohnte Falte, zieht dort eine ungewohnte Spannung und zuckt durch das des Denkens gewohnte und sonst denkfrohe Gehirn der elende Gedanke an die Verkleidung, in der man dasitzt. —

Aber wie? höre ich fragen: du scheinst doch so eingenommen für diese Sitte, die du sogar mit dem ersehnten perikleischen Zeitalter in Verbindung gebracht hast, und nun willst du sie mit einem Male verwerfen? Wie stimmt das? In der That, der Widerspruch läge klar am Tage, wenn es nicht ein anderes Heilmittel gäbe. Eine Abschaffung der an sich so schönen und culturfreundlichen Sitte wäre unseres Erachtens barbarisch. Andererseits ist ihre Beibehaltung in der jetzigen Art mit sichtlicher Unbequemlichkeit und Störung verbunden. Da bleibt nichts Anderes übrig, als diese Sitte umzubilden, und zwar so, daß ihre Mängel hinwegfallen. Fragst du aber, wie das möglich ist, so ist die einfache Antwort: sie muß aufhören, etwas Außergewöhnliches zu sein; sie muß aus einer Feiertagssitte in eine Alltagssitte übersetzt werden. Machen wir aus dieser Festtracht, dieser Verkleidung wieder das, was sie in früheren Zeiten gewesen ist: eine wirkliche Amtstracht.

Wie lange ist es denn her, daß nicht bloß das Militär, bei dem es ja selbstverständlich ist, und die Geistlichkeit, bei der es sich Gottlob stets erhalten hat, sondern auch der Richterstand und der Lehrstand in einer ihrem Berufe entsprechenden Tracht thätig waren? Erst die neuere Zeit hat dies beseitigt und ebenso, wie man hinsichtlich des Richterstandes neuerdings (bei der Einführung der Reichsgerichtsverfassung im Jahre 1879) wieder zu der guten alten Sitte zurückgekehrt ist, ebenso befürworten wir diese Rückkehr auch für den Lehrstand und zwar zunächst für die Lehrer an den Universitäten. Und zwar aus ganz den gleichen Gründen, welche hierfür bei dem Richterstande maßgebend gewesen sind und sich für diesen inzwischen reichlich bewährt haben. Gut erinnern wir uns noch der Klagen, welche damals, als die richterliche Amtstracht eingeführt oder wieder eingeführt wurde, sich im Kreise der Juristen erhoben, und des Spottes, an welchem es nicht fehlte. Was sollen wir uns mit dem Talar behängen, nachdem wir Jahrzehnte hindurch im gewöhnlichen Rock geamtet haben? Hängt die Güte unserer Entscheidungen ab von dem Kleide, welches wir anhaben? Wir sind keine Schauspieler — und was man von dergleichen Aeußerungen hörte. Wie bald aber sind Klagen und Spott verstummt! Wie bald sah man ein, daß die neue Amtstracht ein Merkliches zur Würde der Verhandlungen beitrug; wie bald fühlte man, daß der gerichtliche Vorgang dadurch auf eine andere Höhe gehoben wurde; auch der Rückschlag auf das Verhalten der Parteien und Zeugen, ja auch der Parteivertreter und der Richter selber konnte nicht ausbleiben. Und der Vortheil, daß man nun unter dem Talar nicht weiter genirt war, wurde als angenehme Zugabe empfunden. Mit einem Schlage verschwunden waren jene entsetzlichen Fräcke, die Jahre lang in den Gesellschaften gedient hatten und nun zu Gerichtssitzungen für gut befunden wurden. Verschwunden jene großcarrirten Beinkleider, deren wir uns noch gut erinnern. Und überhoben sind seitdem die Vorsitzenden der peinlichen Erwägung, ob wegen ungeeigneter Tracht eine Mahnung ausgesprochen, eine Rüge ertheilt werden solle. Gleichmäßig und feierlich umhüllt die Amtstracht die Diener der Themis, gleichmäßig und ohne Anstoß gleitet der Blick der Betheiligten und Nichtbetheiligten über die das Gericht bildenden Personen; das Befremdliche der neuen Erscheinung war sehr bald verschwunden, und Niemand sehnt sich zurück nach dem früheren Zustand.

Und ganz den gleichen Vortheil erwarten wir auch von der Amtstracht an den Universitäten. Allerdings müßte aufhören jene buntscheckige Mannigfaltigkeit der jetzigen Festtracht, die an den deutschen Universitäten herrscht, während den ausländischen, insbesondere französischen Universitäten nur eine für alle Universitäten gleiche Amtstracht bekannt ist. Und aufhören müßten vor Allem die Uebertreibungen, an welchen, wenigstens zum Theil, diese Trachten leiden, indem manche allzu reichlich mit Gold und Silber, Hermelin, Sammt und Seide verziert und verbrämt sind. Dergleichen mag für die Festtracht verbleiben — obwohl wir auch hierfür größere Einfachheit und Gleichförmigkeit befürworten würden —, die Amtstracht selbst aber müßte ebenso einfach und im Wesentlichen gleichmäßig sein wie diejenige der Geistlichen und der Richter. Unseres Erachtens könnte mit geringen Abweichungen der

richterliche Talar auch als Professoren-Amtstracht eingeführt werden.

Freilich hören wir die Einwendung: wozu denn solcher Umstand für einen Lehrvortrag, der doch seiner Natur nach vielfach nüchtern sein muß und keineswegs immer schwungvoll sein darf? Auch kann man darauf hinweisen, daß bei manchen Vorträgen, bei denen es auf Operationen, Demonstrationen und Experimente ankommt, der Talar nur als Hinderniß erscheint und daß u. A. der Physiker manches Glas mehr zerbrechen würde, wenn er im Talar experimentiren soll, der Chemiker öfter in Gefahr sein würde, sich zu verbrennen u. s. w. In dieser Hinsicht ist nun zunächst zuzugeben, daß durchaus das praktische Bedürfniß entscheidet und daß für Alles, was besser und leichter im Rock (oder gar ohne Rock) auszuführen ist, der Talar nur vom Uebel sein würde und selbstverständlich fern zu bleiben hat. Es bleibt aber die große Masse der akademischen Lehrvorträge und für diese wäre die Einführung einer Amtstracht nicht nur möglich, sondern unseres Erachtens nicht ohne Vortheil. Während in den neuerrichteten Justizgebäuden die Richter und Anwälte in einer den Formen des Gebäudes und der Würde ihres Berufes entsprechenden Erscheinung einhergehen, betreten die Professoren oft in den unscheinbarsten und nicht selten auch in sehr fragwürdigen Anzügen die Universität und besteigen das Katheder. So gut wie ausgestorben ist freilich der Frack, der früher eine ähnliche Rolle auf dem Katheder wie im Gerichtssaal gespielt hat; aber der Eine erscheint im hellgrauen, der Andere im blauen oder grünen, die Meisten im schwarzen Rock, die Einen im Jaquet, die Anderen im Gehrock, und Professoren und Privatdozenten, die eine schwerwiegende Vorlesung im hellen Sommerröckchen mit blauer Cravatte und womöglich grüner Busennadel halten, sind keine ganz seltene Erscheinung. Wie gut würde auch hier eine gleichförmige Amtstracht wirken! Und — auch auf die Art des Vortrages selbst könnte sie unseres Erachtens nur einen günstigen Einfluß üben. So hoch wir den Inhalt über die Form stellen, und so sehr wir es beklagen würden, wenn die deutschen Universitätsvorträge in rhetorische Schaustücke ausarten würden, bis jetzt hat man sich mehr über das Gegentheil dieses Fehlers zu beklagen. Nicht Alles, was in den Text oder gar in die Anmerkungen eines gelehrten Werkes gehört, paßt auf das Katheder und für den mündlichen Vortrag. In mündlicher Rede soll nur das entwickelt werden, was zu den Grundzügen der Wissenschaft gehört, und diejenigen Einzelheiten, denen eine besondere Bedeutung, sei es in praktischer oder theoretischer Hinsicht, beiwohnt. Dieser Sichtung des wissenschaftlichen Stoffes für den mündlichen Vortrag könnte aber die von uns vorgeschlagene Neuerung nur günstig sein, da das Gefühl für die Nothwendigkeit einer solchen durch die den Redner umgebende Tracht gestärkt und geweckt werden würde. Wer sich bewußt ist, in einer nur der gehobenen Stimmung entsprechenden Erscheinung aufzutreten, wird von selbst vieles Leere und Unbedeutende aus seinem Vortrage weglassen, von selbst aber bei dem Wichtigeren und Bedeutenderen länger verweilen. Und vor Allem eine, ebenso unschöne wie zeitwidrige Eigenthümlichkeit unseres Unterrichts würde voraussichtlich, wenn auch nicht mit einem Schlage, so doch allmählich verschwinden, nämlich das entsetzliche Dictiren, das noch immer in manchen Vorlesungen geübt wird. Wir meinen damit nicht das deutlichere Herausheben wichtigerer Sätze, dem dann erst die Erläuterung folgt und das für viele Vorlesungen als in der That unumgänglich erscheint; wohl aber das Ausfüllen der Stunde, oder des größeren Theils derselben mit wirklichem und bloßem Dictiren, eine Unsitte, die auf die Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst zurückweist. Unwürdig schon für den jetzigen Zustand, wäre diese Methode vollkommen unvereinbar mit jenem gehobeneren und würdigeren Zustand, der durch die Amtstracht mehr bezeichnet, als herbeigeführt, aber doch auch gefördert werden würde. Und ob das andere Extrem akademischer Vorträge — ihre Ausartung in rhetorische und theatralische Schaustellungen — dadurch begünstigt werden würde, ich meine, das könnten wir in Deutschland ruhig abwarten, da es uns, bis jetzt wenigstens, nicht am Inhalt, sondern an der Form, nicht an Trockenheit und Nüchternheit, wohl aber am Flusse und der Fülle der Darstellung hier wie auch anderwärts gefehlt hat.

Möchte man den obigen Vorschlag nicht kleinlich finden, sondern auch ihn als Zeichen betrachten, daß unser Volk und unsere Zeit nach einer edleren, seiner neugewonnenen Machtstellung entsprechenderen Erscheinungsform hinstrebt! N.

Literatur und Kunst.

Ein Besuch bei Conrad Ferdinand Meyer.

Von Wilhelm Langewiesche.

Es war im October 1890, als ich die persönliche Bekanntschaft Conrad Ferdinand Meyer's machen durfte, an den mich sein mir befreundeter Verleger empfohlen hatte. Auf meiner etwas verspäteten Schweizerreise hielt ich mich einige Tage in Zürich auf und fuhr von dort an einem strahlenden Nachmittag nach dem nahen Bendlikon, der Bahn- und Dampfschiff-Station für das auf dem Vorberg der Albiskette gelegene Kilchberg, wo der Dichter wohnt. Nach kurzer Wanderung bergauf erreichte ich das auf der Höhe des Hügels gelegene Dorf. Eine des Weges kommende Frau zeigte mir die Wohnung des Herrn Doctor Meyer. Es war ein ziemlich großes, einfaches Landhaus, das einen zugleich vornehmen und traulichen Eindruck machte und eine prächtige Aussicht auf Stadt, See und Gebirge bieten mußte. Nicht weit davon sah ich auch das Denkmal, das Meyer, der Mensch, sich errichtet, nachdem der Dichter sich ein unvergänglicheres Monument in seinen Schriften gesetzt hat. Hell erglänzte es im Scheine der Herbstsonne und pries seinen Begründer. Aber nur für den, der zufällig seine Bedeutung kennt, denn keine Inschrift ziert es, und die Schaaren der Fremden, die allsommerlich vorüberziehen, werden es kaum beachten. Es ist nämlich nur ein Haus, ein großes weißes Haus, das unter dem Protektorat der Gattin des Dichters steht. Dort findet jederzeit eine Anzahl unbemittelter, erholungsbedürftiger Frauen aus dem Canton Zürich unentgeltliche Aufnahme und freundliche Pflege unter Leitung einer Diaconissin. Uebern See drüben aber pflegt des Dichters seelenverwandte Schwester gleichfalls ihre Kranken.

Bald stand ich in einem mit einfacher Eleganz ausgestatteten Empfangzimmer dem Dichter gegenüber. Conrad Ferdinand Meyer ist auch in wörtlichem Sinne ein großer Mann, stark und breit und von kräftiger Haltung. Ein Cavalier. Sein Haupt aber bekundet, daß er mehr ist. Nur selten wohl wird eines Sterblichen Antlitz Klugheit und Anmuth, Heiterkeit und Würde, Energie und Milde, Feuer und Ruhe in so harmonischer Vereinigung zeigen. Ein weißer Schnurrbart beschattet den freundlich lächelnden Mund, und weißes krauses Haar umsäumt die hohe, breite, wie aus Erz getriebene Stirn. Hinter der goldenen Brille schauen zwei kleine, scharf blickende Augen, grau oder hellblau. Weniger schön als charakteristisch ist der untere Theil des Gesichtes, das schwache Kinn über dem etwas zu starken Hals, an Justinus Kerner gemahnend.

Er begrüßte mich überaus freundlich, wir nahmen Platz und waren bald in lebhafter Unterhaltung. Rasch verminderte sich meine anfängliche Schüchternheit, und nach kurzer Zeit war mir, als hätte ich diesen klugen Lippen schon oft gelauscht, schon oft in diese lebhaften Augen gesehen. Die geistige Größe dieses Mannes hatte nichts Erdrückendes, sie beruhigte vielmehr und zog den Unbedeutenden zu sich empor.

Zunächst erkundigte sich Meyer nach dem Befinden gemeinsamer Freunde und fragte theilnehmend nach meinen Reise- und Lebensplänen, die ihm bescheiden genug vorgekommen sein mögen. Bald aber lenkte sich das Gespräch auf die zeitgenössische

Literatur. „Die Russen führen gegenwärtig", äußerte Meyer und gedachte der Schöpfungen von Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi, dessen neuere Schriften, wie die Kreutzer-Sonate, durchaus nicht seinen Beifall fanden. Auch die Nordländer: Alexander Kielland, Jonas Lie, Henrik Ibsen, Arne Garborg, die Franzosen: Emile Zola, Guy de Maupassant, die Goncourt alle diese Modernen und Modernsten waren dem Dichter völlig vertraut. Doch über der fremden, ward die heimische Literatur keineswegs vergessen und insbesondere des kurz zuvor entschlafenen Gottfried Keller gedacht.

„Die Leute glauben natürlich immer," sagte Meyer, „wir hätten uns besonders nahe gestanden, da wir ja Landsleute waren. Das ist nun keineswegs der Fall gewesen. Trotz meiner aufrichtigen, großen Werthschätzung Keller's, des Menschen wie des Dichters, haben wir doch nicht allzu oft persönlich mit einander verkehrt. Das lag so in den Umständen. Gekannt haben wir uns freilich, und unser Verhältniß war durchaus gut. Bei meinem letzten Besuch, er lag schon auf dem Sterbebette, machte ihm der Gedanke an die Unsterblichkeit viel zu schaffen."

Ich äußerte mein Erstaunen, daß gerade Keller sich damit gequält hätte.

„Nein, mißverstehen Sie nicht," fuhr Meyer fort, „es war nicht die Unsterblichkeit seiner Seele, um die er besorgt war, sondern die seiner Werke. Und doch ist ihm die sicher."

Auch vom jüngsten Deutschland war die Rede, und keineswegs stand er der ganzen Richtung so ablehnend gegenüber, wie ich es gerade von ihm erwartet hatte. „Nur dies beständige Streiten um Theorien und Rezepte ist mir zuwider," sagte er; „der Dichter soll Schönes schaffen, das Wie ist seine Privatsache."

Unterbrochen ward unsere Unterhaltung durch das Dienstmädchen, das zum Kaffeetische rief. Wir begaben uns in ein zur ebenen Erde gelegenes Familien-Zimmer, ein geräumiges, überaus behaglich eingerichtetes Gemach, wo uns die liebenswürdige Gattin des Dichters erwartete, eine Tochter des eidgenössischen Generals Ziegler, der im Sonderbundskriege von 1847 eine führende Rolle gespielt und den Entscheidungskampf bei Gislikon geleitet hatte. Während wir den braunen Trank schlürften, drehte sich das Gespräch um die mannigfachsten Dinge. Insbesondere aber war von Hypnotismus und Suggestion die Rede. Kurz zuvor hatte nämlich der bekannte Züricher Irrenarzt Forel in kleinem Kreise, zu dem auch Meyer geladen gewesen, hypnotische Versuche angestellt, von deren zum Theil höchst überraschenden Resultaten der Dichter erzählte. Interessant war mir besonders, wie sich Meyer zu diesen, seiner heiteren, klaren Natur jedenfalls recht fremden Fragen stellen würde. Daß er nicht, nach Art bequemer und oberflächlicher Menschen, das thatsächlich Geschehene und Bewiesene einfach für Schwindel erklären würde, durfte ich erwarten. Ebenso wenig aber erging er sich in Vermuthungen und Deutungen, sondern er begnügte sich mit den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung, die er wie alle Aeußerungen des modernen Lebens aufmerksam verfolgt. Ein Beispiel aus seinem eigenen Leben erzählte er uns:

„Ich habe einen Herrn in Chur gekannt, einen Kaufmann, der besaß eine solche übersinnliche Gewalt über seinen Buchhalter, daß er ihn jederzeit, ohne ihm irgend ein Zeichen zu geben, zu sich kommen lassen konnte. Ich zeigte mich dieser Behauptung gegenüber anfangs ebenso ungläubig, wie Sie jetzt. Aber ich ward bekehrt. Jener Herr hat mir in ganz unanfechtbarer Weise den Beweis der Wahrheit erbracht. Warum übrigens," fügte er lächelnd hinzu, „daran zweifeln? Es gibt eben wirklich Kräfte, deren Wesen und Wirken wir noch nicht begreifen können!"

Nach einiger Zeit trat, aus der Schule kommend, des Dichters einziges Kind, ein frisches, fröhliches Mädchen, in das Zimmer und suchte, den fremden Gast durch Knix und Handschlag begrüßend, bescheiden seinen Platz am Tische.

Unser Gespräch verließ nun das dunkle Gebiet, und Meyer begann von seinen Reisen zu erzählen: wie er in seinen jungen Jahren, als er Jura studirte und auch später, da er noch gar nicht an Schriftstellerei dachte, Theile von Deutschland, Italien, Frankreich und insbesondere sein Vaterland, die Schweiz, nach allen Richtungen durchwandert habe. Dabei habe er durch Studium und Anschauung eine gute Kenntniß auch der Vergangenheit dieser Länder nach Literatur und Kunst, Politik und Leben erworben, so daß er später seinen historischen Erzählungen ohne Schwierigkeit, ja oft ohne ein gelehrtes Buch aufzuschlagen, das richtige Zeit und Localcolorit habe geben können.

„In Norddeutschland bin ich nur einmal gewesen, in Berlin nur einen einzigen Tag. München besuche ich öfter. Es ist mir bequem zu erreichen, und dann gehört es so halb zu uns."

Lebhaft interessirte den Dichter die projectirte Bahn auf die „Jungfrau". Im Gegensatz zu der oft gehörten sentimentalen Klage, durch die vielen Bergbahnen ginge die Poesie der Berge verloren, sprach Meyer sich sehr entschieden für die Anlage solcher aus, die auch dem minder Rüstigen und weniger Bemittelten die Erhabenheit der höchsten Alpenregionen erschlössen. „Die Bahn auf die Jungfrau wird an Großartigkeit alle übertreffen. Aber ich zweifle nicht, daß sie gebaut werden wird, ja ich hoffe, ihre Vollendung noch zu erleben. — Unberufen!" fügte er ernster hinzu.

Nach dem Kaffee führte mich der Dichter in sein Arbeitzimmer, ein großes, ziemlich niedriges Gemach mit Holztäfelung an den Wänden. Die Ausstattung des Raumes war, dem Zwecke entsprechend, einfach: ein bequemes Sopha, ein großer Arbeittisch, einige Sessel, Bücherschränke und Regale. Den schönsten Schmuck erhielt das Zimmer durch die Fenster, in deren Rahmen sich, einem herrlichen Gemälde gleich, die blauen Fluthen des Sees, die grünen Höhen, die Dörfer und Villen an seinen Ufern und im Hintergrunde die schneeigen Häupter der Alpen zeigten. Wie viel Schönes war doch in diesem Raum entstanden! Und wie viel Großes wird hier noch entstehen! dachte ich für mich. Hier endlich begann der Dichter auch von seinen eigenen Schöpfungen zu sprechen und zwar mit einer ganz erstaunlichen Objectivität. Welches von seinen Werken das bedeutendste sei? darüber konnten wir uns nicht einigen; er hielt den „Heiligen" dafür, während ich dem gewaltigen „Jürg Jenatsch" die Palme zusprechen wollte. Auch von der Entstehung einiger seiner Dichtungen erzählte er, wie ihn räthselhafte Personen der Geschichte gereizt hätten, ihr Thun und Leben menschlich zu erklären, wie sie vor ihm gestanden, immer deutlicher, klarer, dringender, oft fast quälend, bis er ihnen dichtend zu neuem Leben verholfen und sich erlöst habe.

Seine Dichtergabe hat Meyer von seiner frühverstorbenen Mutter. Von seinem Vater, der Professor in Zürich war, sprach Conrad Ferdinand mit der größten Verehrung; er zeigte mir mit Rührung ein Buch von ihm über die Einwanderung der um ihres protestantischen Glaubens willen vertriebenen und nach Zürich ausgewanderten Locarner. Dann wies er über den See, nach dem Dorfe Meilen hin, wo er lange Jahre wohnte. Dort rauschen noch die zwei „schwarzschattenden" Kastanien, unter deren mächtigem Laubdache er seinen „Jenatsch" geschrieben. In jener Gegend herum spielt auch der köstliche „Schuß von der Kanzel". Und wie viele mühsam tastende Versuche hat dort der werdende Dichter in jahrzehntelangem Ringen gewagt! Große Mengen dieser frühesten Arbeiten, die ihm nicht genügten, hat er später verbrannt.

Sodann sprach Meyer von der Arbeit, die ihn gerade beschäftigte, von der inzwischen erschienenen „Angela Borgia" und einem älteren Plane: „Der Comthur von Küßnacht", den er gelegentlich vollenden wolle. „Auch noch mancherlei Anderes hab' ich im Sinn", sagte er, „aber es geht langsam! Ich bedarf zur Arbeit Zeit und Ruhe. Und von beiden nicht wenig! Gegenwärtig nimmt mich die Renaissance völlig gefangen. Wenn ich mich, vielleicht schon durch die »Angela«, frei machen kann, denke ich eine Geschichte aus der mittelalterlichen Schweiz zu Ende zu schreiben, die während eines schrecklichen Bürgerkrieges zwischen zwei Cantonen spielt." Und der Dichter erzählte mir kurz die Fabel der Novelle: „Der Dynast von Toggenburg", die noch nicht voll-

endet ist. Sie stellt die erschütternde Geschichte dar, wie der letzte Sprosse des Grafengeschlechtes nach und nach seiner ganzen Herrschaft beraubt wird. Ich glaube hier nicht näher darauf eingehen zu dürfen, weil es sich noch um ein Eigenthum des Dichters handelt, aber unvergeßlich wird mir bleiben, wie seine leuchtenden Augen voll stolzer Liebe und gleichsam segnend auf der vor uns ausgebreiteten Landschaft ruhten, als er schloß: „Denn ich habe mein Volk unaussprechlich lieb."

Trotz seiner Vorliebe für die Vergangenheit, der er bisher alle seine Stoffe entlehnte, ist der Dichter der Gegenwart keineswegs entfremdet. Das geht schon aus seiner Bekanntschaft mit der modernen Literatur hervor, besonders aber aus der großen Bedeutung, die der Krieg von 1870/71 auf ihn ausübte. „Ich liebe mein Vaterland über Alles", sagte er, „aber seit jenem Jahre fühle ich mich auch als Deutscher." Und wahrlich, es war kein weltentfremdeter Romantiker, es war ein Bürger unseres Jahrhunderts, der mir in der Dämmerstunde jenes Octobernachmittages sagte: „Entwickelung und Demokratie, das sind, wie ich meine, die Ideen, nach denen man unsere Zeit einst nennen wird."

Die Stunden flogen dahin. Bald mußte ich aufbrechen. Der Abschied ward mir schwerer, als es sonst bei so kurzer Bekanntschaft zu sein pflegt. Ich hatte einen Poeten gesucht und hatte nicht nur den, sondern auch einen Menschen im höchsten Sinne gefunden, einen jener Glücklichen und Seltenen, die, von der Natur mit außergewöhnlichen Gaben und Vorzügen bedacht, von einem freundlichen Geschick zur vollen Reife geleitet werden.

Und dieser edle Geist soll nun zerstört sein? In ungebrochener Frische steht der greise Dichter, hoch und stark, noch heute vor meinem inneren Blick, und ich kann es nicht glauben, daß ein tückischer Dämon ihn niederzwingen sollte. Ein Geist von solcher Klarheit, Frische und Energie dauernd umnachtet? Von Goethe erzählt ein großer Irrenarzt, er hätte niemals irrsinnig werden können. „Und wenn ihm nun aber eine Ader im Kopfe gesprungen wäre?" wandte man ein. „Dann wäre er am Schlagflusse gestorben", war die Antwort. Conrad Ferdinand Meyer hat auch in leiblicher Hinsicht so manche Aehnlichkeit mit Goethe. Ich hoffe und glaube, auch die Unzerstörbarkeit des Geistes ist ihnen gemeinsam. O gewiß, der große Schweizer wird sich wiederfinden!

Hoch über unsr'rer Zeiten wilder Hast
Und unbekümmert um der Mächt'gen Gunst,
Den Staub der Gassen und die Menge meidend,
So standest Du vor unsern Augen da
Und wandeltest, den ew'gen Göttern gleich,
Im reinen Lichte einer schönern Welt. —
Du führtest uns aus unsers Lebens Enge,
Aus der Parteien kleinlichem Getriebe
Hinauf in Deine Bergeseinsamkeit,
Hinan zu Deiner Firne großem Leuchten.
Dort war Dein Reich, von dannen schautest Du
Mit klaren Augen und mit warmem Herzen
Zurück auf die Geschicke dieser Welt.
Da lichtete sich alles Dunkel Dir.
Was schreckhaft sonst und übermenschlich schien,
Gewann die Züge edler Menschlichkeit
Und offenbarte Dir sein tiefstes Wesen.
Die räthselhaften Menschen der Geschichte,
Der Kampf der Geister einer großen Zeit,
Von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk die Fäden,
Wie sie Dein gottbegnadet Aug' geseh'n,
So führtest Du sie klar vor unsr'e Augen
Im Doppellicht der Wahrheit und der Liebe.
Doch nicht vergaßest Du der Gegenwart.
An allem Großen unsr'rer großen Zeit
Nahmst regen Antheil Du. In jenem Jahre,
Da unser Volk die Einheit sich errang,
Da Deutschland siegreich wieder auferstanden,
Da packte Dich, den vornehm klugen Schweizer,
Den Freund französisch heit'rer Lebenskunst,
Der deutsche Geist gewaltig, riß Dich fort.
Da streiftest Du das welsche Wesen ab,
Da ward'st Du, was Du bist, ein deutscher Dichter,
Der größten Einer, der mit deutscher Tiefe,
Mit deutscher Stärke welsche Feinheit paart!
Und nun! Dein lichter, freier Geist umnachtet,
Dein stolzes, königliches Haupt gebeugt,
Dein heller Blick erloschen, taub Dein Ohr
Und theilnahmlos Dein sonst so freudig Herz,
Bist einsam Du von Haus und Hof geflohen
Und hast ein traurig still Asyl gesucht! —
Nein, Du darfst so nicht scheiden und Du sollst,
Du kannst es nicht! Du wirst uns wieder kommen,
Befreit von Allem, was Dich jetzt bedroht!
Dein Geist wird siegen, weichen wird der Feind,
Der Deine Seele Dir zerstören wollte.
Und freuen wirst Du Dich, im neuen Licht,
Ein fernes, dunkles Gestern zu vergessen!
Horch, Alles, Alles ruft Dir: „Komm zurück!"
Der Deinen Thränen, die verhängten Fenster,
Des Herd's erlosch'ne Gluth in Deinem Haus,
Das Rauschen der schwarzschattenden Kastanie,
Der Firne Leuchten und Dein blauer See,
Die Glockenklänge, die herüberwehen —
Und dort! O horch, Dein Kilchberg läutet jetzt — — —

Heyse's Merlin.

Von M. Carriere.

Ein Werk von Heyse, das in einer Zeitschrift erschienen und seit Monaten als Buch herausgegeben ist, bedarf nicht mehr einer übersichtlichen Nacherzählung, die selten der Sache gerecht wird; man kann es bei der Beleuchtung als bekannt voraussetzen.

So beginne ich mit dem Bekenntniß: daß ich diese Dichtung den beiden früheren Romanen Heyse's vorziehe, daß mir die Composition einheitlicher, die Charakterzeichnung reicher, die Gedankenfülle größer und tiefer erscheint; ja ich möchte sagen: Heyse hat nun seinen Roman geschrieben, in welchem er sein künstlerisches Können, wie sein Denken und Wollen uns offenbart. Heyse ist vor Allem Dichter, er ist es sowohl durch Naturgabe, als durch Bildung und durch kunstverständige Arbeit, und so hat er nun, um sich voll und ganz auszusprechen, einen Poeten zum Träger des Werkes gemacht. Heyse ist Idealist und stellt ein auf das Ideale gerichtetes Gemüth in seinen Beziehungen nicht bloß zur Literatur und dem Theaterwesen, sondern auch zum wirkenden Leben, zu den sittlichen und religiösen Bewegungen der Gegenwart dar. Heyse ist vorzugsweise Novellist der psychologischen Probleme, und so erscheint er auch hier vornehmlich als Seelenmaler und gibt eine von der Eigenart des persönlichen Charakters bedingte Lösung einer großen Zeitfrage, wie sie in dieser Besonderheit allerdings mehr Sache der Novelle, als des Romans ist, wo wir ein Weltgültiges im Weltbild zu erwarten berechtigt sind. Indeß er spiegelt doch die Weltlage der Gegenwart nach ihren mannigfaltigen Beziehungen im Gemüth und den Erlebnissen seines Helden; es ist ein biographischer Roman, und es wird sich darum handeln, ob hier der tragische Ausgang folgerichtig begründet ist.

Die tragische Wendung ist vielen Leserinnen und Lesern anstößig, sie vermissen eine Erhebung über Leid und Untergang, sie hätten eine andere Wendung mit siegreicher Ausgleichung der Gegensätze gewünscht. Mir scheint, der Dichter hat in seinem Georg Falkner von Anfang an einen hochgespannten Menschen geschildert, der entschlossen ist, keine Concessionen zu machen, wo es sich um sein Lebensideal handelt. Er dachte ruhig von seinem Vermögen existiren zu können, er ist im Stillen der Verlobte eines reichen Mädchens; da hört er vom Vater, wie er ganz auf sich selber gestellt einen praktischen

Lebensberuf wählen möge, da will er die vom Schwiegervater etwas seltsam motivirte Gunst nicht annehmen, sondern mit seiner Feder im Dienste der Tagesschriftstellerei sein Brot verdienen und warten, bis ihm seine Dramen, seine Geistesarbeit überhaupt die Begründung einer Familie ermöglicht. Es ist prächtig ausgeführt, wie der Theaterdirector die Tragödie von der Lombardenkönigin Rosamunde zurückweist, den Dichter beim Wort hält, als er ihm parodistisch eine Uebersetzung der Geschichte in modernste Verhältnisse vorträgt, und das Stück verlangt, es zur Bewunderung des Publikums und zum Schrecken des Dichters zur Aufführung bringt; dieser aber zieht das Stück zurück, das ihn reich machen könnte, er hat nur zeigen wollen, daß solch „packender Naturalismus" keine große Kunst sei. In etwas rascher Folge ist das väterliche Vermögen für Georg gerettet und doch verloren, nachdem er eine mit Zwillingskindern gesegnete Hochzeitsreise nach Italien gemacht. Von Neuem wendet er sich zur Arbeit ohne schwiegerväterliche Unterstützung; idealistisch ausgeführte Dramen, Madame Roland, Spartacus werden von den Intendanten verschmäht, weil sie zu wenig oder zu brennend „actuell" seien; aber seinen tiefsinnigen Merlin bringt eine üppig schöne Schauspielerin zum Bühnenerfolg. Indeß die Viviane umstrickt mit ihrem sinnlichen Zauber auch den Dichter, er erliegt der Verführerin, während sein edles Weib die kranken Kinder pflegend daheim selbst der Krankheit zum Opfer fällt; nun ist er innerlich gebrochen und geht langsam einem Wahnsinn entgegen, in welchem er immer noch dichterisch und auch im Irrenhause schauspielerisch thätig zu Grunde geht.

Ob diese Theateraufführung in einer Heilanstalt für Geisteskranke möglich sei? Ob Georg den ehebrecherischen Fehltritt so schwer nehmen dürfe? Diese Fragen werden vielfach aufgeworfen. Nun er thut eben das zweite, weil er eine edle Natur ist, weil er ein zartes Gewissen hat, wie es jeder haben muß, der nach Heyse's Auffassung die Probleme des Lebens nicht nach Art der gewöhnlichen Welt und ihres Herkommens, sondern aus eigenem Sinne lösen will. Und der ganz unverwerfliche Gedanke des Dichters scheint mir der zu sein: wer so mit hochgespanntem Idealismus durch die Welt schreiten will, der muß sittlich in sich gefestigt in seiner Selbstachtung den nothwendigen Halt haben, und er wird, sobald er diesen verliert, in sich verglimmen, wie die Kerze „leuchten, indem sie vergeht". Denn Georg leuchtet noch, seine Tagebuchblätter in Vers und Prosa gehören zum Schönsten, was Heyse geschrieben hat, und sie sind nicht etwa als Aufzeichnungen, wie selbst bei Goethe in Ottilien's Tagebuch oder Makarien's Archiv Geistesspenden aus dem Schatze des Dichters, die über die Persönlichkeiten hinausragen, sondern Offenbarungen aus der individuellen Künstlerseele des Helden, aus seinen Erlebnissen geboren. Verstehe ich den Autor recht bei seinem Georg, bei seinem Abel, der gleichfalls tragisch endet, so hält er Charaktere, die keine Compromisse schließen, die rücksichtslos ihre Zukunftsgedanken verwirklichen wollen, für nothwendig in unserer Zeit, aber er sieht in ihnen Vorläufer, Vorboten einer besseren Zukunft, der sie sich zum Opfer bringen. Mir fiel bei Georg immer wieder Hölderlin ein. Aber im Allgemeinen wird sich auch sagen lassen: es ist ein gefährliches Wagniß, nur Dichter sein zu wollen; eine in den Organismus des bürgerlichen Lebens eingegliederte Stellung, der berufsmäßige Verkehr mit der Wirklichkeit, wie ihn ja auch Goethe hatte, ist heilsam für die Künstlerseele, und wenn sie dann auch weniger Werke schafft, nun so denk' ich an Manzoni, der mit selstbewußter Kraft nur einen Roman geschrieben hat.

Es soll eine Flugschrift erschienen sein, in welcher Heyse ein unmoralischer, verderblicher Poet in Bezug auf die Liebe genannt wird; wie mag der Verfasser sich hier überrascht sehen, wie sich zurecht finden? Ein geschlechtlicher Fehltritt wird durch das ganze Lebensglück gesühnt. Und da hat Georg Falkner im Roman noch einen Genossen, den Geistlichen, der stets von der Herrschaft der Sünde predigt. „Hat er nicht Recht?" fragt man unwillkürlich bei dem Erliegen Georg's; und am offenen Grabe des Sohnes, den seine verlassene Geliebte ihm vor der Ehe geboren, bekennt der Greis seine Schuld, und wird klar, wie dies der Wurm war, der in seiner Seele nicht sterben wollte, und ihn zu den Bußpredigten drängte. Soll auch er sich unnöthigerweise in seinem Gewissen beschwert gefühlt haben? Stellt sich nicht Heyse hier auf die Seite derer, welche zu einer Genesung unseres Volks auch die Männerkeuschheit fordern?

„Viele Menschen tragen einen faulen Fleck in ihrem Gewissen mit sich herum, der nagt und brennt und ihnen mit seinem Eitergeruch die innere Luft verpestet. Ob sie alle sich darüber zu betäuben vermögen, und zuletzt die schadhafte Stelle eingekapselt wird, wie ein Tuberkelherd in einer schwindsüchtigen Brust, und nur wenige dazu verdammt sind wie das Hermelin zu Grunde zu gehen, wenn ihre Reinheit einen Makel bekommen hat?" So klagt und fragt Georg nach seinem sittlichen Fall. Es hatte ihn gedrängt, den Fehltritt der liebenden Gattin zu beichten und von ihr Absulution zu erflehen; es drängt ihn zum Bekenntniß am Sterbebett eines Freundes. Zeugniß genug dafür, daß so viele Menschen nicht umsonst nach einem Priester verlangen, nicht bloß im Christenthum, auch im Heidenthum, wie im griechischen Apollodienst, der durch Reinigung und Sühne den Frieden wieder herstellt; — daß ihnen Jesus der Seelenarzt ist, der sie wieder mit Gott und mit der Gottesstimme im eigenen Gewissen versöhnt. Und dann vermögen sie gut zu machen durch Liebesthaten an anderen, was sie früher verbrochen haben. Das scheint mir doch zur Ergänzung von Heyse's Auffassung zu gereichen. Die Wiedergeburt mag im Munde Vieler eine Phrase sein, sie ist doch in der Lebenserfahrung Einzelner und hoffentlich auch Mehrerer eine Thatsache.

Jener Sohn des alten Geistlichen ist Abel, der als Arzt in Ostindien war und jetzt in der Fabrik angestellt ist, wo er ferner freier Prediger einer Gemeinde wird, die mit dem kirchlichen Bekenntniß zerfallen, doch die Nothwendigkeit religiöser Gemüthsstimmung fühlt. Abel sagt, und wie mir scheint, der Dichter durch ihn: „Wer sich glücklich fühlt bei seinem Katechismus und im Leben und Sterben an den Satzungen der geoffenbarten Religion Halt und Trost findet, den in seiner Ueberzeugung erschüttern zu wollen wäre frevelhaft. Das Brot, das ich ihm bieten könnte, würde ihm ein Stein dünken. Wer aber mit dem Manna der Offenbarung seinen Andachtshunger nicht mehr zu sättigen vermag, dem eine andere Nahrung zu schaffen, die ihm gemäßer ist, halte ich für meine heilige Pflicht. Dabei ist mir die Vermessenheit fern, mich für einen Religionsstifter zu halten. Ob in der Welt früher oder später noch einmal ein großer Mensch kommen wird, so tiefblickend und von so lodernden Seelenfeuer, daß er Alles mit sich fortreißt, die Weisen wie die Armen an Geist, und die Worte findet, die wieder auf Jahrhunderte das Weltgeheimniß auszusprechen scheinen, kann Niemand wissen. Jedenfalls braucht es dazu einer Umwälzung aller menschlichen Zustände und Bedürfnisse, die kein Einzelner bloß mit klarem Kopf und gutem Willen herbeizuführen im Stande wäre, so wenig ein Dichter sich einfallen lassen kann, ein Volksepos wie den Homer oder die Nibelungen zu schaffen. Bis dahin muß der Einzelne froh sein, wenn er zum Einklang mit sich selbst gelangen kann, und ist es ihm gegeben, ein Häuflein Gleichgesinnter an seinem inneren Frieden theilnehmen zu lassen, so hat er nicht umsonst gelebt, auch wenn seine Worte und Gedanken von den ewigen Dingen ihn selbst nicht überdauern sollten." Weiter bekennt Abel: Die Menschen mehren sich, welche weder die Aufklärung des vorigen, noch die Wissenschaft des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht ganz befriedigt; eine tiefere religiöse Sehnsucht rege sich bei Unzähligen und treibe sie zu spiritistischen Gauklern oder in die Mysterienhalle, die in Bayreuth neben dem Venusberg geöffnet sei; und wieder Anderen seien solche Surrogate auch nicht genehm; für solche wolle er predigen.

Wir wohnen einem Gottesdienst Abel's in einer lichten Stelle des Bergwalds am Abend bei. Ein stimmungsvolles Lied wird von der Gemeinde gesungen des Inhaltes: wir wissen nicht, woher wir kommen, wohin wir gehen, aber fühlen uns gehalten im Ring einer ewigen Macht, und aus den

Sternen strömt Kraft zu leiden, zu lieben hernieder; und wie wir uns die Wunder der Welt nicht zu deuten wissen, wir leben um zu lieben. Das ist auch das Thema der Reden. Die ewige Macht ist Vielen der gütige Vater, der das Leid zur Prüfung und Läuterung sendet und den Treuen vergütet. Aber die tiefen Abgründe des Daseins, das Elend der Mitgeschöpfe, das grauenvolle Schauspiel wie in der Natur die schwächeren Wesen die Beute und Nahrung der stärkeren werden, das müßte ein allwissendes mitfühlendes Wesen zum allerunseligsten machen. „Und doch — ist es zu denken, daß diese unermeßliche Welt, deren geringste und höchste Gebilde vom seelenlosen Stein bis zum Gehirn des weisesten Menschen, vom Wassertropfen bis zum leuchtenden Gestirn Plan und Ordnung zeigen und nach unwandelbaren Gesetzen entstehen und vergehen, nur einem blinden Zufall ihr Dasein verdanken, daß kein alles durchdringender und regelnder Geist in der ungeheuren Masse sich rege, kein letzter und höchster Zweck die Natur zu ihrem Schaffen treibe, in welchem wir überall die wunderbarste Zweckmäßigkeit erkennen?“ Das Unendliche als solches, von dem wir umfangen sind, erkennt Heyse also an, aber wenn er auch über das Leben ohne Gott, wie es seine „Kinder der Welt“ führen und darstellen, hier hinaus geschritten ist — er steht doch wesentlich noch auf dem Standpunkte Herbert Spencer's, wenn er das Unendliche das Undenkbare nennt, und doch strebt er über diesen Agnosticismus, dies Nichterkennenwollen, hinaus, wenn er von der Vernunft in der Welt auf den allordnenden Geist schließt, aber das Herz des Ewigen nicht finden kann. Er stellt sich auf sich selbst und findet im guten Willen, im Willen zum Guten die stählende, beschwichtigende, begeisternde Macht im Kampf mit dem Weltleid, und fügt hinzu: „Den guten Willen haben wir vor Allem voraus. Die gesammte Schöpfung weiß nichts von Gut und Böse. Daß wir darum wissen ist unser höchstes Vorrecht, unser einziger Trost, der unerschütterliche feste Punkt, auf welchem unser Frieden ruht.“ Und damit erhebt er sich nicht bloß über die Verirrungen Nietzsche's, der jenseits von Gut und Böse den Uebermenschen züchten will, und damit nur zur Selbstverthierung der Anarchisten, zur Entkettung der Bestie im Menschen überleiten kann, sondern er überwindet auch den Materialismus; er bekennt sich zur Freiheit des Willens, zur Selbstbestimmung und Selbstherrlichkeit des Geistes, er erhebt sich über das Naturgesetz in der sittlichen Weltordnung. Und wenn das Unendliche für uns der Quell alles Lebens ist, folgt nicht, wie aus dem Naturgesetz seine Vernunft, so aus der Freiheit sein Wille, und aus der begeisternden, beseligenden Macht des Guten seiner Liebe? Und wenn die Freiheit nothwendig die Möglichkeit des Irrthums, des eigensüchtigen Willens, des Bösen zur Bedingung hat, folgt da nicht aus der Verirrung der Lebenstriebe auch die Verwirrung in der Welt, auch Schuld und Leid der Lebendigen? Und wenn die „Noth die große Meisterin“, nach Hölderlin's Wort, uns zum Gebrauch der Kräfte führt, und wir dadurch im Emporgang des Daseins zu immer höheren Fernen durch die Metamorphosen unserer Entwickelung den Wesenkern entfalten, dann wird der Tod zur Pforte besseren Lebens, und können wir uns damit versöhnen, daß die mächtigeren Thiere sich von den niederen ernähren. Und so, glaube ich, brauchen wir auch dem Universum das Herz nicht abzusprechen, wie wir die Vernunft in ihm anerkennen. Und wenn wir überhaupt aus den Wirkungen und Leistungen der Wesen auf die Ursache und die Eigenthümlichkeit der Kräfte schließen, warum soll uns der Schluß versagt sein, den wir von den Thatsachen der Freiheit und des Guten, die uns so gewiß sind wie irgend eine Sinnesempfindung, nicht bloß auf die sittliche Weltordnung, sondern auch auf die Freiheit und Liebe des Lebensgrundes aller Dinge machen?

Doch wenden wir uns vom Guten und Wahren zum Schönen, und ich kann meine volle Zustimmung zu Heyse's Weltanschauung aussprechen. Heyse bekennt sich auch hier zum Idealismus, aber er will, daß das Wirkliche zu seinem Ideal erhöht werde, oder daß im Thatsächlichen das Immergültige, in sich Vollendete zur Erscheinung komme; er fordert Harmonie im Ganzen und Einzelnen, und beurtheilt darum scharf die Art und Weise, wie selbst Goethe in der Natürlichen Tochter und Schiller in der Braut von Messina herrliche Weisheitsprüche oder glänzende Bilder nicht aus den Charakteren und Situationen herauswachsen lassen, sondern wie um ihrer selbst willen den Dramen einfügen. Aber ebenso erklärt er sich gegen das Packende, Peinigende, Sensationelle als solches, wie es uns aufregt, ohne zu befriedigen, weil Anregung und Befriedigung in Einem doch im Begriff des Schönen liegt. Er citirt einen Ausspruch Renan's: Die Kunst werde einst aufhören und als eine Schöpfung naiver, nicht reflectirender Weltalter wohl angebetet, aber nicht mehr geübt werden. Er setzt hinzu: Aber werden große Menschen, die ihre Zeit groß machen, nicht wieder die Phantasie erfüllen? „Für immer auf die große Kunst verzichten, heißt das nicht der Natur für immer die Kraft absprechen, Menschen hervorzubringen, welche die wechselnden Erscheinungen des Lebens im Lichte des Ewigen anschauen, und was sie geschaut in starken Bildern, in typischen und doch höchst individuellen Gestalten darzustellen vermögen?“ Dem Verlangen, daß die Poesie sich in den Dienst der Zeit stelle, wenn sie nicht ein bloßer Luxus, ein müßiges Spiel sein wolle, setzt er das Bekenntniß entgegen: „Das Höchste, was der Dichter thun kann, um an den großen Aufgaben der Cultur mitzuhelfen, wird immer die Klärung und Vertiefung der sittlichen Begriffe sein, der Erziehung des Herzens, mit welchem sich der Einzelne an den Kämpfen der Zeit betheiligt.“ Ein anderer Spruch ist wohl gegen Ibsen und Zola gerichtet: „Wahrheit! Nicht doch: Illusion der Wahrheit, darauf kommt es in aller Kunst ausschließlich an. Nun streben zwar auch die Wahrheitsfanatiker nach Illusion, aber sofern sie sich in ihrer ganzen Würde als »Analytiker« fühlen und mit blindem Eifer ihre »wissenschaftliche Methode« üben, brauchen sie die verkehrtesten Mittel, ihr Ziel zu erreichen, und vergessen vor Allem das weise Wort: das Geheimniß zu langweilen besteht darin, daß man Alles sagt. Um die Illusion zu erwecken, ist eine einzige Linie, von geistvoller Hand gezogen, ein flüchtig colorirter feiner Umriß wirksamer als aller Aufwand färbender Virtuosität; ein einziges, glücklich gewähltes Beiwort kann unsere Phantasie zu eigener schöpferischer Thätigkeit kräftiger anregen, als die ausführliche, kein Merkmal übergehende Schilderung. Denn die Illusion hängt auch von der Mitarbeit des Empfängers ab.“ Wir müssen in allem Kunstgenuß uns productiv verhalten, und uns dazu anzuregen ist die Macht des Genies. Treffliche Bemerkungen über bildende Kunst in den Gesprächen mit einem Maler in Rom, anziehende Erörterungen über das Theater und seine heutigen Zustände, wie sie durch den ganzen Roman sich hinziehen, mögen die Leser selbst finden. Erwähnen möchte ich noch ein Wort der Entschuldigung für die naturalistische Richtung der Gegenwart aus dem letzten Briefe, den Georg an seine Gattin schreibt: „Die schweren und harten Aufgaben, die unser Volk seit der Mitte des Jahrhunderts zu lösen hatte, mußten es dahin bringen, daß es den feinen, leise hörenden Sinn für das tiefsinnig Schöne verlor, und nur noch durch Tamtamschläge und schrille Mißlaute aus seiner alltäglichen Geschäftigkeit wegzulocken ist.“ Doch er hofft auf ein Wiederaufleben der alten ewig beseligenden Mächte im Menschenleben. Und diese sind ja gar nicht gestorben, sie walten ja in tausend und abertausend Herzen fort, nur das laute Geschrei der Tagespresse mag sie übertäuben, und Heyse selbst läßt seinen Helden hier mit den Worten des wahlverwandten Hölderlin hoffend harren:

„Bis erwacht vom ängstigen Traume die Seele der Menschen
Aufgeht, jugendlich froh, und der Liebe segnenden Odem
Wieder wie vormals oft bei Hella's blühenden Kindern
Wehet in neuer Zeit, und über freieren Stirnen
Uns der Geist der Natur, der fernhin wandelnde wieder
Still weilend der Gott in goldenen Wolken erscheinet.“

Was die künstlerische Composition angeht, so bewundere ich die Fülle an Gestalten und Ereignissen, die uns sogleich am ersten Tage begegnen, den Georg in seinen neuen Verhältnisse als auf sich selbst gestellter Dichter vorbringt. Hier liegt

der ganze Roman im Keime, hier erklingen die Motive, die sich in den folgenden Theilen der Symphonie, in der scherzhaft heiteren, wie in den rührend leidvollen Melodien entwickeln. Eine Reihe von Nebenfiguren, die alle in klaren, festen Umrissen dastehen, und deren mehrere von einem hellen Humor umspielt werden, begegnet uns mannigfach wieder, und bis auf eine gemeine zur Bäuerin gewordene Städterin finden wir uns in guter Gesellschaft unter Menschen, denen wir gern die Hand drücken, wie dem schüchternen Musiker und seiner freudehellen Braut; und gerade wo wir weniger sympathisiren, da ist es die Lebenswahrheit der Schilderung, die uns erfreut. Und doch legen wir das Buch mehr mit Wehmuth als mit Erhebung aus der Hand, wenn es ausklingt wie die Elegie auf zwei edle Männer, die als Vorläufer eines schöneren Tages der Ungunst der Zeit mehr zum Opfer fallen, als siegesmuthig sich für ihr Ideal zum Opfer bringen.

Der Anti-Goethe.

Ein Beitrag zur Goethe-Forschung von Hermann Kienzl.

Wer einen neuen Ariadnefaden für das Labyrinth der Goethe-Literatur erwartet, kehre um! Es ist nur ein lustig Stück Historiae, das wir bieten, aber ebenso alt als neu. Obgleich nämlich siebenzig Jahre und darüber verflossen, seit der hochgelahrte Herr Span im Jahrgang 1821 des Wiener „Conversationsblattes“ (Zeitschrift für wissenschaftliche Unterhaltung) „die Gedichte des Herrn von Goethe nach den älteren Gesetzen der Vernunft in den kritischen Schmelztiegel zu bringen“ die Güte hatte, sind seine Offenbarungen heute doch wie neu geboren. Zwar haben die Franzosen seither in der Goethekritik manches Ersprießliche geleistet, Gretchen als Dirne und Götz als öden Renommisten demaskirt; die Bücherwürmer der Literaturgeschichte erinnern sich auch, daß die Herren v. Kotzebue und Merkel noch zu Lebzeiten Goethe's ihr boshaftes Müthchen mit manchem Pasquill im „Freimüthigen“ kühlten: aber sie alle thaten, sie vermochten nicht, was Span geleistet hat; sie haben den Goethe schlecht gemacht, er hat ihn ausgebessert — in der linken Hand die Grammatik, in der rechten den Rothstift. Fast möchte der Anblick der würdigen professoralen Pose uns ernst stimmen. Span ist ja todt, aber die Spänchen leben! Goethe's Ruhm freilich ist heute petreficirt, an den rührt Keiner mehr; aber wer im Schematismus der Autoritäten noch nicht seinen festen Platz hat, der steht unter Span's Lupe.

Span ist keine Phantasiegestalt. Er lebte als wohlbestallter Professor der Dichtung in Wien, galt in den literarischen Kreisen der Donaustadt zu Anfang des Jahrhunderts als kundiger Augur und bediente sich als Gefäßes für seine kritisch-dichterischen Essenzen mit Vorliebe des vom Vergißmeinnicht- und Schmachtlockendichter J. G. Castelli redigirten „Conversationsblattes“. Zur Charakteristik dieser „Zeitschrift für wissenschaftliche Unterhaltung“ dient neben der Mitarbeiterschaft des berüchtigten Saphir eine Recension der Gedichte des letzteren, von denen es mit deutlicher Anspielung auf die kurz vorher erschienene Span'sche Justificirung Goethe's heißt: „Sie sind zu höchst zu preisen, insonderheit zu einer Zeit, wo man endlich einmal anfängt, zuerst auf den inneren Beruf und dann erst oder wohl gar nicht auf den äußeren Ruf zu sehen.“ Also Saphir neben Goethe!

In seinem Aufsatze „Goethe als Lyriker“ spricht sich M. Span zunächst über den Dichter gehörig aus, dann nimmt er sieben der nächstbesten Gedichte Goethe's — unter diesen nächsten wirklich sieben der besten — und dichtet sie um, wie der Bauer den Acker umpflügt. Wie er die Worte und die Verse hätte stellen sollen, weist der Professor dem armen Dichter an den Regeln der Syntax und Poetik nach, die beleidigten „Gesetze des rationellen Denkens und Erkennens“ kann aber Span nicht mehr versöhnen.

„In dem zweiten Trizennio“, beginnt der Professor, „haben als Vorläufer (?) am wirksamsten der Herr von Goethe durch leichte und J. H. Voß durch groteske Geniesprünge dem Nachwuchse gezeigt, wie die deutsche Sprache und Darstellungskunst von dem vernünftigen Gange ihrer hoffnungsvollen Ausbildung könne abgelocket werden. Herr von Goethe metamorphosirte allererst an den jungen Leuten die altmodische Beschaffenheit der moralischen Urtheilskraft mit seinem Werther, indem er die gesetzwidrige (!) Sinnlichkeit, mit einer gefälligen Draperie ausgeschmückt, jungen Lesern zu empfehlen suchte. Hierauf folgte Götz von Berlichingen, welcher in der ersten Auflage ohne Aposiopese in völlig ausgeführtem Satze zum Fenster hinausschreiend: »Euer Hauptmann soll . . .« bei den jungen Leuten durch seine geschwätzige Derbheit als geniale Schilderung echt altdeutscher Sitten hohen Beifall gewann. In seinen lyrischen Gedichten wurde unter freudiger Zustimmung der jungen Welt den Dichterlingen handgreiflich gemacht, wie ohne intensiven Gehalt, mittels schale Reime, sowohl den allgemeinen Gesetzen des rationellen Denkens und Erkennens, als den auf sie gegründeten Regeln der Schriftsprache, und nebenbei in der ärgerlichen Dichtung: »Die Braut von Corinth«, wie auch dem Respecte des ehrwürdigsten Gegenstandes der Wahlplatz könne abgewonnen werden. Zugleich hatten die auf einander folgenden Parteien der kritischen Philosophie die jungen Köpfe verrücket; und durch sie und die afterpoetischen Muster kollerig gemacht, suchten lärmende Kraftgenies abenteuerliche Theorien im Fache der redenden Künste aufzustellen, um ihre ebenso abenteuerlichen Hirngeburten als Muster der prosaischen und poetischen Vollkommenheit vor den Augen der Urkenner geltend zu machen. Leider war kein Lessing mehr vorhanden, diese verderbliche Seuche von der Ehre der deutschen Urtheilskraft entfernt zu halten.“

Als erstes Opfer seines puritanischen Sprachgefühles — auch diese Schwärmerei hat moderne Jünger — wirft der Philologe am Parnaß Goethe's „An die Günstigen“ in seinen banausischen Schmelztiegel und bemerkt dazu: „Meine Parallelen sollen den Dienst des Bleies vertreten und die fremdartigen Schlacken entfernen.“ Hier einige Verse der unreinen und der gereinigten Lesart:

Goethe.	Span.
Niemand dichtet gern in Prosa,	Kündend vor dem Volksgewühle,
Doch vertrau'n wir oft sub Rosa,	Das Geheimniß der Gefühle,
In der Musen stillem Hain.	Die der Musenhain verlieh.

In der Paraphrase behandelt der Kritiker zunächst in achtzehn Druckzeilen die Präposition „zu“ (Dichter lieben nicht zu schweigen), die er vermieden wissen will. Dann fährt er fort:

„»Niemand dichtet gern in Prosa« ist eine falsche Metapher, weil bei den Christen und Juden und bei den Budhaisten kein Mensch in Versen beichtet. »Vertrau'n« ist erstlich eine zu harte Syncope und dann ein syntactischer Fehler per defectum, weil dieses Zeitwort als Transitivum den Accusativ verlangt . . . In der zweiten Strophe

(»Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß«)

sind die intransitiven Zeitwörter irren, streben, leben mit einem transitiven Accusativ gefüget, welchen sie nicht annehmen können. In dem dritten Verse ist das restrictive Bindewort „nur“ außer seiner zweideutigen Stellung auch aus dem Grunde fehlerhaft, weil hier keine Restriction statthaben kann, ausgenommen wenn Herr von Goethe sagen will, daß seine Gedichte nur Blumen und keine assa foetida seien . . .“

Und so fort mit Grazie! Zum guten Ende geht der Richter im Vorhof der Unsterblichkeit vom Sprachlichen auf das Philosophische über und schließt den armen Goethe in aller Form vom platonischen Musterstaate aus, weil der letzte Vers des Gedichtes zu behaupten wagt, daß sich Fehler wie Tugend gut in Liedern ausnimmt.

Noch schärfer in Goethe's moralische Verderbniß leuchtet der Span vor dem schönsten der Mondgedichte der Weltliteratur. Statt der vielen Gedanken, die Span in dem Gedichte „An den Mond“ nicht zusammen reimen kann, hätte sich Goethe nur einen Hauptsatz zum Gesichtspunkte wählen sollen, und Span leiht ihm den folgenden: „Die freundliche Beleuchtung des Vollmonds, zu ernsten Betrachtungen einladend, läßt mich,

bei meinem Grame über die treulose Geliebte, an allen Gegenständen sehen, daß in dieser Sinnenwelt weder Freuden noch Leiden dauern, und daß nur die Verdienstlichkeit der Tugend unvergänglich sei." Dann hätte man, meint der Spanische, einen Grund weniger gehabt, an Herrn von Goethe mit Rechte zu tadeln, daß dieser so wenig in seinen Lesern moralische Gesinnungen zu wecken, und so wenig sie an den Urheber der Allheit zu erinnern suche. Aber dafür apostrophirt Herr von Goethe allererst den Mond, und zwar in der Pöbelsprache, indem er nach Art ungebildeter Menschen die Zeitwörter ohne persönliche Fürwörter setzet u. s. w. u. s. w."

Goethe:	Span:
Füllest wieder Busch und Thal Still mit Nebelglanz, Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz.	Sei willkommen hundert Mal! Sanften Nebelglanz Breitet über Berg und Thal Deiner Lilien Kranz.
Breitest über mein Gefild Lindernd deinen Blick, Wie des Freundes Auge, mild, Ueber mein Geschick.	Du erheiterst mein Gefield: Aber meinen Blick Lenkst du auf ein Trauerbild, Ach! auf mein Geschick.
Jeden Nachklang fühlt mein Herz, Froh- und trüber Zeit, Wandle zwischen Freud' und Schmerz In der Einsamkeit.	Du erneuerst mir den Schmerz Der entschwebten Zeit, Wo der Liebe sich mein Herz Wonnevoll gefreut.
Fließe, fließe, lieber Fluß! Nimmer werd' ich froh, So verrauschte Scherz und Kuß Und die Treue so.	Freundlich blickst du auf den Fluß, Und er eilt davon: So ist Laura's Treu' und Kuß Lieblos mir entfloh'n.
Ich besaß es doch einmal, Was so köstlich ist, Daß man doch zu seiner Qual Nimmer es vergißt!	Zeuge war dein sanfter Strahl, Als sie mich geküßt: Wehe! daß mir dies zur Qual Sich so schwer vergißt.
Rausche, Fluß, das Thal entlang, Ohne Rast und Ruh', Rausche, flüstre meinem Sang Melodien zu!	Du beleuchtest mir den Fluß Und sein Uferland, Daß ich gleichwohl lernen muß, Hier sei kein Bestand.
Wenn du in der Winternacht Wüthend überschwillst, Oder um die Frühlingspracht Junger Knospen quillst.	Wie er nun bei Frühlingspracht Junge Knospen küßt, Aber in des Herbstes Nacht Tobend sich ergießt:
	So bringt auch der Strom der Zeit Seine Launen mit; Nicht für Freud und nicht für Leid Hält er gleichen Schritt.
Selig, wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt, Einen Freund am Busen hält, Und mit ihm genießt,	Selig, wer der Gegenwart Ungetrübt genießt; Das, was seiner künftig harr't, Und was war, vergißt;
Was von Menschen nicht gewußt Oder nicht bedacht, Durch das Labyrinth der Brust Wandelt in der Nacht.	Wer bei deinem Wandelschein Ehrfurchtsvoll bedenkt: „Es ist Gott, nur Gott allein, „Der die Zeiten lenkt.
	„Thu' ich treu, was ihm gefällt, „Ehr' ich ihn allein: „O, so wird in jener Welt „Er mir gnädig sein."

Aus dem Gedichte: „An die Erwählte" treibt Span den pantheistischen Teufel aus und macht sich um den Himmel verdient:

Goethe:	Span:
Aber wenn er einst den Hafen Nach dem Sturme wieder grüßt, Mögen ihn die Götter strafen, Wenn er ohne Dich genießt.	Wenn nach froher Fahrt im Hafen, Er, bekränzt von Glück erscheint, Soll der Himmel ihn bestrafen, Wenn er dir's nicht redlich meint.

Ob Span das tragische Geschick der Tantalidee, wenn er seine Correcturen auf die „Iphigenie" erstreckt hätte, nicht in die Leiden des heiligen Sebastian verwandelt hätte? Im Uebrigen bekommen wir über die Perle der Goethe'schen Erotik („Hand in Hand und Lipp' auf Lippe") noch Folgendes zu hören:

„Herr v. Goethe weiß nie seine Gedanken in richtige Harmonie zu bringen. Er will die Geliebte bei dem Abschiede ermuntern, sagt aber gerade im dritten, vierten und sechsten Vers, was sie bekümmern muß. Auch weiß er seine Tändeleien niemals mit Anakreon's Feinheit darzustellen. So ist „dein Liebster" gemein und „genießt" übel gewählt. In der zweiten Strophe enthalten der fünfte und sechste Vers eine unrichtig construirte Periode und das folgende exceptive „doch" steht unlogisch vor einem consecutiven Satze. In dem fünften und sechsten Verse ist kein vollständiger Sinn. Statt der aufgestellten Merkmale stehen gehaltleere Wörter, z. B. »in aller dieser Weite«, »hinter allen diesen«, »einst zusammen«. Kurz, es fehlet an Allem, was bei solchen Tändeleien (!) wie bei ernsthaften Gedichten den kunstgewandten Dichter kennbar macht."

Noch nicht genug vernichtet, muß sich Goethe auch noch den Schmelztiegel an seinen Gedichten: „Die schöne Nacht", „Jägers Abendlied", „Blume und Zeus" und „Das Veilchen" gefallen lassen. Aber es ist so sehr schwierig, aus allen Reizen dieser pünktlichen Goethe-Reformation die pikantesten zu wählen, da der eine dem anderen den Rang streitig macht, und wir fürchten den guten Geschmack der Leser auf eine zu harte Probe zu stellen, wenn wir sie noch länger mit dem alten Goethe beschäftigen, von dessen Gedichten unser Span doch ausdrücklich sagte: „Solches Zeug wird in Deutschland in Auflagen über Auflagen gekauft, gelesen, gepriesen!" Zum Schlusse daher nur noch die Beschämung, die selbst dem bescheidenen „Veilchen" widerfuhr:

Goethe:	Span:
Ein Veilchen auf der Wiese stand, In sich gebückt und unbekannt; Es war ein herzig's Veilchen. Da kam eine junge Schäferin Mit leichtem Schritt und munter'm Sinn Daher, dahin, Die Wiese her und sang.	Auf einer Wiese buntem Rand, In Demuth blühend, stand Der Flora Lieblingsveilchen; Und einer jungen Schäferin Der Fröhlichkeit geweihter Sinn Kam nun daher Voll Lieblichkeit und sang.

Daß Span, ohne Gefahr für seinen kritischen Ruf, noch im Jahre 1821 auf dem Wiener Forum Goethe in seinen Schmelztiegel werfen konnte, ist ein culturhistorisches Document für den literarischen und geistigen Zustand in Oesterreich — zu einer Zeit, da längst die Sonne von Weimar alles deutsche Land bestrahlte und erwärmte. Heute ist der Culturunterschied zwischen Norden und Süden ausgeglichen. Das wenigstens ist erfreulich.

Dresdner Kunstbriefe.

Von Cornelius Gurlitt.

III.

Innerhalb der letzten zehn Jahre etwa hat sich auch die Leitung des Museumswesens in Dresden völlig geändert. Damals leitete es Hofrath Roßmann im Ministerium, ein früherer Prinzenerzieher, zweifellos ein sehr vielseitiger und bedeutender Mann, aber ein solcher, der zur Wissenschaft ein unmittelbares, und zur Kunst nur ein hieraus abgeleitetes Verhältniß hatte. Neben ihm waren Hübner, Hettner und Gräffe die für die Museumsleitung bezeichnenden Männer.

Es liegt mir nichts ferner, als über diese abfällig zu urtheilen. Ich werde nicht leicht vergessen, wie viel ich dem freundlichen Antheil Hettner's an meinen ersten kritischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten verdanke. Er war eine der glänzendsten Erscheinungen der älteren, noch das gesammte Kunstleben geistig umfassenden Popular-Aesthetik; sein feiner Blick und seine tiefgewurzelte Begeisterung für das Schöne leiteten ihn durch fleißig betriebene Einzelunterfuchungen immer zum Allgemeinen, so daß er bis an sein Ende der lebendige Protest gegen das Spezialistenthum blieb.

Daß man seinen Arbeiten die Lampe nicht anriechen, bei der er fleißiger saß, als viele der neunmal geschenten Herren aus einem Winkelchen der Wissenschaften, das war sein eifrigstes Bemühen. Die Form behielt neben dem Inhalte in jeder seiner Arbeiten ihren gültigen Werth. Und nur jene Form genügte ihm, welche den Eindruck des mühelos Entstandenen erweckte. Aber er war trotz großer Gelehrsamkeit ein sonderbarer Director des „Historischen Museums." Als ich ihn einst bat, zu einer erst viel später veröffentlichten archivalischen Studie über die Rüstungen in jener Sammlung ein Vorwort zu schreiben, legte er mir mit väterlicher Liebenswürdigkeit die Hand auf die Schulter und sagte: „Aber, lieber Gurlitt, Sie wissen doch, daß ich von all' dem nichts verstehe!"

Hübner war zweifellos einer der besten Maler-Galleriedirectoren. Ich werde mich wohl hüten, den alten Kampf auf das Neue zu wecken, ob Künstler oder Gelehrte berufen seien, in öffentlichen Gemäldesammlungen die Leitung zu führen. Hübner aber werde ich stets gern als Beweis für die Richtigkeit der ersten Anschauung anführen, wenn ich nach solchen Beweisen suchen sollte. Er umfaßte die ganze Sammlung mit redlich begeistertem Herzen und herrschte in ihr mit der Kraft der Liebe, fast wie eine edle Frau in ihrem Hauswesen. Er fühlte sich als berufener Vertreter der ungeheuren Fülle von Kunst, welche er zu bewachen hatte, er machte für die alten Meister der Gegenwart das Haus und sorgte, daß ihnen gebührende Achtung von den Nachlebenden zu Theil werde, und besang sie sogar in fleißig durchgearbeiteten Sonetten.

Grässe war nicht minder eine ganze, runde Persönlichkeit — rund in jedem Sinne des Wortes. In meinem Leben habe ich den sächsischen Dialekt nicht in so von allen Zweifeln freier Reinheit reden hören, als von diesem Gelehrten nach altem Schlage: Es klang als führe der Hemmschuh eines Wagens mit Stammholz eine steinige Schlucht hinab. Grässe war von unsäglichem Fleiß, stellte Lexica zusammen, sammelte, registrirte, schrieb aus und ab, zeigte sich geschäftig nach tausend Richtungen, meist freilich unbeplagt von selbständigen Gedanken. Die Schätze seines Grünen Gewölbes bewahrte er als echter Sammler. Wer sich von den sorgfältig aufrecht erhaltenen „Führungen" auch nur auf kurze Zeit lostrennte, wer die Dinge sich zu genau ansah, der war sein Feind. Er witterte in ihm den Dieb, sei es jener, der einen Brillanten oder der eine kunstgeschichtliche Notiz von den Gegenständen entwenden wollte. Er war seinem Könige verantwortlich, daß kein Stein aus den „Garnituren" fehle und seiner Gelehrten-Ehre, daß Niemand etwa eine Inschrift, ein Zeichen an einem Stücke finde, den er nicht schon in seinem „Guide d'amateur" veröffentlicht habe. Denn er schrieb noch gern französisch, ein Französisch, welches man ihn sprechen hören mußte, um zu wissen, daß es noch Grund zur Lustigkeit in der Welt gäbe.

Die neuen Leute sind zum großen Theil von anderem Schlage. Mancherlei von seinem Geiste, seiner Art des wissenschaftlichen Betriebes und der unvergänglichen Reinheit seines Dialektes scheint freilich gerade in den Hallen des Grünen Gewölbes festzuhängen. In den Hauptsammlungen ist man aber ganz zu der modernen wissenschaftlichen Richtung der Kunstbetrachtung übergegangen. Und wenn auch der dichterische Geist nicht aus der Gallerie mit Hübner auszog, so sind es doch nicht mehr die Kataloge, in welchen er den Beschauer durch die Sammlung zu leiten strebt.

Nicht das, was an hervorragenden kunstgeschichtlichen Arbeiten von den Dresdner Kunsthistorikern geschrieben wird, wirkt auf das künstlerische Leben der Stadt. Man schreibt für alle Welt, wenn die einzelne Untersuchung auch sich zunächst an einen kleinen Kreis von Fachleuten wendet, nicht aber für eine Stadt.

Es entscheidet auch nicht eigentlich für das Dresdner Kunstleben die wissenschaftliche Arbeit, die sich in der Leitung der Museen offenbart. Gute, planmäßige Aufstellung, treffliche, für die verschiedenen Zwecke verschieden gesichtete Kataloge, tief eindringendes Studium bei der Bestimmung jedes einzelnen Werkes, wohl gewählte Einkäufe wirken zwar auf den Besucher, auf diese hinaus wohl auf Künstler und Kunstfreunde, nicht aber auf das geistige Leben einer ganzen Stadt. So lange der Grundsatz noch unangefochten war, daß dem Fortschritt der Kunst namentlich durch gute Vorbilder gedient sei, glaubte man noch, es müsse in der Stadt der Sixtinischen Madonna der Kunst ewige Blüthe bescheert sein, der bildende Einfluß von hunderten der besten Werke könne der Bürgerschaft nicht leicht verloren gehen. Es ist sehr still, still von diesem Einfluß geworden. In den Kunsthandlungen „gehen" die Nachbildungen nach der Sixtina, dem Zinsgroschen, der heiligen Nacht noch vortrefflich, an Kopisten fehlt es nicht, aber mehr und mehr entfremden sich die jüngeren Künstler selbst der Gallerie, weil diese nur in der Natur, nicht in der alten Kunst ihre Vorbilder suchen, so sehr die Akademieprofessoren auch darüber hadern und zürnen. So war es in den Zeiten, in welchen Schnorr und Richter in Dresden jung waren, so ist es auch heute!

Und die Leiter der berühmten Sammlungen? Mit einem gewissen Erstaunen kann man in Dresden bemerken, daß es neben der jungen Richtung der Maler zunächst die Kunstgelehrten fast allein sind, die mit voller Kraft der modernen Fortentwickelung der Kunst huldigen. Die Männer, welche mit den „Alten" täglich verkehren, ihre Kenntniß liebevoll zu vertiefern und zu verbreitern suchen, sind es zugleich, die sich von den Nachahmern der Alten zuerst lossagten. Sie erkannten eben, daß im Nachahmen kein Segen, in der Eigenart aber die Zukunft der Kunst liegt!

Das königliche Kupferstichkabinet in Dresden, obgleich nicht von Künstlern, sondern von Gelehrten geleitet, kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, zuerst und am erfolgreichsten der modernsten Richtung sich hingegeben zu haben. Während die einst so berühmte, anfangs für die Entwickelung der Kunst höchst wichtige Holzschneider- und Stecherschule an der Dresdner Akademie am „Idealismus" langsam aber sicher zu Grunde ging und nicht sehen wollte oder konnte, daß ringsum die Welt zwar neuen, aber darum nicht alsbald verwerflichen Zielen nachjage, hat man hier mit feinem Verständniß die eigenartigen Pfadweiser zu entdecken und früh ihre Werke zu sammeln verstanden. Stauffer-Bern, Klinger und andere sonst verlachte Malerradirer fanden hier zuerst Eingang in öffentliche Sammlungen. Die Ausstellung von Werken Klinger's, welche das Cabinet zur Zeit veranstaltet, unterscheidet sich merklich dadurch von jener vorjährigen für Stauffer-Bern in Berlin, daß Klinger nicht erst zu sterben brauchte, um eine offizielle Ehrung zu erlangen. Nicht minder trefflich ist die Leitung der Skulpturenabtheilung. Im Johanneum befindet sich eine sehr stattliche Anzahl guter Gypsabdrücke. Sie ist zwar nicht so groß, daß sie nicht von mancher anderen Sammlung übertroffen würde. Aber so weit ich solche zwischen Dublin und Neapel kenne, wüßte ich keine, welche mit so außerordentlichem Feingefühl ausgewählt, so vortrefflich geordnet, einen so folgerichtigen Ueberblick über die Geschichte der Plastik böte. Sie ist ein Schatz, der sich trotz der Geringwerthigkeit des Stoffes sehr wohl neben den alten berühmten Sammlungen sehen lassen kann. Und wieder hat der Leiter, der von Haus aus Spezialist, „oller Jriecher" und Olympiagräber ist, hier der modernen Kunst gegenüber sich einen völlig freien Blick gewahrt. Nur die Hamburger Sammlung französischer Plaquetten zeigt eine so verständige, durchdachte Auswahl der besten Werke, auch fremder, moderner Plastik. Noch ist zwar die Zahl der Werke gering, aber Photographen deuten doch den Weg an, welche sie einst einzuschlagen gedenkt. Dresden geht hierin Berlin entschieden voran.

Es hat, wie mir von verschiedenen Seiten erzählt wurde, sehr viel Mühe gekostet, einen Böcklin in die Dresdner Gallerie zu bringen. Die jüngste Schule fehlt dort noch ganz; lange hat man sich selbst gegen Menzel gesträubt. Aber, wie mir erzählt wurde, waren es die in der „Galleriecommission" die Käufe mit beschließenden Künstler, welche zumeist dagegen stimmten, daß auch diese berühmte Anstalt sich dem kräftigen Fortschreiten der anderen Anstalten anschlösse, nicht aber die Kunsthistoriker. Sieht man von diesem Mangel ab, so muß man der Dresdner Sammlung moderner Bilder wieder zugestehen, daß sie eine der bestgewählten ist und bei nicht eben großer Zahl der Werke doch einen prächtigen Ueberblick über die Entwickelung der modernen deutschen Malerei bietet, dabei auch eine Freiheit und Klarheit des Urtheiles bekundet, die selbst jener Zeit, welche jetzt fast allein noch die thörichte Stichmarke „Verfallzeit" trägt, jene um 1800, zur Geltung gelangen läßt. Die Landschafter Dahl und Friedrich, als früheste Realisten kommen hier wieder zu Ehren!

Dresden erlebt sogar dies nicht eben häufige Vorkommniß, daß sein tüchtigster Kritiker, den herrschenden Künstlerkreisen zum Trotz, nach Vorwärts drängt, so daß gekränkte Maler und Bildhauer veraltender Richtung schon auf allerhand mehr oder minder anständigen Wegen ihn fortzudrängen suchten, weil er mit klarem Blick und sicherer Hand die Grundfehler des Schaffens in Sachsens Hauptstadt aufdeckte — nämlich den geistigen Incest!

Beachtenswerth ist, daß alle jene zum Fortschritt drängenden Kunstgelehrten, welche an der Spitze der Sammlungen stehen, keine Sachsen sind. Wohl aber spielen die Sachsen unter den von jenen zumeist geförderten Künstlern eine sehr bedeutende Rolle. Man braucht, um dies zu bethätigen, nur den Dresdner Uhde und den Leipziger Klinger zu nennen. Es ist also nicht eine Eigenthümlichkeit des sächsischen Stammes, daß er sich von dem Fortschritte ausschließt. Er hat vielmehr im künstlerischen Getriebe seine Stellung stets würdig zu wahren gewußt. Nur zu Hause haben die sich über die Menge erhebenden Sachsen den Boden verloren. Es ist durch lange Angewöhnung und durch akademische Bevormundung dahin gekommen, daß die heimische Kunst gerade in ihren stärksten Zügen brach gelegt wurde.

Der Mangel an Anregung von Außen ist es, dem die Dresdner Kunst ihren Rückgang verdankt. Ein einziges Mal hat man in langen Jahren fremde Künstler an die Dresdner Akademie berufen. Es war ein Mann, der in seiner belgischen Heimath längst fertig und von neuen Strömungen überholt war, ehe er über Weimar hierher kam. Ein tüchtiger Lehrer der Technik, ist er doch nie über das hinaus gegangen, was er selbst erlernt hatte. Er war trefflich geeignet, seinen Schülern ein glänzendes Kolorit zu lehren, aber er konnte ihnen nicht bei der Befreiung von akademischer Fessel nützlich sein, die jeder junger Künstler jetzt eben so dringend bedarf, als vor 70, 80 Jahren, als Cornelius die Köpfe zu erleuchten begann. So ist es denn gekommen, daß Dresden in den Bilderausstellungen immer seltener und bloß mit den Werken vereinzelter Künstler erscheint. Und wenn es erscheint, wenn es Ehren in der Malerei einheimst, so senken diese sich auf die jungen Künstler, welche von der Akademie mit Mißtrauen, fast mit Abscheu als Abtrünnige betrachtet werden, die im Vororte Striesen sich zusammenfinden wie einst die Erneuer der französischen Landschaft in Fontainebleau, die Hellmaler Münchens in Dachau und jene Londons in Newlyn. In der soeben eröffneten Aquarellausstellung findet man sehr achtbare Leistungen dieser Schule. Dora Hitz, deren Wirken immer bedeutender und tiefer wird, scheint ein ganzes Bataillon malender Frauen und Mädchen zu befehligen, welches den Männern in Dresden als Vortrupp auf dem Marsche in's Land des Impressionismus dienen zu wollen bereit ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sein eigen zuletzt.

Von Sigurd Jönköping.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen.

Er war Zinngießerssohn und sie war eines Schneiders Tochter, und es war ein Loch im Zaune zwischen dem Hofe des Zinngießers und dem

ärmlichen Hause, wo der Schneider zwei Stuben und eine Küche gemiethet hatte.

Und der Zinngießer war ein wenig vermögend, und der Schneider hatte gar nichts als Schulden und Kinder und einen großen, langen Büschel Haare, die bei jedem heftigen, nervösen Stich hin und her flogen, welchen der Meister an alten, übel mitgespielten Schulknaben- und Arbeiteranzügen machte. Denn Meister Juhlin war nur Flickschneider.

Die Welt der kleinen Laura bestand aus den beiden Stuben mit Küche und dem schmutzigen Hof, dem Loch im Stacket, dem Zinngießerhof und — Kalle.

Aber Zinngießer Bäck's Kalle war ein erfahrener und weitgereister Knabe, der mit seinem Vater auf allen Märkten im Umkreise von fünf Meilen gewesen war und Milchmaße und Grütztöpfe verkauft hatte. Drei Reichsthaler für die großen und „einen und sechsunddreißig" für die kleinen.

Und wenn Kalle Bäck draußen in der großen, unermeßlichen Welt gewesen war, sowohl auf dem Markte von Wernamo, wie zu Skillingaryd, so kroch er schnell durch die Planke in den Hof des Schneiders, und da saß er mit den Armen um ihre Taille und sprach von wunderbaren Dingen, von Ochsen, die vierzehn Quarter dick waren und von der reichen Frau Vorsteherin, die in Wernamo sechs große Zinntöpfe kaufte. „Aber am allerschönsten ist es doch, wenn ich zu Dir heimkomme," schloß er jedesmal und schlang seine kleinen, starken Arme um Laura's Hals und sah ihr gerade in die großen, braunen Augen. Aber sie zu küssen war er noch nicht klug genug, denn er zählte erst zehn Jahre.

Die Sparkassenbücher des Zinngießers und das Elend des Schneiders wuchsen immer mehr, und es kamen graue Streifen in den schwarzen Haarbüschel. Kalle und Laura wuchsen auch. Er wurde ein langer, magerer Bursche mit Flachshaar und gebogenem Rücken. Sie, die Akazie auf dem Aschenhaufen im Hofe des Schneiders, trieb mit jedem fliehenden Lenze immer üppigeres Laub, und seine Herrschaften wandten sich nach ihr um auf den Straßen der kleinen Stadt.

Immer fröhlichere Triller von dem kleinen Singvogel darinnen tönten Kalle aus der ärmlichen Wohnung jenseit der Planke entgegen. Dann bekam Kalle einstmals einen ganzen Reichsthaler von seinem Vater geschenkt, und als bald darauf eine Theatergesellschaft die Stadt besuchte, lud er Laura ein auf den zweiten Rang. Die zweite Reihe, wo das Billet für die Person fünfzig Oere kostet.

Nun war es geschehen. Nun wußte Laura, wozu sie ihre großen, braunen Augen, ihre schlanke, herrliche Figur und ihre klingenden, einschmeichelnden Töne bekommen. Die dort hinter den Lampen schoß ja umher und geberdete sich wie ein Huhn mit Leibschmerzen, aber die Einwohner des Städtchens klatschten doch in die Hände und brüllten vor Vergnügen. Wenn man ihr draußen auf der Straße begegnete, sah sie aus wie eine halbverblühte Nähmamsell. Aber Laura war jung und glich der Frau mit dem Füllhorn in der guten Stube der Frau Zinngießerin. Warum sollte Laura nicht auch solch' schönes Kleid bekommen und zwischen Oelfarbenrahmen umher springen und sich mit beiden Armen vor die Brust schlagen vor Schmerz und vor Freude? So schwer konnte das doch nicht sein.

Und Bükefaß und Kehrichttonne wurden aus dem Holzstalle des Schneiders geholt und Kalle sammelte alle Holzstückchen in eine Ecke und fegte den Boden und holte eine Lampe und zwei Zinntöpfe aus des Vaters Werkstatt. Und die Zinnkanne wurde auf einen Block gestellt, auf welchem die Köchin aus der ersten Etage den Hühnern die Köpfe abzuhacken pflegte, und das sollte die Tafel vorstellen. Und dahinter stand Laura und sang, Laura ein Barett von blauem Zuckerhutpapier auf dem Kopfe und dem besten rothen Sonntagsrock ihrer Mama über die Schultern und einer Kaffeetasse mit Brunnenwasser in der ausgestreckten Hand.

Kalle weinte und sagte, daß die Mamsell hinter den Lampen auf des Kellermeisters Theater ein Nichts gegen Laura wäre.

Nun, es ging wie es sollte. Einige Jahre darauf kam Herr Director Oscar Pettersson mit seiner aus vier Damen und sechs Herren bestehenden Gesellschaft nach dem Städtchen, und als er von dort abreiste, war Laura bei Herrn Oscar Pettersson angestellt mit kleinen Aussichten auf Benefizvorstellungen und desto größeren Ansprüchen an ihre Kräfte im Bereich der Operette.

Am Abend vor der Abreise der Truppe wurde die kleine Luke im Stacket leise zurückgeschoben und Kalle und Laura umarmten einander gerade über dem Ascheneimer, der in der Ecke seinen Platz hatte. Kalle hatte eine Düte mit Confect und Laura große, glänzende Thränen in den Augenwimpern.

„Morgen muß ich weg von hier, Kalle; aber Du darfst mich niemals vergessen . . ."

Nun wurde es Kalle zu viel. Er zog sein Taschentuch heraus und schneuzte sich lange und gründlich, auch weiter oben nach den Augen zu und sagte:

„Laura, vergiß auch Du nicht, daß, wie es auch gehen mag, Du doch zuletzt meine kleine Frau werden mußt."

Ja, das versprach sie, wenn er nur etwas anderes als gerade Zinngießer werden wollte oder auch, wenn sie einen Platz in der Hauptstadt bekäme und er dort „Fabrikant" würde, und sie meinte es auch wohl so. Aber, wohin Herr Oscar Pettersson mit der Truppe kam, waren die jungen Herren so aufdringlich, zum Soupé einzuladen, und dann war da ein Actuar mit zweitem Baß in Jönköping, und dann bekam Director Pettersson einen Komiker mit Weltschmerz vom Stockholmer Thiergartentheater — man denke sich — und so verblaßte das lange, gerade nicht allzu schöne Bild Kalle Bäck's ganz allmählich.

Kalle schwitzte in seines Vaters Werkstatt und machte Becher und Schüsseln. Inzwischen las er in den Localblättern der kleinen Städte, daß Fräulein Juhlin im Begriff sei, eine große Künstlerin zu werden. Er hatte ein Gefühl, als entferne sie sich immer weiter von ihm. Aber zu jedem Geburtstag, Namenstag, Weihnacht und Neujahr schickte er ihr eine Blumenkarte mit Vergißmeinnicht und Engeln, und einmal reiste er nach Linköping, als die Truppe dort lag, um zu hören, ob er noch unvergessen war.

Kalle kam an einem Vorstellungstage, und Herr Pettersson, der sich vor nichts genirte, gab „Hamlet". Laura war zur Ophelia avancirt, und die guten Linköpinger waren entzückt. Was sollte da Kalle Bäck sein! Er rief und stampfte und applaudirte, und im Zwischenacte kam er auf die Bühne in Gesellschaft mit drei Flaschen Champagner. Die Künstler sollten doch sehen, daß ein Zinngießer auch Lebensart hat. Laura drückte seine beiden Hände an ihr Herz, richtete die Augen zur Decke und stellte „ihren lieben Jugendfreund" vor. Kalle wurde der Gegenstand großer Aufmerksamkeit, und Herr Pettersson trank Brüderschaft mit ihm aber als er Ophelia unter vier Augen hatte und fragte, ob sie nicht sogleich ihre Verlobung proklamiren wollten, brach sie in Thränen aus, legte die Arme um seinen Hals und sagte, daß die dramatische Kunst unendlich hoch und edel wäre, aber sich in den kleineren Städten in schrecklichem Verfall befände, daher sie nicht den Muth hätte, dieselbe ihrem Schicksal zu überlassen, gerade jetzt, wo der Recensent des „Jönköpingsnipp" geäußert: „Fräulein Juhlin ist ein aufgehender Stern, welcher wahrscheinlich bald ein noch anspruchsvolleres Publikum als dasjenige unserer Stadt blenden wird." Ob er nicht daran gedacht hätte, nach der Hauptstadt überzusiedeln, wenn sie dort festes Engagement bekäme? Ob er ihr 35 Reichsthaler zu dem weißen Kostüm in „Regina von Emmeritz" leihen könnte. Um alles in der Welt nur jetzt keine Verlobung; das würde ihre Künstlerlaufbahn unterbrechen.

Kalle reiste heim, machte neue Becher und Töpfe und hörte zu, wie sein Papa sich allen Mächten der Unterwelt verschwor, wenn Schneidertöchter oder Commödiantinnen jemals als Schwiegertöchter im besten Sopha der Familie Platz nehmen sollten.

Und die Zeit verging und das Herz schmerzte.

Aber nach einigen Jahren schrieb Kalle einen Brief an Laura und fragte sie zum letzten Mal, ob sie nun sein eigen werden wollte vor der Welt. Papa Bäck wäre todt und sein Haus stände bereit sie aufzunehmen.

Es vergingen acht Tage und vierzehn Tage, und keine Antwort kam. Kalle schrieb seinen Brief noch einmal und recommandirte ihn; aber als er auch jetzt unbeantwortet blieb, verkaufte er Werkstatt und Lager an seinen Altgesellen, kaufte ein schönes Eigenthum auf dem Lande in einer anderen Provinz und begann die Menschheit zu verachten und Klee zu bauen, was gesund sein soll für Herzleiden.

Fräulein Juhlin triumphirte noch eine Zeit lang auf der Bühne kleiner Städte, aber dann wurde es mit einem Male stille über sie. Sie hatte sich in Stockholm versucht, und die Stockholmer besaßen nun einmal ihren eigenen Geschmack. Die Rezensenten sagten, daß es ihr an Feuer fehle, ja, das sagten sie. Danach machte sie auch in den Landstädten kein Glück mehr.

Nach einigen Jahren, als Kalle bei Gelegenheit einer Viehausstellung in die Stadt kam, ging er auf das Zeitungsbureau und fragte: „bei welcher Gesellschaft Fräulein Juhlin jetzt wäre?" Der Correcturleser bat ihn, sich zu setzen und fragte alle Herren in der Redaction nach Fräulein Juhlin, aber die Herren waren zu jung in der Oeffentlichkeit und keiner konnte sich erinnern, den Namen je gehört zu haben.

„Sie ist also nicht an der königlichen Oper angestellt?" sagte Kalle.

„Nein, dafür wollten wir garantiren."

Am Abend war Variététheater auf dem Rathhause zur Feier der Thierschau. Meister Bäck liebte solche Belustigung eigentlich nicht, aber man muß am Abend doch etwas vornehmen. Er ließ sich auf einem Stuhle nahe bei der Thür nieder und warf einen gleichgültigen Blick auf das Programm. Aber da fuhr er zusammen, erbleichte und erhob sich so hastig, daß Tisch und Stuhl zugleich umfielen.

Der Pianist spielte, die jungen Herren fluchten, Theelöffel klapperten und der Kellner warf zwei Hunde hinaus, die unter einem Tische in Streit gerathen waren. Aber der Vorhang wollte nicht aufgehen. Endlich kam „Europas anerkannnt erster Trapezkünstler", Herr Brichnacky, und that zu wissen, daß Fräulein Juhlin, welche die erste Nummer des Programms singen sollte, unglücklicherweise plötzlich krank geworden wäre, weshalb Herr Brichnacky das Publikum um Erlaubniß bat, daß Fräulein Nitzky statt dessen ein ungarisches Volkslied singen dürfe.

* * *

Aber im Künstlerzimmer drinnen saß Kalle Bäck, die Arme um die Taille einer geschminkten und decollettirten Dame von undefinirbarem Alter geschlungen. Und die Schminke rann in kleinen hellrothen Streifen über die Wangen der decollettirten Dame, denn sie weinte, weinte unaufhaltsam und freigebig aus großen, braunen Augen und küßte Kalle Bäck auf den Bart, so daß auch dieser hellroth wurde. Und Kalle erzitterte convulsivisch und trocknete sich die Stirn mit blaucarrirtem Taschentuch.

„Wir sind nicht mehr jung, Laura, aber willst Du . . . willst Du . . doch noch meine Frau werden?"

„Und Du fragst mich nicht, was ich alle diese Jahre lang gewesen bin, und Du kümmerst Dich nicht darum, was ich bin . . ."

„Was Du gewesen bist, will ich nicht wissen. Was Du bist? . . . Für mich bist Du immer und ewig die kleine Laura, welche zu mir kam durch die kleine Lücke im Staket und im Holzstall des Schneiders an meiner Seite saß. Willst Du, Laura?"

Ja, nun wollte sie, und während Herr Brichnacky auf der Bühne sein Bestes that, die Gläser klirrten, und das Publikum vor Begeisterung stampfte, schlich sich die Primadonna des Variététheaters aus dem Restau-

rant hinaus in die Welt, um ein neues Leben zu beginnen; und das war wirklich ihr Glück, denn sie drückte sich fest an ein redliches Männerherz, das niemals gelernt hatte zu vergessen, aber das so gern verzeihen wollte!

Aus der Hauptstadt.

Reiherbeize.

Im zoologischen Garten ist's Nachmittags ein angenehmer Aufenthalt, wenn die Sonne scheint und die Militärkapelle spielt; bescheidentlich lustwandelnd bringt sich dort der Mann von Welt aufmerksamen Müttern und Gastgeberinnen für den Winter in wohlwollende Erinnerung. So spazierte ich denn seelenvergnügt unter dem lieben Gethier umher, und als ich an das Reihergehege kam, blieb ich neugierig stehen und beschaute mir diese hochactuellen Vögel. Zwei lustige Bengelchen standen bereits vor dem Käfig, schnüffelten, rümpften die Stupsnäschen und sahen sich bedenklich an.

„Ich möcht' so 'ne Hofjagd schon 'mal mitmachen; es muß sehr komisch sein," sagte der eine Junge, mit drallem Gesicht und erquickend runden Gliedmaßen, „aber na —"

„Ja, wo soll man denn bei schlechten Zeiten die Zeit hernehmen?" seufzte sein Kamerad altklug.

„Und dann, was hat man davon, schließlich —"

„Ja, sie sind sehr unappetitlich; eine Gans wär' mir lieber," stimmte der Andere bei, lüstern mit den braunen Aeuglein zwinkernd.

*

Dem feinsten Kopf der altitalienischen Diplomatenschule, dem von der Ehrbarkeit zu Unrecht vielgeschmähten Machiavelli verdankt die politische Welt ein goldenes Wort: „Die Form der Regierung ist von sehr geringer Bedeutung, obgleich unreife und halbgebildete Leute anders darüber denken. Das höchste Ziel der Staatskunst sollte Dauer sein; Dauer wiegt alles Andere auf, da sie durchaus werthvoller als Freiheit ist." Machiavelli kennt keine mühevoll ausgetüftelte Schreibstubenweisheit; kostbare Muscheln sind seine Sentenzen, die uns das prächtig bewegte Meer der Renaissance an den neuzeitlich öden Strand warf. Ein Volk, das sich nach jenem Worte regiert weiß, gehorcht dem Zaume, denn es fühlt die starke, sichere Faust. Beständigkeit verlangt es von seinen Herrschern; es haßt all' und jedes Schaukelsystem, hält veränderliche Beweglichkeit leicht für Schwäche. Es macht sich von jedem Fürsten nach seinen ersten Regierungshandlungen ein festes Bild, und auf die Züge dieses Conterfeis hin prüft es seine Folgethaten, wird unruhig, rathlos, argwöhnisch, wenn der Regent später wesentlich andere Gesinnungen zur Schau trägt. Nun und nimmer ist bei Politikern oder ihrem Heerbann die psychologische Beobachtungsgabe besonders entwickelt gewesen; sie begreifen nicht, daß ein öffentlicher Charakter auch verborgene Tiefen haben, daß er anders sein kann, als er beim Debüt zeigte. Wer im „Leben" steht, darf nicht mehr leben, wie es Lust und Laune gefällt; er muß genau der Schablone gleichen, die man sich von ihm gefertigt hat, oder er gilt als Apostat. Mit herben Urtheilen sind dann die unentwegten Gutgesinnten schnell bei der Hand, und ihr Aerger ist um so größer, je massiver die Täuschung war. Kaiser Wilhelm machte sein Entrée als arbeitfroher, arbeitbegieriger Monarch; wo im Räderwerk der Regierungsmaschine irgend etwas stockte, griff er trotz dem letzten Maschinisten tüchtig ein, und so fixirte sich seines Geistes Conterfei in den Köpfen der Leute. Nun hat aber die Erfahrung gelehrt, daß der Monarch jeder Askese fern steht und seine königliche Aufgabe ganz wo anders als am Schreibtisch sucht, daß er selbst dem frumben „Reichsboten" mitleidlos den Schmerz anthut, „auch Todesurtheile wochenlang unerledigt liegen zu lassen."

Wilhelm II. hat auf des florentinischen Altkanzlers Sprüchlein nicht gehört; als moderner Mensch will er sich nach seinem Geschmack ausleben, ohne an ein Programm gebunden zu sein, und die Schönheiten der Erde kennen und genießen lernen, heute diese, morgen jene. Künstlerisch gesinnt und Kunstfreund wie die Ballenstädter, die doch den Grundstein zu seiner Macht legten, liebt er bunte Farben, rauschende Musik, Jagdlärm und Fackelglanz; sinnenfroh-ritterlich wie die prachtvollen Ballenstädter, erweckt er aus Jahrhunderte langem Schlaf auch ihre ritterlichen Uebungen, die Reiherbeize zuerst, das Tjosten vielleicht später. Die Poetlein im Winkel, die freuen sich dessen, denn auch für sie bricht vielleicht die goldene Zeit des Minnesangs wieder an; sie haben dann nicht mehr nöthig, Bankierliteratur zu schreiben; sie sagen dann, bisher Hofnarren Sr. Majestät des Publikums, ihr den Dienst auf und nehmen anderen, der reichlicher lohnt. Die finster blickende Bestie aber, die verdrossen im Hinterhalt lauert, öffentliche Meinung genannt, die erklärt sich nicht einverstanden, die will ihren Kaiser haben, wie sie sich ihn zurecht gelegt hat, und die knurrt nun und bellt wohl gar . . .

Kein kleiner Theil unseres Volkes sieht mit Eugen Krechting in ihrer bedachtsamen Sparsamkeit die hervorragendste Eigenschaft der Hohenzollern, und ein größerer Theil noch verlangt allen Ernstes, daß sein König, dem alten Fritzen gleich, im strengsten Sinne des Wortes der erste Staatsdiener sei. Ich beweise nicht, weshalb solche Meinungen irrig sind, weshalb die Theoretiker mit falschen Gewichten wiegen und mit so schlechten Waffen kämpfen, wie jener altersgraue Manserfalk und Parteihuber, den ein unentwegtes Blatt neulich auf den antisemitischen Reiher schickte und der die gefährliche Bewegung durch den bündigen Beweis tödten wollte, daß die Judenschaft zur Kreuzigung Christi prädestinirt, die Jungfrau Maria aber trotz ihrer blonden Haare keine Arierin gewesen sei, daß schließlich drittens jedes Conversationslexicon lange Artikel über Ghetto-einrichtungen und Ghettoschicksale enthalte. — Ich wende mich kurzer Hand zu einer Analyse der monarchischen Idee, die am besten zeigen wird, wie sehr sich die Nörgler im Unrecht befinden.

Nicht sowohl auf uncontrolirbare sentimentale und mystische Empfindungen, als vielmehr auf die tief in der Volksseele wurzelnde Verehrung alles Prächtigen, Prunkenden, Großartigen stützt sich das moderne, so zu sagen wissenschaftlich fundirte Königthum. Phantasten mögen immerhin das Gottesgnadendogma, die Nothwendigkeit einer obersten Instanz im Staate (frei nach Schiller) und eines Schützers der Schwachen vor den Starken betonen, mögen hierin Wurzel und Kraft des monarchischen Gedankens erkennen; sie verwechseln dabei kindlich genug Ursache und Wirkung, sie spicken den Hasen schon bei Lebzeiten. Die Monarchie muß Licht ausstrahlen, Glanz und Schimmer, daß breite Volksmassen geblendet zu ihr aufschauen; c'est l'empire. Wehe dem König, der kein Roy Soleil ist, der es wie Louis Philipp mit dem Regenschirm, wie Henri quatre mit dem Huhn im Topfe versuchen will! Die Geschichte weist unwiderleglich nach, daß den wilden Völkerschaften ihre Fürsten ohne Weiteres als Stellvertreter Gottes, ja manchmal als Gott selber erschienen; unzählige Herrscher des Alterthums verdankten ihre Throne nur der Fiction, daß sie Göttersöhne wären, und noch in hochcultivirten, nicht übermäßig weit zurückliegenden Zeitläuften ließen die Cäsaren sich und ihre Statuen mit göttlichen Ehren anbeten. Darum vergibt sich der Fürst Alles von seiner Würde, wenn er mit dem Volke cordial, wie Mensch mit Menschen, verkehrt, oder wenn er gar seine Lebensführung der des Volkes anpaßt; er muß gottähnlich bleiben, gottgeweiht sein, der allgemeine Glaube an dies Mysterium macht seine Stärke aus. Ein Bürgerkönig schadet dem monarchischen Gedanken ebenso wie eine Oligarchie dem republikanischen. Schlecht hat der Herzog von Coburg-Gotha die Idee der Majestät erfaßt, als er den Zusatz „Von Gottes Gnaden" hinter seinem Namen strich; vortrefflich begreift sie der Sultan, den seine Unterthanen fast nie zu Gesicht bekommen, der wie eine dämonisch-unermeßliche Macht abgesperrt und verbollwerkt in seinem Palaste thront.

Die Gottheit muß Glanz ausstrahlen, und zum Glanz gehört heutzutage Geld. Darüber sind alle ernsthaften deutschen Politiker einig, daß ein Monarch von gar nicht hoch genug zu veranschlagender Wichtigkeit ist, daß man, ihn zu erhalten, keine materiellen Opfer scheuen darf. Soll nun aber das Königthum seiner hohen Aufgabe genügen können, so muß es in der Lage sein, allen Reichthum und allen Pomp des Landes wie in einem Brennspiegel vereinigen und hinsichtlich Luxusentwickelung jeden bürgerlichen Concurrenten, ja selbst jeden Hamburger Kaffeeschwänzer, aus dem Felde schlagen zu können. Und das ist an sich schwer in goldenen Epochen, wo sogar ein simpler Kassirer, der sich viel herausnahm, binnen anderthalb Jahren 22 Millionen Mark an der Börse umsetzen konnte. Beschränkt nun gar eine kurzgeaugte oder böswillige Volksvertretung die Civilliste auf's knappeste Maß, so muß die Außergewöhnlichkeit, ja der fremdphantastische Charakter des Hoflebens ersetzen, was etwa an klobigem und goldschwerem Luxus abgeht. Escarpins, Menuett und Reiherbeize sind keineswegs Aeußerungen romantischer Laune; ihr Zweck besteht allein darin, dem nicht mehr zu übertrumpfenden Couponsreichthum ein Paroli zu biegen und den Wettstreit auf Gebiete zu verlegen, wohin er, ohne sich lächerlich zu machen, nicht folgen kann. Denn wenn Herr von Hansemann bei der Neujahrs-Gratulationscour seine Commis in Wadenstrümpfen, Kniehosen und Fackeln in der Hand sehen wollte, so thäten sie ihm den Gefallen nicht, um keine portugiesische Anleihe der Welt; langes Sitzen auf Comptoirschemeln macht die Beine gar zu jämmerlich dünn. — Von engagementslosen Balletratten den fürchterlichen Tanz auf Vulkanen, das Menuett, dargestellt zu sehen, erinnerte auch den reichsten Fixer zu unangenehm an den revolutionären Finanzminister Miquel — pardon, Necker und den Krach von 1789. — Auf dem Terrain der Façonschmiede ließe sich recht wohl eine Reiherbeize arrangiren, und Herr Paul Polke würde, den Raubfalken auf der Faust, sicher keine schlechte Figur machen; wie aber, wenn der Berliner Thierschutzverein dann seine Actionäre vor ihm warnte!

Man sieht, Escarpins, Menuett und Reiherbeize bleiben privilegirter Schmuck des Hofes. Was den Minnesang anbetrifft . . . Die Poetlein müssen Geduld haben.

*

Ein cäsarischer Edelfalke stößt immer nur nach oben, wo in blauen Lüften Reiher und greise Adler sich wiegen, und er meint, alles niedere Vogelvolk schaue bewundernd auf und freue sich, wenn die Federn stieben. Von wannen sollte ihm auch andere Wissenschaft kommen? Der unverantwortlichen Rathgeber sind wenige, und zahllos sind die Schaaren vortragender Räthe, die da Sorge tragen, daß nur reingewaschene Worte dem Herrn zu Ohren kommen, mit Weihrauch wohl desinficirt. Die Menschen neigen sich vor ihren Fürsten wie vor Göttern und verkehren mit ihnen wie mit Göttern; nichts als gebeugte Rücken, nichts als unterthäniges Lispeln des Einverständnisses finden sie in ihrer Umgebung. Höflinge mögen oft Geist haben, aber den Geist des Widerspruches haben sie nie. Was Wunder also, daß hier jeder machtvolle und selbstbewußte Mann, des trotzigen Nein! ungewohnt, sich für ein höher organisirtes Wesen zu halten beginnt! „Fürwahr, es gehört ein ungemeines kritisches Talent, erbarmungslose und ironiegesättigte Selbstprüfung sondergleichen dazu, stündlich, minutlich, um als einziger Mann in einer Knechtesschaar Mensch zu bleiben und sich nicht gottähnlich zu glauben."

Der Cäsar schreitet rasch zu der eisigen Höhe hinauf, wo nur Raum

ist für Einen, von wo die Menschen im Thale zwerghaft klein erscheinen und ihr Alltagstreiben verächtlich. Ihn gelüstet nach Größerem, Absonderlichem, Nicht-Alltäglichem. Und er greift danach.

Nicht nothwendig braucht jeder Fürst ein Römerkaiser oder ein Napoleon zu werden, denen ihr hochgespanntes Selbstbewußtsein und das Gefühl ihrer Göttlichkeit Titanenkräfte verlieh, bis es sie blendete und stürzte. Aber wo Augustus-Gedanken und napoleonischer Wagemuth schlummern, da erweckt sie der Kronreif gewiß.

Vor den finsteren Monarchen, die immer grübelnd ihren Phantasmen nachhängen und ihren Uebermenschen-Plänen, die keine Freude haben an buntem Spiel und lockendem Glanz, vor denen hütet Euch! Wir aber haben absolutische Velleitäten nicht zu fürchten, trotz der Angstmeier und der Krechtings.

Und ich lobe mir die Reiherbeize.

*

Herbstnachmittagssonne scheint warm und froh auf die sacht sich entblätternden Lindenbäume, und das Gethier ringsum schnattert und krächzt und lacht wie die geputzten Dämchen und Herrlein in meiner Nachbarschaft. Ich habe, wie das so Zigeunerart ist, meine Betrachtungen in der entlegensten Ecke des Café's, am verwaschensten Tische niedergeschrieben, und ich wundere mich, als ein glückliches Ungefähr die beiden Bürschlein vom Reiherkäfig gerade in meine Nähe bringt.

„Du," sagt der Dicke, „das glaub' ich doch nicht, daß man sich um 'nen Reiher so viel Mühe macht — wenn's noch ein Walfisch wäre! So 'nen Reiher schießt man doch mit 'ner Kugel todt, wozu da erst den Falken belästigen!"

„Hm," macht der Braunäugige nachdenklich. „Ich versteh's auch nicht."

Die Poesie schwindet aus den Herzen unseres Volkes, und die Poetlein können einpacken. Es gibt keine Kinder mehr. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Der Lebemann. Lustspiel in drei Aufzügen von Gustav von Moser. (Lessing-Theater.) — Die Dummen. Lustspiel in drei Acten von Guinon und Denier. — Hochparterre. Lustspiel in einem Act von Julien Berr de Turique. (Residenz-Theater.)

In ihren berühmten Schilderungen der Pest stimmen Thukydides, Boccaccio und Manzoni darin mit einander überein, daß in solcher Schreckenszeit alles öffentliche Leben wie ausgestorben war. Wenn nun auch der „verlarvte Henker" und die „unsichtbare Guillotine ambulante", die Heine 1832 in Paris an der Arbeit sah, bis jetzt noch nicht in der Reichshauptstadt ihr unheimliches Werk treiben, so lastet doch die einfältige, aber allzu menschliche Furcht vor der Seuche schon so schwer auf Handel und Wandel, daß auch Schiller's „moralische Anstalten" sich nicht mehr füllen wollen. Höchstens die Erstaufführungen mit ihren ausverschenkten Häusern — Augier's Wort von dem niemals zahlenden Premièrenpublikum weckte erst jüngst im Lessing-Theater ein verständnißinniges Lachen — sind noch leidlich besucht, aber die zahlenden Zuschauer vermeiden am liebsten die als gefährlich verschrienen größeren Menschenansammlungen, leer stehen die Logen, und das halbe Parterre starrt von unbesetzten Bänken. Kein Wunder, daß der Spielplan fast nur noch mit alten Stücken gefüllt wird, und erscheint wirklich etwas Funkelnagelneues, so gehört es gewiß zu jenen Werken, auf deren Erfolg niemand rechnet und die man nur spielt, um einer lästigen Verpflichtung ledig zu sein. Früher waren April, Mai und Juni für diese zweifelhafte Waare gerade gut genug. Jetzt kommt man gleich nach den Ferien damit und bringt sie im August und September gerne der Glücksgöttin zum Opfer — Dank dem Cholera-gespenst. Und doch haben die Directoren, die sich in ihren Prophezeiungen noch öfter irren, als andere Sterbliche, sich schon oft getäuscht, und manches Stück, dem ein kurzes Frühlings- und Sommerleben voraus-gesagt war, kann noch immer mit dem berühmten Bierlala des Studentenliedes sagen: „Hei lebet noch!"

Vielleicht ist auch Moser's neues Lustspiel, das gewiß längst nicht mehr sein neuestes, sehr zu Unrecht unter die „Choleraſtücke" gerathen und wird die Seuche viel länger überleben, als es am ersten Abend den Anschein hatte. Von seiner Handlung schweige ich lieber, denn ihre Entwirrung ist bei Moser für den Leser kein Genuß und für den Berichterstatter ein schweres Stück. Wer einen „echten Moser", so pflegt die Kritik jedes neue Werk von ihm zu benennen, gesehen hat, kennt sie alle. Wir wissen also schon zum Voraus, daß der im Titel gewährleistete Lebemann eigentlich gar kein Lebemann ist, daß er sich verheirathet hat und jetzt für frühere Sünden durch tausend Verlegenheiten und mit der immer sich bewährenden Eifersucht bestraft wird, daß irgend einem eine Prämie versprochen wird, wenn er nicht heirathe, was er dann doch heimlich thut, und was derlei neue Scherze sonst sind. Dazu die bekannten Motive und Requisiten, Nothlügen und Mißverständnisse, ein umgeworfener Wagen, verregnete Herren in Hemdärmeln, nicht zu vergessen das bewußte letzte Stelldichein mit der früheren Geliebten, wobei man selbstverständlich erwischt wird, und alles belebt von einem knappen, mit vielen guten und noch mehr schlechten Scherzen versehenen Dialog. Andere schreiben ihre Bühnenwerke ja auch nicht anders, und bei Moser lassen wir es uns eher gefallen, denn er tritt nie anspruchsvoll auf und ist fast immer liebenswürdig wie ein Cavalier.

„Herr von Moser schreibt noch gerade so wie vor zwanzig Jahren!" entrüstet sich irgend ein kritischer Geist im Angesichte des „Lebemannes". Warum sollte er auch anders schreiben? Weil wir jetzt die „Jungen" haben, das naturalistische, impressionistische u. s. w. Drama? Hand auf's Herz, sollten etwa die zweifelhaften Erfolge dieser „neuen" Literatur Herrn von Moser belehren und bekehren? Ich höre das ironische Lachen des gemüthlichen Lustspieldichters. Zugegeben, er hat seit vielen Jahren keinen rechten Erfolg mehr, aber geht es etwa den mehr oder minder „consequenten" Realisten besser? Sogar mit Ibsen ist es auf unseren Bühnen merkwürdig still geworden. Trotz der Lärmtrommel ihrer kritischen Freunde und der Nachhülfe einer schon wieder abgedankten Mode, hat nur „College Crampton" und zwar nur in Berlin einen Erfolg errungen, der freilich ausschließlich auf das Conto von Engels zu setzen ist, eines Possenkomikers, der sich über Nacht als großer Charakterspieler entpuppte. „Die Ehre" ist so conventionell, wie nur irgend ein französischer Abklatsch, und bloß die Hinterhausscenen athmen den neuen Geist; sobald aber Sudermann consequent realistisch sein wollte, „Sodoms Ende", scheiterte er. Ganz wie Wolzogen, dessen durchgefallene Komödie: „Lumpengesindel" ihn schwerlich noch einmal verlocken wird, von dem bewährten Benedix („Töchter der Excellenz") abzuweichen. Daraus geht nun für Groß und Klein und auch für Moser die weise Lehr' hervor: Das lebendige Theater kann den consequenten Realismus nicht brauchen. Es ist so sehr auf Convention gegründet, daß es ebenso wenig wie unser Publikum die ganze Wahrheit — Danton's l'âpre vérité — die ganze Wirklichkeit verträgt. Wer das als Dichter nicht einsieht, kann im günstigsten Fall eine Weile von der Mode getragen werden und Dramen schaffen, die weder leben noch sterben können, aber er arbeitet nicht für das lebendige Theater, sondern vermehrt nur die Literatur für Literaten.

Zu den schlauen Männern, die das erkannt haben, gehören auch die meines Wissens dramatisch noch unbescholtenen Franzosen Guinon und Denier. Auch ihre Novität ist mit Unrecht unter die „Choleraſtücke" gerathen. Es ist zu gut dazu, ja es ist überhaupt gut. Die Handlung, zwar dem unvermeidlichen Repertoirestück des Théâtre français, dem klassificirenden „L'Honneur et l'Argent" von Ponsard nachempfunden, erzählt uns noch einmal die schon dort unmögliche Geschichte von dem unehrenhaft erworbenen Erbe, das der idealistische Sohn hochherzig von sich wirft. Es ist überflüssig, unsere Einwände gegen diesen unpraktischen Edelmuth, der nur erhaben ist, um nicht thöricht zu sein, hier anzuführen, denn alles was ich auch sagen könnte, bringen die Gegner dieser „dummen" Idealisten schon im Stücke vor. Und zwar sind es so geschickte advocati diaboli, daß sie bei unserem Publikum herzliche Zustimmung fanden, was immer für das Stück gefährlich ist. Die weitere Entwickelung beweist Eigenart. Sohn und Mutter opfern kopflos in der ersten entrüsteten Aufwallung ihr ganzes Vermögen, um die Nachkommen des im Elend verkommenen Geprellten zu entschädigen; darüber geht die Verlobung des jungen Henri mit seiner geliebten Aline zurück, und die beiden guten Menschen gerathen in so fürchterliche Noth, daß Henri nichts weiter übrig bleibt, als eine Vernunftheirath einzugehen, um so eine Anstellung zu erhalten und sich und seine Mutter vom Verhungern zu retten. „Das Leben", so philosophirt er jetzt, „leidet Schurken, aber keine Helden." Nun will aber sein Glück, das Glück der Gimpel („Les Jobards" heißt ja der Originaltitel), daß seine Auserwählte oder vielmehr die ihm von den Egoisten Aufgedrungene ein edles Menschenkind ist, vom Leben geknickt, von der Liebe verrathen, ganz wie er selbst. Sie lieben sich nicht, sie achten sich bloß, nur die Vernunft, die harte Nothwendigkeit, das tief traurige Leben zwingt sie zu diesem Bunde. Sie gestehen es sich unter verhaltenen Thränen offen ein. „Es handelt sich nicht darum, zu lieben," sagt sie bitter, „sondern sich zu verstehen." Und wer weiß? Ja, ja, schon fühlt sie eine Regung für ihn, wie für . . . „Für wen?" forscht er mit stockendem Athem. Sie schweigt und sieht ihn mit einem Blicke zum zweiten Mal aufdämmernder, schüchterner Liebe an. Und im Geiste sieht er wohl schon, wie die Achtung und Verehrung sich auch bei ihm einst in Liebe verwandelt. „Vielleicht!" stammelt er, und mit diesem tröstenden Ausblick schließt das Stück.

Gewiß, ein Meisterwerk ist diese tragische Posse nicht, aber wer uns so von der ersten zur letzten Scene gefangen hält, ist „Auch Einer". Wir vergessen darob alle Schwächen des Werkes: den etwas schleppenden Gang, manche Uebertreibung in den Motiven, den oft unkünstlerischen, aber doch so lebensechten Umschlag von breiter Komik zu rührender Tragik. Dieser Millionärssohn aus der Provinz, der eher vom Mond herabzufallen scheint, denn er hat nicht das Geringste gelernt, gewinnt doch unser ganzes Herz, und sogar seiner etwas theatralischen Heldenmutter glauben wir gern, selbst wenn sie von Frau Scherbarth-Fließ gemimt wird. Drei Scenen gehören zum Besten, was das moderne Theater hervorgebracht hat. Zuerst der rein komische Auftritt, wo der geriebene Vater der Braut seinen Schwiegersohn sammt Mutter über's Ohr haut: er zahlt die versprochene Mitgift von 500,000 Francs nicht aus, sondern bloß die Zinsen davon; er schenkt dem Pärchen großmüthig sein Landhaus, das ihm freilich 5000 Francs jährlichen Unterhalt kostet, die er sich erspart, wenn er bei ihnen bloß auf Besuch wohnt; er drängt sich als finanzieller Rathgeber auf und wird gewiß nach und nach all' ihr Geld in seine Hände bekommen. Sardou hat ähnliche satirische Sittenbilder auf die Bühne gebracht, z. B. in der „Familie Benoiton", wo beim Entwerfen des Heirathsvertrages die Gesundheit des Schwiegerpapas handgreiflich geprüft wird, aber fast immer überschreitet er die Grenze, wo die Wahrheit aufhört und das Zerrbild anfängt, während Guinon auch im Possenhaften selten übertreibt.

Die zweite Meisterscene ist die Entlobung. Der liebende Henri verzichtet mit blutendem Herzen auf sein Glück, aber er jubelt noch einmal hoffnungsvoll auf, denn da wirft sich ihm ja seine Aline an die Brust.

Gewiß, sie liebt ihn, sie heirathet ihn trotz alledem! Was verschlägt es, daß sie nicht reich sind! Sie werden sich beide einschränken, ja auch sie, das verwöhnte Kind des Glückes! O sie wird aus Liebe zu ihm auf Alles verzichten, auf Vieles wenigstens. Statt vier Diener nur zwei, statt täglicher Gesellschaften und Empfangsabende nur alle vierzehn Tage ein Essen en petit comité, statt eigener Equipagen ein Miethwagen pro Monat, und sie kennt sogar eine Putzmacherin, die schon für 80 Francs einen entzückenden Hut liefert. Henri lächelt wehmüthig. „Du erwartest an meiner Seite die Einschränkung, aber ich kann Dir nur die Entbehrung bieten.“ Nun wird sie doch bedenklich. „Entbehrung? Noth? Ich mache mir aus dem Gelde gar nichts, aber ich kann es nicht entbehren. Ach, wenn Du nur wenigstens 20,000 Francs Rente hättest!“ Und verläßt ihn zur selben Stunde.

Die dritte Meisterscene habe ich schon oben geschildert, der herzbeklemmende und doch nach oben reißende Schluß des heiteren Spiels. Die streng realistische und dabei poesievolle Ausführung läßt hier Alles hinter sich, was unsere Jungen und Jüngsten geschaffen. Es ist die reinste Poesie in einer Posse. Auch in der Darstellung kam das zur Geltung, obgleich für meinen Geschmack Herr Rittner zu larmoyant war. Viel grausamer als die Dichter, hatte Director Lautenburg das arme Aschenbrödel seiner trefflichen Salondame Frln. Bertens überwiesen. Ich kenne die Pariser Besetzung nicht, aber ich wette darauf, daß dort die Noëmi höchstens eine herbe Jungfrau, nicht aber eine stattliche und sehr reife Frau ist. Auch der Pariser Henri wird nach den Absichten der Autoren gewiß leichter und heiterer gespielt, als in Berlin.

Vorher gab man eine anmuthige Plauderei: „Rez - de - chaussée.“ Eine Dame verhindert durch ihre Gegenwart das gefährliche Stelldichein einer verheiratheten Freundin mit einem Wüstling. Das Ding ist ein Bischen liederlich gedacht, aber hübsch geschrieben, die Sprache geziert geistreich, aber munter, der Schluß allerliebst. Der Verfasser hat heitere Novelletten geschrieben, die zuerst nur Julien Berr gezeichnet waren; seinen Adel hat er wohl erst später entdeckt.

Die flotte Aufführung zeigte abermals, daß das Residenz-Theater unsere einzige Bühne ist, wo man noch französische Sachen zu spielen versteht. Trotzdem wäre das im Grunde tief ernste Stück im Lessing-Theater wohl am richtigeren Orte. In der Première war das Publikum, das eine Posse oder eine Zote erwartete, sehr enttäuscht und wurde nicht recht warm. Vielleicht trug auch die Bezeichnung des Theaterzettels: „Lustspiel“ die Schuld daran. Drei neue Kräfte traten mit Glück auf und ehrten ihren Entdecker Director Lautenburg: Herr Steinecke, der den Schwiegerpapa derb, aber gut gab; Frln. Görner, ein mäßig hübsches Persönchen mit einem pikanten Schnurrbärtchen, aber ganz echtes Theaterblut; auch die lange gesuchte große Kokette scheint in Frln. Brion gefunden. Vielleicht schafft der Director noch einen Vortragsmeister an, damit die patentirten Schnellredner Herren Rittner und Jarno deutlicher werden und sich weniger oft versprechen.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, den Artikel in Nr. 30 der „Gegenwart“: „Die Aufgaben der Historiker“ von Karl Walcker dahin zu berichtigen, daß ich — zuerst in Deutschland — seit mehreren Jahren über „russische Geschichte“ an unserer Universität docire und im laufenden Semester sogar ein Publicum darüber lese.

Hochachtungsvoll ergeben

Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt.

Heidelberg, 25. Juli 1892.

Notizen.

Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850 von Wilhelm Oechelhäuser. (Berlin. Julius Springer.) Der bekannte Großindustrielle und Politiker unterbreitet der Oeffentlichkeit einen Abschnitt aus Lebenserinnerungen, die für die Familie von ihm niedergeschrieben wurden. Findet sich in dem Bande auch geschichtlich nicht viel Neues, höchstens seine Mittheilungen über die Schweiz sind dahin zu rechnen, so liest er sich doch frisch und angenehm. Ueberaus belustigend sind die Erzählungen aus dem inneren Leben der Reichsministerien. Oechelhäuser war von Dürkwitz zum Secretär im Handelsministerium ernannt worden und bekam später den Titel Reichsministerialassessor, der einzige seines Standes. Er überlebte in dieser Stelle Dürkwitz und Detmold, den Reichsverweser und das Dreikönigsbündniß und wurde schließlich von der preußischen Regierung mit einer handelspolitischen Mission in die Schweiz beauftragt. Als der Bundestag wieder erstand und die kurhessische Frage sich zum Kriege zuspitzte, wurde er zur Landwehr eingezogen und gab recht trübselige Schilderungen von der Ausrüstung und Schlagfertigkeit des preußischen Heeres. Neujahr 1851 wurde er entlassen. Damit endet die Erzählung. Angefügt sind „Eine Reise nach Prag in der Pfingstwoche 1848“ und eine Denkschrift über den Einfluß der schweizerischen Grenzzölle auf den Zollverein vom 5. Mai 1850. g.

Der Lehrer Leumund. Von Wilhelm Meyer-Markau. Urschriftliche Worte zeitbürtiger deutscher Schriftsteller, Dichter und Gelehrten über Lehrer und Schule. (Duisburg. Zu beziehen vom Herausgeber.) Dies interessante Sammelwerk des hervorragenden pädagogischen Schriftstellers enthält von 166 Personen, 161 Männern und 5 Frauen Antworten auf einen Fragebogen, den der Herausgeber versandte. Unter den Lehrern sind vorzugsweise, aber nicht ausschließlich Elementarlehrer, Volksschullehrer, zu verstehen. Hie und da ist auch von Mädchenschulen die Rede. Unter den Mitarbeitern ist das Deutsche Reich, Osterreich-Ungarn, die Schweiz, Norwegen, die Vereinigten Staaten und wohl sämmtliche Ansichten vertreten, die über die Lehrerfrage aufgestellt werden können. Einige behaupten z. B., es gehe den Lehrern zu gut (?!), oder gut genug; die Meisten empfehlen Reformen dieser oder jener Art. Einige Stimmen plaidiren sogar dafür, den Lehrern ein akademische Vorbildung, eine den Geistlichen ebenbürtige öconomische und soziale Stellung zu geben. Dieser Gedanke wurde bereits von dem kürzlich verstorbenen Juristen und Historiker F. von Löher vertreten. Kurz, das Meyer-Markau'sche trotz seinem geringen Umfange reichhaltige Sammelwerk, Privat-Enquêtenwerk, verdient die Beachtung der Lehrerkreise, überhaupt des weiten Kreises der Gebildeten.

Marie von Ebner-Eschenbach: Parabeln, Märchen und Gedichte. — Drei Novellen. (Berlin, Gebr. Paetel.) Zwei liebenswürdige Gaben der Meister-Erzählerin, doch im Einzelnen von ungleichem Werth. Unter den Parabeln und Gedichten in Prosa ist manches Unbedeutende, aber die entzückenden „Liebeserklärungen“, die „Erdbeerfrau“ (in Versen), die humorvolle „Dumme Geschichte“ mit der Erfindung des Stiefelknechts, der schalkhafte Einacter „Bettelbriefe“, die interessanten „Nebenbuhler“ und vor allem die prächtige Novelle „Oversberg“ — das steht alles thurmhoch über der landläufigen und nicht nur der weiblichen Novellenproduction unserer Tage.

Kuno Fischer und die literarhistorische Methode. Von Hugo Falkenheim. (Berlin, Speyer & Peters.) Die Anregung zu der vorliegenden Schrift kam aus dem Herzen des Verfassers, der seinem Lehrmeister für gute Wegeleitung hat öffentlich Dank sagen wollen. Und der dankbare Schüler hat eine wohlgelungene, mit Sachkenntniß und Geschmack ausgeführte, in jeder Beziehung befriedigende Arbeit geliefert. Wir haben die Schrift mit Vergnügen gelesen, und die Grundzüge ihrer Ausführungen sind uns bald klar geworden: auf die geistig belebte, sich in das Kunstwerk einempfindende Interpretation kommt es an! Das ist der nicht mehr neue, es ist der allbekannte, aber nicht überall befolgte, darum mit Recht schärfer in Erinnerung gebrachte Canon: nicht geistloser Formalismus, nicht blecherne Philologie — ästhetisch-philosophische Betrachtung allein ist es, die uns den Ariadnefaden in die Hand gibt und uns damit aus dem Labyrinth der Literatur führt. Wir können die kleine wesentlich polemische Tendenz verfolgende, zu Ehren des Heidelberger Philosophen veröffentlichte Schrift als einen werthvollen Beitrag zur Literaturgeschichte empfehlen. o. k.

Calderon. Eine Würdigung. Zwei Vorträge von Heinrich Neubauer. (Leipzig, Fock.) Diese Schrift betont zwar in der Beurtheilung Calderons entschieden den deutschen Standpunkt, jedoch nur insoweit er sich mit den allgemeinen ethischen und ästhetischen Anforderungen deckt. Sie will beweisen, daß Calderons Schauspiele diesen Anforderungen nur in sehr geringem Maße genügen können, daß sie dem Nationaldrama der Deutschen nicht an die Seite gesetzt zu werden verdienen und überhaupt unwerth sind, auf deutschen Bühnen aufgeführt zu werden. Der nicht uninteressanten, aber mit Voreingenommenheit verfaßten Kritik wird es kaum gelingen, den Nimbus, den nicht nur die Romantiker, sondern auch Grillparzer und manche höchst moderne Beurtheiler um die Figur Calderons gewoben haben, zu zerstören.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Houston Stewart Chamberlain

Das Drama Richard Wagners

Eine Anregung.

VIII, 144 S. gr. 8°. ℳ 3.—, fein geb. ℳ 4.—.

Ein Buch, das den ersten Wagnerfreunden empfohlen werden darf. Die Schrift ist keine Biographie noch eine andere Verherrlichung Bayreuths. Ernst und sachlich giebt der Verfasser das Material zur aesthetisch kritischen Würdigung Wagners.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen

der Nibelungendichtung Richard Wagners.

332 Seiten Groß-Oktav. Preis 6 ℳ.

Nach dem einstimmigen Urteil der Kritik das Vorzüglichste und Erschöpfendste, was bisher über die Wagnersche Dichtung erschienen ist.

Die Gegenwart Nr. 36.

Von dieser **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Der schwarze Tod,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann. Durch eine starke Erhöhung unserer Auflage sind wir künftig in den Stand gesetzt, der sich immer mehr steigernden Nachfrage nach einzelnen unserer **allwöchentlichen**

Caliban-Nummern

jederzeit entsprechen zu können.

Verlag der Gegenwart.

In G. Hirth's Kunstverlag in München und Leipzig ist soeben erschienen:

Das plastische Sehen als Rindenzwang

— Spezifische Empfindung für Fernqualitäten des Lichtes — Konfluenz homologer Lichter mit dem Vortritt des größeren — Mähereinpfindung vereinigter Lichter — Weitere Steigerung des Nähergefühls in lateraler Richtung des breiteren Netzhautbildes —

von

Georg Hirth.

6 Bogen gr. 8° mit 10 Text-Illustrationen und 34 Tafeln mit stereoskopischen Abbildungen. — Preis broschirt Mk. 5.—.

Diese Schrift behandelt eines der größten psycho-physiologischen Probleme. Der Verfasser hat es zum ersten Male versucht, den Vorgang des Einfachsehens disparater Bilder und der damit verbundenen Empfindung der dritten Dimension aus einer festen, angeborenen Organisation der zentralen Nervenelemente zu erklären.

Ein prächtiges Geschenkwerk.
Geschmackvollste Ausstattung.
Preis geh. ℳ 2.75, eleg. geb. ℳ 3.75.

Der Sang von Mönchgut.

Epische Dichtung von **Karl Strecker.**

Verlag von **W. Zemsch, Stralsund.**

L. Waldau's Verlag, Berlin.

Moderne Lyrik.

Eine Sammlung zeitgenössischer Dichtungen herausgegeben von

Leo Berg u. Wilh. Lilienthal.

Ein starker Band. Eleg. geb. ℳ 6.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?! Preis 60 Pf.

Bobert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien bei uns:

Grundriß der Weltgeschichte

und der

Quellenkunde

für

Historiker, Lehrer, Examinanden und andere Gebildete.

Von

Dr. Karl Walcker,

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

IX und 315 Seiten. Preis 10 ℳ.

Von demselben Verfasser erschien in Nr. 30 der „Gegenwart" ein Artikel „Die Aufgaben der Historiker". Walcker wird in Roscher's Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Karlsruhe. **Macklot'sche Buchhandlung (Verlag).**

Abonnement

auf das

IV. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 40 beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Hierzu zwei Beilagen: W. Delmanzosche Buchdruckerei, Stolp i. Pom. und F. Soennecken's Verlag, Berlin, Bonn, Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 24. September 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Cholera in Deutschland. — Die religiöse und ethische Bewegung. Von A. v. H. — **Literatur und Kunst:** Zola und der deutsch-französische Krieg. Von Theophil Zolling. — Robert Schumann als Liedercomponist. Von Benno Röttgers. — **Feuilleton:** Der Briefmarkensammler. Von Felix von Stenglin. — **Aus der Hauptstadt:** 80 Millionen gesucht!! Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Pudor's Gedichte. Von Heinrich Pudor. — Notizen. — Anzeigen.

Die Cholera in Deutschland.

Keine Sorge, es gibt hier kein Schauergemälde, von denen der Schreiber dieser Zeilen überhaupt ein abgesagter Feind ist, denn sie bringen nur unnöthig Angst und übertriebene Furcht in die Gesellschaft und die schaden, wie die Erfahrung lehrt, weit mehr als sie nützen. Aber es sind ja leider bei der diesjährigen Epidemie so viele Schäden an das Tageslicht getreten, daß es wohl nöthig sein dürfte, einmal auf sie ernstlich einzugehen.

Wir wissen es ja gut genug, daß in leitenden Kreisen Rußlands beim ersten Auftreten der Seuche die Meinung verbreitet war, es sei am besten, sie möglichst todt zu schweigen. Das war nun freilich falsch, denn nur wenn eine Gefahr ihrem vollen Umfange nach bekannt ist, ist es auch möglich, ihr mit allen Mitteln entgegen zu treten. Die Entrüstung in allen Kreisen Deutschlands, eines Landes, das ja mit Rußland in so mannigfaltigen Verbindungen steht und das seit Jahren die Hauptmasse der russischen Auswanderer nach Amerika befördert, war natürlich eine allgemeine. Die einzig richtige Antwort Deutschlands wäre nun die gewesen, ganz Rußland als verseucht zu betrachten und die umfassendsten Schutzmaßregeln gegen Einschleppung der Seuche anzuordnen. Freilich sah man auch in Rußland bald ein, daß es mit dem Verheimlichen nichts sei und theilte die richtigen Zahlen mit, soweit das denn mit den primitiven Einrichtungen im völlig ungerüsteten Rußland möglich war. Nach und nach ist es dort besser geworden und wenn Virchow nicht lauter Potemkin'sche Dörfer gesehen hat, was doch nicht anzunehmen ist, ist es jetzt doch einigermaßen gut. Die Stätten des größten Elend wird man übrigens Herrn Virchow nicht gezeigt haben.

Aber wir haben ja gar keinen Grund mehr mit Rußland zu rechten. Die zweite Stadt in Deutschland hat es in keiner Weise besser gemacht als Rußland. Preußen bewachte seine Grenzen gegen Rußland, um die Einschleppung der Seuche nach Kräften zu verhindern und suchte dem trotzdem über die Grenze kommenden unheimlichen Gast gerüstet gegenübertreten zu können und die Seuche, einerlei wo sie auftrete, zu localisiren. Hamburg nahm unbedenklich die russischen Auswanderer auf, ohne nach dem Woher besonders ängstlich zu fragen, ja man nahm Waaren in Hamburg auf, die geeignet waren, Seuchenkeime lebenskräftig zu erhalten. Ob nun das Elbwasser vorzüglicher Träger der Krankheit gewesen ist oder nicht, es ist in jedem Falle unverantwortlich, daß undesinfizirte Schmutzwässer der Auswandererbaracke in die Elbe laufen und in unmittelbarer Nähe davon das Trinkwasser für die Stadt der nämlichen Elbe entnommen wird. Einerlei aber, ob russische Auswanderer die Seuche eingeschleppt haben oder ob Feuerleute der Dampfer sie aus den Häfen des schwarzen Meeres mitgebracht haben: immer liegt seitens der Behörden Fahrlässigkeit vor, die nämliche Fahrlässigkeit, die die Krankheit viel zu spät festgestellt werden ließ. Zugegeben wird, daß bereits am 16. August Cholera-todesfälle stattgefunden haben. Wie weit die Gerüchte Recht haben, die bereits von Krankheitsfällen in der letzten Juliwoche reden, möge dahingestellt werden, besondere Sorgfalt darf keiner den Hamburger Behörden nachrühmen.

Allerdings wird ihnen auch manches zum Vorwurf gemacht, woran sie keine Schuld tragen. Die schlechten Wohnungsverhältnisse zu bessern, liegt nicht in ihrer Macht. Der Zuzug von Auswärts ist ein zu rapider, als daß es in einer räumlich stark eingeengten Stadt möglich wäre, für Alle gesunde Wohnungen zu schaffen. Der Arbeiter verlangt billige und seiner Arbeitsstätte nahe gelegene Wohnungen und setzt den sanitätspolizeilichen Vorschriften nicht selten einen passiven Widerstand entgegen, dem gegenüber die Behörde in der Regel machtlos ist. Auch die Schaffung besserer Trinkwasserverhältnisse — der Schreiber dieser Zeilen, der nun freilich ausgezeichnetes Quellwasser gewohnt ist, kann das Hamburger Leitungswasser überhaupt als trinkbar kaum bezeichnen — ist leichter gefordert als durchgesetzt, wenn sie auch energischer hätte betrieben werden können und müssen.

Aber die Hamburger Behörden hätten sich sagen müssen, daß durch die weite Verbreitung der Cholera in Hamburg die Existenz von Zehntausenden vernichtet würde und Hamburg Hunderte von Millionen einbüßen müsse. Sie hätten sich, bevor es dahin kam, sagen müssen, daß durch die Verseuchung weiter russischer Gebiete Hamburg mindestens ebenso bedroht sei, wie die preußische Ostgrenze. Sie hätten lieber ihrem Verkehr mit Rußland einige Schranken ziehen, lieber einige Millionen einbüßen müssen, als wochenlang allen Verkehr mit Hamburg unmöglich zu machen. Sie hätten genau auf den Gesundheitszustand in der Stadt acht geben, jeden Krankheitsfall mit choleraähnlichen Zufällen ernst nehmen und jeden Cholerafall sofort öffentlich bekannt geben sollen, dann wäre es zu einer solchen Panik und wohl auch zu einer solch ungeheuren Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffer nicht gekommen. Sie hätten sich die halbe Million zu Schutzmaßregeln bewilligen lassen sollen, bevor die Cholera in der Stadt war und vor dem Genuß ungekochten Wassers nach dem ersten Erkrankungsfall warnen sollen, anstatt rath- und kopflos vor der Krankheit als einer ohne Anzeichen vom Himmel gefallenen zu stehen, denn wie lange dauerte es, bis man auch nur die richtige Zahl

der Gestorbenen amtlich erfuhr und wer bürgt uns dafür, daß die angegebenen Zahlen jetzt richtig sind. Sie hätten — ja was hätten sie nicht alles thun sollen? aber nun ist es zu spät, zu mäkeln und gute Rathschläge zu geben.

Man hat sich mit wohlfeilem Spott über die Quarantäne und andere Maßregeln lustig gemacht, durch welche man sich nach dem Auftreten der Cholera in Hamburg allenthalben vor der Einschleppung der Krankheit zu schützen suchte, namentlich auch darüber, wie jede untergebene Behörde mehr glaubte thun zu müssen, als ihre vorgesetzte angeordnet hatte. In der That gab es auch viel Humoristisches in dieser Hinsicht da und dort zu verzeichnen. Aber im Grunde war denn doch wohl Vorsicht am Platze. Hätte man das Auftreten der Seuche gleich beachtet und bekannt gegeben, es wären überhaupt nicht so viele Personen fluchtartig aus Hamburg abgezogen. Nun wußten Hamburger und andere Blätter von täglich Hunderten von Erkrankungs- und Todesfällen, als die Medicinalbehörde immer nur von Cholerine redete und als sie das Vorhandensein von Cholera zugab, brachte sie so lächerlich niedrige Zahlen, daß alle Welt zu dem Glauben geneigt war, sie wolle nur nicht die Wahrheit sagen. Die ersten Flüchtlinge enthüllten wahre Schauermärchen über die Zustände in Hamburg. Ihnen ist die Cholerafurcht in Deutschland, ihnen sind die scharfen Sperrmaßregeln auf die Rechnung zu schreiben. Es kam als erschwerend hinzu, daß bald da, bald dort Todesfälle an Cholera constatirt wurden und daß immer und immer wieder die Gestorbenen Hamburger Flüchlinge oder von solchen Personen Angesteckte waren. Jedesmal ließ sich Einschleppung der Krankheit von Hamburg her mathematisch nachweisen, ja eine Woche lang hatte es überhaupt den Anschein, als solle das ganze Deutsche Reich von Hamburg aus inficirt werden. Namhaften Schaden haben manche nichthamburgische Exportfirmen dadurch erlitten. Eine gelinde Wuth gegen Hamburg, das nichts gethan hatte, um sich selber zu schützen und nun durch den Strom seiner Flüchtlinge ganz Deutschland inficiren zu wollen schien, war in den Tagen erklärlich. Die strengen Absperrungsmaßregeln waren nicht ganz unberechtigt.

Zum Schlimmsten ist es nicht gekommen, die Seuche ist so ziemlich localisirt worden und eine weite Verbreitung wird in diesem Jahre kaum anzunehmen sein. Damit aber ist die Gefahr noch nicht erloschen. Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sie den ganzen Winter hindurch hin und her im Lande einzelne Opfer fordert und im nächsten Frühjahr eine größere Ausbreitung findet. Selbst wenn sie im Winter völlig erlöschen sollte, liegt die Gefahr eines neuen Auflebens im nächsten Jahre innerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit. Da nützt es denn wenig, nach Beruhigungsgründen zu suchen, nach Gründen, die ein Auftreten im nächsten Jahre nicht sehr wahrscheinlich machen. Es gilt vielmehr, das Kommende fest in's Auge zu fassen und sich nach Kräften gegen den schlimmen Gast zu wappnen. Dazu bietet aber der Winter die beste Gelegenheit, da dann die gesetzgebenden Körperschaften tagen und da im Winter ein rasches Umsichgreifen der Seuche nicht zu befürchten steht.

Ein Reichsseuchengesetz steht in Aussicht, was es aber enthalten wird, darüber weiß zur Stunde niemand etwas. Es ist nöthig, daß eine feste Centralbehörde eingesetzt wird, deren Befugniß nicht nur darin besteht, wissenschaftliche Prüfung der Verhältnisse anzuordnen oder auszuführen und Gutachten abzugeben, statistische Sammlungen zu veranstalten und Rathschläge zu ertheilen u. dgl. Der Centralbehörde muß eben durch die berufenen Leiter des Medizinalwesens, Kreisphysici, oder wie die Herren sonst betitelt werden, Meldung von epidemischen Krankheiten gemacht werden, und sie muß befugt sein, alles Erforderliche im Umfange des ganzen Reiches anzuordnen. Sie muß sich über den Gesundheitszustand der Nachbarländer, namentlich über das etwaige Vorhandensein von Volksseuchen dort zu informiren suchen und die nöthigen Anweisungen gegen Einschleppung der Seuche nach Deutschland treffen. Sie muß auch die nöthigen Anweisungen über Desinfection, Quarantäne, Absperrung verseuchter Orte und alles, was in Zeiten, wo Epidemien herrschen, nöthig ist, mit absolut bindender Kraft ausgeben. Gegen die Beschlüsse der Behörde muß das Beschwerderecht frei sein, aber bevor klar wird, ob eine Beschwerde begründet ist oder nicht, muß jedermann sich den Anordnungen derselben fügen. Nur weil eine solche Behörde fehlte, konnte es geschehen, daß Hamburg mit Rußland wie mit einem seuchefreien Lande verkehrte, und daß späterhin so wenig Einheitlichkeit in den Absperrungsmaßregeln gegen Hamburg anzutreffen war.

In seuchefreien Jahren, und es sind ja doch die meisten Jahre seuchefrei, hat die Centralbehörde die oberste Sanitätspolizei in Händen. Man braucht ja nicht nach der Großstadt zu gehen, um Einrichtungen anzutreffen, die längst nicht mehr zeitgemäß sind. Auf dem Lande ist auch lange nicht alles wie es sein soll, namentlich wird noch zu oft das Brunnenwasser durch die Abwässer der Dunggruben verunreinigt, wie dort überhaupt die nun einmal unentbehrlichen Dungstätten nicht selten Luft und Boden verpesten und in den Straßenrinnen und Seitengräben die schlimmsten Bazilleuträger massenhaft zu finden sind. In sanitätspolizeilicher Hinsicht gibt es auch im lieben deutschen Vaterlande genug zu thun, zumal, da unter normalen Verhältnissen die Bevölkerung den etwaigen Vorschriften einen passiven Widerstand entgegensetzt, der nicht leicht gebrochen wird, da es zu viel auf den Träger der Polizeigewalt ankommt, und da dieser die Macht hat, alles streng zu nehmen, und die Macht, eins oder beide Augen zuzudrücken. Nun ist es aber wirklich nicht mehr zeitgemäß, daß ein Einzelner durch seine Nachlässigkeit ein ganzes Dorf oder daß ein besonders fahrlässiges Dorf eine weitere Umgebung verpestet. Wir wollen durchaus keine überängstlichen Vorschriften, von deren scharfer Durchführung abgesehen werden muß, weil sie undurchführbar sind; wir wollen maßvolle Vorschriften, die von der Centralbehörde ausgehen, dann aber auch streng durchgeführt werden müssen.

Eine Centralbehörde muß geschaffen werden, die in seuchefreien Jahren die sanitätspolizeilichen Anordnungen trifft und überwacht, bei Seuchen in Nachbarländern Schutzvorkehrungen gegen die Einschleppung der Seuche trifft und überall, wo es nöthig ist, im Gebiete des Deutschen Reiches das Nöthige anordnet, leitet und überwacht, und die beim Ausbruch einer Seuche in Deutschland nach Kräften dafür sorgt, die Seuche zu localisiren und zu unterdrücken, und dem Publikum über Alles gewissenhafte Aufklärung gibt. Eine Ueberwachung der Einzelstaaten von Reichswegen ist dringend nöthig. Wir sind aber nicht dafür, daß das Wirkungsgebiet der Behörde ein eng- und genau umgrenztes ist und daß z. B. das Gesetz genau geregelte Quarantainevorschriften enthalten muß. Der Behörde und ihren wissenschaftlichen Beiräthen muß Spielraum gelassen werden. Es ist eine Thorheit, wenn man einer Behörde dieser Art genau vorschreiben will, was sie in jedem einzelnen Fall zu thun und zu lassen hat. Gerade auf dem Gebiete der seuchenartig auftretenden Infectionskrankheiten hat die Wissenschaft noch viel zu studiren, ehe sie genaue Vorschriften aufstellen kann. Und die Cholera will anders behandelt werden als die asiatische Pest, die schwarzen Blattern anders wie das gelbe Fieber. Und selbst ein und dieselbe dieser Krankheiten tritt nicht allemal in gleicher Weise auf. Ein Seuchengesetz, welches hier alles über einen Kamm scheeren würde, würde wenig nützen, und genaue Vorschriften würden vielleicht nach wenigen Jahren veralten und dann für die Centralbehörde eine unerträgliche Fessel sein, die ihr nur hinderlich wäre und nach der sie sich doch zu richten gezwungen wäre.

Neben Einsetzung einer Centralbehörde fordern wir nur ein Gesetz in allgemeinen Umrissen, das der Behörde den unumgänglich nöthigen freien Spielraum läßt. Unsere Gesetzgebung beginnt am Buchstaben zu kranken, an jenen genauen Vorschriften, an denen eben der Geriebene leicht vorbeifindet. So kommt es, daß der Richter manchmal einen Sünder nicht bestrafen kann, trotzdem er weiß, daß er mit Wissen und Willen gegen den Geist des Gesetzes sündigte. Das Seuchengesetz darf unter keinen Umständen am Buchstaben kranken, sonst ist es nutzlos.

Wenn wir nun aber auch ein in allen Stücken vorzügliches

Reichsseuchengesetz, wie man es schon ziemlich unpassend getauft hat, bekommen, dürfen wir uns noch nicht in der Meinung die Schlafmütze über die Ohren ziehen, es sei nun Alles gut. Wir sollen nicht nur uns hüten, keine Cholerakeime einzuschleppen, wir können auch durch Reinlichkeit im Hause und dessen Umgebung und namentlich auch an uns selber dafür sorgen, daß der Kommabacillus, der uns vielleicht eingeschleppt wird, in unserer nächsten Umgebung keine Brutstätte findet. Manche Vorschriften sanitätspolizeilicher Natur ließen sich bis dahin nur ungenügend ausführen. Namentlich auf dem Lande ist der Bauer zur Sommerzeit während der Ernte nicht in der Lage, mehr machen zu lassen, als eben unumgängig nothwendig ist. Im Winter ist zu alledem mehr Zeit und sind mehr Arbeitskräfte zu haben, da müssen die Ortspolizeibehörden scharf dahinter her sein, damit nun auch das Nöthige gemacht wird. Durch eine vernünftige Lebensweise muß sodann ein Jeder seinen Körper vor der Seuche zu stählen suchen, ehe die Krankheit da ist. Wenn sie da ist, schadet jede Aenderung der Diät, auch die nach der vernünftigen Seite hin, weil sie wenigstens in den ersten Tagen den daran nicht gewöhnten Körper in eine Art krankhafter Aufregung bringt. Ein durch gesunde und vernünftige Lebensweise gestählter Körper aber wird von der Krankheit nicht leicht befallen, einige eingewanderte Bacillen gehen vielleicht auch ohne Schaden zu thun durch ihn hin. Und selbst wenn er erkranken sollte, hat er mehr Aussicht zu genesen, als Einer, der ein anderes Leben führt, der es mit Gesundheit und Diät nicht genau nimmt.

Es möge zum Schluß nur auf den Nothstand hingewiesen werden, den die Cholera in Hamburg nachlassen wird. Man redet und schreibt heute schon viel von dem Nothstand und er ist ja auch da, aber nur im Anfangsstadium, er wird schlimmer, je weiter es nach dem Frühling hinzieht. Es läßt sich heute noch gar nicht sagen, in wie vielen Familien der Vater oder die Mutter oder gar beide Eltern weggestorben sind. Diese Ganz- oder Halbwaisen wollen leben und haben zum Theil nichts, rein gar nichts. Es wird nun provisorisch für sie gesorgt, aber die Versorgung muß eine dauernde werden und wird viel Geld kosten. Es gibt in Hamburg Tausende von Arbeitern, die Tag für Tag aus der Hand in den Mund leben, und die haben nun in Wochen nichts mehr verdient, und es werden im günstigen Falle noch Wochen in's Land gehen, bevor sie etwas verdienen können. Die Leute wollen leben und wissen nicht: Wovon? Es gibt in Hamburg Tausende von Saisonarbeitern, die im Sommer verdienen müssen, was sie im Winter und Sommer zum Leben brauchen. Die Leute verdienen jetzt nichts, zehren im Gegentheil auf, was sie für den Winter brauchen müssen. Wovon sollen sie später leben? Es wird ja ohne Zweifel vom Hamburger Senate das Menschenmögliche gethan werden, um das Elend zu lindern. Aber an den Senat werden von allen Seiten die größten Anforderungen gestellt, allein ist er ohnmächtig. Die reichen Hamburger haben schon jetzt große Summen gespendet, um dem Elend zu begegnen, aber mit zwei oder drei Millionen wird nichts gethan. Da ist es denn gut, daß allenthalben der Wohlthätigkeitssinn sich regt. Auch in den abgelegensten Orten sammelt man für die nothleidenden Hamburger, wie denn andererseits auch Hamburg allzeit voran ist, wenn es gilt, Nothleidenden zu helfen. Wenn noch eine Mahnung daran zu knüpfen ist, so ist es die, mit den eingehenden Gaben haushälterisch zu verfahren. Denn einerseits drängen sich an die Nothstandscomités auch immer Leute heran, die Gaben beanspruchen, ohne sie zu bedürfen, und andere bleiben weg aus falscher Scham, nicht als Almosenempfänger angesehen zu werden; da müssen die Comités die Augen offen halten. Andererseits muß bedacht werden, daß es auch im Winter einen und zwar härteren Nothstand abzuwehren geben wird. Es ist immerhin gut, wenn man dann auch noch Geld zur Verfügung hat. Damit soll nicht gesagt werden, daß man jetzt Nothleidende im Hinweis auf den Winter von der Thür weisen soll. Es soll nur eine Mahnung sein, wenn vielleicht jetzt die Gaben reichlich fließen; später dürften sie spärlicher werden.

Die religiöse und ethische Bewegung.

In den leitenden Kreisen der Theologie und des von ihnen beeinflußten Publikums ist man heute noch der Ansicht, daß eine Lossagung vom christlichen Bekenntniß gleichbedeutend sei mit Atheismus, gerade als ob es nicht eine ganze Reihe deistischer Relgionen gäbe, die keinen Anspruch darauf erheben, Bekenner des gekreuzigten Gottes zu sein. Es ist dies eine vollkommene Verkennung der historischen Continuität, bei den Evangelischen noch dazu eine Nichtachtung des Prinzips der freien Forschung, der allein die protestantische Kirche ihre Existenz und ihre Erfolge zu verdanken gehabt. Der Gottesbegriff ist im Lauf der Jahrtausende in steter Wandlung begriffen gewesen. Die Bildung auch der christlichen Dogmen hat sich ganz allmählich, fast unbewußt, vollzogen. Es hat lange gedauert, bis der Deismus des Judenthums sich zum trinitarischen Gottesbegriff hindurch gerungen hat. Ohne die Einflüsse des heidnischen Alterthums, vor Allem des in Alexandrien heimischen Neuplatonismus, dessen hervorragendster Vertreter Plotin an spekulativem Tiefsinn für seine christlichen Nachfolger geradezu bahnbrechend geworden ist, wäre die Lehre von der Dreieinigkeit wohl kaum so rasch bei den Anhängern Jesu von Nazareth heimisch geworden. So ist es letzten Endes die Philosophie und zwar die Philosophie des Heidenthums gewesen, die der neu aufkommenden Religion ein Prinzip zugeführt hat, dessen Fruchtbarkeit soweit reichte, alle nachfolgenden Jahrhunderte bis auf die Gegenwart zu versorgen, eine Thatsache, die sich ein großer Theil der heutigen Theologen in der Sicherheit ihres Besitzes durchaus nicht klar macht, wenn sie in hochmüthiger Geringschätzung glauben, die Philosophie bei Seite schieben zu können.

Es ist aber nicht allein dieser Grund, der die Theologen zu einer solchen Handlungsweise zwingt, sondern auch die Furcht vor unangenehmen Entdeckungen, denen sie ausgesetzt sein könnten, wenn sie selbst, mit dem Rüstzeug philosophischer Spekulation bewaffnet, den kritischen Problemen näher treten würden. Die Spitzhacke, welche den steinigen Boden aufwühlt, um Raum zu schaffen für ein stolzes Gebäude, kann, so fürchten sie, in der Hand zerstörungslustiger Neuerer leicht die Fundamente ebendesselben Baues zum Wanken bringen, deshalb ist es ein Gebot des Selbsterhaltungstriebes, entweder dem gefährlichen Werkzeug seine Schärfe zu nehmen oder ihm andere unschädliche Arbeit anzuweisen. Als eine solche unschädliche Arbeit der Philosphie gilt den Theologen merkwürdigerweise die Beschäftigung mit der Erkenntnißtheorie, obgleich diese Disciplin auch nur dann dem tiefsten Bedürfniß gerecht zu werden vermag, wenn sie von der Empirie zur Spekulation aufsteigt; aber von einer Metaphysik im eigentlichen Sinne will die Theologie der leitenden Kreise nichts wissen. Bewegungs- und entwickelungslos, in ihrem engen Kreis angeblich durch die Offenbarung feststehender Dogmen verharrend, weist sie in kurzsichtiger Verblendung die helfend ausgestreckte Hand der Metaphysik zurück, wenn sich dieselbe nicht von vornherein ein confessionelles Mäntelchen umhängt, anstatt den Versuch zu wagen, sich der unaufhaltsam nach vorwärts strebenden Bewegung anzuschließen. Allerdings gibt es außer diesen eine Reihe philosophisch gebildeter Theologen, die eine wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen können, aber ihre Beschäftigung mit der Philosophie hat bis jetzt mehr negative als positive Resultate zu verzeichnen gehabt und weit eher zur Skepsis als zur Befestigung des Gottesglaubens beigetragen. Ihre Haupterfolge haben diese Theologen, die zum Theil wie Albrecht Rietschl eine große Anhängerschaft hinter sich haben, auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung und der Kritik. Dem Streit um grundsätzliche Prinzipien gehen sie gerne aus dem Wege, bewegen sich dafür aber mit Vorliebe in der Polemik über erkenntnißtheoretische Probleme, in diesem Punkt einen Sinns mit dem größten Theil der Philosophen, die sich ebenso ablehnend gegen die Metaphysik verhalten, wie die Theologen.

Die Mystik, welche in früheren Zeiten in solchen Perioden des Stillstandes ihren verinnerlichenden Einfluß geltend machte, kommt in unserem realistisch-praktischen Zeitalter nicht zum

Wort. Wo sich in den kirchlichen Kreisen das Bedürfniß nach einer Aenderung des Kurses geltend macht, da sind es soziale Zwecke, denen die Geistlichkeit nachjagt, und die Beschäftigung mit der sozialen Frage läßt das Interesse an der rein theoretischen Thätigkeit immer mehr in den Hintergrund treten. So wenig man nun auch der selbstverläugnenden Liebe in den Werken der Barmherzigkeit, wenn sie ohne frömmelnde Nebenabsicht ausgeübt wird, in den Weg treten will, so wenig kann man sich der Einsicht verschließen, daß dieser Weg nicht dazu geeignet ist, der Sehnsucht gerade der tiefer veranlagten Naturen nach einer Neugestaltung der Kirchenlehre Genüge zu thun. Mag man von der Egidy'schen Bewegung auch noch so geringschätzig denken, sie beweist doch, daß es auch in den Kreisen der Gebildeten anfängt zu gähren. Diese von Egidy veranlaßte Bewegung ist ein deutliches Zeichen, daß nicht nur den „rechtgläubigen" kirchlich conservativ gesinnten Elementen der Bevölkerung Religiosität innewohnt, während alle übrigen Kreise in Materialismus, Atheismus, Pessimismus und kirchlicher Indifferenz verharren, wie es die Orthodoxen so gern verkünden.

Was Egidy anstrebt, ist nichts anderes als eine neue Auflage des liberalen Protestantenvereins und daher wenig geeignet, die Gemüther zur Begeisterung und zur Nachfolge zu entflammen. Wer sich mit der vorwiegend rationalistischen Auffassung der Religion, die alles Mystische, Unerklärliche entschlossen über Bord wirft, einverstanden und befriedigt erklärt, findet, wenn ihm an der kirchlichen Zugehörigkeit etwas liegt, auch heute noch im Protestantenverein freudige Aufnahme; wer aber die Moral, die Ethik losgelöst von jeglichem confessionellen Boden, als alleinige Richtschnur seines Handelns aufzufassen wünscht, braucht sich bloß an die neugegründete „Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur" in Berlin anzuschließen. Wie Herr von Egidy ein Protestantenvereinler ist, ohne es bei seiner Unkenntniß der einschlägigen Literatur zu wissen, so tritt uns in der letzterwähnten Neugründung eine Wiederbelebung des Freimaurerordens entgegen, allerdings ohne dessen Symbolik, dem ja die Unabhängigkeit vom confessionellen Bekenntniß auch ein wesentliches Element ist. Aber die ethische Gesellschaft will sich einen grundlegenden Einfluß in der Schulpädagogik sichern; das ist eine neue positive Forderung, mit der sie sich den ärgsten Anfeindungen überall aussetzen wird. Allerdings will sie nicht geradezu in die religiöse Unterweisuug der Jugend eingreifen, aber sie protestirt gegen eine theologische Begründung der sittlichen Wahrheiten, die vielmehr rein empirisch, wohl vorwiegend auf den Untersuchungen der Psychologie beruhend, aus den „tieferen Existenzbedingungen und Grundgesetzen der menschlichen Natur und ihrer engen und untrennbaren Wechselwirkung mit der Gemeinschaft" entwickelt werden sollen.

Jeder mit der modernen ethischen Bewegung und Literatur einigermaßen vertraute Leser wird keinen Augenblick im Zweifel sein, daß es sich hier um das Moralprinzip des größtmöglichsten Glückes der größtmöglichsten Zahl handelt, auf das die Einzelnen verpflichtet werden sollen in der festen Ueberzeugung, daß nur in der Hingabe des Einzelnen an das Gesammtwohl eine innere und äußere Besserung der sittlichen und nicht zu vergessen der volkswirthschaftlichen Zustände erreicht werden wird. Es frägt sich nur, wo der Hebel angesetzt werden soll. Ein ähnliches Ziel schwebt den Sozialdemokraten ja auch vor, nur daß diese die grundstürzende Aenderung der bestehenden volkswirthschaftlichen Zustände als unentbehrliche Voraussetzung der ethischen Besserung an die Spitze gestellt wissen wollen, während diese modernen Ethiker vorläufig nur an die Fixirung eines festen Moralcodexes denken, der sich auf rein psychologische Vorgänge zu stützen hat und die Sittlichkeit von dem Boden der Religion loslösen soll.

Die ethische Gesellschaft kann sich auf ein berühmtes Vorbild berufen. Ist es doch kein Geringerer als Friedrich der Große, der sich in drei kleineren Schriften, einer Instruction für den Director der Ritterakademie in Berlin, einem Essay über die Selbstliebe als Moralprinzip und einem Moralkatechismus für das Cadettencorps bewogen gefunden hat, als Erzieher aufzutreten. Allerdings will auch er den Religionsunterricht keineswegs verdrängen, aber er hält ihn nicht für ausreichend zur Begründung der Sittlichkeit und will deshalb unabhängig davon einen selbständigen Unterricht in der Moral eingeführt wissen. Diese Moral wird nach antikem Muster ganz und gar auf die Tugend basirt; eine Verquickung von stoischen und epikuräischen Elementen bildet die Hauptbestandtheile. Man soll moralisch handeln, weil man durch die Tugend glücklich wird und weil es in den meisten Fällen vortheilhafter ist, moralisch zu sein als Verbrechen zu begehen, da das Gewissen dem Lasterhaften doch keine Ruhe läßt. Der große König denkt nicht an das Gemeinwohl im heutigen Sinne des Wortes, aber er tritt warm für die Tugenden der Vaterlandsliebe ein und verräth die antiken Muster, wenn er den Tod für das Vaterland, die Liebe zum Ruhm als ein Ziel, der Edelsten würdig, preist. Nur der moralisch handelnde Mensch empfindet Seelenfrieden und zwar in der Selbstachtung. Es ist dies ein ganz ähnlicher Standpunkt, wie ihn in der jüngsten Zeit Döring in seiner „Philosophischen Güterlehre", welche die sittliche Selbstschätzung als höchstes Gut annimmt, mit Beredtsamkeit vertritt, nur daß dieser, den modernen Anschauungen, wenn auch einigermaßen widerwillig Rechnung tragend, die Hingabe an das Wohl Anderer mit in Betracht zieht, aber doch auch nur im Hinblick auf die dadurch erhöhte Selbstschätzung.

Alle diese Bestrebungen haben das eine bedeutsame Merkmal gemeinsam: sie lehnen eine metaphysische Begründung als durchaus unwesentlich ab und berühren sich in diesem Punkt friedlich mit der Naturwissenschaft einerseits und jenem Theil der Theologie, die in der dogmatischen Starrheit und Wandellosigkeit beharrt, andererseits. Aber während sich die ethische Bewegung, die zweifellos von der Bentham'schen Schule in England stark beeinflußt ist, mit der Naturwissenschaft ganz gut vertragen wird, beschwört sie einen heftigen Kampf mit der Theologie herauf, zu deren ersten Ansprüchen es von jeher gehört hat, die Moral, oder was gleichbedeutend ist, die Sittlichkeit, nur als eine Consequenz ihrer Lehrsätze aufzufassen, sie auf keiner anderen Basis als der theologisch-kirchlichen anzuerkennen und die Erziehung der Jugend in diesem Sinne zu leiten. Geht doch gerade jetzt eine Bewegung nach dieser Seite zielbewußt vor sich. Religion, Moral, Theologie ist den Vertretern dieser Weltanschauung ein und dasselbe; sie sind fest der Ueberzeugung, nur im Anschluß an das im Katechismus fixirte Christenthum, wenn sie protestantisch sind, oder in der Unterordnung unter die Autorität des Papstes und der Kirche, wenn sie katholisch sind, eine echte Sittlichkeit erwachsen zu sehen und wollen keiner individuellen Neigung Raum lassen. Die Reden im Reichstag bei Gelegenheit der Berathung des Zedlitz'schen Schulentwurfes haben gezeigt, daß die Vertreter des orthodoxen Dogmas das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, allein gottgläubig zu sein, weil sie den trinitarischen Gottesbegriff in der jetzt üblichen Fassung für den allein richtigen halten und Moral und Sittlichkeit nur auf diesem Standpunkt für möglich ansehen. Diese Debatten, in Folge deren sich, theils mit Recht, theils mit Unrecht, alle jene als „Atheisten" gekennzeichneten Andersdenkenden zum Protest gegen eine so einseitige Verallgemeinerung vereinigt haben, sind wohl auch der Anlaß zur Bildung der „Ethischen Gesellschaft" gewesen.

Die Theologie befindet sich in einer gefährlichen Lage. Ihre Dogmen beginnen zu veralten und üben keine bindende Autorität mehr aus; die kritische Forschung hat ihre höchsten Leistungen bereits hinter sich, und das, worauf es allein ankommt, die Läuterung des Gottesbegriffes wird von der Aengstlichkeit selbst der am meisten spekulativ veranlagten Theologen in kurzsichtiger Verblendung zurückgewiesen. So ergreift der Materialismus immer weitere Massen der gebildeten Kreise und sucht sich eine eigene Ethik, die von einer „sittlichen Weltordnung" in dem Sinne eines außerweltlichen, persönlichen Regierers nichts mehr wissen will, zwar das Wohl Anderer gelegentlich zu befördern sucht, aber doch nur um der eigenen Glückseligkeit willen, und die Consequenz gar nicht vermeiden kann, daß man die Förderung des eigenen Wohles vorzieht,

wo sie mehr Glück als die Förderung fremden Wohles verspricht. Wenn die wissenschaftliche Theologie sich nicht bald auf ihr eigenstes Interesse besinnt und anfängt, die deutsche Spekulation der letzten Jahrzehnte sich anzueignen, wenn sie es nicht als ihre Mission erkennt, die Errungenschaft der christlichen Cultur auf geistigem Gebiet, nämlich die fortschreitende Vertiefung des Gottesglaubens, ihrerseits fortzuführen, so steht zu befürchten, daß die Führerschaft über die Gemüther von ihr fort und auf ganz neue Kreise übergeht, eine Wandelung, deren Tragweite nur der übersehen kann, der die Entwickelung des geistigen Gehaltes der Menschheit nach Jahrtausenden bemißt und die langsame Losbröckelung der Herrschaft der Kirche über die Gemüther mit aufmerksamem Blick verfolgt hat. Nicht das Zurückschrauben auf einen zurückliegenden Standpunkt ist es, was dem Christenthum von heute noth thut, auch nicht die feige Zurückziehung von der Spekulation auf das orthodoxe Dogma, sondern die Durchdringung mit den Elementen einer von den Errungenschaften der Naturwissenschaften ausgehenden, durchaus modernen Philosophie, die aber nicht in der Empirie und Erkenntnißtheorie stecken geblieben sein darf. Mit der kritischen Negation, sobald sie zum dogmatischen Axiom sich aufbauscht, befriedigt man die Sehnsucht des denkenden Menschengeistes nicht, so blendend auch für den Uneingeweihten die Hypothesen beim ersten Anhören sein mögen. —

Der Atheismus, in welcher Gestalt er auch auftritt, ob als Materialismus, naturalistischer Pantheismus oder absoluter Illusionismus, vermag auf die Dauer keine neuen Ideale zu schaffen und eine echte Sittlichkeit zu begründen; sind nun die Dogmen des Christenthums auch nicht mehr im Stande, die Gemüther zu befriedigen, sowohl in der älteren Fassung des Katholizismus, wie des Lutherthums, als in der etwas veränderten Fassung, welche die wissenschaftliche Theologie dieses Jahrhunderts ihr zu geben versucht hat, so muß die Theologie sich entschließen, auf den tiefsten Grund aller Religionen, das Erlösungsbedürfniß, zurück zu gehen und eine Fassung des Gottesbegriffes zu der ihrigen zu machen, der sie in der Philosophie, trotz aller Unterdrückung, von Plotin an, immer wieder begegnet ist, so daß die Aufnahme desselben nicht länger abzuweisen sein wird. Den Atheismus durch den Theismus in der jetzigen Gestalt zu besiegen, scheint, wie die Erfahrung gelehrt hat, aussichtslos zu sein; die Vorkämpfer des kirchlich überlieferten Gottesbegriffes müssen also zu der Erkenntniß fortschreiten, daß sie sich einer veränderten Richtung anzuschließen haben und die befruchtenden Keime derjenigen Metaphysik entnehmen müssen, die den tiefsten Kern des Christenthums, das Erlösungsprinzip, in sich aufgenommen hat, ohne die ungenießbar gewordenen Schalen noch länger der Betrachtung zu würdigen. Dieser Fortschritt hat sich auf philosophischem Gebiet langsam aber unaufhaltsam vollzogen, trotz gelegentlicher Rückfälle und Anbequemungen an die theologischen Vorurtheile, wovon selbst ein Schelling und Hegel nicht freizusprechen sind.

Wie wir vorhin schon andeuteten, ist der Kampf um den Gottesbegriff und die Versuche, ihn in immer geläuterterer Fassung dem Zeitbewußtsein zugänglich zu machen, das Bestreben aller namhaften Theologen der ersten christlichen Jahrhunderte gewesen und auch nach der Fixirung des Lehrgebäudes durch die Autorität der Concilien ist die Bewegung in stetem Fluß geblieben, wovon die pantheistischen Neigungen der berühmten Mystiker einen beredten Beweis liefern. Man kannte gar keine andere Theologie als eine philosophisch deducirende, und die hinterher hinkenden Bemühungen einzelner dieser Theologen, ihre kühnen Untersuchungen, mit dem hierarischen Geiste zu versöhnen, muthen den Beschauer oftmals ganz seltsam an. Die Laienwelt blieb von dem inneren Zwiespalt damals aber noch ganz unberührt, das ist der Unterschied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Erst die Reformation mit der offiziellen Einführung des Prinzipes der freien Forschung für Jedermann hat die Conflicte des Geistes auch dem Laienbewußtsein enthüllt und damit der weltlichen Philosophie Thür und Thor geöffnet. Aber die gleichzeitigen Umwälzungen auf politischem Gebiet, vor Allem die Entdeckung Amerikas, lenkte von den rein theoretischen Spekulationen ab und wandte die Aufmerksamkeit mehr und mehr der Naturwissenschaft zu. Das Interesse an der Welt überwog das Interesse an Gott, ja spitzte sich bis zu dem Gegensatz zu, daß man die Welt allein für sich betrachtete und Gott vollständig isolirte, wovon der Deismus der Aufklärungszeit uns Zeugniß ablegt. Die großen Denker, wie Malebranche, Spinoza, Leibniz haben sich freilich auch um den Gottesbegriff gekümmert, aber ihr Einfluß auf die Mitwelt beschränkte sich auf kleine Kreise und vermochte die Zersetzung der monistischen Anläufe bei den Scholastikern nicht aufzuhalten. Dann kam die große Erhebung der deutschen Spekulation in Kant und seinen Nachfolgern, in denen der Deismus zu Gunsten eines fortgeschrittenen Theismus überwunden erscheint, die Absolutheit des Geistes gesichert wird, aber die Antinomie zwischen diesem und der Persönlichkeit Gottes von neuem zum Rückfall in Materialismus und naturalistischen Pantheismus zwingt. An diesem Rückfall krankt auch noch die Theologie der heutigen Zeit, welche die Widersprüche zwischen dem von allen Schranken der Endlichkeit freien Geist und dem Persönlichkeitsbegriff des Absoluten nicht zu lösen vermag, weil sie sich scheut, das Bewußtsein Gottes fallen zu lassen. Alle Rechtfertigungen der Theodicee in der wissenschaftlichen, modernen Theologie, seien sie nun patheistisch, trinitarisch oder unitarisch gefärbt, laufen letzten Endes darauf hinaus, die Persönlichkeit und das Bewußtsein Gottes zu beweisen, wobei sich die Theologen von der Philosophie nicht im mindesten gestört fühlen, denn die staatlich accredirten Vertreter derselben haben es längst aufgegeben, sich mit dem schwierigen Problem der Erkenntniß des letzten Seinsgrundes zu beschäftigen und verhalten sich diesem Punkt gegenüber vollständig gleichgültig, theils aus Anbequemung an naturwissenschaftliche Grundsätze, deren Tragweite sie überspannen, theils aus Furcht vor Verketzerung von der Orthodoxie, mit der sie gern in Frieden leben möchten, theils aus prinzipieller Ueberzeugung von der Ueberflüssigkeit jeglicher Spekulation. Der Utilitarismus ist auch hier ein maßgebender Gesichtspunkt geworden; was keinen praktischen Nutzen gewährt, keine unmittelbare Förderung eigenen oder fremden Wohles, das ist nicht der Mühe der Forschung werth, die ja doch nicht über die Grenzen der sinnlichen Erfahrung hinaus kann. Aber der Utilitarismus wird nicht das letzte Wort behalten. Schon mehren sich die Zeichen, daß man auf allen Gebieten den Erscheinungen bis auf den Grund nachzuspüren und dem Geist die ihm gebührende Stellung wieder einzuräumen beginnt. Die mechanische Causalität bleibt unangetastet, aber sie wird zum Vermittlungsglied einer logischen vorbewußten Zweckmäßigkeit herabgesetzt. Letzter Seinsgrund ist und bleibt das Absolute, frei von allen endlichen Beschränkungen des Raumes und der Zeit, des Bewußtseins und der Persönlichkeit, einheitlich in sich, vielheitlich in seinen Aeußerungsformen, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, über die Sittlichkeit erhaben, aber das Centrum der Sittlichkeit, in dessen Erkenntniß allein der vorwärtsstrebende Mensch Ruhe und Befriedigung findet. Nur mit einer solchen Fassung des Gottesbegriffes kann man die irreligiös gewordene Menschheit wieder zu einer sittlichen Einheit zusammenfassen, den Widerspruch zwischen Wissen und Glauben schlichten. Eine zusammenfassende Literatur über diesen Gegenstand findet man in dem soeben erscheinenden, umfangreichen Werke von A. Drews „Geschichte der deutschen Spekulation seit Kant“,*) in welchem die neueste Phase des Kampfes scharf und klar präzisirt ist, zu welchem die Theologie daher Stellung zu nehmen hat. Derartige Umwandlungsprozesse vollziehen sich allerdings sehr langsam, aber da die Philosophie nun einmal in die Schranken getreten ist, bleibt der Theologie kaum etwas anderes übrig, als einen rechtzeitigen Anschluß zu versuchen, um dann gemeinsam mit der Philosophie den Atheismus in seiner Hochburg aufzusuchen und zu vernichten, was ihr allein, ohne die Hülfe der Schwesterwissenschaft, nun und nimmermehr gelingen wird.

A. v. H.

*) Berlin, Maeter'sche Buchhandlung.

Literatur und Kunst.

Zola und der deutsch-französische Krieg.

Von Theophil Zolling.

Das Erscheinen einer deutschen Ausgabe von Zola's „La Débâcle“*) gibt einen erwünschten Anlaß, um auf den in Frankreich ebenso hochgepriesenen als in Deutschland viel geschmähten Kriegsroman zurückzukommen. Während die maßgebende Pariser Kritik dem Buche den Ehrentitel eines Meisterwerkes nicht versagt, haben deutsche Blätter sogar die bloße Uebersetzung des „Machwerks“ als eine landesverrätherische That gebrandmarkt. Das ist auf beiden Seiten ein Uebereifer und auf deutscher Seite eine Geschmacklosigkeit obendrein, denn der Sieger braucht wahrlich nicht so empfindlich zu sein. Dem „Zusammenbruch“ oder „Krach“ fehlt manches zum Meisterwerk, wenn er auch einer der besseren Bände in der langen Reihe der Rougon-Macquart'schen Familienchronik ist. Man kann es eine bedeutende Arbeit eines außerordentlichen Talents nennen. Es ist aber auch alles in allem ein gerechtes Buch, wenigstens so gerecht, als es das Werk eines patriotisch empfindenden Franzosen nur irgend sein kann. In diesem Punkte verdient Zola entschieden das Lob, daß er objectiver ist als irgend ein französischer Schilderer des „Schrecklichen Jahres“ in Prosa und Versen, von dem boshaften Banville und dem polternden Hugo bis zu dem rhetorischen Saint-Victor und dem giftigen Sarcey.

Der Aufbau und die Composition dieses historischen Romanes ist wohl durchdacht und natürlich. Erstes Buch: die Ereignisse auf dem Rückzuge bis Sedan; zweites Buch: das Kesseltreiben von Sedan und der Sturz des Kaisers; drittes Buch: die Kriegsgefangenschaft um Sedan, der militärische Spaziergang nach Berlin, wenn auch ohne Waffen und klingendes Spiel, die Commune. Diese letzte Episode ist fast ohne Vermittelung hinten angehängt und bis auf die prächtigen Schilderungen des brennenden Paris, die ganz offenbar auf Selbsterlebniffen des Verfassers beruhen, durchaus schablonenhaft und verfehlt. Besonders im vorletzten langen Kapitel fällt der Darsteller unausgesetzt aus seinem Erzählerton, indem er nur der lieben Vollständigkeit halber im nüchternsten Historiographenstil über die letzten Kämpfe und die beiden Belagerungen von Paris berichtet. Noch schwächer ist die Handlung, um die sich alle die Kriegsschilderungen ranken. Zola hat nach dem bekannten Recept von Erckmann-Chatrian zwei einfache Soldaten zu Helden erwählt, die erst feindselig sich gegenüber stehen, dann ihre gegenseitige Abneigung in gemeinsam bestandenen Gefahren bekämpfen, immer innigere Freunde werden und sich einige Male abwechselnd das Leben retten, bis endlich als letzte der zahllosen Zufälligkeiten der Eine von des Anderen Hand fällt, eine Symbolisirung zugleich des Bruderkrieges der Commune. Diese beiden Soldaten illustriren nun gleichsam mit ihren Thaten und Worten die Kriegsereignisse von Wörth bis zum Pariser Père La Chaise, und wenn man ihnen nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen hat, daß sie über strategische und taktische Züge kritisch wie Generalstäbler zu Gerichte sitzen, während ein gemeiner Soldat den Zusammenhang der Operationen in dieser Weise kaum übersehen und verstehen kann, so ist doch auch nicht zu vergessen, daß der eine Freund kein ungebildeter Troupier ist, sondern ein Studirter, Jurist, und daß Zola ihn sehr wohl zum Sprachrohr seiner eigenen Kriegskritik machen darf. Etwas bedenklicher klingt die Sache schon, wenn ein übrigens trefflich gezeichneter Spießbürger, der reiche Fabrikant von Sedan, nicht nur auf dem Schlachtfelde die Generäle und Offiziere belehrt, sondern von seines Daches Zinnen, das Fernrohr in der Hand, die tiefsinnigsten Beobachtungen über den Stand der Schlacht, die Bewegungen des Feindes u. s. w. anstellt. Aber die Zola hierin tadeln, haben meist keine Ahnung von der Technik des Romans und würden jedenfalls nicht wenig in Verlegenheit kommen, wenn sie sagen müßten, wie denn gegebenenfalls die Uebelstände hätten vermieden werden können. Vom Augenblick an, wo ein genaues und erschöpfendes Bild der Operationen angestrebt wurde, mußten auch die verschiedensten Figuren für Botenberichte und Kritiken herhalten. Daß Zola darin nicht immer glücklich ist, tritt selten störend hervor. Wir lächeln bloß, wenn eine Schenkmamsell uns in der Eile das ganze Gefolge des Kaisers Napoleons aufzählt: ein Stab von 25 Offizieren, 60 Leibgardisten, 6 Gendarmen, 73 Kammerherren u. s. w., eine halbe Seite lang. Da merkt man zu sehr die statistische Notiz, die sich Zola aus einer Fachschrift oder Zeitung ausgeschnitten hat, und die uns der Allwissende um keinen Preis schenken will. Aber wie gesagt, in der Regel verdeckt Zola seine nachträgliche Weisheit besser und weiß sie auch am rechten Ort anzubringen und der richtigen Figur in den Mund zu legen. Daß er schon aus seinem Stendhal-Beyle, dem Schilderer von Waterloo, gelernt hat, daß die Soldaten fast unbewußt einer Schlacht beiwohnen, das beweist er mit seinen soldatischen Nebenfiguren, dem frommen Bretonen, dem bornirten Troupierlieutenant und anderen Soldatentypen und Episoden. Es bleibt eben doch ein wunderbar vollständiges und packendes Bild der französischen Armee von damals. Der kranke, geschminkte Kaiser, der mit seinem unverschämten Gefolge da und dort gespensterhaft emportaucht, die kopflosen Generäle mit ihren widerspruchsvollen Befehlen, feige Streber, Gecken, Gamaschenknöpfe, tapfere Haudegen und schlichte Helden, Offiziere aller Waffen, der arme Teufel von Piou-Piou, vom rosenkranzbetenden Pfaffenzögling bis zum frechen Vorstadtpariser, die Banditen des Buschkrieges, das willenlose Kanonenfutter der levée en masse, der Trompeter von Sedan (frei nach Freiligrath), aufopfernde Sanitätsleute, Marodeure, Hyänen des Schlachtfeldes (meist Belgier und Juden, auf die Zola gleich schlecht zu sprechen ist), der prächtige Feldscher-Major, das Artilleristenpaar, der Cavallerist mit seinem geliebten Pferd ... Nur eine charakteristische Figur der französischen Armee fehlt, die Mutter oder die Tochter des Regiments, die kurzröckige stramme Marketenderin, die wir fromm und frech mitten unter den zerlumpten Soldaten von der Lisaineschlacht rittlings auf ihrem Klepper gesehen haben ... Nie sind die Gräuel des Schlachtfeldes, die moderne Massenmetzelei, im Vergleiche dazu das frühere Sengen und Morden der Soldateska wie ein harmloses Spiel erscheint, mit leuchtenderen Farben und einem größeren Aufwande von dichterischer Kraft geschildert worden. Wie blaß und rhetorisch nimmt sich daneben das Weibergeschwätz der Baronin Suttner aus! Es ist ein ganz anderer Protest gegen die civilisirte Kriegsbarbarei, flammender und hoffentlich auch wirksamer als alles Lamento der heutigen Elihu Burrit's und ihrer akademischen Friedenscongresse, obgleich Zola selbst offenbar von der Nothwendigkeit des Krieges überzeugt ist. Man lese die Beschreibung der Schlachten um Sedan, wie das Bataillon, nachdem es während sechs Wochen keine Patrone verschossen, stundenlang unter dem feindlichen Kartätschenhagel platt auf einem Krautacker liegt und dann ohne Befehl, bloß um die Nerven zu beruhigen, die Munition vergeudet und einen menschenleeren Wald beschießt.

Das feindliche Feuer nahm zu, und in dem wachsenden Lärmen und Tosen wurde Maurice von einer wahnsinnigen Angst ergriffen. Noch nie hatte er diesen kalten Schweiß, solche schmerzliche Schwäche in der Magengrube, dieses unwiderstehliche Bedürfniß gefühlt, sich zu erheben und heulend das Weite zu suchen. Aber Jean beobachtete ihn, packte ihn und hielt ihn fest, wobei er in den flimmernden Blicken des Freundes das Fieber der Feigheit beobachtete. Er schimpfte ihn aus, leise und väterlich, versuchte auch in heftigen Worten ihm seine Schande zum Bewußtsein zu bringen, denn es war ihm bekannt, daß man feinen Leuten am besten mit Fußtritten Muth einflößt. Die anderen Soldaten zitterten ebenfalls. Pache hatte die Augen voller Thränen und flennte unwillkürlich wie ein kleines Kind. Und Lapoulle schlug die Angst in die Eingeweide, und er flüchtete sich hinter eine Hecke, wo man ihn lachend mit Erde bewarf. Viele Andere verspürten dieselbe Wirkung, und unter dem Gelächter und den rohen Scherzen kehrte Allen der Muth wieder.

— — — Maurice hörte kaum die Stimme seines Kameraden in dem Summen und Schreien der Menge. Sein ganzer Kopf war voll vom

*) „Der Zusammenbruch“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ist zuerst in Kürschner's Halbmonatschrift: „Aus fremden Zungen“ veröffentlicht worden.

Lärm, und er wußte selbst nicht, ob er Furcht hatte. Er war im Sturme mit fortgerissen von den Anderen, ohne eigenen Willen und nur von dem Wunsch erfüllt, sofort ein Ende zu machen. Und er war so sehr eine bloße Welle in diesem fluthenden Strome geworden, daß er bei einer plötzlichen Stockung am äußersten Ende des Grabens und im Anblick der Strecke, die noch erstürmt werden mußte, auf der Stelle von der Panik ergriffen wurde und zur Flucht bereit war. Es war bei ihm ein willenloser Instinkt, eine Empörung der Muskeln, die auf fremde Reize reagirten. Schon wandten sich einige zur Flucht, als der Oberst einherstürmte. Er spornte sein Pferd, vertrat den Fliehenden den Weg und sprach zu ihnen von Frankreich mit einer unter Thränen zitternden Stimme. Der Lieutenant Rochas war so ergriffen davon, daß er in einen fürchterlichen Zorn ausbrach. Er erhob seinen Degen und schlug wie mit einem Stock auf die Leute. Aber diese Heftigkeit, diese so zu sagen mit Fußtritten in's Feuer zurückgeführten Soldaten empörten den Oberst.

„Nein, nein, Lieutenant, sie folgen mir von selbst . . . Nicht wahr, meine Kinder, Ihr werdet Euren Oberst nicht allein mit den Preußen kämpfen lassen? Vorwärts, Marsch!"

Und er ritt voran, und wirklich folgten ihm Alle, denn er hatte wie ein Vater gesprochen, und man wäre ein Lump, wenn man ihn im Stich lassen wollte. Und während er allein ruhig auf seinem großen Pferd über die Felder voran galoppirte, zerstreuten sich die Soldaten in Jägerketten und benutzten jegliche Deckung. Statt des klassischen Angriffs, wie man ihn mit seinen geraden Linien im Manöver übt, sah man bald nichts weiter als gekrümmte Rücken, die sich dem Boden entlang duckten, einzelne Soldaten oder Gruppen kletternd, plötzlich springend und schlau und gelenkig die Hügelspitze nehmend. Aber die feindlichen Batterien hatten sie gesehen. Die Granaten warfen den Boden auf, und so dicht hagelten die Geschosse nieder, daß das Krachen und Knattern kein Ende nahm. Maurice und Jean fanden zum Glück eine Hecke, hinter der sie, ohne gesehen zu werden, entlang liefen. Gleichwohl durchbohrte eine Kugel die Schläfe eines Kameraden. Er fiel ihnen vor die Beine, und sie mußten ihn mit den Füßen aus dem Wege stoßen. Aber die Todten konnte man bald nicht mehr zählen, so viele waren ihrer. Alle Schrecken des Schlachtfeldes, ein Verwundeter, der laut heulend mit beiden Händen seine Eingeweide zurückhielt, ein Pferd mit zerschmetterten Schenkeln, das sich noch fortschleppte, der ganze entsetzliche Todeskampf ringsum ließen sie zuletzt ganz kalt, und das einzige, worunter sie litten, war die drückende Hitze der Mittagssonne, die auf ihre Schultern brannte.

„Dieser furchtbare Durst!" stammelte Maurice. „Mir ist es zum Ersticken. Riechst Du nicht diesen Gestank von Gebranntem, wie von verbrannter Leinwand?" Jean schüttelte den Kopf. „Ja, so roch es auch bei Solferino. Vielleicht ist es der Geruch der Schlacht. Wart', ich habe noch etwas Schnaps. Wir werden eins trinken."

Wenn ein deutscher Dichter die Sieger von Gravelotte und hundert Schlachten in ähnlich unbefangener Weise schildern wollte, wie Zola seine Landsleute, so würde bei uns wohl ein Sturm durch den ganzen Blätterwald gehen und der allgemeinen Entrüstung wäre kein Ende. Was sagten nun aber die Franzosen zu dieser Schilderung der — Rückseite des Heldenmuthes, zu diesen mit Prügeln in die Feuerlinie gehetzten Soldaten und ihrer Todesangst, wo nicht nur das Herz in die Hosen fällt? Kein Wort des Tadels wurde laut, weil man eben die allzu menschliche Schwäche der Natur als wahr erkannte.

Ueberhaupt schont der Autor seine Landsleute nicht im Geringsten. Die Disciplinlosigkeit der von Niederlage zu Niederlage taumelnden Truppen, Raub, Plünderung, Meuterei, nichts wird verheimlicht. Schon gleich nach den ersten Schlappen greifen Insubordination und Desertion um sich. Auf dem Rückzuge werfen die Soldaten, müde und hungernd, ihr schweres Gepäck und sogar die Waffen weg. „Ein Sergeant sprach mit wüthender Geringschätzung über diese Armee von zusammengelaufener Mannschaft, eine Herde von Einfaltspinseln, die man zur Schlachtbank befördert unter der Führung von Dummköpfen . . . Ja, recht saubere Chefs! War es nicht das Beste, sich zu Bett zu legen, wenn man solche Offiziere hatte? Drei Befehlshaber in zwei Stunden, drei Kerle, die nicht einmal genau wußten, was sie zu thun hatten und die sich widersprechende Befehle gaben! Nein, da konnte wirklich sogar der liebe Gott die Geduld verlieren und aufsässig werden! Und dunkle Beschuldigungen von Verrath kehrten wieder. Kein Zweifel, Ducrot und Wimpffen wollten Bismarck's drei Millionen verdienen, wie Mac-Mahon." Zola läßt auch erzählen, daß offene Meutereien ausbrachen. „Achtzehn Bataillone der Mobilgarde mußte man wegen Unbotmäßigkeit nach Paris zurückschicken; besonders das sechste Bataillon hätte um ein Haar seine Offiziere umgebracht. Im Felde wurden die Generäle täglich beschimpft, und die Soldaten grüßten seit Wörth nicht einmal mehr den Marschall Mac-Mahon." Kein Wunder, daß zuletzt die Gefangenschaft als eine Erlösung begrüßt wird! „Endlich war das Elend überstanden, sie brauchten sich nicht mehr zu schlagen! Seit so vielen Tagen litten sie von den ewigen Märschen mit leerem Magen. Und wozu sollte man auch weiter kämpfen, da man doch nicht der Stärkere war? War es nicht besser, daß die Führer sie verkauft hatten, um der Geschichte ein Ende zu machen. So würde man doch endlich weißes Brot bekommen und in Betten schlafen!" Und das Bild vom Abmarsch in die deutschen Festungen: „Die Herde nahm kein Ende. Die Leute drängten sich, traten sich auf die Hacken, in ihren zerlumpten Uniformen, die Köpfe gesenkt, die Blicke scheel, mit den runden Rücken und den hängenden Armen der Besiegten, denen nicht einmal ein Messer übrig blieb, um sich den Hals abzuschneiden . . . Soldaten ohne Waffen, mit geflickten Rothhosen und Mänteln, durch Schnüre zusammengehalten, so daß sie plündernden Zigeunern glichen, welche die aufgelesenen Lumpen irgend eines Schlachtfeldes austragen." Noch schlimmer kommen die Franctireurs weg, „auf die man so große Hoffnungen gebaut und die im ganzen Lande nichts als Klagen hervorriefen. Sie waren der Schrecken der Bauern geworden, und statt sie zu schützen, zerstampften sie ihnen die Felder. Den regelmäßigen Felddienst fliehend, schloß sich alles Lumpengesindel ihnen an und schätzte sich glücklich, der Disciplin zu entgehen und wie betrunkene Banditen durch die Wälder zu streichen, zu schlafen und sich zu betrinken."

Dieses harte Urtheil rief in den Pariser Blättern Berichtigungen und Proteste hervor, und Zola selbst erklärte hierauf, „offenbar" falsch berichtet worden zu sein. Natürlich setzte er sich, bloß um Ruhe zu haben, scheinbar in's Unrecht, denn es ist ihm nicht eingefallen, in den seitherigen Auflagen auch nur ein Jota zu ändern.

Mit Absicht verweilten wir bei diesen Schilderungen der französischen Heere, denn aus einer Vergleichung geht hervor, daß die deutsche Armee bei Zola unvergleichlich besser wegkommt. Allerdings wird das Wort „prussien" fast immer nur in Verbindung mit „cochon" gebraucht, aber es darf nicht übersehen werden, daß dieses öde Schimpfen verzweifelten Soldaten und aufgeregten Weibern in den Mund gelegt wird. Zola gibt ja nur seine aufgestapelten Erkundigungen und Notizen wieder und schildert selten als Augenzeuge. Er kennt die deutschen Offiziere und Soldaten ganz und gar nicht. Es sind in seinem Buch alles große, ungeschlachte Gesellen (nur die Bayern sind klein!), und die Offiziere sind nur dann weniger barbarisch, wenn sie in Paris etwas Schliff bekommen haben. Wenn er einen Deutschen taufen soll, wird Zola unfreiwillig komisch. Ein Spion heißt Goliath, ein bayrisches Ungeheuer wird Gutmann genannt, weil es im Lazareth immer diese zwei Silben stammelt, ein Offizier aber heißt nach einer Zeitschrift, von der Zola gewiß einmal etwas läuten hörte, Monsieur de Gartlauben, capitaine de la landwehr. Dieser ist ein steifer und ernster Kamerad, aber wie umgewandelt, wenn er die leichtsinnige Fabrikantenfrau sieht, die ihn an der Nase herumführt; ihr zu Liebe übt der in Sedan Allvermögende seinen Einfluß, mildert Requisitionen, bestraft Plünderungen u. s. w., denn sein Onkel ist Gouverneur in Reims! Schauerlich ist das folgende Bildniß: „Ein untersetzter Bayer mit ungeheurem Kopf, von rothen Kopf- und Barthaaren bewachsen, unter denen man nichts sah, als eine breite, viereckige Nase und große blaue Augen. Er war von Blut befleckt, schrecklich gleich einem Höhlenbären, einer jener struppigen Bestien, die ihrer Beute die Knochen zermalmt haben und noch ganz roth davon sind!" Von der deutschen Garnison in Sedan weiß Zola Folgendes zu erzählen. „Obgleich die Offiziere nur Wohnung und Feuer fordern durften, mußte man ihnen oft auch Essen bringen. Die Zimmer, wo sie schliefen, starrten von Schmutz. Oft kamen sie betrunken nach Hause und waren dann unausstehlicher als ihre Soldaten. Aber die strenge Disciplin hielt alles zusammen, so daß die Fälle von Nöthigung und Plünderung selten waren. In ganz Sedan gab es nur zwei geschändete Frauen. Die Offiziere," fabelt er weiter, „haben den kalten und harten militärischen Protestantismus, der in Bibelsprüchen sich ergeht und sich als Richter über das

sündige Frankreich betrachtet!“ Als Zeugen der Commune beobachten sie „das Gesetz des Siegers, sich nie in die Händel der Besiegten zu mischen, die sie gewiß zu schmutzig erachten, um damit ihren ganz frischen Ruhm zu beschmutzen“. Bei solchem Unsinn kann man nur bedauern, daß Zola die Vorstudien zu seinem Romane bloß auf Land und Leute um Sedan und Paris beschränkt hat. Sedan ist von Metz nicht gar so weit, und seine Studienreise über die Grenze hätte ihm wenigstens deutsche Offiziere und Soldaten gezeigt, die in der Wirklichkeit etwas anders aussehen, als seine nach dem Gerede alter Weiber beiderlei Geschlechtes gezeichneten Barbaren.

Während er über die „Fabel vom Verrath“ spottet, „die noch nach zwanzig Jahren alle Jene, die damals Offiziersepauletten trugen, der Verachtung preisgibt“, huldigt er befremdend genug der Legende vom deutschen Spion. Es ist seine stärkste Concession an die nationale Einbildung, ein Denkmal der ebenfalls noch nach zwanzig Jahren blühenden Spionenriecherei. Die wildeste Colportageromantik entfaltet er jedesmal, wenn er den Spion Goliath im Hintergrunde vorüberhuschen läßt. Der Mann spricht natürlich so gut französisch wie deutsch, denn er ist vor dem Kriege als spionirender Oberknecht bei Bauern just in der Nähe von Sedan bedienstet gewesen, hat selbstverständlich auch eine welsche Dirne verführt, und nun lebt ihm hier von ihr ein Sprosse, der die Prüssiens instinktiv haßt. Als er nun von den drei Freischärlern gebunden und wie ein Schwein abgestochen wird, da schaut die angenehme Maid, die ihm mit ihrem Willen angehört hat (Dank für diese Gnade, Herr Zola!), ganz ruhig zu, wie sein Blut sich in den von ihr selbst herbeigeschleppten Kübel ergießt! Augenscheinlich ist die abscheuliche Schlächterei im Hinblick auf die gewiß nachfolgende Dramatisirung des Romans als applaussichere Bühnenscene erdacht. Man hört es wahrlich schon, das johlende Brausen des Beifalls, wenn im Ambigu die drei Mordbuben sich vor dem gefesselten Spion zu einem scherzhaften Kriegsgerichte constituiren. „Meine Herren,“ plädirt der wegen seiner allzu großen Vorliebe für kleine Mädchen vorbestrafte ehemalige Notar und jetzige Vaterlandsretter, „mein Klient ist die niederträchtigste Kanaille, die es gibt, und ich hätte gar nicht seine Vertheidigung übernommen, wenn ich nicht als mildernden Umstand zu seinen Gunsten anführen könnte, daß in seinem Lande alle so sind, wie er. In Frankreich fassen wir Spione nur mit der Feuerzange an, während das in Preußen eine sehr ehrenvolle Laufbahn ist“ u. s. w.

Trotz dieser unwürdigen Schmeichelei der niederen Volksleidenschaften seiner Landsleute ersehen wir doch wieder aus zahlreichen anderen Stellen, daß Zola auch dem Erbfeinde gegenüber Gerechtigkeit an den Tag legt und in dieser Beziehung die meisten Franzosen, die über den Feldzug schrieben, um Haupteslänge überragt. Wohl kehrt auch bei ihm die Verzweiflung der kampflustigen Rothhosen über den unsichtbaren Feind — die Lüge von der bloß numerischen Ueberlegenheit der Feinde (Zehn gegen Einen!) — immer wieder, aber abgesehen davon, daß da nur die Wuth der schlecht geführten Besiegten spricht, so entschlüpfen doch Zola oft genug anerkennende und bewundernde Worte. Es ist ein gar feiner Zug, daß seine Troupiers fortwährend über die prudence, die kluge (d. h. natürlich feige) Vorsicht der kämpfenden Prüssiens spötteln, aber am Schluß üben die Versailler selbst „die übertreibende Tactik jener prudence extraordinaire, von den furchtbaren Niederlagen gewitzigt, die ihnen die Preußen beigebracht haben.“ Und was sind alle Gräuel und Schandthaten der Deutschen, die wenigstens die Weiber schonen, im Vergleiche zu der von Zola gebrandmarkten „reactionären Wuth“ der Versailler Regierungstruppen, die bei der Niederwerfung der Commune Frauen und Kinder zu Pulver und Blei begnadigen, wobei ihnen die kriegsmüden Pariser Spießbürger noch Schergendienste leisten! Hier vergißt Zola alle naturalistische Objectivität und wird ein Juvenal, dem die Entrüstung die Feder führt. Alle Gräuel von Bazeilles verschwinden neben diesem wilden, barbarischen Bruderkampfe.

Hoch rechnen wir es ihm ferner an, daß er die französische Geschichtslüge von den Pendulendieben, die schon fast zum Nationaldogma erhoben ist, vollständig todtschweigt. Nur zweimal hat es den Anschein, als wollte auch er in diese Abgeschmacktheit verfallen. Bei der Eroberung von Bazeilles schildert er den rauchenden Trümmerhaufen des zerstörten Dorfes und wie ganz oben hinter einer ausgebrannten Fensterhöhle eine unversehrte Pendule steht. Aha, da kommt die Unausweichliche! dachten wir, aber nein, es ist keine Rede mehr davon. Hat Zola sich vielleicht geschämt und den etwa daran geknüpften Diebstahl nachträglich gestrichen? Gewiß war es ihm nicht entgangen, daß die Legende nur von dem bösen Gewissen der Franzosen dem deutschen Erbfeind angehängt wurde. Französische Schriftsteller selbst haben ja constatirt, daß 1860 bei der Plünderung des chinesischen Kaiserpalastes die Soldaten mit besonderer Vorliebe die Pendulen fortschleppten, während der biedere Graf von Palikao, der letzte kaiserliche Kriegsminister, sich an werthvollere Beute hielt. Zola selbst scheint seiner Landsleute Vorliebe für Pendulen sehr wohl zu kennen, denn ganz am Schlusse werden wirklich solche gestohlen, aber wieder nicht von den bösen Preußen, sondern von der Geliebten eines Chefs der Commune, gewiß eine köstliche Satire auf die ganze Pendulenfabel. Zum Schlusse noch eine hübsche Idylle, ein wohlthuendes und versöhnliches Stück Frieden im Kriege:

In der Hütte sah man lauter Preußen in Gesellschaft einer Magd und ihres Kindes. Es war ein Winkel der patriarchalischen Gemüthlichkeit, der lieblichen Ruhe nach all den Mühsalen der vorhergehenden Tage. Einige Soldaten bürsteten sorgfältig ihre Uniformen, die auf Waschleinen hingen. Ein Anderer flickte ganz geschickt seine Hose, während der Küchenmeister in der Mitte des Hofes ein großes Feuer angezündet hatte, worüber in einem großen Kessel die Suppe brodelte und einen guten Geruch von Kraut und Speck verbreitete. Die Eroberer richteten sich in vollkommener Ruhe und Ordnung häuslich ein. Man hätte stille Bürger vermuthen können, die am eigenen Herd ihre langen Pfeifen rauchen. Auf einer Bank vor der Thür hatte ein großer, rother Soldat das Kind der Magd in den Arm genommen, einen Jungen von fünf oder sechs Jahren. Er ließ ihn auf seinen Knieen reiten, sagte ihm deutsche Koseworte und lachte mit dem Kinde über seine fremde Sprache und ihre rauhen Silben, die es nicht verstand. Ja, diese Preußen dort waren entschieden brave Leute.

Wer seinen guten deutschen Humor auch gegenüber erbfeindlicher Schmähung und Mißgunst bewahren kann, der mag sich an das französische Original halten. Die deutsche Ausgabe hat für die Empfindlichen die ärgerlichsten Stellen, so weit es möglich war, gemildert und beseitigt. Da aber die Franzosen sich über das viel weniger geschmeichelte Bild ihrer Helden nicht erzürnt haben, so sehen wir nicht ein, warum der deutsche Leser sich über einigen echt französischen Windbeuteleien die großartigen Kriegsbilder und die Bewunderung eines starken Talentes verwidern lassen sollte. Wir brauchen wahrlich nicht chauvinistischer zu sein, als Monsieur Chauvin in eigener Person.

Robert Schumann als Liedercomponist.

Von Benno Röttgers.

Unter den großen deutschen Liedercomponisten ist Robert Schumann vermöge seiner tiefangelegten romantischen Natur, sowie seiner feinen Bildung, einer der geistvollsten. Eher als die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger auf diesem Gebiet des lyrischen Liedes, kann man ihn als Dichtercomponisten bezeichnen; nicht in dem Sinne freilich, wie Wagner ein solcher ist. Schumann, obwohl auch im letzteren Sinne nicht ohne hervorragendes Talent (sind doch eine große Zahl seiner kritischen Besprechungen der Werke anderer Componisten geradezu poetische Umdichtungen derselben), hat die von ihm componirten Texte nicht selbst gedichtet. Aber selten hat es einer wie er verstanden, den poetischen Gehalt der Dichtung musikalisch tiefer auszugestalten, in der engsten Vermählung von Text, Gesang und Begleitung eine Nachdichtung in Tönen zu schaffen. Wie

es bei Schumann's Entwickelungsgang natürlich war, fällt die Hauptrolle dabei der Klavierpartie zu. Obwohl der große Componist später alle Formen seiner Kunst pflegte und, höchstens die Oper ausgenommen, meisterhaft beherrschte, so hat doch keiner in so engbegrenzter Weise seinen Ausgangspunkt vom Klavier genommen, wie gerade er. Alle Werke aus seiner früheren Periode (Op. 1—23) können gar nicht besser bezeichnet werden, denn als Dichtungen am Klavier. Sein Geist war voll von poetischen Ideen und Empfindungen, die durch eifrige Lectüre und namentlich durch die eingehende Beschäftigung mit Jean Paul's Werken fortwährend neue Nahrung fanden und sich zu kleineren oder größeren musikalischen Skizzen und Zeichnungen verdichteten. Von rein musikalischem Standpunkt aus hat man dem Componisten in seinen früheren Werken den Mangel an Beherrschung der Form vorgeworfen. Es mag das einer der Gründe gewesen sein, warum Mendelssohn, der Beherrscher der klassischen Form unter den Romantikern, in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft nicht gerade viel Aufhebens von Schumann's Genie gemacht hat. Wenn dieser Vorwurf von jenem Standpunkt aus an sich nicht ganz unberechtigt erscheint, so haben diese Jugendwerke doch den hohen Vorzug, in gedrängtester Form einen überraschenden Reichthum von höchst originellen, stets fesselnden musikalischen Gedanken zu bieten, und auch in der harmonischen Grundlage und der technischen Behandlung ganz neue Bahnen zu eröffnen. Nachdem Schumann mehrere Jahre hindurch seine tiefsten musikalischen Empfindungen nur durch das Medium des Klaviers offenbart hatte, wandte er sich im Jahre 1840 fast ausschließlich dem Liede zu. Es ist von Wichtigkeit, dabei hervorzuheben, daß es die freilich schon lange in seinem Herzen gehegte Liebe zu Clara Wieck, der genialen Clavierspielerin, war, die den sprudelnden Quell seiner Lieder an das Tageslicht brachte. Am 12. September des genannten Jahres war die gefeierte Künstlerin endlich, nach jahrelangem Ringen und Kämpfen die Seine geworden. So war es denn natürlich, daß die meisten der so entstehenden Lieder der Verherrlichung seiner Liebe gewidmet waren. Allerdings singen sie nicht bloß von Liebeslust; in den ergreifendsten Tönen weiß der Dichtercomponist auch das Harren und Ringen, die Resignation und die dumpfe Verzweiflung auszumalen. Die Zahl der in dieser Zeit geschaffenen Lieder beträgt 138, darunter freilich auch einige für mehrstimmigen Gesang. Ist diese Zahl schon überraschend groß, so grenzt der Reichthum der Erfindung geradezu an das Wunderbare. Der geniale Künstler hat denn auch gleich das Schönste geschaffen, was ihm auf diesem Gebiet gelingen konnte. Kehrte er in späteren Jahren gern wieder zu der Composition von Vokalwerken, namentlich Liedern zurück, so gehören doch seine vollendetsten Schöpfungen fast alle dem einen Jahre 1840 an.

In der Musik ist es selbstredend schwerer als in irgend einer anderen Kunst, sich von der schöpferischen Thätigkeit des Künstlers eine Vorstellung zu machen. Die Intuition, die geniale Eingebung, steht bei den größten Instrumentalwerken derartig im Vordergrund, daß dem Theoretiker und Kunstphilosophen Worte nur zu Gebote stehen für die Kritik der Form, der Stimmführung, aber nicht für die eigentliche Schönheit der Schöpfung. Etwas günstiger gestaltet sich die Aufgabe des Aesthetikers bei den Vokalwerken. Da kann er, absehend von der intuitiven Art der Schöpfung, manchmal den Gedankengang der Composition deutlich an der Hand der Textworte verfolgen und die Gründe klarlegen, warum der Componist eine Dichtung gerade so und nicht anders in Musik verkörperte; er braucht dabei dem Kunstwerk und dem Genius des Schöpfers nicht im Geringsten zu nahe zu treten. Auch Schumann's herrlichste Lieder sind voll von solchen Schönheiten, die unmittelbar durch des Dichters Worte angeregt wurden und den Eindruck derartig steigern, daß der Inhalt des Liedes, die in demselben zum Ausdruck kommenden Empfindungen und der poetische Localton auf das deutlichste zum Bewußtsein gelangen, ja handgreiflich werden. Es ist nicht bloß von hohem ästhetischen Interesse, des Meisters Lieder daraufhin zu prüfen; auch jeder, der sich daran macht, diese herrlichen Compositionen zu singen oder zu begleiten, wird genöthigt sein, sich über alle Feinheiten in der Auffassung des Componisten eine klare Erkenntniß zu verschaffen, falls die Wiedergabe des Liedes höheren Ansprüchen genügen soll. Sehr viele von ihnen wirken vorzüglich bei dem Concertvortrag; aber alle verdienen unter die Perlen der Hausmusik gerechnet zu werden. Auf einige der Eigenthümlichkeiten dieser Lieder sei nun hier die Aufmerksamkeit des Lesers gelenkt.

Vor Schumann hat wohl kaum ein Componist in seinen Werken die „Frage" so vielfach und originell musikalisch zum Ausdruck gebracht, wie dies in einigen Klavierstücken und Liedern unseres Meisters geschieht. Da die Kenntniß seiner früheren Klavierwerke außerordentlich viel zum Verständniß aller späteren Compositionen beiträgt, so sei hier wenigstens der einen reizenden und originellen Skizze gedacht, die der Meister „Warum?" betitelt hat (Op. 12, Nr. 3 der Phantasiestücke). Sie besteht nur aus 42 Tacten, aber wie viel köstliche Musik enthält dieser seelenvolle Zwiegesang! Das ist ein Sehnen nach Lösung von Räthseln und Zweifeln, welche die Seele in ihren Tiefen bewegen. Ist es ein bloßer Zufall, daß Rob. Franz jubelndes Lied „Er ist gekommen in Sturm und Regen", (Op. 4 Nr. 7) genau mit demselben Motiv auf denselben Accorden beginnt, so ist er jedenfalls interessant. Denn seinem ganzen Inhalt und der Stimmung nach könnte dies Lied als Antwort auf Schumann's „Warum?" gelten. (Das fragende Motiv wird natürlich in seiner erweiterten Gestalt anders phrasirt, auch darf man sich nicht an den Titel „Warum?" klammern, sondern muß den Charakter der Frage allein in Betracht ziehen.) Als eine solche Frage hat nun Schumann auch das viel gesungene Lied „Im wunderschönen Monat Mai" (Dichterliebe Op. 48 Nr. 1) nicht in der Tonika, sondern mit dem Dominantseptimenaccord zu Ende geführt. Ein außerordentlich feinsinniger Zug, denn in der That bleibt das Liebesgeständniß in den beiden kurzen Strophen ohne Antwort. Der Dichter schließt mit den Worten: „Da hab' ich ihr gestanden mein Sehnen und Verlangen." Der Componist konnte das musikalisch gewiß nicht schöner zum Ausdruck bringen als durch den dissonirenden Accord, der seiner Auflösung harrt. Da das Lied den Cyclus Dichterliebe eröffnet, so konnte es nicht anders sein, als daß zur Wahrung des musikalischen Zusammenhanges die folgende Nummer („Aus meinen Thränen sprießen viel blühende Blumen hervor") die Auflösung des fragenden Accordes bringt. Uebrigens sei hier noch aufmerksam gemacht auf die eigenartige Brechung der Accorde in der Begleitung, ein musikalisches „als alle Knospen sprangen", sowie auf die wunderbare Klangwirkung, die dem Klaviere durch die Vertheilung der Töne über verschiedene Octaven entlockt wird. — Eine Auflösung des disharmonirenden Schlußaccordes findet sich nicht in allen ähnlichen Fällen. Bei dem stimmungsvollen Liedchen „Frage" (Op. 35 Nr. 9) fehlt sie. Der wehmüthig fragende, aber durchaus nicht qualvolle Inhalt der Worte, ein Lächeln unter Thränen, bei dem noch ein Schimmer von Hoffnung durchstrahlt, hat offenbar den Componisten veranlaßt, auch hier auf der Dominante, statt auf der Tonika zu schließen. Die Septime im Schlußaccord fehlt, sodaß der Schluß nicht so entschieden ungelöst ausklingt, doch aber deutlich den Charakter einer Frage trägt. — Einen viel ergreifenderen Abschluß aber hat das Lied „Die Nonne" (Op. 49 Nr 3). Es ist ein vorzügliches Beispiel dafür, in welch feinfühliger Weise der Componist den Stimmungswechsel in den Worten auch musikalisch ausgestaltet. Das Vorspiel beginnt in ruhigen, ernsten Accorden in Des-dur, die in höchst gesangvoller Weise nach As-dur moduliren. Beim Einsatz der Singstimme wiederholt sich die Periode genau in derselben Weise; durch enharmonische Verwechselung bringt der Mittelsatz die Tonart E-dur und mit ihr den Charakter eines festlichen Marsches, entsprechend dem im Texte angedeuteten Hochzeitsfest, welches die unglückliche Nonne vom Rosengarten aus beobachtet. Der Nachsatz nimmt mit der ursprünglichen Tonart auch dieselbe ernste Harmoniefolge auf. Dann aber schildert der Dichter, wie die Nonne am Fenster drüben die holde Erscheinung der Braut erblickt: die ganze Bitterkeit ihrer Lage, die „Freudlosigkeit" ihrer Zukunft kommt ihr zum Bewußtsein. Dementsprechend

wird das Tempo des Liedes noch langsamer, die Stimmführung leidenschaftlich herbe. In den Vorhalten und vor allem in dem weiten Intervall (verminderte Septime a-his) des drittletzten Tactes malt sich die tiefe Kluft zwischen der Lage der Braut und der Nonne, der „freudelosen". Das Lied schließt mit dem Septimenaccord auf gis, dessen herber Vorhalt e anzeigt, daß nicht das Des-dur des Anfangs, sondern das düster tönende Cis-moll den nicht erklingenden Schlußaccord bilden müßte.

Der Gegensatz zwischen heiterem Lebens- und Liebesgenuß und schmerzvoller Entsagung, der in diesem Liede zum Ausdruck gelangt, ist von Schumann noch mehrere Male in höchst origineller Weise musikalisch verwerthet worden; nur mit dem Unterschiede, daß in dem erwähnten Gedicht der Gegensatz gewissermaßen objectiv behandelt ist, während er in den folgenden Liedern subjectiv individuell existirt, insofern als die Braut, deren Hochzeit gefeiert wird, die ehemalige Geliebte desjenigen ist, der seine Empfindungen zum Ausdruck bringt. Infolgedessen sind die Farbentöne in diesen Liedern viel greller gemischt, die Contraste von toller Lust und bitterem Herzweh noch eindringlicher zur Anschauung gebracht. Es handelt sich um die drei Lieder „Das ist ein Flöten und ein Geigen" (Dichterliebe, Op. 48) „Der arme Peter" (Romanzen und Balladen, Op. 53 Nr. 3) und „Der Spielmann (Op. 40 Nr. 4). Der Dichter schildert in jedem der Gedichte, wie der verstoßene oder zurückgewiesene Geliebte seine ehemalige Braut mit einem glücklicheren Nebenbuhler den Hochzeitsreigen tanzen sieht. In dem ersterwähnten wird die prägnante, zum Theil naturgemäß recitativisch behandelte Melodie von einem genialen Wirbeltanz umwogt, der die ganze Scala vom wildesten Jubel bis zum bittersten Aufschrei des gemarterten Herzens durchmißt. Derselbe ist dabei so eigenthümlich instrumentirt, daß man in der That aus der Klavierpartie im Verein mit der Singstimme all die Flöten und Geigen, Trompeten und Schalmeien heraushören kann, von denen der Dichter erzählt. An Auffassung und Vortrag stellt ein solches Lied natürlich die höchsten Anforderungen an den Sänger sowohl wie an den Begleiter. — Von grausiger Wirkung ist „Der Spielmann"; der Text stammt von dem dänischen Dichter H. C. Andersen. Auch hier bewegt sich die Musik im dreitheiligen Tanzrhythmus, die Melodie schließt sich zum Theil eng an die Tanzweise an; an einzelnen Stellen bewegt sie sich in jenen Gegensätzen zwischen hoher und tiefer Lage, die bekanntlich bei Schumann manchmal die Sangbarkeit sehr erschweren, aber so außerordentlich charakteristisch wirken, daß unsere Sänger und Sängerinnen sich eben mit der Eigenthümlichkeit abfinden müssen und es bei gutem Willen auch fertig bringen. Die Modulationen und der aufregende Rhythmus verleihen dem Liede bis zum Schluß einen sich immer mehr steigernden Charakter des Grauenvollen, der in den letzten Worten des Textes einen peinlichen Abschluß findet. Wenn nicht diese Composition auch aus den besten Jahren des später so unheilvoll endenden Componisten stammte, so könnte man beinahe darin eine Vorahnung seines eigenen traurigen Lebensabends sehen. — In der Mitte zwischen diesen beiden Liedern steht die aus drei Theilen zusammengesetzte Romanze „Der arme Peter." Die Tanzweise im ersten Theil, ein Ländler, ist von einer harmlos reizenden Art, nur die Singstimme hält den Gegensatz in rührender Weise aufrecht, zumal bei den Schlußworten. Der Monolog Peters (II.) ist recitativisch gehalten, die Begleitung nimmt Motive des Tanzes mit der Wendung nach Moll auf. Feinsinnig im höchsten Grade ist dann die Stelle im dritten Theil, wo die Antwort auf das Geflüster der Mädchen erfolgt. Bei der Fortsetzung hört man geradezu den Trauermarsch, mit dem der arme Peter zu Grabe geleitet wird, und in den posaunenartigen Wiederholungen des e die Posaunen des jüngsten Tages. Auch hier ist der Stimmungswechsel in wunderbarster Anlehnung an die Poesie musikalisch vertieft.

Solcher Beispiele könnten noch viele angeführt werden. Sie zeigen, wie sehr Schumann selbst sich in die Lage eines unglücklich Liebenden hineinversetzen konnte; hatte er doch auch Jahre des Bangens und bitterer Verzweiflung durchmachen müssen. Daß aber der feine Humor seiner Charakteranlage nicht fern lag, das hat er uns auch wieder in so manchen anderen herrlichen Erzeugnissen seines Genius kund gethan. Wie köstlich spricht sich dieser Humor aus in dem reizenden Liedchen „Die Soldatenbraut", von Mörike (Op. 64 Nr. 1). Was der Dichter von Humor in seine Worte hinein gelegt hat, findet beim Componisten lauten Widerhall und eine wunderhübsche Wiedergabe in der ritterlich klingenden Musik mit dem kurzen, aber überaus wirkungsvollen Gegensatz bei den Worten:

„Es schimmern drei Sterne so hell
Dort über Marienkapell!
Da knüpft uns ein rosenroth Band —
Und ein Hauskreuz ist auch bei der Hand."

Auch in der Composition von Chamisso's „Verrathene Liebe" sprudelt die Musik zuletzt vor Humor über. Die Begleitung ist von Anfang an auf das Aeußerste beschränkt; die Singstimme wird nur durch einige Accorde zur Andeutung der Tonart unterstützt, und ein ganz kurzes Motiv dient zur Ueberleitung der einzelnen Verszeilen. Alles ist im Flüsterton zu denken, gemäß der vertraulichen Erinnerung:

„Da Nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat Keiner uns zugeschaut."

Die Begleitung wahrt diesen zurückhaltenden Charakter; nur das kurze Sechzehntelmotiv huscht stets wie ein verstohlener Späher dazwischen. Allein bei den Worten

„Da sang derselbige Fischer
Es seiner Liebsten vor.
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Knaben und Mädchen im Chor"

werden die Accorde erst allmählich voller, die motivischen Gebilde häufen sich, zum Schluß kommt ein übersprudelndes achttactiges Nachspiel, unter dessen sich überstürzenden Figuren man sich den Chor lebhaft vergegenwärtigen kann. Mit dem im sechsten Tact eintretenden Diminuendo verliert sich das Stimmengewirr in der Ferne.

Wenn schon in diesen kleinen harmlosen Liedchen das Nachspiel eine wichtige Rolle spielt, so sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, welche bedeutende, ja geradezu selbständige Stellung die Nachspiele bei des Meisters hervorragenderen Liedercompositionen, namentlich in den Liedercyclen einnehmen. Manchmal bilden sie den instrumentalen Ausklang der im Lied zur Verkörperung gelangten Stimmung, wie in mehreren Gesängen der Dichterliebe. Bald malen sie weiter aus, was die Worte des Dichters nur andeuten. In „Hör ich das Liedchen klingen" (Dichterliebe, Op. 48 Nr. 10) geht neben der Singstimme eine reizende Melodie im Klavier her, das Liedchen eben, das der Dichter hört. Im Nachspiel findet es seine Fortsetzung, geht dann aber in chromatisch ansteigende leidenschaftliche Harmoniefolgen über, die sich in einen charakteristischen, durch dritthalb Octaven rasch in die Tiefe stürzenden Gang auflösen, der über herben Dissonanzen aufgebaut ist, eine echt musikalische Verkörperung des „übergroßen Wehs", das sich in Thränen auflöst. Von tiefster Wirkung ist ferner das Nachspiel in dem Cyclus „Frauenliebe und Leben." Nachdem im Schlußgesang der Tod des geliebten Gatten beklagt ist, greift das Nachspiel wieder auf das Motiv des ersten Liedes zurück, das mit den Worten anhebt: „Seit ich ihn gesehen, glaub ich blind zu sein." Schöner konnte die schmerzvolle Erinnerung musikalisch nicht zum Ausdruck gebracht werden, ganz abgesehen von dem anderen bedeutungsvollen Umstand, daß durch dies Zurückgreifen auf den Anfang die sämmtlichen Lieder des Cyclus in künstlerischer Einheitlichkeit zusammengefaßt werden. Wenn es gestattet ist, nach diesem ernsten Werk noch auf ein anderes nicht minder interessantes hinzuweisen, so ist es der Abschluß des bekannten Heine'schen Liedes „Die beiden Grenadiere" (Op. 49 Nr. 1). Die Musik hebt in marschähnlichem Tempo, jedoch in erzählendem Tone an, steigert sich in dem leidenschaftlich martialischen Charakter von Strophe zu Strophe, bis sie schließlich bei den Worten „Dann reitet der Kaiser wohl über mein Grab" in den Klängen der Marseillaise gipfelt. Vor

etwa einem Jahrzehnt befand sich der Verfasser dieser Zeilen in einer englischen Abendgesellschaft in Paris, an der auch zwei Französinnen theilnahmen. Es wurde musizirt und die englischen Herren baten in nicht gerade tactvoller Weise, wenn es auch nicht böse gemeint war, den Verfasser mehrere Male, die „Wacht am Rhein" zu spielen. Um der Sache ein Ende zu machen, trug er schließlich die eben erwähnte Ballade von Schumann vor. Kaum waren die letzten Töne verklungen, so setzte sich die eine der beiden Damen an den Flügel und spielte zum Erstaunen aller Anwesenden, sie die Französin, die „Wacht am Rhein." Diese Neutralitätserklärung auf musikalischem Boden ist eine der angenehmsten Erinnerungen des Verfassers an seinen damaligen Aufenthalt bei dem Nachbarvolk jenseits der Vogesen; und er verdankt sie einem so kernigen, gemüthstiefen Deutschen, wie es Robert Schumann war.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Briefmarkensammler.

Von Felix von Stenglin.

Er stand heute spät auf, der Herr Egon Klebrig, denn er war auch spät nach Hause gekommen von einer Sitzung des Briefmarkenvereins „Allzeit voran", woselbst heiß gestritten worden um eines der wichtigsten Güter der Menschheit.

Ob seine Frau böse war? Nicht im Geringsten. Denn in diesem Punkt erkannte sie die Größe und Ueberlegenheit ihres Gemahls unumwunden an. Und dann — Alles hätte sie antasten, Alles ihm verbieten dürfen, aber niemals hätte er sich eine Sitzung des Vereins „Allzeit voran" entgehen lassen. Darin war er energisch, unerbittlich, während er sonst eher eine gutmüthige Natur genannt werden konnte.

Das bewies schon die unverbrüchliche Anhänglichkeit, welche er der Philatelie geschworen und nun schon Jahre lang gehalten hatte. Ein strenges Gemüth kann nicht so innig lieben.

Heute morgen stieg er mit dem rechten Bein in das linke Beinkleid, denn die gestern Abend verhandelten Dinge schwirrten ihm noch im Kopf herum. Er griff zu dem Glase Citronenwasser, welches er Abends und Morgens zu sich zu nehmen pflegte, da seine stets sehr aufgeregte — weil so sehr in Anspruch genommene — Denkkraft doch eine gewisse Reizbarkeit in ihm erzeugt hatte. Der Trank beruhigte ihn etwas, und er konnte nun mit größerer Schärfe an das gestern Gehörte zurückdenken. — Plötzlich empfand er einen merklichen Stich an seiner linken Seite. Er zog sein Portemonnaie hervor, öffnete es, und ein gelindes Fröstеln überfuhr ihn. Mein Gott, wie waren die 150 Mark zusammengeschmolzen, die er gestern in die Tasche gesteckt hatte! Doch, hatte er nicht auch etwas dafür gehabt?! Freilich hatte er das! Seine Frau verlangte immer nach einem neuen Wintermantel. Du mein Gott, man kennt die Frauen. Immer etwas Ueberflüssiges! Wenn man einen Mantel fünf Jahre lang trägt, kann man ihn auch noch ein sechstes Jahr tragen . . . Herr Klebrig zog unter dem Kopfkissen seine Brieftasche hervor und entzog ihr sechs kleine viereckige Papierchen, welche er der Reihe nach immer wieder und wieder betrachtete. Und dabei kam ihm ein großer Gedanke: Lassen sich ideale Dinge überhaupt bezahlen?! Dieser Gedanke stärkte und erhob ihn. Von diesem Standpunkt hatte er Spottpreise für seine neuen Erwerbungen gezahlt. Zehn Mark für diese „Sachsen, drei Pfennig, roth", zwanzig Mark für „Britisch Columbia 1 Dollar grün", und gar nur fünf Mark für diese seltene Postkarte aus Honolulu mit dem Bildniß Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Like-Like — alles wie geschenkt! Jetzt nur eine Seele haben, mit der man sich so recht aussprechen könnte — die einen so recht verstände! Das war aber nun Herrn Klebig's geheimer Kummer, daß seine gute Frau — mein Gott, sie war ja als Hausfrau recht tüchtig, aber das waren Andere auch — daß gerade seine Frau an der Seite eines geistig regen Mannes dahin schritt, ohne eine Spur von wirklichem Verständniß für seine Bestrebungen zu haben! Herr Klebrig hatte die Arme auf seine Knie gestützt und stierte traurig vor sich hin. Ein Seufzer entrang sich seiner Brust. Da schauerte er zusammen. Halb angekleidet wie er war, hatte er sich zu sehr seinem Sinnen überlassen und sich gewiß erkältet. Immer doch wird der Mensch auf den Höhen seines Lebens noch allzu sehr an seine irdische Abstammung erinnert!

Schnell kleidete sich Herr Klebrig an, trank sein Citronenwasser aus und fühlte sich wieder ganz als Mann und Philatelist. Er, der dem Altmeister Ixius nichts nachgab an Fachkenntnissen — er war denn doch kein zu unterschätzender Vorkämpfer für die gute Sache, für die Verbreitung der Philatelie.

Philatelie! — Du weißt nicht, was das ist? O lieber Leser, welche Blöße Du dir gibst! Die Welt um Dich hat sich verändert und Du fühlst es nicht. Gewaltige Strömungen umblasen Dich, und Du spürst nichts davon. Wir schreiten einer neuen Zeit entgegen. Schon sehen wir die Morgenröthe anbrechen.

Die vier Facultäten reichen längst nicht mehr aus. Neue Lehrstühle sind auf den Universitäten errichtet worden. Warum sollte man nicht auch einen solchen für die Philatelie schaffen? Philatelie ist nämlich die Lehre von den Briefmarken oder die Briefmarkenkunde.

Wie entsteht eine Wissenschaft? Man interessirt sich für etwas, man theilt Anderen dies Interesse mit, man gibt ihr einen griechischen Namen, der möglichst mit „Phi" anfangen muß. Dann hat man sie. —

Die Briefmarkenzeitung kam. Nun ging es an ein Studiren und Forschen! Von der ganzen philatelistischen Tagesliteratur war doch diese „Neue deutsche Briefmarken-Zeitung" die geschickteste und wissenschaftlichst redigirte. Sie war Vereinsorgan des württembergischen Philatelistenvereins „Germania" und der Postwerthzeichen-Vereinigung „Bis zur Sonne" und wurde abgesetzt in 20,000 Exemplaren. Diese Leserzahl beweist besser als alles Andere, wie tief die Lehre von den Briefmarken in das Mark des deutschen Volkes eingedrungen ist!

Und welch' leidenschaftliche, opferbereite Liebe zur Sache athmete wieder der heutige Leitartikel, von dem es ein öffentliches Geheimniß war, daß ihn der Professor — nein, pardon! noch nicht — — der Dr. Ixius — Altmeister Ixius! — schrieb. „Im ernsten Forschen", so ruft er aus, „liegt die Gewähr für die Zukunft, und schwere Aufgaben harren noch der Lösung . . . Die Redaction wird, wie bisher, auf dem Standpunkte echter Parteilosigkeit verharren, sich aller persönlichen Polemik enthalten, das Gute loben und das Schlechte tadeln, von wannen es komme." Wie hübsch, wie edel von der Redaction! Und weiter: „Gern werden wir reformatorischen Ideen auf dem Gebiete unserer Wissenschaft die Spalten öffnen und arbeiten für den förderlichen Ausbau der Philatelie!" Gigantisch! Und so ging es fort. Ein Mann, dieser Ixius, dem das Herz im Busen glüht für Gott und Philatelie! „Mit philatelistischem Gruß", schloß der Leitartikler, „zeichnet die Redaction."

Klebrig war tief bewegt. Bei den letzten Worten war ihn ein begeisterter Schauer überkommen. Wie neu, wie wahr, wie kühn, wie zukunftsrosig, dies: Mit philatelistischem Gruß! . . . Ja, dachte er, unter diesem Zeichen werden sie sich alle um unser Banner schaaren, die zukünftigen Geschlechter!

Aber wie gewissenhaft die Redaction war, das zeigte sich erst recht in dem ferneren Theil der Zeitung. O es ließ sich gewiß streiten über die Beigabe von nachgeahmten, mit „Falsch" bedruckten seltenen Marken, ganz gewiß! Aber wer wollte leugnen, daß dies eine Maßregel war von gewaltiger Kühnheit und unübersehbaren Folgen? Der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend leitete Altmeister Ixius seine Neuerung mit folgenden Worten ein: „In die Speichen des Zeitenrades zu treten, um es in seinem Laufe aufzuhalten, wäre vergebliches Bemühen . . ." O Ixius, Du großer Weltweiser! . . . „Da heißt es: brav fortschreiten und wacker Schritt halten!" Ei gewiß, denn der Weg zu den höchsten Idealen ist steil und dornig! „Mancher mag diesen gewagten Schritt" . . . Viel gewagt, bei Gott! . . . „welcher ja allerdings in einer noch nicht dagewesenen Weise eingreift in die bisherigen Satzungen unserer Wissenschaft, verurtheilen, doch hoffen wir, daß man an vielen Stellen den weiten Blick und das rechte Verständniß besitzen wird, um unsere Maßregel als das aufzunehmen, was sie ist und sein soll." — Nun, dachte Herr Klebrig, das will ich meinen! Er fühlte ordentlich seinen weiten Blick und sein ihm im Busen sitzendes rechtes Verständniß. Worauf kam es aber dieser edlen Redaction hauptsächlich an bei der neuen Einrichtung? Vor Allem darauf, „den jüngeren Sammlern — die zu belehren und zu tüchtigen Philatelisten heranzubilden, eine der Hauptaufgaben unserer Fachpresse sein sollte — Gelegenheit zu geben, das Auge zu üben und den Sinn zu schärfen für die schweren Anforderungen der Zukunft!"

Ja, ja, werde nur ein tüchtiger Philatelist, und alles Andere wird Dir von selbst zufallen! —

Herr Klebrig mußte in das Bureau, wo zwei gleichgesinnte philatelistische Seelen seiner harrten.

So floß ihm das Leben gleichsam ganz wissenschaftlich hin. Zu Hause stilles Studium für sich und sogar im Bureau gleichartige Forscher, mit denen er sich aussprechen konnte über die gemeinsamen Geistesinteressen. — Auf dem Wege gingen Herrn Klebrig die Aufgaben des neuesten Preisausschreibens, welche er heute in seiner Zeitung gefunden, im Kopf herum. „Die philatelistische Literatur Deutschlands seit Beginn der philatelistischen Bewegung, und deren kritische Würdigung", so hieß die erste, — „Welcher Verbesserungen sind unsere gedruckten Albums noch fähig?" die zweite Aufgabe. O wenn ich nur Zeit hätte! dachte er. Und Sturmgefühle des Ruhmes durchwogten seine Brust, und ihm war, als berührten sein Haupt die Blätter eines Lorbeerkranzes. — Schnell faßte er zu, — aber dort saß nur sein alter brauner Filzhut. Er lächelte. So spöttelt das Genie über sich selbst.

Herr Klebrig war ein starker Esser, denn das sind alle geistig viel arbeitenden Naturen. So ließ er sich denn auch heute, nach Rückkehr vom Bureau, seine Suppe gut schmecken. Ein paar Mal blickte dabei Frau Klebrig forschend auf ihren Gatten, mit der Absicht, ihm etwas zu sagen. Doch als sie merkte, daß sein Geist wissenschaftlich beschäftigt war, ließ sie vorläufig davon ab.

Plötzlich sprang der Hausherr auf und eilte aus dem Zimmer. Mein Gott, dachte seine Gattin, was ist ihm? Zuerst dies unheimliche Stillschweigen und nun . . . Sie stand auf, um ihm nachzugehen, da trat er ihr schon entgegen, mit seinem Briefmarkenalbum in der Hand, besser gesagt mit seiner philatelistischen Sammlung, worin er eifrig blätterte. Fleisch und Gemüse ließ er kalt werden, bis er gefunden, was er suchte. Dacht' ich's doch! rief er aus, und wie ein Alp löste es sich von seiner Brust — ich konnte mich nicht getäuscht haben. — Es waren ihm nämlich Zweifel

darüber angekommen, ob eine neu erworbene Marke wirklich auf grauem Couvert — und nicht auf dem durchaus nicht seltenen weißen — gedruckt sei. Gott sei Dank, es war der Fall! Zwischen den einzelnen Bissen seines Hammelfleisches sah Herr Klebrig wieder und wieder auf sein neben ihm aufgeschlagenes Album und das graue Couvert. O wie viel lag in diesem grauen Couvert! Was konnte man sich nicht Alles dabei denken! In diesem Augenblicke fühlte der Philatelist in tiefster Seele die Bedeutung einer das Menschenherz ausfüllenden Wissenschaft.

Und sein ganzes Innere wallte auf. Sein Herz weitete sich, Thränen traten dem guten Manne in die Augen. Freundlich sah er auf seine Gattin und lobte ihre Speisen, mit der Liebenswürdigkeit eines Menschen, dem ein großes Glück widerfahren ist. Seine Frau faßte Muth und erzählte ihm, was sie heute Morgen für praktische Einkäufe gemacht, ... er lobte das Klinkreuter-Wahlschnabel-Album; das Kleinsüchting-Album habe sich überlebt, die Palme aber gebühre dem einseitig bedruckten Gloria-Album. Seine Frau erzählte ferner, was sie für Vorbereitungen zum Geburtstag der sechsjährigen Jüngsten zu treffen gedenke, ... Herr Klebrig sprach von der Seltenheit einer Bolivar-Marke, die, mit der Jahreszahl 1888 bedruckt, nur in wenig Exemplaren zur Ausgabe gelangt und unglaublich selten sei. Frau Klebrig meinte, es wäre empfehlenswerth, wenn man dem Kleinen ein paar neue Stiefel und keine Spielsachen schenke, ... ihr Gatte theilte ihr mit, daß man, anstatt des bisher üblichen Gummis an den Marken, welcher die Farbe und Haltbarkeit beeinträchtige, nunmehr etwas Anderes zu setzen gedenke, um nicht den gänzlichen Zerfall so vieler Sammlungen binnen weniger Jahrzehnte erleiden zu müssen, was doch ein unersetzlicher Verlust für die Menschheit im Allgemeinen und die Wissenschaft im Besonderen wäre. Die Hausfrau machte ihren Mann darauf aufmerksam, daß der älteste Sohn von elf Jahren und die achtjährige Tochter ganz aus ihren Anzügen herauswüchsen ... darauf erwiderte Herr Klebrig mit unverhohlener Bewunderung, daß Baron Eduard von Rothschild eine Sammlung von 60,000 verschiedenen Briefmarken habe.

Nach dem Mittagsschläfchen erschienen die drei Kinder, welche aus der Schule kamen und welche der Vater bereits begonnen hatte, zu tüchtigen Philatelisten heranzubilden. Der Aelteste fragte gleich nach den neu erworbenen Marken seines Erzeugers, die Tochter bat um einige doppelte Mexiko, welche sie in der Schule vortheilhaft umtauschen könne, der kleine sechsjährige zeigte eine norddeutsche Marke, die er soeben beim Händler erstanden, für das Geld, welches er zum Naschen erhalten hatte. Er kaufte sich nie Naschwerk, immer Briefmarken.

Später setzte sich die ganze Familie um den großen Tisch in der Wohnstube, wo jeder sein Album vornahm und der Vater Anleitung und Belehrung ertheilte. Der Aelteste las dann in der Briefmarkenzeitung, das Töchterchen zog sich unter vielen Mühen neue Quadrate für die in ihrer Sammlung noch unvertretenen Reiche und unentdeckte Länder, und der kleine überzeugte sich mit großer Gewissenhaftigkeit zum hundertsten Male davon, daß er 216 Briefmarken habe.

Um 7 Uhr kleidete sich der Vater an, um zur Briefmarkenbörse zu wandern. Jetzt kam er sich vollkommen als Geschäftsmann vor, so etwa wie ein Spekulant, oder gar wie ein großer Bankier, während er sich am Vormittag mehr als forschender Gelehrter gefühlt hatte. Daher war Vormittags auch seine Haltung gedankenvoll gewesen, langsam, mit gesenktem Haupt, die Hände auf dem Rücken, war er über die Straße gegangen. Jetzt eilte er mit dem Wesen eines Menschen, der nie Zeit hat und sich fürchtet, ein gutes Geschäft zu versäumen.

Da stand er vor dem Gebäude, auf freiem Platz errichtet, selbstverständlich im Renaissancestil ... Wieviel Mühen, wieviel Opfer hatte die Aufführung dieses Baues gekostet. Aber der alte Zustand, da man noch bei eigennützigen Wirthen, in Restaurationslocalen, zur Miethe gehaust, war unwürdig gewesen. Eine Halle von Marmorsäulen empfing Herrn Klebrig. Hier schon tummelten sich geschäftige Leute, mit vielsagenden, inhaltreichen Packeten im Arm, und die Büsten und Statuen großer Philatelisten blickten herab auf das Getriebe. In den Ecken standen schüchterne Jünglinge, welche zum ersten Mal ihr Glück versuchten und sich nicht recht vorwagten — oder abgehärmte Gestalten, ein Album, ihren letzten Schatz, welchen sie aus Noth verkaufen mußten, fest im Arm haltend. Hartherzige Händler ließen sich hier und da ein derartiges Album zeigen, machten beim Durchblättern eine möglichst geringschätzige Miene, um die niedrigsten Preise zu erzielen, oder schnitten, indem sie lächelnd das Ansinnen, das ganze Album zu kaufen, abwiesen, unbarmherzig mit ihrem kleinen Federmesser in das Fleisch der Sammlung hinein, um sich für Spottpreise einzelne Seltenheiten heraus zu holen.

Herr Klebrig schritt in den großen, mit elektrischem Licht feenhaft beleuchteten Saal, wo es heute unglaublich lebhaft herging. Verschiedene Gruppen hatten sich gebildet, wo gescilscht und ausgeboten wurde, am Ende aber befand sich das Directorium, befand sich die Prüfungscommission, sagten die Makler. Da ging es hoch her. Herr Klebrig, im Gefühl seiner Würde, grüßte nach den verschiedensten Seiten und stürzte sich dann mit wahrer Wonne in den Strudel des Geschäfts. Er machte auch einige gute Tausche, doch konnte er sich zu Neuankäufen heute nicht entschließen, obwohl so manches Verlockende zur Stelle war. Einige Länder von der südlichen Halbkugel hatten wieder das Bedürfniß empfunden, ihre Finanzen etwas aufzubessern. Dazu waren immer die Briefmarkensammler vortrefflich geeignet. Eine bisher in Carmin angefertigte Marke erscheint plötzlich in Violet auf dem Weltmarkt. Sie bedeutet ganz dasselbe, aber ist violet. Ein feiner, interessanter, bedeutungsvoller Unterschied, welcher darin liegt! Alle Sammler der Welt reißen sich darum und der ehrenwerthen Regierung ist wieder einmal geholfen. Noch besser operirt sie, wenn diese neue Marke in Violet bald wieder unterdrückt wird. Dann erst entsteht die rechte Nachfrage danach und sie steigt unerhört im Preise. So vollziehen sich die großen Geschicke der Welt.

Oder ein anderer Staat gibt plötzlich auf einige Zeit Stempelmarken auf Briefcouverts aus — das ist ein ganz besonders leckerer, aparter Bissen, der sehr begehrt wird. Oder man bedruckt eine Marke, welche 50 centavos gilt, der Abwechselung halber mit „10 centavos.“ Und wer sich diese bedruckte Marke nicht anschafft, der kann eben unmöglich den rechten Einblick haben in die Entwickelung des Menschengeschlechts.

Lange noch wogt es auf und ab in der Börse. Glück und Unglück, Leid und Lust wird dort geboren, bis der stolze Bau spät in der Nacht still und öde wird und die Geräusche verhallt sind, welche Zeugniß gaben vom Leben und Streben der tüchtigsten deutschen Männer.

Herr Klebrig geht anders heim, als er gekommen ist. — Hätte er es thun sollen? Fast macht er es sich zum Vorwurf, daß er es unterließ. Wann wird ihm die Gelegenheit wieder geboten werden? Eine achteckige Marke, ein „Octogon“ mit dem Bildniß Friedrich Wilhelms des Vierten, welches er noch nicht besitzt, hätte er für lumpige fechzig Mark kaufen können. Aber er wagte es nicht, aus — aus — nun, aus Feigheit ... wegen des Wintermantels seiner Frau ... Schon wieder diese unglückliche Frau, welche ihm Steine in den Weg warf! Konnte dieser Zustand so fortdauern? Würde er dies Verhältniß je verschmerzen können?! — Das Octogon verfolgte Herrn Klebrig nach Hause, das Octogon ließ ihn nicht einschlafen, und in unruhigen Träumen erschien ihm das Octogon. Das war ein Tag aus dem Leben des Herrn Klebrig.

Man muß nicht zu viel verlangen. Alles kann nicht auf einmal erreicht werden. Nur immer „Allzeit voran“. Euer Streben wird nicht unbeobachtet bleiben. Neue Vereine, neue Interessen werden geweckt. Und neben der Philatelie werden Schwesterwissenschaften, als die z. B. Lehre von den Pferdebahnbillets oder die Hoftheaterabonnementskartenkunde, entstehen, welche dazu bestimmt sein werden, Aufklärung und geistige Beschäftigung in immer weitere Kreise des Volkes zu tragen.

Aus der Hauptstadt.

80 Millionen gesucht!!

Deutschland, daran kann Keiner der allmählich stereotypisch werden-den „ernsthaften Politiker“ mehr zweifeln, verfittlicht sich seit Bismarck's Abgang mit jedem Tage. Dr. Lieber, caro carissimo, der große Triviale und intime Freund der handelsverträglichen Gräflichkeit, erntet auf seinem Triumphzug durch alle Gemeinplätze Deutschlands den Ruhm, den er verdient; ein Schongesetz für die vielgehetzten Füchse, Marder und das andere Raubzeug ist sicherem Vernehmen nach in Vorbereitung, sogar die verfolgten armen Jesuiten dürfen nächstens zurück. Man fährt ihnen bis Tempelhof mit Kremsern entgegen, und das Brandenburger Thor wird in eine Kapelle des heiligen Ignaz verwandelt. Wen kann es bei dieser fortschreitenden Moralisirung des Reiches Wunder nehmen, daß nun auch das scheußlichste Stück der Bismarck'schen Erbschaft, die Reptilienpresse, ausgerottet ist — bekanntlich gehörten ja während der Bismarck'schen Corruption zwei Drittel aller deutschen Zeitungen hierzu, alle Zeitungen nämlich, die nicht wie Eugen Richter's Mundstück den verhaßten Despoten grundsätzlich ärgerten und chikanirten. Mit einem Gefühl stolzer Freude greift heute der deutsche Bürger, wenn er sich über deutsche Angelegenheiten informiren will, zum — Pester Lloyd; in ganz Germanien findet sich kein Pindterreptil mehr, das officiöse Mittheilungen aufnähme, sei es auch über so weltgeschichtlich wichtige Fragen wie die Achtzig-Millionen-Kredite. Zu den Magyaren muß Graf Caprivi sich wenden, nach Budapest, wenn er Freunde werben will für die Bedürfnisse des Hohenzollernreiches. Wenn das nicht die Apotheose des Dreibund-Gedankens ist, will ich zum Bischof Haffner gehen und katholisch werden. Die Beeinflussung der öffentlichen Meinung Ungarns zu Gunsten deutscher Militärkredite und die Beschaffung dieser Kredite durch den französischen Papst zu Rom, unter gütiger Beihülfe der päpstlichen Gardisten Ballestrem und Lieber — das heißt deutschnationale Politik am Eingang fast des zwanzigsten Jahrhunderts!

Der Wahrheit die Ehre, verzwickter als sie ist, kann die Lage kaum sein. Kühn gegen den Strom schwimmend, hat man allen Regierungsparteien der Reihe nach den Stuhl vor die Thür gesetzt. Was in ihren Kräften stand, das Volk obstinat zu machen, das hat die Mark-Grafschaft gethan. Erörterungen über den Heroismus des Gefreiten Lück, „unnatürlich aufgebauschte“ Rekrutenmißhandlungen und rohe Mißhandlungen achtbarer Bürger auf dem Polizeibureau — ich setze den Singular, denn es ist nur ein Fall erwiesen, und auch dieser gegen des Diensteides göttliche Macht —; Gerüchte vom beabsichtigten Verkauf weiterer fiskalischer Terrains im Grunewald, der einzigen Lunge Berlins, an Villenbaugesellschaften; Verweigerung der offiziellen Einführung zweijähriger Dienstzeit; eine Fluth von Ministerbeleidigungsklagen gegen anerkannt patriotische Männer; Majestätsbeleidigungsklagen in erschreckender, für die schmunzelnde Sozialdemokratie aber erfreulicher Menge; unfreie Freiübungen, vornehmlich Kniebeugen vor Rom und „Kreuz heraus!“, Verhätschelung der mit jedem Tag übermüthiger sich geberdenden Centrumsdemagogen, dieser „Löwen“ und „Perlen“ rheinischer Dunkeldörfer — und dann solche Ansprüche an

die Opferfreudigkeit der Nation! Ja, will denn die Regierung die Kredite verweigert sehen? Sie könnte, es gar nicht geschickter anfangen, wenn sie eine Majorität gegen sich zu bilden beabsichtigte.

Aber nein. Was nämlich an der Politik unserer Regierung befremdet und hülflose Schwäche scheint, ist nichts als eine Aeußerung siegesgewissen Uebermuthes; Graf Caprivi hat es auf ein vergnügliches Geplänkel, eine lustig kriegerische Katzbalgerei abgesehen; ein wenig ärgern will er die „staatserhaltenden Parteien", nichts weiter. Im Uebrigen vertraut die Regierung auf ihren Helldorf, den Abgott und vieleitirten Renommirconservativen des Freisinns, vertraut vor allen Dingen auf ihr Centrum.

Der neueoursliche Faust hält den Contractentwurf schon in der Hand, achtzig Millionen Silberlinge sind ihm garantirt, und Haffner-Mephistopheles verlangt nur eine Kleinigkeit: nur die protestantische Volksseele. Denn die Rückkehr der Redemptoristen, die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes und die Ausrottung der Altkatholiken — na, das sind unbedeutende Gefälligkeiten, caro carissimo, die sich fünfzehn Jahre nach Falk von selbst verstehen. Das Centrum weiß jedenfalls, was es will; mit guten Geschäftsleuten läßt sich handeln, und das Geld muß, gleichgültig woher, beschafft werden — non olet.

So ganz abgeneigt sind ja nun auch zum Glück die anderen Parteien nicht, und dadurch wird der kleine Krieg, den ihre Presse seit Anfang des Jahres gegen alle Mehrforderungen führt, nur um so lustiger. Sie sperren und zieren sich zwar auch heute noch und rufen das „gebildete Bürgerthum" auf die Schanzen, aber schließlich, wenn es durchaus sein muß, bewilligen sie doch, was der neue Cours braucht. Vielleicht nicht auf 5, sondern nur auf $4^{11}/_{12}$ Jahre, vielleicht mit einer feierlichen Resolution und einem Abstrich von zehntausend Mark am Commisbrot-Etat, damit den mißvergnügten Wählern und der Ehre Genüge gethan ist. Denn es überlegt sich jeder wahrhaft freigesinnte und freidenkende ernsthafte Politiker, daß eine Vermehrung des Heeres im Grunde das beste Mittel gegen die Sozialdemokratie ist und man gar nicht genug Soldaten zum Schutze der Berliner Raubbanken aufstellen kann. Nicht nur großstädtische Theaterdirectoren und Disconto-Commandit-Präsidenten zahlen gern Assecuranzgebühren, das ganze Deutschland muß es sein, und gern gibt man jährlich achtzig Millionen aus öffentlichen Mitteln, um sein Privat-Milliönchen vor der Habgier des Lumpenproletariats zu sichern . . .

Und wie schön wäre es, wenn neben dem Centrum auch die anderen Parteien bei dieser Gelegenheit der Regierung irgend etwas abzwacken könnten: ein Wahlgesetzchen etwa, eine Sicherung der Börse vor nervös machenden Steuerprojecten, ein Trinkgeld für die und ein Schutzzöllchen für jene. Leo Peeel und caro carissimo haben Schule gemacht. Der Freisinn, welcher bekanntlich „entschieden für die Volksrechte und den Schutz der Schwachen" eintritt, sähe gern die vermaledeite Sonntagsruhe, die an der Cholera Schuld ist, wieder abgeschafft, damit die Handlungsgehülfen nicht liederlich werden und ihr Geld verkneipen, sondern es, Eugen Richter nacheifernd, auf die städtischen Sparkassen tragen oder bei Herrn von Hansemann in Argentiniern anlegen. Ferner könnte gleich das allgemeine geheime Wahlrecht auch für die Abgeordneten-Kammern eingeführt werden — für das Abgeordnetenhaus, wohlverstanden, nicht etwa auch für die Berliner Stadtverordneten-Versammlung, denn das käme nur den Sozialdemokraten zu Gute und sprengte am Ende den schönen Ring in die Luft mitsammt den Stadtrathväterchen, die ihren Söhnchen fette Verwaltungspfründen bei quasi abhängigen Aktiengesellschaften verschaffen, mitsammt der Schuldeputation und den Markthallen-Millionären. — Aber nicht nur die Großhändler, Jesuitismus und Freisinn, auch die kleinen Inhaber politischer Kramladen wollen bei dem 80 Millionen-Geschäft profitiren. Herr Siegl vom „Bayrischen Vaterland" schlüge gern ein paar neue Reservatrechte heraus. Die Bodenreform-Partei stimmt dem Project zu, wenn man ihr und nicht der Kurfürstendammgesellschaft den Grunewald schenkt, damit sie dort experimentiren kann. Der Verein für Kaninchenzucht erklärt sich unter der Bedingung einverstanden, daß die neu zu errichtenden Regimenter nur mit Stallhasen genährt werden, und Lina Morgenstern's neuestes sozialreformerisches Unternehmen, der Doppelclub zur rationellen Ernährung verarmter Säuglinge, macht seine Zustimmung von der Einführung des Nestle'schen Kindermehles in Unteroffiziers-Familien abhängig. Ein gegnerischer Verband plaidirt jedoch in den schärfsten Ausdrücken für Arrow-Root, ein anderer wieder für condensirte Schweizermilch. Alle drei aber kündigen für den Fall einer auch nur theilweisen Ablehnung ihrer Wünsche oder Bevorzugung des Concurrenten Kampf bis auf's Messer gegen die Militär-Credite an, und Frau Lina hat sich bereits mit Frau von Suttner in's Einvernehmen gesetzt; die Mobilmachung des befreundeten Vereines Waldeck unter Pachnicke steht nahe bevor. Welche Forderungen der glorreiche Berliner Verein gegen Verarmung! Gegen Bettelei!, der Verein der Kahlköpfe, die Ethische Gesellschaft pensionirter Nachtwächter und der reorganisirte Zuhälterbund stellen werden, davon verlautet hier zu Lande noch nichts Gewisses; ich werde im Pester Lloyd nachlesen.

An maßgebender Stelle scheint man entschlossen, jedes Verlangen wohlwollend zu prüfen und so, wenn irgend möglich, das ganze Volk für die Bewilligung der Credite zu gewinnen. Denn es ist an der Zeit, dem Auslande wieder einmal gehörig zu imponiren. Deutschlands Einigkeit und Brüderlichkeit feiert an und für sich schon gerade jetzt unerhörte Triumphe. Schlimmer als in Hamburg die Cholera, wüthet jenseits unserer Grenzen die Gelbsucht, denn Franzos und Moskowit erkennen, wie herzlich wir Deutschen zusammen halten in Trübsal und Gefahr; einer für alle und alle für keinen. Es wird ihnen der Muth vergehen, mit der „großen deutschen Familie" anzubinden. O, unsere Tage zeigen das unendlich Erhabene der Reichsverfassung: gegen den äußeren Feind, gegen Franzmann und Russen, auch gegen zahlungsunfähige Portugiesen, stehen die Stämme innig verbrüdert zusammen; so eng aber, daß man im Falle der Noth dem verbündeten Nachbar beispringen müßte, so eng ist das Verhältniß denn Gott sei Dank doch noch nicht. Auf dem Heere beruht deutsche Einigkeit; alles Andere ist Privatsache. Freies Spiel der Kräfte for ever; sehe jeder, wo er bleibe. Wenn die Hamburger den Verzweiflungskampf mit der gräßlichen Seuche kämpfen, gut, so geht das Niemanden etwas an; man sperrt vor seinen unglücklichen Bewohnern die Thore und umklammert das geliebte Portemonnaie, wie viel hundert Brüder täglich auch in Krankheit und Elend verröcheln. 12,000 Arbeiter sind zu Hamburg brotlos, und nach der Cholera wird dort der Hungertyphus ausbrechen; aber das spornt die Brüder im Reich nur zu ausgiebiger Desinfection an. Als es sich um das Opfer finsterer Barbarei, den Herrn Buschhoff, handelte, da sprangen alle Skattische und Theegesellschaften ein; für die hohläugigen Hamburger Bettler eröffnet vier Wochen nach Ausbruch der Pest endlich ein Berliner Privatverein eine Privatsammlung. Die herrschenden Geschlechter der verödeten Hansestadt überhäuft man zu Berlin mit Schimpf und Schmach, und wenn der Börsen-Courier nicht wäre, der immer mit Geschlagenen Mitleid hat und der nun von den „großartigen Gesichtspunkten der Senatspolitik" schwärmt und „alle nach Lage der Dinge völlig ungerechtfertigten Anklagen" gegen das Kaffeesackregiment zurückweist — dann könnte Einem der Hamburger Senat noch mehr leid thun als es schon der Fall ist. Den in den Baracken arzt- und hülfelos dahinsiechenden Pestkranken muß es eine große Genugthuung sein, daß man endlich die Urheber ihrer Noth öffentlich auspeitscht; sie vergessen darüber Hunger und Krankheitsqualen und Tod, sie sind völlig zufrieden gestellt. Und wenn nun gar der an allem Unglück schuldige Medizinalinspector Kraus mit schlichtem Abschied entlassen wird, weil er Tagsüber nur zwei Amtsstunden inne hielt (in Berlin kann so 'was nämlich durchaus nicht vorkommen; in Berlin hat niemals ein gebrechlicher, todtmüder Greis an der Spitze der Verwaltung gestanden und seine täglichen Amtsstunden noch unter zwei herabgesetzt), dann ist der Gerechtigkeit Genüge gethan, die deutsche Einigkeit wieder glänzend manifestirt und der hauptstädtische Pharisäer kann sich außerdem kraftvoll an die zottige Mannesbrust schlagen . . .

Daß unsere Militärverwaltung nach den von Hamburg gemachten Erfahrungen geneigt ist, nun ihrerseits an die private Mildthätigkeit zu appelliren, um sich auf diese Weise, was sie braucht, zu verschaffen, das muß leider bezweifelt werden! Die Annahme der Vorlage im Reichstag vorausgesetzt, bleibt doch immer noch die Frage offen: Wo kriegen wir das Geld her. Finanzminister Necker — pardon, Miquel geht zum Schrecken aller rheinländischen Oberbürgermeister und sonstiger Commerzienräthe brüllend umher, wie ein Löwe und suchet, welchen er verschlinge. So energisch er aber auch seinen Räthen den Kopf zerbricht, es kommt nichts Vernünftiges heraus. Die großen Vermögen müssen geschont werden, so wollen es die vereinigten Ordnungsparteien, und kleine sind nicht mehr da. Bismarck dachte in ähnlicher Geldklemme einmal an das Tabaksmonopol, aber der Reichstag, dem an der Havanna des reichen Mannes viel gelegen war, lehnte das Project mit allen Raucher- gegen zwanzig Nichtraucherstimmen ab. Die verstaubte Bismarck'sche Idee ist nun einem Geh. Finanzrath in schlafloser Amtsstunde wieder eingefallen, gleichzeitig aber in sehr origineller Weise durch den Vorschlag ergänzt worden, den Tabaksbau in Deutschland zu verbieten und sämmtliche Plantagen zu zerstören oder in Wirsing-Kohlfelder umzuwandeln, damit der ausländische Tabak am Zollamt tüchtig bluten könne. Auch von Bier- und Schnapsmonopolen liest man im Pester Lloyd, der begeistert für die Verwüstung aller deutschen Hopfenbrüche, Gerste- und Kartoffelfelder eintritt, behufs Heranlockung fremder Biere und Branntweine. Man denke, welche Zolleinnahmen bei dem starken Alkoholconsum Deutschlands! Die Oedländereien könnten ohne Weiteres zu Lüneburger Haiden, zu ungarischen Steppen mit Czikosen und Gulyasen, ja, herrlicher noch, zu famosen Exerzierplätzen eingerichtet werden. Das heißt doch zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen!

Excellenz Miquel's gramvolles Antlitz überrieselte bei diesem Calcül heller Sonnenglanz. Eine vertrauliche Umfrage bei den verbündeten Regierungen ergab indeß, daß Bayern Siegl's wegen durchaus abgeneigt war, auf seine Bier-Reservatrechte und sein Löwenbräu zu verzichten, daß Pfalz und Uckermarck nur dann den Tabaksbau einstellen wollten, wenn auch die Bomster Weinberge polizeilich geschlossen würden, und daß ein südlicher Musterstaat die Uebersiedelung des Reiches in die Sahara beantragte, wo man sich mit der Vernichtung blühender Culturen erst gar keine Mühe zu geben brauche. —

Wenn uns die Reichstagswahlen von 1890 bescheert hätten, wonach die Volksseele dürstet — verworren gibt sie ihrer Sehnsucht in der riesenhaft anschwellenden antisemitischen Bewegung Ausdruck —: wenn sie uns eine unabhängige, monarchisch-nationale Partei bescheert hätten, welche mit fanatischem und unbeugsamem Ernst die Axt legte an die wirthschaftliche Ausbeutung unseres Volkes durch den entarteten Großkapitalismus — jetzt, in der Zeit der Krämerpolitik, wäre die Stunde ihres Triumphes gekommen. Eine starke und zum Aeußersten entschlossene Partei der Gutgesinnten könnte jetzt die Regierung zwingen, an die wirthschaftliche Befreiung der Nation zu gehen. Leuchtet's denn nicht Jedem ein, daß es mit all diesen armseligen Finanzjongleur-Kunststückchen und Verlegenheitssteuern, mit diesen Anleihen und Riesenpumpen bald ein Ende haben muß? Daß es verbrecherischer Raubbau ist, die Kosten unserer Rüstungen späteren Geschlechtern aufzubürden? Daß wir Lebenden vor Gott und der Geschichte verpflichtet sind, selbst für unsere Sicherheit zu sorgen, statt die Geldkraft der noch nicht Geborenen dafür in Anspruch zu nehmen? Daß dies aber nur ein steuerkräftiges, ein wohlhabendes Volk kann, ein Volk, welches nicht aus Milliardären und zerlumpten Bettlern besteht, sondern seine Stütze in einem breiten, gesunden Mittelstande hat? Wir dürfen ohne den schweren Panzer und das Schießgewehr nicht ausgehen, wenn nicht ein zweiter Turenne unseren Finanzkünstlern die Arbeit, Rheinpfalz

in sandige, tabacklose Wüsteneien zu verwandeln, abnehmen, wenn nicht ein zweiter Fernow mit seinen Kosaken auf Berlin losrasen soll. Freudig wollen wir Gut und Blut für das Vaterland hergeben, gewiß; wie aber, wenn dies Gut bereits allsämmtlich Herrn Rothschild und der Discontobank, dies Blut bereits den Maschinenfürsten gehört?

Und während in Deutschland die Aufregung mit jedem Tage wächst und männiglich sein Schwert für den Winterredekampf polirt und den rostigen Krebs, beleuchten die Genuesen, ihren Hafen mit Bengalfeuer und lassen Raketen steigen, zu Ehren ihres offiziellen Feindes, der französischen Flotte; geben sie rauschende Feste, Diners und Bälle, zu Ehren ihres offiziellen Feindes, der französischen Flotte; und das Volk tobt und tollt und jubelt und singt die Marseillaise, zu Ehren seines ihm durch Regierungsbeschluß aufgedrängten Feindes, der französischen Flotte. „Vive la France! Hourra! Vive la république française!“ Das ist das Motto der vergangenen Festwoche im verbündeten Genua. Admiral Rieunier siegt wie Kamerad Gervais mit Champagnerlunches, französischer Liebenswürdigkeit und hinreißender Beredtsamkeit — wie leicht ist doch solcher Sieg, wenn die Herzen schon vorher gewonnen sind! Die aus authentischen Quellen schöpfende deutsche Presse zwar verhöhnt den Taumel von Genua, wie sie den von Kronstadt verhöhnt hat, und beruhigt den in der Cholerazeit ohnehin schon um seine Verdauung besorgten Abonnenten, indem sie von dem leichtfertigen Wesen und dem Augenblicksenthusiasmus der Italiener, von bezahlten Vivatbrüllern und Pariser Dienstleuten in Lazzaronerracht spaltenlange Erbaulichkeiten schwatzt. Herr Caprivi aber traut den Zeitungsschreibern nicht, er hat's selbst wiederholt gesagt; Herr von Caprivi traut zwar seinen Verbündeten, kein Zweifel daran, aber sich selber traut er noch mehr und sucht eine Hypothek von etlichen achtzig Millionen. Wie schade, daß Rom dies schöne Geschäft macht und nicht Deutschland! Daß wir Armen, die wir nur das Vaterland lieben und nicht den Papst, Herrn von Caprivi so wenig zu bieten haben!

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Eröffnung des Wallner-Theaters. — „Mila“. Lustspiel von Arthur Zapp. — Junkermann im Thomas-Theater.

Ein verwegener Gedanke fürwahr, zu unseren überzähligen vornehmen Schauspielhäusern ein neues zu fügen und obendrein in der altberühmten Possenbühne des vielgeprüften Wallner-Theaters. Ja, schon in den nächsten Tagen soll ein ganz neuer Musentempel am Schiffbauerdamm nachfolgen, und das macht alsdann sechs der edlen Thalia an der Spree geweihte Stätten! Wer mit den Verhältnissen Bescheid weiß, fühlt ein menschliches Rühren. Aber Herr Stanislaus Lesser, der sich als langjähriger Director des Deutschen Theaters in Pest um unsere Kunst im Auslande verdient gemacht hat, fühlt nun einmal den Beruf in sich, auch in Berlin die Kunst zu retten. Und zwar, wie gesagt, in dem längst beim Publikum in Mißkredit gerathenen Wallner-Theater. Der genius loci sträubt sich jedenfalls dagegen, auch wenn der Festprolog-Dichter, ein gewisser Herr Dr. Wilhelm Wendlandt, in hochtrabenden Blankversen für die mannbar gewordene neue Kunst muthig in die Schranken tritt. Es ist ein undankbares und schwieriges Geschäft, aus dem Phrasenschwulst des dichtenden Doctors die Absichten und Pläne des neuen Directors zu errathen. Wir lassen also lieber die skandirte Charade, und halten uns an die ersten Thaten der neuen Aera.

Schon die Wahl des Eröffnungsstückes, Schiller's „Braut von Messina“, und sodann der Goethe'schen „Geschwister“ enthält ein ganzes Programm. Offenbar ist es auf eine Volksbühne von künstlerischer Haltung abgesehen, und dafür fände sich bei guten Leistungen und recht billigen Eintrittspreisen vielleicht noch ein Publikum. Die allbeliebten Klassiker haben ja den Vortheil, keine Tantièmen mehr zu kosten, weshalb sie sich auch bei unseren Bühnenlenkern großer Beliebtheit erfreuen. Aber weder die „Braut“ noch die „Geschwister“ waren ein vielversprechender Anfang. Auch für das Volk ist das Beste gerade gut genug, und wo ihm dilettantisch in Scene gesetzte und provinzschauspielerisch dargestellte Stücke vorgesetzt werden, die sich nur des ungetheilten Beifalls der gedungenen Kunstbegeisterung erfreuen, da pflegt der „helle“ Berliner sehr bald auszubleiben. Aber Herr Director Lesser will ja auch ein „Theater der Lebenden“ gründen und hat sich für den ersten Streich muthig das Werk eines jungen Autors erwählt. „Mila“ heißt das neue Lustspiel, und Arthur Zapp der Verfasser, der auch schon einige Romane auf dem Gewissen hat — Leihbibliothekenwaare ohne literarischen Werth. Auch dies Theaterstück ist eine geist- und witzlose Ansängerarbeit, der schon das naivste Lesecomité jede Bühnenwirksamkeit hätte absprechen müssen. Erst hat es den Anschein, als ob eine Satire auf Ibsen beabsichtigt wäre, aber der Verfasser spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Der schönen Mila fällt es nicht ein, wie das berühmte Vorbild Nora dem ehelichen Puppenheim zu entfliehen; zwar heuchelt sie große Entrüstung, als ihr Gatte sie im Ballkleide „berauschend“ findet, indessen verzichtet sie nur allzu bereitwillig auf den Ball, um ihm dafür ein Schäferstündchen zu widmen. Der Vorhang fällt zum zweiten Male nicht minder rasch und decent über ganz derselben Situation, nur daß sich diesmal Mila zur Abwechslung in Nora's römisches Maskenkostüm wirft und ihn mit einer ungraziös getrampelten Tarantella fesselt. Und warum stürzt sie sich in solche Toiletten-Unkosten? Um ihren Mann vor einer gefürchteten Theaterschlange zu retten, die nebenbei als Ibsen-Darstellerin gastirt, und die er nur im Auftrag eines Freundes aufsuchen will. Nein, die Verblendete wird ihm nicht mehr im chemischen Laboratorium helfen, um nach Nora's Ideal seine geistige Mitarbeiterin zu sein, sondern vollzieht einen abermaligen Kostümwechsel, indem sie den Assistentenkittel sammt Drahtpanzer und Schutzmaske fortwirft. Sie will nur noch Weib sein und ihrem Gemahl zu lieb in Schönheit leben. Die halb unverständige, halb unverständliche Ibsenparodie wird von zwei Episoden überwuchert: dem bekannten Bräutigam, der seine compromittirlichen Memoiren nicht in die Hände seiner Braut gelangen lassen will, und dem knotigen Zerrbild eines Schriftstellers, der einer plötzlich reich gewordenen alten Jungfer gegenüber die Liebe markirt. Im letzten Acte steigt der erste Witz: „Die jungen Mädchen fragen: wie ist er? die weniger jungen: was ist er? die alten: wo ist er?“ Die ältesten Jahrgänge der „Fliegenden Blätter“ bergen doch noch manche Schätze!

Ein Stück wahrer Volksbühne zeigt unterdessen der ehemalige Stuttgarter Hofschauspieler August Junkermann im Thomas-Theater, und ein wahrer Volksdichter, Fritz Reuter, beherrscht seinen Spielplan. Zwar vergessen wir keinen Augenblick, daß es ein Dichterwerk aus zweiter Hand ist und daß eine plumpe Faust aus den komischen Einfällen des plattdeutschen Erzählers eine bunte Scenenfolge schlecht und recht zusammengestellt hat, nur um einem berühmten Komiker Gelegenheit zu geben, die rückerinnernde Heiterkeit der Leser Reuter's und das laute Lachen einer possenrohen Menge zu wecken. Aber auch auf diesen Scherzen und Späßen ruht das sonnige Lächeln eines großen Humoristen, und selbst in diese bauausische Scherenarbeit hat sich ein Strahl seiner bezwingenden Frohnatur herübergerettet. Diese komischen Originale sind von einem Poeten gesehen und nachschaffend für alle Zeiten festgestellt, der gehaltvolle Kern der Charaktere, im Roman so wundervoll getroffen, macht sich auch hier geltend, und eine komische Urkraft hält dies öde Gerüste zusammen. Freilich, das Theater vergrößert und vergröbert Alles, die Fehler wie die Tugenden eines Romans. Schon im Buch kommen uns z. B. Reuter's Edelleute unecht und verblaßt vor. Daß sie weder Seele noch Lebenskraft haben, erkennt man aber noch klarer, wenn sie auf der Bühne stehen. Welch' ein Schemen ist gedruckt und nun schon gar gespielt der Herr v. Rambow, und seine Frida ist schon bei Reuter ohne Physiognomie und auf der Bühne eine Gliederpuppe. Der matte 3. Band der „Stromtid“ wird zu einem Rührbrei verflacht, die unwahrscheinliche Großmuthskomödie wird, auch ohne den Onkel aus Indien zu bemühen, in eine sinnlose Posse verwandelt. Und doch, o wunderbare Macht des Dichtergeistes! alle Schwächen des Originals und sogar die Unversrorenheiten seines Bearbeiters vergessen wir, sobald wir sie wieder sehen und hören, die prächtig beschränkten „Stemhäger“, Rahnstädter und sonstigen mecklenburgischen Originale, die unsterblichen komischen Käuze voll elementarer Lebensfreude und Menschenliebe. Endlich wieder ein Theater, wo man sich vor Lachen schüttelt, ohne sich nachher schämen zu müssen, und wo sich mitunter auch die Thräne hervorwagt, über die Niemand souveräner gebietet, als der echte Humorist.

Die Truppe des Herrn Junkermann hat einen schlichten, braven „Havermann“, eine gesunde „Madame Nüßlern“ und einen ganz seinen Charakterspieler für den „Juden Moses“ und verwandte Rollen. Die Uebrigen ersetzen durch Eifer und wohlgeübtes Zusammenspiel die Mängel der Begabung. Natürlich überragt sie Junkermann wie ein richtiger star die Trabanten. Welcher kernige Humor mit den einfachsten Mitteln, welche Beweglichkeit und fast unbewußte Komik und dann, welche Seelengüte mitten in der sprudelnden Laune! „Bräsig ist immer Hauptperson!“ sagt einmal Fritz Triddelsitz bei Reuter, und danach handelt Herr Junkermann allerdings etwas zu sehr. Mit Schlauheit hat er alle Treffer des Romans zu komischen Schlagern zusammengeschweißt. Die Erzählung von der Wasserheilanstalt, die philosophischen Betrachtungen über die Ehe, Welt und Leben, alle die köstlichsten Stellen des Buches legt er sich liebevoll in den Mund. Die Rollen der Mitspieler sind auf das äußerste Maß zusammengestrichen und bloß noch da, um Bräsig Anlaß zu seinen Scherzen zu bieten, und wenn einer mal unversehens etwas langstielig geworden, flugs ist wieder Bräsig mit seinem Messingsch da, um zum 100. Mal an seine „drei Brauten auf einmal“ zu erinnern, an seine berühmte Fixigkeit, und um das Lachen des Hauses jedesmal hervorzuzaubern mit seinem „entsahmten Windhund“ und: „Daß Du die Nase in's Gesicht behältst!“ Wenn dieser gastreisende Reuter-Spezialist nur selten in ärgerliche Uebertreibungen verfällt — z. B. wenn Bräsig Arm in Arm mit dem gebrochenen „Korl“ auf und nieder geht und ihn bei jeder Wendung herumschnellt, daß er fast hinstürzt —, und wenn er bei aller derben Volksthümlichkeit fein und liebenswürdig bleibt, so sind das ehrende Beweise auch für seinen künstlerischen Ernst.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Pudor's Gedichte.

An die Leitung der „Gegenwart“.

Indem ich mich auf das Strafgesetzbuch, mehr aber noch auf Euren Rechtssinn stütze, ersuche ich um Aufnahme folgender Berichtigung:

In dem Aufsatze „Auch ein Dichter“ wurde mein Gedicht „Die

Weide" abgedruckt, aber mit einer sehr wesentlichen Entstellung. Richtig lautet obiges Gedicht vielmehr folgendermaßen:

Ueber dem Wasser die Weide,
Schwermüthig neigt sie ihr Haupt,
Die Blätter, die Zweige, sie senken
Sich nieder zum blauen See.
Ueber dem Wasser die Weide,
Schwermüthig neigt sie ihr Haupt,
Die Blätter, die Zweige, sie lispeln
Ihr Liebeslied in den See.
Ueber dem Wasser die Weide,
Sehnsüchtig neigt sie ihr Haupt,
Die Blätter, die Zweige, sie finden
Im Kusse den blauen See.

Im 2. Vers stand in der „Gegenwart" „senken" statt „lispeln", im 3. Vers „schwermüthig" statt „sehnsüchtig". Ich ersuche Euch, das Gedicht vollständig in der obigen Form abzudrucken.

Ferner ist der „Deutsche Spruch" entstellt; derselbe muß folgendermaßen lauten:

„Das Weib ist der Welt Wonne
Und das Wandern ist der Wonne Wunsch."

In der „Gegenwart" fehlt in der 2. Zeile das Zeitwort. Auch diesen Spruch ersuche also in richtiger Form nochmals abzudrucken, und zwar in der nächsten Nummer.

Heinrich Pudor.

Dresden-Loschwitz, Lug ins Land,
am 28. Tage des Augusts, im 28. Jahre meiner Geburt.

Notizen.

Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk. Von General von Boguslawski. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) Der Verfasser erörtert die Entstehung des Krieges, seine Beziehungen zum öffentlichen Leben, zur Politik, zu den Künsten und Wissenschaften, zum Sittengesetz, zur Civilisation u. s. w., und schließt mit einer Polemik gegen die Sozialdemokratie und alle Anhänger der Idee der Abschaffung des Krieges. Es ist der bekannte Moltke'sche Standpunkt, der die Idee seiner Abschaffung nicht nur für eine Utopie, sondern für den sicheren Weg zum staatlichen Untergange hält. „Während in Rußland und Frankreich," schreibt der General, „gewaltige Triebfedern für den Krieg thätig sind und das Volk in Bewegung und Gährung halten, wird durch die Erreichung des politischen Zieles in Deutschland und Italien die Erschlaffung des kriegerischen Geistes und die Ertödtung des Gedankens der That begünstigt . . . Es fällt uns nicht ein, das Werk des großen Mannes zu verkennen, welcher unter den schwierigsten Verhältnissen und durch die Schaffung von neuen Bündnissen, als die alten versagten, den Frieden zu erhalten wußte. Der Gedanke, der ihn dabei hauptsächlich leitete, war, die Machtstellung und Wohlfahrt seines Vaterlandes ohne neue blutige Opfer sicher zu stellen. Die Verlängerung des Friedens sollte es ermöglichen, die neuen Verhältnisse zu befestigen, die Leidenschaften abzukühlen, die Welt an den jetzigen politischen Zustand zu gewöhnen und durch die geschlossenen Bündnisse einen abermaligen Appell an die Waffen auf lange Zeit unmöglich zu machen. Aber auch diejenigen Mächte und Parteien in Europa, welche den jetzigen Zustand umwerfen wollen, haben, wie sie uns in militärischer Beziehung nachahmten, nunmehr für gut befunden, den Frieden auf ihre Fahne zu schreiben. Ob sie sich da und dort widersprechen, damit nehmen sie es nicht genau. Das ganze Ergebniß der jetzigen Lage aber ist hierdurch ein großer, ungeheurer Widerspruch in sich selbst geworden. Die Verwechselung des kriegerischen Geistes mit dem chauvinistischen ist in Deutschland nahezu bei einem großen Theile des Volkes und in der Presse vollendet. Von den Sozialdemokraten wird sie mit Absicht herbeigeführt und gepflegt. Jede warnende Aeußerung, jede Betrachtung der gegenseitigen Streitkräfte, jede abweichende Ansicht über die Trefflichkeit einer fortwährenden Friedenspolitik wird als »Kriegstreiberei« betrachtet. — Und doch ist die Erhaltung des kriegerischen Geistes eine Lebensfrage für ein Volk. Es steht und fällt mit demselben, denn der Krieg ist eben in der Eigenart der menschlichen Natur und der Welt, in der wir leben, begründet." — Dies ist ein anfechtbarer Standpunkt voller Widersprüche und Uebertreibungen und mit blinder Verkennung der segensreichen Wirksamkeit der Schiedsgerichte, die schon mehrfach politische Conflicte gelöst haben; doch macht der General auch mit Recht Front gegen die unpraktischen Schwärmereien der Friedensfreunde.

Samurai Kenschik. Japanische Briefe. (Bamberg, Handelsdruckerei.) Nach einem sehr berühmten Muster, Montesquieu's Lettres persanes, berichtet hier ein Japaner über die Eindrücke, die er in Deutschland empfangen, über deutsche Culturzustände und europäische Verhältnisse überhaupt. Es sind dies eigentlich Betrachtungen eines guten Deutschen, den seine öffentliche Stellung nöthigt, pseudonym zu bleiben, zumal das Schriftchen die entschiedenste Vorliebe für die Demokratie bekundet. Es ist eine auf sorgfältigen gelehrten Forschungen beruhende Arbeit, enthaltend die schärfsten Angriffe gegen die herrschenden Zustände und Meinungen. Die feine und geistvoll zugespitzte Satire hat die richtige Mischung von heiterer Ironie und sittlichem Ernst, wobei der Japaner nur selten aus der Rolle fällt. Die in dem Werkchen enthaltenen Briefe über unsere religiösen Einrichtungen erinnern lebhaft an den Ausspruch Friedrich Theodor Vischers, den er am 18. September 1848 in der Paulskirche gethan: „Die Zeit wird kommen, wo die wahre, reine, menschliche, sittlich-politische Religion Eins ist mit dem Staat und mit der Schule." k.

Der Schulfriede von 1890. Von Otto Schröder. (Berlin, Walther & Apolant.) Der Verfasser ist durch seine treffliche Flugschrift über den papiernen Stil ein Vorläufer und Gesinnungsgenosse G. Wustmann's. Hier wendet er sich ebenso sehr gegen den lateinischen Aufsatz als gegen das geistlose Stümpern an deutsch-lateinischen Uebersetzungen. Die Schulpolitik des Kaisers charakterisirt er als nur darauf hinausgehend, tüchtige Soldaten zu erziehen und Gegner der Sozialdemokratie vorzubereiten. Deutsch soll der Mittelpunkt des Gymnasialunterrichtes werden, und dennoch ist der Kaiser kein ausgesprochener Gegner des klassischen Sprachunterrichts. Im Grunde ist die Forderung des Kaisers durchaus berechtigt, denn er verlangt, daß nationale Gymnasien nicht künftige Philologen, künftige Aerzte und künftige Juristen, sondern künftige Menschen und Bürger erziehen, vor Allem aber Deutsche, die nur formell die lateinische Grammatik beherrschen und vor Allem im Stande sind, ihre Muttersprache schön und richtig zu gebrauchen. Zu diesem Zwecke muß das Studium der fremden Sprachen ein Stück deutschen Unterrichts werden, beim Uebersetzen soll in erster Linie auf einen guten deutschen Ausdruck gehalten werden. Wenn der lateinische Aufsatz durch einen Unterricht vorbereitet wird, der den Schüler tief in die Erkenntniß, in den Geist der ciceronianischen Sprache eingeführt hat, ist er das wirksamste Mittel, zugleich den deutschen Ausdruck zu schulen. Freilich müssen dann alle, auch die klassischen Philologen, germanistische Kollegien gehört haben, um neben lateinischer deutsche Stilistik zu lehren. Schröder berichtet, daß einst der Vertreter des Kriegsministers, Major Fleck, geklagt habe: „Der Offizier muß des Wortes mächtig sein, wenn er der Erzieher der Mannschaften sein soll! In den höheren Stäben und in der Kriegsakademie muß es Offiziere geben, die im Stande sind, kriegswissenschaftliche Dinge in knapper, fesselnder und überzeugender Form darzustellen! Endlich hat der Führer im Felde heute mehr als vordem selber zu urtheilen, selber zu entscheiden. Da gilt es meist in kurzer Zeit seine Anordnungen kund zu geben, und das muß wieder in knapper, erschöpfender und jeden Zweifel ausschließender Weise geschehen." Schröder knüpft daran folgende Bemerkung: „Das sind einleuchtende, doch in weiten Kreisen ziemlich unbekannte Gesichtspunkte. Was den meisten als guter Stil erscheint, das ist ja in Wahrheit oft nur verblümter Unsinn. Diesem Aberglauben zu steuern, ist dem Gymnasium bis jetzt nicht sonderlich gelungen, ja man hat es angeklagt, den Unrath hier und da noch künstlich vermehrt zu haben. Auf den Unterricht im Deutschen ist unter allen Umständen der größte Nachdruck zu legen, die Stundenzahl soweit thunlich zu vermehren, vor Allem aber die Vervollkommnung des deutschen Ausdrucks in allen Lehrstunden und insbesondere bei der Uebersetzung aus den fremden Sprachen zu erstreben. Der Herzschlag jedes Unterrichts soll deutsch sein und Deutsch im Mittelpunkte des gesammten Unterrichts stehen, auch wenn in Prima keine Stunde deutschen Unterrichts gegeben werden sollte." Wir unterschreiben jedes Wort.

Goldfliege. Roman von R. Freiherr von Seydlitz. Mit Illustrationen von F. Wahle. (München, Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co.) Nach dem Vorgange von Bonz & Co. in Stuttgart ist mit diesem Unternehmen in Deutschland der erste größere Versuch gemacht, den modernen Roman in der Art der Collection Guillaume in illustrirter Form vor das Publikum zu bringen. Die Illustrationen sind weit entfernt von der Schablone gewöhnlicher Textillustrationen; sie geben vielmehr eine Reihe künstlerisch ausgeführter Miniaturen und vermitteln so von Seite zu Seite dem Leser einen Einblick in die Sphäre der Erzählung, während sie für die Hauptfiguren der Handlung charakteristische Typen schaffen. Der Roman selbst ist Dutzendwaare, leicht entworfen und flott geschrieben, ohne höhere literarische Ansprüche.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

J. J. Tascher's Verlag (A. Gerle), Kaiserslautern.

Die vorige und die kommende Revolution.

Eine Vorlesung aus Anlaß des französischen Revolutions-Jubiläums dem deutschen Volke gehalten von

Otto Fleischmann.

M 2.80.

Ein ebenso zeitgemäßes, wie wichtiges Buch!

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Houston Stewart Chamberlain

Das Drama Richard Wagners

Eine Anregung.

VIII, 144 S. gr. 8°. *M* 3.—, fein geb. *M* 4.—.

Ein Buch, das den ernsten Wagnerfreunden empfohlen werden darf. Die Schrift ist keine Biographie noch eine andere Verherrlichung Bayreuths. Ernst und sachlich giebt der Verfasser das Material zur aethetisch kritischen Würdigung Wagners.

Die Gegenwart Nr. 36.

Von dieser **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Der schwarze Tod,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann. Durch eine starke Erhöhung unserer Auflage sind wir künftig in den Stand gesetzt, der sich immer mehr steigernden Nachfrage nach einzelnen unserer **allwöchentlichen**

Caliban-Nummern

jederzeit entsprechen zu können.

Verlag der Gegenwart.

☛ Soeben erschien:

Berlin.

Roman von

Paul Heyse.

3 Bände, geheftet 12 M., gebunden 15 M.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W. 64.

Verlag von LEOPOLD VOSS in HAMBURG, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Vorlesungen

über die

Menschen- und Thierseele.

Von

Wilhelm Wundt.

Zweite umgearbeitete Auflage.

M 10.—, eleg. geb. *M* 12.50.

Die neue Auflage ist eine ***völlige Neubearbeitung*** *des Werkes, wie sie durch die Fortschritte der Wissenschaft, deren Entwickelung wir in erster Linie gerade den Arbeiten Wundts verdanken, geboten war.*

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Wassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

= Soeben beginnt zu erscheinen =

in zweiter, gänzlich neubearbeiteter Auflage:

BREHMS

Volks- und Schulausgabe

von Richard Schmidtlein.

TIERLEBEN

Mit 1300 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Chromotafeln.

52 Liefg. zu je 50 Pf. = 3 Halbfranzbde. zu je 10 Mk.

Die erste Lieferung zur Ansicht. — Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Abonnement

auf das

IV. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 40 beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 40.

Berlin, den 1. October 1892.

Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Deutschen in Oesterreich und ihre nationale Politik. Von Saxo. — **Literatur und Kunst:** Bismarck und Friedrich Nietzsche. Von Max Werner. — Drei Briefe von Rudolf von Ihering. Von Adolph Kohut. — **Feuilleton:** Märienkälbchen. Von Carl Busse. — **Aus der Hauptstadt:** Anti-Vespasian. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von H. — Offene Briefe und Antworten: Morelli oder Morel? Von der Redaction der „Gegenwart." — Notizen. — Anzeigen.

Die Deutschen in Oesterreich und ihre nationale Politik.

Wer nicht in Oesterreich selbst lebt, sondern behaglich von Außen den dortigen Kämpfen zuschaut, den überkommt bei Zeiten eine immer geringere Lust, sich mit dem zu beschäftigen, was von Wien uns gemeldet wird. Wir lesen zwar alle Wochen einmal von einem erstaunlichen parlamentarischen Siege Plener's — der Redner wird beglückwünscht, Viele schütteln ihm dankbar die Hand — aber jedem solchen Siege folgt alsbald die thatsächliche Niederlage. Und während der Graf Taaffe uns alle Tage zwei Mal als ein höchst unbedeutender Staatsmann, dessen Tage auch gezählt seien, vorgeführt wird, erweist er sich auf allen Wegen als zehn Mal so klug wie der Redesieger Plener. Immer weicht dieser Volkshofmann oder Hofvolksmann mit dem Bewußtsein, sein Bestes gethan zu haben, erhobenen Hauptes und stolz geschwellter Brust einen Schritt zurück, den Rückzug mit einer Kanonade von Phrasen umhüllend, aus der den erstaunten Deutschen die Hoffnung des nun unausbleiblichen Sieges hervorklingt.

Die Führung, welche den Deutschen durch Dr. Herbst zu Theil wurde, war wahrlich keine politisch, sondern auch bloß eine rednerisch glänzende. Was aber Plener leistet, das zu ertragen — dazu bedarf es eines starken Magens für Parlamentarismus. Ich glaube, daß es noch nie so kümmerlich um die Vertretung der deutschen Interessen stand, als seit dieser durchaus unreal denkende und daher zur Politik höchst ungeeignete Kopf die Deutschen in Oesterreich in seinem Wortschwall erstickt.

Und doch wird er an ihrer Spitze bleiben, weil scheinbar die ungeheure Mehrzahl der Deutschen sich von alten, veralteten Zielen nicht frei machen kann. Es soll hier nur von rein national-politischen, nicht von sozialen und internationalen Fragen gesprochen werden.

Das Programm der Deutschen ist, durch Wohlverhalten dem österreichischen Staate zu beweisen, daß neben dem Kaiser sie der eigentliche Kitt des Staates seien, daß der Staat, wolle er nicht zerfallen, sich auf sie stützen müsse.

Das ist der ungeheure Irrthum, an dem die Bestrebungen der Deutschen scheitern. Der Kitt Oesterreichs ist das Haus Habsburg, der Kaiser als Kriegsherr und sonst Niemand. Oesterreich ist und war kein deutscher, sondern ein habsburger Staat. Nie hat es gezögert, wo zwischen Deutschthum und Hauspolitik zu wählen war, der letzteren zuzulenken. Die Habsburger beherrschen Deutsche und Magyaren, Slaven und Rumänen und sind sehr eifersüchtig darauf bedacht, daß weder die Deutschen, noch die Magyaren sie beherrschen. Sie werden stets und mit vollem Recht — von ihrem Standpunkt — gegen die stärkste Nation und namentlich gegen die, welche außerhalb Oesterreichs stark ist, das größte Mißtrauen haben und ihr den geringsten Einfluß einräumen. Die stärksten sind aber in diesem Sinne die auf das Nachbarreich gestützten, dort geeinten Deutschen. Sowie die Slaven sich geeint haben, eine feste, außerhalb Oesterreichs gravitirende Macht darstellen, wird man in Wien aufhören, sie liebevoll zu fördern. Der die Deutschen trennende Factor, der Katholicismus, wird Oesterreichs Gunst stets sicher sein können. Einstweilen erhielten die Magyaren den größten Einfluß in Oesterreich-Ungarn, weil sie ganz in das Reich gravitiren. Sie werden sogar gegen Rom geschützt; bei ihnen ist der Protestantismus und sind die liberalen Bischöfe lieb Kind. Die Romanen wurden von dem Augenblick bedrückt, seit es ein kräftiges Königreich Rumänien gibt. Die Polen sind bevorzugt, weil sie nur in Oesterreich national existiren. Die Logik dieser Thatsachen ist so klar, daß es in Wien gar nicht einmal eines festen Planes zu ihrer Durchführung bedarf. Mit demselben Haß, mit dem man das orthodoxe Rußland verfolgt, weil es Slaven und Orthodoxe in Oesterreich gibt, mit demselben Haß beehrt man, trotz aller Bündnisse, das protestantische Deutschland, weil es protestantische oder doch „aufgeklärte" Deutsche in Oesterreich gibt und weil diese beiden Bevölkerungstheile nothwendiger Weise centrifugalen Neigungen leichter zugänglich sind als etwa die Magyaren, welche in Oesterreich und nur durch Oesterreich leben. Mit der Schaffung des „Ausgleiches" hat sich diese Sachlage noch mehr geklärt. Es gibt für die Habsburger jetzt ein Kernland — das ist Ungarn. Die dort herrschenden Magyaren werden nie mit dem Auslande kokettiren, sie sind der sicherste Halt Oesterreichs, sie bestimmen daher auch seine äußere Politik. Die in diesem Kernlande wohnenden Deutschen, Rumänen, Slaven werden unter den Augen der Krone rücksichtslos magyarisirt. Keine Hand regt sich für ihre nationalen Interessen. Oesterreich wäre — das weiß man in Wien sehr genau — politisch am sichersten gestellt, wenn es ein magyarischer Staat würde. Noch ist die Volkskraft der Hunnensöhne zu gering, um das ganze Reich zu beherrschen. Aber unverkennbar wächst sie von Jahr zu Jahr an Umfang. Ob deren innere Tüchtigkeit zum Regiment in gleicher Weise fortschreitet, ist freilich eine wohl negativ zu beantwortende Frage.

Der Ausgleich hat in Oesterreich das Recht der Nationalitäten anerkannt, welches bis 1848 eigentlich nicht bestand. So lange es aber nicht politisch wirkte, herrschte Habsburg ruhig durch die Macht der Bureaukratie und des Heeres, durch

die Tschechen und Kroaten in Wien, durch die Deutschen und Rumänen in Ungarn, durch die Ungarn in Italien. Die halbschürigen Nationen waren froh, in den Weltstürmen einen Unterschlupf gefunden zu haben. Die Furcht vor Russen, Türken und Protestanten schloß sie eng an einander. Mit der Anerkennung des Nationalitätenrechts endete die Herrschaft der deutschen Nationalität über die übrigen, welche bisher lediglich kraft der höheren Bildung ausgeübt wurde. Ueberall erstrebte man eigene Bildung, und so thöricht auch die Deutschen über die Versuche, neue Literaturen und neues Volksthum zu beleben, lachten, überall siegte nach wenig Jahrzehnten das Eigenartige, Autochthone über die nur aufgepfropfte deutsche Bildung. Diese wurde nur benützt als Waffe gegen ihre Verbreiter. Im Ablehnen des Deutschen, als des stärksten Feindes ihrer Nationalität, sind alle Volksstämme Oesterreichs einig. Und es gibt wohl keinen sachkundigen Deutschen, welcher glaubt, daß es heute noch möglich sei, ganze Volksstämme zu germanisiren oder die Grenzen der Nationen anders als etwa durch Gewalt zu verschieben.

Nach all' diesem erscheint es als eine absolute Thorheit für die Deutschen, nach einer ähnlichen Stellung zu ringen, wie sie sie vor 1866 und unmittelbar darauf einnahmen. Die Thatsachen haben bewiesen, daß sie es aufgeben müssen, die alte Stellung erobern zu wollen. Die Krone wird sie in diesem Kampfe nie unterstützen und bevorzugen, die Nachbarvölker hassen sie, die Deutschen im Reich halten sich Dank der sehr zweifelhaften Vortheile des Bündnisses zum bloßen Zuschauen verpflichtet, da bei ihnen die Liebe zu Oesterreich-Ungarn zu einer Art Evangelium geworden ist.

Diese Liebe sollte nicht stärker sein, als jene, welche die Deutschen in Oesterreich für ihren Staat und dessen Bewohner haben. Wir sollen die Herrschaft der Habsburger als eine Nothwendigkeit anerkennen, unsere Volksgenossen in Oesterreich unterstützen, die Tschechen, Magyaren und Polen aber ebenso entschieden bekämpfen, wie sie unsere Volksgenossen verfolgen. Ueber die Bundestreue geht die Treue gegen das Deutschthum. Ebenso wie der Nordböhme den Tschechen, wie der Steyrer den Slovenen, der Siebenbürger Sachse den Magyaren haßt, so sollen wir Reichsdeutsche gegen die Völker Oesterreichs empfinden. Unsere Gegner sind dort alle, außer den nicht ausschließlich ultramontanen, also nationslosen Deutschen, die Liebe zu Oesterreich wird von dort aus wohl kaum von einem Hunderttheil der politisch maßgebenden Mächte erwidert: denn auch Herr von Plener würde keinen Augenblick zögern, Deutschland den Krieg zu erklären, wenn er damit seinen Eifer für Hebung und Haltung Oesterreichs dem Hause Habsburgs empfehlen könnte. Es ist sogar sehr fraglich, ob im Falle eines Krieges die österreichische Regierung stark genug sein wird, den gegen uns sich richtenden Bestrebungen zu widerstehen. Allein die Magyaren, die erbittertsten Feinde des Deutschthums, bieten für uns einigen Verlaß, indem bei ihnen die größere Furcht vor den Russen den größeren Haß gegen die Deutschen überwiegt. Neben den Magyaren ist nur ein Theil der Deutschen zuverlässig, z. B. die in den Städten lebenden Böhmen und Steyrer. Wien gegen die „Preußen" einzunehmen würde ein geschickter Agitator in kürzester Zeit vermögen.

Am Schlimmsten für uns Deutsche ist es, daß unsere Landsleute drüben immer noch nicht erkennen, wodurch die anderen Völker zu größerer Macht kamen: Es ist dies nämlich das Vertrauen, welches sie in die Krone setzen. Die Magyaren und Tschechen sagen sich: wir sorgen lediglich national für uns, die Krone wird das Reich schon zusammen halten. Kann sie es nicht, so wird sie sich mit uns wegen dessen Neugestaltung vernehmen müssen. Die Tschechen fordern die Herstellung eines Königreichs Böhmen, dem Mähren und Schlesien anzugliedern wäre, ja das auf die slavischen Volksgenossen in Ungarn Anspruch erhebt. Die Kroaten und Slovenen streben nach einem südslavischen Reich, die Polen nach alter Macht und Herrlichkeit. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß alle diese Bestrebungen in kurzer oder später Zeit sich verwirklichen. Was den Magyaren gelang, kann und wird den Slaven gelingen, gegen die Magyaren. Es handelt sich hierbei um einen Kampf, der nicht mit dem Siege einer Partei, sondern mit der Abgrenzung der Rechte beider enden wird.

Nur eine Nation in Oesterreich fordert nicht für sich einen „Ausgleich" mit dem Staate. Es sind die Deutschen. Und an diesem Mangel eines klaren nationalen Zieles scheitern ihre Versuche, politisch sich geltend zu machen.

Von dem Augenblicke an, an welchem auch die Deutschen das Programm der nationalen Sonderung annehmen, würde die ganze Last der Erhaltung des Reichs der Krone allein zufallen. Diese ist jetzt stark, weil ihr kräftigster Gegner thöricht genug ist, ihr in allen wichtigsten Fragen Hausknechtsdienste zu leisten, weil sie in ihm sich eines allzeit willigen Verbündeten gegen die nationalen Aspirationen der Uebrigen sicher weiß. Die Deutschen sind für die Regierung gegen schmalen Lohn alle Tage zu haben, denn sie wollen eigentlich nichts, oder doch nichts Erfüllbares, für sich selbst.

Anders wäre es, wenn die Deutschen auf nationale Vereinigung hinstrebten. Oesterreich ob und unter der Ens, Steyermark, Nordkrain, Salzburg, Tirol, ferner Mähren, Böhmen und Schlesien in großen Theilen, Westungarn und eine Reihe deutscher Enklaven im Osten böten zusammen Stoff zu einem Königreiche Deutschösterreich, das sich lebensfähig zu erhalten vermöchte in allen Stürmen: Diesem national geschlossenen, schönen, reichen, hochgebildeten, in Wissenschaft, Kunst und Industrie blühenden Lande würde unbedingt die Führung in Oesterreich zufallen, zumal wenn es seine Aufgaben im Kampf gegen die Magyaren richtig erfassen wollte, nämlich überall auf Befreiung der Nationen, auf Erhaltung des von den Magyaren nach ihrem großen Erfolge im Ausgleich verrathenen Nationalitätsprinzips hinwirkte.

Es würde sich ein Lebensmodus mit den Tschechen finden lassen, wenn man ihnen die böhmische Krone und die Consolidirung eines tschechischen Staates in Oesterreich zugestehen wollte. Dieser Staat wäre uns Deutschen nur dann gefährlich, wenn die Deutschen in Oesterreich nicht gleichfalls eine geschlossene Gruppe bilden, mit der die Tschechen gezwungen wären, sich zur Erhaltung ihres Staates auf einen loyalen Fuß zu stellen. Denn dann könnte man Gewalt mit Gewalt, Benachtheiligungen der Deutschen mit Handelsmaßregeln erwidern, einen Druck auf die Regierung in Prag ausüben, der auf die Volksparteien in Prag wirkungslos ist. Sicher verhandelt und kämpft es sich leichter mit einer verantwortlichen Regierung als mit mehr oder minder wüsten Volksmassen.

Es würde sich auch mit den Südslaven ein Abkommen finden lassen. Ihre Stärkung, damit sie sich bei Zeiten national aufrichten, ein selbständiges Volk werden, liegt durchaus in unserem Interesse, keineswegs aber ihre Niederhaltung. Nur wenn die Südslaven ihres Werthes bewußt sind, werden sie sich die Liebeswerbungen der Russen vom Hals zu halten wissen. Je weniger sie nationale Kräfte entfalten, desto leichter werden sie gleich den Ruthenen in Rußland aufgehen, diesem größten Feind Deutschlands im Südosten, wenn seine Arme einst bis an die Drau reichen sollten.

Die deutsche Presse — kurzsichtig wie kaum eine andere und unwissend in allen österreichischen Dingen — verfolgt den Kampf der Kroaten und Slovenen gegen die Magyaren, der sich zumeist in Agram abspielt, nur mit Hohn. Wir erfahren in unserer Presse von ihm eigentlich nur etwas, wenn es einmal Skandal im Kroatischen Landtag gab. Früher waren wir Deutsche idealistische Schwärmer für die Freiheit — Anderer: die Magyaren, ja selbst die Italiener hatten im Kampf gegen das noch deutsche Oesterreich unser ganzes Herz. Jetzt hat das Blatt sich gewendet. Wir erklären uns für die Magyarischen Tyrannen, die Fälscher des durch den Ausgleich festgestellten Nationalitätenrechtes und gegen die um ihre Freiheit ringenden Slaven. Zwar haben wir nicht den geringsten Grund, uns für diese zu ereifern: Mögen sie sich gegenseitig die Köpfe spalten. Aber wir könnten unsere moralische Macht benutzen, um die Südslaven zu befreien und ihre Zukunft an uns zu ketten. Namentlich die Deutschösterreicher

könnten dies, wenn sie sich mit den Slaven auseinandersetzen und dafür die nicht minder gefährlichen Magyaren bekämpfen wollten.

Die Deputation der Romänen, welche unlängst dem Kaiser die Beschwerden ihrer Landsleute über Bedrückung durch die Magyaren in Wien unterbreiteten, hat man in Deutschland verhöhnt, weil die Antisemiten sich ihrer annahmen. Es ist dies wahrlich kein Grund, das Kluge zu unterlassen. Wir Deutsche haben die allerernsteste Veranlassung, die Vernichtung der ungarländischen Romänen — wie sie die Magyaren anstreben — für ein Unglück anzusehen. Es ist sicherlich ein von den Magyaren für uns nicht beabsichtigtes Verdienst, daß sie überhaupt bestehen, daß durch sie ein Keil zwischen Süd- und Nordslaven eingetrieben ist. So lange dieser Keil fest sitzt, können wir den Südslaven das vollste Gedeihen wünschen. Unser eigenes Interesse, nämlich die Erfüllung des Wunsches, Rußland nicht am adriatischen Meere zu sehen, ist darauf gerichtet, die Magyaren zu erhalten. Das wissen sie sehr wohl und das Gefühl der Unentbehrlichkeit gibt ihnen die Keckheit des Auftretens gegen uns.

Aber es gibt noch einen zweiten Keil dort unten an der Donau, der die Breitseiten gegen Russen und Bulgaren, die Spitze aber gegen Ungarn wendet, das sind die Romänen, welche Siebenbürgen, die Bukowina und breite Streifen Ostungarns einnehmen. Der Druck der Magyaren auf diese, der so weit geht, daß ihnen sogar die parlamentarische Vertretung durch allerhand juristische Reiterstückchen entzogen ist, hat in dem bisher national wenig erweckten Stamme eine starke Bewegung erzeugt. Früher kamen die jungen Walachen aus Bukarest nach Wien, war der Schwerpunkt des Volkes im Nordwesten, jetzt gehen die jungen ungarländischen Romänen nach Bukarest und berauschen sich an den Fortschritten ihres Volkes im eigenen Staate.

Wenn nun jetzt schon die Magyaren ein großes Lärmen erheben gegen die bescheidenen, bisher auftretenden Regungen, welche auf Vereinigung der beiden romänischen Volkshälften hinzielen, so werden sie sicher in absehbarer Zeit mehr Veranlassung dazu haben. Denn ihre Unfähigkeit, fremde Volkselemente in ihrem Staats-Körper sich selbständig entwickeln zu lassen, ihr Uebereifer im Vernichten alles dessen, was innerhalb ihrer Grenzen aufwächst, führt mit logischer Gewalt zu dem Wunsche für die Romänen, aus dem magyarischen Staat heraus zu kommen. Einstweilen wollen sie nur in den einfach habsburgischen Staat der guten alten Zeit zurück, in das unausgeglichene, aber für Gleichheit zugänglichere Oesterreich vor 1866. Sobald das Nationalgefühl erstarkt ist, werden sie entweder die Eroberung Rumäniens durch die Habsburger und die Vereinigung aller Theile ihres Volkes unter deren Scepter — oder die Vereinigung der ungarisch-romänischen Lande mit dem Königreich Rumänien anstreben.

Wir Reichsdeutschen können auch hierin mit Ruhe den kommenden Dingen entgegenschauen. Wir sollen aber nicht vergessen, auf welcher Politik Frankreichs Größe sich aufbaute: Es war die seit der Reformation und besonders seit Richelieu beobachtete Taktik, den östlich sich an die Grenzen angliedernden kleinen Staaten ein gewisses Maß von Freiheit zu verschaffen. Der Rheinbund hielt zu Frankreich, weil Frankreich ihn hielt. Die Italiener danken noch heute Frankreich ihre Freiheit. Und dieser Dank ist ein täglich sich geltend machender politischer Machtfaktor.

Die Aufgabe der Deutschen im Osten ist eine gleiche. Wir haben die Kleinen vor den Großen zu schützen. Der Große ist Rußland. So lange Rußland seinen aggressiven Charakter behält, sind wir die berufenen Schutzherren der Mittelstaaten des Ostens. Selbst die Polen würden wir unter dem Gesichtspunkte befreien können, daß ihre Freiheit nicht zur Herrschaft über Andere werde. Die Ruthenen und Esthen müßten in unseren Augen gleiche Rechte auf Freiheit haben, die Deutschen überall in ihren Colonien geschützt sein. Bis auf die Balkaninsel könnte sich die befreiende Thätigkeit der Deutschen erstrecken, welche zugleich die vollendetste Abwehr Rußlands darböte. Wir könnten die Liebe jener Lande in reichem Maß ernten, ohne von unserem berechtigten Egoismus auch um Zollesbreite abzuweichen.

Dies Alles ist aber undenkbar, so lange ein dualistisches Oesterreich existirt. Die Deutsch-Oesterreicher haben daher aus allgemein nationalen Gründen alle Ursache, den Ausgleich mit den Magyaren, sobald er wieder fällig wird, nicht wieder zu erneuern, sondern für Oesterreich eine föderalistische Staatsform anzustreben. Thun sie dies nicht, so wird über kurz und lang diese Staatsform trotz ihrer und auf ihre Kosten eingerichtet werden, wird ihre Wirksamkeit im Südosten für alle Zeit außerordentlich erschwert sein.

Das ganze Interesse auch der Reichsdeutschen muß aber auf intime Kenntniß der kleineren Nationen und auf förderlame Unterstützung dieser gerichtet sein. Theile und Herrsche! sei hier die Devise, ganz im Gegensatz zur weder deutschen, noch österreichischen Plener'schen Richtung, welche ein einheitliches Oesterreich anstrebt, obgleich sie sich doch darüber klar sein muß, daß sie in diesem Staate nie viel zu sagen haben werde. Ein Königreich Deutsch-Oesterreich wäre in demselben Maße der vorwiegende Theil im Staat, wie jetzt das gegen Recht und Nationalität ausgedehnte Ungarn. Doch kann die Umgestaltung in einen Föderativstaat erst geschehen, wenn Oesterreich wieder wie vor 1866, in zahlreiche Königreiche und Länder zerfällt.

Diese aber wären national abzutheilen mit Verleugnung der zwar historischen, aber gegenstandslos gewordenen, alten Grenzen. Jedenfalls gehört die Forderung nach einem Königreich Deutsch-Oesterreich an die Spitze aller politischen Programme der Deutschen. Ein solches würde auf die Wiener und namentlich auf die Pester Regierung Wunder wirken!

Denn es hieße soviel wie: Vereinigung der Deutschen mit den Tschechen, Slovenen, Ruthenen, Polen und Romänen im Kampf gegen den Dualismus; Beseitigung des unberechtigt mächtigen und gegen die Verträge herrschenden magyarischen Staates zu Gunsten eines neuen, auf magyarisches Sprachgebiet beschränkten; Aufrichtung von sieben gesonderten Staatsgebieten unter Habsburger Herrschaft mit der Reichshauptstadt Wien.

Saxo.

Literatur und Kunst.

Bismarck und Friedrich Nietzsche.

Von Max Werner.

„Wir kennen keinen Unterschied zwischen Bismarck früher und jetzt."

Die volle Entfaltung der Individualität bis in die kleinsten Details, dieses erste ursprünglichste Recht eines jeden Menschen, ist durch die mannigfachen sozialen Pflichten, welche das Zusammenleben im Staate mit sich bringt, vielfach eingeschränkt worden, mehr und mehr mußten die Begierden des Einzelnen dem Interesse der Gesammtheit weichen, und den Segnungen der Cultur und der damit verbundenen Moral fiel das rücksichtslose freie Sichauslebenlassen zum Opfer. In jahrhundertlangem Kampfe verdrängten die sozialen Instinkte nach und nach die thierischen, in das wilde Ringen um das Dasein trat mildernd ein die Religion der Nächstenliebe, aus dem einsam schweifenden Raubthier wurde der Träger der Humanität. Ein mühevoller aber herrlicher Weg, der zu den lichtesten Höhen der Menschheit führt. Von größtem Interesse und höchst befremdend zugleich mußte es da erscheinen, daß, nicht etwa aus den Reihen des unzufriedenen Pöbels heraus, der an jedem Umsturz seinen Gefallen findet, nein, aus den Reihen der Denker, der Philosophen, ein Mann auftritt von gewaltigem Geist und packender, überzeugender Redegabe, der das Ideal des Menschen in der solitären Bestie mit dem Hauptinstinkte

der Selbstsucht erblickt, der die Cultur als Decadence betrachtet, und in der Nächstenliebe, dieser selbstlosen Hingabe an die Gesammtheit, nichts als das Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, einen Ekel am Leben sieht. Und gewiß seltsam wird es beim ersten Blick erscheinen, wenn wir mit einem Manne, dessen Ansicht vom Staatsleben in den Worten gipfelt, daß Rechtszustände immer nur Ausnahmezustände sein dürfen, den Staatsbildner par excellence, Bismarck, den Gründer des deutschen Reiches, in einen Zusammenhang zu bringen versuchen. Wer dessen Biographien liest, wie sie bis jetzt erschienen sind, der wird unseren Versuch auch kaum verstehen; sie geben zwar ein Bild von dem gewaltigen Schaffen des großen Mannes, doch eine tiefe, wahre Zeichnung seines Charakters, ein völliges Erschöpfen seiner Persönlichkeit geben sie nicht — sie schildern nur den Prometheus, der der Menschheit das Licht vom Himmel herunterholt, nicht auch den Titanen der Vernichtung. Und dazu waren sie wohl zu früh geschrieben, wie es überhaupt ein mißliches Unternehmen ist, eine Charakterzeichnung bei Lebzeiten eines Mannes zu liefern — er gibt ja immer wieder etwas Neues und erst in der jüngsten Zeit legte er selbst die letzten ausdrucksvollsten Striche an das Kolossalgemälde.

So unhaltbar nämlich auch Nietzsche's System im Großen und Ganzen ist, so wenig es sich auch mit jeglicher Cultur verträgt, es finden sich doch in seinen Ausführungen einzelne Stellen von überwältigender Wirkung und Wahrheit. Es ist damit nicht etwa gesagt, daß Nietzsche an diesen Stellen seinem System untreu wird — niemand hat seine Ideen so bis in die äußersten Consequenzen verfolgt und verfochten, wie dieser „verrückte" Philosoph — aber diese Ausführungen handeln dann von Ausnahmemenschen, wie sie von Zeit zu Zeit erstehen müssen, um mit einem gewaltigen Ruck einen Fortschritt zu Wege zu bringen, der, wenn er auf die breiten Massen warten sollte, vielleicht nie, vielleicht erst in einer unendlichen Reihe von Jahren eintreten würde. In der Gestaltung der staatlichen Verhältnisse gilt noch die alte Lehre von den plötzlichen Eruptionen und Paroxysmen, die aus der Geschichte der Erdformationen mit ihren Jahrmillionen ausgeschieden werden konnte. Von solchen Uebermenschen nun, und von ihrem kraftvollen Eingreifen in die Weltgeschichte singt Nietzsche, der Dichter, der Künstler, ein gewaltiges Lied in seinen Werken, und ihm verdanken wir es, daß uns die Lösung des Räthsels, das so ein gewaltiger Mann bietet, möglich wird. Denn da, wo der nüchterne Menschenverstand aufhört und vor unmeßbarer Größe zurückschreckend sich hinter einem wohlfeilen „Ignoramus" oder gar „Ignorabimus" verbirgt, tritt der weitschauende, von der Phantasie getragene Sänger ein, und seinem geweihten Auge erschließt sich das Große. Solch ein Sänger ist Nietzsche, und wenn wir uns auch seinem philosophischen System gegenüber skeptisch, ja ablehnend verhalten müssen, seinen rauschenden Dithyramben von den großen, den ganzen Menschen, wie wir sie nie noch gehört, lauschen wir mit Begeisterung. Und nicht von ungefähr erklingt gerade in der Gegenwart, der großen Zeit der Gründung des deutschen Reiches durch seinen größten Mann, Otto von Bismarck, das Hohelied von den „geborenen Herren" und ihrer Moral. Hier stand ja vor uns ein Mann, der bei seinen Handlungen nie nach „recht" und „unrecht" fragte, dem jedes Mittel zur Erreichung seiner Zwecke willkommen war, der vom „Pathos der Distanz" emporgetragen, von sich aus bestimmte, was „gut" und „böse" sei. Welch unlösbares Räthsel bot sich unseren staunenden Augen, wenn wir sahen, wie er, anfangs ein abgesagter Feind aller Einheitpläne, gerade zu der Zeit, wo alle Hoffnung verloren schien, den deutschen Reichsgedanken wieder aufnahm, und mit Maßregeln, die oft selbst denen, die ihn verehrten, unerklärlich und oft unrecht erschienen, seinem Ziele nachging, einer ganzen Welt von Haß kühn die Stirne bietend, bis, aus seinem Kopf gleichsam entsprungen, das deutsche Reich fertig dastand, wie er dasselbe, so lange er die Zügel der Regierung in seinen Händen hielt, zu nie geahnter Höhe hob und siegreich nach allen Richtungen vertheidigte, und wie er jetzt, wo seine Macht sich an dem Fels der Monarchie brach, noch als Greis gegen seine eigene Schöpfung wüthete. Das schien ein unheilvoller Widerspruch zwischen dem Bismarck von früher und dem Privatmann von heute zu sein und hat herbste Mißbilligung erfahren auch von Seiten derer, die ihn früher verehrten und noch verehren. Und doch besteht ein solcher Widerspruch nicht, und Friedrich Nietzsche verdanken wir es, daß uns der Mann in seiner ganzen Größe erhalten bleibt, daß wir sehen, daß er aus einem Gusse ist, daß seine „Tugenden" und seine „Fehler" aus demselben, von urkräftigem Leben pulsirenden Quell entspringen, und daß der Widerspruch nicht auf eine Veränderung seines Charakters, sondern auf eine solche der Situation zurückzuführen ist. So ist die Apotheose zugleich eine Apologie des großen Staatsmannes, und in diesem Sinne, nicht etwa um Nietzsche's und Bismarck's Moral als etwas allgemein Gültiges und Erstrebenswerthes hinzustellen, sondern um für die Uebermenschen die maßgebenden Gesichtspunkte zu einer richtigen Beurtheilung, „jenseits von Gut und Böse" aufzustellen und unbeeinflußt von der gemeinen Moral von rein künstlerischem Standpunkte aus die gewaltige Tragödie und ihren Helden bewundern zu können, wollen wir eine Charakteristik Bismarck's in großen Zügen versuchen.

Lassen wir zuerst Nietzsche reden vom Staate und seiner Entstehung (Geneal. der Moral, S. 79):

„Ich gebrauche das Wort »Staat«, es versteht sich von selbst, was damit gemeint ist — irgend ein Rudel blonder Raubthiere, eine Eroberer- und Herren-Rasse, die, kriegerisch organisirt und mit der Kraft zu organisiren, unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene, aber noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung legt. Dergestalt beginnt ja der »Staat« auf Erden: ich denke, jene Schwärmerei ist abgethan, welche ihn mit einem »Vertrage« beginnen ließ. Wer befehlen kann, wer von Natur »Herr« ist, wer gewaltthätig in Werk und Gebärde auftritt — was hat der mit Verträgen zu schaffen! Mit solchen Wesen rechnet man nicht, sie kommen wie das Schicksal, ohne Grund, Vernunft, Rücksicht, Vorwand, sie sind da, wie der Blitz da ist, zu furchtbar, zu plötzlich, zu überzeugend, zu »anders«, um selbst auch nur gehaßt zu werden. Ihr Werk ist ein instinktives Formen-schaffen, Formen-aufdrücken, es sind die unfreiwilligsten unbewußtesten Künstler die es gibt: — In Kürze steht etwas Neues da, wo sie erscheinen, ein Herrschaftsgebilde, das lebt, in dem Theile und Functionen abgegrenzt und bezüglich gemacht sind, in dem Nichts überhaupt Platz findet, dem nicht erst ein »Sinn« in Hinsicht auf das Ganze eingelegt ist. Sie wissen nicht was Schuld, was Verantwortlichkeit, was Rücksicht ist, diese geborenen Organisatoren; in ihnen waltet jener furchtbare Künstler-Egoismus, der wie Erz blickt und sich im »Werke« wie die Mutter in ihrem Kinde, in alle Ewigkeit voraus gerechtfertigt weiß."

Ist das nicht die trefflichste Entstehungsgeschichte des Deutschen Reiches, nicht der wunderbarste, herrlichste Hymnus auf dessen Gründer und zugleich dessen beste Charakteristik? Das Große wird mit würdigen Worten geschildert, und was Bismarck einst von seiner Biographie verlangte: „daß das zu gebende Bild von seiner politischen Thätigkeit möglichst ähnlich werde und auch in seinen Schwächen ohne Nachhülfe bleibe" kann an der Hand dieser Ausführungen am leichtesten erreicht werden.

Wir wollen kurz über die Jugendzeit Bismarck's hinweggehen und nur im Vorbeigehen das prächtige Bild uns vorzaubern, das der kräftige Jüngling aus altem märkischen Stamme, das jugendschöne Haupt von blonden Locken umwallt, so recht ein blondes Raubthier nach Nietzsche's Sinne, uns bietet, als er schon als Student mit Eisen und Blut seine Bahn bezeichnet und damals schon für Deutschlands Einheit eine scharfe Klinge schlägt. Wir gehen rasch hinweg über die Tage, wo er als toller Junker von seiner Umgebung gefürchtet und geliebt ward, wo sich schon Sagen von waghalsigster Kühnheit, von ungeheurer Kraft um seine Person woben. Bald wurde es ihm auf seinem Stammsitz zu enge; der gewaltige Instinkt der Freiheit, der Trieb nach schrankenlosem Ausleben der eigenen Persönlichkeit drängte ihn auf das Gebiet, wo der Herrschsucht das weiteste Feld geboten wird, in das politische Getriebe. Betrachten wir zunächst den damaligen Zeitgeist, den er bald mit furchtbarster Gestaltungskraft von Grund aus umwandeln sollte. Bismarck's Jugend fällt in eine Zeit, wo nach den Stürmen der Revolution der gewaltige Rückschlag erfolgte. Das Christenthum mit seiner Predigt von Entsagung und Nächstenliebe schien das beste Mittel, den Gefahren einer

neuen Umwälzung vorzubeugen; hinter ihm versteckte sich die blasse Furcht namentlich der höheren Kreise, und dem Beispiele des frommen Königs folgend, erging man sich in Gebeten, sah alles Heil nur von Gott kommen und erblickte in Selbstzufriedenheit das größte Verbrechen, in Selbsteinschränkung der Persönlichkeit das Ideal. „Die unnatürlichen Hänge, alle jene Aspirationen zum Jenseitigen, Sinnwidrigen, Instinktwidrigen, Naturwidrigen, Thierwidrigen, kurz die asketischen Ideale, die allesammt lebensfeindliche Ideale sind" (Geneal. d. M. 92) wurden in den Vordergrund gestellt, und ihr Cultus unter der Regierung des zu übersinnlichen und frömmelnden Regungen neigenden Friedrich Wilhelm VI. in das Höchste gesteigert. Nietzsche schildert uns die Entstehung und die Anschauungen dieser „Sklavenmoral", wie sie gerade den heranwachsenden Bismarck umgab, nicht nur daheim, sondern ganz besonders in der äußeren Politik Preußens herrschte und am Tage von Olmütz ihren größten Triumph feierte, treffend in folgenden Worten:

Wenn die Unterdrückten, Niedergetretenen, Vergewaltigten, aus der rachsüchtigen List der Ohnmacht heraus sich zureden: Laßt uns anders sein als die Bösen, nämlich gut, und gut ist jeder, der nicht vergewaltigt, der niemanden verletzt, der nicht angreift, der nicht vergilt, der die Rache Gott übergibt, der sich wie wir im Verborgenen hält, der allem Bösen aus dem Wege geht und wenig überhaupt vom Leben verlangt, gleich uns, den Geduldigen, Demüthigen, Gerechten — so heißt das, kalt und ohne Voreingenommenheit angehört, eigentlich nichts anderes als: wir Schwachen sind nun einmal schwach; es ist gut, wenn wir nichts thun, wozu wir nicht stark genug sind — aber dieser herbe Thatbestand, diese Klugheit niedrigsten Ranges, welche selbst Insekten haben, hat sich dank jener Falschmünzerei und Selbstverlogenheit der Ohnmacht in den Prunk der entsagenden, stillen, abwartenden Tugend gekleidet, gleich als ob die Schwäche des Schwachen selbst eine freiwillige Leistung, etwas Gewolltes, Gewähltes, eine That, ein Verdienst sei."

Und während ein Theil, und gerade der, der von Geburt an und durch Ueberlieferung die Macht in Händen hatte, sich dieser willentödtenden Moral hingab, gährte es gewaltig in dem übrigen Volke und die Sehnsucht nach einem geeinten Deutschland wurde lauter und immer lauter. In begeisterten Worten wurde der schwache Preußenkönig ermahnt, Retter und Herrscher des deutschen Vaterlandes zu werden, und der Jubel hatte den Höhepunkt erreicht, als die Uebertragung der erblichen Würde eines Kaisers der Deutschen an König Friedrich Wilhelm IV. beschlossen wurde. Aber noch war die große Zeit nicht gekommen, von der man träumte und von der die vorausahnende Sage dem Volke erzählte, noch war der preußische Adler dem Sonnenfluge nicht gewachsen, und mit dem „Niemals!" Brandenburgs schien das geeinte Deutschland mit Preußen an der Spitze zu Grabe getragen.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein schwaches Geschlecht.

„Es bedurfte zu jenem Ziele einer anderen Art von Geistern, Geister durch Kriege und Siege gekräftigt, denen die Eroberung, das Abenteuer, die Gefahr, der Schmerz sogar zum Bedürfniß geworden ist, es bedurfte dazu der Gewöhnung an scharfe Luft, an winterliche Wanderung, an Schnee und Eis und Gebirge . . . Aber dieser Glockenschlag des Mittags und der großen Entscheidung — er muß einst kommen" und hätten die damaligen Politiker hellere Augen und schärfere Ohren gehabt, sie hätten ihn schon unter sich merken können, den Mann der „geistigen Reaction."

In diese Zeit krankhafter Sentimentalität auf allen Seiten trat nun Bismarck mit seinen unbändigen Begierden nach Selbstbethätigung, nach Macht, nach Freiheit, und aus diesem Milieu heraus können wir am unbeschränktesten die Größe des Mannes bewundern, der entgegen den Anschauungen seiner Zeit die alte Werthabschätzung verächtlich bei Seite schob und sich einen neuen Richtweg steckte, oder wie Nietzsche sagt, die aristokratische Werthgleichung (gut=selbstsüchtig, rücksichtslos, verbrecherisch, bestienhaft, vornehm, mächtig, schön, glücklich, gottgeliebt) für sich und sein geliebtes Preußen zur Geltung brachte. Es war natürlich, daß eine solche Persönlichkeit gleich bei ihrem ersten Auftreten das größte Aufsehen erregen mußte, und namentlich erkannte bald die demokratische Partei in ihm ihren gefährlichsten Gegner. Gerade diese hatte ja von jeher den Schutz der Schwachen und den Kampf gegen den Adel auf ihre Fahne geschrieben, und richtete sich ihr Haß schon im Allgemeinen gegen die trotzigen Junker, die auf nichts pochen konnten, als auf ihren Uebermuth, ihre Abstammung und ihre Königstreue, um wie viel gewaltiger mußte er sein gegen den Mann, der gerade zu der Zeit, wo die liberalen Grundsätze im Siegen waren, so kräftig gegen diese auftrat, der mit offenbarster unvergleichlicher Verachtung ihrer Doctrinen eine so überwiegende Intelligenz verband und den Muth hatte, mit aller Deutlichkeit die tiefe, unüberbrückbare Kluft zu zeigen, welche die monarchischen Grundsätze von den demokratischen trennt: „Ueber diese Prinzipien wird nicht durch die parlamentarische Debatte eine Entscheidung erfolgen können, über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen." (21. März 1848.) Hier war es wirklich der „Haß der Ohnmacht", der ihn, da er mit seiner Größe nicht fertig werden konnte, in den Staub herabzuziehen suchte. Wer lächelt jetzt nicht, wenn er in einer angesehenen Zeitung jener Zeit folgende Charakteristik Bismarck's liest: „Als ein Landedelmann von mäßiger politischer Bildung, dessen Einsichten und Kenntnisse sich nicht über das erheben, was das Gemeingut aller Gebildeten ist, begann er seine Laufbahn. Er trat in seinen Reden schroff und rücksichtslos auf, unchalant bis zur Frivolität . . . aber wann hätte er je einen politischen Gedanken geäußert? Ihm gegenüber wird sich das Wort des Herrn v. Schleinitz bewähren, daß die Politik eine sehr positive Kunst ist." Und dem Manne, der vielleicht als einziger nur deswegen den kraftlosen Unionsbestrebungen Preußens entgegen trat, weil er das Bewußtsein hatte, sie würden nur eine Schwächung des Vaterlandes zur Folge haben, rief der geistvolle Beckerath in der Kammer zu: „Das große deutsche Vaterland muß auch einen verlorenen Sohn haben." Welch furchtbare Ironie auf die redegewaltige, thatenarme „Sklavenmoral"! Am prachtvollsten aber offenbart sich Bismarck's vornehmes großes Ich und am deutlichsten zeigt er den „geborenen Herren" in den Worten, die er trotz Olmütz, dieser großen Verschuldung der Junkerpartei, mit siegesgewisser Prophezeihung dem ganzen, tief verletzten Volke zurief: „Ich bin stolz darauf, ein preußischer Junker zu sein . . . und seien Sie versichert, wir werden unsererseits noch den Namen des Junkerthums zu Ehren und Ansehen bringen."

Dann treffen wir ihn wieder in umfassender Thätigkeit als preußischen Gesandten am Bundestage zu Frankfurt a. M. Anfangs war seine Stellung zu Oesterreich freundlich gewesen, das er als werthvollen Bundesgenossen im Kampfe gegen die demokratische Revolutionspartei ansah. Noch hatte er sein Damaseus nicht gefunden, noch war ihm der Weg, auf dem er am besten und kräftigsten seinen Gestaltungstrieb äußern konnte, unbekannt. Erst die Frankfurter Tage mit dem „mißtrauischen Ausspioniren" und der „wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei", mit der die „superklugen Bundestagmenschen" ihn quälten, brachten ihm seine eigene Kraft zum Bewußtsein und erweckten in ihm das Gelüst, mit seinen Tatzen das morsche Gebäude zu zerschmettern und gewaltsam einen neuen Bund mit Preußen an der Spitze zu gründen. Die „nüchternen Wassersuppen" waren keine Kost für den jungen Löwen; das Raubthier in ihm sehnte sich hinaus in die Wildniß mit ihrer schrankenlosen Freiheit. So schrieb er an den Minister von Schleinitz: „Ich sehe in unserem Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen." Das waren markige Worte, wie sie selten am Bundestage gehört waren, aber noch waren die Fesseln zu stark für ihn, noch mußte sich seine Kraft erst sammeln, um der Herrenmoral zum Sieg zu verhelfen. Er mußte sich erst mit anderen „Starken" verbinden, um seine gewaltsamen Eroberungen auszuführen, und schon hier, bei den ersten Schritten in der auswärtigen Politik, die ihn zum höchsten Ruhme führen sollte, sehen wir ihn in der vollen königlichen Pracht des geborenen Herrschers, der allein durch die Macht seiner Persönlichkeit alle mit Bewunderung erfüllt und die größten Erfolge erringt. So sehen wir ihn in Petersburg, dann in Paris und später auch in Wien, wo er trotz 1866 mit hellstem Jubel empfangen wurde.

Endlich, als die inneren Wirren in Folge des Militärconflictes überhand nahmen, als der König sah, daß mit den gewöhnlichen Mitteln und den gewöhnlichen Männern ein Ausweg zum Heil Preußens nicht gefunden werden konnte, als das liberale System kläglich Schiffbruch litt, da wagte er es, Bismarck, dessen schaffensgewaltige Natur er in vielfachem Verkehr kennen und würdigen gelernt hatte, an das preußische Staatsruder zu berufen. Und gleich bei seinem ersten Auftreten zeigte dieser, daß er gewillt war, eine andere Moral in die Politik einzuführen, daß es nun zu Ende war mit der alten Schwärmerei, die das Große durch Verträge zu Wege bringen ließ, daß an die Stelle des privatrechtlichen Standpunktes in der Politik, der Politik des Ressentiment, das gewaltigere, ursprünglichere Recht der Macht trat. „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, dies ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen, sondern durch Eisen und Blut," rief er in seiner ersten Rede als Ministerpräsident dem an solche „preußische" Sprache noch nicht gewöhnten Landtag zu. Aber es blieb nicht bei den Worten, für ihn waren diese nur Vorboten zu energischen Thaten. Als der Landtag ihm die Mittel verweigerte, sich die starke Armee heranzubilden, deren er zu seinen weit ausschauenden Zielen bedurfte, als vor doctrinären Fragen die hohen, nationalen Aufgaben Preußens völlig in den Hintergrund zu treten drohten, da zwang er dem kurzsichtigen Volke, das seine gewaltige Geistes- und Thatkraft nicht erfaßte, die Reformen trotz allseitigen, gehässigsten Widerstandes auf, und bewies auf das schlagendste den oben erwähnten Satz, daß zu plötzlichen Fortschritten nicht auf die breiten Massen gewartet werden könnte, daß es dazu eines souveränen Menschen bedürfe, der, erhaben über die landläufigen Begriffe von gut und böse, im Stande sei, den Acheron in Bewegung zu setzen, wenn er sich die Mächte der Oberwelt nicht gefügig machen könnte. Freilich gehörte der Löwenmuth und die ganze Majestät des geborenen Organisators dazu, völlig allein seinem ganzen Volke die Spitze zu bieten und die von schärfstem Gift getränkten Pfeile mit ruhiger Erhabenheit abzuwehren. Was für Beschimpfungen sind damals und zur Zeit des Fürstencongresses nicht dem mißverstandenen Manne in das Antlitz geschleudert worden, bei diesem ersten Kampfe der neuen Moral mit der alten! Aber die Tatzen waren doch zu kräftig, bald verstummte, um bei dem „Jägervergleich" zu bleiben, vor ihrem rücksichtslosen Zugreifen das Geheul der Hunde, und alles blieb ruhig, ob er es auch fertig brachte, ohne verfassungsmäßiges Budget zu regieren, ob er sich auch gewaltthätig die Widerspenstigen vom Halse schaffte; ja selbst die äußerste Maßregel, die Knebelung der Sprache durch die Preßordonnanzen, wurde, von ihm octroyirt, ohne Gegenwehr ertragen. Er war eben zu „anders", für das Schicksal eines Polignac war er zu groß. Und mit jenem furchtbaren Künstlergoismus, der nichts von Schuld und Verantwortlichkeit weiß, ging er weiter auf dem eingeschlagenen Wege, um in drei furchtbaren Kriegen, selbst den Kampf mit Stammesgenossen nicht scheuend, das Werk zu vollenden, das ihn als den ersten Mann der Welt hinstellte, um „das Reich aus den feindlichen Bataillonen herauszuholen", überzeugt davon, daß die Dichter für lange nun wieder zu singen und rühmen haben. Wir müssen hier davon absehen, auf die wunderbare Staatskunst einzugehen, durch welche diese Erfolge erreicht wurden, wir suchen und finden auch hier „die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüsterne, schweifende blonde Bestie, die auf dem Grunde aller dieser vornehmen Rassen nicht zu verkennen ist, und die sich in der Wildniß schadlos hält für die Spannung, welche eine lange Einschließung und Einfriedigung in den Frieden der Gemeinschaft gibt."

Und machtvoll wie in der Fremde ist das Auftreten dieses Mannes auch daheim, in der inneren Politik, nur gemäßigt durch die Klugheit der Eroberer, der Herren, der Organisatoren, die ja in ihrem eigenen Gebiete die Unterworfenen, die ihnen nützlich sind als Sclaven und Lastthiere, schonen müssen, um nicht einen Verlust an Genüssen und Bequemlichkeit zu erleiden. Aber eben auch nur so weit, immer stehen sie hoch über ihnen, immer sind sie ihnen nur Material zur Verfolgung ihrer Pläne. Da gab es naturgemäß nichts von Prinzipien und Gefühlen in der Politik, es herrschte nur eine treibende Kraft, der Wille zur Macht, die der Aera Bismarck ihren Stempel aufgedrückt hat; es waren, bezeichnend genug, darin maßgebend die Grundsätze, die Bismarck in seiner Beschäftigung als „Jäger" und „Fischer" als die trefflichsten zur Erreichung seiner Ziele kennen gelernt hatte. Da war jedes Mittel willkommen, ihm verschlug es nichts, „seine Meinungen, die doch oft nur Vorurtheile wären, den Thatsachen zu opfern," alles war „Compromiß" für ihn und galt natürlich nur so lange, als sein Egoismus dadurch nicht geschädigt wurde: „Wird der Compromiß dadurch vereitelt, daß eine der Gewalten ihre eigene Aussicht mit doctrinärem Absolutismus durchführen will, so wird die Reihe der Compromisse durchbrochen und an ihre Stelle treten Conflicte, und Conflicte werden, da das Staatsleben nicht stillzustehen vermag, zu Machtfragen. Wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor. . . . Es gibt Zeiten, wo man liberal regieren muß, und Zeiten, wo man dictatorisch regieren muß." (24. Februar 1881.) Oder, um mit Nietzsche zu sprechen, der Wahlspruch seiner „aristokratischen" (Lasker) Politik ist jenes Symbol- und Kerbholzwort, das nach Nietzsche die höchste Offenbarung, das Kennzeichen des wahrhaft freien Geistes bildet und zu den kühnsten Thaten voranleuchtete: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt." Daß für einen so ganz anders, wie die übrigen gearteten Mann, der sich selbst mit Stolz rühmte, die am stärksten und besten gehaßte Persönlichkeit im ganzen Lande zu sein (16. Januar 1874), ein so menschliches Gefühl wie die Freundschaft keine Statt haben konnte, wenigstens für die Dauer nicht, ist einleuchtend, und so sehen wir ihn denn, je weiter er auf seiner ruhmvollen Laufbahn schritt, desto einsamer auf seiner Höhe. Noch weniger trat eine der Parteien im Parlament, auf die er sich abwechselnd stützte, seinem Herzen näher und jede wurde, wenn sie verbraucht war, auf ihren Standpunkt als bloßes Werkzeug herabgestoßen. Er brauchte Sklaven, keine Berather. Daß er jede sich ihm entgegenstellende Individualität mit allen Mitteln unterdrückte und seine Gegner selbst bis über den Tod hinaus verfolgte, ist eine ebenso verhängnißvolle, wie nothwendige Folge einer solchen Herrennatur. Und gerade hier, wo uns leicht die Freude an diesem einzigen Manne, mit dem eisernen, zermalmenden Tritt, den er selbst (Mai 1870) an sich rühmt, vergällt werden kann, brauchen wir einen kundigen Führer, der uns die richtigen Wege weist, zu dieser Höhe empor zu klimmen, ohne uns durch abgrundtiefe Schlünde zurückschrecken zu lassen. Gerade hier müssen wir einsehen lernen, daß diese Eigenschaften unzertrennbar sind von der Natur, die uns so Großes schuf. Hören wir den besten Erkenner derselben, unseren Nietzsche, der (Genealogie der Moral 149) sagt:

„Die Starken streben ebenso nothwendig aus einander als die Schwachen zu einander; wenn erstere sich verbinden, so geschieht es nur in der Aussicht einer aggressiven Gesammtaction und Gesammtbefriedigung ihres Willens zur Macht, mit vielen Widerständen des Einzelwesens; letztere dagegen ordnen sich zusammen mit Lust gerade an dieser Zusammenordnung, ihr Instinkt ist dabei ebenso befriedigt, wie der Instinkt der geborenen Herren (d. h. der solitären Raubthierspecies Mensch) im Grunde durch Organisation gereizt und beunruhigt wird. Unter jeder Oligarchie liegt — die ganze Geschichte lehrt es — immer das tyrannische Gelüst versteckt, jede Oligarchie zittert beständig von der Spannung her, welche jeder Einzelne in ihr nothwendig hat, Herr über sein Gelüst zu bleiben."

Aber dieser Instinkt der Vernichtung, der dem Raubthier innewohnt, birgt auch den Keim der Selbstzerstörung. Eine Zeit lang kann die Welt den Druck dieser Hammerschläge, dieser Künstlergewaltsamkeit ertragen, aber schließlich muß im Kampfe der Ideen mit dem Willen der letztere doch unterliegen, und stets noch siegte die Sklavenmoral, die Trägerin aller Cultur, über die Herrenmoral. Hier sehen wir im großartigsten Maßstabe Schuld und Sühne, und jeder Halbgott wird der Held einer Tragödie. Prometheus, Herkules, Achill, um nur bei der Griechensage zu bleiben, sie alle mußten ihre Göttergleichheit büßen, und so folgt auch bei den Herren Nietzsche's auf die Epoche unvergleichlichen Glanzes die schauerlichste Katastrophe, gerade aus den Eigenschaften heraus, die vorher so Großes, so märchenhaft Gewaltiges erzeugten.

Hören wir auch hier zuerst den Philosophen. (Jens. v. Gut und Böse 226.)

„Endlich aber entsteht einmal eine Glückslage, die ungeheure Spannung läßt nach; es gibt vielleicht keine Feinde mehr unter den Nachbarn und die Mittel zum Leben selbst, zum Genusse des Lebens sind überreichlich da. Mit einem Schlage reißt das Band und der Zwang der alten Zucht: sie fühlt sich nicht mehr als nothwendig, als Dasein — bedingend — wollte sie fortbestehen, so könnte sie es nur als eine Form des Luxus, als archäisirender Geschmack. Die Variation, sei es als Abartung (in das Höhere, Feinere, Seltenere), sei es als Entartung oder Monstrosität, ist plötzlich in der größten Fülle und Pracht auf dem Schauplatz, der Einzelne wagt einzeln zu sein und sich zu erheben. An diesen Wendepunkten der Geschichte zeigt sich neben einander und oft ineinander verwickelt und verstrickt ein herrliches, vielfaches, urwaldhaftes Heraufwachsen und Emporstrecken, eine Art tropisches Tempo im Wetteifer des Wachsthums und ein ungeheures Zugrundegehen und Sich-zu-Grunde-Richten, dank den wild gegen einander gewendeten, gleichsam explodirenden Egoismen, welche um Sonne und Licht mit einander ringen und keine Grenze, keine Zügelung, keine Schonung mehr aus der bisherigen Moral zu entnehmen wissen. Diese Moral selbst war es, welche die Kraft in das Ungeheure angehäuft, die den Bogen auf so bedrohliche Weise gespannt hat: jetzt ist, jetzt wird sie „überlebt". Der gefährliche und unheimliche Punkt ist erreicht, wo das größere, vielfachere, umfänglichere Leben über die alte Moral hinweglebt. Das „Individuum" steht da, genöthigt zu einer eigenen Gesetzgebung, zu eigenen Künsten und Listen der Selbsterhaltung, Selbsterhöhung, Selbsterlösung. Lauter neue Wozu's, lauter neue Womit's, keine gemeinsamen Formeln mehr, Mißverständniß und Mißachtung mit einander im Bunde, der Verfall, Verderb und die höchsten Begierden schauerlich verknotet, das Genie der Rasse aus allen Füllhörnern des Guten und Schlimmen überquellend, ein verhängnißvolles Zugleich von Frühling und Herbst, voll neuer Reize und Schleier . . ."

Das ist fürwahr das gewaltigste Klagelied, das je erklungen; nie ist mit großartigeren Worten der Untergang eines Helden und seines Werkes geschildert worden. Erklingt nicht selbst die an Tod und Untergang so überreiche Iliade, selbst das Nibelungenlied, das gewaltige Epos der Vernichtung, matt im Vergleich zu diesen Tönen, in denen sich die Klage des Künstlers mit dem Jauchzen des Wahnsinns über den schrecklich schönen Anblick mischt? Und das Schauspiel grandioser Selbstzerstörung, das wir vor uns haben, ist solcher Worte würdig. Mit Schrecken und Bewunderung sehen wir, wie diese vulkanische Natur, die, so lange sie herrschte, sich von der „alten Moral", dem Dienste der Monarchie und der Gesammtheit, willig in hemmende Schranken pressen ließ, nun wo dieses Ventil entfernt ist, mit ungeheurer Gewalt explodirt, das eigene Werk und sich selbst vernichtend. Jetzt, wo der „geheime Kaiser" dem Kaiser von Gottes Gnaden weichen mußte, wo er sich nicht mehr als daseinsbedingend fühlt, gibt es kein Hemmniß mehr; der ganze Egoismus, der solcher Herrschernatur immanent ist, tritt unverhüllt zu Tage, und aus ihrem vornehmsten Impulse, dem Willen zur Macht, resultirt jetzt das titanenhafte Zerstörungsgelüste. Aus dem Organisator, dem Kanzler, ist nun der Obstructor, der Mann der Opposition geworden, doch der Eiserne, der Große ist er geblieben. Durch alle seine Reden und Thaten von seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu dem letzten Triumphzuge klingt laut hindurch jenes Symbol- und Kerbholzwort: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt", und so konnte ihm mit Recht in Jena zugerufen werden: „Wir kennen keinen Unterschied zwischen Bismarck früher und jetzt."

Und was geschieht nun, nach dem Sturze eines solchen Uebermenschen, und welchen Eindruck hinterläßt sein Wirken? Und wieder gibt uns Nietzsche mit wunderbarer Sehergabe die Antwort:

„Nichts steht bis übermorgen bei dem großen Verfall, eine Art Mensch ausgenommen, die unheilbar Mittelmäßigen. Die Mittelmäßigen allein haben Aussicht, sich fortzusetzen, sich fortzupflanzen — sie sind die Menschen der Zukunft, die einzig Ueberlebenden, »seid wie sie, werdet mittelmäßig!« heißt nunmehr die alleinige Moral, die noch Sinn hat, die noch Ohren findet. — Aber sie ist schwer zu predigen, diese Moral der Mittelmäßigkeit — sie darf es ja niemals eingestehen, was sie ist und was sie will! sie muß von Maß und Würde und Pflicht und Nächstenliebe reden, sie wird Noth haben, die Ironie zu verbergen."

Drei Briefe von Rudolf von Ihering.

Mitgetheilt von Adolph Kohut.

Mit Recht wurde in den Nekrologen, welche über den kürzlich verstorbenen Rechtslehrer erschienen sind, seine Gelehrsamkeit und sein hervorragender Scharfsinn hervorgehoben. Gehörte er doch zu der geringen Zahl von Fachforschern, die auch dem großen Publikum, welches sich sonst um die Bahnbrecher auf dem Felde der strengen Wissenschaft im Allgemeinen wenig zu kümmern pflegt, wenigstens dem Namen nach bekannt waren. Sein „Kampf um's Recht" — welcher Titel sogar zu einem „geflügelten Worte" wurde —, besonders aber seine Broschüre über den Unfug des Trinkgelds, welche mehrere Auflagen erlebte, lenkten auch die Aufmerksamkeit des Laien auf den Mann, welcher so lichtvoll und klar zu schreiben verstand, der — obschon ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft — keine Spur von einem Stubengelehrten an sich hatte und der sogar über eine Göttergabe verfügte, die nur wenigen Menschen in so hohem Grade eigen war, den Humor.

In all' den Besprechungen in der Tagespresse wurde aber des Menschen nur wenig gedacht. Und doch gehörte er vor Allem zu der auserlesenen Schaar der kühnen Denker, die von sich sagen dürfen, daß ihnen nichts Menschliches fremd sei. Ganz abgesehen davon, daß er ein Feind der grauen Theorie war und stets den Gesichtspunkt im Auge hatte, welchen Nutzen seine Wissenschaft den Menschen bringen könnte, predigte er in seinen Schriften nicht bloß doctrinair den „Kampf um's Recht", sondern trat auch persönlich für das gebeugte und unterdrückte Recht in die Schranken, ohne selbstische Seitenblicke nach rechts und links. Nichts konnte ihn so sehr empören, als der Umstand, daß als außerordentlicher oder ordentlicher Professor zuweilen dieser oder jener von der Facultät zurückgewiesen wurde, welcher in politischer oder kirchlicher Beziehung nicht ganz „reinlich oder zweifelsohne" war. Hatte er doch als ganz junger Mann am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, wenn man gegen den Strom schwimmen und ohne Clique und Protection seinen eigenen Weg gehen will. Der 25jährige Jüngling wollte sich nämlich ursprünglich dem Justizdienst widmen; er hatte sich deshalb 1839 in Hannover zum Beamtenexamen gemeldet, wurde aber, da die Beamtenlaufbahn damals als Privilegium galt und Rudolf von Ihering keine Connexionen besaß, ohne Angabe des Grundes zurückgewiesen. Vor einigen Jahren versicherte mir der Gelehrte, daß er dieses Unrecht nie vergessen habe und seit jenem Augenblick fest entschlossen gewesen sei, der Parteilichkeit, der Gevatterschaft in der Schätzung des Verdienstes, dem verderblichen Nepotismus allezeit mit Entschiedenheit entgegenzutreten.

Ihering erzählte auch bei diesem Anlaß, daß er trotz all' seiner Erfolge als akademischer Lehrer, im Grunde zu den Leuten gehöre, die — um mit Bismarck zu reden — ihren Beruf verfehlt haben. Er pries auch, daß ich die schriftstellerische Laufbahn ergriffen habe. Hätte er in seiner Jugend die Freiheit des Entschlusses gehabt, so wäre auch er ausschließlich Schriftsteller geworden. Dieser Beruf erschien ihm als der freieste, um seine ganze Meinung aussprechen und auf die Menge unmittelbar wirken zu können. In der That wäre Ihering, hätte er ungehört seinem Genius gefolgt, ein hervorragender Schriftsteller, und zwar auf humoristisch-satirischem Gebiete geworden. Man lese nur seine köstliche Schrift: „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz"; hier steckt der wirkliche, durch den Juristen verdunkelte Schriftsteller.

Seit Jahren mit dem Studium der Werke Iherings beschäftigt und in Wien ein eifriger Hörer seiner Vorlesungen, kam es mir sehr erwünscht, als ich im Jahre 1884 von der Redaction der „Westermann'schen Monatshefte" den Auftrag erhielt, einen eingehenden Essay über den berühmten Gelehrten und Forscher zu schreiben. Um jedoch einige biographische Details von ihm zu erhalten, wandte ich mich direct an ihn. Von den mit ihm gewechselten Briefen besitze ich leider nur noch drei; die übrigen sind mir in meinem vielbewegten Leben verloren gegangen. Aber auch aus diesen drei Zuschriften, die hier zum ersten Male zum Abdruck kommen, erkennt man

den edlen Sinn, die außerordentliche Bescheidenheit und den herrlichen Charakter des großen Gelehrten. In seinem ersten abhanden gekommenen Briefe schrieb er, daß er bisher alle Aufforderungen, Material zu biographischen und kritischen Artikeln zu geben, abgelehnt habe; es widerstrebe eine derartige, wenn auch noch so objective Instruction, seinem Gefühle, er wolle die Presse nicht beeinflussen ꝛc. Als ich ihn bat, mir seine Schriften — auch die kleineren und vergriffenen — zur Durchsicht zu überlassen, schrieb er mir Folgendes:

Hochgeehrter Herr!

Ich bedauere, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann. Die Handexemplare meiner Schriften gebe ich nie aus den Händen, selbst hier am Ort nicht, geschweige nach außerhalb; es befinden sich darin Aufzeichnungen, welche die Stelle des Manuscripts für künftige Auflagen vertreten, und Bemerkungen, die ausschließlich für mich bestimmt sind und ein fremdes Auge nicht vertragen. In meinem vorigen Briefe hatte ich Ihnen Drucksachen zur Verfügung gestellt, welche mich betreffen, inzwischen bin ich aber auch in Bezug auf diesen Punkt anderer Ansicht geworden. Es sind nicht bloß Anzeigen und Recensionen in Menge über meine Schriften erschienen, sondern Abhandlungen und ganze Bücher, welche den Zweck haben, meine Ansichten zu bekämpfen; so z. B. über den Kampf ums Recht eine Schrift von Boas, über den Zweck im Recht die Schrift von Felix Dahn: die Vernunft im Recht, kürzlich die erste Hälfte einer Abh. von H. Sommer im Decemberheft der preuß. Jahrbücher. Sodann ist in den Einleitungen zu den Uebersetzungen meiner Werke sehr viel über meine Richtung und meine Leistungen geschrieben. Wollte ich Ihnen dies gesammte Material zusenden, Sie würden entsetzt sein über die Fülle und, wenn Sie es vollständig bewältigen wollten, eine Zeit daran setzen müssen, die sich für einen Artikel über mich, wie Sie ihn beabsichtigen, nicht bezahlt machen würde. Daß ich Ihnen bloß gedruckte Lobpreisungen von mir zusenden sollte, werden Sie nach meinem ersten Brief nicht erwarten, ich müßte, um das Gleichgewicht herzustellen, Ihnen Gelegenheit geben, auch alle Angriffe auf mich kennen zu lernen, selbst diejenigen, die meiner Ansicht nach lediglich durch persönliches Uebelwollen oder durch eine von mir verletzte Autoreitelkeit dictirt worden sind. Und selbst eine solche völlig objective Instruction über mich widerstrebt meinem Gefühl. Ich habe Ihnen früher geschrieben, daß ich nie das Mindeste gethan habe, um für mich in der Presse zu wirken, und ich habe alle Aufforderungen, welche mich um Mittheilungen über mich angingen — noch in diesem Jahre zwei: die eine von einem Professor Cogliolo in Modena, die andere von Singer in Wien — abgelehnt und die Anfragenden auf meine Schriften verwiesen. Auch bei dieser Gelegenheit muß ich mich auf diesen Standpunkt zurückziehen. Der Grund ist nicht das mangelnde Vertrauen zu Ihrer Discretion, sondern die Aufrechthaltung meiner eigenen Selbstachtung, welche — Sie mögen es noch so outrirt finden — einmal dadurch bedingt ist, daß ich mir das Zeugniß ausstellen kann, nie etwas für meine eigene Anerkennung gethan zu haben — — dies Bewußtsein gilt mir höher, als alle Lobpreisungen. Dürfte ich Ihnen einzelne Züge aus meinem Leben mittheilen, so würden Sie daraus entnehmen, daß ich in dieser Scheu, etwas für mich in äußerer Anerkennung zu erreichen, viel zu weit gegangen bin, wovon ich mich inzwischen selbst überzeugt habe.

Halten Sie es für nöthig, eine etwaige Lückenhaftigkeit des Artikels über mich mit Ihrem Mangel an ausreichendem Material zu entschuldigen, so mögen Sie immerhin mittheilen, daß ich selber jede Unterstützung Ihrer Arbeit abgelehnt habe, wenn Sie nicht lieber etwa letztere gänzlich aufgeben wollen. Bleiben Sie bei Ihrer Absicht, so würden Sie mich verpflichten, wenn Sie mir 1 — 2 Separatabdrücke Ihres Aufsatzes zusenden wollten.

In größter Hochachtung
Ihr ergebener
R. v. Ihering.

Göttingen, 17 Dec. 1884

Ich ließ mich nicht so leicht abschrecken, sondern rückte nach etwa Jahresfrist mit meinem Vorhaben heraus, d. h. nannte ihm die Monatsschrift, für welche ich einiges Unbekannte von ihm haben wollte. Darauf erwiderte er mir umgehend:

Hochgeehrter Herr!

Ihr Brief, den ich soeben erhalte, hat mich in keine geringe Verlegenheit versetzt. So sehr ich es mir zur Ehre anrechne, wenn Sie mich und mein Wirken zum Gegenstande eines Artikels machen wollen, so sehr widerstrebt es meinem Gefühl, auf die Abfassung desselben den mindesten Einfluß auszuüben. Es ist mir nichts widerwärtiger, als über mich selber sprechen zu sollen zum größeren Publikum. Mittheilungen über mich mache ich nur meinen Familienmitgliedern und meinen allernächsten Freunden, im Uebrigen bin ich dem Anlaß dazu mein ganzes Leben hindurch consequent aus dem Wege gegangen, und möchte davon auch jetzt nicht lassen — — ich möchte mir das Gefühl erhalten, niemals etwas gethan zu haben, um mich in ein vortheilhaftes Licht zu setzen. Ich stelle die Anerkennung, welche die Welt mir für meine Leistungen zollt, sehr hoch, aber der Werth derselben in meinen Augen ist dadurch bedingt, daß ich selber nichts gethan habe, um sie hervor zu rufen. Darum bitte ich es zu entschuldigen, wenn ich Ihnen mit Notizen über mich nicht weiter an die Hand gehe, als ich es, ohne an meinem bisherigen Grundsatz untreu zu werden, glaube verantworten zu können.

Sie wissen, daß B. mich in einer Revue behandelt hat. Ich enthalte mich jeden Urtheils über die eigenthümliche Art, wie er es gethan hat, ich beschränke mich nur darauf, die unrichtige Notiz des Redacteurs, daß ich „wirkl. Geh. Ober-Just. Rath" sei, zu berichtigen, ich bin lediglich Geh. Just. Rath.

Nicht ein ausgesprochener, innerer Trieb hat mich in die akadem. Laufbahn geführt, sondern ein äußerer Umstand. Ich hatte mich 1839 im Herbst zum Beamtenexamen in Hannover gemeldet, wurde aber, da die Beamtenlaufbahn damals als Privilegium galt, und ich keine Connexionen besaß, ohne Angabe eines Grundes abgewiesen, und so faßte ich den Entschluß, Privatdocent zu werden, wozu mich ein hiesiger Repetent, bei dem ich als Student ein Repetitorium gehört hatte, aufgefordert hatte, da ich keine Neigung verspürte, die in meinem Vaterlande Ostfriesland nicht weniger als verlockende Laufbahn des Advokaten einzuschlagen. Ohne diese Aufforderung und ohne die Zurückweisung vom Examen wäre ich nie der geworden, der ich jetzt bin — ich wäre jetzt in irgend einem Ort von Hannover Beamter. Man sieht daraus, welchen Einfluß der Zufall im Leben des Menschen spielt. Meine innere Neigung ging nicht auf die Jurisprudenz; hätte ich Freiheit des Entschlusses gehabt, so wäre ich Literat geworden. In München kam ich in nahen persönlichen Verkehr mit Hebbel, den ich bereits in Heidelberg hatte kennen lernen, ihm las ich eine humoristische Novelle vor, der er seinen Beifall gab. Er meinte, ich besäße ein entschiedenes humoristisches und satirisches Talent, das ich ausbilden sollte, und der Lebensplan, den ich mir entwarf, und den ich Jahre lang festhielt, bestand darin, hannöverscher Beamter zu werden und meine freie Zeit zu literarischen Productionen in jener Richtung zu verwenden; ich habe allerhand Entwürfe zu humoristischen Novellen und selbst zu Lustspielen gemacht und zwei Jahre lang als Student in Göttingen meine Lektüre darnach eingerichtet. Sehr leicht möglich, daß wenn ich mir nicht als Jurist, so als humoristisch-satirischer Schriftsteller einen gewissen Namen gemacht hätte. In dem Werk, das in diesen Tagen von mir erschienen ist: Scherz und Ernst in der Jurisprudenz steckt der ehemalige, durch den Juristen unterdrückte Literat, und völlig habe ich denselben selbst in den rein juristischen Schriften nicht unterdrücken können; in meiner Sammlung von Rechtsfällen ohne Entscheidungen (Aufl. 4 1881) spuckt derselbe öfters (z. B. Fall 74, 76, 72, 50). Ließen meine juristischen Arbeiten mir Zeit, so könnte ich mir kein größeres Vergnügen denken, als einige, bereits ziemlich weit vorgerückte humoristische Aufsätze fertig zu machen, aber der Ernst geht bei mir dem Scherz vor. Jedenfalls müssen Sie, wenn Sie mich richtig schildern wollen, mein neuestes Werk einer Aufmerksamkeit würdigen.

Damit glaube ich dasjenige, was ich Ihnen an persönlichen Notizen bieten kann, beschließen zu sollen. Wünschen Sie aber Gedrucktes über mich, so kann ich Ihnen viel zur Disposition stellen, aber wozu das? Es würde Ihnen nicht mehr gewähren, als Sie Sich selber, wenn Sie meine Schriften kennen, sagen können; jedenfalls könnte ich Ihnen Einiges davon zur Verfügung stellen, aber wenn ich Ihnen rathen soll, verzichten Sie darauf.

Den äußeren Rahmen meines Lebens und die Aufzählung meiner Schriften finden Sie mehrfällig, zuletzt in den Stimmen der Zeitgenossen in der Judenfrage von Singer in Wien.

Sehen Sie jetzt zu, wie Sie fertig werden. Für das größere Publikum hat ja nur der Schriftsteller ein Interesse, und den haben Sie in meinen Schriften.

Mit größter Hochachtung
Ihr ergebener
R. v. Ihering.

Göttingen, 13. Nov. 1885.

Nachdem Ihering so entschieden erklärte, daß, wenn er auch die Anerkennung, welche die Welt seinen Leistungen zolle, hochschätze — „der Werth derselben in seinen Augen dadurch bedingt sei, daß er selber nichts gethan habe, um sie hervorzurufen", blieb mir nichts anderes übrig, als nach bestem Wissen und Gewissen die schwierige Aufgabe einer Darstellung und Würdigung des Lebens und Wirkens Ihering's ohne seine Hülfe vorzunehmen. Auf alle Fälle fühlte ich mich verpflichtet, vor der Drucklegung die Revision der Correctur ihm zu unterbreiten, und ich wurde durch die folgende Zuschrift erfreut:

Hochgeehrter Herr!

Ich habe so eben die Revision der Correctur Ihres Artikels über mich besorgt und will nicht unterlassen, Ihnen meine volle Befriedigung über denselben auszudrücken. Daß es mir wohlgethan hat, mich in einer solchen Weise gefeiert zu sehen, wie es von Ihnen geschehen ist, brauche ich nicht erst zu bemerken, ich muß Ihnen dafür die Verantwortung vor dem Publikum überlassen. Wäre ich gewohnt, für eine öffentlich mir gespendete Anerkennung zu danken, so hätten Sie mir im reichsten Maße dazu Gelegenheit geboten, aber es ist Grundsatz von mir, mich bei allen öffentlichen Beurtheilungen von mir, günstigen wie ungünstigen, gänzlich objectiv zu verhalten, als gingen sie mich nichts an; die Kritik muß wissen, was sie verantworten kann, ich pflege sie weder im voraus zu beeinflussen,

noch ihr hinterher Anerkennung, Dank oder Mißbilligung, Widerspruch zukommen zu lassen. Und so danke ich Ihnen auch nicht für das gespendete Lob. Aber wofür ich Ihnen danke, das ist das Geschick, mit dem Sie es verstanden haben, dem Leser ein zutreffendes Bild von meiner geistigen Individualität, meiner Richtung in der Wissenschaft und meinen Grundansichten zu entwerfen. Insbesondere ist es mir sehr werthvoll, daß Sie mich selber oft haben zu Worte kommen lassen. Dadurch, daß Sie die bezeichnendsten Stellen ausgewählt haben, haben Sie den Leser in Stand gesetzt, sich selber über mich ein Urtheil zu bilden, er lernt meine Denk- und Schreibweise kennen, er hat mich selber in meinen wesentlichsten Zügen vor Augen. Wie sehr zu Ihrem Vortheil hebt sich dadurch Ihr Artikel von dem von K. B. ab, in dem der Verfasser mehr über sich selber, als über mich spricht, und bei dem er es mehr darauf abgesehen hat, mich zu hofmeistern, als mich zu schildern. Es hat mich gefreut, daß Sie bei Gelegenheit der Trinkgeldfrage der oberflächlichen Beurtheilung gedacht haben, die meine kleine Schrift über das Trinkgeld von Seiten der „literarischen Witzbolde" erfahren hat, ich habe dabei an K. B. gedacht, und er selber wird es auch wohl thun, ich selber habe ihm nicht geantwortet und werde es auch nicht — wie Lob und Anerkennung, so lasse ich auch Späße und Verunglimpfung objectiv über mich ergehen. Besonders hat es mich auch gefreut, daß das Bild von mir so vortrefflich gelungen ist. Einige Kleinigkeiten habe ich bei erster Correctur berichtigt, ich setze voraus, daß Ihnen meine Correcturen zugegangen und von Ihnen genehmigt worden sind. Einen großen Kreis von Zuhörern versammle ich leider nicht um mich, ich entnehme daraus, von welchem Einfluß die Universität auf die Frequenz der Auditorien ist, in Wien zählte meine letzte Zuhörerliste über 400, hier in Göttingen freue ich mich, wenn ich 40—50 habe. Um Gutachten bin ich allerdings vielfach angegangen, ganz besonders von der Regierung aus, wo ich mehrfach für Eisenbahngesellschaften Gutachten ausgestellt habe, einmal auch für den Kanton Basel, aber in Ihrem Artikel habe ich die ursprüngliche Fassung getilgt. Vielleicht erscheinen noch einmal humoristische Artikel in irgend einer Zeitschrift von mir, aber dann nicht unter meinem Namen, ich habe sogar in diesen Tagen einen fertig gemacht, der vielleicht nächstens erscheinen wird. Ueber meine Begegnung mit Hebbel hätte ich Sie auf meine Mittheilungen in Kuh's Biographie Friedr. Hebbels, Wien 1877, I, S. 354—360 verweisen können, ich habe es aber unterlassen, da meine Beziehungen zu H. für das größere Publikum kein Interesse hatten.

Zur Erinnerung an meine Berührung mit Ihnen lasse ich Ihnen anbei das Trinkgeld und den Kampf ums Recht zugehen.

Mit größter Hochachtung
Ihr ergebenster
R. v. Ihering.

Göttingen, 31. März 1886.

Ich hatte, nachdem der Aufsatz erschienen, in Göttingen Gelegenheit, Rudolf von Ihering persönlich näher zu treten und habe seinen geistvollen Gesprächen und Rathschlägen sehr viel zu verdanken. Ich erwähne von meinen Unterhaltungen von ihm nur, daß er Friedrich Hebbel sehr hochschätzte und sich mit der Idee trug, dessen Werke und Briefwechsel herauszugeben. Der Dichter starb 1863 und so werden dessen Schriften im nächsten Jahre frei sein. Leider war es Ihering nicht vergönnt, seinen Plan auszuführen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Marienkälbchen.

Von Carl Busse.

Er traf sie in einer kleinen Gesellschaft und wechselte zuerst einige nichtssagende Redensarten mit ihrer Mutter, einer alten, sehr würdigen und sehr vornehmen Dame, die seit dem Tode ihres Gatten stets in Trauer ging. Mit dem Mädchen selbst sprach er nur wenig; bei der Vorstellung hatte er ihren Namen nicht einmal verstanden. Erst später sagte man ihm, daß sie die Tochter des verstorbenen Justizrath Buchwald sei und Franziska heiße. Er nahm es ziemlich gleichgültig auf; überhaupt mochte er mit Frauen nicht gern zu thun haben. Weshalb nicht, das blieb sein Geheimniß. Uebrigens war er auch nicht schön genug, um die Aufmerksamkeit des zarten Geschlechtes in höherem Grade auf sich lenken zu können. Als gute Partie — er besaß ein ziemlich bedeutendes Vermögen — und als Dichter, dessen Erstlingswerk einen unerwarteten Erfolg geerntet, ward er jedoch hier und da sehr umschwärmt und zu mehreren Gesellschaften gezogen. Die Worte, die sie sich bei diesem ersten Zusammentreffen sagten, hatten sie am nächsten Tage alle beide vergessen. Vielleicht wäre überhaupt einer an dem anderen achtlos vorbeigeschwommen im Strome des großstädtischen Lebens, wenn sie sich nicht ganz zufällig wieder einmal getroffen hätten. Und wieder in einer Gesellschaft. Erst da betrachteten sie sich beide genauer und fanden das erste Bindeglied. Sie langweilten sich nämlich beide gleich stark und betheiligten sich nur dann und wann, um ihre Aufmerksamkeit zu beweisen, an der öden Unterhaltung. Während man zu Abend speiste, beobachtete er sie im Geheimen. Er fand, daß sie prachtvolle, gesunde Zähne habe und sehr viel esse. Und als dann später das Unvermeidliche eintrat und der Flügel geöffnet ward, stellte er sich neben sie. Nach einigen Einleitungsphrasen erkundigte er sich, ob sie auch spielen würde.

„Vielleicht," sagte sie kurz, und ihre Nasenflügel zuckten einmal in jener kaum merklichen Bewegung, die durch Worte ausgedrückt etwa lauten würde: Eigentlich lohnt es sich nicht der Mühe.

Er schwieg ein paar Augenblicke, nicht, weil er das Gespräch nicht hätte fortsetzen können, sondern weil seine Gedanken noch bei jener Miene der Geringschätzung waren. „Sie sind natürlich auch musikalisch?!" Dabei schaute sie ihn auch wieder mit einem Ausdruck der Ueberlegenheit an. Sie hatte große graue Augen.

„Nein," antwortete er, „sogar nicht einmal allzu empfänglich für Tonwerke, wie ich leider hinzufügen muß." Er wußte, daß er in diesem Augenblicke die Unwahrheit sprach; aber er war ein sonderbarer Mensch. Was sollte er vor einer Fremden seine Seele entblößen?

„Das kommt selten vor," erwiderte sie ihm. Es schien fast als empfinde sie eher Freude als Schmerz über seine Enthüllung. „Man trifft für gewöhnlich in der Gesellschaft" — das Wort wurde etwas ironisch betont — „wenig Leute Ihres Schlages."

„Ja," sagte er, „meine Unempfänglichkeit für Musik mag daher rühren, daß ich weit größere und herrlichere in meiner Jugend hörte." Zum ersten Male zeigte sich etwas wie Neugier auf ihrem Gesichte, doch nur für einen Augenblick. „Darf ich fragen, ob Sie schon einmal auf dem Lande waren, meine Gnädigste?"

Sie lachte. „Gewiß, gewiß! Wer geht denn heutzutage nicht in die Sommerfrische? Und wenn man davon auch nur einen Schnupfen mitbringt, man schwärmt doch für das Land."

„Haben Sie denn vielleicht schon einmal in der Dämmerung, wenn droben die Sterne zu leuchten anfangen, aus der Weite — es darf nicht von nahe kommen — eine ganz gewöhnliche Harmonika klingen hören, wie sie auf dem Dorfe fast jeder Knecht spielt?" Sie wiegte den Kopf hin und h r und schien alles für einen Scherz zu halten. „Sehen Sie," fuhr er fort, „vor diesen einfachen Tönen, die irgend ein verlorenes, tieftrauriges Volkslied begleiten, müssen selbst Mozart und Beethoven weichen. Sie werden das zwar ebenso wenig begreifen, wie alle andern — Verzeihung, aber es ist so! —, und ich mag wohl auch im Unrecht sein, doch leider kann ich nichts daran ändern. Ich fühle nun einmal so, für jeden Menschen, der auf dem flachen Lande aufgewachsen ist, liegt ein so unendlicher Heimathklang in der Melodie jenes einfachen Instrumentes. Allerdings muß man sie eben, wie ich schon sagte, an Sommerabenden oder in Sternennächten aus weiter Ferne hören."

„Eine sonderbare Leidenschaft, die Sie hier jedenfalls nicht befriedigen können," meinte sie mit leisem Lächeln. Er nickte.

„Das ist das Traurige an solch einer Großstadt. Und auf den Gesang des Meeres darf ich hier leider auch nicht lauschen. Glauben Sie mir, gnädiges Fräulein, vor dessen erhabenem Liede verschwindet Alles. Das Plätschern der Wellen an den Strand ist so groß und überwältigend in seiner Eintönigkeit, wie nichts mehr auf Erden."

„Vergeben Sie mir die Frage, sind Sie vielleicht am Meeresstrand aufgewachsen?"

„Ich bin Holsteiner." bejahte er mit leichter Verneigung, „mein Name sagt es schon: Erik Larssen. Ganz nordisch."

„Ah, der Dichter . . .?"

„Jawohl," sagte er etwas erstaunt, lenkte jedoch sofort das Gespräch wieder zurück, da er es nicht liebte, über seine Werke zu sprechen und sprechen zu hören. „Mein Landsmann Storm hat die See geschildert wie selten einer. Wenn der Schlamm in der Tiefe mit geheimnißvollem Tone gährt und der harte Schrei der Wandergans über die Dünen klingt, oder wenn es wetterleuchtet über dem Wasser und die Strandgräser im Nachtwinde fliegen — dann lernt man zur Natur beten. Lieben Sie Storm?" Sie zuckte mit den vollen Schultern.

„Offengestanden, gar nicht. Seine Gedichte mögen ja recht hübsch sein; ich kenne sie nicht, da ich die Verse nicht leiden mag. Und in seinen Novellen herrscht ein Element vor, das ich nicht verstehe, das ich für unwahr halte, kurz, das mich stört."

Er erwiderte ihr mit keinem Worte darauf, nur mit einem überlegenen, fast mitleidigen Lächeln, hinter dem er seinen Zorn verbarg. Theodor Storm war ihm heilig. Goethe und Schiller mochte sie angreifen, so viel sie wollte, diese verstand sie vielleicht, aber seinen Storm durfte ihm niemand schelten, weil ihn niemand begriff. Das war so eine seiner verzeihlichen Schwächen. Es war gut, daß die übrigen der Unterhaltung ein Ziel setzten. Franziska ward gebeten, irgend etwas auf dem Klaviere vorzutragen. Sie ließ sich gar nicht nöthigen und spielte ein par wundervolle Stellen aus der „Cavalleria rusticana", alles ganz tadellos, mit vollem Anschlag. Er kannte und liebte die Oper und hörte aufmerksam zu. Immer wieder gestand er sich, fast mit heimlichem Unwillen, daß sich auch nicht der leiseste falsche Ton in ihren Vortrag schlich. Und doch fehlte etwas, hatte er etwas daran auszusetzen. Sein wunderbar entwickeltes Feingefühl sagte es ihm und das trog nie. Was er aber eigentlich wollte, konnte er selbst nicht in Worte fassen. Er vermied es jedoch, ihr, als sie geendet hatte und von allen Seiten beglückwünscht auf ihren Platz zurückging, auch seinen Dank auszusprechen und half sich mit einem Scherzwort darüber hinweg. Das konnte um so weniger auffallen, als er sich ihr gegenüber ja selbst als Kunstbarbar aufgespielt hatte. Zum Abschied sagte sie ihm, das Haupt leise neigend, mit ihrer vollen, doch

etwas harten Stimme: „Hoffentlich erfüllt sich Ihr Herzenswunsch, bald wieder den Klängen der Harmonika lauschen zu können, in kürzester Zeit.“ Ihre Mutter bat um seinen Besuch. Er wollte etwas erwidern, aber er verbeugte sich dann nur stumm, im Geheimen über sich selbst ärgerlich, daß er jenes Mädchen, wie er sich einbildete, so tief in seine Seele hatte schauen lassen.

— — — Erik Larssen hatte viel in seinem Leben gelitten. Man sah es seinem jungen Gesichte jedoch nicht an, und wenn man ihn um seine Schicksale befragte, schüttelte er mit dem Kopfe und antwortete: „Eigentlich hätte ich keine irgendwie bedeutenden Vorfälle zu verzeichnen. Mein Leben floß immer so dahin, wie die Welle eines Landsees, die keine großen Stürme kennt.“ Aber er selbst glaubte nicht an das, was er sagte. Sein Vater war ein kleiner Gutsbesitzer gewesen, die Mutter hatte er nie gekannt. Einsam wuchs er auf, ohne Freunde und Genossen, einsam spielte er auf den Dünen am Nordseestrand. Sein Blick umfaßte allmählich alles, jede Blume kannte er, jeden Stein, jeden Vogel. An dem Tage, wo er den Dichter in sich entdeckte, weinte er. Er verbarg diese seine Begabung sorgfältig vor der Welt, er mußte heucheln, um nicht das Heiligste, was er besaß, verspottet zu sehen. Denn seine Landsleute kannte er, und auch sein Vater war einer jener prachtvollen nüchternen Holsten, die über Butter- und Käsepreise, über ihr Vieh und ihre sonstige Wirthschaft nicht hinauskommen und den Dichter verachten. So ward Erik verschlossen. Als er einen Beruf ergreifen sollte, kam es doch heraus. Das waren bittere Stunden, in denen er sich ganz in sich selbst zurückzog. Seinen Willen setzte er aber durch und studirte Literaturgeschichte und Philosophie.

Zu dieser Zeit kam die Liebe über ihn. Sie ergriff den seelisch fast zu fein veranlagten Menschen mit seltener Macht. Wie ein Frühlingssturm erschien sie ihm, wie eine Offenbarung des Gottes, den er in der Natur anbetete. Des Mädchens Vater, ein Beamter von altem Schrot und Korn, mochte seine Tochter jedoch nicht an den damals noch unbegüterten Menschen, den er einen Faullenzer nannte, wegwerfen. Ob das Mädchen selbst ihn liebte, wußte Erik Larssen auch nicht einmal genau. Ihm ward die Wahl gestellt, entweder wie bisher ganz seiner Kunst zu leben und seiner Liebe zu entsagen, oder einen festen Beruf zu ergreifen und das Mädchen heimzuführen. Wer weiß, was er gethan hätte, wenn sich inzwischen nicht ein anderer Bewerber eingestellt hätte, der vor den Augen des Vaters sofort Gnade fand. Und die Tochter war gehorsam. Der Schmerz um ein verlorenes Glück brachte sein Talent zur Reife. Als er sich selbst erst bezwungen hatte und sein Erstlingswerk der Oeffentlichkeit übergab, erwarb er sich über Nacht einen geachteten Namen und eine zwar kleine, aber feingebildete Gemeinde, die ihm lauschte. Sein Vermögen, das durch seinen literarischen Erfolg bereits angewachsen war, vermehrte sich noch durch eine Erbschaft, die er zufällig machte, um ein Bedeutendes, und theils um sich zu zerstreuen und seine erste Neigung besser verwinden zu können, theils auch um neue Eindrücke zu gewinnen, die er in seinen Schriften verwerthen wollte, ging er auf Reisen. Berlin wählte er zeitweise zu seinem Aufenthaltsort, dort war er auch zu dem Sonderling geworden, als welchen seine wenigen Bekannten ihn behandelten. Seine weiche, sein empfindende Seele, die durch ein geringes Etwas verletzt werden konnte, krankte erst an der Großstadt. Die Gegensätze stießen schroff auf einander, das Innenleben ließ sich erst mit dem Außenleben nicht recht in Einklang bringen, und um nicht an seiner Seele zu Grunde zu gehen, sie nicht durch Spott und rauhes Berühren verwunden zu lassen, zog er einen Panzer um sie herum, etwas Fremdes. Eine feine Scham hielt ihn davon zurück, irgend einem anderen einen Blick in sein heiliges Innenleben zu gönnen und um es besser zu verbergen, rollte er sich ein wie der Igel, legte er den Stachelpanzer der Ironie um sich herum. Er sprach sogar oft die Unwahrheit, und doch haßte er die Lüge, alles nur, um die Menschen, die ihn doch nicht begreifen konnten, irre zu führen, über sein eigentliches Selbst zu täuschen, sie nicht mit rohen Händen in das zarte Gewebe seiner Seele fassen zu sehen. Es war in Erik etwas von jenem Manne, der dem ihm begegnenden Räuber viel von seiner Tapferkeit und Riesenstärke erzählte, um ihn seine Schwäche und Feigheit nicht merken zu lassen. Seine Bekannten bezeichneten ihn als seelisch überreizt, und doch paßte der Ausdruck nicht recht für ihn. Sein Empfinden war nur zu fein. Das zeigte sich in allem. Er las fast nur Storm, Jacobsen, Kielland und daneben noch einige andere nordische Dichter. Er liebte bestimmte Blüthen: Jasmin, Rosen, Reseda und Levkojen; er haßte andere: Tulpen und Pelargonien. Und dann redete er sich ein, von niemand verstanden zu werden. Das verbitterte ihn aber gar nicht, nur mochte er deshalb nicht gern über seine Werke sprechen hören.

In der Droschke, in der er nach seiner Wohnung fuhr, überlegte er sich, was ihm ihr Spiel so auffällig gemacht habe. Er hatte die Angewohnheit, so lange zu grübeln, bis er die Lösung des Räthsels gefunden. Sein Gefühl ging überhaupt stets voran, tastete vorsichtig und ward dann von irgend einem Gegenstande angezogen oder abgestoßen. Aufgabe des Verstandes war es nun, die Gründe hierfür zu finden. Vorher ruhte er nicht. Er ahnte oder vielmehr er wußte auch schon, was ihn heut so kalt berührt, was ihrem Spiele gefehlt hatte, aber er wollte es sich nicht eingestehen und suchte absichtlich nach einer anderen Erklärung seiner Empfindung. So grübelte er tagelang, nicht fortwährend, sondern wann es ihm gerade einfiel; oft sogar mitten in seiner Arbeit, dabei nahm er unbewußt eine kleine Verschiebung vor: statt ihres Spieles setzte er sie selbst und nun beschäftigte er sich manche Stunde mit der vollen und schlanken Gestalt, den scharfen Zügen, den klaren, grauen Augen.

Eines Vormittags gab er seine Karte ab. Sie wohnte im Thiergartenviertel, in einer jener kleinen, gartenumgebenen Villen, die gleich friedlichen Inseln aus der Fluth des großstädtischen Lebens auftauchen. Von der Veranda aus sah man auf prachtvolle alte Lindenbäume, und der Lärm der Hauptstraßen rollte hier fern und fast unhörbar vorüber. Nur der gell ersterbende Pfiff der Stadtbahn drang ab und zu in die Einsamkeit.

— — — Erik und Franziska saßen sich in der Veranda gegenüber. Sie sprachen Beide einen Augenblick nichts. Er hing seinen Gedanken nach, sie hatte ihren Stickrahmen vor. Ihr Spiel damals hatte ihm nicht Ruhe gelassen, es verfolgte ihn unablässig. So war das Mädchen eine Art Problem für ihn, den Dichter, geworden, sie beschäftigte ihn immer lebhafter. Dann aber betrachtete er sie auch als die einzige, die in seiner Seele gelesen hatte. Anfangs machte er sich die heftigsten Vorwürfe darüber, daß er sich ihr gegenüber so wenig verschlossen gezeigt hatte; schließlich befreundete er sich jedoch mit dem Gedanken, an ihr eine Art Vertraute zu haben, ein Wesen, dem er sich vielleicht in seiner wahren Gestalt zeigen könnte, das ihn nicht verspotten, das ihn vielleicht begreifen würde. Und dieser Gedanke that ihm, dem Einsamen, so wohl, daß er sich mit aller Kraft daran klammerte. So hatte er schließlich seinen Besuch gemacht und war von Mutter und Tochter freundlich aufgenommen worden. Die Wittwe schien einer Verbindung der beiden jungen Leute nicht abgeneigt zu sein und bat Erik dringend um öftere Wiederholung seines Besuches. Zuletzt war er auch zwei bis drei Mal in der Woche draußen bei ihnen.

Liebte er das Mädchen? Er wußte sich die Frage nicht recht zu beantworten und sann in schlaflosen Nächten darüber nach. Franziska's Bild verließ ihn zuletzt gar nicht mehr, es ward ihm vertraut wie das einer Schwester, und immer mehr gewöhnte er sich an den Gedanken, Franziska zu seinem Weibe zu machen. Gerade weil sie einestheils so ganz anders war in ihrem Fühlen und Denken, als er selbst, und weil sie Beide sich doch wiederum ergänzten, beide im Grunde ihres Herzens die Alltagsmenschen verachteten, aristokratische Naturen waren — glaubte er, mit ihr glücklich werden zu können. Ueber ein unbestimmtes Etwas, das ihn warnte, konnte er sich jedoch nicht hinwegsetzen. Das kränkte ihn, und nun erwachte der niederdeutsche Stolz, oder besser: die niederdeutsche Hartköpfigkeit in ihm. Jetzt wollte er an seine Liebe zu ihr glauben und er redete es sich so lange vor, bis er sie wirklich liebte. Aber wie ein Frühlingssturm, wie eine Offenbarung Gottes kam ihm diese zweite Herzensneigung nicht vor. Heut' war er nun nach der Villa gegangen, um vielleicht Alles in's Reine zu bringen.

Der Sommertag starb, und die ersten Abenddämmer sanken auf die Welt. Ueber dem Thiergarten lagen die letzten Sonnenstrahlen. Blühende Akazien durchdrangen die ganze Luft mit ihrem süßschweren Athem. Die Mutter war aufgestanden und in das Haus gegangen, um die Zurüstung zum Abendessen selbst zu überwachen. So waren die beiden jungen Leute allein geblieben.

„Erinnern Sie sich noch der Gesellschaft, in der wir unser erstes Gespräch führten?“ fragte sie ihn, während sie eifrig weiter stickte. Auf seine Bejahung fuhr sie fort: „Die junge Beamtentochter, die damals neben uns saß, hat sich kürzlich verheirathet. Wenn diese Menschen doch endlich einmal denken lernen möchten!“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Es ist die alte Geschichte,“ lächelte sie und legte den Stickrahmen bei Seite, „er hat kein Geld und sie hat auch keins. Kielland hat in einer seiner Novelletten, die ich kürzlich mit Vergnügen las, das Schicksal eines solchen Ehebundes genau vorgezeichnet.“

Ihre Worte berührten ihn nicht angenehm. „Die beiden Menschen,“ antwortete er nach einer kleinen Pause, „haben sich jedenfalls herzlich lieb.“

„O gewiß werden sie sich lieb haben!“ Ihre Stimme zeigte wieder diesen überlegenen Ton. „Man sagt es wenigstens; aber von dieser schönen Liebe werden sie selbst in den ersten vier Wochen nicht satt, von später ganz zu schweigen. Ich kann es gar nicht begreifen, wie man so kindlich sein kann. Was heißt denn Liebe?“ Sie stand auf und trat vorn an die Brüstung der Veranda, wo die Topfblumen dufteten. Er stellte sich neben sie.

„Was Liebe ist? Darauf kann ich Ihnen allerdings wohl kaum eine Antwort geben, ohne einen der mehr oder minder geistreichen Gemeinplätze anbringen zu müssen.“

„Selbst Sie bleiben mir die Antwort schuldig! Das heißt, Sie wissen es nicht, denn Alles, was man weiß, kann man auch in Worte fassen, wie schon Sokrates irgendwo bemerkt. Und dabei sind Sie doch Dichter, der mit dieser Liebe jedenfalls sehr viel operirt!“

Ein spöttischer Zug lief um ihren Mund. Er schwieg ein paar Augenblicke und streifte ein nicht mehr frisches Blatt von einer Stockrose.

„Ich möchte Ihnen ein Dichterwort sagen. Von wem es stammt, ist ja gleichgültig. Sie würden den Mann doch nicht kennen, da er meistens Verse geschrieben hat, gute Verse, meine Gnädigste, und Sie lesen ja solch Zeug nicht.“

Jetzt konnte er ein überlegenes Lächeln nur mit Mühe unterdrücken. Sie ärgerte sich im Geheimen darüber. „Wie heißt der Dichter?“

„Prinz Schönaich-Carolath — nun?“ Sie ward leicht roth.

„Bitte, Sie wollten ja citiren.“

„In einem seiner Werke findet sich eine Stelle, deren Wortlaut mir entfallen ist, die aber ungefähr lautet: Frage keinen Weisen, keinen Philosophen, was Liebe ist — frage nur Gott darum und den Menschen, den Du liebst.“

Es war sehr still auf der Veranda. Er kämpfte innerlich, und während er noch sann, kam es schon über seine Lippen, weich und zärtlich: „Können Sie mich fragen, Franziska?“ Sie senkte das Haupt, sie verstand seine Worte. Nun kam es nur auf ihre Entscheidung an. Blitzgleich zog ihr in dieser Minute alles Mögliche durch den Kopf. Einmal mußte sie doch heirathen, und von allen Männern, welche sie kennen gelernt, hatte Erik ihr noch am besten gefallen. Sie ahnte auch, daß er anders war, als er sich für gewöhnlich gab; hier und da hatte er ja vor

der Frau, die er liebte, die Maske fallen lassen. Und es reizte sie, ihn, der sich von den übrigen Leuten so wesentlich unterschied, noch näher kennen zu lernen, ihn ganz zu durchschauen, bis sein Inneres so unverhüllt vor ihr daläge wie vor Keinem sonst. Außerdem war er reich, auf dem besten Wege eine Berühmtheit zu werden, liebte er sie wirklich und wünschte ihre Mutter diese Verbindung auch — was gab es also da viel zu überlegen? Bevor sie etwas sagte und ihn aus seiner Ungewißheit riß, schaute sie noch wie gleichgültig in den Garten. Der Ring an ihrem Finger blitzte in der Abendsonne. Er wartete mit gespannten Zügen.

Um die beiden einsamen Menschen schwirrte ein Marienkälbchen. Auf der Hand des Mädchens ließ es sich nieder und faltete die kleinen rothen Flügel mit den schwarzen Sternen darauf. Wie unbewußt hefteten sie alle Beide ihren Blick auf das Thierchen. Eine Sekunde nur, dann zerdrückte sie mit ihren kühlen, schlanken Fingern den zarten Leib des Käfers. Langsam entfernte sie mit dem Taschentuche die Flecken von ihrer weißen Haut. Er hatte Alles mit angesehen. Und in diesem Augenblicke ward ihm zu Muthe, als berühre ihn ihre weiche Hand, als drücke sie ihm die ganze Brust ein, fester und immer fester, als durchbohre das schöne Weib vor ihm langsam, mit einem Lächeln in den großen, grauen Augen, sein Herz. Und das that so weh . . . so weh! Er athmete tief und trocknete sich die Stirn. Nun erst wagte er es sich selbst zu gestehen, was ihrem Spiele damals gefehlt hatte: die Seele. Der stolzen Tulpe mangelte der Duft. In wenigen Sekunden war Alles geschehen. Jetzt wandte sich das Mädchen um.

„Ja," sagte sie und schlug die Augen zu ihm auf, „ich will Sie fragen, was Liebe ist." Ihre Stimme zitterte nicht im Geringsten. Er lachte etwas gezwungen.

„Verzeihung, meine Gnädigste, aber ich sagte schon vorhin, daß ich nicht im Stande wäre, Ihnen den gewünschten Aufschluß zu geben. Fragen Sie, bitte, einst den Mann, den Sie lieben und der Sie liebt."

Ihr Gesicht ward erst todtenbleich und dann flammendroth; vielleicht von der Sonne, die drüben unterging. Sie fühlte den Schimpf und suchte fieberhaft, ohne es jedenfalls selbst zu wissen, in diesem Augenblicke nach den Gründen, die er für sein Benehmen hatte. Aber sie lachte dabei — lachte — lachte. Und sie lachte noch immer, als er um die Erlaubniß bat, sich entfernen zu dürfen, da er seine Sehnsucht nach dem Gesang der Meereswellen und den Klängen der Harmonika nicht mehr unterdrücken könne.

„Vielleicht hätten Sie die Güte, mich Ihrer Frau Mutter zu empfehlen. Gnädiges Fräulein — — " eine stumme Verbeugung, und stolz, mit erhobenem Haupte, öffnete er das Gartenpförtchen, welches auf die Straße führte. Es war ihm unmöglich, noch einmal in jene Zimmer zu treten und sich von der Hausfrau persönlich zu verabschieden.

Franziska setzte sich langsam auf den Gartenstuhl und verschlang die Hände im Schooße. Heut' war sie zum ersten Male gedemüthigt worden, und das Herz schwoll ihr vor Haß. Neben diesem Haß aber erhob sich ein Gefühl in ihr, das sie noch furchtbarer verletzte, als seine Beschimpfung: eine Art Bewunderung für den Mann, der sie zurückzustoßen wagte, sie, die er doch liebte. In dieser Minute ward der Grund gelegt zu jener Liebe, die später ihr ganzes Sein durchfluthen sollte. Sie ahnte es dumpf jetzt schon, und nun war er gegangen. Es war ein Abschied für immer.

Sie nahm ihre Arbeit vor, es half nichts, die Gedanken peinigten sie immerzu. Hätte sie wenigstens gewußt, weshalb er sie so plötzlich verlassen! Fortwährend zermarterte sie ihren Kopf, ohne sich seinen schnellen Entschluß auch nur im Geringsten erklären zu können. Vor ihren Füßen lag das todte Marienkälbchen; achtlos irrten ihre Augen darüber hin. In ihrem Herzen wollte es Frühling werden, ein Frühling, der schon wieder sterben mußte, ehe er überhaupt angefangen hatte zu blühen und zu duften. Und sie saß und sann, mit gesenktem Haupte, bis sie den Schritt ihrer Mutter hörte.

Aus der Hauptstadt.

Anti-Vespasian.

Es war im Jahre 70 nach Christi Geburt. Se. Majestät der regierende Kaiser Vespasian hatten geruht sehr gut geruht zu haben, und wohlgelaunet war sein Geist. Er schlürfte den Frühstücks-Mokka mit unverkennbarem Behagen, ließ ein gnädiges Witzwort fallen, das der aufwartende Kammerdiener unverzüglich dem im Vorzimmer unterthänigst harrenden Hofreporter einiger oppositioneller Tageblätter hinterbrachte, und beschäftigte sich dann mit der Lectüre der eben eingelaufenen Morgenzeitungen. Wieder einmal stand die Steuerreform im Mittelpunkt der Debatte; wuchs doch mit jedem Monat fast das Geldbedürfniß des von Feinden umstarrten Römerreiches, wuchs doch mit jedem Monat die Unzufriedenheit gerade der breiteren Volksmassen, welche sich immer entschiedener in die Arme der von dreisten Agitatoren geleiteten, sogenannten christianischen Partei warfen. — Eugen Krechting, der aus der Barbarei eingewandert war und sich durch Handel mit Nacht-Extrablättern am Kapitol schlecht und recht ernährte, brachte heute einen fettgedruckten Leitartikel, worin er, an die eben vollzogene Zerstörung Jerusalems durch Se. kaiserliche Hoheit den Kronprinzen anknüpfend, gegen diesen Act mittelalterlicher Barbarei mit flammenden Worten protestirte und sich auf einen Ausspruch Caligula's über Toleranz und Glaubensfreiheit berief. „Mit frecher Verlogenheit", fuhr er dann fort, „wird von bezahlten Preßlakaien und schamlosen, aber ebenfalls gut besoldeten Schergen der Gewalt den unglücklichen Opfern des Blutbades alle Schuld an der Katastrophe zugeschoben und gleichzeitig niederträchtiger Weise versucht, aus dem Aufstande Bar-el-Chochbars (für den wir in letzter Nummer eine Subscription eröffnet haben) Kapital für die neuen Kredite zu schlagen . . . Naive Steuerreform dilettantischer Finanzler . . . Blödsinn . . . bodenlose Ignoranz . . . Unsere Leser können sich darauf verlassen . . . allzeit voran . . . diesem Ministerium keinen Groschen . . . Gleichzeitig empfehlen wir die in 200,000 Exemplaren verschenkten Broschüren unseres Begründers: »Christianische Zukunftsbilder« — »Irrlehren des Christenthums« . . . in Partien von 100 noch billiger . . . beginnende sensationelle Skandalprozesse in stenographischer Wiedergabe der Verhandlungen . . . viele neue Abonnenten zuführen. Inserate 40 Denare die viergespaltene Zeile, Reklamen 80 . . . nochmals Steuerreform . . . halbe Maßnahmen, die keinen Menschen befriedigen . . . fortgesetzte Chicanen . . . grüner Tisch . . . des Lebens ewig gold'ner Baum . . ."

Als der Kaiser den Artikel, wiederholt zustimmend mit dem Kopfe nickend, zu Ende gelesen hatte, ließ sich Se. Excellenz der Herr Finanzminister melden. Vespasian empfing den Würdenträger kühler als es sonst seine Art war.

„Was bringen Sie?"

„Eine neue, fein ersonnene und ausgleichend gerechte Steuer auf Fensterscheiben, Ew. Majestät. Jede Scheibe kostet hinfort einen halben Denar Steuer, und zwar zahlt davon der Hauswirth die Hälfte, damit die unbemittelten Bürger nicht zu sehr gedrückt werden. Für jede Gardine, die der betreffende Miether an seinem Fenster befestigt, zahlt man ihm $^1/_8$ Denar zurück. Stellt er einen Blumentopf hinein, so kriegt er noch $^1/_8$ Denar wieder. Auch den Hauswirthen wollen wir für jede grüne Bank vor der Thür $^1/_2$ Denar vergüten. Auf diese Weise erfreut sich das Land endlich einer lang entbehrten, dringend nothwendigen Abgabe, die Ordnungsliebe, der Schönheitssinn des Volkes werden gefördert — die erziehliche Wirkung des neuen Kurses —"

„Ich werde Ihnen 'was sagen," fuhr ihm Vespasian in die Parade. „Wir haben seit Jahresfrist elf neue Steuern eingeführt, von denen nur eine einzige, die auf Luxuslöwen mit Rückvergütung an die Commune, mehr als hundert As eingebracht hat, die aber ausnahmslos blutige Empörungen hervorriefen. Geld brauchen wir, das ist klar. Das sieht jeder vernünftige Mensch ein. Von meiner knapp bemessenen Civilliste — übrigens, bitte, wann lassen Sie die erhöhen? — von der kann ich doch nicht noch das Heer erhalten. Ohne die Armee sind wir aber innen wie außen verloren. Die Juden borgen uns seit der Zerstörung Jerusalems auch nichts mehr. Es hat auch keinen Zweck, dies ewige Pumpen. Ich werde Ihnen 'was sagen: lassen wir all' diese gerechten Steuern, worüber sich die Leute nur ärgern, fallen und führen wir eine neue Steuer — nun, sagen wir, auf das dringendste Lebensbedürfniß ein . . . Na, Sie verstehen mich. Sonst lesen Sie Näheres in Fritz Pollack's Geschichte des neuen Curses, die von hinten anfängt, nach."

„Das ist ja aber gar keine geistvolle Steuer", wagte der Minister mit bleichen Lippen einzuwenden.

„Papperlapapp . . ."

„Und dann — verzeihen Ew. Majestät — so unnobel —"

„Ach was. Seh'n Sie, dieser Denar ist das erste Erträgniß der neuen Abgabe. Ich habe ihn, mich selbst besteuernd, vorhin erlegt. Riecht er etwa?"

* * *

Die Kunst des Finanziers besteht nicht eigentlich darin, einer Biene gleich den überflüssigen Honig aus den Blüthenfeldern ringsum zu ziehen und ohne sie zu schädigen, sich selbst zu versorgen; diese Kunst ähnelt auch nicht der von den Ameisen geübten Praxis, ihre Blattläuse — pardon! — von dem sie bedrückenden süßen Safte zu befreien und den ganzen Staat damit zu ernähren, o nein, seit John Law's Zeiten und im Jahrhundert des großen Wyschnegradsky haben die Finanziers nur nöthig, Geld zu machen, besten Falls den Metallschatz des Landes zu mehren, gleichgültig wie und woher. Ob man Geld darstellende Papierfetzen millionenweis auf den Markt wirft; ob man es von Gott und aller Welt borgt, bis der Kredit völlig erschöpft ist und man Zinsen zahlen muß wie der Reichsadel den mittelalterlichen Juden; ob man den Steuerexecutor am liebsten zu den Leuten schickt, von denen man weiß, daß sie bei aller Mittellosigkeit doch die Schmach der Pfändung fürchten, zu dem höhnischer Weise sogenannten „Mittel"stand nämlich; ob man die kleinen Handwerker und Gewerbtreibenden, dies Mark der Nation, mit verbrecherischen Brandschatzungen bedrückt, wie die Miethssteuer eine ist, und mit plump gearbeiteten Daumschrauben, die nur den einen Vorzug aufweisen, ihren Handhabern keine Geistesarbeit zuzumuthen, den Delinquenten aber sicher zu packen: Daumschrauben, wie abermals die Miethssteuer eine ist — ob man all' dies und Schlimmeres thut, es bleibt sich gleich, man hat ja nur die eine Pflicht, die etatsmäßige Summe einzutreiben. Alle buntgesprenkelten Töpfe, die auf den Markt kommen, sollen laut einer Vereinbarung zwischen Volk und Obrigkeit dem Staat gehören, damit aus ihrem Ertrag die laufenden Ausgaben bestritten werden. Männiglich versteckt nun die bunten Töpfe sorgsam zwischen den grauen, und Excellenz John Law hätte die Aufgabe, sie allsämmtlich herauszusuchen. Das aber möchte zu viel Mühe und zu viel Findigkeit beanspruchen, und so greift er denn zum Dreschflegel und schlägt in die Haufen hinein . . . da wer-

den die bunten Töpflein drunter schon zum Vorschein kommen. Von einer solchen Steuerpolitik sagt man nachher, sie gehe „tüchtig in's Geschirr".

Excellenz Miquel ist kein Law und kein Topfschläger, ganz im Gegentheil; er ist ein feiner, geistvoller und ausgleichend gerecht denkender Mann, und deshalb auch dem derben Kaiser Vespasian durchaus abhold, ihm sogar, was Fähigkeit, will sagen, Salonfähigeit, anbelangt, weit überlegen. Alle seine Steuerpläne nehmen sich aus wie kunstvolle mathematische Gleichungen. Vor lauter versteckten Finessen, Versuchungen und Fallstricken in seinen Reglements kommt der Bürgersmann aus dem bewundernden Staunen gar nicht heraus, und wenn er nach dem Quartalsersten die grünen Quittungen des kaiserlichen Schatzamtes honorirt, so geschieht dies zwar nicht ohne Bedauern, aber doch mit einem allen Grimm mildernden ehrfürchtigen Grauen vor Tuebben's überirdisch geistvollen und knifflichen Fragebogen. Der Bürgersmann kriegt wieder Angst und Respect vor seiner Regierung, und darum schon muß Herr Miquel der Mann des neuen Curses sein, dem Respect sehr noth thut, wahrhaftig.

Herr Miquel liebt den groben und cynischen Vespasian nicht, und seine geruchlosen Reformen können in der besten Gesellschaft, auch vor Damen besprochen werden, wenn's sie nicht zu sehr langweilt; aber ich fürchte, er hat den Fritz Pollack nicht genügend studirt und allzu sehr Vespasian's Minister sich zum Vorbild genommen. Einem so geschmackvollen und originellen Kopf wie unserem Finanzminister gegenüber darf ich die selbst bei den Leitartiklern schon in Verruf gekommenen Bilder vom Faß der Danaiden und dem Stein des Sisyphus nicht anwenden; aber wenn er in stillen Stunden über die bisherigen Erfolge seiner Thätigkeit nachdenkt, wird er am Ende doch keine besseren Vergleiche finden. Die neupreußische Steuergesetzgebung muß auf jeden unbefangenen Hunonen den Eindruck machen, als sei ihr Zweck nicht etwa Füllung der Staatskasse, sondern allein ausgleichende Gerechtigkeit. Bringen die Lebensmittelzölle ein paar runde Millionen ein, so hat man nichts Besseres zu thun, als diese Millionen schleunigst an die Communen zu vertheilen; der Staat von Rothschild's Gnaden aber kann zusehen, wo er für seine Bedürfnisse Geld gepumpt kriegt. Gibt die Einkommensteuer mit Declarationszwang einen baß erfreulichen Ueberschuß her, so streicht den abermals nicht die Staatskasse ein — die hat ja noch Kredit genug! — sondern man verwendet ihn zur Herabsetzung der Grund- und Gebäudesteuer. Ich weiß wirklich nicht, weshalb sich Excellenz Miquel quält, wenn man ihm Alles, was er mühsam herbeischafft, gleich wieder vor der Nase wegnehmen darf. Die Selbsteinschätzung ist eine schöne Sache und mir persönlich, der den meisten neugierigen Fragen Tuebben's eisiges Schweigen entgegen setzen darf, a lot of fun; ehrenwerthe Männer aber, die mehr in die Suppe zu brocken haben als ich, mögen in den fatal aufdringlichen Erkundigungen eine widerliche Last erblicken. Die versöhnliche Wirkung, die Excellenz Miquel seinem Werk zuschreibt, wird lange auf sich warten lassen; das Heer verärgerter Declaranten tritt in Opposition gegen die „besitz- und bildungsfeindliche" Regierung; dem Pauper aber ist es ziemlich gleichgültig, ob er monatlich fünf oder zwei und einen halben Groschen zahlen muß. Der Unterschied reicht nicht für zwei Glas Bier hin. Excellenz Miquel hat die beste Absicht, die von der Sozialdemokratie pomphaft angekündigte Katastrophe abzuwenden und den Sturmangriff der Umsturzcolonnen, so viel an ihm liegt, abzuschlagen. Er sieht dem Feinde mit Festigkeit in's Gesicht und exponirt sich auf's Aeußerste. Marmont sah mitten im wüthendsten Kugelregen, während rings um ihn die Grenadiere zu Dutzenden niederstürzten, einen jungen Conscribirten stehen, der zornig mit dem Bajonett herum fuchtelte, aber nicht ein einziges Mal wirklich Feuer gab. Er ritt an ihn heran und fragte, weshalb er denn nicht schieße. „O, ich möchte schon ganz gern," erwiderte der muthige Krieger, „aber man hat mich nicht gelehrt, wie man ladet."

Mit der versöhnlichen Wirkung der noch schwebenden Projecte wird's nicht viel besser sein. Zur Steuer der Gerechtigkeit plant man jetzt eine Vermögenssteuer, welche die fetten Staatspensionäre, die Rentiers und Erbreichen stärker als den zinsschaffenden Arbeiter zu den öffentlichen Lasten heranziehen soll. Auch sie ist nichts als eine moralische Steuer, zur Besänftigung des Zornes der Armuth erdacht. Ihr finanzieller Erfolg wird ganz gering bleiben, denn mehr als einen kleinen Promillesatz läßt sich der geduldigste Millionär nicht gutwillig aufbürden. Die Politiker des neuen Curses, nach allen Seiten hin versöhnend, vergessen, daß in Geldsachen Gemüthlichkeit und Versöhnlichkeit aufhören (cfr. Hansemann's Gesammelte Werke), und sie thäten vielleicht doch besser, sich Bismarck's erschrecklich simple Grundanschauungen über Abgaben noch einmal zu vergegenwärtigen. Sehen Sie, Excellenz Miquel, Sie sind ein geistreicher Mann, ich betone es immer wieder, und neben Herrn von Böttticher der gehaltvollste Kopf des neuen Courses; ich ziehe Sie dem erschrecktich unseinen Belagerer von Jerusalem weit vor, aber was meinen Sie denn, was Ihnen die ganze Vermögenssteuer, vom Aerger abgesehen, einbringt? Wenn Sie Bismarck wären, Sie nähmen in der jetzigen Finanznoth das Bier, machten jedes Seidel um einen Pfennig theurer oder zwei, und hätten so im Handumdrehen, ich weiß' es Ihnen statistisch nach, 85 bis 170 Millionen Mark jährlich verdient. Ja, wenn Sie Bismarck wären. Aber Sie halten nichts von Bismarck, nicht 'mal seine „Hamburger Nachrichten." — Und doch, Excellenz, gerade Sie, der vom Amt des Finanzministers eine so hohe Meinung hat, gerade Sie sollten wissen, daß sich der Chef des öffentlichen Schatzes wie Franz Moor mit Kleinigkeiten nicht abgeben darf und um so größere Würfe wagen muß, je größer er sein Amt auffaßt. Oder, entschuldigen Sie und machen Sie's mit mir nicht wie mit Erwin Bauer, sehen Sie in Ihrem Portefeuille vielleicht wirklich nichts als ein Mittel zur sozialen Versöhnung? Nun, dann unterschätzen Sie die Wichtigkeit Ihrer Stellung, und ein Schuß Vespasian oder Hansemann thäte dem Selterwasser gut. Der alte lapidare La Rochefoucauld gäbe dann den Schlüssel zu manchem Urtheil über Sie: „Nous pouvons paroistre grands dans un employ ou dessous de nostre mérite, mais nous paraissons souvent petits dans un employ plus grands que nous."

* * *

Ein hoher Herr hat neulich betont, trotzdem Friedrich Nietzsche anderer Meinung ist, daß wir viel zu wenig Geschichte treiben. Ausnahmsweise gebe ich dem hohen Herrn gegen den Philosophen Recht. Der neue Curs muß mehr Historiker in seiner Mitte haben, dann wird er lernen, daß in der Steuerpolitik zum Beispiel nicht seine mathematische Denkerhirne, sondern derb zufassende Bismarckfäuste von Nöthen sind. Fritz Polack aus Worbis an der Wipper, fünf Kilometer von Gernrode, Kreis Worbis, hat ein Geschichtswerk für den neuen Curs geschrieben, ohne doch die vorhandene Lücke ganz auszufüllen. Er fängt zwar vorschriftsmäßig von hinten an, beginnt mit Lichtstrahlen aus den Reden des Grafen Caprivi, schildert dann eine Reihe spartanischer Charaktere unserer Tage (Hansemann, von Bötticher, Poultney Thersites Bigelow, Singer, Buschhoff u. A.) und verweilt vorschriftsmäßig längere Zeit bei den Verdiensten der Perle von Camberg, des Bismarckbegeiferers, welcher nach Durchdrückung der Militärvorlage in den erblichen Adelsstand erhoben werden soll, mit einem Speichelnapf oder einem sonstigen Eßgeschirr im Wappen. Fritz Polack aus Worbis übergeht in seinem Fundamentalwerk die schmachvolle Episode des Bismarck'schen Regimes von 1862 bis 1891, straft die durch einen gewissen Luther, einem entlaufenen Mönch, in's Werk gesetzte sogenannte Reformation mit schweigender Verachtung und schließt nach einem geistvollen, versöhnlich wirkenden Aufsatz über den kreuzfidelen Exbummel Heinrichs IV. nach dem landschaftlich gerade im Winter so überaus reizvollen Canossa mit der Schilderung der Schlacht bei Mantinea. Man weiß, daß Mantinea ohne Pfarrer Eckraut's Sieg bei Sprenge und ohne die Entlassung Bismarck's nicht möglich gewesen wäre. Zu meinem Bedauern habe ich in dem trefflichen Subalternwerk eine gründliche Erörterung Vespasian'scher Regierungsprinzipien vermißt, obgleich sich doch gerade an ihnen die Großartigkeit und Versöhnlichkeit unserer Steuerreformation glänzend hätte beweisen lassen. Was Fritz Polack unterließ, habe ich nachgeholt, und ich autorisire ihn wie seinen Verleger, mich in der zweiten Auflage kostenlos nachzudrucken. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Ein unbeschriebenes Blatt". Lustspiel von Paul Heyse. (Lessingtheater.)

Die Erstaufführung eines Heyse'schen Bühnenstückes in Berlin versammelt immer zahlreiche Zuschauer, die den Verfasser durch artige Aufmerksamkeit ehren. Ein Lächeln liegt auf allen Gesichtern, wenn der Dichter heiter ist, und verlangt er Rührung, so geht ein andächtiges Schneuzen durch den Saal. Jede Anspielung wird verstanden, jede Feinheit bemerkt und der störende Huster, der schon so manches Stück zu Tode geräuspert, wagt sich kaum hervor. Eine Länge im Dialog, die jedem anderen Dramatiker verderblich wäre, begegnet freundlicher Geduld, und sogar die gewagteste Situation, die jedem anderen gegenüber zu lauten Protesten den Anlaß gäbe, läßt man nachsichtig gewähren. Ist der Dichter im Haus anwesend, dann sind alle Augen und Gläser auf seine Loge gerichtet, wo er sich gern im Halbdunkel verbirgt, und laut und ausharrend zeigt sich der Beifall am Actschluß, denn dann wird man ja den Gefeierten auf der Bühne sehen. Gewöhnlich fällt erst den Zeitungen und den Kassenrapporten die leidige Aufgabe zu, den Erfolg auf seinen wahren und nachhaltigen Werth zu prüfen. Das Ende ist ganz regelmäßig, daß das Stück schon nach wenigen Vorstellungen für immer vom Spielplan abgesetzt wird. Es war ein falscher Lärm, ein bloßer Verehrungserfolg.

Bei der jüngsten Erstaufführung seines „Unbeschriebenen Blattes" ging es wesentlich stiller zu. Zwar auch hier die gewohnte Aufmerksamkeit, das pietätvolle Bestreben, dem Meister gebührend zu huldigen. Aber der Beifall klang spärlich, und man verlangte nicht einmal die Bestätigung des Directors, daß der Dichter abwesend sei und von dem Erfolg telegraphisch verständigt werde. Oscar Blumenthal, der sonst vor den Actschlüssen nicht schnell genug seine Loge verlassen kann, um nöthigenfalls zur Hand zu sein, blieb auch ruhig sitzen, denn er wußte im voraus, daß es höchstens einen Hervorruf für die Schauspieler geben würde. Und richtig, das Publikum vergaß des Dichters am Ende ganz, keine Hand rührte sich mehr und der eiserne Vorhang schloß sich leise und beschämt. Was war denn passirt?

In einer „größeren Stadt" lebt die charakterfeste und bigotte Consistorialrathwittwe Blessing mit ihren zwei aus der Art geschlagenen Kindern, dem leichtsinnigen Schuldenmacher Referendar Hugo und ihrer emancipirten Tochter Hildegard, dem bewußten „unbeschriebenen Blatt". Statt daß die gestrenge Dame mit dem steinernen Gesicht ihre Kinder überwachte, hinterbringt sie ihrer Freundin, einer Gutsbesitzerin, das abscheuliche Gerede, daß deren künftiger Schwiegersohn als ehemaliger Lieutenant ein Verhältniß mit einer Tänzerin gehabt, und sorgt zugleich dafür, daß die Verlobung zurückgeht. Die aufgehetzte Wittwe mit ihrem weinenden Töchterlein kommt auf Besuch, und gleich hinterher erscheint der Bräutigam, um eine Erklärung zu fordern. Er findet seine verhetzte Schwiegermutter

entrüstet, sein Bräutchen haltloser und thränenreicher als je, und nur Hildegard erklärt ihm rund heraus, daß sie ihn gerade um jenes Verhältnisses willen schrecklich interessant finde und ihn über manche Punkte, die ihr aus ihrer heimlichen Lectüre von Zola, Ibsen und Tolstoi noch nicht ganz klar geworden seien, gar zu gern um Aufklärung bitten möchte. Der ehemalige Lieutenant ist entsetzt über diesen weiblichen „fanfaron de vice", wie sie genannt wird, und er freut sich, in dem ungemüthlichen Hause, wo ihn der Sohn noch anzupumpen droht, wenigstens in der altjüngferlichen Christiane, der Schwägerin der Hausfrau, eine mitfühlende Seele zu treffen. Er erzählt der sittsam Erröthenden die Geschichte jenes Verhältnisses, das nur acht Tage dauerte und lange vor seiner Bräutigamzeit passirt sei, und sie erzählt ihm dafür die Erlebnisse ihrer schönen Seele: wie auch sie in diesem Hause in Acht gethan sei, weil sie vor Jahren einmal ihren sterbenden Bräutigam acht Wochen lang gepflegt habe. Die erbetene Vermittelung übernimmt sie so ungeschickt, daß sie der Braut meldet, er habe sie eine Gans genannt, was die Kluft selbstverständlich erweitert, und das unbeschriebene Blatt reizt sie mit seiner wiederholten Behauptung, er halte sie bloß für eine Renommistin, die ihm vergeblich zu imponiren suchte. Das fordert Rache, und um ihm zugleich den Beweis ihres Muthes zu erbringen, besucht ihn Hildegard in seinem Hotel. Auch das imponirt ihm nicht, wenn es ihn gleich in Verlegenheit und Entrüstung versetzt, und er hält ihr eine Strafpredigt, wie der selige Consistorialrath sie nicht besser an sein Töchterlein gerichtet hätte. Weil nun in allen Theaterstücken ein solches Opferfest unterbrochen wird, erscheint auch hier die freundliche Familie auf dem Plan: die Gutsbesitzerin, um zu versöhnen, die Räthin, um zu hetzen und ihr Sohn, um zu pumpen. Hildegard hat sich in's obligate Nebenzimmer geflüchtet, aber da findet ihre Mutter auch schon den vergessenen Sonnenschirm und die Gretchentasche. Selbstverständlich erkennt sie das Eigenthum ihrer Tochter ganz und gar nicht; überdies steckt ja Zola's „Une Page d'Amour" und die Kreutzersonate darin, die natürlich Hildegardchens Lectüre nicht sein können. Die Verhandlungen werden abgebrochen, da man des Lieutenants verlegene Entschuldigungen nicht ernst nimmt, aber Hildegard tritt vor und meldet sich tapfer als die Dame von dem gestörten Rendezvous. Und weil jeder Theaterspekulant seit Kotzebue und Scribe für eine solche Situation nur eine Lösung hat, so weiß auch unser Paul Heyse keine andere: das Mädchen ist bloßgestellt und muß durch die Heirath rehabilitirt werden. Der Exlieutenant sagt also feierlich: Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter Hildegard. Daß diese nun ihrerseits erklärt, das Opfer nicht annehmen zu wollen, hat wenigstens den Vortheil, einen guten Aetschluß und einen abendfüllenden weiteren Act zu erfordern. Wir wissen ganz genau, daß der Edle doch noch seine Liebe entdecken und das unbeschriebene Blatt legitim beschreiben wird.

Der Hauptfehler besteht darin, daß es dem Dichter nicht gelungen ist, uns die unternehmende Heldin begreiflich zu machen. Auch nach dem Fallen des Vorhanges urtheilen wir mit dem Lieutenant: „Eine solche junge Dame ist mir noch nie vorgekommen." In dieser bigotten Umgebung kann das leichtsinnige Pumpgenie des Assessors aufwachsen, aber eine Hildegard nie, wenigstens nicht in dieser unweiblichen Uebertreibung. Wer zehn Jahre lang Sitte heuchelt, um die Nerven der Mutter zu schonen, die, nebenbei gesagt, halb eine Tugendboldin, halb eine heirathsstiftende komische Mutter ist, der hat auch in der Stunde der Gefahr nicht den Muth, sich aus Trotz zu compromittiren. Der Beweis, daß sie so handeln mußte, war zu erbringen, und ist keineswegs erbracht. Ein allgemeines Schütteln des Kopfes ging ob diesem „unglaublichen" Mädchen durch das ganze Haus, und weder beschriebene noch unbeschriebene Blätter fühlten ihr den Heroismus nach. Ueberhaupt diese unglückliche These! Wollte Heyse beweisen, daß auch das ausgelassenste junge Mädchen im Grunde doch unschuldig und rein sei, dann gibt ihm das Leben entschieden Unrecht. Dieser Ausnahmefall ist eben ein am Schreibtisch ausgeklügeltes Problem, das von der Wirklichkeit nur den Schein leiht. Die Gestalten sind ohne eigenes Dasein, die bloßen Phonographen des Dichters. Wenn er im gedruckten Stück den Dialog ohne die Namen der jeweilig Redenden wiedergäbe, so würde kein Leser herausmerken, wer denn eigentlich spricht, denn alle reden das klassische, auch mitunter etwas gezierte Heyse-Deutsch, ohne jeden Versuch einer Individualisirung. Es sind Schönredner, vom Lieutenant bis zu seinem Diener herunter. Sogar die im ersten Act als verschüchterte Jungfer auftretende Christiane ist im zweiten geistreich bis in die Fingerspitzen, wie ihre Definition der modernen Jugend beweist.

Die Kritik nimmt wie das Publikum „unserem" Heyse gegenüber den unabänderlichen Verehrungs-Standpunkt ein, und das ist die größte Unehrerbietigkeit. Ein Mann wie er hat das Recht auf Wahrheit. Ich stelle ihn als Dichter, Künstler und Mensch viel zu hoch, als daß es mich nicht betrüben sollte, wenn ich ihn allwinterlich mit gemeinen Theaterspekulanten und Tantièmetigern im vergeblichen Wettkampf sehe, besonders aber, wenn er sich ihrer zweifelhaften Waffen bedient, um endlich einmal einen ganzen Erfolg zu erringen. Sein neues Lustspiel sieht aus wie die meisterhafte Uebersetzung eines schlechten französischen Stückes. Da finden wir schale Requisitenscherze frei nach Moser, wie das Schmollis des zweiten Liebespaares mit frischer Milch — in unseren Cholerazeiten, die Unvorsichtigen! — französische Mätzchen, wie die versteckte Geliebte im Nebenzimmer, die sich gleich einer Dumas'schen Lionette ihrer That rühmt, das unmöglich freche und doch keusche junge Mädchen und andere alte Typen, kurz alle die vielgeprüften Effecte, die hundertmal schon eingeschlagen haben und in der ungeschickten Hand des Dichters doch sämmtlich versagen. Dazu seine bête noire, der Naturalismus, der auch im „Unbeschriebenen Blatt" verlästert werden muß. Ja, in seinem blinden Eifer vergißt sich der Dichter so weit, Ibsen, Tolstoi und Zola als Autoren zu denunciren, deren Werke man keinem unbescholtenen Mädchen in die Hand geben dürfe. Ob Heyse, der ganze Heyse, ein solcher Dichter sei, möchte ich bezweifeln. Ich erinnere nur an eine Frankfurter Anklageschrift, worin ein O. Kraus seine Romane und Novellen auf ihre Moralität prüft und gerade so absprechend darüber urtheilt, wie Heyse jetzt über den herben Ibsen, den schwärmerischen Tolstoi, den streng objectiven Zola. Gewiß sind diese in ihrem ehrlichen, unliebenswürdigen Wahrheitsfanatismus viel weniger verführerisch, als der glatte, zierliche Salonnovellist, der schon so oft das Entsetzen der gestrengen Madame Toutlemonde erregte, die er mit seinen „Moralischen Novellen" schalkhaft zu versöhnen suchte. Wenn er heute als verbitterter Poet gegen jene drei zu Felde zieht, so geschieht es wohl auch ein wenig in dem instinktiven Gefühl, daß nur ein von den bösen Naturalisten verdorbtes Publikum keinen Geschmack mehr an seinen niedlichen Ciselirarbeiten, seinen psychologischen Künsteleien finde und kräftigere Farben, Menschen mit eigenem Leben und unsere ganze unromantische Zeit vor Augen sehen wolle. Aber er hat doppelt Unrecht in seinem ohnmächtigen Grimm. Der Zug nach dem Wahren läßt sich nicht durch spitze Epigramme, nicht durch Tendenzromane und am wenigsten durch matte Theaterstücke besiegen. Wer es gut mit ihm meint, kann ihm nur den Rath geben, dieser Galeere überhaupt den Rücken zu kehren. Er mag, wenn das Herz ihn treibt, in gedankenvollen Buchdramen auch ferner tiefe Probleme erörtern. Die Bühne von heute aber ist keine Stätte für echte Poeten und zarte Fabutisten, und es ist eines Künstlers unwerth, im Handgemenge mit dramatischen Tagelöhnern den unbestrittenen Lorbeer um eine flittergoldene Theaterkrone zu verlieren.

Die Aufführung hatte wieder jenes schleppende Tempo, das für das Lessingtheater schon charakteristisch wird und zumal den französischen Stücken dort immer den Hals bricht. Sogar Herr Reicher, mehr Charakterspieler als Liebhaber und Lieutenant a. D., versah sich darin. Es ist, wie wenn der einschläfernde Geist des Herrn Klein noch immer am Schiffbauerdamm umginge und keinen frischeren Zug aufkommen ließe.

Opern und Concerte.

Daphne. Operette von A. Ferron. Text von Hans Müller. — Die Welt in Bild und Tanz. Phantastisches Ausstattungs-Ballet von J. Gaul und J. Haßreiter. Musik von J. Bayer. (Theater Unter den Linden.)

Generalprobe bei Ronacher. Eine gaffende Menge staut sich in der Beerenstraße, und das elektrische Flammenmeer des neuen Rococo-Palastes beleuchtet die Auffahrt der Wagen. Die Fenster des Hotels sind dunkel, nur im Mittelbau flimmern und rauscht es. Ein riesiger Portier mit vergoldetem Stock, auf der Kugel eine kleine Lyra, steht auf der Freitreppe. Wir lassen uns von der Fluth an ihm vorbei in's Innere tragen. Diener in Frack, Seidenhosen und Schnallenschuhen, die Brust voller Orden, empfangen uns. Blick hoch! Allgemeines „Ah!"

„Ei, das sollte ich doch kennen! Wo habe ich nur das schon gesehn?"

„??"

„Aha, Garnier's Stiegenhaus der Pariser Großen Oper, kleiner und weniger monumental, aber coketter. Nein, ich hab's! Der gelbe Marmor, Giallo antico — wenn's nicht Lustro ist — kam mir gleich bekannt vor. Das neue Burgtheater hat dazu Modell gestanden. Die Treppe für den Hof. Na ja, wienerischer Pariser Stil!"

Auf dem weichen, grünen Teppich empor. Foyers, Wandelgänge, Buffets mit kalter Küche, eine Bierquelle, Cigarrenhallen, Blumenstände und ihre Verkäuferinnen. Vielleicht lassen die Brüder Ronacher auch noch ihre berühmte Buffetdame mit dem Vollbart nachkommen. Vorläufig findet man die niedlichsten Verkäuferinnen, hochbusig, schwarzäugig, ungarisches oder jüdisches Vollolut, blühend von Farbe.

„Ist die Malerei echt, mein Fräulein?"

„Ah gengen S'!"

Natürlich ein Irrthum, denn der herrliche Plafond war gemeint, nach welchem sich die Besucher die Hälse verdrehen, um die Deckengemälde zu bewundern. 62,000 Mark heißt es, hatte ein Maler für die Arbeit gefordert, aber ein undelicater Kollege unterbot ihn mit 26,000 Mark. Er hat seine Sache billig und brav gemacht. Der Eindruck des Theatersaales ist wirklich überwältigend. An die 3000 Plätze. Weiß und Gold, das reinste Louis-quinze, aber ein klein bischen heroischer, mehr Marmor als Porzellan, ein Stich Barock nach dem Herzen Gurlitt's. Verschwiegene Logen, prächtige Wandelgänge, Spiegel, Teppiche, Bildwerke, überall der höchste Luxus. Wenn nur das Publikum festlicher wäre! Es paßt nicht in die Einrichtung.

„Erlauben Sie mal, lauter geladene Gesellschaft, tout Berlin, alles, was zur Gesellschaft gehört . . ."

„Ja zur Jobber- und Journalistenkaste, die sich mit demselben Rechte zur Gesellschaft rechnen darf, als ein Leyerkastenmann zur Kammermusik."

„Sehen Sie denn nicht Graf X dort, und hier die schöne Botschafterin von . . ."

„Dasen! Aber Sie haben doch auch recht, denn es ist das richtige Ganz-Berlin unserer Premièren und Bülow'schen Conzerte . . . Ich bitte Sie, welche Toiletten! Entweder einfach und schäbig oder reich und geschmacklos. Dort die knallrothe Bulgarenjacke mit den breiten Litzen, hier die auffallende, goldgestickte Bluse mit dem Stuartkragen. Dort ein schweres, dunkles Sammetkleid, hier eine offenbar ältere Plüschtaille, die man schnell decolletirt hat, und dann den Ausschnitt mit selbstgehäkelten Spitzen ausgefüllt. Ehrwürdige Matronen in Weiß und alte Jungfern in Rosa.

Und dann unser Mädchenflor, gewiß frischer und hübscher als anderswo, auch Wien nicht ausgenommen, aber in schlecht sitzenden, bauvern Fähnchen, alles „im Hause gemacht." Und diese trübselige Maskerade paradirt in einem Feenpalaste von 1001 Nacht, welcher duftige Balltoiletten, blendende nackte Schultern, wehende Spitzen-Fächer und blitzende Juwelen verlangt!"

„Das fehlte noch den armen Ehemännern! Es will ohnehin niemand mehr heirathen!"

„Scht! Scht!"

Im unergründlichen mystischen Abgrunde des Orchesters singt und frohlockt Weber's unsterbliche Jubel-Ouvertüre. Man nickt seinen Bekannten zu und reckt und dehnt sich noch einmal, um seine Anwesenheit bemerkbar zu machen. Dann beguckert man den Vorhang, worauf der junge alte Fritz mit seinem Rheinsberger Hofstaat gemalt ist, seine Schwester, Prinz Heinrich, Frau von Morrien, der Leibmohr, Windspiele, eine Solotänzerin, vielleicht die Barberini, ein Bild wie aus Andrew Hamilt n's Buch und so recht in diese zopfige Umgebung passend.

„Mein Nam' ist Friese, Regisseur!"

Aha, der Prolog! Das ganze Haus lächelt pflichtschuldig, denn die Kalauer- und Knittelverse hat ja unser lieber Wippchen beigesteuert. Und nun die neue Operette! Mythologisch-modern in der Art der Schönen Helena und Schönen Galathea verblaßten Angedenkens. Auch hier mehr Witzbestrebungen als Witzergießungen, aber als Schaustück wirklich „noch nie dagewesen." Welche bunte Pracht der Costüme, und doch hat sich der Schneider im Grunde so wenig um das halbe tausend Figurantinnen gekümmert, daß die leichten Gewänder unten alle zu spät anfangen und oben zu früh aufhören. Nur schade, daß der Scherz, der rasch wie ein buntes Zauberbild vorüberhuschen sollte, gar zu gründlich und wortreich ist. Was soll der mittelmäßige Gesang und der triviale Dialog, wo man nur Musik, Tanz, Costüme, Trucs, Decorationen haben will? Haltet den Mund, schöne Kinder, möchten wir ihnen zurufen, und füllt nicht länger die Pausen zwischen Musik und Tanz mit Worten aus, über deren Silben ihr ja doch stolpert! Und am Ende flimmert es vor unseren Augen von all dem Silber, Gold, von Gaze und Seide, Farben und Schimmern und der elektrischen Lichtwelle darüber, und erst ein gutes, mit der ganzen Kunst des „Brettls" vorgetragenes Couplet rüttelt die Geister wieder wach. Und dann neue Tänze, neue Lieder, neue Gewänder und neue Weiber. Einfach großartig! Von wem ist wohl die reizende Musik? Von A. Ferron und Andern.

„Sie scheint mir nur von Andern zu sein."

„Au! Was Sie aber auch wieder haben!"

Das Promenade-Concert bietet eine erquickende Promenade und ein Concert, das in den Wandelgängen und Foyers kaum hörbar wird. Nur im langsamsten Schritt schiebt sich die glotzende Menge durch die prächtigen Säle. Mit ehrfürchtiger Bewunderung bleibt man vor den schwellenden Fauteuils und Sophas stehen, deren Lehnen und Sitze schalkhafte Watteau'sche Schäferscenen schmücken, und keiner hat den verwegenen Einfall, sich darauf zu setzen. Sogar kostbare Klaviere stehen da zur freien Benutzung. Gott schütze sie vor musikalischen Engländerinnen! Und wie scheu drückt sich die ganze Gesellschaft an den blühweiß gedeckten Tischen mit ihren blinkenden Kelchen vorbei! Vergeblich lauern die Kellner auf einen Gast. Niemand fast erbarmt sich der Silberhalsflaschen in ihren Kühlern. Bloß das Bier und der kalte Aufschnitt am Büffet findet Abnehmer.

„Vierzig Pfennig! und dem nobeln „Schani" in Escarpins kann man doch nicht weniger als zehn Pfennig in die weißbehandschuhte Rechte drücken. Ganz-Berlin findet die Sache etwas kostspielig, aber einmal ist keinmal. . . . Und abgestumpft von all dem Treiben, sucht man auf einer weichen Bank in dem Getöse von Lichtern und Farben seine Bewunderung in Worte zu kleiden.

„Das ist großstädtisch! Das ist weltstädtisch! Ein reines Vergnügungstheater! Ein einziges Luxusetablissement! Das muß ja Millionen verschlungen haben, und was wird obendrein die Vorstellung kosten!"

„Das soll wohl eine anerkennende Kritik sein!"

„Aber wird die Gesellschaft auf ihre Kosten kommen?"

„Ich zerbreche mir nicht die Köpfe der Actionäre."

„Ein Allerweltsmensch, dieser Ronacher! Kam da ohne viel Geld nach Berlin und baute uns nach seinem Wiener Muster das eleganteste und durch und durch moderne Theater hin, wie es nur die Pariser in solcher Pracht haben. Wie schade, daß er diesen Ehrentag nicht mehr erleben sollte!"

„Unsinn!"

„Sie werden doch zugeben, daß höchstens das Edentheater . . . "

„Gar nichts gebe ich zu. Wir wissen ja, daß es zuerst auf einen vornehmen Riesentingeltangel abgesehen war, wie der „Ronacher" in Wien, der wieder nur eine Nachahmung der Pariser Folies Bergères ist, aber die Concession wäre verweigert worden, denn wir haben schon an den Reichshallen u. s. w. zuviel. Lieber Freund! Pariser Luxus aus zweiter Hand, slavisch vergröbert, und statt pikant grobsinnlich, statt prunkvoll aufgedonnert, statt intim gemein. Sehen Sie die jungen Mädchen und anständigen Frauen. Ihnen wird in all dem Glanze nicht wohl. Sie spüren etwas Fremdes, Faunisches, Teuflisches."

„Habe ich nicht bemerkt."

„Weil Sie auf ihr Erröthen warten, und da sich jetzt Alle schminken..."

„Wollen Sie vielleicht diese modernste Anstreichewuth auch auf das Conto der armen Wiener setzen? Dann irren Sie. Leichner ist ein Berliner Fabrikant und hat sich erst jüngst einen Palast gebaut."

„Das wundert mich hier nicht. Aber ich bleibe dabei, daß alles, was als Mode, Fashion, Schminke, Corruption zu uns kommt, nicht directer Pariser Import ist. Das beziehen wir Alles über Wien, mit den Gigerln, den Zahlkellnern, den diamantenstrahlenden Theaterdamen, den Buchmachern, den Revolverjournalisten . . ."

„Als ob wir es darin nicht zu stattlichem Eigengewächs gebracht hätten!"

„Die Wiener Cafés, die unsere gemüthlichen Conditoreien verdrängen, der Trinkgeldbettel, der Kaiserbazar, die Tingeltangel, die Stephaniemieder, der Theaterluxus, Alles kommt uns von Wien . . ."

Zum Glück endet das elektrische Klingelzeichen den Streit, und das folgende Ballet findet uns wieder andächtig auf den rothplüschenen Sesseln. Nach der langwierigen Operette ein unzweifelhaftes Wiener Original. Die Handlung ist zwar die ewige Jules Verne'sche Weltreise, glücklicherweise nur gemimt und nicht gesprochen, aber welche temperamentvolle, fesche Darstellung, welch prickelnde, die Tanzbeine elektrisirende Musik, — und nun erst die Großartigke't der Wiener Decorationen, des Wiener Ballets, der Wiener Costüme und der Wiener Perrücken!

„Verzeihung, aus Paris von Baudu fils, sagt der Theaterzettel, wo Sie auch die Lieferanten der Decorationen, Costüme, Figurinen, Schuhwaaren, Requisiten, Cachirarbeiten und Beleuchtungseffecte nachlesen können."

Ein Ballet wie das Chinesische Drachenfest ist in Berlin noch nie gesehen worden. Nein, das sind nicht die reisen Schönheiten des Königlichen Opernhauses, nicht die Kattuncostüme des verschwundenen Victoriatheaters, und wenn auf Allerhöchsten Befehl am Opernplatze der „Ballon" geächtet und die Röckchen der Ballerinen verlängert wurden, so bietet man dafür schon einige Häuser weiter, dem Brandenburger Thor zu, umso mehr Offenherzigkeiten. Aber die Stunden vergehen, wenn auch in angenehmster Weise. Mitternacht ist nahe. Das Publikum lichtet sich, die jungen Mädchen sind längst nach Hause gefahren, sogar standhafte Nachtlebemenschen empfinden eine gewisse Abspannung.

„Und dann dieser Hunger!"

„Wollen wir im Foyer etwas essen?"

„Ich danke. Ich kenne Ronacher's Wiener Preise und möchte nicht zu ihrer Einführung in Berlin mein Schärflein beitragen. Schon aus Grundsatz nicht, denn die schlimme Absicht liegt klar zu Tage. Das Schauspiel wird verlängert, um das Publikum zum Essen und Trinken zu zwingen. Das Restaurant, das Café, das Hotel sollen schwächere Theatereinnahmen wieder einbringen. Aber darauf fällt der Berliner nicht herein."

In der That drängen sich draußen die von Hunger und Müdigkeit Besiegten um die Garderobe. Alle sind sie empört, denn die Vorstellung wird vor halb Eins schwerlich zu Ende sein. Und der Rückzug gestaltet sich zur Flucht. Aber schön und großartig war es doch.

„Unsinn! Das paßt ins lebensfrohe, reiche Paris, ins leichtsinnige Wien, aber nicht in unser hart arbeitendes Berlin mit seinen demokratischen, philisterhaften, sparsamen Bewohnern, in die Stadt der Soldaten, Spießbürger und Sozialisten, ins Weltdorf, das sich bloß räumlich zur Weltstadt entwickelt hat. Wir haben keine exotischen Rastaquouaires auf Besuch wie Paris, keine verschwenderischen großen Kavaliere, wie Wien, keine überseeische Millionärkundschaft wie Hamburg. Berlin ist die Stadt des Mittelstandes. Nur immer correct und ja nicht auffallen! Gewiß, auch wir sind zuweilen leichtfertig und liederlich, wie schon unser Nachtleben beweist aber dann darf es nicht zu viel kosten. Lieber gemein als theuer, mehr Radau als Chic. Das „Schlecht und Billig" liegt uns im Blut, und nur langsam und widerwillig lassen wir uns von den nachgemachten Parisern aus Wien das Leben vertheuern und umwandeln."

„Und doch nimmt die Verwienerung Berlins überhand."

„Leider, leider, und die Sozialstatistik lehrt uns . . ."

„Um Gotteswillen!"

„Ja, was lehrt sie uns, werden Sie mich fragen?"

„Nein."

„Na, dann merken Sie sich wenigstens das Eine: ein solches Theater für Junggesellen und Solche, die es wieder sein möchten, hat nur dann bei uns Aussicht auf Erfolg, wenn es keinen Luxus von den Besuchern verlangt. Denken Sie doch an das Ende unserer decretirten Gesellschaftsvorstellungen im Opernhaus! Auch lockt man mit bloßen Pantomimen, Ballets und langweiligen norddeutschen Operetten keinen Berliner vom Ofen. Wir wollen kräftigere Kost, consistente Genüsse. Ist die Anziehungskraft des neuen Hauses vorüber, dann muß es die Direction mit stärkeren Magneten versuchen. Vielleicht läßt sich Ronacher's Tingeltangel doch noch durchsetzen, und andernfalls große Ausstattungsstücke, Feerien, Possen, Weihnachtsspiele, Jahresrevuen, Maskenbälle. Aber auch dann . . . die Bevormundung durch die Polizei . . . das riesige Anlagekapital, der Unterhalt, das Personal . . . und Theater, Hotel, Café, Restaurant . . . Es ist doch besser für Ronacher, daß er es nicht mehr erlebt hat."

„Nu hören Sie aber auf, Sie Barbar!"

H.

Offene Briefe und Antworten.

Morelli oder Morel?

Unsere Fußnote zu dem Aufsatz „Ueber Kunstkritik" von W. Koopmann in Nr. 23 hat uns eine solche Menge von Berichtigungen und Zusätzen eingetragen, daß wir auf Grund derselben, sowie von uns in Bergamo eingeholter Erkundigungen Folgendes zuverlässig mittheilen können. Giovannie Morelli

ist allerdings im Februar 1816 zu Verona in einem stattlichen Hause der Piazza Cittadella geboren. Sein früh verstorbener Vater, Sohn einer nach dort aus der Schweiz (Thurgau) eingewanderten Kaufmannsfamilie, nannte sich wie seine nächsten Verwandten Morel und war Mitglied, wenn nicht Präsident des Veroneser Appellhofes schon zu Napoleonischen Zeiten, wie nachher unter Oesterreich. Seine Mutter, die Senatorin Ursula Morel, geb. Zavaritt, gehörte durch ihre Geburt der schweizerischen Colonie in Bergamo an und begab sich nach dem Tode ihres Gatten wieder in ihr Elternhaus im Engadin zurück, wo sie auch am 15. September 1867 verschied. Selbst eine eifrige Protestantin, aber von italienischer und französischer Bildung und der deutschen Sprache nicht mächtig, wie sie auch ganz zum italienisch-nationalisirten Theile der Colonie gehörte, ließ sie doch dem zärtlich geliebten Sohne, der bei des Vaters Tode noch kaum acht Jahre zählte, eine deutsche Erziehung geben und sandte ihn an die damals im ersten Aufblühen begriffene Cantonsschule in Aarau, und von dort an die Universität München, wo er unter dem alten Anatom Döllinger Medizin studirte, dessen Assistent er war. Er hat aber den ärztlichen Beruf niemals betrieben, vielmehr sich nach seiner Rückkehr ganz den kunst- und culturhistorischen Studien gewidmet. Im Jahre 1848 warf er sich auch mit vollem Eifer in die italienischen nationalen Kämpfe. Daß er vor der Abtretung der Lombardei an Italien mehr mit den Oesterreichern verkehrt habe, als seinen Landsleuten lieb war, wurde ihm allerdings vorgeworfen. Sicher ist, daß er schon 1849 als Abgesandter Italiens in Frankfurt gewesen ist; Präsident Simson erinnert sich des Namens allerdings nicht, aber Morelli hat es wiederholt seinen deutschen Freunden erzählt. Er ist auch italienischer Senator geworden, was doch wohl nicht geschehen wäre, wenn ihm ernstlich der Vorwurf der Gesinnungslosigkeit gemacht werden könnte; er stand ferner in vertraulicher Beziehung zu Victor Emanuel und hat in dessen Auftrag Spanien bereist, um die Stimmung des Volkes zu erfahren, als Ammadeo dort König war. Er hat den König Daseis in Madrid besucht und damals Beziehungen zum englischen Gesandten Layard angeknüpft, verkehrte also in den vornehmsten Kreisen. Schlimm kann es mit Fahnenflucht oder dergl. nicht gewesen sein. Seinem Wesen und Denken nach war Morelli Italiener.

Das Pseudonym aber ist gänzlich als Scherz oder Mystification im Sinne Morelli's anzusehen. Morelli heißt dunkelbraun und Lamolieff hat denselben Sinn, wie Giovanni = Iwan ist. Sein erstes Buch war angeblich aus dem Russischen in das Deutsche übersetzt von Dr. Johannes Schwartze, eine weitere Uebersetzung. Als unser Mitarbeiter Herr Dr. W. Koopmann 1880 Morelli's erstes Buch gelesen hatte, schrieb er eine Kritik zur Vertheidigung der Berliner Raffaelzeichnungen, die Morelli für unecht erklärt hatte. Er ahnte nichts von Morelli's Person und schickte deshalb die Abhandlung an Seemann in Leipzig mit der Bitte, das Manuscript an E. Lamolieff nach Rußland schicken zu wollen. Er erhielt umgehend die Nachricht, daß es an den Senator Morelli in Mailand abgeschickt wäre, mit dem er demnach lange in Correspondenz gestanden hat. Eine ängstliche Hütung der Anonymität hat also thatsächlich nicht stattgefunden. Ob die Familie ursprünglich französischen oder italienischen Ursprungs, läßt sich nicht mehr ermitteln. Sie schrieben sich Morel in der Ostschweiz und sind noch heute ziemlich verbreitet und hat in Karl Morel und dem Pater Gall Morel der deutschen Literatur in der Schweiz zwei geschätzte Dichter gegeben. Auch Giovanni Morelli's edle Mutter schrieb sich noch Morel, aber ihr Herz gehörte ganz und gar dem Lande, in dem sie wohnte und diese Leidenschaft schien sie auf ihren Sohn vererbt zu haben.

Was seine Persönlichkeit betrifft, so war Morelli seiner Erscheinung und seinem Wesen nach Italiener. Sein manchmal eimagirtes Italienerthum konnte ihm auch jeder seiner ursprünglichen Landsleute verzeihen, wie jeder der von seinem Lebens- und Bildungsgange nähere Kenntniß hatte. In seinem geselligen Umgang war er der vollendete gentiluomo, etwa wie ein Florentiner des 15. Jahrhunderts, die ebenfalls eine gute Dosis Ironie und Bosheit besaßen. Der deutschen Sprache bediente er sich mündlich nicht gerne, so gut er sie auch schriftlich handhabte.

Redaction der „Gegenwart".

Notizen.

Italienische Vignetten. Von M. E. delle Grazie. (Dresden, E. Pierson.) Die begabte Dichterin, welche sich durch ihr Epos „Hermann" und ihre Tragödie „Saul" einen Namen gemacht hat, hat uns in diesem neuen Bande ihrer Dichtungen Eindrücke einer italienischen Reise gegeben. Sie beweist hier auf's Neue, daß der Vers durchaus kein überwundener Standpunkt ist. Sobald der Poet wie hier nicht in ausgetretenen Geleisen wandelt, sondern keck eigene Wege geht, modern denkt, modern empfindet, wahr zu schauen und das Geschaute, Gedachte, Empfundene lebendig zu gestalten versteht, ist ihm der Erfolg sicher. Es sind echte Perlen in dem Bande verstreut. Vor Allem finden wir einige kleine epische Gedichte, zugleich Stimmungsbilder, welche prächtig sind. Hier steht M. E. delle Grazie neben Robert Hamerling, nicht als Nachahmerin, sondern als Geistesverwandte. Auch die bei Hamerling wiederholt hervortretende sonderbare, grausame, wohllüstige Frauennatur finden wir hier in den Kabinetstücken „Pollice versa" — „Den Schminknapf weg!" — „Abendsonnenschein" — in origineller Weise wieder. „Italienische Vignetten" verdienen nicht nur von dem großen Publikum gelesen zu werden, sondern vor Allem die liebevolle Beachtung aller Literaturfreunde.

Sacher-Masoch.

Francesca von Rimini. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Seliger. (Berlin, E. S. Mittler und Sohn.) Dieser förmlich zur Dramatisirung reizende Stoff, der schon so Vielen Gelegenheit gab, ihr Können daran zu versuchen, hat in Paul Seliger einen neuen Bearbeiter gefunden. Sagen wir es geradezu: Der Verfasser verliert sich nicht in Sentimentalitäten, wie so manch Anderer der bisherigen Dichter, sondern packt fest zu, indem er der Tücke und Schlauheit der Herren von Rimini und Ravenna ihr vollgerüttelt Maß gibt. Sein Gianciotto Malatesta erscheint als der echte Condottiere, während sein Bruder Paolo mit milderen Farben doch nicht weichlich hingestellt ist. Francesca selbst löst sich nicht in Sentimentalität auf, und ein Bild frischer, anmuthender Weiblichkeit ist Antonia die Schwester der beiden feindlichen Brüder. Was aber vorliegendes Drama vor den anderen bisherigen Bearbeitungen dieses Stoffes — der immer an der End-Schlächterei kranken wird — so sehr auszeichnet, das sind die trefflichen Volksscenen, die den italienischen Volkscharakter genau schildern. Dann kommt noch der Umstand dazu, daß es Seliger verstanden hat, gerade die beiden letzten Acte zu einer kolossalen Steigerung zu bringen, was sich nicht von allen Dramen der Neuzeit sagen läßt. Wir haben sicher von diesem Dichter noch Bedeutendes für die deutsche Bühne, die scheinbar in einem Zerflattern begriffen ist, zu erwarten. Männer thun uns noth in der Poesie nach jeder Richtung hin, und Paul Seliger zeigt sich in diesem seinem Erstlingsdrama als ein Mann! —

Carl Schultes.

Aus Goethe's Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin von Gustedt. Herausgegeben von Lily v. Kretschmann. (Braunschweig, Westermann). Unstreitig eines der fesselndsten und geistvollsten Bücher, die über Gothe und seinen Kreis geschrieben worden sind. Die Verfasserin, eine geborene von Pappenheim, wuchs in Weimar auf, wohin ihre Mutter, die dort früher Hofdame gewesen war, nach dem Tode ihres Gatten gezogen war und verlebte ihre ersten glücklichen Kinderjahre als unzertrennliche Spielgefährtin der Enkel Karl August's. Die Freundschaft mit der Kaiserin Augusta blieb bis zum Tode herzlich. Erwachsen lebte sie in Goethe's nächster Umgebung, innig befreundet mit seiner Schwiegertochter Ottilie. Das Buch selbst zerfällt in mehrere Abschnitte von denen die bedeutendsten sind: „Blätter von meinem Lebensbaum", „Bilder nach der Natur". Aus dem ersten heben wir als besonders gelungen die Charakteristiken Rahel's und Bettina's hervor, sowie die beiden Aufsätze: „Goethe und seine Umgebung" „August von Goethe und seine Söhne"; aus dem zweiten die Ottilies. Die „Wilhelmsthaler Vorlesungen" enthalten eine Reihe von Betrachtungen und kleinen Erzählungen, dann folgen einige Briefe und Rezensionen. Den Schluß macht eine größere Novelle: „Gräfin Thara", ihr „letztes Geschreibsel", wie sich die Verfasserin selbst der Herausgeberin, ihrer Enkelin, gegenüber ausdrückt. Eine Reihe von Betrachtungen sind als „Nachlaß der Gräfin Thara" angefügt. Zum nicht geringen Schmucke gereichen dem Buch die Fülle sehr fein ausgeführter Bildnisse.

S.

Wiener Liebesgaben. (Wien, Max Merlin.) Die ersten Wiener Autoren haben sich zu dieser Anthologie vereinigt zum Besten der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft. Friedrich Schlögl hat eine herzliche Vorrede geschrieben, der in zwangloser, bunter Reihe Dichtungen und Erzählungen, Plaudereien und Studien, Humoresken und Aphorismen folgen. Ein reizendes Lebensbild, idyllisch beginnend, dann tragisch ausklingend, ist Broeiner's „Joko"; ebenso interessant ist das soziale Lebensbild aus dem Volke „Der arme Hans" von Emil Mariot, und eine fein psychologische Erzählung aus dem Salon- und Liebesleben „Ehehinderniß" von K. v. Thaler. Militärhumoresken von Oskar Teuber folgen. Eine fein humoristische Schilderung aus dem Künstlerleben ist Hans Grasberger's „Der Atelierspitz"; eine interessante Reminiscenz aus Laube's Tagen bietet Müller-Guttenbrunn mit seinem „Dichterling". Daran schließen sich Beiträge von Chiavacci, B. Groller, Max Kalbeck, Ada Christen, Marie von Ebner-Eschenbach, L. A. Frankl, F. Groß, August Silberstein u. a.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Dahn, Felix, Die Finnin. Miniaturausgabe. 142 S. geb. ℳ 4.—

In dichterischer Gestaltung wollte der Verfasser ausdrücken: das niedriger beanlagte Geschlecht geht nothwendig unter bei Berührung mit dem höher begabten. Vermischung des Edleren mit dem Dumpferen bedroht beide — in Schuld und in Unschuld — mit dem Verderben.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Die
Tragödie des Menschen.
Dramatisches Gedicht
von
Emmerich von Madách.
Aus dem Ungarischen übersetzt
von
Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Die Gegenwart
Nr. 36.

Von dieser **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Der schwarze Tod,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann. Durch eine starke Erhöhung unserer Auflage sind wir künftig in den Stand gesetzt, der sich immer mehr steigernden Nachfrage nach einzelnen unserer **allwöchentlichen**

Caliban-Nummern

jederzeit entsprechen zu können.

Verlag der Gegenwart.

Verlag von LEOPOLD VOSS in HAMBURG, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Vorlesungen
über die
Menschen- und Thierseele.
Von
Wilhelm Wundt.
Zweite umgearbeitete Auflage.
ℳ 10.—, eleg. geb. ℳ 12.50.

Die neue Auflage ist eine ***völlige Neubearbeitung*** *des Werkes, wie sie durch die Fortschritte der Wissenschaft, deren Entwickelung wir in erster Linie gerade den Arbeiten Wundts verdanken, geboten war.*

In G. Hirth's Kunstverlag in **München** und **Leipzig** ist **soeben** erschienen:

Das plastische Sehen
als Rindenzwang

— Spezifische Empfindung für Ferngualitäten des Lichtes — Konfluenz homologer Lichter mit dem Vorrang des größeren — Näherempfindung vereinigter Lichter — Weitere Steigerung des Nähergefühls in lateraler Richtung des breiteren Netzhautbildes —

von

Georg Hirth.

6 Bogen gr. 8° mit 10 Text-Illustrationen und 34 Tafeln mit stereoskopischen Abbildungen. — Preis broschirt Mk. 5.—.

Diese Schrift behandelt eines der größten psycho-physiologischen Probleme. Der Verfasser hat es zum ersten Male versucht, den Vorgang des Einfachsehens disparater Bilder und der damit verbundenen Empfindung der dritten Dimension aus einer festen, angeborenen Organisation der zentralen Nervenelemente zu erklären.

= Soeben beginnt zu erscheinen =
in zweiter, gänzlich neubearbeiteter Auflage:

BREHMS
Volks- und Schulausgabe
von Richard Schmidtlein.
TIERLEBEN

Mit 1300 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Chromotafeln.
52 Liefg. zu je 50 Pf. = 3 Halbfranzbde. zu je 10 Mk.
Die erste Lieferung zur Ansicht. — Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 40 beginnt das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Hierzu eine Beilage: Einiges Christenthum.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 8. October 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zum Plan einer Vermögensteuer. Von B. Roemer. — Afrikanische Sklaverei. Von Rochus Schmidt. — **Literatur und Kunst:** Erinnerungen an Robert Hamerling. Von Leopold von Sacher-Masoch. — Gegen den Idealismus. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Der neunundzwanzigste Februar. Von Brander Matthews. — **Aus der Hauptstadt:** Unser Herr Chef. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von H. — Notizen. — Anzeigen.

Zum Plan einer Vermögensteuer.

Von B. Roemer.

Die neugeplante Vermögensteuer ist, das kann man ohne alle Ueberschwenglichkeit behaupten, berufen, den sozialen Frieden zu befördern und zu befestigen in einer Weise, wie sie kein anderes „Heilmittel" („Schutzgesetze" u. s. w.) auch nur annähernd zu erreichen vermag.

Suaviter in modo, fortiter in re, schonungsvoll in der Form, unerbittlich im sachlichen Kern, das müßte allerdings der Leitstern einer so unübertrefflichen Maßregel sein. Leider sind die Leiter vom grünen Tisch meistens der umgekehrten Weltanschauung, denn sie sind in den Hauptsachen schwächlich, schwankend und verschwommen, in den Kleinigkeiten aber hart, grausam und verbitternd. Ihre Brillen scheinen entweder verzerrte oder undurchsichtige Gläser zu haben. Kurz und bündig urtheilt daher des Volkes Stimme: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen!

Zunächst erheben sich natürlich die beiden Fragen: ist die Vermögensteuer gerecht und ist sie wirksam?

Was die Gerechtigkeit betrifft, so hat allerdings der anarchistische Standpunkt, daß der Staat überhaupt keine Steuern „wegnehmen" dürfe von dem, was der einzelne sich glücklich erlistet hat, eine gewisse natürliche Berechtigung. Dem Verdienten seine Kronen und Doppelkronen, wehe dem, der sie anrührt, denn Gott Mammon hat sie gegeben, nur Er dürfte sie daher wieder nehmen. Aber der Staat nimmt nun einmal thatsächlich, und da ist der Grundsatz, daß er gerade von denen nehmen solle, die es am schwersten vertragen können und am bittersten empfinden müssen, zwar „wirksam", aber sicherlich nicht gerecht. Heute herrscht das gerade Gegentheil einer gerechten Besteuerung, denn ein Habenichts, der augenblicklich 5000 Mark Einkommen (vielleicht nur ein halbes Jahr lang) bezieht, zahlt mehr Steuern, als ein Mann, der 100,000 Mark schwer ist, also nur 4000 Mark Zinsen erntet, ohne zu säen. Ja, wenn dieser den Staat ärgern will, so legt er seine 100,000 zinslos in einen Kasten, und wird so steuerfrei wie ein Reichsfreiherr.

Ferner herrscht heute das Umgekehrte einer Junggesellensteuer, die sich doch wenigstens noch mit Gründen der Menschlichkeit vertheidigen läßt. Wir bemerken ausdrücklich, daß wir entschiedene Gegner der Junggesellensteuer sind, weil ein Junggeselle Schwestern und andere Angehörige unterstützen kann, der Staat aber sich in solche Familienangelegenheiten nur in alleräußersten Nothfällen einmischen sollte. Entschieden zu verdammen aber ist die Familienväterſteuer, wie wir sie heute haben. Denn ein Familienvater mit vier Kindern und 3000 Mark Einkommen muß mehr Steuern bezahlen als ein Junggeselle mit 2500 Mark, obgleich doch in einer Familie mit sechs Köpfen von 3000 Mark auf jeden einzelnen nur 500 Mark kommen. Mindestens sollte doch jede Familie berechtigt sein, ihr Einkommen auf die Zahl ihrer Mitglieder zu vertheilen, und dann Besteuerung jedes einzelnen zu verlangen, weil sonst die heutige Steuer noch schlimmer ist als die berüchtigte Kopfsteuer, bei der doch der Familienvater wenigstens nicht mehr bezahlen muß als der Junggeselle. Bei der vorgeschlagenen Milderung wäre dann die schwächere Arbeitskraft der Frauen und Kinder noch nicht einmal berücksichtigt. Daß man aber heute Weib und Kind geradezu als Sachen und eine Art von Luxusgegenständen mitversteuern muß, das übersteigt denn doch alle parlamentarischen Ausdrücke. Diese heutige Familienbesteuerung verschont nur die mehrfachen Millionäre, denn eine sechsköpfige Familie von 60,000 Mark Zinsen bezahlt auch nur die lumpigen drei Procent, also ebenso wie sechs Einzelpersonen mit je 10,000 Mark! Aber eine sechsköpfige Familie mit 3000 Mark Einkommen, an dem Mann und Frau und Kind gemeinsam mitarbeiten und schwitzen müssen, zahlt schwere Steuern, während sechs Einzelpersonen mit je 500 Mark steuerfrei ausgehen! —

Nun zu der überaus wichtigen Frage der Wirksamkeit. „Gerecht" sind sie alle, die Invaliditätsgesetze, die Bodenreform, das Wuchergesetz, und alle die tausend kleinen Mittelchen gegen Glücksspiel, Börsentreiben, Differenzwetten u. s. w. Aber die gerechte Maßregel kann sogar denen schaden, denen sie nützen sollte, wenn sie unwirksam, wenn sie ein hölzerner Säbel oder ein Harnisch aus Pappe ist, wie z. B. Schutzzoll und Freihandel. Mit grinsendem Hohn schlägt der Wucherer nicht nur das ganze Minus, das ihm die Wuchergesetze an Geld- und Freiheitsstrafen androhen, auf sein Opfer, sondern er häuft darauf noch Wucherzins und Wucherzinseswucherzins für eben dies Minus, so daß sein Opfer noch mehr als die Zeche zahlen muß, und er, der Wuchernde, noch obenein Geschäftchen macht. Hat er doch die wunderschönste Ausrede mit dem Risiko des Zuchthauses, und in seine Opfer fährt ein so heilloser Schrecken, daß sie den Staatsanwalt fast noch mehr fürchten als den Wucherer, — Resultat: der Staatsanwalt darf sich rühmen, keinen Wucherer mehr zu finden, und Europa hat Ruh, die Ruhe des Kirchhofes. — Und nun gar das famose Vexirspiel mit dem Freihandel, der dem Bauer billiges Land und billige Kornpreise, dem Städter billiges Brod und niedriges Einkommen bringt, und mit dem Schutzzoll, der dem Bauer hohe Kornpreise und hohe Hypothekenschulden oder Pachtzinsen, dem Städter hohe Löhne und theures Brot bringt!

Wie sehr die Vermögensteuer geeignet ist, dem Großkapitalismus den Todesstoß mitten in das Herz zu versetzen, das können wir erstens lernen aus dem Wehegeschrei unserer großkapitalistischen Söldlinge. Lehrreich ist in dieser Beziehung z. B. das Buch des Abgeordneten Brömel über die „Kapitalrentensteuer", ein Werk, das an Verdrehungen der Thatsachen alles Menschenmögliche leistet. Freilich sind daran die ungeschickten Vertheidiger der Sache selbst zum großen Theile mit schuldig, schon der Name Kapitalrentensteuer ist so unglücklich gewählt, wie nur möglich! Aber das lehrreichste ist die geheime Herzensangst, das Todesgrauen, das die großkapitalistische Oligarchie vor der Vermögensteuer empfindet. Sie macht sich Luft z. B. in folgenden Stilblüthen:

„Wollte der Staat seinen Bedarf überwiegend dem großen (!) Kapital entnehmen, mittelst hoher progressiver Vermögensteuern u. s. w., so würde er den größten materiellen Hebel jeder eigentlichen Civilisation, nämlich — — die Kapitalbildung (!!) und das zu derselben gehörige Operationsfeld des Kapitales auf seinem Boden zerstören." Dann heißt es weiter, daß alsdann „das deutsche Volk in allen Beziehungen unaufhaltsam (!) auf die Stufe der Barbaren sinken müsse, und überraschend schnell würde man gelangen zur Ausrottung des ersten Hebels der Cultur" (!???).

Also keine Cultur ohne den „großen Hebel", der das Geld aus 1000 kleinen Taschen in eine große hineinhebelt, der einige reich macht durch Arbeit — anderer, der den Fleißigen das Geld aus den Fingern heraushebelt, der alle Freude am Dasein knebelt und uns endlich alle in das Liebknecht'sche Zukunftsland hineinbebelt. Oder gibt es keine Rettung vor diesem Knebelhebel als Bebel?

Das Wunderlichste dabei ist, daß dann gerade das Kapital selbst das Sinken des Zinsfußes und somit die „Barbarei" herbeiführen muß. Denn die modernen Riesenkapitalien müssen durch ihre Zinseszinsen in wenigen Jahren schon das letzte Restchen wirklichen Kapitales (d. i. Boden, Gebäude u. s. w.) aufgefressen haben, und dann muß der Zinsfuß (trotz oder gerade wegen schwindelnd hoher Bodenpreise) auf den Gefrierpunkt sinken. Also der niedere Zinsfuß, der sonst theoretisch so wünschenswerth wäre, wird dann zum Fluch, weil er dem Mittelstand jede sichere Anlage seiner kleinen Ersparnisse unmöglich macht und überhaupt nichts als eine Folge davon ist, daß der Großkapitalismus das Maximum erreicht hat und das soziale Barometer Sturm verkündet.

„Revanche für die Grundsteuer", so beginnt das Brömel'sche Werk, und sofort ist die schönste Verdrehung und Verwirrung fertig! So geben die Freunde der Vermögensteuer selbst ihren Feinden die beste Waffe in die Hand, denn jene „Revanche" ist die denkbar dümmste Begründung und Empfehlung einer Vermögensteuer. Die preußische Grundsteuerregulirung von 1861 verdient gewiß die schärfste Verurtheilung, aber leider ist sie auf keine Weise wieder rückgängig zu machen. Denn die Aufhebung der Grundsteuer würde nicht etwa das alte Unrecht wieder gut machen, sondern ein zweites ebensogroßes Unrecht sein. Nämlich selten wird ein und dieselbe Person heute noch der damalige Grundbesitzer sein, und es wäre ein herzlich schlechter Trost für die ungerecht Geschädigten, daß heute andere Leute ungerechte Geschenke (d. i. Grundsteueraufhebung) erhalten! Heute kann jede Grundsteuer gerechterweise nur aufgehoben werden durch freiwillige Ablösung in einmaliger Kapitalzahlung nach Angebot und Nachfrage.

Von musterhafter Klarheit und Wahrheit sind die Worte Bismarck's vom 22. November 1875, die sogar Brömel ohne weiteres anerkennen muß: die Grundsteuer hat in ihrer dauernden Wirkung nicht mehr die Natur einer Steuer, sie hat bei der Auflegung nur die einmalige Wirkung einer Confiscation eines Vermögensantheiles. Aber im Uebrigen hat sie nicht die Wirkung einer Steuer, sondern die einer Reallast, die der nächste Käufer oder Erbe übernimmt.

Aus diesem sonnenklaren Ausspruch läßt sich zugleich entnehmen, wie unsinnig der künstliche Gegensatz zwischen Stadt und Land ist, in den sich unglücklicherweise unser Mittelstand hat hineinjagen lassen. Die Feinde des Mittelstandes handeln nach dem Grundsatz „theile und herrsche", mit dem man sogar die rechte Hand gegen die linke aufhetzen könnte. Aber nichts ist einfacher, als durch eine gerechte Besteuerung den Zwiespalt zwischen Stadt und Land von Grund aus zu beseitigen, indem man eben jeden versteuert nach seinen Kräften, nicht aber nach der Art seiner Arbeit.

Es muß gesagt sein: die Freunde des Mittelstandes arbeiten mit höchst beklagenswerther Ungeschicklichkeit, während die Großkapitalisten und ihre Leute mit äußerstem Raffinement operiren! So erklärt z. B. Schäffle, daß bei der Vermögensteuer ein Abzug der Passivkapitalzinsen (also Schulden) nicht statthaft sei! Unglaublich aber wahr, er begnadigt seine Freunde zum Leben, verbietet ihnen aber das Tragen des Kopfes. Dagegen erklärte Wagner, daß der Abzug der Schulden zwar eine Abweichung von der Theorie sei, aber gleichwohl der Sachlage entspreche.

Und was thut Herr Brömel? Er natürlich gibt Schäffle recht, und sagt, „es kann nicht zweifelhaft sein, daß Schäffle's Ansicht allein mit den Prinzipien übereinstimmt. — Möchte doch der Teufel alle solche „Prinzipien" holen, wenn sie uns mit künstlichen Theorien zu Tode füttern wollen!

Herr Brömel sagt, die entschiedensten Vorkämpfer widersprächen sich in diesem Punkte „direct", und Wagner äußere sich „in der ihm eigenen unentschiedenen, schillernden Weise." — Nun hat aber Wagner hier sicherlich einen Kernschuß gethan, wenn er auch sonst manchen verfehlten Entwurf aufgestellt hat.

Wie trefflich streiten dagegen Eugen Richter und Brömel mit Worten und Systemen, an die ihre Heerde glauben muß und von denen sie kein Jota rauben darf. Richter z. B. mit seiner famosen „Doppelbesteuerung", nämlich der Actiengesellschaften als solcher und der Actionäre als Einkommensteuerzahler. Jetzt hat man sogar eine „dreifache Besteuerung" entdeckt, die tagtäglich in dreifach hoher Schule vorgeritten wird von den Börsenstallmeistern, nämlich die dritte im Bunde ist die Vermögensteuer.

Mit Hohn schleudert Brömel der Kapitalrentensteuer den Vorwurf entgegen, daß ihr Ideal sei das Gold in alten Strümpfen und die Werthpapiere in Bibeln, und — leider hat er darin recht. Nicht Rentensteuer oder Zinsensteuer, sondern Steuer vom Vermögen selbst! Es ist sehr gerecht, daß der Staat Vermögensteuer fordert, ob nun im einzelnen Jahre Zins eingekommen ist oder nicht, denn erstens kann heute Jeder, wenn er nur will, sicheren Zins haben, sobald er sich hält an erste Hypotheken und „pupillarische Sicherheit", — zweitens aber — wie steht es denn, wenn Mißernten, leerstehende Miethwohnungen u. s. w. kommen, was macht denn da der Privatgläubiger? Er jagt den Pächter weg, und er expropriirt Bauern und Hausbesitzer.

Ferner ist die Vermögensteuer die einzige Last, die in keiner Weise abgewälzt werden kann von den Starken auf die Schultern der Schwachen! Die Frage der Ueberwälzung spielt in der Steuertheorie und noch mehr in der Steuerpraxis die erste Violine. Mit giftigem Spott kann daher Brömel (und wieder mit Recht!) die Rentensteuer verhöhnen, daß sie auf den Starken ziele, aber den Schwachen treffe! Er sagt: man wollte den Couponabschneider fassen, und vergreift sich an einem großen Theile aller Erwerbsthätigkeit und Geschäftsunternehmung!

Die Selbsteinschätzung, die bei allen Einkommensteuern das schwere Bleigewicht der Versuchung zur Steuerbetrügerei an sich hat, ist bei einer vernünftigen, praktischen Steuertechnik geradezu das Ideal in der Vermögensteuer. Denn das Einkommen, das jährlich wieder verzehrt wird und verschwindet, wie es erscheint, ist seiner Natur nach unsichtbar, und nur bei kleineren Leuten genauer zu bestimmen, denen der Staat „bis in den Magen sehen kann." Aber jedes größere Kapital liegt offen zu Tage, als Grundstück, Gebäude u. s. w. Schon ein paar Tausend Mark sind schwer zu verstecken, und nur selten macht sich ein wunderlicher Kauz solche Späßchen unter Verzicht auf alle Zinsen, und er muß dafür durch die Spalten aller Zeitungen Spießruthen laufen. Ein solches „Kapital",

das kaum ein einziges Jahreseinkommen an Höhe erreicht, soll der Staat in Gottes Namen laufen lassen, schon damit er nicht zu fragen braucht nach Kleinigkeiten.

So ist der Staat in der denkbar günstigsten Lage, da er nur die Dinge zu sehen braucht, die Jeder fast wider Willen sehen muß. Der Staat braucht nur zu fragen: wem gehört dieses Grundstück, dieses Haus, diese Hypothek? Ausländer werden als Besitzer und Zinszehrer deutscher Ländereien natürlich nicht gelitten! Sie müssen in kürzester Frist ihre deutschen Besitzungen an Inländer verkaufen, natürlich zur Noth um jeden Preis. Es steht ihnen frei, in ihren Grenzpfählen uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten; das kann uns sogar sehr lieb sein, denn dadurch treiben sie unser Kapital in unser Land zurück, wo es unser Staat viel besser controliren kann.

Aber nun die weitere Frage des Staates: wie viel kostet dieses Grundstück? Hier zeigt sich die Selbsteinschätzung bei der Vermögensteuer im schönsten Licht, denn es bedarf keiner Verpflichtung zu wahrheitsgemäßer Aussage, keiner Zuchthausandrohung, sondern der Staat kann einfach sagen: Jeder schätze alle seine Besitzthümer so hoch oder so niedrig als er selbst will!! Nur muß sich Jeder gefallen lassen, daß die eigene Abschätzung auch gegen ihn gültig bleibt, nämlich bei zu hoher Schätzung muß er ja zu viel an Vermögensteuer zahlen, während er bei zu niedriger Schätzung jeden Augenblick befürchten muß, daß der Staat ihm ein Besitzthum abkauft zu eben dem selbstgewollten Preise. Hierbei kann der Staat niemals sich verspekuliren, denn er kauft eben nur dann, wenn sich Kaufliebhaber gemeldet haben, die ihm mehr bieten, — dann verkauft der Staat an den Meistbietenden, steckt die Differenz vergnügt ein, und der alte Besitzer hat auf die einfachste Weise von der Welt erlebt, daß, wer Anderen eine Grube gräbt, selbst hinein fällt! — Das ist der wahre Mittelweg zwischen zu milder und zu „rigoroser" Steuereinschätzung. Richter jammert immer viel über „rigorose" Abschätzungen, wie es der bestbesoldete Vertheidiger aller Steuerbetrüger nicht jämmerlicher thun könnte. Aber er verschweigt dabei ganz, daß jede einseitige „Milde" gegen den einen Steuerzahler natürlich alle anderen um so härter belasten muß.

So kann es auch einen Einzelnen zwar schwer schädigen, wenn er allein seine Geschäftsbücher öffnen muß. Sobald aber Alle ohne Ausnahme sagen müssen, was sie haben und was sie nicht haben, so hebt sich in der Praxis der Nachtheil wieder auf, ja es kommt sogar ein Vortheil für die Gesammtheit dabei heraus. Denn daß faule Kunden, die nur durch falsche Vorspiegelungen Kredit finden, das unrechtmäßige Vertrauen verlieren, ist nur gerecht und gemeinnützig.

Mag der überschuldete Börsianer seine schon verkrachenden Unternehmungen auf einen Werth von Millionen angeben, so muß er doch erstens hohe Vermögensteuern bezahlen, und zweitens werden nicht Viele mehr ihm glauben, sobald sie erfahren, was er wirklich hat. Mag der Großgrundbesitzer sich aufspielen als „nothleidende" Staatssäule, so wird nur gefragt, was seine Rittergüter kosten sollen, und schätzt er sich niedriger als ihn Andere schätzen, so schätzen ihn Andere eben um so höher und er wird seine Güter los, die nun bessere Wirthschafter bekommen, während er selbst den Kaufpreis einstecken und in den sichersten Werthen anlegen kann.

Auch die Actiengesellschaften, die für die Einkommensteuer so ungeheure Schwierigkeiten bereiten, sind bei der Vermögensteuer fast kinderleicht zu behandeln, bei nur einigem guten Willen. Der Staat braucht nur zu fragen, wer hat die Actien und wie viele davon, den Kurswerth kann Jeder nach Belieben bestimmen. Nebenbei wird der Vortheil erzielt, daß Aufhäufung von Actien in einzelnen Händen durch die hohen Steuern sehr erschwert wird, dagegen die Vertheilung sehr begünstigt wird. Denn kleine Kapitalisten können ja hohen Kurswerth angeben, ohne dadurch Schaden an Steuern zu erleiden. Natürlich können sie die Actie zu diesem Werthe noch lange nicht wirklich los werden, aber der Vortheil soll auch nur darin bestehen, daß sie sie festhalten können, während der Großkapitalist bei niedriger Kursangabe sofort das Papier an den Staat los wird. Wenn heute einer dem Andern eine Hypothek abkauft, so muß er sich natürlich erst auf dem Amte erkundigen, ob der Verkäufer die Hypothek auch wirklich hat. So wird es auch keine übermäßige Behinderung des freien Börsenverkehrs sein, wenn in Zukunft bei dem Kaufe von Actien der Käufer erst bei der Steuerbehörde anfragen muß, ob der Verkäufer rechtmäßiger Besitzer der Papiere ist. Ohne jede „Doppelbesteuerung" kann hier der Staat sich sehr leicht einen Doppelschutz gegen Steuerbetrügerei schaffen. Denn erstens muß jeder Verkäufer seine Actien so lange weiter versteuern, bis er den Käufer nachweist. Zweitens erfolgt die Dividendenzahlung nur auf Grund der amtlichen Actionärsliste, — fehlt ein Theil, dann um so besser für den Staat, der den fehlenden Rest confiscirt.

Sogar bei den Lebensversicherungsgesellschaften macht sich die Sache in der Praxis sehr einfach. Denn Reingewinn und Dividende sind in der Praxis fast unfaßbare Begriffe, und sehr abhängig von Willkürlichkeiten in der kaufmännischen Berechnung, dagegen der Kurswerth, der Verkaufspreis sind Dinge, die kein Einzelner nach Belieben machen kann, weil sie dem unerbittlichen Zwange des freien Angebots und Nachfrage unterworfen sind. Und trotzdem haben wir gezeigt, daß selbst der Staat ohne Gefahr freiesten Spielraum lassen kann, weil eben der freie Markt selbst schon die Regelung genügend besorgt. Jede Lebensversicherung, jede Leibrente u. s. w. hat einen ganz bestimmten Marktwerth, der sich natürlich von Jahr zu Jahr ändert. Also jede Versicherungsgesellschaft kann ihren Grundbesitz an Actionäre und Versicherte in jedem Jahre genau so vertheilt denken, als ob sie sich auflösen wollte.

Es kann hier nicht der Ort sein, diese Frage in alle Einzelheiten weiter zu verfolgen. Aber möchte doch Jeder an seinem Theile dazu beitragen, daß die künstlich gemachten Gegensätze in unserem Volke in ihrer ganzen Nichtigkeit erkannt werden. Das Feldgeschrei kann und darf nicht sein: hie Stadt, hie Land, oder: hie Arbeitgeber, hie Arbeitnehmer, — alle solche Gegensätze beruhen in nichts als in unserer thörichten Einbildung, in unserer Blindheit für die Macht der Thatsachen. Die einzige wahre Losung lautet für die Gegenwart und für die nächste Zukunft: hie Nährstand, hie Zehrstand!

Afrikanische Sklaverei.

Von Rochus Schmidt.*)

Zwei werthvolle Objecte sind es, die in den letzten Jahrzehnten große Züge insbesondere von der ostafrikanischen Küste aus in den dunklen Continent hineingeführt haben, das Elfenbein und die Sklaven. Die Sklavenausfuhr aus Afrika nach anderen Ländern, nach englischen, holländischen und spanischen Kolonien und Amerika datirt viele Jahrhunderte zurück. Es waren nicht die Araber allein, welche von Afrika aus die Sklaven, um ihre Arbeitskraft auszunutzen, zumeist von der Küste des Rothen Meeres her in ihr Land, nach Arabien, hinüberführten, sondern es waren gerade die Angehörigen europäischer Nationen, welche den Sklavenexport in die weiter gelegenen Länder in's Werk setzten, und zwar nicht nur die mit Recht so schlecht beleumundeten Portugiesen, sondern auch andere Nationen, so die Franzosen und die Engländer. Allerdings waren es auch gerade wieder die letzteren, welche in den letzten Jahrzehnten einen förmlichen Feldzug gegen die Sklaverei unternommen und die Betheiligung fast ganz Europa's an diesem Kampfe erreicht haben. — Bei einer Betrachtung der Sklaverei müssen wir den einzelnen Stadien, welche dieselbe durchmachte, etwas näher treten. Das Verabscheuungswürdigste an der Sklaverei sind die Sklavenjagden, durch welche ganze Gebiete, ausgedehnte blühende Landstriche speziell Inner-Afrikas

*) Der Verfasser, einer unserer bewährtesten „Afrikaner", war bekanntlich Bezirkshauptmann in Bagamoyo.

entvölkert und viele friedlich dahinlebende Völkerschaften in steter Sorge um ihre Existenz erhalten werden. Ursprünglich war auch in Afrika die Sklaverei lediglich die Folge unternommener Kriegszüge, indem die Kriegsgefangenen durch Verkauf ausgenützt wurden. Denn stets hatten die innerafrikanischen Völkerstämme einen bedeutenden theils directen, theils indirecten Handelsverkehr nach dem Küstengebiet unterhalten, und so wurden die zu Gefangenen gemachten Angehörigen des unterlegenen Stammes mit der übrigen Handelswaare nach der Küste geliefert, und von dieser aus fand der Absatz des Menschenmaterials nach den Hauptsklavenmärkten statt. Die Verkäufer der Sklaven wie die Vermittler und Zwischenhändler merkten, welch' gutes und leichtes Geschäft durch den Verkauf der Sklaven gemacht werden könne, und die Folge davon war die häufigere Unternehmung von Raubzügen, bei denen aber die Erwerbung von Sklaven nicht die naturgemäße Folge, sondern der von vornherein in's Auge gefaßte alleinige Zweck war. Trotzdem wäre es keineswegs richtig, wenn man sagen wollte, wie es in der That vielfach geschieht, daß die in Afrika unternommenen Kriege der Stämme gegen einander lediglich Sklavenzüge sind: noch heutigen Tages gibt es viele Stämme, die alljährlich ihre alten Fehden gegen einander wieder aufnehmen und ihre Grenzen in die des unterlegenen Nachbars alljährlich weiter vorschieben. Es gibt Stämme, die es verschmähen, die gefangenen Gegner durch Verkauf auf die ergiebigste Weise auszunützen, wie die Somali, welche z. B. die gefangenen Galla lediglich in ihrem Dienst, noch dazu zu sehr leichter Arbeit als Viehhirten oder zur Aushülfe im Hausstande verwenden, wobei sie, wie es auch sonst bei den Sklaven die Regel ist, als förmlich zum Hausstande gehörig betrachtet und gut behandelt werden. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht z. B., daß bei den sonst sehr gesitteten Somali häufig Ehebruch vorkommt, wobei die Galla-Sklaven in Abwesenheit der verheiratheten Somalikrieger eine Rolle spielen. Freilich sollen keineswegs die großen Grausamkeiten, welche während des Krieges selbst an den unterlegenen Gegnern, selbst an deren Weibern und Kindern verübt werden, entschuldigt werden; der Krieg selbst wird nämlich von ihnen mit äußerster Grausamkeit geführt, keineswegs aber zum Zweck des Sklavenhandels, sondern die Veranlassung zu den Kriegszügen bildet lediglich gewissermaßen eine gewohnheitsmäßige Aufnahme der von Alters her überlieferten Fehden der Somali und Galla, verbunden mit der Absicht, sich an den starken Viehherden der Galla zu bereichern. Die Somali sind fast ausnahmslos Sieger und lassen während des in der Regel nur sehr kurzen Krieges ihrer Mordgier ganz die Zügel schießen. Aehnlich sind die Kriege bei den südlichen Maasitistämmen, doch mit dem Unterschiede, daß diese die gemachten Kriegsgefangenen dann nach Beendigung des Krieges wirklich verwerthen und theils selbst, theils durch die Vermittler — und das sind meistentheils die Araber — nach der Küste und so weiter nach den Märkten hin verkaufen. Die lediglich zum Zwecke, Sklaven zu machen, unternommenen Kriege werden hauptsächlich von Arabern und in vielleicht noch höherem Maße von großen eingeborenen Häuptlingen in den Gebieten um den Tanganjika und Nyassa herum geführt. Dann werden insbesondere die friedlichen Stämme, welche vieles und gutes Sklavenmaterial liefern, ahnungslos überfallen, und es sind neuerdings bei diesen Zügen wesentlich die Araber betheiligt, obgleich man es liebt, die von ihnen begangenen Sünden zu übertreiben und ihnen alles Schlimme in die Schuhe zu schieben. Ursprünglich waren, wie gesagt, die Araber nur so ziemlich die alleinigen Abnehmer der Sklaven, indem sie dieselben an der Küste und auf den Inseln Zanzibar und Pemba in den viele Arbeit erfordernden ertragreichen Nelkenplantagen besonders als Arbeiter verwandten oder sie auf die entfernteren Sklavenmärkte weiter lieferten. Denn die Sklaven bildeten auf den Plantagen fast das alleinige Arbeitermaterial, das aus dem Innern geliefert wurde. Mit der strengeren Ueberwachung der afrikanischen Gewässer jedoch durch die englischen Kriegsschiffe wurde die Ausfuhr der Sklaven erschwert. Hiermit stieg der Preis der Sklaven, und die Arbeit wurde erheblich vertheuert: viele Araber geriethen in Schulden und fanden zunächst in den raffinirten Indiern Leute, die ihnen mit ihren Mitteln aushalfen, wodurch die Besitzungen der Araber, wenn man sich so ausdrücken darf, hypothekarisch belastet wurden. Die Araber geriethen immer mehr in Abhängigkeit von ihren Gläubigern, und schließlich blieb ihnen, obwohl sie das bequemere Gewerbe des Landbaues ursprünglich vorzogen, nichts anderes übrig, als selbst nach dem Innern zu gehen, um hier dem gewinnreichen Handel mit Elfenbein und natürlich auch mit Sklaven obzuliegen. Da aber solche Handelsexpeditionen große Mittel erfordern, so trat auch bei Unternehmung dieser Züge die Abhängigkeit des Arabers vom Indier hervor, der aushelfen mußte und es schließlich auch, da ihm ein wucherischer Gewinn wahrscheinlich war, ganz gerne that. Die Karawanen wurden mit indischen Waaren und indischem Gelde ausgerüstet, und der größte Theil dieses Ertrages kam den Indiern zu Gute; die am meisten verschuldeten Araber konnten ohne bestimmte Aussicht, ihre Schulden abzutragen, nicht nach der Küste zurückkehren und zogen es vor, im Innern zu bleiben, dort Handel zu treiben und sich eine eigene Landwirthschaft zu gründen. Der Betrieb derselben erforderte natürlich auch wiederum Sklaven, und so findet denn sowohl die Ausfuhr nach der Küste und den weiteren Märkten statt. Sklaven werden auch auf den arabischen Niederlassungen im Innern verwandt, wie denn die Sklavenjäger noch recht ausgedehnte Beziehungen haben, um ihre Waare an den Mann zu bringen.

Wir wissen, daß von den Angehörigen der von den Sklavenjägern überfallenen und heimgesuchten Stämme die meisten, wofern sie nicht fliehen, bei der Vertheidigung ihres Lebens und ihres Eigenthums fallen, so daß nur der kleinere Theil in die Sklaverei fortgeführt werden kann. Natürlich sind dies meistens Weiber und Kinder, welche sich nicht vertheidigen. In den Gebieten des nördlichen Afrikas tritt ein religiöses Moment hinzu: die Sklavenjäger sind dort ausschließlich Muhamedaner, sowohl Araber wie Neger, stets aber fanatische Muhamedaner, während der Fanatismus den Muhamedanern der Ostküste Afrikas, insbesondere den Arabern, wenn diese auch zum größten Theil strenggläubig sind, entschieden abgeht. Hält es der Araber schon für sein gutes Recht, die Negerstämme seiner Macht und seiner Gewinnsucht dienstbar zu machen, so kämpft der fanatische Muhamedaner des Nordens mit einem gewissen Pflichtgefühl gegen die heidnischen Völker. Nachtigal schildert die Greuel eines Kriegszuges der Bagirmi gegen einen heidnischen Volksstamm, wobei er gezwungen war, den Bagirmi zu folgen. Die überfallenen Neger, welche in steter Angst vor ihren Widersachern leben, hatten große Baumwollbäume zur Unterbringung ihres Vermögens und ihrer Familien eingerichtet, sich auf diesen in verschiedenen Etagen befestigt, und leisteten, so lange die Sklavenjäger sich ihnen nicht mit Pulver und Blei näherten, erfolgreichen Widerstand; doch als sie mit überlegenen Waffen bekämpft wurden, begann auch die Ausrottung dieses blühenden Stammes.

Nach der Gefangennahme der Sklaven suchen die Sklavenjäger diese natürlich aus den engeren Grenzen ihrer Heimath herauszubringen, und die der Flucht verdächtigen Individuen werden an eine mitgeführte Sklavenkette gefesselt und in Gabeln gelegt. An einer Kette sind so nach der Größe derselben 10—25 Personen befestigt durch Halsringe, die verschlossen werden. Die Sklavengabel wird gebildet durch ein bis zu 1 Meter langes Holz, dessen Ende in eine Gabel ausläuft. In diese Gabel wird der Hals des Opfers gesteckt und von vorn oder hinten durch einen Eisenstab verschlossen. Meist werden dann zwei Gabeln mit ihren Enden an einander gebunden, und es gehen dann immer zwei Opfer hinter einander her, durch eine Stange verbunden. Diese lästige Art des Transports, welcher auch für den Sklavenjäger viel Arbeit und Ueberwachung erfordert, wird nur so lange angewendet, als die Verhältnisse das Entfliehen des Opfers erwarten lassen, später nur bei wirklich Fluchtverdächtigen. In der That bietet sich den Opfern beim Sklaventransport immer noch vielfach die Möglichkeit zu entfliehen, und diese wird auch häufig benutzt.

Die Behandlung der Sklaven während des Transportes beliebt man in der Regel als eine äußerst grausame zu schildern, jedoch sind die Schilderungen der meisten Reisenden in dieser Beziehung stark übertrieben. Es liegt natürlich im Interesse der Sklavenhändler, ihre Menschenwaare auch wirklich auf den Markt zu bringen, und zu dem Zweck sorgen sie auch entsprechend für Sklaven, indem sie, so gut es unterwegs eben angängig ist, in landesüblicher Weise verpflegt werden, wohingegen sie natürlich auch die nothwendigen Arbeiten im Lager zu verrichten haben, bestehend im Wassertragen, Kochen, Bau und Einrichtung des Lagers, Tragen von Lasten auf dem Marsch; und in der That fühlen sich die Sklaven, wenngleich sie naturgemäß zunächst, aus ihrer Heimath und von ihren Angehörigen hinweggerissen, ihr Schicksal beklagen, doch bald ganz zufrieden, und man sieht sie meistens auf dem Wege nach der Küste vollkommen guten Muthes dahinziehen. Natürlich kommt es vor bei der Passirung unwirthsamer Gegenden oder solcher Landstriche, in denen gerade Hungersnoth herrscht, daß dann den Sklaven das Nothwendigste zum Leben nicht geboten werden kann und viele Hungers sterben; da geht allerdings der Herr vor dem Sklaven vor, obgleich auch dieser dann stets unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden hat. Jedoch in solchen Gegenden haben in gleicher Weise auch die anderen Handelskarawanen und Expeditionen zu leiden, und es werden von ihnen unter solchen ungünstigen Verhältnissen, wie zum Beispiel bei der in dem unwirthlichen Ugogo sich häufiger wiederholenden Hungersnoth zahlreiche Opfer erfordert. Doch werden im Allgemeinen die Opfer der Sklaventransporte stark überschätzt; im Allgemeinen kommen sicher neun Zehntel sämmtlicher Sklaven wohlbehalten, wenn auch verhungert und abgemagert, wie dies immer nach großen Expeditionen der Fall ist, an der Küste an, und das letzte Zehntel, welches im Durchschnitt höchstens die Küste nicht erreicht, hat zumeist auch unter den in Afrika stets wüthenden Krankheiten, wie Pocken und Dysenterie zu leiden gehabt. Jeder Reisende, der im Innern marschirt ist, hat die armen Kranken, welche eben an jenen beide Seuchen leiden, häufig verlassen am Wege gefunden, und wenn nicht da der Europäer sie aus Mitleid in sein Lager tragen läßt und ihnen hier noch die letzte Pflege und ärztliche Hülfe, jedoch meist vergeblich, angedeihen läßt, so müssen sie naturgemäß ihrem Schicksal erliegen. Ebenso hat der Reisende stets Gelegenheit, hin und wieder Gerippe von unlängst Gestorbenen am Wege zu sehen; nur zu gern glaubt er oder läßt er sich vorreden, daß dieselben von getödteten oder zu Tode gequälten Sklaven herrühren; nur zu oft baut er hierauf wahre Schauergeschichten, die er in der Heimath dann weiter erzählt. Der gewissenhafte Reisende indeß weiß, daß solche Skelette in der Regel eben von Leuten, Sklaven wie Freien, die den tückischen Krankheiten erlegen sind, herrühren; allerdings beerdigt solche Kranken weder der Araber noch der Eingeborene, mögen es nun Sklaven sein oder nicht; auch kennt der Neger kein Mitleid und läßt den an solchen Seuchen Leidenden Hülfe und Pflege dann nicht mehr zu Theil werden, wenn sie nicht mehr in der Karawane mitmarschiren und sich nützlich machen können. Wenn der Sklave vermöge seiner Schwächlichkeit den an ihn gestellten Anforderungen nicht genügen und sich in der Karawane nicht mehr fortbewegen kann, dann erfährt er allerdings eine Probe von der Unbarmherzigkeit des Arabers, der schon zum warnenden Beispiel für die Schwächlichen unter den Sklaven, welche dem Schlappwerden nahe sind, dem Liegenbleibenden den letzten Stoß versetzt und nicht gestattet, daß er eines natürlichen Todes stirbt.

Jedoch wenn sie an der Küste ankommen, erwartet die Sklaven fast immer ein Los, mit dem sie zufrieden sind. Sie kommen in die Hände von Besitzern, die ihre Arbeitskraft in mäßiger Weise ausnützen, und die lange nicht soviel Arbeit von ihnen verlangen, wie dies der Europäer thut und thun muß. Auch wird ihnen eine gute Behandlung zu Theil, indem die Sklaven entweder an der Kost ihrer Herren theilnehmen, oft sogar in derselben Tafelrunde mit ihnen essen, oder indem ihnen Gelegenheit geboten wird, sich ihren Unterhalt durch Anbau von Land oder durch Verdingung als Träger oder Arbeiter in ausreichender Weise selbst zu erwerben, und häufig wird auch der Modus befolgt, daß den Sklaven zwei Tage der Woche überwiesen werden, an denen ihnen die Nutznießung der Besitzung ihrer Herrn, der Felder wie der Viehherden gestattet wird; hierdurch erlegt sich der Sklavenhalter häufig selbst der Sklaven wegen Entbehrungen auf. —

Was die Rechte der Sklavenhalter anbelangt, so hat ursprünglich der Besitzer alle Strafgewalt über den Sklaven, auch das Recht über Leben und Tod; doch macht der Araber seinem ganzen Wesen nach hiervon einen geringen Gebrauch, wie es ja auch in seinem Interesse liegt, durch milde Behandlung sich die Sklaven gefügig und deren Dienste werthvoller zu machen. Natürlich hat sich bezüglich der Rechte der Herren heutigen Tages in den europäischen Mächten unterstehenden Gebieten das Prinzip geändert. An der deutsch-ostafrikanischen Küste bringen die Sklavenbesitzer etwaige Klagen gegen ihre Sklaven und diese umgekehrt gegen ihre Herren bei den täglichen Gerichtssitzungen, welche die Stationschefs abhalten, bei den sogenannten Schauris, vor, und so steht notorisch bei uns den Sklaven dasselbe Recht zu, wie den freien Leuten. Der Sklavenbesitzer hat ursprünglich auch das Recht, seine Sklaven beliebig zu veräußern; jedoch macht er auch hiervon nur höchst selten, und wenn er in Verlegenheit ist, Gebrauch, da er ja der Sklaven zur Arbeit bedarf, und diese ein sicheres Anlagekapital für ihn bilden. Daß dann, wenn die Verhältnisse eine Veräußerung erforderten, unfreiwillige Verkäufe vorkamen, ist selten da gewesen, insbesondere bei männlichen Sklaven, da ihnen in allen Verhältnissen Gelegenheit zur Flucht geboten wird und sich jedermann hütet, fluchtverdächtige und widerwillige Sklaven zu erstehen. Auch hierin ist im Prinzip der Verkauf der Sklaven gegen ihren Willen durch die Regierung untersagt gewesen. Was die weiblichen Sklaven anbelangt, so haben diese, wenn sie wegen ihrer Jugend oder ihres Aussehens das Eigenthum von Arabern geworden sind, ein Los, mit dem sie durchaus zufrieden sind, da sie für höhere Empfindungen unzugänglich sind und nur niedere Bedürfnisse haben. Den Arbeitsdienst verrichtenden Sklaven und Sklavinnen ist von jeher gestattet worden, nach Belieben unter sich zu heirathen; die gezeugten Kinder gehen allerdings in das Eigenthum des Besitzers über. Aus all' diesem sieht man, daß die Art der Sklaverei, wie sie faktisch gehandhabt wird, eine leidlich milde und für die Sklaven ziemlich erträgliche ist. In einzelnen Gegenden ist dieselbe sogar, und zwar nicht zum Besten der allgemeinen Ordnung, eine ganz besonders lockere; so z. B. in unserm südlichsten Gebiet um Lindi und im Hinterland dieses Küstengebietes: die dortigen Sklaven stammen meist aus den mehr kriegerischen Stämmen des Nyassa-Gebietes und sind nicht in dem Maße, wie die Angehörigen der anderen Völkerschaften willige Werkzeuge ihrer Herren; es sind in Folge dessen häufiger im Süden allgemeine Sklavenaufstände vorgekommen, bei denen sich die Sklaven nicht nur der Macht ihrer Herrn entzogen, sondern diese mit Waffengewalt gefährlich bedrängt haben, sodaß bisweilen das Eingreifen des Sultans nothwendig wurde. Einen Rückhalt finden jene Sklaven besonders an einem vier Tage von der Küste entfernt sitzenden Wahiyao-Häuptling, der tausende von entlaufenen Sklaven um sich schart, bewaffnet und wohl organisirt und mit ihnen die Sicherheit im Lande, an der Küste, und den ganzen Verkehr auf das ärgste gefährdet und stört.

Es möge noch gestattet sein, kurz die Mittel zusammenzufassen, mit denen man die Sklaverei in neuester Zeit in Ostafrika bekämpft hat und mit denen man sie noch bekämpfen kann und muß. Ein erfolgreiches Mittel ist die Ueberwachung der ostafrikanischen Gewässer durch die europäischen Nationen überhaupt und besonders in letzter Zeit auch durch uns Deutsche. Das Widerstreben der Sklaven selbst, von den Europäern befreit zu werden, bietet häufig ungemeine Schwierigkeiten. Denn erstens sehnen sich die Sklaven, einmal in festen Händen, in der Regel nach ihrer Freiheit und ihrer fernen Heimath gar nicht zurück, und dann nehmen sie auch an, daß sie von uns keineswegs ihre Freiheit zurückerhalten, sondern nur durch Ueberweisung als Arbeiter

hier und dahin in eine ihnen viel unangenehmere Sklaverei gebracht werden sollten. Nichtsdestoweniger ist aber immerhin durch die Ueberwachung der Marine die Ausfuhr und der Absatz der Sklaven ungemein erschwert. Vervollkommnet ist diese Ueberwachung durch die größere Entfaltung unserer Macht an der Küste; freilich genügt auch diese noch nicht, sondern es findet noch immer des öfteren, wenn auch im kleineren Maßstabe, aber doch systematisch eine Ausfuhr von Sklaven von der Küste nach Zanzibar statt, und zwar geschieht diese Verschiffung in kleinen Fischerböten von den von Europäern nicht besetzten Küstenplätzen aus nach den gegenüber liegenden Inseln, wo eine Controle schwer auszuüben ist. Trotzdem wirken wir durch diese Erschwerung der Sklavenausfuhr bedeutend gegen den Sklavenabsatz. Im Innern Afrikas ist von fremden Antisklavereigesellschaften, wie ganz besonders vom Congo-Staat, außerordentlich viel zur Bekämpfung der Sklaverei geschehen; indeß der Erfolg hat durchaus in keinem Verhältniß zu den aufgewendeten Mitteln gestanden: man hat nur erreicht, daß die Araber, welche westlich des Tanganjika in Manjema eine äußerst respectable Macht repräsentiren, geschlossen gegen die mit der größten, aber nicht gerade verständigen Begeisterung gegen die Sklaverei ankämpfenden Offiziere des Congo-Staates sich erhoben. Die Stellung der Belgier und damit der Europäer überhaupt ist durch dieses unkluge, übereilte Vorgehen mit immerhin im Verhältniß zum Ziel viel zu geringen Mitteln stark erschüttert worden; die Existenz des Congo-Staates erscheint momentan bedroht. Im Großen und Ganzen sind wir, da wir im Innern zur Zeit eine viel zu geringe Macht ausüben, dort darauf angewiesen, mehr oder weniger mit den Arabern und den mächtigen Eingeborenen des Landes zu laviren, wenn wir nicht auch den Handel herunterbringen oder gänzlich lahm legen wollen. Die großartigen Mittel, um mit Waffengewalt gegen die lang hergebrachten Institutionen der Araber und Eingeborenen vorgehen zu können, stehen uns auch nicht annähernd zur Verfügung; beim Kampfe für die Sache der Civilisation und der culturellen Erschließung Innerafrikas müssen wir uns anderer Mittel bedienen: die Förderung des Handels und besonders die der Landescultur, die Ausnützung des Grundes und Bodens, die Vermehrung des Angebotes der Arbeit für die Neger, Dienstbarmachung der arabischen und eingeborenen Händler für europäische großkaufmännische Unternehmungen — das sind im Verein mit einer strengeren Ueberwachung der Küste und der Verhinderung der hier versuchten Ausfuhr von Sklaven geeignete Mittel, um mit der Zeit die Sklaverei gänzlich zu beseitigen und an ihre Stelle gesunde wirthschaftliche Einrichtungen zu setzen, so weit sie die Ausnützung des Landes gestatten.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Robert Hamerling.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Es war im Jahre 1862 im Sommer, als ich Robert Hamerling in Tobelbad bei Graz traf. Er war als Kurgast da zu seiner Erholung, während ich zu dem Hofstaat der schönen Frau von K. gehörte, welche die Venus und Minerva dieses Kurortes in einer Person war. Hamerling lebte vollständig zurückgezogen und hielt sich der Gesellschaft, welche in dem kleinen Bade gleichsam eine große Familie bildete, vollständig fern, so daß er von Anfang an auffiel und von einem witzigen Hauptmann, der uns Allen Spitznamen gegeben hatte, als Timon von Athen bezeichnet wurde. Einer meiner Freunde, der leider zu früh verstorbene reichbegabte Lieutenant von Göbler, hatte es ausfindig gemacht, daß der menschenscheue Sonderling ein Dichter sei, und uns eines Abends einige seiner Poesien vorgelesen. Selbstverständlich wurde nun Timon von Athen zu einer doppelt interessanten Persönlichkeit. Zu gleicher Zeit hatte sich aber über seine Gedichte in unserem Kreise ein heftiger Streit entsponnen. Jener witzige Hauptmann, dessen Aeußerungen dadurch ein besonderes Gewicht bekamen, daß er sich bei Gelegenheit eines Scheibenschießens als geradezu fürchterlicher Pistolenschütze entpuppt hatte, bestritt nämlich Jedermann und insbesondere Hamerling das Recht, heut zu Tage noch zu dichten. Er fand, daß uns unsere Klassiker genügend mit Poesie versorgt hätten, ließ allenfalls noch Heine gelten, bespöttelte aber alles Uebrige als flaues Epigonenthum ohne Saft und Kraft, ohne Originalität und Bedeutung. Ich war der einzige, der ihm zu widersprechen wagte und die Literatur der armen Nachgeborenen im Allgemeinen und insbesondere Robert Hamerling gegen ihn in Schutz nahm.

Ich habe niemals erfahren, ob Hamerling irgend einen Spiritus familiarus besaß, der ihn von unserem Gespräch unterrichtet hat. Da er mit Niemand verkehrte, wirkte es geradezu verblüffend auf mich, als ich bei einem einsamen Spaziergange ihm begegnete, und das Unglaubliche geschah, indem Robert Hamerling mich begrüßte, das Wort an mich richtete und mir für die warme Vertheidigung seiner Lyrik dankte. Er machte mir vom ersten Augenblicke an zugleich den Eindruck eines genialen, seine eigenen Wege wandelnden Menschen und zugleich den eines Unglücklichen und körperlich Leidenden. Vergebens gab ich mir alle Mühe, ihn zu einem Verkehr mit der Tobelbader Gesellschaft zu bewegen, dagegen begannen seine Augen seltsam zu leuchten, als ich von der schönen Frau von K. sprach und ihm ihren Wunsch meldete, seine Bekanntschaft zu machen. Wirklich ließ er sich, als sich die Gelegenheit dazu ergab, ihr vorstellen. Es blieb aber auch hier bei einer kurzen Unterredung. Hamerling hatte, wie ich aus den wenigen Worten, die es mir gelang, ihm von Zeit zu Zeit zu entlocken, noch mehr aber aus seinen Gedichten entnahm, eine glühende Sehnsucht nach Frauenschönheit, und doch hielt er sich den Frauen fast ängstlich ferne. Wenn er auch Jedermann gegenüber eine gewisse Scheu hatte, sich schwer aussprach und das Wenige, das er sagte, mit einer matten, gebrochenen, gepreßten Stimme hervorbrachte, so steigerte sich diese Scheu Frauen gegenüber fast bis zur Aengstlichkeit. Er errieth bald, daß ich für Frau von K. schwärmte, und mehr als eine Bemerkung von seiner Seite bewies mir, wie sehr er meinen Enthusiasmus theilte, aber er war nicht zu bewegen, sich der schönen, geistvollen Frau zu nähern, mit ihr lebhafter zu verkehren. Trotzdem er meine Gesellschaft in Tobelbad aufsuchte, bestanden die Gespräche zwischen uns doch eigentlich darin, daß ich sprach und er zuhörte und sich mit wenigen Bemerkungen genügte. Eine eigentliche Discussion mit Hamerling war unmöglich. Ebenso wenig glaubte ich, daß ihn jemand erzählen gehört hat. Seine Seele schien ein verschlossenes Buch und die Folge war, daß selbst Jenen, die mit ihm viel verkehrten, auch sein Leben, sein äußeres und inneres Leben ein unbekanntes Land blieb.

Unsere Beziehungen wurden noch wärmer, als Hamerling einige Jahre später ganz nach Graz übersiedelte. Er war eben damit beschäftigt, seinen „Ahasver in Rom", dessen Verlag Richter in Hamburg übernommen hatte, nochmals durchzufeilen und die Correcturbogen durchzusehen. Frau von K. hatte sich inzwischen von ihrem Gatten getrennt, trotzdem sprach Hamerling niemals den Wunsch aus, den Verkehr mit ihr von Neuem aufzunehmen. Um so mehr war ich überrascht, als er mir eines Tages selbst den Vorschlag machte, seinen „Ahasver in Rom" in einem Kreise von Literaturfreunden in dem Salon der Frau von K. vorzulesen.

Eine neue Ueberraschung stand uns Allen an diesem unvergeßlichen Abend bevor. Hamerling erschien nämlich in Begleitung einer Dame, was uns nicht weniger in Aufregung versetzte, als die Aussicht, daß wir die Ersten sein sollten, welche sein geniales Werk kennen lernen durften. Wenn ich niemals in meinem Leben gut gelesen habe, so war es gewiß an diesem Abend der Fall, so sehr wurde ich von der Dichtung hingerissen und der Eindruck derselben war auf alle Anwesen-

den ein gleich bedeutender. Insbesondere waren es Lieutenant von Göbler und der bekannte Graf Emerich von Stadion, welche ihren Enthusiasmus nach jedem Gesange immer lebhafter aussprachen.

Stadion war zugleich eine extravagante, phantastisch ideale Natur und in der liebenswürdigsten Weise malicids. In einer Pause rief er im Nebenzimmer, wo wir ohne Zeugen waren, aus: „O, diese Agrippina!“ — „Wie meinst Du das?“ fragte ich ihn naiv.

„Bist Du denn blind?“ rief Stadion, „diese Frau an Hamerling's Seite ist niemand geringerer als seine Muse, und das schmälert mir den Eindruck der ganzen Dichtung. Frau von K. als Agrippina, ja, das ist begreiflich, aber diese bürgerlich gesunde Erscheinung mit einem Stich in das Emanzipirte. Verstehe das wer kann.“

Später nahm man allgemein sehr innige Beziehungen zwischen dieser Dame, welche sich in früherer Zeit durch Extravaganzen bemerkbar gemacht hatte, und Robert Hamerling an. Ich war der Einzige, der skeptisch blieb. Ich glaube nicht, daß Hamerling fähig war, sich einer Frau zu nähern oder ihr gar von Liebe zu sprechen. Wenn eine Beziehung zwischen ihm und jener Frau bestand, so war sie es ohne Zweifel, welche sich ihm genähert hatte. Und da dies vielleicht die erste Frau war, mit der er näher verkehrte, so ist es begreiflich, daß er sich ihre Verehrung gefallen ließ und daß mit der Zeit ein warmes Verhältniß zwischen den Beiden entstand. Aber ich möchte heute noch meine Hand dafür in's Feuer legen, daß diese Beziehung ein Seitenstück zu jener Petrarca's mit Laura, Dante's mit Beatrice, Abälard's mit Heloise war. Was der Grazer Stadtklatsch von jener Dame zu erzählen wußte, hat mich in meiner Annahme niemals erschüttert. Gerade daß diese Frau in früheren Tagen so sehr aus dem Geleise der Alltäglichkeit und selbst vielleicht der guten Sitte herausgetreten war, daß sie zum Beispiel sich darin gefiel, in Männerkleidern umherzugehen, das Alles schien mir nur zu beweisen, daß es eine ungewöhnliche, von dem Drange nach dem Idealen erfüllte Frauennatur, und nicht eine Kokette war. Die galanten Lebefrauen verstehen es wohl sich zu hüten, um gegen die gute Sitte zu verstoßen und die Messalinnen nehmen mit Vorliebe die Maske einer Heiligen vor.

Ehe „Ahasver in Rom“ noch auf dem Büchermarkte erschien, hatte ich bereits eine Besprechung dieser genialen Dichtung in „Ueber Land und Meer“ gebracht. Hamerling kam zu mir, um mir zu danken. Wir saßen in dem schönen Garten meines Vaters in einem kleinen Gartenhaus. Ich machte ihm zum Vorwurf, daß er sich zu sehr von der Welt, von den Menschen abschließe. Der Dichter, sagte ich unter Anderem, kann nicht ausschließlich aus seiner Phantasie schöpfen, und wenn er es kann und wenn er es thut, so wird seine Muse früher oder später den gesunden Boden der Wirklichkeit verlassen. Ein schaffender Künstler muß nach meiner Ansicht mitten im Leben stehen, nicht im Sinne eines Philisters, er muß kämpfen, ringen, leiden, kurz leben.

„Glauben Sie nicht,“ sagte Hamerling mit einem seltsamen, fast unheimlichen Blick, „daß man in der Einsamkeit innerlich oft mehr erleben kann, als in der großen rauschenden Welt.“

Ich machte geltend, daß dann auch die Muse sich der Darstellung des Seelenlebens und solcher psychologischer Prozesse zuwenden müßte, welche fern der Welt sich entwickeln, aber für ihn, den Titanen, dessen ganzes Genie dahin drängte, große Schicksale gewaltiger Menschen auf dem Hintergrund der Weltgeschichte darzustellen, könnte die Einsamkeit unmöglich gedeihlich sein. Aber jener Einwurf Hamerling's kam mir in der Folge nicht mehr aus dem Sinn. Welche geheimen Kämpfe bargen sich hinter dem scheuen, so wenig mittheilsamen Wesen des großen Poeten. Das Schicksal mußte ihn einmal mindestens schwer, ja furchtbar getroffen haben. Es lastete etwas Unheimliches auf ihm, wie auf dem genialen Lord Byron und dessen Spiegelbild, dem dämonischen Manfred. Damals war Hamerling mit dem Entwurf zu seinem „König von Sion“ beschäftigt. Ich war nicht wenig überrascht, als er mir denselben mittheilte, denn ich hatte in früheren Jahren den Stoff für einen eminent dramatischen gehalten, und sogar mehrere Acte einer Tragödie „Johann von Leyden“ geschrieben, welche niemals fertig, niemals veröffentlicht wurde. Da ich über die Geschichte des Stoffes bis in die kleinsten Einzelheiten unterrichtet war, so überließ ich Robert Hamerling gerne mein ganzes geschichtliches Material und gab ihm auch die Bildnisse von Knipperdolling und Johann von Leyden, welche ich besaß. Das letztere hing später eingerahmt über seinem Bette. Nicht wenig erstaunt war ich, als Hamerling mir mittheilte, daß er seinen „König von Sion“ in Hexametern zu schreiben beabsichtige. Wie kam es, daß er dem „Ahasver in Rom“, einem antiken Stoffe, ein modernes Gewand gab, und dem modernen mit seinen Kämpfen in unsere Zeit hineinragenden „Johann von Leyden“ ein antikes? Später erst fand ich den Schlüssel hierzu. Der Widerspruch, welcher sich in Hamerling's Wesen mehr und mehr offenbarte, und zu dem ich niemals den Schlüssel gefunden habe, hat sich offenbar auch in der Wahl der Form bei ihm ausgesprochen.

Eines Tages sagte mir Hamerling: „Ich habe eine Anleihe bei Ihnen gemacht, die Pelzjacke und die Peitsche, die erstere für meine Elisabeth Wandscheerer, die zweite für Johann von Leyden, welcher mit derselben ab und zu seine Frauen neckt. Dieser „Johann von Leyden“, den ich entstehen sah, wurde, mehr und mehr von der historischen Gestalt vollkommen abweichend, ein Spiegelbild des Dichters selbst. Durch diesen „Johann von Leyden“ lernte ich ihn selbst verstehen, so weit dies bei einer so verschlossenen, schweigsamen Natur möglich war. Daß er aus „Johann von Leyden“, dem brutalen Genußmenschen eine Art platonischen Don Juan macht, bestätigte mir vollständig, daß ich mich in der Auffassung Hamerling's und seiner Beziehung zu den Frauen nicht geirrt hatte. Das Jahr 1866 wird für mich durch zwei Ereignisse bezeichnet, durch eine schmerzliche Katastrophe in meinem Herzensleben und durch das Erscheinen des „Don Juan von Kolomäa“ in „Westermann's Monatsheften“. Hamerling nahm an Beiden warmen Antheil, einen Antheil, den ich mehr empfand, als er ihn auszusprechen vermochte. Allerdings, den „Don Juan von Kolomäa“ zu begrüßen, fand er die bekannten Worte, welche mir neben dem Urtheil Ferdinand Kürnberger's vor Allem den Sporn zu weiterem Schaffen gaben. Ueberhaupt war Hamerling ein ganz Anderer, wenn er schrieb. In seinen Briefen, in seinen Kritiken wurde er ebenso beredt, wie in seinen Dichtungen.

Ich verließ bald danach Graz und sah Hamerling erst — eine flüchtige Begegnung abgerechnet — im Jahre 1871 wieder. Inzwischen war der erste Theil meines „Vermächtniß Kains“ erschienen, den Hamerling ebenso warm begrüßt hatte wie den „Don Juan“. Wir traten uns hierdurch noch näher. Ich glaube, daß Hamerling vorzüglich deshalb gern mit mir verkehrte, weil ich den Verkehr mit ihm niemals suchte, weil ich es ihm überließ, jene Momente zu wählen, wo ihm ein Gedankenaustausch mit Gleichstrebenden zum Bedürfniß wurde. Damals lernte ich an Hamerling eine neue Seite kennen. Während ich mir aus der Kritik wenig machte und stets bereit war, auf Angriffe energisch zu antworten, zeigte sich Hamerling unglaublich empfindlich gegen jeden Tadel. Diese Empfindlichkeit mag kleinlich erscheinen, aber sie war es durchaus nicht. Sie entsprang bei Hamerling nicht etwa der gekränkten Eitelkeit, sondern ist einfach aus seinem einsamen Leben heraus zu erklären. Er blieb stets ein Fremdling in der literarischen Arena, er hatte von dem Getriebe der Clique, kurz von alledem, womit ein Autor zeitlebens zu kämpfen hat, absolut keine Vorstellung, und so kam es, daß er die Kritik furchtbar ernst nahm. Jedesmal, wenn er sich getadelt fand, war er überzeugt, erstens, daß der Kritiker aus voller Ueberzeugung sprach, zweitens, daß er Recht hatte. Allmählich freilich machte sich eine Reaktion geltend, und wenn er dann empfand, daß ihm dennoch Unrecht geschehen war, so setzte er sich zur Wehre, wie in seinem Epilog an die Kritiker, welcher so viel Staub aufgewirbelt hat. Er litt förmlich unter jeder noch so harmlosen tadelnden Bemerkung und vermied alles, was dazu

führen konnte, kritische Feindschaften hervorzurufen, in späteren Jahren fast ängstlich. Ich erinnere mich noch, wie ich ihm eines Tages in der Grazer Herrengasse von meiner Schrift „Ueber den Werth der Kritik" sprach, mit der ich eben beschäftigt war und die Bemerkung hinzufügte: „Diese Schrift wird auch Ihnen eine gewisse Genugthuung bieten."

„Aber Sie haben mich doch nicht darin genannt?" stieß Hamerling erregt hervor.

„Nein, nein," erwiderte ich lachend.

Als ich einmal in einer Kritik ohne nur im Entferntesten daran zu denken, gegen den historischen Roman Stellung nahm, ersah ich zu meiner Ueberraschung kurze Zeit danach aus einem Briefe Hamerling's, daß er in der betreffenden Stelle eine Verurtheilung seiner „Aspasia" erblickt habe.

Geradezu aufgeregt traf ich Hamerling, der sonst nur sehr selten das Theater besuchte, eines Abends im Landschaftlichen Theater, wo ein kleines Lustspiel gegeben wurde, in dem zufällig eine der agirenden Personen den Namen Hamerling trug. Er beruhigte sich erst, als er im Verlaufe der Aufführung die Ueberzeugung erlangt hatte, daß nicht im mindesten eine Anspielung auf ihn oder seine literarische Thätigkeit beabsichtigt war.

Wieder entstand eine Pause in unseren Beziehungen, als ich im Jahre 1873 nach Wien zog und mich dann nach meiner Verheirathung in Bruck an der Mur niederließ.

Als ich im Herbst 1877 nach Graz übersiedelte, fand ich Hamerling in glücklichen äußeren Verhältnissen, aber noch zurückgezogener, menschenscheuer und leidender als früher. Er fühlte sich gekränkt durch verschiedene Angriffe, deren Gegenstand er geworden war, und verkehrte in Folge dessen so gut wie mit niemand. Zwei Frauen theilten sich in seine Freundschaft, beide weder jung noch schön. Die Welt faßte seine Beziehungen zu ihnen in gewohnter Weise auf, während mir nicht die geringste Thatsache aufstieß, welche mich in meinem früheren Urtheil über Hamerling's Beziehungen zu den Frauen hätte irre machen können. Sein Vater und seine Mutter lebten jetzt bei ihm. Er selbst war alt geworden und sein mächtiger genialer Kopf mit dem langen grauen Haar, den glühenden Augen, den markirten harten Zügen und der dunklen Hautfarbe hatte etwas Mächtiges und Imponirendes an sich, aber nur so lange er schwieg. Sobald er sprach, stand seine weiche gebrochene Stimme, seine leise Redeweise, sein zaghaftes Wesen im Widerspruch mit dem Eindruck seines Kopfes. Noch schärfer wie früher trat ein gewisser Riß, der durch sein ganzes Wesen ging, eine Art Doppelnatur bei ihm hervor. In seiner Dichtung ein himmelstürmender Titan voll glühender Sehnsucht nach Schönheit und Liebe, zeigte er sich im Leben beengt, gedrückt, scheu, ohne Lebensmuth. Gewiß hatte er in um so höherem Maße den Muth zu dulden, und es mag nicht wenig gewesen sein, was das Schicksal ihm aufgeladen hatte. Ich habe trotz meiner herzlichen Beziehungen zu ihm niemals den Versuch gemacht, in das Geheimniß seiner Natur und seines Lebens einzudringen, mich hinderte daran ein angeborenes Zartgefühl. Es war mir niemals gegeben, mich in das Vertrauen anderer einzudrängen, noch weniger — einzuschleichen.

Gleich bei meiner ersten Begegnung mit Hamerling bemerkte ich, daß er sich lebhaft für meine Frau interessirte und doch lehnte er es entschieden ab, zu uns zu kommen. Ich wußte, daß er eine kleine, aber in jeder Beziehung eines Poeten würdige Besitzung in einem Thale bei Graz erworben hatte und hier den Sommer zubrachte. Aber ich hatte keine Ahnung, wo dieselbe eigentlich lag. Als wir eines Tages durch den Wald herabkamen und in dem bei den Grazern so beliebten ländlichen Wirthshaus „Zum schwarzen Hund" einkehrten, sagte meine Frau: „Hier in der Nähe wohnt Hamerling." Auf dem Rückwege kamen wir wirklich an seinem Hause vorüber. Ein Zufall wollte, daß seine Mutter auf der Schwelle stand. Sie ging auf uns zu, begrüßte meine Frau und lud sie ein, mit den Kindern einzutreten.

„Sie wissen doch, wie menschenscheu und vor allem frauenscheu Ihr Sohn ist," sagte ich lächelnd, „ich möchte ihm nicht lästig werden."

„Ach, Sie können ruhig eintreten," erwiderte die liebenswürdige und kluge alte Frau, „er ist nicht daheim und wird auch nicht sobald kommen." Während wir in der Wohnstube bei der Mutter Hamerling's blieben, trieben sich meine Kinder in dem Garten herum, wo sie wahrscheinlich auch einen räuberischen Ueberfall auf die Johannisbeerhecken ausführten. Es währte nicht lange, so tönte lautes Lachen und Jubel herauf, und als ich an das Fenster trat, erblickte ich zu meiner Ueberraschung Hamerling, der sich mit meinen beiden Buben zwischen den Hecken umhertrieb.

Nicht lange danach trat er ein und merkwürdig! zum ersten Mal in meinem Leben sah ich ihn warm werden. Er schien vom ersten Augenblick an eine lebhafte Sympathie für meine Frau gefaßt zu haben, denn er sprach mehr, als ich ihn jemals sprechen gehört habe, und als die Kinder kamen, setzte er sich sogar an sein altes Clavier und spielte ihnen etwas vor. Als wir Abschied nahmen, lud er uns ein, wiederzukommen. Ich konnte über diese Wendung in Hamerling's Wesen gar nicht zu mir kommen und neckte meine Frau wiederholt damit, daß sie offenbar an ihm eine große Eroberung gemacht habe. Einige Tage später sendete er ihr seine „Aspasia". Das war aber noch lange nicht alles. Als wir wieder eines Abends, als gerade viele Grazer da waren, in dem Garten des Gasthauses „zum schwarzen Hund" saßen, erschien plötzlich Hamerling mit seiner rothen Halsbinde und seinem schwarzen Cylinderhut, begrüßte uns, und was das unerhörteste und wunderbarste war, er setzte sich zu uns und ließ sich sogar ein Glas Bier geben.

Dieser Vorgang machte unglaubliches Aufsehen. Aber mit demselben war auch der Höhepunkt seiner Beziehung zu meiner Frau erreicht. Als wir ihm eines Tages in einer Allee des Stadtparkes begegneten und meine Frau ihm erklärte, sie werde nicht wieder zu ihm kommen, ehe er uns nicht einmal besucht habe, erwiderte Hamerling mit einem gutmüthigen Lächeln: „Ihr Mann hat in seinem »Vermächtniß Kains« etwas vergessen — die Eifersucht."

Das erste mal gab also Hamerling indirect zu, daß er in einer ernsten Beziehung zu einer Frau stand, und daß diese Beziehung es ihm unmöglich machte, das Haus einer anderen Frau zu besuchen.

Und doch scheint mir auch dieses Geständniß noch nichts im Sinne der Welt zu beweisen, denn kann nicht auch in einem durchaus geistigen Verhältniß Eifersucht bestehen? Ja, ist es nicht natürlich, daß man viel eifersüchtiger dort ist, wo es die Seele, die geistige Hingebung eines genialen Menschen zu bewahren gilt, als dort, wo es sich nur um sinnlichen Besitz handelt? Damals war Hamerling auch mit Rosegger in ein warmes Verhältniß getreten, was mir von Anfang an sehr begreiflich war, denn gerade der Gegensatz ihrer Naturen mußte diese Beiden ungewöhnlich anziehen.

Das schlichte naive Wesen Rosegger's mußte auf Hamerling geradezu erfrischend wirken. Es gab zwar Leute, welche behaupteten, daß diese Naivität später bei Rosegger eine gemachte war, aber ich glaube es nicht. Ich erinnere mich noch einer köstlichen Scene, wo wir uns einmal an einer Straßenecke trafen, an der Ecke des sogenannten ersten Sackes und ich mehr spaßhaft den Vorschlag machte, in das nahe urgemüthliche Bierhaus „Zum Bierjackel" zu gehen, und zu meiner Ueberraschung auch Hamerling bereitwillig auf den Vorschlag einging. Als wir nun in einer Fenstertiefe beim Bier saßen, wurde Rosegger warm und sagte uns einmal so recht deutlich, was er gegen uns auf dem Herzen habe. Er nannte uns beide in einem Athem mit Richard Wagner, Makart und Schopenhauer, und seine Anklage gipfelte in dem Satze: „Man darf dem Volke den lieben Gott nicht nehmen." Ganz besonders haßte er Richard Wagner. „Ich liebe Ihre Sachen nicht," sprach er, „aber bei Ihnen und Hamerling finde ich, so sehr mich Ihre Dichtungen erschrecken, doch etwas Großes, aber Wagner — das ist ja der reine —" wir wollen das kräftige steirische Wort, das Rosegger bei dieser Gelegenheit gebrauchte, nicht ausschreiben, aber ich bin überzeugt, daß es ihm mit seinem Anathema gegen diese ganze moderne Richtung ernst war, sie quälte ihn, sie beunruhigte ihn, der das Leben

auch später noch als Autor mit dem ruhigen, zufriedenen, beschränkten Blick eines Landmanns ansah.

Auch das mag Hamerling bei Rosegger sympathisch berührt haben, daß er trotz seiner einfachen Herkunft viel natürlichen Takt besaß und sich niemand aufdrängte, weder literarisch noch persönlich. Ebenso begreiflich ist es, daß Hamerling nicht gut auf Karl Emil Franzos zu sprechen war, der sich allzu dringend um seine Freundschaft bewarb. Daß Hamerling auch humoristisch und boshaft zu sein vermochte, beweist die folgende Stelle in einem seiner Briefe an mich. „Ich habe nie in einer jener von kleinen blutgierigen Vampyren bevölkerten Stuben geschlafen, welche zu den autonomen Eigenthümlichkeiten unserer östlichen Länder zu gehören scheinen. Aber seitdem ich Franzos kenne, kann ich mir eine lebhafte Vorstellung davon machen."

Im Frühjahr des Jahres 1880 verließ ich Graz und sah Hamerling nicht wieder. Das letzte mal traten wir in regen Verkehr, als er bei der Preisausschreibung der von mir redigirten internationalen Revue „Auf der Höhe" das Preisrichteramt übernahm. Die Urtheile, welche er über die einzelnen Novellen fällte, bilden für mich ein interessantes Vermächtniß seines Geistes.

Es ist merkwürdig, daß er, der vielfach so ungerecht beurtheilt wurde, so gerecht gegen andere zu sein vermochte. Seine Kritik hatte etwas Liebevolles und Wohlwollendes an sich auch dort, wo sie tadelt.

Seine Kritik hatte nicht den Zweck, jenen blöden Haufen, der vor nichts Ernstem Respekt hat, auf Kosten des Kritisirten zu amüsiren, sie war im besten Sinne des Wortes productiv, sie nützte dem Beurtheilten ebensogut wie dem Leser, es war eben die Kritik eines genialen Dichters und eines idealen Menschen.

Gegen den Idealismus.

Von Cornelius Gurlitt.

Muff hat in seinem Buch über den „Idealismus"*) vor Allem einen großen Fehler begangen: er hat Paul de Lagarde nicht gelesen oder, wenn er ihn gelesen hat, nicht verstanden. Was er in seiner langen Einleitung über den Idealismus sagt, fällt in Nichts zusammen, wenn man es neben Lagarde's Aufsatz „Ueber die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle" zusammenhält. Er hätte den Unterschied zwischen Idealismus und Idealität aufnehmen müssen, welchen Lagarde feststellt. Er hätte vor Allem lernen müssen, „daß der Idealismus nicht zu fassen ist als die Anhänglichkeit an das, sondern als Anhänglichkeit an Ein Ideal", daß es mithin unzählige Idealismen gebe und er hätte aus den Vorgängen in der Kunst verstehen lernen müssen, daß der Realismus das Ideal des Realisten, der Naturalismus jenes des Naturalisten ist und daß mithin beide aus gleich edlen, tiefen, sittlichen, ernsten und begeisternden Gründen ihrem Ideal zustreben, wie die, welche sich Idealisten rundweg nennen. Er hätte, als Schulmann (Gymnasial-Director) und Erzieher, auch aus Lagarde herauslesen können, daß sein Idealismus, der sich nur an das bestehende Schöne hält, der in einer rein reproductiven Begeisterung für die Ideale vergangener Männer und Zeiten besteht, ein solcher ist, welchem die Jugend nicht glaubt und sicher nicht folgt. Ich bin nach Lesen des Buches zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß Muff zwar ein ernster, denkender, tüchtiger Mann, aber ein schlechter Erzieher sei, daß seine Primaner über seinen Idealismus spötteln, der nicht in Thaten und Bestrebungen, sondern in Worten und Empfindungen beruht, der wie weiland der geohrfeigte Diener Münchhausen's mit nach hinten gedrehtem Kopf vorwärts schreitet.

„Mein Bester," sagt Lagarde, Muff vorausahnend, „Du scheinst mir Dein Ideal nur zum Prunken zu besitzen! Was hilft, ein Ziel als das Endziel alles Menschenlebens feiern und Niemand zu ihm führen?" Muff ist keine „Wurzel der Zukunft"; er ist einer der Unduldsamen trotz der gemäßigten Form seiner Aeußerungen, der sein Ideal für das einzig richtige erklärt; er „hat einen Kehricht von Idealen zusammen gefegt und muthet der Jugend zu, wie ein Lumpensammler in diesem Kehricht nach dem zu suchen, was sie brauchen kann;" er sucht nach abstracten Idealen, und solche gibt es doch nicht: denn die Ideale der Jugend, und nicht bloß dieser, sind Männer, in welchen eine sie zu Thaten anregende Idee glüht, die ihnen den Weg in eine Zukunft weisen, nicht in solchen, die mit der Lampe hinter ihnen her leuchten. Schafft diese Männer, und Ihr werdet die ideale Jugend für sie finden, schafft eine nationale Zukunft, eine noch ungelöste Aufgabe für unser Volk, und es werden sich in unserer angeblich materialistischen Zeit die Tausende finden, welche ihr Blut für diese opfern. Die Kunst hat diese Aufgabe im Realismus gefunden und schreitet über diesen hinaus schon in neue Gebiete begeistert vor. Hier herrscht thatsächlich Idealismus. Die pommerschen Gymnasiasten, in den letzten Tagen viel genannt wegen ihrer „Verrohung", sehen, da sie den „Idialismus" leer, abgenützt finden, im forschen Studenten, im Commers und der Mensur ihr Ideal. Und sie haben so unrecht nicht. Denn bei diesen geschieht etwas, die Idealisten aber reden nur!

Es ist immerhin gut, wenn von Zeit zu Zeit ein solches altväterisches Buch geschrieben wird, weil man dadurch jenen idealen Herren etwas genauer auf die Finger sehen kann. Es wäre wünschenswerth, wenn Muff, der meint, der Realismus ende, wo der Glaube beginnt, der nicht weiß, daß einer der größten deutschen Realisten Jeremias Gotthelf war — wenn dieser Mann einmal deutlich sich erkläre, wie er sich denn die Entstehung eines naturalistischen Kunstwerkes vorstellt. Er nennt Uhde als Beispiel: Bleiben wir bei diesem. Daß Uhde ein großes Talent ist, gibt er zu. Diesem Talent wäre es sehr leicht geworden, in der Schule etwa des von Muff gefeierten Defregger sich zu einem Genremaler auszubilden, wie es dem idealistischen Geschmack behagte. Aber auch einen solchen hätte derselbe Mann, schriebe er vor zwanzig Jahren, sicher auch einen krassen Realisten erklärt. Man lese z. B., was John Ruskin, der große, aus der Vertheidigung des Realismus idealistisch gewordene Aesthetiker Englands, über Vautier sagt, den Muff doch wohl auch neben Defregger gelten läßt: nämlich daß es einfach eine Thorheit sei, so völlig realistisch wie dieser zu malen. Denn statt des von Vautier gemalten Mädchens sähe man mit mehr Freude das lebende Mädchen. Die einfache Wiederholung eines Naturerzeugnisses sei zwecklos. Als Vautier, Knaus, Defregger junge Leute waren, rissen sie sich von der alten idealistischen Schule los und wurden Realisten. Heute sind Andere auf demselben Wege weiter gegangen als sie, und Uhde hat nur sein Recht gebraucht, unmittelbar bei der Natur in die Lehre zu gehen, unbekümmert darum, daß nun auch seine Kunst eine Zeit lang ein verstandeswidriger Realismus genannt wird.

Er that damit, was im Wesen aller Kunst liegt. Alle Kunst beginnt mit dem Symbolischen und geht zum Naturalismus über. Der Naturalismus ist stets der Weg zum Höheren oder doch zum Fortschritt gewesen, zum echten Zeitausdruck. Phidias wurde wegen seines Naturalismus ebenso verketzert, wie es die Schönheitspfaffen heute mit Uhde thun. Raffael war Naturalist im Gegensatz zu Perugino, Michelangelo war es im allerhöchsten Grade. Hätte Muff ein verdienstvolles Werk über die von ihm angeregten Fragen schreiben wollen, so hätte er uns geschichtlich darstellen sollen, in wie weit der Naturalismus die Grundlage alles Idealismus ist, die Kunst vom rein Symbolischen ausgehend, dem ein Steinblock als Gottesbild genügt, zu dem gemacht hat, was sie ist. Und wie alle nicht auf die Natur, sondern auf ein ihnen vor Augen schwebendes künstlerisches Ideal oder auf abstracte Gedanken zuschreitenden Kunstschulen stets dem Verfall, der Manier zum Opfer wurden. So schreitet auch

*) Idealismus. Von Prof. Dr. Chr. Muff. Zweite Auflage. Halle a./S., Mühlmann's Verlag (Max Grosse).

Uhde fort. Er sieht unbefangen in die Natur hinaus und entzückt sich an ihr. Er sieht dann weiter in die ältere Kunst hinein und erkennt, daß diese anders sei als wie ihm die Natur erscheint. Da er nun im Gotteswerk die Grundlage aller Schönheit fand und zugleich im Menschenwerk Dinge, welche dieser Schönheit, wie er sie im, nach dem Ideal strebenden Herzen empfindet, Abbruch thun, so malt er das Schöne wie er es sieht, naturalistisch, ohne sich um das Geschrei Jener zu kümmern, welche ihm zurufen: „Traue Gottes Natur nicht zu sehr, sie taugt nicht eben viel, sie ist nicht ideal genug!“

Muff scheint zu glauben, Uhde oder Zola wollen nicht ein schönes, sondern ein häßliches Werk schaffen. Er hätte doch einmal nachdenken oder doch nachlesen sollen: Beide wollen die Schönheit, sehen aber die Schönheit nicht in dem, was Herrn Muff ideal erscheint, sondern finden dies ihnen unangemessen, so sehr es einst seinem Schöpfer angemessen gewesen sein mag. Lebte Uhde zu Raffael's Zeit, so malte er vielleicht ähnlich wie Raffael, lebte Raffael in unserer Zeit, so wäre er nicht der, als welchen wir ihn in der Kunstgeschichte kennen. Die Neuen wollen eben nicht alte, sondern neue Kunst, sie sind eben wahre Idealisten, die sich selbst und ihr Streben, ihre Zeit mit deren Anschauungen schönheitlich ausgestalten, nicht bloß sich am Ofen wärmen wollen, der mit fremden Idealen geheizt ist.

Und wenn nun Uhde sein Bild malt, schafft er in dem schwere Prüfungen auferlegenden Bewußtsein, daß die Welt sein Streben zumeist mißverstehen werde. Zwar die Hoffnung auf den endlichen Sieg kann kein ernst Kämpfender aufgeben: eines Tages, so hofft auch Uhde, werden selbst die Leute von Muff's Schlage anerkennen, daß er mit emsigstem Fleiß in der Natur das Schöne gesucht und daß er es richtiger, tiefer und, weil mit Hingabe seiner selbst, idealer erfaßt habe als jene, welche eine bloß äußerliche, auf das Gefallen der Menge gerichtete Schönheit anstrebten. Eines Tages wird auch der tausendfältige Spott, Hohn, Haß verstummen, der jetzt noch Jeden trifft, der nicht im Idealismus anderer, sondern seiner Zeit schafft. Endlich wird man doch erkennen, daß die neuen Leute ihr Dasein einer Aufgabe opferten, von der sie wußten, daß sie ihnen zunächst nur Gegner schafft. Es ist heutzutage sehr viel bequemer, ein Idealist wie Muff, als ein Mensch mit idealen Zielen wie Uhde zu sein! Denn die Mittelmäßigkeit hat immer den größten und dankbarsten Zuspruch gefunden.

Die Aesthetiker mühen sich nach einem System des Schönen und jeder bringt das seine als das allein richtige auf den Markt. Einer findet für seine Ansichten mehr, der andere weniger Abnehmer. Aber so sicher nach einander alle älteren Systeme beseitigt wurden, werden auch alle jetzt bestehenden einst überwunden werden. Es wäre Narrheit zu glauben, wir hätten die Wahrheit jetzt an allen vier Zipfeln fest. Denn immer wieder erweist sich in der Aesthetik, daß der Ansatz der Rechenaufgabe ein falscher sei! Man glaubt feste Zahlen einsetzen zu können und hat doch nur ganz wirre Begriffe zur Verfügung. Schön wird häßlich, häßlich schön; Naturalismus wird Idealismus und umgekehrt. In zehn Jahren werden positive Werthe negativ und umgekehrt, ist oft der ganze Ansatz über den Haufen geworfen. Ist die Landschaft Andreas Achenbach's noch „schrankenloser Realismus“, wie sie Otto Jahn nannte? Wie kann eine Gleichung stimmen, wenn z. B. Shakespeare als angeblich fester Posten in sie eingesetzt ist, während er doch in der einen Hälfte der Zeit seit seinem Tode als „betrunkener Wilder“ und in der anderen als der größte Dramatiker galt; was soll ich mit der lang verhöhnten Gothik anfangen, die noch heute den Spottnamen des Barbarischen auf der Stirn trägt; soll ich Rembrandt als den Realisten oder seinen Gegner Lairesse als den Idealisten feiern, weil jener eine höchste Schönheit selbst im Amsterdamer Judenviertel sah und dieser den „Maler des Häßlichen“ auf die Bibel und den Olymp hinwies, als der Quellen des Erhabenen. Ich möchte Muff rathen, einmal Lairesse's Buch zu lesen, das besser ist als seines und das jetzt in der Kunstgeschichte als ein Beispiel dafür gilt, wie thöricht oft die Zeitgenossen die idealen Bestrebungen ihrer frei sich entfaltenden großen Männer beurtheilen. Idealismus nennt Muff diejenige Denk- und Anschauungsweise, welche an Ideale als die höchsten Lebensmächte glaubt und in ihren Dienst sich stellt. Eine der höchsten Lebensmächte ist die Wahrheit und eine ihrer edelsten Dienste ist ihre Reinigung von verhüllendem Dunste. Jede Zeit, die Großes leistete, begann mit dem Aufräumen der alten, die Wahrheit, wenn auch in bester Absicht, verschleiernden Ideale: so wie Gottsched die Schlesier, Lessing den Gottsched, Goethe den Wieland, die Romantiker den Goethe, unsere Zeit die Romantiker abstoßen mußten, um sie selbst zu werden — so muß der Strebende sich erst Luft schaffen, um leben und sich ausleben zu können. Und immer stehen ein paar jammernde Idealisten neben den Fortschreitenden, welche den Abfall vom Alten beklagen und den Idealismus für den allein guten halten, den sie bisher begreifen gelernt haben: Gottsched jammerte, als seine idealen Regeln im Drama beseitigt wurden; Nicolai und Baggesen fanden, daß Goethe die Dichtung von der sittlichen Höhe des Klopstock zur Schmutzmalerei herabziehe; keine neue Richtung, kein großer Geist trat bisher auf, ohne daß ein Geschrei vom Verfall des alten Idealismus die Luft erzittern gemacht hätte. Man sammelt eben nicht fleißig genug die Urtheile der Idealisten, um an diesen Urtheilen zu beweisen, daß dieser Idealismus als Selbstzweck eine der stärksten Bollwerke des Unverstandes und nur zu oft der boshaften Dummheit ist. Man lese Viktor Hehn's „Gedanken über Goethe“, um das Wirken jener Leute zu erkennen, die auf das ideale Streben ihrer Zeit, als auf etwas Unideales greinten, weil sie ihre Zeit nicht verstanden und thöricht genug waren, dies der Welt durch den Druck öffentlich bekannt zu geben und somit für die lachbedürftige Nachwelt zu verewigen.

Ist aber etwas Ernstes, Großes, Tüchtiges am realistischen Idealismus unserer Zeit — und ich glaube, sie wird sich dereinst vor kommenden klarer sehenden Richtern bewähren — dann wünsche ich dem an sich liebenswürdigen Stettiner Gymnasial-Director von Herzen, daß er und sein Buch vergessen werden mögen. Denn der Gedanke ist peinlich, später als Beispiel für die Unfähigkeit der Zeitgenossen herangezogen zu werden, ihre fortschreitenden Gestalten gerecht zu würdigen.

Was Muff über Idealismus und Materialismus in der Baukunst spricht, will ich übergehen, da es doch etwas zu unbedeutend ist. Ihm ist hier jedes Hinausgreifen über die Zweckerfüllung Idealismus. Also je reicher, größer, geschmückter der Bau, desto idealer. Sichtlich kennt er Semper's „Stil“ nicht. Denn dort ist eben die völlige Zweckerfüllung als das Ideal der Baukunst hingestellt. Nicht minder arm ist, was er über die Bildnerei sagt. Was er über die antiken Büsten vorbringt, ist einfach falsch: die Griechen schritten von der rein typischen, unfreien Plastik zum Realismus fort. Das Fortschreiten geschah langsam, nicht aus Absicht, sondern gegen die Absicht. Es geschah, weil die Natur schwer zu erkennen und schwerer wiederzugeben ist. Häßliche Menschen wurden, sobald man von typischen Bildungen sich lostrennen konnte, häßlich dargestellt: der Aesop und der Broncekopf des Fechters aus Olympia, der Typus eines rohen, gewaltthätigen Boxers, sind Beweise hierfür. Als Gegensatz finden wir Modernen Trippel's, von Muff gefeierte Goethebüste sehr leer und schal. Hätte uns ein Realist den Schöpfer des „Faust“ dargestellt, wie er war, wie ihn Gott bildete und er selbst sich fortbildete und nicht wie er nach idealistischer Ansicht hätte sein sollen — wir würden ihm alle herzlich danken. Goethe war kein Apoll, sondern ein irdischer Dichter. Wer ihn zum Apoll „hinauf idealisirt“, zieht ihn herunter! Er war von Fleisch und Blut, ein Deutscher mit großen Tugenden und kleinen Fehlern, kein abstracter Typus. Sein Bild ist nicht mehr seines, wenn es typisch wird. Wenn Jemand käme und machte uns unseren Bismarck zum Mars oder Jupiter, oder unseren Luther zum Demosthenes, Merkur oder was weiß ich für einen Gott — mit Peitschenhieben sollte man ihn zum Land hinaus jagen. Den Schulmeisteridealismus sind wir Gott sei Dank los, der etwa unseren Moltke zu feiern denkt, wenn er ihn den deutschen Cäsar nennt!

In der Malerei macht Muff einen Unterschied zwischen Aposteln von einst und jetzt, Christusbildern von einst und jetzt, natürlich um die alten als ideal, die neuen als Grauen erweckend zu schildern.

Ich kenne sie, die Modelle dieser Apostel aus den frommen Nazarenerbildern. Es sind Dienstmänner, Spitalbewohner, Pfründner, die sich um des bequemen Broderwerbes willen die Haare lang wachsen lassen, ihre geölten Bärte sorgfältig pflegen, eine trübselige Gesellschaft, von deren Antlitz dann im Bilde das „Zufällige", thatsächlich aber das einzige an ihnen Bemerkenswerthe fortgelassen wird. Sie bekommen etwas geradere Nasen und etwas höhere Stirnen, weniger Runzeln und größere Augen. Eine unsäglich billige Idealisirung machte sie allen Wohlgesinnten angenehm. Ich habe immer einen inneren Abscheu gegen das gehabt, was man einen „schönen Mann" nennt, das heißt gegen einen Mann, in dem die auf das Gefallen wirkenden Züge die zur Darstellung seiner Eigenart dienenden überragen. Eine solche Gesellschaft von „schönen Männern", wie die Apostel der idealistischen Schule: von Italienern, Spaniern und Griechen zusammen gestohlene, leere Schönheiten, Salon-Naturmenschen sind mir das unerquicklichste, was ich in der Kunst kenne. Kann man es einem strebenden Künstler verargen, daß er sich ein Bild zu machen sucht, wie die wetterharten Schiffer und Bauern aussahen, aus welchen der Herr seine Jünger wählte. Er ging gewiß dabei nach anderen Grundsätzen vor, als der Akademieprofessor, der sich Köpfe aussucht, nach denen er die Studien zu einen „Abendmahl" zusammenstellen kann! Ich fürchte, Christus war so sehr Realist, daß er auch in die schönen Männer weniger Vertrauen setzte, als in die, in deren Köpfen innerer Kampf seine Furchen pflügt. Und ich fürchte weiter, Goethe hätte Herrn Muff und sein Buch eben so verspottet, als Wieland, der ja auch aus Herkules sein „Ideal" machen wollte.

Es ist meine Absicht nicht eigentlich, gegen Herrn Muff und sein Buch zu streiten. Mein Kampf gilt dem „Idealismus" selbst, wie er dort in aller selbstgefälligen Breite vorgetragen wird. Muff lebt in Stettin. Das ist zwar keine Sünde, aber es verführt ihn, über die Kunst ohne Kenntniß der Kunst zu reden. Wenn er z. B. Frémiet für einen Maler hält, so mag dies Versehen hingehen. Wenn er aber gerade Millet's „Angelus" dem „verderblichen Naturalismus" als ein Werk idealer Schönheit entgegenhält, so ist es schwer ernst zu bleiben. Millet ist ja der Vater jenes Naturalismus, den Muff so eifrig bekämpft und sein Bild einer der heftigsten und schönsten Proteste gegen jene Art Idealismus, die er feiert. Kaum ist gegen ein Bild von den Schönheitswächtern mehr gezetert worden, als gegen den „Angelus". Man sieht hieran recht deutlich den Kernpunkt der ganzen, im Buch zum Ausdruck gelangenden Aesthetik: Ideal ist, was einem nicht mehr lebendigen Streben angehört. So lange der Idealismus, wie er soll und muß, Ausdruck eigener, also neuer Naturbeobachtung ist, wird er von den Leuten mit dem Schönheitsgefühl von gestern gehaßt, sobald er in das Grab der Zeit sank, nicht mehr unmittelbar nach Vorwärts drängt, wird er von ihnen langsam verstanden, in die Fächer ihres Denkschrankes eingereiht und nun endlich als echt anerkannt.

Gott sei Dank, die deutschen Künstler kümmern sich nicht um den Streit der Gelehrten. Sie wollen vorwärts, sie achten nicht des Spottes, sie verzichten auf den Ankauf Seitens der an Idealismus und Geld satten Börsenleute, sie verzichten auf die staatliche Anerkennung, sie opfern ihre Kraft ihrem idealen Streben, sei dies nun die bedingslose Realität oder sei es das Darstellen mit dem körperlichen Auge nie erschauter Dinge. Ihr Idealismus schafft in Uhde wie in Böcklin, in Menzel wie in Thoma, in den „Verrückten", wie in den „Gemeinen". Und sie lachen darüber, wenn jemand ihnen in das Gesicht sagt, ein Heiligenmaler der alten Schule sei idealer gesonnen als sie. Denn sie kennen sich unter einander. Sie wissen, daß es die armen Schlucker und Willensschwachen sind, die um das liebe Brod jetzt noch einmal, selbst wenn sie zum Realisten die Kraft haben, „idealistisch" schaffen, ja sie malen selbst gelegentlich einen „Schmarren" für den ästhetischen Pöbel, wenn sie Geld brauchen, um sich ihren Idealen frei erhalten zu können. Aber sie schämen sich dann auch redlich, wenn sie auch nur auf Wochen ihr besseres Streben verleugneten.

Und wieder anderen treten die Thränen in die Augen, wenn sie sich von Leuten, wie Muff, gefeiert sehen. Ja könnten sie nur real sein, wären sie nicht idealistisch verbildet, könnten sie noch einmal von vorn anfangen — sie gäben all das Lob mit Freuden hin, um Selbstbefriedigung zu ernten. Wer die Künstler kennt, kann Dutzende solcher ihren „Idealismus" Verwünschenden an den Fingern herzählen, solcher, die in dem gewaltigen Ringen unserer Zeit mit den Neuen nicht fort können.

Und diese Neuen haben uns Eines gebracht, wonach wir noch vor zehn Jahren in allen Tonarten jammerten, nämlich einen uns eigenartigen, unentlehnten Stil — das ist doch immerhin schon etwas, was des Rühmens werth ist!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der neunundzwanzigste Februar.

Von Brander Matthews.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von M. Nolte.

In einem der elegantesten Zimmer des Hotels hatten soeben der Gouverneur des Staates und sein Secretär ihr Frühstück beendet. Der Gouverneur zündete eine Cigarre an und lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück, während der Secretär zur Thür ging und einen Mann einließ, der bis dahin draußen ungeduldig auf und ab gegangen war.

„Seine Excellenz kann Sie jetzt empfangen, Mr. Baxter," sagte der Secretär.

Ein alter, hagerer Mann mit raschen, ungestümen Geberden drängte sich, ohne ein Wort des Dankes, an dem Secretär vorbei und eilte direct auf den Gouverneur zu.

„Endlich!" rief er aus. „Endlich finde ich einmal die Gelegenheit, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen und zu sprechen! O, wenn Sie wüßten, wie heiß ich diesen Augenblick herbeigesehnt habe, Sie hätten mich schon längst hereingelassen!"

„Nehmen Sie Platz, Mr. Baxter," entgegnete der Gouverneur freundlich.

„Danke sehr, ich stehe lieber," erwiderte der Alte, „oder vielmehr, ich *gehe* lieber. Ich kann wirklich weder still sitzen, noch still stehen, wenn ich auf den Jungen zu sprechen komme. Sie wissen doch, warum ich zu Ihnen wollte, mit welchem Anliegen ich komme?" fragte er dann plötzlich, den Gouverneur scharf ansehend.

„Ich denke, Sie kommen, um Ihres Sohnes Begnadigung nachzusuchen," antwortete dieser. „Ich bin auch gern bereit, Sie anzuhören. Die Acten habe ich alle hier," fügte er hinzu und zeigte auf ein Documentenbündel, das auf dem Tische lag; „ich habe sie soeben durchgelesen."

„Ja, Herr, aber die Leute, die alle jene Papiere geschrieben haben, kannten doch meinen Jungen nicht, wie ich ihn kenne. Sie können Ihnen auch nicht von ihm erzählen, wie ich es kann. Sehen Sie, er sitzt im Zuchthaus, er hat bald drei Jahre drin gesessen; heut' wird er vierundzwanzig Jahre alt — denn heut' ist sein Geburtstag — aber darum ist er doch nur ein Junge. Ein Junge ist er, kein Mann, der als Mann beurtheilt und bestraft werden könnte! Ich sage ja nicht, daß er den Bowles nicht erschossen hat, denn das hat er doch gethan, aber im Zorn hat er es gethan und war schwer gereizt, und auch aus Nothwehr hat er es gethan. O, ich weiß recht gut, das ist nicht beim Verhör vor Gericht herausgekommen, aber schauen Sie her, lesen Sie!" Mit bebenden Fingern riß er den Rock auf, holte aus der Brusttasche ein Bündel Papiere heraus und schob dem Gouverneur hastig ein Blatt in die Hände. „Sehen Sie, ein Brief von dem Eisenhändler, der dem Bowles am 28. Februar, am Tage vor der Schlägerei, eine Pistole und ein Messer verkaufte. Und dann hier, lesen Sie auch!" Er wählte einen zweiten Brief aus und zwang ihn dem Gouverneur mit ebenso ungestümer und gebieterischer Geberde auf. „Das ist ein Brief von einem Freund des Bowles, der bei ihm gewesen ist, kurz bevor jener verhängnißvolle Schuß abgefeuert wurde. Freilich, beim Verhör hat er sich fein still verhalten und so wenig gesagt, wie er konnte. Er wußte, daß ich krank zu Bette lag, da hat er geschwiegen. Aber seit ich wieder auf bin, hab' ich ihm keine Ruhe gelassen, und endlich hab' ich ihn festgelegt. Und sehen Sie, das da ist das Resultat. O, die Wahrheit kommt doch stets an den Tag! In diesem Briefe schreibt er, Bowles habe am Morgen des 29. eine Pistole bei sich gehabt, und wenn man sie auf seiner Leiche nicht gefunden habe, müsse er sie schon haben fallen lassen, wie er niedergesunken ist. Die

Pistole haben sie damals auch wiedergefunden, Abends unter einem Brett dicht dabei. Dieser selbe Freund von Bowles hat sie gefunden, der Schurke, und hat nichts gesagt! Auch vor Gericht hat er nichts gesagt! Aber ich wußte wohl, daß er etwas sagen konnte, und ich hab' ihm die Zunge gelöst! Jetzt sagt er die Wahrheit, ja, die ganze Wahrheit; lesen Sie doch 'mal den Brief und sagen Sie selbst, ob das nicht Wahrheit ist! Er haßte meinen Jungen und hätte ihn gern genug an dem Galgen gesehen, aber ich hab' ihn dahin gebracht, daß er diesen Brief geschrieben hat, und wenn der nicht genügt, bei Gott! so soll er vor das Gericht und jedes Wort seiner Aussage beschwören!"

Der Gouverneur rückte seine Brille zurecht und begann die ihm so ungestüm aufgedrängten Briefe zu lesen.

Dem Alten aber, in seinem Eifer gehört zu werden, dauerte diese Unterbrechung noch zu lange. Kaum hatte der Gouverneur den ersten Brief wieder hingelegt, so brach er mit neuer Heftigkeit los:

„Heute ist sein Geburtstag, sein erster seit der fatalen Schießerei, der erste, den er fern von mir feiert. Sehen Sie, er ist am 29. Februar geboren, da hat er nur einmal in vier Jahren Geburtstag. Heut' sind es gerade vier Jahre her, daß er in die Patsche da kam und den Schuß abfeuerte, der uns so viel Kummer und Noth gemacht hat. Den Morgen war er gerade zwanzig Jahre alt geworden, denn er war 1864 geboren. 1864, wissen Sie, das Jahr, als General Grant in's Feld zog, um Jeff Davis und die Rebellen niederzumachen. Darum haben wir ihn Grant genannt, aus Dankbarkeit für das befreite Vaterland. Ja, ja, ich denke zuweilen schon, ihm wär' besser gewesen, er wär' zwanzig Jahr früher zur Welt gekommen — da hätt' er zu Cold Harbor sterben können wie ein Mann und hätt' nie ein Zuchthaus von innen gesehen. Aber, es hat wohl so sein sollen! In unserem Leben muß wohl Alles so kommen, wie es der liebe Gott bestimmt hat. Vielleicht ist ein Junge, der am 29. Februar geboren ist, anders wie die anderen. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, meiner ward heißer geliebt als die meisten anderen Jungens. Sehen Sie, ich bin auf Cap Cod aufgewachsen und mein Vater ist kein einziges Mal zärtlich mit mir gewesen, und doch weiß ich, er hat mich lieb gehabt in seiner Weise. Aber wie ich mich verheirathet hab', bin ich an den Erisee gezogen, und da am Seestrande haben wir gewartet, meine Frau und ich, daß uns ein Junge geboren würde. Wir haben wohl so unsere zwanzig Jahre in Geduld geharrt, und wie unser Grant da endlich kam, war und blieb er unser einziges Kind, denn seine beiden Schwesterchen waren schon in der Wiege gestorben. Ja, er war der Sohn unserer alten Tage, wir haben ihn vielleicht verzogen — wir haben ihn vielleicht zu lieb gehabt, denn gezüchtigt haben wir ihn nimmer! Ach Gott, wir hatten ihn ja viel zu lieb, als daß wir ihm auch nur ein hartes Wort gesagt hätten! Im Grunde war er auch ein guter Junge, hin und wieder ein wenig — wild und übermüthig, aber immer liebevoll und leicht zu lenken. Seine Mutter brauchte ihn ja nur anzusehen, dann sprang er schon, um ihr Alles zu Liebe zu thun. So ließen wir ihn denn sonst Alles thun, was ihm gefiel, und meistens gefiel er uns dabei sehr gut. Vielleicht hab' ich ihm zu viel Freiheit gelassen; jetzt, wo er sie so ganz verloren hat, werf' ich es mir wohl vor . . . aber er war ja ein so herzensguter Junge, seiner Mutter stets so ergeben! Und sie liebte ihn — ja, ja, wie nichts anderes auf der Welt — viel mehr wie sie mich, ihren Mann, liebte — und ich weiß es doch, wie lieb sie mich hatte!"

Der Alte unterbrach plötzlich seine ungestüme, stürmische Rede und wandte sich ab.

„Ist Ihre Frau mit Ihnen hier in der Stadt?" fragte der Gouverneur theilnehmend und freundlich.

Der Alte wandte sich heftig um.

„Hier in der Stadt?" gab er rauh zurück. „Zu Hause ist sie — auf dem Friedhof! . . . Sowie sie den Jungen festgenommen und weggeführt hatten, fing sie an zu kränkeln, aber bis zu den Gerichtsverhandlungen hielt sie sich doch tapfer, denn sie hoffte, er würde auf irgend eine Weise freikommen — sie konnte es sich ja nimmer denken, daß man über ihren Jungen das „Schuldig" aussprechen könnte. Aber wie sie ihn nun doch wegen Todtschlags zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilten und ihn wegführten nach Auburn . . . ja, sehen Sie, da hatte sie keinen Lebenszweck mehr, wo ihre ganze Lebensfreude in eine enge Kerkerzelle eingeschlossen war. Sie legte sich nieder und stand nimmer wieder auf. Sie siechte so hin — sie hatte eben alle Freude und allen Antheil an der Welt verloren, so gab sie sich ruhig dem Tode hin. — Mein Junge, der ist nun noch mein Einziges, o, geben Sie mir ihn wieder! Sehen Sie, darum bin ich hierher gekommen; mit der Bitte im Herzen verfolg' ich Sie nun schon sechs lange Monate auf Schritt und Tritt. Der Junge ist mein Einziges, mein Letztes! Ich möcht' ihn gern noch einmal wieder daheim sehn im alten Häuschen am Eriesee, noch einmal eh' ich sterbe — und ich werd' nicht lang' mehr leben, glauben Sie nur! Denn, schauen Sie, ich bin schon siebzig Jahre alt, und wenn ich auch frisch und gesund aussehe, so sagen die Aerzte doch, ich hätt' 'was am Herzen, das mein Leben zu jeder Zeit nur so auslöschen könnt', wie ein Kerzenlicht im Zugwind. Ach, ich bin es ja zufrieden, alles, alles, wenn Sie mir nur den Jungen wiedergeben! Wenn ich ihn mir erst als freien Mann daheim gesehen hab', will ich gern hinüber, wann es auch sei, und meiner Alten mit Freuden die gute Kunde bringen."

Erschöpft hielt er inne; der rasche, feurige Fluß seiner leidenschaftlichen Rede war für den Augenblick gehemmt.

Der Gouverneur nahm den zweiten Brief auf und schickte sich an ihn zu lesen. Die Bewegung schreckte den Alten wieder auf.

„Wenn der dortige Staatsanwalt seine Pflicht gethan hätte, wär' es nicht mir überlassen, mit Mühe und Noth die Wahrheit aus dem elenden Feigling herauszupressen, dessen Brief Sie da lesen. Zuweilen denke ich, der Hund ist an der ganzen Sache Schuld. Er hat doch zuerst meinen Grant dem Mädel vorgestellt, hat die beiden mit einander bekannt gemacht. Sie wissen es ja, die Hochzeit sollte denselben Abend sein — den Abend, wo der fatale Schuß gefallen ist. Ja, ja, das ist schon alles beim Verhör herausgekommen. — Ich hab' Ihnen ja schon erzählt, mein Grant hatte alle vier Jahre nur einmal Geburtstag, da hat er denn das Mädchen überredet, daß auch die Hochzeit auf seinen Geburtstag sein sollte. Er wurde zwanzig Jahre alt — der reine Junge! Kein Wunder, daß sie ihn allesammt übertölpelten! Wenn Sie die Akten gelesen haben, werden Sie es auch erkannt haben, wie arg das Mädel ihn hinter das Licht geführt hat. Das hat sogar der Staatsanwalt zugegeben, der doch hart und grausam genug gegen meinen Jungen gewesen ist. O, mein Gott! wenn ich nur hätte bei der Gerichtsverhandlung sein können! Wenn ich nur in der Stadt gewesen wäre an dem Tage, da mein Junge die Wahrheit erfuhr! O, er hätte gewiß den Schurken Bowles nicht niedergeschossen, denn, so wahr ich lebe, ich hätte es selbst gethan!"

„Und wer wäre dann zu mir gekommen, um Ihre Begnadigung zu erflehen?" fragte der Gouverneur freundlich lächelnd. „Ich habe diese Briefe gelesen, aber sie enthalten nichts, was mir neu wäre . . ."

„Nichts, was Ihnen neu wäre?" unterbrach der Alte heftig. „Der Brief beweist, daß mein Grant aus Nothwehr geschossen hat, da der andere doch auch eine Pistole in der Hand hatte. Ist Ihnen das nichts Neues?"

„Nein; denn der Staatsanwalt — gegen den Sie ein kleines Vorurtheil zu hegen scheinen, Mr. Baxter — hatte es mir bereits mitgetheilt."

„Wenn Sie den schon vor mir angehört haben, wird wohl nicht viel Aussicht mehr dafür sein, daß meine Bitte Gehör findet," entgegnete der Alte zornig. „Kein Mensch hat je so ungerecht gegen einen anderen gesprochen, wie der Mann gegen meinen Jungen!"

„Sie thun ihm Unrecht," erwiderte der Gouverneur ruhig und bestimmt. „Er hat damals seine Schuldigkeit gethan, indem er seinen Antrag auf Zuchthausstrafe stellte, er hat abermals seine Schuldigkeit gethan, indem er mir dieses neue Beweisstück unterbreitete. Er ist sogar weiter gegangen, er hat Ihr Gesuch um Begnadigung Ihres Sohnes bei mir sehr lebhaft unterstützt."

„Der Staatsanwalt!" rief der Alte in höchstem Erstaunen aus.

„Er selbst," antwortete der Gouverneur.

„Also das Gewissen hat ihm endlich geschagen."

„Und seiner dringenden Fürsprache verdanken Sie besonders meinen Entschluß, Ihren Sohn zu begnadigen."

„Mir ist es gleich, wessen Fürsprache das bewirkt, wenn es nur geschieht," entgegnete der Alte und hastig fügte er hinzu: „Wann wird mein Junge frei sein?"

„Sie sollen ihm selbst die Begnadigung überbringen," sagte der Gouverneur, entfaltete eins der Papiere, mit welchen der Tisch bedeckt war, und unterzeichnete es: „Hier ist sie."

Der Alte ergriff krampfhaft das Blatt. Die Kniee zitterten ihm, während seine Augen das Schreiben rasch durchflogen.

Die Thür des Zimmers ging auf und der Secretär trat ein.

Der Alte ergriff seinen Hut.

„Wann geht der nächste Zug nach Auburn? Wissen Sie es?" fragte er hastig.

„Ich glaube, es geht einer um vier Uhr," antwortete der Secretär.

„Ich erreiche ihn noch," rief der Alte und das Begnadigungsschreiben fest in den zuckenden Fingern haltend, stürmte er ohne ein weiteres Wort zur Thür hinaus, die langen Hotelcorridors entlang, die Treppe hinab, bis hinaus auf die Straße. Hier blieb er einen Augenblick stehen und entblößte das Haupt, unbekümmert um einen heftigen Regenschauer, welcher kurz vorher losgebrochen war.

Ein kleiner Bursche lief über die Straße auf ihn zu und rief laut:

„Zeitung gefällig? Abendausgabe, soeben erschienen! Neueste Nachrichten!"

Da aber der Alte ihn nicht zu hören schien, trabte er vergnügt seiner Wege und pries sein Blatt in gellendem Ruf weiter!

„Neuste Nachrichten! Furchtbarer Verlust an Menschenleben! Aufstand im Auburner Zuchthaus! Fluchtversuch der Sträflinge!"

Da umklammerte ein Griff wie von eisernen Fingern den Arm des Zeitungsjungen, hoch über ihn ragte die hagere Gestalt des Alten, der ihn mit heiserer Stimme fragte:

„Was sagst Du da? Verlust an Menschenleben im Auburner Zuchthaus? Gieb her Dein Blatt!"

Hastig griff er danach. Auf der ersten Seite stand eine Depesche aus Auburn, welche meldete, daß unter den Sträflingen der dortigen Strafanstalt ein Aufstand ausgebrochen sei, welchen die Wächter erst hatten unterdrücken können, nachdem er einen ziemlich bedeutenden Umfang angenommen hatte. Die Sträflinge hatten sich zwar endlich wieder unterworfen, aber erst als die Wächter auf sie scharf geschossen hatten, wobei mehrere verwundet und der Rädelsführer getödtet worden war. Letzterer hatte sich wie ein Wahnsinniger zur Wehr gesetzt. Er war ein junger Mann aus einem Dorfe des Seedistriktes und wegen Todtschlages zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, sein Name: Grant Baxter.

Als der Alte diese Botschaft gelesen hatte, entglitt die Zeitung seiner Hand, und er sank leblos auf das Straßenpflaster nieder, — seine starren Finger umklammerten noch im Tode fest das Begnadigungsschreiben.

Aus der Hauptstadt.

Unser Herr Chef.

„Die Zeit aber war erfüllet. In der Stadt, welche Zarathustra vor allen anderen liebte und welche genannt war: »Die bunte Kuh«, herrschte gerecht und weise die Ehrbarkeit, und war kein Murren wider sie, abgesehen denn von einigen Thoren in der Tiefe des Volkes und einigen, denen nach Auszeichnungen gelüstete und die gern sultanische Orden in's Loch gefleckt hätten, so zwar sie selbst dies Schicksal verdienten. Denn also freigesinnt, unentwegt und aufgeklärt war die Stadt, daß sie dem Sultan sich nicht beugte noch auch seinem Statthalter und immer stolz auf dem Rechte ihrer Selbstherrlichkeit beharrte. Und wer es ihr darin gleich that und mit den Nobili verschwägert war oder sonst versippt, siehe, der erklomm leicht die höchste Stufe ihrer Ehrenleiter und ward besoldeter Stadtrath, saß im Collegium der Bonzen oder verkaufte Markthallenterrains. Und war es nicht erforderlich, daß Allah den Mann mit des Geistes Gaben beschenkt hatte oder mit Jugendkräften, sondern nur freigesinnt, unentwegt und aufgeklärt mußte er sein; und wäre der Prophet selbst gekommen und nicht freigesinnt, unentwegt und aufgeklärt gewesen, man hätte ihm keinen Trunk Wassers gereicht, geschweige denn eine fette Pfründe. Lügenpropheten jedennoch, die kecklich auftraten und auch begehreten vom goldenen Segen, sozwar sie mit den Nobili nicht verschwägert waren und versippt, siehe, solche verklagte man beim Kadi und ließ sie in den Thurm sperren. Und war deß männiglich wohl zufrieden in der morgenländischen Stadt, genannt »die bunte Kuh.«

Da begab es sich, daß die Unentwegten einen Mann zum Mufti wählten, der war all' sein Leben lang wie sie gewesen, und mit Nichten mangelte ihm das Rückgrat, welches die Freigesinnten auszeichnete vor allen Leuten im Lande. Und allemal Donnerstags versammelte er um sich seine Getreuen und vereinigt trutzten sie dem Sultan und speisten Erbsen mit Sauerkraut, als welches der Patrizier Leibgericht war, und besprachen sich mit einander drei Stunden lang oder vier. Sie sprachen zumeist nicht von der Stadt Gülten und Renten, auch nicht von ihren Fährden und Bedrängnissen, sondern sie sprachen alleweil von Freisinn, Unentwegt- und Aufgeklärtheit. Denn weß das Herz leer ist, deß geht der Mund über. Und wer am besten sprechen konnte und am patzigsten wurde gegen den Sultan und gegen des Sultans Statthalter, dem jauchzte das Volk zu, und die ehrwürdigen Stadthäupter schmunzelten, obzwar sie gern ihre Loyalität betonten und ihren entschiedenen Constitutionalismus.

Der Sultan hatte längst mit Hohn und Zorn auf die bunte Kuh gesehen, und weil er ein starker und mächtiger Fürst war und an Zarathustra gebildet, so spottete er ihrer Thorheit mehr als er sie haßte. Und sagte zu sich selber: Sie werden dir schon kommen! Nicht lange auch, so starb der Burgemeister jener Stadt, ein ehrwürdiger Greis, der an Fleiß und Zahl der Amtsstunden alle Mitbewerber beschämte. Allsobald erkoren die Magen und Geschlechter sich einen neuen Burgemeister, wohl verschwägert und versippt mit ihnen allen, den Klügsten nicht, aber den Unentwegtesten. Maßen nun aber der Sultan diese Wahl zu bestätigen hatte und nicht günstig gesinnt war der bunten Kuh, so erschraken die Magen und Geschlechter und wurden schier demüthig und sandten ihren Mufti zum Statthalter, daß er ein günstig Wort einlegte beim Sultan. Und der Mufti gab sein Rückgrat und seine Unentwegtheit in der Garderobe ab und war klug und gefiel dem hohen Herrn, und nannte ihn Meister . . ."

* * *

Das Manuskript bricht hier ab. Es geht aber aus anderen Aufzeichnungen hervor, daß dank der Klugheit des Mustis die Bestätigung der Burgemeisterwahl nicht ausblieb — denn auf nichts sahen dazumal hohe Herren so sehr wie auf Formalitäten und auf äußerliche Höflichkeit; daß alle Welt in der bunten Kuh stolz auf ihren Mufti war, der durch zeitgemäße, zu nichts verpflichtende Kniebeuge den Zorn der Großen im Lande entwaffnet hatte. Was kam es auf ein oder zwei demüthige Worte an! Während Schweigen Gold ist, sind Worte ja noch nie etwas werth gewesen, und in der bunten Kuh war man immer schnell damit bei der Hand. Doch die Welt ist sittlicher geworden seitdem; es fordern die Unentwegen seit jenes Sultans Zeiten mehr Herbheit und Muth der Ueberzeugung — bei anderen, und Herr Dr. Stryck, der in Ronacher's Musentümpel so kreuzfidel Sect getrunken hat, der mit Herrn Zelle Arm in Arm ging und sich schon als Ober-Oberbürgermeister von Berlin feiern ließ — nun steht er, ein entlaubter Stamm.

Beim ersten gemeinschaftlichen Eisbein- und Sauerkrautessen der Saison hat die untere Fraction einhellig beschlossen, den Stadtverordneten-Vorsteher, der einen Oberpräsidenten „als unsern Herrn Chef" zu bezeichnen wagte, nicht mehr einzuladen, und der Donnerstags-Skat der oberen Fraction ist allein deshalb abgesagt worden, weil kein wahrhaft freisinniger Mann diesem Dr. Stryck auch nur spielend noch zu nahe treten will. Ob Herr Hermes, Führer der Gruppe Hermes — o Mantegazza, welch' reizendes Gruppenbild für dein Museum! — den Gestürzten noch fernerhin in seine streng christlichen Märchenabende laden wird, das ist mindestens zu bezweifeln. Herr Dr. Stryck sieht sich von aller Welt verlassen und angefeindet, und man erzählt, daß er sich von Frau Vilma Parlaghi malen, das Bild aber mit seinem Namen darunter bei Schulte ausstellen lassen will, damit ihn Niemand mehr erkenne.

Wer gut freisinnig ist und mit eigener Meinung sich nie befleckt hat, kann in den nächsten Wochen manchem pompösen Festmahl beiwohnen; es braucht ihn nicht abzuschrecken, daß Träger und Rittershaus bereits Gedichte zugesagt haben. In dem Lärm klappernder Gabel und Messer überhört man solche Belästigungen. Rudolf Virchow feiert sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als volksthümlicher Landtagsabgeordneter; die Feuilletons liegen schon bereit, und die Bezirksvereinsvorstände lassen ihre Cylinder neu aufbügeln. Löwenmuthig wird man, „durch Thatsachen protestirend", dem Monarchen zeigen, daß der unabhängige Bürger seine berühmte Depesche an Helmholtz nicht approbirt, und kein Witzbold wird sich finden, der das kluge Wort des Zukunftsphilosophen deutet: „Gelehrten, die Politiker werden, wird gewöhnlich die komische Rolle zuertheilt, das gute Gewissen einer Politik sein zu müssen." Wie die Rectorats-Escarpins wird Rudolf Virchow auch die freisinnige Bürgerkrone mit Anstand tragen, und unter den bismarckmordenden Hurrahs seiner „Mitkämpfer von 1863" wird er ganz vergessen, daß an ihm Stryck's Kelch nur um Haaresbreite vorüber gegangen ist. Denn neulich, als er in Rußland war und die Einrichtungen dieses Erbfeindes aller Cultur nicht gar so erschreckend fand, wie der gebildete Liberale in Deutschland sie wünscht, drohte eine Secunde lang etwas wie ein Scherbengericht loszubrechen. Der russische Despotismus muß verächtlich, Rußland muß ein Pest- und Hungerland sein; das steht im ungeschriebenen Programm der intelligentesten aller Parteien. Rudolf Virchow war unvorsichtig gewesen, wie der ärmere Stryck auch; da aber Eugen Richter gerade gut gefrühstückt hatte und die Abonnentenzahl der „Freisinnigen Zeitung" auch ohne den Heinzeprozeß gestiegen war, überließ er es dem sozialdemokratischen Nachbar, dem „Vorwärts", seinen alten Freund Virchow als „Bänkelsänger der Tyranney" gehörig abzukanzeln. Man bringt sich auch schließlich nicht gern um ein Festessen, eine Redegelegenheit und ein Paradepferd. Und statt Virchow's nahm der Gestrenge einen anderen Galgenstrick beim Ohr und beutelte ihn ab, und der ganze Chorus fiel jubelnd ein, vergaß sogar für dreimal vierundzwanzig Stunden Antisemitismus, Staatsbahnactien, Ronacher und Jesuiten. Die Wählerschaft im Lande aber schmunzelte und trug gern ihr Scherflein in die Parteikasse, erkannte sie doch, daß, so lange Eugen Richter nicht pensionirt ist, wahrer Freisinn ewig dauern wird.

In der Ehrbarkeit selbst, die im rothen Hause tagt, hätte man Herrn Dr. Stryck seine „Unvorsichtigkeit" gewiß verziehen, wenn sich nicht die rücksichtslose Presse darauf gestürzt haben würde und eine Schaar verantwortungsfreier Leute, die noch nie re ten haben, also auch keine Vorsicht kennen. Dem Klüngel konnte unmöglich daran gelegen sein, gerade jetzt die Regierung zu verstimmen und gewisse Gegensätze durch wortklaubende, gehässige Erörterungen zu verschärfen. Herr Zelle hatte ein so gutes Entrée gemacht, daß man seine freisinnige Herkunft fast vergessen konnte; mit einer prachtvollen Rede, mit einem glänzend executirten Fußtritt auf den todten Löwen Bismarck fing er an, und niemals hätte man ihm sein wohlwollendes Interesse für Kunze's Pläne vergessen. Und nun kommt dies Kroppzeug und schreit in die discrete Stille hinein! Der Pöbel versteht nicht oder will nicht verstehen, daß man wahrhaft freigesinnt und aufgeklärt und unentwegt nur dann sein darf, wenn's einem nichts kostet und wenn man auf Büchsenschußweite vom Thron entfernt ist; kommt man aber selber zur Herrschaft, so färbt der schönste Freisinn ab und die Landsknecht-Pluderhosen schrumpfen zu Kniehöslein ein.

Etwas verehren will die Creatur, und darin geb ich ihr Recht, leichter noch verehrt sich die goldblinkende Krone als der schmierige Calabreser eines Parteigeßlers.

Unser Geschlecht braucht seiner ganzen Anlage nach nothwendiger Weise Fürsten und Tyrannen, aber der moderne Culturmensch, welcher sich stolz über alle animalischen Instinkte emporschraubt und denen, wovon er nicht lassen kann, sich selbst belügend ein gefälliges Mäntelchen umhängt, leugnete auch die Knechtsnatur in sich und eiferte gegen Könige und Herrscher. Was er ihnen an Macht nahm, übertrug er seinen heimlichen Kaisern, übertrug er auf Parteien und Parteiführer. So versessen ist die Menge auf diese neue Sklaverei, daß sie alle Nichthallelujah-Ruser haßt und verachtet, daß sie die Bürgerkrone und ihre Liebe nur dem zubilligt, der als besonders bornirter Parteifanatiker sich Tag um Tag lächerlich macht. Ehrenhaft scheint ihr allein der Mann, dessen Meinung sich von Kindesbeinen, vom ersten Zeitunglesen an immer gleich geblieben ist, der nichts sagt, ehe die Parteiprioren nicht gesprochen haben und der feig genug ist, unter dem düsteren Blick der öffentlichen Meinung zusammenzuschauern, sein besseres Selbst zu erwürgen, zu Gunsten des Programms.

Ganz leicht ist das nicht, Herr Dr. Stryck hat es erfahren müssen. Der Mollah in Arabien, der achtzig dicke Bände voll religiöser Lebensregeln besaß und der, ehe er Morgens aufstand, erst in den Büchern nachschlug, um sich zu vergewissern, mit welchem Bein zuerst es nach dem Koran geschehen müsse — dieser Mollah war der erste entschieden liberale Parteimann. Es passirte ihm, daß er noch Abends im Bette lag, weil er seit vier Uhr Morgens die Stelle suchte, wo Mohamed sich über das erste Gähnen beim Erwachen ausspricht; und eines Tages fanden die Leute aus dem Dorfe den Einsiedler verhungert: im Gesetzbuch fehlte jede Andeutung darüber, ob ein Derwisch beim Antritt seines sechzigsten Lebensjahres das Frühstück mit der linken oder der rechten Hand einnehmen muß. Dieser Derwisch wäre ein Muster von Partei-Vertrauensmann gewesen; er starb völlig programmgemäß. Ein pomphaftes Leichenbegängniß blieb nicht aus, und Emil Rittershaus, der Dichter von Gottes Gnaden — Gott läßt oft Gnade für Recht ergehen — hat ihm das Grablied geschrieben. Dr. Stryck aber würde noch lange als berühmter Mann und angesehener Mollah gelebt haben, wenn er die achtzig Programmbände immer mit in die Sitzung genommen hätte.

*

Einige Kerle aus der Provinz zwar, die nicht einsehen wollen, daß allein in der Großstadtluft weitblickende Politiker gezeugt werden können

haben in letzter Zeit wiederholt mit Vorbedacht ähnliche Sünden begangen wie Herr Stryck, der Unüberlegte. Ländliche Wahlkreise, wo der Himmel hoch und der Berliner Parteizar weit ist, wagten es, Candidaten nach ihrem Gustus aufzustellen und sogar Tage lang die von der Berliner Centralleitung „nominirten" unentwegten Ladenhüter gänzlich zu übersehen. Es kracht in allen Parteiverbänden, und die Bande der Disciplin lockern sich bedenklich. Aber um so unmenschlicher werden die Strafen für Deserteure und Ungehorsame. Das Spießruthenlaufen ist längst wieder eingeführt, und die Brandmarkung ist im Schwunge. Eugen Richter, der mit lobenswerthem Eifer auf Rekruteumißhandlungen pirscht und hartherzigen Unteroffizieren Nachts im Traum als schwarzer Mann erscheint, warum hat er den langgedienten Stryck nicht beschützt?

Es mag ihn kitzeln, der kaiserlichen Majestät zu zeigen, daß sie mindestens im Berliner Lande nicht allein die Herrin ist. Es mag ihn kitzeln wie es den Schusterjungen kitzelt, wenn er dem Löwen eine lange Nase machen kann. Aber das Stadtparlament und das herrschende Patriziergeschlecht sollten nicht verblendet genug sein, sich von Radicaldemagogen zu verhängnißvollen Schritten hinreißen zu lassen, zu einer Nadelstichpolitik flachstirnigster Art. Ein verbissener Parteiklüngel, der dem ehrwürdigen Duncker deshalb wohlverdienten Dank verweigert, weil er die Sezession nicht mitgemacht und nicht für Buschhoff unterzeichnet hat; ein Parteiregiment, das alle Andersdenkende zu Menschen zweiten Grades, zu politischen Negern und rechtlosen Mulatten stempelt, möchte den Wunsch erwecken nach Regierungscommissaren mit Oberbürgermeister-Function und Fichte's Wort an sich in Erfüllung gehen sehen: „Die Tendenz aller Regierung geht ihrer Natur nach dahin, sich selbst überflüssig zu machen."

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Die Orientreise. Lustspiel von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Lessingtheater.)

Der berühmte Eisenbahnräuber Athanas hat schon eine große Wanderung hinter sich. Wir Berliner insbesondere haben den kühnen Nachkommen Rinaldini's in Zeitungsdepeschen, Feuilletons, Witzblättern und Tingeltangeln gefeiert, und erst kürzlich hallten die Gerichtsblätter wieder von dem denkwürdigen Prozesse, den der Dichter einer Athanas-Pantomime gegen die Leitung des Hippodroms angestrengt hatte. Und nun ist der Unsterbliche auf dem Umweg über Adolf Ernst's Theatergiftbude gar auf die vornehme Bühne gelangt, die den Manen Lessing's geweiht ist. Der sonst ziemlich geschmackvolle Director Blumenthal hat nämlich der Anregung des Mitverfassers der „Großstadtluft" in einer schwachen Stunde nachgegeben und gemeinschaftlich mit ihm die grause „Morithat" zu einem Schwanke verdichtet. Zwar sehen wir — und wir danken für diese herzige Concession! den vielbesungenen „Athanas, das Rabenaas" nicht in eigener Person auf der Bühne, ja sogar sein bloßer Name wird schamhaft verschwiegen, aber statt seiner spazirt ein „Landsmann seiniges" aus den Schwarzen Bergen, wo „jeder einmal Minister gewesen ist", mit ungarischem Schnürrock und türkischem Fez (sogar mit Goldborte!) durch das Stück, das von nichts anderem handelt, als von dem Eisenbahnüberfall von — na, Sie wissen schon! und seinen bösen Nachwirkungen auf eine glückliche Berliner Kaufmannsfamilie. Er ist nämlich im Orientzuge gewesen und ausgeraubt und fortgeschleppt worden, der gute Herr Fiedler, und die Drähte blitzen es in alle Welt hinaus, daß er mit seiner Frau auf der Hochzeitreise begriffen war. Seine in Berlin zurückgebliebenen Lieben aber sind entsetzt, besonders seine Gattin. Denn da sie ihren Mann nur bis Dresden begleitete und von dort aus Furcht vor den Reisemühsalen nach Hause zurückkehrte, so kann die als Reise-, Ehe- und Wehegenossin erwähnte Dame nur eben eine von „diesen" Damen gewesen sein. Wird diese Unthat schon der jungen Tochter des Hauses mit Mühe verheimlicht, wie soll es erst gegenüber der ganzen spottlustigen Stadt geschehen, die schon ihre Klatschgeister entsendet: einen neugierigen Reporter, der sich frech wie im eigenen Heim geberdet, und einen dummdreisten Hausfreund. Aber da weiß man Rath. Man stellt sich, als wäre die Legitime, die keiner zurückkehren sah, wirklich in Gesellschaft ihres Mannes, und bei Nacht und Nebel entflieht sie nach mancherlei Hindernissen, um ihn in Wien zu empfangen und, sobald der Vorhang zum zweiten Mal aufgeht, vor seine Richter heim zu führen. Die Schwiegereltern bereiten ihm auch wirklich einen eisigen Willkomm. Vergeblich sucht er das Mißverständniß zu erklären, das die durch einen Kellner wieder verkaufte Rundreisekarte der echten Frau Fiedler veranlaßt hat, und betheuert die vollkommene Harmlosigkeit seiner Reisebekanntschaft, aber schließlich verzeiht man ihm halbwegs, denn nun gilt es, das Phantasiestück des gemeinschaftlich verlebten Räuberabenteuers wie Ein Mann gegen die Welt zu vertheidigen. Schon lassen sich der Journalist und der Hausfreund durch neue Schwindeleien und „türkische" Geschenke überzeugen, als Mitrowitsch, der oben erwähnte Sohn der Berge, hereinstürmt. Der Ungestüme hat sich in seine Reisegefährtin, eben die angebliche Frau Fiedler so maßlos verliebt, daß er sie zur sechsten Frau erkiesen will, und auch materielle Interessen knüpfen ihn an die reizende Dame, da er ihr im Augenblicke der Gefahr Uhr und Geldtäschchen — „ein Goldstück ist nicht darin!" — der Sicherheit halber übergeben hat, weil die galanten Athanasse bekanntlich Damen ungeplündert lassen. Die Verlegenheit steigt auf das Höchste, als nun gar die Zeitungen melden, daß Frau Fiedler von den Räubern in einen Harem verkauft worden war, wo sie bis zu ihrer Auslösung einen Tag „und eine Nacht" zugebracht habe, wie immer recht sehr betont wird . . .

In diesem zweiten Acte befindet sich eine gefährliche Stelle, wo der Antheil an den ewigen Aufschneidereien über das gemeinsam bestandene Eisenbahnattentat zu schwinden droht, aber da wird schnell der arg chargirte, doch ungemein drollige Halbasiate eingeschoben. Und jetzt rufen die bedrängten Verfasser wieder eine neue Figur zu Hülfe, natürlich die wahre Reisebegleiterin, wie der Leser gewiß errathen hat. Wären nun die viel geschickteren Franzosen die Verfasser des Schwankes, so könnte diese lockere Dame, die sich für eines Mitreisenden Eheliebste ausgiebt und mit einem anderen Fahrtgenossen so heftig liebäugelt, daß er sogar die Ringe mit ihr wechselt und ihr seine Kostbarkeiten in Depot gibt, nur eine Cocotte sein. Aber die Herren Blumenthal und Kadelburg besinnen sich etwas spät darauf, daß sie moralische Deutsche sind, die den besten Theaterbesuchern, den jungen und alten Damen nämlich, nicht vor den Kopf stoßen wollen. Sie verzichten lieber auf Bühnenwirkung und Lebenswahrheit und retten die Kasse. Aus der Abenteuerin machen sie also eine im Grunde anständige, nur etwas emancipirte Malerin, die sogar den Zofen — o abgrundtiefer Charakterzug! — in die Wangen zu kneifen pflegt und zu tollen Streichen immer aufgelegt ist, aber sonst höchst, o höchst respectabel! Von dem Lärm und der Aufregung der Reise betäubt (!) und aus übermüthiger Freude über die billige Fahrgelegenheit hat sie sich allerdings mit dem Türken etwas eingelassen, aber sie gibt schnell das Depot zurück, ohrfeigt den Zudringlichen jetzt plötzlich und weigert sich entschieden, das von dem Zeitungen erfundene Harem-Abenteuer auf sich zu nehmen. Damit sinkt der bis dahin nicht so ganz und gar unmögliche Schwank unter das Niveau des blühenden Unsinns, und die unglaubliche Rolle wirkt so störend, daß sogar eine treffliche Schauspielerin wie Frl. Reisenhofer sich darin auszischen lassen mußte. Das ist der wunde Punkt des Stückes. Er hat übrigens den Schlußact matt und unerfreulich gemacht, ohne den heiteren Erfolg des Ganzen in Berlin gefährden zu können. So groß wie der von „Großstadtluft" wird er kaum werden, dazu ist er nicht harmlos und deutsch genug.

Das Moser-Schönthan'sche „zweite Liebespaar" ist auch vorhanden. Leider! Er ist diesmal wohlriechender Essenzenfabrikant, sie die gewohnte Blumenthal'sche Naive, die unausstehlicher ist als alle anderen Theaterjüngferchen. O, diese Backfische Oscars! Sie sind sinnig und innig von jener bonbonsüßen Sentimentalität, die geradezu anwidert, und in einer papierblumenhaften Sprache, mit bedeutungsvollem Augenaufschlag und gefühlreichem Tremolo markiren sie das Gemüth, das nicht einmal ihrem Schöpfer, geschweige denn ihnen selbst eigen ist. Aber Blumenthal fühlt sich nicht nur als deutscher Dichter, er ist vor Allem ein Witzbold, der keinen Kalauer unterdrücken kann, und so legt er denn seinen dümmsten Gänsen auch seine besten Scherze wahllos in den Mund und macht sie dadurch noch unmöglicher. Die vorliegende Thea führt sogar noch ein kindliches Wunschbuch über ihren zukünftigen Idealgatten und erkennt in einer darnach gearbeiteten Liebeserklärung ihres Parfümsritzen das Plagiat erst, als es gar zu plump wird, — wie kommt also diese Gans zu Geist und Witz? Das einzig Gute an solcher Unnatur ist, daß uns diese gequälten Witzeleien am unrechten Ort über die sentimentalen und langweiligen Liebesscenen des lustigen Stückes hinweghelfen. Und auch anderwärts hat Blumenthal mit verschwenderischer Hand ein ganzes Füllhorn von guten und schlechten, neuen und alten Scherzen ausgeschüttet, so daß das Publikum vor Lachen gar nicht zur Besinnung kommt über das ein wenig unmoralische Spiel, das ihm da vorgegaukelt wird. Der dramatische Witz Blumenthal's hat nur immer den Fehler, zu stark unterstrichen zu sein. Er schießt nicht natürlich, leicht und jäh aus der Situation hervor, sondern ist obenhin in den Dialog hineingeflickt, und wird mit langwierigster Umständlichkeit vorbereitet. Man sieht ihn schon von weitem kommen und freut sich im voraus darauf. Achtung, jetzt kommt's! Manchmal kommt's auch nicht, oder es kommt anders, als er gedacht. Von zehn Scherzen zündet oft nicht einer, und dann denkt man traurig an all den Aufwand, alle die Vorbereitungen, die ihm den Weg zum Zwerchfell ebnen sollten. Und das ist verdrießlich für den Dichter und verstimmend für das Publikum. Wie singt doch der strenge Hebbel?

„Ich mag ihn nicht, den Afterwitz,
Der wie ein nachgemachter Blitz
Aus Glas und Leder kläglich springt."

Die Schuld der Darsteller ist es wahrlich nicht, wenn so viele Knalleffecte versagen, denn die aufdringliche Absichtlichkeit des Dichters setzen sie congenialisch in breite Mimik um. Nach jedem Witz eine Pause, damit das Publikum Zeit hat, den neusten Blumenthaler zu verdauen. Schmeckst Du prächtig! Herr Brandt mit seinem immer verblüfften Gesichte schaut offenen Mundes in das Publikum, Herr Oscar Höcker, der Lieblingserzähler unserer artigen Knaben, der jedes Wort wiederkaut, verlängert seine Kunstpausen, und Herr Pausa verbindet damit eine hülfreiche Augenzwiesprache mit dem Souffleur, das Angenehme mit dem Nützlichen. Ja, zum Teufel, hat denn das dumme Publikum nicht verstanden, nicht begriffen? Waren wir etwa nicht deutlich genug? Sogar Herr Schönfeld, der Einzige im Lessingtheater, der Quecksilber und wahre vis comica hat, hält im Agiren ein, um das Verrauschen der Lachsalven abzuwarten. Dieses ewige Schauspielern ist nicht nur das Gegentheil einer realistischen Kunst, die nichts vom Beschauer weiß, sondern hebt alle Kunst überhaupt auf. Und dann der unglückliche Gedanke, die beiden komischen Mätzchenmacher Pausa und Höcker, die nur in Episoden erträglich sind, als Hauptpersonen neben einander spielen zu lassen! So wurde die Unnatur zweimal in die Mitte gestellt, und mit Witz- und Applauspausen quälten sich die Darsteller durch. Wie gesagt, ein Glück für den Schwank, daß der schon lange nicht mehr blutige Oscar mit seinem Mutterwitze für alle eintrat!

Opern und Concerte.

„Wem die Krone?" Oper in einem Act von Alexander Ritter. — „Djamileh." Romantische Oper in einem Act von Georges Bizet. (Königl. Opernhaus.) — „Der Weiberkrieg." Komische Oper in drei Acten von Felix v. Woyrsch. (Neue Deutsche Oper.)

„Das, was Sie sich durch dieses trockene Studium angeeignet haben, heißt Selbständigkeit." Mit diesen Worten entließ der alte Thomas-Kantor Weinlig seinen Zögling Richard Wagner aus seiner Schule des Contrapunktes, aber auf die zahlreichen Wagnerschüler von heute und gestern angewendet, hat das schöne Geleitwort wenig Geltung. Aus ihrem Studium des Meisters haben sie nur Nachahmung und Götzenanbetung gelernt und jede Eigenart und Selbständigkeit darüber verloren. Wäre es anders, so stünde es besser um die neue Oper und bildete nicht jede Erstaufführung auch eine Verabschiedung. Wo sind sie hingerathen, alle die sagendunkeln Wort- und Tondichtungen von Merlin, Gudrun, Urvasi, Baldur, Wieland, Kunihild, Melusine? Sie wurden gestrichen und geblasen, und verschwunden sind sie. Die Wagnerianer sehen nicht ein, daß gerade das, was an dem Bayreuther Meister groß und unsterblich ist, gar nicht nachgeahmt werden kann. Seine Eigenart allein fand den adäquaten Ausdruck für das neue Kunstwerk, und ewig wahr bleibt sein Wort, daß sich aus den Werken des Genies kein Genre machen läßt. Nur die Aeußerlichkeiten, seine Formeln und Recepte, das „Wie er sich räuspert, wie er spuckt" bringen die Nachahmer hervor, nicht seinen Geist, seine Kraft. Weil er aus Mythus und Sage schöpfte, nehmen sie ihre Stoffe ebendaher, weil er seine Texte selber dichtete, malträtiren auch sie den Pegasus, und mit Leitmotiven und unendlicher Melodie, mit polyphonischer Verwebung und alle Nerven auswählender Harmonik besorgen sie das Uebrige. Will dann einer besonders auffallen, so setzt er wohl wie Heinrich Zöllner den ganzen Faust, der Tragödie ersten Theil, in Musik und führt das Wagnerianerthum der Epigonen damit ganz ad absurdum.

Alexander Ritter ist die Hoffnung und der Stolz der sogenannten Wagner-Schule, und von ihm wird behauptet, daß er einer der Wenigen und ganz Seltenen sei, welche die Grundsätze der neuen Schule in ihrem Kern und Lebensnerv wirklich erfaßt und an ihnen nur ihre eigene Selbständigkeit entwickelt und erläutert haben (A. Seidl). Auch seinem Einactertexte wird nachgerühmt, daß hier „zum erstenmale seit Wagner wieder eine poetische Handlung der Zweck und die Musik diesem gegenüber in die richtige Stellung gebracht" sei. Ich kann dies Lob über Musik und Text nicht unterschreiben. Die Handlung ist mit ihren schemenhaften Personen und patriotischen Allegorien dunkel, interesselos und langweilig, und über die formelle Kunst der Ritter'schen „Verse" schweigt man am besten. Gewiß, Wagner's „Dichtungen" haben uns manches Absonderliche und Triviale, viel Prosa und leere Effecthascherei geboten, aber das war doch alles von einer starken künstlerischen und scenischen Gestaltungskraft getragen. Ritter jedoch versteht weder zu gestalten, noch zu individualisiren. An abstracter Phrasenmacherei, banaler Kindlichkeit und theatralischem Ungeschick ist sein Text so reich, daß unser Antheil nur zu bald verschwindet. Und da faselt noch ein unverbesserlicher Schwärmer, daß Ritter „in dem Drang, das gesungene Wort zu deutlichster Wirkung zu bringen und selbst mit dem feinsten rhythmischen Gefühle für feinsinnige Declamation der deutschen Sprache begabt, auf ganz natürlichem Wege auch den wahren, echten, aus der Sprach- und Wortwurzel selbst entkeimenden, deutschen Gesangsstil" gefunden habe! Wir können diesem echt wagnerisch gequälten Prosa-Erguss gegenüber nur betonen, daß der Text poetisch und dramatisch werthlos und theatralisch wirkungslos ist. Wenn die Wagnerianer nichts Schöneres „dichten" können, dann ist es besser für sie, wieder zu den, theilweise ja mit Recht verpönten Textfabrikanten der Scribe-Mosenthal'schen Richtung zurückzukehren. Namentlich die wagnerisch beeinflußten Meyerbeeriaden, wie die „Königin von Saba" und die „Folkunger", stehen in jeder Beziehung hoch über dem impotenten Gestammel der dichtenden Miottl, Draesecke, Kienzl, Ritter und Genossen.

Unvergleichlich höher als der Urheber des Textes steht der Componist Ritter. Da ist alles geistreich und originell, manches sogar bedeutend. Ueber den Wagnerischen Instrumentationsapparat verfügt er fast zu souverän, denn sein Orchester ist aufdringlich, lärmend und disharmonisch. Im Ganzen ist es die hochachtbare, aber schweißtriefende, mühselige Arbeit eines ausgezeichneten Musikers, der Talent genug besitzt, um sich noch einmal von Wagner freizumachen und eigenes Meisterthum zu offenbaren.

Auch Bizet's Einacter: „Djamileh" wandelt zum Theil auf Wagner's Bahnen. Er erschien gerade vor zwanzig Jahren in der Pariser Komischen Oper, und Adolph Jullien hat uns die geistreichen Foyerurtheile aufbewahrt: „Schrecklich! — Zu komisch! — Welche Kakophonie! — Das heißt man die Leute zum besten halten! — Ja, dahin führt der Wagnerismus! — Die reinen Maccaroni, unverdaulich und ohne Ende!" Das Ding fiel auch richtig durch. Der Text von L. Gallet konnte es jedenfalls nicht halten, denn er ist etwas einförmig und nicht bewegt genug. Alfred de Musset's Epos „Namouna" hat den Dichter jedenfalls inspirirt. Harun ist ein junger Wüstling in Cairo, voll von Schwermuth und Lebensüberdruß. Allmonatlich wechselt er seine Favoritin, und nicht eine vermag ihn zu fesseln. Seine Sklavin Djamileh liebt ihn und kann es nicht übers Herz bringen, ihn für immer zu verlassen. Sie gewinnt einen Sklavenhändler und läßt sich dem Herrn in anderen Gewändern als die neue Odaliske vorführen. Er erkennt sie, ist von soviel Treue gerührt, und sein Herz lebt in neuer Liebe und Daseinsfreude auf.

Es ist seiner Entstehung nach das fünfte oder sechste Bühnenwerk des jungen Musikers, der mit seiner nächsten Oper einen Weltruf gewinnen sollte. Seine glänzende Gabe für pikante Rhythmen, feine Orchestrirung und musikalisches Localcolorit, die wir in „Carmen" so sehr bewundern, zeigt sich schon hier. Der Orient hat sich in Tönen noch selten so wunderbar ausgelebt, wie in diesem schmächtigen Werkchen. Die originelle, fast malerische Ouvertüre ist ein Wunderwerk, der erste Chor mit Harfenbegleitung, die orientalische Ghasele, der Almeentanz mit Flötenbegleitung — wer diese köstlichen Nummern geschaffen hat, ist ein genialer Musiker, der kein bloßer Nachahmer von Gounod, Berlioz und Wagner bleiben kann und neue Ziele erreichen wird. Und mit welcher Feinheit folgt der musikalische Ausdruck der Dichtung! Sogar Herr Ritter kann davon lernen. Nur im zweiten Theile, wo der lyrische Text sich endlich dramatisch steigert, bleibt der Componist hinter seiner Aufgabe zurück. Da ist zuviel Kleinmalerei, graziöses Tändeln und Haschen nach Finessen, es fehlt der große Zug und die packende Gewalt. Erst in seinem nächsten Werk, in der köstlichen „Carmen", sollte der sechsunddreißigjährige Meister beides erreichen. Dort wird der lyrische Tondichter zum dramatischen, dem sogar wieder alles Lyrische merkwürdigerweise halbwegs mißlingt. Anderseits ist die einheitliche Totalität in diesem verdienstvoll ausgegrabenen Werk harmonischer, als in der weltberühmten Schöpfung.

Die Neue Deutsche Oper im Belle-Alliance-Theater fährt in ihrem verdienstvollen Bemühen, ältere und jüngere Bühnentonwerke aufzuführen, tapfer fort, und ihre Darbietungen sind stets geschmackvoll inscenirt, was man leider den Einzelleistungen ihrer Gesangskräfte nicht immer nachrühmen kann. Ihre neueste That ist die Aufführung des „Weiberkrieges" von Felix von Woyrsch, einem kaum dreißigjährigen Schlesier, der schon zahlreiche Lieder, Klavierstücke, Orchesterwerke und zwei Opernversuche veröffentlicht hat. Bei der diesmaligen Wahl seines Libretto's hatte er eine glückliche Hand. Der bekannte Stoff von den wehrhaften Weibern von Schorndorf, den die schwäbischen Dichter mehrfach episch und Paul Heyse dramatisch behandelten, paßt so recht für ein Volksstück, verlangt aber einen melodienreichen Componisten, was v. Woyrsch nicht ist. Das Spinnlied, das Lied von der rothen Nase, einige Chöre sind wohl frisch und selten trivial, dafür aber auch ohne rhythmische Leichtigkeit und melodischen Fluß. Die ganze erste Hälfte ist schleppend und langweilig, erst der dramatische Höhepunkt, der Weiber Staatsstreich, wirkt auch musikalisch bedeutend. Der jüngeren Schule gehört der Componist nur insofern an, als er das Orchester nicht nur als eine Riesenguitarre behandelt, sondern polyphonisch selbständig zur Geltung kommen läßt, und Textwiederholungen im Gesange vermeidet; sonst bewegt er sich noch ganz auf den Bahnen von Marschner und Lortzing, was für leichte Volksopern ja am angemessensten ist. Die Scene mit dem französischen Abgesandten, der zuletzt die Entdeckung macht, daß er nur mit lauter Weibern parlamentirt, und vor Allem der prächtige Kriegschor der strickenden und nähenden Staatsgewaltigen, zweimal unterbrochen von ihrem Wiegenlied und ihrem medisanten Klatschgesang, sind erfreuliche Beweise musikalischen Könnens und einer zukunftsicheren Kunst. Den guten Schorndorfer Opernstoff sollten aber unsere Componisten nicht aus den Augen verlieren. H.

Notizen.

Jolanthe's Hochzeit. Von Hermann Sudermann. (Stuttgart, Cotta Nachfolger.) Eine goldechte Humoreske, prächtig erzählt, gut in der Charakteristik wenigstens der Hauptperson, stellenweise etwas allzu pikant und unwahrscheinlich, aber wir lesen das kleine Ding in einem Zug und lachen noch hinterher darüber, wenn schon allerlei Bedenken sich geltend machen.

„Perlen aus der Instrumenten-Sammlung von Paul de Wit." (Leipzig, de Wit). Der Verfasser des kleinen Prachtwerkes ist der bekannte Schöpfer der Königl. Instrumenten-Sammlung in Berlin und Verleger der „Zeitschrift für Instrumentenbau". Auf 16 Tafeln in Groß-Folioformat (24×38 cm) enthält das Album, welches der Wiener Musikausstellung, wo der Verfasser seine Instrumente ausgestellt hat, seine Entstehung verdankt, in künstlerisch vollendeter Form gegen 200 farbige Abbildungen der seltensten und auserlesensten Instrumente vergangener Zeiten. In schönem Farbendruck führen uns die Blätter die Zeugen einer längst entschwundenen Culturperiode vor Augen; der Beschauer fühlt sich in jene Zeiten zurückversetzt, wo sich unsere Vorfahren an den Klängen dieser ehrwürdigen Tonwerkzeuge ergötzten. Ein kurzer beschreibender Text (in deutsch-französisch-englischer Sprache) ist beigegeben, sodaß der Leser in der Lage ist, seine Kenntnisse auf einem Gebiete, das bisher noch sehr brach gelegen hat, erweitern zu können.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Kürzlich erschien:

Idealismus

von

Professor Dr. Ch. Muff.

Zweite Auflage.

4 M, in Geschenkband 5 M.

R. Mühlmann's Verlag (M. Grosse), Halle.

Deutsche Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Hervorragende belletristische Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Der Schüler.

Roman aus dem Französischen von

Paul Bourget.

Preis geheftet M 3.—; eleg. gebunden M 4.—

Sie.

Roman aus dem Polnischen von

Marie Rodziewicz.

Preis geheftet M 3.—; eleg. gebunden M 4.—

Ferner ist soeben erschienen:

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghaus.

3 Bände.

Preis geheftet M 12.—; fein gebunden M 15.—

Die Rose vom Haff.

Roman von

Emile Erhard.

Dritte Auflage.

3 Bände.

Preis geheftet M 12.—; fein gebunden M 15.—

Unkraut im Weizen.

Roman von

Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.

Mit 118 Illustrationen von R. Blumenau.

Preis kart. in Farbendruck-Umschlag M 3.50; in Original-Einband gebunden M 4.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

= Soeben beginnt zu erscheinen =

in zweiter, gänzlich neubearbeiteter Auflage:

BREHMS

Volks- und Schulausgabe

von Richard Schmidtlein.

TIERLEBEN

Mit 1300 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Chromotafeln.

52 Liefg. zu je 50 Pf. = 3 Halbfranzbde. zu je 10 Mk.

Die erste Lieferung zur Ansicht. — Prospekte gratis durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Roon, Graf von, Kriegsminister Denkwürdigkeiten.

2 Bände. 8. 1300 Seiten. Mit zwei Bildnissen und einem Faksimile.

Preis: geh. 20 Mk., gbd. 22 Mk., Halbfranz gbd. 25 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien bei uns:

Grundriß der Weltgeschichte

und der

Quellenkunde

für

Historiker, Lehrer, Examinanden und andere Gebildete.

Von

Dr. Karl Walcker,

Dozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

IX und 315 Seiten. Preis 10 M.

Von demselben Verfasser erschien in Nr. 30 der „Gegenwart" ein Artikel „**Die Aufgaben der Historiker**". Walcker wird in Roscher's Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Karlsruhe. **Macklot'sche Buchhandlung (Verlag).**

Abonnement

auf das

IV. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 40 begann das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Hierzu eine Beilage: Verein der Bücherfreunde.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 15. October 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Columbus-Feier. Von Heinrich Becker-Frankfurt. — Ein Kapitel vom Trinken. Von Rudolf Kleinpaul. — **Literatur und Kunst:** Rückblick auf die Münchner Kunstausstellung. Von Gustav Luedecke. — Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls v. Roon. Von J. Rosenstein. — **Feuilleton:** Ein Bruder des Lazarus. Von Theophil Zolling. — **Aus der Hauptstadt:** Freseo-Bühnen. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen. —

Zur Columbus-Feier.

Von Heinrich Becker-Frankfurt.

Vor fünfzig Jahren schrieb ein deutscher Gelehrter ein Buch, das auf die Frage: Warum hat Columbus Amerika entdeckt, die treffende Antwort gibt. Das Buch ist zwar in französischer Sprache geschrieben — für ein kosmopolitisches Werk damals die Universal-Sprache — auch ist es zu Paris gedruckt (1836). Es führt den Titel L'histoire des découvertes" („Die Geschichte der Entdeckungen"). Der Autor aber hat nicht bloß gut deutsch, sondern auch weltmännisch gedacht, obgleich er ein Brandenburger Majorssohn war — kein geringerer als Alexander von Humboldt.

Das Buch ist heute vergessen; der Autor als ein Mann von „überwundenem Standpunkt" in die hinterste Ecke geschoben. Ein Aufschrei aus dem fernen Hinterwald, aus den Prairien von Amerika, mußte ihn wieder hervorzaubern. In diesem Buche steht der kühne Satz: „Die Eroberung von Constantinopel — wenn wir wollen die Zerstörung von Troja — war die Ursache von der Entdeckung von Amerika."

Um den Bosporus — um Constantinopel — sagt Humboldt, kämpfen die Völker seit dreitausend Jahren. Der Kampf um Troja, den Homer uns beschreibt, war das erste Stadium. Die alten Griechen kannten nur ihr ägeisches Meer — das „Ziegen-Land" umspülend — den „Archi-Pelagos" oder das „Haupt-Meer". In diesem trieben sie ihre Schifffahrt, ihren Handel. Zuerst die Alt-Griechen in Kleinasien — die Trojaner — dann die Neu-Griechen, die Colonisten in Hellas und Argos. Als die Colonisten sich stark genug fühlten, begannen sie den Kampf mit dem Mutterland. Denn Troja beherrschte das ägeische Meer; Troja war die Zwingburg für den Hellespont, für den Bosporus; sie sperrte den Ausgang am Schwarzen Meer. Troja, die Mutterstadt, fiel unter den unbarmherzigen Streichen der Söhne, und diese wurden die Herren vom ägeischen Meere. Von hier aus fuhren die Griechen nach Italia; sie besiedelten die Insel Sicilia, dann das Festland Italien und zogen die Westküste entlang bis nach Gallia. Aus griechischen Colonien entstand der Kranz von Städten, den sie „Groß-Griechenland" nannten. Aus diesen aber erhob sich, wie Virgil uns belehrt, „Neu-Troja", das ist die Metropolis Roma.

Vom syrischen Meere zogen die Phönizier aus. Sie besetzten Kypros, Rhodos und Kreta, danach Sicilia und Nord-Afrika. Rom gegenüber erwacht die stolze Punierstadt Karthago. Griechen und Phönizier liefen hart neben einander her, bis die einen die anderen verdrängten. Der Streit im Osten ging zu Ende, als Alexander von Macedonien die Griechen unterwarf, danach mit ihnen die Phönizier und Syrer in Banden schlug. Damit wurden die Griechen die Herren von dem Ostbecken des großen Binnenmeeres. Kaum war hier die Entscheidung gefallen, so begann im Westbecken der Kampf der Groß-Griechen gegen die Nachkommen der Punier. Rom und Karthago rangen ein Jahrhundert lang um den Besitz dieses Meeres, bis auch hier die Nachkommen der Griechen den Sieg davon trugen. Karthago fiel und Rom ward die Zwingburg des Meeres. Ein Jahrhundert nach den Siegen Alexander's hatte der Kampf im Westbecken gegen die Punier begonnen und nach raschen Siegen wandten die Groß-Griechen sich auch gegen das alte Hellas. Epirus fiel und Macedonia, die Beherrscherin des Ostbeckens. In einem Jahrzehnt — um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung — fielen zugleich die Zwingburgen der Punier: Karthago und die der Hellenen: Athen und Korinth. Mit der gleichen Münze vergalt Mummius, der Sprosse von Trojanern, zu Korinth, mit der einst Odysseus — der Sprosse des altgriechischen Sisyphos — die trojanischen Ahnen bezahlte.

Im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung wurden die Römer die Herren des Westbeckens, das sie mit Stolz das „Mare nostrum", „unser Meer" benannten, und zugleich des Ostbeckens, das ihnen mit jenem zusammen als „Medi terraneum", ein „Binnenland-Meer" erschien. Sie hatten eine Ahnung, daß ein größeres Meer noch das alte Asien und Europa — das „Neu-Fundland" — umkreise. Sie wagten den Fuß durch die Säulen des Herkules; sie umfuhren Nord-Afrika ein Stück Weges, sie kamen um halb Europa; ein weiteres aber war ihnen nicht vergönnt.

Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kam das erste Mongolenvolk, die Hunnen, das als „Skythen"-Stamm, als Horde der „Peitscher" ein Jahrtausend mit den Griechen gerungen hatte, nach Europa. Sie gaben der Roma den ersten Stoß. Die vereinten Culturvölker, Römer und Germanen, warfen zwar die Barbaren in ihre wüste Heimath am Schwarzen Meere zurück. Rom aber fiel im Ringen mit dem mächtig aufschießenden Stamm der Germanen. Das Westbecken ging an die Germanen verloren, bis im achten Jahrhundert ein neuer Punierstamm, von gleicher semitischer Abkunft, die Araber, die Süd- und Westhälfte, Nord-Afrika und Spanien unter ihre Botmäßigkeit brachte. Im Ostmeer, in Constantinopolis, währte die Herrschaft noch ein ganzes Jahrtausend länger, bis eine zweite Steppenhorde aus Asien, die Osmanischen Türken, den letzten Rest vom Römerreich zerstörte.

Italien war ein ganzes Jahrtausend kein Staat mehr.

Hunnen, Germanen, die eigenen Stammverwandten — die Lateiner in Constantinopel — halfen es in kleine Stücke zerbrechen. Auf den Trümmern der alten Städte erwuchsen neue; aus diesen kleine Städtchen und Staaten. Die Roma blühte neu auf, nicht als politische, aber als kirchliche Metropolis. Daneben entstanden die Beherrscher des tyrrhenischen Beckens, die Herren von Genua und die Herren des adriatischen, die Dogen von Venedig. Wie einst Athen und Korinth, so durchfuhren sie, die Schiffkundigen, die Buchten des weiten Mittelmeeres. Auf den Trümmern alter Griechen- und Römerstädte bauten sie neue Colonien und mit den Colonien erwarben sie die verwüsteten Länder. Venedig: das alte Hellas, den Peloponnesos, Kreta, Rhodos und Kypros. Genua: das Land der Thracier, den Hellespont, Pera, Galati, Kaffa und andere Küsten des Schwarzen Meeres.

Mit dem Fall von Constantinopel war auch der Fall von Genua und Venedig besiegelt. Die einzelnen Colonien waren bereits den Türken zum Opfer geworden. Mit Constantinopel war den italienischen Schiffen der letzte Schutz geraubt; die neue Zwingburg der Türken versperrte für alle Zeiten den Paß zum schwarzen Meere. Mit Rhodos und Kypros war auch die Straße gesperrt, die über Kleinasien nach dem Euphrat und Tigris führte. Mit ihr war, wie der Berg Sesam durch ein Zauberschloß, das Land der Märchen, der phantastischen Sagen, das Paradiesland Indien verschlossen; mit ihr der Weg zu dem geheimnißvollen Goldland des Kublai, der Weg nach China.

Der Venetianer Marco Paolo war der letzte kühne Forscher, der über den Euphrat, über den Oxus, über den Belew Dagh stieg und zu dem himmlischen Reich kam. Nach ihm konnte keiner es wagen, die eherne Mauer zu durchdringen, welche von den Türken um jene Schatzländer gezogen war. Die Italiener waren im eigenen Lande bedroht; ohne die Intervention von Spanien, ohne den Sieg des Helden Don Juan d'Austria waren Rom und Neapel nur Vorburgen der Türken.

Arm und trübselig saß der Genuese Colombo in seiner beengten Vaterstadt. Die Schiffe hatten ein Leck, die Taue waren verwest; kein Aeolus trieb sie nach den östlichen Gestaden. Der Hafen verödet, die Paläste der Kaufherren zerfallen; der Vaterstadt aller Ruhm, aller Glanz genommen. Die Herren vom Adel stritten um den Vorrang im Rathe, weil draußen der Platz für die That fehlte. Sie conspirirten mit den Fremden und verriethen die eigene Vaterstadt. Die Nachbarstädte erlitten ein gleiches Geschick; ein großes Vaterland gab es nicht: wohin soll ein drangvoller Kopf sich nun wenden?

Im Osten hatten die Türken den Rest von Romanen vertrieben; im Westen war ein anderes Romanenvolk emporgetaucht, die Bewohner des iberischen Landes. Seit der Römerzeit, seit der Westgothen und Vandalenherrschaft war es von semitischen Stämmen unterworfen. Sieben Jahrhunderte rangen die Spanier um ihre Freiheit, um ihre Einheit, bis sie die letzten Mauren vertrieben. Nun hoben sie das Haupt zu neuer, kühner Unternehmung.

Die romanischen Nachbarn am Rande des Ocean, die Portugiesen waren in mehreren Zügen bis Centralafrika gelangt; eine östliche Durchfahrt nach Indien aber hatten sie nicht gefunden. Colombo sah bei seiner ersten Fahrt durch die Straße von Gibraltar den Ocean in's Mittelmeer strömen; längs der Küste von Portugal schwammen ganze Ströme von Seetang aus Westen her; zu den Inseln im Ocean schwammen Riesenbäume, geschnitzte Röhre und Menschenleichen, wie sie Europa nicht kannte. Das waren ihm Zeichen genug, daß ein großer Strom aus Westen komme. Der Okeanos der Alten floß nicht um die Tellerscheibe; er strömte gegen den Rand, unablässig zu dem Festland der Alten Welt. Er mußte um Europa und Afrika ziehen, zu den östlichen Küsten von Asien, um dort den Kreislauf von neuem zu beginnen. Das zeigte ihm — besser als alle physikalische Speculation — die Kugelgestalt der Erde und den westlichen Weg nach Ostindia.

Die Türken hatten Columbus nach Westen gedrängt; Ferdinand der „Katholische", der die semitischen Mauren vertrieb, hatte die Gasse geöffnet. Beide halfen, ohne zu wollen, die Weltgeschichte vollziehen. Der Gedanke, die große That, entsprang aber dem vereinsamten Genuesen, dem alten Römerkopfe, dem sein Macedonien zu klein geworden war. Wie sein Urahn Aeneas, so nahm er das morsche Palladium auf die Schulter, stieß den Kiel in die Wogen, zog des Oceans sturmreiche Pfade, bis er das neue Hion — ein neu Hispania fand.

Es war eine neue Welt, die er entdeckte. Die alte Welt war voller Staunen, Freude und Eifer, zugleich auch voll Leid und Trauer. Alle denkenden Köpfe jauchzten dem kühnen Entdecker zu; die Tellerscheibe, auf der die Menschen zu sitzen wähnten, hatte in eine Kugel sich gewandelt, die in ewigem Rollen sich drehte. Ein Ruck noch, dann lief sie um die Sonne, dann kreiselte sie mit Sonne und Planeten um eine Centralsonne, der riesige Erdball um ferne Nebelflecken, die das menschliche Auge gar nicht gewahrt.

Spanien jubelte ob des ungeheuren Reichthums, der jetzt ihm zufloß. Die kleine Flotille, die dem Weltentdecker vergönnt war, zog ganze Flotten nach sich, die den neuen Continent auf allen Seiten umkreisten und Schätze, namen- und zahllos dem Mutterland brachten. Die Mauren, aus Spanien vertrieben, wurden bis Algier zurückgeworfen; in großer Seeschlacht bei Lepanto wurde den Türken Halt geboten und so das Mittelmeer gefegt. „Die Sonne geht in meinen Staaten nicht unter" rief der Beherrscher von Spanien; „sie soll auch meine Thaten nur beleuchten!"

Italien hüllte sich in tiefe Trauer. Die letzte Hoffnung auf Wiedererstehung war verschwunden. Das verwandte Nachbarvolk spendete seinen Reichthum zu Italiens weiterer Unterdrückung. Genua, die stolze Beherrscherin des Meeres, war Spanien tributär geworden, mit ihm Siena, Pisa, Livorno, die vorher an seinem Handel Theil nahmen. Der Adel, die Fürsten der kleinen Staaten waren ohnmächtig; das verarmte Volk ward zu einem Heer von Räubern; nur die Kirche, von Spanien geschützt, erhob ihr stolzes Haupt. Die Inquisition begann ihr furchtbares Werk, das jeden Nerv zerstörte. Auch Mitteleuropa, Ungarn, Oesterreich, Deutschland erstarrten. Der Handel nach dem Osten, durch die Kreuzzüge angefacht, wurde durch die Ungläubigen vernichtet. Der Sturm auf Szegedin, auf Wien, verlangte die Gegenwart der deutschen Kaiser im Osten. Frankfurt, Mainz, Speier und Worms, zuvor die Sitze der Kaiser, die Mittelpunkte deutschen Regimentes, sanken zu Provinzstädten herab, die nur in jedem Menschenalter einmal, zur Zeit der Kaiserwahl, in flüchtigem Nimbus erstrahlten. Die Messen wurden große Jahrmärkte, bei denen die Zollwächter am Rhein, am Main und der Donau den besten Theil vorwegnahmen. Die Pässe über den Gotthard und Brenner waren verödet; nur einsame Pilger wanderten noch diese Straßen.

Von Spanien, von Italien, drang die kirchliche Gewalt über die Alpen. Die Inquisition hielt ihre furchtbaren Autodafé. Das germanische Volk, starrer und starksinniger als die romanischen Nachbarn, widersetzte sich dem geistigen Zwange. Ein Jahrhundert kämpfte es in kleinen Kriegen um den Rest des Glaubens, die Freiheit des Gewissens, bis endlich der große Krieg entbrennt, der dreißig Jahre lang der Völker Mark verzehrt und für ein Jahrhundert ganz Mitteleuropa zur Ohnmacht verdammt.

So währte der Kampf der Völker in der alten Welt. Nicht minder tobte er drüben in der neuen. Die Spanier, die ganz Europa zu beherrschen wähnten, wurden aus einem Lande nach dem anderen vertrieben, zuerst von den Niederländern, dann von den Franzosen, dann von England. Zuletzt trieb England die Rivalen alle zum Continent. Fast war auch Englands Macht zu der Höhe von Spanien gestiegen, da scheuchte der Uebermuth auch sie selber hinweg. Die eigenen Colonisten empörten sich wider das Mutterland. In siebenjährigem Kriege wurde Altengland vom Plane verdrängt; nur wenige Bruchstücke sind Zeugen des Uebermuthes, den England in seinem „Rule Britannia" verkündet. Neuengland aber pflanzte die

Freiheitsfahne auf, unter der Europas viel bedrängte Völker sich sammeln sollten.

Von der neuen Welt über den Ocean wälzte sich der Völkersturm her zu der alten. Frankreich schüttelte seine Ketten, die ihm Adel und Klerus aufgezwängt hatten; der deutsche, der österreichische, der ungarische Bauer löste sich von der Scholle, an die vermeintliches Adelsrecht ihn gefesselt hatten. Italien, Spanien, am tiefsten zu Boden gedrückt, erhoben sich gegen den Zwang, der sie bannte; sie sammelten ihre Kraft zur Arbeit, zur Rettung aus geistiger, aus leiblicher Verarmung.

Columbus, wenn er heute die alte, die neue Welt erblickte, wenn er die Verschlingung, die Kette von Ereignissen sähe, die seit seiner That geschahen, würde er als deren Folgen sie erkennen? Würde er als Patriot, als Weltbürger, solches voraussehend, den Kiel nach Westen lenken, um eine Drachensaat zu säen?

Columbus that, wozu die Noth ihn drängte, die eigene, des Vaterlandes, der alten Welt Noth. Europa war alt und mürb geworden; der jung kräftige Stamm der Türken war berufen, die morsch gewordenen Throne mit ehernem Stiefel zu zertreten. Da kam der Retter Columbus; er zeigte die Pfade, auf denen die Welt nicht zu vermeintlichen alten, nein zu neuen Schätzen gelangen könne. Wie ein zweiter Moses, ein Volkserzieher, so ließ er die Völker vier Jahrhunderte durch die Wüste ziehen, durch unbekannte Regionen, damit sie am Neuen, Fremden die eigene Welt erkennen lernten. In langem Ringen und Raufen verkommener Völker, mußte ein neues Blut erzogen werden, jung, kräftig, die Mongolen zu bestehen, die Willkür eigener Herrscher zu brechen, ein neu gesittet Dasein zu erringen.

Ein Kapitel vom Trinken.

Von Rudolf Kleinpaul.

Pietsch kommt! ich meine nicht das Berliner Original, sondern alle Menschen, sofern sie Pietsche sind und wie der kleine Schelmuffsky „an der Mutter Pietze nutschen." Das heißt, sofern sie gerne trinken und viel getrunken haben; auch der wunderliche, dämliche Pietsch der Berliner Schusterjungen ist eigentlich ein Säufer. Das Trinken lernt der Mensch zuerst, viel später dann das Essen, drum sollst du dankbar noch als Greis das Trinken nicht vergessen, lautet ein Sprüchlein voll tiefer Lebensweisheit, das in Schloß Weißensee an der Gerichtslaube geschrieben steht. Nun wohl; pietsche dein lebelang, guter Freund. Der ehrliche Name Pietsch ließe sich wohl als eine Koseform von Peter, holländisch: Pieter, Piet erklären, er könnte wie Diez (aus Dietrich) entstanden sein — wahrscheinlich ist er wendisch oder polnisch, überhaupt slawisch und bedeutet einen Trinker (Pić). Denn in allen Sprachen gibt es wichtige, auf diese Tugend hinweisende Familiennamen — in Deutschland die Tieftrunk und die Trinkaus, in Mecklenburg die Super und in Rom die Bibulus. Man kennt das alte Grab des römischen Bibulus, qui, dum vixit, aut bibit aut minxit. Zur Zeit des Claudius erhielt ein gewisser Novellius Torquatus, ein Mailänder, den Beinamen Tricongius, weil er drei Congii Wein, will sagen zehn Liter auf einmal zu trinken im Stande war.

Was so ein Pietsch am liebsten hören mag, ist unstreitig das Gluck Gluck der Flasche, wenn eingeschenkt wird — le Glouglou de la bouteille — das Bullern der Bulle, die er an den Mund setzt — das Bakbuk, das Panurg, der Freund Pantagruels, mit vieler Mühe aufsucht. Goethe hat seinen Faust mit dem ewig Weiblichen, Rabelais seinen Roman mit der Flasche geschlossen: Pantagruel und Panurg befragen das Orakel der Göttin Baebuc, um zu erfahren, ob der letztere heirathen solle, und die Antwort des Orakels ist das geheimnißvolle Wörtchen: Trink! — Bakbuk macht nämlich die Flasche, wenn eingeschenkt wird, so gut wie Gluck Gluck; Bakbuk heißt daher im Hebräischen die Flasche. Der Ausdruck findet sich zum Beispiel im Propheten Jeremias (XIX,1), Luther übersetzt ihn mit Krug. Aber ich frage nicht danach, was Pietsch gern hört; sondern danach, was er für Laute hervorzubringen liebt. Was er selbst für Lieblingslaute hat. Wie er es macht, wenn er trinkt.

Wie trinkt der Mensch? Hat er nicht bloß Trinklieder, sondern auch Trinklaute? Ist davon in den Worten, die er für das Trinken hat, etwas zu spüren? —

Nach Jakob Grimm's Meinung ist es ganz und gar zufällig, daß sich Pietsch gerade Pietsch schreibt. Er könnte gerade so gut Kietsch oder Tietsch heißen, bliebe darum immer was er ist. Ob man pietscht oder tietscht oder quietscht, darauf kommt es gar nicht an; was der Erfinder der Sprache einmal für eine Bedeutung angenommen und der Wurzel zuertheilt hat, diese gilt. Also läßt sich der große Sprachforscher in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache vernehmen: „welchen Vokal und welchen Consonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgesehen von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lautes meist in seiner Willkür. Wenn zum Beispiel im Sanskrit die Wurzel pâ: trinken ausdrückt, so hindert nichts, daß ein anderer Spracherfinder dafür auch kâ oder tâ ergriffen hätte.

Bravo, Hermogenes! Kratylus, Du kannst Dich pappen lassen! — Und ich selbst konnte mein Stromgebiet der Sprache ungeschrieben lassen. Eine Gesetzmäßigkeit in der Wahl der Consonanten gibt es nicht; alles ist θέσει. Wie hübsch! Man braucht sich den Kopf nicht mehr zu zerbrechen als bei einer Lotterie; was man für ein Loos zieht, kann doch niemand wissen. Ja, so wird es gewesen sein: die Wurzeln lagen wie Loose in der Urne und der Spracherfinder griff hinein; je nachdem er nun bestimmt hatte, ward es eine Niete oder das große Loos. Nicht doch, lauter Gewinne waren es, es kam nur darauf an, was für einer; die Bedeutungen stellten die Gewinne dar, die ausgerufen wurden. Der Vergleich ist außerordentlich zutreffend, macht aber zugleich das Naive in der Vorstellung offenbar. Ein Glücksrad voller Loose hatten die ersten Menschen gar nicht, die Loose waren noch gar nicht fertig. Und wie die Gewinne ausgerufen werden sollten, ist ebenfalls ein Räthsel.

Ich möchte gerade einmal die schöne Erfindung, die Wurzel pâ aufgreifen; mir scheint, Grimm hätte gar kein schlechteres Beispiel wählen können, um die Zufälligkeit, die Wurstigkeit des Anlauts zu erweisen. Mir scheint, es ist überhaupt unwissenschaftlich, auch bei der allergeringfügigsten Begebenheit zu sagen, ebensogut hätte das, ebensogut hätte jenes geschehen können; nach der Lage der Dinge kann immer nur Eins geschehen. Weil nichts ohne Ursache geschieht und selbst ein „Spracherfinder" seine guten Gründe, seine Motive hat, wenn er sich auch ihrer nicht bewußt ist. Wird nicht auch die Hand, die das Lotterieloos zieht, durch unberechenbare Umstände geleitet, wie eine Puppe durch unsichtbare Fäden? — Es ist nicht zufällig, daß sie diese Nummer und keine andere ergreift, es gibt keinen Zufall. Wie viel weniger kann eine Erfindung in der Willkür des Gehirnes liegen, das nicht blind zugreift, das in der Lage ist, sich vernünftig zu entscheiden, das die passende Lautgebung der unpassenden vorzuziehen hat. Es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings, sagt Prinz Hamlet; es waltet auch eine besondere Vorsehung über den Ausfall der Laute, die zum Zwecke der Deutlichkeit aus unserem Munde gehen. Daß aber gerade bei der angezogenen Wurzel durchaus nur ein Lippenlaut, allenfalls noch ein Zahnlaut, ein Kehllaut aber gar nicht am Platze war, dünkt mich leichter einzusehen als irgend ein Artikel aus der christlichen Glaubenslehre.

Wenn der Imitator die Stimmen fremdartiger Wesen, das Röhren der Hirsche und das Krähen des Hahnes, das Feuer der Gewehre und das Geläute der Glocken, ja das Rauschen des Wasserfalles umd das Heulen des Sturmwindes auf seinem Sprachorgane nachzumachen sucht, so muß er sich erst in diese Wesen hineindenken und ihre lauten Aeußerungen

mit den seinigen vergleichen — da kann er leicht auf Abwege gerathen, da hat seine Phantasie viel Spielraum und je nach der Richtung, die sie nimmt, macht er es bald so, bald anders. Gilt es aber, die eigenen Naturlaute zu reproduciren, gilt es den Leuten vorzumachen, wie er ißt und trinkt, so sind ihm die Häude gebunden, er muß bei der Stange bleiben, er ist gut zu controliren.

Der Schäfer läßt bald die Hunde, bald (in England) die Glocken bellen — die Gläser bald klingen, bald (in Frankreich) tinrelintintin machen — bald spricht er von Pumpernickel, bald von Pumpermetten — sein Hahn kräht und heißt doch nicht die Krähe — in Leipzig läßt er die Hornisse, in Bern den Hornuss, eine Wurfscheibe, durch die Lüfte sausen und hornussen. Aber niemals wird der Mann wimmern oder winseln, wenn er husten und lachen soll — nie wird er schnalzen, wenn er die Ausathmung malen will — nie wird er pfeifen, um zu singen, heulen, um zu seufzen, ächzen, um zu jauchzen. Wir sind nicht gerade reich an eigenthümlichen, charakteristischen Naturlauten, dazu vielen Zufällen unterworfen, die unser Instrument verstimmen, daß es nicht richtig angibt, auch nicht so feinhörig, um alle Nuancen gleich zu unterscheiden — eine Verwechselung kann schon einmal vorkommen und eine kleine Incorrectheit mag passiren. Zischen und Pfeifen ist für das Ohr fast eins; Lachen, Bellen und Husten ist fast eins. Aber ein X für ein U lassen wir uns nicht machen; im Großen und Ganzen kennen wir uns aus. Und der Grimm'sche Spracherfinder hätte seinen Leuten ein kâ für ein pâ machen dürfen? — Weit gefehlt.

Wir sagen: trinken; wir sollten sagen: saugen. Wenn der Mensch trinkt, so stellt er eine Saugpumpe dar, die in die Flüssigkeit taucht und in der das Wasser durch den äußeren Luftdruck emporgetrieben wird; der Luftdruck ist eine Folge der Luftverdünnung, die in unserem Munde eintritt. Um das Wasser in den Mund zu bekommen, legen wir die Unterlippe fest an den Rand des Gefäßes an: die Mundöffnung steckt in der Flüssigkeit wie ein Rohr, die Zunge spielt die Rolle eines Kolbens und indem wir den Brustkasten erweitern, steigt das Wasser nach den gleichen Gesetzen, wie in dem luftleeren Rohre einer Pumpe. Sherry Cobbler oder Eiskaffee wird bekanntlich mit einem Strohhalm aufgezogen: der Strohhalm ist nur ein verlängerter Mund, gleichsam ein Rüssel, ein angesetztes Saugröhrchen, wie es der Chemiker bei seiner Analyse braucht und Pfeifchen, französisch Pipette nennt. Mit so einem langen Munde kann man das Gefäß bis auf den Grund leeren, ohne es zu berühren, während es der gewöhnliche Mensch neigen und in schiefer Stellung an seine Lippen anhalten muß, damit der Mund bis in die Flüssigkeit hineinreiche; und zwar muß die Oeffnung desselben vollständig darin stecken, weil sonst Luft eindringen und das entstehen würde, was man: schlürfen, französisch: humer nennt. Je mehr das Glas geneigt wird, um so näher kommt freilich der ganze Prozeß dem langsamen Eingießen, wobei nur von Zeit zu Zeit das Schlucken nöthig wird: der Proletarier gießt einen Schnaps hinter die Binde, der Durstige ein Glas Bier hinunter, der Segen kommt von oben. Das Eingießen kann sogar ein Anderer besorgen, zum Beispiel bei einem Kranken, dem Wein eingeflößt wird. In China essen sie den Reis, Gemüse und Cremes auf diese Weise: sie setzen den Rand der Schale an den Mund und schieben das Mus mit den Eßstäbchen langsam auf die Zunge; diese Art Essen entspricht der zweiten Methode zu trinken ganz genau. Uebrigens werden beide Methoden nebeneinander und durcheinander angewandt; im Allgemeinen pflegt man Kaffee, Thee, Fleischbrühe aufzusaugen, Wasser, Bier und Wein zu gießen. Offenbar aber ist das Eingießen überhaupt nur mit Hülfe eines Trinkgefäßes möglich; zum Eingießen gehört ein Glas.

Sobald die Menschen kein Trinkgeschirr haben, beziehentlich bei sich haben, müssen sie, wenn es etwas zu trinken gibt, nothgedrungen pumpen, es hilft ihnen alles nichts. Allenfalls können sie noch, wie jener Gassenjunge, der den Diogenes beschämte, aus dem hohlen Händchen trinken; sonst aber wird ihnen nichts anderes übrig bleiben als sich zu bücken und sich an die Quelle oder an den Bach zu legen, wie das die Soldaten beim Manöver täglich thun. Nach der alttestamentlichen Erzählung gäbe es auch hier wieder zwei Methoden. Führe sie hinab ans Wasser, sagte der Herr (Buch der Richter VII, 5) zu Gideon, daselbst will ich sie prüfen. Welcher mit seiner Zunge des Wassers lecket, wie ein Hund lecket, den stelle besonders; desselbengleichen, welcher auf seine Kniee fällt zu trinken. Es ist nicht recht klar, wie sich der Herr die Sache denkt, doch scheint er vorauszusehen, daß sich die einen auf den Bauch legen und unmittelbar trinken, die anderen niederknien und mit der Feldflasche schöpfen werden. Die dreihundert Mann aber, die aus dem Bache selber trinken, mit Hunden zu vergleichen, zeugt von keiner scharfen Beobachtung. Der Hund schleudert sich das Wasser mit seiner langen und glatten Zunge wie mit einem Löffel in das Maul, der Mensch kann das nicht, er kann das Wasser nur mit Hülfe der Lippen aufziehen. Man versuche es doch einmal an einem Waschbecken zu trinken wie der Hund, es geht nicht; die Zunge wird nur feucht. Kein Kind wird verschüttete Milch aufläppern, wie sie der Hund aufläppert; es wird die Milch aufsaugen. So hat es ja schon der Säugling an der Mutterbrust gemacht, der auch keinen Becher hatte: er hat die Lippen fest an die Zitze angelegt und erathmend die Milch aus den Drüsen herausgesogen. Verlangte das Kind danach, so schloß es unwillkürlich seine Lippen, gleichsam um die Brustwarze zu umschließen. Es steckte wohl auch in Ermangelung derselben den Finger in den Mund, wie der kleine Harpokrates. Das war sein Durst, sein Trinken.

Diese unschuldige, natürliche Geberde verbleibt dem Menschen sein ganzes Leben lang. Er hat sein erstes Trinken nicht vergessen, er kommt immer wieder darauf zurück, er kann sich den Genuß gar nicht anders denken. Bekanntlich werden die Kinder auf niederen Culturstufen unverhältnißmäßig lange gestillt, es soll Familien geben, wo die Bengel schon rauchen und noch zu Muttern laufen — in der Sprache dauert die Säugeperiode bis zum Tode und die Nährfrist nimmt kein Ende, der Mund kommt aus der Kinderstube nie heraus.

Alle echten Ausdrücke für das Trinken enthalten als wesentliches Element den Schluß der Lippen, der den durstigen Säugling charakterisirt. Sie bestehen in gar nichts anderem als in einem Lippenlaut, das heißt im Zumachen des Mundes und in einem Laut, der dazu dient, die Aufmerksamkeit auf diese kleine Thatsache zu lenken — ohne denselben würde der kleine Erdenbürger sein Mäulchen zu halten scheinen. Was außerdem von Vocalen etwa noch hinzukommt, ist Nebensache. Jener ostentative Lippenlaut aber kann auf eine dreifache Art hervorgebracht werden. Entweder durch die Nase; dann nennt man ihn ein M. Oder durch den Mund, indem derselbe plötzlich aufgemacht wird; dann nennt man ihn ein B. Oder er bleibt ganz aus, und man hört nur das Geräusch, das die plötzlich aufgerissenen und gleichsam platzenden Lippen machen; dieses Geräusch nennt man ein P. Gibt man nun dem M oder dem B oder dem P noch einen reinen Stimmton, was man einen Vocal nennt, zu, so ist das fertig, was als eine trinken bedeutende Wurzel betrachtet werden kann.

Zum Beispiel die Wurzel pâ, wie sie im Sanscrit vorliegt und die Begriffe Pânam, Getränk, und Pâtram, Becher, ergeben hat. Im Lateinischen finden wir das Intensivum potare, das wie cantare, dictare gebildet ist — im Griechischen πίνειν — im Russischen pit. Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß damit das lateinische Poculum, der Becher, das französische Pot de Vin, der Schoppen Wein, und das russische, polnische, in Posen bekannte Piwo, Bier, mehr oder weniger unmittelbar zusammenhängt. Das Bier ist in Rußland das Getränk, wie das Wasser (Pivâ) in Ostindien. Auf die ursprüngliche Bedeutung des P-lauts aber weisen alle die bekannten Namen der Mutterbrust, das lateinische Papilla, das italienische Poppa, das französische Pis, und so viele andere hin, die sozusagen Milchnamen darstellen, während der Papa, der Pater, der Vater, der Ernährer, der Aufpäppeler gleichsam die Pappe in Person, der personifizirte Kinderbrei ist.

Edite, bibite, Collegiales; post multa secula pocula nulla.

Das lateinische bibo, eine augenscheinliche Reduplication wie διδωμι, beruht auf dem tönenden Verschlußlaut, den wir den weichen nennen; bibere erscheint in Frankreich als boire, und dazu hat man nach Analogie von Poison das Substantivum Boisson gebildet. Niemand wird daran zweifeln, daß wie im Russischen Piwo mit pit, so unser Bier mit bibere zusammenhänge, wenn auch der Hergang nicht ganz klar ist; und daß Bier somit auch im Deutschen das Getränk schlechthin bedeutet. Vermuthlich galt das starke, gehopfte Bier, eine Spezialität der Klöster, von Haus aus für eine Art Arznei, für einen Zaubertrank, und wurde daher, zum Unterschiede von dem einheimischen Ale, kurzweg als das Bibere bezeichnet, wie man für dergleichen Mittel häufig die lateinischen und griechischen Ausdrücke der Schule beibehält (Dosis, Pille, Pulver, Essenz, Mixtur, Tinktur). Man erinnere sich wie in Frankreich aus einem einfachen Tranke (Potionem) sogar Gift (Poison) hervorgegangen ist. In Bibere ging das inlautende b wie bei dem italienischen bevere in den labialen Spiranten über und wurde dann ausgestoßen wie im italienischen bere. Das B in unserem Bier ist also ein Naturlaut, ein Trinklaut wie das P, aber zu allererst ein Milchlaut wie das P, daher denn das deutsche Bietz, im Sinn von Mutterbrust, dem französischen Pis und dem lateinischen Pectus auf das Genaueste entspricht, ein Bube, ein Baby ist ein kleiner Pietsch. Sollte wohl das weitverbreitete Zeitwort bausen, das saufen bedeutet, von Bause, Flasche, wie poppare, saugen, von Poppa, bechern von Becher, poculiren von Poculum abzuleiten sein? — Man muß es sich allerdings hinter die Ohren schreiben, daß sowohl der Name des Bechers vom Trinken als auch der Ausdruck für das Trinken vom Becher entlehnt werden kann, wenn derselbe schon benannt ist. Den Ausschlag vermag nur eine sorgfältige Prüfung des Verhältnisses zu geben. Es wäre gewiß irrig, wenn man das Poculum vom Poculiren ableiten wollte; aber es wäre ebenso spaßhaft zu sagen, daß das lateinische potare von dem französischen Pot abstamme. Freilich ist es gesagt worden.

Noch älter, noch natürlicher als diese beiden Verschlußlaute scheint das M, das durch die Nase gesprochen wird, zu sein. Muttersprache, Mutterlaut! — Das M ist die ganze Mutter, keine Mutter ohne M. Das klingt vielleicht trivial, aber der Leser wolle sich nur einmal klar machen, welche Bewandtniß es eigentlich mit diesem M hat. Die wahre Mutter in der Mutter ist für den entwickelten Verstand ein wichtiges Organ — für das Kind ist es die Mutterbrust, die Mama identisch mit ihren Mammae. Ein Zufall hat die Papilla, Brustwarze, lautlich von der Mama getrennt, beide sind identisch, wie man aus der Scheideform Mamilla, eb nfalls Brustwarze, sieht. Es gibt eine Menge solcher Pars pro Toto eben auf dem Gebiet, das Weib ist dem Manne bald die Schachtel, bald die Schürze — das kleine Kind hat von der Mutter zunächst nichts weiter als die Brust, und diese ist ihm wiederum nichts weiter als seine Milchflasche, sein Getränk. Sein Mämm-Mämm, seine Memme oder sein Memm, kurz sein M; die Italiener sagen: sein Mommo, eine Scheideform von Bombo, soviel wie Getränk, nachgerade auch den Wein bezeichnend. Das arabische Wort für Wasser: Mâ oder Môje, das hebräische Mem, ebenfalls soviel wie Wasser, ist genau so ein ursprünglicher, dem Säugling abgelernter, verallgemeinerter Begriff wie Bier und Piwo.

Als Trinker, als Pietsche stehen hier dem Getränk Maul und Mund gegenüber; und indem sich der Nasal nicht bloß zum Trinken, sondern nachgerade auch zum Essen, namentlich zum heimlichen Essen, zum Muffeln und Mummeln schickt, sind die unnützen Mäuler auch zu Essern und Fressern ausgebildet worden. Denselben Entwickelungsgang nahmen das deutsche Backe, das italienische Bocca und das französische Bec, Schnabel, Naturausdrücke, bei denen der gutturale Auslaut zugleich eine Andeutung des Zufassens und Aufpickens enthält.

Aber, aber, wenn dem so ist, warum trinkt denn Pietsch? — Wir scheinen uns in schönen Phantasien zu wiegen. Schreiben einen Artikel, um zu zeigen, daß alle echten Trinklaute Lippenlaute seien, sein müssen, wo doch eben trinken selber gar nicht labial, sondern dental anlautet und der bloße Begriff: Trinklaute die ganze Theorie über den Haufen wirft. Trink, Trink! — Gibt es etwas Ungereimteres als zu behaupten, daß unbedingt die Pauke geschlagen werden müsse, wenn man selber trommelt? —

Ach, man muß nicht alle Gäste über einen Kamm scheren wollen — ich dächte, es wäre genug, daß wir ansehnliche Gruppen, die um die drei Lippenlaute herumstehen, nachgewiesen haben. Außer der labialen Articulation ist allerdings die dentale, die ja nicht weit absteht, vielfach angewendet worden, wenn es galt, den Säuglingen nachzumachen, so haben bereits die Lateiner den Filius erfunden. Dieser Filius ist eigentlich ein Dhilius, wie seine Mutter, die ihn stillt, eine Dhemina — das lateinische F, ein sogenannter Reibelaut, der ebenfalls mit den beiden Lippen hervorgebracht wurde (während das deutsche F entsteht, indem wir die oberen Schneidezähne lose auf die Unterlippe setzen und die Luft durch diese Enge hindurchtreiben) entspricht sehr häufig, zumal im Anlaut der indogermanischen Aspirata DH, die im Griechischen mit dem Theta (Θ) bezeichnet wird. Wenn also im Lateinischen felare: saugen, Filius: Säugling, Femina: Säugerin bedeutet, so sind das dieselben Worte wie θῆσθαι, saugen, melken, θηλάζειν, säugen, Θηλή, Mutterbrust, θῆλυς, weiblich, im Griechischen, und der Anlaut ist einmal ein D mit nachstürzendem Hauch gewesen. Ein einfaches D oder ein einfaches T erscheint ja auch in unserem Dutte, dem althochdeutschen Tutta, dem französischen Tette, Teton, volksmäßigen Scheideformen der labialen Ausdrücke Bietz, Papilla und Mamma. Das Einziehen der Flüssigkeit selbst, das Saugen, das Saufen und das Schlürfen wird ferner mit dem gleichfalls dentalen S, sowie mit dem Doppellaute Z = TS gemalt, man denke nur an zutschen und an Zulp, an das zullende Kind Mimes; wie im Deutschen neben Bietz: Zitze, also steht im Italienischen neben Poppa: Cioccia, ein Kinderwort für die Mutterbrust. Die Zahnlaute theilen sich also mit den Lippenlauten in das Geschäft des Saugens; was aber das Wort tinken anbetrifft, so hat trinken von Haus gar nicht den Genuß einer Flüssigkeit bedeutet. Sondern was heute noch der Franzose unter trinquer und der Italiener unter trincare versteht: das Anstoßen mit den Gläsern. Wir erwähnten schon oben, daß der Gläserklang in Frankreich mit Tin Tin imitirt wird:

Vivandière du régiment
c'est Catin qu'on me nomme;
je vends, je donne et bois gaiment
mon vin et mon rogomme;
j'ai le pied leste et l'oeil mutin
Tintin, tintin, tintin, r'lin tintin ....

singt Béranger's unsterbliche Marketenderin; es ist derselbe Glockenklang, den wir in einem Tingeltangel und beim Dengeln der Sense, ja bei jedem Dinge zu vernehmen glauben. Trinken, englisch to drink heißt also eigentlich ding ding machen; trinken verhält sich zu tinken wie Tricktrack zu Ticktack und tinken wiederum zu tingen wie klinken zu klingen. Nach einer der allergewöhnlichsten logischen Verschiebungen wurde dann das Anstoßen für das „Pietschen", das darauf folgt, genommen.

Literatur und Kunst.

Rückblick auf die Münchner Kunstausstellung.

Von Gustav Luedecke.

Wenn wir mit einem Blick die einzelnen auf einander folgenden Kunstepochen der Culturvölker der alten und neuen Zeit überfliegen, so werden wir finden, daß die Entwickelung

der Kunst eines Volkes mit der eines Menschen, den die Natur zum Künstler geboren, vollkommen parallel läuft. Wer jemals Gelegenheit hatte, den künstlerischen Bildungsgang eines solchen, von der Natur bevorzugten Menschen zu verfolgen, wird leicht die Uebereinstimmung bemerken. Es ist oft rührend zu sehen, wie junge Leute, noch ehe sie oft eine Akademie besucht haben, sich mit großen Compositionen herumschlagen, denen kaum ein ausgereifter Meister gewachsen ist. Die Grundlagen sind da, lustig sprudelnde Ideen und ein frischer Flug der Phantasie, aber die Unbeholfenheit der Ausführung läßt sofort sehen, daß die Faust dem Geistesfluge nicht zu folgen vermag. Jetzt geht nun das Studium an. Jetzt heißt es, sehen lernen, wie die Natur in allen ihren einzelnen Erscheinungsformen aussieht und all' der Mittel Herr zu werden, um sie auf die Leinwand zu bannen. Wenn dann der Schüler fähig ist, spielend mit ihren Einzelformen umzuspringen, so daß deren Darstellung ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten mehr bietet, dann wird er wieder zurückgreifen auf jene ersten Producte seiner jungen Phantasie, und das unter heißer Mühe und Arbeit erworbene technische Können wird das Mißverhältniß von Inhalt und Form aufheben, und als fertige Kunstwerke wird er seine früheren so rührend naiven Compositionen darstellen können.

Die deutsche Kunst war auch so ein Schüler. Wie unser junger Freund wagte sie sich in ihren Anfängen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts gleich an die großartigsten Probleme. Die Asmus Karstens und die späteren Romantiker und Nazarener, Cornelius, Veit, Overbeck zeichneten und malten die riesigsten Cartons und Fresken, ohne daß einer von ihnen jemals gelernt hätte, einen richtigen Kopf oder eine Hand gut nach der Natur zu zeichnen. Sie waren in dem Wahne befangen, daß, wenn man ein guter Christ sei, es genüge, um auch ein großer Künstler zu sein: „Ihr seid Künstler, weil Ihr Christen seid", rief König Ludwig ihnen in einem Gedicht zu. Da Niemand da war, der gewußt hätte, wie die Natur wirklich aussah, sah natürlich auch Niemand ihre krassen Verzeichnungen und Verrenkungen von Knochen und Muskeln, um von der Rohheit ihrer Farbe gar nicht zu reden.

Nun wäre diese deutsche Kunst über dies vorakademische Dilettantenthum wohl nicht hinausgekommen, wenn nicht im Auslande einer Reihe ihrer angehenden Vertreter die Augen geöffnet worden wären. In den großen Pariser Ateliers der Ingres, Géricault, Delacroix, Delaroche u. A. wurde diesen Leuten der Star gestochen und mit gesunden Augen begannen sie zu studiren, wie ein Kopf, eine Hand, ein Fuß aussah. Mit diesem Naturalismus der W. Schadow, Hildebrand, Carl Begas u. A. begann die deutsche Kunst als Schülerin ihr Studium. Schüchtern und zaghaft sind ihre ersten Versuche, und das, was man damals als das non plus ultra des Naturalismus betrachtete, erscheint uns heute, nachdem die deutsche Kunst eine Lehrzeit von fünfzig oder sechzig Jahren durchgemacht hat, wie ein matter Idealismus.

Indessen unter der Leitung der Meisterin Natur wuchs sich in der Zeit die Schülerin immer weiter aus. Düsseldorf wurde der Sitz der Schule, und in Lessing, Carl Sohn und Bendemann fanden sich schon ein paar Leute, welche gesünder und energischer in ihren Arbeiten auftraten. Ein gut Theil brachten dann die belgischen Bilder der Wappers, De Biefe, Gallait, welche in den vierziger Jahren in allen größeren Städten Deutschlands herumgeführt wurden, die Sache weiter, sie waren es auch, welche in dem Münchner Carl Piloty die deutsche Kunst an die Schwelle der Meisterschaft führten. Ihm gelang es erst völlig, den Dilettantismus der Romantik über den Haufen zu werfen. Wie er drang kein Anderer auf das Studium der Natur, und wie ihm gelang es keinem Anderen, die junge Generation zu überzeugen, daß es zunächst darauf ankommen müsse, einen guten Kopf und einen richtigen Stiefel malen zu lernen. So verschob sich der Sitz der vorwärts strebenden deutschen Kunst und ging auf München über, wo jetzt aus allen Theilen der Welt die jungen Talente dem neuen Propheten und Hexenmeister zuströmten, um ihm seine blendenden Kunststücke abzugucken und ihm Alles das abzusehen, was von dem Meister überhaupt auf den Schüler übertragbar ist. So entstand denn jene glänzende Epoche der Münchner Kunst, welche man durch die zwei Jahrzehnte der sechziger und siebziger Jahre als die Epoche der Pilotyschule bezeichnet. Sie zeitigte bereits eine Reihe Meister ersten Ranges, deren Namen unvergänglich in dem Buche der deutschen Kunstgeschichte verzeichnet stehen werden. Aber die Werke dieser Meister Makart, Max, Lenbach und Defregger stehen nicht etwa deswegen so hoch, weil sich in ihnen die volle Höhe des überhaupt menschenmöglichen naturalistischen Könnens zeigte, sondern weil ihre Urheber es verstanden, ihnen den Stempel ihres subjectiven Genies aufzudrücken, das so überreich war, daß es mit zwingender, theilweise dämonischer Gewalt Jeden in den Bannkreis seiner Thaten ziehen mußte, dem die Natur überhaupt den Sinn dafür mit auf den Lebensweg gegeben.

So sehr nun also auch die Epoche Piloty das Können, das die Grundlage aller Kunst ist, in Deutschland gefördert hat, so bezeichnet sie doch noch immer nicht den Höhepunkt desselben, das es etwa mit dem der alten Meister auf eine Stufe stellte. Es ist darin immer noch eine Spur von Receptund Manierismus enthalten, und Beide kennt doch die Natur nicht. Sie schafft viel freier, und so tausendfach ihre Producte einander ähnlich sehen, ist doch jedes wieder ein anderes. Es galt also diese letzte Spur von Schülerhaftigkeit, welche der Malerei Piloty's der Meisterin Natur gegenüber immer noch anhaftete, zu verwischen, und wie die Zeit am rechten Orte immer die Männer hervorruft, die sie braucht, geschah es auch hier. Derjenige, dem es bestimmt war, den letzten Schritt zu thun, der das Können auf die Höhe der Meisterschaft bringen sollte, war Ludwig Löfftz. Er gab mit einer Schaar von Schülern den Anstoß dazu und gab in seiner Pietà vom Jahre 1883 in der k. Pinakothek das Werk, in dem er zeigte, daß jetzt die Höhe der Technik erklommen sei. Um diese Höhe zu erreichen, hatte er Alles, was sein Streben, die Natur darzustellen, wie sie ist, erschweren konnte, bei Seite gelassen. Was die Pilotyschule so vorzüglich ausgebildet hatte, die Composition, die Idee und den ganzen künstlerischen Gedanken, der in dem Bilde zum Ausdruck kommen sollte, das kennt er nicht. Er legte einfach einen nackten Mann der Länge nach an den Boden und malte ihn ab, unermüdlich von der Leinwand wieder herunterkratzend, wo sich Stellen fanden, die sich nicht mit der Natur deckten, bis ihm nach dreijähriger Arbeit das große Werk glückte. Aehnliche Tendenzen verfolgten seine Schüler. Ihre Motive sind so einfach wie möglich. Eigentlich sind es gar keine, es sind alles Studien nach der Natur. Ihre Bilder haben keine Idee, sie kennen keine Bewegung der Figuren, keinen Ausdruck der Köpfe, es ist Alles vermieden, was sie etwa aus dem Eigenen hinzu thun müßten, sie bringen nichts, was sie nicht bei der Natur, dem Modell oder dem Interim, was sie malen, vorfänden. In dieser Weise studirten seit Löfftz' erstem Auftreten die sämmtlichen jüngeren Maler und hunderte schwangen sich auf diese Weise empor auf die Höhe, welche den höchsten Punkt des technischen Könnens bezeichnet. Wir sind jetzt so weit, daß Jeder, der überhaupt als Künstler „mitthun" will, diese höchste Stufe des Handwerks vollkommen beherrschen muß.

Und wie viele Hunderte in der That das können, bewies die letzte Münchner Internationale Ausstellung. Was aber Hunderte können, ist keine Kunst. Die ganze Ausstellung bewies die glänzende Beherrschung des Handwerks; was wir dort sahen, waren Alles nur Beweise dafür, daß die Faustfertigkeit ihren Höhepunkt erreicht hat. Es ist jetzt die letzte Periode, welche die deutsche Kunst als Schülerin der Natur durchmachen mußte, abgeschlossen, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo es gilt, diesen Naturalismus zu überwinden, indem man ihn geistig vertieft, indem man ihn nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck betrachtet. Die deutsche Kunst ist keine Dilettantin mehr wie zu den Zeiten der Asmus Karsten, Cornelius, Führich, Genelli oder Schwind, sie hat sich nach fünfzigjährigem Kampfe jetzt in den Besitz der Mittel gesetzt, welche

genügen, um die Ideen dieser früheren Romantiker, die wie die Kinder nach den Sternen griffen, auch in genügender künstlerischer Durchführung darzustellen. So muß die ausgereifte Meisterin nun wieder zurückkehren zu dem, was sie anstrebte, als sie noch Dilettantin war, wo sie in technischer Unbehülflichkeit große, kühne Gedanken darstellen wollte, wo sie in rührender Ungeschicklichkeit manches gezeitigt hat, was Herz und Seele von Tausenden bewegte. Wir sagen nicht, daß sie die Gedanken jener Zeit reproduciren sollte, auch bei uns gibt es zeitbewegende Ideen, für welche die künstlerische Form zu finden die Aufgabe der nächsten Jahrzehnte sein wird.

Daß dieser heutige Naturalismus, dessen Höhepunkt die diesjährige Internationale Ausstellung in München bezeichnet, bei vielen unserer Künstler bereits überwunden ist, beweisen unsere sog. Sezessionisten, das heißt jener Theil der Münchner Künstlerschaft, welcher aus der Genossenschaft ausschied, weil er dort kein frisches Fahrwasser in die stagnirenden Gewässer der Münchner Localgenossenschaft bringen zu können glaubte. Ihnen genügte dieser „platte Naturalismus", wie ihn die Aesthetiker in wenig liebenswürdiger — und wie wir nachgewiesen haben, auch wenig verständiger Weise — zu bezeichnen belieben, nicht mehr. Sie drängten dieser fabrikmäßigen Maschinenarbeit des bloßen Naturalismus gegenüber auf künstlerische Bethätigung der individuellen Kräfte. Freilich kam dabei manches tolle und burleske Zeug zu Tage, und sie schütteten das Kind mit dem Bade aus, indem sie von all' den technischen Errungenschaften der letzten fünfzig Jahre nichts mehr wissen wollten, wie uns ja denn die vorige von ihnen arrangirte Jahresausstellung manche Perle des blühendsten Blödsinns vorführte. Diese Leute ahnen mehr, daß etwas Neues geschaffen werden muß, als daß sie die Wege wüßten, wie es zu erreichen wäre. Sie haben trotzdem das Verdienst, den Anstoß zu der neuen Zeit gegeben zu haben, die, wenn sie richtig verstanden wird, die eigentlich klassische Periode der deutschen Kunst, in der Form und Inhalt sich in harmonischer Weise decken, werden kann. Es wird dann keiner mehr auf den Namen Künstler Anspruch erheben können, der nicht der Welt etwas in seinen Bildern zu sagen weiß; den Anderen, den bloßen Technikern, mag man den Titel Maler lassen, er bezeichnet zur Genüge das, was sie sind, Handwerker und bessere Anstreicher. Aber höchst wahrscheinlicher Weise werden diese Leute dann überhaupt keine Rolle mehr spielen, genau so wie man diesmal Alles das aus dem Glaspalast zurückgewiesen hat, was sich über diesen Anstreicherstandpunkt erhob. Denn die Jury hat es ausgezeichnet verstanden, von diesem Gesichtspunkte aus eine Ausstellung zusammen zu bringen, welche die ganze Höhe der Handwerksmäßigkeit bezeichnet, und welche Alles ausschloß, wo sich irgendwie eine künstlerische Individualität zu erkennen gab. Nun wird aber in Zukunft das Individuum wieder zu seinem Rechte kommen, und es wird bald so weit sein, daß alle Faustfertigkeit echten Künstlergeist nimmermehr wird ersetzen können. Wenigstens wird es jetzt die höchste Zeit, daß eine Wandlung eintritt. Der pure Naturalismus hat seinen Höhepunkt erreicht, der Culminationspunkt ist da und der Zeitpunkt, wo die schönste Blüthe der Kunst sich entfalten wird. Das werden vielleicht die großen Ausstellungen der nächsten Jahre zeigen. Schon arbeiten eine Reihe Leute im Geiste der neuen Zeit, welche Phantasie und Naturalismus mit einander vermählen will, wo die Künstler all' die flatternden Leidenschaften eines stürmisch bewegten Menschenherzens, Alles das, was in Hangen und Bangen unsere Seele bewegen und erschüttern kann, werden in vollendeter Form uns vor die Augen führen können. Es wird dann ein Jeder, der etwas bringt, das ihm wirklich aus der innersten Seele herausgequollen ist, auch sicher sein, daß er von seinen Zeitgenossen verstanden wird. Man wird dann hoffentlich an seiner Arbeit die vollendete Harmonie von Inhalt und Form bewundern, nach der die deutsche Kunst nun bereits seit Anfang des Jahrhunderts gerungen hat, und welche ihr erst am fin de siècle zu erreichen beschieden war.

Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls v. Roon.

Von J. Rosenstein.

Man darf dem ältesten Sohne des Feldmarschalls, Grafen Waldemar Roon nur dankbar sein, daß er den überaus werthvollen schriftlichen Nachlaß seines Vaters in der zusammenfassenden und erweiterten Form eines Buches*) vor der Verzettelung durch die periodische Presse bewahrt und der Nation dauernd zugänglich gemacht hat. Denn die Persönlichkeit, um die es sich handelt, verdient es im hohen Grade, daß die Erinnerung an bewundernswerthe Leistungen, an unvergängliche Verdienste um die Begründung des Deutschen Reiches in der historischen Ueberlieferung so viel als möglich geklärt und vervollständigt wird. So viel Anfechtungen das politische Auftreten Roon's bei den Mitlebenden gefunden haben mag, so hat doch die unvergleichliche Tüchtigkeit und Lauterkeit seines Wesens auch den Gegnern tiefe Achtung abgenöthigt, er gehört zu den Männern, von denen man sagen mag, daß sie in schwerer Zeit unserem Vaterlande nicht fehlen mögen. — Es ist von dem Herausgeber mit Recht hervorgehoben worden, daß es sich nicht um eine Biographie, sondern nur um Vorarbeiten zu einer solchen handelt, da gerade für die wichtigsten Lebensabschnitte der Einblick in die amtlichen Aktenstücke noch nicht gestattet worden sei. So ist die Bedeutung, die das Buch als Quellenwerk hat, eine ungleiche; es läßt uns bei sehr erheblichen Entwickelungen im Stich, so, um nur Eines anzuführen, für die Vorgeschichte des Jahres 1866. Andererseits erhalten wir ein reichliches Material an Aeußerungen und Briefen des Kaisers Wilhelm, die von unvergleichlichem Werth sind und eine sehr hohe Bedeutung für den Geschichtschreiber jener Zeiten in Anspruch nehmen dürfen. Was die Briefe Roon's angeht, namentlich die Familienbriefe, so kann man dem Herausgeber nur beistimmen, wenn er darauf aufmerksam macht, daß sie vielfach der getreue Ausdruck derjenigen Auffassungen und Stimmungen sind, die den Verfasser im Augenblick des Niederschreibens beherrschten und somit nicht immer als die Grundlagen von definitiven Urtheilen und Meinungen angesehen werden können; und manches hat er bei näherer Erwägung selbst hinterher geändert, andere kennzeichnen sich deutlich nur als Aeußerungen einer momentanen Ungeduld, welche sich Vertrauten gegenüber zuweilen etwas gehen ließ." Man wird diesen Maßstab bei der Kritik der Briefe und Aeußerungen vielfach anlegen müssen.

Roon hat eine harte Jugend gehabt; seine ersten Lebensjahre fallen in die schwerste Zeit des Vaterlandes, früh starb ihm der Vater, die Mutter war schwer leidend; eine alte tapfere Großmutter hat sich des verwaisten Knaben liebevoll angenommen; die Verhältnisse waren dürftig, und so war es mit der ersten Erziehung nicht sonderlich bestellt. Im November 1816 kam er auf das Kadettenhaus in Kulm und als er dieses $1^1/_2$ Jahre später verließ, um seine militärische Erziehung in Berlin zu vollenden, schrieb ihm der Director Major von Woyna in das Zeugniß: „er verspricht unendlich viel." Am 9. Januar 1821 wurde er Offizier; die fünfzigjährige Wiederkehr dieses Tages hat er im Heerlager zu Versailles begangen, wenige Tage vor der Proklamation des Deutschen Kaisers und kurze Zeit vor dem glücklichen Abschluß des ruhmreichsten Krieges; reich gelohnt durch die Dankbarkeit seines Königs, durch die Verehrung und Bewunderung von Heer und Vaterland. Es würde uns zu weit führen, auf die Entwickelung dieses reichen Lebens an der Hand unseres Buches im Einzelnen einzugehen, wir begnügen uns nur damit, bei derjenigen Zeit zu verweilen, die diesem Leben seinen Hauptinhalt gegeben hat. Roon's Name ist untrennbar mit der preußischen Militär-Reorganisation und ebenso auch mit dem Verfassungsconflict der Jahre 1862—1866 verknüpft. Ueber diese Zeit, sowohl über die sogenannte „neue Aera", wie über die ersten Jahre des Ministeriums Bismarck bringt unser Buch eine Reihe bis-

---

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon. Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen. 2 Bde. Breslau, Eduard Trewendt. 1892.

her unbekannter Mittheilungen, die uns sehr Vieles in einem neuen Lichte erblicken lassen und unsere Kenntniß jener Tage wesentlich vertiefen. — Am 25. Juni 1858 hatte Roon, damals noch Brigadecommandeur in Posen, wenige Monate vor seiner Versetzung als Divisionär nach Düsseldorf, in Babelsberg eine Audienz bei dem Prinzen von Preußen, welche sowohl dieser, der nachherige König und Kaiser, wie Roon selbst als den Ausgangspunkt für die durch die Armeereform zu erreichende Stärkung Preußens ansehen, die eine unerläßliche Vorbedingung der Neu-Ordnung der deutschen Verhältnisse war. Viele Jahre später, am 18. Januar 1871, dem Tage der Kaiserproklamation, erinnert Roon in einem an seine Gemahlin geschriebenen Briefe daran, wie aller Glanz der Gegenwart zurückzuführen sei auf einige kleine Gespräche zwischen dem Kaiser und ihm, auf eine (zum Verdruß der Gemahlin) im Kolberger Seebad niedergeschriebene Reihe von Vorschlägen und auf den „sanften Zwang", mit dem er sie durchgesetzt. Roon hatte die Aufmerksamkeit des Prinzen von Preußen schon seit längerer Zeit auf sich gezogen. Im Herbst des Jahres 1848 trat an den Major von Roon, der seit kurzer Zeit zum Chef des Generalstabs des VIII. Armeecorps in Koblenz ernannt war — als Nachfolger Moltke's, der in gleicher Eigenschaft zum IV. Armeecorps nach Magdeburg versetzt war — die ehrenvolle Anforderung heran, die militärische Erziehung des Thronfolgers Prinzen Friedrich Wilhelm zu vollenden. Die Auszeichnung, mit der Roon sich kurz vorher als Militärgouverneur des Prinzen Friedrich Karl bewährt hatte, ließ ihn als ganz besonders geeignet für einen derartigen schwierigen Posten erscheinen. Im November 1848 wandten sich beide fürstliche Eltern deshalb an Roon. Dieser erhob gegen die ihm zugedachte Auszeichnung so lebhafte Einwendungen, daß sie einer Ablehnung gleich zu achten waren. Er hat sich darüber namentlich der Prinzessin von Preußen gegenüber mit einer Freimüthigkeit ausgesprochen, die seinem Charakter alle Ehre macht. Als Hauptgrund der Ablehnung erschien ihm seine Unfähigkeit, sämmtlichen sogenannten zeitgemäßen Ansichten innere Wahrheit zuzugestehen. Er erkannte die dringende Reformbedürftigkeit der preußischen und deutschen Verhältnisse an, aber der Entwickelung der Dinge gegenüber, wie sie seit dem 18. März 1848 eingetreten war, fühlte er, der Fünfundvierzigjährige, sich „zu alt, zu eingerostet in sogenannten Vorurtheilen, zu lahm". „Wird nun dieser mir eigene Anflug von »reactionärem Wesen« — wie man dergleichen zu nennen pflegt — dem jungen Herrn nicht nachtheilig sein? Werde ich im Stande sein, dem jungen Herrn die neuen Ideen unserer Tage mit der Wärme anzupreisen, die nöthig sein möchte, Ihn damit zu versöhnen und zu identificiren? Und demnach legen Ew. K. H. Werth darauf und ich glaube, daß Sie Recht daran thun!" — Er äußerte die Befürchtung, daß er dessen „unzeitgemäße" Anschauungen über Staatsform und Verfassung aus seinen geographischen Lehrbüchern bekannt war in einer Stellung als Erzieher des Thronfolgers dessen Zukunft nur verdächtigen und erschweren könnte. Im Uebrigen hielt er auch eine Erziehung des Prinzen in der Atmosphäre des Hofes nicht für thunlich und verlangte deshalb die Entfernung des Prinzen vom Hofe. In diesem Sinne schrieb Roon auch an den Prinzen von Preußen, der nun sehr ungern einen Plan aufgab, in dessen Erfüllung die fürstlichen Eltern das Glück ihres Sohnes gesehen hatten. Was die politischen Bedenken Roon's anging, so hatte ihm der Prinz darüber geschrieben: „Daß Ihre politischen Ansichten wenig mit unseren jetzigen Zuständen harmoniren, ist bei der Uebernahme des Ihnen zugedachten Amtes bedenklicher; indessen, ich glaubte, Sie würden sich, wie wir Alle, in das Unvermeidliche fügen, und in dieser Hinsicht gerade nur gut wirken können, da es darauf ankommt, das Pflichtgefühl zu heben, wenn man auch schwer nur sich fügt." Roon wollte von dem Umschwung des Jahres 1848 nichts wissen, erst ganz am Ende seiner Laufbahn bekannte er sich dazu, von diesem Standpunkte einigermaßen zurückgekommen zu sein. Damals war er ein entschiedener Gegner der „corruptiblen" Repräsentativ-Constitution; nachdem freilich der König sich einmal für constitutionelles Wesen erklärt habe, so daß er ohne nie zu billigenden Wortbruch nicht mehr in andere Bahnen gehen könne, nachdem gleichzeitig auch Anarchie- und Pöbeltyrannei zu befürchten, müsse man, wenn auch mit gebrochenem Herzen, mit allen Kräften in das neue Schiff herüber. So schrieb Roon zwei Tage nach dem Berliner Aufstande am 20. März 1848 in Potsdam. Wir heben diese Anschauungen besonders hervor, weil sie typisch für die höheren und namentlich militärischen Kreise waren; für diese war und blieb alles Heil in dem möglichst ungeschwächten königlichen Absolutismus, und nur nothgedrungen machte man dem Verfassungswesen einige Concessionen; am liebsten hätte man so rasch wie möglich mit der Verfassung aufgeräumt, und da das seine Schwierigkeiten hatte, so begnügte man sich damit, sie so wesenlos wie irgend möglich zu machen. Roon hat in den Zeiten der Reaction, von 1850—1858, der Politik durchaus fern gestanden, und, wie wir sehen, wenig Veranlassung genommen, sich darüber zu äußern. Ueber die Mobilmachung vom Jahre 1850 und die dieselbe begleitenden traurigen Umstände, liegen keine Aufzeichnungen vor. Er lebte 1851—1856 als Regimentscommandeur in Thorn, Königsberg und Köln. Als im Jahre 1854 der Krimkrieg auch der deutschen Frage einen erneuten Anstoß zu geben schien, arbeitete Roon auf Anregung seiner Freunde, des Generals Fischer und des Professor Perthes in Bonn, eine Denkschrift über „militärisch-politische Zukunftsfragen" aus, in der in außerordentlich klarer und präciser Weise die Forderungen dargelegt werden, die Preußen in Bezug auf die militärische Oberleitung in Deutschland zu stellen hat. Die Denkschrift enthält gewissermaßen das Programm, das Roon zwölf Jahre später selbst in Deutschland zu verwirklichen bestimmt war. Und schon lange vor diesem Zeitpunkte war Roon berufen, in Preußen den Grund für die deutsche Heeresorganisation zu legen. In der oben erwähnten Audienz vom 25. Juni 1858 hatte Roon den Befehl erhalten, in einer Denkschrift die Grundzüge einer Heeresreform zu entwickeln. Während eines Urlaubes in Kolberg hat Roon in der Zeit vom 8.—18. Juli diese Denkschrift ohne Materialien und Vorarbeiten niedergeschrieben; sie ist gewissermaßen der erste Entwurf der preußischen Heeresreorganisation und wurde den Berathungen über dieselbe zu Grunde gelegt. General von Voigts-Rhetz arbeitete den Entwurf im Einzelnen aus und in dieser Form wurde er von der durch den Prinzregenten eingesetzten Commission am 3. November 1859 angenommen. Der Kriegsminister von Bonin, der dem Werke lange Zeit viel Schwierigkeiten bereitete, hatte sich schließlich einverstanden erklärt; er schien, wie Roon mittheilt*), sogar geneigt, sich das Verdienst, der Haupturheber zu sein, zuschreiben zu wollen. Indessen weder der Regent noch der Fürst von Hohenzollern, der damalige Ministerpräsident, hielten ihn für den geeigneten Mann, die Vorlage bei dem Landtage zu vertreten und durchzubringen. Schon in den ersten Tagen des November hatte der alte Feldmarschall von Wrangel mit Roon wegen der Uebernahme des Kriegsportefeuilles gesprochen: er sei ein „fester Mann" und allein im Stande, die Reorganisation durchzuführen. Roon war nicht sehr geneigt dazu, er wandte seine durch sein erregbares Temperament zu befürchtende Unfähigkeit ein, auch war er sich sehr wohl bewußt, nicht den richtigen „constitutionellen Parfüm" zu besitzen; er hatte dem Prinz-Regenten, als dieser am 29. November mit ihm wegen der Sache sprach, ganz unumwunden erklärt, daß er von der ganzen constitutionellen Wirthschaft nie etwas gehalten habe, sich aber als richtiger Conservativer den vollbrachten Thatsachen unterthänig füge und Fachminister zu sein gedenke. Er glaubte sich als treuer Diener dem Rufe seines Herrn, der seiner bedurfte, nicht entziehen zu dürfen, um so weniger, da er in dem Reformwerk eine Existenzfrage für Preußen sah, das vollbracht werden müsse. Am 5. December 1859 erfolgte die Ernennung Roon's zum Kriegsminister. Die Vorgeschichte der Reorganisation, für welche uns unser Buch eine Reihe sehr werthvoller Details gegeben hat, war damit abgeschlossen. So wurde Roon Mitglied eines Ministeriums, dessen Gesammtpolitik er auf das

*) Siehe II, S. 363.

Entschiedenste verwarf und verurtheilte. Seine Gegnerschaft gegen die Kollegen war eine viel leidenschaftlichere und thätigere als man bisher angenommen hat. Sein Freund Perthes machte ihn darauf aufmerksam, daß er nicht bloß Fachminister, sondern auch Staatsminister sei, und daß sein Name in der Gesetzsammlung gar manches Mal erscheinen werde, wo er ihn nur mit Widerwillen sehe — aber es sei unmöglich das zu ändern; es dürfe ihm auf nichts ankommen als auf Neugestaltung der Armee, welche die Basis für eine neue Stellung Preußens in Deutschland und Europa bilden solle. Roon hat schon im Jahre 1861 mit aller Kraft dahin gewirkt, seine liberalen Kollegen zu entfernen. Er hielt, wie er am 18. Juni 1861 an Perthes schrieb, deren Verbleiben nach preußisch conservativer Auffassung für landesverderblich; „nach meinem Ermessen gibt es für Preußen nichts Schlimmeres, als sein Aufgehen in den doctrinären Schwindel. Aus dem Schlammbad einer neuen Revolution kann es neugestärkt hervorgehen, in der Cloake des doctrinären Liberalismus wird es unrettbar verfaulen." Am lautesten erhob Roon seine Stimme, als es sich darum handelte, die Gesetzentwürfe über Ministerverantwortlichkeit und die Stellung des Abgeordnetenhauses zur Oberrechnungskammer vorzulegen. Roon suchte dem Könige auseinanderzusetzen, daß die Erfüllung der in der Verfassung enthaltenen Verheißungen nicht eine unaufschiebbare Vertragsverbindlichkeit sei, sondern eine freiwillig übernommene Verpflichtung, deren thatsächliche Erfüllung an fernere freie königliche Entschließungen geknüpft sei. Nach gut conservativer Auffassung war allerdings schon der Ausbau der Verfassung der Weg zur Revolution. Roon selbst verwahrte sich freilich sehr entschieden gegen „reactionäre Recepte" und er hoffte, mit einer ehrlichen, offenen, muthigen Anwendung der verfassungsmäßigen Mittel durchzukommen. Und im März 1861 schrieb er dem Könige: „Weder für die Kreuzzeitungspartei noch für Graf Arnim noch für irgend ein anderes Parteiinteresse führe ich diese dreiste Sprache. Ich rathe vielmehr ausdrücklich davon ab, daß Ew. Majestät, wenn Sie, Kraft Ihrer Königlichen Prärogative, andere Hülfe wählen, solche unter den Vorkämpfern unserer politischen Parteien suchen. Minister mit einer parlamentarischen Vorgeschichte sind Ew. Majestät Ruin. Unter Ew. Majestät Beamten befinden sich viele tüchtige Kräfte, die noch nicht gebunden sind durch Parteiverbindlichkeiten. Greifen Sie zu solchen, gleichviel ob sie zu der constitutionellen oder zu der conservativen Partei gezählt werden." Das liberale Ministerium ist trotzdem noch ein Jahr im Amte geblieben und als es am 8. März 1862 seine Entlassung gab, da lehnte sie König Wilhelm ab und verfügte: „Auf den Bericht des Staatsministeriums vom gestrigen Tage gebe Ich demselben zu erkennen, daß bei dem Vertrauen, welches Ich demselben schenke, wie bei der Achtung, in welcher dasselbe bei dem wohldenkenden Theile der Nation steht, Ich auf das Gesuch derselben nicht eingehen kann." Der Herausgeber unseres Buches erwähnt diese Thatsache so wenig wie manches Andere, das zum vollen Verständniß der Tage nöthig gewesen wäre. Wir haben uns im Hinblick hierauf stets zu vergegenwärtigen, daß so werthvoll die Aufzeichnungen sind, sie doch eine Menge von Vorgängen und Thatsachen nicht hervorheben, die, um ein vollständiges Bild jener Zeit zu geben, hervorgehoben werden müssen. Es liegt ein besonderes schlagendes Beispiel vor uns, aus dem wir ersehen, wie bedenklich es ist, auf die Aufzeichnungen allein ein abschließendes Urtheil über entscheidenden Vorgänge in jener Zeit zu gründen. Am 17. September 1862 hatte die Regierung im Abgeordnetenhause noch einen Versuch des Entgegenkommens gemacht, der sich allerdings nur auf das laufende Jahr bezog, die prinzipielle Frage der Dienstzeit dagegen bei Seite ließ. Der Versuch blieb ohne Erfolg, und man hat nach den Sitzungsberichten den Eindruck, daß zwischen dem 17. und 18. September innerhalb der Regierung sich Vorgänge abgespielt haben, welche dieselbe veranlaßten, ihr Entgegenkommen wieder ungeschehen zu machen. Am 20. September sprach Roon dem Freunde Perthes gegenüber seinen tiefen Schmerz über den bevorstehenden Conflikt und dessen verderbliche Folgen für das Ansehen Preußens aus; er erkannte dabei an, daß das dem Landtage zustehende verfassungsmäßige Recht der Geldbewilligung unzweideutig sei. Dann fährt er fort: „Ein schwächlicher Versöhnungsversuch (am 17.), bei dem leider mir die Hauptrolle zugefallen war, ist ohne Resultat geblieben und damit von Neuem constatirt, daß die Opposition keinen Frieden, sondern Unterwerfung will". Sybel berichtet in seinem Buche über die Begründung des Deutschen Reiches folgendermaßen über den Vorgang:*) „Ein Vermittelungsantrag der Abgeordneten Stovenhagen, Twesten und von Sybel auf Erhaltung der neuen Regimenter und Einführung der zweijährigen Dienstzeit wurde einen Augenblick von Herrn von Roon als vielleicht annehmbar bezeichnet, am folgenden Tage aber nach näherer technischer Erwägung als zu bedenklich für die innere Consistenz der Truppenkörper abgelehnt." Wir wollen hier einschaltend hervorheben, daß Roon bei seiner entgegenkommenden Erklärung am 17. September ausdrücklich bemerkte, er sei zu derselben ermächtigt und beauftragt. Inzwischen liegt uns aus den Erinnerungen des früheren Consistorialpräsidenden Hegel, eines sehr conservativen Mannes, der damals als vortragendender Rath im Staatsministerium und Protokollführer im Ministerconseil fungirte, eine Mittheilung vor, die ein ganz neues Licht auf jenen Vorgang wirft. Hegel berichtet (S. 19) wie folgt: Der Kriegsminister v. Roon habe in der Kronrathssitzung, von dem unausgesetzten Kampfe ohne Aussicht eines anderen Ausgleichs ermüdet, es für gerathen gehalten, auf weitere Verhandlungen mit dem Abgeordnetenhause einzugehen und die vorerwähnten Amendements unter der Bedingung von Compensationen, Vermehrung der Kapitulanten, Einrichtung von stehenden Lagern anzunehmen. Dagegen aber erhob sich im Kronrath der König und erklärte, daß wenn auch die Minister ihn hierbei verließen, ihm nichts übrig bleibe, als auf der Stelle den Kronprinzen zu berufen, damit derselbe statt seiner die Regierung übernehme und die neuen Vorschläge ausführe. Als der König sofort die Glocke ergreifen wollte, um den Flügeladjutanten den Befehl zur Ausführung des Telegramms an den Kronprinzen zu ertheilen, sprangen alle Minister auf und baten den König auf das Dringendste, dies zu unterlassen. Sie erklärten einmüthig, daß sie bis auf das Aeußerste treu bei ihm ausharrren und auch im Abgeordnetenhause seine Entscheidung unbedingt vertreten würden. Daß Roon diese Thatsache auch einem so vertrauten Freunde wie Perthes nicht mittheilte, als er ihm über die Sache selbst berichtete, läßt sich immerhin erklären Hegel's Aeußerungen über Roon's nachgiebige Stimmung fand doch nur ein Urtheil des ersteren, dem Roon's eigene Mittheilungen gegenüber stehen. Unter allen Umständen aber sehen wir, daß jene Mittheilungen doch keineswegs ausreichen, um die entscheidende Wendung vollständig klar zu stellen. Es war übrigens nicht das erste Mal, daß König Wilhelm bei den Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und seinen Rathgebern in der Militärfrage den Entschluß der Abdankung in die Wagschale warf. Schon im September 1860, also vor der Thronbesteigung, noch während der Regentschaft, hatte die Majorität des Staatsministeriums nach Antrag des Finanzministers v. Patow, auf Streichung von einer halben Million Thaler im Mitär-Etat, für die keine Deckung zu beschaffen sei, mit Entschiedenheit bestanden und erklärt, die constitutionelle Verantwortlichkeit für den Etat anderenfalls nicht übernehmen zu können. Da ließ der Regent das Staatsministerium benachrichtigen, daß er unter diesen Umständen zur Abdankung bereit sei und las am 23. September bei dem Minister von Auerswald seine Resignationsurkunde vor; die Sache kam jetzt natürlich in Ordnung; die Minister fügten sich und namentlich Roon machte geltend, daß die finanzielle Differenz kein Object sei, um Thronwechsel oder politische Katastrophen herbeizuführen und zu motiviren. Es werden Wenige in der damaligen Zeit gewußt haben, wie reich die „neue Aera" an den bedenklichsten Spannungen und Reibungen war; auch in parlamentarischen Kreisen scheint man darüber nur mangelhaft unterrichtet gewesen zu sein. — Wir haben auf die Geschichte

*) II, S. 437.

des mehrjährigen Verfassungsconflicts in Preußen hier nicht näher einzugehen. Wenn in unseren Aufzeichnungen und in dem Commentar des Herausgebers immer wieder die Anschauung durchklingt, daß der Widerstand des Abgeordnetenhauses auf Verblendung und Böswilligkeit, auf dem Streben nach parlamentarischer Machterweiterung und Losstenern auf die Republik beruhte, und daß gegen den königlichen Willen die constitutionelle Doctrin nicht in Betracht käme, so sollte doch nicht übersehen werden, daß die große Mehrheit der Nation sich durch das verfassungswidrige Regiment in seinem Rechtsbewußtsein schwer verletzt und gekränkt fühlte. Wir wollen allerdings nicht verhehlen, daß auch auf Seiten des Abgeordnetenhauses die Wellen der Leidenschaft sehr hoch gingen und dadurch eine nüchterne Erkenntniß der Situation und der daraus hervorgehenden Folgerungen sehr erschwert wurde. Erst die Bismarck'sche Politik, welche die reorganisirte Armee zu Gunsten der von der Nation tief ersehnten Einheit in die Wagschale warf, welche, wie wir aus dem Buche Sybel's wissen, kein Bedenken trug, mit dem Anrufen der Revolution zu drohen, und den König wie Roon mit sich fortriß — erst diese Politik vermochte es, das Volk mit dem auszusöhnen, was 1862—1866 geschehen war. Die von der Regierung verlangte Indemnität brachte den Conflict zu endgültigem Austrag. Wir waren über das Zustandekommen bisher nur durch das Buch Sybel's*) unterrichtet. Hiernach war die Anregung zur Indemnität von dem Finanzminister v. d. Heydt ausgegangen; sie hatte dann die lebhafte Zustimmung und Unterstützung Bismarck's gefunden und war bei diesem gegen den Widerspruch der anderen Mitglieder des Staatsministeriums durchgesetzt worden. Nur Bismarck's Vertreter im auswärtigen Amt, Baron Werther, hatte im Ministerium die Auffassung Heydt's unterstützt; dafür war er dann nach dem Schluß der Ministerialsitzung von dem Minister des Innern, Grafen Eulenburg, freundlich darauf angesprochen worden, daß er sich ja recht entschieden den Standpunkt der Fortschrittspartei angeeignet habe. Nach den in Roon's Nachlaß gefundenen Schriftstücken hätte nun eben daher Graf Eulenburg bereits am 28. Juni, also vor den entscheidenden Siegen, unter eingehender Motivirung den „Entwurf eines Passus der Thronrede" dem Ministerpräsidenten vorgelegt, in dem anerkannt wurde, daß nach dem Sinn der Verfassungsurkunde Ausgaben, welche nicht auf Gesetzen beruhen oder ... von der Landesvertretung nicht bewilligt worden sind, nicht geleistet werden dürfen; auch sollte die Landesvertretung um nachträgliche Gutheißung angegangen werden; wir erfahren ferner, daß Graf Eulenburg sogar die Vorlage eines Gesetzes über die Minister-Verantwortlichkeit gewünscht habe. Die Eulenburg'schen Vorschläge vom 28. Juni sind dann dem betreffenden Passus der Thronrede zu Grunde gelegt, nur wurde statt „nachträglicher Gutheißung" der Ausdruck „Indemnität" gewählt. Auch die Haltung des Staatsministeriums dieser Frage gegenüber soll, wie aus den nachgelassenen Schriftstücken Roon's zu entnehmen ist, anders gewesen sein, wie sie Sybel schildert, denn allein der Justizminister Graf Lippe habe ein dissentirendes Votum abgegeben, während der Cultusminister von Mühler nur eine etwas andere Begründung des Indemnitäts-Antrages wünschte; die übrigen Minister, vornehmlich Graf Eulenburg, waren mit dem Heydt'schen Entwurf ganz einverstanden, also auch Roon, der sich nach dem durch die neuesten Erfolge so gesteigerten Ansehen der preußischen Krone — wie sich unser Herausgeber ausdrückt — durch die nicht grundlosen Zweifel der conservativen Partei über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel nicht beirren ließ. — Wir müssen, um den zugemessenen Raum nicht allzusehr zu überschreiten, uns versagen, auf den übrigen Theil der „Aufzeichnungen" des Näheren einzugehen; auch sind gerade die Fragen und Vorgänge, um die es sich hier handelt, schon bei der ersten Veröffentlichung in der Tagespresse eingehend erörtert worden. Was Roon als Reorganisator des preußisch-deutschen Heeres von 1867 ab leistete, wird unvergessen sein, so lange es deutsche Soldaten giebt. Die Mobilmachung von 1870 war die glänzendste Probe, die gemacht werden konnte; Roon selbst hat es ausgesprochen, daß die 14 Tage nach ergangener Mobilmachungsordre fast die sorg- und arbeitslosesten seines Dienstlebens gewesen seien, die Maschine arbeitete sicher und ohne jede Reibung.

Die Ergebnisse des Kriegsjahres 1870/1871 sind größtentheils in Briefen an die Gemahlin und seinen Neffen Moritz von Blankenburg niedergelegt, selbstverständlich keine Berichterstattung im objectiven Sinne, vielfach Stimmungen und erste Eindrücke, wie man eben den Allernächsten zu schreiben pflegt, aber durchweg von größtem Interesse und überaus lesenswerth. — Es war Roon beschieden, daß er, der seine Kräfte im Dienste des Vaterlandes als militärischer Reorganisator nahezu aufgebraucht hatte, der sich nach wohlverdienter Ruhe sehnte, doch immer wieder dem Rufe seines Königs folgte, im letzten Jahre seiner Amtsführung als Ministerpräsident an Stelle Bismarck's auf der politischen Bühne erscheinen mußte. Die Aufzeichnungen bringen nichts Neues über diese Zeit; auch der Commentar des Herausgebers ist gerade hier wenig objectiv, namentlich soweit es sich um den Fall Wagner-Lasker handelt; es macht einen seltsamen Eindruck, die Lasker'schen Anklagen gegen Wagener als grundlos hingestellt zu sehen, während wenige Zeilen tiefer zu lesen ist, daß Wagner's Pensionirung erfolgte, weil er in seiner Betheiligung an finanziellen Operationen etwas weiter gegangen war, als für einen so hohen und einflußreichen Beamten angemessen erschien. Auch hat der Herausgeber übersehen, daß Lasker's Anklagen die Anregung zu einer gründlichen Umgestaltung des Aktienrechts gegeben haben. — Im Herbst 1873 schied Roon aus allen seinen Aemtern aus, 53 Dienstjahre hatte er hinter sich, darunter 14 Ministerjahre und 4 Kriegsjahre; eine weitere Führung der Amtsgeschäfte ging über seine Kräfte hinaus, und selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, meinte er, so würde seine fernere Einspannung den Interessen, für die er so lange gewirkt, geradezu schädlich sein; er fühlte sich außer Stande, die heranbrausenden Fluthen aufzuhalten und einzudämmen. Die gesammte Entwickelung, welche die deutschen Dinge seit 1866 genommen hatten, war nicht ganz nach seinem Sinne; der Proklamirung des Königs zum Deutschen Kaiser jubelte er nicht zu, wenn er auch andererseits ein auf preußisch-partikularistischer Sentimentalität beruhendes Streben für unberechtigt hielt. Er erkannte jetzt — im Gegensatz zu seinen jüngeren Jahren — nicht bloß die Zulässigkeit, sondern selbst die Berechtigung anderer politischer Standpunkte und ihrer der Gegenwart entsprechenden größeren Angemessenheit an, er war dahin gelangt, die fernere Lebensfähigkeit der früher von ihm so hoch gehaltenen patriarchalisch-konservativen Staatsidee zu bezweifeln. So schrieb er am 6. Februar 1871 an Blankenburg*). Obwohl er an den neuen Verhältnissen nicht mehr mitschaffen zu können glaubte, ist er doch noch fast 3 Jahre, bis zur völligen Erschöpfung im Dienste des Königs und des Vaterlandes geblieben. Wenige Wochen vor seinem Austritt schrieb er: „Durch Bismarck's Verdeutschung à tout prix ist mir mein preußisches Programm unbrauchbar geworden, mit ihm gegen den liberalen Strom wäre allenfalls noch eine Zeit lang gegangen; gegen beide, das geht über meine Kräfte. Ich habe durch meine Zustimmung zur Kreisordnung und zu den Maigesetzen bewiesen, daß ich den conservativen Standpunkt von 1848 überwunden habe und vernünftige Fortentwickelung aufrichtig will, aber zu einer überstürzenden Cadence fehlt mir der Sinn in physischem und bildlichem Sinne. Es schneidet mir in's Herz, daß ich nicht mehr steuern und wehren kann — aber der Wille allein thut es nicht." Wenig über fünf Jahre hat er sich der wohlverdienten Ruhe erfreuen dürfen. Der politischen Entwickelung des Vaterlandes folgte er, wie uns seine Briefe an Blankenburg zeigen, mit regster Antheilnahme; auch mit Kaiser Wilhelm blieb er im Briefwechsel. Er hatte noch den Schmerz, die Attentate des Jahres 1878 zu erleben. In eindringlichster Weise forderte er den Reichskanzler auf, zu handeln — ohne oder mit dem Reichstag oder auch gegen

*) V, S. 343 ff.

*) II, S. 545, 546; der Brief ist irrthümlich 6./12. statt 6./2. datirt.

ihn —, damit der „Zauberbann des doctrinären Idealismus" gebrochen werde. Der Gedanke an sozialpolitische Reform lag ihm fern. Er sah schweren Herzens in die Zukunft. — Am 23. Februar 1879 ist er in den Armen seiner treuen Lebensgefährtin, umgeben von seinen Kindern, gestorben, nachdem wenige Tage vorher ihm sein König am Sterbebett das letzte Lebewohl gesagt hatte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Bruder des Lazarus.

Von Theophil Zolling.

Die Sonne war untergegangen, und über die See kam ein frischer Wind. In den Straßen wurde es immer geräuschvoller. Was sich vor der Sonnengluth in die Häuser zurückgezogen, wagte sich jetzt hervor und entfaltete sein Leben im milden Abendlichte. Das war die Promenadenzeit Neapels, wo der Müßiggang und die Liebe gedeihen. Glänzende herrschaftliche Wagen flogen über das Pflaster dahin, und ein Gewühl von Fußgängern wogte den Fahrdamm entlang. Ich drängte mich durch die eleganten Bummler und fliegenden Händler, die mit ihren Tragekörben und Wagen das Vorwärtskommen erschwerten und mit ihren Stimmen den Lärm verdoppelten, und flüchtete aus dem wilden Treiben der Toledostraße dem Hafen zu. Wohl strömte auch dort das Volk auf die Plätze und Straßen, aber es gab auf dem breiten Uferwege doch noch stillere Strecken und gemüthliche Winkel, Oasen für die Beschaulichkeit. Ich setzte mich auf eine Mauer am Molo, den Rücken halb der Stadt zugewandt, und mein Auge ruhte auf dem duftumwobenen Meer und der edlen Linie des Golfes. Lange blieb ich nicht allein. Ein weißlockiger Jubelgreis mit blitzenden scharzen Augen, das hagere, etwas raubvogelähnliche Gesicht von der Sonne gebräunt und auf dem Hinterkopf einen schwarzen Filz, näherte sich meiner stillen Ecke, grüßte mich unterthänig, zog ein abgegriffenes Buch aus der Tasche, räusperte sich, nahm eine Prise und begann stehend mit einem Organ wie ein Orkan vorzulesen. Ich wollte schon ihn und sein ganzes stimmbegabtes Volk verwünschen und das Weite suchen, aber der Alte warf mir, ohne seine Lectüre einen Augenblick zu unterbrechen, über sein Buch hinweg einen flehenden Blick zu, der mich rührte und zum Verweilen bewog. Der Vorleser dankte mir für meine Güte, indem er mitten in einer großen Geberde sich leise vor mir verneigte und von nun mit noch mehr Feuer und Hingabe las. Kein Zweifel, der Rhapsode las für mich mit so viel Ausdruck. So dachte ich einen Augenblick, aber ich erkannte bald genug, daß er mich nur als Lockvogel benutzte. Gewiß mußten die Vorübergehenden annehmen, daß es etwas besonders Schönes sei, was sogar einen Signore, einen Fremden, vielleicht gar einen lordo inglese zu fesseln vermochte, und das würde sie sicherlich verleiten, einen Augenblick und länger stille zu stehen und näher zu treten. Und waren sie einmal zur Stelle, ließ er sie bestimmt nicht wieder los, so viel traute er seiner und des Dichters Kunst schon zu.

Der Lockvogel that seine Pflicht. Das Publikum wuchs, und die lebendig quillende Poesie hielt es fest. Erst schleppte sich ein stumpfsinnig aussehender Lazarone, ganz Lumpen und Schmutz, heran; dann näherten sich einige Fischer, die malerischen rothen Mützen auf dem Ohr, und Seeleute im farbigen Hemd; ein Bettelmönch konnte auch nicht widerstehen, ein Paar halbwüchsige Burschen, an Melonen nagend, ließen sich gleichfalls im Kreise nieder, und zuletzt hatte sich eine stattliche Corona gebildet, die gespannt am Munde des Vorlesers hing. Es war die reinste Hippokrene, die da unter Gottes freiem Himmel verzapft wurde, und das Volk berauschte sich in Dichtergeist und Wohllaut. Auch ich, wie die Armen und Elenden ringsum, stand unter dem Banne zauberhafter Poesie. Ich sah den tapferen Roland, wie er seinen Feind im Walde verfolgt und an die umschattete Quelle kommt, dem Wanderer erwünschte Rast am heißen Mittag, aber ihm selbst zur Stätte der Pein bestimmt, denn dort liest er in Stein gegraben der Liebenden Namen, und auch der Hirt bestätigt ihm das idyllische Glück des seligen Paares. Nun bricht dem Helden die Welt zusammen. Rasend wirft sich der Eifersüchtige auf sein Roß und irrt schreiend und jammernd im Wald umher. Der Zufall führt ihn von Neuem zur Quelle, und wüthend schlägt er mit seinem guten Schwerte das Gestein, das des Nebenbuhlers und seiner Ungetreuen Namen trägt, und zerhaut die Zweige und Bäume, Felsen und Berge, bis er endlich ermattet zusammenbricht.

Ein Räuspern, das fast die Worte des Improvisators übertönte, lenkte meinen Blick von ihm ab und auf die Zuhörerschaft. O, wunderbare Macht der Poesie! Ich sah thränenblinkende Augen, eine unendliche Rührung vor mir. Die Weiber weinten in die Zipfel ihrer grellrothen Kopftücher hinein, das magere Mönchlein wischte sich mit dem Aermel der Kutte die Augen, die Jungen schnitten gottserbärmliche Gesichter, und die wetterfesten Seeleute waren nicht minder gerührt, aber ihr Mitgefühl sprach sich mehr in leisen Verwünschungen und heimlich geballten Fäusten aus. Ja, so sind die Weiber, das kennen wir! schienen sie zu sagen. Den Helden verlassen sie um einen Fant! O, wenn wir diese ungetreue Angelica jetzt hier hätten, mannaccio! . . .

Nur der Lazarone schien ungerührt. Bequem hatte er sich gerade vor den Füßen des Vorlesers auf dem Boden hingestreckt, ohne Zweifel, um die himmlische Quelle aus erster Hand zu haben. Und warum sollte der alte Bettler sich auch um fremdes Leid aufregen, hat er doch schon am eigenen Elend schwer genug zu tragen. Ich sah in diese tief gefurchten Züge, und der Menschheit ganzer Jammer faßte mich an. Nein, so viel Leid vermag nicht einmal der göttliche Sänger Ariost fortzutändeln!

Der Vorleser hatte mit dröhnender Stimme und weit ausgreifenden Geberden die Raserei seines Helden geschildert. Jetzt wurde er plötzlich zahm, kehrte sich von dem Wüthenden ab und endete, ermattet wie er, den Gesang:

„Die Hirten, die das Krachen weit vernommen,
Im Walde lassen sie ihr Vieh zerstreut
Und stürzen rechts und links herbei, beklommen
Zu sehn, was hier sich für ein Schauspiel beut.
Doch bin ich jetzt zu einem Ziel gekommen,
Wo die Geschichte lang sich macht und breit,
Und will sie lieber etwas unterbrechen,
Als Euch zur Langeweile weiter sprechen."

Sprach's in ironischem Plauderton, klappte das Buch zu und zog die Mütze vor seiner Zuhörerschaft, gewiß weniger aus Achtung, als damit ihm etwas hineinfliegen sollte. Aber die Gaffer zerstreuten sich, und nur wenige Kupfermünzen fielen in den Hut. Zu dem Bettler, der noch regungslos auf dem Pflaster lag und mit geschlossenen Augen die Abenteuer Roland's in Gedanken weiterspann, wenn er nicht einfach schlief, bemühte er sich gar nicht erst, denn bei diesen Lazarusbrüdern ist doch nichts zu holen.

„Schlechte Geschäfte!" sagte er, indem er meine Gabe geschickt in seinem Hut auffing und mit einer genialen Verachtung die ganze Kasse, ohne sie erst zu zählen, in seine Hosentasche gleiten ließ. „Der Sinn für Poesie stirbt aus. Dieses Gesindel hört mir höchstens zu, um aus den Schicksalen Orlando's einige Nummern für die Lotterie zu gewinnen."

Ich lachte über diesen neuen Nutzen der Dichtkunst, konnte ihn aber versichern, daß ich wahre Andacht und sogar Ergriffenheit bei seinen Hörern bemerkt hatte.

„Also hab' ich gewirkt!" rief er stolz. „Ja, man wird leicht ungerecht, wenn man den blödsinnigen Totonno da als regelmäßigsten Zuschauer hat. Er leidet nämlich im Kopf," fügte er mit einem bezeichnenden Fingerzeig auf die schweißbedeckte Stirn bei, die er sich mit seinem Filzhut trocken wischte.

„Verrückt geworden?"

„No Signò, nie geschcidt gewesen." Er gab dem regungslos Daliegenden einen Tritt zwischen die Rippen. Der stieß einen fast thierischen Laut aus und drehte sich auf das andere Ohr, wobei er den mit einem aschgrauen Hemde bekleideten Arm als Kopfkissen gebrauchte. Der Improvisator lachte und schwang sich mit einem demüthigen „Ist's erlaubt?" das ich bejahte, neben mich auf die Mauer. „Ein armer Teufel, der Totonno! Und doch stand er einmal groß und herrlich da, Signò. Aber seine Größe und Herrlichkeit, vor der sich ganz Toledo beugte, dauerte nur einen Abend, und dann war er wieder arm und elend wie vorher. Eine köstliche Geschichte sage ich Ihnen!"

„Erzählen Sie."

Er warf einen Rundblick auf die Uferstraße der Santa Lucia, wo das niedere Volk sich vor den Garküchen tummelte, und da jetzt sein Publikum mehr an leibliche Speise dachte, so war er der Meinung, daß er nichts versäume, wenn er mir den Scherz erzähle. Zudem war der Lärm auch hier gewachsen. Während ein Limonadenverkäufer in der Nähe sein Schwefelwasser mit Stentorstimme anpries, suchte ihn der Castagnaro zu überschreien, indeß der Gemüsehändler hinter seinem korbbeladenen Esel her den Köchinnen und Hausfrauen seine Anwesenheit mit gellenden Rufen verkündete. Unter ihren Zeltdächern walteten öffentliche Barbiere, Schreiber und Garköche lärmend ihres Amtes, und zwischen die Fuhrwerke drängte sich schreiend und radschlagend die halbnackte Straßenjugend. Glückliche Bettler!

Mein Freund, der Rolandsänger, zündete sich unterdessen die geschenkte Cigarre an und begann zu erzählen, immer ein wenig pathetisch und mit ausdrucksvollen, ungestümen Geberden, die noch von den erbaulichen Versen vom rasenden Roland stammten.

— — Wir sind im gesegneten Neapel vor Anno 60, in der Stadt unserer angestammten Könige, der allmächtigen Camorra und der glücklichen Lazarusbrüder. In der Toledostraße ein Leben und Lärmen wie im Himmel und in der Hölle zugleich. Ganz Napoli auf den Beinen und bei Stimme. Doch was ist das? Die Menge weicht einem eleganten Zweispänner ehrerbietig aus. Aha, das erzbischöfliche Wappen mit dem rothen Kardinalshut am Kutschenschlage! Der Rosselenker und der Lakei hinten auf dem Trittbrette tragen die bekannte goldstrotzende Livree von dunkelrother Farbe. Die beiden Rappen fliegen nur so über die Lava. Da hält der Wagen, den alle ehrfurchtvoll grüßen, vor unserem größten Goldschmiedladen. Der Lakai springt heran und, den Tressenhut in der Hand, reißt er den Schlag auf, und gleichzeitig öffnet der Goldschmied seine Glasthür angelweit vor dem vornehmen Besuche. Dem Wagen entsteigt ein würdig gekleideter Herr mit glatt rasirtem Gesicht und hilft dem ganz in violette Seide gehüllten Würdenträger der Kirche heraus und in den Laden hinein. Unser Cardinal ist es nicht selbst, aber doch auch ein Bischof. Und Eminenza sind ein Mann noch in den besten Jahren doch wahrscheinlich leberkrank, denn sein Gesicht ist gelb wie eine Quitte, sein Gang

wackelnd, die großen Augen ohne Leben, die Stirn unter dem violetten Barett auffallend niedrig. Jedenfalls aber ein freundlicher Mann Gottes, denn er spendet beim Eintritte seinen apostolischen Segen.

„Seine Eminenz der Bischof von Sant Antonio Abbate aus Rom, Gast unseres hochwürdigsten Cardinals!" flüstert der Glattrasirte dem Juwelier zu.

„Ich glaube bereits die Ehre gehabt zu haben, Eminenza einmal im Quirinal zu sehen," hauchte der Juwelier, in christlicher Demuth ersterbend, doch vergißt er darob sein Geschäft nicht. „Womit kann ich dienen? Mein Haus ist das Eure."

„Eminenza," ergreift der Begleiter abermals das Wort — ohne Zweifel der bischöfliche Geheimsecretär — „Eminenza wünschen für das Kloster Santa Maria delle Grazie in Bari verschiedenes Kirchengeräth einzukaufen."

„Capisco, Monstranzen, Ciborien, Kelche, doch nur feinste Arbeit, nicht wahr? O, ich habe eine große Auswahl."

„Zunächst die Monstranzen, denke ich. Geruhen Eminenza mir zu sagen . . ."

„Fate voi!"*) antwortet der Bischof und dehnt sich bequem im Lehnstuhl. Der Juwelier betrachtet den Stellvertreter seiner Eminenz mit doppelter Achtung. Der Buchhalter und der Lehrbursche eilen geschäftig hin und her und bringen Schachteln und Kasten herbei, denen der Padrone blitzendes Kirchengeräth entnimmt, das er vor dem Bischof auf den Ladentisch stellt.

„Hier ein prächtiges Stück, Eminenza . . . Gediegenes Gold, getriebene Arbeit . . ."

„Was meinen Eminenza?" fragt der Secretär und hält dem Bischof das von Gold und Juwelen starrende Kunstwerk hin.

„Fate voi!"

„Oder vielleicht dies einfachere Stück?" wirft der Juwelier ein. „Es ist bedeutend billiger . . . nämlich nur . . ."

„O, der Preis hat gar nichts zu sagen. Ein wirkliches Kunstwerk ist nie zu theuer."

Der Juwelier ist von den verständnißvollen Ansichten des Herrn Geheimsecretärs entzückt und zeigt schmunzelnd ein goldenes Ciborium für geweihte Hostien.

„Gediegene Arbeit!" urtheilt der Secretär nach sorgfältiger Prüfung. „Ich denke, Eminenza wählen das Stück?"

„Fate voi!"

„Und nun die Kelche, Herr Juwelier, aber das Beste, was Sie haben."

Wieder eilen die beladenen Angestellten hin und her. Goldene und silberne Gefäße in allen Größen stellt man vor den Bischof hin. Bald entscheidet sich der Secretär für vier schwere Kelche, einen silbergetriebenen Weihrauchkessel und ein großes goldenes Kreuz, mit edeln Steinen besetzt.

„Sind Eminenza einverstanden?"

Der Bischof zwinkert mit seinen kleinen Augen, als kämpfe er gegen ein mächtiges Schlummergefühl und antwortet mit dem unveränderlichen Ausdruck von Seelengüte: „Fate voi!"

„Gut, dann lassen Sie Alles zusammenpacken, Herr Juwelier. Leider war der Schatzmeister der Eminenza nicht im Palast anwesend, als wir wegfuhren. Jetzt wird er schon zurück sein, hoffe ich. Befehlen Eminenza, daß die Gegenstände erst morgen von dem Schatzmeister hier abgeholt werden oder —?"

„Fate voi!"

„O, mit der Rechnung eilt es gar nicht," versichert der Goldschmied verbindlich.

„Nun, dann werde ich den ganzen Kram gleich mit mir nehmen, und Eminenza geruhen vielleicht zu warten, bis ich Sie mit der Carosse abhole. In längstens einer Viertelstunde bin ich wieder da. Sind Eminenza einverstanden?"

„Fate voi!"

Der Secretär läßt die ausgewählten Gegenstände verpacken, und sie werden von dem Buchhalter und dem Lehrjungen in den Wagen geschafft. Der Glatte steigt ein, der Lakai springt auf sein Trittbrett, der Kutscher treibt die Pferde an, und der Wagen rollt davon.

Unterdessen thut der Juwelier sein Möglichstes, dem Bischof die Zeit zu vertreiben, und macht bedeutende Anstrengungen, um eine geistreiche Unterhaltung in Gang zu bringen.

„Haben Eminenza von dem heutigen Unglücksfall in der Strada Trinità gehört?"

„Fate voi!"

„Eminenza mißverstehen mich. Ich meine den Sturz der zwei Dachdecker. Arme Leute! Beide hinterlassen eine zahlreiche Familie. Sie haben zusammen nicht weniger als zweiundzwanzig Kinder, und das Jüngste ist drei Wochen alt. Es werden jetzt in der Kirche San Carlo Borromeo Seelenmessen für die Verunglückten gelesen, die der Hausbesitzer bezahlen wird. Welch' ein braver Mann! Und von dem Raubanfall im Borgo Loretto haben Eminenza doch gewiß vernommen?"

„Fate voi!"

„Eminenza meinen, ich möge erzählen, was ich weiß? . . . Ich weiß aber nichts, und Niemand weiß etwas Näheres. Am hellheitern Tag, welche Frechheit! Der arme Inglese! Mit gespaltenem Schädel und leeren Taschen fand man ihn, und von den Thätern keine Spur. Hier im »Pungolo« steht der Vorfall. Befehlen Eminenza, daß ich ihn vorlese?"

„Fate voi!"

Der Goldschmied wundert sich über das Lieblingswort der Eminenz und trägt mit viel Gefühl den Zeitungsbericht vor. Der Bischof gähnt mittlerweile und nickt ein. Der Vorleser ist erstaunt, den Hochwürdigsten mit geschlossenen Augen im Lehnstuhle zu sehen. Nun, so hatte er wenigstens seine Angestellten als Publikum. Eminenz schläft ruhig weiter.

Eine Viertelstunde um die andere vergeht, und der bischöfliche Wagen bleibt aus. Der Schatzmeister ist gewiß noch nicht nach Hause gekommen, denkt der Juwelier. Mir ist nur um Eminenza leid, die von der Reise ermüdet sind und hier so lange warten müssen! . . . Und noch eine Stunde vergeht. Die Eminenz erwacht nicht — vom Wagen keine Spur! Und schon sinkt der Abend herein. Der Lehrjunge fragt, ob er die Gaslichter anzünden soll.

„Was fällt Dir ein?" antwortet der Padrone. „Siehst Du nicht, wie unsere Eminenz so ruhig schläft? Das Licht würde ihn wecken, und er könnte uns diese Rücksichtlosigkeit verübeln. Wer so viel verkauft hat wie ich, kann für heut' auf weitere Geschäfte verzichten und Feierabend machen. Doch still! Ich glaube an den leichteren Athemzügen der Eminenz zu erkennen, daß das Schläfchen beendet ist. Ja — schnell ein Licht!"

Gerade als die Gasflamme emporzuckt, erwacht der Bischof. Verwundert schaut er erst seine Umgebung, dann seinen Talar und Zimarrakragen mit den rothen Knöpfen an,

„Eminenza sind in meinem Laden — bei Don Ridolfo Mustacciuoli, Giojelliere, Strada Toledo," erläutert der Goldschmied. Doch der Bischof scheint ihn nicht zu verstehen. Er reißt die Augen auf und wirft erstaunte Blicke umher. Als er sich im Spiegel gegenüber erblickt, zuckt ein Lächeln um seinen Mund. Er erhebt seine Hand wie zum Segen und murmelt freundlich: „Fate voi!"

Juwelier und Angestellte sehen sich betroffen an, denn Eminenza sind doch ein wenig sonderbar. Aber der Prinzipal entschuldigt die Eigenheiten seines hohen Kunden und sagt unterthänig: „Ich bin untröstlich, daß Eminenza so lange auf den Wagen warten müssen. Soll ich etwa eine Mezza fortuna (Droschke) rufen lassen? Oder in den Palazzo des durchlauchtigsten Cardinals schicken?"

„Fate voi!" murmelte der Bischof wieder, drückte sich tiefer in den Lehnstuhl, streckt die Beine weit von sich und schläft wieder ein. Zwei Stunden vergehen, der Wagen kommt nicht. Jetzt wird es dem Juwelier zu viel. Wenn — wenn — wenn der Bischof doch nicht Bischof wäre? Aber nein! Die violette Tracht, die Lakaien, der Wagen mit dem erzbischöflichen Wappen, das ganz Neapel kennt! Wer wollte noch zweifeln?

Da schreit der Buchhalter auf.

„Don Ridolfo!" ruft er und leuchtet mit einem Licht unter den Tisch, „trägt ein Bischof solche Schuhe?!" Er beleuchtet die Füße, welche die schlafende Eminenz aus ihrer Soutane hervorstreckt. Es sind gemeine Zoccole (Holzpantinen), wie das niedere Volk sie trägt. Der Juwelier erbleicht.

„Schnell, Paolo, spring in den erzbischöflichen Palast und erzähle den Fall. Wenn es eine Eminenz ist, so bringe den Wagen, wo nicht —"

„Die Polizia!" . . . und der Gehülfe stürzt hinaus in die volksbelebte Straße.

Der Bischof mit den Holzschuhen schläft ruhig weiter. Der Goldschmied ist in beklemmender Aufregung. Bald schüttelt ihn Frost, bald durchglüht ihn Fieberhitze. Er zählt die Minuten . . . Doch nein, es ist unmöglich ein Betrug. Er sieht wieder den erzbischöflichen Wagen vor seiner Thür halten und den ehrfurchtvollen Gruß des Volkes . . . Aber im nächsten Augenblicke zweifelt er wieder an der Bischofswürde eines Menschen mit solchem Pedal und dem einzigen, ewigen: „Fate voi!"

Endlich kommt der Buchhalter zurück. Er hat gleich die Polizei mitgebracht. Der Cardinal sei schon zwei Wochen in Rom — der Palazzo geschlossen — von einem Bischof wisse Niemand. Da stürzte der Goldschmied auf den noch immer Schlafenden und rüttelt ihn wach.

„Madonna santissima!" schreit er ihm in die Ohren. „Wer bist denn Du?"

Die Eminenz reibt sich die Augen und stammelt mit segnender Hand: „Fate voi!"

— — — „Was soll ich Ihnen noch sagen, Signò? Das Ganze war ein Gaunerstreich. Die geheime Brandschatzerbande der Camorra hatte einen Stallknecht des Erzbischofs bestochen und sich den Wagen unseres Cardinals zu dem frechen Betrug ausgeliehen. Der falsche Bischof aber war kein Anderer, als der blödsinnige Totonno, dieser Lazarusbruder da, der vor Gericht nichts weiter aussagen konnte, als daß er von Unbekannten unter Drohungen in den bischöflichen Talar gesteckt worden sei mit der Weisung, auf alle Fragen nichts als: „Fate voi!" zu antworten. Mehr war aus dem Stumpfsinnigen nicht herauszubringen, und man mußte ihn laufen lassen. Die Thäter sind nie ermittelt worden, denn die Camorra war damals allmächtig. Der Goldschmied aber war so schwer geschädigt, daß er die Zahlungen einstellen mußte."

Der Erzähler schwieg und sah mich fragend an, erfreut über mein Lächeln. Seine Cigarre war heruntergebrannt, und nun warf er den Stummel dem Lazarone zu, der ihn geschickt auffing und in seine Hosentasche schob.

„Nicht wahr, Totonno, damals als Bischof war es schöner? Du trugst herrliche Kleider, durftest in einem prächtigen Wagen zweispännig fahren und hattest Dich vorher satt gegessen. Ach, glauben Sie mir, Signò, Brüder des Lazarus sind wir hier Alle! Der Eine lebt von seiner Bettelei, der Andere von seiner Verschmitztheit, ein Dritter von der Poesie. Der Erste verhungert auf der Straße, der Zweite stirbt im Gefängniß und der Dritte im Spittel. Doch über das süße Nichtsthun, über Verbrechen und Abenteuer geht doch meine gesegnete Kunst, denn sie erhebt das arme Volk auf Stunden über sein Elend hinaus, ohne es in's Zuchthaus zu bringen . . . Aber was philosophire ich das? Ich muß zu meinem lieben, tapferen Roland zurück."

*) Thut nach Eurem Willen!

Der Bruder des Lazarus grinste. „Fate voi!“ rief er uns zu, und in diesem Augenblicke kam mir sein Lachen gar nicht so dumm vor.

Mein Freund war emporgesprungen und hatte sein Buch bereits wieder aufgeschlagen, und bald lockte seine erhobene Stimme die Vorübergehenden heran:

„Die Frauen, Ritter, Waffen und Amuren,
Die Courtoisie besing' ich und den Muth . . .“

Ich warf dem Bettler, der einmal ein Bischof war, ein Geldstück zu und verlor mich in der aufhorchenden Menge.

Aus der Hauptstadt.

Fresco-Bühnen.

Zwei Brüder, Rechtsanwalt der Eine, Dichter der Andere, haben sich zu großem Werke vereinigt und wollen das deutsche Theater reformiren. Im Zeitalter der schlecht besuchten wilden Madonnen und der an Kasinos überwiesenen Sperrsitzbillets; im Jahrzehnt Luigi Cereale's, die Diamanten und Perlen hat, — Zuschauer, was willst du noch mehr? — und des urdrolligen Little Tich; zwei Wochen nach den 96 Morphiumversen eines sehr kleinen Journals auf die beiden Ronacher ist der Boden für die Bestrebungen eines theatralischen Luther's und seines Melanchthons überaus günstig. „Unsere riesenhafte Zeit, mit ihrem in's Ungeheure gesteigerten Geistesringen kann ihren wahrhaftigen Ausdruck nur in dem stürmischen Wellenschlag mächtiger Stoffe finden, und solche Stoffe fordern eine Contourenkunst. Nur monumentale Gestalten können die erhabenen Ideen (hm, hm!) dieser epochalen Culturwende versinnbildlichen . . . kräftiges Frohgefühl der nahenden Welterneuerung durchströmt uns . . . Nicht das mühselig käferhafte Hinaufklettern an den Einzelerscheinungen werden wir bieten, sondern den Genuß des Panoramas von der Gletscherspitze herab. Der Naturalismus ist unser Bergstock. Wo er in der Gletscherregion des Leidenschaftsöhns unbrauchbar wird, da greifen wir zur Eishacke souveräner Pathetik, und die pfiffigsten Murmelthiere sollen es schallen und krachen hören . . . Wir fordern nur eins: Größe.“

Die Erneuerung unserer Bühne hat außer Adolf Ernst und Herrn Herzfeld schon manchen genialen Kopf beschäftigt, aber ich glaube, man kann das Project einstweilen fallen lassen; vor 1955 ist seine Ausführung auf keinen Fall möglich. Erst dann wird nach meiner Wahrscheinlichkeitsrechnung, das Menschenleben auf siebzig Jahre veranschlagt, der Jüngste unter den jetzt wirkenden Berliner Theaterkritikern pensionirt und ein neues Geschlecht herangewachsen sein, das von Moses und den Propheten, von Soupers mit Kupferberg Gold und Gratisliebe nichts mehr weiß. Bis dahin aber wollen wir uns an die schon bestehenden Fresco-Bühnen halten, an die Bühnen des groben Kitzels, der Sensationen und der Neurotica, und wenn wir geistige Bedürfnisse spüren, uns an die Richard Auger wenden, die Martin Böhm und Kadelburg. Es ist ja betrübt, daß die nach 1871 erwartete vierte Blüthe unserer Litteratur ausgeblieben ist, aber mit schwülstigen Redensarten und von befreundeten Theaterdirectoren dankend abgelehnten sozialen Dramen macht man die Schatten der Goethe und Gottfried von Straßburg nicht verblassen. Ein Reich voll Glanz und Pracht, Vorwürfe und nationale Charaktere für die Fresco-Bühne haben wir wohl, aber leider, wir haben keine Reichskunst.

Wenn sonst der Körper eines Volkes sich aufreckte und Gewaltiges wirkte, wenn nach großen Siegen auf politischem Gebiete wenig mehr zu thun übrig blieb, dann sammelte sich wie in einem Brennpunkt alle Kraft in den Künsten und Wissenschaften. Das war der Segen des Krieges, daß er alle Schlaffheit verscheuchte und für neuen Frühling die Felder düngte. Die blaue Blume blühte im Sonnenschein des Glückes auf, und der äußere Glanz, das satte Wohlleben der Nation zeugten Dichterfürsten. Den blutigen Jahren folgten immer goldene, reim- und marmorfrohe. Anders bei uns. Zwar zog Jupiter Mammon in's Land, und ein Goldregen ohne Gleichen ergoß sich auf unser Gefild, aber der Schoß des Volkes blieb unfruchtbar. Mutter Germania mochte in's Matronenalter getreten sein. Wenn der Bismarck nicht gewesen wäre, dessen massige Persönlichkeit das an allen Ecken und Enden hervortretende geistige Deficit vor dem Ausland verdecken mußte, der Deutschland zum Militärstaat stempelte, darin man für Dichterei und ähnlichen Zeitverderb einstweilen nichts übrig hatte — meiner Treu, wir hätten uns vielleicht gelegentlich vor uns selber geschämt. Zum Glück nahmen sich die Bankiers, die Rechtsanwälte und einige Reichstagscandidaten der Literatur an; ihre rundlichen Frauen thaten das Gleiche den Literaten gegenüber. Es gelang, eine deutsche Kunst herauszuquetschen; cartesianische Teufelchen stiegen auf und dramaturgische Enten, an denen Vaucanson seine Freude gehabt hätte. Mit ihren Satrapen beherrschten von luxuriös eingerichteten Junggesellenwohnungen aus die Perserkönige das Land, und war eitel Freude und Wonne darin.

So lange es den Vätern moderner Kunst, den Bankiers, rechtschaffen gut ging. Als aber aus bisher noch nicht aufgeklärten Gründen — wahrscheinlich ist Bismarck dran Schuld — die Harpener fielen und auch auf dem Bankenmarkt sich gewaltige Kursstürze ereigneten, verloren die Mäcene den Geschmack am Ideal; ein Theil von ihnen zog sich in die Einsamkeit seeumrauschter Plätze zurück, ein Theil erschoß sich, ein anderer wieder blieb dem Theater ganz fern, und der Rest verlangte Fresco-Kunst, Abs-Handlungen mit etwas Treptow drum. So weit es in ihren Kräften stand, kamen die Dichter den Wünschen ihrer Ernährer nach. Sie gingen sogar weiter, holten sich überall her Receptе und nahmen, was sie fanden, um Stücke daraus zu dichten. Daß ihnen die Theaterdirectoren den üblichen Finderlohn, zehn Procent, zubilligten und daß der Finderlohn in diesem Falle „Tantième“ genannt wurde, möge der Gerechtigkeit wegen nicht verschwiegen bleiben.

Es soll nun keineswegs in Abrede gestellt werden, daß auch Männer auftraten, denen es an Eigenem nicht gebrach und die das Kainsmal des wahren Dichters auf der Stirn trugen. Aber die Leute hatten keine Baukiers, und weil sich das Publikum nicht um sie kümmerte, schwiegen auch die Zeitungen. Schadete auch nichts. Was Gutes an ihnen und ihren Werken war, wurde ohnehin von den anerkannten Größen in hübscher Weise zusammengeheftet, mit neuem Titel versehen und fand dann verdienten Anklang, manchmal auch klingenden Verdienst. Bessere Geschäfte noch machte, wer von vornherein den Zug der Zeit verstand und der Uebersättigung des Publikums mit Gutem und Schönem und Idealem entgegentrat. Ueber den bankrotten Wilken triumphirte Adolph der Grimasseur; man fing an, dem Auge Concessionen zu machen und dem gebildeten, wohlhabenden „Zuhörer“, der Amüsement verlangt und keine Anregung.

So ist es denn gekommen, wie wir's heute sehen. Vier Fünftel, ach, neun Zehntel aller Berliner Theater wetteifern in der Verrohung und Versimpelung des Volkes. Die Circus' der römischen Kaiser unterschieden sich grundlegend nur in einem Punkte, und zwar vortheilhaft, von unseren hiesigen Musikhöllen: sie lockten den Leuten wenigstens nicht das Geld aus der Tasche. — An all' dem Elend haben Wüstenprediger der Berliner Presse die Schuld aufbürden wollen und den guten Jungen mit Wereschagin-Farben ihre Verderbtheit vor Gesicht geführt. Und die Presse hat wie jeder andere gut ausgebildete Commis dem Publikum doch nur immer den Stoff vorgelegt, wonach es verlangte. Ich halte es für Unrecht, diese armen und schlecht besoldeten Handlungsdiener der öffentlichen Meinung für ihren guten Willen noch obendrein auszupeitschen, und dem Einen, welchem es besonders schlecht erging, will ich ein rettender Fritz Friedmann sein.

Herr Theodor Wolff schreibt über alles in der Welt, sogar über Deutschland und deutsche Kunst. Die Berliner Fresco-Bühnen verehren in ihm ihren gebildetsten Kritiker. Nun sind dem strebsamen Jüngling letzthin ein paar Menschlichkeiten passirt, und man hat ihm allen Ernstes die Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit seines Conversationslexikons zum Vorwurf gemacht. Aber was kann Herrn Mosse's junger Mann dafür, daß in der alten abgelegten Encyklopädie, die ihm Tante vor mehreren Jahren zu Weihnachten geschenkt hat, der Name „Buddha“ beispielsweise falsch übersetzt steht, und was kann er dafür, daß dieselbe Encyklopädie nur zwei Werke Nietzsche's verzeichnet? Soll Herr Theodor etwa in einem Aufsatz, darin er nach seinen eigenen Worten das zerschmetterte Ehrendenkmal des großen Weisen wieder aufrichten will, Bücher rezensiren, deren Titel er nicht einmal kennt? Herr Wolff ist ein gewissenhaft arbeitender Schriftsteller; er schreibt nie ohne wissenschaftliche Unterlage, und wenn diese Unterlage, das Salz seiner Feuilletons, einmal nichts taugt, gereicht das ihm zum Vorwurf? Wenn das Salz dumm ist, womit soll man salzen? Es könnte mir eingeworfen werden, daß ja Niemand Herrn Wolff hindern kann, eventuell auf Abzahlung sich den großen Meyer für 170 Mark zu kaufen (Redactionen kriegen ihn noch billiger), wo alles drin steht, Buddha, Zarathustra und die anderen stammverwandteren Morgenländer. Kenner der Verhältnisse jedoch werden solche Vorschläge mit Hohn zurückweisen. Eugen Richters Nähterin konnte sich zweitausend Mark sparen, aber die ist auch besser besoldet worden als so'n einfacher Journalist. —

Herr Herzfeld sollte die Moral aus der Geschichte ziehen und das Jahr 1955 abwarten. Er sollte nicht vergessen, daß die Berliner Kunstfreunde, an die er so ergreifend appellirt, für Fresken seiner Art gerade jetzt herzlich wenig Sinn haben. Manchem erwiesenen Mißstand ergeht es, Böckel verzeihe mir den Vergleich, wie dem Antisemitismus: daß seine Gegner ihn in so thörichter und alberner und verbohrter Weise bekämpfen, das gerade erhält ihm seine besten und intelligentesten Anhänger. Die großthuerischen Schimpfreden der Männer, die im Herzen vielleicht wahrhaftige Kunstfreunde sind, und ihre furchtbaren Eigenwerke scheuchen das Publikum ab, veranlassen aber gleichzeitig alle geschmackvollen Köpfe, lieber mit der Plebs zu gehen und billige Kunstpolitik zu treiben.

Als der Berliner sah, daß es nicht mehr chick war, sich Abends klassisch kommen zu lassen oder im Theater eine Erziehungs- und Erhebungsanstalt zu erblicken, athmete er befreit auf und ging von nun an in die Hasenhaide der Bourgeoisie, in den Wintergarten. Wenn sie nicht mehr zur Bildung gehörte, du lieber Himmel, wozu brauchte man da noch die tragische Muse; Sensationen aller Art bot die Gerichtszeitung genug; dramatischer als zum Beispiel die Saison von 1891 konnte der beweglichste Poet nicht sein. Aber auch die auf diesen Umschwung der Gesinnung gegründete Spekulation der Berliner Spezialitätenbarone schlug fehl. Ganz richtig sagten sie sich, wenn ihr Blick in die leeren Parketts der „vornehmen“ Theater fiel, daß die früheren Besucher doch irgendwo geblieben sein müßten, und so banten sie für diese Auswanderer goldene Tanzhäuser, chambres separées und gleich darüber Hotels mit 120 Schlafzimmern, wo es überall etwas Reelles für's Geld gab. Das wäre nun gewiß sehr schön und einträglich gewesen zu jener Zeit, wo sich Sommerfeld ein eigenes Ballet hielt und das Wölfflein, der gleißend Wolff genannt, sich Tag um Tag Kochfleisch holte aus dem Hexenkessel in der Burgstraße, wo Hugo Löwy und sein damals noch muthelich Gemahl so gar nicht kriminell „eingezogen“ lebten. Man sieht's aber an Hugo Löwy und Helene

Goldstein, wie sich Berlin versittlicht hat. Und dann fehlt heute der Muth, Geld auszugeben, aus Furcht vor den Auskunftsbureaux; man will seinen Credit nicht ruiniren. Von den Journalisten aber können Ronacher und seine Concurrenten nicht leben. So wird denn ein Hetzkampf um's Dasein sonder Gleichen zwischen den Frescobühnen der Genußsucht entbrennen, und wer sich gern in goldenen Häusern tummelt und gern von Aepfeln nascht, der wird heuer billig dazu kommen. Und vom culturgeschichtlichen Standpunkte aus interessanter als der Distanzritt Wien-Berlin, der doch nur den Beweis führen kann, wie viel Taze dazu gehören, ein Pferd zu Tode zu hetzen und um wie viel bequmer wir es haben, mit unseren Restaurationswagen und durchgehenden sleeping cars, als unsere Altvordern auf ihren Rossen, interessanter ganz gewiß ist die Frage, wer im Berliner Theater-Steeplechase das Ziel, das Ende der Saison erreichen wird. Die künstlerische Entwickelung unseres Volkes hängt zweifelsohne davon ab — ach, schweigen wir doch; es wird einem ganz flau bei dem Gedanken ... Und das Thema ist so wenig actuell ...

Ich habe den, der bis hierher mir folgte, um Entschuldigung zu bitten. Man schreibt heute nicht mehr von der Kunst, wenn man auf Erziehung und Geschmack Anspruch macht. Kann man's nicht lassen, so denkt man ganz im Geheimen an sie, wie die Wiedertäufer mit ihrem Glauben es hielten und die ersten Christen. Denn die Contouren machen's jetzt, die schönen Figuren — nicht die der Poeten, sondern die der Actricen. Kunst schändet. Die Geschichte vom Geigerkönig Joachim und seinem Sohn, dem Lieutenant, dem es aus Gründen der Standesehre verboten wurde, ein Concert seines Vaters in Uniform zu besuchen, haben Sie doch gelesen? Sie stand im Figaro, aber ich halte sie doch nicht für ganz erlogen. Es ist ein wahres Glück, daß noch zu Recht besteht der Spruch des Sachsenspiegels, Buch I, 50. Artikel: „Ob Spielleut wohl ehrlos sind, so sind sie doch keine Diebe noch Räuber, daß man sie tödten mag."

Wenn die Frescobühne Herzfeld's möglich wäre und wünschenswerth, so müßt' es eine aristophanische sein. Aber Oscar Blumenthal kann nicht mehr so recht, und Fulda blieb nicht mehr das Wunderkind früherer Jahre. Vielleicht macht es Martin Böhm, der Dichter des geschundenen Raubritters?

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Der Misanthrop" von Molière. Deutsch von Ludwig Fulda. — „Das Wunderkind." Lustspiel von Ludwig Fulda. (Deutsches Theater). — „Im Pavillon." Schwank von Ernst Blum und Raoul Toché. (Residenz-Theater.)

„Ludwig, Ludwig, komm nach Hause!" rief Wilhelm Jordan vor einem Jahre seinem jungen Freunde Fulda zu, aber Ludwig lehnte gleichfalls in Versen die dringende Einladung nach Frankfurt ab und verweilte lieber in dem argen Sodom Berlin. Die Strafe für den Ungehorsam blieb nicht aus. Das schmächtige Talent hatte sich nämlich schon einmal unterfangen, die soziale Frage eins zwei drei auf die Bühne zu bringen, und nun galt der zweite Streich einem ehephilosophischen Stoffe. „Die Sclavin" fiel auch richtig durch und zwar mit jener achtungsvollen Entschiedenheit, die der Berliner mit dem fachmännischen Ausdrucke „pflaumenweich" bezeichnet. Nicht viel besser ist es ihm jetzt mit dem neuen Einacter ergangen, worin ein braves deutsches Ehepaar sich über der Wiege seines schlafenden Kindes in Liebe wiederfindet — ein bleichsüchtiges Erzeugniß, langweilig, süßlich, und von jener affectirt gemüthvollen Biederkeit, die alles eher als deutsch ist.

Daß er auch mit seiner Uebersetzung von Molière's „Misanthrope" keinen Theatererfolg haben würde, davon konnte höchstens er selbst nicht zum voraus überzeugt sein. Hier trägt allerdings Molière die Schuld, denn seine unsterbliche Charakterstudie ist ein Lesedrama und kein Bühnenstück, wie schon Voltaire bemerkt hat. Sogar im Théâtre français, wo die wundervolle Tragikomödie an den klassischen Donnerstagen oft gespielt wird, kann die Pariser Kritik nur jedesmal „eisige Bewunderung verbunden mit Langerweile" constatiren (Zola). Wie soll sich nun erst ein deutsches Publikum erwärmen, das den großen Komiker so gut wie gar nicht kennt, und mit dessen Werken es nicht die geringste Tradition und Ehrfurcht verknüpft! Die äußere Handlungslosigkeit, der complicirte Titelheld, der Mangel einer Steigerung täuschen uns auch nicht Molière's Verse, geschweige denn Fulda's Nachdichtung hinweg. Er hat die Alexandriner in Wildenbruch's berüchtigtem „deutschen Vers" wiedergegeben, aber wenn zwei dasselbe thun, braucht es doch nicht dasselbe zu sein. Was bei dem Verherrlicher des Neuen Kurses ein klappernder, eintöniger, trivialer Knittelvers ist, wird in der Hand Fulda's zu einem Rythmus voller Wohllaut und Prägnanz. Denn das muß man ihm lassen, er versteht es, einen zierlichen Vers zu drechseln. Nicht an Platen, dem Meister aller deutschen Formenmeister, hat er sich gebildet, sondern an dem minder strengen, doch immer graziösen Heyse. Er durfte sich also vielleicht an Molière heranwagen. Baudissin und Fräulein E. Schröder, Rötscher's Freundin, haben ihm textlich gut vorgearbeitet, und sogar für den gereimten Blankvers hat er in A. Laun's Ausgabe ein Vorbild. Wie sein „Tartüffe", so ist auch sein „Misanthrop" — warum nicht „Der Menschenfeind", was für den halbgebildeten Theaterbesucher viel ansprechender wäre? — eine fleißige, gewissenhafte Arbeit. Die Verse sind nur zu glatt. Den tragischen Menschheitsnarren da oben auf der Bühne wollen wir nicht in so geleckten Reimen toben hören. Diese niedlichen, bonbonsüßen Verse sollten weniger gefeilt, als mit der Raspel bearbeitet werden, denn sie ähneln doch etwas zu sehr dem unsterblichen Sonett des Oront, über das sich der Misanthrop selber lustig macht.

Ce n'est que jeu de mots, qu'affectation pure,
Et ce n'est point ainsi que parle la nature.

Freund Jordan, der derbe Sprachgewaltige, hätte seinem Ludwig hier schon mit gutem Rath beistehen können, der diesmal vielleicht befolgt worden wäre.

Die Aufführung im Deutschen Theater war dieser in Kunstverfall gerathenen Bühne durchaus werth. Einer freilich überragte die Mittelmäßigkeiten ringsum: Kainz als Alceste. Er fragte nicht viel nach dem Streite der Coquelin, Sarcey und Legouvé über die Auffassung des Titelhelden und spielte sich selbst. Was kümmerte es ihn, ob der richtige Nachfolger des bourru bienfaisant der commedia dell' arte komisch, ob er tragisch wie der ihm ebenbürtige Hamlet oder verträumt wie der Prinz von Homburg zu geben sei? Er hielt sich nur an die Worte des Dichters, die er mit seiner hinreißenden Rhetorik wiedergab, und bot im Wechsel des Tempos und in der Betonung die liebe Unnatur, aber in der elementaren Wildheit, die doch keine Silbe unterschlägt, einen Triumph virtuoser Schauspielertechnik. Freilich in diesem knabenhaften Girren und Poltern erscheint uns der welterfahrene und darum weltfeindliche Timon von Paris als ein grüner Junge und ausschließlich nur als betrogener Liebhaber. Nicht umsonst lachten die Zuschauer, wo sie hätten weinen sollen. Alles in allem war es ja auch nur eine Posse, die uns das Deutsche Theater gab. Hübsche Verschen, ein kindlicher Alceste und die übrigen Rollen in falscher, aber immer unzulänglicher Besetzung. Herr Barnay sollte jetzt in seinem Berliner Theater das Stück als Trauerspiel geben. Er könnte sich an dem Dichter unmöglich schwerer versündigen, als sein College L'Arronge, aber er wird es lieber bleiben lassen, denn mit Molière ist bei unserem Publikum von heute kein Geschäft zu machen.

Da fährt das Residenz-Theater doch besser mit seiner modernen Pariser Tradition, die ihm für jede dramatische Zote einen Menschenzulauf einträgt. Auch „Le Parfum" ist ein gallisch gepfefferter Schwank. Und zwar nach antiker Vorlage gewissermaßen. Wie Anzengruber die Lysistrata in den „Kreuzelschreibern" verjüngte, wie die Hillern die Brunhild in der „Geyer-Wally" verbayerte, so wird hier die herodotische Sage vom prahlerischen König Kandaules, der seine Frau Rhodope in natura dem Hausfreunde Gyges zeigte, in's modisch Französische übersetzt. Die leicht zur Burleske führende Anekdote, die der deutsche Spintisirer Hebbel zu einer tiefsinnigen Tragödie verdichtete, lag den Franzosen von je am Herzen. Zwei neuere Pariser Einacter parodiren schon die Sache nicht ohne Geist, der ältere ist sogar in „La Revanche de Candaule" in Musik gesetzt worden. Bei Blum und Toché handelt es sich mehr um eine Revanche der Rhodope, und die durchaus tugendhafte Chemikersgattin Madame Montesson erklärt schon im ersten Acte, daß sie, in die traurige Lage der lydischen Königin versetzt, nicht sterben, wohl aber ihren angebeteten Gemahl sofort mit ihrem Gyges verlassen würde. Und nun erfährt sie mit Schaudern, daß es nicht ihr Gatte war, der sie zu nachtschlafender Zeit umarmt hatte, sondern irgend ein anderer Gyges, den sie gar nicht kennt.

„Daß ein Betrug vorhanden ist, ist klar;
Wenn meine Sinn' auch das fluchwürdige
Gewebe noch nicht fassen, Zeugen doch
Jetzt ruf' ich, die es mir zerreißen sollen."

Erst kommt ihr der sanfte Assistent ihres Gemahls verdächtig vor, und da gewisse Anhaltspunkte sein Vergehen zu bestätigen scheinen, so nimmt sie in rührendem Schuldbewußtsein von Kandaules Abschied, um sich von ihrem Verführer entführen zu lassen. Zwischen Thür und Angel wird es klar, daß er der echte Gyges nicht ist, und nachdem ihr Verdacht dasselbe Spiel noch mit zwei anderen Hausfreunden getrieben hat, stellt es sich heraus, daß ihr Mann selbst es war, der sich nur in dem Pavillonfenster geirrt und statt des Stubenmädchens seine Legitime heimgesucht hatte. So ist denn Alles in schönster Ordnung und die Moral gottlob noch einmal gerettet.

„Wer nahet Dir, o Du, vor deren Seele
Nur stets des Ein' und Einz'gen Züge stehn?
Auch selbst der Glückliche, den Du empfängst,
Entläßt Dich schuldlos noch und rein, und Alles,
Was sich Dir nahet, ist Amphitryon."

Aber nein, wozu den genialen Verbesserer und Vertiefer Molière's, auch so einen deutschen Spintisirer, für eine tolle Pariser Posse bemühen? Der lockere Spaß in der Art des Boccaccio und Langbein hat seinen Zweck erfüllt, wenn er in trefflicher Darstellung ein vorurtheilsfreies Publikum ein paar Stunden leicht und frech unterhält, und die entrüstete Kritik macht höchstens noch unfreiwillige Reklame für ihn, wenn sie brummig und strafend in den alten Refrain einstimmt:

„Ah qu'il est frivole,
Le petit roi, le roi Candaule!"

Notizen.

Fliegender Sommer. Von Ludwig Ganghofer. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) Friedrich Pfeilstücker, der rührige Verleger des Vereins, hat einen der letzten Bände seines erfolgreichen Unternehmens einer Sammlung Ganghofer'scher short stories eingeräumt und damit ohne Zweifel eines der liebenswürdigsten Bücher der Collection geliefert. Es sind Novellen, Skizzen, Märchen, Feuilletons, wie sie einem Redacteur in guten Stunden der Muße wohl gelingen, ernst und heiter, realistisch und phantasievoll, modern und altmodisch, alpin und städtisch, aber immer frisch und von einem Dichter ersonnen und erzählt. Es wird uns stets klarer, daß Ganghofer's bleibende Bedeutung weder im Roman noch in der Lyrik oder im Drama liegt, sondern in der Novelle und Novellette. Hier kommen alle Vorzüge seines frischen Talentes am besten zur Geltung, zumal wo seine Gestalten im Volke wurzeln. Der „Herrgottschnitzer" — natürlich die liebliche Erzählung und nicht das Theaterstück — bezeichnet auch heute noch den Gipfel seiner literarischen Thätigkeit. Jedenfalls ist der Verein zur Erwerbung des vorliegenden Skizzenbuches zu beglückwünschen und wird seine zahlreichen Theilnehmer damit gewiß befriedigen. Bei dieser Gelegenheit verweisen wir nochmals auf diese billigen und schön ausgestatteten Ausgaben des Vereins, die ausschließlich deutsche Originalwerke enthalten, von denen die meisten vorher noch ungedruckt waren.

Illustrirte Seeromane. Von W. Clark Russell. (Stolp, Delmanzo.) Man wird noch einmal jung, wenn man in diesen spannend und belehrend geschriebenen Seeromanen liest, die den besten ihrer Art von Cooper, Marryat u. s. w. vollkommen ebenbürtig sind. Die Ausstattung der Hefte ist sehr ansprechend, die Uebersetzung gut, die Illustration von A. Erdmann zum Theil vorzüglich.

La législation directe par le peuple et ses adversaires. Par Moritz Rittinghausen. (Bruxelles, Lebegue & Co.) Der Verfasser gehörte mehrere Jahre dem deutschen Reichstage an und war von der sozialdemokratischen Partei gewählt. Das oben erwähnte Werk ist 1850 und 1851 entstanden und die neue Auflage ist deshalb zeitgemäß, weil in Belgien der Gedanke des Königsreferendums im Vordergrunde der politischen Streitfragen steht. Die Schrift hat bald nach ihrem damaligen Erscheinen die Wirkung gehabt, in Zürich den ersten Anstoß zur Einführung des Referendums, der directen Abstimmung des Volkes über Gesetzvorlagen zu geben, welches System seither immer größere Verbreitung gewonnen hat. Von der Schweiz hat sich die Idee nach Belgien übertragen und dort in den letzten Jahren überraschend schnelle Fortschritte gemacht. Der König der Belgier hat den Gedanken für die Krone zu ergreifen und umzugestalten gewußt und hat ihn sogar als Bedingung für seine Zustimmung zur Verfassungsdurchsicht hingestellt. Durch das neue „Königsreferendum" soll die Krone das Recht erhalten, über einen vorzulegenden oder schon von den Kammern verabschiedeten Gesetzentwurf die wählende Bevölkerung auf Ja oder Nein zu befragen.

Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat in jüngster Zeit ihre Romanbibliothek durch zahlreiche neue Bücher bereichert, aus deren Fülle wir hier nur die bemerkenswerthesten herausgreifen. Zuerst nennen wir: „Die Taube auf dem Dache" von Ernst Wichert, woraus der Verfasser früher, als er noch nicht durch seine chronischen Mißerfolge abgeschreckt war, gewiß ein lustiges Bühnenstück gemacht hätte. Der junge Musiker, der stets nach der Taube auf dem Dache greift und darüber das bequeme Glück in der Hand versäumt, ist ein prächtiger Bursche. Etwas tiefer steht „Gerda's Heirath" von Martin Bauer, doch ist der Charakter der Heldin mit fein nachspürender Kraft gestaltet. Der Verfasser des „Reichskanzlers", K. Th. Zingeler, gibt uns in „Dedi" abermals ein Bild aus deutscher Vergangenheit, das sich durch Empfindung und treues Localcolorit auszeichnet. Ein historischer Roman ist auch „Unter dem weißen Adler" von Gregor Samarow, worin in Mühlbach'scher Weise, aber geschmackvoller der alte Fritz und seine Zeitgenossen auftreten. Derselbe beliebte Erzähler bringt gleichzeitig in „Hangen und Bangen" ein modernes Gesellschaftsbild voll bunter Episoden und interessanter Menschen, ein flott geschriebenes Buch für Liebhaber einer spannenden Lectüre. Zuletzt nennen wir noch „Unkraut im Waizen" von Joh. v. Dewall, allerdings kein Roman, sondern ein bloßes Zustandsbild aus dem Highlife, flott, frisch, prickelnd, ohne Frivolität. Der interessante Amerikaner, der im Seebad allen Comtessen die Köpfe verdreht, entpuppt sich zuletzt als ein Berliner Ladenschwengel. Werden die Leserinnen dem Erzähler so viel Ironie verzeihen können?

Lyrische Gedichte und Balladen. Von J. Kohler. (Mannheim, J. Bensheimer.) Echte, wahre Funken vom heiligen Feuer der Dichtkunst, einem tief erregten, begeisterten Innern entsprungen. Stellen wir uns vor, daß der Dichter, der also schuf, einen fast unermeßlichen Schatz von Wissen aus der gesammten Vergangenheit und Gegenwart besitzt, so genügen unsere Vorbegriffe. Wir sind zwar Kinder unserer Zeit, sind Materialisten. Aber noch sind wir es nicht alle, noch sind wir es nicht ganz. Noch gibt es Menschen, die ein Ahnen haben vom Träumen und Schaffen des Genius und ein Sehnen nach dem Wunderlande, in das er uns trägt, dem Lande, wo Schmerz und Wonne sich in Einklang auflösen und unaussprechliches Entzücken die Seele weit macht, so daß sie Alles umspannt. Ihnen wird der neue Band vollkommen sein, und sie werden uns danken, wenn wir sie auf den neuen Dichter aufmerksam machen. Eine kleine Ueberraschung ist dabei: J. Kohler ist der seit Jahren bestbekannte philosophische Rechtslehrer an der Universität Berlin. — Das Werk wird nach kurzem Eingang in gebundener Rede durch den „Rosencyklus" eröffnet, einundzwanzig Lieder, die in der vornehmsten und keuschesten der Blumen das besingen, als dessen Sinnbild sie verehrt ward von Alters her. Doch erwarten wir keine bekannten Weisen, kein süßliches Versgeklingel und Getön von Reckendienst und Minnelohn. Tolstoi hat unserem Jahrhundert zu klar die Augen geöffnet über all den wahren Unsinn und verlogenen Sinn, der sich um die „Liebe" gruppirt hat. Kohler ist vom nouveau jeu, wenn man so sagen darf, ja wir möchten auf ihn ein Wort anwenden, das er selbst in seinen ästhetischen Streifereien von Byron ausgesagt hat: der modernste der modernen Dichter. „Des Lebens Sehnen und Bangen" ist der folgende Theil des Werkes überschrieben. Es ist wohl der vielfältigste und reichste von allen. Hier spielt der Dichter mit unserem kleinen Ich und jagt uns durch alle Seelenzustände. Nicht Trostlosigkeit und Selbstverachtung ist der Ertrag des Irrens und Schweifens, des Suchens, Verlangens, des glühenden Begehrens und der Enttäuschung. Aber Ruhe ohne Leidenschaft ist Trägheit. Nur wo Beschuldigung vorausgeht, kann das Recht erwiesen werden, und Kohler tritt als Ankläger auf. Das ganze endlose Weh des Weltalls bebt in seiner empfindsamen Seele, und furchtbar sind die Anklagen, die er daraus formt. Bis zur Verzweiflung wogt sein Gefühl. Lebensmüde kommen ihm die Verse:

Nimmer heilen alte Wunden,
Nimmer stirbt des Herzens Wurm,
Und der Baum wird nie gesunden,
Bis ihn fällt des Herbstes Sturm.

Allein im tiefsten Schmerze ersteht auch im Dichter das Bewußtsein seiner hehren Sendpflicht und er wird zum Optimisten, als der allein er die Mißklänge des furchtbar unharmonischen Daseins in Harmonien auszulösen weiß.

Wolle nicht das Schicksal schelten
Für die Schmerzen, die es schuf, —
Leid mit Gutem zu vergelten
Ist dem hohen Geist Beruf.
Wenn der Baum in stiller Trauer
Einsam steht in Sonnenqual,
Breitet er in süßem Schauer
Kühle Schatten über's Thal.
Also duldet still der Gute,
Daß er Andrer Noth versüßt,
In des Heilands hehrem Blute
Ist die Schuld der Welt gebüßt.

Eine prosaische Wiedergabe der gedanken- und phantasievollen Balladen im Abschnitte „Orient" wäre geradezu eine Grausamkeit, ganz unmöglich aber wäre sie bei jenen Liedern, die den Frauen gelten und die allein die Frauen verstehen, unmöglich auch bei den wunderbar gemüthstiefen Allegorien „aus des Lebens Pilgerfahrt" oder den süßen Augenblicksgedichten aus dem Abschnitte „Wald und See". „Schopenhauer" ist die Ueberschrift des letzten bedeutsamen Abschnittes. Kohler spricht sich hierüber aus: „die folgenden Gedichte sind aus Anregung der Ideen des großen Denkers entstanden. In Vielem folge ich ihm nicht, aber so mächtig wie er hat kein anderer Denker mich angeregt und zur philosophisch-poetischen Weltanschauung geführt. Die Gedichte seien eine Huldigung seinem großen Geiste." st.

Meyer's Jahres-Supplemente 1891/92 (Leipzig, Bibl. Institut). Diese Ergänzungen zu Meyer's berühmtem Conversations-Lexicon sind als werthvolle Jahresrevüen geschätzt: sie befriedigen den Wissensdrang nach dem Neuesten und Interessantesten und ermöglichen durch die Aufspeicherung der letzten Zeitbegebenheiten einen Ueberblick. Außer Ergänzungen und Nachträgen zu den im Hauptwerk erschienenen Aufsätzen enthält der Band eine Uebersicht der politischen Ereignisse in allen Staaten der Erde, der Armee, Berichte über die neuesten Forschungsreisen, über die Vorgänge auf dem Gebiete der Dichtung, der Kunst, des Unterrichtswesens ꝛc., sozialpolitische Abhandlungen, Aufsätze über Verkehrswesen, Landwirthschaft, über die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen, Fortführung der wichtigeren Biographien ꝛc. Die zahlreichen Illustrationsbeigaben und Karten zeichnen sich durch ihre künstlerische Ausführung aus.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

J. J. Tascher's Verlag (A. Gerle), Kaiserslautern.

Die vorige und die kommende Revolution.

Eine Vorlesung aus Anlaß des französischen Revolutions-Jubiläums dem deutschen Volke gehalten von

Otto Fleischmann.

M 2.80.

Ein ebenso zeitgemäßes, wie wichtiges Buch!

Die Gegenwart Nr. 36.

Von dieser **vergriffenen** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Der schwarze Tod,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann. Durch eine starke Erhöhung unserer Auflage sind wir künftig in den Stand gesetzt, der sich immer mehr steigernden Nachfrage nach einzelnen unserer **allwöchentlichen**

Caliban-Nummern

jederzeit entsprechen zu können.

Verlag der Gegenwart.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte (Gesammtausgabe mit dem Bildnis des Dichters). 2. verm. Auflage, brosch. *M* 3.45, geb. *M* 4.50.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln und Sprüche, 4. verm. Auflage. brosch. *M* 2.—, geb. *M* 2.50.

Otto Weddigen, Märchen. 4. Tausend. brosch. *M* 3.—, geb. *M* 3.50.

Otto Weddigen, Epische und Dramatische Dichtungen. 2. Aufl. br. *M* 3.—, geb. *M* 3.50.

Weddigens „gesammelte Werke" gehören zu den besten in unserer neuesten Litteratur; als vaterländischer Dichter ist er dem deutschen Volke immer werth.

Verlag von Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Dahn, Felix, Die Finnin. Miniaturausgabe. 142 S. geb. *M* 4.—

In dichterischer Gestaltung wollte der Verfasser ausdrücken: das niedriger beanlagte Geschlecht geht nothwendig unter bei Berührung mit dem höher begabten. Vermischung des Edleren mit dem Dumpferen bedroht beide — in Schuld und in Unschuld — mit dem Verderben.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Soeben erschien:

Gloria Alvarado.

Roman aus der spanischen Gesellschaft

von

Hans Barlow.

8°. eleg. geh. 5 Mk.

Das Buch enthält auf der Grundlage eines innerhalb der hohen Madrider Gesellschaft stattgefundenen Vorgangs eine Gegenüberstellung des deutschen und spanischen Frauencharakters und die Wandlung des ersteren. Bezwungen durch die Poesie, Romantik und Fremdartigkeit der spanischen Anschauungen, versucht es die Deutsche, ohne sich etwas zu vergeben, der Spanierin in Energie und Initiative gleichzuthun, und so gelingt es ihr, die Andere im Kampf um den von beiden geliebten Mann zu besiegen.

Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Roon, Graf von, Kriegsminister Denkwürdigkeiten.

2 Bände. 8. 1300 Seiten. Mit zwei Bildnissen und einem Faksimile.

Preis: geh. 20 Mk., gbd. 22 Mk., Halbfranz gbd. 25 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien:

Die Physiologie des Schönen

von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

Soeben erschien:

Berlin.

Roman von

Paul Heyse.

3 Bände, geheftet 12 M., gebunden 15 M.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W. 64.

Hierzu für die Berliner Abonnenten eine Beilage: Fresko-Bühne.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 43. Berlin, den 22. October 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Aufhebung der staatlichen Grundsteuer. Von Otto Gerlach-Breslau. — Der Distanzritt Wien-Berlin. Von Oberstlieutenant R. von Bieberstein. — Die Sahara-Eisenbahn. Von W. Berdrow. — **Literatur und Kunst:** Die Kasseler Bildergallerie. Von Professor J. Kohler-Berlin. — Renan und sein letztes Werk. Von Sch. — **Feuilleton:** Liebesfrühling. Von J. Moroß. — **Aus der Hauptstadt:** Börsen-Tutti Frutti. Von Caliban. — Carl Stauffer-Bern. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Aufhebung der staatlichen Grundsteuer.

Von Otto Gerlach-Breslau.

Die preußische Staatsregierung beabsichtigt die seit lange erstrebte Reform des preußischen Steuersystems, zu welcher im vorigen Jahre die ersten entscheidenden Schritte geschehen sind, in der demnächst beginnenden Session des Landtages zu Ende zu führen. Die Mängel der früheren Besteuerung bestanden darin, daß sich sowohl die Gewerbesteuer wie die Personalsteuern der Leistungsfähigkeit der Steuersubjecte nicht genügend anpaßten, und daß besonders bei der klassificirten Einkommensteuer eine richtige Ermittelung des Einkommens durch das Veranlagungsverfahren nicht gewährleistet wurde; vielmehr entzogen sich wesentliche Bestandtheile, zumal des Einkommens aus Kapitalbesitz der Besteuerung. Diese Mißstände wurden durch die bestehende Communalbesteuerung verschärft, welcher kein selbständiges Gebiet eingeräumt ist: das preußische Communalsteuersystem beruht auf Zuschlägen zu den directen Staatssteuern. Bei dem wachsenden Umfange der communalen Aufgaben und in Folge davon, der communalen Budgets, ergab sich hieraus eine steigende Belastung der directen Staatssteuern mit Zuschlägen, welche in nicht seltenen Fällen eine erdrückende Höhe annahmen. Hierdurch aber wurde die Ungerechtigkeit in der Vertheilung der Steuerlast, welche schon innerhalb der staatlichen Besteuerung bestand, verschärft und geradezu unerträglich. — Dazu kommt ein mit jenem System unbeschränkter Zuschläge verbundener finanzpolitischer Nachtheil: die Einkommensteuer ist das einzige, leicht bewegliche Element des staatlichen Steuersystems; mittelst ihrer können Schwankungen im Staatshaushalte, sei es bei den Einnahmen oder bei den Ausgaben, leicht ausgeglichen werden; in dieser Beziehung ist die Einkommensteuer von keiner anderen Steuer zu ersetzen. Nun geht sie aber dieses Vortheils verlustig, wenn der Ballast ungleicher und zuweilen sehr hoher communaler Zuschläge es dem Staate unmöglich macht, zu einer Erhöhung des Steuersatzes ohne die schwersten Bedenken zu schreiten.

Die Reform hatte hiernach die Aufgaben: in der staatlichen Besteuerung mehr als bisher die Steuerlast nach der Leistungsfähigkeit zu vertheilen, unter gleichzeitiger Verbesserung des Veranlagungsverfahrens; die communale Besteuerung prinzipiell umzugestalten, ihr selbständige Steuerobjecte zu gewähren und das System der Zuschläge zu den Staatssteuern, wenn nicht ganz zu beseitigen, so doch wenigstens erheblich einzuschränken.

Durch das Einkommensteuer- und durch das Gewerbesteuergesetz vom 24. Juni 1891 ist diese Reform eingeleitet worden. Die Steuerlast ist von den kleinen und mittleren Einkommen nach den großen hin verschoben; doch steht dabei noch eine stärkere Belastung des fundirten Einkommens aus, welche den Schlußstein der Reform bilden soll. Bei der Einkommensteuer ist eine vollkommenere Veranlagung garantirt. Zugleich hat die neue Einkommensteuer erhebliche Mehrerträge geliefert, welche die Unterlage für die Communalsteuerreform bilden können und sollen.

Ueber die weiteren Absichten der preußischen Regierung liegen sichere Nachrichten noch nicht vor. Doch ist soviel wenigstens in die Oeffentlichkeit gedrungen, daß man weiß, die Regierung wird von den am 23. April ds. Js. im Reichsanzeiger angedeuteten vier Wegen den dritten beschreiten: es sind ohne Zweifel die radicalsten, aber auch die besten Maßnahmen, die hier vorgeschlagen werden; durch sie würde die ganze Steuerreform mit einem Schlage zu Ende geführt werden. — Ob wir freilich in Wirklichkeit so nahe vor dem Abschluß der Reform stehen, ist eine andere Frage. Ich bezweifle es. Bisher ist der Landtag stets ein Hemmschuh auch bei der besten Steuerreform gewesen. Man erinnere sich nur der Kämpfe um die Einkommensteuer, welche über 40 Jahre gewährt haben, ehe sie im vorigen Jahre zu Gunsten der Regierung entschieden wurden; schon 1847 hatte die Regierung das Ziel ausgesteckt, das nunmehr erreicht ist, und schon 1847 schlug sie Wege zur Erreichung dieses Zieles vor, welche durchaus gangbar waren, welche zum Theil sogar besser sind als diejenigen, welche wir heute eingeschlagen haben.

Nach dem, was bisher verlautet, wird die Regierung dem Landtage drei Gesetzentwürfe vorlegen, welche betreffen:

1) die Aufhebung der staatlichen Ertagssteuern;
2) die Reform der Communalbesteuerung;
3) die Einführung einer staatlichen Ergänzungssteuer zur Einkommensteuer.

Durch den ersten Gesetzentwurf soll für ein selbständiges Communalsteuersystem freie Bahn geschaffen werden: der Staat soll vollständig auf die Ertragssteuern verzichten, damit diese zur alleinigen Domaine und damit zur Grundlage der communalen Besteuerung ausgebildet werden können. Die Ergänzungssteuer, welche sich wahrscheinlich als nominelle Vermögenssteuer entpuppen wird, soll einmal die Ausführung des ersten Gesetzentwurfes durch ihre Erträge mit ermöglichen; sodann aber soll sie die Reform der staatlichen Steuern abschließen, sofern durch sie eine nochmalige Belastung des fundirten Einkommens stattfinden würde.

Schon der erste Gesetzentwurf, der doch die Voraussetzung für die beabsichtigte Reform der Communalbesteuerung ist,

wird voraussichtlich auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten stoßen: nach ihm müßte natürlich auch die staatliche Grundsteuer als die wichtigste Ertragssteuer außer Hebung gesetzt werden, und hiergegen werden ernste Bedenken laut, welche theils mit der eigenartigen Natur der Grundsteuer, theils mit einigen besonderen Thatsachen der preußischen Steuergeschichte zusammenhängen. Robert Friedberg hat dieselben neuerdings in einem sehr beachtenswerthen Aufsatze *) berücksichtigt und einigermaßen geringschätzig abgefertigt. Es dürfte sich empfehlen, die hier zu Tage tretenden Momente etwas aufmerksamer zu beobachten.

Bei der anderweitigen Regelung der Grundsteuer im Jahre 1861 wurden zugleich die zahlreichen Grundsteuerprivilegien, welche bedingt schon 1850 aufgehoben waren, endgültig gegen Entschädigung beseitigt. Die hiervon betroffenen Grundeigenthümer würden nun in jenem Entschädigungskapital ein Geschenk erhalten haben, wenn die staatliche Grundsteuer heute aufgehoben würde. So lautet der eine Einwand. Friedberg hält denselben für belanglos und meint: „Soweit sich die betreffenden Güter noch in den Händen derselben Besitzer befinden, würde sich dem durch eine Rückzahlung der Entschädigung abhelfen lassen." Zunächst erscheint es rechtlich nicht zweifelsfrei, ob der Staat eine solche Rückzahlung beanspruchen kann. Jedenfalls würde man unterscheiden müssen zwischen jenen Besitzern, die auf Grund des Entschädigungsgesetzes vom 21. Mai 1861 § 2, und zwischen denjenigen, welche auf Grund der §§ 4—7 Entschädigung erhalten haben. Jene erhielten den zwanzigfachen Betrag der ihnen neu aufgelegten Last, diese einen erheblich geringeren; jene besaßen ein Privileg, das auf privatrechtlichem Titel beruhte, diese dagegen nur ein solches auf staatsrechtlichem Fundament. Die Aufhebung der privatrechtlichen Privilegien konnte nur gegen Entschädigung stattfinden (§ 70 der Einleit. zum Allgem. Landr. und § 79 Th. II. lit. 14), den staatsrechtlich Privilegirten dagegen stand ein solcher Entschädigungsanspruch nicht zur Seite. Ihnen wurde die Entschädigung nur aus Billigkeitsgründen gewährt.**) Setzt nun der Staat die Grundsteuer außer Hebung, so kann er von den früher privatrechtlich Privilegirten die Entschädigung nicht zurückverlangen, da diese für die Aufhebung des Privilegs gezahlt wurde, und da dasselbe aufgehoben bleibt. Anders liegt es bei der zweiten Gruppe; hier wurde eine Entschädigung nicht für das Aufheben eines Privilegs, sondern in der Absicht gewährt, die Uebernahme der neuen Last zu erleichtern. Fällt diese fort, so dürften rechtliche Bedenken gegen die Zurückforderung der Entschädigung nicht zu erheben sein. Die Entschädigungen der letzten Art sind finanziell von erheblich überwiegender Bedeutung. Trotzdem muß hier der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß auch bei dieser Gruppe eine Rückzahlung nicht verlangt wird, sondern daß es der Regierung auf anderem Wege in weit umfassenderem Sinne gelingt, ungerechtfertigte Zuwendungen an die Grundbesitzer bei Aufhebung der staatlichen Grundsteuer zu vermeiden.

Die Grundsteuer ist ohne Zweifel in staatsrechtlichem Sinne als Steuer und nicht als Rentenlast aufzufassen; der Staat kann sie nach seinem Ermessen erhöhen, wie erniedrigen. Dieses Resultat ist als Ergebniß des breit geführten Streites der fünfziger Jahre anzuerkennen. Daneben aber muß doch auf den wirthschaftlichen Effect der Grundsteuer gesehen werden. Sie ist als Staatssteuer total unbeweglich gewesen und mußte es sein. Es ist für das gesammte Staatsgebiet nicht angängig, die Kataster fortlaufend zu corrigiren und sie den sich erheblich verändernden Reinertragsverhältnissen anzupassen. Da die Grundsteuer jahrzehntelang sich nicht geändert hat, eine Aenderung derselben auch nicht wahrscheinlich war, so mußte jeder Erwerber eines Grundstückes, sofern er überhaupt rechnete, die Grundsteuer bei Berechnung des Reinertrags in Abzug bringen; nach dem so bestimmten Reinertrage berechnete er den Preis, welchen er für das Grundstück zahlen konnte. Sollte nun die staatliche Grundsteuer aufgehoben werden, so würde in ihrem kapitalisirten Betrage allen Besitzern ein Vermögenszuwachs gewährt werden. Das wäre aber eine überraschende Wendung der im Interesse einer gerechten Lastenvertheilung begonnenen Steuerreform; sie würde durch die Zurückerstattung jener vereinzelten Entschädigungscapitalien nicht annehmbarer. Diese Wendung muß vielmehr in ihrem ganzen Umfange durch die Communalsteuerreform selbst ausgeschlossen werden.

Enthält denn aber der Reformplan, soweit er bekannt ist, Veranlassung zu jenen Bedenken? Es soll nicht geleugnet werden, daß die Gefahr einer solchen Wendung vorliegt, aber sie kann gewiß innerhalb der Communalsteuerreform durch organische Bestimmungen derselben beseitigt werden. Soll denn die Grundsteuer aufgehoben werden? Davon ist doch nicht die Rede. Die staatliche Grundsteuer soll außer Hebung gesetzt werden, damit die Gemeinden ihren Haushalt vorwiegend mit auf die Grundsteuer begründen können. Ist es denn aber für den Grundbesitzer nicht ganz gleich, ob er die Steuer an den Staat oder an die Gemeinde entrichtet? Man darf doch nicht immer prinzipiell zwischen Staats- und Communalsteuern unterscheiden, sondern muß beide als ein organisches Ganzes, als die Gesammtheit der Zwangsbeiträge zum Haushalt der Zwangsgemeinwirthschaften auffassen. Sonach ist aus der Ueberweisung der Grundsteuer als Steuerart an die Gemeinden ein Anspruch des Staates auf Entschädigung seitens der Grundbesitzer nicht herzuleiten; mag der Staat nur dafür Sorge tragen, daß diese Ueberweisung nicht ausschließlich den Grundbesitzern zu Gute kommt, und daß sie auf diese Weise in der That ein Geschenk erhalten.

Wie ist diese Klippe zu umschiffen? Es liegt auf der Hand: wenn den Gemeinden vollkommen freies Spiel gelassen wird, so werden die Vortheile aus jenen Ueberweisungen vorwiegend den Grund- und Gebäudebesitzern zugeführt werden, da in den Gemeindevertretungen ihre Interessen vorwiegend vertreten sind. Das Communalsteuergesetz müßte dem sonach in zwei Richtungen vorbeugen: einmal bei der Neuregelung der einzelnen Communalsteuersysteme im unmittelbaren Anschluß an die Reform; sodann bei der weiteren Entwickelung der so umgestalteten Steuersysteme. Wir können hier nur in großen Zügen die Grundsätze entwerfen, nach denen unserer Forderung Folge geleistet werden kann. Dabei bezeichnen wir der Kürze halber als Normalsteuer diejenige Summe jeder der Ertragssteuern, welche innerhalb der einzelnen Commune heute als Staatssteuer aufgebracht wird.

In der ersten Beziehung ist dann zu verlangen: bei der jetzt geplanten Neuregelung des communalen Finanzwesens müssen die Communen gezwungen werden, zur Deckung ihres Bedarfs zunächst die Grund- und Gebäudesteuer, dann, so weit erforderlich, die Gewerbesteuer bis zur Höhe der Normalsteuern heranzuziehen, ehe sie überhaupt zu anderen staatswirthschaftlichen Deckungsmitteln greifen dürfen. Der dann etwa noch verbleibende Rest des communalen Finanzbedarfs hätte in Zuschlägen zu den drei communalen Ertragssteuern und zur staatlichen Einkommensteuer Deckung zu finden. Diese vier Steuern wären durch die Zuschläge in demselben Verhältniß in Anspruch zu nehmen, wie es vor Durchführung der Reform in den betr. Gemeinden bestanden hat. Nur müßten schon hier die Zuschläge zur staatlichen Einkommensteuer eine Maximalgrenze erhalten, etwa bei 100 oder 150 Procent, um die Beweglichkeit der Staatssteuer sicher zu stellen.

Dieser Vorschlag soll die gleichmäßige Verwendung der Ueberweisungen zu Gunsten aller Steuerzahler sichern. Er ist ähnlich dem Vorschlage, die staatlichen Steuern nicht außer Hebung zu setzen, sondern sie zu überweisen, hat aber den Vorzug, daß er den speziellen Bedürfnissen der einzelnen Communen mehr Rechnung trägt, daß er einer den localen Verhältnissen entsprechenden Entwickelung der nunmehr communalen Ertragssteuern freie Bahn läßt, und daß er besondere communale Ertragssteuern da, wo sie bis jetzt bestehen, nicht vernichtet.

Für die weitere Entwickelung der Communalsteuersysteme

*) „Zur Reform der Gemeindebesteuerung in Preußen" in den Jahrb. für Nat. und Stat. 3. F. 4. B. 3. Heft. 1892.

**) Vergl. hierüber besonders die Berichte der Commission des Abg.-H. I. Sess. V. Leg.-Per. 1859. (Drucksachen Nr. 177, 178).

wären Garantien dagegen zu schaffen, daß trotz des staatlichen Verzichts auf die Ertragssteuern zu Gunsten der Communen die communale Steuerlast allmählich auf die breiteren Massen herübergewälzt würde.

Dabei aber muß der Ausbildung und dem Ausbau der einzelnen Steuern, wie sie den lokalen Verhältnissen am besten entsprechen, freier Spielraum gewahrt werden. Nur auf diesem Wege wird es gelingen, auch der Grundsteuer den starren Charakter zu nehmen, der ihr als Staatssteuer eigen ist, und sie den veränderlichen Ertragsverhältnissen anzupassen. Die Bedeutung hiervon darf nicht unterschätzt werden; um ein gravirendes Beispiel zu wählen: man denke nur an schwere Böden, die früher nicht zu bewältigen waren und deshalb als minderwerthige Bodenklassen angesprochen wurden, während sie heute bei den Fortschritten der landwirthschaftlichen Technik die besten Erträge liefern.

Um nun jene geforderten Kautelen zu schaffen, würde es rathsam erscheinen, als Grundlage der communalen Finanzen die überwiesenen drei Steuern in dem Betrage der Normalsteuern anzusehen. Diese wären durch jede der drei Steuern auch bei Umgestaltung und veränderter Veranlagung derselben zunächst aufzubringen. Der übersteigende Finanzbedarf könnte dann durch Zuschläge zu diesen, sowie zur staatlichen Einkommensteuer Deckung finden. Um dabei die Abwälzung von den Grund- und Gebäudebesitzern zu verhindern, stehen zwei Wege offen, welche beide discutabel erscheinen: entweder man setzt in mechanischer Weise fest, daß bei weiteren Zuschlägen jenseits der bei der Einführung des neuen Systems gemachten auf je 1 Procent Zuschlag zur Einkommensteuer auch 1 oder $1^1/_2$ oder 2 Procent Zuschläge zu den Ertragssteuern erhoben werden müssen, oder man theilt, wie es von anderer Seite vorgeschlagen und auch von Friedberg befürwortet ist, den communalen Finanzbedarf in zwei Theile: Bedarf für generelle Aufgaben (d. h. für an die Communen übertragene staatliche Functionen und für allgemeine Culturaufgaben), und Bedarf für wirthschaftliche Zwecke, die die Gemeinde vorwiegend im Interesse der in ihr begüterten Grund- und Gebäudebesitzer und der in ihr betriebenen stehenden Gewerbe verfolgt. Nur wünsche ich nicht, daß der erste Bedarf gänzlich auf die Personalsteuer und der letztere allein auf die Ertragssteuern angewiesen ist. Auch an der Erfüllung der allgemeinen staatlichen Aufgaben sind die Grund- und Gebäudebesitzer und die Gewerbetreibenden hervorragend interessirt, so daß eine besondere Belastung derselben auch für die Deckung des durch jene Aufgaben bedingten Finanzbedarfes nicht unbillig erscheint. Jene Forderung: „Vertheilung des Finanzbedarfs für staatliche Aufgaben nach der Leistungsfähigkeit, für wirthschaftliche Zwecke nach dem Interesse" ist doch nur ein Compromiß, welches die Geltungsgebiete dieser beiden Prinzipien ungefähr abzugrenzen versucht. Mit Rücksicht hierauf und in Erwägung der oben ausgeführten Bedenken würde ich dafür halten, daß die Ertragssteuern in ihrer Normalhöhe beiden Gruppen des communalen Finanzbedarfs gleichmäßig, wenn nicht gar vorwiegend derjenigen für generelle Aufgaben als Deckung dienen sollen. Der Mehrbedarf in beiden Gruppen mag dann, nach den obigen Gesichtspunkten, bei den generellen auf die Zuschläge zur Einkommensteuer, bei den wirthschaftlichen auf die Zuschläge zu den Normalertragssteuern angewiesen werden. — Auch hinsichtlich der Weiterentwickelung wird man die Zuschläge zur staatlichen Einkommensteuer an eine Maximalgrenze binden müssen.

Es erübrigt noch, auf die selbständigen Gutsbezirke einzugehen. Hier liegen die Verhältnisse insofern eigenartig, als die Gutsherren die Lasten des Gutsbezirkes nicht in der Form von Steuern aufbringen, sondern innerhalb ihrer Privatwirthschaft tragen. Werden nun die staatlichen Ertragssteuern außer Hebung gesetzt, so würde ihnen doch eine directe Zuwendung zu Theil: so lautet ein weiterer Einwand gegen Aufhebung der staatlichen Grund- und Gebäudesteuer. Auch ihn lehnt Friedberg ab und bringt dazu Folgendes bei, macht dabei aber selbst schon auf die Mängel des bereitstehenden statistischen Materials aufmerksam.

Gesammtbetrag der Gemeinde- und besonderen Corporationsabgaben in den Stadtgemeinden (1883/84)	Mk.	116,935,550
„ in den Landgemeinden (1883/84) .	„	91,839,302
Aufwendungen der Gutsbezirke (1889/90)	„	16,597,629
Summa	Mk.	225,372,481

Die Ueberweisungen würden ca. 100 Millionen betragen, das wäre ca. 44 Procent der obigen Summe. An dieser würden nach dem Steuersoll von 1889/90 die Gutsbezirke mit 8,726,225 Mark participiren, d. h. die communalen Lasten derselben würden um ca. 53 Procent erleichtert werden. Von schreiendem Mißverhältniß und übermäßiger Vergünstigung könnte hiernach nicht die Rede sein.

Auch ich neige dieser Ansicht zu. Zu erwägen bleibt freilich, daß zu jenen $16^1/_2$ Millionen Aufwendungen der Gutsbezirke die übrigen Bewohner derselben theilweise mit herangezogen werden können; auf der anderen Seite, daß die staatlichen Ertragssteuern sicherlich nicht allein von den Gutsherren getragen werden, daß ihnen daher, wenn diese außer Hebung gesetzt werden, nicht die vollen $8^3/_4$ Millionen zu Gute kommen. Es betrug 1889 in den Gutsbezirken der sieben östlichen Provinzen der Sollbetrag an

Klassensteuer und klassificirter Einkommensteuer	Mk.	4,426,010
Grundsteuer	„	7,801,555
Gebäudesteuer	„	668,518
Steuern vom stehenden Gewerbe .	„	256,152
Summa	Mark	13,152,235

Davon entfielen auf die Gutsherren Mk. 10,840,184. In den 2,3 Millionen, welche von anderen Bewohnern der Gutsbezirke aufgebracht werden, dürften die Ertragssteuern eine hervorragende Rolle spielen.

Sonach scheint hier das Urtheil Friedberg's begründet. Zu beachten ist noch, daß die Gutsherren nicht in der Lage sind, die Lasten des Gutsbezirkes anderen Schultern aufzubürden, so daß hier das Bedenken, welches oben bei den übrigen Communalverbänden geltend gemacht wurde, gegenstandslos sein dürfte. Nur in gesetzlich eng begrenzten Fällen und in begrenztem Umfange können die übrigen Bewohner der Gutsbezirke zu den Lasten mit herangezogen werden. Wie weit das geschieht, und wie weit es event. geschehen könnte, müßte aber vor Durchführung der Reform ermittelt werden, wie es auch erwünscht ist, daß die Staatsregierung bei ihren Vorlagen Aufschluß in den übrigen, oben angedeuteten Richtungen gibt, und das theils veraltete statistische Material aus 1883/84 durch neuere Daten ersetzt.

Das Resultat unserer Erwägungen: die Aufhebung der staatlichen Ertragssteuern ist als Fundament der Communalsteuerreform zu billigen; die Forderung, daß die s. Z. gezahlten Grundsteuerentschädigungen zurückerstattet werden sollen, ist abzulehnen, weil sie nicht weit genug geht und in sich das Zugeständniß enthalten würde, daß die Steuerreform vorwiegend den Grundbesitzern zu Gute käme. Vielmehr ist im Interesse einer gerechteren Vertheilung der Steuerlast zu verlangen, daß die Aufhebung der staatlichen Ertragssteuern weder bei der Neuordnung der communalen Finanzen, noch bei ihrer weiteren Entwickelung ausschließlich oder vorwiegend den Grundbesitzern Vortheile bringt. Die Kautelen, welche innerhalb des Communalsteuergesetzes in dieser Richtung erforderlich erscheinen, haben wir oben bezeichnet.

Der Distanzritt Wien-Berlin.

Von Oberstlieutenant R. von Bieberstein.

Selten hat ein sportliches Ereigniß die Aufmerksamkeit weiter Kreise Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, besonders

ihrer Hauptstädte Wien und Berlin, derart in Anspruch genommen, wie der nunmehr beendete große Distanzritt. Es kann sich in diesen Blättern nicht darum handeln, noch einmal ein Bild der Einzelheiten des in der Tagespresse tausendfältig besprochenen Reiterstückes zu entrollen, und wir beabsichtigen nur, die Fragen kurz zu erörtern, weshalb die Reiter der seit Alters berühmten preußisch-deutschen Cavallerie in diesem Wettkampf gegenüber denen der österreichisch-ungarischen unterlagen und welche Bedeutung derselbe für die beiderseitigen Heere und die Sportwelt besitzt.

Es liegt in ersterer Beziehung heute klar vor Augen, daß die deutschen Theilnehmer von anderen Anschauungen bei der Beurtheilung und Durchführung dieses Distanzrittes ausgegangen sind wie die österreichisch-ungarischen. Deutscherseits findet sich eine gewisse Methodik und Schablone in der Eintheilung und der Art der Zurücklegung des Rittes, im Anfang kleinere, gegen Ende größere Etappen, vorher bestellte Nachtquartiere, selbst in einem Falle im Voraus ad hoc erbaute Ställe, in der Regel bestimmte Innehaltung der Nachtetappen und längere Nachtruhe ꝛc. Der deutsche Sieger v. Reitzenstein verdankte seinen Erfolg nur dem Umstande, daß er dieses Prinzip aufgab. Auf österreichisch-ungarischer Seite dagegen treten die Reiter in gewisser Hinsicht empirisch, mit einem gewissen cavalleristischen Ungestüm, an die Lösung ihrer Aufgabe heran, und fordern gleich in den ersten Tagen von ihren Pferden und sich selbst die höchste Kraftleistung. Sie reiten, bis sie nicht mehr können, um erst dann eine kurze Ruhe zu genießen. Ihr Erfolg wird derart ein glänzender; denn unter den Siegern in dem reiterlichen Wettkampf befinden sich nur vier deutsche Offiziere mit den sehr zurückstehenden Nummern 2, 9, 10 und 12. Man hat vielfach den Erfolg unserer transsudetischen Nachbarn dem Umstande zugeschrieben, daß dieselben den schwierigen gebirgigeren Theil der zu durcheilenden Strecke zuerst zu überwinden hatten und dann in den Ebnen der Lausitz und der Mark Brandenburg im Vortheil gegenüber den deutschen Reitern waren, die den gebirgigen Theil zuletzt durchreiten mußten. Allein wenn man erwägt, daß die Steigungen der bekanntlich vortrefflichen Chausseen Oesterreichs selbst auf wirklich gebirgigen Strecken (mit Ausnahme der von Iglau) doch nur sehr unbedeutende sind, etwa bis zu $2^1/_2$ Grad, so kommt dieser Umstand nicht in ausschlaggebender Weise in Betracht. In der sorgfältigen monatelangen Trainirung der österreichischen Pferde und Reiter für den beabsichtigten Ritt, welche bereits im Monat August begann, und zu welcher die Offiziere Urlaub während der Manöver erhielten, während die deutschen Offiziere dieselben mitmachten und erst nachher mit der Trainirung begannen, sowie in den von Anfang an größeren Anforderungen, welche die österreichisch-ungarischen Offiziere an Pferd und Reiter stellten, lag zweifellos das Geheimniß ihres Sieges.

Man findet andererseits die Mittheilung verbreitet, daß ein ungarischer Husarenoffizier die Nachricht ausgesprengt habe, zu einem Distanzritt zwischen Berlin und Wien seien durchschnittlich $4^1/_2$ Tage erforderlich, und daß diese Nachricht für die deutschen Offiziere zum Verderben geworden sei. Allein es ist kaum anzunehmen, daß diese Schätzung des Zeitbedarfs in den österreichisch-ungarischen Sportkreisen eine fingirte gewesen ist, von deren Nichtzutreffen man dort von vorn herein überzeugt war. Wäre die Strecke eine bedeutend längere gewesen, so würde sich höchst wahrscheinlich der Sieg auf deutscher Seite befunden haben, und deren Methodik der Eintheilung des Weges, die längere Nachtruhe ꝛc. zur Geltung gekommen sein. So aber galt es, in einem Zeitraum von etwa einer halben Woche zu zeigen, was menschliche und thierische Kraft und Ausdaner überhaupt zu leisten vermögen, und es erscheint als zweifelloses Ergebniß dieser Kraftprobe, daß ein Ritt zwischen Wien und Berlin in drei Tagen das Höchste ist, was aus Mann und Pferd herauszubringen ist.

Dieses Ergebniß aber ist in kriegerischer Hinsicht im Prinzip ein höchst bemerkenswerthes; es zeigt dem Reiteroffizier, was er im äußersten Falle, wenn ihm und seinem Thiere die Kräfte zu versagen scheinen, mit Daransetzung aller Energie noch zu leisten vermag, und mancher schöne, in seinen Ergebnissen bedeutungsvolle Aufklärungs- und Melderitt im Kriege dürfte durch den Vorgang dieses Distanzrittes gezeitigt werden. Uebrigens ist diese Kraftprobe für Pferd und Reiter in kleinerem Maßstabe nicht neu. Der jetzige commandirende General des XVI. Armeecorps, Graf Häseler, ließ noch als Regimentscommandeur des Ziethen-Husaren-Regiments Fähnriche zur Ausrangirung bestimmte alte Pferde besteigen und Dauerritte von 16 Stunden und darüber in einer Tour und an einem Tage unternehmen, um zu erproben, was solche Pferde noch auszuhalten vermöchten.

Allein nicht nur der einzelne Reiter vermag an dem Wien-Berliner Distanzritt einen Maßstab zu gewinnen, was er sich und seinem Pferde im gebotenen Falle zumuthen kann, sondern auch für Reitergeschwader und stärkere Cavallerie-Abtheilungen wird dieser Ritt, wenn auch in weit begrenzterem Maße, ein Vorbild dafür sein können, was ihnen, wenn die kriegerische Situation es verlangt, an Schnelligkeit und Ausdauer zuzumuthen ist. Situationen, wie etwa diejenige am 14. November 1632, als Graf Pappenheim sich mit 8000 Reitern auf dem Marsch nach Flandern befand, und Wallenstein ihm am Tage vor der Schlacht von Lützen angesichts des schwedischen Heeres schreiben ließ: „Der Herre lasse Alles stehn und liegen und komme mit Stück und Wagen eiligst her zu mir", können, und zwar auf weit beträchtlichere Entfernungen, als die damalige kurze zwischen Halle und Lützen, im Kriege immer wieder vorkommen, und alsdann wird die Cavallerie, welche dieselben mit Daransetzung aller Kräfte zu ihrem Vortheil auszunutzen versteht, den Sieg an ihre Fahnen fesseln. Ein Cavalleriecorps, welches, nachdem es den Aufgaben der strategischen Aufklärung genügt hat, in der Schlacht stundenlang auf die Gelegenheit zu einem tactischen Erfolge harren muß, wird im Hinblick auf die ihm innewohnende Leistungsfähigkeit zuweilen im Stande sein, während dieser Zeit nebst seinen reitenden Batterien unter Beanspruchung der äußersten Kräfte von Roß und Mann eine weit ausholende unbemerkte Umgehung auszuführen und mit 12—24 reitenden Geschützen und einigen 1000 Lanzen überraschend im Rücken des Gegners zu erscheinen. Dort kann es durch seinen überraschenden Anprall eine Hauptentscheidung herbeiführen und selbst im Falle eines Mißerfolgs dennoch an demselben und dem folgenden Tage noch leistungsfähig bleiben.

Ganz besonders aber bildet der soeben beendete Distanzritt eine Illustration dafür, was man von der Cavallerie in der Ausführung der „Raids", d. h. ihrer Streifzüge im Geiste des berühmten südstaatlichen Reiterführers Stuart, weit hinter dem Rücken des feindlichen Heeres, deren Aufgabe Vernichtung des Kriegsmaterials, Zerstörung von Brücken und Eisenbahnen, Eintreibung von Contributionen, Abschneiden der Zufuhr ꝛc. ist, verlangen kann. Derselbe beweist ferner, daß die gesteigerten Aufgaben, deren Lösung der Cavallerie heute hinsichtlich der Zurücklegung größerer Entfernungen bei der Attake und dem Aufklärungsdienst in Folge des erweiterten Schußbereichs der Feuerwaffen und des Anschwellens der operirenden Heeresmassen zufällt, keineswegs übermäßig sind.

In sportlicher Hinsicht aber weisen die Resultate des Distanzrittes im Großen und Ganzen auf sorgfältigste Cultivirung einer harten Aufzucht der jungen Pferde und rechtzeitig unternommene Trainirung für Dauer- und Schnelligkeitsleistungen, auf ausgiebigste Verwerthung noch frisch vorhandener Kräfte, und was die Diät der Reiter betrifft, auf Vermeidung jeglichen Alkoholgenusses bei Parforcetouren hin. Dem letzteren Umstande allein, erklärte Graf Starhemberg, der unbestrittene Sieger in dem Wettkampf, verdanke er nebst sorgfältigen Fütterns und Pflege seines Pferdes seinen Erfolg. Zweifellos werden die näheren Berichte der einzelnen Reiter überdies noch werthvolle Ergebnisse für den Reitsport liefern.

Man hat den beendeten Distanzritt in gewisser Beziehung übermäßig glorificirt und behauptet, daß seit der Zeit der Ritterspiele und Turniere und selbst seit den Zeiten der Parther und Numidier nicht Aehnliches in der Welt geleistet worden sei. Dies erscheint jedoch übertrieben, und wir erinnern an die

tagelangen Märsche der Coca genießenden Indianer Südamerikas, an den berühmten Ritt Carls XII. von Bender nach Schweden, an die Ritte der Lieutenants v. Hagenow, v. Bülow und Graf Haeseler in den letzten Feldzügen, an die Märsche Suvorow's, der mit seiner Armee und deren schwer bepackten Infanterie 10—12 Stunden marschirte, und in älteren Zeiten an diejenigen Mirsa Mohamed Chans, welcher die 20,000 Pferde starke Avantgarde der Reiterschaaren Timurs 10 Jahre hindurch durch halb Asien führte.

Allein der Distanzritt hat noch in anderer Richtung eine besondere Bedeutung. Er befestigt das Band der Kameradschaft, welches zwischen den Offiziercorps des deutschen und des österreichisch-ungarischen Heeres besteht, er zeigt die Möglichkeit eines raschen Zusammenwirkens der beiderseitigen Reiterwaffen, er bildet eine hohe Anregung für die Weiterpflege cavalleristischer und sportlicher Leistungen in den Offiziercorps beider Heere, und Herzog Ernst Günther, unser verehrter früherer Schüler, hat seine Bedeutung zutreffend in den Worten zum Ausdruck gebracht, „es sei eine Ehre, von solchen Gegnern geschlagen zu werden. Der gemeinsame Distanzritt werde das Band noch fester und inniger knüpfen, welches zwischen beiden Armeen bestehe. Es möge das Glück den beiden Armeen, die jetzt im friedlichen Kampfe sich messen, auch treu bleiben, wenn sie sich gemeinsam im großen Kampfe zu bewähren hätten." Diesem Wunsche stimmen wir von ganzem Herzen bei und schließen mit dem alten sportlichen Wahlspruch: Rem publicam servamus, dum ludere videmur.

Die Sahara-Eisenbahn.

Von W. Berdrow.

Das Märchen von der Sahara als dem endlosen Sandmeer ohne Berg, Baum und Strauch, nur durchzogen von fliegenden Dünen, und im Ganzen von einer so geringen Höhenlage, daß ein kurzer Durchstich vom Mittelmeer es in ein riesiges Binnengewässer verwandeln würde — dies Märchen ist längst zerstört. Nachtigal, Barth, Rohlfs und Lenz — der verdienstvollen ausländischen Forscher nicht zu gedenken —, haben uns eines Besseren belehrt. Wir wissen nunmehr, daß die eigentlichen Dünenwüsten nicht einmal den zehnten Theil der Sahara bedecken und an Ausdehnung von grasbedeckten Steppen, von Weide- und Culturland um das Doppelte übertroffen werden, daß die Hochplateaus monatelang mit Schnee überlagert sind und die zahllosen, weit ausgedehnten Wadi's, die Thalzüge der alten Saharaflüsse, noch jetzt zeitweise von brausenden Sturzbächen durchtobt werden und eine üppige Vegetation entwickeln. Die früher für todt und öde gehaltenen Gefilde wissen wir nun belebt von nach Millionen Seelen zählenden Nomaden- und Handelsvölkern, und sowohl der Sudan, wie auch die mittelländischen Küstengebiete stehen nun schon seit langer Zeit mit den Völkern der Sahara im regsten und einträglichsten Verkehr.

Das größte Interesse an der Sahara, mehr noch als Durchgangsgebiet, wie als eigentlichem Austauschlande, hatte von jeher Frankreich. Die beiden ausgedehntesten Besitzungen der Republik in Afrika, Algerien und Senegal, wurden durch das Saharaland, je nachdem man mit seinen Bewohnern stand und um seine Wegbarkeit besorgt war, getrennt oder verbunden. Dann öffnete sich allmählich auch die hochentwickelte und in Handel und Gewerbe wohlerfahrene Bevölkerung des westlichen Sudan dem europäischen Verkehr, und wiederum erwies es sich für Frankreich und Algerien vortheilhafter, durch Vermittelung der Saharavölker als von der Guineaküste her sich an dem Handel mit dem Sudan zu betheiligen. War es aber, in Senegal sowohl wie in Algerien, schon allezeit ein schweres und oft vergebliches Bemühen gewesen, die unterworfenen Völker im Zaum zu halten und sich ihrer Empörungen und Verräthereien zu erwehren, so war es offenbar noch viel schwerer, sich auf den Karawanenstraßen vom Norden nach Senegal und zum Niger vor feindlichen Ueberraschungen zu hüten; gehen doch alle diese Straßen mitten durch das unabhängige Gebiet der räuberischen und als treulos verrufenen Tuareg, die das ganze Innere der westlichen Sahara in verstreuten Stämmen bewohnen. So tauchte, zuerst wohl in Duponchel's Plan, der Gedanke einer Eisenbahn auf, welche Algerien mit der altberühmten Handelsstadt des Niger, mit Timbuktu, verbinden sollte. Lenz, der 1880 Timbuktu besuchte und in dem 20,000 Seelen starken Negerorte kaum noch einen Schatten von der alten Größe der Stadt fand, sprach sich ganz und gar gegen den Plan einer Eisenbahn durch die Wüste aus, die schwerlich viel Verkehr und niemals genug Einnahmen bringen könne, um die Opfer ihrer Anlage zu rechtfertigen. Rohlfs verwarf die Idee Duponchel's ebenfalls, glaubte aber, daß der Plan einer Eisenbahn, die von Tripolis nach Kuka am Tschad-See führen würde, gar nicht von der Hand zu weisen sei: galt doch Tripolis von jeher als der Schlüssel zum Sudan, und andererseits erwies sich Kuka mehr und mehr als das Centrum der ganzen Handelsbewegung der Sudanstaaten. Residenzstadt eines der größten Reiche, durchzogen von der wichtigsten Karawanenstraße des inneren Afrika, nahe an den Ufern des ungeheuren Tschad-See, stellt Kuka mit seinen 60,000 gewerbfleißigen Einwohnern einen Ort dar, dem eine moderne, durch ihn geleitete Handelsstraße recht wohl eine bedeutende Zukunft bereiten könnte, und der umgekehrt auch eine solche Straße am leichtesten lebensfähig machen würde. Daß indessen aus diesem Plane keine Wirklichkeit werden konnte, so lange einzig und allein Tripolis als Ausgangspunkt in Vorschlag gebracht wurde, liegt bei den chaotischen Zuständen, die in diesem Staat auch nach seiner Einverleibung in den Besitz der Pforte herrschend blieben, auf der Hand.

Erst die zunehmende Besitzvergrößerung Frankreichs in Nordafrika ließ neben Anderem auch den Gedanken von Rohlfs greifbare Gestalt annehmen. In Paris war die Frage der Sahara-Bahn seit den siebziger Jahren viel ventilirt worden, und 1879 beauftragte die Republik bereits einen Ausschuß, die Commission supérieure, mit der Herbeischaffung realer Grundlagen für das Project überhaupt und mit der Auswahl der günstigsten Trace. Es wurden drei Expeditionen ausgerüstet und von Algerien aus nach verschiedenen Richtungen in den Süden entsandt. Die Ergebnisse waren befriedigend, indem sie im Klima und in der Bodenbeschaffenheit, wenigstens auf einige tausend Kilometer, kein directes Hinderniß für den Bahnbau erkennen ließen. Selbst der am schlechtesten fahrenden mittleren Section, welche sich unter der Führung des Obersten Flatters direct in südlicher Richtung bewegte und zuletzt in einem Zusammenstoße mit den Tuareg's aufgerieben wurde, gelang es, vorher wichtige Arbeiten über eine Entfernung von 1400 Kilometer zu beenden. Immerhin aber blieb auch Flatters in einer Entfernung von fast 2000 Kilometer vor der Grenze des Sudan stehen, und so war man noch immer im Ungewissen, ob nicht etwa auf dieser unbekanntesten Strecke der Sahara durch Wassermangel dem Vordringen der Arbeiten ein Ziel gesteckt werden würde. — Erneute Reisen und Studien, welche die achtziger Jahre füllten, zerstreuten auch diese Zweifel. Es schien ganz sicher, daß die Schichtenbildung und die wechselnde Höhenlage des Bodens es überall erlauben werde, artesische Brunnen anzulegen und sich ausreichende Quellen zu sichern; ja man schmeichelte sich sogar, daß mit dem Bau des Schienennetzes Cultur und Bodenbewirthschaftung ihren Einzug in die Sahara halten würden, indem die Bahn Ansiedler anlocken, die Bewässerung ihnen die Existenzmöglichkeit gewähren würde.

Ungeachtet so die technische Seite des Projectes wenig Zweifel mehr übrig ließ, kam man nicht zu definitiven Entschlüssen. Die tracé central, tracé oriental und tracé occidental standen sich in den verschiedenen Projecten gegenüber, ohne daß man sich über die vortheilhafteste davon hätte einigen können; noch im Jahre 1889, zur Zeit der großen Weltausstellung, hielten sich die Pläne, deren Ausführung man ernsthaft nahm, in sehr bescheidenen Grenzen. Seit dieser Zeit

aber hat der französische Besitz in Afrika sich reißend vergrößert und man mußte auf eine bessere Ausnutzung desselben ernstlich bedacht sein. Schon 1887 hatte ein mehrfaches Vordringen französischer Expeditionen vom Senegal her in die Nigerdistricte, ja zuletzt mittelst eines Dampfers auf dem Strom selbst bis Timbuktu, einen Handelsvertrag des Emirs von Timbuktu mit der Republik eingeleitet. Dann rundeten sich die Aequatorialcolonien der Republik am Kongo und seinen Nebenflüssen durch Verträge mit den umwohnenden Staaten mehr und mehr zu einem großen geschlossenen Reiche ab, und bald begaben sich auch mehrere unter den riesigen Reichen des westlichen Sudan, Futa Dschalon, die Gebiete Samory's und Tieba's und andere in ein bestimmtes Vasallenverhältniß zu Frankreich. Endlich aber — und das ist wohl der Hauptgrund für den neuerlichen Aufschwung der Saharabahn-Pläne — drängten die kräftigen und erfolgreichen Handelsbestrebungen der Deutschen und Engländer im West-Sudan die Franzosen, auch ihrerseits auf der Hut zu sein, wenn sie nicht die Vortheile kampflos aufgeben wollten, welche ihnen die Gewöhnung der Eingeborenen an die alten Wüstenstraßen und an den Export zur Nordküste von Afrika bot. Deutschland und England sind bestrebt, den Sudanhandel theils auf directen Wegen, theils auf den mächtigen Wasserstraßen des Niger und seines größten Nebenflusses, des Benuë, welch' letzterer allein dem Stromgebiet der Elbe an Ausdehnung gleichkommt, nach den Hafenplätzen der Küste von Guinea abzuleiten, was bei der Handelslust der Neger und dem ausgezeichneten Gewerbefleiß einiger Stämme im Hinterlande von Ober-Guinea von nicht zu unterschätzendem Vortheil sein dürfte, wobei aber freilich die überlegene Handelstactik Englands durch die Erwerbung der Niger-Ufer für Deutschland wenig zu hoffen übrig gelassen hat.

Diesen Schmälerungen, die ihren alten Beziehungen in Inner-Afrika von Süden her drohten, zu begegnen, hat sich Frankreich in der jüngsten Zeit zu einigen kräftigen Anstrengungen betreffs der Sahara-Bahn aufgerafft. Sonst nur eine in Paris viel besprochene Idee, ist das Project jetzt in die Provinzen, durch ganz Frankreich gedrungen; in wissenschaftlichen Gesellschaften und wirthschaftlichen Congressen wird es eifrigst gefördert, von berühmten Reisenden besprochen und erwogen, von Ingenieuren bereits detaillirt, und darf im Ganzen seit dem Beginn dieses Jahres als gesichert betrachtet werden, sodaß es wohl von Interesse sein möchte, in Anlehnung an die Mittheilungen, welche Professor Paulitschke in der österreichischen Monatsschrift für den Orient darüber macht, den jetzt für die Ausführung wahrscheinlichsten Plan mit kurzen Worten in seinen Einzelheiten zu verfolgen.

Wir wollen gleich vorausschicken, daß mittlerweile aus dem bescheidenen Gedanken einer einfachen Verbindung des Nordens mit Timbuktu oder bestenfalls mit Kuka ein erheblich ausgedehnteres Project geworden ist. — Von den bis in die letzte Zeit am meisten erwogenen Plänen von A. Fock und G. Rolland hat sich die Commission supérieure im Jahre 1890 für den Rolland'schen Gedanken ausgesprochen. Er schlägt die tracé central vor. Die Hafenstadt Philippeville ist Ausgangspunkt der ganzen Linie; schon jetzt mit der reichen und schönen Departementshauptstadt Constantine verbunden, wird sie es binnen Kurzem durch eine nahezu fertiggestellte Strecke von 320 Kilometern mit Biskra im Innern des Landes sein. Um mehr als das Dreifache weiter dagegen, bis Amgid, tief im Herzen der Tuareg-Stämme bereits liegen die Terrainaufnahmen zur genauen Absteckung der Linie bereit. Von Amgid endlich wird, unter Aufgabe des zu wenig bedeutenden Timbuktu als Endziel, eine weitere Strecke von 2000 Kilometern bis Kuka führen. Ist hiermit der Mittelpunkt des Sudan erschlossen und die zunächst beabsichtigte Haupttrace in einer Gesammtlänge von 3370 Kilometern (die Transkaspibahn ist 1200 Kilometer lang) beendet, so gehen doch die detaillirten Pläne noch bedeutend weiter. Von Kuka soll ein 360 Kilometer langes Stück bis zur Stadt Massenja in Bagirmi führen, um durch diesen Staat die südlichen Colonien am Kongo an die neue Handelsstraße anzuschließen. Fast ebenso leicht, auf eine Entfernung von 400 Kilometern, ist von Kuka aus der Benuë zu erreichen, mittelst dessen und des unteren Nigerlaufes sich Frankreich dann eine unübertreffliche Handelsstraße vom Golf von Guinea bis zum Mittelmeer, von Algerien bis in das Herz der britischen und deutschen Besitzungen geschaffen haben würde. Endlich ist, als weiter hinausliegend, noch eine Verbindung vom Mittelpunkt der Hauptlinie, Amgid oder Ain-Sefra, bis an den mittleren Nigerstrom in das Auge gefaßt worden, eine Strecke von 2700 Kilometern, die indessen den großen Vortheil böte, nicht nur den gesammten West-Sudan, sondern auch Senegal an den Lauf des großen Schienennetzes anzuschließen.

Bei der alten Gewöhnung der mittelafrikanischen Völker, ihrem Export lieber nach Norden durch die Wüste, als nach Süden gegen den atlantischen Ozean unter Vermittlung der habgierigen und geriebenen Küstenstämme abzuleiten, würde sich Frankreich, falls es den ganzen, allerdings ungeheuer ausdehnten Plan dieses Schienennetzes genügend schnell zu verwirklichen vermöchte, vor den übrigen europäischen Staaten, die an dem nordafrikanischen Handel betheiligt sind, wahrscheinlich für immer ein entscheidendes Uebergewicht sichern, und auch möglicherweise die zweifelhaften Vortheile, die es bisher von Algerien und Senegal genossen hat, endlich zu wirklichem Nutzen für die Republik steigern können. Denn daß das oben skizzirte Schienennetz in der That den größten Theil des fraglichen Handelsverkehrs aufsaugen würde, daran ist kaum zu zweifeln. — Was sich aber bei einem derartigen Eisenbahnbau — auch in der Wüste — an Schnelligkeit erreichen läßt, hat der russische General Annenkow bei der Herstellung der Transkaspibahn bewiesen: drei Jahre genügten als Bauzeit für dieses Werk. Das dort in Anwendung gebrachte System von Decauville, ein schmalspuriges Geleise von 75 Centimetern Weite, würde auch hier das Richtige sein und erlaubt, da es auch in Afrika bereits zur Anwendung kam, gleichzeitig einen annähernden Kostenüberschlag, wenigstens für die fast durchweg im Wüstenboden zu verlegende Hauptstrecke. Ein Kilometer der Decauville'schen Bahn erforderte, ebenfalls in Afrika und unter ähnlichen Bedingungen verlegt, an Gesammtbaukosten ungefähr 100,000 Francs, sodaß sich die Strecke Philippeville-Kuka auf rund 400 Millionen Francs = den Erbauungskosten des Suez-Kanals stellen würde; man gedenkt diese Summe, um die Genugthuung zu haben, das ganze Werk „avec l'argent français" ausgeführt zu haben, im Lande unter Anstrengung des Staatskredits zu beschaffen — ein Vorhaben, dessen Erfolg natürlich abzuwarten ist. — Daß der Franzose, nicht zufrieden mit der kühlen Betrachtung der materiellen Seite unserer Frage, vielmehr den Gegenstand zu einem gewissen Grade von Erhabenheit aufzubauschen, „une grande idée humanitaire" daraus zu machen sucht, kann nicht Wunder nehmen.

Die von Rolland über die Rentabilität der Sahara-Bahn aufgestellten Ueberschläge sollen nach dem Urtheil landeskundiger Fachleute ein annehmbares Resultat geben, ohne doch in ihren Voraussetzungen übertrieben zu sein. Sie beziehen sich zunächst nur auf die Hauptlinie und veranschlagen für diese eine jährliche Bruttoeinnahme von $6^1/_4$ Millionen Francs aus dem Handel der Sahara selbst und etwa 22 Millionen Francs aus dem Sudanhandel, was unter Zuziehung des Personenverkehrs circa 10,000 Francs für den Jahreskilometer ergeben würde. Unter der Anahme eines täglich nach jeder Richtung verkehrenden Zuges stellen sich ferner die zu leistenden Ausgaben auf 5000 Francs pro Jahr und Kilometer, sodaß für die angesetzten Erbauungskosten auf eine befriedigende Verzinsung in der That zu rechnen wäre. Wie wenig maßgebend derartige Voranschläge nun auch sein mögen bei Unternehmungen so neuer Art, für die es noch ganz an Beispielen fehlt: es läßt sich jedenfalls nicht leugnen, daß in der That die Saharabahn starke Gründe für sich hat und daß sie ein Werk ist, dessen Sein oder Nichtsein in hohem Grade geeignet ist, auch außerhalb der engsten Interessenkreise die Theilnahme vieler Zeitgenossen zu erregen.

Literatur und Kunst.

Die Kasseler Bildergallerie.

Von Professor J. Kohler-Berlin.

Erholung nach Arbeit und Mühsal, nach all den Aufregungen, mit oder vielmehr ohne Volksschulgesetz, mit Patent- und Markenschutz, mit all den lebhaften musikalischen und unmusikalischen Gesellschaften, mit Concerten mit und ohne Speeches, Arbeiterkrawallen, Eilsprüngen zur Pferdebahn, Menschengetrubel unter den Linden — was uns alles die Reichshauptstadt bringt: unsere Nerven des 19. Jahrhunderts halten nicht auf die Dauer Stand. Erholung, absolute Ruhe; die Provinzialhauptstadt Kassel in idyllisch friedlicher Lage scheint ausersehen, den Nerven acht Tage Ruhe zu spenden. Nur absolut keine Geistesarbeit; Vormittags in die Karlsau, den Kasseler Thiergarten, die Schwäne beobachten; Nachmittags am Palast vorbei, wo einst der König „Morgen wieder lustig" geweilt, nach Wilhelmshöhe, die herrlichen Wege hinauf bis zu dem Vollbringer der zwölf Thaten; dann geruht, und so der eine Tag wie der andere. Einige Male schleudert sich's so bequem die Bellevueanlagen hinauf: da lockt das Museum mit seinen Lieblingen — man kann doch immerhin anpochen, es wird nicht gerade offen sein, man hat dann doch seine Anstandsvisite gemacht. Doch das Museum ist geöffnet und man muß wohl oder übel hinauf: die Treppe hinauf, im warmgelben Schein an den weißen Repräsentantinnen der Malervölker vorbei, worunter die Germania besonders brav und züchtig in die Welt schaut. Nun, man kann doch seine alten Lieblinge einmal flüchtig wiedersehen: die in Gold getauchte Rembrandtbraut mit dem feurigrothen Hut, die Rubens'sche Nymphe, die den Faunen so bedeutungsvolle halb fragende, halb antwortende Blicke zuwirft, und den Jordaens'schen „Papp"esser, auf dem sich ein Junge so prächtig ungenirt ergeht. So wandelt man mit den besten Vorsätzen hinauf; doch sofort ist man fascinirt, und Tag für Tag pilgert sich's eine Stunde zu Rembrandt, Rubens, van Dyck und Jordaens.

Rembrandt ist in den meisten Stadien seines künstlerischen Werdens vertreten, von seinem 20jährigen Selbstportrait bis zu dem bewunderungswerthen Eigenbild im Jahre 1654, also im 48. Jahre des Meisters, bis zum Segen Jacob von 1656, der Perle der alttestamentarischen Gruppenbilder des großen Künstlers. Was ist es, was uns in diesem gewaltigen Bilde so anzieht, wo der alte Erzvater die Söhnchen Joseph's, des ägyptischen Reichsveziers, segnet in Gegenwart der Asnath, ihrer Mutter? Es ist nicht die schlichte gelblich grünliche Färbung mit der prächtigen rothbraunen Bettdecke, es ist nicht der prächtige Junge, der älteste Sohn des Veziers Joseph's, der so schlau vorwitzig emporschaut, während der andere ergriffen den Segen empfängt — was uns anzieht, ist der höchste Zauber eines Familienlebens: wie der große Reichsvezier sich im häuslichen Kreise dem Segen des alten einfachen Patriarchen anvertraut und von ihm Heil, Wohlstand und Gedeihen erhofft. Das Bild ist die höchste Verherrlichung des Elterngebotes und damit zugleich jenes jüdischen Familienlebens, welches die eigenartige Größe und die unüberwindliche Zähigkeit des jüdischen Lebens repräsentirt, ein Stück nationaler Tugend und nationaler Kraft. Rembrandt schuf das Bild im Jahre 1656, also zu einer Zeit, als sein eigener Hausstand zu Grunde ging und sein Vermögen unter den Hammer kam.*) Der Gegensatz reizte. — Die zwei farbenreichsten Frauenfiguren Rembrandt's: die Saskia und das Bild des Mädchens mit der Nelke bedeckt den höchsten Glanz des Colorits. Weder Piombo, noch Tizian, noch Correggio haben diesen größten Farbenprunk inmitten des webenden, belebenden, hebenden und tragenden Sonnenscheines erreicht. Es ist kein passiver Schein, der aus den Gewändern hervorschießt: wir sehen, wie er von der Sonne herausgelockt wird: es ist das Jauchzen der Farbe, die sich an der Sonne entzündet. Ganz besonders kunstreich ist das Mädchen mit der Nelke; selbst ein so verdrossenes Gesicht, dem man das näselnde Wesen ansieht, wird unter dem Lichtglanze interessant; ihr röthliches Haar hebt die blassen Züge, und die Art, wie das grünliche Gewand doch so warm in der Sonne schimmert, ist über alle Beschreibung; bei der Saskia ist es ein feuriges Roth des Kleides und Hutes, das in der Sonne erglänzt, während das im Profil gezeichnete Gesicht mehr Anmuth geben möchte, als in den spröden Zügen zu finden ist. Wie wehmüthig berührt es, wenn man dieselbe Saskia in Berlin vergleicht, vollendet 1643, nach dem Tode der Frau:*) man sieht sie lächeln im höchsten Schmuck, während sie schon der Engel des Todes berührt hat!

Auch von seinen Männerportraits sind einige der bedeutendsten und anziehendsten in der Kasseler Sammlung. Während im Federschneider und im Bilde des Dichters (und Schmiedes!) Krul aus dem Jahre 1633 (bezw. 1632) noch eine gewisse Befangenheit sichtbar bleibt, ist das Portrait des Mannes im schwarzen Atlas mit dem Handschuh am Boden ein Meisterstück flotter, lebenskräftiger Behandlung, und in dem Bilde der Bruyningh von 1652**) erreicht die Bildnißkraft Rembrandt's ihre volle Höhe. Eine solche Sicherheit der Portraitzüge inmitten des leuchtenden Dämmers, eine solche Freiheit und Lebenslust, ein solches frisch pulsirendes Leben ist nie, selbst nicht von Rembrandt überboten worden.

Auch im Kleinbild ist Rembrandt vertreten: die heilige Familie, die sogenannte Holzhackerfamilie zeigt jene geistreiche Auffassung, zarte Durchführung und feine Beleuchtung, die auch die philiströse Darstellung der heiligen Geschichte in die Dämmerung der Poesie rückt: man vergleiche als Gegenstücke die schlafende heilige Familie in Berlin, sowie die Tobiasscene ebenda.

Die große Landschaft Rembrandt's (Nr. 220) zeigt, daß der Maler trotz seines scheinbaren Realismus ein Idealist ersten Ranges ist. Er gehört zu denjenigen Landschaftsidealisten, die auf der einen Seite durch eine außerordentliche Gluth der Beleuchtung wirken und dadurch das Landschaftsbild in die Sphäre hoher Poesie erheben, auf der anderen Seite durch Abstreifen der unbedeutenden unwesentlichen Einzelheiten das Große, Bleibende der Erscheinung, ihren Grundtypus zu schildern wissen. Daher hat die Landschaft, namentlich in ihrem Vordergrund, etwas Skizzenhaftes, wodurch das Unbedeutende groß und erhaben wirkt und fähig wird, als Einleitung zu dienen für das antikisirende Stadtbild auf dem Hügel mit seiner Thurmruine. Gerade darin liegt ja das poetische der Ruine, daß sie die Raumverhältnisse zeigt, abgesondert von den kleinen Zuthaten und Einfügungen, welche die vielerlei praktischen Bedürfnisse des Lebens mit sich bringen. Diesen poetischen Schein kann der Maler künstlich dadurch erzeugen, daß er in der Schilderung der Natur das Wesentliche, Bedeutsame hervortreten läßt und das Kleine, Nebensächliche zum Verschwinden bringt; ebenso wie uns das Licht das Erscheinungskräftige wiedergibt und das Zufällige verschweigt, abstreift und in das Dunkel setzt. Das ist der kühne Zug der französischen Meister der Landschaft, wie Corot, Rousseau, Diaz; darin liegt der Zauber ihrer Wirkung: derselbe Grundzug findet sich aber auch schon in den Werken Rembrandt's, nur daß hier die einzigartige Wärme der Beleuchtung noch einen besonderen Reiz verleiht.

Eine zweite kleine Landschaft: ein Winter- und Eisbild (Nr. 219) entzückt uns insbesondere durch den klaren, tiefen Winterhimmel, der zur Hauptpoesie des Winters gehört.

Von den Rubens'schen Bildern fällt sofort ein herrliches Portrait in's Auge, das Portrait des Orientalen mit der Reitpeitsche (Nr. 84), d. h. des Deutsch-Orientalen; ein Mann mit blauem Auge und schwarzem Barte, mit Fez und Turban, ein vielgereister Handelsherr, der mit den Orientalen

*) Vergl. Bode, Studien zur Geschichte der holländischen Malerei, S. 509.

*) Vergl. auch Bode, a. a. O. S. 455 ff.
**) Nicht 1658, wie Bode, a. a. O. S. 533 annimmt.

umzugehen weiß und die widerhaarigen Elemente mit der Reitgerte traktirt. Kaum ist je das Gefühl der Ueberlegenheit, die listige Rücksichtslosigkeit des Großhändlers gegenüber der kleinlichen feigen Schlauheit des Steppenbewohners so drastisch zur Darlegung gekommen. Auch in der Ausführung ist das Gemälde herrlich, es reiht sich würdig an die schönsten Rubens'schen Portraits, namentlich an die Portraits des Palais Lichtenstein an.

Von den mythologischen Stoffen ist namentlich das Bild der Verführung der Kallisto durch den verkleideten Jupiter hervorragend. Das weiße Incarnat der Nymphe, in welchem man fast das Blut cirkuliren sieht und wo die ganze Anatomie des Innern gleichsam in der durchsichtigen Haut durch herrliche Beleuchtungsabstufungen gegeben ist, zeugt von Rubens' eigenster Hand. Das heikle Sujet ist mit großer Auffassung, kühnem Wurf behandelt, die Rubens'sche Ironie ist absichtlich zurückgehalten, um dem olympischen Vater auch in dem seltsamsten seiner Abenteuer nicht zu nahe zu treten. Dagegen erscheint in den Nymphen und Satyren (Nr. 85) und in dem trunkenen, von männlichen und weiblichen Satyren geleiteten Herkules (Nr. 76) der vollste Rubens'sche Humor mit einem Anstrich jener Lüsternheit, die durch Frische der Behandlung, durch Gesundheit der Auffassung, durch den großen Zug der Darstellung und die Kühnheit der Situation noch zurückgehalten wird und nur als Ferment der ungewöhnlichen Weltironie gilt, die so viele Schöpfungen des großen Antwerpeners beseelt. In dieser Weise sind jene üppigen, überschäumenden Bacchanalien entstanden, wie wir sie in den Gallerien von München und Berlin bewundern: ein überschießendes Leben, ein Ueberquell der Lebenslust von Geistern, die auf das ganze Menschenleben in all seiner Ordnung, Ruhe und Gelassenheit mit souveränem Lächeln herniederschauen.

Ein weiterer herrlicher Meister ist in der Kasseler Gallerie ungewöhnlich reich vertreten, es ist der Antwerpener Jacob Jordaens, jüngerer Zeitgenosse des Rubens, in seinem derbkräftigen Humor und dem Zug für das Mythologische ganz auf Rubens' Bahnen wandelnd, doch mit einer Vorliebe für das menschlich Behagliche, für die Innenseiten des Lebens, für die Freuden des einfach schlichten bürgerlichen Daseins: diese weiß er oftmals durch einen sprühenden Humor unter freier Benutzung mythologischer Motive zu einer künstlerischen Höhe zu erheben, die seit ihm nicht überboten worden ist. Seinem älteren Landsmann Rubens entsprechend verlegte er seinen Humor nicht in das Kleinbild: in großen, mächtigen Zügen treten die Gestalten des Lebens vor uns.

Da ist vor Allem das herrliche Bohnenkönigfest, ein Bild ausgelassenster Laune, ein Panegyrikus auf des Lebens Heiterkeit, ein Frohsinn, der im Uebermuth quillt, wenn der Bohnenkönig so recht behäbig trinkt und rings herum alles jauchzt und brüllt: welche kernige Kraft, welche Lebensfülle! Sodann das Bild des Satyrn bei dem Bauern mit dem launigen Gesicht des Fauns, die sich wundert wie der Bauer seine heiße Suppe im Löffel bläst, während er sich doch sonst gegen die Kälte zu blasen pflegt (Nr. 92). In dem Satyrn ist der ganze Zug der Weltironie vertreten, der ein solches bedürfnißloses Lebewesen ankommen muß, das sich, wenn auch in niederen Sphären webend, doch durch seine Unempfindlichkeit gegen äußere Einflüsse über das Menschliche erhebt. Ein ähnlicher Humor waltet in dem gesunden, kräftigen Breiesser mit seinen mächtigen Backentaschen und der lebenstrotzenden Familie sammt dem Kinde, das sich auf dem Boden in der bekannten Rubens'schen Ungenirtheit ergeht. Aehnlich in der Bacchuserziehung, wo der derbe Junge ungeberdig nach Milch schreit, während die feiste Nymphe am Ziegeneuter herumhantirt, der Milchkrug umgeworfen am Boden liegt und der Satyr oben mit olympischer Ruhe die Flöte bläst.

Einem anderen, dem Jordaens'schen Geiste weniger vertrauten Genre gehört das herrliche Bild an, wie ein Mohr den Hengst vorführt, den der reiche Herr mit Befriedigung betrachtet, während hinten Gott Mercur durch seine Anwesenheit der Stimmung des Bildes eine besondere Beziehung gibt: ein vortheilhafter Handel, ein kluges Geschäft! Auch das sonst vortreffliche Bild: Triumph des Bacchus steht außerhalb des eigentlich Jordaens'schen Geistes. Der Gott ist kein Bacchus in der Art, wie ihn die Alten und wie ihn Rubens aufgefaßt, das Gesicht bezeugt eine Solidität und Arbeitstüchtigkeit, die mit dem Gott des Weines wenig zu thun hat.

Auch von den zwei größten niederländischen Portraitisten (neben Rembrandt) hat die Gallerie hervorragende Proben; namentlich von van Dyck. Der chevalereske Zug des liebenswürdigen Meisters, die Feinheit der Ausführung, die flotte Haltung, das freie durchgeistigte Wesen, alles gibt seinen Bildern eine besondere Charakteristik, die man nicht als manirirt bezeichnen kann; wenn es auch richtig ist, daß manche Portraits dadurch an Ursprünglichkeit, Tüchtigkeit, Festigkeit und Lebenskraft einbüßen. Das Bildniß des Italieners, wohl eines Genuesen (Nr. 111) mit Atlasgewand und Rosettenschuhen, steht auch in der Ausführung in erster Linie. Sodann ein Frauenportrait (Nr. 110), in welchem die leichte Ironie der älteren Weltdame mit größter Liebenswürdigkeit und bezaubernder Feinheit hervortritt. Das Leers'sche Familienbild (Nr. 113) ist im Colorit und in der lebenswarmen Darstellung des Familienlebens meisterhaft; das Bild des Malers Snyders und Frau (Nr. 115) mit den etwas hektischen Zügen des Meisters und dem derben Wesen der Frau zeugt von liebevollstem Eingehen in die Eigenart des befreundeten Künstlerheimes.

Ganz anders der mächtigste Portraitist der Niederländer, der Haarlemer Hals; mit kräftigstem Pinselstrich und ohne jede Beleuchtungseffecte: so wie die Person ist, d. h. mit möglichst vielen Charakterzügen wird sie zur Darstellung gebracht. Da gilt kein mühsames Feilen und Klügeln, keine gezwungene Noblesse: wie die Menschen sich darstellen, mit aller Kraft und Tüchtigkeit werden sie aufgefaßt und das Bild stark auf die Leinewand geworfen. Merkwürdig ist der Entwickelungsgang des Meisters: immer kühner und breiter wird sein Pinsel: von den zwei Portraits (Nr. 194, 195) ist ein weiter Schritt bis zu dem Zecher und gar zu dem Mann mit dem Schlapphut aus den letzten Lebensjahren des Meisters; wir sehen hier den mächtigen Wurf, die kühne Auffassung, den heiteren Lebenstrieb, der sich über alles Kleine, Unwesentliche hinaussetzt und wie ein Blitz die Züge des Charakters fixirt. Das ist die Richtung, die in unserem singenden Knaben, in unserem „Dosdorp" und besonders in unserer „Hille Bobbe" in der Berliner Gallerie ihre Triumphe feiert. Mit der geistreichen Leichtigkeit und Leichtfertigkeit des genialen Nichtsnutzes und Lebemannes ist hier alles: Gesicht, Gewand und Beiwerk hingeworfen; wenige Züge, fast skizzenhaft, aber das Lebensbild steht mit einer degagirten Sicherheit vor uns, die kein anderer Meister mit solcher Unmittelbarkeit erreichen konnte.*)

Auch Portraitmaler zweiten Ranges, wie Helst und Thomas de Keijser, sind vertreten.

Von sonstigen Niederländern ziehen uns die zahlreichen Melchior Hondecoeter an, ferner zwei Potter, verschiedene Sammtbreughel — trotz der gerade hier sehr bemerkbaren Ultramarinkrankheit des Meisters, die seine Bilder in widernatürliche Bläue taucht —; ein Jacob Ruisdael, verschiedene Teniers, Netschers, namentlich aber zwei der schönsten Terborg: die Lautenspielerin mit ihrem mühsamen Griff und der gespannten Aufmerksamkeit ihres nicht sehr hellen Geistes, in größter Liebenswürdigkeit ausgeführt mit einem Anfluge leichten Humors; und dieselbe dann nochmals, dem Vortrage des Singlehrers lauschend mit einer Miene der angespanntesten Aufmerksamkeit, die an das Komische streift.

So weit die Niederländer. Von italienischen Meistern hat die Gallerie ein ausgezeichnetes, flott aufgefaßtes, aber bis in's Feinste durchgeführtes Portrait Tizian's, sowie ein bewunderungswürdiges Portrait Tintoretto's (Nr. 459): denn im Portraitfach leistet der sonst Unleidige bisweilen Vorzügliches. Eine dem Paolo Veronese zugeschriebene Cleopatra ist wohl sicher kein Veronese: dieser kann unmöglich eine so breite gedunsene Dirne als Geliebte des Antonius angesehen

*) Ueber seinen Lebensgang vergl. Bode, Studien zur Geschichte der holländischen Malerei S. 38 ff.

haben. Ein charakteristischer Giolfino aus der Berliner Sammlung repräsentirt die Veroneser, ein mittelmäßiger Moretto die Brescianer Schule (Nr. 473, die andere Nr. 474 ist zweifelhaft). Verschiedene Spätitaliener, wie die Caravaggio's machen einen weniger erfreulichen Eindruck.

Auch von der deutschen Schule haben wir hier einige zerstreute Stücke, ein Dürer'sches Portrait, verschiedene Cranach, einen (oder zwei?) Meister des Todes der Maria, und endlich jene, dem Schweizer Stedelin zugeschriebene Tischplatte mit den verwunderlichen Allegorien, die unsere ganze Welt- und Lebensgeschichte darzustellen sucht und einem Neckräthselspiele gleicht.

Noch ein kurzer Besuch gilt den Abgüssen des unteren Raumes; wir sehen unsere Lieblinge, den Niccolo Pisano, den großen Giovanni Pisano, die Donatello's, die Krafft u. s. w. in ihren Nachbildungen, verfolgen noch die japanesischen, persischen, chinesischen Vasen, letztere mit dem Naturalismus des Blumenlebens, die chinesischen Statuetten, namentlich die Mutter mit dem Kinde, und so verlassen wir die Sammlung mit reichen tiefen Eindrücken. Geleitet durch den Geist der Kunst blicken wir die herrliche Bellevue herunter. Die Läuterung durch die Kunst gibt uns die Natur doppelt wieder und läßt uns in gesteigertem Maße ihre Lebenstriebe empfinden; der Pulsschlag des Daseins ist es ja, durch den auch die Kunst genährt wird.

Renan und sein letztes Werk.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Das Dichterwort hatte aber bei Renan keine Geltung. Selten entsprach das Aeußere eines Gelehrten so wenig dem Innern, der Mensch seinen Werken. Der kühne Denker und elegante Stilist war ein kleiner, dicker Mann mit urprosaischem Gesicht und klobiger Nase, und wir sehen ihn noch vor uns, wie wir ihn vor einigen Jahren im Auditorium des Collège de France gesehen haben: im priesterlich langen, schwarzen Rock, linkisch mit der fetten Hand die grauen Haare aus der Stirne streichend und vom Katheder herab mit leiser, unangenehmer Stimme ganz frei einen Plaudervortrag beginnend, formlos, gewöhnlich, ungelenk. Der Widerspruchsvolle sprach eben ganz anders, als er schrieb. Der feinste Stilist Frankreichs war ein schlechter Redner, und das ist wohl auch der Hauptgrund, daß er die politische Rolle, die er zwei Mal erstrebte, niemals hat spielen können, und daß er es trotz seiner Weltberühmtheit nicht einmal zum Abgeordneten gebracht hat.

Und nun ist er 69 Jahre alt nach kurzem Krankenlager sanft und friedlich entschlafen. Gewiß, seine Todfeinde, die Römlinge, werden sich über das schöne Ende des bestgehaßten Ketzers wundern, sie, die auch unserem Luther keinen ehrlichen Tod gönnen. Aber hier ist keine entstellende Legende möglich, denn Renan selbst hat dafür gesorgt, ihr noch bei Lebzeiten vorzubeugen. Er ist gestorben, wie er es in seinem Testamente vorausgesagt hat, unversöhnt und ohne den Trost der katholischen Religion, die er so oft bitter befehdet und doch im Innersten so sehr bewundert und geliebt hat. Das war auch einer der Widersprüche seiner Natur.

In seinem letzten Buche, wo sich alle seine Vorzüge und Schwächen wie in einem Brennspiegel vereinigt finden, in den „Feuilles détachées"*), einer Fortsetzung zu den herrlichen „Kindheits- und Jugenderinnerungen", kommt er noch einmal auf seine persönlichen Schicksale zu sprechen und versichert, die Heiterkeit seiner Seele nicht eingebüßt zu haben. Die Kirche freilich werde ihm einst eine böse Legende andichten. Die Legenden der Feinde der Kirche trügen alle dasselbe Gepräge; das Ende, das die Apostelgeschichte dem Judas zuweise, gebe die Grundzüge dazu. Ein Theil der kirchlichen Tradition werde von ihm einst ein ähnliches Lebensende zu erzählen wissen und ihn im übrigen halb als einen Arius, halb als einen Voltaire hinstellen. Wenn in fünfhundert Jahren eine Commission der Akademie seine Biographie schreibe, so werde sie sonderbare Actenstücke abzuschätzen haben und z. B. in Büchern, die unter Billigung der Kirche erschienen seien, lesen, er habe von Rothschild eine Million Francs bekommen, um das Leben Jesu zu schreiben, und Napoleon III. habe ihm, wenn er ihm auch sein Amt genommen, eine gute Stelle beim Journal des savants verschafft. Thatsächlich beziehe er von dieser Zeitschrift 500 Francs jährlich. Eine vorurtheilslose Kritik werde ihm einst gegen die apokryphen Texte, die er fürchte, Gerechtigkeit verschaffen. „Ist aber die Menschheit zum Kretinismus bestimmt, dann liegt mir nicht mehr an ihrer Achtung; dann mag sie von mir so viele Albernheiten glauben, als sie will . . ."

Mit 23 Jahren wurde er vor die Wahl zwischen dem Glauben oder der Wissenschaft gestellt, und nach schwerem Kampfe legte er die Soutane ab. Aber ein Priester ist er im innersten Kerne doch zeitlebens geblieben. Sogar als Dichter — und er war vielleicht mehr ein Poet als ein Gelehrter — haftet ihm der kirchliche Weihrauch noch an; sein „Leben Jesu" ist mehr ein Roman, aber „ein heiliger", wie ihn der viel freiere und stärkere David Friedrich Strauß genannt hat, und sogar in seinen geistvollen Lesedramen ist der Sakristeigeruch unverkennbar. Ein Priester war dieser Wahrheitsucher und bei allem Ueberzeugungsmuth eine zarte, weibische Natur. Die Frauen hat er immer hohenpriesterlich verehrt: seiner Mutter, seiner Schwester Henriette, seiner Jugendliebe Noëmi widmete er bis zuletzt einen zarten Cultus. Auch über diesen Punkt spricht er sich in seinem letzten Buch aus:

„Ich bin von Frauen und Priestern erzogen worden; die Erklärung meiner Eigenschaften und meiner Fehler liegt darin. In der Bretagne, woher ich stamme, sind die Frauen den Männern überlegen, schelten sie aus und behandeln sie von oben herab. Die Priester hatten ehedem ebenfalls eine große Ueberlegenheit über die Laien; oft liebten die Frauen, in allen Ehren wohlverstanden, ihren Pfarrer mehr als ihren Mann. Die Verlegenheit, welche ich denen gegenüber zeige, die nicht in den Fragen der Wissenschaft und Sittlichkeit leben, schreibt sich von der Verachtung her, die meine Lehrer mir für die Laien einflößten. In meiner Unbeholfenheit liegt etwas von der Geringschätzung, welche die Priester, und etwas von der, welche die Frauen zu zeigen lieben. Meine Empfindungsweise ist zu drei Vierteln weiblicher Art."

Sieht man von der umfangreichen Vorrede ab, so ist das erste „lose Blatt" fast das einzige Stück der Sammlung, das als Fortsetzung der früher erschienenen „Erinnerungen" gelten kann, und doch auch nur in bedingtem Sinne. Unter der Ueberschrift „Emma Kosilis" veröffentlicht Renan nämlich die Lebensgeschichte der Mutter einer Freundin seiner Schwester; mit seinen eigenen Geschicken scheint Emma Kosilis nicht weiter verflochten, als daß sie eine Landsmännin von ihm ist und daß er sich daher zum Verstehen und Ausdeuten ihres, eines bretonischen Frauenlebens berufen glauben darf. Hervorstechend merkwürdig ist die Geschichte Emma's nicht. Emma faßt eine Neigung zu einem jungen, von Renan Emilien genannten Manne aus ihrem Bekanntenkreise, ohne daß Emilien selbst oder irgend jemand sonst von ihrer Neigung etwas ahnt. Emilien verlobt sich eines Tages mit einer Anderen. Kurz darauf tritt Emma als Laienschwester in ein Ursulinerinnenstift, wo auch eine Schwester Emilien's weilt. Niemand kennt den Beweggrund dieses Schrittes. Nach mehreren Jahren stirbt Emilien's Frau mit Zurücklassung zweier kleinen Kinder. Jetzt erst vertraut Emma ihrem Beichtvater ihre Neigung, und dieser erreicht, daß ihr die Fürsorge für die beiden Kinder übertragen wird, die man zu der Schwester Emma's in das Stift gebracht hat. Emilien sieht Emma an den Besuchstagen im Sprechzimmer des Stiftes, und nun wird sie, die noch kein Klostergelübde bindet, seine Gattin. Die Geschichte ihrer stillen Liebe ist bis zur Alltäglichkeit einfach, aber sie ist unter Renan's Händen zu einem so anmuthigen Idyll geworden, wie nicht viele Autoren der Gegenwart es würden schreiben können. In allen seinen Schriften entfaltet Renan die hinreißende Macht seines Stiles da am ersten, wo er idyllischen Frieden,

*) Paris, Calmann Levy.

glückliche Selbstbescheidung, mit anderen Worten das Leben der Seele in seiner Reinheit und Wahrheit schildern kann.

Die übrigen Schriftstücke bestehen in kürzeren oder längeren Reden oder Gelegenheitsschriften, Kritiken und Feuilletons. Da gibt es in Frankreich einen Verein für die Verbreitung der französischen Sprache, und in diesem hat Renan im Jahre 1888 einen Vortrag gehalten, der hier abgedruckt ist. Was Renan zum Ruhme seiner schönen Muttersprache sagt, ist, wenn auch der Becher des Rühmens wohl einmal überschäumt, anziehend und gedankenreich. Das anzuerkennen sollen uns die kleinen Bosheiten gegen Deutschland, die er eingestreut hat und die man um Renan's selbst willen bedauern muß, nicht hindern. Wenn er aber darüber spöttelt, daß „alle Entdeckungen von Deutschen gemacht seien", so wissen wir genau, was wir von dieser Ironie zu halten haben. Er hat es unserem D. F. Strauß, auf dessen Schultern er steht, nie verziehen, daß er ein „Leben Jesu" vor ihm geschrieben und — ihm vorgeschrieben hat. Das war der einzige Schmerz seines Lebens, daß er, der als Orientalist, Geschichtschreiber und Künstler größer ist als Strauß, als Theolog und Philosoph nur sein Schüler ist und ein Popularisirer wesentlich deutscher Forschungen bleibt. Darum lächeln wir auch nur zu seiner letzten Bosheit: „Hoffentlich wird im Thal Josaphat nur Französisch und nicht Deutsch gesprochen. Es gibt Theologen, die eine Milderung der Höllenstrafen zulassen. Nun, in meinen schlaflosen Nächten stelle ich gern Eingaben und Bittschriften zusammen, die ich mir aus tiefster Hölle an den Ewigen gerichtet denke. Ich versuche dabei fast immer, ihm zu beweisen, daß er ein wenig die Schuld unseres Verderbens ist, und daß es Dinge gibt, über die er ein Bischen mehr Licht hätte verbreiten müssen. Einige dieser Bittschriften sind sehr pikant und werden, denke ich, den Ewigen zum Lächeln bringen. Aber es ist klar, daß sie alle ihr Salz verlieren, wenn ich sie in's Deutsche übersetzen muß. Bewahren Sie mich vor diesem Unglück, meine Herren. Ich verlasse mich auf Sie, daß das Französische die Sprache der Ewigkeit ist. Sonst bin ich verloren."

Das ist der pikante Renan, der etwas minder liebenswürdig ist. Das leichte Geistreicheln, die feine Bosheit „liegt" ihm nicht. Da wird er meist pedantisch, grob und grotesk. Der Zopf, der hängt ihm hinten. Und ist es nicht jammervoll zu sehen, wie einer der größten Franzosen in nationaler Befangenheit so klein und niedrig sein kann? Besser als den Feuilletonisten lassen wir uns den Geschichtsphilosophen Renan gefallen, obgleich auch dies nicht sein eigenstes Gebiet ist. Interessant ist er hier immer, eigenartig und geistreich, und auch wo er unseren Widerspruch reizt, bewundern wir seine glänzende Darstellung, seinen freien, divinatorischen, schönheitkundigen Geist. Schon aus seinen Dramen wissen wir es, daß er kein Freund der Revolution und daß ihm überhaupt das 18. Jahrhundert, „das die Welt zu kalter Vernünftigkeit zurückführte", herzlich zuwider war. Auch hier weiß er von der Großen Revolution wenig Gutes zu sagen. Er meint, sie dürfe nicht nach denselben Regeln beurtheilt werden, wie die gewöhnlichen Lagen der Menschheit. Die Revolution sei, wenn man von ihrem grandiosen und verhängnißvollen Charakter absehe, nur widerlich und häßlich gewesen. Auf der Oberfläche erscheine sie wie eine Orgie. Die Träger der Revolution seien um so mächtiger gewesen, je häßlicher sie sich darstellten. Die Narren, die Unfähigen und die Verbrecher hätten mitgewirkt in dem instinktiven Gefühl, daß für sie die Stunde gekommen sei, nützlich zu werden. Die Zeit habe verwegene und verbrecherische Menschen nöthig gehabt, und sie sei nach Wunsch bedient worden. Dennoch dürfe man bei diesen widerlichen Einzelheiten sich nicht aufhalten, die gleichsam der Preis seien, mit dem man die Mitwirkung der Masse erkaufen müsse. Im Ganzen gesehen sei die Revolution wie eine der großen Bewegungen in der Geschichte, die ein höherer Wille beherrsche und leite. Ein dämonischer, unpersönlicher Zug durchdringe alle Vorkommnisse der Revolution. Die Leute, die an den Sieg der Revolution glaubten und ihn durch diesen Glauben sicherten, seien wie Besessene gewesen, und doch seien sie so völlig einig mit der Macht der Dinge, daß man sich vergebens frage, was aus der Welt hätte werden sollen, wenn die Revolution nicht gewesen wäre.

„Sie war nothwendig, wie der Fieberanfall, der rettet oder tödtet. Der Eindruck, den sie hinterläßt, ist halb Bewunderung, halb Schrecken. Die Revolution ist das am meisten stürmische unter allen menschlichen Schauspielen. Darum werden die Männer der Revolution so verschieden beurtheilt. Diese Arbeiter an einem Riesenwerke waren, für sich betrachtet, Pygmäen. Es war das Werk, das groß war und das diese Männer groß machte, indem es sich ihrer bemächtigte. Die Lage der Dinge riß sie fort, erfüllte sie wie mit einem Fieber und bildete sie nach Bedürfniß um; nach dem Anfall wurden sie wieder als das befunden, was sie früher waren, nämlich als mittelmäßig . . . Es waren Leute von erhabener Unbewußtheit, die um ihrer Jugend, ihrer Unerfahrenheit und ihres Glaubens willen Vergebung finden. Ich sehe es nicht gern, daß man ihnen so etwas wie einen Adelstitel zuerkennt. Sie gehen allein, wie der Henker. Bis auf wenige berühmte Ausnahmen haben sie keine Familie gegründet. Man hält sie als Vorfahren in der Verborgenheit; niemand beruft sich auf sie. Man bekennt sich nicht leicht zu Vätern, die man nicht zum Vorbild nehmen dürfte. Besonders liebe ich nicht, daß man ihnen Bildsäulen errichtet. Welch' ein Irrthum! Welch' ein Mangel an Geschmack! Diese Männer waren nicht groß! Sie waren die Arbeiter einer großen Stunde . . . Es ist der Ruhm einer Nation, in ihrer Geschichte jene wunderbaren Erscheinungen zu haben, die nur einmal kommen: Johanna d' Arc, Ludwig XIV., die Revolution, Napoleon; aber da liegt auch eine Gefahr. Die Wesenheit dieser Erscheinungen besteht darin, daß sie einzig sind. Sie sind schön unter der Bedingung, nicht erneuert zu werden. Die Revolution ist verurtheilt, wenn es bewiesen ist, daß sie nach Ablauf von hundert Jahren noch einmal beginnen, ihren Weg suchen, in den Zuckungen der Verschwörungen und der Anarchie sich äußern muß."

Es ist natürlich, daß die zarte, verletzliche, lyrische Frauennatur Renan's über die schmerzenvolle Geburt der modernen Freiheit nicht anders urtheilen kann. Viel anerkennender ist sein Urtheil über die erste Hälfte unseres Jahrhunderts, die ihn fast mit Bewnnderung erfüllt. „Die Menschheit ging daran, ernster als je über ihre Bestimmung nachzudenken. Wir wissen nicht, ob alle Fragen gelöst sind, welche die Zeit gestellt hat. Aber gewiß wird die Geschichte auf die erste Hälfte unseres Jahrhunderts ungeheure Eroberungen im Reiche des Geistes zurückführen, die Verbreitung des Sinnes für gute Lebensart, für Milde, für Freiheit, eine außerordentliche Erweiterung des Kreises der Einbildungskraft, einen Begriff von Wissenschaft, Philosophie und Poesie, wovon unsere ehrenwerthen Vorfahren im 18. Jahrhundert nur eine entfernte Vorstellung hatten." Trotz alledem hält er nicht viel von der Zukunft und glaubt, daß uns schlimme Tage bevorstehen.

„Die moralischen Werthe sinken, das ist sicher: die Aufopferung verschwindet fast; man sieht den Tag kommen, wo alles controlirt wird, wo der organisirte Egoismus die Liebe und die Ergebenheit ersetzen wird. Unser Jahrhundert hat mehr und mehr vervollkommnete materielle Werkzeuge geschaffen, ohne zu bemerken, daß die Anwendung dieser Werkzeuge einen gewissen Grad von Sittlichkeit, Gewissen und Selbstverleugnung voraussetzt. Es wird nicht geringe Rathlosigkeit herrschen. Die beiden Dinge, welche dem Niedergange des Respectes bis jetzt allein widerstanden haben, die Armee und die Kirche, werden bald von der allgemeinen Fluth mit fortgerissen werden. Gleichviel; die Hülfsmittel der Menschheit sind unendlich. Was für die Ewigkeit zu schaffen ist, wird vollendet werden, ohne daß die Quelle der lebenden Kräfte, die immer wieder bis zur Oberfläche aufsteigen, jemals erschöpft wird. Die Wissenschaft zumal wird fortfahren, uns durch ihre Offenbarungen in Erstaunen zu setzen; diese werden die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit an die Stelle einer armseligen Schöpfungslehre setzen, die nicht einmal mehr der Einbildungskraft eines Kindes genügt."

Der Priesterzögling, der bis zuletzt gläubig blieb und auch für das Dogma noch stille Verehrung hatte, bleibt ein Mystiker, dem jedes Zerreißen des Isisschleiers schmerzlich ist. Hören wir ihn selbst!

„Ist das quälende Bedürfniß eines Glaubens eine bloße Illusion? O nein. Auf diesem Gebiete ist das förmliche Verneinen ebenso verwegen, wie das unbedingte Bejahen. Die Parallelen treffen sich im Unendlichen; die Religion ist auch im Unendlichen wahr. Wenn Gott vollkommen sein wird, wird er gerecht sein. Von der Tugend wird sich, davon bin ich überzeugt, eines Tages in entscheidender Weise herausstellen, daß sie das bessere Theil war. Halten wir Stand; ertragen wir die Spottreden der Leute, die sich schlau vorkommen. Das Verdienst ist, die Pflicht gegen den Augenschein zu sichern. Wenn die Tugend eine gute Versorgung wäre, so würden die Geschäftsleute, die sehr scharfsichtig sind, sie längst in das Auge gefaßt haben; sie würden alle tugendhaft sein. Nein, sie ist eine schlechte Versorgung in der endlichen Ordnung der Dinge; aber im Unendlichen hören die Widersprüche auf, die Verneinungen verschwinden. Nichts beweist uns, daß es in der Welt ein centrales Bewußtsein, eine Weltseele gibt; aber ebenso wenig beweist irgend

etwas das Gegentheil . . . „Wir wissen nicht" ist alles, was wir mit Klarheit sagen können über das, was über das Endliche hinausliegt. Bestreiten wir nichts, behaupten wir nichts, aber hoffen wir. Bewahren wir bei den Beerdigungen einen Platz für die Musik und den Weihrauch. Eine ungeheure moralische und vielleicht auch intellectuelle Erniedrigung würde dem Tage folgen, wo die Religion aus der Welt verschwände. Wir können die Religion entbehren, weil andere für uns Religion haben. Die, welche nicht glauben, werden von der mehr oder weniger gläubigen Menge fortgerissen; aber an dem Tage, wo die Menge solchen Antrieb nicht mehr hätte, würden selbst die Tapferen nur lässig zum Sturme schreiten. Man wird eine Menschheit, die nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, weniger leistungsfähig finden, als eine Menschheit, die daran glaubt. Der Werth des Menschen bemißt sich nach dem religiösen Gefühl, das er von seiner ersten Erziehung her in sich trägt und das seinem ganzen Leben seinen Duft mittheilt. Die religiösen Menschen leben von einem Schatten. Wir leben von dem Schatten eines Schattens. Wovon wird man nach uns leben?"

Der Satz vom Werth und Nutzen des Glaubens der anderen ist wohl so offen noch kaum aufgestellt worden; doch gibt er sich wenigstens nicht brutal oder frivol; der religiöse Glaube erscheint ihm als „eine durchschaute, aber für die Gesammtheit gleichwohl werthvolle Illusion." Wer würde in diesen maßvollen Worten den „europäischen Lästerer" wieder erkennen, den Papst Pius IX. verdammt hat? Viel Religion freilich verlangt er gerade nicht.

„Streiten wir nicht über das Maß oder die Formel der Religion; beschränken wir uns darauf, sie nicht zu leugnen; wahren wir die Kategorie des Unbekannten, die Möglichkeit zu träumen. Der unvermeidlich gewordene Sturz der angeblich geoffenbarten Religionen braucht das Verschwinden des religiösen Gefühls nicht nach sich zu ziehen. Das Christenthum hat uns dahin gebracht, daß wir zu schwer zu befriedigen, zu anspruchsvoll sind. Wir wollen den Himmel, nichts Geringeres, und wir wollen ihn mit Bestimmtheit. Seien wir lieber mit kleineren Vortheilen zufrieden . . . Seien wir streng gegen uns selbst, aber machen wir das Leben nicht arm. Man muß über das alles nicht die abgeseimten Gelehrten unserer Tage hören. Berauben wir die Menschheit nicht ihrer Freuden, freuen wir uns, sie sich freuen zu sehen. Die Freude der anderen ist ein wesentlicher Theil unserer Freude; sie bedingt jene große Belohnung eines ehrenwerthen Lebens, die in der Heiterkeit besteht."

Es ist gar keine Frage, daß der große Skeptiker, „der den Himmel entgötterte", diese Heiterkeit des Gemüthes bis zu seinem Ende bewahrt hat, der Kirche und ihren Prophezeiungen zum Trotz. Mit ihm stirbt glücklich ein glücklicher Mensch. Er hat gefunden, was er nicht gesucht hat: den Weltruhm, das Familienglück, die Popularität, die seinem aristokratischen Sinne freilich widerstrebte, und auch was er suchte, ist ihm geworden: die Wahrheit — wenigstens ein irdisch Stück von ihr. Und was wird von seinem Lebenswerk übrig bleiben? Die Gelehrten werden den Orientalisten schon wegen seiner philosophischen Forschungen über die semitischen Sprachen ferner hochhalten. Seine „Geschichte des Volkes Israel" wird nicht so bald veralten. Sein bändereiches Werk vom „Ursprung des Christenthums" wird bei den Gebildeten in Ansehen bleiben. Seine symbolischen, mystischen Dramen sind heute halb vergessen, aber sein „Leben Jesu" ist nach 30 Jahren noch frisch und schön und wird seinen Namen noch lange geliebt und verehrt machen. „Der idealistische Mensch, der göttliche Dichter, der große Künstler trotzt allein der Zeit und ihren Wandlungen; allein sitzt er zur Rechten Gottes des Vaters in Ewigkeit." Dieses schöne Wort für Christus und gegen St. Paul kann man auch auf den anwenden, der es gesprochen hat.

Sch.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Liebesfrühling.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen.

Von J. Moroß.

In diesem Augenblicke haßte ich sie.

Sie saß auf ihrem ausgebreiteten Shawl unter einer blühenden Akazie. Der Maiwind schüttelte die silbernen Blüthendolden über ihrem blonden Köpfchen und streute weiße Flocken auf ihr lichtes Haar. Sie hatte sich mir abgewandt, so daß ich nur ihr herrliches Profil sehen konnte. Gleichwohl bemerkte ich, wie ihre dunkeln Brauen und kirschrothen Lippen zornig umwölkt waren. Sie war siebenzehn Jahre alt, ich zweiundzwanzig. Vor einem Augenblick hatten wir uns ernstlich erzürnt. Ich hatte ihr einige bittere Worte gesagt, hatte sie kleine Kokette und herzlos genannt. Verdient hatte sie es.

Gestern lächelte sie den ganzen Abend unserem Nachbarn zu und unterhielt sich nur mit ihm, während sie mich unbeachtet ließ, als ob ich gar nicht im Zimmer wäre. Ich bat sie um eine Rose, die sie in der Hand hielt — sie schlug es mir ab, und doch sah ich sie später in seinem Knopfloch!

Ich lief wie toll aus dem Zimmer, das Blut stieg mir in den Kopf und ich fürchtete einen Skandal zu machen, denn ich war außer mir. Hatte sie doch genau ebenso, nein viel inniger, mich angesehen und mir zugelächelt — ich allein hatte ein Recht auf sie. Und nun lächelt die Treulose einem anderen zu und gibt einem anderen die Blumen, die sie mir verweigert! . . .

Ich verbrachte die Nacht schlaflos. Seit dem frühen Morgen hatte ich eine Gelegenheit gesucht, dem koketten Ding einen herben Vorwurf in das Antlitz zu schleudern und endlich war es mir auch gelungen. Sie aber hatte stolz das Köpfchen in den Nacken geworfen und mir zur Antwort gegeben: sie thue, was ihr beliebe, und mich gehe das gar nichts an . . .

Damit brachte sie mich zum Schweigen. Denn wie kann man jemand seinen Aerger zeigen, der sich nichts daraus macht? Ich haßte sie wirklich! Sie machte sich aber auch darau nicht viel. Und doch war sie so schön, daß es mich förmlich packte, die Treulose weit weg zu tragen, wo es keine schwarzäugige Nachbarn gibt.

Sie hatte unterdessen den Strauß von Akazienblüthen mit einer hastigen Bewegung vom Mieder gerissen und begann ihn mit ihren kleinen rosigen Fingern zu zerflücken. Verstohlen streckte ich die Hand aus nach einer Blüthe, aber die Böse merkte es, raffte alle zusammen und warf sie weit fort, indem sie zornig nach meiner Seite blickte. Da übermannte mich die Entrüstung.

„Was zerpflücken Sie die armen Blumen?" rief ich, „vielleicht weil sie sich nicht wehren können? Warum nehmen Sie keine Nessel dazu?"

„Weil ich keine zur Hand habe."

„O, wenn es nur daran liegt . . ."

Ich sprang auf und holte eine riesige Brennesselstaude.

„Zu dienen, mein Fräulein," sagte ich höhnisch, „jetzt werden wir ja sehen, ob Sie auch einem Dinge gegenüber, daß Böses mit Bösem zu vergelten im Stande ist, auch so muthig sind.

Sie zögerte aber nur einen Augenblick, dann ergriff sie die Nessel und fing an, ein Blatt nach dem andern abzupflücken. Ihre zarten Finger zuckten unwillkürlich bei den schmerzhaften Stichen. Das Gefühl einer grausamen Freude kam über mich! so recht! es soll weh thun, furchtbar wehe thun! . . .

„Aha," rief ich, „Sie fürchten sich mein Fräulein — nur zu, immer muthig so fort!"

Aus ihren dunkelblauen Augen schoß ein zorniges Feuerwerk. Als einzige Antwort schlug sie sich mit der Nesselstaude über die Hand. Auf dem sammtweichen Händchen zeigte sich ein feuerrother Streif. Mir stieg das Blut in den Kopf.

„Bravo!" rief ich. „Nur schade, das ist nicht kräftig genug."

Sie schlug sich wieder über die Hand.

„Ist es so gut?" fragte sie, und ihre Stimme zitterte unter Thränen. Mir wurde doch ganz eigenthümlich zu Muthe.

„Ja," sagte ich unsicher.

Sie bemerkte die Wirkung, und als echtes Weib ergriff sie die Staude mit beiden Händen und knäulte sie mit voller Kraft zusammen, wobei sie sich unbarmherzig zerstach.

„Genug!" rief ich, „was thun Sie! werfen Sie das Zeug fort."

Damals wußte ich noch nicht, daß dies ein durchaus verkehrtes Mittel war, denn als sie meine Erregung sah, begann sie die Nessel noch heftiger zu bearbeiten.

Ach, ihr meine armen, ihr wunderschönen Händchen, ganz feuerroth mit Blasen bedeckt —! Das war zu viel! Ich ergriff sie bei beiden Händen, entriß ihr die verdammte Brennessel und schleuderte sie weit weg.

„Lassen Sie mich los!“ rief sie wüthend und suchte sich zu befreien, „lassen Sie mich sofort los!“

„Ich lasse Sie nicht, bis Sie mir versprechen, das scheußliche Unkraut nicht wieder anzurühren.“

„Das geht Sie gar nichts an — lassen Sie mich los!“

„Ich denke gar nicht daran — sehen Sie nur, wie Ihre Hände aussehen.“

„Was soll denn das heißen? Lassen Sie mich sofort los, oder ich werde ernstlich böse.“

„Ich erlaube aber solche Kindereien nicht.“

„Sie haben wohl gar ein Recht auf mich?“

„Das wird sich finden, und wenn ich noch keines habe, so werde ich es haben . . .“

„Das wollen wir doch sehen! . . das sind nicht Ihre, sondern meine Hände . . .“

„Durchaus nicht die Ihrigen, im Gegentheil sind sie mein und werden mein bleiben, sollten sich mir auch zwanzig Gegner in den Weg stellen und nicht bloß einer wie gestern. Ich schlage ihnen allen die Köpfe ein, und keiner soll Sie mir entreißen . . .“

In meiner Erregung hatte ich endlich das ausgesprochen, was ich seit zwei Monaten gewaltsam niederkämpfte. Ich schwieg erschrocken — mein Zorn war verflogen. Aber auch sie, das liebliche Kind erschrak. Ihre armen Händchen hatten den Kampf aufgegeben und zitterten wie im Fieber. Unsere Blicke begegneten sich — wir sahen einander in die Augen und im nächsten Augenblicke kniete ich vor ihr, drückte die zerstochenen Hände an die Lippen und flüsterte ihr heiße, leidenschaftliche Wort der Liebe zu. — Sie aber erröthete einmal über das andere wie eine Kirsche, fragte mich vorwurfsvoll: warum ich so lange gezögert und sie so gezwungen habe, den Funken der Eifersucht zur Flamme anzufachen?

„Sie sind selbst schuld,“ flüsterte das herrliche Mädchen, „Sie ganz allein . . .“

Ich bekannte mich schuldig und bat sie um Verzeihung, demüthig auf den Knien, nicht einmal, sondern hundertmal. Ueber unsern Häuptern summten die Fliegen, surrten die Maikäfer, drüben in den Binsen am Strome schrie die Rohrdommel in der Ferne und kreischten die Wasserhühner, der linde Frühlingshauch aber erfaßte alle die Töne und trug sie bis in den grünen Wald, wo sie im Echo leise widerhalten. Ach, wie glücklich waren wir! . . .

Aus der Hauptstadt.

Börsen-Tutti Frutti.

„Die Speculation ist das Herz des Wirthschaftslebens; sie sammelt sein Blut, das Geld, aus tausend winzigen Aederchen, um es nach einer Richtung ausströmen zu lassen und so die Durchführung großer civilisatorischer Werke zu ermöglichen. Es ist immer ein großes Project nöthig, um die menschliche Phantasie zu packen, die Hoffnung auf ungewöhnlichen Gewinn wach zu rufen und die Leidenschaften zu entfachen.“

So spricht in „L'Argent“ Emil Zola, in einem Buch, das vor der moralischen Qualification der Pariser Börsianer, wenn man sie mit unseren Jobbern vergleicht, nothwendig eine gewisse Hochachtung einflößt. Unsere Börsianer haben sich all' ihre Tage noch nicht um Werke der Civilisation bekümmert, man müßte denn die Erziehung und vielseitige Ausbildung kleiner Ronachermädchen dazu rechnen. Die Pariser Gimpel, welche gern in Privatcomptoirs herumschnüffeln und sich, da ihnen selbst alle Anlagen fehlen, gern von Anderen gute „Anlagen“ aufschwatzen lassen, müssen immer noch bedeutend klüger und geistvoller als ihre Berliner Leidensgenossen sein: bei denen bedarf es keiner großen Projecte, welche auf die Phantasie wirken; hier in Berlin fällt man blindlings in jede Kohlengrube hinein und läßt sich nachher nackt, splitternackt ausgezogen wieder herausziehen. Das Jahr 1892 hat allen Börsenfreunden grausame Ueberraschungen gebracht, und die allmählich an's Licht kriechenden Bilanzen entpressen den Löwy's und den Schulze's, den Verführern und den Verführten, wie die „Kreuzzeitung“ schreibt, traurige Pyrrhusrufe: Noch einen solchen, „nach Lage der Dinge günstigen“ Abschluß, und ich bin verloren! „Der Handel mit Rasirmessern wird, wenn die jetzige Conjunctur anhält, ungemein aufblühen“, sagte mir gestern ein Herr, der es wissen muß, „man kann sie auch zu anderen Dingen als zum Selbstrasiren gebrauchen.“ Und er machte eine melancholische Bewegung nach seiner Kehle.

Die „tödtlichen Saldi“ der Bilanzen kriechen an's Tageslicht und enthüllen immer drastischer das Geheimniß des Jahres 1890, zeigen, nun es nichts mehr schadet, auch dem größten Dummkopf, ich meine dem enragirtesten Privatspeculanten, wie es gemacht wird. Einen niederschmetternden Eindruck geradezu hat der Jahresbericht der Harpener Gesellschaft hervorgerufen. Es ist dies die Zeche, deren Verwaltung oder deren Bankiers wie keine mitschuldig sind an den gröblichen Speculationsexcessen des Jahres 1890/91, die das Gerücht von einer 80 Procent-Dividende aussprengen ließ, die dann, nach dem Ankauf einiger unglaublich verwahrloster und übermäßig hoch bezahlter Gruben, junge Actien zu 240, wenn ich nicht irre, ausgab. Heute stehen Harpener 134. An keinem anderen Papier wie gerade an diesem hat die Berliner Bankwelt ihre frivole Raubsucht, ihre rücksichtslose Brutalität aufgezeigt. Man kam den Privatglücksjägern auf alle mögliche Weise entgegen, sofern sie sich nur Harpener aufschwatzen ließen, und erleichterte ihnen ihre Engagements nach Möglichkeit durch Prolongationen und niedrige Deckungsquoten; trotz der ungünstigen Monatsausweise, trotzdem man in Bankkreisen über die traurigen Verhältnisse der Gesellschaft ganz genau unterrichtet war, stieß man weiter mit aller Macht in die Reklametrompete und lockte den Dümmlingen Millionen aus der Tasche. Es ist ein Skandal, zu sehen, welche Posten „vornehme Banken“ an Harpenern verdient haben, und verwunderlich ist's nicht, daß Löwe trotz der Ahlwardtflinten heuer eine große Dividende zahlen will: der Revolverconsum im speculirenden Publikum nimmt noch immer zu.

Als einziges Mittel, wieder auf die Beine zu kommen, nennt die Harpener Verwaltung Herabsetzung der Arbeiterlöhne, und trefflich gefällt ihr die neuerdings gegen den Staat erhobene Anklage, in erster Linie schuldig zu sein an der Begehrlichkeit der Bergleute, an den Schwierigkeiten, worin diese Menschen ihre Nährmütter, die Actiengesellschaften, gebracht haben. Begnügten sich die Bergleute mit dem, was man ihnen gutwillig geben würde, so ließen sich vielleicht 80 Procent Dividende herauswirthschaften statt 5 oder 6. Der Racker Staat hat die Verantwortung zu tragen für den Ruin unzähliger Existenzen, nicht die Harpener Herren und nicht ihre Berliner Spießgesellen. Soziale Reformen sind dringend nöthig, um den Kurs der Bergwerkspapiere wieder hochzutreiben. Herr v. Hansemann, dem der allgemein schleppende Geschäftsgang im Bankfach Zeit zur Belehrung französischer Interviewers läßt, hat auch bereits eine Idee gehabt — wenn ihm nur sein Hausarzt keine Vorwürfe wegen der Ueberanstrengung machen wird! — und Herrn Huret vom „Figaro“ das Reformprogramm der Gutgesinnten in kühnen Zügen entrollt. Wie Hansemann aus bester Quelle weiß, steht der Bankerott des kaiserlichen Staatssozialismns vor der Thür, und wird man ehestens zum Sozialistengesetz zurückgreifen. Arbeitervereinigungen, die bekanntlich die Handlungsunkosten der Großindustrie vermehren, müssen von einer wahrhaft einsichtigen Regierung unterdrückt, die den Häuern der Staatsbergwerke gemachten Zugeständnisse wieder aufgehoben werden; eine etwaige Revolution wirft das brave deutsche Heer mit Leichtigkeit nieder. Im Uebrigen hat, wie männiglich bekannt, Eugen Richter die Sozialdemokratie durch seine „Irrlehren“ politisch vernichtet. Herr von Hansemann gehört in den Reichstag; das Zeug hat und spricht er dazu. Entwickelt er bei der Leitung seiner Disconto-Gesellschaft ähnlich viel Geist, so wundert es mich nicht mehr, daß die Dividende des Unternehmens zusehends schmaler geworden ist. Er thäte vielleicht doch gut, sich auf die Besoldung von Handelsredacteuren und die Bereicherung Argentiniens zu beschränken; das ist sein ureigenstes Feld, da erscheint er als Held späterer Tragödien, während er auf anderen Gebieten nur durch einen allerdings köstlichen unfreiwilligen Humor glänzt.

Dieser Humor in ernster Zeit ist es aber, der dem Discontobank-Präsidenten mehr Neider erwirbt, als es seine finanziellen Erfolge je thun konnten. Wer gleich Herrn v. Hansemann zwei so schwere und so viel Geld kostende Bengel auf dem Arm tragen muß, wie es der Pariser Bonvivant Popp und der Mannesmann sind, und wer dabei noch urkomisch sein kann, bei dem fängt, trotz seines gegentheiligen Ausspruches, die Gemüthlichkeit in Geldsachen erst an.

Es ist drei oder vier Jahre her, als die Großstadtdruckluftbegeisterung auf der Höhe stand und Victor Popp in allen Banktempeln als die anbetungswürdigste Verkörperung Pariser Intelligenz galt. Zu jener Zeit aber erhoben sich bereits fachmännische Stimmen, deren Urtheil an Werth jedenfalls das interessirter Professoren bei Weitem übertraf, und sie wiesen schlagend nach, daß Popp's Prinzipien in letztem Grunde uralt und nur geeignet seien, Kraftvergeudung herbeizuführen, auch nur in Katakomben städten wie Paris angewandt werden könnten, für Berlin aber werthlos erschienen. Die Folgezeit hat diesen Unglückspropheten Recht gegeben. Eine Popp'sche Pferdekraft kostete selbst nach der Angabe seiner Kreaturen doppelt so viel wie eine gewöhnliche Dampfpferdekraft. Sie unterlag also schmachvoll im Distanzritt. Lange bevor an unsere Banken das unheilvolle Druckluftproject herantrat, brachten die deutschen Fachzeitschriften düstere Schilderungen der Pariser Verhältnisse, eingehende Nachweise der Unrentabilität der dortigen Anlagen; aber was gehen einen Bankdirector die Ansichten von Fachleuten an? Zur Begutachtung der Popp'schen Unternehmung sandte man Jemand nach Paris, der zweifellos das

Alter der Madame Judie genau abzuschätzen wußte, von technischen Fragen aber so viel wie ein Mondkalb von der Astronomie verstand. Und dann stopfte man Herrn Victor Popp die Millionen mit vollen Händen in die Taschen seines eleganten Paletots, und Herr Popp hatte gern seinen Lohn dahin.

Ich habe unsere Bankgrößen noch nie im Verdacht übermäßiger Intelligenz gehabt; ich weiß, daß sie ganz etwas Anderes, Reizvolleres als faustische Ideen Nachts mit sich im Bette herumwälzen. Mir ahnte immer, daß es leicht wäre, mit etlichen hundert Millionen im Tresor aller Welt auch dann zu imponiren, wenn man ein ganz alltäglicher Spießbürger des Geistes ist und dies sogar Andere merken läßt. Aber es mag an meiner finanziellen Kurzsichtigkeit liegen: ehe ich auch nur fünfzig Mark für die Ausbeutung einer Goldgrube im Spreebett hergebe, erkundige ich mich bei Jemand, der es versteht, wie es denn mit dem Gold im Spreebett ausschaut. Die Discontobank hat nicht nöthig zu thun, was einem armseligen Schreiber gut ansteht; sie hatte auch nicht nöthig, sich über das trotz Reuleaux noch keineswegs sichere Mannesmann-Verfahren hinlänglich zu informiren. Man ließ eben dreißig Millionen „auf die Walze" gehen und war gespannt, was daraus werden würde. Einstweilen melden die Mannesmann-Werke jetzt schon beträchtliche Unterbilanz für das laufende Geschäftsjahr an, und gegenüber durchsichtigen Fälschungen muß betont werden, daß die Gesellschaft heuer noch nicht in der Lage war, endgültige Angebote zu machen, daß der Betrieb noch lange nicht in Gang kommen wird und daß ohne die Remscheider Werke, wo noch Röhren nach alter Weise gefertigt werden, das Heulen und Zähneklappern groß sein würde. Der Himmel bewahre unsere Bank-Actionäre vor ferneren „weitausschauenden" technischen Erfindungen vorliegenden Genres. Sonst könnte der Fall eintreten, daß sie zwar noch die üblichen 10—12 Procent Dividende erhalten, das Actienkapital aber in „Erfindungen festgelegt", zu Deutsch, in Schornsteinrauch aufgegangen ist.

Ueber Portugiesen, Argentinier und Staatsbahnactien sagt man besser nichts — es ist den betheiligten Mitbürgern immer ein solcher Stachel in die Seele und verdirbt ihnen vielleicht alle Herzensfreude an dem Bruderkuß, den zu Gunsten des Kursstandes seiner Bochumer Herr Baare dem geknickten Fusangel auf die Wange drückte.

* * *

Der vortrefflich geleiteten Reichsbank wurde kürzlich von den vereinigten Wechselgeschäften Berlins der Vorwurf gemacht, sie beschneide den armen, steuerzahlenden Privatbankiers den kargen Verdienst und unterstütze Leute wie Aug. H. F. Schulze, den Maaß dieser Saison. Ein Paar ansprechende Niedlichkeiten kamen dabei zum Vorschein, zum Beispiel beklagt man sich bitterlich über die Gepflogenheit der Reichsbank, dem Committenten „nicht mehr als die wirklich verauslagte Courtage" in Rechnung zu stellen. Wenn die deutschfreisinnige Partei 1895 bei den Wahlen die Mehrheit erringt, was Herr von Hammerstein eigenthümlicher Weise immer noch bezweifelt, so wird sie ihrem rechten, dem Burgstraßen-Flügel zu Liebe, die Liquidation der Reichsbank beantragen müssen; ein Geschäft, das unreell genug ist, seinen schlecht informirten Kunden nicht mehr „Auslagen" anzurechnen als wirklich verauslagt wurden, ist zum Tode reif und muß in seinen Sünden untergehen. Heil der Usance und dreimal Unheil Jedem, der die Dummen nicht so hoch nimmt wie sie es verdienen! Daß die Directoren es nicht sofort jedem Kunden an der Nase ansehen, ob er ein Depotexpert ist, mag ein schwer wiegender Beweis ihrer Unfähigkeit sein; jedenfalls muß ich gestehen, daß der kleine, bescheidene Laden des Kaufmanns, der sich Schulze nennt, sich sehr vertrauenswürdig ausnahm gegen die neuen Prachtbankbauten, und daß das Brandmal auf seiner Stirn, welches ihn von Kindesbeinen an als künftigen Defraudanten kennzeichnete, bei Weitem nicht so schön roth leuchtete wie dasjenige des Herrn Commerzienraths Wolff, der doch Handelsrichter war und noch bei seiner Verhaftung im Aufsichtsrath der Berliner Handels-Gesellschaft saß. — Es ist allgemein üblich, erst dann von einem Verbrechen zu reden, wenn dem Verbrecher seine Actionen mißglückt sind. Die Schulze's unterscheiden sich, Herr Wiener vom „Berliner Tageblatt" mag das glauben, von den Meyer und Cohn gemeinhin nur durch größere Ungeschicklichkeit und daraus folgendes größeres Pech.

Wenn man schon der Reichsbank, die doch auch leben will, vorwirft, die Bankiers zu enterben und auszuhungern, was Wunder, daß dann die Gerüchte, man wolle der Börse mit einer 30 bis 40procentigen Steuererhöhung zu Leibe gehen, weithin gellendes Angstgeschrei erweckten. Hefteten die halb mythische Börsenenquête-Commission ihrem Fragebogen noch eine bezügliche Erkundigung an, so würden alle unglücklichen Betheiligten lieber die siebenjährige Dienstzeit für den Pöbel, die zehnfache Erhöhung der Kornzölle, die Einkerkerung Prof. Harnack's befürworten, ehe sie auf 10,000 Mark Actienumsatz zwei Pfennige Steuern mehr zahlten. Die Verarmung der Bankiers nimmt reißend zu; bald genug wird nichts als ihre Kasernirung übrig bleiben, um der Oeffentlichkeit den schmerzvollen Anblick zu entziehen. Die großen Banken müssen in diesem Jahr durchaus die Tantième ihrer — Subalternbeamten beschneiden; Fritz Friedmann, der Vertheidiger, mußte mit 1500 Mark fürlieb nehmen, wo er sonst an das Fünfzigfache gewohnt war; kein Handelsrichter verspielt mehr Zehntausende in einer Nacht, das können sich jetzt höchstens glückliche Theaterdirectoren leisten. Und einen so daniederliegenden Stand will man noch mehr belasten? Damit verjagt man ja die Bankiers aus Deutschland! Sehr gut bemerken die freisinnigen Börsenorgane und solche, die es herzlich gern sein möchten, daß man ja den in Ueberfluß schwelgenden Schnapsbaronen das spukhafte 40-Millionengeschenk, den Zuckerjunkern die Ausfuhr-Vergütigung nehmen, die Offiziere besteuern und die Ministergehälter erniedrigen könnte. Schon früher sagte mit Recht Pachnicke — Sie wissen, Bismarck mußte gehen, als Pachnicke kam — daß es einem Minister mit seinen 36,000 Mark Gehalt gleich wäre, wenn das Volk Noth litte; kriegt nun so ein Minister weniger Salär, so wird er menschenfreundlicher denken und die Kornzölle erniedrigen lernen. Aber die Börse lasse man uns mit Steuerprojecten ungestört!

„Der Handel, faßt man rauh ihn an,
Verschließt sich schnell wie die Mimose;
Statt auf die Börse geh'n wir dann
In das Asyl für Obdachlose,"

sang gelegentlich des ersten Börsensteuer-Entwurfs der Nonacherbarde und pensionirte Geistbold Stettenheim. Die Börse ist zu allen Opfern gern bereit, die Andern auferlegt werden. Bei ihr gilt Christi Lehrsatz: „Geben ist seliger denn Nehmen" nur, wenn es sich um Cholera-Medizin oder um Ohrfeigen handelt.

Caliban.

Carl Stauffer-Bern.

Vielleicht würden Viele das soeben erschienene Buch Otto Brahm's über den am 24. Januar 1891 verstorbenen Künstler Carl Stauffer-Bern*) mit mehr Zuversicht in die Hand nehmen, wenn nicht vorher so widerlich der Tam-Tam über die großen Enthüllungen geschlagen worden wäre, die es uns bringen soll. Der Berner „Bund" und die „Basler Nachrichten", letztere in vier Leitartikeln, vertheidigen die brave Schweiz gegen den in der „Frankfurter Zeitung" begonnenen Sturmlauf des Berliner Künstlerbiographen. Mit viel Aufwand von Entrüstung wird von beiden Seiten über das sittliche Motiv des Buches geurtheilt: Ist es eine That redlicher Entrüstung über die dem Maler von schweizerischen und italienischen Behörden zugefügte Unbill, oder handelt es sich um die Freude an der Darstellung häßlicher Geschichten?

Mir scheint vor Allem eine Thatsache durch das Buch zu unbestreitbarer Anerkennung gebracht worden zu sein: der junge Künstler, dem man nicht nur den Bruch der Ehe eines ihn gastlich bewirthenden Freundes, Vergewaltigung von dessen geistesschwacher Frau, Unterschlagung von Geld öffentlich vorgeworfen hat, ist aller Anklage vor verständig Denkenden mit einem Schlage frei geworden. So lange Stauffer selbst geistig klar war, hat er weder das Weib, noch den Beutel seines Freundes Welti angerührt. Von dem Augenblick, in welchem sein Geist unter dem Einfluß verworrener krankhafter Vorstellungen steht, entspricht seine Handlungsweise wohl seinen Wahnvorstellungen, wird aber kein Richter der Welt, selbst kein Sittenrichter, den Kranken für sie verantwortlich machen.

Für diese Aufklärung und für dies fleißige Sammeln der Briefe sind wir Brahm aufrichtigen Dank schuldig: Er hat im Buch gehalten, was der Titel von ihm versprach: Er schildert Stauffer's Leben, druckt seine Briefe und Gedichte ab. Eines hat er aber leider vergessen, die Kunst des Künstlers Stauffer zu würdigen, dessen Stellung unter den übrigen deutschen Malern, Radirern und Bildhauern. Um diese zu beschreiben, wird sich wohl noch einmal jemand, der es mit seinem Buche minder eilig hat, mit Stauffer's Leben zu beschäftigen haben. — „Es gibt nur eine Kunst", sagt dieser einmal, „nämlich die, welche hervorgebracht wird durch die Freude an der Natur, und die nichts weiter sucht, als diesem Gefühl Ausdruck zu geben, sei es nun in Farben, Formen, Worten oder Tönen." Es kommt dieser Satz in einem Brief aus Rom vor, bei einer Schilderung Florentiner Eindrücke. Und Jahre lang früher schrieb er schon in Berlin: „Wozu malt man eigentlich? . . . Weil man sich freut, daß der liebe Gott die Welt so schön gemacht hat und man das anderen Leuten auch zeigen will, da man von der Vorsehung das Talent zur Malerei bekommen hat." Und endlich setzt er an die Spitze seines mit krankhaftem Schreibeifer niedergeworfenen „Tagebuches", dieses im ausbrechenden Wahnsinn geschriebenen, furchtbar grausigen Denkmales verwirrter Gedankenflucht in klarer, sicherer, geschlossener, philosophischer Form denselben Gedanken: „Das Kunstwerk ist die krystallisirte individuelle Erkenntniß der sichtbaren Natur."

Man darf wohl sagen: dieser Satz ist das Ergebniß seines gesammten kunsttheoretischen Denkens; er ist freilich einfach, aber sehr tief; er gibt in musterhaft klarer Form das, was die Künstler heute geistig bewegt. „Malerei", sagt er weiter, „ist das, was man nicht photographiren kann, Plastik das was man nicht abgießen kann. Der Naturabguß kann eben die organische Bewegung nicht wiedergeben . . . Nicht darf man wie Thorwaldsen und Consorten in der Antike den Kanon sehen und nachzuahmen suchen. Der Werth liegt nicht in der besonderen Form, die diese Leute glücklich zur todten Formel herunterschraubten. Nein, er liegt in dem Erfassen der jeweiligen Figur als Organismus, als lebendiges, abgerundetes Ganze . . . im Geist des lebendigen, stimmungsvollen Beobachten der Natur, die immer auf das Wesentliche ausgeht. Daher ist nicht Imitation der Alten das Ziel, sondern gleich künstlerischer Sinn."

„Stille Leute" will Stauffer schaffen. Das sagt er oft und unter den verschiedensten Stimmungen, „das Schöne, was sich dem Auge bietet," will er „kosten und genießen, so weit es einem Menschen möglich ist." Was nicht der Natur abgelauscht ist und mit ihr im Verhältniß von Ursache und Wirkung steht, ist Virtuosenthun, nicht Kunst im wahren Sinne: der Natur einen schönen Spiegel vorzuhalten, daraus sie abgeklärt und stimmungsvoll zurückstrahlt, seinem instinktiven Schönheitsgefühl folgen", das ist das Ziel seiner Wünsche, wie er es zumeist in Böcklin verwirklicht

*) Otto Brahm, Carl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

sieht. „Wo ich gehe und stehe", sagt er nach einer Reise in die Niederlande und nach Paris bei Besprechung der gesehenen Bilder, „komme ich wieder auf Böcklin, je einfacher und größer meine Anschauung wird, desto mehr lerne ich den Werth dieses Mannes kennen. Er ist wirklich der einzige, der das Elementare in der Zufälligkeit der natürlichen Erscheinungen darzustellen vermag!"

Mit redlichem Eifer kämpfen Stauffer's Briefe gegen die Altmeistermalerei, wie gegen den französischen Realismus. Daß dieser letztere seinem Streben verwandter ist als er glaubt, ändert die Berechtigung seiner Abneigung wenig. Stauffer war, das lehrten seine Bilder, seine Stiche und das lehrt seine ganze künstlerische Entwickelung, ein auf das Erkennen der Form gerichteter Geist. Die Farbe stellte er stets unter die Form. Er fühlt wohl lebhaft die Poesie von Courbet's vielgeschmähten, lebensgroßen „Steinklopfern", ihm entgeht aber die Tiefe der Empfindung bei Bastien-Lepage. Er bleibt vor Allem Zeichner, auch mit dem Pinsel in der Hand, diese Richtung seines Talentes macht ihn zum Radirer, weil auf der Platte die Farbe zum Ton vereinfacht wird, sie macht ihn zum Bildhauer, weil er endlich der absoluten, der Farbenwirkung entkleideten Form zustreben muß. Natürlich sind ihm die Künstler schwer verständlich, deren Begabung sie den umgekehrten Weg führt, die in den Schatten und Reflexen der Form nur die Tonwerthe sehen, die Plastik malerisch zu behandeln sich gedrängt fühlen und endlich zu einer reinen, fast formlosen Stimmungsmalerei getangen, wie etwa der Nordamerikaner Whistler. Die Wege der künstlerischen Geister gehen auseinander, da sich kein fest vorgeschriebenes Ziel für sie aufstellen läßt. Jeder der seinem Wesen entsprechend still vorwärts schreitet, ist auf rechter Bahn!

Eines aber macht wohl jeden denkenden deutschen Kunstfreund stutzig: das Zusammentreffen einer höchst merkwürdigen Künstlergemeinde in Rom. Eine lange Reihe von Männern gehört ihr an: solche, welche vorwiegend äußerlich mit den leitenden Köpfen in Berührung traten, wie z. B. Lenbach; solche, welche innerlich auf das engste mit ihr verwandt sind, ohne äußerlich ihr sehr nahe stehen, wie Böcklin und Thoma; dann endlich die eigentlichen geistigen Führer, Männer, die theils innig unter sich befreundet waren, theils in heftigem Kampf lebten: Anselm Feuerbach, Hans von Marées, Max Klinger, Carl Stauffer und andere Geister zweiten Ranges mehr. Immer deutlicher läßt sich erkennen, daß dort in Rom sich etwas Aehnliches vorbereitet, als zu Anfang dieses Jahrhunderts: Eine neue deutsche Kunst wird dort geboren. Was an uns Kaulbach und Piloti, die Paris-Gängerei und die Belgier versündigten, indem sie uns den „Idealismus" über die knorrige Eigenart setzen lehrten, das machen starke deutsche Männer dort an alter Ehrenstätte deutschen Individualismus und deutschen Kunstdenkens wieder gut.

Feuerbach war der Uebergang, der noch am stärksten am Alten hängende. „Der deutsche Künstler", sagt aber auch er in der Absicht, die deutsche Kunst umzugestalten, „fängt mit dem Verstande und mit leidticher Phantasie an, sich einen Gegenstand zu bilden und benützt die Natur nur, um seinen Gedanken, der ihm höher dünkt als alles äußerlich Gegebene, auszudrücken. Dafür nun rächt sich die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Werke den Stempel der Unwahrheit auf. Der Grieche, der Italiener hat es umgekehrt gemacht; er weiß, daß nur in der vollkommenen Wahrheit die größte Poesie ist. Er nimmt die Natur, faßt sie scharf in's Auge und indem er an ihr schafft und bildet, vollzieht sich das Wunder, welches wir Kunstwerk nennen."

Und Marées sagt: „Ich meine, für den bildenden Künstler besteht das Ideal zunächst darin, daß sich ihm alles in die Augen fallende in seiner ganzen Fülle, in seinem Werth und als ein Unerschöpfliches zeige . . . Der wahre Künstler bleibt vor allen Dingen Naturproduct . . . er hat eine unmittelbare Beziehung zum Reiche der Erscheinungen; wenn auch nicht ein Verstehen, so doch ein fortwährendes Fühlen und Ahnen des Göttlichen in der Schöpfung . . . Da wo die Natur am nachdrücklichsten wirkt, tritt sie bei näherer Untersuchung äußerst bescheiden auf."

Die Gemeinsamkeit des Empfindens bei all' diesen Künstlern ist unschwer nachzuweisen. Ihr ganzes Wesen geht auf eine unmittelbare Erkenntniß der Wahrheit, das heißt auf eine solche, die nicht beeinflußt ist von älterer Kunstauffassung. „Mir wird es schwer", sagt Marées, „die Folgen der Vergangenheit zu überwinden und auszulöschen, und doch hängt davon bei mir die einzige Möglichkeit der Zukunft ab." Um die Natur in ihrer Größe und Ganzheit zu verstehen, streben sie nach Einfachheit, nach Vernachlässigen des Zufälligen, nach einem selbständigen Herausgestalten des Typischen. Dieser Arbeit geben sie sich mit einem stürmischen Eifer hin, einem Eifer, der vor Selbstvernichtung nicht sich scheut und zur völligen freudigen Nichtachtung des landläufigen Geschmackes führt. Jeder hat seine eigene Art des Stilisirens. Während Lenbach die ganze Gestalt eines Menschen vernachlässigt, um den wichtigsten Theil in seiner typischen Erscheinung zur durchschlagenden Wirkung zu bringen, behandelt Böcklin die mit seherartiger Größe erfaßte Natur als dienstbereite Unterlage für den Aufbau der unerhörten Werke seiner Phantasie, träumt Thoma in vom Gemüth durchwärmte Anschauung seine märchenhaften Gestalten hinein. Marées endlich kämpfte und rang sein Leben hindurch mit der gewaltigsten Kraftanstrengung, aber gebundenem Können nach dem Ziele, die menschliche Gestalt in ihrer Abklärung neu zu schaffen, nicht einen Menschen, sondern den Menschen zu bilden. Gleiche Wege gehen die Jüngeren, Klinger und Stauffer, und weil sie gleiche Wege gehen, ist ihre Kunst eine so ganz andere. Denn die Grundlage für Jeden ist der Naturalismus, jene tiefste, innigste Naturauffassung, welche malt was nicht photographirt oder abgegossen werden kann, d. h., die nicht die Natur geben will wie sie ist, sondern wie sie dem an das Selbstsehen gewöhnten Künstler erscheint, unbesorgt darum, ob sie der Menge ebenso erscheint und ob diese Form die nach den zünftigen Kunstgesetzen regelrechte ist.

Sie haben ein schweres Theil erwählt, diese Künstler: sie sprechen ihre Sprache und fordern von unserem Volke, daß es diese lerne. Man verdient mehr Geld, wenn man die Sprache der kaufkräftigen „Gebildeten" studirt und sich ihr geschickt anbequemt.

Aber es gibt doch noch Leute in Deutschland, denen nicht bloß die Kunst gefällt, auf die sie von oben herabsehen können. Wenn auch mancher Berliner vor Jahren den jungen, nicht eben mit sehr gut sitzenden Röcken begabten Stauffer glaubte „protegiren" zu müssen, weil dieser im Salon ihm als nicht eben sehr gebildet und gewandt erschien — aus den Briefen des derben, scheinbar noch nicht ganz abgeschliffenen Schweizers geht wieder einmal hervor, wie unendlich viel reicher das Leben eines „stillen" Menschen ist, daß das deutsche Volk der lärmenden, sich brüstenden „Gesellschaft" entbehren kann, die es selbst nie hervorgerufen hat.

Feuerbach ist todt, Marées ist todt, Stauffer todt, Böcklin schwer krank. Es bleibt uns von der jungdeutschen Real-Idealistenschule Thoma und Klinger. Was thut Berlin, die Reichshauptstadt, für diese Künstler? Ist es wirklich ein Sitz der Intelligenz, eine Stadt, welche den deutschen Volksgeist begreift und zu fördern versteht? Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

Columbus. Schauspiel in drei Aufzügen von Karl Werder. (Kgl. Schauspielhaus.)

Es ist merkwürdig, daß der große Genuese, dessen 400jähriges Jubiläum wir feiern, durch seine Entdeckung zwar der Poesie aller Völker eine Welt von neuen Stoffen, Ideen und Bildern zugeführt hat, aber selbst keine dichterische Verklärung finden kann, die seines erhaben traurigen Geschickes und seiner historischen Größe würdig wäre. Zahllos sind sie zwar, die Columbus-Dichtungen, aber es ist, wie wenn ein Fluch auf ihnen läge. Vasco de Gama hat wenigstens seinen Camoens und — Meyerbeer, aber die Verherrlichungen des Unsterblichen, der, nach Burckhardt's schönem Wort, einen neuen Continent forderte, suchte und fand, sind nicht selbst unsterblich geworden. Sogar das glänzende Genie des Lope gab in seiner „Famosa Comedia del Nuevo Mundo" nur eine Lobhudelei der katholischen Könige, des katholischen Spaniens und der katholischen Kirche. Columbus hat darin eben Mißgeschick wie in anderen Dingen auch, wie daß der Welttheil den Namen seines Landsmannes und Freundes Amerigo Vespucci erhielt, eine der empörendsten „Wegtaufungen", im Vergleich zu denen die heutigen auf dem „ungarischen Globus" nichtssagend sind. Besonders in unserer Literatur fehlt es nicht an Versuchen, den Helden poetisch zu erfassen, aber aller Aufwand ist schmählich verthan. Ich wüßte besonders die gutgemeinte und noch immer populäre Ballade zu nennen, die wir alle in der Schule deelamirt haben und die Wustmann mit Recht in seinem altmodischen Liederbuch: „Als der Großvater die Großmutter nahm" abdruckte, freilich mit der unrichtigen Notiz: „Von der Verfasserin ist nichts Näheres bekannt." Mit Verlaub, sogar leidlich viel. Sie stand mit keinem Geringeren als unserm Schiller in Briefwechsel, hatte ihn auch einmal recht unpassend angeschwärmt und starb in Folge von unglücklicher Liebe durch Selbstmord. In jeder besseren Literaturgeschichte sollte Luise Brachmann schon um ihres „Columbus" willen verzeichnet sein.

Unsere dramatische Kunst ist dem Entdecker Amerikas ein würdiges Denkmal gleichfalls noch schuldig, obwohl da ein wundervoll tragischer Stoff vorliegt, eine ganz unvergleichliche Welttragödie. An Anläufen fehlt es nicht. In erster Reihe steht Köfting's „Columbus", den ein Zwanzigjähriger 1862 schrieb und der noch hier und da über kleinere Bühnen geht. Er gehört zu meinen frühesten Theatererinnerungen und hat den Gymnasiasten nicht wenig erhoben. In diesen Columbustagen und zumal auf die Nachricht hin, daß er im Dresdener Hoftheater als Festspiel gegeben werde, habe ich ihn noch einmal gelesen. Ich gestehe, daß meine jugendliche Begeisterung für ihn etwas gesunken ist, aber ich glaube doch, daß er von unseren dramatischen Columbussen noch der beste ist. Was übrigens nicht viel sagen will. Für das Kgl. Schauspielhaus kam er nicht in Betracht, weil es seinen Privat-Columbus längst zur Verfügung hatte. In dem nun aufgeführten Drama des Professors Karl Werder feierte es nicht nur einen der größten Wohlthäter der Menschheit, sondern auch ihren jahrzehntelangen literarischen Beirath, den allverehrten Universitätslehrer und feinsinnigen Erklärer von Hamlet, Nathan, Macbeth und Wallenstein. Und es hatte Recht mit dieser doppelten Huldigung, denn wenn auch dieser „Columbus" vom Jahre 1847, woran der Verfasser bis heute unablässig änderte und feilte, an theatralischer Wirkung und poetischem Schwung hinter Köfting's Tragödie zurücksteht, so übertrifft er diese doch weit an edelm Maß, tiefem Gehalt und feiner Form. Rudolf Gottschall, der in seiner Literaturgeschichte den Dichter nur als Hegelianer behandelt, nennt es zwar ein „an Handlung armes Drama", aber wenn auch die Anlage etwas in die Breite strebt, so geht doch in dieser Tragödie äußerlich und innerlich sehr viel vor. Es ist ein academisches, nach allen Regeln der Kunst gearbeitetes Drama, in dem das poetische Feuer nirgend wildenbruchisch aufflammt, aber auch kein Werk schwächlicher Nachempfindung. Werder hat ein ansehnliches Dichtertalent, und da er ein geistreicher und geschmackvoller Mann ist, so hütet er sich wohl vor falschem Schiller-Pathos, wozu schon der Titelheld und seine That verleiten könnte. Die Weißenfelser Dichterin und Köfting haben in diesem

Punkte kein so gutes Gewissen. Daß auch Werder seinen Helden idealisirt, ist begreiflich, denn als er ihn in jungen Jahren schrieb, lag ihm die individualisirende Realistik der Modernen fast ebenso fern als heute, wo der hohe Achtziger sich gleichfalls lieber auf die Klassiker zurückzieht. Sehr schön gestaltet er vor unsern Blicken, wie dem Seefahrer im Kloster Rabida zuerst das angebliche historische: „il mondo-è poco" entschlüpft und die Idee zum Plane, das Wort zur That reift; im zweiten Act ist das bekannte Bild: Columbus vor dem Rath von Salamanca dramatisirt, und der dritte Act schildert, was Lope und die Brachmann in Worten und der alte Düsseldorfer Plüddemann in Farben malten: die Meuterei der Matrosen der „Pinta", der Held in Lebensgefahr, „und Land

Land! rief es und donnert' es, Land!"

Es ist der Höhepunkt von Columbus' Glück; was ihm folgt, der tragische Rückschlag, das Trauerspiel des menschlichen und königlichen Undanks, das Märtyrerthum und die welthistorische Vergeltung, das wird in Werder's zweitem Drama gezeigt. Vielleicht sehen wir es noch im Schauspielhause; vielleicht wäre es aber auch besser gewesen, uns die ganze Tragödie in der kürzenden Bearbeitung für einen Theaterabend zu geben. Jedenfalls wäre dann unser Eindruck vom Stücke kein so fragmentarischer und viel voller und nachhaltiger.

Das Werk war des Festes würdig inscenirt und dargestellt. Herr Matkowsky, neben Reicher unstreitig Berlins bester Schauspieler, bemühte sich vergeblich, so etwas wie einen realistischen Columbus zu spielen und ihn mit individuellen Zügen auszustatten. Natürlich wollte dies zu dem rhetorischen Dichtergebilde nicht recht passen. Und doch wäre auch ein solcher Columbus möglich. Gewiß gestaltet ein künftiger Dichter den Helden nochmals, aber ohne die Stilisirung von Brachmann und Plüddemann, Kösting und Werder. Dann wird es nicht mehr der Idealmensch unserer Knabenjahre, sondern der historisch gewährleistete Held, wie ihn die neuere Forschung auf Grund unantastbarer Quellen unerbittlich ausgezeigt hat.*) Dann mischt sich wieder, wie bei Lope, der Ruf: „Land!" mit dem nach Gold, und der angebliche Student von Pisa und mathematische Kopf erscheint uns in wahrer Gestalt: ein ungebildeter Wollweber und Schiffskapitän aus Genua, leichtgläubig, fatalistisch und bigott, naiv und hartnäckig, ehrgeizig und habsüchtig, der den Teufel nach einer neuen Welt fragt, sondern nur einen kürzeren Weg zu Indiens Gewürzen und Edelsteinen, Japan's Gold und China's Seide sucht und dabei zufällig einen neuen Continent entdeckt; der sich noch mit seinem Matrosen Rodrigo de Triana um die Prämie für den ersten Anblick des neuen Landes streitet und Sclavenhandel treibt; der nach „Kerker, Kampf und Widerwärtigkeiten", wie es in seinem Testament heißt, fast im Elend stirbt und den Wahn, den östlichen Theil der alten Welt gefunden zu haben, mit in sein Grab nimmt. Das wäre der wahre Amerika-Entdecker, weniger groß vielleicht, aber menschlicher und tragischer. Die Anekdote vom Ei des Columbus würden wir dem Dramatiker mit anderen schönen Geschichtslügen gern erlassen.

*) Das Jubiläum hat neben zahlreichen kleineren Schriften bei uns die musterhafte Columbus-Biographie von Sophus Ruge (Dresden, Ehlermann) und den soeben erschienenen ersten Band der „Geographischen und naturwissenschaftlichen Abhandlungen" von Professor Johannes Rein in Bonn hervorgerufen, der zum guten Theil von Columbus und seinen vier Reisen auf Grund sorgfältigster Quellenstudien handelt und von grundlegender Bedeutung ist. Es wäre zu wünschen, daß sich die Verlagshandlung von Wilh. Engelmann in Leipzig zu einer Sonderausgabe entschlösse, die neben Ruge's „Columbus" gewiß eine der schönsten Festschriften zum „Cuarto Centenario" wäre.

Notizen.

W. Koch's Eisenbahn- und Verkehrs-Atlas. (Leipzig, A. Solbrig.) Das groß angelegte und, soweit die erste Lieferung ein Urtheil zuläßt, schön ausgeführte Werk ist ein Ereigniß auf kartographischem Gebiete. Es soll alle europäischen Eisenbahnlinien eingehend und zuverlässig darstellen und auch Schifffahrtsverbindungen und Gebirgswege, die wichtigsten Orte und Verkehrsstraßen berücksichtigen. Was diesen Atlas vor anderen auszeichnet, ist die klare Uebersichtlichkeit und die Lesbarkeit der Namen, die hier nicht wie auf den meisten, auch die Bodenerhebungen wiedergebenden Karten so undeutlich sind, daß ihre Entzifferung Mühe kostet. Die uns vorliegenden Blätter behandeln Theile von Rußland und der unteren Donaustaaten und bieten durchweg eine grundlegende und originale Arbeit, da Verkehrskarten über jene Gegenden noch nie zuvor erschienen sind.

Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes. Von Max Wolf. (Leipzig, Schupp.) Der nach Sensation schmeckende Titel ist einer sehr ernsthaften und lesenswerthen Schrift vorgesetzt, welche eine physische und moralische Degeneration unserer Mädchen und Frauen und die Mittel zu ihrer Bekämpfung aufzeigt: weniger verkehrte Erziehung, Hygiene, Arbeit. Goldene Worte fallen über Liebe und Ehe. „Warum soll die Frau aus den besseren Ständen nicht den Werth des Geldes kennen, nicht wirklich erzogen, nicht bescheiden in ihren Bedürfnissen sein, warum will sie nicht begreifen, daß sie ebenso wenig wie der Mann nur zum Genusse geboren ist, warum will sie sie nicht kennen lernen, die körperlich und geistig erhebende, die alleinseligmachende Kraft der Arbeit, während der Mann draußen im sturmbewegten Leben unter Aufbietung aller seiner Kräfte um's Dasein ringt?" Was für eine traurige Erziehung ist es, welche dem Weibe solche elementare Grundsätze einzuprägen nicht im Stande ist!"

In der verdienstlichen Sammlung „Berliner Neudrucke" gibt Ludwig Geiger „Unbekannte Aufsätze und Gedichte von Ludwig Achim von Arnim" (Berlin, Gebr. Paetel), meist Zeitungsartikel, Kritiken, Correspondenzen ꝛc., nicht immer werthvoll, aber für den romantischen Dichter oft charakteristisch. Geiger hat aus verschollenen Drucken und Journalen geschöpft, doch sind ihm dabei H. v. Kleist's Berliner Abendblätter entgangen, die noch manches Unbekannte und Interessante von Achim und Brentano enthalten. Eine literarische Ausgrabung sind auch „Lessing's Uebersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaire's. (Berlin, W. Hertz.) Es ist lehrreich, den jungen feurigen Lessing hier als Uebersetzer kennen zu lernen, sorgfältige Stilübungen nach dem berühmten Muster Voltaire's. Der Herausgeber, Erich Schmidt, weist nach, daß Lessing dabei öfter daneben gegriffen und sogar einmal souris und ouris (Huris) verwechselt hat. „Wie würde er den Unglücklichen verhöhnt haben, bei dem ihm ein so drolliger Bock vor den Schuß gekommen wäre!"

Eine Pußtenfahrt. Bilder aus der ungarischen Tiefebene, von Franz Woenig. Illustrirt von A. Klamroth. Leipzig, Carl Jacobsen. — Der wissenschaftliche Ruf Franz Woenigs, den er sich mit seiner grundlegenden Forschungsarbeit: „Die Pflanzen im alten Aegypten" erwarb, ließ vielleicht erwarten, daß auch in seiner neuesten Gabe profunde Gelehrsamkeit überwuchern würde, aber wir sind eines Besseren belehrt worden. Mit frischer Anschaulichkeit und seinem Poetensinn beschreibt uns der Pußtenfahrer seine Kreuz- und Querzüge und versteht es im Nu, unsere Sympathien für die braunen Haidekinder, dies prächtige Hirtenvölkchen und seine glutäugigen Schönen, zu erwecken. Manch falsche Anschauung über Ungarn wird da in ergötzlichster Weise richtig gestellt, manch Goldschatz, den Volksthum und Volkslied bergen, an das Licht gefördert; mit kraftvollen Zügen zeichnet uns der Verfasser das Bild einer wirthschaftlich mächtig aufstrebenden, fleißigen und tüchtigen Nation. Wie jedes echte Wanderbuch erweckt auch Woenig's Arbeit die Sehnsucht, selber hinzugehen und zu sehen. Ein glänzender Feuilletonist, ja ein Dichter hat das Wort ergriffen und ruft gleich im Anfang, mit zierlichen und stimmungsreichen Versen auf die Lieblingsblume der Pußtenungarn, das „Waisenmädchenhaar", unser reges Interesse wach, das er dann bis zum Schlusse fesselt. Wenn das überaus verschwenderisch ausgestattete Buch einen Wunsch übrig läßt, so ist es der, daß recht, recht viele deutsche Gelehrte so schreiben möchten, wie es Woenig kann. Eine Reihe bunter und wechselvoller Skizzen führt uns aus der Alföldstadt Kecskemét in die Steppe, in Czardas und Tanyen, zur Theiß und ihren unendlichen Rohrwäldern, bis nach Debrezin. Es ist erstaunlich, welche Fülle frappanter Charakteristiken und hübscher Bemerkungen Woenig in diesen Essais niedergelegt hat; und wohlthuend im höchsten Grade ist es, daß der Verfasser nirgends nach schriftstellernder Touristen Art an Aeußerlichkeiten haften bleibt, sondern immer in die Tiefen geht und die Regungen der Volksseele mit inniger Liebe wiedergiebt. Die Lectüre des Buches wird dadurch und durch die graziöse Art der Darstellung zu einem wahrhaftigen Genuß; reichlich eingestreut sind sorgsam notirte Volks- und Zigeunerweisen eigenartig melodischen Klangs, viel pittoreske Citate aus ungarischen Dichtern und die meisterlichen Textbilder Klamroth's, der sich hier unseres Wissens zum ersten Mal als Illustrator versucht, erhöhen noch den guten Eindruck. Daß die strebsame Verlagshandlung auf das Werk die größte Sorgfalt verwandt hat, erwähnten wir bereits; es wäre vielen Autoren, die nicht unter Franz Woenig stehen, zu wünschen, daß ihr „Brotherr" ihren Musenkindern eine nur halb so gute Ausstattung mit auf den Weg gäbe.

Im Verlage von F. E. Neupert in Plauen i. V. ist soeben erschienen: „Im Zukunftsstaat", Lustspiel in 4 Acten von Gottfried Doehler. Das Lustspiel spielt im nächsten Jahrhundert und führt den erträumten Zukunftsstaat in humoristisch-satirischer Weise ad absurdum. Der die Handlung bildende Familienconflict hat zum Hintergrund den Ausbruch der Revolution, die neue Ordnung, d. h. Unordnung der Dinge und die Gegenrevolution. Das Ding ist gut gemacht und nicht ohne Witz. Wie der Verfasser in einer Vorbemerkung erklärt, ist es keine „Dramatisirung" von Eugen Richter's „Sozialdemokratischen Zukunftsbildern", sondern in der Hauptsache vor deren Erscheinen geschrieben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

Kriegsfahrten
eines alten Soldaten im fernen Osten.

Nach den Aufzeichnungen
eines ehem. Offiziers der niederl.-ostind. Armee
erzählt von
E. von Barfus.

Preis geheftet *M* 3.—; fein gebunden *M* 4.—

Der Verfasser erzählt in diesem Buche eine Reihe von Erlebnissen, die er während eines neunjährigen Aufenthalts auf den Sundainseln und den kleineren Inseln des malaiischen Archipels gehabt. In fesselnder Weise entrollt sich vor dem Leser ein Bild aus dem Leben eines ehemals deutschen Offiziers im Dienste der niederländischen Kolonialarmee, dem es nicht an interessanten, tragikomischen und hochdramatischen Momenten fehlt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Eine römische Fürstenfamilie.

Roman in drei Büchern
von
F. Marion Crawford.
Autorisirte Uebersetzung von **Th. Höpfner.**
Erstes Buch:
Saracinesca
in zwei Theilen.
I. Theil. Preis: *M* 1.60.

Folgende Broschüre bitten wir **gratis** zu verlangen:

500
fachmännische Urteile
über die
Hand- und Schul-Ausgabe
von
Sachs-Villatte,
franz.-deutsches und deutsch-französ.
Wörterbuch.

Auf Grund mehrjähriger praktischer Benutzung des Werkes abgegeben von **angestellten Direktoren, bezw. Lehrern höherer und mittlerer Unterrichtsanstalten.**

Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.
(Prof. G. Langenscheidt),
Berlin SW. 46, Hallesche Straße 17.

„**Sachs-Villatte** ist die Krone der in Deutschland erschienenen Wörterbücher. Selten hat ein Werk eine so allgemeine, vielseitige und wohl verdiente Anerkennung gefunden, wie dieses Lexikon." (Wendt, Encyklop., p. 179).

Wichtiges Kartenwerk.

Dr. W. Koch's Eisenbahn- und Verkehrs-Atlas.

11 Abtheilungen umfassend, in 35 Lieferungen à 1 Mk.

I. Deutschland.
II. Oesterreich-Ungarn.
III. Die Schweiz.
IV. Frankreich.
V. Italien.
VI. Belgien und Niederlande.
VII. Schweden und Norwegen.
VIII. Dänemark.
IX. Grossbritannien.
X. Spanien und Portugal.
XI. Russland und die unteren Donaustaaten.

Verlag von A. Solbrig, Leipzig-Neustadt.

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50. Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung
Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

J. J. Tascher's Verlag (A. Gerle), Kaiserslautern.

Die vorige und die kommende Revolution.

Eine Vorlesung aus Anlaß des französischen Revolutions-Jubiläums dem deutschen Volke gehalten von
Otto Fleischmann.
M 2.80.
Ein ebenso zeitgemäßes, wie wichtiges Buch!

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.
Von **John Brinckman.**
Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die physische und sittliche
Entartung
des
modernen Weibes.
Von **M. Wolf.**
Preis Mark 2,50.
Auch direkt franco von der Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung von Mk. 2,60.
August Schupp, Neuwied a. Rh.

Verlag von Max Babenzien in Rathenow.

Soeben erschien:

Der Hypnotiseur.

Schwank in drei Akten von
Ferdinand von Witzleben.
Preis 2 Mark.

In Dresden auf dem Residenztheater mehrmals mit großem Erfolge aufgeführt.

Trotzdem der Herr Verfasser bisher auf dramatischem Gebiete wenig thätig gewesen, ist sein Schwank doch bereits mehrfach mit gleichbleibendem Erfolge zur Aufführung gelangt. — Ein bereits in Amt und Würden stehender junger Herr, Assessor Carl Lewal, dem jedoch noch ein gutes Theil von Fidelität und Uebermuth aus der schönen Studentenzeit geblieben ist, kommt auf den Einfall, in einem Badeort, wo er seine Ferien zu verleben gedenkt, sich unter dem Namen eines französischen Hypnotiseurs in das Fremdenbuch einzutragen. Kaum ist die Ankunft des berühmten Mannes im Orte bekannt geworden, so wird er auch mit Besuchen und Ehrenbezeugungen überhäuft. Das benutzt der Herr Assessor und Pseudohypnotiseur, um die ganze Gesellschaft weidlich zu foppen, was ihm um so leichter wird, als er gläubige Seelen findet, die sich von seinem hypnotischen Hokuspokus verblüffen lassen, da giebt es gar viele komische Verwickelungen. Der Held hat alsbald die Fäden der Handlung in der Hand und bringt es auch schließlich zu einer befriedigenden Lösung. Daß es dabei nicht ohne starke Seitenhiebe auf den Hypnotismus abgeht, versteht sich von selbst.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 44. Berlin, den 29 October 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Wort zur Münzreform. Von G. Schultheiß. — Die internationale Bekämpfung der Seuchen. Von Karl Walcker-Leipzig. — Literatur und Kunst: Der Quäker-Poet Whittier. Von Gustav Karpeles. — Neues über Dürer. Von Albrecht Jordan. — Ein Theatersommer. (Schluß.) Von Friedr. M. Fels. — Feuilleton: Schlangenköpfchen. Von Johannes Ziegler. — Aus der Hauptstadt: Zwing-Uri. Von Caliban. — Opern und Concerte. Von B. K. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die religiöse und ethische Bewegung. Von M. von Egidy. — Notizen. — Anzeigen.

Ein Wort zur Münzreform.

Von G. Schultheiß.

Die Festsetzung einer neuen Währung in Oesterreich hat für die dortige Vielregierung mit ihren zerfahrenen Verhältnissen überraschend schnell alle Stadien zurückgelegt. Das lebhafte Interesse für diese Angelegenheit ist nun wohl nicht auf den Fachmann zu beschränken: widerspricht doch schon die Art der Lösung von vornherein der landläufigen Meinung, daß die Herstellung der Valuta eben die Verwirklichung des bisherigen Nominalwerthes des österreichischen Silberguldens als zwei deutscher Reichsmark bedeute. In Süddeutschland, besonders in Bayern, das ja durch die Hälfte seiner Grenze mit Oesterreich sich berührend vielfach auf nachbarlichen Verkehr hingewiesen ist, schloß eben diese Meinung die Erwartung in sich, daß die Aufgabe des Guldenfußes den Eintritt in eine große Münzgemeinschaft bezeichne, die sich früher oder später von selbst auch auf Oesterreich ausdehnen müsse. Forderte doch in Oesterreich selbst die öffentliche Meinung lange schon die Einführung des Halbguldens als Münzeinheit.

Mit der Aufrichtung eines neuen, völlig selbständigen Münzfußes in Oesterreich ist diese Hoffnung vorläufig zu Grabe getragen. In Geldsachen hört eben selbst in Oesterreich die Gemüthlichkeit auf.

Ueber die Gründe und die Aussichten der neuen Ordnung steht das Wort dem Finanzmann zu; über die Befürchtung, daß die Goldgewinnung der Erde auf die Dauer nicht genügen werde, dem Geologen. Es ist freilich etwas optimistisch, wohlgemuth die Goldwährung zu proklamiren, in der Hoffnung, daß das nöthige Gold der östereichischen Münze zuströmen werde, gelockt von dem Gewinn der privaten Spekulation bei der Ausmünzung von Barren oder Ummünzung fremden Goldes.

Praktisch wichtig ist an der neuen Währung die Fixirung des Silberguldens auf 1 Mark 70 Pfennige und die Zerlegung in zwei Kronen gleich 85 Pfennigen; das letztere ohne Zweifel ein Zugeständniß an die öffentliche Meinung, die von einer kleineren Münzeinheit als bisher erwartet, daß sie bei der leichtlebigen Bevölkerung eine etwas höhere Schätzung des Geldes einbürgern werde. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth! Es ist auch für den Beobachter des Volkslebens unzweifelhaft, daß die kleinste Münzgattung in vieler Hinsicht eine zwingende Macht besitzt. Man denke nur an England oder die Vereinigten Staaten!

Im Reich des Trinkgelds war der Kreuzer bisher eine sehr geringfügige Sache. Das Sechserl, das Zehn-Neukreuzerstück, drückt in seinem Namen die halb liebkosende, halb geringschätzige Auffassung aus; für das Aufsperren des Hausthores, für einen Theaterzettel und ähnliche minimale Leistungen ist der Betrag von 17 Pfennigen doch zu hoch. Allerdings verleitet zu solcher Verschwendung die Schäbigkeit dieser Münze, sobald der trügerische Silberglanz der Neuheit durch den Verkehr abgeschliffen ist. Und darunter gibt es ja nur noch das plumpe Vierkreuzerstück in Kupfer, eine Münze, als ob sie eigens zum Fenstereinwerfen bei politischer Gegnerschaft oder sonst als Diskus bestimmt wäre. Man versuche einmal dieses Ding einem Hausknecht, Stiefelputzer, Kutscher u. dgl. in die stets offene Hand zu drücken: man kann dabei physiognomische Studien machen, über den Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung, entsagender Wehmuth, kühler Verachtung und verletzten Rechtsanspruches. Ohne Zweifel ist die Theuerung des täglichen Lebens, so weit es sich in der Berührung mit Trinkgeld Heischenden abspielt, durch solche Münzverhältnisse mit bedingt; das wird Jeder zugeben, den eine Ferienreise nach Oesterreich geführt hat; am bereitwilligsten unsere Landsleute in Südbayern, die ja bei jedem kurzen Ausflug die Grenze überschreiten müssen. Auch der Oesterreicher des Mittelstandes gesteht es ganz unverhohlen ein und erkennt die größere Billigkeit des Lebens z. B. in Bayern an.

Der Verkehr bedarf eben für solche Zwischenspiele einer handlichen, anständigen und dauerhaften Kleinmünze, nicht zu klein und nicht zu groß, das rechte Maß ist Sache des Tastgefühls, so lange nicht die vergleichende Anatomie bestimmte Beziehungen etwa zur Größe des menschlichen Greiforgans ermittelt. In diesem Sinne ist nun auch unser silbernes Zwanzigpfennigstück eine richtige Damenmünze, für Männer eine Schöpfung der grauen Theorie; man könnte meinen, daß sie nur zum Verlieren und Durchschlüpfen gemacht wäre.

Die Einschiebung des ehrlichen Nickels als Scheidemünze zwischen Silber und Kupfer macht die österreichische Münzreform der deutschen nach. Verwunderlich ist es freilich dabei, daß der Bedarf an Nickel weit über den Marktwerth bezahlt wird, zum Vortheil des glücklichen Lieferanten. Auf den zukünftigen Nickelmünzen, dem Zehnheller- und Zwanzighellerstück, beruht nun die Hoffnung, daß das Geld fortan etwas weniger leicht ausgegeben werde. Wird sie sich erfüllen? Wird insbesondere das Zehnhellerstück wirklich als freie Gabe an die Stelle des Sechserls treten? Es ist zu bezweifeln. Der Uebergang ist zu langsam; das Verhältniß von 2 zu 1 zu einfach, als daß etwas geändert wäre und überdies lebt doch wohl die alte Geltung des Hellers als minimaler Werthseinheit im Sprachgefühl fort, zu sehr, als daß er eine andere Auffassung begründen könnte. Zu einem solchen Einschnitt in

die Lebensgewohnheiten gehört ein völliger Umsturz der Währungsverhältnisse, wie ihn etwa die süddeutschen Guldenländer beim Uebergang zur Markwährung durchgemacht haben. Hier allerdings zum Nachtheil, zur Vertheuerung des Lebens, indem das Verhältniß des halben Guldens zur Mark, des Sechskreuzerstücks zum Zwanzigpfennigstück wie 6 zu 7 und der aus dem Decimalsystem mit psychologischer Nothwendigkeit sich ergebende Zug der Abrundung zusammenwirkten. Der alte Kreuzer und Pfennig gleich $2^6/_7$ und $^5/_7$ neuen Pfennigen folgten demselben Zuge.

Ebenso wie Norddeutschland bei der Einführung der Goldwährung sich diese Unbequemlichkeiten vom Halse hielt, und thatsächlich seinen Thaler beibehielt sammt den Silbergroschen und, wenigstens in Sachsen, auch Pfennigen, so verfährt nun auch Oesterreich; dem Herkommen zu Liebe prägt es aus dem Kilogramm Gold 328 Zehnkronenstücke, wie das Deutsche Reich 279 Zehnmarkstücke.

Sind das Zahlen, die mit irgend einem rationellen System in Zusammenhang stehen? Ist es nicht eine spitzfindige Wunderlichkeit, daß ein Zwanzigmarkstück eine Goldmünze ist, deren Werth = 7,16845 Gramm Gold ist? Schon die Münzvereinigung der Staaten des alten Deutschen Bundes hatten Goldmünzen mit 5 und 10 Gramm Feingehalt als wünschenswerth anerkannt und in Aussicht genommen. Nur das Festhalten am Thaler war schuld, daß eine rationelle Regelung des Münzwesens unterblieben ist. Die Rücksicht auf den Thaler ist zum Theil sinnlos geworden durch die Entwerthung des Silbers. Der Thaler ist jetzt nicht einmal mehr im Werth eines Grammes Gold; er ist eine Scheidemünze von künstlichem Werth wie die anderen Silbermünzen auch.

Man hat zu Anfang der siebziger Jahre wieder den Vorschlag gemacht, das Gramm Gold als Wertheinheit festzusetzen, also gleich 2 Mark 79 Pfennig; es wäre natürlich eine Silbermünze gleich dem Thaler. Der Vorschlag wurde nicht weiter beachtet: hätte seine Ausführung Vortheil gebracht oder ist unser jetziges Münzwesen so vollkommen, daß es für alle Ewigkeit sich behaupten wird? Es sollte doch erlaubt sein, die gegebenen Zustände von Zeit zu Zeit auf ihren Abstand zum wünschenswerthen Ideal zu prüfen, auch wenn sie nicht gerade unerträglich sind.

Aber ein Mißstand ist es doch, daß unser Reichspfennig als kleinste Münze zu groß ist, gewiß nicht nur in Bayern, dessen Regierung sich deshalb seiner Zeit die Prägung von Hellern als halben Pfennigen als Reservatrecht bedang. Ausgeübt ist es nie worden, aber nicht, weil es unnöthig ist, sondern aus instinktiver Abneigung, das klare Decimalsystem zu trüben. Im Kleinverkehr, für den armen Mann ist der Nachtheil unläugbar. So brachte die Steigerung des Malzaufschlags den Brauern sogar Gewinn. Denn bei einem Zuschlag von einer Mark auf den Hektoliter Bier muß doch der Preis für die Maß um zwei Pfennig steigen, um halbirbar zu bleiben. Der Preis von 9 Kreuzer (26 Pfennigen) für die Maß Bier wäre vor 25 Jahren das Signal zur Revolution geworden. Wenn man zur Zeit in München den Versuch macht ein Bier einzubürgern, von dem der Liter um 20 Pfennig geschenkt wird, natürlich eine geringhaltige Sorte, so ist die Abhängigkeit von den Münzverhältnissen, die Rücksicht auf das Decimalsystem unverkennbar. Für die Benachtheiligung der im Kleinen kaufenden Arbeiter sei nur noch an das zweite deutsche Nationalbedürfniß erinnert. Ob das Tausend Cigarren 32, 35, 38 Mark kostet, immer muß das einzelne Stück mit 4 Pfennig bezahlt werden. Und so ist es in vielen Dingen, wie Brod, Obst u. s. w.

Nicht minder läßt sich gegen unsere Münzen manches vorbringen. Daß die Prägung silberner Zwanzigpfennigstücke ein unpraktischer Schritt war, hat sich bald gezeigt, aber auch die von Nickel sind unbequem, zu groß und zu schwer; da auch zu wenig Fünfzigpfennigstücke im Umlauf sind, so überwuchert die an sich werthlose Scheidemünze in lästiger Weise. Dasselbe Mißverhältniß, die Scylla und Charybdis, zeigt das goldene und das silberne Fünfmarkstück. Auch auf die Schönheit unserer Goldmünzen brauchen wir uns nichts einzubilden, besonders des Zehnmarkstücks, der Krone.

Die Krone! Wer nimmt diesen Namen in den Mund? Er schwebt völlig in der Luft, da er auf der Münze gar nicht angedeutet ist, und übrigens die Hauptmünze doch das Zwanzigmarkstück ist! Man braucht kein Romantiker zu sein, um die Abstoßung der alten, knappen, sinnlich anheimelnden Münznamen zu bedauern, des Thalers und Groschen, des Guldens und Hellers, des Batzen und Rappen, des Kreuzers, Schillings u. s. f. Es waren gewissermaßen Individualitäten. Wie pedantisch klingt das Fünfzigpfennigstück u. dgl.

Würde nicht das Gramm Gold als Wertheinheit, 2 Mark 79 Pfennige, nach oben und unten die bequemste Eintheilung darbieten? Es entspräche ungefähr dem Thaler. Ein Zehntel Gramm Gold, praktisch gleich 28 jetziger Pfennige, etwa Schilling genannt, wäre für den Kleinverkehr eine bequeme Einheit; seine Eintheilung in 100 Heller entsprächen dem Gehalt dieses Wortes und dem praktischen Bedürfniß. Das Hellerstück und Fünfhellerstück als Pfennig in Kupfer, das Zehnhellerstück (2,8 jetzige Pfennige) als Kreuzer, das Zwanzighellerstück als Batzen, das Fünfzighellerstück als Groschen in Nickel ließen sich als handsame Scheidemünzen ausprägen und dem Silber den ihm gebührenden Platz im Verkehr. Der Schilling, das Fünfschillingstück (1,40 Mark, erinnernd an die alte Mark Banko, also Mark), das Zehnschillingstück oder Thaler könnten ihn ausfüllen. Es wäre dann wünschenswerth, daß vielmehr die Silbermünzen statt der Goldmünzen praktische Gewichtsstücke darstellten. Die Entwerthung des Silbers, bei den Verhältnissen der Production eine wohl unwiderrufliche Thatsache, stellt Münzen zu 2,5 oder 3 Gramm, ähnlich dem Fünfzigpfennigstück, nur geringhaltiger, dann 10 und 20 Gramm mit dem üblichen Feingehalt von $^9/_{10}$ vor Augen. Hat doch die erste Autorität im Währungswesen aus dem faktischen Silberwerth die Consequenz gezogen, daß die Fünffrankenstücke mit beträchtlich höherem Gewicht umgeprägt werden müßten. Aber eine Silbermünze von über 30 Gramm wäre höchst schwerfällig. Dagegen hätten Goldmünzen zu 5 und 10 Gramm Feingehalt, als Krone und Adler (oder um den alten Namen neu zu beleben: Goldgulden) auch im Gepräge leicht zu unterscheiden, den Vorzug für sich, weniger oft von Hand zu Hand zu gehen, also auch weniger abgenutzt zu werden als unser heutiges Goldgeld.

Wir verzichten gerne darauf, solche Wünsche weiter auszuspinnen, aber wir fühlen uns zum Glauben getrieben, daß die neue Währung in Oesterreich einen mächtigen Schritt zu dieser Weltmünze bedeute. Die Krone, zu 85 Pfennigen, ist eine Wertheinheit, die nur um 1 Pfennig mehr als $^3/_{10}$ Gramm Gold, als 3 mal 28 Pfennig oder 3 Schilling darstellt. Ebenso nähert sich der holländische Gulden dem Werth von 6 mal, die skandinavische Krone dem von 4 mal 28 Pfennigen. Uebrigens steht auch der Franc mit 81 Pfennigen nicht weit ab. Und so zäh jeder dieser Staaten oder Systeme an dem Herkömmlichen als Ausdruck seiner Selbständigkeit festzuhalten geneigt scheint, spricht doch das Beispiel der lateinischen Münzunion auch für die Vortheile internationaler Abmachungen. Eine germanische Münzunion ist vielleicht ein Werk der Zukunft. Eine Postkarte nach Deutschland kostet in Oesterreich 2 Kreuzer oder 3,4 Pfennig; ein Brief 5 Kreuzer gleich 8,5 Pfennig, umgekehrt 5 und 10 Pfennig! Von der Belästigung des Verkehrs für Personen und Waaren bei den beständigen Umrechnungen wollen wir gar nicht anfangen. Aber die Menschen des 20. Jahrhunderts werden wohl daran denken müssen, möglichst Kraft zu sparen, kostbare Nervenkraft!

Am allerwenigsten könnten uns die Schwierigkeiten bei einem Währungswechsel davon abschrecken, solchen Gedankenflügen Raum zu geben. Wer den Uebergang von dem Gulden zur Mark in Süddeutschland erlebt hat, weiß, daß es nur einiger Umsicht bedarf, um in wenigen Tagen den Sprung von einer Rechnungsart zur anderen zu thun. Allerdings hatten die Münzen scharf zu arbeiten, um den zunächst nöthigen Bedarf an kleinster Scheidemünze mit einem Schlag unter das Publikum werfen zu können. Vorher mußte man eben mit

den allmählich sich mehrenden neuen Münzen im Fuß der alten rechnen, und das war man gewohnt von der Volksschule her. Wie der Kronenthaler 2 Gulden 42 Kreuzer, der holländische Gulden 59 Kreuzer, das preußische Fünfgroschenstück 17 Kreuzer 2 Pfennige gegolten, so die neue Mark 35 Kreuzer, das Fünfpfennigstück $1^3/_4$ Kreuzer. Ebenso würde das Zehn-Gramm-Goldstück oder der Münzschein 27 Mark 90 Pfennig gelten, das Fünfzighellerstück (mit der am Rand angebrachten Bezeichnung Groschen) 14 Pfennig. Möglich ist Alles, was vernünftig ist. Weshalb nicht auch das Gramm Gold und seine Zehntel, Hundertel und Tausendstel als Münzsystem?

Die internationale Bekämpfung der Seuchen.

Von Karl Walcker-Leipzig.

Ein Theil der Opfer, welche die Choleraepidemie von 1892 gefordert hat, beruhte auf zufälligen Gründen, z. B. auf dem Schmutze russischer Städte und der schlechten Beschaffenheit des Hamburger Trinkwassers; aber auch in Städten mit gutem Trinkwasser und guten gesundheitspolizeilichen Verhältnissen sind zusammengenommen viele Personen an der Cholera gestorben, oder wenigstens erkrankt, weil die Seuche abermals von Asien her nach Rußland und dem westlichen Europa einbrach. Es liegt daher nahe, die Epidemie in ihrer asiatischen Heimath selbst zu bekämpfen, womöglich zu überwinden, ähnlich wie die Pest in Westeuropa überwunden worden ist.

Die große Idee eines internationalen Kampfes gegen die Cholera und andere Seuchen kann heutzutage ängstlichen oder denkfaulen Naturen noch paradox, zu kühn erscheinen; sie liegt indes in der Luft, sie wird vom Zeitgeiste, von der ganzen Entwickelung der Menschheit gefordert. Im 18., schon im vorigen Jahre erschienenen Bande der 4. Auflage des Meyer'schen Conversationslexikons heißt es z. B.: „Für alle Schutzmaßregeln, wie sie Quarantäne und Revisionssysteme darstellen, liegt der Wunsch nahe, die Bedrohungen nicht erst an den Grenzen, sondern an entfernten außereuropäischen Einfallsthoren zu bekämpfen. Deshalb haben alle internationalen Conferenzen seit 1866 immer wieder auf die Beobachtung und Revision der Choleraverhältnisse am Kaspischen und Rothen Meere gedrungen, ebenso wie die Pestcommissionen 1878—1879 der Seuche nach den Wolgaufern und die Choleracommissionen von 1883 nach Aegypten und Indien entgegen gingen. Das erste wirklich internationale Epidemieregulativ, das Réglement spécial applicable au pélérinage du Hedjaz von 1884—1885, ist nach eingetretener Bewährung als ein Vorbild für ähnliche Revisionsvorkehrungen größeren Stils zu betrachten, die an die Stelle der Seuchenfurcht und des einzelstaatlichen fruchtlosen Verschließens den wohlorganisirten Unterdrückungskampf gegen den im Losbrechen begriffenen Feind gewissermaßen in dessen eigenem Lager aufnehmen. Die Errichtung eines ständigen internationalen Centralisationsbureaus mit Dependenzen an den bekannten Einbruchspforten (Westindien, Rothes Meer, Kaspisches Meer) würde als nächster bedeutsamer Schritt auf diesem Wege zu erwarten sein." Das über Westindien Gesagte bezieht sich auf das gelbe Fieber. 1878, zur Zeit der Pest, begaben sich auch deutsche, österreichisch-ungarische ꝛc. Aerzte nach dem Dorfe Wetlänka, überhaupt nach den Wolgagegenden, formell nur als Forscher, thatsächlich auch als Aufpasser des russischen Schlendrians.

Unter wissenschaftlichen Aerzten aller Richtungen dürfte über die technische Möglichkeit und die große Nützlichkeit jenes internationalen Kampfes kaum eine Meinungsverschiedenheit obwalten. Die Hauptschwierigkeiten liegen auf dem politischen Gebiete. Selbst englischen Chauvinisten, den sog. Jingos, würde es z. B. unangenehm sein, wenn bei Gelegenheit einer Epidemie amtliche Berichte ausländischer Aerzte über die grauenhaften Zustände des Ostens Londons veröffentlicht würden. In Rußland würden ernstliche, durchgreifende Sanitätsreformen den Drang nach Aufklärung, nach der politischen Selbstthätigkeit des Volkes, nach der localen und nationalen Selbstverwaltung, nach dem Constitutionalismus verstärken. Im muhammedanischen und heidnischen Orient würden große Sanitätsreformen ein mächtiges Einströmen christlich-europäischer Culturideen zur Folge haben. Viele einflußreiche Interessenten von Uncultur, Schlendrian, Mißbräuchen wären in ihrer Machtstellung bedroht und würden eine zähe Opposition machen. Trotzdem würde die hehre Sache des Culturfortschritts früher oder später siegen; ähnlich wie die Opposition gegen Eisenbahnbauten in Westeuropa, Rußland, dem Orient vergeblich war und ist.

Es wäre zweckmäßig, das Archiv und die Laboratorien jenes internationalen Bureaus in oder bei Berlin anzulegen; denn die deutsche Reichshauptstadt bietet viel mehr wissenschaftliche Hülfsmittel dar, wie Bern und Brüssel. Sie ist überdies der Wohnort von Koryphäen wie Koch, Virchow und Anderen. Das gesammte Areal des Bureaus kann ferner, nach Analogie der altgriechischen Heiligthümer und der Genfer Convention von 1864, für ewig neutral erklärt werden. Der Hauptinhalt des internationalen Sanitätsvertrages könnte etwa folgendermaßen gefaßt werden. Die contrahirenden Staaten vereinigen sich zur Stiftung jenes internationalen Bureaus, zahlen jährliche Beiträge für dasselbe. Sie verpflichten sich, ausländische, den Gesandtschaften und größeren Consulaten attachirte oder privatim forschende, sich ihren Aufenthaltsort frei wählende Aerzte zuzulassen, von denselben amtliche und private Berichte und Reformvorschläge gesundheitspolizeilichen Inhalts entgegenzunehmen. Europäische Aerzte würden dann nach Asien reisen, asiatische nach Europa. Ein wissenschaftlich gebildeter Arzt braucht nicht nothwendig Christ oder Jude zu sein, er kann auch Muhammedaner oder Heide sein. Verschiedene tüchtige Japaner haben sich z. B. in Berlin, Leipig oder England den medizinischen Doctorgrad erworben, und nur ein Theil von ihnen dürfte getauft sein. Jene scheinbar bescheidenen geringen Rechte der internationalen Aerzte würden in Wirklichkeit vollauf genügen. Wenn die internationalen Sachverständigen, unterstützt von der medizinischen und politischen Presse der gebildeten Welt, das und das mit Recht verlangen, so kann keine Regierung der Welt die Erfüllung einer solchen Forderung auf die Dauer verweigern. Mit aufgehetzten Pöbelhaufen würden internationale, von den Großmächten, einschließlich Italiens und der Vereinigten Staaten, wohl noch von anderen Ländern gestellte Militär- und Marineexpeditionen rasch fertig werden. Englische wie russische Generale des 18. und 19. Jahrhunderts haben wiederholt gezeigt, daß eine Hand voll Europäer ungeheuere Schaaren von Asiaten überwinden kann, oft genug überwunden hat. Vielen Agitationen und Krawallen kann man ferner vorbeugen, wenn man die einflußreichsten Männer der betreffenden Gegenden, Beamte, Priester und sonstige Volksführer, durch eine geschickte Verbindung von Höflichkeit, Milde, Geldbelohnungen, Auszeichnungen, Drohungen und strengen Strafen gewinnt oder unschädlich macht. Wenn die Rädelsführer eines Aufstandes rasch niederkartätscht oder gehängt werden, so werden sich die übrigen Europäer, die Verführten, rasch ergeben. Als Hauptsitze der Cholera gelten die Umgebungen gewisser indischer Teiche und Flüsse, die Pilgerstädte Meschhed in Persien, Mekka und Dschidda oder Dschedda in Arabien. Die von Pilgern weggeworfenen, faulenden Hammelreste begünstigen z. B. die Verbreitung der Cholera, die bereits häufig von Persien aus nach Rußland eingebrochen ist. An diesen Wallfahrtsorten kann eine energische Gesundheitspolizei schon Wandel schaffen, und die englische Verwaltung kann in den ostindischen Choleragebieten für gutes Trinkwasser und für Reinlichkeit sorgen. Am schwersten dürfte es sein, der Cholera in Flußsümpfen, z. B. Deltas, beizukommen. Die moderne Wissenschaft und Technik dürfte jedoch wirksame Mittel besitzen, um den Feind auch hier zu besiegen, z. B. durch Entwässerungen. In italienischen Fiebergegenden soll man mit gutem Erfolge den Eucalyptusbaum angepflanzt haben. Kurz, die echt humane Idee eines internationalen Kampfes gegen Menschenseuchen dürfte eine große Zukunft

haben. Die Uebervölkerung mancher Großstädte und Industriegegenden kann nur auf nationalem, nicht auf internationalem, Wege bekämpft werden; aber der moralische Druck der gesammten gebildeten Welt kann solche Reformen befördern und beschleunigen.

Literatur und Kunst.

Der Quäker-Poet Whittier.

Von Gustav Karpeles.

„Nach einer Drahtmeldung aus New-York starb heute (7. September) der Dichter Whittier im Hampton Falls, New Hampshire im 85. Lebensjahre.“ So lautet kurz und lakonisch die Zeitungsmeldung über den Tod eines der hervorragendsten, ja vielleicht des bedeutendsten Dichters der nordamerikanischen Literatur. Kurz und lakonisch. Die Geschichte von dem Brillanten der Patti, von dem Brautkleide der Prinzessin von — Trapezunt, oder von den Rennpferden des Grafen Ypsilanti, um von den Abenteuern einer schönen Ballerina gar nicht zu sprechen, werden wahrscheinlich mehr Raum in unseren Zeitungen einnehmen, als die Nachricht von dem Tode eines großen Dichters. Und doch geht mit einer solchen Nachricht, wie kurz und lakonisch sie auch lauten mag, den Verehrern dieses Dichters eine ganze Welt unter, eine Welt, die ihnen in seinen Liedern aufgeblüht, und die nun verrauscht ist auf Nimmerwiederkehr.

Vielleicht kein moderner Poet hat eine solche kleine, aber treue Gemeinde gehabt, wie John Greenleaf Whittier. Vielleicht keiner hatte sich auch einer solchen Fülle schmückender Beinamen zu rühmen, wie gerade er. Man nannte ihn den „Prediger-Dichter“, den „Einsiedler von Amesbury“, „Die Drossel von Essex“, den „Sänger der Freiheit“, aber keines dieser Epitheta paßt wohl so gut zur Bezeichnung seiner Eigenschaften, wie das, welches ich ausgewählt habe, um es an die Spitze dieser Betrachtung über den todten Dichter zu stellen. Denn sie alle deuten nur eine charakteristische Seite seiner Wirksamkeit an, während dieses gerade seine Wirksamkeit erschöpft. Noch ein anderes.

Nur wenige Dichter entsprechen in ihrem Leben der Vorstellung, welche unsere Phantasie sich von ihnen nach ihren Schöpfungen entworfen hat. Whittier war ein solcher Dichter. Er verkörperte den Freiheitsgeist Amerikas in seiner idealsten Gestalt. Mit Begeisterung konnte einer seiner Beurtheiler von ihm sagen: „Sein Leben, seine Thaten und Handlungen, wie seine Worte durchweht ein harmonisches Streben, ein Manneswille; ein Vorsatz, eine Idee zieht sich wie ein schimmerndes Band durch sein Sein: Kampf gegen Unterdrückung in jeder Form, Ringen gegen Knechtschaft auf jedem Gebiete, Entwickelung des Gedankens einer menschenwürdigen Existenz.“ So sprach man von Whittier, als er noch lebte. — Und was soll man heute von ihm sagen, nachdem sein sterblich Theil nunmehr zur ewigen Ruhe gebettet ist?

In der Entwickelungsgeschichte der jungen nordamerikanischen Poesie wird Whittier unzweifelhaft eine hervorragende Stellung einnehmen. Es ist bekannt, daß diese Dichtung sich unter dem Einfluß der englischen Poesie entwickelt hat. Ihre Verwandtschaft mit dieser stützt sich nicht allein auf die Gleichheit der Sprache, sondern auch auf den geistigen Gehalt ihrer Schöpfungen. Zwar fehlt es auch auf dem jungfräulichen Boden Amerikas nicht an originellen Dichtungsstoffen; die Größe der Natur, die mächtigen Reize des jungen, rasch sich entwickelnden und stark pulsirenden Lebens, die wechselvollen Phasen seiner politischen Geschichte, die wilden Kämpfe gegen die Urbevölkerung und um die Unabhängigkeit, das einsame Leben auf den weiten Prairien, die erhabenen Schauer des Urwaldes — alle diese Elemente bieten eine unübersehbare Fülle von eigenthümlichen Stoffen, die der amerikanischen Poesie nahezu ausschließlich angehören. Gleichwohl haben ihre hervorragenden Vertreter die Traditionen der englischen Dichtung nicht verworfen; bereitwillig gingen sie auf den Pfaden einher, welche ein Byron, Shelley, Walter Scott und Dickens geebnet haben. Kein neues Kunstgesetz herrschte in dieser Dichtung, es entwickelt sich alles nach bestimmt gegebenen Gesetzen. — Und dennoch hat diese nordamerikanische Dichtung einen originellen Reiz, ein eigenthümliches Gepräge.*) Aber vielleicht keiner ihrer Vertreter ist so originell und so spezifisch amerikanisch, wie unser Quäkerpoet John Greenleaf Whittier, der am 17. Dezember 1807 in der Nähe des Städtchens Haverhill in Massachusetts als Sohn eines armen Farmers geboren wurde. Seit fünf Generationen hatte seine Familie auf demselben Gütchen am Gestade des Merimackflusses gelebt. Es war eine stille, bescheidene und fleißige Quäkerfamilie.

Ein eigenthümlicher Geist weht durch diese alten Quäkergesellschaften. Der bekannte Schriftsteller Ernst Otto Hopp schildert diesen Geist in einer Biographie des Dichters folgendermaßen: „Da ist alles schweigsam und ernst — aber nicht finster; zurückhaltend — aber nicht unhöflich und verletzend; ruhig — aber nicht apathisch. Der laute Lärm der Welt dringt nicht in ihre Einsamkeit, Haß und Qualen und Bitterkeiten sind verbannt, eine milde Freundlichkeit und ein stiller, wärmender Sonnenschein liegen auf den Gesichtern. Stelle den Quäker hin, wo du willst, er wird seine Pflicht thun, ohne sich aufzudrängen, aber ohne sich zu fürchten. Der laute Herzensjubel ist erstorben, die Farben sind gemäßigt, die Töne sind gedämpft. Und doch ist das Herz bei ihnen nicht todt; es ist eine latente Kraft in diesen Leuten, von der sich der Uneingeweihte nichts ahnen läßt.“ Ein liebliches Bild von seiner Heimath und von seinen Jugenderinnerungen hat uns auch Whittier in seiner Idylle „Snaw-Bound“ geliefert, die Karl Knortz unter dem Titel: „Eingeschneit“ schön in das Deutsche übersetzt hat. Er führt uns in den Kreis seiner Eltern und Geschwister, er zeigt uns die Winterarbeit der Farmer; alles ist frei nach der Natur und dennoch voll Poesie geschildert.

Ungewärmt von den Strahlen der untergehenden Sonne
Sank der düstere Tag allmählich in's Dunkel der Nacht hin,
Und es tanzten im Zickzack die Flocken geflügelten Schnee's.
Auf dem Gesimse des Fensters, da häufte der Schnee sich, im Garten
Standen die Pfosten wie Geister im weißen Todtengewande,
Also tobte der Sturm und raste die Nacht durch, der Morgen
Ohne die Sonne erschien; in einzigen Kugeln von Linien,
Wie die Natur sie gezeichnet, so fielen die Flocken aus Sternen
Dicker und dünner den Tag, und als dann der folgende Morgen
Kam, war die Welt uns so neu, als ob in der Fremde wir wären;
Keine Wolke dort oben und keine Erde hier unten,
Eine Erde, aus Schnee und Himmel bestehend; bekannte
Dinge erschienen uns jetzt in sonderbaren Gestalten.
Thürme und Dome wir sahen am Platze der Scheun' und des Schweinstalls,
Glatt und weiß war der Berg, der früher ein Haufen von Reisig,
Schnee die Straßen bedeckte, ein Zaun war nirgends zu sehen,
Und der Pfosten, an den die Pferde man anband, ein Greis war,
Trug ein schlottriges Kleid und Hut mit wogender Feder.
Und das braune Geländer, es ist ein chinesischer Dachstuhl.
Hoch der Schornstein erzählte vom neigenden Wunder zu Pisa.
Stürmischer Wind aus dem Nord den lockeren Schnee vor sich her trieb,
Und in südlichen Zonen sich drehend, die Sonne durch Nebel
Schien auf den blendenden Schnee; kein christlicher Klang vom Kirchthurm
Heiligt den sausenden Sturm, kein Rauch aus menschlicher Wohnung
Hinter dem schneeigen Eichwald empor zum Himmel sich kräuselt,
Und die Einsamkeit macht der traurige Laut der Natur noch
Fühlbarer; heulend der Wind, der geistlose, tobte, die Zweige
Rieben sich seufzend; der Schnee, der wässrige, schlug an die Fenster,
Daß es beinahe klang, wie Tippen der Finger von Geistern.
Außer dem Hause ertönte kein Laut der Lust und der Arbeit,
Nichts gab Zeugniß vom Leben und Denken der Menschen da draußen.

---

*) Gern verweise ich bei dieser Gelegenheit auf die vortreffliche „Geschichte der nordamerikanischen Litteratur“ von Karl Knortz (Berlin 1891, H. Lüstenöder), welcher zum ersten Male diese wenig bekannte Literatur mit großer Fachkenntniß, mit liebevoller Wärme und in vorzüglicher Darstellung schildert. Hier findet der Leser auch eine eingehende Biographie Whittier's.

Ohren, die schärfsten nicht hörten den Ton des verschütteten Bächleins,
Stets uns Gesellschaft, es war Musik von fließendem Leben,
Und in dem einsamen Dasein erklang es gleich menschlicher Stimme.

So von der Welt getrennt, saß die Familie am traulichen Herde und aß ihre Octobernüsse und ihre gebratenen Aepfel. Sie kümmerte der wüthende Nordwind nicht, sie verbrachte sich die Zeit mit Erzählen alter Geschichten, mit Räthseln, Zaubersprüchen und Hexensagen. In dieser Einsamkeit aber erwuchs Whittier zum Dichter. Schon als Knabe kannte er die Gedichte von Robert Burns auswendig, und seiner ersten Liebe brachte er seine Huldigung außer durch poetische Ergüsse auch noch dadurch, daß er die Kühe ihres Vaters fütterte. Neunzehn Jahre war Whittier alt, als er sein erstes Gedicht an die „Free-Press" sandte, und lange, bange Wochen mußte er warten, bis es gedruckt wurde. Es ist charakteristisch, daß schon dieses erste Gedicht religiösen Inhalt hat. Der Redacteur des erwähnten Blattes faßte bald eine innige Neigung für den jungen Poeten, und diese Neigung entwickelte sich zu einer Freundschaft, welche fast ein halbes Jahrhundert währte. Whittier besuchte nun Schulen, trieb fleißig historische Studien und ging schließlich nach Boston, um die Leitung eines nationalökonomischen Blattes zu übernehmen. Er hatte die Absicht, sich ganz der Politik in die Arme zu werfen, aber seine treue Freundin, die Poesie, vergaß er darum doch nicht. Im Jahre 1831 kehrte er plötzlich aus dem vielbewegten Leben auf das stille heimathliche Land zurück und blieb dort fünf oder sechs Jahre, ein fleißiger Farmer. Hier entstand sein erstes Werk: „Legends of New England", aus Erzählungen in Prosa und Versen bestehend. Schon damals erklärte er, daß der amerikanische Dichter nicht nach Europa zu gehen brauche, um poetische Stoffe zu suchen. „Der Urwald, den die Pioniere lichteten, die Indianer in ihren vergeblichen Kämpfen um das Dasein, die grauenhaften Hexenprozesse und sonstigen Excesse des Aberglaubens seien Stoffe, wie sie der größte Dichter nirgend dankbarer und ergiebiger finden könne." Im Jahre 1836 erschien von ihm ein längeres Gedicht: „Mogg Megane." Er erzählt die Geschichte eines gefürchteten Sacohäuptlings plastisch, naturgetreu und mit voller Wahrhaftigkeit.

In der Einsamkeit seines Landaufenthaltes hatte Whittier aber nicht nur mit poetischen Erzählungen aus der Urzeit Amrikas sich abgegeben. In jenen Tagen reifte in ihm eine große Idee, die Idee, sein ganzes Leben der Agitation für die Beseitigung der Sklaverei zu widmen, und er wußte wohl, welch ein schwieriges Werk er damit übernahm. „Während 20 Jahren", sagt er, „hätten meine literarischen Beiträge die Existenz jeder Zeitung untergraben." Gleichwohl ließ er sich zum Sekretär der Antisklavereigesellschaft erwählen. Die Zeitschrift, die er damals redigirte, erschien nur ein Jahr, da das Geschäftslocal von einem wüthenden Volkshaufen zerstört wurde. Es ist nicht zu wenig, wenn man behauptet, daß wenn der Gedanke von der Unhaltbarkeit der Sklaverei, von der Gefährdung der nationalen Kraft Amerikas, von der Nothwendigkeit der Emancipation der Sklaven sich überall im ganzen Norden Bahn gebrochen, dies nicht zum geringsten Theile das Verdienst unseres Dichters sei; in Prosa und Versen behandelt er dieses Thema, hart und scharf, weich und zart, immer aber voll Kraft und dichterischem Feuer. Es war dies seine heiligste Lebensaufgabe, er ist ihr treu geblieben trotz Kämpfen und bitteren Erfahrungen, die ihn während seines langen Lebens nicht erspart geblieben sind. In seinen „Voices of Freedom" (Stimmen der Freiheit) erhebt sich seine nationale und religiöse Begeisterung zu einem mächtigen Pathos. Es sind echte, kernige Lieder der Freiheit, die aller Tyrannei, der religiösen wie der politischen, entschieden den Krieg erklären, und gegen die selbst Longfellow's Sklavenlieder weit zurückstehen. Jede Regung der Freiheit findet einen Widerhall in seinem Herzen, und mit Entschiedenheit tritt er gegen die Puritaner auf, die seine Väter um des Glaubens willen vertrieben haben. Er kämpft gegen das religiöse Papstthum, aber er selbst ist gläubig, ja fromm. Ueberall tritt eine ernste, männliche Gesinnung hervor, die einen stärkenden und erhebenden Eindruck gewährt. Er ist ein Quäker, und alle Zweifel, die auf ihn während seines langen Lebens einstürmen, bekämpft er mit der Bibel. Eine wehmüthige Sehnsucht erfüllte ihn nach dem heiligen Lande und nach den Stätten, die der Fuß Christi betreten. Aber er tröstet sich und seine Verehrer damit, daß es ja in der Kraft der Menschen stehe, ein jedes Land zu einem heiligen zu machen. „Auch hier in Amerika haben wir die Wunder des Morgenlandes, nur fehlt es uns zu oft an den Augen, sie zu sehen. Der Merimack spiegelt den Himmel wieder, und mehr kann doch der Jordan auch nicht thun." Whittier ist ein Priester des Friedens, aber er predigt doch immer und unaufhörlich den Kreuzzug gegen geistliche und weltliche Tyrannei. Er ist ein treuer Anwalt der Gewissensfreiheit und der politischen Freiheit.

Aber es wäre falsch, wenn man glauben wollte, daß Whittier nur ein politischer Sänger, ein dichterischer Vorkämpfer der Freiheit und des guten Rechts der Menschen ausschließlich sei. Er ist auch ein Sänger süßer Lieder, „er steigt auch in den Schacht des Herzens hinab und weiß zart und anmuthig zu singen." Seine „Gemälde aus dem Farmerdasein", seine „Bilder aus dem Arbeiterleben", seine Liebeslieder sind ebenso keusch, anmuthig und schön, wie seine Kampf-, Schlacht- und Siegeshymnen. Eines der entzückendsten ist seine berühmte Ballade: „Maud Müller", die uns beweist, daß der kühne Freiheitssänger auch die Sprache des Herzens so gut wie wenig Andere zu deuten verstanden hat. Wir citiren diese Ballade, welche zugleich eine charakteristische Probe seines poetischen Schaffens ist, nach der Uebersetzung von Ernst Otto Hopp:

Maud Müller an einem Sommertag
Reihte das Heu am grünen Hag.
Unter dem ärmlichen Hut wie glüht
Ihr Antlitz, das froh im Jugendschein blüht;
Singend schafft sie, ein Echo erklang
Der Drossel, die fern am Waldsaum sang.
Doch wenn ihr Blick zur Stadt sich wandt',
Die weiß vom Hügel schaut in's Land,
Erstarb ihr Lied, ein leiser Schmerz,
Ein namenlos Sehnen erfüllt' ihr Herz
Ein stiller Wunsch, eine heimliche Lust
Nach etwas Bess'rem zog in die Brust.
— — Der Richter ritt langsam, in sich gekehrt,
Und streichelte lässig sein nußbraunes Pferd.
In den Schatten des Apfelbaums lenkt er beiseit'
Sein Roß und grüßte die muntere Maid.
Und bat um 'nen Trunk aus dem frischen Quell,
Der über die Wiese murmelte hell.
Sie bog sich zur rieselnden Quelle hin
Und füllt' ihm den runden Becher von Zinn.
Erröthend gab sie's und schaute zur Seit'
Auf den nackten Fuß und das dürftige Kleid.
„Viel Dank!" sagt der Richter, „mein Leben lang
Ward nie mir bescheert ein süßerer Trank."
Er sprach von Gras, von Blüthe und Baum,
Wo die Bienen summten im Sommertraum;
Er sprach vom Heuen, vom Wetterstand,
Ob Regen wohl brächte die Wolkenwand.
Und Maud vergaß auf ihr Kleid zu schau'n,
Auf die nackten Knöchel, so zierlich und braun.
Sie sah, wie sein Auge auf ihrem ruht,
So sonderbar ward ihr, so wohl zu Muth.
Doch endlich sein Roß er weiter trieb,
Wie einer, der gern noch länger blieb.'
— — Maud Müller seufzte aus Herzensgrund:
„O wär' ich des Richters Braut zur Stund'!
In Seide hüllt' er mich köstlich und fein,
Und priese mich schmeichelnd beim rothen Wein!
Dann trüg' mein Vater von Tuch ein Gewand,
Ein schmuckeres Boot hätt' mein Bruder am Strand.
Die Mutter auch kleidet' ich sauber und nett,
Manch' neues Spielzeug mein Brüderchen hätt'.
Den Hungrigen böte ich Speise und Trank,
Mich priesen die Armen und sagten mir Dank!"
— — Der Richter ritt aufwärts und manches Mal
Noch blickt' er zurück nach der Maid im Thal.
„'ne schön're Gestalt und ein süßer Gesicht
Ersah ich im ganzen Leben noch nicht.
Und daß sie bescheiden, verständig und klug,
Ihre schüchterne Rede mir zeigt es genug.
Ich wollt', sie wär' mein, und ich zur Stund'
Wie sie ein Heuer im Wiesengrund.
Kein Feilschen dann quält mich um doppeltes Recht,
Kein endloses Hadern und Wortgefecht.
Nein, Herdengeläut' und Vogelgesang
Vernähm' ich und lieblicher Worte Klang."

Doch er dacht' an die Schwestern stolz und kalt,
Und der Mutter hochmüthige, eitle Gestalt.
Er verschloß sein Herz und ritt hindan,
Und Maud stand schweigend im Feld und sann.
Doch staunend vernahm das ernste Gericht,
Wie der Richter summt ein Liebesgedicht.
Und das Mädchen stand sinnend im grünen Gras,
Bis der Regen fiel auf die Mahden naß.
— — Ein reiches Weib hat er heimgebracht,
Sie lebt' für die Mode, er strebte nach Macht.
Doch oft am Marmorkamin im Schein
Des Herdfeuers fiel ihm ein Bildniß ein,
Und das nußbraune Auge der lieblichen Magd
Hat von lieblicher Liebe ihm schüchtern geklagt.
Und oft, wenn der Wein im Glas ihm gepraugt,
Nach dem Trunk aus dem Quell hat ihn leise verlangt.
Und er schloß sein Auge im Prunkgemach
Und sann den Blumen der Wiese nach.
Und der stolze Mann seufzte in herber Qual:
„O daß ich frei noch wär' einmal!
Frei, wie den köstlichen Sommertag,
Da das Mädchen ich traf im Heu am Hag!" —
— — Sie freit' einen Mann, der roh und arm,
Und bald umspielt' sie ein Kinderschwarm.
Doch Sorg' und Arbeit zerplagten ihr Hirn,
Und grub die Furchenschrift in die Stirn.
Und oftmals im Sommersonnenschein
Fiel ihr der Tag, da sie heu'te, ein.
Sie hörte das Murmeln vom kühlen Quell,
Der über die Wiese rieselte hell;
Einen Reiter erblickt sie am Apfelbaum,
Und er hielt mit dem Roß, es war wie ein Traum.
Sie sah, wie sein Auge auf ihrem geruht,
Und so wohl ward ihr und so weh' zu Muth.
Auch kam's wohl, daß statt der Küchenwand
'ne stattliche Prunkhall' vor ihr stand,
Das Spinnrad ward zum Piano ihr,
Das Talglicht zur Lampe voll Pracht und Zier.
Statt seiner der schäfrig am Herdfeuer lag,
Murrend und rauchend den langen Tag.
Zur Seit' sich das Bild eines Mannes sie sah,
Und wie gern sie sich müht', denn die Liebe war da.
Dann spannt sie sich wieder in's harte Joch ein
Und seufzte nur leis': „Es hätt' können sein."
— — O weh um den Richter, o weh um die Maid,
Um Reichthumsqualen und Wirthschaftsleid!
Gott helf' ihnen beid', schenk' jedem auch Gnad',
Der sich seht nach der Jugend verlor'nem Pfad!
Nicht Zunge, nicht Feder schrieb tiefer uns ein,
Ein trüberes Wort: „Es hätt' können sein."
Doch trägt uns, vor menschlichen Augen versteckt,
Noch die Hoffnung, die süße, die einstens uns weckt!
Zum Leben im Jenseit wälzt Engelshand
Jedwedem den Stein von der Grabeswand!

Alle Eigenschaften der Muse Whittier's finden wir in diesem Gedicht vereint: Das Mitleid mit den Armen, die Liebe zu den Menschen, und zum Schluß, wie fremd derselbe auch dem eigentlichen poetischen Inhalt der Ballade sein mag, den frommen Glauben an die Auferstehung und an das Fortleben im Jenseits. Dieser fromme Glaube geleitet ihn durch's Leben, in den Kampf, an die Arbeit. Was seine alten Väter ihn gelehrt, daß ein Glaube sei, daß das Gesetz des Geistes im Herzen liege, daß der Geist aller Menschen einen jeden Bruder heiße und Gott als Urbild der Liebe preise, dieser Geist, den er den Geist des Quäkerthums nennt, und in zahllosen Liedern verherrlicht, ist sein Glaube, seine Weltanschauung, die keine Philosophie und kein Zweifel ihm trüben können. Es liegt in diesem Glauben etwas von der Ueberzeugung des Urchristenthums, welches nach seiner Meinung einmal die Welt wieder regieren wird. Von dem bizarren Humor, der auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt erwachsen und groß geworden ist, finden wir nichts in seinen Schriften, und auch der sogenannte Pfarrerhumor, jener trockene, epigrammatische, aber wohlwollende und milde, der einen religiösen Beigeschmack hat und gerade im Lande des Materialismus von außerordentlicher Wirkung ist, findet sich nur selten hier und da in seinen Erzählungen. Als er im December 1877 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, da zeigte es sich, daß Whittier sich im Herzen seines Volkes eine feste Stätte erobert hat. Und wie liebte er dieses Volk! Seine Hymne zur Eröffnung der Weltausstellung in Philadelphia am 100. Jahrestage der amerikanischen Unabhängigkeit ist ein treues Zeugniß dieser heißen und dankbaren Liebe.

Alles in Allem genommen: Whittier war ein wahrer Poet und ein wahrer Mensch, ein echter Charakter, der in stiller Zurückgezogenheit, wie auf dem Kampfplatz der Leidenschaften, auf vielen Schlachtfeldern des Gedankens und der That sich immer gleich und treu geblieben, glühend für Freiheit und Recht, begeistert für alles Große und Edle, ein Vorkämpfer der Elenden und Armen, ein Anwalt des Rechts, und zu jeder Zeit ein Prophet seines Glaubens. Nicht besser können wir die Betrachtung über den Dichter schließen, als mit den Versen aus seiner zuerst erwähnten Idylle: „Eingeschneit":

Wünschend die Liebe doch träumt und es hofft der Glaube, daß einstens
Irgendwo wir uns sehn [dies hat uns der Schöpfer verheißen.].
Elend, wem nicht erscheint der Stern durch seine Gebrechen,
Wer da hoffnungslos trägt die Todten zum schweigenden Grabe,
Und sich nicht sehnt nach dem Tag, der einst über Friedhöfe anbricht.
Wehe, wer niemals gelernt in Stunden des Glaubens die Wahrheit,
Die da unbekannt ist dem Fleisch und Verstand, daß das Leben
Herr ist des Tod's, und die Liebe das, was ihr gehört, nicht verliere.

Neues über Dürer.

Von Albrecht Jordan.

Die intellectuelle und moralische Unbefangenheit, mit der man früher Bilder auf die Namen großer Meister getauft hatte, machte es zur ersten Aufgabe der Kunstwissenschaft, eine strenge Sonderung der sicher beglaubigten und der mehr oder minder oder gar nicht äußerlich bezeugten Werke vorzunehmen. Neben dieser ausscheidenden Kritik geht, sie ergänzend, das entgegengesetzte Bestreben her, die in der Ueberlieferung vielfach vorhandenen Lücken auszufüllen, Werke, die nicht durch äußere Zeugnisse beglaubigt sind, ihrer inneren Eigenschaften halber bestimmten Meistern zuzuweisen. Nun sind wir im Allgemeinen besonders mangelhaft über die Jugendjahre der Künstler unterrichtet, so lange sie in der Werkstatt ihrer Meister arbeiteten, bezeichneten sie ihre Bilder nicht, und der ausgeprägte Charakter, der über die Echtheit späterer Bilder unter Umständen ein genügend sicheres Urtheil ermöglicht, fehlt vielfach noch. Kein Wunder, daß die Jugendgeschichte der großen Künstler ein besonders beliebter Tummelplatz der Kunstforscher geworden ist. So ist bekanntlich durch Bode die Jugendentwickelung Rembrandt's mit seltener Sicherheit und Vollständigkeit klargestellt. Für die meisten Künstler liegen die Verhältnisse weniger günstig, so auch für Dürer. Das Verdienst, das sicher Echte, das Unechte und Zweifelhafte unter den ihm zugeschriebenen Werken zuerst streng gesondert zu haben, gebührt Thausing. Daß seine Kritik mehrfach zu scharf und einseitig ist, daß ihm Irrthümer im Einzelnen untergelaufen sind, darf nicht blind machen gegen die Vorzüge seines Werkes, und seine manchmal gereizte, ungerechte Polemik sollte dem Unglücklichen heute nicht mehr nachgetragen werden. Um die Lücken, die die Ueberlieferung auch für Dürer's Jugend bietet, auszufüllen hat er u. A. angenommen, daß der junge Künstler in seinen Wanderjahren auch nach Venedig gekommen sei, und hat diese Hypothese so geschickt begründet und vertheidigt, daß in Ermangelung von etwas Besserem die Mehrzahl der Kunstforscher sie angenommen hat. Gegen diese Vermuthung wendet sich ein in G. Hirth's Verlag erschienenes Buch von Dr. Daniel Burckhardt „Dürer's Aufenthalt in Basel", das um so mehr Beachtung verdient, da es reiches, bisher unbeachtetes Material über diese Zeit zur Kenntniß bringt und eine große Lücke unseres Wissens in überraschender Weise ausfüllt.

Burckhardt theilt zunächst mit, daß im Baseler Museum sich ein Holzstock befindet, dessen Zeichnung durch eine nach damaliger Gewohnheit auf der Rückseite angebrachte Aufschrift als Werk „Albrecht Dürer's aus Nörmergk" erwiesen wird. Weiter weist er nach, daß dieser Holzschnitt nicht erst in einem 1497 erschienenen Buche, sondern schon in einer früheren, bisher übersehenen Auflage von 1492 Verwendung gefunden

hat. Man wußte schon, daß gerade in diesem Jahre Dürer auf seiner Wanderschaft von Colmar nach Basel gekommen war, wußte aber nicht, ob er sich dort länger aufgehalten und irgendwie künstlerisch bethätigt habe. Ist nun diese Entdeckung Burkhardt's schon dadurch von Interesse, daß wir durch sie ein unerwartet frühes, sicheres Zeugniß von Dürer's Thätigkeit für den Holzschnitt gewinnen, so erhält sie weit größere Bedeutung dadurch, daß wir auf Grund der unverkennbaren Aehnlichkeit, die dieses Blatt mit anderen in gleichzeitigen Baseler Drucken enthaltenen Holzschnitten zeigt, auch diese für Dürer mit großer Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen dürfen. Man hatte schon längst bemerkt, daß die Bilder des reich illustrirten Werkes „Der Ritter vom Turn von den Exempeln der Gotforcht und Erberkeit" (1493), sowie ein Theil der in Sebastian Brant's Narrenschiff (1494) enthaltenen Dürer'schen Geist spüren lassen, hatte aber Anstand genommen, sie dem Meister selbst zuzuschreiben, und zwar mit gutem Grunde, da die Aehnlichkeit zu einer sicheren Begründung nicht genügte, auch andere Erklärungen nicht ausschloß. Jetzt, wo nachgewiesen, daß Dürer in Basel für den Holzschnitt thätig gewesen ist, und wo ein bezeichnetes Beispiel seiner Kunst vorliegt, das mit den genannten die größten Uebereinstimmungen aufzeigt, gewinnt diese Ansicht sehr an Wahrscheinlichkeit, zumal wenn man in Betracht zieht, daß diese für ihre Zeit hervorragend illustrirten Werke gerade in die Jahre fallen, in denen Dürer in Basel gewesen ist bezw. gewesen sein kann, während vorher und nachher der Baseler Buchdruck Aehnliches nicht aufzuweisen hat.

Weiter befindet sich im Baseler Museum eine Anzahl von Holzstöcken mit Illustrationen zu Terenz' Lustspielen, die unbegreiflicher Weise bisher fast unbeachtet geblieben, ja — sie waren in Kisten sicher geborgen — außer von Woltmann wohl kaum von einem Kunstgelehrten gesehen sind. Nur ein Theil ist geschnitten, die Mehrzahl nur gezeichnet. Lag ein Hauptgrund, weshalb man sich hütete, die oben erwähnten Holzschnitte Dürer selbst zuzuschreiben darin, daß sie recht mangelhaft geschnitten waren, ein sicheres Urtheil über die Zeichnung also nicht zuließen, so haben wir hier in der Mehrzahl die Hand des Künstlers unverfälscht vor uns und durch die Gelegenheit, die geschnittenen und ungeschnittenen Stöcke zu vergleichen, einen Maßstab für die Verschlechterung, welche die Zeichnung durch die Holzschneider erfahren hat. Wer hat nun diese Bilder gezeichnet? Für sämmtliche Bilder zur Andria und die Mehrzahl der zum Eunuchen nimmt Burckhardt Dürer als Meister an, die übrigen schreibt er — man kann nur ahnen, aus welchem Grunde — einem bisher unbekannten Meister „Dominicus Formysen" zu. Man muß ihm zugestehen, daß die veröffentlichten Blätter, dem der Dürer's Jugendwerke kennt, „wie nahe Verwandte vorkommen, die man zwar noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hat, bei denen man sich aber doch gleich bei der ersten Begrüßung heimisch fühlt". Im Ganzen wie im Einzelnen findet man, je länger man sie unter den Händen hat, desto mehr Uebereinstimmung. Mancherlei führt Burckhardt an, mancherlei läßt sich noch hinzufügen, so um eine charakteristische Aeußerlichkeit hervorzuheben, die Uebereinstimmung der ganz eigenartigen Kopfbedeckung des Simo und Chremes mit der zweier Reiter auf einer bezeichneten Handzeichnung des Louvre (Sammlung His de la Salle) und zweier Figuren auf der Kreuztragung der großen Passion. Nimmt man hinzu, daß Dürer mit der Baseler Druckerfamilie Amerbach, aus deren Besitz die Stöcke stammen dürften, in freundschaftlichster Beziehung stand, so erscheint Burkhardt's Annahme nicht zu gewagt. Es würde sich durch diese umfangreiche Thätigkeit für den Holzschnitt auch die Thatsache erklären, daß wir aus den Jahren 1492 und 1493 Handzeichnungen von ihm nicht oder kaum besitzen. Ja man würde Burckhardt unbedingt zuzustimmen geneigt sein, wenn er nicht selbst durch die Mittheilung einiger der Zeichnungen, die er dem „Dominicus Formysen" zuschreibt, wieder Zweifel erregte. Die scharfe Sonderung beider Meister hätte eine seiner Hauptaufgaben sein müssen. Leider hat er aber diese Frage nur flüchtig berührt, der Hinweis auf die untersetzteren Proportionen und die Mängel der Perspective in den „Formysen'schen" Blättern ist nicht durchschlagend und genügend; der Unterschied ist, soweit man aus den mitgetheilten Proben sehen kann, keineswegs derart, daß man nicht dem Meister der schwächeren Blätter auch die besseren zutrauen könnte. Hoffentlich nimmt der Verfasser bald Gelegenheit, diese Lücke seiner Beweisführung auszufüllen.

Die Entstehung der Zeichnungen setzt Burckhardt zu einer von Hans Amerbach unter Beihülfe von Sebastian Brant beabsichtigten Terenzausgabe in Beziehung, glaubt sogar Brant's Handschrift und eine von ihm entworfene Skizze zu einer Scene der Andria auf der Rückseite der Stöcke nachweisen zu können. Was die Skizze anbelangt, so ist sie derart, daß Dürer ihr so gut wie nichts hat entnehmen können und entnommen hat. Für den Eunuchen sind aber, was dem Herausgeber nicht hätte entgehen sollen, die trefflichen Illustrationen der 1486 in Ulm erschienenen Uebersetzung des Hanns Nythart die Vorlagen gewesen, sowohl was die Anordnung der meisten Scenen, als was Einzelheiten wie z. B. in der Tracht des Thraso, des Laches, der „Pamphilia" u. s. w. anbetrifft. Die Vergleichung beider ist für die Beurtheilung der Kunst des jüngeren Meisters von großem Interesse. Die Behandlung des Hintergrundes, die Stellung der Personen zu einander und zum Beschauer, ihr Verhältniß zum Raum, die Geberden, die Behandlung der Gewandung, die Modellirung u. s. w. bieten höchst charakteristische Unterschiede.

Der Inhalt der Stücke, wenigstens der Andria, war Dürer wohl nicht durch Lectüre derselben, sondern durch erzählende Inhaltsangabe bekannt geworden, wie das u. A. das Bild zu Andria I, 4 vermuthen läßt, das eine Person vorführt, die in der Scene (es ist ein Monolog) zwar erwähnt wird, aber nicht selbst auftritt. Jedenfalls hat aber diese Inhaltsangabe ein gut Theil anders gelautet, als die vom Herausgeber hinzugefügte, die mehrfach gerade den vom Künstler gewählten Moment übergeht. Das als Illustration zu Eun. V. 7 ausgegebene Blatt stellt übrigens, wie der Ulmer Druck zeigt, nicht Chremes im Gespräch mit Thais, sondern mit ihrer Sklavin Pythias vor. Daß die Auffassung des römischen Alterthums in diesen Blättern, wie in allen gleichzeitigen für uns viel Ergötzliches bietet, ist natürlich. Terenz erscheint als poeta laureatus in dem Habitus des Johannes auf Patmos, die übrigen Personen tragen Zeitcostüm; der Sklave im Hause des Simo, der die Hochzeit herrichten soll, erscheint als Inhaber einer Fisch-, Geflügel- und Wildhandlung u. s. w.

War Dürer 1492—1494 in Basel thätig, so fällt damit die erwähnte Annahme einer Reise nach Venedig in diesen Jahren fort, vorher ist sie selbstverständlich unmöglich, auch nachher bleibt kaum ein Grund und Platz für sie. Die Kenntniß italienischer Stiche, antiker Skulpturen, einer Handzeichnung (eines Gemäldes?) von Lorenzo da Credi u. s. w. läßt sich gerade bei einem Bürger Nürnbergs auch anders als durch Annahme einer Reise nach dem Süden erklären. Wenn Scheurl im Jahre 1506 erzählt, Dürer sei, als er „neulich nach Italien zurückgekehrt sei", dort als zweiter Apelles begrüßt, so läßt sich das Wort zurückkehren (redire) auf einen zweiten, vom ersten durch etwa elfjährigen Zwischenraum getrennten Aufenthalt in Italien doch nur beziehen, wenn man eine mir von jeher bedenkliche, jedenfalls bei einem immerhin leidlichen Lateiner der Zeit doch erst nachzuweisende Nachlässigkeit im Ausdruck annimmt.*) Auch Dürer's Aeußerung, daß ein Mann Jacobus mit Namen „von Venedig gebürtig" (Jacopo dei Barbari) ihn in die Geheimnisse der Proportionen eingeführt habe, läßt doch eher — wenn auch natürlich nicht nothwendig — darauf schließen, daß diese Berührung, die allerdings 1494

*) redire heißt zurückgehen nach einem Ausgangspunkte, mag dies der gewöhnliche Aufenthaltsort oder ein anderer Ort, an dem man gerade gewesen ist, sein. So braucht es auch Chr. Scheurl in einem Briefe an seinen Breslauer Verwandten (Pirkheimeri Opera ed. Goldast p. 357). Von Goethe's zweitem Aufenthalt in Rom würde man es brauchen können, nicht von seinem zweiten Aufenthalt in Venedig. Die Uebersetzung „wiederkommen" verschleiert die Schwierigkeit, nicht jedes Wiederirgendwohinkommen ist redire.

oder 1495 anzusetzen ist, außerhalb Venedigs stattgefunden habe. Die vielfach angeführte Stelle aus dem Briefe an Pirkheimer vom 8. Februar 1506 endlich, die die erste Veranlassung zur Annahme dieser Reise gegeben hat, besagt bei genauerem Zusehen gar nichts der Art. Dürer schreibt: „Auch sind mir ir (der Welschen) vill feind und machen mein Ding in Kirchen ab und wo sy es mögen bekumen (copiren meine Kupferstiche und Holzschnitte), noch schelten sy es und sagn es sey nit antigisch art, dorum sey es nit gut; aber Sambelling (Giov. Bellini) der hat mich . . . ser gelobt . . . er ist ser alt und ist noch der pest im gemell (in der Malerei). Und das Ding, das mir vor eilff Jorn so woll hat gefallen, das gefelt mir itz nüt mer. Und wen ichs nit selbs sech, so hett ichs keim anderen gelaubt." Was hätte er keinem andern geglaubt? Doch daß es Kunstwerke gäbe, die dem, was ihm früher so gut gefallen, so weit überlegen seien. Derselbe Gedanke ist aber auch Object im Vordersatze, der Sinn der Stelle also: Was mir vor elf Jahren gefallen, gefällt mir jetzt nicht mehr; wenn ich mich nicht durch eigene Anschauung überzeugte, daß es eine weit höhere Kunst gäbe, ich würde es keinem andern auf seine Erzählung hin glauben (so sehr war ich von der Vortrefflichkeit des Früheren überzeugt). Erst indem man den beiden Theilen des Bedingungssatzes verschiedenes Object gab, das „es" des Vordersatzes auf „das Ding" des vorhergehenden Satzes bezog, konnte der Irrthum entstehen, daß Dürer jetzt dasselbe Ding wiedersehe, daß ihm vor elf Jahren gefallen, während er in Wirklichkeit nur etwas früher — wo bleibt unerwähnt — Gesehenes mit dem vergleicht, was ihm jetzt in Venedig neu entgegentritt. Zur angedeuteten Zeit (Februar 1495) war aber Dürer noch nicht ein Jahr wieder in Nürnberg, wohin ihn sein Vater von der Wanderschaft „zurückgefordert" hatte und war jung — noch nicht acht Monate — verheirathet, daß er da Nürnberg schon wieder verlassen haben sollte, ist doch an sich nicht gerade wahrscheinlich und läßt sich aus dieser Stelle gewiß nicht ableiten.

Man wird also die erste Reise fallen lassen müssen. Unter „das Ding" ist aber gewiß nicht, wie Burckhardt will, eins seiner Bilder — dann würde er gesagt haben „mein Ding" — zu verstehen, sondern es ist mit den bisherigen Erklärern wie kurz vorher als Collectiv zu fassen. Was er darunter verstanden wissen will, zeigt die folgende Erwähnung Jacopos dei Barbari. Es sind die oberitalienischen Kupferstiche, die antike Stoffe in einer an antike Skulpturen Anschluß suchenden Form behandelten. Aus den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Nürnberg haben sich eine Reihe Zeichnungen erhalten, die von dem Eindruck, den diese Richtung damals auf ihn gemacht, Zeugniß ablegen, theils directe Nachahmungen, theils freie Schöpfungen in gleichem Geiste. Die Hochachtung, welche die humanistischen Kreise für die Antike hegten, übertrug sich wie bei anderen auch bei ihm auf diese Stiche. Was er an ihnen schätzte, war vorwiegend formaler Natur, dagegen vermißte er, wie sich aus einigen der Nachbildungen (z. B. dem Tode des Orpheus) ergibt, die individuellere Gestaltung der Form und die schärfere Wiedergabe des leidenschaftlich erregten inneren Lebens. Als er nun 1506 nach Venedig kommt, überzeugt er sich, daß diese antikisirende Kunst durch die neueren, ganz aus dem Geist der Zeit geschaffenen Werke weit überholt sei, und theilt diese Aenderung seiner Anschauungen — den ersten Gewinn seiner Reise — seinem Freunde mit, der wohl wie andere Nürnberger die Erzeugnisse jener als höchste Leistungen der Kunst bewunderte. Unter dem Einfluß der neuen Eindrücke malt er dann für die dortigen Deutschen sein Rosenkranzbild. Am 2. Februar will er beginnen, es zu „entwerfen", fünf Monate hat er daran gearbeitet, vor dem 8. September war es unbedingt fertig, denn damals war es von dem Dogen, dem Patriarchen und vielen Künstlern, besonders auch wegen seiner Farbe, die doch erst nach dem Firnissen zur Geltung kommen konnte, bewundert.*) Dann mag er, will man Scheurl's Phrasen ernst nehmen und mit den Angaben Dürer's vereinigen, auf kurze Zeit — unmöglich auf vier Monate, wie auch Ephrussi nicht annimmt — Italien verlassen haben, bei seiner Rückkehr wäre er dann (in Venedig? und) in Bologna „als zweiter Apelles" begrüßt. Die Landschaften aus Tyrol, die man in diese Unterbrechung seines venetianischen Aufenthaltes hat verlegen wollen, wird er auf der Hinreise gefertigt haben, Rasttage, die dazu Gelegenheit boten, wird man damals so gut gemacht haben wie heute.

Wie in der Erklärung der Stelle des Briefes an Pirkheimer, und der Besprechung der Geschichte des Rosenkranzbildes vermag ich dem verdienten Verfasser auch nicht beizustimmen, wenn er Dürer in seinen Wanderjahren nach dem Osten, Krakau u. s. w., gekommen sein läßt Es ist das vorläufig wenigstens eine Hypothese, die durch nichts gestützt wird und — nichts erklärt. Denn daß Dürer bei seiner Ankunft in Colmar (1492) von Martin Schongauers Tod keine Kunde gehabt haben soll, ist eine aus den Worten der Ueberlieferung durchaus nicht zu folgernde Annahme, bedarf also eine Erklärung durch eine Reise in entfernte Gegenden nicht. Vorsicht in der Aufstellung und Annahme von Hypothesen legt ja der schweizer Gelehrte der bösen „deutschen Kunstforschung" so dringend an's Herz, wir könnten nur wünschen, daß er wenigstens in diesem Punkte sich zu den Deutschen gerechnet hätte, die ihm für die neuen Einblicke in das Leben ihres größten Künstlers und den Nachweis, daß seine Entwickelung eine viel einheitlichere gewesen ist, als sie selbst angenommen, Dank schulden und wissen.

*) Daß er die Vollendung am 23. September gerade wie die Anschaffung eines neuen Rockes nochmals erwähnt, darf nicht abhalten, die Vollendung des Bildes schon in den Anfang des Monats zu setzen.

Ein Theatersommer.

Wiener Ausstellungsbriefe von Friedr. M. Fels.

III.

(Schluß.)

Comoedia finita. Der Vorhang ist gefallen, um sich nimmermehr zu heben, die Rotunde wird geleert, „Alt-Wien" abgebrochen. Was für einen Sommer hier zusammen gekommen, Menschen und Dinge, zerstreut sich in alle Winde. Sentimentalität wäre unpassend, nirgends mehr als hier; aber eine Rückschau thut noth, zumal da seit meinem ersten Bericht in diesen Blättern, damals als noch nichts feststand, manches sich geändert hat, besser oder schlimmer ausgefallen ist als in den Erwartungen. So hat das tschechische Theater, will sagen seine Oper, unsere Hoffnungen weit übertroffen. Ebenso die Venetianer. Auch die Ungarn in mancher Hinsicht. Dagegen haben sich die Shakespeareaufführungen, das Gastspiel Emanuel Reicher's, die ich früher als pièces de résistance genannt, leider zerschlagen.

Reicher ist ein ausgezeichneter Schauspieler, einer der besten, die wir haben. Aber er ist auch nur Schauspieler. Das Stück, darin er für sich selbst die zugkräftigste Rolle findet, ist auch ihm das beste. Bei der Aufgabe aber, die er sich diesmal gestellt hatte, kam das schauspielerische Können erst in zweiter Reihe. Diesmal handelte es sich darum, ein guter Impresario und Regisseur, ein Instruktor und Agitator zu sein. Die feinsinnige und zugleich schlaue Auswahl der Stücke, die geschickte Zusammenstellung der Truppe, ihre vollendete Ausbildung und eine vertiefte moderne Inszenesetzung — das lag ihm diesmal ob. Und das Ergebniß war: auf allen Seiten eine vollständige Niederlage. Gleich damals, als sein Repertoire bekannt wurde, habe ich ernstliche Zweifel in dessen Wirksamkeit gesetzt. Ein literarisch ernst zu nehmendes, aber unerquickliches und in fremdem Boden wurzelndes Drama wie „Meister Oelze" war für Wien, welches weit vorsichtigere Versuche kühl abgelehnt hat, von vorn herein aussichtlos. Und ein nuliterarisches, aus bekannten französischen Posseneffecten zusammengesuchtes Product wie Bahr's Lustspiel

war erst recht aussichtlos und drohte dazu, die agitatorische Mission, in der Herr Reicher doch hierher kommen wollte, gründlich zu discreditiren. Doppelt unangenehm dies, nachdem ihm so gut vorgearbeitet war. Ich habe, bei Reicher's Anwesenheit in Wien, ihm meine Bedenken auch angedeutet; er hat mir nicht geglaubt, wie er früheren Warnern nicht geglaubt hat. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Nun, die Berliner Mißerfolge haben mir Recht gegeben. Es ist sehr zu bedauern. Eine solche Gelegenheit kommt so bald nicht wieder. Und nachdem wir Herrn Antoine nicht sehen durften, wäre die moderne deutsche Schauspielkunst, „Schule Berlin", zu sehen, von um so höherem Interesse gewesen.

Auch der Ausfall der Shakespeareaufführungen ist zu bedauern. Beabsichtigt waren „Hamlet" und „Troilus und Cressida". Herr Reicher in Gemeinschaft mit dem Burgschauspieler Herrn Bonn sollten sie nach Adolf Gelber's Auffassung spielen. Herr Gelber hat über „Hamlet" ein weitschweifiges Buch geschrieben. Ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daraus bedeutende Anregung geschöpft zu haben. Marotten, wie K. Silberschlag's, ohne Quellenangabe, wieder aufgewärmte Vermuthung, Maria Stuart und Darnley's Ermordung seien Shakespeare bei Conception der Königin und ihres ersten Gemahls vorgeschwebt, oder die Tieck'sche vom Fall der Ophelia, durch den Ton der Sicherheit, worin sie vorgetragen werden, und übermäßig zugespitzt und präzisirt, stören gewaltig. Es ist mindestens unvorsichtig von Gelber gewesen, diese eigentlich auch überflüssige Auseinandersetzung mit der Kritik zu veröffentlichen. Im Grunde ist es doch nur eine Variante der Werder'schen Auffassung. Hätte er sich begnügt, eine Erläuterung des „Hamlet" zu bieten und seine Auffassung, Scene für Scene, Wort für Wort, genau wiederzugeben, dann hätte er etwas wirklich Praktisches und Verdienstvolles geleistet und dem Forscher wie dem Darsteller ein unentbehrliches Hülfsmittel geschaffen. Ich habe den „Hamlet" mehrfach mit ihm durchgegangen, mir einzelne Abschnitte höchst eingehend erklären und gleichsam vorspielen lassen, und ich war geradezu erstaunt über die werthvollen Ergebnisse, die diese Methode, zu Tage fördert. Ein großer Theil dessen, was in der Tradition stand, wird durch sie über den Haufen geworfen. Und dabei ist die Sache so einfach wie möglich. Nur immer auf den Text zurückgehen. Herr Gelber hat die Charaktere und Situationen durchdacht, wie selten einer. Jede nebensächlichste Person wird von ihm psychologisch glänzend ausgestattet. Allerdings wird dadurch Hamlet selbst fast zurückgedrängt von den anderen; je reicher diese werden, umso ärmer wird Hamlet. Und doch ist „Hamlet" mit einer so genauen Beobachtung der künstlerischen Perspective geschrieben, wie kaum ein anderes Shakespeare'sches Drama. Aber Gelber's Auffassung ist eine vollkommen individuelle: der ehemalige Talmudschüler liegt in ihr und der Gerichtssaalreporter. Und sie ist eine vollkommen moderne: der Alexandrinismus, der die Meininger gezeugt hat und die „Familie Selicke", feiert in dieser Art von Kritik seinen höchsten Triumph. Selbst ihren Gegnern wäre es bedeutungsvoll gewesen, einmal Shakespeare'sche Texte, genau so wie sie erhalten sind, ohne Regiestriche und ohne die traditionellen Mätzchen, abspielen zu sehen. Um dies alles kamen wir, weil die Direction des Ausstellungstheaters einen minimalen Zuschuß nicht bewilligen wollte. Allerdings — von seiner schwindelnden Höhe als Sommer- und Kurtheater wäre es dann unrettbar herabgedrückt worden.

Zwei erquickende Oasen in der ungeheuern Wüste dieses Sommers waren die Gastspiele der venetianischen Compagnia Goldoniana und des Ungarischen Nationaltheaters. Von beiden hatte man sich wenig versprochen; die Compagnia mußte dazu noch, vor Ablauf ihrer eigentlichen Spielzeit, der Tanzvelleität des Barons Bourgoing Platz machen.

Sie hat in dankenswerther Weise das Bild, das wir uns nach Frau Duse von der italienischen Schauspielkunst machen konnten, ergänzt und abgerundet. Ich kann den Namen dieser merkwürdigen Frau nicht nennen, ohne nochmals meinem Bedauern Ausdruck zu verleihen, daß sie im Ausstellungstheater nicht zu Wort gekommen ist. Sie gehörte hinein, zwar nicht in ein derartig eingerichtetes Theater, aber auf eine internationale Bühne, wo die Besten aller Völker in edelm Wettstreit die Kräfte versuchen, viel eher als manch andere, deren rollendes Pathos wir gelangweilt und zähneknirschend über uns ergehen lassen mußten. Sie ist ein Glied in der Entwickelung, ein Höhepunkt in der modernen Schauspielkunst. Aber auch sie steht nicht als etwas absolut Einziggeartetes und Unfaßbares vor uns. Sie läßt sich erklären, sie hat ihre Vorläufer und eine Umgebung, die sich in der gleichen Richtung wie sie bewegt. Schon gelegentlich ihres ersten Wiener Gastspiels habe ich hervorgehoben, daß sie immer Italienerin ist, mag sie nun Feodora oder Marguérite Gauthier spielen. An ihrer Nora habe ich durch einige schlagende Beispiele gezeigt, wie durchaus undänisch diese ihre Auffassung ist. Bei der Compagnia Goldoniana sind wir nun vollkommen derselben Art des Spieles begegnet, und auch bei der hervorragendsten Sängerin der Sonzognotruppe, der Bellincioni, haben wir es gesehen. Jetzt fehlte nur noch, daß Salvini, statt als kritisirender Zuschauer, als ausübender Künstler in den Prater gekommen wäre: dann hätten wir die italienische Schauspielkunst ganz gesehen.

Die durchschnittliche Spielweise der Ungarn ist weder modern, noch interessant. Sie ist würdevoll und pathetisch, getragen und conventionell. Sie hat etwas vom Stil der Comédie française. Aber erfreulicher Weise gibt es ein paar ursprüngliche Talente, bei denen das Temperament allen Stil zum Teufel gejagt hat: Herr Ujházi und die Damen Márkus, Jászay und Prielle. Frau Márkus ist die bedeutendste und vielseitigste ungarische Schauspielerin. Sie ist in Wien nicht zu ihrem Recht gekommen. Statt in einigen ihrer großen modernen Frauengestalten, hat sie in alten, farblosen Rollen auftreten müssen. Am meisten glänzt sie als Frau fin le siècle mit einem Stich in das Pathologische und Unerklärliche. Frau Jászay hat die Grillparzer'sche Medea gespielt, wie wir sie in Wien noch nicht gesehen haben: ganz Temperament, ganz Feuer, ganz Wildheit. Bis zur äußersten Grenze des Möglichen ist sie gegangen, und nie hat sie versagt. Sie verfügt nicht über große Mittel. Ihr Körper ist breit, plump, schwerfällig. Aber wie wußte sie ihn zu drehen und zu wenden, anzuschmiegen und zusammenzuducken! Ihre Stimme ist nicht umfangreich, sie hat nur zwei Töne in der Kehle. Aber wie wußte sie mit denen Haus zu halten und sie zu steigern, daß ein Schauer den Hörer überflog, wie in der guten alten naiven Theaterzeit! Die Márkus und die Jászay müßten nur in einer Weltsprache spielen, um Weltgrößen zu sein. Mit dem Ungarischen Nationaltheater hat die Ausstellung ein unwürdiges Dasein würdig geendet.

Selten noch ist ein Unternehmen vollständiger mißglückt, als diese mit so viel Pomp angekündigte „Internationale Ausstellung für Musik und Theaterwesen". Selten hat sich das Mißverhältniß zwischen Reclame, großen Versprechungen, freundlichem Entgegenkommen der doch nur ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit thuenden Presse und den wirklichen Ergebnissen und Leistungen deutlicher gezeigt. Lange vor Schluß interessirte sich bereits kein Mensch mehr für die langsame Agonie dieses mit dem Todeskeime geborenen Kindes. Im Ausland zuckte man, mitleidig halb und halb verächtlich, die Achsel; und die Wiener setzten allen Verlockungen jenen passiven Widerstand entgegen, in dem sie groß sind, wenn ihnen etwas wider den Strich geht, sei es nun Gerhart Hauptmann oder die zu freundlicher Intimität mit dem Bürgerpack sich erniedrigende Blumenfestpolitik einer aristokratischen Koterie: sie gingen einfach nicht hinein, sie wollten nichts davon wissen, Vöslau und Baden waren ihnen lieber als die Avenue, und den wiedereröffneten Ronacher zogen sie den arabischen Bauchtänzerinnen des Schattenspieltheaters bei weitem vor.

In zwei Theile zerfiel die Ausstellung von vornherein: eine wissenschaftlich-künstlerische That sollte sie sein, und einen gesellschaftlichen Mittelpunkt sollte sie bieten, zum bloßen Amüsement und zur Erholung nach des Tages Arbeit. Nach beiden Richtungen hin war das Ergebniß ein Fiasko, mußte eines sein, weil die Vorbereitungen unzureichend und lässig waren, weil die Unternehmer keine Ahnung von der Schwierig-

keit und dem Umfange ihrer Aufgabe hatten, weil die Mehrzahl der leitenden Persönlichkeiten so unpassend und ungeschickt als nur irgend möglich ausgesucht wurden: eine wahre Pairskammer von Nichtfachmännern.

Die todte Ausstellung in der Rotunde ist von diesem Urtheil selbstverständlich ausgenommen. Auch die Concerte haben durchweg Gutes, zum Theil sogar Ausgezeichnetes und Mustergültiges zu Gehör gebracht. Auch hier waren nur ausgebildete Musiker thätig, da der bloße Umstand, „Cavalier" und Habitué der Hofoper zu sein, nach allgemeinem Urtheil in der Musik noch nicht zu einem maßgebenden Urtheil berechtigt. Die Künste, deren Techniken ein langes und angestrengtes Studium voraussetzen, haben es eben gut. Dagegen ist das Theater die partie honteuse der ganzen Ausstellung gewesen. Seine Leitung lag in den Händen eines „Cavaliers", dessen künstlerischer Beruf einzig darin besteht, daß seine Frau eine begabte Dilettantin in der Musik ist, und eines sogenannten Fachmannes, der zwar bis jetzt viel Talent zur Führung von Operettenbühnen und höheren Tingeltangeln bewiesen hat, aber nie das geringste zum verständnißvollen Leiter eines künstlerischen Theaterunternehmens. Einen „Kunstverderber erster Güte" nennt Anton Bettelheim den Director Jauner. Der einzige Mann an seinem Platz war Gabor Steiner, der Veranstalter der Hanswurstvorstellungen, die, so paradox das klingen mag, fast das Ernsthafteste waren, was an theatralischen Genüssen geboten worden ist.

Ich will mich nicht weiter ereifern. Es handelt sich um einen Todten, dem man Gutes nicht nachsagen kann; so will ich ihn wenigstens ruhen lassen. Keine Thräne wird ihm nachgeweint, kein Hahn kräht nach ihm. Und das eine freut mich wirklich: während jetzt die Bretter verfaulen und vermorschen, „Alt-Wien" zum Abbruch versteigert wird und der Theaterbau in Wind und Wetter zerfällt, ergreift, trotz unserer Preßheuchelei, keiner die wohlfeile Gelegenheit zu jenen journalistischen Sentimentalitäten, zu jenem pathetischen Sic transit gloria mundi, das immer so unfehlbar hervorgeholt wird und seiner Wirkung auf die Gemüther immer so sicher ist, wenn etwas einst Großes in die Grube fährt: ein herrliches Fest, ein glücklicher Staatsmann oder eine berühmte Cocotte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Schlangenköpfchen.

Von Johannes Ziegler.*)

Wenn man von Hamburg durch Altona nach Ottensen fährt, so bemerkt man kaum, daß es drei Orte sind, denn sie erscheinen als ein zusammenhängendes Ganzes. In Ottensen aber, das eigentlich ein Dorf ist, beginnt die Gegend ein anderes Gesicht zu bekommen; da ist die alte röthliche Kirche mit dem breiten Thurm und dem hohen Dach, davor die mächtige Linde, welche Klopstock's Grabstein beschattet, und deren Laubkrone höher reicht als das Kirchendach; da sind Landhäuser in Gärten, und Bauernhäuser sieht man auch. Es ist dort schon ländlich, aber vor etwa sechzig Jahren war es noch viel ländlicher dort; man hörte öfter das Schnattern der Enten, das Gekreisch der Gänse; der nicht unangenehme Geruch der Düngerhaufen, auf die der Bauer stolz ist, machte sich in der Luft häufig bemerkbar; die Straßen waren noch nicht gepflastert; und die Prellsteine bestanden aus Stücken von Walfischrippen, aus deren Innerem sattgrünes Moos hervorquoll. Aber auch schon damals war die Strecke von Ottensen nach Blankenese, dem Fischerdorf, eine ununterbrochene Reihe von prachtvollen Landhäusern, die, hoch über der Elbe, in Parkanlagen gebettet, ihre Front dem Strome zuwenden; auch schon damals konnte man, da sämmtliche Gitterthore freundlicher Weise zu dem Zweck am Tage offen blieben, den weiten Weg nach Blankenese im Schatten der hohen Bäume zurücklegen, von einem Park in den anderen. Es ist einer der schönsten Wege in der Welt.

Macht man sich von Ottensen auf diesen Weg, so kommt man zunächst nach Neumühlen, das, beinahe ganz von Bäumen beschattet, am Abhange des Ufers liegt. Außer einigen Villen hat der Ort nur kleine, doch sehr sauber gehaltene Häuser und ist zum Theil von Schiffskapitänen, die sich vom Seedienst zurückgezogen haben, bewohnt. Vor den Häusern führen in mehreren Absätzen Treppen am schrägen Ufer hinab, und an jedem Absatz sind Gärten und Lauben angebracht. Die letzte Treppe unten führt auf den weichen Sand des Ufers, und wenn man dann noch einige Schritte vorwärts geht, kommt man auf den harten Sand des Strandes, dessen Oberfläche bei Ebbe sich von den Wellen zierlich geriffelt zeigt, und auf dem jede Fußspur, wenn man schreitet, sich mit ein wenig Wasser füllt. Den ganzen Strand entlang sieht man die Wellen in schönem Ebenmaß anrollen bis zu den Booten, die auf den Sand gezogen sind, und bis zu den Badekarren mit dem weißen leinenen Vordach. Von Neumühlen aus blickt man auf den mächtigen gelben Strom, welchen oft ganze Flotten unter vollen Segeln beleben, zwischen denen sich die großen Seedampfer, die abgehen oder herauskommen, langsam und mit Vorsicht durcharbeiten.

In der Zeit, von welcher hier die Rede sein soll, gab es noch wenige Dampfschiffe im Verkehr. Es mögen etwa siebzig Jahre her sein, da wohnte in einem der kleinen netten Häuser Neumühlens der alte Kapitän Roberts mit seiner Frau. Er hatte vor Kurzem das Seefahren aufgegeben und sich das Häuschen gekauft, dessen Stuben klein wie Kajüten waren, aber sauber in Oelfarbe glänzten und allerlei Zierrath in Gestalt von getakelten Schiffsmodellen, seltenen Muscheln und getrockneten Seegewächsen zeigten. Es war recht behaglich in dieser Wohnung, durch deren Fenster man auf die Elbe, die grün umdeichten Inseln und weit in der Ferne wie einen blauen Streifen die Hügel der hannoverschen Seite sah, was sehr schön war, denn es war Sommertag und die Elbe von Schiffen voll. Die Behaglichkeit der beiden alten Leute war noch gesteigert durch die Anwesenheit ihres einzigen Sohnes, der bald, nachdem sie das Haus gekauft hatten, gegen Weihnachten von einer langen Seereise aus den ostindischen Gewässern zurückgekehrt, bei ihnen eingezogen war. Der junge Roberts hatte auf dem Ostindienfahrer den Posten eines Obersteuermanns eingenommen, später aber das Commando des Schiffes, da dessen Kapitän mitten auf dem Ocean an den Folgen zu vielen Trinkens verstorben war, selbständig geführt und dabei so große Tüchtigkeit und Kenntniß in der Nautik erwiesen, daß sein Rhederhaus ihn zum Kapitän einer neuen Brigg ernannte, welche auf der Dolck'schen Werft zu Altona in Bau stand. Während des Baues mußte er natürlich am Lande bleiben, ging ab und zu auf die Werft, um die Arbeiten zu beschleunigen, denn das Schiff sollte zu Weihnachten segelfertig sein.

Roberts war ein etwas sonderbarer Mensch im Vergleich mit seinen Berufsgenossen, denn, obgleich diese damals ebenso tüchtig waren wie heute, zeigte sich ihr Benehmen nicht sehr fein, und trinken und fluchen thaten sie unbändig. Der junge Roberts dagegen war still und in sich gekehrt und lag, wenn er nur irgend Zeit fand, über den Büchern, um seine Kenntnisse, namentlich in der geographischen Wissenschaft, zu vermehren. Er sprach wohl manchmal ein lustiges Wort und konnte, wenn er von Anderen eines hörte, in ein prachtvolles Gelächter ausbrechen; doch gleich war er wieder still, als wenn ihm das Lachen zu einer Sorge, die ihn quälte, nicht recht zu passen schien. Um Klarheit in dieser Erzählung nicht vermissen zu lassen, soll hier sofort gesagt werden, worin diese Sorge bestand. Roberts hatte nämlich vor seiner letzten Reise im Hamburger Hafen an Bord des Ostindienfahrers eine junge Dame kennen gelernt, die mit ihrem Vater gekommen war, um das prächtige Schiff zu besichtigen; er hatte sie darin herumgeführt und sie später noch dreimal auf dem Landsitz seines Rheders in Gesellschaft getroffen. Jetzt, nach seiner Rückkehr, war er ihr abermals begegnet, und zwar unfern von Neumühlen in einem Park, in dessen Mitte die Villa ihres Vaters stand, und hatte dabei die Entdeckung gemacht, daß er und sie im Herzen sich sehr nahe standen. Klara van der Zuyden war die einzige Tochter eines angesehenen Hamburger Kaufherrn, ein schlankes Mädchen mit aschblondem Haar und einem schönen großen Mund; sie war herzhaft und voll Offenheit und konnte es bei ihrem abermaligen Zusammentreffen mit Roberts nicht ganz verhehlen, wie es mit ihr stand. Er hatte dies mit einem Schauer der Freude, zugleich aber mit Schrecken wahrgenommen, mit Schrecken, weil er selbst eine tiefe Neigung für sie empfand und doch als Kapitän eines Handelsschiffes unmöglich daran denken durfte, die Augen zu der Tochter eines reichen Kaufherrn zu erheben. Als er ihr im Park Adieu gesagt hatte, blickte er ihr noch einmal nach, wie sie mit ihrer Gefährtin der Villa zuschritt, und beschloß, ihr fortan sorgfältig aus dem Wege zu gehen und die Zuneigung zu ihr mit aller Macht zu bekämpfen. Aber dieser Kampf, der immer wieder erneuert werden mußte, machte ihm die Sorge, von der ich vorhin erzählt habe.

Um sich die beengenden, peinigenden Gedanken an Klara zu vertreiben, gab er sich mit noch größerem Eifer dem Studium seiner Bücher hin, vornehmlich des großen Geographen Karl Ritter's „Erdkunde", von welcher der erste, Afrika allein behandelnde Band damals vor Kurzem erschienen war. In diesem Sommer war es sehr warm, und er hatte Abends beim Lesen die Fenster offen; doch so vertieft war er in seine Sachen, daß er kaum hörte, wenn ein Vorübergehender ihm guten Abend wünschte. Es gingen übrigens nicht viel Leute vorüber, aber unter diesen war zuweilen ein alter Herr, der langsam seinen abendlichen Spaziergang machte, um auf die Elbe hinabzublicken; denn auf deren breitem Fahrwasser hört auch des Abends und während der Nacht die große Schifffahrt nicht auf, und es ist wohl der Mühe werth, zu deren Betrachtung einen Spaziergang zu machen. Roberts war mit dem alten Herrn zufällig einmal in das Gespräch gekommen, und seit der Zeit sagten sie einander immer guten Abend und machten bisweilen eine Bemerkung über das Wetter. Roberts wußte nicht, wer der Mann sei, und sein Vater, der erst kürzlich nach Neumühlen gezogen war, wußte es auch nicht. Aus den

*) Aus dem in den nächsten Tagen erscheinenden Buch Seegeschichten und Schilderungen: „Vom grünen Wasser" von Johannes Ziegler (Verlag des Vereins der Bücherfreunde).

Gesichtszügen des Mannes ließ sich bloß erkennen, daß er ein Jude war, und das einzige Bemerkenswerthe an ihm schien, daß er einen grauen Seidenhut auf dem Kopfe und beständig eine Rose im Knopfloch trug. Roberts machte sich weiter kein Kopfzerbrechen darüber; es genügte ihm, daß sie einander freundlich grüßten und zuweilen eine Bemerkung über das Wetter machten.

Ich weiß, wer der alte Herr war. Es war Salomon Heine, der reiche Hamburger Bankier, welcher in der Nähe von Neumühlen einen prachtvollen Landsitz hatte, aber unscheinbar, oft mit Absicht so, einherging. Er ist auch Allen dem Namen nach bekannt, denn er war ja der Onkel des Doctors Heinrich Heine, der so schöne Gedichte gemacht hat. Ich habe den alten Herrn in meiner frühen Kindheit einmal gesehen, als ich an der Hand meines Vaters in Hamburg am Jungfernstieg entlang ging. „Sieh Dir den Herrn da genau an," sagte mein Vater; „das ist Herr Salomon Heine, einer der besten Menschen auf der Welt." Obwohl ich damals bloß die Menschen für die besten hielt, die mir gelegentlich eine Düte mit Zuckerwerk verehrten, sah ich den Mann doch scharf an als einen, der mir vielleicht in Zukunft auch eine Düte voll Zuckerwerk verehren könnte. Er sah ganz danach aus. Seine Züge, obwohl ernst, waren mild und freundlich. Im Uebrigen erinnere ich mich nur an seine weiße Weste, den hellen Seidenhut und die Rose im Knopfloch, die er immer trug, Sommer und Winter. Er ward damals in Hamburg wegen seiner Menschenliebe fast wie ein Heiliger verehrt, und sein Andenken lebt heute noch bei den Enkeln seiner Zeitgenossen in voller Frische. Man hat mir viele Züge von ihm erzählt, und da die meisten davon den Reiz des Ungewöhnlichen hatten, habe ich sie gut im Gedächtniß behalten. So pflegte er manchmal des Abends, mit einem schlechten Ueberzieher bekleidet, in die Stadttheile, wo ärmere Handwerker wohnten, zu gehen, sich unter irgend welchem Vorwand nach ihren Verhältnissen zu erkundigen und dort, wo er es für nützlich fand, durch Geldvorschüsse Hülfe zu leisten. Dabei machte er zur Bedingung, daß er die Summe nach Jahr und Tag an einem bestimmten Datum wieder haben müsse; er werde schon selber kommen und sie abholen. Er kam auch richtig zur bestimmten Zeit, und nichts konnte ihm größere Freude machen, als wenn er sah, daß sein Darlehn dem Manne geholfen, und daß es zur Rückgabe an ihn bereit liege. Er gab es dann gewöhnlich den Kindern des Mannes. War es nicht bereit, so verlängerte er mit Freundlichkeit die Frist.

Einmal wollten die Ottenser sich eine neue Schule bauen, hatten aber nicht die nöthigen Mittel dazu. Sie wandten sich mit ihrer Sammlung zuerst an einen christlichen Millionär. Dieser aber äußerte die Meinung, daß man sich bei solchen Gelegenheiten zuerst an Salomon Heine zu wenden habe; übrigens verpflichte er sich, die gleiche Summe wie dieser zum Ottenser Schulbau beizutragen. Man ging mit der Liste zu Heine, der sie wieder zuerst dem christlichen Millionär vorgelegt wissen wollte. Man erzählte ihm dessen Aeußerung, und nun sagte er kurz entschlossen: „Wenn das is, wird die ganze Geschichte gleich abgemacht sein. Ich zahle die Hälfte; die andere Hälfte lassen Sie sich von Herrn N. auszahlen." Dazu mußte dieser sich denn auch, seinem Worte gemäß, bequemen. Ein anderes Mal, bei ähnlicher Gelegenheit, zeichnete einer der hamburgischen Matadore eine Summe von mehreren Tausenden mit dem Beisatz: „Aus christlicher Liebe". Heine empfing die Einladung zur Beisteuer ebenfalls und zeichnete eine gleiche Summe mit dem charakteristischen Beisatz: „Aus jüdischer Liebe". Solche Züge von Humor machten ihn bei den Hamburgern bis in das niedrige Volk hinab ungemein beliebt. Als es im Jahre 1835 einmal in Hamburg zu einem leichten Judenkrawall kam, und einige israelitische Fensterscheiben klirrten, zog ein Volkshaufe, mit Steinen bewaffnet, auch an der Wohnung Salomon Heine's, am Jungfernstieg, vorbei. Aber dort erhob sich sofort der Ruf, daß man jeden in die Alster schmeißen werde, der sich unterstehe, Heine zu beleidigen. Sein Haus blieb unversehrt, und der alberne Rummel nahm bald ein Ende; die Leute schämten sich gerade im Gedanken an diesen Juden.

* * *

Eines Abends saß Roberts wieder bei offenem Fenster in seiner Stube, in die man von draußen hineinsehen konnte, und las eifrig in Ritter's „Erdkunde"; manchmal suchte er in dem reichhaltigen Register, schlug dann die Seite auf, dann jene und schien in großer Spannung zu vergleichen. Plötzlich schlug er mit der Faust auf das dicke Buch, sprang vom Sessel auf und rief: „Ich hab' es!" In diesem Augenblicke ging der alte Herr draußen vorüber, blieb stehen, trat dann an das Fenster und fragte theilnehmend: „Is was passirt?" — „O nein," erwiderte Roberts, „ich habe nur gefunden, was . . . doch entschuldigen Sie, wie ist eigentlich Ihr werther Name?" — „Mein Name ist Heine." — „Ich bitte, Herr Heine, möchten Sie nicht auf einen Augenblick hereinkommen? Sie haben ein so kluges und theilnahmsvolles Aussehen, daß ich Ihnen die Sache wohl erzählen möchte; das heißt, wenn Sie Zeit haben." — „O ja, heute Abend habe ich nix mehr zu thun," sagte der alte Herr, ging die paar Schritte nach der Hausthür, die ebenfalls offen stand, trat ein und setzte sich, nachdem er die hübsch getakelten Schiffsmodelle beguckt hatte, auf das Sofa.

Es würde zu weit führen, wenn ich Roberts' Auseinandersetzung und, was der alte Herr darauf erwiderte, hier wörtlich folgen ließe. Roberts sagte, er habe auf seiner letzten Reise nach Ostindien bemerkt, daß die Engländer die Kauris, nämlich die kleinen Muscheln, auf deutsch Schlangenköpfchen genannt, die in einigen Ländern Afrikas und Asiens als Münze gelten, in Bengalen einschifften und damit fortsegelten. Seine Erkundigungen, wohin sie damit segelten, seien alle umsonst gewesen; keiner sagte was; sie behielten ihr Geheimniß. Nun habe er aus Karl Ritter's neuem Werke erfahren, daß in Bengalen die Kauris zehnmal billiger seien, als im afrikanischen Sudan, wohin die Engländer im letzten Jahre gegen zweitausend Centner Kauris über Guinea durch fremde Handelsleute haben gelangen lassen und für diese Muscheln dem Sudan seinen Goldstaub abkauften. In Bengalen kosten 2400 Kauris einen Shilling Sterling, indes im Sudan 250 Stück zehn Shilling drei Pence werth seien. „Wenn also," schloß Roberts seine Auseinandersetzung, „die Engländer es der Fracht werth halten, die Kauris von Bengalen, wo sie sie kaufen müssen, nach Guinea zu bringen, wie viel mehr kann ich ein Aehnliches thun? Auf der letzten Reise nämlich ward ich mit dem Schiffe, dessen Commando mir als Obersteuermann nach dem Tode des Kapitäns zufiel, von einem furchtbaren Cyklon im Indischen Ocean nach Nordwest geworfen, und, als der Sturm vorbei war, habe ich an der Ostküste von Afrika zwei Bänke gefunden, die ganz voll von Kauris liegen, so daß man diese nur einzuschaufeln braucht. Kein Mensch außer mir scheint diese Bänke zu kennen, die bei niedriger Ebbe kaum einen Fuß unter Wasser sind, aber ich weiß ihre Stelle ganz genau. Dort also habe ich die Kauris umsonst, daher billiger, als die Engländer sie in Bengalen haben, das überdies um die ganze Breite des Indischen Oceans weiter nach Osten liegt. Nicht wahr?"

Der alte Herr hatte gut zugehört, manchmal den Kopf geschüttelt, auch ein Wort dreingeworfen, aber schließlich sah er den jungen Mann, der energisch dastand, mit aufmerksamen Blicken an. Dann schüttelte er wieder den Kopf. „Muschelgeld," sagte er, „mit so 'n Geld hab' ich mein Lebtag noch nix zu thun gehabt. Das muß ich mich doch ein wenig überlegen." — „O, die Sache hat ihre Richtigkeit," sagte Roberts; „ich möchte es wohl unternehmen; aber mein Platz als Schiffskapitän bei meinem Rhederhause, das ist eine verdammte Geschichte!" — „Bei Ihrem Rhederhause . . ." sagte Herr Heine, „junger Mann, kommen Sie übermorgen am Vormittage 'mal zu mich in meinem Kontor, das ist am Jungfernstieg, da will ich Ihnen was sagen."

Roberts war nicht wenig erstaunt, als er zwei Tage darauf am Jungfernstieg vor einem prächtigen Hause stand, das offenbar einem sehr reichen Mann gehörte. Er trat ein und ward, als er nach Herrn Heine fragte, durch eine Reihe großer Zimmer geführt, in welchen schreibende Menschen emsig beschäftigt waren. Es herrschte dort eine solche Stille, daß man nichts hörte, als das Kreischen der Gänsefedern. Als man ihm die Thüre des letzten Zimmers geöffnet hatte, fand er drinnen den unscheinbaren alten Herrn mit der Rose im Knopfloche, den Herrn Salomon Heine. Nach einem freundlichen Gruße sagte dieser: „Hören Sie 'mal, ich will Ihnen was sagen, aber es bleibt unter uns. Ihr Rhederhaus hat in letzter Zeit Unglücksfälle gehabt, und ich glaube, es wäre froh, wenn man ihm das Schiff, das draußen in Altona auf der Dolck'schen Werft liegt, und dessen Kapitän Sie sein sollen, abkaufen möchte." Roberts war recht verblüfft über diese Mittheilung. „Nun habe ich," fuhr Herr Heine fort, „über den Plan, von dem Sie mir vorgestern erzählt haben, nachgedacht; er gefällt mich. Ich selbst treibe keine Rhederei und mache auch keine Geldgeschäfte in Muscheln, aber ich will Ihnen was sagen. Sie scheinen mir ein besonnener und unterrichteter und unternehmender junger Mann zu sein, und da Sie selbst wohl nicht über die nöthigen Mittel verfügen, so biete ich Ihnen, rückzahlbar nach drei Jahren, eine Summe an, für die Sie das Schiff kaufen und besrachten können. Sollten Sie wegen Unglücksfällen nach drei Jahren nicht zahlen können, so macht es auch nix. Meine Mittel erlauben mich das. Aber das sage ich Ihnen: Sagen Sie nur keinem Menschen was von die Muscheln; denn wenn es nix damit is, blamiren wir uns fürchterlich." Roberts war noch verblüffter als zuvor, faßte sich aber bald und nahm unter vielem Danke das großmüthige Anerbieten an, das nur ein Mann wie Salomon Heine machen konnte.

Mitte December 1823 lag der „Karl Ritter" — so hatte Kapitän Roberts sein Schiff getauft — im Hamburger Hafen und nahm eine Fracht von allerlei Werkzeug, Glasperlen und Nürnberger Waaren ein, die an der Küste von Guinea willige Käufer finden. Von dort war der „Karl Ritter" unter Ballast nach dem Indischen Oceane bestimmt, wo Roberts die Bänke, die sein Geheimniß waren, aufsuchen und abschaufeln wollte. In der Weihnachtswoche holte das Schiff aus dem Hafen und machte die Segel los. Als er unter Neumühlen vorbeikam, standen der alte Roberts und seine Frau vor der Hausthüre und wehten mit weißen Tüchern, und weiter stromabwärts wehte noch ein weißes Tuch aus einem bereiften Parke hervor. Die es schwenkte, war Klara van der Zuyden, welcher Roberts, seitdem er getroste Aussicht auf Wohlstand hatte, nicht mehr aus dem Wege gegangen war; vielmehr hatte er sich mit ihr zur Treue versprochen, und Klara, die im Sommer vor lauter Gram über Roberts' Bescheidenheit fast krank war, stand nun blühend da, mit rosigen Wangen in der Kälte, und um ihren schönen großen Mund spielte ein Lächeln, wie ein Gemisch von Glückseligkeit und Trauer über den Abschied. Dann entschwand das Schiff den Blicken derer am Lande.

— — — Der unternehmende junge Seemann hatte sich nicht geirrt. Er suchte an der einsamen Küste von Südafrika die Bänke auf und fand sie noch dick voll von Schlangenköpfchen, die er in sein Schiff schaufeln ließ, bis der Raum voll war. Nach mehrmaligen Fahrten zwischen den Bänken und Guinea hatte er sie gründlich abgeräumt mit einem Gewinn von über zehntausend Pfund Sterling. Am frühen Morgen des 24. December 1824 erschien er bei Nordwest mit einer Ladung Elfenbein und Goldstaub aus dem Sudan vor der Mündung der Elbe, und im Laufe des Tages segelte er den Strom hinauf. Als er die Villa van der Zuyden in Sicht hatte, löste er drei Salutschüsse und dann noch zwei. Dies war das verabredete Zeichen zwischen ihm und Klara, die schon den ganzen Monat mit Sehnsucht darauf gewartet hatte. Roberts' Rechnung auf eine Abwesenheit von zwölf Monaten, wenn Wind und Wetter ihn begünstigten, stimmte. Das war ein Weihnachten! Klara, die alten Roberts, der alte Herr van der Zuyden, der natürlich sofort die ganze Geschichte erfuhr — man mag sich das Glück denken. Salomon Heine

war ganz selig; da war ihm einmal wieder ein Stück nach seinem Geschmack gelungen. Roberts bot ihm, nachdem das Schiff bezahlt, die Hälfte des Reingewinnes an, aber der alte Herr sagte: „Gehen Sie man zu Haus; ich mache nicht in Muscheln; Sie haben viel gelernt und haben den Muth gehabt, in Muscheln zu machen; darum gehört Ihnen der Reingewinn allein; vetragen Sie ihn mit Gesundheit."

Dieser Gewinn aus der Unternehmung mit den Schlangenköpfchen bildete das Stammkapital des Handlungshauses, das heute noch reich dasteht unter der Firma Roberts & Söhne. Die Söhne sind von Klara Roberts, geb. van der Zuyden. Mit der Zeit entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen Salomon Heine und Roberts und ward immer fester, bis wieder einmal Weihnachten herankam. Es war zwanzig Jahre später. Salomon Heine hatte sich schon mehrere Wochen nicht wohl gefühlt. Roberts gingen oft hin, ihn zu besuchen. So kam er auch am Nachmittage des 23. December in das Haus am Jungfernstieg, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er fand dort alles in Bestürzung. Ein Diener sagte: „Herr Heine ist vor einer Stunde verschieden . . ." Am 24. December 1844 lag dieser edle Mensch auf der Bahre, und am 27. December haben sie ihn auf dem Friedhofe zu Ottensen begraben. In ihm verlor Roberts den Begründer seines Glückes, die Bedürftigen in Hamburg und Ottensen einen Vater, und die Hansestadt selbst einen ihrer größten Bürger.

Aus der Hauptstadt.

Zwing-Uri.

Als ich den Saal betrat, verließen ihn eben an die dreihundert Männer, mit glühenden Gesichtern, heftig gestikulirend und schimpfend. Es war die Opposition, welche „herausflog", wie man zu sagen pflegt, die Leute waren es, welche das Werk vor zwei Jahren begonnen, den Verein zur Blüthe gebracht hatten und welche man jetzt in die Verbannung trieb, auf Befehl des Burgvogtes der Partei. Durch den Exodus der Dreihundert war im Saale Platz geworden; ein Redner bemerkte sogar, die Luft hätte sich wesentlich verbessert und die Wahrheit, die Freiheit hätten gesiegt. Das log er zwar in den Hals hinein, aber sein Publikum gab ihm Recht; die parteitreue Majorität war unter sich und nicht mehr gesonnen, Hechte im Karpfenteich zu dulden. Noch wurden unterschiedliche Fußtritte an den abgedankten Vorstand ausgetheilt, der mit Shakespeare und Schiller Liebknecht und Kautsky hatte besiegen wollen, und dann mit imposanter Mehrheit ein neuer, parteifester Vorsitzender der Freien Volksbühne gewählt. Zwing-Uri, das unfehlbare Parteiprogramm, der Souverän des 20. Jahrhunderts, hatte gesiegt. Es geschah das drei Stunden nach dem Beschluß der unteren Fraktion des Berliner Rothen Hauses, Herrn Löwel aus ihrer Mitte auszustoßen, auf Befehl des Vogtes von Zwing-Uri, sintemalen besagter Löwel verblüffende Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung zur Sprache gebracht hatte, die zwar halb und halb öffentliches Geheimniß waren, aber ausgeplaudert doch dem Programm des Metropolsreisinns Schaden thun mußten. —

Was ist geschehen?

Ein paar Männer, darunter der trotz seiner Verse hochachtbare und sonst unbescholtene Doctor Bruno Wille, hatten vor ein paar Jahren erkannt, daß nicht allein mit Bierreden, wie sie jeder Sozialstudent besser hält, dem Bedürfniß des Volkes nach geistiger Nahrung entsprochen werden könnte, daß auch Heinz Tovote und der Verfasser des Scharfrichters von Berlin sein intellectuelles Niveau nur wenig zu erhöhen vermochten. Man beschloß also, eine Arbeiter-Bildungsschule in's Leben zu rufen und eine Arbeiter-Bühne dazu. Ich muß gestehen, die Berliner Unabhängigen gefallen mir schon darum sehr wenig, weil die gesammte freisinnige Presse sie aus durchsichtigen Gründen eifrigst auslobt, die Armen dadurch freilich schneller ruinirt, als es Herr Liebknecht thun kann. Aber daß ihre Führer zwei so, ich will es nicht verhehlen, weltgeschichtliche Unternehmungen in's Leben riefen, das hat mir und hundert ehrlichen Leuten einen Heidenspaß gemacht. Manchmal, wenn ich in einem der „vornehmen" Theater saß und um mich herum das faule, gähnende Jobberpack sah und ihre quellend wohlgenährten Weiblein, und, als eben der Vorhang über den ersten Act von Fulda's Versuchstragödie gefallen war, ihre Aperçus aufschnappen durfte: „Morjen also Winterjarten — man strengt sich ja Tags über jenug an und will sich Abends für sein scheenes Jeld nich noch trübsinnig machen lassen" — dann dacht' ich wohl daran, wie um dieselbe Zeit viele hundert Helden, junge und grauköpfige, nach erschlaffender Tagesarbeit an der Esse und der Drehbank im Schulstüblein das nachholten, was die hochberühmten Berliner Volksschulen an ihnen gesündigt hatten, wie die Männer des Hammers jetzt Schönschreiben, deutsche Grammatik, Rechnen und Volkswirtschaftslehre trieben. Und ich glaubte beinahe, daß diese abgerackerten Taglöhner an Kraft und Spannkraft des Geistes ihren Herrschern wohl doch überlegen sein müßten, und daß ihnen deshalb der Sieg über ein verfaultes Geschlecht gehöre. Der Gedanke war sehr sentimental und unpassend in so feiner Gesellschaft, aber er unterhielt mich auch noch während der öden Lügen des Nachempfinders auf den Brettern da oben.

Die Leistungen der freien Volksbühne waren unausgeglichen, anfechtbar und was weiß ich sonst; aber sie brachten einen Zug frischer Begeisterung, ein leises Interesse für Kunst und Dichtung in die verschnapste Menge. Und, meiner Treu, für Berlin, wo der Ronacherpöbel ungestraft und unverhöhnt sich die geistige Elite der Bevölkerung nennen darf, für Berlin wär' es ein hübscher Witz gewesen, wenn die „Ungebildeten", die „niederen Stände" sich als Leibgarde unserer großen Denker und Poeten erwiesen hätten. Doch die Theater-Dörfer sozialpädagogischer Potemkins zerfielen in Schutt und Pappstaub. Es erfand sich, daß es nicht Liebe zur Kunst, daß es allein Liebe zum Parteiprogramm war, welches die Umwohner von Zwing-Uri in „ihr" Theater trieb, und als der mächtige Burgvogt den Finger reckte wider Wille und seines Gleichen, da flog der idealistische Reformer hinaus und zwar allernachdrücklichst. Aus der volkserziehlichen freien Bühne hatte ein ungnädiges Augenzwinkern des Herrn Liebknecht eine sozialdemokratische Kunstbudike gemacht, einen Vorhof seiner Zwingburg. Verrungenirt muß Alles und Jeder werden, so die Reverenz nicht macht dem Hute.

Eine nothwendige Ergänzung zum Falle Stryck, der Fall Löwel, liegt interessanter noch. Herr Stryck ist gestürzt worden, weil jeder vernünftige Mensch annahm, daß man um einer solchen Lappalie willen einen bisher tugendhaften Mann nicht stürzen werde; er ist gefallen, weil sein Name den Berliner Witzblättern (ich rechne die „Freisinnige Zeitung" und das „Kleine Journal" hierzu) die Veranlassung zu wundersamem Wortspülicht bot und der kaffeetrinkende Bürgersmann dadurch auf die Affäre aufmerksam wurde. Stryck hatte das Tabu der Berliner Australier von rechts schief angesehen, Löwel that es von links her, und auch ihn erlegten die gereizten Priester.

Die städtische Brennmaterialien-Deputation hat nach Herrn Löwel's Aussage im Interesse der Allgemeinheit die Usance eingeführt, von christlichen Lieferanten hohe Cautionen, von jüdischen dagegen beträchtlich geringere oder auch gar keine zu fordern. Der Grund hierfür leuchtet ohne Weiteres ein: anerkanntermaßen ist der jüdische Geschäftsmann weitaus reeller als sein ungläubiger Concurrent; er bietet sozusagen sittliche Garantien, wo der Christ durchaus mit finanziellen herhalten muß. Der jüdische Mitbürger erfreut sich eines weitaus größeren Gemeinsinnes und communalen Opfermuthes als sonst wer; hätte man, wie es im Schoße der Gruppe Hermes angeregt worden ist, Herrn Pincussohn an Zelle's Statt zum Oberbürgermeister erwählt, so würden wir z. B. beim Ankauf von Markthallenterrains viel reeller als bisher bedient werden.

Ich will Niemand Unrecht thun. Vielleicht war bei der Cautionsfrage allein das Motiv maßgebend, schwächer fundirten Firmen den Wettbewerb zu ermöglichen, indem man ihnen den größeren, mächtigeren gegenüber minder harte Bedingungen stellte. Und obgleich es Leute gibt, die behaupten wollen, man brauche nicht gerade für die Kräftigung des jüdischen Handels einzutreten, wenn man schon für den Kaufmannsstand etwas thun wolle, so sind die Berliner Communaldespoten hierin offenbar gegentheiliger Anschauung. Andere Gründe wären für die von Herrn Löwel gerügten Vorkommnisse nicht erfindlich, keine Gründe wenigstens, die nicht unserm Nationalbewußtsein in's Gesicht schlügen.

Herr Löwel ist ein wahrhafter Fortschrittsmann und erklärter Feind der antisemitischen Schundliteratur, die ihn, nebst Gattin und Töchtern wiederholt belästigte u. s. w.; in seiner Harmlosigkeit aber glaubte er der Partei einen Dienst zu erweisen, wenn er ihren Gegnern Stoff zu gehässigen Angriffen entzog und spätere Ahlwardtprozesse, deren Ausgang nicht immer so relativ günstig zu sein brauchte, unmöglich machte. Damit kam er schön an. Man war wirklich gerade in der Laune, Muckser im eigenen Lager zu dulden. Zwing-Uri hatte just neue Beweise seiner Macht gegeben. Man hatte die Sozialdemokraten von allen Commissionen ausgeschlossen, obgleich sie die überwiegende Mehrheit der Berliner Bürger vertraten und Intelligenzen in ihren Reihen besaßen, die es beinah mit dem besten skatspielenden Sauerkrautesser der unteren Fraktion aufnahmen; man wollte dadurch ihre Unart bei Forckenbeck's Begräbniß strafen. Der Berliner Fortschritt war entschlossen, ein Pröbchen von den Verwaltungsmaximen zu geben, nach denen er vorkommenden Falls den Staat regieren würde. Er hat sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt; jedem Mann mit gesunden Augen hat er gezeigt, wohin die mit jedem Tage dreister sich geberdende Parteityrannis führen muß. Als lebten wir in einer orientalischen Paschastadt, so verpönt ist jedes freie Wort, so brutal hetzt und entehrt man Andersdenkende; per Eilpost geht die seidene Schnur von Haus zu Haus. Leo XIII. erfreut sich bei den Wasserpolacken Oberschlesiens nicht solcher Macht, wie Eugen Richter bei dem aufgeklärten Bürgerthum Berlins; in Rußland unter der grauslich berühmten Knute des Zaren gedeihen zehnmal mehr unabhängige und stolze Männer als unter den Argusaugen Eugen Krechting's. Und kein freisinniger Parteimann erkennt, wie seine Berliner Genossen das eigene Banner beschmutzen. Die Fraktion vertritt im Reichstag, wo sie sich freilich in der Minderheit befindet, mit Erbitterung das Recht der Minoritäten; in Berlin, wo ein Wahlmodus, den die schroffste Bezeichnung noch ehren würde, ihr die Mehrheit gibt, gönnt sie ihren Anhängern kein freies Wort, geschweige denn ihren Gegnern, die sie im Stadtparlament niederschreit und niederlacht. Im Reichstag tritt sie für Gebührenfreiheit bei Prozessen ein; in Berlin, wo es sich darum handelt, die Aermsten zu entlasten, lehnt sie mit hohlen Phrasen ab, was sie „unentwegt seit Jahrzehnten erkämpfte." Im Reichstag kokettirt sie mit Arbeiterfreundlichkeit und Sozialreform; in Berlin leugnet sie einen himmelschreienden Nothstand bronzeeitirnig ab und will den Arbeitern nicht die Schmach anthun, Schulbücher für ihre Kinder zu kaufen.

Die Zwing-Uris der Parteityrannis sind nicht überall so unerträglich und so zur Empörung anstachelnd wie in der Hauptstadt der Intelligenz, wo Unverstand, Anmaßlichkeit und das Gefühl absoluter Sicherheit unerträgliche Zustände geschaffen haben, so daß ein Kaiser, der hierauf

Bezug nehmend von mittelalterlichen Zuständen und der Schmach des Jahrhunderts spräche, jubelnder Zustimmung gewiß sein dürfte. Anderwärts im Reiche, bei den Bauern und den Kleinstädtern, läßt man sich nicht entfernt das bieten, was Berliner Demagogen sich gegen uns herausnehmen; in der Provinz müssen die Schlingen feiner gelegt sein, sonst läßt sich Niemand fangen. Im finstersten Bayern werden trotz Parteicentrale und Kaplanagitation 4000 Stimmen gegen den offiziellen Candidaten des Centrums, für den tapferen Sigl abgegeben; den Nationalliberalen in der Provinz fällt es gar nicht ein, wie vorgeschrieben für den Freisinn die Kartoffeln aus der Asche zu holen. Die Dummen werden nur in Berlin nicht alle; da wohnt das in Reinculturen gezüchtete Vollblut-Stimmvieh. Und wenn je der Aufstand gegen die Zwingburgen aufloht und deutsche Männer endlich daran denken, sich nicht länger gängeln zu lassen von dem hohen Klerus, den Inquisatoren und Lamas der Parteien, dann wird der neue Luther vermuthlich aus einem Dörflein Hinterpommerns oder einem Städtchen von nicht mehr als 2000 Einwohnern kommen.

Es wäre Zeit, daß der Retter erschiene. An der Macht des Königthums, diesem festesten, vielleicht dem letzten Hochwall gegen die Hunnen der Zukunft, rütteln bedacht und unbedacht Hunderte, die es kitzelt, dem entzückten Demos zu zeigen, daß sie keine Höflinge sind und keine Augendiener. Aber sie mißverstehen allesammt Aristophanes und aristophanischen Stolz, der sich rühmte, immer nur an die Gewaltigen Hand anzulegen. Der Monarch ist leider nicht mehr Herr im Lande, längst herrschen heimliche Kaiser, führen bürgerliche Despoten sein Scepter. Die Parteigötzen regieren heute, denn nur der regiert in Wahrheit, der des Volkes Gemüth bewegt und seinem Geiste die Marschroute vorschreibt. Die Zwing-Uris halten das Reich in Schach, die Burgvögte, welche nichts auszeichnet als ein enormes Selbstvertrauen und eine nie heisere Kehle; ihre Rüden zerfleischen mit schauerlichem Geheul Jeden, der noch keine Scheuklappe vor den Augen trägt und zuweilen andere Ueberzeugungen hat als die großen Vordenker, die „Arbeiter in den Fraktionen." Die Tyrannis ist so organisirt und die Rüden sind so trefflich gedrillt, daß sichere Vernichtung jedes Kühnen harrt, der wider den Stachel löckt. Die Klugen wissen dies und machen Mördergruben aus ihren Herzen, und die Vornehmen, die sich nicht gern von Hunden anheulen lassen, bleiben still zu Haus. Unter 400 Männern im Reichstag sitzen keine dreißig, auf die stolz zu sein unser Volk auch nur den geringsten Anlaß hätte. Jasager und Neinsager, die ängstlich auf ihres Häuptlings Löwenstimme hören — das sind sie alle.

Wenn unser constitutionelles Prinzip überhaupt einen Sinn hat, so ist es offenbar der, daß dem Könige die Besten der Nation als Berather beigesellt werden sollen, daß Jeder, der etwas zu sagen hat, es sagen kann, zum Wohle des Vaterlandes. Ein Parlament solcher Art lohnte die Aufregungen, die Leidenschaftlichkeit, die Erbitterung des Wahlkampfes; ein solches Parlament wäre des Schweißes der Edlen werth, die Mitglieder eines solchen Parlamentes, großdenkend und freigesinnt alle, fänden aber auch keinen Gefallen an der geistigen Liebknechtung ihrer Mitbürger. Statt ihrer paradiren auf den Bänken der Volksvertretung verärgerte und unbeschäftigte Vielredner mit ihrer aus den Herren A, B, C, D u. s. w., aber bei Leibe nicht aus wirklichen Namen bestehenden Gefolgschaft, die sich keiner anderen Tugend als der des unbedingten Gehorsams gegen den Oberen rühmen darf. Wenn das barbarische Rußland nicht 400 Männer mit nutzlosem Dasitzen kostbare Zeit vergeuden, sondern sich von Leuten regieren läßt, die der Aufgabe gewachsen sind, beweist es damit deutlich seine Uncultur oder seine Ueberlegenheit?

Caliban.

Opern und Concerte.

Der Saal Bechstein. Brahms und Rubinstein. Der Amsterdamer A capella-Chor. Hans Richter und Weingartner.

Mit dem ersten philharmonischen Concert darf man die Eröffnung der musikalischen Saison als vollständig betrachten. Die letzten vierzehn Tage brachten schon eine stattliche Reihe von Musikaufführungen, doch nicht gar zu viele können darauf Anspruch erheben, für weitere Kreise und noch nach einiger Zeit einer kurzen Würdigung unterzogen zu werden. Erfreulicher für das Musikleben der Reichshauptstadt als die Eröffnung mehrerer neuer Schau- und Prunkbühnen ist die Einweihung eines neuen Concertsaales im westlichen Viertel der Stadt. Der Saal Bechstein, wie er mit Nachahmung des französischen Sprachgebrauches getauft worden ist, soll vorzugsweise für Concerte intimen Charakters, für Aufführungen von Solisten, sowie für Kammermusik bestimmt sein. Er faßt 500 Personen; seine Ausstattung ist von vornehmer Einfachheit, die Akustik sehr gut. Der Saal ist eine Schöpfung des Baumeister Schwechten; die wundervolle Decke ist von dem Bildhauer Westphal. Der Bau ist auf Veranlassung der Firma H. Wolff, der bekannten Concertagentur, ausgeführt. Zur Weihe des neuen Concerthauses hatten keine geringeren Künstler als Bülow, Joachim, Brahms und Rubinstein ihre Mitwirkung geliehen. Wenn diese Hohepriester ihrer Kunst das der holden Musica gewidmete Haus weihen, so darf man zuversichtlich hoffen, daß es immer nur eine edle Pflegestätte des Schönen sein werde. Die vier genannten Künstler, zu denen sich am zweiten Abend noch die Genossen des Joachim'schen Quartetts (Herr de Ahna war leider durch Krankheit verhindert), sowie der ausgezeichnete Clarinettsolist Mühlfeld aus Meiningen gesellte, spielten an drei Abenden vor einem geladenen Publikum. Rubinstein führte an dem dritten Abend auch eine ihm befreundete jugendliche Sängerin, Fräulein von Jerebtzoff ein, deren Gesang Gelegenheit gab, zu beurtheilen, ob die Akustik des Saales auch für die menschliche Stimme günstig ist. Die Erbauer des Saales können mit dem Erfolg durchaus zufrieden sein.

Die Anwesenheit des ersten der lebenden deutschen Componisten, Johannes Brahms, in Berlin gab Veranlassung dazu, bei dem ersten der von den Herren Barth, Wirth und Hausmann veranstalteten populären Kammermusikabenden zwei bisher nicht oft gehörte neue Werke des großen Meisters aufzuführen, die zweite Cello-Sonate (op. 99) und das Trio für Klavier, Clarinette und Cello (op. 114). Letzteres Werk, sowie das im Bechsteinsaal aufgeführte Quintett mit Clarinette bildeten in der vorigen Saison die Hauptanziehung, als Meister Joachim in Gemeinschaft mit Brahms in der Singakademie auftrat. Auch diesmal verlieh die pianistische Mitwirkung des Componisten und die unvergleichliche Behandlung der Clarinette in den Händen Mühlfeld's den Aufführungen einen ganz besonderen Reiz. Beide Werke zeichnen sich durch Formvollendung, Wohllaut und Gedankenreichthum aus. Der Componist zeigt in ihnen, wie in der prächtigen Cello-Sonate (op. 99), die er mit Hausmann zusammen vortrug, daß sein Reichthum an musikalischen Gedanken, sein Sinn für originelle und auch volksthümliche Melodik, seine kühnen, harmonischen und auch rhythmischen Wendungen unerschöpflich sind. Dabei schwebt über all diesen Werken ein goldiger Glanz, die Klangfarbe ist gesättigt, keine grellen Farbentöne stören den wohligen Eindruck; höchstens daß einmal um des Gegensatzes willen, wie in dem herben dritten Satz der Sonate für Klavier und Cello eine düstere, ja theilweise grausige Stimmung herrscht; aber dann verfehlt der beruhigende Mittelsatz nicht seine versöhnende Wirkung. Leider erlaubt der Raum nicht, an dieser Stelle genauer auf die Werke einzugehen; wir zweifeln aber keinen Augenblick daran, daß auch diese Werke des großen Künstlers sich Bahn brechen werden. Das im Saal Bechstein aufgeführte herrliche Sextett (op. 18) mag großartigere Melodien enthalten, diese neuen Werke sind aber entschieden selbständiger und eigenartiger und stehen daher in des Meisters Entwickelungsgang als neu erreichte Höhepunkte da.

Um dieselbe Zeit, als durch die Aufführung der neuen Brahms'schen Werke das Bedeutendste, was die Gegenwart an musikalischer Kunst erzeugt hat, dargeboten wurde, führten uns die Concerte des Amsterdamer A capella-Chors um vier Jahrhunderte zurück, in eine Zeit herrlichen Ringens auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Schaffens. Die niederländische Kunst ist uns vor einiger Zeit in dem vielgelobten und vielangefeindeten, aber auch vielgelesenen Buche „Rembrandt als Erzieher" als ein, dem darin herrschenden Geiste nach, anzustrebendes Ideal gepriesen worden. Die kleine Zahl von Damen und Herren aus Amsterdam (es waren je neu) verfolgen ein ähnliches Streben und wahrscheinlich wohl mit tiefer gehendem Erfolge. Sie bieten das Schönste aus der niederländischen Musik, deren Blüthezeit in das 15.—16. Jahrhundert fällt. Der kleine Chor besteht aus lauter Künstlern, die auch in den Sologesängen mit größter Ehre bestehen. Die Beherrschung der künstlerischen Mittel ist aber eine so souveräne, daß ihre Leistungen wie aus einem Gusse klingen. Jeder Mitwirkende scheint nur aus innerem Impulse zu singen, gerade wie es sein Herz ihm eingibt, aber alle zusammen vereinigen sich dabei zu der schönsten Gesammtleistung. Die Werke, die sie vorführen, verlangen wegen der darin an das Kunstvermögen gestellten Anforderungen solche tüchtige Kräfte; ihre Wirkung ist dann aber auch eine unbeschreibliche. Auch das hiesige Publikum konnte sich dem Zauber dieses Eindrucks nicht entziehen; alle die den Amsterdamer Chor gehört haben, werden den Künstlern und ihrem hochverdienten Dirigenten, Herrn Dan. de Lange, noch auf viele Jahre hinaus Dank wissen für den unvergeßlichen Genuß, den sie ihnen bereitet. Das Repertoire der Künstler umfaßt alle Meister der großen Epoche altniederländischer Musik. Im Vordergrund stehen auf dem Programm geistliche Werke, namentlich die wunderbaren Psalmen von Joh. Peter Sweelinck (1562—1621), dem größten aller jener Großen, die leider in den späteren Jahrhunderten in den Bann der Vergessenheit gerathen sollten. Sweelinck's Psalmen sind übrigens im Beginn des 17. Jahrhunderts auch in Berlin mit deutschem Text veröffentlicht und auch wohl oft aufgeführt worden. Ein geeigneterer Ort für die wunderbare und erhabene Großartigkeit dieser Musik würde ein schönes Gotteshaus in gothischem Stil gewesen sein. Doch auch in der weltlichen Pracht des Philharmoniesaales wurde das Gemüth des Hörers bald aus der Gegenwart entrückt. Die wunderbare Polyphonie und die oft gewaltig gesteigerte Empfindung brachten das Bewußtsein des Erhabensten, was des Menschen Geist erfinnen konnte, hervor. Von Einzelheiten möchten wir aus dem zweiten Concert Sweelinck's Psalm 24 (La terr' au Seigneur appartient) hervorheben. Die mächtige Steigerung in den ersten beiden Strophen, dazu der Gegensatz im Soloquartett (L'homme tel Dieu le bénira:), die sehnsuchtsvolle Empfindung bei den Worten „Tell' est la génération Cherchant d'affection", vor Allem aber die kunstvolle und doch sich so natürlich gebende großartige Figurirung machten einen überwältigenden Eindruck. Die Vielseitigkeit des Meisters zeigte sich sodann in der ganz verschiedenartig gestalteten Composition des 134. Psalms. Die den Glockenklang nachahmende Wiederholung des „lonez-le" mit dem jubelnden Abschluß ist von ganz unbeschreiblichem Reiz. Auch das herrliche Kyrie von Okeghem, das andachtsvolle Gebet von Christ. Hollander, sowie das schon mehr homophon gehaltene „Manus tuae" von Orlandus Lassus wurden prächtig ausgeführt. Im zweiten Theil der Aufführungen gelangten Werke weltlichen Inhaltes zu ebenso intensiver Wirkung. Der derbe, kräftige, gesunde und kernige Charakter dieses Volkes, das sich die Freiheit von seinen spanischen Unterdrückern erkämpfen sollte, prägt sich auch deutlich in der weltlichen Musik aus. Das zeigten die Volkslieder, mit welchen die Aufführungen eröffnet

und abgeschlossen wurden, wie das imposante „Wilhelmus von Nassouwe". Diese Einrahmung der Concerte verlieh dem Ganzen ein entschieden nationales Gepräge. Waren diese Volkslieder einstimmig gehalten, so entfaltete sich die ganze musikalische Kunst jener Zeit in ihrer Vollendung in den mehrstimmigen Liebes- und Trinkliedern. Erinnerte nicht das urkomische Trinklied (La, la, la, maistre Pierre, buvons donc) lebhaft an die köstlichen Kneipscenen der zeitgenössischen großen Maler? Auch die originelle Nachahmung der Liebesseufzer in der „Petite Camusette" von Josquin des Prés war von ebenso großer Kunst als natürlicher Wirkung. Doch genug der Einzelheiten. Hoffentlich ist es nicht das letzte Mal, daß die ausgezeichneten holländischen Künstler uns durch ihre herrlichen Leistungen erfreuen. Nicht unerwähnt soll es bleiben, daß reiche Amsterdamer Bürger der Gesellschaft 10 000 Gulden zur Verfügung gestellt haben, um die Unternehmung einer solchen Tournée zu ermöglichen. Wo fänden sich für derartige ideale Zwecke bei uns Nachahmer?

„Hie Richter! — Hie Weingartner!" lautete das Feldgeschrei in der musikalischen Campagne im Anfang der Woche. Nicht als ob die beiden Truppenführer eine ernste Feindseligkeit gegen einander im Sinn gehabt hätten. Es handelte sich nur um eine friedliche Manöverübung zweier im Dienst derselben höheren Macht stehenden Feldherren. Hans Richter ist ein alter Kämpe im Dienst des musikalischen Fortschritts, Felix Weingartner schon in jungen Jahren in demselben Dienste zu hohen Aemtern berufen worden. Die beiden Concerte, die in der Philharmonie unter Richter und im Opernhaus unter Weingartner stattfanden, forderten aber unwillkürlich zu Vergleichen heraus. Richter, nahezu ein Fünfziger, etwas corpulent, mit kahlem Haupt, aber stattlichem Vollbart, ist die verkörperte Ruhe und Festigkeit — Weingartner, jung, schlank, elegant, fast bartlos, die ausgeprägteste Lebhaftigkeit und Beweglichkeit. Richter ist Musiker durch und durch, der genaueste Partiturenkenner, praktisch mit jedem Orchesterinstrument von Jugend auf vertraut, einer der intimsten Freunde Wagner's. Keiner ist so tief vom Meister selbst in dessen künstlerische Absichten und ihre Verkörperung durch das Orchester eingeweiht worden, wie Richter. Weingartner, ebenfalls ein entschiedener Vertreter der Liszt-Wagner'schen Richtung, zeigt vielseitigere Gaben. Er componirt, verfaßt selbst die Texte seiner Opern und zeigt sich beim Dirigiren nicht ohne schauspielerische Begabung, l'homme aux trois âmes. Die letztere Bethätigung seiner Anlagen wird wohl mit der Zeit mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt werden. Das leicht erregbare, jugendlich wallende Künstlerblut ist gewiß für die gar zu große Beweglichkeit verantwortlich. Wenn aber der von seiner Aufgabe hingerissene Künstler bei dem schmetternden Triumphmarsch in Liszt's Hungaria ganz die entsprechende Pose und den Gesichtsausdruck eines Triumphators annimmt, so tritt die innere Erregung gar zu sehr an die Oberfläche und sieht gekünstelt aus. Die Musiker mit ihren Geigen und Bögen sind eben keine siegreich daher ziehende Kriegsschaar und der Dirigent kein lorbeerumkränzter Feldherr. Und wenn die Musik nicht gar zu dürftig ausgefallen ist, so weiß man auch ohne solche mimische Darstellungen, ja selbst ohne das beigegebene Programm, was Liszt mit seiner Musik hat sagen wollen. Also wie gesagt, etwas weniger Beweglichkeit und Mimik beim Dirigiren würde die Wirkung der Leitung nicht beeinträchtigen, so gern wir auch zugeben wollen, daß der von seiner Kunst mit fortgerissene Dirigent durchaus nicht verpflichtet ist, alle Aeußerungen der Begeisterung zu unterdrücken. Richter ist in dieser Hinsicht das gerade Gegentheil seines jüngeren Landsmannes. Er thut die „Arbeit" offenbar hinter den Coulissen und beschränkt sich in seinen Bewegungen vor dem Publikum auf das maßvollste. Beide Dirigenten aber haben die ihnen unterstellten Künstler vorzüglich in der Gewalt, beide beleben und begeistern sie, und die Orchester führen die ihnen gegebenen Winke bis in die kleinste Einzelheit aus. Richter dirigirt Alles auswendig, er hat die Musik wie im Herzen, so auch im Kopf. Das soll nun jeder rechte Musiker haben. Das Auswendigdirigiren ist nicht Jedermanns Sache und auch nicht überall angebracht, obwohl kleine Geister diese Aeußerlichkeit sogar den großen nachzumachen geneigt sind. Gegen eine gelegentliche Gedächtnißschwäche ist auch der Beste nicht gefeit. Soll doch Richter selbst einmal in London bei einer Aufführung der akademischen Festouvertüre von Brahms ein Versehen zugestoßen sein. Mit einer Hochherzigkeit, die den großen Künstler sehr ehrt, hat er damals abgeklopft und laut vor den Zuhörern bekannt, daß die Schuld an ihm liege und nicht an den Orchestermitgliedern. Das Programm, das Richter bot, zeigte seine Begabung von der vortheilhaftesten Seite. Der grandiose Aufbau der Themen im Meistersingervorspiel konnte gar nicht plastischer und klarer zu Gehör gebracht werden, ein wundervolles Stück deutscher Kunst und deutschen Geistes. Das Siegfriedidyll wurde unter Richter's Leitung die reinste Poesie, die 1. ungarische Rhapsodie wurde zu feurigem Tokayer. Mit letzterem Werk gedachte der Dirigent wohl auch, den abwesenden Meister Bülow zu ehren, dem es gewidmet ist und dessen Stelle er vertrat. — Weingartner ist ein jugendlich kühner Draufgänger, der in seiner festen Position sich nicht scheut, den Zuhörern in der Wahl des Programms manchmal schwere Zumuthungen zu machen. Im Allgemeinen ist die Zusammenstellung seiner Programme eine wahre Freude. Klassische Werke bilden die Hauptsache, aber fast an jedem Abend gibt er eine oder mehrere Novitäten, d. h. ältere Werke, die aber für die Reichshauptstadt mehr oder weniger neu sind. Durch ihre Vorführung wird viel altes Unrecht gesühnt und der Kunst eine wesentliche Förderung zu Theil. Wenn es dem genialen Leiter der Symphonieabende dann passirt, daß er für einen Abend zwei zu conforme Werke (Smetana's Višehrad und Liszt's Hungaria) vorführt, so mag das manchen Hörer verstimmen. Das Aufblühen der tschechischen nationalen Herrlichkeit und ihr Untergang, sowie die nationale Entwickelung Ungarns haben, in musikalischen Tinten gemalt, doch zu viel Gleichartiges, um nach einander das Interesse des Hörers wach zu halten. Der Dirigent machte es dadurch gut, daß er durch eine ganz vorzügliche Wiedergabe der Schubert'schen C-dur-Symphonie der wahren Kunst auch wieder zu Ehren verhalf.

B. R.

Dramatische Aufführungen.

Eine Rosenknospe. Lustspiel in 3 Acten von Emile Zola. (Nationaltheater).

Zwei Theaterkrache in einer Woche — das ist sogar für unsere Verhältnisse etwas viel. Erst erklärte die Neue Deutsche Oper, dann das Wallner-Theater, die Kunstbude schließen zu müssen — beides Theater, die laut Programm Volksbühnen sein wollten. Das eine suchte ein populäres Stammpublikum durch schlecht aufgeführte klassische und neuere Schau- und Lustspiele zu gewinnen, das andere durch ältere und neuere Opern und zuletzt durch ein Ausstattungsstück. Aber das Volk blieb beiden Häusern fern, schon weil es in Berlin überhaupt den Weg in's Theater verlernt hat. Was soll es auch in diesen Vergnügungshallen für „Mastburger", wo die guten Plätze sehr kostspielig und die schlechten noch immer zu theuer sind! Der „kleine Mann" will im Theater weder Belehrung noch Erhebung, sondern nur Unterhaltung, und die findet er in den Schaubuden der Hasenheide oder im Tingeltangel bequemer. Darum starren auch die oberen Ränge unserer Theater von leeren Bänken; höchstens das Kgl. Schauspielhaus kann sich rühmen, ein Stammpublikum der relativ billigen Plätze zu haben, wie das alte Burgtheater ein solches besaß. Die übrigen Bühnen haben so lange Luxustheater gespielt, bis das Volk ihren Besuch wirklich als Luxus betrachtete. Nicht einmal die billigen Sonntag-Nachmittagvorstellungen waren im Wallnertheater gut besucht. Man kann es wenden wie man will, aber es ist im Grunde nichts anderes, als der reine Bankrott der Bourgeoisie-Kunst.

Ganz ähnlich lagen die Dinge auch bei der Neuen Deutschen Oper. Schon in den ersten zwei Wochen zeigte es sich, daß eine Volksoper da nicht möglich war. Während in kleineren Städten das ganze Theater von der Oper über Wasser gehalten wird, ist sie der Berliner Menge ein fremdes und unsympathisches Wesen. Nicht einmal der herrliche „Fidelio" übte seine Anziehungskraft aus, und da sollte es noch mit den neueren deutschen Opern glücken, die schon vor dem Publikum der ersten Vorstellung durchgefallen und in den Zeitungen heruntergerissen waren! Wie Kroll's Theater, das sich jetzt als Winterbühne versucht, erklärte auch die Leitung der Neuen Deutschen Oper vorweg mit einem tiefen Bückling, daß sie der Kgl. Bühne keine Concurrenz machen wolle. Das sollte sie aber gerade thun! Nicht mit guten alten und schlechten neuen Opern durften uns die Directoren Junkermann und Hock kommen, da galt es im internationalen Wettbewerb rührig zu sein. In Wien hatten die Tschechen und die Italiener mit ihren Opern großen Erfolg, flugs hätten die Herren uns Smetana und Leoncavallo vorführen sollen. Es wäre ein leichtes gewesen, denn Graf Hochberg hatte sich lange genug besonnen, ehe er die „Pagliacci" erwarb, und „Mala vita" ist noch heute zu haben. Ich fürchte, auch Kroll's Theater wird als bloße Gastspielbühne wie bisher nicht mehr lange bestehen. Schon jetzt ist sein Zuschauerraum betrübend leer, wenn nicht gerade Sterne allererster Größe auftreten. Frau Moran-Olden spielte vor halbvollem Haus, und der ausgesungenen Frau Etelka Gerster ging es nicht viel besser. Gleichwohl hat der Gedanke einer zweiten ständigen Oper noch Aussicht auf Erfolg, wenn ein gewandter Director mit großen Gesichtspunkten, ein Angelo Neumann oder Fritzsche vom Friedrich Wilhelmstädtischen Theater, das Scepter führt. Ein elegantes Haus fände sich vielleicht im Ronacher-Theater, das eben sein Operettenpersonal gekündigt hat und nur noch Spezialitätenbühne sein will — der Anfang vom Ende!

Höchst sonderbare Begriffe von einer Volksbühne scheint auch das neue Nationaltheater zu haben, wie das alte Ostendtheater jetzt umgetauft ist. Es gab dem Volke von Berlin Zola's dramatische Zote: „Le bouton de rose" in einer mildernden Uebersetzung von W. Lilienthal. Ein Pariser Sumpfgewächs auf einer deutschen Volksbühne! Ich war bei der ersten Aufführung der comédie, wie der Verfasser, der farce, wie die Pariser Kritik es nannte, am 6. Mai 1878 im Palais Royal Zeuge eines der größten Theaterscandale, wo gezischt und gepfiffen, gepoltert und geprügelt wurde. Schon der erste Aufzug hatte verstimmt. Als im zweiten Act einige angeheiterte Offiziere in Uniform auftraten und die erbauliche Eindeutigkeit vom Fäßchen der Marketenderin anstimmten, fühlten sich die anwesenden Militärs so schwer beleidigt, daß sie die Armee rächten und das französische Vaterland, indem sie von nun an mit den Zischern und Pfeifern gemeinsame Sache machten. Vom letzten Acte war fast gar nichts zu verstehen und zu hören, und als der alte Geoffroy zuletzt den Namen des Verfassers, wie üblich, proclamiren wollte, ließ man ihn überhaupt nicht zu Worte kommen. Zola hat damals im „Bien public" über seine Niederlage nicht wenig lamentirt und den albernsten Coulissen- und Foyerklatsch als Beweis angeführt, daß er einer Kabale zum Opfer gefallen war. Er hatte sich eben als scharfer Theaterkritiker viele Feinde gemacht, die nur auf eine Gelegenheit zu warten schienen, um ihm zu zeigen, daß er vielleicht Romane, aber keine Theaterstücke schreiben und daher solche auch nicht beurtheilen könne. Im Ganzen war aber der Schwank als Theaterstück gar nicht schlecht gemacht. Wenn Zola neben seinem unbestreitbaren Situationswitz nur auch etwas Wortwitz besäße, so hätte er vielleicht auch der Voreingenommenheit und Rachsucht gegenüber an jenem Abend gesiegt.

Wir wissen, woher der Stoff stammt. Aus Balzac's faunischen „Contes drôlatiques". Dort wird im Französisch des Rabelais die Geschichte eines Chevaliers erzählt, der vor seiner Kriegsfahrt seinem Waffenbruder Lavallière seine Frau zur Beaufsichtigung übergibt, „pour la défendre contre tous, estre son guide, la tenir en lesse et lui respondre de l'intégrité de sa teste." Aber die Schöne hat den beleidigenden Auftrag erlauscht und will aus Rache den garde-chouse verführen und seiner Pflicht abspenstig machen. Schon ist es ihrer Koketterie halb gelungen, als der arg bedrängte Lavallière durch eine wenig salonfähige Lüge die Versucherin abschreckt, so daß der heimkehrende Gatte seine Frau „intacte de corps, sinon de cueur" wiederfindet. Diese galante Geschichte hat Zola bis auf einige schwache Motivirungen und eine neue Lösung in's Moderne übersetzt und ihren Humor dadurch gesteigert, daß der Tugendwächter seine Pflicht irriger Weise verletzt zu haben glaubt und vor dem Rechenschaft heischenden Gatten einen Verrath bekennt, den er in Wirklichkeit gar nicht begangen hat. Es geht das breite, derbe gallische Lachen des Rabelais durch das ganze Stück, und noch heut ist es mir ein Räthsel, wie die lustige Posse in Paris so strenge Richter finden konnte. Freilich hatte Zola eine Lection verdient. Wenn man ein „Assommoir" geschrieben hat, so darf man keinen „Bouton de rose" schreiben. Für so leichte und leichtfertige Arbeit ist das gestrenge Haupt der naturaliftischen Schule zu gut, und es berührt peinlich, wenn wir in der Vorrede zu dem ausgepfiffenen Schwanke die pathetischen Sätze lesen: „J'entends à présent que le procès-verbal de la soirée du 6 mai accompagne la pièce et dure autant qu'elle dans mes oeuvres. Plus tard, il y aura appel. Les procès littéraires sont toujours susceptibles de cassation." Nun, so große Worte verdient die kleine Sache nicht. Es ist ein gar nicht übles Vaudeville, das andere Pariser ebensogut oder besser hätten schreiben können, und das gewiß wieder aufgeführt und zu seinem Rechte kommen wird. Ob es jedoch auf ein Berliner Nationaltheater gehört und namentlich in so jammervoller Darstellung, das ist eine andere Frage, die man nur dann bejahen kann, wenn man die bei uns beliebten eigenthümlichen Begriffe von einer Volksbühne zu würdigen weiß.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die religiöse und ethische Bewegung.

Geehrter Herr!

Gegenüber der Abhandlung in Nr. 39 der „Gegenwart" erkläre ich, daß ich nicht „eine neue Auflage des liberalen Protestantenvereins" anstrebe. Ich strebe die Wiederbelebung der Religiosität an. Ich ersehe in einem Christenthum (man könnte es auch Gottesthum nennen), von dem alle und jede Kirchenlehre endgültig abgestreift ist, derart, daß die bisherige Hüterin: die Kirche — als Einrichtung (nimmer als Gotteshaus) zu sein aufhört, ich ersehe in diesem (Einigen) Christenthum die Religion. Es gibt nur eine Religion, weil es nur Einen Gott gibt. Ich verstehe daher unter Religiosität die Pflege des dem Menschen innewohnenden Göttlichen Funkens, die Pflege des innigen Zusammenhangs mit einem „Etwas" außer uns; auch ich nenne diese Pflege gern mystisches Empfinden. Dies Empfinden muß natürlich ein vernünftiges sein und muß sich immer mehr zum Bewußtsein gestalten. Keinenfalls aber darf es sich hier auf Erden schon frei machen von den Pflichten, die uns auferlegt sind, indem der Schöpfer unseren Göttlichen Geist mit einer Materie — Körper behaftete. Wir müssen dieser Materie, je nach dem fortschreitenden Cultur-Bedürfniß, die erforderlichen Daseins-Bedingungen schaffen. Diese Daseins-Bedingungen sind zur Zeit für weite Kreise unseres Volkes nicht erfüllt; andere Kreise führen — gezwungen oder aus Unbedacht — ein Dasein, das die Pflege der Religiosität gleichfalls unterbindet. Die Aenderung dieser Zustände ist daher die Voraussetzung für eine Wiederbelebung der Religiosität. Durch die Erfüllung dieser Voraussetzung wird „unser Leben selbst Religion." Wie weit diese meine Auffassung und das sich daraus ergebende Wollen über Absicht und Programm des Protestantenvereins hinausgeht, weiß A. v. H. und wissen die geehrten Leser jener Abhandlung.

Berlin, 22. October 1892. M. von Egidy.

Notizen.

Der soeben erschienene vierte Band von Brockhaus' Conversations-Lexikon, 14. Auflage widmet nicht weniger als 75 Spalten mit 13 Tafeln, 24 Textabbildungen und einer Karte dem „Dampf" und den damit zusammenhängenden Begriffen. Eine werthvolle Neuerung ist die Tabelle der Dampfschiffverbindungen, aus welcher Abgangszeiten und Fahrtdauer für alle größeren Seeplätze zu entnehmen sind. Aber neben diesen Artikeln enthält der mit 2 Chromotafeln, einem Kupferstich, 11 Karten und Plänen, 32 schwarzen Tafeln und 205 Textabbildungen ausgestattete Band unter seinen nahezu 8000 Stichwörtern noch eine große Menge von Autoritäten abgefaßter Artikel. Wir verweisen auf die leider besonders zeitgemäßen Artikel „Cholera" und „Desinfection"; es findet sich darin auch schon der Hinweis auf das beabsichtigte Reichs-Seuchengesetz. Die Weltausstellungsstadt Chicago ist mit der künftigen Weltausstellung eingehend behandelt; ein großer Plan und eine Gesammtansicht der Weltausstellung aus der Vogelperspective sind beigegeben. Freilich läßt sich darüber streiten, ob eine so weitgehende Berücksichtigung der Actualität in ein Lexikon gehört, das doch nur dem Bleibenden in der Flucht der Erscheinungen nachgeht und sonst allzu leicht von den Ereignissen dementirt wird und veraltet. Es gilt da die Mitte zu finden, was allerdings keine leichte Arbeit ist. Jedenfalls steht Brockhaus seinem Nebenbuhler Meyer, mit Onkel Bräsig zu reden, in der „Richtigkeit" nicht nach und übertrifft ihn noch in der „Fixigkeit".

Handbuch der Architektur. Die Baukunst der Griechen von Joseph Durm. (Darmstadt, A. Bergsträßer.) Das ausgezeichnete Werk des Karlsruher Baudirectors und Professors erscheint hier schon in 2. Auflage und bedarf keiner Empfehlung mehr. Es wendet sich zwar in erster Linie an den Fachmann, den Bautechniker und Architekten, aber auch der gebildete Laie wird der einfachen, lichtvollen Darstellung überall mit Genuß folgen, die sich von den hypothetischen Reconstructionen und dem ästhetischen Salbadern unserer meisten Baukunstbücher freihält. Einen besonderen Werth verleihen dem Buch die zahlreichen, an Ort und Stelle selbst aufgenommenen Skizzen des Verfassers, die in scharfen Holzschnitten wiedergegeben sind. Das Werk ist auch sonst glänzend ausgestattet.

Episteln von J. V. Scheffel. (Stuttgart, Bonz & Co.) Von reichem Humor durchwürzte Reisebriefe aus Säckingen, der Schweiz, Italien und Tyrol, die so recht die Abkunft Scheffel's von Heine beweisen, wenn sie auch dem jüdischen Witzeln und aller Frivolität fein sorgsam aus dem Wege gehen. Die Beschreibung des homerischen Gotthardpaßüberstieges z. B. könnte sehr wohl von dem ungezogenen Lieblinge der Grazien sein. Diesem fehlte aber doch wieder das allerliebste gelehrte Zöpfchen Scheffel's und seine sonnige, gemüthreiche Weltanschauung. Berichte wie die prächtigen italienischen Briefe an den Heidelberger „Engeren", alle in herzig altfränkischem Kanzleistil, konnte nur Scheffel schreiben.

Friedrich von Flotow's Leben. Von seiner Wittwe. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Eine an authentischem Material über die Person des „Martha"-Componisten reichhaltige Biographie, warmherzig aber doch schlicht. Während z. B. die unförmliche Jenny Lind-Biographie durch den Ballast an gleichgültigen Concert-Aufzeichnungen so sehr in die Breite geht, daß das Buch fast unlesbar wird, hat Frau v. Flotow sich nur auf das Nothwendigste beschränkt. So hat sie denn dem Verstorbenen, der wenigstens in zwei Schöpfungen ja noch immer dem internationalen Opernrepertoire angehört, ein schönes und pietätvolles Denkmal von bleibendem Werthe gestiftet.

Spreewaldgeschichten. Von Max Bittrich. (Leipzig, Ottmann.) Der ganze schwermüthige Zauber eines entschwindenden Volksthums liegt über diesen ernsten und heiteren Dorfgeschichten und namentlich die Naturschilderungen aus dem wendischen Bezirk sind schön abgestimmt. Kräftigere Töne schlägt der Verfasser in seinem neuen Drama: „Deusche Frauen, deutsche Treue" (Rathenow, Babenzien) an, wo die schon mehrfach auf die Bühne gebrachte Geschichte vom Bürgermeister von Rathenow ganz eigenartig und wirksam behandelt ist. Zumal der Opfertod am Schlusse ist mit Größe und Ergriffenheit dargestellt. Das kleine Stück sei den Bühnen empfohlen.

Oscar Blumenthal behauptet zwar in seinem neuen Stück, daß das Morgenland eine Abendschönheit sei, aber die orientalische Poesie ist ewig jung und frisch, besonders die weisheitvolle Spruchdichtung Indiens und Persiens. Ihr sind zwei neue Bücher gewidmet: „Moralphilosophie des Morgenlandes" von O. v. Schlechta-Wssehrd. (Leipig, Haessel) und „Mangoblüthen" von Leopold von Schröder (Stuttgart, Cotta Nachf.), dem bekannten Dorpater Orientalisten. Beide Sammlungen sind gleich gut, und die Nachdichtungen lesen sich wie deutsche Originale, ohne doch den exotischen Schmelz abzustreifen. Man hat sich so oft gewundert, daß der Orientale in der Trübsal sich seelisch minder unglücklich fühlt, als der Abendländer. Hier ist die Lösung des Räthsels. So viel Trost, Heiterkeit, Weltklugheit athmen diese zierlichen Sprüche und sinnigen Fabeln, daß wir die Indier und Perser um diesen Schatz nur beneiden können. Aber zumal in Kalidasa's Gnomen steckt auch ein rein poetischer Goldgehalt, der jeden Kenner entzücken muß. Beide Bändchen sind weltliche Breviere voll erhebender Wunderkraft.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

MURILLO

von

Carl Justi.

Mit Abbildungen im Text und 3 Kupferlichtbildern

geb. 6 *M.*

SACHS-VILLATTE

Encyklopädisches Wörterbuch der **franz.-deutschen** und **deutsch-franz.** Sprache.

Neuestes { u. nach d. Urteil der Fachwissenschaft
bestes { Wörterbuch der franz. u. deutschen Sprache.
Einziges { Lexikon dieser Art, das bei jedem Worte angiebt: 1. Aussprache; 2. Bindung; 3. Gross- oder Kleinschreibung; 4. Konjugation und Deklination; 5. Stellung der Adjektiva; 6. Etymologie.

Amtlich empfohlen in Frankreich, Österreich und fast sämtlichen deutschen Staaten.

„Die Krone der in Deutschland erschienenen Wörterbücher. Selten hat ein Werk eine so allgemeine, vielseitige u. wohl verdiente Anerkennung gefunden, wie dieses Lexikon."

(Wendt, Encyklopädie d. frz. Unterrichtes, p. 179.)

A. Grosse Ausg. *7. Aufl.*	B. Hand- u. Schul-Ausgabe. *67. Aufl.*	
T. I, 1680 S., 28 M.; geb. 32 M.	T. I, 768 S.	Beide Teile in einem Bde.: 12 M., gebund. 13.50 M.; jed. Teil einzeln: 6 M., geb. 7.25 M.
T. II. 2150 S., 38 M.; geb. 42 M.	T. II, 920 S.	

Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung
(Prof. G. Langenscheidt),
Berlin SW. 46, Hallesche Str. 17. (Gegr. 1856.)

Im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin ist erschienen:

Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur

von

Karl Biltz.

Preis brosch. 4 Mark.

Inhalt: Ueber den gegenwärtigen poetischen Stil in Deutschland. Ueber die fürstlichen Verfasser von Kirchenliedern. Wer hat die erste deutsche Bibel gedruckt? Ueber Publicum und öffentliche Meinung. Mime oder Schauspieler? u. s. w.

In demselben Verlage ist erschienen:

Der

Intendant in tausend Nöthen.

Posse mit Gesang und Tanz

von

Karl Biltz.

Preis eleg. brosch. 2 Mark.

Der Niedergang unsres Dramas wird in diesem Aristophanischen Lustspiel mit Geist und Humor gezeichnet.

Wichtiges Kartenwerk.

Dr. W. Koch's Eisenbahn- und Verkehrs-Atlas.

11 Abtheilungen umfassend, in 35 Lieferungen à 1 Mk.

I. Deutschland.
II. Oesterreich-Ungarn.
III. Die Schweiz.
IV. Frankreich.
V. Italien.
VI. Belgien und Niederlande.
VII. Schweden und Norwegen.
VIII. Dänemark.
IX. Grossbritannien.
X. Spanien und Portugal.
XI. Russland und die unteren Donaustaaten.

Verlag von A. Solbrig, Leipzig-Neustadt.

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

Kriegsfahrten eines alten Soldaten im fernen Osten.

Nach den Aufzeichnungen eines ehem. Offiziers der niederl.-ostind. Armee erzählt von

E. von Barfus.

Preis geheftet *M* 3.—; fein gebunden *M* 4.—

Der Verfasser erzählt in diesem Buche eine Reihe von Erlebnissen, die er während eines neunjährigen Aufenthalts auf den Sundainseln und den kleineren Inseln des malaiischen Archipels gehabt. In fesselnder Weise entrollt sich vor dem Leser ein Bild aus dem Leben eines ehemals deutschen Offiziers im Dienste der niederländischen Kolonialarmee, dem es nicht an interessanten, tragikomischen und hochdramatischen Momenten fehlt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschienen:

Karl Stauffer-Bern

Leben, Briefe und Gedichte.

Dargestellt von O. Brahm.

Mit Bildnis.

M. 4.—, vornehm geb. M. 5.50.

G. J. Göschen, Stuttgart.

Kürzlich erschien:

Idealismus

von

Professor **Dr. Ch. Muff.**

Zweite Auflage.

4 *M*, in Geschenkband 5 *M*.

R. Mühlmann's Verlag (M. Grosse), Halle.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die physische und sittliche

Entartung

des

modernen Weibes.

Von **M. Wolf.**

Preis Mark 2,50.

Auch direkt franco von der Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung von Mk. 2,60.

August Schupp, Neuwied a. Rh.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 5. November 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die kirchlichen Zustände in Preußen. Von Eduard von Hartmann. — Deutsche Ostcultur. Von Falk Schupp. — Literatur und Kunst: Reliquien. Von Paul Bourget. — Musik und Gesang. Von Heinrich Röckner. — Des Pfalzgrafen von Zweibrücken Tagebuch. Von Martin Greif. — Feuilleton: Das Mädchenwasser. Von M. Thoresen. — Aus der Hauptstadt: Das ethische Kränzchen. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Draeseke als Dichtercomponist. Von Professor Felix Draeseke. — Notizen. — Anzeigen.

Die kirchlichen Zustände in Preußen.

Von Eduard von Hartmann.

Bekannte Vorgänge der letzten Zeit haben wieder einmal auf den klaffenden Riß hingewiesen, der zwischen dem offiziell verbindlichen christlichen Bekenntniß und dem Bildungsstand unserer Zeit besteht. Der geschichtlich gebildete Theologe weiß, daß das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß nicht von den Aposteln herrührt, sondern dogmatische Bestandtheile enthält, die dem Anschauungskreise der Apostel fern lagen, daß es sich allmählich vom zweiten Jahrhundert bis Ende des ersten Jahrtausend in mannigfachsten Wandlungen und Wanderungen entwickelt hat und zum Gemeingut geworden ist, und daß seine einzelnen Bestimmungen vom Standpunkte der christlichen Dogmatik theils anfechtbar sind, theils ungeschichtliche Umdeutungen erfahren haben, theils gegen Häresien gerichtet sind, die für uns alle Bedeutung verloren haben. Daß trotzdem alle Geistlichen noch auf dieses Bekenntniß sich verpflichten müssen, begründet, wie Harnack mit Recht sagt, einen Nothstand.

Nimmt man die Sätze des Apostolicums wörtlich, so wird es wohl nur einen kleinen Theil evangelischer Geistlichen geben, die sich wahrheitsgemäß zu ihm bekennen. Die Mehrheit der Geistlichen findet sich in ihrem Gewissen in der Weise mit dem Bekenntniß ab, daß sie den Wortlaut als etwas historisch Gewordenes, durch Tradition Fixirtes mit Pietät behandelt und im Uebrigen diejenigen Erklärungen an diesen Wortlaut anschließt, die dem besonderen theologischen Standpunkt eines Jeden gemäß sind. Die ehrwürdige wörtliche Ueberlieferung der Kirche auf der einen Seite, die Entfaltung eines dem eigenen Lehrstandpunkt entsprechenden geistigen Inhalts auf der anderen Seite müssen sich, so gut sie eben können, mit einander vertragen. Jede Zeit gießt ihren Geist in die alten Formeln, an die man um der Einheit der Kirche willen nicht rühren darf; aber die Formeln müssen sich gefallen lassen, was man in sie hineingießt, und in der That, sie halten still. Zunächst wird ausgelegt, dann untergelegt, dann umgedeutet. Will auch das nicht mehr ausreichen, so kommt man zu einer speculativen oder gar dialektischen Darlegung, in welcher bekanntlich der Widerspruch aufgehobenes Moment ist. Fehlt dazu die geistige Gewandtheit, so zieht man sich auf eine Art Lehre von der doppelten Wahrheit zurück, nach welcher offenbarungsmäßig das eine, für unser begriffliches Verständniß das andere gilt.

Am liebsten vermeidet man es, die schwierigen Punkte zu berühren, schiebt die Dogmatik als für den Kern der evangelischen Glaubensgesinnung unwesentlich bei Seite, und betont das praktische Christenthum, die brüderliche Liebe und die Pflege der sozialen Liebeswerke. Man beruft sich auf die Unentbehrlichkeit der Kirche als der einzigen religiös-sittlichen Volkserziehungsanstalt, auf die Unentbehrlichkeit der Einheit der Kirche als Bedingung für ihre Machtentfaltung, auf die Unentbehrlichkeit eines gemeinsamen Bekenntnisses als Bedingung für die Einheit der Kirche und auf die Unmöglichkeit, an Stelle des überlieferten Bekenntnisses ohne Zersprengung der Kircheneinheit ein anderes zu setzen. Um der Kirche die Möglichkeit ihres segensreichen Einflusses zu erhalten, setzt man sich über die Bedenken hinweg, die die Incongruenz zwischen Form des Bekenntnisses und Inhalt des Glaubens hervorrufen könnte.

Das ungebildete Volk ist entweder unkirchlich und dann so wie so keinem Einfluß der Kirche zugänglich; oder es hängt pietätvoll und gedankenlos am Altgeheiligten, Herkömmlichen, und dann kann man ihm sein Bekenntniß nicht nehmen, ohne es in seiner Glaubenszuversicht zu verwirren. Der gebildete junge Geistliche, der voll von Idealen an seinen hohen Beruf als Seelsorger herantritt, muß seine Bedenken gegen die Form des Bekenntnisses tief in seinem Innern verschließen, wenn er sich nicht allen Boden für eine gesegnete Wirksamkeit entziehen will. Plagt ihn der Wahrheitsfanatismus, so daß er seiner Gemeinde seine kritischen Bedenken gegen die veraltete Form von der Kanzel aus zum Besten gibt, oder auch nur im vertrauten Gespräch sie durchschimmern läßt, so muß er nothwendig das Vertrauen der Gemeinde einbüßen. Nun gibt es ja einzelne städtische Gemeinden von liberaler Mehrheit; aber im Großen und Ganzen sind die Kirchenbesucher entweder wirklich Buchstabengläubige, oder geben aus sozialen und politischen Motiven vor, es zu sein, während für die freier Gesinnten die Kirche wenig Anziehungskraft zu haben pflegt. Es sind also nur wenig Geistliche verwendbar, die die Abweichung ihres Glaubens von der Bekenntnißformel offen aussprechen wollen; die größte Mehrzahl der Gemeinden würde sich gegen einen solchen Geistlichen entschieden verwahren.

Den gebildeten Theologen bleibt also nur die Wahl, entweder die Mehrzahl der Seelsorgeämter subalternen ungebildeten Köpfen oder blinden Fanatikern zu überlassen, oder ihre Bedenken so weit zum Schweigen zu bringen und in sich zu verschließen, daß sie die Seelsorge in ungebildeten Gemeinden in ersprießlicher Weise führen können. Man wird bei unbefangener Erwägung solchen Beweggründen seine Achtung nicht versagen können, wenn man einmal die Voraussetzungen gelten läßt, auf denen sie fußen. Ebenso wenig wird man eine geistliche Aufsichtsbehörde tadeln können, wenn sie einen Geistlichen

seines Amtes enthebt, der sich durch unkluge Aeußerungen einer an und für sich achtungswerthen Wahrheitsliebe mit dem Ueberzeugungsstand seiner buchstabengläubigen Gemeinde in Conflict gesetzt hat, da ja die Gemeinde das geschichtliche Recht für sich hat.

Die öffentliche Meinung allerdings läßt die Respectabilität der Motive für eine solche Gewissensbeschwichtigung der Geistlichen nicht gelten. Sie kümmert sich nicht um geschichtliche Entstehung und Deutungsfähigkeit der Formeln, sondern hält sich an ihren Wortlaut und läßt sich den Widerspruch dieses Wortlauts gegen den Glaubensstandpunkt eines heutigen Gebildeten oder auch nur Halbgebildeten nicht hinwegdeuten. Sie läßt wohl einen gewissen Bedeutungswandel der Begriffe wie der Formeln gelten, aber nur innerhalb der Dehnbarkeitsgrenzen des Wortlauts, bei deren Ueberschreitung der Widerspruch zwischen Form und Inhalt unabweislich zu Tage tritt, und sie meint, daß die dogmatischen Formeln in entscheidenden Punkten bereits über die Elasticitätsgrenze ihrer Umdeutungsfähigkeit hinaus ausgedehnt worden sind. Sie fordert mit Recht von dem evangelischen Geistlichen, daß er nicht bloß wie der katholische ein unpersönliches Sprachrohr für die Lehre der Kirche sei, sondern daß er das Gotteswort als ein selbsterlebtes, aus eigener, innerster, wahrhafter Ueberzeugung reproducirtes der Gemeinde übermittle. Sie nimmt es auf dem Gebiete der religiösen Ueberzeugung ernst und streng mit der Forderung der lautern Wahrhaftigkeit, der sie im weltlichen Verkehr so leicht und gern Abbruch thut. Sie läßt kein Drehen und Deuteln und keine vermittelnden Compromisse zu und kennt nur die Alternative zwischen voller Aufrichtigkeit und jesuitischer Heuchelei. Sie sucht die eigentlich entscheidenden Motive für die Abfindung der meisten Geistlichen mit ihrem Gewissen in dieser Hinsicht mehr auf Seiten des weltlichen Vortheils, in der Gefahr eines schiffbrüchigen Lebens, als in der Rücksicht auf das Wohl der Kirche und des durch die Kirche zu fördernden Volkswohls. Sie glaubt nicht mehr an die wahrhaft „segensreiche Macht einer Kirche, deren Diener in der Mehrzahl zu einem gewissen Opfer des Intellects genöthigt sind, um ihren Platz erlangen und behaupten zu können. Sie vermißt die Früchte des Geistes und der Kraft, die nur aus einem ganz überzeugungstreuen Glauben ohne Verklausulirungen entsprießen. Sie bewilligt dem geistlichen Stande nur noch ein gemindertes Ansehen, weil sie im Großen und Ganzen nicht mehr an die volle Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungstreue seiner geistlichen Wirksamkeit glaubt, und setzt damit wiederum das Ansehen der Kirche herab, die überwiegend durch solche Diener vertreten ist.

Auf welcher Seite liegt nun die größere Berechtigung, auf Seiten der Geistlichen, die um des höheren Zweckes willen mit ihrem Gewissen in Sachen der Wahrhaftigkeit pactiren, oder auf Seiten der öffentlichen Meinung, die ein solches Pactiren auf dem Gebiete der tiefsten Innerlichkeit, des religiösen Glaubens verwirft? Offenbar handelt es sich hier um eine Collision der Pflichten, die aus verschiedenen ethischen Gesichtspunkten zu verschiedener Entscheidung gelangt. Welcher dieser ethischen Gesichtspunkte aber der höhere sei, das ist nicht so leicht in allgemeingültiger Weise zu entscheiden. Es stehen sich hier zwei verschiedene Weltanschauungen gegenüber, deren jede ihr höheres Recht behauptet. Das Verhältniß wird deutlicher werden, wenn wir in der Betrachtung etwas weiter ausholen.

Als die alte protestantische Orthodoxie sich in ihren dogmatischen Streitigkeiten um die „reine Lehre" erschöpft hatte, machte der Pietismus im vorigen Jahrhundert siegreich das protestantische Prinzip des individuellen Gemüthsglaubens und der frommen Gesinnung geltend, ohne im Uebrigen das Dogma anzutasten. Die zunehmende rationalistische Bildung der Zeit rief daneben auch die Anfänge einer rationalistisch gefärbten Dogmatik unter dem Namen der Neologie hervor, und die fortschreitende Aufklärung führte endlich im Anfang dieses Jahrhunderts zur völligen Herrschaft eines theologischen Rationalismus, der die liebenswürdigen Seiten und die Schwächen des Aufklärungsrationalismus überhaupt theilte. Damals wäre es vielleicht möglich gewesen, eine Aenderung der Bekenntnißformeln durchzusetzen; aber man erachtete diese Aufgabe nicht für dringlich, weil Niemand sich mehr die Möglichkeit träumen ließ, daß nach dem allgemeinen Siege der Aufklärung noch einmal wieder eine Zeit kommen könnte, wo man auf Bekenntnißformeln irgend welchen Werth legen, oder dieselbe gar zur Strangulation freisinniger Geister benutzen würde.

Der Pietismus und der Rationalismus fielen beide in die Zeit der äußersten Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands, in welche nur das Genie Friedrichs des Großen wie das Wetterleuchten einer besseren Zukunft vorübergehend hineingeblitzt hatte. Als Deutschland sich nach den Befreiungskriegen einige Zeit lang physisch und wirthschaftlich erholt hatte, begann das Preußenthum mit seiner straffen militärischen und bureaukratischen Centralisation jene Sammlung der staatsbildenden Kräfte, durch die ein halbes Jahrhundert später das neue Reich errichtet wurde. Gleichzeitig wurde aber der Rationalismus der Aufklärungsperiode im Zeitgeist durch eine romantische Reaction und Restauration überwunden, die zugleich den Versuch einer Wiederherstellung der orthodoxen Lehre im Gefolge hatte. In einigen Kleinstaaten, wie z. B. Bayern, bewahrte diese dogmatische Restauration ihren rein theologischen Charakter; in Preußen dagegen verschmolz sie mit den bornssischen Centralisationsbestrebungen und stellte die kirchenpolitische Tendenz in den Mittelpunkt der Bewegung. Was bis zur Reichsgründung geschah, war nur eine Vorbereitung, zu der auch die Zusammenfassung der evangelischen Kirchen in der unirten preußischen Landeskirche gehört; die hauptsächlich von Friedrich Wilhelm IV. gepflegte Saat ist dann im vergrößerten Preußen des neuen deutschen Reiches mächtig aufgeschossen.

Die kirchenpolitische Tendenz steht gegenwärtig an der Spitze des ganzen neuen Lebens der evangelischen Kirche. Dem Volke soll die Religion erhalten, und wo sie ihm abhanden gekommen ist, wieder zurückgegeben werden. Das soll aber nicht durch die innere Macht des Glaubens, nicht durch die natürliche Propaganda der Frömmigkeit, sondern auf hierarchisch-bureaukratischem Wege durch die Wirksamkeit der Kirche geschehen. Die Kirche soll dem Volke die Religiosität andrillen, wie das Heer ihm die Kriegstüchtigkeit andrillt. Hierzu soll sie die Schule in ihren Dienst nehmen, in der den jungen Köpfen von früh auf die Frömmigkeit durch Auswendiglernen und Andachtsübungen eingetrichtert werden soll. Auf die Kirchlichkeit kommt es an, nicht mehr auf den Glaubensinhalt; der Streit um dogmatische Meinungsverschiedenheiten zwischen den verschiedenen Confessionen und theologischen Richtungen verstummt oder tritt in den Hintergrund. Die kirchliche Zugehörigkeit in Wort und Handlung wird als politische Anstandspflicht behandelt; der äußere Schein der Kirchlichkeit gehört zum legalen preußischen Staatsbürgerthum, insbesondere zum Beamtenthum; der Unkirchliche wird mit Mißtrauen als Störenfried in der Centralisation der politischen Kräfte angesehen. An Stelle der dogmatischen Streitigkeiten tritt mehr und mehr die Einigung aller theologischen Richtungen in sozialen Liebeswerken, durch welche ebenfalls der Einfluß der Kirche im Kampfe mit den ihr widerstrebenden Mächten des Volkslebens gestärkt werden soll.

Das Gleichgültigwerden der Dogmatik hat es ermöglicht, daß die preußische Neuorthodoxie allmählich durch eine andere theologische Richtung verdrängt und ersetzt wird, durch die Ritschlianer. Diese Umwandlung vollzieht sich darum so unvermerkt für die Gemeinden, weil die Ritschlianer einerseits die Sprache der Orthodoxie weiter reden, obwohl sie sich etwas ganz Anderes, auch unter einander wieder subjectiv ganz Verschiedenes dabei denken, und weil sie andererseits ebenso eifrige Verfechter des Kirchenprinzips und der Kirchlichkeit der Gläubigen sind wie die Orthodoxen. Ritschl ist sogar in dem Werthe, den er der Kirche für den Heilsprozeß des Einzelnen beilegt, im Widerspruch gegen die Luther'schen Grundsätze noch viel weiter gegangen als die neue Orthodoxie.

Innerhalb der conservativen Parteien herrscht sonst viel Hader und Zwietracht, aber darin sind Alle einig, daß allein von der Kirche das Heil auch für den Staat und die Gesell-

schaft kommen könne und müsse, und daß jeder Zweifel an der Bedeutung der Kirche ein Sacrileginm und zugleich ein revolutionäres Attentat auf den Staat sei. Deshalb erfreuen sich auch die Bestrebungen auf eine festere centralistische und bureaukratische Organisation der Kirche und auf strammer Kirchenzucht sowohl über die Geistlichen als über die Laien thatkräftiger Sympathien innerhalb der conservativen Partei. Vor Allem ist die akademische Freiheit innerhalb der theologischen Fakultäten den Vertretern der Kirchlichkeit ein Dorn im Auge, und das Bestreben geht dahin, einerseits den Schwerpunkt der theologischen Bildung in Seminarien zu verlegen, die von der Universität unabhängig sind, andererseits die Besetzung der theologischen Lehrstühle der Kirche zu übertragen und alle theologischen Professoren, die es noch ernst nehmen mit der Wahrheit, in die philosophische Fakultät hinüber abzuschieben. Alle Personen und Gemeinden, die sich dieser centralistisch-kirchenpolitischen Tendenz widersetzen, sucht man möglichst aus der evangelischen Landeskirche hinauszudrängen, ihnen das Ausleben in draußenstehenden Secten großmüthig gönnend.

Diese Entwickelung ist durchaus folgerichtig; aber im Einklang mit dem evangelischen Prinzip ist sie nicht, sondern sie ist neokatholisch. Die römisch-katholische Kirche hat von jeher die Prinzipien befolgt, welche die Vertreter der evangelischen Kirchlichkeit jetzt innerhalb der evangelischen Kirche zu verwirklichen bemüht sind; sie hat das kirchenpolitische Prinzip der centralistischen Stärkung und hierarchischen Durchbildung der kirchlichen Organisation mit Glück und Geschick verwirklicht, indem sie das Vorbild des römischen Weltreichs auf die irdische Vertretung des römischen Gottesreiches übertrug. Soviel, wie das römische Weltreich es räumlich und sachlich weiter gebracht hatte in der bureaukratischen Centralisation als der preußische Staat, so viel überlegen ist die römische Kirche der preußischen Landeskirche. Die Vertreter der evangelischen Kirchlichkeit blicken deshalb auch mit offenem oder heimlichem Neid nach Rom und suchen in der römischen Hierarchie ihr Vorbild in jeder Hinsicht, so weit die Verquickung der preußischen Landeskirche mit dem monarchischen preußischen Staatswesen und die Verschmelzung des obersten Bisthums mit der Krone es zuläßt.

Der Einzelne, der die Consequenzen des einmal von ihm ergriffenen Prinzips klar durchschaut, müßte folgerichtiger Weise katholisch werden, sofern ihn nicht sein preußischer Patriotismus daran hindert. Die ganze Bewegung strebt mit Nothwendigkeit einer Reunion in irgend welcher Gestalt zu, allerdings unter Wahrung der Rechte des königlichen Landesbischofs. Die dogmatischen Differenzen zwischen katholischer und evangelischer Lehre bieten einer Ueberbrückung durch moderne Interpretationskünste weit geringere Schwierigkeiten als die Ueberbrückung zwischen dem Wortlaut des Bekenntnisses und dem Glaubensinhalt. Die evangelisch-kirchliche Praxis und Organisation strebt gerade nach möglichster Annäherung an die katholische, unter Vorbehalt landesüblicher Abweichungen, wie sie bei einer Reunion wohl geschont werden könnten. In den sozialen Liebeswerken besteht kein Unterschied, als daß die evangelische Kirche hinter der katholischen dreinhinkt, und selbst die Veranstaltung von Volksvergnügungen, auf welche die katholische Kirche sich von jeher verstanden hat, versucht die evangelische jetzt schüchtern nachzuahmen.

Mit bitterem Neide blicken die Vertreter der evangelischen Kirchlichkeit auch auf den politischen Einfluß, den die katholische Kirche sich durch die katholische Fraktion im Reichstag und im Abgeordnetenhaus zu sichern gewußt hat und auf die Erfolge, die sie durch parlamentarische Handelsgeschäfte bereits erzielt hat und noch ferner zu erzielen Aussicht hat. Wenn auch noch so oft schnöde abgewiesen, fahren sie in ihrem brünstigen Liebeswerben um die Gunst des Centrums fort, in der Hoffnung, daß mit Hülfe dieser Bundesgenossenschaft auch für sie einige Brocken bei der Gesetzgebung abfallen werden, wie es z. B. bei dem letzten Schulgesetzentwurf der Fall gewesen wäre, wenn er zur Annahme gelangt wäre. Während die katholische Kirche immer nur sich selbst als die einzige christliche Kirche anerkennt, werden ihre evangelischen Schildknappen nicht müde, von einer Solidarität der christlichen Kirchen gegen die unchristlichen und antichristlichen Strömungen unserer Zeit zu schwärmen. Die Katholiken aber rufen ihnen immer auf das Neue zu, daß es keine Rettung gegen den Antichrist gibt als im Schooße der alleinseligmachenden Kirche, und daß sie ihre kirchenpolitischen Zwecke erst dann mit wirklichem Erfolge und Nachdruck zu fördern Aussicht haben, wenn sie sich entschließen, als verirrte Kinder in den Schooß der Mutterkirche heimzukehren, die ihnen diese bußfertige Rückkehr gewiß so leicht als möglich machen würde.

Die kirchenpolitischen Tendenzen, die bis zu einem gewissen Grade das Opfer des Intellectes zu Gunsten der volkspädagogischen Zwecke nothwendig fordern, sind also durchaus zu rechtfertigen vom Standpunkt des katholischen Kirchenbegriffes, aber auch nur von diesem. Die evangelischen Männer, die sich solchen kirchenpolitischen Tendenzen dienstbar machen, sind gewiß fern davon, diese Consequenzen zu durchschauen; sie wollen nur dasjenige, was ihnen an der Organisation und Praxis der katholischen Kirche nachahmenswerth scheint, den Zwecken der preußischen Landeskirche zu Gute kommen lassen. Aber sie täuschen sich, wenn sie glauben, sich begrifflich der Consequenz ihrer Stellungnahme entziehen, oder im Fall des äußeren Erfolges die fortschreitende Rekatholisirung bis zum Abschluß der Bewegung durch eine Reunion nachträglich aufhalten zu können. Sie täuschen sich, wenn sie meinen, bei dieser Stellungnahme noch dem evangelischen Prinzip des Protestantismus treu geblieben zu sein, wenn dies auch vorläufig entschieden noch ihr Wille ist. Sie vernichten thatsächlich das protestantische Recht der freien Forschung und dasjenige des Rückganges allein auf die Bibel, in welcher von so vielen Dogmen der späteren Bekenntnisse nur Keime, von manchen nicht einmal diese zu finden sind. Sie heben das protestantische Prinzip der Gewissensfreiheit in Glaubenssachen und der individuellen Erlangung des Heils durch individuelle Aneignung desselben auf. Sie verkehren das protestantische Verhältniß von Einzelnem und Gemeinde, von Gemeinde und Kirche in sein katholisches Gegentheil; denn nach protestantischer Auffassung wirkt die Gemeinde nur fördernd, anregend und bestärkend für den individuellen Heilsprozeß des Einzelnen durch Zusammenschluß der gleichgesinnten Einzelnen, die Kirche nur fördernd und bekräftigend durch Zusammenschluß der gleichgesinnten Gemeinden, während nach katholischer Auffassung die Kirche das Heil positiv vermittelt, also als zweiter Mittler zwischen dem ersten Mittler und dem Einzelnen steht.

Die protestantische Auffassung wird jetzt in der preußischen Landeskirche zwar noch vielfach im Munde geführt, aber thatsächlich ist sie in den Hintergrund gedrängt. Wo sie in voller Kraft als maßgebender Mittelpunkt des religiösen Lebens noch besteht, das sind eben die Kreise, auf deren Hinausdrängung aus der gemeinsamen Landeskirche die herrschende Richtung hinarbeitet. Aber gerade die Geistlichen dieser Kreise machen sich einer Verleugnung des evangelisch-protestantischen Glaubensprinzips und einer gefährlichen Anleihe bei dem katholischen Kirchenprinzip schuldig, wenn sie zu Gunsten ihres Verbleibens in der preußischen Landeskirche und zu Gunsten einer volkspädagogischen Wirksamkeit mit den Machtmitteln dieser Kirche mit ihrem Gewissen im Punkte der Wahrhaftigkeit paktiren. Die öffentliche Meinung steht ebenfalls auf diesem protestantischem Standpunkte, und sie hat Recht, von ihm aus die kirchenpolitischen Tendenzen der herrschenden Richtung und das durch sie bedingte Opfer des Intellektes von Seiten so vieler freier denkender Geistlichen als unevangelisch zu verwerfen. Sie ist jetzt protestantisch, während die herrschende Richtung der evangelischen Landeskirche es nicht mehr ist. Aber die öffentliche Meinung, die sich gegen die Rekatholisirung auflehnt und mit der Bildung der Zeit Fühlung zu halten bemüht ist, erweckt Zweifel, wenn auch nicht an ihrer eigenen Religiosität, so doch an der Christlichkeit ihrer Religiosität. Vielfach ist sie sogar religiös indifferentistisch, und auch soweit sie das nicht ist, hat sie sich doch von den Grunderscheinungen des christlichen Vorstellungskreises so weit entfernt, daß nicht nur die Katholiken,

sondern auch die herrschenden Richtungen der evangelischen Landeskirche ihr das Prädikat der Christlichkeit im strengeren Sinne verweigern zu müssen glauben.

Das protestantische Prinzip, das bei der Reformation aufgestellt wurde, trat thatsächlich gar bald hinter der Noth der Zeit zurück. Damals war indessen der Zeitgeist noch derart, daß eine zugleich protestantische und christliche Kirche hätte verwirklicht werden können, wenn nur die äußeren Verhältnisse günstiger gelegen hätten, jetzt aber, wo man die Probe gemacht hat, stellt sich heraus, daß der Zeitgeist sich schon zu sehr von den Grundanschauungen des Christenthums entfernt hat, so daß entweder eine christliche aber nicht protestantische Kirche dabei herauskommt, oder aber eine protestantische aber bloß noch dem Namen nach christliche Religiosität, die es wohl noch zur Gemeinde- und Sektenbildung, aber nicht mehr zu einer Kirche zu bringen vermag. Diese Wahrnehmung eben ist es, welche die Vertreter der Kirche dazu gedrängt hat, sich thatsächlich von dem protestantischen Prinzip loszusagen, weil es sich als zersetzendes Ferment der Kirche herausgestellt hat. Diese Wahrnehmung ist es aber auch, die die protestantische, öffentliche Meinung zur Opposition gegen eine dem Namen nach evangelische Kirche treibt, welche sich als Kirche nur behaupten zu können glaubt durch Preisgebung des protestantischen Prinzips.

Es ist ein Stück Selbstzersetzung des Christenthums, das sich vor unsern Augen abspielt. Die Katholiken haben ganz Recht zu betonen, daß es zunächst doch nur eine Selbstzersetzung des Protestantismus ist, die sich hier vollzieht. Aber die Protestanten haben wieder darin Recht, daß ein lebendiges Christenthum nur noch im Protestantismus wohnt; also sind auch die hier hervortretenden Auflösungsprozesse solche des Christenthums überhaupt, soweit dasselbe noch lebendig als ideale Culturmacht ist.

Wie die Dinge sich in diesem Jahrhundert angelassen haben dürfte es für die Cultur kein Schade, sondern eher ein Gewinn sein, wenn sie sich folgerichtig weiter entwickeln. Eine Rekatholisirung der offiziellen Landeskirche bis zur Reunion und eine Aussonderung aller wahrhaft protestantischen Bestandtheile aus der Landeskirche dürfte als eine reinliche Scheidung und eine schätzbare Klärung der jetzt so verwirrten Lage willkommen zu heißen sein. Ebenso möchte die Aufhebung der theologischen Fakultäten und die Verlegung der Predigerausbildung in rein kirchliche Seminare als reiner Gewinn für alle Theile zu begrüßen sein. Der Kirche würde es dadurch erleichtert, den geistlichen Unterricht durch eine chinesische Mauer von der modernen Bildung und dem Zeitgeist abzusperren und das Niveau des geistlichen Standes mehr und mehr zu einem subalternen, außerhalb der Zeitbildung stehenden herabzudrücken. Die Universität würde von dem Widerspruch befreit, eine Fakultät in sich zu schließen, die nicht der Wissenschaft, sondern der Kirche dient, und die wenigen philologischen, historischen und religionsphilosophischen Forscher und Denker der theologischen Fakultäten, die wirklich die Wissenschaft noch fördern, würden dies künftig in der philosophischen Fakultät weit besser und unbehinderter als jetzt in der theologischen können. Die ungebildeten Volksgemeinden erhielten subalterne ungebildete Geistliche, die ihrem Glauben und Verständniß näher stehen und nicht nöthig haben, einen Eiertanz sophistischer Auslegungen aufzuführen. Die Vertreter der Schule würden sich in ihrer Bildung denen der Kirche noch mehr als jetzt überlegen fühlen, und selbst die Volksschule würde leichter eine selbständige Stellung erlangen. Die Träger der nationalen Geisteseultur würden den Unterschied kaum bemerken, höchstens insofern, daß sie sich von einer solchen Kirche noch weniger als von der jetzigen genirt und incommodirt fühlten. Alle lebendige Religiosität der Gebildeten würde außerhalb der reunirten Landeskirche in freien Secten, Gemeinden, Vereinen oder individualisirter Religionspflege ihre Befriedigung suchen; zu kräftigen Reformbestrebungen, sei es auf christlichem Boden, sei es über den christlichen Ideenkreis heraus, würde erst dadurch freie Bahn geschaffen.

Eine Umgestaltung, die allen Theilen ihr Recht widerfahren läßt und die Bedürfnisse aller Parteien befriedigt, wäre keinesfalls etwas Schreckliches, das wir zu fürchten haben. Nur Ein Anspruch müßte dabei aufgegeben werden, an dem bis jetzt die Interessenten noch eifrig festhalten, nämlich der Anspruch der wahrhaften Protestanten, zur evangelischen preußischen Landeskirche gehören und in ihr verbleiben zu wollen. Ich glaube, daß binnen Kurzem auch in diesen Kreisen die Einsicht sich Bahn brechen wird, daß der durch die Zugehörigkeit zur Landeskirche auf ihnen lastende Zwang das ideelle Interesse an dieser Zugehörigkeit schon jetzt nicht aufwiegt, und daß die allein durch die Ausscheidung zu erlangende Freiheit der Bewegung ein weit werthvolleres Gut ist als die Zugehörigkeit.

Deutsche Osteultur.

Von Falk Schupp.

Ein Problem ist es dem Culturpsychologen geworden, warum unser Menschheitswerk immer nach Westen, dem Lauf der Sonne nach, drängte. Jede von Erfolg gekrönte Völkerwanderung, ja vielleicht auch, wenn man den neuen, kühnen Thesen der Ethnologie nur bedingten Glauben schenken will, die Urwanderung der ersten Menschenhorde, nahm diese Richtung. Noch mehr die feinsten sublimsten Producte des Geistesschaffens, die genialen Weltordnungslehren, Religion und Philosophie, gewannen nur in dem Maße an Kraft, als sie westwärts gingen. Umgekehrt wieder sind es die höchsten Potenzen der realen Machtfülle, die Herrschergenies, deren Glück nur im Osten blühte. Ist es Zufall oder hängt es mit jenem geheimnißvollen Etwas zusammen, daß Alexander und Napoleon nur ostwärts strebend ihren Erfolg fanden, westwärts dagegen der eine die widerstandsstarken lybischen Wüstenvölker, der andere das unsichere Spanien und das panzerhart gefestete England fand? Mir scheint es als eine jener dämonischen Halbbewußtseinsforderungen des grandiosen Machtgenies, die fast gesetzmäßig entspringen. Eine wuchtige Gegenüberstellung des Handelns der That dem Handeln der Idee. Freilich fehlen die exacten Beweise, aber es gibt Annäherungsbelege, die nicht so realitätswuchtig wie jene sind, aber auch wiederum nie so vollends gestürzt werden können, wie wenn die Prämissen jener zerstört werden. Ihr Dauerwerth liegt in Denksymbolen, deren eines das Neue Testament vermeldet. Die drei Weisen aus dem Morgenlande, die vom Abendgestirn hergeleitet, zum Bette des neuen Gott-Menschengenies pilgern, um gewissermaßen das Geistesvermächtniß des großen Buddha aus dem Osten zu bringen, dem neuen Gott-Menschensohn, der es weiter westwärts tragen soll.

Wie der Einzelne nun, so hat auch das Menscheneonglomerat, das unter dem Merkmal derselben Naturumgebung und derselben Kraftspiele sich gebildet hat, sein Genie und eine mittlere Summe jenes halbbewußten Machtdranges. Ihr Trägheitsinstinkt treibt sie nach Westen, ihr Erfolgverstand nach Osten. Unter den Europäern geben die Engländer den besten Beleg; in Indien ihre Erfolge, ihre Reichthumsquellen, in Amerika ihre verlorene Liebesmüh.

Wenn es auch Theorie sein mag, gerade die Consequenzen derselben stellen dem Deutschen schwere praktische Aufgaben. Er sieht einen großen Theil seiner Volkskraft dem blinden Instinktzug nach Westen folgen, dort Existenz und Basis finden und trotzdem alles das verlieren, was die Geist- und Sinneseultur des Ursprunglandes an ihnen entwickelt hatte. Er betrachtet sich das Produet, den Yankee, und fängt an, ethnisch zu rechnen. Und das Resultat befriedigt sehr wenig. Wir geben fast so viel Volkskraft in diesen amerikanischen Umschmelztiegel wie die brittischen Germanen, aber der neue Typus, der Yankee, hat sehr wenig vom Deutschen und fast alles vom Britten. Ein Volk aber, das einen so stolzen Selbsterhaltungstrieb besitzt, wie das deutsche, muß auch Mittel haben, außer-

halb seines Landes seine Volkseigenart zu erhalten und mit ihr einen neuen Typus zu erschaffen.

Lassen wir unseren Blick über die Weltkarte gehen, so finden wir nur einen westlichen Punkt, wo die Deutschen ihre Eigenart behalten und auf die anderen Elemente übertragen haben, in Südamerika, in den entlegensten Provinzen der brasilianischen Republik. Außerdem nirgends. Und das ist bei Weitem zu wenig Raum; außerdem ist dort dem Deutschen nicht Gelegenheit genug zur Entfaltung seiner werthvollsten Eigenschaft als pflugtreibender Schollenbrecher gegeben. Die weiten Pampas werden dort noch lange dem faulen Spanier und dem noch trägeren Eingeborenen die Möglichkeit zur Viehzucht im Großen und damit zu einer müheloseren materiellen Ueberlegenheit geben. Denken wir nur an den nicht mehr allzu fern liegenden Zeitpunkt, wo die große Menschen- und Völkerfalle Amerika ihre Klappen schließt, und nach Osten, dem bezopften Sohne des Reiches der Mitte gegenüber, ist es ja schon geschehen, so werden wir Deutschen unsere übermäßigen Siedlerkräfte andershin lenken müssen.

Dann vielleicht ohne die Freiheit der Wahl. Jetzt aber haben wir noch Zeit, das „Wohin" in all' seinen Folgen und Vortheilen zu erwägen.

Die Gedanken und Bedenken waren mir wieder einmal zu Gemüth gestiegen, als ich in einer Reisestudie blätterte, die Kleinasien behandelt. Der Berliner Publizist Friedrich Dernburg hat auf „deutscher Bahn" einen Theil Kleinasiens durchreist und darüber in einem sehr anregenden Buche*) berichtet. Zieht man von der Quintessenz die verschiedenen historischen und feuilletonistischen Schleier herunter, die ein Reiseschriftsteller nicht vergessen darf, so bleiben jene bedeutsamen Mittheilungen zurück, welche die Grundlage zu einigen Bemerkungen abgeben mögen.

Kleinasien, einst der Angelpunkt der alten Culturen und seit Jahrhunderten ein hinträumendes Hinterland für die immer mehr in sich zusammensinkende Türkenresidenz Konstantinopel, scheint jetzt an den Zeitpunkt einer gewissen Wiedererweckung gekommen zu sein. Die Eisenbahncultur, die in Europa schon so ziemlich den Zenith ihrer Ausdehnungsfähigkeit erlangt haben mag, dringt mit keuchender Dampfbrust in jene stillfriedlichen Ackerbaugegenden, in denen die Ruinen vergangener Herrlichkeiten wie in einem großen Pleinair-Museum herumzustehen scheinen.

Drei große Eisenbahnlinien sind von der türkischen Regierung geplant, die von Scutari ausgehend bis Eskischehir gemeinsam laufen und dann sich so trennen, daß die eine über Angora nach Bassora am persischen Meerbusen, die andere über Kutahia, Konia, Aleppo, Damaskus nach Acca, event. Jerusalem und Jaffa, die dritte nach Erzerum. Die Linien sind nach den Mittheilungen Dernburg's vom Kriegsminister der Pforte vorgeschlagen, ein Beweis, daß sie in allererster Linie strategischen Zwecken dienen sollen. Im Ganzen sind diese Linien gleichbedeutend mit ca. 8000 Kilometer Schienenweg; ein Riesenproject, das sehr wenig zu den Kreditmitteln der Pforte paßt. Nichtsdestoweniger sind die 570 Kilometer der Linie Scutari-Angora bereits fertig, und es werden in den nächsten Jahren weitere 2500 Kilometer solcher Strecken, die vom Kriegsministerium als unumgänglich bezeichnet sind, vollendet werden.

Europäisches, vorwiegend deutsches Kapital ist bei der Angorabahn engagirt. Das Gesellschaftsunternehmen selbst ist finanziell hinlänglich sichergestellt durch eine Bruttogarantie von 15,000 Francs per Kilometer, die im Nothfalle durch den Steuerzehnten der durchquerten Gegenden geleistet wird. Von deutschen Firmen, die mit großen Lieferungen betheiligt sind, werden angeführt: Krupp in Essen (Schienen), Gutehoffnungshütte Oberhausen (Schienen und Schwellen), Maschinenfabrik Eßlingen (Brücken, Güterwagen, Lokomotiven), Grusonwerk (Weichen, Telegraphenstangen), Huldschinsky. Die Verwaltung der Bahn ist ebenfalls in deutschen Händen.

*) „Auf deutscher Bahn in Kleinasien". Von Fr. Dernburg. Berlin, Springer.

Ein anderer sehr wesentlicher Umschwung wird sich durch diese Eisenbahnpolitik in den kleinasiatischen Ländern vollziehen. Es besteht dort bekanntlich noch die Materialwirthschaft in ihrer ganzen primitiven Brutalität. Der türkische Staat erhebt die Grundsteuer in der Form des Zehnten, d. h. den zehnten Theil des Ernteertrages. Thatsächlich aber sind es $12^1/_2$ Hundertheile der Ernte, die erhoben werden. Der Zehnte wird nämlich verpachtet, und die Pächter wissen sich schadlos zu halten. Außerdem existirt ein Beamter der Regierung als Controleur, der dem Pascha seine Stelle zu bezahlen hat. Man kann sich denken, wovon der Mann lebt. Den Zehnten ohne weiteres abschaffen zu wollen und ihn in eine Geldsteuer zu verwandeln, wie es einst von Andrassy in einer Note vorgeschlagen war, ist nicht so leicht, denn diese Einrichtung ist durch den Koran geheiligt. Einen sehr guten Vorschlag, wie dies auf indirectem Wege geschehen kann, macht Dernburg:

„Es bedürfte dazu nur, daß die Zehentpflichtigen selbst den Zehnten pachten, sie könnten der Regierung mindestens dieselben Beiträge leisten wie die jetzigen Pächter. Nur müßte man ihnen dabei mit Organisation und Kapital zu Hülfe kommen. Hier wäre der Platz für eine Agrarbank. Sicher würde dieselbe die Unterstützung der Gesellschaft finden, denn diese ist schon durch ihr eigenes Interesse darauf hingewiesen, den Bauer zu schonen und ihn zum Anbau zu ermuntern. Er ist ja der beste Kunde der Bahn. Weiter aber ist die Bahn für die Zinsgarantie auf den Ertrag des Zehnten angewiesen, muß ihn also auf einer gewissen Höhe zu erhalten wissen. Die anatolische Landwirthschaft arbeitet unter eigenen Verhältnissen. Die fast vollständige Entwaldung des Landes, der Mangel oder die primitive Anlage von Bewässerungen setzt dieses Wasser- und quellenreichste Land in die periodische Gefahr des Mißwachses. Die normalen Jahre gleichen allerdings mehr als aus, was das Defizit eines Mißjahres ist. Hier muß ein Jahr in das andere gerechnet, aber auch die Einrichtungen müssen getroffen werden, die dies finanziell ermöglichen. Das würde gleichfalls die Aufgabe einer Agrarbank sein. Eine andere Ordnung der Zehntenerhebung würde auch eine verbesserte communale Einrichtung, die Anbahnung der Selbstverwaltung, bedingen. Hier liegt der Hebel für eine wirkliche Reform in der Türkei. Wenn der Bahnbau in Anatolien dazu helfen kann, daß dieser Hebel angesetzt wird, es wäre ein Erfolg nicht allein für sie, sondern für den ganzen deutschen Namen."

Vergleichen wir damit nun noch die Schilderungen, welche Dernburg von dem anatolischen Bauernstand, den Culturverhältnissen des Landes und seiner Hülfsmittel macht, so haben wir ein Fundament, um darauf einige nicht allzufern liegende Schlüsse für ein deutsches Arbeitsgebiet im Osten zu ziehen.

Das Land selbst ist verhältnißmäßig dünn bevölkert, und das dort wohnende Mischvolk liebt mit ausgesuchter Beharrlichkeit Faulheit und Nichtsthun. Obwohl das Land überreich an Eisenerz ist, sind eiserne Geräthe in der Landwirthschaft ziemlich vereinzelte Erscheinungen.

Ueberhaupt haben alle Landwirthschaftsgeräthe noch die ursprünglichen Formen, wie sie sie vor 1000—2000 Jahren gehabt haben mögen. Die Ernte selbst geschieht noch in so rohelementarer Form, wie sie bei den barbarischen Völkern des Alterthums in Schwung gewesen sein mag. Das Getreide wird an Ort und Stelle durch Zugochsen ausgetreten. Die Gewinnung des Häcksels wird mittels großer Schlitten bewerkstelligt, welche, unten schartig mit schneidenden Feuersteinen besetzt, von Zugthieren über das Stroh geschleift werden. Und trotzdem es niemand einfällt, Unkraut zu jäten, und alle Getreidearten unter diesem schrecklichen Feind unmäßig leiden, ist der Weizen dunkelgoldgelb, hart, halbdurchscheinend und sehr schwer, aber wegen seiner starken Vermischung mit Unkraut bisher nur ein geringes Handelsobject. Dernburg schildert besonders die Wirthschaft eines Bauern in Kaya, einem kleinen Dorfe in der Nähe der phrygischen Königsgräber, südlich von dem heutigen Eskischehir. Er hat dort viel fruchtbares Land und saftige Wiesen gefunden, die nur einer beharrlicheren Cultur harren, um ihre Inhaber zu wohlhabenden Leuten zu machen. Ein besonders werthvolles landwirthschaftliches Object wäre in Anatolien der Tabakbau, und es könnte dort soviel produzirt werden,

daß der ganze europäische Bedarf davon zu decken wäre. Bis jetzt liegt der Tabakbau freilich schwer darnieder, weil in der Türkei das staatliche Monopol besteht und es daher im Interesse der Regie liegt, die Tabakcultur niederzuhalten. Denn schon jetzt kann sie den Schmuggel nicht verhindern, der mit der Ueberproduction getrieben wird. Sind doch die Preise der Regie so hoch, daß das Schmugglergeschäft sehr gut verlohnt. In anderen Strichen, z. B. in Bedjes, steht es mit der Landbebauung noch ungünstiger. Armselige Lehmhütten, die Menschen und Vieh in einem Raum beherbergen — das Rindvieh selbst klein und verkrüppelt, und von dem fruchtbaren Boden nur schmale Streifen bebaut. Schaf und Ziege sind im offenen Schuppen einquartiert und erfrieren im Winter oft zu Hunderten. Warum auch sollten sich die türkischen Rajahs, welche dort wohnen, allzusehr mit der Landwirthschaft plagen; denn haben sie was, so nimmt es ihnen der menschenfreundliche Steuerbeamte, der stets der Ansicht huldigt, daß für Bauern Mäßigkeit und Temperenz das erste Gebot ist.

Wie nahe liegt es nun, daran zu denken, diese durch die Eisenbahncultur wieder in ihrer Fruchtbarkeit und Ertragsfülle erschlossenen Landstrecken, dies Kleinasien, die mächtige Völkerbrücke zwischen Europa und Asien, mit europäischer Arbeitskraft zu erfüllen. Ohne Zweifel sind die dortigen Einwohner nicht im Stande, einen solchen Aufschwung aus sich selbst heraus zu machen. Denn die türkischen Rajahvölker sind durch die vielhundertjährige Sklavenverdumpfung jeder ernsten anhaltenden Arbeit entwöhnt und werden erst sehr langsam unter einem neuen Arbeitsregime zu brauchbaren Arbeitern für die groben Verrichtungen herangezogen werden können. Die Moslems selbst waren nie unmittelbare Ackerbauer; sie waren ein wildes, groteskes Kriegs- und Reitervolk, das seinen ganzen Daseinszweck in dieser Beschäftigung sah. Seit der nun über hundertjährigen langsamen Zerbröckelung seiner nationalen Consistenz sind die Vorrechte, welche sie ehemals als Herren charakterisirten, zu schweren unerträglichen Lasten geworden. Kein Rajah durfte ehemals Waffen tragen. Es war das stolze Recht des Moslems, Krieger sein zu dürfen, war es ihm doch auf seinen Zügen stets eine Leichtigkeit, reiche Beute zu erwerben. Jetzt, da diese Unterhaltserwerbsquelle so gut wie aufgehört hat, ist das stolze Recht zu einer Pflicht herabgesunken, die der Moslem nur mühselig und mit Widerwillen trägt. Dies alles zusammengenommen, läßt es vom reinen Selbsterhaltungsstandpunkt der türkischen Regierung aus sich erklären, daß es in ihrem Interesse gelegen sein muß, Elemente hereinzuziehen, die durch thatsächliche Landbebauungsarbeit schwersten Stils den mit der neuen Eisenbahncultur inaugurirten Aufschwung stützen können. Auch die europäische Politik hat ein geheiligtes Interesse daran, daß Kleinasien, der Cardinalpunkt dreier Welttheile, nicht in russische Hände kommt. So wie der Suezkanal, das Thor zu den Ostländern und -meeren, international oder wenigstens neutral bleiben muß, muß es auch Kleinasien.

Kommen wir also zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück, so thürmt sich vor uns die realistisch-praktische Frage auf, ob es für Deutschland nicht einmal von unmittelbarem Vortheil sein kann, seine überfluthenden Arbeitskräfte, die es alljährlich dem westlichen Continent zuschleudert, allmählich hier nach Osten abzuleiten. Wenn wir der oben aufgezeigten historischen Prognose einiges Vertrauen schenken wollen und ihre pünktliche Repetition in der Weltgeschichte erlaubt das, so wird dieses ostgelegene Zukunftsland auch einen Zukunftserfolg in der Erhaltung des germanischen Volksthums bedeuten. Man wird mir freilich dieser optimistischen Behauptung die Kreuzzüge gegenüberhalten, die doch auch Ostfahrten waren und so sang- und klanglos in Hinsicht ihrer culturellen Einwirkung verlaufen sind. Aber man bedenke, daß diese Züge von vornherein einen culturellen Charakter nicht hatten, und daß sie als reine Gewaltakte und psychisch als suggestive Massengeisteskrankheiten einen dauernden Untergrund ebensowenig gehabt haben würden, wenn sie nur innerhalb eines Klimas sich abgespielt hätten.

Die Nutzanwendung also, die aus den obigen Betrachtungen gezogen werden könnte, wäre die directe Besiedelung anatolischer Länderstrecken mit germanischen Bauernkräften. Das wäre bei dem ängstlichen Mißtrauen, welches die türkische Regierung gegen jedes neu auftauchende, mit nationaler Färbung gekennzeichnete Element prinzipiell hat, keine so leichte Sache. Aber es ist da ein Ausweg, der beides in sich erfüllen macht. Durch den in Rußland erwachten Panslawismus sind es einige Hunderttausende fleißiger deutscher Bauern, zum Theil bekannt unter dem Sektirernamen der Stundisten, welche, von der russischen Regierung derartig gequält und außerdem von dem Unglück mehrerer Mißjahre auf das schwerste getroffen sind, daß sie wohl oder übel auswandern müssen. Diesen Völkerbruchtheil aus seiner Bedrängniß herauszulösen und nach Anatolien zu verpflanzen, wäre ein Act großherziger Menschenfreundlichkeit, eine jener Nationalthaten, welche immer zum Segen ihrer Urheber ausgeschlagen sind.

Ist es doch deutsches Kapital, das vorwiegend die anatolischen Bahnen baut, und die Bahn, welche die Cultur dort neu aufleben läßt, warum sollten die Deutschen darum nicht das Recht haben, einen bedrängten Bruchtheil ihrer Volksangehörigen dorthin zu verpflanzen. Sintemal die Colonisten ihre friedliche Art schon in Rußland zur Genüge bewiesen haben und der türkischen Regierung Nutzen, unendlichen Nutzen brächten, ohne bei ihrer unpolitischen Lebensanschauung die unsicheren staatlichen Verhältnisse dieses Mosaiklandes weiter zu compliziren. Was noch zweifelhaft ist, daß europäisches Kapital die von Dernburg als nothwendig prognostizirten Agrarbankinstitute schafft, wird dann zur unmittelbaren Gewißheit. Deutsches Kapital selbst wird sie schaffen, weil es in der Anwesenheit seiner arbeitstüchtigen Volkselemente die Gewähr einer aussichtreichen Zukunft hat.

Das Alles sieht aus wie gute, grüne Theorie, jene allbeliebte deutsche Vorsichtigkeitstheorie in Colonialdingen, die aus getrofter Gedankentiefe niemals zur That heraufsteigt. Aber es ist gottlob anders! Dieweil diese Zeilen in Druck ausgehen, sind Deligierte deutsch-russischer Gemeinden auf dem Weg, um in Anatolien passende Ansiedelungsorte zu erkunden.

Daher mein Wunsch: Möge das Werk in Gutem gelingen.

Literatur und Kunst.

Reliquien.

Von Paul Bourget.
Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Ewers.

Heut ist sie dreißig Jahr. Den Tag voll Trauern,
Der Frauenherzen füllt mit trüben Schauern,
Den Tag, da unsrer Jugend Blüthen fliehn,
Verbrachte still sie, einsam am Kamin.
Was schaut' sie dort? Der Abend kam daher
Rothgolden, wie der Herbst so wehmuthschwer.
Sie sitzt am Fenster nieder, hebt den Saum
Des Spitzenvorhangs, und in wachem Traum
Zum Gärtchen blickt sie, wo der Blätter Schaaren
Welk, fahl verwehn, gleich ihren Jugendjahren.
— Ihr Blondgesicht ist bleich, schwarz ihr Gewand. —
Drauf, als des Abends Zauber sie gebannt,
Bringt sie herbei von Ebenholz ein kleines
Schmuckloses Kästchen, tastend fühlt ihr feines
Händchen, als sei 's ein Kleinod unschätzbar.
Unruh belebt ihr Auge seltsam klar
Und übergluthet ihre zarten Wangen.
Sie kehrt zum Fenster, setzt sich und mit Bangen
Erschließt sie sinnend ihren trauten Schrein,
Der treulich hegt so manch verhohl'ne Pein.
Dem Kästchen gab sie gern seit dreizehn Jahren
Manch theures Angedenken zu verwahren;

Und dieser enge Raum geheim umspannt
Ihr Höchstes in der Welt.
Stets, wenn die Hand
Des Heißgeliebten sie berührt, erlesen
Schien ihr der Handschuh, ein lebendig Wesen.
Verlör' sie ihn, ihr Schmerz würd' maßlos sein!
Das schwarze Kästchen ist der winz'ge Schrein,
Drin ruhen der sel'gen Tage letzte Zeichen:
Handschuhe, die sie hegt wie Blüthenleichen.

— — — — — — — — — — —

Ach, wie so bald das kurze Glück verraucht!
Drei Handschuh; ganz vom Duft des Einst durchhaucht.
Nun, wie sie zögernd anschaut diese Reste
Verklungner Tage, schön wie Himmelsfeste,
Hebt sie die drei und sinnt.
Der erste bleich
Und grau, der Frühjahrsmorgenstimmung gleich.
Und einen Maienmorgen im Gemüthe
Ruft er ihr wach aus ihrer Mädchenblüthe.
Es war in eines Schlosses Park-Bereich.
Die Schwäne kreuzten unstät auf dem Teich,
Der unter mächtigen Kastanien lachte.
Gestern, da ihre Seele keusch erwachte,
War lange insgeheim ihr Blick gebannt
Auf einen jungen Mann. Der aber fand
Ihr Auge nicht. — Er war den Tag gekommen.
Man hatte eine Kahnfahrt unternommen.
Beim Einstieg mußte und beim Ausstieg dann
Des Jünglings Hand — welch' Schauer sie durchrann! —
Die ihre stützen. Droben in den Lüften
Die Zweige bebten unter Blüthendüften,
Der Weiher blitzte hell in Sonnengluth,
Sanft glitt der leichte Nachen durch die Fluth.
Und ihre vier Gespielen lachten, sangen;
— Die Eine lebt noch, drei sind hingegangen
Zur ew'gen Ruh, wo alles Pulsen stockt. —
Er ruderte, die schöne Stirn umlockt.
Die Mütter saßen unter Laubverstecken,
Ein Wasserstrahl entstieg dem Marmorbecken.
Als Tags darauf der Jüngling dann entschwand,
Barg sie den Handschuh, welchen seine Hand
Berührt, in ihrem Schrein, daß er ihr bliebe.
Voll Unschuld wagt sie nicht das Wort: „ich liebe".

— — — — — — — — — — —

Der zweite ist ein Ballhandschuh, lang, weiß.
Kein sünd'ger Wunsch durchwogte sie wohl heiß,
Da sie ihn Abends trug im Festesprangen,
Auf dem ihr Blick nun ruht mit tiefem Bangen.
Sie stand im Achtundzwanzigsten und war
Vermählt, auch Mutter schon seit manchem Jahr;
Vermählt mit einem Andern und ergeben
Trug sie ihr Schicksal ohne Widerstreben.
Sie achtete den Mann, bewahrt' ihm rein
Den Namen, aber liebte sie ihn? Nein!
Still floß die Zeit, nur schattengleich zuweilen
Sah vor den Augen sie ein Bild enteilen:
Des Jünglings Bild, das ihr ein Tag gebracht
Im Jugendlenz. — War das denn Liebesmacht?
So dacht' sie oft; warum dem Traum entsagen?
Er mußte fern jenseits des Meeres tragen
Von Land zu Land des öden Daseins Last:
Ahnt er, welch' Sehnen sie nach ihm erfaßt?
Nun damals, gleich beim Eintritt, auf dem Feste
Gewahrt sie ihn im Schwarm befrackter Gäste,
Denn ahnungslos war stets ihr Liebesglück.
Auch er erkannte sie beim ersten Blick.
Er sprach sie an, als er zum Tanz sie führte,
Erbebte ihre Hand, die er berührte,
Dem Vogel gleich in eines Kind's Gewalt.
Dem Blick konnt' sie gebieten: „Werde kalt!"
Dem Busen: „Schweig!" Doch thöricht, voll Entzücken
Ließ sie von seinen Worten sich berücken.
Sie fand ihn trüb und alt. Doch, seltsam glüht
Sein Auge, sonst so lebensklug, nun müd'.
Das arme Weib im Liebesüberwallen
Las d'rin am eignen Reiz sein Wohlgefallen.
Zu sehr gefiel sie ihm, sie bangt' voll Schmerz,
Ob standhaft blieb ihr qualgepreßtes Herz.
Und sie verließ ruhlos gleich nach dem Balle
Die Stadt; doch barg sie fern dem Lebensschwalle,
Wie einen Schatz, in ihres Kästchens Gruft
Den Ballhandschuh, durchhaucht von Festesduft,
Berührt von ihm, da wehmuthvolle Stunden
Auf Mollaccorden ihr dahingeschwunden.

— — — — — — — — — — —

Den letzten schwarzen Handschuh nimmt sie drauf.
Den trug sie eines andern Abends Lauf.
Lang preßt sie an die Lippen, die ihr beben,
Den Trauerhandschuh, jähem Schmerz ergeben.
Frei ist sie: todt ihr Sohn und ihr Gemahl.
Oft kommt der Wunsch trotz wilder Reue Qual,
Daß einst noch der Geliebte ihr erscheine,
Denn ach, sie liebt ihn ja in stolzer Reine
Jetzt, da sie das Gefühl beim Namen nennt,
Das thöricht ihr im keuschen Herzen brennt.
Nun jenen Abend war's bei einer alten
Freundin, die treu im Leid zu ihr gehalten.
Ein Weib: jung, schön, trat ein mit ihm, deß Bild
So lange ihre Einsamkeit erfüllt.
Er war vermählt sechs Monde, doch sie lebte
Weltabgeschieden stille, und es schwebte
Die Kunde nicht in die Verlassenheit
Des öden Hauses, drin sie barg ihr Leid.
Ihr Herz empörte sich von Neid befangen,
Als ihre Augen prüfend fast verschlangen
Das junge Weib und ihn, der trug, o Qual!
Im sel'gen Antlitz keuscher Freude Strahl.
Doch pfui der Eifersucht, die sie entweihte.
Ihn schmückt' an der erkornen Gattin Seite
Verliebt des hellen Lächelns milder Schein,
Als fleht' er sie, sein Glück ihm zu verzeihn.
Da zwang den Neid sie, frug nach seinem Leben
Im Plauderton und was es ihm gegeben.
Und er, dem ihre Liebesgluth gebrannt,
Als ahnt' er Alles, drückt' ihr leis die Hand
Beim Abschied drauf, und wortlos, stummen Blickes
Straft Lügen er das Lächeln seines Glückes.
Was mocht' ihn still gereun, da er versäumt
Die Lebenszeit ihr fern, die sie geträumt
Von ihm in klarer Abendstunden Weihe?
Sie wagt's nicht auszudenken. Doch der Reihe
Fügt sie den Trauerhandschuh ein zuletzt.
Den schwarzen Handschuh streift sie über jetzt
Und legt ihn ab, langsam in ernstem Sinnen.
Die Nacht sinkt, und die Arme fühlt tief innen
Ihr Leid und nie besess'ne Seligkeit
In langem Schweigen, wie ein Glück, das weit.
Sie überdenkt des Zufalls grausam Scherzen,
Ihr Leben, denkt an ihn, dem tiefst im Herzen
Sie heimlich lange, treue Liebe barg.
Und seufzend schwer schließt sie den engen Sarg,
Den sie vergeßnem Glück zum Hüter wählte,
Das Kästchen, drin ihr Hochzeithandschuh fehlte.

Musik und Gesang.

Von Heinrich Röckner.

Zur Zeit, als ich in Berlin meine Gesangsstudien betrieb, besuchte ich zuweilen einen Kollegen, einen tüchtigen Klavierspieler, der mir Lieder und Arien begleitete. Eines Tages

hatten wir wieder gemeinsam musicirt. Als ich fort gegangen war, kam die chambre garni-Wirthin meines Freundes und machte ihm große Vorwürfe, daß er Gesang in seinem Zimmer geduldet hätte. Auf seine Entgegnung, daß er als Musikstudirender in seiner Wohnung zu jeder Tageszeit musiciren dürfe, so viel er wolle, wurde ihm die klassische Antwort zu Theil: „Aber Singen ist doch keine Musik!" Als ich später diese wenig schmeichelhafte Kritik meines Gesanges erfuhr, habe ich mit dem betreffenden Kollegen über den geistreichen Ausspruch seiner Wirthin herzlich gelacht. Was die Frau in ihrer Unbildung gesagt hat, ist aber, genau betrachtet, gar nicht ganz von der Hand zu weisen. Gesang und Musik decken sich wirklich lange nicht so, als man gemeinhin annimmt. Unsere gesammte Aesthetik reiht den Gesang als eine Unterabtheilung der Musik zu unter dem Namen: Vocalmusik. In dem Folgenden wollen wir untersuchen, wie weit das berechtigt ist, und ob es nicht vielleicht richtiger ist, die Gesangskunst als eine selbständige Mischkunst zwischen Musik und Poesie hinzustellen.

Den geschätzten Lesern dieser Zeilen dürfte es wohl ausnahmslos begegnet sein, daß sie den einen oder anderen Menschen getroffen haben, der ein lebhaftes, aufrichtiges Interesse für Gesangsmusik hat, hingegen erklärt, von aller anderen Art von Musik nichts zu verstehen. Andererseits gibt es eine Anzahl musikalisch recht begabter Menschen, darunter Musiker von Beruf, denen Gesang wenig interessant ist, die jedes größere Instrumentalstück einer Arie einem Lied vorziehen. Zweifelsohne beweist das eine wie das andere eine gewisse Einseitigkeit des ästhetischen Geschmacks. Aber damit allein ist diese Erscheinung nicht erklärt. Ein Ueberblick über die neuere Musikgeschichte zeigt uns, daß sich dieses Interesse und Verständniß bei den verschiedenen Componisten in ganz verschiedenem Grade verräth. Wir besitzen Componisten, die sich ausschließlich der Gesangsmusik zugewandt haben und solche, die fast nur Instrumentalmusik geschaffen haben. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die berühmten italienischen und französischen Operncomponisten sich fast durchweg auf Gesangsmusik beschränkt haben. Auch unsere erfolgreichsten deutschen Operncomponisten haben sich, mit Ausnahme Mozart's, ausschließlich oder doch vorwiegend der Gesangsmusik gewidmet. Weber und Marschner haben allerdings eine Anzahl von Compositionen außer ihren Opern geschrieben, aber von denselben haben eigentlich nur ihre Lieder lebendige Wirkung. Als Gegenstück dazu finden wir Componisten, die den Schwerpunkt ihres Schaffens ganz auf die Instrumentalmusik gelegt haben und — wie zum Beispiel Bach und Beethoven — auch in ihren Gesangscompositionen deutlich den Instrumentalcomponisten erkennen lassen.*)

Wie völlig anders das Wesen des Gesanges ist, als das aller übrigen Musik, kann man am klarsten bei Betrachtung der Reproduction erkennen. Die todten Noten der Composition erhalten warmes Leben erst dadurch, daß sie gespielt oder gesungen werden. Der Interpret einer Instrumentalcomposition, der Klavier-, Geigen-, Cellospieler u. s. w. muß, soll er etwas Tüchtiges oder gar Bedeutendes leisten — vor Allem gute musikalische Anlagen besitzen. Feines, sicheres Gehör, lebhaftes, rhythmisches Gefühl und feiner, musikalischer Geschmack sind unumgängliche Voraussetzungen für einen tüchtigen Instrumentalisten. Ein Sänger gebraucht, wie Rossini einst witzig sagte, dreierlei — erstens: Stimme, zweitens: Stimme, drittens: Stimme.

Nun, es gehört noch einiges mehr dazu, ein guter Sänger zu sein, aber die oben geforderten Eigenschaften braucht er nur in geringerem Grade zu besitzen. Es gibt — namentlich unter den Opernsängern — eine ganze Anzahl brauchbarer, ja hervorragender Künstler, deren spezifisch musikalische Anlage kaum mittelmäßig genannt werden kann. Sehr bezeichnend für den fundamentalen Unterschied zwischen Gesang und Musik ist ferner folgender Umstand: fast alle Instrumentalvirtuosen, bis zu denen dritten und vierten Ranges hinunter, componiren auch. Wie schlechtes oder langweiliges Zeug da producirt wird, kommt hier nicht in Frage; unbestreitbar besitzt die überwiegende Mehrzahl der ausübenden Musiker die technische Kenntniß des musikalischen Satzes. Unter den Sängern sind die componirenden eine völlige Rarität.

Eine bekannte Thatsache ist es, daß durchaus nicht jeder gute Klavierspieler es versteht, angemessen einen Sänger zu accompagniren, wenn er auch ein geübter Ensemblespieler ist, also gewöhnt, sich in Trio, Quartett u. s. w. den Mitspielenden anzuschließen, eventuell unterzuordnen. Weshalb vermag er das nicht auch dem Sänger gegenüber? Weil der Sänger nicht annähernd so streng an den Tact gebunden ist, wie der Instrumentalist, weil dem Sänger unzählige Freiheiten erlaubt sind, welche sich der subjectivste Instrumentalvirtuose nicht gestatten darf.

Aus welchem Grunde ist das der Fall? Ist das nur eine gewohnheitsmäßige Folge der Nonchalance der Sänger und eines gewohnheitsmäßigen Nachgebens der Begleiter? Keineswegs; es ist eine unbewußte Anerkennung eines ästhetischen Prinzips, welches lautet: Gesang — d. h. Sologesang mit Begleitung — ist nicht den allgemeinen Gesetzen der Musik unterworfen. Die Begleiter, seien es Klavierspieler oder seien es Orchesterdirigenten, wehren sich meistens mit aller Kraft gegen dieses Prinzip und wollen sich dem Sänger nicht unterordnen; erklärlicher Weise das umso weniger, weil der Sänger in den weitaus meisten Fällen an musikalischem Verständniß dem Begleiter nicht gewachsen ist. Aber alles Sträuben der letzteren hilft nichts; die Sänger tragen in diesem Kampf immer wieder den Sieg davon, weil eben die Natur der Gesangskunst auf ihrer Seite ist.

Folgende Thatsache kennzeichnet die verschiedene Art der Wirkung von Musik schlechthin und Gesang besonders scharf. Es gibt musikalische Tonreihen, welche als reine Musik betrachtet von ganz geringem Gehalte sind, gesungen aber einen großartigen Effect machen. Wir erinnern als Beispiel an die berühmte oder berüchtigte Stretta Manrico's, welche den dritten Act von Verdi's Troubadour abschließt. Dieses Paradestück der Ritter vom hohen C hat trotz maßloser Abnutzung bis heute noch nie seine elektrisirende Wirkung auf das Publikum verfehlt. Das Musikstück an sich steht auf dem mittleren Niveau einer wirksamen Militär- oder Circusmusik, und doch wirkt es als schwungvoll vorgetragene Gesangsnummer erheblich anders. So lange ein Wachtel oder Bötel damit Furore macht, kann man diese elektrisirende Wirkung allenfalls ganz auf Kosten des stimmlichen Effects des (eingelegten) hohen C rechnen.*) Wer aber von Mierczwinski oder unserem genialen Albert Niemann dieselbe Nummer gehört hat, wird sich kaum einem tiefgehenderen Eindruck haben entziehen können. Der letztgenannte Künstler erzielte mit dem Vortrag dieses Stückes sogar ohne eingelegte Effecttöne noch vor zehn Jahren eine wahrhaft großartige Wirkung. Einen analogen Fall hierzu gibt es nicht auf dem Gebiet der gesammten Instrumentalmusik. Geniale Virtuosen werden wohl mit geringwerthigen Musikstücken großen Erfolg haben können, wenn dieselben ihnen Gelegenheit geben, ihre technische Bravour zu entfalten. Aber von einem tiefen Eindruck wird dabei nie die Rede sein. Welche Faktoren sind es nun, die diesen Eindruck in unserem oben angeführten Beispiel bewirken? Aus den Gesetzen der Musik ist die Wirkung nicht zu erklären; eben so wenig haben wir es, wie schon angedeutet, mit einer rein sinnlichen Wirkung des Tones der Menschenstimme zu thun. Man könnte meinen, daß es dramatisch-dichterische Macht sei, durch die wir hier gepackt werden. Aber auch das ist nur theilweise richtig. Gewiß würde unsere Troubadourstretta auch bei der genialsten Ausführung keinen tieferen Eindruck hervorbringen, wenn die

*) Ausschließlich Gesangscomponisten sind von den berühmten Musikern: Auber, Boieldieu, Donizetti, Bellini, Rossini, Verdi, Gounod, Meyerbeer, Spontini, Gluck, Richard Wagner, Marschner; desgleichen Flotow, Kreutzer, Lortzing. Ebenso sind hier die Liedercomponisten Franz und Jensen zu nennen.

*) Der große Effect dieser hundert Mal bejubelten hohen C ist schon an sich ein Beweis, daß in dem Sologesang völlig andere Kräfte auf unser ästhetisches Empfinden wirken, als in der übrigen Musik. Der schönste Geigen- oder Celloton konnte nie diesen aparten ästhetischen Eindruck erzeugen, wie ihn ein solch ekstatisches hohes C selbst wider unseren Willen auf unser natürliches Empfinden erzielt.

textliche Grundlage nicht eine hochgespannte Empfindung darstellte, wenn die dramatische Situation nicht einen Höhepunkt des betreffenden Operntextes brächte. Jedoch ist die gesammte dramatische Anlage des Troubadour eine so flache, kindliche, die dichterische Ausführung eine so tiefstehende, daß auch aus den dichterischen Momenten nimmermehr eine so bedeutende Wirkung, wie wir und Hunderte außer uns sie erfahren haben, zu erklären ist. Wodurch wird denn nun der tiefgehende Eindruck erzielt, wenn er weder von der Musik, noch von der dramatischen Dichtung herrührt? Einzig und allein durch den Sänger selbst, dem es gegeben ist, aus Unbedeutendem Bedeutendes zu machen. Wie ist das zu erklären? Bekannt ist die Thatsache, daß bei der Verbindung von Musik und Dichtkunst die erstere vollständig die Herrschaft ausübt; mittelmäßige, ja elende Dichtungen können durch eine bedeutende Musik derartig geadelt werden, daß uns das gesungene Lied — trotz des schlechten Gedichtes — erhebt oder begeistert. Das ist nur deshalb möglich, weil die unmittelbare Wirkung der Musik unsere Empfindungen und unser Gemüthsleben unverhältnißmäßig stärker anregt, so daß wir von der gesungenen Dichtung nur das in ihr enthaltene Gefühlsmoment aufnehmen, das rein Geistige und Formale derselben aber zunächst gar nicht oder nur sehr schwach erfassen. In den letztgenannten Eigenschaften liegen aber gerade die Mängel derjenigen Dichtungen, die, an sich nichts werth, erst durch die Verbindung mit Musik eine bedeutende ästhetische Wirkung auf uns ausüben. Die Texte zu einem Händel'schen Oratorium, zu einer Bach'schen Cantate können noch so unbedeutend und mittelmäßig sein, enthalten sie nur ein starkes Gefühlsmoment als Hauptkern, so erzielen sie, mit bedeutender Musik ausgestattet, einen tiefgehenden Eindruck; sie sind dann ein verstärkender Faktor des ästhetischen Genusses, den uns die formale Schönheit der Musik bereitet. Aber bei aller Chormusik, bei allem mehrstimmigen Singen haben wir es noch nicht mit dem individuellen Sologesang zu thun. Mehrstimmige Gesangsmusik unterscheidet sich nur durch das tönende Material — die menschliche Stimme — von der reinen Instrumentalmusik. Die complicirtesten Formen — wie die Fuge — stehen dem Chorgesang ebenso zur Verfügung, als den verschiedenen Arten der Instrumentalmusik. Ein völlig neuer Kunstzweig tritt uns aber entgegen, sobald wir die einzelne Menschenstimme als Träger der musikalischen und dichterischen Gedanken vor uns haben. Nicht die sinnliche Klangschönheit der Menschenstimme, noch die Verbindung mit der Dichtkunst machen den Sologesang zu einer völlig selbständigen Schwesterkunst der Musik, denn diese Faktoren theilt der Sologesang mit der mehrstimmigen Vocalmusik, welche wir der Instrumentalmusik nahe verwandt fanden. In dem Sologesang tritt das ausgeprägteste Gefühlsleben voll in den Vordergrund. Früher nahm man allgemein an, daß menschliche Gefühle und Leidenschaften der Inhalt der Musik seien. Eduard Hanslick hat in seiner geistvollen Abhandlung „vom Musikalisch-Schönen" schlagend nachgewiesen, daß diese seit Jahrhunderten verbreitete Vorstellung falsch ist. Die Gefühle, welche eine Tonreihe nach der alten Anschauung darstellen und erwecken soll, sind so unbestimmt, so unnachweisbar, daß man sie nie und nimmer den Inhalt der Tonstücke nennen kann. Ein Sonatensatz von Mozart oder Beethoven, ein Nocturno von Chopin wird in hundert Hörern hundert verschiedene Empfindungen und Gefühle erwecken, folglich kann man dieses schwankende Etwas doch nicht den positiven Inhalt des Kunstwerkes nennen. Der Hauptgenuß der reinen Musik liegt in dem theilnahmvollen Begleiten, Verfolgen, beziehentlich auch Vorhererrathen der tönenden, bewegten Formen. Während wir der formalen Gestaltung eines Tonstückes mit regem Interesse nachgehen, vollzieht sich daneben die Gefühlserregung durch die Musik, die theils von der elementaren Wirkung des Klanges ausgeht, theils auch von der, unserem Seelenleben analogen Bewegungsform der klingenden Tonreihen. Da den letzteren aber nur eine analoge Form der Bewegung, nicht aber ein analoger Inhalt unseres Seelenlebens zu Gebote steht, so trägt der musikhörende Mensch nach seiner jedesmaligen Gemüthsverfassung den Inhalt zu diesen, unserer Empfindungswelt verwandten Bewegungen erst zu dem Tonstück hinzu.

Das Wort, die Dichtung, hatten wir auch in der mehrstimmigen Vocalmusik, aber es trat hier noch nicht mit individueller Selbständigkeit auf. Der Text eines Chores ist mehr das Gerüst für musikalische Formen, als ein Kunstwerk für sich. Die Vereinigung vieler Stimmen zum Zusammensingen erschwert die Vernehmbarkeit des Wortes auf's Aeußerste. Schon deshalb spielt der Text im Chorgesang eine ganz untergeordnete Rolle; er gibt nur einen geistigen Mittelpunkt für das sonst ganz freie musikalische Gestalten des Componisten. Ganz anders liegt die Sache bei dem Sologesang. Es ist hier keine Rede mehr von dem objectiven Anschauen der steigenden und fallenden, der sich verschlingenden und wieder entwickelnden Tonreihen, keine Rede auch von den unbewußten Ideenassociationen, welche die klingenden Tonbewegungen ohne unser Dazuthun begleiten. Bestimmtester Gefühlserguß einer Individualität, einer lebendigen Person tritt uns hier in packendster Weise entgegen. Haß und Liebe, Rache und Zorn, und all' die vielen Empfindungen einer Menschenseele vernehmen wir hier mit voller Deutlichkeit. Was die reine Musik als solche nie kann, das vermag jeder einigermaßen beanlagte Gesangsdilettant: jeglichem Gefühl, das in dem Text des Gesangsstückes enthalten, einen beredten Ausdruck zu geben.

Die Noten einer Gesangscomposition sind ein musikalisches Kunstwerk genau so wie jede reine Musik, die Worte des Dichters sind ein Dichtwerk, wie jedes andere Erzeugniß der Poesie. Auf dem Notenblatte stehen diese beiden Kunstproducte neben einander. Ich kann das eine spielen, das andere lesen. Der Componist hat die beiden Productionen neben einander gebracht. Durch den Sänger aber werden sie zu einem dritten Kunstwerk vereinigt, das von den beiden auf dem Papier vorliegenden abweicht und ein geradezu neues ist.

Das klingt paradox. Man wird entgegnen: der Componist vereinigt ja Musik und Dichtung zu einem Kunstwerk, der Sänger braucht nur den Noten zu folgen, die der Componist vorgeschrieben hat. Das ist ein Irrthum. Gustav Engel hat in seiner „Aesthetik der Tonkunst" an verschiedenen Beispielen klar nachgewiesen, daß bei Liedern oder Arien die Noten nur den musikalischen Vortrag anzeigen, das heißt, außer der bestimmten Tonhöhe und Zeitdauer dem Sänger nur die ungefähren Stärkegrade angeben. Das ganze große Gebiet der verschiedenen Klangfarben der gesungenen Töne liegt fast ganz außer dem Bereich der Musik. Der Reichthum an vielen verschiedenen Klangfarben ist es ja vornehmlich, der der menschlichen Stimme den Vorrang vor allen anderen musikalischen Instrumenten zuweist.

Völlig außer dem Gebiet der Musik liegen diejenigen Laute der menschlichen Sprache, denen ein bestimmter Stimmklang, ein richtiger Ton nicht mehr eigen ist: die meisten Consonanten. Wer möchte leugnen, daß die Consonantenaussprache für die charakteristische Wirkung eines Liedes, einer Arie von höchster Bedeutung ist? Gustav Engel führt in seinem oben erwähnten Buch ein schlagendes Beispiel für die verschiedenen Bedingungen von reiner Musik und gesungener Dichtung an. Schubert's Lied „am Meer" bringt zu den Anfangsworten des Heine'schen Gedichtes „das Meer erglänzte weit hinaus im letzten Abendscheine, wir saßen am einsamen Fischerhaus, wir saßen stumm und alleine" genau dieselbe Musik, wie zu der späteren Textstelle „ich sah sie fallen auf Deine Hand und bin auf's Knie gesunken; ich hab' von Deiner weißen Hand die Thränen fortgetrunken." Die Noten weisen den Sänger hier an, die beiden Textstellen in gleicher Weise auszuführen. In Wirklichkeit wird kein Sänger der Welt das thun, da es sich um vollständig heterogene Stimmung in den beiden Sätzen handelt: hier heiße, schmerzliche Leidenschaft, dort weiche, träumerische Melancholie. Die charakteristische Wiedergabe dieser beiden Stimmungen ist für den Sänger trotz der gleichen Melodie wohl möglich und in dem angegebenen Fall von Schubert zweifellos vorausgesetzt. Die Mittel, mit denen der Sänger diese Musik einmal so und das andere Mal völlig anders färbt, sind nicht musikalische. Es sind die reichen Ausdrucks-

mittel der menschlichen Sprache mit ihren unzähligen, verschiedenen Klangfarben, mit ihrem großen Material an charakteristischen Lauten und Tönen. Diese Ausdrucksmittel in Verbindung mit dem elementaren Faktor einer sinnlich schönen Stimme befähigen den Sänger, ohne die selbständige Schönheit der Musik intensiv künstlerische Wirkung zu erzielen. Oft begnügt sich auch der Componist unter Verzicht eigenen Schaffens mit dieser Wirkung im Recitativ, in rein declamatorischen Gesangsstellen. Daß eine Kunstform, wie das Recitativ, entstehen konnte, beweist schon an sich, daß der Sänger etwas ganz Anderes ist, als der ausübende Musiker, daß er dem Componisten gegenüber eine weit freiere Stellung einnimmt, als selbst der genialste Interpret von Instrumentalmusik. Die schöne Menschenstimme mit der reichen Fülle ihrer Ausdrucksmittel ist eine Macht, welche der Gesangscomponist nicht unterschätzen darf, will er sein eigenes Werk nicht schädigen.

(Schluß folgt.)

Des Pfalzgrafen von Zweibrücken Tagebuch.

Von Martin Greif.

Das Haus Bayern stand, wie fast jedes alte Fürstengeschlecht, unterschiedliche Male auf zwei Augen, was bei der vielfachen Verzweigung in den Aesten des kaum mehr übersichtlichen Stammbaums und der unserem Gedächtniß ebenso wenig mehr genau einprägbaren Genealogie allerdings nur dem besonderen Geschichtsfreunde bewußt ist. So kann man denn auch, trotz der ununterbrochenen Fortdauer des Geschlechtes, einzelne seiner Angehörigen, welche zu ihrer Zeit den nur noch einzig grünenden Zweig fortgeführt haben, mit einem gewissen Recht geradezu als Stammväter bezeichnen und in der pfalzbayrischen Geschichte werden Ruprecht III., welcher die Rudolphinische Linie allein noch fortsetzte und bekanntlich auch römischer König gewesen, dessen Sohn Stephan, der die pfalzzweibrückische Linie gründete, Wolfgang, der sie, die dem Erlöschen nahe war, in drei Söhnen verjüngte und dessen Sohn Karl I., welcher die von allen zuletzt noch blühende Birkenfelder Linie in's Leben rief, in der That auch als solche angesehen und gegebenenfalls angeführt. Zu diesen Stammvätern, die zugleich auch Regenten waren, tritt ein Pfalzgraf, der pfalzwittelsbachisches Gebiet nicht selbst beherrscht, also lediglich als Erhalter seines Hauses gleichbedeutend hinzu; es ist Pfalzgraf Friedrich Wilhelm von Zweibrücken, in welchem die königliche Linie der Wittelsbacher ihren Begründer erblickt. Gleichwohl ist seine Lebensgeschichte bisher ganz unerforscht gewesen, was umso mehr befremden muß, da das Material zur Gewinnung einer Biographie in immerhin hinreichender Fülle (die Stürme der französischen Revolution haben allerdings manche Urkunde entführt), einiger Lücken ungeachtet, vorhanden war. Hieran trug wohl hauptsächlich der Grund die Schuld, daß durch Rückverlegung des Herrschersitzes aus den jüngeren in die älteren Erblande die auf die Familiengeschichte nicht unmittelbar zurückwirkenden Partien der kurpfälzischen und noch mehr der von dieser gesonderten pfalzzweibrückischen und veldenzischen Geschichte an allgemeinem Interesse sehr verloren hatten und daher auch die späteren Forscher, außer den rheinpfälzischen, nur wenig mehr anzogen. Die Geschichte der altbayrischen Lande bleibt natürlich auch für das bayrische Volk in dem Grade wichtiger, als diese die Bayern verbliebenen pfälzischen Gebietstheile an Umfang und Bevölkerungszahl weitaus übertreffen, sonach den Besitz und die Bedeutung der Wittelsbacher für die allgemeine Reichsgeschichte auch in viel ansehnlicherer Weise darstellen. Nunmehr ist aber auch dieser Mißstand beseitigt und das Dunkel, in welches die Gestalt des Urgroßvaters unseres Prinzregenten bisher gehüllt war, nicht nur aufgehellt, sondern diese ist uns sogar in das klarste Licht gesetzt. Mit Allerhöchster Bewilligung hat nämlich der um die heimische Geschichte insbesondere hochverdiente Verwahrer des kgl. Hausarchivs, Geh. Legationsrath Dr. Ludwig Trost, das Leben dieses Pfalzgrafen*) nach den ihm zugänglichen Archivalien beschrieben und veröffentlicht, wobei er das actenmäßige Material durch ergänzende Urkunden des Geheimen Kanzleiarchivs in Wien, sowie die ihm nur irgend zugängliche gedruckte Literatur auf das Sorgfältigste vervollständigt und beleuchtet hat. In der That ist dadurch ein sowohl beglaubigtes und der Betrachtung werthes Lebensbild eines trefflichen, kaum mehr dem Namen nach bekannten Fürsten, von dem Collini in seinem Précis de l'histoire de Palatinat du Rhin sagen konnte: Frédéric . . . „de nos jours si connu dans l'empire", in voller, individueller Erscheinung und von jedem geschichtlichen Farbenreiz umgeben, unseren Blicken entstanden. Indeß auch bei solcher Kunst der Darstellung und dadurch bewirkter Verlebendigung hätten wir da und dort intimere Züge vermißt, wenn nicht glücklicherweise das Tagebuch der italienischen Reise dieses Prinzen, das einer dessen Begleiter, Karl Jörg mit Namen, verfaßt, noch erhalten wäre und daher in seiner Vollständigkeit hätte beigegeben werden können, wenn auch in einer unserer Zeit mehr zusagenden Form, was der andere Herausgeber, Dr. Friedrich Leist, auf das Treulichste und Trefflichste besorgt hat. Von diesem ist auch der dem Buch beigefügte Stammbaum des pfalzbayerischen Hauses zusammengestellt. Da wir von dem Grundsatz ausgehen, daß eine Biographie ein größeres Maß der Ausführlichkeit bedarf, um unsere menschliche Theilnahme zu erregen, so widerstehen wir der Versuchung, einen bloßen Auszug hier wiederzugeben, mit dem es sich der Leser in der Regel dann genug sein läßt und wir heben daher gleichsam nur als Probe für das zu Erwartende einzelne Momente aus dem Leben dieses nicht nur durch seine hohe Geburt, sondern auch in Folge seiner Thaten und seines Charakters so denkwürdigen Mannes hervor.

Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken erblickte zu Rappoltsweiler im Elsaß, das sein Vater Christian III. neben dem Herzogthum Zweibrücken als besondere Grafschaft besaß, als Zweitgeborener am 27. Februar 1724 das Licht der Welt. In seinem elften Jahre verlor er bereits seinen Vater, der, bevor ihm die Regierung erblich zugefallen war, in französischen Kriegsdiensten gestanden und im spanischen Successionskrieg rühmlich mit gestritten hatte, und er reifte unter der sorgfältigen Obhut seiner auch die Landesregierung als Vormünderin für ihren ältesten Sohn Christian IV. führenden Mutter, Karoline, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, heran, welche als eine sehr wohlerfahrene Frau ihre beiden Söhne fern vom Hause auf Reisen und zuletzt in Leyden ihre weitere Ausbildung gewinnen ließ. Mit achtzehn Jahren trat unser Prinz, der von König Ludwig XV. in seinem zehnten Jahre bereits zum Inhaber des in Straßburg stehenden Regiments „Royal Elsass" ernannt worden war und den Geist seiner kriegerischen Vorfahren ererbt hatte, als Freiwilliger in die französische Armee und er nahm an dem Feldzug in Oesterreich und Böhmen Theil, mit welchem der bayerische Kurfürst Karl Albert 1741 den österreichischen Erbfolgekrieg begonnen hatte. Bei Prag verwundet und wegen seiner tapferen Haltung belobt, ward ihm nach seiner Wiederherstellung der ehrende Auftrag zu Theil, diesem seinem inzwischen zum Kaiser Karl VII. erwählten Seitenverwandten nach Frankfurt a./M. die dem Feind abgenommenen Trophäen zu überbringen. Unmittelbar darauf zum Brigadegeneral befördert, errang sich der jugendliche Prinz in Bayern durch seine persönliche Tapferkeit das Brevet als Maréchal de Camp. Aber auch der Schmerz, Bayern, das Stammland seines alten Hauses, mit der treulos abziehenden Hülfsarmee räumen und dem Feinde zu weiterer Verheerung preisgeben zu müssen, wurde ihm nicht erspart. Nunmehr erfolgte seine Zutheilung zur elsässischen Armee, mit welcher er nach dem Rheinübergang des Prinzen Karl von Lothringen den blutigen Gefechten bei Weißenburg sämmtlich beiwohnte. Eine unter seiner persönlichen Anführung erstürmte Redoute wurde nach seinem Namen benannt und ihm die Inspection

*) Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken und das Tagebuch seiner Reise nach Italien. (Bamberg, C. C. Buchner.)

über die deutschen Regimenter Frankreichs übertragen. Unmittelbar darauf begab er sich nach Augsburg zum Kaiser, den er auf seinem jubelumbrausten Einzug nach München begleitete, aber an dessen Sterbebett sollte er bald auch erschüttert stehen. Ein längerer Aufenthalt zu Mannheim, Düsseldorf und Heidelberg, der dem kurfürstlichen Hause galt, machte ihn mit seiner künftigen Gemahlin, einer Prinzessin von Pfalz-Sulzbach, Francisca Dorothea, bekannt, die am Hofe des alten Kurfürsten Karl Philipp erzogen worden war. Nach dem inzwischen erfolgten Regierungsantritt Karl Theodor's, welcher mit der älteren Schwester dieser Prinzessin vermählt war, ging unseres Pfalzgrafen Verehelichung vor sich, welche mit der Annahme des katholischen Glaubensbekenntnisses sich seinerseits verband. Gleichzeitig erfolgte auch seine Ernennung zum Generalfeldmarschall aller pfälzischen Truppen, die Schweizer Leibgarde eingeschlossen, im Ganzen 12,000 Mann. Dazu kam das durch eine Militäreonvention der kurpfälzischen Armee damals einverleibte Regiment „Pfalz-Zweybrücken", dessen Inhaber Prinz Friedrich wurde und das heute noch als 6. bayerisches Infanterie-Regiment fortbesteht. Der eingetretene Friede gestattete indeß dem bereits erprobten Kriegsmanne zeitweilig seiner Muße zu leben und seine schon berührte Reise nach Italien unter dem Incognito eines Grafen von Sponheim zu unternehmen. In Rom von dem damaligen Papste Benedict XV. mit besonderer Wärme aufgenommen, erhielt er von diesem selbst die Firmung ertheilt und dabei seinem Taufnamen noch den des heiligen Michael beigefügt. Nach seiner Rückkehr ward ihm vom Kurfürsten die Statthalterschaft von Jülich übertragen, eine Stelle, die an dem gewitterschwülen Vorabend eines neuen Krieges unter den rivalisirenden Mächten Europas, Oesterreich und Preußen voran, von höchster Wichtigkeit war. Kaum war aber dieser 1754 ausgebrochen, als Pfalzgraf Friedrich Michael zum General-Feldmarschall des oberrheinischen Kreises, dessen Contingent zahlreiche weltliche und geistliche Staaten umschloß, erhoben wurde; den französischen Militärdienst hatte er dagegen schon vorher zum großen Mißfallen des Hofes in Versailles verlassen. Ueber München und Wien, wo er besonders ausgezeichnet wurde, verfügte er sich nach Böhmen zur Armee des Prinzen Karl von Lothringen, wo er sich in der blutigen Schlacht bei Prag, in welcher von beiden Seiten mit gleichem Heldenmuth gekämpft wurde, auf das Rühmlichste auszeichnete. Nach der für Oesterreich glücklichen Schlacht bei Kollin befand sich unser Prinz bei der gemeinschaftlich vom Prinzen Karl und Feldmarschall Dann befehligten Hauptarmee, mit der er die abziehenden Truppen Friedrichs des Großen nach der Lausitz verfolgte. Doch machte er nicht den ganzen Feldzug mit, sondern er kehrte nach Wien zurück, wo ihn Maria Theresia zum Inhaber eines Dragonerregiments ernannte. Zugleich ward er durch Patent des Kaisers und der Kaiserin zum General der Cavallerie ernannt und nicht lange darauf zum Feldmarschall in der österreichischen Armee, wobei ihm Kaiser Franz den Feldherrnstab persönlich überreichte. Dieser erhob ihn überdies aus eigener Macht an Stelle des zurückgetretenen Prinzen von Sachsen-Hildburghausen zum Oberbefehlshaber der Reichsarmee, die freilich durch ihre Niederlage bei Roßbach zum Spott der ganzen Welt geworden war. Dazu betrug ihre Stärke nicht 30,000 Mann, wie es sein sollte, sondern nur 12,000 Mann, die Verpflegung aber, bei der man öffentliches Aufgebot und „jüdische Gewinngier" ausgeschlossen hatte, lief auf einen großartigen Betrug hinaus. Gleichwohl verstand es der Pfalzgraf, eine solche Armee marsch- und kampffähig zu machen und nicht nur zu verhindern, daß eine solche Schlappe ihr wiederkehre, sondern mit ihr sogar siegreiche Kämpfe zu bestehen. Zwischen dem Prinzen Heinrich von Preußen und dem Pfalzgrafen fand bei Pirna ein Treffen statt, das mit dem Rückzug des Ersteren endete. Während eines der späteren Feldzüge zwang er aber die befestigten Städte Leipzig, Torgau und Wittenberg zur Uebergabe, wodurch Sachsen seinem Kurfürsten wieder unterworfen wurde. Auch die Landeshauptstadt Dresden, die von dem tapferen General Schmettau befehligt wurde, öffnete ihm endlich ihre Thore. Ein Gefecht zwischen den Preußen und der Reichsarmee bei Meißen endete so, daß beide Parteien sich den Sieg zuschrieben, den Friedrich Michael durch Victoriaschießen offen beging. Bei seinem nächsten Besuch in Wien nahm die Kaiserin ihn denn auch in den Maria Theresia-Orden auf und der Kaiser überreichte ihm eigenhändig die Kette des goldenen Vließes. Aber im anderen Jahr schon legte unser Prinz, müde seiner im Ganzen undankbaren Aufgabe und erzürnt über die Vorwürfe Daun's, den Oberbefehl über die Reichsarmee nieder, den der Graf Serbelloni, ein „zweideutiger Italiener", übernahm. Mit dem Generalcommando im Königreich Ungarn hierauf betraut, das er bald mit dem von Böhmen vertauschte, doch ebenfalls nur für kurze Zeit versah, nahm Friedrich Michael an keinem Feldzuge mehr Theil, sondern er hielt sich abwechselnd an den Höfen zu Wien und Mannheim auf. Was ihm aber mehr als alle die errungenen Kriegerehren zum Ruhm gereichte, war die hohe Anerkennung, mit der der berufenste Beurtheiler seiner Gegner, Friedrich der Große, von seinen militärischen Talenten und seiner persönlichen Tapferkeit sprach. Schließlich zog sich unser Held ganz in das Privatleben zurück und er wählte sich das ihm von seinem Kurfürsten geschenkte Schloß Oggersheim, unweit von Mannheim gelegen, zu seinem Aufenthalte. Bei einem längeren Besuch zu Schwetzingen von einer schweren Krankheit befallen gab er daselbst nach mehrmonatlichem Leiden im rüstigen Mannesalter von 44 Jahren seinen Geist auf. Zwei Tage vor seinem Tode hatte er sich dem Generallieutenant von Pfister gegenüber geäußert: „me voila malade et mes fatigues de guerre me font mourir." Zu Heidelberg bei den Karmelitern beigesetzt, ward sein Leichnam 1805 zur Aufbewahrung in der Gruft der Michaelskirche nach München verbracht, wo sein zweiter Sohn, Kurfürst Maximilian Joseph, das Jahr darauf die Königswürde annahm.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Mädchenwasser.

Von M. Thoresen.

Autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Auf dem rechten Ufer des Tanelv-Flusses in einer Felsschlucht liegt ein stilles Wasser, nicht größer als ein Brunnen, welches mit dem Strom in Verbindung steht. Trotz seiner Stille flößt es einen Schrecken ein, so daß man sich wohl davor hütet, ihm nahe zu kommen; denn man weiß, es ist grundlos. Dieses heißt das „Mädchenwasser".

Hier wohnte einst ein Stück weiter oberhalb im Thal ein wohlhabender Mann, der von Nordland hierhergezogen war, da er, wie man erzählte, aus Schwermuth über den frühen Tod der Gattin sein Heimathdorf verlassen hätte. Hier in Tanen trieb er Ackerbau und Flußfischerei und wußte seine Habe zu vermehren, lebte im Uebrigen aber still für sich, nur von dem Wunsche erfüllt, für seinen Sohn, den er hierher mitgebracht, Besitzthum anzusammeln.

So war der Vater fünfzig und der Sohn dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Der Vater war ein großer Mann von gebietender Haltung, mit einem offenen Gesicht und etwas Wehmuthvollem im Auge, und sah bedeutend jünger aus, als er in Wirklichkeit war. Der Sohn dagegen war klein und schwächlich und hatte etwas Scheues in seinem Blick und etwas Kränkliches in seinem Wesen, was ihm ein älteres Aussehen verlieh. Sie lebten in Eintracht mit einander, und der Sohn beugte sich ohne Widerspruch dem Ansehen des Vaters.

Als Monsen Lekö in Tanen eingezogen war und eines Tages mit seinem dreijährigen Sohn an der Hand über Feld wanderte, war eine Lappin auf ihn zugetreten und hatte geweissagt, daß sich einmal zwischen ihn und seinen Sohn ein schwarzes Wasser legen würde. Aber nun waren bereits zwanzig Jahre verflossen und noch war nicht der kleinste Schatten zwischen sie getreten — das schwarze Wasser war längst vergessen.

Da kam eines Tages ein junges Lappenmädchen zum Hof und bot Mons Lekö ihre Dienste an. Sie war wohlgekleidet und sah gut aus, er hatte aber keine Verwendung für sie und wies sie ab. Da bat sie: es gefiele ihr nicht oben auf den Bergen und sie leistete gern volle Arbeit für den bloßen Unterhalt. Allein dies war nicht der Grund, daß sie bleiben durfte, sondern weil ihm etwas in ihrem Wesen auffiel, was ihn anzog und zugleich abstieß, so daß er mehr aus Schwäche als aus gutem Willen einwilligte.

Sie versah ihren Dienst einige Zeit gut und willig, und Alle meinten: Anga wäre wie die Tochter im Hause. Aber dann begann die Zauberei! Sie hatte ein großes Bündel mitgebracht, welches ihr Staatskleid und ihre Schmucksachen enthielt, und eines Sonntags, als Vater und Sohn bereit waren, zur Kirche zu fahren, trat sie in ihrer bunten Kleidung herzu und bat, sie begleiten zu dürfen. Der Sohn bot ihr sogleich seinen Platz im Boot an, und der Vater vermochte vor Erstaunen kein Wort hervorzubringen.

Anga trug ein Tuchwamms mit gelben, blauen, grünen und schwarzen Borden. Ein breiter Silbergürtel umschloß ihren Leib, an den Füßen trug sie feuerrothe Komager (die Schuhe der Lappen) mit bunten Bändern umwickelt, und auf dem Haupte einen hohen Kopfputz von rothem Tuch, welcher einem nach vorn übergebogenen Horn glich, mit Silber eingefantet und unter dem Gesicht mit einem weißen Streifen befestigt war. Um den Hals trug sie ein rothes Tuch, welches reich über ihre Schultern herabfiel, und auf den Fingern hatte sie viele Ringe mit klingelnden Silberplättchen. Ihr Haar war aufgelöst und glitt gleich einem glänzenden schwarzen Strom vom Nacken über das Tuch herab.

Mons Lekö hatte bisher nicht auf das Gesicht des Lappenmädchens geachtet, aus diesem bunten Rahmen strahlte es ihm aber wie etwas Uebernatürliches entgegen. Es durchschauerte sein Herz, während er ihr im Boot gegenüber saß, und doch wandte er während der ganzen Fahrt die Augen nicht von ihr ab, ja selbst in der Kirche war er blind und taub für alles Andere, als das Lappenmädchen.

Nachdem sie nach Hause gekommen, wechselte sie sogleich die Kleidung, und es war, als wenn sie damit auch zugleich den anderen Menschen verbarg, den sie in sich trug. Mons Lekö wurde dadurch jedoch noch mehr angelockt und folgte ihr auf Schritt und Tritt mit den Augen. Den Zauber, welchen er gesehen, wollte er wiedererblicken und er sehnte sich nach den funkelnden Augen, die in sein Gemüth Licht und zugleich Schrecken hineingeschleudert hatten, in dem Maße, daß er auf sie hätte losstürmen und sie mit Gewalt herausfordern mögen.

Anfangs war er ihr nur mit den Augen gefolgt, aber bald ging er ihr auch nach, wenn er wußte, daß sie allein war. Aber obgleich sie also erreichte, wonach sie gestrebt hatte, verstand sie es doch, selbst das geringste Hervorblitzen jener merkwürdigen Schönheit zu verbergen, welche sie ihm auf dem Kirchgange in so reichem Maße offenbart hatte.

Da geschah es eines Tages, daß der Sohn beinahe den Vater übergelaufen hätte, während derselbe ganz versunken dastand und Anga nachstarrte.

„Schläfst Du?“ fragte ihn der Sohn in einem Ton, daß der Vater todtenbleich wurde.

„Was willst Du von mir?“ fragte er dann.

„Nur wissen, ob Du bei Sinnen bist,“ sagte der Sohn und wollte sich entfernen.

„Olaf!“ rief der Vater und trat ihm einige Schritte entgegen.

Als sie so einander gegenüberstanden, sah Mons zum ersten Male, daß der Sohn sich verändert hatte. Er war größer und schien stärker geworden zu sein, und in seinen Augen funkelte wilder Trotz.

„Du siehst verdrießlich aus,“ sagte er.

„Dann sehe ich so aus, wie ich bin,“ erwiderte der Sohn.

„Komm mit hinein.“ gebot der Vater, „ich habe mit Dir zu reden.“

„Ich bleibe lieber draußen.“

„Das ist neu,“ warf Mons Lekö zornig hin, wandte ihm den Rücken und ging zur Thür.

„Jetzt gehst Du den falschen Weg!“ lachte der Bursche. „Anga ist im Kuhstall.“

Damit eilte er fort, und der Vater ging in's Haus. Hier saß er lange und überlegte sich die Sache, und ihm wurde klar, daß er wie ein Verrückter handelte. Das mußte ein Ende haben! Leicht würde es ihm nicht werden, denn es konnte nur in der Weise geschehen, daß er sich selbst bezwang. Aber Anga mußte fort -- hinaus aus dem Hause für immer!

Als er mit diesem Entschlusse aufstand, drückte ihn derselbe so schwer, daß er ihn nicht tragen konnte, sondern auf die Bank zurücksank. Dann legte er sich krank zu Bett, wurde kränker und kränker, und lag schließlich mehrere Tage wie aufgegeben da. Aber was er wie in verborgener Angst hervorstöhnte und was er im Fieber gleich einem Urtheil über sich selbst hinausschrie, ging nicht verloren, es war Jemand da, welcher es auffing und zusammenstellte, bis es einen klaren Sinn ergab.

Da schlug er eines Nachts die Augen auf, und im selben Augenblicke war er bei völlig klarem Bewußtsein und wach. Vor dem Bett, ein Licht in der Hand, in ihrer glänzenden Tracht, stand Anga und sah ihn an. Sie bot denselben Anblick dar, wie an jenem Sonntag — was sollte er nun thun? Ein Zittern ergriff ihn und er schloß die Augen vor dem verführerischen Anblick.

Da hörte er weinen und ein Abschiedswort! Er sah auf, Anga war gegangen.

Nach und nach kam er zu größerer Klarheit über sich selbst. Er begriff, daß er im Fieberwahn das Trennungsurtheil ausgesprochen hatte, welchem sie nun Folge leistete. Aber wenn er nun dadurch, daß er sie verlor, den Tod erlitt, warum sollte er sich dann nicht durch ihren Besitz das Leben erhalten? Er war ja ein freier Mann und brauchte Niemand um Erlaubniß zu fragen, wenn er mit einem Lappenmädchen vor den Altar treten und sie zu seiner Frau machen wollte.

Olaf! flüsterte eine innere Stimme. Ach! Der Sohn konnte für sich selbst sorgen; Mittel waren für sie Beide genug da.

Mons Lekö fühlte sich noch schwach, aber nun hatte er einen starken Entschluß gefaßt, und dieser mußte ihm zur Stütze dienen. Er selbst wollte ihr nachgehen und sie zurückrufen, und forderte sie der Ehre willen, daß er sie zu den Ihrigen auf die Berge begleite, dann wollte er es ohne Zögern thun. Unter solch' lebhaften Gedanken hatte er sich angezogen und nahm nun eine Brieftasche mit einigen Papieren aus seinem Schrank heraus, steckte sie eilig zu sich und verließ die Stube.

Vor dem Hause war weder Anga noch sonst jemand zu sehen, und so schlug Mons Lekö den Weg' zum Kirchplatze ein; denn dort war eine kleine Brücke, welche über den Abfluß eines kleinen, tiefen, schwarzen See's führte und über die sie kommen mußte. Hier wollte er sie erwarten.

Ein Weilchen später sah er sie auch wirklich daherkommen, roth wie eine Bergrose, die zwischen dem Laube hindurch leuchtet.

Sie schritt stolz und aufrecht daher; ihr Antlitz war der aufgehenden Sonne zugekehrt, und ihre dunkle Haut schimmerte goldig, wie ein geränderter Wurm. Es war, als wenn sie Mons Lekö nicht erkannte, sondern an ihm vorbei nach jemand anders hinschaute.

Als sie endlich die Brücke betrat, ging ihr Mons einen Schritt entgegen.

„Du hast lange gesäumt, Anga,“ sagte er.

„Ich habe Dich nicht warten heißen,“ antwortete sie und wollte an ihm vorübereilen.

Da faßte er ihren Arm mit fester Hand, um sie zum Stehenbleiben zu zwingen, sie aber riß sich los, und er folgte ihr — und gewahrte erst jetzt auf der anderen Seite der Brücke seinen Sohn in voller Reisekleidung.

„Willst Du von hier fortziehen?“ fragte der Vater, nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte.

„Das ist meine Absicht,“ erwiderte der Sohn.

Mons Lekö überlegte die Sache und hatte in seinem Herzen nichts dawider. Es würde doch etwas Fremdes zwischen ihn und den Sohn treten, wenn er sich wieder verheirathete. Den bösen Blick aber, den Olaf auf ihn richtete, faßte er falsch auf, er meinte, der Sohn zürne dem Mädchen, und wie sie da in der Mitte zwischen ihnen, auf der einen Seite den Fluß, auf der anderen das grundlose Wasser, gleichsam gefangen stand, erbebte er vor dem, was geschehen konnte.

„Anga begleitet mich nun heim, und Du magst thun, was Du willst,“ sagte er.

„Ganz gewiß,“ erwiderte der Jüngling. „Ich gehe mit Anga zu ihrem Volk und dort verheirathe ich mich mit ihr.“

Ein Blitzstrahl der Schadenfreude flog über das Gesicht des Lappenmädchens; aber sie gab dem Einen nicht mehr recht, als dem Anderen.

Mons Lekö war vor Schreck verstummt, daher also des Sohnes böser Blick und finsteres Wesen. Und im selben Augenblick entsprang seiner Seele ein ausgetragener Groll: der Jüngling war nicht mehr sein Sohn, sondern sein Nebenbuhler. Er wandte sich zu Anga.

„Gehst Du mit mir oder mit ihm?“ fragte er.

Sie sah ihn mit ihrem Flammenblick an, und in ihm stieg die Ahnung auf, daß er nicht von ihr lassen würde und kostete es sein Leben. Aber Olaf ergriff ihre andere Hand und sogleich wandte sie ihr bezaubernd des Antlitz nach ihm um.

Da wurde dem Vater plötzlich die ganze Lüge klar. Er schlug mit der Faust zwischen ihnen nieder und trennte ihre Hände, und gerade, als der Sohn sich vor ihm wie ein Rasender emporrichtete, stieß er Anga hinunter in das grundlose Wasser.

Beide standen sprachlos und schauten hinab, als erwarteten sie die Geliebte wieder emportauchen zu sehen. Ein einziger trichterförmiger Wirbel drehte sich in der Mitte herum, glättete sich wieder, und der Tod besaß seine Beute in ungestörter Ruhe.

Der Vater war der erste, der wieder zur Besinnung kam. Er fühlte den Wahnwitz vor sich niedersinken, wie der Erwachende den Schatten eines bösen Traumes schwinden sieht, und wandte sich wehmüthig zu dem Sohn.

„Komm! Laß uns hier nicht länger stehen und Wache halten. Von da kommt niemand wieder.“

„Nein — aber es können noch mehr hinunter,“ sagte der Jüngling und lachte, indem er mit den Zähnen knirschte.

Da wurde Mons Lekö noch bleicher, als er schon war.

„Komm mit nach Hause und übernimm den Hof, Olaf! Ich bin zu nichts mehr in der Welt.“

„Ich gehe zu Anga's Volk,“ erwiderte dieser. „Du kannst das Deinige für Dich behalten.“

Damit verließ er ihn und schritt thalaufwärts von dannen.

Mons Lekö wartete voll Schwermuth mehrere Jahre auf den Sohn; derselbe kehrte jedoch nicht zurück. Dann verkaufte er Hof und Grund und verschwand spurlos aus der Gegend. Ob er freiwillig denselben Schreckensweg gegangen war, auf den er Anga mit Gewalt getrieben, ob auch der Sohn dort gesucht hatte, was er hier auf Erden niemals wiederfinden konnte, weiß niemand, und was der See weiß, behält er für sich in alle Ewigkeit.

Aus der Hauptstadt.

Das ethische Kränzchen.

„. . . . . und den Mitgliedern nach des Tages Last und Mühen Belehrung, Anregung und Gelegenheit zur Ausbildung ihres Geistes, zur Erhöhung ihres intellectuellen Niveaus in reichem Maße bietet.“

So lautet der Schlußsatz in § 2 der Satzungen aller hervorragenden Bildungsvereine unserer Stadt, und ich glaube, er hat auch im Statut des Clubs nicht gefehlt, von dem ich heut erzählen will.

Ein paar nicht allzu protestantische, nicht allzu katholische und nicht allzu jüdische Philosophen, darunter Nicolai und Mendelssohn nicht fehlten, bemerkten zur Zeit des alten Fritz mit Schrecken, daß die Bevölkerung Berlins noch lange nicht so klug und so kühn wie sie war, vornehmlich, daß noch viel wüster Aberglaube, Wahngespinnste von Hexen und Gespenstern, das Hirn des Pöbels erfüllten. Dieser Aberglauben hatte im achtzehnten Jahrhundert sozusagen Priester, die von ihm lebten und es verstanden, das niedere Volk in seinem Bann zu halten, die höheren, auch damals schon gebildeten Schichten aber zur stillschweigenden Duldung ihres Treibens zu veranlassen. Nicolai und Mendelssohn empörte eine solche Verlogenheit, und sie gründeten das ethische Kränzchen, von dem ich erzählen will. Mit Energie zogen sie gegen die Feigheit und das infame Streberthum der gebildeten Stände zu Felde, welche immer noch eine längst durchschaute Lüge zu Recht bestehen ließen und duldeten. Ihre Aufklärung entzückte ungemein das damals noch wenig zahlreiche Abonnententhum, und allgemein glaubte man, nun habe die letzte Stunde des Aberglaubens geschlagen. Da begab es sich, daß in Tegel ein Spukgeist umging und die biederen Einwohner des braven Seestädtchens arg belästigte. Nicolai und Mendelssohn, hinter ihnen her die gesammte, leider unbekannt gebliebene Mitgliedschaft des ethisch-culturellen Kränzchens, fuhren mit der gerade fertig gestellten Pferdebahn nach Tegel, den Spukgeist zu entlarven. Dort angekommen, stürmte Nicolai, der größte Aufklärer, ihnen allen voran in das verrufene Forsthaus —

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Der Noch-Immer-Minister, welcher so sehr für Friedrichs des Großen Regierung schwärmt, sieht seine kühnsten Träume der Erfüllung nahe. Friedericianische Costüme hatten wir neulich schon, und jetzt haben wir auch Nicolai und Mendelssohn, mit der zugehörigen Aufklärung und dem zugehörigen Zopf. Ganz so pomphaft treten sie auf wie ihre Vorgänger; ganz wie diese schelten sie alles, was nicht hinter ihn hermarschirt. Auch nach Tegel werden sie nächstens pilgern. Wie von dem ethischen Kränzchen vor hundert Jahren, kennt man von ihren Mitgliedern nur ein paar Namen; man weiß die Stärke der Bewegung daher gar nicht zu schätzen — und offenbar wollen die Herren darüber auch im Unklaren lassen. „Ils sont quatre qui tantôt se vantent d'être cinq quand ils veulent intimider les autres, partis par leur masse, et tantôt prétendent n'être que trois parce qu'il leur paraît impossible que le monde ait produit a la fois quatre intelligences de leur forces."

Die Mitglieder, welche bisher geredet haben, geberden sich gar löwenmuthig, als männlich kühne Vorkämpfer der Wahrheit, der Aufklärung, als Bannerträger ethischer Cultur und Edelmenschen par excellence. Es bringt dies Betonen einer Ueberlegenheit, die sich doch nur durch große Worte kundgibt, zunächst auf die Frage, was denn in dem Kränzchen unter Ethik und Cultur überhaupt verstanden wird und mit welchem Recht es die geoffenbarten Religionen als seinem Zweck entgegenstehend, das heißt als unsittlich und unculturell, bekämpft. Das Christenthum darf sich nicht rühmen, dem menschlichen Verstande leicht faßbar zu sein, besonders in einer Zeit nicht, wo Bischof Korum von Wunderthaten zu erzählen beginnt, für die man sogar in Athanasius' Tagen nichts übrig hatte. Das Grundbuch des Christenthums birgt Phantasmen und Unwahrscheinlichkeiten genug, zweifelsohne; und es bedarf nicht der Gelahrtheit astronomischer Professoren, um fast in jedem Kapitel Begebenheiten und Worte aufzuweisen, die schlechterdings unvereinbar sind mit den uns bekannten Lebenserscheinungen und mit menschlich verständiger Auffassung. Aber doch betont sogar der vergötterte gottlose Renan ganz ausdrücklich und wiederholt die Kraft gerade dieser Religion, gut und edel und hilfreich zu machen. Das Christenthum ist ein Culturferment erster Art gewesen und ist es noch. Man mag den Fortschritt menschlicher Cultur und die Neigung des Menschen, sich geistig immer höher zu entwickeln, leugnen, und wenn man es thut, kann Einen Niemand widerlegen (in Philosophie, Dichtung und Architektur z. B. stehen wir weit, zuweilen 3000 Jahre weit hinter unsern Voreltern zurück); aber auch dann muß man zugeben, daß die christlichen Lehren uns mindestens sanftmüthiger und gerechter zu machen verstanden haben. Das ethische Kränzchen nimmt, wenn es judiziren soll, alter Regel nach das Maul recht voll; es thut, als hätten Dogmen- und Wunderglaube wie die Pest unter den Culturgedanken gehaust; es weiß sich gar nicht Zornreden genug wider die religiösen Lügen, wider den Umstand, daß dem niedern Volke noch als göttliche Wahrheit gelten soll, was die Höhergebildeten längst als Menschenwerk erkannt haben. Nun ist die Aufklärung allweil ein schönes Ding, aber zum vernichtenden Schwert wird sie, wenn man sie denen bringt, deren Geist noch nicht reif für sie ist. Herr Professor Förster von der Sternwarte wird einer Schaar russischer Auswanderer den Ring und die Monde des Saturn nicht zeigen, denn er weiß, daß er dadurch nur ihrem Aberglauben neue Nahrung schafft; Herr Oberst von Gizycki ist gewiß nicht geneigt, vor Sextanern über Maximgeschütze zu sprechen. Und doch bedürfen die Anschauungen der russischen Auswandeter wie der Sextaner über angeführte Gegenstände gewiß mancher Correctur. Warum erhält man sie in der „Lüge?" Die Frage ist so naiv, daß mir der Vorstand der ethischen Culturgesellschaft in's Gesicht lachen würde, wenn ich sie ihm vorlegte. Dann aber würde ich ihm eine Rede halten, vorausgesetzt, daß man mir das Wort vergönnte, und würde darzulegen versuchen, warum die religiöse Frage noch vorsichtiger behandelt werden muß als Saturntheorien und die Bauart von Maximkanonen. Wegen der vielen russischen Bauern und Sextaner in Deutschland, meine Herren! . . .

Das Kränzchen sagt uns nicht, was es unter „Cultur" verstanden wissen will; es setzt ein sinnloses, mindestens ein schlechtgewähltes Wort an die Stelle des Begriffes. Es gibt keine Cultur, die nicht zugleich ethisch ist; was sonst Gedankenlosigkeit Cultur nennt, verdient kaum den Namen übertünchter Barbarei.

Wie jeder Selbstdenkende sein eigenes politisches Programm, so haben alle Leute mit einer höheren als der usuellen Journal-Bildung auch ihre eigene Ansicht über Cultur, und wenn man ihrer zehn auffordert, den Titel der neuen Gesellschaft zu erklären, so werden gewiß neun verschiedene Definitionen herauskommen. Nicht alle, die es herzlich gut meinen mit dem großen Gedanken der Menschheit, sehen in der Orthodoxie ihren grimmigsten Feind, und man sollte sie dieser kleinen Ketzerei wegen nicht gleich für „infame Streber" und „Feiglinge" halten. Man kommt sonst im Fortgang der Verhandlungen um Schimpfworte in Verlegenheit und muß sie am Ende der „Freisinnigen Zeitung" wegschnappen, die doch auch existiren will. Leben und leben lassen. Von Platon bis auf Friedrich Nietzsche sind an die hundert Theorien aufgebaut, hundert Vorschriften gegeben worden, wie eine im höchsten Sinne „ethische Cultur" beschaffen sein sollte — darum Toleranz auch für die, so nicht an Nicolai und Strauß glauben! Was des Einen Eule ist, ist des Anderen Nachtigall.

Um ein Ereigniß aus der Woche herauszugreifen, das zwar in der Presse nicht, wohl aber in der Oeffentlichkeit weite Wellenbewegungen verursachte, in welchem Verhältniß steht die anläßlich der Taufe unserer jüngsten Prinzessin erfolgte Begnadigung von vierhundert wegen Verbrechen und Vergehen aller Art verurtheilten Frauen zur ethischen Cultur? Die Frage ist so schwer zu beantworten und infame Streber oder Feiglinge wird sie so in Verlegenheit bringen, daß unser Kränzchen seine helle Freude an ihr haben muß. Müller und Schulze, die Beide Hospitanten der ethischen Gesellschaft sind, zerbrachen sich in ihren Privatkreisen acht Tage lang die Köpfe darüber, was der Monarch mit der Begnadigungsordre für ein Culturprinzip verfechten wollte, und in breitestem Brustkastenjargon, wie ein geschätzter Sprachbereicherer neulich blumig sich ausdrückte, verlieh das öde Banausenpublikum seiner, von der kaiserlichen abweichenden, Meinung Worte, notabene, wenn kein Spitzel in der Nähe stand. Man darf es den langsamen Denkern nicht allzu sehr verargen, daß sie dem Gedankengang des Fürsten nicht zu folgen vermochten. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß Wilhelm II. seinem Volke eine Freude machen wollte, als er die Vierhundert los ließ, und daß er betroffen sein wird, nicht überall ein dankbares Echo zu vernehmen. Er vollzog nach seiner Ueberzeugung eine religiös-ethische Handlung, indem er Barmherzigkeit übte an den Aermsten und Elenden, wie es der oft mißverstandene Stifter des Christenthums verlangt . . . Schroff steht sich hier aber Ansicht und Ansicht gegenüber. Großer Gizycki, wenn es dir die Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Kriegsherrn erlaubt, hilf aus dem Dilemma und sag' uns, wer hier mehr Ethik und mehr Cultur in seiner Wagschale hat, der Kaiserfreund oder die nörgelnde Plebs! . . . Du schweigst?. .

So schwer ist es schon, Cultur-Richter zu sein in einer scheinbar ganz klar liegenden Sache. Bei transcendentalen Fragen nun erst, wie nahe liegt da die Gefahr der Wirrung, der unvereinbaren Meinungsverschiedenheiten! Wer hat die Stirn, nach seinen Privatanschauungen, mit seinem zuweilen ganz einjährig-freiwilligen Verstande der Menschheit letzte Räthsel lösen, als ethischer Wegweiser in der Wüste stehen zu wollen! Ja, wenn es mit der trübseligen Leitartikelphrase gethan wäre, Klerus und dogmatische Religion legten alle Cultur brach!

Zur Abwehr übermüthiger Pfaffen ist immer dann noch Zeit, wenn ihre Posaunen zum Angriff blasen; sie ohne Noth zu reizen, ihre Wuth zu entfachen und ihnen den Heldenmuth der Löwin einzuflößen, die ihr Junges vertheidigt, scheint mir weniger herzerfrischend unerschrocken, als übereilt unvorsichtig. Ich persönlich habe, als es galt, gegen das Volksschulgesetz in Waffen gestanden und Dinte darum verspritzt wie nur Einer; ich habe den Entwurf sogar *gelesen*, und an meiner Gottähnlichkeit wurde mir erst ein Bischen bange, als Herr Ahlwardt uns von seltsamen Begebnissen in der Berliner Schuldeputation erzählte und Hermes' gesammelte Kindermärchen erschienen. Das Volksschulgesetz an sich bedeutete jedenfalls eine ganz unnatürliche Reaction gegen die gesunde Fortentwickelung neupreußischer Gedanken; hier hieß es, die Sarissen wagrecht halten und die Voltaire'sche Phalanx nicht sprengen lassen. Im Uebrigen aber ist vom Standpunkt des Freidenkers der erbitterte Kampf gegen das Pfaffenthum mindestens unvorsichtig zu nennen. Man vergesse nicht, daß im Mittelalter die katholische Kirche zermorscht in sich selbst zusammengestürzt wäre ohne die Reformation, daß Genußgier und hochbusige Renaissancekunst sie schon schlaff und wehrlos gemacht hatten, als die Luther und Münzer auftraten und plötzlich die Widerstandskraft des bedrohten Klerus anfachten, alle in Marasmus versunkenen, halb abgestorbenen Elemente der Kirche galvanisirten — erkannte der Katholicismus doch nun erst die furchtbare Gefahr, worin er schwebte. Statt das Papstthum zu brechen, erfüllten die Reformatoren es mit neuem Leben. Es darf kühn behauptet werden, daß wir ohne Luther heut' kirchenfrei wären, ganz abgesehen von den unsäglichen Vortheilen, die uns aus der Vermeidung der grausigen Religionskriege hätten erwachsen müssen. Luther kam mindestens hundert Jahre zu früh. — Der rechte Kirchenfeind deshalb mischt sich nie in Theologengezänk und ereifert sich nicht inhaltlosen Dogmen gegenüber mit flachsinnigen Reden, die nicht nach frischer Waldluft, sondern nach Motten und Kampfer riechen. Jeder Schlag gegen das Dogma, zumal wenn ihn so plumpe Fäuste führen wie es jetzt der Fall ist, stärkt nur den Klerus, verjüngt, massirt seine morschen Knochen. Ueberlassen wir es jedem Einzelnen, mit dem Falschen in seiner Religion fertig zu werden; auf diesem Wege kommen wir sicherer zur ersehnten Reformation. — Man kann es rund heraussagen, daß heute nicht mehr die großen Geister des Volkes Führer im Kampfe gegen Gott sind, sondern die Bierredner und aufgeklärten Kaffeeschwestern und die, so für ein großes Publikum kochen.

Alle diese Leute, die vom Fett der französischen Encyklopädisten oder, schlimmer noch, von Strauß' Altem und Neuem Glauben leben und beständig laut schreiend das Banner der Aufklärung schwingen, dienen in letztem Grunde nur zur Kräftigung des Pfaffenthums. Und selbst dem Affen Zarathustra's ekelte vor den dunstigen Schlachthäusern und den Volksküchen des Geistes, den Stätten, wo man die Gedankenwerke großer Männer für den Geschmack des Pöbels kochte und zubereitete.

Eine geistige Entwickelung des Volkes ist nur dann möglich, wenn im stillen Kämmerlein Jeder mit dem eigenen Gewissen zu Rathe geht und sich mit den Lehren wahrhafter Vordenker abzufinden sucht; wo aber Wanderprediger, Prädikanten und Zeitungschreiber jene Lehren in unreife Herzen gießen, da werden sie giftig, erzeugen bilderstürmerischen Unfug und eine beispiellose, gott- und glaubenslose Verrohung der Gemüther. Unvergessen sei es dem titanischen Nietzsche, der doch ein Gottesleugner strengster Observanz war, wie er David Strauß und seine für den ärmlichsten Lesepöbel berechneten Gemeinplätze: Wir sind keine Christen mehr! auf der Kuhhaut zum Richtplatze schleifte und von unten auf räderte. Verhaßter noch als Gott war dem großen Friedrich die ethische Cultur selbstgefälliger und dünkelhafter „Edelmenschen" Suttner'schen Stils.

* * *

(Fortsetzung und Schluß.)

Sie wollen wissen, wie die Sache mit dem ethischen Kränzchen der Nicolai und Genossen in Tegel ausgegangen ist? Ich habe keine Lust, das Lexicon auszuschreiben und, ehrlich gestanden, auch keins zur Hand, welches diese Geschichte bringt. Nur so viel sei Ihnen verrathen, daß Nicolai mit bleichem Gesicht und schlotternden Knien aus dem Hause herausgestürzt kam, angstvoll schreiend: „Der Geist ist doch da, der Geist ist da!" — und daß Wolfgang Goethe seinem Spezialfreund ein Verslein dedicirte, das zwar nicht beim Menuet à la reine erwähnt werden darf, aber, weil es von Goethe ist, hier seinen Platz finden mag:

„Er wird sich bald in eine Pfütze setzen,
Das ist die Art, wie er sich soulagirt;
Und wenn Blutegel sich an seinem St.... ergetzen,
Ist er von Geistern und vom Geist kurirt.

Im Uebrigen werden Beitrittserklärungen zum Kränzchen immer noch angenommen. Monatlicher Beitrag geringfügig. Die Masse muß es bringen.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Lolo's Vater. Volksstück in 4 Acten von Adolph L'Arronge. (Deutsches Theater.)

Mit seinem neuen Stücke kehrt L'Arronge zu den Anfängen seiner Laufbahn als Dramatiker zurück und knüpft an seinen einzigen unbestrittenen Erfolg wieder an. War das ein Jubel damals vor 17 Jahren, als „Mein Leopold" auf den Brettern erschien! Man sprach von einem neuen Raimund und Anzengruber und der Wiederbelebung der Berliner Posse, besonders begeisterte Freunde sogar von einer neuen Blüthe unserer dramatischen Kunst. Und sie Alle hatten ein Bischen recht, und das Beste ließ sich von dem Verfasser erwarten. Aber schon das nächste Stück war eine Enttäuschung. „Alltagsleben" war ein matter Abklatsch des „Leopold" und fiel schmählich durch. Das schreckte denn auch den Pfadfinder ab, so daß er sofort den kühn eingeschlagenen Weg zum Herzen seines Volkes verließ und in die breite, bequeme Fahrstraße der bourgeoisen Lustspielposse einlenkte. Der Volksdichter wurde zum höheren Nutzen seiner Kasse ein bloßer Schüler und Nebenbuhler der Rosen und Moser. Dieselben alten Scherzchen, dieselben Requisiten, keine Composition und Charakterzeichnung mehr, ein Stück in Stücken, alles Spaß und Effect. Nur durch eines zeichnete er sich vor seinen Mitstrebenden aus, durch die Moral, die bei ihm stets und unter allen Umständen gesund und unantastbar war, die Moral der Banausen und Spießbürger. Für ihn hat kein Bauernfeld, kein Freytag gedichtet, er sucht den deutschen Philister auf, wo er am philiströsesten ist. Wohl predigt er ihm Moral, aber keine unbequeme, unangenehme. Da wird nie etwas gesagt, was verletzen oder auch nur vom Durchschnittspießer mißverstanden werden könnte, und wenn er einmal (in „Hasemann's Töchtern") gegen die Unbildung donnert, so trägt er Sorge dafür, daß es ja nicht etwa als einen Angriff auf die moderne Bildung, die höhere Tochter u. s. w. ausgelegt wird. Und in dieser Rolle eines öffentlichen Docenten war ihm so wohl, daß er sich sogar einmal seines früheren Schauspielergewerbes erinnerte und selbst in eigener Person als Bühnenprediger auftrat. Man muß ihn im Carltheater in Wien bei der ersten Aufführung von „Hasemann's Töchtern" gesehen haben, um den vollen Einklang zwischen dem Moralisten und dem Menschen zu verstehen: ein kleiner dicker Mann mit Brille und klobigen Zügen, die Nase gebogen, die Wangen aufgeschwemmt, ein satter Philister, der mit einer Grabesstimme, ernst, pedantisch und über jede Silbe stolpernd seine hausbackene Glückseligkeitslehre vorträgt, ordentlich stolz darauf, so viel schlechte Prosa nicht allein niedergeschrieben, sondern auch auswendig gelernt zu haben. Es war der leibhaftige Biedermeier auf der Bühne.

Aber L'Arronge ist nicht nur ein Moralist, sondern auch ein kluger Geschäftsmann, und dies vor allem Anderen. Als er sah, daß seinem bürgerlichen Publikum das Ragout aus Birchpfeiffer, Moser und Iffland schmeckte, da setzte er seine Hausmannsküche mit ungeschwächten Kräften fort, und kaum ein Winter verging ohne ein neues Gericht. Das trieb er nun so mehrere Jahre, aber seinem Scharfblicke konnte es nicht entgehen, daß seine von Anfang an schwache Erfindung ganz erlahmte und der Erfolg immer schwächer wurde. Er sah sich also nach etwas Neuem um. Der prächtige Dickens mußte ihm eines seiner lieblichsten Weihnachtsmärchen für seine grobe Schneiderscheere liefern, aber nicht einmal Frau Niemann-Raabe konnte das Ding über Wasser halten. Auch an unserem „Faust" verariß er sich einmal, und noch heute ist im Buchhandel (Regal der Krebse und Ramschbücher) ein schmächtiges Bändchen zu finden, wo der Name L'Arronge sich neben Goethe's Namen breit macht, ganz so wie vor hundert Jahren der seelenverwandte Plümicke seine Verballhornungen Schiller's drucken ließ. Doch ein vielgewandter Mann wie L'Arronge fällt immer die Treppe hinauf. Hatte er doch mittlerweile mit großem Aufwand von Reclame das Deutsche Theater gegründet, das ein Berliner Théâtre français werden sollte, aber schon in der Eröffnungsvorstellung von Ludwig Speidel als eine schlechte Nachahmung von Laube's Wiener Stadttheater im Niedergang erkannt wurde. Und die Musenstätte sank bald zur künstlerischen Bedeutungslosigkeit herab, als L'Arronge nach einander seine Mit-Societäre Haase, Barnay, Friedmann hinausärgerte und auch Förster verlor. Zum Glück für ihn hat er wieder seines besten Schauspielers Kainz habhaft werden können, auch Engels steht ihm noch zur Seite, und dann hat er ja inzwischen sein Schäfchen in's Trockene gebracht, dank seinem erfolgreichsten Hausdichter. Ich entsinne mich noch einer Gesellschaft im Jahr 1882, wo L'Arronge in recht bedenklichen Ausdrücken über die dramatische Begabung des damaligen Kritikers Oscar Blumenthal und seiner „Teufelsfelsen" sprach. Er ahnte damals nicht, daß er dem „talentlosen Witzling" noch einen guten Theil seines Vermögens verdanken sollte.

Die letzte Schlappe, die er sich mit seinem größenwahnsinnigen Gesammtgastspiel bei der Wiener Theater- und Musik-Ausstellung holte, scheint ihn schwermüthig gestimmt zu haben. Wenigstens verkündete er in Wien, daß er 1893 oder 94 die Leitung des Deutschen Theaters niederlegen werde. Seltsamer Weise ließ diese Kunde das Volk von Berlin kalt; keine Ehrenjungfrauen empfingen ihn mit Trauerflor, und der bei allen Komödianten beliebte Ruf: Hier bleiben! Nicht Fortgehen! erscholl nicht ein einziges Mal vor der blumengeschmückten Rampe seines Theaters. Den höchsten Grad von Verzweiflung beweist es aber, daß er sich heute abermalig als Dichter versucht und wieder zu seiner ersten Liebe, der Volksmuse, zurückkehrt, der er seine Berühmtheit verdankt und die er zum Danke dafür schnöde sitzen ließ. Nun, sie hat sich auch jetzt gerächt.

„Lolo's Vater" ist nach dem unglücklichen „Alltagsleben" der zweite Abklatsch von „Mein Leopold." Wir kennen sie alle wieder, die lieben Gestalten, in ihrer neuen Vermummung. Aus dem schwachen Schusterpater Weigelt wurde jetzt der Papa Briefträger Klemm, der leichtsinnige Leopold ist in Weiberröcke gesteckt und heißt Lolo. Die andere Tochter, in „Mein Leopold" Clara, im „Alltagsleben" Wilhelmine getauft, heirathet hier ebenfalls nach ihrem Stand, nur daß aus ihrem Musiker oder Bürstenbinder jetzt ein Buchbinder wird. Und hier wie dort findet der Vater oder Onkel bei der Frau Handwerkerin zuletzt Trost und Glück. Andere Motive sind anderswoher. „Hasemann's Töchter" gaben den Eheconflict; die Hausfreunde, der lächerliche Ehemann, Dr. Klaus und Rath Lonei sind auch da, nur die melodramatische Spieldose aus den „Wohlthätigen Frauen" erklingt wider Erwarten nicht, und doch war sie von so rührend schöner Wirkung! Aber rücksichtloser als je geht L'Arronge hier auf den brutalen Effect los. Er erinnert sich, daß in Wahrheit gar nicht er die alte Wallnertheater-Posse gestürzt hat, sondern Adolf Ernst mit seinen blödsinnigen Komödiantenschwänken, die mindestens hundertmal hinter einander gegeben werden. Und er macht es wie Ernst und seine Leibdichter: er schreibt für die Mätzchen seiner Schauspieler und die pikanten Costüme seiner Damen, die ältesten und rohesten Kalauer werden zusammengesucht, Rüpelhaftigkeit und Gemeinheit werden verherrlicht, und wenn die Handlung stockt oder der Act zu Ende geht, wird einfach einer hinausgeworfen, und die fröhliche Stimmung ist wieder da. Im Adolf Ernst-Theater ist es immer der Director und Hauptkomiker selbst, der hinausfliegt. Fällt nun aber einem Charakterdarsteller von der Bedeutung unseres Engels dies Kunstmartyrium zu, dann fühlt man im Grund ein menschliches Rühren für den trefflichen Schauspieler, der da, um seinem Director die Kasse zu füllen, sich in dem ungewohnten Rollenfach Ernst's versuchen muß. Wie wär's, wenn L'Arronge selbst wieder einmal, wie damals in Wien, seinen Titelhelden spielte?

Hier zum ersten Mal enthüllt sich L'Arronge so ganz als Unbildungsphilister, der unter dem wiehernden Beifall der Gleichgestimmten das Knotenthum verherrlicht. Was er Dr. Klaus nur verblümt andeuten läßt, setzen Lolo's Vater und seine würdige Tochter offen in Worte und Thaten um. Und wenn er uns die Herzensrohheit mit behaglichem Lächeln gezeigt hat, dann hat er sogar die Stirn, den Flegel auch noch als liebenswerth und rührend hinzustellen. Dann appellirt er wieder wie in seinen früheren Stücken an die Weichherzigkeit und speculirt auf die Thränendrüsen. Und weil jetzt die Pastoren regieren wollen und die Ethische Gesellschaft erscheint und auch die Christlich-Sozialen eine Gefolgschaft haben, so denkt L'Arronge, etwas Frömmigkeit am Schluß wäre gleichfalls einträglich. Und flugs erinnert er sich, daß er schon im „Alltagsleben" ein Tischgebet fructificirt hat, und darum läßt er auch im neuesten Opus bei der fröhlichen Proletariertaufe ein Tischgebet sprechen, worauf der Vorhang, wie immer in solchen Fällen vorgeschrieben wird, sehr langsam und glücklicher Weise zum letzten Male fällt.

Trotz des lauten Gelächters in der ersten Vorstellung wage ich noch nicht an einen nachhaltigen Erfolg zu glauben, und wenn der Director

sein Machwerk auch noch so lange auf dem Repertoire zu halten sucht. Das Publikum der dritten oder vierten Vorstellung wird sich hoffentlich des Beifalls schämen und mit Nachdruck Verwahrung einlegen. Und falls in Berlin die Rohheit siegreich bleibt, so wird Wien, so wird die vielgeschmähte Provinz die gute Sitte und die urbane Form der Cultur nicht ungestraft verhöhnen lassen und das angebliche Volksstück gebührend zurückweisen. Für uns aber ist das Deutsche Theater auf das Niveau der Adolf Ernst-Bühne herabgesunken, und es muß gut desinficirt und neu eingeweiht werden, wenn wir nach solcher Entheiligung dort wieder Goethe und Schiller, Kleist und Grillparzer andächtig lauschen sollen.

Offene Briefe und Antworten.

Draeseke als Dichtercomponist.

Sehr geehrte Herren!

In Nr. 41 Ihres geschätzten Blattes lese ich, daß ich mit den Herren Mottl, Kienzl, Ritter und Genossen zu den impotenten dichtenden Stammlern gerechnet werde. Ich habe hierzu nur zu bemerken, daß ich mich mit einem einfachen k, nicht mit ck schreibe. Ebensowenig als ich mir erlauben würde, die Gegenwart mit zwei t oder Herrn Zolling mit drei L zu schreiben, glaube ich, daß hierauf freundliche Rücksicht genommen werden kann. Das übrige berührt mich nicht schmerzlich, besonders da ich annehmen zu können glaube, daß der betreffende Berichterstatter niemals eine von mir gedichtete Zeile gelesen haben dürfte und in Folge dessen allerdings in den Stand gesetzt ist, ein völlig unparteiisches Urtheil abzugeben.

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichnet

Felix Draeseke,
Professor der Composition am Königl. Conservatorium für Musik.
Dresden, 12. October 1892.

Antwort.

Ich bitte den Herrn Professor um Verzeihung für das ihm grausam zugefügte ck. Er irrt übrigens mit seiner gut gemeinten Annahme, daß ich ihn als Dichter nicht kenne. Ich habe seine Verse nicht nur gelesen, sondern auch gehört, und zwar am 5. November 1884 bei der ersten Aufführung seiner „Gudrun" in Hannover. Einer liebenswürdigen Mittheilung der Kgl. Intendanz entnehme ich, daß diese Oper dort bis heute fünf Mal und nicht wieder aufgeführt worden ist. Ich war also berechtigt, sie jenen Opern beizuzählen, die ein paar mal gegeigt und geblasen werden und dann für immer verschwunden sind. Afflabit et dissipati sunt. Freilich soll ja, nach der Versicherung eines glaubenswerthen Mannes wie Hugo Riemann, Herr Prof. Draeseke kein Liztianer und Wagnerianer mehr sein, sondern sich neuerlich dem klassischen Stil genähert haben. Vielleicht hat er also auch das Dichten eigener Texte aufgegeben, sodaß wir seiner nächsten Oper mit größerem Vertrauen entgegensehen können.

H.

Notizen.

Carl Helmerding. Ein Lebens- und Künstlerbild von Ad. Kohut. (Berlin, Georgi.) Diese warmherzige Festschrift zu dem 70. Geburtstage des trefflichen Charakterkomikers liest sich sehr angenehm und unterhaltend und bringt viel Neues über den künstlerischen Werdegang Helmerdings. Die mitgetheilten Gedichte des Jubilars, der auch ein humoristischer Schriftsteller ist, sind sehr ansprechend und zum Theil wirklich hochkomisch. Die Briefe von Bismarck, Reuter, Menzel, Spielhagen, Moser ꝛc. lohnen den Abdruck. Nicht sehr taetvoll ist es, daß das Büchlein über Helmerding dem „ausgezeichneten Schauspieler und erfolgreichen Bühnenleiter" Adolf Ernst gewidmet ist, dem bekannten Verderber der Berliner Posse und selbst Possenreißer.

Jüdisches Erwerbsleben. Skizzen aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Von Robert Waldhausen. (Passau, Rud. Abt.) Der wohl unterrichtete und anregend schreibende Verfasser sieht den Kern der sozialen Frage im jüdischen Erwerbsleben und dessen „leichtem Gewinn bei den Geschäften des Darleihens, Vermittelns, Handelns, des Spieles und der Uebervortheilung." Wir glauben nicht, daß dieser Schacher- und Wuchergeist nur bei unseren israelitischen Mitbürgern zu finden sei, und hätten daher gewünscht, daß der Verfasser mehr sein Augenmerk auf das viel unheilvollere Treiben des Großkapitalismus überhaupt gerichtet hätte. Die Behandlung der Judenfrage als Rassen- und Religionsfrage verwirft er übrigens mit Entschiedenheit und erblickt in der Rückkehr zur christlichen Sozialordnung die Rettung vor Rassenhaß und Revolution, dem Elende der Massen und der Dictatur der Schlechtesten. In der Schilderung unserer Zustände trifft Waldhausen ohne Schwarzseherei das Richtige, aber sein Rettungsweg ist schwerlich mehr mit Erfolg zu begehen. Unsere Cultur läßt sich nicht mehr zurückschrauben und auf eine streng kirchliche (soll wohl heißen ultramontane?) Grundlage stellen. Eine neue Zeit wird gewiß auch eine neue Lösung finden.

Aus dem Goethehause. Briefe Friedr. Wilh. Riemer's an die Familie Frommann in Jena (1803—1824). Nach den Originalen herausgegeben von Ferdinand Heitmüller. Mit einem Bildniß Riemer's. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.) Riemer war aus der Stellung eines Hauslehrers für August von Goethe rasch zu der eines Secretärs des Dichters emporgestiegen. Er erhielt die Manuskripte zur Durchsicht, bekam die Correcturbogen zugeschickt und besorgte zum Theil den Briefwechsel. Auch später, als er Goethe's Haus verlassen und eine Stellung am Gymnasium in Weimar angenommen hatte, blieb dies Verhältniß das alte. Riemer war jedoch von sehr galliger Gemüthsart, und es traten in Folge dessen mehrfache Zerwürfnisse mit Goethe ein, die jedoch bald wieder hauptsächlich durch die Herzensgüte des Dichters ausgeglichen wurden. Die Briefe an Frommann nun, die zum Theil in Goethe's Auftrag geschrieben worden sind, enthalten Berichte über die täglichen Vorkommnisse im Goethehause, Ankündigungen der zu gebenden Stücke u. s. w. Ein großer Theil jedoch droht bei äußerlich großem Umfange ganz „in geschäftlichem Kleinkram" aufzugehen, wie der Herausgeber selbst sagt, und verliert unbedingt an Anziehungskraft. Die Spannung mit Goethe thut das ihrige dazu, daß der geistige Inhalt der Mittheilungen mehr und mehr verarmt. Die Briefe des Jahres 1817, wo das Zerwürfniß mit Goethe seinen Gipfelpunkt erreicht, sind deshalb die unbedeutendsten. Doch gewinnen die späteren aus der Zeit, in der das alte Verhältniß zu Goethe wieder hergestellt war, von Neuem an Interesse. Die aus dem Jahre 1823 enthalten ausführliche Berichte über die schwere Krankheit, die Goethe damals zu überstehen hatte. Es ist nicht ersichtlich, warum die Briefe mit dem Jahre 1824 abbrechen; wahrscheinlich ist der Rest bei dem Brande des Frommann'schen Hauses im Jahre 1851 zu Grunde gegangen. Es ist dies zu bedauern, da wir so um die Berichte aus den letzten Lebensjahren des Dichters gekommen sind. s.

Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur von Dr. G. A. Zimmermann. I. Episch-lyrische Poesie. (Chicago, Ackermann & Eyller). Der Germanie-Männerchor in Chicago hat sich nicht nur die Gründung einer deutsch-amerikanischen Bibliothek, sondern auch die Herausgabe des vorliegenden Prachtwerkes angelegen sein lassen. Die von Zimmermann verfaßte Literaturgeschichte wird zwei Bände umfassen. Bei günstiger Aufnahme sollen dann noch ein dritter, die Tonkunst, und ein vierter, die Malerei, Bildhauerei und Baukunst veranschaulichender Theil erscheinen. Nach der in jeder Hinsicht vortrefflichen Ausführung dieses ersten Bandes können wir dem Unternehmen nur den besten Fortgang wünschen. Er enthält eine äußerst reichhaltige Anthologie nebst eingehenden Biographien der einzelnen Dichter und eine Uebersicht der Entwickelung der deutschen Literatur in Amerika. Nicht ohne Wehmuth lesen wir diese Dichter, die von ihrem Vaterland ausgestoßen und doch Muttersprache und deutsches Lied hochhalten und pflegen.

Drei Studien zur englischen Literaturgeschichte. Von Th. A. Fischer. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes). Diese Beiträge zur englischen und deutschen Literatur- und Culturgeschichte enthalten zuerst eine Studie „aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth", worin Leben, Werke und Bedeutung des als Mensch, Schriftsteller und Reformator des Erziehungswesens gleich hervorragenden Roger Asham geschildert werden. Die zweite Abhandlung betrifft H. C. Robinson, den persönlichen Freund fast aller deutschen Dichter und Denker am Anfange unseres Jahrhunderts. Die Schilderungen seines Verkehrs mit den Heroen deutscher Dichtkunst und Philosophie werfen interessante Streiflichter auf die damaligen literarischen Verhältnisse Deutschlands, speziell Weimars und Jenas. Interessant ist auch der Essay über die englischen Seeromane, Matrosen- und Seelieder.

Leo N. Tolstoi, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Von Raphael Löwenfeld. (Berlin, Richard Wilhelmi.) Der Verfasser dieses Werkes hat zum ersten Mal Zuverlässiges über die Persönlichkeit eines Mannes gebracht, der seit Jahren die Leseweli beschäftigt. Von seiner groß angelegten Lebensbeschreibung liegt nun die erste Hälfte, der Gräfin Sophia Andrejewna Tolstoi gewidmet, vor. Weder in russischer, noch in deutscher oder französischer Sprache ist je etwas Ausführlicheres über das Leben des merkwürdigen Mannes geschrieben worden, und so ist dies der erste Versuch auf diesem Gebiete. Was er bietet, ist ein abgerundetes literarisches Portrait, das aus einem reichen Material den Dichter bis zur Höhe seiner Leistungen in „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" schildert. Wir empfehlen das ansprechende Buch und wünschen ihm guten Fortgang.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund.

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege

von

Friedrich Meinecke.

Oktav. 79 Seiten. Preis geheftet ℳ 2.—

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Die

Tragödie des Menschen.

Dramatisches Gedicht

von

Emmerich von Madách.

Aus dem Ungarischen übersetzt

von

Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die physische und sittliche

Entartung

des

modernen Weibes.

Von **M. Wolf.**

Preis Mark 2,50.

Auch direkt franco von der Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung von Mk. 2,60.

August Schupp, Neuwied a. Rh.

Jüdisches Erwerbsleben.

Skizzen aus dem sozialen Leben der Gegenwart.

von **Dr. Robert Waldhausen.**

Der Verfasser behandelt die Judenfrage im Rahmen der brennenden sozialen Frage. Preis ℳ 1.—, nach Auswärts gegen Einsendung von ℳ 1.10 in Briefmarken durch alle Buchhandlungen, sowie die

Verlagsbuchhandlung **Rudolf Abt** in **Passau.**

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien:

Die Physiologie des Schönen

von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns das **eigentliche Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel ihrer Beseitigung. Preis 1 M. 50 Pf.

Mühlhausen, A., Goethe ein Sozialist?! Preis 60 Pf.

Bobert, P., Zur Herrschaft der Seele. Freie Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Preis 1 M. 50 Pf.

Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärung des Wesens der Naturkräfte. Cart. Preis 2 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder aus der neueren Geschichte

von

Wilhelm Müller, Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 46.

Berlin, den 12. November 1892.

Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Militärvorlage. — Astronomisches, Allzuastronomisches. — **Literatur und Kunst:** Alfred Tennyson. Von Ferdinand Dieter. — Erkennen und Erkenntniß. Von W. R. — Musik und Gesang. Von Heinrich Röckner. (Schluß.) — **Feuilleton:** Paranja. Von Schtschedrin. — **Aus der Hauptstadt:** Der Komet von Carmaux. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Militärvorlage.

Die unbeabsichtigte frühe Veröffentlichung der neuen Militärvorlage und der Hauptheile ihrer Begründung hat eine Fülle von Gesichtspunkten und Erörterungen hervorgerufen, die unbedingt in ihrem Gesammteffect nur dazu zu dienen vermögen, sowohl die Gesammtheit der Vorlage, wie ihrer einzelnen Forderungen in ihren Folgen richtig abzuwägen und ihre Vortheile wie Nachtheile in's gebührende Licht zu stellen. Diesen hohen Werth der rechtzeitigen und gründlichen kritischen Erörterung eines Gesetzentwurfs, der so tief in die Lebensverhältnisse der Nation einschneidet, besitzt die vorzeitige Veröffentlichung unbedingt, und alle officiösen Gegenbehauptungen vermögen daran Nichts zu ändern. Die wichtige Vorlage wäre im anderen Falle wahrscheinlich nach dem Beispiel der Handelsverträge dem Reichstage über Hals- und Kopf zugegangen, und dort einer nicht durch die vorherige Discussion der Presse gebührend gereiften Abstimmung unterzogen worden. So aber, wie die Dinge heute zum Glück liegen, haben alle Organe der verschiedensten Parteirichtungen Zeit, sich gründlich damit zu beschäftigen und sie zu prüfen.

Was uns betrifft, so schicken wir voran, daß der Gesetzentwurf in der vorliegenden Form *nicht* annehmbar ist, da er das Land überlastet, und nicht einmal das einzige Aequivalent der Entlastung mit einer vollkommen garantirten zweijährigen Dienstzeit bietet. Im Gegentheil liegt die Annahme nur zu nahe, daß die Regierung, indem sie sich hinter einen Verfassungsparagraphen verschanzt, mit dem Festhalten der dreijährigen Dienstzeit im Prinzip und der Erweiterung der Dispositionsbeurlaubung auf den ganzen dritten Jahrgang, sich eine Hinterthür oder gesetzgeberische Handhabe freizuhalten wünscht, um gebotenen Falls, also besonders, wenn das Experiment mit der allgemeinen Durchführung der zweijährigen Dienstzeit ihr zu mißglücken scheint, wieder zur dreijährigen Dienstzeit unter Beibehaltung der inzwischen etwa erlangten starken Präsenzziffer zurückkehren zu können.

Dafür, daß circa 60 Dispositionsurlauber per Bataillon, in Summa daher bei 538 Bataillonen heute 32,280 Mann nicht mehr 34 Monate, sondern 10 Monate weniger dienen sollen wie bisher, soll das Heer nach der Vorlage um 2138 Offiziere, 11,857 Unteroffiziere und 70,000 Mann, in Summa, incl. 5000 Mann Nachersatz, circa 88,000 Köpfe, von denen die Gemeinen volle 24 Monate dienen sollen, verstärkt werden. Wo da der wirthschaftliche Vortheil und die Berücksichtigung des Wunsches der Nation, durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit *entlastet* zu werden, bleibt, ist schlechterdings nicht zu erkennen.

Die Vorlage bietet daher in ihrer jetzigen Gestalt nicht die mindeste wirthschaftliche Erleichterung, im Gegentheil, eine schwere Mehrbelastung, und es dürfte ihren Urhebern ungemein schwer fallen, dieselbe aus militärisch-politischer Nothwendigkeit, wie behauptet wurde, zu begründen. Denn einmal ist selbst der überwiegende Theil der Militärs gegen das eine Hauptmoment der Vorlage, die zweijährige Dienstzeit, und hält eine qualitativ in jeder Hinsicht vortreffliche kleine Armee für gebotener wie eine Zersplitterung von deren Cadres in zahllosen Schaaren, von Reserve- und Landwehrtruppen. Man weist auch darauf hin, welche klägliche Resultate Frankreich mit seinen Truppen der zweiten Linie, den divisions und régiments mixtes noch in diesem Jahre erzielt hat, und andererseits sind die meisten der Fachmännner für die Beibehaltung des bisherigen Verfahrens der schrittweisen Heeresverstärkung. Der General Reichskanzler selbst befindet sich bei der Vorlage in der nicht glücklichen Lage, daß er die „rage des nombres“ früher offiziell getadelt und auf die Unlenkbarkeit und Schwierigkeit der Verpflegung zu großer Heeresmassen hingewiesen hat.

Was die politische Nothwendigkeit der Heeresverstärkung aber betrifft, so hat Graf Caprivi noch unlängst die allgemeine politische Situation als eine ungemein friedliche, keinen Grund zur Beunruhigung bietende bezeichnet. Der angebliche Kern der politisch-militärischen Nothwendigkeit einer Heeresverstärkung scheint unseres Erachtens darin zu gipfeln, daß unsere Nachbarn im Dreibunde mit ihren Rüstungen, Frankreich und Rußland gegenüber, sehr zurückgeblieben sind. Italien reducirte sogar sein Heeresbudget um $16^1/_2$ Millionen Lires, und Oesterreich-Ungarn begnügte sich im Wesentlichen mit einer Präsenzverstärkung seiner Infanteriecompagnien von 85 auf 100 Mann und erhöhte sein Militärbudget um den minimalen Betrag von nur $5^1/_2$ Millionen Gulden.

Angesichts dieser Lage der Dinge mochte allerdings dem deutschen Reichskanzler und dem Kriegsminister der Kopf warm werden und dieselben unter Zurückgreifen auf den älteren vorhandenen Entwurf zu einem Heeresverstärkungsplan gelangen lassen, der Alles übertrifft, was der Nation in dieser Richtung bisher geboten worden ist, und der von dem Bestreben, die Zahl der Streiter zu erhöhen, im Uebermaß durchdrungen, einen anderen wesentlichen Hauptfactor der Kriegführung, *geordnete Finanzen* und wirthschaftliche Leistungsfähigkeit, gänzlich in den Hintergrund stellt.

Die numerische Ueberflügelung Frankreichs, welche die Vorlage uns als ein in 24 Jahren zu erreichendes begehrens-

werthes Ziel hinstellt, und das bei der geringsten Gegenmaßregel Rußlands illusorisch werdende nichterhebliche Zurückstehen hinter demselben, sind zwei Momente, deren Existenzberechtigung oder Möglichkeit sie zu erreichen, selbst bei den Fachmännern den begründetsten Widerspruch begegnen. Dieselben wünschen mit überwiegender Majorität, daß Deutschland auch ferner an Qualität seiner Truppen Frankreich überlegen bleibe, und weisen mit Recht darauf hin, daß ein annäherndes Erreichen der Heeresziffer Rußlands, welches excl. Asien 46 Millionen Menschen, also fast das Doppelte mehr als Deutschland besitzt, bei einem nur annähernd ähnlichen Vorgehen Rußlands in dieser Richtung zum Phantom wird.

Was die angebliche, regierungsseitlich vielgerühmte Verjüngung des Heeres durch die neue Militärvorlage betrifft, so ist dieselbe im besten Falle eine ganz minimale. Die Verjüngung soll aus der Verstärkung des Rekrutencontingents um 60,000 Mann hervorgehen. Es würde nun eine Verstärkung des Rekrutencontingents um nahezu 30,000 Mann schon durch einfache Durchführung der zweijährigen Dienstzeit, ohne Erhöhung von Friedenspräsenzstärke, ausführbar sein. Unter den übrigen 30,000 Mann befinden sich jedoch 18,000 Ersatzreservisten, welche bereits eine, wenn auch kürzere militärische Ausbildung erhalten und auch jetzt schon plannäßig sogleich im Mobilmachungsfalle zur Einstellung gelangen. Dieselben machen also auch künftig die Einziehung anderer Personen des Beurlaubtenstandes nicht überflüssig. Es bleiben also im günstigsten Falle von den 60,000 Mann neuer Rekruten nur 12,000 Mann übrig. Daß aber aus 12,000 Mann mehr oder weniger bei einem Jahrescontingent von 244,000 Mann keine sonderliche Verjüngung des Heeres und Entlastung der älteren Jahrgänge erfolgen kann, liegt auf der Hand. Somit wird auch dieser angebliche Vortheil der Vorlage hinfällig.

Einen unter der obwaltenden enormen Geldmittelbeanspruchung schlechterdings nicht realisirbaren Vorzug aber müssen wir ihr zugestehen, es ist der, daß durch die gewaltige Zahl von 173 neu zu schaffender 4. Bataillone allerdings die Infanterie von der Aufgabe der Rekruten- und Ersatzausbildung entlastet, und mit ihnen neue Cadres für Reserveformationen geschaffen würden. Allein selbst dieser Vorzug ist außer seinen abnormen Kosten nicht ohne weitere Mängel, indem diese Anordnung das innige Gefüge der Compagnien tangirt, und das wichtige Gebiet des erzieherischen Verhältnisses zwischen dem Compagniechef und der Mannschaft wesentlich beeinträchtigt. Ferner entsteht die Frage, wie die gewaltige Zahl von 2138 Offizieren und 11,857 Unteroffizieren mit einem Male zu beschaffen ist, ohne dem Gefüge des stehenden Heeres durch die Entnahme aus demselben erheblich Abbruch zu thun. Die Vorlage zeigt daher in jeder Hinsicht die wesentlichsten Mängel, sie befriedigt keine Partei; die eine verletzt sie durch das Anerbieten der zweijährigen Dienstzeit, die andere durch eine Verklausulirung derselben, welche diese Errungenschaft völlig in Frage stellt. Sie befindet sich überdies im schroffen Gegensatz mit der Resolution der Gesammtheit des Reichstages vom Jahre 1890, welcher alle Parteien mit Ausnahme der Conservativen zustimmten. An diesem Widerspruche aber wird sie voraussichtlich scheitern. Wie stellen sich nun die Parteien und ihre Organe zu der Vorlage?

Die Beurtheilung der freisinnigen Presse läßt sich im Allgemeinen in folgenden zusammenfassen: Nur durch eine Aenderung der Verfassung ist die zweijährige Dienstzeit sicher zu stellen. Noch wichtiger als diese Festsetzung aber ist die Frage: ob die politische Lage Europas wirklich so bedrohlich ist, daß die verlangten Opfer gebracht werden müssen, Opfer, die auf die Dauer unmöglich sind und einem Verbluten ohne Krieg gleichkommen. Offiziöserseits wird versichert, die politische Lage sei so friedlich, daß vorläufig nichts zu befürchten sei; aber man müsse für die Zukunft sorgen ꝛc. Findet jedoch die Regierung keine stichhaltigeren Gründe, so wird es für die Mehrheit der Volksvertretung unmöglich, dem Volke die von ihm verlangten Lasten aufzuerlegen. Der Reichskanzler Graf Caprivi befindet sich aber in starkem Irrthum, wenn er meint, daß die personellen, wirthschaftlichen und finanziellen Kräfte des Deutschen Reiches eine solche Heeresorganisation wie die von der Regierung geplante gestatten. Die Nährkraft des Volkes ist nach solchen Opfern nicht mehr fähig, die Wehrkraft für einen schweren Krieg zu entfalten. Man müsse sich die Thatsache vor Augen halten, daß von etwa neun Millionen erwachsenen Männern $4^1/_2$ Millionen in den Krieg ziehen sollen. (Dies stimmt vollkommen mit unserer Behauptung überein, daß man zur Entscheidung des Krieges nicht die Inanspruchnahme von $4^1/_2$ Millionen Menschen, auch nicht einmal als äußersten Rückhaltes bedarf und die Ausrüstung und Bewaffnung für eine solche Anzahl Streiter nicht schaffen und hinlegen kann.) Die gebotenen Erleichterungen der Militärvorlage aber werden illusorisch gemacht durch ihre Unvollkommenheit und die kolossalen Mehrbelastungen auf der anderen Seite. Dafür aber, daß Deutschlands Stellung im europäischen Staatenconcert thatsächlich von diesen Mehrforderungen abhängt, dafür fehlt es an jedem Beweise, und die „Begründung" bleibt denselben schuldig. Der Reichskanzler, der noch vor Kurzem die Zahlenwuth sehr abfällig beurtheilte, ist heute selbst von ihr ergriffen und bietet winzige Gegenleistungen, denen gegenüber die Losung der Sozialdemokraten lautet: „Keinen Mann und keinen Groschen!"

Die Organe natonalliberaler Schattirung drücken sich sehr vorsichtig und gewunden aus, allein sie weisen doch auch darauf hin, daß, wenn die Regierung an der Vorlage in allen Theilen festhält oder aus der Nichtannahme die nöthigen Folgerungen ziehen zu müssen glaubt, eine schwere Krisis kaum zu vermeiden sein werde. Die alte liberale, in den breitesten Volksschichten beliebte Forderung der zweijährigen Dienstzeit aber werde durch den Gesetzentwurf zu wenig sicher gestellt und zu theuer erkauft. Die Zweifel, ob diese Last zu ertragen sei, seien nur zu berechtigt. Die Sicherheit des Vaterlandes hänge nicht allein von einem starken Heere ab, sondern auch von dem wirthschaftlichen Wohlergehen des Volkes. Gegen eine Koalition müßten wir auf Bundesgenossen rechnen und wir könnten es auch, nicht nur im Hinblick auf den Dreibund, sondern auf die Gruppirung der europäischen Mächte überhaupt. Die Regierung fasse jedoch in unverhältnißmäßiger Weise das eine Element der nationalen Vertheidigung mehr in das Auge, eine möglichst starke Armee, wie das andere, die möglichste Schonung der wirthschaftlichen Kräfte. Reichstag und öffentliche Meinung müßten daher für dieselbe eintreten.

Unter der Haltung der nationalliberalen Organe muß die connivirende Haltung der „Kölnischen Zeitung" zu der Vorlage in letzter Zeit, und deren damit vollzogene Schwenkung auffallen, während dieselbe andererseits dem Grafen Caprivi und wohl auch der Vorlage selbst durch deren frühzeitige Veröffentlichung den größten Tort angethan hat. Es lasse sich kaum annehmen, bemerkt das Blatt, mit Bezug auf die verschiedenartige Berechnung der Kriegsstärken Frankreichs und Rußlands, daß die Regierung ohne feste Grundlage ihre Berechnungen aufgestellt habe. Der Gedanke, die allgemeine Dienstpflicht durchzuführen, werde aber, wie bei den heutigen Parteiverhältnissen angenommen werden müsse, kaum im Stande sein, den Reichstag zur Zustimmung zu bringen, es bedürfe daher ausführlicher Darlegungen an der Hand ziffermäßigen Materials, um die erwähnte Ueberlegenheit zu beweisen.

Die freiconservative Presse weist darauf hin, daß der Kriegminister von Verdy die alsbaldige volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, selbst bei dreijähriger Dienstzeit, mit Rücksicht auf den Mangel an Ausbildungspersonal nicht für angängig, vielmehr im Interesse der soliden Ausbildung und der Erhaltung des inneren Gehalts der Armee ein schrittweises Vorgehen für geboten hielt. Diese Bedenken aber verstärkten sich bei Verkürzung der Dienstzeit erheblich. Vielleicht finde sich, wenn man ihnen besonders schon bei der Berathung im Bundesrath Rechnung trage, ein Weg der Verständigung.

Der äußerste rechte Flügel der conservativen Partei tritt noch entschiedener gegen die zweijährige Dienstzeit ein, und empfindet Genugthuung darüber, daß die dreijährige Dienstzeit

auch wenn die Vorlage, wie anzunehmen sei, im Reichstage falle, nicht allzu stark compromittirt sei. Nachdem die Vorlage die jährliche Feststellung des Offizier-Etats bewillige, werde sie auch die jährliche Feststellung des Armee-Etats zugestehen müssen. Auch mit der Vorlage würden wir den Armeen Rußlands und Frankreichs, weder einzeln, geschweige denn zusammen, gleich kommen. Die Vorlage enthalte im Wesentlichen die Aufführung der Pläne des früheren Kriegsministers, welche der Reichskanzler damals im Reichstage scharf desavouirte, so daß General v. Verdy seinen Abschied nahm. Es sei die Frage, ob dem jetzigen Kriegsminister, auch wenn er diesmal nicht vom Reichskanzler desavouirt werde, nicht ein ähnliches Loos bevorstehe. Denn daß sich im Reichstage eine Mehrheit für diese Vorlage finden werde, sei stark zu beweifeln.

Am energischsten tritt die „Kreuzzeitung" gegen die zweijährige Dienstzeit auf. Sie ist dagegen für die Neuformation der Feld- und Fußartillerie und der Pioniere, und enthält sich im Uebrigen vor der vollständigen Veröffentlichung der Vorlage und ihrer Begründung des Urtheils.

Die ultramontane Presse, bei deren Partei die Entscheidung über die Vorlage liegen dürfte, bemerkt, daß, wie man auch die Vorlage betrachten möge, dieselbe die schwersten Befürchtungen rechtfertige; ohne erhebliche Herabminderung der Forderungen werde zweifellos jedes Bemühen um die Vorlage umsonst sein, und schon der Bundesrath solle daher das Erforderliche veranlassen. Sie weist ferner auf die Beantwortung der wichtigen Frage hin, ob die durch die Vorlage dem deutschen Volke angesonnenen Opfer derartige sind, daß dieselben nach Lage unserer finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnisse überhaupt noch getragen werden können, und wie die entsprechenden Millionen zu beschaffen seien. Sie erklärt die Vorlage für gänzlich aussichtslos; denn zu den ungeheuren Anforderungen derselben gesellten sich die Abneigung gegen jede Verminderung der bisherigen Dienstzeit. Die ganze Situation erscheine unheilbar verfahren.

Das Organ des Fürsten Bismarck, die „Hamburger Nachrichten", nehmen ebenfalls entschieden gegen die Vorlage Stellung und sind für eine schrittweise Heeresverstärkung. Die geplante schädige die Qualität des Heeres, während gerade der Ausbau desselben durch Vervollständigung der noch organisatorisch unzureichenden Spezialwaffe, sowie die Ergänzung des Offiziercorps und Unteroffiziercorps geboten sei. Der Versuch mit der zweijährigen Dienstzeit bei einem Garderegiment biete keinen Maßstab für die Durchführbarkeit derselben in der ganzen Armee, und sei überdies noch nicht abgeschlossen. Deutschland würde mit der Vorlage die Lasten der Rüstung des Dreibundes in unverhältnißmäßig überwiegendem Maße tragen, und habe gleichzeitig mit den Handelsverträgen den beiden anderen Bundesmächten ein Geschenk von 70 Millionen jährlich gemacht, ohne dafür eine entsprechende militärische Gegenleistung zu erhalten. Auch des Fürsten eigenstes Votum, wie wir es aus Hans Blum's hochinteressantem Interview in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" kennen, fällt schwer in die Wagschale der Vorlagegegner.

Die officiöse Presse schließlich weist darauf hin, daß die jetzigen Beurtheilungen der Vorlage in der Presse nicht maßgebend seien für die Abstimmung im Reichstage, und daß sich dort bereits bei früheren Veranlassungen im Gegensatz zu den Preßstimmen ganz überraschend anders lautende Abstimmungen ergeben hätten. Allein die bisherigen Urtheile der Presse bilden unseres Erachtens zur Zeit den einzigen Maßstab für diese Abstimmungen, und nach ihnen zu schließen, wird, wenn die Centrumsmänner nicht anders stimmen als ihre Hauptorgane, die Conservativen bei ihrem Veto der zweijährigen Dienstzeit beharren, und die Nationalliberalen sich auf ihr eigenes Urtheil, und nicht, wie bereits häufig, auf die Autorität der Regierung verlassen, die Vorlage unzweifelhaft fallen und dann allem Anschein nach zu einem Appell an die Wähler geschritten werden, der es vielleicht noch deutlicher zum Ausdruck bringen dürfte, daß das Land von der Nothwendigkeit der beispiellos hohen Neuforderungen für das Heer nicht überzeugt ist.

Astronomisches, Allzuastronomisches.

Mit Befremden habe ich wahrgenommen, daß zwei der wichtigsten Entdeckungen der jüngsten Zeit von den deutschen Zeitschriften todtgeschwiegen werden; und doch handelt es sich dabei um die Lösung von Problemen, die seit Jahrtausenden die Menschheit beschäftigen. Den Lesern der „Gegenwart" wird deshalb ein kurzes Referat wohl willkommen sein.

Einem sächsischen Gymnasiallehrer, G. Lamprecht in Bautzen, ist es endlich gelungen, die Periodizität der Wettererscheinungen zu ergründen und ihr die so lang vergeblich gesuchte astronomische Basis zu geben*); und ein anderer Sachse, K. G. Dobler, hat nicht nur — endlich, endlich! armer Zöllner, daß du das nicht mehr erleben durftest! — die Natur der Kometen erklärt, sondern zugleich durch eine „vergleichende Astro-Embryologie" das große Welträthsel überhaupt gelöst, so ziemlich wenigstens. **)

Bei der ersten der angezeigten Schriften darf ich nicht zu lang verweilen, denn wie schon aus dem Gesagten sich ergibt, steht sie an Bedeutung der zweiten immerhin weit nach, so daß diese den Löwenantheil des mir knapp zugemessenen Raumes beanspruchen muß. Also von den Lamprecht'schen Entdeckungen nur so viel: Der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß der Satz „hypotheses non fingo" für die Erklärung der Naturerscheinungen grundfalsch sei und daß man sich Glück dazu wünschen könne, daß Newton selbst ihn nicht befolgt habe. Nachdem er nachgewiesen hat, daß die von Vielen behauptete Uebereinstimmung der Wetter- und Erdmagnetismus-Perioden mit der Periode der Sonnenrotation eitel Wind ist und nachdem er „einige" Wetter- und Erdbebenperioden „bestimmt" hat (durch Bearbeitung der Beobachtungen über größte monatliche Niederschläge im Königreich Sachsen, der Beobachtungen des Zodiakallichts von Schmidt und Heis, der Beobachtungen der Sonnenhöfe in 1853—67, endlich der in zwei geologischen Zeitschriften verzeichneten „Erdbebentage"), im Ganzen zehn Stück, mit der von $12^1/_9$ Tagen beginnend und mit WS, MS, BS, KS, AS; WA, MA, BA, KA, MB bezeichnet (aus einem sogleich anzugebenden Grunde), macht sich der Verfasser an die wirklich „astronomische Erklärung" dieser Wetterperioden, — die Erdbeben sind jetzt wieder verschwunden und wohl nicht mit Unrecht, da seit 1880 auch die schwächsten Beben verzeichnet werden und so „von diesem Jahre ab in den Verzeichnissen fast jeder Tag ein solches aufweist und jede Periodizität verschwinden muß", leider, leider! Er nimmt nämlich an, (hypotheses fingo), daß die fünf ersten seiner Perioden, WS bis AS, die synodischen Umläufe von Wolkenringen sind, die die Erde rechtläufig umkreisen und uns im Zodiakallicht sichtbar werden; die vier ersten Ringe haben dann zu dem fünften wieder dieselbe Stellung nach Zeiten, die genau den vier folgenden Perioden WA bis KA entsprechen, und der zweite und dritte nehmen gegenseitig dieselbe Lage an in Perioden, die der letzten, MB, entsprechen! Die Bezeichnungen der Perioden werden jetzt schon z. Th. deutlicher, warum aber gerade diese Buchstaben? weil der Verfasser „nicht ansteht", „hier wiederum vorzuschlagen", den Ring W Kaiser Wilhelmring, den Ring M Moltkering, den Ring B Bismarckring, den Ring K Kopernikusring und den Ring A König Albertring zu nennen. Schade, daß der Verfasser sein Thierkreislicht als Erdenring aus so wenigen Einzelringen bestehen läßt; welch schöne Gelegenheit zu weiterer patriotischer Bethätigung läßt er sich damit entgehen! Hoffentlich holt er dieses aber noch nach, denn er sagt selbst, daß er aus weiteren „Periodenbestimmungen" ersehen habe, daß noch andere Ringe vorhanden seien. Ob aber andere Nationen seine Bezeichnungen würdigen und annehmen werden? Wenige werden vorurtheilsfrei genug sein, unsere Nachbarn im Westen z. B. kaum. Haben doch diese ihre nationale Eifersüchtelei so weit getrieben, daß sie in die Reihe der chemischen „Elemente" ein Gallium eingeschmuggelt haben, das allerdings durch den findigen Eifer deutscher Entdecker bereits durch ein Germanium paralysirt ist. Vielleicht geht

*) G. Lamprecht, Wetter, Erdbeben und Erdenringe. Zittau, Pahl 1890.

**) K. G. Dobler, Ein neues Weltall. Leipzig, Friedrich 1892.

auch die Sache in der Astronomie ohnehin besser, da hier in dem Planetenproletariat, das sich zwischen Mars und Jupiter herumtreibt, außer einer Europa und ähnlichen Erscheinungen, die sich mythologisch ausweisen können, und neben verdächtigen modernen Geschöpfen, einer Adelheid u. s. f., bereits eine Gallia, Germania, Austria, Russia u. s. w. erkannt worden sind. — Doch ernsthaft zurück zu Herrn Lamprecht. Eine höchst dankenswerthe Anwendung seiner Entdeckungen macht er, wie schon im Eingang angedeutet, in der „angenäherten Vorausberechnung des Wetters", zunächst der Monatsmittel der Luftwärme. Er theilt Zahlen für diese auf die Jahre 1890 bis 1894 mit und macht „besonders aufmerksam" auf Januar 1890, Mai 1891, September 1892 und Juli 1893; für den zuerst genannten Monat wird die Zahl so „gedeutet", daß er durch „starke und ausgedehnte Schneefälle und darauf anhaltende strenge Kälte" ausgezeichnet sei. Wenn der Referent die Zahlen für die andern Monate „deuten" darf, so wäre die Prognose für Mai 1892: sehr kühl, für September 1892: weit unter normale Wärme bis hundekalt, für Juli 1893: kalt „mit Landregen". Besonders glücklich zeigen sich also diese Prognosen, soweit sie auf jetzt Vergangenes sich beziehen, nicht; wenigstens erinnere ich mich nicht eines schneefreieren Januars als des von 1890 und eines heißeren Septembers als des heurigen. Aber vielleicht hat der Verfasser seine Prognosen eben nicht für Deutschland oder Europa aufgestellt, sondern für je besondere, allerdings nicht genannte Gegenden (so verwandeln sich Prognosen-Fehler in -Treffer, wie das oft genug auch sonst in der höchst statistischen „Kunst" der Wetterprognosticirerei vorkommen soll); oder vielleicht hat auch die Natur dadurch, daß sie auffallend hartnäckig das Gegentheil von dem thut, was der Verfasser ihr zumuthet, diesen nur zu noch eindringenderer „Bearbeitung" der „Beobachtungen" und zum weiteren Studium der Erdenringe reizen wollen! Oder vielleicht — ja vielleicht! Vielleicht ist es mit den zodiakallichtlichen Ringen überhaupt nichts, vielleicht sind sie nur optische Erscheinungen, wie K. H. Dobler beweist oder beweisen wird.

K. G. Dobler hat in seiner Schrift mit dem ziemlich bescheidenen Titel unter dem Motto: „Erfindungen offenbaren Naturgeheimnisse" zunächst einen „astrophysikalischen" — einfachen und doch simplen, möchte ich mit einem meiner früheren Lehrer sagen — Apparat unter dem Namen Kometograph bekannt gemacht, der „an Bedeutung der Spektralanalyse und dem Fernrohr in Nichts nachsteht." Er rechnet nicht mit den Hypothesen, die die Astronomie beherrschen (Herr Lamprecht!) und die ihr schon so manchen Weltverbesserer „zugezogen" haben, sondern stützt sich löblicherweise nur auf Beobachtungen. So bringt er auch zwei bisher ganz auseinanderfallende Zweige der Wissenschaft in Zusammenhang, Astronomie und Embryologie, nachdem der Kometograph das neue, begrenzte Weltall geoffenbart hat. In seinem 17. Jahre schon kam unser Erfinder auf kometenähnliche optische Erscheinungen; und die gleichzeitige (vielleicht etwas frühe) Beschäftigung mit Embryologie ließ den „tiefer liegenden Zusammenhang zwischen den Forschungen beider Wissenschaften" erkennen. — Das Kurze und das Lange der mühevollen Arbeit (der Verfasser ist jetzt 28 Jahre alt) sucht der Referent in folgende Sätze zusammenzufassen: Die Kometen sind eigentlich gar nichts; oder vielmehr, da wir aus nichts nichts machen, ja es nicht einmal sehen können, nichts Stoffliches, vielmehr nur optische Erscheinungen, „Lichtkegelschnittbilder". Es ist eine spiegelnde Welthülle vorhanden, wie eben durch diese Lichtkegelschnittbilder bewiesen wird, und die Durchgänge der rotirenden Planetenkugeln durch den Lichtkegel ihrer Sonne erzeugen die Kometenerscheinungen. Die Sonnen werden nämlich je älter desto äquatordunkler, so daß sie zuletzt nur noch von den Nord- und Südpolen ausgehende Lichtkegel zu liefern vermögen. Durch die Achsendrehung der zum größten Theil verdunkelten Sonne ändert sich fortwährend die Lage des Lichtkegels. Unser Weltall ist, wie schon erwähnt, von einer „sphäroidischen oder mehr ellipsoidischen", spiegelnden, mächtigen Hülle umgeben, und die scheinbare Unendlichkeit des Weltalls entsteht lediglich durch Spiegelung; die Nebelflecke bestätigen das in erwünschtester Weise, sie sind ebenfalls rein optische Erscheinungen des begrenzten Weltalls und unterscheiden sich von den Kometen eigentlich nur dadurch, daß sie nicht erst mit Hülfe der Planetenkugeln, sondern „meist" direct durch die verdunkelten, nur noch an den Polen oder Polzonen leuchtenden Sonnen entstehen. Natürlich ist auch das System dieses „neuen Weltalls", das das Ptolemäische mit dem Kopernikanischen vereinigt, keineswegs abgeschlossen, im Gegentheil, „unser Wissensdrang ist noch unbefriedigter wie zuvor, neue zahllose Fragen stürmen und drängen jetzt heran; wozu eine spiegelnde Weltallhülle? — wie ist deren Bau beschaffen? — aus welchen Stoffen ist sie erbaut?" ... „Oder will sich der Schöpfer des begrenzten Alls durch die Hülle selbst unsichtbar machen und sich dadurch den geistigen und mathematischen Nachstellungen der Erdenmenschen entziehen? Zu welchem Zwecke schuf er dieses All, wie entstand es und wie wird es enden?" Solche kosmisch ungeheure Fragen stürmen auf den Denker ein; die kühnste Phantasie und die scharfsinnigste Theorie würden nichts ausrichten, wenn nicht die Natur zuletzt sich selbst ergründete, d. h. dem Menschen durch dessen Erfindungen sich offenbarte. Leider hat aber „auch der Kometograph seine Grenzen", wie Fernrohr und Mikroskop, und so muß die Forschung andere Wege wandeln. Glücklicher Weise ist der Weg überraschend kurz; denn so viel ist klar: wie im Kleinen, Irdischen, die organische Natur aus Zellen die verschiedensten Gebilde schafft, so muß sie im Großen, Kosmischen, aus einfacheren höhere Formen entwickeln. Die Sonnensysteme mit ihren Planetenkugeln und Monden sind die einfachen Elementarformen des Kosmos; denn diese Elementarformen des Weltalls lassen sich mit den Elementarformen des Menschen „in Uebereinstimmung bringen" durch die vergleichende Astro-Embryologie. Der Verfasser betrachtet dazu kurz die Elementarformen des Menschen, Eizelle und Samenzelle und ihre Vereinigung, und findet, daß die Samenfäden des Menschen und die Sternschnuppen des höheren, kosmischen Organismus die auffälligste Uebereinstimmung zeigen, sowohl nach der äußeren Erscheinung als nach der materiellen Beschaffenheit. Es wird den bekannten werthvollen Beobachtungen über Sternschnuppen-Gallert zur richtigen Deutung verholfen: diese ist thierischen Ursprungs, zeichnet sich aber durch phosphorescirendes Leuchten und schwefel- oder phosphorartigen Geruch aus, so daß sie von anderen thierischen wasserreichen Gallertmassen leicht zu unterscheiden ist. Diese Gallert bildet den Schweif der Sternschnuppen, während der Kopf ein Meteorstein oder Meteoreisen ist. „Aus alledem geht mit Sicherheit hervor, daß wir in den Formen und Eigenschaften der Sternschnuppen nicht bloße zufällige Aehnlichkeiten mit denen der Samenfäden erblicken [dürfen], sondern daß es sich hier um die wirklichen Elementartheile eines höheren, mächtigeren Organismus handelt, um Elementartheile, welche in allen Punkten mit denen des Menschen vollkommen übereinstimmen." Die Vereinigung von Samenfäden und Eizelle als der organischen Elementartheile findet bei höheren Thieren und dem Menschen in den weiblichen Organen, nach dem Verfasser in den Ovarien statt. Und nun ist der weitere Schluß, der Weisheit vorläufig letzter Schluß, naheliegend. Da im Weltall die Sonnensysteme die Eizellen, die Sternschnuppen die Samenfäden vorstellen und beide Elementartheile zweier höherer Organismen vereinigt sind, so muß hier eine Befruchtung der Eizellen stattgefunden haben und unser Weltall ist also nichts Anderes, als das Eizellen bergende Ovarium eines höheren weiblichen Organismus! Selbst Form und Farbe des menschlichen Ovariums stimmen mit der des kosmischen, d. h. unseres Weltalls überein; und damit kommen wir (allerdings wieder durch einen kleinen Zirkel) endlich zum sicheren Aufschluß über wirkliche Gestalt und Beschaffenheit der Weltallhülle: sie ist dehnbar elastisch und zugleich spiegelnd!

Ich gestehe, daß ich über der Freude an der endlichen Lösung aller Räthsel die letzten Seiten des Büchleins zuerst kaum noch lesen konnte. Aber wie alle Erkenntniß ist auch diese bitter. Ich wenigstens für mein Theil gestehe, daß mir erst jetzt alles Leiden der Menschheit als hoffnungslos erscheint, seit ich weiß, daß unsere treue, alte Erde und die Sonne und

leider das ganze Weltall sich im Ovarium eines höheren Weibes befinden! Und um die Sternschnuppen, die höheren Samenfäden, ist es mir auch leid genug. Aufrichtig dankbar bin ich aber dem Verfasser für die endliche einleuchtende Deutung der Milchstraße: sie ist der durch das Ovarium des höheren Wesens gehende „Nervenstrang". — Die Enthüllungen des Verfassers über die oberen Planetenschichten als Nahrungsdotter der Sonne sind z. Th. schwierig zu verstehen und manche Einzelheiten habe ich wieder und wieder gelesen, ohne durchzudringen; immerhin glaube ich den Geist des Systems gefaßt zu haben. Jedenfalls ist mir jetzt so viel klar, daß genau nach Analogie des menschlichen Embryos der einstige reife Keim unseres Samen- und Eizellensystems, unsere Sonne, ein bestimmtes Entwickelungsziel hat: dieses Ziel ist ein höherer, mächtigerer menschlicher Organismus, der wieder in ein höheres und mächtigeres Weltall oder Ovarium gelangt u. s. f.; nach auf- und abwärts ein endloses Bild!

Eindringlich belehrt der Verfasser zum Schluß die Erdenmenschheit über ihre aus dem „Neuen Weltall" sich ergebenden Pflichten; freilich wird sie diese erst im „reiferen Alter" „voll und ganz" erkennen, dafür wird aber die Frage nach dem Zweck des Daseins dann auch unnöthig werden „und es wird für Manchen, der diese Frage für unlöslich hielt, sowie für den, der das Leben gering schätzte, ein Trost sein zu wissen, daß er nicht nur für sich und seine Nachkommen, sondern daß er auch für etwas Höheres gelebt, daß er durch sein Leben Antheil an dem Aufbau des Keims für einen höheren, mächtigeren menschlichen Organismus genommen hat." —

Anders,
Begreif ich wohl, als sonst in Menschenköpfen
Malt sich in diesem Kopf die Welt

wird unsere Gelehrtenzunft höchstens mit hochmüthigem Lächeln über Dobler sagen, wenn sie überhaupt etwas sagt; und statt sich darüber zu freuen, daß endlich Einer wenigstens einigermaßen erkannt hat, was die Welt im Innersten zusammenhält, daß endlich Einer sagen darf, er

Schau' alle Wirkenskraft und Samen
Und thu' nicht mehr in Worten kramen

[sollte Goethe bei dem „Samen" nicht Herrn Dobler geahnt haben?] wird die Zunft versuchen, diesen Organisator des Sieges über die bisher so genannte todte Materie klanglos zum Orkus hinabgleiten zu lassen. Aber das soll ihr nicht gelingen. Dobler hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen; mit Recht, denn er ist auf seiner Erfinder- und Entdeckerlaufbahn noch nicht einmal dort angelangt, wohin häufig so große Entdecker kommen, zu der Einsicht nämlich, daß überhaupt Alles vor ihnen „Erkannte" unrichtig ist und daß man die hölzernen Gelehrtengötzen, die wir seither als Halbgötter geehrt haben, zerspalten oder verbrennen muß. Immerhin werden die schon jetzt von Dobler als „später zu erscheinend" angekündigten Entdeckungsschriften (fünf, wenn ich recht gezählt habe) auch darin weiter führen: er wird vor Allem in einer Schrift über seinen Ellipsographen gelegentlich beweisen, daß die Sonne nicht im Brennpunkt, sondern im Mittelpunkt ihrer (?) „kreisförmigen Ellipse" steht. Armer Keppler, wie viele Jahre hast du umsonst gearbeitet, um den widerspenstigen Mars in deinem ersten Gesetz endlich einzufangen, ärmerer Newton, wie schlecht wird bei dieser Gelegenheit deine Gravitation wegkommen! Sodann wird in einer weiteren Schrift die optische Natur der Saturnringe bewiesen werden (hic Rhodus, Herr Lamprecht!) und das ist eine endliche Erlösung aus den Banden Galilei's und der anderen phantastischen Sterngucker des 17. Jahrhunderts, denen der Saturnring so viel zu schaffen machte. Aber ich gestehe — und zweifle nicht, daß es noch Manchem so gehen wird — daß ich auf diese immerhin nebensächlichen, physikalischen Enthüllungen doch nicht so gespannt bin wie auf die Fortbildung der Lehre von den planetarischen Dotterkugeln, auf die Broschüre von der Urzeugung der Organismen und über den Menschen als Mittel- und Bindeglied des Pflanzen- und Thierreichs, dessen Eizelle die Eigenschaften der Thier- und Pflanzeneizelle vereinigt.

Möchte es Herrn Dobler gefallen, uns nicht zu lange die Folterqual des Wartens ertragen zu lassen!

Literatur und Kunst.

Alfred Tennyson.

Von Ferdinand Dieter.

Nicht ein eigentlich großer Dichter, nicht ein Genius ersten Ranges ist mit Alfred Tennyson in's Grab gegangen. Ein Werk von großartigem Wurf, von weit über das Mittelmaß hinausragender Genialität hat er nicht hinterlassen, fast in jeder Gattung der Poesie ist er erreicht und hier und da auch übertroffen worden; aber keiner von seinen Zeitgenossen hat jene hohe Stufe bewußter Künstlerschaft erreicht, die — in den Keimen schon in Tennyson's Jugendgedichten bemerkbar — sich später zu einer einzig dastehenden Vollendung entfaltete. Weit mehr als dem feinfühligen Liederdichter, dem tiefsinnigen Reflexionslyriker und Didaktiker, dem phantasiereichen Epiker wird ihm die Nachwelt als dem überlegten und weisen Künstler ihre Bewunderung zollen und die Dichtung kommender Geschlechter nacheifern.

In Somersby, dem weltabgekehrten, von hohen Eschen und Ulmen beschatteten Dörfchen in Lincolnshire, dessen weit zerstreut liegende Häuschen damals noch nicht siebzig Seelen beherbergten, ward Alfred Tennyson am 6. August 1809 als der dritte Sohn des Pfarrers geboren. Die Zahl seiner Geschwister wuchs allmählich auf zwölf an, sieben Knaben und fünf Mädchen. Alle sollen reich veranlagt gewesen sein und für die Dichtkunst eine mehr oder minder hervortretende Begabung gezeigt haben. Die beiden ältesten Brüder, Friedrich und Karl, haben sich später als Dichter ehrenvolle Anerkennung erworben. Bei Alfred will man schon früh die Anzeichen seines Talentes entdeckt haben. Der fünfjährige Knabe befindet sich im Pfarrgarten. Ein starker Wind erhebt sich. Er breitet die Arme aus, läßt sich vom Winde forttragen und dichtet seinen ersten Vers: „Ich höre eine Stimme, die im Winde spricht" (I hear a voice that's speaking in the wind). Den ersten Unterricht erhielten die Brüder von dem Vater und in der Dorfschule. Später bezog der älteste der Brüder, Friedrich, das altberühmte Gymnasium zu Eton, während Karl und Alfred in die Lateinschule des benachbarten Städtchens Louth geschickt wurden. Dort gab den frühreifen Knaben die Lectüre englischer und französischer Dichtungen die Anregung zu eigenen Schöpfungen, die allmählich zu einer stattlichen Zahl anwuchsen. Es gelang ihnen, in der Person des Druckers und Buchhändlers der Stadt, Mr. Jackson, einen Verleger zu finden, der ihnen für die Erzeugnisse ihrer Muse die hübsche Summe von zehn Pfund zahlte und die Herausgabe, wohl um der Sammlung den Charakter einer bloß provinzialen Veröffentlichung zu nehmen, der bekannten Londoner Firma Simpkin & Marshall überließ. Das Bändchen, welches 1827 unter dem Titel „Poems by two brothers" erschien, hatte nur geringen Erfolg. Wenn die jugendlichen Gedichte auch für die seltene Frühreife der Knaben ein schönes Zeugniß ablegten, so ließen sie bei Alfred doch noch weniger als etwa die Byron'schen Jugenddichtungen, die Hours of Idleness, auf den künftigen Genius schließen.

Im Jahre 1828 bezogen die Brüder die Universität Cambridge. Mehr noch als dem üblichen Lehrgange verdankte Alfred hier dem Umgang mit einer Schaar trefflicher Studiengenossen, die von ähnlichen Idealen erfüllt wie er, bald in freundschaftliche Beziehungen zu ihm traten. Zu diesem Kreise gehörte kaum einer, der nicht im späteren Leben in der Literatur oder Politik eine hervorragende Rolle gespielt hätte. Noch befand sich Alfred kein Jahr in Cambridge, als die Universität ein Preisausschreiben für eine Dichtung über Timbuktu ergehen ließ. Von der afrikanischen Stadt, die

angesungen werden sollte, war zwar nicht viel mehr bekannt, als der Name, aber eben darum gewährte das Thema der jugendlich sprühenden Phantasie der Wettbewerber um so weiteren Spielraum. Was die Preisrichter von ihnen erwarten durften, war wenig mehr als eine glatte Reimerei, die von formaler Gewandtheit zeugte und sich von all zu auffälligen Plattheiten freihielt. Daß ein so nichtssagendes und allgemein gehaltenes Thema das Feuer echter poetischer Begeisterung entflammen oder den Anlaß zu tiefsinnigen Reflexionen geben würde, konnten sie nicht voraussetzen. Es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie Tennyson's Gedicht für den Preis auswählten, obschon es in Blankversen abgefaßt war, die äußerlich von allen Kunstformen die geringsten Anforderungen an den Dichter zu stellen scheinen. Schon in diesem Gelegenheitspoem erkennt man die Anfänge jener Herrschaft über die sprachlichen Mittel, die seinen späteren Erzeugnissen einen so hohen Reiz gewähren. Daneben aber zeigten sich auch die Spuren echter Begabung in den glühenden Farben der Gemälde, die der jugendliche Dichter entrollt. Der Recensent eines der angesehensten kritischen Organe, des Athenäums, spendete ihm hohes Lob und fand in seiner Dichtung die Spuren eines poetischen Genius ersten Ranges.

Während die besprochenen Jugendgedichte Alfred's nur noch historisches Interesse besitzen, wirkt ein guter Theil der Sammlung, die er 1830 in seinem zwanzigsten Jahre herausgab, der Poems chiefly lyrical, noch auf die Generation unserer Tage lebendig ein. Gedichte wie Claribel, Lilian, Isabel, Mariana, der Meermann, die Meermaid, die Ode an das Gedächtniß, Adeline, die Ballade von Oriana gehören zum festen Bestande der englischen Poesie. Eine tiefgehende Kenntniß von Welt und Menschen konnte der Jüngling, der auf dem Lande und in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen war, damals naturgemäß noch nicht besitzen. Aus diesem Mangel erklärt sich sowohl die Wahl der Vorwürfe, als auch die Art der poetischen Gestaltung des Stoffes in seiner Poesie. Nicht Personen der realen Welt, nicht Empfindungen und Leidenschaften, die in bestimmten Begebenheiten und Lebensverhältnissen ihren Grund haben, bringt er zum Ausdruck; seine Gestalten und Gefühle führen insgesammt ein wesenloses Scheinleben ohne reale Grundlage. Der Tagesgeschmack trug dazu bei, ihn in der Zeichnung solcher Luftgestalten, wie der feenhaften Lilian, der spröden Madeline, der träumerischen Adeline zu bestärken. Man lebte in einer Epigonenzeit. Der kühne Flug, den die Phantasie eines Shelley und Byron mit gewaltigen Schwingen genommen hatte, machte auf die Jugend einen mächtigen Eindruck. In der glühenden und sprühenden Phantasie sah sie die wesentlichsten Eigenschaften der großen Dichter, die eben von der Bühne abgetreten waren. Nur schade, daß Tennyson mit ihr nicht die tiefe Innerlichkeit der Empfindung, die stürmische Leidenschaftlichkeit eines Shelley und Byron zu verschmelzen im Stande war.

Den Poems, chiefly lyrical, die in Alfred's Freunde Hallam einen begeisterten Recensenten fanden, folgte 1832 eine neue Sammlung, einige der bekanntesten Lieder und Balladen enthaltend: die Dame von Shalott, die Müllerstochter, die Geschwister, die Maikönigin und die Lotosesser. Mehr noch als der vorhergehende Strauß zeugt diese Sammlung von der schnellen Entwickelung seiner dichterischen Eigenart. Die Herrschaft über die sprachlichen Mittel und die Form, der wohllautende Fluß der Verse, in denen jedes Wort so nothwendig und überlegt erscheint wie „die Blume in einem architektonischen Ornament", doch so, daß man die absichtliche Wahl des Wortes im Fluß des Ganzen vergißt, kurz, alle die Vorzüge seiner späteren Lyrik treten schon hier zu Tage. Schon beginnt er auch aus dem Quell der mittelalterlichen Dichtung seines Landes zu schöpfen, die ihm später die Fabel zu seinen Königsidyllen und einigen seiner besten Balladen liefern sollte. Die Aufnahme, welche die Gedichte von 1832 fanden, entsprach nicht den Erwartungen Tennyson's und seiner Freunde. Die Theilnahme der Welt für des Dichters Schöpfungen blieb gering, eine zweite Auflage erlebte das Bändchen nicht.

Inzwischen hatte Alfred Cambridge verlassen, ohne seine Studien durch die Erwerbung einer akademischen Würde auch äußerlich zum Abschluß gebracht zu haben. Er lebte seitdem in Somersby in trautem Verkehr mit Hallam und anderen Freunden. Ein inniges Herzensverhältniß, das sich zwischen Hallam und einer Schwester des Dichters herausbildete, verknüpfte Tennyson noch fester mit dem Freunde, der sich in London der Rechtswissenschaft befleißigte und nun oft nach dem lieblichen Dörfchen hinüberkam. Aber das Idyll in Somersby, das Alfred in der Dichtung „In Memoriam" und Hallam in seinen nachgelassenen Gedichten anmuthig ausmalen, sollte bald durch den unerwarteten Tod Hallam's ein jähes Ende finden.

Die unfreundliche Bewillkommnung, die die Kritik seinen Gedichten bereitet, und der Tod des Freundes legten Alfred's Schaffensfreude auf lange Zeit lahm. Neun Jahre verstrichen, ehe er eine neue Sammlung seiner Dichtungen, diesmal in zwei Bändchen, erscheinen ließ. Außer den besten Stücken der Ausgaben von 1830 und 1833 in gefeilter und vervollkommneter Gestalt bargen sie einen stattlichen Strauß neuer Gedichte, mehrere der bekanntesten Balladen und poetischen Erzählungen darunter, Godiva, Morte d'Arthur, Lady Clare, der Lord von Burleigh, Sir Launcelot und Königin Guinevere, das Bettelmädchen, ferner Ulysses, die sprechende Eiche, Locksley Hall und einige der schönsten rein lyrischen Poesien. Töne tief innerlicher Gemüthsbewegung und stürmischer Leidenschaft weiß Tennyson auch hier nicht zu finden, aber die weichen, wohllautenden Accorde, die er auf seiner Leyer anschlägt, beruhen auf Wahrheit der Empfindung, und in der Kunst, durch die Musik seiner Verse uns in die beabsichtigte Stimmung zu versetzen, hat er eine Meisterschaft erreicht, die ein Ausländer nur würdigen kann, in dessen Seele der englische Vers auch ein reines Bild von der Klangfarbe der Worte und dem Tonfall der Silben und Sätze erweckt. Haben doch englische Kritiker mehrfach behauptet, Tennyson könne nur von Engländern verstanden werden. Die Meisterschaft in der Behandlung der Sprache kommt seinen Balladen und epischen Gedichten ebenso wie seinen Liedern zu gute. In der köstlichen Legende von Godiva und den anderen poetischen Erzählungen — der Dichter nennt sie „Idyllen" — bildete er den Blankvers zu einer bisher unerreichten Vollendung aus. Auch in dem epischen Fragment, Morte d'Arthur, über dem der ganze Zauber der mittelalterlichen Romantik ausgebreitet liegt, wendet er den Blankvers als Kunstform an. Jetzt bildet das Gedicht einen Theil der Königsidyllen. Die Erzählung „Dora" ist eine Perle der englischen erzählenden Dichtung. Der starrköpfige Sohn, der lieber das Haus des Vaters verläßt, als der freien Wahl einer Gattin entsagt, Dora, die treue anhängliche Seele, deren Liebe stumm aber unvergänglich ist, das sind Gestalten, die dem Leser trotz der skizzenhaft dargestellten Handlung plastisch vor der Seele stehen.

Bisher war Tennyson nur mit kleineren Gaben hervorgetreten. Es mag sein, daß ihn der Wunsch seiner Freunde, ein größeres, zusammenhängendes Werk zu verfassen, zu seinem phantastischen Epos „Die Fürstin" (1847) veranlaßte. Die einzelnen Theile der Geschichte, die Tennyson's eigene Erfindung ist, werden nacheinander von einer Zahl von Jünglingen und Mädchen erzählt, die er uns im Prologe vorführt. „Hätten wir ihn doch zurück, der das »Wintermärchen« schuf," äußert sich einer aus der Schar. Im Stil von Shakespeare's Wintermärchen bewegt sich der Inhalt, ein romantisches Märchen, das uns in's Mittelalter führt, aber in den Anschauungen durchaus modern ist, „ganz englisch, aber das England Richard Löwenherzens mit dem der Königin Viktoria zu einem entzückenden Gemälde vereinend". In das Ganze schaltete er in den späteren Auflagen einige seiner prächtigsten Lieder ein, darunter „Sweet and low, sweet and low", „Ask me no more", die — ganz Musik, ganz Melodie — unübersetzbar sind. Obschon das Gedicht in den Einzelheiten alle Vorzüge seiner Muse aufweist, war das Ganze dem Inhalt und der Anlage nach doch herzlich unbedeutend. Seine Freunde hatten Besseres von ihm erwartet, und D. M. Moir, einer

der anhänglichsten Herolde seines Ruhmes, sprach dies offen in Blackwood's Magazine aus.

In mehrfacher Hinsicht von Bedeutung sollte das Jahr 1850 für Tennyson werden. Er heirathete, veröffentlichte die Dichtung „In Memorian" und wurde Nachfolger Wordworth's als Poeta laureatus. Seine Ehe mit Emily Sellwood, der Tochter eines angesehenen Anwalts, wurde für ihn die Quelle ungetrübten Familienglücks. Zwei Söhne gebar ihm die Gattin, Hallam — nach dem Jugendfreunde so geheißen — und Lionel, die beide im späteren Leben sich literarisch bethätigten. Die Lieder, die der Dichter unter dem Titel „In Memorian" gesammelt und künstlerisch angeordnet herausgab, sind ein Ausfluß der Trauer um den frühverlorenen Freund. Aber wenn sich auch der Schmerz über Hallam's Tod als Grundstimmung durch die Dichtung zieht, hat man doch mit Unrecht das Ganze als ein rein elegisches Gedicht bezeichnet. Nur ein Theil der Gesänge ist elegischer Natur, in den anderen verfolgt der Dichter ein anderes, höheres Ziel, die Verherrlichung der ewigen, den Tod überdauernden Liebe und die Befestigung des Bewußtseins von der Fortdauer der Seele nach dem Tode. Tiefsinniges Versenken in Ideen, denen nur eine gut gegründete Bildung zu folgen vermag, hinderte ein Eindringen der Dichtung in die breiteren Schichten des Volkes; doch hat sie in engerem Kreise eine nachhaltigere Wirkung ausgeübt, als irgend eine andere Versdichtung der Victorianischen Epoche. Ein paar der namhaftesten englischen Autoren, die man aufforderte, die hervorragendsten drei dichterischen Schöpfungen des Jahrhunderts anzugeben, setzten „In Memorian" sämmtlich an die erste oder doch an die zweite Stelle. Wir urtheilen kühler über das Werk, wennschon darin alle Vorzüge der Tennyson'schen Muse im hellsten Licht erscheinen: der rhythmische Wohlklang der Vierzeiler, der offene Sinn für die Schönheit der Natur, warme, obgleich nicht leidenschaftlich tiefe Empfindung, philosophisch tiefsinnige Reflexionen, die aus der jeweiligen lyrischen Stimmung organisch und wie nothwendig emporsprießen. Der Erfolg von „In Memorian" war bei dem literarisch gebildeten Publikum ein gewaltiger; noch im Jahre des ersten Erscheinens erlebte es mehrere Auflagen, und als im April W. Wordsworth starb, erkor man Tennyson zu seinem Nachfolger.

Die Würde eines Poeta laureatus bringt in England heutzutage keinerlei bindende Obliegenheiten mit sich, keine das königliche Haus ansingende und beweihräuchernde Gelegenheitspoeterei, wennschon stillschweigend von ihm vorausgesetzt wird, daß der Dichter hie und da seine Leyer im Dienste des Vaterlandes und der Krone erschallen läßt. Auch Tennyson zahlte mit seiner Ode auf den Tod des Herzogs Wellington und in späterer Zeit mit einem Gedicht zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin den Tribut, den ihm seine Würde auferlegt. Ein paar kleinere patriotische Lieder, in denen er oft freimüthig seine Meinung sagt, machen den Eindruck, als ob sie mehr aus der inneren Ueberzeugung und Begeisterung, denn aus hofpoetlichen Rücksichten hervorgegangen sind.

Nach seiner Hochzeit wechselte Tennyson mehrmals seinen Wohnplatz, bis er sich schließlich in Farringford bei Freshwater auf der Insel Wight ein dauerndes Heim gründete. Dort lebte er seitdem seiner Muse und seiner Familie, einsiedlerisch zurückgezogen, im Verkehr mit wenigen Freunden. In Farringford entstand die metrische Romanze „Maud", die zusammen mit der Wellingtonode, der Idylle „Der Bach" und anderen Gedichten 1855 erschien. Tennyson hat kein zweites Werk geschrieben, das so heftige Anfeindung von der Kritik erfahren hat wie „Maud". Sie erklärte mit Recht die Dichtung in der Anlage und Composition für verfehlt und sah mit Unrecht darin eine Fürsprache und Vertheidigung des Krieges. In späteren Auflagen hat Tennyson das Gedicht ein Monodrama genannt, denn die Handlung wird von dem Helden selbst erzählt, der — das ist kurz die Fabel — den Bruder der Geliebten im Duell tödtet und darüber zum Wahnsinn getrieben wird.

Schon frühzeitig hatte den Dichter die Romantik der mittelalterlichen Poesie mit ihrer bunten Märchenpracht angezogen. Schon die Dame von Shalott, Morte d'Arthur, Sir Galahad und Launcelot waren Früchte seiner Studien der frühenglischen Dichtung. Aus demselben unversieglichen Quell schöpfte er die Vorwürfe zu den „Königsidyllen". Den gegebenen Stoff, die Geschicke König Arthur's und seiner ungetreuen Gemahlin, die heldenmüthigen Ausfahrten der Ritter von der Tafelrunde und ihre romantischen Liebesaventiuren wußte er auf eine höhere Idee zu beziehen, sie zu künstlerischem Ebenmaß zu erheben und mit blendendem Glanz, nach dem Urtheil der Engländer „im reinsten Englisch, das seit der Bibelübersetzung geschrieben," in technischer Vollendung darzustellen. Die vier Idyllen, die er zuerst veröffentlichte — sie sind im Gesammtcyklus und der Chronologie nach nicht die ersten — „Enide", eine zweite Griseldis schildernd, welche die von ihrem Gemahl ihr auferlegten Prüfungen mit Lammesgeduld erträgt, „Vivien", die listige, die den Zauberer Merlin hinter's Licht führt — in der Fabel kecker als sonst bei Tennyson — Elaine, die liebenswerthe, und schließlich die seelischen Leiden der treulosen Gattin des Königs der „Guinevere", sie zeigen Tennyson in einem Stoffe, der ganz seiner Eigenart entsprach, auf der Höhe seiner epischen Kunst. Die Theile, welche später erschienen, „The Coming of Arthur", „The Holy Grail", „Pelleas and Ettarre" und „The Passing of Arthur", in das die ältere Morte d'Arthur verwoben wurde, erreichte ihre Vorgänger weder der Form noch dem Inhalt nach.

Von der ersten Ausgabe der Königsidyllen wurden in sechs Wochen zehntausend Exemplare abgesetzt. Dieser Erfolg konnte selbst durch „Enoch Arden", das volksthümlichste unter seinen epischen Gedichten, übertroffen werden. In Enoch Arden wandte sich der Dichter wieder dem dörflichen Leben Englands zu, das er schon in der Müllerstochter und in Dora in engerem Rahmen anmuthig und voll Gemüth geschildert hatte.

Die Geschichte des heldenmüthigen Seemanns, welcher sich opfert für das Glück der Gattin, die ihn todt glaubt, ist in Deutschland wohl die bekannteste Schöpfung Tennyson's und in zahlreichen Uebersetzungen verbreitet. In der Fabel der Erzählung wird dem Leser der naive Glaube an mancherlei Unwahrscheinlichkeit zugemuthet, und wären nicht die treue Schilderung des Locales und die frisch lebendigen Genrebilder, man vermeinte fast, sich nicht im England der späteren Tage, sondern in dem Märchenlande zu befinden, in das uns die Königsidyllen versetzen.

Im Lyrischen und Lyrisch-Epischen liegt der Schwerpunkt von Tennyson's dichterischem Schaffen. Die Darstellung stürmisch bewegter dramatischer Handlungen, erschütternder Situationen, ungestümer Leidenschaften und in die Tiefen der Seele hinabsteigende Charakteristik waren nie seine Sache gewesen. Er stand hoch in den Sechzigern, als er sein erstes Drama „Königin Marie" (1875) auf die Bühne brachte. Schon in der Wahl des Stoffes bezeichnete es einen Mißgriff. Das Leben der Marie Tudor in seiner trostlosen Einförmigkeit widerstrebt der dramatischen Gestaltung und kann eine tragische Wirkung nicht hervorbringen. Wenn sich das Stück in verkürzter Form längere Zeit auf der Bühne behauptete, so dankte es der Dichter mehr als dem inneren Werth des Stückes dem allgemeinen Interesse, das England ihm entgegentrug. Nicht einmal in sprachlich-formaler Hinsicht bewährte er die alte Meisterschaft. Glücklicher war der Stoff in den folgenden Tragödien gewählt, in „Harold" (1874) und „Thomas à Becket" (1884), die dem Dichter, auch ohne daß er der historischen Ueberlieferung allzu grausam Gewalt anthut, einen schönen Stoff für ein Drama darbieten. Wer es bisher nicht glauben wollte, hätte aus der Behandlung dieser Stoffe sehen können, daß in Tennyson's Adern dramatisches Blut nicht floß. Beide gehören zu dem bleichsüchtigen Geschlecht der Buchdramen. Von seinen Bewunderern gepriesen, von keiner Geringeren als der George Eliot mit Shakespeare verglichen, haben sie auf der Bühne nicht Fuß fassen können. Den größten Erfolg auf den Brettern erzielte ein kleineres Stück „Der Becher (1884), das in der Diktion und auch an dramatischem Leben seine Vorgänger übertraf, aber seine Wirkung im Wesentlichen doch der glänzenden Aus-

stattung, der malerischen Scenerie und der trefflichen Darstellung Irving's verdankte. Noch unbedeutender sind seine übrigen Bühnenstücke „The Falcon", „The Promise of May" und das jüngst aufgeführte „The Forester".

Gegen Ende der sechziger Jahre hatte sich Tennyson von Freshwater, das, in den Sommermonaten immer mehr von Badegästen überfüllt, ihm schließlich unerträglich ward, nach Aldworth in Surrey zurückgezogen. Baron von Aldworth und Freshwater, unter diesem Titel erhob ihn die Königin 1883 in den Pairsstand. Was er in seinem neuen Wohnsitz neben seinen dramatischen Werken schuf, hat man als den „Nachglanz eines noch strahlenden Genius" bezeichnet. Einiges aus den „Ballads and other poems" (1880), „Die Rache", „Die Vertheidigung Lucknows" und ein paar dialektische Gedichte stehen den trefflichsten Erzeugnissen in seinen früheren Sammlungen wenig nach. „Rizpah", das beste Stück, die Leiden einer Bäuerin des vorigen Jahrhunderts schildernd, der der Sohn gehenkt ward, ist von packender Gewalt und bewegt die Seele des Lesers zu tiefem Mitgefühl. Die folgenden Gaben „Tiresias and other poems" (1885), „Locksley Hall Sixty Years After" und „Demeter" eine griechische Mythe mit allegorischem Ausblick auf das moderne Leben, fanden nicht mehr den allgemeinen Beifall, mit dem Jung und Alt ehemals jede neue Dichtung Tennyson's begrüßte. Der Dichter war alt geworden, älter als seine Meisterschöpfungen, seine Königsidyllen, sein Enoch Arden, sein „In Memoriam" und die Balladen und Lieder aus der Frühlings- und Sommerszeit seines Lebens, die noch immer frisch und jung, mit Entzücken gelesen wurden.

Während Alfred Tennyson in England von seinen Bewunderern vielfach überschätzt, Spenser, Shakespeare, Milton an die Seite gesetzt ward, hat man in Deutschland seine Bedeutung fast immer zu gering angeschlagen und in ihm wohl gar den Goldschnittlyriker und Finkferlinkepiker in seiner höchsten Ausbildung erkennen wollen. Zwar wird seine Bedeutung in der Geschichte der englischen Literatur einstmals mehr in der formalen Seite seiner Dichtung gefunden werden, in der unvergleichlichen Vollendung seiner Technik, aus der der dichterische Nachwuchs seines Landes lernen kann und gelernt hat, aber wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß er nicht bloß ein großer Künstler, sondern auch ein echter Dichter war, der da sang, was sein Herz bewegte. Wer der sogenannten modernen Richtung der Poesie huldigt, wird freilich seiner idealistischen Romantik, die dem Getriebe des modernen Lebens wie fremd gegenüberstand, seinem romantischen Optimismus mit dem unerschütterlichen Glauben, daß die Welt schöner werde mit jedem Tag, keinen Geschmack abgewinnen, wer aber mit Jacob Grimm meint, die Poesie sei das Leben selbst „gefaßt in Reinheit" und „gehalten im Zauber der Sprache", der wird gern zu den Werken des Dichters greifen, dem nun der Tod die Feder aus der Hand genommen hat.

Erkennen und Erkenntniß.

Seit Kant hat das Denken eine ganz neue Richtung bekommen. Während man vorher stets nur auf das Object sein Augenmerk richtete, ist man durch den großen Königsberger Philosophen auch auf das erkennende Subject hingewiesen worden. Wir sind nicht mehr so harmlos, daß wir beständig mit unseren Sinnesorganen operiren, ohne zu fragen, ob nicht etwa diese Werkzeuge irgendwie die Bilder von der Außenwelt beeinflussen müssen. Wir sind im Gegentheil heute schon fest überzeugt, daß wir es nie mit den Dingen an sich, sondern stets nur mit Erscheinungen zu thun haben. Unsere Bilder, unsere Wahrnehmungen sind, wie Friedrich Albert Lange so treffend sagt, das Product des Dinges an sich und unserer Organisation, und daß wir daher das Ding an sich nie erkennen können, leuchtet von selbst ein. Damit ist aber dem Erkennen eine eigenartige Bahn gewiesen. Der Urgrund aller Erscheinungen kann natürlich nimmermehr aufgedeckt werden. Denn er erschlösse sich im Dinge an sich. Was bedeutet aber dann noch Erkennen?

Wenn wir diese Frage etwas gründlicher behandeln wollen, so müssen wir uns nothwendiger Weise zuerst eine Vorstellung von unseren geistigen Functionen machen. Ich habe nur kürzlichst in Nr. 34 dieser Zeitschrift das Gehirnschema, das J. G. Vogt in seinen Schriften darstellt, in knappen Zügen entwickelt. Auch für die vorliegende Frage liefert uns dieses Bild von der Geistesthätigkeit die trefflichsten Dienste. Ich lehne mich hierbei inhaltlich vollständig an die Ausführungen Vogt's in seinem Hauptwerke „Wesen der Elektricität und des Magnetismus"*) an.

Wir haben gesehen, Vogt nimmt im Gegensatz zu den heutigen Physiologen punktuelle Bewußtseinssitze an, die er nach den mittleren Partien des Gehirns, den subcorticalen Ganglien, Sehhügel, Vierhügel ꝛc. verlegt. Von den Bewußtseinssitzen gehen Leitungsfasern in die Zellen der Hirnrinde, welch letztere ebenfalls durch Verbindungsfasern mit einander verknüpft sind. Wir haben weiter gesehen, daß bei der Anschauung oder allgemeiner: Wahrnehmung eines Gegenstandes ein Reiz durch die Sinnesorgane nach dem Bewußtseinssitze und von hier nach den Hirnzellen geht, um hier fixirt zu werden. Andererseits kann auch ein Reiz aus den Hirnzellen nach dem Bewußtsein zurückgehen und so hier ein Gedächtniß- oder Erinnerungsbild wachrufen.

Was uns bei diesem Schema der Geistesthätigkeit zunächst interessiren muß, ist die Frage, wie jene Anschauungsbilder, jene Wahrnehmungen zu Stande kommen. Ziehen wir ein Beispiel heran. Ich erblicke eine Wandfläche. Wir nehmen heute an, daß unsere Lichtempfindungen durch bestimmte Aetherschwingungen ausgelöst werden. Setzen wir nun den Fall, daß von der Wandfläche etwa 20,000 Lichtstrahlen ausgehen. Diese 20,000 Lichtstrahlen gehen in unser Auge und von hier durch den Sehnerv in das Bewußtsein. Was sehen wir nun hier? Etwa 20,000 vibrirende Aetherpunkte? oder vielmehr die entsprechenden Nervenreize? Nein, wir sehen etwas ganz Anderes: eine farbige Fläche. Und merkwürdiger Weise sehen wir diese Fläche nicht in unserem Kopfe, wo sie wirklich erst entsteht, sondern außen.

Nehmen wir nun einmal an, daß uns die durch die einzelnen Aethervibrationen ausgelösten Nervenreize bewußt würden. Dann wäre uns die ganze Welt nur ein Meer schwingender Aethertheilchen. Jeder Gegenstand wäre vom anderen nur durch die Masse der von ihm reflectirten Lichtstrahlen zu unterscheiden. Die nothwendige Folge wäre, daß wir uns in der Außenwelt nur sehr schwer oder überhaupt nicht zurechtzufinden vermöchten. Der Orientirung halber wird also in unserem Bewußtsein für die Lichtstrahlenmasse ein einziges Symbol gesetzt, das diese vertritt. Unsere Bilder sind demnach nur Zeichen, Symbole zum Zwecke unserer Orientirung, und unser Gehirn ist nur ein Orientirungs-, nicht ein Erkenntnißorgan. Wir haben aber das starke Bedürfniß und das Streben, über diese gegebenen Symbole hinauszugehen. Uns genügt durchaus nicht die bloße Kenntniß der Zeichen. Wir wollen vor Allem einen Einblick in den Zusammenhang der Erscheinungen gewinnen, und gerade dieses Bestreben belegen wir mit dem Namen „Erkennen".

Wir müssen uns nun vor Allem darüber klar werden, was das heißt, den Zusammenhang zwischen Erscheinungen aufzudecken. Zu diesem Zwecke greifen wir am besten die Mathematik heraus, da sie wegen der außerordentlichen Einfachheit ihres Materials das Wesen des Erkenntnißprozesses am sichersten durchschauen läßt. Auch der Mathematik sind eine unendliche Menge von Bildern, und zwar von Raumbildern, gegeben, und sie hat nichts Anderes zu thun, als den Zusammenhang zwischen diesen Bildern herauszufinden. Diesen Zusammenhang liefert sie stets durch ihren „Beweis", und zwar immer für die Bilder, die in der Betrachtung mit einander verknüpft sind.

Nehmen wir z. B. den Satz: im gleichschenkligen Dreieck

---

*) Leipzig, Ernst Wiest.

sind die Basiswinkel gleich. In dieser Behauptung sind zwei Bilder mit einander verknüpft, nämlich das Bild der gleichen Schenkel mit dem der gleichen Basiswinkel. Zwischen diesen Bildern soll nun durch den Beweis der Zusammenhang erbracht werden. Um dieses thun zu können, fälle ich vom Scheitel des von den gleichen Schenkeln eingeschlossenen Winkels eine Senkrechte auf die Basis. Es entstehen zwei Dreiecke, die folgende Merkmale gemeinschaftlich haben: die Senkrechte, die rechten Winkel und die diesen gegenüber liegenden nach Voraussetzung gleichen Seiten. Daraus, daß die beiden Dreiecke diese Merkmale gemeinsam haben, folgt, daß sie alle anderen gleichfalls gemeinsam haben (Congruenz). Folglich auch, daß die an der Basis anliegenden Winkel gleich sind.

Der ganze Beweis besteht also lediglich darin, daß zwischen die beiden zu verknüpfenden Bilder eine Reihe gemeinschaftlicher Zwischenglieder eingeschoben werden. Hier in der Mathematik sind die Zwischenglieder Merkmale der Bilder selbst, und daß ich es gleich genauer bezeichne, metrische Merkmale, Linien-, Flächen- und Körpergrößen. In anderen Disciplinen sind es nicht Merkmale, sondern selbständige Bilder. Nehmen wir z. B. die Logik, und zwar in ihrer modernen Ausbildung, der heute fast noch unbekannten Algebra der Logik. Auch hier haben wir Bilder mit einander zu verknüpfen. Wir können ja alle Begriffe vermittelst der Euler'schen Diagramme graphisch versinnbildlichen. Wenn wir nun die logischen Sätze in Bilder auflösen, so ist der Beweis thatsächlich nichts Anderes als die Heranziehung einer neuen Figur. Hier ist jedoch nicht der Ort für eine solche Darstellung, so interessant die Sache auch ist. Heute bedient sich aber die Logik nicht mehr der Bilder. Sie braucht vielmehr Buchstaben und legt den verschiedenen Gebilden aus ihnen bestimmte Bedeutungen bei. So hat die Logik jetzt die Aufgabe, zwischen den Buchstabenbildern die Zusammenhänge zu schaffen. Und dieses geschieht wieder durch gemeinschaftliche Zwischenglieder.

Es ist zum Beispiel der Satz zu beweisen: Wenn a eingeordnet b ist, dann ist ac eingeordnet bc. Als erstes gemeinsames Zwischenglied wähle ich a selbst. Von ihm weiß ich, daß ac eingeordnet a ist. Zwischen dem Subject dieses letzten Satzes ac und dem Prädicate des Satzes der Voraussetzung b ist also ein gemeinsames Bild. Folglich ist ac eingeordnet b. Nun wähle ich ein zweites Zwischenglied, nämlich ac. Es ist aber ac eingeordnet c. In dem zuletzt angeführten Satze und der vorhergehenden Folgerung ist wieder ein Glied gemeinschaftlich, nämlich ac. Mithin ist nach einem Lehrsatze ac eingeordnet bc.

Ebenso wie es in der Mathematik und Logik ist, ist es auch überall. Nur daß bei den genannten Disciplinen die Zwischenglieder äußerst einfach sind und der Zusammenhang leicht übersichtlich wird. Ganz anders ist dies bei der uns umgebenden Welt der Erscheinungen. Hier haben wir äußerst complicirte Bilder, so daß wir den Zusammenhang wegen der Masse der nothwendigen Zwischenglieder nicht zu überschauen vermögen.

Das Erkenntnißstreben geht also, wie gesagt, nur dahin, unsere Bilder durch gemeinschaftliche Zwischenglieder zu verknüpfen. Hieraus folgt, daß die Philosophie als die Synthese des Geschehens alle Bilder durch gemeinschaftliche Bindeglieder zu verknüpfen hat. Offenbar erschlösse sich ein alles verknüpfendes Band im Wesen der Substanz. Aber bis zu diesem können wir nicht vordringen. Es gibt jedoch zwischen dem Wesen der Substanz und unseren Symbolen noch ein drittes, nämlich die Arbeit, die Thätigkeit der Substanz jene Symbole auszulösen, oder mit anderen Worten, der fundamentale Arbeitsmodus der Substanz. Haben wir diesen gefunden, dann können wir einen durch nichts mehr unterbrochenen Gedankenfluß erzielen, alle Bilder mit einander verknüpfen und sie als Constellationserscheinungen begreifen. Es drängt sich nun natürlich die Frage auf: Wie kommen wir zu dieser Erscheinungsform der Substanz? Nach unseren heutigen Begriffen würden wir unmittelbar zu ihr kommen, wenn es gelänge, uns ein Atom vor die Augen zu zaubern. Wir denken uns jedes Atom mit einer gewissen unverlierbaren Kraft ausgerüstet, die sich für uns in einer bestimmten Weise äußern muß. Dies letztere wäre eben der fundamentale Arbeitsmodus der Substanz.

Nun liegt aber und wird wohl immer ein Atom jenseits der Grenze der Sichtbarkeit liegen. Durch die unmittelbare Anschauung können wir also die fundamentale Wirkungsform der Substanz nicht erfassen. Wir sind vielmehr darauf angewiesen zu speculiren. Den Weg, den dabei die philosophische Speculation einzuschlagen hat, ist kein anderer als der, den jeder Erfinder betritt. „Der Erfinder aber sucht die Verknüpfung zwischen zwei Möglichkeiten dadurch herzustellen, daß er versuchsweise eine Reihe von Zwischengliedern einschiebt, die er vorzugsweise aus dem analytischen Material seiner Gedächtnißbilder zusammenstellt. Schließen sich diese Zwischenglieder den Anfangs- und Endpunkten widerspruchsfrei an, ist seine Erfindung geglückt. Die Einschiebung der Zwischenglieder beruht auf einem fortwährenden Suchen und Probieren; die Zwischenglieder können vielseitig abgeändert werden, ihre Brauchbarkeit wird durch die unmittelbare Anschauung oder durch Combination von Gedächtnißmaterial erprobt. — Genau so verhält es sich mit dem wissenschaftlichen Erfinden, nur daß es sich hier nicht bloß um die Verknüpfung von zwei, sondern von einer Unzahl von Möglichkeiten handelt. Auch hier kommt ein ewiges Probieren, Grübeln und versuchsweises Zusammenstellen in Betracht, durch die unmittelbare Anschauung, das wissenschaftliche Experiment, wie durch Combination von Gedächtnißmaterial, eine Combination, die bald in synthetischen, bald in analytischen Sprüngen die Zwischenglieder zu erbringen sucht." (Methodologische Einleitung, S. 60.)

Aus den angeführten Worten Vogt's ergibt sich schon eine wichtige Forderung, die der Begriff von der fundamentalen Wirkungsform in der Substanz zu erfüllen hat. Es ist die Forderung, daß der Substanzbegriff mit den Thatsachen der Erfahrung in Uebereinstimmung stehen muß. Ein Substanzbegriff, der dieses nicht kann, ist natürlich werthlos, da er ja seinen Zweck, die Erfindungsbilder mit einander zu verknüpfen, nicht erreicht. Wir vermögen also auf diesem Standpunkte den Werth eines Substanzbegriffes positiv abzuschätzen. Je zahlreicher die Gebiete sind, auf denen er erprobt ist, desto mehr Vertrauen verdient er.

Andererseits ist selbstverständlich, daß die Substanzbegriffe mit den Zeiten wechseln müssen. Es ändert sich ja beständig das Erfahrungsmaterial, von dem sie abhängen, und wenn auch ein Substanzbegriff heute noch sich mit der Erfahrung deckt, so wird er doch vielleicht morgen schon mit neu gefundenen Thatsachen collidiren. Eine absolute Erkenntniß ist daher ein Unding. Wir haben es stets nur mit einer relativen zu thun. Deswegen verliert aber ein Substanzbegriff durchaus nichts von seinem Werthe. Jeder Substanzbegriff, der für die Erscheinungen seiner Zeit hinreicht, befriedigt vollkommen das Erkenntnißstreben seiner Zeit, und mehr kann und darf nicht von ihm verlangt werden.

Vogt illustrirt diese Sätze durch ein treffendes Beispiel, obwohl es sich nicht auf den Substanzbegriff, sondern allgemein auf eine Erklärung überhaupt bezieht. Seit uralten Zeiten hat sich die Menschheit damit befaßt, die glänzende Mondscheibe mit andern Körpern in Verbindung zu bringen. Die ersten Versuche nahmen von den dunkleren Theilen der Mondscheibe ihren Ausgang. Da diese in ihrer Stellung etwa der Stellung von Augen, Nase und Mund entsprechen, so war hiermit ein gemeinsames Merkmal zwischen Mond und Mensch gefunden, und der Mond daher als ein menschenähnliches Wesen gedeutet. Als später die Beobachtungen sich vermehrten, fand man in der Bewegung das Merkmal, das diesen mit der Sonne verband. Mit der Erfindung des Fernrohres wurden die Kugelgestalt, die Berge und Thäler des Mondes bekannt, und so war die endgültige Deutung gegeben: der Mond ist ein erdenähnlicher Weltkörper. Von diesen Deutungen ist aber eine jede für ihre Zeit gleich werthvoll, da eine jede von ihnen das Erkenntnißstreben des Menschen vollauf befriedigt hat, oder noch befriedigt. Und wenn

später eine Erklärung (und ebenso ist es beim Substanzbegriffe) werthlos wird, weil sie sich mit der Erfahrung nicht mehr deckt, so ist sie dies auch nur vom Standpunkte der späteren Zeit.

Neben dieser realen Forderung, daß ein Substanzbegriff sich mit den Erfahrungsthatsachen decken müsse, erhebt Vogt noch die subjective der Vorstellbarkeit. Vogt läßt keine Erklärung gelten, die nicht vorstellbar ist. Auf diese Forderung legt er mit Recht großes Gewicht. Alle Metaphysik ist bis heute noch stets in nichts zerfallen, weil sie diesem Prinzipe keine Rechnung getragen hat. Und umgekehrt, die Wissenschaft, vor Allem die Mathematik, hat einzig und allein ihre Erfolge dem Umstande zu verdanken, daß sie stets nur vorstellbare Elemente zuläßt.

Dieses Prinzip der Vorstellbarkeit läßt sich übrigens aus unseren Prämissen streng ableiten. Wir haben gesehen, daß unser ganzes Erkennen darauf hinausläuft gemeinschaftliche Zwischenglieder zwischen die zu verknüpfenden Bilder einzuschieben. Diese Zwischenglieder müssen aber selbst wieder Bilder sein. Unvorstellbare Begriffe können aber nie und nimmermehr in uns Bilder oder Vorstellungen erwecken. Die Worte Seele, Geist, Absolutes ꝛc. haben noch in keinem Hirn irgend welche Bilder hervorrufen können. Sie sind bloße akustische Reize und bedeuten in unserer Erkenntniß eben so viele Lücken. Sie sind daher für eine wirkliche Erkenntniß unbrauchbar, und jeder Versuch, sie wirklich als Bindeglieder zu verwenden, liefert nur eine Schein-Erkenntniß.

Der Einwand, daß es aber doch solche unvorstellbare Momente wirklich geben könnte, wie eine unvermittelte Fernewirkung, ist auf diesem Standpunkte vollständig hinfällig. Wir spekuliren ganz und gar nicht auf eine sogenannte Wahrheit. Es ist uns lediglich um eine Befriedigung unseres Erkenntnißstrebens zu thun, welches nur und nur auf der Verknüpfung aller Bilder durch Zwischenglieder beruht. Ob diese Erkenntniß die „Wahrheit“ sei oder nicht, diese Frage ist für uns vollständig gegenstandslos, einfach deshalb, weil die „Wahrheit“ gar nicht ein Kriterium für eine Erkenntniß abgeben kann.

Gerade diese beiden Forderungen sind aber, so natürlich sie eigentlich auch erscheinen, von einschneidenster Bedeutung. Denn durch sie fallen eine Menge naturwissenschaftlicher Anschauungen. Das Kriterium der Vorstellbarkeit räumt beispielsweise mit jeder Art von unvermittelter Fernewirkung auf, mag diese nun den Weltkörpern oder den Atomen zugeschrieben werden. Wenn wir zwei getrennte Körper mit Anziehungskraft begaben und sich nähern lassen, so werden uns nur die Endresultate in diesem Prozesse vorstellbar, nimmermehr aber der Prozeß selbst und die Art und Weise, in der er eingeleitet wurde. Und die andere Forderung vernichtet zum Beispiel unsere moderne Kinetik mit einem Schlage. Denn dieselbe hat sich nicht einmal auf dem ganzen Felde der Physik, viel weniger erst auf den anderen Gebieten bewährt. Wir sind daher gezwungen einen neuen Substanzbegriff heraus zu arbeiten.

Vogt versucht nun selbst einen solchen aufzustellen, und damit berühren wir den Kern seiner Philosophie, an den sich alle anderen Ausführungen ankrystallisirt haben. Vogt denkt sich eine contractile und continuirliche Substanz, die das einzige Bestreben hat sich zu verdichten. Aus diesem Verdichtungsbestreben leitet dann Vogt in der That alle anderen Kraftmodalitäten ab (in dem ersten Bande des „Wesens der Elektricität und des Magnetismus“ alle physikalischen bis auf die elektrischen und magnetischen, die im zweiten, heute noch nicht erschienenen, behandelt werden sollen). Gerade diese Theile sind voll von genialen Gedanken und sie können nicht genug jedem Leser empfohlen werden, besonders auch deshalb, weil sie trotz einiger mathematischer Formeln, die jeder ohne Schaden überschlagen kann, außerordentlich populär sind. Eine solche consequente Durchführung des monistischen Programms ist einzig in ihrer Art. Selbst Erscheinungen, wie die Gravitation, die noch vor Kurzem der Mathematiker Paul Du Bois-Reymond für ein stets unlösbares Räthsel erklärt hat, finden hier eine überraschende Deutung. Und um seine eigene Forderung zu erfüllen, hat sich Vogt nicht damit begnügt, seinen Substanzbegriff nur auf dem Gebiete der Physik zu erproben, sondern er hat ihn vielmehr auch auf die Biologie angewandt und nachgewiesen, daß er selbst für die schwierigsten Fragen äußerst fruchtbar ist. Ja dieser Substanzbegriff hat Vogt sogar den Weg zu einer ganz eigenartigen Philosophie eröffnet, zum absoluten Realismus, wie er sie nennt. Ihre Grundzüge deutet er in der Einleitung des schon mehrfach erwähnten Werkes an. Sie gehen übrigens auch aus den obigen Anführungen hervor, die überhaupt der eigentliche Kern der Einleitung sind und durch die allein diese richtig verstanden werden kann.

W. R.

Musik und Gesang.

Von Heinrich Röckner.

(Schluß.)

Aus der vorliegenden Untersuchung über das Verhältniß von Gesang zu Musik ergibt sich nun eine Reihe von Grundsätzen, welche dem Gesangscomponisten Pflicht sein sollten, die aber trotzdem vielen unserer bedeutendsten Componisten der Gegenwart wie der Vergangenheit wahrscheinlich unbekannt geblieben sind, die von ihnen jedenfalls ignorirt worden sind. Von Bach bis auf die neueste Zeit hin haben die Componisten sich zunächst hundert und aberhundert Mal arg vergriffen in der Wahl der Texte, die sie ihrer Gesangsmusik zu Grunde legten. Nicht der poetische Werth eines Textes entscheidet seine Brauchbarkeit für den Gesang, sondern sein Gefühlsinhalt. Complicirte, gedankenreiche oder sachlich erzählende Poesie ist für den Gesang unverwendbar. Jeder Satz muß dem Sänger die Möglichkeit gewähren, ein bestimmtes Gefühl zum Ausdruck zu bringen, da wir von der singenden Menschenstimme stets eine Gefühlsäußerung erwarten. Bezeichnende Beispiele, wie Gesangstexte nicht sein müssen, finden wir zunächst bei Händel und Bach. Wenn uns der Baßsolist in einer Bach'schen Cantate mittheilt: „an irdische Schätze das Herze zu hängen, ist eine Verführung der thörichten Welt“, oder „der Glaube schafft der Seele Flügel, daß sie sich in den Himmel schwingt, die Taufe ist das Gnadensiegel, das uns den Segen Gottes bringt“, so ist das recht fromm, aber so prosaisch-trocken, daß selbst die schönste Melodie es nicht sangbar macht. Doppelt schlimm werden derartige Texte, wie sie fast alle Arien Bach's und vielen Händel's zu Grunde liegen, durch die endlosen Wortwiederholungen, die hier um so nachtheiliger wirken, da der Text an sich trocken und verstandesgemäß ist. Unsere deutsche Liederliteratur enthält hunderte von Liedern, die schon ihres Textes wegen völlig unmöglich sind, weil ihnen einfacher, bestimmter Gefühlserguß abgeht. Schubert, Schumann, Mendelssohn und viele neuere Componisten haben an eine Menge Gedichte ihre Musik verschwendet, die aus dem oben angeführten Grunde zum Gesang absolut ungeeignet sind. Von den Operntexten gilt natürlich dasselbe, und es dürfte ja auch bekannt sein, wie manches wahrhaft bedeutende Opernwerk lediglich dem Textbuch zum Opfer gefallen ist.

Hat der Componist nun auch einen für Gesang günstigen Text gewählt, so darf er sich nicht damit begnügen, dem Sänger eine Tonreihe zu geben, die sich mit der richtigen Declamation des Textes deckt, die Höhepunkte der Musik mit den Höhepunkten der Dichtung zusammenfallen läßt. Er muß dem Sänger eine ganz selbständige Tonreihe zur Verfügung stellen, wenn das Lied oder die Arie die von dem Componisten beabsichtigte Wirkung erreichen soll. Das kann er auf verschiedene Art thun. Einmal, indem er die Musik — wie es Gluck und Richard Wagner in ihren theoretischen Schriften gefordert haben — zur Dienerin des Wortes macht. Die einfachste, bekannteste Form hierfür ist das Recitativ. Hier herrscht der Sänger vollkommen frei, die Musik macht gar nicht den Versuch, sich selbständig zu gestalten. Ferner kann der Com-

ponist sich den Sänger mit seinem reichen Material an Ausdrucksmitteln dienstbar machen, indem er ihm wiederum eine ganz selbständige Tonreihe gibt, die aber im Gegensatz zu dem Recitativ die ausgeprägteste musikalische Gestalt zeigt. Er componirt eine freie Melodie. Das Wesen der Melodie besteht darin, daß sie ein durch sich selbst verständliches Musikstück ist. Die Begleitung kann arm oder reich sein, sie kann auch ganz fehlen, wie bei dem einfachen Volkslied, immer erhält der Sänger eine Aufgabe, die seinen Mitteln entsprechend ist. Dabei versteht es sich von selbst, daß sowohl die Melodie, als auch die harmonisch füllende Begleitung dem dichterischen Inhalt des Gesangsstückes angepaßt sein muß. Hauptsache bleibt es, daß die Gesangsmelodie den Bedingungen der menschlichen Stimme und ihrer Ausdrucksmittel Rechnung trägt. Gegen dies letzte Gebot wird gar oft von Componisten verstoßen, die gerade den Ausdruck sehr gut treffen wollen. Denken wir an die Allegrosätze der Arien der Leonore und des Florestan aus Beethoven's unsterblichem Fidelio. Für die hinreißende, leidenschaftliche Energie in der ersten, die visionäre Verzücktheit in der zweiten Arie kann kaum eine angemessenere Musik gedacht werden, als sie Beethoven hier geschrieben hat. Trotzdem ist die Wirkung dem nicht ganz entsprechend, weil die rasch dahineilenden Noten der ersteren, wie die unruhigen, kurz unterbrochenen Tonreihen der letzteren Arie dem Sänger zu wenig Gelegenheit geben, bestimmte energische Empfindung auszudrücken. Anstatt daß sich musikalischer und gesanglicher Ausdruck zu vereinter Wirkung zusammenthun, stehen sie hier im Kampf mit einander. Denn die Aeußerung einer so starken, leidenschaftlichen Empfindung, wie sie in diesen Arien der Text erfordert, verlangt eine bedeutende Tonkraft; diese aber ist nun, der Natur des menschlichen Organs gemäß, nur auf längeren Tönen zu erzielen. Gegen die Natur der menschlichen Stimme bleiben diese Stücke immer, wenn auch ein oder der andere Sänger mit ganz außergewöhnlichen Mitteln die erwartete Wirkung erreicht. Der Fehler, den hier der genialste Tondichter begangen hat, liegt darin, daß der Componist sich auf das Aeußerste bemüht hat, die Gesangsnoten so zu setzen, daß die Declamation der menschlichen Sprache möglichst nahe kommt. Dieses Drängen des Gesanges nach der Sprache hin, welches vor allen anderen Componisten der Neuzeit Richard Wagner, namentlich in seinen späteren großen Musikdramen erstrebt, beruht auf einem Verkennen der ganz verschiedenen Wirkung des gesungenen und des gesprochenen Wortes. Bei ersterem ist der Ton Hauptsache, das Wort als solches wirkt erst in zweiter Reihe, während umgekehrt bei der Sprache der Ton, das heißt der Stimmklang, von untergeordneter Bedeutung ist. Der Componist, der den Versuch macht, mit der Musik den Tonfall der Sprache nachzubilden, schlägt seine musikalische Erfindung in Fesseln, zwingt dem Sänger eine Aufgabe auf, die dessen Instrument unbequem ist und erreicht damit doch nur ein Zerrbild der wirklichen Rede.

Wir haben in dem Vorhergehenden als verschiedene Gesangsformen drei gefunden. Das Recitativ ohne selbständige Musik, die declamatorische, dem Wortaccent sich eng anschließende Musik, und die frei erfundene Gesangsmelodie. Bei der letzteren ist es Hauptaufgabe des Componisten, die Melodie an sich schön zu schaffen, seine Musik in möglichsten Einklang mit der Stimmung des Textes zu setzen und die Gesangsnoten so zu behandeln, daß sie dem Sänger eine verständige Declamation ermöglichen, ohne daß die letztere maßgebend auf die Gestaltung der Melodie einwirkt. Alle drei Arten werden von den bedeutenden Gesangscomponisten von Gluck bis auf die neueste Zeit hin benutzt, je nach Form und Inhalt des Textes die eine oder die andere. Den höchsten Rang wird immer die letztgenannte Form, die frei erfundene Melodie einnehmen, denn hier allein vereinigen sich Musik und Dichtung derartig, daß sie sich wechselseitig stützen und verstärken, indem die Musik den Gefühlsinhalt des Textes zu ungleich mächtigerer Wirkung bringt, als es die Poesie vermöchte, während die Dichtung die Macht der Musik dadurch vergrößert, daß sie zu deren eigenen Reizen einen neuen, der Musik allein unerreichbaren, hinzufügt: einen bestimmten, begrifflichen Inhalt. — Nun gibt es noch eine andere Form von Gesangsmusik, in welcher die Dichtung vollständig in eine dienende Rolle gedrängt wird (analog dem umgekehrten Verhältniß von Musik und Dichtkunst, wie wir es im einfachen Recitativ fanden), und die Tonkunst dem entsprechend zur völligen Alleinherrscherin sich emporschwingt. An sich wäre diese Art von Vocalmusik genau so berechtigt, wie ihr Gegenstück, das Recitativ, in welchem die Musik nur Sklavin des Textes ist. Trotzdem werden wir finden, daß diese Verbindungsform der Schwesterkünste ästhetisch unhaltbar ist, weil sie in sich selbst widerspruchsvoll ist. Will die Tonkunst den Text einer Arie, eines Liedes ganz zum Sklaven machen, so kann sie es in der Weise, daß sie den textlichen Inhalt vollständig ignorirt, die menschliche Sprache nur gebraucht, weil das ausführende Instrument, die Menschenstimme, sie nicht gut entbehren kann. Diese Spielart unserer neugefundenen Gesangsform begegnet man namentlich oft unter den italienischen Opern älterer wie neuerer Zeit. Einzelne Stücke aus denselben, ja — namentlich im vorigen Jahrhundert — ganze Opern, verrathen auch nicht den leisesten Zusammenhang zwischen Musik und Dichtung. Da finden wir zu den ernstesten, traurigsten Textworten heitere, vergnügte Tonreihen, zu dem geringfügigsten, gleichgültigsten Text die gefühlvollen Cantilenen. Der innere Widerspruch in derartigen Kunsterzeugnissen liegt auf der Hand, denn die Vereinigung der Schwesterkünste ist hier eine solche, daß sie wechselseitig ihrer eigenen Wirkung Abbruch thun, indem der Text uns den rein musikalischen Eindruck trübt; — wir suchen vergebens nach einem Zusammenhang zwischen Wort und Ton; die Musik andererseits hindert den Gefühlsinhalt des Textes an seiner richtigen Wirkung, da ihre Formen sich ohne Weiteres in directen Widerspruch zu ihm setzen. Die letzte Consequenz dieser Gesangsform ist der Gesang ohne Worte, wie wir ihn in dem reinen Coloraturgesang auch wirklich finden. Bei dem Coloraturgesang ist der oben gedachte Widerspruch verschwunden. Wenn wir ihm trotzdem nur bedingte Berechtigung zugestehen — als gelegentliche Verzierung der Melodie — so liegt das darin, daß es unserem ästhetischen Empfinden unangenehm und störend ist, ein menschliches Organ wie ein todtes Instrument zu vernehmen. Sobald ein Mensch singt, verlangen wir unbewußt, daß er sich auch verständlich macht.

Die langdauernde Wirkung, welche die letztbesprochene Verbindungsform von Tonkunst und Poesie, und mit ihr der reine Coloraturgesang in der Geschichte der Oper gehabt hat, ist um so merkwürdiger, weil schon Gluck vor 130 Jahren mit aller Entschiedenheit gegen die Concertoper in's Feld zog. Die Widerstandskraft der letzteren — ihre letzten Ausläufer finden wir in Meyerbeer'schen und Verdi'schen Coloraturarien — ist nur daraus zu erklären, daß diese Richtung dem Sänger die unumschränkteste Herrschaft einräumte.

Es bleibt noch eine fünfte Form der Vermählung von Dichtung und Tonkunst übrig, welche mit der eben besprochenen im schärfsten Wiederspruch steht und trotzdem bedeutsame Berührungspunkte mit derselben zeigt. Viele bedeutende Componisten haben den Versuch gemacht, der singenden Menschenstimme eine Stellung anzuweisen, in der sie — weit entfernt davon, herrschend zu sein — den übrigen Tonreihen der Composition coordinirt, gelegentlich auch subordinirt ist. Dem Sänger fällt hier weder eine in sich geschlossene Melodie zu, noch ein Recitativ oder der Sprache nachgebildete deklamatorische Phrasen. Der Componist schafft ein formal reiches, mannigfach contrapunktisches Tonstück, welches in seiner gesammten Haltung mit den Mitteln musikalischer Charakteristik dem Text folgt, der Singstimme dabei keine wesentlich andere Stellung zuweist, als den instrumentalen Begleitstimmen, denen sie bald untergeordnet, bald übergeordnet ist. Diese Art von polyphoner*) Gesangsmusik hat zunächst Sebastian Bach in fast all seinen Arien (in Cantaten, Passionen u. s. w.) angewandt. Von neuen und

*) Wir rechnen zu dieser Stilart nicht nur polyphone Stücke, sondern auch homophone Sätze, in denen dem Sänger weder selbständige Melodie, noch eine charakteristische Declamationsstimme zufällt, in denen seine Noten lediglich die Oberstimme einer Accordfolge sind, die mit ihren modulatorischen Wendungen dem Text gerecht zu werden sucht.

neuesten Componisten schlagen denselben Weg Schumann und vor allen Brahms in ihren Sologesängen ein. Schon diese Namen bürgen dafür, daß diese Richtung uns gehaltvolle, gediegene Musik bringt. Insofern steht sie in scharfem Gegensatz zu der, der Sängerwillkür völlig dienstbaren Concertoper Italiens und verwandten Bestrebungen. Ganz verschieden ist auch in diesen beiden Richtungen die Stellung, welche dem ausführenden Sänger angewiesen ist: hier souveräner Herrscher, dort abhängiger Unterthan. Trotzdem finden wir zwischen diesen Richtungen auch eine enge Parallele: der Sänger hat in beiden Fällen die Aufgabe, seinem Text gerecht zu werden mit einer Notenfolge, die von dem Text selbst nicht im mindesten bestimmt ist, die nach völlig anderen Prinzipien entstanden ist. Für den Singenden ändert es auch wenig an seinem künstlerischen Erfolg, ob er es das eine Mal mit einer geistlosen, oberflächlichen, das andere Mal mit einer ernsten, gedankenreinen Musik zu thun hat. Seine Aufgabe ist in beiden Fällen gleich aussichtslos. Ja, mit der freien, ungebundenen Melodie, mag sie noch so elend und dem Inhalt widersprechend sein, kann er noch eher einen künstlerischen Eindruck hervorrufen, als mit einer Notenreihe, die — an sich ohne scharfen Ausdruck — völlig an das gesammte Musikstück gebunden ist. Seine Aufgabe wird dadurch um so undankbarer, daß die polyphonen Gesangscomponisten fast durchweg unsangbare, der Menschenstimme unangemessene Notenfolgen setzen. Die Tyrannei des Bach'schen Gesangssatzes ist z. B. geradezu sprichwörtlich geworden. Erklärlicher Weise begegnet man in solchen polyphonen Gesangsstücken auch häufig groben Fehlern gegen die Gesetze der Declamation; die musikalische Phrase und der dichterische Satz decken sich nicht. Die Componisten dieser Stilart machen den Versuch den Text völlig in der Musik aufgehen zu lassen. Die gesungenen Stimmen sollen sich hier — analog den einzelnen Stimmen eines Instrumentalsatzes — (eines Quartetts, Trio oder eines Sinfoniesatzes) in das ganze Stück als ein Theil einreihen. Zunächst ist die Aufgabe des Sängers in diesem Falle, wie schon gesagt, sehr undankbar. Aber sei es drum. Der Instrumentalmusiker, der Geiger, der Klavierspieler, jeder Orchesterspieler muß sich oft genug einer undankbaren, schweren Aufgabe unterziehen, sein Licht vollständig unter den Scheffel stellen, um der Gesammtwirkung eines großen Kunstwerkes zu dienen. Da mag denn auch der Sänger auf seinen persönlichen Erfolg, auf den Effect seines köstlichen Materials einmal verzichten und dasselbe bescheiden in den Dienst einer edlen Kunstschöpfung geben. Mag er, wie es der berühmte Liedercomponist Robert Franz in dem Vorwort zu seinen vortrefflichen Arrangements Bach'scher Arien fordert, sich den Instrumentalstimmen gleichstellen oder gelegentlich unterordnen. Leider hat Robert Franz nicht angegeben, wie der Sänger dies machen soll. Er konnte dies auch nicht angeben, da es einmal der Natur der Sache nach unmöglich ist. Der Sänger kann seine Stimme dämpfen so viel er will, auf allen Effect, ja auf allen selbständigen Vortrag verzichten, seine Noten streng im Rhythmus dem Gesammtwerk einreihen, er bleibt doch immer und ewig ganz im Vordergrund. Den einzelnen, Worte singenden Sänger hören wir nie und nimmer als Instrumentalstimme, als Theil eines Ganzen, sondern wir hören aus ihm immer eine bestimmte, individuelle Gefühlsäußerung. Seine Zurückhaltung und Unterordnung gegenüber dem ganzen Werk hilft gar nichts, sie bewirkt nur, daß wir die unbehagliche Empfindung seiner Reserve haben. Setzt er aber die ganze Kraft des stimmlichen Könnens, die ganze Energie seines geistigen, gemüthvollen Vortrags zum Besten eines polyphonen Gesangsstückes ein, so verdirbt er die harmonische Wirkung des Werkes erst recht, denn er stellt einen Theil desselben ganz in den Vordergrund, dem dieser Platz nicht gebührt, er verhindert den Hörer geradezu auf ebenso wichtige und wichtigere Theile genau zu achten und das Gesammtwerk einheitlich auf sich wirken zu lassen. Wir finden daher, daß die polyphone Gesangsmusik — so großartige musikalische Gedanken in ihr auch niedergelegt sein mögen — eine in sich selbst widerspruchsvolle Kunstform ist, gerade so wie wir es bei der Concertoper und verwandten Bestrebungen im Gebiete des Liedergesanges fanden. Die Praxis zeigt uns denn auch, daß z. B. die Arien Bach's, wie auch viele, in diese Kategorie fallenden Lieder von Schumann, Brahms und anderen Componisten im Publikum, wie bei den Sängern gar kein Interesse erwecken. Die wahren Freunde derartiger Gesangsmusik sind theoretische Musiker oder Klavierspieler, denen es beim Lesen oder Durchspielen dieser Werke nicht auffällt, daß hier ein grobes Mißverhältniß der einzelnen Theile durch die Reproduction herbeigeführt wird. So besteht denn auch für den musikalisch gebildeten Sänger der wahre Genuß solcher Musik nicht darin, sie zu singen, sondern sie auf dem Klavier zu spielen und als Anregung dazu die Dichtung zu lesen.

Moritz Moszkowski wies kürzlich sehr richtig auf den Unterschied hin, der zwischen einer Musik für das Ohr und einer für das Auge besteht. Die polyphone Gesangsmusik ist ein treffender Beleg für eine Musik, die gelesen, aber nicht gehört werden muß.

In unserer Untersuchung haben wir also drei Formen des Sologesangstils gefunden, die ästhetisch berechtigt sind: das Recitativ, die declamatorische Phrase und die freie, selbständige Melodie. Bei einem Ueberblick über die gesammte neuere Musikgeschichte (vor dem Jahre 1600 gibt es keine Sologesangsmusik in unserem Sinne) finden wir, daß alle Gesangswerke, die einen tiefen, nachhaltigen Erfolg gehabt haben, unter eine der genannten drei Gattungen zu rubriciren sind. Dabei kann ein und dasselbe Stück (ein Lied oder eine Arie) in seinen verschiedenen Theilen alle drei Formen anwenden.

Aus der Sonderstellung, die wir dem Sologesang als einem selbständigen Kunstzweig neben der übrigen Musik anweisen, ergibt sich ein großer Vortheil. Wir finden so leicht den Grund dafür, daß so und so viele große Werke, die als Musik betrachtet, ebenso kunstvoll als originell sind, gesungen gar keine lebendige Wirkung auf die Freunde der Tonkunst erzielt haben, und umgekehrt, daß viele Compositionen, die als reine Musik ziemlich dürftig aussehen, als Gesangsstücke große, bedeutende Erfolge erreicht haben. Der Grund ist das erste Mal darin zu suchen, daß die Composition den Bedingungen des Sologesanges gar nicht, das zweite Mal dagegen in hohem Grade entspricht. Es ist nicht schwer, in jedem Fall nachzuweisen, welche Eigenthümlichkeiten von Text oder Musik oder auch von beiden zugleich, ein Gesangstück brauchbar oder unbrauchbar machen. Diese Untersuchung fällt naturgemäß aus dem Rahmen unserer Abhandlung heraus; sie zu führen, ist Sache der Fachkritik, nur muß dieselbe den einseitig musikalischen Standpunkt verlassen und ein Sologesangsstück nach ganz anderen Prinzipien beurtheilen lernen, als jede andere Composition. Bezüglich der dramatischen Musik haben sich viele verständige Kritiker und Aesthetiker schon längst auf diesen Standpunkt gestellt, da hier das Uebergewicht des Sängers über die Musik durch seine Persönlichkeit und die schauspielerische Leistung noch weit größer wird, als im Lieder- und Oratoriengesang.

Gewiß ist ein Concertgesang eine reichere und detaillirtere Begleitung der Musik möglich als in der Oper, da der Hörer seine Aufmerksamkeit auf die musikalischen Formen durch nichts anderes gehemmt sieht. Für den öffentlichen Vortrag sind aber auch hier nur die Stücke anwendbar, in denen der Sänger eine vollständig freie, herrschende Stellung der Begleitung gegenüber einnimmt.

Ist unsere Annahme „Musik und Sologesang sind zwei getrennte Kunstzweige" einmal zur allgemeinen Geltung gekommen, so wird auch die gewaltige Kluft überbrückt werden können, die sich heute zwischen Kritik und Publikum in der Beurtheilung von Gesangsmusik zeigt.

Unser oben angeführtes Beispiel aus dem Troubadour wird auch nach unserer Anschauung kein gutes Gesangsstück sein, da die Musik an sich darin gewöhnlich trivial ist. Aber es ist immerhin ein Gesangsstück, während viele hochgepriesene Arien von Bach und Händel, Lieder von Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms und Anderen überhaupt gar keine Gesangsstücke, sondern Instrumentalcompositionen mit gesungenem Text sind.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Paranja.

Von Schtschedrin.
Aus dem Russischen.

„Ehe ich in's Gefängniß kam, lebte ich in und mit meiner Familie und konnte über mein mir beschiedenes Loos nicht klagen. Unsre Gegend ist von düsteren, sumpfigen Wäldern umgeben; ringsum nichts als Wald, Wasser und undurchdringliche Sümpfe; trotzdem aber möchte ich sie mit keinem anderen vertauschen. Was wir in der Jugend gewöhnt sind, gefällt uns immer besser als alles andere. Böses kam mir auch niemals in den Sinn — und doch bin ich nun im Gefängniß. Seinem Schicksal entgeht keiner. Ich war weder ein Dieb noch ein Säufer und habe doch ein schweres Verbrechen auf dem Gewissen.

In unserem Dorfe lebte ein Weib, Paranja, an einen Soldaten verheirathet. Sie war jung, hübsch, blond und rund und ich verliebte mich in sie. Doch im Dorfe ist es nicht wie in der Stadt. Wir konnten uns täglich sehen: auf dem Feld, im Wald, am Brunnen. Hier wechselten wir einige Worte, dort einen Blick. Wenn ich sie sah, überlief mich stets ein Schauer; am liebsten hätte ich sie in meine Arme geschlossen und die ganze Welt vergessen. Zuweilen stand ich den ganzen Abend unter unserem Fenster, um sie vorübergehen zu sehen, und wenn sie kam, dann war es mir, als wäre die Sonne aufgegangen. Und doch muß ich gestehen, daß es mir dazumal nicht fröhlich zu Muthe war. Die Arbeit ging mir nicht vom Fleck und nichts interessirte mich weiter als Paranja. Als einmal das ganze Dorf auf dem Felde war, trafen wir uns am Brunnen. Ich sehe sie noch wie heute; sie ließ den Eimer hinab und konnte ihn nicht wieder heben.

„Wohl schwer, Paranja?" fragte ich.

„Recht schwer," antwortete sie. Das war alles, was mir miteinander sprachen. Ich wollte mich ihr nähern, fürchtete mich jedoch, denn der Wunsch war da, aber die Kraft fehlte.

Sie hatte meine Erregung bemerkt und kam auch amnächsten Tage wieder zum Brunnen. Ich war ebenfalls da und stand wie ein Klotz vor ihr, denn ich konnte kein Wort hervorbringen. Ich zitterte am ganzen Leibe, und der Athem stockte mir.

„Bist Du aber spaßig!" sagte sie. „Hat Dich jemand geprügelt?" Ich schwieg noch immer. „Wenn Du Schmerzen hast, so sag' es, ich kann ein bischen hexen." Bei diesen Worten bückte sie sich, um den Eimer zu heben. Ich sah eine runde, milchweiße Brust, stürzte herzu, entriß ihr den Eimer und bedeckte sie mit Küssen; wenn sie sich nicht gewehrt hätte, ich würde sie, glaub' ich, erwürgt haben. Nie werde ich diesen Tag vergessen. Gott weiß, was ihr an mir mißfallen mochte. Vielleicht war sie von Haus aus eine falsche Person — kurz, seit jenem Tage wich sie mir aus. Die jungen Burschen im Dorfe machten sich schon über mich lustig, und ging ich die Dorfstraße entlang, so kicherten meine Kameraden hinter mir her. „Weißt Du schon Garanjka, die Soldatenfrau will sich deinetwegen aufhängen!" spotteten sie.

Ich ertrug alles, ohne mich darum zu kümmern. Nur einmal traf es sich, daß ich die Paranja überraschte, und da fragte ich sie: „Warum kommst Du nicht mehr zum Brunnen? Mißfalle ich Dir wirklich so sehr?"

Sie lehnte ihren Kopf an meine Brust und schloß die Augen, als wollte sie sterben.

„Paranja, so sprich, liebst Du mich! Ich nahm sie beim Kopf und küßte sie auf die Stirn. „Liebe mich doch, Paranja, ich kann ohne Dich nicht leben."

„Was fällt Dir ein!" rief sie und riß sich los. „Glaubst Du mit mir machen zu können, was Du willst? Schelm Du! Und meinst Du vielleicht, Du könntest mein Herr werden? Nur den liebe ich, den ich mag?" Und mit diesen Worten entfernte sie sich.

Als ich nach Hause kam, schimpften Vater und Mutter, ich sei faul und die Arbeit gehe nicht vorwärts. Ich wußte, Paranja war schuld daran, aber war nicht im Stande, dagegen anzukämpfen. Endlich faßte ich den Entschluß, das Dorf zu verlassen und zu den Köhlern in den Wald zu gehen.

Als ich von Paranja getrennt war, fühlte ich mich glücklicher. Ich arbeitete soviel ich nur konnte. Saß ich Abends vor dem Meiler, dann schien mir, als ob aus jedem blauen Flämmchen sie emporstiege, und dann spuckte ich aus, schlug ein Kreuz, und die Erscheinung verschwand.

Als der Frühling kam, kehrten die Köhler in das Dorf zurück, um bei den Feldarbeiten mit zu helfen. Auch ich mußte heimkehren. Und wer mir zuerst begegnete, war Paranja. Lächelnd trat sie näher. Ich wollte umkehren, brachte es aber nicht fertig, denn eine teuflische Macht zog mich zu ihr. „Guten Tag, Paranja," grüßte ich.

„Guten Tag, wie geht es? Hast Du draußen viel Geld verdient?"

„Warum spottest Du über mich, Paranja?"

„Weshalb denn nicht? Willst Du mir etwa das Lachen verbieten? Ei, was für ein Tyrann Du bist!"

„Hör' auf zu spaßen, Paranja, und sage mir kurz und klar: willst Du mich lieb haben?" Sie setzte sich auf eine Bank und antwortete nicht; aber wenn auch ihr Gesicht mit dem Kopftuch verhüllt war, so merkte ich doch, daß sie noch immer lachte. Ich setzte mich zu ihr. „Höre auf, Paranja," sagte ich; „die Liebe läßt sich nicht verbieten; ich wollte mich gegen sie wehren, aber, wie Du siehst, bin ich doch wieder bei Dir."

„Also um mich zu vergessen, bist Du in den Wald gegangen?"

„Ja, Paranja."

„So vergiß mich doch!" Sie wollte aufstehen, ich hielt sie aber zurück, umschlang sie und setzte sie mit Gewalt auf die Bank nieder.

„Bevor Du denn mir nicht eine rechte Antwort gibst, lasse ich Dich nicht fort!"

„Was willst Du von mir? Du weißt doch, daß ich einen Mann habe."

„Das weiß ich, aber er ist Soldat und weit fort."

„Aber wenn er wieder kommt, fordert er Rechenschaft von uns, und dann kannst Du auf eine gehörige Tracht Prügel rechnen."

Bei diesen Worten warf sie mir zweideutige Blicke zu. Ich war wüthend und hätte sie zerreißen mögen, allein ich fürchtete, durch Unvorsichtigkeit alles zu verderben.

„Du liebst mich also wirklich?" fragte sie mich nach einer Weile. Noch einmal schüttete ich mein ganzes Herz aus, — sie aber fing immer wieder von ihrem Mann an . . . Da zählte ich ihr die Namen all ihrer Liebhaber auf: Michael der Rothe, der Tartar, der Hausirer, der Waldhüter . . . „Nun," rief ich wüthend, „bin ich etwa weniger als diese?"

Ohne die geringste Verlegenheit erwiderte sie: „Nimm Dich in Acht, daß Du keinen vergißt!" und mit diesen Worten eilte sie fort.

Dieses Weib hat mich viele Thränen gekostet. Daß sie mit anderen weniger Umstände machte, wußte ich; weder Geld, noch die Drohung, ich würde sie umbringen, half etwas; sie wollte nichts von mir wissen. Zuweilen spottete sie gar über mich: „Da seht, was für ein schönes Tüchlein mir der Waldhüter geschenkt hat!" Und dabei lachte sie aus voller Brust.

Einmal hörte ich, sie sei in den Wald gegangen, Pilze zu suchen. Ich steckte meine Axt in den Gürtel und ging ihr nach. Eine verbrecherische Absicht hatte ich nicht. Wir Bauern tragen ja fast immer unsere Axt bei uns. Ich fand Paranja und sie begann mich wieder zu necken: „Was," rief sie, „sogar in den Wald läufst Du mir nach, Deiner Feindin!"

— — — Was ich in jener Stunde that, weiß ich nicht, Gott ist mein Zeuge! Auch jetzt begreife ich nichts davon. Ich erinnere mich nur noch dunkel, daß ich die Axt in die Hand nahm und rechts und links drauf los schlug, bis ich zu Boden sank. Einen halben Tag lag ich bewußtlos da. Als ich erwachte, sah ich Paranja neben mir liegen; sie war todt. Im ersten Augenblick fürchtete ich mich und wollte entfliehen; dann aber ward mir das Leben gleichgültig, ich stellte mich dem Gericht. So ward ich ein Mörder.

Was mich am meisten peinigt," fügte der Erzähler leise hinzu, „ist nicht die Aussicht auf das Zuchthaus und die Zwangsarbeit. Die Welt ist groß, und überall kann man leben. Das schlimmste ist, daß alle Welt mich einen Mörder nennt . . . Sogar Diebe, die Lebtag andre Leute geplündert, auch diese blicken mich von der Seite an, als wollten sie sagen: Ich bin nur ein Dieb, aber du bist ein Mörder!"

Aus der Hauptstadt.

Der Komet von Carmaux.

Es ist ein gutes Weinjahr geworden, das heurige. Mein unbekannter Tischnachbar von gestern Abend, der Fedderweißen trank wie ich und sich gar nicht genug thun konnte mit Zungenschnalzen und entzücktem Augenverdrehen, sagte es mir gegen ein Uhr, nachdem wir uns, wie das des Landes so der Brauch ist, drei Stunden lang stumm gegenüber gesessen hatten und ich just heim gehen wollte. „Ein sehr gutes Weinjahr. Und wissen Sie, woran das liegt? Es liegt an dem Kometen. Wenn wir den Kometen haben, gibt's allemal ein gutes Weinjahr." Ich erwiderte ihm, daß mir heuer von Schwanzsternen gar nichts bewußt geworden wäre, trotzdem ich als Abonnent der „Freisinnigen Zeitung" sicher sein könnte, über alle politischen und natürlichen Ereignisse in der Nachtausgabe rechtzeitig informirt zu werden. Es hatte aber kein Wort von Kometen drin gestanden.

„Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen," beschwichtigte der Nachbar. „Kometen, sehen Sie, wenn die früher, als es noch keine Gesellschaft für ethische Cultur gab, am Himmel auftauchten, dann galten sie abergläubischen Leuten immer als bedrohliche Vorboten eines nahen Weltbrandes, und nun sagen Sie selber, hat es in diesem Herbst daran gefehlt? Wofür halten Sie Carmaux sonst? — Was mich anbelangt," setzte er nach einer Pause hinzu und goß den Rest des Mostes hinter die Binde, „mich freut's, daß es ein Carmaux gegeben hat. Nicht aus parteipolitischen Gründen, sondern einfach des Weines halber. Carmaux war der Komet von 1892; er kündete Unheil, kochte aber auch die Trauben; ohne ihn hätte der Fedderweiße nicht so gut gerathen können."

* * *

Es wetterleuchtet überall in der Welt, in der alten wie der neuen, und die Zeichen mehren sich. Was jenseits der großen Lache der Komet Homestead anzeigte, das prophezeit diesseits Carmaux. Die braven Leute und Trinker freilich, die ihren ungegohrenen Geisterwein für Mk. 5,75 vierteljährlich Morgens und Abends frei in's Haus geliefert bekommen, die sich mit astrologischen Wissenschaften der allgemeinen Aufklärung wegen nicht befassen, denen gelten die Himmelszeichen für wenig mehr als Most-

verbesserer, die sehen in den spaltenlangen Berichten über die gewaltige Arbeiterschlacht auf französischem Boden nur ein angenehm prickelndes und die Verdauung beförderndes Lesefutter. Die schelmischen Pariser Boulevardblätter, von den gedankentiefen deutschen Kolleginnen gar oft wegen ihrer Werthlosigkeit und Flachheit wacker geschmält, verstehen sich diesmal weit besser auf Zeichendeuterei als die mit (natürlich nur innerlich) höherem Gehalt ausgestatteten Zeitungsschreiber Berlins. Der Sieg des Proletariats in Carmaux ist ein welthistorisches Ereigniß; es berührt Deutschland so nahe wie Frankreich, und es bedeutet eine schwere Niederlage des internationalen Kapitalismus, wenn auch zwanzig Spezialcorrespondenten nichts als eine Privat-Blamage des Monsieur Loubet darin erblicken wollen. Daß die Proletarier aller Zonen Carmaux mitfeiern und mitfeiern sollen, beweisen die 600 Mark der deutschen Sozialdemokraten, beweist Maire Cavignacs gerührtes Dankschreiben an den „Vorwärts". Und die internationale Börsenpresse blickt schärfer als die gar nicht übernächtigen Feddersweißküser der Tante Voß, und kreischend verlangt sie einen Dictator für Frankreich, der mit eiserner Faust die Begehrlichen niederschmettere und dem gequälten Kapital den Schutz verleihe, welchen die Republik ihm offenbar nicht zu gewähren vermag.

Der Komet steht drohend am Himmel; da wir aber von übermäßigem Mostgenuß noch verkatert sind und uns, wie bemerkt, auf Astrologie nicht verstehen, entschleiert er für unsere Augen nicht der Zukunft Räthsel.

Im freien Amerika, wo die Brutalität der Sklavenhalter zehnmal größer noch als bei uns zu Land ist und die Stimmchinesen sich für einen Whisky und einen Dollar per Votum Alles bieten lassen, in Amerika gelang es, den Streik von Homestead unschädlich zu machen, und ein Mordversuch auf den Director der Carnegiewerke wurde mit 21 Jahren Gefängniß und 1 Jahr Zwangsarbeit hinlänglich bestraft. In der östlichen Schwesterrepublik aber, zu Carmaux mußte man den Ausständigen all ihre Forderungen anstandslos bewilligen und die Streik-Verbrecher anstandslos begnadigen. So haben sich die Zeiten geändert.

Dieser Erfolg, verbunden mit dem moralischen Eindruck der andauernd siegreichen Kämpfe englischer Gewerkvereine und den sozialistischen Wahlsiegen in Deutschland, in Italen, wird die Begehrlichkeit der Arbeitermassen aller Länder auf's Heftigste anstacheln. Die moderne Gesellschaft steht ja mit ihren Gladiatoren und Sklaven in einem Kriege, bei dem jede Niederlage der Aufständischen nur ihren verbissenen Ingrimm und ihren Rachedurst erhöht, der kleinste Sieg aber zu ungeheuren Heldenthaten und Opfern begeistert. Die deutsche Obrigkeit wird, weitausschauend wie immer und in der Sternlesekunst trefflich bewandert, zum Schutz ihrer Selbstdekaranten bei Zeiten die nöthigen Schritte thun; in der Erhöhung der Friedenspräsenzstärke dürfen wir den ersten Versuch zur Sicherung der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse erblicken. Herr von Caprivi rettet die Bourgeoisie, nöthigenfalls sogar gegen ihren Willen. Da diese Herren nämlich an Schweifsterne nicht glauben, fürchten sie sie auch nicht und haben ihren Reichstagsvertretern Weisung gegeben, keinen Mann und keinen Groschen zur Abwehr der Kometengefahr zu bewilligen. Graf Caprivi — er ist nicht umsonst Graf geworden — argumentirt mit Recht, daß an dem Tage die sozialistische Bewegung in der jüngeren Generation erstickt ist, wo jeder Neunzehnjährige das Bajonett schwingt, und er wird die Lösung der sozialen Frage auf diesem Wege durchsetzen, coûte que coûte. Die Bourgeoisie, das ist sicher, weiß es ihm noch 'mal Dank, wie die Börse und David Hansemann es ihm heute schon wissen.

Die Börse und David Hansemann, die trinken keinen trüben Most, sondern nur ältere und abgeklärtere Jahrgänge, und deshalb haben sie sich auch den klaren Blick bewahrt. Jener blutigrothe Komet am Himmel von Carmaux, ihnen ist er ein Mene tekel upharsin, dünkt er eine Herausforderung von Seiten des übermüthigen, durch den Zehnstundentag verwöhnten Pöbels. Und wenn irgend etwas die Regierung in ihren Kreisen populär machen kann, so ist es der Umstand, daß sie sich anschickt, nun auch offiziell von der verfahrenen Sozialreformbahn abzuweichen, die sie insgeheim schon lange verlassen hat. Brächte uns das Ereigniß von Carmaux ein Arbeitgeber-Schutzgesetz und die Annahme jener Grundsätze, welche David Hansemann neulich zwischen Rebhuhnjagd und Argentinieremission einem Figarogelehrten entwickelte, dann würde dadurch für Baron Reille der Unglückskomet zwar kein freundlicheres Ansehen gewinnen, für seine deutschen Kastengenossen aber ein segensreiches Gestirn werden.

König David zeigte den Weg, der gegangen werden muß, und ich habe nicht verfehlt, anerkennend auf seine Vorschläge hinzuweisen. Es ist das Volk dem Teufel und den heirathslustigen Weibern darin gleich, daß es, reicht man ihm den kleinen Finger, gleich die ganze Hand verlangt, und mehr noch ähnelt es in einer anderen Beziehung dem Frauenzimmer: Gehorsam wird ihm nur dann beigebracht, wenn der Herr seine Linke auf dem Rücken verbirgt und so den Glauben erweckt, er trüge dahinten die Peitsche. Nicolaus Lenau entwickelt in seinem epischen Faust ein paar sehr hübsche Regierungsmaximen, und wenn unsere von künftigen Portefeuilles träumenden Assessoren in Verlegenheit um eine gute Lectüre sind, so empfehl' ich ihnen diesen gewissen Lenau auf's Beste. Unsere Assessoren lesen ja an und für sich genug, meist aber gerade das nicht, was zur Ministerlaufbahn vorbereitet; sie lesen zu viel mit dem Rothstift in der Hand, zu viel in ihrer Eigenschaft als beförderungslustige Staatsanwaltssubstitute. Für diese gewiß berechtigte Strebsamkeit hat Gott nun eigentlich die Literatur und das freie Wort nicht geschaffen; und es sollte mich von Herzen freuen, wenn ein oder der andere junge Staatsanwalt den todten, nicht mehr zu belangenden Lenau in die Hand nähme und aus seinem Faust nicht für einen Preßprozeß, sondern für die eigene Carrière Kapital schlüge. — Der Herr von Niembsch-Strehlenau läßt Satan einer wirklichen Excellenz Vorträge halten über revolutionäre Neigungen der misera plebs und über verdächtige Himmelszeichen; er kommt zu dem Schlusse, daß nur in zwei Fällen das Volk sein Gitter bräche: einmal, wenn Ihr's geplagt zu bitter, sodann aber, wenn man es verzärtelt und ihm volle Bewegungsfreiheit läßt.

So wenig Berührungspunkte sonst auch die geschäftigste Phantasie zwischen den beiden Geistesheroen, zwischen Hansemann und Lenau, entdecken könnte, hier treffen sie zusammen. Das deutsche Carmaux ist nur dann zu vermeiden, wenn einerseits die Peitsche knallt und längere Arbeitszeit den Leuten das ohnehin viel physische Kraft verzehrende Denken unmöglich macht, wenn andererseits Lubliner, Wildenbruch und ihre Concurrenten aus der Praxis fortfahren, die Aufsässigen durch vieractige Versöhnungskomödien zu beschwichtigen, gegen allerhöchstes Lob und zehn Procent Tantième.

Für das vom gesammten Personal des neuen Kurses aufgeführte Sozialdrama aber bedeutet Carmaux einen prächtigen Actschluß. Hier darf der Vorhang fallen, und dem hingerissenen Zuhörer muß es gestattet sein, nun 'mal erst das bisher Geschaute und Gehörte gedanklich zu verarbeiten. Ward ihm doch von alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopfe herum. Als vor nicht zu langer Zeit, bei Beginn der Vorstellung, die Lösung der sozialen Frage keinen Tag länger verschoben werden sollte und das Wort vom Arbeiterkaiser aufkam, durchbrauste ein Jubelsturm die germanische Welt, ein Schrei des Entzückens und der Bewunderung, wie er lauter kaum Pachnicke auf Tivoli zu empfangen pflegt. Die Rührung unter denen, die beschenkt werden sollten, unter den Arbeitern selbst war zwar äußerst mäßig, und von den Ovationen, welche sie laut Aussage sämmtlicher Morgenzeitungen Unter den Linden „ihrem" Monarchen darbrachten, hatte nur der ebenso phantasievolle wie honorarbedürftige Herausgeber einer Localcorrespondenz etwas bemerkt. Die Arbeiter, viel zu gut gedrillt, warteten ab, was Liebknecht zu der Geschichte sagen würde. Aber in allen anderen Kreisen der Bevölkerung, wo es wohlmeinende und ehrliche Männer gab, flackerte helle Begeisterung auf und eines melancholischen Lächelns kann sich nicht erwehren, wer heut die damaligen Evoërufe seiner Seele gedruckt vor sich liegen sieht. Ja, wir hofften allen Ernstes, daß Ernst gemacht werden sollte. Wir vergaßen ganz, wo wir uns befanden. Wieder einmal, erzählten wir uns hinter'm Schoppen Pfälzer, marschirt Deutschland an der Spitze der Cultur; wieder einmal geht von hier die Morgenröthe einer neuen Zeit aus; wir hatten unser Carmaux, unseren Kometen, während Frankreich seine Arbeiter gerade in Fourmies zusammenschießen ließ. — Der Schluß des ersten Actes brachte ein ungemein stimmungsvolles Bild: ehrwürdige Greise aller Länder und Nationen traten auf, von Bengalfeuer beleuchtet, und stellten sich als Mitglieder des Internationalen Arbeiterschutz-Congresses vor. Die Fahnen flatterten, die Raketen stiegen und die Musik blies Tusch. Der Erfolg war unerhört. Ein alter Nörgler in Friedrichsruh lachte, daß man's bis Hamburg hörte — er lachte vor Wuth und Ingrimm, natürlich.

Der zweite Act fing gleichfalls sehr schön an. Ein Huldigungszug betrat die Bretter, gestellt von den byzantinischsten, ich meine, den vornehmen deutsch-freisinnigen Zeitungen, und schwenkte mit hörbarem Ruck, wie die Unteroffiziere, vom Manchesterthum ab zur Arbeiterfreundlichkeit. Sie dufteten gar nicht mehr nach Druckerschwärze, diese Einjährig-Freiwilligen der Sozialreform, sondern nur nach parfümirter Menschenliebe. Den Sozialdemokraten ward's schier unheimlich zu Muthe bei all den Zärtlichkeiten für ihre Pflegebefohlenen; ganz Süddeutschland drohte mit dem Abfall von der Partei, und noch heute hat Liebknecht die Angst vor dem Staatssozialismus nicht verwunden, Herr von Vollmar mag's bezeugen. Den Schluß des Actes machte das Arbeiterschutzgesetz, welches sich eines unbestrittenen Lacherfolges zu erfreuen hatte.

In den ersten Scenen des folgenden Aufzugs erschienen andere, wichtigere Dinge am Horizont. War es eine neue Schießordnung oder war es die Uniformirung der Telephonistinnen, genug, man mußte die soziale Frage einstweilen zurücklegen. Die Weisen aus dem Morgenlande, welche den Stern gesehen hatten und gekommen waren, ihn anzubeten, erkannten plötzlich, daß es ein ganz ordinärer Komet zwölfter Größe war und zogen sich in guter Ordnung manchesterwärts zurück. Eine Hungersnoth kam hinzu, und so ungeberdig erwies sich die Bevölkerung, so rücksichtslos und jedes Feingefühles bar schimpfte sie auf Kornzölle, Getreidewucher und Bäckerverdienst, daß dem unentwegtesten Aruenfreunde alle Lust an der Sozialreform vergehen mußte. Man sah ein, auf Dank war nicht zu rechnen. Und so wurden die Akten denn registrirt und neben die anderen Reformfascikel gestellt, gleich hinter die, welche sich mit dem Latein der Gymnasien befaßten, und kein Jahr verging, da war bereits bewiesen, daß die Handlungsgehülfen liederlich werden und zu Cassenunterschleifen geneigt, wenn man ihnen alle Sonntagnachmittage frei gibt; bewiesen war ferner, daß die Cholera nur Dank der Sonntagsruhe so große Dimensionen hatte annehmen können. Und da der Mehlspeismacher des Apollotheaters die Berliner mit seiner trübseligen Komik nicht erquicken konnte, trat eine Bankautorität für ihn ein, und gleich darauf erschien der große, blutrothe französische Komet am Himmel.

* * *

Wie ich schweren Schrittes vom Feddersweißen durch die Regennacht dahinging, traten mir zwei Gentlemen entgegen, die offenbar aus den „mit raffinirt eleganter Einfachheit ausgestatteten" oberen Restaurationssälen der trauernden Ronacher kamen. Sie sahen sehr menschenscheu und vereinsamt aus, was mich nicht Wunder nehmen konnte.

„Man muß etwas thun; die Sache gibt zu denken," erklärte der Eine sehr energisch. „Man muß ihnen entgegenkommen, damit es nicht auch bei uns losgeht. Carmaux gibt ein zu schlechtes Beispiel. Nun weiß ich noch nicht, beantrage ich im Reichstage einen Orden für treue

Arbeiter, die 25 Jahre lang ohne Lohnerhöhung in einer Stelle gewirkt haben, oder —"

„Oder?"

„Oder stimm' ich für die Militärvorlage?"

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Meister Balzer. Schauspiel in vier Aufzügen von Ernst v. Wildenbruch. (Königl. Schauspielhaus.)

Als vor etwa zehn Jahren das abgethane Jungdeutschland der Bleibtreu, Arent, Alberti, Conrad und Conradi auftrat, da erregte es allgemeine Verwunderung, daß auch der wohlbestallte Assessor v. Wildenbruch als ein Anhänger von der neuen Richtung in Anspruch genommen wurde, ohne daß der Dichter der „Karolinger" sich für die zweifelhafte Ehre bedankt hätte. Er lieferte sogar in die üppig blühenden Authologien der Deutschjünglinge poetische Beiträge, die mit heimlichem Spott und lautem Lob der Propheten abgedruckt wurden, denn dem „Bumbumdichter", wie der alte Laube ihn nannte, dünkten sie sich hoch überlegen. Natürlich hatten die Verse dieses Gründeutschen mit der neuen Richtung nicht das Mindeste gemein, was zu ihrem Lobe gesagt sei, und erst als talentvollere Bahnbrecher den Weg vorzeichneten, bethätigte Wildenbruch seine bis dahin sorgsam verheimlichten realistischen Neigungen. Ohne Gerhard Hauptmann hätte es nie eine „Lerchenhaube" gegeben. Uebrigens trug noch ein äußerer Umstand dazu bei, daß der Dichter sein naturalistisch-soziales Herz entdeckte. Sein hoher Herr, als dessen k. & k. priv. Hoftheaterdichter er sich prädestinirt fühlte, hatte mittlerweile seine sozialpolitischen und arbeiterfreundlichen Erlasse veröffentlicht, und da konnte das loyale Dichterherz nicht länger schweigen. Erst feierte er noch pathetisch den neuen Kurs und gab dem gestürzten Löwen Bismarck den bekannten tragischen Tritt, und dann kam der soziale Unglücksfall in vier Acten. Leider gelang es ihm nach unten nicht so gut wie nach oben. Die „Haubenlerche" fand keine begeisterte Aufnahme, am wenigsten bei den Arbeitern, und soeben noch macht sich das geistvolle Buch des Wiener Docenten Emil Reich: Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen" (Leipzig, W. Friedrich) über den Dichter lustig, der mit seinem Stück gar nichts beweise, als „die loyalen Gesinnungen, an denen ohnedies niemand zweifelt." Gleichwohl kommt der Verkannte hier schon mit dem zweiten Sozialdrama.

Die Handlung ist in einem Satz erzählt. Uhrmacher Balzer in Rathenow wird durch die Concurrenz der benachbarten Fabrik zu Grunde gerichtet, denkt in seinem Zorn an Selbstmord und nur die Entdeckung, daß seine Tochter eine Liebe im Herzen trägt, bewegt ihn zur ehrenvollen Capitulation, wonach er als Werkmeister in die Fabrik eintritt. Zu diesem Einacterstoff braucht Wildenbruch vier Acte. Es liegt also auf der Hand, daß er vornehmlich mit Seelen- und Kleinmalerei operirt, allein er war nie der Mann psychologischer Kunst, und seinem Freskostil widerstrebt die Strichelmanier eines Hauptmann oder Holz und Schlaf. Den gar nicht neuen Stoff vom Untergange des Kleinbetriebes hatten ihm schon drei Dichter mundgerecht gemacht: Hippolyt Schauffert in seinem — wie wir heute sagen würden — christlich-sozialen Drama: „Vater Brahm", Zola im „Bonheur des Dames" und Kretzer im „Meister Timpe", ein jeder in seiner Art und zum Theil ganz ausgezeichnet. Aber statt daraus zu lernen, wie der Niedergang des freien Handwerks in der Familie des Webers Brahm, des Tuchhändlers Baudu und Schirmmachers Bourras und endlich des Berliner Meisters Timpe Schritt für Schritt innerlich und äußerlich vor sich geht, umnebelt Wildenbruch den ganzen Prozeß durch einen Kanonadendampf von Phrasen. Balzer handelt nicht, sondern schimpft, verflucht und poltert nur, und seine Declamationen gegen die Fabrik im Besonderen und die „Zweibeiner" und die Zeit im Allgemeinen sind ebenso ermüdend als verkehrt. Wir stehen keinen Augenblick auf seiner und des Dichters Seite. Die Rathenower haben Recht, daß sie die billigen Fabrikuhren seinen Handerzeugnissen vorziehen, denn daß jene Pfuscherarbeit seien, glaubt ihm nicht einmal sein eigener Geselle. Und die Rosengärtner Gemeinde ist doppelt im Recht, wenn sie seine Thurmuhr nicht will, denn sie hatte sie gar nicht bestellt. Wildenbruch fühlt die Sinnlosigkeit dieser Jeremiaden und Capucinaden seines schlechtweg eigensinnigen Helden offenbar selbst, denn damit wir diesen nicht für einen vollendeten Trottel halten, was der tragischen Wirkung schaden könnte sucht er ihn dadurch zu erheben, daß er ihn zu einem sozusagen Künstler macht. Und wie ich musikalisch bin, weil mein Bruder die Flöte bläst, so ist Balzer ein Künstler, weil schon seine Vorfahren und Vorgänger gute Uhren verfertigten und einer von ihnen sogar die „Hemmung" erfand. Als wäre ein Uhrmacher überhaupt auch nur den Kunsthandwerkern beizuzählen oder ein technischer Erfinder darum gleich ein Künstler. So schlägt denn auch dies Motiv, das Balzer adeln und bedauernswerth machen sollte, gegen den Dichter aus. Der Meister ist nicht nur ein Trottel, sondern auch noch ein blöder Renommist.

Diesen Eindruck verstärkt der Stil, in dem das Werk geschrieben ist. Man berlinert in Rathenow, und alle geflügelten Worte und Redensarten des „Richtigen Berliners" sind hier fleißig zusammengetragen. Allein hören wir nur etwas schärfer zu, so vernehmen wir sicher die Bauchrednerei des Dichters. Es sind modernste Empfindungen eines Studirten in Dialectsprache. Die Declamationen Balzer's gegen die Fabrik und die falsche neue Zeit haben wir schon in den „Quitzows" genossen; es ist derselbe Stil und Tonfall, dieselbe theatralische Aufgeregtheit und das gleiche haroldische Ungestüm. Darüber täuscht keine Prosa und Mundart hinweg, und wie der kindisch polternde Balzer, so denken und reden sie alle. Wildenbruch's Handwerker sehen aus, als ob sie eben Panzer und Hellebarde abgelegt hätten.

Der Mummenschanz wird namentlich im letzten Act offenkundig. Da fallen die Larven und Verkleidungen, und eine ganz neue Handlung beginnt. Der unbeugsame Balzer bekommt plötzlich sein bischen Verstand wieder, wird weich und gefügig und endet, womit er hätte anfangen sollen, als unfreier Lohnarbeiter, als „ordinärer Maschinenmops". Aber auch dafür hat Wildenbruch sein wunderschönes Motiv in seinem loyalen Herzen. Das Fabrikleben ist nämlich im Grunde ein paradiesischer Zustand, denn wir haben ja bekanntlich durch Allerhöchste Gnade die großartigsten Sozialreformen, die Arbeitsordnungen, die Arbeiterschutzgesetzgebung, und mit dem gewohnten militärfrommen: Hurrah! schließt auch dieses hoffähige Armeleut-Drama.

Wenn ein gutes Schauspiel einem exacten Uhrwerk gleichen muß, dann ist dies neue jedenfalls eine Pfuscherarbeit, wie sie Balzer der bösen Fabrik nachsagt. In einem früheren Stücke: „Opfer um Opfer", saß ich in der ersten Aufführung neben einem glühenden Verehrer Wildenbruch's, dem nachmals unsterblichen Dichter der Frau Wilhelmine Buchholz, und ich erinnere mich noch, wie der Begeisterte seine Nachbarn mit halblauten Bemerkungen in Stimmung zu versetzen suchte: „Nanu passen Sie auf, nu steigert sich's großartig!" Und wir warteten vergeblich bis zuletzt, und das einzig Großartige an diesem Abend war der Durchfall des neuen Raupach. So wartet der Zuschauer auch hier bis zuletzt auf eine Steigerung, einen fesselnden seelischen oder seenischen Vorgang, aber da ist alles eine einzige „Hemmung", und nicht das geringste geschieht zu unserer Anregung oder Aufregung. Das ungestüme, starke Talent ist zahm geworden! Die fehlende Erfahrung, der mangelnde Blick in die Tiefen des Lebens sind unverändert, und dazu gesellt sich jetzt ein vorlautes Schwatzen über Dinge, die er nur aus den Leitartikeln der Kreuzzeitung kennt. Wo ist der bunte stoffliche Reiz, die bewährten seenischen Wirkungen, die überhastete Action, die Knalleffecte, die Jugend, die Gluth? Wir lächelten damals, als wir in der Vorrede der „Karolinger" lasen, daß er das Feuer des Prometheus in seiner Hand empfinde. Jetzt, wo wir sehen, wie auch nicht ein Drama Wildenbruch's sich auf der Bühne halten konnte, wie nur seine Hohenzollernstücke durch allerhöchste Huld am Hoftheater vor Freibergern ihr Leben fristen, da lachen wir über die Renommage und denken an Karl Moor: „Der lohe Lichtfunke Prometheus ist ausgebrannt, dafür nimmt man izt die Flamme von Verlappenmeel — Theaterfeuer, das keine Pfeiffe Tabak anzündet."

Die Aufführung war gut. Herr Klein schauspielerte diesmal mit Maß; die Damen Schramm und Kahle, Matkowski und der ihm ebenbürtige Vollmer ersetzten die Meisterschaft, die uns Balzer und sein Dichter schuldig blieben. Bei dem Budiker Schmiedecke dachten wir an Helmerding's traurigen Ausruf: „Was ist aus Blencke im Schauspielhaus geworden!" Auch mit Frau Conrad geht es rasch bergab. Das Backfischgethue und die Soubrettenmanieren glaubte man ihr noch vor zehn Jahren, jetzt klingt es geziert und unecht. Findet sie nicht bald den Anschluß an's ältere Fach, so erwartet sie das Loos der ewigen Naiven Clara Meyer, die nur durch den von Hymen versüßten Rückzug in's Privatleben ihrem Kunstverfall und der schwindenden Beliebtheit entging. Das undankbare Publikum ist nun einmal ohne Mitleid.

Notizen.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Herausgegeben von Hermann Grimm. (Berlin, Besser.) Die ewig jungen deutschen Märchen, die in der Sammlung der Brüder Grimm seit 80 Jahren Eigenthum der deutschen Familie und liebster Besitz der deutschen Jugend sind, erscheinen hier in billiger Volksausgabe, geschmückt mit Mohn's Aquarellen, die namentlich das Landschaftliche stimmungsvoll farbig wiedergeben, und in jener geschmackvollen und gediegenen Ausstattung, an die uns der Verleger Wilhelm Hertz durch alle seine Veröffentlichungen gewöhnt hat.

Von Moritz Heyne's Deutschem Wörterbuch ist bei S. Hirzel in Leipzig der vierte Halbband erschienen, der den zweiten Band beginnt und von Licht bis Quittung reicht. Das ausgezeichnete Werk, das tiefer geht als Sanders und rascher dem Ziele zustrebt als Grimm, wird hoffentlich im gleichen Tempo weiter und bald zum guten Ende geführt.

Deutsch See-Gras. Ein Stück Reichsgeschichte von Vice-Admiral Batsch. (Berlin, Gebr. Paetel.) Unter unseren Marine-Schriftstellern nimmt Batsch unstreitig den ersten Rang ein, denn er verfügt nicht allein über eine umfassende Sachkenntniß, sondern auch über alle Mittel einer ausdrucks- und kunstvollen Darstellung. Dies zeigt auch wieder so recht das vorliegende Buch mit dem wunderlichen Titel. Es ist für ein patriotisches Gemüth nicht eben erhebend, die Geschichte unserer schmählich verkrachten ersten Flotte zu lesen, trotzdem sie zum Trost das schöne aber nutzlose Kapitel: Eckernförde enthält. Viel Interessantes bietet die allgemeine Einleitung über unsere Seemacht und die Flottenfrage. Natürlich ist Batsch kein Preis zu hoch, um unsere Kriegsmarine zu stärken. Den Werken des Generalstabes zum Trotz ist er der Ansicht, daß der deutsch-französische Feldzug 1870/71 nicht so lange gedauert hätte, wenn wir den Franzosen die Freiheit des Meeres hätten abschneiden können.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Die
Deutsche
Roman-Bibliothek

bringt in ihrem eben beginnenden neuen Jahrgang neben dem fesselnd geschriebenen Roman: „Dem Irrlicht nach" von Alexander Römer den grossen Sensation erregenden Roman **„Die Million"** von Theophil Zolling.

Wie Freitags „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich grossartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Kulturgemälde stimmungsvoll ein und daran schliessen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Strike und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallment und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Zirkus bringen bunte und heitere Szenen in die spannende Handlung und die nüchterne Zahlenwelt schliesst auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Preis vierteljährlich M. 2.— (für 13 Wochen-Nrn.) oder 35 Pfg. für das 14tägige Heft.

Abonnements
in allen Buchhandlungen u. Postanstalten.

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50. Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung
Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

MURILLO

von

Carl Justi.

Mit Abbildungen im Text und 3 Kupferlichtbildern

geb. 6 *M.*

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Wesen der Elektrizität und des Magnetismus

auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffes.

I. Teil.

Die Konstellationen der einheitlichen Substanz als die Träger der physikalischen Kraftäußerungen.

Mit erläuternden Holzschnitten.

Von

J. G. Vogt.

— Preis Mk. 8.—. —

Ernst Wiest, Verlags-Buchhandlung, Leipzig.

Jüdisches Erwerbsleben.

Skizzen aus dem sozialen Leben der Gegenwart.

von **Dr. Robert Waldhausen.**

Der Verfasser behandelt die Judenfrage im Rahmen der brennenden sozialen Frage.

Preis *M* 1.—, nach Auswärts gegen Einsendung von *M* 1.10 in Briefmarken durch alle Buchhandlungen, sowie die

Verlagsbuchhandlung **Rudolf Abt** in **Passau.**

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder aus der neueren Geschichte

von

Wilhelm Müller, Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart".

350 S. groß Oktav. — Geheftet Mark 4.—, elegant gebunden Mark 5.—

Eine Reihe hochinteressanter Charakterzeichnungen und Schilderungen bedeutsamer geschichtlicher Momente; ein Buch für Erwachsene und für die reifere Jugend und als Geschenk vorzüglich geeignet.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**

Verlag der Dresdner Wochenblätter.

Soeben erschien:

Lieder aus Lug ins Land

von

Heinrich Pudor.

120 Seiten. Preis 1 Mark 80 Pf.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem

innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

Die Gegenwart 1872–1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 47. Berlin, den 19. November 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Volk und die Militärvorlage. Von einem Civilisten. — Der Nothstand der deutschen Aerzte. Von einem Arzte. — **Literatur und Kunst:** Goethe'sche Rhetorik. Von Wolfgang Kirchbach. — Adolf Pichler's Memoiren. Von Rudolf Heinrich Greinz. — **Feuilleton:** Auch ein Duell. Von Domenico Ciampoli. — **Aus der Hauptstadt:** Das kranke Weltdorf. Von Caliban. — Der Streit im Verein Berliner Künstler. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Anzeigen.

Das Volk und die Militärvorlage.

Von einem Civilisten.

Es gibt Gesetzesvorlagen, die nur einzelne Kreise des Volkes interessiren und die Masse desselben völlig kalt läßt, und wieder andere, die im Volke lebhafter besprochen werden als in den Parlamenten. Zu den Vorlagen letzter Art gehört ohne Zweifel die neue Militärvorlage. Man sagt nun freilich, diese sei in ihren Grundlagen überhaupt nicht discutabel; werden diese vom Reichstage nicht angenommen, so soll der Reichstag heimgesandt werden. Das klingt nun freilich einfach, aber die Regierung wird sich doch die Frage vorzulegen haben, wie das Volk einen Appell an dasselbe beantwortet, ob bei Neuwahlen ein Reichstag zusammenkommt, der gefügiger ist. Wenn nicht, so könnte man freilich den neugewählten Reichstag wieder nach Hause senden, bekäme dann aber immer einen eben solchen wieder. Man würde schließlich vor die Wahl gestellt, entweder die Reichsregierung gibt nach — und das wäre in unseren Tagen bedenklich, wo nur eine feste Centralgewalt Achtung genießt — oder man ließe es auf einen Conflict ankommen, die Regierung nähme, weil sie die Gewalt in Händen hat, was sie für nothwendig hält — und eine Conflictszeit würde zu den mancherlei Wirren heutiger Tage noch mehr hinzubringen. Jedenfalls muß es der Regierung angenehm sein, die Stimmung des Volkes kennen zu lernen.

Das deutsche Volk trägt eine stattliche Militärlast und die neue Vorlage wird dieselbe um ein Ansehnliches vermehren. Es ist bedauerlich, daß die Regierung nicht die Grundzüge der Vorlage längst bekannt gegeben hat. Das Volk hätte Gelegenheit gehabt, die Sache in Ruhe unter sich und mit seinen Abgeordneten zu besprechen, denn wenn auch die Abgeordneten nicht nöthig haben, sich an die Ansicht der Mehrheit ihrer Wähler zu binden, sie thun es doch aus leicht begreiflichen Gründen gern und mögen, wie alle Leute, gern den Rücken gedeckt haben. Nun ist freilich der Inhalt der Vorlage auf eine bisher unerklärte Art bekannt geworden, früher als die Regierung es wünschte, und aus dem offiziösen Aerger ersah man bald, daß die Angaben der „Kölnischen Zeitung" richtig waren. Aber lange vorher waren über den Umfang der Neuforderungen an Mannschaften und Geld die abenteuerlichsten Gerüchte in Umlauf. Gewisse Leute haben an solchen Ausstreuungen, um das Volk aufzuregen, ein Wohlgefallen. Das alles hätte dem Volke erspart werden können, wenn die offiziöse Presse ermächtigt worden wäre, authentische Berichte zu bringen.

Die Stimmung des Volkes war nun bisher keine der Militärvorlage ungünstige, abgesehen natürlich von den Bevölkerungskreisen, die unter dem Einfluß der Sozialdemokratie stehen. Für Zwecke der Landesvertheidigung trägt der gemeine Mann willig Lasten, wenn man ihn von der Nothwendigkeit derselben überzeugt. Einen Krieg hat man in vielen deutschen Gauen nicht erlebt. Die mit nach Frankreich waren, wissen von seinen Schrecknissen zu erzählen und der gemeine Mann stellt sich seine Schrecknisse noch größer vor, als sie in Wirklichkeit sind. Gerade deshalb aber ist es sein lebhafter Wunsch, einen nothwendig gewordenen Krieg in Feindesland hinüber zu spielen. In diesem Wunsche begegnet er dem Wunsch der Militärverwaltung. Eine starke, schlagfertige Armee ist eins der Ideale der Deutschen, und wenn nun der Reichsbürger aus seiner Zeitung weiß, wie stark Frankreich durch Befestigung seiner Ostgrenze einem eindringenden deutschen Heere gegenüber geworden ist; wenn er ferner weiß, wie sehr Rußland an der Westgrenze seine Truppen zusammenzieht, um im Ernstfall Deutschland sofort mit Heeresmassen überschwemmen zu können: so weiß er auch die Arbeit des deutschen Heeres im Kriege zu schätzen und weiß, daß nur ein starkes und tüchtiges Heer einer derartigen Arbeit gewachsen ist. Und wenn er die heutigen Heeres- und Militärlasten mit dem vergleicht, was ein verlorener Krieg an Kriegskostenentschädigung und Entschädigung für die eigenen Invaliden und die Hinterbliebenen der Gefallenen und nebenbei an verloren gegangenem Eigenthum und verwüstetem Gefilde kosten wird — und diese Kosten müssen denn doch auch vom deutschen Volke getragen werden — so bewilligt er lieber die Ausgaben für Heereszwecke, in dem ruhigen Bewußtsein, nun das Seine gethan zu haben. Daß im Fall der Unterliegung der Unterliegende gleich auch finanziell dermaßen lahmgelegt wird, daß er in absehbarer Zeit jedem Gedanken an Revanche entsagen muß, weiß der Mann aus dem Volke freilich nicht, aber die Dinge liegen so.

So sind wir fest überzeugt davon, die Regierung hätte getrost, wäre der Reichstag renitent gewesen, einen Appell an das Volk wagen können. Allerdings ein Gegengeschenk hätte das Volk diesmal wohl gefordert: die zweijährige Dienstzeit der Fußsoldaten. Die Söhne des Volkes dienen in der Regel drei Jahre, die Söhne der Vornehmen kommen, wenn sie nicht die militärische Laufbahn wählen, in der Regel mit einem Jahre frei. Die Mittel, seinen Kindern die Berechtigung zum Einjährigdienen mitzugeben, hat in der Regel der gemeine Mann nicht. Er findet sich in dieser Hinsicht dem Vornehmen gegenüber zurückgesetzt. Daß das Bischen Gymnasialbildung — man weiß im Volke gut genug, wie herzlich wenig das manchmal zu bedeuten hat — seinen Besitzer von zwei langen Dienst-

jahren befreit, empfindet das Volk als eine Ungerechtigkeit, als eine ungenügend motivirte Bevorzugung der besitzenden Klassen.

Man muß dazu noch bedenken, wie viel die drei Dienstjahre dem Sohn des Volkes Schaden bringen. Mit 15 Jahren wird er aus der Schule entlassen. Will er nun ein Handwerk oder ein Gewerbe lernen, so ist er eben damit fertig, wenn die Militärpflicht an ihn herantritt. Man weiß nun oder sollte doch wenigstens wissen, daß mit der Beendigung der Lehrzeit der junge Mensch sein Geschäft noch lange nicht vollkommen versteht. Als Gehülfe oder Geselle muß er noch Manches hinzu lernen. Während er aber seine drei Militärjahre abreißt, vergißt er von seinem Geschäft in der Regel nicht wenig. Kommt er wieder, so ist zumeist der im letzten Jahre stehende Lehrling tüchtiger im Geschäft als er. Um solche eben vom Militär Entlassene ist in der Regel kein Meister, kein Geschäftsinhaber verlegen und sie verdienen lange nicht das, was ihre gleichaltrigen Genossen verdienen, die militärfrei blieben. Für Dienstknechte und Landarbeiter, auch Fabrikarbeiter, liegen die Verhältnisse allerdings günstiger, aber doch bedeutet die Militärzeit auch für sie eine Zeit unangenehmer Störung in den Jahren, wo der Verdienst groß zu werden beginnt.

Dazu weiß man im Volke ganz gut, daß man in militärischen Kreisen über den Werth des dritten Dienstjahres ganz verschiedener Meinung ist und man sie bloß nicht aufgeben mag, weil man die zweijährige Dienstzeit noch nicht praktisch erprobt hat. Die vom Militär entlassenen Fußsoldaten aber bezeugen in der Regel, daß sie im dritten Jahre nichts wesentlich Neues mehr gelernt haben. Sind nun diese Leute für Militärs vom Fach keine Autorität, können sie in der That als solche nicht betrachtet werden, für den gemeinen Mann gelten sie doch als Sachverständige und ihre Aussagen helfen seine Ansichten mit bestimmen.

Nun soll ja freilich in der That die zweijährige Dienstzeit eingeführt werden, allerdings nicht unter dem Namen. Die meisten Mannschaften sollen nach zwei Jahren mit Dispositionsurlaub entlassen werden. Die Sache ist gut, aber nicht genügend. Die Leute müssen als Ersatzreserven entlassen werden, denn der Dispositionsurlauber kann jederzeit wieder einberufen werden, der Reservist nicht. Der Unterschied kann einmal ein sehr großer werden, das Volk aber will Sicherheit. Meint die Militärverwaltung mit zwei Dienstjahren ausreichen zu können, warum sich dann noch über Worte streiten? Dann führe man doch die zweijährige Dienstzeit einfach gesetzlich ein. Besondere Ausnahmen können ja noch immer zugelassen und gesetzlich geregelt werden. Wer in zwei Jahren wegen körperlicher Ungelenkigkeit oder geistiger Beschränktheit den Dienst nicht begriffen hat, kann nun freilich gern entlassen werden, er wird auch im dritten Jahre kein fixer Soldat. Wer sich aber widerspenstig und ungehorsam zeigt, kann ein drittes Jahr als Strafe abdienen.

Man weiß ja übrigens noch gar nicht, ob nicht über kurz und lang unsere Gegner uns doch nicht wieder überflügeln und ob wir nicht dadurch doch wieder gezwungen werden können, mehr Mannschaften auf die Beine zu bringen. In diesem Falle kann nur eins helfen: Ausbildung aller Mannschaften nach Maßgabe ihrer Tauglichkeit unter möglichster Beschränkung der Dienstzeit. Man wird dann noch unter zwei Jahre hinab gehen müssen, und man thäte gut, mit einer solchen Möglichkeit schon heute zu rechnen.

Eine weitere Forderung des Volkes aber ist die Verhütung und vorkommenden Falles strengste Bestrafung aller und jeder Soldatenmißhandlungen, auch des ehrenrührigen Schimpfens. Davon aber muß auch das Volk Kunde erhalten, sonst glaubt es überhaupt nicht, daß in der Hinsicht etwas geschieht. Mit Schmeicheleien kommt man nicht aus und ein tüchtiges Donnerwetter zu seiner Zeit mag auch seine Wirkung thun. Aber jene kleinlichen Quälereien, des Oefteren ausgeübt an Leuten, die ihr Menschenmögliches thun und nur nicht so gut können wie ihre Kameraden; das Drillen der Mannschaften auf den Stuben, wie es trotz aller Verbote noch immer von einzelnen Unteroffizieren geübt wird; die Schimpfereien, die der fechtende Strolch sich nicht würde gefallen lassen: das sind Dinge, die unbedingt in Wegfall kommen müssen. In diesem Wunsche begegnet sich übrigens das Volk mit den hohen und höchsten Offizieren. Aber diese bekommen leider nicht Alles zu wissen und der gemeine Soldat scheut aus guten Gründen den Beschwerdeweg. Es ist in dieser Beziehung — was Recht ist, muß auch anerkannt werden — vieles besser geworden, und es hält gewiß ganz außerordentlich schwer, Alles zu beseitigen. Aber der Versuch muß immer ernstlicher gemacht werden und von der Genugthuung, die der gemißhandelte Soldat erfährt, muß auch das Volk etwas erfahren.

Wäre hier und in der Dienstzeitfrage den Wünschen des Volkes Rechnung getragen worden: die Regierung hätte getrost einen Appell an das Volk wagen dürfen, hätte der Reichstag die Militärvorlage abgelehnt. Leider hat aber Jemand, um Stimmung für die Vorlage zu machen, eine That gewagt, die das Volk als einen Schlag in's Gesicht empfunden hat. Wir denken natürlich an die Kritik der deutschen Armee durch die berühmten drei Artikel im Militärwochenblatt. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß diese Artikel in den weitesten Kreisen des Volkes bekannt wurden. Von dergleichen Sachen bringen auch die kleinsten Localblättchen der Tagespresse Auszüge. Gegen diese Artikel brauchte man nun nicht mit künstlichen Mitteln Stimmung zu machen. Des Volkes Antwort ist Entrüstung. Man sagt sich: wäre derartiges in einer freisinnigen oder sozialdemokratischen Zeitung erschienen, man hätte von Landesverrath und wer weiß was noch sonst geredet. Und nun bringt es eine Zeitung, die mit gutem Recht für halbamtlich gilt, freilich nicht im amtlichen Theil, aber was verschlägt eine solche Spitzfindigkeit im Volke. Es hat aber doch im Militärwochenblatt gestanden! Das ist immer des gemeinen Mannes letztes Wort in der Sache.

Wer will es auch dem gemeinen Manne verdenken, wenn er sagt: wenn denn unsere Armee wirklich so schlecht ist, dann muß entweder die Militärverwaltung ihrer Aufgabe nicht gewachsen sein, oder sie hat mit dem theuren Gelde, welches alljährlich für Militärzwecke ausgegeben wird, schlecht gewirthschaftet. Wenn bisher von den enormen Rüstungen der Franzosen und Russen die Rede war, so hatte das Volk dem gegenüber nur ein mitleidiges Lächeln: Laßt die nur rüsten, unsere Armee machen sie uns doch nicht nach! Es lebte eben im Volke eine felsenfeste Ueberzeugung von der unbedingten Tüchtigkeit und Ueberlegenheit der deutschen Armee. Das Bestreben aber, unsere Armee denen unserer muthmaßlichen Feinde gegenüber in ein möglichst ungünstiges Licht zu rücken, hat dieses Vertrauen stark erschüttert. Daß an der Sache doch etwas Wahres sein muß, ja daß unsere Lage eine noch weit trübere ist, als die Artikel kundgeben, läßt das Volk sich nun einmal nicht abstreiten. Nun ist freilich nichts gefährlicher als unbesorgte Sicherheit, das hat die auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlummerte preußische Armee 1806 erfahren. Aber Achtsamkeit und Wachsamkeit muß Sache der Militärverwaltung sein. Ob es rathsam ist, dem Volk über dergleichen Dinge die Augen zu öffnen, zumal da sie thatsächlich kaum so schlimm liegen, wie der Verfasser jener Artikel annimmt, daß ist noch sehr die Frage.

Weit größere Aufregung aber ist im Volke darüber entstanden, daß die Landwehr so arg heruntergemacht wurde. Das unterliegt nun freilich keinem Zweifel, daß der Liniensoldat im Feldzuge den Mühen und Strapazen besser gewachsen ist als der Landwehrmann, er ist eben in dergleichen Sachen geübter, während der Landwehrmann schon längere Zeit außer Uebung ist. Drückeberger gibt es allenthalben, wenn auch die deutsche Armee nach Ausweis der letzten Feldzüge von dieser Kategorie nicht viele Exemplare hat. Warum nun aber der Landwehrmann besonders als Drückeberger hingestellt wird, begreift man nicht recht. In Frankreich hat er seine Pflicht und Schuldigkeit genau so gut gethan wie der Liniensoldat. Der Franzos hat bis auf den heutigen Tag einen heilsamen Respect vor dem deutschen Landwehrmann, und während des Feldzuges haben nicht einmal die französischen Witzblätter, die sonst doch jede wirkliche oder vermeintliche Schwäche der Prussiens aufzugabeln wußten, den Landwehrmann als Drückeberger hin-

gestellt. Uebrigens haben hohe und Höchstcommandirende der deutschen Armee damals über den Landwehrmann ein anderes Urtheil gehabt als der Gewährsmann des Militärwochenblattes.

Gewiß gegen seine Absicht hat dieser übrigens den sozialdemokratischen Aposteln und anderen Volksverhetzern einen großen Gefallen gethan. Es steckt noch ein gut Stück tüchtigen Soldatengeistes im deutschen Landwehrmann. Nun kommt natürlich der Agitator und ruft mit höhnender Miene den Landwehrleuten des letzten Krieges und denen von heute zu: da könnt Ihr ja nun sehen, wie man es Euch von oben her lohnt! Uebrigens wäre es für die Erhaltung und Pflege des soldatischen Geistes gut, wenn man nicht Linie und Landwehr in ein gespanntes Verhältniß zu einander brächte. Wer weiß, wie bald die Stunde schlagen kann, wo beide Schulter an Schulter des Vaterlandes Vertheidigung werden übernehmen müssen? Wie würde es aber dann, wenn der Landwehrmann sagen wollte: Ich bin in den Augen meiner Vorgesetzten ja doch nur ein Drückeberger, ich werde mich hüten, mich der Gefahr zu sehr auszusetzen! Man fängt übrigens im Volke heute schon an, Geschichten zu erzählen, wie sich in dieser oder jener Schlacht, bei dieser oder jener Gelegenheit der schneidige Offizier, der stramme Liniensoldat benommen hat. Sollte darüber etwas in die Presse dringen, was nicht zu wünschen wäre, schon des Auslandes wegen nicht, aber sich doch kaum wird vermeiden lassen, so sind diese Auslassungen Antworten auf die Beschuldigungen des Militärwochenblattes.

Nicht der schneidige Offizier und der gut gedrillte Offizier allein hat das Vaterland gerettet, dergleichen Schneidigkeit und Drill ist auf dem Schlachtfelde manchmal herzlich wenig werth, sondern die Intelligenz des Volks in Waffen, das sich nun aufbäumt gegen derartige Angriffe. Die Militärverwaltung steckt freilich nicht hinter diesen, aber es wäre für die Stimmung des Volkes in einer Zeit, wo man mehr Geld und mehr Mannschaften von ihm fordert, erwünscht, wenn dem Volke das unzweideutig bekannt gegeben würde. Uebrigens hätten die Artikel zu keiner ungelegeneren Zeit kommen können. Die Absicht war, das kann man wohl zugeben, eine gute. Das Volk sollte zu der Einsicht gebracht werden, daß unsere Armee im Vergleich zu denen unserer muthmaßlichen Feinde nicht stark genug sei. Aber das Mittel war ein verfehltes. Man hätte die Stärke des Feindes, die Stärke seiner Armeen und Festungen betonen müssen und dem gegenüber die Schwierigkeiten unsererseits, den Krieg von vornherein in Feindesland hinüber zu spielen und in möglichst kurzer Frist zu beendigen. Man hätte aber nicht unsere Armee heruntermachen müssen, ganz abgesehen davon, daß man dem Auslande dadurch eine nicht zu unterschätzende Rückenstärkung in moralischer Hinsicht gibt. Der fremdländische Offizier soll seine Mannschaften jetzt schon davon unterrichten, daß es mit der Stärke der deutschen Armee gar so weit nicht her sei. Ja es wäre denkbar, daß neue Kriegstreibereien erfolgen.

Die Reichsregierung aber hat alle Ursache, sich mit dem gegenwärtigen Reichstage über die Militärvorlage zu einigen. Bei einer Auflösung des Reichstages werden die Gegner der Vorlage ein prächtiges Agitationsmittel in dem Hinweis darauf haben, daß man erst einmal mit den vorhandenen Mitteln die vorhandene Armee wirklich schlagfertig machen müsse, bevor man vom Volke neue Lasten verlangen könne. Und es ist noch sehr die Frage, ob nicht auch die Wähler der Meinung sein werden. Es bedarf nur einige solcher Artikel in amtlichen oder halbamtlichen Blättern mehr, um das Volk gegen die Vorlage zu stimmen. Die anfänglich günstigere Stimmung des Volkes ist gar nicht mehr so zweifelsohne.

Der Nothstand der deutschen Aerzte.

Von einem Arzte.

Man wird kaum ein medizinisches Correspondenzblatt zur Hand nehmen können, ohne ein oder mehrere Inserate folgenden Inhaltes zu finden: „Die Wittwe eines Arztes, die allein oder mit mehreren Kindern in den traurigsten Verhältnissen zurückgeblieben ist, bittet besser situirte Kollegen ihres verstorbenen Mannes um Unterstützung oder Zuwendung irgend einer Beschäftigung.“ Ein derartiger Nothschrei ist ein Zeichen der Zeit, denn man konnte ihn bis vor etwa zehn Jahren ganz selten oder fast niemals hören. Und was das Merkwürdigste ist, jene Schreie dringen im Ganzen selten aus den Großstädten in die Oeffentlichkeit, sondern überwiegend häufig vom platten Lande her. Daß der ärztliche Stand in der Großstadt zu dem materiell am Schlechtesten stehenden gehört, ist seit lange öffentliches Geheimniß. Daß es überhaupt Geheimniß bleiben konnte, liegt an der Eigenthümlichkeit der Anschauungen, die in gewissen Kreisen über die sogenannte Standesehre herrschen. Selbstverständlich denken die Vertheidiger dieses Punktes nur an sich, die sie sich den Luxus derartiger Gefühle leisten können, nicht aber an die große Zahl von „Kollegen“, die sich in einer Lage befinden, welche an alles andere zuerst denken läßt, als an Standesehre. Meines Wissens ist die Nothlage der Aerzte in der Großstadt bis jetzt erst einmal in wirklicher, d. h. nicht ärztlicher Oeffentlichkeit von einer Berliner Tageszeitung behandelt worden, aber leider in einem so unsachgemäßen und gehässigen Tone, besonders gegen die jüngeren Mediziner, daß es besser gewesen wäre, auch jene Zeitung hätte geschwiegen. Es wurde dort ausgeführt, daß ein Arzt in Berlin eine auskömmliche Praxis zu erwerben vor vier bis fünf Jahren nach seiner Niederlassung nicht Aussicht habe. Der Verfasser des genannten Artikels hatte noch im Ganzen recht optimistische Ansichten, und wenn wirklich der Arzt nach fünf Jahren eine auskömmliche Praxis hat, so kann er noch von Glück sprechen.

Der Nothstand der deutschen Aerzte beginnt sich immer mehr von einer Calamität dieser selbst zu einer solchen der Bevölkerung heraus zu bilden. Das ist augenblicklich noch nicht so fühlbar, wie es mit der Zeit werden wird. Denn die Aerzte müßten nicht Menschen, sondern Uebermenschen sein, wenn sie, in drückenden Verhältnissen gehalten, nicht ihrem Beruf mit weniger Freudigkeit sich widmeten, als es geschähe, wenn sie lohnenden Ertrag, oder überhaupt einen Ertrag ihrer Arbeit sehen würden. Wenn heute von mancher Seite geklagt wird, die Aerzte geben sich nicht mehr die rechte Mühe, so mögen sich die Ankläger nur zunächst fragen, ob sie selbst den rechten Lohn gegeben haben. Mir selbst hat ein Arzt einmal ganz direct gesagt, daß er die geburtshülfliche Operation der Zangenanlegung selbst dort macht, wo es nicht unbedingt nöthig ist, weil erstens dadurch Zeit gespart werde und zweitens die Leute dafür mehr bezahlten. Selbstverständlich ist ein solch direct gefährliches Handeln noch nicht die Maxime der Aerzte geworden, indes werden Ansichten wie die, daß der Patient zu schätzen sei nach dem Honorare, sich bald weitere Geltung verschaffen, als sie schon besitzen, und das Publikum wird alsdann aus Selbstliebe seine Selbstsucht besiegen. Denn wie einsichtsvoll die Menschen werden, wenn die Einsichtslosigkeit sie selbst zu vernichten droht, davon kann man sich kaum einen Begriff machen. Liegt nun ein Theil der Schuld an dem Nothstande der deutschen Aerzte beim Publikum, so liegt auch ein großer Theil auf Seiten der Aerzte selbst, sofern man sie für eine Ueberproduction verantwortlich machen kann. Es gibt augenblicklich viel mehr Aerzte als nothwendig sind, und wenn da oder dort es noch eine Ortschaft gibt, die ärztlicher Hülfe benöthigt, so hat das seinen Grund meistens darin, daß sie nicht im Stande ist einen Arzt zu erhalten.

Die Ueberproduction der Aerzte ist ein Punkt, der einer Erklärung bedarf. Es entsteht die Frage: Warum studiren soviel Menschen Medizin? Hierauf die Antwort zu geben: Aus Liebe zur Kunst, ist leider nicht am Platze, vielmehr spielt dabei ein anderes Moment mit, das bis jetzt noch nicht genügend gewürdigt ist, weil man sich immer gescheut hat, es recht kräftig zu betonen. Ich will aber die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, es zu thun und damit auf einen der wundesten Punkte der ganzen Sache den Finger legen. Es studirt eine sehr große Anzahl Medizin aus ganz gewöhn-

lichster Berechnung, dieses Wort in seinem engsten Sinne genommen. Man wird gelockt durch die Aussicht auf eine reiche Heirath. Dieses Ziel, auf das Innigste zu wünschen, wird als unbedingt erreicht angesehen, sobald aus dem Studiosus ein Medicus geworden ist, und die genannte Metamorphose wird zum größten Theile nur dadurch beschleunigt, weil ohne sie der Weg zur guten Partie auf immer verschlossen ist. Man heirathet heute nicht reich, weil man Arzt ist, sondern man wird Arzt, um reich zu heirathen. Das ist einer der Kernpunkte bei der Beantwortung der Frage, woher die Ueberproduction an Aerzten kommt. Glücklicherweise aber ist auch hier der Mißbrauch bereits groß genug geworden, um die Reaction zu erzeugen: man schätzt heute den Arzt nicht mehr nur nach seiner Stellung, sondern hauptsächlich nach seinem Einkommen, so daß Spekulationen der Art, wie ich sie eben bezeichnet habe, anfangen zu den verfehlten zu zählen. Dies nur nebenbei.

Ich kehre zu meinem Thema zurück, und nach weiteren Ursachen für den Nothstand der Aerzte forschend, finde ich, daß auch der Staat ein vollgerüttelt Maß von Schuld hat. Wie darf er z. B. es geschehen lassen, daß die Aerzte nach einer Taxe curiren, die zu einer Zeit aufgestellt worden ist, da das Geld ungefähr den doppelten Werth hatte, als heute? Den Barbier, den Schuster, den Schneider bezahlt man nach dem heutigen Werthe des Geldes, man würde ausgelacht werden, wollte man ihm den Betrag anbieten, den er für die gleiche Arbeit vor etwa hundert Jahren zu fordern berechtigt gewesen wäre. Dem Arzte gegenüber genirt eine solche Kleinigkeit weiter nicht. Wer vorher nicht stirbt, erlebt auch die neue Medizinaltaxe.

Das Schlimmste aber, was den Aerzten zugefügt werden konnte, ist ihnen vom Staate geschehen durch das Krankenkassengesetz, denn es schließt nicht nur eine materielle Schädigung ein, sondern auch eine stark ideelle. Die Volksvertretung hat sich nicht dazu bewegen können, die Behandlung der Kassenkranken nur den Aerzten anzuvertrauen, sondern die Zeichendeuter, Schriftgelehrten und Kurpfuscher sind in gewisser Beziehung den gebildeten Medizinern gleichgestellt worden, da man ihre Bemühungen gleichfalls als ärztliche Hülfe ansehen will. Man sollte meinen, es wäre nicht so sehr schwer einzusehen, daß man darunter die Hülfe versteht, die der Arzt leistet, aber in dieser Beziehung scheint man sich doch zu irren, und nach den gemachten Erfahrungen ist es nur zu verwundern, daß nicht auch den ordentlichen und unordentlichen Mitgliedern der Samaritervereine die Berechtigung zugesprochen worden ist, „ärztliche Hülfe“ zu leisten. Das gekennzeichnete Vorgehen der Volksvertretung illustrirt besser, als alles andere den Grad der Achtung, den man vor dem ärztlichen Stande als solchem hat. Der materielle Schaden, den die Aerzteschaft Deutschlands durch das neue Krankenkassengesetz erleidet, beträgt sehr viele Millionen, denn nur durch die geradezu jämmerliche Bezahlung der ärztlichen Einzelleistungen ist es möglich, Mittel zum im Gangehalten des großen, complicirten Apparates zu gewinnen. An keinem anderen Punkte kann gespart werden, Krankengelder, Medicamente und was sonst nöthig ist, kann man nicht kürzen; die Bezahlung der Aerzte aber kann auf ein Minimum herabgedrückt werden, so daß sie einen Entgelt haben, den ein auch nur mittelmäßiger Tischlergeselle mit berechtigter Entrüstung von der Hand weisen würde.

Das Kassenwesen, das augenblicklich die staatliche Sanction erhalten hat, ist überhaupt dasjenige Moment, welches am meisten zum Ruine des ärztlichen Standes beigetragen hat. Es ist nicht nur die Ursache, sondern auch in gewissem Sinne die Folge des Nothstandes. Daß sich eine Anzahl Leute zusammen thun, um mit einem Arzte einen Contract zu machen, dagegen ist nichts einzuwenden, und es ist auch nicht unpassend, daß aus diesem, dem Arzte eine bestimmte Einnahme gewährenden Verhältnisse sich für das andere Vertragsmitglied Vortheile ergeben. Das Verhältniß kann sogar sehr segensreich werden, wenn der Arzt sich in einem bestimmten Kreise bewegt, der ihn und den er selbst genau kennt, wenn zweitens der Zutritt zu dem Vereine ein Ergebniß freier Wahl der Patienten ist. Diese beiden Hauptpunkte aber sind in dem heutigen Krankenkassenwesen in einer Weise außer Acht gelassen, daß es, vielleicht glücklicherweise, bereits anfängt, zu einer Geißel der Patienten zu werden, wie es schon längst die crux der Mediziner ist. Die Verbände zwingen eine Anzahl Individuen sich als Mitglieder einer Kasse anzusehen, d. h. einem bestimmten Arzte ihr Vertrauen zu schenken, und daß auch der Staat für eine gewisse Kategorie seiner Staatsbürger eine gleiche Forderung stellt, ist bekannt. Hieraus resultiren die großen Uebelstände, deren Abstellung eine Forderung des ganz einfachen gesunden Menschenverstandes ist. Denn erstens werden durch den Zwang die Kassen überfüllt, die Mitgliederzahl nimmt in einer Weise zu, daß der Arzt sich nicht mehr in einem bestimmten Kreise bewegt, sondern mit ganz fremden, zum Theil sogar ihm höchst lästigen Patienten verkehren muß, daß er für seine Leistungen sich mit einem stellenweise geradezu skandalösen Honorare — es gibt Kassen, bei denen der Arzt für einen Besuch im Hause 28 Pfg., für eine Consultation noch weniger erhält — begnügen muß, und er in Folge dessen die Kassenmitglieder als Patienten zweiten oder dritten Ranges betrachtet, was wiederum zur Folge hat, daß er ihr Vertrauen einbüßt. Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, daß vor dem Kassenarzte stellenweise ein Grauen herrscht, wie vor einem Feinde, und daß die Kassenmitglieder, die sich zur Erhaltung der ganzen Institution Abzüge von ihrem Lohn gefallen lassen müssen, lieber das Opfer, Arzt und Medizin zu bezahlen, noch außerdem bringen, als sich Händen anzuvertrauen, von denen sie eine irgendwie liebevolle Behandlung sich nicht versprechen können. Man sieht, daß in diesen durchaus nicht seltenen Fällen die Kasse ihrem eigentlichsten Zwecke, nämlich dem Patienten eine Ersparniß zu bringen, direct zuwider läuft.

Daß es zu solchen Verhältnissen kommen konnte, ist so recht der Ausdruck dafür, welcher Nothstand unter den Aerzten herrscht. Denn es ist selbstverständlich, daß, wenn alle ausreichend beschäftigt werden, keinem nach den Hungerlöhnen der Krankenkassen gelüsten würde. Statt dessen hat jede neue ausgeschriebene Kassenarztstelle mehrere hundert Bewerber, von denen ein jeder den, wenn auch noch so geringen, aber doch nöthigen Verdienst für sich erwerben will. Und dabei kommt es dann zuweilen zu Dingen, die als Beweise für eine in der Aerzteschaft vorhandene Corruption sehr wohl dienen können. Es ist eine bekannte Thatsache, daß einzelne Bewerber, darunter sogar Universitätsprofessoren bei Hinz und Kunz vorsprechen, Barbieren und ehrsamen Schustermeistern ihre unterthänige Aufwartung machen, um die „maßgebenden Persönlichkeiten“ für sich einzunehmen. Ja, wenn man behauptet hat, daß hier und da sogar „Händedrücke“ von noch „bestechenderer“ Natur zu mehr oder minder erfolgreicher Anwendung gelangt sind, so wird das nur ein eingefleischter Idealist für unmöglich halten. Daß bei den Untersuchungen, die in diesen Sachen von einigen Ehrenrichtern auf Requisition einzelner, zum Theil in Folge ihres eigenen Mißerfolges auf Anstand und gute Sitte drängender, zum Theil wirklich anständiger Persönlichkeiten geführt worden sind, „sich nichts Nachtheiliges ergeben hat,“ wird keinen mit den Verhältnissen Vertrauten Wunder nehmen. Aber nicht nur die Auguren lachen darüber.

So hat sich das Kassenwesen immer mehr zum Kassenunwesen herausgebildet, und wie es von anomalen Verhältnissen geboren ist, so wird es auch von anomalen Verhältnissen erhalten. Unter solchen Umständen ist es nur verwunderlich, daß man, Angesichts der beredten Anklagen der Thatsachen, auf mancher Seite immer noch versucht, es in Schutz zu nehmen, um so mehr, als einige anständige Kassenärzte selbst die Fehler und Mängel des ganzen Systems eingestehen und ihre Stellen nur deshalb nicht niederlegen, weil dadurch nicht den Mißverhältnissen, sondern nur der Erhöhung ihrer eigenen Einnahme ein Ende gemacht wird. Andere aber vertheidigen ihre Position auf das Aeußerste, und es verlohnt sich, die Gründe zu betrachten, mit denen sie ihre Raisonnements stützen. Die Einen sagen, die Kassen sind nützlich, weil sie billige Behandlung und Arznei vermitteln. Für viele Fälle mag das zu treffen, für viele trifft es sicher nicht zu, eben des-

halb, weil wie schon oben erwähnt, eine ganze Anzahl Kassenmitglieder zu dem Kassenarzte kein Vertrauen haben. Aber selbst wenn was angeführt wird, zuträfe, so ist es auffallend, daß jene Herren nur für das ihnen entfernter stehende Publicum ihr Herz offen haben und nicht für ihre unter dem ganzen System auf das Schlimmste leidenden „Kollegen". Das scheinen sie selbst empfunden zu haben, denn zu guter Zeit erinnerten sie daran, daß die Kasse eine sehr nützliche Einrichtung deshalb ist, weil das mit ihr verbundene Fixum den jüngeren Aerzten eine Basis gibt, auf der sie eine auskömmliche weitere Praxis errichten könnten. Man sieht hier mit einem Male die Kollegialität, die inzwischen — wie ich noch später auszuführen gedenke — etwas stark blind geworden war, in ihrem erhabensten Glanze leuchten. Das ist nicht unbedenklich, und bei näherem Zusehen stellt sich denn auch klipp und klar heraus, daß die meisten Kassenarztstellen, wenigstens die besseren, sich noch immer in Händen älterer „Kollegen" befinden, die sie aus den Tagen der lockigen Jugend in die späteren Zeiten ihres Mißvergnügens mit hinübergenommen haben. Daß sie sie nicht aufgeben, trotzdem sie sich bereits seit langer Zeit der auf der Basis der Kassenarztstelle errichteten auskömmlichen Praxis erfreuen, ist eine ausgezeichnete Illustration zu diesen Phrasen, aber es kann noch irgendwie bemäntelt werden, etwa durch die Betonung des Schmerzes, den das Aufgeben einer lieb gewordenen Thätigkeit zweifellos verursacht. Als der Gipfel schmierigster, schmutzigster Unkollegialität aber ist es zu bezeichnen, wenn ältere Aerzte, die sich auskömmlicher Praxis erfreuen, ihre gierige Hand auch noch nach den Kassenarztstellen ausstrecken. Ich selbst kenne dem Namen nach einen Sanitätsrath, dem das Macedonien seiner sich auf die Zwanzigtausender von Mark belaufenden Praxis immer noch zu klein war, und der sich deshalb noch das „andere Königreich" einer mit tausend Mark dotirten Kassenarztstelle zuzulegen für nöthig fand. Nichtsdestoweniger wird auch jener würdige Herr die Meinung vertreten, daß derartige Fixa „vorzugsweise" jüngeren Aerzten zuzuwenden sind, eine Regel, von der nur in besonderen Fällen, zu denen selbstverständlich der seinige auch gehört, Ausnahmen zu machen seien. — Neben den Kassen kommen als ursächliche Momente für den Nothstand der Aerzte noch manche andere in Betracht. Ich nenne hier nur die Unmenge von Polikliniken, jenen Instituten, in denen unentgeltliche Behandlung gewährt wird, und die in Folge dessen eine große Menge von Patienten von den Aerzten abziehen. So lange solche Institute wirklichen Studienzwecken dienen, so lange sie unter der Leitung tüchtiger Kräfte stehen, deren Amt es ist, für den Ausbau der Wissenschaft zu sorgen, ist gegen sie nichts einzuwenden. Ein reiner Unfug aber ist es, wenn jeder beliebige, gänzlich untergeordnete Arzt, der sich den Namen Spezialist nach sechswöchentlichem Studium des betreffenden Faches zuzulegen für angebracht findet, derartige Einrichtungen trifft, nur um auch, wenn es einmal an der Zeit ist, von seinem „Materiale" reden zu können. Es ist zu hoffen, daß derartige „Materialisten" in der Folge der Zeit dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen, und daß nur solche Spezialisten eine Poliklinik halten werden, deren Namen und Verdienst eine Bürgschaft für sachgemäße Ausnutzung der Fälle bieten.

Daß dem Staate das Wohl der Aerzte wenig am Herzen liegt, ist schon oben gesagt worden; daß er ihre Autorität nicht anerkennt, beweist er weiter dadurch, daß er ihren Klagen nicht das geringste Gehör schenkt. Man sollte nun meinen, daß unter solchen Umständen diejenigen Aerzte, die sich einer gewissen Autorität bei den Herren am grünen Tische erfreuen, für ihre minder bevorzugten Kollegen eine Lanze brechen werden. Man sollte annehmen, daß die Professoren und Consulenten, die nicht „gewöhnliche" Aerzte, dafür aber sehr oft auf deren Empfehlung angewiesen sind, ein Wort mitreden werden, das um so größere Wirkung haben dürfte, als ihr Einkommen und gesicherte Lebensstellung die Annahme, es werde pro domo gesprochen, ausschließen. Aber davon ist nichts zu merken. Ruhig sitzen jene Götter auf ihren erhabenen Thronen, im Gefühl der eigenen Sättigung sehen sie verachtungsvoll herab auf die Pygmäen da unten und sind so recht die Vertreter der sogenannten Kollegialität, der der Untergang des ärztlichen Standes in hervorragender Weise zu danken sein wird. Ohne jede Spur von Mitgefühl für die Misère ihrer Berufsgenossen, in dem Kitzel des eigenen Selbst, ziehen sie sich in den Schatten ihres Ruhmes oder, besser gesagt, ihres Titels zurück und freuen sich in ihrem Pharisäerthum, daß sie nicht sind wie jene da. Man sollte aber den betreffenden Herren nur einmal sagen, daß sie unkollegial, ja, daß sie inhuman handeln, weil sie nicht nur dem Stande schaden, dem sie angehören, sondern auch der Allgemeinheit, was würde man da wohl zu hören bekommen! Höchst bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Vorkommniß, dessen Opfer ein junger Arzt geworden ist, der sich in Berlin W. niedergelassen hatte. Er machte den „umliegenden" Kollegen seinen Antrittsbesuch, einer alten Sitte genügend, die immer mehr außer Ansehen kommt, und gab auch seine Karte bei einem alteingesessenen Arzte des Bezirkes ab, der ihn mit den Worten empfing: „Das aber kann ich Ihnen sagen, Praxis werden Sie nicht bekommen." Der Ausdruck dieses tröstlichen Gedankens, dessen Vater natürlich auch hier der Wunsch war, machte auf den jungen Menschen einen solchen Eindruck, daß er von weiteren Besuchen absah.

Die Dinge bewegen sich in einem circulus vitiosus. Der Nothstand hat zur Folge einen Mangel an Kollegialität, dieser wieder verhindert, daß man Vorkehrungen wider den Nothstand treffe, der dadurch selbstverständlich nicht kleiner wird und in Folge dessen die Kollegialität noch mehr schädigt, als zuvor. Das Primäre, der Nothstand, würde allerdings erträglich werden, wenn mehr Kollegialität geübt würde, leider aber kann man das nicht befehlen. Es ist daher auch als eine ganz verfehlte Maßregel anzusehen, wenn die Regierung, die sich im Ganzen um das Wohl und Wehe der Aerzte, wie wir gesehen haben, kaum kümmert, jetzt mit einem Male für sie in der Weise sorgen will, daß sie die Befugnisse der sogenannten Aerztekammern erweitert und ihnen eine gewisse Strafgewalt für kleinere Vergehen einräumen will. Das Einzige, was dadurch erreichbar gemacht wird, dürfte eine große Erbitterung unter den Aerzten sein, die bis jetzt wenigstens frei waren, jetzt aber unter der Vormundschaft von Behörden stehen werden, deren Thätigkeit für ihr materielles Wohl bis jetzt auch nicht von dem geringsten Erfolge begleitet war, die in Folge dessen auch noch nicht den geringsten Beweis haben liefern können, daß sie für die Lage der ihnen unterstellten Personen das nöthige Verständniß haben. Man will das Herz stärken, indem man dem Rücken die Zuchtruthe aufbindet und ohne daß man dem Magen etwas anbietet. Ein weiser Richter, ein zweiter Daniel!

Mit solchen Polizeimaßregeln aber ist nichts gethan, und der Erfolg wird Null sein, denn sie richten sich im Wesentlichen gegen die Folge, ohne ihrer Ursache zu nahe zu treten. Wenn der Staat für die Hebung des ärztlichen Standes etwas thun will, so mache er zunächst seinen Einfluß dahin geltend, daß das Kassenunwesen aufhöre. Er führe die freie Arztwahl ein, damit dient er Patienten und Aerzten zu gleicher Zeit. Die Gründe, die früher gegen die Abschaffung der Kassen geltend gemacht worden sind, dürfen heute, nachdem bereits eine große Kasse in Berlin es ihren Mitgliedern freigestellt hat, sich den Arzt ihres Vertrauens auszuwählen, als nicht mehr stichhaltig angesehen werden. Der Vertrag, den die Kasse der Maschinenbauer in Berlin mit dem Vereine freigewählter Kassenärzte abgeschlossen hat, ist erneuert worden, ein Beweis dafür, daß das Prinzip der freien Arztwahl sehr wohl durchführbar ist, und daß es nicht der beste Wille sein kann, der in gleichem Geleise sich bewegenden Bestrebungen Riegel vorschiebt. Daß die wirthschaftlich Schwachen bei Krankheiten besondere Vortheile genießen sollen, dagegen wird kein Einsichtiger etwas einzuwenden haben, daß aber diese Vergünstigungen gerade in der Form gewährt werden sollen, die ohne Gnade und Erbarmen den Ruin des ärztlichen Standes nach sich zieht, ist so ohne Weiteres nicht einzusehen! Der Staat trete nicht der Würde der Aerzte in der Weise zu nahe, daß er sie mit den Wunderdoctoren, den Wassergießern

und Krautstampfern auf eine Stufe stellt, daß er sie gleichsam zu Schäfern erster Ordnung macht, wie es nach den neuesten gesetzlichen Bestimmungen, die von ganz besonderem Reize sind, geschehen ist. Man gebe, das ist doch das Geringste, was man verlangen kann, den Aerzten eine Taxe, die den heutigen Verhältnissen entspricht und nicht solchen von vor ungefähr hundert Jahren. Die Aerzte müssen aber auch selbst zusammenstehen und in einmüthigem Vorgehen dem Staate die Festigkeit zeigen, ohne die nun einmal nichts auszurichten ist.

Literatur und Kunst.

Goethe'sche Rhetorik.

Von Wolfgang Kirchbach.

Der Titel dieser Betrachtungen wird manchen Leser stutzig machen. Nach einer ziemlich allgemein gültigen Ansicht scheint das Wort „Rhetorik" in Verbindung mit dem Namen Goethe's nicht denkbar. Der Dichter, welcher am reinsten den Sinn jedes Wortes durchempfand, das er niederschrieb, der dem Poetischen stets den unmittelbarsten Ausdruck zu geben suchte und in der vollsten Anschauung seines Gegenstandes lebte, ist uns ja, nach Homer und den Griechen, der edelste Vertreter einer rein poetischen Darstellung geworden. Wo möchte man den Schöpfer des „Götz", „Werther", „Faust", den Sänger der schönsten Lyrik, welche Deutschland hervorgebracht hat, auf einem schiefen Bilde ertappen oder ihm überhaupt nachsagen, daß er nach rhetorischem Bilderschmuck jage? Wo könnte man ihm vorwerfen, seine Gestalten verlören sich aus der psychologischen Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit ihrer Stimmung, ihrer Leidenschaft, ihres Charakters in rednerische Declamation und leeren Redeschmuck? Ist nicht Goethe derjenige, der uns vor Allem wieder lehrte, poetische Darstellung von rednerischer Kunst zu unterscheiden und haben die Kenner ihn nicht von jeher gerade deshalb vor Allem gepriesen, oft auf Kosten Anderer, z. B. Schiller's, in dem man mancherlei Rhetorik finden wollte?! Es scheint vermessen genug die Möglichkeit des Rhetorischen in Goethe durch eine Ueberschrift: „Goethe'sche Rhetorik" überhaupt in Aussicht zu stellen.

Und doch findet sich in einigen Werken Goethe's eine merkwürdige geistige Verfassung und eine im Grunde so absonderliche Behandlung der Sprache, daß es sich mindestens lohnt die Frage aufzuwerfen, wie weit diese Sprache innerlich berechtigt ist, wie weit sie sich vom Charakter naiver Poesie und unmittelbarer Anschauung entfernt und sich dem Rhetorischen nähert. Einem Redeprunke, den wir, um ein Wort aus dem vorigen Jahrhundert zu brauchen, gleich von vornherein einmal die „Rhetorik der schönen Seele" nennen möchten. Man wird dabei einigermaßen ahnen, wohinaus die folgenden Betrachtungen zielen.

Es sind Werke der sogenannten „klassischen Periode" in Goethe's Schriften, gegen welche ein Verdacht versteckter Rhetorik auftaucht und unsere Untersuchungen werden sich daher im Ganzen nur mit einem Theile des „Egmont", mit „Iphigenie" mit „Tasso" beschäftigen. Betrachtet man sich diese Werke rein philologisch — und warum sollte man nicht auch einmal bei Goethe sprachliche Statistik üben — so unterscheiden sie sich von Götz, Clavigo, Faust durch einen fortwährenden Gebrauch des sogenannten schmückenden Beiwortes, des epitheton ornans. Die einfach realistische und charakteristische Sprache des Götz von Berlichingen, die ganz naiv nur das Wesen jeder Empfindung, jedes Gedankens gibt, ist äußerst sparsam in der Anwendung von Eigenschaftsworten. Wo dieselben auftreten, tragen sie nicht den Charakter einer gewissen ästhetischen Selbständigkeit, sondern sind nur durchaus nothwendige Ergänzungen von Begriff und Anschauung, unmittelbarer Ausdruck eines Affectes. Ihre Wahl entspricht genau dem natürlichen Kraftaufwand, der Dynamik des Gefühls. Im „Faust", wo durchweg ein gleicher Naturstil der Leidenschaft herrscht, wird ebenfalls sehr sparsam mit den adjectivisch ausgedrückten Gedankentheilen und Anschauungsparthien verfahren. Niemals hat man die Empfindung, als sei das charakteristische Wort auf einem Umweg gefunden; wo an pathetischen oder malerischen Stellen das Beiwort adjectivisch oder adverbal auftritt, ist es immer das Zeugniß klarer Wirkung einer bestimmt beobachtenden Phantasie und Anschauung. Wir bewundern alle Verse wie den:

Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt . . .

Wir bewundern die charakteristische Malerei und die sichere Stimmungsempfindung in dem Verse: „Und steigt vor meinem Blicke der reine Mond besänftigend herüber" und wir staunen über die ungesuchte Meisterschaft, mit welcher das adjectivische Kunstmittel in dem berühmten Worte angewendet wird: „Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe des rothen Monds mit später Gluth heran." Der sichere Realismus, die unbescholtene Naturbeobachtung, welche die charakteristischen Symptome eines Vorganges im Eigenschaftsworte bezeichnend festhält und der richtige Tact, mit dem die Malerei hier eben adjectivisch geschieht, machen Goethe gerade zum Meister einer reinen, unmittelbaren poetischen Darstellung.

Im Ganzen wird man finden, daß „Faust", „Götz" und die Werke des unbefangenen Goethe'schen Naturstils sehr sparsam sind mit Beiworten; der Dichter lebt so vollständig im Affect und in der Darstellung, daß ihm ein solches Beiwort nur unwillkürlich entwischt und dann immer sehr charakteristisch ist, ebenso wie die Metapher und die Bilder, die er ja selten genug braucht.

Es will uns aber bedünken, als könne man eine gleiche Unwillkürlichkeit im „Egmont", „Iphigenie" und „Tasso" nicht immer rühmen. Es tritt eine seltsame Neigung auf gerade die adjectivischen Darstellungsformen, im Widerspruch mit dem Naturlaute der unbefangenen Rede, zu häufen und etwas, was für den episch malenden Dichter im Stile Homer's das natürliche Kunstmittel wäre, fälschlicher Weise für dramatische und lyrische Stimmung zu benutzen. Und wenn die stehende und nicht ganz zutreffende Anwendung eines äußerlich nachgeahmten Kunstmittels überall academisch heißt, so ist es nicht unmöglich, daß in einigen Parthien des „Egmont" doch ein Gran von academischer Rhetorik steckt. —

Es ist ziemlich auffällig, wie oft in diesen Dichtungen die schmückenden Beiworte: golden, sanft, hold, gelassen, gefällig, zart, vor Allem auch das Eigenschaftswort „schön" vorkommen. Es ist gewiß ein höchst äußerliches Geschäft zusammenzuzählen, wie oft ein Dichter ein und dasselbe Wort braucht, denn der Zusammenhang des Sinnes wird ja immer ergeben, daß ein solches Wort in Verbindung mit einem anderen unendlich viele Gedankenschattirungen ausdrücken kann. Ein Dichter wie Goethe wird auch, dessen können wir von vornherein gewiß sein, jedes derart bezeichnende Beiwort nur aus einer ganz bestimmten Empfindung seiner Seele oder der Seele des Redenden wählen. Und doch möchten wohl viele Leser mit uns gestutzt haben über die eigenthümliche Art, mit welcher Goethe diesen Worten ein bestimmtes Leben einzuhauchen versucht, das wir nicht so ohne Weiteres mitleben, wie uns das „schmetternde Lied" seiner Lerche selbstverständlich und selbsterlebt erscheint. Ist es nicht wundersam, wenn Orest in seiner Wahnsinnsvision, wenn ihm im Geiste die Ahnherren seines Hauses erscheinen, das Wort spricht zu den „ewigen Nebeln":

„Gefällig laßt in eurer Ruhe sich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben."

Und was ist in der Sprache Klärchens nicht ganz unmittelbar, wenn sie in ihrer Angst um Egmont sagt: „Wer würfe sich in dieser bangen Nacht, ehe er sein unruhvolles Bette besteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernstlichem Gebet vom Himmel zu erringen?!“ Was berührt uns in Egmont's Reden seltsam, wenn er z. B. beim Selbstgespräch im Gefängniß sagt: „Seit wann begegnet der Tod dir fürchterlich, mit dessen wechselnden Bildern, wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde du gelassen lebtest? — Auch ist er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegen sehnt; der Kerker ist's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich?“ Und was erscheint uns schier künstlich, wenn Egmont kurz vorher sagt: „Ich fühl's, es ist der Klang der Mordart, die an meiner Wurzel nascht?“

Wir bemerken zunächst, daß die eigenthümliche Neigung besteht durch Häufung von schmückenden Beiworten, den Eindruck einer gewissen Fülle der Empfindung zu erzeugen und wir fühlen, daß diese Neigung des Dichters sich nicht vollständig mit dem Affect deckt, in dem seine Gestalten sich befinden.

Clärchen ist in starkem Affect, ist ein Weib, ein junges Mädchen sogar, sie will die Bürger an den Namen Egmont's erinnern. Sie fragt: „Wer würfe sich in dieser bangen Nacht, ehe er sein unruhvolles Lager besteigt, nicht auf's Knie, ihn mit ernstlichem Gebet vom Himmel zu erringen!“ Wunderlich, dieses „ernstliche“ Gebet! Drückt dieses Beiwort irgend etwas von der Stimmung aus, in der Klärchen sich befindet? Wenn sie das Wort braucht: seinen Namen vom Himmel zu „erringen“, so liegt in Letzterem doch eine weit dringendere, bezeichnendere Leidenschaft, die es ganz überflüssig macht, ein Gebet, mit welchem man etwas „erringen“ will, als „ernstlich“ zu bezeichnen. Das Wort wird durch keine Noth, keine Leidenschaft des Herzens eingegeben; im Gegentheil es schwächt dieselbe ab, hat überdies einen schulmäßigen Beigeschmack, der im Munde eines jungen Mädchens zum mindesten nicht ganz frisch erscheint. Es macht den Eindruck, als habe das äußerliche, rhetorische Bedürfniß der Gleichmäßigkeit einer Reihe von Beiworten hier die unmittelbare, charakteristische Stimmung der Dichtung gestört. Und wenn Egmont beklagt, daß ihm nicht der schnelle Tod auf dem Schlachtfeld beschieden ist, so fragt man billig auch, ob die indirecte Denkweise und Ausdrucksweise: „Auch ist er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegen sehnt“ ein Ausdruck der seelischen Verfassung ist, in welcher Egmont sich befindet. Eine derartige Paraphrase mag man wohl brauchen im zugespitzten Zwiegespräche, wo man vollständig objectiv und ohne leidenschaftliche Beklemmung die Dinge betrachtet; aber Egmont, der sich eben fragt, warum ihm der Tod so „fürchterlich“ sei, ist nicht in der Seelenverfassung, in welcher der Geist, das, was ihm unmittelbar vorschwebt, durch eine derartige Umschreibung denken oder aussprechen würde. In der That, die Paraphrase ist nicht poetisch unmittelbar, sie ist rhetorisch mittelbar vom Dichter in die Seelenstimmung seines Helden hineingekünstelt.

Es ist ein feines Gesetz der dichterischen Kunst, welches einem natürlichen Gesetze der Schauspielkunst entspricht, daß alle Metapher, alle Tropen und Figuren der Redekunst nur dann poetisch wirken und ihren Zweck erfüllen, wenn sie, wie man das ausdrückt, à l'improviste erscheinen; improvisatorisch; unwillkürlich. Man verlangt vom Schauspieler, er müsse so sprechen und reden, als habe er seine Worte nicht auswendig gelernt, sondern erfinde sie, wie der im wirklichen Leben Redende, erst in der augenblicklichen Erregung seines Gemüthes. Man verlangt auch vom Dichter, daß alle seine Vergleiche, seine Metapher, seine Hyperbeln, daß die Formen seines Satzvortrages improvisatorisch als Ausdruck der Gemüthserregung erscheinen. Sie haben ja in der That nur den Zweck, die gleiche Erregung, oder wenigstens das Bewußtsein, das Verständniß derselben in die Brust, in den Geist des Lesers zu übertragen. Jeder Tropus, jede Figur entspringt einer psychologischen Nothwendigkeit, nach welcher der Geist, seiner Stimmung, seiner Leidenschaft entsprechend, die angeschauten Bilder der Wirklichkeit unter gewissen Gesichtspunkten ansieht, die bald zur Metapher, bald zur Metonymie oder einer anderen Ausdrucksform führen. Eine zornige, eine leidenschaftliche, eine prahlerische oder eine erhaben gestimmte Geistesverfassung wird z. B. mit Vorliebe die sogenannte Hyperbel, die Uebertreibung als Ausdruck ihrer Erregung brauchen. Und es ist ein weiteres Gesetz, daß diese Formen des Anschauens und Denkens uns nur dann in eine sichere Mitempfindung der leidenschaftlichen Wirklichkeit versetzen, daß sie nur dann poetisch-realistisch sind, wenn das Bild, der Vergleich, die Anschauungsübertreibung in einem natürlichen Verhältniß zum Kraftaufwand des Gefühls, der Empfindung oder Leidenschaft stehen, deren Ausdruck sie sind. Das ist die Dynamik der Seelenbewegungen, das Kraftverhältniß von Wille und Phantasie. Das psychologische Verhältniß von sprachlicher Ausdrucksform zum Seelenzustande, der geschildert werden soll. Und alle diese sprachlichen Formen werden immer poetisch dann erscheinen, sie werden künstlerische Lebenswahrheit sein, wenn jene Dynamik der Tropen und Figuren vom Dichter mit innerer Nothwendigkeit ausgeübt ist. Shakespeare, so außerordentlich reich er an rhetorisch-poetischen Wendungen ist, zeigt doch überall in seinen reifen Werken einen außerordentlichen naturalistischen Tact für die Anwendung seiner Bilder, Hyperbeln, seiner Figuren; sie entsprechen immer dem Leidenschaftsgrade, in dem seine Helden leben und sind das richtige Wetterglas für die Stärke und die Art der inneren Spannung, in der sich die Gemüther befinden.

Rhetorisch im Sinne einer unwahren Schönrednerei wird dagegen die Sprache derjenigen werden, die nicht so unmittelbar jenes naturalistische Kunstgesetz der sprachlichen Ausdrucksformen empfinden. Wenn der deutsche Schulmeister oder der Leitartikelschreiber einen „schwungvollen“ Vortrag oder Leitartikel verfaßt, wird man z. B. fast immer diese falsche Rhetorik entstehen sehen und es ist typisch für dieselbe, daß sie den Ausdruck ihres Schwunges, ihrer gesteigerten, festlichen Stimmung fast immer in der Häufung von schmückenden Eigenschaftsworten sucht, die jedem Hauptwort beigegeben werden, eine Häufung, der man anmerkt, daß die Eigenschaftsworte nicht organisch-nothwendig sind, sondern äußerlich zusammengesucht werden. Ihre Silbenbeschaffenheit bringt es mit sich, daß sie einen gewissen Rythmus in die Sprache tragen; und dieser an sich vollständig leere, charakterlose Rythmus fällt Vielen doch mit der Empfindung einer gewissen Festlichkeit zusammen, weil man gemeinhin ja doch nicht so spricht.

Wir sind weit entfernt, Goethe mit derartigen Leitartikelschreibern vergleichen zu wollen. Aber wer gewisse Stellen im „Egmont“ liest, auch einige kleine Züge im „Tasso“ und „Iphigenie“ beachtet, wird mit uns doch wohl sagen, daß wenn man Friedrich Schiller von vielen Seiten der Rhetorik beschuldigt — zum größten Theile übrigens im Sinne der obigen Kunstgesetze mit Unrecht —, die Gerechtigkeit erfordert auch bei Goethe das, was rhetorisch ist, bei seinem Namen zu nennen. Während aber Andere meistens den Fehler begehen, daß sie das Kraftmaß der aufgewendeten Bilder, Vergleiche, der Redeformen zu hoch nehmen im Verhältniß zur natürlichen Gemüthsstimmung, woraus der sogenannte „Schwulst“ entsteht, möchte man bei Goethe sagen, er nähme das Kraftmaß eher zu niedrig, woraus die seltsame Weichlichkeit der Sprache entsteht, die wir in den schönrednerischen Stellen des „Egmont“ z. B. finden. Goethe neigt überhaupt dazu, um sein Lieblingswort „gelassen“ zu brauchen, auch mit einer gewissen Gelassenheit große, mächtige Wirkungen zu erzielen, er wird immer suchen mit möglichst geringem Kraftaufwand zu arbeiten und wo er diese Gelassenheit des Anschauens episch oder lyrisch übt, wird er auch die herrlichsten Wirkungen erzielen. Man kann die Macht, die Größe und Erhabenheit des Vater Zeus auf diese kraftsparende, negativ verfahrende Weise nicht imponirender schildern als z. B. in der herrlichen Hymne:

„Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sät.“

Daß Zeus diese Blitze, diese furchtbaren Naturerscheinungen, nur „sät", wie der Landmann „mit gelassener Hand", ist in der That eine Malerei in das Große nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes.

Man wird aber nicht verkennen, daß Goethe da, wo nun ein wirklicher Kraftaufwand positiver Art gefordert wird, leicht das Gefühl für das sichere Verhältniß von Bild und Leidenschaft verliert; er schwächt die Energie des Affectes künstlich ab und eben daraus entsteht wiederum Rhetorik, die den sicheren Kunstgeschmack zum Theil unangenehm anmuthen muß.

Man kann so weit gehen und behaupten, daß z. B. der ganze Monolog Egmonts im Gefängniß: „Alter Freund! immer getreuer Schlaf u. s. w." weder aus einer dramatischen, noch einer gesund lyrischen Wahrheit entspringt, sondern wesentlich rhetorisch ist. Zieht man Alles ab, worin sich der leichtlebige und auch innerlich gefaßte Charakter Egmont's charakterisiren soll, so bleibt noch so viel überflüssiger Redeschmuck, so viel dem natürlichen Seelenzustande Widersprechendes, daß es nur als subjective Rhetorik Goethe's erklärt werden kann, die sich über den Gemüthszustand seines Helden legt, ja, diesen derart umspinnt, daß man sogar das sichere Gefühl dafür nicht hat, in welchem Zustand Egmont lebt. Wenn er sich fragt: „Was schüttelt dich nun? Was erschüttert den festen, treuen Sinn?!" wenn er meint, „ein innerer Schauer durchfährt mich", so meint man, er müsse in einer stark erregten Stimmung sein, wo man nicht Ruhe hat zur objectiven Betrachtung der Dinge. Aber in solcher Stimmung hat man schwerlich die Neigung, den Schlaf, der nicht kommen will, als „alten Freund, immer getreuen Schlaf" anzureden. Und wenn auch ein Gemüthsprozeß von einer wehmüthig resignirteren Stimmung, mit welcher der Monolog anhebt, zu einer stärkeren Angst gezeichnet ist, gewisse Formen der Rede, gewisse Bilder, die mehr einem rednerischen Schönheitsbedürfniß, als einer psychologischen Nothwendigkeit entspringen, zerstören den rein poetischen Eindruck einer sprachlichen Gesundnatur. Es ist rhetorisch, nicht poetisch unmittelbar, wenn Egmont den Schlaf so ausführlich apostrophirt, ihn fragt, ob er ihn auch fliehe wie die übrigen Freunde, ihn anredet und sich daran erinnert, wie er einst gleich einem „schönen Myrthenkranz der Liebe ihm die Schläfe kühlte!" Nicht die Apostrophe an sich zwar ist das Unpoetische, denn in der That, die Stimmung, aus der Egmont spricht, ist sehr wohl zur Apostrophe geneigt. Aber rhetorisch wird die allzulange Ausführung derselben; der Affect der Natur und sein apostrophischer Ausdruck wird zum Vorwand, eine rednerisch „schöne" Wirkung zu erzielen, indem die Apostrophe nunmehr eigenmächtig das Feld behauptet und der Dichter fortfährt: „Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens ruht' ich, leise athmend, wie ein aufquellender Knabe in deinen Armen." Ein gewisser persönlicher Epikuräismus Goethe's, der ihn auch zu dem nicht ganz sicheren Bilde von dem „aufquellenden Knaben" führt, unterbricht die bestimmte Empfindung eines Affectes; es ist eine gewisse ästhetisch-rednerische Schwelgerei und Selbstgenügsamkeit darin, die nicht recht auf die Stimmung vorbereitet, aus der Egmont sich dann fragt: „Was schüttelt dich nun?!" Man hat in seiner Lage nicht die geistige Muse zu einem so behaglichen Rückschauen, welches sich daran erinnert, daß man „leicht athmend" schlief und gar wie ein „aufquellender Knabe." Vielmehr erinnert sich Goethe für seinen Helden daran, daß er leicht athmete und schlief, da man selbst niemals wissen oder sich erinnern kann, ob man leicht oder schwer athmend zu schlafen pflegt. Und diese Erinnerung des Dichters wird rhetorisch dem Helden in den Mund gelegt. Weiter ist die Durchführung des ganzen Vergleiches: „Wenn Stürme durch die Zweige und Blätter sausten, Ast und Wipfel sich knirrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungeregt" bis zum Schluß, wo Egmont meint, indem er sich selbst mit dem Baume vergleicht, daß „krachend und zerschmettert seine Krone" stürzen werde, weit mehr rhetorisch, als poetisch. Wenn er so weit geht und den Vergleich bis dahin ausspinnt, daß er sagt: „Ich fühl's, es ist der Klang der Mordaxt, die an meiner Wurzel nascht", so ist dies eine Benutzung des Vergleichs, zu der ein bestimmter Affect niemals kommen würde. Wohl würde das Selbstbewußtsein eines großen Mannes im Allgemeinen seinen Tod mit dem Sturze eines Baumes vergleichen, aber er würde doch nur einen Moment bei dem Bilde verweilen. Die saubere, peinliche und in dem Wort vom „Klang der Mordaxt" sogar etwas geschraubte Durchführung, die Egmont beliebt, ist dagegen nicht aus dem natürlichen, psychologischen Kunstgesetze des Selbstvergleichs, sondern rhetorisch vom Dichter hineingetragen. Etwas ganz Anderes ist es, wenn Homer als epischer Erzähler sich zu bestimmten objectiven Darstellungszwecken ein ausgeführtes Vergleichsbild, eben zur Verdeutlichung einer Handlung gestattet. Um eine solche Verdeutlichung handelt es sich aber nicht, im Gegentheil, der Gemüthszustand Egmonts wird eher verundeutlicht, und sein Selbstgenügen, mit dem er sich das Bild in allen Einzelheiten ausmalt, ist in der That schönrednerisches Selbstgenügen des Dichters.

So weit geht diese versteckte Rhetorik, daß sie sogar besondere Eigenthümlichkeiten der Goethe'schen Natur in die Sprache des Helden trägt. Gewiß ist der Ausdruck: „wenn Ast und Wipfel knirrend sich bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungeregt" an sich wunderschön. Als treffende Bezeichnung für das Innere des Baumes ist das Wort „ungeregt" ein Meisterstück. Mancher geringere Dichter würde vielleicht ein Wort wie „unerschüttert", „unbewegt", „fest" oder „unbeweglich" gewählt haben. Goethe, der die Worte auf ihre feinste Bedeutung abwägt und es in seiner klassischen Periode ängstlich meidet, das rednerische Kraftmaß des Gefühls zu hoch zu nehmen, begnügt sich mit dem Worte „ungeregt". Es ist die passive Wendung, die negative Wendung. Sie ist an sich ästhetisch interessant durch die Feinheit, mit welcher die Phantasie sich in das Leben des Baumes zu versetzen sucht. In einem lyrischen Naturgedicht wäre sie ausgezeichnet. Aber in dem Monologe Egmont's? Wie wirkt sie da? Abermals tödtet sie die Empfindung eines sicheren Affectes im Helden; sie nimmt die Dynamik der Redeform um einen Grad zu niedrig im Verhältniß zu der Stimmung, in welcher der Mann lebt; er dichtet viel zu sehr, dichtet viel zu objectiv, während der Affect, die Angst einer schweren Lebensstimmung natürlich niemals zu einer solchen Objectivität die Möglichkeit hat. Man kann sagen, daß Goethe vor lauter ängstlicher Sorge in eine übertreibende Bildersprache zu verfallen zu einer Rhetorik der Hintertreibung des unmittelbar Poetischen kommt.

Daß es sich bei ihm um ein ganz bewußtes Streben gehandelt hat, mit möglichster Sparsamkeit die Wortstimmung zu erreichen, kann man über jeden Zweifel sich klar machen, wenn man z. B. die ursprüngliche Prosaform der Iphigenie auf Tauris mit der rhythmischen vergleicht. Nur ein Beispiel. In den herrlichen Worten des Orestes, am Schlusse des dritten Aufzuges, wo er die Genesung und innere Reinigung seines Gemüthszustandes in das Gebet an die Götter legt: „Ihr Götter, die mit flammender Gewalt ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt", hieß es ursprünglich in Prosaform: die ihr „euren fruchtbaren Regen mit fürchterlichen Donnerschlägen auf die Erde schmettert." In der rhythmischen Form machte Goethe daraus: „den langerflehten Regen ꝛc. in wilden Strömen auf die Erde schüttet." Er wählt also in der endgültigen Fassnng mit Bedacht das scheinbar schwächere Wort und ein weit weniger gewaltsames Bild. Beide sind durchaus bezeichnend. Das Niederfallen eines Gewitterplatzregens kann wohl die Vorstellung erwecken, daß der Regen niedergeschmettert wird; aber die Neigung Goethe's zur gelassenen Ruhe läßt ihn später auch nur ein „Schütten" als die Ursache der Naturerscheinung bezeichnen. Dieses Wort ist sogar naturalistischer; das Volksbewußtsein hat die feinere Beobachtung des Naturvorganges selbst aufbewahrt, indem man noch heute sagt: „es schüttet." Auch hat Goethe in diesem Fall die genesende Stimmung in Orest, das Vollgefühl der Erquicklichkeit des Naturvorganges durch das schwächere Wort weit besser getroffen.

In anderen Fällen aber verwischt er gerade durch die Neigung der feinsten Naturbeobachtung die Unbefangenheit des

Leonhard Simion, Verlagsbuchhandlung
Berlin SW., Wilhelmstraße 121.

Geschichte
der
Neuesten Zeit.
1815—1885.

Von

Professor Dr. Constantin Bulle
Direktor des Gymnasiums zu Bremen und Reichstagsabgeordneter.

4 Bände. Zweite Auflage.

Preis broschirt 12 Mark, gebunden in 4 Leinwandbände 16 Mark, gebunden in 2 Halbfranzbände 17 Mark.

Erster Band.
Von 1815—1848.

Erster Abschnitt: Die Jahre der Erschlaffung (1815—1819).
Zweiter Abschnitt: Revolutionen und Kongresse (1820—1823).
Dritter Abschnitt: Die Auflösung der Heiligen Allianz (1824 bis 1830).
Vierter Abschnitt: Die Juli-Revolution und ihre Nachspiele (1830 bis 1832).
Fünfter Abschnitt: Der Sieg der Regierungsgewalten (1832 bis 1840).
Sechster Abschnitt: Die Vorboten des Umschwungs (1837—1840).
Siebenter Abschnitt: Das Erstarken der Opposition (1840—1848).

Zweiter Band.
Von 1848—1863.

Erster Abschnitt: Der Sieg der Revolution (Frühling und Sommer 1848).
Zweiter Abschnitt: Der Niedergang der Revolution (Herbst 1848 bis 1849).
Dritter Abschnitt: Die Befestigung der Reaktion (1849—1853).
Vierter Abschnitt: Der Krimkrieg und der Orient (1853—1858).
Fünfter Abschnitt: Die Einigung Italiens (1859—1860).
Sechster Abschnitt: Die neue Aera und der Militärkonflikt (1860 bis 1863).

Dritter Band.
Von 1863—1871.

Erster Abschnitt: Amerika.
Zweiter Abschnitt: Die Erschütterung der französischen Hegemonie.
Dritter Abschnitt: Die Begründung der preußischen Hegemonie in Deutschland.
Vierter Abschnitt: Zwischen Krieg und Frieden.
Fünfter Abschnitt: Der deutsch-französische Krieg.

Vierter Band.

Von 1871—1885.

Deutschlands Stellung in Europa.
Der Kulturkampf.
Der innere Ausbau des Reichs.
Frankreich unter Thiers' Präsidium.
Mac Mahon und die Begründung der Republik.
Die spanischen Revolutionen.
Italien und das Papstthum.
Oesterreich-Ungarn.
Rußland und der Orient.
Die Katastrophen von 1876 und der serbische Krieg.
Der Russische Krieg und der Berliner Kongreß.
Die Balkanhalbinsel seit dem Berliner Kongreß.
Rußland und Centralasien seit dem Berliner Kongreß.
England und die ägyptische Frage.
Frankreich bis zum Rücktritt Mac Mahons.
Grevy's Präsidentschaft.
Spanien unter Alfonso XII.
Italien unter König Humbert.
Oesterreich-Ungarn.
Deutschlands kleinere Nachbarstaaten und internationale Stellung.
Die Aera der Schutzzollpolitik.
Die Aera des Staatssocialismus.
Schlußwort.

Namen- und Sachregister.

Eine Zeit, die jedem Bürger das Recht verleiht, zur Wahlurne zu treten und auf die Geschicke seines Vaterlandes durch die Wahl von Abgeordneten Einfluß auszuüben, legt auch große Pflichten auf, Pflichten, deren Vernachlässigung nicht ohne schwere Schädigung des Gesammtwohls bleiben kann.

Als eine solche Pflicht ist vor Allem die Aneignung von Kenntnissen über die die Gegenwart bewegenden politischen Fragen anzusehen. In vielen Fällen aber ist es nicht möglich, diese zu verstehen, ohne die Fäden zu verfolgen, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verbinden.

Mit dem Sturze Napoleons, mit der an Fürsten und Völker damals herantretenden Aufgabe, ihre Beziehungen nach innen und nach außen auf völlig veränderten Grundlagen zu regeln, begann eine neue Periode der Weltgeschichte.

Denjenigen, welche die Ereignisse von diesem Zeitpunkte ab in ihrem inneren Zusammenhange kennen lernen wollen, wird in der **„Geschichte der neuesten Zeit"** von **Professor Dr. Constantin Bulle** ein Führer geboten, wie er nach einstimmigem Urtheil der Presse noch nicht vorhanden war.

Möge das Werk, welches Vorzüge des Inhalts mit trefflicher Ausstattung und billigem Preise vereint, vom deutschen Publikum die verdiente Anerkennung finden!

In gleichem Verlage erschien:

Odin und sein Reich.

Die Götterwelt der Germanen

von

Werner Hahn.

XVI und 347 Seiten 8°. Preis broschiert 4 Mark, reich gebunden 5 Mark.

In diesem Buche, welches durch vornehme Ausstattung ganz besonders sich zu Geschenken eignet, werden die Ueberlieferungen der großen germanischen Ursage zum erstenmal in einer den Formen der heutigen Bildung entsprechenden Darstellung wiedergegeben.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen.

Berlin,
SW. Wilhelmstraße 121.

Die Verlagshandlung
Leonhard Simion.

Stimmen der Presse

über

die erste und zweite Auflage

der Geschichte der neuesten Zeit von Professor Dr. C. Bulle.

„Unbefangenheit der Wahrnehmung, Selbstverleugnung der Persönlichkeit, Unbestochenheit des Urtheils" hat einst Gervinus in der Widmung seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts an Schlosser als erste Bedingungen hervorgehoben, die der geschichtliche Beobachter jüngster oder jüngst vergangener Ereignisse in sich erfüllen müsse. Diese Unbefangenheit, Selbstverleugnung und Unbestochenheit, die gegenüber einem weiter zurückliegenden Gegenstande viel leichter zu behaupten sind, werden bei Constantin Bulle in vergleichsweise selten erreichtem Grade angetroffen. — — —

Sein maßvoller Freisinn drängt ihn nicht dazu, durch beleidigende Ausfälle Propaganda in einer bestimmten Richtung machen oder, soweit die neueste Phase vaterländischer Geschichte in Betracht kommt, jeden Akt der politischen Partei, welcher er angehört, nachträglich vertheidigen zu wollen. Seine Begeisterung für deutsches Volksthum und deutsche Macht schlägt nicht um in Chauvinismus, der in der Aufhetzung der nationalen Leidenschaften seine Befriedigung findet. Er hütet sich davor, von der Vergangenheit zu fordern, daß sie den Maßstab der Gegenwart an die Erscheinungen des öffentlichen Lebens hätte legen sollen. Er geht der Versuchung aus dem Wege, fort und fort aus noch nicht abgeschlossenen Entwicklungen Schlüsse für die Zukunft ziehen zu wollen. — — — — —

Von nicht geringerer Wichtigkeit für den Werth und Erfolg seines Buches als die Diktion ist die Disposition. Bulle schreibt für Deutsche. Billiger Weise nimmt daher die Erzählung der Geschicke des deutschen Volkes seit dem Jahre 1815 die Hauptstelle ein, wenigstens insofern man nach der Zahl der Seiten rechnen wollte, die ihr gewidmet sind. Der Abschnitt, in dem „die Begründung der preußischen Hegemonie in Deutschland" dargestellt wird, ist einer der längsten des Werkes. Aber man braucht nur einen Blick auf die Kapitelüberschriften zu werfen, um zu erkennen, daß die Geschichte der übrigen Kulturvölker in dem angegebenen Zeitraume nicht zu kurz kommt. Nur daß sich hier nicht immer eine möglichst lückenlose, chronologisch fortschreitende Berichterstattung empfehlen konnte, sondern vielmehr häufig die Gruppirung der Thatsachen um irgend ein tief einschneidendes Ereigniß. Dabei blieb es dem Takte des Historikers überlassen, bald einleitend auf frühere Angelegenheiten zurückzugreifen, bald vorschauend die Verbindungsfäden zu späteren Vorgängen hinüberzuspinnen. Ein solches Ereigniß bildet für die Geschichte Griechenlands der langjährige Befreiungskampf, für die Geschichte Spaniens die erste Erhebung der Carlisten, für die Geschichte Rußlands der Krimkrieg, für die Geschichte Amerikas der Sonderbundskrieg. Die innere Geschichte Frankreichs in ihren Abwandlungen ließ sich im ganzen und großen an die wechselnden Erschütterungen und Neubildungen der Regierungsgewalt, diejenige Englands an die Folge großer Reformen, die dies Jahrhundert gesehen hat, anknüpfen. In der neueren Geschichte Italiens trat der Parallelismus mit derjenigen Deutschlands zu sichtlich hervor, als daß nicht die siegreiche Durchführung des Nationalitätsprinzips hier wie dort das Grundthema der Erzählung hätte bilden sollen. Wie eben dies Prinzip auch auf die Entwicklung der slavischen Bevölkerung an Donau und Balkan einwirkte, wird scharf und anschaulich durchgeführt. Je mehr sich der Verfasser der unmittelbaren Gegenwart näherte, desto schwieriger war es, die richtigen Uebergänge von einem Gegenstande zum andern zu finden, aus der Fülle der Thatsachen das Wesentliche auszuwählen und doch das bunte Gewebe zeitgenössischer Erlebnisse als ein Ganzes vor dem Auge des Beschauers auszubreiten. — — — — — — —

Alfred Stern.
(„Die Nation".)

Die neue Auflage ist vielfach verbessert worden, so daß ich jetzt sehr geneigt bin, dieses handliche Werk über die neueste Geschichte als das beste und brauchbarste zu erklären, was von derartigen Compendien, an denen kein Mangel ist, überhaupt besteht. — — — — — — — — — — — — — — —

O. Lorenz.
(„Deutsche Litteratur-Zeitung.")

Das Werk hat bereits in seiner ersten Auflage eine durchaus günstige Beurtheilung erfahren. Da wird dem Verfasser Fleiß und Gründlichkeit nachgerühmt, es wird seine genaue Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse hervorgehoben, nicht minder die Sicherheit seines Urtheils über Persönlichkeiten und Thatsachen. Versuchen wir nun im Folgenden über die vorliegende zweite Auflage, so weit sie bisher erschienen ist, ein Urtheil abzugeben.

Die wichtigste Forderung, welche man an ein Geschichtswerk zu machen berechtigt ist, scheint uns die Sachlichkeit der Darstellung. Diese Forderung, das glauben wir in vollem Umfange, ohne jede Einschränkung sagen zu müssen, ist vom Verfasser durchaus erfüllt. Die einfache Darstellung des rein Sachlichen hat etwas sehr Fesselndes: wir gestehen es gern, daß wir uns in diesem Sinne vom Verfasser, wo wir auch sein Werk aufschlagen mochten, gefesselt fühlten und gern fesseln ließen. Soweit wir einen Einblick in die Ausführungen desselben gewonnen haben, haben wir nirgends eine Parteinahme für irgend eine bestimmte Seite finden können. Es liegt ja nahe, daraufhin die wichtigeren Wendepunkte in der Geschichte unseres eigenen Vaterlandes zu prüfen. Das haben wir auch vorzugsweise gethan, und wir können versichern, daß Bulle, wenn er auch alles mit einer gewissen Freimüthigkeit der Anschauung betrachtet und bespricht, die mitunter sogar vielleicht nicht ganz nach dem Geschmacke eines Jeden ist, nirgends einer Partei zu Gunsten geschrieben, sondern einfach sachlich dargestellt hat, wie sich die Dinge dem klaren Auge des Beobachters darboten. Hierfür bestimmte Beispiele anzuführen, darauf können wir wohl verzichten. Man findet sie ziemlich auf jeder Seite. Wenn einerseits strengste Sachlichkeit Pflicht des Geschichtsschreibers ist, so dürfte andererseits nicht geringer die Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung anzuschlagen sein. Auch

in dieser Hinsicht verdient das vorliegende Werk die unumschränkteste Anerkennung. Der Verfasser besitzt die für den Geschichtsdarsteller wirklich unschätzbare Gabe, das eine aus dem andern in klarer Weise abzuleiten; der Zusammenhang der Ereignisse tritt in jedem Abschnitt deutlich zu Tage. — — — — — — —

Die bisher erwähnten Vorzüge gereichen dem Bulle'schen Werke unzweifelhaft zur Zierde, aber sie sind durchaus nicht die einzigen. Was uns so wohlthuend berührt, ist die warme Begeisterung für das deutsche Vaterland, die uns überall entgegentritt. Eine Geschichte der neuesten Zeit von einem Deutschen geschrieben — wir können sie uns ja eigentlich nicht anders denken, als in dem Sinne verfaßt, daß der Schreiber von Anfang an das Ziel im Auge hat, welches uns die jüngste ruhmreiche Vergangenheit unter Gottes Beistand erreichen ließ. Das ist es nun auch, was wir bei dem Verfasser von Anfang an wahrnehmen. — — — — — —

(„Posener Provinzial-Blätter").

In vier mäßigen Bänden will der Verfasser die Geschichte von 1815—1885 erzählen, und zwar nicht nur die deutsche, sondern die allgemeine Geschichte. Das scheint nun nothwendig zu einer Kürze führen zu müssen, wie sie wohl bei einem Handbuche für Lernende, aber nicht bei einem Buche angemessen ist, das sich an reife Leser wendet. Der Verfasser hat aber diese Gefahr mit einem Geschick vermieden, wie es nicht oft angetroffen wird, mit einem nicht auf die äußere Redaktion, sondern auf die innerliche Verarbeitung des Stoffs gegründeten Geschick. Er hat sich in seltenem Maße zum Herrn des weitschichtigen Materials gemacht, er hat seinen Plan umsichtig entworfen und mit nie nachlassender Sorgfalt durchgeführt. Er verzichtet auf jeden gelehrten Apparat. Nach dem äußeren Schein könnte man meinen, man habe es mit einem der vielen Bücher zu thun, welche rasch aus wenigen anderen zusammengeschrieben werden. Der Kenner sieht aber sofort, daß diese Darstellung auf gründlichem Studium oft der ersten Quellen ruht, und daß ihre Knappheit nur durch die emsigste Durcharbeitung und eine glückliche Prägnanz des Ausdrucks möglich geworden ist. Wo man das Buch aufschlägt, überall findet man von aller Phrase, von allem leeren Pathos, von aller aufdringlichen Tendenz freie, streng sachliche und doch lebendige, anziehende Erzählung. Das ist gesunde Kost für Leser, welche sich nicht mit den Schlagwörtern der Parteien und patriotischen Phrasen begnügen, sondern den Dingen auf den Grund sehen möchten. — — — — —

H. Baumgarten.

(„Allgemeine Zeitung").

Wir stehen nicht an, zu sagen, daß es in unserer Litteratur kein Werk über die gleiche Zeit giebt, welches durchweg so zuverlässig wäre, wie das vorliegende, welches mit gleicher Schärfe und Sicherheit des politischen Urtheils Ursachen und Wirkungen der Ereignisse zur Anschauung brächte. — — — — — — —

(„National-Zeitung").

Einen besonders glücklichen Wurf hat Konstantin Bulle mit seiner „Geschichte der neuesten Zeit" gethan. — — — — —

Der Verfasser läßt fast durchweg die Ereignisse selbst reden und tritt mit seinem subjektiven Urtheil völlig in den Hintergrund. Das Urtheil des Lesers wird ganz sich selbst überlassen und durch keine Reflexion des Autors nach der einen oder der andern Seite hin eingenommen. Um so energischer kommt bei der schlichten und klaren Erzählung die Logik der Thatsachen selbst zur Geltung. Ohne daß irgendwo ein bestimmter politischer Parteistandpunkt hervorgekehrt wird, ist doch die ganze Darstellung durchhaucht von einer wohlthuend warmen deutschnationalen Gesinnung; ein maßvoller und besonnener Liberalismus spricht aus der Auffassung der politischen Streitfragen, drängt sich aber niemals hervor, um Propaganda zu machen und Anhänger zu gewinnen, sondern läßt auch den gegnerischen Ansichten ihr Recht zu Theil werden, indem er, was ihnen an Berechtigung einwohnt, unparteiisch zur Geltung bringt. Auch der formalen Seite ist große Sorgfalt zugewendet worden: frei von jeglicher Effekthascherei, ohne die sonst in dergleichen Darstellungen so oft angewandten Pointen und künstlichen Reizmittel empfiehlt sich die Bulle'sche Arbeit durch die Klarheit und Uebersichtlichkeit, mit welcher der fast überreiche Stoff gegliedert und geordnet ist, durch eine wohlthuende harmonische Abrundung jedes einzelnen Abschnitts, durch Reinheit und Adel der Sprache, durch die den Leser alle Zeit leicht mit sich fortführende Wärme und Lebendigkeit der Auffassung. — — — — — — — — — — — —

So können wir uns von dem verdienstlichen Werke, das eine längst empfundene Lücke in unserer historischen Literatur in der vortrefflichsten Weise ausfüllt, nur trennen mit dem wärmsten Danke an den verdienten Verfasser und dem Wunsche, daß dasselbe den großen Leserkreis finde, den es verdient, und mit der Kenntniß der Thatsachen auch die edle patriotische Gesinnung und das tüchtige politische Verständniß verbreiten helfe, die uns auf jeder Seite dieses Buches so erfrischend und kräftigend anwehen. — — —

(„Blätter für literarische Unterhaltung".)

Unter den zahlreichen Darstellungen der neuesten Geschichte, welche in letzter Zeit erschienen sind, nimmt das vorliegende Werk einen würdigen Platz ein. Mit einer in unseren Tagen leider nur zu seltenen Anspruchslosigkeit und Unparteilichkeit erzählt der Verfasser in dem vorliegenden Bande die Geschichte der ersten dreißig Jahre nach dem Wiener Kongreß. Eine gewisse Zurückhaltung thut um so mehr wohl, als Dr. Bulle darauf verzichtet hat, die Geschichte der Völker nach ihrer Bedeutung für die Entwickelung der Civilisation zu schreiben, sondern seine Darstellung so angelegt hat, daß Deutschland gewissermaßen den Mittelpunkt bildet und die anderen Staaten um dieses gruppirt werden. Wenn es schon wahr ist, daß die Geschichte unseres eigenen Landes uns am meisten interessirt, so ist es doch nicht minder richtig, daß ein besonderes Hervorheben des nationalen Gesichtspunktes durchaus falsche Vorstellungen über die Bedeutung der einzelnen Faktoren unserer Civilisation erwecken kann. Nicht als ob wir den Verfasser beschuldigen wollten oder könnten, solche falsche Vorstellungen zu erwecken, vielmehr müssen wir anerkennen, daß er mit beachtenswerther Objektivität diesen Fehler, soweit er durch die Darstellung und nicht durch den ganzen Plan des Werkes hervorgerufen wird, vermieden hat. Der Verfasser verfügt dabei über eine so fließende und schöne Sprache, daß seine Geschichte sich nicht nur zum Nachschlagen, sondern auch als anregendes Lesebuch empfiehlt. — — —

(„Frankfurter Zeitung").

Selten ist ein Werk von der deutschen Kritik mit so einstimmigem Lobe begrüßt worden, wie das vorliegende. Das will um so mehr sagen, wenn es sich um eine Darstellung der neuesten Geschichte handelt, in die nur gar zu leicht Parteistandpunkte hineingetragen werden können. Jenes einstimmige Lob ist dagegen ein Zeichen, daß wir es hier mit einer streng objektiven, mit einer wissenschaftlichen Darstellung zu thun haben. Dabei liefert das Buch den Beweis, daß man gründlich sein kann ohne Schaustellung eines gelehrten Apparats, objektiv, ohne sich seines Urtheils zu begeben, wissenschaftlich, ohne langweilig zu sein. Kurz: wir wissen ein besseres Buch für das Studium der neuesten Geschichte nicht zu empfehlen. — — — — — — — — —

(„Pädagogischer Jahresbericht").

Druck von Leonhard Simion in Berlin.

seelischen Charakters seiner Figuren; der leidenschaftliche Mensch ist eben niemals ein so feiner Beobachter, und so wird die schönste Eigenschaft des Goethe'schen Genius doch wiederum zur rednerischen Unwahrheit; sie erscheint gesucht, pretiös, selbstgefällig.

Der fünfte Act des Egmont ist überhaupt merkwürdig dadurch, daß Goethe das naive, unfehlbare Stilgefühl des Realismus seiner Jugendzeit, welches im Götz so mächtig ist, ganz einzubüßen scheint. Er verfällt in die allerrhetorischsten Manieren des Rednerdramas, wenn er z. B. Egmont, der vom Schlafe auffährt, geweckt durch Schlüsselgerassel, zu den Ueberbringern des Todesurtheils sagen läßt: „Wer seid ihr, die ihr mir unfreundlich (sic!) den Schlaf von den Augen schüttelt? Was künden eure trotzigen, unsicheren Blicke mir an? Warum diesen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzulügen?!"

Die Wiederholung der Frageform nach den Manieren ciceronianischer Beredtsamkeit ist hier so unpoetisch, unwahr als möglich. Der Schrecken declamirt nicht in dieser Weise; er fragt zwar, aber er fragt nicht vier Mal. Der Dichter versetzt sich nicht stark genug in die Illusion des Zustandes seines Helden, sondern hilft sich mit einem conventionellen Mittel der öffentlichen Redekunst über eine schlagendere Darstellung des Affectes hinweg. In ähnlichem Sinne ist auch die Rolle des Klärchens, die in den vier ersten Aufzügen ja wunderschön natürlich und lebensvoll ausgeführt ist, im fünften Act mit den frostigsten rhetorischen Wendungen durchsetzt. Nicht einen Uebergang vom „naturalistischen" zum „klassischen" Stil sehen wir hier, sondern vielmehr eine gewisse Bequemlichkeit und Trägheit der schaffenden Einbildungskraft, welche sich mit rednerischen Kunstleistungen im Stile des „ὕψηλον γένος" da zufrieden gibt, wo es sich um eine energische Anspannung der Leidenschaft und leidenschaftlich charakterisirenden Kunstkraft gehandelt hätte. Gleich, wenn Klärchen zu Brackenburg, indem sie die Bürger aufwiegeln will, beginnt: „Jeder fühlt, ich schwör' es, in sich die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden und dem Freiesten die Freiheit wiederzugeben", fühlt man das Unnatürliche und Unpoetische dieser Rhetorik. Es ist wohl eine von Festrednern gebrauchte Figur in dieser künstlich objectiven Weise von „einem kostbaren Leben" zu reden, das Unbestimmte „ein" für das bestimmtere von „seinem Leben" zu setzen und durch den Zusatz „kostbar", der sich für Klärchen ja doch ganz von selbst versteht, die Sache noch etwas prunkhafter zu machen; es ist auch Festrednerart, statt den Mann beim Namen zu nennen, ihn umschreibender Weise als „Freiesten" zu bezeichnen. Im Munde Klärchens wird diese rednerische Objectivität zur psychologischen Unwahrheit; es sind falsch verwendete rhetorische Formen, in denen sie spricht; die Sprache der Liebe, der Angst, der persönlichen Antheilnahme würde zu anderen Tropen und Figuren greifen, die nicht aus der Rednerwerkstatt, sondern aus der Dichterwerkstatt kommen. Ja, ihre Sprache, ihre Bilder werden sogar geschraubt im Stile der Rhetorik des „Sturm und Dranges", wenn sie nach der Schilderung, wie man Egmont's Schaffot errichtet hat, sagt: „Laß diese Hülle auf meiner Seele ruh'n. Verschwunden sind die Gespenster, und du, holde Nacht, leih' deinen Mantel der Erde, die in sich gährt; sie trägt nicht länger die abscheuliche Last, reißt ihre tiefen Spalten grausend auf und knirscht das Mordgerüst hinunter." Schiller ist niemals in seiner reiferen Zeit in eine Rhetorik dieser Art verfallen; denn bei ihm ist stets ein bestimmtes, naturwahres Pathos die Ursache seiner starken Ausdrücke und gewaltsamen Phantasien; in Klärchen aber ist die Anlage des Pathos, in dem sie lebt, von vornherein verzeichnet und so kommt sie dazu bald wie eine Festrednerin sich zu geberden, bald die gewählten Sprachmanieren einer Hofdame zu brauchen, bald wieder, wie im letzten Falle, in hyperbolischen Phantasien zu reden, die doch keinen naturwahren und sicheren Seelenzustand ausdrücken und außerdem über den ganzen geistigen Horizont des Mädchens hinauszielen. Wie schönrednerisch versucht Brackenburg sie dann zu trösten: „Wir wollen unzertrennlich dir zu beiden Seiten stehn, und immer achtsam soll die Liebe den schönsten Trost in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sei unser! Unser! Ich darf nicht sagen mein!" Der arme Brackenburg scheint eine Schulaufgabe über den richtigen Gebrauch des Adjectivums lösen zu sollen und aus lauter Gefühl für Rhythmus will er mit der Mutter dem Klärchen sogar zu „beiden" Seiten stehen. Ein Pleonasmus, der gar keiner gesunden Gemüthsbewegung zum Ausdruck hilft, sondern nur pedantische Rhetorik ist. Und wenn Egmont sagt: „ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht und der ich mich jetzt leidend opfre", so ist der Pleonasmus, daß er sich „leidend opfert" (jedes Opfer ist an sich schon ein „Leiden" ein passiver Zustand), sogar ein arger charakteristischer Fehler des Rhetorikers, der sich mit diesem Worte „leidend" die sichere Empfindung der dramatischen Situation verdirbt. Denn indem Egmont durch den Pleonasmus das Duldende in seinem Opfer besonders betont, verdirbt er gerade die Empfindung für die Heldenthat, für das Active dieses Opfers; sein Seelenzustand soll sieghaft sein, denn eine Siegessymphonie beschließt das Ganze. Diesem sieghaften Gefühl widerspricht das pleonastische „leidend opfern"; augenscheinlich ist es nur um den Rhythmus voll zu machen hinein gesetzt, erweist aber dadurch erst recht seine unpoetische, seine festrednermäßige Beschaffenheit.

Es scheint, als habe kein Anderer als Ossian die Hauptschuld, daß das naiv-poetische Genie Goethe's eine Zeit lang auf rhetorische Abwege kam. Wer die „Iphigenie" in Prosa studirt, glaubt nicht Griechisch-Klassisches zu lesen, sondern sieht eher ossianische Rhetorik. Wie aus dieser hinterdrein ein Kunstwerk wird, das für „klassisch" gilt und gewiß in der Hauptsache rein poetisch verfährt, eine romantische, ja, eine rednerische Abkunft aber nicht verleugnen kann, das wäre Sache einer besonderen Untersuchung. An „Egmont" aber läßt sich wundersam verfolgen, wie ein von Haus aus rein poetisches Werk durch ciceronianische Künste, die am falschen Orte auftreten, um sein bestes Mark und seine beste Kraft geschädigt wird.

Adolf Pichler's Memoiren.

Von Rudolf Heinrich Greinz.

Der Vormärz hat in Tirol eine Fülle geistigen Lebens gezeitigt, von dem damals wohl kaum eine Kunde über die Tiroler Berge hinausdrang und auch gegenwärtig nur wenig in weiteren Kreisen bekannt sein dürfte. Tirol war damals nicht wie heute dem Fremdenverkehr erschlossen, barg im Gegentheil Alles in sich, Ausländer von einem Besuche abzuschrecken. Die bekannten Plackereien des Metternich'schen Regimes hatten gerade in unseren Bergen sehr unangenehme Formen angenommen. Schnüffelnde Aufsichtsorgane, die ultramontane Herrschaft, das „Spitzelthum", welches als die sicherste Regierungsform galt, waren in Tirol wie im übrigen Oesterreich und auch „draußen" üppig genug emporgeschossen. Für eine geistige Entwickelung war daher in jenen Zeiten der denkbar ungünstigste Boden. Dennoch weckten gerade die Tage des Vormärzes in Tirol eine Reihe hervorragender Männer, von denen wenig kund wurde und die heute sogar in ihrem engeren Heimathlande fast verschollen sind. Mancher hätte vielleicht unter günstigeren Verhältnissen und an einem der großen Centren unserer Literatur aufwachsend, eine viel höhere Bedeutung erlangt.

Von dem vormärzlichen Geistesleben in Tirol entwirft uns der bekannte Tiroler Schriftsteller Adolf Pichler, welcher seiner jugendlichen Entwickelung nach ebenfalls jener Zeit angehört, in seinen Memoiren: „Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit." *) lebendige und anschauliche Bilder. Manches längst Vergessene tritt hier

*) Leipzig, A. G. Liebeskind.

von Neuem in den Rahmen der Erinnerung, frisch und farbig, manchmal auch in einer gewissen bizarren Eigenart, im Urtheil gerecht und ungerecht, abgeklärt ruhig und wiederum in leidenschaftlicher Heftigkeit. Es ist ein in den meisten Partien interessantes Buch, sowohl durch seine Vorzüge als seine offenbaren Mängel.

Das Buch scheidet sich in drei Theile: die zusammenhängende Schilderung von Pichler's Knaben- und Studentenjahren, welche durch ihre Lebendigkeit, ihren ursprünglichen Ton sehr anziehend wirkt — zwei aus alten Mappen mitgetheilte dramatische Dichtungen und einen bei Weitem den größten Theil des Bandes füllenden Briefwechsel. Mit dem Titel „Memoiren" kann man eigentlich nur die erste Partie bezeichnen. Ich muß offen gestehen, daß Pichler's autobiographisches Werk, wenn es in diesem Fahrwasser geordneter Darstellung geblieben wäre, entschieden gewonnen hätte und auf einen weitaus größeren Leserkreis rechnen könnte. Der Mangel der Composition im Folgenden, die in loser Reihe nur mit wenigen verbindenden Worten mitgetheilten Briefe ermüden, so viel Schönes sie dem Feinschmecker auch bieten mögen, dennoch auch ein engeres Publikum. Es ist nicht Jedermanns Sache, einen Faden selbst wieder zu finden, den er in den ersten Partien der Lebensbeschreibung so trefflich fortgeführt sah. Doch darüber läßt sich eigentlich mit dem Autor nicht rechten. Es ist seine Sache, ob er ein abgerundetes Ganzes oder vielfach nur lose Blätter bieten will. Wir müssen uns eben mit dem Gebotenen begnügen.

Adolf Pichler's Jugend war vielfach getrübt, und es mußte sich namentlich der Student durch mancherlei Sorgen durchkämpfen. Auch seelische Kämpfe und Wandlungen waren dem Jüngling nicht erspart geblieben. Religiöse Vorstellungen greifen schon mächtig in die Knabenjahre herein, und noch der Jüngling macht eine Periode Herz und Gemüth erfüllender religiöser Schwärmerei durch.

Gelungene Scenen malt Pichler aus seiner Gymnasialzeit und zeichnet namentlich seine Lehrer mit so scharfen Zügen, daß diese Charakterköpfe unbedingte Porträtähnlichkeit besitzen müssen. Viel Weisheit war damals an den österreichischen Gymnasien freilich nicht zu holen. Man lernte Latein und ein wenig Griechisch. Geographie, Geschichte und Mathematik kamen zu kurz, Naturgeschichte und deutsche Sprache wurden nahezu ganz vernachlässigt. Viel hat sich Pichler in dieser Zeit durch reges Interesse für die Wissenschaft und Selbststudium angeeignet. Ferienreisen erweiterten den Blick und brachten auch manches interessante Erlebniß, wie die Zusammenkunft des Studenten mit König Ludwig I. in München. Erst in ihm wenig behagende juridische Studien eingezwängt, widmete sich Pichler sodann in Wien dem Studium der Medizin.

Die Gestalten bedeutender Tiroler, wie des unglücklichen Johann Senn, Adolf Purtscher's, Flir's, Ruf's u. A. treten aus diesen Jugenderinnerungen deutlich und markant hervor. Es würde über den Rahmen meines Referates hinausgehen, wenn ich an dieser Stelle alle Geistesströmungen des Tirolischen Vormärzes, für die wenige Worte nicht genügen, behandeln wollte. Ich verweise Jeden, der sich über ein hochinteressantes Stück der Geschichte deutschen Geistes, aber auch der Leiden und Verfolgungen, die sein Auftauchen seinen Trägern in Tirol brachte, orientiren will, direct auf Pichler's Buch.

Von Bedeutung sind in die Erzählung eingeschobene Raisonnements über das Wesen der Keuschheit und Sittlichkeit, in denen sich Adolf Pichler nahezu auf den Standpunkt Tolstoi's stellt, wenn er sich auch auf denselben niemals bezieht. Daß die Tolstoi'sche Weltmoral sogar einmal in einem einsamen hochgelegenen Tiroler Gebirgsdorf eine praktische Verwirklichung gefunden hat, davon erzählt Pichler ein in seiner Art erhebendes Beispiel. In dem Dorfe Gurgl im Oetzthal war durch den Zuwachs der Bevölkerung und der damit nach Erbrecht und Vätersitte verbundenen Güterzersplitterung Elend und Noth entstanden, die mit jeder neuen Geburt sich steigerten. Da traten an einem Sonntag Jünglinge und Jungfrauen an den Altar und legten das feierliche Gelübde ab, nicht mehr zu heirathen. Sie hielten es hoch und heilig und brachten dadurch Alles wieder in das Gleichgewicht. Der Pfarrer hatte aber auch nicht ein einziges uneheliches Kind zu taufen.

Eines hat mir in Pichler's Jugenderinnerungen entschieden mißfallen, nämlich die bittere Form, in welcher er sich über seine allerdings mißlichen häuslichen Verhältnisse und namentlich über seine Mutter ausläßt. Mutter bleibt Mutter, und wenn sie noch so viel Schuld an Noth und tristem Familienleben auf sich geladen hat. Derartiges gehört, wenigstens meinem Gefühle nach, nicht an die Oeffentlichkeit. Ich mag mich vielleicht täuschen, und man kann mir die Forderung der unbedingten Wahrheit entgegen halten. Mein Gefühl haben aber diese Partien des Pichler'schen Buches am Unangenehmsten berührt. Lieber schweigen, als über seine eigenen Eltern öffentlich zu Gericht sitzen!

Kurz kann ich mich über die beiden dramatischen Bruchstücke: „Ulrich von Hutten" und „Der Student" fassen. Sie wären besser ungedruckt geblieben, da sie bedeutungslos sind und die Einheit des Buches beträchtlich stören. Mehr als eine „Widmung für Jugendfreunde", als welche sie Pichler einführt, können sie nicht bezeichnet werden. Daraus resultirt aber noch nicht das Recht, vergilbte Blätter, die keinen höheren Werth als den der Erinnerung in sich tragen, einem größeren Publikum bieten zu dürfen.

Die Bekanntschaft mit Dr. Johannes Schuler, einem der geistig bedeutendsten und freisinnigsten Männer Tirols wurde für Adolf Pichler der Anknüpfungspunkt zu einer reinen geistigen Freundschaft mit dessen beiden Schwestern Cornelie und Mathilde. Der Briefwechsel mit Cornelie Schuler füllt einen beträchtlichen Theil des Bandes. Dazwischen verstreut sind Briefe an und von Männern, die im Tirolischen Geistesleben, Jeder mehr oder weniger eine Rolle gespielt haben. Zu dem Hervorragendsten, Eigenartigsten und Schönsten, was je eine Frau geschrieben hat, gehören jedoch die Briefe Corneliens. Eine Fülle von Gemüth, Geist, Witz, Heiterkeit und sehr scharfer Urtheilskraft findet sich in diesen Blättern vereinigt. Zudem schreibt diese Frau einen Stil, der zu dem Klarsten und Vollendetsten gehört, was je in deutscher Sprache geleistet wurde. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn Pichler den Briefwechsel mit Cornelie in einem eigenen Bande geboten hätte. Diese Briefe sind zu vornehm, um nur in einem losen Gefüge zu figuriren, während Manches, was den Zusammenhang von Corneliens Briefen unterbricht und oft ganze Seiten füllt, nur einer auszugsweisen Anmerkung werth gewesen wäre. Die dritte Partie des Pichler'schen Buches, welche den Briefwechsel enthält, ist überhaupt ziemlich nachlässig, man möchte fast sagen „mit der Scheere" redigirt.

Pichler's eigene Briefe, welche sich in dieser Abtheilung gedruckt finden, geben neben schätzenswerthen autobiographischen Notizen wieder sehr werthvolle Details über damalige Zeitverhältnisse. In den verbindenden Notizen wird Manches abgeklärt und auf eine objective Form gebracht. „Es bleibe frischer Unmittelbarkeit und späterer Ueberlegung, wo es zweckdienlich, gleiches Recht!" charakterisirt der Autor selbst diese Verbindung des oft übersprudelnden Enthusiasmus seiner Jugendbriefe und des späteren ausgereiften Urtheils. Nur über einen großen Todten schien es Adolf Pichler nicht „zweckdienlich", einer „späteren Ueberlegung" das Wort zu leihen.

Dieser Große ist der „wunde Punkt" in Pichler's Jugendbriefen und scheint es bis in das Alter geblieben zu sein. Er wird in den Briefen mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit angegriffen, ohne daß auch nur eine einzige mildernde Zeile „späterer Ueberlegung" hinzugetreten wäre. Seine erste Begegnung mit ihm thut Pichler mit den wenigen herablassenden und nonchalanten Worten aus „spätererer Ueberlegung" ab: „Ich interessirte mich auch für den Dichter und traf bald darauf mit ihm in Bruneck zusammen. Von hier kutschirte er mich in einer Kalesche nach Lorenzen, er fuhr jedoch an einer Mauer an und hätte bald umgeworfen, so daß ich froh war, als wir beim Wirthshaus absteigen konnten." Das ist das Einzige und Wichtigste, was Adolf Pichler zu sagen weiß über seine erste Begegnung mit — Hermann von Gilm, Tirols un-

sterblichem und größtem Dichter! Im Weiteren lassen sich Pichler's Jugendbriefe mit einer solchen Heftigkeit gegen Gilm aus, daß diese wohl einer objectiven Berichtigung bedurft hätte. Da sie eine solche nicht gefunden hat, kann sich der Leser des Gedankens nicht erwehren, daß Pichler seine damaligen Zeilen auch heute noch unterschreiben würde, was sehr zu bedauern ist. Der „k. k. Praktikant" Hermann v. Gilm, den Pichler als einen Leisetreter, „der jeden Prinzen, jeden Gouverneur anjubelt, der auf einer Spritztour seiner Kanzlei nahekommt," darstellt, ist derjenige Mann gewesen, welcher die herrlichsten Freiheitslieder gesungen hat, unbekümmert um seine staatliche Carrière. Daß Gilm gerade durch seine Dichtungen Jahre hindurch ein „ewiger Praktikant" gewesen ist, wird Niemand leugnen können. Pichler hat damals in freiheitlicher Dichtung wohl wenig „verbrochen." Seine eigenen Beiträge zu den von ihm herausgegebenen „Frühliedern aus Tirol" sind vielleicht die zahmsten. Jener erbitterte Ausbruch Pichler's gegen Gilm: „Ja, herrliche Gedichte! Von den vielen Berufenen ist nur Er einer der Auserwählten; eine echte Alpenlerche, welche die Spatzen draußen weit übersingt; was braucht er all die dummen Maschen und Wuckeln zum Aufputz, der Teufelskerl!" erinnert in seiner ganzen Fassung doch allzu sehr an die Lorbeeren eines Anderen, die den Einen nicht schlafen lassen, als daß es nicht schon durch Klugheits-Rücksichten geboten gewesen wäre, solche Stellen zu streichen. Die feinste Verurtheilung finden diese Angriffe gegen Gilm übrigens in Pichler's Buche selbst, allerdings stillschweigend und inter lineas durch Cornelius Briefe, deren herrliches Gemüth es nie der Mühe werth fand, auf diese Stellen zu antworten, sondern sie übergehend, scheinbar unbeabsichtigt, den monumentalen Ausspruch über die „Frühlieder" macht: „Gilm frappirt durch Originalität, Leidenschaft, Bilderpracht. Den anderen begegnet man gern, ohne sich bei ihnen aufzuhalten."

Es ist an dieser Stelle nicht das erste Mal, daß ich Pichler's Verkleinerung Gilm's entgegen getreten bin. Ich halte es für meine Pflicht, das entschieden ungerechte Urtheil, das sich jeder Leser aus Pichler's Memoiren über Gilm bilden muß, richtig zu stellen. Die Ausfälle der Jugendbriefe sind ja schließlich noch zu entschuldigen. Ich muß aber hier nochmals zu meinem Bedauern feststellen, daß Pichler mit seinen Angriffen gegen den todten Dichter auch späterhin nicht innegehalten und die verschiedenartigsten Zeitungsfehden heraufbeschworen hat. Gilm's Größe ist dadurch unverändert geblieben. Pichler hat sich in den Augen aller objectiv Denkenden entschieden geschadet. Und was soll auch heute Jemand, der die Gilm'schen Dichtungen, jene ehernen Standbilder der Freiheit, kennt, bei den unberichtigten Ausbrüchen jugendlich heftigen Urtheils in den Briefen Pichler's denken! Gilm's Lieder sind so unvergänglich wie die Tiroler Berge, sie tragen etwas Ewiges in sich, sie sind ein Theil des deutschen Volksgeistes. Wer dagegen anrennt, rennt sich eben Beulen in den Kopf. Im Grunde genommen ist es jedoch eine bittere Ironie, wenn ein so großes Talent wie Adolf Pichler seinen Schmerz, daß noch ein weit Größerer als er im eigenen Heimathlande erstanden ist, so unverkennbar in das Schaufenster hängt und von dem Größeren keine wichtigere Erinnerung mehr haben will, als daß er ein ungeschickter Pferdelenker war. Man hüte sich vor unfreiwilligem Humor!

Ein lyrischer Cylus „Emma", der poetische Niederschlag einer vorher in Briefen geschilderten Herzensgeschichte Pichler's bildet den Schluß seines Buches. Die Gedichte sind von eigenartiger Schönheit, Gluth und Farbenpracht und tragen bis auf einzelne Bilder und Wendungen herab unverkennbar den Einfluß der poetischen Diction — Hermann von Gilm's an sich. Es wäre eine interessante Arbeit für sich, diese, jedenfalls unbewußte Anlehnung an Gilm bis in das Detail nachzuweisen. Jedem Kenner Gilm'scher Weise klingt sie aber sofort im Ohr. Es soll dies kein Tadel, sondern nur ein Lob sein.

Abgesehen von dem im Vorhergehenden Gerügten, können Pichler's Memoiren als eine der bedeutsamsten neuesten Publikationen betrachtet werden, schon der hellen Streiflichter wegen, welche sie auf unserem modernen Empfinden entrückte Tage der Romantik, des Freiheitsdurstes, einheimischer religiöser Bewegungen, vormärzlichen Geisteslebens werfen. Die Erinnerungen gehen bis zu dem Beginn der neuen Zeit für die Völker Europas. Der Leser des Buches wird jedenfalls mit mir den Wunsch theilen, daß Adolf Pichler bald eine Fortsetzung seiner Erinnerungen bis zur Gegenwart bieten möge. Mancher theilt aber auch vielleicht den Wunsch mit mir, daß diese Fortsetzung Das und Jenes corrigiren, über Das und Jenes ein endgültiges Urtheil bringen und „spätere Ueberlegung" für „zweckdienlich" erachten möge.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auch ein Duell.

Von Domenico Ciampoli.

Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte.

Er hatte soeben den letzten Federstrich gethan; jetzt erhob er sich, ordnete verschiedene Schriftstücke auf dem Tische, steckte eines in die Brusttasche, blieb einen Augenblick mit gesenktem Haupte wie in Erinnerung vertieft stehen, trat dann an's Fenster und öffnete es weit. Es schlief Alles rings umher. Im Osten zeichneten sich die schroffen Bergabhänge mit ihren scharfumrissenen zackigen Felsen und einzelnen Baumgruppen an einem opalhellen Horizont ab. Durch die nächtliche Stille hörte man nur das ferne Rauschen des Wasserfalls wie Hagelschlag auf dichten Laubwald; hier unter den Schloßfenstern im Park herrschte Todtenstille.

Er trat in's Zimmer zurück und nahm beim flackernden Schein der alten Oellampe eine prächtige Jagdbüchse neuester Construction von der Wand, lud sie und stellte sie in einen Winkel. Dann holte er einen Revolver und die Patrontasche herbei und begann seinen Jagdanzug anzuziehen: eng anliegende Tuchbeinkleider, Gamaschen vom selben Stoff, eine dunkle Sammetjacke und ein spitzer Filzhut, an dem ein paar Adlerfedern steckten. Er war ein schöner Mann, groß, gut gewachsen, blaß, mit schwarzen Augen, schwarzem Schnurrbart und feinem, aristokratischem Wesen. Hierin glich er ganz und gar seinem Vater, dem alten Grafen Riccardoni, der vor Kurzem hier auf seinem Landsitze gestorben war und noch über die Grenzen seines weitreichenden Grundbesitzes hinaus aufrichtig betrauert wurde. Die Familie war schon seit Jahrhunderten in dem Bergdörfchen Montaspro ansässig.

Der junge Graf bewegte sich behutsam und leise im Zimmer, als fürchtete er, Jemand im Hause zu wecken. Als er fertig war, schnallte er die Patrontasche um, hing das Gewehr über den Arm, steckte den Revolver in den Gürtel und löschte die Lampe aus. Jetzt merkte er erst, daß der Tag schon graute. Noch leiser und behutsamer wie vorher verließ er das Zimmer, durchschritt zwei weitere, ging auf die Treppe zu, blieb dann aber plötzlich unentschlossen und horchend stehen. Im Hause schlief Alles; es schien ein weites, verlassenes Kloster. Der Graf ging ein paar Schritte zurück, öffnete geräuschlos eine Thür und war im Kinderzimmer, das mit seiner zierlichen, weißen Ausstattung ein wahres Paradies genannt zu werden verdiente. Die Kinderfrau schlief im Nebenzimmer; hier lagen nur die beiden Kleinen in ihren weichen, weißen Betten: Helenchen lächelnd, die schwarzen Haare in wilder Unordnung auf dem Kopfkissen, Guido die dicken Aermchen und die geballten Fäustchen außen auf der Bettdecke. Die Nachtlampe warf einen leisen, bläulichen Schimmer auf das liebliche Bild. Ein Weilchen schaute er seine Kinder an, dann küßte er sie behutsam und schlich leise auf Zehenspitzen hinaus mit Thränen in den Augen.

Als er den dämmerigen Hofplatz betrat, krähte ein Hahn; dann heulte ein Jagdhund, aber es erschien keine Menschenseele. Im Stalle hörte man deutlich das Stampfen der beschlagenen Hufe in der Streu; an der Dachrinne entlang flatterten und zwitscherten die Spatzen. Er öffnete neben dem schweren Hofthor ein kleines Pförtchen und war im Park.

Er athmete tief auf, als ob ihm die scharfe, kühle Morgenluft wohlthue. In wenigen großen Schritten war er am eisernen Gatterthor. Hier blieb er stehen und blickte noch einmal zurück auf sein Haus, das Haus seiner Väter, das so wohnlich zugleich und so stattlich dreinschaute und das seit so vielen Jahren eins der ehrenfestesten und stolzesten Geschlechter in den Abruzzen beherbergte. Dann aber glaubte er plötzlich an einem Fenster eine weiße Gestalt erscheinen zu sehen. Seine Frau vielleicht? Hastig wandte er sich wieder und war bald draußen auf offener Landstraße.

Er schlug den schmalen Steig ein, der theils zwischen dichten Dornhecken, theils zwischen grauen Mauern nach dem Montasprer Wald führt. Dieser, zum großen Theil Urwald, dehnt sich meilenweit aus in abwechselndem dichten Gestrüpp und geregelten Forsten, hellen Lichtungen und dunklen Eichenbeständen. Vom Thal bis zu den Abstürzen des Gipfels kleidet er den stolzen Berg in ein wildwucherndes, üppiges Grün. — Der Graf ging mit gedankenvoll gesenktem Haupte und stolperte oft über Steine

und Baumwurzeln im Wege. Als am Horizont die ersten matten Farbentöne des anbrechenden Tages sichtbar wurden, ging ein leichtes Säuseln durch die Morgenluft und aus Thälern und Schluchten hallten und widerhallten in tausendfachem Echo die Klänge der Frühglocke wie auch der Herdenglocken empor. An einem Kreuzwege blieb er vor einer Kapelle stehen, in der sich ein altes, wurmstichiges Kreuz befand. Er murmelte ein kurzes Gebet und setzte dann seinen Weg fort. Am wolkenlos klaren Osthimmel funkelte noch matt der erbleichende Morgenstern. Die Natur, rings umher im Frühlingsschlummer versunken, war lieblich und schön, köstliche Walddüfte stiegen auf wie leise Küsse von unsichtbaren Geistern. Dem Grafen wurde weich und wehmüthig um's Herz; hier redete Alles, Alles die beredte Sprache der Erinnerung und trug ihn zurück an den Morgen seines Lebens. Dort vor der Kapelle hatte er eines Abends bei Sonnenuntergang ihr, die später seine Lebensgefährtin geworden war, zuerst gestanden, daß er sie liebe. Sie war eine Waise, aus altadeligem, aber verarmtem Geschlecht. Er hatte von ihr Herz und Hand wie eine Gnade erbeten, er hatte sie vom Elend bewahrt und sie zur Gräfin gemacht . . . Zu jenem Stern, der jetzt allmählich bleich und bleicher wurde, hatten sie oft zusammen empor geschaut in dem süß-wehmüthigen Zusammensein mancher verliebten Dämmerstunde. Auf Mondscheinspaziergängen mit der Familie in lauen Sommernächten hatten sie, als Verlobte, auf diesen selbigen Stegen so viele heilige Verlöbnisse und zarte Worte ausgetauscht. Unter jenen Hecken hatten sie zusammen Veilchen und Primeln gepflückt . . . Später hatten sie dann die beiden Kinder an die liebgewordenen Stätten geführt, hatten sie dort sich ergehen und spielen, Schmetterlingen und Leuchtkäfern nachstellen lassen. Dort hatten sie auch zusammen den Tod des dritten beweint, eines hübschen Knaben, den der Engel des Todes geknickt hatte wie ein Nachtfrost die zarte Rosenknospe . . . Fast zehn Jahre eines einfachen, liebevollen, durch einen Hauch gesunder Poesie verklärten Zusammenlebens hatten die Beiden in der abgelegenen Gebirgsgegend zugebracht, wo ihr Name zu einem Segensworte geworden war. Für seine Gattin hatte der Graf Alles aufgegeben, den Luxus und die Anregungen des großstädtischen Lebens, seine weiten Reisen, sogar die Forschungen seines regen, freisinnigen Geistes. Er lebte mit ganzem Herzen und ganzer Seele nur noch der Arbeit, der Liebe, dem Glauben, kurz, seiner Familie . . . Und nun? Nun war Alles aus, als sei es nur ein schöner Traum gewesen. Er stand allein in der weiten, weiten Welt, wie ein Eichbaum, den in seiner höchsten Pracht der Blitz getroffen hat . . . Zehn Jahre lang war das ganze Leben jener Falschen eine Lüge gewesen und bis zum Tode hätte sie wohl in der Lüge verharrt . . .

Er hatte das erste Dickicht des Waldes erreicht. Aufmerksam horchend blickte er vor sich hin; dann nahm er die Büchse vom Arm, spannte den Hahn und stellte sich mit dem Rücken gegen einen Baum auf die Lauer. Durch das Dämmerlicht des Waldes hörte man nur das leise Rauschen des Laubes. Es war Niemand in der Nähe, er konnte vordringen. Er that es immer behutsam, mit gespanntem Ohr, als sei er einem Wild auf der Spur, das sich im Dickicht verborgen hatte. Das Blut stieg ihm in heißen Wellen zu Kopfe. Er schämte sich, auf so heimliche Weise seine Ehre vertheidigen zu müssen, schämte sich, ihren Geliebten so im Dickicht zu suchen, während er wieder von jenem gesucht wurde, damit sie sich da verborgen tödteten wie ein paar Mörder und so den seit Jahrhunderten fleckenlosen Namen schonten. Ein in der üblichen Weise ausgefochtenes Duell würde in der ganzen Gegend Aufsehen erregt haben, Verdacht und Klatsch wären laut geworden; hier im dichten Urwald würde sie nur das Auge Gottes sehen. Am nächsten Tage würden die Förster oder Waldwärter einen Todten im Urwald finden, wenn die Wölfe ihnen nicht zuvorgekommen sein würden . . . Und der Ueberlebende, würde er glücklich sein? Oh, was ihn betraf, er würde es sicher nicht sein! Der Verrath seiner Frau war ihm tausendmal schwerer als eine Kugel in's Herz! Was lag ihm denn noch am Leben? Er war drauf und dran, die Waffe hinzuwerfen und so schutzlos den erlösenden Tod zu erwarten. Aber plötzlich fuhr ihm ein finsterer Gedanke durch den Sinn, wie ein fahler Blitz durch finster geballte Wolken am Nachthimmel: Sie würden sich weiter lieben und seine Kinder würden der wenig zärtlichen Sorge Fremder oder doch liebloser Menschen anheim fallen . . . Nein, nein, nein!

Er warf den schönen Kopf mit der Geberde des freien Bergbewohners stolz in den Nacken und ging festen Schrittes weiter. Jetzt begann ein niedriges Dickicht, ein Labyrinth von Ginster, hohen Disteln und Dornbüschen, die man oft überspringen mußte, unter den Füßen waren bemooste Felsen, vor den Augen hundertjährige Stämme und rings umher herrschte die feierliche Stille, welche den Sonnenaufgang ankündigt. Sein Weg führte durch eine Lichtung. Jene grüne Morgenfeuchtigkeit, durchdrungen von dem Duft des Thymians, der Münze und kräftigem Harzgeruch benahm ihm den Athem und verschleierte ihm den Blick. Und doch konnte in diesem Augenblicke jener Andere hier in der Nähe verborgen sein im Dickicht, auf einer Eiche, hinter einer Weide, wie eine Schlange bereit jeden Augenblick hervorzuschießen und ihm das Leben zu nehmen. Er beschleunigte den Schritt und erreichte bald eine Anhöhe im Walde, von wo aus man in weiter, weiter Ferne einen lichtblauen Hintergrund durch die Baumstämme schimmern sah, wie helle Streifen. Ein Häher flatterte vor ihm auf mit durchdringendem, metallischem Stoßschrei, es war der einzige Laut in der weiten, stillen Waldeinsamkeit. Jetzt begann die Morgenröthe die Gipfel der Zwergkiefern und Steineichen langsam zu färben und sich von Pflanze zu Pflanze des Waldes auszubreiten wie ein goldener Staubregen, während durch das dichte Blätterdach nur hier und da ein Stückchen blauer Himmel durchschimmerte. Selbst dem gequälten, einsamen Wanderer wurde es leichter um's Herz. Er arbeitete sich durch mehrere Sumachdickichte und blickte dann aufwärts. Der Wald zog sich noch immer bergan, er war jetzt spärlicher, aber wilder. Es häuften sich die grauen moos- und flechtenbewachsenen Felssteine, zwischen denen sich schlanke Kastanien erhoben. Hier und da sickerte ein Wässerchen durch die Steine und verlor sich dann in wirrem Wurzelwerk unter dürren Blättern. Das Knistern des lockeren Erdreichs, das Gesäusel des Laubes, die tausend kaum hörbaren, geheimnißvollen Geräusche des Waldes erregten seine gespannten Nerven auf's Aeußerste. Von den Blättern und Blüthentrauben tropften große Thautropfen in seltsamen, dumpfen Lauten, deren jeder einzelne dem Grasen durch die Brust vibrirte und sein Herz höher schlagen ließ. – Jetzt hatte er mühevoll einen steilen, mit Dorngebüsch und Steinen besäten Abhang erklommen, da tauchte vor ihm ein halbverfallener Thurm der alten Burgruine auf. Endlich! Ja, dort oben wollte er warten mit dem Rücken gegen eine jener Mauern. Es war nutzlos, so blindlings umherzustreifen. Vielleicht würde er dort oben auch hören. So viel stand fest, ihm war es viel lieber, jenem Anderen im vollen Tageslicht entgegenzutreten. Leichtfüßig wie eine Gemse erklomm er die schroffen Felsen, wachsamen Auges, die Waffe schußbereit . . .

Oben angelangt, überschritt er den ehemaligen Burggraben, der jetzt von Erde und Schutt halb gefüllt war, auf welchen ein Gewirr von Dorn und Unkraut wucherte. Im Schutze einer Mauer ließ er sich nieder und überblickte von hier eine große Strecke Waldes und die ganze einsame Ruine. Er legte die Flinte nieder, stützte das Haupt in den Händen und überdachte fast gegen seinen Willen noch einmal die Ereignisse der verfloffenen Nacht. — Er hatte noch zu später Stunde in der alten Bibliothek des Schlosses gelesen, da hatte er plötzlich unten im Park hastige Schritte gehört, als würde dort Jemand verfolgt. Er hatte schnell das Fenster geöffnet und im zarten Licht des untergehenden Mondes zwei dunkle Gestalten mit einander ringen sehen. In der einen erkannte er sofort den alten Forstwärter Biagio, der jetzt hervorkeuchte: „Nein, nein, diesmal entkommt Ihr mir bei Gott nicht!“ — Der Graf glaubte, daß es sich um einen Dieb handle und ging hinab, um ihn aus den nervigen Fäusten des treuen Dieners zu befreien, halb aus Mitleid mit dem armen Teufel, halb damit seine Frau und Kinder nicht von dem nächtlichen Lärm aufgeweckt und beunruhigt würden . . . Und wen sieht er, sich von dem festen Griff des Wärters befreien? — Den Baron Carpanetto!

„Gnädiger Herr,“ sagt der Waldwärter, „ich hab' dem da schon öfter aufgelauert, aber er entschlüpfte mir immer. Jetzt ist er mir in's Garn gegangen. Soll ich ihm mein Messer in's Herz stoßen, Herr? — Bei unserer heiligen Mutter Gottes, er verdient es um Euch.“

„Laß uns einen Augenblick, Biagio,“ antwortete er, „ich werde mit dem Herrn reden.“

Es folgten nur noch eine paar kurze Worte: „Morgen früh im Urwald!“

„Im Urwald!“ Und der Herr Baron war verschwunden.

Dann fing Biagio zu erzählen an. Er hatte den Herrn einmal mit der gnädigen Frau zusammen im Park getroffen und hatte ihm gesagt: Herr, kehrt mir nicht wieder, oder ich bringe Euch um! — Darauf hatte er sich lange Zeit nicht mehr blicken lassen. Und nun — war er wieder da! 's wär' doch besser gewesen, ihn kalt zu machen. „Ich hab' nichts gesagt, Herr, wegen der unschuldigen Würmer; jetzt verschafft Euch selber Gerechtigkeit.“ Die Stimme des treuen Alten erstickte im Schluchzen, er vermochte nur noch mühsam hervorzustoßen: „Seht Euch vor, Herr, denn er ist arg hinterlistig, der Verräther!“

So einfach, so alltäglich, so gewöhnlich war die Tragödie seines Lebens — eine von denen, die ein ganzes Leben zu Grunde richten . . .

Er stand auf und blickte um sich, als ob ihn dort Jemand sehen könnte. Ja, sein Herzeleid war so gewaltig und so traurig wie die Ruine vor ihm. Verfallene Thürme, geborstene Mauern, die oft ihren Kranz von Zinnen noch unversehrt trugen, Säle, deren Wände eingestürzt, und deren Estrich verschüttet war, Bogengänge, Hallen, dann wieder tiefe, dunkle Versenkungen in die geheimnißvollen unterirdischen Gewölbe, daneben hohe Schutthaufen: das Ganze ein wehmüthiges Bild des Zerfalls und der Zerstörung, von Epheu, Nesseln und Mauerkraut übergrünt. Das strahlende Sonnenlicht schien die trostlose Oede dieses Trümmerhaufens bis in den letzten Winkel zu erhellen und die Einsamkeit und Traurigkeit dadurch noch zu erhöhen. Und welch' ein freudevolles Leben der Liebe, des Friedens und der Kämpfe hatte vor Zeiten in diesen Mauern pulsirt! Jetzt war von alledem nur ein verliebtes Falkenpaar übrig, das hoch oben am klaren Firmament in weitem Fluge langsam kreiste wie berauscht von der klaren Himmelsbläue und dem neuen Licht. In jener feierlichen, friedlichen Stille wie eines verlassenen Klosters überfchlich den Grafen eine unbeschreibliche, bange Furcht. Jeden Augenblick war es ihm, als sähe er aus den Trümmern den schlauen Kopf seines Gegners und den Lauf einer Flinte aufsteigen; aber statt dessen schlüpften nur die flinken Eidechsen hervor und huschten über die sonnigen Mauern, hin und wieder nur den ungewohnten Gast mit klugem Aeuglein anblinzelnd. Auf einer Fensterbank sonnte sich behaglich eine bunte Schlange, vielleicht an derselben Stelle, wo ehemals die schöne Schloßfrau das blonde Haupt auf den Arm gestützt, wenn sie in sternklaren Nächten den Minneliedern der Pagen lauschte.

Der Graf blickte den Abhang hinab: Niemand zu sehen. Der Wald erwachte nach und nach beim Nachtigallengesang und Amselschlag. Ferne auf den Anhöhen und tief im Thal lachten weiß und zierlich Bauernhöfe hervor, Kirchlein und Dörfer; der Fluß glitzerte, als ob seine Wellen eitel Topas und Diamanten forttrügen; hier und dort hörte man einen Hahnenschrei, den abgerissenen Gesang einer Sennerin . . . Drunten auf den Wiesen galoppirten voll Lebensübermuth die jungen Pferde umher, und weideten gravitätisch die Büffelherden . . . Nach der anderen Seite lag Montaspro mit dem schönen, alten Glockenthurm, in dessen Fugen

der Goldlack wurzelte, und nicht weit davon sein Schloß, das düster aus dem umringenden Park aufstrebte . . . Welch' freundlich heiteres Leben überall! . . . Und auch sie schlief vielleicht dort unten friedlich, von heiteren Träumen umgaukelt, ohne daß ihr Gewissen sich regte, ohne daß sie ahnte . . .

Aus seinen Gedanken schreckte ihn ein kurzer, scharfer Pfiff auf, er griff die Waffe fester und spähte aus. Das Herz schlug ihm, als wolle es die Brust zersprengen: er sah noch immer nichts. Kurz darauf ertönte wiederum der Pfiff und sofort antwortete ein zweiter. Dann knisterte das dürre Laub wie unter einem eiligen Fuß und von fern näherte sich ein ähnlicher Laut.

„Er kommt," knirschte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, die Flinte angelegt zum Zielen bereit. — Und wenn er es nun nicht wäre? Wenn ein unglücklicher Jäger . . . — Er brach aus dem Hinterhalte hervor, beugte vorsichtig das herrliche Haupt und kroch einige Schritte den Abhang hinab, behutsam, wie eine Schlange am Boden kriechend, wie ein Raubthier schleichend, die ganze Seele in dem gespannten Blick. Etwa in fünfzig Schritt Entfernung hörte er nochmals das Laub knistern, dann wieder den Pfiff; etwas weiter hin huschte über eine helle Stelle im Walde ein dunkler Schatten . . . Dann war Alles still. Der kalte Schweiß perlte ihm von der Stirn, in der furchtbaren Aufregung des Erwartens bebte ihm jede kleinste Fiber des Körpers.

Plötzlich fiel ein Schuß — noch einer — ein Schrei . . . Das Echo hallte sie hundertfach wieder, hier und da sank ein Blatt vom Ast. Der Graf stand da, blaß, regungslos, wie erstarrt. Dann stürzte er wie vom Wahnsinn gepackt auf die Stelle, woher jener Schrei erklungen war . . .

Hart an einem Dickicht, auf Gestrüpp gebettet, lag Baron Carpanetto todt; und in der Entfernung enteilte durch die dichtgedrängten Eichenstämme in Sprüngen wie ein fliehender Wolf die gedrungene Gestalt des Waldhüters.

Aus der Hauptstadt.

Das kranke Weltdorf.

Ich glaube nicht, daß er eine weihevolle Rede hielt, der damalige Herr Bürgermeister Zelle, als man ihn zur Ronacherfeier geladen hatte und er an der Spitze seiner Getreuen erschienen war. Ich glaube nicht, daß er sich begeistert dahin ausließ, mit der Eröffnung dieses Etablissements habe die gedeihliche Weiterentwickelung Berlins in einer Hinsicht ihren unübertrefflichen Abschluß gefunden. Ich weiß nur, daß er sein Seetglas gegen das Licht hob und glückwünschend lächelte und es austrank, bis auf die Neige. Und das Gold ringsum und die prunkenden Deckengemälde und die schweren seidenen Teppiche und die märchenhafte Schöne des Raumes, sie lachten mit ihm. Alles lachte, wie in der Heine'schen Fabel vom Rampsinitus Rex, und nur zwei Männer standen ernst im Gewühl, Sorge in den Herzen und in der Brusttasche die Wuchercontrakte, welche man ihnen eben aufgezwungen hatte. Das prächtige, beglückwünschte Haus trug den Namen der beiden Männer.

Posaunen dröhnten durchs Land, Posaunen der Freunde wie der Feinde, und das Vergnügungstheater Unter den Linden — mit einer Sprachdummheit in der Firma begann es seine dornenvolle Laufbahn — stand wochenlang im Mittelpunkte des wüthendsten Federkampfes. Das Theater Unter den Linden sollte die schönste Blüthe hauptstädtischen, eleganten und sinnenfröhlichen Lebens sein, aber auch ein Tempel Astaroths, eine Verkörperung frecher Genußsucht ward es geheißen. Darob schmunzelten die Baumeister des Tempels, denn bei dem ohnehin niedrigen Stand ihrer Actien waren sie Freunde billiger Reklame und wenn sie ihre Meinung sagen sollten, zogen sie sogar die Gegner des goldenen Hauses vor, weil die pikanter zu schreiben und seine verführerischen Reize mit Hamerlingfarben zu malen verstanden. — Beide Parteien jedenfalls, die Freibilletnehmer en gros und die Opposition, führten dem Tempel dichte Scharen von Gläubigen zu, und wenn man für seine zwei Mark außer dem „vornehmen Gesellschaftsleben", das sich nicht entfaltete, auch noch ein paar Mädchenbeine in Tricots hätte sehen können, wer weiß, ob dann heute fünfzig geprellte Lieferanten das Andenken des waghalsigen Wiener Kaffeewirthes verfluchten . . .

Recht behaglich gefüllt, wenn auch nicht von einem Idealpublikum, waren die herrlichen Räume, und des Lobes über Kaffee und wienerische Bedienung in den billigeren unteren Localitäten nun gar war Alles voll. Heute freilich, wo man in jedem Nachbar den Gerichtsvollzieher vermuthen muß und die feenhaften Decorationen mit dem Opernglas auf blaue Siegel untersucht, heute flattern die liebehungrigen Weiber vergebens — fast hätt' ich geschrieben „umsonst" — in der Ronacherstraße umher, harren die Droschkenführer erster Klasse vergebens auf Börsengrößen zweiter und kleine Schauspielerinnen dritter Klasse, und in Menetekel-Lettern prangt Bacons Spruch über der Eingangspforte: „Whosoever is delighted in solitude, is either a wild beast or a god." Und weil die Leute, die es sich leisten können, gerade jetzt nicht in den Ruf von wild beasts kommen möchten (für Götter hält sie ohnehin seit dem débacle von 1890 Niemand mehr), so wird es stiller mit jedem Tag in den festlichen Sälen, und der Linden-Bau-Verein muß seine Actien zusammen legen oder 50 % Nachzahlung fordern, wenn das den Inhabern lieber ist.

* * *

Eine so schöne Gelegenheit wie der Ronacherkrach kommt für den Moralisten gewiß so bald nicht wieder. Weitläufig ließe sich nachweisen, daß die lyrischen Anthologien der jüngstdeutschen Poeten den Zusammenbruch längst vorausgesagt und in Bausch und Bogen die gesammte Gesellschaftsordnung einschließlich der Ronacherei, für morsch und faul erklärt hätten. Gehörig imponiren könnte man allen guten Leuten im Lande durch zornflammende Diatriben wider Schwelgerei und Gewissenlosigkeit, über welche beiden Gegenstände man um so besser schreiben würde, als es beinahe die einzigen sind, in denen man sich ausgedehnter Sachkunde rühmen darf. Ganz entzückend nähme sich auch eine Schilderung des Andranges der Gläubiger aus, der betrogenen kleinen Lieferanten und Handwerker, die nun massenhaft geldheischend in das (o Ironie des Bankerotts!) „Empfangs"-Zimmer getaufte Allerheiligste der Ronacher stürmen. Mancher junge Schriftsteller, der bisher außer dem Offenbarungseid noch nichts geleistet hat, könnte jetzt mit einem Meisterfeuilleton auf den Plan treten und die Sünder verfluchen, die sich viel besser auf Volteschlagen verstehen als er, dem kaum seine Wäscherin und sein Schuster bescheidensten Credit einräumen wollen.

Aber der Ronacher Ende hat nichts mit Moral oder Unmoral zu thun. Die beiden jungen Leute gehen als Bettler aus ihrem Palast fort, und diese Opfer des Raubbauvereins verdienen im schlimmsten Falle das öffentliche Mitleid. Man sollte bei dem bevorstehenden Directionswechsel im Berliner Theater ihrer gedenken, haben sie doch mit wiederholten Vorschußforderungen schöne Proben schauspielerischen Talentes abgelegt. —

Eine in gutem Glauben, aber von urtheilslosen Leuten unternommene Spekulation ist völlig fehlgeschlagen. Das passirt alle Tage, passirt sogar in Ministerien, und es verlohnte sich der Mühe nicht, ein Wort darüber zu verlieren. Aber die besondere Art gerade dieser Spekulation bringt es mit sich, daß man sich über ihren Ausgang freut. Bei allem Respect vor dem Unglück wollen wir uns doch schmunzelnd die Hände reiben und uns die Hoffnung zuflüstern, daß sich Andere vielleicht ein warnendes Beispiel an den in dieser Saison Schlag auf Schlag folgenden Krachen nehmen werden — und die Saison ist noch lange nicht auf ihrem Höhepunkte! — daß man allmählich davon abkommen wird, die Reichshauptstadt als ein Goldbergwerk zu betrachten, wo das rothe Metall in mühlosem Tage-, na, sagen wir Nacht-Bau gewonnen werden kann. O, recht so, hinter einander müssen sie fallen, wie die Herbstfliegen, sie, die da glauben und auch Andere glauben machen wollen, Berlin könne gar nicht genug Luxus und Schleckereien hinunterschlingen. Die mitschuldig daran sind, daß des deutschen Reiches Metropole einen gewaltigen Häusercomplex und nahezu zwei Millionen Menschen umschließt, aber weiter als vor zweiundzwanzig Jahren davon entfernt ist, Charakter zu gewinnen und eine wahrhaft königliche Stadt zu werden. Treibhaushitze hat hier alle Vegetation, nur nicht die Kunst, künstlich beschleunigt; aber die Treibhausblüthen welken vorschnell und fallen frühzeitig ab, aber die Frucht bleibt ewig unreif.

Woran Berlin krankt und woraus sich ungezwungen alle Fäulniß-Symptome erklären, mit deren Deutung und Beseitigung die Astrologen der Tugend und die Polizei sich abmühen, das ist allein sein übermäßiges, ungesundes Wachsthum. Eine europäische, eine deutsche Stadt, die sich in zwanzig Jahren schier meilenweit ausreckt und eine Million Einwohner gewinnt, muß nothwendig seelisch verkrüppeln. Sie hat alle Säfte an den Leib abzugeben, für das Gehirn bleibt ihr nichts übrig. In Amerika auf tropisch fruchtbarem, jungfräulichem Boden können über Nacht kräftige Industriecentren, Hunderttausend-Cottages emporsteigen; in den reichen Staaten des alten Continents können große Städte Fett ansetzen, korpulent werden und sich doch wohl dabei befinden — in der sandigen Mark ist alles schnelle Wachsthum pilzhaft.

Indessen, die Stadt nimmt zu, Niemand fragt, wie; Millionen drängen sich in ihre Reviere, und der Kaufmann wäre kein Speculant, dem es nicht beifiele, diese Millionen sich tributpflichtig zu machen. Wo so viel Arbeit ist, sagen sich mit dem Wiener Kaffeewirth hundert Andere, da muß auch viel Vergnügensdurst sein. Und so schießen denn Astaroths und Baals Thürme am Strande der sidonitischen Spree auf. Es wäre thöricht, die Verantwortung hierfür dem Grafen Caprivi oder dem Reichstage oder gar der Presse aufbürden zu wollen. Die Geilheit des übersütterten, frühreifen Kindes ist so ganz natürlich. Die Journale gehorchen nur den Befehlen ihrer brotspendenden Abonnenten, wenn sie die Dynastie Ronacher verherrlichen und Opferqualm aufsteigen lassen. Thäten sie es nicht — sie thun es ja gerne —, fiele es ihnen ein, nicht im Geschmack der Leseplebs, sondern im Sinn einer höheren Sittenanschauung zu schreiben, so schnitten sie sich selber die Lebensbedingungen ab. Und einer höheren Sittenanschauung zu Liebe zu verhungern, das wird im Ernste kein wohlgenährter Mann Herrn Mosse zumuthen. Die Zeitungen geben sich mit Recht als Kaufhäuser; für mein gutes Geld krieg' ich bei ihnen die Waare, die ich verlange, genau den Stoff, der jetzt Mode ist. In Geldsachen hört die ethische Cultur auf. Wie heute die Dinge liegen, würde selbst Don Quixote sich besinnen, ehe er gegen Berliner Corruption auf seine Rosinante stiege, und die jetzigen hauptstädtischen Sittenprediger erinnern mich sehr an jenen seltsamen Gesellen, der in größter Kälte barhaupt, mit offener Brust, die asketischen Züge von dichtem Bart umrahmt, die Friedrichstraße auf- und abwandelt und durch weltfremdes, bettelmönchisches Gebahren Käufer für seine Broschüren anzulocken hofft.

Der Aepfelchen begehrt Ihr sehr, und schon vom Paradiese her. Da ist Niemand, der sie mißachtet, Niemand, der nicht gerne die Hände zum lecker berciteten Male höbe und sich auf die reservirten Plätze drängte, wenn es nur die Schutzmanns-Postenkette erlaubte. Ein großes Geschrei

bricht bei den von der Tafel Verbannten aus, erst das des Neides und der gierigen Wuth, dann, nach Erschlaffung der Magenmuskeln und Sinken des Hungergefühles, das Geschrei der enthaltsamen Tugend. Aber wie in tausend anderen Fällen ist auch hier Tugend nur physische Unfähigkeit, lasterhaft zu sein. Ihr guten Leute, die Ihr Euch freut, daß in dem schwefelglänzenden Gomorrha noch so viel wackere Cincinatusse luchsäugig daherziehen und einem geheimen Männerbund zur Bekämpfung der Unsittlichkeit anzugehören scheinen, ich sage Euch, traut diesen falschen Propheten nicht. Wirft ihnen das Glück ein paar Doppelkronen in den Hals, so schwelgen sie bei Ronacher und Dressel lüsterner noch und andächtiger als die ausgepichten Jobberkehlen.

Es war einmal ein Bauersmann, dessen Wachthund die Diebe gerne gewähren ließ, sobald sie ihm einen Knochen hinwarfen, und der nur dann unruhig wurde, wenn er von ihnen ungespeist blieb; aber nicht sein Gewissen knurrte dann, sein Magen war es. Und ich sage Euch abermals, Ihr guten Leute, Frau Marthe Schwertlein (Goethe zwar erwähnt es erst gar nicht) schilt am Brunnen darum so heftig über Gretchens Fall, weil sie selbst der Sünde bloß ist, ja ärger sündigt, als das blonde Kind es je gethan.

Gerade die lärmendsten Vorkämpfer der Wahrheit sind die verlogensten. Ich weiß nicht gleich, welcher kluge Bischof es war, der Nachforschungen anstellen ließ in der Einsiedlerzelle des Mönches Eustachius, des grimmigsten Weiberhassers, Goldfeindes und Weinverächters seiner Zeit. Und ich erzähle Euch nicht, Ihr guten Leute, was der Bischof in jener Zelle fand. Denn ich möchte Euch gern den Kinderglauben bewahren und die Ueberzeugung, daß es Junggesellenwohnungen und Mönchsklöster ohne seidene Frauenpantoffeln und Champagnerkorke gibt.

* * *

Am Lager der kranken Berolina steht das Collegium der Medizinmänner, und Jeder thut, als besäße er die große Tinktur, die alchymistische Panacee des Lebens, welche ganz gewiß hülfe, wenn man sie nur anwenden wollte. Wo so viele Aerzte sind und so viele Kurpfuscher, gibt es auch der Diagnosen viele. Und weil ein Kranker nie gerne hört, daß all sein Ach und Weh aus einem Punkte zu kuriren sei, daß er sich in Zukunft nur vor verdorbenem Magen zu hüten brauche, so hat gewonnen im Spiel, wer vornehmere Krankheiten mit gelehrteren Namen herausdiagnostizirt.

Berlin hat sich den Magen überladen, weiter ist es nichts; aber weil sie das nicht rechtzeitig bemerkten, flogen die Ronacher auf. Berlin ist mehr als satt; neue Süßigkeiten widerstehen ihm, es nimmt nichts mehr an. Die Hauptstadt befindet sich jetzt ganz offenbar vor einer Krise in ihrem Krankheitsprozeß, und ob ihr Magen je wieder einer ganz gesunden Verdauung fähig sein wird, das hängt allein ab von dem Ausgang dieser Krisis. Die Hoffnung auf durchgreifende Heilung braucht ja nicht aufgegeben zu werden; im Gegentheil, die Vorboten dafür sind heute günstiger als je vordem. Im rothen Hause und in der Bürgerschaft erstarkt machtvoll die Opposition wider das bisher beliebte laissez aller-Regiment, welchem vor lauter großen Gesichtspunkten und Fortschrittthurrahs schließlich Sehen und Hören ganz verging; und wenn uns Miquel zu Weihnachten ein hübsches neues Wahlgesetz auch für Stadtparlamente schenkt, dürfen wir auf erquickliche Ueberraschungen gefaßt sein. So eisern ist der Ring nicht, daß er im Feuer einer gerechten Wahlordnung Stand hielte. Der Fractionsführer und Kunzetödter Alexander Meyer kann sich dann ungestört den Arbeiten eines Aufsichtsrath-Mitgliedes der hiesigen Elektricitätswerke widmen und braucht nicht mehr zu befürchten, daß eines Tages die zwei Seelen, ach, in seiner Brust, die communale und die aufsichtsräthliche in Zwiespalt miteinander gerathen. Ein tieferer, ein goldener Sinn wird dann dem neugebackenen Glühlampen-Elektrotechniker aus dem schönen Rundreim entgegen lachen: „Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!“ — Dr. Meyer übt neben manchen einträglichen Berufsarbeiten auch noch das Mandat eines einflußreichen Stadtverordneten aus. Herr Dr. Siemens von der Deutschen Bank, der illüstre Gründer der Kurfürstendamm-Gesellschaft, war — nun, seien wir milde — war offenherzig genug, die Wahl des Aufsichtsrath-Candidaten Meyer darum zu empfehlen, weil er als Führer einer großen Fraction im Stadtparlament beträchtlichen Einfluß auf die Communalbehörden ausüben könne. Bekanntlich ist Berlin nicht unwesentlich am Jahresgewinn der Gesellschaft betheiligt, kann ihr auch die Benutzung von Straßen und Plätzen nach Gutdünken erlauben und verbieten, hat fernerhin das Recht, von 1895 ab die Werke für eigene Rechnung zu übernehmen. Und Herr Dr. Meyer ist von seinen Wählern ja ausdrücklich beauftragt worden, weniger für das Wohl der Stadt, als für den hohen Coursstand der Elektrizitäts-Actien zu sorgen . . .

Ein nicht geringer Bruchtheil unserer Bevölkerung erkennt den schlechten Gesundheits-Zustand der Vaterstadt recht gut, und abgesehen von den nächstbetheiligten Interessenten rührt sich keine Hand mehr für Projecte, deren Ausführung die Uebelstände verschlimmern müßte. Klanglos ist die Weltausstellungs-Idee begraben worden, deren Urheber es nur auf einige wenige, noch dazu dürftig besuchte Volks-Versammlungen brachten. Die Dresdner Bank hat, wie man hört, bedeutende Terrains bei Wilmersdorf, dem „prädestinirten Weltausstellungsgebiet“ verkauft und steht im Begriff, noch weitere abzustoßen; also auch der geniale Hollaender scheint den holden Traum nicht weiter träumen zu wollen. — Die Incommunalisirung der Vorstädte scheint immer noch eine rein akademische Frage, von deren Erörterung sich die Einwohner Berlins ängstlich fern halten. Und freilich, das ist ein derber Bissen; und Niemand will für seine Verdaulichkeit Garantie übernehmen . . .

Es wurde neulich behauptet, der Charakter des Berlinerthums bestünde aus einem Gemisch von innerlich verlogener Liebhaberei für das Sentimental-Poetische und nüchterner Freude am bourgeoisen Wohlleben, mit hausbackener Verstandesschärfe gepaart. Ich weiß nicht, ob Fontane's Frau Jenny Treibel ihr evangelisches Bekenntniß mit demselben Recht betonen darf wie dies jetzt von anderer Seite geschieht; ich weiß nur, daß die breiten Schichten des gebildeten Berliner Bürgerthums den Kreisen der Rahel und Henriette Herz nicht in dem Maße gleichen, wie es encyklopädistisch gebildete, aber sonst unerfahrene junge Schreiber annehmen. Aber wenn uns hausbackene Verstandsschärfe wirklich eignet, dann werden wir auch einsehen, daß dem großen Weltdorf für's Erste alles Andere eher noth thut als die Prätension, Paris und London zu übertrumpfen, und daß unsere Stadt nur gesunden kann, wenn man sie eine Weile in Ruhe läßt mit Ronachereien und wurmstichigen Riesenplänen. Caliban.

Der Streit im Verein Berliner Künstler.

Eines Tages saß ich mit einer Anzahl Berliner Kunstkritikern zusammen. Ein solches Vorkommniß prägt sich meinem Gedächtniß scharf ein, denn es ist ein seltenes. Wie das so Fachgenossen thun, hechelten wir die Abwesenden gründlich durch. Am Schlimmsten erging es Ludwig Pietsch. Zwei große Fehler waren auf seinem Kerbholz tief eingeschnitten: Zunächst der, daß er allein unter den Genossen wirklich ein Publikum hat, das an ihn glaubt und ihm willig folgt, und zwar ein sehr großes Publikum, so weit die „Vossische Zeitung“ reicht. Und dann zweitens, daß er „unenergisch“ sei, ein Schwankender, der das Schlechte nicht beim rechten Namen zu nennen wisse.

Ich erzähle dies nicht nur in der Absicht, mich bei L. P. zu insinuiren, sondern es ist mein redlicher Ernst: Ich habe ihn damals aus Ueberzeugung lebhaft vertheidigt. Ich weiß zwar sehr wohl, wie er sich den Rücken deckt. Stellt ein talentloser Künstler ein talentloses Bild aus, so sagt er gutmüthig: „Schulze hat sich diesmal selbst übertroffen.“ Oder wenn er ganz unzufrieden ist, dann heißt es wohl, nur für wenige heimlich sich Belustigende verständlich: „Ein besseres Bild hat Müller noch nie gemalt.“ Vom „erfreulichen Fortschritt“ kann man lobend reden, ohne daß das Erreichte wirklich werthvoll zu sein braucht und von dem Inhalte des Bildes eine anmuthige Beschreibung auch dann geben, wenn vom künstlerischen Werthe eben gar nichts Freundliches zu sagen ist.

Pietsch erfüllt seine Aufgabe in der „Vossischen Zeitung“ nach meiner Ansicht — und zwar sage ich dies hier ohne jeden Nebengedanken — ganz meisterhaft. Er steht mir als Tageskritiker über Albert Wolff in Paris und Walter Armstrong in London, sowie über allen Deutschen, selbst Pecht in München nicht ausgenommen. Und zwar nicht bloß wegen der außerordentlichen Biegsamkeit seines Stiles und des Reichthums seiner Sprache, sondern gerade wegen seines als mattherzig verschrieenen Wohlwollens. Denn er hat sehr wohl erkannt, daß seine Leser selten sich an das von ihm ausgesprochene Lob, meist an den Tadel halten, daß dieser an der boshaften Welt haften bleibt, fester als beabsichtigt; daß es außerordentlich viel schwerer ist, Jemanden davon zu überzeugen, ein Werk sei schön, als ihn glauben zu machen, es sei häßlich. Seine Erfahrung und seine kunstfreundliche Gesinnung haben ihn gelehrt, daß Milde in der Kritik, das heißt ein Urtheil, welches belehrt, nicht richtet, der Kunst mehr nütze, ihr mehr Freunde zuführe, als das geistvollste Verreißen.

Um so erstaunter war ich unlängst beim Morgenkaffee, Pietschens hellsten Zorn gedruckt zu lesen. Ein norwegischer Maler, Munch, hatte sein Schönheitsgefühl mit im Local des Vereins Berliner Künstler ausgestellten Bildern sichtlich in tiefster Tiefe beleidigt. Und deshalb zeigte Pietsch der unbefangen lesenden, wie der seine Erfolge beneidenden kritisirenden Welt, daß es ihm auch in der Abwehr des ihm als verwerflich Erscheinenden nicht an Schärfe fehle. Ich habe mich über seinen witzigen und von seinem Standpunkte höchst zutreffenden Artikel außerordentlich gefreut. Denn dieser gab mir nachträglich in meinem Urtheil über Pietsch Recht. Der Mann ist so zahm nicht, als Ihr ihn verschreien wollt. Er ist es nur aus trefflicher Absicht und wohlwollender Milde gegen die Schwächen unserer bildenden Mitmenschen, welche aufzudecken eine leichtere aber zweckl osere Aufgabe ist, als wie sie anmuthig zu verhüllen.

Ich bin denn alsbald in die Ausstellung des Vereins Berliner Künstler geeilt. Längere Zeit war ich nicht dort gewesen, obgleich ich mit aufrichtiger Freude gelesen hatte, daß die neue Geschäftsleitung des Unternehmens sich als eine frische, dem Modernen gegenüber unbefangene Kraft erwies. Aber was dort an trefflichen Arbeiten gerade in den letzten Wochen vorgeführt wurde, war mir persönlich nicht neu, es stammte zumeist aus der Dresdner Aquarellausstellung, die ich gründlich an Ort und Stelle gesehen hatte. Nach so reichlichen und vornehmen Darbietungen und nach einem solchen Trompetenstoß von L. P. glaubte ich sicher, eine große Menschenmenge im Architektenhause zu finden. Es war aber die gemüthlichste Stille in den schönen Räumen, heute wie gestern. Selbst der Skandal bringt den Kunstsinn der Berliner nicht auf die Beine.

Eine gewisse Erregung machte sich aber doch zeitweilig geltend. Ein Paar Zionswächter der Schönheit protestirten gegen die Munch'schen Bilder. Es wurde laut darüber gesprochen, daß die „Rotunde“, in welcher diese hingen, geschlossen werden müsse. Sie sei entweiht, man habe beim Vereinsvorstand Anton von Werner beantragt, gegen die Malpest Munch's desinfectorisch vorzugehen. Im Geist sah ich schon den Künstlerzug durch die gereinigten Säle wandern, in Festgewändern, ein historisches Kostümbild, Rassael in Tricots und Sammetmütze, und Dürer mit falschen Locken über die Ohren und langer Pelzschaube an der Spitze, mit großen Renaissancequasten an den langen Malstecken, die Wände mit Tiber- und Pegnitzwasser bespritzend und Gebete zu Lessing und Winkelmann als Fürbittern bei der Göttin Schönheit murmelnd, bis endlich die neue Weihe mit einem

Gedicht aus Wildenbruch's „Heiligem Lachen" vollzogen werden kann. Und nun kommt eine neue, bessere, weihevollere Ausstellung: Plockhorst und seine Schule!

Ich war doch neugierig, endlich Munch's Bilder selbst zu sehen. Pietsch hat die Leute, die sie zu loben wagen würden, von vornherein in Acht und Bann gesteckt. Ich werde mich wohl hüten, diesen Strahl auf mich zu lenken! Meine also nicht ganz unbeeinflußte Meinung ist, daß der junge Norweger ein außerordentlicher „Patzer" ist. Er sieht die Natur wie ein Holzknecht, nur in groben Massen. Es scheint, als habe er, ehe er an's Malen ging, andere Bilder nie gesehen. Hermann Helferich hat unlängst die sehr zutreffende Bemerkung gemacht, die Norweger haben vor den Künstlern aller Völker das voraus, daß sie kaum die Spur einer Tradition besitzen. Jeder von ihnen fängt die Kunst beim Anfang an und daher haben sie anfänglich eine erstaunlich rohe Kunst. Aber eine solche, die ebenso empfänglich für Eindrücke wie unmittelbar aus der Empfindung heraus bildend ist, die daher sich schon wiederholt als ein wahres Jugendbad für alternde Naturanschauung erwies. Es erscheint das Schaffen der Norweger wie das eines aufgeweckten Kindes: der correcte Zeichenschüler, der mit der geraden Linie und der Palmette beginnt und nicht weiter schreitet, bis er einige saubere Blätter fertig hat, kommt selten vorwärts, bringt aber sicher die Kunst nicht weiter. Aber das Kind, dem zwei Kreise und vier Striche Kopf, Rumpf und Glieder eines Menschen, ja sogar eines ganz bestimmten Menschen sind — das ist eine unberechenbare Möglichkeit für die Kunst.

Munch's Bilder sind eigentlich nur große Skizzen; aber solche, welche nicht gut weiter durchgeführt werden können, sollen sie nicht an Ursprünglichkeit verlieren. Gerade in ihrer Breite liegt ein Theil ihres derben Wesens. Man that wohl Unrecht, alle aus dem Atelier in Christiania nach Berlin an das Licht der Ausstellung zu ziehen. Man that vielleicht noch größeres Unrecht, sie den Berlinern zu zeigen. So weit sind wir noch nicht in der Reichshauptstadt! Oder man hätte wenigstens Operngläser neben die Bilder legen sollen mit der Anweisung: „Aeltere Herren von schwachen Nerven werden gebeten, die Bilder durch das eingedrehte, verkleinernde Glas anzusehen!" In manchen Skizzen, namentlich in den Darstellungen dämmernden Halbtones ist eine Frische der Beobachtung, von der man hätte hoffen dürfen, daß sie Pietsch doch versöhnt, die an Whistler mahnt — an jenen Whistler, der in Paris, London, New-York und München jetzt für einen der ersten lebenden Maler gilt, während er in dem „gebildeteren" Berlin sicher ausgelacht würde, käme er als Neuling zu uns. Auch Besnard's Wege sind ähnlich jenen Munch's, jenes Besnard, dessen unlängst in Berlin gesehene Aquarelle ähnlich beurtheilt wurden, wie die Arbeiten des jungen Norwegers und den die Münchner Kunst-Akademie zu ihrem Ehrenmitglied erhob, nachdem er in Paris alle erdenklichen offiziellen Ehren erhielt. Ja, ja — diese Leute genügen wohl der übrigen Welt, aber ihre Kunst reicht nicht aus, Berlin, die Hauptstadt der Intelligenz, zu befriedigen.

Es hat eben die Kritik, besonders die Ludwig Pietsch's, eine wunderbare Eigenschaft: Sie ist sehr nachsichtig gegen die Fehler, welche der Talentlosigkeit und dem Mangel an Selbständigkeit entspringen, sie hat aber den heftigsten Widerwillen gegen ungeberdige Aeußerungen des Talentes! Malt in Gottesnamen, ruft sie den Künstlern zu, tausend gleichgültige Bilder — sie stören uns nicht in unserer Ruhe —, aber malt nicht etwas, was unser Blut in Wallung bringt! Wir sind Berliner! Wir wollen ruhig schlafen können!

Die kolossale Keckheit in Munch's Arbeiten, die wahrhaft erschreckliche Gleichgültigkeit gegen die Form, die völlige Nichtachtung alles dessen, was gefällig wirkt, ja gegen die Möglichkeit, daß auch nur eine Skizze von ihm verkauft werde, all dieses kühne Hinwegsetzen über jene Meinung der meisten „Kunstgenossen", daß Zweck der Kunstübung das Schaffen verkäuflicher, also „schöner" Bilder sei — das sieht man ungern in Berlin, daran regt man sich feindselig auf. Daß aber in den Bildern ein junges, wenn auch völlig unausgegohrenes Talent steckt, daß an diesen Bildern dem, der in der Kunst nicht bloß eine Sonntag Nachmittags-Beschäftigung sieht, mehr zu lernen, mehr abzulehnen, aber auch mehr anzunehmen ist, als etwa in tausend „Meisterwerken" der letzten Berliner Ausstellung, daß hier einmal ein grober, aber naiver Mensch *seine* Wahrheit sagte, inmitten unserer wohlerzogenen Welt — das zu würdigen versteht Berlin nicht. Es glaubt die rechte Wahrheit allein für sich zu haben und nimmt den Streit zwischen dem Idealisten Carl Becker und dem Realisten Anton von Werner für sehr ernst, da es einen zu engen Gesichtskreis hat, um zu erkennen, daß beide nur auf zwei verschiedenen Zweigen *eines* Astes sitzen, dicht beisammen und daß man außerhalb Berlins kaum noch den Unterschied zwischen ihnen erkennt.

Die Unterschiede in der sonstigen Kunstübung sind eben seit zehn Jahren so groß geworden, daß außer in Berlin und Wien kaum in einer Kunststadt sich die Alten mit den Jungen mehr vertragen. Ich möchte hierin nicht ohne Weiteres ein Zeugniß für Wohlverhalten der beiden deutschen Millionenstädte sehen. Friede ist ein schönes Ding, aber Kunst ist Ausgestaltung der Persönlichkeit, die Persönlichkeit muß sich in ihr geltend machen. Daher können Künstlerstreite nie „sachlich" sein, sie bringen immer den ganzen Mann in den Vordergrund. Man hat Cornelius, Carstens und Genelli den Zorn gegen ihre damaligen Kunstgenossen nicht übel genommen. Selbst der milde Ludwig Richter ist voll heftigen Eifers gegen seine Lehrer, welche alt, erfahren und in künstlerischen Ehren waren, als er sich dem Neuen zuschwor. Es ist auch kein Wunder, daß die Idealisten alter Schule, damals wie heute, mit ganzer Kraft gegen das neue Kunstwesen loseifern, daß man Overbeck zur Akademie hinaus warf, weil er sich deren erprobtem Idealismus nicht beugen wollte. Denn wenn das Neue siegt, so verschwinden die Alten in die Versenkung der Geschichte, wird die kommende Zeit nur Hohn für sie haben, etwa wie die Zeit des Cornelius nur Hohn für die Kunst der kurz vorher hochgefeierten Meister besaß. Man wird ihren Namen nicht ohne mitleidiges Lächeln nennen, wie vor zwanzig Jahren jene der einst berühmten Oeser, Schenau, Casanova, Matthäi, gegen welche die Nazarener revolutionär vorgingen; oder mit Haß und Verachtung, wie jene der Barockmaler von Tiepolo bis auf Daniel Gran. Solcher Gefahr gegenüber hat Jeder das vollste Recht sich zu wehren, es hilft keine gutmüthige Heuchelei über sie hinweg, es gilt ein Ringen um Namen und Erwerb, also um Ehre und Leben. Dies Ringen hat überall scharfen Ausdruck erhalten, wo die Kunst im Fortschreiten ist. In London steht der Royal Academy die New Galery mit immer erneutem Wettkampf gegenüber, in Paris hat sich dem offiziellen Salon die Société nationale des beaux arts entgegengestellt, in München und Düsseldorf haben sich die „Jungen" auch gesellschaftlich von den Alten getrennt. Ihre Kunst ist eine zu andere — die beiden Parteien vermögen kaum noch sich als wirklich nach dem Guten ringende Künstler gegenseitig anzusehen. Sie halten sich gegenseitig für Dummköpfe oder Heuchler. Man braucht nur Pietsch's Artikel zu lesen, um diese Antwort in Worten vertreten zu sehen, die so derb und so frei sind, wie die Bilder Munch's!

Es scheint, als ob die Spaltung unter den Künstlern durch die Angelegenheit Munch nun auch nach Berlin solle übertragen werden. Das heißt: Vorhanden ist diese Spaltung schon längst, es fragt sich nur, ob sie offen zum Ausdruck kommen wird. Es wird sich eben fragen, ob das Local der Künstler nur dafür da sein soll, hübsche Bildchen auszustellen, oder ob nicht gerade dort der rechte Platz ist, um die in den Ateliers verborgenen Arbeiten der nach Eigenart Ringenden hervorzuholen, nicht dem Publikum Gefälliges, sondern den Künstlern die, wenn auch noch so fremdartigen, Ergebnisse des Kunstringens Anderer darzustellen.

Diese Absicht scheint mir aus der Vorführung der Werke des jungen Norwegers hervorzugehen: das Comité will eine Kunstausstellung für Künstler haben, nicht für Commerzienräthe. Die Künstler aber, die eine Ausstellung für Käufer wollen, werden es ihm nie verzeihen, durch Munch's Bilder vielleicht einige von diesen aus dem Local verscheucht zu haben! Und gerade vor Weihnachten — — — Das sind die Idealisten!

Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Karl Gerok. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Aufzeichnungen, zusammengestellt von G. Gerok. (Stuttgart, Carl Krabbe.) Eine Fortsetzung der Jugenderinnerungen des im Januar 1890 verstorbenen Stuttgarter Pfarrers und Dichters, von pietätvoller Sohneshand geschrieben; darum läßt es, auf jede fremde Zuthat absichtlich verzichtend, nur ihn selber zu Worte kommen. Wie der Berather in so manchen religiösen, theologischen und kirchlichen Fragen geurtheilt, was der Kenner von Kunst und Wissenschaft an Geistesverwandte geschrieben, wie der Dichter zu seinen Liedern gekommen ist und über sie gedacht hat, was der Vaterlandsfreund empfunden und miterlebt und was der gemüth- und humorvolle Mensch im Familien- und Freundeskreis gesprochen oder gesungen hat, davon gibt die Auswahl aus seinen Briefen und Aufzeichnungen Zeugniß. Gerok war ein idealer Mensch, rein, fromm und stark. Auch wer nicht auf seinem religiösen Standpunkte steht, wird und muß ihn als Menschen und Dichter verehren. Von seinen letzten Stunden, wo er seiner Familie noch einen denkwürdigen Gottesdienst hielt, wird Keiner ohne Rührung lesen. Im Norden ist der Dichter der „Palmblätter" viel weniger gekannt, als im protestantischen Süden unseres Vaterlandes, und doch ist er nicht allein einer unserer besten Kirchenliederpoeten, sondern auch in der reinen Herzenslyrik von großer Bedeutung. Noch kurz vor seinem Ende hat er der heimgegangenen Kaiserin einen ergreifenden poetischen Nachruf gewidmet.

Unterwühlter Grund, Roman von Anton Freiherrn von Perfall. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ein reicher Bauer hat seinen Besitz dem Sohn übergeben und behält sich nichts als einen abgeholzten Wald. Und während der Sohn als Häuserspekulant in der Stadt Alles vergeudet, pflanzt der Alte auf seinem Erdfleck Baum um Baum. Der Sohn wird zuletzt Kohlenarbeiter und kehrt als Bettler heim, wo er wieder Bauer werden kann, denn die rastlose Arbeit des Vaters wurde belohnt und die Scholle, der er immer treu war, hielt auch ihm die Treue. Der Stoff ist packend, der Bauer gut charakterisirt, die anderen Personen leider Puppen. Tiefer steht: Starke Herzen, Roman von Ida von Brun-Barnow. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Das beliebte Thema vom armen Edelmann, der die reiche Bankiertochter heirathet, von ihr betrogen wird, sich scheiden läßt und dann die bewußte arme Verwandte mit den „räthselhaften" Augen heirathet. Kein Roman, aber eine schlichte, wahrheitgetreue Erzählung mit guten exotischen Sittenschilderungen sind die „Kriegsfahrten eines alten Soldaten im fernen Osten" von E. v. Barfus, nach den Aufzeichnungen eines ehemaligen Offiziers der niederländisch-ostindischen Armee.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Oskar Gottwald, Verlag, Leipzig.

Soeben erschien:

Das Wesen und die Formen der Dramatischen Dichtung

nach den Prinzipien der modernen Aesthetik.

Ein Vortrag von

Dr. Moritz Brasch.

Groß-Oktav. ℳ 1.—

Rudolf von Gottschall.

Ein litterarisches Porträt von

Dr. Moritz Brasch.

Groß-Oktav. ℳ 1.—

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Soeben ist erschienen:

Karl Gerok.

Ein Lebensbild aus

seinen Briefen und Aufzeichnungen

zusammengestellt von

Gustav Gerok.

In feinster Ausstattung 42 Bogen 8° mit Bild.

Preis geheftet 6 ℳ, in Leinen geb. 7 ℳ, in Halbfranz geb. 8 ℳ.

Motto:

„Hier hat ein Mensch gedacht, gefühlt, gestrebt,
Geträumt, geirrt, gelitten und gelebt."

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Kataloge mit Probetakten über **Wiener-Musik gratis** und franco **OTTO MAASS** Musikalien-Handlung Wien, VI. Mariahilferstr. 91.

Soeben erschien:

Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben

von **Ed. Eggert.** 12°. brosch. ℳ 3.50, in Salonband ℳ 4.80.

Vorliegende Dichtung, in welcher der Bauernkrieg in seinen spannendsten Episoden, die außerordentliche Persönlichkeit des Truchsessen Georg von Waldburg, genannt der Bauernjörg, das häusliche Leben auf der berühmten Waldburg vor Augen geführt wird, ist das Werk eines dichterischen Talentes, das souverän gebietend über alle Töne des menschlichen Herzens in seinem Lieben — Hassen, Scenen und Gestalten schildert, die den Leser in gleicher Weise erfreuen und erschrecken, erheben und erschüttern. Es ist ein Epos von hervorragendstem Werte in formgewandtester Sprache.

Jos. Roth'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Neue literarische Festgeschenke.

Soeben erschienen in meinem Verlag:

Vom Lebenswege.

Gedichte von

Hans Hoffmann.

25 Bogen gr. 8°. ℳ 6.60. In feinem Halbfranzband ℳ 8.40.

Neue Gedichte

von

Angelica von Hörmann.

13 Bogen 12°. ℳ 3.—, fein gebunden ℳ 4.—.

Chiemgauer Volk.

Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmanns.

Von

Hartwig Peetz.

Aus seinem Nachlasse.

Zweites und Schluß-Bändchen. 10 Bog. 8°. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

In den größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.

Mein demnächst erscheinender Weihnachtskatalog steht auf Verlangen umsonst und postfrei zu Dienst.

A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststraße 9—11.

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung Friedr. Pfeilstücker, Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Verlag der Dresdner Wochenblätter.

Soeben erschien:

Lieder aus Lug ins Land

von

Heinrich Pudor.

120 Seiten. Preis 1 Mark 80 Pf.

Verlag von Emil Felber in Berlin.

Aus dem innern Leben der Zigeuner.

Ethnologische Mitteilungen von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Mit 28 Abbildungen.

Ladenpreis 6 Mark.

Inhalt: Krankheitsdämonen — Handarbeiten — Höhencultus — Blutzauber — Wanderzeichen, Signale und Zeichensprache — Tierorakel und Orakeltiere — Wetterprophezeiung — Feuerbesprechung — Eine zigeunerische Dichterin.

Ein prächtiges Geschenkwerk.
Geschmackvollste Ausstattung.
Preis geh. ℳ 2.75, eleg. geb. ℳ 3.75.

Der Sang von Mönchgut.

Epische Dichtung von **Karl Strecker.**

Verlag von **W. Zemsch, Stralsund.**

Die

Deutsche Roman-Bibliothek

bringt in ihrem eben beginnenden neuen Jahrgang neben dem fesselnd geschriebenen Roman: „Dem Irrlicht nach" von Alexander Römer den grossen Sensation erregenden Roman **„Die Million"** von Theophil Zolling.

Wie Freytags „Soll und Haben" das Geschäftsleben der Fünfziger Jahre, so stellt „Die Million" den ungleich grossartigeren Handel und Wandel von heute dar. Die Schilderung einer Panik der Berliner Börse leitet das Kulturgemälde stimmungsvoll ein und daran schliessen sich Bilder aus dem Leben der Bankhäuser und Fabriken, aus Comptoir und Spinnsaal. Helle Schlaglichter fallen auf die wild erregten Klassenkämpfe unserer Tage, aber mitten im Treiben von Arbeitgebern und Arbeitern, Strike und Boykott, Sozialistenversammlung, Fallissement und Aufruhr verfällt der Verfasser niemals einer unkünstlerischen Tendenz, sondern schreibt immer streng sachlich, keinem zu lieb und keinem zu leid. Die Kreise des Hochadels, Turf und Zirkus bringen bunte und heitere Szenen in die spannende Handlung und die nüchterne Zahlenwelt schliesst auch die zarten und leidenschaftlichen Regungen des Menschenherzens nicht aus.

Preis vierteljährlich M. 2.— (für 13 Wochen-Nrn.) oder 35 Pfg. für das 14tägige Heft.

Abonnements

in allen Buchhandlungen u. Postanstalten.

Hierzu zwei Beilagen: Leonhard Simion, Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. und Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 26. November 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Vermögensteuer oder Erbschaftssteuer? Von Karl Walcker-Leipzig. — Vom Londoner Congreß für experimentelle Psychologie. Von Eduard Sokal. — Das europäische Familienrecht. Von Ernst Theinert Mickley. — **Literatur und Kunst:** An Kleist's Grab. Von Willy Dieckmann. — Das musikalische Jung-Italien. Von Paul Marsop. — Das philosophische Werk Adolph Steudel's. Von Max Schneidewin. — **Feuilleton:** Abendsonne. Von Alfred von Hedenstjerna (Sigurd). — **Aus der Hauptstadt:** Die Börsen-Reform. Von Caliban. — Opern und Concerte. Von B. R. — Notizen. — Anzeigen.

Vermögensteuer oder Erbschaftssteuer?

Von Karl Walcker-Leipzig.

Zeitungsnachrichten von hoher innerer Wahrscheinlichkeit besagen, daß statt der Vermögensteuer in verschiedenen Fractionen des preußischen Landtages, keineswegs allein in der nationalliberalen, ein anderweitiger Ersatz, die Erbschaftssteuer oder die besondere Besteuerung des fundirten Einkommens im Rahmen der allgemeinen Einkommenbesteuerung, zur Erwägung gekommen sei. Der letztere Vorschlag werde namentlich von conservativer Seite befürwortet. Es bleibt abzuwarten, wie die Vertreter dieser Ideen ihre Vorschläge im Einzelnen formuliren und begründen werden; aber schon heute kann und muß man sagen, daß die in Rede stehenden Ideen im Allgemeinen den Lehren der bedeutendsten finanzwissenschaftlichen Schriftsteller, mehr oder minder auch den Gesetzgebungen der übrigen Culturstaaten besonders Englands entsprechen.

Jedes Gemeindesteuer-System, welches einfach Zuschläge zu den sogen. directen Staatssteuern, den Schatzungen, enthält, ist unzweckmäßig. Aus steuertechnischen, hier nicht näher zu erörternden Gründen brauchen die Gemeinden sowohl Grundsteuern wie Einkommensteuern, während der Staat in gewöhnlichen Zeiten von directen Steuern nur die Einkommensteuer und die Erbschaftssteuer braucht. Sogar eine besondere Bergwerkssteuer ist nicht nothwendig, denn man kann das bezügliche Einkommen durch die Einkommensteuer treffen. Eine rationelle Einkommensteuer trifft das Einkommen aus dem ländlichen Grundeigenthum, aus Bergwerken, städtischen Gebäuden, den Gewerben und aus verliehenen Kapitalien der großen und kleinen Rentiers, der Besitzer von Sparkassengutharen ꝛc. Eine etwaige Couponsteuer auf Actiendividenden trifft das gewerbliche Einkommen, während eine Couponsteuer auf Staatspapiere das Kapitaleinkommen, das Zinseinkommen, trifft. Niedrige Zinsfüße für Staatsanleihen haben eine ähnliche Wirkung wie die Auflegung einer Couponsteuer. Wenn der landesübliche Zinsfuß z. B. vier Procent ist, so wirkt die Ausgabe $3^1/_2$ procentiger Staatspapiere ähnlich, wie wenn man vierprocentige Staatspapiere mit einer Couponsteuer von $^1/_8$ ihres Zinsbetrages, d. h. von $12^1/_2$ Procent, belegt. Eine allzu niedrige Verzinsung der Staatsanleihen bringt dem Staate mehr Schaden als Nutzen, weil sie viele kleine, wohl auch mittlere und große Kapitalisten zum Erwerbe fauler in- und ausländischer, angeblich hohe Dividenden und Zinsen gebender Papiere drängt.

Nationalöconomen und Politiker aller oder fast aller Parteien einschließlich der Sozialdemokratie überschätzten vor einigen Jahrzehnten die Leistungsfähigkeit einer noch so guten Einkommensteuer in einer an das Lächerliche streifenden Weise; und solche Ideologien spuken noch jetzt manchmal. Wenn die Einkommensteuer nicht durch eine Erbschaftssteuer ergänzt wird, die auch die Descendenten und Ascendenten trifft, so können noch so tüchtige Einschätzungscommissionen und Steuerbehörden viele und relativ beträchtliche Steuerhinterziehungen nicht verhüten. Man denke z. B. an folgenden Fall A, ein großstädtischer Rechtsanwalt, Beamter, Arzt, Lehrer oder Ingenieur, hat ein gutes Berufseinkommen, von welchem er bequem leben kann. Darauf erbt er im Alter von 35 Jahren von seinem Vater oder Schwiegervater ein großes Vermögen und unterläßt es schon aus Bequemlichkeit auf einem größeren Fuße zu leben, wie bisher. Ist A nun ein streng gewissenhafter Mann, so wird er sein neu erhaltenes Renteneinkommen declariren und versteuern. Hat er aber, bei sonstiger Rechtlichkeit oder Unredlichkeit, laxe Grundsätze in Steuersachen, so kann er sein Renteneinkommen einfach verschweigen. Es wäre höchst unwahrscheinlich, daß die Einschätzungscommission und die Steuerbehörden davon etwas erführen. Die Ausdrücke Einschätzungscommission und Steuerbehörde entsprechen nicht genau den preußischen Einrichtungen und Bezeichnungen. Jene Ausdrücke sind gebraucht, weil es sich um eine allgemeine Frage handelt, und weil sie mehr oder minder auf alle Culturstaaten passen, in welchen eine Einkommensteuer besteht. In Großstädten kennt man kaum die Namen, geschweige denn die Vermögensverhältnisse von Hausgenossen, Nachbarn und anderen Leuten. Selbst wenn A ein Geschäftsmann, ein Landwirth, Industrieller, Kaufmann oder Bankier ist, so ist es keineswegs sicher, daß er das neu ererbte Kapital in sein Geschäft steckt. Ein Landgut kann bereits genügend ent- und bewässert, überhaupt meliorirt sein, und ein städtisches Geschäft kann keineswegs immer beliebig ausgedehnt werden. Geschäftsleute können also jene Steuerhinterziehung ebenfalls vornehmen. Ein gutes Mittel dagegen wäre die Ausdehnung der Erbschaftssteuerpflicht auf die Descendenten und Ascendenten. In den übrigen Großstaaten und in Elsaß-Lothringen besteht sie bereits. In Preußen und in den anderen rechtsrheinischen Staaten des Deutschen Reiches dürfte ihre Einführung eine bloße Frage der Zeit sein. Man müßte dabei auf den Zeitraum zwischen zwei Erbfällen Rücksicht nehmen. Wäre er z. B. im Durchschnitt 40 Jahre, so müßten Erbschaften, die nach 41, 42, 43 . . . 39, 38, 37 . . . Jahren einträten, entsprechend höher, beziehungsweise niedriger von der Steuer getroffen werden. Kleine Erbschaften und kleine Legate müßten steuerfrei sein. Schenkungen unter Leben-

den, die Todte Hand und andere juristische Personen müßten entsprechend besteuert werden.

Die scheinbar stärksten Gründe für die Vermögensteuer sind der Hinweis auf die Nothwendigkeit einer höheren Besteuerung des sog. fundirten Einkommens und der Hinweis auf etwaige Finanznöthe in einem großen Kriege. Beide Gründe sind nicht stichhaltig. Unter dem fundirten Einkommen versteht man das Einkommen aus Grundeigenthum und Kapital, unter dem unfundirten Einkommen das Einkommen aus der geistigen und körperlichen Arbeit. Das unfundirte Einkommen erlischt mit dem Tode des Betreffenden, aber Aehnliches findet auch bei manchen Arten des halbfundirten oder fundirten Einkommens statt. Man denke z. B. an einen gewerbsmäßigen Vermiether von Reitpferden und an einen Wohnungsvermiether, der vom scheinbaren Reinertrage die Kosten für die Reparatur und den dereinstigen Neubau des Hauses abziehen muß. Aehnlich kann man bei der Besteuerung des unfundirten Einkommens Abzüge für die Amortisation des Erziehungskapitales des Steuerpflichtigen machen. Unverzinsliche Vermögenstheile, z. B. Parkanlagen, Bibliotheken, Gemäldegallerien reicher Leute, pflegen bei den heutigen Einkommensteuern frei zu sein, nur von Vermögensteuern getroffen zu werden. Das liegt indeß an einer zu engen, unrichtigen, von der neueren Nationalökonomie längst widerlegten Fassung des Einkommensbegriffes. Wenn A sein Haus selbst bewohnt, so bezieht er ein gleichgroßes Einkommen wie B, der Eigenthümer eines ganz gleichen, vermietheten Hauses. Aehnlich verhält es sich mit jenen Vermögensstücken. Nehmen wir z. B. an, daß der landesübliche Zinsfuß vier Procent ist, und daß eine Privatbibliothek 100,000 Mark werth ist, so muß dem Eigenthümer die Nutzung der Bibliothek mindestens 4000 Mark werth sein; denn sonst würde er die Bibliothek verkaufen und den Erlös zinstragend, z. B. in Staatspapieren, anlegen. Das Einkommen aus solchen und ähnlichen Vermögenstheilen kann und soll also zur Einkommensteuer herangezogen werden. Aus militärischen Gründen läßt sich ferner die Vermögensteuer weder heute, noch in Kriegszeiten rechtfertigen; denn das Deutsche Reich und die Einzelstaaten desselben haben einen vorzüglichen Kredit. Selbst wenn die deutschen Heere von Russen und Franzosen kleine Schlappen erlitten, so könnte das Deutsche Reich zu $4^1/_2$ bis 5 Procent von englischen, holländischen, belgischen, schweizerischen, amerikanischen Kapitalisten beliebig große Summen erhalten. Sogar deutsche Kapitalisten könnten und würden große Summen zeichnen, weil die meisten Geschäfte während des Krieges stocken. Nach dem Friedensschlusse, der französische und russische Kriegscontributionen, Entschädigungen für die deutschen Kriegskosten, bringen würde, könnten die Kriegsanleihen auf vier Procent convertirt werden. Gegen die Vermögensteuer sprechen auch ihre Kosten, ihre Unbequemlichkeit für das Publikum und ihre großen, von Roscher und Anderen treffend ausgeführten technischen Schwierigkeiten.

Bei der Einkommensteuer und bei der Erbschaftssteuer bedürfen die Steuerpflichtigen übrigens eines stricten Rechtsschutzes, der heutzutage kaum irgendwo in der Welt in genügendem Maße gewährt ist. Dieser verwickelte Gegenstand kann hier nicht erschöpft werden, aber einige Beispiele können eine ungefähre Vorstellung von der Sache geben. Die Einschätzungscommissionen müßten, z. B. in Sachsen, gesetzlich verpflichtet werden, nie eine höhere Einschätzung vorzunehmen, bevor sie den Deklaranten gehört oder seine Erläuterungen und Entgegnungen gelesen haben. Dadurch würden die für alle Theile unangenehmen Fälle möglichst vermieden werden, daß die höhere Instanz die Einschätzung der unteren Instanz umstößt, berichtigt, oder daß der Deklarant mehr Steuern bezahlen muß, wie das Gesetz will. Wenn eine Einschätzungscommission oder eine Steuerbehörde in's Blaue hinein, auf Grund ganz vager Annahmen, ein Einkommen höher schätzt, als der Deklarant, so könnten die Betreffenden sehr wohl auf Grund der Paragraphen 185 und 186 des Strafgesetzbuches verurtheilt werden. Der Schutz des Paragraphs 193 käme in gewissen Fällen gar nicht in Frage. Man denke z. B. an feste oder leicht zu berechnende Einkommenarten, Staats-, Communal-, Privatbesoldungen, Kapitalzinsen, schriftstellerische Honorare. Ueber die Abzüge für Schreibmaterialien und nothwendige Bücher kann in der Regel kein großer Streit sein. Bezweifelt man ohne Grund die Richtigkeit einer Deklaration über solche Einkünfte, so macht man sich immer einer schweren Beleidigung des Deklaranten schuldig: man stellt ihn entweder als einfältigen, ungebildeten Menschen hin, der sein Einkommen nicht richtig anzugeben versteht, oder als einen Lügner, als einen Steuerdefraudanten hin. Beamte, Rentiers und andere Personen mit festem oder leicht zu berechnendem Einkommen müßten sich durch Eide gegen zu hohe, ihre Deklarationen übersteigende Einschätzungen sichern können; abgesehen natürlich von dem Falle, daß man dem Deklaranten mit schlagenden, den Gerichten genügenden Gründen eine Unrichtigkeit, oder eine Unwahrheit nachweisen könnte. Dann wäre er gar nicht zum Eide zuzulassen. Schwieriger stellt sich die Rechtsschutzfrage bei Geschäftsleuten, bei Landwirthen, Industriellen, Kaufleuten, Bankiers. Man kann hier in manchen Fällen, wirklich oder angeblich, über die Grundsätze der Berechnung des Roh- und Reineinkommens streiten. Gewisse buchhalterische Grundsätze, Schemata, müßten daher gesetzlich festgestellt werden; und der Deklarant dürfte nur in eine höhere Steuerklasse versetzt werden, wenn zwölf, zur Hälfte von der Steuerbehörde, zur Hälfte vom Deklaranten gewählte Sachverständige die höhere Einschätzung billigen. Durch die erwähnte Zusammensetzung der Sachverständigencommission, sozusagen Steuerjury, wäre der Gefahr vorgebeugt, daß Jemand von städtischen Concurrenten zu hoch oder von ländlichen Gutsnachbarn und Freunden zu niedrig eingeschätzt würde. Ueberdies gibt es in den Städten und auf dem Lande viele unbefangene Sachverständige, z. B. Rentiers, die früher Industrielle, Kaufleute, Landwirthe waren, Lehrer an Gewerbe-, Handels-, Ackerbauschulen, städtische und ländliche Civilingenieure u. s. w. Die Bildung solcher Steuerjurys liegt auch im wohlverstandenen Interesse der Einschätzungscommissionen und Steuerbehörden; denn begründete Klagen der öffentlichen Meinung und der Presse über zu hohe Einschätzungen würden dadurch fast unmöglich werden, und um unbegründete Klagen würde sich kein Verständiger kümmern.

Kurz, es handelt sich in Preußen darum, die Vermögensteuer abzulehnen, die Einkommensteuer und die Erbschaftssteuer zu reformiren, unter Anderem auch durch Gewährung eines genügenden Rechtsschutzes gegen zu hohe Einschätzungen. Ein Theil der heutigen preußischen Steuerfragen bezieht sich auf spezifisch preußische Verhältnisse, aber ein anderer Theil der preußischen Steuerprobleme betrifft hochwichtige finanz- und sozialpolitische Aufgaben der ganzen gebildeten Welt.

Vom Londoner Congreß für experimentelle Psychologie.

Von Eduard Sokal.

Vom 1. bis 4. August ds. Js. tagte der zweite Congreß für experimentelle Psychologie in London. Die Zahl der Theilnehmer betrug mehr als dreihundert, darunter über hundert Ausländer aus allen Welttheilen des Continentes und wir finden weltberühmte Namen unter ihnen, wie Helmholtz, Ribot und zahlreiche Andere. Angesichts dieses glänzenden Erfolges mag es nicht uninteressant sein, daran zu erinnern, daß, als vor nicht gar zu langer Zeit an die Revue philosophique der erste Vorschlag eines Psychologencongresses gelangte, derselbe als ein undurchführbares Curiosum galt und man sich kaum zu einem Versuche entschloß. Die Zahl derjenigen, welche die Wissenschaft der Zukunft (mit Recht so benannt, weil sie in der Gegenwart noch nicht besteht) zum Gegenstand ihrer Studien erkoren haben, wächst also sichtlich immer mehr und — immer mehr nimmt das Interesse ab, welches das gebildete Publikum den psychologischen Studien entgegenbrachte.

Die unbefangene, nicht zunftmäßige Betrachtung muß in

der That zu dem Ergebniß führen, daß die vermuthlichen Resultate psychologischer Forschung vom großen Publikum seinerzeit stark überschätzt wurden. Man war bereit, sich erschüttern zu lassen, man erwartete epochemachende Entdeckungen, die unsere ganze Weltanschauung vom Grund aus ändern würden — und statt alledem sind bloß einzelne selbstgeknüpfte Knoten und Knötchen aufgelöst worden, die ebenso gut hätten zerhaut werden können.

Wir wollen ein concretes Beispiel heranziehen, um unsere allgemeine Behauptung zu unterstützen: Die Lehre von den Empfindungen. Mit einer Unzahl von sogen. Bewegungs-, Muskelempfindung ꝛc. operirt die neuere Psychologie und es ist oft erstaunlich, wie complicirt der Hilfsapparat ist, der herbeigeschafft wird, um die einfachsten Dinge von der Welt zu erklären. Jeder Gesichtsempfindung gehen Bewegungsempfindungen, jeder Bewegungsempfindung vielleicht „Innervationsempfindungen" voraus, wie im Weltall in fortwährendem Wechsel jeden Augenblick unzählige Organismen vernichtet werden und neue entstehen, gleichermaßen ergeht es den Empfindungen unserer Seele, und die Zahl derselben, die in einem kleinen Viertelstündchen, sagen wir: während eines Gabelfrühstücks gratis mitconsumirt wird, ist Legoin.

Eine Frage drängt sich hier auf, die nur selten discutirt wird und uns doch nicht ohne Wichtigkeit scheint. Gesetzt, all' diese Empfindungen der verschiedensten Sorten existirten wirklich (woran sich noch manche schlimmen Leute zu zweifeln erlauben) inwiefern tragen sie gegenseitig zu ihrem Verständniß bei? Kann überhaupt eine Empfindung die andere erklären?

Albert Lange, der geniale Verfasser der „Geschichte des Materialismus" scheint uns in seinem bekannten und häufig mißverstandenen Beispiel vom „Kaufmann, der ein Telegramm erhält" an diesem leider, bis jetzt allzu verschlossenen Thor gerüttelt zu haben. „Ein Kaufmann, der behaglich in seinem Comptoir sitzt, ein unerwartetes Telegramm erhält, erschrocken und im höchsten Grade bestürzt nach der Börse rennt, um nach einer halben Stunde in aller Gemüthsruhe wieder seine Pfeife zu schmauchen", wie erklärt man die Aufeinanderfolge der seelischen Zustände dieses Mannes nach psychologischen Gesetzen, nach Gesetzen, die etwa den physikalischen an Klarheit und Präcision gleichkämen?

Die Antwort auf diese Frage muß lauten: „Ignoramus". Der Gesichtspunkt, von welchem betrachtet, eine Empfindung die andere, ein psychischer Zustand den anderen erklären könnte, ist bislang nicht gefunden worden. Ist es darum, weil die psychische Welt uns bloß als „Fragment" in unserem eigenen Ich vorliegt oder darum, weil uns hier das Gesetz von der Erhaltung der Kraft verläßt, sei es Zufall, sei es Nothwendigkeit, in diesem Haupt- und Grundproblem der Psychologie müssen wir mit Goethe sagen:

„Was man nicht weiß, das eben brauchte man
Und was man weiß, kann man nicht brauchen."

Ist aber auch die Hauptfrage nicht gelöst, so wäre es doch unklug, deswegen die Untersuchungen und Ergebnisse der experimentellen Psychologie für werthlos zu halten. Sie sind nicht werthlos und auch nicht uninteressant. Ist es doch schon von nicht geringem Interesse zu beobachten, wie verschieden die einzelnen Nationen hier die Sache angegriffen, wie die psychologische Untersuchung bei den Deutschen dem Vorstellungsleben, bei den Italienern dem Verbrecher sich zuwendet, wie die Psychologie in dem Geiste Spencer's und Bains zu einem breiten System sich ausspinnt, um bei den Franzosen in kleinen geistsprühenden Monographien zu erglitzern.

Selbstverständlich müssen die Verhandlungen eines Congresses für experimentelle Psychologie unter sothanen Umständen dem ersten Blick ein ungeordnetes Chaos darbieten. Allmählich erst lernt man die einzelnen Themen schärfer in's Auge fassen und sieht klar, was eine flüchtige Rundschau kaum ahnen ließ, wie all' die verschiedenartigsten Methoden und Wege einem und demselben Ziele zusteuern.

Ein anderes Bild!

„Im Anfang war das Wort." Schafft sich der Gedanke das Wort oder ist er mit seinem äußeren Zeichen identisch? Ja, was ist überhaupt ein abstrakter Gedanke, losgelöst von seinem sprachlichen, von seinem mimischen Ausdruck? Dieser Frage, zu der vergangene Decennien oftmals kühne Lösungen gebracht, sucht nun Ribot näher zu kommen und die Resultate seiner mühseligen Untersuchungen hat er dem Congresse vorgelegt. Er hat in großem Maßstabe eine Enquête veranstaltet, in der die betreffenden Personen anzugeben hatten, welche Vorstellungen in ihnen beim Nennen eines abstrakten Ausdrucks auftauchten. Freilich fehlt Ribot's mit großem Fleiße durchgeführter Arbeit die Conclusion.

Wir wollen eine lange, lange Reihe von Untersuchungen übergehen, deren Langweiligkeit nicht immer in geradem Verhältnisse zu ihrer wissenschaftlichen Bedeutung steht und uns dem hochinteressanten Gebiete der experimentell-psychologischen Aesthetik zuwenden, welches auf dem Congreß durch einen Vortrag Witmer's vertreten war. Welches ist der Grund, welches die nothwendigen Bedingungen dafür, daß uns Gegenstände schön erscheinen? Die Art und Weise, wie die moderne Psychologie mit Zuhülfenahme des Experimentes diese Frage zu lösen sucht, ist für ihre Methode so charakteristisch, daß wir uns etwas länger dabei zu verweilen erlauben.

Es scheint auf den ersten Augenblick schlechterdings unmöglich, hier experimentell einzugreifen. Wird mir die Psychologie das Entzücken erklären, das ich beim Lesen von Shakespeare's Dramen empfinde? Kann sie mir sagen, warum das Spiel dieses Schauspielers mich begeistert und Jenen kalt läßt? All' dies kann sie allerdings nicht und wird es wohl noch lange nicht können. Aber vor Allem ergibt sich bei einer kritischen Sichtung, daß manche Gefühle des Schönen mit einander nicht viel mehr als den Namen gemein haben. Der Gemüthszustand bei der Lectüre Tolstoi's und beim Anblick der Venus von Milo sind himmelweit von einander verschieden; das subjectiv Erregte dort, das objectiv Anschauende hier sind Grad- und Artunterschiede zugleich.

Nicht mit dem „Schönen" im Allgemeinen, wie in der speculativen Philosophie früherer Decennien, sondern mit dem Kunst- oder Naturschönen einer ganz bestimmten Gattung beginnt also die Untersuchung. Und da ist es allerdings gelungen, mancherlei neue und fruchtbare Gesichtspunkte aufzufinden.

Vor Allem die bekannte Regel, die Zeising in der Mitte unseres Jahrhunderts aufgestellt und welche besagt, daß äußere Gegenstände unserem Auge dann schön erscheinen, wenn sie nach dem „goldenen Schnitt" gebildet sind, d. h. in zwei Theile zerfallen, von denen sich der kleinere zum größeren wie der größere zum Ganzen verhält. Dieses Gesetz, das auch in der perspectivischen Zeichnung Anwendung findet, stellt in seiner Einfachheit eine unserer größten Errungenschaften auf diesem Gebiete vor. Von einer physiologischen Begründung desselben kann freilich, so wünschenswerth sie auch wäre, in dem gegenwärtigen Stadium der Wissenschaft keine Rede sein.

Es ist überhaupt kaum möglich — der letzte Congreß hat es wieder einmal mit großer Deutlichkeit gezeigt — gegenwärtig etwas Bestimmtes über die physiologischen Aequivalente psychischer Erscheinungen zu sagen. Wie verhält sich der Nervenstrom äußeren Einwirkungen gegenüber? Wächst er, wie die Empfindung, in arithmetischem Verhältniß, wenn der Reiz in geometrischem zunimmt, oder ist er dem letzteren proportional? Man kann allerdings sagen, daß das letztere deswegen unwahrscheinlich, weil unser Organismus, der schon auf minimale Reize reagirt, dadurch fortwährend gefährdet wäre.

Ganz verschieden von dem oben Erwähnten ist der Weg, den der originelle Ch. Henry in seinen ästhetisch-psychologischen Arbeiten betreten. Er sucht die dynamogene, d. h. kräftigende oder schwächende Wirkung einer jeden einzelnen Sinnesempfindung zu bestimmen und hofft damit der Wissenschaft vom Schönen eine solide Grundlage zu geben. Ist aber wirklich alles Kräftigende lustbringend. Ist das Lustbringende schön? Wir sehen, daß hier noch ein weiter Umweg vorsichtig tastend zu durchschreiten ist.

Interessant waren auch die Sitzungen der Section für Hypnotismus. „Ob der Hypnotismus therapeutisch anwendbar,

ob er nicht vielleicht selbst eine Form der Hysterie?" dies waren die Fragen, die lebhaft discutirt wurden. Delboeuf sprach sich gegen den Hypnotismus aus, Bérillon wollte durch Suggestion Selbstmordmanie geheilt haben, — eine endgültige Resolution wurde nicht gefaßt.

Schüchtern nur und leise zeigte die amerikanische „Psychologie" den Pferdefuß: Mr. Sigdwick hielt einen Vortrag über Gedankenübertragung. Die mächtige spiritistische Bewegung (wohl eher eine ethische als eine wissenschaftliche Strömung zu nennen) hat den erwarteten Ansturm unterlassen; im entscheidenden Moment blieben, wie gewöhnlich, die entscheidenden Experimente aus.

Ein mächtiges, imposantes Schauspiel ist es, das sich jetzt vor unseren Augen abspielt: Das Streben des Menschengeistes nach Selbsterkenntniß, nach der Erkenntniß seiner eigenen Gesetze und Bedingungen. Wird es gelingen? Wird es Resultate zu Tage fördern, die der Zeit, dem Jahrhundert ihren Stempel aufdrücken werden? Wir wissen es nicht, doch möchten wir gerne vor frühzeitigem Frohlocken warnen.

Das europäische Familienrecht.

Von Ernst Theinert Mickley.

Das Europäische Familienrecht hat, wie allbekannt, seinen Ursprung in altrömischen Anschauungen. In seinem viel genannten, aber nur allzu wenig gelesenen „System der erworbenen Rechte" hat Ferdinand Lassalle die Entwickelung des altrömischen Familienrechts aus bestimmten religiösen Vorstellungen des altheidnischen Larencultus in geradezu mustergültiger Weise dargestellt. Obgleich nun die Anschauungen altrömischen Götterdienstes nicht nur geschichtlich, sondern, was bei Weitem wichtiger erscheint, auch rein sittlich weit hinter uns liegen, sind doch merkwürdiger Weise die daraus hergeleiteten Rechtsbegriffe bei den Rechtsgelehrten bis auf den heutigen Tag beinahe unversehrt bestehen geblieben.

Einen geradezu verblüffenden Beweis dafür bieten diejenigen Abschnitte des Entwurfes eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, welche die Familiengesetzgebung behandeln.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die sittlichen Anschauungen gerade über das Verhältniß von Eltern und Kindern sich während des letzten halben Jahrhunderts außerordentlich geändert haben. Den Anlaß dazu gab theilweise die allgemeine Entwickelung der Verkehrsverhältnisse, theilweise aber auch eine Reihe nach ganz anderer Richtung zielender gesetzlicher und staatlicher Maßregeln. So hat in Deutschland beispielsweise das Gesetz der schrankenlosen Freizügigkeit nicht wenig zur Lockerung der Familienbande auch in den wenig bemittelten und minder gebildeten Schichten des Volkes beigetragen. In früheren Zeiten war, besonders auf dem Lande, das materielle Interesse jedes einzelnen Familiengliedes auf das Engste mit den Interessen der Gesammtfamilie verkoppelt. Der Vater ehrte im Sohne den Mitarbeiter, der Sohn im Vater den Eigenthümer und Erhalter des Familiengutes. Ganz anders heute, wo nicht nur die materiellen Interessen sehr häufig örtlich weit auseinander liegen, sondern mit der örtlichen Trennung der Familienglieder fast immer eine Veränderung des ganzen Gesichtskreises und aller sittlichen Anschauungen bei dem von seiner engeren Heimath entfernt Lebenden eintritt.

Noch auffälliger ist die Veränderung in den Kreisen der großstädtischen Bevölkerung, weil es hier einer besonderen örtlichen Entfernung oder auch nur eines getrennten Hausstandes zwischen Eltern und Kindern nicht einmal bedarf, um die weitgehendsten Verschiedenheiten in der ganzen Lebens- und Weltanschauung hervorzurufen. Rein praktisch und materiell genommen muß man sagen: die alte Familienzucht, sowie die ganze sittliche Auffassung über das Verhältniß von Eltern und Kindern beruhte in früheren Zeiten auf der Zunftverfassung und auf der persönlichen Gebundenheit an die eigene und engste Heimath; wo letztere durch Auswanderung durchbrochen wurde, war sie fast immer von einem Einschluß in andere Familienverhältnisse begleitet oder gefolgt; so z. B. durch Heirathen der von der Heimath ausgewanderten jungen Männer in andere mehr oder weniger weit entfernt wohnende Familien. Von all' diesen Voraussetzungen ist heute kaum noch eine einzige in früherer Bedeutung vorhanden. Die Zunftverfassung hat in allen mitteleuropäischen Staaten aufgehört und die Leichtigkeit der Ortsveränderung hat in Verbindung mit dem Zuströmen großer Arbeitermassen zu den Mittelpunkten der Großindustrie gerade in den weniger gebildeten und wenig bemittelten Kreisen der europäischen Bevölkerung Vergleiche mit den engeren Heimathsverhältnissen möglich gemacht, welche die Eltern um so mehr an Einfluß auf ihre Kinder einbüßen ließen, als die Kinder an materieller Selbständigkeit gewannen. Auch in den besser gestellten und höher gebildeten Volksschichten zeigt sich der gleiche Uebelstand; meistentheils allerdings nach einer ganz anderen Richtung hin. Hier ist es die durch Umgebung, Schule und Leben kräftiger und selbständiger entwickelte geistig-sittliche Individualität der Kinder, und besonders der Söhne, welche — in Widerspruch gerathend mit elterlichen Anschauungen und Wünschen — oft unüberbrückbare Gegensätze in der Familie hervorruft, und zwar Gegensätze, die in ihren weiteren Folgen nicht selten für die Gesammtheit und für die in der Gesetzgebung zum Ausdruck gebrachten Rechtsanschauungen gefährlich werden. Besonders im wohlhabenderen Mittelstande ist auf diesen Umstand die größere Anzahl aller gescheiterten Existenzen zurückzuführen.

Zwang der Söhne zu einem ihnen widerstrebenden Berufe und Zwang der Töchter zu einer ihrer innersten Neigung zuwiderlaufenden Heirath haben gerade während der letzten Jahrzehnte sehr viel Unheil über eine große Anzahl wohlhabender und ehrenvoller Familien gebracht. Bei dem in den meisten europäischen Staaten herrschenden Testatrecht, welches dem Erblasser einen viel zu weitgehenden Spielraum für Durchsetzung des eigenen Willens und Bevorzugung einzelner Erben zu Ungunsten anderer gleichberechtigter Miterben läßt, waltet noch immer, bewußt oder unbewußt, der Gedanke vor, erstens, daß die Kinder dem elterlichen Willen zu folgen selbst dort verpflichtet sind, wo durch solchen Gehorsam der innerste seelische Kern der eigenen Persönlichkeit des Kindes verletzt wird, und zweitens wird, wie ganz selbstverständlich, das elterliche Vermögen, wenn es nicht gerade durch besondere Bestimmungen als Sondereigenthum des Kindes gesichert ist, als unumschränktes persönliches Vermögen des Vaters, bezüglich der Eltern, angesehen.

Eine solche Auffassung erscheint aber nach den heutigen sittlichen Anschauungen weder vom Standpunkte des Einzelnen, des Privatmenschen, gerechtfertigt, noch ist sie vom Standpunkte allgemeiner volkswirthschaftlicher und staatlicher Wohlfahrt irgendwie zu vertheidigen. Denn welches andere Interesse kann der Staat und die Gesetzgebung am Familienrechte und dem damit eng verbundenen Erbrechte haben, als dieses, daß durch die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen ein möglichst großer und freier Fortschritt jeder einzelnen Familie von Geschlecht zu Geschlecht erreicht und dem Einzelnen innerhalb der durch die staatliche Ordnung geforderten Grenzen eine möglichst reiche Entfaltung seiner Persönlichkeit gewährleistet werde?

Keiner von diesen beiden Zwecken wird durch die bestehende Gesetzgebung irgendwie erfüllt.

Obgleich in allen europäischen Gesetzgebungen körperliche Mißhandlungen der Kinder durch die Eltern verboten und bestraft werden, sind doch moralische Mißhandlungen in demselben nahen Familienverhältnisse erlaubt; ja, es ist sogar eine Art Prämie auf solche moralische Mißhandlungen der Kinder durch die Eltern insofern gesetzt, als den Eltern freisteht, solche Kinder, die sich gegen ihnen angethane moralische Mißhandlungen aufbäumen, für alle Zukunft an Hab' und Gut zu schädigen.

So gestattet z. B. das Deutsche Recht eine Enterbung

von Kindern ohne Angabe eines jeden Grundes von Seiten des Erblassers. Freilich bedeutet eine Enterbung nicht Fortnahme des ganzen Erbtheiles, sondern nur von $^1/_2$ des dem Enterbten zustehenden Vermögenstheiles. Allein, abgesehen von den Fällen, in denen es sich um sehr große Hinterlassenschaften oder um die Vertheilung unter einer nur sehr kleinen Anzahl von Erben handelt, kommt diese Zuertheilung des festgesetzten Pflichttheiles einer vollkommenen Enterbung beinahe ganz gleich.

Man muß immer bedenken, daß Kinder von ihren Eltern nicht nur das nackte Leben bekommen, sondern durch Gewöhnung, Lebensführung und gesellschaftliche Stellung der Familie auch eine Reihe von Bedürfnissen mit auf den Lebensweg erhalten, für deren Befriedigung, auch nach erlangter Selbständigkeit des Kindes, die Eltern vorzusorgen unbedingt verpflichtet sind. Das kann auf zweierlei Wegen geschehen. Entweder durch Ausbildung von Fähigkeiten, welche dem Kinde einen ausreichenden Erwerb für die Befriedigung der ihm im elterlichen Hause anerzogenen Bedürfnisse sichern, oder durch Hinterlassung eines hinreichenden Vermögens. In den meisten Fällen wird besonders das Familienhaupt des gebildeten Mittelstandes auf beide Arten für die Zukunft der Seinigen zu sorgen haben. Schon daraus ergibt sich: das Vermögen gehört nicht dem Vater oder den Eltern allein, es gehört ebenso sehr, wie diesen selbst, ihren Kindern, und zwar den Letzteren schon von ihrer ersten Lebenszeit an. Schon aus diesem Grunde sind Eltern über ihre gesammte Lebenshaltung den Kindern volle Rechenschaft schuldig. Sittlich sind seit dem Beginne christlicher Auffassung, besonders in Deutschland, die Anschauungen im Volke kaum jemals andere gewesen; dennoch steht unsere aus altrömischen Rechtsanschauungen hervorgewachsene Gesetzgebung mit diesen sittlichen Anschauungen im schärfsten Widerspruche; nach ihnen ist das Kind, selbst als Erwachsener, den Eltern nicht gleichberechtigt, sondern geradezu untergeben; ja, ganz altrömischen Rechtsanschauungen entsprechend, sind Söhne und Töchter, besonders so lange sie minderjährig, die Sklaven des väterlichen Willens.

Die hier gekennzeichnete, allgemein gültige Familiengesetzgebung hat besonders in Deutschland während des letzten Jahrzehntes sehr viele, höchst unerquickliche Prozesse zwischen Eltern und Kindern zur Folge gehabt. Nicht nur vermögensrechtliche Streitigkeiten waren die Ursache eines für immer gestörten Familienfriedens; fast noch öfter hatte an den Kindern verübter Gewissenszwang den allerschlimmsten öffentlichen Skandal zur Folge. Haben wir es doch erlebt, daß Väter ihre erwachsenen Söhne in das Irrenhaus sperren ließen, weil letztere eine anders geartete religiöse Ueberzeugung ihrem innersten Gewissen nach glaubten zum sichtbaren Ausdruck bringen zu müssen. Ja, wer die Statistik der europäischen Gefängnisse eingehender studirt, muß geradezu staunen, welch' eine große Zahl von Vergehen und Verbrechen in einer Unterdrückung des persönlich-sittlichen Rechtes oder der besonderen Individualität der Kinder durch die Eltern ihre erste Ursache haben.

Trotz der Wichtigkeit dieser bedauerlichen Erscheinung für das Fortkommen der Familien und das öffentliche Rechtsbewußtsein findet man in dem Entwurfe des neuen bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich auch nicht den leisesten Ansatz für eine neue, unseren sittlichen Anschauungen auch nur einigermaßen entsprechende Gestaltung des neu zu schaffenden öffentlichen Rechts. Nicht einmal der schon im deutschen Strafgesetzbuche vermißte Paragraph, durch welchen nachweislicher Gewissenszwang geahndet wurde, ist vorhanden, obgleich ein solcher gesetzlicher Schutz viel wichtiger wäre, als so manche in unseren neueren Gesetzbüchern mit besonderer Vorliebe behandelte Feinheit der Rechtsunterscheidung, die gewöhnlich dem einfachen Manne gänzlich unverständlich bleibt und in den sittlichen Anschauungen des Laienstandes nicht den geringsten Rückhalt findet.

Sollen die schweren, hier namhaft gemachten Uebelstände für das europäische Familienleben und die sich daraus ergebenden gesellschaftlichen Schäden des öffentlichen Lebens eingeschränkt und nach Möglichkeit für die Zukunft vermieden werden, so sind nach unserer Ueberzeugung klare und deutliche Gesetzesbestimmungen nöthig 1) für die Wahrung der sittlichen Selbständigkeit zum Mindesten der großjährigen Kinder gegenüber den eigenen Eltern, und 2) für die Wahrung der aus dem natürlichen Verhältnisse der Kinder entspringenden Vermögensrechte.

Einen Sohn zu einem Berufe, eine Tochter zu einer ihr widerwärtigen Ehe, Kinder zu einem ihrer innersten Ueberzeugung und Empfindung widersprechenden religiösen Bekenntnisse zu zwingen, muß einfach gesetzlich verboten werden, und zwar gegen eine ziemlich schwere Strafe. Vielleicht wäre in solchen Fällen eine Entmündigung der Eltern als Erzieher in der Weise angezeigt, daß man ihnen jeglichen Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder nimmt, sie aber trotzdem zur Zahlung der Erziehungs- und Ausbildungskosten für die Kinder in einer Höhe verpflichtet, welche ihrer sonstigen Lebenshaltung und den bis zum Zeitpunkte der Entmündigung aufgewandten Erziehungsgeldern entspricht.

Ebenso müßten letztwillige Bestimmungen der Eltern ohne Zustimmung ihrer großjährigen Kinder nur dann gestattet sein, wenn die Kinder nachweislich unzurechnungsfähig sind, oder sich haben Handlungen zu Schulden kommen lassen, die eine uneingeschränkte Verfügung der Eltern ohne jede Befragung dieser Erben rechtfertigen. Solche oder ähnliche Bestimmungen würden den gegenwärtig herrschenden sittlichen Anschauungen durchaus nur entsprechen und ein schweres soziales Uebel an der Wurzel treffen, welches allen anderen sozialpolitischen Gesetzen stets unerreichbar bleiben muß.

Literatur und Kunst.

An Kleist's Grab.

Zum 21. November.

Es liegt ein Grab im finstern Föhrenwalde,
Fern von der Straße, wo die Menge drängt;
Allein im Kreis der ernsteren Geschwister,
Wirft eine Eiche drüber ihren Schatten
Und deckt es zu, wenn Wetterstürme wehen,
Mit ihrer Blätter buntgefärbtem Kleid.
Ein niedrig Gitter zäunt den engen Raum,
Wo einsam ruht, was sterblich war an Kleist,
Und eine Inschrift spricht zum Lesenden,
Daß hier ein Dichter schläft den ew'gen Schlaf.

Dem Grab zu Füßen glänzt der Havelsee,
Deß Wellen stolz die segelschweren Yachten
Im freudehellen Glanz des Tages tragen.
Der frohe Städter zieht mit luft'gem Liede
Nichtsahnend an des Sängers Gruft vorbei,
Und aus dem nahen Krug dringt wirrer Lärm,
Musik und Tanz, bis zu der stillen Stätte,
Wo einsam ruht, was sterblich war an Kleist.
— — Vorüber braust die Welt in wilder Jagd —
„Ach, was ist Menschengröße, Menschenruhm!"

„Er litt in schwerer Zeit" — so heißt der Spruch.
Doch was that dieser Mensch, daß scheu gemieden
Und fast vervehmt die Stelle, wo er starb?
Was that er, daß der schwerste aller Flüche,
Nichtachtung, noch den Todten so verfolgt,
Als sei er werth, wie ein Gerichteter,
Abseits, verdammt, des jüngsten Tag's zu harren?
Wer denkt so klein von Kleist, daß er ihn tadle,
Weil er mit eigner Hand ein Leben schloß,
Das ihm die schönste Frucht — Erfolg — versagt?

Und that er's darum nur? Niemand, als Gott,
Vermag der Menschenseele tiefsten Grund,
Den sie sich selber scheu verhüllt, erkennen.
Er wollte sterben — mußte es vielleicht — —
Doch eines Dichters Herz und Feuerseele
Verlangt ein andres Forum als die Welt,
Die heut' verwirft, was gestern ew'ges Recht,
Unwürd'ge krönt und edle Regung knechtet.
Ein Kleist verlangt gerechteres Gericht —
Und der Allmächt'ge hat es ihm gewährt.

Weih'voller, als der prächtigste Altar,
Lenkt jenes Grab den Sinn zum Jenseits hin.
Wer in der rechten Stunde dort geweilt,
Der ahnt der Ewigkeiten Flügelschlag,
Und bis in's tiefste Mark durchschauert ihn
Das heil'ge Wehen der Unsterblichkeit. —
Die Schranke stürzt; bis zu den Wolken ragt
Gigantisch auf des Sängers schlichtes Mal,
Und eine Strahlenkrone wetterleuchtet
In majestät'scher Pracht um Heinrich Kleist!

„Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch."
Sie war es ihm. Doch ziemt's den Lebenden,
Die seiner Werke Genius erwärmt,
Achtlos vorbei an seinem Grab zu gehn?
Wie lange soll's ein arges Schauspiel sein,
Daß öd' und wüst die Gruft von Heinrich Kleist,
Daß ob des deutschen Dichters Ruhestätte
Der Undank seine schwarze Flagge hißt?
Reißt sie herab! Pflanzt auf der Ehre Zeichen
Und gebt dem Dichter, was des Dichters ist!

Willy Dieckmann.

Das musikalische Jung-Italien.

Von Paul Marsop.

I. Pietro Mascagni.

Sonzogno hat einen ungeheuren Triumph davongetragen. Wien ist über. Die Mozart- und Schubertstadt, in welcher die Gassenbuben musikalischer sind als anderwärts die Hofpianisten, hat dem Großmeister der Reklame verehrungsvoll gehuldigt und seinem Schützling und Geschäftsführer, dem Musenliebling mit dem berückenden Lächeln und der bethörenden Taille, ein Unsterblichkeits-Intermezzo von vierzehn Tagen gewährleistet. Die Großen der Erde streuten dem jungen Narren des Glückes Weihrauch, edle Frauen, die vornehmlich wissen, was sich ziemt, jauchzten ihm mit dem Schrei der Hysterischen und der Geberde der Bajaderen vor Aller Augen im Theater zu, und eine Schaar zum Champagner-Frühstück befohlener Kritiker durfte in alle Welt hinaus verkünden, daß der Maestro, mit purpurnem Gewande angethan, ihr die „Rantzau" vorgetragen habe. Es sei dies eine vieractige Oper, in welcher verschiedene Personen aufträten. Alsbald widerhallte ganz Wien vom Lobe der Rantzau. Der ehrenwerthe Sonzogno durfte mit Recht schmunzeln. Man nahm ihn als Mäcen ernst — was er sich nie hätte träumen lassen. Ja man schien in ihm den Französling von heute, den deutschfresserischen Eigenthümer des „Secolo", den wilden Dreibundtödter gar nicht zu sehen, sondern sich nur mehr noch mit Vergnügen des biederen, gut habsburgisch gesinnten Agenten aus den Zeiten der österreichischen Herrschaft in der Lombardei zu erinnern. Was hat denn auch die Musik mit der Politik zu thun!

Sozusagen nichts. Wenn in Deutschland noch einige wenige bedächtige Beurtheiler — in Italien und Frankreich gibt es ihrer mehrere — den Erstlingswerken Mascagni's gegenüber eine kühle Haltung einnehmen, so lassen sie sich zu derselben keineswegs durch die widerwärtigen politischen Preßtreibereien Sonzogno's bestimmen. Ebenso wenig könnte ihnen die in den tollsten Sprüngen sich überschlagende Reklame die Freude an einem Werke von unbestreitbarer Bedeutung trüben. Sollte Mascagni früher oder später eine Partitur von originaler Erfindung, von wenigstens relativer Ausgeglichenheit der Schreibweise veröffentlichen, so werden der Werthschätzung derselben von Seiten der urtheilsfähigen und persönlicher Beeinflussung unzugänglichen Kritik die Abgeschmacktheiten Sonzogno's und seiner literarischen Garçons nicht den geringsten Eintrag thun.

Indessen ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß die Welt eines Tages mit einem solchen „capolavoro" überrascht werden dürfte. Und vielleicht hat Mascagni selbst das Beste seiner Anempfindungen schon in der „Cavalleria" ausgegeben.

Mag ein Componist auf dem Gebiete des Liedes, des Instrumentalwerkes, der Oper sich hervorzuthun bestrebt sein, mag er bequem hergerichtete Wege wandeln oder den Drang in sich fühlen, sich neue Pfade zu bahnen: in allen Fällen wird ihm nur auf Grund eines Titels dauernder Ruhm zu Theil werden, der Originalität der Erfindung. Voll quellend wird sich dieselbe in den Jahren des Werdens allerdings selten offenbaren; jedweder, der sich später Meister nennen darf, ist den großen Entwickelungsprinzipien zu Folge darauf angewiesen, sich als Jüngling mit der Formen- wie mit der Gefühlssprache seiner Vorgänger zu behelfen. Aber in den unselbständigen, unausgegohrenen Anfängerarbeiten derer, denen die große Zukunft beschieden ist, pflegen sich Stellen zu finden, an denen wie durch wallende Nebel ein fernes, glühendes Licht hindurchzuckt, Augenblicke, in welchen sich das Gelernthaben bereits zum Können verdichtet. Wenn durch den heiter gefälligen Reigen der ersten Singspiele Mozart's plötzlich ein Eroica-Gedanke huscht, wenn in Wagner's „Feen" uns inmitten trostloser Gemeinplätze unvermuthet die Schauer geisterhaft hereintönender Fremdharmonien überschleichen, dann eröffnen sich kurze, aber verheißungsvolle Ausblicke auf Neuland. So züngeln auch in den Erstlingspartituren Verdi's über das billige Floskelgeschiebe, über das brutale Lärmgetön schon Blitze eines individuell romantischen Pathos hinaus. Wer vermag solche Stellen in den seither veröffentlichten Arbeiten Mascagni's nachzuweisen?

Diese liegen eben in einer anderen Sphäre als die Jugendwerke der wahrhaften Meister. Noch mehreres spricht dafür. Zeigen die ersten Versuche des stark Begabten mitunter auch ein gleichzeitiges Anlehnen an verschiedene Muster, wie diejenigen Mozart's ein solches an Haydn und an die Italiener der Epoche, wie diejenigen Verdi's ein solches an Bellini, an den selbständigen Donizetti und an die Pariser große Oper, so ergibt sich hier aus dem Zusammenwirken der verschieden gearteten Factoren noch keine neue, wenngleich untergeordnete Einheit; die bezügliche Hervorbringung spiegelt die Züge des Unfertigen wieder — welche dann weiterhin sich zu dem scharfgeschnittenen Profil des Genies auswachsen. Hingegen tragen die „Cavalleria" und der „Amico Fritz" bereits die Merkmale des bedingten Fertigseins, des Eklekticismus an sich. Die Verschmelzung ist bereits vollzogen, das Resultat stellt sich als gefälliges, doch nicht bedeutendes — und in gewissem Sinne als ein für allemal abgeschlossenes dar. Denn für den offenkundig als Eklektiker Erkannten ist ein Fortschritt zum produzirenden Genie naturgemäß ausgeschlossen; das hätte vorerst die an sich unmögliche Rückbildung zum Stadium der noch gänzlich naiven Aufnahmefähigkeit zur Voraussetzung. Bizet mit seinen Vor- und Nebenmännern Gounod, Offenbach und Délibes, verquickt mit dem späteren, seinerseits durch Wagner beeinflußten Verdi, dann in zweiter Linie das neuere italienische Volkslied, vornehmlich das neapolitanische in seinen weniger erfreulichen vom Zeitgeist der Lascivität etwas angekränkelten Hervorbringungen: diese Elemente haben sich in dem musikalischen Ich Mascagni's zu einem ziemlich ausgerundeten Ganzen von mäßiger Eigenart vereinigt. Lavater würde seine Freude an Pietro Mascagni gehabt haben, so völlig entspricht sein Antlitz seiner Kunst. Die Durchschnittsmaske des hübschen romanischen Mimen: weiche gefällige Linien, die der Wille eines gewaltig mit Welt und Kunst Ringenden schwerlich je verhärten

dürfte, etwas vom sinnlich melancholischen Antinous, um die Mundwinkel ein leichtes, mehr gallisches Zucken, die Augen lebhaft, aber ohne Tiefe. Sehr viel für die Frauen, welche ja von Hause aus den Eklektikern zugethan sind und wenig für die Männer, welche auf den Geist schwören. Mit wachsendem Geschick, mit zunehmender Verfeinerung der Reizungen, die für die Hörnerven eines jahrhundertsmüden Publikums prickelnd sind, dürften sich seine Erfolge, der mehr oder minder glücklichen Librettowahl entsprechend, mehr oder minder geräuschvoll gestalten.

Denn nicht der starke Instinkt des Genies, nicht ein überlegen prüfender Kunstverstand, sondern der launische Zufall führt ihn zu seinen Stoffen. Er gehört zu den Lyrikern unter den Eklektikern, und noch mehr zu den Carlo Dolci als zu den Domenichino. Er ist Virtuos im Aufnehmen und Verarbeiten von Gefühlsäußerungen der Anderen; in ihre Gedankenkreise einzudringen wird ihm just so schwer, wie all' denen, welche selbst keinen überaus weiten Gedankenkreis haben und es einem poetischen Vorwurfe nicht ansehen, ob in dem Walten der darin regen Leidenschaften sich eine im vorzüglichen Sinne dramatische Spann- und Zündkraft kundgibt. So tastet er sich an der schwankenden Kette nur halb geläuterter Sinneseindrücke und weich in einander überfließender Empfindungen von einem Buch, von einem Motiv zum folgenden. Wie anders Verdi, welcher mit naiver, fast tolldreister Sicherheit Schlag auf Schlag tragische Probleme anpackt und sich die Vorlage auf gut italienisch zurichten läßt, gleichviel ob sie von Victor Hugo, Dumas, Schiller oder Shakespeare herrührt. Mascagni hingegen, dem ein erster Glückstag das sicilische Volksstück Verga's mit seinem über die Scene fegenden Ungewitter von Leidenschaften in die Hände spielte, verliert sich alsbald in den breiten Niederungen einer episch-lyrischen Genrekunst. Die Fabel des „Freund Fritz", wie diejenige der „Rantzau" kennzeichnen sich als Novellenstoffe vom reinsten Wasser, der eine mit lichtem, der andere mit dunklem Grundton. Der bequeme Schlemmer, welchen nichts auf der Welt als seine eigene Unschlüssigkeit davon abhält, die reife Frucht einer ihm entgegen getragenen Neigung zu pflücken, macht, so liebenswürdig er sich in der fein humoristisch abtönenden epischen Darstellung ausnimmt, auf der Bühne eine jämmerliche Figur — selbst die vortreffliche Wiedergabe der vermöge der mannigfach vermittelnden Schattirungen des gesprochenen Dialoges noch erträglicheren „Comédie" im Théâtre français durch Got, Febvre und die Reichemberg athmet eine klassische Langeweile aus. Ebenso wird das Motiv des sich über Jahrzehnte träg hinschleppenden Besitzstreites der bäuerlichen Hartköpfe Rantzau mitsammt dem durch keine ernstliche Nebenbuhlerschaft gefährdeten Liebesverhältnisse ihrer Kinder nur bei einer in der Anwendung des ausschmückenden Beiwerks weniger beschränkten erzählenden Behandlung zu einem ästhetisch annehmbaren. Was für den feinfühligen Leser den eigentlichen Reiz der beiden Erkmann-Chatrian'schen Bücher ausmacht: hier die Schilderung des Milieus des breit gemächlichen Junggesellenlebens in der kleinen Landstadt — wie gut brachten das die harmlosen altfränkischen Verfasser ohne jede naturalistische Künstelei fertig! — dort die naiv gemüthlichen Betrachtungen des die Chronik der Familie Rantzau behaglich niederschreibenden Schulmeisters: gerade das geht in den nothwendiger Weise knapp zugeschnittenen Libretti gänzlich verloren. An Stelle der in bescheidenem Rahmen ganz ergötzlichen psychologischen Kleinmalerei tritt die von einer hergebrachten Bühnensituation zur nächsten überleitende Opernphrase. Mascagni hat es sich, so verkündete Sonzogno, nach den Stürmen der „Cavalleria" bei einem Idyll wohl sein lassen. Der Componist handelte damit gegen seinen Vortheil; im anempfundenen Drama vermag die starke äußere Bewegung über das Spärliche der Erfindung leichter hinwegzutäuschen; in der anempfundenen Idylle hat auch der nur mäßig aufmerksame Hörer Zeit genug, die kreuz und quer laufenden Nähte der Flickarbeit deutlich zu erkennen. Mascagni selbst gibt einen anderen Grund dafür an, weshalb er die Sphäre der Santuzza und Alfio verlassen: er habe befürchtet, beim Fortschreiten auf derselben Bahn allzu tief in den Realismus sich zu verstricken. Das macht seiner theoretischen Kunstanschauung alle Ehre; bei Lichte betrachtet ist zudem in diesem Ausspruch ein schätzenswerther Beitrag zur Selbsterkenntniß enthalten. Der Realismus in der „Cavalleria" ist nur der des halben Dramatikers, der Idealismus im „Amico Fritz" der des ganzen Lyrikers. Ein musikalischer Dramatiker, dem wirklicher „genio" innewohnte, würde das Ständchen an Lola nicht in der Mitte des Vorspieles, sondern zu Beginn des Aufzuges gebracht, das sicilische Volk aus chorsingenden Statisten zu einem kräftig in die Handlung eingreifenden Faktor gemacht, nach dem Fuhrmannsliede oder überhaupt an Stelle desselben eine Scene zwischen Alfio und Lola eingeschoben, die an sich ja sehr stimmungsvollen Ritornelle mehr zusammengedrängt und das thematisch ebenso läppische wie die gewaltsam vorstürmende Entwickelung unnütz aufhaltende Intermezzo ungeschrieben gelassen haben — von Unwesentlicherem ganz zu schweigen. Ein weniger ausgesprochen lyrisches Talent hätte dem Amico Fritz seinen Freund, den Zigeuner Beppe, als Mitbewerber um die Hand Suse l's entgegengestellt: der Gedanke lag doch gar zu nahe. Und warum sind die drei Acte dieser Apologie der Passivität nicht in zwei zusammengezogen? Lautete der Vertrag mit Sonzogno auf ein dreiactiges Werk mit zwei abendfüllenden Pausen?

Aehnliche für einen ruhmgekrönten Maestro unverzeihlichen Begehungs- und Unterlassungssünden werden wir an den „Rantzau" erleben. Sobald dann diese das Licht der Lampen erblickt haben werden, will Mascagni die Partitur des „Ratcliff" vollenden. Was ist uns Ratcliff? Das todtgeborene Kind einer überwundenen Romantik. Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß die ihrem Wesen nach eher noch entmaterialisirende Musik diese lyrischen Schemen, welche die Laune eines Sprach- und Verskünstlers ohne Gleichen in der Dämmerung nach Gefallen hin und her schweben läßt, zu Gestalten von plastisch-tragischem Relief verdichten könne. Dem „Ratcliff" soll schließlich „Nero" folgen, ein Nero, wie er Mascagni in Hamerling's Epos: „Ahasver in Rom" entgegentrat. Wiederum der Irrthum eines unklaren Halbtalentes, das einen Stoff schon deshalb für bühnengerecht hält, weil er die Sinne in gesteigerte Erregung versetzt und die Einbildungskraft schillernde Blasen treiben läßt. Nero als Held in den Mittelpunkt eines Bühnenwerkes zu stellen ist unstatthaft, weil der Größenwahn auf dem Theater nur tragisch wirkt, wenn er, wie bei Shakespeare's „Lear", aus der Ueberspannung einer thatsächlich vorhanden gewesenen Größe herauswächst. Nun gar ein Nero nach dem an sich ja phantasiestrotzenden Gedichte Hamerling's, das nicht eine planmäßige Abwandelung eines Seelenlebens, nicht die spannend gedrängte Folge in einander eingreifender Scenen, sondern nur einen unerschöpflichen Wechsel der Farbenstimmungen bietet. Wenn Rubinstein sich den gespreizten Unmenschen als einen beim Brande Roms etudensingenden „Propheten" zurecht legt, so darf das Niemand Wunder nehmen; wenn Boito mit dem Gegenstück zu seinem „Mefistofele" vermuthlich die Götterdämmerung der Philosophie hereinbrechen läßt, so hat er allen Grund, die aus Decadenten-Trübsal heraus geborene Arbeit mißmuthig im Pulte zu bewahren. Wenn jedoch ein Mascagni sich der Caricatur des Cäsarenthums bemächtigt, wo bleibt da sein vielgepriesener Tragöden-Scharfblick? Ist das der geborene dramatische Componist?

Nein, das ist ein Lyriker. Allerdings ein italienischer Lyriker, dem als Ergänzung selbst des subjectivsten Gefühlsergusses stets die Pantomime vorschwebt. Schreibt ein solcher das unbedeutendste Herzenserlebniß nieder, so hat er die Vorstellung eines Doppelgängers, der auf einem idealen Theater mit Augenspiel und Handbewegung einen Monolog vorträgt. Das deutsche, goethische in sich Hineinträumen, die klagende Melodie, welche aus tiefumschattetem Waldsee aufsteigend sich wie ein zerstiebendes Wölkchen im Aether verliert, er kennt sie nicht. Von Petrarca bis zu Leopardi und Giusti hat die gesammte italienische Lyrik entweder einen didactischen, auch wohl satirischen Beigeschmack — der Dichter im Kostüm des höfischen Weltweisen, des Volkstribunen — oder sie zeigt einen

Stich in's Melodramatische — der Dichter als glühender, schmachtender, verzweifelnder Amoroso in den Kostümen aller Zeiten und Völker. Bei den italienischen Epikern, bei Tasso, noch mehr bei Ariost sind die Liebesscenen vollends maskirte Schaubühne. Es entspricht somit nur der eigenartig nationalen mimischen Veranlagung, daß selbst die ausgesprochenen Lyriker unter den italienischen Operncomponisten, wenn auch nichts dramatisch Schlagkräftiges, so doch immer etwas theatralisch Sinnfälliges schaffen. Im ebenmäßig rhythmischen Auf und Nieder der „Casta Diva", in manchen Melodien der „Sonambula" sind, auch wenn man von den Textworten ganz absieht, die Geberden und ihr Wechsel gewissermaßen schon vorgezeichnet. Was diesen Gebilden nach deutscher Auffassung an Innerlichkeit des Ausdrucks abgeht, soll in der Miene und Geste des Sängers seine Ergänzung finden. Faßt man nun Mascagni als einen Bellini zweiter bis dritter Ordnung auf, so ergibt sich für die Erzählung der Santuzza an Mutter Lucia, für die Tenorarie des „Amico Fritz", für Einzelabschnitte des durchcomponirten Dialogs die entsprechende kritische Würdigung. Man darf sich durch das modern ungezwungene Gehaben in der Formgebung, durch den mit kindlich südländischer Freude in's Bunte der neueren harmonischen und instrumentalen Errungenschaften hineintappenden Eifer nicht beirren lassen: Mascagni ist Lyriker, der sich in Deutschland, wo man bei gesteigerter ästhetischer Bildung die Begriffe des dramatisch- und des theatralisch-Eindrucksvollen gern verwechselt, für einen Vollblut-Dramatiker ansehen läßt.

Die letzten Zweifel an seiner vorwiegend lyrischen Veranlagung zu beseitigen ist seine Orchesterleitung geeignet. Wer Gelegenheit hatte, vor zweiundeinemhalben Jahre den Erstaufführungen der „Cavalleria" unter dem temperamentvollen Mugnone in Rom beizuwohnen, und dann in diesem Herbst etliche Proben und Vorstellungen im Wiener Ausstellungstheater unter der Direction des Componisten zu hören, mochte mit Recht darüber erstaunt sein, um wie viel langsamer der Letztere die Tempi zu greifen pflegte und wie er jedwede Gefühlsnuance mit Umständlichkeit und besonderem Behagen herausarbeitete. Was dadurch mitunter die Einzelheiten an Deutlichkeit und Eindringlichkeit gewannen, ging für den Fluß und die fortreißende Wirkung des Ganzen verloren. Mascagni schwelgte förmlich in den Gounodismen, an welchen jene Partitur so überreich ist. Sehr zum Nachtheil derselben. Das Wort, daß der Componist sein Werk am vortheilhaftesten zur Geltung zu bringen wisse, gehört auch in die Rumpelkammer der Viertelswahrheiten. Im Gegentheil: der Tonkünstler wird nur ausnahmsweise sein bester Interpret sein. Er kann dem Ganzen nicht in der nöthigen Entfernung frei würdigender Objectivität gegenübertreten; er wird manchmal, wie dies liebende Väter zu thun pflegen, sich seinen minderwerthigen Erzeugnissen mit besonderer Liebe zuwenden, während er die wohlgeratheneren nur mit dem Pflichttheil an Neigung ausstattet. Das gilt von der Werthabschätzung verschiedener Hervorbringungen unter einander (Mascagni zieht seinen „Fritz" seiner „Cavalleria" vor: es sei mehr Musik darin) und von der Fürsorge, mit der einzelne Bestandtheile desselben Werkes vor anderen bedacht werden. So durfte es denn die halbwegs Eingeweihten nicht überraschen, zu vernehmen, daß Mugnone und Mascagni bezüglich der Auffassung der „Cavalleria" hart aneinander gerathen wären und sich beinahe für's Leben entzweit hätten. Den Unparteiischen bedünkt es, daß Mugnone, welcher sich augenscheinlich an das gute Textbuch hielt, im Recht und Mascagni, welcher an der mittelmäßigen Musik festklebte, im Unrecht war.

Womit keineswegs gesagt sein soll, daß Mascagni ein schwächlicher Dirigent sei. Nichts weniger als das: er führt seine Truppen vortrefflich und würde, wenn er Gelegenheit dazu hätte, seinerseits sogar die schlechte Musik des Herrn Mugnone zu mittelmäßiger Wirkung hinaufsteigern. Aber er unterstreicht zu viel in seinen eigenen Opern, so viel, daß man gelegentlich nur noch die unterstrichene Linie und gar nichts mehr von den darüberstehenden Noten bemerkt. Davon abgesehen ist er ein Kapellmeister von vielen Graden: er leitet den weitschichtigen Apparat sicher, präcis, schwungvoll, mit nicht überreichlichen, graziösen Bewegungen. Er nimmt den geschraubten Fortschreitungen, den in der Instrumentation überladenen Stellen durch abdämpfende Ausführung etwas von ihrer Unerquicklichkeit. Er suggerirt dem Sänger, daß er sich auf eigene Hand hervorthun könne, während derselbe thatsächlich nur einen Trumpf für den Componisten ausspielt. Er hat die Gabe, dem achtloseren Hörer auch das Unbedeutende mit gefälliger Ueberredung einzuschmeicheln. Er ist kein Genie, aber ein hervorragender Virtuose der Reproduction, wie er ja auch mehr ein Compositions-Virtuose in höherem Sinne als ein schöpferischer Geist ist. Er könnte ein „disciple" Paul Bourget's sein; er spielt auf den Nerven seines Auditoriums wie auf seinem Orchester — und die Frauen und die Dilettanten glauben, sie seien erschüttert. Indessen kann derartige Leistungen immerhin nur ein guter Musiker vollbringen; als solchen müssen ihn fortan selbst diejenigen gelten lassen, welche durch die Taschenspielereien der Reclame nicht zu verblüffen sind und sich auch fernerhin nicht geneigt zeigen werden, annehmbare Talentproben für musikalische Großthaten hinzunehmen. Verdi sitzt am Gastmahle der Götter und Mascagni sammelt die Brosamen, die von ihren Tischen fallen. Man halte einmal den „Amico Fritz" gegen den dritten Act der „Aida"; wer nicht merkt, wie kläglich der Parvenu von Livorno in solcher Nachbarschaft zusammenschrumpft, dem ist nicht zu helfen.

Das philosophische Werk Adolph Steudel's.

Von Max Schneidewin.

Das vierbändige philosophische Buch und Lebenswerk des vor fünf Jahren in Stuttgart in tiefer Einsamkeit gestorbenen württembergischen Obertribunals-Procurator a. D. Adolph Steudel aus fast völliger Nichtbeachtung und nahezu Vergessenheit zu reißen, kann ich mir nun wohl durch meinen vorjährigen, unter dem Titel: „Das goldene ABC der Philosophie"*) herausgegebenen Wiederabdruck der Einleitung seiner „Philosophie im Umriß" gelungen ansehen. In ungefähr dreißig Zeitungen und Zeitschriften ist diese meine Veröffentlichung besprochen worden, wenn auch meist kurz, so doch fast immer mit der ausdrücklichen Hervorhebung, daß damit ein übersehenes Werk an das Licht gezogen, und meist mit dem mehr oder weniger lebhaften Zugeständniß, daß dies nach Gebühr geschehen sei. Ich mag dabei die Mittheilung einer Erfahrung nicht unterdrücken, welche auf das traurige Loos der Bücher in unseren Tagen ein grelles Licht wirft. Einer Anfrage bei dem Verleger**) zufolge ist von den unzweifelhaft vielen tausend Lesern, die auf diese Weise von der Existenz und dem Werthe eines Werkes, gegen welches also schon ein Unrecht zu sühnen war, erfahren haben, auch nicht eine einzige Nachfrage nach dem Werke selbst ergangen. Die Deutschen der Gegenwart scheinen wirklich für ernste Bücher, soweit sie nicht aus beruflichen Gründen für den oder jenen nothwendig sind, nicht Zeit und Geld zu haben, und wenn man in Gedanken der Frage nachgeht, wofür denn Geld und Zeit so viel nothwendiger sein mögen, geräth man nun erst gar auf traurige Betrachtungen . . .

Die Aufnahme der Probe Steudel'scher Gedanken- und Lebensarbeit ist Seitens der freieren Presse fast durchaus eine sehr freundliche, Seitens der Fachzeitschriften meist kühl und gleichgültig gewesen. Das muß für mich zunächst niederdrückend sein, weil den Fachzeitschriften eine größere Sachkenntniß innezuwohnen scheint. Es ist aber auch Schopenhauer lange Zeit ebenso ergangen, und gerade die Philosophie vom Fach hat sich noch immer nicht genügend von dem Vorwurf gereinigt, daß sie den außer der Gilde entsprungenen Hervorbringungen eine unbefangene und gerechte Würdigung

*) Berlin, Fr. Stohn.
**) Stuttgart, A. Bonz & Comp.

nicht entgegenzubringen weiß. Und in der That vermag ich auch in diesem Falle, bei ruhiger Prüfung, der von dieser Seite gegen Steudel zur Schau getragenen Geringschätzung eine innere Berechtigung ihrer Gründe nicht zuzuerkennen. Ich will hier einmal die hauptsächlichsten absprechenden Urtheile der Fachphilosophie einer kurzen Beleuchtung unterziehen, in dem Drange, einem edlen und würdigen Todten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Beleuchtung geschieht vornehmlich auch auf Rechnung derer, die es angeht; auf Namen kommt es nicht an, die Herren werden wohl ihre Adresse herausfühlen.

Die Vorrede zu dem ersten Bande der „Philosophie im Umriß" stammt aus dem Juni 1870: das soll zunächst die Nichtbeachtung der Leistung bei der Fachphilosophie rechtfertigen. Allein für die Philosophie erklärte schon Cicero, der doch kein Berufsphilosoph war und wahrlich in Zeiten der schwersten inneren und äußeren Stürme lebte, immer innere Freiheit und äußere Muße zu besitzen, und wer die nicht besitzt, den hat die Facultät im Schlaf zum Professor der Philosophie erkoren. Auch kam ja der Krieg nicht in das Land, auch stumpfte sich jeder gegen seine ununterbrochenen Siegesnachrichten mit der Zeit in etwas ab — wurde doch das größte Ereigniß des Jahrhunderts, das Ereigniß vom 18. Januar 1871, mit kaum glaublicher Ruhe in Deutschland aufgenommen —, auch war das Steudel'sche Werk keineswegs für den Augenblick berechnet, wie es sich ja in der Vorrede als die Frucht eines langen Lebens der Denkarbeit darbot.

Das Werk soll sodann nicht den Vorzug einer glänzenden Darstellung besitzen. Ganz recht, wo hätte ich auch diesen ihm nachgerühmt? Werke von glänzender Darstellung besitzen wir jetzt über alle Wissenschaften und Theilstücke aller Wissenschaften. Das ist nichts Besonderes. Aber ein absolut sachlicher Wahrheitssinn, wie der das Steudel'sche Werk durchdringende, der da alle Anreizungen stilistischer Gefallsucht verschmäht und sich unbewußt das einfach passende sprachliche Kleid für die Gedanken schafft, der hat etwas sehr anmuthendes und sehr besonderes. Da ist einmal nichts, was den Leser umtönen und berauschen will, da herrscht eine einfältige, aller Sucht der Eitelkeit entrückte Ruhe des Geistes, ein keusches Alleinsein mit dem Probleme. Man glaube aber nicht, daß die Steudel'sche Trockenheit steril ist. Sie ist es so wenig, wie die Aristotelische. Wo immerfort der Gedanke bei und in den Worten ist, da wird der Geist des Lesers so anregend beschäftigt, so befruchtend erfüllt, daß der Nutzen und Genuß ein ganz anderer ist, als mancher „glänzenden Darstellung" gegenüber, in deren Wortprunk oft nur ein schwacher oder gesuchter Gedankengehalt aufgebauscht wird.

Steudel soll nicht originell sein. Hinter diesem Vorwurf steckt sogleich das ganze Vorurtheil des Philosophieprofessorenthums, welches eben sich zu vornehm gedünkt hat, um aus dem schlichten „Goldenen ABC" zu lernen. Originell zu sein ist nicht Aufgabe der Philosophie, sondern die sachliche Wahrheit zu ergründen. Führt dieses Bemühen zu originellen Wegen und Ergebnissen, so gewinnt es noch einen besonderen Nebenreiz, führt es auf Pfade, die ganz oder zum Theil schon betreten gewesen sind, so darf es sich dadurch nicht abschrecken lassen, falls nur als Ziel jenem Pfade die sachliche Wahrheit leuchtet. Dem Dichter und Künstler ist es freigegeben, ja sogar zu wünschen für ihn, daß er eine Weltanschauung habe, die stark von der subjectiven Seite einer ganz eigenartigen Individualität getränkt ist: der Philosoph dagegen sucht eben die Eine Weltanschauung, die ganz und gar durch das sachliche Sosein des Gegenstandes bestimmt ist. Sie will nicht für die Zukunft alle subjectiven (künstlerischen) Weltanschauungen verdrängen, sondern nur in deren unbestimmter Vielheit erstrahlen als die Eine, die zugleich die sachliche Wahrheit enthält; ihr subjetives Correlat ist der Eine, überall sich selber gleiche Verstand, dasjenige der künstlerischen Weltanschauungen das Gemüth, die Phantasie, das unaussprechliche besondere Wesen großer Persönlichkeiten. Wenn die Philosophie hochherzig genug ist, die künstlerischen Weltanschauungen für deren subjectiven Träger freizugeben, so darf sie doch andererseits selbstverständlich verlangen, daß auch das Eine Weltbild, welches von der Sache selbst dictirt wird, in der Menschheit herausgestellt werde, zugleich als ein ewiger Maßstab des Rechten, wenn die künstlerischen Weltanschauungen ihre Subjectivität vergessen und sich vermessen sollten, zugleich die sachliche Richtigkeit für sich in Anspruch zu nehmen. — Uebrigens will die Steudel'sche Philosophie nur ihrem Streben nach sich vor Originalitätssucht hüten, ihren Ergebnissen nach wird sie zum Theil, wenn auch im Ganzen stark mit dem Spinozismus zusammenkommend, sehr originell, so besonders in ihrem Centrum, der Analyse des menschlichen Ich, ohne daß sie freilich auch dort etwas anderes erstrebt als die vollständige und dem wirklich gegebenen entsprechende Analyse zu liefern.

Steudel's Philosophie soll radical sein (und das soll freilich nicht genügen, ihr echte Originalität zu verleihen, zu welcher eben Radicalismus der Resultate nicht ausreiche). Zunächst ist dieser Vorwurf dem „Goldenen ABC" gegenüber gar nicht angebracht. Denn dieses bringt nur die Einleitung des Steudel'schen Werkes zum Abdruck (und versieht sie mit bestätigenden, ergänzenden und beurtheilenden Bemerkungen des Herausgebers), jene Einleitung aber enthält noch gar keine Resultate, sondern nur eine Selbstoffenbarung der echten philosophischen Gesinnung und eine Beschreibung der richtigen philosophischen Forschungsart. Mag man Steudel in diesen Präliminarien oder „Prolegomena" zu jeder künftigen Philosophie noch so sehr zustimmen —, in der Erarbeitung der Ergebnisse bleibt man doch frei, d. h. an die persönlich zu erlebende Ueberzeugungskraft der Gründe gebunden, und mit nichten brauchen denjenigen, welcher im ABC aller Philosophie mit Steudel lebhaft übereinstimmt, überall gerade die später gemachten Steudel'schen Vorschläge, die Hieroglyphen des Daseins zu lesen, zu überzeugen. Sodann aber ist zwischen Steudel's Geiste und dem des Radicalismus trotz aller scheinbaren Aehnlichkeit ein himmelweiter Unterschied. Der dritte der vier Steudel'schen Bände enthält eine Kritik der christlichen Religion. Das Ergebniß ist, daß die ihr zu Grunde liegenden dogmatischen Vorstellungen überall unrichtig und unhaltbar seien, und daran wird von Steudel sogar die erbarmungslose Folgerung geknüpft, daß das Christenthum abgeschafft werden müsse. Eine anscheinend überwältigende Aehnlichkeit mit dem „Radicalismus". Allein nun kommt der riesengroße Unterschied. Der „Radicale" ist vor der ruhigen Untersuchung der Sache schon in sich selber fertig mit ihr, er hat sich in den großen Fragen des Lebens in durchaus praktischer Tendenz seiner Natur schon entschieden nach unbewußten Instinkten, zu denen freilich auch ein subjectives Wahrheitsgefühl gehört, und namentlich nach Neigungen und Leidenschaften, welche ihn prädestiniren, stets die Wahrheit dort zu finden, wohin sie die Wünsche seiner Individualität verlegen. Steudel aber mag mit einem gefühlsmäßigen Voranschlag auch schon vor der Untersuchung mit sich im reinen über deren wahrscheinliches Resultat sein, aber er gibt sich die größte und bewußteste Mühe, der Fehlerhaftigkeit bewußt, welche das Herz so leicht der Forschung aufdrängt, die Untersuchung ganz unbefangen und rein von gemüthlichen Antrieben durchzuführen. Er bleibt durch Gründe bestimmbar und bekehrbar, der „Radicale" ist ein willenloser Raub seiner persönlichen Eigenart. Steudel ist durchaus theoretischer Denker, der Radicale ist Praktiker und wird von einer Rage der Umgestaltungslust fortgerissen, solch' ungeheure Unterschiede sollte doch ein Professor der Philosophie nicht übersehen.

Steudel's Werk soll sogleich bei seinem Erscheinen „veraltet" gewesen sein. Die Probleme der Philosophie sind die Grundprobleme des Lebens, sie sind zugleich uralt und ewig jung. Der Stoff der Philosophie ist nicht der augenblickliche kaleidoskopische Stand der Fragen, wie er in den philosophischen Büchern des Tagesmarktes gerade zurechtgeschüttelt erscheint: das ist der Stoff der Philosophieprofessoren, welche die Philosophie zur Aehnlichkeit mit den Einzelwissenschaften herabdrücken, aber das ist nicht der Stoff der Weltweisheit. Wenn ein Mann wie Steudel, von diesem inbrünstigen Beruf für philosophisches Denkerthum, von diesem klaren, nüchternen und eindringlichen Verstande und dieser ausdauernden Lebensarbeit in Einer großen Aufgabe, an der Schwelle des Greisenalters die Frucht seines

Lebens vorweist, so ist eine Leistung solcher Art nie veraltet und so ist es eine lächerliche Blindheit, sie an der Actualität der Fachleistungen, die gerade en vogue sind, messen zu wollen. Klassiker veralten nicht, und Klassiker haben unter Anderem das Merkmal, nicht für den Tag zu schreiben.

Steudel soll in seinen unzähligen Heranziehungen der Vorgänger an diesen „herum nörgeln". Die Art und Weise, wie Steudel fremde Ansichten anführt und beurtheilt, hat ihre Schwächen, wie die Bemerkungen des Herausgebers im „Goldenen ABC" ausdrücklich eingestehen und des näheren begründen. Aber „nörgeln" ist ein verdrießliches Kritteln, aus einem im Geheimen verwundeten, ja schwürigen psychischen Untergrunde heraus, dessen Elend ein selbstverschuldetes ist, selbstverschuldet durch den Mangel der sittlichen Fähigkeit, fremde Vorzüge und Verdienste freudig anzuerkennen und den tristen und vergrellenden Egoismus, daß man nicht selbst überall dabei gewesen sein und überall den Vogel abgeschossen haben kann, zu überwinden. Auf den Gedanken, daß Steudel nörgelte, kann man nur verfallen, wenn man sich in die ganze sachliebende Schlichtheit dieses Denkercharakters noch gar nicht eingelebt hat.

Endlich sollen die Zeiten für Steudel's Neubelebung des Spinozismus nicht günstig sein. Erstens will das „Goldene ABC" für Inhalt und Ergebniß der Steudel'schen Philosophie nur eventuell, grundsätzlich aber für die vorbildliche Art seines Philosophirens interessiren. Zweitens wäre das doch aber sehr die Frage, ob die Zeiten für einen neu belebten und der Denkweise der gegenwärtigen Menschen angenäherten Spinozismus nicht günstig sind. Drittens kann es einem echten Philosophen gar nichts verschlagen, nach welcher Richtung gerade die Gunst der Zeiten geht. Sein Gang ist unausweichlich gerichtet auf den ewigen Pol, und diesem Gange hat Neigung und Abneigung der Zeiten nichts zu gebieten, vielmehr beugen auch die Zeiten sich, sobald sie zur Vernunft kommen, in Wahrheitssachen dem Machtspruch der Dinge anstatt dem eigenen Geschmack und Wunsche.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Abendsonne.

Von Alfred von Hedenstjerna (Sigurd).*)
Autorisirte Uebersetzung von M. Langfeldt.

Es gab eine Zeit, da er stolz auf ihre edle, schlanke Gestalt war; eine Zeit, wo er innerlich über ihr wunderbar schönes Antlitz jubelte, das so schnell den Ausdruck wechseln konnte und in einigen flüchtigen Minuten Zorn, Freude, Bewunderung, Liebe, Furcht und selige Hingebung widerspiegelte.

Das war in jener Zeit gewesen, wo er glaubte, das alles das nach einigen Jahren der Strebsamkeit und der Entbehrung sein werden würde.

Dann kam eine andere Zeit, da er in langen Decembernächten in seinem kleinen Zimmer im dritten Stock, wo er und seine Mutter in drei kleinen Stuben wohnten, auf und ab ging. Es war immer so düster in dem kleinen Zimmer aus Mangel an Sonnenschein und so kalt, weil Brennholz so theuer war, und er rang die Hände, verwünschte und beweinte diese Schönheit, die jetzt an einen Anderen verkauft wurde, der sie mit klingendem Gold bezahlte. Ja, er weinte. Es geht die Sage unter unseren männlichen Freunden und den unverheiratheten Frauen, daß wir Männer nicht weinen können, weil es Niemand gesehen hat. Doch wenn die ersten Nachtfröste auf des Lebens Illusionen fallen; wenn uns aus einem Schreibtischfach ein alter, liebevoller Brief mit unsicheren Schriftzügen entgegenfällt, der uns vom Vater oder der Mutter grüßt, die schon im Grabe schlummern; wenn wir unseres Erstgeborenen Geschrei hören, und oft auch aus anderen Gründen fließen die warmen Quellen der Augen auch bei uns. Aber, weil wir nicht wie die Frauen uns für die glitzernden Tropfen etwas kaufen können, was wir für unser Leben gern hätten, so verbergen wir sie und erröthen, wenn wir dabei überrascht werden.

Er war ein armer Literat, der Unterricht in der Buchführung gab, ein „Handelslehrer", wenn man sich sein ausdrücken will, und der alte Baron hatte ihn überboten.

Es geht so zu auf dem Ehestandsmarkte, auf dem Tattersall, wo man sich an zartem Jungfrauenfleisch freut.

„Zwanzigjähriges Mädchen. Kaukasische Rasse. Gute Figur und ehrenwerthe Eltern. Tadelloser Ruf und gesunde Zähne. Schöne Augen und langes, eigenes Haar. Pensionsbildung und Grübchen in den Wangen. Fromm und sittsam und wird sich nicht gegen ihren Herrn auflehnen. Wer bietet?"

Der junge Fredrikson bot sich selbst und sein ganzes Leben, sein junges Herz und seine warme Liebe. Sie sollte ihm Alles sein und er wollte sie auf Händen tragen. — Anna war mit dem Angebot zufrieden und wollte schon zuschlagen. Ihr kleines, warmes Herz schlug schon: „Zum Ersten — zum Zweiten — Niemand mehr?" — Aber Papa und Mama fanden Herrn Fredrikson's Werth ungenügend und meinten, es sei zu schwer, etwas daraus zu machen. So ließen sie ihre Tochter noch einmal ausbieten und führten sie auf Bälle, Abendgesellschaften und Liebhabertheater. Sie war ja Primawaare, da mußte doch ein neues Angebot erfolgen.

Da hatte denn der alte Baron mehr geboten; er bot Wollmarsholm mit der ganzen Einrichtung; seine alten, guten Actien und seine großen, hellen, mit Kunstwerken gefüllten Räume. Sie sollte seine prächtigste Büste, sein feinster Studienkopf sein, und er wollte sie im seidengepolsterten Landauer mit dunkelbraunen Hannoveranern davor fahren. Das kleine, wachsgelbe Skelett in der linken Wagenecke mußte sie mit in Kauf nehmen; sie brauchte es ja weiter nicht zu taxiren, wenn sie nicht wollte, die Kaufsumme würde ja doch reichen.

Und sie reichte. — Natürlich sagte Anna: „Nein!" aber freundlich und mild wurde ihr gesagt, daß sie nicht wisse, was zu ihrem Besten sei. Das half nicht. — Nun wurde sie gefragt, ob sie ihre liebevollen Eltern durch Kummer in ein frühes Grab bringen wollte. — Anna fragte, ob sie sie in's Grab bringen wollten.

Aber Papa sei ruinirt.

So müsse er Concurs machen. Sie könnte, sie wollte sich nicht verkaufen lassen, nicht einmal gegen Baarzahlung bei Vorzeigung von Kranz und Krone.

Aber Papa könne nicht Concurs machen. Er habe einen Wechsel in der Bank mit Kaufmann Ek's und Director Boyall's Namen.

Und was macht das?

Aber Ek und Boyall hätten — hätten nicht — ihre Namen — darauf selbst — geschrieben. In seiner großen Noth hätte Papa — er hätte — Herr Gott! wollte denn Anna ihren eigenen Vater im Zuchthause sehen?

Nein, das wollte sie nicht, und so fiel der Hammer nieder. Das Auctionsprotokoll wurden aufgesetzt und sie wurde von der Kanzel herab aufgeboten. Aber in der Kirche wurde der Handel eine „christliche Eheschließung" genannt.

Damals wanderte der junge Fredrikson droben in dem kleinen Zimmer mit der sparsamen Sonne und der knappen Feuerung umher und verblutete beinahe innerlich vor Kummer darüber, daß Anna nicht ebenso häßlich war wie er. Er würde sie doch ebenso heiß und innig geliebt haben, das fühlte er jetzt, und dann hätte der alte Baron gewiß nicht geboten. Er würde sich weniger gegrämt haben, hätte er gewußt, wie Alles zusammenhing; aber er glaubte, Anna hätte selbst geprüft und das, was er ihr bieten konnte, zu leicht befunden.

Einmal trafen sie sich zufällig auf dem kleinen Eichenhügel vor der Stadt, und Anna wankte auf ihn zu, um an seinem treuen, wunden Herzen ihm Alles zu sagen. Doch er hielt sie zurück und seine Stimme bebte vor Schmerz und Bitterkeit.

„Nicht so, Anna. Er hat Dich gekauft, wie Du gehst und stehst. Betrüge ihn nicht auch!" — So schieden sie.

Es ist nicht so schwer, wie man glaubt, einander in Freud und Leid zu lieben. Kommt auch die äußere Noth mit knapper Nahrung und dem Jammer des Krankenlagers, mit den Demüthigungen der Welt und blankgescheuerten Rockärmeln, so ist sie eben nur äußerlich. Aber die Lust gehört dem Inneren und die Freude darüber, daß die Herzen in warmem harmonischen Tact gegen einander schlagen, kann das Leid nicht zerstören.

Aber liegt unsere Lebensfreude in äußerlichen Gütern und unser Leid in der unbefriedigten Sehnsucht des Herzens, da wird der Trauschein zur Lüge und die Ehe zum Fluch.

So kam es. Der Baron wurde immer kränklicher und gelber; der jungen Baronin erschien jeder Monat wie ein Jahr. Die schönen Augen sanken immer tiefer unter der hohen, finster zusammengezogenen Stirn ein, und ihr trockener, anhaltender Husten machte dem Hausarzte Sorge. Ihr Leben war so leer, so inhaltlos und versteinert, daß sie oft dachte, sie würde eine bittere Wollust, eine Art schmerzliche Zerstreuung daran finden, wenn ihr Mann sie geradezu schlecht behandelte. Aber er war viel zu kümmerlich, um sie ordentlich zu quälen, er war zu schwach, um etwas Anderes als Cynismus und Egoismus zu zeigen, und als er auch dazu nicht länger im Stande war, stieg er gelb und stumm, in voller

*) Die neueste Arbeit von Sigurd (Jönköping) recte Baron von Hedenstjerna, von dem wir wiederholt sehr beifällig aufgenommene Novelletten zum Abdruck brachten. Inzwischen hat auch eine deutsche Bearbeitung und Sammlung seiner älteren Skizzen unter dem Titel: „Allerlei Leute, Bilder aus dem schwedischen Volksleben", von Alexis von Krusenstjerna trefflich übersetzt (Leipzig, H. Haessel), auf dem Büchermarkt einen so großen Anklang gefunden, daß binnen wenig Wochen zwei Auflagen vergriffen wurden. Die „Gegenwart" ist stolz darauf, diesen gemüthvollen und humorreichen Erzähler, dessen Schöpfungen den besten Montags-Geschichten von Alphonse Daudet ebenbürtig sind, in deutschen Leserkreisen eingeführt zu haben.

Uniform und kinderlos in die Familiengruft, nachdem er vorher bestimmt hatte, daß die Freiherrin ihren festen Wohnsitz auf Wollmarsholm behalten solle, so lange sie seinen Namen trüge. — Das war eine prächtige Bestimmung, um junge, wohlgekleidete Tröster männlichen Geschlechts von der jungen Wittwe fern zu halten.

Der Husten wurde schlimmer. Der Hausarzt murmelte etwas Allgemeines über milderes Klima und der Spezialprofessor in Stockholm sprach von der Mittelmeerküste. Aber die Freiherrin reiste nicht, sie schwand mehr und mehr dahin und versank beinahe in Leichenstarre. Wäre der Gedanke nicht so verrückt gewesen, so hätte man glauben können, daß sie sich in Gram um den Baron verzehre.

Eines Tages ließ sie anspannen und fuhr zur Stadt. Nicht nach einem Modebazar, denn sie trug noch Trauer, nicht zu Papa und Mama, denn die waren todt; nein, nach einem alten, verfallenen, düsteren dreistöckigen Hause in einer Seitenstraße, wo die freiherrliche Equipage unter der neugierigen, barfüßigen Jugend großes Aufsehen erregte. Zwei Treppen herauf! O, wie es in der kranken Brust brannte und stach! Manchmal stand sie still, legte die Hand auf's Herz und trocknete sich die feuchte Stirn mit dem Spitzentuche ab. Schließlich las sie an einer rissigen Thür:

Johann Fredrikson,
Handelslehrer.

Er war in diesen Jahren nicht im Wohlstande aufgestiegen und und nicht mit der Wohnung heruntergezogen. Vielleicht würde er es nie dahin gebracht haben, vielleicht hatte ihm nur ein Zweck gefehlt, für den er streben mußte, und dessen Mangel ihn nun hier festgehalten hatte. Die Thür ging auf und da saß er am Schreibtisch, ein wenig gebeugt und grau an den Schläfen. Nun in seinen Freistunden trug er eine schäbige, schwarze Sommerjoppe. Er wandte sich hastig um und hielt sich am Korbstuhl fest. Die Schläfe klopften und die Pulse flogen. Röthe und Bläße wechselten auf seinem Antlitz. Schließlich erhob er sich.

„Frau Baronin, was . . ."

„Johann!"

So erfuhr er denn endlich Alles, erfuhr, um welchen Preis ihr beiderseitiges Leben zerstört war; und demüthig, reuevoll, niedergeschmettert bat er ihr jeden bitteren Gedanken der letzten Jahre ab. Durch die abgebrochenen Worte brach die nie erloschene Liebe hervor wie der Fluß im Mai, wenn die Sonne lacht und die Eisdecke bricht. Und sie erzählte ihm, daß sie unheilbar krank sei und nicht mehr lange leben könne, wenn sie nicht auf immer fort gehe von unseren kalten Wintern und kühlen Tagen, unserem Nordwind und unserem Eisgang. Aber sie wolle nicht reisen, was solle sie auch in der Fremde anfangen, sie wolle hier sterben. Plötzlich blitzte es in den dunklen Augen, sie richtete sich auf und die Gestalt erschien wie ein Schatten ihrer früheren Weichheit und Anmuth. Sie blickte ihn an, als wolle sie ihm gerade in's Herz sehen.

„Johann, laß mich Dein Weib sein für die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe. Deine Anna bittet Dich darum!"

Er wankte und fuhr mit beiden Händen über das Gesicht. „Du redest irre, mein Lieb. Du, an ein reiches, bequemes Leben gewöhnt, dabei krank und der sorgfältigsten Pflege bedürftig! Und ich — so arm, so arm! Nein, Anna, sei barmherzig, zerstöre die grausame, bethörende Gluth, die Dein Wort in meiner Seele weckte!"

Doch sie schlang die Arme um seinen Hals, ihr braunes, feuchtes Haar fiel über seine gefurchte Stirn, ihr heißer Athem liebkoste seine Wange und sie nannte ihn „Bräutigam!" —. — —

Der Parkettfußboden in Wollmarsholm brannte unter ihren Füßen, Das dicke, schwarze Seidenkleid schien sie todt zu drücken. Mit schnellen Schritten und blitzenden Augen suchte sie in der Garderobe umher, bis sie die einfacheren, alten Kleider fand, die sie als junges Mädchen getragen hatte. Da ist noch ein perlgraues mit Plüsch, und im Halsausschnitt sitzt noch die Krause. Die Trauer wird abgelegt! Das Trauerjahr ist zu Ende. Die Herrin auf Wollmarsholm „nur so lange sie seinen Namen trüge" wollte nicht einen Tag länger auch nur einen Faden tragen, den der da unten in der Familiengruft ihr gegeben hatte. Nichts, was an das Kaufgeld erinnerte, sollte ihr in das kleine Heim zwei Treppen hoch in der Stadt folgen. Die Kleidertaille mußte viel enger genäht werden. Sie war nicht mehr dieselbe, die volle, blühende Anna, wie auf dem Balle, den sie zum ersten Male besuchte und wo sie mit ihm tanzte. Aber das machte nichts. Er würde es nicht sehen! — Die Haushälterin wollte ihr helfen. „Nein, danke, es ist ein Vergnügen, es selbst zu thun."

„Werden Frau Baronin verreisen?"

„Ja, in einer Stunde."

„Darf man fragen, ob Frau Baronin lange fort bleiben?"

„Ja, ich komme nie, nie wieder."

„Herr Gott, so wäre es ja wahr, was der Inspector sagte, daß Frau Baronin nach den warmen Ländern ziehen würden?"

„Ja in ein sehr warmes, sonniges Land, Mamsell Liese!"

Dann kam Johann in einem in der Stadt gemietheten Einspänner und holte sie ab. Sie sollte während des Aufgebotes bei ihm und seiner Mutter wohnen. Sie hatten so lange auf einander gewartet, sie konnten sich auch nicht für eine einzige Stunde trennen. Als sie unten in den Hausflur kamen, umfaßte er die zarte, überschlanke Gestalt mit beiden Armen. „So, nun halte Dich an meinem Halse fest, Anna, die Treppen sind zu viel für Deine Brust!"

Oben in der offenen Thür stand seine alte Mutter in einer frisch geplätteten, weißen Haube. Die kleine Braut ging aus einem Arm in den anderen und durfte kaum ihren Fuß auf die dürftigen Teppiche setzen, die den unebenen Fußboden bedeckten. Es roch nach Schenerluft und frisch gebranntem Kaffee, beides nicht gut für Brustkranke; aber Anna hustete weniger als seit langer Zeit. Sie umarmte die beiden Lieben auf einmal und flüsterte: „O, wie herrlich, hierher zu kommen und bei Euch in Frieden zu sterben!" Johann fuhr zusammen: „Anna, mein Lieb, sprich nicht so! Es geht zum Frühling und Leben sprießt aus jedem Halm; sollte Gott da so grausam sein und uns auseinander reißen! Ich lasse Dich nicht, ich werde selbst mit Gott um Dich kämpfen!" — Die Alte legte die Hand mild auf seine Schulter: „Still, Johann. Stürme nicht so! Aber danke dem Himmel für jede Stunde, die Du sie besitzest und laß uns zu Gott beten, daß es deren mehr sein mögen, als wir zu hoffen wagen!"

Auf dem polirten Tannentisch prangte Frau Fredrikson's beste gelbe Kaffeekanne, das Feuer flackerte lebenslustig in den dünnen Birkenreisern, so daß die buckeligen Eisenthüren des Kachelofens klapperten; frische, im Ofen gebackene Kringel thronten in dem stattlichen bemalten Korbe von Eisenblech, und es begann um die Drei, die dicht aneinander geschlossen dasaßen, zu dämmern. Anna wurde müde und auf seinen starken Armen trug Johann sie in die Sophaecke. Dort lag sie still und blickte ihn mit großen, dunklen, glänzenden Augen an, bis sie in einen leichten Schlummer fiel, den liebevolle Blicke bewachten. Im Schlafe zeichneten sich die mageren Backenknochen so scharf ab, die starke, abgegrenzte Röthe, womit die Schwindsucht so oft ihre Opfer schmückt, trat so erschreckend deutlich hervor; die Adern lagen so blau und abgezeichnet auf der kleinen Hand, und man sah, wie sich die Brust unter dem perlgrauen Kleide hob und senkte.

Fredrikson wandte sich zu seiner alten Mutter; eine stumme Frage lag in seinem Antlitz. Die Mutter schwieg und beugte sich tiefer auf ihren Strickstrumpf, damit er nicht sehen sollte, daß Thränen ihre Augen füllten.

„Glaubst Du nicht, Mutter, daß sie jetzt ein wenig stärker aussieht? Es scheint so, Mutter, meinst Du es nicht auch?"

„Ja, lieber Johann!"

„Man hört so oft, daß die Aerzte sich irren und die geringste Brustaffection gleich für Schwindsucht halten."

„Ja, Johann, das hört man oft."

„Nein, sieh nur Mutter, wie ihr liebes Gesicht strahlt! Nun sieht sie nicht aus, als sei sie sehr krank."

„Das macht die Abendsonne, Johann!"

Aus der Hauptstadt.

Die Börsen-Reform.

Ort: Sitzungssaal der Börsen-Enquête-Commission in Groß-Mutz.
Zeit: Nicht die nächste Zukunft.

Vorsitzender.

Meine Herren, nachdem nun die Ferien vorbei,
Ein kurzes Wort mir verstattet sei
— Mon dieu, wir haben ja Zeit genung —
Ein kurzes Wort der Erinnerung!
Heut' sind es g'rade fünfzig Jahr',
Daß ich zuerst hier thätig war;
Sie wissen, ich trat in Ihre Reih'n
Als achtzehnjähriger Jüngling ein.
Ein halbes Säculum unverzagt
Hab' ich, das heißt mit Pausen, getagt,
Und mancher Freund, den ich hier erworben,
Ist als Börsencommissions-Rath gestorben.
's starb Jeder — Gott segne die alten Knaben! —
Mit dem Rufe: Gut Ding will Weile haben;
Auch Rom, das so stolz vom Hügel schaut,
Ward nicht an einem Tag erbaut;
Eile mit Weile; wer rennt, bricht das Bein;
Ein Tropfen höhlt endlich den härtesten Stein! —
So wünsch' ich denn, daß noch lange die Norm
Wir suchen der neuen Börsenreform,
Daß Platz einst noch finde mein Enkelsohn
In der Börsen-Enquête-Commission!

(Bravo!)

Wir schreiten nun in der Berathung fort:
Unser neues Mitglied, Herr Frisch, hat das Wort!

Stimmen durcheinander:

Der Kindskopf! — Schon wieder? — Was fällt ihm ein?
Der mit seinen ewigen Drängelei'n! —
Was will denn der Laffe? Ich bin gespannt! —

Herr Frisch.

Meine Herren, wie Ihnen allen bekannt,
Tritt Morgen Liebknecht's Gesetz in Kraft,
Wonach die Börse ganz abgeschafft! (Unruhe.)
Meine Herren, befremdlich scheint es doch — (Lärm.)
Und ich frage Sie: Wozu tagen wir noch? (Großer Lärm.)

Vorsitzender.

Befremdlich scheint nur Ihre hast'ge Manier! (Sehr gut!)
Tagen Sie 'mal erst so lange wie wir!
Junger Herr, ein Mitglied von hundert Wochen,
Das kaum in die Frage hineingerochen,
Uns nicht zum Eilmarsch treiben kann —
Immer ruhig Blut, immer langsam voran!
(Lebhafte Zustimmung.)
Aus dem Fragebogen besprechen wir nu
Frage 23, Absatz Q.
Immer nach der Reihe, Ordnung muß sein!
Hausknecht, bring' Er die Acten herein!

Kanzleidiener.

Herr Präses, der Wagen steht auf dem Damm;
Siebzig Centner und neunzehn Kilogramm
Enquêtenpapier, bis zum Rande beschrieben;
Die Hälfte ist noch zurückgeblieben,
Ich kriegt' es nicht Alles in's Bureau —

Vorsitzender.

Dann lass' Er nur — es geht auch so. —
Ich proponire dem hohen Hause,
Wir machen erst 'mal 'ne Frühstückspause;
Das ew'ge Berathen ist kein Genuß; (Sehr wahr!)
Wir kommen noch zeitig genug zum Schluß.
(Der Antrag wird in namentlicher Abstimmung angenommen. — Privatunterhaltung der Mitglieder.)

Commerzienrath Lupus.

Nun, Fürstbischof, wie geht's Ihrer lieben Frau?

Fürstbischof.

Hab' sie lang' nicht gesch'n — weiß nicht genau!
Und Ihrer?

Lupus.

Viel Aerger zu Haus es gibt,
Das Kind ist schon wieder 'mal verliebt!

Fürstbischof.

Und wieder 'n Lakai? Aus dem Lehrlingsgelichter
Wieder Einer?

Lupus.

Ach, diesmal nur 'n Dichter!

Fürstbischof.

Gestatten Sie — das find' ich roh!

Lupus.

Unter uns bin ich immer so.
Bei wahren Künstlern, da sag' ich: Bon,
Aber so'n Hungerkünstler vom Feuilleton!
Mein Hausknecht — ohne daß ich's berufe —
Steht ja bei Miquel auf höherer Stufe!

Fürstbischof.

Manche versteh'n's doch: der Pudor zumal,
Der Reform-Lubliner und Blumenthal
Und Tennyson —

Lupus.

Ja, der fing's anders an,
Ja Tennyson, seh'n Sie, das war' mein Mann!

Fürstbischof.

Sie haben Enoch Arden gelesen?

Lupus.

Bin leider nie recht bei Laune gewesen!
Doch hat ihn Rebekkchen vor kurzer Zeit
Uns'rer Renommir-Bibliothek eingereiht.
Ich seh' mir den Einband täglich an,
So daß ich ihn völlig auswendig kann.
Doch mehr imponirt als das lyrische Heft
Sein tiefes Wissen mir vom Geschäft!
Ich las im Börsennekrolog,
Der Dichter wäre millionenhoch,
Was keinem Lyriker noch passirt,
In London Mortgage Bonds engagirt,
Und weil's die zu realisiren nicht glückte,
Tennyson's Tod die Kurse drückte.
Seh'n Sie, das ist ein Poetenleben!
Quartaliter seine Zinsen erheben;
Für Bettelbriefe beliebte Adresse;
Beim Tode tiefe Börsen-Baisse,
Und nach des Daseins Last und Müh'
Verherrlicht steh'n in 'ner Kurs-Revue! (Sie gehen vorüber.)

Lewin & Co.

Also abgemacht, Herr Doctor — Sie schweigen!
Wir werden uns auch höchst nobel zeigen!

Anaximander Schinder, Handelsredacteur.

Combien?

Lewin & Co.

Mark dreihundert, wie usuell!

Schinder.

Gut, ich halt's Maul, aber zahlen Sie schnell!

Lewin & Co.

Postwendend! Preßbetheiligen kann
Uns're Firma so gut wie der Hansemann! —

Professor Schöps.

Welcher Zufall! Herr Schinder! Sie sind es, Sie,
Dem ich fünfzig Mark vor zwei Jahren lieh?

Schinder.

Ganz recht — und wenn Sie mir noch fünfzig lei'hn,
Dann würden's g'rade hundert sein!

Professor Schöps.

Sie hier zu treffen, welches Glück!
Sie geben mir wohl mein Geld zurück?

Schinder.

Herr Professor, Sie seh'n mich vor Schreck verstummt —
Sie haben mir doch vor zwei Jahren gepumpt,
Als ich noch ein lumpiger Gesell
Und in keiner Beziehung war offiziell!
Als der Commission publizistisches Glied
Verlang' ich doppelten Credit! —
Sie weigern sich? Na, warten Sie man!
(Drohend:) Mein Leben lang pump' ich Sie nie wieder an!
(Sie gehen vorüber.)

Lewin & Co.

Herr Commerzienrath, von 'nem exotischen Ländchen
Ha'n wir noch mehrere siebenprocent'gen,
Woll'n Sie sie nehmen? Sind faule Sachen,
Aber wir denken — Sie werden's machen!

Lupus.

Das geht mir über die Hutschnur bald!
Halten Sie mich für 'nen Rechtsanwalt?
Das geht mir völlig wider den Strich,
Das ist 'ne Gemeinheit, versteh'n Sie mich?
Mein Herr, wie kommen Sie mir vor? — —
Besuchen Sie mich im Privatcomptoir!

Neumann I., Sachverständiger und Mitglied des Aeltesten-Collegiums.

Heisa! Juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her! Bin auch dabei!
Es lebe Caprivi's Reformerei!
Nicht nur die Armeereformen, nein,
Auch die Schulreform mit und ohne Latein,
Der Reichstag mit Gips und buntem Putz,
Und dito der Stuck am Arbeiterschutz,
Die Sozialreform der Fabrikarbeit,
Die ausgleichende Gerechtigkeit,
Die Reform in Deutsch-Ostafrika —
Alles soll leben! Hip hip hurrah!
Evoë Caprivi, das ist mein Mann!
Aber tastet er uns die Börsen an,
Meine Herren, dann schaaren wir uns zu Hauf —
In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf!
Er mag reformiren, was er will;
So lang's uns nichts kostet, halten wir still,
Aber packt er die Börse trotz un'res Geknurrs,
Dann vivat Bismarck! Nieder der neue Kurs!
Alle Mann auf die Schanzen! La vie ou la bourse!
(Stürmisches Beifallsklatschen.)

Vorsitzender.

Meine Herr'n, nach genügender Füllung des Saals
Erössn' ich die Sitzung abermals. —
Der Lohgerber Jochen uns zu Lieb'
Ein Buch über „Zukunft der Börse" schrieb,
Das er voll und ganz und unentwegt
Auf den Tisch des Hauses niederlegt.
Bemerkt sei, daß der kühne Prophet
Von der Materie zwar absolut nichts versteht,
Um so lieber wird uns das Urtheil, ich mein',
Eines unbefangenen Geistes sein.

Lewin & Co.

Auf die Gefahr hin, daß es Herrn Neumann verletzt,
Uns're Meinung ist gerad' entgegengesetzt.
Die Börse verwüstet, 's ist 'ne Schand',
Wie ein hungriges Raubthier rings das Land, (Unruhe.)
Und wenn man ihr freien Spielraum läßt,
Wirkt sie verwüstender als die Pest.
Ethischer Cultur bietet Trotz und Hohn,
Meine Herren, die Börsenspeculation, (Zischen, Lärm.)
Ist's werth, daß man aus dem Lande sie fegt,
Mit Prohibitiv-Steuern sie belegt.
Die Gefahr ist zu groß — behütet drum
Das leicht bethörte Publikum!
Am besten wär' es, wenn allen Censiten
Differenz- und Kassa-Geschäft wir verbieten,
Und nur ein einzig Papier sei dem Schacher
Hinfort erlaubt: Dux-Bodenbacher!
Die zu verbannen, hätt' keinen Sinn!
(Sie müssen wissen, wir machen darin!)

Professor Schöps, Mitglied des Volkswirthschaftsverrathes.

Aber, Verehrter, wie darf man wagen,
Den Vertrieb deutscher Actien zu untersagen?
Beim Actienerzeugen hülfreiche Hand
Drucker leisten und Papierlieferant,
Und wie man leicht berechnen kann,
Die Leute verdienen viel Geld daran!
Meine Herren, ich gestatte nie
Eine Schädigung deutscher Industrie!
Das öffnet dem Umsturz Thor und Thür!
Dagegen wär' ich sehr dafür,
Wenn wir hinfort den Handel sistiren
In fremden, ausländischen Staatspapieren!

Lupus.

Meine Herr'n, dieser Vorschlag ist in der That
Antimonarchisch und undeutsch im höchsten Grad,
Meine Herren, betreten Sie dies Geleis,
Dann schäd'gen Sie rücksich'los deutschen Fleiß,
Ruiniren — ich sag's mit erhob'nem Ton —
Gemüth und Seele der deutschen Nation!

So lang ihm kein Geld im Kasten klingt,
Der Peter fleißig die Arme schwingt,
Spart wie die Agnes, schafft früh und spat,
Wird im Leben kein Sozialdemokrat,
Und wenn man am Wahltag die Stimmen zählt
In seinem Kreise, heißt's: „Richter gewählt!"

Nun aber, wenn's Ihnen auch nicht gefällt,
So ist's doch möglich: der Mann kommt zu Geld.
Was ist die Folge? O Jemine,
Der Mann wird bequem, nennt sich Rentier,
Trinkt Weißbier, knobelt auch, spielt Skat,
Vermehrt so die Schaar der Drohnen im Staat!
Schon Lessing meint — oder irr' ich mir,
Meint's Goethe? — daß Arbeit des Bürgers Zier.

Wenn nun der Bürger sein Geld verputzt,
Den Faullenzer-Cursum durchschmarutzt
Und dient dem Lande, nehmen wir's an,
Nicht 'mal als freisinn'ger Vertrauensmann,
Was wird aus ihm? Die Antwort prompt
Aus Ihrem Munde tönt: Er verkommt!

Die „Freisinn'ge", die er stets so geliebt,
Seine Hand nun verächtlich bei Seite schiebt,
Beim nächsten Ersten mit Elan
Verweigert er das Abonnement,
Und Eugen Richter mit seinem Sarkasmus
Gehirnschwund constatirt und Marasmus.

Meine Herr'n, Sie erkennen unbedingt,
Was Nichtsthun für großen Schaden bringt,
Wenn sich nicht nur der Börsendynast,
Nein, auch der Pöbel damit befaßt! —
Es ist die Frage wichtig enorm
Für Börsen- deshalb und Sozial-Reform,
Wie man die inneren Polen versöhnt
Und wieder an ehrliche Arbeit gewöhnt.

Das Heilmittel, Herrschaften, kennen Sie schon:
Eine Argentinier-Emission!
Aufgehoben der Bürger ist und besorgt,
Wenn er nach Argentinien borgt,
Und sei das Vermögen auch noch so groß,
Er kauft Argentinier: bums, ist er's los
Und muß nun zurück zur Arbeitspflicht —
Er muß, meine Herr'n — ob er will oder nicht.

Wer hat nun dem Staat, dem politischen Leben
Einen fleißigen Bürger zurückgegeben?
Wer scheuchte den Trägen aus fauler Ruh'?
Argentinier waren's! Was sagen Sie nu?
(Lärmender und anhaltender Beifall.)

Vorsitzender.

Zu wissen wär's gut für die Handelswelt,
Wie sich die Regierung zur Frage stellt;
Und scheint Ihnen dies hier der rechte Ort,
Herr Ministerialrath, so nehmen Sie's Wort!

Ministerialrath.

Gerne gehorcht' ich der freundlichen Mahnung,
Aber, verzeih'n Sie: ich hab' keine Ahnung!
Und sollt' es die Herren nicht geniren,
Möcht' ich mich hier selber erst informiren!

Vorsitzender.

Zum Schlusse noch über die Börsenprobleme
Den Herrn Handelsredacteur ich vernehme.

Schinder, Handelsredacteur.

Herr Rath, es brächt' Ihnen wenig Gewinn,
Da ich heut' nicht vernehmungsfähig bin.
All meine Börsen-Weisheit bezieh'
Ich von 'nem befreundeten Bankcomnis,
Bedaure nun sehr und kann nicht dienen:
Der Kerl ist heute nicht erschienen.

Vorsitzender.

Auch gut — wer wollte mit Grillen sich plagen?
's Beste wird sein, daß wir uns vertagen!
So 'was ist nicht über's Knie zu brechen,
Daß muß man beschlafen, bedenken, besprechen;
Lassen Sie uns in die Ferien geh'n (Bravo!)
Und im nächsten Jahrhundert auf Wiederseh'n!

Caliban.

Opern und Concerte.

„Genesius". Oper in drei Acten von Felix Weingartner. (Kgl. Opernhaus.)

So herrlich es ist, eine große Zeit miterlebt zu haben, so fatal kann es werden, ein Epigone zu sein. Die gegenwärtige musikalische Kunst steht unter dem Zeichen Wagner's. Sein Einfluß reicht weit, er wirkt auf den Charakter seiner Anhänger; und da Wagner, trotz seiner menschlichen Schwächen, ein ganzer Mann war, und ein deutscher Mann vor Allem, so ist sein Wirken in vieler Hinsicht segensreich gewesen und wird es sein. Müssen nun deshalb die jungen Künstler bis in das kleinste in seinen Bahnen wandeln? Wenn sie ihn recht verstehen, allerdings. Aber der große Meister wird selbst in erster Linie von jedem Künstler Selbständigkeit verlangen, Freiheit der Entwickelung und Originalität. Statt dessen bindet sich die jüngere Generation an das, was man Wagner'sche Tradition nennen könnte, obwohl viel davon auch in den Schriften steht. Man könnte wirklich beinahe sagen, die gründliche Vertrautheit, das tiefe Eindringen in des Meisters Werke und Anschauungen, mit einem Worte, dieser Theil ihrer musikalischen „Bildung" macht seine Jünger unfrei. Felix Weingartner, der ausgezeichnete Kapellmeister der Kgl. Oper, documentirt sich in seinem Werk auf Schritt und Tritt als Anhänger dieser Tradition, ist dabei aber auch nicht frei von Einflüssen anderer Art. Deswegen wirkt seine Oper wenig befriedigend, so geschickt auch alles Theatralische behandelt ist, und so sehr man überall die Beherrschung des Musikalischen und Instrumentalen anerkennen muß. Die Aufnahme der Oper von Seiten des Publikums war daher eine höfliche, aber entschiedene Ablehnung. Das will umsomehr bedeuten, als Weingartner nicht bloß Componist der Oper, sondern bis zu einem bestimmten Grade auch Verfasser des Librettos — pardon, der Dichtung ist.

Letztere enthält eine Reihe von Scenen, die sich musikalisch höchst wirkungsvoll ausgestalten lassen und bei der prächtigen Ausstattung auch außerordentlich malerisch waren. Ein Gottesdienst in einer Felsengrotte, der Triumphzug eines römischen Kaisers durch die Hauptstadt des Weltalls, eine berückende Parkscenerie in den kaiserlichen Gärten, ein üppiges Ballet — man braucht wirklich kaum über Wagner's Epoche hinauszugehen und hat Alles das schon irgendwo gesehen und zum größten Theil bei Wagner gehört. Doch ich will dem jungen Componisten nicht Unrecht thun und gleich constatiren, daß bei der modernen Art des Musikdramas ein solcher Vorwurf viel leichter zu erheben ist, als das früher der Fall war. Um so schlimmer freilich ist die strenge Fesselung an die Normen, bei deren Beobachtung die jüngeren Musiker beinahe an die klassische Periode des französischen Dramas mit ihren drei Einheiten gemahnen. Im vorliegenden Fall erklärt sich das damit, daß dieser Märtyrertragödienstoff allerdings zweimal von Nebenbuhlern des Corneille dramatisch behandelt wurde, nämlich von Des Fontaines und Rotrou. Weingartner

kennt diese Vorgänger schwerlich, um so genauer aber die Operndichtung des jüngst verstorbenen Hans Herrig: Geminianus. Während in den Ankündigungen und in dem vor längerer Zeit im Druck erschienenen Textbuch nur Weingartner als Dichter genannt ist, gestand der ehrlichere Programmzettel der ersten Aufführung verschämt ein, daß Herrig „benutzt" sei, und dieser kannte den „Saint-Genest" von Rotrou ganz augenscheinlich. Jedenfalls hätte es dem literarischen Anstand mehr entsprochen, wenn der Herr Kapellmeister gleich offen Farbe bekannt hätte, denn das Beste in seiner „Dichtung" ist ohne Zweifel von Herrig übernommen. Man kann es nur bedauern, daß Weingartner nicht den ganzen Text Herrig's dankbar in Musik gesetzt hat, denn der „Geminianus" steht dichterisch und dramatisch über dem „Genesius", und über Weingartner's eigener Reimerei breitet man am Besten den Mantel der Liebe. Ein guter Componist ist schon der Ehre genug, warum auch noch ein schlechter Dichter sein wollen? Die religiös-politische Handlung dieser dramatischen Legende hat folgenden Gang:

Eine junge, schöne Christin, Pelagia, wird durch die großartigen künstlerischen Leistungen des römischen Schauspielers Genesius von Liebe zu ihm entflammt. Sie empfindet diese Liebe zu einem Heiden als Sünde und offenbart sich dem greisen Bischof Cyprianus, ihrem geistlichen Vater. Genesius, den die Leidenschaft ebenso erfaßt hat, folgt ihr und will, um sie zu gewinnen, Christ werden, wird aber von Cyprianus zurückgewiesen. Aus Rache verräth er letzteren dem Kaiser Diokletian, der gerade im Begriff ist, sich bei einem festlichen Zuge durch die Straßen Roms als Gott opfern zu lassen. Die Bemühungen Pelagias, Cyprianus zu retten, machen den Cäsaren auf ihre Schönheit aufmerksam. Er befiehlt, sie in den Palast zu führen. Seine Versuche, ihre Gunst erst durch Milde, dann durch Gewalt zu gewinnen, scheitern an der Wirkung eines goldenen Kreuzleins, das sie ihm zu ihrem Schutz entgegenhält, und eines sie plötzlich umstrahlenden Lichtes, das den Imperator mit geistiger Blindheit schlägt. Zu seiner Entschädigung folgt dann das üppige Fest, wo Genesius inmitten einer Schaar von Nymphen, Dryaden, Faunen und Grazien als Apoll auftreten soll. In dem Augenblick, als er die Christen zu schmähen im Begriff ist, wird er wegen des schmachvollen Verraths an Cyprianus und Pelagia von Reue erfaßt. So bekennt er vor dem Cäsar-Jupiter seinen Christenglauben und soll ebenso wie die übrigen Gefangenen auf dem Scheiterhaufen enden. Sonderbarer Weise hat er erst noch die Aufgabe zu erfüllen, die sittenreine und glaubensstarke Pelagia, die den Muth besessen hatte, sich vor dem versammelten römischen Volke und seinem Cäsar durch Umsturz des Opfergefäßes als Christin zu bekennen, wenige Stunden vor ihrem Ende von der Untreue an ihren Grundsätzen zurückzuhalten; sie möchte leidenschaftlich gern an der Seite des Genesius noch des Lebens Reiz auskosten und den Weg zur Freiheit benutzen, welchen eine heitere Phryne Namens Claudia ihnen dadurch geöffnet hat, daß sie dem Gefängnißwärter ihre Liebesgunst zu Theil werden ließ. Es gelingt ihm erst nach schweren Kämpfen. Die Schlußscene zeigt die Christen auf dem Wege zum Scheiterhaufen.

Bald nun ist die Fahrt vollendet,
Die mich trennt vom Himmelsthron.
Jubelnd ahnet meine Seele
Gottes heil'ge Nähe schon.
Ird'sches sinkt in Flammengluthen
Bang zurück in tiefe Nacht,
Und den Geist zu ew'gem Lieben
Zieht hinan des Glaubens Macht.

Die Musik selbst ist nun ganz und gar von Wagner's Tristan beeinflußt. Der Componist vermeidet sichtlich jede Gelegenheit, den Sängern oder Sängerinnen etwas gesanglich Abgerundetes zu bieten. Auch da, wo der strengste Kritiker nach des Meisters Prinzipien nichts dagegen einwenden könnte, wie in dem Gesang der Claudia:

„Dem Sturm gleichend,
Frei und fröhlich
Flieg' ich dahin durch die Welt."

(das Bild ist übrigens nicht sehr glücklich gewählt), oder in dem Trinklied der Soldaten „Zu schlagen sich in Schlachten" geht Weingartner säuberlich aller melodischen Durchführung und Abrundung aus dem Wege. Der Zuhörer kann das nur bedauern, denn die Musik enthält die reizvollen Ansätze dazu; und ästhetisch würden die Scenen ungemein gewinnen. Der gesangliche Theil ist fast durchweg recitatorisch behandelt, der Schwerpunkt liegt überall im Orchester. Das Leitmotiv vermittelt die Einheit des Werkes. Aber ist nicht dazu erforderlich, daß die Motive nicht bloß der Situation und dem Charakter angemessen, sondern auch plastisch, neu und originell sind? Nun ruft aber das Hauptleitmotiv — man kann es das Motiv des Christenglaubens nennen — sofort die Erinnerung an Mendelssohns Athalie-Ouvertüre wach, und der Eindruck der Unselbständigkeit verstärkt sich von Scene zu Scene. Wenn eine solche Reminiscenz nach Art der Meister vor Wagner organisch verarbeitet wird, so kann sich ein neues Kunstwerk daraus gestalten. Es kommt dann nicht einmal darauf an, ob der Componist, wie jener derbe Zeitgenosse von Beethoven sagte, seine Motive auf der Gasse hörte. Ein Leitmotiv aber, das sich bei allen wichtigen Anlässen in einer dreistündigen Oper in denselben melodischen Schritten wiederholt, muß neu und packend sein, vor Allem darf es nicht an andere Situationen, andere Componisten gemahnen. Wenn Wagner im „Parsifal" ein gregorianisches Motiv benutzt, so liegt da der Fall ganz anders. Es sind aber nicht nur die Leitmotive, die Originalität vermissen lassen, auch die Instrumentirung ist ganz im Banne der Wagner'schen Werke. Ohne Reminiscenzenjäger zu sein, wird man bald an Parsifal, bald an Tannhäuser, und dann wieder an die anderen Opern gemahnt. Wir sind überzeugt, daß der begabte Componist bei der meisterlichen Beherrschung aller technischen Hülfsmittel originell erfinden könnte, wenn er sich von der gar zu ausgeprägten Nachahmung des großen Meisters losmachen wollte.

Frau Sucher als Pelagia und Meister Betz als Cyprianus sangen und spielten unvergleichlich; Herr Sylva (Genesius) und Frau Götze (Claudia) blieben nicht zurück, die schauspielerisch undankbare Rolle des Kaisers wurde gesanglich von Herrn Bulß vorzüglich wiedergegeben. Die Volksscenen, der Chor der Rosenmädchen, das reizende Terzett der Grazien, das Ballet, Alles war bis in's Feinste ausgearbeitet und ausgeführt. Das Orchester spielte so vorzüglich, als wenn die Ehre jedes Einzelnen auf dem Spiele stände. Diese Hingabe aller Mitwirkenden ist für den Componisten so ehrenvoll und so vertrauenerweckend, daß wir trotz dieses Mißerfolges die Hoffnung auf die Zukunft setzen und Herrn Weingartner zurufen: „Freiheit der künstlerischen Entwickelung sei die Losung." B. R.

Notizen.

Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848. Von E. V. Zenker. (Wien, W. Braumüller.) Der Verfasser hat im vorigen Jahr eine treffliche Geschichte der Wiener Journalistik von ihren Anfängen bis zum Jahr 1848 veröffentlicht, die wir an dieser Stelle gewürdigt haben. Das vorliegende Buch ist gewissermaßen die Fortsetzung, aber diesmal mehr culturhistorisch, als chronologisch und bibliographisch. Der Verfasser zeigt überall, wie die Revolutionsjournale aus dem Bedürfniß der Zeit heraus wuchsen und nicht nur Mundstücke, sondern auch Schaffer und Lenker der öffentlichen Meinung waren und zugleich im Guten und Schlimmen die Entwickelung der österreichischen Journalistik von heute mit bestimmten. Es war mit seinen drei Revolutionen ein tolles, aber auch ein großes Jahr, voller Hingebung und Begeisterung, und Zenker hat sich mit Recht nicht den Historikern zugesellt, die wie Baron von Helfert in der Wiener Journalistik von damals nur die Auswüchse und Mißgriffe sehen. Er bleibt bei aller unverkennbaren Sympathie doch kein blinder Lobredner. Allgemeiner interessant ist die Geschichte der Gründung der heutigen (alten) „Presse" durch den Pariser Kipfelbäcker Zang, der dabei Girardin und seine „Presse" nachahmte. Möge der Schlußband des Werkes, die neuere und neuste Wiener Journalistik betreffend, den Verfasser auf gefährlicherem Boden ebenso unparteiisch und gerecht finden!

Römische Tagebücher. Von Ferdinand Gregorovius. (Stuttgart, Cotta Nachf.) Das Tagebuch betrifft die Jahre 1852—1874 und behandelt nicht nur den Aufenthalt des Dichters und Gelehrten in Italien, sondern auch seine Reisen in Deutschland und längeren Aufenthalte in München. Das Interessanteste sind die zeit- und culturgeschichtlichen Aufzeichnungen, zum Theil von historischem Werth. Besonders über die nationale Einigung Italiens erfahren wir manches Neue. Auch Gregorovius persönlich lernen wir hier lieben und achten. Leider haben die Aufzeichnungen zumeist einen aphoristischen Ton, doch werden Bekannte und Freunde in dieser kurz angebundenen Weise mit einigen Zügen scharf charakterisirt, so Vischer, Kinkel, Rüstow, Cotta, Kolb und der Herausgeber, Fr. Althaus, selbst. Von allgemeinerem Interesse ist die bittere Aufzeichnung: „Mommsen kam nach Rom, wo er sich noch aufhält. Er ist offenbar, wie Richard Wagner, an Größenwahn krank. Die Katheder-professoren lassen mich nicht gelten, weil ich in freier Thätigkeit schaffe, keine Beamtenstelle einnehme und sogar horribile dictu einiges Dichtertalent besitze. Meinen Sinn für schöne Form verzeiht man mir nicht. Mit Schweigen und Achselzucken ist von den Pedanten Deutschlands meine Geschichte der Stadt Rom aufgenommen worden. Es erschien meines Wissens noch keine Anzeige von ihr in den offiziellen Organen der Kritik. Doch sie wird noch manches Menschen Sinn klären und erfreuen. Alle Dinge werden mit der Zeit, so viel man sie auch verrücke, an ihren rechten Platz gestellt."

Aus dänischer Zeit. Bilder und Skizzen von Charlotte Niese. (Leipzig, Grunow.) Anmuthige Kindeserinnerungen aus einem Honoratiorenhause in einer holsteinischen Kleinstadt unter dänischer Herrschaft. Keine Politik ist da zu finden, kein Haß und Streit, aber wohlthuende Gemüthlichkeit und idyllischer Frieden. Prächtige Originale, allerliebste Genrebilder, talentvolle Kleinmalerei, und über Allem schwebt ein Hauch von Gemüth und Seele.

Katechismus der allgemeinen Literaturgeschichte von Adolf Stern (Leipzig, Weber) ist ein sehr geschickter Auszug aus dem größeren Werke des Verfassers und für tausende von Literaturfreunden ein unentbehrliches Handbuch. Die neuesten Forschungen über ältere Perioden der Literaturgeschichte sind berücksichtigt, doch wird bei den neuen Erscheinungen unseres Schriftthums etwas willkürlich abgebrochen.

Italienischer Salat. Allerlei Heiteres vom Lande der Citronen von Oscar Justinus. (Berlin, Wilhelmi.) Plaudereien eines liebenswürdigen Beobachters über modernes Leben und Treiben in Italien, zumal Rom und Neapel, immer gut gelaunt und mit freundlichem Eingehen

auf fremde Art. Manches Interessante über Theater, Brigantaggio, Straßenleben, Baden, Essen und Trinken, Eingeborene und Touristen erfahren wir da. Es ist ein Berliner, der mit sich reden läßt und nicht nur sein Spree-Athen versteht.

Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Herausgegeben von E. Kautzsch. (Freiburg, J. C. B. Mohr). Dieser erste Halbband eines Werkes, das sich zunächst an den Fachmann wendet, beweist den höchsten Grad philologischer Correctheit und Sorgfalt, und auch die typographische Ausstattung verdient alles Lob. Fußnoten, Hinweise, Textparallelen, Urquellen, alles findet sich für den Theologen verzeichnet. Aber auch dem Laien wird diese Ausgabe dort gute Dienste leisten, wo Luther dunkel und vieldeutig ist. Im Uebrigen will diese treffliche Sprachforscherarbeit nicht mit der unvergleichlichen Luther'schen Uebersetzung verglichen werden und kann es auch nicht. An Fülle, Wohlklang, Kraft, Erhabenheit und Schönheit ist das Lutherdeutsch unerreichbar.

Luigi Settembrini. Erinnerungen aus meinem Leben. Deutsch von E. Kirchner. (Berlin, Cronbach.) Im italienischen Martirologio, dem politischen Märtyrerthum für das nationale Einigungswerk, gibt es größere und genialere Helden, als den gutmüthigen und naiven Neapolitaner, aber keinen ehrlicheren und braveren Mann. Im ersten Band hat er uns seine lange Leidensgeschichte erzählt, die interessanter und schrecklicher ist, als Silvio Pellico's klassische „Gefängnisse". Leider ist die Arbeit unvollendet geblieben und der zweite Band aus seinen Briefen und seinem Nachlaß ergänzt, was die volle Wirkung beeinträchtigt. Aber auch so ist es ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des modernen Italiens und wird auch von Deutschen in der sorgfältigen Uebersetzung Kirchner's mit wachsendem Antheil gelesen werden.

Für und gegen die Jesuiten. Zeitgenössische Original-Aussprüche. Herausgegeben von Max Oberbreyer. (Düsseldorf, Bagel). Schon wieder eine Enquête! Unter den 40 Urtheilen sind etwa die Hälfte von ziemlich unbekannten Leuten und von ultramontanen Obscuranten, die in der beregten Frage Partei sind und gar nicht hätten befragt werden sollen. Welchen Werth hat z. B. das Urtheil des Wiener Domdechanten Wiesinger, des Pfaffendichters Leo Tepe genannt Hemsteede, des Centrum-Fürsten Isenburg, des päpstlichen Hausprälaten und Klopffechters Sebastian Brunner, der bekanntlich Schiller, Goethe und Lessing „gestürzt" hat und sich rühmt, mehr ein Römling als ein Deutscher zu sein! Die wenigen Autoritäten und Berühmtheiten stimmen gegen die Zulassung der Jesuiten, andere (wie Lindau) drücken sich um die Frage herum und versichern, daß die paar Jesuiten, die sie kennen, höchst brave Leute sind, und wieder andere thun die Sache mit einigen Versen ab. So der immer lustige Schmidt-Cabanis, der kölnische Spanier Johannes Fastenrath und der unvermeidliche Julius Stettenheim. Kleinpaul, L. Büchner, Dahn sind gegen, Sacher-Masoch und Rudolf Baumbach für die Zulassung, Amyntor und Heiberg schwärmen für religiöse Zukunftsmusik, der Historiker Onken urtheilt kategorisch: der für den Glaubenskrieg geschaffene und im Glaubenskrieg groß gewordene Orden ist für den Glaubensfrieden unserer Nation einfach unerträglich. Interessant schreibt auch der geschichtskundige Conrad Ferdinand Meyer: Der Wiedereintritt der Jesuiten ist logisch unmöglich, weil Deuschland paritätisch und monarchisch ist, während die Jesuiten gestiftet wurden zur Vernichtung der Reformation und dieselben Jesuiten die Berechtigung des Fürstenmordes wissenschaftlich begründet haben.

Geschichten aus Tyrol. Von Carl Wolf. (Innsbruck, Edlinger.) Ein sehr begabter Schüler Rosegger's, aber natürlicher und gesünder und wenn auch nicht als Poet, so doch als Beobachter und Schilderer hoch über ihm stehend. Wie prächtig sind nicht die Charakterköpfe von der Landstraße aufgenommen und wiedergegeben: der die Eisenbahn verfluchende Postwirth, der Wegwart mit seiner Alten, der Seiler mit seinem Vaterschmerz, der Stromer und seine Fechterkniffe, und wie originell und wirklich ist das nicht Alles! Auch die Geschichte vom Bettelstudent wird niemand ohne Rührung lesen, und nur der gar zu clericale Schluß könnte verstimmen, wenn er nicht so echt tyrolisch wäre. Leider erschweren die vielen und immer unerklärten Provinzialismen außerhalb der rothweißen Grenzpfähle das Verständniß.

Murillo von Carl Justi. (Leipzig, E. A. Seemann.) Die geistvolle und mit Wärme geschriebene Studie, die aus einem Zeitungsaufsatz entstand, hat der rühmlichst bekannte Verleger mit einem so reichen Schmuck von Radirungen und Holzschnitten ausgestattet, daß fast ein Prachtwerk daraus geworden ist. Wir empfehlen das Buch nicht nur dem engeren Kreise der Kunstfreunde, sondern auch dem großen gebildeten Publikum.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

= Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek. =

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit mehreren Hundert Abbildungen, Karten und Chromotafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 8 Mk. oder in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig. *(Im Erscheinen.)*

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbfranz gebunden 10 Mark oder in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

Afrika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfranz gebunden 12 Mk. oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mark.

Asien.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Brehms Tierleben.

Dritte, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. E. Pechuel-Loesche, Prof. Dr. W. Haacke, Prof. Dr. O. Boettger, Prof. Dr. W. Marshall und Prof. Dr. E. L. Taschenberg. Mit über 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten, 80 Tafeln in Holzschnitt und 100 Tafeln in Chromodruck. 10 Bände in Halbfranz gebunden zu je 15 Mk. oder in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. *(Im Erscheinen.)*

Brehms Tierleben.

= Volks- und Schulausgabe in 3 Bänden. =
Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage. Mit 1300 Abbildungen. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 10 Mk. oder in 52 Lieferungen zu je 50 Pf. *Im Erscheinen.)*

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1200 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Chromotafeln. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 42 Lieferungen zu je 1 Mk.

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Joh. Ranke. Mit 991 Abbildungen im Text, 6 Karten und 32 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mk.

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 30 Liefgn. zu je 1 Mk.

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk.

Meyers Konversations-Lexikon.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit 3700 Abbildungen im Text, 567 Illustrationstafeln, Karten und Plänen. 16 Bände und 1 Ergänzungs- und Registerband fein in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk
Dem Hauptwerk sind zwei Jahres-Supplemente 1890/91 und 1891/92 angeschlossen, in Halbfranz geb. zu je 10 Mk.

Meyers Klassiker-Ausgaben

Unübertroffene Korrektheit — Schöne Ausstattung. — Eleganter Liebhabereinband.

Goethe, 12 Bände	30 Mk.	H. v. Kleist, 2 Bände	4 Mk.
Schiller, 6 Bände	15 -	Chamisso, 2 Bände	4 -
Lessing, 5 Bände	12 -	Hoffmann, 2 Bände	4 -
Herder, 4 Bände	10 -	Lenau, 2 Bände	4 -
Wieland, 3 Bände	6 -	Heine, 7 Bände	16 -
Hanff, 3 Bände	6 -	Gellert, 1 Band	2 -
Eichendorff, 2 Bände	4 -	Bürger, 1 Band	2 -

Verzeichnis der *ausländischen Klassiker* = 70 Bände = wolle man gratis verlangen.

Probehefte oder Probebände obiger Werke liefert jede Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Die Gegenwart
Nr. 40.

Diese **beschlagnahmte** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:
Anti-Vespasian,

ist vom Kgl. Landgericht I soeben **freigegeben** worden und kann durch alle Buchhandlungen, sowie bei Voreinsendung von 53 Pf. in Marken direct von uns wieder bezogen werden.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Neuer Verlag von **E. A. Seemann** in **Leipzig.**

MURILLO

von

Carl Justi.

Mit Abbildungen im Text und 3 Kupferlichtbildern

geb. 6 *M.*

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von:

Wilhelm Hertz (Besserschе Buchhandlung), **Berlin W.**

Theodor Fontane's Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Wohlfeile Ausgabe. 1. Band. Die Grafschaft Ruppin. 2. Band. Das Oderland, Barnim-Lebus. 3. Band. Havelland, die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg. 4. Band. Spreeland, Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow. Jeder Band geheftet 5 *M*, eleg. gebd. 6 *M*.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs, Generals der Infanterie und General-Adjutanten König Friedrich Wilhelms IV. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Zweiter (Schluß-)Band. Mit einem Bildniß. Geheftet 11 *M*, in seinem Halbfranzband 13 *M* 50 *Pf*.

Paul Heyse, Ein unbeschriebenes Blatt. Lustspiel in vier Akten. Geheftet 2 *M* 60 *Pf*.

Rivarda Huch, Evoë! Dramatisches Spiel in 5 Aufzügen. Geheftet 2 *M*, eleg. gebd. 3 *M*.

G. E. Lessings Uebersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires. Im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin, herausgegeben von Erich Schmidt. Geheftet 4 *M*, gebd. in Lwd. 5 *M*.

Paul Lehfeldt, Luthers Verhältniß zu Kunst und Künstlern. Geheftet 2 *M*, gebd. in Lwd. 3 *M*.

Friedrich Paulsen, Einleitung in die Philosophie. Geheftet 4 *M* 50 *Pf*, in Lwd. gebd. 5 *M* 50 *Pf*, in Halbfranz gebd. 6 *M*.

Reinhold Steig, Goethe und die Brüder Grimm. Geheftet 5 *M*, in Lwd. geb. 6 *M*.

Das interessanteste Weihnachtsbuch.

Im Verlage von **Trowitzsch & Sohn** in **Frankfurt a. O.** erschien soeben:

Geschichte des Araber-Aufstandes in Ost-Afrika

von

Rochus Schmidt.

Preis elegant gebunden 5 Mark.

Der Herr Verfasser, seit 7 Jahren in Ost-Afrika, hat als Bezirkschef, dann als militairischer Beirath des Herrn von Soden, einen wesentlichen Antheil an der Niederwerfung des Aufstandes. Rückhaltslos offen schildert er die einzelnen Vorgänge und giebt damit verbunden ohne Schwarzseherei und Schönfärberei eine eingehende Schilderung unserer Kolonie. Vor allem kritisirt er scharf die gegenwärtige Lage und weist mit überzeugender Beredsamkeit und großer Objectivität die Wege, die man einschlagen muß, wenn Deutsch-Ostafrika nach und nach werden soll, was es werden kann: eine Quelle des wirthschaftlichen Segens für Deutschland.

„Ein Buch zu rechter Zeit" nennt die gesammte Presse ohne Ausnahme das Werk Rochus Schmidts — viele der größeren Zeitungen widmeten dem Inhalte des Buches längere Leitartikel.

Verlag von WILHELM BRAUMÜLLER, Wien und Leipzig.

Soeben erschien:

GESCHICHTE
DER
WIENER JOURNALISTIK
während des Jahres 1848.

Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte

von **E. V. Zenker.**

8. (XII. 195 S.) 1893. 2 fl. 40 kr. = 4 Mk.

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 5.75; für gebundene Bände M. 4.50. Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung Friedr. Pfeilstücker, Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Soeben erschienen:

Karl Stauffer-Bern

Leben, Briefe und Gedichte.

Dargestellt von **O. Brahm.**

Mit Bildnis.

M. 4.—, vornehm geb. M. 5.50.

G. J. Göschen, Stuttgart.

Vorräthig in allen Buchhandlungen ist die **neueste** Dichtung:

Goliath

von

J. W. Weber,

Verfasser der Dreizehnlinden.

5.—12. Auflage.

In Originalband mit Goldschnitt *M* 4.

„Goliath", ein norwegisches Liebesidyll, steht dem bedeutenden Erstlingswerke an poetischen Reiz und Formenschönheit nicht nach.

☛ Die 1.—4. Auflage waren sogleich bei Erscheinen vergriffen.

Verlag von **Ferd. Schöningh** in **Paderborn.**

Soeben erschien:

Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben

von **Ed. Eggert.** 12°. brosch. *M* 3.50, in Salonband *M* 4.80.

Vorliegende Dichtung, in welcher der Bauernkrieg in seinen spannendsten Episoden, die außerordentliche Persönlichkeit des Truchsessen Georg von Waldburg, genannt der Bauernjörg, das häusliche Leben auf der berühmten Waldburg vor Augen geführt wird, ist das Werk eines dichterischen Talentes, das souverän gebietend über alle Töne des menschlichen Herzens in seinem Lieben — Hassen, Scenen und Gestalten schildert, die den Leser in gleicher Weise erfreuen und erschrecken, erheben und erschüttern. Es ist ein Epos von hervorragendstem Werte in formgewandtester Sprache.

Jos. Roth'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Kürzlich erschien:

Idealismus

von

Professor Dr. Ch. Muff.

Zweite Auflage.

4 *M*, in Geschenkband 5 *M*.

R. Mühlmann's Verlag (M. Grosse), Halle.

Hierzu zwei Beilagen: G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Stuttgart und Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 3. December 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die sozialdemokratische Bourgeoisie. Von Paul Dehn. — Die Lehre von Ahlwardt's Wahl. Von Karl Hammer. — Eine neue Opposition im Wiener Reichsrath. Von Saxo. — **Literatur und Kunst:** Max Nordau's „Entartung." Von Cornelius Gurlitt. — Das musikalische Jung-Italien. II. Von Paul Marsop. — **Feuilleton:** Eine Vernunftheirath. Von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Der Zauberlehrling. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Abgeordnetenwahl. — Notizen. — Anzeigen.

Die sozialdemokratische Bourgeoisie.

Von Paul Dehn.

Wer in der dritten Novemberwoche den großen prunkvollen Concordiasaal, angeblich den schönsten Saal Berlins, besuchte, was gegen Zahlung von 50 Pfennigen jedem gestattet war, sah sich in eine zahlreiche Versammlung von wohlgekleideten Herren und Damen versetzt. In der vorderen Hälfte des Saales saßen an langen Tischen die activen Theilnehmer, Mann für Mann ein ansehnliches Häuflein von Papieren und Schriften vor sich, während die hintere Hälfte wie die Gallerien von den Zuhörern in bunter Reihe angefüllt wurden. Hoch über der Versammlung, auf der Bühne des Saales, thronten die Führer und Vorstände, voll Ernst und Würde das Ganze leitend und ordnend. Alles war aufs Beste arrangirt, breit und ruhig flossen die Reden dahin. Ein des Deutschen unkundiger Amerikaner würde geglaubt haben, sich inmitten eines Mäßigkeitscongresses zu befinden.

In der That trug der diesjährige sozialdemokratische Parteicongreß äußerlich das Gepräge ruhiger Behäbigkeit. Leute, die Nichts zu verlieren haben und daher Alles zu wagen bereit sind, zeigen und benehmen sich anders, von dem eitlen tonangebenden Millionär unter ihnen nicht zu reden. Man sprach von dem Untergang der bestehenden Gesellschaftsordnung, wie man anderwärts von dem Untergange der Welt spricht. Beide Ereignisse werden unzweifelhaft einmal eintreten, aber wann? Wer darauf wartet, muß sich gedulden. Bis dahin bleibt der Lebende im Recht, der Millionär, der revolutionäre Journalist mit 10,000 Mark Jahreseinkommen, der Zukunftsstaatsrecitator mit 10 Mark Tagegeldern. Besser kann es diesen Herren niemals gehen, im Grunde ihres Herzens dürfen sie mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden sein, sie vertreten in der sozialdemokratischen Gesellschaft das Element der Aristokratie und Plutokratie.

Diese oberen Kreise der Sozialdemokratie sind, wenngleich sie sich beständig erweitern, noch klein und überdies unruhig und abenteuerlustig. Von ihnen ist Gutes nicht zu erwarten, ihr Erstarken wäre vielmehr als eine Gefahr für die bestehende Gesellschaft anzusehen, wenn ihnen nicht seit einigen Jahren eine andere aus den sozialdemokratischen Massen herauskrystallisirte Gruppe zur Seite getreten wäre, welche immer deutlicher als das erscheint, was die Sozialdemokraten bisher außerhalb ihrer Gesellschaft als Bourgeoisie verspottet haben. Dieser behäbige Kleinbürger, der sich lediglich um sein wirthschaftliches Wohlergehen kümmert und von der Politik nicht viel wissen will, weil sie seine Kreise durchkreuzen könnte, dieses conservative Element erhebt sich im sozialdemokratischen Lager selbst, findet sich zusammen, consolidirt sich und beginnt bereits nach oben wie nach unten hin seinen mäßigenden Einfluß zu üben. Wie ist diese sozialdemokratische Bourgeosie emporgekommen?

Als die Arbeiter sich organisirten und zu Ausständen und Boycotts schritten, um ihre Lage zu verbessern und vor Allem günstigere Löhne zu erzwingen, handelten sie auf Veranlassung und im Sinne ihrer Führer, welche hierdurch ihre rein politischen Zwecke gefördert sahen. Ausstände und Boycotts waren den Agitatoren nicht als wirthschaftliche, sondern als politische Kampfmittel willkommen. Wo sie sich bewährten, erhöhten sie das Machtbewußtsein, wo sie versagten, die Unzufriedenheit der Arbeiter. Als indessen unter der ungünstigen Erwerbslage die Mißerfolge immer häufiger wurden und darunter die Arbeiter immer empfindlicher litten, verfiel ein findiger Kopf in Nordamerika auf ein neues, minder wirkendes Kampfmittel, auf die sogenannte Arbeitercontrolmarke. Man findet diese kleine unscheinbare Schutzmarke in Deutschland immer häufiger, zunächst in Hüten, Schuhen und Wirkwaaren, voraussichtlich bald auch an Cigarren. Sie zeigt ein verschlungenes Händepaar als Sinnbild der Solidarität der Arbeiter, sie verkündet, daß das käufliche Erzeugniß aus einer Werkstatt herrührt, in welcher den Mindestforderungen der organisirten Arbeiter (Gewerkschaften ꝛc.) namentlich in Bezug auf Lohnhöhe und Arbeitszeit genügt wird und sie soll die Arbeiter mit Hinweis auf ihre Solidarität veranlassen, nur Waaren mit dieser Controlmarke zu kaufen. Hierdurch wird es den Arbeitern möglich, einen gewissen Einfluß auf die Consumtion, auf die Absatzgebiete der Fabrikanten und schließlich auch auf die Production zu gewinnen. Denn tritt die Nachfrage nach Erzeugnissen mit der Arbeitercontrolmarke immer massenhafter hervor, so werden die Fabrikanten, um ihren Absatz nicht einzubüßen, sich genöthigt sehen, das Recht zur Führung der Arbeitercontrolmarke zu erwerben und bei dieser Gelegenheit von den Gewerkschaften ꝛc., welche dieses Recht ertheilen, gezwungen werden können, deren Mindestforderungen hinsichtlich der Arbeitsbedingungen zu erfüllen. Trifft diese Erwartung ein, so erscheint die Arbeitercontrolmarke als ein Ersatz für die Ausstände, von annähernd gleicher Wirkung, aber ohne Opfer und ohne Risiko für die Arbeiter.

In der That hat die Arbeitercontrolmarke Erfolge gehabt, wenn auch nur in beschränktem Sinne. Mit Hülfe der Marke sind zunächst die sozialdemokratischen genossenschaftlichen Unternehmungen rasch in die Höhe gekommen, so die Genossenschaftshutmacherei in Berlin mit 170 Arbeitern, die Genossen-

schaftswirkerei in Chemnitz, die Schuhfabrik in Erfurt. Diese Unternehmungen mit ihren Leitern und Arbeitern, ferner die Arbeiter aller jener Fabrikanten, welche die Controlmarke erworben und die gewünschten günstigeren Arbeitsbedingungen zugestanden haben, endlich die Leiter und Arbeiter der anderen immer zahl- und kapitalsreicher werdenden sozialdemokratischen Produktivgenossenschaften, Buchdruckereien (darunter diejenigen in Hamburg mit annähernd 500,000 Mark Anlagekapital), Bäckereien, Taback- und Zigarrenfabriken — sie gestalten sich allmählich zu engeren Interessentengruppen, zu einem sozialdemokratischen Opportunismus im Gegensatz zum Intransigententhum, zu einer sozialdemokratischen Bourgeoisie, welche in behäbige Verhältnisse gelangt und vor dem Sprung in's Dunkle ebenso zurückschreckt wie die ganze bürgerliche Gesellschaft.

Diese Gefahr ist von den Intransigenten richtig erkannt worden und mit großer Entschiedenheit haben sie begonnen, Arbeitercontrolmarke und Produktivgenossenschaften zu bekämpfen. Jede Selbsthülfe des Arbeiters erscheint ihnen unnütz und gefährlich, die Arbeitercontrolmarke als eine höchst fragwürdige Sache, als eine geringfügige Spielerei, als ein ungeeignetes Palliativmittel, als eine Harmonieduselei, ja als moderner Bauernfang der interessirten Arbeitervereinigung; hierdurch würden die Arbeiter eingeschläfert und von ihrem wahren Ziel, von dem Umsturz der Gesellschaft abgeleitet. Eine Anzahl tüchtiger Kräfte gehe dadurch für die politische Agitation verloren. Fort mit all' den egoistisch-privatkapitalistischen Unternehmungen, mit den Genossenschaften, mit der Controlmarke! In diesem Sinne haben sich namentlich Hamburger Vertreter auf dem Parteitage geäußert.

Allein der Einfluß der sozialdemokratischen Bourgeoisie zeigte sich bereits so groß, daß die Parteileitung genöthigt wurde, zu vermitteln, um neuen offenen Abfall zu vermeiden. Als Berichterstatter über Genossenschaftswesen und Arbeitercontrolmarke hat der Abg. Auer alles hervorgehoben, was vom Standpunkt der politischen Agitation dagegen spricht, allein bei Weitem nicht so scharf wie es das Intransigententhum gethan, und das Lavieren des Vorstandes kommt deutlich in den Resolutionen zum Ausdruck, welche jene unpolitische, rein wirthschaftliche Kampfmittel nicht zu verwerfen wagen, sondern ihnen nur bedingt entgegentreten. Man sucht zunächst das weitere Aufkommen der Genossenschaften und der Arbeitercontrolmarke zu verhindern, vor Allem da, wo die Meinung besteht, es lasse sich dadurch die Lage der Arbeiter heben und ihr Klassenkampf beseitigen. Diese Meinung ist aber gerade da vorhanden, wo Genossenschaften gegründet worden sind und gegründet werden sollen, wo die Arbeitercontrolmarke ihre Wirkung übt. Man wird daher diese Meinung, weil sie, wie die Erfolge zeigen, keineswegs unbegründet ist, auf die Dauer nicht unterdrücken können. Und wenn die offizielle Resolution von der Controlmarke behauptet, sie führe zur politischen Heuchelei um augenblicklicher Vortheile willen, zur moralischen und materiellen Vergewaltigung Einzelner und schließlich zur völligen Demoralisation und Auflösung der gesammten Organisation, allerdings unter der einschränkenden Voraussetzung, daß sie jungen oder schwachen Organisationen Mitglieder zuführen oder erhalten soll, so zeigt der Partei-Vorstand, wie er die Controlmarke fürchtet, gleichzeitig aber seine bedenkliche Doppelzüngigkeit. Er läßt die Controlmarke aus Rücksicht auf ihre einflußreichen Interessenten gelten, wo sie besteht, verdammt aber aufs Schärfste ihre weitere Einführung. Schwächlicher wurde vielleicht noch niemals ein Interessengegensatz überkleistert. Man hat jene Resolution angenommen. Allein die Gährung innerhalb der sozialdemokratischen Partei dauert fort, feindlicher als zuvor stehen die wirthschaftlichen Interessenten und politischen Agitatoren einander gegenüber, die reinliche Scheidung ist nur eine Frage der Zeit. Erlangt das sozialdemokratische Intransigententhum im Parteivorstande die Oberhand, was voraussichtlich der Fall sein dürfte, so wird die sozialdemokratische Bourgeoisie wohl oder übel der bestehenden Gesellschaftsordnung nähergeführt, an deren Aufrechterhaltung sie schon jetzt unmittelbares Interesse hat.

Die Lehre von Ahlwardt's Wahl.

Von Karl Hammer.

In allen Blättern waren soeben dicht bei einander zwei Mittheilungen zu lesen. Die erste lautete: Der Prozeß gegen Ahlwardt wird eine außerordentliche Ausdehnung annehmen. Es sind gegen 60 Zeugen geladen u. s. w. Die zweite Mittheilung meldet: Arnswalde, 26. November. Der Nationalliberale erhielt 406 Stimmen, der Sozialdemokrat 942, der Conservative 2815, der Freisinnige 2915 — Ahlwardt (wild) 6901. Ahlwardt's Wahl ist demnach sicher, vielleicht sogar schon im ersten Wahlgange, mindestens aber in der Stichwahl.

Der deutsche Bauer ist vorsichtig, mißtrauisch, zurückhaltend, er neigt zum Alten, Gewohnten, er meidet das Ungewohnte, Unbekannte. Die Gewohnheit nennt er seine Amme, und er will von Jedem, bevor er ihm näher tritt, erst wissen, wer er ist, und was er will.

Wer ist Ahlwardt? Und was will Ahlwardt? Wir wollen uns einmal recht milde ausdrücken und sagen: Ahlwardt ist ein dunkler Ehrenmann, über dessen Zweifellosigkeit man sich bisher noch nicht hat einigen können. Und was will Ahlwardt? Sicherlich etwas, was er — bis heute selbst noch nicht recht weiß.

Aber er versichert: Wählt mich nur erst einmal in den Reichstag. Wenn ich dort bin, werdet ihr sehen, wer ich bin und was ich will. Sollte diese Anweisung genügen? Man weiß, wie schwer sich der deutsche Michel entschließt. Der Name eines Bismarck schien dem Reichstagswähler von so schwacher Beweiskraft, daß in der Hauptwahl nicht einmal ein Viertel aller eingeschriebenen Wähler für ihn an die Urne trat, und selbst in der Stichwahl kaum ein Drittel von allen, obgleich es galt, einen sozialdemokratischen Cigarrenmacher zu verdrängen.

Daß Ahlwardt's Wahl in den Reichstag irgendwie zu denken gibt, sollte auch dem Beschränktesten einleuchten. Ganz abgesehen von Ahlwardt's Persönlichkeit, die seiner Wahl den denkbar schärfst gepfefferten Beigeschmack verleiht, steht ein solcher Erfolg in der Geschichte der Reichstagswahlen geradezu beispiellos da. Eine neue Partei kam, sah und siegte, ohne daß ihr Candidat etwas Besseres zu bieten hatte als die Thatsache, daß er — nichts mehr zu verlieren hatte, weder Geld noch Gut noch Name, ja nicht einmal — Verstand, sicherlich nicht hervorragend viel davon. Auf den ersten Streich fiel die Eiche eines altconservativen Wahlkreises. Aber man kann nicht sagen, daß dies durch einen „Handstreich" geschehen sei, eine beliebte Ausrede für besiegte Candidaten, denen die Trauben zu sauer waren. Denn die Wahlbetheiligung war eine der allerlebhaftesten, die jener Wahlkreis von kaum 20,000 Wahlberechtigten überhaupt bis heute gesehen hat. Der denkbar schlechteste Trost ist es daher, wenn die große kapitalistische Presse jetzt behauptet, die „Schuld" liege an den Tausenden von Wählern, die sich nicht bei der Wahl betheiligt hätten. Denn es ist erfahrungsmäßig nie anders in der Welt gewesen, jedesmal blieben 10 bis 20, oft sogar 50 bis 60 Procent der Wähler im Hintergrunde.

Die Partei Ahlwardt erntete, wo sie nicht gesät hatte. Komisch ist es daher, wenn die freisinnige und die conservative Presse wechselseitig sich die Thäterschaft zuschieben an der Aussaat, deren Frucht Ahlwardt ist. Läge die Schuld nicht an beiden zugleich, so würde doch jetzt der Dank der Wähler nicht so gänzlich ausgeblieben sein, und der Lohn der Unschuld hätte ein glänzender Wahlsieg der einen Partei sein müssen, anstatt einer unerhörten gemeinsamen Niederlage. Aber da kommen wir gerade auf den Kernpunkt der ganzen Frage: der Zwiespalt zwischen dem „mobilen" Großkapital des Freisinns und dem befestigten Großgrundbesitz der Conservativen ist bei Weitem nicht mehr so groß, als es dem Uneingeweihten erscheinen möchte. Denn der Großkapitalist hat gar bald ein paar Rittergüter zusammengekauft, und der etwa nicht kapitalkräftige Grundbesitzer ist noch geschwinder sein letztes Rittergütchen losgeworden auf Nimmerwiedersehen, und als bescheide-

ner Rittergutsbesitzer a. D. lernt er schnell, daß seine Interessen nunmehr ganz andere geworden sind.

Die Wähler sagen es laut und deutlich: wir sind eure großkapitalistisch-großgrundbesitzerlichen Ammenmärchen satt, herzlich satt, satt bis zum Ekel. Wir wollen euch los sein um jeden Preis, es koste, was es wolle — und wenn euch denn nichts mehr heilig ist, wenn ihr auf unser heißes Flehen nach Brot uns nur Steine reichen wollt, dann sei Ahlwardt unser Trumpf!

Und sofort reicht Eugen der edle Richter den „Ultrareactionären" brüderlich die Hand zum Bunde: Lasset uns gründen eine Partei der — anständigen Menschen. Das heißt auf Deutsch: Ihr Conservativen seid zwar an allem Schuld, ihr seid nur die Vorfrucht des Ahlwardtismus, aber jetzt — schnell an unser freisinniges Bruderherz, und alles sei verziehen!

Andere Börsenblätter brechen in ohnmächtiger Wuth aus in ein pharisäisches Wehegeschrei, indem sie mit scheinbarer Offenherzigkeit schreiben: Es ist nicht mehr zu leugnen, weiten Kreisen unseres Volkes ist das letzte Restchen von Anstand und Gefühl für Sittlichkeit und Gerechtigkeit verloren gegangen. — Leider will es das Unglück, daß dicht dabei zu lesen steht: das Wahlgeheimniß muß besser geschützt werden gegen die conservativen Bedrückungen, es lebe das allgemeine gleiche Wahlrecht!

Wenn man aber den Ereignissen tiefer auf den Grund sehen will, muß man in das preußische Abgeordnetenhaus blicken, wo die Herren jetzt mit Zittern und Zagen einem so genialen Finanzminister wie Miquel gegenüberstehen. Und die Blätter melden: die Aussichten der Miquel'schen Vermögenssteuer verschlechtern sich immer mehr. Aber jedes Kind liest jetzt, daß der amtlich beglaubigte Vermögenbesitz in Preußen allein über 73 Milliarden beträgt, folglich in ganz Deutschland weit über 100 Milliarden. Und da jammern die Großmögenden, wenn sie ein halbes Tausendstel jährlich bluten sollen! Wer aber erbarmt sich der Vermögenslosen, die mit Hand und Kopf die riesige Zinsensumme von vier Milliarden, schreibe 4,000,000,000 Mark (zu vier Procent gerechnet) alljährlich aufbringen müssen, also fast das Hundertfache von dem, was die neue Militärvorlage kosten soll, und fast das Zehnfache von dem, was unser ganzes Militär kostet.

Da hat uns Herr Richter ausgerechnet, daß bei sozialdemokratischer „Theilerei" nur 200 Mark jährlich für jeden herauskommen könne. Mit derselben Genauigkeit, doch weit größerer Sicherheit läßt sich herausrechnen, daß von den zehn Millionen Reichstagswählern ein jeder einzelne durch „Theilerei" von weit über 100 Milliarden ein Kapital von weit über 10,000 Mark erhalten könnte, und folglich ein sicheres, lebenslängliches Renteneinkommen von 400 bis 500 Mark, ohne alle Arbeit. Und da kann man sich noch wundern, wenn den Leuten der Mund wässrig wird? Leuten, die im Schweiße ihres Angesichts bei täglich 13 bis 17 stündiger Arbeit mit Frau und Kind kaum so viel erschwingen können, als sie haben könnten, ohne einen Finger zu rühren? Wenn man jahrelang immer nur Zinsen und Miethe und Pacht bezahlen mußte, so kann nichts natürlicher und menschlicher sein, als daß man der Abwechselung halber Zins und Miethe und Pacht auch selbst einmal beziehen möchte. Und wenn man jährlich mehrere hundert Mark bezahlen muß für Miethen und Pachtzinsen, so müßte man das Einmaleins schlecht im Kopfe haben, wenn man sich aufregen wollte über 1 Mark 50 Pfennige Korruzollsteuer oder 1 Mark 25 Pfennige neuer Militärsteuer.

Man hat gesagt, wenn heute alles „getheilt" würde, so müßte oder könnte doch die alte Ungleichheit bald wieder erscheinen. Offenbar ist dies nur möglich, wenn die Kapitalien selbst vertheilt werden, unmöglich aber, wenn nur die Zinsen jährlich ausgezahlt werden, ähnlich wie es heute beim Nießbrauchrecht geschieht. Wer jährlich ein paar hundert Mark sicherer Einkünfte hat, ohne einen Finger darum zu rühren, der kann und wird niemals ein Proletarier sein. Von niemand wird er sich ausbeuten oder durch Concurrenz besiegen lassen, weder durch Trucksystem, noch durch Hausirgewerbe, weder durch Schutzzoll noch durch Freihandel.

Gleichwohl sind wir weit entfernt, einen so radicalen Vorschlag zu empfehlen. Mäßigung hier wie überall, die goldene Mittelstraße bleibt die beste und sicherste Richtung, weil sie auch gegen Rückschläge Sicherheit bietet.

Man schützt mit Recht die Kinder von Verschwendern vor Verlust ihres Erbtheils. Man schützt mit einem merkwürdigen einseitigen Recht die Majoratsherren in ihrem Ueberfluß. Mit weit höherem Recht, mit unbedingtem Pflichtgebot gebührt jedem ehrlichen Menschen eine kleine Pension, wozu unsere Alters- und Invalidengesetze einen erfreulichen, wenn auch noch sehr schwächlichen Anfang machen. Ebenso gebührt jeder Wittwe und jeder Waise eine kleine Hülfe, denn nicht nur die Beamten arbeiten für die Gesammtheit, sondern die Gesammtheit selbst arbeitet für sich und für die Beamten.

Miquel heißt heute unsere goldene Mittelstraße. Richter nebst allen seinen heimlichen und offenen Freisinnigen und reactionären Brüdern ist abgethan! Die Wahlparole lautet daher: Ahlwardt oder Miquel, Miquel oder Ahlwardt.

Eine neue Opposition im Wiener Reichsrath.

„Zurück in die Opposition!" ruft die deutsche Linke des österreichischen Reichsraths. Sie wird die Wiener Regierung damit nicht eben sehr erschrecken.

Es haben sich in den letzten Tagen sehr merkwürdige Dinge in Wien ereignet. Graf Taaffe hat einen groben Fehler gemacht: Denn ein Politiker muß sich zu überwinden wissen und darf nicht die Herrschaft über sich selbst verlieren. Nachdem er aber die Rede des großen Volksmannes Menger gehört hatte, begegnete ihm etwas Menschliches. Er hat sich vor Lachen nicht mehr halten können. Die politischen Hampelmänner der Linken haben es ihm angethan: Es mußte heraus! Und mit echt österreichischer Fröhlichkeit hat er ihnen in die verdutzten Gesichter gelacht.

Die große Streitfrage war, ob es Hochverrath sei vom tschechischen Staat und tschechischen Staatsrecht zu sprechen. Ernste Leute können schwerlich darüber streiten: Der Dualismus Oesterreichs ist ein Vertrag zwischen beiden Reichshälften, der auf Zeit abgeschlossen ist. Kommt dieser Vertrag nicht wieder zu Stande, so würde zunächst die alte österreichische Verfassung an seine Stelle treten. Kommt er in anderer Form zu Stande, so hat Niemand das Recht, seine Gültigkeit zu bezweifeln. Man kann ohne Hochverrath aus dem Dualismus in wenigen Jahren einen Dreialismus, Vieralismus oder Fünfalismus machen — trotz des Herrn Menger. Es wird über kurz oder lang auch zweifellos so etwas gemacht werden, die Deutschen werden die Kosten zahlen, und dann wird Herr Plener mit dem glänzenden Schwert seiner Beredtsamkeit den neuen Stand der Verfassung als die ernsteste Herzenssache des deutschen Volkes gegen die regierungsfeindlichen Tendenzen der Regierung vertheidigen und die Wacht auf der Zinne der Opposition halten, um durch diese Opposition das bestehende Staatswesen vor den Angriffen durch seine Minister zu schützen. Endlich wird die deutsche Opposition „mannhaft" den Reichstag verlassen, weil sie mit diesem am Sturz seiner eigenen Regierung und an der Zerbröckelung Oesterreichs arbeitenden Taaffe nicht Hand in Hand gehen kann!

Mir klingen noch die Ohren von dem klugen Gerede der „Neuen freien Presse", als die Jungtschechen dem österreichischen Staat, so wie er ist, einen Fußtritt nach dem andern versetzten. Der Staat sollte eben nach ihrer Ansicht andere Gestalt bekommen und daher schien ihnen der derbste Puff die für ihn geeignetste Handhabung. So ein bischen an den Landesverrath heranstreifen, das gehört unbedingt in ihre bewehrte Taktik. Sie sagen sich eben: Wäre Graf Andrássy nicht 1850 gehängt worden, so wäre er 1867 nicht Minister des ungarischen

Staats geworden. Zum Glück für den Magyaren henkte man damals auch „in effigie". Noch scheint sich kein Jungtscheche entschließen zu können, es darauf ankommen zu lassen, ob in gleicher Lage diese schöne Sitte wieder aufgenommen wird. Die „Neue freie Presse" und ihre Hintermänner, die „ernsten Staatsmänner" waren damals glücklich darüber, daß die Tschechen sich in Oesterreich „unmöglich" gemacht hätten. Nun glaubte Plener, daß seine Zeit gekommen sei: die Opposition der Deutschen wurde gebremst, in Nordböhmen und Steiermark wurden die „Beschwichtigungshofräthe" auf Redereisen gesendet, „sozialpolitische" Fragen angeregt, die nationale Begeisterung der Deutschen gut getrocknet und in Watte verpackt für kommende Zeiten in ein Schubfach gelegt. Graf Taaffe ließ den Grafen Küenburg als Beschwichtiger der Linken auf der Bildfläche erscheinen und dafür den tschechischen Landsmann-Minister verschwinden.

Nun sind wir wieder so weit, daß von der Linken mit der Opposition gedroht wird. Vielleicht hat aber die Drohung Erfolg. Daran würde aber nur das Zwerchfell des Grafen Taaffe Schuld haben, das ihn vor der Zeit zu lachen zwang. Ob heute ein Minister von halblinks oder halbrechts in die alte Regierung einschwenkt, ob noch ein Graf Küenburg oder ein Herr von Chlumecki an dem grünen Tisch in Wien sitzt, das ist und bleibt herzlich gleichgültig, weil ja die Herren alle mit einander nicht wissen, was sie wollen. Wenn Graf Taaffe sich „durchfrettet", so ist's ziemlich gleichgültig, ob der österreichische Beamte, welcher sein „Frett" mit ihm theilt, Müller oder Wondraschek heißt. Nicht gleichgültig aber ist es, daß die Leute, welche mit Händen und Füßen nach dem böhmischen Staatsrecht strampeln, eben nicht von der Regierung für Hochverräther angesehen werden, daß man in der Hofburg sich bewußt zu werden anfängt, mit der Anerkennung dieses Staatsrechtes werde man rechnen müssen, ob nun Herr von Plener dies für undenkbar hält oder nicht. Und man fängt auch in der Hofburg an, die Sache langsam so vorzubereiten, daß die Krone möglichst wenig Einbuße an Macht bei einer Umwälzung erleide. Wenn aber zwei Contrahenten in bestehenden Verhältnissen sich eine erweiterte Macht sichern wollen, muß Jemand da sein, von dem man das nöthige Plus an Macht nimmt. Hierzu sind wieder einmal die Deutschen ausersehen. Für diese Zeit reservirt man sich Herrn von Plener, den Oppositionshelden mit der glühenden Begeisterung für die jeweilige Verfassung, mag sie so nachtheilig für die Deutschen sein wie sie will: Er ist der rechte Mann, die deutsche Nation mit ihrer Lage als den Hans im Glück bei den österreichischen Staatsumwälzungen immer auf's Neue vertraut zu machen.

Der Fehler des deutschen Gesammtvolkes, dessen schwerste Folgen Bismarck von uns nahm, der des Partikularismus lastet eben schwer auf den Deutschösterreichern. Wenn der Stadtrath in Reichenbach seinen Polizisten die Pickelhaube aufsetzt — weil nun einmal die Pickelhaube so deutsch ist wie das Käppi französisch, so sind alle „ernsten" Leute in Wien empört hierüber. Und wenn man deswegen den Stadtrath auflöst, so sagen sie achselzuckend: „Ja, so gehts!" Wenn die Polacken aber ihre Kappen und die Tschechen ihre Hauben tragen, so findet man das prächtig volksthümlich, ethnographisch interessant. Wehe dem Polizeistaat, der ihre Polizei antastete! Der Schwall deutscher Freiheitsliebe würde ihn niederreden. Den Reichenbergern aber sagt man, es sei unklug, den Anschein der Zuneigung für das Deutsche Reich zu erwecken.

„Die offiziellen Blätter haben Recht," sagte ein braver Volksmann, „wenn sie argwöhnen, daß unsere Volksgenossen eine tiefe Sehnsucht nach nationaler Einheit mit ihren Brüdern jenseits der Grenzen haben. Von der Durchführung dieses Wunsches hält uns nur die Ueberlegung ab, ob die Verhältnisse sie gestatten oder nicht. Jetzt wäre ein Versuch der Vereinigung mit unseren Brüdern gleichbedeutend mit nationalem Selbstmord. Aber es ist gut, einmal offen zu sagen: Es wird die Zeit kommen und dann werden wir handeln. Uns aber kann man für das nicht verurtheilen, was unsere Kinder thun werden!"

So sprach ein Volksmann, der kein nationaler Partikularist war — leider kein Deutscher, sondern der Rumäne Slavici. Und zwar sagte er dies vor etwa acht Jahren. Und schon regen sich in Ungarn jene zur That geneigten „Kinder" ganz vernehmlich!

Die Rumänen werden ihr Ziel sicher erreichen, trotzdem sie schwach und die Magyaren stark sind. Die Deutschen aber, stärker als die Tschechen, werden, selbst wenn Herr von Plener sich wieder die Keckheit herausnehmen sollte, böse auf den Grafen Taaffe zu werden, nichts erreichen. Es fehlt ihnen das Ziel, es fehlt ihnen der Blick für das, was Andrássy zur Herrschaft brachte! Und dabei sollen sie ja gar nicht einmal über die Reichsgrenze zu den Brüdern schauen. Beileibe nicht! Sie sollen nur erkennen, daß der Staat Oesterreich die Form sei, in welcher sie zu leben haben. Und daß ein Volk von 10 Millionen die Pflicht hat, die Form seinen Bedürfnissen gemäß zu gestalten, nicht sich nach der Form einzurichten. Daß endlich „die im Reichsrath vertretenen Kronländer" nicht zusammen eine Verfassung haben, um die sich Herr Menger aufzuregen brauchte.

Es sind noch ein paar Jahre hin, bis der neue „Ausgleich" mit Ungarn gemacht werden muß. Bis dahin wäre es Zeit, sich des Grafen Taaffe's sehr treffliches Wort zu Gemüth zu nehmen und sich endlich einmal auf deutscher Seite zu überlegen, was nun eigentlich werden soll. Er meint es wirklich gut mit den Deutschen, dieser Graf Taaffe!

Ich rathe ihnen, gleich den Rumänen „die Sehnsucht nach nationaler Einheit mit den Brüdern über der Grenze zu erwecken." — Selbstverständlich ist, wie schon gesagt, hierbei nicht die Grenze bei Passau, Bodenbach und Troppau gemeint — wer könnte an so etwas denken, ohne den Strick am Hals zu spüren — sondern die zwischen Böhmen, Oesterreich, Salzburg, Tirol, Steiermark, Kärnten und Ungarn. Denn selbst ein bürgerliches Familienleben ist nicht möglich, wenn ein halbes Dutzend Fremder Tisch und Bett theilen; und eine „nationale Einheit" stellen die im Wiener Reichsrath verbliebenen Kronländer doch wahrlich nicht dar. Ein Staat, welcher von Bregenz bis Czernowitz reicht und in der Mitte bei Krakau, etwa zwei Tagemärsche breit ist — für einen solchen Staat ist es selbst um die Begeisterung des Herrn Menger schade. Wäre er kein Partikularist, der an der alten Staatsform klebt, so sehr er weiß, daß sie die denkbar schlechteste ist, wäre er kein Mann des „Fortschrittes", also ein solcher, der unter allen Umständen still stehen will, so hielte er es sicher schon längst nicht mit Tschechen und Polaken, Slovenen und Italienern an einem Tisch aus. Lieber ein kleines Heim, aber ein eigenes.

Darum bestätige ich Alles, was ich in Nr. 40 der „Gegenwart" geschrieben, wenn es auch von den deutschliberalen Blättern todtgeschwiegen und nur von den „verfassungsfeindlichen" Organen besprochen wurde, und ich bleibe dabei: Es lebe das Königreich Deutsch-Oesterreich! Saxo.

Literatur und Kunst.

Max Nordau's „Entartung."

Von Cornelius Gurlitt.

Max Nordau hat eine große Entdeckung gemacht, nämlich daß das gesammte geistige Leben unserer Zeit ein krankhaftes Bild, das Bild der Degeneration oder Entartung und der Hysterie oder doch der Neurasthenie zeige. Er geht hierbei von folgenden „wissenschaftlichen" Erwägungen aus: Typen der geistigen Entartung sind die krankhafte Selbstsucht, die Impulsivität, die leicht durch geistige, namentlich künstlerische Eindrücke erweckte Erregung (Emovität), die allgemeine Muthlosigkeit und das Unvermögen zum Handeln, wie das Unvermögen sich über stets erneute Zweifel hinweg zu setzen und

endlich der Mysticismus, das heißt die Beschäftigung mit logisch nicht erklärbaren, meist religiösen Fragen.

Diese Typen kommen, nach Nordau, in unserer Zeit mehr vor als sonst. Nun ist er der Meinung, daß jeder, in dessen Wesen sich Spuren solcher Entartungsformen zeigen, auch unweigerlich ein durchweg Entarteter sei. Wer also eine stark ausgesprochene Selbstsucht besitzt, wem es kalt den Rücken beim Anhören der Musik herunterläuft, wer eine pessimistische oder quietistische Weltanschauung hat, wer träumerischen Gedanken sich hingibt, wer an der landläufigen Weisheit der Wissenschaft zweifelnd sich mit der Erforschung des Nordau unerforschlich Erscheinenden einläßt und wer gar an dem Finden der Wahrheit verzweifelnd an eine Grenze des Erforschbaren glaubt — sie alle sind Degenerirte, Entartete. Sie können zwar nebenbei Genies sein, die glänzendsten Eigenschaften haben — es hilft ihnen doch nichts — sie sind eben doch Entartete, denn das Genie ist nur zu oft das eigentliche Merkmal der Geisteskrankheit.

Dann kommen noch die Hysteriker zum Bilde modernen Geisteslebens hinzu. Ihre Eigenart ist die Sensitivität. Diese äußert sich in dem Eifer, mit dem der Kranke auf alle Eingebungen von Schriftstellern und Künstlern eingeht, in der Selbstverliebtheit und der daraus entspringenden Vorliebe für glänzende Umgebung: daher der Einkaufswahnsinn. Wer also die Fähigkeit hat, von einem Kunstwerke sich beeinflussen zu lassen, wer Alterthümer, Bilder kauft, ist schon verdächtig. Liebt er die grauen Töne, wie der Hellmaler, so leidet er an hysterischem Zittern des Augapfels, schwelgt er in Roth, wie Rubens oder Makart, so ist er für dynamogene Eindrücke in einer Weise zugänglich, die dem aufmerksamen Arzt schon recht bedenklich erscheinen wird. Schließt sich jemand einer „Bande oder Sekte" an, d. h. folgt er nicht lediglich seinen eigenen Ansichten, so ist dies auf die „folie à deux" zurückzuführen; bildet ein Meister Schule, so hat das seinen Grund darin, daß „Nervöse einander anziehen"; zwingt ein hervorragender Geist Andere, seine Ansichten für richtig anzunehmen, so ist das Suggestion, ein Delirium, welches nur dadurch zu heilen ist, daß man den Suggerirten von seinem Tyrannen trennt. „Ein Degenerirter" sagt Nordau, „verkündet unter der Wirkung einer Zwangsvorstellung irgend ein Dogma, andere Degenerirte, Hysteriker, Neurastheniker schaaren sich um ihn, empfangen das neue Dogma aus seinem Mund und leben von nun an nur für dessen Ausbreitung." Zunächst nennt Nordau als Beispiel für diese seine Lehre nur die Stifter und Jünger ästhetischer Glaubenssätze: Wozu aber diese Beschränkung bei einem so muthigen „Forscher"?

Ein großer Theil von Nordau's Buch ist dem Mysticismus gewidmet, jenem Geisteszustande, „in welchem man unerklärliche Beziehungen zwischen den Erscheinungen wahrzunehmen oder zu ahnen glaubt, in den Dingen einen Hinweis auf Geheimnisse erkennt und sie als Sinnbilder betrachtet." Wer von diesem Geisteszustande befangen ist, ist nach Nordau nicht gesund, er ist geistesschwach. Das wird gar nicht erst bewiesen, sondern ist für Nordau eine selbstverständliche, unbestreitbare Thatsache. Es ist der Mysticismus lediglich eine ungezügelte Ideenassociation, mithin ein sicherer Beweis der Hysterie. Gleich dieser äußert er sich namentlich in rein äußerlichen Gedankenreihungen, z. B. solchen, welche nur aus der Klangfarbe des Wortes sich ergeben. Also ist der Wortwitz, ja selbst der Reim ein vom Arzte wohl zu beobachtendes Moment. Der „Blague" oder „Boulevard-Witz" wie das Dichten sind unverkennbar Folgen dieser mystischen Hysterie. Man achte wohl: Wer über die Dinge nachdenkt, die er nicht ohne weiteres aus den Sinneneindrücken versteht und wer nicht über sie nachdenkt, sondern sich mit den oberflächlichsten Gedankenverbindungen genügt, wer über sie Witze und wer Verse macht — sie Alle sind entartet, hysterisch, geistesschwach — nach Nordau.

Um seine Theorie zu beweisen geht Nordau „streng wissenschaftlich" auf die verschiedenen Stifter ästhetischer Secten ein, welche ihre mystisch geistesschwachen Ansichten Anderen suggerirten und zwar sind John Ruskin und den englischen Präraffaeliten, den französischen Symbolisten, Tolstoi und Richard Wagner eigene Kapitel gewidmet.

Anderen die literarischen und musikalischen Größen zur Begutachtung überlassend, will ich hier mich mit den Präraffaeliten beschäftigen, um zu zeigen, wie prachtvoll wissenschaftlich der ungarische Pariser Gelehrte seine geistvollen Ansichten im Einzelnen vertheidigt.

Die präraffaelitische Bewegung in England führt Nordau für den Geist an, welchen er mit „Fin de siècle" am besten bezeichnen zu müssen glaubt. Denn sie begann 1843 mit John Ruskin's Buch: Modern Painters. So wenigstens sagt Nordau. Aber seine Verlegung des Endes des Jahrhunderts in dessen erste Hälfte ist noch dazu thatsächlich ungenau. Dazu ging sie nicht eigentlich von Ruskin aus, denn sie war ursprünglich nicht eine literarische, sondern eine vorwiegend künstlerische. Sie äußerte sich in Bildern. Ich erlaube mir nun ganz entschieden die Behauptung aufzustellen, daß Nordau nie ein präraffaelitisches Bild gesehen habe oder doch, daß er, als er schrieb, an keines sich deutlich erinnert habe. Er kannte, wie zu beweisen ich mich anheischig mache, von dem ganzen Präraffaelismus nichts als die Illustration zu einem Artikel von E. Rod in der Gazette des beaux arts. Er fand nun leider in diesen Bildern nichts, was zu seiner Theorie paßte, also hielt er sich an Rod's Bilderbeschreibungen. Das einzige Bild, welches er erwähnt, schildert Nordau falsch — er hat es entschieden nicht einmal in der Nachbildung gesehen.

Nicht minder schief ist Alles, was er über die Präraffaeliten als Maler vorbringt. Niemals hat einer von ihnen gesagt „Raffael sei der Tiefstand der Malerei", wie ihnen Nordau als Beweis ihrer „Schwachsinnigkeit" vorhält, sondern sie sagten stets, um Raffael ähnlich zu werden, müßte man bei jenen Meistern sein Studium beginnen, bei welchen Raffael begann, nicht mit Raffael's Ende; niemals haben die jungen Präraffaeliten Giotto und Cimabue nachgeahmt, die sie einfach nicht kannten, sondern sie haben nur so realistisch sein wollen, als die Lehrer Raffaels waren, um so selbständig idealistisch werden zu können, als es Raffael selbst wurde; niemals haben sie dem Schematisiren zugestrebt, sondern sie haben, wie alle echte Kunst, die Natur eifrig studirt und die reine, im Individuum der Pflanze, des Menschen selten makellos, erscheinende Idealform wiederzugeben getrachtet. Dabei sind sie nicht, wie Nordau glaubt, der Suggestion des Aesthetikers John Ruskin gefolgt. Holman Hunt hat ausdrücklich erklärt, er habe dessen „Modern painters" erst gelesen, als er seine Ansichten sich selbst gebildet und seine ersten Bilder gemalt hatte. Außerdem sind die Modern Painters keineswegs das Programm der Präraffaeliten.

Hören wir nun Nordau's kunstästhetische Ansichten:

„Die Scheidung des Wesentlichen vom Zufälligen in der Erscheinung ist Abstraction, ist Arbeit des Verstandes, nicht des Auges und des Kunstgefühles. Die Malerei hat aber ihrem Wesen nach das Sichtbare, nicht das Vermuthete, das Wirkliche, nicht das Mögliche und Wahrscheinliche, das Concrete, nicht das Abstrakte zum Gegenstande." Nun haben — nach Nordau — die Präraffaeliten den großen Fehler begangen „Arbeit des Verstandes" zu leisten. Es wird Viele geben, welche diese ihre künstlerische Thätigkeit für nicht die richtige halten, ihr Ziel für ein verkehrtes. Für Nordau ist ihr Wirken aber alsbald ein sicherer Beweis ihrer Verrücktheit. Sie haben versucht, die menschliche Gestalt zu idealisiren oder zu schematisiren — wer zweifelt noch an ihrer Geistesschwäche! Freilich ist die verwerfliche Theorie, welche Nordau als krankhaftes Eigenthum der hysterischen Maler Englands darstellt, nicht erst eine Erfindung Ruskins. Der Gedanke, daß man vom Zufälligen in der Erscheinung zum Allgemeingültigen übergehen müsse, ist bis in die Tage des jüngsten Realismus die allgemein gültige, ja fast die allein gültige gewesen. Soweit meine Logik reicht, müßte Nordau daraus schließen, daß die Hysterie in der Welt im Verschwinden sei. Nur Muth! möchte ich nämlich Herrn Nordau zurufen, warum bleiben Sie bei Ihren Untersuchungen bei den Präraffaeliten Englands stehen? Die echte Wissenschaft darf vor keiner Wahrheit zurückschrecken: Auch Cornelius, auch Thorwaldsen waren geistesschwache Hysteriker. Sie malten und bildeten mit Ver-

stand, mit der Absicht auf Abstraktes, also auf Mögliches und Wahrscheinliches, nicht bloß auf Wirkliches. Das Wirkliche erschien ihnen sogar verwerflich. Schon die Renaissancezeit war degenerirt: Sagt doch z. B. schon Mantegna, es gäbe selten eine Menschengestalt, welche in sich alle Schönheit vereine, daher müsse man die schönsten Theile vieler Individuen zu einem Ganzen verschmelzen — das ist Abstraction und Mantegna war sichtlich ein armer hysterischer Tropf! Erst mit Taine und mit den jüngsten Realisten beginnt die geistesstarke Wahrheit Boden zu fassen.

Also weil die Präraffaeliten angeblich idealisiren — in Wirklichkeit ist nicht dies, sondern ihr Individualisiren das Eigenartige an ihnen — sind sie „geistesschwach." Sie sind es aber auch nach Nordau's Ansicht, weil sie realistisch sind, weil sie „die Gegenstände mit der größten Genauigkeit malen." „Diese gleichmäßig deutliche Wiedergabe aller Erscheinungen eines Sehfeldes ist der malerische Ausdruck der Unfähigkeit zur Aufmerksamkeit . . . Der Maler muß betrachten, wenn er uns deutlich machen will, welche Erscheinung ihn gefesselt hat und was sein Bild uns zeigen soll. Wenn er nicht bei einem bestimmten Punkte des Sehfeldes betrachtend verweilt, sondern das ganze Sehfeld gleichmäßig vorträgt, so können wir nicht errathen, was er uns eigentlich sagen wollte und worauf er unsere Aufmerksamkeit zu lenken wünschte. Eine solche Malerei ist der unzusammenhängenden Rede des Geistesschwachen gleichzustellen, der nach dem Gange der Ideen-Association schwelgt... es ist gemalte Faselei, Echolalie mit dem Pinsel."

Die Frage ist meines Ermessens eine offene: Ein Maler malt sein Bild so, daß der concentrirte Blick auf eine Stelle gelenkt wird, daß das Bild einen Eindruck schaffe. Die große Mehrzahl anderer Maler aber verlangen vom Blick des Beschauers, daß er auf ihrem Bilde hinschweife und schaffen demgemäß. Raffael hat beim Malen seiner Stanzen nicht auf einem bestimmten Punkte des Sehfeldes betrachtend verweilt, sondern das ganze, viele Meter breite Sehfeld gleichmäßig vorgetragen — er ist also auch einer der Faseler, der Gedankenstammler, entartet, hysterisch. Außer den Modernen, denen Nordau hier wieder eine halb verstandene Theorie nachredet, ist vielleicht nach seiner Ansicht nur Rembrandt nicht geistesschwach gewesen — wenn er nur leider nicht Mystisches gemalt und somit den sicheren Beweis geliefert hätte, daß er doch auch unter die „Mattoiden" gehört. Wunderbar erscheint mir nur, daß Nordau, der doch beweisen will, daß die Welt immer hysterischer werde, sich auf die allermodernste Aesthetik eingeschworen hat. Ihm gilt jeder nicht impressionistische nicht bloß einen Eindruck, einen Blick zusammenfassende Maler, wie jeder Idealist alter Schule als krankhaft. Immer wieder muß ich mir sagen: Hat Nordau mit seinen kunstästhetischen Ansichten Recht, dann beginnt doch erst mit den Modernsten die Gesundung nach tausendjähriger Hysterie!

Freilich den Fehler, Mystisches zu malen, begingen auch die Präraffaeliten. Und zwar gehörten sie nicht zu den „Mystikern aus Unwissenheit" sondern „aus organischer Geistesschwäche". Herr Nordau ist nämlich der Ansicht, die mittelalterlichen Maler hätten an Auferstehung, Himmelfahrt, Paradies und Hölle geglaubt, die Darstellung dieser Dinge sei ihnen als eine wahre erschienen, sie seien Realisten gewesen, wenn sie Uebersinnliches bildeten. Wenn z. B. Fiesole die Mutter Gottes auf leichten Wolken sitzend malte, so sei er der wissenschaftlichen Ueberzeugung gewesen, daß es genau so im Himmel zugehe, und wenn Raffael geflügelte Köpfchen als Engel malte, habe er keinen Zweifel daran gehabt, daß sich solche Lebewesen zoologisch oder anthropologisch nachweisen ließen. Daß aber heutzutage nur noch ein Schwachkopf im christlichen Sinne glauben kann, ist für Nordau, den Mann der Wissenschaft, eine kaum eines Beweises würdige Thatsache. Jeder Offenbarungsgläubige ist ihm Mystiker, jeder Mystiker geisteskrank: das steht bei Herrn Nordau so fest, daß gar nicht mit ihm darüber zu sprechen ist. — Man soll ihm also auch billiger Weise mit der Bezweiflung dieser Grundpfeiler seines Denkens nicht in den Weg kommen.

Aber wieder finde ich, daß Nordau der volle Muth seiner Ueberzeugung noch fehlt: Wozu vergangenen Zeiten eine Klarheit andichten, die sie entschieden nicht besaßen! Dante hat doch wohl nicht die wissenschaftliche Ueberzeugung gehabt, die Hölle geographisch ganz genau zu schildern; man kann doch nicht annehmen, daß seine Darstellung wirklich auf sinnlicher Wahrnehmung beruht, daß er wirklich — wie er zweifellos fälschlich angibt — mit Freund Vergil eine Forschungsreise in die Unterwelt gemacht habe. Ich wenigstens bin der festen Ueberzeugung, daß Dante nicht „unten" war, daß alle seine Schilderungen „Faseleien" eines überreizten Gehirnes, nicht echt geistesstarke Erkenntniß, selbst nicht solche aus der Unwissenheit heraus, sind. Seine Schilderungen sind eben doch wohl traumhaft erfundene, seine berühmten Thiere, die sich dem Wanderer entgegenstellen, doch wohl nicht ganz aus wissenschaftlicher Ueberzeugung von ihrem realen Dasein heraus gebildet, das Erscheinen der Beatrice in der Veta nuova doch absichtlich umschleiert. Mir will wenigstens bedünken, daß, wenn Nordau's Ansicht von dem Ursprung alles Mysticismus richtig ist, Dante unbedingt in eine Heilanstalt gehört hätte. Dort würde ich ihn mit Goethe zusammengethan haben, der in Faust doch starke Beweise von Mysticismus und Echolalie gab. Und welcher unter jenen Männern, welche die degenerirte Welt ihre größten Geister nennt, mußte nicht auch dorthin!?

In einer Geistesrichtung sieht Nordau allein das Heil der Menschheit, sieht er die Hoffnung der endlichen Gesundung von der hysterischen Seuche, nämlich in der Wissenschaft und zwar allein in jener, die Beobachtungen macht, sie beschreibt, sondert, einreiht, Stoff für kommende zusammenfassende Zeiten ansammelt. Schon daß Herbert Spencer von einem „Unkennbaren" und Du Boys-Reymond von einem „Ignorabimus" sprechen, erregt seinen Zorn. Er ist der Meinung, der Spezialismus werde so viel Beobachtung zusammentragen, daß endlich alle Wunder der Welt gelöst werden, er gibt Jedem den freundlichen Rath, bloß einige Jahrtausende zu warten, bis Alles aufgeklärt sei, nicht aber in geistesschwacher Ungeduld die Sphynx zu befragen: denn sie beißt! Er setzt der wissenschaftlichen Erkenntniß keine Grenze, er sagt, es sei nicht einmal ihr Amt zu ergründen, was sie einst wissen werde. Kant beging also eine Thorheit, als er es versuchte. Nordau führt hierbei einen wissenschaftlichen Dialog auf, den schon vor ihm ein Anderer dichtete, nämlich Goethe! Und er stellt sich im Wortstreit zwischen Faust und Wagner mit der Kühnheit des wahrhaft Geistvollen auf Wagner's Seite, als auf die gesunder Forschung. Man lese die schwungvolle Anpreisung wahrer Wissenschaft auf Seite 173 von Nordau's Buch und leugne, daß dies weiter nichts als ein degenerirtes Nachstammeln der klassischen Worte des allein geistesstarken Famulus sei, wahre Grophomanie, wie sie nur bei einem von unseeligem Schreibzwang Besessenen sich äußert. Nordau weist Richard Wagner's Irrsinn dadurch nach, daß er in seinen Büchern sich selbst wiederhole, daß er Gesagtes noch einmal sage. Er überblickte hierbei wohl von der hohen Warte der Wissenschaft den armen geistesschwachen Musiker. Aber — wie es so bei Degenirten hergeht — sich selbst überblickte er nicht, indem er das vom Goethe'schen Wagner kurz und bündig Gesagte in wortreicher Grophomanie wiederkäute.

Einen Typus aber hat Nordau mit scheinbarer Geflissenheit, ja mit verdächtiger Verschmitztheit ganz unerwähnt gelassen. Es ist das der der Monomanie, jene Art Wahnsinn, welche sich auf eine einzige oder wenige Gedankenreihen beschränkt, während sonst alle geistigen Funktionen gesund erscheinen. In vielen Fällen führt sie bekanntlich zur krankhaften Ausbildung des Willens, der sich dann im Verüben gleichartiger Verbrechen äußert. Die Vorstufe hierzu ist die krankhafte Anschauung aller Dinge unter einem Gesichtspunkt. Herr Nordau ist in seinem Buch von einer höchst löblichen Ehrlichkeit: Eine ganze Reihe noch lebender, von Vielen — nach seiner Ansicht freilich ausnahmslos von Hysterischen — verehrter Männer hat er die Freundlichkeit, klipp und klar nachzuweisen, daß sie geistesschwach seien. Das ist für jene Leute nicht eben angenehm — aber fiat justitia et pereat mundus! Herr

Nordau ist Arzt und hätte das Recht, für sein höchst werthvolles Concilium den Patienten auch noch seine Liquidation zu überreichen.

Er mag es mir daher aber auch nicht übelnehmen, daß ich, obgleich nicht Arzt, mich für seinen Geisteszustand interessire; daß ich ihn bitte, im Interesse der Wissenschaft genaue Untersuchungen über die Gehirnthätigkeit seiner Vorfahren anzustellen. Er bedauert ja selbst, daß der Arzt so selten das Richtige über den Zustand der Vorfahren der Degenerirten erfährt. Ich möchte ihn namentlich bitten, darauf zu achten, ob seine Vorfahren etwa einseitig der Anhäufung von ihnen werthvoll erscheinenden Dingen sich hingaben, ob sie Geld und gelehrte Beobachtung ohne eigene Productivität ansammelten. Mir ist nämlich, als ob sich hier ein neuer Krankheitstypus offenbare, die Verdorrung der Phantasie bei den Nachkommen durch geldgierigen Handel und autoritätsgierigen Spezialistenkram geistig herabgekommenen Vorfahren. Ich möchte wissen, ob Nordau's scharf hervortretende Wissenschafts-Monomanie eine ererbte sei. Denn wer, wie Nordau, alle die besten Köpfe bewegenden geistigen Strömungen nur von einem Schlüsselloch, dem der Psychiatriker, aus betrachtet, wer sich ganz unfähig erweist, die Vorgänge in der Welt anders als von einer an sich beschränkten, aber um so verbohrter festgehaltenen Ansicht aus zu betrachten, namentlich wer das höchst bedenkliche Symptom aufweist, in allen nicht seiner Ansicht Zustimmenden Irre zu sehen — ein solcher Mann gehört schon der wissenschaftlichen Belehrung wegen zweifellos in eine Anstalt, in welcher man ihn scharf beobachtet. Suggerirt von Cesare Lombroso, dem er als Jünger und Verbreiter von dessen hysterischen Lehren dient, muß er gänzlich von dessen Einfluß getrennt und darf erst dann aus strenger Isolirung befreit werden, wenn er erkannt hat, daß er der Kranke und die von ihm als geistesschwach Bezeichneten ihrer Mehrzahl nach die Gesunden sind. Es steht schlimm, sehr schlimm um Herrn Nordau! —

Ich frug deshalb meinen verehrten Hausfreund, den Geheimen Medizinalrath, um seine Ansicht. Der aber klopfte mir beruhigend auf die Schulter und gab sein wissenschaftliches Gutachten:

„Einen Sparr'n hat Jeder frei!
Wer's nicht glaubt, hat ihrer zwei."

Das musikalische Jung-Italien.

Von Paul Marsop.

II. Die Veristen des Herrn Sonzogno.

Als Sonzogno mit seinem Heerbann vorrückte, um Wien zu nehmen, wurde verkündet, daß anjetzt der musikalische Verismo seinen Einzug in die Kaiserstadt halten würde. Der Verismo! In die Erwartung der mehr persönlichen Mascagni-Freuden mischte sich ein angenehmes Gruseln: hüllenlos, mit allen kleinen Schönheitsfehlern werde sich Italia auf dem Theater zeigen. Einige Kunstfreunde eigneten sich noch in aller Eile die Anfangsgründe der Sprache Aretino's und Casanova's an, um sich dessen auf gut venetianisch zu erfreuen, was in der trauten Muttersprache zu genießen ihnen durch die väterliche Obsorge des kaiserlichen und königlichen Censur-Hofrathes wohl für immer versagt bleiben müßte. Fragte man nun ganz unschuldig: wer sind die Veristen der Gesangsbühne? so wurde geantwortet: die Mascagni-Schule. Nach und nach stellten sich der Meister der „Cavalleria" und das Vierblatt seiner selbstlosen Freunde, die Herren Leoncavallo, Mugnone, Ciléa und Giordano mit ihren Werken vor. Es begab sich auch in der That fast einiges Ungewöhnliche bei aufgezogenem Vorhang: aus einem discret erleuchteten Hause trat ein Mädchen heraus und machte in etwas zwangloser Form die Bekanntschaft eines jungen Mannes, oder eine Comödianten-Gesellschaft zog bei Trompetenklängen auf, welche von einem nicht unabsichtlich verstimmten Instrumente herrührten, oder man hörte im Hintergrunde der Scene, wo über Pappfelsen zwei natürliche Telegraphenstangen stolz in die Lüfte ragten, einen Eisenbahnzug unter Orchesterbegleitung vorbeirasseln. Sonst geschah kaum etwas, auf das man nicht durch die ältere Operuliteratur ziemlich vorbereitet gewesen wäre. Das Publikum schien ein wenig enttäuscht, konnte sich aber um so eher darein finden, gute Miene zum guten Spiel zu machen, als ihm nach wie vor versichert wurde, es habe nun das leibhafte italienische „Théâtre libre" kennen gelernt. Hingegen ergab es sich für Jemand, der schärfer zusehen wollte und konnte, recht deutlich, daß Mascagni nicht nur kein Naturalist, sondern Lyriker, daß seine Freunde, von etlichen Aeußerlichkeiten abgesehen, nicht seine Schüler und auch keine Veristen waren. Insofern sie ihrer Anlage gemäß stärker auf das Dramatische gehen und unleugbar ein bewußtes Streben nach dem Verismo an den Tag legen, stehen sie sogar im Gegensatz zu ihrem schon berühmt gewordenen, so gefällig und der Menge mundgerecht schreibenden Genossen, nur daß ihr Streben sich erheblich stärker erweist, als ihr naturalistisches Können.

Das wunderliche Wollen zeigte sich vornehmlich in der Wahl der krassen Vorwürfe. Die Geschichte des Clown, der von Eifersucht übermannt und den Scherz des herkömmlichen Maskenspieles in blutigen Ernst verkehrend, sein ungetreues Weib nebst deren Liebhaber auf offener Bühne niedersticht — das Schicksal der Dirne Cristina, welche ein rückenmarckleidender Schwächling zu seinem ehelichen Weibe machen will, hinterher jedoch einem erneuerten älteren ehebrecherischen Verhältnisse zu Liebe wieder fallen läßt — das jammervolle Loos der von einem albernen Narren mit Füßen getretenen Straßensängerin Tilda — die Anekdote vom verlumpten Gassenbuben, der in einer mit knapper Noth der Locomotive entrissenen Selbstmordsüchtigen seine Mutter wiedererkennen muß: all' das stellt ein recht erkleckliches Sümmchen menschlichen Elends dar. Auch der den Schlagworten der Mode Unzugängliche wird es nicht für einen Zufall erachten, daß vier junge Componisten, ungefähr Altersgenossen und alle an der von Sonne und Heiterkeit durchstrahlten Bai von Neapel, an der bevorzugten Pflegestätte der opera buffa geboren, sich durch ein Hineinarbeiten in vorwiegend mehr übertraurige als tragische Motive zu einer Tonschöpfung zu begeistern vorgeben. Wie konnte sich eine derartige Geschmackrichtung herausbilden?

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche ihre Verwunderung darüber laut werden ließen, daß der Naturalismus sich gerade zuerst an die italienische, ehedem in der Aufrechterhaltung geregelter Traditionen so beständige Oper gewagt habe. Nistete er sich denn dort in der That zuvörderst ein?

Wunderlicher Weise hat man sich daran gewöhnt, in der italienischen Oper der letzten hundert Jahre ein sich leidlich gleichbleibendes Ganzes zu erblicken, ein Ganzes, das auf den Canon eines flachen Idealismus in der Formensprache, eine in sich vollbefriedigte vocale Klangschwelgerei gestimmt sei. Nichts falscher als das. Als die alte opera seria allgemach in leerem Formelkram zu erstarren beginnt, leitet Pergolesi, der eigentliche Begründer der opera buffa, mit seiner „Serva padrona" von dem typischen Figurenspiel der commedia dell' arte zu einer heiter realistischen Behandlung dem Alltagsleben entnommener Vorwürfe über. Sein Nachfolger Piccini gräbt die Linien einer der Wirklichkeit nachgehenden, lustspielmäßigen Charakteristik noch tiefer ein, bei Paesiello werden sie mitunter, wie beispielsweise in seiner prächtigen „Scuffiara" schon fast zur Caricatur. Monsigny, Duni, D'Allayrac, die Ahnherren der französischen opéra comique, übernehmen von den genannten italienischen Meistern zugleich mit der beherzten Wendung zur bürgerlichen Stoffwelt die realistische Behandlungsart; nur daß dieser Realismus nicht einseitig übertreibend das Komische an der Person und an der Situation zeichnet, sondern, durch eine gewisse Sentimentalität gemildert, in einer auffälligen Anlehnung an das Familienstück in der Art des Diderot seine Hauptaufgabe in einer getreuen Schilderung des Miliens der Handlung findet. Grétry, Boieldieu und der junge Auber bleiben, bei allmählicher Verfeinerung der Ausdrucksmittel, auf dem

gleichen Wege. Inzwischen veredelt jenseits der Alpen Rossini im „Barbier“ das Burleske beinahe zu dem das Stofflich-Sinnliche aufzehrenden Humor Mozart's, um darauf wieder in den Verismo des sich an der eigenen Geschicklichkeit des Nachäffens ergötzenden Possenreißers zurückzufallen. Donizetti, als Buffocomponist seinem Wesen nach den Vorbildern des achtzehnten Jahrhunderts verwandt, zeigt sich in der Schilderung der Coquette Norina seines „Don Pasquale“ bis zur Herbheit wahr. Als der ernsten Muse zugewandter Dramatiker verpflanzt er den neuartigen Realismus der mit „Robert dem Teufel“ unlängst entstandenen großen Pariser Oper in seine Heimath. Mit dem wohlgeregelten Schachspiel der Gefühle aus der Zeit der opera seria ist es unwiderruflich vorbei; eine echte Leidenschaften ausstrahlende recitirende italienische Tragödie ist nicht vorhanden; so stürzt sich denn der Componist, mehr durch die entzündlichen Sinne als durch Sympathie des Herzens geleitet, in den Bereich der bluttriefenden Romantik Victor Hugo's. Ein krasser, die Nerven der Zuschauer folternder Stoff wird in der „Lucrezia Borgia“ ergriffen; die Greuel treten, ohne durch eine eingehende psychologische Behandlung einigermaßen motivirt werden zu können, in arger Nacktheit heraus; denke man sich Degen und Herzogsmantel weg, so steht man nicht gar zu weit vor den Thoren des Naturalismus. Den Schritt von dem mannstollen Renaissance-Scheusal auf dem Throne zur modernen, käuflichen Hetäre macht Verdi; kaum hat Dumas seine „Cameliendame“ dramatisirt, als sie auch schon, ihr schwindsüchtiges Lasterleben in Rouladen verhauchend, auf den Brettern Venedigs erscheint. Zu betonen ist indessen, daß der höchst gewagte Realismus der textlichen Unterlage mit einem schier gemüthlichen Festhalten an conventionellen Operuformen Hand in Hand geht; ein Versuch, im Besonderen die gemeine Deutlichkeit des von Dumas geschaffenen Theaters nachzubilden, ist darum von vornherein ausgeschlossen, weil, von einzelnen drastisch-überraschenden Augenblickszügen abgesehen, das stark Dramatische Verdi's hauptsächlich im Zug und Schwung der Einzelmelodie und der auf Generalwirkungen zugespitzten Ensembles, aber fast nie im lebensvollen Dialoge liegt. Mit Ponchielli's „Gioconda“, dem letzten nennenswerthen Epigonenwerk des echten Verdi-Styles, schließt die Periode des naiven italienischen Naturalismus ab.

Die des bewußten wird durch die von Georges Bizet, dem begabtesten Nachfolger Auber's, ausgehenden Wirkungen heraufgeführt. Von den Blüthetagen des Letzteren, vom Erscheinen des „Maurer und Schlosser“ ab, vollzieht sich der Zersetzungsprozeß der Formgebilde und der inneren Lebenskraft der opéra comique. Der Niedergang der gallischen Cultur kündigt sich an. Die Gesellschaft degenerirt: Grazie und Anmuth verschwinden; der Esprit macht sich zum Alleinherrscher und drängt die Kunst zusehends in die Frivolität hinein. Scribe, als Lustspieldichter meist noch der Vertreter einer billigen, aber achtbaren Durchschnittsmoral, beginnt als Librettist, anfangs dem Wunsch einiger Auftraggeber folgend, dann der bequemen, einbringlichen Gewohnheit nachgebend, mit Zweideutigkeiten zu hantiren; der ältere Auber schafft Quadrillenmusik für Bullier, den Erholungswinkel der Naturalisten. Offenbach zieht mit der modernen Operette die Consequenzen des Verfalls: die Musik wird zur feilen, allzu geschickten Haudlangerin der im Schmutze wühlenden Pasquillcomödie. Ein Stück versaulendes Leben, durch ein cynisch geniales Temperament angeschaut, — ganz nach der Vorschrift Zola's: hier ist die naturalistische Gesangsbühne. Einige Orchesterwitzlinge und Balletcomponisten, „Chercheurs“ und „Charmeurs“, halten noch Nachlese nach den Spähnen, welche bei der Arbeit der letzten Jahrzehnte, von Berlioz bis Auber, zu Boden gefallen waren. Die Erfindenden scheinen ausgestorben zu sein. Da begibt sich etwas Unerwartetes: Bizet in seinen Erstlingswerken nur ein träumerischer Erotiker, doublirt keck die Operette mit der lyrisch-tragischen Oper und sendet in seiner „Carmen“ ein nicht nur der Anlage, sondern auch dem beklemmend naturwahren Dialoge nach unbestreitbar echtes Dirnenstück in die Welt, dessen Heldin nicht durch ihren Bühnentod, sondern durch das starke Talent des Componisten halbwegs entsühnt wird. Die Sonne des Südens flammt am Horizonte und saugt die Dünste auf, welche dem Boden entsteigen. Und der arme Nietzsche prophezeit, seine im frostig philosophirenden Deutschland steif gewordenen Glieder an dieser Sonne wärmend, daß der Zug der Zeit jetzt gen Süden gerichtet sei. Carmen kommt nach Italien; an Carmen ranken sich die Versuche Jung-Italiens empor. Der Boden war gut vorbereitet. Während eine opportunistische Politik, um den neubegründeten Einheitsstaat gegen innere und äußere Feinde besser zu schirmen, sich an Deutschland lehnte, verharrte man auf künstlerischem Gebiete bei der natürlichen Allianz der romanischen Blutsverwandten. Das Banner Zola's, des Halb-Italieners, wurde entrollt und die Spitalmalerei, der Elends- und Unzuchtsroman, die Lumpendramatik überschwemmten das Reich von Piémont bis Sicilien. Aber der Kreislauf der Erschöpfung aller Möglichkeiten des Häßlichen wird schneller durchmessen, als in anderen Ländern, weil der italienische Himmel hartnäckig blau bleibt und die Menschen unter diesem Himmel das Lachen und die Freude am lebhaften Zusammenklang der Farben nun einmal nicht verlernen können. Schon mit Verzicht auf seine extremsten Gelüste pocht der Naturalismus zum Schlusse seiner Rundwanderung an die Pforten der italienischen Oper, indem er sich auf den Realismus des Verdi der ersten und zweiten Periode beruft. Zuguterletzt hatten noch die neapolitanischen Operettencompagnien, mit schlechtem Abklatsch der französischen Waare die Provinzen durchziehend, den Hang zu den naturalia turpia aufgestachelt: so mußte denn Carmen, die an die Sinnlichkeit des Italieners und an seine Vorliebe für grob theatralisch Abenteuerliches mit blutigem Ausgang, zugleich aber auch an seine landschaftliche Stimmungsphantasie appellirte, mit offenen Armen empfangen werden.

Das durch den besonderen Fall fast fieberhaft erregte Nachahmungsbedürfniß zeitigte nun als erste Frucht Mascagni's „Cavalleria“. Hier fehlte es weder an dem unsauberen Untergrunde, noch an der Vermengung von Operettenton und dreist realistischem Pathos; das Couplet und ein durch exotisch gepfefferte Harmonik, wie durch gesuchte rhythmische Verschiebungen gewürzter Arioso-Styl reichen sich die Hände. Doch als Verismo läßt sich das nicht ausgeben; denn Mascagni besitzt ein viel zu lyrisches, liebenswürdig harmloses Künstlernaturell, um einem von dramatischem Leben erfüllten Stoff eine echtbürtige, von heißer Leidenschaft überströmende Musik nach Art derjenigen Bizet's vermählen zu können. Alsbald zogen die Herren Leoncavallo, Giordano und die andere junge Garde auf den Plan; sie wurden nicht, wie Mascagni, durch den Instinkt, welcher auch minderbegabte Intelligenzen jeweilig in die Zeitströmung hineinführt, sondern durch den bewußten Willen zum Verismo geleitet. Hinsichtlich der musikalischen Zeugungskraft von der Natur noch stiefmütterlicher bedacht, aber mehr zielbewußte Dramatiker, denn jener, gingen sie an ihr Werk. Mit Cristina, dem Mädchen aus öffentlichem Hause, war ja noch mehr „gewagt“ als mit der ihre Liebe nach Laune und Gelegenheit auf der Straße verschenkenden Carmen — von der eleganten Traviata gar nicht zu reden.

Jedoch trotz aller Wagnisse wollte sich der Verismo selbst bei den Fortschrittlern aus Prinzip schlechterdings nicht einstellen. Nichts von jenem maßlosen, durch ganze Aufzüge fortgesetzten Ausspinnen kläglicher Jammerscenen, wie man es an den Galatagen der Pariser und Berliner „Moderne“ schaudernd erlebt hatte, nichts von körperlich oder geistig Siechen, welche zu Beginn des ersten Actes bereits für den fünften reif sind; nichts von jenem gewaltsam zerhackten Redeton, von jener kindischen Anhäufung von Gedankenstrichen und Interjectionen, mittelst deren Manche die Sprechweise der Wirklichkeit nachzumalen sich befleißigen, ja nicht einmal ein Versuch, die neufranzösisch-klassische „sale bête“ in den Jargon von Santa Lucia oder eines apulischen Raubnestes zu übertragen! Im Gegentheil: die an sich ja bedenklichen Stoffe waren gemäß der alten, bewährten Conventionen zweckdienlich abgeschichtet, die Acte meist nicht unverständig nach den Gesetzen der dramatischen Steigerung entwickelt, das Abstoßende nicht um seiner selbst willen breitgetreten, der Dialog, soweit es überhaupt

sein Charakter als Operndialog zuließ, leidlich straff und schlagfertig gefaßt. Auch bekam man mehr wie einmal abgeschlossene Musikstücke an Stellen zu hören, an welchen nicht nur die Unerbittlichen der freien Bühnen, sondern auch ein zielbewußter idealistischer Tondichter ein Vorwärtseilen in beschleunigtem Zeitmaß verlangt haben würde. In Summa: die Herren, welche die Mitlebenden mit dem realistischen Kunstwerk der Zukunft bekannt machen wollten, wurden in der Praxis wider ihren Willen zu gemäßigten Verdianern.

Auch Prinzipienreiter können nicht über ihren Schatten springen. Bildete sich da vor ungefähr einem Dutzend Jahre im gelehrten Bologna eine Gruppe von componirenden Heißspornen, welche geharnischte Reckentragödien nach Sagenmotiven zusammendrechselten, kühnlich mit Leitmotiven Fangball spielten, die Enharmonik Meister Klingsor's mit italienischem Schwefel versetzten — und im besten Glauben waren, sie hätten das Werk Richard Wagner's weiter gefördert. Natürlich tauchten zwischen den hochtrabendsten Declamationen breiweiche Cantilenen auf, natürlich standen die braven primi uomini mit dem Tenorgehirn verdutzt vor diesen aus Tristan und Trovatore zusammengeflickten Opernprinzen. Nach unliebsamen Erfahrungen mit der Oeffentlichkeit zogen sich die Herren in ihr Inneres still zurück — und gegenwärtig liefert nur noch der Baron Franchetti mit seiner Millionärmusik Zerrbilder des deutschen Musikdramas. Wie es dazumal den Rittern von der Bologneser Gralsrunde, so ergeht es heute dem neapolitanischen Wahrheitsbund. Man mag die italienische Natur mit dem übersinnlichen deutschen Idealismus oder mit der Pariser Loretten-Aesthetik austreiben wollen: sie kehrt doch stets zu sich selbst zurück.

Vorläufig schreiben die Herren Leoncavallo und Giordano ihre Partituren ja in italienischer Sprache — in einem vocalgesättigten, man könnte sagen farbig melodischen Idiom, das schon für eine Wiederspiegelung der herben, aber harmonischen Tragik Shakespeare's ungeeignet ist — Salvini verzeihe uns die Meinung — und vollends vor harten, naturalistischen Accenten so zurückweicht, wie die zart violetten Lufttöne in der sabinischen Berglandschaft sich dem borstigen Pinsel des Pleinairisten entziehen. Und diese Sprache heischt, wie jede andere, den ihr angemessenen, aus ihrem Nerv und Herz erblühenden Gesangsstyl. Darum, o Leoncavallo, konntest Du selbst für Sänger ohne Schule auf die Dauer nicht stimmwidrig schreiben! Italienischer Gesang ohne weit und klar gespannte Rhythmik gliche einem Schiff auf unübersehbarem Nebelmeere. Darum, o Giordano, stand in Deinem Innern das romanische Formgefühl gegen Dein emancipationslustiges Wollen auf und Du gliedertest Deine Acte und Auftritte mit anerkennenswerther Uebersichtlichkeit. Letztere behütete Dich wiederum davor, Dich in einer kleinkrämerischen Milieustrichelei zu verzetteln. Ganz abgesehen davon, daß Männer, welche sich an dergleichen dilettantischer Spielerei ergötzen, nur auf einem Theater Beschäftigung finden, das sich durch Möbel- und Gobelindramatik sammt historischer Costümfexerei für die naturalistische Tapezierarbeit vorbereitet hat, was für die italienische Bühne, deren Regisseure bis auf den heutigen Tag allein die gute Comödienlaune, die Freude an bewegtem Gesange und das Vollgefühl in der sicheren Beherrschung der Pantomine sind, keineswegs zutrifft Wer für diese Bühne schreibt, der muß deshalb schließlich wohl oder übel mit ihren Schauspielern rechnen, die sich in keiner Situation des angeborenen Adels der Haltung entäußern können, mit gelegentlich derb zufahrenden, aber unverbildeten Mimen, die gewohnt sind, einen Charakter von einer mannskräftigen Wurzel aus zu erfassen und denen man somit keine in die kleinsten Willensfasern auseinandergezupfte Puppe, sondern eben einen Charakter zur Verkörperung hinstellen muß.

Bei einem Kampfe, in dem mittlere und kleine Talente einer unfruchtbaren Doctrin Schritt für Schritt den Boden abzutrotzen hatten, konnte das positive Ergebniß nur gering sein; diese Leistungen haben den sicheren Besitz der Kunst nicht bereichert. Dennoch darf man den Neuerern ohne Neuerungen Dank wissen; sie haben den Componisten der anderen Nationen gezeigt, daß sich durch Annäherungsversuche der Oper an den Naturalismus nicht einmal etliche technische Errungenschaften ergeben. Beabsichtigen die Tondichter auf breitem Markte vor den Schaubuden der Realisten um den Preis der Dreistigkeit mitzuringen, so ist die erste Voraussetzung hierfür, daß sie keine Musik machen; denn diese Kunst wirkt, in welche Verbindung man sie auch bringen mag, ihrer Natur nach stets sänftigend. Man geselle der grimmigsten Verwünschung das wildeste Dissonanzengefüge bei: sie wird alsbald um einen Grad milder erscheinen.

Man findet hierfür treffende Beispiele in den „Pagliacci" Leoncavallo's, des Verständigsten unter den Sonzognini. Die Aufführung des theatralisch frischen Werkes wird bereits von einigen Bühnen vorbereitet.*) Die Repertoirenoth ist groß und der Abonnent seufzt nach Neuem. Wenn nur etwelche Aussicht bestände, ihm durch einheimische Kräfte von der Art Jung-Italiens eine Vorstellung zu verschaffen! Das Orchester wird lärmen, die Sänger werden schreien, die Augen rollen, mit den Füßen stampfen — und das Publikum diesen Spektakel für echt italienisch erachten. Die Aufführungen im Wiener Ausstellungstheater haben auch etliche derer, welche von einem allgemeinen internationalen Ausgleich auf dem Wege cosmopolitischer Operndarstellungen träumen, darüber belehrt, daß, wie überhaupt die versuchte Einbürgerung eines Stück Südens in das nordische Nebelland ein bedenkliches Unternehmen, so besonders die Verpflanzung einer höchst subjectiven Uebergangskunst ein Unding sei. Man bemühe sich nur einmal, einem deutschen Bühnenkünstler, der vor seinem ununterbrochenen Mienen- und Geberdenwechsel nicht zum Schauspielern kommt, auseinander zu setzen, daß er mit wenigen beredten Gesten bei ruhiger Gesammthaltung Außerordentliches zu Stande bringen könne! So ist es auch ebenso unmöglich, daß er sich recht in den tückisch verschlossenen, stolzen Halborientalen, den Sicilianer hineinlebe, als daß einer seiner transalpinischen Collegen im Stande wäre, das Wesen eines pommmerschen oder emsländischen Bauern völlig zu begreifen. Darüber kann keine Regie hinaus. Diejenigen Sänger, welche die Sonzogno-Truppe in Wien sahen, werden es vielleicht soweit bringen, ihre Rollen in der Vagabundentragödie nach einem gewissen gleichartigen äußeren Zuschnitt zu gestalten — so wie einige deutsche Santuzza's jetzt die Scheitelfrisur der vortrefflichen Bellincioni für sich nacharbeiten lassen. Ob dann auch unsere Capellmeister nach dem Vorbild der „Pagliacci" die Dresdener Vogelwiese oder das Münchener Octoberfest in Musik setzen oder sich anderweitig veristisch vergnügen werden? Da die Mode diesmal ausnahmsweise nicht von Paris kommt, könnte man beinahe die Hoffnung hegen, daß sie sich wieder davonmachen wird, ohne beträchtlichen Schaden angerichtet zu haben. Wenn nur der deutsche Künstler nicht der Versuchung unterliegt, wieder ein Experiment anstellen zu können!

Die Italiener sind ihrerseits nicht die Leute dazu, um über halb- und ganz mißglückte Experimente lange zu brüten. Sie werden auf die Kritik der Thatsachen, welche für sie mehr Werth hat, als die Kritik der Kritiker, mit neuen Partituren antworten. Es könnte sich ereignen, daß auf dem frisch zubereiteten italienisch-französischen Mischboden, in der Diagonale zwischen Verdi und Bizet, früher oder später ein Talent keimen und sich entfalten wird, welches die Versprechungen hielte, die uns Sonzogno von Mascagni gemacht hat. Wird erst auf den jetzt in eifrigerer Thätigkeit denn seit geraumen Jahren begriffenen Conservatorien des Landes das Studium der alten Meister wahrhaft fruchtbar, fügt es ein günstiges Geschick, daß die arg darniederliegende kirchliche Musik durch eine energische Reform, welche ein Zurückgehen auf die unermeßlichen Schätze des alten a capella-Gesanges zur Voraussetzung hätte, wieder zu Macht und Ansehen gelangte, dann wird der stets rege Bühnensinn der italienischen Tondichter inmitten von Anregungen thätig sein, die ihnen neben der starken theatralischen zugleich eine ethische Wirkung gewährleisten. Von der franzö-

*) Das Königl. Opernhaus in Berlin hat die „Bajazzi" soeben zur Aufführung gebracht. Wir berichten in nächster Nummer darüber.

fischen, über ihre eigene Greisenhaftigkeit witzelnden Kunst ist so bald nichts zu erwarten; Deutschland steht im Zeichen der meisterlichen Reproduction — ein fast untrüglicher Beweis für die sinkende Production. Ohnedies dürfte bei dem immer unerquicklicher sich anlassenden Duo zwischen dem schrillen parlamentarischen Discant und dem polternden Corporalsbaß die Muse nächstens mit wohlverstopften Ohren über die Grenze fliehen: vielleicht bietet ihr Italien ein Asyl.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Vernunftheirath.

Von P. Hann.

Fräulein Rose Gerold saß an ihrem rankenumsponnenen Fenster und blickte mit verweinten Augen und zuckenden Lippen auf die blühenden Fliederbüsche des Hausgärtchens hinab.

„Das war das Letzte", murmelte sie, „nun bin ich fertig mit meinem Leben."

Unausstehliche Menschen, die alles am Besten wissen, behaupten, auf derartige Aeußerungen sei nicht viel Gewicht zu legen, denn junge Leute, die für alle Ewigkeit mit ihrem Dasein abgeschlossen haben wollen, erwachen eines schönen Tages mit einem neuen Frühling in der Brust und sehen die Zukunft, die im düsteren Schatten vor ihnen gelegen, mit einem Mal im goldenen Sonnenglanz. — So aber stand es nicht mit Fräulein Gerold, das wußte sie ganz genau; ihr Glück war unwiederbringlich dahin, und keine Macht der Welt hätte es zur Auferstehung bringen können. Zu einem Knäul zusammengeballt lag ein Brief vor ihr auf der Erde. Der ihn abgesendet, wird nie eine Antwort bekommen, aber dem sauberen Burschen wäre es recht wohl zu gönnen, wenn er mit eigenen Augen die schmähliche Behandlung, die seiner Botschaft widerfuhr, sehen und aus ihr entnehmen könnte, daß Verachtung selbst das letzte Fünkchen einer Zuneigung ausgelöscht, das in Rose's Brust etwa noch für ihren ungetreuen Verlobten geglimmt haben mochte.

Der schlaue Geselle, der sein Leben genau nach den Regeln vollendeter Rechenkunst eingerichtet, hatte zwei Verstöße begangen. Das erste Mal, als er sich mit einem wenig bemittelten Mädchen verlobte, weil es ihm ihre Schönheit und Anmuth angethan. Aber die vaterlose Waise besaß nicht einmal Familienbeziehungen, die den jungen Streber zu fördern vermocht hätten, und so war die Verbindung mit ihr, vom Standpunkt der Arithmethik betrachtet, ein grober, ein unverzeihlicher Fehler. Glücklicher Weise einer, der noch gut gemacht werden konnte. Der schöne Herbert wußte sich rechtzeitig zurückzuziehen. Aber Meister Reinicke war einmal wieder zu schlau gewesen, und der zweite Rechenfehler stellte sich ein.

Rose erwachte eines Tages als reiche Erbin. Sie hatte sich auf das Vermögen ihrer alten grilligen Tante niemals Hoffnung gemacht, denn diese widmete sich und ihre Mittel ausschließlich Thierschutzvereinen, Heidenmissionen und dergleichen, seit Rose's Mutter sich es einmal erlaubt hatte, einen Rath ihrer Schwägerin betreffs des Kindes Erziehung in den Wind zu schlagen. Seit Jahren hatte jeder Verkehr zwischen den Verwandten aufgehört, und Frau und Fräulein Gerold waren wie aus den Wolken gefallen, als sie erfuhren, die alte Dame sei gestorben und habe Rose zu ihrer Alleinerbin eingesetzt (nicht ohne noch in ihrem letzten Willen ihrem Groll gegen deren Mutter Ausdruck zu verleihen und dieselbe von der Verwaltung des Vermögens auszuschließen).

Und nun mußte das junge Mädchen die Erfahrung machen, daß ihr Bräutigam sich nicht entblödete, schriftlich eine Annäherung zu versuchen, auf Mißverständnisse anzuspielen, und um eine Unterredung zu bitten, um dieselben aufzuklären.

Die Erbärmlichkeit des Mannes, an dem sie mit der Innigkeit einer ersten Liebe gehangen, erfüllte sie mit einem Ekel, der ihr die ganze Welt in graue Wolken einzuhüllen und jeden Verkehr mit ihren lieben Nebenmenschen unmöglich zu machen drohte. Förmlich erleichtert athmete sie bei dem Gedanken auf, daß es ihr die Trauer um die verstorbene Verwandte gestattete, sich aus ihrem geselligen Kreise zurückzuziehen. Wenn sie keinen Menschen bei sich sah, dann blieb ihr hoffentlich das demüthigende Gefühl erspart, zum Gegenstand der niedrigsten Spekulation gemacht zu werden. In ihre bittern, menschenfeindlichen Gedanken hinein schallte der Ton der Thürklingel. Das Dienstmädchen öffnete, Frau Gerold's Stimme erklang begrüßend, aber Rose rührte sich nicht. Sie war nicht in der Stimmung mit fremden Leuten über gleichgültige Dinge zu sprechen; daß ihre verweinten Augen nicht auf die Dauer über die Erbtante zurückzuführen seien, hätten ihre Bekannten mit spöttischen Randbemerkungen einander zugeflüstert, und dem trefflichen Rechenmeister mochte sie nicht die Genugthuung gönnen, daß er erführe, sie habe um seinetwillen Thränen vergossen. Da wurde an Rose's Thüre gepocht, Doctor Ludwig Breuning wünsche sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen und warte im Wohnzimmer auf ihr Erscheinen. Mit einem Seufzer erhob sich das junge Mädchen. Zu Gunsten eines Mannes mußte die neugeprägte Männerfeindin eine Ausnahme machen, nicht etwa weil sie ihn bevorzugte, sondern weil die alte Erbtante ihr mit ihrem Vermögen die Verpflichtung auferlegt, gewisse langathmige Verhandlungen mit dem Herrn Sachwalter Breuning zu pflegen, seine Rechenschaftsberichte anzuhören, seine Vorschläge betreffs der Verwaltung ihres Erbes — gut zu heißen. Denn anderes blieb ihr niemals übrig, wenn er ihr mit seiner ruhigen klaren Stimme seine Absichten auseinandersetzte. Ludwig Breuning erschien trotz seiner Jugend — er stand in der Mitte der Dreißig — wie geschaffen für den Vertrauensmann reicher Clienten, besonders solcher weiblichen Geschlechts. Selbst die verschrobene alte Tante hütete sich, ihm gegenüber ihre Launenhaftigkeit allzudeutlich hervortreten zu lassen. Seine durch nichts zu erschütternde Kaltblütigkeit imponirte, seine Umsicht und Gewissenhaftigkeit erzwang ihm das Vertrauen.

Als Rose eintrat, erhob sich der kleine unscheinbare Mann, in dessen Gesicht nichts als das geistvolle Auge Anspruch auf Schönheit erheben konnte, von seinem Sitze am Tische, den er zur Hälfte bereits mit Papieren zugedeckt hatte. Rose reichte ihm die Hand; er hielt sie länger fest, drückte sie wärmer, als er es seiner Zeit mit den Händen von Fräulein Helena Gerold, gottseligen Angedenkens, gehalten haben mochte, und da er trotz seiner Kurzsichtigkeit bemerken mußte, womit sie vor seinem Kommen die Zeit ausgefüllt, trat der Ausdruck aufrichtiger Theilnahme in seine Züge. Seine schöne Clientin befragte ihn, was ihn zu ihr geführt — eigentlich war es merkwürdig, wie häufig unaufschiebbare Angelegenheiten den Vielbeschäftigten in das Gerold'sche Wohnzimmer führten, um ihn daselbst halbe Tage festzuhalten.

Er hatte ihr den Umbau eines durch Verwahrlosung halbentwertheten Hauses vorschlagen und die Pläne erklären wollen. „Aber ich sehe, mein Fräulein, Sie sind heute nicht in der Stimmung für geschäftliche Conferenzen," sprach er und stockend klang seine Stimme, als er fortfuhr, „ich gäbe viel, wenn ich das Recht hätte, Sie ohne Anmaßung zu fragen, was Sie bekümmert."

Als Ludwig Breuning an diesem Tage Rose verließ, wußte sie, daß er sie liebe und zu seiner Gattin begehre. Und merkwürdig, trotz ihrer Verbitterung und ihres Mißtrauens kam ihr nicht der Gedanke, daß ihn eigennützige Beweggründe beeinflußt haben konnten; auch wenn er nicht selber in glänzenden Verhältnissen gelebt, auch wenn er arm und am Anfang seiner Laufbahn gewesen wäre, hätte sie keine Sekunde lang dem Verdachte Gehör gegeben, er strebe nach ihrem Vermögen, wiewohl gerade er so genau wie Niemand sonst über den Umfang desselben unterrichtet war. Das gestand sie ihrer Mutter ohne Einschränkung zu. Frau Gerold, die in Todesangst schwebte, ihr Töchterlein werde dem ungetreuen Verlobten so lange nachtrauern, bis sie eine hoffnungslose alte Jungfer geworden sei, war hocherfreut über die Werbung des angesehenen, charaktervollen Mannes. Rose konnte keinen Einwand gegen ihn erheben. Oder doch: Sie liebte ihn nicht, sie war überzeugt, sie könnte überhaupt nicht mehr lieben. Wenn sie Breuning nicht sogleich abgewiesen, wenn sie sich eine Bedenkzeit ausgebeten, so geschah es nur, weil es ihr unerträglich gewesen wäre, in seinem Gesicht den Ausdruck der Enttäuschung und — Beschämung zu lesen, die mit einem Korbe nun einmal unzertrennlich verbunden ist. Sie wollte ihm schreiben. Mama zitterte:

„Was willst Du ihm mittheilen? Welchen Grund wirst Du diesem Ehrenmann, der in den ältesten, vornehmsten Häusern um seine Braut anpochen darf, für Deine Abweisung angeben?" fragte sie ängstlich.

„Die Wahrheit, Mama. Ich werde ihm schreiben, daß ich verlobt war und wie verächtlich sich mein Bräutigam benommen hat. Und ferner, daß ich die höchste Achtung, das unerschütterlichste Vertrauen, aber keine Liebe für ihn empfinde, und daß ein Mann von seiner Gediegenheit es wohl verdient, eine Lebensgefährtin zu besitzen, die ihm ihre volle, unbeschränkte Zuneigung widmet."

Frau Gerold lächelte fein. „Du wirst ihn noch heute Abend in unserem Hause sehen," sprach sie, „wenn er Dich wirklich liebt — und daran zu zweifeln, hieße ihn nach seiner Werbung beleidigen — wird ihm nichts auf der Welt die Ueberzeugung rauben, daß es ihm gelingen muß, so schöne Gefühle, wie Achtung und Vertrauen, in Liebe umzuwandeln."

Die alte Dame sollte Recht behalten. Ludwig Breuning zog wirklich noch am selben Abend zum zweiten Male die Thürklingel am Gerold'schen Hause und verließ es als Rose's Bräutigam. Sie hatte Ja gesagt. Mama's Worte klangen gar so überzeugend: Eine Verbindung, die auf gegenseitiger Achtung und gegenseitigem Vertrauen beruht, bietet weit größere Bürgschaft für ein dauerndes Glück, als eine in urtheilsloser Leidenschaft geschlossene. Ja, wenn man Mama glauben durfte, — aber leider thaten dies in diesem Falle weder ihr Töchterlein noch ihr künftiger Schwiegersohn — dann gab es nichts Besseres und Schöneres in dieser unvollkommenen Welt, als eine musterhafte, kühle, ruhige Vernunftheirath.

„Ich gehe einem sehr ruhigen Glück entgegen," sagte sich Rose oft vor. Aber statt dankbar und zufrieden klangen ihre Worte nicht ohne Bitterkeit. „Es wird herrlich sein. Statt für einander, werden wir neben einander leben, Breuning wird seine Sorgen mit sich selber abmachen, ich die meinen mit mir, oder vielmehr, ich werde keine haben, denn an Blumen, Spitzen und Diamanten wird es mir nicht fehlen. Komme ich mir doch gerade wie eine Heilige in einem katholischen Wallfahrtsort vor, so viele Geschenke strömen auf mich ein."

Breuning hatte am Verlobungsabend versichert, er werde Alles aufbieten, um ihre Neigung zu gewinnen. Und bei der unbeugsamen Energie dieses Mannes, dem so leicht kein Hinderniß zu widerstehen vermochte, konnte man sich wohl denken, daß es ihm gelingen müsse. Aber hielt er Rose für so oberflächlich, daß er sie mittels Schmuck und Blumen zu erobern gedachte? Das Mädchen fühlte sich gekränkt. In die Verstimmung gegen ihren Bräutigam fiel bei der ehrlichen und wahrhaften Rose der

Gedanke hinein, daß sie und nur sie die Schuld trug, wenn sie sich innerlich nicht näher rückten. Das Bewußtsein, zum zweiten Mal Braut zu heißen, daß sie so schnell auf das überschäumende Glück und die furchtbare Enttäuschung ihrer ersten die neue Verlobung habe folgen lassen, hatte sie befangen und unsicher gemacht. Da war er denn ein aufmerksamer, aber äußerst zurückhaltender Bräutigam geblieben. Was es ihn kostete, so anscheinend gelassen und gleichmüthig neben ihr zu sitzen und mit ihr zu plaudern, ihre Hand nach flüchtiger Berührung mit den Lippen freizugeben, während ihn sein ganzes Innere stürmisch und leidenschaftlich zu ihr hindrängte, ließ er sie nicht errathen. Für einen Mann, der sich nicht geliebt, nur geachtet weiß, war sein beinahe förmliches Benehmen das correcte; und correct war er, wie Rose sich mit einem Anflug der Ungeduld sagte, bis zur Pedanterie.

Rose saß wieder an ihrem Fenster und blickte in das Hausgärtchen hinab. Hätten ihre getreuen Feindinnen, die sie um die glänzende Partie beneideten, ihren trübseligen Gesichtsausdruck beobachtet, vielleicht wäre ihre Mißgunst verringert worden.

„Vernünftig und kühl und leidenschaftslos neben einander hinzuleben, das müßte nur für Menschen erträglich sein, denen kein warmes Blut durch die Adern strömt," schloß Rose seufzend eine Gedankenkette, „ich aber bin nicht gemacht für eine Vernunftehe, besser, so lange es noch Zeit ist" — aber sie brachte den Satz nicht zu Ende; erschrocken fuhr sie in die Höhe. Mit einem Male war ihr es klar geworden, daß sie sich nie und nimmer von Ludwig loszusagen vermöchte, daß nach dieser Trennung ein Riß durch ihr Leben ginge, der sich nie wieder schließen würde. Und nun lächelte sie leise und heiß erröthend vor sich hin. Eine Vernunftehe in der That! Und wie würdig sie sich für dieselbe vorbereitete!

Mit lautklopfendem Herzen horchte sie; ob sich denn noch nicht der kräftige Riß an der Thürklingel vernehmen ließ. Ludwig kam heute später als gewöhnlich. Heiß stieg die Angst in ihr auf, er werde gar nicht kommen, er sei es müde, mit stummer, aber doch so beredtsamer Bitte um ein thörichtes, verblendetes Herz zu werben. Da schlug der Klang der Schelle an ihr Ohr, und Rose flog ihrem Bräutigam entgegen. Sie sprach nichts, aber ein Blick in ihr glühendes Gesicht verrieth ihm Alles und stumm breitete er seine Arme aus. Sie warf sich an sein Herz.

„Kommst Du endlich?" sagte er, „seit endlosen Wochen habe ich darauf gewartet, daß sich der scheue Vogel an meine Brust flüchten würde."

Mama trat in diesem Augenblick in die Thür des Besuchszimmers, und als sie das Paar in zärtlicher Umarmung sah, wollte sie schleunigst den Rückzug antreten. Aber da dies bei ihrer Corpulenz leider nicht mit der erforderlichen Geräuschlosigkeit geschah, wurde sie bemerkt, und Rose fuhr mit scharlachrothem Gesicht zurück.

Ihr Verlobter, der seit etwa zehn Minuten eine erstaunliche Sicherheit entwickelte, hielt sie fest.

„Mama, sprach er, lachend, „Sie haben zwar schon einmal Ja und Amen zu unserer Verbindung gesagt, aber ich bitte Sie nochmals um Ihren Segen. Damals waren wir noch nicht so genügend wie heute für eine musterhaft kühle und ruhige Vernunftheirath vorbereitet."

Aus der Hauptstadt.

Der Zauberlehrling.

„Und was ich als Pfarrer gepflegt und gethan, nicht will ich's als Bischof entbehren." Ganz ähnliche Worte schrieb in seiner wenig culturkämpferischen Ballade vom Habsburger Grafen ein gewisser Schiller; aber die obigen Verse sind beim Scheine einer fünfzehnkerzigen Glühlampe Herrn Alexander Meyer's Denkerhirn entsprungen und von ihm alsbald dem gar nicht staunenden Abgeordnetenhaus vorgetragen worden. Es ist ein Zeichen mehr für die wachsende Regierungsfähigkeit des Freisinns, daß unser Reichskanzler dem Spruch des hochbegabten Klassiker-Verbesserers folgt und Tag für Tag, wie er es als einfacher Commandeur gepflegt und gethan, im weißen Walde spazoren geht. Ich begegne ihm häufig in entlegenen Partien des Thiergartens, und neulich faßte ich mir, an Bismarck's Gesprächigkeit denkend, das Herz, zur Abwechselung auch 'mal bei seinem Nachfolger ein Interview zu versuchen. Der Graf war sehr zuvorkommend; die Unterhaltung drehte sich ausschließlich um Alexander Meyer's neue Schillerausgabe, welcher der Reichskanzler noch die bekannte Historie vom Zauberlehrling und dem Besen eingefügt wünschte.

„Das geht doch eigentlich nicht, Erlaucht," wandte ich bescheiden ein. „Excellenz Staatsminister a. D. Goethe möchten darin eine Herrfurth'sche Ungeschicklichkeit erblicken —"

„Ach was," unterbrach mich Graf Caprivi. „Herrn Meyer kommt es auf einen Schwupper mehr oder weniger nicht an, und ich liebe den Zauberlehrling so sehr. Er scheint mir so ungemein bedeutungsvoll . . ."

* * *

Als der alte Meister noch im Hause war, gehörte es zu seinen Gepflogenheiten, besonders große Zauberthaten bestens zu präpariren, sich die guten Geister mit Zuckerbrot günstig zu stimmen, die Nörgler aber durch die Gewalt seiner Rede, durch Drohungen, auch wohl durch Fußtritte einzuschüchtern, daß sie es mit der Angst zu thun bekamen und die gewöhnliche Heimtücke der Besengeister vergaßen. Der Lehrling glaubt solche Vorbereitungen nicht nöthig zu haben. Ist ein Besen befähigt, Wasser zu tragen, so muß es genügen, ihn dazu aufzufordern; der Lehrling erwartet von seinem Patriotismus mit Recht, daß er sich ihm so gut wie dem Meister füge. Den Geistern gegenüber lange Umstände machen, hieße das Gefährliche des Kunststückes verrathen. Graf Caprivi hat mit Stolz erklärt, auf alle Beunruhigungen, düstere Drohungen und Fußtritte verzichten, ehrlich und gerad' heraus die Wahrheit sagen zu wollen; mag dann der Besen thun, was er will. Die Besenschaft hörte es, und Heiterkeit ward im stenographischen Bericht der Reichstagssitzung vom 24. November 1892 verzeichnet.

Ja, eine wundersame Rede drang an diesem denkwürdigen Tage in die Ohren der Auserwählten des Volkes, und Alle, so ihr lauschten, blickten sich erstaunt an und fragten: Was will das werden? Frankreich konnte aus dem Speech entnehmen, daß es getrost in den Revanchekampf ziehen dürfe, da vom saigner à blanc keine Rede mehr sei; im Gegentheil, nichts ist für Deutschland peinlicher, als ihm nach einem eventuellen Sieg im nächsten Kriege Friedensbedingungen stellen zu müssen. „Wir haben nicht den Wunsch, von Frankreich auch nur einen Quadratkilometer uns anzueignen." Auch mit französischen Milliarden und französischen Colonien ist uns nach Aussage des regierenden Grafen nicht gedient. Wenn ich zur Zeit die Ehre hätte, im Palais Bourbon auf der Ministerbank zu sitzen, ließe ich den Pariser Ahlwardt, den Panama-Enthüller Delahaye, spornstreichs nach Sainte Pelagie bringen, löste, um den Frieden wieder herzustellen, die gleich ihren deutschen Schwestern urdrollige Enquête-Commission auf, gönnte die für „publizistische und Emissionskosten" verausgabten 88 Millionen denen, welche sie redlich verdient haben und erklärte frisch und fröhlich Deutschland den Krieg. Einen so vortheilhaften Frieden wie jetzt bekäme das geschlagene Frankreich von keiner zweiten deutschen Regierung, wenn anders Graf Caprivi seine Quadrat-Kilometer-Rede ernst gemeint hat. Wenn er sie aber nicht ernst meinte, was bezweckte er damit? Für stimmungsvolle Scherze und angemessene Heiterkeit sorgt doch in unseren Kammern der etatmäßig angestellte und elektrotechnisch erleuchtete Scherzbold Meyer, der sich von jeher größerer Lacherfolge als Graf Caprivi rühmen durfte, wenn auch seine schönsten, weil unfreiwilligen Witze, seine entzückende Ignoranz in Dingen, über die er zwei Stunden lang spricht, seine komischen falschen Citate leider noch kein dankbares Publikum finden.

Frankreich kann nach Graf Caprivi's Meisterrede beruhigt in die Zukunft schauen, und Rußland desselbigengleichen. Wenn sich der Draht, welcher uns mit den Moskowiten verband und welcher jetzt nach den Aussagen eines Friedrichsruher Sachverständigen den Telegraphenleitungen in Deutsch-Ostafrika und den neudeutschen Regierungsmaximen an Zerrissenheit nichts nachgibt, wenn sich dieser Draht mit Verbeugungen vor dem Zaren wieder zusammenknüpfen ließe, dann hätte Bismarck's Nachfolger das Werk vollbracht. Was er vollbracht hat, lobt aber nicht den Meister. Denn ist der Zar wirklich der unumschränkte Selbstherrscher, welcher nach eigenem freien Willen über sein Volk bestimmen darf und dem sein Volk auf's Wort gehorcht, dann bedürfen wir keiner neuen Cadres. Der hochherzige und friedliche Mann verabscheut den Krieg, und eine höchste Autorität versicherte dem Reichskanzler, Alexander III. wisse seine friedliche und loyale Politik zu würdigen. (Die bescheidenen Ansprüche Alexanders III. machen seinem Herzen alle Ehre.) Als Friedensstörer zeigt sich also nur der Kladderadatsch mit seinen groben Caricaturen und jene Presse, welche die persönlichen Eigenschaften des Zaren nicht in der Weise zu würdigen versteht, wie er seinerseits Caprivi'sche Politik. Nennt man den Selbstherrscher aber doch wieder einen Friedenstörer, so ist allerdings zu befürchten, daß er eines Tages aus dem Häuschen geräth, das Abonnement auf den Kladderadatsch abbestellt und uns den Krieg erklärt. Bei Licht besehen, hat also nur das max- und moritzhafte Verhalten der Kladderadatsch-Gelehrten die Militärvorlage nöthig gemacht, und von diesem Gesichtspunkte aus ist es freilich zu bedauern, „daß das Preßgesetz uns nicht die Möglichkeit gibt, gegen solche Ausschreitungen vorzugehen." Ich sollte meinen, die einfachste Lösung wäre, den Verlag des Kladderadatsch zur Zahlung der verlangten Militärcredite in Höhe von 117 Millionen anzuhalten und eine Bill zu erlassen mit dem einzigen Paragraphen: „Der Zar von Rußland ist sacrosanct, unantastbar und Tabu; du sollst den Namen deines Zaren nicht unnützlich führen, denn Caprivi wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht." —

Fehlt nun aber dem russischen Kaiser die Macht, im Volke lebendige Antipathien gegen das Deutsche Reich niederzuhalten und darf er den gegen uns (natürlich durch Bismarck's Schuld) genährten Nationalhaß nicht so kurzweg ignoriren wie Alexander Meyer englische Steuerverhältnisse, nun wohl, wozu dann Schmeichel- und Koseredeu? Und wie ist es erklärlich, daß der Widerwille vor Preußen beim russischen Kaiser just heute einen so hohen Grad erreicht hat und nur noch durch ungeheure Vermehrung unserer Heeresmassen in Schranken gehalten werden kann? —

Ich las neulich irgendwo, Caprivi sei der Mann „allerhöchster" Vorsicht und unterscheide sich gerade dadurch von Bismarck, daß er erst wäge, dann wage, zaudernd nur und erst nach langem Bedenken ein gefährlich Ding anfasse. Wenn man aber die beiden Männer schon vergleichen will, so ist es doch offenbar der kühne Wagemuth des Jünglings, des Zauberlehrlings, welcher Graf Caprivi vor Bismarck auszeichnet. Leicht erreichbar scheint ihm Alles, was der Meister nur unter unsäglichen Mühen zu Stande brachte — Geister beschwören, pah, Kinderspiel: die Formel genügt und dann bringen sie volle Eimer hergetragen. Es bedarf nur des Anstoßes, es bedarf gar keiner Vorsicht, frisch drauf los; ich hab' es zwar noch nie versucht, Geige zu spielen, aber es wird schon gehen. Das ist es ja, um was jeder Künstler den Dilettanten beneidet:

die Unkenntniß aller technischen Schwierigkeiten, die selbstgenügsame, selbstvertrauende, selbstbewußte Inangriffnahme des Werkes. „Haben die es gezwungen, die Shakespeare, Goethe, Bismarck, v. Böttticher und wie die Genies alle heißen, dann zwing' ich's ganz gewiß auch. Man muß den Dingen nur nahe stehen, dann fürchtet man sie nicht." Kein Mensch glaubt, sagt ja schon ein alter Eingeweihter, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.

Alle die meisterhaften Kunstgriffe und Kniffe, womit Bismarck die öffentliche Meinung für seine Projecte zu interessiren und erwärmen, ihr seinen Willen zu suggeriren wußte, Graf Caprivi verachtet sie und rühmt sich dieser Verachtung. Von den Modernen treibt nur noch Miquel das alte Spiel und der Wahrheit die Ehre, er hat sich als begabter Schüler Bismarck's erwiesen, hat für seine Finanzakrobatik ein neugierig-theilnehmend Publikum angelockt. Der Reichskanzler steht naturgemäß sittlich und geistig hoch über dem Ressortminister, denn er bezieht ein höheres Gehalt, und als richtiger, aufgeklärter Zauberlehrling verschmäht er alles, was Alexander Meyer witzig „faulen Zauber" nennen würde. Wie mit einem reizenden Weihnachtsgeschenk wollte er mit der Militärvorlage sein liebes Deutschland überraschen; kein Abgeordneter sollte durch schnoddrige Zeitungsartikel und freche Zeitungsopposition gegen den Entwurf aufgehetzt werden; Keiner sollte in Gefahr kommen, sich daheim von bösen Buben einschüchtern lassen zu müssen. Erst dem schneeweiß, unschuldig und harmlos in Berlin Angelangten wollte man programmgemäß das bezaubernd schöne Bildniß enthüllen.

Es hat nicht sollen sein.

Der Nation einen Schrecken so lange wie möglich zu ersparen, diese Zartfühligkeit verdient begeistertes Lob, und die Idee, verfehlte Projecte dadurch zu retten, daß man sie bis kurz vor der Entscheidung geheim hält, ist eines Staatsmannes des neuen Kurses würdig. In logischer Consequenz wird Graf Caprivi, vielleicht auch Graf Loë, sein nächstes Militärgesetz erst in einer auf Verschwiegenheit eingeschworenen Reichstagscommission bekannt geben, und sein zweitnächstes so geheim halten, daß überhaupt nie ein Mensch davon erfährt. Auf diese Weise ist die Züchtung von Beunruhigungs-Bacillen für alle Zukunft ausgeschlossen; gewissenlose Agitatoren können das Volk beim besten Willen nicht mehr gegen die Mehrforderungen der verbündeten Regierungen aufreizen, und die Versöhnungspolitik des neuen Kurses feiert unaufhörliche Triumphe.

Wie jedoch die Verhältnisse heute liegen, hat Jung Caprivi allen Anlaß, Herrn Du Mont-Schauberg für seine fraudulöse, aber auch im eminenten Sinne patriotische That zu danken. Länger andauernde Ungewißheit hätte eine Nervosität in der Bevölkerung wachgerufen, welcher jede Vorlage zum Opfer gefallen wäre. Graf Caprivi braucht sich auf Psychologie und Volksseele nicht zu verstehen, dazu ist er nicht commandirt worden; aber wie sehr er die Karre verschoben hat, mag ihm Eugen Richter's blutiger Hohn beweisen und Eugen Richter's Versuch, den regierenden Gewalten eine Auflösung des widerspänstigen Reichstages zu oetroyiren. Neuwahlen würden jetzt, nach den begangenen fabelhaften Ungeschicklichkeiten, die gouvernementalen Parteien rettungslos zertrümmern.

Regieren ist eine gemüthliche und den Geist nicht anstrengende Thätigkeit; ein zur Dienstwohnung gehöriger Garten macht im Sommer viel Spaß, und im Herbst hat man das schöne Obst, auch zieht kein Mensch gerne gleich wieder aus einer Bude, die er eben trocken gewohnt hat. Jeder rechtschaffene Zauberlehrling hütet sich deshalb wohl, wunderkräftige Drähte zu zerreißen, Besen zu zerschlagen und einen Reichstag heimzuschicken, wenn er dies alles vom Meister übernahm und sich ganz genau darüber klar ist, daß er willigere Geister nicht zu schaffen vermag. Im Inland nicht, und im Ausland nun erst recht nicht.

Vom Ausland, welches sonst immer am meisten Verständniß für die Bedürfnisse der deutschen Heeresverwaltung hat, empfing Graf Caprivi bisher erst aus Oesterreichisch-Asien und aus Brittanien Zustimmungsadressen; selbst le dupe de Mr. Bismarck, der weißhaarige gute Junge Crispi, will dem Lehrling kein Wasser tragen. Oesterreich für sein Theil hat gut lachen, wenn Deutschland sich abmüht, es vor dem Schicksale Russisch-Polens zu schützen, und England befindet sich in ganz ähnlicher Lage. Endlich einmal fühlten sich in vergangener Woche freisinnige Blätter zu der Bemerkung gemüßigt, daß Londoner Preßstimmen über deutsche Angelegenheiten durchaus kein Werth beizulegen wäre, maßen die City Berliner Regierungspläne nur nach dem Yardstock des eigenen Vortheils messe. Wenn die „Times", das Leibblatt unverfrorener und beschränkter Pfefferfäcke, den Fürsten Bismarck fortgesetzt mit Schmutz bewirft, warum lassen sich dann unsere „liberalen" Morgenzeitungen das Gewäsch auszugsweise telegraphiren, fünfzehn Pfennig jedes Wort, und drucken es mit schmunzelndem Behagen in gesperrtem Satz, als „Meinung des unparteiischen Auslandes" ab? „Ihr sollt nicht wägen mit falschem Gewichte," sagt neben der Bibel ein in Tuchmacherkreisen mit Recht beliebte Dichter. Wenn „Standard" und „Daily News" in einem Athem Bismarck beschimpfen und den grotesken Schwätzer, den Chamäleongreis Gladstone verhimmeln, handeln sie ganz genau so im egoistisch-englischen Interesse, als wenn sie Caprivi's Militärreform anpreisen. Im letzteren Falle sind sie den Freisinnigen freilich unbequemer als im ersteren. Gar zu gern gefällt sich Mr. Bull in der Rolle des schlauen Bauernweibes, das seine Pfannkuchen im Fette der Nachbarin schmort und ihr dafür gestattet, ihr Schweinefleisch in seinem Sauerkraut zu sieden. England vertraut felsenfest, mit zärtlicher Inbrunst auf Deutschlands Kraft, die Rußland zerschmettern und seine Vorposten von Indien fernhalten wird. Kein Volk, nicht einmal das deutsche, kann dem neuen Kurse dankbarer sein als die Vettern jenseits des Canals; der neue Kurs hat aufopferungsvoll den hungerigen moskowitischen Bären auf Preußen aufmerksam gemacht und so seine Blicke von Indien abgelenkt. England weist schelmisch allen verblümten Zuspruch, in den Dreibund einzuspringen, zurück; der Fuchs läßt sich von unseren bemoosten Häuptern nicht keilen. England wird mit verschränkten Armen dem nächsten Krieg zusehen, voll Toleranz, aber gegen gute Preise und Zahlung per comptant allen Kämpfern ohne Unterschied der Religion und Nation Gewehre liefern.

Siegen wir, werfen wir Frankreich und Rußland zu Boden, bon, so hat es Aegypten und Indien gerettet, daneben den Umsatz seiner Kriegsmaterial-Fabriken erhöht und so außer dem diplomatischen Gewinnst noch Geldgewinnst eingeheimst. Neigt sich die Schale zu Ungunsten des Dreibundes, so wird es rechtzeitig der alliance franco-russe Halt gebieten. Aber nur dann . . . Es wäre ihm natürlich lieber, wir siegten, damit es kein Geld auszugeben braucht . . . Und dies Land haben wir schmeichelnd umworben, diesem nichtsnutzigen Krämervolk haben wir, um uns seine Gunst zu sichern, einen halben Welttheil mir nichts, dir nichts überwiesen! Denn das Helgoländer Danaergeschenk mag der Germane schon für eine Errungenschaft halten, weil er nun in einem deutschen Nordseebad seine Sommerferien verbringen kann; Graf Caprivi, der erfahrene und umsichtige Lenker unserer Geschicke, wird vernünftiger über den Werth des Reichsfelsens denken.

* * *

Man hat Wasser nöthig im Reiche, dem Militarismus dürstet; Graf Caprivi flüstert die beschwörende Zauberformel vor sich hin, ehe er denn das dreimal glühende Licht der Aufklärung erlackern läßt. Und siehe da, es geht nicht. Die dienstbaren Geister weigern sich wie ein Mann, dem Lehrling ohne Bezahlung zu gehorchen, wie sie es beim alten Meister thaten. Die proletarische Bewegung, die alle Welt beleckt, hat nun auch auf die transcendentale sich erstreckt; ohne ein Trinkgeld thun es die eimertragenden Besen nicht. Und die Wenigsten unter ihnen sind bescheiden wie der von den unversöhnlichen Polen entthronte Admiralski, der für das Bild eines Schlachtschiffes, wenn sonst der Rahmen recht geschmackvoll war, Kreuzer und Korvetten in's Blaue hinein bewilligte. Ballestrem, Huene & Co. halten auf gute Preise. Wieder taucht das Gerücht auf, Herr von Huene solle den Staatssecretär im Reichsschatzamt, Maltzahn, ersetzen; man hofft, daß die Centrumscapläne auf diesen Leckerbissen anbeißen werden. Armer Miquel, der gerade jetzt verzweifelt den Kampf auf Leben und Tod kämpft mit seinen Antipoden vom großen Portemonnaie, der des Nordens Dauerbarkeit und Lammsgeduld wie Keiner braucht Leuten gegenüber, die gemessenes Mandat haben, den Geldschrank ihrer Auftraggeber intact zu halten, dies durchaus menschliche Verlangen aber unter einem Wust der widersinnigsten, verlogensten Phrasen verstecken; armer, kommender Mann, der dem Vaterlande zu Liebe alle Künste einer blendenden Dialektik schillern läßt, alle ungewöhnlich Kraft eines oratorisch hochbegabten und trotzdem gutunterrichteten Mannes einsetzt — wie bald wird der Alte von Friedrichsruh erkennen, daß in deinen Augen doch noch eine gewisse pupillarische Sicherheit vorhanden ist! Neben dem Reichsfinanzler Huene ist der preußische Finanzler Miquel unmöglich. Das soll ihm Vespasian bezeugen, der sonst nicht als sein Freund gilt.

Die Schwarzen werden versöhnt; auf den Preis kommt es so genau nicht an. Dr. Majunke, dies Genie in der Kunst, unsere wackeren Hohenzollern, den großen Kurfürsten, den alten Fritz zu verunglimpfen, Dr. Majunke, der Luthers Selbstmord constatiren konnte, amtirt in Schlesien als kgl. preuß. Schulinspector. Die Rückberufung der Jesuiten gehört nur noch zu den berühmten Fragen der Zeit; hier muß eine weise und wahrhaft versöhnliche Regierung ungesäumt einsetzen, ist doch des Centrums Weh und Ach aus einem Punkte zu curiren. Und so betrübt es klingt, der Vaterlandsfreund kann schier nichts Besseres wünschen, als daß Graf Caprivi auch hier seine Lehrlingskunst zeigen möge; ein Sturm der Entrüstung wird dann Deutschland durchbrausen, ein Sturm, gegen den alles freisinnige Adressenstürmen gelindes Blasen ist, womit man überheiße Brühe nolens volens kühlt; ein Sturm, der hinwegfegen wird, was uns bedrückt und quält, neue Kurstreiberei und Mönchere. Ein Sturm, welcher freilich das Schiff der jetzigen Mehrheitsparteien ganz so behandeln wird, als wär's einer der auserlesensten Pechdampfer vom Norddeutschen Lloyd; ein Sturm, der die beiden Dicken auf meiner shakespeareschen Insel zu Königen machen wird: den in grüngebundenen holden Jugendeseleien schwelgenden, freisinnigen Trinculo nämlich und den satten, sozialistischen Stephano mit 3×7000 Mark zukunftsstaatlichem Jahresgehalt . . . Aber vielleicht ist bis dahin der Prospero von Friedrichsruh wieder auf seinen Thron gestiegen!

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Die Liebeshändlerin. Japanisches Bühnenstück, nach dem Französischen von Karl Saar. Frei bearbeitet von Sigmar Mehring. (Neues Theater). — Ralfen wider Ralfen. Schauspiel von Richard Grelling. (Lessing-Theater).

Ein neues Theater mitten in unserer Theaterkrisis! Es gibt doch noch Muth und Gottvertrauen in der Welt! Als das unglückliche Theater Unter den Linden eröffnet wurde, da fand sich nur ein Blatt in Berlin, das den lobhudelnden Korybantenlärm der mit Freibillets à discrétion bestochenen Journalistik mit einem brutalen Pfiff zu stören wagte. Die „Gegenwart" war fogar so frei, dem seligen Ronacher dazu Glück zu wünschen, daß er den von Stettenheim's Muse gesegneten Ehrenabend, der keinen Lendemain haben sollte, nicht mehr erlebt hat. Als Quittung

erhielten wir dafür anonyme Briefe und Postkarten, wie das so des Landes der Brauch ist, und mit vernichtender Ironie machte sich irgend jemand über unsere Prophetenrolle lustig. Nun, man brauchte nicht gerade ein Prophet zu sein, um einen baldigen Krach vorauszusehen, denn auch von dem Munde der Kleinen und Einfältigen konnte man am Eröffnungsabend die Wahrheit hören. Als ich damals dem lichtüberfluthe-ten Eingange zusteuerte, meinte ein kleiner Junge zu seinem Papa: „Das erinnert mich ganz an die Eröffnung des Kaiserbazars!" Du ahnungsvoller Engel du!

Kein besseres Horoskop können wir, so leid es uns auch thut, dem Neuen Theater am Schiffbauerdamm stellen. In einer abscheulichen Sackgasse ist es gelegen, an einer unserer berüchtigten Spreeuferstraßen, die am Unterlauf protzenhaft breit, aber verödet, am Oberlauf dunkel, schmutzig, proletarierhaft sind. Unfern der vorsündfluthlichen Weidendammer Brücke steht der neue Hinterhausbau zwischen hohen Miethkasernen versteckt, von denen eine mit ihrem hellerleuchteten Transparent dem Theaterbesucher gleichsam als Leuchtthurm dienen muß. Erst wenn man davor steht, erblickt man den schmalen Bau, der wie ein von innen beleuchtetes Schlößchen aus Traganth aussieht, und gleichfalls wie eine Spielerei gemahnt das Innere: das geschmacklose Stiegenhaus, das Foyer mit dem ominösen Bilde der Ruinen von Taormina, der niedliche Zuschauerraum, nichts als Stuck und Gips, soweit das Auge reicht. Die ganze Gründung ist ein Erzeugniß des Neides, und das thut selten gut. Unter den Gründern oder Geldmännern des benachbarten Lessing-Theaters nannte man seiner Zeit auch den ehemaligen Bankier und damals in Hamburg engagirten Schauspieler Max Löwenfeld, der sich von Blumenthal zum Danke für seine Dienste als Darsteller engagiren ließ; natürlich beeilte sich der Director, so bald es der Erfolg des „Falls Clemenceau" gestattete, sich des schlechten Schauspielers zu entledigen. Seither brütete Herr Löwenfeld Rache, und nachdem er einige Jahre mit seinen Mätzchen frei nach Döring, Haase und Possart auf die Walze gegangen, tritt er endlich mit seiner Bühnengründung hervor. Immer und immer wieder verschoben, kam nun die Eröffnung, kurz vor der vorweihnachtlich schlechten Theaterzeit, mit einer Aufführung von Goethe's Iphigenie zu Stande, einer künstlerischen Leistung, die ungefähr auf der Höhe einer besseren Liebhabertheatervorstellung stand. Dann folgte der beispiellos lärmende Durchfall der ersten Novität.

„La marchande de sourires" ist eine phantastische Japonerie von Madame Judith Gautier, der Tochter von Théophile und geschiedenen Frau von Catulle Mendès, dem Lyriker der Parnassiens, fruchtbaren Romanschreiber und französischen Wagner-Propheten. Frau Judith, die farben- und liedersrohe Bayreuth-Schwärmerin, reizte es, einmal ein buntes Stück japanischen Lebens, bis in's Kleinste echt, vor unsere Augen zu zaubern. Einem japanischen Dichter entnahm sie den Stoff: eine Hetäre von Tokio bringt sich durch ihr schändliches und verbrecherisches Gewerbe empor und wird zuletzt durch ihre eigene Tochter gestraft. Für uns ist die weitausgesponnene, unzusammenhängende Handlung ohne Reiz, und der farbensprühende Mummenschanz hat den Fehler, nach dem „Mikado" zu kommen. Kosiki, Mikado, das Drachenfest bei Ronacher, — wer bestaunt heute noch diese schlitzäugige Ostwelt auf der Bühne? Dazu kommen satirische Absichten, burleske Scenen, welche die exotische Naivetät des Originals fälschen und zerstören. Sie sind gewiß erst auf dem Wege von Paris nach Berlin eingelegt worden, und Herr Karl Saar, der sich schon durch eine ähnliche Verballhornung von Augier's „Pierre de touche" berühmt gemacht hat, wird sie wohl auch auf dem Gewissen haben. Der zweite Bearbeiter goß vor Allem die Uebersetzung in poetische Form. Die Kritik hat dafür diesem Herrn, der offenbar nicht zu ihrem Klüngel gehört, allerlei Unverbindlichkeiten gesagt, doch ist seine Arbeit fleißig und feinsinnig. Herr Sigmar Mehring, unseres Wissens ein ehemaliger Buchhändler, hat früher durch einige hübsch pointirte und virtuos gereimte Uebersetzungen französischer Lieder bewiesen, daß er für solche Ciselir-Arbeit befähigt ist. Auch hier sind seine Verse wohlklingend, keck zugespitzt und anmuthig in der Form und verdienen den beliebten Spott nicht. Sein Unrecht beginnt erst da, wo er auch dramatisch Neues schaffen und die Gautier verbessern will. Wahrscheinlich hielt er sich dazu berechtigt, weil die Herren Löwenfeld und Simon ihn zu ihrem Dramaturgen ernannt haben, aber das Amt allein gibt noch lange keinen Verstand. Im Uebrigen bezwecke ich mit dem Ausdruck „Dramaturg" keine Ehrenbeleidigung, was man heute, wo nur noch Schriftsteller letzter Ordnung sich um solche höhere Hausknechtstellen in Berliner Theatern bewerben, eigens hervorheben muß.

Fast gleichzeitig hatte auch das Lessing-Theater eine Niederlage. Herr Grelling ist ein Berliner Rechtsanwalt, und was er aus seinem Berufsleben dem Drama beigesteuert hat, ist vortrefflich. Der dritte Act, der im Moabiter Anwaltzimmer spielt, zeigt gute Beobachtung und ist ein menschliches Document aus einem sonst ziemlich unbekannten Milieu. Ein Lob verdient ferner die wirksame Figur des intriganten Bureauvorstehers. Auch den Kampf in Dr. Mark's Seele, der Widerstreit zwischen dem Cavalier, der eine Frau nicht bloßstellen darf, und dem Rechtsanwalt, der seine Amtsehre hoch hält, können wir nachfühlen. Freilich wird der Conflict mit theatralischer Unnatur bis zum Selbstmorde des Schuldigen aufgebauscht, und wenn wir den Zufall wegstreichen, so ist das ganze Stück unmöglich. Immerhin gebe ich gerne zu, daß Grelling ein nicht ungeschickter Schüler von Sardou ist und nach bewährtem Rezept die scène à faire gewandt herbei- und mit hübscher Steigerung auszuführen versteht. Aber wie bei Sardou, so hört man auch bei ihm überall das Knarren der Theatermaschinerie und sieht die Drähte der Puppen. Eine Stockung oder Länge in der Handlung, und Alles purzelt haltlos über einander. Das Bedenklichste jedoch ist, daß Grelling, der einen seiner Anwälte einen Band Sardou verächtlich wegschleudern läßt, auch ein modernster Dichter sein und ein wenig Ibsen spielen will. Darum arbeitet er die Ehetragödie, die mit der Haupthandlung, deren Held Marks ist, nichts zu thun hat, in breitester Entwicklung aus. Nicht mehr für den Advokaten, der einen Prozeß führen soll, in dem er der eigentliche Schuldige ist, und gegen eine Frau, die er früher entehrt hat, dürfen wir uns interessiren, sondern nur noch für diese Frau und ihre Ehe. Der Zuschauer aber, durch die ganze Anlage des Dramas irre geleitet, denkt anders, und sobald der Anwalt, der seinen Mandanten getäuscht und die Briefurkunden vernichtet, im Nebenzimmer verschwindet, um sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, ist das Stück für ihn zu Ende. Daß die saubere Ehehälfte sich unterdessen vor der Rampe, als ob Alles in schönster Ordnung wäre, mit ihrem Gatten wieder versöhnt und mit ihm eine zweite Hochzeitreise nach Amerika vereinbart, ist nur dazu angethan, uns zu empören und den Zischern Recht zu geben. Dieser Leichnam klagt diese Frau an, und er wird und muß ihrem Glück im Wege stehen — wenn die irdische Gerechtigkeit nur halbwegs der poetischen entspricht.

Die Aufführung that wenig, um das Stück zu halten, nur Herr Reicher spielte mit seiner gewohnten schlichten und ergreifenden Natürlichkeit. Herr Molenar gab den herkömmlichen Theaterhelden als Rhetoriker mit des Basses Grundgewalt und mit den großen Geberden des klassischen Tragödienstils. Frau Reisenhofer war ohne Seele, schneidend scharf wie Vitriol und nicht einmal interessant. Alle die Herrschaften haben jetzt eine gute Gelegenheit, in ihrem Theater zu sehen und lernen, wie man ohne Schauspielerei Menschen darstellt, denn Signora Eleonora Duse und ihre italienische Truppe zeigen vor Allem das Eine, daß Kunst und Natur auch unter dem Gipsschild des Prosceniums eins sein können. Doch von diesem Theaterereigniß zusammenfassend erst am Schlusse des Gastspiels.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Abgeordnetenwahl.

Sehr geehrter Herr!

Nachdem in Nr. 36 der „Gegenwart" Herr W. Sachtler einen neuen Wahlmodus für das preußische Abgeordnetenhaus in Vorschlag gebracht hat, sei es mir gestattet, auf einen anderen Vorschlag hinzuweisen, der, ebenfalls auf eine Umgestaltung des bisherigen Wahlactes abzielend, schon von dem verstorbenen Paul de Lagarde in dem Aufsatze „Programm für die conservative Partei Preußens (Deutsche Schriften, p. 323 ff.)" gemacht worden ist. Lagarde findet, das allgemeine Stimmrecht sei höchst ungeeignet, um Abgeordnete zu wählen, die laufende Geschäfte erledigen sollen, er fordert daher folgendes: „Der Landtag Preußens setzt sich, soweit er gewählt wird, aus den vereinigten Provinzialständen zusammen, denen in noch festzustellender Weise Abgeordnete der Handelskammern der Monarchie zuzutreten haben . . ." Die Geschäfte, meint er, würden gut besorgt werden, da die Abgeordneten an den Angelegenheiten der Provinz eine Schulung bereits erhalten haben würden, ehe sie über die Angelegenheiten Preußens mitzureden den Auftrag erhalten könnten. Doch will Lagarde in bestimmten Fällen, nämlich dann, wenn es sich um durchgreifende Maßregeln handelt, die jedermann verstehen kann und jedermann leicht richtiger beurtheilt, als Fachleute dies thun, der Regierung das Recht eingeräumt wissen, „gegen die Stände in Urwahlen Mann für Mann zu befragen". — Da hier einmal von einer Umgestaltung des Abgeordnetenhauses die Rede ist, so sei noch eines anderen, von Lagarde besonders betonten Punktes gedacht, eines Punktes, der zwar mit dem Wahlmodus an und für sich nichts zu thun hat, aber bei einer zukünftigen Neuordnung des Wahlrechtes mit in erster Linie verdient, ernsthaft berücksichtigt zu werden: ich meine den Ausschluß aller Staatsbeamten aus dem preußischen Landtage. Lagarde ist der Ansicht — und jeder Unbefangene wird ihm beipflichten — daß Universitätslehrer, Geistliche und Richter unter den Abgeordneten sitzend noch niemals Nutzen gestiftet haben, daß Universitätslehrer in ihre Studierstube und auf ihr Katheder, daß Priester und Prediger an ihre Altäre und auf ihre Kanzeln, daß Richter hinter ihre Schranken gehören, und völlig zutreffend bemerkt er weiter (p. 352): „Sicher sind Staatsanwälte und Mitglieder der Staatsverwaltung aller Grade nicht berufen, ihre eigenen Vorgesetzten zu kritisiren und zu controliren. Die Kritik an den Einrichtungen des Staates kann nur durch völlig unabhängige Personen und durch Gemeindebeamte geübt werden, und das wird sie werden, sobald die Provinzialstände und Abgeordnete der Handelskammern sie in die Hände bekommen." Die Wahrheit dieser Worte liegt auf der flachen Hand, leugnen kann sie nur derjenige, der ein Interesse daran hat, daß Alles beim Alten bleibe. Warum gerade unsere sogenannten Conservativen dies Interesse haben, das möge man bei Lagarde an anderer Stelle (p. 394) selbst nachlesen.

Hochachtungsvoll ergeben

W. Bröcking.

Paßmurowo (Rußland), d. 26. September (8. Oct.) 1892.

Notizen.

Als jüngst der Verleger der Pariser Lyriker, Alphonse Lemerre, sein Jubiläum feierte, trank Ernst d'Hervilly auf das Wohl des Mannes, der „unsern Büchern in einer Schrift, die niemand lesen konnte, vieltausend Leser gewonnen hat". Liebeskind, der deutsche Lemerre, scheint den scherzhaften Spruch des Humoristen auch ein wenig auf seine Bücher und deren kleinen Druck bezogen zu haben, denn seine diesjährigen Weihnachtsneuigkeiten haben größeres Format und größere Typen, wofür ihm schwache Augen nicht genug Dank wissen werden. Gleich die vierte Auflage von Baumbach's beliebtem slovenischen Epos „Zlatorog" ist in dieser minder augenmörderischen Gestalt erschienen, und Drugulin's Typen sind nicht weniger fein und vornehm. Dazu kommt bei dieser wahrhaften Salon-Ausgabe ein raffinirt geschmackvoller Einband und vor Allem der Bilderschmuck eines jungen Münchner Künstlers Kunz Meyer. Diese allegorischen Gestalten, die das Gedicht gleichsam in eine idealere Sphäre erheben, sind so originell erdacht und etwas so ganz anderes als die herkömmlichen nüchternen Wald- und Wiesenillustrationen unserer Lederhosenmaler, daß nur ein selbst poetisch gestimmter Beschauer ihnen wird Geschmack abgewinnen und freudig zustimmen können.

Fürst Bismarck und das deutsche Volk. Zur Erinnerung an den Sommer 1892. Von Graf A. Westarp (München, Beck.) Der bekannte Dichter gibt hier eine zusammenhängende Darstellung der sommerlichen Triumphreise des Altreichskanzlers, woraus vor Allem das Verleumderische der ultramontanen und deutschfreisinnigen Zeitungsberichte hervorgeht, die nicht müde wurden, die Reise als eine künstlich gemachte Agitation einiger geschäftiger Trabanten darzustellen. Aus dieser ehrlichen, begeisterten Chronik erhellt schlagend, daß die ganze Huldigung einen durchaus spontanen Charakter hatte und eine Manifestation der deutschen Volksseele war, ein Protest gegen die undankbaren Verkleinerer unseres größten Mannes und eine deutliche Mahnung an die Adresse seiner Nachfolger im Amt, daß man wohl ohne Bismarck regieren kann, aber nicht gegen ihn. Sein ungeheurer Anhang im Volk, der Zauber seines Namens und seiner gewaltigen Persönlichkeit, die aus dem Herzen quellende Begeisterung für den großen Gestürzten und sein Werk — jede Seite dieses Buches zeugt dafür. Es wird ein historisches Document bleiben für alle Zeiten.

Geschichte des Araberaufstandes in Ost-Afrika. Von Rochus Schmidt. (Frankfurt a. O., Trowitzsch.) Seit Stanley's und Cesati's langwierigen und oft recht unzuverlässigen Reisebeschreibungen ist die Afrika-Literatur bei unserem Lesepublikum so sehr in Mißkredit gekommen, daß auch die tüchtigeren Veröffentlichungen eines Wißmann und Peters unter dieser Ungunst zu leiden hatten. Das vorliegende Buch ist aber keine mehr oder minder gelehrte Reisebeschreibung, sondern die sehr lesenswerthe Geschichte der Entstehung und Niederwerfung des Araberaufstandes und seiner Folgen. Lieutenant Schmidt, den Lesern dieses Blattes von seiner Schilderung der afrikanischen Sklaverei wohl bekannt, ist einer der besten Wißmann'schen Offiziere. Er ist des Lobes über seinen Chef voll und wenig begeistert von dem unfähigen Gouverneur v. Soden, dem er später ebenfalls unterstellt war. Besonders interessant ist sein Urtheil über den edlen, aber wunderlichen, orientalisch schlaffen und reizbaren Emin Pascha. Wir empfehlen das treffliche Buch bestens.

Asien. Von Prof. Wilh. Sievers, ist unstreitig eine der schönsten Veröffentlichungen des Bibliographischen Instituts in Leipzig, und das will bei der sprichwörtlichen Gediegenheit dieses Verlages viel sagen. Obgleich Asien der Sitz der frühesten Cultur des Alterthums und die Heimath der bedeutendsten Culturvölker ist, so waren noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts das Innere und große Theile des Ostens fast ganz unbekannt, und erst seit den fünfziger Jahren hat sich ein Wettlauf der europäischen Nationen zur Erforschung des Continents entsponnen, dessen wissenschaftliche Ergebnisse Sievers sehr sorgfältig berücksichtigt und eingehend behandelt. In der eignen anziehenden und fesselnden Schreibweise, die sich schon in seinem großen Seitenstück: „Afrika" bewährt hat, unterrichtet uns der verdiente Gelehrte und Reisende hier über Erforschungsgeschichte, Oberflächengestalt, Klima, Pflanzenwelt, Thierwelt, Bevölkerung, Staaten, europäische Besitzungen, Verkehr und Verkehrsmittel dieses Erdtheils. Entsprechend der angestrebten Anschaulichkeit ist dem Werke das reiche Material von zahllosen Abbildungen, Karten und Tafeln in Chromodruck und Holzschnitten beigegeben. Die naturgetreuen Abbildungen sind meist Originale, nach Photographien in Holzschnitt ausgeführt, die farbigen Tafeln von künstlerischer Vollendung dienen dem Buch als ganz besondere Zierde. Ein schöneres Weihnachtgeschenk ist kaum denkbar.

Goethe und die Brüder Grimm. Von Reinhold Steig. (Berlin, W. Hertz.) Die mehr als zwanzigjährigen Beziehungen der Brüder Grimm zu dem Weimaraner Dichterfürsten sind hier zum ersten Mal dargestellt und mit zahlreichen ungedruckten Briefen aus dem Schiller-Goethe-Archiv und aus Hermann Grimm's Besitz belegt. Von besonderem Interesse sind hier namentlich Goethe's Bemerkungen über die katholisirenden Romantiker, altdeutsche Kunst und gegen die Sprachreiniger, die schon damals ihr Wesen trieben.

Blau-Weiß. Von C. Schultes. (Leipzig, Mutze.) Ernste, heitere und schnurrige Erzählungen aus dem bayrischen Volksleben, hübsch erzählt, gemüthvoll und gesund. Unsere Leser wissen, welch' kerniger Humorist Schultes ist, und wie seine schaffende Phantasie noch immer Blüthe um Blüthe treibt. Die geistige Signatur dieser prächtigen Geschichten hat er zutreffend in einer Widmung an uns gegeben:

„Wenn auch alt, Herz nie kalt,
Und kräftig steht im Flor
Der echte Mannes-Humor!"

Das blaue Buch. Märchen und Skizzen von Adalb. Meinhardt. (Berlin, Gebr. Paetel.) Ein ansprechendes Erzählertalent, das dem Banalen aus dem Wege geht und unter Umständen lieber bizarr und barock wird. Die vortreffliche Charakterzeichnung „Eine Studie" ist den Lesern unseres Feuilletons wohl noch in bester Erinnerung. Besonders die symbolischen Märchen sprechen von einer nicht unbedeutenden dichterischen Einbildungskraft und fesseln durch die Zartheit der Umrisse und duftige Stimmung.

Spree-Athen. Berliner Skizzen von einem Böotier. Von Luc Gersal. (Leipzig, C. Reißner.) Diese leichten, anspruchlosen Feuilletons über das Berlin von heute haben bei ihrem ersten Erscheinen in einem Pariser Blatt Aufsehen erregt, und Einiges daraus wurde auch von deutschen Zeitungen mitgetheilt. Leider waren es aber nur die zahlreichen Irrthümer, Mißverständnisse und Unzulänglichkeiten, an denen unsere lieben Journalisten ihren Witz üben konnten. Daß aber Monsieur Gersal ein heller Kopf und sehr scharfer Beobachter ist, zeigt die vorliegend verdeutschte Sammlung. Die Uebersetzung ist gut, doch hätte ihr Verfasser die gröbsten Schnitzer und Windbeuteleien stillschweigend verbessern können. Anzengruber's Bauern sprechen nicht tyroler Mundart, die Berliner Feuerwehr verdient den Spott viel weniger als die primitive Pariser, und was über die Museen und Theater gesagt wird, wimmelt von Unrichtigkeiten. Ganz vortrefflich sind dafür die allgemeinen Betrachtungen über die Stadt und ihre Zukunft. Da unterschreiben wir jedes Wort. Jedenfalls ist es uns ganz heilsam, aus dem Mund eines sog. „Erbfeindes" die Wahrheit zu hören, die wir uns sonst gerne gegenseitig verheimlichen.

Im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig sind zwei hochinteressante Bücher über Wagner, beide aus der Feder von englischen Freunden des Componisten, erschienen. Houston Stewart Chamberlain in Wien, von dem wir Studien über Bosnien besitzen, kommt in seiner „Anregung": „Das Drama Richard Wagner's" auf die Lehre vom Wort „Tondrama" zu sprechen, ohne uns darüber viel Neues zu sagen. Fesselnder ist seine Betrachtung der Werke Wagner's vor und nach 48, worin er namentlich die Anfänge Wagner's, seine Trauerspiele, seine ersten Opern und sein Ringen um eine neue dramatische Form bespricht: der fliegende Holländer nach Rienzi, Tannhäuser vor Lohengrin, der musiklose „Friedrich Rothbart" zugleich mit Siegfrieds Tod. So glaubt er, daß man in Wagner's Werken weder die Musik, noch die Dichtung, noch die Seenerie, noch die Gesten wahrhaft begreifen kann, wenn man sie nicht alle vom Standpunkt der dramatischen Handlung aus auffaßt und als eine ganz neue dramatische Form, in der „ewig neu zu erfinden sein wird." Die Schrift ist die Vorläuferin einer neuen Biographie, die Chamberlain seit vielen Jahren in Arbeit hat. Als werthvollen Ersatz bieten uns inzwischen Breitkopf & Härtel die vom Verfasser selbst aus dem Englischen übersetzte Monographie: „Wagner, wie ich ihn kannte" von Ferdinand Praeger in London. Der Verfasser war einer der intimsten, aufopferndsten und ältesten Freunde des großen Tondichters, selbst Musiker und ein begeisterter aber besonnener Wagnerianer. Sein Buch enthält manches Neue aus Wagner's mündlichen Mittheilungen und Briefen, die hier abgedruckt werden, besonders bis zu seiner Uebersiedelung aus der Schweiz nach Bayern. Vieles wird namentlich über den Züricher Aufenthalt mitgetheilt, denn was uns Eliza Wille davon erzählte, diente nicht sehr zur Aufhellung. Erst als die Katastrophe mit Wagner's erster Frau erfolgt, wird Praeger zurückhaltender und noch mehr, wenn er auf Frau Cosima zu sprechen kommt. Hoffentlich wird uns eine neue Auflage die nur im Auszug wiedergegebenen Briefe Wagner's aus jener Zeit und diejenigen seiner armen Minna wortgetreu nachtragen, damit wir wirklich den ganzen Wagner haben „wie er ihn kannte."

Das Leben auf der Walze. Von Wolfgang Kirchbach. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) Doctor Landmann, der Privatdocent und Nationalökonom, verläßt nach dem berühmten Muster des Candidaten Paul Göhre sein behagliches Bürgerheim, um auf die Walze zu gehen und dort die verkommenen Arbeiter- und Bettlerexistenzen zu studiren, denen er sein nächstes sozialpolitisches Werk widmen will, das ihm ein schönes Stück Geld eintragen soll. Auch Kirchbach hofft wohl ähnliches für seinen Roman, wir glauben aber, er hat seine Vorstudien weniger im wirklichen Leben der „armen Reisenden" gemacht, als sich auf die bekannten Quellen Göhre und Rocholl verlassen. Gleichviel, alles Schildernde, Zuständliche, Zolaistische ist ihm vorzüglich gerathen; da ist Leben und Farbe, wenn auch des Verfassers Freude an dem malerischen Wortschatze der Stromer etwas zu sehr sich vordrängt. Mit diesem echten Slang der Landstraße stehen die oft gezierten und zu viel den gebildeten Verfasser verrathenden Reden im Widerspruch. Das Schwächste ist die Handlung, die ein Bischen possenhaft gemahnt, aber zu einem komischen Roman passen würde, wenn der Verfasser nur nicht so oft symbolische und philosophische Absichten hervorkehrte, die zum Ton des Ganzen nicht stimmen wollen. Der Held sollte nicht mehr sein, als ein leichtsinniges Tuch von einem Literaten, aber nicht ein profunder Gelehrter, und wenn schon, dann behaftet mit einem starken Beisatz von Naivetät und Pedanterie. Wie Landmann hier handelt z. B. beim Betteln, ist er nicht der Prophet der Armen und Elenden, für den wir ihn halten sollten, sondern ein rechter dummer Junge. Auch sein Idealismus und die berühmte Anziehungskraft der

Armuth erklären seine Unbegreiflichkeiten nicht. Noch verfehlter ist die Heldin — ein Schemen. Wie sie auf die kindliche Intrigue des Malers hereinfällt, mit diesem allein im Land herumfährt sich von dem Schauspieler prellen läßt, auch die Stimme des Geliebten nicht vermißt, die Komödienscene vor dem Richter und ihr letztes Erscheinen hoch zu Roß, das stammt wie aus einem blaustrümpflichen Familienblattroman und steht in seiner romantischen Unwirklichkeit in schroffem Gegensatz zu Kirchbach's sonstigem ehrlichen Wahrheitsdrang.

Nebensonnen. Neue Gedichte von Maurice Reinhold v. Stern. (Dresden, Pierson.) Sehr talentvoll, wie Alles, was der Deutschrusse dichtet, namentlich die rein lyrischen Sachen, aber schon da und dort wie in der oft bis zum Confusen überladenen Bildersprache zur Manier erstarrt. Auch tiefsinnig und gedankenvoll ist Manches. Leider kommt seine sozialistische Dichtung über Schwulst und Phrase nicht hinaus, und wenn er uns als Temperenzler in einer Fußnote versichert, er besinge den Wein nur academisch, da er grundsätzlich geistiges Getränke meide, so ist er von Abgeschmacktheit nicht mehr gar so weit.

Thomas Carlyle's Briefe an Varnhagen, herausgegeben von Richard Preuß. (Berlin, Gebr. Paetel.) Man lernt Carlyle hier von mancher neuen Seite kennen, z. B. als Prophet, wenn er mitten im Bundestagsjammer 1837 über Deutschland folgendes Urtheil fällt: „Die deutsche Literatur verbreitet sich hier in Amerika rasch und rüstig, ohne weitere Anstrengung von meiner Seite. Die Folgen davon werden, wie ich glaube, für die neue Generation, die jetzt zur Thätigkeit heranwächst, groß und wohlthätig sein. Deutschland wird seine große Kolonie wieder erobern, wir werden mehr deutsch werden, das heißt auch zugleich mehr englisch. Der deutsche Stamm ist jetzt offenbar in der Erhebung: es scheint, als ob er bestimmt sei, den größten Theil des Erdenkreises einzunehmen und einige Zeit zu beherrschen. Tapferkeit, ihre charakteristische Eigenschaft nach Goethe, verdient es." Oder die prächtigen Worte über den ersten Theil des Schiller und Körner-Briefwechsels: „Wer immer der Herausgeber sein mag, die ganze Welt ist ihm zu innigstem Dank verpflichtet. Niemals zuvor sah man Schiller; den authentischen einfachen Prosa-Schiller, aus dem der Held Schiller, wie er in der Dichtung und auf der öffentlichen Bühne erscheint, sich erst herauszubilden und zu entwickeln hatte! Und wirklich sind, wie Sie sagen, beide ein und dieselben. Nur die Wahrhaftigkeit und wirkliche unbewußte Männlichkeit dieses armen, hungrigen Schiller der Prosa, der seinen Kampf mit der Wirrniß der Welt kämpft, ist überall bewundernswerth. Kein Scheinwesen in ihm, keine schwächliche Sentimentalität; er hat das rauhe Faktum in seiner ganzen Unerträglichkeit erkannt; er blickt mit raschem, scharfem Auge um sich nach seinen verschiedenen finanziellen Milchkühen, »diese wird mir so viel geben, jene soviel, und ich werde durchkommen, trotz Allem!« und klimmt all die Zeit empor zu dem Ideal, wie von den Göttern getrieben. Ueberall fand ich das Bild wieder, das Sie mir geschickt haben, mit seinen starken Kinnbacken, weiten Lippen, schnellen, scharfen Augen — ganz wie im Vordringen und im Sprunge »Vorwärts, vorwärts!« Armer Schiller, es liegt etwas, das man außerordentlich liebt, in diesem seinem zerlumpten, vernachlässigten Aussehen; wahr bis in das Herz hinein: ein wahrhafter Bruder und Mann!" Kurz, wo man das Buch aufblättert, überall ist es frisch, originell, voller Geistesblitze und reich an tiefem Scharfsinn, Witz, Spott und poetischem Gefühl.

Gedichte von Ernst Scherenberg. Dritte Auflage. (Leipzig, Keil's Nachf.) Heimath und Liebe, Natur und Herz besangen Scherenberg's erste Lieder, und mit den Mannesjahren ist seine Lyrik gereift und hat sich gefestet und vertieft. Ein frischer, stahlharter Klang weht durch diese Verse und ergreift jeden fühlenden Leser mit elementarer Gewalt. Vor Allem ist es das patriotische Pathos, das den Elberfelder Sänger in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. Während aber z. B. Albert Träger oft nur gereimte Leitartikel hervorbringt, bleibt Scherenberg bei aller schallenden Rhetorik doch immer poetisch. Kaum ein wichtigeres Ereigniß unserer vaterländischen Zeitgeschichte geht vorüber, ohne seine Leyer in Schwingung zu versetzen. Als das Schulgesetz drohte, hat die „Gegenwart" von ihm das Gedicht „Gen Morgen!" zur rechten Stunde gebracht, und wie wir genau wissen, haben die maßvollen Verse an der Stelle, für die sie gesungen waren, eine tiefe Wirkung nicht verfehlt.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Die Gegenwart Nr. 40.

Diese **beschlagnahmte** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Anti-Vespasian,

ist vom Kgl. Landgericht I wieder **freigegeben** worden und kann durch alle Buchhandlungen, sowie bei Voreinsendung von 53 Pf. in Marken direct von uns wieder bezogen werden.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In meinem Verlag erschien:

Die Jungen von Holzgrün.

Eine Erzählung. 548 S. broch. 5 M., geb. in Ganzleinen 6 M.

Friedrich Schneider, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Neue literarische Festgeschenke.

Soeben erschienen in meinem Verlag:

Vom Lebenswege.

Gedichte von

Hans Hoffmann.

25 Bogen gr. 8°. ℳ 6.60. In feinem Halbfranzband ℳ 8.40.

Neue Gedichte

von

Angelica von Hörmann.

13 Bogen 12°. ℳ 3.—, fein gebunden ℳ 4.—.

Chiemgauer Volk.

Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes.

Von

Hartwig Peetz.

Aus seinem Nachlasse.

Zweites und Schluß-Bändchen. 10 Bog. 8°. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

In den größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.

Mein demnächst erscheinender Weihnachtskatalog steht auf Verlangen umsonst und postfrei zu Dienst.

A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststraße 9—11.

Karl May's gesammelte Reiseromane

sind das

Interessanteste,

was seit Jahrzehnten erschienen ist.

Jede Lieferung (64 Seiten) nur 30 Pf., jeder Band (ca. 640 Seiten) 3 Mk.

Vorrätig in allen Buchhandlungen oder direkt franko vom Verleger

Friedr. Ernst Fehsenfeld in Freiburg i. Breisgau.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München.

Neuigkeiten und Festgeschenke:

A. Freund: Frauengestalten aus deutschen Fürstenhäusern. 30 Bog. 8°. Eleg. geh. 4 ℳ. Eleg. geb. 5 ℳ.

Fr. Kallenberg: Auf dem Kriegspfad geg. die Massai. Eine Frühlingsfahrt nach Deutsch-Ostafrika. Mit 1 Titelfarbendruck, 8 Tondruckbildern und 77 Textabbildungen nach dem Skizzenbuch des Verfassers, nebst einer Karte. 14 Bog. gr. 8°. 1892. Geh. 4 ℳ 80 ₰. Eleg. geb. 6 ℳ,

Ad. Ott, Oberstleutnant z. D.: Bei höheren Stäben. Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre. Geh. 2 ℳ. Eleg. kart. 2 ℳ 50 ₰.

Graf A. v. Westarp: Fürst Bismarck u. das deutsche Volk. Zur Erinnerung an d. Sommer 1892. Mit einem Porträt des Fürsten Bismarck aus d. J. 1892 in Photogravure. Zweiter unveränderter Abdruck (4.—6. Tausend). 15 Bog. 8°. Geh. 2 ℳ 80 ₰. Hocheleg. geb. 4 ℳ.

In Carl Blankenburg's Verlag, Rüdersdorf bei Berlin erscheint:

Das Flugprincip.

Eine populär-wissenschaftl. Naturstudie von

Carl Buttenstedt.

Mit 6 Tafeln in 50 lithographischen Zeichnungen.

Direct bezogen kostet das Werk brochirt Mk. 5,50, elegant gebunden Mk. 6,50.

Urtheile und Anerkennungen erster Autoritäten stehen gern zu Diensten.

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Sohncke, **Dr. Leonhard,** ord. Professor der Physik an der technischen Hochschule zu München, **Gemeinverständliche Vorträge aus dem Gebiete der Physik.**

Mit 27 Abbildungen im Texte. Preis: 4 Mark.

Inhalt: Was dann? — Über den Zustand und die Ziele der heutigen Physik. — Über Wellenbewegung. — Die Umwälzung unserer Anschauungen vom Wesen der elektrischen Wirkungen. — Aus der Molekularwelt. — Einige optische Erscheinungen der Atmosphäre. — Über das Gewitter. — Neue Theorieen der Luft- und Gewitter-Elektricität. — Wandernde Berge.

= Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek. =

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit mehreren Hundert Abbildungen, Karten und Chromotafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 8 Mk. oder in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig. *(Im Erscheinen.)*

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbfranz gebunden 10 Mark oder in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

Afrika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfranz gebunden 12 Mk. oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mark.

Asien.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Brehms Tierleben.

Dritte, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. E. Pechuel-Loesche, Prof. Dr. W. Haacke, Prof. Dr. O. Boettger, Prof. Dr. W. Marshall und Prof. Dr. E. L. Taschenberg. Mit über 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten, 80 Tafeln in Holzschnitt und 100 Tafeln in Chromodruck. 10 Bände in Halbfranz gebunden zu je 15 Mk. oder in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. *(Im Erscheinen.)*

Brehms Tierleben.

= Volks- und Schulausgabe in 3 Bänden. =

Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage. Mit 1300 Abbildungen. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 10 Mk. oder in 52 Lieferungen zu je 50 Pf. *Im Erscheinen.)*

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1200 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Chromotafeln. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 42 Lieferungen zu je 1 Mk.

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Joh. Ranke. Mit 991 Abbildungen im Text, 6 Karten und 32 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mk.

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Mit 1100 Abbildungen im Text und 40 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 30 Liefgn. zu je 1 Mk.

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk.

Meyers Konversations-Lexikon.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit 3700 Abbildungen im Text, 567 Illustrationstafeln, Karten und Plänen. 16 Bände und 1 Ergänzungs- und Registerband fein in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.
Dem Hauptwerk sind zwei Jahres-Supplemente 1890/91 und 1891/92 angeschlossen, in Halbfranz geb. zu je 10 Mk.

Meyers Klassiker-Ausgaben

Unübertroffene Korrektheit — Schöne Ausstattung. — Eleganter Liebhabereinband.

Goethe, 12 Bände	30 Mk.	H. v. Kleist, 2 Bände	4 Mk.
Schiller, 6 Bände	15 -	Chamisso, 2 Bände	4 -
Lessing, 5 Bände	12 -	Hoffmann, 2 Bände	4 -
Herder, 4 Bände	10 -	Lenau, 2 Bände	4 -
Wieland, 3 Bände	6 -	Heine, 7 Bände	16 -
Hauff, 3 Bände	6 -	Gellert, 1 Band	2 -
Eichendorff, 2 Bände	4 -	Bürger, 1 Band	2 -

Verzeichnis der *ausländischen Klassiker* = 70 Bände = wolle man gratis verlangen.

Probehefte oder Probebände obiger Werke liefert jede Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Hierzu eine Beilage: Gebrüder Paetel in Berlin.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 10. December 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutsche Aussteller in Chicago. Von Falk Schupp. — **Literatur und Kunst:** Die Wahrheit über Goethe's Friederike. Von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Junggesellenleben. Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt:** Deutsch-Panama. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Deutsche Aussteller in Chicago.

Von Falk Schupp.

An die Stelle der einstigen Messen, deren berühmteste in Deutschland die zu Leipzig und Frankfurt a/M. waren, hat die Epoche der Fabriken, Eisenbahnen und des Eilnachrichtendrahtes die Welt-Ausstellungen treten lassen. Messe und Ausstellung, so sehr sie einem und demselben Culturbestreben entspringen, sind in Wesen und Bedeutung doch sehr verschiedenartige Dinge. Die Ausstellung ist Realmarkt nur noch in der Abstraction des „Musters" und ihr Zweck ist der Kampf der Muster gegen einander, also die Concurrenz im weitesten Sinne. Ehemals auf der Messe hatte das Geschäftshaus gesiegt, welches den größten Absatz zu verzeichnen hatte. Heute kommt es den ausstellenden Geschäften nicht mehr auf den Verkauf als solchen an, die Anerkennung, die besten Muster gesandt zu haben, bildet heute das erstrebenswerthe Ziel. Erst die fabrikmäßige Erzeugung aller denkbaren Waaren hat denn auch jene Uniformirung erlaubt, welche die Musterconcurrenz und damit den Weg zur Weltausstellung angebahnt hat. In den Handwerkszeiten bestand durch die individualistische Herstellungsart auch in jedem Land eine Art Sondergeschmack, der nur sehr schwer abzulösen war. Reste davon haben sich rein platonisch in besonders kunstvollen Industrien bis auf den heutigen Tag erhalten, man denke an Brüsseler Teppiche, Meißner Porzellan, Nürnberger Spielwaaren, Genfer Uhren u. s. w. Heute aber, wo fast über die ganze civilisirte Welt hinweg dieselben Spinnmaschinen surren, dieselben Hochöfen lodern, und wo auch das millionste Stück dem ersten ohne Unterschied gleicht, siegt das vollkommenere Muster an der Wahlstätte.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist es interessant, einen Blick auf die herannahende Weltausstellung in Chicago zu werfen und einen Ueberschlag der Aussichten zu machen, welche wir Deutsche dort haben. Geraume Zeit, ehe der deutsche Weltausstellungsplan gescheitert war, verkündeten deutsche und amerikanische Zeitungen mit großem Nachdruck, daß die deutsche Regierung gewillt sei, die amerikanische Weltausstellung in hervorragender Weise zu beschicken und daß zu diesem Zwecke bereits 750,000 Dollars (3,000,000 Mark) bewilligt sind. Merkwürdig aber, daß die deutschen Zeitungen, die sich sonst über jede von Regierungswegen aufgewandte Geldsumme in breiten Erörterungen ergehen, sich darüber völlig ausschwiegen. Auch während des deutschen Weltausstellungsrummels wurde von dem für Chicago aufgebrachten Fonds so gut wie nicht gesprochen, höchstens daß man einmal mit einem gewissen Behagen bemerkte, wie die französische Kammer angesichts der erheblichen deutschen Aufwendung schnell eine Nachbewilligung für Chicago in's Werk setzte.

Man tröstet sich jetzt darüber, daß nachdem nun doch einmal die deutsche Weltausstellung zu Wasser geworden ist, wir wenigstens die amerikanische „gut" beschickt haben. Soweit nur die deutsche Nationaleitelkeit ihren Bissen haben soll, läßt man sich das wohl gefallen, aber wer den Ernst, als Politiker zu gelten, für sich haben will, muß den Gefühlsrausch überwinden und rechnen. Der muß fragen, welche Aussichten haben wir Deutsche, welche Vortheile werden wir von unserer Chicagoer Argonautenfahrt heimbringen?

In unserer deutschen Vorstellung sind die Vereinigten Staaten immer noch das, was sie vor 20—30 Jahren waren, ein jungfräuliches Land, dessen ganze Kraft bloß darauf gerichtet ist, Rohstoffe zu produziren, um sie Europa zur Verarbeitung zu übergeben. An den Fingern sind in Deutschland die Leute zu zählen, die eine richtige Vorstellung von dem Wendezustand haben, in dem der amerikanische Staatenorganismus steht. Eine kleine Illustration zu dieser europäischen Beschränktheit war der gellende Wuthschrei, der die gesammte Presse durchlief, als die Mac Kinley-Bill die Faust auf die Sorglosigkeit des überseeischen Exportes legte. Dieser Mac Kinley mit seiner mörderischen Bill mußte ein ausgemachter Schurke sein, denn er hat in Wien die vormals glänzende Perlmutterindustrie, die ganz vom amerikanischen Export lebte, derart ruinirt, daß der Baron von Rothschild einige tausend Gulden schenken mußte, um die „Meister" vorm Verhungern zu schützen, und er hat verschiedenen deutschen Exportindustrien so schwere Schläge gegeben, daß sie sich nicht mehr erholen werden. Wie gesagt, Mac Kinley galt und gilt für einen ausgemachten Schurken, denn daß seine Bill nichts weiter als ein dem amerikanischen Staatskörper organischer Schritt ist, wußten in Deutschland nicht einmal die Leitartikler der „Kölnischen Zeitung". Und wie die Bill da war, da brachte die „Vossische Zeitung" einen gelehrten und sachverständigen Leitartikel und dann wurde es wieder still über amerikanische Dinge.

Wenn ich in Nachfolgendem Vorwürfe erhebe, so gilt mein erster der deutschen Presse, die zu bequem ist, ihre Leser über amerikanische Dinge aufzuklären. Denn hätten die Häupter der deutschen Industrien gewußt, daß die Hoffnung auf einen aussichtsreichen amerikanischen Export für immer vorbei ist, so hätte Deutschland seine Finger von der Chicago-Ausstellung gehalten. Daran wird auch die Wahl Cleveland's nichts besser machen, denn wird auch durch seine „Mäßigung" als Schutzzöllner eine augenblickliche Lockerung der Mac-Kinley-Fessel erfolgen, so ist das ein vorübergehendes Symptom. Ja ich habe den

Verdacht, daß die smarten Yankees sich den Herrn Grover Cleveland absichtlich als Ausstellungslockvogel zum Präsidenten erwählt haben. „He's fat and scand of breath", dick wie ein deutscher Bierbrauer, und seine sette Gutmüthigkeit erweckt unbedingtes Vertrauen.

Und dann der Sieg der „Muster". Das nennt der Amerikaner ungefähr in dem Sinne einen europäischen Begriff, wie der Großstädter von provinzialen Vorstellungen höhnelt. Und was für provinzielles Europäerthum steckt in der Vorstellung von dem Sieg der Muster. Auf dem deutschen Export lastet der Fluch des Wortes „billig und schlecht", und wir stehen nun Amerika gegenüber vor folgendem Dilemma. Entweder wir lassen diese Eintaxirung ruhig weiter bestehen und wir fahren dabei nicht gerade schlecht, denn das damit identische „Made in Germany" hat selbst den Engländern Schrecken eingejagt und manche deutsche Industrie zu einem behaglichen Aufschwung kommen lassen. Dann ist es gleichgültig, wie gut oder wie schlecht wir auf der Weltausstellung vertreten sind. Oder aber wir erbringen, den thatsächlichen Verhältnissen mehr entsprechend, den feierlichen Beweis, daß es seit 1876, dem Jahre der Philadelphischen Weltausstellung, in Deutschland anders geworden, daß das Prinzip „billig und schlecht" ausgewirthschaftet hat, dann müssen wir mit aller Kraft anrücken. Die deutsche Regierung meinte das letztere, die deutschen Industriellen aber sind meist mehr für das Erstere, es ist doch einmal das herkömmliche. Die aber wirklich der Meinung der Regierung waren, und es ist das immerhin eine beträchtliche Anzahl, die sind es, die stark auf den Sieg ihrer Muster bauen. Die schleppen auch das gute, was sie geschaffen haben, dem Yankee vor die Füße, die nur die Ausstellung vorüber lassen, um dann in brutalster Weise das Gute, was man bei ihnen unter dem „Schutz" der amerikanischen Regierung ausgestellt hat, nachzuahmen. Das sind auch diejenigen, die sich den ihnen vom Reichscommissariat für Chicago als vortheilhaft empfohlenen „Vertreter" für schweres Geld engagiren, der drüben die „Geschäfte" abzuschließen hat. Wieder ein europäisch-optimistischer Provinzialismus! Man wird fragen, ob denn drüben nicht auch auf Augenblicksabschlüsse zu rechnen sein wird und man wird mir die bedeutenden Resultate entgegenhalten, die in dieser Hinsicht auf der Pariser Weltausstellung von 1889 erzielt worden sind. Ich zweifele keinen Augenblick daran, daß auch drüben derartiges zu erreichen ist, wenn nur für die deutschen Firmen die Vertreterfrage richtig zu lösen wäre. Aber da steckt der verborgene, aber darum doppelt heimtückische Haken. Denn was da hinübergeschickt wird, sind Sachen von oft hohem Werth, und es lassen sich an den meisten Ausstellungsgegenständen erhebliche Schwindeleien verüben, die nicht sofort entdeckt werden können. Die meisten Firmen schicken daher einen ihrer erprobten deutschen Vertreter hinüber — um damit recht empfindlich hinein zu fallen, denn amerikanische Geschäftsart und deutsche Geschäftsart sind verschieden wie Nacht und Tag. Andere aber, die klüger sein wollen, nehmen einen der Yankees zum Vertreter, die sich Dutzendweise in den Anzeigespalten der Kölnischen und Frankfurter Zeitung anbieten. Sie geben ihm ein hübsches Salair und hoffen, daß er so treu ist, wie man das in Deutschland nun einmal gewohnt ist, denn er hat ja eine Bürgschaft gegeben. Die vorsichtigsten geben auch noch irgend ein Faktotum ihres Geschäftes bei, um dann doppelt enttäuscht zu sein, wenn sie am Ende erfahren müssen, welche Capitalien der geniale Amerikaner aus der Thatsache seiner Vertreterschaft geschlagen, oder welche directen Unregelmäßigkeiten er begangen hat. Denn der Yankee Schmitt, der eine deutsche Ausstellerfirma „geslutscht" hat, braucht nur im Staate Illinois unter- und in einem Nachbarstaat aufzutauchen, etwa als Müller oder Meyer, um sich seines Raubes zu freuen.

Aber die „Vertreterfrage" hat noch eine etwas romantische, aber darum doppelt wirksame Versenkung. Schon am 27. Juni dieses Jahres brachte die „Chicagoer Illinois Staats-Zeitung" einen heftigen Artikel gegen das in der New-Yorker Presse zu Tage tretende feindliche Gebahren der New-Yorker Importeure. Unter anderem heißt es da: „Daß die New-Yorker Importeure mit zu denen gehört haben, und gehören, welche sich an dieser Herabsetzung und Verdächtigung Chicagos betheiligen, konnte sich ein jeder an den fünf Fingern abzählen. Denn zu welchen Thorheiten, Niederträchtigkeiten und Schlechtigkeiten auch verletzter Localstolz verleiten möge, das finanzielle Interesse, der Dollar, war und ist stets die stärkste Triebfeder — im Guten, wie im Bösen. Und es kann deshalb nicht überraschen, daß die New-Yorker Importeure nicht auf halbem Wege stehen geblieben sind, sondern den ausländischen Exporteuren und Fabrikanten mit der Entziehung ihrer Kundschaft gedroht haben, falls sie die Ausstellung in Chicago beschicken. Denn was ist natürlicher, als daß, wie es in der — von ihnen erlassenen „vertraulichen Mittheilung" heißt, „die großen New-Yorker Importeure nicht gewillt sind, die westlichen Großhandlungen wissen zu lassen, woher sie gewisse Waaren beziehen, und daß wenn ausländische Firmen, die durch die Vermittelung der New-Yorker Importeure einen großen Absatz in diesem Lande haben, die Ausstellung beschicken, die Käufer im Westen die Bezugsquellen entdecken würden". Mit anderen Worten, die New-Yorker Importeure wollen sich nicht in die Karten gucken lassen, und soviel als möglich auch ferner verhindern, daß Chicago selbst importirt. Sie fürchten, ihr Einfuhrgeschäft, von dem sie sich durch Bestechung der Zollbeamten bis jetzt den Löwenantheil zu sichern gewußt haben, könnte ihnen durch die Chicagoer Ausstellung und die unvermeidliche Begegnung des westlichen Käufers mit dem europäischen Verkäufer geschmälert oder ganz entrissen werden.

Inzwischen hat sich die Wuth der großen New-Yorker Importfirmen erheblich gesteigert, als bekannt wurde, welche Anstrengung die deutsche Regierung zur Beschickung der Chicagoer Weltausstellung gemacht hat. Sie sahen nun ein, daß ein directer und öffentlicher Kampf gegen Chicago nicht nur wirkungslos, sondern sogar schädlich sein mußte, denn er gab den Chicagoern eine prächtige Gelegenheit zur Reklame. Daher mußte die ihnen unterthänige New-Yorker Presse einen faulen Frieden schließen und alles zur Weltausstellung gehörige entweder verschweigen oder in gleichgültigstem Tone anerkennen. Derweilen aber sannen die Herren Importeure auf kräftigere Mittel und ihre Yankeephantasie ließ sie nicht im Stich. Sie haben eine Reihe von teuflischen Kniffen ersunden, von denen ich einen hier der Oeffentlichkeit übergebe, weil er der zunächst in Wirksamkeit tretende ist. Die anderen werde ich im nächsten Jahre an Ort und Stelle beobachten und dann hier zu rechter Zeit entschleiern. Dieser erste richtet sich gegen die Vertreter. Vor Allem wollen die Importeure verhindern, daß die Beziehungen, welche Aussteller in Chicago mit den Käufern des amerikanischen Binnenlandes, ihren seitherigen Kunden gewinnen könnten, durch die wichtigste Person, nämlich den Vertreter gehindert werden. Daher haben sie eine ganze Reihe von Creaturen ausgerüstet und nach Europa geschickt, die dort gegen „Bürgschaft" (die natürlich die Importeur-Millionäre stellen) Vertreterstellen suchen. Wer Ohren hat zu hören, der weiß, was das zu bedeuten, vielleicht eine Vernichtung all der Resultate, die schon so wie so überaus zweifelhaft für den deutschen Aussteller sind!

Schlägt alles fehl, so haben wir wenigstens die Reklame, sagt der deutsche Berufssanguiniker und glaubt Wunder, was er daran hat. Er denkt dabei natürlich einmal an das günstige Urtheil der Besucher, und dann an die Erwähnung in der amerikanischen Presse. Das erstere ist, wie mir Fachmänner versichern, nur von platonischer Wirkung, da es nur in seltenen Fällen ein geschäftliches Nachspiel hat. Höchstens die amerikanischen Musternachahmungsflibustiere werden da ein Nachspiel daran knüpfen. Dann aber ist der Werth gerade dieser „Reklame" vielfach dadurch fast annullirt, daß das Reichs-Commissariat für Chicago sich genöthigt gesehen hat, wegen mangelhafter Betheiligung gerade der größten Firmen in gewissen wichtigen Industrien zu dem dürftigen Behelf der Collectivausstellung zu greifen. In dem von dem Preßausschuß des Reichscommissariats für die Weltausstellung in Chicago herausgegebenen offiziellen Communiqué Nr. 13 wird gerade der Umstand, daß durch die Collectivausstellungen die

Reklame für den Einzelnen ganz wegfällt, zur Verschleierung der Angst vor den New-Yorker Exporteuren naiv zugegeben. Es heißt da: „Wenn auch anfänglich einige Zweige dieser Industrie und gerade diejenigen, welche schon seit langen Jahren in Amerika Geschäfte machen, schwer zu bewegen gewesen sind, auf der columbischen Ausstellung vertreten zu sein, weil die Einzelfirmen von einem solchen Vorgehen für ihre Verbindungen mit New-York Nachtheile befürchteten, so hat man diese Bedenken doch schließlich dadurch beseitigt, daß Collectivausstellungen veranstaltet werden. Darin treten die Einzelaussteller nicht besonders hervor“ u. s. w. Und diese Collectivausstellungen müssen nicht etwa bei untergeordneten deutschen Industrien, nein, gerade bei der wichtigsten deutschen, der Textilindustrie, veranstaltet werden. So in der Strumpf- und Kleiderstoffbranche, sowie der Gardinenfabrikation, welche das hauptsächlichste deutsche Industrieland Sachsen ernähren, dann in der schlesischen Tisch- und Leinenzeugbranche, der Crefelder Seiden- und Sammetindustrie und andere mehr. Einsichtige Firmen freilich haben sich durch den offiziellen Hochdruck, womit die deutsche Regierung die Reklame für die Chicagoer Weltausstellung betrieben hat, nicht blenden lassen und nicht ausgestellt. So die beträchtlichen Industriegruppen der reußischen Lande, namentlich von Gera und Greiz, welche die reinwollenen Kleiderstoffe herstellen, sowie hervorragende Firmen der Chemnitzer Möbelstoffindustrie, und zum Schluß die meisten süddeutschen Industrien, welche den rosenfarbenen Liebkosungen des „preußischen“ Reichscommissariats weniger ausgesetzt waren. Die Stimmung, welche der Chicagoer Ausstellung gegenüber in Süddeutschland von Anfang an bis zum Abschluß der Anmeldungen geherrscht hat, wird am besten durch ein Schreiben der königlich württembergischen Centralstelle für Gewerbe und Handel illustrirt, welches nach bekannten Mustern etwas „fraudulös“ seinen Weg in eine größere Oeffentlichkeit hiermit findet. Darin schreibt der württembergische Regierungsdirector Gaupp: „Die Annahme, daß die Centralstelle für Gewerbe und Handel sich bemühe, daß auch die schwäbische Industrie in Chicago vertreten sei, trifft zu (man bewundere die Objectivität des Tones gegenüber der preußischen Lobrednerei), aber es hält sehr schwer, Aussteller zu gewinnen, und wir glauben leider jetzt schon sagen zu müssen, daß die Ausstellung entfernt kein richtiges Bild von der württembergischen Industrie, selbst nicht von dem der eigentlichen Export-Industrie darbieten wird. Die Europäer sind vielleicht mehr als die Amerikaner der Ausstellungen müde und der zur Zeit flaue Geschäftsgang veranlaßt die Industriellen in allererster Linie zu der Frage: werde ich auch von der Theilnahme an der Ausstellung einen Vortheil haben? Diese Frage beantworten sich die Meisten — und wohl nicht mit Unrecht — mit Nein und bleiben deshalb weg.“

Aber die Presse, die amerikanische Presse, wird gewiß Ersatz bieten! Große Besprechungen darin vermögen allerdings die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen Artikel oder eine Firma zu lenken. Aber auch da werden die meisten deutschen Firmen aus Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse aufrennen. Die amerikanischen Zeitungen kennen den Unterschied zwischen dem redactionellen und dem Anzeigentheil nicht, gleich hinter den Telegrammen wird ohne Abschnitt und oft in gleicher Schrift ein Geschäftsetablissement beschrieben oder ein Haarwasser angepriesen. Die Artikel sind selbstverständlich bezahlt und es ist eine eigenartige Fähigkeit, welche die Amerikaner und Engländer in der Herstellung solcher Reklamen haben. Der Deutsche natürlich, der dieses System nicht kennt, wartet auf eine Anerkennung durch die Presse natürlich vergebens und zieht dann mit einer Verwünschung gegen diese vermeintliche Corruption enttäuscht ab. Der deutsche Aussteller, der von dieser sehr vortheilhaften Reklamegelegenheit Gebrauch machen will, lege von vorne herein einen tüchtigen Preßfond zurecht und suche Fühlung mit den maßgebenden deutsch-amerikanischen und englischen Organen.

Sind die positiven Wagnisse, mit denen der deutsche Aussteller zu rechnen hat, wie in Vorstehendem angedeutet ist, ziemlich beträchtlich, so sind es noch mehr die negativen. Denn gelingt es auch, all' die Hemmnisse zu beseitigen, welche dem Erfolg des Ausstellungsobjectes sich entgegenstellen, so bleibt noch immer die bedeutende Sorge um die Erhaltung der oft kostbaren Sachen. Ist doch Chicago's Disposition für neronische Generalfeuerwerke, bei denen die Dächer der fünf- bis elfstöckigen Häuser als Leuchtkörper dienen, nur gar zu sehr bekannt, und ebenso wenig erbaulich sind die aus den Prärien heraufstürmenden Cyclone. Aber trotz alledem werden die im Jackson-Park zu Chicago aus aller Welt zusammengeführten werthvollen Industriegegenstände und Kunstsachen unzulänglich gegen Feuer und ganz ungenügend gegen Sturmbeschädigung versichert sein. Noch in dem unlängst ausgegebenen Communiqué Nr. 15 muß das Reichscommissariat für Chicago zugeben, daß „der Haupttheil der Feuerversicherungssumme noch nicht untergebracht ist.“ Die deutschen Feuerversicherungsgesellschaften sind in ihren Versicherungswerthen an Summenmaxima gebunden und das in diesem Falle nöthige Ueberschreiten dieser Bestimmung bedürfte einer Statutenänderung, die von allen betheiligten Regierungen der Einzelstaaten erst umständlich genehmigt werden müßte. Was über die Maximalsumme hinausging, wurde bisher auf dem Wege der Rückversicherung aufgebracht. Das heißt, die Gesellschaften treffen unter einander Abkommen, wonach jede nur bestimmte Quoten der Versicherungssumme für sich behält und zur Bergung des Ueberschusses die anderen Gesellschaften auf dem Wege der Rückversicherung engagirt. Bei den europäischen Gesellschaften vollzieht sich diese Geschäftsmaxime der Wechselseitigkeit ohne Weiteres, amerikanische Rückversicherungen galten und gelten jedoch als ein „noli me tangere!“ Da nun der amerikanische Versicherungsmarkt schon durch die eigene Nachfrage stark in Anspruch genommen war, schraubten die amerikanischen Gesellschaften, als sie ihr „Geschäft“ sicher hatten, die Prämiensätze bedenklich in die Höhe. Das mußte denn rückwirkend wieder die von den deutschen Gesellschaften gestellten Forderungen in die Höhe treiben, da sie natürlich sich nicht mit einem geringen Procentsatz bei der Versicherung begnügen können, wenn sie einen barbarisch hohen bei der Rückversicherung zahlen müssen. Und so stehen denn die Aussteller vor der freudigen Aussicht, entweder hohe Prämien zu zahlen, oder aber an dieser gefährlichen Stätte gar nicht versichert zu sein. Nicht gegen Feuer und erst recht nicht gegen Sturm. Angenehme Aussichten! Nicht als wenn es die Schuld des deutschen Reichscommissars wäre, behüte, der brave Herr Geheimrath kann seinen Traum von dem blanken Orden ruhig weiter träumen, er bekommt ihn sicher.

Literatur und Kunst.

Die Wahrheit über Goethe's Friederike.

Von Theophil Zolling.

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Diese schönen Worte Ludwig Eckardt's gelten der elsässischen Jugendgeliebten Goethe's, aber im Leben war ihr die Dichtersonne nur durch wenige Monate ein beglückendes Licht, und die Unsterblichkeit mag ihr und den Ihrigen oft wenig verlockend erschienen sein. Erst von dem Herrlichen geliebt und verlassen, dann von der Welt beargwöhnt und verdammt, eine Jugend voller Enttäuschung und ein freudloses Alter als vermögenlose alte Jungfer, abhängig von der Güte ihrer Verwandten und Bekannten, und endlich nach hundert Jahren noch ein peinlicher Streit über Goethe's Schuld und ihre Unschuld, — fürwahr ein trauriges Loos! Schon zu den Lebzeiten ihres Dichters gingen nämlich die schlimmsten Gerüchte von Mund zu Mund, besonders als die Sesenheimer Herzensidylle in idealisirender Darstellung in „Dichtung und Wahrheit“ erschien. Von solchen bösen Vorstellungen geleitet, kam im Sommer 1822 Ludwig Tieck, wie so viele Verehrer Goethe's,

nach Sesenheim und schied „in unpoetischer Wehmuth, daß alles dort so anders, so ganz anders“ war, als seine Phantasie es ihm vorgemalt hatte. Drei Monate darauf erschien der Bonner Philologe Professor Näke auch im Pfarrhause, wo er gut aufgenommen wurde von dem Amtsnachfolger des alten Brion, dem etwas menschenfeindlichen und wunderlichen alten Schweppenhäuser, dessen Schwester als polnische Gräfin von Hauke die Stammmutter der Battenberger geworden ist. Als der Besucher das allgemeine Gerücht erwähnte, daß Goethe nicht nur Friederiken, sondern auch einen Sohn, den sie von ihm gehabt, verlassen habe, und daß ihr Kind in Straßburg Pastetenbäcker geworden sei, da erwiderte Schweppenhäuser: Goethe habe nur aus Delicatesse sein Betragen einer Mißdeutung ausgesetzt, denn er habe Friederiken erst verlassen, als sie mit dem damaligen katholischen Pfarrer in Sesenheim Reinbolt ein Verhältniß anknüpfte, das nicht ohne Folgen geblieben sei. Höflich zweifelnd nahm Näke die Enthüllungen des Pfarrherrn auf und wandte sich 1823 an Goethe selbst, der ihm über diese Nachrichten gewissermaßen ein Gutachten ausstellen sollte. Wir kennen seine Antwort an den naiven Berichterstatter, denn sie ist unter dem Titel: „Wiederholte Spiegelungen“ in seine Werke aufgenommen — eine Antwort, so ruhig und ausweichend, so gewunden und geziert, daß Professor Teuffel in Ruge's Deutschen Jahrbüchern in gerechte Entrüstung gerieth und ohne Weiteres darin eine Bestätigung von Goethe's voller Schuld erblickte. Da nun also von dem Hauptangeklagten, wenn wir so sagen dürfen, nichts herauszubringen war, so beauftragte der ehrliche Näke, der sich in seinem philologischen Gewissen über manche noch immer dunkle Punkte gedrückt fühlte, seinen Hörer Heinrich Kruse, den nachmaligen Chefredacteur der „Kölnischen Zeitung“ und geschätzten Dramatiker, im Elsaß weitere Erkundigungen einzuziehen. In Sesenheim erhielt dieser die Bestätigung der früheren Aussage Schweppenhäusers mit dem Zusatz: sein Bruder hätte auch Friederiken heirathen sollen, „aber er habe sich bedankt.“ Der junge Goetheschwärmer war über das Gerede so zornig, daß er gar nichts mehr hören wollte und sich herzlich freute, als der Ochsenwirth, dem die ferneren Besuche der Engländer wohl sehr am Herzen lagen, alle seine Zweifel über den Ruf der Familie Brion und Sesenheim's überhaupt zu zerstreuen suchte. Natürlich wußte auch Friederikens noch lebende Schwester Sophie dem naseweisen Studentlein von einer Verführung nichts zu erzählen. Hochbeglückt eilte Kruse zu seinem Auftraggeber zurück, und ein Auszug seiner Berichterstattung wurde 1840 im Cotta'schen Morgenblatt veröffentlicht. Noch im nämlichen Jahre folgte eine Berichtigung von gegnerischer Seite in der Zeitung für die elegante Welt. Der aus Sesenheim's Nähe gebürtige Schriftsteller Alexander Weill, welcher später nach Paris auswanderte und mit Heine befreundet wurde, der ihm die bekannte Vorrede zu seinen Elsässer Dorfgeschichten schrieb, bestätigte gemeinsam mit seiner Schwester Schweppenhäuser's Angaben über Friederikens Verhältniß mit Reimbolt und dessen Folgen. Die Sesenheimer hätten aber noch von einem früheren Kinde gemunkelt, versicherte er und berief sich dabei auch auf den dortigen Chirurgus Schöpflin, der, wenn er mit seinem Sohne von Goethe sprach, „immer die Achseln zuckte und meinte, seine schnelle Abreise habe eine andere Ursache gehabt.“ Sonderbarer Weise blieb Weill's Aufsatz ziemlich unbemerkt oder wurde damals mit Absicht todtgeschwiegen, und ähnlich ging es mit einer anderen Enthüllung, die im selben Jahr 1840 Karl Bahrs in seine Novelle: „Das Geheimniß“ dichterisch verwob. Unter seinen Gewährsmännern, „die mit der Familie in Sesenheim sehr vertraut waren“, nennt er auch „den jetzt auch aus seinen politischen Bestrebungen ziemlich allgemein bekannten F.“, und sie alle bezeugten: „Friederike habe sich Goethe ganz ergeben, habe von ihm einen Knaben geboren, ihm die rührendsten Briefe nach Frankfurt geschrieben, aber auf keinen einzigen Antwort erhalten, und noch jetzt werde sein Name in Sesenheim mit Verwünschungen genannt.

Drei Jahrzehnte lang verlautete in der Oeffentlichkeit nichts mehr über die Friederiken-Frage. Plötzlich erschienen in den siebziger Jahren zwei Schriften, von denen die des Speyerer Consistorialraths Leyser Friederikens Fall bestätigte, die des Sesenheimer Pfarrers Lucius ihn bestritt. Leyser stützte sich auf den Pfarrer Brion von Goxweiler, den letzten Enkel von Friederikens Vater,*) und bezeugte, daß sich Schweppenhäuser in der Hauptsache nicht geirrt habe, und daß ein Sohn Friederikens gegen Ende der achziger Jahre zu Urmatt geboren und in frühem Alter in Straßburg gestorben sei. Da jedoch diese Enthüllungen den Goethephilologen gegen den Strich gingen, so schmähten die Düntzer, Scherer, Erich Schmidt einstimmig auf Leyser und erhoben maßlos die einfach Alles ableugnende Schrift von Lucius, der eingestandenermaßen erst nachträglich von Weills Aufsatz hörte und doch etwas stutzig geworden sein soll. Bald darauf ließ Heinrich Kruse seine Studentenfahrt in's Elsaß 1878 nochmals in der Deutschen Rundschau abdrucken. Der alte Herr schien noch immer von Friederikens Unschuld überzeugt, war aber vorsichtig genug zu erwähnen, daß sogar der Historiker Niebuhr es aus sicherer Hand von Straßburg zu haben bezeugte, daß Friederike sich noch ein oder zwei Mal von den jungen Offizieren von Fort Louis bei Sesenheim habe verführen lassen. Jedenfalls war es Kruse bei seiner Vertheidigung nicht ganz geheuer, denn er schloß seinen Neudruck mit der sonderbaren Bitte an die Leser: auf etwaige Einwendungen keine Entgegnung erwarten zu wollen! Viel rascher fertig mit dem Wort war der damals noch sehr junge Erich Schmidt, der 1880 bei der Einweihung des theuer gekauften Friederikenhügels in Sesenheim eine schwungvolle Rede hielt. Natürlich sei Alles Verleumdung, lesen wir in seinen „Charakteristiken“,**) die letzten feindlichen Schatten der Klatschsucht über Friederikens Namen seien für immer verscheucht, und daran schloß sich der Spott über Leysers „leichtfertiges Gerede“, die übelwollenden „Gebildeten“ in Straßburg und den „mythischen Pastetenbäckerjungen.“ In Paris aber lachte der greise Alexander Weill über die „gut inscenirte Komödie“, und der Senator und Akademiker Edmond Scherer, der Redacteur des „Temps“, sagte zu mir:

„Uns Elsässer amüsirt das emballement der deutschen Professoren, denn wir sind in der Sache von einer ganzen Generation glaubenswerther Männer unterrichtet. Friederikens Kind von dem Abbé ist auf der Straßburger Mairie eingeschrieben und in der Stadt wohlbekannt gewesen, und man findet eines Tages vielleicht auch noch den kleinen Goethe. Viele Landsleute schweigen aus Localpatriotismus, die Familie leugnet Alles, um sich nicht zu compromittiren, aber auch mein College Neffzer wußte wohl, daß Friederike kein dragon de vertu war. Es wird schon noch Alles an's Licht kommen, et nous allons rire.“

II.

Sicher ist, daß Alles, was bisher gegen die arme Friederike vorgebracht wurde, noch keine entscheidende Beweiskraft hat. Wenn uns ihre Schmäher überzeugen sollten, so mußten sie etwas mehr als die bloße Tradition der Médisance, nicht nur sich im Einzelnen widersprechendes Altweibergeschwätz in's Feld führen, sondern geschriebenes Zeugniß und bündige Beweise liefern. Erst in diesen Tagen sind nun auch solche zu Tage gefördert worden, und die Frage ist damit in ein neues Stadium getreten.

Der Straßburger Forscher Dr. Joh. Froitzheim, dem wir einige durchaus werthvolle Monographien über den jungen Goethe, Wagner und Lenz***) verdanken, hat soeben eine neue Schrift: Friederike von Sesenheim (Gotha, F. A. Perthes) veröffentlicht und darin über seine jüngsten Untersuchungen in der Friederiken-Frage überraschende Mittheilungen gemacht. Von dem noch lebenden Weill und seiner 80jährigen Schwester

*) Consul August Schneegans hat 1880 in der „Gegenwart“ von ihm erzählt.

**) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

***) Beiträge zur Landes- und Völkerkunde in Elsaß-Lothringen. Heft 4, 7, 10. Straßburg, Heitz. Mit unermüdlichem Geschick hat Froitzheim auch hier seine minutiösen und langwierigen Nachforschungen in Archiven, Kirchenbüchern ꝛc. durchgeführt und trotz vieler Angriffe fast in allen Punkten Recht behalten. Sogar Düntzer gibt jetzt zu, daß „Dichtung und Wahrheit“ als Geschichtsquelle mit Vorsicht zu gebrauchen ist.

Florette Lehmann holte er sich eine Bestätigung ihrer vor fünfzig Jahren gemachten Aussagen. Weill schreibt jetzt:

„Tous les vieux habitants de Sesenheim, sont sûrs que Goethe avait virtuellement séduit Frédérique et qu'elle était enceinte quand il l'a quittée . . . Goethe n'a pas dit la vérité sur son départ de Strasbourg, je crois que s'il y était resté, on lui aurait fait un mauvais parti . . . Vous ne trouverez jamais une trace du premier enfant de Frédérique, dès sa grossesse putative elle a disparue du village."

Vergeblich forschte Froitzheim in allen Dörfern, wo Friederike und Reimbolt gelebt hatten. Der große Fund aber gelang ihm erst im Straßburger Findelhaus, in dessen Acten Lucins oberflächlicherweise nur die Namensverzeichnisse durchgesehen hatte. „Wahrlich, es war naiv von ihm zu glauben, das Kind einer im Elsaß bekannten Pfarrerstochter würde in jener Zeit, wo von civilstandlicher Bekundung noch keine Rede ist, unter dem Namen der Mutter oder des Vaters eingetragen worden sein." Im Register von 1787 fand er nun, daß der Abbé Reimbolt von Sesenheim ein Kind in die Anstalt gebracht habe, „laut Taufschein Jean Laurent getauft und unehelicher Sohn von Jean Friderie Blumenhold von Pfaffenhofen und von Françoise Louise Wallner von Schweighaußen, Protestanten." Auch der Taufschein vom 3. März 1787 fand sich vor. Froitzheim weist überzeugend nach, daß damals bei unehelichen Geburten in den Acten die unglaublichsten Vater- und Muttternamen fingirt wurden, und daß es der katholischen Kirche im Elsaß nur darauf ankam, in den protestantischen Landestheilen Propaganda zu machen, worin sie durch das Gesetz, das jedes außereheliche Kind der katholischen Kirche zuwies, unterstützt wurde. Auch hier haben wir es mit erdichteten Namen zu thun, denn die Namen Blumenhold und Wallner kommen in den Standesregistern weder in Pfaffenhofen noch Schweighaußen vor und sind dort ganz unbekannt. „Daß der katholische Pfarrer Reimbolt von Sesenheim, dessen Name in jenen Findelacten nur an dieser Stelle erscheint, ein uneheliches Kind protestantischer Eltern selbst nach der katholischen Findelanstalt bringt, was nach jenen Acten nur Hebammen, Handwerker und Bauern zu thun pflegen, und es dort für die übliche Summe von 400 Franken einkauft, beweist, daß er ein hohes persönliches Interesse an jenem Kinde hatte. Daß es aber sein und Friederikens Kind gewesen, dafür spricht der Umstand, daß auch Reimbolt's Vorname Laurentius war und der Name Friederikens als Vorname des fingirten Vaters Friderie (!) benutzt zu sein scheint." Und dann die Namen Blumenhold, Pfaffenhofen, Schweighaußen — man ist versucht, an einen schlechten Scherz zu glauben! Froitzheim stößt in den Acten nochmals auf den Namen des neunjährigen Findelkindes, und siehe da! er findet auch den Todtenschein des 1807 mit 20 Jahren verstorbenen Jean Laurent Blumenhold, Beruf: Pastetenbäcker!

Damit nimmt der von Erich Schmidt verspottete mythische Pastetenbäckerjunge Fleisch und Bein an. Selbstverständlich ist die Identität Friederikens mit der Wöchnerin Louise Wallner noch nicht erwiesen, um so weniger als deren Niederkunft in Straßburg keineswegs zu dem Gerede der Leute paßt, welches Urmatt, Jule (?) und andere Orte nennt. Froitzheim meint, daß man eben mehr als eine Niederkunft annehmen müsse, wofür ja Weill's und Niebuhr's Behauptungen sprechen. Ein ganz unwiderlegliches Zeugniß dafür, daß die Sesenheimer Pfarrerstochter wenigstens später kein Tugendspiegel gewesen, erbringt Froitzheim in einem von ihm aufgefundenen ungedruckten Tagebuch „jenes Mannes, der als Lieblingsschüler Prof. Blessig's sich frühzeitig durch Talent auszeichnete, in der Folge als evangelischer Geistlicher die ehrenvollsten Stellungen einnahm und als solcher seine Erlebnisse zum Nutzen seiner Söhne aufgezeichnet hat". Froitzheim vergißt, daß er diesen anonymen Gewährsmann in einer früheren Schrift*) bereits citirt und genannt hat: Karl Christian Gambs. Dieser erzählt aus seiner Straßburger Studienzeit:

1778. Durch Barthel und Ulrich machte ich Bekanntschaft mit Junker, der schon Candidat der Theologie war. Bei einem Biergelage, wo ich von ihm aufgefordert einige Aufsätze vorlas, unterbrach er mich auf einmal mit den Worten: Sie müssen in Sesenheim predigen . . . Ich nahm sogleich den Antrag an, der der Eitelkeit des Jünglings schmeichelte, und ehe ich noch ein theologisches Collegium gehört, viel weniger Homiletik studirt hatte, arbeitete ich eine Predigt über das Verdienst Christi aus. Ihr könnt leicht denken, wie sie von Bombast und Declamationen strotzte, aber meine Freunde und ich hielten sie für ein Meisterstück. Als ich die Predigt halten wollte, zog Junker, der die Ahndung des Kirchenconvents fürchtete, sich zurück und beredete dagegen seinen Freund Marx, der ebenfalls Candidat war, für dieses Mal seine Stelle bei der Austheilung des Abendmahls zu versehen. Von Goethe's Roman mit Friederike wußte ich nichts; sie selbst hatte, seitdem er sie verlassen, ihre Gesundheit durch Gram zerrüttet, war schon 27 Jahre alt und die Jugendblüthe ganz verwelkt, und dennoch umschwebte mich vom ersten Augenblick, als ich in's Haus trat, ein unaussprechlicher, unwiderstehlicher Liebeszauber; ich lebte in einer ätherischen Atmosphäre. Die Unterhaltung während des Abendessens war so unbefangen, so geistvoll, Friederike, neben welcher ich bei Tische saß, bewies mir soviel Theilnehmung und Güte; Witz, Laune, Herzlichkeit wechselten so rasch mit einander ab, rissen mich so mit sich fort, daß auch bei mir die Einfälle herausprudelten und ich mich immer mehr zu Friederiken angezogen fühlte. Sie wagte nicht, meine Predigt, die ich den anderen Morgen in Runzenheim hielt, mit anzuhören, aber Salome, die ältere Schwester, begleitete mich nebst dem Vater. Noch vor dem Schlusse des Eingangs heulten schon die Bauernweiber. Pfarrer Brion war mit meiner Predigt sehr zufrieden, wozu wohl die Declamation das meiste beigetragen haben mochte; Salome rühmte mich ihrer Schwester mit Begeisterung, und so mußte ich, um diese zu befriedigen, meine Predigt Nachmittags in Sesenheim wiederholen. Da wurde ich nun bei lebendigem Leibe apotheosirt und Friederike schmiegte sich immer mehr an mich. Hatte ich wirklich Eindruck auf sie gemacht, oder machte sie bloß auf den unerfahrenen Jüngling Jagd, wie Salome auf Marx; das weiß ich nicht. Da wir den anderen Morgen um vier Uhr abreisen mußten, um bei guter Zeit wieder in Straßburg zu sein, so wurde beschlossen, daß wir gar nicht zu Bette gehen wollten und die sternenhelle Sommernacht wurde mit Lustwandeln um's Dorf herum und auf dem Kirchhofe, mit Declamiren rührender Stellen, mit Blicken auf Mond und Sterne, mit Phantasiren über Macht des Gefühls und des Treibens in höheren Sphären zugebracht. Daß eine Correspondenz zwischen Friederike und mir verabredet wurde, versteht sich von selbst. Doch war noch nicht von Liebe die Rede. Im Monat September machte ich einen zweiten Besuch in Sesenheim. Dieselben Schwärmereien, Empfindsamkeiten, Schöngeistereien gingen den alten Gang. Friederike war mir ein überirdisches Wesen, umso weniger konnte es mir einfallen, mich in sie zu verlieben. Ich fühlte, selbst ohne es mir deutlich bewußt zu sein, den Abstand der Jahre, den Mangel körperlicher Reize. Alles, was ich für sie empfand, war innige Werthschätzung. Dies äußerte ich ihr eine halbe Stunde vor meiner Abreise und bedauerte die wieder bevorstehende nahe Trennung. Da sagte sie mir mit thränendem Auge, ihre Ruhe, ihr Lebensglück ginge mit mir fort, und nun war ich verliebt. Die Eroberung einer Geliebten Goethen's (denn dies hatte ich seitdem erfahren) schmeichelte meiner Eitelkeit.

Laßt mich über diese Periode, in der ich izt noch in meinen Augen als ein dummer Junge dastehe, schnell weggehen. Dritthalb Jahre dauerte der Rausch und er hätte vielleicht noch länger gedauert und mich zu einer unbesonnenen Heurath verleitet, wenn Friederike nicht meine Sinnlichkeit zu früh aufgeregt hätte und ich nicht in andere Verhältnisse gekommen wäre. Ich war ein reiner, unverdorbener Jüngling; meine glühendste Einbildungskraft schweifte nicht über einen Kuß hinaus und so verging mir das ganze Jahr 1779 in den Seligkeiten reiner Liebe. War dies Friederiken zu wenig? Genug im Jahre 1780 gab sie mir Blößen, die meine bis dahin unentweihte Schamhaftigkeit aufschreckten, und ob sie gleich meine Sinnlichkeit reizen, die Achtung, die ich bisher für sie als reines Wesen gehabt hatte, zerstörten."

In jenem Jahre 1779, das dem zwanzigjährigen Gambs noch „in den Seligkeiten reiner Liebe" verging, kam Goethe nach Straßburg und Sesenheim, um Friederiken zu heirathen, wie Schweppenhäuser und die Sesenheimer meinten. An einem Herbstabend stieß er auf der Schwelle des Pfarrhauses zufälligerweise mit Friederike Nase an Nase zusammen. Das Mädchen war wohl nicht wenig erschrocken, vielleicht auch etwas enttäuscht, denn sie hatte gewiß nicht ihren ersten Geliebten erwartet, eher vielleicht ihren Straßburger Theologen. Gambs meldet in seinem Tagebuche nichts von dem berühmten Besuche, der ihm vielleicht verheimlicht wurde. Uebrigens ist es wieder mehr Dichtung als Wahrheit, wenn Goethe versichert, er habe das Mädchen „wenig verändert" gefunden, denn der glaubwürdigere Tagebuchschreiber nennt ihre Gesundheit durch Gram zerstört, und sie selbst verwelkt und körperlich reizlos . . . Als Goethe fort war, erreichte Friederike das erstrebte Ziel mit ihrem Theologen nicht. „Ihr Bild," schreibt er 1780, „da es nicht mehr im Morgenglanz reiner Jungfräulichkeit strahlte, trat immer mehr in den Hintergrund meines Herzens;" ihre dreißigjährige Schwester Salome war dafür um so glücklicher, denn sie heirathete den dreiundzwanzigjährigen Candidaten Marx, der

*) In der hochinteressanten Studie: Lenz und Goethe mit zahlreichen ungedruckten Briefen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1891).

unterdessen Pfarrer geworden war. Die abermals in ihren Hoffnungen Getäuschte mag dann später, wie der Klatsch einstimmig behauptet, mit dem vierzigjährigen Abbé Reimbolt, ihrem Nachbarn, sich eingelassen und die Schande erlebt haben, daß sie als evangelische Pfarrerstochter ihr Kind im katholischen Findelhaus erziehen lassen mußte. Ein Jahr vor der Niederkunft von „Louise Wallner" war Mutter Brion gestorben, sieben Monate später verschied auch der alte Vater Friederikens. Bruder Christian, der Sesenheimer Pfarrer-Adjunct, ließ sich sofort versetzen, und zu ihm nach Rothau zogen auch die drei Schwestern. Das Gerede will wissen, daß das Verhältniß mit dem Abbé fortdauerte. Nach einer Mittheilung von Gervinus soll Friederike beim Beginn der Revolution bei dem Gemahl ihrer Cousine Weylandt in Versailles und Paris eine Zuflucht gefunden haben, wo sie in höheren Kreisen eine angenehme Erscheinung gewesen sei. Die Familie hat dem widersprochen, vielleicht weil gleichzeitig auch Reimbolt aus dem Elsaß verschwunden war. In den neunziger Jahren war Friederike wieder in Rothau, nahm junge Mädchen, die französisch lernen wollten, in Pension und erfreute sich um ihrer Herzensgüte, Freigebigkeit und achtbaren Lebensführung willen allgemeiner Beliebtheit. Sie erlebte noch das Erscheinen von „Dichtung und Wahrheit", aber Niebuhr schreibt, es sei seinem Gewährsmann unbekannt, ob sie das Buch gelesen habe. Am 3. April 1813 starb sie in Meißenheim bei Lahr im Badischen. Ihr schriftlicher Nachlaß wurde angeblich verbrannt.

III.

So zerstört Froitzheim das auf Goethe's „Dichtung und Wahrheit" gegründete Phantasiegebilde. Seine Beweisführung ist überzeugend und in der Hauptsache unanfechtbar. Friederike war als Enkelin eingewanderter Hugenotten eine Halbfranzösin und hatte das leichte Blut ihres Stammes. Sie ist nicht Düntzer's „würdigste Dulderin der Liebe", und wenn ihr Ausspruch: „Wer von Goethe geliebt worden ist, kann keinen Andern lieben" nicht auf späterer Erfindung beruht, hat sie ihn mindestens in ihrem Verhältniß zu dem Candidaten Gambs bestimmt vergessen. Aber Friederike hatte ja noch einen andern berühmten Verehrer und Liebhaber: den Dichter Lenz, der sich gleich nach Goethe's Weggang ihr näherte. Zwar hat die zünftige Goetheforschung natürlich nur ein einseitiges Liebesverhältniß zwischen Beiden constatirt, aber Froitzheim ist der Ansicht, daß die Briefe des närrischen Gesellen an Goethe's Freund, den Actuar Salzmann, dagegen sprechen. Lenz schreibt u. a. über Friederike:

> Es ist mir wie Pygmalion ergangen. Ich hatte mir zu einer gewissen Absicht in meiner Phantasie ein Mädchen geschaffen — ich sah mich um und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite gestellt. Es ging uns beiden wie Cäsarn: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit — und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich . . . Gestern ist der Landprediger*) bei mir zu Gast gewesen. Er ist ein Fielding'scher Charakter. Jeder Andere würde in seiner Gesellschaft Langeweile gefunden haben, ich habe mich recht sehr amüsirt; denn ein Auge womit ich ihn ansah, war poetisch, das andere verliebt. Er läßt sein Leben für mich und ich für seine Tochter . . . Wir haben den Abend allein in der Laube zugebracht; die bescheidene englisch-gütige Schwester unterbrach uns nur selten und das allezeit mit einer so liebenswürdigen Schalkheit. — Unser Gespräch waren Sie — ja Sie, und die freundschaftlichen Mädchen haben fast geweint für Verlangen, Sie kennen zu lernen . . . Und Sie wollten mit gewaffneter Hand auf sie losgehen, wie Herkules auf sein Ungeheuer? Nein, Sie müssen sie kennen lernen, und ihre Blicke allein werden Sie entwaffnen."

Es geht klar daraus hervor, daß Salzmann den Livländer vor Friederike gewarnt hat, die noch im vorigen Sommer Goethe geliebt und sich jetzt in der nämlichen Laube an Lenz schmiegte. Vielleicht hatte er ihr auch Schlimmeres nachgesagt und sie zu entlarven gedroht. Wer aber die Werke und Briefe des unglücklichen Lenz kennt, weiß, daß seine Phantasie beständig mit seinem Verstande durchging, daß er für jede Schürze schwärmte und das reale Leben wie durch einen Schleier sah. Ich glaube also, daß in dem „veni, vidi, vici" ein gut Theil platonischer Schwärmerei steckte und kann Froitzheim's Meinung, auch Friederike habe ihn geliebt, nicht beipflichten. Nach Allem, was wir jetzt von ihr wissen, können wir annehmen, daß ihr Kummer sie nicht nur alt und reizlos, sondern auch klug gemacht hatte. Sie hoffte noch auf eine Heirath und wollte nur ernsthafte Freier. Wenn sie dem wunderlichen Lenz schon als einem Freunde Goethe's artig entgegenkam und in dem stets Ueberschwänglichen Hoffnungen erweckte, so durchschaute ihr gewitzigter Verstand ihn wohl bald genug, und für ihr nunmehr einziges Ziel einer guten Versorgung bot ihr der arme Straßburger Privatlehrer und ehemalige Theologe ganz gewiß keine sichere Gewähr. Sie mag auch ihn, wie später Gambs, gedrängt haben, und so schrieb er denn an seinen gestrengen Vater von diesem Verhältniß und deutete auf Heirathsabsichten hin. Auch in seinem Dramenbruchstück „Zum Weinen" spielt er mit dem Gedanken einer Vermählung mit Friederike, die ihren ungetreuen Goethe ruhig weiter lieben darf. Uebrigens dauerte das aussichtslose Einverständniß nicht lange. Der Bruch erfolgte, dessen Grund anscheinend in dem Romanfragment: „Der Waldbruder" (1776) angedeutet ist. Dort läßt Lenz seinen Rothe (Goethe) die drei traurigen Jugendliebschaften seines Freundes Herz (Lenz) erzählen: erst eine in Rußland, die zweite mit der Nichte eines Kaufmanns in Lyon (Cleophe Fibich in Straßburg, wie Froitzheim eruirt hat*) und dann mit der „Tochter eines Landpredigers", die ihm „die Erfüllung aller seiner Wünsche" versprach. Dann heißt es weiter:

> „Aber wie jämmerlich wurden seine Entzückungen mit schreienden und schnarrenden Dissonanzen unterbrochen, als er auf einmal auch diese seine Messiasheldin, nachdem die ersten Wochen ihrer Maskerade vorbei waren, nur als eine künstliche Agnese erscheinen sah, die unter ihrem Nonnenschleier Liebesbriefchen ohne Zahl und tausend verstohlene Küßchen entgegennahm, ja die er endlich bei einer starken Vertraulichkeit mit einem dicken runden Studenten überraschte."

Ganz ohne Zweifel geht dies auf Friederike, mit der er, wie er Salzmann schreibt und später bestätigt, aus Eifersucht gebrochen hatte. Bei dem „dicken Studenten" müssen wir uns wohl einen glücklichen Vorgänger und Kollegen des Tagebuchschreibers Gambs denken, denn die Probeprediger besuchten ja mit besonderer Vorliebe das immer gastlich offene Pfarrhaus von Sesenheim. Ich möchte hier aber noch auf einen interessanten Beleg aus Lenzen's Gedichten**) aufmerksam machen. Dort findet sich eines seiner besten Gedichte: „Die Liebe auf dem Lande", das anerkanntermaßen sich auf Friederike bezieht und in einer uns erhaltenen früheren Fassung folgenden Wortlaut hat:

Ein schlechtgenährter Candidat,
Der oftmals einen Fehltritt that,
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrte einst bei einem Pfarrer ein,
Den Sonntag sein Gehülf zu sein.
Der hat ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich. —
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flammen ohne Maß zurück,
All itzt in Andacht eingehüllt
Schön wie ein marmorn Heil'genbild.
War nicht umsonst so still und schwach,
Verlaß'ne Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnerung sog;
An ihrem Brodschrank an der Wand
Er immer immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Im Traum er immer wieder kam.
Für ihn sie noch ihr Härlein stutzt,
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt.
All ihre Schürzen anprobirt
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und vor dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ein Schmeichler sein.
Kam aber etwas Fremd's in's Haus
That sie sich schlecht und häuslich aus.
Denn immer immer immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch,
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach jener Träumen Wirklichkeit,
Die angeboren jedermann,

*) Die Vergleiche der Sesenheimer Pfarrerfamilie mit den Gestalten des „Vicar of Wakefield" kennen wir auch aus „Dichtung und Wahrheit."

*) „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich" (Straßburg, Heitz).

**) Sie liegen jetzt in der mustergültigen Ausgabe von Prof. Karl Weinhold (Berlin, W. Hertz) gesammelt vor, der früher auch den dramatischen Nachlaß von Lenz herausgegeben hat. Seine Polemik gegen den Lenz-Biographen Falck, der entschiedene Verdienste hat, ist übrigens nicht durchweg glücklich; auch folgt Weinhold Froitzheim's Forschungen, ohne ihn auch nur einmal zu nennen. Diese schöne Ausgabe wurde durch W. v. Maltzahn's Tod ermöglicht, der seine Schätze jahrzehntelang mehr als nöthig hütete. Während seine Bücher und Autographen an die Meistbietenden verschleudert wurden, sind nach seinem letzten Willen wenigstens seine Lenziana an Weinhold und seine werthvollen H. v. Kleist-Collectaneen an mich übergegangen.

Kein Mensch sich wirklich machen kann.
Ach Männer, Männer, seid nicht stolz,
Als wär't nur ihr das grüne Holz,
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Unter dem schlecht genährten Candidaten ist der ehemalige Dorpater Cand. theol. Lenz selbst gemeint, der Friederiken wohl eben kennen gelernt hatte und selbst noch an keine Liebe dachte. Aber es gibt eine spätere, längere Fassung, die Goethe nach Lenzens Tode aus seinen Papieren an Schiller gab, der das Gedicht im Musenalmanach für 1798 abdrucken ließ. Hier lautet schon der Eingang wesentlich anders:

Ein wohlgenährter Candidat
Der nie noch einen Fehltritt that —

und in einem Einschiebsel kommt Lenz auf den bewußten Candidaten zurück:

Zum Unglück unserm Pfaffen allein
Der Lilie Nachtglanz leuchtet ein,
Obschon sie matt am Stengel hing.
Früh, eh er in die Kirche ging
Er sehr eräschert zu ihr trat
Und sie — um ein Glas Wasser bat. —
Dann laut er auf der Kanzel schreit —
Man hört ihn auf dem Kirchhof weit
Und macht solch einen derben Schluß,
Daß alt und jung noch weinen muß,
Und der Gemeinde Sympathie
Ergriff zu allerletzt auch sie —
's ging jeder wie gegeißelt fort —
Der Candidat ward Pfarr am Ort.
Ob's nun die Dankbarkeit ihm that,
Ein's Tags er in ihr Zimmer trat.
Sehr holde Jungfrau, sagt er ihr,
Ihr schickt euch übel nicht zu mir,
Ihr seid voll Tugend und Verstand,
Ihr habt mein Herz, da nehmt die Hand. —
Sie sehr erschrocken auf den Tod
Ward endlich wieder einmal roth.
„Ach lieber Herr — — mein Vater — ich —
Ihr findet bessere als mich,
Ich bin zu jung — ich bin zu alt. —"
Der Vater kroch hinzu und schalt
Und kündigt Stund und Tag und Mann
Ihr mit gefaltnen Händen an.
Wer malet diesen Kalchas mir
Und dieses Opfers Blumenzier,
Wie's vorm Altar am Hochzeittag
In seiner Mutter Brautkleid lag,
Wie's unters Vaters Segenshand
Mehr litt, als es sich selbst gestand;
Wie's dumpf, nur ahndend seine Pflicht,
Entzog den Qualen sein Gesicht,
Und tausend Nattern in der Brust
Zum Dienste ging verhaßter Lust.
Ach Männer, Männer, seid nicht stolz,
Als wär't nur ihr das grüne Holz,
Der Weiber Güt und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.
Sie fand an ihrem Manne nun
All seinem Reden, seinem Thun,
An seiner plumpen Narrheit gar
Noch was, das liebenswürdig war;
Sie dreht und rieb so lang dran ab,
Bis sie ihm doch ein Ansehn gab,
Und wenn's ihr unerträglich kam,
Nahm sie's als Zucht — für ihren Gram.
Ihr einzig Gut auf dieser Welt
Der Engel noch für Sünde hält.
Dem Mann gelind, sich selber scharf,
Sie — Gott — nicht einmal weinen darf,
Sie kommt und bringt ihr Auge klar
Als sein geraubtes Gut ihm dar,
Und wenn er schielt und brummt und knirrt,
Ihr leichter um das Herze wird,
Denn wenn er freundlich herzt und küßt
Für Unruh sie des Todes ist.

Der plötzlich wohlgenährte Candidat, der kein stiller Beobachter mehr ist, sondern zur handelnden Person wird, ist sicher nicht mehr der arme Lenz selbst, sondern sein Gegenpart: vielleicht eher der „dicke, runde Student", den er in den Armen der falschen Agnese traf. Der Dichter mag in seiner Eifersucht die ältere Fassung mit besonderem Bezug auf diesen Fall geändert haben, um der Ungetreuen zu zeigen, welches traurige Loos ihrer an der Seite seines Nebenbuhlers beschieden wäre. Er liebte es ja, sich und Anderen warnende Spiegel vorzuhalten, so in den „Magisterscenen", im „Zerbin", in den „Soldaten", wo er Cleophe Fibich das düsterste Schicksal weissagte. Oder man verlegt diese Umarbeitung in das Jahr 1778, wo Gambs sich in Friederike verliebte und der ausgewiesene Lenz von Weimar nach Straßburg zurückkehrte. Vielleicht entdeckte er jetzt in Sesenheim den neuen Bräutigam und schickte ihr zur Warnung das umgearbeitete Gedicht, worauf er, dennoch abgewiesen, die bekannte Selbstmordscene ausführte.

Die Frage drängt sich uns auf: wußte Lenz, etwa durch den Actuar Salzmann oder andere Straßburger Bekannte, von Friederikens Verführung durch Goethe? Man wäre versucht, es anzunehmen, denn seine anfängliche Stimmung gegenüber seinem Vorgänger in Friederikens Gunst war nicht die beste. In seinem Fragment „Zum Weinen" wird Goethe wegen seiner Treulosigkeit und „rasenden Begier zu reisen" getadelt und geradezu als eine Art Schelmufsky vorgeführt. Verdächtig erscheint es, daß Goethe beflissen war, den von seinen Freunden bis zuletzt hochgeschätzten Lenz als einen unzuverlässigen Phantasten hinzustellen und von seinem imaginären Hasse zu reden, gleichsam um etwa später auftauchende Anschuldigungen zu entkräften. Froitzheim hat es wahrscheinlich gemacht, daß nur Lenzens Roman-Persiflage: „Der Waldbruder" seinen Bruch mit Goethe und die Ausweisung aus Weimar herbeigeführt habe. Ist dies richtig, so scheint mir die Vermuthung unabweisbar, daß das nach Lenzens Tode zum Druck beförderte Bruchstück eine Ueberarbeitung erfuhr, denn die uns vorliegenden Ausfälle auf Goethe's Liebesepikuräismus sind nicht stark genug, um seinen Zorn so sehr erregt zu haben, daß er Lenzens Verbannung gefordert hätte. Daß Lenz von Frau von Stein in einem rührenden Brief Abschied nahm, bezeugt weiter, daß er Goethe's Verhältniß zu ihr in seinem „Pasquill" nicht angegriffen hatte, wie denn auch das fernere freundliche Verhalten von Wieland, Herder, Knebel und anderer Weimarer dafür spricht, daß nur Goethe beleidigt worden war. Ich vermuthe daher, Lenz habe in seinem Roman über Goethe's Benehmen gegenüber Friederike mehr erzählt, als jenem lieb sein konnte, und vielleicht gar Stellen aus Goethe's Briefen an Friederike mitgetheilt. Daß dergleichen im Spiele war, dafür spricht auch der Umstand, daß Goethe auf seiner nächsten Schweizer Reise nach Sesenheim kam, nachdem Lenz Deutschland für immer verlassen hatte. Man hat von einem Bedürfniß nach Versöhnung gesprochen. Allein dazu wäre 1775 mehr Zeit gewesen, da Goethe Ende Mai acht Tage in Straßburg verweilte und im Juli ebendorthin aus der Schweiz zurückkehrte, um Lenz zu besuchen, was er in „Dichtung und Wahrheit" verschweigt. Wenn er in den „Biographischen Einzelheiten" erzählt, der größte Theil der Unterhaltung in Sesenheim habe Lenz gegolten, der dort nach seinen Briefen gefahndet haben solle, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß Goethe's Besuch den Zweck verfolgte, den Verbleib seiner Liebesbriefe zu erkunden. Am anderen Morgen reiste er beruhigt weiter, als er sich überzeugt hatte, daß die Briefe nicht mit Lenz nach Rußland gewandert, sondern noch im sicheren Besitze Friederikens waren. Auch Froitzheim ist der Ansicht, daß eine solche Gewißheit den schweren Schritt über Vater Brion's Schwelle wohl werth war. Uebrigens fühlte sich Goethe um so freier, als er ja aus dem „Waldbruder" wußte, daß Friederike Tröster gefunden hatte.

IV.

Den Beweis dafür, daß Friederike, wie Bruder und Schwester Weill, die Sesenheimer Bäuerinnen und die Straßburger ganz offen erklärten, auch von Goethe ein Kind geboren, bleibt uns Froitzheim allerdings schuldig — „vorläufig," wie er sagt. Wäre sein Kind am Leben geblieben, so hätte Goethe es auf die Dauer gewiß nicht außer Acht gelassen und wohl kaum die Schwelle der Familie Brion im Jahre 1779 nochmals betreten. Dagegen ist dies denkbar, wenn, wie Weill's und seiner Schwester Erkundigung ergeben, jenes Kind entweder todt auf die Welt gekommen oder bald nach der Geburt gestorben ist. Der nach hundert Jahren noch nicht erloschene Goethe-Haß der Familie Brion scheint dafür zu sprechen, daß es sich nicht bloß um ein gebrochenes Wort oder ein zurückgegangenes Verlöbniß handelt, wie dergleichen alle Tage vorkommt, sondern um eine tiefere Schuld.*) Goethe's Benehmen ist zum mindesten zweideutig. Der „Don Sassafras," wie er sich in Leipzig bezeichnend genug nennt, war nach unseren Begriffen ziemlich verdorben von Klein-Paris zurückgekehrt und wenig für platonische Liebe aufgelegt. Kurz vor dem Abschiede von Friederike athmen seine Sesenheimer Briefe an Salzmann eine trübe, ja verzweifelte Stimmung, die der heiteren Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" schroff widerspricht.

„Die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens und leider nicht recti, die mit mir umgeht... Getanzt hab' ich und die Aelteste, Pfingstmontags, von zwei Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an

*) Dafür spricht auch, daß Goethe's Straßburger Genosse Weylandt, der ihn in dem ihm verwandten Pfarrhause in Sesenheim eingeführt hatte und sich um 1773 in Frankfurt als Arzt niederließ, jede Verbindung mit Goethe für immer brach.

einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Und doch wenn ich sagen könnte, ich bin glücklich, so wäre es besser, als das alles... Und wenn Sie mir wollten eine Schachtel mit zwei Pfunden gutem Zuckerbeckerwesen (Sie verstehen besser was Maidle gern essen) packen lassen und mit schicken, so würden Sie zu süßern Mäulern Anlaß geben, als wir seit einiger Zeit zu sehen gewöhnt sind... Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind... In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife... Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!"

In einem späteren Brief an Salzmann aus Frankfurt schreibt er recht deutlich über eine neue Liebschaft:

„Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft. Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Cirkelgen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das seyn, Sie wissens lang und koste es, was es wolle, ich stürze mich darein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten."

Zwei Briefe an Horn aus jener Zeit, von denen einer das Sesenheimer Liebesverhältniß näher berührte, sind aus Goethe's Nachlaß verschwunden und wohl absichtlich vernichtet. „Vielleicht," meint Froitzheim, „hätte Goethe ein gleiches Loos auch seinen Sesenheimer Briefen bereitet, hätte er diese erhalten können." Wir wissen, wie dringend er Christian Moritz Engelhardt, den Vetter des Actuars Salzmann, um Rückgabe jener Briefe bat. Erst als man ihm eine Abschrift übersandte, woraus er ersah, daß ein Beweis seiner eigentlichen Schuld aus denselben allein nicht gefolgert werden kann, beruhigte er sich. Seine Jugendpapiere vernichtete er und blieb empfindlich gegen alles urkundliche Material über seine Straßburger Vergangenheit, wie wir auch aus den „Wiederholten Spiegelungen" erkennen.

Viel tiefere Spuren, als er selbst zugibt, hat Friederike in Goethe's Dichtung hinterlassen. Als der Schmerz über ihre Lage, wie er erzählt, ihn beängstigte, suchte er nach seiner alten Art abermals Hülfe bei der Dichtkunst und setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch die selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden. Aber Goethe sagt auch hier nur die halbe Wahrheit. Nicht allein in den beiden sentimentalen Marien im „Götz" und „Clavigo" lebt das naive, unverdorbene Landkind von damals, sondern viel mehr im Faust, trotzdem oder weil er ihn, um jede Spur der Aehnlichkeit zu verwischen, erst 15 Jahre nach der Vollendung (1790) drucken ließ. Schon Herman Grimm, der zwar den Gedanken zurückweist, daß im Verhältniß Goethe's zu Friederike das vorliegt, „was man bürgerlich gemeinhin eine Verführung nennt, vielmehr geistig (!) eine Verführung im höchsten Grade," fühlt heraus, wie der Dichter in Gretchen's Bild die Aehnlichkeit mit Friederike in dem Schnippischen ihres Auftretens, in so völlig Vertrauensvollen andeuten wollte. Ist aber Froitzheim's Annahme richtig, so geht die Aehnlichkeit noch viel weiter. Der nach Frankfurt zurückgekehrte Goethe mußte in höchster Unruhe schweben, wenn er daran dachte, wohin die Verzweiflung das verlassene Mädchen treiben konnte. Als dann die Niederkunft glücklich vorüber war, suchte er sein Gewissen zu ertödten, indem er zur Selbstbuße, wie er seltsamer Weise es nennt, seine dichterische Phantasie bis zu den äußersten Folgerungen des unglücklichen Verhältnisses, nämlich bis zur Annahme des vollbrachten Kindsmordes trieb, wobei andere schreckhafte Straßburger Erinnerungen auf ihn eingewirkt haben mögen, wie wir auch aus H. L. Wagner's „Kindermörderin" wissen. Und schon Bahrs meinte: „Clavigo und Weislingen bleiben immer nur schwach schattirte Bilder und konnten schwerlich den Grad von innerer Qual, den er im Andenken an die arme Friederike empfand, völlig weghauchen; in der Schlußscene des „Faust" aber ist die „windende Todesnoth" eines verlassenen Mädchens mit so zerreißender Wahrheit dargestellt, daß diese Darstellung nie und nirgend übertroffen werden kann, und dies läßt mich vermuthen, daß eben diese Scene mehr wie jene von ihm selbst genannten Gestalten die vollständige Beichte enthalte und zeigt mir, daß Goethe's Gemüth sich diesmal nicht wie wohl sonst durch ein leichtes Ablehnen, sondern nur durch einen erschütternden Sturm zu reinigen vermochte."

Man wird bei dem traurigen Geschick Friederikens und seiner Verkettung von Schuld und Sühne an das erschütternde Wort erinnert, daß im Leben untergehen muß, was unsterblich im Gesang leben soll. Jedenfalls verdient der fleißige und glückliche Straßburger Forscher Anerkennung und Aufmunterung, nicht aber die magistrale Verketzerung, die er von Seiten der Goethepfaffen geerntet hat und noch ernten wird. Nicht Freude am Scandal oder gar Goethe-Haß liegt vor, wie seine Gegner zu sagen lieben, aber wenn aus diesen Forschungen der Dichter in seinem Verhältniß zu Lenz, Wagner, Friederike nicht makellos hervorgeht, so ist es nicht die Schuld des Literarhistorikers, sondern der Quellen, die er benutzen mußte. Die Gegner, die ihn darum schmähen, leugnen einfach die Freiheit der Forschung, für die sie sonst schwärmen, wenn einer von ihrem Klüngel Erfolge hat oder wenn fremde Untersuchungen ihre Arbeiten nicht über den Haufen werfen. Ich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß der große Dichter auch als Mensch die volle Wahrheit sehr wohl verträgt und durch keine noch so schlimmen Streiche seiner sturm- und drangvollen Jugend irgendwie an Größe einbüßen kann, denn seine Werke sühnen und verklären alles. Unser Goethe ist uns lieber als ganzer Mensch, denn als halber Gott.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Junggesellenleben.

Von Alfred Freiherrn von Hedenstjerna.
Autorisirte Uebersetzung von M. Langfeldt.

Die Gläser klangen, Scherze und Cigarrenrauch stiegen in leichten Wirbeln zur Decke empor, die Thür zum kleinen Zimmer des Restaurants wurde nur geöffnet, wenn Annette mit frischem Vorrath kam. Die Herren waren „für sich", die Herren waren „in Stimmung"; die Herren hechelten die jungen Damen aus den bekannten Familien durch, und Kassenverwalter Strand, welcher einen kleinen Bariton hatte, der die Merkwürdigkeit hatte, beim Quartett in jede Stimme zu passen, sang:

„Im Keller ißt man fröhlich und trifft es stets so nett, Vallera!
Denn die Gerichte schwimmen ja allesammt in Fett. Vallerallera!"

Die alte Melodie war recht flott und hübsch. Die Freunde riefen Bravo und der Kassenverwalter summte weiter:

„Doch wenn der Junggeselle erkrankt? Ach was schon gut! Vallera!
Dann nimmt er sich 'ne Wärterin, die stehlen thut! Vallerallera.
Und das ist für ihn heilsam, er zieht sich draus 'ne Lehr'! Vallera!
Und waget fürder niemals krank zu werden mehr! Vallerallera."

Man jubelte und stieß sich nicht an die schlechte Form der letzten Strophe, man genoß sein sorgenfreies Leben und warf ein paar frische Zuckerstücke in das Getränk im Glase, und bald hatte Freund Strand seine ausbedungene Arbeit vollendet.

„Wenn endlich gar der Tod kommt und ruft: »Komm mit!« Vallera!
Da zieht der Junggeselle kein Maul, thut keine Bitt'! Vallerallera.
In seinem keuschen Bette dehnt er sich und fährt ab. Vallera!
Und solo wie durch's Leben geht er nun in sein Grab! Vallerallera!

Dies alte Lied war Kassenverwalter Strand's Paradepferd und „pièce de résistance" in Ugglebo; es war einfach unmöglich, ernsthaft zu bleiben, wenn Strand damit loslegte.

Und die Herren scherzten und waren lustig.

„Nun sollte Frau Pipping Dich hören, mein Junge. Dann würdest Du gewiß nicht so oft aufgefordert, Dich ganz als zur Familie gehörig zu betrachten!"

„Und Rathsherrn Blomberg's Goldfuchs mit der flachsblonden Mähne, die immer kommt und im Zickzack von einem Trottoir auf's andere läuft, wenn Du und Strömqvist Abends in der Strandstraße ein Bischen in die Luft geht; die würde Dir den Standpunkt klar machen!"

„Ha, ha, ha!"

* * *

Doch Kassenverwalter Strand war lange nicht so verhärtet, wie es schien. Oft, wenn er in seinen zwei kleinen, kalten Zimmern in der Pfeilstraße saß und den Zucker in seiner Frühstückschocolade verrührte, zogen liebliche Bilder an seinem inneren Auge vorbei. Er sah einen alten, großen Saal mit niedrigen Fenstern und perlgrauen Stühlen, einem Buffet an der Küchenwand, Karl XIV. Johann an der Wand nach der guten Stube und dem runden Eßtisch in der Mitte des Zimmers.

Und an dem Tische saß ein kleiner, dicker, röthlicher Herr mit grauen Streifen im braunen Haare. Um den Herrn sprang eine kleine Frau mit flinken Füßen und flatternden Haubenbändern, und nie konnte es ihr gut genug, ruhig genug und bequem genug für den kleinen, dicken, röthlichen Herren werden. Aber er war auch froh und dankbar und sah sich mit strahlenden Augen nach seiner rührigen Frau, den perlfarbenen Stühlen und den kleinen, weißblonden Köpfen zur Rechten und zur Linken um. —

Ob er es vielleicht wagen dürfte? Wartet, laßt uns sehen! In drei Jahren hatte er 3000 Kronen Gehalt und das könnte vielleicht reichen? Aber er hatte auch 7000 Kronen Schulden. 4000 von seiner Studienzeit in Upsala und 3000 für alles das, was Annette im Lauf der Jahre ihm in den herrlichen Zimmern des Restaurants gebracht hatte und zu dessen Bezahlung sein Gehalt nicht reichen wollte. Und dann die Einrichtung einer Wohnung. Darauf würden mindestens 4000 gehen, denn heutzutage mag das Glück nicht mehr im Rahmen perlgrauer Stühle und einem lithographirten Karl XIV. Johann wohnen. Nein, es würde nicht gehen, das gäbe Schulden auf Schulden und Elend über Elend. Es schadete ja auch nichts; man behielt dafür seine edle, schöne Freiheit!

Der Kassenverwalter wurde ein wenig corpulent, und sein Nackenhaar etwas dünner, wie die Jahre dahingingen. Die Gehaltserhöhung kam und — Gott weiß, wie es kam — sie wurde auch ausgegeben. Merkwürdiger Weise ist es kostspielig, Junggeselle zu sein. Gott mag wissen, wie Papa es fertig gebracht hat, in den ersten Jahren seiner Ehe mit 1000 auszukommen. Als er starb, fünf Kinder groß gemacht und alle Alterszulagen bekommen hatte, verdiente er nicht mehr als der Kassenverwalter jetzt. Hm! Die alte Mama mußte doch ein tüchtiges Frauenzimmer gewesen sein.

Der zweite Director der Bank starb. Strand wurde zweiter Director mit einer Zulage von 500 Kronen. Jetzt vielleicht. — Er wurde schweigsam und verschlossen und hatte bei Tage und bei Nacht seltsame Visionen. Er glaubte oben in der Pfeilstraße eine kleine Wohnung zu sehen. Oberwohnung mit weißen Gardinen und Blumen vor den Fenstern. Er sah eine Etagenthür und einen Glockenzug. Er sah sich selbst die Treppe heraufkommen, arbeitsmüde, aber doch froh, und an der Thür schellen. Nicht umherspähend, unentschlossen, unsicher wie ein Besuch oder ein Bittsteller, nein, fest und sicher und bestimmt wie der Herr des Hauses, als sei der Glockenzug ein „Sesam, öffne Dich!“ Dann glaubte er durch die Glasthür ein strahlendes, lächelndes Antlitz zu sehen, das ihn bewillkommnete, ohne den Mund zu öffnen, das ein Liebeslied sang, ohne etwas anderes als „Wilhelm“ zu sagen. Dann sah er sich hineingeführt zu den Blumen und den weißen Gardinen, in eine kleine „gute Stube“, die dem famosen „kleinen Zimmer“ im Restaurant so unähnlich wie möglich war, und in ein Speisezimmer nur wenig größer als eine gewöhnliche Kajüte, aber mit Blumen auf dem Tische und nette Wiener Stühle darum gestellt. Ach, da würde es anders schmecken als im Speisesaale des Rathskellers!

Hätte sich der Director Strand verliebt, so hätte er sich natürlich wie alle Anderen längst verheirathet, ohne jedes Bedenken, es möchte biegen oder brechen. Aber eigenthümlicher Weise ergreift die Liebe am leichtesten die Männer, die gar nicht über die Ehe nachdenken. Bis jetzt hatte er noch kein weibliches Wesen geliebt; was er liebte und ersehnte, war ein eigenes Heim, Behaglichkeit und der Begriff der Hausfrau, das sich Versenken in eine liebeerfüllte Häuslichkeit, worin sich der Mann so passiv gemüthlich fühlt, wie ein Knäuel in einem wattirten Korbe, eine Dotter im Ei und ein Kind, das, froh genießend, die Sorge für seine Person Anderen überläßt. Bisher war ihm hierzu ein Mädchen so recht gewesen wie das andere. Ein verständiger Mann, der gerade so viel Egoismus besitzt wie jeder Mensch haben muß, denkt und fühlt öfter so, als man annehmen sollte.

Da hatte er einen großen Verlust durch einen sogenannten Freund. Ein Wechsel, dessen er sich kaum erinnerte, ein Wechsel, den man eines Tages nach einem opulenten Vesperbrot vorgelegt hatte, und den er mit zehn anderen Freunden unterschrieb, während man auf den Kaffee wartete. Aber das Schicksal hatte es gewollt, daß die Zehn wie Spreu vor dem Winde fortgeblasen waren, als der Wechsel eingelöst werden mußte, und der Director Strand mußte selbst ein Vesperbrot geben, seine Freunde pressen und den Wechsel präsentiren, ehe es zu spät war.

Wenn er seitdem sich Nachts auf seinem Schlafsofa wälzte, ohne schlafen zu können, und sich über die theuer erkaufte Freundschaft grämte, verschwand der eigene Eßtisch mit Blumenvase, Bierflasche und Hausfrau immer mehr in der Ferne, und wenn er gegen Morgen einschlummerte, träumte er, daß oben in der kleinen Wohnung in der Pfeilstraße Feuer ausgebrochen wäre und daß seine Freunde zu Hunderten mit ellenlangen Wechseln die weißen Gardinen und die Möbel in der guten Stube anzündeten. Der Pelz wurde dem Director in den Schultern zu eng, der Mondschein auf dem Schädel wuchs mit bedenklicher Schnelligkeit, und wenn er eine Treppe erstieg, schnaufte er wie ein Flußpferd. Er nahm Urlaub, reiste in einen Badeort, ließ sich in die Gesellschaft einführen, kutschirte mit im Heuwagen, kleidete sich aus, wenn die anderen es thaten, ruderte, ging, lief, trug den Damen den Regenmantel und verliebte sich zum ersten Male in seinem 42jährigen Leben. Er hielt an und wurde angenommen. Ein Mann in seiner Stellung wird heutzutage in der Regel nicht von einem armen Mädchen ausgeschlagen, es sei denn, daß sie sichere Aussicht auf „etwas Besseres“ habe. Die Verlobung sollte erst veröffentlicht werden, wenn man den Badeort verließe. „Ach Wilhelm, es ist ja so herrlich, daß niemand um unser Glück weiß, als wir Beide!“ flüsterte Fräulein Laura. Sie hatte die ganze Nacht geweint und ihre Mama gefragt, ob sie dem nicht entgehen könne und ob die Mama nicht glaube, daß Doctor Fransson vielleicht anbeißen würde. Der jähe doch mehr nach etwas aus.

Da hatten sie beschlossen, daß die Verlobung ein Geheimniß bleiben solle, damit man gleichzeitig den Doctor weiter bearbeiten könne und Laura sich nicht vor allen denen zu schämen brauche, mit denen sie sich über den Nasendirector, den Speckappollo, und die Locomotive lustig gemacht hatte. Alles Spitznamen des glücklichen Bräutigams. So wurde denn der Director in den Augenblicken, die das Kokettiren mit Doctor Fransson nicht in Anspruch nahm, ausgefragt, ob man in Ugglebo eine anständige Wohnung bekommen könne, ob dort passender Verkehr zu finden sei; ob Wilhelm jedes Jahr Urlaub bekäme und mit seiner kleinen Frau in ein Bad an der Westküste, das für sie durchaus nothwendig sei, gehen würde, und ob es nicht am besten wäre, im Wohnzimmer braunen Seidenplüsch zu nehmen, da der Salon blaue Seide haben müsse, denn das sei ihre, Lauras, ganze Passion! — Der Director erbleichte. Große Schweißperlen traten ihm auf die Stirn, wenn er an sein Gehalt von 3500 Kronen und die beiden Bankanleihen dachte. Glücklicher Weise gelang es der liebevollen, umsichtigen Braut ein paar Tage vor der Abreise den Doctor zu einer Strandpromenade zu locken und ihn dort so geschickt in Flammen zu setzen, daß ihre geliebte Mama zu Strand gehen und ihm erklären konnte: „mein armes Kind hat mit blutendem Herzen eingesehen, daß sie sich in ihren Gefühlen getäuscht und bittet ihren Wilhelm, wenn er sie wirklich geliebt hat, in aller Stille abzureisen, ohne sie durch einen Abschied zu betrüben.“ — Damit war Director Strand's erster und letzter Roman zu Ende. Er empfand es tief, aber sein einziger Trost war, daß niemand darum wußte als die Beiden, die selber ein Interesse daran hatten zu schweigen. So blieb Freund Wilhelms Unzugänglichkeit für Damen und seine eingefleischte Liebe für das Junggesellenleben ein förmlicher Glaubensartikel im Kreise der Freunde.

Und nun geht er grau und allein durch die Straßen von Ugglebo. Manchmal denkt er, er sei doch dumm gewesen, daß er sich nicht um ein reiches Mädchen bemüht habe, als es noch Zeit war. Herr Gott, ein Mädchen wurde doch nicht schlechter dadurch, daß sie Geld hatte. Manchmal denkt er darüber nach, wie es wohl geworden wäre, wenn er damals, als sein Herz noch warm genug war, ein anderes zu entzünden, um ein einfaches, gutherziges Mädchen geworben hätte. Ein Mädchen, das auf ihn gewartet hätte, bis Zeit und Sparsamkeit den Grund zum eigenen Heim gelegt hätten, und die während der Wartezeit ihm die Leckerbissen des Restaurants ersetzt hätte, die ihm mehr gekostet hatten als das erträumte, anspruchslose, weiche Nest in der Pfeilstraße es gethan haben würde.

Ja, wäre Director Strand, als er zuerst nach Ugglebo kam, einem guten Mädchen, frei von Eitelkeit, begegnet, der er ein so dürftiges Loos hätte bieten können, wer weiß, was geschehen wäre? Dann gäbe es jetzt vielleicht ein alleinstehendes, altes Fräulein und einen einsamen, schlimmen, sarkastischen Junggesellen weniger auf der Welt.

Denn der alte Director Strand war schlimm und sarkastisch geworden. Wenn ein Familienvater stirbt und Frau und Kinder in Noth zurückläßt, so murmelt der Director: „Ja, was dachte sich der Kerl eigentlich? Er mußte ja durchaus heirathen, obgleich er nichts hatte.“ Hört er von einer unglücklichen Ehe sprechen, dann zieht sich sein alter Mund in tausend Fältchen zusammen und schmunzelt triumphirend: „Gott sei Dank, daß man Verstand genug gehabt hat, sich in dieser Welt vor den Unterröcken zu hüten!“ Und als im letzten Jahre Kaufmann Strömqvist's Frau Mann und Kinder verließ und mit einem deutschen Probenreiter durchbrannte, da lief Director Strand am eifrigsten durch Markt und Straßen, von Wirthshaus zu Wirthshaus, posaunte überall die große Neuigkeit aus und machte seine Randglossen dazu. Abends ponirte er seinen Freunden Hummer und Austern im Restaurant, kniff Annette die Zwölfte in die Wange, versprach ihr ein hübsches Weihnachtsgeschenk und sang noch einmal mit seiner ausgeschriecenen, keuchenden Stimme:

„Wenn endlich gar der Tod kommt und ruft: Komm mit!
Da zieht der Junggeselle kein Maul, thut keine Bitt'.
In seinem keuschen Bette dehnt er sich und fährt ab,
Und solo wie durchs Leben, geht er nun in sein Grab! Vallera.“

* * *

Am Morgen früh macht der Director einen Spaziergang am Hafen und wenn ihm dann ein kleiner blonder Bube oder ein Mädchen mit klaren, munteren Augen begegnet, und er sich unbeobachtet glaubt, dann streichelt er sie verlegen und linkisch und fragt beinahe blöde nach ihrem Namen und zieht eine Birne oder gar zwei aus seinem Pelz hervor. Als im vorigen Jahre der Maurer Stark vom Gerüst fiel und sich den Hals brach, erhielt die Wittwe einen Brief mit hundert Kronen. Niemand wußte von wem, und der Bankportier sagte, als er die Handschrift betrachtet hatte, er würde glauben, es sei von Director Strand, wenn der nicht ein so alter harter, herzloser Junggeselle wäre.

Als sich am Heiligenabend diejenigen aus Ugglebos Herrenwelt, die den Tag nicht in einer Familie verleben konnten oder wollten, sich im Hotel versammelten, kam Director Strand zu allerletzt, denn er war noch umhergegangen und hatte in die Fenster geschaut auf Tannenbäume, Lichter, Kinderjubel und Elternfreude. Und als er im Gastzimmer seinen Pelz auszog, hatte er noch zwei große Thränen auf der Wange.

„Herr Jesus, ich glaube, der Herr Director weinen!“ sagte Annette die Vierzehnte.

„Begreifen Sie nicht, daß es von der Dezemberkälte kommt, Sie Schaf?“ fuhr Director Strand sie an.

Aus der Hauptstadt.

Deutsch-Panama.

Das sind Tage, wo man sich schämt, ein Deutscher zu sein. In Paris ist wenigstens nur das Abgeordnetenhaus verseucht und jenes Jungtschechen Wort von der aus Gaunern und Spitzbuben bestehenden Republik trifft doch nur Minister und Deputirte, bei uns zu Lande aber zeigt sich „ein ganz erheblicher Bruchtheil des Volkes" verwahrlost, entsittlicht und jedes Anstandsgefühls beraubt. Die liberalen Morgen-Zeitungen sagen es von der Stunde an, wo Ahlwardt in die Stichwahl kam, Tag für Tag, und da anzunehmen ist, daß die Redacteure nicht von sich und ihren Kreisen sprechen, bleibt der Schimpf auf uns Anderen haften. Was sich die biedern Kartoffelzüchter von Friedeberg-Arnswalde, vornehmlich aber die 3000 Wähler, welche mit klingendem Spiel Herrn Richter den Rücken kehrten und zu dem Manne der Judenflinten abschwenkten, an sackgroben Injurien gefallen lassen mußten, das ist selbst im Arizona-Kicker nicht wieder zu geben. An rüdigen, knotigen Ton haben die Organe der Ullmann, Liebknecht und Richter uns seit Langem gewöhnt und Herrn von Gizycki, der die politischen Kämpfe ethisiren will, wäre herzlich anzurathen, bei seinen intimsten publizistischen Bundesgenossen zu beginnen; daß man aber politische Gegner mit Hinblick auf die verwunderliche lex Heinze „politische Zuhälter" nennt, beweist doch „sattsam kundbar", wie heruntergekommen unsere Journalistik ist und wie wünschenswerth ein kaiserlicher Erlaß gegen bedrohliche Ausschreitungen auf diesem Gebiete wäre. Rector Ahlwardt, der nun unter dem Wuthgeheul des gebildeten Deutschlands die Räume der Redemanufactur in der Leipzigerstraße nach Belieben entweihen kann, hat sich zwar die Rüpeleien der „Vertreter des liberalen Bürgerthums" gar nicht zu Herzen genommen; im Gegentheil, mit verbissener Wuth melden Schlochauer, Saling & Co. Morgen um Morgen, daß der meistgehaßte Deutsche in der Untersuchungshaft immer fetter und runder wird. Die denunziatorischen Hinweise auf diesen befremdenden Umstand sind durchaus gerechtfertigt. Ein politischer Untersuchungsgefangener, der in vier Wochen nicht als Skelettmensch auftreten kann, hat seinen Beruf verfehlt und eignet sich höchstens zum Sitzredacteur mit freier Station und Trinkgeld extra. Hier muß der erste Staatsanwalt einschreiten und Nachforschung halten. Ganz offenbar wird der Kerl, „der Ahlwardt", im Gefängniß ähnlich behandelt, wie s. Zt. der magenkranke und außerdem von Fritz Friedmann vertheidigte Commerzienrath Wolff, den man, erinnere ich mich recht, von Dressel speisen ließ. Herr Saling hat ja sein Bestes gethan, dem üppigen Verschwenderleben des Landesverräthers und Verleumders durch Zigarrenspenden ein Ende zu machen; aber was kann ein Wackerer gegen so viele Wärter und Inspectoren, die es alle darauf abgesehen haben, den Gefangenen reif für Marienbad zu machen? Bei Commerzienrath Wolff, dem schwachen, gebeugten und reumüthigen Mann, der doch immerhin nur einige Wenige geschädigt hat, war humane Milde, Madeira und französisches Menu angebracht; Ahlwardt aber, der ein ganzes Volk verhetzte, verseuchte, vergiftete, entsittlichte, verwahrloste, alles Gefühls für Anstand und Schicklichkeit beraubte, der finsteren Neid und Mißgunst im ganzen Land verbreitete, der die Nation an allem Guten, Edlen und Schönen, an allem, was bisher für heilig gehalten wurde, irre machte („Berl. Tageblatt" Nr. 603), dieser Ahlwardt müßte als politischer Zuhälter unverzüglich mit den Segnungen der lex Heinze vertraut gemacht werden. Ganz berechtigter Weise wird immer wieder betont, daß Ahlwardt als anständiger und wahrhaft patriotischer Mann hätte schweigen müssen, gleichgültig, ob sein Verdacht den Thatsachen entsprach oder nicht; denn war das Letztere der Fall, so verleumdete er, während ihm andererseits die Charybdis des Landesverrathes winkte. Es gibt in Deutschland ein Panama, jedes Kind schwört darauf, und jeder Deutschfreisinnige ahnt es wenigstens; aber Kinder haben die Finger zu lassen von so brenzlichen Geschichten. Darin eben sind wir den Franzosen überlegen, daß unser Panama wie heimliche Liebe ist, von der Niemand was weiß oder von der wenigstens Niemand, den es nichts angeht, was wissen sollte.

Im Prozeß Löwe erlaubte sich Ahlwardt's Rechtsanwalt die Bemerkung, durch den Ausgang manches Sensationsprozesses der letzten Zeit wäre das Rechtsbewußtsein des Volkes stark getrübt worden. Herr Hertwig sprach ein großes Wort gelassen aus. Weiß er nicht, daß mit solchen Reden deutsches Ansehen im Ausland untergraben wird? He? Weiß er nicht, daß, wenn seine Behauptungen unwahr sind, er sich der Verleumdung schuldig macht, und wenn sie wahr sind, des Landesverrathes? He? Herr Hertwig spielt offenbar auf die Verhandlungen gegen Buschhoff, auf den Fall Baare-Fusangel an, wo beide Male von Deutsch-Panama und vom Isisbilde der Schleier auf Sekunden fortgezogen wurde. Es gibt noch immer vereinzelte Querköpfe in Deutschland, 98 Procent aller Einwohner etwa, die fest überzeugt sind, Buschhoff wäre von den Clever Geschworenen der Mitwissenschaft an dem Morde für schuldig befunden worden, wenn man nur die bezügliche Frage gestellt hätte. Diese 98 Procent vergessen völlig, daß die Verurtheilung Buschhoffs ein nationales Unglück gewesen wäre, mit keiner Schneeball-Collecte gut zu machen; geeignet, uns in den Augen des Auslandes bloßzustellen, also wieder eine Art Landesverrath. Baare und Fusangel haben sich nicht vertragen, weil dieser sein Unrecht einsah und jener ein von Natur überaus weichmüthiger, mitleidvoller alter Herr ist; Falschstempelungen und revisorenmeldende Läutewerke bringt der besthonorirte Advokat nicht aus der Welt — nein, hier handelte es sich darum, das Ansehen der deutschen Industrie nicht zu schädigen. Dies ist der Gipfel wahrhaftiger (d. h. wirklicher, nicht etwa unverlogener) Vaterlandsliebe, fünfe läßt man gerade sein, wenn es sich darum handelt, Deutsch-Panama vor neugierigen Augen in wachsleinenen Patriotismus zu verhüllen.

Sie sind alle ängstlich bemüht, dem Vaterlande jede Schmach zu ersparen und ihm den inneren Frieden zu erhalten. Ahlwardt's Wahlsieg ist nun keinesfalls die Schmach des Jahrhunderts und der Triumph wahnwitziger Rohheit, wie man links lügt, und auch nicht die urkräftige Erneuerung des altconservativen Gedankens, wie man ganz rechts lügt; er stellt sich dar als ein flammender Protest der monarchischen Volksseele gegen kapitalistische Ausbeutung einerseits, als eine Ermuthigung für den Unverzagten andererseits, der wider Deutsch-Panama mit seiner schwachen Geisteskraft und seinen Markbroschüren in den Kampf zog. Das Volk will Wahrheit, und das ist eben das Tiefstragische: es vermuthet die Wahrheit bei Ahlwardt. So mißtrauisch habt Ihr unseren redlichen Bauer gemacht mit Euren listigen Praktiken und Euren verkleisternden Beschwichtigungen!

Und nun kommt ein bedenkliches Moment hinzu: statt mit ehrlichen Waffen den Kampf aufzunehmen wider den schwachen Gegner, überhäuft man den Friedensstörer mit gemeinen Schimpfreden oder aber rümpft hochmüthig das Näschen (dies Näschen riecht nichts, nicht einmal Geld!) und vernichtet „den Ahlwardt" mit salbungsvoller, verächtlicher Vornehmheit. Eine solche Vornehmheit, das ist wahr, steht den Blättern überaus gut, und nebenher ist sie billig, verlangt nicht das geringste Maß gedanklicher Anstrengung.

Sonst, wenn man einen gefürchteten Gegner, eine gut fundirte Regierungsvorlage vernichten will, welchen ungeheuren geistigen Aufwand erfordert das! Der Chefredacteur ruft seinen besten politischen Kopf, bietet ihm einen Stuhl, eine Cigarre aus der braunen, nicht aus der Saling-Tasche für mißliebige Besucher und tätschelt ihm das Knie: „So'n Kraut rauchen Sie nicht alle Tage — rauchen Sie's mit Verstand! Hier haben Sie Feuer, Freundchen!" Freundchen! Wie das klingt! Wie hundert Thaler Weihnachten! „Aber nun machen Sie mir 'mal den Schulze todt — nicht mehr mucksen darf er!" Und der politische Kopf nimmt alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz, und an Weihnachten denkend und an den bei der „Abnahme" meist griesgrämigen Chef, preßt er langsam einen Leitartikel heraus, der nicht nur prächtig tönende Dummheiten, der auch Gründe enthält, daran der Chef, der Verleger nebst Frau und die ganze, motivarme Reichstagspartei ihre helle Freude haben sollen. Denn ach, Weihnachten ist nahe. Die „Revue der Presse" wird zu Rathe gezogen, Richter's A-B-C-Buch, Träger's Gedichte müssen herhalten. Wenn man ihnen die Reime nimmt, klingen sie so gut wie der schlechteste Leitartikel. Auch in älteren Reichstagsreden finden sich versteckt hier und da gute Bemerkungen über den Gegenstand. Ein seltsamer Zirkel in der That! Der Reichstagsredner verdankt all sein Wissen und seine Begeisterung dem Journal, der Journalist all seine Begeisterung und sein Wissen der Reichstagsrede. Nie läßt sich feststellen, wer der ursprüngliche Geber alles Guten ist. — Kommt nun der politische Kopf nach qualvoller Anstrengung endlich zum Schlusse seines Aufsatzes — alle fünf Minuten und verdrießlicher immer guckt der hämorrhoidalische Alte in's Stüblein: „Nanu, wird's denn nicht bald? Heute wählen Se aber wieder schrecklich!" — dann fehlt's doch noch immer am Besten, an dem keruigen Eingangswort fehlt es und dem glänzenden Finalwitz. Brummelnd sieht sich der Alte gezwungen, dem Mangel selber abzuhelfen, denn sein politischer Kopf ist ausgepumpt, und so legt er sich denn hinein: „„Von Neuem hat die Reaction ihr gleißend Schlangenhaupt erhoben, ein neuer Beweis ist erbracht für die schamlose Brutalität unserer Gegner Andersdenkenden gegenüber ... Dieser Mann verdiente wirklich, daß man ihn zum ewigen Andenken auf einen Pfeifenkopf malte, mit den Beinen auf den Abguß.""

Ja, dem Ahlwardt, dem notorischen Verleumder gegenüber, bedarf es keiner vierstündigen Kraftanstrengung, keiner Witze und keiner Dichterphrasen; bei dem genügt satter Hochmuth oder ein kräftiges Schimpfwort, weil auch danach Manchem der Gaumen steht. Der Antisemitismus ist eine Pestbeule der Menschheit, und wer's nicht glaubt, der gehört wie Ahlwardt zu den Lügnern, den Lumpen, den Ehrabschneidern, den politischen Zuhältern. Ahlwardt betreibt seine Agitation aus Freude an der Unwahrheit, an der Verleumdung, an der Hetze; er ist der Theaterschurke comme il faut, Franz Moor, halb Idiot, halb Canaille. Und damit ist die antisemitische Frage gelöst.

Welch ein Kerl muß dieser Mann sein, welch ein Tiger, welch ein Nero im Stile Hamerling's, welch ein Vorwurf also für Mascagni! Nebenbei aber wird er, und das in einem Athemzuge, als beschränkter Tölpel von unglaublicher Verbohrtheit gekennzeichnet, der nicht vier Schritte vor sich gucken kann, der nichts sein würde ohne die Massen hinter sich. Es geben also die Ueberlauten wie die Vornehmen zu, daß eine elementare Strömung im Volke nur des Entfesselers harrt, wie in Frankreich Millionen von Wählern, die die Spitzbüberei und die Gaunerei ihrer Herrscher anekelte, auf den Boulanger warteten! Rector Ahlwardt ist ein ehrlicher und einfältiger Käsebröder, wer ihn kennt, bezeugt und beschwört ihm das; ist ein von widrigen Verhältnissen herumgeworfener, von Armuth und Mißgeschick verfolgter Mann, der mit redlichem Heldenmuth sich empor zu arbeiten versucht und es mit seiner Sache mindestens so ehrlich meint wie die Söldner der Gegenpartei. Rector Ahlwardt ist, wie die anderen antisemitischen Agitatoren, auch nichts weniger als ein begabter, kluger Parteiführer: sein geistiges Niveau erhebt sich keinesfalls über den Durchschnitt. Aber das eben macht ihn und seinesgleichen zu geborenen Vertrauensmännern der Armen und Schwachen, die denken und empfinden wie sie; das macht sie zu den Männern, welche Hessen im Sturm nahmen, welche den Sozialdemokraten Stimmen abgewannen,

welche jetzt Friedeberg-Arnswalde erobert haben und 1895 in erschreckender Anzahl in den Reichstag einziehen werden.

Eine neue große Volkspartei ist in der Bildung begriffen, und nichts kann ihr erwünschter sein als die plumpen und kraftlosen Gegner, die wieder sie zu Felde ziehen. Nichts wird sie so rasch fördern, wie Herrn Singers Hochmuth, der in schlecht stilisirter Resolution, in schier unbegreiflicher Verblendung (man meint fast, er spiele Comödie mit den armen Partei-Delegirten) die neue Bewegung eine Vorfrucht der Sozialdemokratie nennt. Monarchisch und christlich-religiös, antikapitalistisch dabei, Partei des kleinen städtischen und ländlichen Bauernstandes, mit nüchtern-praktischen und leicht realisirbarem Programm — hat die Bewegung nicht alle Aussicht, über phantastische und breiten Volksschichten ganz unklare Zukunftsträumereien zu siegen? Der Deutschfreisinn und der Sozialismus haben aus der Arnswalder Wahl nichts zu lernen, sie können sie nur fürchten; aber den Conservativen zeigt sie den Weg, ihre Partei auf Jahrzehnte hinaus zur herrschenden zu machen. Es bedarf nur des mannhaften Eintretens gegen den Mammonismus, gegen die Panama-Gesellschaften im Vaterlande.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Manometer auf 99". Soziales Drama von Franz Held. (Fresco-Bühne). „Logirbesuch". Schwank von R. Weber und M. Dewall. (Neues Theater.)

„Des Liedes quellend Lallen,
Lallend Wellenquellen,
Des Nachtwinds schwellend Wallen,
Wallend Weidenschwellen —"

Sie verstehen das nicht, aber Sie werden es verstehen lernen. Ein neuer Dichter ist dem deutschen Volke erstanden, und ich hab' ihn gesehen, von Angesicht zu Angesicht, Herrn Franz Held, den Begründer, das Vorstandsmitglied, den Verleger, den Dramatiker, Epiker und Lyriker des „Vereins Frescobühne." Sonntag am 4. December war es, Mittags nach zwölf, und ein Wetter dazu . . . Hosiannah!

Als Oscar Blumenthal noch seines kritischen Amtes waltete, streng aber ungerecht, überlegte er sich auf dem Wege zum Theater, welche Witze sich wohl über die angekündigte Novität und den ihm noch unbekannten Autor machen lassen möchten. Die heutigen Kritiker Berlins sind keine Blumenthals, leider nein, sie wären sonst amüsanter; aber vergangenen Sonntag, darauf halt' ich jede Wette, war Keiner unter ihnen, der in seinem Cabriolet zweiter Güte nicht in frühgeborenen Wortspielen auf Franz Held geschwelgt hätte.

Es kam anders. Wir erlebten Alle eine große Enttäuschung.

Erstens im Vorraum. Es waren Menschen da, und ich hab' es gesehen, zahlende Menschen. Welche Fülle, männlichen wie weiblichen Geschlechts! Ich zählte 37 Backfischlein unter vierzehn Jahren. Jedes hielt ein Büchlein in der Hand, „Groß-Natur, Ausgewählte Gedichte von Franz Held", und damit der Leser von vornherein in die rechte Stimmung komme wie das Sonntags-Publikum und mir meiner Begeisterung Ueberschwänglichkeit verzeihe, gab ich oben eine Probe von dem Gedankenflug meines Dichters, (Groß-Natur, Seite 7) dem nichts fehlt als „helle Wucht unter die Schwingen!"

Sie sei ihm heute verliehen.

Das soziale Drama „Manometer auf 99!" spottet jeder Beschreibung. Schon sein Titel erweckt mystisches Grauen und beschäftigt noch lange nachher die erregte Phantasie des Hörers. Kein Mensch kann in den ersten vier Acten ergründen — und darin offenbart sich die Kunst unseres Autors, 99 Grad hohe, dramatische Spannung hervorzurufen — warum das Stück just diesen Namen führt. Ebenso gut hätte es: „Der blaue Affe oder Wie wird man Millionär?" heißen können. Im Uebrigen vereinigt es die Ursprünglichkeit der Groß-Natur mit der heiteren Naivität eines frischen Jünglings, der noch vor den Secundanerjahren dramatische Anfälle hat und sie genial gestaltet. Held schrieb seine Tragödie nicht ohne eingehende Studien, und trefflich ist es ihm gelungen, einerseits ein kurzes Repetitorium aller Bühneneffeete zu geben, die bei mittelalterlichen Fastnachtsspielen lärmende Erfolge davontrugen — andererseits aber auf's Ergötzlichste zu travestiren, was der ernste Fulda, was Haupt- und Sudermann an tragischen Scenen geschrieben haben. Unbedenklich zeihe ich Kotzebue, zeihe ich den ernsten Fulda, Haupt- und Sudermann des Plagiates an Franz Held, und entschuldigen kann sie in meinen Augen auch der Umstand nicht, daß sie lange vor ihm lebten bezw. (bezw. ist anerkanntes Kritiker-Deutsch!) strebten. Für den äußeren Erfolg des Dramas war es einigermaßen bedauerlich, daß man unter den Scenen auf der Bühne immer noch mehr Bekannte fand als Franz Held im Publikum hatte. Und das will etwas heißen, meiner Treu!

Ich unterlasse es, die Handlung des Dramas hier genau wiederzugeben. Wie leicht könnte ich als Grund dafür die Absicht anführen, das Interesse des Lesers nicht vorzeitig abzuschwächen; ich will aber ehrlich sein und gestehen, daß ich mit dem besten Willen zur Reproduction dieser Handlung unfähig bin. Und wenn ich meine Feder in Held'sche Dinte tauchte und wenn die Muse Held's mich dabei so schlecht behandelte wie ihn, der in seiner „Schönheitstaufe" von dem Benehmen dieser Dame seltsame Dinge erzählt:

„Das ist des Gebärens Wuth und Wirr'n!
Draus entschwebt das sanfte Gehusche
Der Formen. — Da, mir über die Stirn
Gießt der Schaum eine klirrende Douche.
Ja, klirrend gell wie Normannenstahl —"
(Groß-Natur, S. 30).

ich würde den Ton nicht treffen, der doch die Musik macht. Wer auch immer der Vorstellung am Sonntag beigewohnt hat, würde mir verächtlich zurufen: „Es war viel schöner!" So mag's denn bei einigen Andeutungen sein Bewenden haben. Zwei Brüder Goldschmidt hausen beisammen, Fabrikbesitzer und Besitzer seiner Haushälterin der Aeltere; Goldschmidt jr. dagegen hat es zu nichts Rechtem gebracht, ist Schriftsteller geblieben und liebt eine Maid aus'm Keller nebenan. Beiden Brüdern werden, natürlich für denselben Wahlkreis, Reichstags-Mandate angeboten; beide greifen zu: an Eugen Richter's Hand geht der Aeltere, mit dem greisen Kinderliebhaber Liebknecht der Jüngere. Aber zu innig ist ihre brüderliche Liebe, als daß sie sich coram publico in der politischen Arena bekämpfen möchten; sie treten beide von der Candidatur zurück, und der Mond beleuchtet eine ethische Gruppe. So ward aus Politik und Mondenschein der erste Act.

Ich will gegen die vier folgenden nicht ungerecht sein und ich tadle sie nicht, wenn ich behaupte, daß dieser Act sowohl die gesammte dramatische Literatur des letzten Jahrzehnts beschämt (was ganz selbstverständlich ist, siehe Nachwort zur Groß-Natur, Seite 31), als auch seine Geschwister bei Weitem übertrifft. Er zeigt den Autor als einen tiefinnerlichen Menschenkenner, als einen Dramatiker von souveräner Technik, als einen gottbegnadeten Humoristen, und es ist ein deutlicher Beweis für die Energie seines unbewußten Schaffens, daß die Hörerschaft am lautesten bei den Stellen lachte, wo der Dichter es gar nicht beabsichtigt hatte. Andererseits blinkt, das haben wir schon in der Schule gelernt, im Auge des echten Humors eine Thräne, und diese melancholische Thräne im Auge Held'schen Humors verbot entweihendes Gelächter über seine stimmungsvollsten Witze. Ein Herr Schulze führt sich als M. d. R. ein und wird für einen Major der Reserve gehalten, was zu den ergötzlichsten und originellsten Mißverständnissen führt; die Haushälterin nennt sich, weil sie ihres Liebsten Wahlsieg in besonders pompöser Robe feiert, eine Wahlküre. Alexander Meyer, den man in einer Loge bemerken wollte, erblaßte vor Neid. Hier endlich hatte der Witzbold seinen Mann gefunden, mit dem Arm in Arm er das Jahrhundert in die Schranken fordern könnte. —

Es muß einem künftigen Literarhistoriker von Ruf überlassen bleiben, die Feinheiten in der Charakterzeichnung aufzuspüren, welche thatsächlich für das gewöhnliche Auge unerkennbar fein sind. Das unablässige Auftauchen und Verschwinden von Personen auf der Bühne übt um so größeren Reiz aus, als die Herrschaften immer ganz unmotivirt erscheinen, wir also in beständiger Spannung bleiben, wer denn nun kommen und den langweiligen Besuch da oben vertreiben könnte. Herr Held weiß es immer so einzurichten, daß jeder Neu-Auftretende dem Vorgänger spinnefeind ist oder keinesfalls von ihm gesehen werden darf; so sind wir jeder neuen Figur von vornherein aufrichtig dankbar, schenken ihr unsere vollen Sympathien, denn sie befreit uns sicher von dem unausstehlichen Schwätzer da oben, ihrem Vorgänger. Um den Ueberraschten die Flucht zu erleichtern, ist für Thüren und Fenster auf der Bühne reichlich gesorgt; Franz Held erweist sich als voraussehender Dichter, und trotzdem passirt es ihm, daß unangenehme Rencontres vorkommen. Die ergeben dann die Verwickelung, die schürzen den Knoten, und gerade weil ich unseren Dichter ehrlich bewundere, muß ich ihn hier auf gewisse kleine Fehler in der Composition aufmerksam machen.

Die Dame aus dem Keller, welche den jüngeren Bruder liebt, besucht ihren Schatz gegen alle Verabredung im Hause des deutschfreisinnigen Fabrikanten. Sie hat das Schöne, durch ihr plötzliches Erscheinen einen Schwadroneur schlimmster Art zu verscheuchen; aber sie zieht auch, nach Regeln Held'scher Bühnentechnik, die ihr nicht günstige Haushälterin herbei. Letztere Dame sollten wir zwar nicht erwarten, fuhr sie doch vor zehn Minuten erst in's Adolf-Ernst-Theater; aber mein Gott, Franz Held braucht sie, und das genügt! Nun gilt es für das Kellerfräulein, schleunigst zu retiriren. Drei Thüren und ein Fenster sind vorhanden, erweisen sich aber in diesem Falle als unzureichend. Da frage ich, wie darf ein so gewiegter Bühnentechniker wie Held den Souffleurkasten vergessen, worin ein schlankes Mädchen doch noch sicher Platz findet?

Daß derartige kleine Versehen der fröhlichen Stimmung des Hauses keinen Abbruch zu thun vermochten, bedarf kaum der Erwähnung. Meine Erinnerungen an das Stück beschränken sich, wie gesagt, fast ganz auf den ersten Act, und Franz Held's eigene Worte mögen den Erfolg dieses monumentalen Aufzuges schildern:

„Beifallsgeprassel!
Kreischend Gejodel!
Stimmengebrodel:
Und Pfeifen! Geheul! Brouhaha! „Bis, bis!"
Ist's Händeklatschen?
Ist's Schenkelpatschen?
Ein Tobsuchts-Asyl? Ein Raubthierverließ?
Nach quirlender Hölle
Verdammnißquelle
Schmachtet mein Gaumen! Ich renne hinein —"
(Groß-Natur, Seite 19).

Ja, er kam, und das Haus wiederhallte von einer Heiterkeit, wie sie selbst die gefeierten Orientreisenden Blumenthal und Kadelburg nicht tobender zu entfesseln wußten.

Dann wurde es von Act zu Act schöner, aber ich kann's nicht beschreiben. Die Haushälterin des Fabrikanten verliebt sich in den Schriftsteller, arrangirt aber eine Potipharscene, und läßt den Unglücklichen aus

einer der drei Thüren hinauswerfen. Der Gemoßregelte zieht zu seiner Freundin in den Keller, kommt in die Stichwahl, erhält 10,000 Mark geboten, wenn er zurücktritt, will aber nicht; da droht ihm der Bruder mit Veröffentlichung einer im Geldschrank liegenden Broschüre, worin er einst die Aristokratie gepriesen hat und womit ihm jetzt seinen sozialistischen Wählern gegenüber der Hals gebrochen werden soll; ehe sich der Schriftsteller recht entscheiden kann, tritt eine neue Figur auf, vor der natürlich Goldschmidt sen., Held'scher Bühnentechnik entsprechend, unter Zurücklassung seines Ueberziehers und seiner Geldschrankschlüssel fliehen muß. Es ist Winter draußen, bitter kalter Winter, aber offenbar soll die Zurücklassung des Paletots in fein symbolischer Weise die Heißblütigkeit Goldschmidt's d. Aelt. andeuten. Das Publikum ahnt Furchtbares, und richtig — im fünften Act sehen wir Max Nachts mit der Diebslaterne, aber natürlich nicht im Comptoir oder in der Privatwohnung, wo sonst der Geldschrank zu stehen pflegt, sondern im Kesselhaus, wo der Bühnentechniker Held seinen Helden braucht. Ein betrunkener Heizer hat hier versäumt, die Speisepumpe angehen zu lassen; hierher kommt der geldstolze Bruder mit seinem Portier, der drei Druckbogen Jugenderinnerungen von sich gibt; hier versöhnten sich donn, mondlichtübergossen, im „moralinsauren Todeskampfstatterich" die Goldschmidt's unter dem laut kreischenden Gejodel des animirten Parkets; hier flog der Kessel in die Luft, und das ganze Parkett wäre zur Strafe verbrüht worden, wenn sich nicht glücklicher Weise vorher die Gardine über dem Frescostück gesenkt hätte.

Nach den Aussagen oller Fachmänner war es ein Durchfall, wie ihn Berlin seit fünfzehn Jahren nicht mehr erlebt hat. Unvergeßlich wird jedem Theilnehmer die strahlende Heiterkeit selbst der Goderobièren sein, d bei den vielen hundert lochenden Gesichtern ringsum den mit ihrem Beruf verknüpften Ernst nicht mehr wahren konnten. Die Herren Siegmund Haber und Stettenheim legten unmittelbor nach der Vorstellung dem glücklichen Tragödiendichter Engagementsverträge für ihre Witzblätter vor. Und so wird Franz Held das Gekläff der ernsthaften Bestie Tageskritik mit „mordlicher Zunge" (Groß-Natur, Seite 3), „feucht flötend (Seite 17) verspotten können und mit Recht von sich sagen dürfen, was Seite 14 gedruckt steht:

„Was setzt Dich die kleine Misère in Rage?
Was schimpfst Du auf Neider und Portemonnaie?
Tu as écrit mainte sublime page!"

Unterdessen nimmt das Verhängniß in unseren halb oder ganz verkrachten Theatern seinen Lauf. Das Thomas-Theater kommt unter den Hammer, bei Wallner erzielt das Gesommtgastspiel der Lessingianer wenigstens halbvolle Häuser, bei Ronacher schwingt man sich zu einem neuen Einacterchen mit Gesang auf, sogar das Belle-Alliance-Theoter überrascht uns von Zeit zu Zeit mit der Ankündigung einer volksthümlichen klassischen Vorstellung. Auch das arme Neue Theater ist schon bei seiner zweiten Novität und sie ist auch danach. Ein Logirbesuch aus Rumänien in einer angeblichen Großstadtfamilie, und man bekneipt, costümirt und verheirathet sich darin, daß die Claque ihre helle Freude haben kann. Ich habe noch nie eine so wohl organisirte Bevoeisterung gesehen. Und nach jedem Actschluß verbeugte sich der Director Löwenfeld, als wär's ein Stück von ihm, und sein Gesicht verrieth nicht die geringste Verwunderung. Gönnen wir ihm die harmlose Gymnastik!

Notizen.

Die wirthschaftliche Lage ist im Allgemeinen so ungünstig, daß jeder Luxusartikel darunter leidet, und da der Deutsche nun einmal auch die Literatur dazu zählt, so hat unser Buchhandel in erster Linie unter der Ungunst der Zeit zu leiden. Dies zeigt sich schon darin, daß der diesjährige Weihnachtsbüchermarkt nicht wie früher unter der Wucht der Novitäten seufzt. Die Verleger beobachten diesmal eine ängstliche Zurückhaltung; neue Auflagen, manchmal bloße Titelauflagen sind bei vielen Alles, wozu sie sich aufzuschwingen wagten. Fast verschwunden sind die theuren Prachtausgaben von Jugendschriften, in denen sich ehedem gewisse Firmen nicht genug thun konnten, und es ist eigentlich nicht schode darum, denn die Kleinen wurden nachgerade verwöhnt und blasirt. Auch in der Jugendliteratur ist das Einfachste das Beste. Darum zürnen wir gar nicht, daß der alte ewige Robinson, der gleich treffliche Lederstrumpf, der vielumschwärmte Waldläufer und ihre Nachahmer wieder zur Stelle sind, denn was sich ihnen Neues anreiht, ist kaum der Erwähnung werth. Die bekannten Jugendschriftenverleger Flemming, Union, Hirt & Sohn, H. J. Meidinger, Spamer waren diesmal nicht sehr glücklich. Nur wenig Gutes greifen wir heraus, so das entzückende Bilderbuch des Thiermalers Fedor Flinzer: „Wie die Thiere Soldaten werden wollten" mit Versen von Georg Böttticher (Leipzig, Adalbert Fischer). Niemals ist die Soldatenspielerei unserer vielgerühmten Cultur geistreicher und liebenswürdiger verspottet worden, als in diesen prächtigen Aquarellen. Die Möpse in der Turnstunde, der Storch als Kürassierlieutenant, die Frösche in der Kavallerie-Attacke, die Hasen beim Manöver — kaum ein unheilbarer Hypochonder kann da ernst bleiben, und wie werden erst unsere Kleinen lachen! Eine allerliebste Erzählung für junge Mädchen ist „Lotte" von Marie Silling, mit schönen Illustrationen von A. Klamroth (Leipzig, G. Wigand), hübsch moralisch aber nicht moralisirend und unterhaltend bis zuletzt. „Kreuzfahrt und Römerzug" ist eine ansprechende geschichtliche Erzählung von A. Kleinschmidt, und vom nämlichen Verfasser erschien gleichfalls im Verloge von Friedrich Brandstetter in Leipzig: „Naturwissenschaft im Haushalte", das wir in den Händen aller kochbeflissenen Töchter sehen möchten, damit sie ihre Haushaltungswissenschaft auf eine naturgemäße Basis stellen und für Gesundheit und Wohlbehagen sorgen. Hoffentlich entschließt sich der Verleger, eine nächste Ausgabe des praktischen Buches illustriren zu lassen. Auch das schöne „Kochbuch für Unerfahrene" von Christine Thaler (Wien, Hartleben) sei bestens empfohlen, schon um seiner internationalen Küchenkunst willen, die das Beste der Wiener, italienischen und französischen Küche leichtfaßlich darstellt. Ein durch und durch poetisches Buch für Alt und Jung bietet der Berliner Maler Heinz Hoffmeister in seinen Stimmungsbildern aus Heimath und Fremde: „Der alte Rabe" (Berlin, Max Schildberger) und der weitgereiste, kluge Jakob fesselt uns mit seinen buntbewegten Erzählungen bis zuletzt. Ein echter Jugend- und Volksschriftsteller jedoch ist Karl May, dessen spannende und belehrende Reiseromane bei F. E. Fehsenfeld in Freiburg i. B. erscheinen. May ist der geborene Erzähler voll Phantasie und Fluß, volksthümlich und gesund, lebensfroh und humorreich, in farbigen Schilderungen und in allen Künsten des Vortrags erfahren. Es sind Reiseskizzen in novellistischem Gewand, vornehmlich aus Afrika und der Türkei, und man merkt überall, daß der Verfasser Alles selbst gesehen und Manches erlebt hat. Seit Gerstäcker und Sealsfield hatten wir keinen so interessanten ethnologischen Plauderer mehr.

Noch rechtzeitig zum Feste ist die Gesammtausgabe der Schriften von Marie v. Ebner-Eschenbach (6 Bände, Berlin, Gebr. Paetel) vollständig geworden. Sie enthält die geist- und gemüthvollen Aphorismen, Parobeln, Märchen, Gedichte und zwei Bände kleinere Erzählungen, von denen eine jede ein Meisterwerk ist: „Das Gemeindekind" und „Unsühnbar". Humor, Geist, Gemüth, Seelenadel und unerschöpfliche Phantasie — hier wird's Ereigniß. Daß die Ausstattung gediegen und geschmockvoll, dafür bürgt schon der Name des Verlegers der Deutschen Rundschau: Elwin Paetel.

Die Jungen von Holzgrün. Eine Erzählung. (Leipzig, Fr. Schneider). Ein etwas weit ausgesponnener Dorfromon, der sehr zu seinen Gunsten an Anzengruber; Rank und Felder erinnert, maßvoll realistisch, ohne die sittliche Tendenz unkünstlerisch zu unterstreichen. Man liest das Buch mit anhaltendem, gegen den Schluß hin wochsendem Antheil, denn die Handlung ist gut erfunden und geschickt gesteigert und die Charakterzeichnung scharf. Als Kleinmaler hat der Verfasser ein besonderes Geschick, und da er auch über einen gesunden Humor verfügt, wie die Kapitel von der gemeinnützigen Baugesellschaft und der Holzauction beweisen, so scheidet man in einer freundlichen Stimmung von dem Buche.

Der Schatz und Anderes. Von Heinrich Seidel (Leipzig, Liebeskind). Dieser soeben erschienene 10. Band der Gesammelten Schriften bedarf eigentlich höchstens einer Ankündigung, aber keiner Empfehlung, denn die Seidel-Gemeinde, die sich stetig vergrößert, wird auf die bloße Nachricht des Erscheinens danach greifen. Sie findet den köstlichen „Schatz" darin, noch zwei Novelletten und endlich zwei oder noch mehr gute alte Bekannte. Da erzählt nämlich Herr Bornemann, der Freund von Leberecht Hühnchen, wie er standhaft schweningerte, nicht mehr trank, wenn er aß und nicht mehr aß, wenn er trank, auf den Bergen herumrutschte, schlank wurde und zuletzt — doch wieder in Bier und Erbsen sündigte. Im Traumgesichte vom 50. Geburtstag erzählt Seidel, wie er von seinen Kindern gratulirend heimgesucht wurde, d. h. von seinen Geschöpfen Hühnchen, Nebendahl, dem Major ohne Pointe u. s. w., wie er ouskniff und aus dem Regen in die Traufe kam, nämlich in eine Geistergesellschaft, wo ihn E. T. A. Hoffmann, Reuter, Jean Paul mit anzüglichen Redensarten als ihren stillen Miethsmann und Schüler ärgerten und hänselten.

Wie ein Tiroler Büblein deutschnational wurde. Die Geschichte eines Kindes. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) Ein tapferes, streitbares Buch kommt uns da aus der Lessingstadt, und eitel Alpenluft und Enzianduft scheint ihm zu entsteigen. Irren wir nicht, so ist, trotz der schalkhaften Vermummung: „Aus den Aufzeichnungen eines Freundes", der poesievolle Franz Lechleitner der Verfasser, der uns die prächtige Rheinseegeschichte vom Schreiber von Konstanz und die gemüthvollen Wartburgnovellen erzählt hat. Wenigstens ist es derselbe „lebfrische" Stil, dieselbe warme Begeisterung für alles Gute und Schöne. Diesmal erzählt er uns, wie der Sprugger (Innsbrucker) Franzele im Lande der Glaubenseinheit aufgewachsen ist und sich nach und nach von dem Gängelbande der Pfaffen freigemacht hat und aus einem Römling Deutscher geworden ist. Es war ein schwerer Kampf, aber der Bub hatte ja von seinen Tiroler Bergen „Zorn und Schweigen gelernt, Träumen und Denken, das wilde selbstlose Auflehnen gegen die Gewalt und das stille, freudenvolle Ergeben an das milde Licht". Besonders schön sind in diesen mit feinster psychologischer Kunst geschilderten Selbstbekenntnissen die eingestreuten Bilder aus der Landstube, von der Dorfheiligen, dem Pfaffenvater und der verspäteten Taufe. Das Buch wäre ein gutes Agitationsmittel für den Deutschen Schulverein, wenn die Herren nicht so ängstlich wären.

Lyndall. Roman aus dem südafrikanischen Farmerleben von Ralph Iron (Olive Schreiner). München, Fr. Bassermann. — Die „Gegenwart" hat 1890 nach Erscheinen des englischen Originals ausführlich auf diesen bedeutsamen Roman hingewiesen, der seither zahllose Auflagen erlebt und Miß Schreiner, eine deutsche Missionarstochter vom Kapland, berühmt und reich gemacht hat. Die Handlung und psychologische Entwickelung lassen zu wünschen übrig, aber die Schilderungen einer bisher wenig bekannten, eigenartigen Cultur sind vorzüglich und der Gedanken-

gehalt ganz bedeutend. Nicht lehrhaft, sondern in unterhaltendem Conversationston wird hier besonders über die Frauenfrage debattirt, das Beste, was in dieser Angelegenheit je gesagt worden ist. Einzelne Scenen sind von ergreifender Wirkung. Die Allegorien vom ringenden und unterliegend noch siegreichen Menschengeiste wird jedem sinnenden Leser unvergeßlich bleiben. Wir sind sonst keine Freunde der wahllosen Romanübersetzungen, die den deutschen Autoren nur den Markt verderben, aber für dieses anregende und fesselnde Buch wissen wir der gewandten Bearbeiterin, Frau Schraum-Macdonald, und dem Verleger herzlichen Dank.

Kurländische Geschichten von Th. H. Pantenius (Leipzig, A. G. Liebeskind). Seit seinem schönen letzten Roman „Die von Kelles" — es mögen an die sieben Jahre her sein — ist Pantenius mit keinem eigenen Buche mehr hervorgetreten, und wenn daran seine Redacteurschaft am „Daheim" die Schuld tragen sollte, so wäre es sehr zu beklagen. Es ist doch ein ganz außerordentliches Talent, dem wir eine freiere und ungehemmte Entfaltung gewünscht hätten. Diese vier im Werth ungleichen Geschichten bezeugen es: Zwei Novellen und zwei Weihnachtserzählungen, wie sie Familienblättern willkommen sind. Die große psychologische Kunst bewundern wir in dem „Alten Jungherrn", die intensive Kraft der Schilderung im „Käthchen Hortensius". Leichtere Gelegenheitsarbeiten sind die letzten zwei Geschichten, einfach und gemüthvoll und etwas im frommen „Daheim"-Stil. Jedenfalls ein reizendes Geschenkbüchlein.

Im Verlage von Oskar Gottwald in Leipzig hat Moritz Brasch, der Verfasser einer beliebten „Geschichte der Philosophie", zwei Vorträge herausgegeben: „Das Wesen und die Formen der dramatischen Dichtung", worin, gestützt auf die Arbeiten unserer Aesthetiker und Dramaturgen, das antike und moderne Schauspiel analysirt wird — und „Rudolf von Gottschall", eine literarhistorische Studie, sozusagen eine Festschrift zum nächstjährigen 70. Geburtstage des Dichters. Als Lyriker, Dramatiker, Erzähler und Kritiker wird Gottschall auf seine Unsterblichkeit geprüft und dabei auch der Mensch nicht vergessen. Es zeugt von Brasch's Objectivität, daß er bei aller Anerkennung doch einige tadelnde Worte findet für den großherzoglich sächsischen Geheimen Hofrath, der an seine freiheitdurstigen „Jugendthorheiten" nicht mehr gern erinnert sein will.

Goethe's Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Karl Heinemann. Dritte Auflage. (Leipzig, A. Seemann.) In Jahresfrist drei Auflagen! Es freut uns, den großen Erfolg des schönen Buches vorausgesagt zu haben. Jedenfalls ist es zu loben, wenn sich unsere Damen, die das Hauptcontingent der Käufer stellen dürften, an der frohmüthigen, mutterwitzigen, kerngesunden Frau Rath ein Beispiel nehmen. Ihre köstlichen Briefe an den Sohn und die Seinen, an die Herzogin Anna Amalie und alle ihre Freundinnen sind frisch und liebevoll wie am ersten Tag. Artur Seemann hat diese umgearbeitete Auflage mit ererbten Kunstsinn zum Theil neu und immer geschmackvoll ausgestattet.

Skizzen. Von Otto Rieth. Eine neue Folge architektonischer und decorativer Studien und Entwürfe. 20 Handzeichnungen in Lichtdruck. (Berlin, Georg Siemens.) Daß ich dies Buch hier und nicht in einem Fachblatte für Architekten empfehle, hat seinen ganz bestimmten Grund: Ich habe nämlich die Hoffnung, daß es auch außerhalb der Baukünstler Menschen gebe, die an Rieth's Schöpfungen die hellste Freude haben. Seine „Skizzen" stehen mir noch über den vor Jahresfrist von ihm herausgegebenen „Architekturskizzen". Hier ist er noch freier und noch monumentaler. Rieth strebt nach origineller Form, er haßt die abgedroschenen Motive. Er will nicht Säulenordnungen systematisch nach Vitruv's uralten Gesetzen verbinden, sondern Massen organisch gliedern; er will nicht stilgerecht, sondern stilvoll sein, wirft daher alle Stile durcheinander, um sich seinen eigenen daraus zu machen. Manches kommt Einem dabei spanisch vor, d. h. zeigt jene kostbare Gleichgültigkeit gegen die Herkunft der Bauformen, verbunden mit dem Gefühl für architektonische Größe, welche die Spanier unter Karl V. hatten. Vor Allem aber componirt Rieth Räume. Er ist nicht einer jener Vielen, die die Umfassung des Raumes entwerfen, um zu sehen, welche Wirkung dieser selbst dann wohl erlange, sondern er dichtet eine Wirkung und sucht nach ihrem Ausdruck in der Gliederung der Wandformen. Seine großen und kleinen Hallen sind nach dieser Richtung wahre Perlen architektonischen Feingefühls, ganz begründet auf der Contrastempfindung, auf dem Zusammenstellen der einfachen Wandform und der nur an rechter, ausdrucksvoller Stelle verwendeten Schmuckform. Die Bildhauer haben Rieth's Begabung erkannt und lieben es, sich dieser beim Gestalten großer Denkmale zu bedienen. Ich möchte ein Gebiet der Kunst auf ihn aufmerksam machen, welches wahrlich der Aufmunterung bedarf. Es ist die Theatermalerei. Rieth ist wie dafür geboren, architektonische Theaterdecorationen zu schaffen, jene phantastisch großartigen, aller statischen Gesetze ledigen Raumwirkungen wieder in's Leben zu rufen, in welchen die Barockzeit schwelgte. Wäre nicht das Theater trotz äußerer zappelnder Lebhaftigkeit das zopfigste Institut auf dem ganzen Parnasse, so müßte es diese große Kraft schon längst sich dienstbar gemacht haben: Seit Galli, Bibiena und Servandoni, den Meistern des 17. und 18. Jahrhunderts, den Trägern des Barock und Rococo, wüßte ich kaum einen Baukünstler, der mehr für die künstlerische Gestaltung der Bühne geboren wäre als eben Rieth. Vielleicht weiß er's selbst noch nicht. C. G.

Russische Zustände. Von E. Lanin. Aus dem Englischen von Rudolf Dielitz (Dresden, Ehlermann). Die Bücher über Rußland sind pessimistisch, wenn sie aus England stammen oder von einem Ostseeprovinzler geschrieben sind, und ebenso unfehlbar optimistisch, wenn sich hinter dem Verfasser ein „verbündeter" Franzose mehr oder weniger verbirgt. In die erste Kategorie gehört das vorliegende hochinteressante Buch, aber im Absprechen beobachtet es ein gewisses Maß, und wo es doch geschieht, da bringt es bündige Beweise und keine leeren Redensarten. Jedenfalls ist der Verfasser ein wohlunterrichteter und im Ganzen objectiver Beobachter, klar in seinen Urtheilen und unerbittlich in seinen Forderungen. Seit Julius Eckardt, Leroy-Beaulieu und dem Vicomte de Vogué ist es das Beste, was über Rußland geschrieben worden ist. Die Uebersetzung liest sich wie ein deutsches Original.

Eine der ältesten und weitaus besten Anthologien gibt der Verlag von Herm. Gesenius in Halle soeben in 30. Auflage heraus: „Blüthen und Perlen deutscher Dichtung", für Frauen ausgewählt von Frauenhand, eine Prachtausgabe in völlig neuer Bearbeitung, jedes Gedicht eine Perle und in reichster Fülle mit trefflichen Illustrationen geschmückt, eines der denkbar schönsten Weihnachtsgeschenke. Einfacher, bilderlos, billiger ist aus demselben Verlage die Anthologie: „Lieb und Leben", Dichtergrüße an Deutschlands Frauen von Adolf Böttger. Die Neubearbeitung hat M. Bern geschmackvoll besorgt.

Der Dichter von „Dreizehnlinden", E. W. Weber, hat bei Ferdinand Schöningh in Paderborn ein neues Epos „Goliath" erscheinen lassen, das in prächtiger Ausstattung für den Weihnachtstisch gerade rechtzeitig kommt. Den schwerwiegendsten Einwand, der gegen das Buch zu erheben wäre: den sentimentaler Unwahrhaftigkeit nämlich, schneidet der Dichter durch eine Erklärung ab, wonach die Geschichte vom Goliath im Wesentlichen auf einer wahren Begebenheit beruhe; wir beugen uns also und erlauben uns nur die Frage, ob es der achtunggebietenden Kunst des Dichters nicht möglich gewesen wäre, eine wahrhafte, aber schwer glaubliche Historie glaubhaft zu machen. Olaf ist das Kind schneeverschütteter Eltern; ein reicher Bauer nimmt die Weise in sein Haus, wo der Knabe bei harter Arbeit zu einem braven, tüchtigen Manne heranwächst, den die ganze Gegend seiner Bärenkräfte wegen „Goliath" heißt. Es verliebt sich des Hauses legitimes Kind, Margit, in den treuherzigen Riesen; als aber der Vater durch Olaf selbst, der um Töchterleins Hand werben kommt, von dem „Verhältniß" erfährt, jagt der geizige und hochmüthige Bauer den Hünen mit Schimpf und Schmach vom Hofe, so lange Jahre er ihm auch redlich und um ein Geringes diente, so vielen Dank er ihm auch schuldet. Mehr noch, der Rabenvater läßt sich von der Kleinen versprechen, daß sie auch nach seinem Tode ihrem Goliath nicht angehören will, und Margit thut ihm den Willen, Margit hält ihren Schwur, als man dem dickköpfigen alten Geizhalz begraben hat. Das sind, bei allem Respect vor dem Dichter sei es gesagt, lauter Unbegreiflichkeiten; Norwegs Menschen tragen bei all ihrer rauhen Tugendhaftigkeit, die Björnson, Ibsen und Gaborg freilich nicht einmal anerkennen wollen, doch auch menschliche Herzen voll heißem Blut in der Brust. Weber hat sich, und das muß ihm zum Vorwurf gemacht werden, keine Mühe gegeben, die psychologischen Unerklärlichkeiten aus dem Wege zu räumen; dumpf und fatalistisch gehorchen die Liebenden der tollen Laune des störrischen Alten und lassen es dabei bewenden, sich einmal zu sehen und zu sprechen. Das verletzt, das erweckt nicht, wie es auch für die „epische Tragödie" sich ziemt, Mitleid, Trauer und doch Befriedigung über den Ausgang im künstlerischen Sinn; diese beiden braven Menschenkinder haben nichts, rein gar nichts gethan, was ein so hartes Schicksal erklärlich machen könnte. — Nun, der Fehler liegt im Stoff, wenn es auch kein so unabweislicher Stoffsehler ist, wie die schwarze Ader im Heyse'schen Marmorblick, er ist eine conditio sine qua non, und des reizenden Buches wegen freuen wir uns fast, daß es gemacht worden ist. Es liegt ein flimmernder Duft, ein Zauber lieblichster Poesie über der neuen Schöpfung Webers ausgegossen, wodurch sie vollwerthig und groß wird. Prächtig ist die Versbehandlung — wer den Blankvers selbst anwendet, weiß genau, daß nichts thörichter als die Redensart ist, er mache dem Dichter am wenigsten zu schaffen; ganz im Gegentheil, der Reim ist viel vortheilhafter, ist ein viel stärkeres „Reizmittel" beim Schaffen —; prächtig ist die feine Stimmungsmalerei, die Einwebung nordischer Sagen, die Schilderung nordischer Landschaften. Zuweilen blitzt ein Licht schalkhaften Humors erquicklich auf und macht die Lectüre der kleinen Dichtung noch genußreicher.

Ludwig Uhland's Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Cloß, Makart, Max, Zick und Anderen. (Stuttgart, Cotta Nachfl.) Diese reiche und schöne Prachtausgabe ist uns schon darum willkommen, weil sich die Illustratoren mit ihrer Auffassung der Dichtergestalten nirgend vordrängen, sondern nur Mittel zum Zweck bleiben und dem Poeten den Vortritt lassen. Sie suchen auch, mit geringen Ausnahmen, bloße Stimmungen zu erwecken und dem Dichter in dieser Rücksicht zu Hülfe zu kommen, und verzichten meist auf die stets bedenkliche Widergabe der Gestalten und dramatischen Scenen, wo sie leicht den schlichten Sänger mißverstehen könnten. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist das Bild zu dem herrlichen Gedicht: Auf den Tod eines Landgeistlichen — ein einfaches Kirchhofsbild, während es doch so nahe lag, hier den seligen Geist selbst auf seinem segnenden Gange durch das Gefild darzustellen. Schon diese discrete Art zeichnet das Illustrationswerk vor andern aus und macht es uns werth. Für die zweite Auflage möchten wir empfehlen, das Bild des grämlichen alten Uhland, dessen Liedermund seit Jahrzehnten verstummt war, durch das „ehrpusselige" Porträt des jugendfrischen Sängers zu ersetzen, das die erste Ausgabe seiner Gedichte zierte.

Woher kommen die kleinen Kinder? Eine freimüthige Schrift von Karl Theodor Schulz-Dresden. (Berlin, Moderner Verlag.) Die Wahrheitsfanatiker, die überall im Leben auf Lügen pirschen, fangen an uns fürchterlich zu werden. Auch die obige, etwas frivol scheinende Spitzmarke stellt eine tief sittliche Streitfrage: sollen wir unseren Kindern über das ernste Geheimniß der Menschwerdung die Wahrheit sagen oder sie noch ferner mit dem schönen Märchen vom Klapperstorch belügen? Der Verfasser ist für die volle Wahrheit, aber war so vorsichtig, auch bei edlen Frauen anzufragen, was sich ziemt. Er theilt weibliche Stimmen für und wider die Verhüllungstheorie mit, z. Th. sehr geist- und gemüthvolle, die ihren Schreiberinnen Ehre machen. Die ganze Frage hat nur

einen individuellen Werth, und jede Mutter mag nach ihrer Ueberzeugung und mit Rücksicht auf die ihr anvertraute Kindesseele handeln. Es wird in der Hauptsache wohl alles beim Alten bleiben, denn wir zweifeln, ob von hundert Ehefrauen und Müttern auch nur drei die Wahrheit dem Märchen vorziehen werden. Der fidele Leipziger Edwin Bormann scheint ebenfalls dieser Ansicht zu huldigen, denn er gibt soeben in Ad. Fischer's Verlag in Leipzig ein Büchlein heraus: „'s Buch von Klabberstorche", worin in herzigen Versen von ihm selbst und gleich herthigen Bildern von G. Schöbel der gefiederte Kinderbringer gefeiert wird. Und es ist eine sehr probate Antwort auf die neugierige Frage von Schulz, wenn wir da Adebar's Selbstvertheidigung lesen:

's Gibbt viele, die eegal ser Usklärung schwärmen,
Die kenn' sich gewaldig erbosen un lärmen,
Daß der Storch mit seiner Klabberei
Ä alwernes Ammenmärchen sei.
Ihr lieben Leitchen, seid nur hibsch gut
Un erhitzt eich nich gar se sehre 's Blut!
Das Menschenlewen mit seinen Baar Jährchen
Is selber ja nischt wie ä Droom un ä Märchen;
Un dieserhalb kommt's ä verninsdigen Mann
Uf ä biechen mehr oder wen'ger nich an.
Un der Storch isses Schlimmste noch lange nicht,
Was an Faweln der Mensch ze genießen krigt.

Raffael's Sixtinische Madonna in der Dresdner Gemäldegallerie braucht man nicht mit empfehlenden Worten einzuführen. Das unvergleichliche Werk ist in allen kunstliebenden und allen christlichen Häusern gleich lieb und werth. Der Gegenstand und der Kunstwerth decken sich vollständig in dieser höchsten Offenbarung der italienischen Kunst. Neu ist uns das Erscheinen einer großen Reproduction nach dem berühmten Bild. In Stich und Radirung wie in allen photographischen Verfahren hat man dem berühmten Werke beizukommen versucht. Aber es bietet ganz außerordentliche Schwierigkeiten. Die Photographie unmittelbar nach dem Original bringt die Sprünge und Risse leider mit zur Schau, durch welche das unvergängliche Werk den Tribut seiner Vergänglichkeit zollt. Daher hat man das Bild in Kohlenzeichnung copirt, und nach dieser photographirt, gestochen und radirt. Aber dabei macht sich doch immer die Hand des Zeichners geltend. Und ist dieser auch noch so tüchtig, so möchten wir doch in diesem Falle nichts von seinem Wirken bemerken, vielmehr so unmittelbar als nur irgend möglich an Raffael selbst herangeführt werden. Die Photographische Gesellschaft in Berlin hat nun eine Photogravure nach der Sixtina erscheinen lassen, die diesen Wunsch in hohem Grade erfüllt. Das mächtige Blatt — die Bildfläche allein mißt 90 zu 66 Centimeter — ist also photographisch auf eine Kupferplatte übertragen, dort sorgfältig retouchirt, so daß alle Zufälligkeiten der jetzigen Erscheinung des Bildes verschwunden und wirkt so mit der Ursprünglichkeit eines Originals und dabei mit einer höchst überraschenden Tonfülle, die jener der Radirung nahe kommt und den kälteren, härteren Linienstich ganz erheblich übertrifft. Das Blatt, welches im Rahmen schon durch seine Größe einen stattlichen Wohnraum künstlerisch zu beherrschen vermag, wird durch den verhältnißmäßig niederen Preis (50 Mark) sich sicher schnell im deutschen Hause einführen, in jenem des Bürgers, wie in dem des Fürsten. Denn selbst dem Verwöhntesten wird das Blatt nicht nur genügen — es wird vielmehr die Allzuverwöhnten zu gesundem Kunstempfinden wieder zurückzuführen vermögen.

C. G.

Kritische Briefe über die Wiener Internationale Musik- und Theater-Ausstellung. Von J. Sittard. (Hamburg, C. Boyesen.) Das Büchlein gehört zum Besten, was die in ihren Anfängen wunderliche, in ihrer Ausführung hochinteressante und verdienstvolle, in ihren wissenschaftlichen, künstlerischen und geschäftlichen Ergebnissen fragwürdige Ausstellung auf dem Gebiete des Feuilletons angeregt hat. Professor Sittard ist Musikreferent des Hamburger Correspondenten, und neben dem Gelehrten und Fachmann kommt auch der temperamentvolle Journalist zum Wort. Seine Briefe lesen sich sehr angenehm und bieten, nicht nur dem Laien, manche Anregung und Belehrung. Er ist namentlich dort fesselnd, wo er das unschätzbare Material aus dem Felde der Tonkunst behandelt und die wichtigsten Nummern kritisch herausgreift. Auch die Polemik und der Humor fehlen nicht.

Commersbuch. Herausgegeben von Max Friedländer. (Leipzig, C. F. Peters.) Ein kritisches Commersbuch insofern, als der Herausgeber sich nicht darauf beschränkt, Text und Melodie der beliebtesten Volks- und Studentenlieder in sorgfältiger Revision abzudrucken, sondern sie auch mit kritisch-historischen Anmerkungen versieht, worin auf Grund eigener und fremder Forschungen die Melodien und Texte musik- und literargeschichtlich untersucht werden. Gerade dieser Theil ist für den Musik- und Literaturfreund besonders fesselnd und an Neuem reich. Auch die jüngste Entdeckung ist verwerthet, daß der Verfasser von „O alte Burschenherrlichkeit" der verstorbene Sanitätsrath Höfling aus Eschwege gar nicht sein kann, obwohl dieser dreiste Plagiar sich 1877 beim Marburger Universitätsjubelfest als der Dichter feiern ließ und an seinem Sterbehause eine bezügliche Gedenktafel angebracht wurde, deren Inschrift Scheffel verfaßt hat.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.
Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Die Gegenwart
Nr. 40.

Diese **beschlagnahmte** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Anti-Vespasian,

ist vom Kgl. Landgericht I wieder **freigegeben** worden und kann durch alle Buchhandlungen, sowie bei Voreinsendung von 53 Pf. in Marken direct von uns wieder bezogen werden.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Neue literarische Festgeschenke.

Soeben erschienen in meinem Verlag:

Vom Lebenswege.
Gedichte von
Hans Hoffmann.
25 Bogen gr. 8°. ℳ 6.60. In feinem Halbfranzband ℳ 8.40.

Neue Gedichte
von
Angelica von Hörmann.
13 Bogen 12°. ℳ 3.—, fein gebunden ℳ 4.—.

Chiemgauer Volk.
Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes.
Von
Hartwig Peetz.
Aus seinem Nachlasse.
Zweites und Schluß-Bändchen. 10 Bog. 8°. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

In den größeren Buchhandlungen vorräthig; wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger.

Mein demnächst erscheinender Weihnachtskatalog steht auf Verlangen umsonst und postfrei zu Dienst.

A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststraße 9—11.

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

Rudolf Lothar.

Der Werth des Lebens. Ein Mysterium. M. 2,—.

Der verschleierte König. Ein Bühnenmärchen. Zweite Aufl. M. 1,—, geb. M. 2,—.

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit
von Ferdinand Graf Eckbrecht.

Dürckheim.
2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Verlag von Georg Siemens in Berlin W 30.

Otto Rieth:

Architekturskizzen.

120 Handzeichnungen in Autotypie.
kl. Fol. Eleg. geb. Pr. 20 M.

Skizzen

Eine neue Folge
architektonischer und decorativer
Studien und Entwürfe.
20 Handzeichnungen in z. Th. farbig. Lichtdruck.
Fol. Geb. Pr. 20 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direct vom Verleger. — Prospect frei.

In meinem Verlag erschien:

Die Jungen von Holzgrün.

Eine Erzählung. 548 S. broch. 5 M., geb. in Ganzleinen 6 M.

Friedrich Schneider, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Karl May's gesammelte Reiseromane

sind das

Interessanteste,

was seit Jahrzehnten erschienen ist.

Jede Lieferung (64 Seiten) nur 30 Pf., jeder Band (ca. 640 Seiten) 3 Mk.

Vorrätig in allen Buchhandlungen oder direkt franko vom Verleger

Friedr. Ernst Fehsenfeld
in Freiburg i. Breisgau.

Im Verlage von Ernst Asser, Strehlen i. Schles. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Brief Pauli an die Philipper

in Bibelstunden
von
Ernst Albertz,
Pastor in Strehlen i. Schles.

Gr. 8°. 11 Bogen stark. Preis geheftet Mk. 2.—
in Original-Leinenband Mk. 3.—.

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Einige Vorschläge zur Reform der Strafgesetzgebung.

Von
einem Schöffengerichts-Vorsitzenden.
Preis 1 Mark.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Neue diesjährige Weihnachtsbände der Grote'schen Sammlung:

Der fliegende Holländer.
Eine Seemannssage von
Julius Wolff.
Preis kart. M. 4.60, eleg. geb. M. 5.—

Unter drei Kaisern.
Malerfahrten von **Hermann Lüders.**
2 Bände. Mit 223 Illustrationen im Text. Preis kart. M. 8.—, elegant geb. M. 9.60.

Themis.
Roman von **Ernst Eckstein.**
2 Bände.
Preis kart. M. 8.—. elegant geb. M. 9.60

Der Ordensmeister.
Eine deutsche Minne- u. Heldenmär von
Anton Ohorn.
Preis kart. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—

Berlin SW., Bernburgerstr. 35. **G. Grote'scher Verlag.**

Soeben erschienen:

PAUL HEYSE, Aus den Vorbergen.
— Novellen. —
Geheftet 5 Mark. Hübsch gebunden 6 Mark.
Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Die kleine Odyssee.

Eine Seegeschichte
von
Heinrich Kruse.
8. Preis geheftet: M. 2.—. In Leinwand gebunden: M. 3.—.

Soeben erschienen:

Gottfried Keller's
Nachgelassene Schriften und Dichtungen.
Geheftet 5 M. 40 Pf. In Leinwand gebd. 6 M. 40 Pf.
In Halbkalblederband gebd. 7 M. 50 Pf.
Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.

Verlag von Wilhelm Braumüller in Wien.

Sammlung
von
populär-wissenschaftlichen Vorträgen
Ueber den Bau und die Leistungen des Gehirns.
Von
Dr. Th. Meynert.

Inhalt: Die Bedeutung des Gehirns für das Vorstellungsleben. — Zur Mechanik des Gehirnbaues. — Ueber die Gefühle. — Nachruf an Rokitansky. — Ueber den Wahn. — Ueber die Bedeutung der Stirn-Entwicklung. — Mechanik der Physiognomik. — Gehirn und Gesittung. — Nachruf an Bamberger. — Das Zusammenwirken der Gehirntheile. — Ueber künstliche Störungen des psychischen Gleichgewichts.

Gr. 8. [VIII. 256 S.] 1892. Preis: 5 Mark.

Nebenbeschäftigung.
Ein qual. Herr, schrift- u. federgewandt, mit Erfolg schriftstell. thätig, humoristisch gut veranlagt, sucht Beschäft. auf dem Bureau einer humorist. Zeitschrift. Anspr. gering. Off. unt. G. C. 374. an Max Gerstmann, Berlin, Potsdamerstr. 130.

Soeben erschien:

Wie ein Tiroler Büeblein deutschnational wurde.

Die Geschichte eines Kindes
nach den
Aufzeichnungen eines Freundes.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Bei Tirol denkt man meist an vergangene Zeiten oder an seine Berge, weniger an sein Streben und Ringen in der Jetztzeit. Obiges Buch gibt ein lebensvolles, mit dem Herzen, ja man darf sagen mit dem Herzblute geschriebenes Bild aus dem schönen Land Tirol. Allen, die in diesem Lande gern und öfter geweilt, sei dasselbe bestens empfohlen.

Wolfenbüttel. **Julius Zwißler.**

Der Verein der **Bücherfreunde**

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50. Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Zoroaster
von
F. Marion Crawford.
Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen
von
Th. Höpfner.
Preis: M. 1,60, gebunden M. 2,20.

Blätter aus meinem Skizzenbuch.
Gesammelte kleine Erzählungen
von
Dr. E. Budde,
Verfasser von „Naturwissenschaftliche Plaudereien", „Erfahrungen eines Habschi" u. s. w.
Preis: M. 1,50, gebunden M. 2,20.

Soeben erschienen:

Tyndall.
Roman aus dem südafrikanischen Farmerleben
von
Ralph Iron.
Deutsch von
Marie Schramm-Macdonald.
Zwei Theile in einem Bande. 8°. Geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.
Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung in München.

= Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek. =

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.
Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit mehreren Hundert Abbildungen, Karten und Chromotafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 8 Mk. oder in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig. *(Im Erscheinen.)*

Meyers Kleiner Hand-Atlas.
Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbfranz gebunden 10 Mark oder in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

Afrika.
Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfranz gebunden 12 Mk. oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mark.

Asien.
Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Brehms Tierleben.
Dritte, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. E. Pechuel-Loesche, Prof. Dr. W. Haacke, Prof. Dr. O. Boettger, Prof. Dr. W. Marshall und Prof. Dr. E. L. Taschenberg. Mit über 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten, 80 Tafeln in Holzschnitt und 100 Tafeln in Chromodruck. 10 Bände in Halbfranz gebunden zu je 15 Mk. oder in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. *(Im Erscheinen.)*

Brehms Tierleben.
= Volks- und Schulausgabe in 3 Bänden. =
Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage. Mit 1300 Abbildungen. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 10 Mk. oder in 52 Lieferungen zu je 50 Pf. *Im Erscheinen.)*

Völkerkunde.
Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1200 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Chromotafeln. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 42 Lieferungen zu je 1 Mk.

Der Mensch.
Von Prof. Dr. Joh. Ranke. Mit 991 Abbildungen im Text, 6 Karten und 32 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mk.

Pflanzenleben.
Von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Mit 1100 Abbildungen im Text und 40 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 30 Liefgn. zu je 1 Mk.

Erdgeschichte.
Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk.

Meyers Konversations-Lexikon.
Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit 3700 Abbildungen im Text, 567 Illustrationstafeln, Karten und Plänen. 16 Bände und 1 Ergänzungs- und Registerband fein in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.
Dem Hauptwerk sind zwei Jahres-Supplemente 1890/91 und 1891/92 angeschlossen, in Halbfranz geb. zu je 10 Mk.

Meyers Klassiker-Ausgaben
Unübertroffene Korrektheit — Schöne Ausstattung. — Eleganter Liebhabereinband.

Goethe, 12 Bände	30 Mk.	H. v. Kleist, 2 Bände	4 Mk.
Schiller, 6 Bände	15 -	Chamisso, 2 Bände	4 -
Lessing, 5 Bände	12 -	Hoffmann, 2 Bände	4 -
Herder, 4 Bände	10 -	Lenau, 2 Bände	4 -
Wieland, 3 Bände	6 -	Heine, 7 Bände	16 -
Hauff, 3 Bände	6 -	Gellert, 1 Band	2 -
Eichendorff, 2 Bände	4 -	Bürger, 1 Band	2 -

Verzeichnis der *ausländischen Klassiker* = 70 Bände = wolle man gratis verlangen.

Probehefte oder Probebände obiger Werke liefert jede Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Hierzu drei Beilagen: Carl Reißner in Leipzig. — Hermann Gesenius in Halle. — Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 17. December 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Fürst Bismarck in Berlin. Von H. — Theodor Meynert über das menschliche Gehirn. Von Eduard Sokal. — **Literatur und Kunst:** Vom besten Staat. Von Karl Jentsch. — Eine Erinnerung an Fichte. Von Gustav Karpeles. — **Feuilleton:** Der Gang nach dem Eisenhammer. Von Leo Hildeck. — **Aus der Hauptstadt:** Weidmannsheil! Von Caliban. — Neues von Böcklin und Thoma. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. — Notizen. — Inserate.

Fürst Bismarck in Berlin.

Als Fürst Bismarck jüngst auf der Durchreise im Stettiner Bahnhofe anlangte, hatte sich natürlich eine Anzahl Verehrer des greisen Staatsmannes eingefunden, die ihn jubelnd begrüßten. Nach den Zeitungsberichten antwortete er dabei auf die Frage, wie es ihm gehe: „Bis auf das Alter ganz gut, das macht aber Körper und Geist steif." — „Dazu kommt der Aerger," erscholl es. — „Nein, meine Herren, ich ärgere mich nie," entgegnete der Fürst. — „Aber die Anderen ärgern sich," hieß es. — „Das sollte mir herzlich leid thun."

Wie mag der vielgeplagte Staatsmann, der jetzt das Staatsschiff durch die wilden Wogen zu lenken hat, die es auf dem neuen Kurse antrifft, beim Lesen dieser Worte geseufzt haben: „Ach, wäre es doch auch erst so weit, daß ich frank und frei in der Welt herumfahren könnte. Dann wollte ich auch von mir sagen: Ich ärgere mich nie! Jetzt aber soll ich dem Reichstage, der erschrecklich neugierig ist, Rede und Antwort stehen über die Militärvorlage und viele andere schöne Dinge, die dabei zur Sprache kommen, und ich weiß doch niemals, ob ich nicht morgen das zu widerrufen habe, was ich heut sage. Ach, es ist ein elendes Leben!" —

Fürst Bismarck wird nun endlich wohl einsehen, wie ungerecht er bisher gegen sein Schicksal gemurrt hat. Und daß er über die Verlegenheiten seines Nachfolgers keine — vom Standpunkt der allgemeinen menschlichen Schwäche aus ja leicht begreifliche — Schadenfreude empfindet, macht seinem Herzen alle Ehre. Vielleicht haben sich schon die übeln Wirkungen seiner vieljährigen Beschäftigung mit der Politik, die nach seinem eigenen Ausspruche damit für die Charakterentwickelung verbunden sind, in wohlthuender Weise zu verwischen begonnen; vielleicht hat auch das Schauspiel, den Grafen Caprivi einmal für ihn eintreten zu sehen, eben seiner verblüffenden Ungewöhnlichkeit wegen milder gestimmt, und er hat diesem für seine Erklärungen über die Emser Depesche die Wiener verziehen . . .

Fürst Bismarck hat in der That allen Grund, bei guter Laune zu sein: er braucht nur die Etatsverhandlungen des Reichstages zu lesen. Oder ist es nicht ergötzlich und rührend zugleich anzusehen, wie Herr Eugen Richter eine Verbeugung nach der andern, so zierlich er sie nur fertig bringt, vor dem gewesenen Kanzler macht? Da sagt er zunächst, Fürst Bismarck habe es zwar als ein Recht des Reichskanzlers bezeichnet, sich zu widersprechen, aber niemals habe er von diesem Rechte so ausgiebigen Gebrauch gemacht wie Graf Caprivi. Dann nahm er den Dreibund mit einer Wärme in Schutz gegen die Darstellung des jetzigen Kanzlers, daß man glauben mußte, es handelte sich um sein eigenes Schmerzenskind. „Ich verwahre mich gegen eine solche Beurtheilung des Dreibundes," tönte es aus seiner breiten Brust in den Saal hinein. Ferner erwähnte er rühmend die Aeußerung des Fürsten über die Landwehrmänner, die „Triarier", die „Hünengestalten", die „gereiften Familienväter". Endlich gedachte er auch mit einem gewissen Wohlwollen des Wortes des gewesenen Kanzlers: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst niemand auf der Welt," indem er hinzufügte, Bismarck habe damals nur 23 Millionen verlangt, zu denen noch 18 Millionen im Laufe der Jahre hinzugekommen seien. Jetzt dagegen verlange man mit einemmale 64 Millionen und gebe sich nicht einmal die Mühe, ein so hübsches geflügeltes Wort ausfindig zu machen. Herr Richter scheint ganz vergessen zu haben, mit welchem blutigen Spott er bei jeder passenden oder auch unpassenden Gelegenheit versucht hat, diesen Ausspruch dem Gelächter der Welt preiszugeben. Aber all dies ist in das unendliche Meer der Vergessenheit gesunken, und Herr Richter ist zu einem Lobredner der „guten, alten Zeit" geworden, die es zwar niemals gegeben hat, aber die doch in der Ueberlieferung des Volkes und, wie man sieht, jetzt auch bei scharfsinnigen und jeder Empfindsamkeit baren Naturen ihre bedeutsame Rolle spielt. Wir können allerdings Herrn Richters Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Aegyptens verstehen, denn solange ihm Fürst Bismarck gegenüberstand, wußte er doch wenigstens, wo er bei seinen Fechterhieben und -Stößen hinzielen sollte, und manche Terz und manche Quart saßen ausgezeichnet, wie auch sein großer Gegner bereitwilligst anerkennen wird. Jetzt aber weiß er gar nicht einmal, wo sein Gegner eigentlich steht, und die Lage der Dinge erinnert in sehr ergötzlicher Weise an den Kampf, den König Gunther und Siegfried gemeinschaftlich mit Brunhilde ausfochten. Der König führte die Bewegungen aus, während der durch seine Tarnkappe unsichtbar gemachte Siegfried den eigentlichen Kampf übernahm. Freilich jeder Vergleich hinkt, und so auch dieser, denn man müßte jetzt von einem Umtausch der Rollen der beiden Kampfgenossen sprechen. — —

Noch mehr Spaß als die Richter'sche wird dem Fürsten Bismarck aber die Rede des Herrn Liebknecht gemacht haben. Der große Menschenkenner hat doch seine Leute wieder einmal richtig beurtheilt, als er die Geschichte von der Emser Depesche vorbrachte. Die sozialdemokratischen Hechte bissen sofort auf den verlockenden Köder an, und Fürst Bismarck konnte sie zum Ergötzen der ganzen Welt wieder einmal an der Angelschnur hinter sich her ziehen. Und das Drolligste bei der Geschichte war, daß die Zappelnden bei ihrem verzweifelten Hin- und Herschießen

die Welt glauben machen wollten — denn daß sie selbst daran glaubten, dazu sind sie doch viel zu klug —, sie wären die Verfolgenden und der glückliche Angler müsse sich vor ihren Angriffen in sein Haus zurückziehen.

Fürst Bismarck weiß sehr wohl, daß man bei seinen Freunden ab und zu eine Karte abzugeben hat, um nicht in Vergessenheit zu gerathen. Und die Geschichte mit der Emser Depesche war eben nichts anderes als eine solche Karte. Er wollte wieder einmal erproben, ob seines Namens Zauber noch so mächtig walte, daß ein Wort von ihm genügt, ganz Europa in die leidenschaftlichste Aufregung zu versetzen. Und er kann mit dem Ergebniß zufrieden sein; gerade die wuth- und haßerfülltesten Angriffe im In- und Auslande gegen ihn haben den schlagendsten Beweis dafür gebracht, daß er noch eine Größe ist, mit der Freund und Feind zu rechnen haben. Wenn man Jemand auf alle Weise todtzuschlagen sucht, so muß man ihn doch noch für lebend halten. Gerade der Umstand, daß Fürst Bismarck noch lebendig ist und auch gar nicht daran denkt, sich lebendig begraben zu lassen, hat seine Gegner den Wunsch aussprechen lassen, er möchte doch bedenken, daß es seiner „Würde" viel besser entspräche, sich schweigend in das Unabänderliche zu fügen. Man hatte den Vortheil dabei, daß man die Miene des Biedermannes annehmen und bei seinem Rathschlage den Schein erwecken konnte, als handelte man lediglich aus Besorgniß für den Ruhmeskranz des Fürsten, den er sonst mit eigener Hand entblättere. Sehr prompt aber traf von Friedrichsruh die Antwort ein: „Ich soll mich nicht mehr um Politik kümmern? Niemals ist mir eine größere Dummheit vorgekommen als diese unerhörte Forderung!"

Fürst Bismarck also kann mit Behagen auf die jüngstvergangene Zeit zurückblicken. Es ist daher verständlich, wie er sogar der Thatsache gegenüber, daß die Bahnbeamten den auf dem Bahnhof Versammelten nicht angeben wollten oder durften, wann der Fürst ankäme, nur ein Achselzucken (war es mitleidig, war es spöttisch? — wer vermag es zu entscheiden?) zur Antwort hatte, wie man es wohl anwendet, wenn man ausdrücken will, daß sich Jemand wieder einmal ohne Noth lächerlich gemacht habe. Ihm ist dabei wohl sein Empfang in Halle, der ersten preußischen Stadt, die er auf der Rückreise von seinem Triumphzuge berührte, in Erinnerung gekommen: der Bahnhof war abgesperrt, und jede Ausschmückung war auf das Strengste verboten worden. Es geht doch nichts über die stramme preußische Polizeidisziplin, und diese ist um so erfreulicher, je mehr in den anderen Bundesstaaten ein wilder Taumel der Begeisterung Platz greift.

Doch der gewesene Kanzler hat auch der Anderen gedacht, von denen es ihm sehr leid thun würde, wenn sie sich ärgerten. An Veranlassung dazu fehlt es diesen allerdings nicht. Die Conservativen ärgern sich, daß die zweijährige Dienstzeit überhaupt eingeführt werden soll, die liberalen Parteien ärgern sich darüber, daß diese nicht gesetzlich festgelegt werden soll, und Caprivi ärgert sich wieder über Beide, daß sie sich darüber ärgern. Der Letztere ist überhaupt nicht auf Rosen gebettet, wie wir schon zu Anfang hervorhoben. Wenn ihm auch von verschiedener Seite Angenehmes gesagt wurde, so von den Herren Haußmann und Rickert über seine geschickte, „conciliante" Weise, die äußere Politik zu führen, und über die Selbstverleugnung, die er bei der Richtigstellung der Ereignisse, die zum Kriege 1870 geführt haben, so waren doch beide Reden in anderer Beziehung so scharf gegen ihn gerichtet, daß er sich über die Angriffe bitter zu beklagen hatte. Der Abgeordnete Haußmann schloß seine Rede mit den Worten: „Im Volke besteht der Wunsch, daß nicht mehr nach persönlichem Willen und wechselnden Impulsen, sondern nach festen Grundätzen regiert werde. Ich bin der Meinung, daß im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr die Grundsätze angewendet werden können, welche jetzt in der Uebung sind" —, und auch Herr Richter zog in scharfen Worten über das Mißgeschick des Kanzlers her, das in diesem Jahre vertreten zu müssen, was er selbst im vorigen Jahre verspottet habe, und fragte: Wo bleibt dabei die Autorität des Kanzlers? Auch auf anderer, gemäßigterer Seite ist die Aeußerung laut geworden, es sei nothwendig, daß an der Spitze der Reichsregierung Männer von starker persönlicher Autorität stehen, diese aber sei mit so widerspruchsvollem Auftreten kaum vereinbar. Wir fürchten, daß Graf Caprivi sich bei all' diesen Forderungen die verzweifelte Frage vorgelegt hat: Woher nehmen und nicht stehlen? Aber seine schwerste Niederlage steht ja noch bevor. Das Schicksal der Militärvorlage ist so gut wie entschieden. Die oppositionelle Mehrheit ist gesichert. Das Wagniß einer Auflösung des Reichstages könnte höchstens nur eine starke Regierung unternehmen, und kaum einer kaiserlichen Kundgebung dürfte es noch gelingen, Ordnung zu schaffen. Vor der grausamen Wahl: entweder geht der Reichskanzler, oder der Reichstag wird aufgelöst — wie wird sich Graf Caprivi entscheiden? Jedenfalls hat Fürst Bismarck noch immer gar keinen Grund, sich zu ärgern, und wenn er heute wieder durch Berlin führe, könnte er es von tausend Lippen hören, daß man in ihm den einzig möglichen Retter aus allen Nöthen erblickt.

H.

Theodor Meynert über das menschliche Gehirn.

Von Eduard Sokal.

„Als der Sultan das Schwert Georg Castriota's, ein im Friedensschlusse mit jenem Albanerfürsten bedingtes Geschenk ausgeliefert erhielt, es seiner Hand aber die Wunder versagte, welche der Ruf darüber verbreitete, zweifelte er, daß dieses Schwert all' das Vernommene geleistet habe. Castriota aber ließ antworten, er habe wohl sein Schwert gesendet, nicht aber den Arm dazu schicken können, mit welchem er es führte.

Ebenso möchten wir beim Anblicke dieser Gehirne, der greifbaren engbegrenzten Massen bezweifeln, daß von ihnen die räthselhaften, das All umfassenden Leistungen ausgingen, die weit unbegriffeneren Wirkungen, über die wir nicht unverläßliche äußere Kunde, sondern über die wir fortwährend das Zeugniß unseres Innersten vernehmen, ja die für uns das Gewisseste im Umkreise alles Erkennbaren sind. Soll das Gehirn uns so wenig über seine Wirkung lehren können, wie Jenen das Schwert, weil, wie dort die Kraft des Armes, die mit ihm, so hier die Kraft der Seele nicht vor Augen liegt, die in ihm wirkte, welche die Theilchen seiner Masse zu lebensvoller Wirkung umherschwang?"

Diese Worte, mit welchen die Gesammelten Vorträge des jüngst verstorbenen Wiener Psychiaters und Professors Theodor Meynert*) beginnen, geben in treffender Weise das Gefühl wieder, welches sich Jedermanns bemächtigt, der an das Studium des Gehirns mit psychologischen Gesichtspunkten herantritt. Sie geben uns auch das Resumé eines tiefsinnigen Forscherlebens, denn die Verzweiflung ob der unermeßlichen Schwierigkeiten dieses Gebietes war der eigentliche Ausgangspunkt seiner Untersuchungen und nur zu häufig auch das Resultat, zu welchem der geniale Sonderling gelangte. Welcher Art der Zusammenhang zwischen Gehirn und Geist sein möge, welches gleichsam die physiologischen Aequivalente unseres psychischen Geschehens, dies waren die Hauptprobleme, die Meynert in Angriff nehmen wollte, und der größte Gehirnanatom hat (im Gegensatze zu zahlreichen seiner kleineren Nachfolger) die Gehirnanatomie bloß als Mittel zum Zweck getrieben.

Die populärwissenschaftlichen Vorträge geben uns gleichsam den philosophischen Niederschlag von Meynert's streng wissenschaftlichen Arbeiten, die halb dogmatischen, nicht immer beweisbaren, aber stets sehr beachtenswerthen Resultate, zu denen der Forscher für seine Person gelangt war. Klebt auch die Wissenschaft am Einzelnen, so steht es doch unserer Phantasie (und Phantasie war der Grundzug des Meynert'schen Geistes) frei, über all' die ungelösten Detailfragen herüber, die auf uns lauern, eine Brücke zu schlagen zu den Haupt-

*) Wien, Braumüller, 1892.

und Urproblemen der Menschheit. Es ist immer interessant, die Weltanschauung eines genialen Forschers kennen zu lernen, und mit einem derartigen Versuche einer wissenschaftlichen Weltanschauung, originell und geistreich, wenn auch theilweise auf schwankendem philosophischen Boden errichtet, haben wir es hier zu thun.

„Es ist die kühnste Hypothese, die der menschliche Geist bilden konnte, daß er annimmt, seiner Vorstellungswelt entspreche eine objectiv äußerlich vorhandene." Woher es nun komme, daß jedes Menschenkind diese gewagteste aller Hypothesen zu der seinigen mache, sucht Meynert in dem Vortrage „Zur Mechanik des Gehirnbaues" klarzulegen. Unser Raum ist seiner Ansicht nach nichts Anderes als die für das Bewußtsein musivisch angeordnete Netzhaut, die Raumbildung eine Leistung des Gehirnmechanismus, angeregt durch Reizung distincter Netzhautstellen. Weit origineller als diese Localisationstheorie ist aber die Methode, durch welche Meynert zu beweisen sucht, daß ein objectiv gegebener Raum niemals zu einer Raumvorstellung führen könnte.

Wir können es uns nicht versagen, bei dieser Gelegenheit an den hochinteressanten, von Pierre Ganet in der Revue philesophique meisterhaft geschilderten Fall zu erinnern, wo eine hysterische Kranke thatsächlich an die Realität der sie umgebenden Außendinge nicht glauben konnte. Es ist selbstverständlich nicht zu erwarten, daß ein Sectionsbefund uns die entsprechende Störung im Gehirnmechanismus zeigen würde, doch verdient der merkwürdige Fall jedenfalls unsere Aufmerksamkeit.

Damit aus der Fülle sinnlicher Erscheinungen die Begriffswelt sich entwickele, aus dem Chaos des Empfindungslebens das logische Denken und Erkennen entstehen könne, müssen erst zwei wichtige Factoren: Erinnerung und Sprache hinzutreten. Die Erinnerung ist ursprünglich ebenso chaotisch, wie die empfangenen Eindrücke, die sie uns ohne Auswahl wieder vorführt, doch ist es von selbst einleuchtend, daß ursächlich verbundene Ereignisse sich in der Außenwelt und also auch in unserem Geiste häufiger als andere beisammen finden werden. Durch den wunderbaren Kunstgriff der Sprache sind wir dann in Stand gesetzt, mittelst eines einzigen sinnlichen Zeichens, des Wortes Vorstellungscomplexe zu bezeichnen und hiermit tritt zu der allgemein psychologischen Möglichkeit unseres Geisteslebens gewissermaßen das unumgängliche technische Hülfsmittel hinzu.

Immerhin aber sehen wir, daß die vernünftige (nach dem Gesichtspunkt von Ursache und Wirkung erfolgende) Verknüpfung unserer Vorstellungen nur ein glücklicher Unfall, oder wie Taine sagt, nur eine von zahllosen Möglichkeiten ist. Die Vernunft, nicht der Wahnsinn, bildet eigentlich das Räthselhafte; dies ist der Hauptgedanke des Meynert'schen Vortrages „über den Wahn".

Vernunft ist bei Meynert gleichbedeutend mit Zweckbewußtsein, durch das letztere erst wird zweckmäßiges Handeln möglich und somit wären wir bei der Unterbrechung der Willenserscheinungen angelangt. Gibt es überhaupt eine besondere Gruppe von Seelenerscheinungen, die als „Wille" zusammengefaßt werden könnte? Bekanntlich ist neuerdings von James, Münsterberg u. A. der Versuch gemacht worden, den Willen in Empfindung und Vorstellung aufzulösen und es scheint auch Meynert einer ähnlichen Ansicht gewesen zu sein. Ein von ihm selbst gebrauchtes Beispiel wird uns dies klar machen.

„Eine Flamme beleidige die Hand eines Kindes und das Kind zieht seine Hand aus der Flamme zurück. Dieser Vorgang wird ohne Impuls des Bewußtseins bewirkt und es kommen dabei der Rinde durch Projectionssysteme folgende Erregungen zu:

1) das Flammenbild durch das Auge.
2) die Schmerzempfindung von der beleidigten Hautstelle ausgehend.
3) nimmt die Rinde durch Zuleitung von Innervationsgefühlen auch das Bewegungsbild des motorischen Vorganges, durch welchen die Hand vor weiterer Beleidigung geschützt wurde, wahr.

Von dem Sitze der Innervationsgefühle, dem Stirnhirn aus, treten aber als Fangarme motorische Nerven in denselben Muskel ein, der eben unterhalb der Hemisphäre durch einen Empfindungsreiz erregt wurde.

Der ganze Muskelmann ist demnach zweimal im Gehirn projicirt, einmal in den Ganglienmassen unterhalb der Gehirnhalbkugeln zum Gebrauch der Empfindungsnerven, das zweite Mal oben in der Rinde zum Gebrauch des Bewußtseins. Letzterer Gebrauch entwickelt sich ersichtlich secundär aus dem ersten."

Kurz und markig entscheidet Meynert die Frage der Willensfreiheit mit dem prägnanten Satze: „Die Unterschiede in der scheinbaren Willensfreiheit sind Zahlenunterschiede im Reichthum der bestimmenden Motive," um in dem Vortrage „Gehirn und Gesittung" nicht mehr den Mechanismus, sondern die Ziele des Willens zu betrachten.

In dem Hunger des Protoplasmaklümpchens, in dem naiven Egoismus jedes thierischen Wesens, das sich stets als Mittelpunkt dünkt, findet Meynert das Urprinzip des Bösen in der Natur. Ist hiermit der aggressive, kämpfende Charakter des Unsittlichen hervorgehoben, so tritt andererseits der Parasitismus in der lebenden Natur auch in den Gegensatz zur Arbeit und negirt den in ihr liegenden Begriff der Gesittung. Die Anknüpfungspunkte an die menschliche Sittenlehre bieten sich von selbst dar; obwohl durch Hebung der gegenseitigen Sympathie („Erweiterung des sekundären Ich" in der Meynert'schen Terminologie) als auch durch Entwickelung der intellectuellen Arbeitscentren muß die Gesittung gefördert werden.

Den tragischesten aller Gegensätze: den zwischen objectivem und subjectivem Geschehen, die wichtigste aller Fragen: das Problem von Schmerz und Lust hat Meynert ebenfalls in den Bereich seiner Forschungen gezogen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier bis in's Spezielle seinem physiologischen Raissonnement folgen wollten; nur kurz sei daher erwähnt, daß Meynert Lust und Schmerz gleichsam als Phänomene eines sechsten Sinnes, als Wahrnehmungen der Ernährungszustände unseres Gehirnes definirt.

Die Wissenschaft im Allgemeinen ist kein abgeschlossenes Ganzes und am allerwenigsten ist es wohl die Wissenschaft, der Meynert's populärwissenschaftliche Vorträge angehören: die Psychologie. Aber nichtsdestoweniger oder vielmehr gerade deswegen kann es ihrer gedeihlichen Entwickelung nur förderlich sein, wenn von Zeit zu Zeit ein Ausblick auf Höhen versucht wird, die nur langsam und mühselig erklommen werden können.

Literatur und Kunst.

Vom besten Staat.

Von Karl Jentsch.

Ein grundgelehrtes Buch hat der anonyme Verfasser seine bei Fr. W. Grunow in Leipzig erschienene „Schlaraffia politica; Geschichte der Dichtungen vom besten Staate" genannt, und das ist sie auch; dem Quellenverzeichnisse nach zu urtheilen, muß ihn die Vorbereitung mindestens zehn Jahre Arbeit gekostet haben. Und dabei liest es sich so angenehm wie ein gut geschriebener Roman. Bei seinen Standesgenossen — Professor, und zwar wie es scheint der Jurisprudenz, ist er ohne Zweifel — entschuldigt er sich dieserhalb; wir gewöhnlichen Leser verzeihen ihm das Verbrechen, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zum genießbaren Kunstwerk gestaltet zu haben von ganzem Herzen. Ueberdies gebührt ihm das Verdienst, einem Bedürfniß abgeholfen zu haben. Ueber die Bedeutung der Staatsromane und Utopien ist ja wohl alle

Welt einig; aber ein handliches, jedermann zugängliches Buch, das durch eine vollständige Inhaltsangabe dieser Dichtungen eine erschöpfende Einsicht in jene Bedeutung gewährt hätte, hat bisher gefehlt. Die „Schlaraffia politica“ leistet das um so mehr, als der Verfasser in kurzen Einleitungen und Schlußbemerkungen den Zusammenhang jeder einzelnen Utopie mit den Ideen und Zuständen ihrer Zeit befriedigend nachweist. Gerade die unbekanntesten und unzugänglichsten dieser Phantasien bieten des Interessanten die Fülle. Mit Vergnügen erfährt man z. B., welche Mittel im Königreich Ophir angewendet werden, um faule Universitäts-Professoren zur Vollendung angefangener Collegien zu zwingen, und wie schon die Potuaner (in Nicolai Klimii iter subterraneum von Ludwig Holberg, Kopenhagen und Leipzig 1741) die Verbrecher als Kranke behandelt und auf die Zusammensetzung ihres Blutes untersucht haben. Damit könnte ich die Anzeige des kleinen, aber ungemein inhaltsreichen und für den heutigen Politiker fast unentbehrlichen Buches schließen, wenn ich nicht wegen der darin hervortretenden Tendenz mit dem Verfasser ein Hühnchen zu pflücken hätte.

Diese Tendenz ist: Bekämpfung der Sozialdemokratie durch — Insinuationen. Schon der Titel ist eine Insinuation. In allen Idealstaaten wird gearbeitet; wo bleibt da Schlaraffenland? Wann und wo hätten Marx, Engels, Bebel, Liebknecht ein Genußleben ohne Arbeit, ein Schlaraffien verheißen? Daß der Verhungernde von Braten und Kuchen, der erfrierende Wanderbursch im Straßengraben von Palästen und Himmelbetten träumt, und der Mann, dem die Mittel zu einem ordentlichen Familienleben fehlen, sich Haremsgenüsse ausmalt, beruht auf physiologischen Vorgängen und hat mit der sozialen Bewegung unserer Zeit nichts zu schaffen. Was aber den Sozialdemokraten von ihren Gegnern untergeschoben wird, dafür sind sie nicht verantwortlich. Allerdings, den Achtstundentag fordern sie, und für den Fall, daß sie zur Herrschaft gelangen, wird eine weitere Verkürzung der Arbeitzeit in Aussicht gestellt. Aber ist das schon Schlaraffenland? Und ist es utopisch? Im Mittelalter betrug die Arbeitszeit thatsächlich nicht mehr als acht Stunden täglich. Der durchschnittliche athenische Bürger arbeitete in der Blüthezeit seiner Vaterstadt wenig über nichts und sein Sklave nicht viel mehr. Der Sklave mohamedanischer Herren in Sansibar wird, die Siesta- und Spielpausen abgerechnet, kaum mehr als vier Stunden arbeiten; erst die „Befreiung“ durch Christenthum und Cultur verheißt ihm den Segen zwölf- bis zwanzigstündiger Arbeit.

Arbeit und Arbeit ist zudem zweierlei. Es macht z. B. einen Unterschied, ob ich mich für mich und die Meinen oder für den Profit eines Anderen abrackere, ob ich nach eigenem Belieben oder unter Aufsicht schufte. Was anders ist's ferner, von einer bezaubernden Idee gelockt, wissenschaftliche und Kunstwerke schaffen, oder täglich zwölf Stunden an einer Federschnabelspaltmaschine stehen, der keinerlei Zauberkraft innewohnt. Was anderes, des Abends im Kreise lustig schwatzender Gefährtinnen und neckender Buben spinnen oder täglich zwölf Stunden unausgesetzt auf wirbelnde Fabrikspindeln starren und jede kleine Unaufmerksamkeit mit einem Lohnabzuge oder gar mit einer abgedrehten Hand bezahlen. Was anderes, bei Lerchentriller und Blüthenduft, mit den Augen saftiges Grün und Himmelsblau schmausend, dazu sein Pfeifchen schmauchend, gemächlich hinter dem Pfluge herschreiten und jedesmal beim Wenden dem lieben Braunen einen zärtlichen Klaps auf den fetten Hinterbacken versetzen oder eine halbe Meile tief in der Stickluft einer finsteren Grube kriechend Karren schleppen und nach erfolgtem Avancement im feuchten Schmutz liegend Gestein abhauen. Was anderes unter Scherzen duftiges Heu wenden und Garben binden oder in der Gifthütte mit höllischen Gestänken die Schwindsucht und den Knochenfraß einathmen. Wenn ein Pfarrer oder Professor, nicht drei Monate in einer Maschinenfabrik wie Göhre, sondern drei Jahre in einer Spinnfabrik gearbeitet und sich für beglückt durch diese Arbeit erklärt haben wird, dann werde ich das Streben der englischen Gewerkvereinler und unserer Sozialdemokraten nach Kürzung der Arbeitszeit für ungerechtfertigt erklären. Gegen die Unterschätzung des sittlichen Werthes der Arbeit hatte ich einmal ungefähr dasselbe gesagt, wie unser Schlaraffenfeind. Darauf schrieb mir — nicht etwa Herr Bebel, sondern ein königlich preußischer Amtsrichter: was ist denn noch Sittliches an der heutigen Fabrikarbeit? Kein geringerer als Schleiermacher hat zuerst den Satz ausgesprochen, daß eine rein mechanische Thätigkeit, bei welcher der Mensch zum lebendigen Werkzeug wird, unsittlich sei, und Männer wie Robert von Mohl und Wilhelm Roscher stimmen ihm bei. Arbeit, die innerlich befriedigt, einen lohnenden Ertrag abwirft und frei, ohne Zwang und lästige Aufsicht verrichtet wird, gewährt den Himmel; das Gegentheil der drei Stücke macht sie zur Folter. Wer den Gefolterten die Verkürzung der Pein nicht gönnt, ist kein Mensch, sondern ein Unthier. Man weise jedem Sozialdemokraten, der in der Großstadtluft die zur Ackerarbeit erforderliche Muskel- und Geisteskraft noch nicht eingebüßt hat, 20—30 Morgen Acker als freies Eigenthum an, und die sechzehnstündige Arbeitszeit, die er im Sommer freiwillig auf sich nehmen wird, wird ihm eine Wonne sein. Daß in Folge des Fortschrittes der Maschinentechnik und der sogenannten Ueberproduction die Arbeitszeit für die Gesammtheit der Arbeiter von selbst immer kürzer wird, dürfte doch wohl dem Antischlaraffen nicht unbekannt sein. Zwischen den Arbeitern und den Brotherren besteht nur die kleine Differenz, daß die ersteren meinen, die vorhandene Arbeit müsse an alle Arbeitswilligen vertheilt werden, wodurch dann selbstverständlich die Arbeitszeit jedes einzelnen verkürzt werden würde. Die Herren hingegen ziehen es vor, die einmal eingestellten Arbeiter so lange wie bisher zu beschäftigen — in heftigen Krisen pflegt allerdings auch denen die Arbeitszeit noch gegen ihren Willen gekürzt zu werden — und die Ueberzähligen der Polizei oder dem Hungertode zu überlassen. Da der Antischlaraffe ein frommer Christ ist, wird es ihm keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf wessen Seite er sich in dieser Meinungsverschiedenheit zu stellen habe.

Schlaraffenland ist übrigens kein Traum. Es existirt; nicht als Zukunftbild, sondern als Gegenwart und Wirklichkeit. Nur muß man, um es zu gewahren, nicht nach links, sondern nach rechts schauen. Es existirt z. B. in jenen Parkanlagen — kein irdisches Paradies ist einem englischen oder schottischen Park vergleichbar, schrieb die Saturday Review vom 19. November — für deren Besitzer, wie englische und deutsche Feuilletonisten übereinstimmend versichern, augenblicklich die Fuchsjagd den Lebensinhalt bildet. Nicht als ob confortable Wohnung, schwellende Pfühle, ein Ueberfluß an Speisen, von deren Kostbarkeit und Wohlgeschmack der Dichter des kindlichen Schlaraffenmärchens keine Ahnung hatte, sammt den übrigen Bestandtheilen des irdischen Himmels fehlten, sondern diese Dinge sind für solche Götter so selbstverständlich, daß man nicht erst davon redet; nur jene außerordentliche Würze, die man nicht immer haben kann, weil sie von der Jahreszeit abhängt, wird der Erwähnung werth geachtet. Nun sind diese Paradiese dadurch gewonnen worden, daß die Vorfahren der heutigen Landlords ihre von Urzeiten angesessenen Erbpächter von der Scholle verjagt, und wenn sie nicht weichen wollten, ihnen das Haus überm Kopfe angezündet, den Freibauern aber den Gemeindewald und die Gemeindetrift gestohlen haben. Die Nachkommen der verjagten Pächter und der verarmten Freibauern finden sich jetzt in die Lumpenviertel und Armenhäuser Londons und in die Fabriken Lancashires eingesperrt. Wenn nun so ein armer Teufel Geschichte gelernt hätte, nur die Geschichte seiner eigenen Familie, und wenn er noch wüßte, wie Saat und grüner Klee, wie Wald und Wiese aussehen und riechen, dann würde er den Landlord verfluchen und würde seufzen: ach hätte ich meines Urgroßvaters Gütchen wieder! Und dann wäre er in den Augen unserer Frommen, die jedes Begehren fremden Eigenthums, und in den Augen unserer streng sittlichen Praktiker, die alles Luftschlösserbauen verbieten, ein Phantast, ein Communist, ein Dieb, ein — Schlaraffe; den wirklichen Schlaraffen so zu nennen, das kann Einen unter Umständen in das Gefängniß bringen.

Ja so ist es! Nicht der Reiche, der, jeder Sorge um die Existenz überhoben, den Lebensgenuß als Wissenschaft und

Kunst betreibt, gilt der herrschenden öffentlichen Meinung als Schlaraffe, sondern der Arme, der sich nur so viel Genuß wünscht, als die Abwesenheit beständiger Pein gewährt; natürlich! Wer den Genuß *hat*, braucht ihn nicht erst zu *suchen*, ist also nicht genußsüchtig. „Wo von christlichem Communismus die Rede ist," sagt unser Anonymus, „appellirt er an das Pflichtgefühl der Reichen; die neuesten sozialdemokratischen und andere Richtungen kennen als Ausgangspunkt nur die Genußsucht der Besitzlosen." O nein! Das ist nicht der Punkt, von dem die modernen Weltverbesserer ausgegangen sind! Ihr Ausgangspunkt war ein Elend, wie es keine frühere Zeit gekannt hat, ein Elend, das den denkenden und fühlenden Beschauer zum Wahnsinn treibt und ihn zwingt, die Rettung, die er nicht bringen kann, wenigstens zu träumen. Um nur eine von den vielen dem *modernen* Elend ganz allein eigenen Seiten hervorzuheben: die englische Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Kinder ist im Geschäftsjahre 1891/92 in 9401 Fällen eingeschritten, die 22 797 Kinder betrafen! Und das, nachdem die Philanthropen und Gesetzgeber 90 Jahre lang gegen die Kindermißhandlung gearbeitet haben! (Das erste Kinderschutzgesetz wurde 1802 erlassen.) Welche Hölle liegt in diesen Zahlen! Man weise mir nach, daß die alten Griechen und Römer, die mittelalterlichen Menschen — außer etwa in der Kriegsfurie — jemals grausam gegen die Kinder gewesen wären, oder daß es die Mohamedaner und die Naturvölker unserer Zeit wären, daß irgendwo oder wann bei diesen Heiden, Wilden und Finsterlingen die Kinder durch Arbeit zu Krüppeln gemacht und zu Tode gequält worden wären, so daß man für sie, wie für das Wild, eine Schonzeit hätte festsetzen müssen!

„Nicht im äußern Genuß, nein, im Ich ruht das Paradies. Wer den Himmel im reinen Herzen trägt, wird auch den wahren »Himmel auf Erden« um sich verbreiten," heißt es sehr schön im Schlußkapitel. Gott soll mich behüten, daß ich eine Wahrheit bezweifle, in der, mit einem Engländer zu reden, alle Weisen von Buddah bis auf Carlyle übereinstimmen! Aber den *Armen* diese Wahrheit zu predigen, hat nur der ein Recht, der sie ihnen glaubhaft macht, indem er selbst auf die äußeren Güter verzichtet. Der Stoiker behauptet, man könne auch im Stier des Phalaris glücklich sein, aber wenn er nicht voranspaziert in den Bauch des Ungeheuers, dem manche moderne Arbeitsstätten so überraschend ähnlich sehen, so wird seiner Einladung da hinein Niemand Folge leisten. Daher gibt es nur zwei Menschensorten auf Erden, denen die Armen das Wort vom inwendigen Himmelreich glauben: die barmherzigen Schwestern und die Mitglieder der strengen asketischen Orden, zu denen, nebenbei bemerkt, die Jesuiten nicht gehören. Man nehme der katholischen Kirche diese beiden Einrichtungen, und sie wird ihren Einfluß auf das arme Volk so vollständig verlieren, wie ihn die evangelische schon längst verloren hat.

Vollkommen Recht hat der Verfasser auch, wenn er die Hoffnung als utopisch bezeichnet, es werde je einmal gelingen, durch bürgerliche Einrichtungen die *Verbrechen* zu beseitigen. Mord, Ehebruch und sonstige Unthaten kommen wirklich, wie er mit Christus sagt, aus dem *Herzen*, oder aus dem Biblischen in's Philosophische übersetzt: aus den Naturtrieben, deren Befriedigung dem Einzelnen durch die concurrirenden Ansprüche seiner Mitmenschen erschwert und nicht selten unmöglich gemacht wird. Aus dieser Kollision Aller mit Allen entspringen die Versuche der Energischeren unter den Eingeengten, sich auf Kosten Anderer und im Widerspruch gegen die gesetzliche Ordnung zu helfen. Aber vermag auch keine Staatskunst diese Conflicte zu beseitigen, so vermag doch die Gesellschaft sehr wohl sie zu verschärfen oder zu mildern, ihre Zahl zu vermehren oder zu verringern. Das ausführlich beweisen wollen, hieße die Leser beleidigen. Weiß doch Jedermann, daß die Zahl der kleinen Diebstähle mit den Getreidepreisen steigt und fällt, daß in Neusiedlungen, wie in den deutschen Colonien Brasiliens, Thürschlösser für einen überflüssigen Luxus gehalten werden, daß es die zunehmende Kälte, Finsterniß und Arbeitslosigkeit und nicht etwa die durch einen Zauber der br-Monate gesteigerte Bosheit der Menschen ist, was im Herbste die Gefängnisse bis zum Ueberquellen füllt, und daß zu der Zeit, da der Apostel Paulus die Ausschweifungen verbot, die Jünglinge weder durch dreijährigen Militärdienst noch durch soziale Verhältnisse und Staatseinrichtungen am Heirathen gehindert wurden. Ich selbst habe glückliche Landgemeinden kennen gelernt, in denen es weder Verbrecher noch Bettler gab, nicht weil die Leute lauter fromme Christen gewesen wären, sondern weil sie in wohlgeordneten sozialen Verhältnissen lebten, und keine Behörde sie mit unnöthigen ungeschickten Eingriffen reizte und quälte. Die Utopisten thun daher etwas Löbliches, wenn sie zweckmäßige Einrichtungen ersinnen, die geeignet sind, Anreize zum Verbrechen zu beseitigen. Das Utopische daran sind nicht die Vorschläge an sich, sondern die übertreibenden Schilderungen ihrer Wirkung. Und eben darum ist die Unpopularität der Juristen „unvermeidlich", wie sie der Verfasser selbst nennt, weil diese Herren mit ihrer Weisheit ganz bedeutend zur Vermehrung der Verbrechen beitragen. Gibt es, um nur einen Punkt hervorzuheben, wohl auch nur einen einzigen Menschen in der Welt, der sich ein Vergnügen daraus machen würde, Meineide zu schwören? Das Verbrechen des Meineids existirte gar nicht, wenn nicht Tausende von Menschen jahraus, jahrein von der Obrigkeit gezwungen würden, Eide zu schwören. Und in welcher Form! Ich wenigstens würde mich lieber wegen Zeugnißverweigerung einsperren, als zum Zweck eines Kreuzverhörs vereidigen lassen, weil ich weiß, und weil jeder Seelenkundige weiß, daß sich in einem längeren Verhör falsche Aussagen, die durch die vorhergegangene Vereidigung zu Meineiden gestempelt werden, gar nicht vermeiden lassen. Wenn jeder Zeuge mit einem Aufpasser und Denunzianten behaftet wäre, so würde die Zahl der Meineidsprozesse noch hundertmal größer sein, als sie ist. Und wenn sich heute in dem Geschrei über die angebliche Meineidigkeit der Sozialdemokraten ganz besonders die *frommen* Blätter hervorthun, so ist das vielleicht unter allen Verhöhnungen des Christenthums durch seine amtlichen Vertreter die frechste. *Constantin Rößler* hat in seinem 1876 bei Fr. W. Grunow erschienenen Werke „Das Deutsche Reich und die kirchliche Frage", S. 358 geschrieben: „Das Gebiet, wo die Entkirchlichung des Staates am allermeisten noth thut, ist die Anwendung, und weit mehr als dies der maßlose und muthwillige Mißbrauch des Eides zu bürgerlichen Zwecken. Zu manchen ungünstigen Zeugnissen, welche die evangelische Theologie in neuerer Zeit sich leider ausgestellt hat, tritt als der bei Weitem schwerwiegendste Vorwurf die Stumpfheit derselben gegen die Eidesnoth. Mit den klarsten und strengsten Worten hat Christus den Eid verboten ... Der Staat muß auf den Eid verzichten in allen Formen und bei jeder Gelegenheit." Möchten alle Juristen und Theologen den ganzen Abschnitt bei Rößler nachlesen! Und um neben dem strafrechtlichen Gebiete auch noch das zivilrechtliche zu streifen: ist es etwa eine freventliche Volksbethörung durch utopische Ideen, wenn man den Bauern ihre thörichte Prozeßwuth zu verleiden sucht? Ich weiß wohl, daß berühmte Rechtslehrer es für strenge Pflicht des Staatsbürgers erklären, in allen Fällen, wo er sich gekränkt glaubt, die Gerichte anzurufen und so zur Verwirklichung des Rechtes sein Schärflein beizutragen. Bei allem Respect vor diesen Autoritäten aber halte ich es mit jenem elsässischen Advokaten, der vor fünfzehn Jahren einer Irrenanstalt 100 000 Mark testamentarisch hinterließ mit der Begründung: „Narren haben mich reich gemacht, Narren sollen auch etwas von meinem Reichthum bekommen." Entweder das Recht der einen Seite ist klar, dann ist kein Prozeß, sondern nur ein Vollstreckungsbefehl nöthig. Oder die Sache ist unklar, dann ist der Prozeß ein Glücks- und Ränkespiel, und nicht das Recht siegt, sondern der Zufall oder der geschicktere der beiden Advokaten. Utopisch sind ohne Zweifel die Pläne unserer Sozialdemokraten, auch wenn sie gar keine Utopien schreiben. Nicht deswegen, weil sie einen Zustand anstreben, wo jedem Arbeitswilligen die Existenz gesichert ist, so gut haben's die Sklaven in Sansibar schon lange. Auch nicht darum, weil sie, um diesen Zustand

herbeizuführen, Grund und Boden sowie die Arbeitswerkzeuge zum Gemeingut machen wollen, denn das alles ist ja, z. B. in der altdeutschen Markgenossenschaft, schon dagewesen, und ist in Gemeinden mit großem Communalbesitz, wo die Bürger, anstatt Steuern zu bezahlen, alljährlich noch 80 Mk. auf den Kopf herausbekommen und wo der Gemeindeacker alle Besitzlosen ernährt, theilweise heute noch da. Auch die Erwartung, daß verschwundene Einrichtungen in etwas veränderter Form wiederkehren könnten, ist nicht utopisch, denn „alles wiederholt sich nur im Leben". Sondern deswegen sind die Sozialdemokraten Utopisten, weil es feststeht, daß sie bei einem Versuche, eine solche Umgestaltung herbeizuführen, zu Brei geschossen werden würden. Oder vielmehr, sie sind Utopisten *gewesen*, denn jetzt erkennen sie ja ihre Ohnmacht schon so genau, daß sie sogar auf die harmlose Demonstration der Arbeitsruhe am 1. Mai verzichtet haben. Ueber ein Kleines, und das Ritzchen, durch das dem Proletarier ein Streifen Himmelsblau in seine Hölle lachte, wird vollends verstopft sein. Das Leben des heutigen Proletariers ist die Hölle, und der Staat hat die Macht, ihn darin festzuhalten. Mag er es thun und mag die Mutter Kirche ihren Segen dazu geben, ich hab es nicht zu verantworten. Aber wenn die Herrschenden den Armen deswegen, weil er von Erlösung träumt, auch noch einen Schlaraffen schimpfen, so sage ich: pfui Teufel! Daß der Starke den Schwachen unterdrückt, war von jeher der Welt Lauf, aber den Schwachen, dem man den Fuß auf den Nacken gesetzt hat, auch noch verleumden und verhöhnen, ist ganz moderner Brauch. Natürlich bin ich weit entfernt davon, den Verfasser der Schlaraffia so böser Dinge anzuklagen. Er ist sich des Hohns und der Ungerechtigkeit, die in seiner Auffassung liegen, nicht bewußt. Er sieht die Welt, in der er lebt, und die Welt des Proletariats erscheint ihm nur als ein dunkler Streifen an seinem Horizont. Aber die beiden Welten sind doch nicht hermetisch gegen einander abgesperrt; Stimmen schallen herüber und hinüber, und so mag er auch den Widerhall seines wohlgemeinten aber auf irrigen Voraussetzungen beruhenden Warnungsrufes von jenseits des Phlegethon vernehmen.

Also, abgesehen von der Tendenz, ist die „Schlaraffia politica" alles Preises und wärmster Empfehlung werth. Mir persönlich ist das Büchlein lieb, aber lieber wäre es mir ohne das letzte, tendenziöse Kapitel.

Eine Erinnerung an Fichte.

Von Gustav Karpeles.

Wir haben zwar gegenwärtig keine Veranlassung, ein Fichtejubiläum zu feiern nach den Daten seines Lebens, aber wenn man die Bedeutung eines Mannes nicht bloß nach den Daten seines äußeren Lebens, sondern nach den Etappen seines geistigen Schaffens schätzt, so dürfte das Jahr 1792 vielleicht das wichtigste im Leben des großen deutschen Philosophen sein. Im Jahre 1791 war er Kant näher getreten. Das Zusammentreffen beider Männer ist in Fichte's Tagebuch in äußerst interessanter Weise dargestellt. Er hatte ihm den ersten Entwurf seiner Schrift: „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" unterbreitet, die er in fünf Tagen geschrieben hatte. Als diese Schrift durch ein Versehen gegen Fichte's Willen anonym erschien und für eine Arbeit Kant's gehalten wurde, zog sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf Fichte und verschaffte ihm den Ruf als Professor der Philosophie nach Jena. Im Leben Fichte's war also das Jahr 1792 von entscheidender Bedeutung. Durch einen glücklichen Zufall bin ich in den Besitz eines interessanten Schriftstückes gelangt, welches aus der Autographenmappe des den älteren Berlinern gewiß noch in guter Erinnerung lebenden Präsidenten der Seehandlung J. Bloch mir von einer liebenswürdigen Dame zur Veröffentlichung überlassen wurde. Es bezieht sich auf Fichte's Aufenthalt in Königsberg, aber nicht auf jenen ersten 1792, von dem ich eben gesprochen, sondern auf einen zweiten Aufenthalt des Philosophen in der Heimath Kant's im Jahre 1806, über welchen aber nur wenig bekannt geworden ist. Die unglückliche Wendung, welche der französisch-preußische Krieg in jenen Jahren genommen, veranlaßte Fichte, Berlin zu verlassen; er begab sich sofort nach Stargard in Pommern und von da nach Königsberg, wo ihm interimistisch eine Professur angeboten wurde und wo er auch eine kurze Zeit Vorlesungen hielt. Das Schriftstück, welches ich nun hier mittheilen will, ist auf eine bezügliche Anfrage des Bibliothekcustos Dr. Rudolph Reicke in Königsberg entstanden, dem Johanna Jakoby damals mitgetheilt hatte, daß Bloch gerade um die Zeit von Fichte's Aufenthalt in Königsberg seine Bekanntschaft in höchst origineller Weise gemacht habe. Es hat folgenden Wortlaut:

Euer Wohlgeboren

Wunsch, Ihnen über meine Bekanntschaft mit Fichte Näheres mitzutheilen, bin ich gern zu erfüllen bereit. — Ich gebe Ihnen die Thatsachen, wie sie mir gerade in's Gedächtniß kommen, dabei wohl manches ohne Bedeutung ist.

Im Jahre 1805 kam ich als Handlungsdiener nach Königsberg. Obwohl ohne Vorstudien, war ich doch stets bestrebt, mich geistig zu fördern und fühlte mich insbesondere von Fichtens Schriften angezogen, die ich nach dem damaligen Stande meiner Bildung natürlich mehr in den praktischen Auslegungen als in dem theoretischen Theile derselben aufzufassen vermocht hatte. — Eines Abends im Herbste 1806 erfuhr ich, daß Fichte und Hufeland gleichzeitig angekommen wären, und daß ersterer im Oppenheim'schen Gartenhause seine Wohnung erhalten habe. Der lebhafte Wunsch, ihn zu sehen, erfaßte mich mit solcher Gewalt, daß ich mich schon am folgenden Morgen, ehe ich noch ins Comtoir ging, nach seiner Wohnung begab. Ich zog rasch die Klingel, allein nun erschrak ich, denn eigentlich wußte ich ja nicht, was ich wollte. — Ich wurde sofort vorgelassen und sagte ihm nun, schnell gesammelt, daß ich in Verlegenheit sei, daß ich draußen wohl nicht gewußt habe, was ich wolle, daß ich wohl vorgeben könne: ich wolle ihn fragen, ob er Vorlesungen halten werde, daß dieses jedoch eine Unwahrheit sein würde, weil ich in meiner Stellung seine Vorlesungen nicht besuchen könnte, endlich, daß nur der Drang, ihn zu sehen, mich hergetrieben habe. Er nahm diese Ausrede freundlich auf und unterhielt sich dann wohl über eine Stunde lang mit mir über die verschiedensten Gegenstände, insbesondere aber über die politischen Tagesfragen, über Poesie, Literatur und über gewerbliche Zustände. — Hierbei kam auch die in Kurs befindlichen schlechten Münzgroschen zur Sprache, welche bekanntlich mit demselben Gehalt in England nachgeprägt und von dort eingeschmuggelt wurden. — Ich merkte bald, daß er eben nicht sehr für die Engländer eingenommen sei, denn er äußerte bei dieser Gelegenheit, indem er auf einige in seinem Zimmer hängende große englische Kupferstiche zeigte:

„Die, welche diese Platten stechen, machen auch die Groschen," wodurch er andeutete, daß die Engländer Wissenschaft und Kunst nicht im höheren Sinne begreifen, sondern stets nur industriell, kaufmännisch, praktisch auszubeuten suchen.

In der Literatur war er ganz besonders ein großer Verehrer Goethe's, denn er bemerkte gegen mich, daß „Wilhelm Meister" nie von seinem Tische komme. —

Wiewohl er in seinem Benehmen mir sehr ernst zu sein pflegte, so zeigte er sich doch gegen mich, wahrscheinlich weil er meine Strebsamkeit erkannte, so freundlich, daß alle meine Befangenheit schwand, und ich bald ganz ohne Gêne mit ihm plauderte; als ein besonderes Glück betrachtete ich es, daß er mich beim Abschiede sogar aufforderte, ihn wieder zu besuchen.

An demselben Tage befand ich mich bei einem Wechsler, wo davon gesprochen wurde, daß Fichte in Königsberg sei. Die Frau vom Hause fragte, wer Fichte sei, und ein anwesender jüdischer Gelehrter aus Berlin beantwortete diese Frage, indem er jedoch hinzusetzte, er habe denselben in Berlin nicht sehen mögen, weil Fichte irgendwo in seinen Schriften ausgesprochen, daß man allen Juden die Köpfe abschlagen möchte. — Diese Mitteilung regte mich sehr auf, und als ich Fichte wieder besuchte, erzählte ich ihm den Vorfall und äußerte, es könne doch nicht möglich sein, daß er dies gesagt. — Er antwortete: „Ja, ich habe Aehnliches geäußert; allein unter der von mir angeführten Bedingung ließe ich *mir* auch den Kopf abschlagen, nämlich unter der, dafür einen besseren Kopf aufsetzen zu lassen."

Bald nach seiner Ankunft kündigte er Vorlesungen an. In der ersten derselben erklärte er: er stelle ein Axiom auf, welches seine Zuhörer bis jetzt noch nicht gehört hätten, und welches ihnen kaum verständlich sein würde, sie möchten es vorläufig auf Treu und Glauben von ihm hinnehmen; im Laufe der Vorlesung würden sie sich von der Richtigkeit desselben überzeugen. (So sprach er sich auch früher in seinen Werken einmal aus.) Diese Erklärung wurde sowohl von den Professoren als von den übrigen Zuhörern als anmaßend erachtet und sehr übel gedeutet. Es bildete sich eine Partei gegen ihn und wahrscheinlich haben die Studenten in der Vorlesung auch Lärm erhoben; wenigstens schwebt mir vor, daß damals in der Stadt davon die Rede war; auch kam, glaube ich, die zweite Vorlesung kaum zu Stande.

Daß Einzelne Fichte die größte Bewunderung zollten, geht z. B.

aus einer Aeußerung Huseland's hervor, welcher auf die Frage in einer Gesellschaft, wie alt er sei, zur Antwort gegeben haben soll: „Ungefähr 15 Jahre; ich rechne nämlich mein Alter seit meiner Bekanntschaft mit Fichte."

So viel ich mich erinnere, ist Fichte noch im Jahre 1807 nach dem Tilsiter Frieden nach Berlin zurückgekehrt. Ich kam im Herbst 1810 hierher; aus Bescheidenheit besuchte ich Fichte sehr selten, bin aber durch einige seiner Jünger in freundlicher Beziehung zu ihm geblieben. — Im Anfange des Jahres 1813 hatte ich ihn öfter besucht, sah ihn auch mit dem Berliner Landsturm exereiren und erinnere mich noch ganz lebhaft einer interessanten Unterredung mit ihm, nach dem Einmarsch der Russen in Berlin: er äußerte sich unter anderm gegen den damaligen „Tugendbund", den er als schädlich bezeichnete; — auf meine Einwendung aber: der Tugendbund habe das große Verdienst, daß so viele preußische Offiziere und andere nach Rußland gegangen seien und dadurch gewissermaßen civilisirend auf die einrückenden Russen gewirkt hätten — antwortete er mir: „Allerdings, in dieser Beziehung stimme ich Ihnen gern bei."

Während des Waffenstillstandes im Jahre 1813 wurde ich vom Staatskanzler aufgefordert, ins Hauptquartier zu kommen. Vor meiner Abreise begab ich mich noch einmal zu Fichte. Er empfahl mir bei dieser Gelegenheit mehrere seiner Schüler, welche als Freiwillige in der Armee dienten und bat mich, ihnen, wo es geschehen könne, mich nützlich zu bezeigen, worauf wir den herzlichsten Abschied von einander nahmen. Leider sollte ich ihn nicht wiedersehen, denn als ich 1814 zurückkam, war er schon tot. —

Meine Bekanntschaft mit Fichte beruht nach alledem nur auf kurzen Besuchen und mündlichen Unterhaltungen; ich besitze daher keine Briefe von ihm. — Was seine äußere Erscheinung anbetrifft, so bemerkt E. M. Arndt sehr richtig in seinem letzten Werke: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit Herrn von Stein", daß Fichtes Gesicht in Form und Ausdruck die größte Aehnlichkeit mit dem Steins hatte. — Ob nun Ew. Wohlgeboren Einzelnes dieser Mittheilungen interessant genug finden, um es zu benutzen, stelle ich anheim, nur muß ich dringend bitten, daß mein Name dabei nicht veröffentlicht werde. —

Hochachtungsvoll
Euer Wohlgeboren
ergebenster
Bloch,
Präsident a. D.

Berlin, 16. April 1862.

So weit das Schreiben Bloch's. Seine damals gestellte Bedingung, den Namen geheim zu halten, ist heute nach dreißig Jahren hinfällig. Sehr nahe liegt die Versuchung, im Anschluß an das interessante Schreiben etwas über die Persönlichkeit Bloch's selbst zu sagen, der um seiner Intelligenz und Bedeutung willen von den größten Staatsmännern Preußens unter allen Wandlungen der Politik von 1813 — 1863 hochgeschätzt wurde. Für seine Intelligenz legt ja schon die eine Thatsache genügendes Zeugniß ab, daß er es in der Zeit von 1806—1810 vom einfachen Handlungsdiener zum Agenten der Seehandlung brachte. Er war mit den bedeutendsten Gelehrten und Philosophen, Dichtern und Musikern innig befreundet; sein Haus bildete Jahrzehnte lang den Mittelpunkt eines geselligen Kreises, den er und seine ebenfalls geistig bedeutende, liebenswürdige Gattin belebten. Fanny Lewald hat in ihrer Lebensgeschichte dem vortrefflichen Ehepaare ein Denkmal treuer Erinnerung gestiftet. In der Autographenmappe, von welcher ich Anfangs erzählt, finden sich Briefe von Hippel, Gervinus, Hegel, Ottilie von Goethe, Therese von Bacheracht, F. Lewald und vielen Anderen, die einen Beweis dafür ablegen, welcher Achtung und Liebe sich Bloch und seine Gattin in diesem Kreise zu erfreuen hatte, mit welchem Eifer sie aber auch Kunst und Wissenschaft stützten und förderten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Von Leo Hildeck.

Doctor Klassner, so erzählte Freund B., brachte ihn zum ersten Male mit an unseren Stammtisch, den kleinen Dichter, und wir empfingen sämmtlich von seinem Anblick den überraschenden Eindruck von etwas Kindlich-Drolligem. Eigentlich hätte ich mir vorher sagen sollen, daß ein junger Mann, der in unserem auf's Actuelle gerichteten Jahrzehnt ein Jambendrama aus der Zeit Philipps des Guten von Burgund zu schreiben wagt, anders dreinschauen muß, als einer von uns. Aber ich hatte mir einen von diesen eigensinnigen Pedanten der alten Schule gedacht, die sich einbilden, sie könnten uns Neueren einfach aus der deutschen Literatur hinausschweigen, und die keinen Dramatiker für existenzberechtigt halten, der nicht, wie sie, Waffengeklirr und Hofintriguen nebst den typischen lilienhaften Jungfräulein zu neuem Marionettendasein erweckt. Statt dessen erschien ein freundliches, zierliches Männlein mit neugierigen Kinderaugen, die jeden von uns mit achtungsvollem Interesse betrachteten; um Lippen und Kinn zog sich ein modisch zugestutzter blonder Bart, ein wahrer Anachronismus in dem feinen, lieben Kindergesichtchen. Trotz seines bescheidenen Auftretens ließ ein gewisses Selbstvertrauen sich nicht verkennen, das fröhlich und harmlos, ohne Zagen und Grübeln im zerbrechlichen Kahne der Hoffnung über die tückischen Untiefen des modernen Lebens dahinglitt. Er war entschieden zehn Jahre jünger, als sein Geburtsschein, der erstaunlicher Weise auf achtundzwanzig Jahre lautete. Ob er jemals älter werden würde? Arthur F.'s Normalzustand war Begeisterung, gleichviel über wen oder was: über das Zusammentreffen mit einem boshaften Kollegen, den er zu unserem Gaudium als einen warmherzigen Künstler schilderte; über den groben Theaterdirector, der ihn in Folge einflußreicher Empfehlung sein Stück abgenommen; über ein wirklich nicht übles Gedicht, das er in einem obskuren Winkelblättchen gefunden, und das er uns nur nach bescheidener Bitte um Gehör, ohne unsere langen Gesichter zu bemerken, mit seiner leisen, süßlichen Sprache vortrug. Welch ein Schwelgen im Pathos! Den Kopf seitwärts geneigt, den Hals unnatürlich lang aus dem Kragen hervorstreckend, sprang er mit beiden Füßen zugleich in das sanfte Geplätscher der Strophen und watete voll Entzücken hindurch. Nach jedem Ausrufungszeichen schweiften die halb eingedrückten Aeuglein vom Einen zum Anderen, um Enthusiasmus einzusammeln. Uns fin de siècle-Menschen an einem großstädtischen Stammtische Verse vorzulesen — und das mit dieser süß verhimmelnden Backfisch komik! Jeden Augenblick erwartete ich, einen der Anderen loslachen zu hören — mir selbst wäre es nicht um die Welt möglich gewesen (um mit Wilhelm Raabe zu reden), „seinen hochgehenden Empfindungen den Hut einzutreiben;" aber auch die Uebrigen starrten wie ich krampfhaft in ihr Bier oder in den Rauch, den wir Alle, wie auf Verabredung, mit verdoppeltem Eifer in die Luft bliesen, so daß unserem eifrigen kleinen Musenpriester häufiges Hüsteln ankam. Vielleicht konnten sie ebenso wenig wie ich sich einer gewissen Rührung über diese kindliche Vertrauensseligkeit verschließen, mit der er sich an uns, als an unfraglich gleichgestimmte Gemüther wandte. Von sich selber sprach er nur, wenn er gefragt wurde, dann aber frei und fröhlich. Das seltene Glück, daß sich seinem, eines unbekannten Autors, Erstlingsdrama eine unserer ersten schwer zugänglichen Bühnen öffnete, nahm er ohne irgend welche Aufregung als etwas Selbstverständliches hin.

„Haben Se net a Bisserl Angst?" fragte der dicke Saltowsky gutmüthig lächelnd.

„Angst? Nein, gar nicht!" versicherte der Gefragte mit naiver Seelenruhe. „Die Proben gehen ja so vortrefflich, jeder Schauspieler ist mit wahrer Hingebung bei seiner Rolle —"

„Dies Kind — kein Engel ist so rein!" flüsterte mir Stahlborg zu. „Ob er denn nichts von Bessenfeld weiß?"

„Kennen Sie den Doctor Bessenfeld?" fragte ich laut.

Arthur wurde sofort lyrisch. Er pries Bessenfeld's Verdienste um die objective Kritik in allen Tonarten, eine Musik, die nur Wenigen unter uns angenehm war. Mich speziell berührte die vornehme Wahrhaftigkeit, der hohe Respect dieses Mannes vor der wahren Kunst äußerst sympathisch — um so mehr, da ich in meiner Eigenschaft als Novellist ihm noch nicht unter das Messer gerathen war. Als Theaterkritiker unserer hervorragendsten heimischen Tageszeitung und als Correspondent für einige hochangesehene auswärtige Blätter war er eine Großmacht. Alle Welt wartete gespannt auf jede seiner geistreichen Besprechungen, und Tausende beteten ihm sein Urtheil nach. Er kannte in seinen Kritiken nur eine Rücksicht: die auf die Kunst; Persönliches gab es für ihn nicht auf diesem Gebiete, und hätte sein eigener Vater, hätte der Landesfürst ein mangelhaftes Drama geschrieben — Bessenfeld würde es unbeirrt gegeißelt haben. Seines rückhaltlosen Lobes konnten sich wohl kaum zwei lebende Autoren rühmen, und manchem Bühnenwerk, von dessen Première der Verfasser den Anbruch einer neuen dichterischen Aera erwartet, hatte sich Bessenfeld's Kritik wie ein unübersteiglicher Felsblock in den Weg gewälzt und ihm den Zugang zu anderen Theatern abgeschnitten. So waren dem Kritiker unversöhnliche Feindschaften erwachsen, und er lebte ziemlich abgeschlossen. Kehrten seine Kritiken ihre Spitze gegen Dritte, Gleichgültige, so mußten auch die unter uns, denen er verhaßt war, einstimmen; denn im Grunde fühlte er stark mit uns Neueren, so lange wir seiner Meinung nach Künstler blieben; aber er hatte Manchem von uns gar zu schmerzhaft in's Fleisch geschnitten, und wer kann für seine Nerven?!

Was Arthurs Jamben sammt Philipp dem Guten von Seiten Bessenfeld's zu erwarten hatten, das war uns Allen klar — nur ihm nicht. Aber wer hätte diesem posthumen Kinde einer längst begrabenen Zeit seine rührende Harmlosigkeit rauben mögen! Meine Frage, ob er den gefürchteten Recensenten kenne, war das Schlimmste, was wir ihm anzuthun wagten; und siehe da: seine kindliche Sicherheit setzte lustig über den Stein des Anstoßes hinweg, ohne ihn zu sehen.

„Konnte auch etwas Gescheidteres thun, der Klassner, als uns so eine vorsintfluthliche Ausgrabung heimzubringen!" brummte Stahlborg, als der Dichter fort war.

„O sancta simplicitas — gibt das einen Reinfall! Wird sich noch umschauen, der Bub! Der rennt blind in sein Verderben!"

Zugleich mit Arthurs „Die Rose von Burgund“ sollte ein kleiner Einacter eines bekannten Lustspieldichters zur ersten Aufführung gelangen. „Der Autor hat es noch leichter als ich,“ meinte Arthur gemüthlich, als wir am nächsten Tage abermals zusammentrafen, „der braucht sich seinen Namen nicht erst zu erringen — er hat ihn schon.“

„Noch leichter!“ Den Jungen warnte kein Zeichen; er ging zur Schlachtbank, als sei er zu einem Ball eingeladen. Ich versetzte, einen Namen haben bedeute für einen Dramatiker nichts weiter, als daß er seine Stücke leichter los werde, und daß das Publikum mit einer vorgefaßten Meinung in's Theater gehe. Vor einem Mißerfolge sei er nicht sicherer, als der Neuling.

Arthur fand meinen Dialekt sehr ansprechend. Es half nichts, ihm die Ruthe zu zeigen, er sah nur das bunte Bändchen daran. —

Am Tage der Première, eine Stunde bevor er in's Theater fuhr, begegnete er mir vor meiner Thür. Er machte ein Gesicht, wie ein Kind vor der Weihnachtsbescherung — glückstrahlend und ein Bischen ungeduldig, bis es losgehen würde. Von Premièrenfieber keine Spur. Wäre ich nicht solch ein eingefleischter Realist, ich hätte vor Rührung heulen mögen.

„Also nach der Aufführung im Café X.!“ rief er leuchtenden Auges. „Wir müssen das Ereigniß doch mit Champagner begießen.“

Ich gestehe, daß ich selten in einer so nervösen Unruhe auf meinem Sperrsitze hin- und herrückte, wie an diesem Abend. Sicherlich regte ich mich weit heftiger auf, als der Autor, dessen Schicksal sich dort hinter der bemalten Leinwand vorbereitete; es war, als fühlte ich die Verpflichtung, die von ihm versäumte Kasteiung auf mich zu nehmen, um die launische Göttin des Erfolges nicht gegen ihn zu erzürnen. Während des Einacters blieb ich ziemlich zerstreut und ließ unwillkürlich die Blicke oft nach der Seite wandern, wo der schwarze Krauskopf des Doctors Bessenfeld und das Blinken seines Nasenklemmers sichtbar wurde. Mit gekreuzten Armen saß der Gefürchtete unbeweglich auf seinem gewohnten Platze und ließ das kleine Lustspiel über sich ergehen, von dem ich, ohne den Zusammenhang zu erfassen, nur einzelne Worte vernahm. Uebrigens schien es zu gefallen, denn ich hörte das Publikum mehrmals lachen und Beifall klatschen, und zum Schlusse mußten die Schauspieler sich noch zweimal zeigen. Wäre nur mein Arthur erst so weit! Doctor Bessenfeld regte nach seiner Gewohnheit weder Hand noch Miene; selbst der größte Physiognomiker wäre nicht im Stande gewesen, ihm sein Urtheil vom Gesichte zu lesen.

Die Pause schien mir endlos. Doch schließlich hob sich der Vorhang von Neuem.

Jetzt also galt es, sich in's alte romantische Land zu versetzen. Es gelang mir nicht sogleich; der Gedanke an den Künstler ließ mich noch nicht zum Genusse seines Werkes kommen. Ob er inzwischen wohl das Herzklopfen kennen gelernt hatte? Jetzt schlugen schöne, wohlklingende Verse an mein Ohr; ich sammelte mich und merkte auf. Eine ziemlich weitschweifige, nicht sehr viel versprechende Exposition — prächtige, manchmal überraschend glänzende Sprache — das waren die Eindrücke, die ich empfing. Als der Vorhang fiel, regte sich keine Hand. Beängstigend fiel diese Stille auf mein Herz — ich hätte die Leute schütteln mögen. Ach, ich hatte es ja gewußt — man war andere, kräftigere Kost gewöhnt. Was halfen Arthur die hübschen Verse! Er soll lyrische Gedichte machen und Geld sparen, um sie drucken zu lassen; vielleicht, daß sich eine zweite weltfremde Seele findet, die sie liest und zum Dank vom Dichter geheirathet wird.

Doctor Bessenfeld rührte sich nicht.

Der zweite Act begann. Niedergeschlagen blickte ich nach der Bühne, wo die Rose von Burgund fortfuhr, die Männerherzen — leider nicht die im Zuschauerraum schlagenden — zu bezaubern, als sich plötzlich die Zügel der Handlung straffer zogen, und die Sprache, ohne an Adel zu verlieren, gedrängter, feuriger, kraftvoller wurde. Zum ersten Male vergaß ich sowohl des Dichters, als des Kritikers. Das historische Moment war zurückgetreten, und das allgemeine Menschliche — das allein ewig lebendige, ewig wirksame — führte fast ausschließlich das Wort. Die Scene belebte sich, das kleine Einzelschicksal wurde zum großen bewegenden Triebrad; und leuchtend umrankten die wundervollen Verse das ganze Gefüge, Lücken und Ecken wohlthuend verhüllend —

Mir wenigstens schien es so. Und auch wohl noch Anderen. Denn kaum senkte sich der Vorhang, so brach ein donnernder Beifall hervor. „Autor! Autor!“ schrie und lärmte die Menge. Er ließ ein Weilchen warten, dann aber kam er herausgetrippelt, mein kleiner Arthur, seelenvergnügt lächelnd und sich genau so ungraziös verbeugend, wie ich erwartet hatte. Dieses befriedigte Gesicht! Das Kind hatte seine Weihnachtsbescherung.

Doctor Bessenfeld hätte in seiner Unbeweglichkeit eine schätzenswerthe Acquisition für Castan's Panoptikum abgegeben. Mir aber flimmerte es vor den Augen, ich mußte meine Brille putzen, und daher erklärt es sich wohl, daß mir die Bewegung auf der Bühne plötzlich wie die rotirende Scheibe einer riesigen Elektrisirmaschine vorkam, das Blitzen von Doctor Bessenfeld's Augengläsern wie die überspringenden Funken und er selbst wie eine kolossale Leydener Flasche, bis zum Aeußersten mit Elektrizität geladen. Wehe wenn sie losgelassen!

Auch der letzte Act gefiel, und mein unschuldiges Lämmchen hüpfte noch einige Male munter auf die Bretter. Ich selbst klatschte, daß mir die Handflächen brannten, so war ich hartgesottener Realist auf die schönen Verse hereingefallen. Aber wie sollte ich meinem Urtheil trauen? Fühlte ich doch an meinem theilnehmenden Herzklopfen, wie närrisch es mir der kleine Dichter mit seiner Herzenseinfalt angethan hatte. Ich blickte also wieder hülfesuchend auf den Doctor Bessenfeld, um wenigstens irgend ein tröstliches Nicken oder Lächeln zu erhaschen. Doch vergebens. Mit einem letzten undurchdringlichen Blick auf die Bühne, wo Arthur, von den Schauspielern umgeben, immer wieder seine vorletzte Verbeugung machte, erhob sich die lange schlotterige Gestalt des Allgewaltigen von ihrem Klappsitz, wie die delphinische Sybille vom Dreifuß, und drängte sich langsam durch die hinausströmende Menge dem Ausgange zu.

Seufzend folgte ich seinem Beispiele, hielt mich noch bei einigen Bekannten auf, die mich durch die Verschiedenartigkeit ihrer Urtheile zur Verzweiflung brachten, und schlenderte alsdann nach dem Café X.

Hier thronte der glückliche Autor in einem großen Kreise von Bekannten und anbetenden Verwandten. Ein kleinstädtisch aussehendes älteres Ehepaar, das bei jedem von Arthurs Worten feuchte Blicke und verstohlene Händedrücke wechselte, stellte er mir als seine Eltern vor. Heimlich, um ihn nicht aufzuregen, waren sie heute hier eingetroffen und hatten ohne sein Vorwissen der Première beigewohnt. „Ich wußte es ja“, sagte mir der Alte, durch den Wein gesprächig gemacht, im Laufe des Abends, „daß etwas Großes in unserem einzigen Kinde steckt. Darum haben wir auch, trotzdem uns die fortwährenden Opfer nicht immer leicht fielen, nicht auf ein Brotstudium gedrungen. Da er den Beruf in sich fühlt, soll er auch nichts anderes als Dichter sein. Unser kleines Vermögen haben wir ganz zugesetzt und leben nur von meiner Pension; erben wird er also nichts — sein Beruf allein ist seine Zukunft. Ich sage es immer: man muß nur Vertrauen haben. Wir kennen unsern Jungen, nicht, Alte?“

Und die Mutter nickte und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen.

Sein Beruf ist seine Zukunft! Großer Gott — und in diesem Augenblicke sitzt ein großer krausköpfiger Mann an seinem Schreibtische und vernichtet vielleicht mit einem Federstriche einen ganz erheblichen Bruchtheil besagter Zukunft, zerstört ohne Willen und Wissen jahrelange Hoffnungen, treuer, begeisterter Arbeit Erfolg, den diese drei Menschen schon in sicherer Hand zu halten glauben! Daher also das unerschütterliche Vertrauen meines unklugen Lämmchens, das diese lebensgefährlichen Eltern fremd und arm in der fremden, mitleidlosen Welt zurücklassen wollen!

Und inmitten der unzähligen Trinksprüche, dem Lärm und Lachen dieses Abends, sah ich immer Bessenfeld's undurchdringliches Gesicht vor mir, und die aufsteigenden Champagnerbläschen funkelten mich, wie lauter kleine Augengläser, drohend an —

Armer, kleiner Arthur! —

Am nächsten Morgen suchte mein erster Griff das Zeitungsblatt, das Bessenfeld's Kritik enthalten mußte. Hier — hier, gleich das erste, das unter dem Striche stand. Wenn er seinen scharfen, satirischen Tag gehabt hatte — dann wehe der „Rose von Burgund!“

Nein. Zuerst eine einfache Inhaltsangabe, vollkommen sachlich, und dann — aha, natürlich! Der alte, fremde Stoff, die fremd anmuthenden Verhältnisse — „was ist uns Hekuba? Und dennoch, wir saßen erschüttert, gefesselt — ein tiefes menschliches Leid sprach zu uns mit einer Kraft, einem Wohllaut der Sprache, wie wir seit lange, lange nicht ihres Gleichen vernommen ...“ Und dann folgen Verse — bravo, gut gewählt, wackerer Bessenfeld! — halloh, hast du dir etwa auch, als ich gerade nicht hinsah, den Nasenklemmer putzen müssen? Wer weiß! — „Nein, »Die Rose von Burgund« ist kein Meisterwerk, aber das vollwichtige Probestück eines tiefen, ehrlichen Talentes. Lassen wir diesen Mann nur irren — er wird nicht lange mehr nach dem rechten Wege suchen, und hat er erst seinen eigenen Reichthum entdeckt, so wird er uns auch freigebig davon mittheilen. Und so hätten wir unter einer beträchtlichen Anzahl mehr oder minder strebsamer Schriftsteller wieder einmal ein Exemplar einer fast ausgestorbenen Spezies entdeckt: einen wirklichen, wahrhaftigen Dichter.“

Hurrah —! Prosit, Bessenfeld!

Und nun, nachdem ich noch einmal meine Augen an diesem gedruckten Lorberkranz geweidet, machte ich mich daran, auch die Kritik über den Einacter zu lesen. Wie —? Das harmlose Stückchen, das so freundlich beklatscht worden war — — Selbst Arthur hatte es gelobt, wie er denn vor Witz und Humor überhaupt einen heiligen Respekt empfand, weil es ihm selbst für beides noch an der nöthigen Reife und Abgeklärtheit fehlte. Und hier — das war ja ein förmliches Autodafé! Zuerst die moralische Verurtheilung des routinirten Autors, der aus Gleichgültigkeit — denn wir haben ja Proben seines Besserkönnens! — die Achtung vor der Kunst verloren habe und sie nun mit den bequemen althergebrachten Mitteln zur geldgierigen Lustigmacherei dressire. Und dann ließ der Kritiker den trockenen Ton fallen, und wie aus feuchtem Holz knisterten und sprühten die Witzfunken, stieg der beizende Rauch der Satire empor. Er fing des Autors Worte ein, wie Simson die Füchse, und nachdem er ihnen seinen schmerzenden Feuerbrand angebunden, ließ er sie laufen. Wenn Bessenfeld einmal in dieser Laune war, dann gab es keine Gnade. Ich krümmte mich vor Lachen. Und da lag der kleine Einacter zerfasert, verkohlt — und nichts blieb von ihm übrig, als der siegreiche Witz des Kritikers, der dieser Waffe mehr noch, als seinem trefflichen Urtheil, seinen Ruhm verdankt. Kein Theater hätte je wieder gewagt, das kleine Lustspiel zur Aufführung zu bringen.

Ich steckte das Blatt in die Tasche und suchte spornstreichs die Familie F. in ihrem bescheidenen Hotel auf. Die Eltern, hieß es, seien bereits ausgegangen, um sich die Stadt anzusehen, der junge Herr befinde sich im Frühstückssalon.

Als ich eintrat, saß Arthur ganz allein in dem kleinen Saal am oberen Ende der langen weißgedeckten Tafel, vor sich einen Teller mit hochaufgetürmtem, appetitlich braunem Backwerk, sowie eine volle Kaffeetasse, die völlig abgekühlt schien, denn kein Dampfwölkchen stieg mehr empor. Der kleine Mann war bleich, wie das Tischtuch, und wie er den Kopf hob und ein Zeitungsblatt, in dem er gelesen, auf den Tisch legte,

sah er mich so unglücklich und hilflos an, daß mir mein glückwünschender Morgengruß im Halse stecken blieb.

„Aber bei allen Katern, die je miaut haben — wie sehen Sie denn aus, Poet? Wenn Sie keinen Champagner vertragen können, so hätten Sie Ihre ersten Lorbeeren gestern lieber mit Selterwasser begießen sollen!“

Statt aller Antwort schüttelte er den Kopf und hielt mir das Zeitungsblatt entgegen — das gleiche, das ich für ihn in der Tasche hatte.

„Was?!“ schrie ich erbost, „und damit sind Sie nicht zufrieden? Was verlangen Sie denn eigentlich? Ein Marmorstandbild? Eine Apotheose mit Weihrauch und Palmenzweigen? Einen Kriegstanz sollten Sie aufführen, und Hallelujah schreien, bis Sie heiser sind! Jetzt will ich Ihnen doch wenigstens sagen, wie glücklich Sie zwischen der Scylla eines Fiaskos und der Charybdis einer kritischen Abschlachtung —“

„Ich will ja auch Hallelujah schreien,“ unterbrach er mich mit schwacher Stimme und zitternder Kinnlade. „Aber zuvor muß ich mich erholen — von dem da!“

Er wies auf die Kritik Bessenfeld's über den Einacter. Dann faltete er die Hände zusammen und lehnte die Stirn darauf.

„Doctor — Doctor — wenn mir, wenn meiner „Rose“ das passirt wäre — barmherziger Himmel — meine Eltern — ich selbst — — nein, ich mag es gar nicht ausdenken!“

Ich trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Aha — merken Sie was, mein frommer Knecht Fridolin? Sie sind in aller Harmlosigkeit nach dem Eisenhammer gegangen und haben nichts davon geahnt, was Ihnen dort hätte zustoßen können. Wenn Ihre „Rose“ so zugerichtet worden wäre? Dann hätten Sie sie der Bühne in Kamerun oder in Ritzebüttel anbieten können — und sie würde trotzdem nicht aufgeführt werden, und vielleicht Ihre nächsten drei Stücke ebensowenig. Vielleicht aber hätte irgend ein Director Ihre „Rose“ doch einmal gelesen — um sich Doctor Bessenfeld's Witze in das Gedächtniß zu rufen und sich vor Lachen die Seiten zu halten. Aber nun — Kopf hoch, mein Junge! Sie sind ja nicht in den Schmelzofen gewandert — im Gegentheil: feuerfest sind Sie geworden — machen Sie bald die Probe!“

Aus der Hauptstadt.

Weidmannsheil!

Da, wo sich die literarische Jugend Berlins allabendlich ein Rendezvous gibt und neidvoll halb, halb verächtlich auf den bärtigen Sudermann schaut, der noch immer die verlegerreichste Tafelrunde um sich versammelt und von der Polizei gar nicht verbotene Stücke schreibt (als ob das eine Kunst wäre!), sah ich am Abend der Ahlwardt-Verurtheilung einen Jüngling gesticuliren. In diesem Literaturcentrum werden usancemäßig alle Gespräche so laut geführt, daß man sich in einer Simultanschule zu befinden glaubt und nicht Graf Hohenthal zu heißen braucht, um unfreiwilliger Zeuge der erschrecklichsten Enthüllungen zu sein. So mußte denn auch ich dem gesticulirenden Jüngling Gehör schenken, obgleich ein duftiger Blumenstrauß, ein Rosenthal geistvollster Männer und schön geschminkter Damen, eine halbe Welt mich von ihm trennte. „Unter den 12,000 Kerlen, die ihn wählten, und den 3000 Freisinnigen darunter sind keine tausend Antisemiten, darauf können Sie Gift nehmen. Demonstriren wollen sie, die deutsche boulange beginnen, nach einem neuen Hercules des Jahrhunderts schreien sie, der den Stall aussegen soll, und weil Amphytrions Sohn ausbleibt, nehmen sie mit dem ersten besten Stallknecht fürlieb. Ich sage Ihnen, eine erdrückende Mehrheit unserer Wähler, fast in jedem Kreise 11,000 gegen 3000, hat im Herzen die Parlamentswirthschaft satt. Sie würde sich gar nichts daraus machen, wenn für Deutschland ein fünfter December proklamirt, wenn Unter den Linden und in der Friedrichstraße Kanonen aufgepflanzt würden — nur soziale Reformen müßten folgen, und Ihnen und Ihresgleichen, dem ausbeutenden Kapitalismus müßte der Hals gebrochen werden. Jedem, der das riskirt, Weidmannsheil!“

„Sie sind verrückt, mein Kind,“ gab ihm sein Verleger zur Antwort, mürrisch, wie nur ein Verleger sein kann. „Sie müssen sich Lazarus oder Mendel oder einen anderen Psychiater vorstellen. Im Uebrigen wissen Sie ja, bin ich selbst Sozialist!“

* * *

Ein letzthin gefallenes Wort des Kaisers beschäftigt noch immer die Oeffentlichkeit, weshalb man in den Journalen, wie üblich, Stillschweigen darüber bewahrt. Als Se. Majestät das Präsidium des Reichstags in Audienz empfing, vermied er es, politische Fragen zu streifen und entließ die Herren nach kurzer Unterredung mit dem fröhlichen Rufe: „Weidmannsheil!“

An einem Kaiserwort soll man nicht dreh'n und deuteln. In einer Zeit jedoch, wo speculative Männer dickleibige Monatsschriften herausgeben, denen der Monarch „ein psychologisches Studium und ein Programm“ ist, in solcher Zeit mag man das Bestreben billigen, sich Klarheit über den Sinn kaiserlicher Aperçüs zu verschaffen. Gustav Freytag zwar tadelt mit Recht die byzantinische Knechtseligkeit unserer Journale, die allen in der Dessertlaune leicht hingeworfenen Reden einer Fürstlichkeit einen tiefen Sinn unterlegen, die ganz harmlose Bemerkungen zu geistsunkelnden Witzen, zu Sprüchen profunder Weisheit stempeln. Diese selben Zeitungen aber, deren als Lakaien passend verkleidete Correspondenten uns schon lange Berichte erstatten, wenn der Monarch „konische Räder“ in „komische Räder“ umtaufte, oder wenn ein kleiner Prinz seinem Onkel die ehrwürdige Scherzfrage nach der „Spitze des Kreises“ vorlegt, und die uns allen Ernstes glauben machen wollen, der kleine Prinz habe sich die ehrwürdige Scherzfrage selbst ausgedacht — warum paraphrasiren sie nicht auch einen wirklich vortrefflichen Witz des Kaisers?

Es gibt Leute, wahr ist's, denen klingt das Weidmannsheil nicht so erquicklich wie uns in die Ohren und die geben sich den Anschein, als verstünden sie die Pointe des Epigramms nicht. Ja, ganz besonders oberflächliche Gefellen hören aus dem Scheidegruß „Weidmannsheil!“ nur das unwillkürlich entschlüpfte Geständniß heraus, den Kaiser interessire die Jagd auf Edelwild bei Weitem mehr als der ganze Reichstag. Hätte der Kaiser wirklich diesen Sinn in das Wort hineinlegen wollen, so verriethe das einen sehr, sehr guten Geschmack, den er dazu mit der großen Mehrheit seiner Unterthanen theilt. Aber ich glaube, er meinte etwas Anderes.

Die Abneigung vor dem Parlamentsrummel, vor den versaulenden, blutlosen Parteien unserer Tage ist weit verbreitet. Die gesetzgebenden Körperschaften genießen also keinerlei Autorität, und sie verdienen dies Schicksal, haben sie doch absolut nichts für die geistige Erziehung des Volkes gethan. Mit ihrem wilden Fahnenschwenken, ihrem trutzigen Oppositionsaufmarsch im Landsturmrock imponiren die Richter und Rickert kaum noch den freisinnigen Oberschlefiern. Man hört von der Tribüne des Reichstages nichts, was nicht schon in den kleinsten Kreisblättern und den dörflichen Wochenzeitungen unendlich oft breitgetreten worden ist. Die stenographischen Sitzungsberichte liest nur, wer dazu verdammt ist. Alle Welt empfindet wie der Kaiser, Allen ist das Parlament mehr als gleichgültig, Alle beschäftigen sich viel lieber mit ihren Privatneigungen als mit ihm. Diese ziehen sich den Ahlwardtskandal vor, jene die ethische Cultur; ein Dritter macht lieber Balletstudien, sein Nachbar geht auf die Pirsch nach Böcken und überläßt es gern den Herren Ministerialräthen, im Reichstag welche zu schießen.

Weidmannsheil!

Ich muß wieder an den jungen Mann denken, den sein Verleger so grob anfuhr. Was er sagte, trägt doch nicht so völlig den Stempel des Wahnwitzes an der Stirn. Die Unzufriedenheit im Lande mit den bestehenden Zuständen wendet sich vornehmlich nach zwei Richtungen: einmal gegen die kapitalistische Verseuchung unseres Wirthschaftslebens, dann aber gegen das hohle Treiben, gegen die Phrasenüberproduction der staatlich concessionirten Redemanufacturen. Wer nicht gerade ein Ehrenamt im Bezirksverein bekleidet, der weiß genau, daß alle 400 Reichstagsmitglieder ihm zu keinem Pappenstiel verhelfen können, der lacht über die männlich stolzen Tiraden Prinz Eugen des edlen Richters, lacht über die beißenden Witze Alexanders des Kleinen, freilich nicht in dem Sinne, der ihm erwünscht wäre. Und ob sich all die Wackern zu Ligueu, zu Rütlibünden, zu Wahlkartellen vereinigen, ob sie bei schäumendem Sect, vor Begeisterung taumelnd, feierlich schwören, die Rechte des Volkes, seine Freiheit bis in den Tod zu schirmen (bis zum Tode dieser Rechte und Freiheiten nämlich), ob sie sich am Gesang ganz selbstgedichteter Lieder berauschen — Jeder weiß allzu gut, daß sie am nächsten Morgen von ihrer eigenen Nichtigkeit überzeugt sind und viel Selterwasser trinken müssen, um das verlorene Selbstvertrauen, den Muth zur Bekämpfung der Tyranni nur einigermaßen wiederzufinden. Jeder weiß, daß diese Leute gar nicht reden und stimmen dürfen wie sie wollen, daß sie an zwanzig Drähten zappeln, deren einer in das Junggesellenheim des Fractionsdionys, davon andere in die Burgstraße, die Thiergartenstraße, manche gar in das Directionszimmer einer Glühlampen-A. G. führen.

Der allgemeine dégoût vor der ziellosen Rederei hob Ahlwardt in den Sattel. Und daß die Mißstimmung selbst bei unseren braven Bauern bereits so unglaublichen Umfang angenommen hat, das macht die deutsche boulange furchtbar. Hätte sich der leicht erregbare Großstadtpöbel mit ähnlich kolossaler Mehrheit für Ahlwardt entschieden, es wäre weniger Grund zur Besorgniß. Ein geistreicher Mensch wollte das Friedeberger Wahlresultat mit dem Abwechselungsbedürfniß der Menge erklären. Schlagende Wetter entspringen aber nie aus einem Abwechselungsbedürfniß der Natur. Nein, das verzweifelte Volk wählt, seine Wuth zum Ausdruck zu bringen, den Radicalsten aller Radicalen, den Mann, der nach seiner Ueberzeugung dem Kapitalismus ein weit höhnischeres Lied pfeifen kann als der selbstzufriedene, couponsschneidende Singer der Sozialdemokratie; es wählt aber gleichzeitig in Ahlwardt den entschiedenen Monarchisten. Vielleicht versteht Wilhelm II. diesen Hülfsruf, so unarticulirt, so unartig schrill er klingen mag.

Weidmannsheil!

* * *

Möglicher Weise hat der kaiserliche Jagdruf noch eine tiefere Bedeutung. Unsere Verfassung, das hat die Autorität Bismarck vom ersten Augenblick an behauptet, bedingt einen immerwährenden Kampf zwischen den beiden Gewalten Krone und Parlament; sie ist wie der Mond, der auf die Gezeiten einwirkend, unaufhörlichen Kampf zwischen ihnen hervorruft und bald die Fluth, bald die Ebbe siegen läßt. Ich habe vor nicht zu langer Zeit an dieser Stelle ausgeführt, warum gerade jetzt die Krone dem Parlament so wenig hold sein kann, wie es die Bismarck'sche Regierung 1862 war, und weshalb Herr von Bötticher sehr Unrecht thut,

wenn er seinen Herrn an Friedrich II. erinnert. Er gibt dadurch der antimonarchischen Presse erwünschte Gelegenheit, auf den großen König zu exemplificiren, seine berühmten demüthigen Aussprüche vom ersten Staatsdiener, seine Sätze im téstament politique blank zu putzen und nun mahnend in die Höhe zu halten.

Der alte Fritz hatte gut demüthig sein. Er war der Herr im Lande, er konnte Jeden zerschmettern, der sich ihm entgegenstellte, konnte verbrennen, statt zu antworten. Fühlt man sich im Vollbesitz der Kraft und der Macht, dann ist nichts leichter und nichts klüger, als bescheiden lächelnd diese Macht zu leugnen. Schönere Refrains für freisinnige Tafellieder finden sich nicht als die Sätze von der Façon, nach welcher Jeder selig werden kann, von dem König, der zu schweigen hat, wenn die Gesetze sprechen; und so müssen denn die Maximen, welche die Idee des vernünftigen Despotismus am reinsten zum Ausdruck brachten, Gott sei es geklagt, dazu herhalten, das „constitutionelle" (d. h. im letzten Grunde das antimonarchische) Prinzip zu verherrlichen und dem Wahl-Hausirhandel zu dienen.

Friedrichs II. Regierungssätze in nuce darzustellen ist eine dankbare, aber auch heikle Aufgabe, und wenn sich der dreimal große Prophet und Denker Bamberger ihr unterziehen wollte, würde er auf Untiefen stoßen, davon sich seine Geldweisheit nichts träumen läßt. Friedrich der Große erbte von seinem Vater ein so zu sagen modernes Heer, aber einen ganz unmodernen, patriarchalischen Staat. Es war also seine Aufgabe, den neuen, den modernen Staat zu schaffen. Er mußte dem blöden, an Krückstock und Gewaltmaßregeln gewöhnten Bürgerthum das Bewußtsein eigenen Wertes geben; er mußte sich selbst erniedrigen, damit seine Unterthanen sich ihm gegenüber nicht gar zu klein vorkamen. Der Glanz seiner Waffenthaten, sein ungeheures Genie drückten den einfachen Mann nieder; da bedurfte es kräftiger Gegenmittel. Eine nörgelnde Opposition, eine constitutionelle Strömung im Lande fehlte, so mußte der alte Fritz selbst sie ersetzen. Jammerschade, daß Eugen Richter um hundert und einige Jahre zu spät auf die Welt kam. Damals wäre er von allergrößtem Nutzen gewesen, damals hätte eine unentwegte deutschfreisinnige Partei unendlich viel Gutes stiften, dem rastlosen König viel Arbeit ersparen können. Und mehr noch, damals wäre ein Ministerium Richter-Rickert-Meyer möglich gewesen. Schon Herr von Bötticher bewies im März 1890 klipp und klar, daß der alte Fritz keine ihm überlegene oder durch eigene Gedanken hervorragende Minister um sich geduldet hätte.

Herr von Bötticher hat sich in die Geschichte und die Zeit Friedrichs vertieft, und das mit theilweisem Erfolg. Es thut wohl, einem unterrichteten Manne zu begegnen unter so vielen Unwissenden und im Trüben fischenden Strebern, die ohne den Welfenfonds längst hätten verschwinden müssen. Herr von Bötticher wird mir anstandslos zugeben, daß unsere Tage mit denen des alten Fritz auch nicht die geringste Aehnlichkeit haben, und man muß ein gewerbsmäßiger Verleumder, ein politischer Giftmörder und Zuhälter, ein Gesinnungslump, mit einem Wort, ein halber Antisemit sein, um in dieser Zeit, die so unfritzig wie möglich ist, von dem Monarchen die Nachahmung seines antiquen Vorfahren verlangen zu können.

Heut ist es vielmehr heilige Pflicht der Fürsten, ihr Gottesgnadenthum zu betonen. Heute sind die Regierten ebenso geneigt, den König für ihres Gleichen zu halten, wie sie vor 130 Jahren einen Uebermenschen in ihm erblickten. Darum betont heute jeder ernste Monarch, der es ehrlich meint mit seiner Mission, das Gegentheil von dem, was der alte Fritz zu betonen für gut fand. Heutzutage muß ein gekröntes Haupt so zu sagen burschikos auftreten, muß sein eigenes Ich herauskehren, muß kühn und frei seine ganz persönliche Meinung der Welt in's Gesicht schleudern. Brav, wenn man ihm autokratische Gelüste unterschiebt, wenn man ängstlich forscht und späht, ob unter dem schön gefärbten Purpurmantel nicht mächtige Muskeln spielen, ob unter der besternten Brust nicht ein zum Aeußersten entschlossenes Herz pocht! Der alte Fritz mußte darauf ausgehen, seinem verschüchterten Volke Selbstvertrauen einzuflößen; der moderne Herrscher muß trachten, Furcht einzujagen. Denn nur so erwehrt er sich mit Sicherheit der Zudringlichen und Unverschämten.

Herr von Bötticher wird mich verstehen, wenn ich als die Quintessenz meiner ernsthaften Ausführungen den Satz hinstelle, daß ein Mann von 1892 um so weiser handelt, je schroffer und entschiedener er sich von den Regierungsgrundsätzen des Jahres 1756 entfernt. Vielleicht folgt Wilhelm II., indem er sich entschlossen auf den Boden dieser Thatsache stellt, nur einem instinktiven, genialen Drange, aber dann ist er um so bedeutender, und um so hoffnungsvoller richten sich alle Blicke auf ihn. Die Ueberwindung des alten Fritz war nöthig und wird dem Lande zum Segen gereichen. Und da ist es denn ein ganz besonders geistvoller Zufall, daß der Sohn Friedrich Wilhelms I., im Gegensatz zu allen anderen Hohenzollern, die Jagd verabscheute, und daß der Enkelsohn Wilhelms I. sie leidenschaftlich liebt.

Weidmannsheil! Caliban.

Neues von Böcklin und Thoma.

Vor mir liegt das Prachtwerk „Arnold Böcklin, Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers in Photogravure" von der Photographischen Union in München. Ich habe diese meisterhaft den Meister wiedergebenden Blätter nur mit starker Erregung durchsehen können; kenne ich doch die Vorlagen fast Aller ganz genau. So viele deren Böcklin auch gemalt hat, nie wird man eines vergessen. Es ist wunderbar, welchen Gedankenreichthum dieser eine Mann ausstrahlt: Ganze Märchengebiete sind durch ihn erschlossen, unser Denken und Empfinden ist erweitert. Er ist ein Erzähler von wunderbarer Kraft des Vortrages, der einen erschaudern und innerlich erglühen macht, aber ein Erfinder zugleich, der immer wieder Neues zu sagen weiß. Ich erinnere mich deutlich, was einst die Welt über jedes dieser Bilder urtheilte, welchen Hohn sie auf sie häufte, als die ersten in unseren nüchternen Norden kamen, als dann immer neue erschienen und der Maler so gar nicht auf die wohlwollenden und bissigen Rathschläge der Kritik einging, welche ihm vorhielt, wodurch er sich zu verbessern suchen müsse; sondern wie er ruhig seinen großen Weg wandelte. Ich könnte sie an den Nachbildungen alle herzählen, die guten und schlechten Witze, die Berlin über die Bilder machte, das Erstaunen darüber, daß ein Maler „so etwas" zu bieten wage, was doch kein Mensch kaufe, Sensationshascherei um jeden Preis, flüchtige Mache, von der Reklame unterstützt, die bald von der Oberfläche verschwinden werde. Heute reden diese Klugen anders: Wer je die stille, friedliche, raumbeherrschende Wirkung eines Böcklin in einem Wohnraum sah, und gar, wer sie im eigenen Wohnraum beobachten konnte, der steht fest unter dem Bann des großen Meisters, dem haben die scheinbaren Disharmonien sich in wunderbaren Einklang gelöst, der hat erkannt, daß in solchem Bild ein Stück Unendlichkeit ist, weil es sich stets als größer offenbart, als wir es zu erdenken vermögen.

Ich zweifle nicht, daß kommende Zeiten die unserige in künstlerischer Beziehung als die des Menzel und Böcklin bezeichnen werden. Was neben diesen steht, mag wohl hin und wieder an sie heranragen, aber es gibt den Kern unserer Zeit nicht wieder. Es war mir ein Beweis von der Tiefe der Kunstauffassung von Reinhold Begas, als ich erzählen hörte, er habe öffentlich erklärt, wenn alle moderne Kunst verschwunden und vergessen sein werde, dann werde man unsere Zeit nur noch nach Böcklin's Wirken beurtheilen. Denn dieser ist der Gipfelpunkt einer glücklicher Weise noch starken Seite unseres Volksthums, der lebendige Protest gegen den Vorwurf der hoffnungslosen Vernüchterung, ein Zeuge des in uns lebenden Idealismus, des starken, frischen, der seine Wege in Neuland sucht, nicht des gerösteten, archäologischen. Bei den vielen Härten und unerfreulichen Erscheinungen des Tageslebens hat er sich zurückgezogen in die Einsamkeit, hat sich seine Kinderseele mit Gebilden erfüllt, so schön, wie sie im Grimm'schen Märchenbuch verborgen stecken, wunderlich und doch wahr für den, der die Fähigkeit hat, die Stimmen von Wald und See, von Ruine und Tempel zu verstehen, romantisch und doch ohne Anklang an die alte, thränenreiche Sentimentalität, an die falsche Ritterlichkeit und das opferwüthige Minnethum; dafür aber echt deutsch derb, geradezu, wie ein Buch aus der Zeit Luther's oder Grimmelshausen's, ein Tieftrunk aus dem echtesten Born unseres Volksthums.

Wenn man, wie ich, eine seiner Lebensaufgaben darin sieht, den Gang der modernen Kunstentwickelung zu verfolgen, so erkennt man bald, daß dort sich stets zwei Strömungen kreuzen: Obenhin rollt die Tageskunst. Als die Zeit des Cornelius vorbei war, hieß sie: Delacroix, Kaulbach, Piloty. Der ganze Schwarm der Maler zog ihr nach. Im Zeitraum von 30 Jahren eroberte sie alle Akademien Europas unbedingt. Es wird von Madrid bis Petersburg im Geist dieser Romantik zweiten Aufgebotes gemalt, alle braven Leute, die etwas von Kunst verstehen, finden nur ein Bild genießbar, welches mit dem Oel dieser Richtung gesalbt ist. Dabei gab es aber immer eine Unterströmung: Von England ging sie für die Landschaftsmalerei, von Cornelius für die Figurenmalerei aus. Turner und Constable rücken von Jahr zu Jahr höher in der Anerkennung der Nachlebenden, Rethel wächst aus der Fluth der Düsseldorfer als ragender Fels hervor. Heute schon lächelt jeder Kunsthistoriker, wenn man ihm zumuthet, nach älterem Urtheil Bendemann und Hübner mit Rethel in einem Athem zu nennen, obgleich einst diese als die Träger wahrer Schönheit dem Sonderling gegenüber galten.

Und dann setzte sich in Frankreich eine Schule von Malern fest, die ihre Wege ging, unbekümmert um den akademischen Geschmack und seine Bewunderer. So lange er lebte, kümmerten sich Wenige um Corot und seine Freunde. Die Maler gar, welche ihn nachzuahmen suchten, verlachte man. Die Nachahmung eines Sonderlings ist vollendeter Unfug! hieß es wohl. Nun ist Corot noch nicht zwanzig Jahre todt und schon beginnt die Anregung, die von ihm ausging, jenes heftige Oberwasser zu überwinden. Selbstempfundene Stimmung im Gegensatz zu stilistischer Schönheit! heißt der Kampfruf, der die Parteien sammelt und sondert. Herr Eschke hätte nicht die Bilder von Munch aus dem Verein Berliner Künstler herauswerfen zu lassen brauchen, wenn nicht vor einem halben Jahrhundert Vater Corot im Walde von Fontainebleau das malerische Ausdrucksmittel für unsere Zeit, die Stimmung, über die zeichnerische Form gesetzt hätte. Heute pocht an die Thüren aller Akademien die junge Kunst der Stimmung, der Malerei in Tonwerthen im Gegensatz zur alten Malerei von Gedankenwerthen. Und man kann völlig sicher sein: Auch die Freundschaft Eschke's in Berlin wird durch die junge Kunst stürzen, auch über sie wird die Nation wegschreiten als über zwei brave Leute, aber solche, die ihrer Zeit nachhinkten.

Lebendig aber bleibt Böcklin stehen, der keiner Schule Angehörige. Nicht die „noch erträglichen" Bilder der Schack'schen Samulung sind sein Bestes, sondern die ganz „lächerlichen" seiner späteren Zeit. In diesen riß er sich erst völlig von der Schule Schirmer's frei, in diesen erlangte er erst die volle Kraft, individuell und typisch zugleich zu sein. Wie er z. B. die See dichterisch, malerisch und in der Stimmung zu schildern weiß, das ist noch nie von irgend welcher Kunst nur annähernd erreicht worden. Da äußert sich eine selbständige Kraft, die nur mit dem Allerhöchsten verglichen werden kann, was die Malerei je schuf. Und zwar ist das Alles gemalt, als habe es vor Böcklin eine Kunst kaum gegeben. Es ist so primitiv in der Zeichnung, so ruhig im Farbenvortrag, so „präraffaelitisch" in der Behandlung, daß mancher Kundige in Böcklin

einen ganz verschmitzten Pfiffikus vermuthete, während er sich mit jedem neuen Bild und mit jedem Fortschritt zur Selbstklärung mehr als der schlichteste und einfachste, unbefangenste der Menschen offenbarte. Daß es so viel Naivetät im neunzehnten Jahrhundert überhaupt gab, wird diesem stets ein Ruhmestitel bleiben. Diese Naivetät aber war es, die Corot zum Führer einer Schule machte und die Turner beseelte. Weil sie so gar einfach in ihrem Programm und so ganz neuartig in ihren Werken waren, hat man auch diese Beide für große Pfiffici erklärt, die die Welt an der Nase herumführen wollen. Aber beide Male siegte der kindliche Sinn über die Weisheit der Weisen und es wird ein drittes Mal so gehen.

Heute steht Böcklin noch vereinsamt. Einzelne sehr tüchtige Schüler traten ja hervor. Es ist ja meist nicht die Eigenart solcher unbefangen schaffender Meister, als Lehrer zu wirken. Sie trauen sich meist die Fähigkeit hierfür nicht zu, weil das, was sie schaffen, ihnen das Allernatürlichste von der Welt scheint. Sie verstehen meist nicht, warum die Anderen nicht auch so sehen und so schildern wie sie. Aber sie erschüttern in diesen das Gefühl der Sicherheit in alter Schulregel und regen zur Selbstausgestaltung an. Sie öffnen das Thor, durch das die jungen Kräfte in die Weite wandern. Viele straucheln und gehen zu Grunde, Manche bleiben ermüdet stehen, aber der Weg ist doch frei zum Neuen, zum Ausdruck unserer Zeit; die Kunst hat wieder die Bahn offen, den Geschicken der Nation zu folgen, neben ihr zu schreiten in die unbekannte Zukunft!

So ungefähr dachte ich, als ich die Blätter des Böcklin-Werkes durchsah. Werden sie im deutschen Volke schon den vollen Widerhall finden, der ihnen über kurz oder lang sicher nicht entgeht? Vielleicht ist der Umstand, daß die Blätter der Farbe entbehren, daß ihnen also nach einer Richtung dem Verbildeten das Verständniß erleichtert wird, zunächst günstig.

Wem günstig? Dem Böcklin-Werke?!

Mir will scheinen, als treten sich hier zwei Faktoren gegenüber, die sich mit einander zu messen vermögen. Die Frage stellt sich wohl etwas anders, als sie mir so in die Feder floß: Wird der Kunstsinn unserer Verbildeten vor diesem Werke endlich sich reif zeigen?

Denn ein Kunstwerk unterliegt nicht bloß dem Urtheil der Menge, es urtheilt auch seinerseits über diese. Wer fragt heute danach, ob der „Fidelio" vor den Theaterbesuchern von 1805 „Erfolg" hatte. Wir lachen über die gleichzeitige Kritik: Mit solchen Einwänden haben die sogenannten Kunstverständigen von damals dem Genius sich gegenüber gestellt!

Hüten wir uns, daß man Böcklin's wegen nicht einst über uns lache.

* * *

Zum Böcklin-Werke hat sich noch ein zweites, sehr viel bescheideneres gesellt: „Federspiele" von Hans Thoma und Henry Thode (Frankfurt a/M., Heinrich Keller), ein Kinderbuch für Erwachsene. Thoma hat in seinen Federzeichnungen entschieden die Absicht gehabt, der Welt zu zeigen, wie einfach die Buchillustration eigentlich sein sollte, und wie sehr sie sich in technische Mätzchen verloren hat. Mir ist schon längst bange in dem Gedanken, ob unser Anschauungsunterricht auf dem rechten Wege sei, indem er sich auf Bildwerke stützt. Wenigstens will mir scheinen, als sei es ein Fehler an der Unbefangenheit des Kindes, wenn man ihm einen Schwan, ein Reh im Bilde zeigt, ehe es diese in Natur sah. Damit schafft man jenen falschen Idealismus der gelehrten Aesthetiker, welche die Natur so sehen wollen, wie das Bild ist, nicht das Bild, wie die Natur ist. Das Kind mißt die Gestalt des Schwanes nach seinem Buchideal und der Professor thut dasselbe mit aller jungen Kunst. Also gehört in ein Kinderbilderbuch nur das, was das Kind kennt und das, was es nie kennen lernen wird: die einfachsten Dinge in voller Wahrheit und das Märchen, das den Dingen andere Werthe verleiht, als sie wirklich haben.

Thoma hat eine Anzahl Blätter mit der Feder gezeichnet, die in der Wallau'schen Kunstdruckerei in Mainz sehr verständig wiedergegeben sind. Gerade der Verzicht auf Farbe, auf den Tonreichthum des modernen Holzschnittes gibt den Blättern eine ungewöhnliche Sachlichkeit. Und dieser steht gegenüber die reiche, spielende Phantasie Thoma's, die nicht eine Programm-Zeichnerei ist, nicht Rebusse stellt, aber in die sich zu vertiefen und mit deren sinnigen Erzeugnissen sich zu ergötzen eine der größten Freuden — wenigstens für mich — ist. Aehnlich scheint es Henry Thode ergangen zu sein; es ist sehr erlustigend zu lesen, wie er sich mit Thoma's Gedankensprüngen in der concreteren Sprache des Wortes abzufinden strebte. Vielen wird es Thoma verständlich machen, Andere — und das sind meiner Ansicht nach die, welche den Maler am besten verstehen — werden zu anderen Ansichten kommen, als die Verse aussprechen: nicht etwa, weil Thode seinen Freund nicht verstand, sondern weil Thoma ein Naturproduct ist, zu dem Jeder seine eigene Stellung einnimmt; frage einer den Wandergenossen, was man im dämmernden Thale empfindet!

Niemals wird er eine für Beide völlig zutreffende Antwort geben können!

Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

Vor ziemlich gut besetzten Bänken hielt am vergangenen Freitag im Saale Bechstein Emanuel Reicher einen Vortragabend ab mit etwas buntfarben, aber geschmackvoll zusammengestelltem und reichhaltigem Programm. Mit Rücksicht auf den Duse-Lärm, der nun glücklich verrauscht ist und die non capisco-Verlogenheit unserer „Bildungs"philister ergötzlich in das allerhellste Licht gestellt hat, will ich gleich bemerken, daß die elementare Begeisterung des Publikums seinem Reicher gegenüber wahrhaftig und von entzückender Frische war.

Das Hauptinteresse des Abends nahm der zum Vortrag gebrachte zweite Act des Gerhart Hauptmann'schen Dramas: „Die Weber" in Anspruch. Leider ist keine Aussicht vorhanden, daß dies Werk über die Bretter einer Berliner Bühne gehen und dadurch die Verbreitung finden wird, welche es verdient. Hauptmann steht der Kritik und seiner Hörerschaft kühl bis an das Herz hinan gegenüber; er verlacht seine Neider und seine närrischen Freunde noch mehr, und aller Weihrauch der Welt vermag nichts über ihn. Ich sehe deshalb an dieser Stelle von einer Kritik des jedenfalls hochbedeutsamen Werkes ab. Der junge Dichter kennt die Schwächen seiner Tragödie so gut wie irgend ein Rezensent, aber er gefällt sich in ihnen, er weiß auch, daß sein Drama ohne diese Schwächen wohl glatter, doch auch bei Weitem weniger werthvoll und großartig sein würde. Die Weber erinnern, ohne daß ich den Vergleich durchführen möchte, in mehr als einer Beziehung an Goethe's Goetz, und sie verdienen wie dieser Lessing's tadelndes Wort von der in Sandsäcke gestopften Handlung.

Reicher las das Bruchstück nach dem Hanstein'schen „Kain" vor, mit einer Kunst zwar, mit einer Gestaltungskraft, für die man Worte des Lobes vergebens suchen würde, wenn die Duse-Berichte unserer nicht italienisch verstehender Kritiker solche nicht in prangender Fülle darböten.

Der Künstler entledigte sich seiner Aufgabe mit so großer Lebendigkeit, daß man nur die Augen zu schließen brauchte, um alsbald die Menschen des Stückes, ich sage die Menschen, nicht die Figuren, zu sehen. Der zweite Act des Hauptmann'schen Dramas ist ein einheitliches Kunstwerk, genial gedacht und mit einer Treue der Beobachtung, einem erstaunlichen Bienenfleiße ausgeführt, in so strenger Selbstkritik vermittelst „Druckwerk und Röhren" herausgepreßt, daß es dem Hörer schlagend die Thorheit jenes Gerüchtes beweist, welches die ganze Tragödie, wie den Collegen Crampton, in vierzehn Tagen geschrieben nennt. Ich weiß nicht, welchen Eindruck dies erschütternde Gemälde sozialen Elends auf der Bühne hervorrufen wird, aber kaum wird er den von Emanuel Reicher erzielten übertreffen. Denn kein Regisseur der Welt vermag sein Ensemble so auf den einheitlichen Grundton zu stimmen, daß er mit diesem Instrument die Empfindungs- und Gefühlsskala souverän wie dieser gewaltige Künstler beherrscht. Es gehörten sechs Reicher dazu, und wir haben nur den Einen.

Der Act bietet den Darstellern Schwierigkeiten, die bei der Lectüre fast unüberwindlich scheinen; es handelt sich darum, ein abgeschlossenes, ergreifendes und im höchsten Sinne poesievolles Bild des grausigsten Jammers zu geben, kein Tüttelchen der entsetzlichen Realistik darf dabei geraubt werden. Den Meister gelang das spielend. Man athmete, während er sprach, die stickige, lungenverwüstende Atmosphäre des Weberstübchens, man blickte in den mit Wollteilchen durchsetzten, grauen Dunst und sah den armen Leuten bis in den letzten Winkel ihrer verkümmerten Seele. Wie ein einziger, wilder Racheschrei klang in Reicher's Mund dieser Act, der beim Lesen nur mit grenzenlosem Mitleid erfüllt. All diese zum Skelett abgemagerten, schwindsüchtigen Dulder erfuhren plötzlich eine seltsame, glührothe Beleuchtung — was macht der Künstler aus den Worten des Poeten! So wüthende, flammende, aufreizende Revolutionsgedichte hat Freiligrath nicht geschrieben. Langsam, aber mit urkräftiger dramatischer Steigerung wuchs in den gedrückten Gemüthern zornige Verzweiflung empor, und wie Reicher dann das Hetzlied von 1830 herausschleuderte, in der täppisch-unbeholfenen, komisch-leiernden Declamation des Volksvereins-Rezitators, und doch mit verzehrendem Ingrimm, mit zerschmetternder, fürchterlicher Wuth — ja, da offenbarte sich ein Nach-Dichter von Gottes Gnaden, ja, das kann in ganz Berlin nur Einer, kann nur dieser Herzenskünder!

Alles, was uns Reicher sonst noch schenkte, war vollendet, meisterhaft. Aus dem ein wenig geschwollenen Gedicht Adalbert von Hanstein's machte er ein wildprächtiges, faustisches Gemälde; in Hermine Villinger's Skizze „Auch ein Roman", in der „Frage an das Schicksal", einem anmuthigen Proverb — warum spielt man Fulda's schleimige Bonbonstücke, wenn wir so elegante Sächelchen besitzen? — in diesen beiden Stücken zeigte Reicher seinen Hörern, wie er alle Register des Humors nach Belieben aufziehen und erklingen lassen kann. Nicht der Schauspieler, sondern der über seinen Figuren stehende Künstler sprach, und deshalb war die überlegene Ironie gerechtfertigt, womit Reicher sie behandelte. Im Vortrag Sudermann'scher und Wildenbruch'scher Gedichte brillirte seine mit den einfachsten, den menschlichsten Mitteln arbeitende Kunst, die von Mätzchen nichts weiß und von der deshalb die Haase-, die Barnay- und Possart-Amanten nichts wissen wollen.

Wäre das Berliner Publikum auch nur zum vierten Theil so kunstsinnig, wie man ihm vorlügt, diese Reicher-Abende wären Ereignisse und wohl im Stande, den Theatern bedrohliche Concurrenz zu machen. Was dieser Künstler bietet, ist mehr als geistvolle Unterhaltung und Nervenreiz; es ist eine schauspielerische That, dem Hörer aber, in Sonderheit aber dem berufsmäßigen Theatergänger, ein Labsal, ein Sonnenbad. Wir hoffen, daß Reicher uns noch oft Gelegenheit geben wird, von ihm zu lernen, und hoffen, daß die Reichergemeinde bald das ganze „kunstsinnige Berlin" umfassen wird. Der Saal Bechstein ist ja völlig groß genug, es aufzunehmen.

Opern und Concerte.

A Santa Lucia. Oper in zwei Acten von Pierantonio Tasca. — Mala vita. Melodrama in drei Acten von Umberto Giordano. (Kroll's Theater.) — Bajazzi. Musikdrama in zwei Acten von Ruggiero Leoncavallo. (Kgl. Opernhaus.)

In zwei der letzten Nummern dieses Blattes hat ein Fachmann bereits so gründlich über das musikalische Jung-Italien gesprochen und — abgesprochen, daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. Alle drei genannten Opernnovitäten der Königlichen und der Kroll'schen Bühne gehören zu dem von Paul Marsop verurtheilten Verismus-Genre und sind Nachahmungen der „Rusticana" — wie die schlauen Berliner sagen, um sich mit dem häcklichen Cavalleria oder Cavalléria nicht zu blamiren. Immerhin zwingt uns die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß alle drei Opern hier sehr gefallen haben. Mag auch dieser gesungene Verismo ein unerquickliches, unnatürliches, sogar rohes und unitalienisches Genre sein, die Volksstimme hat in Berlin wie in Wien gegen die vielleicht allzu strenge Kritik entschieden. Auch mir scheint es, daß die Signori Leoncavallo, Giordano und Tasca in einer augenblicklich modischen Kunstrichtung ganz außergewöhnliches Talent zeigen.

Der 28jährige Palermitaner Tasca ist nicht nur der jüngste der genannten drei Musiker, sondern nebenbei auch der jüngste — — Bürgermeister Italiens, als welcher er verordnete, daß alle Musikkapellen seiner Stadt Noto Wagner spielen sollten! Er hat schon Vieles componirt, sogar zwei Opern, von denen „Bianca", worin Sixtus V. auftritt, einen großen Erfolg hatte. Sein neues Libretto ist einem in Neapel vielgespielten Volksstücke von Goffredo Cognetti entnommen und eine Tragödie der Eifersucht. Cicillo liebt Rosella; von einer Reise zurückgekehrt und von seiner Braut Maria aufgehetzt, hält er sie für die Geliebte seines Vaters, und um ihre Unschuld zu beweisen, springt sie in's Meer und wird zwar herausgefischt, aber stirbt mit dem Ausrufe: Non è vero! Eine aufregende Handlung also, belebt durch bunte Volksscenen, genau nach Mascagni's bewährtem Recept. Leider bleibt die Musik weit hinter dem Vorbilde zurück, einzig das Abschiedsduo der Liebenden erhebt sich zu bedeutsamer Schönheit; dem zweiten Acte fehlt das dramatisch pulsirende Leben des ersten Aufzuges, die Instrumentirung ist aber durchweg geistreich und glänzend.

„Mala vita" — was weniger schlechtes Leben, als schlechte Aufführung, Schandleben heißt — habe ich schon im Wiener Ausstellungstheater gehört. Es ist der naturalistischste Stoff der Jünger Sonzogno's. Vita Amante, ein junger Färber, thut ein Gelübde, eine Verlorene der Sünde zu entreißen und zu heirathen, wenn er von seiner schweren Krankheit genesen wird. Sein Gebet wird erhört, und er verlobt sich mit Cristina, die von dankbarster Liebe für den Mann erfüllt ist, der sie aus der Schande retten will. Amalie, die Gattin des leichtlebigen Agnetiello, die früher ein Liebesverhältniß mit Vito unterhielt, will diese Heirath um jeden Preis vereiteln, und schon weiß sie wieder den wankelmüthigen Vito zu fesseln. Der Conflict zwischen dem heiligen Gelübde und der Leidenschaft Vito's steigert sich machtvoll zur dramatischen Katastrophe. Er verläßt, der ersten Geliebten zu gefallen, seine Braut, die jene mit Schimpf und Verachtung überhäuft, und die verzweifelnde Cristina stürzt zu „der Liebe Haus", aus dem sie befreit werden sollte und bricht an der Thüre leblos zusammen.

Ein empörend krasser Stoff, die Musik effectreich bis zur Rohheit, und mitten in der Fluth wilder Leidenschaft das neapolitanische Volkslied im dritten Act voll von berückendem Wohllaut.

Die dritte und letzte Novität: I Pagliacci von Ludwig Hartmann ansprechend in's Deutsche übersetzt, hatte in Berlin den stärksten Erfolg. Zum dritten Mal eine Tragödie der Eifersucht. Der Hanswurst im Costüm als tragischer Held — der bekannte romantische Gegensatzeffect. Ein Prolog bereitet dichterisch originell und musikalisch stimmungsvoll auf das Drama vor. Dann entrollt sich ein Stück italienisches Dorf- und Komödiantenleben. Die Gauklerbande fährt vor und die Vorstellung, meine Herrschaften, wird gleich beginnen. Die Frau des Hanswurstes, die schöne Nedda, liebt den Harlekin der Truppe, wird belauscht und verrathen, und im zweiten Acte, wo die Gesellschaft eine Posse aufführt und der Gatte auch in diesem Stücke den Betrogenen zu spielen hat, agirt er seine Rolle so natürlich, daß er nach einer aufregenden Scene, halb Komödie, halb Wirklichkeit, seiner ungetreuen Colombine wüthend das Messer in die Brust stößt. Gebrochen, aber gekühlten Rachedurstes, wankt er an die Rampe vor und sagt: Die Komödie ist beendet. Und darüber sinkt auch der Vorhang.

Leoncavallo ist von dem Jung-Italien nicht nur der begabteste nach Mascagni, sondern auch der von den Neudeutschen am meisten beeinflußte. Während sich die Anderen fast mehr von Gounod als von Wagner inspiriren, ist Leoncavallo ganz ein Schüler des Bayreuther Meisters, doch ohne seine nationale Eigenart zu verleugnen. Er dichtet seine Texte selbst, schwelgt in Leitmotiven und unendlicher Melodie, wühlt das Orchester auf und schmiegt seine Musik dem Wort so eng wie möglich an. Wer das Finale des ersten Actes: „Hüll' dich in Tand und schmücke dein Antlitz" componirt hat, ist ein großes, sehr großes Talent; die zwei Duette im ersten Acte sind wahre Perlen, und das ganze Schauspiel im Schauspiel in Stimmung, Melodie und Steigerung wundervoll. Der Zweifel, ob es sich um eine Komödie oder um blutigen Ernst handelt, ist prächtig ausgedrückt. Wie die drei Spieler aus der Rolle fallen und wieder in ihr aufgehen, wie das Necken und Tändeln und die Komik immer mehr und mehr der tragischen Wirklichkeit weichen, und wie das Geschrei mordlustiges Gebrüll wird, um in einem Todesröcheln zu enden, das ist nicht nur virtuos gemacht, sondern mit genialem Natursinn kunstvoll ausgedrückt. „Commediante — tragediante!" wie es in de Vigny's Erzählung von Napoleon heißt.

Das beklemmende Werk ist ohne Zweifel zu einem großen Erfolge auf der deutschen Bühne berufen. Das Kgl. Opernhaus hat nach der „Cavalleria" wieder das erste Zugstück. Es wird zusammen mit „Bastien und Bastienne", dem lieblichen Singspiele des zwölfjährigen Wunderkindes Mozart gegeben. Kapellmeister Sucher hatte beide Stücke sorgfältig vorbereitet. Bulß als Bajazzo und Sylva spielten und sangen trefflich, nur Frau Herzog, sonst eine schätzbare utilité, erwies sich für die graziöse Colombine unzulänglich. Dergleichen nationalitalische Melodramen muß man von den Italienern bei Kroll sehen, die „Santa Lucia" und „Mala vita" so hinreißend gegeben haben.

Gemma Bellincioni, die „Sarah Bernhardt der Oper", wie sie die begeisterten Wiener nannten, gehört in die Schule der dramatischen Sänger, der Faure, Schröder-Devrient, Niemann und ist fast mehr Tragödin als Sängerin. Ihre Stimme hat nicht den berückenden Zauber einer Sembrich, aber dramatische Accente, über die nur sie verfügt. Die technische Fertigkeit und der sinnliche Wohllaut des bel canto steht hinter dem schauspielerisch gesanglichen Vortrag zurück. Sie hat die Meisterschaft des parlando, des Recitativs, sie gestaltet, aber spielt nicht und entzückt uns, indem sie uns tragisch durchschauert. Ihre Violetta ist gerade so ergreifend poetisch, wie die Marguérite der Duse, und es ist ein eignes Zusammentreffen, daß die zwei größten italienischen Künstlerinnen zu gleicher Zeit den Berlinern höchste Wahrheit und Kunst in Wort und Ton lehren.

Notizen.

Unter den wenigen Verlegern, die diesmal auf dem Weihnachtsbüchermarkt mit Ehren genannt werden können, ragt K. Thienemann's Verlag (Anton Hoffmann) in Stuttgart durch die innere und äußere Gediegenheit seiner Jugendschriften hervor. Ausgezeichnet ist namentlich sein neu gegründetes „Deutsches Mädchenbuch", herausgegeben von Frida Schanz. Es bietet jungen Mädchen Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung und hat die besten Jugendschriftsteller zu Mitarbeitern. Erzählungen, Schilderungen, Gedichte, Sinnsprüche, Aufsätze über Kunst und Kunstgeschichte, Handarbeiten, häusliche Künste, Spiele, Räthsel, alles in bunter Folge, aber doch planvoll und mit pädagogischem Geschick ausgesucht und zusammengestellt. Geradezu einzig in seiner Art ist der reiche Bilderschmuck von Farbendrucken und Textillustrationen, fast jedes Blatt voll künstlerischer Weihe. Ja, unsere Buchtechnik hat Fortschritte gemacht, und wir sind weiter als zur Zeit der guten Tekla v. Gumpert und ihres Herzblättchens Zeitvertreib. Ebenbürtig reiht sich der 7. Jahrgang des „Buch der Jugend" an, das an Güte des Anschauungs- und Lesestoffes als Festgeschenk für Knaben unerreicht dasteht. Eine schöne „Illustrirte Naturgeschichte für die Jugend" bietet Hermann Wagner schon in vierter Auflage, „Helenens Tagebuch" von Ema Biller ist eine anmuthige Erzählung aus dem Mädchenleben, und für die Knaben hat Anton Hoffmann diesmal das Beste von ausländischen Autoren ausgewählt: Kapitän Mayne-Reid liefert den Untergrund des Abenteuerbuches „Die Jagd des weißen Rosses" (nur die Zeichnung der Pferde, die wie Hasen laufen, ist mißlungen); Bulwer gibt seine „Letzten Tage von Pompeji" für eine Bearbeitung her, und Kapitän Marryat den bekannten „Sigismund Rüstig", der mit seinem „Pacific" glorreich Schiffbruch erleidet, ein würdiger Nachfahr des unsterblichen Robinson.

Bilder aus der neueren Geschichte von W. Müller (Stuttgart, Bonz). Der beliebte Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart" gibt hier eine Sammlung allgemein interessanter Aufsätze, von denen wir die besonders fesselnden über den Großen Kurfürsten, Joseph II., Blücher, General Werder und zumal die Ehrenrettung der Lützow'schen Jäger gebührend hervorheben.

Geschichtsphilosophische Gedanken. Von Carl Jentsch. (Leipzig, Grunow.) Unser verehrter Mitarbeiter bietet hier, wie er es nennt, einen „Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens", den wir in recht vielen Händen sehen möchten. Ein tiefer Kenner der geschichtlichen Vergangenheit, ein scharfer Beobachter der Gegenwart, ein Denker und Herzenkundiger erzählt er uns von Gott und Weltzweck, Glück und Fortschritt, analysirt unsere Gesellschaft, unser politisches Leben, exemplificirt auf die mittelalterliche Idealpolitik und kommt dann zu seinem religiösen Lieblingsthema zurück. Mit warmem Herzensantheil spricht er von der Reformation, für deren Mängel er ebensowenig blind ist, als für die der römischen Kirche und gesteht offen, daß er unsere Parität für einen Segen hält und die Wiedervereinigung der Confessionen nicht wünscht. Hier hätte er an Goethe's schönes Wort an die Brüder Grimm erinnern können: ihm sei alle Proselytenmacherei verhaßt, denn ein braver Katholik wünsche im Grunde nichts anderes, als was ein tüchtiger Protestant auch. Wir haben seit Langem kein Buch mehr so befriedigt, geistig angeregt und gemüthlich erquickt aus der Hand gelegt.

Gründung des deutschen Reiches 1859 bis 1871. Von Wilhelm Maurenbrecher. (Leipzig, C. M. E. Pfeffer.) Der jüngst verstorbene Leipziger Professor hat hier noch ein Meisterwerk geliefert, ein Muster objectivster pragmatischer Geschichtsdarstellung. Es ist erstaunlich, wie er in großen Zügen und doch so reich und feinspürig im Einzelnen dieses Stück lebendigster Welt- und Zeithistorie gestaltet, überall die innere Entwickelung aufzeigt, den rothen Faden verfolgt, ohne Wank sein Ziel

im Auge behält. Groß ist auch sein kritischer Sinn, der ihn in der Verwerthung des Urkunden- und Memoiren-Materials überall leitet. Seine Darstellung ist bei aller klassischen Einfachheit niemals doctrinär und kalt, sondern von frischer Anschaulichkeit. Wir empfehlen das prächtige Buch Allen, die gewohnt sind, durch keine fälschende Parteibrille unserer Zeit zu betrachten und zu beurtheilen.

Erinnerungen alter und neuer Zeit von Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim. 2 Bände. (Stuttgart, Metzler.) Der Graf ist ein Verwandter von Goethe's Lili, die bekanntlich einen Herrn von Dürckheim ehlichte, und die lebhaften und innigen Beziehungen der elsässischen Adelsfamilie zu rechtsrheinischen Geschlechtern seit alther hat wohl einen großen Antheil an der deutschen Gesinnung des Grafen. Seine Erziehung war fast ebensosehr deutsch als französisch, obgleich es ihm nicht an der Wiege gesungen war, daß er eines Tages noch einmal ein deutscher Staatsbürger werden sollte. Schon früh zog ihn sein Herz über den Rhein, und unsere Literatur liebte er auch stets fast mehr als die französische. In einfacher, ungekünstelter Art erzählt er von seinen elsässer Knabenjahren, seinem Leben als französischer Beamter, und hübsche Anekdoten beleben den ernsten Text. An seiner Hand sind uns tiefe Einblicke in das Frankreich des zweiten Kaiserreiches gestattet, den Hof, die Camarilla, das Beamtenthum, und wie uns Dürckheim das Ende des Julikönigthum schildert, so erleben wir mit ihm auch den Staatsstreich. Auf Napoleon III. ist er gut zu sprechen, und sein Urtheil dürfte die Geschichte ratificiren. Daß das ganze kaiserliche Kartengebäude zusammenbrechen muß, ergibt sich aus Dürckheim's Schilderung als eine innere Nothwendigkeit. Die offizielle und militärische Maschinerie functionirt schlecht, höchstens in Corsica finden wir mit ihm ein starkes Volksthum, und was er uns von Algier erzählt, zeigt deutlich, daß es die denkbar schlechteste Soldatenschule war. Beim ersten Zusammprall mit einem disciplinirten Gegner mußte das Heer von abenteuerlustigen Troupiers unterliegen. Als diese Katastrophe eintritt, finden wir den Erzähler im heimischen Elsaß, und im Widerstande gegen die Invasion thut er als organisirendes Talent seine französische Bürgerpflicht. Er ist aber empört über die Undankbarkeit der Pariser und ihre Absetzung der Dynastie, und so bereitet sich ohne große innere Kämpfe der Uebergang zum deutschen Staatsbürger. Mit verhaltenem Jubel begrüßt er die Wiedervereinigung des Elsaß mit seinem deutschen Mutterlande, und bald brechen die alten Sympathien unaufhaltsam hervor. Er reist nach Berlin, wird bei Hof empfangen, verkehrt mit Bismarck, für den er schwärmt, und sein Möglichstes hilft er mit an der völligen Verschmelzung seiner engeren Heimath mit dem Reich. Mannhaft und herrlich klingt sein deutsches Glaubensbekenntniß, und darum erfüllt es sein Herz mit Zorn und Wehmuth, daß die Assimilirung auf so vielen Widerstand stößt. Er zählt die Fehler der Verwaltung auf und kritisirt besonders scharf das System Manteuffel, das nur das Protestlerthum großzog. Seine letzten Wünsche gelten der Wohlfahrt des Reiches und seiner angestammten Heimath. Es ist ein milder, edler Geist, der diese Erinnerungen durchweht, in Vorzügen und Schwächen ein echter deutscher Mann, ein zartes, poetisches Gemüth, das seine Darstellung mit schönen eigenen Liedern durchwebt. An dieser Stelle haben wir schon einmal die anderswo gesammelten Gedichte des greisen Patrioten gewürdigt. Auch seinen Lebenserinnerungen können wir ein herzliches Geleitwort mitgeben. Möge des edlen Mannes Buch allen Elsässern zur Erhebung und Nachachtung dienen!

An ein Werk des vornehmen Verlages von Wilhelm Hertz in Berlin pflegt man mit Fug so hohe Erwartungen zu knüpfen, daß eine neuerliche Veröffentlichung wie „Evoë!" Dramatisches Spiel von Riccarda Huch uns doppelt enttäuschen muß. Nicht, daß es der Verfasserin — wie wir hören eine Züricher studiosa philosophiae — an poetischem Talent gebräche, aber es scheitert an dem zu hohen Ziel, für das es noch lange nicht reif genug ist. Die Handlung zeichnet sich nicht durch Neuheit aus: ein Lautenschläger liebt eine Dichterin und wird durch eine Art bußpredigenden Savonarola von ihr getrennt, bis zuletzt das lebensfreudige, bacchantische Evoe! über das grämliche Hosiannah siegt. Leider ist die scenische Ausführung viel zu breit und schleppend, die dramatische Entwickelung der schattenhaften Charaktere unklar, und nur die schöne Diction vermag unseren Antheil zu gewinnen. Da wenden wir uns lieber zu einer anderen Neuigkeit des Hertz'schen Verlages, die „Gedichte" von Hedwig von Olfers. Da ist nichts aus Emancipatien, kein Sturm und Drang; sondern nur ein tiefes, schlichtes, sinniges Frauengemüth, dem auch ein Gott zu sagen gab, was es in einem neunzigjährigen Erdenwallen Menschliches empfand und litt. Die Tochter des „preußischen Tyrtäus" Stägemann, die allen ihren Bekannten unvergeßlich bleibt, beansprucht keinen Platz auf dem Parnaß, aber ihre melodischen, herzwarmen Gelegenheitsgedichte werden manche gleichgestimmte Seele ergreifen, trösten und erheben. H. Grimm, Erich Schmidt und Wildenbruch haben dem Urbild von Wilhelm Müller's „Müllerliedern", als Freunde ihres gastlichen Hauses, schöne Nachrufe gewidmet, die dem Buch gleichsam als Vorwort dienen. Von ihrer poetisch begabteren Tochter Marie von Olfers ist gleichzeitig bei Emil Felber in Berlin ein Band „Erzählungen" erschienen, worin mancher Ton der mütterlichen Muse nachklingt. Ein Erbtheil ist jedenfalls das Herzliche, Sinnende und Sonnige, das seelisch Bewegte und lieblich Empfundene, das sich in diesen zarten, freundlichen, echt frauenhaften vier Novellen ausspricht. Es liegt zugleich etwas Abgeklärtes auf diesen Geschichten und Gestalten, das an Heyse gemahnt und den Leser zauberisch gefangen nimmt.

Emil Felber's Verlag in Berlin hat sich mit gediegenen Werken der Erzählerliteratur gut eingeführt. Sein poetischer Hausgeist ist Wilhelm Jensen, und von ihm sind auch die zwei neusten Bände: „Vom Wegrand", eine Sammlung reizender Novelletten und Gedichte, Märchen und Balladen, und „Die Wunder auf Schloß Gottorp", halb culturhistorisches Gemälde, halb phantastische Erzählung. Hier sind wieder die duftige Naturstimmung und die dichterischen feinen Uebergänge aus dem Chronikstil und dem spannenden Cagliostro-Spuk ins moderne Feuilleton bewundernswerth.

Die Zeit der Bauernkriege bietet Epenstoffe dar wie keine zweite Epoche unserer Geschichte; aber sie verlangt auch einen Dichter mit starker, fest zugreifender Hand, sie verlangt, wenn sie bewältigen lassen soll, ein Talent mit flammendheißem Athen, einen Poeten, der verzückt über ihren Gedanken gebrütet hat. Die große soziale Bewegung des Mittelalters gleicht in mehr als einer Beziehung überraschend der heutigen: ihre Führer — darin freilich gleicht sie der heutigen Bewegung nicht — geboten über einen Ideenschatz von hinreißender Pracht und Größe, und diesen Männern muß, wer ihr Heldenlied singen will, einigermaßen congenial sein. Der Dichter, den es diese Zeit zu gestalten gelüstet, hat all seine Kraft auf die treibenden Gedanken der Bewegung zu concentriren, wenn anders er ein Werk schaffen will, darin der Herzschlag unserer Tage pulst; er kann sich freilich auch damit begnügen, nur die Folgewirkungen des Aufstandes zu schildern oder auch den Aufstand nur als Staffage für einen Roman zu verwenden. In letzteren Falle profitirt er für seine Arbeit nichts von der flackernden Glut jener Tage und geht dafür ungefährlicheren Pfad; Eduard Eggert in seinem hübschen „Bauernjörg" (Josef Roth, Stuttgart) hat sich für diesen Pfad entschieden. Als „Bauernjörg" figurirt in den Annalen deutscher Geschichte Georg Truchseß von Waldburg, der die Aufständischen von 1525 niederschlug; er nimmt keine imponirende Stellung ein. Er war ein rohherziger mitleidloser Draufschläger, sehr im Gegensatz zu dem berühmteren Frundsberg; war voller Kriegslisten und Verräthereien und empörte selbst Adel und Klerus durch die unerhört grausame Rache, welche er an den Unterlegenen nahm. Eduard Eggert stellt ihn anders dar. Für Eduard Eggert ist Jörge Truchseß der wackere Familienvater, der hochsinnige Rittersmann u. dergl. m.; die Bauern und ihre Führer aber kommen schlecht weg, obgleich der Dichter sein historisches Wissen zumeist dem übertrieben bauernfreundlichen Zimmermann verdankt. Doch ist solches Vertauschen der Rollen des Dichters gutes Recht; nur darf dann sein Werk keinen Anspruch machen auf jene „historische Treue" höheren Sinns, die dem „Wallenstein" Schiller's, den Kleist'schen, Hebbel'schen und Ludwig'schen Geschichtsdramen, selbst dem Goethe'schen Goetz eignet. Der Bauernjörg von Eggert ist ein gutes Buch. Die hübsche Handlung spannt unser Interesse nicht übermäßig, regt es aber an und bewahrt es sich bis zum Schlusse; die Zeichnung der Charaktere verräth eine im Ganzen sichere Hand, wenn schon sie etwas origineller hätte gestalten können; der Bauernführer Pfaff Florian (Eggert'scher Färbung) ist eine gelungene Type. Mehr aber noch fesselt und ergötzt die anmuthvolle, schöne Sprache, der leider durch die Art der Versification zuweilen gestörte, melodische Fluß der Verse, der Reichthum des Werkes an gut gesehenen, beseelten Landschaftsbildern. Wir hoffen und wünschen von Ed. Eggert, daß er auch auf Seelenstimmung anwenden lernt, was er der Natur gegenüber trefflich versteht. — Durch das sich fast immer gleichbleibende jambische Versmaß kommt eine gewisse Eintönigkeit in das Poem, welche sich leicht hätte vermeiden lassen; der Ependichter muß, nimmt er so viel Schwierigkeiten mit in Kauf, auch andererseits die Vortheile voll ausnützen, die ihm dem Romanschriftsteller gegenüber gewährt sind; er darf bei dem bekannten „Versüberdruß" des Publikums auf kein Mittel verzichten, seiner Schöpfung frohen, bunten Glanz, lockende Abwechslung zu verleihen.

g.

Liebe und Leben. Eine Sammlung deutscher Lyrik. Ausgewählt von Friedrich von Bodenstedt. Illustrirt von Heinrich Rettig. (Leipzig, Adalbert Fischer.) Ohne Zweifel die schönste Anthologie, nicht nur zum diesjährigen Fest, sondern vielleicht von allen je bei uns erschienenen. Die letzte Lebensarbeit Bodenstedt's hat dem Text gegolten, und auch die neueren Dichter sind dabei zu ihrem Rechte gekommen. Die zarten duftigen Aquarelle Rettig's mit ihren poetischen Menschen und farbenfrohen Blumenstücken sind in Ton und Stimmung geradezu köstlich, ohne übertriebene Süßlichkeit und sentimentales Schwelgen. Wir haben noch selten ein so harmonisch abgestimmtes Illustrationswerk gesehen, und die Farbendrucke geben technisch den besten Pariser und Londoner Tafeln nichts nach.

Daß Hans Hoffmann ein Vollblutdichter ist, wissen wir schon aus seinen Novellen, aber seine eben bei A. G. Liebeskind in Leipzig erschienenen Gedichte: „Vom Lebenswege" bestätigen es wiederum. Wohl schlägt er keine neuen Töne an, und auch den lyrischen Stoffkreis erweitert er nicht, aber im alten Geleise findet er immer wieder Schönes, Eigenartiges, mächtig ans Herz Greifendes. Seine Liebeslieder haben Duft und Süße, seine Reisebilder Frische und Farbe, aber am Bedeutendsten ist er doch dort, wo er seinem jovialen, burschikosen Humor die Zügel schießen läßt. Wie hübsch ist z. B. sein Lob des südtiroler Traubensaftes, den man nicht nur trinken, sondern auch billig bezahlen kann! Seine Heimathbilder zeigen uns gleichfalls prächtige Originale und schöne Naturbilder. Liebeskind hat dem Band sein großes Format in Typen und Papier angedeihen lassen, und Hoffmann verdient die Ehre.

De Wilhelmshäger Köſterlüd. Roman von Felix Stillfried. (Wismar, Hinstorff). Dieser plattdeutsche Roman ist der erste, den der Verleger Reuters seit des Meisters Tod zu übernehmen wagte, und schon in diesem Ausnahmefalle liegt eine Empfehlung. In der That ist Stillfried ein guter Erzähler von herzgewinnender Eigenart, treuherzig und liebenswürdig und ein echter Humorist, wie der Dichter der „Stromtid". Die einfachen Schicksale der Söhne des mecklenburgischen Küsterhauses sind ungekünstelt, aber nicht ohne Kunst erzählt und lebensvoll gestaltet, und wir folgen ihrem Sterne mit warmer Theilnahme bis zum guten Ende. Es ist seit Groth und Reuter so viel mittelmäßige plattdeutsche Literatur erzeugt worden, daß wir diese wahrhaften Perlen umso lieber empfehlen. Der gleiche Verlag gibt eine culturhistorische Studie von Prof. F. Bern-

höft: „Frauenleben der Vorzeit“ in schönem Festgewand heraus. Sie erzählt uns von der Minne Lust und Leid in grauer Vorzeit und eröffnet uns dadurch das Verständniß für manche Erscheinungen der Gegenwart und manche Züge unserer nationalen Cultur.

Wer zur Jahreswende nach einem wahrhaft erhebenden Erbauungsbuch verlangt, findet es in Pastor Albertz' neuer Schrift: „Der Brief Pauli an die Philipper in Bibelstunden (Strehlen, Ernst Asser). Die heilsame Nutzanwendung auf die Gegenwart wird von dem Verfasser fleißig gezogen, und auch Andersdenkenden und Zweiflern kann es nichts schaden, wenn sie von einem glaubensstarken Gottesmann in ihrem Gewissen etwas aufgerüttelt werden.

Im Waffenrock. Ernste und heitere Bilder aus dem Soldatenleben gezeichnet von Feodor Czabran. (Gera, G. Leutzsch.) Die renommirte lithographische Kunstanstalt konnte auf dem Festbüchermarkt wirklich kaum glänzender debütiren, als mit diesem werthvollen und dabei sehr billigen Prachtwerk, das allen Angehörigen unseres Heeres, vergangenen wie zukünftigen, bestens empfohlen werden kann. Der deutsche Soldat im Frieden, in Freud und Leid, auf dem Schießstand, beim Schäkern, Ausmarsch am Dorfbrunnen vorbei, exerzirend auf dem Kasernenhofe, lustig feiernd bei Kaisers Geburtstag, im Feld, im Patrouillendienst, auf stiller Wacht, bei „Vater Philipp“ im Arrest, — und wie ist das Alles dem Leben abgelauscht, wie scharf charakterisirt und in Gruppen und Scenen gestaltet! Wohlgemerkt, Caricaturen sind es aber nicht, keine billige Spaßmacherei in der Art unserer Witzblätter, vielmehr ergibt sich die meist unfreiwillige Komik aus den Situationen und ihrer natürlichen Drastik. Die Ausführung ist so vortrefflich, daß die vollste Bildwirkung immer erreicht wird, zumal mit den in verschiedenen Tönen ausgeführten Blättern. Ein verwandtes, aber weit kostspieligeres Werk ist die neue Bildermappe des bekannten Militärmalers Karl Röchling: „Unser Heer“ (C. T. Wiskott, Breslau). Gleichfalls ein naturgetreues Spiegelbild des militärischen Lebens, doch mit stärkerer Betonung des Anekdotischen. Einzelne Blätter, wie die Schießschule, das Diner im Biwak, sind bewegte Bilder vom Krieg im Frieden, andere wieder sind scherzhaft, aber immer ohne Uebertreibung aufgefaßt: Der „langsame Schritt“ z. B. ist von erschütternder Komik und dabei so wahr und echt. Aber der Zeichner führt uns auch in die Mysterien des Berufssoldatenlebens ein und zeigt uns, was der Civilist nur ahnt. Das Treiben der Offiziere, Wachtstube, Kantine, Küche, Handwerkerstube — wir lernen jedenfalls aus diesen zwei Mappen unser Soldatenleben besser kennen, als aus realistischen Novellen und Romanen. Auch Wiskott's Lichtdrucke machen dem deutschen Kunstverlag Ehre.

Aus den Vorbergen. Novelle von Paul Heyse. (Berlin, W. Hertz.) Kaum ein halbes Jahr nach Veröffentlichung des dreibändigen Romanes „Merlin“, der in diesen Blättern von Prof. Carriere beurtheilt worden ist, bringt der Dichter einen neuen Band Novellen, die stattliche Reihe dieser seiner Meisterwerke um weitere vier vermehrend. Alle Freunde seiner unerschöpflichen Erzählergabe werden auch hier bei der vollendeten Darstellung das Geschick bewundern, womit anziehende und für psychologische Vertiefung geeignete Probleme in einer die Gesetze des Schönen streng einhaltenden Weise aufgenommen und gelöst sind. Dürfte auch nicht jede der im Buche enthaltenen Novellen das gleiche Wohlgefallen bei allen Lesern finden, so wird man doch allen mit gleichem Interesse folgen und zugleich den Ernst der Lebensauffassung beherzigen, der an allem Menschlichen die wärmste und aufrichtigste Theilnahme zu erwecken vermag. Wie der Titel besagt, haben die Novellen den nämlichen Schauplatz: die Umgegend des lieblichen Schliersees in Oberbayern. Vorwiegend tragen demnach die hier vorgeführten Gestalten das Gepräge katholischer Denk- und Gefühlsweise, dem Dichter, der sich zum freiesten Protestantismus bekennt, wohlvertraut aus langjährigem Verkehr mit den Bewohnern der süddeutschen Gemarkung. Er weiß die Ausschreitungen der Glaubensform in dem anmuthigen „Marienkind“ eben so verständnißvoll und unbefangen, wie die wahrhafte Innigkeit der Ueberzeugung darin, wie solches in der rührenden Geschichte „Xaverl“ geschieht, zu veranschaulichen und zu würdigen, hier das Unterliegen, dort der Sieg einer tüchtigen Menschennatur im Conflicte angestammter Vorstellungen und der eigenen Kraft darstellend. Von weniger Belang ist das Glaubenselement bei den zwei übrigen Novellen, von denen die letzte den Neid zum Gegenstande hat und diese Gemüthsrichtung an einer im Kampf ums Dasein begriffenen derben Frauengestalt vorführt, die erste „Broni“ betitelt und als Gegenstück dazu den Zwiespalt von Dankbarkeit und Liebe an den Schicksalen einer Bahnwärterfrau, dessen ergreifende Tragik uns den Dichter auf der Höhe seiner psychologischen Schilderungskunst zeigt, wie sie seine anerkannt besten und den dauernden Bestand deutscher Erzählungskunst bildenden Novellen auszeichnet. w. b.

Josef Lauff hat bei Albert Ahn in Köln ein neues Epos „Klaus Störtebecker“ erscheinen lassen, das sich mit dem berüchtigten Seeräuber gleichen Namens beschäftigt. Wie allen Erzeugnissen seiner Muse, ist auch diesem „Norderlied“ eine große formale Schönheit nachzurühmen, und der Dichter fühlt sich im Technischen seiner Kunst so sicher, daß er Schwierigkeiten förmlich aufsucht, um sie mit spielender Grazie zu überwinden. Er schwelgt z. B. in selteuen Reimen, hütet sich ängstlich, Schmerz und Herz, Sonne und Wonne zu gatten; bei ihm liest man gleich im Beginne von „Dreimasterthronern“ und „Schonern“, von „Prahm“ und „gram“, ja Reimpaare, wie „Gebreite-Spreite“, deren Wortsinn fast unbekannt sind, tauchen bei ihm in häufiger Wiederholung auf. Ein eingeschobenes Lied bringt fünf Reime auf „Bruder“, in jeder Strophe einen neuen, und es drängt sich wahrhaftig dem Leser die Ueberzeugung auf, daß der Dichter noch einen sechsten Vers angehängt haben würde, wenn ihm nur nicht der passende sechste Reim gemangelt hätte. Lauff kokettirt mit seiner Geschicklichkeit und das ist fast schlimmer als Trivialität in der Reimbehandlung. Wir schicken diese Erörterungen voraus, weil wir den Dichter davor warnen wollen, auf einer Bahn fortzuschreiten, die ihn von echter Poesie entfernt; Lauff weiß doch fürwahr ohne solche Lichter sein leider noch kleines Publikum zu fesseln und zu ergötzen. „Klaus Störtebecker“ ist die Gabe eines echten Talentes, das offenbar nur darum unbekannter als Wolff geblieben ist, weil es sich höhere Ziele gesetzt, weil es etwas zu sagen hat. Es treten uns groß aufgefaßte Menschen entgegen; die Handlung ist knapp geschürzt und wenn auch nicht spannend, so doch von jeder inneren Unwahrheit frei; das gespenstische Element im Klaus, der als Sohn des fliegenden Holländers eingeführt wird, ist so gut zur Darstellung gebracht und zeigt, obschon es ein eigentliches „schudderiges“ Grausen nicht einflößt — diese Kunst hat nach E. T. A. Hoffmann nur noch der unglückselige Maupassant verstanden — doch deutlich Lauff's dichterische Ueberlegenheit Wolff gegenüber.

Hat Richard Wagner eine Schule hinterlassen? Von Arthur Seidl. (Kiel, Lipsius & Tischer.) Das neue Heft der interessanten Flugschriftensammlung bejaht die Frage, die wir ebenso energisch verneinen möchten. Der Verfasser verwechselt eben Schule und Anhängerschaft mit bloßen Anregungen, wie solche allerdings vielfach und auf manchen Gebieten von Wagner ausgegangen sind und zum Theil noch fortwirken. Musik, Regie, Decorationsmalerei, Costümwesen, Schauspielkunst, Aesthetik, Philosophie, Vegetarismus, Antisemitismus — fast überall spüren wir noch etwas von Wagner's Thätigkeit. Schüler hat er auf dem Gebiete der Musik sehr wenige hinterlassen, und ihr Einfluß ist unbedeutend. Seidl gesteht es, ohne zu wollen, indirect selbst ein, denn nachdem er Cornelius als Nachfolger von Berlioz und Bruckner als Schubertianer entlarvt, hält er mit Recht auch Götz nicht für einen echten Wagnerianer. Bleiben die maßlos von ihm verhimmelten „Schüler“ Hans Sommer, Richard Strauß, Hugo Wolf und Alexander Ritter, der „vollberufene, ebenbürtige“ Nachfolger Wagner's! Geschrieben ist die interessante und fachkundige Schrift in jenem trockenen, gespreizten, absichtsvollen, unplastischen Bayreuther Stil, der dem Meister nachempfunden ist und auch Wolzogen's Schriften schlechtweg unlesbar macht.

In der „Kleinen Odyssee“, einer Seegeschichte von Heinrich Kruse (S. Hirzel, Leipzig) macht der Verfasser, und sagen wir es gleich, mit unverkennbarem Geschick, den Versuch, Homer's Odyssee, sowie die Hauptereignisse des trojanischen Krieges in einer von allen Nebensächlichkeiten freien, humorvollen Form zu erzählen. Daß bei dieser gedrängten Darstellung neben Ueberflüssigem auch manche Schönheit des Urtextes verloren geht, mag bedauerlich sein; anerkennt man aber die Berechtigung des Dichters zu einer Umgestaltung, so darf man nicht über Kleinigkeiten mit ihm zanken. Kruse führt uns auf die hohe See, wo sein zu tollen Streichen allweil aufgelegter Held Heinrich dem aufhorchenden Matrosenvolk in Scheherezaden-Manier von den Irrfahrten des vielgewandten Ithakers erzählt; ergötzlich würzen die oft derbkomischen Einwürfe der braven Theerjacken die von Jung Heinrich burschikos vorgetragenen Aventuren. Kruse schreibt gute, verständige Hexameter; seine anmuthige Arbeit wird jedem gebildeten Manne inniges Vergnügen bereiten.

Geschichte der deutschen Literatur von Otto von Leixner. (Leipzig, O. Spamer.) Diese 2. Auflage zeigt sich uns im Text und Bilderschmuck reich vermehrt, ein überaus stattlicher Band, der dem behäbigsten Lexikon nicht nachsteht. Wir geben ihm in jeder Hinsicht den Vorzug vor Vilmar's vielverbreiteter frömmelnder Literaturgeschichte, denn Leixner ist selber Dichter und bringt nicht nur Geschmack am Schönen, sondern auch ein warmes Herz dafür mit. Es ist kein bloßes Aneinanderreihen von Biographien und Besprechungen, sondern ein gut Stück pragmatischer Culturgeschichte, wobei die literarischen Erscheinungen stets im Zusammenhange mit der Zeit und ihren Strömungen betrachtet werden. Einige nur historisch belangreiche Kunsterzeugnisse dürften etwas kürzer behandelt sein, namentlich die öde Zeit von Luther und Sachs bis Gottsched. Die Urtheile beweisen Selbständigkeit, doch ist natürlich die Versicherung der Vorrede: „mit wenigen Ausnahmen habe ich alle hier besprochenen Werke selbst gelesen“ sehr cum grano salis zu verstehen. Ein großes Gewicht legt Leixner besonders auf sittliche, kerndeutsche und gesunde Werke; diese Epitheta kehren immer wieder, während der rein dichterische und künstlerische Werth erst in zweiter Reihe kommt. Darum wird er auch einem Günther, Bürger, Heine, Grisebach wenig gerecht. Wenn er nur diejenigen Dichter liebt, die sich von fremdländischen Einflüssen frei hielten, dann kann er auch die Dichter des Götz, der Iphigenie, der Braut von Messina u. s. w. ruhig von seiner Liste streichen. Unter die „rein deutschen“ Realisten beliebt er zu zählen Karl von Perfall, der von Zola und E. v. Wolzogen, der von Collins ausging. Ueberhaupt werden persönliche Beziehungen und zumal die Leixner'sche Tafelrunde Linke, Wechsler u. s. w. liebevoll berücksichtigt, aber im Ganzen sind die Urtheile gerecht und auch Gegnern gegenüber von lobenswerther Objectivität. Unstatthaft scheint es uns, daß einzelne nobilitirte Dichter, die das „von“ niemals vor ihre literarischen Werke setzen, hier mit dem Adelsprädicat auftreten, wie Hopfen, Hermann Grimm; was einem Scheffel und Gottschall schmeichelt, konnte einen Bodenstedt rasend machen. Conrad Ferdinand Meyer ist als Meyer-Ziegler aufgeführt, bloß weil er sich im Literaturkalender zum Unterschied von den zahllosen anderen Meyer dort so genannt hat. Dann einige kleine Flüchtigkeiten: Wolzogen hat keineswegs „mit seinem ersten selbständigen Lustspiel: Lumpengesindel die Bühne erobert.“ Bei Steinhausen ist sein Hauptwerk: „Irmela“ vergessen. Von unserem Herausgeber lobt er einen Roman, der noch nicht erschienen ist, und tadelt Theaterstücke, die nie erscheinen werden. Aber das sind schließlich Kleinigkeiten, die den Werth des schönen Buches nicht tangiren. Die Illustrationen sind meist prachtvoll, zumal die Bildnisse; nur die abscheuliche Caricatur auf Herwegh gehört nicht in ein Familienbuch. Ein ganz besonderes Lob verdient das fleißige Register.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Die Gegenwart
Nr. 40.

Diese **beschlagnahmte** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Anti-Vespasian,

ist vom Kgl. Landgericht I wieder **freigegeben** worden und kann durch alle Buchhandlungen, sowie bei Voreinsendung von 53 Pf. in Marken direct von uns wieder bezogen werden.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Der Verein der Bücherfreunde

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 5.75; für gebundene Bände M. 4.50.

Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle

Verlagsbuchhandlung
Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

Soeben erschienen, in allen Buchhandlungen zu haben:

De Wilhelmshäger Kösterlüd.

Plattdeutscher Roman
von
Felix Stillfried.
2 Bände.
Preis geh. M. 5.40. Eleg. geb. M. 7.—

In seiner Frische der Darstellung, seiner originellen Charakterzeichnung, und in seinem anheimelnden gemüthswarmen Humor erinnert dieser Familienroman vielfach an **Reuter's Stromtid.**

Frauenleben in der Vorzeit

von Prof. **F. Bernhöft.**
Eleg. brosch. M. 2.—

Ein interessantes Büchelchen, welches das Brautwerben und das Eheleben der alten Culturvölker schildert und es in fesselnde Parallelen zu dem Liebesleben halbcivilisirter Völkerschaften stellt.

Wismar.
Hinstorff'sche Hofbuchhandlung
Verlags-Conto.

Schöne Festgeschenke aus dem Verlage von **Emil Felber** in Berlin.

Übermächte. Zwei Novellen von **Wilhelm Jensen.** Fein gebunden 5 M. Mit seltener Einmütigkeit hat die gesamte Presse Jensens Übermächte als eine der hervorragendsten Erscheinungen der letzten Jahre bezeichnet.

Vom Wegrand. Kleine Bilder von **Wilhelm Jensen.** Fein gebunden mit Goldschnitt 6 M. „Kleine Bilder", aber von wunderbar poetischer Kraft. Wahre Kabinettstücke der Lyrik und Erzählungskunst.

Die Wunder auf Schloss Gottorp. Ein Gedächtnisblatt aus dem vor. Jahrhund. Von **Wilhelm Jensen.** Fein geb. 6 M. Die halb-mythischen Gestalten Cagliostros und St. Germains treten uns in diesem ausserordentlich spannenden Roman lebenswahr entgegen.

Erzählungen. Von **Marie von Olfers.** Fein gebunden 7 M. Ein neues Buch der „norddeutschen Ebner-Eschenbach", so köstlichen Inhalts, dass man es mit Freuden wieder und wieder lesen wird.

Verlag von Wilhelm Braumüller in Wien.

Sammlung
von
populär-wissenschaftlichen Vorträgen
Ueber den Bau und die Leistungen des Gehirns.
Von
Dr Th. Meynert.

Inhalt: Die Bedeutung des Gehirns für das Vorstellungsleben. — Zur Mechanik des Gehirnbaues. — Ueber die Gefühle. — Nachruf an Rokitansky. — Ueber den Wahn. — Ueber die Bedeutung der Stirn-Entwicklung. — Mechanik der Physiognomik. — Gehirn und Gesittung. — Nachruf an Bamberger. — Das Zusammenwirken der Gehirntheile. — Ueber künstliche Störungen des psychischen Gleichgewichts.

Gr. 8. [VIII. 256 S.] 1892. Preis: 5 Mark.

Feinstes und billigstes Geschenk
für Jedermann ist die **hochelegante** Kunstmappe
„Im Waffenrock"
von **Feodor Czabran.**
Preis: 6 Mark.

Zu beziehen durch **jede Buchhandlung** oder **direct** von der **Verlags-Kunstanstalt** von **Gustav Leutzsch** in **Gera, Reuß,** gegründet 1860.

☞ Gegen franco Einsendung von 6 Mark erfolgt **portofreie** Zusendung.

Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Felix Dahn.
Gedichte. 4. Sammlung.
Felix und **Therese Dahn.**
XII, 554 S. 8°. geh. 8 M., geb. 9 M.

Diese Sammlung ist die erste, welche seit dem Erscheinen der „Balladen und Lieder" (1878) veröffentlicht wird; die Gattin des Verfassers ist mit so zahlreichen Gedichten früher nicht hervorgetreten.

Die Abtheilung: „Heiteres, Scherze und Schwänke" zeigt den Dichter von einer bisher wenig bekannten Seite; auch an Spiegelbildern des künstlerischen und poetischen Lebens der Gegenwart fehlt es diesmal nicht.

Neuer Verlag von **Breitkopf u. Härtel,** Leipzig.

Liszt-Briefe
gesammelt von
La Mara.
2 Bde. über 50 Bgn. 8°. geh. 12 M. geb. 14 M.

Die Sammlung der Briefe Franz Liszt's bietet ein treues Spiegelbild von dem Lebensreichthume und der hinreissenden Persönlichkeit dieses genialen Künstlers und liebwerthen Menschen, eine lebendige fast lückenlose Selbstbiographie.

Im Verlage von **Ernst Asser, Strehlen** i. Schles. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Brief Pauli an die Philipper
in Bibelstunden
von
Ernst Albertz,
Pastor in Strehlen i. Schles.
Gr. 8°. 11 Bogen stark. Preis geheftet Mk. 2.—, in Original-Leinenband Mk. 3.—.

Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

C. Hirnndo.
Chiemseelieder.
8°. geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Die Verfasserin von „Irmengard" und die „Giebinger" ist in diesen Liedern zu den ihr altvertrauten Ufern des Chiem-Sees zurückgekehrt. Eine Reihe von ernsten und heiteren Bildern, an der Hand von Geschichte und Sage, schildert in eigenartiger Mischung von Epischem und Lyrischem die Geschicke eines der schönsten deutschen Gaue.

In meinem Verlag erschien:

Die Jungen von Holzgrün.
Eine Erzählung. 548 S. broch. 5 M., geb. in Ganzleinen 6 M.

Friedrich Schneider, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig.**

Das wichtigste historische Werk der Neuzeit.

Die Gründungsgeschichte des Deutschen Reiches, ausführlich und unparteiisch von einem der hervorragendsten Historiker der Gegenwart geschrieben, sollte von jedem Deutschen gelesen werden. — Es sei noch auf die Darstellung der Vorgänge in Ems hingewiesen.

Die „Tägliche Rundschau" sagt: Wenn ein Buch verdient in der deutschen Familie heimisch zu werden, so ist es sicher das vorliegende ꝛc.

Die „Kölnische Ztg." sagt: Es ist ein nach Ausstattung, Form, Darstellung und Inhalt gutes Buch, das wir nicht nur dem Deutschen, sondern auch dem Publikum des Auslandes empfehlen ꝛc.

Preis halbfranz gebunden M. 5.60.

Verlag von C. E. M. Pfeffer in Leipzig.

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.

Erinnerungen alter und neuer Zeit

von Ferdinand Graf Eckbrecht

Dürckheim.

2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Karl May's gesammelte Reiseromane

sind das

Interessanteste,

was seit Jahrzehnten erschienen ist.

Jede Lieferung (64 Seiten) nur 30 Pf., jeder Band (ca. 640 Seiten) 3 Mk.

Vorrätig in allen Buchhandlungen oder direkt franko vom Verleger

Friedr. Ernst Fehsenfeld
in Freiburg i. Breisgau.

= Empfehlenswerte Werke für die Hausbibliothek. =

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit mehreren Hundert Abbildungen, Karten und Chromotafeln. 3 Bände in Halbfranz gebunden zu je 8 Mk. oder in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig. *(Im Erscheinen.)*

Meyers Kleiner Hand-Atlas.

Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen. In Halbfranz gebunden 10 Mark oder in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

Afrika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfranz gebunden 12 Mk. oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mark.

Asien.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. In Halbfranz gebunden 15 Mark oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mark.

Brehms Tierleben.

Dritte, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. E. Pechuel-Loesche, Prof. Dr. W. Haacke, Prof. Dr. O. Boettger, Prof. Dr. W. Marshall und Prof. Dr. E. L. Taschenberg. Mit über 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten, 80 Tafeln in Holzschnitt und 100 Tafeln in Chromodruck. 10 Bände in Halbfranz gebunden zu je 15 Mk. oder in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. *(Im Erscheinen.)*

Brehms Tierleben.

= Volks- und Schulausgabe in 3 Bänden. =

Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage. Mit 1300 Abbildungen, 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 10 Mk. oder in 52 Lieferungen zu je 50 Pf. *Im Erscheinen.)*

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1200 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Chromotafeln. 3 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 42 Lieferungen zu je 1 Mk.

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Joh. Ranke. Mit 991 Abbildungen im Text, 6 Karten und 32 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mk.

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 30 Liefgn. zu je 1 Mk.

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Chromotafeln. 2 Bände in Halbfranz geb. zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk.

Meyers Konversations-Lexikon.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 3700 Abbildungen im Text, 567 Illustrationstafeln, Karten und Plänen. 16 Bände und 1 Ergänzungs- und Registerband fein in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

Dem Hauptwerk sind zwei Jahres-Supplemente 1890/91 und 1891/92 angeschlossen, in Halbfranz geb. zu je 10 Mk.

Meyers Klassiker-Ausgaben

Unübertroffene Korrektheit — Schöne Ausstattung. — Eleganter Liebhabereinband.

Goethe, 12 Bände	30 Mk.	H. v. Kleist, 2 Bände	4 Mk.
Schiller, 6 Bände	15 -	Chamisso, 2 Bände	4 -
Lessing, 5 Bände	12 -	Hoffmann, 2 Bände	4 -
Herder, 4 Bände	10 -	Lenau, 2 Bände	4 -
Wieland, 3 Bände	6 -	Heine, 7 Bände	16 -
Hauff, 3 Bände	6 -	Gellert, 1 Band	2 -
Eichendorff, 2 Bände	4 -	Bürger, 1 Band	2 -

Verzeichnis der *ausländischen Klassiker* = 70 Bände = wolle man gratis verlangen.

Probehefte oder Probebände obiger Werke liefert jede Buchhandlung auf Wunsch zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte gratis.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Hierzu zwei Beilagen: Leopold Voß in Hamburg. — Gotth. Scheithauer in Pillnitz.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 24. December 1892. Band XLII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Individualismus und Sozialismus. Von Georg Winter. — Der Vogel als Flugmaschine. Von W. Berdrow. — **Literatur und Kunst:** Im Aachener Zeitungsmuseum. Von K. — Unsere Archäologen. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Sammler. Weihnachtsgedanken von Tov Hedberg. — **Aus der Hauptstadt:** Der Staatsstreich von 1893. Von Caliban. — Eleonora Duse. Von Z. — Notizen. — Anzeigen.

Individualismus und Sozialismus.

Von Georg Winter.

Bis vor zwanzig Jahren etwa hatte es den Anschein, als ob dem neunzehnten Jahrhundert in dem Fortschreiten der weltgeschichtlichen Entwickelung vor Allem die Aufgabe zugefallen wäre, die seit dem Versuche der Begründung einer fränkischen Universalmonarchie durch Napoléon I. mit doppelter Mächtigkeit sich entfaltende nationale Frage einer gedeihlichen Lösung entgegenzuführen. Der Versuch dieser Lösung begann mit den großen Freiheitskriegen am Anfange des Jahrhunderts, die recht eigentlich als eine nationale Reaction gegen jene universalen Gelüste des corsischen Eroberes erscheinen, er setzte sich fort in den mit elementarer Kraft sich geltend machenden Einheitsbestrebungen in Deutschland und Italien und fand in der Begründung des Deutschen Reiches und des italienischen Königthums seinen Abschluß, der im Wesentlichen alle vernünftigen und besonnenen Bestrebungen nationaler Art befriedigte.

Aber wer da angenommen hatte, daß nach Erreichung dieses Zieles eine allgemeine Ruhe und Befriedigung, eine nur der inneren Consolidirung der neugeschaffenen staatlichen Gebilde gewidmete Arbeit folgen werde, der sah sich durch den Fortgang der Entwickelung bitter getäuscht. Statt der Ruhe entstand vielmehr ein inneres Ringen und Kämpfen von einer Macht und brutalen Rücksichtslosigkeit, welches den früheren äußeren Kämpfen an Energie und Schärfe der Gegensätze nichts nachgab, ja sogar in seinen fernsten Consequenzen eine Vernichtung unserer gesammten ethischen, intellectuellen und materiellen Cultur herbeiführen zu können schien. An die Stelle der nationalen Frage war mit einer früher ungeahnten Mächtigkeit die soziale Frage getreten und machte mit elementarer Gewalt ihre Forderungen geltend.

Seitdem sind, zu je gefahrdrohenderen Dimensionen die internationale, ja ausgesprochen antinationale Sozialdemokratie anwuchs, in um so höherem Maße die alten politischen Parteigegensätze, welche in der Periode des Kampfes um die nationale Frage erwachsen waren, mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Die Sozialdemokratie sah in den Anhängern jener alten, durch den Gegensatz zwischen conservativ und liberal bezeichneten Parteien nur eine „reactionäre" Masse der Bourgeoisie, der gegenüber sich das „zielbewußte Proletariat" ebenfalls als einheitliche Masse zu organisiren habe. Mochten die Gegensätze zwischen den Conservativen und Liberalen noch so groß sein, für die höhere sozialpolitische Auffassung mußten sie verschwinden neben dem Gegensatze zwischen diesen beiden großen Gruppen einerseits und der Sozialdemokratie andererseits. Wo es sich um den Kampf gegen die Sozialdemokratie handelte, gewöhnte man sich daran, schlechthin von einem Kampfe der „Ordnungsparteien" gegen die Partei des revolutionären Umsturzes der ganzen Staats- und Gesellschaftsordnung zu sprechen. In der That waren es, trotz aller oft schroffen Unterschiede innerhalb der „Ordnungsparteien", doch auf sozalpolitischem Gebiete nur zwei große Weltanschauungen, die sich hier gegenüber standen, und die man wirthschaftsgeschichtlich als die Parteien des Individualismus und Sozialismus bezeichnen kann. Dieser Gegensatz erschien Anfangs und erscheint Vielen noch heute als ein so diametraler, durch eine unausfüllbare Kluft geschiedener, daß die gerade vom nationalpolitischen Standpunkt doppelt zu befürchtende Gefahr nahe liegt, es werde unser ganzes Volk in zwei entgegengesetzte Lager zerfallen, zwischen denen jede Verständigung unmöglich ist. Mit anderen Worten würde das bei dem unleugbaren beständigen Anwachsen der Sozialdemokratie doch nur bedeuten können, daß die heutige, im Wesentlichen individualistische Gesellschaftsordnung in Zukunft nur durch einen Kampf auf Leben und Tod vor dem Uebergang in die sozialistische gerettet werden könne.

In dieser ganzen vollen Schärfe ist der Gegensatz aber thatsächlich nur in der ersten Periode der modernen sozialen Bewegung erschienen, in jener Periode, wo man dem neuauftauchenden Problem völlig rathlos gegenüber stand und vor dem „sozialen Gespenst" nichts weiter als eine manchmal in den seltsamsten Formen auftretende Angst empfand. Damals glaubte man in der That, daß der Sozialismus jenseits aller historischen Analogie liege, daß ihm gegenüber nur der Vernichtungskampf angewendet werden könne. Es schien nur möglich den gegenwärtigen Cultur- und Gesellschaftsorganismus zu behaupten, indem man den Sozialismus mit Stumpf und Stiel ausrottete. Jede Concession an denselben erschien als sträfliche Verblendung. Es schien eben nur die Wahl zwischen ungeschwächter Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes und banger Kapitulation vor dem Sozialismus übrig zu bleiben.

Erst allmählich begann man einzusehen, daß es noch ein Drittes gebe, einen Ausweg, der bisher in aller geschichtlichen Vergangenheit immer gewählt worden ist, wo innerhalb eines zusammengehörigen Organismus Gegensätze von fundamentaler Bedeutung in die Erscheinung traten. Man fing an darüber nachzudenken, ob diese Gegensätze in der That solche seien, die einander völlig ausschließen, ob es nicht vielmehr möglich sei, einige Elemente der sozialistischen Weltanschauung in unseren

gegenwärtigen Gesellschaftsorganismus herüberzunehmen. Man gewahrte, daß das auf gewissen Gebieten des Rechts- und Wirthschaftslebens längst der Fall sei, daß unsere Wirthschaftsordnung thatsächlich gar nicht auf einem ganz consequent durchgeführten Individualismus beruhe, sondern auch früher schon (in den Monopolen, in den Staatseisenbahnen, vor Allem in dem ganzen Genossenschaftswesen) sozialistische Elemente in sich aufgenommen habe. Außerdem gewahrte man, daß in der geschichtlichen Vergangenheit schon oft ähnliche, scheinbar unüberbrückbare Gegensätze schließlich doch überbrückt worden waren. War doch in der Periode der Kämpfe zwischen dem absolutistischen Conservatismus und dem parlamentarischen Liberalismus, von denen ebenfalls einer den andern auszuschließen schien, schließlich doch in der constitutionellen Monarchie ein Ausgleich gefunden worden, der bis zu einem gewissen, natürlich verschiedenen Grade beide Theile befriedigte. Wer wollte einen Conservativen von heute mit einem Conservativen der vormärzlichen Periode identifiziren? Wer wollte verkennen, daß manche Grundelemente, welche früher dem Liberalismus allein eigenthümlich waren, jetzt Gemeingut Aller geworden sind, die auch jeder, selbst der verbissenste Conservative als berechtigt anerkennt? Sollte Aehnliches nicht auch von dem Gegensatze zwischen Individualismus und Sozialismus gelten? Sollte dieser Gegensatz nicht bloß deswegen als ein diametraler erscheinen, weil er aus einer früher unbekannten wirthschaftlichen Lage erwachsen und daher ein Novum ist? Dieser Gedankengang in Verbindung mit der Erkenntniß, daß schließlich doch in jeder, selbst der scheinbar verkehrtesten und extravagantesten geistigen Bewegung, die große Massen ergreift, ein berechtigter Kern enthalten ist, den man aus dem Wust des revolutionären und verkehrten Beiwerks herausschälen müsse, hat die Bewegung des „Staatssozialismus" in's Leben gerufen, der als der erste Versuch betrachtet werden muß, den berechtigten Kern der sozialistischen Weltanschauung in unsere im Wesentlichen individualistische Wirthschaftsordnung einzufügen. Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit dieser „Staatssozialismus", der unserer gesammten sozialpolitischen Gesetzgebung zu Grunde liegt, sich auf dem richtigen Wege zu einer Ausgleichung des großen Gegensatzes befindet: hier genügt es festzustellen, daß mit dem ersten Schritt auf diesem Wege der Beweis erbracht war, daß Individualismus und Sozialismus nicht das sind, wofür man sie früher gehalten hat, nämlich Gegensätze, die einander ausschließen, daß es vielmehr sehr wohl möglich ist, die individualistische Weltordnung mit einzelnen sozialistischen Elementen zu durchsetzen. Diese Erkenntniß hat in den letzten Jahren eine so durchgehende Verbreitung auch in den Kreisen, welche früher jedes Pactiren mit dem Sozialismus für ein Verbrechen ansahen, gefunden, daß es heute mit Ausnahme einiger ganz weniger extremer Manchesterleute wohl nur noch wenige Anhänger der bisherigen Gesellschaftsordnung gibt, die der Ansicht sind, daß der Staat auf sozialpolitischem Gebiete keine andere Aufgabe habe, als der schrankenlosen Entfaltung des Individualismus mit verschränkten Armen zuzusehen. In allen Parteien vielmehr sind die sozialpolitisch geschultesten Männer eifrig bemüht, an der Durchführung derjenigen Beschränkungen des reinen Individualismus mitzuwirken, welche die Rücksicht auf eine Besserung der wirthschaftlichen Lage der arbeitenden Klassen zur unausweichlichen Nothwendigkeit macht. So sehr die „Ordnungsparteien" mit Recht noch heute und wohl für alle Zeit sich sträuben werden, die gesammte bisherige, auf jahrtausende langer Culturarbeit beruhende Wirthschaftsordnung fallen zu lassen und dafür, den sozialdemokratischen Utopisten folgend, den ungewissen Sprung in die sozialistische Weltordnung zu wagen, so klar ist es doch auf der anderen Seite der Mehrheit der Denkenden unter ihnen geworden, daß eine bloße unbedingte Aufrechterhaltung des Bestehenden, die dem großen Gedanken der organischen Fortentwickelung widersprechen würde, nicht unsere Aufgabe sein könne, sondern daß es unter Aufrechterhaltung des großen Grundgedankens der bestehenden Wirthschaftsordnung eben darauf ankomme, die durch die neuen Productionsbedingungen hervorgerufenen neuen sozialistischen Forderungen soweit zu verwirklichen, daß sie mit jenem Grundgedanken der bisherigen Weltordnung in Einklang zu bringen sind.

Wenn sich so auf rein wirthschaftspolitischem Gebiete in immer weiteren Kreisen die Erkenntniß Bahn bricht, daß der Gegensatz zwischen Individualismus und Sozialismus keineswegs ein schlechthin diametraler, unüberbrückbarer ist, daß vielmehr der erstere recht wohl bestehen bleiben kann, auch wenn ihm einige Tropfen sozialistischen Oeles hinzugefügt werden, so ist doch damit noch keineswegs der Gegensatz zwischen den „Ordnungsparteien" und der Sozialdemokratie gefallen oder auch nur abgeschwächt worden; und zwar aus zwei Gründen: einmal, weil eben die „Ordnungsparteien" zwar zu Concessionen an den Sozialismus im Einzelnen bereit sind, aber den Grundgedanken der heutigen Wirthschaftsordnung aufrecht erhalten wollen, während die Sozialdemokraten, wenigstens in ihrer Mehrzahl, völlige Vernichtung der heutigen Gesellschaftsordnung verlangen, dann aber, weil neben jenem rein wirthschaftlichen auch ein schwerwiegender politischer Gegensatz zwischen jenen beiden Gruppen obwaltete, der nicht von Seiten der „Ordnungsparteien", sondern nur von Seiten der Sozialdemokratie überbrückt werden kann. Dieser für unsere ganze nationale Cultur entscheidende Gegensatz, der mit dem wirthschaftlichen zwar an sich nicht das Geringste zu thun hat, gegenwärtig aber auf das engste mit ihm verbunden ist, läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die „Ordnungsparteien" national gesinnt sind und die Grundlagen der in jahrhunderte langer Arbeit errungenen nationalen Cultur unter allen Umständen erhalten wissen wollen, während die Sozialdemokratie ihrem heutigen Grundwesen nach international, d. h. in diesem Falle antinational ist. Die Wortführer der letzteren überbieten sich förmlich in Aeußerungen der Geringschätzung gegen ihr Vaterland und dessen Verfassung; ihr revolutionäres Streben ist ebenso gegen die heutige Staats- wie gegen die heutige Gesellschaftsordnung gerichtet. Sie sind auch auf diesem Gebiete eine durch und durch revolutionäre Partei. Das ist es, was jeden national denkenden und empfindenden Mann von dieser Bewegung mehr noch scheidet, als der Gegensatz der sozialpolitischen Auffassung. Soll ein friedliches Nebeneinander, eine allmähliche Ausgleichung des wirthschaftlichen Gegensatzes auch nur als entfernteste Möglichkeit erscheinen, so muß die Sozialdemokratie ihre grundsätzliche Vaterlandslosigkeit und Vaterlandsfeindschaft, mit der sie sich bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit brüstet, fallen lassen. Sollen wir uns als Genossen Eines Volkes verständigen, so müssen wir erst wieder Volksgenossen werden, d. h. uns auf der Grundlage der allen Deutschen gemeinsamen Liebe zum Vaterlande zusammenfinden, dann dürfen nicht mehr die deutschen sozialistischen „Genossen" mit den Feinden unseres Vaterlandes fraternisiren und sich ihnen näher stehend fühlen, als den wirthschaftlich anders denkenden Gliedern ihres eigenen Volkes. Ueber die tiefgreifendsten wirthschaftlichen Gegensätze ist eine Verständigung unter beiderseitigen Concessionen möglich. Eines aber werden wir uns durch keine sozialistischen Redemanöver entreißen lassen: die Freude an dem nach schweren inneren Kämpfen endlich wiedergewonnenen großen und einigen Vaterlande, das zu erringen unsere Väter für uns ihr Herzblut geopfert haben. Eine Lösung der sozialen Frage ist auch innerhalb der historisch erwachsenen nationalen Gebilde, die jedem empfindenden Menschen heilig sind, möglich, ja sie ist, wenn anders sie einen wahren und dauernden Fortschritt bezeichnen soll, nur innerhalb dieser Grenzen möglich; denn nach aller geschichtlichen Erfahrung hat sich jeder große Fortschritt der allgemein menschlichen Cultur gerade in Anlehnung an die nationalen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker und im Wetteifer derselben unter einander vollzogen. Bevor also an eine wirklich dauernde weitere Ueberbrückung des Gegensatzes zwischen Nichtsozialisten und Sozialdemokraten zu denken ist, müssen wir den Letzteren zurufen: werdet wieder Deutsche wie wir, dann werden wir als Glieder Eines großen Ganzen auch die Formen finden, unter denen wir ferner mit einander leben können.

Und in der That scheint es in jüngster Zeit, als wenn

dieser erste und nothwendigste Schritt einer Annäherung von Seiten der Sozialdemokratie nicht mehr außer dem Bereiche der Möglichkeit liege. Es will uns aber scheinen, daß diese Symptome von den Gegnern der Sozialdemokratie nicht genug gewürdigt, ja in einer gänzlich verkehrten Weise aufgefaßt und verwerthet werden. Es mag noch hingehen, wenn man den Gegensatz zwischen der sozialdemokratischen Fraction und den „Jungen" oder „Unabhängigen" mit offener Schadenfreude als ein Zeichen der inneren Zersetzung der Partei auffaßt und, durch ein verschwindend geringfügiges Zurückgehen der sozialdemokratischen Stimmen in einzelnen Wahlkreisen verleitet, annimmt, die Sozialdemokratie habe den Höhepunkt ihrer Machtentwickelung überschritten und nähere sich ihrem Niedergange. Namentlich diese letztere Annahme wäre zwar ein bedauerlicher Irrthum; denn die vereinzelten Erfolge, welche die Sozialdemokratie in rein ländlichen Bezirken bereits errungen hat, zeigen deutlich, daß wir uns im Gegentheil einer neuen, vorläufig unübersehbaren Phase der sozialistischen Machtentwickelung gegenüber befinden. Immerhin ist dieser Irrthum nicht von so entscheidender Bedeutung, weil er schon durch die nächsten Reichstagswahlen, die in dieser Richtung ein unvergleichliches Sicherheitsventil sind, seine nur zu frühe Correctur finden wird. Aus diesem Grunde dürfte es schon jetzt besser sein, statt aller unzeitigen Schadenfreude auch diesen Gegensatz zwischen der Fraction und den Unabhängigen zum Gegenstande ernster Prüfung zu machen, ob er nicht im Gegentheil geeignet ist, dazu mitzuwirken, daß ein Theil der fanatisirten feindlichen Brüder wieder für die Mitwirkung an der nationalen Arbeit zu gewinnen wäre. In noch weit höherem Maße ist diese Prüfung, dieses ernste Streben, mit einem Theile der Sozialdemokratie wenigstens vorläufig zu einem modus vivendi zu kommen, angebracht gegenüber den Streitigkeiten, die zwischen den einzelnen Flügeln der Fraction selbst ausgebrochen sind und zwar durch die musterhafte Organisation der Partei immer wieder noch einmal vertuscht, aber keineswegs ausgeglichen werden. Es sind das die immer deutlicher hervortretenden Meinungsunterschiede zwischen Herrn von Vollmar und seinen Anhängern einerseits, der übrigen sozialdemokratischen Fraction andererseits. Wie die gesammte Fraction wegen ihrer ohne Frage gegen früher etwas gemäßigteren Haltung von den „Unabhängigen" als opportunistisch und zu wenig revolutionär angefeindet wird, so greift sie ihrerseits Herrn von Vollmar mit seinem süddeutschen Anhange wegen seiner angeblichen Hinneigung zum Staatssozialismus, wegen seiner, wie wir es ausdrücken würden, verhältnißmäßig unbefangenen Haltung gegenüber den von nationalstaatlicher Seite gemachten Versuchen einer Sozialreform auf das leidenschaftlichste an. Man sieht, daß die Fraction, so sehr sie von den „Unabhängigen" wegen ihrer zu wenig revolutionären Haltung verlästert wird, so sehr sie auf der anderen Seite in den parlamentarischen Vertretungen immer wieder betont, daß sie die Sozialisirung der Gesellschaft auf gesetzlichem Wege anstrebe, doch unter ihren Anhängern selbst auf den nun einmal hochgeschätzten Ehrentitel einer revolutionären Partei nicht verzichten will. Wir können also innerhalb der Sozialdemokratie, von den eigentlichen Anarchisten abgesehen, schon jetzt deutlich drei in sich getrennte, einander zum Theil schroff gegenüberstehende Gruppen unterscheiden: eine unbedingt revolutionäre, die Unabhängigen, eine bedingt revolutionäre, die Fraction, und eine zwar auch ihrem Endziel nach revolutionäre, aber in ihren Mitteln zu Compromissen mit dem Staatssozialismus hinneigende, die Gruppe von Vollmar, unterscheiden. Aber, wir wiederholen es noch einmal: dieses Zerfallen der Sozialdemokratie in drei scharf geschiedene Gruppen ist nicht ein Zeichen ihres bevorstehenden Niederganges, sondern eine innere Differenzirung eines noch in voller Entwickelung begriffenen Gedankens. Untergehen wird die Partei nicht eher, als bis der berechtigte Kern dieses Gedankens durchgeführt sein wird. Dies aber ist nur eine Frage der Zeit. Aufgabe aller derer, welche unsere ganze nationale Cultur mit allen Kräften aufrecht zu erhalten bestrebt sind, muß es sein, dahin zu wirken, daß diese Durchführung des berechtigten Kerns des Sozialismus sich auf dem Wege der Reform, nicht der, wenn auch niedergeschlagenen Revolution vollzieht. An dieser Möglichkeit verzweifeln, heißt die Existenz unseres nationalen Staates „auf Degen- und Bajonettspitze" setzen. Thatsächlich aber ist diese Möglichkeit zwar augenblicklich noch nicht vorhanden, vielmehr wird im gegenwärtigen Stadium auch die Partei von Vollmar noch nicht für eine Rückkehr auf den Boden des nationalen Staates zu haben sein. Das hat sich deutlich genug auf dem soeben erst beendeten Sozialisten-Congreß in Berlin gezeigt, auf welchem Vollmar in der Hauptsache vor Liebknecht zu Kreuz gekrochen ist. Aber wer wollte verkennen, daß in der Gruppe Vollmar Elemente vorhanden sind, aus denen sich in nicht zu ferner Zukunft eine nationale Arbeiterpartei mit sozialreformerischen, nicht sozialrevolutionären Tendenzen entwickeln könnte? Möglich, daß es nicht der Abgeordnete von Vollmar selbst sein wird, der diese Entwickelung herbeiführt, obwohl sein von den anderen „Genossen" abweichender Standpunkt trotz seiner Unterwerfung in den Debatten noch immer wieder blitzartig auftauchte. Es ist eben in dem Hexenkessel, den wir Sozialismus nennen, noch eine gewaltige, unklare Gährung vorhanden, wie sie sich noch in jeder jungen, neu und kühn emporstrebenden Partei gezeigt hat. Der vormärzliche Liberalismus zeigte auch ähnliche Unarten und Extravaganzen, wie sie sich jetzt selbst im gemäßigteren Sozialismus zeigen, und die Gegner des Liberalismus nahmen damals mit Sicherheit an, daß, wenn dieser leibhaftige „Gottseibeiuns" einmal die Herrschaft erringen sollte, es mit der Monarchie und dem alten Staate zu Ende sein werde. Sind jene Befürchtungen etwa eingetroffen? Hat sich nicht vielmehr der Liberalismus, als er einmal zu vorwiegender Bedeutung gelangt war, mit wunderbarer Schnelligkeit der republikanischen und ähnlicher extremer Schlacken entledigt, ist er nicht zu einer der festesten Stützen der nationalen Monarchie, zu einem der gewaltigsten Hebel der deutschen Einheit geworden? Wer will sagen, ob die Sozaldemokratie nicht eine ähnliche Entwickelung durchmachen wird, ob es nicht ihre vornehmste historische Mission ist, Staat und Gesellschaft energisch auf die schweren Schäden hinzuweisen, an denen unser soziales Leben ohne alle Frage krankt? Hat sie diese Aufgabe nicht zum Theil schon erfüllt und indirect manchen praktischen Erfolg erzielt? Unsere ganze sozialreformatorische Arbeit, Arbeiterschutzgesetze, Altersversicherung und wie sie sonst heißen mögen, wären wahrscheinlich gar nicht oder doch nicht in der Weise, wie es geschehen, zu Stande gekommen, wenn nicht der unbequeme Mahner, die Sozialdemokratie, einen Druck auf die Gesetzgebung ausgeübt hätte. Der vormärzliche Liberalismus erstrebte die politische Befreiung und Selbständigkeit des Bürgerthums und stellte zu diesem Zwecke in seinen ersten Entwickelungsstadien ein Programm auf, welches weit über dieses Ziel hinausschoß und einen mehr oder minder revolutionären Charakter annahm. Der revolutionäre Charakter mit seinen republikanischen und sonstigen doctrinären Forderungen ist verschwunden, das Ziel, die selbstthätige Theilnahme des Volkes an der Regierung des Staates aber, die Anfangs durchaus nicht als das alleinige Ziel des Liberalismus erschien, ist thatsächlich durchgeführt, ohne daß dadurch Monarchie und nationaler Staat irgend welche Einbuße erlitten hätte. Diejenigen Liberalen aber, welche, mit dem Erreichten grundsätzlich nicht einverstanden, die vormärzlichen doctrinären Forderungen voll und ganz aufrecht erhalten, sind heute zu einer verschwindenden, thatsächlich außerhalb des Rahmens der eigentlichen liberalen Parteien stehenden Minderheit zusammengeschmolzen. Wer will mit Bestimmtheit sagen, ob die Arbeiterbewegung nicht denselben Entwickelungsgang durchmachen wird, ob sich nicht auch bei ihr aus dem dunklen Urbrei der revolutionären Sozialdemokratie mit ihren utopischen Zielen eine praktisch nationaler Arbeit zugewandte Arbeiterpartei entwickeln wird, die dereinst den nationalen Staat nicht umstürzen, sondern durch weise, großangelegte Reformen im Innern stärken und kräftigen wird? Niemand kann heute mit Bestimmtheit sagen, welche der sozialen Forderungen sich in den weiteren Stadien der Entwickelung als die wirklich

ausschlaggebenden erweisen werden, Niemand behaupten, daß die Sozialdemokratie ihren revolutionären Charakter bewahren und mit dem heutigen Staate in einen Kampf auf Leben und Tod eintreten wird. Ja selbst die Frage läßt sich nach dem, was wir oben ausgeführt haben, nicht mit Bestimmtheit beantworten, ob nicht in der heutigen Sozialdemokratie bereits die Elemente vorhanden sind, welche diese Gesundung der revolutionären Bewegung einzuleiten bestimmt sind. Man glaube doch ja nicht, daß alle Anhänger der heutigen Sozialdemokratie wirklich ihrem Vaterlande so gleichgültig, ja feindlich gegenüberstehen, wie es nach den fanatischen Reden der Führer scheinen könnte. Diese Elemente, bei denen nationale Gesinnung und Empfindung in dem harten Kampfe um die wirthschaftliche Existenz noch nicht erstorben ist, gilt es zu sammeln und zu uns herüberzuziehen. Und unter diesem Gesichtspunkte gilt es die Spaltungen innerhalb der sozialdemokratischen Partei zu betrachten. Herrn von Vollmar könnte hier eine große geschichtliche Aufgabe zufallen; ob er im Stande ist, sie zu lösen?

Wir aber, die wir der revolutionären Sozialdemokratie vom wirthschaftlichen wie vom nationalpolitischen Standpunkte entschieden feindlich gegenüber stehen, haben dann deshalb die ernste Pflicht, die Strömungen und Gegenströmungen innerhalb derselben mit aufmerksamem Blicke zu verfolgen. Und je energischer und zielbewußter alle anderen Parteien der revolutionären Minirarbeit der Sozialdemokratie einmüthig entgegen zu treten haben, um so mehr müssen wir bestrebt sein, diejenigen Elemente aus ihr rechtzeitig zu erkennen und auszusondern, welche vielleicht doch noch zur Mitarbeit auf nationaler Grundlage der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zu gewinnen sind. Energischer Kampf gegen die revolutionären Tendenzen auf der einen, opferwillige, nicht bloß vom Staate, sondern vor Allem auch von der Gesellschaft zu leistende Reformarbeit auf der anderen Seite, das muß die Loosung aller derer sein, welche den nationalen Staat ohne einen sonst mit Sicherheit bevorstehenden furchtbaren Kampf der Waffen stützen und erhalten wollen; dies allein muß der Gesichtspunkt sein, unter dem wir die inneren Wirren der Sozialdemokratie betrachten, innerhalb deren Herr von Vollmar bei Weitem nicht der einzige, ja nicht einmal der hauptsächlichste von denen ist, in denen nationales Denken und Empfinden wohl vorübergehend unterdrückt, aber nimmermehr ertödtet ist.

Man mißverstehe mich nicht: der gegenwärtigen Sozialdemokratie gegenüber kann es nur Einen Weg geben: energischen, gemeinsamen Kampf aller staatlich Gesinnten. Ja, je mehr man geneigt ist, die berechtigten Forderungen in allmählicher organischer Reform zu verwirklichen, um so energischer muß man die revolutionäre Sozialdemokratie bekämpfen, damit sie nicht durch neue Wahlerfolge noch weiter auf ihrem verhängnißvollen Wege dahingerissen wird. Gerade darum handelt es sich, den Führern deutlich zum Bewußtsein zu bringen, daß sie weit davon entfernt sind, die Mehrheit des Volkes hinter sich zu haben, und daß der heutige Staat und die heutige Gesellschaft gewillt und sehr wohl im Stande ist, den Kampf mit der sozialen Revolution aufzunehmen. Die Reform, die da kommen muß, darf nicht ein Produkt der Angst, sondern eines freien, wohlerwogenen Entschlusses sein. Nur dann kann sie ihre Gegner gewinnen, nur dann den Beweis ihrer eigenen Lebenskraft erbringen. Den wüsten Utopien der revolutionären Schreier gegenüber müssen wir klar und deutlich erweisen, daß wirklich praktische Arbeit zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen nicht von jenen fanatischen Utopisten, sondern von dem festgefügten nationalen Staate geleistet wird. Dann werden auch die Anhänger jener revolutionären Doctrinäre diesen nationalen Staat wieder lieben lernen, und ihre Führer werden im entscheidenden Augenblicke, in dem sie dem Kampfe mit der Staatsordnung nicht mehr entgehen können, Offiziere ohne Soldaten sein. Nur so kann der Ausgleich zwischen Individualismus und Sozialismus erreicht werden, der die Grundlage der weiteren weltgeschichtlichen Entwickelung bilden wird.

Der Vogel als Flugmaschine.

Von W. Berdrow.

Nachdem sich die Frage der menschlichen Flugkunst vom Gebiete der Ballontechnik mehr und mehr auf den Standpunkt des selbständigen Fluges aus eigener Kraft verschoben hat — und seit etwa zehn Jahren ist eine solche Verschiebung des Problems in stets wachsendem Maße nachweisbar —, hat sich das Interesse aller Fachleute, welche die Möglichkeit des freien Menschenfluges vertreten, naturgemäß in verstärktem Grade den Flugleistungen der Vögel und der physikalischen Erklärung dieser oft an das Wunderbare grenzenden Leistungen zugewandt. Freilich fehlte es auch vorher keineswegs an vereinzelten Versuchen, die Geheimnisse des Vogelfluges zu ergründen, und bereits vor 200 Jahren legte der Italiener Borelli in seinem Werke „De motu animalium“ neben werthvollen Untersuchungen über die Bewegung der Vierfüßler auch für den Mechanismus des Fluges eine sehr anerkennenswerthe Theorie nieder, welche lange, für einen Theil der Fachgelehrten sogar bis heute in Ehren geblieben ist. Nach Borelli sind es einzig die Flügelschläge, welche den Vogel gegen das Schwergesetz in der Luft erhalten und gleichzeitig in horizontaler Richtung forttreiben, und zwar leistet jeder Flügelschlag die doppelte Arbeit zu gleicher Zeit, indem er einmal durch seine senkrecht nach unten gerichtete Schwingung jenen Luftwiderstand erzeugt, welcher das Gewicht des Vogels trägt, andererseis aber auch durch eine jederzeit beobachtete schräge Lage der Flügeldecke die Luftpressung ebensogut zur Fortbewegung ausnutzt, wie das ebenfalls schräggestellte Schiffssegel den Wind. — Weiter auf die Borelli'schen Verdienste um die Erklärung des Vogelfluges einzugehen, fehlen hier Raum und Gelegenheit, dagegen ist es zum Verständniß des Nachfolgenden nothwendig, einen fundamentalen Fehler des italienischen Forschers hervorzuheben, der seine Flugtheorie entstellt und ihm leider trotz seiner Handgreiflichkeit von zahllosen Nachfolgern bis auf die jüngste Zeit nachgesprochen worden ist.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß die Vögel zu ihrer Schwebe- und Flugarbeit kein anderes Mittel als ihre Flügelschläge und keine andere Kraft als ihre Muskelkraft besitzen, glaubte Borelli diese Kraft nun auch, den erstaunlichen Flugleistungen entsprechend, mächtig hoch ansetzen zu müssen, und so bahnte er das bis heute immer wieder nachgesprochene Märchen von den riesigen Muskelkräften der Vögel an. Man hat nach diesem Prinzip und mit Hülfe von Luftwiderstandsformeln, deren Gültigkeit für den Vogelflug durch nichts bewiesen wird, herausgerechnet, daß die Vögel im Verhältniß zu ihrem Gewicht den Menschen hundert- und mehrmal an Muskelkraft überlegen sind. Ja, man hat beispielsweise für den Adlerflug einen Kraftaufwand von sieben bis acht Pferdestärken als nöthig bewiesen und diese übernatürliche Arbeitskraft, weil die Theorie sie einmal verlangte, dem Thier einfach in die Flügelmuskulatur hineingefabelt, daß aber solche Phantastereien einer natürlichen Erklärung des Vogelfluges nichts weniger als förderlich waren, liegt auf der Hand. Man kann so wenig der Taube im Ernst die Muskelkraft eines oder dem Adler die von fünfzig Menschen zutrauen, wie man, um die Schwierigkeit des Kraftaufwandes zu umgehen, den hohlen Knochen und den in den Muskeln eingelagerten sog. Luftsäcken eine ballonartige Tragkraft zugestehen wird — ein ebenfalls mehr als einmal allen Ernstes verfochtener Erklärungsversuch. Mochten diese und ähnliche Hypothesen für die Tage ihrer Entstehung begründet und zu entschuldigen sein, jedenfalls haben sie das wahre Verständniß des Vogelfluges bis in die neueste Zeit hintangehalten und in die Anschauungen der Allgemeinheit einmal fest eingedrungen, selbst tüchtigen und vorurtheilslosen Forschern wie Brehm in dieser Beziehung den Blick getrübt.

Eine Aenderung in diesen Anschauungen machte sich zuerst bemerkbar, als Pettigrew in England (1867) und Prof. Marey in Frankreich (1868) unabhängig von einander begannen, den Flug der Vögel in seine Elemente zu zerlegen. Anfangs mit Hülfe der minituösesten mechanischen Vorrichtungen, dann seit dem Anfang der achtziger Jahre durch eine Fülle von Moment-

aufnahmen, denen sich später die vorzüglichen Anschütz'schen Leistungen hinzugesellten, ward auch die kleinste Schwingenregung der Fliegewesen fixirt, und nun zum ersten Mal konnte über die Wirkung der Flügelschläge ein begründetes, wenn auch noch kein abschließendes Urtheil ausgesprochen werden. Leider fehlte aber auch nach diesem Fortschritt an der Erklärung des Flugvermögens noch viel, denn eine aufmerksame und anhaltende Beobachtung lehrt jeden Laien, daß der Flügelschlag bei der Bewegung der Vögel durchaus nicht die einzige, ja nicht einmal die Hauptrolle spielt. Ein Flug, der aus einer ununterbrochenen Reihe von Flügelschlägen besteht, findet sich bei den wenigsten Vögeln, viel öfter sehen wir, daß periodische Flügelbewegungen mit einem mehr oder minder langen Schweben mit ausgestreckten und regungslosen Fittichen abwechseln, oder daß auf jeden einzelnen, scheinbar ganz mühelos vollzogenen Flügelschlag eine sekundenlange Unterbrechung folgt, welche das Thier gleichwohl mit einer unglaublichen Geschwindigkeit durch die Lüfte befördert, oder aber wir sehen Vögel zehn Minuten, ja Viertelstunden lang in allen möglichen Richtungen, aufwärts und abwärts, die Weite durchmessen, ohne daß die ausgestreckte Lage ihrer Fittiche durch einen einzigen Schlag unterbrochen würde. Solche Beobachtungen, seit dem wachsenden Interesse an der mechanischen Luftschifffahrt mit immer regerem Eifer betrieben, erwarben im Laufe der achtziger Jahre dem Vogelfluge mehr und mehr Freunde, und dank der unermüdlichen Arbeit einer ganzen Reihe vorzüglicher Forscher sehen wir nunmehr das Dunkel, das so lange über den Geheimnissen der Fliegekunst schwebte, schon von mehreren Seiten recht kräftig beleuchtet.

Hatten die Vorgenannten nur mit dem Flügelschlage und seinen Wirkungen gerechnet, so suchte man jetzt den Einfluß des Windes und des Luftwiderstandes auf die unbewegte Fläche der Schwingen nachzuweisen, und besonders nachdem Dr. Müllenhoff durch seine anatomischen Untersuchungen der Flugmuskulatur die Fabel von den riesigen Muskelkräften der Vögel für immer ausgerottet hatte, legte man auf die einfachen Schwebebewegungen mit ausgestreckten Flügeln um so mehr Werth. Prof. v. Miller-Hauenfels in Wien und v. Parseval in Augsburg wandten ihre besondere Aufmerksamkeit dem sog. Segelflug der Vögel zu, d. h. einer eigenthümlichen, aus auf- und abwärtsgerichteten Bogenlinien zusammengesetzten Flugmethode, welche durch einen die Flügel von vorn treffenden Wind nicht nur nicht gehemmt, sondern sogar recht kräftig unterstützt wird, und dennoch von den meisten Vögeln ohne große Arbeitsleistung ausgeführt werden kann. Die Thiere brauchen nämlich ihre Flügel dem Winde nur in schräg geöffneter Stellung entgegenzuhalten, um von demselben ohne ihr eigenes Zuthun förmlich gehoben zu werden, — ein Vorgang, den man durch kräftiges Blasen gegen ein hohl gewölbtes Papierblatt auf einfache Weise nachahmen kann — und nach jeder solchen Hebung genügt eine leise Drehung des Flügels, um den Vogel in schräger Richtung auf dem Winde vorwärtsgleiten zu lassen und in schneller Abwärtsbewegung die nöthige Schwungkraft für eine neue, vom Winde unterstützte Hebung zu gewinnen. Einige Forscher, wie Prof. Wellner, Platte u. A. verfochten diese Theorie des Segelfluges schon vor zehn Jahren und schlugen vor, die Flugapparate durch Gashüllen zum Theil zu entlasten, im Uebrigen aber mit großen, nach Art der Vogelflügel schräggestellten Flächen zu verbinden, und dann durch rhythmische Verstellung der Flächen einen regelrechten Segelflug einzuleiten. Andere, wie Lippert und Kreß in Wien, wollen auf die hebende Kraft des Gases gänzlich verzichten und glauben durch bloße Verbindung hohler Segelflächen, unter welche der Wind greifen kann, mit einfachen Antriebsmitteln, denen die Horizontalbewegung zufällt, den freien Flug ermöglichen zu können. Freilich hat es keiner der Genannten bisher zu praktischen Resultaten in größerem Maßstabe! gebracht, was dafür zu sprechen scheint, daß ihnen Allen an der wahren Erklärung der Flugkraft doch noch etwas fehlen mußte: jener Flugkraft, die den Vogel mit immer gleicher Sicherheit und Eleganz sein luftiges Revier durchstürmen läßt, ob es von Nord oder Süd weht, oder ob völlige Windstille herrscht, ob sich die Flügel zum Schlage rühren oder ob sie regungslos ausgebreitet sind, ob die Bewegung in Wellenlinien oder im geraden Strich, ob auf- oder abwärts geht. Eben die bei aufmerksamer Beobachtung immer schwieriger scheinenden und häufig ganz unerhörten Leistungen mancher Vögel sind es, die jede Theorie, welche sich an den Wind oder den Flügelschlag bindet, als haltlos hinstellen und uns immer wieder darauf hinweisen, daß in dem Organismus des Vogels ein noch unentdecktes Geheimniß ruht, welches jederzeit, unabhängig von Muskelkraft und Wind, seine Wirkungen äußert und den Flugwesen im Reich der Lüfte ihre unbegrenzte Sicherheit gewährt.

Einer solchen Kraft seit Jahrzehnten unermüdlich nachgespürt und eine Fülle von eigenen und fremden Beobachtungen allmählich zum einheitlichen Bau zusammengefaßt zu haben, ist das Verdienst eines alleinstehenden, von den herrschenden Anschauungen über unsere Frage erheblich abweichenden Forschers. Schon im Jahre 1882, als noch die meisten Fachgelehrten in der Erklärung des Fluges zwischen der Theorie des Flügelschlages und des natürlichen Windes schwankten, veröffentlichte dieser Beobachter, C. Buttenstedt in Rüdersdorf, in der Zeitschrift für Luftschifffahrt eine Abhandlung, in welcher er darauf hinwies, daß der Impuls der Flugbewegung hauptsächlich in den Flügelspitzen, also in den beim Fluge auseinandergespreizten Enden der Schwungfedern zu liegen scheine. Jede Schwungfeder stellt sich beim fliegenden Vogel in ähnlicher Weise schräg, wie das schräge Schiffssegel sich dem Winde bietet, und diese Aehnlichkeit scheint darauf hinzudeuten, daß in der That zwischen dem schwebenden Vogel und dem Segelboot eine gewisse Analogie bestehe. Da, wie der Autor hervorhob, diese Stellung der Schwungfedern ebensowohl beim ruhig schwebenden als beim flügelschlagenden Vogel sich zeigt, so war auch hier ein neuer Beweis dafür gegeben, daß der Flügelschlag nicht die eigentliche Ursache des Fluges sein könne. Freilich müßte der treibende Wind, da die Schrägstellung der Federn sich nach oben richtet, nicht wie beim Schiffssegel oder beim Mühlenflügel, in horizontaler Richtung, sondern vielmehr von unten, in vertikaler Richtung gegen die Flügel wehen, und es bliebe somit noch immer ein Geheimniß, woher dieser vertikale Wind kommt. — In späteren Abhandlungen kam Buttenstedt dem Problem allmählich näher und näher, und sein jüngstes Werk über die Flugfrage*) bietet an Beobachtungen und Beweisen in der That genug, um für eine vorläufig recht befriedigende Lösung der Frage, von der so ungeheuere wirthschaftliche Umwälzungen abhängen, zu gelten und dementsprechend die Theilnahme weiterer Kreise zu erregen.

Der Verfasser geht zunächst darauf aus, die bis jetzt noch durchweg verbreitete Meinung, daß die Flügelarbeit oder die natürliche Luftströmung die Hauptantriebsmittel des Fluges seien, endgültig zu beseitigen, und er häuft zu diesem Behufe eine solche Menge von Beweisen, daß man ihm schon auf Grund von wenigeren Recht geben würde. Was den Flügelschlag betrifft, so ist derselbe bei vielen unserer besten Flieger nicht einmal im Stande, den Körper des Vogels von der Erde emporzuheben. Gefangene Albatrosse zeigten sich, selbst auf die Reizung durch Stockschläge hin, unvermögend, vom Deck der Schiffe, wohin man sie gesetzt, frei aufzufliegen. Waren sie dagegen hüpfend bis an den Rand des Fahrzeuges gelangt, so ließen sie sich einfach fallen und schwebten mit ausgebreiteten Flügeln davon. An der Thurmschwalbe hat Buttenstedt selbst die gleiche Beobachtung gemacht, und vom Alpensegler erzählen Augenzeugen, daß er sich zum Ausruhen stets Bäume oder Felsritzen aussucht, weil er vom Boden nicht wieder emporkommt. Nehmen wir dazu die vielfach gemachten Beobachtungen von Sperlingen, Tauben und anderen Vögeln, welche, in Schornsteine oder verhältnißmäßig enge Kanäle gefallen, sich trotz der heftigsten Flügelarbeit nicht daraus zu erheben vermögen, so zeigt sich der Flügelschlag zur Körperhebung durchaus ungenügend. — Zur horizontalen Fortbe-

*) Das Flugprinzip, von C. Buttenstedt. (Blankenburg's Verlag, Rüdersdorf.)

wegung aber ist er umgekehrt, das lehren zahlreiche andere Beobachtungen, entbehrlich. Buttenstedt und Andere beobachteten bei heftigem Sturm Raubvögel, welche ohne einen Flügel zu rühren, dem Winde trotzten und in der Luft stillstanden, ein Vorgang, der im horizontalen Sinne offenbar einer schnellen Fortbewegung des Vogels bei Windstille gleichkommt. Der vertrauenswürdige Vogelbeobachter Gätke erwähnt in seinem jüngst erschienenen Buche „Die Vogelwarte Helgoland“,*) daß die Möven, gleichviel ob bei Sturm oder bei Windstille, stundenlang in jeder beliebigen Richtung über dem Meere herumschweben, ohne die geringste Flügelbewegung zu machen, ein Beispiel, welches nebst vielen ähnlichen auch die Behauptung hinfällig macht, der Wind ermögliche den Vögeln das freie Schweben. Bussarde sah Gätke, während auf dem Boden fast Windstille herrschte, ohne einen Flügelschlag, ja wunderbarer Weise sogar ohne die gewöhnlichen Schraubenlinien, in denen sonst das Steigen der Raubvögel stattzufinden pflegt, in lothrechter Linie bis in unsichtbare Fernen entschweben. An anderer Stelle sagt derselbe Beobachter, noch einmal auf die Möven zurückkommend: „Während schweren Sturmes schweben die großen Möven in Höhen bis zu wenigstens 1000 Fuß eben so ruhig umher, wie bei der vollständigsten Windstille, ihr Verhalten ist auch dann ganz dasselbe; wie im ruhigen Sonnenschein gleiten sie stundenlang mit horizontal ausgebreiteten Flügeln dahin, gleichviel ob dem Winde entgegen oder mit demselben, ob geradeaus, ob seitwärts fliegend oder kreisend, nun ganz langsam hin- und herschwebend, dann mit Sturmeseile einem fernen Ziele zustrebend, sehr oft auch fast Minuten lang ruhig an einem Punkte verbleibend.“ „Ich kann nicht umhin,“ resumirt Gätke in voller Uebereinstimmung mit den zweifellos unbekannten Behauptungen Buttenstedt's, „nochmals meine durch nichts zu erschütternde, mit fortschreitender Beobachtung und unter strengster, gegen meine eigene Ansicht gerichteter Kritik, die Ueberzeugung auszusprechen, daß diese Möven, sowie die Mehrzahl der Vögel mit Fähigkeiten ausgestattet sein müssen, vermöge welcher sie die allgemeinen Gesetze der Schwerkraft zu neutralisiren im Stande sind, ohne sich dabei der mechanischen Kräfte der Flügelschläge zu bedienen, noch durch Luftströmungen darin unterstützt zu werden.“

Genau dasselbe ist es, was der Verfasser des „Flugprinzip“ seit langen Jahren nicht nur behauptet, sondern auch mit den stärksten Beweismitteln zu erhärten bestrebt ist. Wenn er selbst, bei anscheinender Windstille, große Raubvögel durch zehn Minuten in immer gleichen, langsamen Kreisen zum Aether hinaufsteigen sah, ohne einen Flügel zu rühren, wenn andere, mit Ferngläsern bewehrte Beobachter bei mäßigem Wind ein Adlerpaar zwanzig Minuten in derselben Weise kreisen sahen, wenn Brehm und A. v. Humboldt den Kondor in den immensen Höhen von 30,000 bis 48,000 Fuß, also bei äußerster Luftverdünnung „scheinbar anstrengungslos“ und ohne Flügelschlag die Weite durchmessen sahen, wenn endlich der Albatros, nach Fehling der „herrlichste aller Flieger“, bei ruhigem Wetter nur alle vier bis fünf, bei Sturm nur alle sieben Minuten einen Flügelschlag auszuüben braucht, so deuten alle diese Beobachtungen lediglich auf dasselbe Resultat hin. Buttenstedt faßt dieses Resultat in seinem Werke sehr gut in den Worten zusammen: „Daß Kondor, Albatros, an der Erde liegende Thurmschwalben, Alpen- oder Mauersegler, Fledermäuse ꝛc. nicht durch reine Flügelschläge sich von der Scholle losmachen können, ist ein Beweis, daß die gewölbte Flügelfläche und der Flügelschlag für den Flug selbst von untergeordneter Bedeutung sind. Daß aber der Vogel, wenn er nur einige Handbreiten hochhüpfen und sich in die Flügel hängen kann, oft, wie Raben, Störche, Sperber, Gabelweihen, Wasserläufer, Tauben u. A. deutlich beweisen, ohne jeden Flügelschlag fünfzig und noch mehr Meter weit schwebt, ist ein Beweis, daß in dem regungslos ausgespannten Flügel die Hauptflugkraft zu suchen ist.“

*) Herausgegeben von Prof. Dr. Blasius, bei J. H. Meyer in Braunschweig.

Diese wahre „Flugkraft“, das Flugprinzip, „jene räthselhafte mechanische Flugbewegung, welche den Vogel gleichmäßig nach vorn treibt, ob er gegen oder mit dem Winde zieht“, glaubt er nun gefunden zu haben und zwar in dem Zusammenwirken der Schwere des Vogels und der eigenthümlichen Bauart und Beschaffenheit der Flügel. Wir können natürlich von der Beweisführung für diese Behauptung, welcher der größte Theil des Buttenstedt'schen Werkes gewidmet ist, hier auch nicht einmal die Grundzüge erschöpfend wiedergeben; deuten wir nur noch in kürzesten Worten an, in welcher Weise sich die Schwere der Vögel in der That für eine Fluglеistung in horizontalem Sinne nutzbar machen kann, um dann zum Schluß auf die praktischen Folgerungen für die Luftschifffahrt der Zukunft hinzuweisen, welche sich aus der Entdeckung dieser gleichsam automatischen Flugkraft mit Leichtigkeit ziehen lassen.

Es scheint auf den ersten Blick absurd, daß die Schwere, welche sich der Bewegung auf dem Boden in der Regel nur hindernd in den Weg stellt, auf die Fortbewegung der Vögel helfend einwirken soll, möchte man doch im Gegentheil meinen und hat es in der That bis auf den heutigen Tag geglaubt, daß gerade das Eigengewicht, welches den Flieger fortwährend zu Boden zieht, für einen freien und schnellen Flug das größte Hemmniß bilde. Man braucht indessen nur an die Bewegung eines Eisenbahnzuges auf geneigter Strecke zu denken, um auch auf dem festen Boden ein Beispiel von Bewegungsbeförderung durch die Schwere zu haben. Eine Neigung von etwa fünfzehn Fuß auf den Kilometer genügt, um auch den schwersten Eisenbahntrain ohne jede Locomotivkraft mit immer wachsender Geschwindigkeit in das Rollen zu bringen, d. h. bei diesem geringfügigen Gefälle ist allein das Gewicht des Zuges hinreichend, um denselben in Bewegung zu setzen. Was aber auf der Erde möglich ist, in unserem Falle die Ueberwindung der Reibung an den Schienen, das sollte auch in der Luft nicht unausführbar sein, beschränkt sich doch dort die Antriebsarbeit lediglich auf die Ueberwindung des Luftwiderstandes und erfordert deshalb eine noch viel geringfügigere Kraft als der Transport selbst auf den glattesten Stahlschienen. Man wird nun freilich den Einwand machen, daß es dennoch gerade die Stahlschienen sind, welche auf der Erde die Umwandlung der Schwerkraft in Fortbewegung ermöglichen, und daß für den schwebenden Vogel diese Schienen, welche seine Fallbewegung in ein schräges Gleiten verwandeln könnten, nicht vorhanden sind, aber sie sind in der That vorhanden und zwar im Widerstande der Luft. Hier kommen wir auf jene ersten Andeutungen zurück, welche Buttenstedt, wie oben erwähnt, schon vor zehn Jahren über die räthselhafte, von unten auf die schräggestellten Flügel wirkende Kraft fallen ließ. Jener verticale, von unten in die ausgestreckten Flügel blasende Wind, der den schwebenden Vogel vorwärtstreibt, wie der atmosphärische Wind die Schiffe auf der See — er ist eben nichts anderes als der Luftwiderstand, der den fallenden Vogelkörper von unten auffängt und seine Bewegung, welche bei eingezogenen Flügeln, wie uns die niederstoßenden Raubvögel lehren, die eines fallenden Steines sein würde, bei entfalteten Fittigen in eine lange, fast horizontale Bahn hinüberzieht. Von unten und besonders auf Momentphotographien gesehen, spricht sich diese im Schwebeflügel sich entfaltende Arbeit sehr deutlich dadurch aus, daß alle Schwungfedern durch den Luftstrom, der sie von unten trifft, nach vorn, d. h. nach der Flugrichtung hingezogen werden; es entstehen thatsächlich kleine Zwischenräume zwischen den einzelnen Federn, und schon in seiner ersten Publikation wies der Entdecker dieser eigenthümlichen „unbewußten“ Flügelarbeit darauf hin, daß jeder Flügelschlag diese Zwischenräume vergrößere, also das vorwärtsstrebende Moment in den Schwungfedern verstärke. Auf Grund dieser Erscheinung und der damit übereinstimmenden Beobachtung, daß verstärkte Flügelschläge thatsäch nur die horizontale Geschwindigkeit, nie aber das Ansteigen eines Vogels befördern, behauptet Buttenstedt, daß auch die ganze bewußte Flügelarbeit, d. h. die Flügelschläge, gleich der unbewußten lediglich auf die Fortbewegung berechnet sei, und daß der Theil des Fluges, den man bisher für die

weit schwierigere Arbeit hielt, nämlich das „Halten von Höhe" oder der Ersatz der durch das unwillkürliche Sinken verursachten Höhenverluste, mit den Flügelschlägen gar nichts zu thun habe.

Wie nun diese Höhenverluste nach der Theorie von Buttenstedt ihren Ersatz finden, wie ferner die mächtige und unermüdliche Segelkraft der Vögel in dem geringfügigen Luftdruck auf die Schwungfedern ihre ausreichende Erklärung findet, wie sich das neue Flugprinzip dem Kreisen, dem senkrechten Emporsteigen und allen den sonstigen staunenswürdigen Leistungen der Vogelwelt anpaßt — das Alles hat der Verfasser in seinem Werke in populärer, nur leider hier und dort allzu breiter und dadurch das Verständniß des unbefangenen Lesers hemmender Weise entwickelt. Wir gehen darüber hinweg, um noch mit wenigen Worten die praktische Seite unserer Frage zu streifen.

Ist die Schwere, und nicht die Muskelkraft das bewegende Agens des Fluges, so steht auch dem Menschen das Luftmeer unbedingt offen, sobald er nur den Bau des thierischen Flugmechanismus genau nachzuahmen oder gar durch einen besseren zu ersetzen vermag, und letzteres kann, nachdem die prinzipiellen Bedenken verscheucht sind, nur noch eine Frage der Zeit und des Experimentes sein. — Ja mehr noch, beruht der Vogelflug auf den Wirkungen der in Horizontalbewegung umgesetzten Schwerkraft, so muß sogar der schwerere Körper dem leichten an Flugkraft überlegen sein, sobald er nur mit entsprechend mächtigeren Flugdecken ausgestattet ist. Die großen Segler unter den Vögeln zeigen diesen Vorzug der besseren Flugkraft gegen die kleineren deutlich genug, es liegt aber kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß sich der Mensch sein noch bedeutenderes Gewicht einmal in noch günstigerer Art dienstbar machen wird, zumal ihm seine fortgeschrittene Technik gestattet, die schwachen Muskelkräfte der Vögel durch die Leistungen kräftiger Maschinen zu ersetzen. Und nunmehr haben wir nur noch einen Schritt zu der größten Errungenschaft, die auf dem Gebiete des Verkehrs überhaupt denkbar ist — zum aërostatischen Lastschiff, welches selbst die schwersten, heute Eisenbahnzüge füllenden Transporte auf riesigen Flügeln wird durch die Lüfte gleiten lassen.

Diese Hoffnungen weiter auszuspinnen, dürfen wir getrost der Phantasie jedes Einzelnen überlassen, unsere Absicht war es nur, das stetig fortschreitende Verständniß des Vogelfluges als den Weg zu bezeichnen, der allein zur Lösung der Luftschifffahrtsfrage führen kann, und auf die Leistungen eines der tüchtigsten Pioniere auf diesem Wege weitere Kreise aufmerksam zu machen.

Literatur und Kunst.

Im Aachener Zeitungsmuseum.

In Aachen, der alten Kaiserstadt, in deren herrlichem Münster Carolus magnus ruhen soll, hat sich kürzlich etwas Außerordentliches ereignet. Der Begründer und Vorsteher des dortigen Zeitungsmuseums, der stille und harmlose Rentier Oscar v. Forckenbeck, ein Bruder des verstorbenen Oberbürgermeisters von Berlin, Max von Forckenbeck, wurde zur Rechenschaft gezogen und mit einer Anklage bedroht, weil in seiner Stiftung von einem strebsamen Assessor eine Zeitung aufgefunden wurde, welche eine Majestätsbeleidigung enthalten haben soll. Die Beschuldigung erwies sich aber nicht als begründet, und Herr von Forckenbeck brauchte nicht vor dem Strafrichter zu erscheinen.

Durch diese kleine, durchaus nicht erfundene, sondern wahrheitsgetreue Geschichte hat die Welt außerhalb der alten Urbs Aquensis erst erfahren, daß dort ein Zeitungsmuseum vorhanden sei, welches sogar ab und zu verdächtige publizistische Waare mit seiner Flagge decke. Vor einiger Zeit hielt ich mich in der interessanten Stadt auf und hatte Gelegenheit, das ominöse Institut genau in Augenschein zu nehmen. Ich kann versichern, daß ich nichts Gemeingefährliches darin gefunden, wohl aber ein Stück hochinteressanter Culturgeschichte entdeckt habe. Ich muß mich wundern, daß es erst des angedrohten Prozesses bedurfte, um die Aufmerksamkeit auf dieses in seiner Art einzig dastehende Museum zu lenken; vielmehr müßten meines Erachtens alle Freunde Gutenberg's und seiner genialen Kunst nach Aachen wandern und nicht allein den Münster und alles Schöne bewundern, was diese Stadt in so reicher Fülle bietet, sondern auch die neue Quelle des Wissens, welche dort hervorquillt, kosten.

Wie das Körnermuseum in Dresden der Energie des Dr. Peschel, das Thaulowmuseum in Kiel dem Sammeleifer des Prof. Thaulow, so hat auch das Zeitungsmuseum in Aachen dem instinktiven Triebe des genannten Herrn v. Forckenbeck, die Zeitung — diese ephemere Erscheinung, diesen Witz von heute, dieses Bonmot von gestern — zu conserviren, seine Entstehung zu verdanken. Wie ein echter Sammler, der sich keine Rast und Ruh gönnt, trug er Jahrzehnte lang mit eifrigem Bemühen die Eintagsfliegen aus aller Herren Länder zusammen; er beabsichtigte anfänglich keineswegs, seine Zeitungsarmee der Oeffentlichkeit zu übergeben, sondern freute sich still seines Besitzes in dem Bewußtsein, daß er der einzige Befehlshaber dieser merkwürdigen Truppen sei. Bereits Ende 1885 verfügte der Genannte über eine Sammlung von etwa 10,000 verschiedenen Blättern, in mehr als 30 Sprachen und in allen erdenklichen Farben des menschlicheeistesn G schillernd; und je mehr sein Unternehmen wuchs und je eindringlicher der Wunsch seiner Freunde wurde, das Waffenarsenal der sechsten Weltmacht, der Presse, dem Publikum zugänglich zu machen, desto mehr stellte sich die Nothwendigkeit heraus, das Zeitungsmuseum nicht als bloße Liebhaberei, sondern als einen bedeutsamen Faktor der Zeit- und Culturgeschichte planmäßig und wissenschaftlich zu !behandeln. Dieser Erkenntniß konnte sich auch Herr von Forckenbeck nicht verschließen, und so trat er denn vor etwa sieben Jahren mit seiner Gründung vor die Oeffentlichkeit. Wieder einmal rief die erstaunte Welt: das ist ja das Ei des Columbus! In der That mußte es Verwunderung erregen, daß erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein fleißiger Sammler auf die Idee gekommen, die Augenblicksphotographie der Weltgeschichte, die Zeitung, auch für kommende Jahrhunderte und Geschlechter zu benutzen, obschon das Zeitungswesen gerade in den letzten zwei Jahrzehnten einen so außerordentlichen Aufschwung genommen, und schon Macaulay den Ausspruch gethan: „Die einzig wahre Geschichte eines Landes ist in dessen Zeitungen zu finden."

Seit jenen sieben Jahren hat das Aachener Zeitungsmuseum immer klarer das Ziel verfolgt: durch Vereinigung von Zeitungsnummern über alle wichtigen Ereignisse und denkwürdigen Personen, die eine mehr oder weniger hervorragende Rolle gespielt haben, dem zukünftigen Geschichtschreiber und Sittenschilderer unschätzbares Material an die Hand zu geben. Gerade in unserer raschlebigen Zeit, wo man so leicht vergißt und wo morgen nicht mehr actuell ist, was gestern alle Köpfe und Herzen beschäftigte, ist die Zeitung allein der bleibende Pol in der Erscheinungen Fluth; es heißt nicht mehr, die Stimmen sollen reden, sondern die Journale sollen die Wahrheit auch in der Zukunft verkünden. Diese Photographie trotzt dem Zahn der Zeit; diese Urkunde besteht, menschlicher Voraussicht nach für die Ewigkeit, für die wissenschaftliche Forschung bildet sie eine unersetzliche Fundgrube. Daß selbst Männer, wie z. B. der Generalfeldmarschall Graf v. Moltke, sich für das Museum lebhaft interessirten, beweist ein Brief des großen Mannes. Auch Staatssecretär Dr. v. Stephan, der Meister aller Posten, hat die Bedeutung dieses Zeitungsmittels im Jahrhundert des Verkehrs gleich bei der Begründung anerkannt, da er allsogleich einen Geheimen Oberpostrath zur Besichtigung und Berichterstattung nach Aachen sandte.

Ich erwähne noch, daß am 17. Januar v. J. eine Deputation des Zeitungsmuseums bei dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh erschien, um dem Ex-Reichskanzler das Duplicat einer Sammlung von mehreren hundert in- und ausländischer

Zeitungen zu überreichen, welche auf den Fürsten bezügliche Auslassungen von Freund und Feind enthielten. Der Fürst freute sich herzlich über die Gabe und bemerkte, das Geschenk sei ihm sehr willkommen, da es einerseits sehr originell sei und andererseits zur Vervollständigung einer Sammlung diene, die ihm jüngst von einem Freunde im Auslande geworden, und lediglich aus Caricaturen bestände, wie sie besonders in Frankreich auf ihn erschienen seien. Bei der Frühstückstafel, zu welcher er die Abordnung lud, sprach er in begeisterter Weise von der Wichtigkeit des Aachener Unternehmens.

Nach solchen Zeugnissen kann ich nur lebhaft dem Wunsche des Herrn von Forckenbeck hier Ausdruck geben, daß es an erster Stelle in unserem lieben deutschen Vaterlande immer mehr Sitte und Gewohnheit der Zeitungsredactionen werden möge, von jeder Festnummer, sowie von jedem neu erscheinenden Erzeugnisse der periodischen Presse wenigstens eine Probe, gleichsam als Prospect oder Programm, nach Aachen zu senden. Er betrachtet sich nicht als Eigenthümer, sondern nur als Verwalter des Unternehmens; ohne jedes Entgelt will er es irgend einer Stadt, welche die zur Aufbewahrung nöthigen Räumlichkeiten herzugeben sich erbietet, zur Vervollständigung und praktischen Verwerthung für das Studium des Zeitungswesens überhaupt, als auch für das der Geschichte und Culturgeschichte überlassen. Bis jetzt haben sich die Stadt Aachen, der Centralverein für das gesammte Buchgewerbe in Leipzig und das Germanische Museum in Nürnberg zur Aufnahme erboten. Meines Erachtens müßte das Zeitungsmuseum in Berlin seinen Sitz haben. Vielleicht veranlaßt diese Anregung die Staats- oder städtischen Behörden, das bedeutsame Institut zu erwerben, bevor es zu spät ist!

Sehen wir uns diese bereits über 40,000 Nummern zählende Sammlung etwas genauer an.

Fast alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften — auch alle Fachblätter — sind vertreten; unter diesen auch einige, die man im Allgemeinen kaum dem Namen nach kennt, so z. B. die „Allgemeine Deutsche Hebammenzeitung". Eben so stark ist jedoch auch die Presse des Auslandes vertreten, ja, es ist merkwürdig, daß namentlich die Deutschen im Auslande die eifrigsten Förderer des Museums sind, und daß anfänglich aus Shanghai oder San Francisco eher Eingänge zu verzeichnen waren als aus Berlin und Breslau. Die Blätter des Nord- wie des Südpols berühren sich hier in freundnachbarlicher Gemeinschaft. Wer hat schon z. B. von einer „Eskimo-Zeitung" gehört? Und dennoch ersieht man, daß eine solche halbmonatlich mit Illustrationen unter dem Titel: „Atuagag dliutit, nalinginarnik tusavuminas assunik univkat" in Godthaab — Gott sei meiner Seele gnädig! — erscheint. Godthaab ist eine dänische Colonie an der Westküste Grönlands unter dem 64.° nördlicher Breite. Japan hat eine Unmasse von Zeitungen, manche gleichfalls mit unaussprechlichen Titeln, z. B.: „Nischi nischi Schimbun", „Intzugu-Schimbrün" ꝛc.

Daß die Lectüre dieser exotischen Blätter sehr lehrreich und in vielfacher Hinsicht interessant ist, bedarf keiner Erwähnung. Neben dem politischen und sittengeschichtlichen Werth geht auch die Kuriosität nicht leer aus. So nahm ich eine Extranummer des in Baberton, Transvaal, erscheinenden Blattes: „Baberton Herald and Transvaal Mining Mail" vom 22. Februar 1887 zur Hand; dasselbe enthält einen Aufruf an die in den Goldfeldern lebenden Deutschen zu einer Feier des Geburtstages Kaiser Wilhelm I. Der Preis des „trockenen Couverts" für das geplante Festessen sollte 42 Mark betragen — ein Maßstab für die in den Goldfeldern herrschenden überaus theuren Preise fast aller Lebensmittel. Außerdem wird in dem Aufruf darauf hingewiesen, eine Anzahl verschiedener Quarze, welche sichtbares Gold enthalten, nach Deutschland zu senden, die, zu einer Pyramide verarbeitet, dem Kaiser im Namen der Deutschen in den Goldfeldern überreicht werden sollten, und in der That auch überreicht wurden. Aus der in Mexico gelegenen Küstenstadt Guadalajara gelangten mehrere Nummern des „El Telegrama" in den Besitz des Museums: es ist dies vielleicht die kleinste Zeitung der Welt. Die Höhe der Spalte des vierseitigen Blattes beträgt 115 Millimeter, die Breite 35, dabei hat „El Telegrama" Telephon und bringt die wichtigsten Nachrichten aus aller Welt, sowie Inserate. Das Motto der Liliput-Zeitung lautet: „Poca paja y mucho grano" (Viel Braten und wenig Brühe). In Shanghai erscheint seit dem 1. October 1886 eine deutsche Zeitung: „Der Ostasiatische Lloyd", Organ für die deutschen Interessen im fernen Osten, und besonders dadurch bemerkenswerth, daß die Setzer Chinesen und Portugiesen sind, die weder deutsch verstehen, noch die deutsche Schrift kennen, so daß die Artikel erst in lateinische Schriftzeichen umgeschrieben werden müssen. Von den älteren Sammlungen fesseln unsere Aufmerksamkeit z. B. zwei geschriebene Zeitungen aus dem 16. und 19. Jahrhundert. Erstere aus Wien vom 5. August 1596 enthält einen Originalbericht über die Vertreibung der Gran in Ungarn belagernden Türken; die zweite, ein Wochenblatt vom Jahre 1839, circulirte in Abschriften, von Münster ausgehend, bei den westphälischen Bauern der Landgemeinde von Rheine an der Ems; ein Tageblatt war ihnen zu theuer und auch dadurch werthlos, weil damals eine Postverbindung mit der Provinzialhauptstadt nur ein Mal wöchentlich stattfand. Neben den kleinsten Zeitungen fehlen auch nicht die größten, d. h. Riesenzeitungen; solche sind die in Buenos Ayres erscheinende „La Nacion", neunspaltig und im Format von 1 Meter zu 65 Centimeter, und dann eine Schiffszeitung: „The Lightning Gazette and Black Ball Line Adversiter", die auf dem Segelschiff „The Lightning" während der Fahrt nach Australien im Jahre 1856 gedruckt wurde. Die größte Zeitung der Welt ist wohl die im Jahre 1859 in London erschienene „Illuminated Quadrupel Constellation"; sie hat „Billard-Format", ist $8^1/_2$ Fuß hoch und 6 Fuß breit. Dieser Mastodon von einer Zeitung erschien am Tage der Unabhängigkeitsfeier, enthält acht Mammuthseiten von je 13 Spalten, deren jede 48 Zoll hoch ist. Das Papier des Blattes, welches alle hundert Jahre nur einmal erscheint, ist dauerhaft und stark; das Ries davon wiegt 3 Centner. 40 Personen haben acht Wochen unausgesetzt gearbeitet, um diese erste Nummer zu Stande zu bringen. Sie kostete fünfzig Cents (2 Mark) und wurde in 28,000 Exemplaren gedruckt, von denen heute wohl nur noch wenige vorhanden sein mögen. Der Text der Nummer, die auch sauber ausgeführte Holzschnitte enthält, könnte einen mäßigen Quartband füllen; merkwürdiger Weise ist keine Reclame darunter. Die erwähnte kleinste Zeitung: „El Telegrama" geht etwa 200 Mal auf die Riesennummer. Die Zahl der von Chinesen, Japanern und Negern in ihrer Sprache gedruckten vorliegenden Zeitungen ist groß. Alle diese Idiome kann man in einer Nummer der in Chicago erscheinenden Zeitung: „Chicago Daily News" vom 5. October 1887 vereint finden. Als damals nämlich der Präsident der Vereinigten Staaten Chicago zum ersten Male besuchte, bereitete ihm das genannte Blatt einen eigenartigen Willkomm, indem es Begrüßungen und Huldigungen der verschiedensten, in Chicago vertretenen Nationen in deren Schriftsprache, mit nachfolgender englischer Uebersetzung, veröffentlichte.

Der Culturhistoriker kann, wenn er sich in die Lectüre der verschiedensten Zeitungen des vorigen Jahrhunderts vertieft, merkwürdige Entdeckungen machen; so kann er z. B. erfahren, daß die erste telegraphische Depesche in Deutschland am 13. December 1794, und zwar mit dem optischen Zeichentelegraphen, befördert wurde. Es war dies bei Gelegenheit des Geburtstagsfestes des Markgrafen von Baden, wobei ein Huldigungsgedicht durch den Telegraphen des Mechanikers Brückmann — optischer Telegraph — aus einer Entfernung von $1^1/_2$ Stunden nach Karlsruhe signalisirt wurde.

Ebenso kann der Literarhistoriker im Museum Manches lernen, so z. B. die Entwickelung der Witzpresse von ihren Anfängen bis auf den heutigen Tag bei den verschiedensten Völkern. Witz und Satire ist in allen Ländern reich vertreten, weniger der Humor, den man am meisten in Deutschland findet, weil der Deutsche den Humor am meisten liebt. Man erstaunt oft, wenn man sieht und liest, was gewisse Wiener, Pariser und Brüsseler Blätter unter „Witz" verstehen, indem sie auf die grobe Sinnlichkeit des Publikums speculiren

und nicht mehr zweideutig sind — ich meine die pornographische Witzpresse. Im Allgemeinen macht sich eine merkwürdige Abnahme des wahren und frischen Humors bemerkbar, obschon die bezügliche Presse seit den letzten zwei Jahrzehnten sich verdoppelt, ja verdreifacht hat.

Das Zeitungsmuseum gibt auch — unter der geschickten Redaction von Max Schlesinger — in zwanglosen Heften eine Zeitschrift heraus, die manches Interessante enthält.

Zum Schluß etwas echt Amerikanisches. „Celestial City" betitelt sich eine in New-York erscheinende spiritistische Zeitung, deren Mitarbeiter zum größten Theil — gestorbene Personen sind, welche mit der Redaction telegraphisch verkehren. An der Treppe des Hauses Nr. 184 William-street in New-York befindet sich ein großes Schild mit der Aufschrift: „Up one flight — Celestial City" — zu deutsch: „Im ersten Stock befindet sich die himmlische Stadt." Das Letztere ist der Name der Zeitung, deren Herstellung einige Räume des ersten Stockes gewidmet sind. Außer drei lebendigen, aber bisher unbekannten Redacteuren und zwei Setzern nebst einem Drucker zählt die Zeitung nur todte Mitglieder, diese letzteren aber ohne Ausnahme von bestem Ruf. In der Zeitung finden sich die Namen einer Anzahl von Mitarbeitern, welche sich für die Dauer eines Jahres zu wöchentlichen Beiträgen verpflichtet haben, nämlich: Shakespeare, Dichter aus England, gegenwärtig im ersten Himmel, Schiller, Goethe, Washington, Homer, Grant, Sokrates, Bonaparte, Lincoln, Schopenhauer, Darwin ꝛc. Unter dem Titel des Blattes stehen die Worte: „Einziges spiritistisches Journal, welches unmittelbare Telegramme von den Geistern Abgeschiedener empfängt und veröffentlicht." So etwas ist doch, trotz Rabbi ben Akiba, wirklich noch nicht dagewesen. K.

Unsere Archäologen.

Von Cornelius Gurlitt.

Schon bis in die politischen Zeitungen hinein zieht sich das leise Klagen der Archäologen, daß es um ihre Wissenschaft schlimm stehe. Die Lehrsäle selbst der gefeiertsten Universitätslehrer sind verlassen, bis tief in die Philologie hinein erstreckt sich der immer weiter um sich fressende Hörerschwund. Nicht minder beginnen die Directoren der Museen zu klagen: die Deutschen hat der Sinn für die hohe Weihe und die keusche Anmuth hellenischen Geistes verlassen. Die Antikensäle sind verwaist, selbst der Pergamäer-Fries zieht nicht mehr, die Zeitungen verschließen sich antiquarischen Forschungen.

Und doch wieder klagen gerade die einsichtsvollsten Lehrer der Archäologie über eine Ueberbürdung mit jungen Kräften. Alle Jahre schickt das Reich fünf Stipendiaten hinaus nach Rom und Athen, junge Männer, die eben die Hochschule verlassen und nun sich ihre wissenschaftlichen Sporen verdienen sollen, alle Jahre kommen aber deren fünf zurück, mit ein paar kleinen „Entdeckungen", die zu machen sie sich für ebenso verpflichtet halten, wie der Registrator der Oberrechnungskammer jeden Tag einen Fehler finden muß. Zwar ist viel Großes aus der Arbeitsleistung solcher Stipendien noch nicht hervorgegangen. Sachkundige Beobachter wollen sogar bemerken, es käme immer weniger Brauchbares hervor. — Aber dafür haben wir doch fünf junge Herren mehr in Deutschland, welche sich für berufen halten, an einer Hochschule oder einem Museum ihre Studien zu verwerthen, die das volle Hochgefühl im Herzen tragen, nur die streng spezialistische Wissenschaft sei eine des freien und ernsten Mannes würdige Beschäftigung und jeder, der diese erwählte, sei gefeit vor der Forderung banausischer Arbeit, sei unbedingt vom Staate in menschenwürdiger Weise seinem idealen Streben zum Heile zu erhalten.

Andere Leute denken freilich anders. Den leitenden Archäologen sind diese Entdecker einer neuen Auffassung über dieses oder jenes Ornament aus den Ausgrabungen in Tiryns oder Mykene schon eine rechte Last geworden. Denn wer ein echter Archäologe neuester Schule ist, gibt sich mit Praxiteles oder Phidias nicht mehr ab — das hat einen Beigeschmack nach alter ästhetisirender Richtung, das sieht aus wie Streben nach Uebersicht, nicht nach intimer Einsicht, da „kommt nichts Positives raus!" Die Entdeckung der Urform des Mäander — das ist so eine echt wissenschaftliche Aufgabe fürden „ernsten" Gelehrten.

Mit dem Wohlwollen, welches oft die helle Noth eingibt, sorgen die Meister der archäologischen Schulen dafür, daß ihre Jünger, nachdem sie lange genug gewartet, endlich Stellen erlangen. Mag einer noch so sehr ver-schliemannt sein, für die Leitung eines gewerblichen Museums ist der Archäologe natürlich immer noch der in erster Linie geeignete Mann. Sie beginnen eine wahre Plage zu werden, die Winkelmännchen, eine Plage für ihre Lehrer und die Institute, welche sie endlich unterzubringen haben.

Es ist ja ein sehr schöner Gedanke, daß man junge Leute nach dem Süden sendet, daß sie dort sich mit hellenischem und römischem Geist erfüllen, nachdem sie ihre Studien unter tüchtigen Gelehrten vollendeten. Zur Erreichung dieses Zieles ist die Südfahrt zwar nicht unbedingt nöthig, denn Männer, wie Lessing, Winkelmann genossen dies Glück erst in reifen Jahren. Hermann Sauppe hatte seine topographischen Schriften über Athen längst veröffentlicht, ehe er als Sechzigjähriger — wenn ich mich recht besinne — nach Griechenland kam; Overbeck die hauptsächlichsten seiner Werke geschrieben, ehe er Pompeji sah; Johannes Claßen hat erst als Greis das Land des Homer mit körperlichen Augen gesehen, das vor seinem geistigen Auge so lebhaft plastisch dastand; für Müller-Strüving brachten erst deutsche Kaufleute in London das Geld auf, um ihm den Süden zu erschließen; Carl Böttticher war ein alter Mann, ehe er, vor dem Parthenon stehend, dies mit seiner tektonischen Lehre zu vergleichen vermochte.

Es ist also nicht unbedingt nöthig, daß man in jungen Jahren Hellas sieht, um hellenischen Geist zu verstehen. Aber es ist doch ein sonderbares Ding, daß all diese Männer so spät sich entschlossen, daß Land der Griechen nicht bloß mit der Seele, sondern leiblich zu suchen.

Und doch ist der Grund ein sehr einfacher: die Last der Arbeit und der Mangel an Mitteln hielt sie ab, ein Jahr ihren Wünschen zu opfern. Sie hatten nicht das Glück, eben fertig gewordene Archäologen zu sein, ihnen kamen die Wohlthaten des „Instituts" nicht zu Gute, dazu waren sie zu alt — dazu waren sie vor Allem zu reif.

Es gibt in Deutschland sehr viele Leute, die, auf der Höhe des Lebens stehend, ihr Denken auch heute noch der hellenischen Welt freudig zuwenden. Hunderte von Lehrern an Gymnasien, an gewerblichen Anstalten sind nicht nur gezwungen, Jahr aus Jahr ein den Homer und den Xenophon zu tractiren oder klassische Säulenordnungen zeichnen zu lassen, sondern sie thun es in heller Begeisterung für die Größe des kleinen Landes da unten. Und doch ermöglicht ihnen Stellung und Einkommen nie, dies Land zu sehen, sich selbst zu erfrischen an unmittelbarem Eindruck, die Gebilde ihrer Phantasie zu berichtigen an den Resten alter Zeit und dann zurückzugehen in ihre Schulen, mit dem Idealismus ihre Zöglinge zu durchtränken, den sie aus gegenwärtigem Schauen zogen.

Es scheint eine sonderbare Verblendung die Archäologen zu ergreifen. Immer mehr sind sie, einst die Beherrscher des schöngeistigen Denkens der Nation, zu Spezialisten geworden, sie, deren Vorgänger einst die ganze Kunst umfaßten. Heute, angesichts des Zusammenbruchs ihrer Herrlichkeit, wissen sie immer noch nichts Besseres, als auf's Neue Spezialisten zu züchten. Sie greifen nicht um sich, um den Sinn für ihre Wissenschaft wieder in die Weite zu tragen, sondern sie halten fest an den Mitteln, die ihnen eine kleine, eng gegliederte Gemeinde sichert. Schon ist ihr Treiben ein solches, um das das Volk sich nicht mehr kümmert. Wird es da nicht Zeit, sich zu besinnen, daß die Mittel, welche einst einem Bunsen, Welcker, Thorwaldsen zur Gründung des Archäologischen Institutes bewilligt wurden, nicht für wissenschaftliche Schnurrpfeifereien, sondern für die lebendige Verknüpfung der Nation mit der Antike bestimmt waren. Und daß diese nicht geschieht durch Jünglinge, welche

mit dem Jahre im Süden nur selten den rechten Gebrauch zu machen wissen, sondern allein durch reife Männer, die einen Wirkungskreis im Leben schon haben und denen deshalb im Drang der hastenden Zeit die Muße fehlte, sich ein Jahr hindurch einem lang gepflegten Wissensgebiet völlig hinzugeben.

Es war beim Durchblättern der Publicationen des Archäologischen Institutes, als mir diese Gedanken kamen. Ich sehe sie regelmäßig in der Bibliothek der Technischen Hochschule. Aber ich sehe auch, daß sie selbst dort nur selten einmal Jemand in die Hand nimmt, und daß er sie dann meist beim ersten Aufschlagen wieder bei Seite legt. Es wird in diesen Blättern nur zu oft, namentlich von den jüngeren Herren, eine fremde Sprache gesprochen, selbst in den deutsch geschriebenen Aufsätzen. Nicht nur, daß der ehrwürdige Zopf nationaler Selbstverleugnung z. B. in letzter Nummer Herrn „Massimiliano Meyer" aus „Atene" und Herrn „Enrico Dressel" gar aus „Berlino" veranlaßte, an ein deutsches Blatt italienisch zu schreiben, sondern das Ganze athmet spezialistische Weisheit, die sich fast zu fürchten scheint, von Vielen verstanden zu werden. Es lebt ein Leben für sich, fremd der Nation. Und man merkt das den Verfassern der Aufsätze alsbald an: Sie sind deutsch nur so nebenbei. Niemals würde aus einem Massimiliano Muratori oder Henry Legrand oder gar aus einem Engländer, selbst wenn er deutsch schriebe, ein Max oder Heinrich werden: bei deutschen Archäologen wundert man sich nur über die Inconsequenz, mit der die gelehrten Herren, denen an ihrem Namen doch nichts zu liegen scheint, sich nicht besser Massimiliano degli Meyeri und Enrico Dresselino nennen? So wollte es ja früher gelehrter Zopf.

Ich aber nehme mir die Freiheit, gerade weil ich nicht Fachmann bin, den vor sich leerenden Bänken docirenden Meistern der Archäologie zu rathen: Schickt reife deutsche Männer nach dem Süden, die auf die Nation zu wirken und in sie einzugreifen vermögen, sonst verdorrt der einst so segensreiche Baum deutscher Alterthumswissenschaft.

Man mag sich wundern, daß ein Freund moderner Kunst dies sagt. Aber jetzt ist schon längst die Frage erledigt, ob die Zeit des Perikles oder unsere eigene unser Kunstschaffen beherrschen solle. Wir sind frei geworden von der herrischen Bevormundung der „Helleniſten". Nicht sie sind mehr unsere Gegner. Nein: Wir wissen sehr wohl, daß sie wirken und schaffen müssen, um die Verbindung mit dem Alten zu erhalten, das uns Vorbild sein und bleiben soll, nicht indem wir es nachahmen, sondern indem wir so ganz nur uns selbst ausgestalten — wie es einst die Hellenen thaten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sammler.

Weihnachtsgedanken von Tov Hedberg.
Autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Wenn man nach vieljähriger Trennung eine Person wiedertrifft, die man einmal seinen Freund genannt hat, folgt der Freude des ersten Augenblickes oft ein Gefühl des Zwanges, der Niedergeschlagenheit, fast der Bitterkeit, wie wenn man eine Enttäuschung erlebt hätte. Und dieser Zwang entspringt dem Bewußtsein, wie wenig man während dieser Jahre an den Abwesenden gedacht hat, der einem einmal so nahe gestanden, daß man ihm die Rechte der Freundschaft eingeräumt, und die Bitterkeit entsteht aus dem Gedanken, daß es ihm wohl ebenso ergangen ist.

Verwandt mit diesem Gefühle ist auch das, welches man hat, wenn man nach vieljähriger Abwesenheit wieder in die Gegend kommt, wo man viele, vielleicht auch glückliche Jahre seines Lebens zugebracht hat. Hier empfindet man das Gezwungene nicht so deutlich, aber vorhanden ist es auch, denn wenn die Natur auch nichts von uns fordert, so haben wir ihr doch ein Gelöbniß gegeben, Gelöbnisse, wie sie das Leben selten einlöst, — es ist eine Art Schuldgefühl gegen diese wohlbekannte Natur da, die uns ebenso liebevoll, ebenso mild und vertraut aufnimmt, wenn wir nur eine Spur von den Gefühlen wiederfinden können, welche uns ehemals an dieselbe banden; aber gerade darum stellt sich auch die Bitterkeit ein, die arme, egoistische Bitterkeit darüber, Alles so gleich, so als ewig dasselbe zu finden. Wir fühlen, daß all' dieses auch ohne uns seinen stillen Gang gegangen, daß unsere Abwesenheit keine Spur hinter sich gelassen, daß der Willkomm, der uns entgegentönt, nicht der des Erwartenden ist, der sich gesehnt und gebangt, sondern der des Reichen, der sein Haus allen Ankömmlingen gastfrei öffnet — uns wie allen Anderen.

Etwas von diesen Gefühlen war es, was sich in Ejnar Wilde rührte, als er am Weihnachtsabend von der Station heimfuhr — zu dem Heim, welches er nun während seines fünfjährigen umherschweifenden Lebens nicht besucht hatte. Das war es, was ihm die Freude des Wiedersehens störte, ihn dahin brachte, sich nervös zu fühlen und ungeduldig und zu wünschen, daß dieses Wiedersehen erst überstanden wäre, und er sich wieder in dem alten Geleise befände. Vielleicht lag demselben auch das Bewußtsein von der Ungleichheit zwischen den Verhältnissen zu Grunde, unter welchen er sein Heim verlassen, und den gegenwärtigen.

Sein Vater, der alte Wilde, hatte in seiner Jugend, durch eine unerhörte Kräfteanstrengung, durch eine außergewöhnliche Vereinigung von Scharfblick und Kühnheit, sich in einigen wenigen Jahren von einem geringen Anfang zu Reichthum emporgearbeitet. Im Alter von dreißig Jahren war er Chef einer angesehenen Firma, hatte eine reiche Partie mit einer der gefeiertsten Schönheiten der Hauptstadt gemacht und sein Haus war eins der gastfreiesten und gesuchtesten in der Stadt.

Da trat bei ihm eine Eigenheit hervor, welche bisher brach gelegen, von anderen Interessen erstickt und unterdrückt. Es war eine Sammelwuth, welche sich zuerst als eine von der Eitelkeit eingegebene Begierde offenbarte, sein Heim mit seltenen Kunstsachen zu schmücken, dann nach und nach wuchs und sich ausbreitete und schließlich eine förmliche Manie wurde. Von Kunstsachen und Gemälden ging sie zu Büchern und Kupferstichen über, dann auf Porzellan, Glas, Möbel ꝛc. ꝛc., verschmähte auch nicht Münzen, Siegel, ja sogar Briefmarken, und umfaßte schließlich Alles, was alt war, in irgend einer Weise eigenthümlich und vor Allem selten. Er hatte mehrere Räume seiner Wohnung abgesondert, und hier häufte er nun im Laufe der Jahre durcheinander eine ganz sonderbare Welt von Merkwürdigkeiten auf, sammelte aus allen denkbaren Winkeln in Ost und West, Groß und Klein durch einander, mit keiner anderen Werthschätzung, als der der Seltenheit.

Aber das war eine theure Liebhaberei, nicht nur an und für sich, sondern auch darum, weil sie alle anderen Interessen und Gedanken verschlang, und so kam es, daß Wilde in einem Alter von einigen fünfzig Jahren ein ruinirter Mann war. Seine Sammlungen, die Frucht einer zwanzigjährigen Arbeit, kamen unter den Hammer, das Geschäft wurde von einer Gesellschaft übernommen, und er selbst zog auf ein kleines Landgut hinaus, wo seine Familie den Sommer zuzubringen pflegte, und welches nun das Einzige war, was aus dem Schiffbruch gerettet wurde.

Als dieses geschah, war der einzige Sohn, Ejnar, im Auslande, wo er sich schon seit fünf Jahren aufhielt. Nachdem er in Upsala seine Studien vollendet hatte, war er hinausgereist und seither überall in Europa umhergeschweift, indem er da und dort einen Ausflug nach dem Orient machte. Jahr für Jahr hatte er seine Heimkehr aufgeschoben, bis schließlich diese Katastrophe kam und allen weiteren Reiseplänen ein unumstößliches Ziel setzte. Nachdem er eine Woche ununterbrochen gefahren, sollte er nun am Weihnachtsabend selbst zu Hause eintreffen.

Das Heim — ja das war es, von dem er kein rechtes Gefühl hatte. Ihn dünkte, er säße wie ein Fremder in dem alten, wohlbekannten Schlitten, in welchem er als Kind so viele Male bei seinen Weihnachtsbesuchen auf dem Lande gefahren war. Weihnachten — ja von Weihnachten hatte er auch keine Empfindung — als er sich umsah, fand er wohl Winterstimmung, aber nicht diese besondere, welche Weihnachten charakterisirte — darum, weil sie sich nicht in ihm fand.

Aber Winterstimmung war es — Winterstimmung mit Schnee und Kälte. Der Landweg zog sich erst zwischen Wiesen und eingefriedigten Weideplätzen hin, die von Reif bedeckten Laubbäume glichen riesengroßen Korallen, bog dann in langgestrecktem Hügel in einen Nadelwald, wo der Schnee sich in schweren Haufen auf die breiten Zweige der Tannen und auf die hohen Kronen der Föhren gelegt hatte. Dann allmählich begann das blendende Weiß des Schnees einen röthlichen Anstrich in dem ersterbenden Tageslicht zu bekommen, denn es war vier Uhr und die Sonne soeben untergegangen. Der Streifen des westlichen Himmels, der zwischen den Tannen hindurchschimmerte, hatte eine blaßrothe Farbe, welche nach oben verblaßte, und die leichteren Wolken, die am Himmel entlang fegelten, waren braunroth mit goldenen Schattirungen.

Es war ruhig und still, so endlos still, wie es nur an einem kalten, windstillen Wintertage auf dem Lande sein kann. Alles Leben hatte sich in die Stuben zurückgezogen, in denen bereits hier und da Lichter angezündet zu werden begannen unter den Vorbereitungen zum Feste des Abends, und zu den Hüten hatten sich auch die Vögelchen des Winters, die Sperlinge, Kohlmeisen und Blaumeisen zurückgezogen — sie flatterten froh um die Korngarbe auf dem Hofe und lenkten die Gedanken auf das frohe Erwarten hin, welches dort drinnen hinter den beschlagenen Fenstern herrschte.

Plötzlich bog der Schlitten mit einem scharfen Schwung von der Landstraße ab und glitt mit erhöhter Schnelligkeit durch eine Lindenallee, welche in weiter Ferne von einer weißen Façade mit hohem Steinfundament und doppelter Vortreppe begrenzt wurde. Auf der Treppe stand Jemand und wehte mit einem Taschentuch — das war seine Mutter — ein Hund lief die Treppe herab und kam ihnen bellend entgegen, und nun begann Ejnar's Herz endlich heftiger zu klopfen.

Wieder ein scharfer Schwung und der Schlitten machte vor der Treppe Halt. Der Hund bellte noch immer wie toll, und Ejnar konnte nicht verstehen, was die Mutter ihm zurief, während sie die Treppe hinabstieg, um ihn zu empfangen. Er stieg aus dem Schlitten und ging mit ausgestreckten Armen auf sie zu, sie umarmte ihn, umfaßte seinen Kopf

und hielt ihn etwas von sich ab, während sie ihn mit Thränen in den Augen ansah. Dann sagte sie:

„Willkommen, mein lieber Junge!"

Der Hund sprang und bellte noch immer um sie herum.

Als die Rührung des ersten Augenblicks sich gelegt hatte, fühlten sie sich ein wenig fremd in Folge der langen Trennung; instinktmäßig entfernten sie sich von einander und sahen fort, wenn sich ihre Blicke begegneten.

„Du mußt Hector klopfen," sagte die Mutter, „sonst wird er niemals still."

Er beugte sich nieder und klopfte den Hund; derselbe war ein ganz junges Thier gewesen, als er fortfuhr, und konnte ihn darum nicht wiedererkennen; aber er begriff aus dem Benehmen seiner Herrin, daß es ein willkommener Gast war, und wußte sich daher vor Freundlichkeit nicht zu lassen. Und diese Freundlichkeit that Ejnar wohl, weil sie kein geheimes Verwundern und keine stillen Fragen in sich barg.

Still gingen sie wieder die Treppe hinauf. Im Flur stand der alte Wilde und empfing sie. Er war ein langer und noch kräftiger Greis und um einen Kopf größer als der Sohn, der gegen ihn schmächtig und schwächlich aussah; das Gesicht war hübsch und regelmäßig, von nun fast weißem Haar und Bart eingerahmt. Und doch machte es keinen ungetheilt sympathischen Eindruck, denn der Blick war starr und abwesend, gleichsam unverwandt, auf ein allen Anderen unsichtbares Ziel gerichtet.

Er empfing den Sohn herzlich, aber ein wenig zerstreut und schien von dem Wiedersehen nicht tiefer berührt zu sein. Dieser wieder dachte, als er ihn sah: Gott sei Lob, er ist doch vom Unglück nicht gebeugt!

Diesem Gedanken verlieh er auch der Mutter gegenüber Ausdruck, als sie ihn in sein Zimmer begleitete, um ihm zu helfen, aus dem Koffer die Sachen herauszunehmen, deren er bedurfte.

„Nein," antwortete sie, „gebeugt ist er nicht, ich begreife nicht, daß es ihn so wenig tief hat mitnehmen können, als es gethan, und das erschreckt mich bisweilen beinahe. Aber es wird schon gut werden," sagte sie und nickte vor sich hin. „Weißt Du, daß er bereits wieder zu sammeln begonnen hat, er geht in den Bauernstuben umher und sucht nach altem Gerümpel — ja, oder alten Sachen," verbesserte sie sich, „und wir haben hier oben bereits eine Bodenkammer fast voll. Na, ich habe ihn natürlich dabei gelassen, denn das ist ja immer noch besser, als wenn er ständig über all' das Alte trauern würde, aber, — na, es wird schon gut werden!"

Sie nickte wieder und sah ihn dann mit glänzendem Blick an.

„Wenn Du wüßtest, wie froh ich bin, daß Du heimgekommen!" sagte sie und ging dann ganz ruhig und still hinaus.

Er sah ihr verwundert nach. Bereits bei der ersten Begegnung hatte er ein unklares Gefühl davon gehabt, daß mit seiner Mutter eine tiefe Veränderung vor sich gegangen, und nun drängte dasselbe sich ihm noch stärker auf. Es war nicht das, daß sie alt geworden, denn obgleich das schöne Gesicht tiefe Falten bekommen, die Gestalt gewelkt und das Haar grau geworden, war doch etwas in dem Blicke, was all' diesen Kennzeichen des Alters widersprach; nein, es war etwas Anderes, etwas Tieferes und Bedeutungsvolleres. Er hatte das Gefühl, daß in ihr eine dieser stillen, durchgreifenden Revolutionen vor sich ging, welche das Wesen in seinen innersten Grundfesten erschüttern und Gefühle und Gedanken, Wünsche und Streben umschaffen, Licht werfen über das, was früher im Dunkel gelegen und Schatten werfen über das, was früher im Licht gestanden, gleichwie eine plötzliche Naturrevolution die Höhen zu Thälern und die Thäler zu Bergen macht. Es war ihr ganzes Wesen, ihre Art zu reden und zu sein, welche ihm diesen Eindruck verschafft, aber vornehmlich war es doch der Blick, dieser Blick, welchen er nicht kannte, welcher in anderer Weise dreinschaute und Alles nach einem anderen Maßstab zu beurtheilen schien, als früher.

Am Nachmittag waren sie alle Drei zusammen im Besuchszimmer. Der Mittag war unter abgerissenen Gesprächen, Fragen und Antworten, vergangen, welche sich nicht ausbreiten mochten und in einander liefen, sondern kurz und abgebrochen blieben und breite Klüfte des Schweigens übersprangen; und auch jetzt hatte sich das Schweigen über sie gelagert. Aber es hatte aufgehört, Ejnar peinlich zu sein, ein heimisches Gefühl hatte begonnen sich in sein Gemüth einzuschleichen, von dem er nicht wußte, woher es gekommen, das seine Form aber aus einer tiefen, wohlthuenden Wehmuth entnommen hatte.

Schließlich brach der alte Wilde das Schweigen. Er war aufgestanden und unter sichtbar zunehmender Unruhe im Zimmer auf und ab gegangen.

„Na — Du hast meine Sammlungen noch nicht gesehen — dort oben!"

Er erröthete und machte eine etwas verlegene Geste nach dem Boden hinauf.

„Nein," antwortete Ejnar; „sollen wir das nicht bis morgen aufsparen?"

„Es sind ganz merkwürdige Sachen, kannst Du glauben!" fuhr Wilde eifrig fort. „Man hat keinen Begriff, was es für Raritäten in den Rumpelkammern der Bauern gibt. — Und sie haben etwas Eigenartiges, was allen anderen fehlt — etwas eigenthümlich Ungekünsteltes und Naives, etwas, was von ihrem niedrigen Ursprung spricht — etwas durchaus Eigenartiges."

Er schien seiner selbst ein wenig unsicher und sprach eifrig, mit jenem Wechsel im Eifer, der darauf deutet, daß man mehr um seiner selbst als für Andere spricht.

Ejnar antwortete nichts, und Wilde schwieg auch, fuhr aber fort, auf und ab zu gehen. Dann leuchtete sein Blick plötzlich auf und er sah den Sohn mit erneutem Interesse an, indem er mitten vor ihm stehen blieb.

„Du mußt doch ausgezeichnete Gelegenheit gehabt haben, Verschiedenes anzutreffen? — Was — Du hast wohl dies oder jenes mit heimgebracht?"

„Nein," antwortete Ejnar kurz, „ich habe nichts."

„Nichts, gar nichts?" — Wilde's Gesicht versinsterte sich wieder.

„Nein — nichts der Art, was Du meinst — Solches habe ich nicht gesammelt."

„So hast Du doch gesammelt? Was hast Du denn gesammelt?"

Des Alten Gesicht wurde roth vor Eifer.

Ejnar sah ihn an und runzelte die Brauen. — Dies mit dem Vater wurde ihm so peinlich, und er wurde von der Begierde ergriffen, einmal gerade heraus zu reden — frei vom Herzen weg.

„Ich habe gesammelt, was besser ist," erwiderte er, „und was mir Niemand fortnehmen kann, ich mag auch noch so arm werden; das bleibt mir immer, denn es ruht hier in meinem Innern. — Es wird gewiß »Eindrücke sammeln« genannt, aber das ist ein schlechter Ausdruck, und ein armer — er sagt nicht, was er sagen soll, denn das, was ich meine, ist so reich — es ist das Einzige, was im Leben etwas werth ist — es ist das Leben selbst, welches nun für mich ein Ende hat."

Er wurde eifrig und erhob sich.

„Siehst Du, alles Schöne, was man auf seinem Wege sieht, zu sammeln, aber es in seiner Erinnerung sammeln, so daß es nur für einen selbst vorhanden ist — eine schöne Natur, ein Gesicht, welches eine ganze Geschichte erzählt — eine Stimmung, die in Worten nicht beschrieben werden kann — ein Anblick, für den ein Anderer keine Augen hat, ein kleines Bild, welches ein Anderer nicht beachtet — ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, welche kein Anderer versteht, und unendlich viel mehr, was nicht mit Worten bezeichnet werden kann — es sehen und es nur hierdurch zu seinem Eigenthum machen, ohne Furcht, daß es einem Jemand sollte rauben können und ohne selbst dadurch gebunden zu werden — was sind Deine armen Töpfe dagegen? — Ja, ja, das heißt sammeln, das, im besten Sinne des Wortes, — und das ist mehr als das — das ist Leben — das ist —"

Er begegnete plötzlich dem Blick der Mutter und verstummte. Er war mit einem Ausdruck auf ihn gerichtet, der es ihm unmöglich machte fortzufahren, weil ihm schien, daß etwas Falsches in das hineingekommen, was er hatte sagen wollen, und als wenn er es in der Tiefe seines Herzens selbst nicht meinte. — Der Blick war so klug, so entsetzlich klug, daß sein Stolz ihm gegenüber in sich zusammenfiel, und er empfand eine fast kindliche Lust zu weinen. Er setzte sich wieder nieder und versank in Schweigen, mit einem Gefühl der Leere in und um sich.

Er merkte, daß der Vater das Zimmer verließ, achtete aber nicht darauf. Dann fühlte er eine Hand auf seinem Kopfe und vernahm die Stimme seiner Mutter.

„Bist Du so sicher, daß das Glück ist, Ejnar?"

„Ja," erwiderte er hart, denn er fühlte, daß er gerührt wurde, und das wollte er nicht. Er schob die Hand der Mutter fort und vernahm, wie sie still an ihren Platz zurückkehrte.

Eine Weile herrschte wieder Schweigen, dann fragte er verdrießlich:

„Warum sollte es das nicht sein?"

Sie antwortete in demselben ruhigen, milden Ton, wie vorher:

„Ich weiß nicht — ich glaube, ich habe einmal auch ebenso gedacht, aber — ja, das beruht wohl darauf, daß Du noch jung bist — und ich alt. — Da nannte ich das auch Sammeln, — nun dünkt mir, es war eher Zersplitterung."

Er sah zu ihr empor, und wieder drängte es sich ihm so lebhaft auf, wie sie sich verändert hatte — so stark, daß er seiner stillen Frage Worte verleihen mußte.

„Was ist mit Dir eigentlich vorgegangen, Mama?" sagte er.

Sie lachte und antwortete:

„Vorgegangen! — Das weißt Du ja, etwas Anderes nicht — und dann vielleicht, daß ich alt geworden bin! — Aber ich dachte, als Ihr vom Sammeln spracht, daran, daß ich eine Lehre vom Leben empfangen habe — ich habe das lernen müssen, als es für mich in Stücke ging, und ich mußte die Splitter auffammeln und versuchen, es wieder ganz zu machen. — Da begreift man, was Werth hat und was keinen Werth hat. Sieh diesen Raum hier, dünkt er Dir nicht schön? — Für mich wenigstens ist er es. Siehst Du, alles, was mir in irgend einer Weise lieb ist, an was sich eine theure Erinnerung, ein schönes Andenken knüpft — das versuchte ich zu retten, und das habe ich hier gesammelt. — Und weißt Du, warum mich das so schön dünkt? weil ich mich hieran gebunden fühle, wie man an das gebunden ist, was man liebt. Und das ist besser, als frei zu sein, — oder ich glaube, daß das wirklich frei sein heißt. Und so habe ich es mit meinem ganzen Leben gemacht, — ich habe alles das gesammelt, was mir wirklich werthvoll erschien, und das war so Vieles, was ich früher niemals gesehen — und nun fühle ich mich so reich, daß ich nicht fürchte, alt zu werden."

Sie war einen Augenblick still und fuhr dann fort:

„Weißt Du — ich habe mich niemals auf ein Weihnachten gefreut wie auf dieses — mir dünkt, daß ich früher niemals verstanden habe, was Weihnachten ist. — Weihnachten ist gerade die Zeit des Gesammelten! Das ist eine große, schöne Bedeutung! — Alles, was im Laufe des Jahres gleichsam zersplittert und getrennt ist, das sammelt es wieder in eins und vereint es in demselben Gefühl, — große und kleine, arme und reiche, alle Menschen, einmal wenigstens. Und dafür sammeln wir unsere besten Gefühle, unsere frohesten Hoffnungen, unsere wärmsten Wünsche — wir versuchen uns selbst in einem einzigen ganzen Gefühl zu sam-

meln und froh zu sein, damit Alle froh sein sollen. — Ist es nicht so? — Ist das nicht der Sinn des Weihnachtsfestes?"

Sie ging auf ihn zu und strich ihm liebkosend über das Haar.

„Darum bin ich so froh, daß Du heim kamst!" fügte sie leise hinzu.

Er antwortete nichts, sondern nahm ihre Hand und küßte sie. — Er gab ihr durchaus recht, denn er war noch zu jung, und das Leben schien ihm so reich, daß diese demüthige Lehre ihm zu arm war — aber es war doch ein Gefühl der Demuth, welches ihn veranlaßte, ihre Hand zu küssen.

Aus der Hauptstadt.

Der Staatsstreich von 1893.

So weit es sich bis heute übersehen läßt, sind die Feiertagskuchen allerorten gut gerathen, und die Weihnachts-Leitartikel desselbigengleichen. Der ärmste Lumpenproletarier kann sich mit Ruhe und Zufriedenheit an den Festesgaben erquicken, die mildthätige Vereine ihm aufgebaut haben, denn sein Liebknecht, sein Richter, sein Ballestrem schützen ihn mannhaft vor der unersättlichen Gier des Molochs Militarismus und werden ihn auch im neuen Jahre schützen, wenn's Wetter gut bleibt. So vergißt denn der Lumpenproletarier Hunger und Kälte in dem wonnigen Gefühl, daß die Freiheit des Volkes wieder einmal gerettet, den unerschwinglichen Forderungen der Regierung ein kräftiges Halt zugerufen worden ist, und wenn er die ihm leider dreimal zu große baumwollene Weste anzieht, die Herr Ministerialrath Schnupprig vier Jahre lang getragen hat, schließlich aber dem Sozialreformverein für ethische Baumwollcultur als Weihnachtsgabe überwies, dann geht er versöhnt in die Wärmehalle am Alexanderplatz. Der Militarismus ist zerschmettert, lieb Vaterland, kannst ruhig sein; die Verdoppelung der Börsensteuer ist damit, Gottlob, unnöthig geworden. Darauf kommt es nun den Freisinnigen aus Berlin C weniger, dem Lumpenproletarier aber sehr an. Die Börsensteuer gerade, die Erhöhung der Schlußscheingebühr, die ist es, welche ihm den Heeresreformplan unannehmbar macht.

Befriedigter noch sitzt daheim am Ofen der schnell zu großer Berühmtheit gelangte „kleine Mann". Gott grüß' Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen? Es ist ihm, Eugen Richter sei Dank, unvertheuert geblieben. Auch daß sie das Bier nicht antasten können, macht dem Braven diebischen Spaß. Er hat zwar keine Brauereiactien, doch würde es ihm mindestens unangenehm sein, wenn Patzenhofer und Schultheiß für 1893 geringere Ausbeute vertheilen müßten und so durch fiscalische Geldgier und öde Plusmacherei geschädigt würden. „So'n Actionär will auch leben; viel besser, einen Krieg zu verlieren, als Dividenden-Coupons zu entwerthen. . . . Ja, ja, ja . . . Onkel Eugen schreibt heute wirklich so schöne Weihnachtsbetrachtungen und so groß gedruckt, als wüßte er, daß es hier am Ofen dunkel ist und ich sehr schlecht sehen kann. „Die gänzliche Verarmung, der völlige Ruin unseres Volkes durch maßlose Militärforderungen erscheint nunmehr glücklich abgewendet. Mit froherem Herzen als jemals sonst feiert heut im Kreise seiner Lieben der gebildete und aufgeklärte liberale Bürger Weihnachten. Weihnachten! Welch zauberisches Wort! Es erinnert unwillkürlich an den nahenden Quartalsschluß und die Erneuerung des Abonnements, die wir bis spätestens zum 1. n. M. vorzunehmen bitten, da sonst für rechtzeitige Zustellung . . ." Ja, ja, zwölf Groschen pro Mann, oder wie Herr Delbrück ausrechnet, sechs Groschen hätte uns das neue Militärgesetz jährlich gekostet. Sind vier Seidel. „Caprivi war uns allezeit ein redlicher, ein vornehmer, ein loyaler Gegner, aber auch ihm gegenüber müssen wir zielbewußt wahren Freisinns rauschend' Banner entfalten." Ja, ja. Der Caprivi stand wirklich mit den Freisinnigen nicht schlecht. Er kneipte mit ihnen, er schimpfte auf Ahlwardt, wie es Rickert kaum besser könnte. Was in aller Welt plagte den Mann nun, ganz unvermuthet so reactionäre Sprünge zu machen? Mag er jetzt die Suppe ausessen, die er sich eingebrockt hat! Der Reichstag bleibt fest, der Kaiser zieht den Entwurf zurück, und Caprivi geht. Wird sich ein Anderer gütlich thun in der schönen Dienstwohnung! 's braucht nicht Jeder wie der Bismarck dreißig Jahre lang zu wursteln. Juste, bring' mir die gestickte Schlummerrolle her!"

* * *

Für die Weihnachtstage fehlt's an politischen Stoffen nicht, und mancher Skatabend wird leiden, weil die Militärvorlage alle Gemüther erregt. Glücklich sind wir abermalen zu der großen Entrüstung gediehen, welche wie ein kurzjähriger Komet immer wieder in kleinen Pausen am politischen Himmel auftaucht. Die Reichstagsopposition und ihre Presse entflammten mit donnerndem Pathos die Wählerschaft; die Wählerschaft fürchtet sich vor dem schwarzen Mann mit der Pickelhaube, zahlt überhaupt, wie billig, Steuern höchst ungern und bewundert von Herzen ihre Vertreter, welche noch rechtzeitig genug die niedere Tücke, die Militaromanie der Regierung durchschaut haben. Immer weiteren Kreisen theilt sich die Empörung mit; dafür gibt's ja Stammtische und Kegelvereine. Wähler anderer Parteien schließen sich den Murrenden an und zwingen nun ihrerseits die nichtfreisinnigen Abgeordneten, um des Mandates willen Front zu machen. Und plötzlich ist Caprivi allein beim Rendezvous.

Wenn die Militärvorlage diesmal den Hals bricht, trägt allein der Umstand daran Schuld, daß sie Niemand recht ernst nimmt. Graf Caprivi verdient gewiß alles Lob für die vornehme, die discrete und loyale Art, womit er sein Schmerzenskind vertheidigte, aber diese Vornehmheit war Wasser auf die Mühle der Opposition. Man ist hier zu Land an ganz andere Accente gewöhnt, wenn Lebensfragen der Nation zur Verhandlung kommen. Dann wetterte früher der Alte daher, im Küraffirkoller, den Helm auf dem Kopf und die Riesenstiefel auf den Beinen, und hui, dann quoll es und rauscht' es ihm aus der tiefsinnersten Seele! Mit akademisch-correcten, sauber gefeilten und ein klein wenig trivialen Reden schafft man's darum nicht bei dem Volke, das bismarckische, leidenschaftliche Töne verlangt. Mag sein, daß Herrn Loyal die Trauben zu hoch hängen und er sie vornehm verschmäht — der meisten Menschen Leidenschaftlichkeit wirkt komisch; mag sein, daß der Ministerpräsident französischen Beispiels gedachte, wo alle Militärforderungen, nur ganz obenhin empfohlen, glatt durchgehen, weil man noch immer an die vor 1870 gemachten Erfahrungen denkt. Wir Deutschen, wenn wir 60 Millionen herausrücken sollen, verlangen wir wenigstens eine gute Rede, eine hübsche und virtuos gespielte Reichstagsscene dafür. Der Heldenvater, pensionsberechtigt aus dem Verband des Deutschen Theaters entlassen, tritt diesmal nicht auf die weltbedeutenden Bretter; sein Nachfolger will die Duse an ehrlicher Natürlichkeit übertrumpfen, und siehe da, Herr Loyal erleidet eine eclatante Niederlage. Der Beifall verstummt oder wird so ungeschickt inscenirt wie vorher die Reklame. Ein ganz kleines Häuflein der Zuschauer nur ist sich klar über den blutigen Ernst der Sachlage; alle Anderen tändeln darüber hinweg, und man kann's ihnen nicht übel nehmen. Die Regierung hat die Nothwendigkeit der Reform bei Weitem nicht so scharf betont wie es erforderlich war; ein sehr großer Theil der Bevölkerung hält thatsächlich die Vorlage für eine Ausgeburt puren Uebermuthes, und das am meisten wahrheitsliebende, das heißt am wenigsten verlogene Blatt des Singersozialismus führt als ihr Hauptmotiv den Umstand an, daß im Heer, trotz krampfhafter Verjüngung, für die Sprößlinge zahlreicher Junkerfamilien keine Offizierstellen frei seien.

Die einsichtsvollen und gebefreudigen Parteien aber, die vom Ministerpräsidenten brüskirt worden und nicht Willens sind, eine ziellose, nur dem Augenblick angepaßte, unberechenbare Schaukelpolitik mitzumachen, ziehen sich gleichfalls zurück. Und in der That, wenn die Stärke einer Regierung nicht nur dem Auslande, sondern auch dem Inlande gegenüber darauf beruht, daß Niemand ihre Handlungen im Voraus bestimmen kann, dann ist unsere jetzige Regierung die stärkste, welche wir seit Waldemar's Zeiten in Brandenburg gehabt haben.

So lange Graf Caprivi die Premierschaft inne hat, ist er unausgesetzt und auf's Heftigste gerade von Parteien und Schriftstellern angegriffen worden, die zumeist den leisesten Zweifel an ihrer Königstreue mit einer Injurienklage beantworten möchten; sozialistische Zeitungen und freisinnige Politiker dagegen haben sich gedrungen gefühlt, ihn gegen persönliche Angriffe in Schutz zu nehmen. Liebe und Haß gegen Bismarck mögen diese Phänomena zum Theil erklären; aber im Grunde ist Graf Caprivi doch unschuldig daran, daß gerade ihn der Kaiser auf den verantwortlichen Posten commandirte. Die glühendste Verehrung des alten Kanzlers kann eine solche Gehässigkeit nicht erklären, wie sie beispielsweise auf freiconservativer Seite gegen seinen Nachfolger zu Tage getreten ist. Hier müssen ernsthaftere Motive vorliegen. Ich glaube sie zum Theil in der gänzlich unconservativen, opportunistischen Politik des neuen Kurses suchen zu dürfen; andererseits aber scheint mir, daß der erbitterte Kampf wider den Vertrauensmann der Krone weniger ihm *als dem Kaiser selber* gilt. Es ist eine Fronde erstanden, die nur noch den Muth nicht hat, mit offenem Visir zu fechten; was aber von Nachrichten über die Bildung neuer Parteien durch die Presse sickert, zeigt, daß eine parlamentarische Umwälzung nahe bevorsteht, durch die der neue Kurs sicher nichts gewinnen wird.

Der Philister glaubt treuherzig, mit dem Fall der Militärvorlage im Reichstage wäre der ganze Zank beigelegt; er denkt nicht im Traum daran, daß seine Abgeordneten mit ihrem Nein mehr beabsichtigen, als die Verhütung neuer Steuern, daß dies Nein ein Schlag ist gegen die Krone und die Autorität des Kaisers. In der Militärvorlage krystallisirt sich alles Können und Wollen des neuen Kurses; die Abstimmung über sie gilt als Abstimmung über ihn. Das erkennt jeder Politiker, und darum ist die Gegnerschaft so entschlossen und so stark. Mit einem furchtbaren Bankerott, mit einer beschämenden Niederlage soll der Caprivismus endigen. Und die Freisinnigen wie die Sozialisten, die Herrn von Caprivi nichts vorzuwerfen haben, die sein Bier gut finden und theilweis sogar Schulfreunde von ihm sind, werden sich seinen Feinden anschließen, weil es sich für sie um eine Machtprobe des Parlamentes, um die Demüthigung des Monarchen handelt.

Klipp und klar beweist der vom Kaiser sanctionirte Entwurf, daß in allerkürzester Zeit Rußlands Kriegsheer eben so stark sein wird, wie das der Dreibundstaaten zusammengenommen. Wäre nun wirklich die schwerfällige Chimaira Tripelallianz, welche Eugen Richter zu allem Unglück plötzlich so zärtlich liebt, von gleicher Schlagkraft wie das unter *einem* Generale stehende Moskowitenvolk, wo bliebe Frankreich in der Rechnung? Man muß ein sehr gläubiger Abonnent sein, um noch immer daran zweifeln zu können, daß die alliance franco-russe zu den Thatsachen gehört; und die Hoffnung, Panama könne Rußlands Sympathien für den Franzmann vermindern, ist gar zu harmlos-naiv. Wolff's Depeschenbureau, das immer neue Entrüstungsrufe des Zaren über die Pariser Skandale in die Welt trägt, lügt wie telegraphirt. Im Gegentheil, seit die Nationalhelden Reinach, Rouvier, Mayer vom Gaulois und Cornelius Herz Sr. Majestät den Beweis erbracht haben, daß sie an Bestechlichkeit und Geldgier jeden russischen Beamten beschämen, hat er erst

recht die Geistesverwandschaft, die innere Zusammengehörigkeit beider Völker erkannt.

Vergangene Woche schien es zwei Tage lang, als sollte dem Dreibund Hülfe werden durch das patriotische und entschlossene Vorgehen einer letzthin vielgenannten Waffen- und Maschinenfabrik A.-G., Kursstand 220 b. Sanguiniker hofften schon, daß die schlechten Gewehre, welche wir nachweislich nicht erhalten haben, sich nun in Frankreich vorfinden und ihm die Revanche unmöglich machen würden. Wenn es nun auch fraglicher Firma nicht gelang, mit dem Quai d'Orsay anzubandeln, so ist doch ihr guter Wille anzuerkennen und auf's Schärfste aller Klatsch, alle wissentliche Verleumdung zu tadeln, die bei dieser Gelegenheit der kaum blank geschmirgelten Gesellschaft wieder etwas am Zeuge flicken wollte.

* * *

Daß Löwe & Co. Profit machen müssen und daß sie nach dem Wie nicht lange zu fragen haben, wird ihnen jeder Actionär gern zugestehen. 18% Dividende kommen doch nicht vom Müßigsitzen oder gar als Lohn patriotischer Empfindungen. Das Zetergeschrei der Ahlwardt-Blätter (dieser Mann hat, darf man anders den Betheuerungen seiner Gegner Glauben schenken, schon jetzt mehr Zeitungen als der gemeingefährliche Bismarck zur Verfügung), die Entrüstung selbst einiger freisinniger Journale wider Isidor Löwe beweist doch nur, daß gewisse Leute vom Geschäft keine Ahnung haben; wenn Alexander Meyer hier aufklärend wirken wollte, so machte er sich um seine Partei verdienter noch, als um alle Glühlampen A. G. der Welt. Nationalgefühl und Vaterlandsliebe haben mit Gewinncalculationen und Maschinenexport nichts zu thun; je weniger Herr Isidor sich damit befaßt, um so höher wird seine Tantième. Vom kaufmännischen Standpunkt, der im wirthschaftlichen Leben der Völker allein maßgebend ist, trifft im vorliegenden Fall nur Boulanger eine Schuld, weil er uncultivirt genug war, auf die Offerte überhaupt nicht zu antworten, trotzdem Löwe & Co. eine Zwanzigpfennigmarke beigefügt hatten.

Als deutscher Patriot aber hab' ich zweierlei zu bedauern: erstens, daß Isidor Löwe und Herr Kühne vor Gericht so viele Lobsprüche über ihre himmelschreiende Reellität erhielten — „dem König ward's heimlich im Busen bang" — und zweitens, daß Boulanger seiner Zeit die unternehmungslustige Firma für ihre Portoauslagen nicht mit einem hübschen Auftrag entschädigte. Hätte die Firma wirklich so schlechte Waare geliefert wie Ahlwardt der Verschlepper behauptet, und hätte der schöne Revanche-General dann Maschinen für seine Lebel-Gewehre bei ihr bestellt — juchheisa, Frankreich stünde uns heute machtlos gegenüber! Und das ominöse Wort „Judenflinten" genösse einen besseren Ruf in deutschen Landen.

Aber mit der erhofften Hülfe von dieser Seite war es nichts. Die Regierung muß auf gröbere Mittel sinnen, sich die Franzosen vom Halse zu halten.

Die wachsende numerische Uebermacht unserer Feinde ist ihr bekannt, und hochverrätherisch handelte das deutsche Ministerium, welches unter solchen Umständen mit verschränkten Armen der Entwickelung der Dinge zuschaut! Kein wehrkräftiger Mann darf hinfort ohne Wehr bleiben; das Letzte muß gethan werden, die Scharnhorst'schen Ideen voll zur Ausführung zu bringen. Geht die Militärvorlage durch, so halten wir den Feinden die Wage; ohne sie sind wir ihnen inferior. Klingende Reden von Imponderabilien und tönende Phrasen von besserer Manneszucht, unübertrefflichem Offizierscorps (jedes Land nimmt diese Dinge für sich in Anspruch!) sind vom Uebel, wo es sich um mathematische Gleichungen handelt.

Um des Vaterlandes Willen, seiner eigenen Autorität wegen darf sich der Kaiser dem Votum des Reichstages nicht beugen. Der Entwurf muß angenommen werden, oder der Reichstag, nicht aber der Reichskanzler kann nach Hause gehen.

Was dann?

In den Neuwahlen werden die Mittelparteien bis auf das Centrum zerrieben, und die radical-freisinnigen, die sozialistischen, die antisemitischen Preisringkämpfer heimsen den Lorbeer ein, ganz sicherlich. Heute, im Gegensatz zu den Militärwahlen von 1887, wirken alle Umstände für die Opposition. Dem Volk ist es lange nicht klar genug gemacht worden, weshalb wir unser Heer verstärken müssen; seine Stimmung erkennt man am besten aus den reformfeindlichen Resolutionen, die Plattland-Vereine fassen. Von den schwergekränkten Landwehrwählern hebt keiner die Hand für den Caprivismus auf, dafür hat die regierungsfreundliche Presse mit meisterhafter Bornirtheit gesorgt. 1887 wußte Bismarck es so zu arrangiren, daß zwischen „Reichsfeinden" und „echten Deutschen" in jedem Kreise die Wahl stand; heute sind alle Parteien als an Ehren und Würden und Vaterlandsliebe gleich erklärt worden. Das ist wieder vornehm und loyal gedacht, aber Wahlsiege erringt man mit Vornehmheit und Loyalität nun und nimmer. Am gefährlichsten aber wird der Regierung bei einer Neuwahl die allgemeine, dumpfe Unzufriedenheit des Volkes werden, das mit dem Opportunismus brechen will, so oder so.

* * *

Ahlwardt tritt mit seinen 50 Mannen im neuen Reichstag von 1893 für Caprivi ein, obgleich ihn dieser Lenker des Reiches bitterer gekränkt hat, als je zuvor ein Gerichtsvollzieher es vermochte. Aber eine imposante Mehrheit lehnt zum zweiten Male die kaiserliche Forderung ab. Der abermals aufgelöste Reichstag kehrt in alter Zusammensetzung wieder. Jede Aussicht, ein zustimmendes Votum der Volksvertretung zu erlangen, ist abgeschnitten. Die Gefahr aber, daß uns der Feind vollends überflügelt, wächst mit jedem Tage; ein rascher Entschuß ist geboten, oder wir taumeln in's Verderben.

Was also thun?

Vielleicht aber besinnt sich Herr Dr. Lieber noch bei Zeiten und bietet eine Compagnie Grenadiere für jeden Jesuiten. Kenner brandenburgischer Geschichte werden sich dann der zwei letzten Verse einer anno 1300 vom Frater Hermann zu Lehnin geschriebenen Weissagung erinnern. Vielleicht hat der mittelalterliche Prophet besser die Zukunft erkannt als seine triumphirenden Kritiker... Caliban.

Eleonora Duse.

Das Gastspiel der berühmten italienischen Schauspielerin und ihrer Gesellschaft schließt mit einem großen künstlerischen und geschäftlichen Erfolg. Durch vier Wochen war das Lessing-Theater bis auf den letzten Platz gefüllt, und das sensationsgierige Ganz-Berlin, das noch zehn bis zwanzig Mark für einen Sitz bezahlen kann, kam aus einer Aufregung in die andere. In allen Gesellschaften war nur von der Duse die Rede, man mußte sie gesehen haben, um überhaupt noch etwas zu gelten, und je weniger man von ihrer Sprache verstand, desto entzückter war man von ihrem Spiel. Und eine Freude war es, wenn man die Duse-Schwärmer beobachtete, wie sie mit ihrem, von den Logenschließern gekauften Bändchen der Universalbibliothek in der Hand auf deutsch nachlasen, was die Gastin italienisch sprach, oder wie sie ein selig-verständnißinniges Lächeln auf die Lippen heuchelten. Wenn der Vorhang fiel, klatschten sie wüthend Beifall und versiegen sich wohl gar zu einem echten „Brava! Brava!" schon um zu beweisen, daß sie perfecte Italiener waren. Zwar fehlte es vom ersten Abend an keineswegs an der landesüblichen Opposition, aber sie wurde stets siegreich übertönt, und wenn auch die Begeisterten unter sich im Vertrauen eingestanden, daß sie „eigentlich nichts Besonderes an ihr finden", öffentlich begeisterte man sich unentwegt weiter.

Auch die liebe Kritik, die nichts gelernt und alles vergessen hat, brachte unglaubliche Urtheile hervor. Obwohl die italienischen Damen fast ohne Ausnahme einen gelben Teint haben und schon darum zum Töpfchen belletto greifen — wie hübsch selbstverständlich klingt der verschönernde Diminutiv! — so verbreitete doch ein Kenner das Märchen: die Duse schminke sich nicht! Ein Anderer ließ sich von einer Sachverständigen den Bären aufbinden, die Duse trage kein Mieder! Ein Dritter erzählte uns in Schorer's Familienblatt die Geschichte von der Schönen Melusine wieder, und daß auch die Duse alljährlich in geheimnißvolle Zurückgezogenheit verschwinde. Ein Vierter, daß sie die Gemahlin ihres Impresarios und Partners Andò sei. Die Wahrheit ist aber, daß sie vor zehn Jahren den Schauspieler Checchi heirathete und früher stets unter dem Doppelnamen Duse-Checchi auftrat. Sie ist Mutter eines Kindes, lebt jetzt aber von ihrem Manne getrennt. Ihr Talent hat Rossi's Bruder Cesare, der Director, in Turin entdeckt. In Folge eines Streites mit der Pezzana, seiner ersten Liebhaberin, weigerte sich diese plötzlich, in der „Prinzessin von Bagdad" aufzutreten. In seiner Bedrängniß erbot sich seine obscure Soubrette Duse-Checchi, für die Collegin einzuspringen, unbekümmert darum, ob sie nach italienischer Sitte ausgepfiffen oder mit Orangenschalen beworfen würde. Nur zögernd gab Rossi es zu, und von diesem ersten Triumphe datirt der Ruhm der venezianischen Schauspielerstochter. Ihr Name ist auch durchaus nicht deutsch, wie gesagt wurde, sondern echt venezianische Volkssprache, die ja auch den doge in einen gelispelten dose verwandelt. *)

Der erste Eindruck ihrer Erscheinung auf der Bühne ist eine große Enttäuschung: eine unscheinbare kleine Figur, mager aber breithüftig, der Gang wie ausgehackt, das Gesicht nur im Lächeln schön. Herrlich sind dagegen die schwarzen Augen, seelenvoll, sprechend, voller Gluth. Ihre Stimme hat eine sehr hohe Sopranlage, und im Affect kreischt sie, wenn sie auch niemals schreit. Die tiefen Töne fehlen ihr ganz, doch vermeidet ihr Sprechen durch fortwährendes Heben und Senken des Tons (ein Singsang, der den Italienern eigen ist), jede Monotonie. Am wenigsten liebe ich ihr leichtes Plaudern, Tändeln, Schäkern, le gentil babil, in dem die Pariser Soubretten glänzen, denn es klingt bei ihr zu scharf. Auch das oft unglücklich rasche Tempo ihrer Rede ist Pariser Schule, aber die klangvolle, vocalreiche, ölige italienische Sprache gestattet ja, woran unser zischendes Deutsch, das näselnde Französisch scheitern. Ueberhaupt diese Sprache! Kein Wunder, daß die Italiener so wenig mittelmäßige und so viel ausgezeichnete Schauspieler haben. Der Deutsche, der Franzose muß erst auf der Theaterschule sprechen lernen und kommt oft nie zu einem correcten Vortrag; sogar die beliebtesten Pariser wie Achard vom Vaudeville und Febvre vom Théâtre français fangen im Affect zu „bredouiller" an, daß kein Mensch sie versteht, und wie wenig gute Sprecher hat die deutsche Bühne! Die Italiener haben keine Theaterschulen, sind insgesammt Autodidacten und Naturalisten, doch geborene Redner und Sprecher. Kein Land der Welt, wo man so viele Blinde und Einäugige und so wenig mit Sprachfehlern Behaftete findet. Während Deutsche und Franzosen erst mit ihrer Sprache zu ringen haben, springt der Italiener als fertiger Redekünstler auf die Bühne. Dort handelt es sich dem Meister darum, das angeborene Feuer zu dämpfen und besonders die lebhafte Geberdensprache zu mäßigen. Auch die Duse kämpft noch immer gegen den überreichen Gestus. Da ist stets alles in Bewegung, die schnellfingrigen Hände, das Fuchteln der Arme, die fortwährende Arbeit ihrer Gesichtsmuskeln, die auch vor einem häßlichen Schluchzen, einer entstellenden Fratze nicht zurückschrecken und allen Affecten

*) Die „Gegenwart" ist wohl das erste deutsche Blatt, das den aufgehenden Stern begrüßt hat. Vgl. den römischen Essay: Eleonora Duse-Checchi im Jahrgang 1883, Nr. 43.

beweglich als treue Dolmetscher folgen. Und Alles ist impulsiv, von innen heraus beseelt.

Man hat sie eine Nachahmerin der Sarah Bernhardt genannt. Mit Unrecht, obgleich sie im Repertoire der großen Sarah ihre Triumphe feiert. Seit etwa zwanzig Jahren hat ja das französische Salonstück der Dumas und Sardou in Italien das klassische Repertoire des Alfieri ganz verdrängt; Cossa, der darum seine Trauerspiele Komödien nannte, ist seit Salvini's und Rossi's Abgang fast von der Bühne verschwunden, und nur die Nachahmer der Franzosen, die Montecorboli, Ferrari, Praga dichten mit Erfolg weiter. Auch die Duse ist der Mode gefolgt, die sie mit beeinflußte, und in Berlin gab sie neben der Cameliendame, Fedora, Odette, Fernande nur zwei italienische Stücke: Verga's Einacter, der mit Mascagni's Musik weltberühmt wurde, und die „Locandiera", das unsterbliche Lustspiel ihres engeren Landsmannes Goldoni. Es ist schade, daß sie hier nicht auch in einer ihrer besten Rollen aufgetreten ist, in dem dreiactigen Lustspiele Torelli's: „Serollina", wo sie in der Titelrolle das ehemalige Modell und die nunmehrige Gräfin wundervoll giebt, eine Grisette, die gern die Dame spielen möchte und zuletzt ihre hochadeligen Verwandten beschämt und rettet. Aber auch im Repertoire der Bernhardt bietet sie etwas ganz Eigenes, spezifisch Italienisches. Sarah ist künstlerischer, sie naturalistischer. Sarah posirt immer, die Duse niemals. Man hat bei ihr nie das Gefühl, daß sie an den Zuschauer denkt, die Wirkung auf ihn im Auge behält, während die Pariserin wie die Ristori und jede Virtuosin eine Schauspielerin a solo ist, wie man in Italien sagt. Die Duse ordnet sich unter, spielt immer mit den Partnern, weiß nicht nur zu sprechen, sondern auch zuzuhören, und scheint, wenn man mit ihr spricht, nie an ihre Replike zu denken. Sarah wirkt mit so viel Mittelchen ihrer Kunst, mit den Toiletten, ihrer poetischen Diction, ihrer Glockenstimme; die Duse, obgleich auch nur so ein paquet de nerfs, bietet ein Ganzes, Organisches, Natürliches, Ursprüngliches, Elementares. Die Bernhardt überrumpelt, reißt hin, die Duse packt unser Innerstes und giebt uns den tragischen Schauer, über den nur das Genie verfügt. Bei uns verstand früher einzig Frau Niemann-Raabe uns noch so zu ergreifen, und daß man auch nach ihr Ibsen's Nora in der Darstellung der Venezianerin bewundern kann, so wenig ihr die Rolle „liegt", spricht gewiß für ihre Größe. Das Kindliche, Harmlose, Puppenhafte im ersten Acte gelang ihr zwar nur halb, aber wo das Weib in ihr erwacht, da glaubte man ihr fast die Energie der Trennung, die uns nicht einmal der Dichter ganz glaubhaft machen konnte. Ebenso in zwei verwandten Metamorphosen, in „Françillon", wo die glückliche Frau zum verachtenden und hassenden Racheweib wird; in „Cyprienne", wo das Tolltöpfchen Angst, Zorn und tausend ernsthafte Dinge zeigt, die man ihm gar nicht zugemuthet hat; als Fedora, die doch ganz nur auf den rohen Effect geschrieben ist, versucht sie, diese Megäre zu vermenschlichen, indem sie sie bei aller Scheusseligkeit vor allem als liebendes Weib zeigt. Und ähnlich in Sardou's „Fernande". Es ist eigentlich überall derselbe Grundton. Schon allein darin, daß die Duse uns nicht ermüdet, liegt ein Beweis ihrer Kunst.

Ihre beste Rolle ist die „Cameliendame". Auch hier darf man sie nicht mit ihrem großen Pariser Vorbild vergleichen, denn sie ist eine ganz andere. Die Grundauffassung schon ist verschieden. Die Bernhardt zeigt uns die süß poetische Verkörperung von Victor Hugo's Wunder: refaire une virginité, wo sich die Sünderin vor unseren Augen in eine edle Hohepriesterin der Liebe verwandelt. Die Duse ist von Anfang an eine Buhlerin aus Lebensnothdurft, eine Todescandidatin, die vor dem nahen Ende nur einmal wahr lieben will, eine Bajadere in den Armen des erlösenden Gottes. Sie hustet eigentlich nur einmal, und auch da bloß, weil sie laut zum Fenster hinaus geschrieen hat. Ihre Wangen sind fahl geschminkt, aber ohne die verrätherischen Rosen der Schwindsucht, ihre Anfälle äußern sich in Athembeschwerden, die sie durch tiefes Schnappen nach Luft bekämpft, und noch vor dem Ende scheint sie weniger krank als entkräftet, so daß die Aufregung des letzten Stückes sie allerdings tödten muß. Und dann der Reichthum und die Feinheit ihrer Nuancen, die alle nicht wie erklügelt, sondern gleich Improvisationen des Augenblickes gemahnen! Sie bindet im „ländlichen" dritten Act einen Strauß — nebenbei gesagt mit mehr als nöthig großen Geberden —, und da meldet man ihr den Besuch des alten Duval. Sarah Bernhardt stockt hier und greift voll böser Ahnung an ihr Herz, die Duse aber bindet verträumt und gedankenvoll weiter, und erst nach einer Weile, als wie zufällig ihr Blick auf die noch immer wartende Zofe fällt, besinnt sie sich schnell und gewährt den Einlaß. Es wird sich darüber streiten lassen, welche Auffassung mehr der Wahrheit entspricht, die Poesie hat die Duse für sich. Ebenso ist es ein ganz neuer Einfall, wenn sie ahnungsbang den ersten Theil der väterlichen Standrede, die Vorwürfe, die Beleidigungen, zwischen Thür und Angel stehend anhört, jeden Augenblick bereit, den polternden Alten allein zu lassen. Erst wie sie ihm die Gegenbeweise liefern kann, daß sie nichts von Armand angenommen, stürzt sie wie eine Katze, die ihr Junges vertheidigt, vor und drückt ihm die Papiere in die Hand. Die weitere Auseinandersetzung ist gewiß nicht so wirksam, wie in der Darstellung der Bernhardt, aber wahrer, innerlicher, echter. Sie schreit nicht, ächzt nicht, ihr Kampf malt sich nur auf ihrem Gesicht; ein krampfhaftes Schluchzen, ein herzbewegendes Flehen, und das Opfer der Verlornen ist gebracht. Auch die Scene mit dem wuthschnaubenden Geliebten im vierten Act ist mit der nämlichen discreten Kunst behandelt, und hier zeigt sich ihr Partner Andò, der jedenfalls das Beste von ihr gelernt hat, geradezu groß. Wie er sie erst in der Ruffiano-Art seines Landes beschimpft, dann plötzlich von rasender Liebesleidenschaft gepackt wird, ein mehr sinnlicher als übersinnlicher Freier, sie mit beiden Händen zu sich heranwinkt, ihr mit einer Fluth unartikulirter Naturlaute — wir denken dabei an Rossi's brünstiges „Vieni!" im zweiten Acte des „Othello" — entgegenstürmt, halb zweifelnd, halb jubelnd, dann sie in seinen Armen begräbt und verzeihend und Verzeihung erflehend vor ihr niederfällt, und wie sie endlich in namenlosem Jubel sich an seiner Brust verliert — das war einer jener Augenblicke, wo man das reproductive Moment der Schauspielkunst völlig vergaß und vor einer Offenbarung originalster Kunst stand. Leider verdirbt dann der Dichter den Eindruck, indem er Marguérite wieder an ihr Heroinenthum erinnert, aber auch in dem pathetischen Sichlosreißen vom Glück wegen des geleisteten Schwurs wußte die große Künstlerin noch wahr und echt im Gefühl und schlicht und einfach in ihren Mitteln zu sein — höchste Technik, die die Technik vergessen läßt. Es wird nach dem Gesagten auch nicht verwundern, daß vor dem effectvollen Höhepunkte, wo Andò das genommene Geld der „Dirne" in's Gesicht schleudert, sowohl von seiner, wie von ihrer Seite alles vermieden wurde, was einem Heranskitzeln des Beifalls, einem „guten" Actschluß auch von weitem ähnlich war. Im letzten Aufzug kamen aber die Freunde des rohen Bühneneffectes noch weniger auf ihre Kosten. Während die Bernhardt, die bekanntlich von ihrer Kunst des Sterbens lebt, hier stehend mit einer Drehung um sich selbst verendet, ist es bei der Duse ein unsichtbares Entschlafen an der Brust des Geliebten, dann entgleitet sie ihm und verlöscht ohne Aufsehen, still, fast unmerklich, und erst der niederrauschende Vorhang erinnert die Zuschauer daran, daß kein effectvoller Todeskampf mehr zu sehen und das Leben und das Stück aus ist.

Es ist geradezu lächerlich, der Duse Virtuosenthum zu leugnen. Sie verfügt über eine unheimliche Technik, die sie als Sprosse einer alten Schauspielerfamilie ererbt, als figlia dell' arte von Kindesbeinen an und in einem langjährigen Wanderleben geübt und vervollkommnet hat. Und dabei ist sie so national italienisch. Der alte Dumas pflegte zu sagen: Die Italiener braten alle ihre Rollen in Oel und bestreuen sie wie Maccaroni mit Parmesankäse. Auch die Duse, aber sie mäßigt die glühenden Farben, weicht dem Spektakelstück und dem rhetorischen Kothurn aus und offenbart nur die bildnerische Lust am Reden und Agiren, die nationale Freude an der Verkleidung, an dem Schein, eine Andere zu sein. Die Deutsche und noch mehr die Französin will immer hübsch aussehen, die Italienerin aber gibt sich preis in ihrer echt künstlerischen Hingabe der eigenen an die darzustellende Person. Es ist die Verschmelzung der sorgfältigsten Ausbildung mit genialster Intuition. Da ist nichts conventionell, nichts bloß markirt. Sie wischt sich den Schweiß mit der Hand von der durch keine „Ponies" befranzten Stirn, fährt sich jeden Augenblick durch die spärlichen Haare, und als sie ihren Armando auf den Mund küßt, da klatscht es ordentlich.

Das Vorbild der „Cyprienne" der Duse ist ohne Zweifel Céline Chaumont, für welche die Rolle geschrieben worden ist. Auch die Pariserin ist ein unschönes, dünnes Persönchen, sie hat den schrillen Discant der Duse, das reine Kindertrompetchen, dieselben katzenhaften Minauderien, das Anschmiegende und wieder tigerhaft Sprungbereite, nur das überirdische Lächeln und die großen, sammetschwarzen Augen der Venezianerin fehlen der Pariser Soubrette. Es ist dieselbe Virtuosität der Mittel, das Zucken und Zappeln, das Kindliche und Kindische einer Puppe, aber die Duse ist weniger künstlich, auch hier ein vollsaftiges Temperament, eine Natur. Der dritte Act fiel trotzdem ab, doch nicht etwa, weil die Duse ermüdet war, wie gesagt worden ist, sondern weil ihr das Leichtlebige, Parodistische, Komische fehlt, weil sie auch in der Champagnerlaune nur immer grundernst bleibt. Die Duse hat keinen Humor. Damit hört jeder Vergleich mit der Original-Cyprienne auf. Auch ihre „Locandiera" bestätigt diesen Mangel.

Aber was Chaumont, was Bernhardt! das außerordentliche Talent der Duse will mit sich selbst verglichen sein. Weiter als sie hat eine Schauspielerin den Realismus noch nie getrieben. Ein Schritt weiter, und sie würde oft tragikomisch wirken. Ihr nervöses Gequietsch: „Nani-i-i-na" in der „Cameliendame" fordert allein bereits die Parodie heraus. Auch sonst zeigt sich da und dort bereits die Manier, z. B. wenn sie ohne Interpunction ganze Perioden herunterprudelt, wobei wir freilich nie das Gefühl des auswendig Gelernten haben. Wie bei dem deutschen Schnellredner Kainz, so bildet auch im Vortrage der Italienerin irgend ein oft ganz gleichgültiges Wort den Ruhepunkt zum Athemholen, die Fermate, nur daß die Duse mit dem Texte doch viel ungenirter umgeht. Wo z. B. Dumas der Marguérite nur ein „Va!" in den Mund legt, kreischt die Duse ihre Dinerin mit „Via via via!" oder „lesto, lesto, lesto!" an. Da ist alles Nervenreiz, Fieberhitze, hysterisches Leben und nicht mehr französische Schule, sondern echt italienische Eigenart: jenes Unfeine, Reißende, Unangenehme, das ihr der Pariser Kritiker Sarcey vorwirft, eben das Gegentheil des conventionellen Salonstils von der Seine. Auch die Kunst der Bernhardt in der malerischen Ausstattung einer Rolle versteht die Italienerin nicht. „Elle est fagotée comme la révolution", pflegt die Neidische von ihrer einzig gefährlichen Rivalin zu spotten. Die Berlinerinnen werden ihr nicht Unrecht geben. Als Nora hat die Duse eine rothe Bazarbluse und schwarzen „Schlumper" an, von Brillanten glitzern und funkeln sie nie, wie Fräulein Groß, die's ja dazu hat, und in der Cameliendame zeigt sie nur im ersten Act eine prachtvolle weiße Atlasrobe, aber auch diese ist mit Bänder und Schleifen, Stickereien und Spitzen grotesk überladen. Allein sieht man von dieser ganz italienischen Vorliebe für grelle Farben und übermäßigen Aufputz ab, so versteht sie doch auch unleugbar die Kunst, das Gewand mit dem Charakter übereinstimmend zu machen, und das ist die Hauptsache. Freilich, eine Unzulänglichkeit: eine große Dame, wie die Bernhardt, ist die Duse niemals. Es bleibt immer ein Rest nationaler Ungebundenheit, die Manieren des Wanderbühnenlebens. Ihre nonchalanten Stellungen sind oft ungraziös und unfein, ihr immerwährendes nervöses Spiel mit Sesseln, Handschuhen, ihrem Taschentuch könnte unsere Poseusen aus der plastisch-mimischen Schule der seligen Hendel-Schütz zur Verzweiflung bringen.

Und nun werden sie gehen und sie — nachahmen. Sie werden ihre

Stimme, ihre Affecte, ihre Modulationen copiren, mit Armen und Händen mehr als nöthig in der Luft fuchteln, auch manches natürlicher geben und den Conversationston realistisch beleben. Mit solchen Aeußerlichkeiten wird aber die Nachfolge aus sein. Ihr Verinnerlichen, Beleben, Beseelen der hohlsten Sardou-Puppen wird ihr Keine nachspielen, und die liebe Eitelkeit wird andere Reformen verhindern. Die schönen Frisuren, die jede herzliche Umarmung verhindern, werden fortdauern, die schoseln Toiletten der Duse wird man nicht nachahmen. Als Santuzza geht sie ordentlich zerlumpt, während unsere Damen der „Cavalleria" gewiß auch künftig wie aus dem Schächtelchen kommen, gleich den Italienerinnen auf einem Bilde von Leopold Robert. Es wird bei einer allgemeineren realistischen Anregung bleiben, bis auch diese wieder verschwindet. Man kann darauf wetten, daß uns das ganze, theure Gastspiel der Duse nur das Eine lehrt: daß sie nichts lehrt. Z.

Notizen.

In J. Gerstmann's Verlag in Berlin sind zwei philosophische Neuigkeiten von allgemeinerem Interesse erschienen: Der Pessimismus im Licht einer höheren Weltauffassung von J. Friedländer und M. Berendt (worunter ein reformirtes Christenthum gemeint ist), und eine fernere antimaterialistische Schrift des hallischen Dozenten Eugen Dreher: Der Materialismus, der als eine Verirrung auf Grund einer zeitgemäßeren Weltanschauung mit philosophischem Scharfsinn widerlegt wird. Für den Weihnachtstisch sei auch das schön und ganz eigenartig ausgestattete lyrisch-dramatische Gedicht von Albert Herzog: „Sulamith" empfohlen, eine glückliche und schwungvolle Bearbeitung des Hohenliedes auf Grund der neuesten Forschungen. Es ist zugleich ein guter Oratoriumstoff für unsere Componisten.

Für den Weihnachtstisch hat das Bibliographische Institut in Leipzig soeben den ersten Band der neuen Volks- und Schulausgabe von Brehm's Thierleben ausgegeben, der Brehm's klassische Thierschilderung in die weitesten Kreise tragen wird. Es ist ein köstliches Haus- und Familienbuch, das besonders von jenen willkommen geheißen wird, denen die große Ausgabe nach Umfang und Preis zu weit angelegt ist. Bei der Charakteristik der bekannteren und wichtigeren Thiere sind stets die Hauptzüge berücksichtigt und nur die Einzelbeobachtungen mußten im Auszug mitgetheilt werden. Wenig bekannte Thierformen, die vorwiegend fachmännisches Interesse haben, wurden übergangen, und ebenso sind alle für den Gebrauch an Schulen und am Familientisch nicht geeigneten Einzelheiten und Schilderungen gekürzt oder in Wegfall gekommen. Der erste Band umfaßt die Abhandlung über die ganze Gruppe der Säugethiere. Von dem reichen Bilderschmuck der neuen großen Ausgabe haben hier bildliche Darstellungen der besten Thierzeichner Platz gefunden, so daß auch in illustrativer Hinsicht das Buch als ein neues bezeichnet werden darf.

Scharfe Sezessionistenluft weht durch Bierbaum's Modernen Musenalmanach, den E. Albert & Co. in München, der berühmte Kunstverlag, mit Prachtblättern nach Thoma, Max, Stuck, Uhde u. A. und auch sonst opulent ausgestattet hat. Die Verse sind z. Th. überraschend gut, haben dann aber gar nichts apart Modernes an sich. Die verpönte alte Schule könnte dergleichen auch leisten und vielleicht noch Besseres.

Kurz vor Thorschluß geht uns die Gesammtausgabe von Klaus Groth's Werken in vier Bänden (Kiel, Lipsius & Tischer) zu, die alle Dichtungen in Vers und Prosa des plattdeutschen Altmeisters enthält. Wir kommen später darauf zurück und signalisiren hier nur noch die schöne Gabe für den Weihnachtstisch.

Franz von Kleist. Eine literarische Ausgrabung von Paul Ackermann. (Berlin, Conrad). Das Verdienst dieses anspruchlosen Aufsatzes erblicken wir weder in dem etwas überschwänglichen Hinweis auf den verschollenen Vetter des großen Heinrich, noch in der Gegenüberstellung seiner und Grillparzer's Sappho-Dramen, denn schon Jul. Schwering hat mit aller Ausführlichkeit auf die zahlreichen Anlehnungen des Wiener Tragikers hingewiesen. Vielmehr liegt Ackermann's Verdienst in dem ikonographischen Theil, der durch drei (übrigens schlecht nachgebildete) Kleist-Bildnisse gestützt wird; einen dieser Kupferstiche hat Könnecke's trefflicher Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur als Schiller's Familienbild aus dem Jahre 1797 nach dem Exemplar des Dresdner Körner-Museums bezeichnet und wiedergegeben, was Ackermann als eine grobe Täuschung nachweist. Ist auch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Schiller und Franz von Kleist, weniger schon zwischen beider Frauen erkennbar, so ist es doch immerhin ein starkes Stück, den 27jährigen Legationsrath von Kleist in der Interimsuniform mit dem 38jährigen Professor Schiller zu vertauschen und die beiden Mädchen in ihren Kleidern in Knaben zu verwandeln. Aber Irren ist menschlich, und auch dem Bonner Beethovenhaus ist jüngst ein gleiches Mißgeschick mit einem vermeintlichen Porträt des großen Meisters begegnet.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Anzeigen.
Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Die Gegenwart
Nr. 40.

Diese **beschlagnahmte** Nummer, enthaltend u. a.:

Caliban:

Anti-Vespasian,

ist vom Kgl. Landgericht I wieder **freigegeben** worden und kann durch alle Buchhandlungen, sowie bei Voreinsendung von 53 Pf. in Marken direct von uns wieder bezogen werden.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Verlag von Albert Ahn in Köln.

Josef Lauffs neuestes Werk

Klaus Störtebecker.

Ein Norderlied.

Preis elegant gebunden 5 Mark.

Verfasser von „Jan van Calker", „Der Helfensteiner", „Die Overstolzin", „Die Hexe".

Kölnische Zeitung Nr. 971, Zweite Morgen-Ausgabe, enthält eine längere Besprechung von Karl von Perfall, worin unter Anderem gesagt ist: Die Dichtung steht in ihrem inneren Wert in der vordersten Reihe der uns vorliegenden Erscheinungen gleicher Art . . . . In gleichem Maße nehmen sein außerordentlicher Sprachreichtum und die klangvolle Musik seiner Verse zu . . . . wir sehen, daß er auch diese schwierigste dichterische Aufgabe, die Natur in lebendiger Plastik widerzuspiegeln, sogar meisterhaft versteht . . . . Der Gesamteindruck der Dichtung läßt sich mit der Wirkung eines gewaltigen, leidenschaftlich bewegten Tonstückes vergleichen . . . . u. s. w.

Siehe auch „Gegenwart" **Nr. 51.**

Feinstes und billigstes Geschenk
für Jedermann ist die **hochelegante** Kunstmappe
„Im Waffenrock"
von **Feodor Czabran.**
Preis: 6 Mark.
Zu beziehen durch **jede Buchhandlung** oder **direct** von der **Verlags-Kunstanstalt** von **Gustav Lentzsch** in **Gera, Reuß**, gegründet 1860.
Gegen franco Einsendung von 6 Mark erfolgt **portofreie** Zusendung.

Abonnement
auf das
I. Quartal 1898.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit vorliegender Nummer 52 schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart“.** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen.**

Soeben ist erschienen:
Friedrich III.
als
Kronprinz und Kaiser.
Im Auftrage des Komitees zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz
dargestellt von
Martin Philippson.
Mit dem Bildnis des Kaisers nach dem Gemälde von H. v. Angeli.
gr. 8°. Preis 6 M., in eleg. Einband 7.50 M.
Berlin SW., Bernburgerstr. 35.
G. Grote'scher Verlag.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.
F. P. Weber.
Alte Geschichten.
Band 2.
Im Odenwald und Neckarthal.
15 Bogen. 8°. geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—.
Aus der Schreibtafel eines Geschichtsfreundes und Versschmieds. Erzählungen und Gedichte mit anziehenden landschaftlichen Schilderungen der genannten Gegenden und fesselndem historischen Hintergrund aus verschiedenen Zeiten. Das Bändchen ist ein Seitenstück zu einer im Jahre 1889 erschienenen Novellensammlung desselben Verfassers, aber vollkommen in sich abgeschlossen.

Soeben ist nunmehr vollständig erschienen:
Friedrich Hebbel's
Briefwechsel
mit Freunden und berühmten Zeitgenossen.
Mit einem Vorwort herausgegeben von
Felix Bamberg.
Nebst den Bildnissen Hebbels und Bambergs.
2 Bände. I. Band XIV und 460 Seiten.
Preis 12 Mark.
II. Band 616 Seiten 15 Mark.
Berlin SW., Bernburgerstr. 35.
G. Grote'scher Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Soeben erschien:
Kunstkritische Studien über italienische Malerei.
Die Galerie zu Berlin.
Von **Ivan Lermolieff.**
Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von
Dr. Gustav Frizzoni.
Mit Porträt und 66 Abbildungen.
8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
Dieser, die Königliche Galerie zu Berlin behandelnde, dritte und letzte Theil des vielgenannten Werks ist aus dem Nachlasse Giovanni Morelli's von seinem Freunde und Studiengenossen Dr. G. Frizzoni herausgegeben; er ist mit einem Lebensbilde und einem Porträt Morelli's (nach Lenbach) sowie mit 66 Abbildungen geschmückt und wird in allen Kunstkreisen ein noch höheres Interesse erregen, als die beiden ersten Bände der „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei“. Diese erschienen unter den Titeln:
Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom. Mit 62 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
Die Galerien zu München und Dresden. Mit 41 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Soeben erschienen in S. Gerstmann's Verlag in Berlin W.:
Der Pessimismus im Lichte einer höheren Weltauffassung von Dr. J. Friedländer und Dr. M. Berendt. Preis 2 Mark.
Der Materialismus eine Verirrung des menschlichen Geistes, widerlegt durch eine zeitgemäße Weltanschauung von Dr. Eugen Dreher. Preis 2 Mark.
Sulamith. Eine Bearbeitung des Hohenliedes in acht dramatischen Gesängen, auf Grund der neuesten Forschungen von Albert Herzog. Preis 1.50 M.

Der Verein der **Bücherfreunde**
liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Übersetzungen): Romane, Novellen, allgemeinverständl.-wissenschaftl. Litteratur, zus. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich M. 3.75; für gebundene Bände M. 4.50.
Satzungen und ausführl. Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle
Verlagsbuchhandlung
Friedr. Pfeilstücker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1.

J. B. Metzlerscher Verlag, Stuttgart.
Erinnerungen alter und neuer Zeit
von Ferdinand Graf Eckbrecht
Dürckheim.
2 Bde., eleg. geb. M. 12.—

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLII. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu zwei Beilagen: Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert & Co. und Velhagen & Klasings Monatshefte.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

3 0112 062051203